10,3 Bibl. Mont.

Real-Encyclopädie
oder
Conversations-Lexicon.

Sechste Original-Auflage.

Dritter Band.

D bis F.

A n z e i g e.

Von der ſechsten Original-Auflage dieſes Werks ſind ſechs verſchiedene Ausgaben veranſtaltet, und zwar in folgender Art und zu den dabei bemerkten Pränumerations-Preiſen, zu welchen es bei dem Herausgeber ſelbſt und in allen Buchhandlungen in Deutſchland zu erhalten iſt.

No. 1. F. Druckp. in ord. 8. Preis für alle 10 Bde. 12 Thl. 12 gr. (Fl. 22. 30 Kr.)

No. 2. F. Schreibp. in ord. 8. Pr. für alle 10 Bde. 18 Thl. 18 gr. (Fl. 33. 45 Kr.)

No. 3. Weiß Med. Druckp. in gr. 8. Pr. für alle 10 Bde. 22 Thl. (Fl. 39. 36 Kr.)

No. 4. Fein Berliner Med. Druckp. in gr. 8. Pr. für alle 10 Bde. 28 Thl. (Fl. 50. 24 Kr.)

No. 5. F. engl. Vel. Pap. in gr. 8. Pr. für alle 10 Bde. 45 Thl. (Fl. 81.)

No. 6. Schreibp. in gr. 4. Pr. für alle 10 Bde. 36 Thl. (Fl. 64. 48 Kr.)

Eine Fortſetzung zu dieſem Werke, die übrigens auch als ein für ſich beſtehendes Ganze kann angeſehen werden, da ſie ſich ausſchließlich mit den Ereigniſſen der neueſten Zeit beſchäftigt, erſcheint in acht Lieferungen, jede von ungefähr 25 Bogen, unter dem Titel: Converſations-Lexicon Band XI und XII, oder „Neue Folge," und iſt eben ſo wie das Hauptwerk, in ſechs verſchiednen Ausgaben zu bekommen; nämlich:

No 1. F. Druckp. in ord. 8. Preis für alle 8 Lieferungen 4 Thl. 16 gr. (Fl 8. 24 Kr)

No. 2. F. Schreibp. in ord. 8. Pr. für alle 8 Lieferungen 6 Thl. 8 gr. (Fl. 11. 24 Kr.)

No. 3. Weiß Med. Druckp. in gr. 8. Pr. für alle 8 Lieferungen 7 Thl. 12 gr. (Fl. 13. 30 Kr.)

No. 4. Fein Berliner Med. Druckp. in gr. 8. Pr. für alle 8 Lieferungen 9 Thl. (Fl. 16. 12 Kr.)

No. 5. Fein engl. Vel. Pap. in gr. 8. Pr. für alle 8 Lieferungen 12 Thl. (Fl. 21. 36 Kr.)

No. 6. Schreibp. in gr. 4. Pr. für alle 8 Lieferungen 12 Thl. (Fl. 21. 36 Kr)

Privatperſonen, die ſich directe an den Verleger nach Leipzig wenden und ſechs Exemplare zuſammen nehmen, erhalten das ſiebente frei, oder können, wenn ſie verſchiedene Ausgabea wählen, bei einem Betrage von wenigſtens 85 Thalern, Ein Siebentel davon als Rabatt in Abzug bringen.

Allgemeine deutſche
Real=Encyclopädie
für
die gebildeten Stände.

(Converſations=Lexicon.)

In zehn Bänden.

Dritter Band.

D bis F.

Sechste Original=Auflage.

Wie ſie der Verfaſſer ſchrieb,
Nicht wie ſie der Diebſtahl druckte,
Deſſen Müh' iſt, daß er richte
Andrer Mühe ſtets zu Grunde.
Calderon.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1824.

A n z e i g e.

Von der ſechsten Original-Auflage dieſes Werks ſind ſechs verſchiedene Ausgaben veranſtaltet, und zwar in folgender Art und zu den dabei bemerkten Pränumerations-Preiſen, zu welchen es bei dem Herausgeber ſelbſt und in allen Buchhandlungen in Deutſchland zu erhalten iſt.

No. 1. F. Druckp. in ord. 8. Preis für alle 10 Bde. 12 Thl. 12 gr. (Fl. 22. 30 Kr.)

No. 2. F. Schreibp. in ord. 8. Pr. für alle 10 Bde. 18 Thl. 18 gr. (Fl. 33. 45 Kr.)

No. 3. Weiß Med. Druckp. in gr. 8. Pr. für alle 10 Bde. 22 Thl. (Fl. 39. 36 Kr.)

No. 4. Fein Berliner Med. Druckp. in gr. 8. Pr. für alle 10 Bde. 28 Thl. (Fl. 50. 24 Kr.)

No. 5. F. engl. Vel. Pap. in gr. 8. Pr. für alle 10 Bde. 45 Thl. (Fl. 81.)

No. 6. Schreibp. in gr. 4. Pr. für alle 10 Bde. 36 Thl. (Fl. 64. 48 Kr.)

Eine Fortſetzung zu dieſem Werke, die übrigens auch als ein für ſich beſtehendes Ganze kann angeſehen werden, da ſie ſich ausſchließlich mit den Ereigniſſen der neueſten Zeit beſchäftigt, erſcheint in acht Lieferungen, jede von ungefähr 25 Bogen, unter dem Titel: Converſations-Lexicon Band XI und XII, oder „Neue Folge," und iſt eben ſo wie das Hauptwerk, in ſechs verſchiednen Ausgaben zu bekommen; nämlich:

No 1. F. Druckp. in ord. 8. Preis für alle 8 Lieferungen 4 Thl. 16 gr. (Fl 8. 24 Kr)

No. 2. F. Schreibp. in ord. 8. Pr. für alle 8 Lieferungen 6 Thl. 8 gr. (Fl. 11. 24 Kr.)

No. 3. Weiß Med. Druckp. in gr. 8. Pr. für alle 8 Lieferungen 7 Thl. 12 gr. (Fl. 13. 30 Kr.)

No. 4. Fein Berliner Med. Druckp. in gr. 8. Pr. für alle 8 Lieferungen 9 Thl. (Fl. 16. 12 Kr.)

No. 5. Fein engl. Vel. Pap. in gr. 8. Pr. für alle 8 Lieferungen 12 Thl. (Fl. 21. 36 Kr.)

No. 6. Schreibp. in gr. 4. Pr. für alle 8 Lieferungen 12 Thl. (Fl. 21. 36 Kr)

Privatperſonen, die ſich directe an den Verleger nach Leipzig wenden und ſechs Exemplare zuſammen nehmen, erhalten das ſiebente frei, oder können, wenn ſie verſchiedene Ausgaben wählen, bei einem Betrage von wenigſtens 85 Thalern, Ein Siebentel davon als Rabatt in Abzug bringen.

Allgemeine deutſche

Real-Encyclopädie
für
die gebildeten Stände.

(Converſations-Lexicon.)

In zehn Bänden.

Dritter Band.

D bis F.

Sechste Original-Auflage.

Wie ſie der Verfaſſer ſchrieb,
Nicht wie ſie der Diebſtahl druckte,
Deſſen Müh' iſt, daß er richte
Andrer Mühe ſtets zu Grunde.
Calderon.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1824.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

D.

D, der vierte Buchſtabe des deutſchen Abc, welcher gelinde ausgeſprochen wird, und dadurch vom T verſchieden iſt. Nur am Ende der Worte lautet es wie T. Das D wird ſehr ſelten verdoppelt. Bisweilen wird D mit T verbunden, es iſt aber alsdann ein E ausgelaſſen worden. Mit D bezeichnet man in der neuern Muſik die zweite diatoniſche Klangſtufe des Tonſyſtems. Indem das Tonzeichen auf derſelben Stufe des Linienſyſtems ſtehen bleibt, wird durch Vorſetzung eines ♯ oder eines b der Ton im erſten Falle um einen halben Ton erhöht und dis, im zweiten Falle um einen halben Ton erniedrigt und des genannt. Beide werden wegen der Schwierigkeiten der Applicatur ſelten als beſondere Tonarten gebraucht. (Vergl. Ton, Tonart.) Das kleine d, oder auch d. m. (dextra manu) bezeichnet beim Clavierſpiel die rechte Hand. Unter den römiſchen Zahlen bedeutet das D 500, und ſoll erſt im Mittelalter aus IↃ entſtanden ſein. Bei römiſchen Inſchriften bezeichnet es mannichfaltige Vor- und Beinamen, z. B. Decius, Divus u. a. m.; bei Dedicationen bezeichnet ein dreimaliges D die Formel Dat, Donat, Dicat, oder Dat, Dicat, Dedicat. Auch iſt das D eine gewöhnliche juriſtiſche Abkürzung, wodurch die römiſchen Pandecten (oder Digesta) bezeichnet werden. dd. bedeutet dedit, bezahlt.

Da Capo, abgekürzt da Cap. oder d. C., von vorn, vom Anfange, verlangt, am Ende der Tonſtücke geſetzt, daß der Anfang bis zu einem gewiſſen Abſatze, der durch Finis oder 𝄐|| bezeichnet wird, unverändert wiederholt werden ſoll. Auch iſt es ein Zuruf für den Sänger oder Inſtrumentiſten, das vorgetragene Tonſtück zu wiederholen.

Dach, der obere Theil eines Hauſes, welcher daſſelbe bedeckt. Die breiten und platten Dächer der Morgenländer würden im Norden nicht gut wider den häufigen Regen ſchützen, und die Laſt des Schnees wäre ihnen gefährlich; daher ſah man ſich hier genöthigt, die Dächer ſchrägliegend und oben ſpitz zu bauen; doch findet man in England faſt nur platte Dächer. Die Dächer ſind übrigens nicht allein nach den Materialien, ſondern auch nach ihrer Bauart verſchieden: daher in letzterer Hinſicht z. B. deutſche, alt- und neufranzöſiſche (letzteres Manſardendach oder gebrochenes Dach, ſ. Manſard,) Zeltdach, Pultdach, Kuppel (ſ. d.) u. ſ. w. — Dachſtuhl heißt in der Baukunſt dasjenige Zimmerwerk, welches unter das Sparrwerk eines Daches geſetzt wird, um es tragen zu helfen.

Dach (Simon), ein deutſcher Dichter des 17. Jahrhunderts, geboren zu Memel 1605, ſtudirte zu Wittenberg, wurde nachher Profeſſor der Dichtkunſt zu Königsberg, und ſtarb 1659. Er hat beſonders viele kräftige und fromme Kirchenlieder gedichtet, welche ſich in den ältern Geſangbüchern befinden, und noch heute mit Andacht geſun-

gen werden. Auch ſeine weltlichen Gedichte ſind für die damalige Zeit ausgezeichnet.

Dacien begriff ehemals, wie Ptolemäus es angiebt, das heutige Banat, einen Theil von Nieder-Ungarn, gegen Abend zu, bis an die karpatiſchen Gebirge, Siebenbürgen, die Moldau, Wallachei und Beſſarabien; Einige wollen auch noch Bulgarien und Servien mit Bosnien, oder das ehemalige Ober- und Unter-Möſien dazu rechnen. Die Bewohner dieſes Landes, Daci, auch Davi, hatten ſich lange Zeit den Römern furchtbar gemacht. Als Trajan, im Anfange des zweiten chriſtl. Jahrh., Dacien erobert hatte, theilte er es in 3 Theile; Dacia Riparia oder Ripensis, das heutige Banat und einen Theil Ungarns, weil es von der Theis gegen Abend und von der Donau gegen Morgen umgrenzt wurde; Dacia mediterranea, Siebenbürgen, weil es in der Mitte der beiden andern lag, und Dacia transalpina, die Wallachei, Moldau und Beſſarabien, oder das jenſeits der Karpaten, von Siebenbürgen aus gerechnet, gelegene Dacien. Jede dieſer drei Provinzen ließ er durch einen beſondern Präfect regieren, legte in denſelben verſchiedene Pflanzſtädte an, und ſchickte aus andern Ländern des römiſchen Reichs Coloniſten dahin, um den Städten Einwohner, und dem Ackerbau arbeitende Hände zu verſchaffen. Als Conſtantin der Große das römiſche Reich neu eintheilte, wurde Dacien eine Diöceſe der illyriſchen Präfectur, und in fünf Provinzen oder Diſtricte abgetheilt. Mit dem Verfall des abendländiſchen Kaiſerthums ward es nach und nach von den Gothen, Hunnen, Gepiden und Avaren erobert. Von dieſer Zeit an gehören die fernern Schickſale Daciens, deſſen Namen auch aufhörte, in die beſondere Geſchichte der oben erwähnten Provinzen, aus welchen es ehemals beſtand.

Dacier (André), geboren zu Caſtres in Oberlanguedoc 1651, von proteſtantiſchen Eltern, ſtudirte zu Saumur unter dem ebenfalls proteſtantiſchen berühmten Tannegui Le Fevre, deſſen Tochter Anna ebenfalls mit Eifer und Geſchmack die alten Sprachen trieb. Nach deſſen Tode, 1672, ging er nach Paris. Der Herzog von Montanſier, dem ſeine Gelehrſamkeit bekannt wurde, ertheilte ihm hier den Auftrag, den Pompejus Feſtus zum Gebrauch des Dauphins (in usum Delphini) zu erläutern. Gleiche Neigung zu den Wiſſenſchaften knüpfte zwiſchen ihm und Anna Le Fevre 1683 das Band der Ehe, und zwei Jahre darauf gingen beide zur catholiſchen Religion über. Sie ſetzten darauf ihre gelehrten Arbeiten in Paris rühmlich fort, und erhielten vom König anſehnliche Penſionen. 1695 ward Dacier Mitglied der Akademie der Inſchriften und der franzöſiſchen Akademie. Letztere erwählte ihn in der Folge zu ihrem beſtändigen Secretär. Auch ward ihm die Aufſicht über das Cabinet im Louvre anvertraut. Er ſtarb 1722. Dacier hat viele mittelmäßige Ueberſetzungen griechiſcher und lateiniſcher Schriftſteller geliefert. Außer der genannten Ausgabe des Pompejus Feſtus und der Oeuvres d'Horace en Latin et en Français, nebſt den Nouveaux éclaircissemens sur les oeuvres d'Horace und der Nouvelle traduction d'Horace mit kritiſchen Anmerkungen, ſind bekannt: ſeine Ausgabe des Valerius Flaccus, ſeine Ueberſetzung des Marc Antonin, des Epiktet, der Poetik des Ariſtoteles mit Anmerkungen, der Lebensbeſchreibungen des Plutarch, des Sophokleiſchen Oedipus und der Elektra, der Werke des Hippokrates, und mehrer Dialogen des Platon.

Dacier (Anna le Fevre), di Gattin des Vorhergehenden, war 1651 zu Saumur geboren. Nach dem Tode ihres gelehrten Vaters, der ſie unterrichtet und ihr Talent gebildet hatte, begab ſie ſich nach Paris, wo ihre Gelehrſamkeit beſonders durch eine Ausgabe des Kallimachus (1675), welche ſie dem Huetius, damaligen Unterhofmeiſter des Dauphins, zueignete, bald bekannt, und ihr vom Herzog von Montanſier die Bearbeitung mehrer Ausgaben der alten Schriftſteller zum Gebrauche des Dauphins aufgetragen wurde. Zuerſt bearbeitete ſie den Florus. Auch nach ihrer Verheirathung ſetzte ſie ihre gelehrten Arbeiten fort. Beſonders machte ihre allerdings ſchwache Ueberſetzung des Homer Aufſehen, und ward Veranlaſſung zu einem Streite zwiſchen ihr und la Motte, in welchem ſich zeigte, daß Madame Dacier noch weit weniger Logik verſtand, als la Motte die griechiſche Sprache. In ihren Considérations sur les causes de la corruption du goût vertheidigte ſie den Homer mit dem Scharfſinne eines gründlichen Commentators, la Motte aber antwortete ihr mit den Waffen des Witzes und der Sanftmuth; weßhalb man damals ſagte: la Motte habe wie eine geiſtreiche Frau, Madame Dacier hingegen wie ein gelehrter Mann geſchrieben. Eben ſo wenig ſchonte ſie in ihrem Homère défendu den Pater Hardoin, der eine ſpöttelnde Lobrede dieſes Dichters geſchrieben hatte, und man ſagte, ſie habe gegen den Verächter Homers mehr Beleidigungen ausgeſtoßen, als dieſer ſelbſt allen ſeinen Helden in den Mund gelegt. Ferner nennen wir ihre Ueberſetzung des Terenz, zu welcher ſich die franzöſiſche Sprache ſchon mehr eignet, und dreier Stücke des Plautus, in deren Vorrede ſie mit vieler Einſicht von dem Urſprunge, der Ausbildung und den verſchiedenen Veränderungen der dramatiſchen Poeſie redet. Als die erſte Ueberſetzung des komiſchen Dichters der Griechen verdient ihre Traduction du Plutus et des Nuées d'Aristophane eine billige Nachſicht. Auch ihre Traduction d'Anacréon et de Sappho, mit welcher eine Vertheidigung der letztern verbunden iſt, machte zu ihrer Zeit Glück. Sie ſchrieb auch Anmerkungen über die heilige Schrift, welche ſie aber aus Grundſätzen nicht herausgab. Ihr Leben war ganz den Wiſſenſchaften und ihrem häuslichen Wirkungskreiſe gewidmet, und endete 1720. Gleich achtungswerth durch ihren Charakter und durch ihre Talente, gewann ſie eben ſo viel Bewunderer durch ihre Tugend, ihre Standhaftigkeit und ihren Gleichmuth, als durch ihre Schriften. Sie wurde Mitglied mehrer Akademien.

Dädalus, Dädalien, (Daidalos, Daidalien). Man nennt ganz gegliederte Figuren oder Bilder, die mit den Füßen in fortſchreitender Bewegung ſind, dädaliſche Figuren, Dädalien, Dädali. Woher ſie dieſe Benennung haben, darüber iſt man nicht einig. Winckelmann, dem Paläphatus und Diodor folgend, ſagt: „Dädalus fing an, die untere Hälfte der Hermen in Geſtalt der Beine völlig von einander zu ſondern, und von ihm ſollen die erſten Statuen den Namen Dädali bekommen haben.“ Auch iſt die gewöhnliche Meinung, daß Dädalus zuerſt an den Statuen die Schenkelbeine fortſchreitend und abgeſondert geſtellt habe (woraus ſich die Sage erklärt, ſeine Statuen hätten ſich bewegt), da alle frühern Bildhauer die Bildſäulen mit niederhängenden, von den Seiten und in der Mitte nicht abgetheilten Armen und Füßen gebildet hatten, wie die mumienartigen Statuen der Aegypter. Nach Pauſanias hingegen erhielt Dädalus ſeinen Namen von jenen Statuen (der Name dieſer käme dann von δαιδάλλειν, d. h. künſtlich ausarbeiten).

Dieſe Ausſage des Pauſanias dürfte ein beſonderes Gewicht durch Böttigers ſinnreiche Vermuthung erhalten, daß Dädalus nicht ein Eigenname, ſondern ein Gemeinname aller erſten Architekten, Metallurgen und Bildſchnitzer in der griechiſchen Vorwelt ſei, alſo überhaupt einen Kunſtmenſchen bezeichne, (Andeutungen zu 24 Vorleſungen über die Archäologie, Dresden, 1806. S. 48.). Jede Kunſt pflanzt ſich im Anbeginn nur im Familienkreiſe fort, und die Schüler werden auch Söhne genannt. So kennen auch die Alten eine Künſtlerfamilie des Dädalus: Talos, Perdix, Dipönos, Skillis u. A. Nach der gewöhnlichen Meinung lebte er ferner drei Menſchenalter vor dem trojaniſchen Kriege, und war ein Künſtler von ausgezeichneten Talenten in Architektur, Bildhauerei, Steinſchneidekunſt, auch Erfinder mehrer dazu nöthigen Werkzeuge. Als Bildhauer arbeitete er in Holz (denn aus Stein zu hauen verſtand man damals noch nicht), und war der Erſte, der ſeinen Bildern geöffnete Augen gab. Dies that er in Athen, welches er, weil er einen ſeiner Schüler eiferſüchtig getödtet hatte, verlaſſen mußte. In Kreta erbauete er das berühmte Labyrinth, verfertigte für Ariadne eine Gruppe Tänzer und Tänzerinnen aus weißem Stein, aber auch für Paſiphaë die berüchtigte hölzerne Kuh. Mit ſeinem Sohne Ikarus eingekerkert, ſann er auf Mittel zur Flucht. Die Flügel aus Leinwand, nach Ovid aus Federn mit Wachs befeſtigt, die dem allzuhoch ſtrebenden Ikarus den Tod brachten, wodurch das Ikariſche Meer den Namen ſoll erhalten haben, ſind bekannt. Dädalus ſelbſt gelangte glücklich nach Sicilien, an deſſen ſüdlicher Küſte auch ein Ort von ihm Dädalium benannt wurde. Auch wurde zu Böotien, beſonders aber zu Platäa, ein bekanntes Feſt (Dädala oder Daidalea) Bilderfeſt gefeiert. Man darf mit ihm einen ſpätern Bildhauer Dädalus aus Sicyon nicht verwechſeln. Daß hier aus mehrern Sagen ein Ganzes zuſammengefloſſen ſei, wozu die Dädali, Kunſtmenſchen, Veranlaſſung gaben, iſt nur allzuglaublich. Nimt man Böttigers Vermuthung und die Verbreitung einer Kunſtſchule an, ſo dürfte ſich hieraus manche Spur der früheſten Kunſtbeſtrebungen entwickeln laſſen.

Daendels (Hermann Wilhelm), ein in der neuern Geſchichte der vereinigten Niederlande ſehr bekannt gewordener General, war 1762 zu Hattam im Geldriſchen geboren. Er hatte an den in Holland 1787 eingetretenen Unruhen im Sinne der ſogenannten Patrioten einen ſo bedeutenden Antheil genommen, daß er ſich genöthigt ſah, ſein Vaterland zu verlaſſen und in Frankreich mit vielen andern ſeiner gleichgeſinnten Landsleute eine Freiſtatt zu ſuchen, wo er ſich in Dünkirchen mit Handelsſpeculationen beſchäftigte. Bei der Wendung, welche der Revolutionskrieg nahm, ward er 1793 in der neu errichteten Freilegion franc-étranger als Obriſt angeſtellt, und leiſtete Dümouriez in ſeinem Zuge gegen Holland bedeutende Dienſte. Noch größere leiſtete er aber Pichegrü in dem Feldzuge von 1794, der dieſen zum Meiſter von ganz Holland machte. Daendels trat nun als Generallieutenant in die Dienſte der Bataviſchen Republik, und hatte von jetzt an auf die vielfältigen Regierungs- und Verfaſſungsveränderungen ſtets einen höchſt bedeutenden Einfluß, deſſen genauere Darſtellung uns hier aber zu weit führen würde, wie wir ihm auch auf ſeiner militäriſchen Laufbahn nicht vollſtändig folgen können. Bei der Thronbeſteigung Ludwig Buonapartes ward er von dieſem ſehr ausgezeichnet, mit Würden überhäuft und zum Generalgouverneur von Batavia ernannt. Nach der Vereinigung Hollands mit Frankreich rief ihn Napoleon von die-

ſem wichtigen Poſten zurück. Im Sommer 1812 traf Daendels wieder in Europa ein. Er benutzte ſeine Muße, um ein Compte rendu über ſeine Verwaltung in Java in 4 Foliobänden herauszugeben, wodurch zugleich über die Statiſtik und den ganzen Zuſtand dieſes wichtigen Landes viel Licht iſt verbreitet worden. Späterhin ward er vom König der Niederlande zur Beſitznahme und neuen Einrichtung der wieder erworbenen Beſitzungen auf der Küſte von Afrika ernannt. Auch hier bewieß er ſeine bekannte Energie, er ward Friedensvermittler zwiſchen benachbarten Negerſtaaten, beförderte die Anlegung neuer Pflanzungen nach weſtindiſcher Manier, und ſtörte den Sklavenhandel, bis ihn der Tod ereilte.

Dagobert I., wegen ſeiner Kriegsthaten der Große genannt, König der Franzoſen, folgte im J. 628 ſeinem Vater Clotar II., welcher das vorher getheilte fränkiſche Reich wieder vereiniget hatte, in der Regierung. Er kriegte glücklich gegen die Slavonier, Sachſen, Gascogner und Bretagner, aber er befleckte den Glanz ſeiner Siege durch Grauſamkeit, rohe Willkühr und ungezügelte Wolluſt. So wird von ihm erzählt, daß er nach Beſiegung der Sachſen alle diejenigen habe hinrichten laſſen, deren Wuchs die Länge ſeines Degens überſtiegen habe. Ein beſonderes Verdienſt erwarb er ſich dadurch, daß er den Franken beſſere und vollſtändigere Geſetze geben ließ. Er ſtarb im J. 638 zu Epinay in einem Alter von 32 Jahren, und ward zu St. Denis beerdigt, welches er 6 Jahre vorher gegründet hatte.

D'Agueſſeau (Henry François), ein um die frühere franzöſiſche Geſetzgebung und Beredſamkeit höchſt verdienter Mann, war zu Limoges 1668 geboren, und zeigte frühzeitig die glücklichſten Anlagen. Sein Vater, Intendant von Languedoc, war ſein erſter Lehrer. Der Umgang mit Racine und Boileau bildete ſein Talent zur Dichtkunſt, die er bis an die letzten Tage ſeines Lebens liebte. Er wurde 1691 in Paris Generaladvocat, und in einem Alter von 32 Jahren Generalprocurator des Parlaments. In dieſem Poſten traf er viele Verbeſſerungen der Geſetze und Rechtspflege, und nahm ſich beſonders der Verwaltung der Hoſpitäler an. Bei einer Hungersnoth im Winter 1709 wandte er alle ſeine Macht an, um das Elend zu mildern. Muthig vertheidigte er die Rechte der Nation und der gallicaniſchen Kirche, und ſtandhaft verwarf er die Beſchlüſſe Ludwigs XIV. und des Kanzlers Voiſin, zu Gunſten der päpſtlichen Bulle Unigenitus. Unter der Regentſchaft des Herzogs von Orleans, ward er Kanzler (1717), fiel aber, weil er ſich Law's unheilbringendem Finanz-Syſteme ſtandhaft widerſetzte, 1718 in Ungnade, und mußte ſich auf ſein Landgut zu Fresnes zurückziehen. Hier genoß er, wie er ſelbſt ſpäterhin ſagte, die ſchönſten Tage ſeines Lebens, und beſchäftigte ſich mit dem Leſen der Bibel, mit dem Plane einer Geſetzgebung und dem Unterrichte ſeiner Kinder. Mathematik, Ackerbau, Künſte und Wiſſenſchaften füllten die Zeit ſeiner Muße aus. Als 1720 Law das Mißvergnügen von ganz Frankreich erregt hatte, glaubte man eines Mannes, wie d'Agueſſeau, der die Liebe des Volks beſaß, nöthig zu haben, um das allgemeine Murren zu ſtillen: d'Agueſſeau ward alſo zurückgerufen und in ſeine vorige Würde wieder eingeſetzt. Dieſer Zeitraum in ſeinem Leben wird als der am wenigſten glänzende für ſeinen Ruhm betrachtet: denn nicht nur nahm er aus Laws Hand ſeine Stelle wieder an, ſondern er mußte auch ſeine Einwilligung zu gewiſſen unhaltbaren und verderblichen Plänen geben, die das Parlament jedoch verwarf, und duldete am Ende

Dieſe Ausſage des Pauſanias dürfte ein beſonderes Gewicht durch Böttigers ſinnreiche Vermuthung erhalten, daß Dädalus nicht ein Eigenname, ſondern ein Gemeinname aller erſten Architekten, Metallurgen und Bildſchnitzer in der griechiſchen Vorwelt ſei, alſo überhaupt einen Kunſtmenſchen bezeichne, (Andeutungen zu 24 Vorleſungen über die Archäologie, Dresden, 1806. S. 48.). Jede Kunſt pflanzt ſich im Anbeginn nur im Familienkreiſe fort, und die Schüler werden auch Söhne genannt. So kennen auch die Alten eine Künſtlerfamilie des Dädalus: Talos, Perdix, Dipönos, Skillis u. A. Nach der gewöhnlichen Meinung lebte er ferner drei Menſchenalter vor dem trojaniſchen Kriege, und war ein Künſtler von ausgezeichneten Talenten in Architektur, Bildhauerei, Steinſchneidekunſt, auch Erfinder mehrer dazu nöthigen Werkzeuge. Als Bildhauer arbeitete er in Holz (denn aus Stein zu hauen verſtand man damals noch nicht), und war der Erſte, der ſeinen Bildern geöffnete Augen gab. Dies that er in Athen, welches er, weil er einen ſeiner Schüler eiferſüchtig getödtet hatte, verlaſſen mußte. In Kreta erbauete er das berühmte Labyrinth, verfertigte für Ariadne eine Gruppe Tänzer und Tänzerinnen aus weißem Stein, aber auch für Paſiphaë die berüchtigte hölzerne Kuh. Mit ſeinem Sohne Ikarus eingekerkert, ſann er auf Mittel zur Flucht. Die Flügel aus Leinwand, nach Ovid aus Federn mit Wachs befeſtigt, die dem allzuhoch ſtrebenden Ikarus den Tod brachten, wodurch das Ikariſche Meer den Namen ſoll erhalten haben, ſind bekannt. Dädalus ſelbſt gelangte glücklich nach Sicilien, an deſſen ſüdlicher Küſte auch ein Ort von ihm Dädalium benannt wurde. Auch wurde zu Böotien, beſonders aber zu Platäa, ein bekanntes Feſt (Dädala oder Daidalea) Bilderfeſt gefeiert. Man darf mit ihm einen ſpätern Bildhauer Dädalus aus Sicyon nicht verwechſeln. Daß hier aus mehrern Sagen ein Ganzes zuſammengefloſſen ſei, wozu die Dädali, Kunſtmenſchen, Veranlaſſung gaben, iſt nur allzuglaublich. Nimt man Böttigers Vermuthung und die Verbreitung einer Kunſtſchule an, ſo dürfte ſich hieraus manche Spur der früheſten Kunſtbeſtrebungen entwickeln laſſen.

Daendels (Hermann Wilhelm), ein in der neuern Geſchichte der vereinigten Niederlande ſehr bekannt gewordener General, war 1762 zu Hattam im Geldriſchen geboren. Er hatte an den in Holland 1787 eingetretenen Unruhen im Sinne der ſogenannten Patrioten einen ſo bedeutenden Antheil genommen, daß er ſich genöthigt ſah, ſein Vaterland zu verlaſſen und in Frankreich mit vielen andern ſeiner gleichgeſinnten Landsleute eine Freiſtatt zu ſuchen, wo er ſich in Dünkirchen mit Handelsſpeculationen beſchäftigte. Bei der Wendung, welche der Revolutionskrieg nahm, ward er 1793 in der neu errichteten Freilegion franc-étranger als Obriſt angeſtellt, und leiſtete Dümouriez in ſeinem Zuge gegen Holland bedeutende Dienſte. Noch größere leiſtete er aber Pichegrü in dem Feldzuge von 1794, der dieſen zum Meiſter von ganz Holland machte. Daendels trat nun als Generallieutenant in die Dienſte der Bataviſchen Republik, und hatte von jetzt an auf die vielfältigen Regierungs- und Verfaſſungsveränderungen ſtets einen höchſt bedeutenden Einfluß, deſſen genauere Darſtellung uns hier aber zu weit führen würde, wie wir ihm auch auf ſeiner militäriſchen Laufbahn nicht vollſtändig folgen können. Bei der Thronbeſteigung Ludwig Buonapartes ward er von dieſem ſehr ausgezeichnet, mit Würden überhäuft und zum Generalgouverneur von Batavia ernannt. Nach der Vereinigung Hollands mit Frankreich rief ihn Napoleon von die-

ſem wichtigen Poſten zurück. Im Sommer 1812 traf Daendels wieder in Europa ein. Er benutzte ſeine Muße, um ein Compte rendu über ſeine Verwaltung in Java in 4 Foliobänden herauszugeben, wodurch zugleich über die Statiſtik und den ganzen Zuſtand dieſes wichtigen Landes viel Licht iſt verbreitet worden. Späterhin ward er vom König der Niederlande zur Beſitznahme und neuen Einrichtung der wieder erworbenen Beſitzungen auf der Küſte von Afrika ernannt. Auch hier bewieß er ſeine bekannte Energie, er ward Friedensvermittler zwiſchen benachbarten Negerſtaaten, beförderte die Anlegung neuer Pflanzungen nach weſtindiſcher Manier, und ſtörte den Sklavenhandel, bis ihn der Tod ereilte.

Dagobert I., wegen ſeiner Kriegsthaten der Große genannt, König der Franzoſen, folgte im J. 628 ſeinem Vater Clotar II., welcher das vorher getheilte fränkiſche Reich wieder vereiniget hatte, in der Regierung. Er kriegte glücklich gegen die Slavonier, Sachſen, Gascogner und Bretagner, aber er befleckte den Glanz ſeiner Siege durch Grauſamkeit, rohe Willkühr und ungezügelte Wolluſt. So wird von ihm erzählt, daß er nach Beſiegung der Sachſen alle diejenigen habe hinrichten laſſen, deren Wuchs die Länge ſeines Degens überſtiegen habe. Ein beſonderes Verdienſt erwarb er ſich dadurch, daß er den Franken beſſere und vollſtändigere Geſetze geben ließ. Er ſtarb im J. 638 zu Epinay in einem Alter von 32 Jahren, und ward zu St. Denis beerdigt, welches er 6 Jahre vorher gegründet hatte.

D'Agueſſeau (Henry François), ein um die frühere franzöſiſche Geſetzgebung und Beredſamkeit höchſt verdienter Mann, war zu Limoges 1668 geboren, und zeigte frühzeitig die glücklichſten Anlagen. Sein Vater, Intendant von Languedoc, war ſein erſter Lehrer. Der Umgang mit Racine und Boileau bildete ſein Talent zur Dichtkunſt, die er bis an die letzten Tage ſeines Lebens liebte. Er wurde 1691 in Paris Generaladvocat, und in einem Alter von 32 Jahren Generalprocurator des Parlaments. In dieſem Poſten traf er viele Verbeſſerungen der Geſetze und Rechtspflege, und nahm ſich beſonders der Verwaltung der Hoſpitäler an. Bei einer Hungersnoth im Winter 1709 wandte er alle ſeine Macht an, um das Elend zu mildern. Muthig vertheidigte er die Rechte der Nation und der gallicaniſchen Kirche, und ſtandhaft verwarf er die Beſchlüſſe Ludwigs XIV. und des Kanzlers Voiſin, zu Gunſten der päpſtlichen Bulle Unigenitus. Unter der Regentſchaft des Herzogs von Orleans, ward er Kanzler (1717), fiel aber, weil er ſich Law's unheilbringendem Finanz-Syſteme ſtandhaft widerſetzte, 1718 in Ungnade, und mußte ſich auf ſein Landgut zu Fresnes zurückziehen. Hier genoß er, wie er ſelbſt ſpäterhin ſagte, die ſchönſten Tage ſeines Lebens, und beſchäftigte ſich mit dem Leſen der Bibel, mit dem Plane einer Geſetzgebung und dem Unterrichte ſeiner Kinder. Mathematik, Ackerbau, Künſte und Wiſſenſchaften füllten die Zeit ſeiner Muße aus. Als 1720 Law das Mißvergnügen von ganz Frankreich erregt hatte, glaubte man eines Mannes, wie d'Agueſſeau, der die Liebe des Volks beſaß, nöthig zu haben, um das allgemeine Murren zu ſtillen: d'Agueſſeau ward alſo zurückgerufen und in ſeine vorige Würde wieder eingeſetzt. Dieſer Zeitraum in ſeinem Leben wird als der am wenigſten glänzende für ſeinen Ruhm betrachtet: denn nicht nur nahm er aus Laws Hand ſeine Stelle wieder an, ſondern er mußte auch ſeine Einwilligung zu gewiſſen unhaltbaren und verderblichen Plänen geben, die das Parlament jedoch verwarf, und duldete am Ende

ſogar mit Gleichmuth, daß eben dieſes Parlament nach Pontoiſe verwieſen wurde. Nichtsdeſtoweniger ward er 1722 zum zweiten Male verwieſen, weil er ſich dem Cardinal Dübois mit mehrerem Muthe, als jenem Law, widerſetzt hatte, ward zwar 1727 vom Cardinal Fleury abermals zurückberufen, erhielt aber ſein Amt erſt 1737 wieder. Er hatte die Abſicht, Einheit in die Vollziehung der alten Geſetze zu bringen, ohne ihre Grundlage zu erſchüttern, und das Mangelnde hinzuzuſetzen. Allein dieſe Arbeit überſtieg die Kraft eines einzelnen Menſchen. Er ſtarb 1751, nachdem er 1750 die Kanzlerwürde niedergelegt hatte. Seine durch mehre Ausgaben verbreiteten Schriften, ſagt Bouterwek, ſind Muſter der wahren Beredſamkeit in ihrer Art; geiſtreich, verſtändig, prunklos, zierlich, und doch kraftvoll, immer dem Gegenſtande angemeſſen und voll vortrefflicher Lehren, beſonders für diejenigen, die ſich zu Staats- und Juſtizmännern bilden wollen. Vortrefflich in dieſer Hinſicht ſind beſonders die Vorträge, mit welchen er die Sitzungen des Parlaments eröffnete.

Daire oder Dairo, ſ. Japan.

Daktyliographik, die Steinſchneidekunſt. (S. d. Art.)

Daktyliothek. Mit dieſem griechiſchen Worte bezeichnet man eine Sammlung von geſchnittenen Steinen. Nirgends war die Steinſchneidekunſt zu höherer Vollkommenheit gediehen, als in Griechenland, wo man geſchnittene Steine nicht blos in Ringen trug (daher der Name Daktyliothek, von δακτύλιος, der Ring), ſondern auch zum Siegeln gebrauchte, und Prachtgefäße damit verzierte. Weit hinter den Griechen blieben in dieſer Kunſt die Römer zurück; reiche Römer aber waren die erſten, welche von ſolchen Steinen Sammlungen anlegten. Scaurus, des Sylla Stiefſohn, machte den Anfang (Plin. H. N. 37. 5.); der große Pompejus brachte des Mithridates Sammlung nach Rom, und ſtellte ſie im Capitol auf; eine ungleich größere Cäſar im Tempel der Venus Genitrix, und unter Auguſt nachher M. Marcellus im Tempel des palatiniſchen Apollo. In neuern Zeiten wetteiferten die Fürſtenhäuſer Italiens, auch dieſe Kunſtſchätze um ſich zu verſammeln. Das Haus Gongaza legte die erſte Daktyliothek an, ihm folgte das Haus Eſte zu Modena, das Haus Farneſe, und in Florenz, aus dem Hauſe Medici, Lorenzo der Prächtige. Die Steine, die er beſaß, ſind noch kennbar, indem er die Gewohnheit hatte, ſie mit Lor., oder Lor. de M., oder auch blos M. bezeichnen zu laſſen. Seine Sammlung wurde zerſtreut, von den Medicis aber eine neue angelegt, der Grund zur jetzigen florentiniſchen, der beträchtlichſten von allen, denn ſie enthält gegen 4000 Steine. In Rom entſtanden erſt unter Papſt Julius II. und Leo X., und nur unbedeutende Sammlungen. Maria Piccolomini, ein römiſcher Prälat, hatte hier die beſte, und Lucio Odeſcalchi, nachher Duca di Bragiani, erbte die der Königin Chriſtina von Schweden. Späterhin hatte Rom die Sammlungen in der vaticaniſchen Bibliothek (mehr durch Zufall, als Plan zuſammengebracht), in den Paläſten Barberini und Strozzi (Meiſterwerke enthaltend, jetzt in St. Petersburg), und noch jetzt zeichnen ſich die dem Prinzen Piombino gehörige Ludoviſiſche Sammlung, und die des Cardinals Borgia zu Velletri, berühmt durch ihre ägyptiſchen Steine und Scarabäen, aus. Neapel hat ſchöne geſchnittene Steine im Cabinet zu Portici und zu Capo di Monte. Zu Catanea in Sicilien brachte der Prinz Piſcari eine große Sammlung von lauter einzeln in Sicilien gefundenen Steinen zuſammen. Die übrigen Länder Europa's vernachläſſigten ebenfalls dergleichen Sammlungen nicht. In Frankreich wurde die erſte bereits unter

Franz I. angelegt, in den bürgerlichen Kriegen aber wieder zerſtreut. Den Grund zu der jetzigen ſehr merkwürdigen, des Antikencabinets der königlichen Bibliothek, legte Louvois unter Ludwig XIV. Eine gute Sammlung war die des Herzogs von Orleans, die ihm als Erbſchaft aus der Pfalz zufiel. Außerdem mehrere Privat-Sammlungen. In England ſind die Sammlungen der Herzoge von Besborough, Devonſhire, Carlisle, Bedfort und Marlborough am bekannteſten. Auch in Deutſchland fehlt es nicht daran. In Sansſouci ſind mehrere Sammlungen vereinigt, unter dieſen die durch Winckelmanns Beſchreibung ſo berühmte von Muzel Stoſch. Wien hat ein eigenes Gemmenkabinet; die Dresdener Sammlung iſt nicht unbedeutend; einige gute Steine beſitzt die Rathsbibliothek zu Leipzig. Die Sammlung zu Caſſel iſt zahlreich, aber unbedeutend; ſchöne Stücke beſitzt München. Uebrigens giebt es hier ebenfalls manche Privatſammlung. In den Niederlanden iſt das Cabinet des Königs bedeutend. Im königlichen Schloſſe zu Kopenhagen ſieht man einige Gefäße mit eingelegten geſchnittenen Steinen, und Petersburg hat außer der von Zeit zu Zeit anſehnlich vermehrten kaiſerlichen, an der des Grafen Poniatowsky eine der reichſten. Zu der kaiſerlichen iſt die des berühmten Steinſchneiders Natter die Grundlage. Um entfernte Kunſtfreunde an den zierlichen und ſinnreichen, oder auch blos merkwürdigen Bildwerken ſolcher Steine Antheil nehmen zu laſſen, hat man zwei Mittel gewählt, Kupferſtich und Abdruck (oder Abguß, ſ. d. Art.). Außer denen, welche nur einzelne ſolcher Bildwerke durch Kupferſtich bekannt machten, hatten die meiſten die Abſicht, entweder alle Bildwerke von einer Art zuſammenzuſtellen, oder die eines ganzen Cabinets zu liefern. Bildwerke einer gewiſſen Art ſtellten zuſammen: Bellori, Bildniſſe von Philoſophen u. a., Chifflet Abraxas, (ſ. Gnoſis) Gori Steine mit Sternen, Ficoroni Steine mit Inſchriften, Stoſch Steine mit den Namen der Künſtler. Abbildungen ganzer Sammlungen lieferten Gori in dem Museum florentinum, Wicar und Mongez in der Gallerie von Florenz, Mariette von der ehemaligen königlich franzöſiſchen, Leblond und Lachaux von der des Herzogs von Orleans, Eckhel von der Wiener. Außerdem gehören hieher das Muséum d'Odescalchi, die Cabinete von Gravelle, Stoſch, Boſſi, des Herzogs von Marlborough. Wie ſchön aber auch mehrere dieſer Abbildungen ſind, ſo gebührt doch den Abdrücken der Vorzug. Man hat ebenfalls mehre Sammlungen ſolcher Abdrücke, die man auch mit dem Namen der Daktyliotheken zu bezeichnen pflegt, z. B. die Lippertſche Daktyliothek. Sie ſind ein wichtiges Hülfsmittel für das Studium dieſes Zweigs der Antike. (S. hierüber Paſte.)

Daktylologie oder Dactylonomie iſt die Kunſt, an den Fingern zu rechnen, und im weitern Sinn die Fingerſprache, oder die Kunſt durch die Finger ſeine Gedanken auszudrücken.

Daktylus, daktyliſch, ſ. Rhythmus.

Dalai-Lama, ſ. Lama.

Dalayrac (Nicolas), oder D'Alayrac, geboren zu Müret in Languedoc 1753, ſtammte aus einer adeligen Familie, und kam ſehr jung nach Paris, wo er bei der Garde Dienſte nahm. Er hatte eine beſtimmte Neigung für Muſik und dramatiſche Kunſt, und beſuchte deswegen ſehr häufig die Vorſtellungen der Opern von Gretry, die in ihm die Luſt, ſeine Kräfte in ähnlichen Arbeiten zu verſuchen, erregten. Unter Langlés Leitung erlernte er die Grundſätze der Compoſition. In ſeinen Werken findet man weniger Originalität, als in de-

nen von Monſigny, und weniger komiſche Einfälle, als in denen von Gretry; aber durch Naivetät, Anmuth und Zartheit der Empfindung zeichnet er ſich vor beiden aus. Einzig iſt er in den anmuthigen Melodien ſeiner Canzonetten, Couplets, Vaudevilles; dagegen war er ein unglücklicher Nachahmer Cherubini's in dem ſchwarzen Schloß (le château de Montenero) und in Lehman oder der Thurm von Neuſtadt. 1782 debütirte er auf dem Theater der komiſchen Oper mit der Eclipse totale. Die Anzahl ſeiner Werke ſeit dieſer Zeit iſt ſehr bedeutend. Den meiſten Beifall erhielten unter ihnen, auch auf deutſchen Theatern, folgende: Adolph et Clara, oder die beiden Gefangenen, Azémia, oder die Wilden, Raoul de Créqui, die beiden kleinen Savoyarden, Maison à vendre (der Hausverkauf), Gulistan, Nina, u. A. In der Compoſition der letzten Oper wurde er jedoch von Paeſiello, in der Compoſition des Sargino und der Camilla von Paer übertroffen. Durch die Vernachläſſigung eines Katarrhs zog ſich Dalayrac 1809 den Tod zu. Die Schauſpieler der komiſchen Oper beſchloſſen, ihm eine Büſte in ihrem Foyer aufzuſtellen. Seine Compoſitionen waren zum Theil für die drei Lieblingsſchauſpieler der komiſchen Oper, des ſogenannten Théâtre Feydeau, berechnet, für Elleviou, Martin und Mad. St. Aubin. Von dieſen mußte man ſeine Operetten ſehen und hören.

Dalberg (Geſchlecht der Freihrn. von), auch Dalburg. „Iſt kein Dalberg da?" ſo mußte ehedem bei jeder deutſchen Kaiſerkrönung der kaiſerliche Herold fragend rufen, und der anweſende Dalberg beugte ſein Knie vor der neugekrönten Majeſtät und empfing von ihr den Ritterſchlag als erſter Reichsritter. So groß waren die Verdienſte der Urahnen der jetzigen Dalberge, der alten Kämmerer von Worms, und ihr Anſehn geweſen. Mit dem Erlöſchen der deutſchen Kaiſerwürde (1806) ſchien auch dieſes Vorrecht nur noch als ein ſchönes Andenken an die Ehrwürdigkeit vergangener Zeiten in der Chronik fortzuleben; aber Napoleon erinnerte an dieſes Herkommen, indem er feſtſetzte: daß der Ritterſchlag der Dalberge künftig ein Attribut der franzöſiſchen Kaiſerwürde ſein, und vor Frankreichs Throne gefragt werden ſolle: „Iſt kein Dalberg da?" Wir finden in dieſer Familie berühmte Beſchützer der deutſchen Literatur und Kunſt, unter welchen hervorragt ein Johann von Dalberg (Dalburg), ſeit 1482 Biſchof und Kämmerer von Worms, geb. 1445, geſt. 1503 (ſ. G. W. Zapf über J. v. D. Leben und Verdienſte, Augsburg 1789. 8. umgearb. Aufl. 1796. 8. nebſt Nachtrag, Zürich 1798. 8.) der auch auf Veranlaſſung des Conrad Celtes die Societas literaria Rhenana s. sodalitas Celtica, welche zu Heidelberg ihren Hauptſitz hatte, ſtiftete, und ihr Vorſteher war; Adolph, Freiherr von Dalberg, gefürſteter Abt zu Fulda, welcher 1734 eine catholiſche Univerſität zu Fulda gründete; ferner der vormalige Großherzog Carl, dem wir einen eignen Artikel widmen, und deſſen Brüder: 1) Wolfgang Heribert, Reichsfreiherr von Dalberg, ehemals churpfalzbaieriſcher Ober-Appellations-Gerichtspräſident, zuletzt badenſcher Staats-Miniſter, geſt. zu Mannheim 1806; 2) der 1813 geſtorbene Joh. Friedr. Hugo, Freiherr von Dalberg, Domcapitular zu Trier, Worms und Speier; beide warme Freunde und Beſchützer der Wiſſenſchaften und Künſte, und beſonders letzterer ein wirklich ausgezeichneter Mann. Von Wolfgang Heriberts Kindern nennen wir nur Emmerich Joſeph, gebornen Freiherrn, jetzt Herzog von Dalberg, geb. 1773, vormaligen großherzogl. badenſchen Ge-

ſandten bei Napoleon, und von dieſem zum Herzog erhoben (1810). Er war Mitglied der proviſoriſchen Regierung, welche der franzöſiſche Senat am 1. April 1814 nach dem Einrücken der Verbündeten in Paris einſetzte. Bei dem Wiener Congreß erſchien er als zweiter franz. Geſandter. 1816 wurde er zum franz. Ambaſſadeur in Turin ernannt.

Dalekarlien ſ. Schweden.

Dalin (Olof oder Olaus von), der Vater der neuern ſchwediſchen Literatur des 18. Jahrh. Er wirkte auf das größere Publicum durch ſeine reichhaltige Zeitſchrift, der ſchwediſche Argus (1733 — 34), aber noch mehr durch ſeine geiſtvollen Poeſien, namentlich Satyren (1729), durch ein herrliches Gedicht auf die ſchwediſche Freiheit (1742), viele Lieder, Epigramme, Fabeln. (Die beſte Ausgabe ſeiner poetiſchen Werke — poetiska Arbeten, iſt Stockholm 1782, 83. 8. in 2 Bänden erſchienen). Ein gleiches Verdienſt erwarb er ſich um die kritiſche Behandlung der Landesgeſchichte (Suea Rikes historia. Stockholm 1777. 3 Voll. 4. Deutſch von Benzelſtierna und Dähnert. Greifswalde, 4 Bde. 4.), weswegen er auch zum Hiſtoriographen des Reichs ernannt wurde (1756), ſo wie er auch an der Stiftung der Akademie der ſchönen Wiſſenſchaften durch Ulrika Eleonora (1753) Antheil hatte. Er war geb. auf der Probſtei Winberga in Halland 1708, und ſtarb als ſchwed. Hofkanzler 1763.

Dalmatica, ein langes, weißes Oberkleid mit weiten Aermeln, dergleichen ſonſt die Dalmatier trugen; dann das Oberkleid, welches die Diaconen in der römiſchen Kirche ſeit Papſt Sylveſter I. über der Alba und Stola tragen. Desgleichen auch ein Stück der kaiſerlichen Krönungskleidung, die in Nürnberg verwahrt, und in Frankfurt angelegt ward.

Dalmatien, öſterreichiſches Königreich, mit 5 Kreiſen: Zara, Spalatro, Macarsca, Raguſa, Cattaro; ein Küſtenland am adriatiſchen Meere, das an Croatien, Bosnien und Albanien grenzt und zu welchem verſchiedene Inſeln gehören. Seit 1814 iſt es, mit Ausnahme des türkiſchen Antheils, ganz dem Kaiſer von Oeſterreich wieder unterworfen. Dalmatien war ehemals ein ſehr anſehnliches Reich, und iſt, ob es gleich viele Veränderungen erfahren hat, noch jetzt bedeutend. Den Römern wurde es, nach vielen vergeblichen Verſuchen, erſt unter Auguſtus unterworfen. Nach dem Verfall des abendländiſchen Kaiſerthums ſtand es anfangs unter der Herrſchaft der Gothen, dann der morgenländiſchen Kaiſer. In der erſten Hälfte des 7. Jahrh. eroberten es die Slaven, und errichteten hier ein Königreich, welches bis 1030 dauerte, da es zum Theil mit Ungarn, unter König Ladislaus dem Heiligen, vereiniget wurde; ein anderer Theil begab ſich unter den Schutz der damals mächtigen Republik Venedig, um gegen die Anfälle der Türken geſichert zu ſein, doch entriſſen die letztern in der Folge den Venetianern einen Theil deſſelben. Durch den Frieden zu Campo Formio (17. Oct. 1797) kam der venetianiſche Antheil von Dalmatien, ſo wie Venedig ſelbſt, unter öſterreichiſche Herrſchaft. Aber im Preßburger Frieden 1805 trat es Oeſterreich an den franzöſiſchen Kaiſer ab, der es zwar zum Königreiche Italien, hierauf 1810 zu Illyrien, zog, jedoch das Land proviſoriſch durch einen General-Proveditore regieren ließ. In Folge der Ereigniſſe des Jahrs 1814 nahm Oeſterreich wieder Beſitz von Dalmatien. Nach den Angaben des Herrn von Liechtenſtein hat dieſes Land,

ſo weit es unter öſterreichiſcher Herrſchaft ſteht mit Raguſa und Cattaro, 304 Q. Meil. und 315,000 Einw., nach A. 275 Q. Meil. u. 296,000 Einw. in 12 St. 16 Mfl. u. 943 Dörf. Die Urſachen, welche eine ſtärkere, dem Umfange des Landes angemeßnere Bevölkerung hindern, ſind der übermäßige Gebrauch hitziger Getränke, ſchädliche Ausdünſtungen der Sümpfe in verſchiedenen Diſtricten, häufige Auswanderungen, und die in das 3. und 4. Glied fortdauernde Blutrache. Der Boden iſt ergiebig, wenn er gehörig gebaut wird; aber es giebt unbebaute Ländereien, undurchdringliche Waldungen und mit Sümpfen bedeckte Gegenden. Die Dalmatier oder Dalmatiner ſind ein ſchöner Menſchenſchlag, kühne Seeleute und gute Soldaten, wenn ſie gut angeführt werden. Venedigs ehemalige militäriſche Kraft beruhte ganz auf dieſer Provinz. Man giebt den Dalmatiern überhaupt, und wohl nicht mit Unrecht, einen hinterliſtigen Charakter und Raubbegierde Schuld; Streben nach Unabhängigkeit iſt faſt allgemein; ein eigenthümlicher Zug ihres Charakters iſt, daß viele von ihnen den Heldentod (wie ſie ihn nennen) am Spieße, einem natürlichen und ruhigen im Schooße ihrer Familien vorziehen. Die Morlacken (Morlachen), welche in dem Innern des Landes und in den Gebirgsgegenden wohnen, machen nur einen Theil der Nation aus. Sie ſind, unter guter Anführung, vortreffliche Soldaten, haben aber ebenfalls einen entſchiedenen Hang zu Räubereien und zum Trunk, doch ſind ſie dabei gaſtfrei, wohlthätig und gewiſſenhaft in Erfüllung ihrer Verſprechen. Bei ihrer Abneigung gegen jede Unterwürfigkeit leben ſie in einer Art von Naturzuſtande. Aber ſie ſind auch deswegen ſtets eine gute Schutzwehr gegen die Angriffe der Türken von dieſer Seite geweſen. Von den Sitten und Gebräuchen der Bergbewohner hat die Gräfin Roſenberg in einem eigenen, auch ins Deutſche überſetzten Werke, die Morlacken, ein intereſſantes, aber durch Dichtkunſt verſchönertes Gemälde, aufgeſtellt. — Die Bewohner der Inſeln treiben vorzüglich Fiſcherei, und gehen häufig als Knechte auf dem feſten Lande, oder als Matroſen auf Kauffahrteiſchiffen, in Dienſte. Die Inſeln ſind nicht ſehr fruchtbar, weil man ſie nicht gartenmäßig durch Terraſſirung der Höhen, wie doch die Natur und die Lage des Bodens mit ſich bringt, beſtellt; verſchiedene haben gute Häfen, und bringen viel Schiffbauholz hervor, daher auch viele Schiffe da gebauet werden. Die Bewohner des feſten Landes treiben Ackerbau, Viehzucht und einigen Handel, vorzüglich aber widmen ſie ſich dem Seeleben. So lange der dortige Boden nicht mehr hervorbringt, als jetzt, ſo lange kann der Bewohner das Producirte nicht veredlen, und daher kein Gewerbfleiß und kein Handel exiſtiren, zumal die großen Gemeinheiten nach bisherigem dalmatiſchen Herkommen weder getheilt, noch die übergroßen liegenden Gründe der einzelnen Beſitzer unter mehrere Erben vertheilt zu werden pflegen. Die Ausfuhrartikel beſchränken ſich auf Unſchlitt, Haſenfelle (welche letztere erſt aus Bosnien bezogen werden), etwas Oel, Feigen, Wein, Branntwein, Wachs und eingeſalzene Fiſche. Die Dalmatier verführen dieſe Artikel in verſchiedene Häfen, und nehmen dagegen Leinwand, Tücher, Kaffee und Zucker, aber nur in geringen Quantitäten, ſo daß der Vortheil des Handels immer auf ihrer Seite iſt. Es giebt verſchiedene Gold-, Eiſen- und Steinkohlen-Gruben im Lande, aber ſie bleiben ganz unbenutzt. Die vorzüglichſten Städte ſind Zara, die Hptſt. und der Sitz des Statthalters, mit 8000, Spalatro mit 14,000 Einw. Zu Dalmatien wird noch der ebenfalls unter öſterreichiſcher Herrſchaft ſtehende, aber eigentlich zu Albanien gehörende Diſtrict von

Cattaro, der in bogenförmiger Geſtalt um den Meerbuſen gleichen Namens liegt, gerechnet. Der berühmten Buchten (Bocche di Cattaro) ſind dreizehn, welche den ſicherſten Hafen im adriatiſchen Meere ausmachen, und maleriſche Anſichten gewähren. Die Bevölkerung des ganzen Diſtricts wird auf 89,000 Seelen geſchätzt. Die Einwohner ſind vortreffliche Seeleute, und waren unter der nachläſſigen venetianiſchen Regierung zur Räuberei, beſonders auf dem Meere, geneigt; zu Land ſind ſie durch ihre Entſchloſſenheit und Keckheit die gefährlichſten Feinde der Türken in dieſer Gegend. Bei einem Kriege Oeſterreichs mit den Türken iſt wahrſcheinlich der zwiſchen den alten und neuen Beſitzungen Oeſterreichs eingeklemmte Theil des türkiſchen Reichs, beſtehend aus Croatien, Bosnien, Servien und Dalmatien und das illyriſche Gebirge, unfähig, wie vormals, Widerſtand zu thun. Das ſteile, rauhe und ganz unfruchtbare Felſengebirge von Montenegro umſchließt bogenförmig einen Theil dieſer Provinz. — Der türkiſche Antheil von Dalmatien, welcher ſich von Bosnien bis Albanien erſtreckt und zu Bosnien gehört, enthält die Landſchaft Herzegowina mit der Stadt dieſes Namens, und die Städte Scardona und Trevigno.

Dal segno, d. h. vom Zeichen an. Es wird in der Muſik dadurch angezeigt, daß man wieder von da an ſpielen ſoll, wo das nämliche Zeichen ſteht.

Damaſcenus (Joannes), Joh. von Damascus, auch Johannes Chryſorrhoas, Urheber des erſten Syſtems der chriſtlichen Theologie in der morgenländiſchen Kirche, oder Stifter der wiſſenſchaftlichen Dogmatik. Er verſuchte nämlich zuerſt die in der griechiſchen Kirche bisher blos auf Veranlaſſung kirchlicher Streitigkeiten im Einzelnen bearbeitete Dogmatik als ein Ganzes, gegründet auf Vernunft und Bibel, ſyſtematiſch darzuſtellen. Seine Auseinanderſetzung des orthodoxen Glaubens in vier Büchern hat in der griechiſchen Kirche ein klaſſiſches Anſehn genoſſen. Auch ſchrieb er eine Dialektik nach Ariſtoteliſchen Grundſätzen, eine Sammlung philoſophiſcher Stellen aus ältern Schriften in alphabetiſcher Ordnung u. a. Die beſte Ausgabe ſeiner griechiſchen Werke iſt von P. Mich. Lequien, Paris 1712. 2 B. Fol. — Er ſtand zuerſt in Dienſten bei einem Kalifen, wurde dann Mönch im Kloſter Saba bei Jeruſalem, und ſtarb um 760. Er iſt mit Nicolaus von Damascus nicht zu verwechſeln.

Damasciren heißt theils, dem Stahl oder Eiſen ein flammiges Anſehn geben (damascirte Flintenläufe, Degenklingen), theils mit Gold und Silber auslegen. Schon die Aegypter verfertigten, wenigſtens unter den griechiſchen und römiſchen Beherrſchern, ſolche Arbeiten mit glücklichem Erfolg; man ſieht dergleichen auf der berühmten Iſistafel. Auch die Griechen kannten ſie (bei Herodot heißt ſie Kolleſis), und eigneten die Erfindung dem Glaukos von Chios zu; der größte damascirte Becher, den Halyates in den delphiſchen Tempel ſandte, war ſein Werk. Bei den Lateinern heißt dieſe Kunſt ferruminatio. In der neuern Zeit zeichnete ſich vornehmlich die Levante in Arbeiten dieſer Art aus, und man nannte ſie damascirte, weil ſie im Mittelalter von Damascus vorzüglich gut geliefert wurde. In Frankreich gelangte ſie unter Heinrich IV. zu ihrer Vollkommenheit, und Cruſinet (geſtorben zu Paris 1660) zeichnete ſich beſonders darin aus. In Carlsbad verfertigt man vortreffliche Arbeit dieſer Art, welche unter dem Namen carlsbader Arbeit bekannt iſt. In Deutſchland ſoll im 17. Jahrh. Peter Simmelpuß in Solingen die erſten Damascener-Klingen verfertigt haben, und noch jetzt wer-

den daſelbſt ſolche Klingen, ſo wie auch in den Waffen-Fabriken von Brescia, auf das vollkommenſte nachgeahmt. Man verſteht unter Damascener-Klingen mithin ſtählerne Degen- oder Säbelklingen, welche beſonders gehärtet, gewäſſert oder flammig gearbeitet und mit goldenen oder ſilbernen Figuren ausgelegt ſind. (Vergl. Stahl.) dd.

Damaſk, die osmaniſche Hauptſtadt des gleichnamigen Paſchaliks, welcher den ſüdlichſten Theil vom alten Syrien, Phönizien und das ganze Paläſtina umfaßt, und jetzt höchſtens 900,000 Menſchen zählt, da im Alterthume hier mehrere Millionen ſich zuſammendrängten. Die Stadt liegt am Barady in einer herrlichen fruchtbaren Ebene, die der Geograph Abulfeda, deſſen Geburtsort Damaſk iſt, für das erſte der vier irdiſchen Paradieſe hält, und zählt noch jetzt mehr als 300,000 Einwohner, gegen 200 Moſcheen, mehrere chriſtliche Kirchen, zwei katholiſche Klöſter, und viele Bazars und Chans. Der Paſcha von Damaſk hat hier ſeinen Sitz: er iſt als Emir al Hadſchi der Begleiter und Vertheidiger der heiligen Karavane, die unter ſeiner Bedeckung von hier jährlich nach Mekka abgeht. Die Einwohner unterhalten mehrere Manufacturen, beſonders in Meſſer- und Säbelklingen, welche von dieſer Stadt den Namen Damaſcenerklingen führen, in ſeidnen und baumwollnen Zeugen und eingelegten Arbeiten, treiben auch beträchtlichen Handel. Die Damaſcener-Pflaume, eine große vorzügliche Pflaumengattung, ſtammt aus der Gegend dieſer Stadt, iſt aber jetzt durch das ganze mittägliche Europa verbreitet. Damaſcener-Roſen, (rosa Damascena), iſt eine Roſengattung, deren Stock acht bis zehn Fuß hoch wird, und die ſehr angenehm riecht; daher auch Muscatroſe. Damaſcener-Traube, ſo nennt man diejenigen Trauben, die am Stocke getrocknet werden, indem man den Stiel einkerbt, und welche die beſten großen Roſinen geben.

Damaſt nennt man einen künſtlich gewebten Zeug, deſſen Grund ein glänzender Boden iſt, in welchen man Ranken, Blumen und Figuren einwebt. Anfangs gab es blos ſeidene Damaſte, nachher machte man ſie aber auch aus Leinen und Wolle, daher z. B. damaſtenes Tiſchzeug. Nach einigen ſoll dieſe Art zu weben von den Babyloniern, nach Andern aber ſpäter von den Einwohnern zu Damaſcus erfunden worden ſein: letztere Stadt hat ihr zum wenigſten den Namen gegeben. Die eigentlichen Damaſte ſind nur von einer einzigen Farbe: werden ſie bunt gewebt, ſo verändern ſie Namen und Einrichtung, und werden franzöſiſch ras de Sicile (Sicilianiſcher Raſch) genannt. Zu dem ſeidnen Damaſte gehört auch der Damaſt von Flor oder Gaze, den man bereits ſeit verſchiedenen Jahren verfertigt hat. In den neuern Zeiten haben zuerſt die Italiener und Holländer dieſen Zeug gearbeitet, und noch im 17. Jahrh. erhielt man ihn nur aus Italien, beſonders aus Genua. Die Franzoſen folgten aber bald nach, und übertreffen jetzt die Italiener. Auch aus Indien und China bekommen wir Damaſt, den die Engländer beſonders gut nachmachen. Jetzt wird dergleichen auch in Deutſchland in großer Menge verfertigt. Nach den drei verſchiedenen Arten, wie er in Deutſchland gewebt wird, theilt man ihn in holländiſchen, franzöſiſchen und italieniſchen Damaſt ein.

Damiat, Damiette, Handelsſtadt in Nieder-Aegypten am ſeichten öſtlichen Hauptarm des Nil, zwei Meilen von deſſen Mündung, in einer ſehr fruchtbaren Gegend; ſie hat 40 bis 60,000 Einw. zwölf Moſcheen, und iſt der Sitz eines koptiſchen Biſchofs. Ihre Halbſeidenzeug-Fabriken, der Handel mit Leinwand und Leinſamen, mit

Baumwolle, ſyriſcher Seide, Reiß (von welchem europäiſche Kaufleute jährlich auf 500 Fahrzeugen 600,000 Säcke, dem Werth nach für $1^1/_2$ Million Thaler ausführen), Kaffee, Salmiak und Getreide ſind ſehr beträchtlich. Bei Damiat mußte König Ludwig IX. von Frankreich in dem von ihm begonnenen unglücklichen Kreuzzuge, 1250, ſich mit einem Theil ſeines Heeres den Saracenen gefangen geben (ſ. Ludwig IX.).

Damiens (Robert François), berüchtigt durch ſein meuchelmörderiſches Unternehmen gegen Ludwig XV., war 1715, in dem Dorfe Tieuloy, im ehemaligen Artois, geboren, wo ſein Vater ein armer Pächter war. Schon in ſeiner Jugend übte er ſo boshafte Streiche aus, daß er den Namen Robert-le-Diable erhielt. Er ließ ſich zweimal als Soldat anwerben, und war nachher Bedienter im Jeſuitencollegio zu Paris, verließ aber 1738 dieſen Dienſt, um ſich zu verheirathen. Dann diente er in verſchiedenen Häuſern der Hauptſtadt, vergiftete einen ſeiner Herren mit einem Lavement, ſtahl 240 Louisd'or, und nahm die Flucht. Darauf lebte er fünf Monate lang unſtät in St. Omer, Dünkirchen und Brüſſel, und äußerte ſich allenthalben auf eine ausſchweifende Weiſe über die Streitigkeiten zwiſchen König und Parlament. Zu Poperingue, einer kleinen Stadt bei Ypres, hörte man ihn einſt ſagen: „Wenn ich nach Frankreich komme, werde ich ſterben, aber der Vornehmſte des Landes wird auch ſterben, und ihr werdet von mir ſprechen hören.“ Er war in einer Art von Geiſtesverwirrung, als er zu Ende des J. 1756 nach Paris zurückkehrte. In den erſten Tagen des folgenden Jahres ging er nach Verſailles, nahm zwei oder drei Tage lang Opium, und bereitete ſich zu der That vor, die er den 5. Januar vollzog. Als Ludwig XV. in den Wagen ſteigen wollte, um von Verſailles nach Trianon zu fahren, verſetzte er mit einem Meſſer dem Könige einen Stich in die rechte Seite, ob dieſer gleich von den Großen des Hofs umgeben war. Der Meuchelmörder wurde ſogleich ergriffen. Mit den grauſamſten Martern, die er ſtandhaft ertrug, war es nicht möglich, ihm das geringſte Geſtändniß zu entreißen, welches hätte vermuthen laſſen, daß er Mitſchuldige gehabt. Er betheuerte, daß er das Verbrechen nicht würde begangen haben, wenn man ihm ſo reichlich, wie er es verlangt, zur Ader gelaſſen hätte, und daß er geglaubt habe, ein verdienſtliches Werk zu thun. Er ward endlich verurtheilt, von Pferden zerriſſen zu werden, und das Urtheil wurde den 28. März auf dem Greveplatz zu Paris vollzogen.

Dämmerung nennt man das ſchwache Licht, welches die Sonne einige Zeit vor ihrem Aufgange und nach ihrem Untergange in dem Luftkreiſe verbreitet. Der Luftkreis fängt mit Hülfe der Dünſte und Wolken die Sonnenſtrahlen auf, und bricht und wirft ſie auf die unbeleuchteten Theile der Erde. Die Morgendämmerung fängt an, und die Abenddämmerung hört auf, wenn die Sonne eine Tiefe von etwa 18° unter dem Horizonte erreicht hat. Dieſe 18° machen nämlich den Sehungsbogen der kleinſten Sterne aus, d. h. wenn die Sonne dieſe Tiefe hat, ſo ſind die kleinſten Sterne einem gewöhnlichen guten Auge ſichtbar, oder es iſt völlig dunkel. Die Dauer der Dämmerung iſt ſehr verſchieden. In den Ländern unter dem Aequator währt ſie an den Tagen der Nachtgleiche 1 Stunde 12 Minuten, und wird deſto länger, je mehr ſich die Sonne vom Aequator entfernt. Unter den Polen der Erde, wo 6 Monate lang Tag, und 6 Monate lang Nacht iſt, dauert die Dämmerung faſt 2 Monate, ſo daß dadurch ein großer Theil der halbjährigen Nacht erleuchtet wird. Sie iſt doppelt wohl-

thätig, indem ſie die Nacht abkürzt, und zugleich die ſchädliche Wirkung der ſchnellen Abwechſelung des Lichtes und der Finſterniß auf unſere Augen verhindert.

Dämmerungskreis heißt in der Naturlehre der Kreis, welcher die Grenze der **Dämmerung** (ſ. d.) bezeichnet, und gewöhnlich in einer Tiefe von 18° unter dem Geſichtskreiſe, mit dieſem gleichlaufend, beſchrieben wird.

Dämmerungsvögel ſ. **Schmetterlinge.**

Dämon, Dämoniſch, Dämonologie, (griechiſche und orientaliſche). Viel Heilſames und Schädliches, viel Weisheit und Thorheit, viel Religioſität und Aberglaube hat ſich an dieſen Glauben geknüpft! Es wird daher zweckmäßig ſein, wenn wir hier, in flüchtigen Umriſſen, die Geſchichte deſſelben entwerfen. Der Name Dämonen (δαιμόνια, δαίμονες, genii) unter welchem wir jene Geiſter, welche Einfluß auf die Schickſale der Menſchen haben ſollen, öfters genannt finden, weiſet uns, da er griechiſchen Urſprungs iſt, zunächſt auf Griechenland, und es ſchadet nichts, wenn wir von dieſem Punkte ausgehen. Schon bei Homer finden wir Dämonen. Nur von Göttern aber wird bei ihm als von Dämonen geredet; die Götter ſelbſt reden ſich mit dieſer Benennung an, und dämoniſch iſt ſo durchaus gleichbedeutend mit göttlich, daß die Ableitung des Wortes Dämon von Daëmon, d. i. höchſt einſichtig, weiſe, allwiſſend, allerdings eine Beſtätigung dadurch zu erhalten ſcheint. Wie ganz anders ſchon bei Heſiodus, der uns berichtet:

Drei Myriaden ja ſind der Unſterblichen rings um den Erdkreis,
Heilige Diener des Zeus, der ſterblichen Menſchen Behüter,
Welche die Obhut tragen des Rechts und der ſchnöden Vergehung,
Dicht in Nebel gehüllt, ringsum durchwandelnd das Erdreich.

Daß unter dieſen Unſterblichen Dämonen zu verſtehen ſeien, geht aus Plutarch hervor, welcher ſagt, Heſiodus habe beſtimmt vier Claſſen vernünftiger Weſen angenommen: Götter, eine Menge Dämonen, Heroen und Menſchen. Heſiodus ſelbſt aber ſagt in der Stelle von den Zeitaltern (Op. et Dies 121 — 126.) von den Menſchen des goldenen Alters: nach ihrem Tode

Werden ſie fromme Dämonen der obern Erde genennet,
Gute, des Wehs Abwehrer, der ſterblichen Menſchen Behüter.
Welche die Obhut tragen des Rechts und der ſchnöden Vergehung,
Dicht in Nebel gehüllt, ringsum durchwandelnd das Erdreich.
Geber des Wohls: dies ward ihr königlich glänzendes Ehramt.

Hier zeigen ſich alſo unzweideutige Spuren einer ſchon ausgebildeten Dämonenlehre. Eigentliche Claſſification findet ſich aber erſt ſpäter, nachdem der Volksglaube durch die Schulen der Philoſophen gegangen war. Ariſtoteles unterſcheidet die Unſterblichen in Götter und Dämonen, die Sterblichen in Heroen und gewöhnliche Menſchen. In der griechiſchen Philoſophie ſpielten dieſe Dämonen ſchon frühzeitig eine bedeutende Rolle. Thales und Pythagoras, Sokrates und Xenophon, Empedokles und die Stoiker dichteten viel von ihnen, jeder auf ſeine Weiſe; alle jedoch überfliegt der dichteriſche Platon. Im Gaſtmahl erklärt ſich Diotima über die Dämonen alſo: „Alles Dämoniſche iſt zwiſchen Gott und dem Sterblichen, und ſeine Verrichtung iſt, zu verdolmetſchen und zu überbringen den Göttern, was von den Menſchen, und den Menſchen, was von den Göttern kommt; der Einen Gebete und Opfer, und der Andern Befehle. In der Mitte zwiſchen Gott und Menſch iſt das Dämoniſche, alſo die Ergänzung, damit nun das Ganze

in ſich ſelbſt verbunden ſei. Und durch dies Dämoniſche geht auch alle Weiſſagung, und die Kunſt der Prieſter in Bezug auf Opfer, Weihungen, Beſprechungen und allerlei Wahrſagung und Bezauberung. Denn Gott verkehrt nicht mit Menſchen, ſondern aller Umgang und Geſpräch der Götter mit den Menſchen geſchieht durch die Dämonen, ſowohl im Wachen als im Schlafe. Solcher Dämonen oder Geiſter giebt es viele und vielerlei." An andern Stellen berichtet er uns von ihnen, ſie ſeien in Luft gekleidet, wandeln über dem Himmel, ſchweben über den Sternen und verweilen auf der Erde; ſie ſchauen unverhüllt in die Geheimniſſe der Zukunft und verwalten ſie nach Gefallen; jeder Sterbliche erhalte mit jedem neuen Leben einen eigenthümlichen Dämon, der ihn bis ans Ende begleite, und ſeine Seele zu dem Orte der Reinigung und Strafe führe. Im Allgemeinen dachte ſich das Volk unter ihnen die Gottheit, ſofern ſie die menſchlichen Schickſale lenket, und man theilte ſie, in Beziehung auf die Wirkungen, die ihnen zugeſchrieben wurden, in gute und böſe Geiſter, in Agathodämonen und Kakodämonen. Die Römer bildeten die griechiſche Dämonologie in ihrem eignen, weniger poetiſchen Charakter, und vermiſcht mit etruskiſchen Vorſtellungen, weiter aus. Ihnen bedeutete der Genius den Geiſt des individuellen Lebens. In dieſem allen erkennt man leicht die urſprüngliche Idee: Wo eine unerklärliche Macht wirkt in Natur oder Freiheit, da iſt etwas Dämoniſches; dieſe Idee aber ward ausgebildet durch Philoſophie, welche den Volksglauben berichtigen und die Vernunft mit dieſem Glauben verſöhnen wollte. Um die Idee der Gottheit in ihrer Reinheit darzuſtellen, mußte man die mythologiſchen Anſichten allmählich zurückdrängen, und dies konnte nicht unvermerkter als durch die Hinzuziehung der Dämonen geſchehen. Ob aber gleich griechiſche Philoſophen dies für Griechenland thaten, ſo darf man darum doch nicht glauben, daß auch dieſe Ideen, wie das Wort Dämon, griechiſchen Urſprungs ſeien; vielmehr iſt es glaublich, daß die ganze Dämonenlehre nach Griechenland nur verpflanzt ſei. Ihr eigentlicher Urſprung iſt in den Religionen des Orients zu ſuchen, wo wir ſie überall wiederfinden. Die Hindu zählen außer dem höchſten Weſen, Para, Brama, 33,000 Götter und eine unausſprechliche Zahl von Götterdienern. Den höchſten Rang unter jenen Göttern behauptete die Dreieinigkeit, Brama, Wiſchnu und Ruddren, die in ewigem Wechſel ſchaffen, erhalten und zerſtören. Wenn des Zerſtörers Anbeter ſterben, ſo ſendet er ſeine Diener, daß ſie dieſelben zu ihm bringen, damit er ihnen ſeine Seligkeit zu genießen gebe. Die Dämonen ſind hier die Dweta's. Ungleich ſyſtematiſcher ausgebildet finden wir aber dieſe Lehre in der Religion Zoroaſters oder dem chaldäiſch-perſiſchen Magismus, der auch unſtreitig als eine Hauptquelle der Dämonologie anzuſehen iſt. Um die Entſtehung des Uebels zu erklären, nahm Zoroaſter neben einem guten noch ein böſes Prinzip an, als Quellen alles Guten und alles Uebels, und bildete dieſe Idee alſo aus: Es giebt ein Reich des Lichts und ein Reich der Finſterniß; in jenem herrſcht Ormuzd, der Urheber und Verbreiter alles Guten, in dieſem Ahriman, der Quell alles Uebels, des moraliſchen wie des phyſiſchen. Um den Thron des Ormuzd ſtehen die ſieben Amſchaſpands (Erzengel), die Fürſten des Lichts, unter denen er ſelbſt der erſte iſt. Ihnen ſind untergeordnet die Izeds, die Genien von Allem, was gut iſt, von welcher Art es auch ſei; dieſen die Feruers. Auf gleiche Weiſe iſt das Reich der Finſterniß unter Ahriman eingerichtet. Sein Thron

wird umgeben von den oberſten ſieben Diws, den Fürſten des Böſen, und eine zahlloſe Menge niederer Diws ſtehen unter ihnen, wie die Izeds unter den Amſchaſpands. In unaufhörlichem Streite unter einander ſind Ormuzds und Ahrimans Reiche; aber einſt wird Ahriman beſiegt; das Reich der Finſterniß hört gänzlich auf. Heeren hat darzuthun geſucht, daß dieſe Ideale nach den Verfaſſungen gebildet ſeien, die den aſiatiſchen Monarchien eigen ſind, aber Alles ſichtbar dem Orte, wo, und den Zeitumſtänden, unter welchen der Geſetzgeber und Religionsſtifter auftrat, angepaßt. Allein letzterer blieb nicht blos bei dieſen allgemeinen Begriffen ſtehen, ſondern übertrug ſie auch auf einzelne Gattungen von Weſen. Alle vernünftige und unvernünftige, lebende und lebloſe Weſen gehörten zu einem jener Reiche; die reinen Menſchen, Thiere und Gewächſe zu Ormuzds; die unreinen (giftigen, ſchädlichen) zu Ahrimans Reiche. Auf dieſe Weiſe war die Dämonologie im Parſismus zu einer Ausdehnung gediehen, und in einen ſyſtematiſchen Zuſammenhang gebracht, wie man ſie anderwärts nicht kannte. Ob Horn (bibliſche Gnoſis) Recht habe, daß die Aegypter von den Parſen entlehnt haben, kann hier nicht unterſucht werden, verdient aber eine nähere Prüfung. Zwar finden wir bei den Aegyptern den Kreis des Mondes, Waſſer, Erde und Luft mit Dämonen angefüllt, den Elementen und Körpern vorſtehend, Steine, Metalle und Pflanzen unter ihrem Einfluß, und die Menſchenſeelen in ihrer Macht, allerdings alſo ein weit verbreitetes Reich der Dämonen; aber nicht jenen auffallenden Dualismus (der jedoch in Oſiris und Typhon hervortrit) und Parallelismus des Zoroaſterſchen Syſtems. Wären nun aber auch ägyptiſche und perſiſch-chaldäiſche Dämonologie nicht aus Einer Quelle gefloſſen, ſo berührten ſie ſich doch ſpäterhin in einem Punkte, um gemeinſchaftlich eine neue zu geſtalten. Obſchon nämlich die Dämonenlehre auf verſchiedenen Wegen über Vorder-Aſien nach Griechenland kam, ſo war doch Aegypten die Hauptquelle für die höhere Dämonologie der Griechen, unter denen ſie durch die Orphiker und die Myſterien verbreitet, und von den Philoſophen, bis nach Chriſti Geburt herab, ausgebildet wurde. Während ſie aber auf ſolchem Wege zu den Griechen kam, erhielten ſie die Hebräer auf zwei verſchiedenen andern Wegen. Zur Zeit der babyloniſchen Gefangenſchaft ſchöpften ſie unmittelbar aus der Quelle des chaldäiſch-perſiſchen Magismus, und wenn ſie auch früher Elohims und Engel gekannt haben ſollten (merkwürdig iſt immer, daß die letztern zuerſt in der Geſchichte des Chaldäers Abraham vorkommen, und daß ihrer in den früheren Propheten gar nicht gedacht wird, bei Daniel hingegen deſto mehr), ſo wurde doch die Lehre von ihnen in und nach der babyloniſchen Gefangenſchaft erſt ausgebildet. Derſelbe Dualismus, den wir in Zoroaſters Syſtem bemerken, thut ſich nun auch hier hervor; es giebt gute und böſe Dämonen; ſie werden claſſificirt und bekommen eigene Namen. Es ſind ſieben gute Dämonen, welche den Staatsrath Jehovahs ausmachen, und immer vor ſeinem Throne ſtehen (Tob. 12, 15). Von der andern Seite kam dieſe Nation unter den Seleuciden und Ptolomäern auch mit Aegypten und den Griechen, beſonders in Alexandrien, in lebhafteren und dauernden Verkehr, und zu den aus dem Magismus oder Parſismus aufgenommenen Vorſtellungsarten geſellten ſich ägyptiſch-griechiſche, welchen Zuſammenfluß man hauptſächlich im neuen Teſtamente wahrnimt. Unmöglich war es, das Eindringen griechiſcher Philoſopheme abzuwehren. Unter Esra und Nehemia verhallte bereits die

Stimme der Propheten; an die Stelle der Lehrer traten Gelehrte; Studium und Grübelei begannen, Volksglaube und Philoſophie trennten ſich, und die Philoſophen ſelbſt theilten ſich in mehrere Secten. Den altgläubigen Phariſäern ſtanden gegenüber die Saducäer und Eſſäer, und kein Hoherprieſter und kein Sanhedrin vermochten zu verhindern, daß nicht auch das Volk (dem ſchon die Samaritaner gegenüber ſtanden) in dieſe Parteien ſich getheilt hätte. So ſtand es, als Chriſtus auftrat. Pythagoräiſche und Platoniſche Philoſophie, mit Orientalismen verſchmolzen, hatten bereits den Keim entwickelt, der in der helleniſtiſchen Philoſophie der Juden ſich ausbildete, und ein Cabbalismus ſtand, von den feinſten Köpfen der Nation gehegt, neben der Rabbinen-Philoſophie. In Hinſicht auf die Geiſterlehre bemerkt man, daß der Ausdruck Dämon und dämoniſch im Sinn eines böſen plagenden Geiſtes beſtimmter hervortrit. Hieraus entſprangen nun jene Begriffe von Dämonen, als Geiſtern böſer Menſchen, die in den Leib derſelben fahren und ſie plagen, und von den Mitteln dagegen, z. B. von Wunderkräutern, wodurch man dieſe Dämonen austreiben könne. So erſcheinen die Dämonen als Untergeiſter eines (perſiſchen) Satanas, eines leidenſchaftlichen, feindſeligen, boshaften, menſchenfolternden und marternden Plagegeiſtes. Anderer Seits war ein Ausſpruch Chriſti (Math. 28., 10.) Veranlaſſung zur Annahme des Satzes, daß ein Engel jedem Menſchen als Schutzgeiſt beigegeben ſei. Die chriſtlichen Schriftſteller machten jene böſe Bedeutung von Dämonen zur herrſchenden, ſo daß die Dämonen den Engeln entgegengeſetzt wurden. In dieſer Entgegenſetzung bildete ſich nun die Geiſterlehre aus zur Angelologie, d. i. zur Lehre von guten Engeln, und Dämonologie, Lehre von böſen Engeln. Bei dieſer weitern Ausbildung aber verſchmolz in dem Chriſtianismus jüdiſche und griechiſch-philoſophiſche Vorſtellungsart oft wunderſam in einander. Wie Platons Mythus eine unerſchöpfliche Quelle für die Neu-Platoniker, ſo wurde er es auch für die Kirchenväter; und die chriſtliche Dogmatik, die man hier mit Recht vom Chriſtenthume unterſcheidet, wurde der Punct, in welchem alle Zweige der Dämonologie des Orients und Occidents ſich vereinigten. (S. übrigens auch die Artikel **Engel**, **Teufel**, **Genien** und **Gabalis**.) d d.

Damon und Pythias, zwei edle Syracuſaner, welche als ſeltene Muſter unerſchütterlicher Freundſchaft berühmt geworden ſind. Pythias war unſchuldig von Dionyſius, dem Tyrannen, zum Tode verurtheilt worden, hatte aber auf die Bürgſchaft ſeines Freundes Damon die Erlaubniß erhalten, ſeine Angelegenheiten in einem benachbarten Orte perſönlich in Ordnung bringen zu dürfen. Dagegen war dieſer ins Gefängniß gegangen, und hatte verſprochen, für Pythias den Tod zu leiden, wenn er zur beſtimmten Zeit nicht zurückgekehrt ſein würde. Unerwartete Hinderniſſe verzögerten ſeine Rückkunft; ſchon wandelt Damon getroſt, und feſt überzeugt von der Treue ſeines Freundes, dem Richtplatze zu; ſchon beginnt das Volk zu murren und den leichtgläubigen Damon zu beklagen: als plötzlich Pythias durch die Haufen des Volks ſeinem Freunde in die Arme ſtürzt. Bei dem edelſten Wettkampfe unter beiden, da Jeder für den Andern ſterben will, zerfließen alle Anweſende in Thränen, und Dionyſius ſelbſt trit hinzu, begnadigt ſie und bittet, ihn als den Dritten in dieſen ſchönen Freundſchaftsbund aufzunehmen. Wer kennt nicht Schillers treffliche Ballade, die Bürgſchaft, zu welcher dieſe Geſchichte den Stoff hergab?

Dampf, Dämpfe. Wenn man Körper, vorzüglich flüſſige, ei-

nem ſtarken Grade von Hitze ausſetzt, ſo dehnen ſich ihre ſämmtlichen Theile in einen weitern Raum aus, und erhalten zugleich einen höhern Grad von ſpecifiſcher Elaſticität. Ihre Beſtandtheile vereinigen ſich mit dem Wärmeſtoffe, und bilden in dieſer Vereinigung dasjenige, was man Dämpfe nennt: der aus kochendem Waſſer aufſteigende Dampf iſt ſehr geeignet, dieß vollkommen anſchaulich zu machen. Die auf dieſe Weiſe aus den Körpern abgeſchiedenen elaſtiſchen Stoffe ſind überhaupt von zweierlei Art. Einige bleiben nämlich, wenn ſie auch wieder erkalten, elaſtiſch, heißen daher permanent-elaſtiſche oder luftförmige Flüſſigkeiten, Luft- oder Gasarten; diejenigen aber, welche durch die bloße Wirkung der Kälte ihre elaſtiſche Form wieder verlieren, werden insbeſondere Dämpfe oder elaſtiſche Dünſte genannt. Die Erzeugung derſelben kann man ſchon bei einem gewöhnlichen Theekeſſel wahrnehmen; beſſer aber noch bei der Wind- oder Dampfkugel (Akolopile), d. i. einer metallenen, mit einer offenen Röhre verſehenen Kugel, in welcher Waſſer zum Sieden gebracht wird. Bei einem gewiſſen Grade der Wärme fängt das Waſſer, oder welche Flüſſigkeit man ſonſt nimt, zu kochen an, und verwandelt ſich in ein höchſt elaſtiſches und flüſſiges Weſen, in Dämpfe, die aus der Röhre oder Windkugel wie ein heftiger Wind ausſtrömen, und, in ein Gefäß von gleicher oder noch ſtärkerer Hitze aufgenommen, die Durchſichtigkeit, Elaſticität und alle übrigen mechaniſchen Eigenſchaften der Luft haben und beibehalten. Treffen aber dieſe Dämpfe außer dem Gefäße die atmoſphäriſche kältere Luft an, ſo erſcheinen ſie darin als ein Nebel, vermiſchen ſich mit derſelben, und verſchwinden endlich unvermerkt. Stoßen ſie an die Oberfläche eines kalten Körpers, z. B. eines Glaſes, Steines ꝛc., ſo verdichten ſie ſich wiederum in Tropfen, die ein Theil der im Gefäße enthaltenen Flüſſigkeit ſind. Die Elaſticität der Dämpfe iſt außerordentlich; nach den Verſuchen der geſchickteſten Phyſiker entſtehen aus 1 Cubikzoll Waſſer 1470 Cubikzoll Dämpfe. Dieſe Dämpfe nun, wenn ſie in einem engen Raume eingeſchloſſen werden, der ihrer Ausdehnung Widerſtand entgegen ſetzt, bringen unglaubliche Wirkungen hervor, wie wir bei Vulkanen und Erdbeben ſehen. Auch iſt dieſe Eigenſchaft der Dämpfe zu mehreren wichtigen Erfindungen, z. B. der Dampfmaſchine, des Dampfboots u. ſ. f. mit großem Vortheile benutzt worden; ſo wie andererſeits der außerordentliche Hitzgrad, den Waſſerdämpfe anzunehmen fähig ſind, die Veranlaſſung zu ihrer Anwendung beim Dampf-Koch-Apparat, Papinian-Topfe ꝛc. gegeben hat. Man bedient ſich auch der Dämpfe in der Heilkunſt, z. B. bei Dampfbädern. Man vergl. die folg. Art.

Dampfbad oder Dunſtbad, in der Heilkunſt, die Erwärmung kranker Glieder durch den Dampf oder Dunſt heißer Arzneimittel, welchen man an dieſelben ſteigen läßt, um ſie in Schweiß zu bringen. Dann auch ſo viel als Schwitzbad: die Erwärmung des ganzen Körpers in einer ſehr ſtark geheizten Stube. S. Bäder. Eine wichtige neuere Erfindung ſcheinen die Schwefel-Dampfbäder zu ſein, welche ein junger franzöſiſcher Arzt, Galés, im Hoſpital St. Louis zu Paris, mit dem beſten Erfolge anwendet. Sie ſind nicht allein weit minder koſtbar als die bisher gewöhnlichen Schwefelbäder, und ſelbſt als der Gebrauch der Schwefelſalben, ſondern ſollen auch, und das iſt die Hauptſache, von ungleich größerer Wirkſamkeit, beſonders bei Hautkrankheiten, als Krätze ꝛc. ſein, wobei noch zu bemerken iſt, daß mittelſt einer künſtlichen Vorrichtung von der Erfindung des Doktors Galés, der durch Wärme verflüchtigte Schwefel, bei der Cur, zwar den

ganzen Körper gleichmäßig umgiebt, das Geſicht aber frei bleibt, und von dem erſtickenden Dunſte durchaus nicht beſchwert wird. In der Scheidekunſt heißt Dampfbad der Dampf des kochenden Waſſers, um einen Körper darin aufzulöſen, und die dazu nöthige Vorrichtung.

Dampfboot, ein Fahrzeug, welches ſtatt der Segel oder Ruder ein Rad mit Schaufeln, oder eigentlich zwei, an den beiden Enden einer Welle angebrachte Schaufeln hat, die in das Waſſer reichen, und die Stelle der Ruder vertreten. Durch die in der Mitte des Schiffs oder Bootes angebrachte Dampfmaſchine wird dieſes Schaufelrad in Bewegung geſetzt und erhalten. Die Kraft der Schaufeln macht, daß das Schiff ſich weit ſchneller fortbewegt, als ein gewöhnliches Packetboot. Selbſt gegen Wind und Fluth kann ein ſolches Fahrzeug 4 engliſche Meilen in einer Stunde zurücklegen; bei günſtigem Winde geht es noch viermal ſchneller. Der Erfinder des Dampfboots iſt ein Amerikaner, Robert Fulton (ſ. d. Art.). Das erſte Dampfboot wurde, nach ſeiner Angabe, zu New-York erbaut, und lief daſelbſt am 3. Oct. 1807 vom Stapel. Seitdem iſt dieſe Art Fahrzeuge, die in einem von ſo vielen ſchiffbaren Flüſſen durchſchnittenen Lande, wie Nordamerika iſt, von dem größten Nutzen ſind, außerordentlich vervielfältigt worden, beſonders aber auf dem Miſſiſippi und ſeinen Nebenſtrömen, auf denen über 100 beſchäftigt ſind. In ganz Großbritannien benutzt man ſolche zur inländiſchen Canalfahrt, zur Küſtenſchiffahrt und zu Packetböten nach dem jenſeitigen Feſtlande. Selbſt auf den Fähren, mit welchen man in Amerika über die Flüſſe ſetzt, hat man die Dampfmaſchinen angebracht. Die gewöhnliche Einrichtung eines ſolchen Dampfboots iſt folgende. Im Vorder- und Hintertheile des Fahrzeugs befinden ſich Kajüten für Reiſende, wenn es als Packetboot gebraucht wird, oder leerer Raum für die Waaren. In der Mitte iſt die Dampfmaſchine. Der Dampfkeſſel ſteht, wenn man von dem hintern Theile des Boots nach vorn hin ſieht, rechts; der Cylinder und das Schwungrad links. Durch das Herauf- und Heruntergehen des Kolbens wird an jeder Seite des Boots, mittelſt eines mit einer Kurbel verſehenen Arms, ein ſenkrechtes, den unterſchlächtigen Waſſerrädern der Mühlen gleichendes Rad mit Schaufeln umgedreht, deren jedes ungefähr 11 Fuß im Durchmeſſer und 3½ Fuß Breite hat, und aus dickem Eiſenblech verfertigt iſt. Von dieſen Rädern iſt der vierte Theil des Halbmeſſers unter dem Waſſer; dieſer untere Theil, und jede Schaufel, die in die unterſte Stelle kommt, dient ſtatt des Ruders. Um das lärmende Getöſe zu verhüten, welches durch das Eintreten der Schaufeln in das Waſſer verurſacht werden könnte, giebt man dieſen eine ſolche Stellung, daß ſie gegen die Achſe ſchief ſtehn. Durch das außerordentlich ſchnelle Umhertreiben der Schaufelräder wird der geſchwinde Gang des Schiffes oder Bootes bewirkt. Unter dem Keſſel der Dampfmaſchine muß ununterbrochen ein lebhaftes Feuer unterhalten werden; man rechnet, daß dazu in 24 Stunden 5 Tonnen Steinkohlen erfoderlich ſind. Der Rauch wird durch eine weite, aus ſehr dickem Schmiedeeiſen gefertigte Röhre abgeführt, und dieſen Schornſtein benutzt man zugleich als Maſtbaum; man ſetzt eine Segelſtange mit einem Segel darauf. Der Ofen unter dem Keſſel wird von Backſteinen gebaut, die durch eiſerne Bänder feſt zuſammengehalten werden; die hölzernen Schiffswände umher werden mit Eiſenblech beſchlagen. Um den Ofen iſt die Hitze faſt unerträglich; der Schürer aber muß immer zugegen ſein, um zu verhüten, daß die Steinkohlen nicht in eine Maſſe zuſammenbacken. Der ſtarke Verbrauch an Kohlen hält die Nordamerikaner nicht

ab, die Dampfboote zu ſehr weiten Reiſen, und beſonders zu Waarenverſendungen zu gebrauchen; auch können ſie als Aviſo= und Courierſchiffe in Kriegszeiten, und überhaupt zur Beſchleunigung des Poſtenlaufs, beſonders in den Sommermonaten, wo öfters Windſtillen auf dem Meere eintreten, mit großem Vortheil auf der See gebraucht werden. Der Vortheil, den die Dampfboote an Seeküſten und an Flüſſen gewähren, iſt hinlänglich bewährt worden. In Deutſchland erſchien das erſte Dampfboot auf dem Rheine bei Cöln am 12. Juni 1816. Es kam von Rotterdam, war nach Frankfurt am Main beſtimmt, hatte die Fahrt bis Cöln in etwas mehr als fünf Tagen gemacht. Am 15. Juni kam es aber ſchon wieder nach Cöln zurück, ohne bis Frankfurt gekommen zu ſein. Man ſchien ſich überzeugt zu haben, daß dieſes Fahrzeug zur Schiffahrt auf dem Rheine nicht ganz geeignet ſei. Faſt zu gleicher Zeit kam auch ein Dampfboot in Hamburg an, und wurde als Poſtſchiff zwiſchen Hamburg und Curhaven gebraucht. Dieſe beiden Boote, ſo wie das aus England nach Paris auf die Seine gebrachte, und das des Engländers Baird zu Petersburg, welches täglich regelmäßige Fahrten zwiſchen Petersburg und Kronſtadt macht, und dazu 3 Stunden braucht, waren alle in England gebaut worden. In Deutſchland ſelbſt hat Humphreys das erſte Dampfboot zu Pichelsdorf an der Spree erbaut, das die Fahrt zwiſchen Berlin und Hamburg regelmäßig machte. Allein im Jahr 1818 ging wegen Mangel an Reiſenden dieſe Dampfpoſt wieder ein. Verſchiedentlich eingetretene Unglücksfälle, indem durch zu ſtarke Entwickelung der Dämpfe die Dampfkeſſel ſprangen, und große Verwüſtung anrichteten, veranlaßten die Erfindung einer neuen Bauart des Dampfkeſſels, durch Dav. Heath in Neu=Jerſey, und mehrere andere Vorkehrungen, wodurch nunmehr aller Gefahr dieſer Art vorgebeugt zu ſein ſcheint. Der Mechanikus Owen in Stockholm hat eine bedeutende Verbeſſerung in den Dampfbooten gemacht. Da die bisher an denſelben gewöhnlichen Seitenräder mehr oder weniger in das Waſſer tauchen, je nachdem das Fahrzeug befrachtet iſt, wodurch ihre Wirkung ungleich gemacht wird, auch, wenn zugleich das Segel gebraucht wird, ein Rad oft kaum den Waſſerſpiegel berührt, während das andre ganz unter Waſſer iſt: ſo hat Owen es zweckmäßig gefunden, ein Rad an dem Hintertheile des Fahrzeugs anzubringen, wodurch das Schiff, ohne Hülfe der Segel, in weniger als 3 Minuten 180 Klafter weit fortgetrieben wird; eine Wirkung, welche faſt der Wirkung der Seitenräder bei den günſtigſten Umſtänden gleich kommt, ohne daß dieſe Einrichtung die Mängel der letztern hat. In England beſchäftigte ſich ſelbſt das Parlament 1817 mit dieſem Gegenſtande, und entwarf nach den ſorgfältigſten Unterſuchungen eine Vorſchrift, nach der von dieſem Zeitpunct an die Dampfboote und Dampfſchiffe müſſen eingerichtet werden. Die Anwendung derſelben verbreitet ſich übrigens täglich mehr, und m Sommer 1819 kam zu Liverpool in England ein Dampfſchiff von Savannah in Amerika an, welches 350 Tonnen groß, mit Kaufmannsgütern beladen, die weite Reiſe in 25 Tagen zurückgelegt hatte. Es iſt das erſte Schiff der Art, welches gewagt hat, den atlantiſchen Ocean zu befahren.

Dampf=Buchdrucker=Maſchine. In England hat man ſeit einigen Jahren die Dampfmaſchine auch für die Buchdruckerpreſſen angewendet. Das Verdienſt dieſer Erfindung gehört einem Deutſchen, König, aus Eisleben, der dieſe Art zu drucken in der Druckerei der bekannten Zeitung the Times in London mit Erfolg betrieb. Die Preſſe iſt einer Kupferdruckerpreſſe ähnlich, und wird durch

Cylinder bewegt, die von der Dampfmaſchine ihren Schwung erhalten. Mitten über dem Geſtelle iſt ein Gefäß mit Druckerfarbe angebracht, die beim Ausfließen nach und nach auf ſechs verſchiedene Cylinder ſich verbreitet, deren unterſter mit einer Haut überzogen iſt, und die Stelle der gewöhnlichen Buchdruckerballen vertrit. Unter dieſem Farben=Cylinder ſind zwei große hölzerne Cylinder angebracht, deren jeder gerade ſo viel Umfang hat, daß er mit drei Bogen Druckpapier völlig und auf allen Seiten bedeckt werden kann. Ein bei der Maſchine ſtehender Arbeiter hat neben ſich einen Haufen angefeuchteter Bogen, die er über die Cylinder breitet, nach dem Verhältniſſe, wie dieſe ſich um ihre Achſe drehen, und einen leeren Platz darbieten. Die in eiſernen Rahmen, wie gewöhnlich, geſetzten Lettern werden auf ein metallenes, mit vier Rädern verſehenes Geſtell gelegt, das in Fugen von einem Ende der Maſchine zum andern ſchnell hin und her läuft, und indem es unter den Farben=Cylindern, von welchen die Lettern die Farben erhalten, und zwiſchen den beiden mit weißem Papier umwundenen Cylindern durchgeht, werden die weißen Bogen gehörig bedruckt. Die bedruckten Bogen bleiben nun nicht mehr am Cylinder kleben, ſondern hängen von demſelben herab; ein Knabe, der am Ende des Gerüſtes ſitzt, nimt ſie vollends herunter, und legt ſie, wie gewöhnlich, auf einen Haufen. Da die Maſchine jedesmal, ehe ſie ihre Arbeit beginnt, gehörig zugerichtet wird, ſo fällt äußerſt ſelten ein fehlerhafter Abdruck vor. Der Druck iſt weit reiner, als er bei der gewöhnlichen Verfahrungsart, wenn das Geſchäft raſch betrieben wird, auszufallen pflegt. Aber der größte Vorzug der Maſchine beſteht in der Schnelligkeit der Arbeit, und ſie wird dadurch beſonders für das Drucken der Neuigkeitsblätter, oder ſolcher Schriften, von denen zahlreiche Abdrücke erfoderlich ſind, ſehr ſchätzbar. Hiezu kommt noch die Erſparung der Menſchenhände, denn außer dem erwähnten Arbeiter und dem Knaben iſt nur noch ein Mann zur Beſorgung der Feuerung, und ein anderer zur Beſorgung des Mechanismus der Maſchine ſelbſt angeſtellt. Es giebt eigentlich drei Arten ſolcher Maſchinen, die der Zuſammenſetzung und Wirkung nach, verſchieden ſind: 1) die einfache Maſchine; dieſe druckt die Bogen nur auf einer Seite, ſo geſchwind ſie angelegt werden, in einer Stunde 900 bis ſelbſt 1000 Bogen. Der Arbeiter legt die Bogen an, der Knabe nimt ſie ab; die Maſchine thut alles Uebrige. 2) Die doppelte Maſchine; dieſe druckt die Bogen gleichfalls nur auf einer Seite, aber 1500 bis 1600 Bogen in einer Stunde. Zum Anlegen und Abnehmen der Bogen werden zwei Männer und zwei Knaben gebraucht. 3) Die vollſtändige Maſchine; dieſe druckt das Papier auf beiden Seiten, 900 bis 1000 Bogen oder 1800 bis 2000 Seiten in einer Stunde. Es wird dabei nur ein Mann und ein Knabe zum Anlegen und Abnehmen der Bogen gebraucht; Beide leiſten bei dieſer Maſchine, da man das größte Format auf derſelben drucken kann, ungefähr ſo viel als 12 Drucker mit 6 Preſſen, angenommen, daß 300 in einer Stunde auf der Preſſe gedruckt werden. Die bedeutenden Koſten, welche erfodert werden, um eine ſolche Maſchine herzuſtellen, vielleicht auch einige Beſorgniß wegen der ausdauernden Wirkſamkeit des Mechanismus, mögen die weitere Ausbreitung dieſes Verfahrens bis jetzt noch aufgehalten haben. Die aus der Druckerei der Times gelieferten Arbeiten geben jedoch den ſicherſten Beweis von der Vollkommenheit dieſer Maſchinen, die ſeit den erſten damit gemachten Verſuchen ſehr verbeſſert worden ſind. Der Erfinder iſt nun nach Deutſchland zurückgekehrt, er hat ſeine mecha-

niſche Werkſtadt im Kloſter Zell bei Würzburg aufgeſchlagen, und wird von hier aus, je nachdem er unterſtützt wird, Deutſchland noch mit mancher Erfindung bereichern.

Dampfkugel, ſ. Dampf.

Dämpfer (franz. Sourdine, ital. Sordina oder Sordino), eine Vorrichtung an den rauſchenden muſikaliſchen Inſtrumenten, beſonders an den Saiteninſtrumenten (ſonſt aber nur an den Hörnern, Pauken und Trompeten), um ihnen das Schreiende des Tons zu benehmen, und den Ton ſanfter und ſchwächer zu machen (zu dämpfen). Bei den Geigeninſtrumenten kommt dieſe Vorrichtung am häufigſten vor, und beſteht am zweckmäßigſten aus einem hölzernen (vorzüglich buxbaumenen, auch wohl elfenbeinernen oder metallenen) Kamme, von deſſen Zacken der Steg feſt umklammert wird. Das Aufſetzen der Dämpfer wird gewöhnlich durch die Worte con Sordini, das Wegnehmen derſelben durch die Worte senza i sordini, si levano i sordini, oft nur durch die Buchſtaben S. S. bezeichnet.

Dampfmaſchine, Feuermaſchine, eine Maſchine, welche durch Dämpfe ſiedenden Waſſers in Bewegung geſetzt wird. Die bewegende Kraft iſt eigentlich der Druck der Luft gegen den luftleeren Raum, welcher durch plötzliche Abkühlung der heißen Dämpfe entſteht. Man braucht ſie gewöhnlich zur Hebung großer Maſſen Waſſer, an Orten, wo die dazu nöthige Feuerung leichter und wohlfeiler zu haben iſt, als die Veranſtaltungen, welche andere bewegende Kräfte erfodern. Die Dampfmaſchine verdient unſere Bewunderung, theils wegen der Größe, Menge und Manntchfaltigkeit ihrer Theile, theils wegen ihrer großen Wirkungen, theils auch wegen des ſinnreichen, in einem Jahrhunderte ausgeſonnenen und auf das Höchſte vervollkommneten Mechanismus, vermittelſt deſſen ſie alle zu ihrer Beſtimmung nothwendigen Verrichtungen ſelbſt vornimt, ſogar ihren Gang nach Erforderniß beſchleunigt oder aufhält, ohne hierzu irgend eine Einwirkung von außen, außer einem Menſchen der das Feuer unterhält, nöthig zu haben. Das Getriebe dieſer Maſchine beruht überhaupt auf einem Hebel oder Balken, der an dem einen Ende mit Saugpumpen, die das Waſſer heben ſollen, an dem andern mit einem Kolben verbunden iſt, welcher in einem Cylinder auf- und niedergeht. Der Cylinder oder Stiefel ſteht mit einem kupfernen Keſſel (Helme) über einem Ofen in Verbindung, deſſen Feuer das ſiedende Waſſer in Dämpfe verwandelt, deren im Art. Dämpfe erwähnte außerordentliche Expanſivkraft den Kolben ſteigen macht, wonächſt er, nachdem die Dämpfe durch Erkältung wieder zu Waſſer verdichtet worden ſind, und der äußern auf ihn drückenden Luftſäule keinen weiteren Widerſtand entgegenſetzen, wieder ſinkt, und ſo fort: dieſes Kolbenſpiel iſt die causa motrix (vergleiche das Eingangsgeſagte). Die urſprüngliche und rohe Idee einer Dampfmaſchine wird dem Marquis von Worceſter zugeeignet. Ungefähr 40 Jahre darauf brachte Capitain Savary ſelbige in Anwendung, um das Waſſer aus den Zinnbergwerken zu Cornwall zu ſchöpfen. Er beſchrieb ſie in einem Buche, das den Titel The Miner's Friend führt. Sie war aber noch ſehr unvollkommen. Newcomen, ein Eiſenkrämer, und Crawley, ein Glaſer, ſetzten mit Savary die Verſuche fort, und erhielten 1705 ein Patent für die beſondere Maſchine, welche ihrer wichtigen Verbeſſerungen wegen, unter dem Namen von Newcomens Engine bekannt wurde. Gleichwohl aber blieben noch immer viele Unbequemlichkeiten zurück, bis 1717 Beighton, ein geſchickter Künſtler, das Ganze der untergeordneten Bewegungen vereinfachte, und in dieſe-

nige Form brachte, worin ſie, ohne weſentliche Abänderung, bis auf den heutigen Tag fortdauert. Viele dieſer Maſchinen wurden in Bergwerken gebraucht. Allein es blieb immer das größte Hinderniß, daß eine ungeheure Menge Steinkohlen dabei verbraucht wurde, zu deren Verminderung man unzählige fruchtloſe Verſuche machte. D. Black, ein berühmter Profeſſor der Chemie, zeigte den Weg, das zwiſchen der aufgewandten Hitze und der Maſſe des hervorgebrachten Dampfes beſtehende Verhältniß zu berechnen. Dies war im J. 1763, und gegen dieſe Zeit wurde James Watt zu ihm berufen, um das Modell ſeiner Dampfmaſchine auszubeſſern. Hier hatte Watt, der ſich ſchon längſt mit der Dampfmaſchine beſchäftigt hatte, Gelegenheit, ſeine bisherigen Verſuche zu vervollkommnen. Hauptſächlich waren ſeine Bemühungen dahin gerichtet, den Dampf mehr zu verdichten und die Kraft deſſelben zu vermehren. Dies gelang ihm. Er verband ſich 1773 mit Bulton zu Birmingham, und beide lieferten ſeitdem die vollkommenſten Maſchinen der Art, deren man ſich nicht allein beim Bergbau, ſondern auch bei den Spinnmaſchinen, in den großen Brauhäuſern zu London und in andern Fabriken, wo große Bewegungskräfte gebraucht werden, mit außerordentlichem Nutzen bedient. Man nennt daher die Dampfmaſchine auch jetzt gewöhnlich Watts Dampfmaſchine, oder die engliſche Dampfmaſchine, weil ſie beſonders von Engländern vervollkommnet worden. Der Salinen-Rath und Ritter von Reichenbach in München hat zuerſt in Deutſchland die Dampfmaſchine verbeſſert, und ſie zu einem höhern Grade von Vollkommenheit und Anwendbarkeit gebracht. Sein Zweck dabei iſt vorzüglich der, ſie von geringerm Umfange, und in Rückſicht der Anlage- und Unterhaltungskoſten wohlfeiler einzurichten. In dem Bergwerke zu Rotenburg an der Saale iſt die Dampfmaſchine ſchon ſeit geraumer Zeit im Gebrauche. Auch wird jetzt dieſe Maſchine ſchon zu den verſchiedenen Arten von Mühlen mit großem Erfolg benutzt.

Dampfmeſſer ſind verſchiedene Vorrichtungen, durch welche man die Größe der Expanſivkraft der Dämpfe zu machen ſucht.

Dampfwagen, ein durch eine Dampfmaſchine in Bewegung geſetzter Wagen. Der erſte in Deutſchland nach dem engliſchen Modell nachgemachte Dampfwagen iſt ſeit 1816 in der königl. Eiſengießerei zu Berlin im Gebrauch. Er bewegt ſich im eiſernen Gleiſe, ohne Pferde, und mit eigener Kraft dergeſtalt fort, daß er eine angehängte Laſt von 50 Centnern fortzuziehen im Stande iſt.

Dampier (William), ein berühmter engliſcher Seefahrer, geb. 1652, ſtammte aus einer angeſehenen Familie in der Grafſchaft Somerſet, und machte drei Reiſen um die Welt; die erſte endigte er im J. 1691; die zweite wurde am 14. Jan. 1699 angefangen, und er kam 1701 nach England zurück, unternahm aber 1704 neue Streifzüge, die er 1711 beendigte. Bei ſeinen verſchiedenen Expeditionen verheerte er die ſpaniſchen Beſitzungen und bereicherte ſich außerordentlich. Dampier gab 1669 zu London eine Sammlung ſeiner Reiſen von 1673 bis 1691 heraus. Sie iſt vielfach überſetzt und aufgelegt worden, und verdient dieſe Ehre wegen der darin befindlichen großen Menge nützlicher Beobachtungen für die Schiffahrt und Bereicherungen der Erdbeſchreibung. Er unterſuchte die Weſtküſte von Neu-Holland, beſchrieb Neu-Guinea, entdeckte die nach ihm benannte Straße zwiſchen Neu-Guinea und Neu-Britannien, und gab der letztgenannten großen Inſel, die dieſe Meerenge weſtlich bildet, ihren Namen.

Danaë, die Tochter des Königs Akriſius von Argos, ward von ihrem Vater in einen ehernen Thurm verſchloſſen, weil ein Orakelſpruch ihm geweiſſagt hatte, daß ein von ſeiner Tochter geborner Sohn ihn ums Leben bringen werde. Allein ſeine Vorſicht war umſonſt, denn Jupiter, von Liebe entbrannt für die reizende Jungfrau, ſtieg, in einen goldnen Regen verwandelt, durch die Oeffnung des Dachs in ihren Schooß. Als Akriſius erfuhr, daß ſeine Tochter Mutter geworden, gab er ſie im Zorne ſammt ihrem Kinde in einem Nachen den Wellen Preis. Aber die Meergöttinnen, beſorgt für die Erhaltung des Götterſohns, geboten den Wogen, das Fahrzeug unverſehrt an die Inſel Seriphos, eine der cykladiſchen Inſeln, zu tragen. Der Beherrſcher der Inſel, Polidektes, oder vielmehr deſſen Bruder Diktus, nahm ſie auf, und erzog das Kind, welches den Namen Perſeus bekam. (ſ. d.)

Danaiden, die funfzig Töchter des Danaus. Dieſer war ein Sohn des Belus und bewohnte anfangs mit ſeinem Bruder Aegyptus, der funfzig Söhne hatte, Lybien. Beide entzweiten ſich aber, und Danaus floh mit ſeinen Töchtern nach Argos. Die funfzig Söhne des Aegyptus folgten ihm dahin, boten Verſöhnung an, und verlangten von Danaus ſeine Töchter zur Ehe. Dieſer willigte aus Zwang ein; da er aber den Söhnen ſeines Bruders nicht traute, und überdieß durch ein Orakel belehrt worden war, daß einer ſeiner Eidame ihn tödten werde, verband er ſeine Töchter durch feierlichen Schwur, ihre Männer in der Brautnacht umzubringen. Alle thaten dies, ausgenommen Hypermneſtra, welche ihren Gemahl, Linkeus, am Leben ließ. Zur Strafe für ihr Verbrechen waren ſie in der Unterwelt verurtheilt, in ein durchlöchertes Gefäß unaufhörlich Waſſer zu ſchöpfen. Schon die Alten gaben dieſer Sage die hiſtoriſche Erklärung: die Danaiden hätten in dem waſſerleeren Argolis Brunnen entdeckt und Ciſternen angelegt.

Dancourt (Florent Carton), ein berühmter franz. Schauſpieler und Schauſpieldichter, wurde 1661 zu Fontainebleau, aus einer guten Familie geboren. Sein Lehrer, Pater La Rue, ein Jeſuit, ſetzte viel Hoffnung auf ihn, und hoffte ihn für den Orden zu gewinnen, denn Dancourt zeigte ſchon als Knabe viel Scharfſinn und außerordentliche Lebhaftigkeit. Aber Dancourt zog die Rechtswiſſenſchaften vor, die er dennoch im 23. Jahre, aus Liebe zu einer Schauſpielerin, mit der Bühne vertauſchte. Obgleich er die erſten Rollen im höhern Luſtſpiel darſtellte, gelang ihm, als Schriftſteller, doch vorzugsweiſe das Niedrigkomiſche. Er hatte ein beſonderes Talent Bauern ſprechen zu laſſen, ſo daß auch faſt alle ſeine eigenen Stücke ländliche Gemälde bilden; doch muß man ſeinen Chevalier à la mode davon ausnehmen, der 1637 geſpielt wurde, und als ſein Hauptſtück anzuſehen iſt. Indeſſen iſt in allen ſeinen Stücken der Dialog ungezwungen, lebhaft, hinreißend und voller Witz und Laune, beſonders in der Proſa; Verſe wollen ihm weniger gelingen. Beſonders beſaß er eine große Geſchicklichkeit, Lächerlichkeiten, die zu ſeiner Zeit begangen wurden, aufs Theater zu bringen, Ludwig XIV. liebte ihn, und Dancourt mußte ihm oft ſeine Stücke, ehe ſie geſpielt wurden, vorleſen. Er verließ das Theater 1718, und ſtarb 1726. Eine gute Ausgabe ſeiner ſämmtlichen Schriften, erſchien (die 4te, zu Paris in 8 Bänden) 1742.

Dänemark, ein europäiſches Königreich, das kleinſte der nordiſchen Reiche. Geſchichte. Die älteſten Bewohner Dänemarks waren Deutſche, muthvolle kühne Menſchen, die ſich von dem furchtbarſten

aller Elemente, dem Meere, nährten, und die hohe Kraft ihres Geſchlechts bis auf ſpäte Zeiten bewahrten. Einer ihrer Stämme, die Cimbern, bewohnte die jütländiſche Halbinſel, der Römer Chersonesus cimbrica. Er wurde den Römern zuerſt durch den großen Heereszug furchtbar, den er in Gemeinſchaft mit den Teutonen in die ſchönen Provinzen Galliens unternahm. Späterhin drängten ſich, unter Anführung des räthſelhaften Odin, die Gothen in die ſcandinaviſchen Länder, und gaben ſowohl Dänemark als Norwegen und Schweden Regenten aus ihrem Volke. Skiold wird als der Erſte genannt, der über Dänemark herrſchte; indeß iſt ſeine und ſeiner Nachkommen Geſchichte mit ſo vielen Fabeln vermiſcht, daß man dieſen Zeitraum mit Recht den fabelhaften nennt: man weiß nur, daß Dänemark damals in viele kleine Staaten zerſtückelt war, daß ſeine Bewohner wilde Krieger waren, die ihren vorzüglichſten Erwerb in der Seeräuberei ſuchten, und auf allen Meeren wohin ſie kamen, auf allen Küſten des Oceans gefürchtet wurden. Als die große Römermacht ganz zu zerfallen anfing, da ward endlich auch im Süden der Name von Dänen und Normännern bekannt, weil manche dieſer Seehelden jetzt auch an ſolchen Küſten und Flußmündungen landeten, die ehedem die Wachtſchiffe der Römer beſchützt hatten. Normänner, unter dieſem allgemeinen Namen begriff man noch immer Dänen, Schweden und Norweger, ſtifteten in England zwei Reiche, ließen ſich unter Rolla auf der franzöſiſchen Küſte in der Normandie nieder, bevölkerten die Färoer, die Orkaden, die Shetlands, Island und einen Theil von Irland, und zogen ſogar nach Spanien, Italien und Sicilien. Wohin ſie kamen, verbreitete ſich der Ruhm ihrer Waffen, aber auch ihrer Wildheit, ihrer Räubereien. In ihrer Nationalverfaſſung aber änderte ſich durch dieſe Streifzüge wenig: ſie blieb ein deutſches Föderativſyſtem mehrer Klane oder Stämme, deren jedes ſein eignes Haupt hatte, die aber zuſammen unter einem Oberkönige ſtanden. Erſt als die deutſchen Könige aus dem Stamme der Carolinger ſich in ihre einheimiſchen Angelegenheiten miſchen wollten, zogen ſich die Stämme enger zuſammen, und es ſchieden ſich nun Norweger und Dänen in abgeſonderte Staatsgruppen. Gorm der Alte unterwarf ſich zuerſt 863 Jütland, und verband endlich 920 alle kleine däniſchen Staaten unter ſeinen Scepter. Sein Enkel Sven, ein kriegeriſcher Fürſt, bezwang im J. 1000 einen Theil Norwegens, und 1014 England; ſein größerer Sohn Knud vollendete 1016 nicht nur die Eroberung von England, ſondern beſiegte auch einen Theil von Schottland, und unterwarf ſich 1030 ganz Norwegen: unter ihm ſtieg die Macht Dänemarks auf ihren höchſten Gipfel. Staatsklugheit bewog ihn zur Annahme der chriſtlichen Religion und zur Einführung des Chriſtenthums in Dänemark, das eine völlige Umwandlung des Landes und der Nation hervorbrachte, und die Ausbildung beider mächtig beförderte. Knud, der 1036 ſtarb, hinterließ ſeinen Nachfolgern ein mächtiges Reich, aber für deſſen Aufrechthaltung war ihre Kraft nicht gewachſen; ſchon 1042 ging England, und 1047 Norwegen wieder verloren, und das däniſche Reich fiel nun nach und nach, durch innere Unruhen entkräftet, in die tiefſte Ohnmacht. Mit Sven Magnus Eſtritſon beſtieg 1047 eine andere Dynaſtie den Thron: aber Svens und Knuds Kriege hatten das Lehnweſen im Staate gegründet, welches unter dieſer Dynaſtie, die außer dem großen Waldemar dem Throne keinen einzigen würdigen Regenten gab, dem Reiche alle Kraft raubte, und die Regenten nicht allein von der Wahl der Biſchöfe und des Adels abhängig machte, ſondern alles Mark des Staats an ſich

ſog, den Landmann in Leibeigenſchaft ſtürzte, den Ackerbau verfallen ließ, und den Handel ganz in die Gewalt der deutſchen Hanſe gab. Die Könige mußten in ihrem Handfäſtningar das Wahlrecht der Stände anerkennen: der ſogenannte Reichsrath ſchränkte ihren Willen ein, und vernichtete alles Gute, was von der Krone ausgehen konnte. Mit Waldemar III. erloſch 1376 die männliche Nachkommenſchaft der Eſtritſiden: ſeine ſtaatskluge Tochter Margarethe faßte nach ihres Sohns Olav IV. 1387 erfolgten Tode das Ruder des däniſchen Staats, ſchwang ſich auch auf die Throne von Schweden und Norwegen, und ſtiftete 1397 die berühmte Kalmariſche Union, die jedoch nicht zum Glücke der drei verbundenen Reiche ausſchlug. Nach dem gänzlichen Abſterben der Regenten aus Skiolds Stamme wählten die Dänen den Grafen von Oldenburg, Chriſtian I., 1448 zum Könige. Dieſer Chriſtian iſt der Stammhalter der ſeitdem in ununterbrochener Erbfolge regierenden königlich däniſchen Familie, aus welcher auch Rußland und Schweden in neuern Zeiten Regenten erhalten haben, und welche auch über Oldenburg herrſcht: er vereinigte Norwegen, Schleswig und Holſtein mit der Krone, war aber durch ſeine Capitulation ſo gefeſſelt, daß er mehr das Haupt des Reichsraths, als der König eines freien Volks zu ſein ſchien. Eine noch viel härtere Capitulation mußte ſein Sohn, König Johann, 1481 in Dänemark beſchwören, und auch in Norwegen ward ſeine Macht noch mehr eingeſchränkt; Holſtein und Schleswig theilte er mit ſeinem Bruder Friedrich. Johanns Sohn, König Chriſtian II., der Böſe, ein herrſchſüchtiger und grauſamer, aber keineswegs unfähiger Fürſt (ſ. d. beſond. Art.), ſuchte die erniedrigende Abhängigkeit, worin er von den Ständen gehalten wurde, abzuwerfen, aber er verlor darüber zuerſt Schweden, welches 1523 die Kalmariſche Union ganz zerriß, und bald hernach auch ſeine beiden andern Kronen: Dänemark und Norwegen erhoben ſeines Vaters Bruder, Friedrich I., auf den Thron. Unter dieſem Prinzen erlangte die Ariſtokratie völlige Oberhand; die Leibeigenſchaft wurde geſetzlich, die Reformation eingeführt, und Norwegen 1522 auf ewig mit Dänemark verbunden. Chriſtian III., ſein älteſter Sohn, theilte Schleswig und Holſtein mit ſeinen Brüdern Johann und Adolph, welcher letztere der Stifter des Hauſes Holſtein-Gottorp wurde, legte aber dadurch den Grund zu langwierigen Familienſtreitigkeiten. Ihm folgte 1559 König Friedrich II., der die Dithmarſchen bezwang und wegen Lieflands in einen Krieg mit den Schweden verwickelt wurde, den der Stettiner Friede 1570 endigte. Chriſtian IV., ſeit 1588 König, miſchte ſich mit vielem Unglücke in den 30jährigen Krieg, und brach zu zweien Malen mit Schweden, das letzte Mal aus Eiferſucht über das Glück dieſer Krone, und mit ſo ſchlechtem Erfolge, daß Dänemark im Brömſebroer Frieden 1645 Jämpteland, Herjedalen jenſeits dem Gebirge, Gothland und Oeſel, Provinzen, welche es noch ſeit der Union behalten hatte, ganz, Halland aber auf 30 Jahre an Schweden abtreten mußte. Die Fehler der däniſchen Regierungsform und die Gebundenheit der Krone hatten hauptſächlich das Unglück der däniſchen Waffen herbeigeführt. Es verfolgte ſie auch in dem neuen Kriege, den König Friedrich III. 1657 mit den Schweden begann: in dem Roſkilder und Kopenhagner Frieden 1658 u. 1659 verlor es Schonen, Blekingen, Bahus, und das Eigenthum von Halland; dieß bewirkte endlich 1660, als das Reich dem Ruine nahe war, daß die Nation die Regierungsform abänderte, und eine völlig abſolute Gewalt mit der Erblichkeit der Krone in des Königs Hände niederlegte. Zwar

entſprach der Erfolg den Erwartungen anfangs nicht; Chriſtian V. und Friedrich der IV. unterlagen auch in dem nordiſchen Kriege, doch endigte ſich derſelbe nach Carls XII. Falle mit der Erwerbung von Schleswig. Seit dieſer Zeit genoß Dänemark faſt 100 Jahre lang, unter allen Stürmen der Zeit, einer ununterbrochenen Ruhe, aber die Wunden, die ihm ſein Unglück und ſeine fehlerhafte Regierungsform bis dahin geſchlagen hatten, vermochte das nun angenommene friedliche Syſtem nicht zu heilen. Dänemark iſt ein Staat, der ſich bei ſeinen wenigen Hülfsquellen nur mühſam in einer gewiſſen Selbſtändigkeit fortbewegen kann: einmal aus ihrem gewöhnlichen Gange gebracht, bedarf die Staatsmaſchine lange Zeit, in Folge des koſtbaren Militäretats, um ſich wieder hinein helfen zu können. Zwar verflocht es in der Folge erſt die Grafſchaft Ranzau, dann das plöniſche und endlich das gottorpſche Holſtein mit ſeinem Diademe, letzteres indem es 1773 in einem Vergleiche mit Rußland die 1667 erworbenen Grafſchaften Oldenburg und Delmenhorſt dafür hingab; aber Glanz und Anſehn in der europäiſchen Republik waren dahin. Auf Friedrich IV. war 1730 Chriſtian VI. gefolgt, der 1746 die Krone ſeinem Sohne Friedrich V. hinterließ. Beider Regierungen waren friedlich. Chriſtian VII. (ſ. d.) nahm das Scepter 1766; ſeine Regierung war eine Miniſterregierung, die gleich Anfangs die Struenſeeſchen Händel trübten. Der jetzige König, Friedrich VI. (ſ. d. Art.) ward in einem Alter von 16 Jahren für mündig erklärt, und am 14. April 1784 ſeinem gemüthskranken Vater zum Mitregenten gegeben, dem er nach deſſen Tode 1808 als König folgte. Zufolge des mit Rußland geſchloſſenen Schutzbündniſſes drang ein däniſches Hülfscorps 1788 in Schweden ohne Widerſtand ein; aber da England und Preußen ſich regten, wurde 2 Wochen nach dem Anfange der Feindſeligkeiten ein Waffenſtillſtand geſchloſſen, welcher ſogleich dieſen fruchtloſen Feldzug endigte, der den ohnehin verfallenen Finanzen 7 Millionen Rthlr. gekoſtet hatte. Beſſer behauptete Dänemark ſeine Neutralität 1792, als die verbündeten Mächte verlangten, daß es an dem Kriege gegen Frankreich Theil nehme. Der Anfang des 19. Jahrh. war für Dänemark verhängnißvoll. Der Beitritt zur nordiſchen Convention 1800 verwickelte es in einen Krieg mit den Britten, worin die däniſche Flotte am 2. April 1801 bei Kopenhagen eine Niederlage erlitt, die Tapferkeit der Dänen aber dem Feinde ſolche Achtung einflößte, daß er einen Waffenſtillſtand anbot, worauf Dänemark der Convention Rußlands mit England vom 20. Juli beitrat, Hamburg und Lübeck, die es beſetzt hielt, räumte, und ſeine Colonien zurück erhielt. Weit unglücklicher waren die Ereigniſſe im J. 1807, als ein franzöſiſches Heer an Dänemarks Grenze ſtand, Rußland das ſogenannte Continentalſyſtem angenommen hatte, und England dem möglichen Zutritte Dänemarks zu dieſem Bunde vorbeugen wollte. Am 2. Aug. ging eine zahlreiche brittiſche Flotte durch den Sund; die Feindſeligkeiten fingen gleich mit der Kriegserklärung an, und am 17. Auguſt wurde ein für die Dänen nachtheiliges Treffen bei Kopenhagen geliefert. Da die Regierung ſich weigerte, in die brittiſchen Foderungen zu willigen, ſo wurde die Hauptſtadt vier Tage lang beſchoſſen, 400 Häuſer in Aſche gelegt, und 2000 Einwohner getödtet. Am 7. Sept. ergab ſich Kopenhagen auf Capitulation, und die ganze ausgerüſtete ſegelfertige Flotte (18 Linienſchiffe, 15 Fregatten u. ſ. w.) mußte den Britten ausgeliefert werden, die ſie mit allen kriegsgefangenen Seeleuten, die in dieſen Tagen mit dem größten Muthe gefochten hatten, weg führten. Der 1808 im Febr. gegen die Schweden erklärte und in Norwegen geführte Krieg

war von kurzer Dauer. Dänemark ſchloß ſich in der Folge immer mehr an Frankreich an. Nach der Schlacht bei Leipzig beſetzten die wider Frankreich verbündeten nordiſchen Mächte Holſtein und Schleswig; Glückſtadt und andere Feſtungen wurden ſchnell erobert, und die däniſchen Truppen bis jenſeits Flensburg zurückgedrängt. Bald trug Dänemark auf einen Frieden an, der mit England und Schweden am 14. Jan. zu Kiel geſchloſſen wurde; Dänemark trat dem Bunde gegen Frankreich bei, und ſtellte ein Truppencorps zum verbündeten Heer; dabei mußte es ſein Helgoland an die Britten, welche ihm dafür die weſtindiſchen Inſeln zurückgaben, und Norwegen an Schweden überlaſſen, für welches letzte es durch Schwediſch-Pommern und Rügen entſchädigt wurde. Mit Rußland wurde der Friede im Febr. 1814 geſchloſſen. Am 14. Juni 1815 überließ es ſein Schwediſch-Pommern mit Rügen an Preußen, und erhielt dafür Lauenburg und eine baare Entſchädigung. Am 8. Juni 1815 trat der König mit Holſtein und Lauenburg dem deutſchen Bunde bei, und erhielt in dieſem die 10te Stelle und 3 Stimmen im Plenum, worauf durch Ernennung einer Decemviralcommiſſion vorläufige, aber noch nicht ausgeführte Veranſtaltungen getroffen wurden, in Holſtein eine landſtändiſche Verfaſſung einzuführen. Die Erhebung Holſteins zu einem Großherzogthum hat der König nicht angenommen.

Land und Leute. Dänemark beſteht aus den Inſeln Seeland, Fühnen, Langeland, Laaland, Falſter, Bornholm und Moen, aus der Halbinſel Jütland und aus dem Herzogthume Schleswig; zum däniſchen Reiche gehören noch die Herzogthümer Holſtein und Lauenburg, die Färoer Inſeln, Island, die Weſtküſte von Grönland, einige Plätze von Guinea, die Stadt und das Gebiet Trankebar in Oſtindien. Das eigentliche Königreich mit Schleswig enthält nur 820, Island und die Färoer $1428\frac{1}{2}$, die deutſchen Staaten $173\frac{3}{5}$, und die Kolonien $339\frac{2}{5}$, das ganze Reich aber mit ſeinen Nebenländern 2761 Q. M., wovon freilich auf das unwirthbare Island mit der Küſte von Grönland 1705 Q. M. kommen. Die Volksmenge vom eigentlichen Dänemark wird auf 1,230,000, die von Holſtein und Lauenburg auf 370,000, die von Island auf 48,063, den Färoern auf 5300, und den übrigen Colonien auf 101,000 berechnet, ſo daß das ganze Reich 1,749,000 Menſchen faßt. Die Einwohner ſind theils Dänen, theils Deutſche, und reden drei verſchiedene Sprachen; Däniſch im eigentlichen Dänemark, Norſiſch auf Island und Färoer, und Deutſch in 3 Mundarten: der Hochdeutſchen, Plattdeutſchen und Frieſiſchen. Unter den Bauern herrſcht keine Leibeigenſchaft mehr, aber doch Hörigkeit der Scholle im eigentlichen Dänemark. Die Hauptinſel Seeland (dän. Sälland) wird durch den Sund von Schweden, die Inſel Fühnen (dän. Fyen) durch den großen Belt von Seeland, und durch den kleinen Belt von der Halbinſel Jütland (dän. Jylland) getrennt; die 3 Meerengen öffnen den Zugang aus dem deutſchen in das baltiſche Meer. Die befahrenſte davon iſt der Sund, und dieſer iſt bei Helſingör ſo ſchmal, daß ſein Fahrwaſſer vom Schloſſe Kronenburg mit Kanonen beſtrichen werden kann. Die Oberfläche des Königreichs und der beiden Herzogthümer iſt, bis auf einen mäßigen Landrücken, welcher durch die Herzogthümer läuft, völlig eben, und die Küſten flach, doch aber meiſtens gegen das Eindringen des Meers durch Watten u. ſ. w. geſchützt, und bedürfen blos gegen das deutſche Meer künſtlicher Deiche; der Boden beſteht theils aus Marſchen, theils aus Geeſt, und iſt auch letzterer nur mäßig fruchtbar. Strichweiſe finden ſich Moräſte und einige Waldungen. Durch unvorſichtiges Ausrotten der letztern, welche den nördlichen und nordweſtlichen Küſten Jütlands

Schutz gegen die Meereswellen gewährten, ſind große, vorher urbare Strecken, öde Sandwüſten geworden. Selbſt die Kirche zu Skagen, in dem nördlichſten Kirchſpiele Jütlands, liegt gegenwärtig faſt ganz in dem, nach und nach vom Meere angeſpülten Flugſande begraben. Erſt in neuern Zeiten hat man ernſtliche Verſuche gemacht, durch Anpflanzungen (Tannen, Birken, Pappeln u. ſ. w. Sandrohr oder Sandhafer) dieſer Verwüſtung zu ſteuern. Dieſe Pflanzungen ſollen, den neueſten Nachrichten zufolge, trefflich gedeihen, und ein großer Theil jener Flugſandſtrecken dadurch bereits wieder in urbaren Stand geſetzt worden ſein. Das Reich hat, außer der es begränzenden Elbe, blos Küſtenflüſſe von kurzem Laufe; es giebt mehrere Binnenſeen, wie der Schall- und Ratzeburgerſee, die jedoch beide im Lauenburgſchen befindlich ſind, und alſo nicht eigentlich zum Königreich Dänemark gehören; ſo auch der Plöner- und Selenterſee in Holſtein; aber noch mehrere Meerbuſen, worunter der Limfiord in Nord-Jütland der anſehnlichſte iſt. Der Kattegat oder Skagerrack zwiſchen der jütländiſchen und ſchwediſchen Küſte wird von einigen auch als Meerbuſen aufgeführt; dieß iſt jedoch nicht ganz richtig, da er durch den Sund und die beiden Belte mit der Oſtſee zuſammenhängt. Das Klima iſt meiſtens gemäßigt, aber ſehr feucht. Das Haupterzeugniß Dänemarks iſt Getreide und Rapſaat. Hanf und Flachs befriedigen das Bedürfniß nicht völlig, eben ſo der um Fridericia und auch ſonſt gebauete Taback (2510 Centn.), der Krapp, der übrigens vorzüglich gut gedeihet, und der Hopfen. Der Gartenbau wird im eigentlichen Dänemark vernachläſſigt. An Waldungen iſt Mangel, und das Holz theuer; aber an Torf iſt das Land außerordentlich reich, und faſt jedes Dorf hat ſeinen Torfſtich. Die Viehzucht iſt nach dem Körnerbau der zweite Nahrungszweig, und der einzige, der bedeutende Artikel in die Schale der Ausfuhr wirft. Jährlich werden blos aus dem eigentlichen Dänemark 16,000 Pferde ausgeführt. Die Zahl des Hornviehes beſtimmt Oloſſen ohne die Herzogthümer auf 1,484,000 Stück; die Schäfereien ſind unbedeutend, dagegen hat ſich die Schweinezucht außerordentlich verbeſſert. Das Wild hat abgenommen; wilde Schweine finden ſich gar nicht mehr. Die Fiſcherei, der dritte Nahrungszweig, verſorgt einen Theil von Norddeutſchland mit Heringen, Schollen, Schellfiſchen, Auſtern und Hummern; 1816 gewann Dänemark für Fiſche 500,000 Rthlr. Species. Aus dem Mineralreiche ſind blos Thon, Kalk bei Segeberg und Salz aus den Oldesloher Salzquellen anzumerken. Die wenigen Manufacturen ſind größtentheils in Kopenhagen und Altona; die däniſchen Handſchuhe, die aus Jütland kommen, ſind berühmt; aber die Zuckerraffinerien haben in den neueſten Zeiten verloren, Handel und Schiffahrt fangen erſt jetzt wieder etwas an ſich zu heben. **Staatsverfaſſung und Verwaltung.** Dänemark enthält jetzt ohne Island und die Färoer 101 Städte und Marktflecken, 7,128 Dörfer, 2,570 einzelne Höfe und 960 adelige Güter. Das eigentliche Dänemark iſt in 7 Stiftsämter: Seeland, Fühnen, Laaland, Aalburg, Aarhuus, Ribe und Wiborg abgetheilt; Schleswig und Holſtein werden unter dem Namen der Herzogthümer von einem eignen Statthalter, und Lauenburg von einem Landdroſten verwaltet; Island und die Färoer ſtehen unter einem Stiftsamtmann. Die Monarchie iſt uneingeſchränkt; ihre Grundſäulen ſind die Souveränitätsacte, das Königsgeſetz und das Eingeburtsrecht. Die Krone iſt in männlicher und weiblicher Linie erblich. Der erſtgeborne Sohn des Königs heißt Kronprinz; die übrigen Prinzen von Geblüt heißen Erbprinzen. Die Reſidenz iſt Kopenhagen; der

Titel ſeit dem 1. Jan. 1820: König zu Dänemark, der Wenden und Gothen, Herzog zu Schleswig, Holſtein, Stormarn, der Ditmarſchen, und zu Lauenburg, wie auch zu Oldenburg. Die Ritterorden ſind der vom Elephanten, und der von Danebrog, von welchem die Danebrogsmänner die 4te und letzte Claſſe ausmachen; noch giebt es mehrere Ehrenzeichen. Stände giebt es im eigentlichen Dänemark nicht. Das höchſte Staatscollegium iſt der geheime Staatsrath, unter deſſen Leitung die geſammten innern Angelegenheiten ſeit 1814 ſtehen. Die herrſchende Religion iſt die Lutheriſche, mit ungekränkter Duldung der übrigen Religionsparteien, auch der Juden. Es giebt ſo viele Biſchöfe als Stifter; unter dieſen ſtehen die Pröbſte; überhaupt 7 Biſchöfe, 7 Stiftspröbſte und 1097 Prediger. Island hat ſeinen eignen Biſchof; die beiden Herzogthümer haben einen Generalſuperintendenten, 4 adelige Convente großen Einkommens, und 517 Prediger. An wiſſenſchaftlichen Anſtalten iſt kein Mangel; man hat 2 Univerſitäten, (Kopenhagen und Kiel), 1 Kunſtakademie, 1 königl. Societät der Wiſſenſchaften, 1 Ritterakademie, viele beſondere Anſtalten und mehrere Gelehrten-Vereine. Die Staatseinkünfte betragen höchſtens 6 Millionen Rthlr. und ihre Aufbringung drückt die Unterthanen, bei der Wohlfeilheit aller Landeserzeugniſſe, ſehr; der Sundzoll bringt noch jetzt an 500,000 Rthlr. ein. Die Staatsſchuld mag wohl 60 Millionen Rthlr. in Silber überſteigen, mit Einſchluß zwei anſehnlicher neuer Anleihen in Hamburg, und einer dritten in London. Die Circulationsmaſſe der Bankzettel iſt etwa 30 Millionen Rthlr.; das Papiergeld ſteht etwa zu 40 Procent gegen klingende Münze, und hat der Bankthlr. in Silber 96 Schillinge, und 1½ Mark hamburger Banco Werth. Das Vermögen der Bank, (die erſten 6 Procent im Werth eines jeden Grundſtücks im Reiche Dänemark, ſind z. Th. von den Schuldnern abgetragen, und werden bis zum Abtrag mit 6¼ Pct. der Bank jährlich verzinſet) iſt ſehr anſehnlich. Die Landmacht betrug 1817 gegen 27,000 Mann, ohne 39,000 Mann Miliz und Landwehr. Die Flotte, worüber das Admiralitätscollegium wacht, zählt nur noch 5 Linienſchiffe, 4 Fregatten, zuſammen 20 Segel mit 500 Kanonen.

Daniel, der Prophet, Zeitgenoſſe des Ezechiel, von ſehr vornehmen hebräiſchem Geſchlecht, ward in ſeiner Jugend (600 vor Chr.) gefangen mit nach Babel geführt, und an dem babyloniſchen Hofe, nebſt 3 andern Knaben, für den Dienſt des Königs Nebukadnezar erzogen. Nach drei Jahren trat er dieſen Dienſt an, den er ohne Verletzung ſeines Gewiſſens und mit Ruhm verwaltete. Eine Verordnung des Königs, der er nach ſeinen Religionsgrundſätzen keine Genüge leiſten konnte, brachte ihn in die Löwengrube. Durch die Vorſehung aber wunderbar erhalten, lebte er hernach glücklich und angeſehen, indem er ſich zur Stelle eines Statthalters und erſten Miniſters am Hofe des perſiſchen Königs Darius aufſchwang. Endlich gewährte Cyrus ihm und ſeinen Landsleuten die Erlaubniß, nach Paläſtina zurückzukehren. Daniel war ein Mann von hoher Einſicht und Rechtſchaffenheit; in der Kunſt, Träume auszulegen, worauf man in den damaligen Zeiten viel hielt, übertraf er alle Weiſen des Reichs. Dabei war er ein Mann, der mit der Verfaſſung und Lage der großen Reiche der damaligen Welt bekannt, und von der Gottheit begeiſtert, die glücklichſten Blicke in die Zukunft thun konnte, und eben deswegen den Namen eines Nabi (Sehers) verdient, ob ihn gleich die meiſten Juden von der Zahl der Propheten ausſchließen. Was ſein auf die Nachwelt gekommenes und in den hebr. Canon aufgenommenes Werk

betrifft, ſo iſt es höchſt wahrſcheinlich, daß nur der zweite Theil deſſelben von ihm ſelbſt herrührt. Es iſt durchaus ſymboliſch, voll von Träumen und Geſichten.

Daniel (Gabriel), einer der beſſern Geſchichtſchreiber Frankreichs, geb. zu Rouen 1649, begab ſich in ſeinem 18. Jahre in das Collegium der Jeſuiten, lehrte an mehreren Orten mit vielem Ruhme, und ſtarb 1728. Er ſuchte, wie Bouterwek von ihm ſagt, in ſeiner neuen Bearbeitung der vollſtändigen Geſchichte ſeines Vaterlands, welche ihn vorzüglich berühmt gemacht hat (Histoire de France in mehreren Ausgaben ſeit 1713, beſonders Paris 1755—57 in 17 Vol. 4. auch im Auszuge mehrmals und in einer deutſchen Ueberſetzung, Nürnb. 1756—65. 16 Vol. in 4.) den Hof, die Großen und die Geiſtlichkeit mit der Kunſt und den Pflichten der Geſchichtſchreiber auszuſöhnen, indem er mit der Miene der reinſten Unparteilichkeit die Geſchichte ſeines Vaterlandes ſo erzählte, wie es dem Intereſſe des Hofes und der Geiſtlichkeit gemäß war. Man vermißt bei ihm oft Quellenſtudium und hiſtoriſche Treue, und die höhere Kunſt hiſtoriſcher Darſtellung iſt ihm fremd. Seine Gedanken über die Art, wie hiſtoriſche Werke geſchrieben werden müſſen, hat er in einer etwas langweiligen Abhandlung vorgetragen, die ſeinem weitläufigen Werke zur Einleitung dient. Nicht minder bekannt iſt ſeine Histoire de la milice française. Weniger aber ſein Recueil de divers Ouvrages philosophiques, théologiques, historiques etc. 1724. 4.; worunter ſich ſeine Voyage du monde de Descartes (früher beſonders herausgegeben und ins Engl. und Ital. überſetzt), eine ſcharfſinnige ſatyriſche Schrift gegen die Meinungen dieſes Philoſophen, befindet.

Daniel (Samuel), ein engliſcher Geſchichtſchreiber und Dichter, Zeitgenoſſe Shakeſpeares, geb. 1561, erhielt eine Bedienung am Hofe der Königinnen Eliſabeth und Anna (der Gemahlin Jacobs I.) lebte aber gewöhnlich auf dem Lande, mit literariſchen Studien beſchäftigt. Er wird als einer der vorzüglichſten engliſchen Dichter genannt. Beſonders zeigte er ſich als hiſtoriſchen Dichter, und Lucan ſcheint ſein Muſter geweſen zu ſein. Mit vielem Talente ſuchte er merkwürdige Begebenheiten aus der Geſchichte ſeines Vaterlandes epiſch zu behandeln. Den meiſten Fleiß ſcheint er auf das Gedicht gewandt zu haben, welches in 8 Büchern die Bürgerkriege der Häuſer York und Lancaſter ſchildert (History of the civil wars between the Houses of York and Lancaster, wieder abgedruckt mit den übrigen hiſtoriſchen Werken des Verfaſſers, und einigen Nachrichten von ſeinem Leben in Anderſons British Poets, Vol. IV.). Der poetiſche Werth deſſelben beſteht, wie bei Lucan, in einer ſchönen Diction und anziehenden Ausſchmückung wirklicher Begebenheiten. Zur Bildung der poetiſchen Sprache in England hat er auch rühmlich mitgewirkt; ſeine Stanzen, die mit vielem Fleiße den italieniſchen Octaven nachgebildet ſind, haben mehr Würde und Wohllaut als die meiſten Verſe dieſer Art in der engliſchen Literatur aus der erſten Hälfte des 17. Jahrhunderts. Auch fehlt es ihm nicht an rhetoriſcher Schönheit und Kraft. Er hinterließ auch poetiſche Epiſteln, 57 Sonette und einige Schauſpiele. Die erſtern ſcheinen vorzüglich in England Aufmerkſamkeit erweckt zu haben. Was ſeine hiſtoriſchen Werke anlangt, ſo ſchrieb er unter der Regierung der Königin Eliſabeth einen Abriß der Geſchichte von England bis auf Eduard III., ein Werk ohne Anmaßung und Prunk, lehrreich und klar, nicht ohne pragmatiſche Blicke, und wahrſcheinlich in der engliſchen Literatur

das erſte hiſtoriſche Werk, das eine einfache Erzählung wichtiger Thatſachen mit einer bemerkenswerthen Gedrängtheit und Würde des Styls verbindet; aber etwas kurz. Es wird von den Engländern ſehr geachtet. Daniel ſtarb 1619.

Däniſche Sprache und Literatur. Die däniſche Sprache iſt eine Tochter der niederdeutſchen und der im 10. Jahrh. nach Island verdrängten normanniſchen Urſprache. Die erſten Bildner dieſer Sprache waren wohl, hier wie in Schweden und Norwegen, die Skalden, welche in rein germaniſchen Mundarten dichteten, und den Fürſten und Führern überall folgend, die Götter und Thaten ihrer Nation in reimloſen Verſen ſangen. Nach der Einführung des Chriſtenthums (um 1000) dauerten nur noch die hiſtoriſchen Geſänge fort (bis 1265). Zur Einführung deſſelben in Dänemark, womit zugleich die Schreibekunſt bekannt wurde, legte der deutſche Miſſionär Anſchar den Grund. Knud (Kanut) der Große (1015 bis 1036), vorzüglich durch ſeine Gemahlin Emma zu großem Eifer für das Chriſtenthum und zur Freigebigkeit gegen die Geiſtlichen bewogen, ſchickte angelſächſiſche Lehrer nach Dänemark, ſtiftete die drei Biſthümer von Schonen, Seeland und Fühnen, und breitete auch im übrigen Norden das Chriſtenthum aus. Er ſuchte Handel und Gewerbe zu befördern, ließ neue Münzen prägen, und gab mehrere und beſtimmtere Geſetze. Gleich nach dem Chriſtenthum kam, beſonders durch franzöſiſche Ritterzüge, auch das Ritterthum nach Skandinavien, und verbreitete ſich bei ſeinen Bewohnern, aufgelegt zu kühnen Unternehmungen und Abenteuern, leicht. Am däniſchen Hofe waren Ritterſpiele etwas ſo Gewöhnliches, daß jeder Fremdling, der ihn beſuchte, mit den Hofleuten eine Lanze brechen mußte. Die Dänen nahmen ſchon an der erſten Kreuzfahrt Antheil. Dieſer neue Geiſt der Ritterſchaft mußte auch auf die Poeſie einen ſehr günſtigen Einfluß haben. Das Aelteſte, was uns aus der däniſchen Poeſie noch übrig iſt, ſind die von Wedel und Syr herausgegebenen Kämperweiſen und Liebesromanzen (Kämpeviſer und Elskovsviſer), welche der um die nordiſche Poeſie ſo verdiente W. L. Grimm (unter dem Titel: Altdäniſche Heldenlieder, Balladen und Mährchen. Heidelberg bei Mohr) kürzlich verdeutſcht hat. Auch haben Nyerup und Rahbeck eine auserleſene Sammlung ungedruckter däniſcher Gedichte des Mittelalters mit wichtigen Anmerkungen vor kurzem herausgegeben. Zwar iſt ihr poetiſcher Werth ſehr ungleich, aber die meiſten enthalten wahre Naturpoeſie, und ſind volksthümlich. Die neuern däniſchen Dramatiker haben aus dieſer Fundgrube manchen Stoff geholt, und es iſt zu wünſchen, daß mehrere ihnen nachfolgen. Unter den Heldenliedern ſind mehrere, die auf den Cyklus unſers alten Heldenbuchs (ſ. d. Art.) hindeuten. Die erſten däniſchen Hiſtoriker ſind Sueno (Svend) Aageſen (um 1188), und der berühmte Saxo Grammaticus, eigentlich Lang, aus Schonen (ſt. 1204), welche beide auf Veranlaſſung des Erzbiſchofs von Lund, Abſalon, erſterer eine kurze Geſchichte der däniſchen Könige von 300 — 1186 (Suenonis Aggonis opuscula, ed. Stephan. Sora, 1642. 8.), letzterer eine ausführliche Geſchichte Dänemarks (historiae Libb. XVI. ed. Stephanius Sora, 1644. Klotzius 1771. 4.) bis zum J. 1186 in 16 Bänden in einer ſorgfältigen latein. Sprache ſchrieben. Die Reformation, welche (1527) vom Hofe ausging, mehr aber noch die fortſchreitende Ausdehnung des Handels, hatten großen Einfluß auf die däniſche Bildung. Durch die Reformation wurde der germaniſche Charakter der Literatur in Dänemark be-

gründet. Deutſche gewannen entſchiedenen Einfluß auf Kirche und Literatur; Dänen ſtudirten in Deutſchland; Deutſch war die Sprache des Hofs; Lateiniſch die Sprache der Gelehrten. Die ſchriftſtelleriſchen Verſuche in der Landesſprache waren noch unbedeutend. Merkwürdig iſt eine der Lutheriſchen nachgebildete Ueberſetzung des N. T. (1524. 8.). Erſt im 16., mehr aber noch im 17. Jahrh., bildete ſich die däniſche Sprache zur Bücherſprache, und zeichnete ſich durch melodiſche Sanftheit und Wohllaut, eben ſo wie durch kräftige und entſprechende Bezeichnung des Abſtracten aus. Doch ſcheint auch gegenwärtig die poetiſche Sprache die Proſa noch weit hinter ſich zu laſſen. Die erſte däniſche Sprachlehre wurde von Erich Pontoppidan (Kopenhagen 1668. 8.) abgefaßt: ihr folgten mehrere brauchbare von Jak. Baden u. a., auch gab es ſchon im 16. Jahrh. einige däniſch-lateiniſche Wörterbücher (vergl. Ol. Wormii [eines Dänen] Literatura antiquissima, Kopenhagen 1651, u. a.). Was die däniſche Proſa anlangt, ſo bereicherte zwar Holberg (ſ. d. Art.), welchen man in gewiſſer Hinſicht den Vater der neuern däniſchen Literatur nennen kann, die däniſche Sprache dadurch ſehr, daß er ſie in mehreren Zweigen der Literatur, und beſonders auf der Bühne anwendete; allein er ſchrieb ſie doch noch unrein und unbeholfen. Wohlthätig wirkten auf Bildung des Publikums J. Wielandt (ſt. 1730.), J. Sch. Schneedorf (ſt. 1764.) durch Zeitſchriften, und J. Baden (ſt. 1804.), welcher für Reinheit der Sprache arbeitete und das Amt eines Kritikers mit glücklichem Erfolge verwaltete. Auch wurden durch Friedrich V. und Chriſtian VII., unter Einwirkung eines Moltke und Bernſtorf, gelehrte Anſtalten und Unternehmungen jeder Art geſtiftet und unterſtützt, welche die vaterländiſche Literatur beförderten. T. Rothe, P. F. Suhm (däniſcher Hiſtoriker, ſt. 1799), der noch jetzt lebende treffliche Proſaiſt, Knud Lyne Rahbeck (Prof und Ritter des Danebrogordens, ſchrieb proſaiſche Verſuche, [1785, 93. 3 Thle.] aus dramatiſchen Arbeiten und Erzählungen beſtehend, überſetzt von Tobieſen, und wirkte auf den däniſchen Nationalgeſchmack, als Herausgeber der nordiſchen Minerva und des däniſchen Zuſchauers, ein), J. Ch. Baſtholm, Birkner, Rasmus, Nyerup, Anders Gamborg, Friedrich Münter und Baggeſen, haben den gerechteſten Anſpruch auf den Ruhm lichtvoller, kräftiger und gefälliger Darſtellung. In dem Gebiete der praktiſchen Wiſſenſchaften und in der Naturkunde haben ſich die Dänen am meiſten ausgezeichnet. Hier iſt zu nennen der berühmte Aſtronom Tycho de Brahe (geb. zu Kundſtorp in Schonen 1546, ſt. zu Prag 1601), welcher ein neues, dem Kopernikaniſchen entgegengeſetztes, aber durchaus unhaltbares Syſtem aufſtellte (ſ. Tycho de Brahe); und in der Mineralogie Olaf Worm (ſt. 1654.). In der neuern Zeit iſt beſonders durch Stiftung von Erziehungsanſtalten (auch für die Gymnaſtik beſtehen hier nachahmungswerthe Inſtitute, z. B. für Schwimmkunſt), Schulen, Univerſitäten und Gelehrten-Geſellſchaften, ſehr viel für die literariſche Bildung in Dänemark geſchehen. In der Kanzelberedſamkeit zeigen ſich bedeutende Fortſchritte. Hier ſind Balle, Treſchow, Hiort, Holm, Plum, H. G. Clauſen und Cl. Pavels zu nennen. Noch mehr wird in den Staatswiſſenſchaften, Kriegswiſſenſchaften, in der Schiffahrtskunde und in der Heilkunde gethan, und die Forſchung des vaterländiſchen Alterthums verdankt den noch lebenden Gelehrten Vieborg, N. F. P. Grundtvig, Sandtvig, Thorkelin und Nyerup viel. (Man vergl. die von Zeit zu Zeit in den

Leipziger Literaturzeitungen erſchienenen Nachrichten aus Dänemark). Die bildende Kunſt kann aus der neueſten Zeit, wo ſie überall geſunken iſt, doch einige ſehr bedeutende däniſche Künſtler nennen, z. B. einen Wiedeveld, Thorwaldſen, den Hiſtorienmaler Hoier u. a. Noch glänzender iſt die Poeſie von den Dänen ausgeſtattet worden. Die neue däniſche Poeſie, welche von Volksliedern, deren die Dänen ſehr viele haben, und geiſtlichen Geſängen ausging (Pet. Logland bearbeitete däniſche Sprüchwörter rhythmiſch; und Jac. Thomaus veranſtaltete die vollſtändige Sammlung geiſtlicher Lieder), fängt mit Andr. Chr. Arreboe (ſt. 1637) an. Sein Hexaemeron iſt äußerſt ſchwerfällig. Andr. Bording (ſt. 1677) hatte ſich nach Opitz gebildet. Er und ſeine Nachfolger Jens Steno Seheſtedt (ſt. 1698), Paul Petterſen, der patriotiſche Volksſänger Wilh. Helt (um 1703), Nic. Kingo, der die Thaten der däniſchen Könige in einem heroiſchen Gedichte beſang, und Georg Lorterap (ſt. 1722) ermangelten jedoch der poetiſchen Selbſtſtändigkeit. Erſt gegen die Mitte des 18. Jahrh. brach eine beſſere Zeit mit dem für ſein Vaterland begeiſterten Ludw. Holberg (ſ. d. Art.), eigentlich einem Norweger, an. Beſonders verdient er hier als eigenthümlicher komiſcher und ſatyriſcher Dichter der Erwähnung. Seine Satyre Peter Paars und Niels Klim (Nicolai Klimmi iter subterraneum), und ſeine Luſtſpiele, in welchen er oft deutſche und franzöſiſche Stoffe mit einem großen Reichthum von Witz und Laune geiſtvoll bearbeitete, zeichneten die däniſche Literatur ſehr aus, und begründeten eine komiſche Bühne der Dänen. Holbergs Luſtſpiele, verdeutſcht von Oehlenſchläger, Leipzig 1822, 4 Bde., werden noch immer häufig in Dänemark geleſen, und mit Beifall auf der Bühne in Kopenhagen aufgeführt. Die 1758 geſtiftete Geſellſchaft zur Beförderung der ſchönen Wiſſenſchaften und des Geſchmacks brachte die Arbeiten talentvoller Männer, unter denen ſich der originelle und gefühlvolle Ch. B. Tullin (ſt. 1765) am vortheilhafteſten auszeichnet, im Umlauf. Nun begann in der zweiten Hälfte des 18. Jahrh. ein regſames literariſches Streben, und viele achtungswerthe Dichter, worunter viele Norweger, verſuchten ſich glücklich in den verſchiedenſten Fächern Doch findet man bis auf die neueſten Zeiten unter ihnen überall Spuren der Nachahmung ausländiſcher Muſter. Unter den neuern Dichtern zeichnen ſich aus: der Tragiker und Lyriker Johann Ewald (ſ. d. Art.), N. Weyer (ſt. 1788, ein talentvoller Dichter, der zu großen Erwartungen berechtigte, vergl. ſ. poet. Forſög. Kopenhagen 1789, 8.), der Lyriker und Dramaturg Rahbeck, die Satyriker und Luſtſpieldichter Guldberg, P. A. Heiberg, Ingeman, En. de Falſen (ſt. 1808), die Lyriker und Dramatiker Brun, Th. Thaarup, J. C. Tode, Ch. Lovinus, Sander, Pram, der glückliche Volksdichter Frimann, Rein. Storm (die letztern ſind Norweger), Fr. Brun, geb. Münter, geiſtvolle däniſche Dichterin in deutſcher Sprache, der originelle Jens Baggeſen (ſ. d. Art.), ein lyriſcher Dichter voll Begeiſterung und Kraft, oft jedoch etwas ſchwerfällig, welcher auch Wielands Oberon unter dem Titel Holger Danske zu einem Singſpiel bearbeitete, endlich der geniale Oehlenſchläger, voll ächter, nordiſcher Kraft, gemildert durch ſüdliche Anmuth, gebildet durch die verwandte deutſche Literatur und ſeine Reiſen nach dem Süden, aber eigenthümlich und national; vielleicht unter den neueſten, ſelbſt deutſchen Tragikern der originellſte, wie auch Göthe von ihm geſagt. Oehlenſchlägers vorzüglichſte Stücke ſind: Hakon Jarl, Planatoke, Axel und Walburg, Correggio, Aladdin. Wir freuen uns, die letztgenannten Dichter auch unter die Deutſchen

rechnen zu dürfen, da ſie vorzüglich in deutſcher Sprache geſchrieben.

Daniſchmend, ein türkiſcher Geiſtlicher niedern Ranges, der in einer Dſchami den Dienſt verrichtet, auch Talisman.

Dank hieß die Belohnung, welche in dem romantiſchen Mittelalter die in den Turnieren ſiegenden Ritter und Sänger gewöhnlich aus den Händen der Damen empfingen. Die den erſtern, nach dem Ausſpruche der Kampfrichter, ertheilten Belohnungen beſtanden gewöhnlich in goldnen Ketten, Wehrgehenken, Schärpen, Schwertern ꝛc.; die Dichter und Sänger, welche ſich durch Erfindung neuer Geſänge oft im öffentlichen Wettſtreit auszeichneten, empfingen als Dank ein Kleid, eine goldene Blume ꝛc.

Danneker, geb. 1758 in Stuttgart, der erſte jetzt lebende deutſche Bildhauer. Mehr über ihn und ſeine Werke in der neuen Folge (XI. 2.) des Conv. Lex., Art. Danneker.

Dante (eigentlich Durante), I. Alighieri, dieſer älteſte und größte unter den Dichtern der neuern italieniſchen Poeſie, deſſen kühner Geiſt die Mittagshöhe erreichte, während kaum die Morgenröthe der Wiſſenſchaften in Europa angebrochen war, wurde 1265 zu Florenz geboren. Von ſeiner Bildungsgeſchichte wiſſen wir wenig mehr, als daß er, wie er ſelbſt (Hölle XV. 8. ff.) ſagt, ein Schüler des Brunetto Latini, eines als Dichter, Gelehrten und Staatsmann berühmten Florentiners, war. Früh weckte die Liebe zu Beatrice Portinari (ſt. 1290) ſeinen Geiſt, und nährte ihn durch ſein ganzes Leben. Er ſtudirte zu Florenz, Bologna und Padua Philoſophie, ſpäter zu Paris die Theologie, und war zugleich in der lateiniſchen Literatur bewandert. Aber während er ſich mit Kenntniſſen zu bereichern bemüht war, entzog er ſich dem Dienſte ſeines Vaterlandes nicht, dem er ſich als Krieger und Staatsmann widmete. 1289 focht er bei Campaldino gegen die Aretiner, und 1290 bei Caprona gegen die Piſaner. Außerdem ging er als Geſandter ſeiner Republik nach Rom und an die Höfe verſchiedener anderer Monarchen. Er verheirathete ſich um 1291 mit Gemma, der Tochter des Manetto Donati, mit der er mehrere Kinder zeugte. Dieſe Ehe war jedoch nicht glücklich, und endigte damit, daß Gemma ſich von ihm trennte. Dante wurde 1300 zu dem [illegible]envollen Amte eines der Prioren oder oberſten Magiſtratsperſonen ſeiner Vaterſtadt erhoben; jedoch zu ſeinem Unglück. Florenz war damals durch die Parteien der Bianchi und Neri (der Weißen und Schwarzen) entzweit. Die erſtere, als die ſchwächere, ſuchte Hülfe bei dem Papſt Bonifaz VIII. Dieſer beſchloß, den ſich damals in Rom aufhaltenden Bruder Philipps IV. von Frankreich, Carl von Valois, nach Florenz zu ſchicken, um die dortigen Unruhen beizulegen. Dante widerſetzte ſich als Prior dieſem Vorhaben, weil er davon gefährliche Folgen für die Freiheit des Staats fürchtete, und ward dafür 1302, ſammt den Häuptern der Bianchi, verwieſen und ſeiner Güter beraubt, da er die ihm auferlegte Geldſtrafe von 8000 Lire nicht bezahlen konnte. Sein darauf folgendes Leben war eine faſt ununterbrochene Kette von Widerwärtigkeiten. Er und alle ſeine Unglücksgefährten traten, wie Einige behaupten, auf die Seite der Gibellinen oder Anhänger des Kaiſers, durch deſſen Hülfe allein ſie hoffen konnten, einſt in ihr Vaterland zurückzukehren. Beweiſe davon ſind zahlreiche Stellen in ſeinem Gedichte, welche die bitterſten Angriffe auf das Oberhaupt der Kirche enthalten. Dante lebte zunächſt einige Zeit in Arezzo; erſt als 1304 der Verſuch der Bianchi, ihre Rückkehr nach Florenz zu erzwingen, fehlgeſchlagen war, verließ er Toscana, und

nahm ſeine Zuflucht zu Alboin della Scala in Verona, der ſich durch die ausgezeichnete Unterſtützung, welche Talent und Verdienſt bei ihm fanden, unter ſeinen Zeitgenoſſen den Namen des Großen erworben hatte. Aber Dantes Gemüth, in ſteter Unruhe und Erwartung ſeiner Zurückberufung, konnte, wie Petrarca erzählt, ſeinen Unmuth und ſeine Bitterkeit ſelbſt vor ſeinen Wohlthätern nicht verbergen: und darin ſcheint der Grund zu liegen, daß er nirgends für lange Zeit eine bleibende Stätte fand. Daher ſcheinen, zwar nicht über ſeine Geburt, doch über die Ehre, daß die Divina Commedia in ihren Mauern entſtanden ſey, mehrere Städte Italiens ſtreiten zu können. Außer verſchiednen italieniſchen Orten beſuchte er auch Paris. Er verſuchte endlich, durch Kaiſer Heinrich VII. wieder nach Florenz zu gelangen, weshalb er ein Werk über die Monarchie (de monarchia, Basil. 1559. 8. und im vierten Band der Venet. Ausg. ſ. Werke) ſchrieb: aber auch dieſe Hoffnung ſchlug fehl. Seine letzten Jahre verlebte er zu Ravenna bei Guido Novello da Palenta, Herrn dieſer Stadt, der als ein Freund der Muſen ihm gern Schutz gewährte. Hier ſtarb er am 14. Sept. 1321, und ward in der Kirche der Minoriten begraben, wo ihm der venetianiſche Patricier, Bernardo Bembo, Vater des bekannten Kardinals, 1483 ein prächtiges Denkmal errichten ließ. Die Florentiner, die ihren großen Mitbürger, ſo lange er lebte, ausgeſtoßen, geſchmäht und verfolgt hatten, beeiferten ſich jetzt, ihr begangenes Unrecht zu ſühnen, indem ſie ſeinem Andenken die Verehrung erwieſen, die ſie ihm ſelbſt verſagt hatten. Sie ſtellten ſein von Giotto gemaltes Bild öffentlich auf, foderten, wiewohl vergeblich, ſeine Aſche von den Ravennaten, und beſoldeten einen Gelehrten, um öffentliche Vorleſungen über ſein Gedicht zu halten. Boccaccio ſchilderte ihn, in ſeiner Vita di Dante, als einen Mann von ernſtem, aber ſanften und leutſeligen Charakter; ganz anders dagegen Giovanni Villani. Von ſechs Kindern, die Dante hinterließ, haben ſeine beiden älteſten Söhne, Pietro und Jacopo, ſich als Gelehrte bekannt gemacht, und unter andern einen Commentar über das oben erwähnte Gedicht ihres Vaters geſchrieben, der jedoch nicht ans Licht getreten iſt. Dieſes große Gedicht, welches ſeit 1472 gegen 60 Ausgaben erlebt, und eine unzählige Menge von Commentatoren gehabt hat, umfaßt gewiſſermaßen das All der Welt, und iſt, wie dieſes, unendlich und unergründlich. Dantes ernſtes Gemüth, genährt von dem Geiſte der Alten, von Ariſtoteles in die Tiefen der Scholaſtik eingeweiht, durchdrungen von dem reinſten Feuer der Liebe, die es ſchon früher in ſeiner Vita nuova (der in Proſa abgefaßten Geſchichte ſeiner erſten Jugendliebe) und in ſeinem Amoroso convivio ausgeſtrömt hatte, ſang in frommer Begeiſterung, wie das Irdiſche, geläutert durch Chriſtenthum, in den ewigen Urquell alles Geſchaffenen zurückkehrt. In drei Theilen ruht das ganze Gedicht, der Hölle, dem Fegefeuer und dem Paradies, von denen man richtig den erſten plaſtiſch, den zweiten maleriſch und den dritten muſikaliſch genannt hat. Denn wie in der Hölle alle Geſtalten mit unerſchöpflicher, ſelbſt das Aeußerſte nicht ſcheuender Kühnheit ausgebildet und gerundet ſind, ſo daß nur des Dichters ordnende Seele durch das Dunkel hinzieht, ſo ſchließt ſich im Fegefeuer das Reich der Farben auf, bis im Paradieſe Alles in reinem Lichte ſtrahlt. An das Irdiſche hingegeben, ja angebannt, der Erdſcholle ſich nicht entwindend, liegt die menſchliche Natur in dem erſten; ihr freier Trieb und ihre Schöpferkraft erſchüttert eine Welt im zweiten, und im dritten Theile genießt ſie der ruhigen Vollendung, wie die Home-

riſchen Götter im Olymp. Meinhardt (Verſuche über den Charakter der italieniſchen Dichter, I. Bd.), Schlegel (in den Horen von Schiller) und Bouterwek (Geſchichte der ſchönen Wiſſenſchaften, I. Bd. S. 61. u. ff.), welcher letztere mit einiger Parteilichkeit gegen das Gedicht eingenommen iſt, indem er etwas proſaiſch faſt nur ſeine Seltſamkeit hervorhebt, haben unter den Deutſchen fortſchreitende Inhaltsanzeigen des Ganzen geliefert; auf ſie verweiſend, begnügen wir uns mit dieſen wenigen Bemerkungen. Die Benennung „Commedia“ gründet ſich auf eine Vorſtellung Dantes von den Formen der Wohlredenheit, welche ihm, wie er in ſeinem, zuerſt wahrſcheinlich lateiniſch geſchriebenen Werke: De vulgari eloquentia, angiebt, tragiſch, komiſch und elegiſch war, ſo daß, was er Tragödie nannte, anfangs wunderbar und ruhig, zuletzt aber grauſend und ſchrecklich wird; was ihm Comödie hieß, von einem rauhen Beginn zu einem glücklichen Ausgang fortſchreitet. Dieſem angemeſſen ſollte auch der Styl ſein, und ſeine Umbildung der Sprache mochte mithin, wie die Führung des Stoffs, dieſe Benennung veranlaſſen, welche nun nicht mehr befremden wird, wenn man ſie gegen eine Stelle im Paradieſe hält, wo er das Gedicht ein heiliges nennt, an welches Himmel und Erde Hand gelegt haben. Das Beiwort divina aber wurde erſt ſpäter von Andern hinzugefügt; in den älteſten Ausgaben wird der Dichter ſelbſt mit dem Beiworte il divino oder il teologo belegt. Unwürdig ſcheint es uns übrigens, in Dantes äußerer Lage die erſte Veranlaſſung zu dieſem Gedichte aufzuſuchen. Beiläufig iſt hier auch der, ſchon von Bottari (1753) vertheidigten, Behauptung zu erwähnen, daß Dante bei ſeinem Werke die Viſion Albericos, eines Mönchs, der im 12. Jahrh. im Kloſter Monte Caſſino lebte, benutzt habe. Solcher Viſionen gab es ſeit der früheſten Zeit des Chriſtenthumes ſehr viele, die ſich alle ſehr ähnlich waren, wie denn Mathäus Paris in ſeiner Geſchichte von England (beim J. 1196) der Viſion eines engliſchen Mönchs erwähnt, welche mit Dantes Dichtung noch weit mehr zuſammentrifft, als Albericos Viſion, die Cancellieri (Osservazioni intorno alla questione sopra la originalità della divina Commedia di Dante) 1814 zu Rom mit Anmerkungen abdrucken ließ. Es iſt daher wohl möglich, daß Dante aus jenen Viſionen hier oder da einen Gedanken oder ein Bild entlehnt habe, ohne daß ſolche unwillkührliche, faſt unvermeidliche Entlehnungen ihm zum Vorwurf gemacht werden dürften, da ja die Erinnerungen großer Geiſter nur Funken ſind, die mächtige Flammen erzeugen. Wohl kein Dichter trägt das Gepräge ſeiner Zeit ſo ſichtbar an ſich, und ſteht zugleich ſo hoch über ihr, als Dante. Mit Recht betrachten ihn die Italiener als den Schöpfer ihrer poetiſchen Sprache und Vater ihrer Poeſie; denn, von ſeinem bildenden Geiſte behandelt, gewann jene zuerſt eine reinere und würdigere Geſtalt. Die Terzine erſcheint zuerſt bei ihm in ihrer Vollkommenheit, weshalb man ihn wohl irriger Weiſe ſogar für den Erfinder derſelben angeſehen hat. Die beſten Ausgaben der divina Commedia ſind von Lombardi (Rom 1791 in 3 Bänden, 4.), und die mailändiſche von 1804, 3 Bde. 8. Von erſterer erſchien 1815—17. eine zweite ſehr vermehrte Ausgabe in 4 Bden. zu Rom bei Romano de' Romanis, worin Albericos Viſion gleichfalls abgedruckt iſt. Dantes ſämmtliche Werke ſind erſchienen, Venedig bei Zatta, 1757 u. 58, 5 Bände. 4. C. L. Kannegießer hat eine Ueberſetzung der göttlichen Comödie, in drei Bänden (Leipzig, 1814—1820), geliefert. Früher hatte A. W. Schlegel an dem angeführten Orte Proben einer metriſchen Ueberſetzung geliefert, und lange

vor ihm Bachenſchwanz eine vollſtändige Ueberſetzung in Proſa. Ganz in Dantes Leben verflochten ſind ſeine herrlichen lyriſchen Gedichte, Sonette und Canzonen, und des Dichters nicht minder würdig. Zu nennen iſt noch ſein in einer männlichen Proſa geſchriebenes Gaſtmahl (il convito), ein Werk, von welchem ſelbſt Bouterwek ſagt, es ſei werth, den beſſern Werken des Alterthums an die Seite geſtellt zu werden. Es enthält den Kern ſeiner geſammten Kenntniſſe und Anſichten, und erläutert dadurch ſeine Poeſien und ſein übriges Leben. II.) Pietro Vincenzio aus dem Geſchlechte der Rainaldi, erhielt den Namen Dante, weil er in der Poeſie dieſem nachzuahmen ſtrebte. Er und ſeine Familie ſind in der Mathemathik ſehr berühmt geworden. Wahrſcheinlich gehört in dieſelbe Familie III.) Giov. Battiſta Dante von Perugia, auch unter dem Namen Dädalus, wegen ſeiner großen mechaniſchen Geſchicklichkeit, bekannt. Er machte ſchon im 15. Jahrh. den Verſuch zu fliegen, und flog einigemal über den See von Perugia. M.

Danton (George Jacques), Advocat, geb. 1759, enthauptet d. 5. April 1794. Dieſer Mann ſpielte in den erſten Jahren der franzöſiſchen Revolution, die er eifrig beförderte, eine ſehr bedeutende Rolle. Schon ſein Aeußeres war höchſt ungewöhnlich und auffallend. Sein Wuchs war koloſſal, ſeine Umriſſe athletiſch, ſeine Züge hart, ſtark und widrig, ſeine Stimme erſchütterte das Gewölbe des Sitzungsſaals, ſeine Beredſamkeit war heftig, ſeine Bilder und ſeine Einbildungskraft waren eben ſo rieſenhaft wie ſeine äußere Geſtalt, vor welcher Jedermann zurückſchreckte, und, wie St. Juſt ſich ausdrückte, ſelbſt die Freiheit zitterte. Dieſe Eigenſchaften halfen ihm Einfluß gewinnen, und man ſah ihn, wie Robespierre, der Dictatur mit Stetigkeit entgegenringen. Nach Ludwigs Verhaftung zu Varennes präſidirte er in der Verſammlung des Marsfeldes, wo die Entthronung des Königs verlangt wurde. Im November ward er zum Gehülfen des Procurators der Pariſer Gemeine ernannt. Sein Anſehn in der Hauptſtadt wuchs 1792; er half die Ereigniſſe des 20. Juni anſtiften, und leitete die vom 10. Auguſt ein. Nach Ludwigs XVI. Sturze ward Danton Mitglied des einſtweiligen Vollziehungsraths, erhielt das Juſtiz-Departement und riß die Ernennung der Agenten bei den Heeren und in den Departementen an ſich, wodurch er in den Stand geſetzt wurde, ſich viele Creaturen zu verſchaffen. Das Geld floß von allen Seiten in die Hände des Miniſters, und aus dieſen wieder verſchwenderiſch, als Sold für Verbrechen und Werbegeld für Parteigänger, zurück. Man beſchuldigte ihn gewiß nicht mit Unrecht, aus Fanatismus die September-Blutſcenen vorbereitet zu haben. Er bediente ſich der Aechtung, um durch Schrecken jeden Gedank n des Widerſtandes von Seiten der Royaliſten niederzuſchlagen. Den 3. Sept. verbreitete der Einmarſch der Preußen in die Champagne allgemeine Beſtürzung in der Hauptſtadt, und Beſorgniß unter den Regierungsmitgliedern. Alle Miniſter, die ausgezeichnetſten Deputirten, und Robespierre ſelbſt, der damals Briſſot fürchtete, verſammelten ſich bei Danton, der allein Muth behielt, das ganze Ruder der Gewalt an ſich riß, die Vertheidigungsmaßregel, welche alle waffenfähige Franzoſen an die Grenze gegen die Feinde trieb, anordnete, und die Verlegung der Verſammlung jenſeits der Loire verhinderte. Danton zeigte hier einen erhabenen Muth. „Betrachtet mich," rief er aus, „die Natur hat mir das finſtere und derbe Antlitz der Freiheit gegeben. Ich habe in meinem Gehirne Hülfsmittel, die den Erdkreis zittern machen können. Das Vaterland iſt in Gefahr; um es zu retten, gilt es Kühn-

heit, immer Kühnheit, und nichts als Kühnheit.“ Von dieſem Zeitpuncte ſchreibt ſich der eingewurzelte Haß her, den Robespierre gegen ihn nährte; er konnte ihm nie die Ueberlegenheit verzeihen, die Danton damals über ihn an den Tag gelegt hatte. Genöthigt, Rechenſchaft von den geheimen Ausgaben ſeines Miniſteriums abzulegen, behauptete er, daß ſich in den Revolutionszeiten die Ausgaben nur in Maſſe berechnen ließen. Er ſtimmte für die Todesſtrafe gegen die zurückgekehrten Ausgewanderten, und übernahm die Vertheidigung des Gottesdienſtes. Der Kampf zwiſchen der Gironde und der Bergpartei nahm mit jedem Tage einen ernſtern Charakter an. Danton ſchien die Folgen dieſer Spaltung zu fürchten. Den 26. Nov. 1793, bei Gelegenheit der Vernunftfeſte, bei denen die Herbertiſten die erſte Rolle ſpielten, erklärte er ſich von neuem gegen die unzeitigen Angriffe auf die Diener des Gottesdienſtes, und ſchloß ſich ſpäter an Robespierre an, um Herbert und deſſen Anhänger auf das Blutgerüſte zu bringen. Ihre Vereinigung war aber nicht von langer Dauer; die verborgene Feindſchaft, welche zwiſchen ihnen herrſchte, fiel gleich in die Augen. Danton wollte den Despotismus, welchen Robespierre in den Ausſchüſſen ausübte, zu Boden treten, und der gewandtere Robespierre trachtete ihn zu ſtürzen, um ſich einen gefährlichen Nebenbuhler von der Seite zu ſchaffen. St. Juſt ſtattete gegen ihn einen Bericht in dem Wohlfahrtsausſchuſſe ab, und Danton ward in der Nacht vom 31. März 1794 mit denen, die man ſeine Mitſchuldigen nannte, verhaftet. Im Palais Luxembourg in Verwahrung gebracht, zeigte er eine gezwungene Heiterkeit und geſtand Lacroix, daß er von ſeiner Verhaftnehmung im Voraus unterrichtet geweſen ſei, aber nicht daran habe glauben können. Als er in die Conciergerie gebracht wurde, verfinſterte ſich ſeine Miene, und er ſchien ſich zu ſchämen, der Betrogene Robespierre's geweſen zu ſein. Alle ſeine Reden waren ein grelles Gemiſch von Reue und Stolz. Bei ſeinem Verhör antwortete er mit voller Ruhe: „Ich bin Danton, bekannt genug in der Revolution; meine Wohnung wird bald das Nichts ſein, und mein Name wird leben im Pantheon der Geſchichte.“ Den 5. April verdammte ihn das Revolutionsgericht zum Tode, als Mitſchuldigen einer Verſchwörung zur Wiederherſtellung der Monarchie, und confiscirte ſeinen beträchtlichen Nachlaß. Er ſtieg mit Muth und ohne Widerſtreben auf den Unglückskarren; ſein Kopf war gehoben und ſein Blick voll Stolz. Noch mit Empfindung erinnerte er ſich ſeiner Familie und war einen Augenblick gerührt. „O meine Frau, meine Zärtlichgeliebte,“ rief er aus, „ſo ſoll ich dich denn nicht mehr ſehen!“ Darauf unterbrach er ſich ſchnell: „Danton, keine Schwachheit!“ und beſtieg das Blutgerüſte. Uebrigens bleibt Danton einer der merkwürdigſten Charactere, die ſich in der franzöſiſchen Revolution entwickelt haben: ein höchſt eigenthümliches Gemiſch von Größe, Kraft und Muth, mit Grauſamkeit, Eigennutz und Schwäche.

Danzig, eine wichtige Handelsſtadt und Feſtung am weſtlichen Ufer des Ausfluſſes der Weichſel in die Oſtſee, im Regierungsbezirke gl. Namens in der preußiſchen Provinz Weſtpreußen, 67 Meilen von Berlin. Sie hat eine höchſt anmuthige Lage in einer ſchönen Gegend. Die Vorſtädte abgerechnet, hat ſie etwas über eine halbe Meile im Umfang, iſt weder regelmäßig noch ſchön gebaut, hat jedoch mit den Vorſtädten 48,000 Einwohner. Ihr ſchöner Hafen und ihre vortheilhafte Lage verſchafften ihr von jeher einen großen Einfluß auf den Land- und Seehandel, ſo daß ſie auch ein bedeutendes Mitglied der alten Hanſa war. Ihr Name kommt ſchon im 10. Jahrh., Ge-

dance (Gedansk) geſchrieben, vor. Lange wechſelte ſie mit dem Lande, in welchem ſie liegt, die Beſitzer. Dänen und Schweden, Pommern und die deutſchen Ritter ſtritten um ſie. Die Thätigkeit der Einwohner machte die im oft wiederholten Kampf erhaltenen Wunden ſchnell wieder gut, und ihr Wohlſtand führte ſie zum Kraftgefühl, mit dem ſich Danzig 1454 für unabhängig vom deutſchen Orden erklärte, und von der Republik Polen bald als ſelbſtſtändig anerkannt wurde. Die Stadt hatte ihr eigenes Geſetzbuch, welches die Danziger Willkühr hieß, und erwarb ſich ein bedeutendes Gebiet. Die Gewalt des Königs von Polen repräſentirte ein Glied des Stadtraths, das wechſelte und der Burggraf genannt wurde. Die Stadt ſchlug ihre eigene Münze mit des Königs von Polen Bildniſſe, hielt in Warſchau ihren Secretär, und gab bei Reichstagen und Königswahlen ihre Stimme durch Abgeordnete. Danzig hieß die Kornkammer des Norden, und hatte nach der Landſeite große ſchwerfällige Befeſtigungen; nach der Weichſel zu iſt ſie aber durch Wälder und Moräſte beinahe unzugänglich, und die Niederung kann leicht unter Waſſer geſetzt werden. Ihr Gebiet enthielt 33 ſehr wohlhabende Dörfer und die Danziger Höhe, eine ſandige Erdzunge mit dem Städtchen Hela, die den Meerbuſen, das Pauzkerwieck, bildet. Dieß alles gab ihr einen politiſchen und militäriſchen Werth. Jenen verlor ſie mit der Annäherung von Preußens Gränzen; dieſer wurde ihr um ſo gefährlicher. Seit 1772 war die Stadt gleichſam vom preuß. Gebiet umſchloſſen, die ſtarken Zölle drückten ſie ſchwer. Handel, Kunſtfleiß und Bevölkerung ſanken, und der Wunſch, ganz unter Preußens Herrſchaft zu kommen, wurde der vernünftigſte, um ſo mehr, da die Weichſel und das Fahrwaſſer in preußiſcher Gewalt waren, und der letzte König von Polen offen erklärte, daß er Danzig ſeinem Schickſale überlaſſen müſſe. Als daher Preußen deſſen Unterwerfung verlangte, mußte der vernünftigere Theil der Einwohner, dem dieſer Schatten von Unabhängigkeit läſtiger war, als ihr gänzlicher Verluſt, leicht über die wenigen Familien Meiſter werden, die bis jetzt regiert hatten. Vertragsmäßig beſetzten die Preußen am 28. Mai 1793 die Außenwerke. Das Volk griff zu den Waffen, und ein kurzer Kampf erhob ſich, endigte jedoch nach wenigen Tagen mit der völligen Unterwerfung der Stadt, die unter Preußens Herrſchaft wieder aufblühte, Ruhe und vielfältiges Glück genoß, bis zum Ausbruche des preußiſch-franzöſiſchen Krieges. Am 7. März 1807 ward Danzig von dem Corps des Marſchall Lefebvre umringt, und die Einſchließung auf der Landſeite durch Wegnahme der Nehrung am 20. vollendet. Obwohl die Beſatzung bei den Ausfällen vom 21. und 26. großen Muth bewies, ſo konnten dieſe Anſtrengungen doch nicht verhindern, daß ſich der Belagerer, 1 April, auf den Zigankenberge feſtſetzte und die Bousmardſchanze, oder vielmehr ihre Trümmer, am 13ten eroberte. In der Nacht vom 23. zum 24. April begann das Bombardement, und dauerte mit Zwiſchenräumen bis zum 21. Mai fort; während deß verſuchte der General Kamenskoi vergebens ſich mit 5000 Mann Verſtärkung in die Stadt zu werfen, und eine engliſche Corvette, welche die nöthigen Kriegsvorräthe, Geld ꝛc. zuführen ſollte, und mit vollen Segeln die Weichſel heraufflog, gerieth auf den Grund und ward von den Franzoſen genommen. Es begann jetzt an Pulver zur weitern Vertheidigung zu mangeln, die Belagerer hatten ſich im bedeckten Wege des faſt ganz zerſtörten Hagelbergs feſtgeſetzt, und beabſichtigten einen Hauptſturm darauf, deſſen Ergebniß bei ihrer Ueberlegenheit (50,000,

gegen eine Beſatzung von 7000 Mann) nicht zweifelhaft war; da gab endlich der Gouverneur, Graf von Kalkreuth, den wiederholten Auffoderungen Gehör, und ſchloß am 24. Mai eine Capitulation auf dieſelben Bedingungen, die er dem General Lefebvre 1793 bei der Uebergabe von Mainz bewilligt hatte. Die Beſatzung verließ am 27. die Feſtung mit Kriegesehren und der Verpflichtung, 1 Jahr lang nicht gegen Frankreich zu dienen. Der Marſchall Lefebvre erhielt zur Belohnung den Titel eines Herzogs von Danzig; unter ihm hatten General Lariboiſſiere als Chef der Artillerie, Chaſſeloup und Kirchener als Directoren des Geniewesens, die Belagerung geleitet, während welcher in der Stadt 600 Häuſer mehr oder weniger zerſtört, einige 60 Bürger getödtet und verwundet worden waren. Eine Kriegsſteuer von 20 Millionen Franken ward der Stadt mit Bewilligung allmäliger Abzahlung aufgelegt. Durch den Tilſiter Frieden ward Danzig als freie Stadt mit einem Gebiete von 2 Lieues, die durch die willkührliche Erklärung Napoleons auf 2 deutſche Meilen ausgedehnt wurden, unter Frankreichs, Preußens und Sachſens Schutz anerkannt; es konnte aber, als franzöſiſcher Waffenplatz, ſeiner Unabhängigkeit niemals froh werden, da fortwährend ein franzöſiſcher Gouverneur, General Rapp, in Garniſon daſelbſt blieb, da 1808 der Code Napoleon eingeführt und durch das Continentalſyſtem der Hauptnahrungszweig, der Handel mit England, verkümmert ward. Unter ſo drückenden, allen Wohlſtand vernichtenden Verhältniſſen nahte das J. 1812, und mit ihm, wegen des ruſſiſchen Krieges, neue ſchwere Laſten; es ſchloß damit, daß die Feſtung am 31. Dec. in Belagerungsſtand erklärt wurde. Es gelang den franzöſiſchen und polniſchen Truppen des 10. Armeecorps, ſich beim Rückzuge in die Stadt zu werfen, eben ſo langten noch Verſtärkungen aus Spandau und Magdeburg an, ſo daß die Garniſon 30,000 Mann betrug, als gegen Ende Januars 1813 das ruſſiſche Einſchließungscorps, aus 6000 Mann Koſacken beſtehend, erſchien, welches jedoch bald durch ein Corps von 7000 Mann Infanterie und 2500 Mann Cavallerie mit 60 Feldgeſchützen, unter General-Lieutenant von Loewis, abgelöſt ward. Es würde zu weitläufig ſein, die verſchiedenen Ausfälle und Angriffe vom 4. Februar, 5. März, 27. April, 9. Juni ꝛc. einzeln zu erzählen; wir erwähnen daher nur, daß die Belagerer am 1. Juni durch 8000 Mann preußiſche Landwehren, unter Oberſt Graf Dohna, verſtärkt wurden. Den Oberbefehl hatte, nach dem bekannten Waffenſtillſtande (24. Aug.), der Herzog von Würtemberg übernommen, und lieferte den Belagerten bei Ausfällen und durch Angriffe auf Außenpoſten die ſehr hitzigen Gefechte vom 28. und 29. Aug., 1., 7. und 17. Sept. und 1. Nov.; ein engliſches Geſchwader nahete ſich von der Seeſeite, und beſchoß gemeinſchaftlich mit den Landbatterien die Stadt vom 1. Sept. an, unter andern auch mit Congreveſchen Raketen, lebhaft; die zweite Parallele war eröffnet, als endlich am 17. Nov. eine Capitulation zu Stande kam, nach welcher die Garniſon am 1. Jan. 1814 die Waffen ſtrecken, und mit Verpflichtung, binnen einem Jahre nicht gegen die Verbündeten zu dienen, in 4 Abtheilungen nach Frankreich geſchickt werden ſollte; dieſe Bedingungen erhielten jedoch die Genehmigung des Kaiſers Alexander nicht, und der Gouverneur, General Rapp, (der wahrſcheinlich viele Geräthe und Kriegsbedürfniſſe heimlich hatte vernichten laſſen, und deshalb zu einer längeren Vertheidigung keine hinreichende Mittel beſaß) mußte ſich bequemen, die Feſtung ſo zu übergeben, daß am 1. Jan. alle Polen und Deutſche in ihr Vaterland entlaſſen wur-

vor ihm Bachenſchwanz eine vollſtändige Ueberſetzung in Proſa. Ganz in Dantes Leben verflochten ſind ſeine herrlichen lyriſchen Gedichte, Sonette und Canzonen, und des Dichters nicht minder würdig. Zu nennen iſt noch ſein in einer männlichen Proſa geſchriebenes Gaſtmahl (il convito), ein Werk, von welchem ſelbſt Bouterwek ſagt, es ſei werth, den beſſern Werken des Alterthums an die Seite geſtellt zu werden. Es enthält den Kern ſeiner geſammten Kenntniſſe und Anſichten, und erläutert dadurch ſeine Poeſien und ſein übriges Leben. II.) Pietro Vincenzio aus dem Geſchlechte der Rainaldi, erhielt den Namen Dante, weil er in der Poeſie dieſem nachzuahmen ſtrebte. Er und ſeine Familie ſind in der Mathemathik ſehr berühmt geworden. Wahrſcheinlich gehört in dieſelbe Familie III.) Giov. Battiſta Dante von Perugia, auch unter dem Namen Dädalus, wegen ſeiner großen mechaniſchen Geſchicklichkeit, bekannt. Er machte ſchon im 15. Jahrh. den Verſuch zu fliegen, und flog einigemal über den See von Perugia. M.

Danton (George Jacques), Advocat, geb. 1759, enthauptet d. 5. April 1794. Dieſer Mann ſpielte in den erſten Jahren der franzöſiſchen Revolution, die er eifrig beförderte, eine ſehr bedeutende Rolle. Schon ſein Aeußeres war höchſt ungewöhnlich und auffallend. Sein Wuchs war koloſſal, ſeine Umriſſe athletiſch, ſeine Züge hart, ſtark und widrig, ſeine Stimme erſchütterte das Gewölbe des Sitzungsſaals, ſeine Beredſamkeit war heftig, ſeine Bilder und ſeine Einbildungskraft waren eben ſo rieſenhaft wie ſeine äußere Geſtalt, vor welcher Jedermann zurückſchreckte, und, wie St. Juſt ſich ausdrückte, ſelbſt die Freiheit zitterte. Dieſe Eigenſchaften halfen ihm Einfluß gewinnen, und man ſah ihn, wie Robespierre, der Dictatur mit Stetigkeit entgegenringen. Nach Ludwigs Verhaftung zu Varennes präſidirte er in der Verſammlung des Marsfeldes, wo die Entthronung des Königs verlangt wurde. Im November ward er zum Gehülfen des Procurators der Pariſer Gemeine ernannt. Sein Anſehn in der Hauptſtadt wuchs 1792; er half die Ereigniſſe des 20. Juni anſtiften, und leitete die vom 10. Auguſt ein. Nach Ludwigs XVI. Sturze ward Danton Mitglied des einſtweiligen Vollziehungsraths, erhielt das Juſtiz-Departement und riß die Ernennung der Agenten bei den Heeren und in den Departementen an ſich, wodurch er in den Stand geſetzt wurde, ſich viele Creaturen zu verſchaffen. Das Geld floß von allen Seiten in die Hände des Miniſters, und aus dieſen wieder verſchwenderiſch, als Sold für Verbrechen und Werbegeld für Parteigänger, zurück. Man beſchuldigte ihn gewiß nicht mit Unrecht, aus Fanatismus die September-Blutſcenen vorbereitet zu haben. Er bediente ſich der Aechtung, um durch Schrecken jeden Gedank n des Widerſtandes von Seiten der Royaliſten niederzuſchlagen. Den 3. Sept. verbreitete der Einmarſch der Preußen in die Champagne allgemeine Beſtürzung in der Hauptſtadt, und Beſorgniß unter den Regierungsmitgliedern. Alle Miniſter, die ausgezeichnetſten Deputirten, und Robespierre ſelbſt, der damals Briſſot fürchtete, verſammelten ſich bei Danton, der allein Muth behielt, das ganze Ruder der Gewalt an ſich riß, die Vertheidigungsmaßregel, welche alle waffenfähige Franzoſen an die Grenze gegen die Feinde trieb, anordnete, und die Verlegung der Verſammlung jenſeits der Loire verhinderte. Danton zeigte hier einen erhabenen Muth. „Betrachtet mich,“ rief er aus, „die Natur hat mir das finſtere und derbe Antlitz der Freiheit gegeben. Ich habe in meinem Gehirne Hülfsmittel, die den Erdkreis zittern machen können. Das Vaterland iſt in Gefahr; um es zu retten, gilt es Kühn-

heit, immer Kühnheit, und nichts als Kühnheit." Von dieſem Zeitpuncte ſchreibt ſich der eingewurzelte Haß her, den Robespierre gegen ihn nährte; er konnte ihm nie die Ueberlegenheit verzeihen, die Danton damals über ihn an den Tag gelegt hatte. Genöthigt, Rechenſchaft von den geheimen Ausgaben ſeines Miniſteriums abzulegen, behauptete er, daß ſich in den Revolutionszeiten die Ausgaben nur in Maſſe berechnen ließen. Er ſtimmte für die Todesſtrafe gegen die zurückgekehrten Ausgewanderten, und übernahm die Vertheidigung des Gottesdienſtes. Der Kampf zwiſchen der Gironde und der Bergpartei nahm mit jedem Tage einen ernſtern Charakter an. Danton ſchien die Folgen dieſer Spaltung zu fürchten. Den 26. Nov. 1793, bei Gelegenheit der Vernunftfeſte, bei denen die Herbertiſten die erſte Rolle ſpielten, erklärte er ſich von neuem gegen die unzeitigen Angriffe auf die Diener des Gottesdienſtes, und ſchloß ſich ſpäter an Robespierre an, um Herbert und deſſen Anhänger auf das Blutgerüſte zu bringen. Ihre Vereinigung war aber nicht von langer Dauer; die verborgene Feindſchaft, welche zwiſchen ihnen herrſchte, fiel gleich in die Augen. Danton wollte den Despotismus, welchen Robespierre in den Ausſchüſſen ausübte, zu Boden treten, und der gewandtere Robespierre trachtete ihn zu ſtürzen, um ſich einen gefährlichen Nebenbuhler von der Seite zu ſchaffen. St. Juſt ſtattete gegen ihn einen Bericht in dem Wohlfahrtsausſchuſſe ab, und Danton ward in der Nacht vom 31. März 1794 mit denen, die man ſeine Mitſchuldigen nannte, verhaftet. Im Palais Luxembourg in Verwahrung gebracht, zeigte er eine gezwungene Heiterkeit und geſtand Lacroix, daß er von ſeiner Verhaftnehmung im Voraus unterrichtet geweſen ſei, aber nicht daran habe glauben können. Als er in die Conciergerie gebracht wurde, verfinſterte ſich ſeine Miene, und er ſchien ſich zu ſchämen, der Betrogene Robespierre's geweſen zu ſein. Alle ſeine Reden waren ein grelles Gemiſch von Reue und Stolz. Bei ſeinem Verhör antwortete er mit voller Ruhe: „Ich bin Danton, bekannt genug in der Revolution; meine Wohnung wird bald das Nichts ſein, und mein Name wird leben im Pantheon der Geſchichte." Den 5. April verdammte ihn das Revolutionsgericht zum Tode, als Mitſchuldigen einer Verſchwörung zur Wiederherſtellung der Monarchie, und confiscirte ſeinen beträchtlichen Nachlaß. Er ſtieg mit Muth und ohne Widerſtreben auf den Unglückskarren; ſein Kopf war gehoben und ſein Blick voll Stolz. Noch mit Empfindung erinnerte er ſich ſeiner Familie und war einen Augenblick gerührt. „O meine Frau, meine Zärtlichgeliebte," rief er aus, „ſo ſoll ich dich denn nicht mehr ſehen!" Darauf unterbrach er ſich ſchnell: „Danton, keine Schwachheit!" und beſtieg das Blutgerüſte. Uebrigens bleibt Danton einer der merkwürdigſten Charactere, die ſich in der franzöſiſchen Revolution entwickelt haben: ein höchſt eigenthümliches Gemiſch von Größe, Kraft und Muth, mit Grauſamkeit, Eigennutz und Schwäche.

Danzig, eine wichtige Handelsſtadt und Feſtung am weſtlichen Ufer des Ausfluſſes der Weichſel in die Oſtſee, im Regierungsbezirke gl. Namens in der preußiſchen Provinz Weſtpreußen, 67 Meilen von Berlin. Sie hat eine höchſt anmuthige Lage in einer ſchönen Gegend. Die Vorſtädte abgerechnet, hat ſie etwas über eine halbe Meile im Umfang, iſt weder regelmäßig noch ſchön gebaut, hat jedoch mit den Vorſtädten 48,000 Einwohner. Ihr ſchöner Hafen und ihre vortheilhafte Lage verſchafften ihr von jeher einen großen Einfluß auf den Land- und Seehandel, ſo daß ſie auch ein bedeutendes Mitglied der alten Hanſa war. Ihr Name kommt ſchon im 10. Jahrh., Ge-

dance (Gedansk) geſchrieben, vor. Lange wechſelte ſie mit dem Lande, in welchem ſie liegt, die Beſitzer. Dänen und Schweden, Pommern und die deutſchen Ritter ſtritten um ſie. Die Thätigkeit der Einwohner machte die im oft wiederholten Kampf erhaltenen Wunden ſchnell wieder gut, und ihr Wohlſtand führte ſie zum Kraftgefühl, mit dem ſich Danzig 1454 für unabhängig vom deutſchen Orden erklärte, und von der Republik Polen bald als ſelbſtſtändig anerkannt wurde. Die Stadt hatte ihr eigenes Geſetzbuch, welches die Danziger Willkühr hieß, und erwarb ſich ein bedeutendes Gebiet. Die Gewalt des Königs von Polen repräſentirte ein Glied des Stadtraths, das wechſelte und der Burggraf genannt wurde. Die Stadt ſchlug ihre eigene Münze mit des Königs von Polen Bildniſſe, hielt in Warſchau ihren Secretär, und gab bei Reichstagen und Königswahlen ihre Stimme durch Abgeordnete. Danzig hieß die Kornkammer des Norden, und hatte nach der Landſeite große ſchwerfällige Befeſtigungen; nach der Weichſel zu iſt ſie aber durch Wälder und Moräſte beinahe unzugänglich, und die Niederung kann leicht unter Waſſer geſetzt werden. Ihr Gebiet enthielt 33 ſehr wohlhabende Dörfer und die Danziger Höhe, eine ſandige Erdzunge mit dem Städtchen Hela, die den Meerbuſen, das Pauzkerwieck, bildet. Dieß alles gab ihr einen politiſchen und militäriſchen Werth. Jenen verlor ſie mit der Annäherung von Preußens Gränzen; dieſer wurde ihr um ſo gefährlicher. Seit 1772 war die Stadt gleichſam vom preuß. Gebiet umſchloſſen, die ſtarken Zölle drückten ſie ſchwer. Handel, Kunſtfleiß und Bevölkerung ſanken, und der Wunſch, ganz unter Preußens Herrſchaft zu kommen, wurde der vernünftigſte, um ſo mehr, da die Weichſel und das Fahrwaſſer in preußiſcher Gewalt waren, und der letzte König von Polen offen erklärte, daß er Danzig ſeinem Schickſale überlaſſen müſſe. Als daher Preußen deſſen Unterwerfung verlangte, mußte der vernünftigere Theil der Einwohner, dem dieſer Schatten von Unabhängigkeit läſtiger war, als ihr gänzlicher Verluſt, leicht über die wenigen Familien Meiſter werden, die bis jetzt regiert hatten. Vertragsmäßig beſetzten die Preußen am 28. Mai 1793 die Außenwerke. Das Volk griff zu den Waffen, und ein kurzer Kampf erhob ſich, endigte jedoch nach wenigen Tagen mit der völligen Unterwerfung der Stadt, die unter Preußens Herrſchaft wieder aufblühte, Ruhe und vielfältiges Glück genoß, bis zum Ausbruche des preußiſch-franzöſiſchen Krieges. Am 7. März 1807 ward Danzig von dem Corps des Marſchall Lefebvre umringt, und die Einſchließung auf der Landſeite durch Wegnahme der Nehrung am 20. vollendet. Obwohl die Beſatzung bei den Ausfällen vom 21. und 26. großen Muth bewies, ſo konnten dieſe Anſtrengungen doch nicht verhindern, daß ſich der Belagerer, 1 April, auf den Zigankenberge feſtſetzte und die Bousmardſchanze, oder vielmehr ihre Trümmer, am 13ten eroberte. In der Nacht vom 23. zum 24. April begann das Bombardement, und dauerte mit Zwiſchenräumen bis zum 21. Mai fort; während deß verſuchte der General Kamenskoi vergebens ſich mit 5000 Mann Verſtärkung in die Stadt zu werfen, und eine engliſche Corvette, welche die nöthigen Kriegsvorräthe, Geld ꝛc. zuführen ſollte, und mit vollen Segeln die Weichſel herauf flog, gerieth auf den Grund und ward von den Franzoſen genommen. Es begann jetzt an Pulver zur weitern Vertheidigung zu mangeln, die Belagerer hatten ſich im bedeckten Wege des faſt ganz zerſtörten Hagelbergs feſtgeſetzt, und beabſichtigten einen Hauptſturm darauf, deſſen Ergebniß bei ihrer Ueberlegenheit (50,000,

gegen eine Beſatzung von 7000 Mann) nicht zweifelhaft war; da gab endlich der Gouverneur, Graf von Kalkreuth, den wiederholten Auffoderungen Gehör, und ſchloß am 24. Mai eine Capitulation auf dieſelben Bedingungen, die er dem General Lefebvre 1793 bei der Uebergabe von Mainz bewilligt hatte. Die Beſatzung verließ am 27. die Feſtung mit Kriegesehren und der Verpflichtung, 1 Jahr lang nicht gegen Frankreich zu dienen. Der Marſchall Lefebvre erhielt zur Belohnung den Titel eines Herzogs von Danzig; unter ihm hatten General Lariboiſſiere als Chef der Artillerie, Chaſſeloup und Kirchener als Directoren des Geniewesens, die Belagerung geleitet, während welcher in der Stadt 600 Häuſer mehr oder weniger zerſtört, einige 60 Bürger getödtet und verwundet worden waren. Eine Kriegsſteuer von 20 Millionen Franken ward der Stadt mit Bewilligung allmäliger Abzahlung aufgelegt. Durch den Tilſiter Frieden ward Danzig als freie Stadt mit einem Gebiete von 2 Lieues, die durch die willkührliche Erklärung Napoleons auf 2 deutſche Meilen ausgedehnt wurden, unter Frankreichs, Preußens und Sachſens Schutz anerkannt; es konnte aber, als franzöſiſcher Waffenplatz, ſeiner Unabhängigkeit niemals froh werden, da fortwährend ein franzöſiſcher Gouverneur, General Rapp, in Garniſon daſelbſt blieb, da 1808 der Code Napoleon eingeführt und durch das Continentalſyſtem der Hauptnahrungszweig, der Handel mit England, verkümmert ward. Unter ſo drückenden, allen Wohlſtand vernichtenden Verhältniſſen nahte das J. 1812, und mit ihm, wegen des ruſſiſchen Krieges, neue ſchwere Laſten; es ſchloß damit, daß die Feſtung am 31. Dec. in Belagerungsſtand erklärt wurde. Es gelang den franzöſiſchen und polniſchen Truppen des 10. Armeecorps, ſich beim Rückzuge in die Stadt zu werfen, eben ſo langten noch Verſtärkungen aus Spandau und Magdeburg an, ſo daß die Garniſon 30,000 Mann betrug, als gegen Ende Januars 1813 das ruſſiſche Einſchließungscorps, aus 6000 Mann Koſacken beſtehend, erſchien, welches jedoch bald durch ein Corps von 7000 Mann Infanterie und 2500 Mann Cavallerie mit 60 Feldgeſchützen, unter General-Lieutenant von Loewis, abgelöſt ward. Es würde zu weitläufig ſein, die verſchiedenen Ausfälle und Angriffe vom 4. Februar, 5. März, 27. April, 9. Juni ꝛc. einzeln zu erzählen; wir erwähnen daher nur, daß die Belagerer am 1. Juni durch 8000 Mann preußiſche Landwehren, unter Oberſt Graf Dohna, verſtärkt wurden. Den Oberbefehl hatte, nach dem bekannten Waffenſtillſtande (24. Aug.), der Herzog von Würtemberg übernommen, und lieferte den Belagerten bei Ausfällen und durch Angriffe auf Außenpoſten die ſehr hitzigen Gefechte vom 28. und 29. Aug., 1., 7. und 17. Sept. und 1. Nov.; ein engliſches Geſchwader nahete ſich von der Seeſeite, und beſchoß gemeinſchaftlich mit den Landbatterien die Stadt vom 1. Sept. an, unter andern auch mit Congreveſchen Raketen, lebhaft; die zweite Parallele war eröffnet, als endlich am 17. Nov. eine Capitulation zu Stande kam, nach welcher die Garniſon am 1. Jan. 1814 die Waffen ſtrecken, und mit Verpflichtung, binnen einem Jahre nicht gegen die Verbündeten zu dienen, in 4 Abtheilungen nach Frankreich geſchickt werden ſollte; dieſe Bedingungen erhielten jedoch die Genehmigung des Kaiſers Alexander nicht, und der Gouverneur, General Rapp, (der wahrſcheinlich viele Geräthe und Kriegsbedürfniſſe heimlich hatte vernichten laſſen, und deshalb zu einer längeren Vertheidigung keine hinreichende Mittel beſaß) mußte ſich bequemen, die Feſtung ſo zu übergeben, daß am 1. Jan. alle Polen und Deutſche in ihr Vaterland entlaſſen wur-

den, am 2ten aber alle Franzoſen ausrückten, um als Kriegsgefangene in das Innere des ruſſiſchen Reichs geführt zu werden. Die beklagenswerthe Stadt hatte, während dieſer 11 monatlichen Einſchließung und Belagerung, durch Mangel, Krankheiten ꝛc. unendlich gelitten, 309 Häuſer und Speicher waren niedergebrannt, 1115 Gebäude beſchädigt, 90 Menſchen notoriſch verhungert. Am 3. Febr. 1814 kehrte Danzig unter Preußens Regierung zurück. Sie ſieht einer beſſern Zukunft entgegen; doch erwuchs ihr am 6. Dec. 1815 durch das Auffliegen eines Pulverthurms abermals ein großer Schaden. Die Stadt hat nicht unbedeutende Manufacturen und Fabriken, in goldenen und ſilbernen Borden, Tuch, wollenen Zeugen und Korduan; ihre Färbereien, Zuckerſiedereien, Branntwein- und Liqueur-Brennereien, Vitriolfabriken, Pottaſche und Salpeterſiedereien, Waid- und Waidaſchenfabriken u. ſ. w. ſind ebenfalls beträchtlich. Der Haupthandelszweig für Danzig iſt aber ein unermeßlicher Verkehr mit Getreide, welches aus Polen auf der Weichſel zugeführt wird, und welches nach England, Holland und den Hanſeſtädten weiter geſandt wird. Die andern Ausfuhrgegenſtände ſind insbeſondere Holz, Leder, Wolle, Pelzwerk, Butter, Talg, Wachs, Honig, Pottaſche, Hanf und Flachs.

Daphne, eine Tochter des Flußgottes Penëus, wurde von Apollo, durch deſſen Liſt ihr Geliebter, Leucippus, umgekommen war, mit Liebe unaufhörlich verfolgt. Die für ſein Bitten unempfindliche Nymphe flehte endlich die Erde (nach Andern ihren Vater Penëus) an, ſie in ihren Schooß aufzunehmen. Ihre Bitte wurde erhört; in dem Augenblick, als Apollo ſie mit ausgeſtreckten Armen umfaſſen wollte, ward plötzlich ihre Flucht gehemmt, die Füße wurzelten in die Erde, die Arme wurden zu Zweigen, und Apollo umarmte ſtatt ihrer den ihm fortan geheiligten Lorbeerbaum.

Daphnis. Die ſiciliſche Hirtenſage preiſt ihn, des Hermes und einer Nymphe Sohn, und von den Nymphen erzogen, als Erfinder des bucoliſchen Gedichts, und wegen ſeines Spieles auf der Hirtenflöte. Er weidete ſeine Kühe am Aetna. Eine Nymphe, Echenaïs, die der ſchöne Jüngling liebte, drohte ihm mit Blindheit, wenn er je eine andere liebe. Von einer ſiciliſchen Fürſtentochter in Wein berauſcht, vergaß er ſich, und zog ſich die gedrohte Strafe zu. Einige laſſen ihn vor Gram ſterben, Andere durch die Nymphe in Stein verwandelt werden. Alle Nymphen beweinten ſeinen Tod, und Hermes erhob ihn in den Himmel. An der Stelle, wo er geſtorben, floß ein Quell, an dem die Sicilier nachmals jährlich opferten.

Dardanos (Dardanus), der Stammvater der trojaniſchen Könige, Sohn des Zeus und der Electra, des Atlas Tochter, wanderte aus Samothrake, nach Andern aus Arkadien, Creta u. ſ. w. in Phrygien ein, und ließ ſich in der Gegend, die nachher Troas hieß, nieder. Hier erbaute er eine Stadt, nach ihm Dardanum oder Dardanus benennet. Er zeugte mit Bateia, des Teukros Tochter, der ſchon früher aus Attika hier eingewandert war, den Erichthonius. Seine Nachkommen hießen bei den Dichtern Dardaner. Nach neuer Anſicht iſt dieſes der Name eines arkadiſchen Stammes, deſſen Geſchichte man in der Fabel von einem Dardanus erzählt.

Dardanarius heißt ein Kornjude, Kornwucherer, der Getreide aufkauft und bis zur höchſten Theurung liegen läßt, oder auch ein ſolcher, der die Käufer durch falſches Maß und Gewicht betrügt. Daher heißt Dardanariat die Verheimlichung und Zurückbehaltung des Getreides wider das ausdrückliche Staatsverbot, auch der Gebrauch falſchen Maßes und Gewichts.

Dardanellen ſind die vier feſten Schlöſſer, welche an dem Helleſpont auf der europäiſchen und aſiatiſchen Küſte einander gegenüber erbaut ſind, und jene Meerenge beherrſchen, ſo daß ſie als der Schlüſſel von Conſtantinopel angeſehen werden. Ihren Namen haben ſie wahrſcheinlich von der vorhin erwähnten Stadt Dardanum. Der erſte Eingang des Helleſponts wird durch zwei Schlöſſer vertheidigt, welche die neuen Schlöſſer heißen, weil ſie erſt in der Mitte des 17. Jahrh. unter Mahomed IV. angelegt wurden, um den türkiſchen Flotten gegen die Venetianer Schutz zu gewähren. Die Entfernung des einen Schloſſes von dem andern beträgt beinahe 2000 Klftr. Vier Stunden nördlicher liegen die alten Schlöſſer, die Mahomed II. gleich nach der Eroberung Conſtantinopels erbauen ließ, und die nicht über 750 Klafter auseinander liegen. Noch mehr vorwärts wird der Canal noch ſchmaler, und anderthalb Stunden von den alten Schlöſſern nähern ſich zwei hervorſpringende Erdſpitzen auf 375 Klafter, und bilden jene durch Leanders nächtliche Ueberfahrten zur Hero (ſ. d. Art.) durch Xerxes Brücke, und durch Solimans Ueberfahrt auf einem bloßen Floſſe berühmt gewordene Meerenge, welche, mit keiner Befeſtigung verſehen, in ein weites offenes Meer führt, wo 60 Meilen weiter die Hauptſtadt des osmaniſchen Reichs an einem andern Canale liegt, der das ſchwarze Meer mit dem Meere von Marmora verbindet. Den 3. März 1810 ſchwammen Lord Byron, der Dichter, und der brittiſche Lieutenant Eckenhead, oberhalb des Schloſſes Seſtos, von Europa nach Aſien bis unterhalb des Forts Abydos in einer Entfernung von 4000 Klafter. Die ſorgloſen Türken hatten, im Vertrauen auf den Ruf der Dardanellenſchlöſſer, dieſelben ſo wenig im Vertheidigungsſtand erhalten, daß ſie 1770 gänzlich verfallen waren, und auf der aſiatiſchen Seite nur noch eine einzige Batterie beſtand, die zur Hälfte verſchüttet war. Als daher am 26. Juli d. J. das aus drei Linienſchiffen und vier Fregatten beſtehende Geſchwader des ruſſiſchen Admirals Elphinſtone in der Verfolgung zweier türkiſchen Linienſchiffe vor den erſten Schlöſſern erſchien, feuerten zwar die türkiſchen Batterien, aber aus Mangel an Kriegsvorrath nur einmal mit jedem Stücke, und Elphinſtone konnte vorbeiſegeln, ohne auch nur von einem Schuſſe getroffen zu werden. Da er indeß zu ſeinem Verdruſſe ſah, daß die übrigen Schiffe ihm nicht folgten, begnügte er ſich, ruhig in der Meerenge weiter zu ſegeln, würdigte die türkiſchen Batterien keines Schuſſes, ging in dem Canal vor Anker, und kehrte, nachdem er mit Pauken- und Trompetenſchall mehr die eigene Furcht verborgen, als die Ohnmacht der Osmanen verſpottet hatte, ungeachtet des widrigen Windes zu den Seinigen zurück. Durch dieſes unerwartete Ereigniß gewarnt, nahm die Pforte das Erbieten des Baron **Tott** (ſ. d.) an, die Schlöſſer wieder herzuſtellen, der ſie auch nach wenigen Wochen in einen unbezwinglichen Zuſtand verſetzte. Allein die Schlaffheit der Türken hatte ſie nicht darin erhalten, und ſchon 1798 urtheilte Eton, der als engliſcher Reſident lange in der Türkei geweſen war, in einer Schilderung dieſes Reichs, daß eine Flotte leicht die für ſo furchtbar gehaltenen Dardanellen paſſiren könne. Auf jedem Ufer, ſo erzählt er, ſtehen vierzehn große Kanonen, die man mit Haubitzgranaten ladet, ſie liegen faſt mit der Oberfläche des Waſſers gleich, in gewölbten Schießlöchern mit eiſernen Thüren, welche man öffnet, wenn man ſie abfeuern will; die Kugeln reichen von der einen Seite des Kanals bis zur andern, da ſie etwas hoch ſtehen. Dieſe ungeheuren Stücke liegen nicht auf Lavetten, ſondern auf dem Erdbo-

den, mit dem Hintertheile gegen eine Mauer; ſie können nicht gerichtet werden, ſondern der Kanonier muß warten, bis das Schiff, das er beſchießen will, der Mündung gegenüber kommt; man braucht eine halbe Stunde, um eins derſelben zu laden. Daß dieſe Schilderung richtig war, bewies die am 19. Febr. 1807 von dem engliſchen Admiral Duckworth mit 8 Linienſchiffen und 4 Fregatten nebſt mehreren Brandern und Bombardierbooten ausgeführte Durchfahrt durch die Dardanellen, die er ohne Verluſt bewerkſtelligte, und in deren Folge am 20. zum erſten Male eine feindliche Flotte im Angeſicht von Conſtantinopel erſchien. Sie ſollte durch ihre Gegenwart die angeknüpften Unterhandlungen unterſtützen, richtete aber nichts aus; vielmehr waren die Türken, während der Unterhandlungen, unter der Leitung des franzöſiſchen Geſandten Sebaſtiani, ſo eifrig beſchäftigt, Conſtantinopel gegen einen Angriff zu ſichern, und die Dardanellenſchlöſſer in Vertheidigungsſtand zu ſetzen, daß Duckworth am 2. März nicht ohne Verluſt zurückfahren konnte, was ihm, ſeinem eigenen Geſtändniß zufolge, acht Tage ſpäter überhaupt nicht mehr möglich geweſen wäre.

Darjes (Joh. Georg), ein in der Mitte des 18. Jahrh. ſehr geſchätzter philoſophiſcher Lehrer und Schriftſteller. Er war geb. zu Güſtrow 1714, ſtudirte zu Roſtock und Jena, in welchem letztern Orte er auch, von 1738 an, durch ſeine philoſophiſchen und juriſtiſchen Vorleſungen ſolchen Beifall fand, daß Friedrich II. ihn 1763 als geh. Rath und Prof. der Philoſophie nach Frankfurt berief. Hier ſtiftete er auch die königliche Akademie der Wiſſenſchaften, und beförderte durch Lehren und Wirken bis an ſeinen Tod 1791 das Anſehen dieſer Univerſität aufs eifrigſte. In ſeinen philoſophiſchen Anſichten wich er ſehr von dem herrſchenden Wolfianismus ab, und näherte ſich dagegen ſeinem Zeitgenoſſen Cruſius. Sein Verdienſt beſtand in einem deutlichen und lebhaften Vortrage ſeiner Gedanken, und in einer, ſeinem Zeitalter angemeſſenen Bearbeitung der philoſophiſchen Wiſſenſchaften durch Handbücher, vorzüglich des Naturrechts und der Logik. Auch nahm er die Cameralwiſſenſchaft unter die Gegenſtände des akademiſchen Unterrichts auf.

Darius, der Name mehrer perſiſchen Könige; nach Andern der Königstitel ſelbſt. Vorzüglich ſind unter dieſem Namen merkwürdig: I. Darius, vierter König von Perſien, war der Sohn des Hiſtaspes, Statthalter von Perſis, und trat der Verſchwörung gegen den Pſeudoſmerdis bei, der ſich des perſiſchen Throns bemächtigt hatte. Nachdem es den Verſchwornen gelungen war, jenen aus dem Wege zu räumen, ſetzten ſie unter einander feſt, daß ſie alle am nächſten Morgen zu Pferde vor Sonnenaufgang zuſammenkommen wollten, und daß derjenige von ihnen König ſein ſolle, deſſen Pferd die aufgehende Sonne zuerſt wiehernd begrüßen werde. Da nun der Stallmeiſter des Darius von dieſer Verabredung hörte, führte er in der Nacht das Pferd ſeines Herrn an dem beſtimmten Orte mit einer Stute zuſammen, und durch dieſe Liſt geſchah es, daß am folgenden Morgen des Darius Pferd zuerſt wieherte. Darius wurde ſogleich als König begrüßt, und das Volk billigte die Wahl. Seine Regierung wurde durch mehrere große Ereigniſſe merkwürdig. Im fünften Jahre derſelben empörte ſich die Stadt Babylon, theils weil die Einwohner zu ſchwere Abgaben bezahlen mußten, theils weil die königliche Reſidenz, noch unter Cyrus, von dort nach Suſa verlegt worden war, wodurch die Stadt überaus verloren hatte. Darius belagerte ſie mit einem mächtigen Heere; ſchon waren beinahe zwei Jahre fruchtlos verfloſſen, und

Darius im Begriff, wieder abzuziehen, als Zopyrus, einer ſeiner Feldherren, ihn durch eine heldenmüthige Selbſtaufopferung in den Beſitz der Stadt ſetzte. Dieſer verſtümmelte ſeinen Körper ſelbſt auf das grauſamſte, ging zu den Babylonern über und gab vor, daß er dieſe Mißhandlung von Darius erfahren habe, und daß er die ſchrecklichſte Rache dafür an dem Tyrannen zu nehmen wünſche. Die Babylonier gaben ihm ohne Bedenken eine Befehlshaberſtelle, und da er durch mehrere glückliche Ausfälle ihr Vertrauen noch mehr gewann, vertrauten ſie ihm endlich die ganze Stadt an, die er jetzt ohne Verzug dem Darius überlieferte. Nach der Unterwerfung Babylons verſammelte Darius ein Heer von 700,000 Mann, und machte damit einen Zug gegen die Scythen an der Donau (513 v. Chr.), die ihn durch verſtellte Flucht ſo tief in ihr unwirthbares Land hineinlockten, daß er nur mit Mühe ſich und ſeine Krieger rettete. Nur einen Theil ſeiner Kriegsmacht ließ er unter der Anführung des Megabyzus in Thrazien zurück, um das Land nebſt Macedonien zu erobern; er ſelbſt ging mit dem andern Theile nach Aſien zurück, und brachte ein Jahr in Sardis zu, ſein Heer wieder zu ergänzen. Als dies geſchehen war, kehrte er ſeine Waffen gegen Indien, das er zum Theil ſich unterwarf (508 v. Chr.). Bald darauf ereignete ſich eine Begebenheit, welche den berühmten Krieg der Perſer mit Griechenland zur Folge hatte. Unruhen auf Naxos, in welche ſich die Perſer gemiſcht hatten, verurſachten einen Aufſtand der ioniſchen Städte (501), welchen Athen zu befördern ſuchte, Darius aber endlich durch die Wiedereroberung und Beſtrafung von Milet (496) dämpfen ließ. Um ſich dann an den Athenienſern zu rächen, verſammelte er ein zahlreiches Heer. Während Mardonius mit demſelben durch Thrazien und Macedonien gegen Griechenland zog, ſollte eine Flotte einen Angriff auf die Küſten machen. Allein beide Unternehmungen ſcheiterten, denn ein fürchterlicher Sturm zerſtörte und zerſtreuete die Flotte, als ſie das Vorgebirge Athos umſegelte, das Heer aber wurde plötzlich von den Thraziern überfallen und größtentheils niedergehauen. Jetzt verdoppelte Darius ſeine Anſtrengungen. Er verſammelte ein Heer von 500,000 Mann und rüſtete eine Flotte von 600 Schiffen aus. Naxos wurde erobert und Eretria auf Euböa geplündert. Von da ging das Heer unter Datis und Arthaphernes nach Attika über, und wurde von Hippias in die Ebenen von Marathon geführt. Vergebens hatten die Athenienſer bei ihren Nachbaren Hülfe geſucht; ihr eigener Muth nur konnte ſie retten. 10,000 Mann ſtark, rückten ſie unter Miltiades dem großen perſiſchen Heere entgegen, und trugen, begeiſtert von dem Gedanken, für Freiheit und Vaterland zu fechten, einen vollſtändigen Sieg davon (490 v. Chr.). Jetzt beſchloß Darius, ſich ſelbſt an die Spitze eines neuen Heeres zu ſtellen; doch innere Unruhen und bald darauf der Tod, der ihn i. J. 485 v. Chr. ereilte, hinderte ihn an der Ausführung dieſes Entſchluſſes. Uebrigens hatte dieſer Fürſt die größten Verdienſte um die innere Einrichtung ſeines weiten Reichs. Auch ließ er ſeinen Admiral Skylar (aus Karyanda in Klein-Aſien) eine Seereiſe (506) durch das Mittelmeer machen, und den Indusſtrom mit ſeinen Ufern unterſuchen, ſo wie er überhaupt Künſte und Gewerbe durch zweckmäßige Geſetze und Anſtalten ſehr beförderte. Sein Nachfolger war Xerxes (ſ. d. Art.). II. Darius der III. oder Codomannus, ein Sohn des Arſanes und der Syſigambis. Er war der Urenkel Darius II. oder Ochus (regierte 424 bis 404) und der zwölfte und letzte König Perſiens. Er kam zur Regierung (336 v. Chr.) als

das Reich und die königliche Regierung durch Weichlichkeit, Schwelgerei und Satrapenherrſchaft unter ſeinen Vorgängern ſchon entkräftet, dem mächtigen Andrang eines kühnen Eroberers nicht mehr widerſtehen konnte. Dieſer war Alexander, der bald mit ſeinem Heere in Aſien erſchien und Perſien bedrohte. Das von Darius ihm entgegengeſandte Heer wurde am Granikus geſchlagen. Dieſer beſchloß darauf ein neues Heer ſelbſt gegen Alexander zu führen. Vier bis ſechsmal hunderttauſend Mann verſammelte er bei Babylon, und rückte mit denſelben in die Ebenen Meſopotamiens vor. Hier drangen die griechiſchen Miethsvölker in ihn, den Feind zu erwarten, um in der Ebene ſeine Macht mit Vortheil ausbreiten zu können; allein Darius verwarf dieſen Vorſchlag, und eilte nach dem bergigen Cilicien dem Alexander entgegen. Die Pracht dieſes Zuges beſchreibt Curtius ausführlich. Hier bei Iſſus ward Darius zum zweiten Male (333) geſchlagen. Er ſelbſt rettete ſich nur mit Mühe aus dem Gedränge, beſtieg ein Pferd und entkam unter dem Schutze der Nacht in die Gebirge. Seine Mutter, ſeine Gemahlin und drei ſeiner Kinder, nebſt dem größten Theile der mitgenommenen Schätze, fielen dem Sieger in die Hände, der ſie auf das edelmüthigſte behandelte. Mit der Beute aber, die Alexander hierauf in Damascus machte, belaſtete er 7000 Kameele. Darius war durch dieſe Niederlage ſo wenig gedemüthigt, daß er an Alexander einen ſehr ſtolzen Brief ſchrieb, worin er ihm ein Löſegeld für die Gefangenen und eine neue Schlacht anbot, wenn er es nicht vorziehen möchte, nach Macedonien zurückzukehren. Alexander belagerte indeß Tyrus. Jetzt ſchrieb ihm Darius einen zweiten Brief, worin er ihm nicht nur den früher verſagten Königstitel gab, ſondern ihm auch 10,000 Talente Löſegeld, alle Länder Aſiens bis an den Euphrat und ſeine Tochter Statira zur Gemahlin anbot. Aber auch dieſe Vorſchläge fanden keinen Eingang, und Darius ſah ſich gezwungen, zur Fortſetzung des Krieges nochmals ein Heer zu verſammeln, welches die meiſten Schriftſteller auf eine Million angeben. Mit dieſem ging er von Babylon nach Ninive, während Alexander über den Tigris ſetzte. Zwiſchen Arbela und Gaugamela trafen beide Heere zuſammen, und nach einem blutigen Gefechte (331 v. Chr.) ſah ſich Darius abermals zur Flucht gezwungen. Er rettete ſich nach Medien, um ein neues Heer zu ſammeln, Alexander aber bemächtigte ſich der Hauptſtadt Suſa, eroberte Perſepolis und hernach ganz Perſien. Darius war in Ekbatana in Medien eingetroffen, und hatte noch ein Heer von 30,000 Mann bei ſich, worunter 4000 Griechen waren, die ihm bis ans Ende treu blieben. Außerdem hatte er noch 4000 Schleudrer und 3000 Reiter, welche Beſſus, der Statthalter von Bactrien, anführte. Mit dieſen wollte er ſich dem Sieger entgegenſtellen, als eine Verſchwörung des Nabarzanes und Beſſus ſeine Plane vereitelte. Der edelmüthige Fürſt wollte der ihm davon zugekommenen Nachricht nicht glauben, und erklärte, daß er nicht früh genug ſterben könne, wenn ſeine Unterthanen ihn des Lebens für unwürdig hielten. Bald darauf bemächtigten ſich die Verräther ſeiner Perſon, führten ihn gefeſſelt nach Bactrien, und als ſich Darius weigerte ihnen zu folgen, durchbohrten ſie ihn mit ihren Pfeilen und überließen ihn ſeinem Schickſale. Ein Macedonier, Namens Polyſtratus, erblickte den Wagen des Darius, und hörte, indem er zu einer nahen Quelle ging, um ſeinen Durſt zu löſchen, das Seufzen eines Sterbenden. Er eilte herbei, und fand den König mit dem Tode ringend. Dieſer bat ihn um einen Labetrunk, den Polyſtratus ihm reichte, worauf er ihm anempfahl, dem

Alexander für die Großmuth zu danken, mit der er den gefangenen Fürſtinnen begegnet ſei. Kaum hatte Darius nach dieſen Worten den Geiſt ausgehaucht, als Alexander ſelbſt herbeikam. Bei dem Anblick des Leichnams vergoß er Thränen, ließ ihn nachher einbalſamiren, und ſchickte ihn der Syſigambis, um ihn neben den andern perſiſchen Monarchen beizuſetzen. So ſtarb Darius (330 v. Chr.) im 50ſten Jahre ſeines Alters mit dem Ruhme eines milden, friedliebenden und gerechten Fürſten.

Darlehn, Darlehnsvertrag (mutuum), der Vertrag, wodurch jemand einem Andern eine verzehrbare oder verbrauchbare (fungible) Sache, z. B., und am gewöhnlichſten, eine Summe Geldes, unter der Bedingung überläßt, daß er ihm dieſelbe in gleicher Art und Menge, nach Verlauf einer beſtimmten Zeit, wieder zurückgebe. Eigentlich aber heißt nur die auf ſolche Weiſe übergebene Sache Darlehn. Beſchränkt iſt die Gültigkeit jenes Vertrags in Hinſicht auf Perſonen, welche unter fremder Gewalt ſtehen, und in Beziehung auf wuchernde Gläubiger, welche daher die Geſetze oft durch ein verſchleiertes Darlehn, d. h. durch Verbergung eines geſetzwidrigen Darlehns unter eine rechtgültige Form, zu umgehen ſuchen.

Darm, Darmkanal, Gedärme. So nennt man den langen Schlauch, in welchen ſich der Magen an ſeinem linken Ende durch den Pförtner (einen innern wulſtigen Muskelring) öffnet, und der in vielen Windungen den größten Theil des Unterleibes einnimt. Er iſt aus drei durch Zellgewebe unter einander verbundenen Häuten (die Muskularhaut, die nervöſe oder Zellſtoffhaut und die Zottenhaut), welche verſchiedene Beſtimmungen haben, gebildet. Seine Theile, die man Därme nennt, haben verſchiedene Benennungen. Der obere und engere Theil des Darmkanals, welcher an den Krümmungen des Gekröſes befeſtigt iſt, wird der dünne Darm genannt (intestina tenuia); dieſen theilt man wieder in den Zwölffingerdarm (duodenum), den leeren Darm (jejunum), und den Krummdarm (ileum). Den untern, weitern Theil des Darmkanals nennt man den dicken Darm, und dieſen theilt man in den Blinddarm (coecum), nebſt dem wurmförmigen Anhang, den Grimmdarm (colon) und den Maſtdarm (intestinum rectum), das Ende deſſelben. Die Gedärme (ſo nennt man den ganzen Darmkanal) ſind, wie der Magen und die Speiſeröhre, mit vielen kleinen Schleimdrüſen verſehen, welche, gegen den Maſtdarm zu, immer größer und gedrängter werden, und den Darmſchleim abſondern, welcher die innere Wand der Gedärme umgiebt.

Darmſaiten werden beſonders in Rom und Neapel, aus ſorgfältig ausgeſuchten Gedärmen der Schafe, Lämmer, Ziegen und Katzen, verfertigt, und auf einem Darmhaſpel und Seilerrade zuſammengedrehet. Die Zurichtung der Gedärme zu dieſem Zwecke iſt ſehr mühſam. Die groben Darmſaiten, z. B. zu den Wippen der Drechsler, verfertigen die Seiler.

Darmſtadt (Heſſen). Die frühere Geſchichte dieſes Hauſes iſt unter dem Artikel (Caſſel, Heſſen) erzählt. Philipp der Großmüthige war der gemeinſchaftliche Ahnherr der jetzigen heſſiſchen Häuſer. Bei ſeinem Tode 1567 theilten ſich ſeine 4 Söhne in deſſen Länder: Georg I. oder der Fromme, ſein vierter Sohn, bekam ein Achtel des väterlichen Nachlaſſes, nämlich die obere Grafſchaft Katzenelnbogen mit der Reſidenzſtadt Darmſtadt. Aber ſchon 1583 fiel ihm bei dem Abſterben ſeines ſohnloſen Bruders Philipp zu Rheinfels ein Drittel von

deſſen Verlaſſenſchaft zu. Er hinterließ 1595 drei Söhne, wovon Ludwig V. in dem Hauptlande folgte, und Friedrich der Stifter des noch blühenden Hauſes Heſſen-Homburg wurde, der zweite, Philipp, aber mit Butzbach abgefunden wurde, welches nach ſeinem Tode der Hauptlinie wieder zufiel. In der Folge erbte dieſe noch einen Theil von Oberheſſen aus Ludwig IV. zu Marburg Nachlaſſe, und Ludwig VIII. vereinigte 1739 damit die Grafſchaft Hanau-Lichtenberg durch Heirath. Unter dem jetzigen Regenten, Ludwig X., welcher 1790 die Regierung angetreten hat, nahm der lüneviller Frieden dem Hauſe den an dem linken Rheinufer belegenen Theil der Grafſchaft Lichtenberg, und der Deputationshauptſchluß von 1803 auch die auf dem rechten Rheinufer belegenen Aemter Lichtenau und Wilſtedt dieſer Grafſchaft, ſo wie die Aemter Katzenelnbogen, Ems, Epſtein, Kleeberg und das Dorf Weſpersfelden, welche Naſſau-Uſingen zugetheilt wurden. Dafür erhielt es, als eine ſehr vollgültige Entſchädigung, das Herzogthum Weſtphalen, mehrere mainziſche und pfälziſche Aemter, die Reſte des Hochſtifts Worms, die Reichsſtadt Friedberg und die Probſtei Wimpfen. 1806 trat der Landgraf zum rheiniſchen Bunde, nahm die großherzogliche Würde an, und erwarb zugleich, außer den in ſeinen Staaten belegenen ritterſchaftlichen Oertern, die Oberhoheit über die löwenſtein-werthheimſchen Herrſchaften Heubach, Breuberg und Habitzheim, die Grafſchaft Erbach, den größten Theil der ſolmſiſchen Länder, die Grafſchaften Wittgenſtein und Berleburg, einen Theil von Königſtein, die Herrſchaft Ilbeſtadt, die Beſitzungen der Herren von Riedeſel, die Herrſchaft Schlitz und die Burggrafſchaft Friedberg, wozu in der Folge noch 4 hanauiſche Aemter und auch das fuldaiſche Herbſtein kamen. 1813 ſchloß er ſich dem deutſchen Bunde an, und trat 1815 das Herzogthum Weſtphalen mit den beiden Grafſchaften Wittgenſtein und Berleburg an Preußen, die Aemter Amorbach, Miltenberg, Heubach und Alzenau an Baiern, und 2 Aemter an Kurheſſen ab, gab auch die Oberhoheit über die Landgrafſchaft Heſſen-Homburg auf, wofür er durch einen Theil des franzöſiſchen Departements Donnersberg bis an die Lahn, ſo wie durch den größern Theil des Fürſtenthums Iſenburg und einige zum Großherzogthum Frankfurt gehörig geweſene Ortſchaften entſchädigt ward. Das Großherzogthum Heſſen (Darmſtadt) hat gegenwärtig auf 172 Q. Meilen 620,000 Einwohner, meiſtens Lutheraner; der Katholiken mögen 154,000, der Reformirten 87,000, der Juden 12,000 ſein. Die Einkünfte ſteigen auf 6 Millionen Gulden, die Kriegsmacht beträgt gegen 8,000 Mann ohne die Landwehr. Das Land liegt auf beiden Seiten des Rheins, und wird vom Main, der Lahn, Nidda und Schwalm durchfloſſen, iſt zwar meiſtentheils gebirgig und hügelig, indem Zweige des Odenwalds, Vogelsbergs, Weſterwalds und Donnersbergs es nach allen Seiten durchziehen, ſchließt aber auch reiche und fruchtbare Thäler ein, und hat einen ziemlich beträchtlichen Getreide-, Flachs-, Obſt- und Tabacksbau, ſchöne Weinberge, die unter andern auch den berühmten Nierenſteiner liefern, eine anſehnliche Viehzucht und mancherlei Metalle und Mineralien. In Oberheſſen finden ſich auch anſehnliche Fabrikzweige auf dem Lande vertheilt, und Offenbach gehört zu den wichtigſten deutſchen Fabrikſtädten. Mainz iſt die größte, bevölkertſte Stadt des Landes; Darmſtadt, (mit 970 Häuſern und 18,000 Einwohnern), die Reſidenz und der Sitz der höchſten Staats-Behörden, hat ein Muſeum, eine Bibliothek, Zeichenakademie u. ſ. w. Die Landes-Univerſität iſt zu Gießen. Der Großherzog hat in der

deutſchen Bundesverſammlung die neunte Stelle und im Plenum 3 Stimmen. Eine Conſtitutionsurkunde wurde im Jahr 1819 gegeben, und die erſte Ständeverſammlung im Mai 1820 in Darmſtadt gehalten.

Darſtellung überhaupt iſt die Handlung, durch welche man etwas Inneres (Gedachtes) mittheilt und zu einem Gegenſtand der äußern Anſchauung macht, oder für andere zur Erſcheinung bringt. Wenn aber von äſthetiſcher Darſtellung die Rede iſt, ſo hat man darunter zu verſtehen diejenige Behandlung eines äſthetiſchen Stoffes, wodurch er eine durch ſich ſelbſt gefallende Form für die Anſchauung erhält. Der äſthetiſche Stoff des Künſtlers iſt jederzeit eine äſthetiſche Idee, die in ihm entſteht, er weiß ſelbſt nicht wie. Aber ſeine ganze Seele wird dadurch aufgeregt, alle ſeine geiſtigen Kräfte werden dadurch in jenes lebendige Spiel verſetzt, vermittelſt deſſen ſie mit außerordentlicher Leichtigkeit und ohne Bewußtſein von Abſicht und Regeln eine unendliche Menge angemeſſener Vorſtellungen hervorrufen und an einander reihen; kurz, er iſt im Zuſtande der Begeiſterung (ſ. d. Art.), in welcher ihm allein der Gegenſtand ſeiner Begeiſterung höchſt gegenwärtig erſcheint, ſo, daß alle Gedanken von ihm ausgehen und zu ihm zurücklaufen müſſen. Hier unterſcheiden wir ſchon zwei Punkte: 1. des Empfangs oder Auffaſſens des Gegenſtandes, durch deſſen Vorſtellung die Kräfte des Künſtlers zu außerordentlicher Thätigkeit angefeuert werden, und 2. die Ausbildung der Vorſtellung des Gegenſtandes durch Erhöhung, Erweiterung, bildliche Vergegenwärtigung und Anknüpfung entſprechender Vorſtellungen. In dieſen zwei Punkten aber zeigt ſich vorzüglich das äſthetiſche Genie. Was Wunder nun, wenn den Künſtler jetzt eine unausſprechliche Liebe für den Gegenſtand ſeiner Begeiſterung ergreift, der noch nicht wirklich, ſondern erſt als Keim in ihm vorhanden iſt! Hier iſt die Grenze, wo der Menſch von bloßem Schönheitsgefühl und der Künſtler ſich ganz ſcheiden. Während jener mit ſeiner Liebe ſich rückwärts wendet, wo ſie zu Sehnſucht wird nach etwas Unerreichbarem, wendet des Künſtlers Liebe ſich vorwärts, ſie wird Trieb, das, was in ihm lebt, auch außer ſich zu verwirklichen. Erfüllt von dieſem Gedanken, unterwirft er nun die regelloſe Schöpfung ſeiner Einbildungskraft dem kälteren Urtheil, das Geſetzloſe erhält Geſetz, durch Verſtand und Vernunft. Dies iſt der dritte Zeitpunkt des richtigen Denkens, Ordnens, Durchſchauens, der förmlichen Entwerfung des Plans, welchen dann ein vierter begleitet, der Zeitpunkt der Darſtellung, wo die äſthetiſche Idee in die Wirklichkeit trit, das Gedachte zur Anſchauung wird. Alle Darſtellung iſt demnach Veräußerung des Innern, ſie bringt etwas Inneres zur äußern Anſchauung. Der Darſtellungstrieb des Künſtlers äußert ſich aber nicht unbeſtimmt und wirkt nicht blind. Es iſt dem Künſtler nicht blos darum zu thun, daß er darſtelle, ſondern er will etwas Beſtimmtes darſtellen, den Gegenſtand ſeiner Begeiſterung, welcher ihn in den Zuſtand eines lebhaft ergreifenden Gefühls verſetzt. Von dieſem Gegenſtande will, und erwartet er, daß er, wenn er nun in die Wirklichkeit getreten, und ein Gegenſtand der Anſchauung für Andere geworden iſt, den Beſchauer in einen gleichen Zuſtand verſetze, was ihm nur unter der Bedingung gelingen kann, wenn das der äußern Anſchauung gegebene Nachbild dem Urbild in ſeiner Seele gleicht. Dies wird ihm aber nur in dem Maße gelingen, als er Talent und Geſchick hat in Anwendung der Mittel, durch welche ſeine Kunſt ſich ausdrückt; und nur dann ſchreibt man ihm ein

Darſtellungsvermögen zu (welches aus mehrern innern Fähigkeiten und äußern Fertigkeiten beſteht, vorzüglich aber auf der Phantaſie und Urtheilskraft beruht). Alle ſchöne Kunſt iſt ein Reden des Geiſtes zum Geiſte durch Mittheilung mittelſt des Sinnes; wer ſich durch den Sinn nicht mitzutheilen verſteht, kann den Geiſt nicht ausſprechen. Wie wichtig iſt deshalb die Darſtellung! Durch ſie erreicht oder verliert der Künſtler ſeinen Zweck. Man hüte ſich aber, ſie mit der bloßen mechaniſchen Behandlung, mit der Ausarbeitung zu verwechſeln, die nur das Mittel zur Darſtellung iſt, in welcher der Geiſt in allen Punkten das Werk der Hand der Idee des Geiſtes unterwirft. Ein Sinnlich-Anſchaubares ſoll eine beſtimmte Idee des Geiſtes ausdrücken, und einen dieſer Idee gemäßen Gefühlszuſtand hervorbringen. Dies iſt die Foderung. Erwägt man nun dieſe genau, ſo findet man, daß Anſchaulichkeit und Objectivität, Idealität und Totalität, die Bedingungen ſind, unter denen dieſes allein bewirkt werden kann, und daß die Täuſchung in gewiſſen Künſten die unmittelbare Folge davon iſt. Indem Objectivität (Gegenſtändlichkeit) zur erſten Bedingung aller Darſtellung gemacht wird, ſpringt in die Augen, daß es eigentlich nur die bildenden Künſte ſind, und unter dieſen wieder vornehmlich die Plaſtik, welche darſtellen können, d. h. etwas als wirklichen raumerfüllenden Gegenſtand den dafür empfänglichen äußern Sinnen hinſtellen; denn dieſe Künſte bringen Geſtalten hervor, und Geſtalt iſt ja von Stellen abgeleitet. Die ſinnlichſte Vergegenwärtigung vermag keine von den übrigen Künſten zu erreichen. Gleichwohl ſollen und dürfen auch ſie der ſinnlichen Vergegenwärtigung nicht entbehren, ja neuere Kunſttheoriſten muthen ihnen ſogar auch plaſtiſche (rein objective) Darſtellung zu. Wie wird dies anders möglich ſein, als durch Täuſchung? Freilich nicht eine ſolche Täuſchung, daß wir etwas Falſches für wahr, oder etwas Wahres für falſch hielten, ſondern eine ſolche, wodurch unſere Vorſtellungen uns wirkliche Dinge zu ſein ſcheinen, wodurch wir etwas in uns, als etwas außer uns Befindliches betrachten, und Bilder, die wir ſelbſt ſchaffen, durch die Sinne wahrzunehmen glauben. „Es giebt," ſagt Klopſtock, „wirkliche Dinge und Vorſtellungen, die wir uns davon machen. Die Vorſtellungen von gewiſſen Dingen können ſo lebhaft werden, daß dieſe uns gegenwärtig und beinahe die Dinge ſelbſt zu ſein ſcheinen. Dieſe Vorſtellungen nenne ich faſt wirkliche Dinge. Wer ſehr glücklich oder ſehr unglücklich, und lebhaft dabei iſt, der wird wiſſen, daß ihm ſeine Vorſtellungen oft zu faſt wirklichen Dingen geworden ſind. Wie dieſer die Gegenſtände ſich ſelbſt darſtellt, ſo ſtellt ſie der Dichter Andern dar. Der Zweck der Darſtellung (beſſer: die Wirkung) iſt Täuſchung. Die Darſtellung des Dichters iſt täuſchender, als des zeichnenden Künſtlers ſeine. Der Sinn entſcheidet bei der letzten, und dieſer unterſucht das Geſehene, weil er länger daran haftet, genauer, als der Geiſt das Gedachte, und daher leichter entdecken kann, daß er getäuſcht wird." Nach der beherzigenswerthen Bemerkung, daß nicht alle Gegenſtände darſtellbar feien, ſpricht Klopſtock dann von den Mitteln der Darſtellung in der Poeſie. Er zählt folgende auf, von denen, der Beſchaffenheit oder dem Inhalte gemäß, mehr oder weniger beiſammen ſein können. 1. Zeigung des Lebens, welches der Gegenſtand hat; 2. genau wahrer Ausdruck der Leidenſchaft; 3. Einfachheit und Stärke; 4. Zuſammendrängung des Mannichfaltigen; 5. die Wahl kleiner und doch vielbeſtimmender Umſtände; 6. die Stellung der Gedanken, daß jeder da, wo er ſteht, den tiefſten Eindruck macht; 7. Innerlichkeit oder Heraushebung der

eigentlichen innerſten Beſchaffenheit der Sache; 8. Ernſt. Der Dichter hat eine ſolche Ueberzeugung von der Wahrheit und Wichtigkeit ſeiner Gegenſtände, daß man ſieht, er rede vielmehr um ihretwillen, als aus Neigung zu gefallen, und er nimt herzlichen Antheil an dem, was er ſagt. Die weitere Ausführung — goldene Worte! — leſe man bei ihm ſelbſt. (Ueber Sprache und Dichtkunſt. Hamb. 1779. S. 243 fgg.) Zum Schluß theilt er noch zwei Bemerkungen mit, die wir, um der Foderung der Totalität und Idealität willen, noch mittheilen: „1. Auch die beſte Darſtellung in dieſem und jenem Theile eines Gedichts verliert etwas, manchmal nicht wenig, von ihrem Eindrucke, wenn das Ganze nicht durch Wahrſcheinlichkeit, Ebenmaß, Abſtechendes, gehaltenen Hauptton und Zweck, ein ſchönes Ganze iſt. Ein ſolches Ganze ſtimmt die Seele für die Wirkungen des dargeſtellten Einzelnen, und erhält ſich in dieſer Stimmung. 2. Wenn der Dichter, die Wagſchale in der Hand, und mit dem reinen Gefühle des Eindrucks, den er hervorbringen will, von dem Angeführten immer ſo viel, und dies in ſo genauen Abſtufungen vereint, als der jedesmaligen Beſchaffenheit der Gegenſtände gemäß iſt, ſo erhebt er ſeine Darſtellung bis zum Vollendeten." Wer dieſe Auseinanderſetzung des großen Künſtlers und Kenners gehörig erwägt, dem wird es leicht ſein, den Grund zu finden, warum man in der Poeſie gewiſſe Arten vorzugsweiſe die darſtellenden nenne. Unter den darſtellbaren Gegenſtänden behaupten die den erſten Rang, welche viel Handlung in ſich begreifen; aber Handlungen laſſen ſich auch ganz eigentlich darſtellen. Daher die Dichtungsarten, welche Handlungen oder Ereigniſſe zum Gegenſtande haben, darſtellende heißen. (S. Poeſie.) Die beſondere Anwendung auf die Kunſt des Schauſpielers, ergiebt ſich nun von ſelbſt: der Schauſpieler hat darſtellende Poeſie, und zwar die Hälfte, wiefern er Mimiker iſt, in der Form der bildenden Kunſt zu verſinnlichen. Die handelnde Perſon, die er aus dem Drama des Dichters vorſtellt, ſoll er nicht blos vorſtellen, d. h. er ſoll nicht blos einen Schein haben, als ob er jene Perſon ſei, ſondern ſoll ſie darſtellen, d. h er ſoll jenen Schein bis zur Täuſchung erheben, als ſehe man wirklich jene Perſon. Die meiſten Schauſpieler ſagen daher nur zu richtig, daß ſie Vorſtellungen, und nicht, daß ſie Darſtellungen geben. S. Menſchendarſtellung.

Darû, (Graf) Pair von Frankreich, 1767 in Montpellier geboren, kann als einer der erſten Staatsmänner Frankreichs, die aus der Schule der Revolution und Napoleons hervorgegangen, betrachtet werden. Er iſt bei den Deutſchen durch die Poſten als General-Intendant, welche er 1805, 1806 und 1809 in Oeſterreich und Preußen bekleidete, nicht in guter Erinnerung, welches für uns jedoch kein Hinderniß ſein darf, ihn mit Unparteilichkeit zu würdigen. Darû trat ſchon im 16. Jahre in die militäriſche Laufbahn, nachdem er eine ausgezeichnete Schulbildung erhalten hatte. Er gab ſich, wie alle jungen Männer von Geiſt, beim Ausbruch der Revolution ihren Grundſätzen völlig hin, wie ſie ihm zugleich in der Kriegs-Verwaltung eine glänzende Laufbahn eröffnete. In den Einzelnheiten derſelben wollen wir ihm hier nicht folgen, ſondern vor allem nur das bemerken, daß die Beſchäftigung mit Poeſie und Literatur ihn nie, weder im Lager noch unter den fremdartigſten Arbeiten, verließ. Seinen Ruf als Dichter ſetzte er durch eine meiſterhafte Ueberſetzung des Horaz feſt, eine Ueberſetzung, welcher für Weltleute keine andere Literatur etwas Gleiches entgegenſtellen kann. Die erſte Ausgabe erſchien gegen d. J. 1800.

das Reich und die königliche Regierung durch Weichlichkeit, Schwelgerei und Satrapenherrſchaft unter ſeinen Vorgängern ſchon entkräftet, dem mächtigen Andrang eines kühnen Eroberers nicht mehr widerſtehen konnte. Dieſer war Alexander, der bald mit ſeinem Heere in Aſien erſchien und Perſien bedrohte. Das von Darius ihm entgegengeſandte Heer wurde am Granikus geſchlagen. Dieſer beſchloß darauf ein neues Heer ſelbſt gegen Alexander zu führen. Vier bis ſechsmal hunderttauſend Mann verſammelte er bei Babylon, und rückte mit denſelben in die Ebenen Meſopotamiens vor. Hier drangen die griechiſchen Miethsvölker in ihn, den Feind zu erwarten, um in der Ebene ſeine Macht mit Vortheil ausbreiten zu können; allein Darius verwarf dieſen Vorſchlag, und eilte nach dem bergigen Cilicien dem Alexander entgegen. Die Pracht dieſes Zuges beſchreibt Curtius ausführlich. Hier bei Iſſus ward Darius zum zweiten Male (333) geſchlagen. Er ſelbſt rettete ſich nur mit Mühe aus dem Gedränge, beſtieg ein Pferd und entkam unter dem Schutze der Nacht in die Gebirge. Seine Mutter, ſeine Gemahlin und drei ſeiner Kinder, nebſt dem größten Theile der mitgenommenen Schätze, fielen dem Sieger in die Hände, der ſie auf das edelmüthigſte behandelte. Mit der Beute aber, die Alexander hierauf in Damascus machte, belaſtete er 7000 Kameele. Darius war durch dieſe Niederlage ſo wenig gedemüthigt, daß er an Alexander einen ſehr ſtolzen Brief ſchrieb, worin er ihm ein Löſegeld für die Gefangenen und eine neue Schlacht anbot, wenn er es nicht vorziehen möchte, nach Macedonien zurückzukehren. Alexander belagerte indeß Tyrus. Jetzt ſchrieb ihm Darius einen zweiten Brief, worin er ihm nicht nur den früher verſagten Königstitel gab, ſondern ihm auch 10,000 Talente Löſegeld, alle Länder Aſiens bis an den Euphrat und ſeine Tochter Statira zur Gemahlin anbot. Aber auch dieſe Vorſchläge fanden keinen Eingang, und Darius ſah ſich gezwungen, zur Fortſetzung des Krieges nochmals ein Heer zu verſammeln, welches die meiſten Schriftſteller auf eine Million angeben. Mit dieſem ging er von Babylon nach Ninive, während Alexander über den Tigris ſetzte. Zwiſchen Arbela und Gaugamela trafen beide Heere zuſammen, und nach einem blutigen Gefechte (331 v. Chr.) ſah ſich Darius abermals zur Flucht gezwungen. Er rettete ſich nach Medien, um ein neues Heer zu ſammeln, Alexander aber bemächtigte ſich der Hauptſtadt Suſa, eroberte Perſepolis und hernach ganz Perſien. Darius war in Ekbatana in Medien eingetroffen, und hatte noch ein Heer von 30,000 Mann bei ſich, worunter 4000 Griechen waren, die ihm bis ans Ende treu blieben. Außerdem hatte er noch 4000 Schleudrer und 3000 Reiter, welche Beſſus, der Statthalter von Bactrien, anführte. Mit dieſen wollte er ſich dem Sieger entgegenſtellen, als eine Verſchwörung des Nabarzanes und Beſſus ſeine Plane vereitelte. Der edelmüthige Fürſt wollte der ihm davon zugekommenen Nachricht nicht glauben, und erklärte, daß er nicht früh genug ſterben könne, wenn ſeine Unterthanen ihn des Lebens für unwürdig hielten. Bald darauf bemächtigten ſich die Verräther ſeiner Perſon, führten ihn gefeſſelt nach Bactrien, und als ſich Darius weigerte ihnen zu folgen, durchbohrten ſie ihn mit ihren Pfeilen und überließen ihn ſeinem Schickſale. Ein Macedonier, Namens Polyſtratus, erblickte den Wagen des Darius, und hörte, indem er zu einer nahen Quelle ging, um ſeinen Durſt zu löſchen, das Seufzen eines Sterbenden. Er eilte herbei, und fand den König mit dem Tode ringend. Dieſer bat ihn um einen Labetrunk, den Polyſtratus ihm reichte, worauf er ihm anempfahl, dem

Alexander für die Großmuth zu danken, mit der er den gefangenen Fürſtinnen begegnet ſei. Kaum hatte Darius nach dieſen Worten den Geiſt ausgehaucht, als Alexander ſelbſt herbeikam. Bei dem Anblick des Leichnams vergoß er Thränen, ließ ihn nachher einbalſamiren, und ſchickte ihn der Syſigambis, um ihn neben den andern perſiſchen Monarchen beizuſetzen. So ſtarb Darius (330 v. Chr.) im 50ſten Jahre ſeines Alters mit dem Ruhme eines milden, friedliebenden und gerechten Fürſten.

Darlehn, Darlehnsvertrag (mutuum), der Vertrag, wodurch jemand einem Andern eine verzehrbare oder verbrauchbare (fungible) Sache, z. B., und am gewöhnlichſten, eine Summe Geldes, unter der Bedingung überläßt, daß er ihm dieſelbe in gleicher Art und Menge, nach Verlauf einer beſtimmten Zeit, wieder zurückgebe. Eigentlich aber heißt nur die auf ſolche Weiſe übergebene Sache Darlehn. Beſchränkt iſt die Gültigkeit jenes Vertrags in Hinſicht auf Perſonen, welche unter fremder Gewalt ſtehen, und in Beziehung auf wuchernde Gläubiger, welche daher die Geſetze oft durch ein verſchleiertes Darlehn, d. h. durch Verbergung eines geſetzwidrigen Darlehns unter eine rechtgültige Form, zu umgehen ſuchen.

Darm, Darmkanal, Gedärme. So nennt man den langen Schlauch, in welchen ſich der Magen an ſeinem linken Ende durch den Pförtner (einen innern wulſtigen Muskelring) öffnet, und der in vielen Windungen den größten Theil des Unterleibes einnimt. Er iſt aus drei durch Zellgewebe unter einander verbundenen Häuten (die Muskularhaut, die nervöſe oder Zellſtoffhaut und die Zottenhaut), welche verſchiedene Beſtimmungen haben, gebildet. Seine Theile, die man Därme nennt, haben verſchiedene Benennungen. Der obere und engere Theil des Darmkanals, welcher an den Krümmungen des Gekröſes befeſtigt iſt, wird der dünne Darm genannt (intestina tenuia); dieſen theilt man wieder in den Zwölffingerdarm (duodenum), den leeren Darm (jejunum), und den Krummdarm (ileum). Den untern, weitern Theil des Darmkanals nennt man den dicken Darm, und dieſen theilt man in den Blinddarm (coecum), nebſt dem wurmförmigen Anhang, den Grimmdarm (colon) und den Maſtdarm (intestinum rectum), das Ende deſſelben. Die Gedärme (ſo nennt man den ganzen Darmkanal) ſind, wie der Magen und die Speiſeröhre, mit vielen kleinen Schleimdrüſen verſehen, welche, gegen den Maſtdarm zu, immer größer und gedrängter werden, und den Darmſchleim abſondern, welcher die innere Wand der Gedärme umgiebt,

Darmſaiten werden beſonders in Rom und Neapel, aus ſorgfältig ausgeſuchten Gedärmen der Schafe, Lämmer, Ziegen und Katzen, verfertigt, und auf einem Darmhaſpel und Seilerrade zuſammengedrehet. Die Zurichtung der Gedärme zu dieſem Zwecke iſt ſehr mühſam. Die groben Darmſaiten, z. B. zu den Wippen der Drechsler, verfertigen die Seiler.

Darmſtadt (Heſſen). Die frühere Geſchichte dieſes Hauſes iſt unter dem Artikel (Caſſel, Heſſen) erzählt. Philipp der Großmüthige war der gemeinſchaftliche Ahnherr der jetzigen heſſiſchen Häuſer. Bei ſeinem Tode 1567 theilten ſich ſeine 4 Söhne in deſſen Länder: Georg I. oder der Fromme, ſein vierter Sohn, bekam ein Achtel des väterlichen Nachlaſſes, nämlich die obere Grafſchaft Katzenelnbogen mit der Reſidenzſtadt Darmſtadt. Aber ſchon 1583 fiel ihm bei dem Abſterben ſeines ſohnloſen Bruders Philipp zu Rheinfels ein Drittel von

deſſen Verlaſſenſchaft zu. Er hinterließ 1595 drei Söhne, wovon Ludwig V. in dem Hauptlande folgte, und Friedrich der Stifter des noch blühenden Hauſes Heſſen=Homburg wurde, der zweite, Philipp, aber mit Butzbach abgefunden wurde, welches nach ſeinem Tode der Hauptlinie wieder zufiel. In der Folge erbte dieſe noch einen Theil von Oberheſſen aus Ludwig IV. zu Marburg Nachlaſſe, und Ludwig VIII. vereinigte 1739 damit die Grafſchaft Hanau=Lichtenberg durch Heirath. Unter dem jetzigen Regenten, Ludwig X., welcher 1790 die Regierung angetreten hat, nahm der lüneviller Frieden dem Hauſe den an dem linken Rheinufer belegenen Theil der Grafſchaft Lichtenberg, und der Deputationshauptſchluß von 1803 auch die auf dem rechten Rheinufer belegenen Aemter Lichtenau und Wilſtedt dieſer Grafſchaft, ſo wie die Aemter Katzenelnbogen, Ems, Epſtein, Kleeberg und das Dorf Weſpersfelden, welche Naſſau=Uſingen zugetheilt wurden. Dafür erhielt es, als eine ſehr vollgültige Entſchädigung, das Herzogthum Weſtphalen, mehrere mainziſche und pfälziſche Aemter, die Reſte des Hochſtifts Worms, die Reichsſtadt Friedberg und die Probſtei Wimpfen. 1806 trat der Landgraf zum rheiniſchen Bunde, nahm die großherzogliche Würde an, und erwarb zugleich, außer den in ſeinen Staaten belegenen ritterſchaftlichen Oertern, die Oberhoheit über die löwenſtein=werthheimſchen Herrſchaften Heubach, Breuberg und Habitzheim, die Grafſchaft Erbach, den größten Theil der ſolmſiſchen Länder, die Grafſchaften Wittgenſtein und Berleburg, einen Theil von Königſtein, die Herrſchaft Ilbeſtadt, die Beſitzungen der Herren von Riedeſel, die Herrſchaft Schlitz und die Burggrafſchaft Friedberg, wozu in der Folge noch 4 hanauiſche Aemter und auch das fuldaiſche Herbſtein kamen. 1813 ſchloß er ſich dem deutſchen Bunde an, und trat 1815 das Herzogthum Weſtphalen mit den beiden Grafſchaften Wittgenſtein und Berleburg an Preußen, die Aemter Amorbach, Miltenberg, Heubach und Alzenau an Baiern, und 2 Aemter an Kurheſſen ab, gab auch die Oberhoheit über die Landgrafſchaft Heſſen=Homburg auf, wofür er durch einen Theil des franzöſiſchen Departements Donnersberg bis an die Lahn, ſo wie durch den größern Theil des Fürſtenthums Iſenburg und einige zum Großherzogthum Frankfurt gehörig geweſene Ortſchaften entſchädigt ward. Das Großherzogthum Heſſen (Darmſtadt) hat gegenwärtig auf 172 Q. Meilen 620,000 Einwohner, meiſtens Lutheraner; der Katholiken mögen 154,000, der Reformirten 87,000, der Juden 12,000 ſein. Die Einkünfte ſteigen auf 6 Millionen Gulden, die Kriegsmacht beträgt gegen 8,000 Mann ohne die Landwehr. Das Land liegt auf beiden Seiten des Rheins, und wird vom Main, der Lahn, Nidda und Schwalm durchfloſſen, iſt zwar meiſtentheils gebirgig und hügelig, indem Zweige des Odenwalds, Vogelsbergs, Weſterwalds und Donnersbergs es nach allen Seiten durchziehen, ſchließt aber auch reiche und fruchtbare Thäler ein, und hat einen ziemlich beträchtlichen Getreide=, Flachs=, Obſt= und Tabacksbau, ſchöne Weinberge, die unter andern auch den berühmten Nierenſteiner liefern, eine anſehnliche Viehzucht und mancherlei Metalle und Mineralien. In Oberheſſen finden ſich auch anſehnliche Fabrikzweige auf dem Lande vertheilt, und Offenbach gehört zu den wichtigſten deutſchen Fabrikſtädten. Mainz iſt die größte, bevölkertſte Stadt des Landes; Darmſtadt, (mit 970 Häuſern und 18,000 Einwohnern), die Reſidenz und der Sitz der höchſten Staats=Behörden, hat ein Muſeum, eine Bibliothek, Zeichenakademie u. ſ. w. Die Landes=Univerſität iſt zu Gießen. Der Großherzog hat in der

deutſchen Bundesverſammlung die neunte Stelle und im Plenum 3 Stimmen. Eine Conſtitutionsurkunde wurde im Jahr 1819 gegeben, und die erſte Ständeverſammlung im Mai 1820 in Darmſtadt gehalten.

Darſtellung überhaupt iſt die Handlung, durch welche man etwas Inneres (Gedachtes) mittheilt und zu einem Gegenſtand der äußern Anſchauung macht, oder für andere zur Erſcheinung bringt. Wenn aber von äſthetiſcher Darſtellung die Rede iſt, ſo hat man darunter zu verſtehen diejenige Behandlung eines äſthetiſchen Stoffes, wodurch er eine durch ſich ſelbſt gefallende Form für die Anſchauung erhält. Der äſthetiſche Stoff des Künſtlers iſt jederzeit eine äſthetiſche Idee, die in ihm entſteht, er weiß ſelbſt nicht wie. Aber ſeine ganze Seele wird dadurch aufgeregt, alle ſeine geiſtigen Kräfte werden dadurch in jenes lebendige Spiel verſetzt, vermittelſt deſſen ſie mit außerordentlicher Leichtigkeit und ohne Bewußtſein von Abſicht und Regeln eine unendliche Menge angemeſſener Vorſtellungen hervorrufen und an einander reihen; kurz, er iſt im Zuſtande der Begeiſterung (ſ. d. Art.), in welcher ihm allein der Gegenſtand ſeiner Begeiſterung höchſt gegenwärtig erſcheint, ſo, daß alle Gedanken von ihm ausgehen und zu ihm zurücklaufen müſſen. Hier unterſcheiden wir ſchon zwei Punkte: 1. des Empfangs oder Auffaſſens des Gegenſtandes, durch deſſen Vorſtellung die Kräfte des Künſtlers zu außerordentlicher Thätigkeit angefeuert werden, und 2. die Ausbildung der Vorſtellung des Gegenſtandes durch Erhöhung, Erweiterung, bildliche Vergegenwärtigung und Anknüpfung entſprechender Vorſtellungen. In dieſen zwei Punkten aber zeigt ſich vorzüglich das äſthetiſche Genie. Was Wunder nun, wenn den Künſtler jetzt eine unausſprechliche Liebe für den Gegenſtand ſeiner Begeiſterung ergreift, der noch nicht wirklich, ſondern erſt als Keim in ihm vorhanden iſt! Hier iſt die Grenze, wo der Menſch von bloßem Schönheitsgefühl und der Künſtler ſich ganz ſcheiden. Während jener mit ſeiner Liebe ſich rückwärts wendet, wo ſie zu Sehnſucht wird nach etwas Unerreichbarem, wendet des Künſtlers Liebe ſich vorwärts, ſie wird Trieb, das, was in ihm lebt, auch außer ſich zu verwirklichen. Erfüllt von dieſem Gedanken, unterwirft er nun die regelloſe Schöpfung ſeiner Einbildungskraft dem kälteren Urtheil, das Geſetzloſe erhält Geſetz, durch Verſtand und Vernunft. Dies iſt der dritte Zeitpunkt des richtigen Denkens, Ordnens, Durchſchauens, der förmlichen Entwerfung des Plans, welchen dann ein vierter begleitet, der Zeitpunkt der Darſtellung, wo die äſthetiſche Idee in die Wirklichkeit trit, das Gedachte zur Anſchauung wird. Alle Darſtellung iſt demnach Veräußerung des Innern, ſie bringt etwas Inneres zur äußern Anſchauung. Der Darſtellungstrieb des Künſtlers äußert ſich aber nicht unbeſtimmt und wirkt nicht blind. Es iſt dem Künſtler nicht blos darum zu thun, daß er darſtelle, ſondern er will etwas Beſtimmtes darſtellen, den Gegenſtand ſeiner Begeiſterung, welcher ihn in den Zuſtand eines lebhaft ergreifenden Gefühls verſetzt. Von dieſem Gegenſtande will, und erwartet er, daß er, wenn er nun in die Wirklichkeit getreten, und ein Gegenſtand der Anſchauung für Andere geworden iſt, den Beſchauer in einen gleichen Zuſtand verſetze, was ihm nur unter der Bedingung gelingen kann, wenn das der äußern Anſchauung gegebene Nachbild dem Urbild in ſeiner Seele gleicht. Dies wird ihm aber nur in dem Maße gelingen, als er Talent und Geſchick hat in Anwendung der Mittel, durch welche ſeine Kunſt ſich ausdrückt; und nur dann ſchreibt man ihm ein

Darſtellungsvermögen zu (welches aus mehrern innern Fähigkeiten und äußern Fertigkeiten beſteht, vorzüglich aber auf der Phantaſie und Urtheilskraft beruht). Alle ſchöne Kunſt iſt ein Reden des Geiſtes zum Geiſte durch Mittheilung mittelſt des Sinnes; wer ſich durch den Sinn nicht mitzutheilen verſteht, kann den Geiſt nicht ausſprechen. Wie wichtig iſt deshalb die Darſtellung! Durch ſie erreicht oder verliert der Künſtler ſeinen Zweck. Man hüte ſich aber, ſie mit der bloßen mechaniſchen Behandlung, mit der Ausarbeitung zu verwechſeln, die nur das Mittel zur Darſtellung iſt, in welcher der Geiſt in allen Punkten das Werk der Hand der Idee des Geiſtes unterwirft. Ein Sinnlich-Anſchaubares ſoll eine beſtimmte Idee des Geiſtes ausdrücken, und einen dieſer Idee gemäßen Gefühlszuſtand hervorbringen. Dies iſt die Foderung. Erwägt man nun dieſe genau, ſo findet man, daß Anſchaulichkeit und Objectivität, Idealität und Totalität, die Bedingungen ſind, unter denen dieſes allein bewirkt werden kann, und daß die Täuſchung in gewiſſen Künſten die unmittelbare Folge davon iſt. Indem Objectivität (Gegenſtändlichkeit) zur erſten Bedingung aller Darſtellung gemacht wird, ſpringt in die Augen, daß es eigentlich nur die bildenden Künſte ſind, und unter dieſen wieder vornehmlich die Plaſtik, welche darſtellen können, d. h. etwas als wirklichen raumerfüllenden Gegenſtand den dafür empfänglichen äußern Sinnen hinſtellen; denn dieſe Künſte bringen Geſtalten hervor, und Geſtalt iſt ja von Stellen abgeleitet. Die ſinnlichſte Vergegenwärtigung vermag keine von den übrigen Künſten zu erreichen. Gleichwohl ſollen und dürfen auch ſie der ſinnlichen Vergegenwärtigung nicht entbehren, ja neuere Kunſttheoriſten muthen ihnen ſogar auch plaſtiſche (rein objective) Darſtellung zu. Wie wird dies anders möglich ſein, als durch Täuſchung? Freilich nicht eine ſolche Täuſchung, daß wir etwas Falſches für wahr, oder etwas Wahres für falſch hielten, ſondern eine ſolche, wodurch unſere Vorſtellungen uns wirkliche Dinge zu ſein ſcheinen, wodurch wir etwas in uns, als etwas außer uns Befindliches betrachten, und Bilder, die wir ſelbſt ſchaffen, durch die Sinne wahrzunehmen glauben. „Es giebt," ſagt Klopſtock, „wirkliche Dinge und Vorſtellungen, die wir uns davon machen. Die Vorſtellungen von gewiſſen Dingen können ſo lebhaft werden, daß dieſe uns gegenwärtig und beinahe die Dinge ſelbſt zu ſein ſcheinen. Dieſe Vorſtellungen nenne ich faſt wirkliche Dinge. Wer ſehr glücklich oder ſehr unglücklich, und lebhaft dabei iſt, der wird wiſſen, daß ihm ſeine Vorſtellungen oft zu faſt wirklichen Dingen geworden ſind. Wie dieſer die Gegenſtände ſich ſelbſt darſtellt, ſo ſtellt ſie der Dichter Andern dar. Der Zweck der Darſtellung (beſſer: die Wirkung) iſt Täuſchung. Die Darſtellung des Dichters iſt täuſchender, als des zeichnenden Künſtlers ſeine. Der Sinn entſcheidet bei der letzten, und dieſer unterſucht das Geſehene, weil er länger daran haftet, genauer, als der Geiſt das Gedachte, und daher leichter entdecken kann, daß er getäuſcht wird." Nach der beherzigenswerthen Bemerkung, daß nicht alle Gegenſtände darſtellbar ſeien, ſpricht Klopſtock dann von den Mitteln der Darſtellung in der Poeſie. Er zählt folgende auf, von denen, der Beſchaffenheit oder dem Inhalte gemäß, mehr oder weniger beiſammen ſein können. 1. Zeigung des Lebens, welches der Gegenſtand hat; 2. genau wahrer Ausdruck der Leidenſchaft; 3. Einfachheit und Stärke; 4. Zuſammendrängung des Mannichfaltigen; 5. die Wahl kleiner und doch vielbeſtimmender Umſtände; 6. die Stellung der Gedanken, daß jeder da, wo er ſteht, den tiefſten Eindruck macht; 7. Innerlichkeit oder Heraushebung der

eigentlichen innerſten Beſchaffenheit der Sache; 8. Ernſt. Der Dichter hat eine ſolche Ueberzeugung von der Wahrheit und Wichtigkeit ſeiner Gegenſtände, daß man ſieht, er rede vielmehr um ihretwillen, als aus Neigung zu gefallen, und er nimt herzlichen Antheil an dem, was er ſagt. Die weitere Ausführung — goldene Worte! — leſe man bei ihm ſelbſt. (Ueber Sprache und Dichtkunſt. Hamb. 1779. S. 243 fgg.) Zum Schluß theilt er noch zwei Bemerkungen mit, die wir, um der Foderung der Totalität und Idealität willen, noch mittheilen: „1. Auch die beſte Darſtellung in dieſem und jenem Theile eines Gedichts verliert etwas, manchmal nicht wenig, von ihrem Eindrucke, wenn das Ganze nicht durch Wahrſcheinlichkeit, Ebenmaß, Abſtechendes, gehaltenen Hauptton und Zweck, ein ſchönes Ganze iſt. Ein ſolches Ganze ſtimmt die Seele für die Wirkungen des dargeſtellten Einzelnen, und erhält ſich in dieſer Stimmung. 2. Wenn der Dichter, die Wagſchale in der Hand, und mit dem reinen Gefühle des Eindrucks, den er hervorbringen will, von dem Angeführten immer ſo viel, und dies in ſo genauen Abſtufungen vereint, als der jedesmaligen Beſchaffenheit der Gegenſtände gemäß iſt, ſo erhebt er ſeine Darſtellung bis zum Vollendeten.“ Wer dieſe Auseinanderſetzung des großen Künſtlers und Kenners gehörig erwägt, dem wird es leicht ſein, den Grund zu finden, warum man in der Poeſie gewiſſe Arten vorzugsweiſe die darſtellenden nenne. Unter den darſtellbaren Gegenſtänden behaupten die den erſten Rang, welche viel Handlung in ſich begreifen; aber Handlungen laſſen ſich auch ganz eigentlich darſtellen. Daher die Dichtungsarten, welche Handlungen oder Ereigniſſe zum Gegenſtande haben, darſtellende heißen. (S. Poeſie.) Die beſondere Anwendung auf die Kunſt des Schauſpielers, ergiebt ſich nun von ſelbſt: der Schauſpieler hat darſtellende Poeſie, und zwar die Hälfte, wiefern er Mimiker iſt, in der Form der bildenden Kunſt zu verſinnlichen. Die handelnde Perſon, die er aus dem Drama des Dichters vorſtellt, ſoll er nicht blos vorſtellen, d. h. er ſoll nicht blos einen Schein haben, als ob er jene Perſon ſei, ſondern ſoll ſie darſtellen, d. h er ſoll jenen Schein bis zur Täuſchung erheben, als ſehe man wirklich jene Perſon. Die meiſten Schauſpieler ſagen daher nur zu richtig, daß ſie Vorſtellungen, und nicht, daß ſie Darſtellungen geben. S. Menſchendarſtellung.

Darû, (Graf) Pair von Frankreich, 1767 in Montpellier geboren, kann als einer der erſten Staatsmänner Frankreichs, die aus der Schule der Revolution und Napoleons hervorgegangen, betrachtet werden. Er iſt bei den Deutſchen durch die Poſten als General-Intendant, welche er 1805, 1806 und 1809 in Oeſterreich und Preußen bekleidete, nicht in guter Erinnerung, welches für uns jedoch kein Hinderniß ſein darf, ihn mit Unparteilichkeit zu würdigen. Darû trat ſchon im 16. Jahre in die militäriſche Laufbahn, nachdem er eine ausgezeichnete Schulbildung erhalten hatte. Er gab ſich, wie alle jungen Männer von Geiſt, beim Ausbruch der Revolution ihren Grundſätzen völlig hin, wie ſie ihm zugleich in der Kriegs-Verwaltung eine glänzende Laufbahn eröffnete. In den Einzelnheiten derſelben wollen wir ihm hier nicht folgen, ſondern vor allem nur das bemerken, daß die Beſchäftigung mit Poeſie und Literatur ihn nie, weder im Lager noch unter den fremdartigſten Arbeiten, verließ. Seinen Ruf als Dichter ſetzte er durch eine meiſterhafte Ueberſetzung des Horaz feſt, eine Ueberſetzung, welcher für Weltleute keine andere Literatur etwas Gleiches entgegenſtellen kann. Die erſte Ausgabe erſchien gegen d. J. 1800.

Um dieſelbe Zeit erſchien ſeine Cléopédie oder Theorie der literariſchen Reputationen, ein Gedicht voller Geiſt und feiner Wendungen. Napoleon mit ſeinem Scharfblick fand ihn aus dem Haufen bald heraus, und wendete ihm beſondere Gunſt zu, wogegen Darû nicht minder dieſem ausgezeichneten Manne, der 15 Jahre lang Frankreichs und Europens Schickſal lenkte, mit unbegrenztem Eifer ergeben war. Es wurden ihm die wichtigſten Geſchäfte vertraut, deren er ſich jedesmal im Intereſſe Frankreichs und ſeines Kaiſers mit der äußerſten Conſequenz entledigte, durch die er ſich freilich von andern Seiten aber auch eben ſo großen Haß, als unrichtige Beurtheilung zuzog. Als Mitglied des Staatsraths erntete Darû ebenfalls den Ruhm, mit dem Kaiſer der fleißigſte und thätigſte der Arbeiter deſſelben zu ſein. Es giebt faſt keinen Poſten in der höhern Verwaltung, den Darû nicht bekleidet hätte, und die erſte Reſtauration fand ihn im Beſitz des Portefeuilles der allgemeinen Kriegsverwaltung. Blücher glaubte ihm ſeinen Haß durch eine Sequeſtration ſeiner Beſitzungen bei Meulan empfinden laſſen zu müſſen, eine Maßregel, die zu unbillig war, um nicht gleich, ſobald ſie nur zur Kenntniß der Monarchen gekommen, aufgehoben zu werden. Im J. 1818 ward er von Ludwig XVIII. in die Kammer der Pairs gerufen. Schon ſeit 1805 war Darû Mitglied des National-Inſtituts. Von eigentlichen Staatsämtern ſeit der Reſtauration entfernt, widmete ſich Darû ſeit dieſem Zeitpunkte vorzüglich geſchichtlichen Studien, und wir verdanken ſeinem Fleiße und Genius zwei wichtige hiſtoriſche Werke: Das Leben Süllys, und Venedigs Geſchichte, welches letztere gewiß zu den wichtigſten Erſcheinungen gehört, die die neuere Literär-Geſchichte im Gebiet der Hiſtorie darbietet. Sie erſchien 1819 in 7 Bänden. Eine 2. Ausgabe iſt in 8. Bdn. 1821 ans Licht getreten. Als Mitglied der Pairs-Kammer iſt er einer der eifrigſten Vertheidiger der Grundſätze, welche die Revolution herbeigeführt, und die königl. Verfaſſungs-Urkunde ſanctionirt hat.

Darwin (Erasmus), ein berühmter engliſcher Arzt, Naturforſcher und didactiſcher Dichter, war 1732 zu Elſton bei Newark in der Grafſchaft Nottingham geboren, und lebte zuletzt in Derby, wo er 1802 plötzlich ſtarb. Er iſt der Verfaſſer folgender Werke: 1. Zoonomie, oder Geſetze des organiſchen Lebens, welche Brandis (1795—99) ins Deutſche überſetzt hat. 2. Phytologia, or the philosophy of agriculture and gardening, with the theory of draining morasses and with an improved construction of the drill-plough. Dieſes Werk kann als Seitenſtück zu ſeiner Zoonomie angeſehen werden; es iſt von Hebenſtreit zu Leipzig ins Deutſche überſetzt worden. Ferner hat Darwin Linnés Systema vegetabilium ins Engliſche überſetzt. Auch ſchrieb man ihm ein Buch über die Erziehung der Töchter zu, unter dem Titel: A plan for female education in boardingschools, London 1797 in 4. In dieſem Werke findet man wahrhaft philoſophiſche Ideen über die Erziehung des weiblichen Geſchlechts, die in England ſehr vernachläſſigt wird. Daſſelbe iſt 1822 vom Verfaſſer der Makrobiotik, Herrn Staatsrath D. Hufeland, einer Bearbeitung für Deutſchland werth geachtet worden, und ſolche unter folgendem Titel erſchienen: Anleitung zur phyſiſchen und moraliſchen Erziehung des weiblichen Geſchlechts. Nach Darwin mit vielen Zuſätzen. Leipzig, bei Brockhaus. Hufeland hat dieſe, mit großem Beifall aufgenommene, Schrift der Berliner Luiſenſtiftung als Eigenthum übergeben. 3. Der botaniſche Garten, oder die Liebe der Pflanzen.

(The botanic garden etc. Lond. 1788.) Dieſes Gedicht iſt voll philoſophiſcher Ideen und zeigt eine glühende Einbildungskraft. Das Linnéiſche Sexualſyſtem dient zur Grundlage ſeiner Gemälde. Ovid verwandelte Menſchen in Pflanzen, Darwin hingegen die Pflanzen in ſchöne Frauen und Männer. Er giebt ihnen unſere Empfindungen, unſere Leidenſchaften, unſere Verirrungen; er leiht ihnen ſelbſt menſchliche Geſtalten und perſonificirt die Stoffe, welche zu ihrer Ernährung thätig ſind. Profeſſor Crome hat Abhandlungen und Bemerkungen über verſchiedene naturwiſſenſchaftliche Gegenſtände aus Darwins Botanic Garden herausgegeben (Hannover b. Hahn 1810. 1. B.) Hieran ſchließt ſich, 1789, 4. The Temple of Nature, or the origin of Society (der Tempel der Natur), 1808 von Kraus herausgegeben; beides ſehr originelle Lehrgedichte.

Dataria heißt die päpſtliche Canzlei in Rom, in welcher alle Bullen (ſ. d. Art.) ausgefertigt werden. Sie hat dieſen Namen von der gewöhnlichen Unterſchrift: datum apud S. Petrum, d. h. im Vatican, erhalten. (Vergl. Römiſche Curie.)

Datum, bedeutet den Tag, oder überhaupt die Zeit, da eine Sache ausgefertigt und abgeſendet worden. Unter den römiſchen Kaiſern bemerkten die, welche die kaiſerlichen Befehle in die Provinzen zu überbringen hatten, mit dieſem Worte den Tag, da ihnen ſolche übergeben worden, oder ſie dieſelben überbracht hatten. Erſt unter den erſten fränkiſchen Königen, den Merovingern, kam der Gebrauch auf, dieſes Wort unter die Urkunden zu ſetzen.

Daubenton, oder D'Aubenton (Jean-Louis-Marie), ein berühmter franzöſiſcher Naturforſcher und Arzt, war 1716 zu Montbar geboren und widmete ſich der Medicin. Er iſt berühmt wegen ſeines Antheils an ſeines Jugendfreundes Buffon Naturgeſchichte der vierfüßigen Thiere, welche ihm den mit bewundernswürdiger Genauigkeit, mit Klarheit und Scharfſinn ausgearbeiteten anatomiſchen Theil verdankt. Leider verſagte er ſeine Theilnahme in der Folge, da er es für eine Beleidigung anſah, daß Buffon eine Ausgabe des Werks mit Hinweglaſſung des anatomiſchen Theils veranſtaltet hatte. Das Cabinet der Naturgeſchichte in Paris, deſſen Director er ſeit 1745 war, wurde durch ſeine und Buffons vereinte Bemühungen zu einer der merkwürdigſten Anſtalten der Hauptſtadt erhoben. Als Mitglied der Akademie der Wiſſenſchaften, in welche er 1744 trat, bereicherte er die Denkſchriften dieſer Geſellſchaft durch eine Menge anatomiſcher Entdeckungen und durch Unterſuchungen über die Thiergattungen und ihre Unterſchiede, über die Veredlung der Wolle und die Behandlungen der Thierkrankheiten. Die Mineralogie, die Pflanzenkunde und die Oeconomie verdanken ihm vieles Licht. Er machte eine neue Methode bekannt, die Mineralien einzutheilen. In der Encyklopädie hatte er den naturhiſtoriſchen Theil bearbeitet. Außerdem iſt er Verfaſſer einer großen Menge gemeinnütziger Schriften, z. B. Instruction pour les bergers, 3. édit. 1796. 8. (deutſch von A. Widmann); Mémoire sur les indigestions, n. éd. 1798. 8. u. a. Frei von Buffons phantaſtiſchen Hypotheſen, war er der treueſte Beobachter der Natur. In der Schreckenszeit der Revolution hatte er ein Zeugniß ſeines Bürgerſinns nöthig, und wurde ſeiner Section als ein Schafhirt vorgeſtellt, der ſich damit beſchäftigte, die ſpaniſchen Schafe in Frankreich einzuführen. Auch ſetzte er ruhig ſeine Studien fort. Mit einem von Natur ſchwachen Körper erreichte er durch Mäßigkeit und Heiterkeit ein Alter von 84 Jahren. Er wohnte am 31. Dec. 1799 zum er-

ſten Male der Sitzung des Senats bei, als ihn ein Schlagfluß traf, und er bewußtlos in die Arme ſeiner Freunde ſank.

Daun (Leopold Joſeph Maria, Reichsgraf von), einer der verdienſtvollſten öſterreichiſchen Feldherren, lebte von 1705 bis 1766. Schon ſein Großvater und Oheim hatten dem kaiſerlichen Hof als Generalfeldmarſchälle gedient; gleichen Ruhm erwarb ſich ſein Vater, deſſen glänzendſte Periode in den ſpaniſchen Erbfolgekrieg fällt. Allein Leopold Joſeph verdunkelte den Glanz aller ſeiner Vorfahren. Er errang die erſten Lorbeeren in dem Türkenkriege von 1737 bis 1739 als Generalmajor, und trug im öſterreichiſchen Erbfolgekriege zur Belagerung Prags, zur Eroberung Baierns und zur Vertreibung der Franzoſen bis über den Rhein auf das ausgezeichnetſte bei. Sein kluges Benehmen bei einem Zuge über den Rhein, und ſeine Verheirathung mit der Gräfin von Fux, einer Günſtlingin Marie Thereſiens, verſchafften ihm die Stelle eines Generalfeldzeugmeiſters, und endlich 1757 die eines Generalfeldmarſchalls. In dieſer Eigenſchaft befehligte er die öſterreichiſchen Heere im ſiebenjährigen Kriege. Er zog dem Könige von Preußen, welcher Prag belagerte, bis Collin entgegen, und lieferte hier die unvergeßliche Schlacht (1757. 18. Juni), wodurch er den König zwang, die Belagerung aufzuheben, und ſowohl Böhmen als die öſterreichiſchen Staaten überhaupt zu räumen. Das Glück begünſtigte ihn jedoch nicht immer: denn ungeachtet er allenthalben mit höchſter Klugheit und Vorſicht handelte, ſo konnte er es doch nicht verhindern, daß er bei Leuthen, Torgau und mehreren Orten empſindliche Niederlagen erlitt. Außer der Schlacht bei Collin, iſt ſein größtes Unternehmen der Ueberfall Friedrichs II. bei Hochkirchen, in der Nacht vom 31. Oct. 1758. Hier würde er das ganze preußiſche Heer vernichtet haben, wenn nicht der Prinz von Durlach mit ſeiner Colonne zu ſpät angekommen wäre. Auch bei Torgau (3. Nov. 1760) würde er den Sieg erfochten haben, wenn nicht durch ſeine Verwundung und Ziethens Entſchloſſenheit ſich das Glück auf preußiſche Seite gewendet hätte. Nicht geringere Verdienſte erwarb er ſich 1759, den 21. Nov., durch die Gefangennehmung von 11,000 Preußen, die unter Finks Commando bei Maxen gelagert waren. Mit Unrecht hat man Dauns zögernde, nur ſelten eine große Entſcheidung wagende Art, Krieg zu führen, getadelt: denn ſie hatte weder Unkunde, noch Unentſchloſſenheit zum Grunde, ſondern entſprang aus der richtigen Beurtheilung ſeines großen Gegners. Einem Feldherrn, wie Friedrich, der, ohne einem Höhern zur Rechenſchaft verpflichtet zu ſein, die kühnſten Unternehmungen, bei denen ſein hoher Geiſt nur die Möglichkeit eines glücklichen Erfolges erkannte, wagen durfte und mußte; dem dieſe Kühnheit gewiſſermaßen abgenöthiget wurde durch die Menge ſeiner Feinde, denen er nur dadurch widerſtehen konnte, daß er ſie, ohne bei jedem Einzelnen viel Zeit zu verlieren, ſchnell nach einander beſiegte, konnte der in ſeinem Wirkungskreiſe abhängige Daun nicht beſſer widerſtehen, als wenn er ſich gleich einem zweiten Fabius Cunctator gegen ihn benahm. Friedrich ſelbſt erkannte ſehr wohl, welchen gefährlichen Gegner er an Daun habe. Gegründeter iſt vielleicht der Tadel, daß Daun nicht immer die erfochtenen Vortheile in ihrem ganzen Umfange zu benutzen, und den Feind nach gewonnener Schlacht durch Verfolgung zu vernichten verſtand. Manche Verbeſſerung der öſterreichiſchen Infanterie wird ihm zugeſchrieben. Er verdiente Marie Thereſiens Gnade nicht nur durch ſeinen Kriegsruhm, ſondern auch durch ſeinen rechtſchaffenen Charakter.

Dauphin, der Titel, welchen der jedesmalige Kronprinz von Frankreich führt. Dieſe Benennung kommt von der Provinz Dauphiné her, welche der kinderloſe Humbert II., Dauphin von Viennois, 1349 dem Könige Philipp von Valois unter der Bedingung abtrat, daß die älteſten Söhne der Könige von Frankreich künftig Dauphins genannt werden ſollten. Der Dauphin hat blos den Titel, ohne ein Recht auf das Land ſelbſt. Stirbt er, ſo erbt der älteſte ſeiner Söhne, wenn er aber keinen Sohn hat, der älteſte ſeiner Brüder, dieſen Titel. Hat der König keine Söhne, ſo ruht der Titel Dauphin, — welches dermalen der Fall iſt; denn dem nächſten Prinzen vom Geblüt und vermuthlichen Kronerben, wenn er auch des Königs Bruder wäre, wird er niemals beigelegt. Die Gemahlin des Dauphins heißt **Dauphine**.

Davenaut (Sir William), ein fruchtbarer engliſcher Dramatiker, geb. zu Oxford 1605, erhielt nach Ben Johnſons Tode, die Stelle eines Hofpoeten, kam aber durch die engliſche Revolution in höchſt wunderbare Schickſale und Lagen. Er gerieth zweimal in die Gefangenſchaft der Rebellen. Milton rettete ihm durch ſeine Vermittlung das Leben. Darauf trat er als Director muſikaliſcher Unterhaltungen und als Schauſpieldirector auf. Er verſuchte, die dramatiſche Declamation mit Muſik zu verbinden, wodurch eine Art von Darſtellung, welche ſich der Oper annäherte, hervorging, verbeſſerte die Einrichtung der Bühne und ließ die weiblichen Rollen nicht mehr von Knaben, ſondern durch Frauenzimmer darſtellen. Seine Theaterſtücke zeichnen ſich vor den übrigen ſeiner Zeit durch Lebhaftigkeit und Correctheit aus. Aber ob er gleich ſelbſt nach ſeinem Tode (1668) durch ein Begräbniß in der Weſtminſterabtei geehrt wurde, ſo hat ſich doch keins ſeiner 30 Schauſpiele auf dem Theater erhalten. Noch größern Ruhm hoffte er durch ſein epiſches Gedicht Gundibert zu erwerben. Dieſes und einige andere Gedichte findet man in Anderſons British Poets, Vol. IV. Seine Werke erſchienen London, 1673. Fol.

David, König in Iſrael, der jüngſte Sohn Iſai, eines angeſehenen Mannes zu Bethlehem, vom Stamme Juda, geb. im J. d. W. 2899. Er that ſich durch Klugheit, Weisheit, Muth und Entſchloſſenheit, ſo wie durch tapfere Thaten, z. B. die Ueberwindung Goliaths, des rieſenhaften Philiſters u. a. m. ſo hervor, daß Samuel, der Hoheprieſter, ihn noch bei Lebzeiten Sauls durch die Salbung zum künftigen Könige weihte. Zu Hauſe beſorgte er die Heerden ſeines Vaters, dabei war er in den Wiſſenſchaften damaliger Zeit und ſelbſt in der Tonkunſt wohl unterrichtet. Saul, der ihn als ſeinen Gegner betrachtete, verfolgte ihn, woraus ein bürgerlicher Krieg entſtand, der bis zu Sauls Tode (2929) dauerte. Jetzt beſtieg David den Thron von Juda; die übrigen Stämme hatten Sauls Sohn, Isboſeth, zu ihrem Könige erwählt, nach deſſen Ermordung erſt David zum Beſitze des ganzen Reichs gelangte (in der Mitte des 11. Jahrh. v. Chr.). Seine erſte Unternehmung darauf war ein Krieg gegen die Jebuſiter, mitten in Paläſtina. Er eroberte die Burg Zion, machte Jeruſalem zur Reſidenz und die Burg zum ewigen Wohnorte des Allerheiligſten. Hierauf erweiterte er ſein Reich nach allen Gegenden, unterjochte die Philiſter, Amalekiter, Edomiter, Moabiter, Ammoniter und beſonders die Syrier. Dadurch ward Judäa blühender, volkreicher, begüterter. David beförderte aber auch Schiffahrt und Handlung, und ſuchte ſein Volk durch die Künſte, namentlich die Baukunſt, zu verfeinern. Er erbauete ſich zu Jeruſalem ei-

nen prächtigen Palaſt und machte den Gottesdienſt feierlicher, beſonders durch die Anſtellung der heiligen Dichter und Sänger. Der prächtige Tempel, zu deſſen Baue er Vorkehrungen traf, kam erſt unter ſeinem Nachfolger zu Stande. Er ſelbſt erhob die lyriſche Dichtkunſt in ſeinen Pſalmen (ſ. d. Art.) zu dem höchſten Grade der Vortrefflichkeit, den ſie unter den Iſraeliten erreicht hat. Auch verbeſſerte er das Kriegs-, Juſtiz- und Finanzweſen bedeutend. Indeß verleiteten ihn ſeine Ausſchweifungen in der Liebe zu manchen Grauſamkeiten, die durch ſeine Reue nicht hinlänglich entſchuldigt werden, und die Eiferſucht unter den Söhnen der verſchiedenen Mütter gab endlich zur Empörung in ſeiner eigenen Familie Veranlaſſung. Sein Sohn Abſalon ſuchte ihn vom Throne zu ſtürzen, und kam in dem darüber entſtandenen Kriege um. Durch die Zählung der ſtreitbaren Männer, die David in der Trunkenheit ſeines Kriegsglücks befahl, konnte die Ruhe eben nicht allgemein hergeſtellt werden; ſie ließ Eroberungspläne fürchten. Auch ließen die Philiſter den König bald fühlen, wie er dadurch vom Geſetz abweiche. David übergab noch bei ſeinem Leben das iſraelitiſche Reich in der Blüthe ſeiner Cultur und ſeines Wohlſtandes ſeinem Sohne Salomo, und ſtarb im J. d. W. 2969. Ueber ihn vergleiche Chandler krit. Lebensgeſchichte Davids, überſ. mit Anmerk. von Didrichs, Bremen 1777 und 80. 2 B. 8. Niemeiers Charakteriſtik der Bibel, IV. B. Heße Idiognomik Davids, Jena 1784. 8.

David (Jacq. Louis), ein berühmter franzöſiſcher Maler, gegenwärtig der erſte in der franzöſiſchen Schule, geb. zu Paris 1756. Er ging frühzeitig (1774) nach Rom, hielt ſich mehrere Jahre daſelbſt auf, und widmete ſich vorzüglich dem Heroiſchen in der Hiſtorienmalerei. Seine Talente für dieſe Gattung der Kunſt entwickelten ſich bald. Als er 1784 abermals nach Rom kam, und ſein Meiſterſtück, den Schwur der Horatier, welches ihm Ludwig XVI. nach einer Scene aus den Horatiern des Corneille zu entwerfen aufgetragen hatte, ausführte, ward ihm allgemeine Bewunderung zu Theil. Kenner und Liebhaber behaupteten im erſten Eifer, daß dieſes Stück unübertrefflich ſei, und den Geiſt eines Raphael athme. Sein Ruhm ſtieg dadurch in Paris ungemein, und David, der jetzt auch als Porträtmaler Aufſehen zu machen anfing, würde ſehr glänzend haben leben können, wenn er nicht unglücklicher Weiſe bei der Revolution eine Rolle übernommen hätte. Vom Feuereifer für dieſelbe hingeriſſen, unternahm er gleich zu Anfang der Revolution (1789) ein ſehr großes Gemälde: Brutus, der ſeine Söhne zum Tode verdammt, welches Viele noch ſeinen Horatiern vorzogen. Auch gab er die meiſten Ideen zu den zahlreichen Denkmälern und republikaniſchen Feſten jener Zeit an. Er wurde 1792 Wähler von Paris, darauf Deputirter beim Nationalconvent und Mitglied des Sicherheitsausſchuſſes; während der Schreckensregierung war er einer der wüthendſten Jacobiner und ganz Robespierre ergeben. Er ſchlug vor, aus den Trümmern der Königsſtatuen auf dem Pontneuf ein Denkmal zu errichten, welches das Volk als Rieſen vorſtellte. Im Prozeſſe Ludwigs XVI. ſtimmte er für deſſen Tod. Im Januar 1794 präſidirte er ſelbſt im Convent. Nach Robespierre's Sturz war er in großer Gefahr, und nur ſein hoher Ruf, als erſter Maler der franzöſiſchen Schule, rettete ihn vom Blutgerüſt. Zu den Revolutionsſcenen, welche David durch ſeinen Pinſel zu verewigen ſuchte, gehören: die Ermordung von Marat und Pelletier, vorzüglich aber der Schwur im

Ballhauſe und Ludwigs Eintritt in die Nationalverſammlung vom 4. Febr., welches Gemälde er 1790 dem geſetzgebenden Körper verehrte. 1799, nachdem ſein Pinſel eine Zeitlang geruht hatte, ſtellte er ſeine Sabiner aus, zeigte ſie mehrere Jahre für Geld, und ſoll ſich damit die anſehnliche Summe von 100,000 Fr. erworben haben. 1804 ernannte ihn der Kaiſer zu ſeinem erſten Maler, und gab ihm den Auftrag zu vier Gemälden, worunter beſonders dasjenige, welches die Ceremonie der Kaiſerkrönung Napoleons darſtellte, ſich auszeichnet. Auch gehören zu ſeinen berühmteſten Werken aus dieſer Zeit mehrere Abbildungen des Kaiſers, beſonders wie er als Conſul auf dem Bernhardsberge zu Pferde den Truppen die Bahn zum Ruhm vorzeichnet ꝛc. Die Urtheile über dieſen, unter der vorigen franzöſiſchen Regierung zum Ritter, Mitglied der Ehrenlegion und des Nationalinſtituts, ſo wie vieler auswärtigen Kunſtakademien, erhobenen Künſtler ſind ſehr verſchieden. Als Napoleon von Elba zurückgekehrt war, zeichnete er David ſehr aus, und ernannte ihn zum Commandanten der Ehrenlegion. Nach Ludwigs XVIII. zweiter Einſetzung ward er in das Decret begriffen, welches alle Regiciden aus Frankreich verbannt. Er hat ſich in Brüſſel niedergelaſſen; auch iſt er bei der neuen Einrichtung des Inſtituts im April 1816 davon ausgeſchloſſen worden. In dem Kupferſtecher Moreau hat er einen Künſtler gefunden, der die beſten ſeiner Werke ganz in ſeinem Geiſte durch den Grabſtichel verewigte. Die vorzüglichſten ſeiner Gemälde, wie der Schwur der Horatier, die Sabinerinnen, ſind von der franz. Regierung angekauft, und befinden ſich in der Gallerie des Palaſts Luxemburg aufgeſtellt.

Davila (Arrigo Caterino), geb. 1576, ein berühmter italieniſcher Staatsmann und Geſchichtſchreiber, der Sohn eines Cypriers von angeſehener Familie, kam durch ſeinen Vater, der nach der Eroberung von Cypern durch die Türken 1571 nach Venedig flüchtete, in ſeiner Kindheit in Verbindung mit dem franzöſiſchen Hofe, wurde hier Page, trat dann in franzöſiſche Militärdienſte und zeichnete ſich rühmlich aus, kehrte aber auf Verlangen ſeines Vaters 1599 nach Italien zurück, nahm venetianiſche Dienſte, ſtieg von einer Stufe zur andern, und bekleidete endlich die Stelle eines Gouverneurs in Dalmatien, Friaul und auf der Inſel Candia, und galt in Venedig für den erſten Mann nach dem Doge. Er ward auf einer Reiſe, auf Veranlaſſung eines unbedeutenden Streits, meuchelmörderiſch erſchoſſen (1631). Am meiſten iſt er berühmt durch ſeine merkwürdige Geſchichte der bürgerlichen Kriege in Frankreich, von 1559 — 1598 (Storia delle guerre civili di Francia, Ven. 1630. und mehrmals auch in fremde Sprachen überſetzt), welche durch Vergleichung auch für die neueſten Zeiten Intereſſe hat, und neben Guicciardini's und Machiavells Werken einen Platz behauptet.

Davis (John), ein berühmter engliſcher Seefahrer, geboren zu Sandridge in Devonſhire. Er widmete ſich früh dem Seedienſt, und ward 1585 mit zwei Fahrzeugen abgeſchickt, die ſogenannte nordweſtliche Durchfahrt zu entdecken. An der Südſpitze von Grönland, welche er ſah, konnte er vor dem Eiſe nicht landen. Er wandte ſich daher nordweſtlich, und erblickte unter 64° 15′ N. Br. in Nordoſten ein mit grünenden Inſeln umgebenes Land, deſſen Einwohner ihm zu erkennen gaben, daß im Norden und Weſten ein großes Meer ſei. Unter 66° 40′ N. Br. erreichte er ein Land, das ganz von Eis frei war, und an deſſen Küſte er bis zur ſüdlichſten Spitze, die er das Vorgebirge des Erbarmens nannte, hinfuhr. Er kam darauf in eine 20 Stun-

den breite Meerenge, wo er eine Durchfahrt vermuthete. Da ihn aber widrige Winde hinderten, kehrte er nach England zurück. Jene Meerenge hat nachher ſeinen Namen empfangen und behalten. Davis machte in den folgenden Jahren noch zwei Reiſen in gleicher Abſicht, ward aber jedesmal durch das Eis an der Erreichung ſeines Zwecks, durch deſſen Verfolgung ſich Baffin ſpäter ſo berühmt machte, gehindert. 1605 ward er in Indien von japaniſchen Seeräubern getödtet.

Davouſt (Louis Nicolas), Herzog von Auerſtädt und Fürſt von Eckmühl, franz. Marſchall, und ſeit 1819 Pair von Frankreich, geb. 1770 zu Annou im ehemaligen Burgund, aus einer angeſehenen Familie, ſtudirte zu gleicher Zeit mit Buonaparte auf der Militärſchule zu Brienne. 1785 war er Unter-Lieutenant im Cavallerieregiment Royal Champagne, 1790 ward er zum Chef des dritten Freiwilligen-Battaillons der Yonne ernannt. Er zeichnete ſich unter Dumouriez in den Schlachten von Jemappe und Neerwinden durch kühne Tapferkeit aus. Als Dumouriez nach der Schlacht von Neerwinden mit Coburg unterhandelte, entwarf Davouſt das kühne Unternehmen, ſich des erſtern, in der Mitte ſeiner Armee, zu bemächtigen, und es fehlte wenig, daß er es ausführte. Im Juni 1793 ward er zum General ernannt, aber durch das Decret, das alle ehemaligen Adeligen außer Thätigkeit ſetzte, genöthigt, ſeine Entlaſſung zu nehmen. Der neunte Thermidor rief ihn wieder zu den Fahnen, und er wurde zuerſt wieder in der Moſelarmee bei der Belagerung von Luxemburg gebraucht, diente dann unter Pichegru bei der Rheinarmee, ward in Mannheim gefangen, aber bald wieder ausgewechſelt, und zeichnete ſich bei dem berüchtigten Rheinübergange 1797 durch kluge Anführung ſowohl, als durch perſönliche Tapferkeit aus. Bei der Eröffnung der italieniſchen Feldzüge unter Buonaparte feſſelte ihn ſein Eifer bald an dieſen mit unauflöslichen Banden. Er begleitete ihn nach Aegypten, zeichnete ſich auch hier durch Muth und Kühnheit aus (er war es, der nach dem Treffen von Abukir das Dorf ſelbſt angriff und eroberte), und ſchiffte ſich nach der Convention von El-Ariſch mit Deſaix in Alexandrien ein, um nach Frankreich zurückzukehren. Sie erblickten ſchon die hieriſchen Inſeln, als ſie von einer engliſchen Fregatte aufgebracht, und nach Livorno zum Admiral Keith geführt wurden. Dieſer behandelte ſie als Kriegsgefangene, und erſt nach einem Monate erhielten ſie ihre Freiheit und Erlaubniß zur Abreiſe nach Toulon. Buonaparte ernannte ihn zum Diviſions-General, und übertrug ihm den Oberbefehl der Cavallerie der italieniſchen Armee. Nach der Schlacht von Marengo ward er zum Chef der Grenadiere der conſulariſchen Garden ernannt, die in dieſer Schlacht großen Ruhm gewonnen und den Namen der Granit-Säulen erworben hatten. Alle dieſe Auszeichnungen verloren ſich jedoch für das größere Publicum unter der Menge ihres Gleichen während des Revolutionskrieges, und als er nach der Thronbeſteigung Napoleons (1804) zum Reichsmarſchall und Großkreuz der Ehrenlegion, auch Oberſtgeneral der kaiſerl. Grenadiergarde ernannt ward, gehörte er, ſo wie einige Andere, als Mortier, Beſſières, Soult, zu denen, die dieſe Würde nicht ſowohl ihrem vorherigen Range in der Armee, als der Gunſt des Kaiſers und ihrer unverbrüchlichen Anhänglichkeit an ſeine Perſon zu verdanken hatten. Das Glück gab ihm Gelegenheit, ſich in dem Feldzuge von 1805, namentlich bei der Schlacht von Auſterlitz, wo er den rechten Flügel des Heeres befehligte, auszuzeichnen. Nach dem presburger Frieden blieb er mit ſeinem Corps in Deutſchland ſtehen. Der im October 1806 ausgebro-

chene Krieg verſetzte daſſelbe ſchnell nach Sachſen, und auf das in der Geſchichte unvergeßliche Schlachtfeld bei Auerſtädt, auf welchem er mit dem rechten Flügel des Heers ſo viel zur Entſcheidung des Tages beitrug. Da er die vom Schlachtfelde bei Jena faſt ganz getrennte Schlacht von Auerſtädt durch ſeine geſchickten Maßregeln allein gewann, und ſich in dem Fortgange des Krieges in dem ungetrübten Beifalle des Kaiſers Napoleon erhielt, ernannte ihn dieſer, nach dem Frieden von Tilſit, zum Herzog von Auerſtädt. Er blieb in Warſchau, ging dann nach Breslau, und ward, da die große Armee aufgelöſet wurde, zum Oberbefehlshaber der ſogenannten Rheinarmee erhoben. Bei dem Wiederausbruche des Krieges mit Oeſterreich, 1809, waren ſeine Märſche durch die Oberpfalz an die Donau und die Tage von Regensburg eine ſehr gefährliche Aufgabe. Er hatte weſentlichen Antheil an dem Siege bei Eckmühl. An der Schlacht von Aſpern konnte nur eine ſeiner 4 Diviſionen Antheil nehmen, deren General, St. Hilaire, mit dem größten Theile ſeiner Truppen an dem linken Donauufer umkam. In der Schlacht von Wagram befehligte er wieder den rechten Flügel, deſſen Bewegungen hauptſächlich den Rückweg der Oeſterreicher bewirkten. Nach dem Frieden erhob ihn Napoleon zum Fürſten von Eckmühl. In dem Feldzuge nach Rußland, 1812, war ſein Commando einer Heerdiviſion, auf dem Rückzuge von Moscau, nicht glücklich, vielmehr erhielt er von den Ruſſen eine Niederlage. Ueber eine zahlreiche Heerdiviſion Franzoſen und Dänen, von mehr als 50,000 Mann, hatte er den Oberbefehl im Sommer 1813, und rückte in Mecklenburg, ſo geringe Streitkräfte ihm auch entgegenſtanden, nur bis Schwerin, gegen Wallmoden über, vor, und zog ſich bald hinter die Steckenitz ſogar zurück. Es war für Hamburg und die hanſeatiſchen Departements ein Unglück, daß er, als Generalgouverneur derſelben, die Erhaltung des Militairs über alle Beachtung der großen Leiden jener Diſtricte und beſonders Hamburgs ſetzte, und die Requiſitionsmethode, bei leeren Caſſen der Departements, über die Bank und über alles was die Armee an Waaren bedurfte, mit ſchreiender Härte ausdehnte, wodurch ein großer Theil der wohlhabenden Bürger völlig ruinirt ward. Auch trieb er das Verhaften verdächtiger Perſonen durch ſeine geheime Polizei ſehr weit. Durch dieſe Expreſſungen und durch die Austreibung von 45,000 Hamburgern, machte er es möglich, bis in den März des J. 1814 ſich mit ſeiner Diviſion in Hamburg und Haarburg zu behaupten; doch wurde er davon der zahlreichen Belagerungsarmee nicht ſehr gedrängt, verlor indeß während der Belagerung an Wunden und Krankheiten an 11,000 Mann. Aus ſeiner Vertheidigungsſchrift, die er im J. 1814 in Paris erſcheinen ließ, erſieht man, daß die grauſame Behandlung der beſetzten Stadt keine Unterſuchung wider ihn veranlaßt hatte. Er blieb indeß damals unangeſtellt. Nach der Rückkehr Napoleons nach Paris (im März 1815) ward er von dieſem zum Kriegsminiſter ernannt. Als die Verbündeten, nach dem Siege bei Waterloo, gegen Paris vorrückten, ſchloß Davouſt, als Commandant en Chef, am 3ten Juli eine Militär-Convention ab, nach welcher er die franzöſiſche Armee hinter die Loire führte. Er unterwarf ſich bald dem Könige Ludwig XVIII., foderte auch die Armee dazu auf, und überließ alsdann, auf des Königs Befehl, das Commando dieſer Armee, die noch aus 45,000 Mann beſtand, dem Marſchall Macdonald. Dieſer Dienſt, den er dem Hofe geleiſtet hatte, wurde ſpäter anerkannt, indem er bei der Armee wieder angeſtellt wurde. Sein Andenken wird in Deutſchland verhaßt bleiben, beſon-

ders aber in Hamburg, wo er ſelbſt bei ſeinem untergebenen Militär nicht beliebt war. In Dresden hat man nicht vergeſſen, daß er ohne Noth einen Theil der ſchönen Elbbrücke ſprengte.

Davy (Sir Humphry), einer der berühmteſten jetzt lebenden Chemiker, Präſident der königl. Geſellſch. der Wiſſenſchaften, und früher Profeſſor der Chemie an der „Royal Institution“ bis 1813, von wo an er für ſich allein ſeiner Wiſſenſchaft lebte, iſt 1775 in der engliſchen Grafſchaft Cornwallis geboren. Er wurde bei einem Landchirurgen, der zugleich eine Apotheke hatte, als Lehrling angeſtellt, und hier von dem bekannten D. Beddoes bemerkt. Er kam nun nach Briſtol. Seine außerordentlichen Talente entwickelten ſich hier ſchnell, und er hielt in Briſtol einen Curſus von Vorleſungen über Chemie, die die größte Aufmerkſamkeit, beſonders auch bei den Directoren der Royal Institution in London erregten, wohin er darauf gezogen wurde. Nun konnte er chemiſche Verſuche höherer Art und Bedeutung vornehmen, durch die er denn auch der ganzen gelehrten Welt als einer der größten und ſcharfſinnigſten Chemiker bekannt wurde. Auch ſeine Vorleſungen hatten den größten Zulauf. Das Einzelne ſeiner chemiſchen Entdeckungen und Bereicherungen der Wiſſenſchaft gehört nicht hieher. Die mehrſten ſeinet Schriften ſind ins Deutſche überſetzt. 1815 ging er nach Paris, lebte einige Jahre in Frankreich und Italien, und verſuchte 1820 in Neapel vergeblich, herculaniſche Rollen zu entwickeln.

Debûre, dieſen in der Geſchichte der Bibliographie berühmten Namen führten die beiden Vettern Guillaume und Guillaume François. Jener, der Aeltere, machte ſich durch die von ihm beſorgte erſte Abtheilung des Catalogs der trefflichen Bibliothek des Herzogs de la Vallière (1783. 3 Bde.) einen Namen. Dieſer, ein pariſer Buchhändler, geb. 1731 und geſt. 1782, brach der Bibliographie eine neue Bahn, indem er, mit Ebert (Hermes V. 144) zu reden, „kühn, aber mit reicher Erfahrung in ſeiner Bibliographie instructive, ou Traité de la connaissance des livres rares et singuliers (Paris 1763 — 68, 7. Bd. 8.) als Syſtem aufſtellte, was bisher blos Werk eines gewiſſen Tactes geweſen war.“ Nur beſchränkte und eigenliebige Verblendung konnte, durch Zuſammenſtellung mit den bibliographiſchen Fortſchritten ſpäterer Zeiten, das Verdienſt dieſes Mannes herabwürdigen, deſſen Werk, trotz des bittern Tadels, den Le Mercier und andere dagegen erhoben, (vergl. Eberts bibliograph. Lexicon, Bd. I. S. 452.) immer als eines der vorzüglichſten bibliographiſchen Hülfsmittel geſchätzt wurde. Unter ſeinen übrigen Werken iſt als Ergänzung des angeführten zu erwähnen: Supplément à la Bibliographie instructive, ou Catologue des livres du cabinet de M. Gaignat. Paris 1769. 2 Bde. Zu beiden Werken gehört die von Nee de la Rochelle als 10. Band herausgegebene Table destinée à faciliter la recherche des livres anonymes etc., die 1782 erſchien. Debûres Söhne, als Debure Frères in der Buchhändlerwelt rühmlich bekannt, ſind ebenfalls große Bibliographen, wie ſie noch 1817 durch die Herausgabe des Catalogs über die reiche und koſtbare Bibliothek des Grafen Mac-Carthy-Reagh dargethan haben.

Decagon (decagonum). Eine Figur von 10 Ecken und Winkeln (Zehneck) in der Geometrie.

Decan (decanus), Dechant, Dechent, (wohl zu unterſcheiden von Diaconus) ein Titel, welchen ſonſt mehrere Beamten geführt haben, denen in ihrem Wirkungskreiſe einige Perſonen, (der Ableitung

nach zehn) untergeben ſind; ſo in dem longobardiſchen Rechte eine Unterobrigkeit, deren Bezirk eine Decanie genannt wurde. In den geiſtlichen Collegien und auf den Univerſitäten iſt der Titel des Decans noch üblich. Namentlich bezeichnet das Decanat die Würde eines Obern im Collegio der Cardinäle, in den Collegien der Chorherren und Geiſtlichen, in den Stiftern und Collegiatkirchen (wo der Dechant entweder der erſte, oder dem Probſt untergeordnet iſt), — daher Domdechant. Auf den Univerſitäten ſind Decane die Directoren der vier Facultäten, deren Würde und Amt größtentheils unter den Mitgliedern oder Beiſitzern derſelben abwechſelt. Daher auch die Dechanei (Decanei), d. i. die Güter und Gebäude zum Unterhalte eines (geiſtlichen) Dechanten, auch ſein Kirchſprengel, oft nur ſeine Wohnung.

Decazes (Elie) Herzog in Frankreich und von Glücksburg in Dänemark, geb. zu St. Martin en Laye bei Libourne 1780, ſtudirte die Rechte im Collegium Vendôme. Unter Buonapartes Regierung trat er als Rath in die Dienſte des Königs von Holland und ſeiner Mutter, wurde von da als Richter zum Tribunale erſter Inſtanz nach Paris berufen, und 1810 zum Rath des Appellationsgerichts daſelbſt ernannt. Hier blieb er bis zu Buonapartes Rückkehr von Elba, wo er ſich ſo feſt für Ludwig XVIII. und gegen den Uſurpator erklärte, daß er 40 Meilen von Paris verbannt wurde. Im Schoß ſeiner Familie erwartete er des Königs Rückkehr, begab ſich dann nach Paris, wurde zum Polizeipräfecten ernannt, löſete die Kammer der Repräſentanten auf, und erhielt eine Stelle im Staatsrath. In ſteter Berührung mit den Befehlshabern der verbündeten Truppen und den Journaliſten in Paris, zeigte er ſich eben ſo klug und beſonnen, als er ſich in den Proceſſen gegen Labédoyère und Ney, und nach Fouchés Entfernung als Miniſter Staatsſecretär der Polizei, ernſt, gerecht und durchgreifend gegen die Häupter der letzten Revolution und für die Erhaltung der Ordnung zeigte. Er ſetzte die berühmte Verhaftacte gegen die des Aufruhrs Ueberwieſenen, mit Kraft, aber auch mit jener Mäßigkeit durch, welche das Grundgeſetz der perſönlichen Freiheit zu ehren weiß; leitete die Wahl der Deputirten im ganzen Königreich durch die Präfecten mit einer klugen Berechnung der Zeitverhältniſſe, welche allein die Erhaltung der gemäßigten Conſtitution und Vereinigung aller Parteien zu einem hohen Zweck beabſichtigte. Auch wußte er die Freiheit der Rede und der Preſſe, ſo weit es die Umſtände erlaubten, wieder herzuſtellen, indem nur die Journale bis zum 18. Jan. 1818 unter königlicher beſonderer Aufſicht bleiben ſollten. Er hob die höchſt beleidigenden, zweckwidrigen Ultrajournale, le Nain jaune, le Censeur, l'Aristarque, le Diligent und le fidèle ami du Roi auf. Alle Anklagen und Beſchuldigungen der verſchiedenen Parteien wußte er zu widerlegen, allen Wechſel der Miniſter zu überſtehen. Immer nur das Wohl und die Einigkeit von Frankreich im Auge, beharrte er ſtandhaft bei dem Princip der gemäßigten Conſtitution, und erhielt ſich dadurch auf ſeinem überall angefeindeten Poſten. 1815 ward er vom König in den Grafenſtand erhoben; er vermählte ſich mit der reichen Erbin Mlle. de St. Aulaire, erhielt die Pairwürde, und wurde Ende Dec. 1818 Miniſter des Innern, nachdem er ſich gegen Richelieu für die conſtitutionell-liberalen Grundſätze erklärt hatte. Das Miniſterium der allgemeinen Polizei ward aufgehoben. Ludwig XVIII. hörte vorzüglich auf den Rath von Decazes (auch liebte er die Unterhaltung mit der geiſtreichen Schweſter deſſelben); allein den

18. Febr. 1820 gab Decazes ſeine Entlaſſung, ward aber vom König zum Herzog und zum Geſandten in London ernannt. Mehr über Decazes findet man in der zweiten Abtheilung des 11. Bandes dieſes Werks (der neuen Suite deſſelben).

Decemvire, ſ. Appius Claudius Craſſinus.

Dechiffrirkunſt, die Kunſt, den Inhalt einer geheimen, mit verabredeten Zeichen (oft Ziffern, wovon ſich der Name Dechiffrirkunſt herſchreibt) geſchriebenen Schrift zu enträthſeln. Vor allen Dingen muß man die Vocale oder Selbſtlauter aufſuchen. Dieſes geſchieht auf folgende Art: 1. Man zieht alle zweibuchſtabigen Worte aus der geheimen Schrift heraus und ſchreibt ſie vor ſich hin. Hernach ſucht man auch die Worte, welche am Ende der einen und am Anfange der andern Zeile alſo getheilt ſind, daß am Ende der Zeile nur die zwei erſten Buchſtaben des Worts ſtehen; denn einer davon muß nothwendig ein Vocal ſein. Hierauf nimt man die fünf Buchſtaben heraus, welche am meiſten vorkommen. 2. Man prüft dieſe fünf Buchſtaben, und verſucht, ob auch in jedem Worte der geheimen Schrift einer oder der andere vorkomme. Findet ſich ein Wort, in welchem keiner davon anzutreffen iſt, ſo hat man die rechten Vocale noch nicht gefunden, und ſucht aufs neue. Hat man endlich die Vocale gefunden, ſo muß man 3. dieſelben unterſcheiden. Weil der Vocal E im Deutſchen der gemeinſte iſt, ſo ſieht man zu, welcher Buchſtabe ſich in der geheimen Schrift am meiſten ſehen läßt, wenn man vermuthen kann, daß dieſelbe deutſch iſt; dieſer iſt gewiß E. 4. Die Buchſtaben A, C, H, S, R, W, M, L, F, werden im Deutſchen durch die kurzen Wörter an, auch, das, wir, ihm, will, auf, die Buchſtaben I, N, U, D, durch die Wörter ein, um, und, ausgeforſcht. Im übrigen ſind in der deutſchen Sprache noch folgende Eigenſchaften der Buchſtaben in Acht zu nehmen. A allein wird im Anfange eines Worts doppelt gefunden. B ſteht nie im Anfange eines zweibuchſtabigen Wortes, und kommt mitten im Worte nur ſelten doppelt vor. C kommt in keinem Worte von zwei Buchſtaben vor, ſteht in keinem deutſchen Worte drei Mal, folgt niemals auf einen doppelten Buchſtaben, ausgenommen in dem Worte Iſaac, und ſteht nicht zu Ende eines Worts, außer in einigen Nennwörtern. D kommt nie drei Mal in einem Worte vor, geht nicht vor einem Doppelbuchſtaben her, und ſteht in keinem Worte von zwei Buchſtaben hintenan, außer in dem Worte öd. E ſteht nie zu Ende eines Worts von zwei Buchſtaben, als in dem Worte je, und dem Ausrufe He, wird niemals im Anfange, auch nicht zwiſchen einerlei Buchſtaben, doppelt gefunden. F geht vor keinem doppelten her. G iſt in keinem Worte von zwei Buchſtaben. H iſt ebenfalls in keinem Worte von zwei Buchſtaben anzutreffen, außer in dem Ausrufe Ha. I ſteht in keinem Worte doppelt, K ebenfalls nicht, iſt auch nie der zweite Buchſtabe eines Worts, und in keinem Worte von zwei Buchſtaben zufinden. L findet ſich in keinem zweibuchſtabigen Worte; zwiſchen zwei L ſteht ferner kein doppelter Buchſtabe. M fängt kein Wort mit zwei Buchſtaben an, ſteht in keinem dreibuchſtabigen Worte in der Mitte, außer in Amt und Ems, kommt in wenig einfachen Worten zwei Mal vor, es ſtehe denn doppelt beiſammen, kann nicht zu Anfange oder zu Ende eines Worts ſtehen, in welchem der andere und dritte Buchſtabe vom Anfange oder Ende einerlei ſind; zwiſchen zwei M kann kein doppelter Buchſtabe vorkommen. N kann in keinem Worte, in welchem der andere und dritte Buchſtabe vom Anfange oder Ende einerlei ſind, der Anfangs- oder

Schlußbuchſtabe ſein; geht vor keinem doppelten Buchſtaben her, ausgenommen in dem Worte Schnee; zwiſchen zwei N läßt ſich kein doppelter Buchſtabe ſehen, außer in dem Worte Canaan. Wenn ein Buchſtabe allein ſteht, ſo kann es kein anderer als O ſein; er ſteht in keinem zweibuchſtabigen Worte voran, außer in ob, und befindet ſich in keinem Worte doppelt, außer in Boot, Moos, Moor, Schooß und Lootſe. P ſteht in keinem Worte von drei Buchſtaben, geht vor keinem doppelten Buchſtaben her, kommt in keinem deutſchen Worte drei Mal vor, ſteht nicht zwiſchen einerlei Buchſtaben, außer in Leopold und Papagei, und iſt nicht am Ende zu finden, außer in knapp, Philipp und Yſop. Q. Nach demſelben folgt allemal u, es kommt niemals doppelt vor, ſteht nie zwiſchen einerlei Buchſtaben, geht vor keinem doppelten Buchſtaben her, und folgt auf keinen, außer in Brunnquell, iſt endlich in keinem Worte der andere vom Anfange, auch nicht der letzte oder der andere und dritte vom Ende. R. fängt kein Wort von zwei Buchſtaben an, ſteht nicht im Anfange, wenn der andere Buchſtabe ein Conſonant, oder mit dem dritten einerlei iſt, ausgenommen in Raab; geht ferner vor keinem doppelten Buchſtaben her, es ſei denn in den Wörtern Raab, Burggraf, Berggrün. S ſteht in keinem Worte von zwei oder drei Buchſtaben voran, außer in ſo, ſie und See. T fängt kein Wort von zwei oder drei Buchſtaben an, außer Tag, Ton und Tod, geht vor keinem doppelten Buchſtaben her, und iſt in keinem zweibuchſtabigen Worte der letzte Buchſtabe. U ſteht nie im Anfange, wenn der andere und dritte Buchſtabe einerlei ſind, außer in einigen mit un zuſammengeſetzten Wörtern, als unnütz u. ſ. w., und wird in keinem Worte verdoppelt, außer in Genugthuung. V findet ſich faſt nur in den Sylben ver, vor 2c., am Schluſſe nur in Sklav und Guſtav, und hat nie einen Conſonanten unmittelbar hinter ſich. W kommt in keinem zweibuchſtabigen Worte vor, außen in wo, ſteht in keinem Worte von drei Buchſtaben in der Mitte, außer in zwo, und geht vor keinem doppelten Buchſtaben, her, außer in zween. X ſteht in keinem Worte von zwei Buchſtaben und kommt, außer in einigen Nennwörtern, nie zum Anfange eines Wortes vor. Y fängt faſt kein Wort an, ſteht auch in keinem zwei- oder dreiſilbigen Worte voran, außer in Yſop. Z kommt in keinem zweibuchſtabigen Worte vor, als in zu, iſt in keinem Worte der andere Buchſtabe, außer in Czaar, und kommt in keinem Worte drei Mal vor. Uebrigens iſt dieſe Kunſt nur auf ſolche, unvollkommene Geheimſchriften anwendbar, in denen man ſich darauf beſchränkt, die Buchſtaben des Alphabets durch andere übereinkünftliche Zeichen oder Zahlen darzuſtellen, und deren Entzifferung keinen bedeutenden Schwierigkeiten unterworfen iſt. Dagegen aber ſcheitert alle Kunſt an denjenigen Geheimſchriften, welchen ganze Wörterbücher zum Grunde gelegt werden, worin jedes Wort, oder auch wol kurze Sätze, mit einer Zahl bezeichnet ſind, und wobei man noch die Vorſicht anwendet, 1) die alphabetiſch geſetzten Wörter nicht nach der Reihe, mit 1, 2, 3 u. ſ. w., ſondern möglichſt unregelmäßig zu beziffern, und 2) ſogenannte Non-Valeurs, das heißt: ungültige Zahlen, oder Zahlen, denen keine Wörter beigegeben ſind, und die beim Chiffriren den Valeurs, oder gültigen Zahlen untermiſcht werden, zu Hülfe zu nehmen.

Decimalmaß. Hierunter verſteht man die Eintheilung der zum Maß angenommenen Einheit (Fuße, Ruthen 2c.) in 10 gleiche Theile; auch hat man verſucht, den Quadranten eines Kreiſes in

Decimaltheile abzutheilen. In dieſem Fall wird der 10. Theil eines ſolchen Quadranten ein Decimalgrad genannt. Die franzöſiſchen Mathematiker nennen aber erſt den 100. Theil eines Quadranten einen Decimalgrad, und den 100. Theil eines ſolchen Grades, eine Decimalminute.

Decimalrechnung iſt eine Rechnungsart, in der man keine andere Brüche gebraucht, als zehntheilige, hunderttheilige, tauſendtheilige u. ſ. w., die man daher Decimalbrüche nennt. Johannes Regiomontanus bediente ſich ihrer zuerſt in ſeinen Sinustabellen. Sie gewährt unendliche Vortheile und Erleichterungen. Da vermöge unſerer Art, die Zahlen zu ſchreiben, die Stelle den Werth der Ziffern beſtimmt, ſo daß jedesmal die Ziffer zur Linken zehn Mal mehr gilt, als die nächſte zur Rechten und umgekehrt; ſo giebt bei den Decimalbrüchen, die als eine Ausdehnung des Decimalſyſtems in dem Sinne, wie es im Art. Zahlenſyſtem dargeſtellt wird, betrachtet werden könnten, ebenfalls die bloße Stelle des Zählers den Werth oder den Nenner des Bruchs an, ſo daß man denſelben nicht hinzuſetzen braucht; man trennt die Ganzen von dem Decimalbruche durch ein Comma, ſo daß dieſes Comma, zwiſchen mehreren Zahlen befindlich, das charakteriſtiſche Zeichen eines Decimalbruchs iſt. Z. B. 5, 36 heißt 5 Ganze 3 Zehntel 6 Hundertel oder 36 Hundertel, 5,009 heißt 5 Ganze und 9 Tauſendtel u. ſ. w.

Decimalſyſtem, ſ. Zahlenſyſtem.

Decime, Decimole. Decime iſt 1. eine franz. Münze, ein Zehntheil eines Franken, etwa zwei Sous nach alter Münze; 2. in der Muſik der zehnte Ton (eigentlich der neunte, aber der Ton, von welchem man ausgeht, pflegt in der Muſik mitgezählt zu werden) von einem beliebigen Grundton ausgerechnet, oder das Intervall, welches neun auf einander folgende Stufen und folgende zehn Töne begreift, wenn man die beiden äußerſten Töne, welche das Intervall anfangen und ſchließen, mitrechnet. Mithin iſt die Decime die Terz der Octave, oder die Octave der Terz eines gewiſſen Grundtons, und kann auch ſo verſchieden gebraucht werden. — **Decimole** iſt in der Muſik eine Figur von 10 Noten, welche 8 von gleichem Werth gilt.

Decimiren, Decimation. Decimiren heißt 1. den Zehnten (den Decem) d. i. eine Abgabe in Geld oder Naturalien erheben. Dieſe Erhebung oder Entrichtung Decimation. Aber im Kriegsweſen bedeutet die Decimation die Aushebung des 10. Mannes eines Corps oder Regiments, durchs Loos, um ihn hinrichten zu laſſen. Dieſes geſchieht zur Beſtrafung einer Mannſchaft, welche ein Verbrechen gegen den Staat begangen, z. B. revoltirt hat. Schon früh kommt dieſe Strafe bei den Römern vor.

Deciſion, Deciſiv, Deciſum. Deciſion (von decidiren, entſcheiden, beſtimmen, entſchließen, daher decidirt, beſtimmt, entſchloſſen, und decidirend, beſtimmend, auch abſprechend, und Deciſiv-Stimme (Votum decisivum) diejenige, die bei einer Berathſchlagung den Ausſchlag giebt), eine Entſcheidung, beſonders eine Entſcheidung zweifelhafter und ſtreitiger Rechtsfälle durch die Geſetze (ſo heißen daher z. B. in Sachſen gewiſſe Geſetze dieſer Art die Deciſionen von 1661 und die neuen Deciſionen; da hingegen Deciſum eine Entſcheidung durch den Richter, vor welchem eine Rechtsſache anhängig iſt (richterlicher Beſcheid).

Decius (Publius) Mus, ein edler Römer, der ſich als Con-

ſul mit Manlius Torquatus im J. 340 v. Chr. Geb., in einer Schlacht gegen die Lateiner freiwillig dem Tode weihte; welchem Beiſpiele ſpäter auch ſein Sohn und ſein Enkel folgten. Dergleichen Weihungen (devotiones) waren zu jener Zeit, wo Vaterlandsliebe und Frömmigkeit die Herzen begeiſterten, nicht ungewöhnlich, und geſchahen mit großer Feierlichkeit, indem der ſich ſelbſt Opfernde, nach Vollendung gewiſſer religiöſer Gebräuche, im ſchönſten Waffenſchmuck ſich unter die Feinde ſtürzte, um den Seinigen zu zeigen, wie ein Tapferer für ſein Vaterland ſterben müſſe. Decius (Meſſius) hieß auch ein röm. Kaiſer (reg. nach Chr. 250 bis 262), welcher in einer blutigen Schlacht in Möſien gegen die Gothen mit ſeinem ganzen Heere umkam.

Decke, Deckengemälde, Deckenſtück, Plafond. Decke nennt man den Theil eines Zimmers oder Saales, der ſelbige von oben ſchließt. Gemeiniglich iſt ſie wagerecht, in Sälen, Kirchen u. ſ. w. aber öfters auch gewölbt; entweder von Holz, oder Stein. Nur was das Aeſthetiſche dieſer Decken betrifft, ziehen wir hier in Betrachtung, und das iſt die Verzierung derſelben. Die gewöhnlichſte Verzierung iſt, daß von den Enden und dem Sims der Seitenwände bis hinan zur Decke eine Hohlkehle gemacht, und wo dieſe ſich endigt, die Decke mit einigen Gliedern eingefaßt wird. Der innere Raum der Decke bleibt gemeiniglich glatt. Soll aber dieſer Raum ebenfalls verziert werden, ſo wird er öfters in Felder abgetheilt (Felderdecken), oder er wird mit Laubwerk, Blumenzügen und Arabesken verziert, entweder aus Stucco (Stuccatur-Arbeit), oder blos gemalt. Oefters aber iſt es auch ein wirkliches Bild, womit die Decke verziert iſt (Deckenſtück, Deckengemälde). Wie vielleicht in der ganzen Malerei nichts ſchwieriger iſt, als Stücke dieſer Art, ſo iſt auch die Theorie kaum über etwas ſo in Verlegenheit, als über ſie. Sie ſtößt zuvörderſt auf die Bedenklichkeit, ob Gemälde dieſer Art nur überhaupt zuläſſig ſeien. Daß ſie einen beſchwerlichen Standpunkt für den Beobachter haben, und uns zumuthen wollen, in einem verſchloſſenen Platze über uns das Freie zu ſehen, werfen ihnen ihre Gegner vor. Sind nun gleich dieſe Vorwürfe nicht unwiderleglich, ſo ſind ſie doch von der Art, daß ſie den Künſtler aufmerkſam machen müſſen, er dürfe ſein Locale wohl auf eine andere Art zu benutzen haben, als der Maler ſonſt, wenn nicht das Auge, ſtatt angenehm angezogen, beleidigt, und alle Wahrſcheinlichkeit grob verletzt werden ſoll. Zweierlei iſt es, was er dabei ſtets zu berückſichtigen hat: Gegenſtände und Behandlung. Der Abbé Laugier wurde gewiß von einem ſehr richtigen Gefühle geleitet, als er weder Terraſſen noch Berge, weder Gebäude noch Flüſſe, weder Wälder noch irgend etwas von demjenigen dulden wollte, was nie über uns ſein kann. Die Deckenſtücke von Peter von Cortona und Lebrun mit der Flotte des Aeneas und den Thaten des Herkules möchten in dieſer Hinſicht nicht zu billigen ſein. Dem geſunden Menſchenverſtand leuchtet es ein, daß ſich für Deckenſtücke nur Gegenſtände aus dem Luftreiche ſchicken, und wenn wir zu dieſen die mythiſchen Weſen aller Religionen rechnen, ſo geſchieht es, weil wir dies aus einer von Kindheit an gewohnten Convenienz natürlich finden. Die allegoriſchen Weſen hingegen, welche Sulzer noch geſtattet, dürften ſchon manche Einſchränkung erleiden. Hat nun aber der Künſtler ſeinen Gegenſtand ſchicklich gewählt, ſo hat er noch viel zu erwägen über deſſen Behandlung. Da uns die Decke durch die Malerei gleichſam weggehoben, und der Blick ins Gebiet des Himmels geöffnet iſt, ſo verſteht ſich von ſelbſt, daß das Gemälde in einem luftigen

Colorit ausgeführt ſein müſſe. Die Figuren müſſen ſo gezeichnet ſein, daß ſie aus dem Standpunkte des Betrachters, von unten hinauf, wirklich die Anſicht über uns ſchwebender Figuren darbieten, oder ſie müſſen, nach dem Kunſtausdruck, plafoniren. Dies erfodert eine tiefe Kenntniß der Perſpective, welche eine andere Anordnung bei flachen, eine andere bei gewölbten Decken nöthig macht. Innigſt zuſammen hängen mit dieſer Perſpective die Verkürzungen, ohne welche das Plafoniren nie gelingen wird. Deßhalb war auch Correggio Meiſter darin, wie ſeine Kuppeln der Domkirche und St. Johanniskirche von Parma beweiſen, da hingegen Raphael, der die Verkürzungen ſo gern vermied, hinter ihm zurückſteht. Wenn Mengs, der die Deckenſtücke blos für an der Decke aufgehangene Gemälde will angeſehen wiſſen, jenen Deckenſtücken Correggios das Studium der Werke Michael Angelos anſehen will; ſo heißt dies wohl nichts anders, als: auch Correggio war groß in Verkürzungen, wie dieſer. Uebrigens ſei es beiläufig geſagt, daß die Kuppeln Correggios die beiden erſten im Ganzen gemalten ſind, da man ſie vorher immer theilweiſe oder mit Fächern zu malen pflegte. Was kaum einer Erinnerung bedürfen ſollte, iſt, daß die dargeſtellten Gegenſtände jederzeit in Uebereinſtimmung ſtehen müſſen mit dem Zwecke des Gebäudes ſelbſt, wo ſie dann zur genauern Charakteriſirung dienen. Aber nur Decken von einiger Höhe eignen ſich zur Verzierung durch Deckenſtücke, und die gewölbten vielleicht am meiſten. Uebrigens haben die berühmteſten Architekten die Talente der Maler aufgeboten, ihre Werke dadurch zu verſchönern.

Declamation iſt die Kunſt des vollkommenen Vortrags eines in Worte gefaßten Gedanken-Ganzen durch Redetöne, und declamiren heißt folglich ein Redeganzes vollendet ſchön vortragen. Es iſt gewiß erfreulich, daß die Neigung für dieſe Kunſt in unſern Tagen ſehr hoch geſtiegen iſt, wie die vielen öffentlichen Ausſtellungen dieſer Kunſt (Declamatorien) beweiſen. Gleichwohl ſind ihre Foderungen ſo viel und mannichfaltig, daß eine wahre Declamation noch ziemlich ſelten iſt; denn nicht allein, daß hierzu beſonders körperliche Vorzüge, namentlich guter, beugſamer Sprachwerkzeuge und eines edlen Anſtandes, erfodert werden, ſo heiſcht dieſe Kunſt auch noch die beſondern Vorzüge eines gebildeten Verſtandes, eines feinen, geläuterten Zartgefühls und anderweitige wiſſenſchaftliche Kenntniſſe, deren Mangel ſich bei dem, was ſo mancher als Declamation aufſtellt, der oft nur richtig ausſpricht, oder recitirt, ſehr leicht verräth. In den Zeiten des alten Roms und Griechenlands ſtand die Redekunſt in ſo hohem Anſehn, daß in den griechiſchen Freiſtaaten Niemand leicht zu hohem Rang und Ehrenſtellen emporſteigen konnte, der nicht ein guter Redner war; denn die Rednerbühne war damals der Ort, wo ſich der Republikaner noch mehr als auf dem Schlachtfelde bewährte. Daher wurde ſie auch zu den Hauptſtücken der Erziehung gerechnet. Von der Muſik, welche im Sinne der Alten vorzüglich dasjenige umfaßte, was überhaupt den hohen Sinn für das Schöne wecken, üben und ſchärfen lehrte, war ein beſonders wichtiger Theil die Declamation, mit welcher die Mimik verbunden war. Das Ganze wurde unter dem Namen Hypokritik begriffen, welches man am füglichſten durch Darſtellungskunſt bezeichnen kann, und wovon Mimik und Declamation nur einzelne Theile ſind. Für die Lehre dieſer Wiſſenſchaft hatten die Alten eigene Klanggeſchlechter und eigene Zeichen zur Betonung der Silben, eine Art unter oder über den Text geſchriebener Noten, oder vielmehr eine Art von Tabulatur, indem durch die verſchiedenen Richtungen und Wen-

dungen der Buchſtaben dieſe Klanggeſchlechter und Töne angegeben wurden. So wenig Zuverläſſiges nun aber auch über den eigentlichen Umfang und das Verhältniß dieſer Töne bis auf unſere Zeiten gekommen iſt, ſo bleibt doch wohl ſo viel ausgemacht, daß, ſelbſt auch bei wirklich vorhandenen beſtimmteren Nachrichten, eine allzuſtrenge Nachahmung der Muſik durchaus fehlerhaft, und die Declamatorik, ſo wie ſie die griechiſche Sprache und das damalige Zeitalter foderten und das griechiſche Ohr liebte, ſehr wenig zu unſerer Sprache, zu unſerem Zeitalter und zu unſerem Ohre paſſen möchte. Der Vortrag der Redner des Alterthums näherte ſich mehr dem Geſange oder unſerm heutigen Recitativ. Während des Vortrags ließ der Redner gewöhnlich einen Andern hinter ſich treten, der ihm auf einem muſikaliſchen Inſtrumente von Zeit zu Zeit den Grundton und die vorzüglichſten Abweichungen der Töne angab. Auf dieſe Art begleitete der Aulos die Declamation auf der Bühne (vergl. d. Art. Chor); in den Nachrichten von den römiſchen Luſtſpielen finden wir, daß ſie mit Tibiis dextris und sinistris begleitet waren, wobei auch zugleich derjenige mit genannt wurde, welcher die modos, die Compoſition und Melodie, machte. Bei der Declamation beruht alles auf den verſchiedenen Tonarten oder Grundtönen, den mancherlei Biegungen und Bewegungen der Stimme und den Accenten. Der Charakter des zu declamirenden Stücks beſtimmt die Wahl des Grundtons, und für dieſe verſchiedenen Grundtöne nehmen Einige ſeit Schocher (ein bekannter Deutſcher, der vor kurzem in Naumburg geſtorben iſt) eine beſondere oratoriſche Scala an, welche die verſchiedenen Haupt- oder Grundtöne mit ihren Semitonien und der übrigen Tonfolge genau beſtimmen ſoll, und durch die Vocale a, e, i, o, u, oder in ihrer Folge: u, o, a, e, i, bezeichnet wird. Auch hier wird nämlich, ſo wie in der Muſik, die Stimme in die mittel-, hohe und tiefe Stimme eingetheilt, um hiernach die verſchiedenen Tonarten und Grundtöne zu beſtimmen, welche für den jedesmaligen Ausdruck der Gemüthsbewegungen und Leidenſchaften nöthig ſind. Jede ſtärkere oder ſchwächere Gemüthsbewegung ferner hat ihren, ihr ganz beſonders eigenthümlichen, Ausdruck im Tone und in dem ganzen Gange der Stimme. Ganz anders ſpricht der frohe, als der traurige Menſch; ganz anders iſt der Ton des Zornigen, als der des Zufriedenen und Ruhigen u. ſ. w., und hierauf gründet ſich die Lehre von den Grundtönen in der Declamation und in den verſchiedenen Tonarten. Denn ſo wie bei einer muſikaliſchen Compoſition immer ein gewiſſer Hauptton zum Grunde gelegt wird, innerhalb deſſen Grenzen die Compoſition ſich fortbewegt, ſo iſt es auch in der Declamation, indem allemal der Charakter eines zu declamirenden Satzes, Gedichtes oder einer Rede ꝛc. einen demſelben genau entſprechenden Grundton heiſcht, nach welchem die übrigen Töne und Abweichungen der Stimme während des Vortrags ſich genau richten müſſen. Es gehören aber freilich mehr als alltägliche Kenntniſſe dazu, um den Foderungen der wahren Declamation wirklich Genüge zu leiſten; indem der Declamator nicht allein Künſtler iſt, ſondern das Vorzutragende auch richtig denken und fühlen, und alſo auch beſonders bei der Declamation im eigentlichen und vollendeten Sinn, d. i. in dem Vortrag der Poeſie, poetiſchen Sinn und Kenntniß der Poeſie beſitzen muß. Nach der Verſchiedenheit der Poeſie iſt die Declamation wieder verſchieden, nämlich epiſche oder erzählende, dramatiſche oder darſtellende, und lyriſche (die eigentliche Declamation). An die poetiſche grenzt die oratoriſche, die

jedoch von ihr durch den Zweck des proſaiſchen Vortrags ſehr verſchieden iſt. Nach der jedesmaligen Tonart muß ſich nun auch ſtets das eben ſo ſorgfältig zu wählende Tempo auf das ſtrengſte richten, indem auf der richtigen Beſtimmung deſſelben und der Tactveränderung außerordentlich vieles in der Declamation beruht. Hiermit ſteht in Verbindung die Kenntniß der poetiſchen Rhythmen (oder der Metrik). Eine Hauptſache aber in der Lehre von der Declamation iſt die verhältnißmäßige Auf- und Abſtufung der Stimme, wodurch die todten Wörter erſt zu lebendigen Worten erhoben, vermittelſt welcher die im Innern verborgenen Empfindungen und Ideen anſchaulich gemacht werden und lebhafte Theilnahme erwecken. Dieſes nennt man Accent, der ſo ſehr verſchiedenartig und mannichfaltig iſt, daß die Lehre von den Accenten und die Beſtimmung ihres richtigen Gebrauchs der ſchwierigſte und bedeutendſte Abſchnitt in der Declamation iſt, und ſowohl in der Theorie, als in der Ausübung beſonders wiſſenſchaftliche Ausbildung erfodert (ſ. Accent). Außer den Accenten kommen auch noch vielfältige andere Biegungen der Stimme bei einem vollkommnen richtigen mündlichen Vortrage in Betracht, namentlich Tonfälle, und damit genau verbundene Pauſen, deren Lehre wiederum einen eigenen ſehr bedeutenden Abſchnitt in der Declamation ausmacht, deſſen Ausübung ſehr ſchwierig iſt. Der zu häufige, willkürliche und überflüſſige Gebrauch der Mittel, welche dem Declamator zu Gebote ſtehen, namentlich der Accente, wird daher, weil er ſeine Zwecke vereitelt, oft im tadelnden Sinne declamiren genannt, oder man redet von einem „zu viel declamiren". Und ſonach wird denn nun eben die Kunſt, vermittelſt des richtigen Gebrauchs der Accente und der übrigen Modificationen der Redeſtimme, das Mannichfaltige der rhythmiſch neben einander nach beſtimmten Geſetzen in der Zeit fortſchreitenden Erzeugniſſe der Sprache, bei der Darſtellung zu einem regelmäßigen und ſchönen Ganzen zu vereinigen, unter der Lehre der Declamation (Declamatorik), welche auf beſondern wiſſenſchaftlichen Grundſätzen und Regeln beruht, begriffen. Mit ihr verbindet ſich der Unterricht in der mit der Declamation nothwendig verbundenen Geſticulation. Denn es iſt dem belebten Menſchen unmöglich, gänzlich ohne Bewegung des Körpers zu ſprechen, obgleich je reiner und unverfälſchter die Wirkung der Declamation ſein ſoll, und je mehr ſie ſich in ihrer eigenen Größe zeigen will, deſto mehr ſie der Mimik zu entbehren ſucht.

Declination, Declinator, Declinatorium. Declination heißt jede Neigung, Abweichung, Veränderung, z. B. der Endſilben eines Nennworts in der Grammatik, in der Naturlehre die Abweichung der Magnetnadel (ſ. d. Art.) bald gegen Oſten, bald gegen Weſten. Das Inſtrument, auf welchem man die Abweichung der Magnetnadel bemerken kann (Abweichungscompas), heißt Declinator oder Declinatorium. Declination in der Aſtronomie, ſ. Abweichung.

Decoration, Decorateur. Decoration nennt man zwar überhaupt jede Ausſchmückung, Anordnung und Verzierung irgend eines Gegenſtandes, z. B. Zimmers, welche den Zweck hat, ihm eine gefälligere Form zu geben (daher man auch von einer Decorationskunſt oder Verzierungskunſt überhaupt, deren Grundſatz: Zweckmäßigkeit oder geſchmackvolle und ſinnreiche Uebereinſtimmung der Verzierung mit der Beſtimmung und dem Charakter des zu verzierenden Gegenſtandes iſt, und von einem Decorateur, d. h. einem ſolchen Künſtler, welcher Ideen zu Verzierungen, z. B. eines Saals oder Gebäudes bei feſtli-

chen Gelegenheiten, erfindet und ausführt, in einem allgemeinen Sinne ſpricht); indeß bedient man ſich dieſer Benennung doch in engerer und vorzüglicher Bedeutung von der Theatermalerei und Bühnenkunſt, und verſteht unter Decoration alle diejenigen Malereien, welche dazu dienen, den Ort, an welchem gewiſſe Scenen vorfallen, angemeſſen zu vergegenwärtigen. Hiezu gehören vorzüglich die Couliſſen, der Grund (oder die Gardine), welcher am Ende der Bühne die Ausſicht ſchließt, Vor= und Anſätze und die Soffiten, welche die Decke bilden. Der Decorationsmaler muß vorzüglich die lineariſche und Luftperſpective verſtehen, um die örtliche Täuſchung hervorbringen zu können; dabei muß er die Wirkung des Lichtes, namentlich des Lampenlichtes, und die Länge der auftretenden Figuren richtig zu berechnen verſtehen. Daher auch die vortrefflichſten Decorationen beim Tageslichte kaum anzuſehen ſind. Im Allgemeinen aber möchten die Decorationen die zweckmäßigſten ſein, welche mehr andeutend als ausgeführt ſind, und die Aufmerkſamkeit des Zuſchauers, dem etwas Phantaſie wohl zuzumuthen iſt, nicht von der Hauptſache, d. i. den handelnden Perſonen, ableiten.

Decreſcendo, ein italieniſcher Kunſtausdruck in der Muſik, das immer Schwächerwerden der Töne andeutend.

Decretalen ſind von den Päpſten den Biſchöfen gegebene Entſcheidungen zweifelhafter Rechtsfälle, welche nach den Grundſätzen des canoniſchen Rechts geſetzliche Kraft haben. Die merkwürdigſten Decretalen ſind die des Pſeudo=Iſidorus. (S. Iſidorus). Die Sammlung der Decretalen macht den zweiten Theil des Corporis juris canonici oder des römiſchen Kirchenrechts aus. Decretiſten ſind daher auf catholiſchen Univerſitäten öffentliche Lehrer des päpſtlichen oder kirchlichen Rechts. Annus decretorius oder normalis, ſ. Normaljahr.

Decrete nennt man 1. im Privatrecht richterliche Ausſprüche zwiſchen ſtreitenden Parteien, Beſcheide oder obrigkeitliche Verordnungen; 2. im ehemaligen deutſchen Staatsrechte, die Beſchlüſſe des Kaiſers auf ein Reichsgutachten, oder deſſen Anträge an die verſammelten Stände während eines Reichstags. Geſchah die Verhandlung des Kaiſers mit den Ständen ſchriftlich ſo waren es Hofdecrete; geſchah ſie durch Commiſſarien, Commiſſionsdecrete. Jene wurden im Namen des Kaiſers, dieſe im Namen des kaiſerlichen Principal=Commiſſarius abgefaßt; 3. im franzöſiſchen Staatsrechte unter Napoleon, ſchriftliche kaiſerliche Beſchlüſſe überhaupt. Unter dieſen waren, wegen der Folge für faſt ganz Europa, beſonders berühmt geworden, die Decrete von Berlin und Mailand. (S. Continentalſyſtem.) 4. Ausſprüche der Päpſte oder Kirchenverſammlungen. Die Allegate aus der großen Sammlung derſelben, vom Biſchof Burchard oder Brocard von Worms (ſt. 1025), nennt man brocardica.

Deduction (von deducere, deduciren, herleiten, darthun); 1. eigentlich jeder Beweis, Beweisführung, vorzüglich eine ausführliche Darſtellung der Gründe einer Sache, dann 2. eine beſondere Art des Beweiſes in der Logik und Philoſophie; doch weichen die Philoſophen in dem Gebrauche dieſes Ausdrucks ſehr von einander ab. Einige verſtehen darunter einen ſyſtematiſchen Beweis, der etwas von den höchſten Grundſätzen und Vorausſetzungen der Vernunft überhaupt, oder wenigſtens einer beſondern Wiſſenſchaft ableitet und aus ihnen darthut; andere dagegen einen weniger ſtrengen Beweis, oder einen ſolchen, der einen geringern Grad von Beweiskraft hat, als die eigentliche Demonſtration; noch andere eine Ausführung mehrer Gründe

oder Beweiſe; Fries endlich ſetzt ſie dem Beweiſe im eigentlichen Sinne (dem logiſchen Beweiſe) mit der Demonſtration, welche er Begründung eines Urtheils aus der Anſchauung nennt, entgegen, und verſteht unter Deduction Begründung eines Urtheils aus der Theorie der erkennenden Vernunft, oder Nachweiſung in dem Bewußtſein. 3. Ein juriſtiſcher Beweis, oder eine Beweisführung, namentlich eine ausführliche, und daher auch die Schrift, in welcher eine ſtreitige Rechtsſache (Civilſache) ausführlich dargeſtellt, behauptet oder widerlegt wird. Von der Abfaſſung derſelben handelt Pütter in der Anleitung zur juriſtiſchen Praxis. Sie beſtehen aus folgenden Hauptpunkten: 1. Dem Eingang, welcher die Veranlaſſung darlegt; 2. der Thatſache und der Anführung der Gerechtſame; 3. den Gründen, worauf die Rechte und Anfoderungen beruhen; 4. Widerlegung des Gegners, und 5. Schluß, eine nachdrückliche Wiederholung der Hauptgründe für und wider. Nicht aber blos in privatrechtlichen, ſondern auch in ſtaats- oder völkerrechtlichen Verhältniſſen kommen Deductionen vor, und gehören dann zu den Staatsſchriften. Man kann dieſe in blos rechtliche und in politiſche eintheilen. In den rechtlichen bemüht ſich ein Hof, ſeine Anſprüche aus Gründen des Rechts und der Billigkeit zu vertheidigen, und die Einwendungen des Gegentheils zu widerlegen. In politiſchen Deductionen, welche man nur in wichtigen Staatsangelegenheiten ausarbeitet, werden die vortheilhafteſten Anſichten eines Plans, die Art, ihn auszuführen, der Nutzen, den ein Staat davon zu erwarten, den Schaden den er bei der Nichtausführung zu befürchten hat, beleuchtet.

Defenſion, die Vertheidigung, beſonders, in Criminalſachen, die Vertheidigung einer Perſon, die eines Verbrechens angeklagt iſt, daher auch Defenſionsſchrift, Schutzſchrift, welche von einem Advocaten (der in dieſer Hinſicht Defenſor heißt) für einen Angeſchuldigten, vor Einholung des rechtlichen Erkenntniſſes, eingereicht wird; ſie iſt daſſelbe, was die Deduction in Civilſachen. In der Befeſtigungskunſt heißt Defenſion die Hülfe, welche eine Linie oder ein Werk dem andern beſchoſſenen leiſtet, worauf bei Anlegung einer Feſtung hauptſächlich geſehen werden muß. Daher Defenſionslinie oder Defenslinie, eine gerade Linie bei Verſchanzungen oder Feſtungen, nach welcher das Geſchütz bei der Vertheidigung gerichtet werden muß. Defenſiv-Alliance, ſ. Allianz. Defenſivkrieg, ein Krieg, welcher vertheidigungsweiſe, oder um ſich vor einem wirklich bevorſtehenden oder ſchon ereigneten Angriffe zu ſchützen, geführt wird. Offenſive Bewegungen können daher das Weſen eines Defenſivkriegs nicht ändern, ſie ſind vielmehr in der Regel einer blos leidentlichen Vertheidigung vorzuziehen. (Der 7jährige Krieg war von Preußens Seite ein reiner Defenſivkrieg, aber voll offenſiver Unternehmungen.)

Défilé, jeder Weg der durch Ortshinderniſſe ſo beengt iſt, daß er von Truppen nur in geringer Breite paſſirt werden kann. Die gewöhnliche Anſicht des Laien beſchränkt dieſen Begriff fälſchlich auf Gebirgspäſſe, aber z. B. die Kunſtſtraße von Leipzig bis Lindenau iſt auch ein Défilé. Da ſie den Marſch der Truppen ſehr auf-, und dieſe dadurch länger im feindlichen Feuer halten, ſo vermeidet man ſie möglichſt, beſonders mit Geſchütz und Fuhrwerk. Die Vertheidigung eines Défilés geſchieht verſchieden; wird es durch Anhöhen gebildet, (beſonders bewachsne), ſo beſetzt man den Eingang und ſtellt ſich in Maſſe dahinter; iſt dies nicht der Fall, ſo bleibt immer das Beſte, den Weg möglichſt unbrauchbar zu machen, und ſich hinter dem Ausgange des Défilés ſo aufzuſtellen, daß die in einzelnen Abtheilungen

daraus hervorrückenden Feinde durch ein wirkſames Feuer und einen entſchloſſenen Angriff ſogleich wieder zurückgeworfen werden, und gar nicht zum Entwickeln kommen; die Aufſtellung vor dem Défilé zu deſſen Vertheidigung iſt nur denkbar, wenn dadurch der Durchmarſch einer andern Abtheilung gedeckt werden ſoll. (Das Geſagte leidet bei Brückenvertheidigungen natürlich mehr oder weniger Ausnahmen.) Beim Paſſiren eines Défilés gegen den Feind geht, nach den gewöhnlichen Vorſichtsmaßregeln, als Patrouillen u. ſ. w., zuerſt die Vorhut raſch hindurch, und ſtellt ſich vor dem Ausgange ſo, daß ſie die Entwickelung der nachfolgenden Maſſen deckt, deren Verhinderung das Ziel der feindlichen Anſtrengungen ſein wird. Defiliren heißt daher einen Engweg paſſiren, und, nach dem Sprachgebrauch, auch vor Jemand mit ſchmaler Fronte vorbeimarſchiren.

Defilement (Befeſtigungskunſt) die Beſtimmung der Lage und Höhe einer Verſchanzung, in Bezug auf die nahe gelegenen Anhöhen, um den innern Raum derſelben der Einſicht des Feindes zu entziehen. Dieſe erſt von den neuern franz. Ingenieurs wiſſenſchaftlich behandelte Beſtimmung beruht auf einer Berechnung der Entfernung und Höhe der Anhöhen, nebſt dem Winkel, unter welchem Wurfgeſchütze von dort aus auf den zu befeſtigenden Raum gebracht werden können, welcher dann die Höhe der Bruſtwehre beſtimmt.

Definiren heißt im weitern Sinn erklären, den Inhalt eines Begriffs klar machen, angeben, dann insbeſondere die Grenzen eines Begriffs beſtimmen, oder, was einerlei iſt, die weſentlichen Merkmahle einer Sache deutlich und vollkommen darſtellen. Der Gegenſtand, welcher dadurch erklärt oder deutlicher gemacht werden ſoll, heißt das Definitum. Die Eigenſchaften deſſelben können theils ſolche ſein, die er mit andern gemein hat, theils eigenthümliche. Eine Definition muß beide angeben, und iſt alſo eine ſolche Beſtimmung oder Erklärung eines Begriffs, welche das gemeinſchaftliche Geſchlechtsmerkmahl (nota generalis s. genus) und das eigenthümliche Merkmahl, welches den Begriff von der Gattung unterſcheidet (nota specialis s. differentia specifica), genau und deutlich angiebt: vollſtändige Angabe der weſentlichen Merkmahle eines Begriffs. Sie iſt analytiſch, wenn ein Begriff durch die Definition nur in ſeine Merkmahle aufgelöſet und vollſtändig dargeſtellt wird, oder ſynthetiſch, wenn durch Verbindung gewiſſer Merkmahle ein deutlicher Begriff erſt erzeugt wird. Die bloße Beſchreibung einer Sache unterſcheidet ſich dadurch von der Definition, daß in ihr nur einige Merkmahle angegeben werden, die aber noch nicht hinreichend ſind, die Sache von allen andern Dingen zu unterſcheiden.

Defterdar, türkiſcher Staatsbeamter, ſ. osmaniſches Reich.

Degen, ein bekanntes Seitengewehr. Das Schwerdt (Ritterſchwert, Schlachtſchwert) unterſcheidet ſich vom Degen 1) durch größere Schwere und Länge, und 2) dadurch, daß es zweiſchneidig, und zu Hieb und Stich gleich brauchbar iſt, während der Degen in der Regel am Griff dreikantig iſt, keine Schneide hat, und nur zum Stoß oder Stich dient. Zwar unterſcheidet man Stoß- und Hau-Degen, doch ſind letztere wenig im Gebrauch, wie denn auch das Schwert gegenwärtig nur bei Enthauptungen angewandt wird. Staatsdegen ſind ſehr leichte, öfter reich verzierte, und nur zum Putz dienende Degen. Der Pallaſch, das Seitengewehr der ſchweren Reiterei, iſt ein breites einſchneidiges Schwert mit abgerundeter Spitze, und dient daher nur

zum Hauen. Er hat gewöhnlich ein großes, die ganze Hand bedeckendes Gefäß, während der Degen nur ein ſogenanntes Stichblatt hat, und die ehemaligen Schwerter nur einen, mit der Klinge ein Kreuz bildenden, Querſtab zum Schutze der Hand hatten. Der Säbel iſt das Seitengewehr der leichten Reiterei und des Fußvolks, bei jener länger, bei dieſem kürzer; er unterſcheidet ſich von dem Pallaſch durch ſeine Krümmung. Die ſehr ſtark gekrümmten türkiſchen Säbel haben das Eigenthümliche, daß ſie, wie unſere Sicheln, die Schneide innerhalb der Krümmung haben. Die Griechen und Römer führten kurze, breite Schwerter, gewöhnlich von Kupfer, und trugen ſie an der rechten Seite, wahrſcheinlich um dadurch in der Handhabung des Schildes nicht behindert zu werden. Ihnen ähnlich ſind unſere ſogenannten Hirſchfänger, deren ſich die Jäger bedienen.

Degradation (in dem Kriegsrechte) eine Strafe der Soldaten, kraft welcher ein Verbrecher von einem höhern zum niedern Grade herabgeſetzt wird. Sie fand ſonſt auch bei Offizieren (mit verſchiedenen Feierlichkeiten, nach Maßgabe des verübten Verbrechens), und findet im ruſſiſchen Heere noch jetzt bei ihnen Statt; bei den deutſchen Heeren iſt ſie als eine mit der Würde des Offizierſtandes unvereinbare Strafart abgeſchafft, und wer ein Verbrechen begeht, das ihn dieſer Würde unfähig macht, wird caſſirt. Es können daher nur Unteroffiziere zu Gemeinen, und zwar nur nach dem Ausſpruche eines Kriegs- oder Standrechts, degradirt werden; im preußiſchen Heere beſteht aber ſeit der Einführung der neuen Kriegsartikel (1808) die nachahmungswürdige Einrichtung, daß gemeine Soldaten, welche ſich eines entehrenden Verbrechens ſchuldig gemacht, in die zweite Claſſe des Soldatenſtandes degradirt werden; die zu dieſer Claſſe gehörenden ſind des Nationalzeichens verluſtig (auch der Kriegsdenkmünze, wenn ſie ſolche beſaßen), und es kann bei neuen Vergehungen auf Beſtrafung durch Stockſchläge, welche ſonſt ganz abgeſchafft ſind, über ſie erkannt werden. In die erſte Claſſe können ſie nur mit Genehmigung des Königs wieder aufgenommen werden, und es iſt dazu wenigſtens einjährige tadelloſe Aufführung nöthig.

Dehnbarkeit iſt die Eigenſchaft der Körper, vermöge welcher man ihren Theilen verſchiedene Lagen gegen einander geben kann, ohne ihren Zuſammenhang zu zerſtören. Das Gegentheil von Dehnbarkeit iſt Sprödigkeit. Unter allen Körpern iſt dieſe Eigenſchaft beſonders den Metallen eigen; doch beſitzen ſie dieſelbe in ſehr verſchiedenen Graden. Das Gold übertrifft alle andern. Ein Gran Gold läßt ſich in eine Länge von 500 Fuß ausdehnen. Außer den Metallen ſind auch noch viele weiche und flüſſige Körper, z. B. manche Harze, die Materie, aus welcher die Spinnen und Nachtfalter, inſonderheit die Seidenraupen, ihre Fäden ſpinnen u. a. m., bis zu einem erſtaunlichen Grade dehnbar. Viele Körper erhalten dieſe Eigenſchaft erſt, wenn ſie erhitzt und flüſſig gemacht werden, z. B. Siegellack und manche Harz- und Gummi-Arten; auch insbeſondere geſchmolzenes und ſehr erhitztes Glas. Aus dieſem letztern kann man die feinſten Fäden ſpinnen, welche ſelbſt nach dem Erharten und Erkalten die Sprödigkeit des Glaſes nicht haben, und ſich daher biegen und wickeln laſſen. In dem Kunſtcabinet des halliſchen Waiſenhauſes ſieht man eine Perücke, deren Locken aus dergleichen Glasfäden beſtehen.

Deïanira (Deïaneira), die Tochter des Oeneus, Königs von Calydonien in Aetolien, nach Andern des Dionyſes und der Althäa, die nebſt ihrer Schweſter Gorgo allein ihre Geſtalt behielt, als ihre

übrigen Schweſtern bei der Trauer um ihren Bruder verwandelt wurden. Sie war dem Flußgott Achelous (Acheloos) verlobt, der darüber mit Herkules in Kampf gerieth. Achelous unterlag, und die Jungfrau war der Preis des Siegers, der ſie in ſein Vaterland führen wollte, als er durch den Fluß Evenus, deſſen Fluthen angeſchwollen waren, aufgehalten wurde. Während er noch rathſchlagte, ob er umkehren ſolle, kam der Centaur Neſſus, und erbot ſich, die Deïanira auf ſeinem Rücken über den Fluß zu tragen. Herkules, der es zufrieden war, ging zuerſt über den Fluß; da er aber am andern Ufer angelangt war, ſah er, daß der Centaur, weit entfernt, ſie über den Fluß zu tragen, vielmehr alles anwandte, ſie zur Untreue gegen ihn zu zwingen. Da ſchoß er alsbald im Zorn über dieſe Frechheit einen Pfeil auf ihn ab, der mit dem Blute der lernäiſchen Schlange vergiftet war, und ihn durchbohrte. Neſſus, der ſeinen herannahenden Tod fühlte, gab der Deïanira ſein blutiges Gewand, mit der Bedeutung, „daß, wenn ſie ihren Gemahl überreden könne, es zu tragen, dieſes das ſicherſte Mittel ſei, ihn ſtets an ſich zu feſſeln.“ Leichtgläubig nahm Deïanira das Geſchenk mit dem Vorſatze an, es zu gebrauchen. Nach einiger Zeit, da ſie erfahren hatte, daß Herkules in Euböa durch die Reize der Iole, Tochter des Euritos, gefeſſelt werde, ſandte ſie ihm das Gewand des Neſſus durch einen jungen Sclaven, Namens Lychas, dem ſie auftrug, ihrem Gatten die zärtlichſten und rührendſten Grüße zu ſagen. Herkules, der die Abſicht ſeiner Gattin nicht ahnete, nahm freudig das unſelige Gewand; doch kaum hatte er es angezogen, als er von ſolchem Schmerz gepeinigt wurde, daß er in Wuth gerieth, den Lychas ergriff und ins Meer ſchleuderte, wo er in einen Felſen verwandelt wurde. In dieſer Wuth hieb er auch Bäume auf dem Berge Oeta um, errichtete von ihnen einen Scheiterhaufen, legte ſich darauf, und bat ſeinen Freund Philoktet, ihn anzuzünden. Als Deïanira den Tod des Herkules erfuhr, wurde ſie von Reue und Schmerz gequält, daß ſie ſich ſelbſt tödtete.

Dei gratia, von Gottes Gnaden, eine Formel, welche regierende Herren ihrem Titel beifügen. Der Ausdruck iſt aus einem Briefe des Apoſtels Paulus hergenommen, und wurde zuerſt von den Geiſtlichen zu den Zeiten Conſtantins des Großen gebraucht. Zu den Zeiten der Carolinger nahmen ihn auch die weltlichen Fürſten an. Die hohen Geiſtlichen in der catholiſchen Kirche fügten noch einen Zuſatz bei: von Gottes und des Apoſtoliſchen Stuhles Gnaden.

Deich, —band, —bandsgenoſſen, —bau, —buch, —geſchworne, —graf, —laſt, —recht, —ſchau, —weſen. Deiche ſind Dämme oder Wälle von Stein und Erde, welche den Zweck haben, Ueberſchwemmungen (des See= und Flußwaſſers) vorzubeugen. Mit ihnen ſind immer Siehle oder Schleuſen verbunden, durch welche das Waſſer aus dem bedeichten Lande abgeführt wird, oder nöthigenfalls bisweilen friſches Waſſer zugeführt erhält. Der Bau der Deiche (Deichbau) hat ſeine beſondern Rückſichten und Grundſätze. Da in Beziehung der Deiche viele wichtige Rechte und Verbindlichkeiten vorkommen können, ſo giebt es auch ein beſonderes Deichrecht, die Lehre von den rechtlichen Verhältniſſen, welche in Hinſicht, der Deiche eintreten. Die Hauptquellen deſſelben ſind die Deichordnungen oder Deichgeſetze der Länder, wo große Deiche angelegt ſind, und zugleich das Herkommen. Ueber dieſes Deichrecht giebt es viele Schriften, z. B. von Hunrichs Entwurf des jetzigen Deichrechts, Mellmanns Einleitung u. ſ. w. und Petiſcus allgemeine Grundſätze u. ſ. w. Vergl. Penzler Lexicon über die Ausdrücke, die beim Deichweſen vorkommen.

Die Hauptgrundſätze deſſelben ſind: Jeder iſt zur Erhaltung eines Deichs verbunden, deſſen Grundſtück durch die Ueberſchwemmung eines austretenden Waſſers leiden würde, mithin auch nothwendiges Mitglied eines Deichbandes (d. i. der Verbindung, welche unter Gemeinden und Perſonen beſteht, die zur Erhaltung der Deiche und Siehlen verpflichtet ſind), ſobald eine Geſellſchaft der Art vorhanden iſt; und der Landesherr kann befehlen, daß ſich eine ſolche Geſellſchaft bilde. Die Deichlaſt (die Verbindlichkeit, den Deich zu erhalten), welche den Deichgenoſſen oder Deichbandsgenoſſen obliegt, iſt eine Reallaſt, welche an dem Eigenthümer eines Guts haftet, die alſo der Eigenthümer, nicht der Inhaber, trägt, und von welcher keine Ausnahme Statt findet, wenn ſie nicht durch anerkannte Privilegien beſtätigt wird. Grobe Nachläſſigkeit in der Abtragung der Deichlaſt begründet das Spadenrecht, nach welchem ein Grundſtück, auf welchem die Deichlaſt haftet, nach einem gewiſſen Termin auch sub hasta verkauft werden kann. Bei außerordentlichen Fällen trit die außerordentliche Deichlaſt oder Nothhülfe ein, welche darin beſteht, daß alle fähige Bewohner eines Bezirks zu Hülfe aufgefodert werden können, damit das Waſſer nicht durchbreche. Nicht immer liegt nach den Deichrechten denjenigen eine Entſchädigung ob, die durch Aufopferung eines ſpeciellen Eigenthums oder durch deſſen Beſchädigung gewinnen. Sogar hört bisweilen ein ausgedeichtes Grundeigenthum nach der Ausdeichung auf, ein Eigenthum deſſen zu bleiben, der es binnen Deichs beſaß. Die Vertheilung der Deichlaſt aber, welche nicht ohne Schwierigkeiten iſt, geſchieht entweder ſo, daß jedem Bundsgenoſſen ein beſtimmter Deichantheil zur Erhaltung angewieſen, oder der Deichbau als gemeinſchaftliche Sache betrieben wird; Letzteres nennt man den Communfuß, nach welchem überhaupt größere Unternehmungen betrieben werden. Auf den Fall, daß der Deich wegen Gewalt des Waſſers weiter landeinwärts angelegt wird, ſind die Eigenthümer, auf deren Ländereien nun der Deich angelegt wird, berechtigt, Schadenerſatz zu fodern. Alle Anleihen, die zur Erhaltung des Deichbaus gemacht werden, ſind beſonders bevorrechtet, und werden immer in die erſte Claſſe geſetzt. Streitigkeiten, die über dieſe beſtehen, pflegen von einem beſondern Gerichtsſtande, dem Deichgrafen (oberſten Aufſeher und Richter in Sachen des Deichbaus) und ſeinen Geſchwornen (Deichgeſchwornen), die ihm als Schöppen beigeordnet ſind, entſchieden zu werden. Von dieſen Perſonen wird auch von Zeit zu Zeit eine Unterſuchung des Deichweſens (die Deichſchau) angeſtellt. Ihre Schlüſſe heißen die Deichwache, und die Beſchreibung des ganzen Deichs und ſeiner Theile das Deichbuch.

Deidamea (Deidameia), des Lykomedes Tochter, mit welcher Achilles, während ſeines Aufenthalts auf Skyros, den Pyrrhos und Onites zeugte. S. auch Pirithous.

Deïsmus oder Theïsmus iſt das Syſtem, nach welchem Gott als der oberſte und letzte Grund aller Dinge angenommen wird. Das Gegentheil des Deïsmus iſt der Atheismus oder die Gotteslängnung. Zuweilen ſetzt man indeß doch dem Deismus den Offenbarungsglauben entgegen, und verſteht dann unter einem Deiſten denjenigen, welcher zwar an das Daſein und an die Weltregierung Gottes glaubt, aber die Offenbarung verwirft, und ſeinen Glauben an Gott und die göttlichen Dinge blos auf Gründe der Vernunft, nicht auf das Zeugniß der Offenbarung baut. In dieſem Sinne redet man z. B. von engliſchen Deiſten, welche die Offenbarung beſtreiten. Kant unterſchied zwiſchen Deïsmus und Theismus ſo, daß der erſtere zwar eine höchſte und letzte

Urſache aller Dinge, die er Gott nenne, nicht aber ein freies und vernünftiges Weſen als den Urgrund aller Dinge annehme, der letztere aber das Daſein eines lebendigen Gottes, eines mit Verſtand und Freiheit begabten Weſens, welches der Schöpfer und Regierer der Welt ſei, behaupte. Es iſt indeß dieſe Unterſcheidung ganz willkürlich, und daher auch nur von Wenigen angenommen worden. Man kann mit gleichem Rechte Deïsmus und Theismus ſchreiben. Das erſte Wort iſt aus dem Lateiniſchen, das zweite aus dem Griechiſchen entlehnt.

Dejotarus, Tetrarch (oder Vierfürſt) von Galatien, erhielt von dem römiſchen Senat den Königstitel über dieſe Provinz und Klein-Armenien, weil er den Römern in den aſiatiſchen Kriegen wichtige Dienſte leiſtete. Im bürgerlichen Kriege ergriff er die Parthei des Pompejus. Cäſar nahm ihm Klein-Armenien, nöthigte ihn, mit gegen Pharnaces zu ziehen, und ließ ihm nichts als den Königstitel. Man beſchuldigte ihn eines Angriffs auf das Leben Cäſars, weshalb ihn Cicero in einer noch vorhandenen Rede vertheidigte. Nach Cäſars Ermordung kehrte er in ſeine Staaten zurück, und verband ſich mit Brutus, dann mit Auguſtus. Er ſtarb in einem hohen Alter, 30 J. v. Chr.

Décade, Décadi, dekadiſches Syſtem, Décagramm, Décalitre, Décametre, Décare, ſtammen aus dem griechiſchen Worte Dekas, zehn oder was 10 Theile hat. Dekadentag ſ. Calender. Dekadiſches Syſtem nennen wir unſer Zahlenſyſtem mit 10 einfachen Zeichen, welche durch ihre Stellen Zahlengrößen bezeichnen (ſ. den Art. Zahlenſyſtem). In dem franz. Maßſyſtem bedient man ſich des griechiſchen Worts deka bei zu vergrößernden Beſtimmungen, z. B. Dekagramm (ein Gewicht von 10 Grammen [2⅕ Quentin]), Dekálitre (ein Maß von 10 Litres), Dekametre (10 Metres), Dekare (10 Ares, ungefähr 20 Q. Ruthen.)

Dekameron, ein urſprünglich griechiſches, aus δέκα (Deka) zehn, und ἡμέρα (hemera) Tag, gebildetes Wort: ein Buch, worin der Verfaſſer die Begebenheiten ꝛc. von zehn Tagen erzählt. Der Dekameron des Boccaz iſt die Geſchichte einer fröhlichen Geſellſchaft, welche ſich an zehn verſchiedenen Tagen vereinigt, wo alsdann jedesmal zehn Novellen erzählt werden. Der Dekameron Dibdins beſchäftigt ſich mit Merkwürdigkeiten aus der Bibliographie.

Delambre, einer der thätigſten, gelehrteſten und berühmteſten Aſtronomen unſerer Zeit, 1749 zu Amiens geboren. Zum Lehrer hatte er in ſeiner Vaterſtadt den Abbé Delille, der ſpäter ſein College beim National-Inſtitut und beim Collège de France war, und ſtets ſein Freund blieb. Er widmete ſich zuerſt vorzüglich linguiſtiſchen Studien, machte ſich die meiſten lebenden Sprachen eigen, und wurde als einer der beſten franzöſiſchen Helleniſten betrachtet. Erſt im 36. Jahre gingen ſeine Studien zur Aſtronomie über. Nachdem er die Werke des Lalande mit einem Commentar bereichert hatte, wurde er Lalandes Freund und Zögling, der mit Stolz von Delambre ſagte, daß er ſein beſtes Werk ſei. Kaum hatte Herſchel den Uranus entdeckt, ſo folgte Delambre mit ſteter Aufmerkſamkeit der Bahn deſſelben. Obſchon dieſer Planet nach 8 Jahren erſt einen kleinen Theil ſeiner mehr als 80jährigen Bahn zurückgelegt hatte, ſo fertigte er deßungeachtet gegen das J. 1790 ſchon die Uranustafeln an, die ſeitdem von allen Aſtronomen bei ihren Berechnungen benutzt werden. Dieſe und ſeine Tafeln über den Lauf des Jupiter und des Saturnus, ferner die einzelnen Abhandlungen für die Akademie der Wiſſenſchaften, und ſeine wichtigen Berechnungen der Bahn der Tra-

banten des Jupiters, verſchafften ihm einſtimmig die Aufnahme als Mitglied des Nationalinſtituts. Er und Mechain maßen von 1792 bis 1799 den Meridian von Frankreich. Die nördlichen trigonometriſchen und aſtronomiſchen Operationen, von Dünkirchen an, beſtimmte Delambre, und Mechain ſetzte ſie bis Barcelona fort. Zur Verification maß hernach Delambre nach einem neuen Verfahren und mit der größten Sorgfalt 2 Baſen, jede von 6000 Klafter, die eine bei Melun, die andere bei Perpignan. Die ganze Manier und die Reſultate dieſes Verfahrens theilte Delambre in ſeiner Base du système métrique mit, welche 1810 einen der Decennalpreiſe erhielt. Bei der erſten Errichtung des Bureau des longitudes ward er zum Mitglied deſſelben ernannt. 1802 ward ihm von Napoleon der wichtige Poſten eines General-Inſpectors der Studien zugetheilt, und 1803 wählte ihn die Claſſe der Wiſſenſchaften zu ihrem beſtändigen Secretair, wogegen er das General-Inſpectorat aufgab. Jedoch ward er von Napoleon auch zum Schatzmeiſter der Univerſität ernannt. Seine erſten Sonnentafeln hatte Delambre 1792 geliefert. Ihre Wichtigkeit beſtimmte ihn aber, ſeine Beobachtungen der Sonne fortzuſetzen, und ſo erſchienen 1806 ſeine neuen Tafeln, die ſeitdem allen aſtronomiſchen Berechnungen zum Grunde gelegt werden. Eben ſo arbeitete er ſeine Tafeln für die Bahn der Trabanten des Jupiter im J. 1817 um, und bereicherte ſolche mit neuen Beobachtungen. Als er 1807 Lalande im Collège de France erſetzte, ward er dadurch zu einer neuen allgemeinen Unterſuchung aller großen Probleme in der theoretiſchen und praktiſchen Aſtronomie geführt, aus welchen Unterſuchungen ſein claſſiſcher Traité d'astronomie théorétique et pratique. 3 Vol. in 4. 1810 hervorging. Dieſem Traité folgten von den J. 1817 bis 1822 die nicht minder claſſiſchen Geſchichtbücher über die Sternkunde, die unter den Titeln: Hist. de l'Astronomie ancienne 1817, in 2 Quartbänden; Hist. de l'Astron. du moyen âge 1819, in einem; Hist. de l'Astron. moderne 1821, in 2, und Hist. de l'Astron. du 18. siècle, in 2 Quartbänden, zuſammen alſo in 7 Quartbänden erſchienen ſind, eine Reihe von Werken, wie keine Nation gleiche aufzuweiſen hat, und die des Verfaſſers Namen unvergeßlich machen werden. Auch als Secrétaire perpétuel der Akademie der Wiſſenſchaften hat Delambre die größten Verdienſte, die vollſtändig aufzuzählen es uns aber hier an Raum fehlt. Er ſtarb 1822.

Delaware, ein Fluß in Nordamerika, der ſeinen Namen von Lord Delaware erhalten hat, welcher ſich unter Jacob I. als Gouverneur von Virginien große Verdienſte um dieſe Colonie erworben hatte. Der Delaware ſtrömt 60 Meilen weit, iſt 13 Meil. ſchiffbar, hat viele Waſſerfälle, und bildet bei ſeinem Ausfluſſe die Delaware-Bai, die $8^3/_4$ geogr. Meilen lang, und bei ihrem Ausgange 3 Meilen, höher hinauf aber bis $6^1/_2$ Meilen breit iſt. Von dem Fluſſe hat der jetzige Staat Delaware ſeinen Namen. Er war vor der Revolution ein Theil von Penſylvanien, und iſt der kleinſte unter den 23 vereinigten Staaten; er enthält auf 99 Q. M. 80,000 Einwohner. Der Hauptort iſt Newcaſtle, von 250 Häuſern und 1200 Einwohnern. Wilmington, von 620 Häuſern und 5000 Einw., hat eine Akademie, verſchiedene Manufacturen, und treibt ſtarken Handel.

Delegat (delegatus), ein Abgeordneter, Abgeſandter. Delegirt, abgeordnet. Delegation, die Abordnung, Beauftragung. In der Rechtsſprache iſt Delegation die Uebernahme der Schuldigkeit des Andern auf ſich ſelbſt, oder die Anweiſung, die ein Schuldner ſeinem Gläubiger auf einen Dritten giebt. Derjenige, der ſeine Schuldigkeit

dem Andern überträgt, heißt Delegant, und der, auf welchen die Anweiſung geſchieht, Delegat; der ſo angewieſene Berechtigte aber Delegatar.

Delft, 1. eine anſehnliche Stadt in Südholland, an einem Kanal, der mit der Maas zuſammenhängt, und den Hafen (Delftshaven) bildet. Unter den Gebäuden der übrigens alten und finſtern Stadt iſt das Rathhaus merkwürdig, wo man einige gute Gemälde findet. In der alten Kirche ſieht man Denkmale der Admirale von Tromp und Pieter Heyn. Nicht weit davon iſt das Haus, wo Wilhelm I. von Oranien 1584 ermordet ward. In der neuen Kirche, die ein berühmtes Glockenſpiel hat, ſteht das ihm errichtete prächtige Denkmal. Auch ſieht man daſelbſt das Denkmal des Hugo Grotius, der hier geboren ward. Es wird hier ſeit langer Zeit eine Art von Fayence gearbeitet, welche unter dem Namen Delfterzeug bekannt iſt. Die Stadt hat über 13000 Einw. 2. Der Name einiger berühmten holländiſchen Maler, beſonders Jacob (geb. 1619, geſt. 1661,) und Wilhelm Delft (um das Ende des 16. Jahrh.), beide aus Delft gebürtig, beide Porträtmaler und Verwandte des berühmten Mierevelt.

Delhi, richtiger Dehly, auch Schah-Dſchihanabad, d. h. Stadt des Schah-Dſchihan (Jehan), der ſie erbaute. Dieſe ehemals hochberühmte zweite Haupt- und Reſidenzſtadt des Großmoguls in Hindoſtan (Agra war die erſte) iſt noch jetzt (nach den ſchrecklichen Verwüſtungen, die ſie 1738 von dem berüchtigten Schah Nadir, 1747 von den Afghanen, und in neuern Zeiten von den Mahratten erleiden müſſen) eine der anſehnlichſten Städte Hindoſtans. Sie gehört jetzt zu den unmittelbaren britiſch-oſtindiſchen Beſitzungen, und liegt in der Präſidentſchaft Calcutta, am weſtlichen Ufer des Fluſſes Dſchumnah (Jumna), wo ſie ſich auf 8 engl. Meilen in der Länge, und an einigen Orten auf 4 Meilen in der Breite ausdehnt. Das ehemalige kaiſerl. Reſidenzſchloß, mehrere prachtvoll gebaute kaiſerl. Grabmäler, zahlreiche glänzende Moſcheen und eine Menge gut gebaueter Privathäuſer und reicher Kaufläden ſind eine Zierde der auch in ihrem Verfalle noch großen und merkwürdigen Stadt. Was ſelbſt die glaubhafteſten Reiſenden von der ehemaligen Pracht derſelben und von den unermeßlichen Reichthümern erzählen, welche die mogoliſchen Kaiſer daſelbſt aufgehäuft hatten, gränzt an das Fabelhafte. Wir erwähnen hier, der Kürze wegen, nur des ſogenannten Pfauenthrons, der von maſſivem Golde war, und deſſen Rücklehne ein Pfauenſchwanz bildete, an welchem man durch zahlloſe Edelſteine aller Art das natürliche Farbenſpiel nachgeahmt hatte. Er ward auf 75 Millionen Thaler geſchätzt; Nadir Schah führte ihn als Beute mit hinweg, und man hat den Werth deſſen, was dieſer Eroberer an baarem Gelde, Kleinodien, koſtbaren Gefäßen und Waffen aller Art allein aus den kaiſerlichen Schatz- und Rüſtkammern, imgleichen an Elephanten, Pferden und Kameelen aus den kaiſerl. Ställen raubte, auf die unglaubliche Summe von 425 Millionen Thalern berechnet.

Delille (Jacques, auch Delisle, de Lille) geb. 1734 zu Aigue-Perſe, einer kleinen anmuthig gelegenen Stadt der Limagne, der berühmteſte unter den franzöſiſchen Lehrdichtern neuerer Zeit. Sein Name ſeit der Revolution war Montanier-Delille. Nicht blos als Lieblingsdichter ſeiner Nation, ſondern auch wegen ſeiner mit dem Grafen Choiſeul-Gouffier gemachten Reiſe nach Conſtantinopel und Griechenland, und wegen der Liebenswürdigkeit ſeines Charakters iſt Delille in und außer Frankreich berühmt. Er glich eben ſowohl an Häßlichkeit

als in der ſeltenen Verskunſt Popen, den er ſich auch in ſeinen Gedichten zum Muſter angenommen hatte. Er kam ſehr jung nach Paris, um hier zu ſtudiren, und zeichnete ſich in dem Collegium von Liſſeux durch ſeine früh entwickelten Talente, beſonders ſeine Neigung zur Dichtkunſt aus. Hierauf kam er an das Collegium von Amiens. Greſſet hatte hier ſchon die Liebe zur Poeſie geweckt, und hier war es auch, wo Delille ſeine metriſche Ueberſetzung der Georgica des Virgil anfing; ein kühnes Unternehmen, denn er mußte in der franzöſiſchen Sprache nach Mitteln ſpähen, die man noch nicht entdeckt hatte. Dieſe Ueberſetzung, welche Delille ſchon in ſeinem 23ſten Jahre vollendete, ob er gleich noch viele Jahre daran feilte, machte großes Aufſehen in der gelehrten Welt. Sie erſchien zuerſt 1770. Die glänzende Quartausgabe von Didot hat dieſem Künſtler zuerſt einen Namen gemacht. In derſelben findet ſich der discours préliminaire und die zahlreichen Anmerkungen, durch welche ſich der Verfaſſer auch unter den franzöſiſchen Proſaikern eine ehrenvolle Stelle erworben hat. Männer von Verdienſten ſahen mit Freuden einen jungen Dichter eine neue Bahn ſich eröffnen. Eiferſüchtige feindeten ihn an, z. B. Clement, und ſchrieben gegen ſeinen Verſuch. Aber das Verdienſt ſiegte; Delille wurde nach Paris berufen, und anfangs zum Profeſſor am Collège de la Marche, ſpäter am Collège de France ernannt. Die Franzoſen erkannten ſeiner Ueberſetzung einen Platz unter ihren claſſiſchen Werken zu. Ueberhaupt war Virgil ſein bewundertes Muſter, den er noch über den Homer ſetzte, und deſſen Schönheiten er in ſeinen Vorträgen mit außerordentlicher Anmuth und Feinheit zu entwickeln wußte. Auch überſetzte er ſpäter deſſen Aeneide (1803). In ſeinem 37ſten Jahre (1774) ward er in die Akademie aufgenommen. Auf die Ueberſetzung der Georgica folgte nach einem langen Zwiſchenraum ſein eigenes Lehrgedicht: les Jardins, ou l'art d'embellir les paysages (Paris 1782) in 4 Geſängen, wovon die beiden erſten den Boden und die zur Verſchönerung dienenden Gehölze, der dritte die Auslegung der Raſenplätze, die Blumenzucht und die Benennung der Gewäſſer, und der vierte die bildenden Künſte betrifft, die zur Verſchönerung eines Gartens wirken können. Hier zeigte ſich zwar ein gleiches Talent, allein der Dichter hatte keinen Führer mehr. Man war mit den Gärten weniger zufrieden, als mit jener Ueberſetzung des Virgiliſchen Gedichts. Doch glauben die meiſten Kunſtrichter, daß die Franzoſen im Fache des Lehrgedichts kein zweites Werk von gleichem dichteriſchen Werthe beſitzen. Delille war nicht eigentlicher Geiſtlicher, ſondern nahm nur die untern Weihen an, um eine reiche Pfründe genießen zu können. Von dieſer, von ſeinen Beſoldungen als Profeſſor im Collège de France und als Mitglied der franzöſiſchen Akademie, ſo wie von den Zinſen ſeines eigenen Vermögens, hatte er vor der Revolution ein jährliches Einkommen von 30,000 Livres, von welchen ihm ſpäter nur noch 600 übrig blieben. Die Ehre, die ihm das Nationalinſtitut durch ſeine Wahl zum Mitglied der dritten Claſſe erwies, verbat er anfangs als ein Anhänger der alten Ordnung der Dinge. Das Inſtitut aber erklärte, es werde die ihm beſtimmte Stelle ſtets für ihn offen laſſen, und erſt nach ſeinem Tode wieder beſetzen. Späterhin, bei einer mehr befeſtigten Regierungsform, ward er zum Mitgliede der zweiten Claſſe erwählt, und nahm die Stelle an. Es iſt merkwürdig, daß ihn Robespierre bei jeder Gelegenheit ſchonte. Dieſer Demagog wünſchte die Hymnen, die bei der berüchtigten Feier der öffentlichen Anerkennung der Gottheit abgeſungen werden ſollten, von Delille, der damals im Collège de France lebte, verfertigt zu ſe=

ben. Der Dichter, der dieſe Auffoderung nicht ablehnen konnte, ſchrieb in 24 Stunden den Dithyrambe sur l'immortalité de l'âme, der ſelbſt den Wohlfahrtsausſchuß erſchütterte, und ungeſungen blieb. Seitdem (von 1794) entfernte er ſich aus Paris, und hielt ſich viele Monate lang im Wasgau auf, wo er ſeine Phantaſie mit den ihn umgebenden großen Naturſcenen beſchäftigte, und bald über die Beſtimmung des Menſchen, bald über die Geſetze der Dichkunſt nachdachte. In den maleriſchen Umgebungen der Schweiz dichtete er ſeinen Homme des champs, ein Lehrgedicht in vier Geſängen, über die Reize des Landlebens, mit dem Beinamen Géorgiques françaises, als Seitenſtück der Georgica des Virgil, von welcher es gleichſam der zweite, moraliſche Theil iſt. Delille hat 20 Jahre an dieſem Gedichte gearbeitet, größtentheils aber 1794, während der Schreckenszeit, und 1795 in den Thälern des Wasgaus. Er vollendete es in Baſel, wo es bei Decker prachtvoll erſchien. Mehrere geben dieſem Gedichte den Vorzug vor den Jardins. Die traurigen Begebenheiten von 1794 haben viel Einfluß auf daſſelbe gehabt, und in mehreren Stellen herrſcht eine tiefe Melancholie und eine Empfindſamkeit, welche in den Jardins nicht ſichtbar wird. Der Anblick der Leiden ſeines Vaterlandes erzeugte das Gedicht: le Malheur et la Pitié en 4 chants (London 1803), durch eine Reihe lieblicher und rührender Gemälde, und eine Fülle wohlklingender Sprüche anziehend. Von Baſel begab er ſich nach London, wo er indeſſen nicht zu den Emigranten gezählt wurde, und wo er ſich (1802) mit Demoiſelle Vaudchamps, die lange Zeit ſeine Reiſegeſellſchafterin geweſen war, verheirathete. Hier beſchloß er, ſeine vaterländiſche Sprache durch Miltons Meiſterwerk zu bereichern, den er unter den Engländern am meiſten bewunderte. Man ſieht es ſeiner Ueberſetzung des verlornen Paradieſes an, daß er ſie mit Luſt arbeitete. Vielleicht hat ſich Delille unter allen ſeinen Arbeiten in dieſer am meiſten als Dichter gezeigt. Sie wurde in 15 Monaten vollendet, und koſtete ihm eigentlich das Leben; denn die Anſtrengung, mit welcher er ſie zu beendigen bemüht war, gab Veranlaſſung zu dem erſten Anfalle von Schlagfluß, den er ſpäter erlitt. Als die politiſchen Stürme gebändigt waren, kehrte er in ſein Vaterland zurück, und erwarb ſich durch neue Erzeugniſſe ſeines thätigen Geiſtes Bewunderung und Huldigung. So ſchrieb er ſein Gedicht über die drei Reiche der Natur, und (1812) das in Frankreich mit ſo rauſchendem Beifall aufgenommene Gedicht: la Conversation. Hier hatte er einen Stoff gewählt, den er als Meiſter zu behandeln wußte. Was aber die Poeſie anlangt, ſo gilt von dieſem Werke im Ganzen wohl, was von ſeinen übrigen gilt. Lebhaftes Gefühl, Mannichfaltigkeit der Anſchauung, und daher lebendige Schilderungen, Reinheit und höchſte Zierlichkeit des Ausdrucks, harmoniſcher Wohllaut und Fluß der Verſe ſind ihre höchſten Vorzüge, weshalb ihm auch einige deutſche Kritiker den Namen eines eleganten Verskünſtlers vorzugsweiſe beigelegt haben, und Bouterwek nicht mit Unrecht ſagt: „ein didaktiſches Werk, wie der höchſt elegante Landmann des Abbé Delille, kann ſehr viel Reize des Ausdrucks und der Diction haben, ohne darum ein Gedicht zu ſein.“ Delille arbeitete alles im Gedächtniß aus, und in ihm bewahrte er, wie ehemals Taſſo, was er vollendet hatte, feſter und ſicherer auf, als in ſeiner Schreibtafel. So trug er ſogar die 30,000 Verſe ſeiner Ueberſetzung der Aeneide in ſeinem Kopfe herum. Indeß aber ſeine Geiſteskraft zuzunehmen ſchien, nahm ſeine Körperkraft mit jedem Tage mehr ab; auch verlor er den Sinn des Geſichts. Er ſtarb am 1. Mai 1818, an einem Tage, der ſonſt jedes Jahr durch die Wünſche ſeiner

Familie und Freunde geweiht war. Er hat ein Gedicht mit ſich genommen, welches er aus Zartgefühl dem Papier nicht anvertrauen wollte. Er beſang darin das Alter und ſein nahes Ende; weiſſagend pries er in wohllautenden Verſen die Täuſchung der Gegenwart und die Wohlthaten der Zukunft. Sein Tod ward allgemein betrauert, und das ihm zu Ehren veranſtaltete feierliche Leichenbegängniß war ein ſprechender Beweis, in welcher hohen Achtung Delille unter ſeinen Landsleuten geſtanden hatte. Man vergl. über ihn, was Schöll in ſeiner Selbſtbiographie von ihm erzählt. (Leipzig. Brockhaus 1821.)

Deliſle oder De L'Isle (Guillaume) berühmter Geograph, geb. 1675 zu Paris. Seine Neigung zur Geographie verrieth ſich ſchon in ſeiner Kindheit, und von Caſſini unterrichtet, entwickelte ſich ſein Geiſt ſo ſchnell, daß er früh den Gedanken faßte, dem ganzen Gebäude der Geographie eine neue Grundlage zu geben, und im 25. Jahre hatte er ſeine Aufgabe gelöſet, da er 1700 eine Weltcharte, Charten von Europa, Aſien und Afrika, einen Himmels- und einen Erdglobus von einem Fuß im Durchmeſſer herausgab. Er legte dabei, was ſeine Vorgänger, meiſt blindlings den Längenbeſtimmungen des Ptolemäus folgend, vernachläſſigt hatten, die bis zu ſeiner Zeit gemachten aſtronomiſchen Beobachtungen zum Grunde, die er aber mit den, von alten und neuern Reiſenden angegebenen Ortsentfernungen und den vorhandenen Reiſebeſchreibungen ſorgfältig verglich; und ſo erwarb er, bei prüfender Benutzung der kritiſchen Arbeiten einiger Vorgänger, den Ruhm, der eigentliche Begründer des geographiſchen Syſtems der Neuern zu ſein. Die Anzahl ſeiner Charten zur Geographie der alten und neuen Welt beläuft ſich auf mehr als hundert, und darunter zeigt die letzte Ausgabe ſeiner Weltcharte von 1724 die Fortſchritte, welche die Geographie zwei Jahre vor ſeinem Tode gemacht hatte. Wie weit dieſe auch ſeitdem gekommen iſt, ſo ſind doch jene Charten, ſowohl für die Geſchichte der Wiſſenſchaft, als auch ſelbſt zur Beſtimmung verſchiedener hier bereits in Uebereinſtimmung mit den Beobachtungen neuerer Reiſenden angegebenen Punkte, noch immer ſchätzbar. Deliſle unterrichtete Ludwig XV. in der Geographie, und erhielt dafür den früher nicht üblichen Titel eines königlichen Geographen. Sein Bruder, Joſeph Nicolas, geb. 1688 zu Paris, widmete ſich gleichfalls von früher Jugend an der Aſtronomie, und hatte bereits, ehe er die Grundſätze der Wiſſenſchaft kannte, durch ein ſelbſt erfundenes ſinnreiches Verfahren verſchiedene Aufgaben derſelben gelöſet. Unter Lieutauds und Caſſinis Leitung machte er ſchnelle Fortſchritte, die ihm die Aufnahme in die Akademie der Wiſſenſchaften erwarben. Seine Beobachtungen des Durchgangs des Merkurs durch die Sonne, 1723, und der Sonnenfinſterniß von 1724 erhöhten ſeinen Ruhm, und die Kaiſerin Catharina rief ihn nach Petersburg, um durch ihn eine Schule für die Aſtronomie anlegen zu laſſen, wozu ſchon Peter I. ihn früher aufgefodert hatte. Die neue Schule ward durch Deliſles Bemühungen bald berühmt. Er benutzte die Zeit, die ſein Lehramt ihm übrig ließ, zu verſchiedenen Reiſen, und ſammelte viele ſchätzbare Nachrichten für Naturkunde und Geographie. Nach ſeiner Rückkehr ins Vaterland kaufte der König ſeine reichhaltigen Sammlungen für Aſtronomie und Geographie, die dem Marine-Depot übergeben wurden, und beſtellte ihn zum Aufſeher darüber. Bis zu ſeinem Tode, 1768, ſetzte Deliſle ſeine Beobachtungen mit unermüdetem Eifer fort, und bildete unter andern Schülern auch Lalande. Sein wichtigſtes geographiſches Werk iſt das Mémoire sur les nouvelles Découvertes au Nord de la mer du Sud (1752), welches das Ergebniß der Bemühungen der Ruſſen zur

Entdeckung eines Weges aus dem Südmeer in die Gewäſſer nördlich von Amerika enthält. Seine Mémoires pour servir à l'histoire et aux progrès de l'astronomie, de la géographie et de la physique (1738) blieben unvollendet, und ſein Avertissement aux astronomes sur l'éclipse annulaire du soleil que l'on attend le 25. Juin (1748), iſt eine vollſtändige geſchichtliche Ueberſicht aller ringförmigen Sonnenfinſterniſſe.

Della Maria (Domenico), ein berühmter franzöſiſcher Componiſt, ſtammte aus einer italieniſchen Familie, und war zu Marſeille geboren. Schon in ſeinem 18. Jahre componirte er eine große Oper, die in Marſeille mit Beifall gegeben wurde, und ging darauf nach Italien, um ſich dort zu vervollkommnen. Hier blieb er zehn Jahre, genoß den Unterricht mehrer großen Meiſter, namentlich des Paëſiello, und componirte ſechs komiſche Opern, unter denen beſonders Il Maestro di Capella, der er ſelbſt den meiſten Werth beilegte, vielen Beifall fand. 1796 kam er nach Frankreich zurück, und begann auf dem Theater der komiſchen Oper mit einem Stücke, le Prisonnier, das ſeinen Ruf erhöhte, und auch in Deutſchland, unter dem Titel: der Gefangene, auf allen Bühnen fortwährend geſpielt wird. In allen ſeinen Werken findet man einen leichten und gefälligen Geſang, einen reinen und ſchönen Stil mit einer ausdrucksvollen, natürlichen und neuen Begleitung. Um ſo mehr zu bedauern iſt, daß dieſer Künſtler ſchon 1800 in einem Alter von 36 Jahren ſein Leben endete. Er beſaß außerordentliche Fertigkeit auf dem Pianoforte, und ſpielte das Violoncell mit Leichtigkeit und Anmuth. Außer dem Prisonnier erregte ſeine Opéra comique (das Singſpiel) ebenfalls großen Enthuſiasmus, und faſt alle Singſtücke derſelben wurden Volksgeſänge.

Delorme (Marion), geb. um 1612 zu Chalons in der Champagne. Sie war die Geliebte des unglücklichen Cinq=Mars, der dem Cardinal Richelieu (ſ. d.) unterlag, erwartete aber nicht den Tod ihres Geliebten, ehe ſie neue Verbindungen anknüpfte, und ihr Haus war der Sammelplatz der feinſten jungen Höflinge. Als ſie ſich 1650 in die Parteiungen der mißvergnügten Prinzen verwickeln ließ, entging ſie der Verhaftung nur durch eine wirkliche oder vorgebliche Krankheit, und wußte bald nachher das Gerücht von ihrem Tode zu verbreiten. Sie ſoll ihrem Leichenbegängniß am Fenſter zugeſehen haben. Sie reiſete darauf nach England, heirathete einen reichen Lord, kam nach einigen Jahren als Witwe mit vielem Gelde zurück, ward unterwegs von Räubern angefallen und gezwungen, den Hauptmann derſelben zu heirathen, und als ſie nach einigen Jahrer wieder Witwe geworden war, heirathete ſie einen gewiſſen Lebrun in der Franche=Comté, mit welchem ſie ſpäter nach Paris kam, wo ſie 1706, erſchüttert durch den Tod ihrer Freundin, der berühmten Ninon de Lenclos, in großem Mangel als Witwe ſtarb. La Borde hat im Anhange zu den von ihm herausgegebenen Briefen der Ninon (Paris 1816, 3 Bde.) Marions abenteuerliches Leben erzählt.

Delos, die mittelſte der cykladiſchen Inſeln im ägeiſchen Meere, in der Sage das Vaterland des Apollo und der Diana. Delos, erzählen die Dichter, war ehemals nur ein nackter, unfruchtbarer Fels, der im Meere umherſchwamm, und zufällig von den Wellen in die Mitte der cykladiſchen Inſeln getrieben ward. Die Erde hatte der Here (Juno) geſchworen, der flüchtigen Latona (ſ. d. Art.) keine Ruheſtätte für ihre Entbindung zu gewähren. Unſtät irrte daher die Unglückliche umher. Da erblickte ſie das ſchwimmende Eiland; dies, kein feſter Ort,

konnte unter dem Schwur der Erde nicht mit begriffen ſein. Latona ſchöpfte Hoffnung, und Delos bot ihr willig eine Freiſtätte an. Sie gelobte dafür mit einem Schwur, daß ein Tempel auf ſeinem felſichten Boden erbaut werden ſolle, zu dem alle Völker Geſchenke bringen würden. Getroſt blieb ſie jetzt auf dem wüſten Felſen, und gebar unter einem ſchattigen Baume die Götterkinder Apollo, der daher Delios, Delius, und Diana, die daher Delia genannt wird, welche auch hier vorzüglich verehrt wurden. Delos aber war fortan nicht mehr das Spiel der Winde; aus den Grundfeſten der Erde ſtiegen Säulen empor, die es ſtützten, und der Ruhm der Inſel verbreitete ſich über den Erdkreis. Alſo die Sage. — Anfangs hatte die Inſel eigene Könige, die zugleich das prieſterliche Amt ausübten; in der Folge kam ſie unter die Herrſchaft Athens. Nichts wurde auf derſelben geduldet, was das Bild der Zerſtörung oder des Kriegs mit ſich führte. Die Todten wurden auf der nahen Inſel Rhenea begraben; eben dahin brachte man die ſchwangern Frauen. Nach der Zerſtörung Corinths flüchteten die reichen Corinther hieher, und machten Delos zu einem blühenden Handelsſitz. Die größte Merkwürdigkeit der Inſel war der Tempel und das Orakel Apollos. Der Tempel, von Cekrops Sohn, Eriſichthon, gegründet, und von verſchiedenen Staaten Griechenlands immer mehr verſchönert, war aus pariſchem Marmor erbaut, und enthielt, außer der ſchönen Bildſäule des Gottes, einen merkwürdigen Altar, von welchem das ſogenannte deliſche Problem (deliſche Aufgabe) ſeinen Namen hat. Als einmal, wird erzählt, auf Delos die Peſt wüthete, und die Einwohner das Orakel um ein Mittel gegen dieſelbe befragten, erhielten ſie die Antwort: ſie ſollten den Altar des Apollo, der aus einem Würfel beſtand, noch einmal ſo groß machen. Dieſes nachher in der Geometrie berühmte Problem von der Verdoppelung des Würfels verſuchten mehrere alte Philoſophen und Mathematiker auf verſchiedene Weiſe zu löſen. Die Orakel, welche Apollo hier ertheilte, hielt man für die deutlichſten und zuverläſſigſten von allen. Sie wurden aber nur im Sommer gegeben; im Winter ertheilte Apoll ſeine Orakelſprüche zu Patara in Lycien. Jetzt führt Delos den Namen Sedilli, iſt unbewohnt, und gewährt nur Seeräubern einen Aufenthalt; aber prächtige Ruinen ſind von der ehemaligen Herrlichkeit noch vorhanden.

Delphi, der Sitz des berühmteſten Orakels des alten Griechenlands, lag in Phocis, an der ſüdlichen Spitze des Parnaſſus, der ſich hier in zwei Bergenden ſchloß. Den Urſprung der Stadt erzählt die Mythe alſo: Nachdem Apollo den Drachen Pytho (Andere nennen ihn Delphine) getödtet, und hier ſein Heiligthum zu gründen beſchloſſen hatte, erblickte er ein ſegelndes Handelsſchiff aus Creta. Sogleich ſprang er in Geſtalt eines ungeheuren Delphins ins Meer (daher auch der delphiniſche), ſtürzte ſich in das Schiff, und zwang es, vor Pylos, wohin es beſtimmt war, vorbei, und in den Hafen von Criſſa einzulaufen. Als die Cretenſer ans Land getreten waren, erſchien er ihnen plötzlich in herrlicher Jünglingsgeſtalt, und verkündigte ihnen, daß ſie nie wieder in ihr Vaterland zurückkehren, ſondern als Prieſter ihm in ſeinem Tempel dienen ſollten. Begeiſtert und mit Lobgeſängen folgten die Cretenſer dem Gotte zu ſeinem Heiligthum am Felſenabhange des Parnaſſus. Aber ſie erſchraken ſehr, als ſie die Unfruchtbarkeit der Gegend wahrnahmen, und fleheten den Apoll um Hülfe gegen Armuth und Mangel an. Der Gott aber lächelte und erklärte ihnen ihre künftige Beſtimmung als ſeine Prieſter, und welche Vortheile ſie dadurch erlangen würden. Da erbauten ſie Delphi; anfangs aber hieß die Stadt

Pytho, von dem Drachen, den Apollo hier getödtet hatte. Der Ort, wo die Orakelſprüche ertheilt wurden, war eine Höhle, und hieß Pythium. Ihre Entdeckung ſchreibt die Sage einem Hirten zu, der am Fuße des Parnaß weidete, und von dem berauſchenden Dunſt, der ihm aus derſelben entgegen kam, in prophetiſche Begeiſterung verſetzt wurde. Seitdem ſtellte man über dieſe Höhle, welche man in den Tempel einſchloß, den heiligen Tripos (Dreifuß), auf welchem die Prieſterin, durch deren Mund Apollo reden ſollte, Pythia genannt, die begeiſternden Dünſte, die aus der Tiefe aufſtiegen, und mit ihnen die Eingebung des delphiſchen Gottes empfing und verkündete; (daher das Sprichwort, ex tripode, vom Dreifuße herabſprechen, von dunkeln, aber für unfehlbar ausgegebenen Behauptungen und Ausſprüchen.) Wenn ſie, nachdem ſie zuvor den Leib und beſonders das Haar in dem nahen caſtaliſchen Quell gebadet, ſich, mit Lorbeer bekränzt, auf dem mit Lorbeer geſchmückten Dreifuß niedergelaſſen, den dabei ſtehenden Lorbeerbaum geſchüttelt, auch wohl einige Blätter davon gegeſſen hatte, gerieth ſie in den Zuſtand der Entzückung. Ihr Geſicht wechſelte die Farbe, ein Schauer durchlief ihre Glieder, und aus ihrem Munde tönten Klagegeſchrei und langes Stöhnen. Dieſer Zuſtand ſtieg bald zur Wuth. Die Augen funkelten, der Mund ſchäumte, die Haare ſträubten ſich, und von dem aufſteigenden Dunſte faſt erſtickt, mußten die Prieſter die Ringende auf dem Sitze gewaltſam zurückhalten, worauf ſie dann unter fürchterlichem Geheul anfing, einzelne Worte auszuſtoßen, welche die Prieſter mit Sorgfalt auffaßten, ordneten und ſchriftlich dem Fragenden überlieferten. Anfangs waren die Sprüche in Verſe gebracht, aber als in ſpätern Zeiten das Anſehen der Orakel ſank, begnügte man ſich, ſie in Proſa zu ertheilen. Immer war das Orakel dunkel und zweideutig, doch diente es früherhin in den Händen der Prieſter, die politiſchen, bürgerlichen und religiöſen Verhältniſſe Griechenlands zu leiten, zu ſtützen und zu erhalten, und ſtand lange in dem Rufe der Unfehlbarkeit. Denn die Dorer, die erſten Bewohner des Orts, die ſich bald in allen Theilen Griechenlands anſiedelten, verbreiteten auch in ihren neuen Wohnſitzen die unbegrenzte Ehrfurcht für dieſes Orakel, ſo daß es in kurzem das allgemeine Orakel für alle Hellenen ward. Anfangs war für das Orakelſprechen nur ein Monat im Jahre, dann in jedem Monat ein Tag beſtimmt. Keiner aber, wer den Gott um Rath fragte, durfte ohne Geſchenke erſcheinen. Daher beſaß der Tempel ungeheure Schätze, und die Stadt war mit zahlreichen Statuen und andern Kunſtwerken, welche aus Dankbarkeit geweiht worden, ausgeſchmückt. Die Alten hielten Delphi für den Mittelpunkt der Erde, und man erzählte, Jupiter habe, um die Mitte der Erde zu meſſen, zwei Adler, den einen von Abend, den andern von Morgen her, abgeſchickt, welche hier zuſammengekommen wären. Auch war in Delphi das Grab des Neoptolemus (oder Pyrrhus), des Sohns Achilles, der hier von Oreſtes getödtet worden. Nicht weit von dem Grabe war die berühmte, von Polygnot mit der Geſchichte des trojaniſchen Krieges ausgemalte Leſche. (ſ. Polygnotus.) In der Ebene zwiſchen Delphi und Cirrha wurden anfangs alle neun Jahre, ſpäterhin alle fünf Jahre, im Monat Targelion, die pythiſchen Spiele (ſ. d. Art.) gefeiert; durch dieſe Nationalſpiele und Beſchützung der Amphiktyonen erhielt Delphi einen dauernden Glanz. Jetzt hat Delphi den Namen Caſtri.

Delphin (Delphinus delphis) der Name eines ganzen, aus vier verſchiedenen Gattungen beſtehenden, Geſchlechts von ſäugenden Seethieren, aber insbeſondere einer Gattung aus dieſem Geſchlechte.

Dieſes Thier, welches ſchon die Alten kannten, nannten die Schiffer Tummler. Der Körper iſt walzenförmig, und der Kopf läuft ſpitzig zu. Aus der Luftröhre bläſt der Delphin Waſſer, in einem Strahle. Seine Länge beträgt neun bis zehn Fuß. Die Haut iſt glatt, oben ſchwarz und unten weiß. Ueber die Schnauze läuft eine breite Binde. Der Delphin hält ſich mehr in mildern Meeren auf. Im mittelländiſchen und ſchwarzen iſt er nicht ſelten. Daß er auch die deutſchen Küſten bisweilen beſucht, iſt gewiß, denn man zeigt noch jetzt einen auf dem Rathhauſe zu Danzig, der im Anfange des 18. Jahrh. an der Danziger Nehrung gefangen wurde. Seine Nahrung beſteht in Fiſchen und andern Seethieren. Sein Fleiſch iſt ſchwarz und grobfaſerig, aber doch genießbar. Die griechiſchen und römiſchen Dichter erwähnen des Delphins oft; auch findet man ihn häufig von den Alten abgebildet, jedoch in fabelhafter Geſtalt. Auch ſeine Naturgeſchichte wurde mit Mährchen reichlich ausgeſtattet. Man ſchrieb ihm ein mitleidiges Herz und eine beſondere Neigung zur Muſik zu, wie die Geſchichte des Arion beweiſet. In der Aſtronomie führt den Namen des Delphin ein Sternbild von zehn Sternen, nicht weit vom Adler. Die Fabel erzählt, es ſei derjenige Delphin, welcher die Amphitrite, die ſich vor den Anträgen Neptuns verborgen hatte, auskundſchaftete, und dem Neptun geneigt machte; zum Danke dafür habe ihn Neptun unter die Sterne verſetzt. Ueberhaupt werden die Delphine als Diener und Boten Neptuns betrachtet.

Delta iſt ein griechiſcher Buchſtabe, unſerm D entſprechend. Sein Zeichen iſt Δ. Wegen ihrer, einem Δ etwas ähnlichen Geſtalt, hieß auch die Inſel, welche aus den Anſchwemmungen zwiſchen den beiden Hauptausflüſſen des Nil gebildet wird, bei den Griechen das Delta. Hier lag Sais, Peluſium, Alexandria. Doch unterſchied man das große und das kleine Delta

Delüc (J. A.), der berühmte Geologe, war 1726 in Genf geboren, woſelbſt ſein Vater Uhrmacher war. Er hat ſein ganzes Leben mit geologiſchen Unterſuchungen und Reiſen, die vorzüglich ſeinem Studium gewidmet waren, zugebracht, und dieſe Wiſſenſchaften mit den wichtigſten Entdeckungen bereichert. Indeſſen haben ſeine Theorien und Hypotheſen, die er zum Theil mit den heiligen Schriften der Bibel in Uebereinſtimmung zu bringen geſucht hat, auch große und bedeutende Gegner gefunden (ſ. **Geologie**). Man hat von ihm zahlreiche, auch zum Theil ins Deutſche überſetzte Schriften. Er hat lange in England als Vorleſer er Königin gelebt, und ſtarb 1817 zu Windſor.

Demagog (griechiſch, bed. Volksleiter), heißt in Demokratien oder gemiſchten Staatsverfaſſungen, ein Anführer des Volks, welcher die Gunſt deſſelben benutzt, um daſſelbe in ſeinen Beſchlüſſen und Unternehmungen zu leiten. Ein ſolcher war z. B. Perikles bei den Griechen. Viele Talente, vorzüglich das einer einſchmeichelnden Beredſamkeit, Staatsklugheit und Tapferkeit, erwarben bei den Alten dieſes Anſehen, und die ſchwankende Stelle eines Volkgünſtlings. Man verbindet mit dieſem Worte gewöhnlich nicht die beſte Bedeutung, weil beinahe alle Demagogen der ältern und neuern Zeit das Intereſſe des Volks mehr verriethen, als beförderten, und am meiſten nur auf ihren Nutzen bedacht waren. Die ſogenannten eifrigen Volksfreunde in Frankreich, die ausſchließend für wahre Patrioten gelten wollten, ein Marat, Robespierre, Herzog von Orleans und Andere, haben dem Credit des Wortes Demagog durch ihr Betragen den letzten Stoß gegeben.

Demarcationslinie (Begrenzungslinie), eigentlich jede Linie,

die zur Feſtſetzung einer Grenze, welche von fremden oder mit einander ſtreitenden Mächten nicht überſchritten werden ſoll, gezogen wird. So zog der Papſt eine Demarcationslinie, welche durch das Weltmeer lief, um die Streitigkeiten zu ſchlichten, die nach den erſten Länderentdeckungen zwiſchen den Spaniern und Portugieſen im 15. Jahrh. ſich erhoben hatten. Zufolge eines zwiſchen der franzöſiſchen Republik und dem Könige von Preußen zu Baſel am 17. Mai 1795 geſchloſſenen Vertrags, ward unter dieſem Namen eine Neutralitätslinie feſtgeſetzt, welche den Kriegsſchauplatz vom nördlichen Deutſchlande entfernte. Ebenfalls war eine Demarcationslinie während des pleiſchwitzer Waffenſtillſtandes (1813) zwiſchen den franzöſiſchen und verbündeten ruſſiſch-preußiſchen Truppen feſtgeſetzt.

Demerary, eine vormals holländiſche, jetzt engliſche Colonie, am ſchiffbaren Fluſſe gleiches Namens, in Guyana im ſüdlichen Amerika. Die Fruchtbarkeit der Gegend lockte 1740 mehrere Holländer von Eſſequebo, und in der Folge viele Engländer, die vortheilhafte Lage zu benutzen. Durch den Vertrag vom 19. Auguſt 1814 iſt Demerary ſammt Eſſequebo und Berbice für immer an Großbritannien abgetreten worden. Alle 3 Colonien, welche neben einander liegen, haben 7 bis 800 Q. M. und an 300,000 Einw. auf ihrem üppigen Marſchboden; auf dem höher liegenden Theil gedeiht der Kaffeebaum trefflich, von deſſen Frucht die 3 Colonien über 8 Mill. Pfd. jährlich ausführen; der Zucker- und Baumwollenbau kränkelt unter den jetzigen niedrigen Verkaufspreiſen, wiewohl der Pflanzer die Koſten des Anbaus der Zuckerpflanze leicht aus dem Verkaufe des Rums gewinnt, der auf den amerikaniſchen Märkten ſehr geſucht iſt. Neuerlich hat man dagegen den Reißbau auf Demerary eingeführt, wozu ſich der Boden ſehr gut eignet.

Demeter, ſ. Ceres.

Demetrius, vorzüglich der Name mehrerer Könige von Macedonien und Syrien. Demetrius I., mit dem Beinamen Poliorcetes (der Städteeroberer), König von Macedonien, Sohn des Antigonus. Er führte viele Kriege, beſonders mit dem Ptolemäus Lagi, mit ungleichem Erfolg. Er erſchien vor Athen mit einer großen Flotte, verjagte den Demagogen Demetrius Phalereus, und gab dem Volke die alte Regierung wieder. Gegen Seleucus, Caſſander und Lyſimachus verlor er die berühmte Schlacht bei Jpſus 299 vor Chr. Geb. Hierauf flüchtete er ſich nach Epheſus, und von da nach Athen, wo er aber nicht eingelaſſen ward. Er ging daher nach Corinth, überzog von hier aus das thraziſche Gebiet des Lyſimachus, überbrachte ſeine Tochter Stratonice als Gattin dem Seleucus nach Aſien, und nahm unterwegs Cilicien ein, worüber er mit Seleucus zerfiel. Er eroberte zwar Macedonien 298 vor Chr. Geb. und regierte 7 Jahre, aber durch ſeinen Despotismus verlor er den Thron wieder. Verlaſſen von ſeinen Soldaten und herumirrend, ergab er ſich endlich ſeinem Schwiegerſohn; dieſer verwies ihn nach Arameo (auch Pella genannt) in Syrien, wo er 284 vor Chr. Geb., 54 Jahr alt, ſtarb. Noch iſt vorzüglich merkwürdig der oben genannte Demetrius Phalereus (aus Phalerus), ein berühmter griechiſcher Redner, Schüler des Theophraſt. Er wurde macedoniſcher Statthalter von Griechenland und Archont (309 vor Chr. Geb.), und verſchönerte Athen durch prächtige Gebäude; die Dankbarkeit der Athenienſer, welche er beherrſchte, ließ ihm ſo viele Statuen, als Tage im Jahre, errichten. Aber der erweckte Neid verdammte ihn zum Tode und ſtürzte ſie wieder um. Er flüchtete ſich nach Aegypten an den Hof der Ptolemäer. Durch ſeine Fürſorge wurde die Bibliothek zu Alexandrien angelegt, auch, wie

Einige ſagen, die griechiſche Ueberſetzung der Bibel veranſtaltet. Die Schrift über die Elocution trägt wahrſcheinlich nur ſeinen Namen. Er ſoll in die Ungnade des Ptolemäus gefallen, und in den Diſtrict des Buſiris verwieſen worden ſein, wo er ſein Leben (247 vor Chr. Geb.) durch einen Schlangenbiß endigte.

Demidoff (Nicolaus Graf von), ſtammt aus der alten Familie der Demidoff, welche in Sibirien die Eiſen-, Kupfer-, Gold- und Silberbergwerke entdeckte, und die erſte Cultur in dieſen Wüſten verbreitete. Graf Nicolaus iſt 1774 zu Petersburg geboren, Geheimerath und Kammerherr des Kaiſers Alexanders, Commandeur des Johanniter-Ordens und Ehrenmitglied der Univerſität von Moskwa. Er trat früh in Militärdienſte, zeichnete ſich als Adjutant Potemkins im Türkenkriege aus, vermählte ſich mit einer Gräfin Stroganoff, und nahm den Abſchied als Oberſt. Warmer Freund der Naturkunde und der Künſte, und voll Eifer, die Bildung in ſeinem Vaterlande immer mehr und mehr zu verbreiten, unternahm er eine lange Reiſe nach Deutſchland, Italien, Frankreich und England, um überall zu lernen und zu beobachten, und ſendete mehrere ſeiner Bergleute und Eiſenwerker nach Steiermark, um ſelbſt geübte Lehrer und Verbeſſerer zu bilden. Jedem Ruſſen iſt es nun erlaubt, in ſeinen trefflich eingerichteten Werken und Fabriken zu lernen, da er nicht nach eigenem Vortheil trachtet, ſondern die reinſte Abſicht zum Wohl des Ganzen hegt. 1812 errichtete er auf ſeine Koſten ein ganzes Regiment, und führte daſſelbe ſo lange gegen den Feind, bis Rußland gänzlich befreit war. Er widmete ſich hierauf abermals den Studien und der Verbeſſerung ſeiner Fabriken. Da der Univerſität von Moskwa alle naturhiſtoriſchen Schätze verbrannt worden, ſchenkte er derſelben ſein ausnehmend reiches Cabinet, während er ſeine Gemäldegalerie und übrigen Seltenheiten täglich vermehrt. Die Eiſenblöcke an den berühmten 4 eiſernen Brücken in Petersburg (1813) ſind aus ſeinen Fabriken, und beweiſen, wie weit dieſe Arbeiten in Rußland durch ſeine Sorge gediehen ſind.

Demokratie iſt diejenige Regierungsform, bei welcher das Volk ſelbſt (d. h. ſämmtliche Bürger zuſammengenommen) die höchſte Gewalt ausübt. Es könnte dieſes geſchehen unmittelbar von ſämmtlichen Staatsbürgern, und zwar durch Einhelligkeit oder Mehrheit der Stimmen (dieſes iſt die reine oder abſolute Demokratie, welche in größeren Staaten zur Anarchie führen muß, weil hier der Unterſchied der Befehlenden und Gehorchenden ganz zuſammenfällt), oder mittelbar, d. i. durch Stellvertreter (repräſentative Demokratie). Die Demokratie finden wir als herrſchende Form der alten Zeit, und vorzüglich kleinern Staaten angemeſſen. Ihre Vorzüge beſtehen in der großen und aufopfernden Vaterlandsliebe, welche dadurch erweckt wird, daß ſie jedem Bürger ein Gefühl der Würde und Unabhängigkeit durch die möglichſte Gleichheit derſelben, durch die möglichſte Theilnahme an der Landesverwaltung und durch die Oeffentlichkeit der letzten mittheilt. Mit Aufhebung der auf Bürgertugend gegründeten und durch Geſetze geregelten Gleichheit, z. B. durch Luxus und Habſucht, geht dieſe Form zu Grunde. Ihre Nachtheile ſind dann zunächſt Parteigeiſt im Innern und Verwirrung bei zu weit getriebener Gleichheit, Herrſchaft der blinden, veränderlichen Volksgunſt und des Neides über das Verdienſt, und leidenſchaftliche Zügelloſigkeit in der Beherrſchung, Mangel an Einheit und Schnelligkeit in Ausführung nothwendiger Beſchlüſſe, daher Schwäche nach außen; ſo geht häufig die Demokratie unaufhaltſam in Ariſtokratie oder Despotie unter, indem die Stellvertreter allmälig Ariſtokraten werden oder ein

einziger Ausgezeichneter das Ruder ergreift. In der neuern Zeit gedeihen die Demokratien in Europa immer weniger. Eine Erörterung des Begriffs der Demokratie in ſtaatsrechtlicher und politiſcher Hinſicht, ſ. in der neuen Folge dieſes Werks.

Demokrit, berühmter Philoſoph der atomiſtiſchen oder neuern eleatiſchen Schule, aus der im Alterthum berüchtigten Stadt Abdera gebürtig, lebte um die 72. Olympiade (geb. gegen 494 vor Chr.). Xerxes, bei dem Demokrits Vater in Gunſt ſtand, ließ, als er wieder nach Aſien zurückging, einige Magier und Chaldäer bei ihm, welche den Jüngling in ihre Geheimniſſe einweihten, und dadurch die erſte Neigung zur Philoſophie in ihm erweckten. Nach ſeines Vaters Tode reiſete er nach Aegypten, wo er die Geometrie ſtudirte, und beſuchte vielleicht noch einige andere Länder, um ſeine Kenntniſſe von der Natur zu erweitern. Unter den griechiſchen Philoſophen genoß er den Unterricht des Leucipp. Hierauf kehrte er in ſeine Vaterſtadt zurück, wo er an die Spitze der öffentlichen Angelegenheiten geſtellt wurde. Aber aus Unwillen über die Thorheit der Abderiten entſagte er dieſem Amte und zog ſich in die Einſamkeit zurück, ſich allein den philoſophiſchen Studien zu widmen. Wir übergehen die vielen Mährchen, welche man von Demokrit erfunden hat, wohin auch gehört, daß er beſtändig über die Thorheiten der Menſchen gelacht habe, weshalb man ihn als Gegenſtück des Heraklit angeſehen hat, und wenden uns zu einer kurzen Darſtellung ſeiner philoſophiſchen Meinungen. In ſeinem Syſteme hat er die mechaniſche Erklärungsart der Natur ſeines Lehrers Leucipp weiter ausgebildet. Die Entſtehung der Welt erklärte er durch die ewige Bewegung einer unendlichen Menge untheilbarer Körperchen (Atomen), die ſich nach Figur, Lage und Ordnung von einander unterſchieden, und durch ihre Bewegung in dem unendlichen Raume bald getrennt, bald wieder zuſammengeſetzt würden. So entſtand das Weltall zufällig, ohne Beihülfe einer erſten Urſache. Die Ewigkeit der Atomen (einer Materie überhaupt) bewies er daraus, daß man die Zeit ſich nicht anders als ewig und ohne Anfang vorſtellen könne; ihre Einfachheit aber auf folgende Weiſe. Wenn Körper auch unendlich theilbar ſind, ſo muß man doch zugeben, daß die Theilung müſſe wahrgenommen werden können. Nach geſchehener Theilung bliebe nun entweder noch etwas Ausgedehntes, oder Punkte ohne alle Ausdehnung, oder nichts übrig. Im erſten Falle wäre die Theilung noch nicht vollendet, im zweiten könnte die Zuſammenſetzung von Punkten ohne Ausdehnung nie etwas Ausgedehntes geben; und wäre nichts übrig, ſo müſſe die Körperwelt auch nichts ſein; alſo müſſen einfache Körper (Atomen) exiſtiren. Aus ſeiner Behauptung von dem ewigen Wechſel des Scheidens und der Verbindung der Atomen folgte auch die, daß es zahlloſe Welten gebe, welche bald entſtänden, bald wieder untergingen. An den Atomen unterſchied er Figur, Größe, Schwere und Undurchdringlichkeit. Alle Dinge haben einerlei Beſtandtheile, und ihre Verſchiedenheit rührt blos her von der Verſchiedenheit der Figur, Ordnung und Lage der Atomen, woraus jedes Ding beſteht. Dieſe Verſchiedenheit bei den Atomen iſt unendlich, ſo wie ihre Anzahl, daher auch die Verſchiedenheit der Dinge ſelbſt unendlich groß iſt. Alles Wirken und Leiden iſt Bewegung durch Berührung, weil nur ähnliche Dinge auf einander wirken. Das Feuer beſteht nach ihm aus thätigen leichten Kügelchen, und dehnt ſich wie eine helle Einfaſſung um die Erde. Die Luft wird durch das beſtändige Aufſteigen der Körperchen aus den untern Gegenden in Bewegung geſetzt, und zu einem reißenden Strome, der die in ſeinem Schoße gebildeten Geſtirne mit ſich fortführt. Unter ſei-

nen pſychologiſchen Lehren verdienen folgende Erwähnung. Die Seele beſteht, in ſofern ſie bewegende Kraft iſt, aus Feueratomen; aber da ſie auch die übrigen Elemente erkennt, und doch nur durch das ihm Gleiche Etwas erkannt werden kann, ſo muß ſie auch aus den übrigen Elementen zuſammengeſetzt ſein. Das Gefühl iſt der Grundſinn und unter allen der untrüglichſte. Es nimt die Dinge am meiſten nach ihrer objectiven Beſchaffenheit wahr; denn nur das kann objectiv wahr an den Dingen ſein, was den Atomen ſelbſt zukommt, und dieß erfahren wir am ſicherſten durch das Gefühl. Die übrigen Sinne zeigen mehr das Zufällige der Dinge, und ſind alſo weniger zuverläſſig. Die Aeußerungen der fünf Sinne werden theils durch die verſchiedene Zuſammenſetzung der Atomen in den Sinnwerkzeugen, theils durch die verſchiedene Art der Einwirkung der äußern Körper bewirkt. Das Auge iſt, ſeiner Natur nach, aus Waſſer geformt. Wenn wir ſehen, ſo ſondern ſich von den äußern Körpern Bilder ab, die auf das Auge eindringen. Die Bewegung eines Körpers, z. B. das Sprechen des Mundes, theilt die Luft von einander, und verurſacht ein Strömen in ihr nach der Richtung des bewegenden Körpers. Die ſtrömenden Lufttheile gelangen zum Ohre und verurſachen das Gehör. Auf ähnliche Weiſe entſtehen die Empfindungen des Geſchmacks und Geruchs. Die vom Auge empfangenen Bilder der Gegenſtände gelangen durch daſſelbe zur Seele und erwecken die Vorſtellungen in uns. Können daher durch das Auge keine Vorſtellungen zur Seele gelangen, ſo hört die Thätigkeit derſelben auf, wie im Schlafe. Träume erklärte er ſo: dem Weſen des Waſſers und der Luft, und den Beſtandtheilen des Auges und Gehörs gemäß, dauern die Bewegungen dieſer beiden Sinnwerkzeuge nach verſchwundenem Eindrucke noch fort, und werden wegen der größern Ruhe und Stille der Nacht lebhafter wahrgenommen. Die Sinnenkenntniß iſt dunkel, trüglich, und ſtellt blos Bewegungen der äußern Körper dar; die ſubjectiven Affectionen ſind Schein und nicht in den Objecten gegründet. Vernunfterkenntniß hat einen höhern Grad von Zuverläſſigkeit, ob ſie gleich auch nicht ohne Zweifel iſt. Die Fortdauer der Seele nach dem Tode läugnete Demokrit, da er ſie auch aus Atomen zuſammenſetzte. Er unterſchied ſie in zwei Theile: in den vernünftigen, der ſeinen Sitz in der Bruſt hat, und in den unvernünftigen, der im ganzen Körper vertheilt iſt. Beide aber machen nur ein Weſen aus. Sein practiſcher Grundſatz iſt Wohlſein durch Gleichmuth. Von ſeinen phyſiſchen und aſtronomiſchen Ideen ſind folgende zu merken. Sonne und Mond ließ er aus glatten Atomen beſtehen, die in einem Wirbel herumgetrieben werden. Der Mond war ihm eine feurige Scheibe, übrigens der Erde ähnlich, mit Bergen und Thälern verſehen und bewohnt. Die Milchſtraße erklärt er für eine Menge kleiner Sterne. Die Ordnung der Sterne nach ihrer Höhe war folgende. Erſt kamen die Firſterne, dann die Planeten, dann die Sonne, dann der Morgenſtern, dann der Mond. Alle Sterne bewegen ſich von Abend gegen Morgen. Die Cometen ſind nichts anders, als zwei Planeten, welche nahe bei einander ſtehen, und daher ein einziger Stern zu ſein ſcheinen. Nach ihrer Trennung glänzen ſie am Himmel noch fort und zeigen ſich uns als bisher noch unbekannte Geſtirne. Die Erde hatte wegen ihrer Kleinheit und Leichtigkeit anfänglich eine ſchwankende Bewegung, bis ſie mehr Dichtigkeit und Feſtigkeit bekam, und nach und nach ſtille ſtand. Sie iſt eine breite, in der Mitte hohle Scheibe, und wird von der unter ihr eingeſchloſſenen Luft getragen. Weil aber dieſe gegen Mittag zu dünner iſt, ſo hängt auch die Scheibe nach dieſer Seite zu. Das Meer

nimt beſtändig ab und wird endlich ganz austrocknen. Der Menſch iſt aus Waſſer und Schlamm entſtanden. Auch die Lehre von den Göttern verflocht er, vielleicht nur aus Anhänglichkeit an den Volksglauben, in ſein Syſtem. Auch ſie waren aus Atomen entſtanden und vergänglich, wie alles Uebrige. Demokrit ſoll ſehr viel geſchrieben haben, wovon jedoch nichts auf uns gekommen iſt. Er verdient unſtreitig den erſten Platz unter den Naturforſchern, welche die Wirkungen auf Urſachen zurückgeführt haben. Er ſtarb um 370 vor Chr. Geb. in hohem Alter. Seine Nachfolger wurden von Epikur verdrängt.

Demonſtration bedeutet in der Kriegsſprache eine Bewegung gegen einen Ort, welche man macht, um den Feind irre zu leiten und ſeinen wahren Plan zu verbergen. In der Philoſophie nennt man Demonſtration einen ſtrengen oder eigentlich logiſchen Beweis, d. h. einen ſolchen, aus welchem die Unmöglichkeit des Gegentheils erhellt. Andere, wie Kant, nennen nur den mathematiſchen Beweis alſo, d. i. die Bezeugung eines Urtheils aus der Anſchauung, und nennen demonſtriren, den Gegenſtand einer Erkenntniß in der Anſchauung nachweiſen.

Demontiren (in der Kriegskunſt) heißt, das feindliche Geſchütz durch Zerſchießen der Laffeten und Achſen aus dem Gefecht bringen, ferner die Bruſtwehr einer Schanze, oder eines Walles durch hineingeſchoßne Kugeln ſo zerſtören, daß ſich kein Vertheidiger, beſonders kein Geſchütz mehr hinter ihnen halten kann. — Demontirbatterien ſind ſolche, deren Beſtimmung es iſt, die Bruſtwehren der Feſtungswerke herabzuwerfen, um das feindliche Geſchütz zu Grunde zu richten. Sie werden meiſt in die zweite, zuweilen auch in die dritte Parallele gelegt. Liegen ſie auf dem Glacis an den ausſpringenden Winkeln der Baſtions und feuern gegen die Flanken des Nebenbollwerks, ſo heißen ſie Contrebatterien. Sie liegen der zu beſchießenden Fronte gerade gegenüber, und beſtehen aus 4 — 8 meiſt 12pfündigen Geſchützen. Der größte Theil derſelben Geſchütze richtet ſich zugleich auf dieſelbe feindliche Scharte und deren Kaſten (merlon), während die übrigen die andern feindlichen Geſchütze beſchäftigen; iſt ein Geſchütz zum Schweigen gebracht, ſo richtet ſich das Feuern auf ein anderes u. ſ. w. Einige Mörſer und Haubitzen, die entweder in der Demontirbatterie oder beſonders aufgeſtellt ſind, unterſtützen zugleich die Demontirbatterie durch Bewerfen der angegriffnen Scharten; beider Feuer iſt langſam und wohlgehalten, da übereilte Geſchwindigkeit nur ſchlechtes Treffen und Pulververſchwendung hervorbringen würden. Die Entfernung der Demontirbatterie von dem angegriffenen Werke beträgt gewöhnlich 3—400 Schritte, als die Entfernung der zweiten Parallele. Man hat in neuerer Zeit vorgeſchlagen, zum Demontiren der Werke Granaten ſtatt Vollkugeln aus Kanonen in dieſelben abzuſchießen, um durch deren Crepieren eine minenartige, und alſo deſto ſchnellere Wirkung zu erhalten. Das Wort Demontirbatterie iſt beſonders bei der Preußiſchen Armee üblich, von der es auch herſtammt.

Demoſthenes, der berühmteſte Redner des Alterthums, ſtammte aus einer angeſehenen Familie zu Athen. Er war im Jahr 375 vor Chr. zu Päanium, einem Flecken in Attika, geboren. Sein Vater, den er früh verlor, hinterließ ihm ein bedeutendes Vermögen, um das ihn ſeine Vormünder bringen wollten. Er aber führte, ob er gleich erſt 17 Jahr alt war, ſelbſt den Prozeß gegen ſie, und gewann ihn glücklich. Die Beredſamkeit und Philoſophie zu ſtudiren, beſuchte er die Schulen des

Calliſtratus, des Iſäus, Iſocrates und Plato. Aber die Natur hatte ihm große Hinderniſſe in den Weg gelegt. Er hatte nicht nur eine ſehr ſchwache Bruſt, ſondern konnte auch das R gar nicht ausſprechen, welche Naturmängel er durch die höchſten Anſtrengungen zu beſiegen ſtrebte. Dies gelang ihm dadurch, daß er auf den Rath des Schauſpielers Satyrus kleine Kieſel in den Mund nahm, und ſo mehrere Verſe hintereinander, ſelbſt auf den beſchwerlichſten und ſteilſten Wegen, laut herſagte. Um ſeine Stimme zu verſtärken, ging er an den Meeresſtrand zur Zeit, wo die Wogen in Aufruhr waren, und übte ſich daſelbſt im ſtarken Sprechen. Dann verſchloß er ſich ganze Monate in einem unterirdiſchen Gemach, und ließ ſich den Kopf ſcheeren, um nicht ausgehen zu können. Hier, bei dem Scheine einer Lampe, ſchrieb er ſeine meiſterhaften Reden, von denen ſeine Neider ſagten, daß ſie nach Oel röchen, welchen aber die Nachwelt den erſten Platz unter den Werken der Beredſamkeit angewieſen hat; Reden, in denen er den thörichten Wünſchen der Menge laut widerſprach, die Athenienſer wegen ihrer Fehler offen tadelte, und ſie zu Muth, Ehrgefühl und Vaterlandsliebe entflammte. Er donnerte wider Philipp von Macedonien, und hauchte ſeinen Mitbürgern den Haß ein, von dem er ſelbſt beſeelt war. Die erſte dieſer, unter dem Namen der Philippiſchen, berühmten Reden verfaßte er, als Philipp ſich des Paſſes bei Thermopylä bemächtigt hatte. Er drang darauf, ſogleich eine Flotte und ein Heer auszurüſten, den Krieg daſelbſt anzufangen, den Schauplatz deſſelben nach Macedonien zu verlegen, und ihn nicht eher als durch einen vortheilhaften Vergleich oder entſcheidenden Sieg zu enden. Die Athenienſer gaben ihm zwar Beifall und billigten ſeine Plane, allein ſie führten ſie nicht aus. Der berühmte Phocion, der die Schwäche Athens wohl kannte, rieth unabläſſig zum Frieden. Demoſthenes ging inzwiſchen zweimal als Geſandter an den Hof Philipps, ohne in ſeinen Unterhandlungen glücklich zu ſein. Jedesmal rieth er bei ſeiner Rückkehr zum Kriege, und ſuchte nicht nur Athen, ſondern ganz Griechenland unter die Waffen zu bringen. Endlich, als Philipp mit einem Heere durch den Paß von Thermopylä in Phocis eingedrungen, und ſich zum Schrecken Athens der Stadt Elatea bemächtigt hatte, bewirkte er einen Volksſchluß, ſogleich eine Flotte von 200 Schiffen auszurüſten, das Heer nach Eleuſis zu führen, und Geſandte an alle Städte Griechenlands zu ſchicken, um ein allgemeines Bündniß gegen Philipp zu Stande zu bringen. Er war ſelbſt unter den Geſandten, und bewog die Thebaner, ein athenienſiſches Heer in ihren Mauern aufzunehmen. Gleiche Thätigkeit, wie in Theben, zeigte er in Böotien. Sein Eifer brachte eine zahlreiche Kriegsmacht gegen Philipp zuſammen; bei Chäronea kam es zur Schlacht; die Griechen wurden beſiegt. Demoſthenes, der ſelber mitfocht, war unter den erſten, welche die Flucht ergriffen. Dennoch wollte er die Leichenrede auf die in der Schlacht gebliebenen Krieger halten. Aeſchines, ſein Nebenbuhler, ermangelte nicht, ihn deswegen anzugreifen. Dieſer Streit zwiſchen beiden Rednern war der Gegenſtand der Rede pro corona, welche Demoſthenes Triumph war, und ſeinem Gegner die Verbannung zuzog. Als Philipp bald nachher ermordet wurde, glaubte Demoſthenes, daß Athen jetzt leichter ſeine Freiheit werde behaupten können. Aber Alexanders ſchreckliche Rache an Theben ſetzte die Athenienſer ſo in Schrecken, daß ſie bald um Gnade flehten. Nur mit Mühe war Alexander zu bewegen, von ſeinem Verlangen, daß ihm Demoſthenes und einige andere Redner ausgeliefert würden, abzuſtehen; denn ihn fürchteten die Macedonier mehr, als die athenienſiſchen Heere. Für ſeine Beſtechlichkeit, die

er in der Sache des Harpalus gezeigt hatte, wurde er zu einer Strafe von 50 Talenten verurtheilt, und da er ſie nicht gleich bezahlte, ins Gefängniß geworfen, aus dem er jedoch entkam und nach Aegina floh, wo er bis nach Alexanders Tode blieb. Jetzt nahm der Krieg mit Antipater ſeinen Anfang. Demoſthenes zeigte ſich wieder öffentlich, und ſuchte die kleinen griechiſchen Staaten zu einem Bunde gegen Macedonien zu bereden. Die Athenienſer riefen ihn ehrenvoll zurück. Als aber der Krieg ſich unglücklich wandte, und Antipater auf ſeine Auslieferung beſtand, entfloh er aufs neue, und nahm ſeine Zuflucht in den Tempel des Neptun auf der Inſel Calaurea. Aber auch hier ſah er ſich nicht ſicher, und nahm Gift, das er immer bei ſich trug. Er ſtarb (313 vor Chr. Geb.) 62 Jahr alt. Sein Charakter iſt durch Ehrgeiz und Habſucht befleckt. Cicero erklärte ihn für den vollkommenſten aller Redner. Immer ſprach er, wie es die Umſtände, die Zeiten und die Zuhörer erforderten; bald war er ſanft, bald heftig, bald erhaben. Die griechiſche Sprache wurde durch ihn zu einer Vollkommenheit ausgebildet, die keiner vor ihm erreicht hat. An Nachdruck und Ueberzeugungskraft, Scharfſinn und Feinheit in Auffindung und Aufſtellung der Gründe, Harmonie aller Theile zum Ganzen, Schönheit und Stärke des Ausdrucks, Kraft und Wohlklang der Sprache, übertraf er alle ſeine Vorgänger. Alles iſt in ſeinen Reden natürlich, kräftig, gedrängt, nichts müßig; überall herrſcht das ſchönſte Ebenmaß. Nur dadurch iſt der große Einfluß dieſes Mannes auf ſeine Zeitgenoſſen zu erklären. Wir beſitzen unter ſeinem Namen noch 61 Reden, 65 Eingänge und ſechs Briefe, einige ſind unächt. Die correcteſte Ausgabe der Reden iſt die Pariſer von J. 1572 in Fol., griechiſch mit Ulpians Commentaren. Die erſte Ausgabe ſämmtlicher Werke lieferte Hieronymus Wolf, gr. und lat., Baſel 1549, wiederholt 1592 und Frankfurt 1604 in Folio. Auch finden ſich die Reden in Reiske's Ausgabe der griechiſchen Redner. Eine treffliche Ueberſetzung der drei olynthiſchen Reden ins Deutſche führt den Titel: Demoſthenes Staatsreden, überſetzt und mit vielen Anmerkungen von Fr. Jakobs. Leipzig 1805.

Demouſtier (Charles-Albert), ein auch in Deutſchland ſehr bekannt gewordener franz. Dichter, war zu Villers-Coterets 1760 geboren. Frühzeitig zeichnete er ſich durch große Fortſchritte in den ſchönen Wiſſenſchaften aus, und übte Anfangs mit Erfolg das Geſchäft eines Advocaten, das er aber bald wieder aufgab, um ſich ganz den ſchönen Wiſſenſchaften zu widmen. Er ſchrieb nun Schauſpiele, Opern und Gedichte. Sie ſind voller Witz, der freilich oft geſucht iſt. Seine Briefe an Emilie über die Mythologie (auch ins Deutſche überſetzt von Noſtitz-Jänkendorf), haben ihn in ganz Europa bekannt gemacht. Man kann ihnen zwar mit Recht Oberflächlichkeit, Ziererei und das vorwerfen, was man im Franzöſiſchen Style de madrigal nennt; aber ſie ſind doch mit viel Geiſt, Feinheit und Leichtigkeit geſchrieben. Von ſeinen Schauſpielen ſind le Conciliateur, les Femmes und le Tolérant diejenigen, welche ſich auf dem Theater erhalten haben. Er ſtarb den 2. März 1801.

Denar (Denarius), bei den Römern eine Silbermünze, welche Anfangs zehn Aß (daher der Name) betrug; nach unſerm Gelde wird ſie gewöhnlich auf 5 bis 6 ſächſ. Groſchen geſetzt. Ein Golddenar betrug an Werth ungefähr 6 Thl. Denaro iſt eine italieniſche Kupfermünze (franzöſich Denier), welche ungefähr einen Heller beträgt.

Dendriten ſind baumartige Zeichnungen von verſchiedener Geſtalt, die man häufig auf Kalkſteinen, größern und kleinern Mergel-

ſtücken ꝛc. ſindet, oder vielmehr dieſe mergelartigen Steine ſelbſt. Für Abdrücke von wirklichen Gewächſen darf man dieſe Zeichnungen nicht halten; eher können es Naturſpiele ſein; man glaubt aber auch, daß ſie vom Verwittern herrühren, weil der Stein, auf dem ſich die Zeichnungen befinden, wie zerfreſſen iſt. Die meiſten metalliſchen Niederſchläge nehmen eine ſolche Bildung an. Bisweilen findet man Dendriten, an welchen die Zeichnungen von Bäumen oder Gebüſchen wie von Bleiglanz eingelegt ſcheinen. Manche, z. B. die florentiniſchen, nehmen durch das Schleifen eine gute Politur an, und man verfertigt daraus allerlei Kunſtwerke, z. B. Doſen ꝛc.

Denham (John), ein Dichter, deſſen Name vorzüglich in der beſchreibenden Poeſie ausgezeichnet iſt. Er war geb. zu Dublin 1615, ſtudirte auf der Univerſität Oxford die Rechte, ſchrieb zuerſt eine Abhandlung über das Spiel (Essay upon gaming), dem er doch ſelbſt leidenſchaftlich anhing, überſetzte dann das zweite Buch der Aeneide, und machte ſich durch eine Schrift: der Sophi (the Sophi), bekannt. Am berühmteſten machte er ſich aber durch ſein (1643 herausgegebenes) Gedicht Cooper's hill (Coopershügel), wodurch die Vorliebe der Engländer für dieſe poetiſche Landſchafts- und Naturmalerei vorzüglich begründet wurde. Es empfiehlt ſich durch geiſtreiche Zierlichkeit und Lebhaftigkeit der Schilderungen, zeigt aber übrigens alle Mängel der beſchreibenden Poeſie. Er wurde auch von dem königlichen Hofe zu mehreren Geſchäften gebraucht, und ſeine Anhänglichkeit an das Haus Stuart ſpäterhin durch Würden und Aemter belohnt. Seine unglückliche zweite Heirath brachte ihn auf einige Zeit zum Wahnſinn. Nach ſeiner Geneſung ſang er die unter ſeinen übrigen Gedichten am meiſten ausgezeichnete Elegie auf Cowleys Tod. Seine Werke erſchienen zu London 1684. 8. und 1704, auch in den Sammlungen von Johnſon und Anderſon. Er ſtarb 1668, und wurde in der Weſtminſterabtei neben Chaucer, Spencer und Cowley begraben.

Denina (Giacomo Carlo), berühmter Literator und Geſchichtſchreiber, geb. 1731 zu Revel in Piemont, ſtudirte zu Turin die ſchönen Wiſſenſchaften, und erhielt die Profeſſur der Humanioren an der königl. Schule zu Pignerol. Nach Erledigung des Lehrſtuhls der Rhetorik am obern Collegium zu Turin ward Denina zum Profeſſor derſelben, ſowohl an dem Collegium, als an der Univerſität, ernannt. Er ließ hierauf nach und nach die drei erſten Bände ſeiner Geſchichte der italieniſchen Revolutionen (Turin 1769, 3 Vol. 4., eine Univerſalgeſchichte Italiens enthaltend) erſcheinen, worüber er einige Unannehmlichkeiten von Seiten der Vertheidiger der geiſtlichen Freiheiten zu erfahren hatte. 1777 begab er ſich, ſeiner Geſundheitsumſtände wegen, nach Rom, verweilte zu Florenz, erhielt ſpäter einen dringenden Ruf nach Preußen, reiſete im September 1782 nach Berlin ab, wurde dem Könige durch den Marquis Luccheſini vorgeſtellt, und mit einem Platze in der daſigen Akademie nebſt 1200 Thalern Jahrgehalt beehrt. Der große Friedrich, über deſſen Leben und Regierung er nachher ſchrieb, ſo wie er auch la Prusse littéraire sous Frédéric II. (3. Vol.) herausgab, ſprach mehrere Male mit ihm über ſeine Werke. 1791 machte er eine Reiſe nach Piemont, und ließ bei ſeiner Rückkunft nach Berlin ſeine Reiſebeſchreibung unter dem Titel: Guide littéraire, drucken. Schon früher (Turin 1760) erſchien ſein für die Literaturgeſchichte wichtiges Werk, Discorso sopra le vicende della letteratura. 8. (deutſch von Volkmann, 3 Thle. Leipzig; auch ins Franz. überſetzt). Ueberhaupt hat er bei ſeinem Aufenthalte in Berlin ſeine meiſten Werke geſchrieben, ſo z. B. auch

ſeine Geſchichte Piemonts und der übrigen ſardiniſchen Staaten (deutſch von Straß. 2 Thle. Berlin 1800 u. ſ. f.), ſeine Staats- und Gelehrtengeſchichte Griechenlands (a. d. Ital. von Dau. 2 Theile), und ſeine brandenburgiſchen Briefe (a. d. Ital. von Rode. 2 Hefte. Berlin 1787 u. ſ. f.) u. a. Nach der Schlacht von Marengo ernannte ihn der Verwaltungsrath von Piemont zum Bibliothekar der Univerſität Turin. Ehe er dieſes Amt antrat, erſchien ſein Werk: Clef des langues, ou observations etc., das er dem erſten Conſul zueignete; er erhielt von dieſem einen ſchmeichelhaften Brief und eine goldene Doſe, welche ihm durch den Marſchall Duroc in Berlin zugeſtellt wurden. Dieſer Gunſtbezeugung folgte bald der Antrag der Stelle eines kaiſerlichen Bibliothekars, worauf Denina ſich nach Paris begab. Zu Ende 1805 erſchien ſein hiſtoriſch-ſtatiſtiſches Gemälde von Oberitalien. Er ſtarb 1813.

Denis oder **Denys** (Abtei von St.) eine durch vielfache Erinnerungen merkwürdige Kirche. Der Heilige, dem ſie geweiht iſt und deſſen Namen ſie führt (Dionyſius), ausgeſandt von Rom, in Gallien das Evangelium zu predigen, ſtarb durch Henkers Hand am Ende des dritten Jahrhunderts. Catulla, eine Heidin, gerührt durch die grauſame Verfolgung und die Standhaftigkeit des Märtyrers, wußte ſich ſeinen Leichnam, der eben in die Seine geworfen werden ſollte, zu verſchaffen, begrub ihn in ihrem Garten, ward Chriſtin, und erbaute auf ſeinem Grabe eine kleine Capelle, die in der Folge erneuert und von der heiligen Genoveva nach einem größern Plane aufgeführt, im 6. Jahrh. zu einer der blühendſten Abteien erwuchs. Noch ſteht der große, Ehrfurcht gebietende Bau der älteſten chriſtlichen Kirche Frankreichs in des Alterthums grauer Würde. Links war der Haupteingang, eine größere Thür mit zwei Pforten an den Seiten, geziert mit den in Stein gehauenen Bildniſſen der älteſten Heiligen und der fränkiſchen Könige; das Innere der Kirche war reich durch Geſchenke der Frömmigkeit und durch Werke der Kunſt; und in den weiten Gewölben unter dem Chor ruhten die Leichname von mehreren Königen des erſten und zweiten, und alle Regenten des dritten Geſchlechts, von Hugo Capet bis auf Ludwig XV. Jetzt ſind allen Heiligen und Königen am Eingange die Köpfe abgehämmert und abgemeißelt; die Gewölbe ſind öde und leer; alle Leichname wurden durch Revolutionswuth herausgeriſſen. Gerade in dem Augenblicke (16. Oct. 1793), wo in Paris die Königin enthauptet ward, brachte man in St. Denis den Sarg Ludwigs XV. aus dem Gewölbe herauf, und nach einer tobenden Berathſchlagung ward beſchloſſen, alle Leichname der Könige in eine Grube zu werfen, auch Heinrich IV. und Ludwig XIV., die ſich noch ſehr gut erhalten hatten, und vollkommen kenntlich waren, und ihre bleiernen Särge auf der Stelle einzuſchmelzen, wie denn auch, was ſonſt noch von Blei an der Kirche war (das ganze Dach z. B.), abgeriſſen und zu Kugeln eingeſchmolzen ward. Seit Napoleons Decret vom 20. Februar 1806 war St. Denis wieder zum Begräbnißorte der franzöſiſchen Regentenfamilie beſtimmt, und auf mannichfaltige Art neu geordnet und ausgeſchmückt worden, doch ſo, daß die Zeichen der neuen Dynaſtie und das große, goldumſtrahlte N auf dem marmornen Altargeſtelle nicht fehlten. Ein Gewölbe, zu welchem eine Doppelpforte, in ſchwarzem Marmor hängend, führt, hatte Napoleon zu ſeiner und ſeiner Gemahlin Ruheſtätte beſtimmt. Ludwig XVIII. hat die Spuren der Napoleoniſchen Zeit auch zu St. Denis wieder verwiſchen, was von den Gebeinen ſeiner Vorfahren aufzufinden war, beſonders die Ueberreſte Ludwigs XVI. und ſeiner Familie, in die alte

Gruft der Könige beiſetzen, und in die von ihm neu ausgeſtattete Abtei regulirte Canonici einziehen laſſen, denen die Obhut der Gräber anvertraut iſt. Dieſe Canonici von St. Denis ſind die vornehmſten in Frankreich, und bilden ein Convent, deſſen jedesmaliger Abt Biſchof iſt.

Denis (Michael), geboren 1729 zu Schärding am Inn in Bayern, geſt. 1809 zu Wien, ein zu ſeiner Zeit geſchätzter Dichter und berühmter Literator. Er war erſter Cuſtos der kaiſerl. Bibliothek, mit dem Titel eines wirklichen kaiſerl. königl. Hofraths. Die Bücherliebhaberei ſeines Vaters, eines Rechtsgelehrten, war auch auf ihn übergegangen, und er widmete ſich, mit einer lebhaften Einbildungskraft und hoher Reizbarkeit ausgeſtattet, den Wiſſenſchaften in dem Jeſuiter-Gymnaſium zu Paſſau (1747). Schon in ſeinem 18. Jahre trat er in den Orden, und arbeitete für denſelben durch Unterricht und Predigten. Noch vor der Aufhebung deſſelben (1773) ward er als Lehrer am Collegium Thereſianum in Wien für die ſchönen Wiſſenſchaften, Literaturgeſchichte und Bücherkunde angeſtellt; ſodann erhielt er auch die Aufſicht über die dem Thereſianum angehörige, ſpäterhin nach Lemberg geſchaffte, Garelliſche Bibliothek, deren Merkwürdigkeiten er beſchrieb, (Wien 1780. 4.). Seine Wirkſamkeit nahm durch die Aufhebung dieſer Akademie eine andere Richtung, indem ihn, der jetzt ſchon kaiſerl. königl. Rath war, Joſeph II. zum zweiten Cuſtos der Hofbibliothek ernannte. Erſter Bibliothekar ward er 1791. In dieſer Laufbahn hat Denis unendlich viel zur Veredlung des Geſchmacks und der Mutterſprache in Oeſterreich und dem catholiſchen Deutſchland gewirkt. Muthvoll wagte er manchen Schritt, um, trotz aller Schwierigkeiten, welche Prieſterherrſchaft und Andächtelei ihm entgegenſetzten, das Beſſere aus dem damaligen ketzeriſchen Boden Deutſchlands in den ſüdlicheren Himmelsſtrich ſeines Vaterlandes zu verpflanzen. Auch wählte er zur eigenen Bearbeitung Gegenſtände, bei denen der Geiſt mit mehr Freiheit, als man ihm wohl hätte geſtatten mögen, ſich bewegen konnte. Als Dichter hat er indeß nur einen geringen Werth; das beweiſen ſeine Poetiſchen Bilder der meiſten kriegeriſchen Vorgänge in Europa ſeit 1756, und noch mehr ſein keineswegs glücklicher Verſuch, den Oſſian in ſogenannten Hexametern zu überſetzen, ſo wie ſeine eigenen, im Geſchmacke des Oſſian gedichteten Lieder. Verdienſtlicher iſt, was er für Bibliographie, Literärgeſchichte und Bücherkunde that. Hieher gehört ſeine Einleitung in die Bücherkunde, ſein Grundriß der Bibliographie und der Literärgeſchichte.

Denken, 1. in ſeiner weiteſten Bedeutung wird a) dem Vorſtellen gleichbedeutend gebraucht, und heißt dann: eines Dinges, als Gegenſtandes, ſich bewußt ſein, oder b) Vorſtellungen verbinden, beſonders mit deutlichem Bewußtſein; dann unterſcheidet man aber das Denken 2. im engern Sinne von dem ſinnlichen Vorſtellen, d. i. von dem Anſchauen der Sinne, und dem Einbilden und Dichten der Phantaſie, und verſteht darunter das ſelbſtthätige, nicht unmittelbar von außen angeregte Vorſtellen des Geiſtes, deſſen Zweck die Wahrheit iſt, und unter Denkvermögen (Intelligenz, Vernunft im gemeinen Leben, oder Verſtand im Gegenſatz der Sinnlichkeit), das Vermögen der ſelbſtthätigen, nicht ſinnlichen Erkenntniß, oft auch ihrer Anwendung und Aeußerung im Urtheilen und Handeln. Endlich unterſcheidet man 3. im noch engern Sinne das Denken, (auch das formale logiſche Denken genannt), von dem Erkennen im eigentlichen Sinne (oder dem transcendentalen Denken) und das Denkvermögen in dieſem Sinne, oder den Verſtand,

von dem höhern Erkenntnißvermögen, der Vernunft, und verſteht unter Denken das Bewußtſein oder Vorſtellen des Allgemeinen, oder das Vorſtellen durch Begriffe, unter Verſtand das Vermögen, durch Begriffe vorzuſtellen und Begriffe zu verbinden. Daher gehört zu dem Denken das Begreifen und Bilden der Begriffe (Denken und Verſtand im engſten Sinne), das Urtheilen (und ſein Vermögen die Urtheilskraft) und das Schließen (Schlußvermögen, Vernunft im logiſchen Sinne). Das Denken, oder das Verbinden der Vorſtellung im Begriffe, erfolgt nach gewiſſen, in der Vernunft enthaltenen Geſetzen, die wir Denkgeſetze (logiſche Geſetze) nennen, von denen die höchſten (oder Grundſätze) in dem Grundſatze der Identität (ſ. d. Art.) oder des Widerſpruchs, der Entgegenſetzung, oder des ausſchließenden Dritten (exclusi medii s. terii inter duo contradictoria) und in dem Princip des (zureichenden) Grundes oder der Dependenz beſtehen, und die Vorzüge des Denkens ſind hiernach Einheit, Beſtimmtheit und Zuſammenhang. Die Verſtandeserkenntniß (logiſche Erkenntniß) wird, weil ſie und ihre Ueberzeugung erſt mittelbar, d. i. durch Vergleichung und Zuſammenhalten der Vorſtellungen (Reflexion) welche verbunden werden, entſpringt, auch die mittelbare oder discurſive (im Gegenſatz der unmittelbaren Erkenntniß, welche wir durch Einbildungskraft und Vernunft erhalten) genannt. Auch wird daher das Denken oft Reflexion (und der Verſtand Reflexionsvermögen) genannt, weil das Reflectiren neben dem Abſtrahiren eine Hauptthätigkeit beim Denken ausmacht. Das Denken iſt ſo verſchieden, als die geiſtige Bildung der Menſchen überhaupt. Im Allgemeinen gibt es folgende Hauptarten des Denkens, nämlich das Denken in abstracto, und das Denken in concreto, d. h. der nur in einzelnen Fällen gemachte Gebrauch der Begriffe, der populäre oder gemeine Verſtandesgebrauch, weil man abſichtlich, um zu erläutern und zu belehren (indem man durch Beiſpiele den Begriff zum Bewußtſein bringt), oder unwillkührlich bei unausgebildetem Verſtande alſo denkt. T.

Denkfreiheit iſt das Recht, in Anſehung des Urtheils über Wahr und Falſch ſeinen eigenen Ueberzeugungen zu folgen. Sie iſt theils innerlich, theils äußerlich. Die innere Denkfreiheit iſt durchaus unbeſchränkt; aber die äußere Denkfreiheit, oder das Recht, ſeine Gedanken laut werden zu laſſen, iſt nothwendig gewiſſen Schranken unterworfen. Denn man mag ſeine Gedanken mündlich (Sprechfreiheit) oder ſchriftlich (Schreibfreiheit) äußern, ſo iſt es möglich, daß dadurch die Rechte eines Andern gekränkt werden (z. B. durch Verbreitung von Verläumdungen, die den guten Namen und den davon abhängenden Credit des Andern ſchmälern), oder daß dadurch der Staat ſelbſt gefährdet werde (z. B. durch Reden und Schriften, welche öffentliche Sittenloſigkeit, Aufruhr und dergl. unter dem Volke verbreiten könnten). Es iſt alſo wohl keinem Zweifel unterworfen, daß nicht alles, was man denkt, auch geſagt und geſchrieben werden darf. Aber die Gränzlinien zu ziehen, innerhalb deren die Sprech= und Schreibfreiheit, als äußere Denkfreiheit, ſich bewegen ſoll, iſt eine ſchwierige Aufgabe für die Geſetzgebungspolitik. Denn da der menſchliche Geiſt bei ſeinem Denken an den Gebrauch der Worte, als Gedankenzeichen, gebunden iſt, ſo iſt das Sprechen und Schreiben ein nothwendiges Entwickelungsmittel des Denkvermögens, und folglich auch ein unentbehrliches Bildungsmittel für den menſchlichen Geiſt. Es iſt alſo leicht möglich, ſelbſt die innere Denkfreiheit, als das heiligſte Kleinod des menſchlichen Geiſtes, zu hemmen indem man ihm durch ängſtliche Beſchränkung des freien Ge=

brauchs der Gedankenzeichen einen Theil des nöthigen Stoffs zur Uebung des Denkvermögens entzieht. Faſt ſcheint es daher beſſer, die Grenzen der äußern Denkfreiheit nicht zu eng zu ziehen. Denn der Schade, der etwa durch Mißbrauch der äußern Denkfreiheit entſtehen könnte, wird in den meiſten Fällen durch eben dieſe Denkfreiheit wieder gut gemacht, indem die Natur auch hier mit dem Gifte zugleich das Gegengift gegeben hat. Die Denkfreiheit des Einen wird nämlich durch die des Andern um ſo leichter gezügelt, je mehr der Andere das Recht auf ſeiner Seite hat, und als Vertheidiger der guten Sache auftrit. Richtig ſagte ein Weiſer: ein Volk, dem nicht verſtattet iſt zu ſagen, was es denkt, wird ſich bald gewöhnen, nur das zu denken, was es ſagen darf. So kann die Kraft gelähmt und die Lüge zur Natur werden. D.

Denkmale (Monumente), werden bald im weitern, bald im engern Sinne genommen. Im weitern verſteht man darunter alles das (vorzüglich Gegenſtände menſchlicher Kunſt), was als Zeichen der Vergangenheit gewiſſe Erinnerungen aus der Zeit oder an die Zeit, wo ſie gefertigt wurden, erwecken will oder kann. Wenn dann von Denkmalen des Alterthums geredet wird, ſo können es ſchriftliche, artiſtiſche oder mechaniſche ſeyn; denn Homers Gedichte ſind für uns eben ſowohl ein Denkmal ihrer Zeit, als das Pantheon und ein zu Pompeji ausgegrabener Hausrath. Bedeutend ſind dieſe Denkmale alle, in ſofern jeder gebildete Menſch an dem Alterthume überhaupt ein bedeutendes Intereſſe nimt. Der Grad von Sittlichkeit, Bildung und Aufklärung, deſſen die Gegenwart ſich erfreut, iſt das Ergebniß der Sittlichkeit, Bildung und Aufklärung der Geſchlechter, die vor uns die Erde bewohnten. Alles Werden iſt an das Vergangene geknüpft; ein heiliges Band hält die Mitwelt mit der Vorwelt zuſammen, und darum ſind die Denkmale des Alterthums dem Gebildeten ſo ehrwürdig und heilig. Sie führen uns in die Vorwelt wieder ein, wir ſehen ihre Sitten, Gebräuche, Verfaſſungen und ganzes Leben gegenwärtiger. Im engern Sinne befaßt man unter Denkmalen blos die artiſtiſchen (Kunſtdenkmale), unter denen ſich aber ein merkwürdiger Unterſchied findet. Einige haben blos in ſofern Werth, als ſie Denkmale im eigentlichen Sinne ſind, d. h. inſofern ſie dienen, das Andenken an gewiſſe Perſonen oder Begebenheiten zu erhalten; andere hingegen haben außer dieſem noch einen eigentlichen innern Werth, indem ſie ohne jede andere Hinſicht als Werke der ſchönen Kunſt gefallen. Wer die Denkmale des Alterthums in erſterer Hinſicht ſtudirt, heißt Antiquar, Alterthumsforſcher; wer ſie in letzterer Hinſicht ſtudirt, Archäolog, Forſcher der ſchönen Kunſt des Alterthums. Die Kunſtdenkmale des Alterthums nennt man auch wohl Antiken, zählt aber dann den Apollo von Belvedere und die Gruppe des Laocoon eben ſowohl dazu, als des Titus Triumphbogen. In dem eigentlichſten und engſten Begriffe bezeichnet Denkmal oder Munument die Werke der Bau- oder Bildhauerkunſt, deren Beſtimmung es iſt, das Andenken merkwürdiger Perſonen oder Begebenheiten der Nachwelt zu überliefern, wobei man alſo an das Vergangene denken ſoll. Von ihnen iſt hier allein die Rede. Bald verzieren ſie öffentliche Plätze, Gärten u. ſ. w., und dieſe ſind meiſt Denkmale der Begebenheiten, Ehrendenkmale; bald ſind ſie Denkmale der Perſonen, ſtehen einſamer und anſpruchloſer an der ſtillen Stätte, wo wir die theuren Ueberreſte geliebter Perſonen der Erde wiedergaben, Trauermonumente, Grabmäler. Aus allen Zeiten und bei allen Nationen finden wir deren, vom erſten rohen Verſuche der Kunſt bis zur reinſten Vollendung. Die älteſten, die wir kennen, ſind die Obelisken und Pyramiden Aegyptens, und mit

dieſen vielleicht gleich die perſiſchen Königsgräber, die wir noch in den Trümmern von Perſepolis beſtaunen. Ehrfurcht gebieten dieſe Denkmale durch ihre ungeheure Größe und ihre erhabene Einfachheit. Beide wurden vielleicht ſelbſt von den Griechen nicht erreicht, denen aber auch hier der Preis der Schönheit gebührt. Schwerlich war in irgend einem Lande die Zahl der Ehrendenkmale größer, als in Griechenland, wo man den Siegern in Schlachten und feierlichen Spielen, und andern verdienſtvollen Männern welche errichtete, oft aber auch an Unwürdige ſchmeichelnd verſchwendete. Die Sieger in den Schlachten erhielten Statuen und Trophäen, die in den feierlichen Spielen Statuen und Denkſäulen. Auf dem Iſthmus zu Korinth ſtanden bei dem Tempel Neptuns die Statuen der Sieger in den iſthmiſchen, in dem heiligen Haine Altis in Olympia die der Sieger in den olympiſchen Spielen. Der Trophäen gab es eine große Menge. Oefter errichtete man aber auch Gebäude als Ehrendenkmale, die in Hinſicht auf Form, Schmuck und Pracht ſehr verſchieden waren. Unter ihnen zeichnen ſich die choragiſchen Monumente in Athen aus, welche denen zu Ehren errichtet wurden, die als Choragen in den theatraliſchen und muſikaliſchen Spielen den Preis erhalten hatten. Bei dieſen Spielen war es in Athen gebräuchlich, daß jede von den zehn Zünften der Stadt einen Choragus erwählte, der auf ſeine Koſten die Aufſicht und Anordnung dieſer Spiele übernahm. Jeder ſuchte den Andern hierin zu übertreffen; der Sieger über Alle erhielt einen Dreifuß von Erz, gemeiniglich von der Hand großer Künſtler, als Preis, welcher für ſein ganzes Geſchlecht ehrenvoll war. Dieſer Preis wurde öffentlich aufgeſtellt, wozu entweder kleine Gebäude oder nur einzelne Säulen errichtet wurden, die den Dreifuß trugen, und in Aufſchriften den Choragus und die Zeit der gehaltenen Spiele nannten. Begreiflich, daß es ſolcher Monumente viele gab, und es war ihnen zu Athen eine eigene Straße gewidmet, die Dreifußſtraße (Tripodes). Einige derſelben haben ſich bis auf unſere Zeit erhalten. Das prächtigſte von allen und mit dem meiſten Schmuck verſehene iſt das choragiſche Monument des Lyſikrates, gewöhnlich die Laterne des Demoſthenes genannt; nächſt dieſem das Monument des Thraſyllus und Thraſykles und einige Säulen. Die Römer, als ſie mit den Griechen in der Kunſt zu wetteifern ſuchten, blieben auch in Errichtung von Ehrendenkmalen nicht zurück. Eine Gattung derſelben iſt ihnen ganz eigen, die Triumphbogen, von denen in einem eigenen Artikel gehandelt wird. Früher als die Ehrendenkmale hatte man ohne Zweifel in Griechenland und Rom Grabmale gehabt, die aber natürlich erſt ſpäterhin als ſchöne Kunſtwerke ſich auszeichnen konnten. Man hatte ihrer von zweierlei Art: entweder an der Stelle ſelbſt, wo die Aſche des Verſtorbenen war, eigentliche Grabmale, oder an einem beliebigen Orte errichtete Monumente, ohne daß die Aſche des Verſtorbenen darin aufbewahrt wurde, Kenotaphien (Cenotaphien). Von beiden Arten ſah man welche in den Städten, in der Nähe derſelben und an den Landſtraßen hin, welche dadurch eine Zierde erhielten, die zugleich belehrend und unterhaltend war. Der rohe Stein verwandelte ſich in die edle Säule; nachher errichtete man auf einem ſteinernen Grunde zwei kleine Säulen, bedeckte ſie mit einem Giebel, und verzierte den Raum dazwiſchen mit den Bildniſſen des Verſtorbenen, Inſchriften, Basreliefs. So wurde die Verzierung immer größer; man ſah bald kleine Gebäude, die das Anſehen eines Tempels hatten, und ſtieg auch endlich hier zur höchſten Pracht. Das berühmteſte Denkmal dieſer Art im Alterthume, war das ſogenannte Mauſoleum (ſ. d. Art.), nach welchem bis jetzt alle prächtigen

Bayerische Staatsbibliothek München

Grabmäler Mauſoleen genannt werden. Das neue Europa hat von beiden Arten ebenfalls Denkmale aufzuweiſen, der Trauermonumente aber unverhältnißmäßig mehr, als der Ehrendenkmale, wie es auch die Natur der Sache mit ſich bringt, da jene durch Privat-, dieſe durch öffentliche Theilnahme errichtet werden. Die Ehrendenkmale findet man hauptſächlich in den Hauptſtädten, und viele derſelben ſind beſchrieben und abgebildet in Sturms architektoniſchen Reiſeanmerkungen. Eine ziemlich gute Sammlung gab der Abbé de Luberſac in ſeinem Discours sur les monumens publics de tous les âges et de tous les peuples (Par. 1776. Fol.) Mehrere dieſer Monumente Frankreichs hat Millin in ſeinen Antiquités nationales abbilden laſſen. Frankreich leitete ſeine Künſtler zu dieſer Beſchäftigung durch die Gründung einer königl. Akademie des inscriptions. Der Künſtler hat übrigens die Wahl unter den mannichfaltigſten Formen; nur wähle er dem Zwecke gemäß. Das Einfache ziemt der Privattugend; Größe, Würde, Pracht dem, was die Großthaten einer ganzen Nation oder ihrer Führer und Helden verewigen ſoll. Im Verhältniß mit der gewählten Form, die vom einfachen Denkſtein bis zum Triumphbogen, von der Säule bis zum Porticus und zum Tempel ſelbſt vielen Spielraum hat, ſtehe dann die Verzierung. Hier fehlen die Künſtler meiſt durch Uebermaß; ſie bedenken nicht, daß zu viel den Eindruck ſchwächt, den ſie doch verſtärken wollten.

Denkmünzen, Schaumünzen, Medaillen. Die Gewohnheit, Münzen zur Erinnerung an gewiſſe Begebenheiten und Ereigniſſe zu gebrauchen, iſt eben ſo alt, als natürlich. Als Erinnerungszeichen an die Befreiungskriege unſerer Zeit ſind mehrere bei den verbündeten Heeren geſtiftet worden. Zuerſt verordnete Alexander, daß alle ruſſiſche Krieger, welche an dem Feldzuge von 1812 Theil genommen, eine ſilberne (oder zinnerne) Medaille an hellblauem Bande tragen ſollten; der König von Preußen beſtimmte unterm 24. Dec. 1813 ebenfalls eine Denkmünze für diejenigen, welche während dieſes Kriegs wirklich gegen den Feind gefochten, und tadellos gedient hätten; ſie iſt aus dem Metall eroberter Geſchütze gegoſſen (wie ſolches die Randſchrift beſagt), hat auf der Vorderſeite unter des Königs Namenszuge die Inſchrift: Preußens tapfern Kriegern, und die Umſchrift: Gott war mit uns, ihm ſei die Ehre; die Rückſeite enthält ein Kreuz, in welchem, von Lorbeeren und Eichenblättern umgeben, die Jahrszahl 1813, 1814, 1813—14 oder 1815, nach Maßgabe der Theilnahme an einem dieſer Feldzüge, ſteht. Sie wird an einem orange Bande mit ſchwarz und weißer Einfaſſung getragen. Oeſterreich beſtimmte für ſeine Krieger ein ebenfalls aus dem Metall eroberter Geſchütze gegoſſenes Denkzeichen in Kreuzform; dieſem Beiſpiele folgten Baiern, die Herzöge von Sachſen, mehrere andere deutſche Fürſten und die Hanſeſtädte. Neuerlich iſt noch in Preußen eine Denkmünze aus Gußeiſen, in ovaler Form, für die dem Heere gefolgten Nicht-Streiter beſtimmt worden, welche, vom Staats-Canzler an, jeder erhält, der die Armee vermöge ſeines Berufs, aber nicht als fechtender Soldat, ins Feld begleitete. Eine beſondere Art der Denkmünzen ſind Ehrenmedaillen. S. **Medaillen** und **Münzkunde**.

Denkwürdigkeiten, ſ. **Memoiren**.

Denner 1. (Balth.), ein berühmter Maler, 1685 zu Hamburg geboren, geſtorben zu Roſtock 1749, war ein in ſeiner Art unübertroffener Meiſter in der Porträtmalerei, und beſonders wegen der ganz außerordentlich fleißigen Ausführung ſeiner Gemälde. Alle Fürſten des Nordens riefen ihn an ihre Höfe, um ſich von ihm malen zu laſſen.

Bayerische Staatsbibliothek München

Kaiſer Carl VI. kaufte den Kopf einer alten Frau von dieſem Künſtler für 5875 Fl., und hing ihn in ein Zimmer, zu dem er allein den Schlüſſel hatte. Denner malte noch ein Seitenſtück für denſelben Fürſten, den Kopf eines alten Mannes, der ein zweites Hauptwerk von ihm iſt. 2. (Joh. Chriſt.), Erfinder der Clarinette. Er war zu Leipzig 1655 geb., kam in ſeinem achten Jahre mit ſeinen Aeltern nach Nürnberg, wo er auch blieb, und ſich mit Verfertigung von Blaſe-Inſtrumenten, beſonders Flöten, beſchäftigte. Die Clarinette erfand er durch Verbeſſerung der Schalmei. Er ſtarb 1707.

Dennewitz (Schlacht bei), 6. Sept. 1813. Was dem Marſchall Oudinot bei Groß-Beeren (ſ. d. Art.) nicht gelungen war, ſollte Ney vollziehen, und Berlin erobern. Der Kronprinz von Schweden ſchien nämlich am 4. Sept. von Rabenſtein aus mit dem ruſſiſch-ſchwediſchen Heere nach Roßlau, und dort über die Elbe gehen zu wollen. Ney zog daher das franzöſiſche Heer in den Verſchanzungen bei Teuchel und Tragun, vorwärts Wittenberg zuſammen. Entweder wollte er den Kronprinzen angreifen, oder — was er aber zu verbergen ſuchte — ſelbſt über Berlin herfallen. In dieſer Abſicht rückte am 4. Nachmittags ein Theil ſeines Heeres gegen Zahna vor. Hier ſtand der preußiſche Gen. Maj. von Dobſchütz. Dieſer ſchlug mit Koſaken und Landwehr den wiederholten Angriff des Feindes zurück. Allein am folgenden Tage mit fünfmal ſtärkerer Macht angegriffen, mußte er nach hartnäckiger Gegenwehr Zahna räumen, und auch das Corps des Generals Tauenzien ward aus Seyda verdrängt. Beide nahmen die Straße nach Jüterbock, und das feindliche Heer folgte; doch ſuchte Ney den Kronprinzen zu täuſchen; und mehrere Berichte meldeten dieſem, daß der Feind ſich nach Torgau ziehe. Der Kronprinz ließ ſich aber nicht irre führen, ſondern brach den 6. früh um 3 Uhr von Rabenſtein auf, und ließ das Heer, nach einem Marſche von 2 Meilen, die Anhöhen von Lobeſſen beſetzen, wo ihm General von Bülow, der das 3. preußiſche Armee-Corps befehligte, melden ließ, er werde überflügelt, indem das ganze feindliche Heer auf Jüterbock marſchire. Sofort befahl ihm der Kronprinz, dem Feinde in die Flanke und in den Rücken zu fallen, und die ſchwediſche Armee marſchirte auf das 3 Meilen weiter liegende Jüterbock. Ihr folgten die Ruſſen, deren Vorhut jedoch, unter Tſchernitſcheff und Woronzow, vor Wittenberg ſtehen blieb. Unterdeſſen hatte die Schlacht ihren Anfang genommen. Das 4. preußiſche Armeecorps, unter Tauenzien, griff an. Vergebens ſuchte der Feind daſſelbe aus ſeiner gutgewählten Stellung zu vertreiben. Hierauf, als jenes Corps ſeine Munition ſchon verſchoſſen, kam Bülow heran. Seine Reiterei ſchlug das feindliche Fußvolk zurück; aber bei Gölsdorf wankte der Sieg, bis Borſtell die Franzoſen aus dem Dorfe warf. So widerſtanden im ungleichen Kampfe 40,000 Preußen, 80,000 Franzoſen, Baiern, Würtembergern, Sachſen und Polen, die von Ney geführt, unter Oudinot, Bertrand, Regnier und Arrighi, mit 200 Kanonen auf ihre Stellung losſtürmten. Jetzt rückte auch das ruſſiſch-ſchwediſche Heer im Sturmſchritt heran. Siebenzig ruſſiſche und ſchwediſche Battaillone bildeten, von 10,000 Mann Reiterei und 150 Kanonen unterſtützt, mehrere Angriffsſäulen. Ihnen voraus eilten im Rennlauf 4000 Reiter unter Pahlen, nebſt mehrern Batterien, von Adlerkreuz und Cardell geführt, um einige Punkte zu ſchützen, gegen die der Feind ſeinen Hauptangriff richtete. Während ſie den Feind aufhielten, rückten die Heerſäulen unter Stedingk und Winzingerode vor. Dies entſchied die Schlacht. Der Feind wich zurück. Die Reiterei hieb ein, und brachte ſeine Züge in Un-

ordnung, worauf er in wilder Flucht über Dahme und Torgau ſich rettete. Alle Wege waren mit Todten und Verwundeten und mit Waffen aller Art bedeckt. Auf der Wahlſtatt fielen gegen 5000 Gefangene, 3 Fahnen, 30 Kanonen und über 200 Pulverwagen in die Hände der Sieger. Als am 9. Sept die Verfolgung vor Torgau aufhörte, betrug der Geſammtverluſt der Franzoſen über 20,000 Mann, wovon die Hälfte Gefangene waren, 80 Kanonen und 400 Kriegswagen. Die Preußen zählten über 5000 Todte und Verwundete, worunter 34 todte und 180 verwundete Officiere. Nach dieſem Siege ließ der Kronprinz Wittenberg durch Thümen, Torgau durch Wobeſer, und Magdeburg durch Puttlitz beobachten. Er ſelbſt ging mit dem Heere bei Roßlau über die Elbe, und vereinigte ſich im Anfange des Octobers mit Blücher.

Denon (Dominique Vivant, Baron von). Dieſer ausgezeichnete franzöſiſche Künſtler und Kunſtkenner, welcher gegenwärtig faſt 80 Jahre zählt, wurde zu Chalons-ſur-Saone geboren, und ſtammt aus einem adeligen Geſchlechte. Schon in jüngeren Jahren zur Vollendung ſeiner Studien nach Paris geſandt, entwickelte ſich hier ſein Talent für die Künſte ſchnell, und ſeine perſönliche Liebenswürdigkeit gefiel Ludwig XV. ſo, daß er ihn zum Gentilhomme ordinaire bei ſeiner Perſon ernannte. Späterhin ging er als Geſandtſchaftscavalier nach Petersburg, wo ihn aber Catharina mit ängſtlichem Auge bewachte; dann ward er mit einer diplomatiſchen Sendung nach der Schweiz beauftragt, die er verließ, um eine Stelle bei der franzöſiſchen Geſandtſchaft in Neapel anzunehmen. Der Aufenthalt in dieſer Stadt, und Reiſen durch das Land, bis nach Sicilien und Malta, gaben ihm Gelegenheit, ſein Talent für die Zeichnung zu üben, und wurden Veranlaſſung zur Herausgabe der Voyage pittoresque en Sicile, welche 1788 zu Paris, ausgeſtattet mit aller typographiſchen Pracht, erſchien, und großen Beifall erhielt. Der Tod des Miniſters Vergennes, ſeines Gönners, — nach Andern, die Ungunſt der Königin Maria Caroline, — endete Denons Laufbahn zu Neapel. Doch feſſelte ihn das Studium der großen Maler an Italien; beſonders hielt er ſich mehrere Jahre zu Venedig auf. Dort glänzte er in den Cirkeln der Gräfin Albrizzi, welche für eine der geiſtreichſten und liebenswürdigſten Frauen galt, und gern berühmte und ausgezeichnete Männer um ſich verſammelte. Denon hat auch eine Stelle in den „Rittratti“ dieſer Dame erhalten, wo ſie ſeinem Charakter, ſeiner Leidenſchaft für die Kunſt, ſeiner Anmuth, ſeiner Fröhlichkeit die größten Lobſprüche macht, und auch jene unſchuldige Bosheit, welche das Lächerliche Anderer in ihm aufregt, in Schutz nimt. Die Aufmerkſamkeit, welche die Revolution überall auf die Franzoſen lenkte, vertrieb ihn aus Venedig. Zu Florenz konnte er eben ſo wenig lange verweilen als in der Schweiz; er mußte nach Frankreich zurück, und zwar zur Zeit des Terrorismus; doch ſelbſt Robespierre fand Gefallen an ihm, weswegen auch Denon der Nachrede nicht entgangen iſt, den jacobiniſchen Grundſätzen gehuldiget zu haben. Endlich lernte er Buonaparte kennen, und verband ſich ſogleich auf das engſte mit ihm. Er begleitete ihn erſt auf ſeinen Italieniſchen Feldzügen, und dann nach Aegypten, und das Werk, welches die Frucht dieſer Reiſe war, hat Denons Ruhm noch feſter begründet, vorzüglich die Kupfer, die daſſelbe zieren. Denon zeigt ſich hier als höchſt geſchickter und gewandter Zeichner; die todte und die lebende Natur, die Monumente der Jahrhunderte, und der Araber, der die Wüſte durchfliegt, ſind mit Treue und Wahrheit dargeſtellt. Als er mit Buonaparte nach Paris zurückgekommen war, ward er zum Generaldirector

der Muſeen ernannt, und was die bildende Kunſt zur Verherrlichung der Thaten Buonapartes hervorbringen ſollten, Denkmäler, Schaumünzen u. ſ. w. ward ſeiner Oberaufſicht anvertraut. Er begleitete Napoleon auf allen ſeinen Feldzügen, zeichnete, und hatte beſonders das Geſchäft, in allen eroberten Ländern die Kunſtwerke auszuwählen, welche als Siegstrophäen nach Paris geſchleppt wurden, und unſere ausgeplünderten Sammlungen und Muſeen gaben das beſte Zeugniß, wie er ſich dieſes Auftrags entledigte. 1815 hatte er die Demüthigung, daß der Raub wieder gefodert wurde, und jeder zurückerhielt, was ihm gehörte. Bei dem Sturze Napoleons waren ihm ſeine Aemter gelaſſen; er verlor ſie erſt, als er 1815 ſich dem Uſurpator wieder genähert hatte. Gegenwärtig lebt er zurückgezogen, und die Herausgabe ſeiner reichen Kunſtſammlungen, die durch Kupferſtich und Steindruck vervielfältiget werden ſollen, machen die Beſchäftigung ſeines hohen Alters aus.

Departement. Dieſes aus der franzöſiſchen Sprache in den deutſchen Sprachgebrauch übertragene Wort heißt eigentlich, die Vertheilung einer Sache auf Mehrere; ſo ſagt man im Franzöſiſchen: „le département des tailles, des quartiers etc.“ d. i. Vertheilung der Steuern, der Quartiere unter das Militär ꝛc. Hiervon iſt der zweite Begriff abgeleitet: Geſchäftsbezirk, das Fach, die Behörde; hiernächſt der Landkreis, der Amtsbezirk (eine beſondere Abtheilung des Landes). In dieſem Sinne hat dies Wort einen Hauptrang in der neuen Statiſtik erhalten, als die Revolution Frankreichs auch eine neue Landes-Eintheilung zur Folge hatte, wodurch die vorherige, in Provinzen, abgeſchafft, und eine neue, in Departements, eingeführt wurde, welche 1. auf die Menſchenzahl, 2. auf den Flächeninhalt und 3. nach den directen Steuern berechnet ward. Der Beſchluß hierzu wurde am 4. Nov. 1789 gefaßt, und der Abbé Sieyes entwarf den Plan dazu, mit der beſondern Rückſicht, daß dadurch dem alten eingewurzelten Geiſte des Provinzialhaſſes ꝛc. entgegengewirkt werden ſollte. Anfangs ward das ganze Reich in 83 Departemente eingetheilt, welche in der Folge durch die allmäligen Vergrößerungen des Reichs bis auf 130 vermehrt, im Frieden von 1814 aber wieder auf 83 beſchränkt wurden. (S. d. Art. Frankreich.) Jedes Departement wird in Cantone und jeder Canton in Gemeinden eingetheilt. Man hat dieſe Art der Landes-Eintheilung in andern Staaten, wie z. B. in Baiern, Würtemberg und Baden, nachgeahmt.

Depeſchen, der urſprünglichen Bedeutung nach: amtliche Schreiben, welche eine ſchnelle Ausfertigung erfodern. Dem heutigen Sprachgebrauch zufolge, verſteht man darunter Briefſchaften und Papiere, welche einem Courier zur Beſorgung anvertraut ſind.

Deployiren, entwickeln, ausbreiten, heißt in der Kriegskunſt die Bewegung, wenn die Züge einer geſchloſſenen Colonne, welche ſich, wegen des mangelnden Zwiſchenraums, nicht durch ſchräges Herausziehen in Linie formiren können, ſich zuvörderſt durch den Marſch auf Linien, die mit der zu erreichenden Aufſtellung gleich laufen, dem ihnen beſtimmten Platze nähern, und dann durch rechts- oder linksum in denſelben rücken. Indeß wird dieſer Begriff nicht überall ſo ſtreng feſtgehalten, und man nennt wohl auch, wenn wir nicht irren, im franzöſiſchen Heere, Entwickelungen geöffneter Colonnen, welche durch ſchräges Herausziehen der Züge erfolgen, Deployements. Das Deployiren wird zur Bildung einer längern Feuerlinie, und daher oft nach gelungenen Bajonett-Angriffen, ſtets aber im Sturmſchritt angewendet; und da die

ſchnelle Bildung und Entwickelung der Colonnen ein Haupttheil der Elementartaktik iſt, ſo muß auch das Deployiren aus allen Arten von Colonnen fleißig geübt und mit Genauigkeit ausgeführt werden. Bei dem preußiſchen Heere ward es 1748 eingeführt.

Deportation war ſchon bei den Römern eine (zuerſt von Auguſt eingeführte) Art der Verbannung aus dem Vaterlande, vermöge welcher der Verurtheilte in eine fremde, wüſte Gegend, gewöhnlich auf eine Inſel, geſchafft, ſein Vermögen eingezogen, und er ſelbſt des römiſchen Bürgerrechts beraubt wurde. Daß die Wahl des Ortes nicht in ſeiner Willkühr ſtand, unterſchied dieſe Strafe eben von andern Verbannungsarten. Er war alſo keine neue Erfindung, als bei der Revolution in Frankreich, ſtatt der Guillotine, dieſe Strafe beliebt wurde, ſo ſehr man auch über den eigentlichen Urheber derſelben geſtritten, und bald dem Boulay, bald dem Biſchof von Autun, bald dem Talot dies Verdienſt zugeſchrieben hat. Man wählte dieſe Verweiſungen in fremde Länder, um, dem Scheine nach, Blut zu ſchonen, und deſto ſicherer das Vermögen der Reichen an ſich reißen zu können. Gewöhnlich wurden die Verurtheilten nach Cayenne, oder nach Port-Marat (Port Dauphin) auf der Inſel Madagaskar gebracht; oft aber räumte man ſie auch aus dem Wege, ehe ſie noch den Ort ihrer Beſtimmung erreichten. Es waren in dem untern Schiffsboden Fallthüren angebracht, mittelſt welcher die Unglücklichen plötzlich ins Meer geſtürzt wurden. Gegen das Ende der Robespierriſchen Regierung waren dergleichen Deportationen am häufigſten. Zufolge des peinlichen Geſetzbuches der Franzoſen, vom 12. Febr. 1810, gehört Deportation noch jetzt in Frankreich zu den geſetzmäßigen Strafen, wird jedoch, wenn auch die Richter darauf erkennen, nicht leicht zur Vollziehung gebracht. Sie iſt, ihrem Range nach, die dritte der infamirenden Leibesſtrafen, (indem nur der Tod und lebenslängliche Zwangsarbeit, verbunden mit dem ſogenannten Kugelſchleppen, ihr vorgehen) und hat den bürgerlichen Tod zur Folge. Der Deportirte verliert den Beſitz ſeines Eigenthums, kann keine bürgerliche Handlung mehr verrichten, und ſeine Erben treten in den Beſitz ſeines Vermögens und aller ſeiner Rechte eben ſo ein, als wenn er wirklich geſtorben wäre, doch kann die Regierung ihm an dem Orte ſeiner Verbannung, der jederzeit außerhalb dem europäiſchen Feſtlande des Reichs belegen iſt, den Genuß der bürgerlichen Rechte, oder einiger derſelben geſtatten. Ein, ohne Erlaubniß der Regierung nach Frankreich zurückgekehrter Deportirter wird ohne Weiters zu der vorerwähnten lebenslänglichen Zwangsarbeit verurtheilt. Hat er ſich auf fremden Grund und Boden geflüchtet, und geräth auf irgend eine Weiſe von neuem in den Bereich franzöſiſcher Gewalten, ſo wird er wieder nach dem Orte ſeiner Verbannung zurückgeführt. Auch in England gehört die Deportation zu den geſetzmäßigen Strafen, und es iſt dazu eine Niederlaſſung auf Neu-Holland in Auſtralien (ſ. Botany-Bai) beſtimmt.

Depoſition iſt die verwahrliche Niederlegung einer Sache bei einem Andern. Die gerichtliche Depoſition einer ſchuldigen Summe oder Sache geſchieht vom Schuldner in der Abſicht, ſich von ſeiner Verbindlichkeit zu befreien, und findet Statt, wenn der Gläubiger die Annahme der Zahlung widerrechtlich verweigert, oder wenn man an ihn nicht zahlen darf, oder wenn man ſich ein Recht, dem die wirkliche Zahlung nachtheilig ſein würde, erhalten will (wenn der Gläubiger, an den der Schuldner auch eine, aber noch nicht ausgleichbare Foderung hat, der Flucht verdächtig iſt), oder endlich, wenn dem Schuldner, indem er ein Recht gegen den Gläubiger verfolgt, eine Einrede der Schuldfoderung ge-

macht wird, welche dem Betriebe ſeiner Angelegenheit entgegenſteht. Unkörperliche Sachen können niemals deponirt werden, wohl aber unbewegliche, vermöge der Quaſideposition, indem man die unbewegliche Sache verläßt, und der Verwahrung des Richters übergiebt. Der eine Sache verwahrlich niederlegt, heißt Deponent oder Depoſitor; der, bei dem ſie niedergelegt wird, Depoſitär, der darüber gegebene Empfangſchein Depoſitenſchein, das Buch, in welches die Depoſiten eingeſchrieben werden, Depoſitenbuch.

Depoſito=Banken ſind Bank=Anſtalten, bei welchen Vorräthe edlen Metalls, in Stangen oder gemünzt, hinterlegt werden, zur ſichern Aufbewahrung und Erleichterung des Handels. Ueber die hinterlegten Summen werden entweder von der Bank Scheine ausgehändigt, welche im Verkehr als Münze umlaufen können, oder die Bank giebt dafür blos Credit auf ihre Bücher. Im letztern und zwar gewöhnlichſten Falle führt die Depoſito=Bank den Namen Giro=Bank (ſ. d. Art.). Die Münze, welche bei allen Geſchäften der Anſtalt zum Grunde gelegt wird, iſt der Regel nach eine bloß eingebildete Münze, welche Bankgeld (richtiger Bankmünze) heißt, zum Unterſchied der wirklich umlaufenden Metallmünze oder des Curantgeldes. Dieſe Bankmünze iſt auf den Weltwerth der edlen Metalle geſtützt, daher haben die Veränderungen des Münzfußes darauf gar keinen Einfluß; ſteht dieſelbe im Curs beſſer, als die umlaufende Münze, ſo beruht dies einzig darin, daß der Ausmünzungsfuß nicht mit dem Metallwerthe übereinſtimmt. Die erſte Bank=Anſtalt dieſer Art entſtand zu Venedig, dem Hauptmarktplatze von Europa, vor Entdeckung der Umfahrt um die ſüdliche Spitze Afrikas; die zweite zu Amſterdam 1609, nach dem Plane der venezianiſchen; die dritte zu Hamburg 1619, und die vierte zu Genua. Nach dieſen Muſtern errichtete auch Friedrich der Große 1765 eine ähnliche Anſtalt in Berlin, und beſtimmte für ſie eine beſondere eingebildete Münze. Ein Pfund Banko wurde zu einem Viertel Friedrichsd'or, 35 auf die Mark, zu 21 Karat 9 Gran fein beſtimmt, und 131¼ Thl. preuß. Courant ſollten 100 Pfd. Banco ausmachen. Die Depoſito=Bank muß zwar jedesmal den Preis beſtimmen, in dem ſie die Münzmetalle annimt, aber ſie muß dann den Preis ihrer eigenen Münze, d. h. des Credits, den ſie auf die hinterlegten Summen giebt, lediglich dem freien Verkehr überlaſſen; dieſer Preis wird ſich ohnehin ſtets nach dem Marktpreiſe der Münzmetalle richten. Urſprünglich war dies anders: die Curantmünze gab der Bankmünze ihren Preis, oder vielmehr Bankmünze und Curantmünze waren Eins. Die Abweichungen vom Metallwerthe in der Ausmünzung haben den gewöhnlichen höhern Werth der Bankmünzen geſchaffen; es kann jedoch auch geſchehen, daß die Curantmünze einen höhern Preis hat als die Bankmünze, welcher Fall z. B. leicht eintrit, wenn die Sicherheit der Bank gefährdet iſt. Die Vortheile, welche Depoſito=Banken einem Staate gewähren, ſind hauptſächlich folgende: 1) die in den Gewölben der Bank niedergelegten Baarſchaften ſind weder dem natürlichen Verderben durch Abnutzung, noch dem künſtlichen durch Kipper und Wipper ausgeſetzt, zugleich aber gegen Diebſtahl, Feuersgefahr und ſonſtige Zufälle mehr geſichert, als in den Wohnungen der Bürger. 2) Sie erleichtern den Verkehr, denn ſie vermindern die Fracht und alle mit dem Tauſche der Münzen und Metalle verbundenen Beſchwerden, Koſten und Gefahren. 3) Sie geben dem Handel eine beſtimmte Richtung im Waarenpreiſe, und hindern allen Betrug, ſo wie jede Uebervortheilung in der Münzberechnungen. In der Bankmünze nämlich erhält man eine feſte Weltmünze, die überall ohne Schwierigkeit zum Werth= und

Preismaßſtabe gebraucht werden kann, und die zugleich den Handel gegen die Gefahren ſichert, in welche ihn Münzveränderungen oder willkührliche Beſtimmungen des Nennpreiſes der Münzen bringen können. Ein Mark Banco z. B. bei der Hamburger Bank enthält heute noch eben ſo viel reines Silber, als vor hundert und mehrern Jahren, während welcher Zeit ſich der Münzfuß der übrigen umlaufenden Münze in den verſchiednen Ländern mehr oder weniger verſchlechtert hat, daher ſolche gegenwärtig gegen die Bankmünze Aufgeld giebt. Dieſe Feſtigkeit der Bankmünze erleichtert ausnehmend die Geſchäfte des Großhändlers, welcher ſeine Rechnung nach derſelben macht, und jede curante oder umlaufende Münze auf Bankmünze zurückführt. 4) Sie ſind das ſicherſte Mittel, ohne allen Zwang das nachtheilige Eindringen fremder, ſchlechter Münzſorten in den innern Umlauf zu verhüten, und können vielmehr dem inländiſchen Kaufmanne noch Vortheil dabei gewähren; derſelbe erhält nämlich dadurch Gelegenheit, fremde Münze in der Bank zu hinterlegen, ſich für ihren Weltwerth einſtweilen Credit zu verſchaffen, und den Zeitpunkt abzuwarten, wo er dieſe Münze wieder mit Vortheil abzuſetzen im Stande iſt; gerade dies hat dem Amſterdamer Handel beträchtlichen Gewinn verſchafft. Alle dieſe Vortheile vermag indeſſen eine Depoſito-Bank nur ſo lange zu gewähren, als ſie in ihrer Reinheit erhalten wird; ſobald, wie es leider häufig der Fall geweſen, fremdartige Geſchäfte, namentlich die Geſchäfte einer Leih-, Disconto- oder Zettelbank mit ihr verbunden werden, verwandelt ſich plötzlich ihre Natur, und jene Vortheile müſſen größtentheils von ſelbſt wegfallen.

Derflinger (Georg, Freiherr von), früher Dörfling genannt, preußiſch-brandenburgiſcher Generalfeldmarſchall, einer der erſten Helden des von Friedrich Wilhelm, dem großen Churfürſten, gegründeten preußiſchen Militärſtaats, war geboren im März 1606, nach einigen Nachrichten, in einem öſterreichiſchen Dorfe im Lande ob der Ens. Nach Pauli, war Georg Dörfling der Sohn eines proteſtantiſchen Landmanns in Böhmen. Er trieb anfangs das Schneiderhandwerk, und wollte, wegen der Unruhen in Böhmen, um ſich den Religionsbedrückungen nach der Schlacht auf dem weißen Berge zu entziehen, nach Berlin wandern. Als man ihn aber, weil er kein Geld hatte, nicht über die Elbe ſetzen wollte, warf er ſein Bündel in den Strom, und griff zum Schwert. Eine Zeitlang diente er als Gemeiner, unter dem General von Thurn; dann trat er in ſchwediſche Kriegsdienſte, wo er unter Guſtav Adolphs, hierauf unter Banners und Torſtenſohns Fahnen focht. Die Botſchaft von dem Siege bei Leipzig, (1642), zu welchem er als Oberſter an der Spitze ſeines Reiterregiments viel beigetragen hatte, überbrachte er der Königin Chriſtina, welche ihn dafür zum Generalmajor ernannte. Nach dem Frieden, als Fremder aus dem ſchwediſchen Heere entlaſſen, wandte er ſich nach Brandenburg, und trat 1654 als Generalmajor der Cavallerie in die Dienſte des Churfürſten Friedrich Wilhelm, der ſeine Talente und ſeinen Muth zu belohnen bald Gelegenheit fand. 1657 ward Dörfling geheimer Kriegsrath, 1670 Generalfeldmarſchall, 1677 Obergouverneur aller pommerſchen Feſtungen, und 1678 Statthalter von Hinterpommern und Camin. Er hatte ſich ſeit 1654 in allen Feldzügen des großen Churfürſten, gegen die Polen, Schweden und Franzoſen, durch Klugheit, Schnellblick, Thatkraft und Tapferkeit ausgezeichnet. Auch brauchte ihn der Churfürſt zu Geſandtſchaften, und Kaiſer Leopold erhob ihn 1674, auf Anſuchen ſeines Landesherrn, in den Reichsfreiherrnſtand. Von ſeinen Waffenthaten führen wir nur Einige an. Durch den Ueberfall der Schweden an der Havel

und die Wegnahme von Rathenau am 15. Jun. 1675 bahnte Derflinger dem großen Churfürſten die Bahn zu dem Siege bei Fehrbellin (ſ. d. A.), am 18. Juni, wo er den Oberbefehl unter dem Churfürſten hatte. 1678 eroberte er Stralſund. 1679 führten er und der Churfürſt die Truppen auf Schlitten über den curiſchen Haf, überfielen das ſchwediſche Heer und jagten es nach Liefland. Der tapfere Derflinger, deſſen Betragen ſtets einfach, beſcheiden und, wie ſeine Sprache, offen, nicht ſelten derb war, behielt auch als Greis noch ſeinen muntern, thätigen Geiſt, und ſein friſches, kräftiges Herz. Er ſtarb 1695, in einem Alter von 89 Jahren. Nach ſeinem Tode ward auf ihn eine Gedächtnißmünze geprägt, deren Rückſeite Mars und Hercules als ſeine Ahnen darſtellt; die Hauptſeite zeigt das wohlgetroffene Bruſtbild des Helden. Sein Geſchlecht erloſch mit ſeinem Sohne, Friedrich, Freherr von Derflinger, der als kön. preuß. Generallieutenant 1740 zu Berlin ohne Erben ſtarb. Vergl. Paulis Leben, großer Helden ꝛc. IX., Königs authent. Nachr. von dem Leben Derflingers, Stendal, 1786, und das biogr. Lex. preuß. Milit. I.

Derwiſch, Derwyſch, Dervis, (aus dem Perſiſchen, wörtlich: arm) iſt in der Türkei die Benennung gewiſſer nach Ordensregeln lebender Geiſtlichen. Sie ſind bei den Mohamedanern eben das, was bei den Chriſten die Mönche, heißen, nach ihrem Stifter Mavelava, auch Mavelaviten, ſuchen ihren Ruhm in Faſten und in der Beobachtung ſtrenger Gebräuche und gottesdienſtlicher Handlungen, und ſtehen bei dem Volke in dem Rufe großer Heiligkeit. Sie leben zum Theil in Klöſtern zuſammen, zum Theil einzeln, und aus ihnen werden in der Regel die Imans (ſ. d.) gewählt. Sie haben allenthalben, ſelbſt bei den Tafeln der Vornehmſten in der Türkei, freien Zutritt. Bei den Hindus führen dieſe Mönche den Namen Fakir.

Deſaix, ausgezeichneter franz. Feldherr, geb. 1768 auf dem Schloſſe Begou bei Riom in einer adeligen Familie, trat 1784 in das Regiment Bretagne Infanterie, als Unter-Lieutenant, und fing während des Feldzugs 1793 im Elſaß an, ſeine militäriſchen Talente zu entwickeln. Er trug hauptſächlich im December zur Eroberung der hagenauer Linien bei, in die der linke Flügel, bei welchem er ſtand, zuerſt eindrang. Nach einigen andern Vortheilen am Rheine 1794 ging er zur Nordarmee, unter Pichegrü, und diente einige Zeit bei derſelben mit fortwährender Auszeichnnng. Zur Rheinarmee zurückberufen, ward er 1796 unter Moreau angeſtellt, deſſen Siege er theilte. Moreau vertraute ihm im November den Oberbefehl des Brückenkopfs von Kehl an, der gleich lebhaft angegriffen und tapfer vertheidigt wurde. 1797 begleitete Deſaix Buonaparten nach Aegypten, hatte gleich an den erſten Siegen Antheil, und wurde hierauf zur Eroberung und zum Gouvernement von Ober-Aegypten befehligt, wo er ohne Unterlaß gegen Murat Bey zu fechten hatte, der trotz ſeiner Niederlagen nicht nachließ, ſeinen Sieger unaufhörlich zu beunruhigen. Buonaparte eilte nach Europa zurück, und vermöge des Vertrags von El-Ariſch mit den Türken und Engländern, welchen Deſaix unterzeichnet hatte, konnte auch er ſich einſchiffen und zurückkehren. Bei ſeiner Ankunft in Frankreich erfuhr er, daß Buonaparte als erſter Conſul zur Wiedereroberung Italiens abgegangen ſei; er eilte zu ihm und erhielt den Oberbefehl der Reſerve. Ein Drittheil des franzöſiſchen Heeres ſtand außer dem Gefechte, als Deſaixs Corps zu Marengo ankam (14. Juni 1800). Er bildete ſogleich die Schlachtordnung, wendete ſich zur Rechten auf San Stefano, und ſchnitt dadurch den linken öſterreichiſchen Flügel ab. In dieſem ent-

ſcheidenden Augenblick aber fiel er, von einer Kanonenkugel tödtlich getroffen. Sein Leichnam wurde nach Mailand geführt, daſelbſt einbalſamirt, und in das Hoſpital auf dem St. Bernhard, auf den höchſten bewohnten Gipfel der Welt, gebracht, wo ihm ein Denkmal errichtet iſt. (S. Bernhardsberg.) Ein anderes, ihm auf der Ebene von Marengo, da wo er gefallen war, errichtetes Denkmal wurde 1814 von den Oeſterreichern zerſtört. Deſaix vereinigte mit ſeiner Tapferkeit die ſtrengſte Rechtſchaffenheit und Uneigennützigkeit; dieſe Tugend erwarb ihm unter den Einwohnern von Cairo den Namen des gerechten Sultans.

Descartes (René), lat. Renatus Cartesius, ein in der Geſchichte der Philoſophie Epoche machender Selbſtdenker und Reformator der Philoſophie, mit welchem man oft die neuere Philoſophie anfängt, zugleich der erſte und einzige ſtreng-ſyſtematiſche Philoſoph der Franzoſen; geb. 1596 zu la Haye in Touraine, geſt. zu Stockholm 1650. Schon auf der Jeſuiterſchule zu la Fleche, wo er Philologie, Mathematik und Aſtronomie ſtudirte, zeigte ſich ſein Scharfſinn. Seine Geburt ſowohl als ſeine Neigung machten, daß er ſich unter das Militär begab. Er diente als Freiwilliger bei der Belagerung von Rochelle, und in Holland unter dem Prinzen Moriz. Während er in Holland die Waffen trug, war einſt an den Straßen von Breda eine mathematiſche Aufgabe angeſchlagen; unbekannt mit der Sprache, bat er einen Mann, der neben ihm ſtand, ihm den Anſchlag zu erklären. Dieſer Mann war der Urheber des Problems, Profeſſor Beecmann; er lächelte über den jungen Officier, und ward ſehr überraſcht, als dieſer den Morgen darauf die Aufgabe gelöſet hatte. Descartes verließ das Militär (1624), und widmete ſich ganz den Wiſſenſchaften, vorzüglich der Philoſophie und Mathematik. Nach verſchiedenen Reiſen, die er, um ſeine Kenntniſſe und Erfahrungen zu erweitern, unternahm, begab er ſich nach Holland, wo er ſeine meiſten Schriften (von 1629 — 1649) arbeitete, viele Schüler an ſich zog, und in mehrere gelehrte Streitigkeiten, beſonders mit den Theologen, verwickelt wurde. Sein Syſtem, welches ſehr berühmt ward, iſt zwar voller Seltſamkeiten, und auf keinen Fall geeignet, ihm eine Stelle unter den Philoſophen vom erſten Range zu ſichern; allein da doch durchgehends der Geiſt des Selbſtdenkens darin herrſcht, ſo hat es viel dazu beigetragen, dieſen Geiſt auch in Andern zu erwecken. Auch hat es auf Jahrhunderte dem philoſophiſchen Geiſte eine neue Richtung gegeben, und vorzüglich in Frankreich, England und Deutſchland viele Anhänger gefunden. In dieſem ſtrengdogmatiſchen Syſtem ging er vom Zweifel zur Gewißheit, die er einzig im Denken fand. Von dieſem erſt ſchloß er auf das Daſein des denkenden Weſens, nach dem Hauptſatze ſeines Syſtems: „ich denke, alſo bin ich“ (cogito, ergo sum). Dieſen neuen Rationalismus bildete er, im Gegenſatz des Empirismus der Engländer, und der ariſtoteliſch-ſcholaſtiſchen Philoſophie, welche er lebhaft beſtritt, mit vielem Scharfſinn aus, und wendete die ſtrengſyſtematiſche (mathematiſche) Methode mit vieler Schärfe auf denſelben an. Durch ihn verbreitete ſich auch unter den Neuern das Vorurtheil ſehr, als beruhe das Weſen der Philoſophie und ihre Gewißheit auf Definitionen, Beweiſen, und ihrer ſchulgerechten Anordnung. Das denkende Weſen, oder die Seele, iſt den Körpern, deren Weſen in der Ausdehnung beſteht, weſentlich entgegengeſetzt, durch ihre Einfachheit, Immaterialität, woraus auch ihre Unſterblichkeit hervorgeht, und Freiheit, welche der Seele zukommt, weil ſie ſich frei denkt. Die Seele aber denkt nicht alles deutlich, in vielem iſt ſie dem Zweifel unterworfen, und in ſo fern nur ein unvollkommenes, endliches Weſen. Dieſe eigene Unvollkommenheit führt

auf die Annahme eines vollkommenſten Weſens, zu deſſen Vollkommenheit auch das Daſein gehört. (Er bediente ſich alſo hier des ſogenannten ontologiſchen Beweiſes für das Daſein Gottes (ſ. dieſ. Art.), deſſen ſich, nur auf andere Weiſe, früher ſchon Anſelm von Canterbury bedient hatte; daher auch der carteſianiſche Beweis.) Die Idee eines abſolut-vollkommenen Weſens, welche er für eine angeborne Idee hielt, ſtellte er nun an die Spitze ſeines Syſtems, und leitete von ihr alle übrige Erkenntniß der Wahrheit ab. Gott iſt der Urheber und Erhalter des unendlichen Urweſens in der Bewegung. Seine Unterſuchungen erſtreckten ſich aber nur auf die theoretiſche Philoſophie, namentlich Logik und Metaphyſik, welche nicht genau geſchieden wurden. Für die oberſten Probleme der letztern hielt er die Subſtantialität und Cauſalität. Um die phyſiologiſche und pſychologiſche Anthropologie hat er manche Verdienſte. Noch größere erwarb er ſich um Mathematik und Phyſik. Er benutzte fremde Entdeckungen und Beobachtungen, beſtimmte ſie genauer, und wies ihnen ihre Stelle im Syſtem an. Die höhere Geometrie, auf welche er die Analyſis glücklich anwendete, die Optik, Dioptrik und Mechanik ſind von ihm außerordentlich erweitert, ihre Methode vereinfacht, und dadurch die großen Erfindungen, welche nachher Leibnitz und Newton in dieſen Wiſſenſchaften machten, vorbereitet worden, wie er denn auch ſelbſt durch ſeinen rechnenden Scharfſinn manche glückliche Entdeckungen in dieſen Fächern machte. So trug er z. B. viel zur Beſtimmung und Erläuterung des wahren Geſetzes der Strahlenbrechung bei. In der Kosmophyſik war er weniger glücklich. Hier ſtellte er die ſonderbare Hypotheſe von den himmliſchen Wirbeln (Carteſianiſche Wirbel) oder den ungeheuern Strömungen ätheriſcher, den Raum anfüllender Materie auf, von welchen er die Bewegung der Planeten herleitete. In der Aſtronomie wirkte er ſehr zur Verbreitung des Copernicaniſchen Syſtems. Seine Werke ſind mehrmals einzeln und zuſammen herausgekommen (z. B. Amſterdam, 1692. 9 Vol.). Sein Leben haben Baille und Tepelius beſchrieben. Vergl. ſeine Briefe, Buhles Geſchichte der neuern Philoſophie, B. 3. S. 1. und die Lobſchriften von Gaillard, Thomas und Mercier, nebſt Leibnitz in ſeinen Briefen über ihn. Auch hat Heidenreich über die Entwickelung des Geiſtes und über die Philoſophie von Descartes lehrreiche Betrachtungen geſchrieben, im erſten Theile ſeiner Original-Ideen ꝛc. Descartes liebte die Unabhängigkeit; dennoch ließ er ſich bereden, nach Stockholm zur Königin Chriſtina (1649) zu gehen, die ſeinen gelehrten Umgang und Unterricht wünſchte. Er fand daſelbſt ſeinen Tod (1650). Sein Körper ward 1666 nach Paris gebracht, und in der Kirche der heiligen Généviève du Mont von neuem begraben. Descartes hatte ſich nicht verheirathet; aber die Liebe kannte er. Er hatte eine Tochter Franciska, welche im fünften Jahre in ſeinen Armen ſtarb. Er war untröſtlich über dieſen Tod, und geſtand, daß er nie einen größern Schmerz empfunden habe. T.

Deſcendenten, ſ. Abſteigende Linie.

Deſcenſion, ſ. Abſteigung.

Deſerteur, Deſertion. Erſteren Namen führt der Soldat, welcher ohne Urlaub ſein Regiment verläßt, und ſein Verbrechen wird Deſertion genannt. Dieſes Verbrechen, welches immer als Eidbruch zu betrachten iſt, wird durch Umſtände (z. B. wenn der Soldat von ſeinem Poſten deſertirt, zum Feinde übergeht), vergrößert oder vermindert, und hiernach auch die Strafe. Ferner heißt Deſertion die heimliche Entweichung einer Frau von ihrem Manne, oder umgekehrt, welche die Scheidung durch einen angeſtellten Prozeß (Deſertionsprozeß) bewirken

kann. In der Rechtsſprache wird oft auch die Verſäumniß Deſertion genannt, z. B. Deſertion des Beweiſes.

Deſeze (Raymond), der berühmte Vertheidiger Ludwigs XVI. vor den Schranken des Nationalconvents, ſtammt aus einer alten Familie ab, und iſt der Sohn eines berühmten Parlementsadvocaten in Bordeaux, in welcher Stadt er auch 1750 geboren worden. Früh ſchon widmete er ſich mit Neigung der Advocatur, und entwickelte dabei ungewöhnliche Talente. Durch die Vertheidigung der Marquiſe d'Anglure ward er dem Miniſter de Vergennes bekannt, und durch dieſen nach Paris gezogen. Sein Ruhm war ſchon gegründet, als ihm das ſchwere Geſchäft übertragen wurde, Ludwig XVI. zu vertheidigen, nachdem die beiden andern Vertheidiger des Königs, Malesherbes und Tronchet, die Unmöglichkeit voraus ſahen, es allein zu beendigen. Für die Verfertigung der eigentlichen Schutzſchrift blieben ihm nur vier volle Nächte; die Tage verſtrichen unter den Unterſuchungen der Actenſtücke und den nöthigen Unterredungen mit ſeinen Collegen. Deſeze lieferte aber deſſen ungeachtet in ſeiner Vertheidigungsſchrift ein Meiſterſtück, welchem nur der Vorwurf zu machen iſt, daß er darin zu ſehr als bloßer Advocat ſpricht, und ſich nicht zu dem höhern Standpunkte des Staatsmanns erhebt. Daß der Erfolg ſeinen Bemühungen nicht entſprechen würde, war übrigens vorauszuſehen. Er überlebte die Schreckensregierung. Nach der Zurückkehr der Bourbons ward er mit Ehrenbezeugungen überhäuft, zum erſten Präſidenten des Caſſationshofes und zum Großſchatzmeiſter der königl. Orden ernannt. 1815 folgte er dem Hofe nach Gent, und wurde nach ſeiner Zurückkunft Pair von Frankreich und, an Ducis Stelle, Mitglied der Akademie.

Desfontaines (Pierre François Guyot, Abbé), geb. zu Rouen 1685, geſt. zu Paris 1745, einer von denjenigen Literatoren Frankreichs, die bei uns mehr durch ihre Streitigkeiten mit Voltaire, und durch die groben Schmähſchriften dieſes Helden der franzöſiſchen Literatur des 18. Jahrh., als durch ihre eigenen Geiſteserzeugniſſe bekannt geworden ſind. Wenn indeß Voltaire durch die Ueberlegenheit ſeines Witzes die Lacher auf ſeine Seite zu ziehen wußte, ſo ſind die unparteiiſchen Beurtheiler doch längſt darüber eins, daß das Recht keinesweges ſo ganz auf ſeiner Seite war, und daß die Kritiken des Abbé Desfontaines zwar ſtrenge, aber nicht ungerecht zu nennen ſind. Eine der Schriften des Abbé, welche beſonders das Unglück hatte, die Galle des verwöhnten und reizbaren Dichters in Bewegung zu ſetzen, war das bekannte Dictionnaire néologique, wovon 1750 (Amſterdam und Leipzig) die 6. Auflage erſchien; ein Werk, welches beſtimmt war, die Reinheit der franzöſiſchen Sprache in der Art, wie die großen Männer des 17. Jahrh. ſie ausgebildet hatten, zu bewahren und zu vertheidigen, und in dieſem Betracht unſtreitig viel Gutes gewirkt hat.

Deshoulières (Antoinette), geborne Du Ligier de Lagarde, lebte zu Paris von 1638 bis 1694. Mit einer einnehmenden Geſtalt verband ſie ein vorzügliches Talent zu leichten, gefälligen Gedichten, das ſie unter Leitung des Dichters Hainault ausbildete. Sie verſtand lateiniſch, italieniſch und ſpaniſch, und beſchäftigte ſich in den ſpätern Jahren ihres Lebens, wo ſie viele anhaltende Krankheiten erdulden mußte, mit der Philoſophie. Voltaire urtheilte, daß ſie unter allen franzöſiſchen Dichterinnen die meiſte Aufmerkſamkeit verdiene. Verſchiedene gelehrte Geſellſchaften nahmen ſie zu ihrem Mitgliede auf, ſo wie ihre einnehmenden Sitten und ihr munterer Witz, der nur ſelten einer ſüßen Schwermuth wich, ſie zur Zierde der beſten damaligen Geſellſchaften machten. Aus

einer uns unbekannten Urſache wurde ſie im Februar 1657 zu Brüſſel von den Spaniern in Verhaft genommen, allein von ihrem Gatten, einem Officier, glücklich befreit. Ihre Werke ſind nebſt denen ihrer Tochter, Antoinette Thereſe, die 1718 ſtarb, und ſich gleichfalls, jedoch mit minderm Glück, mit der Poeſie beſchäftigte, am vollſtändigſten zu Paris 1753 in zwei Bänden in 12., und zu Brüſſel 1740 in zwei Bänden 8. unter dem Titel: Oeuvres de Madame et de Mademoiselle Deshoulières, erſchienen. Sie enthalten 1. Idyllen, die noch immer zu den beſſern der Franzoſen gehören. Die ſchönſte derſelben, les Moutons, iſt indeß beinahe Wort für Wort aus einem Gedichte des 1580 verſtorbenen Antoine de Cotel oder Coutel genommen, und ihr gehört dabei faſt nur das Verdienſt, alte Wendungen und Ausdrücke verwiſcht zu haben. 2. Oden, ſämmtlich höchſt mittelmäßig. 3. Ein Trauerſpiel, Genſerich. Auch zu dieſer Dichtungsart hatte unſere Dichterin kein Talent, und man rieth ihr, unter Anwendung einer bekannten franzöſiſchen Redensart, zu ihren Moutons zurückzukehren. 4. Einige poetiſche Briefe. 5. Madrigale, Epigrammen und kleinere Gedichte, von denen einige manche treffliche und feine Bemerkungen enthalten, die wegen ihrer Wahrheit zu Sprüchwörtern geworden ſind. Z. B.

On commence par être dupe,
On finit par être fripon,
und Nul n'est content de sa fortune,
Nul mécontent de son esprit.

Wir können bei dieſer Gelegenheit nicht unbemerkt laſſen, daß König Friedrich II. eine wenig bekannte Auswahl von ihren und Chaulieus Gedichten hat drucken laſſen. Sie führt den Titel: Choix des meilleures pièces de Madame Deshoulières et de l'Abbé de Chaulieu, Berlin bei G. J. Decker, 1777.

Desmologie, die Bänder- und Flechſenlehre, ein Theil der **Anatomie** (ſ. d. Art.).

Desmoulins (L. Camille), einer der Erſten, welche ſich in den noch ſchönen Tagen der franz. Revolution durch ihren Feuereifer bemerkbar machten, war 1762 geboren. Er ward mit Robespierre und mehreren andern jungen Leuten, die nachher in der Revolution auftraten, erzogen. Sein Aeußeres war unedel, ſeine Geſichtsfarbe ſchwarz, ſein Blick abſtoßend. Vom Anfange der Revolution verband er ſich mit ſeinem ehemaligen Freunde Robespierre. Die nächtlichen Zuſammenkünfte, die er damals zu Mouſſeaux mit dem Herzog von Orleans hatte, laſſen ſchließen, daß er Anfangs nur der Geſchäftsträger dieſes Prinzen war. Er wählte das Palais Royal zum gewöhnlichen Schauplatze ſeines Bürgerapoſtolats. Man ſah ihn daſelbſt unaufhörlich von einer Menge Redner umringt, die mit ihm die Einnahme der Baſtille vorbereiteten. Nach dieſem erſten Triumphe ließ er ſich ferner angelegen ſein, den Volksgeiſt zu erhitzen, bald durch ſeine Rede, bald durch ſeine Schriften, und nannte ſich den Generalprocurator der Laterne. In der Folge war er einer der Begründer des Clubbs der Cordeliers, verband ſich ſeitdem aufs innigſte mit Danton und blieb ihm unveränderlich zugethan. Nach Ludwigs XVI. Flucht nach Varennes war er einer der Anſtifter der Verſammlung des Marsfeldes. Bei dem Aufſtande vom 20. Juni 1792, wo der Sturz der Monarchie eingeleitet wurde, und am 10. Auguſt that er ſich beſonders hervor. Um dieſe Zeit ward er Secretär des Juſtizminiſters Danton, und bereitete mit ihm die Septemberſcenen vor. Als Deputirter von Paris bei dem Nationalconvent

vertheidigte er am 16. Dec. den Herzog von Orleans; den 16. Jan. 1793 ſtimmte er für Ludwigs XVI. Tod. Seine Anhänglichkeit an Danton ward die Urſache ſeines Verderbens. Robespierre, an der Spitze des Regierungsausſchuſſes, näherte ſich mit großen Schritten der Tyrannei; Danton, unterſtützt von den Anführern der Cordeliers, wollte ſich dieſem Ausſchuſſe entgegenſtellen, und Camille erhielt den Auftrag, den Angriff in ſeinem Journale, der alte Cordelier, anzufangen. Er erklärte ſich darin gegen das Schreckensſyſtem, und wagte ſogar das Wort Milde (clémence). Mit dieſem Worte war ſein Tod unterſchrieben. St. Juſt, den Camille ebenfalls in ſeinem Journale beſpöttelt hatte, bewirkte, daß dieſer in der Nacht vom 31. Mai 1794 nebſt denen, welche man ſeine Mitſchuldigen nannte, eingezogen wurde. Den 4. Juni ward er vor das Revolutionstribunal gebracht, und zum Tode verurtheilt: „weil er das Revolutionsſyſtem beſchimpft habe, und die Monarchie wieder herzuſtellen Willens geweſen ſei.“ Den 5. ward er, nicht ohne Mühe, zum Richtplatze geführt; er ſträubte ſich aus allen Kräften, den Karren zu beſteigen. Seine Gattin, die er anbetete und von der er zärtlich geliebt ward, eine ſchöne, muthige, geiſtreiche Frau, verlangte ſein Schickſal zu theilen. Robespierre ließ ſie zehn Tage nach ihm aufs Blutgerüſt bringen. Sie zeigte während ihres Prozeſſes eine bewundernswürdige Ruhe, und ſtarb mit viel mehr Standhaftigkeit als ihr Mann.

Despotismus, nach dem jetzigen Sprachgebrauch, diejenige Regierungsweiſe, vermöge deren ein Einzelner ſeine Willkühr den Andern als höchſtes Geſetz aufſtellt. Man verſteht darunter, im engern Sinne, jene Art der Alleinherrſchaft, welche die von der Natur geſetzten Grenzen der Staatsgewalt überſchreitet. Der gerechte Regent geſteht ein, daß er für den Staat, nicht dieſer für ihn da iſt; der Despot hingegen bedient ſich deſſelben als bloßen Mittels zur Erreichung ſeiner willkührlichen Zwecke. Urſprünglich bedeutete dieſes Wort, im Griechiſchen, nichts weiter als Herr, im Gegenſatz von Diener; ſpäterhin ward es ein Ehrentitel, den die griechiſchen Kaiſer ihren Söhnen und Schwiegerſöhnen beilegten, wenn ſie ihnen die Verwaltung einer Provinz übertrugen. Alexis III., mit dem Zunamen Angelus, ſoll dieſe Würde zu Ende des 12. Jahrh. zuerſt eingeführt, und ihr den erſten Rang nach dem Kaiſer beigelegt haben. So gab es einen Despoten von Morea, von Servien ꝛc. Der noch jetzt gebräuchliche türkiſche Titel der Fürſten von der Moldau und Wallachei (Hospodar) iſt ein Ueberbleibſel davon.

Deſſalines, ſ. Hayti.

Deſſau (Anhalt-), eins von den drei noch beſtehenden anhaltiſchen Fürſtenthümern, welches bei der letzten Theilung im J. 1603 an Johann Georg kam (ſ. Anhalt). Es enthält, den 1793 geerbten Antheil der zerbſter Lande mitgerechnet, 17 Q. M. mit 54,000 Einwohnern. Die Abgaben ſchätzt man auf 510,000 Gulden. Außerdem beſitzt der Herzog noch einige Marktflecken, Dörfer und Landgüter unter preußiſcher Hoheit, deren Betrag man auf 200,000 Gulden anſchlägt. Das Militär beträgt 800 Mann. Seit 1807 führen die Fürſten den Herzogstitel. Der jetzige Herzog iſt Leopold Friedrich, geb. den 1. Oct. 1794, welcher 1817 ſeinem Großvater, Leopold Friedrich Franz, folgte. Ueber das Leben und die Verdienſte dieſes letztgenannten preiswürdigen Regenten ſ. d. Art. Franz. (Leopold Friedrich.) Die Reſidenzſtadt Deſſau, an der Mulde, hat 9400 Einw. und ſchöne Kunſtanlagen.

Deſſert, Nachtiſch, die zum Schluſſe eines Mahls gegebenen Confituren, Früchte ꝛc. Die italieniſche Küche hat darin den Vorrang in ältern Zeiten behauptet; das zeigt das wunderſame Deſſert auf der

Hochzeittafel zu Canaan, in dem bekannten Gemälde von Paul Veroneſe. Ein nicht weniger berühmtes Deſſert zierte die königl. Hochzeittafel Ludwigs XV. bei der Vermählung mit der Maria Lescinska 1725, und noch jetzt hat man in Paris weiter als irgendwo auf künſtliche Deſſerts geſonnen, und die ältern Künſtler, Desfreyes und Delorme, ſind durch den Datfoy völlig verdunkelt. Seine Deſſertaufſätze ſtellen die ſchönſten Muſter der Baukunſt und Bilderei dar, enthalten die gedachteſten mythologiſchen und hiſtoriſchen Gruppen, und beſonders rühmt man die zierlichen und niedlichen Tafelfeuerwerke, welche er dabei anzubringen weiß. In einem Nu verwandelt ſich der Aufſatz in ein Miniaturfeuerwerk, ambroſiſche Flammen und Funken in allen Farben bedecken die Tafel, und gleichwohl wird ſelbſt der feinſte Stoff durch den ergoſſenen Feuerregen nicht im mindeſten verletzt. Doch auch die Leckerei darf bei dieſen Deſſerts nicht zu kurz kommen; die feinſten Früchte aller Zonen, die ausgeſuchteſten Bäckereien, Compots und Gelées verſchmelzen ihre Reize in Form und Weſen, um dem übervoll gekitzelten Gaumen noch ein Intereſſe abzugewinnen. Bei deutſchen und engliſchen Gaſtereien, beſonders bei letztern, pflegt ſich das Deſſert in die Trinktafel zu verlieren, und wird gewöhnlich erſt durch den Kaffee auf der Serviette verdrängt. A.

Deſtilliren, Deſtillation iſt ein chemiſches Verfahren, bei welchem man durch einen gewiſſen Grad der Wärme die flüchtigen Beſtandtheile der Körper in verſchloſſenen Gefäßen in Dämpfe verwandelt, die aufſteigen, ſich vereinigen und in vorgelegten kalten Gefäßen wieder verdichtet zum Vorſchein kommen. Man ſcheidet durch die Deſtillation nicht nur gewiſſe Subſtanzen von einander, ſondern vereinigt auch manche dadurch. Die Deſtillationen werden in naſſe und trockene eingetheilt. Jene geſchehen bei Körpern, die ſchon an ſich flüſſig ſind; dieſe bei trockenen, deren Dämpfe erſt durchs Abkühlen eine tropfbare Flüſſigkeit geben. Die Geräthſchaften, die zu Deſtillationen erfodert werden (Deſtillirapparat), wozu auch der Deſtillirofen gehört (ſ. Buſch Handbuch der Erfindungen), heißen überhaupt Brennzeug. Sie ſind von verſchiedener Art. Greifen die zu behandelnden Subſtanzen die Metalle nicht an, und erfodern ſie nur die Hitze des ſiedenden Waſſers, ſo kann man die Gefäße aus Kupfer machen; dahin gehört die gemeine Branntweinblaſe. Bei Subſtanzen, welche die Metalle angreifen, muß man ſich gläſerner Gefäße bedienen, dergleichen die Retorten (ſ. d. Art.) ſind. Da die Feuerbeſtändigkeit und Flüchtigkeit der zuſammengeſetzten Körper ſehr verſchieden iſt, ſo muß auch das Verfahren bei der Deſtillation ſehr verſchieden ſein. Wenn die flüchtigen Beſtandtheile der Körper, welche bei der Deſtillation aufſteigen, ſich oben in Flüſſigkeiten ſammeln, ſo nennt man dieſe Operation im engern Sinne Deſtillation; können ſie dieſes aber nicht, d. i. ſind ſie ihrer Natur nach nur fähig, ſich in feſten Theilen zu ſammeln, in welcher Geſtalt man ſie Blumen nennt, ſo heißt dies Sublimation, obgleich beides auf einerlei Grundſätzen beruht. Bei den flüchtigen, gasartigen Subſtanzen bleiben die flüchtigen Theile in ihrem dampfartigen Zuſtande, ohne ſich, weder in eine Flüſſigkeit noch in feſte Theile zu ſammeln. Wenn die flüchtigen Theile rein aufſteigen, und alſo keine feuerbeſtändigen Theile mit ſich fortführen ſollen; ſo muß man die Deſtillation ſo regieren, daß erſtere nur den Grad von Wärme erleiden, welcher zu ihrer Abſonderung und Trennung von letztern nöthig iſt. Dieſe Vorſicht muß beſonders dann angewandt werden, wenn bei dem Grade der Flüchtigkeit der Beſtandtheile eines Körpers, der durch die Deſtillation zerſetzt werden ſoll, kein großer Un-

terſchied Statt findet. Ein ſehr deutliches Beiſpiel hiervon geben alle feſte ölige Stoffe, wenn man die Säure und das Oel, woraus ſie beſtehen, von einander ſcheiden will. Da dieſe Beſtandtheile faſt denſelben Grad der Flüchtigkeit beſitzen, ſo kann es nicht fehlen, daß ſie zugleich, und ohne ſich von einander getrennt zu haben, in die Höhe ſteigen, ſo daß mithin der zuſammengeſetzte Körper, ohne zerſetzt zu ſein, übergeht. Bei dem Deſtilliren hat man außerdem viel Vorſicht nöthig, da gläſerne und irdene Gefäße leicht zerſpringen, wenn ſie zu ſchnell und zu ſtark erhitzt werden, und beſonders, wenn die Dämpfe zu geſchwind und in zu großer Menge aufſteigen, als daß ſie von ihrer Verdichtung in den Vorlagen zurückgehalten werden könnten. Um das Zerſpringen zu verhüten, bringt man in den Vorlagen eine kleine Oeffnung an, durch welche man im Nothfall die allzugroße Menge Dampf ausſtrömen laſſen kann.

Destouches (Philippe Néricault), einer der erſten Luſtſpieldichter der Franzoſen, geb. zu Tours 1680, ward in Paris erzogen, war Anfangs Freiwilliger bei einem Infanterieregimente, verließ aber dieſen Dienſt und wandte ſich an den Marquis von Puiſieux, den Geſandten in der Schweiz, deſſen Liebe er ſich erwarb. In der Schweiz entwickelte er ſein Talent für das Theater, und ſchrieb mehrere Schauſpiele, die großen Beifall erhielten. Dieſer, und ſeine Kenntniſſe und Geſchicklichkeit in der Diplomatik, erwarben ihm die Gunſt des Regenten, der ihn 1717 mit dem Abbé Dubois nach England ſandte, um dieſen bei ſeinen Geſchäften zu unterſtützen. Als Dubois nach Frankreich zurückgekehrt war, blieb Destouches in London, wo er ſich verheirathete. Er entledigte ſich ſeiner Geſchäfte auf eine ſo ausgezeichnete Art, daß der Regent ihm Beweiſe ſeiner Zufriedenheit zu geben verſprach, über die Frankreich erſtaunen würde; aber da dieſer Fürſt ſtarb, verlor er mit ſeinem Beſchützer ſeine Hoffnungen und ſeine Belohnung. Er zog ſich auf ſein Landgut Fort-Oiſeau bei Melun zurück, und ſuchte durch Landbau, Studium der Philoſophie und Umgang mit den Muſen den Eigenſinn des Schickſals zu vergeſſen. Der Cardinal Fleury wollte ihn als Geſandten nach Petersburg ſenden, allein er ſchlug dieſen Antrag aus. Er ſtarb 1754 und hinterließ einen Sohn, der die Herausgabe ſeiner Werke auf Befehl Ludwigs XV. beſorgte. Nach Moliere und Regnard gilt Destouches für den beſten Luſtſpieldichter der Franzoſen, und ſeine Luſtſpiele: le Glorieux, und le Philosophe marié, werden als Hauptwerke der franzöſiſchen Bühne betrachtet. Er ordnete fälſchlich die komiſche Wirkung der moraliſchen unter, und daher gehören ſeine Stücke mehr zu der Zwittergattung der Schauſpiele, welche das ſogenannte weinerliche Luſtſpiel vorbereiteten. Sein größtes Talent zeigte ſich in der feinſten Charakterzeichnung, in einer leichten Erfindung, angenehmen Witz, Eleganz, Lebhaftigkeit und Anſtändigkeit des Dialogs. Seine zahlreichen Epigramme ſind ſchwach.

Detachement, eine von dem Hauptcorps abgeſendete Truppenabtheilung, die, wenn ſie vielleicht einige tauſend Mann beträgt, auch detachirtes Corps genannt wird. Detachirte Werke ſind unter den Außenwerken einer Feſtung diejenigen, welche in der Entfernung von 200 und mehr Schritten jenſeits des Glacis vorgerückt liegen, und zur Feſthaltung einer dominirenden Höhe, oder eines andern wichtigen Punkts dienen. Sie haben die Form der Baſtions, Redouten, Flaſchen u. ſ. w. Jetzt braucht man auch zu ihnen häufig die Montalembert'ſchen, d. h. bombenfeſte, mit mehreren Geſchützreihen beſetzte, Thürme. (ſ. Außenwerke.)

Detail nennt man die einzelnen Theile eines größern Ganzen, die kleinen und genauern Umſtände einer Sache. Daher: ins Detail gehen, detailliren, auch kleinere Umſtände erörtern. Dem Detail wird in der Kaufmannsſprache der Handel en gros entgegengeſetzt. Daher ein Detailhändler, Detailleur (Kleinhändler, auch Ausſchnitthändler). In der Kunſt, einzelne Partien und Theile eines Ganzen. Ein Künſtler bildet z. B. eine Hand. Er kann das, indem er die bloße Form derſelben angiebt, er kann aber auch nachher die Gelenke, Nägel, Grübchen, Falten, Haare, Poren, Adern, Flechſen im Einzelnen beſtimmter ausführen. Hier iſts ein wichtiger Punkt, zu unterſuchen, wie weit man in dieſer Ausführung gehen dürfe, ohne die Darſtellung des Ganzen zu beeinträchtigen. Diejenigen, welche von dem Begriff der Kunſtwahrheit ausgehen, glauben hierin nicht zu weit gehen zu können, und Denner (ſ. d.) übertrifft darin vielleicht alle Andern. Von der andern Seite iſt es den Unduliſten (von unda, undulatus, Welle, wellenförmig; Maler ꝛc. die den Hogartſchen Grundſatz: daß alle Schönheit auf wellenförmigen Linien beruhe, zu Entſchuldigung ihres Mangels an Correctheit der Zeichnung und an genügender Ausführung ihrer Werke gebrauchen) angenehm zu hören, die alten Bildner hätten das Detail vernachläſſigt. Bisweilen mag das der Fall geweſen ſein, er iſt es aber nicht immer. Man findet öfters das Detail bei ihnen mit mehr Fleiß, aber auch mit mehr Geſchmack und Kunſt ausgedrückt, als in irgend einem Werke der neueren Plaſtik. Im Allgemeinen kann man ſagen, der Künſtler ſolle darnach ſtreben, die Wahrheit als ſchönen Schein darzuſtellen, und dazu iſt ihm nichts behülflicher, als die Gegenſtände ſo zu bilden, wie ſie aus mäßiger Entfernung ſich als Ganzes darſtellen. Wie in den bildenden Künſten, ſo in der Poeſie. Wer das Detail ganz vernachläſſigt, wird leicht in den Fehler der Trockenheit und Kälte verfallen; wer aber allzuſehr ins Detail geht, und überall dieſes recht gefliſſentlich ausmalt, verliert ſich ins Breite, und wird ſchwerlich einen rechten Geſammteindruck hervorbringen, weil das Enſemble fehlt, welches man dem Detail entgegenſetzt. S. Enſemble.

Determinismus, in der Metaphyſik und Moral diejenige Anſicht, nach welcher alles, was geſchieht, mithin auch jede menſchliche Handlung, durch die äußere Nothwendigkeit des Cauſalzuſammenhangs aller Dinge vollkommen beſtimmt iſt. Wer dieſer die Freiheit aufhebenden Beſtimmungslehre huldigt, heiß Determiniſt.

Detmold, ſ. Lippe.

Deukalion, Vater des Hellen und Stammvater der Hellenen, Sohn des Prometheus und der Pandora, führte aus Aſien eine Colonie nach Griechenland, und ließ ſich zu Lykorea auf dem Gebirge Parnaß nieder, von wo er in der Folge einen Einfall in Theſſalien machte, und die Pelasger vertrieb. Hier war es, wo er die berühmte Ueberſchwemmung (Deukalioniſche Fluth im 16. Jahrh. v. Chr.) erlitt, welche durch den Fluß Peneus entſtand, und welche die Fabel alſo erzählt: Als Jupiter das menſchliche Geſchlecht, wegen ſeiner Verderbtheit, durch Waſſer zu vertilgen beſchloſſen hatte, und der Regen die fürchterlichſten Ueberſchwemmungen verurſachte, rettete ſich Deukalion mit ſeiner Gemahlin Pyrrha auf den Gipfel des Parnaſſus. Nach Abfluß des Waſſers fragten ſie das Orakel der Themis, wie ſie die Erde wieder bevölkern ſollten. Dies gab zur Antwort: ſie ſollten die Gebeine ihrer Mutter hinter ſich werfen. Dieſen dunkeln Ausſpruch deuteten ſie alſo, daß ihre Mutter, die Erde, deren Gebeine aber die Steine ſeien. Sie thaten demnach, wie das Orakel befohlen, und aus den von Deukalion geworfe-

nen Steinen wurden Männer, aus denen von Pyrrha geworfenen aber Weiber. Uebrigens werden mehrere Umſtände von den alten Schriftſtellern über die Ueberſchwemmung erzählt, die mit denjenigen, welche die heiligen Bücher von Noah anführen, viel Aehnlichkeit haben. (S. Sündfluth.)

Deutſche Baukunſt, ſ. Baukunſt (Geſchichte der).

Deutſcher Bund, ſ. d. folg. Art., Deutſchland, u. Deutſches Reich.

Deutſche Bundesverſammlung, deutſcher Bundestag. Nach Art. 9. der B.A. (ſ. Deutſchland) ſollte der deutſche Bundestag ſchon den 1. Sept. 1815 zu Frankfurt am Main eröffnet werden, allein der Krieg mit Napoleon und die Ausgleichung der verſchiedenen Landesanſprüche waren Urſache, daß die in Frankfurt am M. verſammelten Bundesgeſandten erſt im Oct. 1816 die zur Vorbereitung des Bundestages nothwendigen Berathungen beginnen konnten. Den 4. Nov. wurde die ſiebente und letzte gehalten, in welcher man ſich vorläufig über die Bundestagsordnung und über die Verhältniſſe des Bundestages zu der freien Stadt Frankfurt vereinigte. Hierauf ward den 5. Nov. d. J., in der Wohnung der kaiſ. öſterreich. Präſidialgeſandtſchaft, im Tariſchen Paläſte, der Bundestag eröffnet. Die Rede des den Vorſitz führenden öſterreich. Geſandten, Grafen Buol-Schauenſtein, ſo wie die des niederländ. Geſandten, des als Schriftſteller rühmlich bekannten Freiherrn von Gagern u. a. m., entſprachen den Anſichten und Erwartungen der Nation. Unſer Volk hat jetzt einen jener großen Augenblicke erlebt, wo, nach Schillers Wort, eine Frage frei ſteht an das Schickſal. Noch hat bis jetzt von der Bundesverſammlung des Wichtigen mehr vorbereitet als ausgeführt werden können; wir können daher hier nur den Standpunkt des Bundestages in der Geſchichte des europäiſchen Staatenlebens, und die Aufgabe ſeines Strebens hiſtoriſch andeuten. Die Deutſchen fühlen ſich wieder, nach zweihundertjähriger Zerreißung, als eine Nation, und beginnen ein neues politiſches Geſammtleben. Der Bundestag muß die Seele des Gefühls, der Lichtpunkt der Nationalhoffnungen und das Herz des neuerweckten deutſchen Volksgemüths ſein. Seine Aufgabe iſt unendlich groß. Er ſoll die verſchiedenen Staaten, welche den deutſchen Bund bilden, zu Einem politiſchen Ganzen vereinigen, auf daß der deutſche Reichsbund in der Mitte von Europa die Würde eines Centralſtaats und einer, jedem Eroberer oder nach Uebergewicht ſtrebenden Herrſcher ſtets furchtbaren, Friedensmacht behaupte. Dieſe äußere Haltung kann nur aus ſeiner innern Kraft hervorgehen; letztere beruht aber einzig auf der Einheit zwiſchen Regierung und Volk, ſowohl in den einzelnen deutſchen Staaten, als in ihrem Geſammtleben auf dem Bundestage. Die Bundesacte hat die Mittel, zu dieſer National-Einheit zu gelangen, vorgezeichnet, und der erſte Vortrag der Präſidialgeſandtſchaft hat die Wirkſamkeit des deutſchen Staatenbundes nach ihren zwei Hauptrichtungen ſo beſtimmt: die eine ſei Gleichheit der im deutſchen Bunde verbrüderten deutſchen Fürſten und freien Städte; die andre ſei Befeſtigung eines, ſämmtliche ſouveräne Staaten wohlthätig umfaſſenden, Nationalbandes. Daß die meiſten Bundesgeſandten in gleichem Geiſte denken, beweiſen ihre urkundlichen Erklärungen. So ſprach der öſterreichiſche am 5. Nov. ganz im Sinne des deutſchen Volks: „ließen ſich Nationen ſo wie Staaten erlöſchen, auch dieſes wäre der Deutſchen Verhängniß geweſen!" — „Das politiſche Band unſeres Volks konnte aufgelöſt werden; allein die Nationalehre wurde gerettet durch die in der Zeit unſerer politiſchen Erniedrigung ſo hoch geſtiegene geiſtige Cultur

der Deutſchen." Dieſe Nationalehre brachte jene Eintracht hervor, welche allein den Sieg erkämpfte, der endlich die vieljährige Schmach von uns nahm, und das Nationalband von Neuem knüpfte, welches uns frei gemacht und die Schatten ſo vieler Krieger verſöhnt hat, die für die Befreiung Deutſchlands und Europas gefallen waren. So erſcheine das Vaterland der Deutſchen wieder als „ein Ganzes, als eine politiſche Einheit; wieder als Macht in der Reihe der Völker!" Doch ſoll die Einheit nicht jede Mannichfaltigkeit der politiſchen und bürgerlichen Formen aufheben, durch welche Deutſchland von jeher vor andern Ländern ausgezeichnet, in ſeiner geiſtigen Ausbildung ſo weit fortgeſchritten iſt; vielmehr macht der den Deutſchen eigene Culturzuſtand jene Mannichfaltigkeit nothwendig, auf der zuletzt das vielfach kräftige Leben der Nation mit beruht. In dieſem Sinne erklärte der Präſidialgeſandte: „Das Glück der Deutſchen ſoll allein der Richtpunkt für die gewiſſenhafte Treue ſein, mit welcher der Kaiſer von Oeſterreich ſeinen Verpflichtungen beim deutſchen Bundestage nachkommen wird. Er hat nicht im Auge, weder irgend eine Ländervergrößerung auf deutſchem Gebiet, noch irgend eine willkührliche Ausdehnung ſeines Anſehns im deutſchen Bundesrathe; denn er ſieht ſich nur als ein Mitglied deſſelben an, auf dem Fuße einer vollkommenen Gleichheit mit den übrigen." Das Vertrauen Aller auf gegenſeitige Redlichkeit aber bezeugte der Freiherr von Gagern. „Der deutſche Bund, ſagte er, Montesquieus Einwürfen gegen ſolche Staatenbündniſſe begegnend, hat kein Macedonien zu fürchten, wie im Alterthum der griechiſche. Denn zum Unterſchiede von Griechenland ſteht Deutſchland unter der Garantie des civiliſirten Europa, ſo wie das civiliſirte Europa und Ordnung und Recht unter der unſrigen ſtehn." Wohin aber die innere Ausbildung des deutſchen Bundes ſtreben müſſe, deutete er mit den gewichtigen Worten an: „Die deutſche Nation erwartet von dem deutſchen Nationalbunde: Schutz von oben, Kraft nach Außen und Gerechtigkeit im Innern." Zugleich gedachte der edle Wortführer unſerer Nation dankbar des Andreas Hofer, „deſſen und der Seinigen Beginnen auf unſer politiſches Wiedererwachen, auf die lebendiger werdenden Gefühle für National-Unabhängigkeit ſo bedeutenden Einfluß gehabt hat." Als nun in ſolchem Geiſte ſämmtliche Geſandte, am Tage der Eröffnung des Bundestages, erklärt hatten, dem Geſammtwohle der deutſchen Bundesſtaaten und dem Wohl und der Größe der deutſchen Nation das ernſtlichſte vereinte Bemühen zu widmen, ſo erfolgte die Auswechſelung der Ratificationsurkunden der Bundesacte und der Vollmachten der Bundesgeſandten. Seitdem wurden, der am 30. Oct. beſchloſſenen einſtweiligen Anordnung des Geſchäftsganges gemäß, die Sitzungen, gewöhnlich Montags und Donnerstags von 10 bis 1 Uhr, im Tariſchen Palaſte gehalten. Häufen ſich die Geſchäfte, ſo ſagt der Präſident außerordentliche Sitzungen an, doch nennt ſein Umſchreiben nur dann den Gegenſtand der Berathſchlagungen, wenn ein Beſchluß gefaßt werden ſoll, zu welchem die Bundesacte Einmüthigkeit verlangt. Die Sitzungen ſind entweder ordentliche, oder vertrauliche. Letztere beabſichtigen vorläufige Erklärungen und gegenſeitige Mittheilungen, ohne daß ſie urkundlich niedergeſchrieben werden, noch amtliche Gültigkeit oder Einfluß auf das Abſtimmen in den ordentlichen Sitzungen haben. Die Beſchaffenheit der Gegenſtände entſcheidet, ob ſie in der Verſammlung der 17, oder in der allgemeinen Verſammlung berathen werden ſollen. Die drei Hauptpunkte bei jeder Verhandlung: der Antrag, die Erörterung und die endliche Abſtimmung, werden in drei Sitzungen vertheilt, wozu den Umſtänden nach eine vierte, zur Schlußziehung, kommt. Anträge von

Außen: „An die hohe deutſche Bundesverſammlung," die nach dem Vorſchlage eines Geſandten der freien Städte nur in deutſcher Sprache angenommen werden, kommen innerhalb 3 Wochen nach ihrer Eingabe zur Berathung. Für die Inſtructionseinholung wird in der Regel ein Zeitraum von 6 — 8 Wochen beſtimmt. Die Beſchlüſſe auf Eingaben von Außen werden von der Präſidialkanzlei ausgefertigt. In der dritten Sitzung, am 14. Nov., wurde auf den Antrag des Freiherrn von Gagern die Publicität der Verhandlungen der Bundesverſammlung durch den Druck, als Regel angenommen, ſo daß jedesmal beſonders beſtimmt werden muß, was ſich dazu nicht eignet. Zu einem gültigen Beſchluſſe in Dingen, welche die practiſche Wirkſamkeit des Bundes für die Rechte des Volks betreffen, iſt in der Regel eine Mehrheit von 9 Stimmen in der Verſammlung der 17, und in der vollen Verſamlung von 69 Stimmen, eine Mehrheit von wenigſtens 46 erforderlich. Der Rang der 17 iſt Art. 4., der Rang in pleno iſt Art. 6. der Bundesacte beſtimmt. Einſtimmigkeit wird in beiden Verſammlungen zu ſolchen Beſchlüſſen erfodert, welche die Verfaſſung des Bundestages, die Rechte der Mitglieder oder Religionsſachen betreffen. Bisher beſtand der Bundestag aus 20 Geſandten, welche die 38 ſtimmenführenden Repräſentanten der Geſammtangelegenheiten Deutſchlands ſind. Jene 20 Staatsmänner legten 69 Stimmen in voller, und nur 17 in der engern Verſammlung ab, weil in letzterer mehrere Fürſten, ſo wie die 4 Städte, nur Eine Geſammtſtimme haben. Seit aber, d. 7. Juli 1817, der nunmehr ſouveräne Landgraf von Heſſen-Homburg mit einer Virilſtimme in den deutſchen Bund aufgenommen worden iſt, zählt der Bundestag 70 Stimmen und 39 Stimmende. Von dieſen 70 haben die 5 Könige und der Kaiſer zuſammen 24 Stimmen; es kann daher, wenn ſie einſtimmig ſind, ſich nie ohne ſie eine Mehrheit in der Plenarverſammlung bilden; ein Umſtand, der in der engern wegfällt. In jener können alſo die Könige ſtets ein Veto ausüben. Was die Arbeiten des Bundestages betrifft, ſo ſind in dem erſten Vortrage der öſterreichiſchen vorſitzenden Geſandtſchaft folgende Berathungspunkte enthalten: 1) Die Entwerfung einer Bundestagsordnung; 2) die vollkommnere organiſche Geſetzgebung des deutſchen Bundes in Hinſicht ſeiner auswärtigen, militäriſchen und innern Verhältniſſe. In dieſer Hinſicht iſt der Schluß der Eröffnungsrede des vorſitzenden Geſandten merkwürdig. „Die Zeit, ſagt er, die Cultur der Menſchheit kennt keinen abſoluten Grenzpunkt: ſo wollen auch wir das Gebäude unſeres deutſchen Bundes für heilig, aber nie für geſchloſſen und ganz vollendet halten." Dem zufolge iſt bereits Dänemark für das ſeit dem Abſchluſſe der Bundesacte erworbene Herzogthum Sachſen-Lauenburg dem deutſchen Bunde beigetreten. Die Nation darf von dieſer Ausbildung der Bundesformen um ſo mehr erwarten, da Deutſchland, von fremden Mächten ungehindert, an ſeiner Verfaſſung und Einrichtung arbeiten kann. Der ruſſiſche Monarch hat ausdrücklich erklärt, daß er ſich in die innern Angelegenheiten nicht miſchen werde. Heeren (in ſ. Schrift: Der deutſche Bund in ſeinen Verhältniſſen zu dem europ. Staatenſyſtem. Göttingen, 1816.) zeigt, daß es für die Feſtſtellung der äußern Verhältniſſe, welche durch Art. 10. der Bundesacte der Bundesverſammlung vorzugsweiſe zur Pflicht gemacht wird, nur eine feſte Baſis gebe: „Die Heiligkeit des als rechtmäßig anerkannten Beſitzes." Uebrigens entwickelt er auch die Gründe, warum es wünſchenswerth ſei, daß ſich die Königreiche Dänemark, Preußen und die Niederlande, ſo wie die Eidgenoſſenſchaft dem deutſchen Bunde anſchließen möchten. In Anſehung der äußern Verhältniſſe hat ſich die

Bundesverſammlung durch amtliche Schreiben an die europäiſchen Mächte im J. 1817 in die Reihe derſelben eingeführt, und iſt von denſelben als europäiſche Macht förmlich anerkannt worden. Seit 1817 beſteht ein Ausſchuß, um die Flaggen deutſcher Staaten gegen die Seeräuberei der Barbaresken ſicher zu ſtellen. Im J. 1818 wurde die Ausgleichung der Länderanſprüche (z. B. Baierns an Baden) an eine beſondere Territorialcommiſſion der vier Hauptmächte England, Rußland, Preußen und Oeſterreich gewieſen. (S. d. A. Territorialpolitik). Die Ausbildung der innern Verhältniſſe kann nicht auf einmal erfolgen; denn ſie ſteht unter dem Einfluſſe von Zeit und Umſtänden. Heeren äußert die Hoffnung, daß ſich der deutſche Staatenbund in einen deutſchen Reichsbund und wahren Bundesſtaat umbilden werde, obgleich die vorſitzende Geſandtſchaft den deutſchen Bund ausdrücklich einen Staatenbund, der alſo kein Bundesſtaat ſei, genannt hat. (Man vergl. d. Art. Föderativſyſtem.) Erhalten die Mediatiſirten, wie ſie hoffen, Curiatſtimmen bei dem Bundestage, ſo würden dieſe mehr zu dem Begriffe eines Bundesſtaates, als eines Staatenbundes paſſen. S. Fries: Vom deutſchen Bunde und deutſcher Staatsverfaſſung. Heidelberg 1816. Unter den Gegenſtänden, welche die Ausbildung der innern Verhältniſſe in Hinſicht auf die Befeſtigung des Nationalbandes betreffen, nennt der erſte Präſidialvortrag folgende: a) die Feſtſtellung einer landſtändiſchen Verfaſſung in den Bundesſtaaten, wobei zuförderſt die Grundſätze aufgeſtellt werden ſollen, welche in dieſer Hinſicht als gleichförmig anzunehmen ſeien, dann aber die individuellen Beſtimmungen, welche nach örtlichen und Perſonalverhältniſſen den einzelnen deutſchen Bundesſtaaten zum wechſelſeitigen, nie trennbaren Nutzen der Fürſten und Völker vorbehalten bleiben müſſen. Der Großherzog von Sachſen-Weimar hat das für ſeinen Staat gegebene landſtändiſche Grundgeſetz vom 5. Mai 1816 dem Bundestage vorgelegt, und der Bund deſſen Gewährleiſtung übernommen. Das Fürſtenthum Schwarzburg-Rudolſtadt erhielt d. 8. Jan. 1816 eine landſchaftliche Verfaſſung. In der freien Stadt Frankfurt beſchworen Senat und Bürgerſchaft ihr neues Verfaſſungsgeſetz den 18. October 1816. Im Königr. Hannover ward d. 3. Oct. 1816 der allgem. Landtag wieder eröffnet; desgleichen im Königreich Sachſen im Oct. 1817, und im Herzogth. Sachſen-Gotha in demſelben Jahre. In Würtemberg geſchah dies d. 3. März 1817. In Tyrol ward die ſtändiſche Verfaſſung d. 24. März 1817 wieder hergeſtellt. Weil aber in Deutſchland überhaupt der 13. A. der B. A. noch immer nicht nach gleichförmigen Grundſätzen ſeine Vollziehung erhalten hat, ward im J. 1818 dem Bundestage deshalb eine Bittſchrift von mehrern deutſchen Staatsbürgern überreicht, und Preußen bewirkte den Schluß, daß binnen Jahresfriſt jeder Bundesſtaat dem Bundestage anzeigen ſolle, was er zur Vollziehung des 13. Art. gethan habe. Hierauf gaben noch im J. 1818. der König von Baiern, der Herzog von Hildburghauſen, der Großherzog von Baden, der Fürſt v. Lichtenſtein, und im J. 1819 der Großherzog v. Heſſen ihren Staaten Verfaſſungsgeſetze und Volksvertreter, und ſeitdem folgten noch der König von Hannover, Herzog von Braunſchweig, der Herzog von Koburg, der Fürſt von Waldeck, die Fürſten von Lippe und die Großherzöge von Meklenburg, die die Ständeverfaſſung der Vorzeit beibehielten, ſo daß jetzt nur noch organiſirte Verfaſſungen zu fehlen ſcheinen, in Preußen, Holſtein, Oldenburg, Churheſſen, Schwarzburg-Sondershauſen, Sachſen-Meinungen, in den Häuſern Anhalt und Reuß, und endlich in Heſſen-Hom-

burg. b) Die Vollziehung des 12. Art. der B. A., welcher die Anordnung der Juſtizpflege in den kleinern deutſchen Gebieten betrifft. c) Nach Art. 18. der B. A. die Begründung eines wahren deutſchen Bürgerrechts für alle Deutſche, nebſt der Feſtſtellung der bürgerlichen Rechtsverhältniſſe aller chriſtlichen Confeſſionen und der Bekenner des jüdiſchen Glaubens. d) Gemeinnützige Anordnungen, um nach Art. 19. die Bundesſtaaten in Hinſicht des Handels und Verkehrs, ſo wie der Schiffahrt, einander zu befreunden. Um e) nach Art. 14. 15. 17. die aus dem alten Rechtszuſtande in den neuen übergegangenen gültigen Anſprüche gerecht zu beſeitigen, ſind bereits über die Auszahlung der Penſionen und über die Unterhaltung der Geiſtlichkeit in den überrheiniſchen Provinzen Beſchlüſſe gefaßt worden; doch hat die Vermittelung des Bundestags in der Sache der kurheſſiſchen Domänenkäufer bis jetzt wenig ausgerichtet. Die Abzugsfreiheit in allen deutſchen Staaten ward d. 1. Juli 1817 geſetzlich erklärt. Man beſchäftigte ſich mit der Abhülfe der Auswanderungsnoth; auch ward ein Ausſchuß ernannt, um nach Art. 11. der B. A. die Competenz des Bundestages bei Streitigkeiten der Bundesglieder unter einander, welche durch Ausſchüſſe vermittelt oder durch eine Auſträgal-Inſtanz (ſ. d. A.) richterlich entſchieden werden ſollen, näher zu beſtimmen. Die weiſe und ſtandhafte Ausführung dieſer hochwichtigen Sache, womit aber auch die Aufſtellung einer vollſtreckenden Gewalt des deutſchen Bundes weſentlich zuſammenhängt, verſpricht der deutſchen Nation einen dauerhaften Rechtszuſtand. Andere Fragen z. B. über die Freiheit des Getreideverkehrs, über das Bürgerrecht der Juden, über die gleichförmige repräſentative Verfaſſung, über die Mediatiſirten, über Bücher-Nachdruck (ſ. d. Art.) über die heſſiſchen Domänenkäufer ꝛc. ꝛc. ſind noch immer unentſchieden, da die Geſandten auf dem Bundestage bei jedem Schritte, den ſie thun, von ihren Höfen beſondere Inſtructionen einholen müſſen. Im April 1819 kam man jedoch mit der Feſtſtellung der militäriſchen Organiſation der Bundesſtaaten-Contingente zu Satnde (ſ. d. Art. Reichsarmee.) Hoffentlich wird Deutſchland künftig nicht mehr die Wahlſtatt europäiſcher Kriege ſein. Und ſo gehe der fromme Traum in Erfüllung: daß auf dem deutſchen Bundestage das Herz von Europa ſich endlich erwärmt habe für die Idee des ewigen Friedens. K.

Deutſche Induſtrie. Mit Recht nennt der Dichter das deutſche Land „an Kunſt und edeln Sitten reich." Denn ſeit der Deutſche an feſtere Wohnſitze gewöhnt war, zeigte er großen Erfindungsgeiſt, Eifer und Fleiß in der Betreibung der Künſte. Natürlich aber entwickelten ſich zuerſt die Künſte des äußern Bedürfniſſes, in dem Schoße der Städte, in den Händen des ſich hier ausbildenden Bürgerſtandes. (S. Anton Geſchichte der deutſchen Landwirthſchaft, und Fiſcher Geſchichte des deutſchen Handels.) Künſte und Gewerke wurden ein Zweig der bürgerlichen Nahrung. So ward ſeit dem 13. Jahrh. die Wollenweberei, Leinweberei und die Tuchmacherkunſt in Deutſchland eifrig betrieben, beſonders in den kunſtreichen Städten Augsburg, Nürnberg, und nachher Frankfurt a. M. Die Nachkommen des Webers, Hans Fugger, im Graben bei Augsburg (lebte im 14. Jahrh.), welche ein Handlungshaus in Antwerpen gründeten und eine Flotte ausrüſteten, wurden vom Kaiſer Maximilian in den Grafenſtand und zu den bedeutendſten Aemtern erhoben. Ihr Reichthum begünſtigte wiederum die Künſte und Gewerbe. Ulrich Stromer, Rathsherr in Nürnberg, ſoll gegen das J. 1390 daſelbſt die erſte Pa-

piermühle angelegt haben. Im nördlichen Deutſchland waren in dieſer mittlern Zeit Braunſchweig, Goslar, Stendal, Stettin und Magdeburg die blühendſten Fabrikſtädte. Auch in Metall-, Holz-, Leder-, Glas- und Steinarbeiten zeichnete ſich der Deutſche aus. Das zu große Anſehen der Handwerker in mehreren deutſchen Städten machte bald, daß öfters ihre Gilden und Zünfte von den deutſchen Kaiſern und von einzelnen Fürſten aufgehoben wurden. Aber ſie wurden immer wieder hergeſtellt. Der Bergbau fing in Deutſchland ſeit Entdeckung der goslariſchen Erzadern an, wodurch Wohlhabenheit, beſonders in Niederſachſen, entſtand; ſ. Gmelin Beiträge zur Geſchichte des deutſchen Bergbaues. Durch den nördlichen und ſächſiſchen Handel wurden Wisby, Lübeck, Bremen, Hamburg groß und berühmt, im mittlern Deutſchland Erfurt, Leipzig ꝛc. Am Rheine blühten Cöln, Mainz, Speier, Straßburg zuerſt auf. Aber Handel und Gewerbfleiß wurden lange durch Fehden und Kämpfe, Unſicherheit und ſchlechte Beſchaffenheit der Straßen erſchwert. Daher die Bündniſſe der Städte. Die Blüthe des Handels zeigt die deutſche Hanſa. (ſ. d. Art.) Auch viel mechaniſche, vorzüglich mathematiſche und muſikaliſche Inſtrumente verfertigten und erfanden die Deutſchen, z. B. Peter Hele, Otto Guerike, v. Kempelen, Reichenbach.

Deutſche Kunſt. Die ſchönen Künſte wurden von den Deutſchen mit Glück betrieben, und unter dieſen vorzüglich Poeſie und Muſik (ſ. Deutſche Poeſie und Deutſche Muſik). Die bildenden Künſte, die Baukunſt, (ſ. d. Art.) ausgenommen, wurden wegen Mangels an Oeffentlichkeit und Gelegenheit, ſich zu zeigen, weniger begünſtigt. Die Plaſtik wurde mehr als Verzierungskunſt betrieben, und in ihr manches Erzeugniß höchſter Kunſtfertigkeit geliefert. Aber die Verzierungen waren mehr ſymboliſch bedeutſam, als von anmuthiger Form. Auch erzeugte Deutſchland viele treffliche Schnitzarbeiten, dergleichen einige von Albrecht Dürer (z. B. in der Eliſabethkirche zu Marburg) bekannt ſind. Dieſer vervollkommnete auch die Form- oder Holzſchneidekunſt (ſ. d. Art.), welche ſeit Anfang des 14. Jahrh. in Deutſchland entſtanden war, und die (auch deutſche) Erfindung der Buchdruckerkunſt vorbereitete. Auch die Erfindung der Kupferſtecherkunſt (und zwar der Arbeit mit dem Grabſtichel) ſchreibt man einem Gold- und Silberſchmidt in Ober-Deutſchland (Nürnberg oder Augsburg), welcher 1460 lebte, zu (ſ. Kupferſtecherkunſt u. Steinſchneidekunſt), die der Aetzkunſt (die Arbeit mit der Radirnadel) einem andern deutſchen Künſtler (Einige ſagen Michael Wohlgemuth 1434 bis 1519). Doch lieferte auch die Bildhauerkunſt einige bedeutende Werke und Bildhauer, ſ. den Art. Bildhauer der Deutſchen. Von der deutſchen Malerei ſ. Deutſche Schule, von der deutſchen Schauſpielkunſt ſ. d. Art. Deutſches Theater. Die Mimik wurde in den letztern Zeiten auch in ihrer Selbſtſtändigkeit, z. B. von Schröder, Madame Hendel-Schütz, von Seckendorf u. A. geübt (ſ. Attitüden). Eben ſo erhob ſich die Declamation der Deutſchen, vorzüglich als lyriſche Declamation, ſeit Anfang dieſes Jahrhunderts zur Selbſtſtändigkeit (ſ. Declamation).

Deutſche Kaiſer, ſ. die Art. Deutſchland, Deutſches Reich und Kaiſer.

Deutſche Kirche, ſ. Deutſchland, Concordat.

Deutſche Literatur und Wiſſenſchaft. A. W. Schlegel äußerte, daß es ihm vorkomme, als hätten die Deutſchen gar keine Literatur, ſondern wären höchſtens auf dem Punkt, eine zu be-

kommen. Allein er ſchloß den Begriff der Literatur in die franzöſiſchen Grenzen ein, und von derſelben die gelehrten und wiſſenſchaftlichen Werke aus, welche doch nicht minder zur Literatur eines Volks gehören. Dann aber fährt er fort: „Wenn man unter Literatur einen ungeordneten Wuſt, ein rohes Aggregat von Büchern verſteht, die kein gemeinſchaftlicher Geiſt beſeelt, unter denen nicht einmal der Zuſammenhang einer einſeitigen Nationalrichtung bemerkbar iſt: wo die einzelnen Spuren und Andeutungen des Beſſeren ſich unter dem unüberſehbaren Gewühl von leeren und mißverſtandenen Strebungen, von Verkehrtheit und Verworrenheit, von übelverkleideter Geiſtesarmuth und fratzenhafter anmaßender Originalitätsſucht faſt unmerklich verlieren, weit entfernt, daß der Gipfel der Vollkommenheit für eine durch Nationalität und Zeitalter beſtimmte Geſtaltung der Poeſie in einer bedeutenden Anzahl von Werken der verſchiedenen Gattungen wirklich erreicht wäre; dann haben wir allerdings eine Literatur, denn man hat mit Recht bemerkt, daß die Deutſchen eine von den hauptſchreibenden Mächten Europas ſind.“ Da nun in dieſen Worten die Einheit oder Verbindung der ſchriftlichen Werke der Deutſchen zu einem Ganzen durch Nationalität geläugnet wird, ſo hängt die Beantwortung der Frage, „ob die Deutſchen in dieſem Sinne eine Literatur haben, d. h. einen Vorrath von Werken, die ſich durch eine Art von Syſtem untereinander vervollſtändigen, und worin eine Nation die hervorſtechenden Anſchauungen der Welt, ihres Lebens niedergelegt findet, von der oft aufgeworfenen Frage ab, haben die Deutſchen einen Nationalcharakter?“ Denn der Zuſatz, „daß dieſe Schriften ſich der Nation, für jedes geiſtige Bedürfniß, ſo befriedigend bewähren müſſen, daß ſie nach Menſchenaltern, nach Jahrhunderten mit immer neuer Liebe zu ihnen zurückkehrt,“ wird durch die Bildungsſtufen und Schickſale, welche eine Nation durchläuft, gar ſehr beſchränkt; und man dürfte ſo auch nicht einmal von einer franzöſiſchen Literatur überhaupt, welche Schlegel doch nicht zu läugnen ſcheint, ſondern nur vielleicht von einer franzöſiſchen Literatur des Siècle de Louis XIV. reden. Hier erinnern wir uns aber einer andern trefflichen Stelle Friedrich Schlegels, über die Deutſchen, in welcher er ſie mit den Römern vergleicht. „Was ſie, ſagt er, von den Römern beſonders unterſcheidet, iſt die größere Liebe zur Freiheit; es war bei ihnen nicht blos ein Wort und eine Regel, ſondern angeborenes Gefühl. Zu groß geſinnt, ihre Sitten und ihren Charakter allen Nationen aufprägen zu wollen, ſchlug derſelbe doch überall Wurzel, wo der Boden nicht ganz ungünſtig war, und der Geiſt der Ehre und Liebe, der Tapferkeit und Treue wuchs dann mit mächtigem Gedeihen hervor. Wegen dieſer urſprünglichen Freiheit des deutſchen Bodens, die ein unvergänglicher Charakter der Nation iſt, erſcheint ſie auch in guten Zeiten urſprünglicher und dauerhafter romantiſch, als ſelbſt die orientaliſche Mährchenwelt. Ihre Begeiſterung war fröhlicher, kindlicher, zweckloſer, nicht ſo einſeitig und zerſtörend, wie der Enthuſiasmus jener bewunderungswürdigen Fanatiker, die den Erdkreis noch ſchneller und allgemeiner entzündeten, als ſelbſt die Römer. Eine gefühlte Rechtlichkeit, die mehr iſt, als die Gerechtigkeit des Geſetzes und der Ehre, eine kindlich aufrichtige und unerſchütterliche Treue und Herzlichkeit der Geſinnung iſt der tiefſte, und hoffentlich nie ganz zu vertilgende Zug des deutſchen Charakters.“ Schon dieſe Züge, welche auch in den ſchriftlichen Geiſteserzeugniſſen der Deutſchen ſich zeigen müſſen, und welche nachzuweiſen ſehr leicht ſein würde, mußten die deutſche Literatur zu einem Ganzen verbinden

und vor andern bezeichnen, wenn auch ſchon die Geiſteswerke der Deutſchen aus den verſchiedenen Zeiträumen ihrer Bildung ſich ſo unähnlich ſcheinen, als oft die Literatur verſchiedener Nationen. Denn aus jenem Freiheitsſinn, welcher der freien Ausbildung der Einzelnen und der Stände ſo günſtig war, entwickelte ſich auch jene Allſeitigkeit der deutſchen Literatur, mit welcher ſie die Schätze und den Ertrag der Literatur fremder Völker aufnahm, zu den ihrigen machte, und ſich in der Geſchichte, Wiſſenſchaft und Kritik einen umfaſſenden Standpunkt erwarb. Wo aber Freiheit iſt, da ſucht ſie ſich nach allen Seiten des menſchlichen Lebens auszubreiten und in der Tiefe zu begründen. Keine Nation hat daher, wie die deutſche, in allen Fächern des menſchlichen Wiſſens mit gleichem Ernſte und mit gleicher Gründlichkeit gearbeitet, keine ſo verſchiedenartige Anſichten des Lebens in ausgebildeten Formen (Syſteme) aufgeſtellt, als die deutſche, keine überhaupt eine ſo ſyſtematiſche Geiſtesbildung gezeigt, und die ſyſtematiſchen Anfoderungen in jedem Zweige des Wiſſens ſo geltend gemacht, als dieſe. Iſt dies keine Eigenthümlichkeit der deutſchen Literatur? Ja, wenn auch dieſer Freiheitsſinn gar oft in Willkühr, Zügelloſigkeit, und in der Literatur in Schreibſucht, Nachahmungsluſt, Verworrenheit, Paradoxie, Formloſigkeit und Verkehrtheit ausgeartet iſt; ſo war dagegen die Literatur anderer Nationen nur durch Einſeitigkeit und ſklaviſche Autoritätenfurcht vor den Fehlern unſerer Literatur geſichert, und deshalb von nationalerm Gepräge; wie überall mit der Beſtimmtheit auch Beſchränktheit verbunden iſt. Viele Nationen konnten nicht fehlen, wie wir. Ja, wenn ferner der grübelnde, durch keine Form zu feſſelnde Sinn der Deutſchen, der das Leben und ſeine Zuſtände nicht verlaſſen kann, ohne ſie auch begriffen zu haben, die Gründlichkeit derſelben in jeder Wiſſenſchaft weit mehr begünſtigte, als ihre Poeſie und Kunſt; ſo dürfen wir doch auch hier mit Stolz fragen: beſitzen nicht die Deutſchen poetiſche Werke von einer Tiefe des Gemüths und Innigkeit, welche in keiner Nation ſo gefunden ward, und die den gleißneriſchen Schein äußerlich abgerundeter Formen weit übertrifft? Endlich, wenn man behauptet, daß bei unverkennbarer Originalität der einzelnen und trefflichſten Erzeugniſſe der Literatur (denn jede Literatur hat eine Fluth des Schlechten, welche ſich allmälig verläuft), die deutſche Literatur doch ſelbſt keine Originalität und Selbſtſtändigkeit habe, ſo bedenke man nur, mit welcher eigenthümlichen Kraft dieſelbe nach vielen verderblichen und zerſtörenden Kriegen, die immer im Herzen Europa's wütheten und den Frieden der Cultur oft brachen, ſich mehrmals verjüngte, und immer in andrer Geſtalt aufblühte, ja wegen Mangels an Einheit in der Staatsverfaſſung Deutſchlands, von außen weniger begünſtigt, als die Literatur irgend eines andern Volks, dennoch zu Ende des 18. und am Anfange des 19. Jahrh. eine ſolche Höhe erreichte, daß man, mit demſelben Journale, welches die entgegengeſetzte Behauptung A. W. Schlegels mittheilte (Europa 1. Bd. 1. St.) ſagen kann, „die wichtigſten literäriſchen Erſcheinungen, ſowohl im Fache der Wiſſenſchaft als der Poeſie, machen jetzt in Deutſchland ein ſo vielfach in einander greifendes, zuſammenſtimmendes und zugleich weit umfaſſendes Ganze aus, daß man nicht nur in den modernen Zeiten, ſondern ſelbſt im Alterthume vergeblich ſich nach einem Beiſpiel umſehen würde, von einer ähnlichen raſtloſen Thätigkeit und univerſellen Wechſelwirkung aller der Künſte und Wiſſenſchaften, deren einziges oder vorzügliches Augenmerk es iſt, den Menſchen ſeiner göttlichen Natur und Beſtimmung näher zu führen oder würdiger zu machen." Uebrigens hängt ja jede Litera-

tur auch von den Schickſalen und Thaten eines Volks ab; in ihr ſpiegelt ſich gleichſam das Leben des Volks, ihre Perioden werfen gleichſam ein Bild zurück von der gleichzeitigen Geſtalt des Volks, unter dem ſie entſtanden; und auch in dieſer Hinſicht muß die deutſche Literatur ein Ganzes bilden, wie ſchwer es auch immer ſein mag, die Fäden zu bemerken, an welchen das unüberſehliche Gewebe zuſammenhängt. Die Literatur aber theilt ſich in die poetiſche und proſaiſche; von jener werden wir unter dem Artikel, Deutſche Poeſie, noch beſonders handeln. Hier geben wir eine gedrängte Ueberſicht des Ganzen der deutſchen Literatur. Da eine Literatur ſchon einen hohen Grad von Bildung vorausſetzt, ſo iſt es begreiflich, warum wir vor Carls des Großen Zeiten nicht einmal den Anfang der deutſchen Literatur ſuchen dürfen. Erſt nach den Stürmen der großen Völkerwanderung wurden die Verhältniſſe der deutſchen Stämme feſter; ſie erlangten einen feſtern Aufenthalt; eingewanderte Völker, welche ſich mit ihnen vermiſchten, theilten ihnen von ihrer Bildung mit, Geſetze wurden abgefaßt, deren Sammlungen (der Burgunder, Alemannen, Baiern, Friſen, Sachſen) zu den erſten Urkunden deutſcher Bildung gehören. Das Chriſtenthum verbreitete ſich vorzüglich durch Bonifacius im 8. Jahrh. immer weiter. Die erſten Lehrer und zugleich die Bewahrer der Bildung unter den Deutſchen waren Geiſtliche; ſie fingen zuerſt an, die noch rohe Sprache zu ſchreiben, und wählten dazu das ihnen geläufige lateiniſche Alphabet. So iſt des Biſchofs Ulphilas Ueberſetzung der vier Evangeliſten in das verwandte Möſogothiſche (um 360) das älteſte ſchriftliche Denkmal jener Zeit. Die Franken, welche ſich in Gallien niederließen, bildeten ſich zuerſt aus, und hatten ſchon im 6. Jahrh. Schulen, in welchen ſich ihre Geiſtlichen bildeten, und die nachher auch auf die übrigen deutſchen Stämme übergingen. Allein dieſe Bildung beſchränkte ſich meiſtens ſelbſt nur auf Leſen, Schreiben und ein wenig ſchlechtes Latein. Indeſſen iſt es bemerkenswerth, daß nur die deutſche Sprache den Anfang einer geſchriebenen Proſa vor Carls des Großen Zeiten aufweiſen kann, und unter allen neueuropäiſchen Sprachen zuerſt zur Schriftſprache ausgebildet worden iſt. (Man vergl. Kochs Compendium der deutſchen Literaturgeſchichte. 1. Bd. 2. Ausg. S. 27 u. ff.) Die älteſten ſchriftlichen Sprachdenkmale ſind aber größtentheils nur Ueberſetzungen aus der lateiniſchen Sprache, welche dadurch, daß ſie gleichſam das Organ der Religion war, und noch viele ſpätere Jahrhunderte von den Geiſtlichen, die allein das Bedürfniß eines höhern Grades von Bildung hatten, vorzugsweiſe geſchrieben wurde, zwar die Bildung der Landesſprachen hemmte, aber auch den Stamm einer freien Bildung ſo lange aufbewahrte, bis die deutſche Schriftſprache ſich aus eigener Kraft entwickelte; die alten herrlichen Liederſagen aber, aus welchen das Niebelungenlied erwachſen iſt, waren vor Carl noch nicht geſammelt, ſondern gingen lebendig von Mund zu Munde. Mithin gab es vor dieſem noch keine Literatur in dem oben gedachten Sinne. I. Der erſte Zeitraum der deutſchen Literatur aber beginnt mit Carl dem Großen und Ottfried, und kann mit der Zeit der ſchwäbiſchen Kaiſer oder der Minneſänger geſchloſſen werden. Er geht alſo, nach Koch, von 768 bis 1137. Carl der Große ließ viele Kloſterſchulen, Fulda, Korvey ꝛc., errichten, aus welchen die damals berühmteſten Gelehrten und tauglichſten Geſchäftsmänner hervorgingen; er war für die allgemeinere Verbreitung der Bildung bemüht, und wollte in dieſer Abſicht beſonders, daß auch die Laien Unterricht in den Schulen ſeines weiten Reichs bekommen ſollten. Er ſtiftete, auf Al-

cuins Rath, eine Art gelehrter Geſellſchaft an ſeinem Hofe, an welcher er ſelbſt Antheil nahm. Er ließ auch viele Denkmale der deutſchen Sprache, beſonders Geſetze und Lieder, ſammeln, in der deutſchen Sprache predigen, und einiges für den Unterricht des Volks aus dem Lateiniſchen überſetzen. (S. d. Art. Deutſche Sprache.) Nur fuhren ſeine Nachfolger nicht in demſelben Geiſte fort. Doch war die Trennung Deutſchlands von dem fränkiſchen Reiche der ſelbſtſtändigen Entwickelung der deutſchen Sprache und Bildung ſehr vortheilhaft. Die größten Fortſchritte machten die Deutſchen unter den ſächſiſchen Königen (von 919 an), beſonders unter den drei Ottonen, und unter den fränkiſchen Kaiſern (von 1024). Im 10. Jahrh. zeichneten ſich mehrere Stifts- und Kloſterſchulen in Deutſchland aus, welche mit Bibliotheken ausgeſtattet wurden. In dieſe Zeit fallen die Chronikenſchriftſteller Eginhard, Witichind, Dithmar, Lambert, Bruno, die Polyhiſtoren und philoſophiſchen Schriftſteller Alcuin und Rhabanus Maurus (776 bis 856), und vorzüglich die, welche in deutſcher Sprache ſchrieben, Otfried von Weißenburg, deſſen metriſche Bearbeitung der Evangelien, in ihrer Treue und Kürze bewundernswürdig, als eigentlicher Anfang der deutſchen Literatur gelten kann (ſ. d. Art. Otfried), Notker, Willeram und Andere, deren Schriften bei Koch 1. Bd. S. 23 bis 33 verzeichnet ſind. II. Ein neuer Zeitraum beginnt von den ſchwäbiſchen Kaiſern (1138) und geht bis zur Reformation (Anfang des 16. Jahrh.). Deutſchland war jetzt nicht mehr jene Wildniß der Germanier im Tacitus; die Moräſte waren getrocknet, die Wälder gelichtet oder niedergebrannt; Luft und Sonne hatten freien Spielraum; Clima, Lebensart und Einwohner hatten ſich gebeſſert. Der fortgeſetzte Umgang mit Italien und andern Reichen von Europa, bei den vielen Römer- und andern Ritterzügen; die fremden Sitten, die man durch die Kreuzzüge hatte kennen lernen; die beſſern Muſter, die man häufig vor ſich ſah, und der edle Eifer, ihnen gleich zu werden, hatten eine heilſame Revolution in dem Gemüthe der Deutſchen angefangen. Lebensart und Sitten wurden durch das blühende Ritterweſen verfeinert, die Ideenmaſſe vergrößert, Ton und Denkungsart vergeiſtigt, und da die Sprache immer mehr der Verbeſſerung und Verfeinerung der Denkart folgt, ſo war der edlere Theil von Deutſchland allmälig zum Beſitze alles deſſen gelangt, was zum Anfang einer National-Literatur gehört. Ihre Morgenröthe brach nun an, und zwar in Allemanien, d. i. in Schwaben, mit Inbegriff eines großen Theils der Schweiz. Von da verbreiteten ſich ihre Strahlen bald über die übrigen Provinzen Deutſchands. Dieſes iſt die Zeit der Minneſänger (ſchwäbiſchen Dichter) und der ihnen folgenden Meiſterſänger, unter welchen die Poeſie wieder ſank. Die deutſche romantiſche Poeſie, kräftig und wohltönend beginnt die eigentliche National-Literatur. Daneben zeigte ſich bei den Deutſchen eine beſondere Liebe für ihre volkthümlichen Anſtalten und Sitten dadurch, daß deutſche Urkunden, Land- und Stadtrechte und Geſetze ſeit der Mitte des 13. Jahrh. niedergeſchrieben und geſammelt wurden. Hieher gehört der Sachſenſpiegel (zwiſchen 1215 und 1218 durch Epko von Repgow geſammelt) und der Schwabenſpiegel (ſ. beide Art.). Vom 11. Jahrh. an wurde auch das römiſche Recht von Deutſchen bearbeitet, und leider auch auf deutſche Anſtalten angewendet. Neben der Rechtskunde wurde vorzüglich die Specialgeſchichte mit redlicher Treue und religiöſem Sinn bearbeitet. Hieher gehört des Biſchofs Otto von Freiſingen Weltgeſchichte (in 8 Bdn. 1146) und ſeine Geſchichte Friedrichs I. (in 2 Bdn. bis 1157); die

Werke von Heinrich von Herford (ſtarb 1370), Gobelinus Perſona (1420) u. m. A., in lateiniſcher Sprache, und die Chroniken des Jac. von Königshofen, Johann Rothe u. A., deutſch abgefaßt. Die Philoſophie wurde nun eifriger ſtudirt, indem vorher nur philoſophiſche Werke der Alten und der Araber überſetzt und abgeſchrieben worden waren; ſie wurde mit der Theologie verbunden und zur Vertheidigung der kirchlichen Grundſätze gebraucht, aber auch von dieſen beherrſcht. Unter den ſcholaſtiſchen Philoſophen zeichnen ſich mehrere Deutſche ſeit dem Anfange des 13. Jahrh. aus. Zu ihnen gehört der Dominikaner Albert der Große aus Lauingen an der Donau (ſtarb 1280), welcher in Paris und mehreren deutſchen Städten Philoſophie lehrte, wie auch große Forſchungen in der Naturwiſſenſchaft anſtellte. Als theologiſcher deutſcher Schriftſteller iſt der Myſtiker Joh. Tauler (ſtarb 1361) wichtig. Auch wurde zu Ende dieſes Zeitraums die Mathematik, Aſtronomie und Mechanik von Deutſchland aus fleißig bearbeitet und ausgeübt; daher mehrere der wichtigſten Erfindungen. Was bisher die deutſche proſaiſche Literatur ſehr niedergedrückt hatte, war vorzüglich Mangel an Büchern, und daher Koſtbarkeit derſelben, beſchränkte Schulanſtalten, die Befehdungen des Fauſtrechts und endlich die Abhängigkeit der Wiſſenſchaften von den Mönchen und Geiſtlichen, in deren Händen ſie blieben. Seit dem 14. Jahrh. aber wirkten die überall neugeſtifteten höhern Lehranſtalten (ſ. d. Art. Univerſitäten), und ſeit dem 15. die Erfindung der Buchdruckerkunſt ſo mächtig zu einer neuen Bildung hin, daß man ſelbſt von ihnen neue Epochen der Literatur datiren muß. Erſt durch letztere konnte eine gelehrte Literatur, wie ſie Deutſchland vor allen übrigen Völkern ſich erworben hat, und welche nur auf möglichſt leichtem und allſeitigen Umtauſch der Anſichten und Kenntniſſe beruht, möglich werden. Vortheilhaft wirkte zu dieſer neuen Bildung der Untergang des griechiſchen Reichs (1453), deſſen Gelehrte nach Italien entflohen, und von hieraus die Keime einer neuen Bildung durch Erhaltung und Fortpflanzung alter Gelehrſamkeit ausſtreuten. Der freie Geiſt aber, welchen das Studium der alten Sprachen vorzüglich auf Univerſitäten aufregte, bewirkte und begünſtigte die großen Beſtrebungen der Reformation. Zu den Männern, welche ſchon früher durch Verbreitung der ſogenannten Humanioren die höhere Bildung förderten, gehört vorzüglich ein Rudolph Agricola (1442—1485), Lehrer an der Univerſität zu Heidelberg, Conrad Celtes (1459—1508), der erſte gekrönte deutſche Dichter in Wien, der Polyhiſtor Johann Trithemius (1462—1516), vorzüglich aber Reuchlin, Profeſſor in Tübingen (1454—1522) und Ulrich v. Hutten (ſtarb 1523), Melanchthon, Joach. Camerarius und der berühmte Erasmus von Rotterdam. Endlich war auch die Aufhebung des Fauſtrechts und die Stiftung eines allgemeinen Landfriedens unter Maximilian I., dem großen Beförderer der Künſte und Wiſſenſchaften, ſo wie die Gründung einer feſtern Reichsverfaſſung, und ein hoher Grad von Wohlſtand ſehr förderlich für die aufblühende freiere Bildung. III. Der Zeitraum der neuern Literatur, von der Reformation bis auf unſere Zeiten. Man kann ihn füglich in folgende Unterabtheilungen bringen. 1. Bis zum Anfang des 30jährigen Krieges (1618); 2. bis zum Ende des 7jährigen Krieges (1763); 3. von da bis auf unſere Zeiten. 1. Von dem durch Wohlſtand blühenden Churſachſen ging die große Umwälzung aus, welche alle geiſtigen Kräfte in freie Bewegung ſetzte. Die Streitigkeiten mit den Gegnern derſelben ermunterten zu gelehrter Ausbildung, und übten die Geiſteskraft ihrer Vertheidiger. Zu Luther, dem ächten deutſchen

Manne, der die Freiheit des Geiſtes von willkührlichen Satzungen mit kräftiger deutſcher Zunge predigte, und die Urkunden des Chriſtenthums ſo meiſterhaft in deutſche Sprache übertrug, daß man ihn von jeher mit Recht den Stifter der deutſchen Proſa genannt hat (obgleich auch die deutſchen Ueberſetzuugen der Claſſiker zur Bildung der Proſa beitrugen), verband ſich der milde und gelehrte Schüler Reuchlins, Melanchthon; und wie jener öffentlich und mehr nach außen, ſo wirkte dieſer mehr im Stillen, durch Verbeſſerung der Schulen und Verbreitung gelehrter Kenntniß, zu einer freiern Bildung. Die proteſtantiſchen Fürſten, beſonders die Churfürſten und Herzöge von Sachſen, unterſtützten ihre Bemühungen durch Anlegung von Lehranſtalten, beſonders Schulen, welche auf die Univerſitäten vorbereiteten (ſeit der Mitte des 16. Jahrh.), und Bibliotheken. Während in dem katholiſchen Deutſchland die gelehrte Bildung durch kirchliche Vorurtheile, beſonders mit Hülfe der Jeſuiten, gehemmt wurde, boten ſich Theologie und Philologie in den proteſtantiſchen Ländern, namentlich in Sachſen und ſeinem damaligen gelehrten Mittelpunkte, Wittenberg, freundlich die Hand. Nur als der Lehrbegriff der proteſtantiſchen Kirche feſter wurde, gerieth das philologiſche Studium (ſeit dem 17. Jahrh.) wieder in Verfall, und eine ſcholaſtiſche Polemik und polemiſche Theologie nahm die Oberhand, mit welcher die Theoſophie und Myſtik in einen wohlthätigen Gegenſatz trat. Früher hatte Melanchthon durch ſeine brauchbaren philoſophiſchen Lehrbücher die barbariſche Schulphiloſophie zu erſetzen geſucht. Jetzt aber kam ſie durch das Aufſehen, welches Peter Ramus erregte, wieder in Aufnahme. Die Myſtiker ſchloſſen ſich theils an die Cabbala, auf welche der treffliche Reuchlin bei ſeiner Bearbeitung der hebräiſchen Literatur geleitet wurde, theils an die Chemie und Aſtronomie, welche damals faſt nur Alchymie und Aſtrologie waren; an ihrer Spitze den berühmten Paracelſus, Val. Weigel, Jac. Böhme u. A. In den Naturwiſſenſchaften thaten ſich die Deutſchen ſeit dem 16. Jahrh. hervor. Hier ſind unter den erſten der große Metallurg Georg Agricola aus Meißen und Conrad Geßner (ſeit 1542), der Vater der Naturgeſchichte, zu nennen. Die Chemie brachte der genannte Theophraſtus Paracelſus (ſeit 1526) in eine beſſere Form, und wandte ſie glücklich auf Medicin an, erfand mehrere chemiſche Arzneien, die Mercurialzubereitungen und Opiate. Auch gewann die Heilkunſt einige Fortſchritte, ſo wie die Mathematik und Mechanik. Dürer ſchrieb ſogar ein mathematiſches Werk (über die Perſpective) in deutſcher Sprache. In der Aſtronomie ragten ſchon Nic. Copernicus und Tycho de Brahe, ſpäter Kepler hervor. Die Rechtswiſſenſchaft wurde nur in der Art, das römiſche Recht vorzutragen, verändert, und mit dem proteſtantiſchen Kirchenrechte vermehrt. Uebrigens wurde der Anfang eines deutſchen Staatsrechts durch Bearbeitung mehrer Reichsgeſetze ſeit dem 16. Jahrh. gemacht. Das Civilrecht fing mit mehreren Geſetzen an, auf welche die peinliche Halsgerichtsordnung Carls V. (Carolina genannt) folgte. Die Geſchichte wurde weniger gebildet. Nur Carions deutſch geſchriebene Chronik (1532) erregte allgemeine Theilnahme an dieſer Wiſſenſchaft, und wurde ſogar in verſchiedene Sprachen überſetzt; noch größere Sleidans in lateiniſcher Sprache geſchriebene Univerſalhiſtorie. Mehr wurde die Specialgeſchichte bearbeitet. In der Mitte des 16. Jahrh. fing man nicht nur an, die Chroniken und Urkunden des Mittelalters zu ſammeln, ſondern auch die ausländiſche Geſchichte zu treiben, und die magdeburgiſchen Centuriatoren ſchrieben mit Fleiß und Genauigkeit. Die Literärgeſchichte begann mit

Conrad Geßner; und ſchon 1564 erſchien ein Bücherverzeichniß von der Frankfurter Buchhändlermeſſe. Auch zwiſchen den Gelehrten ſelbſt waren genauere Verbindungen eingetreten durch gelehrte Geſellſchaften und Briefwechſel. 2. Der 30jährige Krieg drohte alle Bildung zu vernichten; indeß blieb den Gelehrten, obgleich ſehr bedrückt, oftmals unterbrochen und ohne alle öffentliche Unterſtützung, doch die Möglichkeit, in die tiefſte Einſamkeit zurückgezogen, in der Literatur ihren Troſt zu ſuchen. Ja, die Bearbeitung der deutſchen Sprache und Poeſie erreichte ſogar während deſſelben durch die ſogenannten ſchleſiſchen Dichter, Mart. Opitz (1597—1639) ꝛc., Flemming, ſeine Zeitgenoſſen Adam Olearius, Weckherlin, und durch die Stiftung mehrer deutſchen Geſellſchaften (z. B. die fruchtbringende oder der Palmenorden, die Schwangeſellſchaft ꝛc.), einen neuen Flor. Höchſt wohlthätig wirkte auf das erſchöpfte Deutſchland der weſtphäliſche Friede (1648), welcher der deutſchen Verfaſſung eine feſtere Geſtalt gab, und in dieſer lag ſelbſt wieder ein Grund der deutſchen Bildung. In den verſchiedenen, beſonders proteſtantiſchen, Staaten wurde durch Fürſten, die in der Sorge für literariſche Bildung wetteiferten, ein freies Studium und eine Denk- und Preßfreiheit begünſtigt, welche wir in dieſem Grade faſt bei keiner andern Nation finden; keine Hauptſtadt erhob ſich zum Gerichtshofe der Nationalbildung. Vorzüglich fand die Geiſtesfreiheit in dem aufblühenden preußiſchen Staate Schutz und Begünſtigung. Man begann über einzelne Wiſſenſchaften, z. B. Geſchichte, Rechtswiſſenſchaft, zu philoſophiren, und dieſes zeigte bald einen vortheilhaften Einfluß auf die Bearbeitung der Geſchichte und ihrer Hülfswiſſenſchaften, ſo wie auf die Bearbeitung des Staats- und Privatrechts. Hermann Conring, Sam. Pufendorf ſind große Namen, welche hieher gehören, ſo wie Otto Guerike an der Spitze der deutſchen Phyſiker glänzt. In der Theologie herrſchte der gröbſte Dogmatismus, gegen welchen der Pietismus eines Spener und anderer frommen Männer von wohlthätiger Wirkung war. Ein Haupthinderniß der deutſchen Literatur blieb immer dieſes, daß auch in dieſem Zeitraume die deutſche Proſa noch keine Selbſtſtändigkeit erhielt. Zwar empfand man ſchon das Bedürfniß einer deutſchen Sprachlehre (deutſche Sprache), und Viele, wozu vorzüglich der gelehrte Joh. Dan. Morhof (ſtarb 1691) gehört, waren es zu heben bemüht, auch wurde die deutſche Sprache ſeit Chr. Thomaſius zu wiſſenſchaftlichen Vorträgen gebraucht; allein immer blieb ſie mit fremden, vorzüglich lateiniſchen und franzöſiſchen, Wörtern geſchmacklos vermiſcht. Mit dem Wachsthum des politiſchen Einfluſſes von Frankreich wuchs auch dieſe Sprachvermengung und die Nachahmungsſucht in der deutſchen Literatur. Ja der größte Genius, welcher damals unter den deutſchen auftrat, Leibnitz (1646—1716), wollte ſeine Gedanken lieber in der franzöſiſchen, als in ſeiner Mutterſprache mittheilen. Von Wichtigkeit waren daher die Bemühungen Chriſtians von Wolf, welcher dieſelben auch in deutſcher Sprache faßte, und ihr durch dieſen philoſophiſchen Gebrauch eine ſyſtematiſche Beſtimmtheit mitzutheilen bemüht war. Dieſe Philoſophie wurde von zahlloſen Anhängern bearbeitet, von andern, z. B. Cruſius, geprüft, und ſo das Denken und Schreiben in deutſcher Sprache ungemein gefördert. Von hieraus verbreitete ſich Aufklärung (die wiſſenſchaftliche deutſche Literatur) und ſyſtematiſches Streben in alle Wiſſenſchaften. Die Philologie, Rechtswiſſenſchaft und Geſchichte wurden ſyſtematiſcher behandelt. Die vermittelſt Leibnitz geſtiftete Akademie der Wiſſenſchaften zu Berlin bewirkte große Entdeckungen in den mathematiſchen und

Naturwiſſenſchaften. Ueberall gründeten ſich literariſche Geſellſchaften und Vereine, und die goldene Zeit von Deutſchland bis auf den ſiebenjährigen Krieg, begünſtigte den Buchhandel und die kritiſchen Anſtalten bis zur Leſeſucht. Die ſyſtematiſche Ausartung wurde bald durch Liebhaberei für ſchöne Literatur verdrängt, durch welche die Deutſchen, was ihnen noch fehlte, Reinheit und Geſchmack in ihrer Mutterſprache, nachholen zu wollen ſchienen. Hiezu wirkte Alex. Baumgarten, der Stifter der Aeſthetik, und Gottſched, (1700 — 1766), der Sprachreiniger, der aber den ſüßlichen franzöſiſchen Modegeſchmack und die genielos zahme Poeſie und Proſa einzuführen ſtrebte. Glücklich arbeitete ſeiner Schule (die leipziger genannt) die zürchiſche unter Bodmer und Breitinger entgegen, und die Dichter Haller, Hagedorn, Gellert, J. E. Schlegel, gaben der Mutterſprache Leichtigkeit und Schmuck. Von einer andern Seite wurde die deutſche Kraft auf das claſſiſche Alterthum durch Philologen und Archäologen (Joh. Mat. Gesner, Joh. Dav. Michaelis, J. A. Erneſti, Chriſt u. A.), beſonders ſeit der Stiftung der Univerſität Göttingen, hingeleitet. Dieſe Beſtrebungen reiften in dem dritten Abſchnitte dieſes Zeitraums durch Leſſing, Klopſtock, Winckelmann, Heyne, Forſter, Heinſe, Hippel, die Stolberge, Claudius, Gerſtenberg, Klinger, Thümmel, Moritz, Lichtenberg, Jean Paul Richter, Herder, Wieland, Voß, Schiller und Göthe, Namen, welche jede gebildete Nation verehren muß. Erſterer trat, mit Witz und Scharfſinn reich ausgerüſtet, als Gegner des franzöſiſchen Modegeſchmacks und Stifter einer geiſtreichen Kritik und Proſa kräftig auf. Mit Recht ſagt Fr. Schlegel (in der angeführten Abhandlung), „ſein Geiſt, ſein dialektiſcher Scharfſinn und polemiſcher Witz, ſeine ganze literariſche Eigenthümlichkeit und Vielſeitigkeit, wird noch ſo lange ein nachahmungswürdiges Beiſpiel für uns bleiben, als der gegenwärtige Zuſtand der Literatur dauert.“ Winckelmanns Begeiſterung für das Alterthum und die Kunſt, in einem unſterblichen Werke dargeſtellt, als eine gewaltige Maſſe erhabener Bildung mitten in die Verderbtheit und Armſeligkeit der damaligen literariſchen Welt hingeſtellt, iſt die Grundlage des Beſten und Edelſten unter uns geworden. Klopſtock hat in einer kraftvoll eigenthümlichen Sprache gedichtet, und der Sprache den höchſten Schwung gegeben. Hiezu wirkte auch der Einfluß der engliſchen Literatur auf Deutſchland, namentlich die Ueberſetzung des Rieſengeiſtes Shakſpeare. Während Unterſuchungen über die Sprache durch Adelung, Voß u. A. angeſtellt wurden, übte ſich dieſelbe in allen Gattungen der Wiſſenſchaften und Poeſie. Kritiſche Anſtalten bemühten ſich, das ungeheure Ganze der überſtrömenden deutſchen Literatur zuſammenzuhalten und in Ueberſicht zu bringen. Namentlich werden die Verdienſte der Deutſchen um eine gründliche Theologie (ſeit Michaelis und Erneſti, Mosheim, dann Reinhard, Schleiermacher, de Wette, Marheineke ꝛc.) und Philoſophie (beſonders Metaphyſik) ſ. Deutſche Philoſophie), zu welcher F. H. Jacobi, Kant, Fichte, Schelling u. A. durch eigenthümliche Anſichten wirkten, der Philologie (man denke eines Heyne, Wolf, Hermann u. A.), Geſchichtforſchung (Joh. Müller, Woltmann, Schröckh, Schmidt, Eichhorn, Heeren, Zſchocke, Dohm, Hormayr, Niebuhr, Luden ꝛc.), Mythologie (Creuzer, Kanne, Görres) und Kritik, der umfaſſendſten, welche je ein Volk gehabt, in der Geſchichte der Literatur unauslöſchlich ſein. Unzählig ſind die originellen Geiſter, welche Deutſchland in dieſem Zeitraume erzeugt hat; kein Volk kann deren ſo viele aufzählen, und bei keinem Volke hat die Literatur ein ſo umfaſſendes Ganze ausgemacht, als bei den Deutſchen.

Nur macht man der neuern Literatur nicht ganz mit Unrecht den Vorwurf, daß ſie über den Inhalt zu oft die Form vernachläſſige und zu dem Aeußerſten ſchnell übergehe. Weniger als der Vorwurf der Schwerfälligkeit, Paradoxie, Vielſchreiberei und Nachahmungsſucht, trifft der Vorwurf des Mangels an Phantaſie. Nur daß die Gründlichkeit und Tiefe des deutſchen Gemüths ſich mit jener oberflächlichen und gefälligen Lebhaftigkeit der Franzoſen kaum verträgt. Ueberhaupt aber iſt bei dem Deutſchen das Wiſſen herrſchend über die Darſtellungskraft, und hat auch die Art der Aufklärung und Duldung bewirkt, welche zur Irreligioſität führte. Ueberall endlich iſt in Deutſchland, ſelbſt unter den niedrigſten Ständen, ein Grad wiſſenſchaftlicher Bildung verbreitet worden, welches dem Handeln des Volks, dem die Freiheit nach außen wiedergegeben worden iſt, einen erhabenen Charakter aufprägen wird, ſo wie anderntheils zu hoffen iſt, daß ein kräftiges Handeln, zu welchem das deutſche Volk durch die Revolution der Zeit genöthigt worden, ſein Wiſſen kräftigen, ſeine Grübeleien lebendig und anwendbar machen, die Religion wieder erheben, von Frömmelei reinigen und die Literatur mit friſcher Kraft durchdringen werde. Wir verweiſen übrigens die Leſer auf das Werk der Frau von Staël über Deutſchland, und auf das Urtheil eines Engländers über die deutſche Literatur in dem 52. Stücke des Edinburger Reviews, J. 1817 (deutſch in der Iſis 1817), um zwei eigenthümliche Anſichten der Fremden von unſerer Literatur kennen zu lernen. Ueber die neueſten Erſcheinungen in der Deutſchen Literatur, ſiehe die neue Folge dieſes Werks.

Deutſche Malerkunſt. Das Eindringen der Römer an die Ufer des Rheines und der Donau bewirkte eine große Veränderung in den Sitten der deutſchen Völker. Sinn für Kunſt wurde hier zuerſt durch ſie geweckt. Die byzantiniſche Malerſchule herrſchte in allen ihren Verzweigungen am Rhein wie über den ganzen Weſten. Ihre orientaliſch düſtere Trockenheit erheiterte ſich nicht vor dem 13. Jahrh.; dann aber brach ein frohes Naturgefühl auf einmal durch. Die Plaſtik eilte auch in Deutſchland der Malerei voraus, doch dieſe folgte fromm und emſig nach. Die Kennzeichen der Gemälde aus jener frühſten Zeit ſind: der Goldgrund, mit eingedruckten Heiligenſcheinen um den Häuptern, deſſen glänzende Metallfläche oft mit wunderlichen Blumen tapetenartig gemuſtert iſt, und durch braune Umriſſe und Schattirungen in vergoldetes Schnitzwerk verwandelt ſcheint; klare, heitere Farben, ohne Harmonie, aber auch ohne Buntheit, zarte Umriſſe. Betrachten wir die verſchiedenen deutſchen Lande in dieſer frühern Zeit, ſo war es in Oeſterreich beſonders der Abt Reginbald, Stifter des Kloſters zu Murr im J. 900, der die Liebe für Kunſt weckte. Ihm folgten dort der heil. Thiemo zu Salzburg, und beſonders Giſela, Königin von Ungarn und Gemahlin des heil. Stephanus, hierin. Ludwig der Fromme erhielt von dem byzantiniſchen Kaiſer ſchon koſtbare Kunſtgeſchenke. Die ſchleſiſchen und mähriſchen Fürſten lebten in freundſchaftlicher Verbindung mit den griechiſchen Kaiſern. Der heil. Methodius, der 863 als Miſſionär zu den Slaven geſchickt wurde, wird als ein geübter Maler geprieſen, der ſeine Kunſt zur Unterſtützung des Bekehrungsgeſchäftes gebrauchte. Die erſten ſchleſiſchen Biſchöfe waren Italiener, welche die frommen Gemälde überall zur Beförderung der Religion benutzten. In der Eliſabethskirche und der Kirche der heil. Barbara zu Breslau findet man noch höchſt merkwürdigeGemälde aus jener Zeit. Das berühmteſte Monument dieſer Art iſt aber die ſogenannte gemalte Hedwigstafel in der

St. Bernhardinskirche zu Breslau; auf dieſer Tafel ſind in 32 Vierecken lauter verſchiedene Begebenheiten aus dem Leben der heil. Hedwig dargeſtellt. Kaiſer Carl IV. rief beſonders viele geſchickte Maler nach Böhmen, wo ſich ſchon 1348 eine Malerzunft bildete. 1450 fing eine bedeutende Malerſchule in Breslau an zu blühen, früher alſo noch als die nürnberger. In Baiern ſuchte Herzog Theodor II. durch den heil. Rupert, den er 696 von Worms nach Baiern berief, die chriſtliche Religion mehr auszubreiten, und hier, wie überall, knüpfte ſich die Einführung der Malerkunſt an die des Chriſtenthums. In den Benedictinerklöſtern wurden die Künſte am eifrigſten ausgebildet. Alfred und Ariram, von denen der letztere ein Mönch von St. Emmeran war, werden als die größten baieriſchen Künſtler jener Zeit genannt. Wernher von Tegernſee zeichnete ſich beſonders durch ſeine herrlichen Glasmalereien aus. Als Maler des 15. Jahrh. in Baiern werden Gleißmyller, Maier, Mächſelkircher, Füterer und Zawerhack gerühmt. In Franken finden wir die erſten Spuren der Kunſt zu den Zeiten des heil. Bruno, der 1042 den Dom zu Würzburg von Grund auf neu erbauen ließ. Kaiſer Heinrich III. und ſeine Gemahlin, die heil. Kunigunde, beſchützten hier die Künſte ſehr. In dem Kloſter Heilsbronn findet man noch mehrere Gemälde aus den Zeiten des heil. Otto, Biſchofs zu Bamberg, der 1139 ſtarb. Nürnberg müſſen wir beſonders erwähnen, als denjenigen Ort, wo die mühſam-künſtliche Bildſchnitzerei ſowohl als die Malerei ſehr früh ſchon zu einer hohen Stufe der Vollendung gebracht wurden. Die uralten Malereien in der Marienkirche und in der St. Sebaldskirche daſelbſt ſind merkwürdig. Zu den früḧſten nürnbergiſchen Malern gehören: Hans Traut, Kulenbach, Hans Bäuerlein und Michael Wohlgemuth. Es gab überdem viele treffliche Glas- und Miniaturmaler daſelbſt. In Schwaben wurde zuerſt das Kloſter Hirſchau durch viele Kunſtſchätze berühmt. Sehr viele Klöſter und Kirchen gaben der Kunſt Gelegenheit, ſich hier zu entfalten, ſo wie auch viele Handſchriften hier mit köſtlichen Miniaturen geſchmückt wurden. In Augsburg, Ulm, Nördlingen gab es ſchon früh kunſtgeſchickte Meiſter. Am Oberrhein wurde durch Carl den Großen der Sitz aller Bildung errichtet. Mainz, Trier, und ganz beſonders Cöln waren die erſten Kunſtſitze jener Zeit. Wir können annehmen, daß die Periode von 1153 bis 1350 für deutſche Kunſt ſo wie für Poeſie und Sprache entſcheidend war. Damals blühte in Cöln die älteſte deutſche Malerſchule, welche die ſpätere zu Nürnberg an Reinheit des Styls und ſtiller Lieblichkeit weit übertraf. Die meiſten ihrer Gemälde ſind auf Holz gemalt, welches erſt mit einem Kreidegrunde, dann mit Leinewand überzogen wurde, auf welche wieder ein Grund von Kreide und Bolus und ein Goldgrund aufgetragen ward. Die Farbenpracht erhielt ſich darauf im wunderſamſten Glanze. Das berühmteſte Kunſtwerk jener Zeit iſt das herrliche Altargemälde im Dom zu Cöln, von welchem man nicht einmal beſtimmt den Maler kennt; man ſchreibt es bald einem Wilhelm von Cöln, bald dem Peter Calf zu. Die Sammlungen von Wallraff, Boiſſerée, Fochem und Bettendorf enthalten die köſtlichſten Gemälde jener Kunſtperiode. Friedrich Schlegel machte zuerſt darauf aufmerkſam. In Frankfurt zeichneten ſich beſonders die trefflichen Glasmaler aus. Auch blühte in gedachter Kunſtperiode der dichtungsreichſte der altdeutſchen Meiſter, Hemmelink, deſſen Werke voll Kühnheit und Gluth ſind. In Heſſen und Thüringen wurde der Erbauer der Wartburg, Graf Ludwig II., auch der erſte Beſchützer der Kunſt. Die alte Eliſabethkirche zu Marburg enthält noch viele

Denkmale uralter Kunſt. In Sachſen beſchützte Heinrich I. am früheſten die Künſte. Nicht allein in Kirchen und Klöſtern, ſondern auch in zierlichen Handſchriften und auf den in Nonnenklöſtern geſtickten Meßgewänden und Altarbehängen muß man die Kunſtgebilde jener frühern Zeiten ſuchen. In Niederſachſen und Weſtphalen lebten zuerſt ausgezeichnete Künſtler in den Abteien Korvei, Minden, Hildesheim und Osnabrück. Es iſt unglaublich, wie viele Kunſtdenkmale aus dieſer früheſten Zeit ſich noch überall in Deutſchland finden; ſie wurden ſonſt zu wenig beachtet, und in neueſter Zeit werden ſie überſchätzt. Die fromme Gemüthlichkeit, die ſtille Einfalt dieſer Werke ſoll geliebt und bewundert, aber nur nicht von Kunſtjüngern nachgeahmt werden. Dieſe werden uns leicht alle Mängel der richtigen Verhältniſſe, der Haltung, Perſpective und Anatomie wiedergeben, ohne von dem innern Sinne durchdrungen zu ſein! Eine zweite wichtige Kunſtperiode war die Zeit für Deutſchland, wo der tiefſinnige Albrecht Dürer, den ſelbſt Raphael hochſchätzte, lebte (von 1471 bis 1528), der ſich zuerſt in Wohlgemuths Schule und dann durch eine Reiſe durch Deutſchland, die Niederlande und Italien bildete. Martin Schön erwarb ſich ſchon früher großen Ruhm; man kann ihn mit Recht den deutſchen Perugino nennen; ſeine Werke haben große Aehnlichkeit mit denen dieſes Meiſters, und beide ſtanden auch in freundſchaftlichem Briefwechſel. Lucas Kranach, geb. 1470, geſt. 1553, ſtand von früher Jugend an im Dienſte des ſächſiſchen Churfürſten Friedrichs des Weiſen, mit dem er 1493 nach Paläſtina zog; er genoß ſpäter die ausgezeichnete Freundſchaft Johann Friedrichs des Großmüthigen, den er ſogar fünf Jahre lang ins Gefängniß begleitete. Seine Gemälde gewannen beſonderes Intereſſe durch die Bildniſſe der ausgezeichnetſten Perſonen ſeiner Zeit, die er darin anbrachte. Er hat viel Wahrheit und eine zarte Behandlung des Pinſels, aber ſeine Arbeiten ſind hart, trocken und flach. Viele geſchickte Maler gehörten zu der Familie Holbein; der ausgezeichnetſte darunter war Hans Holbein, geb. 1495, geſt. 1554. Dieſen kann man wohl den deutſchen Leonardo da Vinci nennen. Er arbeitete mehrere Jahre in England; faſt alle Gallerien beſitzen treffliche Werke von ihm; zu den berühmteſten gehört ſeine Madonna mit der Familie des Bürgermeiſters Meyer in der Dresdener Gallerie. Ferner müſſen wir Altdorfer, Beham, Bink, Penez, Burgkmaier, Scheuffelin, Grünewald, Schoen, Springinklee, Schooreel, Lucas von Leyden, Heemskerk, Füßli, Joan von Mabuſe, Sutermann, Goltzius, Franz Floris, Franz Frank, Chriſtoph Schwarz, Rottenhammer, und beſonders Adam Elzheimer, als die vorzüglichſten Künſtler der deutſchen Schule im 16. Jahrh. nennen. Die mehrſten waren auch Kupferſtecher. Ihre Ideen waren oft ſehr poetiſch, bisweilen zu tiefſinnig allegoriſirend. So fleißig ihre Ausführung war, ſo fehlte ihnen meiſt höherer Schönheitsſinn, richtige Zeichnung, Haltung des Ganzen durch Helldunkel und durch ein willkührliches Aufopfern kleinlicher Nebendinge, und Gefühl für edle reine Idealform. Im 17. und in der erſten Hälfte des 18. Jahrh. war die Kunſt in Deutſchland ganz geſunken. Mengs weckte zuerſt wieder ein reineres Streben; er und Winckelmann ſind die wahren Wiederherſteller der Kunſt. Sein ſtrenger Ernſt wurde von ſeinen Schülern und Nachahmern weniger befolgt; die meiſten neigten ſich zu einer heitern Flüchtigkeit und oft etwas flachen Buntheit, bei ihren lieblichen, gefälligen Compoſitionen; wir nennen hier beſonders Maron, Unterberger, Oeſer und Angelika Kaufmann. Wilhelm Tiſchbein aus Heſſen gebürtig, welcher lange Zeit in

Neapel lebte, und ſich jetzt in Eutin befindet, gehört zu den merkwürdigſten neuern Künſtlern. Sein Geſchmack iſt rein, ſein Styl edel, ſeine Phantaſie ungemein ſchöpferiſch und dichteriſch; er weiß in ſeinen geiſtvollen Skizzen der ganzen belebten und unbelebten Natur Sprache und Phyſiognomie zu geben. Seine Umriſſe zu den Homeriſchen Gedichten ſind berühmt. Füger ſtiftete eine treffliche Malerſchule als Director der Akademie in Wien; reiner Schönheitsſinn und ächter Idealſtyl zeichnen ihn beſonders aus. Seine Zeichnungen zu Klopſtocks Meſſias ſind berühmt. Hetſch in Stuttgart iſt nicht allein ſelbſt ſehr geſchickter Künſtler, ſondern er bildete auch manches jugendliche Talent. Wächter daſelbſt zeichnet ſich durch einen einfachen, frommen und oft großen Styl aus. Sein Hiob iſt groß gedacht und ausgeführt. Man könnte ihn den deutſchen Garofalo nennen. Der 1820 ermordete Gerhard von Kügelgen, Profeſſor an der dresdener Kunſtakademie, gehört zu den ſinnigſten und ausgezeichnetſten deutſchen Künſtlern. Seine Ideen ſind außerordentlich ſchön und tief durchdacht; ſeine Ausführung vereint die Kraft und Grazie der italieniſchen Schule mit dem Fleiß und Farbenzauber der Niederländer. Seine Porträts ſind eben ſo treffend wahr, als ſeine hiſtoriſchen Gemälde bedeutend und vollendet. Profeſſor Hartmann in Dresden iſt einer der wiſſenſchaftlichſten jetzigen Künſtler. Sein Aeneas, ſein Hektor ꝛc. ſind eben ſo trefflich in Zeichnung und Compoſition, als ſein Eros und Anteros, ſein Erlkönig ꝛc. dichteriſch ſchön ſind. Seine neuern Werke ſind geiſtvoll und kühn, ahmen aber zum Theil den Michel-Angelo Buonarotti faſt zu ſehr in ihrer Tendenz nach. Seine Porträts haben ſprechende Wahrheit. Profeſſor Matthäi zeichnet ſich in Porträts aus, beſonders in männlichen Köpfen, und hat ſchon in mehrern hiſtoriſchen Gemälden bewieſen, welch ein braver Zeichner, und wie erfahren in allen techniſchen Theilen der Kunſt er iſt. Profeſſor Rösler hat ſich neuerlich in mehreren Gemälden aus der ſächſiſchen Geſchichte als einen denkenden und auf dem richtigſten Wege fortſchreitenden Künſtler gezeigt. Prof. Seydelmann ſteht einzig in ſeiner Geſchicklichkeit, große Sepiazeichnungen auszuführen. Der verſtorbene Graff gehörte zu den trefflichſten Porträtmalern. Prof. Weitſch in Berlin iſt ſehr geſchickt in Behandlung ſowohl, als Erfindung; Wach in Berlin, als Porträt- und Hiſtorienmaler ausgezeichnet; Hummel und Nahl in Caſſel verdienen die ehrenvollſte Erwähnung. Retzſch in Dresden iſt geiſtvoller Erfinder kleiner romantiſcher Scenen. Seine Skizzen ſind ſchön. Vogel war der lieblichſte Kindermaler; er hatte ſehr viel Schmelz und Weichheit. Sein Sohn, jetzt Profeſſor in Dresden, iſt ausgezeichneter Porträtmaler; hat aber auch ſchon während ſeines langen Aufenthalts in Rom einige hiſtoriſche Gemälde geliefert, worin ſich nicht ſowohl die Manier der alten Meiſter, als vielmehr ein dem ihrigen ähnliches, durch das Studium ihrer Werke im Innern angeregtes ſelbſtändiges Streben nach Bedeutung und Innigkeit zeigt. Seine neueſte Arbeit in dieſem Fache ſind ſeine Frescogemälde im neuen Schloſſe zu Pillnitz, die er ſeit 1821 ausführte. Viele der anlagenreichſten jungen deutſchen Künſtler ließen ſich in neuern Zeiten allerdings verleiten, ſich jener alterthümlichen Manier hinzugeben, die von dem wahren Wege der Natur und ächten Kunſt lockt, und zu eckiger Unbeholfenheit, magern Formen, trockener Farbengebung und Vernachläſſigung der Perſpective verführt. Die erſte Richtung bekam dieſer neu-alterthümelnde Kunſtgeſchmack durch die myſtiſche Frömmigkeit vieler Dichter und Schriftſteller. Göthe ſpricht in ſeinem zweiten Hefte über Kunſt und Alterthum ſehr gewich-

tige Worte dagegen; möchten ſie offnen Eingang finden! Die Brüder Riepenhauſen aus Göttingen, die ſeit mehr als 10 Jahren in Rom leben, neigten ſich ſonſt ſehr zu dieſer Partei, doch kehrten ſie dem beſſern Wege der Raphaeliſchen Schule ſeit mehrern Jahren wieder zu. Overbeck, Cornelius, Schadow der jüngere, Julius Schnorr, lauter höchſt talentvolle, tieffühlende junge Künſtler, folgten gleichfalls jenem Wege, doch zeigte ſich in den Werken, die ſie auch während dieſes Zeitabſchnittes ihrer Ausbildung hervorgebracht haben, ſo viel Geiſt und Kraft, daß man in jenem unſichern Streben ſchon mit Freude die Schritte erkennt, die ſie auf ihren eigenen Weg führen ſollten. Unter den jüngern Künſtlern, die ſich in Rom bilden, ſind vorzüglich auch die Hiſtorienmaler Veith aus Berlin, und Näke aus Dresden ausgezeichnet. Mit unendlich zarter Phantaſie begabt war der frühverſtorbene Runge, deſſen liebliche Hieroglyphen und Arabesken wahre Dichtungen ſind. Im Landſchaftsfach zeichnen ſich die deutſchen Künſtler Philipp Hackert, Reinhard, Mechau, Klengel, Wihle, Veith, Zingg beſonders aus. Ein neues Fach ſchuf ſich der geniale Friedrich in Dresden, welcher myſtiſch-religiöſe Bedeutung in die Landſchaftsmalerei zu legen weiß. Auch er verſchmäht oft alle Kunſtregeln, doch hat er den großen Vorzug, nur ſeiner oft düſtern, aber ſtets erhabenen Phantaſie zu folgen, und nicht altdeutſche Meiſter nachzuahmen; ſo bleibt ihm die anziehendſte Eigenthümlichkeit. Auch der Norwege Dahl, in Dresden, über welchen die neue Folge dieſes Werkes einen eigenen Art. liefert, iſt jetzt zu den deutſchen Landſchaftsmalern zu rechnen. — Unter den Kupferſtechern verdienen Chodowiecky, Müller, der Vater, in Stuttgart, und der leider ſo früh verſtorbene jüngere Müller in Dresden, der das berühmte Blatt der Sixtiniſchen Madonna nach Raphael vollendete, Bauſe, Kohl, John, Haldenwang, Jury, G. E. Krüger, Darnſtedt, Seyfert, Böhm, Bolt, Schwerdgeburth und manche Andere ſehr ehrenvolle Auszeichnung. Sehr geübte Zeichner ſind Ramberg und Kolbe; erſterer hat eben ſo viel Talent, als leider auch Manier. Die vorzüglichſten Kunſtſitze in Deutſchland ſind: Dresden, München, Wien und Berlin; an dieſen vier Orten ſind auch ſehr bedeutende Malerakademien. Um ausführlichere Kunde über deutſche Malerkunſt zu bekommen, ſind „Fiorillo's Geſchichte der zeichnenden Künſte in Deutſchland und den Niederlanden", „Göthe's Hefte über Kunſt und Alterthum in den Rhein- und Maingegenden" und die Schilderungen der Boiſſeréeſchen Sammlung altdeutſcher Gemälde, ſonſt in Heidelberg, jetzt in Stuttgart, ganz vorzüglich nachzuleſen. Ueber die Entſtehung und den Beſtand dieſer trefflichen Sammlung giebt ein ausführlicher Art. im Anhange zum 1. Bde. der neuen Folge dieſes Werkes den befriedigendſten Bericht.

Deutſches Meer, gewöhnlich Nordſee genannt, iſt das Meer zwiſchen Großbritannien, Holland, Deutſchland, Dänemark und Norwegen. Den Namen Nordſee hat es wegen ſeiner nördlichen Lage gegen Deutſchland und Holland erhalten. Seinen Flächeninhalt ſchätzt man auf 10,000 Q. M. Es hat Ebbe und Fluth, welche ſich am ſtärkſten an den Küſten von Holland und England zeigen, weil es hier am meiſten eingeengt iſt. Das Waſſer iſt ſalziger, als das Waſſer der Oſtſee, und zeigt häufig den Glanz, über deſſen Urſachen der Art. Mollusken nachzuſehen iſt. Der Engländer Robert Stevenſon hat eine, auf viele Sondirungen der Tiefe gegründete Beſchreibung des Bettes der Nordſee, mit einer erläuternden Charte, im 5. Hefte des Edinburgh philosophical Journal bekannt gemacht. Nach den Ergebniſſen ſeiner Unterſuchung nimt die Tiefe dieſes Meeres von

Süden gegen Norden zu, wechſelt jedoch in der Durchſchnittslinie vom Breitengrade der nördlichſten Shetlandsinſel bis nach Oſtende, in unregelmäßigem Verhältniſſe. Die Unregelmäßigkeiten der Tiefe hangen von den häufigen, in der Mitte am ausgedehnteſten, Sandbänken ab, die gegen $^3/_4$ des ganzen Flächenraums (den Stevenſon zu 153,709 engl. Q. M. beſtimmt) einnehmen.

Deutſche Muſik. Von jeher äußerten die Deutſchen große Fähigkeit und Neigung zum Geſange. Wie wild und roh auch ihre kriegeriſchen Geſänge ſein mochten, ſo fand ſie doch Tacitus werth, als etwas Eigenthümliches an ihnen angeführt zu werden. Auch bei ihrem Götzendienſte ſcheinen ſie ſich blaſender Inſtrumente bedient zu haben. Mit der Annahme der chriſtlichen Religion vermehrte ſich ihre Neigung zur Tonkunſt; der lateiniſche Geſang ward bei ihrem Gottesdienſte eingeführt, und ſie waren bald wegen ihres Geſanges und ihrer Geſchicklichkeit im Spiel der Blasinſtrumente (beſonders der Zinken, Poſaunen, Waldhörner und Trompeten) unter den Chriſten berühmt. Geſang und Unterricht im Gebrauche dieſer Inſtrumente gehörte zu dem Schulunterrichte im Mittelalter, und wurde in den Klöſtern getrieben. Johann, Mönch von Fulda, Schüler des Rabanus, ſoll den harmoniſchen Geſang in Deutſchland verbeſſert haben. Die Erfindung der Noten, deren Stelle früher die mangelhafte Tabulatur vertrat, und die Solmiſation wurde von Biſchöfen (im 17. Jahrh.) eingeführt. Seit dieſer Erfindung ſchritt die Muſik raſch vorwärts. Franko von Cöln erfand in der zweiten Hälfte des 11. Jahrh. den Menſuralgeſang. Seit dem 12. Jahrh. wurde die Muſik durch die Minneſinger, und ſpäterhin durch die Meiſterſänger ausgeübt. Im 14. und 15. Jahrh. wurde die Harmonie beſonders in Frankreich und England gründlich ausgebildet, wozu die Erfindung der Orgeln und ihre Einführung beim Gottesdienſt viel beitrug. Doch finden wir auch im 15. Jahrh. fleißige und berühmte Contrapunctiſten unter den Deutſchen, z. B. Jacob Obrecht, Johann Bonadies ꝛc. An den Domkirchen wurden Cantoreien und mehrere Singſchulen errichtet. Die Einführung der Figuralmuſik zu Anfange des 16. Jahrh. zog auch eine Verbeſſerung und größere Verbreitung der muſikaliſchen Inſtrumente nach ſich, z. B. der Orgel. Um 1470 erfand Bernhard, ein deutſcher Künſtler, das Pedalclavier. Die Verbreitung der Tonkunſt wurde nun auch durch die Buchdruckerkunſt befördert. Luther ſtellte den einfachen Kirchengeſang wieder her, erwarb ſich große Verdienſte um den einſtimmigen Choralgeſang, und begünſtigte die Muſikanſtalten in den Städten, beſonders auf Schulen (die Stadtzinkeniſten und das Thurmblaſen kamen auf). Durch einige Volkslieder haben ſich ſehr gemüthliche Melodien aus dieſer und der Zeit der Meiſterſänger erhalten. Auch ſcheint die Entſtehung des deutſchen Tanzes (des Schleifers), welcher den Charakter der deutſchen Luſtigkeit trägt, in dieſe, oder vielleicht ſchon in frühere Zeit zu fallen. Vor dem 30jährigen Kriege wurde die Muſik beſonders von dem kaiſerlichen Hofe zu Wien, von den Churfürſten von Baiern und von den Biſchöfen begünſtigt. Sie hatten Chöre von Sängern und Inſtrumentiſten, zu geiſtlichem und weltlichem Gebrauch. Der Churfürſt von Baiern hatte den berühmten Rolandus Laſſus (Orlando Laſſo) zum Capellmeiſter. Aber jener Krieg zerſtörte viele herrliche Keime dieſer Kunſt. Jetzt wurde vorzüglich der eigentliche deutſche Marſch, welcher den gemeſſenen, aber kräftigen Gang der Deutſchen mit erhebender Feierlichkeit bezeichnet, ausgebildet. Schnell lebte die Tonkunſt nach dem 30jährigen Kriege wieder auf, beſonders an dem Hofe

des Kaiſers Leopold und ſeiner Nachfolger. Hier bildete ſich, beſonders durch Inſtrumentalmuſik, ſeit dem 18. Jahrh. der Kammer- und Concertſtyl, obgleich der Kirchenſtyl noch die Oberhand behielt. Carl VI. hatte das größte bekannte Orcheſter. Fuchs und Caldara waren ſeine Capellmeiſter. Die deutſche Muſik trat hier zuerſt in ihrer Eigenthümlichkeit auf, und hat ſich ſeitdem von der italieniſchen immer unabhängiger gemacht. „Gründlichkeit ohne Pedanterie, ſagt Schubert (in ſeiner Aeſthetik der Tonkunſt), immer lachendes Colorit, großes Verſtändniß der Blasinſtrumente, war der Charakter der ſich hier bildenden wiener Schule.“ Noch höher ſtieg die Muſik unter Maria Thereſia, deren muſikaliſcher Lehrmeiſter Wagenſeil war. Und ſo wurde namentlich in Oeſterreich die glänzende Periode der deutſchen Tonkunſt vorbereitet, welche Gluck, Mozart und Haydn herbeiführten. In Oeſterreich hat ſich noch jetzt die Muſik in der größten Ausbildung erhalten, wie die Zahl ausgezeichneter Tonſetzer und Inſtrumentaliſten, die dort leben oder ihre Bildung erhielten, bezeugt, z. B. Weigl, Abr. Stadler, Gyrowetz, Wranitzky, Seyfried und mehrere unten angeführte, wozu auch die Fertigung vortrefflicher muſikaliſcher Inſtrumente viel beiträgt. In Sachſen blühte ebenfalls ſchon früh der Geſang; die Italiener nannten alle deutſche Muſiker Sachſen. In Dresden bildete ſich unter den Königen von Polen ein eigener Styl und eine treffliche Capelle. Haſſe, Sebaſtian Bach, Händel, Homilius, Hiller, Naumann, Schweitzer, Benda, Wolf und Andere machten den ſächſiſchen Namen in der Tonkunſt groß. Die Schule der Tonkünſtler in Berlin wurde vorzüglich durch Friedrich den Großen geſtiftet. Graun (ein Sachſe) wurde ſein Capellmeiſter. Große Inſtrumentaliſten, wie Quanz, Friedrichs Lehrer auf der Flöte, Franz Benda, hoben die Concert- und Kammermuſik. Auch gingen aus dieſer Schule große Theoretiker, wie Marpurg und Kirnberger hervor. Hier lebte auch Schulz, der treffliche Liedercomponiſt. Ihnen folgten ein Faſch, Reichardt, Himmel, Weber, Zelter u. A., welche zum Theil noch jetzt Zierden der deutſchen Tonkunſt ſind. Auch in Baiern und an den übrigen deutſchen Höfen, z. B. Braunſchweig, und in den blühenden Handelsſtädten, wurde überall die Tonkunſt geliebt und beſchützt. Tonſetzer, wie Vogler, Winter, Romberg, Spohr, Poißl, gehören zu den erſten in Deutſchland. Durch den Theaterſtyl wurde die Muſik zu dem höchſten Gipfel erhoben. Seitdem aber der Theaterſtyl und die Concertmuſik ſich ausbildeten, wurde der Kirchenſtyl immer galanter, und mit dem Theaterſtyl vermiſcht; man ſah ſich daher neuerdings genöthigt, zu den alten Kirchenſtücken zurückzukehren. Die deutſche Muſik, die in großen, tiefen Harmonien den romantiſchen Charakter der Tonkunſt vorzüglich entwickelt hat, ſcheint am Ende des 18. Jahrh. ihre Blüthe erreicht zu haben. Keine Nation kann dieſer Muſik etwas Gleiches an die Seite ſtellen. Ihre Tiefe der Harmonie, Reichthum der Inſtrumentation und Fülle der Melodie ſetzten Italiener und Franzoſen in Staunen. Unter den deutſchen Sängern dürfen wir eine Mara, Schick, Häſer, Fiſcher, Grünbaum, Milder-Hauptmann, Schmalz, Seidler, Wranitzky, Becker, Gervais ꝛc., einen Weixelbaum, Wildt, Gerſtäcker, Bader, Moltke ꝛc. (Tenoriſten), einen Fiſcher, Maurer, Strohmeyer ꝛc. (Baſſiſten) nennen. Unter den Inſtrumentaliſten aber ſtellten die Deutſchen ihre größten Meiſter auf, z. B. Beethoven, Hummel, Duſſeck, Wölfl, Eberl, Maria von Weber, Moſcheles, Ries, Neukann, Spohr, Fränzel, Seidel, Möſer, Kieſewetter, Hermſtädt, Thurner, Dreßler, Fürſtenau, Bohrer, Schunk (Waldhorniſt), die Romberge und viele Andere. In

den letzten Jahren artete der Geſchmack in harmoniſche Ueberladung, welche den Geſang unterdrückt, Seltſamkeit und Streben nach Originalität, vorzüglich ſeit Beethoven und Cherubini, aus. Der Modegeſchmack, der ſich an einförmiger und unkräftiger Liedelei, vorzüglich durch die beliebte Guitarre befördert, einige Zeit ergötzte, bewundert jetzt pikante Modulationen und mechaniſche Seiltänzerei. Ueber die Richtung, welche die deutſche Muſik in der neueſten Zeit genommen, ſiehe die neue Folge dieſes Werks.

Deutſche Philoſophie. Dieſe konnte nicht eher auftreten, als bis die deutſche Proſa einen gewiſſen Grad der Bildung erreicht hatte. So lange die Deutſchen ihre philoſophiſchen Werke noch vorzugsweiſe in lateiniſcher Sprache ſchrieben, ſchloſſen ſie ſich an die herrſchende Philoſophie, z. B. der Scholaſtiker, an, oder beſtritten dieſelbe, ſeit dem 15. Jahrh., und verbreiteten, wie Philipp Melanchthon, durch ihre humaniſtiſche Kenntniß beſſere philoſophiſche Anſichten, geſchöpft aus den reinen Quellen des claſſiſchen Alterthums (ſ. d. Art. Deutſche Literatur). Die eigentlich deutſche Philoſophie charakteriſirt ſich durch das raſtloſe Streben nach Syſtemen und Ableitung wiſſenſchaftlicher Sätze von einfachen und möglichſt umfaſſenden Principien, und durch ihre kosmopolitiſche Richtung. Sie beginnt mit Leibnitz (ſ. d. Art.), geb. 1646, deſſen Anſichten Chr. Wolf zum größten Theil aufnahm, und in ſyſtematiſcher Methode in Umlauf brachte (ſeit 1709). Leibnitzens Lehre von den angebornen Ideen, ſeine Monadologie und Theodicee, ſein Streben nach einem höchſten Princip, gaben allen denkenden Köpfen ſeiner Zeit zu thun. Wolf ſtellte ſchon die philoſophiſchen Wiſſenſchaften in einem deutlichen encyklopädiſchen Zuſammenhange auf; allein der Hauptfehler ſeiner Philoſophie lag darin, daß er die Wahrheit nur in Definitionen und Beweiſen (in der demonſtrativen Methode) beſchloſſen glaubte. Seine unzähligen Schüler bildeten dieſen Formalismus bis zum Ekel aus. Er fand an Chr. A. Cruſius (ſeit 1747) und Joh. G. Daries wichtige Gegner, jedoch mehr im Einzelnen als im Ganzen. Unter ſeinen Anhängern aber finden ſich mehrere Philoſophen, welche einzelne Wiſſenſchaften, beſonders Logik, mit Glück ausbildeten, z. B. Lambert, Ploucquet, Reimarus, Baumgarten (ſ. d. Art.) u. A. Darauf bildete ſich von 1760 — 1780 ein Eclecticismus in der Philoſophie. Einige folgten bald dem Descartes, welcher die Trennung des Körpers und Geiſtes zu einem Grundcharakter der neuern Philoſophie erhob, bald den pſychologiſchen Forſchungen eines Locke. Durch Hume angeregt, ſuchte endlich der ſcharfſinnige Denker Immanuel Kant (ſeit 1780), mit welchem die neueſte Philoſophie (die zweite Periode der eigentlich deutſchen Philoſophie) beginnt, die Grenzen des menſchlichen Erkenntnißvermögens gegen die Dogmatiker feſt zu beſtimmen, und zu zeigen, daß die bisherige Metaphyſik eine unhaltbare Wiſſenſchaft ſei. Dagegen machte er die Vorſtellungen von Zeit und Raum, Urſache, Wirkung u. a. zu bloßen Verſtandsgegenſtänden, welche auf die Ideen von Gott keine Anwendung geſtatten. Was aber die theoretiſche Kraft nicht leiſte, leiſte die praktiſche, was ſie ausſage, ſei das Gewiſſeſte. Obwohl nun der Gegenſatz des Denkens und Seins durch dieſe Lehre erſt recht grell hervorgehoben wurde, ſo weckte doch dieſe Kritik den Geiſt eines freieren Philoſophirens unter den Deutſchen. Der kühne kräftige Denker Fichte ſah, wie dieſe Philoſophie auf halbem Wege zu dem Idealismus ſtehen blieb, und ſtellte mit der ſtrengſten Folgerichtigkeit ein Syſtem des Idealismus auf, in welchem er aus einem Princip, dem

Ich, alle Erkenntniß und Wahrheit herzuleiten ſuchte, die Wiſſenſchaftslehre. Dieſem kühnen Unternehmen trat die nicht aufzuhebende Natur und das originelle Syſtem Schellings entgegen (von einigen die Identitätsphiloſophie genannt), welches das Abſolute an ſeine Spitze ſtellte, in welchem das Ideale und Reale eins, und von welchem dem Menſchen ein Wiſſen möglich ſei. (Daher iſt ihm die Philoſophie auch Wiſſenſchaft des Abſoluten.) Dieſes ſind die Hauptſyſteme der neuern Philoſophie. Uebrigens zeigten ſich nicht nur als Gegner, ſondern auch als Anhänger und Ausbildner derſelben mehrere wackere Denker (z. B. Fries und Krug in Beziehung auf den Kriticismus Kants, Schulze, Reinhold u. A.); Andere trugen, aufgeregt durch den philoſophirenden Geiſt ihrer großen Zeitgenoſſen, ihre mehr oder weniger eigenthümlichen Anſichten vor, z. B. Bardili, Bouterwek, Hegel, Joh. Jac. Wagner, Salat. Dieſen Syſtemen, wie überhaupt den ſyſtematiſchen Grübeleien, traten entgegen Fr. Heinr. Jacobi, Fr. Köppen, Weiller, Eſchenmayer, welche an die Stelle des unmittelbaren Wiſſens den Glauben ſetzen. So ſcheint, nach dem heißen Kampfe der Anſichten, die Philoſophie ſich mit der Religion verſöhnen zu wollen, ohne daß beide ihr eigenthümliches Gebiet verlieren. Viele haben den Wechſel der Syſteme unter den Deutſchen mit oder ohne Witz getadelt. Gewiß aber iſt es, daß über die Wahrheit einer Anſicht nur dann vollkommen geurtheilt, und ſelbſt der Irrthum deutlicher erkannt werden mag, wenn ſie ſich in Form des folgerechten Syſtems dargelegt hat; und dies war das Beſtreben der gründlichen Deutſchen. Je mehrere und verſchiedene Syſteme dann auftreten, deſto umfaſſender wird die Einſicht des Denkers. Welche die Nachtheile weit überwiegende Vortheile mußte alſo der Deutſche von ſeinen Syſtemen erhalten! Dazu kommt, daß nicht nur die einzelnen philoſophiſchen Wiſſenſchaften (vorzüglich die Aeſthetik), ſondern alle Wiſſenſchaft überhaupt durch dieſen philoſophiſchen Geiſt eine höhere Geſtalt gewonnen haben, und von keiner andern Nation ſo ſehr als ein einziges organiſches Ganze, nach ihrer innern Verbindung und Verwandtſchaft, dargeſtellt worden ſind, als von den Deutſchen, ja überhaupt kein wichtiger Gegenſtand der Menſchheit bei ihnen ohne wiſſenſchaftliche Bearbeitung geblieben iſt, wie oft auch die Anwendung der jedesmal herrſchenden Syſteme auf dieſelben zu lächerlichen Seltſamkeiten, Ausſchweifungen und geſchmackloſer Pedanterei verleiten mußte; daß endlich um eben deswillen keine neuere Nation einen ſolchen Einfluß auf die wiſſenſchaftliche Bildung in Europa gehabt hat, als die Deutſchen; weshalb wir ſie, mit Robertſon, mit Recht die Großhändler in der Gelehrſamkeit nennen mögen. Ueber die neuere deutſche Philoſophie ſiehe den Art. in der neuen Folge dieſes Werks.

Deutſche Poeſie. Auch in ihr offenbart ſich der Charakter der Deutſchen (ſ. Deutſche Literatur), vorzüglich durch geiſtvolle Gemüthlichkeit in einer volltönenden, bildſamen und bedeutungsvollen Sprache. Ihre Entſtehung, wie überall, viel älter als die der Proſa, fällt in Zeiten, wo die übrigen neueren Sprachen entweder noch gar nicht vorhanden, oder in Europa noch nicht eingewandert, oder in tiefer Nacht verborgen waren. Man nimt zweckmäßig drei Hauptzeiträume in der Geſchichte der uns bekannten deutſchen Poeſie an; wovon der erſte mit der Einführung des Chriſtenthums in Deutſchland beginnt, und die Poeſie des Mittelalters begreift; denn von den frühern Geſängen der Barden (ſ. d. Art.), von welchen Carl der Große eine Sammlung veranſtaltet haben ſoll, iſt keine Spur mehr vorhanden. Die Gedichte, welche wir aus dem Mittelalter erhalten

haben, zerfallen in zwei Hauptreihen: 1. die, welche einheimiſche Sagen und Dichtungen darſtellen, 2. die, welche andern Fabelkreiſen angehören. Die erſteren ſind der Grundlage nach weit älter; wiewohl wir die frühere Behandlung derſelben Stoffe nicht mehr haben. Ueberhaupt ſcheint Deutſchland reich an poetiſchen Sagen geweſen zu ſein, aus denen ſich eine Art von volksthümlichem Epos bildete. Unter dieſen, wie überhaupt unter allen deutſchen Gedichten des Mittelalters (die beiden älteſten Gedichte aus dem 8. Jahrh., das Lied von Hildebrand und Hadubrand, und das Weißenbrunner Gebet, ſind kürzlich [Caſſel 1812] durch die Gebrüder Grimm herausgegeben worden; die übrigen Gedichte aus dem Zeitalter, wo die fränkiſche Mundart herrſchend war, ſind, wenige ausgenommen, nur ängſtliche Ueberſetzungen der Geiſtlichen), ragt das Originalepos der Nibelungen (zu Ende des 12. oder zu Anfange des 13. Jahrh. zum letzten Male bearbeitet) hervor, und iſt mit Recht, in Hinſicht auf Volksthümlichkeit, dem Homeriſchen Epos an die Seite zu ſtellen (ſ. Lied der Nibelungen.) Ferner gehört hieher die Sammlung alter Heldenlieder, welche den Namen das Heldenbuch erhalten hat. In beiden iſt national-deutſche Poeſie. Zu den fremden Dichtungen gehören die aus der alten Mythologie und Geſchichte umgeſtalteten vom trojaniſchen Kriege, von Alexander dem Großen, von Carl dem Großen und ſeinen Paladinen, die vom Artus, der Tafelrunde, dem heil. Graal u. a., welche größtentheils aus Frankreich kamen. Die erſteren waren allgemein unter dem Volke verbreitet; die wälſchen Dichtungen hingegen fanden, wie es ſcheint, an den Höfen größere Gunſt, wo die Vorliebe für das Ausländiſche ſchon damals häufig ihren Sitz hatte. So volksmäßig als die einheimiſchen Sagen konnten ſie niemals werden, weil es darin auf Schilderung der Hofſitten und des gebildeten Ritterthums abgeſehen war, dann wegen eines gewiſſen fremden Gepräges, das überall durchſchimmert. Dieſe romantiſche Poeſie, welche die Deutſchen von den Provenzalen erhielten, blühte unter den ſchwäbiſchen Kaiſern, und wurde durch die ſogenannten Minneſinger oder ſchwäbiſchen Dichter ausgebildet, die jedoch weder alle Schwaben noch lediglich Sänger der Liebe waren. Alle Umſtände vereinigten ſich in dieſem Zeitalter, die Poeſie auf eine höhere Stufe der Vollkommenheit zu heben. An Macht, Volksmenge und Gewerbfleiß hatte Deutſchland beträchtlich gewonnen, Fürſten und Adel waren mächtiger, der Glanz der Höfe größer, die Reichsſtädte ſammelten Schätze; der Handel führte Luxus herbei, die Zeit einen andern Geiſt. Der Provenzalen romantiſche Schwärmerei fand leichter Eingang in deutſche Gemüther, deren Grundzüge Tapferkeit, Liebe und Verehrung der Frauen, Treue und innige Freundſchaft waren. Die Kreuzzüge waren das Mittel, jenen romantiſchen Geiſt nach Deutſchland zu verpflanzen. Die Poeſie, welche jenen Geiſt ausſprach, begünſtigt von den ſchwäbiſchen Kaiſern, wurde ein Lieblingsſtudium der höhern Stände. Die Minneſinger zerſtreuten ſich durch ganz Deutſchland, und dichteten nicht nur lyriſche Geſänge, welche ſich durch eigenthümliche Lieblichkeit, Tiefe und Zartheit der Empfindung auszeichneten*), ſondern auch mehrere größere und kleinere romantiſch-

*) Auch hier ſpringt die Eigenthümlichkeit deutſcher Poeſie in die Augen. Bei einem Volke, wie die Deutſchen waren, ſagt Bouterwek (Geſch. der Poeſie und Beredſamkeit 9. Bd.), konnte die Poeſie der Liebe leicht etwas werden, was ſie im claſſiſchen Alterthume nie geweſen war. Es läßt ſich auch nicht bezweifeln, daß dieſe Art von Poeſie, die ſich erſt mit dem Ritterthum und in den mittlern Jahrhunderten ganz entwickelte, von den Deutſchen ausge-

epiſche Gedichte. Sie ſind größtentheils der provenzaliſchen Poeſie der Troubadours, z. B. die Romane vom Lancelot, Parcival, Triſtan ꝛc. frei nachgebildet. Doch giebt es auch in dieſem Zeitraume ſchon mehrere Ueberſetzungen der Alten, z. B. der Virgiliſchen Aeneis, von Heinrich von Veldeck, des Ovid, von Albrecht von Halberſtadt, rhythmiſche Bibelüberſetzungen, von Rudolph von Hohenems und Heinrich von München (nach 1250), Ueberſetzungen franzöſiſcher Ritterromane, Iwain von Hartmann von Aue u. A. (S. übrigens die Art. Minneſinger und Roman). In dieſe Periode gehören die in dem Heldenbuche, in dem Buche der Liebe enthaltenen Dichtungen, und viele einzelne romantiſche und komiſche Erzählungen und Legenden, ſeit kurzem von Müller, v. d. Hagen, Büſching, Gebr. Grimm, Tieck u. A. herausgegeben, (die meiſten dieſer poetiſchen Erzählungen des Mittelalters unterſcheidet von den ſpätern Romanen auch der unbequeme Reim) ferner, was die lyriſchen Gedichte anlangt, die Minnelieder, von denen die Maneſſiſche Sammlung (von 140 Minneſingern von Bodmer herausgegeben, Zürich 1758, 4. 2 Bände), und die Tieckiſche Bearbeitung bekannt iſt; ſo wie die vielen von Gräter, Weckherlin, Hagen, Büſching, Docen, Hofſtäter und Beneken bekannt gemachten. Auch giebt es didaktiſche und ſatyriſche Gedichte dieſer Zeit voll kräftiger Züge und kerngeſunden, eindringenden Verſtandes, unter welchen ſich Fabeln, S. Boners Edelſtein (herausgegeben v. Bodmer 1757 und Eſchenburg 1810) und Spruchreime (Priameln ſpäterhin genannt; ſ. Weckherlins Beiträge und ſ. w.) auszeichnen. Seit Ende des 13., mehr aber noch vom Anfange des 14. Jahrh. (die Zeit der Fehden und Kriege in Deutſchland) verſchwand allmälig die romantiſche Poeſie der Minneſinger von den Höfen und Burgen; die Poeſie wandelte ſich in Reime, und den Minneſingern folgte, zu einer Zeit, wo in Deutſchland alles in Orden und Zünfte zuſammentrat, die Zunft der Meiſterſänger (ſ. den Art.) in deren meiſt nüchternen und langweiligen Reimereien der letzte Klang unſerer romantiſchen Poeſie verhallte. Aber die Poeſie verbreitete ſich auch durch dieſe unter das Volk, und trug viel zur Ausbildung der niedern Stände bei. Das Zeitalter der Meiſterſänger ſetzen einige von 1347 bis gegen das Ende des 16. Jahrh. feſt. (Ueber den eigentlichen Unterſchied der Minneſinger und Meiſterſänger, ſ. Docens und Grimms Abhandlungen und ihre Recenſionen, vergl. Bouterwek in den angeführten Werke S. 212 und 271 u. ff.) Vorzüglich zu Mainz, Straßburg und Nürnberg blühten ihre Singſchulen. Die ausgezeichnetſten unter ihnen ſind: Frauenlob, Muscablüt, Hans Folz, Heinrich von Alkmar (Bearbeiter der epiſchen Fabel, Reineke der Fuchs), vorzüglich aber Hans Sachs, und Hans Schnepper, genannt Roſenblüt. Auch gehören in dieſe Zeit der Satyriker Sebaſtian Brand (1458 — 1520), über deſſen Satyre, das Narrenſchiff, von Geiler von Keyſersberg in Straßburg öffentlich gepredigt wurde; ſpäterhin Thomas Murner (geb. zu Straßburg 1475), durch mehrere ſatyriſche Schriften, die Narrenbefreiung, die Schelmenzunft ꝛc., Johann Fiſchart (ſ. d. Art.) aus Mainz, und Georg Rollenhagen (1542 — 1609), durch ſeinen Froſchmäusler bekannt. Ueberhaupt offenbart ſich in dem Zeitalter der Meiſterſänger eine überſchwenglich komiſche und ſatyriſche Laune, wie ſie kaum zu ei-

gangen iſt, die ihre angeſtammte Denk- und Sinnesart als Eroberer in die cultivirten Länder des ſüdlichen Europa's hinübertrugen. Doch hat keine von den neuern Nationen die romantiſche Poeſie der Liebe mit ſolcher Religioſität behandelt, wie die Deutſchen noch in den neueſten Zeiten.

ner andern Zeit unter den Deutſchen zu finden iſt, und ſie zeigt ſich unter der eigenthümlichen Form gutmüthiger Drolligkeit und Derbheit, welche den Deutſchen angehörte. In dieſen Zeitraum gehören die originellen Anfänge der dramatiſchen Literatur der Deutſchen (ſeit der Mitte des 15. Jahrh.), welche wir der Schule der Meiſterſänger zu Nürnberg verdanken. Vorher kannte man nur die Myſterien, Dramatiſirungen bibliſcher Geſchichten, größtentheils in lateiniſcher Sprache. Hans Folz, ein Barbier, und Roſenblüt, ein Wappenmaler u. A. führten die Faſtnachtſpiele ein, welche nicht nur vor den Reichsbürgern zu Nürnberg, ſondern in ganz Deutſchland durch ihren kecken und lebendigen Witz, vielen Beifall fanden. Sie übertrifft der geniale und erfindungsreiche Hans Sachs (1494 — 1576), vielleicht neben dem Spanier Lope de Vega der fruchtbarſte Dichter, dem auch ein Wieland und Göthe ein Denkmal zu ſetzen, nicht unter ihrer Würde achteten. Andere Volksdramen, wie z. B. Fauſt, blieben ungedruckt. Dieſe dramatiſchen Verſuche ſcheinen vorbereitet worden zu ſein durch die im 13. Jahrh. ſich ausbildenden deutſchen Volkslieder, welche durch die Mannichfaltigkeit im Stoffe, indem ſie ſich auf alle Stände, Stimmungen und Lagen des damaligen Lebens beziehen, ferner durch ihren ſinnlichen, handelnden Charakter und ihre ungezügelte Freiheit, Friſche und Munterkeit, eine in dieſer Art neue Erſcheinung darbieten. Sie ſind jedoch, wie auch andere lyriſche Gedichte, z. B. die trefflichen Kriegslieder eines Veit Weber (1476), nicht immer Erzeugniß der Meiſterſänger. Im 14. und 15. Jahrh. war das Singen und Muſiciren dem deutſchen Volke Bedürfniß geworden. Dies erzeugte eine in allen Claſſen verbreitete Volkspoeſie, welche auch den geiſtloſen handwerksmäßigen Meiſtergeſang gewiſſermaßen verdrängte. Im 17. Jahrh. ſchadete ihnen die wachſende Gelehrſamkeit und der Ruin des Wohlſtandes. In dieſem Zeitraume (15. und 16. Jahrh.) fangen auch die epiſchen Gedichte an, allegoriſch und hiſtoriſch zu werden, z. B. Melchior Pfinzings Teuerdank, welcher Maximilian I. zum Helden hat, und die Form der Proſa anzunehmen, wodurch der jetzt ſogenannte Roman vorbereitet wurde; aus den größern romantiſchen Gedichten hatten ſich früher ſchon kleinere, als Romanzen und Balladen, abgeſondert. Aus den erſteren entſtanden die deutſchen Volksbücher: die Meluſine, Magalone und viele andere, welche bis auf unſere Zeiten das Volk ergötzt haben; unter ihnen ſind einige Originale, wie der berühmte Till Eulenſpiegel. Groß wie ein Heros ſteht der kräftige Luther in dieſem Zeitraume als religiöſer Sänger da, „deſſen Worte Schlachten ſind.“ Eine neue Zeit begann, als die romantiſche verſchwand, und mit ihr II) die neuere Poeſie, an deren Spitze ein achtungswerther Deutſcher, Martin Opitz von Boberfeld (geb. zu Bunzlau 1579, ſtarb 1639) mit der ſogenannten ſchleſiſchen Dichterſchule ſteht. Die Zeit des Epos war dahin, und ſelbſt das Nationalepos der Deutſchen ziemlich vergeſſen, ſeit das öffentliche und das bürgerliche Leben ſich im entſchiedenſten Gegenſatze entwickelte; ſonach war der Dichter auf lyriſche Darſtellung faſt beſchränkt, und die Gelehrten deuteten hin auf die Muſter des Alterthums. Die Deutſchen fingen nun an, nach claſſiſchen Muſtern, oder ſolchen, die man dafür hielt, zu dichten, bis dieſe Nachahmung auf die Nachahmung der Nachahmer herabſank, und die Gallomanie die deutſche Poeſie in der erſten Hälfte des 18. Jahrh. in ihrer tiefſten Erniedrigung zeigt. In dieſem Zeitabſchnitte finden wir mehr Deutſche, welche in lateiniſcher Sprache dichteten, als deutſche Sänger, ja viele verloren wohl ihr poetiſches Talent an dieſe, wie ein Jac. Balde (1603

—1662). Dazu kam, daß der Geiſt des Alterthums noch nicht allſeitig gefaßt war, daß die wichtigſten politiſchen und religiöſen Angelegenheiten die Aufmerkſamkeit von der Poeſie oft abwendeten, und wir können uns erklären, warum die deutſche Poeſie und Literatur am Ende dieſes Zeitabſchnitts von ihrem hohen Beſtreben zurückgeſunken war. Auch Opitz ahmte die Werke der Alten nach (er überſetzte auch des Sophokles Antigone in deutſche Verſe, und bediente ſich glücklich der metriſchen Formen der ſüdlichen Poeſie), aber ſein poetiſches Talent war noch reich genug, um durch das Eigenthümliche deſſelben die deutſche Poeſie zu beleben und zu bereichern. Dagegen können wir ihn nicht von einſeitigen moraliſchen Zwecken frei ſprechen; aber ſeine religiöſe Kraft iſt erhebend und ſtärkend. Seine lyriſchen Gedichte ſind das Trefflichſte. Zu ſeinen geiſtreichſten Nachfolgern, worunter viele religiöſe Liederdichter bekannt ſind, gehören A. Tſcherning (1611-1659), P. Gerhard (1606—1676), F. v. Logau (1616—1664), A. Gryphius (1616—1646), Dieterich v. d. Werder (welcher auch den Arioſt und Taſſo überſetzte), und ſein Freund Jul. Wilh. Zinkgraf (1591—1635). Nicht zu dieſer ſchleſiſchen Schule gehören Georg Rudolph Weckherlin (geb. zu Stuttgart 1587), ein Mann von großer poetiſcher Phantaſie, der berühmte Paul Flemming (1606—1640), der durch poetiſche Kraft und Kühnheit Opitz noch hinter ſich läßt, und als eine ſeltene Erſcheinung dieſes Zeitraums da ſteht; ſein Freund Adam Olearius, der auch aus dem Perſiſchen überſetzte, der treffliche Simon Dach, Johann Riſt (1607—1667), der originelle Georg Phil. Harsdöffer, Stifter des Blumenhirtenordens. Ueberhaupt fallen in dieſe Zeit eine Menge poetiſcher Geſellſchaften, z. B. die fruchtbringende, welche 1616 vom Fürſten Ludwig von Anhalt geſtiftet wurde, die pegnitziſche Schäfergeſellſchaft, welche 1644 zu Nürnberg geſtiftet wurde, und noch jetzt dem Namen nach vorhanden iſt, u. a., deren Daſein das gemeinſchaftliche Streben nach einem feſten Mittelpunkte in der Poeſie und Sprache bewährt. Doch arteten viele in kleinliche Correctheit und Ziererei aus. Mit der politiſchen Bedeutung Deutſchlands, ſeit dem 30jährigen Kampfe durch Frankreichs Uebergewicht, ſank auch die deutſche Poeſie wieder herab, die man durch gezierte Nachahmung der Ausländer auszubilden ſtrebte; dies geſchah vorzüglich durch Chr. Hoffmann von Hoffmannswaldau (geb. zu Breslau, 1618—1679), einen witzigen, aber gemüthloſen Dichter, der den Geſchmack des Marino und Aehnlicher einzuführen ſuchte. Er ward von ſeinen Zeitgenoſſen angeſtaunt. Aber jetzt war die Dichtung ſchon zu einem loſen Schmucke, zu einer lügenhaften Maske herabgeſunken, ſie beſtand in einem ſchwülſtigen Bilderborgen und Haſchen, um die Unwahrheit des Gemüths zu verbergen, und die Stelle der Empfindung ſollte eine unerträgliche, ſüßliche Empfindelei vertreten. In dieſen verkehrten Richtungen ging auch das große Dichtertalent eines Dan. Caſp. von Lohenſtein (1635—1683) unter. Doch kann man ihm Feuer und Eigenthümlichkeit in Behandlung ſeiner Mutterſprache, trotz Ueberladung, Schwulſt, Antitheſenſucht und Sophiſtik, nicht abſprechen. Hätte es zu ſeiner Zeit in Deutſchland eine Bühne gegeben, ſo wäre wahrſcheinlich auch ſein dramatiſches Talent auf einem richtigeren Wege ausgebildet worden. Sein Roman Arminius und Thusnelde, auf patriotiſche Ideen gebaut, vereinigt die ſeltenſte Kraft und die kräftigſten Ausartungen eines in fremdem Schein befangenen Zeitalters. Seine Nachahmer verfielen in Schwulſt und klägliche Empfindelei, z. B. Heinrich Anſelm von Ziegler (1663—1697), Verfaſſer der aſiatiſchen Baniſe, Barthold Feind u. A. Das vorzüg-

lichſte, was in dieſem Zeitraum die Poeſie hervorbrachte, waren noch die geiſtlichen Lieder, welche wir mehreren der oben angeführten Dichter verdanken. Dieſe Geſtalt oder Ungeſtalt der Poeſie dauerte bis gegen die Mitte des 18. Jahrh. Einige, wie Wernike, bekämpften ſie durch Witz; wir ſehen nun eine wäſſerige und platte Gelegenheitspoeſie auftreten, und es iſt nur aus der einſeitigen Richtung, welche die Verſtandsbildung der Deutſchen in dieſem Zeitraume nahm, zu erklären, wie man an einem Freih. von Canitz (1654—1699), Neukirch, Günther, Beſſer ꝛc. Geſchmack finden konnte. Bald jedoch zeigte ſich das Unbefriedigende der bisherigen Poeſie durch einen, mit großer Heftigkeit lange hindurch geführten Streit zwiſchen Gottſched, welcher nebſt ſeinem zahlreichen Anhange den durch franzöſiſche Poeſie verwäſſerten Geſchmack und die Tugend der Correctheit empfahl, und den Schweizern Bodmer (der auch ſpäterhin einige unglückliche poetiſche Verſuche machte) und Breitinger, welche Opitz und ſeine Nachfolger lobprieſen. Zwiſchen dieſer und der folgenden Periode aber, und gleichſam als Vorläufer des Beſſern, verdienen genannt zu werden: Joh. Elias Schlegel (geb. 1718), durch einige dramatiſche Verſuche, Albrecht von Haller (1708—1777), durch ſeine Oden und Lieder, Hagedorn (1708—1754), der treffliche Gleim (1719—1803), Kleiſt (1715—1759), Sal. Geßner (1730—1787), durch ſeine Idyllen, Ch. Fürchteg. Gellert (1715—1769), durch ſeine naiven Fabeln und populären Lieder berühmt, und ſein Freund Chr. Fel. Weiße, wegen ſeiner erſten deutſchen Operetten, Luſtſpiele und Lieder geachtet. Schon wurde die Nachahmung franz. Muſter durch die Nachbildung und das Studium der den Deutſchen verwandteren claſſiſchen Werke der Britten (ſeit 1750) ſehr beſchränkt. Leſſing (1729—1781) hat hier ein noch größeres Verdienſt als Ramler (1725—1798); ſeine Critik beförderte einen feinern Geſchmack, und eine reinere Anerkennung und Würdigung dieſer Dichter, ſo wie der Claſſiker aller Nationen, und gab der deutſchen Poeſie einen feſtern Standpunkt (ſ. d. Art. Leſſing und Deutſches Theater). Mit der zweiten Hälfte des 18. Jahrh. beginnt nun III. die neueſte Poeſie und Literatur mit Klopſtock, der die Sprache zu höherem Fluge gebrauchte und beſeelte; hohen Vaterlandsſinn, religiöſen Schwung und erhabenes Freundſchaftsgefühl athmen alle ſeine Gedichte. Staunend blickten ſeine Zeitgenoſſen zu dem kühnen Deutſchen hinauf, der nicht nachahmte, aber durch das Anſchauen des claſſiſchen Alterthums begeiſtert, in hohen Weiſen Gefühl verkündete und zum Erhabenen ſtrebte. Seit Klopſtock dieſen Ton anſchlug, erhob ſich die deutſche Poeſie mit neuer Regſamkeit; keine Gegend derſelben blieb unbevölkert, und man braucht nur die herrlichen Namen: Bürger, Hölty, Gerſtenberg, Stolberg, Voß, Wieland, Herder, Schiller, Tieck und Göthe zu nennen, um den Deutſchen mit Stolz an die Blüthe ſeiner poetiſchen Literatur zu erinnern, mit deren Vielſeitigkeit ſich kaum eine andere Nation meſſen darf. In dieſem Zeitraume der neueſten deutſchen Poeſie, die wir ſelbſt erlebt haben, wurde vorzüglich das lyriſche Gedicht (durch Salis, Tiedge, Kind, Kuhn, A. Schreiber, Theod. Körner, und Rückert (Freimund Reimer) Max. von Schenkendorf, G. F. Wetzel, Uhland, Hebel ꝛc., das Drama (ſ. Deutſches Theater) und der Roman (ſ. d. Art.) mit dem umfaſſenden Geiſt der neuen Bildung aufgefaßt und ausgebildet. Aber der Verfall von Deutſchlands Macht und Verfaſſung, während ein anderes Reich ſich im Kampfe erhob, und die lange vorbereiteten politiſchen Revolutionen erſchütterten die Gemüther. In dieſer Erſchütterung ſuchte der Deutſche überall nach einem Stütz- und

Anhaltspunkte, und die Phantaſie, die ihn über die öde Wirklichkeit erhob, ſuchte denſelben bald in der geiſtvollern Nachahmung der alten Griechen und Römer (Schlegel, Apel), bald in der Welt der ſüdlichen Romantik und ihren wohltönenden Klängen (Iſidorus Orientalis, W. v. Schütz), bald, und vorzüglich ſeit den letzten Jahren, in der Erinnerung der alten deutſchen Vorzeit und ihrer Poeſie, denn kann der Edle ſeines würdigen Urſprungs wohl vergeſſen? (Wir erinnern nur an den ächt deutſchen de la Motte Fouqué) Andre bauten ſich kühn ihre eigene humoriſtiſche Welt, in welcher die Fäden jeder urſprünglich deutſchen Beſtrebung wie in einem kunſtvollen Labyrinthe zuſammenlaufen (J. Paul Richter, Hoffmann (ſt. 1822), v. Arnim ꝛc.) und jetzt fragt ein jeder Gebildete: was wird nun kommen? Wer aber der deutſchen Nation Kraft und Charakter kennt, der glaubt mit Zuverſicht, daß das Streben der gegenwärtigen Zeit und der beſtandene Kampf der Völker um eine würdige Exiſtenz, in welchem Deutſchland eine Hauptrolle ſpielte, die Blüthen einer neueren und kräftigern Poeſie, welche ſich ſchon im Keime zeigt, reifen und ans Licht der Sonne treiben wird. Nicht ohne einen bleibenden Nachklang mag das Große und Gewaltige vorübergehen. Ueber die neueſte deutſche Poeſie ſiehe die neue Folge dieſes Werks. T.

Deutſche Proſa. Dem, was wir in dem Artikel Deutſche Literatur von dieſer geſagt haben, fügen wir noch Folgendes hinzu. Die deutſche Proſa wurde durch Herrſchaft der fremden, d. i. der lateiniſchen und romaniſchen Sprachen, lange Zeit von derjenigen Ausbildung zurückgehalten, welche jede Sprache erſt als Schriftſprache erhält. Die erſten Beiträge zur Bildung derſelben finden wir in den Ueberſetzungen (von 11. Jahrh. an). Ein freieres Feld eröffnete ſich ihr, ſeitdem man deutſch predigte (denn die Kanzelberedſamkeit iſt faſt der einzige Zweig der öffentlichen Beredſamkeit bei den Neuern) und polemiſirte *), ſpäter, als man die Wiſſenſchaften in deutſcher Sprache bearbeitete und vortrug (ſeit Thomaſius 1694). Darum iſt auch der didactiſche Vortrag der herrſchende in der deutſchen Proſa geblieben. Dieſem zunächſt iſt der hiſtoriſche und erzählende am meiſten von den Deutſchen ausgebildet worden. Es genügt hier, nur noch die wichtigſten und geiſtvollſten der neuern Proſaiker der Deutſchen, deren Werke claſſiſch genannt werden können, anzuführen. Hierher gehören als eigentliche Stifter der neuern deutſchen Proſa: Leſſing, der große Theolog Lor. Mosheim, Vater der neuern deutſchen Kanzelberedſamkeit (geb. 1694, ſt. 1755), und ſeine Nachfolger, Jeruſalem, Andr. Cramer, Spalding, Zollikofer, Teller, Sturm, Reinhard, Sack, Hanſtein, Ribbeck, Stolz, Löffler, Schleiermacher, Niemeyer, Ammon, Marezoll, Schatter, Veillodter, Harms, Dräſecke, Krummacher, Schuderoff; ferner ein Winckelmann (ſt. 1768), Juſtus Möſer (ſt. 1794), Helf. Pet. Sturz (ſt. 1799), Duſch, Joh. Caſp. Lavater (ſt. 1801), W. Heinſe, Georg Forſter, Lichtenberg, v. Zimmermann, Engel (ſt. 1802), Moriz, Sulzer (ſt. 1779), Thom. Abbt (ſt. 1776), Garve (ſt. 1798), Moſes Mendelsſohn (ſt. 1786), Muſäus, Wieland, Herder, vorzüglich aber Göthe, v. Thümmel, Klinger, J. P. Miller, Kotzebue, die Gebr. Schlegel, beſonders A. W. Schlegel, in der Geſch. Spittler, Heeren, Eichhorn, Joh. Müller, Joh. N. Voigt, Poſſelt, Schiller, Woltmann, Plank;

*) Es iſt bemerkenswerth, daß mehrere deutſche Prediger zugleich Satyriker waren, z. B. Geyler von Kaiſersberg, Murner ꝛc. (ſ. d. Art. Deutſche Poeſie).

in dem philoſophiſchen Vortrag Kant, Heidenreich, Fichte (Reden an die deutſche Nation, Muſter kräftiger Beredſamkeit) Schelling (z. B. Rede über das Verhältniß der Natur zur bildenden Kunſt) Friedr. Heinr. Jacobi, Steffens (Ueber die gegenwärtige Zeit), der wahrhaft populäre Matth. Claudius, Voß, E. M. Arndt, Görres u. A.; in der eigentlichen Rede: Gedike, Niemeyer, Jacobs, Delbrück; ja ſelbſt in der Bearbeitung beſonderer wiſſenſchaftlicher Gegenſtände: Feuerbach, Zachariä; in der Schilderung der Natur: von Humboldt, und im Kleinen Matthiſſon. Ueber die meiſten hier Genannten ſiehe beſondere Artikel.

Deutſcher Orden, ſ. Deutſche Ritter.

Deutſches Recht (jus germanicum). Wir verſtehen unter deutſchem Recht in weiterm Sinn den Inbegriff der auf wirklichen Geſetzen und auf Gewohnheiten der Völker deutſcher Abkunft beruhenden Rechtsgrundſätze, mögen jene Geſetze und Gewohnheiten auch zu einer Zeit Statt gefunden haben, wo dieſe Völker ſich nicht innerhalb der Grenzen des nachherigen deutſchen Reichs aufhielten. In dieſer Bedeutung gehören dazu die Geſetze der Salier, Ripuarier, Allemannen, Baiern, Frieſen, Sachſen, Angeln, Burgunder, Gothen, Longobarden, ſo wie die Capitularien der fränkiſchen Könige. Im engern Sinne aber verſteht man darunter nur diejenigen Rechte, welche innerhalb der Grenzen des deutſchen Reichs entſtanden ſind, und wenigſtens für gewiſſe Zeiten und Orte gegolten haben. Man unterſcheidet ein deutſches Staats- und ein deutſches Privatrecht. Letzteres zerfällt wieder in das gemeine und beſondere, je nachdem es für alle oder nur gewiſſe deutſche Länder, für alle oder nur gewiſſe Perſonen und Stände, für alle oder nur gewiſſe Rechtsgeſchäfte gültig geweſen. Der Zeit nach kann man ein altes, mittleres und neues deutſches Recht unterſcheiden. Das alte deutſche Recht iſt dasjenige, welches bis zum Erlöſchen der Carolinger galt. Die Quelle deſſelben ſind die oben erwähnten älteſten deutſchen Geſetze und die Geſchichte. Das darauf folgende mittlere deutſche Recht floß urſprünglich aus alten deutſchen Gewohnheiten, welche in den Schöppenſtühlen (beſonders zu Soeſt, Halle, Cöln, Lübeck, Magdeburg) ſich weiter ausbildeten, und ſeit dem 13. Jahrh. in mehrere Sammlungen gebracht wurden, von denen der Sachſen- und Schwabenſpiegel (ſ. beide Art.) das größte Anſehn erlangten. Doch dienen ſie alle, ſo wie die in einzelnen deutſchen Ländern und Städten unter öffentlicher Macht und Gewalt eingeführten Landrechte (z. B. das jülichſche, öſterreichiſche, frieſiſche, emſiger, femarnſche, baierſche, ditmarſiſche) und alten Stadtrechte (z. B. das ſoeſtiſche, ſtraßburgiſche, ſtadiſche, lübeckſche) nebſt den Weisthümern, d. h. den im Mittelalter zwiſchen Landesherren und Gemeinden, über Gegenſtände des öffentlichen und Privatrechts geſchloſſenen Verträgen, als hiſtoriſche Erkenntnißquelle des mittleren deutſchen Rechts, deſſen noch jetzt fortdauernder unmittelbarer Gebrauch jedoch in der Allgemeinheit nicht vorausgeſetzt wird. Das neuere deutſche Recht endlich beruht theils ebenfalls auf Gewohnheitsrechten, theils auf allgemeinen deutſchen Reichsgeſetzen, als da ſind die Reichsabſchiede und Reichsſchlüſſe, beſonders der Landfrieden, die Kammergerichtsordnung, die Notariatsordnung, die Reichspolizeiordnungen, der weſtphäliſche Friede, die Wahlcapitulationen u. ſ. w., theils auf den Geſetzen einzelner Länder, Städte und Gemeinheiten. Zwar haben Eckhard, Hufeland und Andre überhaupt das Daſein eines gemeinen deutſchen Privatrechts geleugnet; aber Selchow, Pütter und Runde haben dieſe Mei-

nung mit ſiegenden Gründen beſtritten. Denn wenn auch ſeit der Zeit, wo fremde Mächte die mittlern deutſchen Rechtsgewohnheiten dergeſtalt verdrängten, daß ihre Gültigkeit nicht mehr vorausgeſetzt wurde, ſondern ſie vielmehr nur als allgemeingültige Abweichungen von den fremden Privatrechten anzuſehen waren, kein die wiſſenſchaftlichen Grenzen des Privatrechts ausfüllendes, gemeines deutſches Recht vorhanden war, ſo kann doch auch einer Sammlung ſolcher Abweichungen dieſer Name beigelegt werden, und ſelbſt nach Auflöſung des ehemaligen deutſchen Reichsverbandes iſt die fortwährende Gültigkeit dieſes Rechts allenthalben zu vermuthen, wo nicht ſchon früher oder ſeitdem beſondere Geſetze es aufgehoben haben. Unter den zahlreichen Schriftſtellern über das deutſche Privatrecht nennen wir nur Runde und deſſen Commentator Danz. Das vornehmlich durch Pütter und Leiſt ſyſtematiſch bearbeitete deutſche Staatsrecht hat mit Aufhebung des deutſchen Reichs ſeine unmittelbare practiſche Anwendbarkeit verloren; das vornehmlich von Moſer bearbeitete Territorial-Staatsrecht der einzelnen deutſchen Länder aber die vielfachſten Abänderungen erlitten. Das vermeintliche Staatsrecht des rheiniſchen Bundes, welches Zachariä wiſſenſchaftlich behandelt hat, iſt mit dieſem Bunde erloſchen.

Deutſches Reich und deutſcher Bund. Das deutſche Reich entſtand durch die Theilung der fränkiſchen Monarchie im Vertrage zu Verdun 843. Im J. 924 kam Lothringen hinzu. König Otto der Große verband 961 das Königreich Italien und 962 die römiſche Kaiſerkrone mit dem deutſchen Reiche, das hierauf das heilige römiſche Reich deutſcher Nation genannt wurde. Doch waren die italieniſchen Staaten nicht Stände des deutſchen Reichs, ſondern ſtanden mit demſelben in bloßer Lehnsverbindung, welche erſt in den neueſten Zeiten gänzlich aufgelöſ't worden iſt. Böhmen ward ſeit Otto dem Großen als ein Theil des deutſchen Reichs betrachtet, und blieb es bis zur Auflöſung deſſelben. Auf kürzere Zeit erkannten ſelbſt die Könige von Dänemark wegen Jütland (948), die Könige von Polen wegen Schleſien von Otto's III. Zeiten bis 1355, die Könige von Ungarn, als ſolche, von 1045 bis zu Heinrichs IV. unruhiger Regierung, die Oberlehnsherrlichkeit des deutſchen Reichs an. In ähnlichem Verhältniſſe gegen daſſelbe ſtand Preußen, als Beſitzthum der deutſchen Ritter, von 1230 bis 1525, und Liefland, das den Schwertrittern gehörte, von 1205 bis 1556. Mit der deutſchen Krone hatte auch Conrad II. (1033) das arelatiſche Reich verbunden, welches die Franche Comté, das Delphinat, Lyonnois, die weſtliche Schweiz, die Provence und Savoyen in ſich begriff. Aber nach und nach gingen alle dieſe Länder verloren, und nach dem J. 1648, wo auch die Schweiz und die vereinigten Niederlande als unabhängige Staaten vom deutſchen Reiche getrennt wurden, behielt das letztere von ſeinen ehemaligen Lehnsſtaaten nichts weiter, als Savoyen, Mömpelgard und das Bisthum Baſel. Gleichmäßig verlor es, bis zu ſeiner gänzlichen Auflöſung, durch die Kriege mit Frankreich, in Deutſchland ſelbſt bedeutend (ſ. Friedensſchlüſſe). Diejenigen Reichsgrundgeſetze, wodurch die Verhältniſſe des Kaiſers zu den Ständen, und der letztern unter einander beſtimmt wurden, verdankten nicht, wie in andern Staaten, der monarchiſchen Gewalt des Reichsoberhaupts, ſondern der öffentlichen Berathung des Kaiſers mit dem Reiche, d. h. den Reichsſtänden auf den Reichstagen, ihr Daſein. Außer dem Gewohnheitsrecht (Reichsherkommen) waren dergleichen grundgeſetzliche Beſtimmungen enthalten 1. in dem ewigen Landfrieden von 1495, wodurch alle bis dahin noch unter gewiſſen Be-

dingungen erlaubt geweſenen Befehdungen bei Strafe der Reichsacht verboten, und Anordnungen zur Errichtung und Beſetzung eines Reichskammergerichts gemacht wurden; 2. die goldene Bulle (ſ. d.) von 1356, welche die Kaiſer- und römiſche Königswahl, die Reichstage, die Rechte der Churfürſten u. ſ. w. betraf; 3. die Reichsabſchiede, oder die von den Kaiſern und Ständen auf den Reichstagen gefaßten Beſchlüſſe, in ſofern ſie weſentlich ſich auf die Reichsverfaſſung, und nicht auf blos privatrechtliche Verhältniſſe beziehen; 4. die Wahlcapitulationen, Vereinbarungen zwiſchen dem Kaiſer und den Churfürſten, nach welchen erſterer unmittelbar nach ſeiner Wahl und vor ſeiner Krönung verſprechen mußte, das Reich zu regieren (ſ. Capitulation); 5. der paſſauiſche Vertrag, von 1552, oder eigentlich der auf dieſen Vertrag begründete, auf dem Reichstage zu Augsburg 1555 geſchloſſene Religionsfriede, ſicherte den Reichsſtänden und der Reichsritterſchaft augsburgiſcher Confeſſion freie Religionsübung, und den Unterthanen das Recht zu, auch gegen den Willen ihrer Landesherren ihre Religion zu ändern und auszuwandern; 6. durch den weſtphäliſchen Frieden (1648) wurden nicht blos den Reichsſtänden die nach und nach erworbenen landesherrlichen Rechte beſtätigt, ſondern auch die Religionsfreiheit auf die Proteſtanten des reformirten Bekenntniſſes ausgedehnt. Die ſchon 1438 von Kaiſer Albrecht II. in Vorſchlag gebrachte Kreisverfaſſung des Reichs entſtand, um den Landfrieden zu behaupten, im J. 1500, als Maximilian I. und die Stände Deutſchland in 6 Kreiſe theilten: den fränkiſchen, baierſchen, ſchwäbiſchen, oberrheiniſchen, weſtphäliſchen und ſächſiſchen; welche 1512 auf 10 vermehrt wurden, indem man den öſterreichiſchen, burgundiſchen und niederrheiniſchen hinzufügte und den ſächſiſchen in Oberſachſen von Niederſachſen theilte. Die Lauſitz, Schleſien mit Glatz, Böhmen, Mähren, Mömpelgard und andere, ſelbſt im Umfange der Kreiſe belegene Länder und Bezirke waren in der Eintheilung nicht mit begriffen. Jeder Kreis hatte einen oder zwei kreisausſchreibende Fürſten, einen geiſtlichen und einen weltlichen. Der kreisausſchreibende Fürſt rief die Kreisverſammlungen zuſammen, in ſeinem Namen wurden die Kreisgeſchäfte beſorgt, und an ihn die kaiſerl. Verfügungen erlaſſen. Außerdem hatte jeder Kreis — oft unter dem Titel eines Feldmarſchalls — einen Kriegsoberſten, der die Kriegsgeſchäfte beſorgen mußte, und andere Beamte. Späterhin wurden, außer der Erhaltung des Landfriedens und der Aufſicht über das Kriegsweſen des Kreiſes, den Beamten deſſelben die Präſentation der Kammergerichtsaſſeſſoren, die Vollſtreckung der reichsgerichtlichen Urtheile, die Aufſicht über das Münz- und Zollweſen, die Reichsmatricularanſchläge u. ſ. w. übertragen. In den Kreisverſammlungen galt Stimmenmehrheit, aber die Beſchlüſſe mußten den Reichsgeſetzen gemäß ſein. In religiöſer Rückſicht theilte man die Kreiſe nach dem weſtphäliſchen Frieden in katholiſche, proteſtantiſche und gemiſchte ein. Zu den erſtern wurden der öſterreichiſche, burgundiſche und baierſche, zu den zweiten die beiden ſächſiſchen und zu letztern die übrigen Kreiſe gerechnet. Bis auf Carl den Dicken (ſt. 888) war die Kaiſerwürde erblich. Aber von ſeines Nachfolgers Arnulfs Zeiten an blieb Deutſchland ein Wahlreich, und die Kaiſer mußten ſogar vor ihrer Krönung ſchwören, ihre Würde nicht erblich zu machen. Anfangs wurden die Kaiſer durch alle, ſowohl weltliche als geiſtliche, Stände gemeinſchaftlich erwählt. Während des Interregnums (1197 bis 1272) behaupteten aber die höchſten oder Erzbeamten des Kaiſers das ausſchließliche Wahlrecht. Durch die Churvereine von 1338, die Ludwig der Baier

im ſelbigen Jahre, und Carl IV. durch die goldene Bulle (1356) beſtätigte, verſprachen die Churfürſten einander, ſich mit aller Macht in dieſem angemaßten Rechte zu ſchützen. Der Churfürſt von Mainz berief die Fürſten zur Kaiſerwahl. Frankfurt am Main war durch die goldene Bulle zum Wahlort beſtimmt. Die Churfürſten konnten ſelbſt, oder durch Geſandte wählen, aber keiner ſollte ein größeres, als 200 Mann ſtarkes Gefolge mitbringen, von denen nur 50 bewaffnet ſein durften. Alle Fremde, ſelbſt Reichsfürſten und Geſandte auswärtiger Mächte, die nicht im Gefolge der Churfürſten waren, mußten während der Wahl die Stadt verlaſſen. Dann berathſchlagten die Churfürſten, und beſchloſſen die Wahlcapitulation. Mainz ſammelte die Stimmen, und gab zuerſt die ſeinige an Sachſen ab. Nach geſchehener Wahl mußte der Kaiſer die Wahlcapitulation beſchwören, oder in ſeiner Abweſenheit durch ſeine Geſandten eidlich erhärten laſſen, und nachher noch ſelbſt vor ſeiner Krönung beſchwören: dann ward er in der Kirche dem Volke vorgeſtellt, und als Kaiſer ausgerufen. Früher ward der Papſt um die Einweihung und Krönung gebeten. Aber Ludwig der Baier verordnete 1338, daß der durch die Stimmenmehrheit Erwählte durch dieſe Wahl rechtmäßiger Kaiſer, und keine päpſtliche Krönung und Weihe nöthig ſei. Die Krönung wurde, ſo wie ſie Carl der Große eingeführt hatte, zu Aachen abwechſelnd von Churcöln und Churmainz vollzogen. Die ſogenannten Reichsinſignien und Reichskleinodien, welche man bei der Kaiſerkrönung gebrauchte, wurden theils ſeit Siegmunds Zeiten zu Nürnberg, theils zu Aachen verwahrt. — Früher nannte man einen erwählten, aber zu Rom noch nicht gekrönten Kaiſer einen römiſchen König. Als ſpäterhin die deutſchen Kaiſer ſchon bei ihren Lebzeiten ihre Nachfolger wählen ließen, führten letztere bis zur Gelangung zum Kaiſerthron den römiſchen Königstitel. Der erſte römiſche König dieſer Art war Heinrich VII., ein Sohn Kaiſer Friedrichs II., gewählt 1220. Auch ein ſolcher römiſcher König mußte eine Wahlcapitulation unterſchreiben, durfte ſich aber während der Lebenszeit des Kaiſers nicht in die Reichsregierung miſchen. Außer den Reichserzbeamten gab es auch Reichserbbeamte, die ihre Würden von jenen zu Lehn trugen (ſ. d. Art. Churfürſt, Erbämter u. Erzämter). Auf den Fall des Abſterbens, der Minderjährigkeit oder langen Abweſenheit des Kaiſers, waren durch die goldene Bulle der Churfürſt von Sachſen für Ober- und Niederſachſen und Weſtphalen, und der Churfürſt von der Pfalz in dem fränkiſchen, ſchwäbiſchen und den beiden Rheinkreiſen zu Reichsvicarien beſtimmt. Sie übten, jeder in ſeinem Vicariatsbezirk, alle kaiſerlichen Rechte (mit Ausſchluß der Fürſten- und Thronbelehnungen, die am Kaiſerthrone ſelbſt geſucht werden mußten) aus, hatten die Einkünfte des Reichs, die oberſte Gerichtspflege, und ſetzten ebenfalls jeder in ſeinem Bezirke eine Vicariatsregierung ein, welche die Befugniſſe des Reichshofraths verſah, deſſen Geſchäfte mit dem Tode des Kaiſers aufhörten. Das Reichskammergericht hingegen ſetzte im Namen der Reichsverweſer ſein Amt fort. Auch konnten die Vicarien neue Reichstage berufen, und die angefangenen fortſetzen. Oeſterreich und Baiern erkannten kein Reichsvicariat an. In Italien war in neuern Zeiten der Herzog von Savoyen Reichsvicar. Die Stände des Reichs (Reichsſtände) oder die unmittelbaren Glieder deſſelben, die auf den Reichstagen Sitz und Stimme hatten, waren entweder geiſtliche, zu denen die geiſtlichen Churfürſten, die Erz- und Biſchöfe, Prälaten, Aebte, Aebtiſſinnen, der Hoch- und Deutſchmeiſter und der Johannitermeiſter gerechnet wurden, oder welt-

liche, nämlich die weltlichen Churfürſten, Herzoge, Fürſten, Landgrafen, Markgrafen, Burggrafen, Grafen, Freiherren und Reichsſtädte. Nach dem weſtphäliſchen Frieden wurden die Stände auch in proteſtantiſche und katholiſche eingetheilt (ſ. Corpus catholicorum). Zur Erlangung der Reichsſtandſchaft war der Beſitz eines reichsunmittelbaren Fürſtenthums, einer dergleichen Graf- oder Herrſchaft, die Einwilligung des Kaiſers und Reichs, und die Erlegung eines angemeſſenen Reichsanſchlags erfoderlich. Die unmittelbare Reichsritterſchaft (Edelleute, welche blos den Kaiſer und das Reich als Oberhaupt erkannten) gehörte nicht zu den Reichsſtänden. Ihren Urſprung und den größten Theil ihrer Unabhängigkeit verdankten ſie dem Interregnum. In neuern Zeiten war die unmittelbare Reichsritterſchaft in den fränkiſchen, ſchwäbiſchen und rheiniſchen Kreis, und dieſe Kreiſe waren wieder in Cantone eingetheilt. Jeder Kreis hatte einen Hauptmann, Räthe und einen Syndicus, welche die Streitſachen der Reichsritter mit ihren Unterthanen ſchlichteten. Die Appellationen gingen an die Reichsgerichte, und wenn es ein von einem Reichsſtande abhängiges Lehn betraf, an den Lehnhof deſſelben. Die Reichsritter hielten Rittertage, welche durch ihre Directoren und Hauptleute zuſammenberufen wurden. Uebrigens hatte die Reichsritterſchaft als ganzes Corps und kreisweiſe das Recht, Geſandte zu ſchicken, welche Abgeordnete hießen. Mehrere von ihnen hatten landesherrliche Gewalt. Sie beſaßen ferner die geiſtliche und weltliche Gerichtsbarkeit, das Beſchatzungsrecht ihrer Unterthanen, und was ſie an Reichsanlagen beitrugen, wurde als freie Bewilligung betrachtet. Vermöge des Einſtandsrechts konnten die nächſten Verwandten, und in deren Ermangelung jedes Mitglied des Cantons, oder das ganze Corps der Reichsritterſchaft ſelbſt, ein, an einen fremden veräußertes unmittelbares Gut in drei Jahren zurückkaufen. Ihre Rechte und Freiheiten wurden jedesmal in den kaiſerlichen Wahlcapitulationen beſtätigt. Schon von Alters her beriefen die Kaiſer jährlich zweimal ordentliche und auch außerordentliche Reichsverſammlungen (Comitien) zur gemeinſchaftlichen Berathung mit den Ständen über das Beſte des Reichs. Die Stände hatten, als Reichskörper, mit dem Kaiſer die gemeinſchaftliche Ausübung aller Majeſtätsrechte, mit Ausſchluß der kaiſerlichen Reſervate. Alle von der Entſcheidung des Kaiſers und Reichs abhängenden Angelegenheiten konnten nur auf dem Reichstage verhandelt werden. Dieſer wurde ſeit 1663 fortwährend zu Regensburg gehalten. Früher erſchien der Kaiſer perſönlich auf den Reichstagen, in ſpätern Zeiten durch ſeinen Principalcommiſſarius, der ein Reichsfürſt, und durch ſeinen Concommiſſarius, der gewöhnlich ein Rechtsgelehrter war. Churmainz, als Reichserzkanzler in Deutſchland, war Director der Reichsverſammlung. Die reichsſtändiſchen Geſandten überreichten ihre Beglaubigungsſchreiben ſowohl dem Principalcommiſſarius, als dem Churfürſten von Mainz, bei welchem letztern ſich auch die auswärtigen Geſandten legitimirten. In Abweſenheit des Reichserzkanzlers vertrat ihn ſein Directorialgeſandter. Er legte z. B. den Ständen die Durchſicht der Reichstagspropoſitionen und aller dazu gehörigen Actenſtücke vor, wovon ſie durch ihre Secretäre Abſchriften nehmen ließen, welches die Dictatur hieß. Hierauf kündigte der Reichserbmarſchall durch die Reichsanſage den Anfang der Berathſchlagungen an. Die Verhandlungen geſchahen in 3 Collegien, nämlich 1. dem Churfürſtencollegium. In dieſem ſammelte Churmainz die Stimmen, und gab die ſeinige an Sachſen ab; 2. dem fürſtlichen Collegium, welches ſich in die weltliche,

geiſtliche und Querbank theilte, auf welcher letztern die proteſtantiſchen Biſchöfe von Lübeck und Osnabrück ihren Sitz hatten. Die Reichsgrafen und Reichsfreiherren hatten in dieſem Collegium keine Virilſtimmen, ſondern waren in die wetterauiſche, ſchwäbiſche, fränkiſche und weſtphäliſche Grafenbank, von welchen jede nur eine Stimme (votum curiatum) hatte, getheilt. So auch die Reichsprälaten oder Aebte, Pröbſte und Aebtiſſinnen. Sie theilten ſich in die ſchwäbiſche und rheiniſche Bank, und hatten zuſammen nur zwei Stimmen. Das Directorium in dem Fürſtencollegium führten abwechſelnd der Erzbiſchof von Salzburg und der Erzherzog von Oeſterreich; 3. dem reichsſtädtiſchen Collegium, getheilt in die rheiniſche und ſchwäbiſche Bank. Die Reichsſtadt, wo der Reichstag gehalten wurde, hatte das Directorium, und jede Reichsſtadt hatte eine Stimme auf dem Reichstage. Regelmäßig entſchied die Stimmenmehrheit, nicht aber in Religions- und ſolchen Sachen, welche einen einzelnen Reichsſtand betrafen (ſ. Corpus catholicorum). Jedes der drei reichsſtändiſchen Collegien faßte ſeine Beſchlüſſe beſonders. Darauf verſammelten ſich das churfürſtl. und das fürſtl. Collegium in einem Saal, wo ſie ihre Verhandlungen bis zu einem gemeinſchaftlichen Beſchluß fortſetzten. Dies hieß die Re- und Corelation. Hierbei ward das reichsſtädtiſche Collegium nicht zugelaſſen; doch ward ihm jener Beſchluß mitgetheilt, und ſodann, er mochte nun die Beiſtimmung der Städte erhalten oder nicht, als Reichsgutachten dem Kaiſer übergeben. Erhielt er nun durch ein kaiſerliches Ratifications- oder Beſtätigungsdecret Geſetzeskraft, ſo hieß er Reichsſchluß oder Reichsconcluſum. Den Inbegriff ſämmtlicher Beſchlüſſe eines Reichstags nannte man Reichsabſchied oder Reichsreceß. Waren der Kaiſer oder die beiden Collegien uneins, ſo ward der Gegenſtand ausgeſetzt. Wenn blos die Reichsſtädte nicht einſtimmten, wurde es zwar zu Protokoll genommen, aber ohne weitere Folge, trotz der Verheißungen des weſtphäliſchen Friedens, der auch ihnen auf dem Reichstage eine entſcheidende Stimme zuſicherte. Nach erfolgter Unterſchrift der Reichsbeſchlüſſe, wurden dieſelben bekannt gemacht, und den Reichsgerichten zur Einregiſtrirung und Nachachtung mitgetheilt. Manche Angelegenheiten wurden auch durch ordentliche oder außerordentliche Reichsdeputationen (ſ. d. Art.) entſchieden. Die Reichsverſammlung hatte das Recht, Geſetze zu geben, aufzuheben und auszulegen, Krieg und Frieden zu beſchließen, Geſandte anzunehmen und zu ſchicken, Bündniſſe und Verträge zu ſchließen u. ſ. w. In Rückſicht der zu unternehmenden Reichskriege, worüber die Berathſchlagung durch ein kaiſerl. Commiſſionsdecret vorgeſchlagen werden mußte, entſchied freilich Mehrheit der Stimmen; aber auch die Stände, welche in einen beſchloſſenen Reichskrieg nicht gewilligt hatten, mußten, nach Maßgabe der Reichsmatrikeln, ihre Contingente ſtellen. Dieſe Reichsmatrikeln waren unter Autorität des Kaiſers und des Reichs abgefaßte Verzeichniſſe der Reichsſtände und der Summen, welche jeder von ihnen zu den Koſten des Reichs zu zahlen hatte. Sie verdankten ihren Urſprung den Römerzügen, welche in frühern Zeiten die Kaiſer unternahmen, um ſich vom Papſte krönen zu laſſen. Alle Vaſallen des Reichs mußten ſie mit ihren Afterlehnsleuten dahin begleiten, bei Strafe ihre Lehen zu verlieren. Die Dauer dieſer Römerzüge und der dabei zu leiſtenden Kriegsdienſte war auf 6 Wochen beſtimmt, welche man Römermonat nannte. Als man nun zu Siegmunds Zeiten (1411 bis 1437), da der Gebrauch des Schießpulvers mehr in Gang kam, anfing, beſoldete Heere zu halten, und als die Römerzüge abgekom-

men waren, wurden für jeden Reiter, den ein Stand zu ſtellen hatte, 12, für jeden Fußgänger 4 Fl. feſtgeſetzt, und dieſe Gelder, welche man Römermonate nannte, wurden den Kaiſern in außerordentlichen Fällen, namentlich in Reichskriegen, bewilligt. Das Recht, nach einem Reichskriege Frieden zu ſchließen, gebührte freilich dem geſammten Reichskörper, und ward den Ständen durch den weſtphäliſchen Frieden ausdrücklich zugeſichert; doch maßten ſich die Kaiſer dieſes Recht allein an, weßhalb in der Wahlcapitulation Carls VII. (1742) beſtimmt ward, daß die Kaiſer nur im Fall einer dringenden Nothwendigkeit und mit Zuziehung des Churfürſtencollegiums Präliminar- und Definitivverträge für das Reich ſollten ſchließen können. In frühern Zeiten hatten die Kaiſer das Recht, ohne Zuziehung der Stände Reichsbündniſſe zu ſchließen; allein ſchon Maximilian I. mußte 1495 verſprechen, ſich in kein dem Reiche nachtheiliges Bündniß einzulaſſen. Carl V. verpflichtete ſich, keine Allianz ohne den Rath der Churfürſten einzugehen, und Ferdinand IV. mußte bei ſeiner Wahl zum römiſchen König (1653) angeloben, daß er nur in höchſt eiligen Sachen blos die Churfürſten, ſonſt aber alle Stände, um ihre Meinung befragen wolle. In dem weſtphäliſchen Frieden ward den ſämmtlichen Ständen in Rückſicht der zu ſchließenden Reichsbündniſſe das Stimmrecht zugeſichert. Die fremden Geſandten, welche das Reich empfing, verhandelten mit demſelben durch Denkſchriften, die ſie dem mainziſchen Directorialgeſandten überreichen ließen, und die von dieſem durch die Dictatur den übrigen Ständen mitgetheilt wurden. Obgleich die Könige und Kaiſer aus dem carolingiſchen und ſächſiſchen Stamm in kirchlicher Rückſicht unumſchränkt regierten, Päpſte, Erzbiſchöfe und Biſchöfe ein- und abſetzten und beſtätigten, und Concilien zuſammenberiefen, ſo ſchwanden doch unter der unruhigen Regierung der Heinriche dieſe alten Rechte allmälig dahin, und die Päpſte beſchränkten durch Liſt und Gewalt die kirchliche Macht der Kaiſer ſo ſehr, daß kaum der Schatten davon blieb. Durch den weſtphäliſchen Frieden wurde das Reich noch mehr getheilt. Es gab nun drei herrſchende Kirchen. In der katholiſchen Kirche galten die geiſtliche Gerichtsbarkeit, welche die Päpſte und Biſchöfe ſich angemaßt hatten, und die Vorſchriften des canoniſchen Rechts. Die proteſtantiſchen Stände hingegen hoben jede Art geiſtlicher Gerichtsbarkeit auf, und ließen die geiſtlichen Angelegenheiten ihrer Unterthanen durch dazu eingeſetzte Conſiſtorien entſcheiden. Folglich wurden das Reichskammergericht und der Reichshofrath ſowohl in proteſtantiſchen, als katholiſchen Kirchenſachen incompetent. In Rückſicht der Kaiſer hatte ſchon unter Heinrich IV. (1056—1106) der Papſt Gregor VII. das Recht der erſtern, Biſchöfe u. ſ. w. zu ernennen, in Zweifel gezogen, und unter Calixtus II. mußte Heinrich V. dem Rechte entſagen, Biſchöfe zu ernennen und mit Ring und Stab zu inveſtiren. Doch das Recht der erſten Bitte und die Belehnung der Biſchöfe mit den Regalien durch den Scepter behielten die Kaiſer. In Fällen, von denen das Beſte des ganzen Reichs abhing, wo alſo auch gleichförmige polizeiliche Verordnungen nöthig wurden, gebührte dem Kaiſer und dem Reich die polizeiliche Geſetzgebung. Die erſte allgemeine Polizeiverordnung war vom J. 1530. Uebrigens hatten die Stände das Recht, in ihren Landen polizeiliche Verfügungen zu treffen, zumal da die Ungleichheit der Sitten, der Bildung und der politiſchen Verfaſſung ein beſtändiges Hinderniß einer allgemein gleichen polizeilichen Verfaſſung waren. Als der Gebrauch des gemünzten Geldes in Deutſchland bekannt wurde, betrachtete man das Münzrecht als kaiſer-

liches Regal. Carl der Große verbot ſogar, anderswo als in ſeinem Palaſt Münzen zu prägen. Ohne jedoch ſich um kaiſerliche Verleihungen dieſes Rechts zu bemühen, übten ſpäterhin viele weltliche Reichsſtände daſſelbe aus, und ſchon zu Friedrichs II. Zeit (1218—1246) muß das Münzrecht der Fürſten außer Zweifel geweſen ſein, da dieſer Kaiſer ihnen verſprach, keine Münze in ihren Landen ſchlagen zu laſſen, wodurch die ihrige an Werth verlieren könnte. Carl IV. (1349—1378) beſtätigte den Churfürſten nicht blos das Münz-, ſondern auch das Bergwerksrecht, und durch den weſtphäliſchen Frieden wurde den ſämtlichen Reichsſtänden, außer ihren übrigen Hoheitsrechten, auch dieſes verſichert. Doch blieb die Ausübung deſſelben den Reichsgeſetzen untergeordnet; aber nie ſind die wegen der Mißbräuche des Münzrechts gegebenen Reichsverordnungen gehörig befolgt worden (ſ. Münzfuß). Unter andern ſollten auch, nach den Reichsabſchieden von 1570 und 1594, alle neugeſchlagenen Münzen auf den jährlich in jedem Kreiſe zu haltenden Münzprobationstagen geprüft werden, ehe ſie in Umlauf geſetzt wurden. In frühern Zeiten übten die Kaiſer das ſchon im 9. Jahrh. gebräuchliche Zollrecht, in ſofern es nicht einem Reichsſtande verliehen war, allein aus. Unter den ſchwäbiſchen Kaiſern und während des Interregnums eigneten ſich die Stände in ihren Ländern dieſes Recht zu, welches auch den Churfürſten in der goldenen Bulle, und den ſämtlichen Reichsſtänden im weſtphäliſchen Frieden beſtätigt wurde; nur ward in letzterm beſtimmt, daß alle unter Privatautorität angelegten, dem Beſten des Reichs ſchädlichen Zölle aufgehoben ſein ſollten. Früher war in Carls V. Wahlcapitulation die Einwilligung der Churfürſten zur Anlage neuer Zölle zuerſt angeordnet, und den Reichsſtänden unterſagt, dergleichen unter dem Namen von Brückengeld, Wegegeld ꝛc. einzuführen. In dem weſtphäliſchen Frieden ward Freiheit und Sicherheit des Handels und der Schiffahrt in allen Provinzen des Reichs auf den Flüſſen und in den Häfen feſtgeſetzt. Den Reichsſtänden ſtand es frei, in ihren Ländern Meſſen und Märkte anzuordnen. Die Meſſen zu Leipzig, Braunſchweig, Frankfurt am Main und Naumburg waren aber von den Kaiſern beſonders bevorrechtet. Maximilian I. führte die erſten Poſten im Reiche ein, und beſtellte den Franz von Taxis zum Reichsgeneralpoſtmeiſter. Lamoral von Taxis ward 1615 für ſich und ſeine männlichen Nachkommen mit dieſer Würde vom Kaiſer Matthias belehnt, und 1747 wurde das Reichsgeneralpoſtmeiſteramt zu einem männlichen fürſtlichen Thronlehen erhöben. (S. d. Art. Poſt, Poſtweſen.) Außer den Reichsposten errichtete Ferdinand II. (1619—1637) in ſeinen Erbſtaaten landesherrliche Poſten, und ſeinem Beiſpiele folgten, obſchon mit Widerſpruch von Taxiſcher Seite, die meiſten größern Reichsſtände. Die kaiſerl. Einkünfte (aus Domänen und Hoheitsrechten) waren in frühern Zeiten ſehr beträchtlich, wurden aber während des Interregnums und nachher unter Rudolphs I. Nachfolgern, theils durch die Anmaßungen der Reichsſtände, theils durch Schuld der Kaiſer ſelbſt, ſo außerordentlich verringert, daß die letztern ſpäterhin, um ihrer Würde zu genügen, zu den Einkünften aus ihren Erbländern ihre Zuflucht nahmen. Die gewöhnliche Reſidenz des Kaiſers war die Hauptſtadt ſeiner Erbſtaaten. Unter kaiſerl. Reſervaten verſtand man diejenigen Rechte, welche die Kaiſer ohne Zuziehung der Stände im ganzen Reiche ausübten, wie die Oberlehnsherrlichkeit, die Schutz- und Schirmgerechtigkeit über die römiſche Kirche und den päpſtlichen Stuhl (früherhin auch die Beſtätigung der Papſtwahlen), das Recht, einen Mitbewerber um den päpſt-

lichen Thron auszuſchließen, einen Commiſſarius zu den Biſchofs= und andern geiſtlichen Wahlen im Reiche zu ſchicken, die Ausübung des Rechts der erſten Bitte in allen unmittelbaren Stiftern, und in den mittelbaren, in denen es der Kaiſer im Normaljahr 1624 gehabt hatte, das Recht der Standeserhöhungen, Wappenertheilungen, der Legitimation und Rehabilitation, die Entſcheidung von Rangſtreitigkeiten und die Ertheilung von Indulten und Anſtandsbriefen ꝛc. In ſeinem Namen wurden von den Univerſitäten die Gelehrtengrade ertheilt. Auch durch ſeine Pfalzgrafen ließ er Doctoren, Licentiaten, Magiſter, Baccalauren, Notarien ernennen, Dichter krönen u. ſ. w. Die erſte Art der Reichsſteuern war (1427) der gemeine Pfennig, eine Vermögensſteuer. Nach und nach trugen die Stände ſelbſt zu den Reichsbedürfniſſen bei, und vertheilten die hierzu verwandten Summen auf ihre Unterthanen, welches das Subcollecturrecht hieß. Die Römermonate waren eine andre Art von allgemeinen Steuern. Zu einem Römermonat gehörten für das ganze Reich 20,000 M. Infanterie und 4000 M. Cavallerie, welche, nach dem oben angeführten Anſchlage zu 4 und 12 Fl., die Summe von 128,000 Fl. ausmachten. Uebrigens ſtand es den Reichsſtänden frei, Truppen oder Geld zu geben, und ſie bedienten ſich auch in dieſer Rückſicht des Subcollecturrechts. Die Einnehmer dieſer Steuern in den Legeſtädten, Augsburg, Frankfurt am Main, Nürnberg und Leipzig, hießen Pfennigmeiſter. Die erſten Kaiſer verwalteten die Gerichtspflege ſelbſt, oder durch die von ihnen eingeſetzten Herzoge und Grafen. Dieſe maßten ſich nach und nach, während der vielen Unruhen, welche das Reich erſchütterten, die weltliche, ſo wie die Biſchöfe ꝛc. die geiſtliche Gerichtsbarkeit an. In weltlichen Rechtsſachen behielten jedoch die Kaiſer das Recht, die Urtelsſprüche der Stände aufzuheben und zu verbeſſern. Die Streitigkeiten der Reichsſtände ließen die Kaiſer in frühern Zeiten durch ihr Hofgericht ſchlichten. Da aber daſſelbe den Befehdungen nicht Einhalt thun konnte, ſo wurde 1495 das kaiſerl. Reichskammergericht eingeführt. 1559 errichtete auch Ferdinand I. den Reichshofrath. Außer dieſen beiden höchſten Gerichtshöfen gab es noch andere Reichsgerichte, deren Gerichtsbarkeit ſich aber nur über gewiſſe Provinzen erſtreckte. Austräge waren durch Geſetz oder Vertrag beſtimmte Richter, welche in erſter Inſtanz die Streitigkeiten der Reichsunmittelbaren entſchieden. Sie waren 1437 vom Kaiſer Albrecht II. eingeführt, und wurden von Maximilian 1495 beſtätigt. Die Vollſtreckung der Austrägalurtheile mußte auf Befehl der höchſten Reichsgerichte geſchehen, und an dieſe ward von den Entſcheidungen der Austräge appellirt. In Beziehung auf Kaiſer und Reich waren die Länder der Reichsſtände theils Lehen, theils Allodien, und man theilte ſie in weltliche und geiſtliche ein. Alles, was in einem Ge[illegible]te eingeſchloſſen war, wurde im Zweifelsfalle dazu gerechnet, und wer von einer Landesherrſchaft, in deren Bezirk er wohnte, unabhängig zu ſein behauptete, mußte es beweiſen, oder ward als Landſaſſe betrachtet. Unter Landesherrſchaft (Landeshoheit) der Reichsſtände verſtand man, ſeit dem weſtphäliſchen Frieden, die Befugniß derſelben, in ihren Gebieten die Hoheitsrechte, ſo weit ſolche nicht durch die Reichsgeſetze oder durch Verträge beſchränkt waren, auszuüben. Jeder Reichsſtand hatte ſich nämlich nach und nach, unter günſtigen Umſtänden, dieſe Hoheitsrechte, welche vorher den Kaiſern gehörten, zugeeignet, und man kann für die Erwerbung und Vergrößerung derſelben vier Hauptepochen annehmen. Die erſte begreift die Zeiten der carolingiſchen Kaiſer und ihrer unmittelbaren

Nachfolger, welche den Fürſten die Söhne in den Aemtern der Väter nachfolgen ließen, und ihnen manche Vorrechte bewilligten. Der zweite Zeitraum begann unter den Heinrichen, wo die Kaiſer durch die Streitigkeiten mit den Päpſten und die innern Unruhen zu ſehr beſchäftigt waren, um gegen die Anmaßungen der Stände wachſam zu ſein. Die dritte Epoche begreift das Interregnum, während deſſen die Großen in Deutſchland, ohne ein allgemein anerkanntes Oberhaupt, ihre Macht und ihre Unabhängigkeit ausdehnen konnten. Aber die Landeshoheit war damals noch nicht von einer beſtimmten Form. Jeder Stand hatte ſich diejenigen Rechte angemaßt, die ihm die zuträglichſten ſchienen. Erſt der weſtphäliſche Friede, die letzte Hauptepoche, begründete und vollendete die reichsſtändiſche Landeshoheit, indem er ſämtlichen Reichsſtänden, unter den vorerwähnten Beſchränkungen, alle landesherrlichen Rechte und Freiheiten zuſicherte. In vielen deutſchen Staaten war die Landeshoheit durch gewiſſe, den Provinzialſtänden zuſtehende Rechte beſchränkt, die aber nicht überall gleich waren, und mehrere Staaten hatten gar keine Landſtände. Schon lange vor dem weſtphäliſchen Frieden übten die Reichsſtände das Geſetzgebungsrecht in ihren Staaten aus. Durch jenen Frieden ward ihnen dies Recht mit der Einſchränkung, daß ſie keine den Reichsgrundgeſetzen widerſprechende Geſetze geben durften, beſtätigt. Nur in privatrechtlicher Rückſicht konnten ſie geſetzliche Verfügungen erlaſſen, die nicht mit den Reichsgeſetzen übereinſtimmten. Als Ausflüſſe der Geſetzgebung ſtanden ihnen die peinliche und bürgerliche Gerichtsbarkeit gleichfalls zu. In Rückſicht der Reichsgerichte hatten ſämtliche Churfürſten und einige andere Reichsſtände das Jus oder Privilegium de non appellando, noch andere das Privilegium electionis fori (ſ. Privilegium). In die Ausübung der reichsſtändiſchen Gerichtsbarkeit durften, außer im Fall der verweigerten Juſtiz, ſich weder der Kaiſer, noch das Reich miſchen. Uebrigens hatten ſie das Recht, Privilegien zu ertheilen, das Recht der Begnadigung, der Rehabilitation u. ſ. w. Auch ſtand ihnen die Gerichtsbarkeit über ihre Gemahlinnen und Kinder, über apanagirte, in ihren Staaten wohnende Prinzen, wie auch über andere unmittelbare Reichsglieder, in Rückſicht der Güter, die zu ihrem Gebiete gehörten, zu. In kirchlicher Hinſicht hatten ſie das Reformationsrecht (Jus reformandi) und konnten in ihren Ländern (nach dem weſtphäliſchen Frieden) einführen und dulden, welche von den drei Religionsparteien ſie wollten. Doch durften ſie die kirchlichen Rechte und den Beſitzſtand derjenigen Religionspartei, welche im Normaljahr 1624 (ſ. d. Art.) ſich in ihren Staaten befand, nicht kürzen. Wenn ein Landesherr Religionsparteien, die ſich nach dem Normaljahr in ſeinen Ländern niedergelaſſen hatten, nicht dulden wollte, ſo mußte er ihnen das Auswanderungsrecht zugeſtehen, und dazu fünf Jahre bewilligen, wenn ſie vor, drei Jahre aber, wenn ſie nach dem weſtphäliſchen Frieden ſich angeſiedelt, oder eine andere Lehre als die des Normaljahrs angenommen hatten. In Schleſien und den dem Hauſe Oeſterreich unterworfenen Staaten richtete ſich der Religionszuſtand nicht nach dem J. 1624. Auch galt daſſelbe, ſo wie das Reformationsrecht, nicht zwiſchen Reformirten und Lutheranern. Die proteſtantiſchen Stände waren in ihren Ländern das Oberhaupt der Kirche; daher hatten ſie die Oberaufſicht und Anordnung des Gottesdienſtes, das Ernennungsrecht der Kirchendiener, und jede Art geiſtlicher Gerichtsbarkeit, deren Ausübung ihren Conſiſtorien übertragen war, von denen an die Regierungen oder an den Landesherrn ſelbſt appel-

ſirt wurde. Die katholiſchen Reichsſtände hatten hinſichtlich ihrer proteſtantiſchen Unterthanen dieſelbe Gewalt; aber die geiſtlichen Angelegenheiten ihrer katholiſchen Unterthanen wurden vor den Biſchöfen ꝛc. verhandelt. Viele Reichsſtände übten auch die Schutzherrlichkeit über Kirchen, Klöſter, Stifter und Abteien aus, welches Kaſtenvogtei hieß. Vermöge der Landeshoheit hatten die Reichsſtände auch die Rechte des Kriegs, des Friedens und der Bündniſſe. Die Geſchichte aller Zeitalter des deutſchen Reichs giebt uns Beiſpiele von Bündniſſen der Reichsſtände unter ſich und mit Fremden, und obgleich die Kaiſer dieſes Recht wegen des Mißbrauchs zu beſchränken ſuchten, ſo ward es doch im augsburgiſchen Vergleiche von 1555 förmlich beſtätigt. Nur durften die Bündniſſe der Reichsſtände nicht gegen das Reichsoberhaupt, und eben ſo wenig gegen die Reichsverfaſſung gerichtet, oder dem Reiche nachtheilig ſein. Auch ſollte kein Reichsſtand ein Offenſivbündniß gegen ſeinen Mitſtand eingehen, außer im Fall einer Gewaltthätigkeit, deren Vergütung drei Jahre lang von dem Urheber verweigert worden war. Der weſtphäliſche Friede erlaubte dann dem Beleidigten, ſich durch die Waffen Recht zu verſchaffen. So durften auch die Reichsſtände zu ihrer Vertheidigung mit auswärtigen Mächten Bündniſſe ſchließen, und konnten übrigens ſo viel Truppen halten, als ſie ihren Verhältniſſen angemeſſen fanden. Sie konnten Feſtungen, Zeughäuſer, Waffenplätze ꝛc. in ihren Ländern anlegen, und Garniſonen halten. Nicht minder hatten ſie das Retorſionsrecht, vermöge deſſen ſie die von einem Mitſtande zum Nachtheile ihrer Unterthanen gegebenen Geſetze durch eben ſo nachtheilige Verordnungen für die Unterthanen des erſtern erwiedern konnten. Dies war die aus dem Rechtsgefühle eines freien Volks und aus der Verwickelung des Lehnſyſtems nach und nach hervorgegangene deutſche Reichsverfaſſuug, die bis zur völligen Auflöſung des deutſchen Reichskörpers (6. Aug. 1806) beſtand. Sie hatte, unter den vorhandenen Umſtänden, viel Vortreffliches, und muß noch jetzt der deutſchen Nation eine ehrwürdige Erinnerung bleiben. — Ganz anders hat ſich durch die zu Wien am 8. Juni 1815 geſchloſſene, und am 9. Juni in das an dieſem Tage unterzeichnete Hauptinſtrument des wiener Congreſſes aufgenommene Bundesacte, ſo wie durch die Schlußacte vom 15. Mai 1820, der **deutſche Bund** geſtaltet. Die Zeit wird lehren, in wie fern dieſer deutſche Fürſtenbund an innerer Feſtigkeit und an Kraft, ſich gegen fremde Einwirkungen und Anfälle zu ſchützen, die vormalige Reichsverfaſſung übertreffen, oder derſelben nachſtehen wird. Hier nur ein kurzer Abriß davon. Mitglieder des Bundes ſind, außer den ſouveränen Fürſten und freien Städten Deutſchlands, der Kaiſer von Oeſterreich und der König von Preußen für ihre ehemals zum deutſchen Reiche gehörigen Länder, der König von England wegen Hannover, der König von Dänemark wegen Holſtein und Lauenburg, und der König der Niederlande wegen ſeines Großherzogthums Luxemburg. Der Zweck iſt die Erhaltung der äußern und innern Sicherheit Deutſchlands, und der Unabhängigkeit und Unverletzlichkeit der einzelnen deutſchen Staaten. Die Mitglieder des Bundes haben gleiche Rechte, und die Angelegenheiten deſſelben werden durch eine beſtändig dauernde Bundesverſammlung beſorgt, in der alle Mitglieder durch ihre Bevollmächtigten theils einzelne, theils Geſammtſtimmen führen; nämlich Oeſterreich 1 Stimme, Preußen 1, Baiern 1, Sachſen 1, Hannover 1, Würtemberg 1, Baden 1, Churheſſen 1, Großherzogthum Heſſen 1, Holſtein und Lauenburg 1, Luxemburg 1, die großherzogl. und herzogl. ſächſiſchen Häu-

ſer 1, Braunſchweig und Naſſau 1, Meklenburg-Schwerin und Meklenburg-Strelitz 1, Oldenburg, Anhalt und Schwarzburg 1, Hohenzollern, Lichtenſtein, Reuß, Schaumburg-Lippe, Lippe und Waldeck 1, die freien Städte Lübeck, Frankfurt, Bremen und Hamburg 1: zuſammen 17 Stimmen. Oeſterreich hat in der Bundesverſammlung den Vorſitz, jedes Bundesglied darf Vorſchläge machen, und der Vorſitzende muß ſie zur Berathſchlagung bringen. Wo es auf Abfaſſung und Aenderung der Grundgeſetze des Bundes, auf die Bundesacte betreffende Beſchlüſſe, auf organiſche Bundeseinrichtungen und andere gemeinnützige Anordnungen ankommt, bildet ſich die Verſammlung zu einem Plenum, in welchem Oeſterreich, Preußen, Sachſen, Baiern, Hannover, Würtemberg, jedes 4 Stimmen hat; Baden hat 3, Churheſſen 3, Großherzogthum Heſſen 3, Holſtein 3, Luxemburg 3, Braunſchweig 2, Meklenburg-Schwerin 2, Naſſau 2, jedes der fünf großherzogl. und herzogl. ſächſiſchen Häuſer 1, Meklenburg-Strelitz 1, Oldenburg 1, jedes der drei anhältiſchen Häuſer 1, Heſſen-Homburg (ſeit 1817) 1, Schwarzburg-Sondershauſen 1, Schwarzburg-Rudolſtadt 1, Hohenzollern-Hechingen 1, Hohenzollern-Sigmaringen 1, Lichtenſtein 1, Waldeck 1, Reuß ältere Linie 1, Reuß jüngere Linie 1, Schaumburg-Lippe 1, Lippe 1, Lübeck 1, Frankfurt 1, Bremen 1, Hamburg 1 Stimme: alle folglich 70 Stimmen. Durch Stimmenmehrheit in der engern Verſammlung wird entſchieden, ob und in wie fern ſich ein Gegenſtand für das Plenum eignet. In der engern Verſammlung entſcheidet die abſolute Stimmenmehrheit; im Plenum aber nur eine auf zwei Drittel der Abſtimmung beruhende Mehrheit. In der engern Verſammlung kommt bei Stimmengleichheit dem Vorſitzenden die Entſcheidung zu. Wo die Rede von Annahme oder Abänderung der Grundgeſetze, von organiſchen Bundeseinrichtungen, von den Rechten Einzelner, und von Religionsangelegenheiten iſt, da ſollte zwar ſo wenig in der engern Verſammlung, als in dem Plenum die bloße Mehrheit der Stimmen entſcheiden; doch iſt hiervon bereits wieder abgewichen worden, indem Oeſterreich (1819), bei Gelegenheit einer Unfügſamkeit in den Beſchluß durch Stimmenmehrheit, wegen Eintheilung des Bundesheers, die Erklärung gab, daß der Beſchluß für Jedermann verbindlich ſei, und überhaupt bei allen Fragen, wo es auf die Feſtſetzung von Modalitäten organiſcher Bundeseinrichtungen ankomme, die Mehrheit der Stimmen als entſcheidend geachtet werden müſſe. Die Bundesverſammlung darf ſich nicht länger als auf vier Monate vertagen, und Frankfurt am Main iſt zu ihrem Sitze beſtimmt. So lange die Bundesverſammlung mit Abfaſſung ihrer organiſchen Geſetze beſchäftigt iſt, ſoll über die Abſtimmungsordnung nichts beſtimmt werden, und die ſich zufällig fügende Ordnung weder einem Mitgliede nachtheilig ſein, noch künftig als Regel gelten. Nach Abfaſſung der organiſchen Geſetze, in Rückſicht auf die auswärtigen, militäriſchen und innern Verhältniſſe des Bundes, wird die Bundesverfaſſung bei der einzuführenden Stimmenordnung ſo viel möglich die auf den Reichstagen gebräuchliche, in Gemäßheit des Reichsdeputationsſchluſſes von 1803, zur Richtſchnur nehmen, ohne daß jedoch die künftige Stimmenordnung auf den Rang der Bundesglieder einigen Einfluß haben ſoll. Alle Mitglieder des Bundes verſprechen, ſowohl ganz Deutſchland, als jeden einzelnen Bundesſtaat gegen jeden Angriff zu ſchützen, und verbürgen ſich gegenſeitig ihre ſämtlichen unter dem Bunde begriffenen Beſitzungen. Bei einem Bundeskriege darf kein Mitglied einſeitige Unterhandlungen mit dem Feinde eingehen, noch einſeitig Waffenſtillſtand oder

Frieden ſchließen. Die Bundesglieder haben zwar das Recht der Bündniſſe, ſie verpflichten ſich aber, keine gegen die Sicherheit des Bundes oder einzelner Bundesſtaaten gerichtete Verbindungen einzugehen. Auch geloben ſie ſich, einander unter keinem Vorwande zu bekriegen, noch mit Gewalt ihre Streitigkeiten zu verfolgen, ſondern ſie bei der Bundesverſammlung anzubringen. Dieſe ſoll ſodann durch einen Ausſchuß die Vermittelung verſuchen, und falls dieſer Verſuch fehlſchlägt, durch eine Austrägalinſtanz eine richterliche Entſcheidung bewirken, welcher ſich die ſtreitenden Theile ſofort zu unterwerfen haben. Wie und durch wen aber der Ausſpruch der Austrägalinſtanz, im Nichtbefolgungsfalle, zur Vollſtreckung gebracht werden ſolle, wird der Bundestag, in Gemäßheit der wiener Schlußacte von 1820, feſtſetzen. Diejenigen Bundesglieder, deren Beſitzungen unter 300,000 Menſchen zählen, haben ſich mit den ihnen verwandten, oder andern Bundesgliedern, mit welchen ſie eine ſolche Volkszahl ausmachen, zur Bildung eines gemeinſchaftlichen oberſten Gerichts vereinigt. In den Staaten unter 300,000 Seelen, wo ſchon jetzt dergleichen Gerichte dritter Inſtanz ſind, werden jedoch dieſe in ihrer bisherigen Eigenſchaft erhalten, wofern nur die Volkszahl, über die ſie ſich erſtrecken, nicht unter 150,000 Seelen beträgt. Bei dieſen oberſten Gerichtshöfen ſoll den ſtreitenden Parteien erlaubt ſein, auf die Verſchickung der Acten an eine auswärtige Facultät oder an einen Schöppenſtuhl, zur Abfaſſung des Endurtheils, anzutragen. In allen Bundesſtaaten wird eine landſtändiſche Verfaſſung Statt finden. In Rückſicht der mittelbar gewordenen vormaligen Reichsſtände und Reichsangehörigen iſt beſtimmt, daß dieſe fürſtlichen und gräflichen Häuſer zu dem hohen Adel in Deutſchland gerechnet werden, und daß ſie das Recht der Ebenbürtigkeit in dem bisher damit verbundenen Begriff behalten. Die Häupter dieſer Häuſer ſollen ferner die erſten Standesherren in dem Staat, zu dem ſie gehören, ſein, und ihre Familien, als die bevorrechtetſte Claſſe, beſonders in Rückſicht der Beſteuerung, betrachtet werden. Es ſind ihnen überhaupt, in Rückſicht ihrer Perſonen, Familien und Beſitzungen, alle diejenigen Rechte und Vorzüge zugeſichert, welche aus ihrem Eigenthum und deſſen ungeſtörtem Genuß herrühren, und nicht zu der Staatsgewalt und den höheren Regierungsrechten gehören. Sie haben die unbeſchränkte Freiheit, ihren Wohnſitz in jedem zu dem Bunde gehörigen, oder mit letzterm in Frieden lebenden Staate zu nehmen. Die noch beſtehenden Familienverträge werden in Gemäßheit der frühern deutſchen Verfaſſung aufrecht erhalten, und den Vermittelbarten iſt das Recht zugeſichert, über ihre Güter und Familienverhältniſſe verbindliche Verfügungen zu treffen, welche jedoch ihrem Souverän vorgelegt, und den höchſten Landesbehörden bekannt gemacht werden müſſen. Daſſelbe, ſo wie auch das Recht der Veränderung des Wohnorts, iſt auch der ehemals unmittelbaren Reichsritterſchaft zugeſichert. Die mittelbar gewordenen vormaligen Reichsſtände haben übrigens einen privilegirten Gerichtsſtand, ſind von der Militärpflichtkeit, für ſich und ihre Familien, ausgenommen, und haben in ihren Beſitzungen die Ausübung der bürgerlichen und peinlichen Gerichtsbarkeit in erſter, und wenn das Gebiet groß genug iſt, auch in zweiter Inſtanz, die Ortspolizei, die Forſtgerichtsbarkeit, die Aufſicht über Kirchen- und Schulſachen, und milde Stiftungen, nach Vorſchrift der Landesgeſetze, denen ſie, ſo wie der Militärverfaſſung und Oberaufſicht der Regierungen über jene Zuſtändigkeiten, unterworfen ſind. Den Begüterten der ehemaligen reichsunmittelbaren Ritterſchaft iſt Land-

ſtandſchaft, Patrimonial- und Forſtgerichtsbarkeit, Ortspolizei, Kirchenpatronat und privilegirter Gerichtsſtand, nach Maßgabe der in den Bundesſtaaten beſtehenden Landesgeſetze, zugeſichert. Die Verſchiedenheit der chriſtlichen Religionsparteien ſoll überall keinen Unterſchied in dem Genuß der bürgerlichen und politiſchen Rechte bewirken. Dem Hauſe Thurn und Taxis iſt der durch den Reichsdeputationsſchluß vom 25. Febr. 1803 und durch ſpätere Vereinbarungen beſtätigte Beſitz und Genuß der Poſten in verſchiedenen Bundesſtaaten verſichert, auch ſind dieſem Hauſe ſeine Anſprüche auf Entſchädigung hinſichtlich der aufgehobenen Reichspoſten vorbehalten. Die Unterthanen der Bundesſtaaten ſollen das Recht haben, Grundeigenthum außerhalb des Staats, den ſie bewohnen, zu erwerben, ohne deßhalb in dem fremden Staat mehreren Laſten unterworfen zu ſein, als deſſen eigene Unterthanen. Ferner haben ſie die Befugniß des freien Weggehens aus einem Bundesſtaat in den andern, der ſie erweislich als Unterthanen aufnehmen will, auch nach ihrem Gefallen in Civil- und Militärdienſte anderer Bundesſtaaten zu treten, wenn ſie ihrer Militärpflichtigkeit gegen den vaterländiſchen Staat genügt haben, oder davon losgeſprochen ſind. So iſt auch die Befreiung von aller Nachſteuer, wenn das Vermögen in einen andern Bundesſtaat übergeht, und mit dieſem, hinſichtlich der Freizügigkeit, keine beſondere Verträge beſtehen, feſtgeſetzt. In der Bundesverſammlung ſoll, nach der Bundesacte, über die Einführung gleichförmiger Geſetze in Rückſicht auf Militärpflichtigkeit berathſchlagt werden. Vergl. d. Art. Deutſchland und Deutſche Bundesverſammlung.

Deutſche Ritter, auch deutſche Herren, oder Kreuzherren genannt. Ihr Orden wurde 1190 bei Gelegenheit der Kreuzzüge in dem heiligen Lande geſtiftet, und, weil nur Deutſche von gutem Adel darin aufgenommen werden konnten, der Deutſche genannt. Der urſprüngliche Zweck deſſelben war, die chriſtliche Religion gegen die Ungläubigen zu vertheidigen, und die Kranken im heiligen Lande zu pflegen. Nach und nach machte er mehrere Eroberungen und gelangte zu großen Reichthümern. Den höchſten Gipfel ſeiner Macht hatte er zu Anfange des 15. Jahrh. erreicht, wo er ſich von der Oder bis zum finnländiſchen Meerbuſen erſtreckte, und ſeine jährlichen Einkünfte auf 800,000 Mark berechnet wurden. Allein in der Folge brachten ihn Schwelgerei, Verſchwendung und Zwieſpalt allmählig in Verfall. Die Ordenskleidung beſtand in einem ſchwarzen Kleide und weißen Mantel, auf welchem ein ſchwarzes Kreuz an ſilbernem Bande getragen wurde. Der Hochmeiſter (Deutſchmeiſter, Großmeiſter), d. i. das Oberhaupt dieſes Ordens, wohnte Anfangs zu Jeruſalem, nachher aber, als das heilige Land wieder an die Türken verloren gegangen war, zu Venedig. Um d. J. 1229 wurden die deutſchen Ritter von den Polen gegen die Preußen zu Hülfe gerufen, die auch nach einem 53jährigen Kriege die Oberherrſchaft des Ordens anerkennen und die chriſtliche Religion annehmen mußten. Darauf nahm der Hochmeiſter ſeinen Sitz zu Marienburg in Preußen. Aber die Regierung des Ordens war ſo drückend, daß ſich Vorder-Preußen ſchon im 15. Jahrh. an Polen ergab. Auch für Hinter-Preußen mußte der Orden die polniſche Lehnsherrſchaft anerkennen, und als er ſich derſelben zu entziehen ſuchte, gerieth er mit Polen in einen Krieg, welcher ſich damit endigte, daß er auch Hinter-Preußen verlor, welches 1525 dem damaligen Hochmeiſter, Markgrafen Albrecht von Brandenburg, als ein erbliches Herzogthum ertheilt wurde. Hierauf hatte der Hoch- und Deutſchmeiſter ſeinen Sitz zu Mer-

gentheim in Schwaben (jetzt würtembergiſch), und war ein geiſtlicher Reichsfürſt. Die Beſitzungen dieſes Ordens, welche Balleien hießen und in Commenthureien abgetheilt waren, denen ein Landcommenthur vorſtand, lagen in verſchiedenen Ländern zerſtreut. Durch den Preßburger Frieden (1805) erhielt der Kaiſer von Oeſterreich die Würde, Rechte und Einkünfte eines Großmeiſters des Deutſchen Ordens. In Folge des wiener Friedens von 1809 wurde der deutſche Orden, und mit ihm das Hoch- und Deutſchmeiſterthum völlig aufgehoben, und die Güter deſſelben ſind den Fürſten anheim gefallen, in deren Landen ſie ſich befanden.

Deutſche Sprache iſt ein Zweig der alten germaniſchen Sprache, von welcher es drei Hauptarten giebt: die nordiſche, deutſche (oder teutſche, nach Einigen von Deute, Diete, d. i. Volk, Leute, nach Andern von den Teuten oder Teutonen,) und die möſiſche. Zu der Nordiſchen gehört 1. die ſcandinaviſche, a) die ſchwediſche (die ältere ſchwediſche heißt ſweo-gothiſch), b) die däniſche; und 2. die isländiſche. Zu der deutſchen gehört 1. die fränkiſche, alemanniſche oder theotiſche, von welcher a) das Schwäbiſche des Mittelalters, b) das jetzige Hochdeutſche und c) das ſogenannte Cymbriſche, ſtammen; 2. die ſaſſiſche, ſächſiſche Sprache, von welcher a) die angelſächſiſche (davon die engliſche,) b) die niederſächſiſche Sprache, plattdeutſche und holländiſche, ſtammen. Von der möſiſchen und möſogothiſchen ſtammt die Sprache der Uhlanen in der Krim. (Vergl. d. Art. Sprachenkunde.) Die eigentlich deutſche (teutſche) Sprache zerfällt ſchon im grauen Alterthum in zwei Urmundarten, die ſüd- und norddeutſche, die ſich wieder in mehrere Provinzialmundarten auflöſen. So ſehr auch im Einzelnen und in Nebenverhältniſſen die Wörter und grammatiſchen Formen dieſer Mundarten von einander abweichen, ſo haben doch im Ganzen alle dieſelben Wörter und folgen denſelben Regeln. Gewöhnlich denkt man indeß, wenn man ohne weitern Zuſatz von der deutſchen Sprache redet, blos an das Hochdeutſche, die allgemeine Schriftſprache, welcher ſich die Sprache der gebildeten Stände Deutſchlands, hier mehr, dort minder fern von den Anklängen und Eigenheiten der landſchaftlichen Sprache, nähert. Die Frage, wo das reinſte Deutſch geſprochen werde, läßt ſich daher, ohne einſeitig zu urtheilen, nicht in der Art beantworten, daß man das Gebiet deſſelben auf eine Gegend beſchränkt, wie es z. B. Adelung thut, nach deſſen Anſicht das Hochdeutſche blos die oberſächſiſche oder vielmehr meißniſche Mundart iſt. Richtiger, und nach Anleitung der Geſchichte der Bildung unſerer Schriftſprache, verſteht man darunter die geläuterte Sprache der Ober-Deutſchen, wie ſie ſeit Luther die vorzüglichſten Schriftſteller aus ihren Grundkräften entwickelten, wodurch ſie auch Eingang in die feinen Geſellſchaften aller Gegenden fand, wo Deutſch geſprochen wird. Man ſetzte daher dem Niederdeutſchen nicht das Hochdeutſche, ſondern das Oberdeutſche entgegen, wie es bereits 1701 der wackere Sprachlehrer Bödicker that. „Die hochdeutſche Sprache, ſagt er, iſt keine Mundart eines einzigen Volkes der Deutſchen, ſondern aus allem durch den Fleiß der Gelehrten zu ſolcher Zierde erwachſen, und in ganz Deutſchland üblich.“ Am wenigſten frei von landſchaftlichen Eigenheiten iſt die Sprache, ſelbſt der Gebildeten, im ſüdlichen Deutſchland, zumal in den ſüdlichſten Gegenden, in den Vorbergen der Alpen und Karpathen, und in den weſtlichen und ſüdöſtlichen Flachländern. Dort (in Oberſchwaben, Oberbaiern und Oeſtreich) iſt ſie rauher in den Grundlauten, reicher an Ziſchlauten; hier (im weſtlichen Weſtphalen, am Niederrhein, in Mecklenburg und Pommern) verſchwimmt ſie in brei-

tern Grundlauten und matte Weichheit. Verſchiedenheiten, die größtentheils in dem Einfluſſe des Klimas auf die Sprachwerkzeuge begründet ſind. Freier von jenen Eigenheiten und geläuterter iſt das Hochdeutſch im mittlern Deutſchland, beſonders auch in Oberſachſen, wo es aber, dem Fuß des Rieſengebirges ſich nähernd, theils rauher, theils ſingend, und nach den brandenburgiſchen Niederungen hin, wieder weich und matt wird; im ſüdlichen Niederſachſen (Hannover, Braunſchweig, Göttingen) iſt es noch reiner, und außer Deutſchlands Grenzen wird die deutſche Sprache unter den Abkömmlingen deutſcher Anſiedler in Curland und Liefland am reinſten geſprochen, weil hier eine landſchaftliche Volksſprache keinen nachtheiligen Einfluß haben kann. Ueber den Urſprung der deutſchen Sprache weiß man nichts Zuverläſſiges. Einige wollen ſie aus der indiſchen, Andere aus der perſiſchen ableiten, und noch Andere geben ihr einen gemeinſchaftlichen Urſprung mit der griechiſchen, ja Morhof leitet ſogar die griechiſche Sprache aus der älteſten deutſchen ab. (Vergl. auch Kanne Verwandtſchaft der griechiſchen Sprache mit der deutſchen.) „Die Unterſuchung der beiden Sprachen," ſagt Voß, „ergiebt gemeinſamen Urſprung, und in der Kindheit der teutoniſchen ſogar ſanftere Anlagen. Die älteſte Sage lehrt, daß die altgriechiſchen Horden Anbau und Sittlichkeit mit dem Dienſte des Bacchus und der begeiſternden Quellnymphen aus der Nordgegend Thraka empfingen; und die Geſchichte zeigt uns in dieſem thrakiſchen, oder, wie man ſpäter es nannte, ſcythiſchen Nordlande ein deutſches Geſchlecht, Gothen am ſchwarzen Meere, die, obgleich über ein Jahrtauſend von den Urvätern entfernt, dennoch in den Sprachformen eine auffallende Aehnlichkeit mit der griechiſchen behaupteten. Die ſüdliche Schweſter gelangte durch Weltverkehr, heitern Himmel und Freiheit, zur höchſten Ausbildung, die nördliche ſank zurück. Aber bei allen Stürmen erhielt ſie auch in der Verwilderung das Vorrecht einer unvermiſchten, kraftvollen, und aus innerem Trieb ſich bildenden und veredelnden Stammſprache, die unter den Baſtardinnen des bezwungenen Europa allein mit der griechiſchen wetteifern darf." Daß die deutſche Sprache eine unvermiſchte Stammſprache ſei, d. h. eine ſolche, die nicht aus einer weſentlichen Vermiſchung mit andern entſtanden iſt, erhellt aus der Vergleichung mit andern, und, nach Adelungs Bemerkung, auch aus der beſondern Eigenſchaft, daß in jedem Worte die Stammſylbe allemal den Hauptton hat, die Nebenſylben aber entweder ganz tonlos oder doch ſchwächer betont ſind. Leider iſt uns aber aus dieſem älteſten Zeitraum unſerer Sprache nur wenig übrig, nur einzelne Wörter, und noch dazu meiſt Eigennamen; jedoch auch dies Wenige reicht hin, uns zu überzeugen, daß ſie ſchon damals alle die Wurzelwörter hatte, aus welchen ſie noch jetzt beſteht, aber auf eine den damaligen Sprachorganen des Deutſchen angemeſſene Art. Daß dies eine ſehr rauhe Art müſſe geweſen ſein, erhellt aus den Zeugniſſen anderer Nationen. Mela ſagt, daß ein römiſcher Mund dieſe Wörter kaum ausſprechen könne, und Nazarius verſicherte, der Klang derſelben errege Schauer. Wahrſcheinlich beſtanden ſie aus gehäuften harten Conſonanten, ſtarken Hauchlauten, tiefen Vocalen und Doppellauten. Doch iſt auch den Zeugniſſen der damals ſchon ſehr verweichlichten Griechen und Römer kein unbedingter Glaube beizumeſſen. Sie nannten die Sprache unſerer Vorfahren rauh und barbariſch, vielleicht nur, weil ſie ihnen fremd war; und daß die Anhäufung von Mitlauten eine Sprache nicht nothwendig rauh mache, wiſſen wir aus dem Beiſpiele der heutigen polni-

ſchen Sprache, deren Conſonanten-Menge uns ſchreckt, und die dennoch in dem Munde gebildeter Leute ſehr wohlklingend iſt. Uebrigens mochte wohl das Altdeutſche reicher ſein in Bezeichnung ſinnlicher, als nicht-ſinnlicher Gegenſtände, in deren Gebiet ſich der Sohn des Waldes nicht verſtieg. Bei den, mit den Scandinaviern häufig verwechſelten, Gothen, die ſich, von den Hunnen vertrieben, zu beiden Seiten der untern Donau ausgebreitet hatten, und namentlich bei denen, die von ihrem Wohnſitz in Möſien, der heutigen Wallachei, Möſo-Gothen hießen, zeigt ſich, wahrſcheinlich wegen des Verkehrs mit den benachbarten Griechen, die erſte Spur von Schrift und Literatur, um die Mitte des 4. Jahrh. Ulſilas, ein vornehmer Gothe, auf deſſen Veranlaſſung ſeine Landsleute die chriſtliche Religion annahmen, ſuchte gegen 360 die Schreibkunſt einzuführen, und überſetzte, da er Biſchof geworden war, die Bibel. Der größte Theil der vier Evangeliſten und ein Stück des Briefs an die Römer ſind davon auf uns gekommen (ſ. **Ulfilas**), und wir finden in jener Sprache eine Art von Oberdeutſch, mit niederdeutſchen und fremden, vielleicht thraziſchen Wörtern gemiſcht, in den meiſten grammatiſchen Formen von den deutſchen Mundarten überhaupt nicht weſentlich verſchieden. Eine der ſonderbarſten grammatiſchen Eigenheiten der Sprache des Ulfilas iſt der dem griechiſchen ähnliche Dualis. Wie die Sprache ſich vom Oberdeutſchen zum Niederdeutſchen neigt, verrathen ſchon die Zahlwörter ains, twai, thrius u. ſ. w. Auch findet man mehrere angelſächſiſche, noch im Engliſchen vorhandene Wörter, das Oberdeutſche aber, als die eigentliche Grundlage, blickt überall hervor. Die Morgenröthe der eigentlichen Literatur, und ſomit auch der ſchönern Sprachbildung, bricht jedoch erſt im 8. Jahrh., mit der Zeit Carls des Großen, an. Was bis auf dieſe Zeit ſpärlich von Schriftſtellerei erſchien (ſ. Kochs Compend. der deutſchen Lit. Geſch. I., 18 bis 20), waren meiſt ſklaviſche Ueberſetzungen aus dem Kirchenlatein, die nicht nur die lateiniſchen Conſtructionen, ſondern ſogar die Beugung der Wörter nachformten. Die Mundart war die oberdeutſche, aber nach der rohen Ausſprache des Volks geſchrieben. Doch fallen auch in dieſe Zeit die Liederſagen, durch welche die Sprache ſchon eine poetiſche Bildung erhielt. Mit Carl beginnt der ſogenannte fränkiſche Zeitraum (von 768 — 1137), in welchem des Guten viel geleiſtet wurde, da Carl nicht blos durch Eroberungen und Staatskunſt, ſondern auch durch das, was er für Bildung that, den Namen des Großen verdiente. Er legte den Monaten und Winden deutſche Namen bei, ja fing ſelbſt eine deutſche Sprachlehre an, und that alles Mögliche, um Sprache, Poeſie und Wiſſenſchaft zu befördern. Indeß waren die Fortſchritte doch nur langſam, und zeigten ſich erſt unter ſeinen Nachfolgern bedeutender. Mit Recht ſagte Fulda, daß bei der treuherzigen Bemühung, die Ausſprache in ihrer übervollen, rauhen Wahrheit auszudrücken, gleichwohl immer das unveränderliche Weſen der deutſchen Sprache hell und klar hervorleuchte. Zur Probe mag einiges hier ſtehen: Keſcrip, Geſchreib; Keſchrifti, Schrift; Scap, Scaf, Schaf; erkipit, ergiebt; chaldau, halten; Unchuschida, Unkeuſchheit; aikan, eigen; piscauuohe, beſchauen; ſcuunto, ſchauend; Fiur, Feuer. Als Probe einer Declination: Singularis: Weg, Weges, Wege, Weg; Pluralis: Nom. Wega, Gen. Wego, Dat. Wegum, Acc. Wega. Eben ſo wechſeln die Conjugationen; das Präteritum mit dem Hülfszeitwort Haben, iſt noch gänzlich unbekannt. Nur allmäligen Fortſchritt machte die Bildung der Sprache auch unter den ſächſiſchen Königen (912 — 1024), unter denen die

Nonne Roswitha (Fräulein Helena von Noſſow), Notker Labeo u. A. blühten. Da aber unter allen Dichtern und Schriftſtellern dieſer Zeit kein ſo hervorſtechender Kopf war, daß er für die übrigen geſetzgebend geworden wäre, ſo kam es zu keiner Einheit, und man bemerkt an ihnen Mangel an Gleichförmigkeit in Anſehung der Beugungen und Endungen der Wörter, wie noch jetzt bei uns. Eben ſo ging es unter den fränkiſchen Kaiſern (1024—1136), in welcher Zeit Willeriam oder Walram, und mehr noch das Lobgedicht eines Ungenannten auf den 1075 verſtorbenen Erzbiſchof zu Cöln, Anno, ſich auszeichnen. Beſonders dies letzte Gedicht verkündigt in Poeſie und Sprache die Nähe eines ſchönern Zeitalters, welches unter den ſchwäbiſchen Kaiſern aus dem hohenſtaufiſchen Hauſe aufblühte, und den ſchwäbiſchen Zeitraum der Minneſinger umfaßt. Merkwürdig iſt die Veränderung, welche jetzt in der Sprache erfolgte, indem die fränkiſche Mundart, die bis daher geherrſcht hatte, von der alemanniſchen oder ſchwäbiſchen verdrängt wurde. Das neue ſchwäbiſche Deutſch nahm die unvollkommene Bildung des fränkiſchen leicht in ſich auf, und vervollkommnete ſie nach den neuen Bedürfniſſen des aufgeregten poetiſchen Geiſtes. Einige übrig gebliebene poetiſche Denkmäler dieſer Zeit machen anſchaulich, wie das Fränkiſche nicht auf einmal, ſondern nur unvermerkt nach und nach ſchwäbiſcher wurde. Die breiten Doppellaute der ſchwäbiſchen Mundart wurden vergütet durch eine naive Anmuth, die dieſer Mundart vorzüglich eigen ſcheint. Eine Menge ſchallender Selbſtlauter in ihr verrathen ein für Wohlklang empfängliches Ohr. Zudem hat ſie eine Menge kleiner Füllwörter, Partikeln, Vorwörter, Ellipſen, bildet ohne Mühe Ableitungen und Verkleinerungswörter, und ſetzt mit glücklicher Kühnheit verſchiedene Wörter in Eins zuſammen. Die Schwierigkeit bei dem Leſen derſelben entſteht aus der Menge Wörter, die untergegangen, oder ſolcher, die eine andere Bedeutung erhalten haben, und endlich aus der veränderten Beugung, Ableitung, Stellung, Zuſammenſetzung. Mehrere poetiſche Ueberſetzungen trugen zur Vervollkommnung des deutſchen Ausdrucks ebenfalls das ihrige bei. Nach und nach verlor die ſchwäbiſche Mundart ihr Anſehn in Deutſchland, und beinahe alle deutſche Mundarten traten in gleiche Rechte. Die Zunft der Meiſterſänger begünſtigte dieſe freie Bildung der Sprache nicht weniger. Den Werth von Hans Sachſens gemüthvollen Darſtellungen keineswegs verkennend, muß man aber doch ſagen, daß die Sprache auch von ihnen keinen weſentlichen Gewinn zog, denn weder ihr Reichthum, noch ihr Nachdruck, wurden befördert; höchſtens gewann durch dieſe Sängerſchule die Sprache an regelmäßiger, gleichförmiger Bildung. Doch auch dies ſollte verloren gehen: denn da den Laien verboten ward, die Bibel zu leſen, da man, um zu predigen und Prozeſſe zu führen, ſeine Kraft einer fremden Sprache widmete, verwilderte mehr und mehr die bildſame Mutterſprache. Dieſe Verwilderung hemmte mit Macht Luther, indem er, wie Voß ſagt, voll des begeiſternden Entſchluſſes, daß ſein Volk das Wort der Wahrheit lauter in göttlicher Einfalt und Würde vernehmen ſolle, die neu verdeutſchte Bibel in jeder Ausgabe, die Pſalmen wohl ſieben Mal, von 1518 bis 1545, ſorgfältig beſſerte, und aus dem Gemeinern zum Edleren, aus zufälliger Anreihung zu geordneten Schwüngen der Beredſamkeit erhob. Allgemein wurde von jetzt an die deutſche Sprache zur Geſetz-, Geſchäfts- und ſpäter auch zur wiſſenſchaftlichen Sprache erhoben. Ihm, dem Stammvater des neueren Sprachbaues, folgten nach Zwiſchenräumen der Vernachläſſigung die fortbildenden Väter-

zuerſt der männliche Opitz, der den Muſen des Alterthums und der Fremde reineren Geſang ablernte; dann Hallers Lehrer, der feurige Lohenſtein, der in ſeinem Arminius und Thusnelda einen bewunderns-würdigen Reichthum treffender Worte und Wendungen ausbreitete; und endlich der geſellige Hagedorn, der die in Studierſtuben etwas erſteifte Sprache für die zarteren Töne der Frohherzigkeit und der Lebensweisheit zu ſchmeidigen verſtand. Seit Ende des 17. Jahrh. wurde durch Einfluß der franzöſiſchen Sprache und Herrſchaft die deutſche verdorben. Die Sprachmengerei ſtieg auf den höchſten Gipfel in der erſten Hälfte des 18. Jahrh., und die franzöſiſche Sprache wurde herrſchend. (Vergl. Frankreichs Sprach- und Geiſtestyrannei über Europa ſeit dem Raſtadter Frieden, dargeſtellt von Radloff. München 1814. 8.) Der neue Purismus, den Gottſched und ſeine wäſſerige Schule übten (der frühere wurde von mehreren, zum Flor der deutſchen Sprache geſtifteten, Orden geübt, dem gekrönten Palmenorden, der Geſellſchaft der Pegnitzſchäfer, dem Schwanenorden an der Elbe, der fruchtbringenden Geſellſchaft u. a.), zeigte mindeſtens von gutem Willen für eine nicht unnöthige Sache. Hätte man freilich nur Erzeugniſſe der Gottſchediſchen Schule vor ſich gehabt, ſo ließe ſich die Verachtung, die Friedrich II. der deutſchen Sprache in einer franzöſiſchen Schrift (De la littérature allemande. Berl. 1780., überſetzt [von Dohm]. Ebendaſ. 1780., beantwortet und widerlegt vom Abt Jeruſalem: Ueber teutſche Sprache und Literatur. Berl. 1781, von J. (Möſer) unter gleichem Titel. Osnabr. 1791., von Tralles: Schreiben von der deutſchen Sprache und Literatur ꝛc. Breslau, 1781., und von Wezel: Ueber Sprache, Wiſſenſchaften und Geſchmack der Deutſchen. Leipz. 1781.), widerfahren ließ, rechtfertigen; allein jene Schrift erſchien zu einer Zeit, der nicht nur Beſſeres bereits vorhergegangen war, ſondern in welcher bereits auch Klopſtock, Leſſing, Wieland, Engel u. A. durch Beredſamkeit des poetiſchen und proſaiſchen Ausdrucks den Deutſchen den Rang eines wohlredenden Volkes unbeſtreitbar erworben hatten. Wie viel aber gewann nicht unſere Sprache ſeitdem noch unter den bildenden Händen eines Voß, Schlegel u. A.? Leſe jeder Deutſche, der ſeinem Vaterlande noch nicht ganz entartet iſt, hierüber das vortreffliche Werk von Kolbe: Ueber den Wortreichthum der deutſchen und franz. Sprache, und beider Anlagen zur Poeſie. 2 Bde. Berlin 2. Aufl. 1819. Dreierlei iſt es beſonders, was den Geiſt der deutſchen Sprache charakteriſirt: ihre Bildſamkeit, in der ihr beiwohnenden unerſchöpflichen Kraft beſtehend, durch Hülfe ihrer Biegungs- und Ableitungsſylben, ſo wie durch Wortzuſammenſetzungen neue Bildungen zu erzeugen; ihr Reichthum, denn die Summe ihrer Wörter überſteigt auch die reichſte der noch lebenden Sprachen, und mehrt ſich, bei der Freiheit unſerer Dichter und Proſaiker, faſt täglich; endlich ihre Univerſalität, d. h. das Vermögen, den Geiſt aller gebildeten Sprachen zu umfaſſen, und das Beſte jeder ſich zuzueignen. Welche Nation vermöchte Homers oder Virgils Gedichte wie Voß, Platons Dialogen wie Schleiermacher, Shakeſpeares, Calderons Schauſpiele wie Schlegel, Voß, Malsburg und Gries, Arioſtos, Taſſos Gedichte wie Gries, den Cervantes wie Tieck nachzubilden? Mögen immerhin manche Verſuche, ausländiſche Formen zu uns überzutragen, unglücklich genug ausgefallen ſein, für das, weſſen unſere Sprache fähig iſt, beweiſen ſie doch. Und wie viel mehr würde ſie noch leiſten können, wenn wir nicht einſeitig uns zu ſehr beſchränkt hätten? Es iſt in der That ein großer Verluſt, daß das ſogenannte Hochdeutſche allein Schriftſprache

geworden iſt, und das Niederdeutſche ſo ſehr verdrängt hat. Wer weiß aber, wozu die Verſuche von Voß in plattdeutſchen Idyllen, Hebels alemanniſche Gedichte, Grübels Gedichte in nürnberger Mundart u. a. m. uns noch führen! Gewiß iſt, daß Adelung ſehr Unrecht hatte, alle, die deutſch lernen wollten, blos nach Meißen zu ſchicken. Ein Wörterbuch, das den ganzen Reichthum unſerer Sprache umfaſſen ſoll, muß alle Mundarten berückſichtigen, und nächſt den Idiotiken auch die Gloſſarien zu Rathe ziehen. Erkennen wir übrigens mit Dank, was in lexicaliſcher Hinſicht Adelung, Campe, Fulda, Kinderling, Voigtel, Stoſch und Eberhard geleiſtet haben; es ſind treffliche Vorarbeiten. Die erſte deutſche Sprachlehre ſchrieb im 16. Jahrh. Valentin Ickelſamer unter dem Titel: Teutſche Grammatica, darauß einer von ihm ſelbs mag leſen lernen. Die neuern vorzüglichſten Sprachlehren ſind von Adelung, Heynatz, Moritz, Roth, Hünerkoch, Reinbeck, Heiſe, Heinſius, Pölitz und Grimm, der in der Darſtellung der Geſetze unſrer Sprache eine neue Bahn bricht. Durch Werke, wie Klopſtocks grammatiſche Geſpräche, die Schriften von Radlof, Voß Zeitmeſſung, und ähnliche, kann unſere ſo bildſame Sprache nur noch gewinnen. dd.

Deutſches Theater. Marionettenartige Schaudarſtellungen aus dem Stegreife, Puppenſpiele, ohne theatraliſche Vorrichtung, die vielleicht bis ins 13. Jahrh. hinaufgehen, ſind die erſten Anfänge des deutſchen Theaters. Die Carnevalsmummereien gaben von ſelbſt dazu Veranlaſſung. Bibliſche Geſchichten, dramatiſch dargeſtellt (Myſterien genannt), und ſogenannte Moralitäten waren die erſten Schauſpiele, welche vorzüglich in den Klöſtern aufgeführt wurden. Seit der Mitte des 15. Jahrh. wurden dergleichen, beſonders komiſchen Inhalts, von Hans Roſenplüet (die erſten Faſtnachtsſpiele, welche gedruckt wurden), im 16. von dem fruchtbaren Hans Sachs und Ayrer (ſ. Deutſche Poeſie) gedichtet, und wahrſcheinlich von Liebhabern oder von herumziehenden Faſtnachtsſpielern (etwas Aehnliches waren die ſogenannten Spruchſprecher zur Zeit der Meiſterſänger), vorzüglich in den Reichsſtädten dargeſtellt. Sie waren derb und unausgebildet, aber kräftig, luſtig, ſchlicht und deutſch gedichtet. Ihre Darſtellungen auf Bühnen ohne Dach mochte dem angemeſſen ſein. Die Ueberſetzungen der Alten, z. B. des Terenz, welche in dieſe Zeiten fallen, wirkten auf das Volk nicht, und ſcheinen auch nicht aufgeführt worden zu ſein. Mimiſche Beluſtigungen dauerten neben den Schauſpielen fort. Im 17. Jahrh. machte das deutſche Theater keine bedeutende Fortſchritte. Ueberſetzungen bildeten nur die Dichter und gaben den Schauſpielen einen etwas regelmäßigen Zuſammenhang. Nach Martin Opitz (ſ. d. Art.), der auch der italieniſchen Oper einige Singſpiele nachbildete, wurden die ſogenannten Singcomödien und ſingende Poſſenſpiele häufiger. Im Anfange dieſes Jahrhunderts finden wir ſchon geordnete Schauſpielergeſellſchaften, welche die Faſtnachtsſpiele und geiſtlichen Comödien durch Vorſtellungen überſetzter Stücke zu verdrängen ſuchten; denn Originalſtücke gab es außer jenen nicht, und das fremde Theater war ſchon ausgebildeter als das deutſche, und dieſe Schauſpielergeſellſchaften nahmen immer mehr Zunftmäßiges an. Durch Ueberſetzungen des Guarini kamen nun die ſogenannten Schäfereidramen (Schäfereien, auch Waldcomödien oder Waldgedichte genannt) in Deutſchland auf. Andr. Gryphius (geb. zu Großglogau 1616, geſt. 1664), arbeitete und bearbeitete viele Stücke für das Theater. Sie verlieren ſich zwar oft in Schwulſt, doch ſind ſie voll Phantaſie und haben in der Charakterzeichnung einiges Verdienſt. Lohenſteins Dramen waren wegen

ihrer langweiligen Schwülſtigkeit eben ſo wenig für das Theater geeignet; doch fanden ſie großen Beifall, und ihr Ton, der Ton gezierter Erhabenheit, nahm auf der Bühne, zum großen Schaden des deutſchen Theaters, bald überhand. Dadurch entſtanden die marktſchreieriſch ſogenannten Haupt- und Staatsactionen, größtentheils Bearbeitungen franzöſiſcher und ſpaniſcher Trauerſpiele, mit ſchwülſtigem Pathos ausſtaffirt und eben ſo, mit vieler Anſtrengung der Lungen und Hände, vielem Aufwande von Goldpapier und Flitterſtaat, aufgeführt, im Ganzen ſchlechte Nachahmungen der gebildetern franzöſiſchen Bühne. Iffland ſchildert die Bühne dieſer Zeit ſehr launig in ſeinem Aufſatze über den Vortrag in der höhern Tragödie (Almanach für Theater ꝛc. auf d. J. 1807). Von der Declamation der Schauſpieler in dieſen Staatsactionen ſagt er: „ſie nahmen den Mund ſo voll, daß kein Wort herauskommen konnte, wie bei andern Menſchen; und ihre Blicke ſchwebten ſtets in den Wolken. Je mehr die Geſellſchaft dem Schauſpieler die bürgerlichen Rechte verſagte, deſto ſtolzer trug er ſein Haupt, ein Johannes ohne Land. Im gemeinen Leben erſchienen ſie ſelten ohne Degen. Als aſſyriſche oder griechiſche Helden verbanden ſie in ihrem Anzug und Weſen die Gegenwart mit der Vergangenheit ꝛc.“ In dieſen Staatsactionen mußte übrigens in der Regel auch eine luſtige Perſon unter dem Namen Courkſen, ſpäterhin Pickelhering, vorkommen, ſo wenig konnten die Deutſchen ihren natürlichen Geſchmack bei dieſer langweiligen Luſtbarkeit verläugnen. Schon im J. 1669 wurde eine Ueberſetzung des Polyeuct von Corneille gedruckt, und von einer wandernden Geſellſchaft, unter einem gewiſſen Magiſter Veltheim, der auch nebenbei noch Ballette und italieniſche Burlesken aus dem Stegreife aufführen ließ, auf's Theater gebracht. Anderntheils wurden Molieres Luſtſpiele häufig überſetzt und aufgeführt. Die Schauſpieler aber konnten ihre Kunſt, theils wegen jener herrſchenden Verirrungen der Dichter, theils weil ſie noch lange Zeit für unehrlich gehalten wurden, und das Theater mit der Geiſtlichkeit im Kampfe ſtand, noch nicht mit Freiheit ausbilden. Doch fanden ſie auch ihre Gönner und Vertheidiger: die Geſellſchaften vermehrten ſich zuſehends, und es entſtanden beſtimmtere Rollenfächer. In den erſten 30 Jahren des 18. Jahrh. waren jene Staatsactionen und Opern (wie ſie z. B. der fruchtbare Hunold unter dem Namen Menander ſchrieb), nebſt den Stegreif-Comödien, die jedoch wegen ihrer Freiheit nicht ſelten größern Werth als jene haben mochten, auf den deutſchen Theatern herrſchend. In Wien, wo bisher nur Italiener geſpielt hatten, führte zuerſt ein gewiſſer Stranitzky 1708 ein deutſches Schauſpiel ein; er bediente ſich dabei der drolligen baierſchen und ſalzburgiſchen Mundart, und verwandelte den ital. Harlekin in den deutſchen Hanswurſt, der, wie das Luſtſpiel überhaupt, hier vorzügliche Aufnahme fand. Berühmt iſt in der Geſchichte des deutſchen Theaters Johanna Neuber, geb. Weißenborn, welche zugleich Vorſteherin einer der beſten damaligen Geſellſchaften, Schauſpielerin und (mittelmäßige) Ueberſetzerin war. Sie ſpielte zuerſt in Weißenfels und Leipzig, nachher in Hamburg und allen Gegenden Deutſchlands. Auf ſie hatte zuerſt der Profeſſor Gottſched in Leipzig großen Einfluß. Dieſer veranlaßte ſie vorzüglich, ſeine und ſeiner Freunde franzöſiſche Ueberſetzungen, ſo wie ſein Machwerk, den ſterbenden Cato, zu ſpielen, und gab ſich überhaupt große Mühe, an die Stelle der bisher herrſchenden krampfhaften Schwulſt die platte Correctheit einzuführen. Vom Nationalſchauſpiel konnte bei ſo gänzlichem Mangel an Originalität nicht die Rede ſein. Auch die Spuren

ächtkomiſcher Kraft hätte er mit dem zu Leipzig (1757) feierlich zu Grabe getragenen Hanswurſt, gern ausgetilgt, wenn dieſer nicht dem ſteifen Ernſt zum Trotz in immer neuen Geſtalten wieder erſtanden wäre, und ſelbſt ſpäterhin (wie an Juſtus Möſer) manchen geiſtvollen Schutzredner gefunden hätte. Zwar traten auch einige geiſtvollere Dichter auf, wie ein Elias Schlegel, in ſeinem Herrmann und mehrern Luſtſpielen, Gellert, Cronegk, Krüger, Ranenus, doch riſſen ſie ſich nie ganz von dem franzöſiſchen Geſchmacke los, z. B. Gellert in ſeinen Schauſpielen. Nur regelmäßiger wurden die Schauſpiele und ihre Darſtellungen. Größere Verdienſte um die dramatiſche und theatraliſche Kunſt der Deutſchen hat Leſſing, ſowohl durch ſeine dramaturgiſche Kritik als durch ſeine eigenen dramatiſchen Werke. Er ſuchte die ſogenannten vollkommnen Charaktere zu verdrängen, drang auf Charakterhaltung und Charakterſtücke, ſtürzte das Anſehn des franzöſiſchen Geſchmacks und ſeiner Anbeter, und leitete die Aufmerkſamkeit auf die gewichtigern Werke der Engländer hin. Dagegen führte er auch das bürgerliche Schauſpiel, und mit ihm die Foderung der (bürgerlichen) Natürlichkeit ein, und ging ſo weit, auch die Verſification der Dramen abſchaffen zu wollen, worin Engel ihm nachtrat. Seine Miß Sara Sampſon wurde hierin Vorbild. Bedeutender iſt ſein Originalluſtſpiel Minna von Barnhelm, und Emilie Galotti führte zum Beſſern der Tragödie. Natürlich fand dieſer Geiſt viel Nachahmer, und das bürgerliche Familiengemälde, und das rührende Luſtſpiel waren bald an der Tagesordnung (Engel, Stephanie, Jünger, Huber, Schröder, Großmann, Babo, Hagemeiſter, arbeiteten für daſſelbe). Dennoch bewirkte dieſes eine vortheilhafte Veränderung in der Schauſpielkunſt. „Die Erſcheinung bürgerlicher Trauerſpiele," ſagt Iffland (in dem angeführten Aufſatze), „wie Miß Sara Sampſon, der Hausvater von Diderot u. A., ſetzten den Staatsactionenverein zuerſt in Verlegenheit mit ſich ſelbſt. Hier waren Menſchen geſchildert, und die Schauſpieler bemerkten mit Erſtaunen, daß dieſe als Menſchen aus dem Leben wiedergegeben werden mußten. Alle Verſuche, die Schwulſt mit der Menſchennatur zu vereinen, ſcheiterten. Zudem erſchienen einige Schauſpieler und Schauſpielerinnen, welche das wahre lebendige Leben, ein blühendes Gefühl, die Sprache des Herzens und die Sitte des guten geſelligen Lebens in dieſen neuen Schauſpielen auf die Bühne brachten." In dieſem Zeitraum finden wir einen Eckhof (ſt. 1774), „der erſte, welcher der deutſchen Schauſpielkunſt Bedeutung, Werth, Anſehn und Namen erworben hat," in Anſtandsrollen, Vätern (z. B. Odoardo in Leſſings Emilia) und feinkomiſchen Charaktern ausgezeichnet: Reinecke, Witthöft, Döbbelin, Brandes u. A. Die Schauſpielergeſellſchaften wurden beſſer, Leſeproben wurden eingeführt; mehrere Höfe und Städte hatten ihre Geſellſchaft auf längere Zeit, z. B. Weimar, München, Wien, wo das Komiſche herrſchend blieb, Berlin, Leipzig, Braunſchweig, Hamburg, wo Leſſing ſeit 1767 dramaturgiſirte. Seit die Deutſchen anfingen, die engliſchen Dichter genauer kennen zu lernen, beſonders durch Wieland und Eſchenburg, hatten dieſe ebenfalls einen großen Einfluß auf die Bildung des deutſchen Theaters. „Schröder (ſ. d. Art.), ſelbſt Luſtſpieldichter, begann in dem Gebiete idealiſcher Darſtellungen eine neue Periode, indem er Shakeſpeare, freilich in mangelhaften Bearbeitungen, zuerſt auf die Bühne brachte. Noch müſſen wir unter den beſſern Dichtern, welche damals für das deutſche Theater arbeiteten, Leiſewitz, Gerſtenberg (Ugolino, kaum darſtellbar), Hippel (Verf. mehrer Luſtſpiele) und Bock erwähnen. Klopſtocks

Werke blieben unaufführbar, und hatten keinen Einfluß auf das deutſche Theater. Gotter und Bretzner arbeiteten nach franz. und ital. Vorbildern. Eine neue Erſcheinung auf der deutſchen Bühne (ſeit 1752) war die komiſche Operette, aus welcher hernach die neuere deutſche Oper entſtanden iſt (die ältere ſogenannte Oper hörte gegen 1741 auf). Ihr Stifter war Chr. Weiße, und ſie pflanzte ſich durch die Compoſitionen von Sandfuß, Hiller, Schweizer, Wolf, Benda in Kurzem fort. Neben ihnen beſtanden noch Zwiſchenſpiele (Intermezzo's), aber die Stegreifcomödien hörten ſeit 1770 auf. Das bürgerliche Trauerſpiel artete bald in das weinerliche aus. „In dieſer Periode der Empfindelei, ſagt Iffland, wurde alles auf dem Theater geweint und gewinſelt, das Studium der Charaktere nahm ab, man hing den Kopf, war leidend, ſchmachtend, ſah gen Himmel, rang ſich eine Attitüde, und hatte geſpielt, wenn man viel geweint hatte." Auch die größern Dichter der neuern Zeit, Göthe (Clavigo, Stella), Schiller, (Cabale und Liebe), trugen dieſem Geſchmack ihren Tribut ab, aber ſie erhoben ſich kräftig aus der Verirrung. Namentlich war es Göthe, der, begeiſtert durch den Rieſengeiſt des großen Britten, in einem ächt nationalen Schauſpiele, Götz von Berlichingen, die engen Grenzen der bisherigen Bühne durchbrechend (ſeit 1773), einen neuen Flug nahm und jenem Geſchmack ſelbſt kräftig entgegenwirkte. Aber auch hier fanden ſich Nachahmer, durch welche die deutſche Bühne auf einige Zeit in eine neue Uebertreibung verfiel. Das deutſche Theater wurde mit Ritterſchauſpielen überſchwemmt, in denen, wie Schlegel bemerkt, nichts hiſtoriſch iſt, als die Namen und andere Aeußerlichkeiten, nichts ritterlich, als die Helme, Schilde und Schwerter, nichts altdeutſch, als vermeintlich die Rohheit; ſonſt die Geſinnungen eben ſo modern als gemein. Sie begünſtigten eine andere Art von Natürlichkeit, und brachten dadurch der tragiſchen Schauſpielkunſt großen Schaden. Man vergaß, daß der zarte Sinn, das Pflichtgefühl für Religion und Minne, wie es in der wahren Ritterzeit galt, in der Regel alle Rohheit der Darſtellung ausſchließt. „Aber der Stiefel, das Klirren des Schwertes ꝛc. ſollte die Kraft perſonificiren; die Herren betrugen ſich wie die Knappen, und das harte Wort, das der Zorn herausſchleudern ſoll, wurde oft zu gemeinem Schimpfworte." Nachher erweckten jene großen Dichter durch ihre Werke den Geiſt der ächten Tragödie wieder, und hoben dadurch die Schauſpielkunſt in eine höhere Sphäre. (Man gedenke eines Fleck, eines Wolf u. A., denn hier beginnt die Blüthe des deutſchen Theaters.) Ihren idealen Darſtellungen ſtrebten viele mit ungleichem Erfolge in Dramen, antiken, hiſtoriſchen und romantiſchen Stoffs, nach. Indeſſen darf man nicht läugnen, daß hier auch ein Unterſchied zwiſchen dramatiſchen und theatraliſchen Gedichten aufkam, welcher nicht zum Vortheil der deutſchen Bühne war. Noch mehr durch unmittelbare und perſönliche Einwirkung jener großen Dichter machte die Darſtellungskunſt, namentlich von dem kunſtliebenden Weimar aus, bedeutende Fortſchritte. Die hier ſich bildende Schauſpielerſchule zeichnete ſich im höhern Style durch ihre Kunſt, ein poetiſches Ganze zu bilden, aus. Ihr gegenüber ſteht die berliner Schule, an deren Spitze der deutſche Roſcius, Iffland, ſtand, und an welche ſich die leipziger Bühne früherhin durch Opitz, Chriſt, Schubert, Ochſenheimer, Mad. Hartwig, Schirmer ꝛc. vorzüglich anſchloß. Das Hauptſtreben iſt hier auf individuelle, bis ins Einzelne ausgebildete Charakterzeichnung gerichtet, worin der Meiſter ſo einzig war; und dieſem Streben ganz angemeſſen iſt die Sphäre der Familiengemälde und

ſogenannten Charakterſtücke, welche Iffland in ſeinen eintönigen Dramen mehr für den Schauſpieler, als für ein poetiſches Publicum gearbeitet hat. Die durch ihn entſtandene Schule bildete den Converſationston zur höchſten Feinheit aus. In eigener Größe ſtand Madame Bethmann hier. In der Mitte beider Gattungen ſtehen die Kotzebueſchen Schauſpiele, deren höchſter Zweck Neuheit und Ueberraſchung, Mannichfaltigkeit und Rührung iſt, und die daher bei dem großen Haufen der Schauſpieler die meiſten Freunde fanden. Indeſſen kann man ihnen Kenntniß des Theaters, Witz und Leichtigkeit des Dialogs nicht abſprechen; Erfoderniſſe, welche man an den lebloſen und charakterloſen Werken derer, welche oft mit höherem Geſchmack, aber nach äſthetiſchen Theorien arbeiteten, nicht findet. Die neuern Dichter, deren Werke gegenwärtig auf der Bühne geſehen werden, ſind außer den genannten: Klinger, Werner (ſelten), A. Müllner, Oehlenſchläger, Fr. von Kleiſt, Fouqué (beide ſelten), Theod. Körner, Klingemann, Grillparzer, Fr. Kind, Clauren, Steigenteſch, Stoll, Conteſſa, Caſtelli, Wolf, Frau von Weißenthurn, Vogel, Jul. von Voß, Holbein, Schink, Ernſt von Houwald ꝛc. Von bedeutenden Schauſpielern wiſſen wir außer den obigen nur Devrient, Eßlair, Krüger in Wien, eine Schröder ebendaſelbſt ꝛc. zu nennen. Wir verweiſen unſere Leſer übrigens auf die Geſchichte des Leipziger Theaters (von Blümner), in welcher nicht nur dieſes, ſondern auch die wichtigſten Erſcheinungen der deutſchen Bühne überhaupt gewürdigt worden ſind. Die Oper, welche durch die Blüthe der deutſchen Muſik emporwuchs, erreichte zwar in poetiſcher Hinſicht ihre Ausbildung nicht; doch fand ſie leichter ihren Boden in dem Gebiete des Romantiſchen, und trug dadurch einige Zeit den Sieg über das Schauſpiel davon. Pantomimen und Ballets hoben ſich vorzüglich durch Italiener und Franzoſen. Die politiſchen Revolutionen der letztern Jahre erſchütterten das deutſche Theater ſehr, das gegenwärtig ſich großentheils auf Wiederholung des Alten beſchränken muß, und die in der letzten Zeit erſchienenen meiſterhaften Ueberſetzungen der Spanier und Engländer mehr beachten ſollte. Ein wahres Nationaltheater der Deutſchen und mehre geiſtvolle Directoren, die dem Geſchmack des Publicums eine beſtimmte Richtung gäben, fehlen noch. dd.

Deutſchland. Geſchichte, älteſte, ſ. Germanien. Die große Völkerwanderung hatte begonnen, und ihre Hauptergebniſſe waren die Vernichtung des abendländiſchen Reichs durch den deutſchen Odoacer, der ſich zum König von Italien aufſchwang, die Eroberung Galliens durch die Franken und die Einrichtung eines Königreichs, von welchem aus auch das eigentliche Deutſchland, wo die Sachſen, Frieſen, Thüringen und Alemannen zurückgeblieben waren, eine Staatsverfaſſung und einen oberſten Herrſcher bekommen ſollte. Ludwig I. (Chlodwig), der erſte König von Frankreich, bekannte ſich zur chriſtlichen Religion (496), und mit ihm begann die Reihe der merovingiſchen Könige, von denen der letzte (754) ins Kloſter geſchickt wurde. Die Carolinger beſtiegen Frankreichs Thron, und immer heftiger wurden unter ihnen die Kämpfe mit den benachbarten, dem Frankenreich noch nicht einverleibten Deutſchen, unter denen die Sachſen die gefährlichſten Feinde Frankenlands waren. Da unternahm es der König dieſes Landes, Carl der Große (768—814), dieſen beſtändigen Kämpfen ein Ende zu machen, die rohen Sachſen zur Annahme des Chriſtenthums zu nöthigen und ſie in ein politiſches Ganze unter ſeinem Scepter zu vereinigen. Zwar fand er einen unerwarteten 30jährigen Widerſtand; doch Wittekind der Große, der Sachſen Herzog, unterwarf

ſich ihm endlich, ließ ſich, um das Blut ſeiner Sachſen zu ſchonen, das Carl in Strömen vergoß, mit ſeinem Heere taufen, und die große fränkiſche Monarchie, welche Gallien, Italien und Deutſchland bis an die nördliche See umfaßte, ward gegründet. Uebrigens denkt man ſich dieſen langen Krieg ſehr irrig, wenn man glaubt, daß bei den immer neu entſtandenen Unruhen die ganze Nation wider Carl aufſtand. Der Sachſentheil am linken Weſerufer unterwarf ſich nach dem erſten Siege Carls, und empörte ſich ſeitdem nicht wieder; aber Carls Beamte und Prieſter regierten unſanft, und ein großer Theil der Unterdrückten zog aufs rechte Weſerufer, und griff von dort aus die Franken und ſeine eigenen Landsleute an, die nicht hatten auswandern wollen. Als, nach vielen Niederlagen und Siegen über die Ausgewanderten und über die Bewohner des rechten Weſerufers, auch dieſes Carl den Großen und ſein fränkiſches Beſatzungsrecht hatte anerkennen müſſen, waren es wieder ausgewanderte Prieſter und Edle, die vom rechten Elbufer aus den Kampf erneuerten und lange Jahre fortſetzten, auch die ruhigen Wehrenbeſitzer in den Krieg mit verwickelten. Durch die Verpflanzung vieler tauſend, beſonders unruhiger überelbiſcher Familien in die Picardie, und durch die Verſorgung der übrigen mit herrenloſen Wehren, machte Carl ſie endlich ſeßhaft, erlaubte ihnen, ſich ſelbſt zu regieren, und hatte nun Friede. Doch die franzöſiſche Provinz Deutſchland erhob ſich zu einem ſelbſtändigen Reiche, als Carls Söhne nach heftigem Kampfe die ungeheure Erbſchaft theilten. So ward Ludwig (der Deutſche) durch den Vertrag von Verdun der erſte König der Deutſchen (843 bis 876). Damals hatte Deutſchland den Rhein auf einer Seite zur Grenze, und beſaß noch Speier, Worms und Mainz mit ihren Gebieten auf dem linken Rheinufer, nicht um der dortigen Bewohner, ſondern um der Weinberge willen, die dem öſtlichen Reiche nicht ganz fehlen ſollten; die übrigen Grenzen waren faſt die nämlichen, die es noch jetzt ſind; ſeine innere Verfaſſung, fränkiſchen Urſprungs, blieb ihm. Unter Ludwigs Regierung entſtanden die Markgrafen und die Burgen, als Sicherheitsanſtalten gegen die Einfälle der Normänner und Slaven, beſonders der Wenden. Er vergrößerte das Gebiet durch Cöln, Trier, Aachen, Utrecht, Metz, Straßburg, Baſel und mehrere Ortſchaften und Theile des linken Rheinufers, die ihm aus der Erbſchaft ſeines Neffen, Lothar II., zufielen. Ludwig ſtarb 876, und nun theilten ſeine drei Söhne, Carlmann, Ludwig der jüngere und Carl der Dicke ſich in ſeine Hinterlaſſenſchaft. Von 884 an hatte Deutſchland mit Frankreich wieder einerlei Regenten, in der Perſon Carls des Dicken, der ſeines Großvaters mächtiges Reich faſt in den ehemaligen Grenzen wieder herſtellte; doch des großen Carls Geiſt, der allein dieſe Maſſe, aus ſo ungleichartigen Theilen zuſammengeſetzt, zuſammenzuhalten vermochte, war längſt entflohen, und Carl der Dicke in der Achtung ſeiner Völker ſo geſunken, daß die Deutſchen ihn 887 der Regierung für verluſtig erklärten, und ſeinen Neffen, Arnulph von Kärnthen, einen natürlichen Sohn Carlmanns, auf den neu errichteten königlichen Thron erhoben. Nach mehrern harten Kämpfen mit den Slaven in Mähren, gegen welche er die Ungarn, die ſeit 889 am Fuße der Carpathen ſich niedergelaſſen hatten, herbeirief, erwarb er ſich die Kaiſerkrone 896 durch die Beſiegung des Herzogs Berengar von Friaul. 899 ſtarb Arnulph, und Ludwig das Kind, ſein Sohn, ward im 6. Jahre ſeines Alters König von Deutſchland, ſtarb aber ſchon (991), und mit ihm erloſch das Geſchlecht der Carolinger in Deutſchland. Als Otto der Erlauchte, Herzog von Sachſen, die

Königswürde, ſeines hohen Alters wegen, ausſchlug, ward, auf ſeinen Rath, Conrad I., Herzog von Franken, zum deutſchen König erwählt, und ſo behauptete Deutſchland ſich als Wahlreich bis zu dem Tage, wo Franz II. die deutſche Kaiſerkrone, nach der Errichtung des rheiniſchen Bundes, niederlegte, und der deutſche Reichsverband für aufgelöſt erklärt wurde. Verfolgen wir mit prüfendem Blicke dieſen Zeitraum, welcher 970 Jahre umfaßt, ſo ſehen wir Deutſchland lange noch im Zuſtande des immerwährenden Schwankens, ſeine Verfaſſung in der Gewalt der Willkühr, ſeine Könige mehr und minder, nach dem Maße eigener Fähigkeit und phyſiſcher Kraft, in den Händen der um ſich greifenden geiſtlichen und weltlichen Großen des Landes, geiſtige Bildung noch in weiter Ferne, allenthalben Kampf über ſelbſt noch nicht begriffene Rechte und Pflichten, Druck des Lehnweſens, und das Ankämpfen der weltlichen Macht gegen die übermüthig emporſtrebende Prieſterherrſchaft, bis mit Conrads II. (1024—1039) freiem Blick auch ein Lichtſtrahl auf den dunkeln Schauplatz fiel. Die Lehnsverfaſſung ordnete er genau, durch ein neues Grundgeſetz, und ſtellte dem wilden Fauſtrechte durch den Gottesfrieden den erſten Damm entgegen. Durch Burgund vergrößerte er des Reichs Umfang. Hatte ſein Nachfolger, Heinrich III., (1039—1056) die Hoffart des päpſtlichen Stuhles durch Abſetzung dreier auf einander folgender Päpſte gedemüthigt, ſo gewann dagegen das Papſtthum, das ſo einflußreich auf Deutſchland war, unter Heinrich IV. (1056—1106), und Papſt Gregor VII. um ſo mehr Feſtigkeit, als dieſer Kaiſer zu ſchwach war, der Aufſtellung des Lehrſatzes, daß alle weltliche Macht der geiſtlichen Macht und dem römiſchen Stuhle unterworfen ſei, und den für die Rechte des kaiſerlichen Thrones ſo unendlich nachtheiligen Einflüſſen deſſelben zu widerſtehen. So ſollte alſo der Thron Deutſchlands päpſtliches Lehen, der Papſt oberſter Richter des Kaiſers und Vicarius des Reichs ſein, und als eine Folge dieſer Grundſätze, die nur zu bald tiefe Wurzeln ſchlugen, muß man es betrachten, wenn Deutſchlands Edle, in noch nicht genug befriedigter Kampfbegierde, gern den Weg betraten, den ihnen die Kirche zeigte, nach Paläſtina zum heiligen Grabe. Doch gehörten die Kreuzzüge zum Weſentlichſten im Gange der Bildungsgeſchichte Deutſchlands, wie überhaupt Europens. Der Deutſche lernte die wirkliche Welt außer ſeinen Grenzen kennen, und Vieles ward dadurch für die folgende Zeit, bis auf den heutigen Tag, vorbereitet. So entſtanden bei dieſer Veranlaſſung zu Bündniſſen auf Blut und Tod die erſten Ritterorden, die Johanniter, die Tempelherren und die deutſchen Ritter, deren Wirkſamkeit nicht ohne Einfluß in die nächſtfolgenden Begebenheiten blieb. Der Antheil, den fromme Schwärmerei an jenen Zügen hatte, ward der Stoff, aus dem die Dichtkunſt ſich entwickelte, und es würden die Minneſinger des Mittelalters uns weniger ergötzen, wenn nicht der zärtliche Kampf der Herzen, beim Scheiden zur Fahrt in das Morgenland, dem wilden Streite mit den Sarazenen um des heiligen Grabes Beſitz vorangegangen wäre. Eine neue mächtige Bewegung ergriff alle Verhältniſſe, und an der Spitze aller äußern Beförderungsmittel zum Keimen und Gedeihen der innern Bildung ſtand der Handel, der jetzt anfing, die Erzeugniſſe des aſiatiſchen Bodens und Kunſtfleißes auch nach Deutſchland zu bringen. Nur ſtand die mangelhafte Verfaſſung des Reichs dem Allen noch zu ſehr im Wege, und da die Kaiſer immer, entweder mit mächtigen Vaſallen, oder äußern Feinden zu ſehr beſchäftigt waren, als daß ſie mehr für die innern Angelegenheiten hätten thun können, ſo ſchloß

man Privatvereine zur Selbſthülfe und Sicherſtellung wider Freibeuter zu Lande und zur See. So entſtand unter Kaiſer Friedrichs I. (Rothbart, 1152—1190) Regierung die Hanſa, in deren Verfaſſung man die erſten Grundlinien der künftigen Handlungspolitik erkennt, obgleich Friedrich wenigſtens etwas durch Errichtung des Landfriedens, der alle Befehdungen auf dreitägige Vorherkündigung beſchränkte, hatte thun wollen, den der vierte ſeiner Nachfolger, Friedrich II. (1218—1250, der zuerſt auch ſich König von Jeruſalem nannte), noch mehr befeſtigte, indem er zugleich die Landeshoheit der Stände in ihren Beſitzungen anerkannte, aber auch zur Schlichtung ihrer Streitigkeiten, während er abweſend ſein würde, einen Hofrichter ernannte. Die nach und nach ausgebildeten reichsſtändiſchen Rathsverſammlungen in Reichsangelegenheiten wurden von den einzelnen Ständen des Reichs nachgeahmt, indem ſie die Syndici der Städte, die Vorſteher der Klöſter und die innerhalb ihrer Beſitzungen befindlichen Gutsbeſitzer ebenfalls zuweilen zur gemeinſamen Berathung wichtiger Landesangelegenheiten beriefen, woraus die Landtäge ſich allmälig gebildet haben. Friedrichs Charaktergröße wirkte wohlthätig auf ganz Deutſchland; nur war er zu ſehr in Italien beſchäftigt, wo der Papſt ihm mächtig entgegenwirkte, und vorzüglich wurde alles Gute, von ſeiner Seite für das Ganze berechnet, durch die zahlloſen und mächtigen Feinde geſtört, welche ſeine Familie, die Hohenſtaufen, hatte. Hier lag der Grund zu dem großen Zwiſchenreiche, welches nach Friedrichs II. Tode (1250, oder gewiſſermaßen ſchon 1246, durch die auf Betrieb des Papſtes geſchehene Wahl des Gegenkönigs, Heinrich Raspe, Landgrafen von Thüringen), eintrat. Sein Sohn, Conrad IV., ſchon 1237 zum Könige gewählt, hatte mit ſeinen Gegenkönigen, Wilhelm von Brabant, Alphons von Caſtilien, und Richard von Cornwallis, zu kämpfen, und mit ſeiner perſönlichen Erhaltung ſo viel zu thun, daß er es geſchehen laſſen mußte, daß in dem ordnungsloſen Zuſtande des Reichs alle Verträge gebrochen, die Geſetze verhöhnt, und die Gräuel des wieder einreißenden Fauſtrechts, mit vorheriger Schamloſigkeit, ſelbſt von dem niedern Adel geübt wurden. Die Ritterſchaft in Schwaben, Franken und am Rheine erzwang ihre Unmittelbarkeit, denn hier waren keine mächtige Herzoge, die ihrer unabhängigen Corporation entgegen wirken konnten. Und ſo ging Alles, was Friedrich II. für Verfaſſung, für Künſte und Wiſſenſchaften gethan hatte, faſt gänzlich wieder unter. Der letzte Sprößling der Hohenſtaufen, Conradin von Schwaben, ſtarb durch Carl von Anjou zu Neapel auf dem Blutgerüſt, und die Beſſern und Gedrückten blickten mit ſorgenvollen Herzen umher nach einem Erretter aus der Gefahr, fürchtend, in der Verwirrung die Beute eines Mächtigern zu werden. Da führte das Schickſal (1272—1291) Rudolph I., Grafen von Habsburg, auf Deutſchlands Thron, und die kräftige Hand dieſes großen Fürſten brachte bald wieder, wenn auch durch harte Maßregeln, Ordnung in das Ganze. Des Adels Raubſchlöſſer wurden zerſtört, das Fauſtrecht faſt gänzlich abgeſchafft, und der eigene Vortheil der gegen die kaiſerliche Macht immerfort anſtehenden großen Fürſten durch Verheirathungen mit vieler Politik unmittelbar an den Thron geknüpft. Oeſterreich, Steiermark und Krain eroberte Rudolph von Ottokar, der Böhmen König, und ward der Stifter einer Dynaſtie, die noch jetzt im weiblichen Stamme auf Oeſterreichs Throne herrſcht. Albrechts von Oeſterreich, Rudolphs zweiten Nachfolgers, Regierung (1298—1308) ward wichtig durch die während derſelben errungene Freiheit der Schweizer. Unter Heinrich VII. (von

Luxemburg; 1308—1313) erhob ſich der berühmte Streit zwiſchen den Guelphen und Gibellinen, als fortgeſetzter Kampf der hohenſtaufiſchen Erben gegen den Papſt. Heinrich zog nach Italien zur Vermittelung, und eine neue Gefahr drohte der innern Ruhe und Geſetzmäßigkeit in Deutſchland. Als ihn in Italien der Tod ereilte, ſah das Reich abermals zwei Könige, Friedrich von Oeſterreich und Ludwig von Baiern, an ſeiner Spitze, die mit wüthender Erbitterung ſich bekämpften. Ludwig ſiegte, erhielt auch (1330—1347) die Kaiſerkrone vom Papſte, konnte aber neue heftige Irrungen mit dem heiligen Vater nicht verhüten, der ganz Deutſchland mit dem Interdict belegte. Da ſchloſſen ſechs Churfürſten des Reichs (ausgenommen Böhmen) den Churverein von 1338, als Gegengewicht wider die päpſtliche Einmiſchung in die Königswahl: jeder Fürſt, der die Stimmenmehrheit künftig für ſich haben werde, ſolle ohne Widerſpruch König ſein. Carl IV., König von Böhmen, Heinrich VII. Enkel, ſchon bei Ludwigs Leben (1346) zum Gegenkönig gewählt, ward Alleinherr, als auch der ſich ihm entgegenſtellende Gegenkönig, Günther von Schwarzburg, geſtorben war. Er vermehrte die königlichen Einkünfte durch Einführung des Briefadels, und gab dem Reiche ein Grundgeſetz in der goldenen Bulle (1356), welches die Königswahl, das ausſchließliche Wahlrecht der ſieben Churfürſten, zu Mainz, Trier, Cöln, Böhmen, Pfalz, Sachſen und Brandenburg, das Erſtgeburtsrecht in den Churländern, die Untheilbarkeit derſelben, das pfälziſche und ſächſiſche Vicariat, das den Churfürſten ertheilte jus de non appellando und das Ceremoniel der Wahl und Krönung feſtſetzte, auch die Aufhebung des Fauſtrechts gebot. Jetzt ſchlugen neue Funken für Deutſchlands wiſſenſchaftliche Bildung und Geiſtesfreiheit; die Univerſität Prag ward geſtiftet, wohin aus England durch Wicleffs Schüler der Geiſt des Widerſpruchs gegen die Mißbräuche des Papſtthums kam. Doch die den Deutſchen urſprünglich eingepflanzte Begierde, mit Arm und Schwert ſich Recht zu ſchaffen, und erfahrne Beleidigung auf der Stelle, ohne der Rechtsgelehrten weiſe Sprüche, ſelbſt zu rächen, behielt noch lange die Oberhand, und unter Wenzel (1378—1410), der ſeinem Vater Carl nicht ähnlich war, erhob das Fauſtrecht aufs neue ſein Haupt, und mehr als je. Drei Gegenkönige, Ruprecht von der Pfalz, Sigismund (ſein eigener Bruder) und Jobſt von Mähren, wurden Wenzeln gegenübergeſtellt. Sigismund (1411—1437) blieb König nach Wenzels Tode. Der Zeitraum ſeiner Regierung umfaßt das Concilium zu Coſtnitz, den Proceß und die Hinrichtung des edeln Huß, der Wicleffs Ideen in Böhmen geltend gemacht hatte, und den Ausbruch des Huſſitenkrieges in Böhmen, Meißen, Franken und Baiern. Mit dem großen Plane ſchwanger, dem Fauſtrechte mit einem Schlage ein Ende zu machen, und eine beſtimmtere Eintheilung des Reichs in ſechs Kreiſe einzuführen, ſtarb ſein Nachfolger, Albrecht II. von Oeſterreich, (1437—1439), zu früh für Aller Hoffnungen und Wünſche. Noch wichtiger ſollte Friedrichs III. Regierung werden (1439—1493); zwar nicht durch ihn, den ſchwachen, kurzſichtigen Monarchen, aber durch Aufnahme der Wiſſenſchaften, durch Stiftung mehrer Univerſitäten, durch die Entdeckung Amerika's erhielt ganz Europa, und mit ihm Deutſchland, friſche Kräfte und neue Antriebe zur Thätigkeit. In deſto größerem Widerſpruche ſtanden damit das noch immer waltende Fauſtrecht und die Willkühr der Großen, die ſich unter andern in dem mächtigen Bunde der ſchwäbiſchen Städte ausſprach, wenn auch der Drang der Umſtände ihn rechtfertigen mochte. Mehr als je that es Noth,

daß ein Fürſt von Muth, Kraft und Einſichten Deutſchlands Thron beſtieg. Dieſer war Friedrichs Sohn, Maximilian I. (1493—1519). Den vorherrſchenden dringenden Wunſch aller Stände, beſonders der arg bedrückten Städte, Vernichtung des Fauſtrechts, erfüllte er durch die Errichtung des ewigen Landfriedens. Zugleich ward ein Kammergericht beſtellt und eine Kammergerichtsordnung bekannt gemacht, ein Reichsregiment und ein Reichshofrath eingeſetzt, und Deutſchland erſt (1500) in ſechs Kreiſe, nämlich: den baierſchen, ſchwäbiſchen, fränkiſchen, oberrheiniſch-weſtphäliſchen und ſächſiſchen, eingetheilt, wozu in der Folge (1512) noch der öſterreichiſche, burgundiſche und churrheiniſche Kreis kamen, der ſächſiſche aber in Ober- und Niederſachſen getheilt ward, ſo daß ihre Anzahl auf zehn ſtieg. Den Glanz der Krone vermehrte Maximilian, indem er zuerſt den Titel als römiſcher Kaiſer annahm, ja er hatte ſogar den Gedanken, den päpſtlichen Stuhl zu beſteigen; nur der Cardinäle ſchnelle Wahl nach Julius II. Tode verhinderte ihn daran. Das Juſtizweſen erhielt feſtere und beſtimmtere Formen und einen neuen Gang durch die Hofgerichte und Kreistage; eine Polizeiverordnung ward eingeführt und das Poſtweſen (1516) eingerichtet. Bei dem Kriegsweſen wurden die Truppen in Fähnlein und Regimenter eingetheilt, höhere militäriſche Würden angeordnet und das grobe Geſchütz vervollkommnet. Der Anfang der Reformation (1517), auf der kurz vorher (1502) geſtifteten Univerſität Wittenberg, beſchließt die Reihe der ſo höchſt wichtigen und für Deutſchland ſo unendlich folgereichen Ereigniſſe unter Maximilians Regierung. Seinem Nachfolger, Carl V. (Maximilians Enkel und König von Spanien), wurde eine, als künftiges Reichsgrundgeſetz entworfene Wahlcapitulation vorgelegt, die er beſchwören mußte; doch der ihm angeborne despotiſche Charakter verletzte ſie bald bei jedem Schritte, den er that. D. Martin Luthers Reformationswerk machte reißende Fortſchritte; der Bauernkrieg unter Thomas Münzers Anführung verbreitete Unheil; des Landgrafen Philipp von Heſſen und des Churfürſten von Sachſen Bündniß zum Beſten der Reformation wirkte für das Gelingen derſelben; die feierliche Proteſtation der Anhänger der neuen Lehre erfolgte, und nach dem Bunde der evangeliſchen Fürſten, geſchloſſen zu Schmalkalden (1530), brach der ſchmalkaldiſche Krieg (1546) aus. Die wittenbergiſche Capitulation entſchied über das Schickſal des unglücklichen Churfürſten Johann Friedrich von Sachſen; die erneſtiniſch-ſächſiſche Linie verlor die Churwürde, das Interim (1548) geſtattete den Proteſtanten nur den Kelch im Abendmahle und die Prieſterehe, bis endlich im Vertrage zu Paſſau (am 31. Jul. 1552) Carl V., durch des Churfürſten Moritz Verein mit Frankreich und den Gliedern des ſchmalkaldiſchen Bundes gezwungen, den Proteſtanten völlige Gewiſſensfreiheit und bürgerliche Gleichheit mit den Katholiken zuſicherte, und auf die Grundlage dieſes Vertrags der gänzliche Religionsfriede (1555) zu Augsburg abgeſchloſſen wurde. In Hinſicht auf Deutſchlands innere Verfaſſung ernannte Carl ſchon auf ſeinem erſten Reichstage in Worms das Reichsregiment, und erneuerte die Geſetze wegen des Landfriedens und Kammergerichts; auch wurde hier die Reichsmatrikel bekannt gemacht, welche das Contingent zur Reichsarmee beſtimmte, das in der Folge bis auf das Drei- und Fünffache erhöht wurde. Carl, in deſſen weitläufigen Staaten die Sonne nicht unterging, legte endlich, der Laſt des Thrones müde, die Regierung nieder (1556), und ſtarb 1558 in einem ſpaniſchen Kloſter. Mit Ferdinands I. (Carls Bruder) Thronbeſteigung ward die Wahl-

ſtandſchaft, Patrimonial= und Forſtgerichtsbarkeit, Ortspolizei, Kirchenpatronat und privilegirter Gerichtsſtand, nach Maßgabe der in den Bundesſtaaten beſtehenden Landesgeſetze, zugeſichert. Die Verſchiedenheit der chriſtlichen Religionsparteien ſoll überall keinen Unterſchied in dem Genuß der bürgerlichen und politiſchen Rechte bewirken. Dem Hauſe Thurn und Taxis iſt der durch den Reichsdeputationsſchluß vom 25. Febr. 1803 und durch ſpätere Vereinbarungen beſtätigte Beſitz und Genuß der Poſten in verſchiedenen Bundesſtaaten verſichert, auch ſind dieſem Hauſe ſeine Anſprüche auf Entſchädigung hinſichtlich der aufgehobenen Reichspoſten vorbehalten. Die Unterthanen der Bundesſtaaten ſollen das Recht haben, Grundeigenthum außerhalb des Staats, den ſie bewohnen, zu erwerben, ohne deßhalb in dem fremden Staat mehreren Laſten unterworfen zu ſein, als deſſen eigene Unterthanen. Ferner haben ſie die Befugniß des freien Weggehens aus einem Bundesſtaat in den andern, der ſie erweislich als Unterthanen aufnehmen will, auch nach ihrem Gefallen in Civil= und Militärdienſte anderer Bundesſtaaten zu treten, wenn ſie ihrer Militärpflichtigkeit gegen den vaterländiſchen Staat genügt haben, oder davon losgeſprochen ſind. So iſt auch die Befreiung von aller Nachſteuer, wenn das Vermögen in einen andern Bundesſtaat übergeht, und mit dieſem, hinſichtlich der Freizügigkeit, keine beſondere Verträge beſtehen, feſtgeſetzt. In der Bundesverſammlung ſoll, nach der Bundesacte, über die Einführung gleichförmiger Geſetze in Rückſicht auf Militärpflichtigkeit berathſchlagt werden. Vergl. d. Art. Deutſchland und Deutſche Bundesverſammlung.

Deutſche Ritter, auch deutſche Herren, oder Kreuzherren genannt. Ihr Orden wurde 1190 bei Gelegenheit der Kreuzzüge in dem heiligen Lande geſtiftet, und, weil nur Deutſche von gutem Adel darin aufgenommen werden konnten, der Deutſche genannt. Der urſprüngliche Zweck deſſelben war, die chriſtliche Religion gegen die Ungläubigen zu vertheidigen, und die Kranken im heiligen Lande zu pflegen. Nach und nach machte er mehrere Eroberungen und gelangte zu großen Reichthümern. Den höchſten Gipfel ſeiner Macht hatte er zu Anfange des 15. Jahrh. erreicht, wo er ſich von der Oder bis zum finnländiſchen Meerbuſen erſtreckte, und ſeine jährlichen Einkünfte auf 800,000 Mark berechnet wurden. Allein in der Folge brachten ihn Schwelgerei, Verſchwendung und Zwieſpalt allmählig in Verfall. Die Ordenskleidung beſtand in einem ſchwarzen Kleide und weißen Mantel, auf welchem ein ſchwarzes Kreuz an ſilbernem Bande getragen wurde. Der Hochmeiſter (Deutſchmeiſter, Großmeiſter), d. i. das Oberhaupt dieſes Ordens, wohnte Anfangs zu Jeruſalem, nachher aber, als das heilige Land wieder an die Türken verloren gegangen war, zu Venedig. Um d. J. 1229 wurden die deutſchen Ritter von den Polen gegen die Preußen zu Hülfe gerufen, die auch nach einem 53jährigen Kriege die Oberherrſchaft des Ordens anerkennen und die chriſtliche Religion annehmen mußten. Darauf nahm der Hochmeiſter ſeinen Sitz zu Marienburg in Preußen. Aber die Regierung des Ordens war ſo drückend, daß ſich Vorder=Preußen ſchon im 15. Jahrh. an Polen ergab. Auch für Hinter=Preußen mußte der Orden die polniſche Lehnsherrſchaft anerkennen, und als er ſich derſelben zu entziehen ſuchte, gerieth er mit Polen in einen Krieg, welcher ſich damit endigte, daß er auch Hinter=Preußen verlor, welches 1525 dem damaligen Hochmeiſter, Markgrafen Albrecht von Brandenburg, als ein erbliches Herzogthum ertheilt wurde. Hierauf hatte der Hoch= und Deutſchmeiſter ſeinen Sitz zu Mer=

gentheim in Schwaben (jetzt würtembergiſch), und war ein geiſtlicher Reichsfürſt. Die Beſitzungen dieſes Ordens, welche Balleien hießen und in Commenthureien abgetheilt waren, denen ein Landcommenthur vorſtand, lagen in verſchiedenen Ländern zerſtreut. Durch den Preßburger Frieden (1805) erhielt der Kaiſer von Oeſterreich die Würde, Rechte und Einkünfte eines Großmeiſters des Deutſchen Ordens. In Folge des wiener Friedens von 1809 wurde der deutſche Orden, und mit ihm das Hoch- und Deutſchmeiſterthum völlig aufgehoben, und die Güter deſſelben ſind den Fürſten anheim gefallen, in deren Landen ſie ſich befanden.

Deutſche Sprache iſt ein Zweig der alten germaniſchen Sprache, von welcher es drei Hauptarten giebt: die nordiſche, deutſche (oder teutſche, nach Einigen von Deute, Diete, d. i. Volk, Leute, nach Andern von den Teuten oder Teutonen,) und die möſiſche. Zu der Nordiſchen gehört 1. die ſcandinaviſche, a) die ſchwediſche (die ältere ſchwediſche heißt ſweo-gothiſch), b) die däniſche; und 2. die isländiſche. Zu der deutſchen gehört 1. die fränkiſche, alemanniſche oder theotiſche, von welcher a) das Schwäbiſche des Mittelalters, b) das jetzige Hochdeutſche und c) das ſogenannte Cymbriſche, ſtammen; 2. die ſaſſiſche, ſächſiſche Sprache, von welcher a) die angelſächſiſche (davon die engliſche,) b) die niederſächſiſche Sprache, plattdeutſche und holländiſche, ſtammen. Von der möſiſchen und möſogothiſchen ſtammt die Sprache der Uhlanen in der Krim. (Vergl. d. Art. Sprachenkunde.) Die eigentlich deutſche (teutſche) Sprache zerfällt ſchon im grauen Alterthum in zwei Urmundarten, die ſüd- und norddeutſche, die ſich wieder in mehrere Provinzialmundarten auflöſen. So ſehr auch im Einzelnen und in Nebenverhältniſſen die Wörter und grammatiſchen Formen dieſer Mundarten von einander abweichen, ſo haben doch im Ganzen alle dieſelben Wörter und folgen denſelben Regeln. Gewöhnlich denkt man indeß, wenn man ohne weitern Zuſatz von der deutſchen Sprache redet, blos an das Hochdeutſche, die allgemeine Schriftſprache, welcher ſich die Sprache der gebildeten Stände Deutſchlands, hier mehr, dort minder fern von den Anklängen und Eigenheiten der landſchaftlichen Sprache, nähert. Die Frage, wo das reinſte Deutſch geſprochen werde, läßt ſich daher, ohne einſeitig zu urtheilen, nicht in der Art beantworten, daß man das Gebiet deſſelben auf eine Gegend beſchränkt, wie es z. B. Adelung thut, nach deſſen Anſicht das Hochdeutſche blos die oberſächſiſche oder vielmehr meißniſche Mundart iſt. Richtiger, und nach Anleitung der Geſchichte der Bildung unſerer Schriftſprache, verſteht man darunter die geläuterte Sprache der Ober-Deutſchen, wie ſie ſeit Luther die vorzüglichſten Schriftſteller aus ihren Grundkräften entwickelten, wodurch ſie auch Eingang in die feinen Geſellſchaften aller Gegenden fand, wo Deutſch geſprochen wird. Man ſetzte daher dem Niederdeutſchen nicht das Hochdeutſche, ſondern das Oberdeutſche entgegen, wie es bereits 1701 der wackere Sprachlehrer Bödicker that. „Die hochdeutſche Sprache, ſagt er, iſt keine Mundart eines einzigen Volkes der Deutſchen, ſondern aus allem durch den Fleiß der Gelehrten zu ſolcher Zierde erwachſen, und in ganz Deutſchland üblich.“ Am wenigſten frei von landſchaftlichen Eigenheiten iſt die Sprache, ſelbſt der Gebildeten, im ſüdlichen Deutſchland, zumal in den ſüdlichſten Gegenden, in den Vorbergen der Alpen und Karpathen, und in den weſtlichen und ſüdöſtlichen Flachländern. Dort (in Oberſchwaben, Oberbaiern und Oeſtreich) iſt ſie rauher in den Grundlauten, reicher an Ziſchlauten; hier (im weſtlichen Weſtphalen, am Niederrhein, in Mecklenburg und Pommern) verſchwimmt ſie in brei-

tern Grundlauten und matte Weichheit. Verſchiedenheiten, die groͤßtentheils in dem Einfluſſe des Klimas auf die Sprachwerkzeuge begruͤndet ſind. Freier von jenen Eigenheiten und gelaͤuterter iſt das Hochdeutſch im mittlern Deutſchland, beſonders auch in Oberſachſen, wo es aber, dem Fuß des Rieſengebirges ſich naͤhernd, theils rauher, theils ſingend, und nach den brandenburgiſchen Niederungen hin, wieder weich und matt wird; im ſuͤdlichen Niederſachſen (Hannover, Braunſchweig, Goͤttingen) iſt es noch reiner, und außer Deutſchlands Grenzen wird die deutſche Sprache unter den Abkoͤmmlingen deutſcher Anſiedler in Curland und Liefland am reinſten geſprochen, weil hier eine landſchaftliche Volksſprache keinen nachtheiligen Einfluß haben kann. Ueber den Urſprung der deutſchen Sprache weiß man nichts Zuverlaͤſſiges. Einige wollen ſie aus der indiſchen, Andere aus der perſiſchen ableiten, und noch Andere geben ihr einen gemeinſchaftlichen Urſprung mit der griechiſchen, ja Morhof leitet ſogar die griechiſche Sprache aus der aͤlteſten deutſchen ab. (Vergl. auch Kanne Verwandtſchaft der griechiſchen Sprache mit der deutſchen.) „Die Unterſuchung der beiden Sprachen," ſagt Voß, „ergiebt gemeinſamen Urſprung, und in der Kindheit der teutoniſchen ſogar ſanftere Anlagen. Die aͤlteſte Sage lehrt, daß die altgriechiſchen Horden Anbau und Sittlichkeit mit dem Dienſte des Bacchus und der begeiſternden Quellnymphen aus der Nordgegend Thraka empfingen; und die Geſchichte zeigt uns in dieſem thrakiſchen, oder, wie man ſpaͤter es nannte, ſcythiſchen Nordlande ein deutſches Geſchlecht, Gothen am ſchwarzen Meere, die, obgleich uͤber ein Jahrtauſend von den Urvaͤtern entfernt, dennoch in den Sprachformen eine auffallende Aehnlichkeit mit der griechiſchen behaupteten. Die ſuͤdliche Schweſter gelangte durch Weltverkehr, heitern Himmel und Freiheit, zur hoͤchſten Ausbildung, die noͤrdliche ſank zuruͤck. Aber bei allen Stuͤrmen erhielt ſie auch in der Verwilderung das Vorrecht einer unvermiſchten, kraftvollen, und aus innerem Trieb ſich bildenden und veredelnden Stammſprache, die unter den Baſtardinnen des bezwungenen Europa allein mit der griechiſchen wetteifern darf." Daß die deutſche Sprache eine unvermiſchte Stammſprache ſei, d. h. eine ſolche, die nicht aus einer weſentlichen Vermiſchung mit andern entſtanden iſt, erhellt aus der Vergleichung mit andern, und, nach Adelungs Bemerkung, auch aus der beſondern Eigenſchaft, daß in jedem Worte die Stammſylbe allemal den Hauptton hat, die Nebenſylben aber entweder ganz tonlos oder doch ſchwaͤcher betont ſind. Leider iſt uns aber aus dieſem aͤlteſten Zeitraum unſerer Sprache nur wenig uͤbrig, nur einzelne Woͤrter, und noch dazu meiſt Eigennamen; jedoch auch dies Wenige reicht hin, uns zu uͤberzeugen, daß ſie ſchon damals alle die Wurzelwoͤrter hatte, aus welchen ſie noch jetzt beſteht, aber auf eine den damaligen Sprachorganen des Deutſchen angemeſſene Art. Daß dies eine ſehr rauhe Art muͤſſe geweſen ſein, erhellt aus den Zeugniſſen anderer Nationen. Mela ſagt, daß ein roͤmiſcher Mund dieſe Woͤrter kaum ausſprechen koͤnne, und Nazarius verſicherte, der Klang derſelben errege Schauer. Wahrſcheinlich beſtanden ſie aus gehaͤuften harten Conſonanten, ſtarken Hauchlauten, tiefen Vocalen und Doppellauten. Doch iſt auch den Zeugniſſen der damals ſchon ſehr verweichlichten Griechen und Roͤmer kein unbedingter Glaube beizumeſſen. Sie nannten die Sprache unſerer Vorfahren rauh und barbariſch, vielleicht nur, weil ſie ihnen fremd war; und daß die Anhaͤufung von Mitlauten eine Sprache nicht nothwendig rauh mache, wiſſen wir aus dem Beiſpiele der heutigen polni=

ſchen Sprache, deren Conſonanten=Menge uns ſchreckt, und die dennoch in dem Munde gebildeter Leute ſehr wohlklingend iſt. Uebrigens mochte wohl das Altdeutſche reicher ſein in Bezeichnung ſinnlicher, als nicht=ſinnlicher Gegenſtände, in deren Gebiet ſich der Sohn des Waldes nicht verſtieg. Bei den, mit den Scandinaviern häufig verwechſelten, Gothen, die ſich, von den Hunnen vertrieben, zu beiden Seiten der untern Donau ausgebreitet hatten, und namentlich bei denen, die von ihrem Wohnſitz in Möſien, der heutigen Wallachei, Möſo=Gothen hießen, zeigt ſich, wahrſcheinlich wegen des Verkehrs mit den benachbarten Griechen, die erſte Spur von Schrift und Literatur, um die Mitte des 4. Jahrh. Ulfilas, ein vornehmer Gothe, auf deſſen Veranlaſſung ſeine Landsleute die chriſtliche Religion annahmen, ſuchte gegen 360 die Schreibkunſt einzuführen, und überſetzte, da er Biſchof geworden war, die Bibel. Der größte Theil der vier Evangeliſten und ein Stück des Briefs an die Römer ſind davon auf uns gekommen (ſ. Ulfilas), und wir finden in jener Sprache eine Art von Oberdeutſch, mit niederdeutſchen und fremden, vielleicht thraziſchen Wörtern gemiſcht, in den meiſten grammatiſchen Formen von den deutſchen Mundarten überhaupt nicht weſentlich verſchieden. Eine der ſonderbarſten grammatiſchen Eigenheiten der Sprache des Ulfilas iſt der dem griechiſchen ähnliche Dualis. Wie die Sprache ſich vom Oberdeutſchen zum Niederdeutſchen neigt, verrathen ſchon die Zahlwörter ains, twai, thrius u. ſ. w. Auch findet man mehrere angelſächſiſche, noch im Engliſchen vorhandene Wörter, das Oberdeutſche aber, als die eigentliche Grundlage, blickt überall hervor. Die Morgenröthe der eigentlichen Literatur, und ſomit auch der ſchönern Sprachbildung, bricht jedoch erſt im 8. Jahrh., mit der Zeit Carls des Großen, an. Was bis auf dieſe Zeit ſpärlich von Schriftſtellerei erſchien (ſ. Kochs Compend. der deutſchen Lit. Geſch. I., 18 bis 20), waren meiſt ſklaviſche Ueberſetzungen aus dem Kirchenlatein, die nicht nur die lateiniſchen Conſtructionen, ſondern ſogar die Beugung der Wörter nachformten. Die Mundart war die oberdeutſche, aber nach der rohen Ausſprache des Volks geſchrieben. Doch fallen auch in dieſe Zeit die Liederſagen, durch welche die Sprache ſchon eine poetiſche Bildung erhielt. Mit Carl beginnt der ſogenannte fränkiſche Zeitraum (von 768—1137), in welchem des Guten viel geleiſtet wurde, da Carl nicht blos durch Eroberungen und Staatskunſt, ſondern auch durch das, was er für Bildung that, den Namen des Großen verdiente. Er legte den Monaten und Winden deutſche Namen bei, ja fing ſelbſt eine deutſche Sprachlehre an, und that alles Mögliche, um Sprache, Poeſie und Wiſſenſchaft zu befördern. Indeß waren die Fortſchritte doch nur langſam, und zeigten ſich erſt unter ſeinen Nachfolgern bedeutender. Mit Recht ſagte Fulda, daß bei der treuherzigen Bemühung, die Ausſprache in ihrer übervollen, rauhen Wahrheit auszudrücken, gleichwohl immer das unveränderliche Weſen der deutſchen Sprache hell und klar hervorleuchte. Zur Probe mag einiges hier ſtehen: Keſcrip, Geſchreib; Keſchrifti, Schrift; Scap, Scaf, Schaf; erkipit, ergiebt; chaldau, halten; Unchuschida, Unkeuſchheit; aikan, eigen; piscauuohe, beſchauen; ſcuunto, ſchauend; Fiur, Feuer. Als Probe einer Declination: Singularis: Weg, Weges, Wege, Weg; Pluralis: Nom. Wega, Gen. Wego, Dat. Wegum, Acc. Wega. Eben ſo wechſeln die Conjugationen; das Präteritum mit dem Hülfszeitwort Haben, iſt noch gänzlich unbekannt. Nur allmäligen Fortſchritt machte die Bildung der Sprache auch unter den ſächſiſchen Königen (912—1024), unter denen die

Nonne Roswitha (Fräulein Helena von Roſſow), Notker Labeo u. A. blühten. Da aber unter allen Dichtern und Schriftſtellern dieſer Zeit kein ſo hervorſtechender Kopf war, daß er für die übrigen geſetzgebend geworden wäre, ſo kam es zu keiner Einheit, und man bemerkt an ihnen Mangel an Gleichförmigkeit in Anſehung der Beugungen und Endungen der Wörter, wie noch jetzt bei uns. Eben ſo ging es unter den fränkiſchen Kaiſern (1024—1136), in welcher Zeit Willeriam oder Walram, und mehr noch das Lobgedicht eines Ungenannten auf den 1075 verſtorbenen Erzbiſchof zu Cöln, Anno, ſich auszeichnen. Beſonders dies letzte Gedicht verkündigt in Poeſie und Sprache die Nähe eines ſchönern Zeitalters, welches unter den ſchwäbiſchen Kaiſern aus dem hohenſtaufiſchen Hauſe aufblühte, und den ſchwäbiſchen Zeitraum der Minneſinger umfaßt. Merkwürdig iſt die Veränderung, welche jetzt in der Sprache erfolgte, indem die fränkiſche Mundart, die bis daher geherrſcht hatte, von der alemanniſchen oder ſchwäbiſchen verdrängt wurde. Das neue ſchwäbiſche Deutſch nahm die unvollkommene Bildung des fränkiſchen leicht in ſich auf, und vervollkommnete ſie nach den neuen Bedürfniſſen des aufgeregten poetiſchen Geiſtes. Einige übrig gebliebene poetiſche Denkmäler dieſer Zeit machen anſchaulich, wie das Fränkiſche nicht auf einmal, ſondern nur unvermerkt nach und nach ſchwäbiſcher wurde. Die breiten Doppellaute der ſchwäbiſchen Mundart wurden vergütet durch eine naive Anmuth, die dieſer Mundart vorzüglich eigen ſcheint. Eine Menge ſchallender Selbſtlauter in ihr verrathen ein für Wohlklang empfängliches Ohr. Zudem hat ſie eine Menge kleiner Füllwörter, Partikeln, Vorwörter, Ellipſen, bildet ohne Mühe Ableitungen und Verkleinerungswörter, und ſetzt mit glücklicher Kühnheit verſchiedene Wörter in Eins zuſammen. Die Schwierigkeit bei dem Leſen derſelben entſteht aus der Menge Wörter, die untergegangen, oder ſolcher, die eine andere Bedeutung erhalten haben, und endlich aus der veränderten Beugung, Ableitung, Stellung, Zuſammenſetzung. Mehrere poetiſche Ueberſetzungen trugen zur Vervollkommnung des deutſchen Ausdrucks ebenfalls das ihrige bei. Nach und nach verlor die ſchwäbiſche Mundart ihr Anſehn in Deutſchland, und beinahe alle deutſche Mundarten traten in gleiche Rechte. Die Zunft der Meiſterſänger begünſtigte dieſe freie Bildung der Sprache nicht weniger. Den Werth von Hans Sachſens gemüthvollen Darſtellungen keineswegs verkennend, muß man aber doch ſagen, daß die Sprache auch von ihnen keinen weſentlichen Gewinn zog, denn weder ihr Reichthum, noch ihr Nachdruck, wurden befördert; höchſtens gewann durch dieſe Sängerſchule die Sprache an regelmäßiger, gleichförmiger Bildung. Doch auch dies ſollte verloren gehen: denn da den Laien verboten ward, die Bibel zu leſen, da man, um zu predigen und Prozeſſe zu führen, ſeine Kraft einer fremden Sprache widmete, verwilderte mehr und mehr die bildſame Mutterſprache. Dieſe Verwilderung hemmte mit Macht Luther, indem er, wie Voß ſagt, voll des begeiſternden Entſchluſſes, daß ſein Volk das Wort der Wahrheit lauter in göttlicher Einfalt und Würde vernehmen ſolle, die neu verdeutſchte Bibel in jeder Ausgabe, die Pſalmen wohl ſieben Mal, von 1518 bis 1545, ſorgfältig beſſerte, und aus dem Gemeinern zum Edleren, aus zufälliger Anreihung zu geordneten Schwüngen der Beredſamkeit erhob. Allgemein wurde von jetzt an die deutſche Sprache zur Geſetz-, Geſchäfts- und ſpäter auch zur wiſſenſchaftlichen Sprache erhoben. Ihm, dem Stammvater des neueren Sprachbaues, folgten nach Zwiſchenräumen der Vernachläſſigung die fortbildenden Väter=

zuerſt der männliche Opitz, der den Muſen des Alterthums und der Fremde reineren Geſang ablernte; dann Hallers Lehrer, der feurige Lohenſtein, der in ſeinem Arminius und Thusnelda einen bewundernswürdigen Reichthum treffender Worte und Wendungen ausbreitete; und endlich der geſellige Hagedorn, der die in Studierſtuben etwas erſteifte Sprache für die zarteren Töne der Frohherzigkeit und der Lebensweisheit zu ſchmeidigen verſtand. Seit Ende des 17. Jahrh. wurde durch Einfluß der franzöſiſchen Sprache und Herrſchaft die deutſche verdorben. Die Sprachmengerei ſtieg auf den höchſten Gipfel in der erſten Hälfte des 18. Jahrh., und die franzöſiſche Sprache wurde herrſchend. (Vergl. Frankreichs Sprach- und Geiſtestyrannei über Europa ſeit dem Raſtadter Frieden, dargeſtellt von Radloff. München 1814. 8.) Der neue Purismus, den Gottſched und ſeine wäſſerige Schule übten (der frühere wurde von mehreren, zum Flor der deutſchen Sprache geſtifteten, Orden geübt, dem gekrönten Palmenorden, der Geſellſchaft der Pegnitzſchäfer, dem Schwanenorden an der Elbe, der fruchtbringenden Geſellſchaft u. a.), zeigte mindeſtens von gutem Willen für eine nicht unnöthige Sache. Hätte man freilich nur Erzeugniſſe der Gottſchediſchen Schule vor ſich gehabt, ſo ließe ſich die Verachtung, die Friedrich II. der deutſchen Sprache in einer franzöſiſchen Schrift (De la littérature allemande. Berl. 1780., überſetzt [von Dohm]. Ebendaſ. 1780., beantwortet und widerlegt vom Abt Jeruſalem: Ueber teutſche Sprache und Literatur. Berl. 1781, von J. (Möſer) unter gleichem Titel. Osnabr. 1791., von Tralles: Schreiben von der deutſchen Sprache und Literatur ꝛc. Breslau, 1781., und von Wezel: Ueber Sprache, Wiſſenſchaften und Geſchmack der Deutſchen. Leipz. 1781.), widerfahren ließ, rechtfertigen; allein jene Schrift erſchien zu einer Zeit, der nicht nur Beſſeres bereits vorhergegangen war, ſondern in welcher bereits auch Klopſtock, Leſſing, Wieland, Engel u. A. durch Beredſamkeit des poetiſchen und proſaiſchen Ausdrucks den Deutſchen den Rang eines wohlredenden Volkes unbeſtreitbar erworben hatten. Wie viel aber gewann nicht unſere Sprache ſeitdem noch unter den bildenden Händen eines Voß, Schlegel u. A.? Leſe jeder Deutſche, der ſeinem Vaterlande noch nicht ganz entartet iſt, hierüber das vortreffliche Werk von Kolbe: Ueber den Wortreichthum der deutſchen und franz. Sprache, und beider Anlagen zur Poeſie. 2 Bde. Berlin 2. Aufl. 1819. Dreierlei iſt es beſonders, was den Geiſt der deutſchen Sprache charakteriſirt: ihre Bildſamkeit, in der ihr beiwohnenden unerſchöpflichen Kraft beſtehend, durch Hülfe ihrer Biegungs- und Ableitungsſylben, ſo wie durch Wortzuſammenſetzungen neue Bildungen zu erzeugen; ihr Reichthum, denn die Summe ihrer Wörter überſteigt auch die reichſte der noch lebenden Sprachen, und mehrt ſich, bei der Freiheit unſerer Dichter und Proſaiker, faſt täglich; endlich ihre Univerſalität, d. h. das Vermögen, den Geiſt aller gebildeten Sprachen zu umfaſſen, und das Beſte jeder ſich zuzueignen. Welche Nation vermöchte Homers oder Virgils Gedichte wie Voß, Platons Dialogen wie Schleiermacher, Shakeſpeares, Calderons Schauſpiele wie Schlegel, Voß, Malsburg und Gries, Arioſtos, Taſſos Gedichte wie Gries, den Cervantes wie Tieck nachzubilden? Mögen immerhin manche Verſuche, ausländiſche Formen zu uns überzutragen, unglücklich genug ausgefallen ſein, für das, weſſen unſere Sprache fähig iſt, beweiſen ſie doch. Und wie viel mehr würde ſie noch leiſten können, wenn wir nicht einſeitig uns zu ſehr beſchränkt hätten? Es iſt in der That ein großer Verluſt, daß das ſogenannte Hochdeutſche allein Schriftſprache

geworden iſt, und das Niederdeutſche ſo ſehr verdrängt hat. Wer weiß aber, wozu die Verſuche von Voß in plattdeutſchen Idyllen, Hebels alemanniſche Gedichte, Grübels Gedichte in nürnberger Mundart u. a. m. uns noch führen! Gewiß iſt, daß Adelung ſehr Unrecht hatte, alle, die deutſch lernen wollten, blos nach Meißen zu ſchicken. Ein Wörterbuch, das den ganzen Reichthum unſerer Sprache umfaſſen ſoll, muß alle Mundarten berückſichtigen, und nächſt den Idiotiken auch die Gloſſarien zu Rathe ziehen. Erkennen wir übrigens mit Dank, was in lexicaliſcher Hinſicht Adelung, Campe, Fulda, Kinderling, Voigtel, Stoſch und Eberhard geleiſtet haben; es ſind treffliche Vorarbeiten. Die erſte deutſche Sprachlehre ſchrieb im 16. Jahrh. Valentin Ickelſamer unter dem Titel: Teutſche Grammatica, darauß einer von ihm ſelbs mag leſen lernen. Die neuern vorzüglichſten Sprachlehren ſind von Adelung, Heynatz, Moritz, Roth, Hünerkoch, Reinbeck, Heiſe, Heinſius, Pölitz und Grimm, der in der Darſtellung der Geſetze unſrer Sprache eine neue Bahn bricht. Durch Werke, wie Klopſtocks grammatiſche Geſpräche, die Schriften von Radlof, Voß Zeitmeſſung, und ähnliche, kann unſere ſo bildſame Sprache nur noch gewinnen. dd.

Deutſches Theater. Marionettenartige Schaudarſtellungen aus dem Stegreiſe, Puppenſpiele, ohne theatraliſche Vorrichtung, die vielleicht bis ins 13. Jahrh. hinaufgehen, ſind die erſten Anfänge des deutſchen Theaters. Die Carnevalsmummereien gaben von ſelbſt dazu Veranlaſſung. Bibliſche Geſchichten, dramatiſch dargeſtellt (Myſterien genannt), und ſogenannte Moralitäten waren die erſten Schauſpiele, welche vorzüglich in den Klöſtern aufgeführt wurden. Seit der Mitte des 15. Jahrh. wurden dergleichen, beſonders komiſchen Inhalts, von Hans Roſenplüet (die erſten Faſtnachtsſpiele, welche gedruckt wurden), im 16. von dem fruchtbaren Hans Sachs und Ayrer (ſ. Deutſche Poeſie) gedichtet, und wahrſcheinlich von Liebhabern oder von herumziehenden Faſtnachtsſpielern (etwas Aehnliches waren die ſogenannten Spruchſprecher zur Zeit der Meiſterſänger), vorzüglich in den Reichsſtädten dargeſtellt. Sie waren derb und unausgebildet, aber kräftig, luſtig, ſchlicht und deutſch gedichtet. Ihre Darſtellungen auf Bühnen ohne Dach mochte dem angemeſſen ſein. Die Ueberſetzungen der Alten, z. B. des Terenz, welche in dieſe Zeiten fallen, wirkten auf das Volk nicht, und ſcheinen auch nicht aufgeführt worden zu ſein. Mimiſche Beluſtigungen dauerten neben den Schauſpielen fort. Im 17. Jahrh. machte das deutſche Theater keine bedeutende Fortſchritte. Ueberſetzungen bildeten nur die Dichter und gaben den Schauſpielen einen etwas regelmäßigen Zuſammenhang. Nach Martin Opitz (ſ. d. Art.), der auch der italieniſchen Oper einige Singſpiele nachbildete, wurden die ſogenannten Singcomödien und ſingende Poſſenſpiele häufiger. Im Anfange dieſes Jahrhunderts finden wir ſchon geordnete Schauſpielergeſellſchaften, welche die Faſtnachtsſpiele und geiſtlichen Comödien durch Vorſtellungen überſetzter Stücke zu verdrängen ſuchten; denn Originalſtücke gab es außer jenen nicht, und das fremde Theater war ſchon ausgebildeter als das deutſche, und dieſe Schauſpielergeſellſchaften nahmen immer mehr Zunftmäßiges an. Durch Ueberſetzungen des Guarini kamen nun die ſogenannten Schäfereidramen (Schäfereien, auch Waldcomödien oder Waldgedichte genannt) in Deutſchland auf. Andr. Gryphius (geb. zu Großglogau 1616, geſt. 1664), arbeitete und bearbeitete viele Stücke für das Theater. Sie verlieren ſich zwar oft in Schwulſt, doch ſind ſie voll Phantaſie und haben in der Charakterzeichnung einiges Verdienſt. Lohenſteins Dramen waren wegen

ihrer langweiligen Schwülſtigkeit eben ſo wenig für das Theater geeignet; doch fanden ſie großen Beifall, und ihr Ton, der Ton gezierter Erhabenheit, nahm auf der Bühne, zum großen Schaden des deutſchen Theaters, bald überhand. Dadurch entſtanden die marktſchreieriſch ſogenannten Haupt- und Staatsactionen, größtentheils Bearbeitungen franzöſiſcher und ſpaniſcher Trauerſpiele, mit ſchwülſtigem Pathos ausſtaffirt und eben ſo, mit vieler Anſtrengung der Lungen und Hände, vielem Aufwande von Goldpapier und Flitterſtaat, aufgeführt, im Ganzen ſchlechte Nachahmungen der gebildetern franzöſiſchen Bühne. Iffland ſchildert die Bühne dieſer Zeit ſehr launig in ſeinem Aufſatze über den Vortrag in der höhern Tragödie (Almanach für Theater ꝛc. auf d. J. 1807). Von der Declamation der Schauſpieler in dieſen Staatsactionen ſagt er: „ſie nahmen den Mund ſo voll, daß kein Wort herauskommen konnte, wie bei andern Menſchen; und ihre Blicke ſchwebten ſtets in den Wolken. Je mehr die Geſellſchaft dem Schauſpieler die bürgerlichen Rechte verſagte, deſto ſtolzer trug er ſein Haupt, ein Johannes ohne Land. Im gemeinen Leben erſchienen ſie ſelten ohne Degen. Als aſſyriſche oder griechiſche Helden verbanden ſie in ihrem Anzug und Weſen die Gegenwart mit der Vergangenheit ꝛc.“ In dieſen Staatsactionen mußte übrigens in der Regel auch eine luſtige Perſon unter dem Namen Courkſen, ſpäterhin Pickelhering, vorkommen, ſo wenig konnten die Deutſchen ihren natürlichen Geſchmack bei dieſer langweiligen Luſtbarkeit verläugnen. Schon im J. 1669 wurde eine Ueberſetzung des Polyeuct von Corneille gedruckt, und von einer wandernden Geſellſchaft, unter einem gewiſſen Magiſter Veltheim, der auch nebenbei noch Ballette und italieniſche Burlesken aus dem Stegreife aufführen ließ, auf's Theater gebracht. Anderntheils wurden Molieres Luſtſpiele häufig überſetzt und aufgeführt. Die Schauſpieler aber konnten ihre Kunſt, theils wegen jener herrſchenden Verirrungen der Dichter, theils weil ſie noch lange Zeit für unehrlich gehalten wurden, und das Theater mit der Geiſtlichkeit im Kampfe ſtand, noch nicht mit Freiheit ausbilden. Doch fanden ſie auch ihre Gönner und Vertheidiger: die Geſellſchaften vermehrten ſich zuſehends, und es entſtanden beſtimmtere Rollenfächer. In den erſten 30 Jahren des 18. Jahrh. waren jene Staatsactionen und Opern (wie ſie z. B. der fruchtbare Hunold unter dem Namen Menander ſchrieb), nebſt den Stegreif-Comödien, die jedoch wegen ihrer Freiheit nicht ſelten größern Werth als jene haben mochten, auf den deutſchen Theatern herrſchend. In Wien, wo bisher nur Italiener geſpielt hatten, führte zuerſt ein gewiſſer Stranitzky 1708 ein deutſches Schauſpiel ein; er bediente ſich dabei der drolligen baierſchen und ſalzburgiſchen Mundart, und verwandelte den ital. Harlekin in den deutſchen Hanswurſt, der, wie das Luſtſpiel überhaupt, hier vorzügliche Aufnahme fand. Berühmt iſt in der Geſchichte des deutſchen Theaters Johanna Neuber, geb. Weißenborn, welche zugleich Vorſteherin einer der beſten damaligen Geſellſchaften, Schauſpielerin und (mittelmäßige) Ueberſetzerin war. Sie ſpielte zuerſt in Weißenfels und Leipzig, nachher in Hamburg und allen Gegenden Deutſchlands. Auf ſie hatte zuerſt der Profeſſor Gottſched in Leipzig großen Einfluß. Dieſer veranlaßte ſie vorzüglich, ſeine und ſeiner Freunde franzöſiſche Ueberſetzungen, ſo wie ſein Machwerk, den ſterbenden Cato, zu ſpielen, und gab ſich überhaupt große Mühe, an die Stelle der bisher herrſchenden krampfhaften Schwulſt die platte Correctheit einzuführen. Vom Nationalſchauſpiel konnte bei ſo gänzlichem Mangel an Originalität nicht die Rede ſein. Auch die Spuren

ächtkomiſcher Kraft hätte er mit dem zu Leipzig (1757) feierlich zu Grabe getragenen Hanswurſt, gern ausgetilgt, wenn dieſer nicht dem ſteifen Ernſt zum Trotz in immer neuen Geſtalten wieder erſtanden wäre, und ſelbſt ſpäterhin (wie an Juſtus Möſer) manchen geiſtvollen Schutzredner gefunden hätte. Zwar traten auch einige geiſtvollere Dichter auf, wie ein Elias Schlegel, in ſeinem Herrmann und mehrern Luſtſpielen, Gellert, Cronegk, Krüger, Ranenus, doch riſſen ſie ſich nie ganz von dem franzöſiſchen Geſchmacke los, z. B. Gellert in ſeinen Schauſpielen. Nur regelmäßiger wurden die Schauſpiele und ihre Darſtellungen. Größere Verdienſte um die dramatiſche und theatraliſche Kunſt der Deutſchen hat Leſſing, ſowohl durch ſeine dramaturgiſche Kritik als durch ſeine eigenen dramatiſchen Werke. Er ſuchte die ſogenannten vollkommnen Charaktere zu verdrängen, drang auf Charakterhaltung und Charakterſtücke, ſtürzte das Anſehn des franzöſiſchen Geſchmacks und ſeiner Anbeter, und leitete die Aufmerkſamkeit auf die gewichtigern Werke der Engländer hin. Dagegen führte er auch das bürgerliche Schauſpiel, und mit ihm die Foderung der (bürgerlichen) Natürlichkeit ein, und ging ſo weit, auch die Verſification der Dramen abſchaffen zu wollen, worin Engel ihm nachtrat. Seine Miß Sara Sampſon wurde hierin Vorbild. Bedeutender iſt ſein Originalluſtſpiel Minna von Barnhelm, und Emilie Galotti führte zum Beſſern der Tragödie. Natürlich fand dieſer Geiſt viel Nachahmer, und das bürgerliche Familiengemälde, und das rührende Luſtſpiel waren bald an der Tagesordnung (Engel, Stephanie, Jünger, Huber, Schröder, Großmann, Babo, Hagemeiſter, arbeiteten für daſſelbe). Dennoch bewirkte dieſes eine vortheilhafte Veränderung in der Schauſpielkunſt. „Die Erſcheinung bürgerlicher Trauerſpiele,“ ſagt Iffland (in dem angeführten Aufſatze), „wie Miß Sara Sampſon, der Hausvater von Diderot u. A., ſetzten den Staatsactionenverein zuerſt in Verlegenheit mit ſich ſelbſt. Hier waren Menſchen geſchildert, und die Schauſpieler bemerkten mit Erſtaunen, daß dieſe als Menſchen aus dem Leben wiedergegeben werden mußten. Alle Verſuche, die Schwulſt mit der Menſchennatur zu vereinen, ſcheiterten. Zudem erſchienen einige Schauſpieler und Schauſpielerinnen, welche das wahre lebendige Leben, ein blühendes Gefühl, die Sprache des Herzens und die Sitte des guten geſelligen Lebens in dieſen neuen Schauſpielen auf die Bühne brachten.“ In dieſem Zeitraum finden wir einen Eckhof (ſt. 1774), „der erſte, welcher der deutſchen Schauſpielkunſt Bedeutung, Werth, Anſehn und Namen erworben hat,“ in Anſtandsrollen, Vätern (z. B. Odoardo in Leſſings Emilia) und feinkomiſchen Charaktern ausgezeichnet: Reinecke, Witthöft, Döbbelin, Brandes u. A. Die Schauſpielergeſellſchaften wurden beſſer, Leſeproben wurden eingeführt; mehrere Höfe und Städte hatten ihre Geſellſchaft auf längere Zeit, z. B. Weimar, München, Wien, wo das Komiſche herrſchend blieb, Berlin, Leipzig, Braunſchweig, Hamburg, wo Leſſing ſeit 1767 dramaturgiſirte. Seit die Deutſchen anfingen, die engliſchen Dichter genauer kennen zu lernen, beſonders durch Wieland und Eſchenburg, hatten dieſe ebenfalls einen großen Einfluß auf die Bildung des deutſchen Theaters. „Schröder (ſ. d. Art.), ſelbſt Luſtſpieldichter, begann in dem Gebiete idealiſcher Darſtellungen eine neue Periode, indem er Shakeſpeare, freilich in mangelhaften Bearbeitungen, zuerſt auf die Bühne brachte. Noch müſſen wir unter den beſſern Dichtern, welche damals für das deutſche Theater arbeiteten, Leiſewitz, Gerſtenberg (Ugolino, kaum darſtellbar), Hippel (Verf. mehrer Luſtſpiele) und Bock erwähnen. Klopſtocks

Werke blieben unaufführbar, und hatten keinen Einfluß auf das deutſche Theater. Gotter und Bretzner arbeiteten nach franz. und ital. Vorbildern. Eine neue Erſcheinung auf der deutſchen Bühne (ſeit 1752) war die komiſche Operette, aus welcher hernach die neuere deutſche Oper entſtanden iſt (die ältere ſogenannte Oper hörte gegen 1741 auf). Ihr Stifter war Chr. Weiße, und ſie pflanzte ſich durch die Compoſitionen von Sandfuß, Hiller, Schweizer, Wolf, Benda in Kurzem fort. Neben ihnen beſtanden noch Zwiſchenſpiele (Intermezzo's), aber die Stegreifcomödien hörten ſeit 1770 auf. Das bürgerliche Trauerſpiel artete bald in das weinerliche aus. „In dieſer Periode der Empfindelei, ſagt Iffland, wurde alles auf dem Theater geweint und gewinſelt, das Studium der Charaktere nahm ab, man hing den Kopf, war leidend, ſchmachtend, ſah gen Himmel, rang ſich eine Attitüde, und hatte geſpielt, wenn man viel geweint hatte." Auch die größern Dichter der neuern Zeit, Göthe (Clavigo, Stella), Schiller, (Cabale und Liebe), trugen dieſem Geſchmack ihren Tribut ab, aber ſie erhoben ſich kräftig aus der Verirrung. Namentlich war es Göthe, der, begeiſtert durch den Rieſengeiſt des großen Britten, in einem ächt nationalen Schauſpiele, Götz von Berlichingen, die engen Grenzen der bisherigen Bühne durchbrechend (ſeit 1773), einen neuen Flug nahm und jenem Geſchmack ſelbſt kräftig entgegenwirkte. Aber auch hier fanden ſich Nachahmer, durch welche die deutſche Bühne auf einige Zeit in eine neue Uebertreibung verfiel. Das deutſche Theater wurde mit Ritterſchauſpielen überſchwemmt, in denen, wie Schlegel bemerkt, nichts hiſtoriſch iſt, als die Namen und andere Aeußerlichkeiten, nichts ritterlich, als die Helme, Schilde und Schwerter, nichts altdeutſch, als vermeintlich die Rohheit; ſonſt die Geſinnungen eben ſo modern als gemein. Sie begünſtigten eine andere Art von Natürlichkeit, und brachten dadurch der tragiſchen Schauſpielkunſt großen Schaden. Man vergaß, daß der zarte Sinn, das Pflichtgefühl für Religion und Minne, wie es in der wahren Ritterzeit galt, in der Regel alle Rohheit der Darſtellung ausſchließt. „Aber der Stiefel, das Klirren des Schwertes ꝛc. ſollte die Kraft perſonificiren; die Herren betrugen ſich wie die Knappen, und das harte Wort, das der Zorn herausſchleudern ſoll, wurde oft zu gemeinem Schimpfworte." Nachher erweckten jene großen Dichter durch ihre Werke den Geiſt der ächten Tragödie wieder, und hoben dadurch die Schauſpielkunſt in eine höhere Sphäre. (Man gedenke eines Fleck, eines Wolf u. A., denn hier beginnt die Blüthe des deutſchen Theaters.) Ihren idealen Darſtellungen ſtrebten viele mit ungleichem Erfolge in Dramen, antiken, hiſtoriſchen und romantiſchen Stoffs, nach. Indeſſen darf man nicht läugnen, daß hier auch ein Unterſchied zwiſchen dramatiſchen und theatraliſchen Gedichten aufkam, welcher nicht zum Vortheil der deutſchen Bühne war. Noch mehr durch unmittelbare und perſönliche Einwirkung jener großen Dichter machte die Darſtellungskunſt, namentlich von dem kunſtliebenden Weimar aus, bedeutende Fortſchritte. Die hier ſich bildende Schauſpielerſchule zeichnete ſich im höhern Style durch ihre Kunſt, ein poetiſches Ganze zu bilden, aus. Ihr gegenüber ſteht die berliner Schule, an deren Spitze der deutſche Roſcius, Iffland, ſtand, und an welche ſich die leipziger Bühne früherhin durch Opitz, Chriſt, Schubert, Ochſenheimer, Mad. Hartwig, Schirmer ꝛc. vorzüglich anſchloß. Das Hauptſtreben iſt hier auf individuelle, bis ins Einzelne ausgebildete Charakterzeichnung gerichtet, worin der Meiſter ſo einzig war; und dieſem Streben ganz angemeſſen iſt die Sphäre der Familiengemälde und

ſogenannten Charakterſtücke, welche Iffland in ſeinen eintönigen Dramen mehr für den Schauſpieler, als für ein poetiſches Publicum gearbeitet hat. Die durch ihn entſtandene Schule bildete den Converſationston zur höchſten Feinheit aus. In eigener Größe ſtand Madame Bethmann hier. In der Mitte beider Gattungen ſtehen die Kotzebueſchen Schauſpiele, deren höchſter Zweck Neuheit und Ueberraſchung, Mannichfaltigkeit und Rührung iſt, und die daher bei dem großen Haufen der Schauſpieler die meiſten Freunde fanden. Indeſſen kann man ihnen Kenntniß des Theaters, Witz und Leichtigkeit des Dialogs nicht abſprechen; Erfoderniſſe, welche man an den lebloſen und charakterloſen Werken derer, welche oft mit höherem Geſchmack, aber nach äſthetiſchen Theorien arbeiteten, nicht findet. Die neuern Dichter, deren Werke gegenwärtig auf der Bühne geſehen werden, ſind außer den genannten: Klinger, Werner (ſelten), A. Müllner, Oehlenſchläger, Fr. von Kleiſt, Fouqué (beide ſelten), Theod. Körner, Klingemann, Grillparzer, Fr. Kind, Clauren, Steigenteſch, Stoll, Conteſſa, Caſtelli, Wolf, Frau von Weißenthurn, Vogel, Jul. von Voß, Holbein, Schink, Ernſt von Houwald ꝛc. Von bedeutenden Schauſpielern wiſſen wir außer den obigen nur Devrient, Eßlair, Krüger in Wien, eine Schröder ebendaſelbſt ꝛc. zu nennen. Wir verweiſen unſere Leſer übrigens auf die Geſchichte des Leipziger Theaters (von Blümner), in welcher nicht nur dieſes, ſondern auch die wichtigſten Erſcheinungen der deutſchen Bühne überhaupt gewürdigt worden ſind. Die Oper, welche durch die Blüthe der deutſchen Muſik emporwuchs, erreichte zwar in poetiſcher Hinſicht ihre Ausbildung nicht; doch fand ſie leichter ihren Boden in dem Gebiete des Romantiſchen, und trug dadurch einige Zeit den Sieg über das Schauſpiel davon. Pantomimen und Ballets hoben ſich vorzüglich durch Italiener und Franzoſen. Die politiſchen Revolutionen der letztern Jahre erſchütterten das deutſche Theater ſehr, das gegenwärtig ſich großentheils auf Wiederholung des Alten beſchränken muß, und die in der letzten Zeit erſchienenen meiſterhaften Ueberſetzungen der Spanier und Engländer mehr beachten ſollte. Ein wahres Nationaltheater der Deutſchen und mehre geiſtvolle Directoren, die dem Geſchmack des Publicums eine beſtimmte Richtung gäben, fehlen noch. dd.

Deutſchland. Geſchichte, älteſte, ſ. Germanien. Die große Völkerwanderung hatte begonnen, und ihre Hauptergebniſſe waren die Vernichtung des abendländiſchen Reichs durch den deutſchen Odoacer, der ſich zum König von Italien aufſchwang, die Eroberung Galliens durch die Franken und die Einrichtung eines Königreichs, von welchem aus auch das eigentliche Deutſchland, wo die Sachſen, Frieſen, Thüringen und Alemannen zurückgeblieben waren, eine Staatsverfaſſung und einen oberſten Herrſcher bekommen ſollte. Ludwig I. (Chlodwig), der erſte König von Frankreich, bekannte ſich zur chriſtlichen Religion (496), und mit ihm begann die Reihe der merovingiſchen Könige, von denen der letzte (754) ins Kloſter geſchickt wurde. Die Carolinger beſtiegen Frankreichs Thron, und immer heftiger wurden unter ihnen die Kämpfe mit den benachbarten, dem Frankenreich noch nicht einverleibten Deutſchen, unter denen die Sachſen die gefährlichſten Feinde Frankenlands waren. Da unternahm es der König dieſes Landes, Carl der Große (768—814), dieſen beſtändigen Kämpfen ein Ende zu machen, die rohen Sachſen zur Annahme des Chriſtenthums zu nöthigen und ſie in ein politiſches Ganze unter ſeinem Scepter zu vereinigen. Zwar fand er einen unerwarteten 30jährigen Widerſtand; doch Wittekind der Große, der Sachſen Herzog, unterwarf

ſich ihm endlich, ließ ſich, um das Blut ſeiner Sachſen zu ſchonen, das Carl in Strömen vergoß, mit ſeinem Heere taufen, und die große fränkiſche Monarchie, welche Gallien, Italien und Deutſchland bis an die nördliche See umfaßte, ward gegründet. Uebrigens denkt man ſich dieſen langen Krieg ſehr irrig, wenn man glaubt, daß bei den immer neu entſtandenen Unruhen die ganze Nation wider Carl aufſtand. Der Sachſentheil am linken Weſerufer unterwarf ſich nach dem erſten Siege Carls, und empörte ſich ſeitdem nicht wieder; aber Carls Beamte und Prieſter regierten unſanft, und ein großer Theil der Unterdrückten zog aufs rechte Weſerufer, und griff von dort aus die Franken und ſeine eigenen Landsleute an, die nicht hatten auswandern wollen. Als, nach vielen Niederlagen und Siegen über die Ausgewanderten und über die Bewohner des rechten Weſerufers, auch dieſes Carl den Großen und ſein fränkiſches Beſatzungsrecht hatte anerkennen müſſen, waren es wieder ausgewanderte Prieſter und Edle, die vom rechten Elbufer aus den Kampf erneuerten und lange Jahre fortſetzten, auch die ruhigen Wehrenbeſitzer in den Krieg mit verwickelten. Durch die Verpflanzung vieler tauſend, beſonders unruhiger überelbiſcher Familien in die Picardie, und durch die Verſorgung der übrigen mit herrenloſen Wehren, machte Carl ſie endlich ſeßhaft, erlaubte ihnen, ſich ſelbſt zu regieren, und hatte nun Friede. Doch die franzöſiſche Provinz Deutſchland erhob ſich zu einem ſelbſtändigen Reiche, als Carls Söhne nach heftigem Kampfe die ungeheure Erbſchaft theilten. So ward Ludwig (der Deutſche) durch den Vertrag von Verdun der erſte König der Deutſchen (843 bis 876). Damals hatte Deutſchland den Rhein auf einer Seite zur Grenze, und beſaß noch Speier, Worms und Mainz mit ihren Gebieten auf dem linken Rheinufer, nicht um der dortigen Bewohner, ſondern um der Weinberge willen, die dem öſtlichen Reiche nicht ganz fehlen ſollten; die übrigen Grenzen waren faſt die nämlichen, die es noch jetzt ſind; ſeine innere Verfaſſung, fränkiſchen Urſprungs, blieb ihm. Unter Ludwigs Regierung entſtanden die Markgrafen und die Burgen, als Sicherheitsanſtalten gegen die Einfälle der Normänner und Slaven, beſonders der Wenden. Er vergrößerte das Gebiet durch Cöln, Trier, Aachen, Utrecht, Metz, Straßburg, Baſel und mehrere Ortſchaften und Theile des linken Rheinufers, die ihm aus der Erbſchaft ſeines Neffen, Lothar II., zufielen. Ludwig ſtarb 876, und nun theilten ſeine drei Söhne, Carlmann, Ludwig der jüngere und Carl der Dicke ſich in ſeine Hinterlaſſenſchaft. Von 884 an hatte Deutſchland mit Frankreich wieder einerlei Regenten, in der Perſon Carls des Dicken, der ſeines Großvaters mächtiges Reich faſt in den ehemaligen Grenzen wieder herſtellte; doch des großen Carls Geiſt, der allein dieſe Maſſe, aus ſo ungleichartigen Theilen zuſammengeſetzt, zuſammenzuhalten vermochte, war längſt entflohen, und Carl der Dicke in der Achtung ſeiner Völker ſo geſunken, daß die Deutſchen ihn 887 der Regierung für verluſtig erklärten, und ſeinen Neffen, Arnulph von Kärnthen, einen natürlichen Sohn Carlmanns, auf den neu errichteten königlichen Thron erhoben. Nach mehrern harten Kämpfen mit den Slaven in Mähren, gegen welche er die Ungarn, die ſeit 889 am Fuße der Carpathen ſich niedergelaſſen hatten, herbeirief, erwarb er ſich die Kaiſerkrone 896 durch die Beſiegung des Herzogs Berengar von Friaul. 899 ſtarb Arnulph, und Ludwig das Kind, ſein Sohn, ward im 6. Jahre ſeines Alters König von Deutſchland, ſtarb aber ſchon (991), und mit ihm erloſch das Geſchlecht der Carolinger in Deutſchland. Als Otto der Erlauchte, Herzog von Sachſen, die

Königswürde, ſeines hohen Alters wegen, ausſchlug, ward, auf ſeinen Rath, Conrad I., Herzog von Franken, zum deutſchen König erwählt, und ſo behauptete Deutſchland ſich als Wahlreich bis zu dem Tage, wo Franz II. die deutſche Kaiſerkrone, nach der Errichtung des rheiniſchen Bundes, niederlegte, und der deutſche Reichsverband für aufgelöſt erklärt wurde. Verfolgen wir mit prüfendem Blicke dieſen Zeitraum, welcher 970 Jahre umfaßt, ſo ſehen wir Deutſchland lange noch im Zuſtande des immerwährenden Schwankens, ſeine Verfaſſung in der Gewalt der Willkühr, ſeine Könige mehr und minder, nach dem Maße eigener Fähigkeit und phyſiſcher Kraft, in den Händen der um ſich greifenden geiſtlichen und weltlichen Großen des Landes, geiſtige Bildung noch in weiter Ferne, allenthalben Kampf über ſelbſt noch nicht begriffene Rechte und Pflichten, Druck des Lehnweſens, und das Ankämpfen der weltlichen Macht gegen die übermüthig emporſtrebende Prieſterherrſchaft, bis mit Conrads II. (1024—1039) freiem Blick auch ein Lichtſtrahl auf den dunkeln Schauplatz fiel. Die Lehnsverfaſſung ordnete er genau, durch ein neues Grundgeſetz, und ſtellte dem wilden Fauſtrechte durch den Gottesfrieden den erſten Damm entgegen. Durch Burgund vergrößerte er des Reichs Umfang. Hatte ſein Nachfolger, Heinrich III., (1039—1056) die Hoffart des päpſtlichen Stuhles durch Abſetzung dreier auf einander folgender Päpſte gedemüthigt, ſo gewann dagegen das Papſtthum, das ſo einflußreich auf Deutſchland war, unter Heinrich IV. (1056—1106), und Papſt Gregor VII. um ſo mehr Feſtigkeit, als dieſer Kaiſer zu ſchwach war, der Aufſtellung des Lehrſatzes, daß alle weltliche Macht der geiſtlichen Macht und dem römiſchen Stuhle unterworfen ſei, und den für die Rechte des kaiſerlichen Thrones ſo unendlich nachtheiligen Einflüſſen deſſelben zu widerſtehen. So ſollte alſo der Thron Deutſchlands päpſtliches Lehen, der Papſt oberſter Richter des Kaiſers und Vicarius des Reichs ſein, und als eine Folge dieſer Grundſätze, die nur zu bald tiefe Wurzeln ſchlugen, muß man es betrachten, wenn Deutſchlands Edle, in noch nicht genug befriedigter Kampfbegierde, gern den Weg betraten, den ihnen die Kirche zeigte, nach Paläſtina zum heiligen Grabe. Doch gehörten die Kreuzzüge zum Weſentlichſten im Gange der Bildungsgeſchichte Deutſchlands, wie überhaupt Europens. Der Deutſche lernte die wirkliche Welt außer ſeinen Grenzen kennen, und Vieles ward dadurch für die folgende Zeit, bis auf den heutigen Tag, vorbereitet. So entſtanden bei dieſer Veranlaſſung zu Bündniſſen auf Blut und Tod die erſten Ritterorden, die Johanniter, die Tempelherren und die deutſchen Ritter, deren Wirkſamkeit nicht ohne Einfluß in die nächſtfolgenden Begebenheiten blieb. Der Antheil, den fromme Schwärmerei an jenen Zügen hatte, ward der Stoff, aus dem die Dichtkunſt ſich entwickelte, und es würden die Minneſinger des Mittelalters uns weniger ergötzen, wenn nicht der zärtliche Kampf der Herzen, beim Scheiden zur Fahrt in das Morgenland, dem wilden Streite mit den Sarazenen um des heiligen Grabes Beſitz vorangegangen wäre. Eine neue mächtige Bewegung ergriff alle Verhältniſſe, und an der Spitze aller äußern Beförderungsmittel zum Keimen und Gedeihen der innern Bildung ſtand der Handel, der jetzt anfing, die Erzeugniſſe des aſiatiſchen Bodens und Kunſtfleißes auch nach Deutſchland zu bringen. Nur ſtand die mangelhafte Verfaſſung des Reichs dem Allen noch zu ſehr im Wege, und da die Kaiſer immer, entweder mit mächtigen Vaſallen, oder äußern Feinden zu ſehr beſchäftigt waren, als daß ſie mehr für die innern Angelegenheiten hätten thun können, ſo ſchloß

man Privatvereine zur Selbſthülfe und Sicherſtellung wider Freibeuter zu Lande und zur See. So entſtand unter Kaiſer Friedrichs I. (Rothbart, 1152—1190) Regierung die Hanſa, in deren Verfaſſung man die erſten Grundlinien der künftigen Handlungspolitik erkennt, obgleich Friedrich wenigſtens etwas durch Errichtung des Landfriedens, der alle Befehdungen auf dreitägige Vorherkündigung beſchränkte, hatte thun wollen, den der vierte ſeiner Nachfolger, Friedrich II. (1218—1250, der zuerſt auch ſich König von Jeruſalem nannte), noch mehr befeſtigte, indem er zugleich die Landeshoheit der Stände in ihren Beſitzungen anerkannte, aber auch zur Schlichtung ihrer Streitigkeiten, während er abweſend ſein würde, einen Hofrichter ernannte. Die nach und nach ausgebildeten reichsſtändiſchen Rathsverſammlungen in Reichsangelegenheiten wurden von den einzelnen Ständen des Reichs nachgeahmt, indem ſie die Syndici der Städte, die Vorſteher der Klöſter und die innerhalb ihrer Beſitzungen befindlichen Gutsbeſitzer ebenfalls zuweilen zur gemeinſamen Berathung wichtiger Landesangelegenheiten beriefen, woraus die Landtäge ſich allmälig gebildet haben. Friedrichs Charaktergröße wirkte wohlthätig auf ganz Deutſchland; nur war er zu ſehr in Italien beſchäftigt, wo der Papſt ihm mächtig entgegenwirkte, und vorzüglich wurde alles Gute, von ſeiner Seite für das Ganze berechnet, durch die zahlloſen und mächtigen Feinde geſtört, welche ſeine Familie, die Hohenſtaufen, hatte. Hier lag der Grund zu dem großen Zwiſchenreiche, welches nach Friedrichs II. Tode (1250, oder gewiſſermaßen ſchon 1246, durch die auf Betrieb des Papſtes geſchehene Wahl des Gegenkönigs, Heinrich Raspe, Landgrafen von Thüringen), eintrat. Sein Sohn, Conrad IV., ſchon 1237 zum Könige gewählt, hatte mit ſeinen Gegenkönigen, Wilhelm von Brabant, Alphons von Caſtilien, und Richard von Cornwallis, zu kämpfen, und mit ſeiner perſönlichen Erhaltung ſo viel zu thun, daß er es geſchehen laſſen mußte, daß in dem ordnungsloſen Zuſtande des Reichs alle Verträge gebrochen, die Geſetze verhöhnt, und die Gräuel des wieder einreißenden Fauſtrechts, mit vorheriger Schamloſigkeit, ſelbſt von dem niedern Adel geübt wurden. Die Ritterſchaft in Schwaben, Franken und am Rheine erzwang ihre Unmittelbarkeit, denn hier waren keine mächtige Herzoge, die ihrer unabhängigen Corporation entgegen wirken konnten. Und ſo ging Alles, was Friedrich II. für Verfaſſung, für Künſte und Wiſſenſchaften gethan hatte, faſt gänzlich wieder unter. Der letzte Sprößling der Hohenſtaufen, Conradin von Schwaben, ſtarb durch Carl von Anjou zu Neapel auf dem Blutgerüſt, und die Beſſern und Gedrückten blickten mit ſorgenvollen Herzen umher nach einem Erretter aus der Gefahr, fürchtend, in der Verwirrung die Beute eines Mächtigern zu werden. Da führte das Schickſal (1272—1291) Rudolph I., Grafen von Habsburg, auf Deutſchlands Thron, und die kräftige Hand dieſes großen Fürſten brachte bald wieder, wenn auch durch harte Maßregeln, Ordnung in das Ganze. Des Adels Raubſchlöſſer wurden zerſtört, das Fauſtrecht faſt gänzlich abgeſchafft, und der eigene Vortheil der gegen die kaiſerliche Macht immerfort anſtehenden großen Fürſten durch Verheirathungen mit vieler Politik unmittelbar an den Thron geknüpft. Oeſterreich, Steiermark und Krain eroberte Rudolph von Ottokar, der Böhmen König, und ward der Stifter einer Dynaſtie, die noch jetzt im weiblichen Stamme auf Oeſterreichs Throne herrſcht. Albrechts von Oeſterreich, Rudolphs zweiten Nachfolgers, Regierung (1298—1308) ward wichtig durch die während derſelben errungene Freiheit der Schweizer. Unter Heinrich VII. (von

Luxemburg; 1308 — 1313) erhob ſich der berühmte Streit zwiſchen den Guelphen und Gibellinen, als fortgeſetzter Kampf der hohenſtaufiſchen Erben gegen den Papſt. Heinrich zog nach Italien zur Vermittelung, und eine neue Gefahr drohte der innern Ruhe und Geſetzmäßigkeit in Deutſchland. Als ihn in Italien der Tod ereilte, ſah das Reich abermals zwei Könige, Friedrich von Oeſterreich und Ludwig von Baiern, an ſeiner Spitze, die mit wüthender Erbitterung ſich bekämpften. Ludwig ſiegte, erhielt auch (1330 — 1347) die Kaiſerkrone vom Papſte, konnte aber neue heftige Irrungen mit dem heiligen Vater nicht verhüten, der ganz Deutſchland mit dem Interdict belegte. Da ſchloſſen ſechs Churfürſten des Reichs (ausgenommen Böhmen) den Churverein von 1338, als Gegengewicht wider die päpſtliche Einmiſchung in die Königswahl: jeder Fürſt, der die Stimmenmehrheit künftig für ſich haben werde, ſolle ohne Widerſpruch König ſein. Carl IV., König von Böhmen, Heinrich VII. Enkel, ſchon bei Ludwigs Leben (1346) zum Gegenkönig gewählt, ward Alleinherr, als auch der ſich ihm entgegenſtellende Gegenkönig, Günther von Schwarzburg, geſtorben war. Er vermehrte die königlichen Einkünfte durch Einführung des Briefadels, und gab dem Reiche ein Grundgeſetz in der goldenen Bulle (1356), welches die Königswahl, das ausſchließliche Wahlrecht der ſieben Churfürſten, zu Mainz, Trier, Cöln, Böhmen, Pfalz, Sachſen und Brandenburg, das Erſtgeburtsrecht in den Churländern, die Untheilbarkeit derſelben, das pfälziſche und ſächſiſche Vicariat, das den Churfürſten ertheilte jus de non appellando und das Ceremoniel der Wahl und Krönung feſtſetzte, auch die Aufhebung des Fauſtrechts gebot. Jetzt ſchlugen neue Funken für Deutſchlands wiſſenſchaftliche Bildung und Geiſtesfreiheit; die Univerſität Prag ward geſtiftet, wohin aus England durch Wicleffs Schüler der Geiſt des Widerſpruchs gegen die Mißbräuche des Papſtthums kam. Doch die den Deutſchen urſprünglich eingepflanzte Begierde, mit Arm und Schwert ſich Recht zu ſchaffen, und erfahrne Beleidigung auf der Stelle, ohne der Rechtsgelehrten weiſe Sprüche, ſelbſt zu rächen, behielt noch lange die Oberhand, und unter Wenzel (1378 — 1410), der ſeinem Vater Carl nicht ähnlich war, erhob das Fauſtrecht aufs neue ſein Haupt, und mehr als je. Drei Gegenkönige, Ruprecht von der Pfalz, Sigismund (ſein eigener Bruder) und Jobſt von Mähren, wurden Wenzeln gegenübergeſtellt. Sigismund (1411 — 1437) blieb König nach Wenzels Tode. Der Zeitraum ſeiner Regierung umfaßt das Concilium zu Coſtnitz, den Proceß und die Hinrichtung des edeln Huß, der Wicleffs Ideen in Böhmen geltend gemacht hatte, und den Ausbruch des Huſſitenkrieges in Böhmen, Meißen, Franken und Baiern. Mit dem großen Plane ſchwanger, dem Fauſtrechte mit einem Schlage ein Ende zu machen, und eine beſtimmtere Eintheilung des Reichs in ſechs Kreiſe einzuführen, ſtarb ſein Nachfolger, Albrecht II. von Oeſterreich, (1437 — 1439), zu früh für Aller Hoffnungen und Wünſche. Noch wichtiger ſollte Friedrichs III. Regierung werden (1439 — 1493); zwar nicht durch ihn, den ſchwachen, kurzſichtigen Monarchen, aber durch Aufnahme der Wiſſenſchaften, durch Stiftung mehrer Univerſitäten, durch die Entdeckung Amerika's erhielt ganz Europa, und mit ihm Deutſchland, friſche Kräfte und neue Antriebe zur Thätigkeit. In deſto größerem Widerſpruche ſtanden damit das noch immer waltende Fauſtrecht und die Willkühr der Großen, die ſich unter andern in dem mächtigen Bunde der ſchwäbiſchen Städte ausſprach, wenn auch der Drang der Umſtände ihn rechtfertigen mochte. Mehr als je that es Noth,

daß ein Fürſt von Muth, Kraft und Einſichten Deutſchlands Thron beſtieg. Dieſer war Friedrichs Sohn, Maximilian I. (1493—1519). Den vorherrſchenden dringenden Wunſch aller Stände, beſonders der arg bedrückten Städte, Vernichtung des Fauſtrechts, erfüllte er durch die Errichtung des ewigen Landfriedens. Zugleich ward ein Kammergericht beſtellt und eine Kammergerichtsordnung bekannt gemacht, ein Reichsregiment und ein Reichshofrath eingeſetzt, und Deutſchland erſt (1500) in ſechs Kreiſe, nämlich: den baierſchen, ſchwäbiſchen, fränkiſchen, oberrheiniſch-weſtphäliſchen und ſächſiſchen, eingetheilt, wozu in der Folge (1512) noch der öſterreichiſche, burgundiſche und churrheiniſche Kreis kamen, der ſächſiſche aber in Ober- und Niederſachſen getheilt ward, ſo daß ihre Anzahl auf zehn ſtieg. Den Glanz der Krone vermehrte Maximilian, indem er zuerſt den Titel als römiſcher Kaiſer annahm, ja er hatte ſogar den Gedanken, den päpſtlichen Stuhl zu beſteigen; nur der Cardinäle ſchnelle Wahl nach Julius II. Tode verhinderte ihn daran. Das Juſtizweſen erhielt feſtere und beſtimmtere Formen und einen neuen Gang durch die Hofgerichte und Kreistage; eine Polizeiverordnung ward eingeführt und das Poſtweſen (1516) eingerichtet. Bei dem Kriegsweſen wurden die Truppen in Fähnlein und Regimenter eingetheilt, höhere militäriſche Würden angeordnet und das grobe Geſchütz vervollkommnet. Der Anfang der Reformation (1517), auf der kurz vorher (1502) geſtifteten Univerſität Wittenberg, beſchließt die Reihe der ſo höchſt wichtigen und für Deutſchland ſo unendlich folgereichen Ereigniſſe unter Maximilians Regierung. Seinem Nachfolger, Carl V. (Maximilians Enkel und König von Spanien), wurde eine, als künftiges Reichsgrundgeſetz entworfene Wahlcapitulation vorgelegt, die er beſchwören mußte; doch der ihm angeborne despotiſche Charakter verletzte ſie bald bei jedem Schritte, den er that. D. Martin Luthers Reformationswerk machte reißende Fortſchritte; der Bauernkrieg unter Thomas Münzers Anführung verbreitete Unheil; des Landgrafen Philipp von Heſſen und des Churfürſten von Sachſen Bündniß zum Beſten der Reformation wirkte für das Gelingen derſelben; die feierliche Proteſtation der Anhänger der neuen Lehre erfolgte, und nach dem Bunde der evangeliſchen Fürſten, geſchloſſen zu Schmalkalden (1530), brach der ſchmalkaldiſche Krieg (1546) aus. Die wittenbergiſche Capitulation entſchied über das Schickſal des unglücklichen Churfürſten Johann Friedrich von Sachſen; die erneſtiniſch-ſächſiſche Linie verlor die Churwürde, das Interim (1548) geſtattete den Proteſtanten nur den Kelch im Abendmahle und die Prieſterehe, bis endlich im Vertrage zu Paſſau (am 31. Jul. 1552) Carl V., durch des Churfürſten Moritz Verein mit Frankreich und den Gliedern des ſchmalkaldiſchen Bundes gezwungen, den Proteſtanten völlige Gewiſſensfreiheit und bürgerliche Gleichheit mit den Katholiken zuſicherte, und auf die Grundlage dieſes Vertrags der gänzliche Religionsfriede (1555) zu Augsburg abgeſchloſſen wurde. In Hinſicht auf Deutſchlands innere Verfaſſung ernannte Carl ſchon auf ſeinem erſten Reichstage in Worms das Reichsregiment, und erneuerte die Geſetze wegen des Landfriedens- und Kammergerichts; auch wurde hier die Reichsmatrikel bekannt gemacht, welche das Contingent zur Reichsarmee beſtimmte, das in der Folge bis auf das Drei- und Fünffache erhöht wurde. Carl, in deſſen weitläufigen Staaten die Sonne nicht unterging, legte endlich, der Laſt des Thrones müde, die Regierung nieder (1556), und ſtarb 1558 in einem ſpaniſchen Kloſter. Mit Ferdinands I. (Carls Bruder) Thronbeſteigung ward die Wahl-

capitulation nachgeſehen, der Religionsfriede ihr einverleibt, das tridentiniſche Concilium (1545 eröffnet) beſchloſſen, und damit zugleich eine ewige Kluft zwiſchen den Katholiken und Proteſtanten befeſtigt, welche die augsburgiſche Confeſſion als Unterpfand ihrer Glaubensſicherheit beſaßen. Der päpſtliche Stuhl bot Alles auf, um nur einen feſten Punkt in Deutſchland ſich zu erhalten, und fand die Mittel in den immerwährenden Nunciaturen zu Wien, Brüſſel und Cöln, und dann in der Verbreitung des ſchon 1540 geſtifteten Ordens der Jeſuiten, welche er gleichſam als geiſtliche Soldaten gegen den Proteſtantismus gebrauchte. Ferdinand erließ auch eine Reichshofrathsordnung. Seines Nachfolgers, Maximilians II., Regierung (1564—1576) ward unfreundlich bezeichnet durch die kirchlichen Streitigkeiten unter den Proteſtanten, die Widerſprüche zwiſchen Melanchthon und Calvin, die Erſcheinung der Formula Concordiae, durch welche die Trennung der Reformirten von den Lutheranern vollendet wurde, und endlich durch die Grumbachiſchen Händel. Unter ſeinem Sohne, Rudolph II., ward allmälig der ſchreckliche dreißigjährige Krieg in der Errichtung der Union und der Ligue vorbereitet; die Utraquiſten in Böhmen erhielten in dem ſogenannten Majeſtätsbriefe die freie Religionsübung, die Univerſität Prag und das Recht, neue Kirchen und Schulen anzulegen, und kurz darauf, unter Matthias (1618), griff man ſchon zu den Waffen. Ferdinand II. (1619—1637), ein fanatiſcher Katholik, war ganz dazu geſchaffen, den glühenden Funken zur verwüſtenden Flamme zu bringen. Der dreißigjährige Krieg beginnt mit allen ſeinen Schrecken, das Blut der Union fließt in Strömen, Tilly und Wallenſtein übertreffen ſich wechſelſeitig in wüthenden Schlachten, die Union ſcheint verloren, das Reſtitutionsedict, das die proteſtantiſchen Unterthanen katholiſcher Fürſten zum Katholicismus zurückführen ſoll, wird ſchon hier und da mit Gewalt vollzogen, Ferdinand glaubte am Ziele zu ſein, als Guſtav Adolph von Schweden, nach des Cardinals Richelieu Plan, zur Rache und Rettung erſchien. Nach ſeinem Tode trat Frankreich gegen Oeſterreich auf, der große Churfürſt Friedrich Wilhelm von Brandenburg ergriff die Sache der Proteſtanten als ſeine eigene, Banner und Torſtenſon, Wrangel und Turenne erkämpften ſich Ruhm, und der weſtphäliſche Friede (1648) gab dem erſchütterten Europa nach dreißig ſchrecklichen Jahren die langentbehrte Ruhe wieder. Noch bevor ſich Brandenburg einmiſchte, hatte Ferdinand II. ſeinem Sohne, Ferdinand III. (1637—1657), durch ſeinen Tod Platz gemacht, und dieſer mußte nun, als der von Frankreich und Schweden Beſiegte, dem Geſetze dieſes Friedens ſich unterwerfen, welcher, außerdem daß völlige Gleichheit und Gewiſſensfreiheit der Katholiken und Proteſtanten, mit Einſchluß der Reformirten, und freie Religionsübung, außer in den öſterreichiſchen Erblanden, feſtgeſetzt wurde, auch die Unabhängigkeit der freien Schweiz und der Niederlande anerkannte. Für das Haus Pfalzbaiern wurde die achte Churwürde errichtet, und jeder intereſſirte Theil, bis auf den Churfürſten von der Pfalz, erhielt ſeine Entſchädigungen. Unter die großen Folgen dieſes Friedens, welcher Deutſchlands Verfaſſung beſonders durch ſcharfe Abſcheidung in den Verhältniſſen der allgemeinen Reichsverwaltung befeſtigte, und mit allem Recht ein Actenſtück des europäiſchen Völkerrechts genannt werden kann, gehörte auch die Einſchränkung des hanſeatiſchen Bundes, dem nur noch Hamburg, Bremen und Lübeck übrig blieben, die Beibehaltung ſtehender Heere und ein ausgebildeteres Beſteuerungsſyſtem. So gedieh denn die ſchon mit Luther angebrochene Morgenröthe im=

mer mehr zum lichten Tage, als Leopold I. 1657 den deutſchen Kaiſerthron beſtieg, unter welchem der Reichstag von 1663 an fortdauernd wurde. So friedlich Leopold geſinnt war, ſo ſah er ſich doch in mehrere Kriege mit der Türkei und Frankreich verwickelt; das Ende des ſpaniſchen Erbfolgekrieges erlebte er nicht. Für den Herzog von Hannover errichtete er die neunte Churwürde. Unterdeſſen hatte Preußen ſich zum Königreich erhoben, und erhielt ein vermehrtes Gewicht in den Angelegenheiten Deutſchlands. Leopolds Sohn, Kaiſer Joſeph I. (1705—1711), ſetzte den ſpaniſchen Krieg fort, und ſprach über die Churfürſten von Baiern und Cöln die Acht aus, da ſie Frankreich angehangen hatten. Doch unerwartet ſchnell, an den Blattern, ſtarb Joſeph im 33. Jahre ſeines Lebens, und ſein Bruder, Carl VI., folgte ihm in der Kaiſerwürde. Der bald erfolgende utrechter, und der auf ſeine Grundlage abgeſchloſſene Friede zu Raſtadt und Baden (1714) machte Carls fortgenährten Entwürfen auf die Vereinigung der ſpaniſchen Krone mit der deutſchen ein Ende. Doch gelang ihm die Errichtung der ſogenannten pragmatiſchen Sanction, dieſes berühmten öſterreichiſchen Hausgeſetzes zur Beſtimmung der Erbfolge. Der Friede von Wien beendigte den Krieg wegen der polniſchen Königswahl (1735) günſtig für Sachſen, und der Friede zu Belgrad (1739) den gegen die Türken, worin Oeſterreich ſich zu Abtretungen verſtehen mußte. Mit Carls VI. Tode (1740) erloſch der Mannsſtamm der habsburgiſchen Dynaſtie, und ſeine Tochter, Maria Thereſia, übernahm die Regierung der Erbſtaaten. Aber Churfürſt Carl Albrecht von Baiern trat gegen ſie mit Anſprüchen auf das öſterreichiſche Erbe, und 1742 unter dem Namen Carl VII. als deutſcher Kaiſer auf. Der daraus entſtandene achtjährige öſterreichiſche Erbfolgekrieg ward nach Carls VII. Tode (1745) durch den Frieden zu Füßen (1745) und durch den aachener (1748) glücklich für Maria Thereſia geendigt, welche unterdeſſen auch die beiden ſchleſiſchen Kriege mit Friedrich II., dem Großen, geführt. Am 15. Septbr. 1745 ward ihr Gemahl, Franz I., zum deutſchen Kaiſer gewählt. Der hubertsburger Friede (1763) beendigte den für Deutſchland verderblichen ſiebenjährigen Krieg. Franz I. großer Sohn, Joſeph II., folgte ſeinem Vater in der Kaiſerwürde (1765). Seine erſten Arbeiten waren eine Reviſion des Juſtizweſens und des Kammergerichts; dieſem folgten die Aufhebung des Jeſuiterordens (1773) in ſeinen Staaten, nach dem von andern europäiſchen Mächten ſchon früher gegebenen Beiſpiele. Die Aufhebung der überflüſſigen Klöſter, das Toleranzedict vom 13. Oct. 1781, die erweiterte Preßfreiheit gehören unter die ſchönſten Diamanten in Joſephs Krone. Die Unruhen in Belgien und der erneute Türkenkrieg beunruhigten den edlen Kaiſer gegen das Ende ſeiner Regierung noch ſehr, und er ſtarb (20. Febr. 1790) mit vielen Sorgen im Herzen. Leopold II., Joſephs Bruder und bisheriger Großherzog von Toscana, welcher nach geſchehener Abänderung der Wahlcapitulation am 30. Sept. zum Kaiſer gewählt wurde, ſchloß auf Preußens Dazwiſchentreten mit der Pforte Friede. Schon im erſten Jahre ſeiner Regierung thürmte jenſeits des Rheins ſich das Gewitter auf, das Deutſchland den Untergang drohte. Die franzöſiſche Revolution brach aus. Leopold und Friedrich Wilhelm II. von Preußen vereinigten ſich zu Pillnitz am 25. Aug. 1791 zur Aufrechthaltung des Beſtandes und der Verfaſſung des deutſchen Reichs, und zur Unterſtützung der königlichen Rechte in Frankreich. Da ſtarb plötzlich Leopold (am 1. März 1792), und ſein Sohn, Kaiſer Franz II., trat in ſeinen Vertrag mit Preußen ein. Nachdem die franzöſiſche Na-

tionalverſammlung Oeſterreich den Krieg erklärt hatte, beſchloß auch das deutſche Reich (am 23. Nov. 1792) den Krieg. Bald aber ſchloſſen Preußen und mehre deutſche Fürſten beſondere Frieden mit der neuen Republik, und zwiſchen Oeſterreich und Frankreich wurde am 17. Oct. 1797 der Friede zu Campo Formio unterzeichnet. Mit dem deutſchen Reiche wurde der Friede zu Raſtadt unterhandelt; aber noch vor der Beendigung dieſer Verhandlung brach der Krieg aufs neue aus. Der Friede von Lüneville (9. Febr. 1801) beſtimmte den Rhein zur Grenze Frankreichs und Deutſchlands, welches dadurch über 1200 Q. M. Land und faſt 4 Mill. Menſchen verlor. Oeſterreichs Beherrſcher gründete (1804) ein erbliches Kaiſerthum Oeſterreich, während Frankreichs erſter Conſul, Buonaparte, als Napoleon I. zum Kaiſer der Franzoſen erklärt wurde. Bald traten Oeſterreich und Rußland vereint wieder gegen den aufſtrebenden Nachbar auf, und der Friede von Preßburg (26. Dec. 1805) endigte dieſen Krieg, an welchem drei Stände des deutſchen Reichs, Baiern, Würtemberg und Baden, als Verbündete Frankreichs, Theil genommen. Im folgenden Jahre ſagten 16 deutſche Fürſten ſich vom Reichsverbande los, errichteten einen Verein, deſſen Conſtitutionsacte in Paris, 12. Juli 1806, entworfen, 19. Juli zu St. Cloud vollzogen, und durch den franzöſiſchen Geſchäftsträger Bacher zu Regensburg der allgemeinen Reichsverſammlung am 1. Aug. bekannt gemacht wurde. Sie unterwarfen ſich durch dieſe Acte dem franzöſiſchen Kaiſer, als ihrem Protector, und nannten ihren Verein den Rheinbund. Dieſer entſcheidende Schritt foderte unumgänglich einen zweiten. Napoleon hatte erklärt: „daß er dieſen Fürſtenbund als eine natürliche und nothwendige Folge des preßburger Friedens betrachte; der Reichstag habe längſt aufgehört, einen Willen zu haben; durch Hannovers Vereinigung mit Preußen ſei ein Churfürſtenthum aufgehoben worden, und ein nordiſcher König (Schweden) habe eine Reichsprovinz ſeinen übrigen Staaten einverleibt; er erkenne alſo das Beſtehen der deutſchen Verfaſſung nicht mehr an, dagegen aber die volle unumſchränkte Souveränität eines jeden der Fürſten, deren Staaten das heutige Deutſchland ausmachen, und er wolle mit ihnen in die nämlichen Verhältniſſe treten, wie mit den übrigen unabhängigen Fürſten Europa's." Als Folge dieſer Erklärung verzichtete Kaiſer Franz, unterm 6. Aug., auf die deutſche Kaiſerkrone, legte die Reichsregierung nieder, und erklärte ſeine deutſchen Erbſtaaten für getrennt von dem deutſchen Reichskörper, empfahl aber zugleich die Reichsdienerſchaft den ehemaligen Ständen des aufgelöſeten Reichs. Und hier iſt das Ende der deutſchen Reichsgeſchichte, und der Beginn der Geſchichte des rheiniſchen Bundes (ſ. Rheinbund). Noch war das erſte Jahr des Bundes nicht verfloſſen, als ſeine Contingente, mit Frankreich vereint, an der Saale, Elbe, Oder und Weichſel ſchlugen. Nach dem Frieden von Tilſit ſah der Bund durch den Beitritt von elf Fürſtenhäuſern aus dem nördlichen Deutſchland ſich erweitert. Alte Fürſtenhäuſer wurden verdrängt, und ein franzöſiſcher Thron ward in Deutſchland errichtet. Vier Könige, fünf Großherzoge und 25 Herzoge und andere Fürſten waren nun von dem neu gewobenen Bande umſchlungen. Der Friede von Wien (am 14. Oct. 1809) vergrößerte des Bundes Umfang und Macht. Die nordweſtlichen Beſtandtheile aber, ſo wie die Hanſeſtädte, Hamburg, Bremen und Lübeck, wurden 1810 mit Frankreich vereinigt. 1812 unternahm Napoleon ſeinen verderblichen Zug nach Rußland, und auf ſeinen Ruf ſchloſſen ſich die zahlreichen Contingente der Souveräne des Rheinbundes ſeinem Heer

an. Aber nicht mit Luſt folgten die Deutſchen ſeinen Fahnen. Denn die Fürſten und die Völker waren längſt zu der Ueberzeugung gekommen, daß ſie nur Werkzeuge ſeien, um ſeinen ehrgeizigen Planen zu dienen, und daß unter ſeinem Joche Recht, Freiheit und Wohlſtand, die man immer ſchmerzhafter vermißte, nicht mehr zu hoffen ſeien. Indeß folgte man dem Gebote der Nothwendigkeit, und 100,000 Deutſche fanden ihr Grab in den Schneegefilden von Rußland. Die Ruſſen verfolgten ihre Vortheile bis auf die deutſche Grenze; Preußen verband ſich mit ihnen zur Wiederbefreiung von Europa (28. Febr. 1813); zugleich ſchloſſen einige Stände des Nordens ſich ihnen an; Lübeck und Hamburg ſtanden, mit den Waffen in der Hand, gegen ihre Bedrücker auf; in ganz Deutſchland waren alle Gemüther bewegt von dem getroſten Glauben, daß nun die Zeit der Rettung gekommen ſei. Noch zuverſichtlicher ward dieſer Glaube, als auch Oeſterreich (10. Aug.) dem Bunde gegen den mit unbeugſamer Verſtockung auf ſeinen Anſprüchen beſtehenden Tyrannen beitrat. Bald nahmen die Kriegsereigniſſe, bei dem einſtimmigen Sinne der Verbündeten, und bei der edlen Begeiſterung, die ihre Völker belebte, einen für ihre Sache höchſt günſtigen Charakter an, und nun warf auch Baiern das Joch ab, und verband ſich durch den Vertrag vom 8. Oct. 1813, ſeine Macht mit der der Verbündeten zu vereinigen. Zehn Tage ſpäter vernichtete die Schlacht von Leipzig die franzöſiſche Herrſchaft in Deutſchland; durch ſie fiel das Gebäude des Rheinbundes in Trümmern. Es traten am 2. Nov. auch der König von Würtemberg, und nach ihm die übrigen Souveräne des Südens dem großen Bunde bei. Durch das Treffen bei Hanau (30. Oct.) war das fliehende franzöſiſche Heer über den Rhein zurückgeworfen worden. Alles bekam von nun an in Deutſchland eine neue Geſtalt. Einige Feſtungen ausgenommen, war allenthalben die franzöſiſche Macht vernichtet. Es gab kein Königreich Weſtphalen, kein Großherzogthum Berg mehr. Ueberall kamen die durch franzöſiſche Gewalt vertriebenen Fürſten, mit Jubel und Herzlichkeit von ihren Unterthanen empfangen, in ihre Länder zurück. In ganz Deutſchland wurden unermeßliche Rüſtungen zur Behauptung der wiedererlangten Freiheit betrieben, und mit Freuden und Muth griff alles zu den Waffen, um für die als heilig erkannte Sache zu ſtreiten. Nie war ſeit den Zeiten der Kreuzzüge die geſammte deutſche Nation ſo mächtig von einer begeiſternden Idee ergriffen, als in dieſen Tagen; nie ſah man eine ſo reine und rührende Einigkeit unter Fürſten und Völkern. Die Heere der Sieger gingen am erſten Tage des folgenden Jahres über den Rhein. Bald ward alles Land, das die Franzoſen ſeit 1793 von Deutſchland abgeriſſen hatten, wieder erobert, und die großen Ergebniſſe des Feldzuges in Frankreich beſtätigten den Beſitz der Eroberung. Am 30. Mai ward der Friede zu Paris geſchloſſen. Vermöge deſſelben gab Frankreich, mit Ausnahme von Mömpelgard und einigen kleinern Bezirken, die ſämtlichen deutſchen Eroberungen zurück; ein großer Theil derſelben aber wurde dem alten Stamme nicht angefügt, wie denn der ganze burgundiſche Kreis, ſamt dem Hochſtifte Lüttich, die Beſtimmung erhielt, das neue Königreich der Niederlande zu verſtärken. In Anſehung der innern Angelegenheiten Deutſchlands verfügte der Friede: daß die deutſchen Staaten unabhängig und durch ein föderatives Band unter ſich verknüpft ſein ſollten; welche Verfügung durch den wiener Congreß, der am 1. Nov. 1814 eröffnet wurde, ihre Vollziehung erhielt, indem man auf demſelben nicht nur über die veränderten Landesverhältniſſe in Deutſchland übereinkam, ſondern

auch die Grundlagen des Staatsrechts des deutſchen Bundes beſtimmte. Die letztern ſind in der am 9. Juni 1815 unterzeichneten Bundesacte ausgeſprochen. Vermöge derſelben vereinigten ſich folgende ſouveräne Fürſten und freie Städte, nämlich Oeſterreich, Preußen (dieſe beiden für ihre vormals zum deutſchen Reiche gehörigen Beſitzungen), Sachſen, Baiern, Hannover, Würtemberg, Baden, Churheſſen, Großherzog von Heſſen, der König von Dänemark für Holſtein, der König der Niederlande für Luxemburg, Braunſchweig, die beiden Herzoge von Mecklenburg, Naſſau, die fünf Herzoge von Sachſen, Holſtein-Oldenburg, die drei Herzoge von Anhalt, beide Schwarzburg, beide Hohenzollern, Lichtenſtein, Waldeck, beide Reuß, Schaumburg-Lippe und Lippe-Detmold, Lübeck, Frankfurt, Bremen und Hamburg, welchen ſpäterhin noch Heſſen-Homburg beigeſellt ward, zu einem beſtändigen Bunde, welcher der „deutſche Bund" heißt, und deſſen Zweck in der Erhaltung der äußern und innern Sicherheit Deutſchlands, und der Unabhängigkeit und Unverletzlichkeit der einzelnen deutſchen Staaten beſteht. Alle Bundesglieder haben gleiche Rechte; die Angelegenheiten des Bundes werden durch eine Bundesverſammlung beſorgt, in welcher Oeſterreich präſidirt, und die ihren Sitz in Frankfurt hat. Die Abfaſſung der Grundgeſetze des Bundes und deſſen innere Einrichtung iſt in der Acte als das erſte Geſchäft der Bundesverſammlung beſtimmt. Durch dieſe Verfügungen hörte alſo Deutſchland auf, als ein ſelbſtändiges, einen feſten Charakter von Einheit behauptendes Reich zu beſtehen, und verwandelte ſich in einen Staatenverein, unter deſſen Mitgliedern nicht das Verhältniß der Unterordnung, ſondern blos das der Beiordnung Statt findet, wie letzteres der Fall bereits in dem Syſteme des rheiniſchen Bundes geweſen war. Dieſe Erſetzung der alten Reichsverfaſſung durch einen nur in föderativer Form zuſammenhängenden Bau, die Maximen, welche bei Aufnahme der Bundesglieder befolgt wurden, und die Grundſätze, welche die Bundesacte über die innern Verhältniſſe der deutſchen Staaten ausſprach, täuſchten viele zuverſichtliche Hoffnungen, und erregten nicht geringes Mißfallen. Indeſſen war noch vor Unterzeichnung der Bundesacte ein Ereigniß eingetreten, welches den ganzen Neubau bedrohete. Die Wiederkunft Napoleons entzündete einen neuen Krieg, deſſen Erfolge aber für die Verbündeten unerwartet ſchnell und glücklich waren, denn der Vertrag vom 20. Nov. 1815 gab Deutſchland, außer Mömpelgard und einige lothringiſche Enclaven, alle diejenigen Bezirke wieder, die 1814 noch von den neuern Eroberungen bei Frankreich verblieben waren; es wurde ſogar an Landau und ſeinen Umgebungen eine nicht unwichtige Erwerbung gemacht. Die wirkliche Eröffnung des Bundestags ſelbſt ward durch die verſchiedenen und ſchwierigen Landesausgleichungen bis zum 5. Nov. 1816 verzögert. Man ſehe den Art. Deutſche Bundesverſammlung, und vergl. auch über die neuere Geſchichte Deutſchlands den Art. Ruſſiſch-deutſcher Krieg von 1812—1815, und über die ehemalige Reichsverfaſſung d. Art. Deutſches Reich, und die folgenden Art.

Deutſchland, in geographiſcher und ſtatiſtiſcher Hinſicht. Deutſchland, in Oſten von Weſtpreußen und Poſen, Polen, Cracau, Galizien, Ungarn und Croatien, in Süden von dem adriatiſchen Meer, dem lombardiſch-venetianiſchen Königreich und Helvetien, in Weſten von Frankreich und dem Königreiche der Niederlande, endlich in Norden von der Nordſee, Dänemark und der Oſtſee begrenzt, erſtreckt ſich vom 23 bis 37° d. L. und vom 45 bis 55° N. B., und hat einen

Flächeninhalt von 11,600 Q. M. Es wird von 500 Flüſſen durchſtrömt, unter welchen 60 ſchiffbare. Die wichtigſten ſind die Donau, der Rhein, die Weſer, die Elbe und die Oder (ſ. die beſondern Art.). Unter den Seen ſind die wichtigſten der Bodenſee, der Chiemſee, der cirknitzer See, der Traunſee, der Wurmſee, der mannsfelder ſalzige und ſüße See, der Dummerſee, der ploener See u. ſ. w. Der Boden iſt ſehr verſchieden, im ſüdlichen Theile gebirgig, im nördlichen größtentheils eben. Gegen die Nord- und Oſtſee hat Deutſchland einen ſtarken und weit von Süden her ſich erſtreckenden Abhang, und muß beſtändig, beſonders im Nordweſt, mit dem eindringenden Meere kämpfen. Den ſüdlichſten Zug der deutſchen Gebirge machen von Weſten gegen Oſten die tyroler, nebſt den allgauer, die karniſchen und juliſchen Alpen. Die nördliche Gebirgsreihe Deutſchlands läuft in einer Schlangenlinie von Oſten nach Weſten. Sie fängt bei den Carpathen mit den Sudeten an, von welchen das Rieſengebirge zwiſchen Schleſien und Böhmen ausläuft; ſüdweſtlich iſt das mähriſche Gebirge, nordweſtlich der Böhmerwald. Von letzterm zieht ſich nordöſtlich das ſächſiſche Erzgebirge, nordweſtlich das Fichtelgebirge, mit welchem nordweſtlich der Thüringerwald zuſammenhängt. Das nördlichſte Gebirge Deutſchlands iſt der Harz. Weſtlich von ihm ziehen ſich über die Weſer die Weſergebirge, welche bei Minden die weſtphäliſche Pforte bilden. Von dieſem Gebirge laufen ſüdlich die ſauerländiſchen Gebirge, der Weſerwald und das Siebengebirge am Rhein. Vom Thüringerwald ſüdweſtlich erſtreckt ſich das Rhöngebirge, der Vogelsberg und der Taunus, welcher ſich bis an den Rhein zieht. Vom Rhöngebirge ſüdlich läuft der Speſſart, der Odenwald, der Schwarzwald, welcher ſich bis an den Oberrhein erſtreckt, und öſtlich mit der rauhen Alp in Verbindung ſteht, und ſich den allgauer Alpen nähert. Jenſeit des Rheins iſt der Donnersberg und Hunnsrück, welche mit den Vogeſen zuſammenhängen, nebſt einem Theile der Ardennen. In Norddeutſchland giebt es viele ſandige, dürre Haidegegenden und Moore, und in mehreren Streifen nur längs der großen Flüſſe fruchtbares Land. Im Ganzen aber iſt der Boden fruchtbar. Das Clima iſt gemäßigt und geſund, im Norden feuchter und rauher, im Süden trockner und milder. Man ſchätzt die Einwohnerzahl auf 29,300,000 Seelen, welche in 2525 Städten, 2202 Marktflecken, 101,472 Dörfern und 70,000 Weilern und einzelnen Gehöften wohnen. Sie gehören zu zwei verſchiedenen Völkerſchaften, den Deutſchen und Slaven. Hierzu kommen noch Juden (300,000, nach Andern 500,000), Italiener in Illyrien und Tyrol (127,000) und Franzoſen (70,000). Hinſichtlich der Religion rechnet man über 15 Mill. Catholiken, 12 Mill. Lutheraner und über 2 Mill. Reformirte. Dazu kommen noch 25,000 Herrnhuter, 2,500 Mennoniten, 14,000 Griechen u. ſ. w. An Naturerzeugniſſen iſt Deutſchland reich. Es giebt in vielen Gegenden treffliches Rindvieh; in Holſtein, Mecklenburg u. ſ. w. zieht man gute Pferde. Die Schafzucht iſt durch ſpaniſche Schafe ſehr veredelt worden. Weſtphalen und Baiern haben vorzüglich gute Schweinezucht. Ueberdies ſind aus dem Thierreich zu nennen Ziegen, Eſel, zahmes und wildes Federvieh, Bienenzucht, etwas Seidenbau, mancherlei Fiſche und Krebſe, Wildpret, auch in einigen ſüdlichen Gebirgsgegenden Wölfe, Bären, Luchſe, Gemſen, Murmelthiere. Aus dem Pflanzenreiche erzeugt Deutſchland alle Arten Getreide in hinreichender Menge, und ſelbſt zur Ausfuhr; auch Spelz und Mais im ſüdlichen, und Buchweizen im nördlichen Theile, ferner Hülſenfrüchte, Gartengewächſe, Rübſamen, Flachs, Hanf, Tabak, Hop-

ſen, Krapp, Waid, Saflor, Safran, Anis, vieles Obſt, und im Süden auch gute Caſtanien, Mandeln und viele Pfirſichen und Aprikoſen. Der Weinbau iſt am Rhein, in Franken, an der Moſel und dem Neckar, auch im Oeſterreichiſchen, und zum Theil in Böhmen und Sachſen, ſehr beträchtlich. Seine nördlichſte Grenze iſt Witzenhauſen in Churheſſen. Die Waldungen beſtehen vornehmlich aus Eichen, Buchen, Tannen, Fichten, Kiefern, Birken u. ſ. w. Das Mineralreich bringt etwas Gold (in einigen Flüſſen Goldſand), ziemlich viel Silber (beſonders im Erzgebirge und Harz, jährlich 200,000 Mark), Queckſilber (in Idria und Zweibrücken), Zinn (in Böhmen und Sachſen), Blei, Kupfer, Eiſen, Galmei, Waſſerblei, Zinnober, Wismuth, Arſenik, Spießglas, Alaun, Vitriol, Zink, Schwefel, Salpeter, Kobalt, Stein- und Braunkohle, Marmor, Kalk, Alabaſter, Gyps, Asbeſt, Schiefer, Mühlen-, Sand-, Quader- und Bimsſtein, Traß, Jaſpis, Chalcedon, Serpentinſteine, Baſalt, Granit, Porphyr, viele Arten von Edelſteinen, Bernſtein, Oker, Thon, die feinſte Porzellanerde, Walkererde, Mergel, Torf, Bergtheer, viel Quell- und Steinſalz, und mannichfache Mineralwaſſer. Die wichtigſten Gegenſtände des deutſchen Kunſtfleißes ſind Leinwand, Wollwaaren, Seiden-, Leder-, Baumwollenwaaren, Spitzen, Tapeten, Papier, Glas, Spiegel, Porzellan, Fayence, Gold- und Silber-, Eiſen- und Stahlwaaren, Gewehre und Degenklingen, muſikaliſche und andere Inſtrumente, Uhren, lackirte Waaren, Holzwaaren, ferner Vitriol, Alaun, Zucker, Tabak, Bier, Branntwein, Liqueure u. ſ. w. Der Handel iſt in vielen Gegenden ſehr blühend, und wird zu Lande und zur See geführt. Ausfuhrartikel ſind Holz, Getreide (für 10 Mill. Thaler), Wein, Leinwand (ſonſt für mehr als 30 Mill. Thaler), Leingarn, Eiſen-, Stahl- und nürnberger Waaren, Porzellan, lackirte Waaren, Queckſilber, Blei, Glas, Spiegel, Vieh, beſonders Zugpferde, Cichorien, Obſt, Wolle, Salz, Mineralien, böhmiſche Granaten, Bernſtein, geräuchertes und geſalzenes Fleiſch, irdne Geſchirre, Schmalte, Wachs, Leder, Woll- und Baumwollwaaren, Spitzen u. ſ. w. Eingeführt dagegen wird Wein, Liqueur, Tabak, Südfrüchte, Spezereien, Zucker, Caffee, Thee, Seide, Baumwolle, feine wollne, baumwollne und ſeidne Zeuge, Mode- und Galanteriewaaren u. ſ. w. Die vornehmſten Seehandelsplätze ſind an der Nordſee: Hamburg, Altona, Bremen und Emden; an der Oſtſee: Lübeck, Wismar, Roſtock, Stralſund, Stettin; am adriatiſchen Meere Trieſt. Zu den wichtigſten Landhandelſtädten gehören in Norddeutſchland: Leipzig, Braunſchweig, Magdeburg, Frankfurt a. d. Oder und Breslau; in Süddeutſchland Frankfurt a. Main, Nürnberg, Augsburg, Prag, Wien und Botzen. Die Staaten, aus welchen Deutſchland gegenwärtig beſteht, ſind im vorhergehenden Art. aufgeführt. Sie ſind außerdem in einzelnen Artikeln abgehandelt. Ueber die Verfaſſung ſehe man gleichfalls den vorhergehenden Art. und den Artikel: Deutſche Bundesverſammlung.

Devalvation der Münze nennt man die Herabſetzung zu hoch ausgeprägter Münzen auf ihren wahren und eigentlichen Werth, wodurch ſie alſo einen geringern Zahlwerth erhalten, als das Gepräge beſagt; oft auch Herabſetzung überhaupt, oder die Setzung außer Cours. Jedem Staate ſteht es frei, den Gehalt (Schrot und Korn) ſeiner Münze und den äußern Zahlwerth derſelben zu beſtimmen; er kann alſo Schrot und Korn in ein Mißverhältniß zu dem Zahlwerthe bringen, aber nur innerhalb der Grenzen ſeines Gebiets kann er den Cours gebieten. Der fremde Staat, welcher durch Einführung von Geld,

welches gegen das ſeinige geringhältiger wäre, im Handel offenbar verlieren würde, wenn er es nach dem äußern Zahlwerthe nehmen ſollte, kann entweder ſolches Geld ganz verbieten, oder, nach erfolgter Prüfung des Gehalts, den Zahlwerth deſſelben herabſetzen. S. Münzfuß. dd.

Deviſe. Die Deviſen, welche wir hier meinen, ſind Wahlſprüche, meiſt ſinnbildlich ausgedrückt und dargeſtellt. Aus den Sinnbildern, denen man nachher, zur größern Deutlichkeit, eine Aufſchrift beifügte, ſind ſie hervorgegangen, und beſtehen auch aus zwei Theilen, einer ſinnbildlichen Figur, welche man den Körper, und einem beigefügten, paſſenden Wahlſpruch, den man die Seele der Deviſe nennt. Wenn Marmontel ſagt, ſie ſeien eine Erfindung der Ritterzeit, ſo hat er ſchwerlich daran gedacht, daß in des Aeſchylos Tragödie: die ſieben Helden vor Theben, alle dieſe Helden mit Deviſen auf ihren Schilden erſcheinen. Zur Zeit des Ritterweſens war es freilich Sitte, daß alle Ritter ſo auftraten; auf allen Wappenſchilden waren welche, und auf allen Turnieren erſchienen ſie, ſo daß der Graf Theſoro wol Recht hatte, ſie die Philoſophie des Edelmanns, die Sprache der Helden zu nennen. Daß nachher auch die Galanterie zu angenehmen Schmeicheleien ſich ihrer bediente, lag in dem Ritterthume ſelbſt, und manche Deviſe auf einem Schilde war ſogar nichts weiter, als eine Galanterie. Bei Feſten aller Art ſah man ſie auf Triumphbogen, Fahnen und Tapeten, in Grotten und auf Schiffen. Nicht ſelten ſprach ſich auch das Gefühl in ihnen aus, z. B. in der Deviſe einer jungen Wittwe, die zum Sinnbild einen der Blüthen, Blätter und Früchte beraubten Orangenbaum, und zur Aufſchrift die Worte gewählt hatte: Was können Erd und Himmel mir noch nehmen! Sie wurden auch häufig an Gebäuden, z. B. an Thüren und Decken, angebracht, und waren im 16. Jahrh. vorzüglich in Italien im Gebrauche. Paulus Jovius unterwarf 1560 die Kunſt der Deviſen folgender kurzen Theorie: der Körper der Deviſe ſei einfach, beſtimmt, ſpreche ſich von ſelbſt aus (denn er ſoll Sinnbild ſein), ſei edel, der Phantaſie gefällig; die Seele paſſe zu dem Körper, die Inſchrift ſei kurz, gedrängt, ſinnreich und angemeſſen. — Noch wird das Wort Deviſe jetzt häufig im Geſchäftsſtyl der Banquiers und Kaufleute bei Wechſelgeſchäften gebraucht, um damit eine gewiſſe Gattung Papiere (Wechſel) anzudeuten; z. B. von allen Courſen iſt blos die Deviſe Augsburg k. Sicht, oder die Deviſe London 2 Mt. dato geſucht. dd.

Devolution (Abwälzung) heißt in der Rechtsſprache die Vererbung auf einen Andern, oder der Heimfall. Unter dem Devolutionsrechte verſteht man 1. insbeſondere ein Recht, vermöge deſſen nach dem Tode des einen Ehegatten alles Vermögen an die Kinder fällt, und der überlebende Gatte nur den Nießbrauch davon erhält; 2. das Recht, vermöge deſſen das Patronatsrecht, eine erledigte (beſonders geiſtliche) Stelle zu beſetzen, wegen Vernachläſſigung oder Verſäumniß, nach einer gewiſſen Friſt für den gegenwärtigen Fall verloren geht, und auf die höhere Behörde (Biſchof, Landesfürſt oder ſein Conſiſtorium) zurückfällt. Devolutionsmittel ſind ſolche Rechtsmittel, durch welche eine vor Gericht anhängige Sache von einem Unterrichter an den Oberrichter gebracht wird. Devolviren, abwälzen, auf einen Andern bringen.

Dey heißt in den nordafrikaniſchen Republiken, Algier, Tunis und Tripolis, der oberſte Befehlshaber, welcher von der Verſammlung der höchſten Kriegsbehörden erwählt wird, und mit faſt unumſchränkter Macht herrſcht. In Tunis führt er den Namen Bey.

Diaconus, Diacon, heißt in der proteſtantiſchen Kirche gemeiniglich der zweite oder dritte Prediger an einer Kirche. In dieſem Falle heißt der erſte Hülfsprediger Archidiaconus. Das Diaconat iſt die Stelle, die er verwaltet. Diaconiſſe, in den catholiſchen Klöſtern, die Kirchendienerin, welche z. B. die Bekleidung des Altars zu beſorgen hat. In der alten Kirche waren Diaconissae betagte Frauen, deren Amt darin beſtand, daß ſie andere, die ſich taufen laſſen wollten, unterrichteten, den Kranken Hülfe leiſteten, in den Verſammlungen den Frauen ihren Platz anwieſen u. dgl. m. Diaconicon heißt in der griechiſchen Kirche die Collecte, die der Diaconus ſingt, auch das Buch, worin deſſen Verrichtungen ſtehen. Zu den Zeiten der Apoſtel beſorgten die Diaconen die Intereſſen der Wittwen, der Armen, und zugleich die gemeinſchaftlichen Mahlzeiten. Im 3. Jahrh. brachten die Diaconen dem Presbyter die Gefäße beim Gottesdienſte, theilten die geweihten Symbola des Abendmahls aus, ohne ſelbſt weihen zu dürfen, laſen das Evangelium vor, bedienten den Biſchoff. Nachher wurden ſie in der catholiſchen Kirche die ſechste Ordnung der Geiſtlichen.

Diadem, eine Stirnbinde, die, nach Einigen, Bacchus erfunden haben ſoll, um das Kopfweh, die Folgen der Trunkenheit, zu lindern (vielmehr wol hatte er ſie, weil er aus dem Orient, Indien, kam), und die nachher ein auszeichnender Schmuck der Könige wurde. Das Bacchiſche Diadem, das man oft an antiken Darſtellungen, zumal des indiſchen Bacchus, ſieht, und das auch Kredemnon heißt, beſtand aus einer, die Stirn und Schläfe umwindenden, breiten, gefalteten Binde, hinten geknüpft, mit herabhängenden Enden. Auseinander gefaltet, bildete es einen wirklichen Schleier, und heißt darum bei den Griechen auch öfters Kalyptra, d. i. Schleier. Nachher wurde es noch mehreren Gottheiten, außer dem Bacchus und den Perſonen in deſſen Gefolge, gegeben, und kam von dieſen auf die Könige. In den älteſten Zeiten war es ſehr ſchmal; Alexander der Große nahm das breite Diadem der perſiſchen Könige an, deſſen Enden auf die Schultern herabfielen, und ſeine Nachfolger behielten dieſes Zeichen der königlichen Würde bei. Auf den Münzen ſieht man auch Königinnen mit dem Diadem, welchem ein Schleier beigefügt iſt. Die erſten römiſchen Kaiſer enthielten ſich dieſes Schmuckes, um nicht dem Volke zu mißfallen. Conſtantin der Große war der erſte, der ſich deſſelben wieder bediente und es noch mehr ausſchmückte. Seit dieſer Zeit wurde es mit einer einfachen oder doppelten Reihe von Perlen und Edelſteinen verziert, wodurch es einige Aehnlichkeit mit einem türkiſchen Bunde erhielt, mit dem man es ſonſt nicht verwechſeln darf. Die Mode nennt einen ähnlichen Kopfputz der Damen ſo.

Diagnoſis, Diagnoſe, in der Heilkunſt, iſt die Angabe der weſentlichen Zufälle einer Krankheit, wodurch ſie von andern unterſchieden iſt. Diagnoſtik iſt demnach die Kunſt, ähnliche Krankheiten von einander zu unterſcheiden, und jede richtig zu beſtimmen. Diagnoſtiſch, anzeigend, zur Erkenntniß einer Krankheit dienlich, ein diagnoſtiſcher Umſtand, d. h. ein ſolcher, aus welchem ſich die Natur oder der Sitz der Krankheit genau erkennen läßt.

Diagonal-Linie, Diagonale, heißt diejenige gerade Linie, welche in einer geradlinigten, mehr als dreiſeitigen Figur zwei nicht zunächſt liegende Winkelpunkte verbindet. Eine jede geradlinige Figur wird durch Diagonalen in ſo viele Dreiecke getheilt, als ſie Seiten weniger zwei hat.

Dialect, Mundart, wie eine und dieſelbe Sprache in verſchie-

denen Gegenden geſprochen wird. Die Abweichungen der einzelnen Dialecte einer Sprache beſtehen theils in der Ausſprache, theils in gewiſſen eigenthümlichen Worten, Wendungen und Ausdrücken. So erkennt man den Brandenburger, den Sachſen, den Schwaben, den Baiern an ſeiner Ausſprache und an einzelnen, jedem von ihnen eigenthümlichen, Redensarten. Auf der Bühne, wo man jetzt überall reines Hochdeutſch fodert, iſt ein Dialect, der das Geburts- oder Erziehungsland des Schauſpielers verräth, ein Fehler; die Fertigkeit hingegen, willkürlich einen beſtimmten Dialect zu ſprechen, ein großer Vorzug am Declamator, wie am Schauſpieler, da es Rollen, beſonders komiſche, giebt, deren Wirkung vorzüglich auf dem Dialect beruht, z. B. Judenrollen (ſ. Jüdeln), Rollen in wieneriſcher, berliner, ſchwäbiſcher, nürnberger Mundart. Die letztgenannte beſonders hat einen eigenen äſthetiſchen Charakter, nämlich den der Einfalt, Treuherzigkeit, und daher bisweilen der Naivetät. Es giebt Gedichte, z. B. von Grübel (ſ. d. Art.), die eigens in dieſem Dialect geſchrieben ſind, und vom Declamator nothwendig darin vorgetragen werden müſſen. Eben ſo ſind die Localpoſſen auf den Nebentheatern in Wien meiſt im wieneriſchen Dialect abgefaßt, ohne deſſen mündlichen Vortrag ſie den beſten Theil ihrer komiſchen Kraft verlieren würden. Wo der Dialect ſolcher Rollen oder Declamationsſtücke nicht heimiſch iſt, da kommt oft viel darauf an, daß der Sprecher ihn geſchickt zu mäßigen, d. h. dem Hochdeutſch in ſoweit anzunähern wiſſe, daß er den Zuhörern verſtändlich bleibt; eine Geſchicklichkeit, welche beſonders dem geſchätzten Declamator Solbrig eigen, und deren Mangel den wiener Komikern, wenn ſie auf andern Bühnen auftreten, gewöhnlich verderblich iſt. Vom Dialect zu unterſcheiden iſt der Jargon, d. h. die manchen Perſonen und Ständen eigene, durch Gewohnheit verdorbene Sprache, welche beſonders die etymologiſche Geſtalt der Wörter verſtümmelt. (S. Jargon.) A. Mnr.

Dialectik, der ältere Name der Logik oder Denklehre (von διαλεγεσθαι, ſprechen), weil das Denken ſich durch die Sprache darſtellt, und in dieſem Gebrauche zuerſt beobachtet und geregelt wird, wie überhaupt der Geiſt von dem Beſondern zum Allgemeinen fortſchreitet. Die Logik (ſ. d. Art.) war alſo früherhin, dieſem Namen zufolge, Sprechkunſt, Disputirkunſt. Als die Logik eine wiſſenſchaftlichere Form annahm, wurde die Dialectik zu einem Theile der Logik, und als angewandter Theil der Logik, der Analytik entgegengeſetzt, insbeſondere derjenige Theil der Logik, welcher der Disputirkunſt zum Grunde liegt. Jetzt verſteht man darunter blos die Disputirkunſt, bei welcher man den Gegner durch alle Arten von Gründen und Schlüſſen, auch durch Scheingründe und Scheinſchlüſſe, zu überwältigen ſucht. In der Kantiſchen Philoſophie wird die logiſche, die transcendentale und die natürliche Dialectik unterſchieden. Unter der erſten verſteht man die Logik des Scheins, d. i. die Lehre von der Entdeckung und Vermeidung des logiſchen Scheins, und von den Criterien der Wahrheit; unter der zweiten diejenige, welche den Schein tranſcendentaler Urtheile aufdeckt; unter der dritten einen Hang, wider die ſtrengen Geſetze der Pflicht zu vernünfteln und ſie unſern Neigungen möglichſt angemeſſen zu machen. Daher Dialectiker, ein Lehrer der Dialectik, oder wer die Kunſt des logiſchen Disputirens beſitzt; und dialectiſch, was ſich auf dieſe Kunſt bezieht (z. B. dialectiſche Künſte); insbeſondere was durch künſtliche Schlüſſe täuſcht.

Dialog iſt 1. Geſpräch, d. i. mündliche Unterredung zwiſchen

mehreren Perſonen; 2. die Geſprächsform oder der erdichtete Dialog; daher dialogiſiren, etwas in die Geſprächsform einkleiden. Die Philoſophen der Alten, beſonders die Griechen, liebten, vermöge der eigenthümlichen Lebendigkeit ihres Geiſtes, dieſe Form, bedienten ſich ihrer zur Mittheilung ihrer Unterſuchungen über wiſſenſchaftliche Gegenſtände, und ſtellten entgegengeſetzte Anſichten gleichſam perſonificirt und in lebendiger Zuſammenwirkung mit hohem Kunſtſinn dar. Man erinnere ſich der philoſophiſchen Dialogen des Platon, welche gleichſam philoſophiſche Dramen ſind. Der ſogenannte Socratiſche Dialog iſt ein in Fragen und Antworten dergeſtalt eingekleideter, daß der Befragte durch die Fragen beſtimmt wird, in ſeiner Seele ſelbſt diejenigen Vorſtellungen zu entwickeln, welche der Fragende in ihm hervorbringen will. Dieſer Dialog ſetzt bei dem Fragenden eine tiefere Kenntniß der menſchlichen Natur überhaupt und des Befragten insbeſondere voraus (ſ. Catechetik). Uebrigens gilt von dem philoſophiſchen Dialog mehr oder weniger, was von dem fingirten Dialog überhaupt gilt; nur mit beſonderer Hinſicht auf den Zweck des philoſophiſchen Vortrags, Wahrheit in Begriffen zu entwickeln. Erasmus von Rotterdam, ſpäterhin Leſſing, Moſes Mendelsſohn, Engel, Schelling haben ihn unter den Neuern bearbeitet. Im komiſchen und ſatyriſchen Dialog ahmte Wieland den Satyriker Lucian glücklich nach. Unter den Italienern haben ſich in dieſer Form Petrarca (de vera sapientia), Machiavelli, Gelli, Algarotti und Gozzi ausgezeichnet, bei den Franzoſen, nach Saraſin und Mallebranche, Fenelon; Fontenelle und St. Mard ahmten den Lucian nach. Unter den Engländern folgten Ge. Berkeley und Rich. Hurd dem Plato, Jac. Harris dem Cicero. Werden die Worte durch Entſchlüſſe zur That, ſo daß das Geſpräch durchaus Handlung bewirkt, ſo entſteht das Dramatiſche, wobei in dem Gedankengange lebendige Bewegung und Spannung auf den Ausgang herrſcht. Man ſieht leicht, wie die Kunſt dazu kam, manches in der Form des Geſprächs darzuſtellen. Bei dieſen Darſtellungen iſt ſie an die Bedingungen der wirklichen Unterredung gebunden. Daß nicht von Unterredungen des gemeinen Lebens die Rede ſei (wofern dies nicht abſichtlich nachgeahmt wird), ſondern von Unterredungen Gebildeter, und daß alſo Verſtändlichkeit, Richtigkeit, Reinheit und Beſtimmtheit des Ausdrucks überhaupt vorausgeſetzt werden, verſteht ſich von ſelbſt. Auch bedarf es kaum einer Erinnerung, daß die Ausdrücke nicht geſucht und die Verbindungen derſelben nicht ſtudirt ſein müſſen, indem Alles den Schein des augenblicklichen Entſtehens haben ſoll, obſchon der Dialog der Kunſt allerdings gefeilter und ſtrenger ſein wird, als der Dialog des Lebens. Der Dialog der Kunſt ſoll ſeinen Stoff (Wahrheiten, Gefühle, Handlungen) in einer äſthetiſchen Form darſtellen, d. h. alles Einzelne ſoll auf eine wohlgefällige Weiſe ſich an einander reihen und zu einem ſchönen Ganzen verknüpfen. Sind es Wahrheiten, ſo ſollen dieſe allmälig entwickelt und von ihrer erſten Dämmerung in der Seele bis zu ihrer vollen Klarheit verfolgt; ſind es Handlungen, ſo ſollen ſie aus ihrem Keim entwickelt werden, der Entſchluß allmälig reifen und in That übergehen. Dort, wie hier, iſt beſtändig innere Handlung, wenn gleich nicht immer äußere Begebenheit. Dieſe innere Handlung wird lebhafter 1. durch die Natur des Gegenſtandes, denn nur ein wenigſtens zweiſeitiger Gegenſtand eignet ſich für dialogiſche Behandlung, und 2. durch den Widerſtreit in den Anſichten der Unterredenden, welche wechſelſeitig ſtreben, die obwaltende Disharmonie in Harmonie aufzulöſen. Damit wir aber

an dieſem Widerſtreite den vollen Antheil nehmen; ſo muß in dem Dialog, als Werk der Kunſt, 1. jede Perſon deſſelben ihren beſtimmten, von den übrigen Perſonen unterſchiedenen Charakter, in Hinſicht auf das Erkenntniß-, Gefühls- und Begehrungsvermögen, haben, und 2. dieſer Charakter durch das Ganze der Darſtellung gehalten ſeyn. Wo wir nicht mehrere redende Perſonen unterſcheiden können, da können wir auch die Rede nicht für ein wirkliches Geſpräch halten. Es folgt hieraus, daß die Gedankenfolge in dem Dialog verſchieden ſein müſſe von der Gedankenfolge des einzelnen Nachdenkens, denn hier wird ſie nur durch innere, dort auch durch äußere Gründe beſtimmt, ſie hat ihre Urſachen zugleich in den Reden der übrigen Perſonen, mit denen ſie in jedem Augenblick in Wechſelwirkung ſteht. Sie ſoll ſich aber dennoch ſo natürlich an einander fügen, daß in dem Ganzen Alles dem Gange des menſchlichen Geiſtes und Herzens, nach den Geſetzen der Einbildungskraft, der Vernunft, des Gefühls, in der Situation und dem Charakter der Perſonen gemäß erſcheint. Welch ein Reichthum von Ideen, welche Lebendigkeit der Einbildungskraft, welche Gewandtheit des Witzes hiezu erfodert werden, ſpringt in die Augen. Zu einem Ganzen verkettet ſich das Einzelne, wenn alles, was geſagt wird, vollſtändig durch das Vorhergehende vorbereitet iſt. Im Drama wird der Dialog im engern Sinne dem Monolog (Selbſtgeſpräch) entgegengeſetzt; im Singſpiele den Singſtücken, und bedeutet die Redepartien. (S. Drama.)

Diamant oder **Demant**, ein völlig durchſichtiger, farbeloſer, oder mit verſchiedenen hellen Farben verſehener, in 3 und 6 ſeitigen Pyramiden, in 4 und 6 ſeitigen Säulen, Octaëdern und Dodecaëdern cryſtalliſirter, übrigens verbrennlicher Körper. Unter allen Körpern iſt er der härteſte. Durch Reiben wird er poſitiv electriſch. Man findet den härteſten im innern Oſtindien, immer in einem eiſenſchüſſigen Sande, außer in Anſchwemmungen, wo er nicht mehr in der Region ſeiner Bildung ſich findet. Zu Banaganpally in Decan findet man ſolche in einem Conglomerat oder Mandelſtein (aus Chalcedon, Jaspis u. ſ. w.) in einer Thonart von 1 Fuß Mächtigkeit zuſammengekettet. Waſſer, Weingeiſt, Oel, ätzende Alcalien und Säuren greifen den Diamant nicht an. Auch im Innern Braſiliens trifft man Diamanten. Der Diamant ſoll, nachdem er mit einem andern geſchlagen, durch Inſolation und Erleuchtung am Kerzenlicht, im Finſtern leuchten. Selbſt durch Küchenfeuer kann der Diamant vollkommen verbrannt werden, und verwandelt ſich in reines kohlenſaures Gas. Er kann folglich als der reinſte Kohlenſtoff betrachtet werden. Mit Stabeiſen vereinigt er ſich zur Kohle. Die Färbung des Diamanten rührt von der Zumiſchung aufgelöſeter metalliſcher Theile her. Einen großen Diamant von ſchönem Waſſer (367 Karat) fand man in Borneo. Im Scepter des ruſſiſchen Kaiſers befindet ſich einer von 195 Karat. Der Großherzog von Toscana beſitzt einen von 139 Karat; er iſt etwas gelblich. Die franz. Thronjuwelen haben einen Diamant, Regent genannt, von 136 Karat. Durch langes Reiben an harte Körper im Bette der Flüſſe, verliert der Diamant ſein cryſtalliniſches Anſehn. Der Diamant läßt ſich nur in ſeinem eigenen Staube ſchleifen und poliren. Amſterdam hat die geſchickteſten Diamantſchleifer. Die Schleifer theilen die Diamanten in Tafeln, feine Dickſteine, Roſenſteine und Brillanten. Die Tafelſteine ſind oben und unten platt, und ſind nur an den Seiten acettirt. Mit dem Dickſtein wurde der Brillant geſchliffen. Der Roſenſtein iſt unten platt und ohne Facetten, oben aber erhaben mit ei-

nigen Reihen Facetten ſternförmig geſchliffen. Der Brillant iſt unten und oben erhaben und mit Facetten geſchliffen. Feſte Preiſe hat eine ſo theure Waare durchaus nicht. J.

Diameter, Durchmeſſer eines Kreiſes, iſt diejenige gerade Linie, die durch den Mittelpunkt deſſelben von einem Punkte des Umkreiſes bis zum gegenüber liegenden gezogen wird, und ſomit den Kreis in zwei gleiche Theile theilt, auch die größte Sehne iſt. Der Halbmeſſer iſt die Hälfte dieſer Durchſchnittslinie, und daher das Stück zwiſchen dem Mittelpuukte des Kreiſes und deſſen Umfange. Diametraliſch, diametral; gerade durch, geradezu.

Diana, bei den Griechen Artemis, eine Tochter des Jupiter und der Latona, Zwillingsſchweſter des Apollo (ſ. Delos). Als ſie noch Kind war, erzählt Kallimachus in ſeinem Hymnus, bat ſie ihren Vater, daß er ihr vergönnen möchte, ewig Jungfrau zu bleiben, denn die Schmerzen ihrer Mutter hätten ihr die Liebe verhaßt gemacht. Zugleich bat ſie, daß er ihr Bogen und Pfeile, eine Stadt und alle Gebirge, 60 Oceaniden und 20 amniſche Nymphen ſchenken, und ihr erlauben möchte, eine Fackel zu tragen und dem Wilde nachzujagen. Jupiter aber gewährte ihr mehr, als ſie bat. Er ſchenkte ihr 30 Städte zu ihrem ausſchließlichen Dienſte, und viele andere, wo ſie gemeinſchaftlich mit andern Gottheiten verehrt werden ſollte. Nun begab ſich Diana auf den waldigen Leukus in Creta, und von da zum Ocean, wo ſie ſich eine zahlreiche Begleitung neunjähriger Nymphen auswählte. Dann ging ſie zu den Cyclopen auf der Inſel Lipara, und verlangte von ihnen einen cydoniſchen Bogen und Köcher und Pfeile. Dieſe erfüllten den Befehl der Göttin, und bewaffnet erſchien ſie jetzt in dem arcadiſchen Gebiete des Pan, der ſie mit ſchönen Jagdhunden beſchenkte. Mit dieſen fing ſie am Fuße des Berges Parrhaſius vier ſchöne Hirſche mit goldenem Geweih, ſpannte ſie vor ihren Wagen und fuhr damit zuerſt auf den thraziſchen Hämus. Auf dem Olymp in Myſien ſpaltete ſie eine Fackel von einem Baume, und zündete ſie an Jupiters Blitzen an. Wenn ſie mit der Beute der Jagd beladen nach dem Wohnſitze der Götter zurückkehrte, kamen ihr im Vorhofe Merçur und Apollo entgegen; erſterer nahm ihr die Waffen, letzterer das Wildpret ab. Die amniſchen Nymphen ſpannten die Hirſche vom Wagen, ließen ſie auf den Wieſen der Juno weiden, und gaben ihnen aus goldenen Gefäßen Waſſer zu trinken. Dann trat Diana in den Götterſaal und ſetzte ſich neben Apollo. Wie dieſer den Wagen der Sonne, ſo lenkt ſie den Wagen des Mondes. Amor und Venus verſuchten umſonſt, ſie zu beſiegen; nur Jagd, Muſik und Tanz ergötzten ſie. Ohne Schonung beſtrafte ſie die Jungfrauen, die das ihr geleiſtete Gelübde der Keuſchheit verletzten; aber noch härter ſtrafte ſie den, der die Heiligkeit ihrer eigenen Keuſchheit zu beleidigen wagte. Actäon, des Cadmus Enkel, der ſie im Bade belauſchte, ward von ihr in einen Hirſch verwandelt und von ſeinen eigenen Hunden zerriſſen. Dennoch glückte es endlich dem ſchönen Jäger Endymion, ſie die Macht der Liebe empfinden zu laſſen. Wenn ſie des Nachts als Luna leuchtete, und den ſchönen Schläfer, von der Jagd ermüdet, im Walde ſchlummern ſah, ſenkte ſie ſich aus der Höhe hernieder und küßte die Lippe des reizenden Jünglings, der ein Glück genoß, das keinem Gott und keinem Sterblichen zu Theil ward. Ungeachtet ihres Haſſes gegen die Liebe, war ſie dennoch die Helferin der Kreiſenden, welche in den Wehen der Geburt ſie anriefen. Dagegen war ſie auch, wie Apollo, die Göttin des Todes. Das weibliche Geſchlecht iſt das Ziel ihrer Geſchoſſe, womit ſie

die Alten und Lebensſatten ſanft erlegt, auf daß ſie dem aufblühenden Geſchlechte Raum geben. Im Zorne aber tödtete ſie, wie Apollo, durch Seuchen und Krankheiten. Beleidigungen rächte ſie ohne Barmherzigkeit. So tödtete ſie den Jäger Orion aus Neid, weil Aurora ſich in ihn verliebt hatte; desgleichen die Töchter der Niobe, weil dieſe ſich über die Latona erhob u. ſ. w. Im trojaniſchen Kriege half ſie, wie Apollo, den Trojanern, und in den Kriegen mit den Giganten und Titanen bewies ſie ſich als Heldin. Der Dienſt der Diana war in ganz Griechenland verbreitet. Sie wurde als Göttin des Mondlichts, daher eben ſowohl Nachtgöttin, zuſammenfallend mit Hekate, als auch Lucina, Lichtbringerin, Fackelträgerin, ferner Geburtshelferin (und fällt ſo mit Eileithyia zuſammen), Jägerin und ländliche Gottheit verehrt. Die Artemiſien waren ein ihr (beſonders zu Delphi) gefeiertes Feſt. Anfangs bildete man ſie mit einem Diadem ab, nachher mit einem halben Monde auf dem Kopfe, mit Bogen und Pfeilen, den Köcher auf ihren Schultern und in einem leichten Jagdkleide, neben ihr die Jagdhunde. Ihr berühmteſter Tempel war zu Epheſus (ſ. d. Art.) und wurde unter die Wunderwerke der Welt gezählt. Man verehrte ſie hier als Symbol der fruchtbringenden Natur, und bildete ſie mit vielen Brüſten ab, die mit vielen Binden umwunden waren.

Diana von Poitiers, Herzogin von Valentinois, geb. 1499, Geliebte König Heinrich II. von Frankreich, ſtammte aus dem alten Geſchlechte Poitiers in der Dauphiné. Sehr jung an den Groß-Seneſchal der Normandie, Louis de Breze, vermählt, ward ſie im 31. Jahr Wittwe, und einige Zeit nachher die Geliebte des jungen Herzogs von Orleans, und als dieſer Thronfolger geworden war, entzündete ſich der bitterſte Haß zwiſchen ihr und der Herzogin von Etampes, der Geliebten Franz I., welche über die bejahrte Nebenbuhlerin bitter ſpottete. Diana rächte ſich an ihr durch Verweiſung, ſobald Heinrich II. 1547 König geworden war, in deſſen Namen ſie unbeſchränkt herrſchte. Bis zu ſeinem Tode (1559) übte ſie durch Geiſt und Anmuth eine ſo unerſchütterliche Gewalt über ihn aus, daß abergläubiſche Zeitgenoſſen ihr Zauberkräfte zuſchreiben. Sie zog ſich ſodann auf ihr Schloß Anet zurück, wo ſie eine wohlthätige Anſtalt für 12 arme Wittwen ſtiftete, und 1566 ſtarb. Man hat Denkmünzen mit ihrem Bilde, das den Gott der Liebe mit Füßen trit, und der Umſchrift: Omnium victorem vici, die Beſiegerin des Allbeſiegers.

Dianenbaum oder Silberbaum iſt aus der ſalpeterſauren Silberauflöſung, durch Queckſilber gefälltes und in prismatiſchen Nadeln, welche baumförmig gruppirt ſind, cryſtalliſirtes Silber. Um dieſe dem Auge gefällige Cryſtalliſation zu erzeugen, löſet man einen Theil reinen Silbers in Salpeterſäure auf, verdünnt die geſättigte Auflöſung mit 20 bis 30 Theilen Waſſers, und legt darin ein Amalgam aus 8 Theilen Queckſilber und 1 Theil Blattſilbers, worauf ſich nach einigen Tagen die Cryſtalliſation bildet. Hängt man in jene Auflöſung Queckſilber in feine Leinwand gewickelt, vermittelſt eines ſeidenen Fadens: ſo kann man die entſtandene Vegetation aus der Flüſſigkeit ziehen und ſie unter einer Glaßglocke aufbewahren. Auch bilden ſich ſchöne Silbervegetationen beim Abtreiben des Queckſilbers in Amalgamirwerken.

Diaſyrmus, eine redekünſtleriſche Figur, welche darin beſteht, daß die Verkleinerung eines Gegenſtandes übertrieben wird. Er iſt Gegenſatz der Hyperbel (ſ. d. Art.), welche ins Große übertreibt; ſein Zweck und ſeine Wirkung hingegen fallen mit Zweck und Wirkung

der Hyperbel ziemlich zuſammen; denn hier, wie dort, iſt es darauf abgeſehen, diejenige Anſchaulichkeit, welche durch Vergleichung hervorgebracht wird, durch die Größe des Unterſchiedes zwiſchen den beiden Gliedern des Gleichniſſes oder Verhältniſſes zu ſteigern.

Diät, die Lebensordnung in Speiſe und Trank, Bewegung und Ruhe, Schlafen und Wachen u. ſ. w., oder die Geſundheitspflege. **Diätetik** iſt die Geſundheitslehre, oder die Lehre, wie man die Geſundheit erhalten ſoll. Ein diätetiſches Verhalten iſt ein der Geſundheitspflege gemäßes. (Vergl. Makrobiotik.)

Diatoniſch nennt man eine Folge von Tönen, die durch ganze und große halbe Töne fortſchreitet; daher die gewöhnliche Tonleiter: diatoniſche Scale. (S. Ton, Tonleiter.)

Diaz. Unter dieſem Namen ſind zwei Seefahrer berühmt: 1. Michael Diaz, ein Arragonier, Gefährte des Chriſtoph Columbus, entdeckte 1405 die Goldminen von St. Chriſtoph in der neuen Welt, und trug viel zur Gründung von Neu-Iſabella (nachher St. Domingo) bei. Er ſtarb 1512. 2. Bartholomäus, ein Portugieſe. Er wurde 1486 von ſeiner Regierung (unter Johann II.) ausgeſendet, um einen neuen Weg nach Oſtindien zu ſuchen. Er ſegelte muthig nach Süden, und fand glücklich die ſüdliche Spitze von Afrika. Allein die Meutereien ſeiner Soldaten und die gefährlichen Stürme, die hier wütheten, nöthigten ihn zur Rückkehr nach Liſſabon. Diaz nannte die ſüdliche Spitze von Afrika Vorgebirge aller Aengſte (de todos los tormentos); aber ſein König, Johann II., gab ihm den Namen des Vorgebirges der guten Hoffnung, weil er nun nicht mehr zweifelte, daß der vermuthete Weg nach Indien gefunden ſei.

Dibdin I. (Charles), geb. 1748, berühmter engliſcher Theaterunternehmer, Theaterdichter, Componiſt und Schauſpieler. Als 15jähriger Knabe betrat er das Theater, und ward auch ſchon Componiſt. Er gefiel außerordentlich, erwarb ſich Freunde und Unterſtützung, und für ihn wurde bald das unter dem Namen Circus bekannte Theater erbaut. Er war hier der Schöpfer einer neuen Gattung von Unterhaltung, die aus Muſik, Geſängen und öffentlichen Declamationen beſtand, und die er alle und allein ſelbſt dichtete, componirte, ſang und darſtellte. Zwanzig Jahre hindurch gelang es ihm, ſich beim Publikum in dieſer Gattung zu erhalten. Durch die unendliche Mannichfaltigkeit und Derbheit in ſeinen patriotiſchen Geſängen, durch die glückliche Benutzung aller Gelegenheiten, auf John Bull einzuwirken, und ihn in dem langen und ſchweren Kampfe mit Frankreich immer bei guter Laune zu erhalten, und ihn für Land- und Seedienſt geneigt zu machen, hatte er in den letzten zwanzigjährigen Kriegen Englands einen außerordentlichen Einfluß auf die untern Volksclaſſen, ſo daß die Regierung ihm auch, als eine neue Unternehmung für eigene Rechnung ihm mißlang, eine Penſion von 200 Pf. St. bewilligte. Man hat von ihm eine Menge Theaterſtücke, Romane, Geſänge und ſonſtige Schriften. Sein Sohn, Charles Dibdin jun., iſt Miteigenthümer des unter dem Namen Sadlers wells bekannten Londoner Theaters, für welches er zahlloſe kleine Stücke und Gelegenheitsgeſänge gedichtet und geſchrieben hat. Sein zweiter Sohn, Thomas Dibdin, iſt ebenfalls fruchtbarer Theater- und Gelegenheitsdichter. II. (Thomas Frognall) einer der größten jetzt lebenden Bibliographen. Er iſt Geiſtlicher, Mitglied der Geſellſchaft der Alterthümer in London und Bibliothecar des Grafen Spencer, und hat als ſolcher eine der reichſten, koſtbarſten und erleſenſten Privatbibliotheken unter ſich. Man hat über

die Bibliographie und Bibliomanie von ihm mehrere ſehr wichtige und geſchätzte Werke, von denen wir hier die bedeutendſten anführen wollen, da ſie in Deutſchland noch nicht ſehr bekannt ſind: Specimen of a bibliographical Dictionary, 1808. Introduction to a knowledge of rare and valuable editions of the Greek and Roman Classics; 1818, 2d. edit. Specimen Bibliothecae Britannicae, (hievon ſind blos 40 Stück gedruckt). The Bibliomania, a prose epistle, 1812, 2d. edit. Typographical Antiquities. in 4to. 1810. Ein in ſeiner Art einziges Werk iſt ſeine Bibliotheca Spenceriana, or a descriptive Catalogue of the books printed in the 15. century, and of many valuable first editions in the Library of George John Earl Spencer. 3 Voll. imperial 8vo. 1814. Ferner ſein Bibliographical Decameron, or ten days pleasant Discourse upon illuminated manuscripts and subjects connected with early engraving, typography and bibliography. Lond. 1817, 3 Voll. gr. 8vo. Es iſt mit einer Menge der trefflichſten Holzſchnitte und Kupferſtiche geziert, und eins der vollendetſten Meiſterwerke der Buchdruckerkunſt. Endlich hat er 1818 eine Reiſe durch Frankreich und das ſüdliche Deutſchland gemacht, und in folgendem Werke beſchrieben: A bibliographical, antiquarian and picturesque tour in France and Germany (Lond., 1821, 8. 3 Bde. mit vielen Kupfern und Holzſchnitten). Es iſt mit gleicher typographiſcher und artiſtiſcher Pracht ausgeſtattet, aber der innere Gehalt deſſelben kommt ſeiner äußern Ausſchmückung nicht bei. Der Verfaſſer hat ohne Auswahl, häufig auch ohne Geſchmack zuſammengerafft, was ihm vorkam, iſt bei dem, was nicht mit der Bibliographie zuſammenhängt, meiſt nur Copiſt, und ſelbſt ſeine bibliographiſchen Mittheilungen ſind weder immer neu, noch ganz zuverläſſig. (Vergl. die ausführl. Anzeige im Hermes, XI.) Größere Ausbeute giebt ſein neueſtes Werk: Aedes Althorpianae, welches einen Nachtrag zu ſeiner Bibliotheca Spenceriana und ein Verzeichniß der Spencerſchen Gemäldeſammlung enthält. Seine 1797 herausgegebenen Gedichte ſind ſelten geworden, weil er ſich alle Mühe gegeben hat, die Exemplare zu vernichten. Das Wichtigſte aus den oben genannten koſtbaren Werken wird in dem bibliographiſchen Lexicon, welches der Bibliotheksecretär M. Ebert in Dresden in dem Verlage des Herausgebers vom Converſations-Lexicon herausgiebt, (zwei Bde. in Quart), benutzt und bekannt gemacht.

Dichten heißt, durch ſinnliche Anſchauungen (Bilder) vorſtellen, und wird dem Denken im engern Sinne, als dem Vorſtellen durch Begriffe, entgegengeſetzt. Im vorzüglichen Sinne, in welchem es zum Zwecke der Kunſt angewendet wird, heißt es, Ideen in entſprechenden Bildern faſſen, oder in einem harmoniſchen Ganzen ſinnlicher Anſchauungen verſinnlichen, wodurch das Dichten auch von dem bloßen Erdichten, d. i. Ausdenken, Erſinnen ſolcher Gegenſtände, die nicht in der Wirklichkeit gegründet ſind, verſchieden iſt. Das Vermögen, zu dichten im obigen Sinne, beruht hauptſächlich auf der durch Vernunft, als dem Vermögen der Ideen, angeregten Phantaſie. Im engſten Sinne heißt dichten, jene ideale Bildungen der Phantaſie (Dichtungen) in der Sprache vollendet darſtellen, und die Kunſt dieſer Darſtellung insbeſondere Dichtkunſt; ein Erzeugniß dieſer Art ein Gedicht; beſondere Claſſen derſelben Dichtungsarten. (S. **Poeſie**.)

Dichtigkeit (Denſität). Die Erfahrung lehrt, daß die kleinneſt Beſtandtheile (man denke ſie ſich als körperliche Punkte) der ver-

ſchiedenen Körper bald mehr, bald weniger eng vereinigt ſind. Dies nennt man die verſchiedene Dichtigkeit der Körper. Ganz dicht würde ein Körper genannt werden können, deſſen Zuſammenfügung gar keine Zwiſchenräume darböte; dergleichen Körper giebt es aber, wie man ſich durch Verſuche überzeugt hat, in der uns bekannten Natur nicht. Der Begriff iſt alſo ein relativer, und um die Dichtigkeit eines Körpers zu beſtimmen, muß man ihn mit einem andern vergleichen, und dieſen dabei zur Einheit annehmen. Da die Erfahrung lehrt, daß Regenwaſſer, oder auch deſtillirtes, von allen fremden Beimiſchungen befreites Waſſer, bei gleichem Wärmegrad eine ſtets gleiche Dichtigkeit behält, ſo nimt man dieſes gewöhnlich zur Einheit an, und geht bei der Vergleichung von folgenden Grundſätzen aus: 1. Körper, die gleichen Raum einnehmen, verhalten ſich in ihrer Dichtigkeit wie ihre Maſſen, für welche man das Gewicht der Körper ſetzt, weil man kein anderes Mittel hat, die Quantität der in einem beſtimmten Raume enthaltenen Materie zu finden. 2. Haben die Körper gleiche Maſſen, ſo verhalten ſich ihre Dichtigkeiten umgekehrt wie die Räume, die ſie einnehmen. Man denke ſich jetzt einen Körper, der, bei einem Gewichte von 4 Pf. einen Raum von nur 2, und einen andern Körper, der bei einem Gewichte von nur 2 Pf. gleichwohl einen Raum von 4 Cubikfuß einnimt, ſo wird, wie man durch bloßes Nachdenken findet, die Dichtigkeit des erſteren viermal größer als die des letztern ſein, ein Reſultat, welches man allgemein ſo ausdrückt: die Dichtigkeiten zweier Körper verhalten ſich wie die Quotienten der Gewichte dieſer Körper, durch die Räume, die ſie einnehmen (hier alſo $= \frac{4}{2} : \frac{2}{4} = 2 : \frac{1}{2} = 1 : \frac{1}{4}$).

Dichtkunſt, ſ. Poeſie.

Dictator, die höchſte obrigkeitliche Perſon in dem republikaniſchen Rom, die nur in außerordentlichen und dringenden Fällen, welche die größte Kraft der vollziehenden Gewalt erfoderten, ernannt wurde. Die Macht des Dictators war faſt ganz unumſchränkt, ſowohl in der Staatsverwaltung, als bei dem Heere, und keiner Appellation unterworfen. Sie nahm gleich nach ſeiner Wahl ihren Anfang, dauerte aber nur ſechs Monate. Gewöhnlich legten die Dictatoren ihr Amt, nach Beendigung ihres Geſchäfts, noch vor dieſem Zeitpunkte nieder. Nur wenige Beiſpiele finden ſich von einem längern Zeitraume, wie z. B. bei Sulla, Cäſar. Alle obrigkeitliche Aemter, die an den eigentlichen Staatsgeſchäften Theil hatten, hörten mit der Wahl eines Dictators ſogleich auf, die der Volkstribunen allein ausgenommen. Die Conſuln fuhren zwar in ihren Amtsverrichtungen fort, waren aber den Befehlen des Dictators unterworfen, und in ſeiner Gegenwart ohne ein Zeichen von Macht; dagegen hatte dieſer ſowohl inner- als außerhalb der Stadt 24 Lictoren mit Faſces und Beilen zu ſeiner Begleitung. Er hatte Gewalt über Leben und Tod, war jedoch darin beſchränkt, daß er die öffentlichen Gelder nicht willkürlich verwenden, nicht Italien verlaſſen und in der Stadt kein Pferd beſteigen durfte. Auch konnte er nach Niederlegung ſeines Amts zur Rechenſchaft gezogen werden. Die Wahl des Dictators wurde nicht, wie bei andern Magiſtraten, durch die Stimmen des Volks entſchieden, ſondern einer der Conſuln ernannte ihn auf Befehl des Senats aus Willkür. Der Dictator ernannte darauf wieder nach freier Willkür einen Befehlshaber der Reiterei. Außer bei dringenden Gefahren, wurden in der Folge noch zu gewiſſen feierlichen Geſchäften Dictatoren ernannt, z. B. um die Comitien zur Wahl neuer Conſuln anzuſtellen, um Feiertage anzuord-

nen u. dgl. m. In einer abgeleiteteten ſpätern Bedeutung wird daher Dictator tadelnd ein Menſch genannt, der auf ſeinen bloßen Machtſpruch Glauben, Beiſtimmung oder Gehorſam verlangt, daher dictatoriſch, gebieteriſch, machthaberiſch; ein dictatoriſcher Ausſpruch, ein Machtſpruch ohne Grund und Beweis.

Dictatur, 1. Amt und Würde des Dictators; 2. diejenige Förmlichkeit beim ehemaligen Reichstage, vermöge welcher dasjenige bekannt gemacht ward, was geſetzmäßig zur Kunde des Reichs gelangen, und ein Stück der Reichsacten oder ſelbſt ein Gegenſtand der öffentlichen Berathſchlagung werden ſollte. Sie beſtand darin, daß von Churmainz, mittelſt des Reichserbmarſchallamts, jeder Comitialgeſandtſchaft angeſagt ward, ihre Canzelliſten zur geſetzten Stunde und benannten Orts der Dictatur halber ſich einfinden zu laſſen, und alsdann der Secretär des Directoriums jedem Canzelliſten die gemeinte Schrift, unter der Aufſchrift: Dictatum etc., entweder in die Feder dictirte, oder gedruckt übergab.

Diction, Stil, mit welchem ſie oft zuſammenfällt. Im engern Sinne jedoch beruht die Diction mehr auf dem Ausdruck der Gedanken und Empfindungen und der Wahl der Ausdrücke, der Stil im engern Sinn aber auf ihrer logiſchen und grammatiſchen Verbindung.

Didactik, der Theil der Pädagogik oder Erziehungswiſſenſchaft, welcher von den Regeln handelt, nach welchen man durch Unterricht die geiſtige Kraft des Menſchen zur Freiheit und zur möglichſten Vollkommenheit entwickeln ſoll. An ſie ſchließt ſich die Methodik, welche von der Anwendung und Beſchaffenheit des Unterrichts, als Erziehungsmittels, oder dem zweckmäßigſten Verfahren bei demſelben, nach Verſchiedenheit der Lehrgegenſtände und der Zöglinge handelt. Die Fertigkeit in Ausübung dieſer Theile der Pädagogik wird oft im weitern Sinne Didactik, Lehrkunſt, genannt.

Didactiſche Poeſie, ſ. Lehrgedicht.

Didascalien hießen bei den Griechen bald die Aufführungen eines Schauſpiels ſelbſt, bald ſchriftliche Aufſätze, worin Nachrichten gegeben wurden von den Verfaſſern und dem Inhalt der Schauſpiele, von Zeit, Ort und Erfolg der Vorſtellung, ob ſie wirklich aufgeführt worden oder nicht, ob ſie von den Dichtern, denen ſie zugeſchrieben wurden, wirklich ſeien u. ſ. w. Viele alte Schriftſteller haben dergleichen geſchrieben, und es ſcheint, daß ſie nicht bloße Theateranzeigen, ſondern auch dramatiſche Critik enthalten haben, Zergliederung des Plans, Entwickelung der Schönheiten und Fehler. S. d. Art. Dramaturgie.

Diderot (Denys), wurde 1713 zu Langres, in Champgane, geboren. Die Jeſuiten, in deren Schule er erzogen worden war, wollten ihn zum Mitgliede ihres Ordens machen; aber ſein Vater beſtimmte ihn zum Rechtsgelehrten, und übergab ihn der Leitung eines pariſer Anwalts. Der Jüngling fühlte indeſſen zu keiner Facultätswiſſenſchaft Beruf in ſich, und beſchäftigte ſich lieber mit den ſchönen Wiſſenſchaften. Selbſt der Unwille ſeines Vaters und der Mangel an Unterſtützung, der eine Folge davon war, machte ihn nicht irre; er ſuchte Hülfsquellen in ſeinen Talenten, und fand ſie. Er legte ſich mit Eifer auf Mathematik, Phyſik, ſpeculative Philoſophie und ſchöne Wiſſenſchaften, und machte ſich bald unter den ſchönen Geiſtern der Hauptſtadt einen Namen. Den Grund zu ſeinem Ruhme legte er durch ſeine Pensées philosophiques, 1746, eine gegen die chriſtliche Religion gerichtete Flugſchrift, die viel Leſer fand. Sie brachte ihn auf

ein Jahr in den Thurm zu Vincennes, und das Parlament ließ ſie durch den Scharfrichter verbrennen. Zu gleicher Zeit gab er mit Eidous und Touſſaint ein Dictionnaire universel de Médecine, 6 Bände in Fol., heraus. Der Beifall, mit welchem dieſes Werk, ſo mangelhaft es auch war, aufgenommen wurde, brachte ihn auf den Gedanken, ein encyclopädiſches Lexicon auszuarbeiten. Er entwarf den Plan dazu, und vereinigte ſich zur Ausführung deſſelben mit vielen namhaften Gelehrten, unter andern mit Daubenton, Rouſſeau, Marmontel, Le Blond, Le Monnier, beſonders aber mit d'Alembert, der nächſt ihm den größten Antheil an dieſer weitumfaſſenden, Frankreich zur Ehre gereichenden Unternehmung hat. Er ſelbſt unterzog ſich der Ausarbeitung aller in die Künſte und Handwerke einſchlagenden Artikel, und füllte, als Herausgeber, auch in andern Fällen manche von ſeinen Gehülfen gelaſſene Lücke aus. Der Gewinn der zwanzigjährigen Anſtrengung, die ihm dieſe mühſame Arbeit koſtete, war bei ſeiner wenig geordneten Haushaltung ſo unbedeutend, daß er ſich genöthigt ſah, ſeine Bibliothek zu veräußern. Die Kaiſerin von Rußland kaufte ſie für 50,000 Livres, und ließ ihm den Gebrauch derſelben auf Lebenszeit. Während er mit der Encyclopädie beſchäftigt war, und viele Unannehmlichkeiten, die den Druck derſelben oft Jahre lang hemmten, zu erfahren hatte, gab er verſchiedene Werke anderer Art heraus, als den ſinnreichen, aber ſchlüpfrigen Roman: les Bijoux indiscrets, und die beiden rührenden Luſtſpiele: le Fils naturel und le Père de famille. Sie ſind unter dem Titel: Théâtre de Diderot, oft gedruckt, und mit einem Aufſatz über dramatiſche Kunſt begleitet, der viele ſcharfſinnige Bemerkungen enthält. Diderot ſtarb 1784. Ueber ſeinen Charakter iſt man nicht einig. Seine Freunde ſchildern ihn als einen offnen, uneigennützigen, biedern Mann; dagegen ihm ſeine Feinde Hinterliſt und Eigennutz zur Laſt legen. Gegen das Ende ſeines Lebens gab er manche Blöße durch den Streit, in den er ſich mit Rouſſeau, von welchem er ſich geläſtert glaubte, einließ. Wie ungegründet dieſer Verdacht war, zeigt der zweite Theil der Confessions, in welchem er auf das ehrenvollſte erwähnt wird. Aus ſeinem Nachlaß ſind nach ſeinem Tode einige vortreffliche Werke erſchienen. Dahin gehört ſein Essai sur la peinture, von Cramer ins Deutſche überſetzt; ferner ein ſchon 1772 geſchriebener Dithyramb: Abdication d'un roi de la fève, welcher äußerſt demokratiſche Geſinnungen verräth; und endlich die beiden lebendigen Schilderungen: la Religieuse, Paris 1796, und Jacques le fataliste et son maître, ebendaſelbſt. Von dem letzten Roman beſaß der Prinz Heinrich von Preußen eine Abſchrift und überſchickte ſie zum Druck nach Frankreich; in Deutſchland hatte man bereits vorher eine Ueberſetzung. Von Diderot wurde zuerſt geſagt, was man nachher oft wiederholt hat: daß er ſchöne Seiten, aber kein gutes Buch habe ſchreiben können. Seine naturaliſtiſchen Anſichten und ſeine auf fragmentariſche Pſychologie gegründete klare Moral, ſo wie überhaupt ſein lebhafter, encyclopädiſcher Geiſt empfahlen ſeine philoſophiſchen Schriften bei ſeinen Zeitgenoſſen und Landsleuten ſehr. In der Poetik und Poeſie verbreitete er die Richtung des moraliſch Rührenden und der angenehmen Natürlichkeit, daher man ihn oft den Vater der rührenden Comödie und des bürgerlichen Trauerſpiels genannt hat. Seinem lebhaften declamatoriſchen Vortrage hat man Dunkelheit vorgeworfen. „Wer Diderot," ſagt Marmontel, „nur aus ſeinen Schriften gekannt hat, hat ihn nicht gekannt. Sein Syſtem über die Kunſt, gut zu ſchreiben, verdarb ſeine herrliche Natur. Aber wenn er bei

mündlicher Unterhaltung lebhaft wurde, und er wurde das leicht, und wenn dann von der Quelle weg der Reichthum ſeiner Gedanken gleich einem Strome dahin floß, dann war er einzig und hinreißend. Diderot, einer der aufgeklärteſten Männer des Jahrhunderts, war zugleich einer der liebenswürdigſten. Die Fülle ſeiner Empfindungen ergoß ſich, ſo bald ſeine Herzensgüte in Anſpruch genommen ward, und verlieh ihm dann einen ganz eigenthümlichen Reiz (sur ce qui touchoit la bonté morale, l'éloquence du sentiment avoit en lui un charme particulier.) Seine ganze Seele lag in ſeinen herrlichen Augen, auf ſeinen Lippen; und nie prägte ſich auf einer Phyſiognomie Reinheit des Herzens ſo aus, wie auf der ſeinigen."

Dido, die berühmte Erbauerin von Carthago, war nach Einigen die Tochter des Agenor (Belus), nach Andern des Tyriers Carchedon, nach dem auch Carthago genannt worden ſein ſoll. Noch Andere nennen ihren Vater Mutgo oder Muttinus. Ihr Bruder war Pygmalion, König von Tyrus. Die Geſchichte ihrer Flucht von dort wird ſo erzählt. Ihr Vater hatte ſie an den Sichäus oder Sicharbas, einen der reichſten Phönicier, der zugleich Prieſter des Hercules war, verheirathet. Sie liebte ihn zärtlich, und wurde um ſo mehr durch ſeine Ermordung gekränkt, welche ihr Bruder heimlich vor dem Altare ſelbſt vollbracht hatte, um ſich ſeiner Schätze zu bemächtigen. Ihr erſchien im Traume der Geiſt ihres Gemahls, entdeckte ihr das begangene Verbrechen, rieth ihr zur Flucht, und zeigte ihr den verborgenen Ort an, wo ſeine Schätze befindlich waren, die Pygmalion vergebens geſucht hatte. Dem gemäß ging ſie mit allen Schätzen und ihren treuen Gefährten zu Schiffe nach Afrika, nachdem ſie zuvor auf Cypern eine Anzahl junger Weiber an Bord genommen hatte, deren ſie zur Stiftung einer neuen Pflanzſtadt bedurfte. Sie landeten auf der afrikaniſchen Küſte, nicht weit von Utica, einer tyriſchen Pflanzſtadt, deren Einwohner ſie aufs beſte empfingen und ihr den Rath gaben, auf der Stelle, wo ſie gelandet ſei, ſich anzubauen. Sie erkaufte dazu von den Eingebornen ein Stück Landes (vergl. Carthago), und erbaute erſt die Feſtung Byrſa, und ſpäter Carthago, welches bald zu einem anſehnlichen Orte aufblühte. Dadurch ward ein benachbarter Fürſt, Jarbas, veranlaßt, der Dido ſeine Hand anzubieten, und da ſie dieſem Antrage eben ſo wenig willfahren wollte, als ausweichen konnte, opferte ſie freiwillig ihr Leben auf dem Scheiterhaufen. Virgil giebt die Untreue des Aeneas als die Urſache ihres Todes an; allein ſeine ganze Erzählung von dem Zuſammentreffen des Aeneas und der Dido iſt Erdichtung, da Beide über 200 Jahre aus einander waren.

Didot. Mehrere Perſonen dieſer berühmten Buchdrucker- und Buchhändlerfamilie haben ſich durch Erfindungsgabe und Talent, durch den großartigen Sinn in Betreibung ihrer Kunſt und ihres Gewerbes, durch die vielen und ſchönen Werke, die aus ihren Preſſen hervorgingen, ſo ausgezeichnet, daß man ſie wohl mit den Elzeviren, dieſen berühmten Holländiſchen Buchdruckern und Verlegern des 17. Jahrh., zuſammenſtellen kann. I. François Ambroiſe Didot, Sohn des berühmten Buchdruckers und Buchhändlers, François Didot, geb. 1730, erfand die gegoſſenen Stege und die Preſſen mit einem Zuge. Aus ſeiner Schriftgießerei gingen die ſchönſten Typen hervor, die man bis dahin in Frankreich geſehen hatte, und bei ihm wurde zuerſt auf Velinpapier gedruckt. Auf Fehlerloſigkeit wandte er die größte Sorgfalt. Auf Befehl Ludwigs XVI. beſorgte er eine Sammlung franzöſiſcher Claſſiker, für den Unterrichts des Dauphins beſtimmt. Er ſtarb 1804. II. Pierre François

Didot, Bruder des Vorhergehenden. Ihm wurde von ſeinem Vater das Buchhändlergeſchäft übergeben; er kaufte aber auch eine Druckerei dazu, und wurde Buchdrucker von Monſieur, dem jetzt regierenden Könige Ludwig XVIII. Er trug durch Verbeſſerungen zu den Fortſchritten ſeiner Kunſt bei, und hat einige ſehr ſchöne Ausgaben geliefert. Er ſtarb 1795. III. Pierre Didot der Aeltere, der ſich an die Männer des erſten Ranges in ſeiner Kunſt gereiht hat, Sohn von François Ambroiſe, wurde geb. 1761, und übernahm 1789 von ſeinem Vater die Druckerei. Er vollendete zuerſt die von jenem empfangene Sammlung für den Dauphin. Bald aber genügte ihm dies nicht mehr; bei dem allgemeinen Schwunge, den ſo viele techniſche Beſtrebungen durch die Revolution nahmen, ſtrebte er nach dem Ruhme, Frankreichs Bodoni zu werden, und faßte den Plan zu Prachtausgaben von claſſiſchen Schriftſtellern in Folio, die die beſten vorhandenen, wo möglich, übertreffen ſollten. Er ſcheute keine Koſten, ſie mit allem Glanze und allen Zierden der zeichnenden Kunſt, wozu er die erſten Meiſter berief, auszuſtatten. Selbſt einen Theil ſeines Vermögens opferte er dieſem Lieblingsgedanken. Sein Virgil, (1798) erſchien dieſer Anſtrengungen würdig, noch mehr aber ſein Racine von 1801, den die Franzoſen für das erſte typographiſche Erzeugniß aller Länder und Zeiten halten. Von dieſen und einigen andern ähnlichen Ausgaben ſind nur 250 Exemplare abgezogen. Unter den aus ſeiner Preſſe hervorgegangenen Werken bemerken wir noch Visconti's Iconographie als vorzüglich ausgezeichnet. Nach einem nicht geringern Ziele ſtrebte Didot in der Schriftgießerei, und widmete der Verbeſſerung der Lettern die Anſtrengungen von 10 Jahren. So brachte er Typen von 18 verſchiedenen Arten, nach einem neuen Verhältniſſe abgeſtuft, hervor: mit dieſen druckte er 1819 einen Boileau und die Henriade. Auf die Correctheit und Reinheit des Textes, auf vollkommene Gleichheit in der Orthographie wendet Didot nicht geringere Sorgfalt, als auf typographiſche Schönheit. Auch als Literator hat er ſich bekannt gemacht; vor den Ausgaben des Virgil und Horaz ſtehen lateiniſche Vorreden von ihm, und außerdem hat er mehreres, in franzöſiſcher Proſa ſowohl als in Verſen, geſchrieben. Von allen Regierungen hat er Ehrenbezeugungen erhalten, von der Republik, Napoleon und Ludwig XVIII; von Letzterm den Orden des heiligen Michael. IV. Firmin Didot, Bruder des Vorhergehenden, Drucker und Schriftgießer. Er iſt Erfinder einer neuen Schreibſchrift, und eines beſondern Verfahrens, die Lettern zu verbinden, welche er Stereotypen nannte, (ſ. d. Art. Buchdruckerkunſt). Auch er hat ſich in der Dichtkunſt nicht ohne Glück verſucht. V. Henri Didot, Sohn des Pierre François und Vetter der beiden Vorhergehenden, zeichnete ſich ſchon früh als Schriftſchneider aus; dann aber ſuchte er beſonders das Gießen der Lettern zu vervollkommnen, welches ihm auch durch Erfindung eines neuen Gießinſtruments gelang. Er nennt ſein Verfahren fonderie polyamatype; es iſt daſſelbe nicht nur bei weitem zeiterſparender als das alte, ſondern die gelieferten Lettern ſind auch wohlfeiler.

Didymäus (eigentlich Zwilling), ein Beiname des Apollo, entweder weil er Zwillingsbruder mit der Diana war, oder von dem zwiefachen Lichte der Sonne und des Mondes, welches er den Menſchen verlieh. Apollo hatte unter dieſem Beinamen einen der größten und berühmteſten Tempel und ein Orakel zu Didyma bei den Mileſiern. Pindar giebt auch Dianen den Beinamen Didyma.

Diebs-Inſeln, ſ. Ladronen.

Diemen, (Anton van), Oberbefehlshaber des holländiſchen Oſtin-

diens, geb. 1593 zu Cuylenburg. Unglücklich als Kaufmann, und von ſeinen Gläubigern verfolgt, ging er nach Indien, wo er durch ſeine Schönſchreibekunſt den Grund zu ſeinem Glücke legte, und ſchnell bis zur höchſten Würde ſtieg. Er zeigte in dieſer Stelle ein ausgezeichnetes Talent zur öffentlichen Verwaltung, und trug viel zur Befeſtigung der holländiſchen Handelsmacht in Indien bei. Abel Tasman, den er 1642 mit zwei Schiffen ins Südmeer ſchickte, gab hier einem Lande, das lange für einen Theil von Neuholland gehalten, aber durch ſpätere Unterſuchungen als eine Inſel erkannt worden iſt, den Namen Van Diemens Land, und entdeckte Neu-Seeland. Ein anderer Seefahrer, den er ausſandte, machte in den Gewäſſern nördlich von Japan Entdeckungen, welche durch Seereiſen in unſern Tagen beſtätigt worden ſind. Ein Theil des nordweſtlichen Neuhollands, den man auch Van Diemens Land nennt, wurde wahrſcheinlich erſt ſpäter, vielleicht auch durch Tasman entdeckt. Van Diemen ſtarb 1645 mit dem Rufe eines geſchickten und redlichen Befehlshabers.

Dienſtbarkeit, ſ. Servitut.

Dienſtag, vermuthlich von der galliſchen Göttin Dis benannt, welche die Deutſchen unter dem Namen Thuiſt verehrten.

Dietrich (Joh. Wilh. Ernſt), der ſich aus Sonderbarkeit öfters auch Dietericy ſchrieb, königlich polniſcher und churfürſtlich ſächſiſcher Hofmaler, Profeſſor bei der Academie der Künſte zu Dresden, Director der Malerſchule bei der Porzellanfabrik zu Meißen, Mitglied der Academien zu Augsburg und Bologna, einer der berühmteſten deutſchen Maler des 18. Jahrh., wurde 1712 zu Weimar geboren. Sein Vater, Joh. Georg, als ein guter Porträt-, Schlachten- und Bambocciaden-Maler bekannt, war daſelbſt Hofmaler, und unterrichtete ſeinen Sohn bis ins zwölfte Jahr in ſeiner Kunſt. Wie viel ſich von dem Knaben hoffen ließ, zeigt ein trinkender Bauer in niederländiſchem Geſchmack, den er in jenem Alter zeichnete, und der in dem königlichen Kupferſtich-Cabinet zu Dresden unter ſeinen Handzeichnungen aufbewahrt wird. Damit er ſeine Anlagen noch mehr ausbilde, ſchickte ihn ſein Vater nach Dresden, wo er den Unterricht des berühmten Alexander Thiele genoß. In ſeinem 18. Jahre wurde er dem König Auguſt II. vorgeſtellt, und da er, nach deſſen Angabe, ein Dianenbad von neun Figuren, in Gegenwart des Königs und ſeines Gefolges, binnen zwei Stunden im Entwurfe verfertigte, erhielt er vom Könige eine Beſoldung. Nach deſſen Tode fand er einen Beſchützer an dem Grafen Brühl, durch deſſen Unterſtützung er in den Stand geſetzt ward, die Gallerie zu Salzdahlen und die wichtigſten Cabinette Hollands und Italiens zu beſuchen, und ſeine Kunſtkenntniß immer mehr zu erweitern. Er beſaß eine unglaubliche Geſchicklichkeit im Copiren, und ahmte mit gleichem Glück Gemälde von Raphael und Mieris, Correggio und Oſtade nach. Vornehmlich aber bildete er ſich nach Rembrandt, van der Neer, Everdingen, Berghem und Claude Lorrain. Doch blieb er keinesweges bei Copie und Nachahmung ſtehen, ſondern erwarb ſich auch durch eigene Werke einen nicht gemeinen Ruhm. Was er in hiſtoriſchen Stücken vermochte, zeigen ſeine bibliſchen Geſchichten ſowohl in Gemälden als radirten Blättern; unter ſeinen Bauernſtücken zeichnen ſich die Musiciens ambulans aus. In dieſen allen erkennt man jedoch Rembrandts Geſchmack, ſo wie in ſeinen Geſellſchaftsſtücken Watteau; eigenthümlich zeigt er ſich hingegen in der Landſchaftsmalerei, in welcher er mit dem größten Ruhme arbeitete. Mannichfaltigkeit und Reichthum der Compoſition, Geſchmack in der Anordnung, angenehme Beleuchtung, ſchöner,

durchſichtiger Baumſchlag, wirkſame Widerſcheine, fröhliche und reine Farben, und eine über das Ganze ausgebreitete Anmuth ſind ſeine Vorzüge. Die Erfindung iſt jedoch nicht der beſte Theil ſeiner Bilder, und ſeine ungemeine Fertigkeit ließ ihn bisweilen nahe an die Grenze der Manier ſtreifen. Seine beſten Werke (er hat ſehr viele geliefert) verfertigte er von 1730 bis 1760, nach welcher Zeit man eine Abnahme ſpürt. Doch hörte ſein eiſerner Fleiß nicht auf, machte ihn aber in den letzten Jahren ſeines Lebens ſiech und untüchtig für die Kunſt. Er ſtarb 1774 an Entkräftung. Seine Gemälde ſind beinahe durch ganz Europa zerſtreut. Die dresdener Gallerie beſitzt deren 34; ſeine Handzeichnungen befinden ſich theils im dortigen Kupferſtich-Cabinet, theils in Privatſammlungen. Seine radirten Blätter ſind in zwei Sammlungen herausgekommen, von denen die erſte ſehr ſelten iſt, da nur wenige Abdrücke davon gemacht, und die meiſten Platten ausgeſchliffen ſind. Die zweite, aus 34 Platten beſtehend, erſchien nach ſeinem Tode. Zingg hat ſich viele Verdienſte um ſie erworben. dd.

Diffamationsklage (von Diffamation, und dieſes von diffamiren, ein übles Gerücht verbreiten, in üblen Ruf bringen, daher auch diffamatoriſche Schrift, Schmähſchrift), die Klage wider eine Perſon, die über den Kläger ein nachtheiliges Gerücht verbreitet hat.

Differenzial-Rechnung, ſ. Infiniteſimal-Rechnung.

Diffeſſion (von diffitiren), in der Rechtsſprache die Handlung, wodurch Jemand eine gegen ihn gebrauchte Urkunde, ein producirtes Inſtrument, für falſch und untergeſchoben erklärt; daher der Diffeſſionseid, oder der Eid, durch welchen Jemand eine Urkunde, dem Inhalt und der Unterſchrift nach, abſchwört. (Vergl. d. Art. Recognosciren.)

Digeriren heißt beim Scheidekünſtler oder Apotheker die Vorbereitung eines oder mehrer Körper, die erweicht oder aufgelöſet werden ſollen, indem man ſolche mit einer Flüſſigkeit in einem verſchloſſenen Gefäße einer gelinden Wärme kürzere oder längere Zeit ausſetzt, wodurch unter anderm Eſſenzen, Elixire und Tincturen gewonnen werden.

Digeſtu, ſ. Civilrecht und Pandekten.

Dignitarien (von Dignitas, Dignität, Würde, Grad), Würdenträger; beſonders diejenigen, welche hohe Staats- oder Hofämter bekleiden, daher Großdignitarien, grands-dignitaires, Großwürdenträger in Frankreich, oder die hohen Reichsbeamten, z. B. die Prinzen oder Generalgouverneurs der Provinzen. Doch werden auch die hohen Hofämter, welche zum Theil von Prinzen bekleidet werden, nämlich der Grand-Maréchal du palais, Grand-Chambellan, Grand-Ecuyer, Grand-Veneur und Grand-Maître des cérémonies, mit letzterm Namen benannt. In der engl. Kirche ſind Dignitarien diejenigen Geiſtlichen, die zwiſchen Biſchöfen und Pfarrherren in der Mitte ſtehen, alſo Archidiaconi, Decani, Traebendarii. Dignitas heißt in der Römiſchen Kirche ein mit einer Gerichtsbarkeit oder Verwaltung verbundenes Kirchenamt.

Dijon, ehemalige Hauptſtadt des Herzogthums Burgund, am Fluß Ouche, jetzt die Hauptſtadt im franz. Departement der Côte d'Or. Sie iſt groß, wohlgebaut, befeſtigt, und enthält mit ihren drei Vorſtädten ungefähr 25,000 Einwohner. Sie iſt der Sitz eines Biſchofs, zu deſſen Kirchſprengel jetzt die Departements der Côte d'Or und der Ober-Marne gehören, und der unter dem Erzbiſchof von Beſançon ſteht. Es gab hier ehemals reiche Klöſter, vorzüglich eine weibliche Ciſterzienſer-Abtei, welche die Mutter aller übrigen wurde. Unter den öffentlichen Gebäuden zeichnet ſich das alte, aber weitläufig und gut gebaute

Reſidenzſchloß der vormaligen Herzoge von Burgund aus. Die Stadt hat Manufacturen von Mützen und Strümpfen, Spielkarten, Wollenzeugen und Wachslichtern; überdies beträchtlichen Weinhandel. Die Academie der Wiſſenſchaften, jetzt Geſellſchaft der Literatur, Künſte und Wiſſenſchaften zu Dijon, iſt 1725 errichtet, und 1740 von dem Könige beſtätigt worden. Außerdem hat ſie eine Academie von drei Facultäten, eine öffentliche Bibliothek von 40,000 Bänden, ein Muſeum und andere wiſſenſchaftliche Anſtalten. Die Gegend, worin die Stadt liegt, heißt le Dijonnais. In dem Pfarrdorfe Fontaine le Dijon, eine Stunde von der Stadt, iſt der heilige Bernhard, nachheriger Abt zu Clairvaux, geboren.

Dike, ſ. Aſträa und Horen.

Dilemma, Dilemm, iſt in der Logik ein verfänglicher Schluß, in welchem der zu widerlegende Satz zur Vorausſetzung erhoben wird, aus welchem man zwei (dann im eigentlichen Sinne Dilemma, Doppelſchluß), oder mehre (Polylemma, Vielſchluß) falſche und ungereimte Folgen ableitet, um ſeine Wahrheit dadurch ſelbſt zu widerlegen. Der Satz z. B., Gott kann ſich in ſeinen Entſchließungen ändern, wird durch ein Dilemma ſo widerlegt: Wenn Gott ſeine Entſchließungen änderte, ſo hätte er entweder nicht Alles von Ewigkeit überlegt, oder er hätte Manches nicht recht überlegt, oder er handelte nach Willkür. Nun aber iſt alles dreies ungereimt (hier müſſen die Gründe hinzugefügt werden), folglich iſt es falſch, daß Gott in ſeinen Entſchließungen veränderlich ſei.

Dilettant wird nach einem italieniſchen Ausdrucke der Liebhaber von Kunſt und Wiſſenſchaft, und ſein Vergnügen an dieſen Gegenſtänden, ſo wie ſeine Beſchäftigung damit, Dilettantismus genannt. Letzterer iſt der Meiſter- und Kennerſchaft entgegengeſetzt, obgleich er dieſe oft an Wärme übertrifft.

Dillenius, berühmter Pflanzenkenner, geb. 1687 zu Darmſtadt, machte ſich ſchon vor Linné (ſ. d. Art.) durch Unterſuchungen über die Fortpflanzung der Gewächſe, beſonders der Kryptogamen, bekannt. Auf die Einladung des reichen Pflanzenkenners, Wilhelm Sherard, ging er 1721 nach England, wo er theils in London, theils auf dem Landſitze ſeines Freundes zu Eltham lebte. Hier gab er verſchiedene Werke heraus, beſonders das 1732 erſchienene Prachtwerk: Hortus Elthamensis, wozu er alle Abbildungen mit der größten Treue ſelber gezeichnet hatte, und ſeine letzte Schrift über die Mooſe (Historia Muscorum), die ſeinem Ruhme die Krone aufſetzte. Sherard ſtiftete, wie man glaubt, eine eigene Lehrſtelle der Botanik auf der Univerſität zu Oxford, zu Gunſten ſeines Freundes, der auch 1747 hier ſtarb.

Dimenſion, Ausdehnung eines Körpers nach allen Seiten. In dieſer Bedeutung wird das Wort auch in der Baukunſt genommen, wo man unter Dimenſion eines Gebäudes das Maß ſeiner Länge, Höhe und Breite verſteht. In den zeichnenden Künſten verſteht man unter Dimenſion, welche von Proportion wohl zu unterſcheiden iſt, das Verhältniß der Gegenſtände zu ihrer natürlichen Größe. Der Künſtler wird hiebei theils durch Nothwendigkeit geleitet, theils beſtimmen ihn Neigung, Kunſtvermögen und äußere, zufällige Urſachen. Gewiſſe Gegenſtände, wie Bäume, Felſen, Seen ꝛc., laſſen ſich ſchon durchaus nicht in ihrer eigenthümlichen Dimenſion nachbilden, und ein Decken- oder Wandgemälde erheiſcht, begreiflicher Weiſe, ein andres Maß, als eine niederländiſche Tabagie, oder ſonſt ein Staffeleibild. In der Malerei kann die natürliche Dimenſion der menſchlichen Geſtalt nicht füglich überſchritten werden, außer wo das Bild an einem Orte aufgeſtellt wird,

von welchem aus die Figuren für den Beſchauer wieder in ihr natürliches Verhältniß zurücktreten. Figuren über Lebensgröße haben etwas Grauenhaftes. Bisweilen entſcheidet hier auch die Individualität des Künſtlers. So z. B. gefiel ſich M. Angelo nur in rieſenhaften Geſtalten, während Pouſſin ſich gewöhnlich auf $1/_3$ oder $1/_4$ der menſchlichen Figur beſchränkte. Werke der Sculptur überſchreiten häufig das Maß der Malerei, und mit Recht, indem hier der Mangel an belebender Farbe durch eine größere Annäherung an die Dimenſion der Menſchen und Thiere erſetzt werden muß. Indeſſen iſt dabei auch noch der Standort einer Statüe oder Gruppe zu beachten, ſo wie der Raum, inner welchem ſie aufgeſtellt ſind. Eine Bildſäule auf einem öffentlichen Platze muß bedeutend größer ſein als in einem Saale, und der berühmte olympiſche Jupiter von Phidias mußte in der That, bei ſeiner Höhe von 60 Fuß, einen ſeltſamen Eindruck machen, wenn die Höhe des Tempels, wie Pauſanias berichtet, nur 68 Fuß betrug. (S. Proportion und Perſpective.)

Diner, das Mittagsmahl, der Mittelpunkt der Tafelfreuden (je ſpäter, deſto vornehmer und großſtädtiſcher), zerfällt nach der Regel in drei Hauptgänge mit beliebigen Einſchiebſeln: Suppe und Vorgerichte, Fleiſch und Braten, Nachtiſch. Dieſe drei Abtheilungen weiß die Kunſt des Geſchmacks mit den raffinirteſten Genüſſen auszufüllen, ja die Feinſchmecker alter und neuer Zeit haben dieſe Kunſt in ein Syſtem gebracht. Sie unterſcheiden diner brun und blond, wie Brunette und Blondine, je nachdem die Speiſen mehr im dunklern oder hellern Colorit erſcheinen, und halten ein blondes Diner für den Triumph der Kochkunſt. Ein Diner muß ſich eröffnen mit einer heißen Suppe, und dieſe wird am füglichſten nach neuer franzöſiſcher Manier ſervirt, ſo daß die ins Tafelzimmer eintretenden Gäſte auf ihren Couverts die rauchende Suppe vorfinden. Dann folgt (der köſtliche Effect des Caviars iſt nicht überall anerkannt) der Coup d'après, d. h. ein Spitzglas feiner adſtringirender Weine: Madera, Portwein ꝛc. (nur dieſe und die feinen Deſſert-Weine pflegt man in Frankreich als Regel rein zu trinken, den gewöhnlichen Tiſchwein aber mit Waſſer zu vermiſchen), um die durch die Suppe erſchlafften Verdauungsfibern zu ſtärken, und mit gehöriger Kraft eine tüchtige Portion Rindfleiſch zu überwältigen. Senf, Trüffeln oder pikante Gemüſe erleichtern dieſe Arbeit, und ſind der Mörtel des Grundſteins, auf welchen alle nachfolgenden hohen und höchſten Genüſſe geſetzt werden. Dann kommen kleine reizendere Zwiſchen- und Voreſſen, und hieran ordnen ſich die Fiſche, bis der zweite Gang, die Braten mit ihrem zahlreichen Gefolge von Compots, Salaten, Saucen ꝛc., alles verdrängen. Hier muß der Koch ſeine Talente glänzen laſſen, und der Haut goût der Schmecker verlangt von ihm, daß er das Fleiſch, zumal das Wildpret, vom Rande der Verweſung ihm vor die Zähne rücke. Die Hauptarbeit des guten Eſſers iſt damit gethan, und blos zum Spaß, oder dem Wirth ein Compliment zu machen, ſchifft er auf Cremen und Geléen in das Luſtgefilde des Nachtiſchs hinunter, wenn anders nicht der Weingott, der mit Abhub des zweiten Ganges den Antritt ſeines Regiments verkündet, ſtrenges Embargo auf die Zungen legt. Butter und Käſe (le biscuit des ivrognes) ſind, wenn das Gebäude der Tafelluſt bis zum höchſten Gipfel errichtet iſt, die Schlußziegel auf dem Forſte des Daches; doch wird ein braver Gourmand nie verabſäumen, die Vollendung ſeines Baues mit einer Taſſe ſchwarzen Kaffee, der auch wohl eine Doſis reizenden Liqueurs zugetröpfelt wird, auf der Serviette zu feiern. Ein ſolches ſchulgerechtes Diner hat

außer ſeinen natürlichen Folgen, noch manche andere. Der begnügte Gaſt hat die Pflicht, binnen den nächſten acht Tagen dem Wirth einen Beſuch, die ſogenannte Visite de digestion, zur ſchuldigen Dankſagung zu machen, und, will er bald wieder geladen ſein, binnen vierzehn Tagen zu wiederholen. Dies nennen die Pariſer Visite d'appetit. Ferner muß er ſeinen Dank dadurch ausdrücken, daß er, falls die Erwiederung der angethanen Ehre ſeinen Verhältniſſen nicht zuſagt, ſein Möglichſtes für die Unterhaltung der Tafel durch Anecdoten, witzige Einfälle ꝛc. thut (in pariſer Sprache payer en monnaie de singe), in jedem Fall aber unter acht Tagen nicht über den Wirth mediſirt. Die Feinheit der franzöſiſchen Küche verdient ihre Wechſelwirkung auf den feinen Ton vollkommen, die ſich in unzähligen Tafelregeln ausſpricht, und macht daher Paris auch zur Centralbehörde der Leckerei. Diner par coeur nennen die Franzoſen, wenn man die Zeit des Mittagsmahls verſäumt hat, und nun den Appetit mit einem Gerichte friſchen Obſtes ſtillen muß. Diner d'ami, wenn man ohne beſondere Einladung zu Mittag vorlieb zu nehmen veranlaßt wird, oder veranlaßt.

Dingliches Recht, ſ. Sachenrecht.

Dinte (gemeine). Dieſes Schreibmaterial kann man von mancherlei Farben bereiten, doch iſt die ſchwarze Dinte die gebräuchlichſte. Mehrere Chemiker haben ſich bemüht, ihre Bereitung zu vervollkommnen. Ein Engländer, Lewis, giebt folgende Vorſchrift: In drei Nößeln weißen Weins oder auch Weineſſigs läßt man 3 Unzen Galläpfel, eine Unze Blauholz und eine Unze grünen Vitriol eine halbe Stunde lang kochen, ſetzt dann $1\frac{1}{2}$ Unze arabiſches Gummi hinzu, und gießt die ganze Miſchung, wenn das Gummi gehörig aufgelöſt iſt, durch ein Haarſieb. Der berühmte van Mons empfiehlt folgende Zuſammenſetzung: 4 Unzen Galläpfel, $2\frac{1}{2}$ Unze bis zur Weiße calcinirtes ſchwefelſaures Eiſen und 2 Pinten Waſſer läßt man 24 Stunden lang in der Kälte ſtehen, thut $1\frac{1}{4}$ Unze arabiſches Gummi hinzu, und verwahrt es in einer offnen, oder blos mit Papier leicht verſtopften Flaſche. Ein anderes Recept iſt folgendes: Man nehme ein Pfund Galläpfel, 6 Unzen arabiſches Gummi, eben ſo viel Eiſenvitriol und 4 Pinten Bier oder Waſſer. Die Galläpfel werden zerſtoßen, und bleiben dann 24 Stunden lang als Aufguß ſtehen; hierauf ſetzt man das gröblich zerſtoßne Gummi hinzu und läßt es auflöſen; nachdem thut man den Vitriol zur Maſſe, der dieſe ſogleich ſchwarz färbt, und ſeihet ſie endlich durch ein Haarſieb. Im Allgemeinen gilt die Bemerkung, daß die ungekochten Dinten dem Verſchimmeln weniger ausgeſetzt ſind, als die gekochten. Eine gute rothe Dinte erhält man nach folgendem Recept: Ein Viertelpfund des beſten Fernambucholzes wird mit 2 Loth geſtoßenen Alauns und eben ſo viel Weinſteinrahm in einem Maß Waſſer bis zur Hälfte eingekocht, und in der noch warmen Brühe Zucker und gutes arabiſches Gummi, von jedem 2 Loth, aufgelöſet. Blaue Dinten geben mit Alaunerde abgeſtumpfte und mit Gummi verſetzte Indigoauflöſungen. Grüne Dinte erhält man aus Grünſpan, deſtillirt mit Weineſſig und mit etwas Gummi vermiſcht. Safran, Alaun und Gummiwaſſer geben eine Gelbe.

Dinten (ſympathetiſche). Hierunter verſteht man Flüſſigkeiten, ohne alle, oder doch ohne merkliche Farbe, mit welchen ſich eine unſichtbare Schrift auftragen läßt, die man nach Belieben durch gewiſſe (jeder Art von ſympathetiſcher Dinte eigene) Mittel ſichtbar machen kann. Schon Ovid ertheilt den unter ſtrenger Aufſicht gehaltenen Mädchen, die gern an ihre Liebhaber ſchreiben möchten, den Rath, die Schrift mit friſcher Milch aufzutragen, und wenn ſie getrocknet, Kohlenſtaub

oder Ruß darüber zu ſtreuen. In den neuern Zeiten hat die Chemie viele und beſſere Dinten dieſer Art verfertigen gelehrt. Wenn man grünen Vitriol in Waſſer auflöſet, und etwas Alaun dazu ſetzt, um zu verhüten, daß der gelbliche Eiſenniederſchlag nicht niederfalle, welcher, dafern die Säure nicht die Oberhand hat, allezeit zu entſtehen pflegt, ſo kann man mit dieſer Auflöſung eine unſichtbare Schrift aufſetzen, die ſehr ſchwarz erſcheint, wenn man ſie mit einem gut geſättigten Galläpfelaufguß befeuchtet. Man kann auch aus der gemeinen ſchwarzen Dinte eine ſympathetiſche verfertigen. Zu dieſem Zwecke benimt man ihr durch beigemiſchte Salpeterſäure die Farbe. Die Schrift, die man damit aufträgt, kommt zum Vorſchein, wenn man ſie mit aufgelöſetem flüſſigen Alkali befeuchtet. Die berühmte Dinte, die in der Kälte unſichtbar, aber nach einer mäßigen Erwärmung ſichtbar iſt, kann man auf eine ziemlich leichte Art verfertigen. Man nimt dazu die in Materialhandlungen käufliche Zaffer, Saffera, (der mit Sand vermiſchte, calcinirte Kobalt, woraus die Smalte zubereitet wird, welche unter anderm auch die ſogenannte blaue Stärke giebt) und zieht daraus vermittelſt der Digeſtion in Königswaſſer das aus, was die Säure davon auflöſen kann, d. h. die metalliſche Erde des Kobalts, welche bei der Verglaſung das Blau giebt; dann verdünnt man dieſe Auflöſung mit etwas Waſſer, damit ſie nicht durch das Papier ſchlage. Die Schrift von dieſer Dinte iſt unſichtbar, erſcheint aber ſchön grünblau, wenn man ſie auf einen gewiſſen Grad erhitzt. Sobald ſie wieder erkaltet, verſchwindet ſie gänzlich, und ſo kann man ſie durch wechſelsweiſe Erhitzung und Erkältung bald ſichtbar, bald unſichtbar machen. Nur muß man ſich hüten, ſie nicht mehr zu erhitzen, als zur Sichtbarmachung nöthig iſt, weil ſie ſonſt immer ſichtbar bleibt. Mit dieſer ſympathetiſchen Dinte kann man Landſchaften zeichnen, in denen die Bäume und die Erde ihren Schmuck, das Grün, durch den Winter verloren haben, und die ſich, wenn man will, in Frühlingslandſchaften verwandeln müſſen, ſobald man ſie einem gehörigen Grade von Wärme ausſetzt. Man hat dieſen Einfall ſchon auf Feuerſchirmen ausgeführt.

Dio Caſſius, zu Nicäa in Bithynien um das J. 155 nach Chr. geboren; von andern wird er auch ein Römer genannt, weil er das römiſche Bürgerrecht bekommen, unter Pertinax und deſſen drei Nachfolgern viele Ehrenämter in Rom bekleidet und ſich lange daſelbſt aufgehalten hat. Er beſchrieb in 80 Büchern, wovon wir leider nur das 36. bis 54. Buch, jedoch vollſtändig, das übrige im Auszuge des Xipholinos beſitzen) die römiſche Geſchichte von Aeneas Ankunft in Italien bis 228 nach Chr. Geb., und widmete dieſer Arbeit 22 Jahre. Er hat das Verdienſt, die Begebenheiten chronologiſch geordnet, und ſofern er ſie ſelbſt erlebt, richtig angegeben zu haben, zeigt ſich aber dabei oft ungerecht gegen große Männer, abergläubiſch, ſchmeichelnd und voll Sclavenſinns; ſein rhetoriſcher Stil iſt der Geſchichte nicht angemeſſen. Herausgegeben von Reimarus, Hamburg (1750 — 1752), überſ. von Wagner und Penzel.

Dioces (Dioikéſis, Dioeceſis), 1) Statthalterſchaft. Nach Strabo war ſchon unter Auguſt und Tiber wenigſtens in Aſien die Eintheilung des römiſchen Reichs in Dióceſen gebräuchlich. Späterhin theilte Conſtantin das ganze Reich in 14 Dióceſen, welche zuſammen 120 Provinzen enthielten. Jeder Provinz war ein Proconſul, und jeder Dióces ein Reichsvicar (Stellvertreter des Kaiſers) vorgeſetzt. 2) Kirchſprengel, in der chriſtl. Kirchenverfaſſung, bei den Katholiken ein Landesbezirk, der in kirchlichen Angelegenheiten der Gerichtsbarkeit eines Erzbiſchofs oder Biſchofs

unterworfen iſt; bei den Proteſtanten die ſämmtlichen Pfarreien, welche unter Aufſicht eines Superintendenten ſtehen. Auch dieſe Einrichtung ſchreibt ſich aus der Zeit Conſtantins (4. Jahrh. nach Chr.), des römiſchen Kaiſers her, der die chriſtliche Religion zur Staatsreligion machte. — Diöceſanus, nicht nur derjenige, der an einem Orte die Biſchöfliche Gerichtsbarkeit hat, ſondern auch ein jeglicher Geiſtlicher n einer Diöces.

Diocletian (C. Valerius), mit dem Beinamen Jovius, von niedriger Geburt, ward 284 nach Chr. vom Heere zum römiſchen Imperator erklärt. Er war gegen die Feinde glücklich, ſchlug den Carinus in Möſien (286), beſiegte die Alemannen, und machte ſich durch ſeine Güte ſehr beliebt. Doch nöthigten ihn die neuen Empörungen und Angriffe auf das römiſche Reich, ſich Mitregenten zu wählen, nämlich den (M. Aurel. Valerius) Maximianus (286), einen herrſchſüchtigen, rauhen und grauſamen Krieger, der, während Diocletian im Morgenlande gegen die Perſer glücklich war, und dann in Deutſchland bis an die Quelle der Donau drang, in Gallien ſiegte; ſpäter (292) auch den C. Galerius, ſo wie Maximian den Conſtantinus (Chlorus) zum Cäſar wählte. So war das Reich in 4 Theile getheilt. So lange Diocletian wirkte, der auch Aegypten wieder einnahm, dauerte die Uebereinſtimmung: allein dieſer legte (305) zu Nicomedien die Kaiſerwürde nieder, in demſelben Jahre auch Maximian zu Mailand. Diocletian zog ſich nach Salona in Dalmatien zurück, vergnügte ſich mit Gärtnerarbeit und lebte in ungeſtörter Ruhe bis 313. Er hatte die unumſchränkte Herrſchaft gegründet, welche die Conſtantiniſche Familie nun befeſtigte.

Diodorus, aus Agyrium in Sicilien gebürtig, und daher Siculus genannt, ein berühmter Geſchichtſchreiber unter Julius Cäſar und Auguſt. Um ſeiner Geſchichte die möglichſte Vollſtändigkeit und Genauigkeit zu geben, bereiſte er einen großen Theil von Europa und Aſien. Sehr zu bedauern iſt es, daß der größte Theil dieſer ſeiner Geſchichte, die er hiſtoriſche Bibliothek nannte, und in welcher er die pragmatiſche Behandlung mit der rhetoriſchen nach dem Muſter des Theopompos und Ephoros verband, und an welcher er 30 Jahre gearbeitet hatte, verloren gegangen iſt. Sie beſtand aus 40 Büchern, war vorzüglich genau abgefaßt, und enthielt die Geſchichte faſt aller Völker der Erde. Wir haben davon nur die Bücher 1—5, und 16—20 übrig behalten. Die beſten Ausgaben ſind von Weſſeling und Eichſtädt, mit Heyne's Commentar. Zweibrücken und Straßburg (1793—1807, in 11 Bänden). Verdeutſcht von Stroth und Kaltwaſſer.

Diogenes aus Sinope, einer Stadt am Pontus, im 4. Jahrh. vor Chr. Geb., der berühmteſte unter den cyniſchen Philoſophen. (S. Cyniker.) Da er mit ſeinem Vater, den man der Münzverfälſchung angeklagt hatte, aus ſeinem Geburtsorte verbannt worden, ging er nach Athen, und bat den Antiſthenes, ihn zu ſeinem Schüler anzunehmen. Erſt nachdem dieſer den Dringenden abzuweiſen ſelbſt mit Schlägen vergeblich geſucht hatte, ward ihm ſeine Bitte gewährt. Diogenes widmete ſich ganz dem Unterrichte ſeines Lehrers, deſſen Grundſätze er bald noch erweiterte. Er verachtete nicht nur, wie dieſer, alles philoſophiſche Wiſſen, und eiferte gleich freimüthig gegen das Sittenverderbniß ſeiner Zeit, ſondern er trieb zugleich die eigene Anwendung ſeiner moraliſchen Lehren bis aufs Aeußerſte. Antiſthenes finſterer Ernſt mißfiel; Diogenes hingegen verſtand mit Heiterkeit und Witz ſeinen Zeitgenoſſen ihre Thorheiten zu zeigen, und war daher geſchickter, ein Sittenlehrer des großen Haufens zu ſein, ſo wenig er auch in der That beſſerte. Zu-

gleich wußte er ſeinen Grundſatz, alles Entbehrlichen ſich zu entäußern, auf die ungezwungenſte Art anzuwenden. Er lehrte, der Weiſe müſſe, um glücklich zu ſein, ſich unabhängig vom Glücke, von den Menſchen und von ſich ſelbſt zu erhalten ſuchen; zu dem Ende müſſe er Reichthum, Anſehen, Ehre, Künſte und Wiſſenſchaften, und alle Annehmlichkeiten des Lebens verachten. Er ſelbſt wollte ſeinen Zeitgenoſſen ein Muſter cyniſcher Tugend ſein. Daher unterzog er ſich den härteſten Prüfungen, und riß ſich von jedem Zwange los. Oft kämpfte er mit dem Hunger, befriedigte ihn mit den ſchlechteſten Speiſen, befliß ſich, ſelbſt bei Mahlzeiten, wo der größte Ueberfluß herrſchte, der ſtrengſten Enthaltſamkeit, und ſtreckte ſeine Hand auch wohl zu einem Almoſen aus. Am Tage ging er ohne Schuhe, ohne Rock, mit einem langen Barte, einen Stock in der Hand und einen Querſack auf der Schulter, in Athen einher; Nachts ruhte er in einer Tonne. Allen Ungemächlichkeiten der Witterung bot er Trotz, und ertrug Spott, Schimpf und Beleidigung des Volks mit der größten Ruhe. Seinen hölzernen Becher warf er, wie man erzählt, als ein entbehrliches Geräth fort, da er einen Knaben mit der Hand Waſſer ſchöpfen ſah. Nie ſchonte er die Thorheiten der Menſchen; laut und unerbittlich ſprach er gegen alle Laſter und Mißbräuche, und bediente ſich dabei der Satyre und der noch furchtbarern Ironie. Das Volk, und ſelbſt die Gebildeten, hörten ihn gern, und verſuchten ihren Witz an ihm; merkten ſie aber ſeine Ueberlegenheit, ſo gingen ſie oft in Beleidigungen über, die ihn jedoch wenig außer Faſſung brachten. Oft machte er ihnen Vorwürfe über Ausdrücke und Handlungen, welche die Schamhaftigkeit empörten, und es iſt daher nicht glaublich, daß er ſich der Ausſchweifungen ſchuldig gemacht habe, welche ſeine Feinde ihm Schuld gaben. Sein unanſtändiges Betragen beleidigte mehr den Weltbrauch als die Sitten, doch ſind viele Anecdoten von dieſem Sonderling erdichtet, und ſelbſt ſein Aufenthalt in der Tonne zweifelhaft. Auf einer Reiſe nach der Inſel Aegina wurde er von Seeräubern gefangen, und als Sclave nach Creta an den Corinther Xeniades verkauft. Dieſer ließ ihn frei, und übertrug ihm die Erziehung ſeiner Kinder. Sein neues Geſchäft verwaltete er mit der größten Sorgfalt, und lebte im Sommer gewöhnlich zu Corinth, im Winter zu Athen. Am erſtern Orte war es, wo Alexander, der mit ſeinem Gefolge zur Staatsverſammlung ging, ihn an der Landſtraße in der Sonne gelagert fand, und verwundert über die Gleichgültigkeit, mit welcher der zerlumpte Bettler ſeiner nicht zu achten ſchien, ſich in ein Geſpräch mit ihm einließ, und ihm zuletzt die Erlaubniß gab, ſich eine Gnade auszubitten. „Ich verlange weiter nichts," antwortete der Philoſoph, „als daß du mir aus der Sonne geheſt." Erſtaunt über dieſen Beweis höchſter Genügſamkeit, ſoll der König ausgerufen haben: „Wäre ich nicht Alexander, ſo wünſchte ich Diogenes zu ſein." Ein ander Mal ging er am hellen Mittage mit einer Laterne in Athen. Auf die Frage, was er ſuche, antwortete er: „Ich ſuche Menſchen." Bei den Spartanern glaubte er die meiſte Anlage zu ſolchen Menſchen zu finden, wie er ſie wünſchte. Daher ſagte er einſt: „Menſchen habe ich nirgend geſehen, aber doch Kinder zu Lacedämon." Welches iſt, fragte man ihn einſt, das gefährlichſte Thier? „Unter den wilden Thieren," antwortete er, „iſt es der Verleumder, unter den zahmen der Schmeichler." Er ſtarb, vor Chr. Geb. 324, in einem hohen Alter. Als er die Annäherung ſeines Todes merkte, ſetzte er ſich in der Straße nach Olympia nieder, wo er vor den Augen der herbeiſtrömenden Menge mit ächt philoſophiſcher Ruhe ſtarb.

Diomedes, des Tydeus und der Deïpyle Sohn, und König von Argos. Er verlor ſeinen Vater früh vor Theben, war Theilnehmer des zweiten Zuges nach Theben, und befand ſich unter den Freiern der Helena, deren Entführung zu rächen er mit den übrigen Königen Griechenlands vor Troja entboten wurde, wo er die Argiver, Tyrinther und mehrere andere Völkerſchaften befehligte. Verwegener Muth machte ihn zu einem der erſten Helden; nach Neſtors Zeugniß übertraf er darin alle ſeine Altersgenoſſen. Von Pallas beſchirmt, focht er nicht nur mit den tapferſten Feinden, viele derſelben erlegend, ſondern wagte ſich ſelbſt in den Kampf mit den Unſterblichen. Als Venus ihrem Sohne Aeneas gegen ihn zu Hülfe kam, verwundete er die Göttin mit dem Speere an der Hand, und würde ihr den Aeneas entriſſen haben, wäre nicht Apollo zur Rettung herbeigeeilt. Aber ſelbſt gegen dieſen drang er dreimal kampfluſtig an, bis die drohenden Worte des furchtbaren Gottes ihn zurückſchreckten. Von Pallas ermuntert, wandte er ſich jetzt gegen den Mars, verwundete ihn in den Unterleib, und zwang ihn, nach dem Olymp zurückzukehren, Auf gleiche Weiſe that er ſich in der Rathsverſammlung hervor. Er widerſprach kühn Agamemnons Vorſchlag, Troja unverrichteter Sache zu verlaſſen, und hintertrieb ihn; auch blieb er bei ſeiner Meinung, als Achill die angebotene Ausſöhnung verweigerte. Dadurch, daß er die Pferde des Rheſus erbeutete, erfüllte er eine der Bedingungen, unter denen allein Troja erobert werden konnte. Auch holte er mit Ulyſſes die ebenfalls zur Eroberung der Stadt nöthigen Pfeile des Hercules und den Philoctet von Lemnos herbei, und befand ſich mit in dem hölzernen Pferde, durch welches endlich die Einnahme Troja's gelang. Zwar kam er glücklich in ſeine Heimath zurück, aber Venus verfolgte ihn mit ihrer Rache. Dieſe hatte der Gemahlin des Abweſenden, Aegialia, eine ſtrafbare Leidenſchaft gegen den Cometes eingeflößt, und Diomedes mußte bei ſeiner Rückkunft verſprechen, Argos zu verlaſſen und bei Todesſtrafe nie zurückzukehren. Er ſchiffte hierauf mit ſeinen treueſten Freunden nach Italien; doch wird von ſeinem Aufenthalte daſelbſt viel Widerſprechendes gefabelt. Bald ſoll er hier in einem hohen Alter geſtorben, bald vom Könige Daunus umgebracht, bald auch blos auf den nach ihm benannten Inſeln verſchwunden ſein. Ihm wurde nach ſeinem Tode göttliche Ehre erwieſen.

Dion, ein berühmter Syracuſaner, der ſich in der Geſchichte dieſes Staats einen unſterblichen Ruhm erworben hat. Er lebte zu den Zeiten der beiden Dionyſe, mit denen er verwandt war, und auf die er einige Zeit hindurch vielen Einfluß hatte. Als er aber verſuchen wollte, die tyranniſchen Grundſätze des jüngern Dionyſius durch die Lehren der Philoſophie zu verdrängen, gelang es ſeinen Feinden, ihn bei dieſem verdächtig zu machen und ſeine Verbannung zu bewirken. Dion begab ſich nach Griechenland, wo er durch ſeine ſchöne Geſtalt, noch mehr aber durch die herrlichen Eigenſchaften ſeines Verſtandes und Herzens, ſich ſo zahlreiche Anhänger verſchaffte, daß er beſchloß, Gewalt gegen einen Fürſten zu gebrauchen, der ſanftern Lehren ſein Ohr verſchloſſen hatte, und ſein Vaterland zu befreien. Zu dem Ende ſchiffte er ſich mit 800 muthvollen Kriegern ein, landete auf Sicilien, und eilte, da Dionyſius vor wenigen Tagen nach Italien gereiſet war, nach Syracus, wo er unter dem Jubel der Einwohner einzog. Dionys kehrte zurück, machte einige vergebliche Verſuche, ſein Anſehen wieder herzuſtellen, ward aber endlich gezwungen, der Krone zu entſagen und ſich mit ſeinen Schätzen nach Italien zu flüchten. Aber auch Dion, gegen den ſeine Mitbürger ungerechtes Mißtrauen hegten, ſah ſich genöthigt, die Stadt zu

verlaſſen. Als ſich jedoch neue Unordnungen entſpannen, rief man ihn zurück, und er war eben beſchäftigt, die republicaniſche Regierung wieder herzuſtellen, als ihn 354 Jahre vor Chr. Geb. ſein verrätheriſcher Freund, Calippus aus Athen, ermordete. So ſtarb dieſer Mann von erhabener Denkungsart, hohem Muthe und unerſchütterlicher Vaterlandsliebe. Plato war ſein innigſter Freund. Sein Leben haben Plutarch und Cornelius Nepos beſchrieben.

Dionäa, Venus=Fliegenfalle, Dionaea muscipula. Dieſe merkwürdige Pflanze wächſt in feuchten und ſchattigen Gegenden des nördlichen Amerika, vornehmlich in Südcarolina, wild, und hat viel Aehnlichkeit mit unſerm rundblättrigen Sonnenthau (Drosera rotundifolia). Setzt ſich ein Inſect, z. B. eine Fliege, auf die Oberfläche eines Wurzelblatts, ſo klappt ſogleich der lappige Rand deſſelben zuſammen und fängt das Inſect, wie in einer Falle. Die Randborſten verſchließen das Blatt von der Seite und die Nebenborſten von vorn, ſo daß das Inſect gar keinen Ausgang findet und umkommen muß. Will man es mit Gewalt befreien, ſo muß man das Blatt zerreißen. Nur wenn das Inſect todt iſt, und alſo durch ſeine Bewegung die Theile des Blatts nicht mehr reizt, öffnet ſich dieſes und läßt das Inſect fallen. Die Inſecten ſcheinen übrigens durch den ſüßlichen Saft, der aus den Drüſen der Blätter ſchwitzt, angelockt zu werden. Reifen Samen hat dieſe Pflanze in Europa noch nicht bringen wollen.

Dione, Mutter der Venus, daher Dionäa, Beiname der letztern, auch letztere ſelbſt.

Dionyſien, ſo viel wie Bacchanalien, von Dionyſos oder Bacchus (ſ. d. Art.).

Dionyſius von Halicarnaß in Carien, geb. vor Chr. Geb. 55, kam als ein gelehrter Kunſtrichter und Lehrer der Beredſamkeit, etwa 30 Jahre vor Chr., nach Rom, und ſchrieb zur Belehrung ſeiner Landsleute eine römiſche Archäologie in 20 Büchern, worin er die ältere Geſchichte und Verfaſſung Roms bis auf den Anfang des Polybius erzählt. Wir beſitzen davon die elf erſten Bücher, und von den übrigen einige Bruchſtücke. Sie ſind nach Hudſon von Reiske herausgegeben worden (Leipz. 1770 — 1774). Sein 22jähriger Aufenthalt in Rom, der Umgang mit den gelehrteſten Römern und die Benutzuug der ältern Annaliſten machen ihn für den kritiſchen Geſchichtsforſcher ſehr wichtig, wiewohl ſeine theoretiſche Behandlung bedeutenden Einfluß auf die Darſtellung der römiſchen Sagengeſchichte gehabt hat. Auch als äſthetiſcher Schriftſteller hat Dionyſius einigen Werth, nur verdienen die hieher gehörigen Werke eine kritiſche Sichtung. So gehört die Ars rhetorica nur zum Theil dem Dionyſius, und iſt nach ihrer gegenwärtigen Zuſammenſtellung wahrſcheinlich aus dem 3. Jahrh. nach Chr. Geb.

Dionyſius der Aeltere ſchwang ſich aus gemeinem Stande zum Feldherrn, und dadurch zum Tyrannen (d. i. Beherrſcher) von Syracus (um 406 vor Chr.) auf. Die bei Eroberung Agrigents durch die Carthager geflüchteten Agrigenter klagten nämlich die ſyracuſaniſchen Feldherren der Verrätherei an; Dionyſius unterſtützte ihre Klagen und brachte es dahin, daß das erzürnte Volk andere Heerführer wählte, unter denen ſelbſt er ſich befand. Bald aber wußte er auch dieſe verdächtig zu machen und ſich zum Oberfeldherrn ernennen zu laſſen. In dieſem Poſten ward es ihm nicht ſchwer, mit Hülfe der gewonnenen Truppen ſich der Feſtung von Syracus und aller darin befindlichen Waffen und Lebensmittel zu bemächtigen; worauf er ſich im 25. Jahre ſeines Alters zum Könige erklärte. Um ſeine Macht noch mehr zu befeſtigen, heira=

thete er die Tochter des Hermocrates, deſſen Geſchlecht in Syracus das vornehmſte war. Nachdem er einen kurzen Krieg mit Carthago geendigt und verſchiedene Empörungen glücklich gedämpft hatte, ſo daß er ſich auch andere Städte der Inſel unterwarf, rüſtete er ſich zu einem großen Kriege gegen Carthago. Das Waffenglück, das ihm Anfangs günſtig war, wandte ſich bald zu ſeinem Nachtheil. Schon wurde er in Syracus ſelbſt belagert, als die Peſt unter den Carthagern große Verwüſtungen anrichtete. Dionyſius, der zu derſelben Zeit eine Verſtärkung von 30 Schiffen erhalten hatte, benutzte die Muthloſigkeit der Feinde, griff ſie zu Waſſer und zu Lande an, und trug einen vollſtändigen Sieg davon, dem bald ein vortheilhafter Friede folgte. Auf ſeinen Feldzügen in Unter-Italien eroberte er die Stadt Rhegium durch Aushungerung. Nach einem neuen kurzen Kriege mit Carthago lebte er eine Zeitlang in Ruhe, und beſchäftigte ſich mit der Dichtkunſt, in der er durch ſeine werthloſen Erzeugniſſe nicht minder glänzen wollte. Er wagte es ſogar, bei den olympiſchen Spielen um den Preis zu ringen, und ſchickte zu dem Ende eine feierliche Geſandtſchaft und eine Menge der beſten Declamatoren dahin, die ſeine Gedichte vorleſen ſollten, aber mit aller Kunſt nicht verhindern konnten, daß nicht die Zelte des Dionyſius vom Volke niedergeriſſen und geplündert wurden. Noch ſchimpflicher wurde eine zweite, vier Jahre nachher von ihm abgeſchickte Geſandtſchaft aufgenommen. Er wurde darüber faſt raſend. Dennoch wollte er ſeinen Wahn nicht aufgeben, und pflegte Dichter und Gelehrte damaliger Zeit durch Vorleſung ſeiner Verſe zu peinigen. Endlich fing er aus Mißmuth einen neuen Krieg mit den Carthagern an, um ſie ganz aus Sicilien zu vertreiben: er konnte aber dieſe Abſicht nicht erreichen, und mußte einen nachtheiligen Frieden ſchließen. Dafür gelang es ihm jetzt, in Athen eines ſeiner Trauerſpiele gekrönt zu ſehen. Die Nachricht davon erfüllte ihn mit ſo unmäßiger Freude, daß er krank wurde; die Aerzte aber gaben ihm auf Anſtiften ſeines Sohnes ſtatt der Arznei einen Schlaftrunk, der ihn nicht wieder erwachen ließ. So ſtarb er nach einer 25jährigen Regierung. — Ihm folgte ſein älteſter Sohn, der unter dem Namen Dionyſius der Jüngere bekannt iſt. Um ihn von den Ausſchweifungen, denen er ſich ergab, abzuziehen, machte ihn Dion (ſ. d. Art.) auf die Lehren des Plato aufmerkſam, und ſtellte ihm vor, daß dieſer große Philoſoph allein ihn die wahre Kunſt zu regieren, worauf ſein und ſeiner Unterthanen Glück beruhe, lehren könne. Dadurch bewogen, berief Dionys den Plato an ſeinen Hof. Dieſer folgte ſeinen dringenden Einladungen, und wußte ihn wirklich zur Tugend und zu den Wiſſenſchaften zu leiten, und überhaupt dem ganzen Hofe eine andere Geſtalt zu geben. Aber eine Gegenpartei, an deren Spitze der Geſchichtſchreiber Philiſtus ſtand, machte die Treue des Dion verdächtig, und bewirkte ſeine Verbannung. Vergebens ſuchte Plato ſeine Zurückberufung zu bewirken, und verließ endlich, nachdem er lange mit einigem Zwange zurückgehalten worden, Syracus, als ein ausgebrochener Krieg den Dionys anderweitig beſchäftigte. Nach geſchloſſenem Frieden kehrte er auf die wiederholten Bitten des Königs zurück. Auch jetzt bemühte er ſich, Dions Zurückberufung zu bewirken, aber vergeblich. Er drang daher auf ſeine Entlaſſung. Dionys wußte ihn dadurch zu gewinnen, daß er ihm eine ſcheinbare Ausſöhnung mit Dion vorſchlug, vermöge welcher dieſer ſein Vermögen ausgeliefert erhalten, dagegen aber verſprechen ſollte, nichts gegen den Thron zu unternehmen. Allein auch dieſes Verſprechen erfüllte er nicht, und Plato verließ ihn, nachdem er mehrere bittere Kränkungen erfahren. Jetzt erſchien Dion und

bemächtigte ſich der Stadt Syracus, in die Dionyſius erſt nach Dions Ermordung zurückkehrte. Sein Unglück hatte ihn aber nur noch grauſamer und unmenſchlicher gemacht. Die Vornehmſten flüchteten vor ſeinen Bedrückungen. Inzwiſchen fingen die Carthaginenſer einen neuen Krieg mit Syracus an, und verbanden ſich heimlich mit dem Icetas, deſſen Abſicht war, ſich der Stadt zu bemächtigen. Allein noch verſtellte ſich dieſer, und billigte ſogar die Maßregel, bei Corinth Hülfe zu ſuchen. Timoleon kam mit einer Flotte nach Syracus und vertrieb ſowohl die Feinde als den Tyrannen. Dionys, der ſich ihnen ergeben hatte, wurde nach Corinth gebracht, wo er ſein Brot kümmerlich mit Unterricht erwarb, und in der Verachtung ſtarb, die er durch ſeine Zügelloſigkeit ſich zugezogen hatte.

Dionyſius der Areopagit (Beiſitzer des Gerichtshofes zu Athen, der Areopag genannt wurde), um die Mitte des 1ſten Jahrh. durch den Apoſtel Paulus zum Chriſtenthume bekehrt, und erſter chriſtlicher Biſchof zu Athen, wo er den Märtyrertod erlitt, iſt durch die ihm beigelegten griechiſchen Schriften und als vermeinter Schutzheiliger Frankreichs merkwürdig. Dieſe wegen ſchwer verſtändlicher Myſtik dunkeln Schriften über die himmliſche Hierarchie, die Namen Gottes, die kirchliche Hierarchie und die myſtiſche Theologie, nebſt einer Anzahl Briefe, die durch Styl, Inhalt und hiſtoriſche Beziehungen augenſcheinlich einen Verfaſſer verrathen, der nicht vor der Mitte des 4. Jahrh. gelebt haben kann, kamen als Werke des Dionyſius erſt im 6. Jahrh. auf verdächtige Weiſe zum Vorſchein. Blendende neuplatoniſche Phantaſien über das göttliche Weſen und die Ordnungen der Engel und ſeligen Geiſter, glanzvolle Schilderungen der Ceremonien des catholiſchen Cultus, Verherrlichungen der Hierarchie, Lobpreiſungen des Mönchslebens und myſtiſche Deutungen der Kirchenlehre gaben ihnen ſo großen Reiz, daß die darin vorkommenden Ungereimtheiten für den verfinſterten Clerus des 7. Jahrh. kein Hinderniß mehr waren, ſie fleißig zu leſen und durch Vorausſetzung ihrer Aechtheit den apoſtoliſchen Urſprung einer Menge viel ſpäter aufgekommener kirchlicher Gebräuche und Anſtalten in ihnen erwieſen zu ſehen. In Frankreich, wo ein Dionyſius im 3. Jahrh. die chriſtliche Gemeine zu Paris geſtiftet hatte, wurden ſie im 9. Jahrh. begierig aufgenommen, und aus dieſem Dionyſius ohne Unterſuchung der Areopagit gemacht, um das Alter der gallicaniſchen Kirche bis in das 1. Jahrh. hinaufrücken und einen unmittelbaren Schüler der Apoſtel als Schutzheiligen des Reichs verehren zu können. Der Gebrauch dieſer oft in das Lateiniſche überſetzten Schriften gab dem Mönchsleben in der abendländiſchen Kirche neuen Schwung, und zur Entwickelung der myſtiſchen Theologen den erſten Anſtoß. Das Kloſter St. Denys bei Paris, urſprünglich dem Stifter des Chriſtenthums in Paris, nun dem Areopagiten Dionyſius gewidmet, ſtritt ſich im 11. Jahrh. mit dem Kloſter St. Emmeran in Regensburg über die Aechtheit ſeiner Gebeine, die beide zu beſitzen meinten und vom Papſte anerkennen ließen, und im 14. Jahrh. hatte eine Kirche in Paris von dem Kopfe des Heiligen noch ein drittes Exemplar. Daß aber eben ſowohl dieſe Reliquien als jene Schriften unecht ſind, und Dionyſius der Areopagit weder ſolche Schriften hinterlaſſen, noch je in Frankreich gelehrt habe, iſt im 17. Jahrh. durch die franzöſiſchen Critiker Daillé, Sirmond und Launoi außer Zweifel geſetzt, und kein Gelehrter wagt jetzt noch, ihn Frankreichs Schutzheiligen zu nennen.

Dionyſius, der Kleine (wegen ſeiner kurzen Geſtalt), ein ſcythiſcher Mönch, der in der erſten Hälfte des 6. Jahrh. Abt eines Klo-

ſters in Rom war und um 545 ſtarb, iſt als Urheber der chriſtlichen Zeitrechnung unvergeßlich. Er berechnete 526 einen Oſtercyclus (ſ. Calender) und ſetzte nach den zuverläſſigſten alten Angaben die Geburt Chriſti in das J. 753 nach Roms Erbauung. Die dadurch begründete, jetzt geltende Zeitrechnung, nach Jahren ſeit der Geburt Chriſti kam erſt im 8. Jahrh. öffentlich in Gebrauch. Schnellern Beifall fand ſeine Sammlung von Kirchengeſetzen, nämlich von ſogenannten apoſtoliſchen Canonen, für die römiſchen Biſchöfe günſtigen Beſchlüſſen der Concilien und amtlichen Briefen römiſcher Biſchöfe ſeit dem Ende des 4. Jahrh., die man Decretalen nennt. Die Gleichſtellung der letztern mit den Conciliensbeſchlüſſen war dieſen Biſchöfen ſo ſchmeichelhaft und der Inhalt der Briefe ihrer Vorgänger eine ſo erwünſchte Auffoderung, ältere Anmaßungen zu erneuern, daß dieſe Sammlung bald das Anſehen einer anerkannten Quelle des canoniſchen Rechtes erhielt. Dionyſius war, wie ſein Freund Caſſiodor ihm nachrühmt, ein guter lateiniſcher Styliſt und Kenner der griechiſchen Sprache, aus der er viel überſetzte. Sonſt weiß man von ihm nur, daß er den Aberglauben der Theopaſchiten begünſtigte.

Dionyſos (Dionyſus), ſ. Bacchus.

Diopter, 1. die Schauritzen eines Aſtrolabiums oder anderen Meßinſtruments, auch die mit Löchern oder Ritzen verſehenen, auf einem Lineale ſenkrecht errichteten Metallplatten ſelbſt; 2. ein wundärztliches Werkzeug.

Dioptrik heißt die Lehre von den gebrochenen Lichtſtrahlen oder von den Geſetzen, nach welchen das Sehen erfolgt, wenn die Lichtſtrahlen, bevor ſie das Auge erreichen, durch verſchiedene brechende Mittel, z. B. aus der Luft erſt noch durch das vors Auge gehaltene Glas des Fernrohrs, gehen. Die Dioptrik macht alſo einen Theil der Optik, d. i. der Lehre vom Sehen überhaupt, aus. Sie erklärt zuerſt die Lehre von der Berechnung der Lichtſtrahlen überhaupt, und beſtimmt hiernächſt die Wege, welche dieſelben nehmen, wenn ſie in ebenen und krummen Flächen gebrochen werden. Hieraus leitet man die Eigenſchaft der Linſengläſer, die Beſchaffenheit der Strahlenbrechung im menſchlichen Auge, die Erſcheinung des Sehens durch Linſengläſer und die Zuſammenſetzung derſelben, folglich die Theorie der Fernröhre, Vergrößerungsgläſer ꝛc. her. Die Alten kannten dieſe Wiſſenſchaft nicht. Die Naturkunde der neuern Zeit hat ihr ungemein viel zu verdanken. Durch ſie, oder vielmehr durch Hülfe der Gläſer, die ſie bilden lehrte, ſind dem menſchlichen Auge Gegenſtände erreichbar geworden, von denen man bis dahin nichts ahnete. Keppler, Willebrord, Snellius zu Leiden, Carteſius, Newton u. a. erweiterten nicht nur dieſe Wiſſenſchaft, ſondern gründeten auch einen großen Theil ihrer Entdeckungen auf dieſelbe. In unſeren Zeiten hat vorzüglich Dollond in London durch ſeine wichtigen Erfindungen die Dioptrik ungemein bereichert. Käſtner lieferte zuerſt eine vollſtändige Anwendung der allgemeinen Arithmetik auf die Dioptrik. Dioptriſch, was dieſer Wiſſenſchaft angemeſſen iſt, oder ſich darauf bezieht. (Vergl. Brechung der Lichtſtrahlen, Fernrohr, Linſengläſer).

Dioſcorides (Pedanius), geboren zu Anazarbus (Cäſarea Auguſta) in Cilicien gegen den Anfang der chriſtlichen Zeitrechnung, ein griechiſcher Arzt, der uns ein ſehr berühmtes Werk über die Materia medica in fünf Büchern hinterlaſſen hat. Es iſt beſonders für die Botanik von Wichtigkeit, da die meiſten Heilmittel, von denen der Verf. ſpricht, aus dem Pflanzenreiche genommen ſind. Außerdem werden ihm

noch zwei andere Werke zugeſchrieben, von denen das eine unter dem Titel: Alexipharmaca, mit der genannten Materia medica als die drei letzten Bücher derſelben verbunden worden. Es handelt von den Giften der drei Naturreiche und ihren Gegengiften. Das andere führt den Titel Euporista, und handelt von den leicht zu erhaltenden Heilmitteln. Die beſte Ausgabe des Dioſcorides iſt von Saracenus. Frankfurt 1598, Fol.

Dioscuren, Caſtor und Pollux, die beiden Zwillingsſöhne des Jupiter, Schutzgottheiten der Kämpfer, Reiter und Schiffer (ſ. Caſtor und Pollux).

Diphthong, Doppellauter, d. i. ein Laut, der aus zwei zuſammengeſetzten Vocalen, Selbſtlautern, beſteht, oder eine Verbindung zweier verſchiedenen, mit einer Mundöffnung ausgeſprochenen Vocale, z. B. au, ei, eu, äu, ai; nicht aber ä, ö, ü, welche man ſonſt fälſchlich für Diphthongen hielt, weil man wegen der unſchicklich gebildeten Schriftzeichen irrig glaubte, daß ſie aus a und e, o und e, u und e oder i hervorgegangen ſeien.

Diplom (von διπλόω, ich lege zwiefach zuſammen), eigentlich ein Doppelbrief, d. h. ein Brief, der nur einmal zuſammengelegt iſt, und dadurch in zwei Hälften getheilt wird. Man verſteht aber allemal unter Diplom eine mit Unterſchrift und Siegel beglaubigte Urkunde, in welcher Rechte, Freiheiten, Würden ertheilt werden; z. B. ein Adelsdiplom, d. h. ein Adelsbrief, eine Urkunde, in welcher der Adel ertheilt oder beſtätigt wird. So auch Doctordiplom, Magiſterdiplom u. dgl. m. Diplomatarium iſt eine Sammlung von Abſchrifen alter Urkunden.

Diplomatie, hat man in den neuern Zeiten die Wiſſenſchaft und die Kunſt der geſandtſchaftlichen, beſonders ſchriftlichen (daher der Name) Unterhandlungen der Staaten, und mithin ſowohl den, welcher dieſe Kunſt theoretiſch treibt, als den Staatsmann, welcher dieſelbe beſitzt und ausübt, einen Diplomatiker oder Diplomaten im neuern Sinne des Worts genannt (ſ. Diplomatik). Die Diplomatie iſt eine ſehr zuſammengeſetzte Wiſſenſchaft; denn die Geſandtſchaftswiſſenſchaft und Geſandtſchaftskunſt (ſo kann man die Diplomatie im Allgemeinen nennen), welche als ein Zweig der Staatswiſſenſchaften (oder der Politik im weitern Sinne) anzuſehen iſt, bezieht ſich auf die Kenntniß der politiſchen Verhältniſſe, der beſondern Intereſſen und Rechte der Staaten unter einander. Jene nun, die Geſandtſchaftswiſſenſchaft, lehrt, wie ein Geſandter in ſeinen Verhältniſſen durch mündliche und ſchriftliche Unterhandlungen, vorzüglich zur Erreichung der Zwecke des Staats, von welchem er geſendet, bei dem beſchickten Staate wirken ſoll. Sie muß daher 1. mit den durch Erfahrung gegebenen Verhältniſſen der Geſandten und der Geſandtſchaftsperſonen bekannt machen; 2. die beſtehenden, vorzüglich auswärtigen, Verhältniſſe, Intereſſen und Rechte der Staaten kennen lehren; 3. zu mündlichen und ſchriftlichen Verhandlungen Anleitung geben. Aber alles dies ſetzt zum Verſtändniß mehrere Wiſſenſchaften voraus, deren mehr oder weniger jeder Staatsmann bedarf; daher man auch die diplomatiſchen Wiſſenſchaften, oder die Wiſſenſchaften des (wahren) Diplomatikers, von der Diplomatie unterſcheiden muß. Zu jenen gehört nothwendig die allgemeine Staatslehre (Politik im weitern Sinne) und insbeſondere a) das allgemeine Staats- und Völkerrecht, weil das Geſandtſchaftsverhältniß ein ſtaats- und völkerrechtliches Verhältniß iſt, und der Geſandte im Namen des Staats, deſſen Weſen, höchſten Zweck und Würde er überhaupt kennen muß, mit Staaten unterhandelt; und b) die Politik im engern Sinne, oder die äußere

Staatsklugheitslehre, d. i. der Inbegriff von practiſchen, aus der Erfahrung und Geſchichte abgeleiteten Regeln, wie man zur Erreichung des Staatszwecks, in ſo weit er durch das gegenſeitige Verhalten anderer Staaten zu dem eignen bedingt iſt, am ſicherſten und ſeiner Würde angemeſſenſten wirke. Denn der letzte Zweck des Staatsmannes, der die äußern Verhältniſſe eines Staats beſorgt, und zugleich das Ideal deſſelben iſt: den allgemeinen und ewigen Zweck der Staaten, angewendet auf die beſtimmte Individualität desjenigen, welchem er dient, in allen gegebenen Verhältniſſen deſſelben zu anderen Staaten durch Weisheit und Recht zu behaupten, und mithin die Selbſtſtändigkeit und das Wohl deſſelben, als eines Gliedes der großen Familie der Menſchheit, in ſeinen Verhandlungen thätig zu befördern. Nächſt den angeführten allgemeinen oder philoſophiſchen Wiſſenſchaften erfodert insbeſondere die Kunde der gegenwärtigen Verhältniſſe der Staaten, welche den Zweck ſeiner Wirkſamkeit näher beſtimmen, die Kenntniß des auf Gewohnheiten und Verträgen beruhenden (poſitiven) Völker= und Geſandtſchaftsrechts, des poſitiven Rechts der Staaten und ihres gegenwärtigen Zuſtandes überhaupt (Statiſtik), und, weil die Gegenwart auf der Vergangenheit beruht, der Geſchichte, und vorzüglich ihrer Hauptwiſſenſchaft, der Diplomatik (ſ. den folg. Art.); letzterer auch, um an Beiſpielen die Regeln und Bedingungen der ſchriftlichen Verhandlungskunſt, in Beziehung auf auswärtige Verhältniſſe und Angelegenheiten, nach Stoff und Form kennen zu lernen. Daß die Diplomatie als Kunſt, wenn ſie auf ſolchen Anſichten beruht, auf ſolche Kenntniſſe gebaut, mit Redlichkeit und Wahrheit des Charakters verbunden iſt, und einen Geiſt findet, der mit klarem, ſchnellen Blick, mit umfaſſender Thätigkeit und tiefer Menſchenkenntniß, die durch Verſtellung, Betrug, und ſolche Künſte aller Art verwickelten, durch Irrthum, Vorurtheil und Leidenſchaft getrübten Verhältniſſe in ihrem wahren Lichte auffaßt und darſtellt, und die gegenwärtigen mit derſelben Leichtigkeit zum wahren Wohl der Staaten anordnet, als er künftige im Geiſte ſich entwickeln ſieht, ja ſelbſt denen, welche nicht vorher beſtimmbar ſind, mit Ruhe, Beſonnenheit und Feſtigkeit des reinen Willens begegnet; daß eine ſolche Kunſt, ſagen wir, wenn ſie endlich durch Liebenswürdigkeit der Perſon und ihres Betragens, durch Feinheit, edlen Anſtand, Gefälligkeit und Gewandtheit, ſo wie durch andere günſtige äußere Verhältniſſe an Wirkſamkeit gewinnt, eine für das Glück der Menſchheit äußerſt wohlthätige Kunſt ſei, iſt aus dem Geſagten über allen Zweifel gewiß, wenn man bedenkt, wie ſehr das innere Wohl der Staaten durch ihr äußeres Verhältniß beſtimmt wird. Ein vortreffliches Handbuch für angehende Diplomaten iſt **Manuel diplomatique ou précis des droits et des fonctions des agens politiques, suivi d'un recueil d'actes et d'offices, pour servir de guide aux personnes qui se destinent à la carrière politique, par le Baron Charles de Martens. Paris et Leipsic, chez Brockhaus et chez Treuttel et Würtz.**

Diplomatik, oder Urkundenlehre, iſt die Wiſſenſchaft von den ſchriftlichen Aufſätzen, welche über Rechte und Thatſachen auf eine feierliche und verbindliche Art ausgefertigt ſind, und den ſpätern Zeiten zum völligen Beweiſe dienen. Sie macht ſonach einen Theil der hiſtoriſchen Quellenkunde aus. Nach den drei Hauptabſchnitten der allgemeinen Geſchichte müßte es eigentlich eine alte, mittlere und neuere Diplomatik geben, zumal da es wirklich faſt von der Zeit an, als Buchſtabenſchrift in Gebrauch kam, auch Urkunden giebt. Aegypter, Phönizier, Babylonier, Perſer, Hebräer, Griechen und Römer, jedes gebil=

dete Volk der alten Welt ſchrieb Urkunden, bewahrte dieſelben in Archiven, und machte von ihnen hiſtoriſchen, juridiſchen und politiſchen Gebrauch. Gleichwohl datirt man die Diplomatik nicht ſo weit zurück, indem man weniger auf das Weſen als die Form, weniger auf den Inhalt, als den Stoff ſah. Weil man bis jetzt kein auf Pergament oder ägyptiſches Papier geſchriebenes Diplom hat auffinden können, welches über das 5. Jahrhundert nach Chriſti hinaufreichte, ſo hat man dies auch für den Zeitpunkt genommen, in welchem die Diplomatik beginnet. Man hört daher höchſtens von einer ältern und neuern Diplomatik ſprechen: und wenn man nach jener und dieſer genauer fragt, ſo ſehen ſie einander ſo unähnlich, daß man kaum begreift, wie man ſo verſchiedene Dinge mit einem und demſelben Namen habe bezeichnen können. Unter der ältern Diplomatik verſtand man die Wiſſenſchaft oder Fertigkeit, die Schrift aller Urkunden und Bücher leſen, erklären, nach dieſer Schrift und anderen Eigenſchaften über ihr wahres Alter urtheilen und ſie anwenden zu können; unter der neuern hingegen, welche man auch Diplomatie (ſ. d. Art.) nannte, die Wiſſenſchaft oder Kunſt, öffentliche Geſchäfte, welche mit der Feder geführt werden müſſen, mit Geſchicklichkeit zu betreiben, auch die Wiſſenſchaften der äußern Verhältniſſe der Staaten überhaupt, in ſofern ſie auf öffentlichen Urkunden und ſchriftlichen Verhandlungen beruht. Die ältere Diplomatik ſcheint demnach blos dem Gelehrten, die neuere dem Staats- und Geſchäftsmanne anzugehören. Jenem heißt diplomatiſch, was ſich auf alte Schrift bezieht, auf Urkunden, beſonders öffentlichen, beruht; dieſem, was ſich auf die Verhandlung der vornehmſten Geſchäfte im Staate, oder wenigſtens einen Theil derſelben bezieht, ferner, was zur Geſandtſchaft oder zum Amte und Geſchäftskreiſe der Geſandten gehört. So fand zwiſchen dem, was man Diplomatik auf Univerſitäten nannte, und dem, was der Staatsmann ſo hieß, kaum eine andere Aehnlichkeit Statt, als daß in beiden alles mit der Feder ausgemacht wurde. Und in der That trennte man beide gänzlich von einander, hielt die ältere Diplomatik für einen Theil der Antiquitäten, die neuere für einen Zweig der Staatswiſſenſchaften, die mit jener eigentlich nichts gemein habe, und erklärte am Ende geradezu, nur die ältere ſei die eigentliche Diplomatik. Dieſes Verfahren hat unſtreitig ſeinen Grund in der Entſtehung der Diplomatik, deren erſte wiſſenſchaftliche Begründung durch deutſche Länderſtreitigkeiten veranlaßt, in die erſte Hälfte des 17. Jahrh. fällt. Unter die Erſten, durch welche wenigſtens die Wichtigkeit einer ſolchen Wiſſenſchaft fühlbar gemacht wurde, gehören Zylleſius, Benj. Leuber und Conring. Während der Streitigkeiten, an welchen dieſe und Andere Antheil nahmen, entſtand der erſte, freilich nur noch rohe, Verſuch einer Diplomatik, deren Erfinder der antwerpenſche Jeſuit, P. Dom. Papebruch war (1675). Er, nebſt P. Gfr. Henſchen, bildete Regeln zur Beurtheilung der Diplome. Vielleicht weil ſie ſtrenge waren, beſchuldigte man ihn der Abſicht, er habe die Benedictiner und Carmeliter in den vornehmſten Stützen ihrer Güter untergraben wollen. Ungeachtet dies nun ſchwerlich ſeine Abſicht geweſen, ſo wurde doch ein Benedictiner dadurch veranlaßt, die Diplomatik genauer zu erforſchen, und ſo erſchien das erſte ausführliche und tiefer begründete Werk von Joh. Mabillon: de re diplomatica libri VI. 1681 (Suppl. 1704). In allen Landen gewann die neue Wiſſenſchaft, obſchon es ihr nicht an Anfechtern fehlte, durch ihn immer mehr Freunde. Unter allen Werken aber, die darüber erſchienen, zeichnete ſich zugleich das Chronicon Gottwicenſe (1732) aus, worin die Lehre von den innern und äußern

Kennzeichen der Diplome zuerſt ausgeführt wurde. Nach dieſem erſchienen mehrere Compendien, und endlich das große Hauptwerk für dieſe Wiſſenſchaft von Touſtain und Taſſin, zweien Ordensbrüdern Mabillons, der Nouveau Traité de Diplomatique (6 Bde. 4. mit 100 Kupf.), 1750 — 1765, überſetzt von Adelung (Erf. 1769. 9 Bde. 4.), während faſt um dieſelbe Zeit Joh. Heunemann von Teutſchenbrunn in ſeinen ſehr ſchätzbaren Commentariis de re diplomatica Regum et Imperatorum Germanicorum (Nürnberg 1745 — 1749) der Urheber der practiſchen Bearbeitung ward, und die Benutzung der Diplomatik für politiſche, kirchliche und gelehrte Zwecke zeigte. In völlig ſyſtematiſche Form aber brachte dieſe Wiſſenſchaft der zweite Reformator derſelben, J. C. Gatterer, der ſie in drei verſchiedenen Werken behandelte. Er brachte die ganze diplomatiſche Theorie auf drei Hauptwiſſenſchaften: 1. Schriftkunde (Graphik), 2. Zeichenkunde (Semiotik), 3. Formelkunde (Formularia), und ihm folgten mit wenigen, oder keinen Abweichungen Schwabe, Oberlin, Schwartner und Mereau. Nach dieſen allen erſchien ein dritter Reformator, K. Traug. Glb. Schönemann, welcher zuerſt die Diplomatik mit einem freien Blicke anſah und dem gemäß behandelte. Aber auch bei ihm blieben die Spuren der Entſtehung dieſer Wiſſenſchaft noch ſichtbar. Da ſie von Streitigkeiten über Territorial-Gerechtſame ausgegangen war, ſo mußte die Aufmerkſamkeit der Forſcher vornehmlich auf die Gattung von Urkunden gerichtet ſein, welche vor anderen zur Schlichtung ſolcher Streitigkeiten dienen, alſo auf Urkunden jener Zeit, in welcher die Verfaſſungen der neueuropäiſchen Staaten und deren Verhältniſſe ſich bildeten, was ohne Staats- und Völkerrecht, und mithin Uebereinkunft mehrer Parteien, nicht geſchehen konnte. Hierdurch wurde ein rechtlicher Zuſtand, rechtmäßiger Beſitzſtand und Anerkennung der Heiligkeit deſſelben begründet. Merkwürdig wurden nun Familienverträge der herrſchenden Häuſer unter ſich, und die Verträge, welche die Regierten mit den Regierungen ſchloſſen, und unter dieſen vornehmlich die mit dem Adel und der Geiſtlichkeit, welche beide große Vorrechte genoſſen, bis ſpäterhin, als eine Frucht der entſtandenen Städte, ein freier Bürgerſtand ſich bildete und ſeine Privilegien heiſchte. Natürlich, daß jeder Theil mit Eiferſucht die erhaltenen Gerechtſame bewachte, begreiflich aber auch, daß Mancher, mit Umgehung des Rechts, dieſelben zu erweitern und Andere in den ihrigen zu beeinträchtigen ſuchte; ein Mittel dazu war die Abfaſſung falſcher und die Verfälſchung ächter Urkunden. Beſonders im elften und den nächſtfolgenden Jahrhunderten wurden viele falſche Urkunden gemacht, viele ächte verfälſcht, um entweder Anſprüche darauf zu gründen, oder begründete Anſprüche zu vernichten. Begreiflicher Weiſe war nun unter ſolchen Umſtänden nichts von größerer Wichtigkeit, als eine möglichſt ſichere Critik dieſer Urkunden. Sie war es denn auch, worauf man vorzüglich bedacht war, und daher jenes Hauptaugenmerk auf Schriftzüge und Zeichen aller Art, jene bloße Rückſicht auf die Form der Urkunden aus dem Mittelalter. Die erſten Forſcher in diplomatiſchen Angelegenheiten hatten in der That nichts Angelegeneres. Die folgenden Diplomatiker aber gingen nun ebenfalls blos dieſen Weg, und blieben hierbei ſtehen, als ob ſie die Diplomatik vollſtändig hätten. Um aber vollſtändig zu heißen, und das ganz zu leiſten, was man von ihr erwarten kann, durfte ſie ſich weder blos mit Exegetik und Critik der Diplome befaſſen, noch auf einen Zeitraum beſchränken, über welchen man nicht hinausgehen wollte, da der Gebrauch der Urkunden über ihn hinausgeht, und durfte auch nicht blos an der äußern Form derſelben

halten, unbekümmert um den Geiſt. Eine zweckmäßigere Einrichtung der Diplomatik, als die bisherige, ſcheint folgende. Die Diplomatik wird betrachtet als eine hiſtoriſche Wiſſenſchaft von den ſchriftlichen, mit höherer Autoriſation verſehenen Beglaubigungs- und Beſtätigungsmitteln, und der Art der Ausfertigung derſelben in einem rechtlichen Zuſtande der Staaten unter ſich und in ſich, von der Zeit an, wo die erſten Keime zu einem europäiſchen Staatenſyſtem und rechtlicher Verfaſſung der Staaten ſich entwickelten, bis auf unſere Zeit. Sie würde zerfallen 1. in die allgemeine, und 2. in die beſondere Diplomatik. Die allgemeine Diplomatik handelt von den Urkunden überhaupt, nach deren Aeußerem und Innerem, von deren Ausfertigung und Ausfertigern, ihrer verſchiedenen Beſchaffenheit in verſchiedenen Zeiten und Aufbewahrung, dem Archivweſen. Die beſondere Diplomatik zerfällt in die ſtaats- und völkerrechtliche, die kirchenrechtliche, Privatrechts- und Privatdiplomatik. Auf dieſe Weiſe umfaßt ſie alle wahrhaft wichtigen Verhältniſſe eines rechtlichen Zuſtandes des öffentlichen und Privatlebens; auf dieſe Weiſe zeigt ſich aber auch, wie die neuere Diplomatik mit der ältern durch mehr als den bloßen Namen, oder den Gebrauch der Feder zuſammenhängt, wie aber auch dieſe neuere von noch weiterm Umfange ſein müſſe, als man gewöhnlich geglaubt hat. Man beſchränkte ſich nämlich auf die ſogenannte Geſandtſchaftspraxis, die Geſchäfte des diplomatiſchen Corps; allein dieſe macht offenbar wieder nur einen Theil derſelben aus. Da ſich die Staatspraxis nämlich in die einheimiſche und auswärtige verzweigt, ſo wird es auch eben ſo viele Arten urkundlicher Staatsſchriften geben, als Arten der Staatspraxis. Die einheimiſchen Staatsſchriften (acta publica) im weitern Sinne, kann man die publiciſtiſchen, die auswärtigen diplomatiſche in engerer Bedeutung nennen. Dieſen muß man noch in kirchen- und privatrechtlichen Verhältniſſen die urkundlichen Ausfertigungen und andere Schriften hinzufügen, und dann erſt iſt der Umfang der Diplomatik genau beſtimmt. Als Hülfswiſſenſchaften der älteren Diplomatik muß man übrigens allerdings noch hinzufügen eine diplomatiſche Graphik, Sprach- und Auslegungskunde und Critik. Ueber den Werth und die Wichtigkeit einer ſolchen Wiſſenſchaft etwas hinzuzufügen dürfte wohl unnöthig ſein. Der ächte hiſtoriſche Forſcher weiß, welche Dienſte ihm die mancherlei Sammlungen völkerrechtlicher Urkunden leiſten, und weiß, was Leibnitz darüber Gediegenes in ſeiner Vorrede zum Codex juris gentium diplomaticus geſagt hat; eine gute Benutzung von Martens trefflichen Urkunden-Verzeichniſſen wird dieſe Wichtigkeit außer Zweifel ſetzen, und ſelbſt dem Laien wird ſie in die Augen ſpringen, wenn wir erſt mehre ſo intereſſante Schriften beſitzen, wie Flaſſans Histoire diplomatique de la France. (S. Flaſſan).

Dipodie oder Syzygie, in der Metrik ein Abſchnitt des Metrums, welcher eine Verbindung von zwei Füßen enthält, z. B. ein Dijambus.

Dippel (Joh. Conr.), ein Schwärmer, geboren zu Fraunenſtein bei Darmſtadt 1673, ſtudirte zu Gießen Theologie, dann aber Medicin, weil er die Feſſeln der Orthodoxie nicht ertragen konnte. Er irrte in verſchiedenen Gegenden von Deutſchland und Holland umher, hielt zu Strasburg Vorleſungen, und ging endlich nach Dänemark. Hier ließ er ſeinen Haß gegen die Geiſtlichkeit ſo zügellos aus, daß er auf Bornholm gefangen geſetzt wurde. Als er wieder loskam, begab er ſich nach Schweden, und ſetzte ſich daſelbſt durch glückliche Curen in ſolches Anſehen, daß ihn der König in einer ſchweren Krankheit nach Stockholm

berief. Auf dringendes Anhalten der Geiſtlichkeit aber mußte er das Reich als ein Religionsſpötter verlaſſen, ging dann nach Berleberg, und ſtarb 1734 auf dem Schloſſe Wittgenſtein. In ſeinen frühern Jahren erſchienen ſeine Sitten zweideutig. Bei aller Schwärmerei und Theoſophie, wozu ihn das fleißige Leſen des Jakob Böhm gebracht hatte, war er einer der gelehrteſten Männer, der die Unſtatthaftigkeit mancher Dogmen glücklich, aber kühn aufdeckte, und auch in der Chemie nicht gemeine Kenntniſſe hatte. Er ſoll der Erfinder des Berliner Blau's geweſen ſein, wenigſtens die Zuſammenſetzung deſſelben theoretiſch gekannt haben. Seine zahlreichen Schriften gab er unter dem Namen Chriſtianus Democritus heraus.

Diptichon, Diptychum, ein griechiſches Wort, welches urſprünglich daſſelbe bedeutet, was Diploma, ein zwiefach Zuſammengelegtes. Die Griechen und Römer hatten nämlich unter mehreren Formen ihrer ſchriftlichen Aufſätze auch die, daß ſie metallene, elfenbeinerne und hölzerne Täfelchen von einerlei Größe an einander legten, und mit einem Gelenke, oder mit durchgezogenen Riegelchen befeſtigten, um ſie bequemer tragen zu können, oder aus einer Hand in die andere gehen zu laſſen. Dieſe heißen urſprünglich Diplomata oder Diptycha. Jene und dieſe Benennung erhielten in den neueren Zeiten andere Bedeutungen. Die Diptycha wurden wichtig in der chriſtlichen Kirchenverfaſſung, wo man deren drei Arten hatte: der Biſchöfe, der Lebenden und der Verſtorbenen. Die erſten enthielten Namen und Leben verdienter Biſchöfe; beide wurden an Feiertagen verleſen, und dies gab Veranlaſſung zum Canoniſiren. In den Diptychen der Lebenden ſtanden die Namen um die Kirche verdienter lebender Päpſte, Patriarchen, Biſchöfe und anderer Geiſtlichen, Kaiſer, Könige, Fürſten und anderer Großen zum Behufe des Kirchengebets; in denen der Verſtorbenen waren die in dem Herrn Verſtorbenen angeführt, deren auch in dem Kirchengebete gedacht ward. Außerdem findet man noch Diptycha mit den Namen Getaufter. dd.

Directe Abgaben. Dieſe Benennung kommt zuerſt in den Schriften der Phyſiocraten und Oeconomiſten vor. Dem Syſteme dieſer ſtaatswirthſchaftlichen Schule zu Folge nämlich wirft der Grund und Boden allein ein reines Einkommen ab, und eben darum darf auch nur eine einzige Abgabe, nämlich vom reinen Ertrage des Bodens, Statt finden; dieſe Abgabe nun nannte jene Schule Impôt direct. In der Folge iſt zwar der Ausdruck beibehalten, aber andere Begriffe ſind damit verbunden worden; man verſteht darunter gegenwärtig gewöhnlich die Abgaben, welche unmittelbar, d. h. geradezu von den Beſteuerten bezahlt werden müſſen und ihnen vermuthlich, wenigſtens größtentheils, zur Laſt fallen. In dieſem Sinne rechnet man in Frankreich zu den directen Abgaben 1) die Grundſteuer, 2) die Perſonen- und Mobiliarſteuer, 3) die Thüren- und Fenſterſteuer, 4) die Patent- oder Gewerbſteuer. Richtiger aber und zugleich wiſſenſchaftlicher iſt es, wenn man unter directen Abgaben alle diejenigen verſteht, welche unmittelbar auf die verſchiedenen Quellen des Einkommens, nämlich die Grundrente, den Arbeitslohn und den Capitalgewinnſt, gelegt ſind. KM.

Directorium, die oberſte Leitung eines Geſchäfts in einem geſellſchaftlichen Verein und der Ausſchuß oder die Perſonen, welchen dieſelbe übertragen iſt. So führte dieſen Namen ein Collegium von fünf Staatsbeamten, welchem nach der dritten Conſtitution die vollziehende Gewalt in Frankreich übertragen worden war, und welches auch in andern Staaten, wo dieſes einen herrſchenden Einfluß hatte, als in der Schweiz, Holland u. ſ. w. nachgeahmt wurde. Die beiden geſetzgeben=

den Räthe erwählten die Mitglieder dazu: alle Jahre ging eins ab, und wurde durch ein neues erſetzt. Das Directorium hatte ſehr ausgedehnte Vollmacht, und verwaltete überhaupt alles, was die Conſtitution von 1791 der königlichen Gewalt übertragen hatte. Die ſieben Staatsminiſter ſtanden unmittelbar unter ihm, und es hatte freie Gewalt, ſie ab- und einzuſetzen. Kein Bürger konnte übrigens Anſpruch auf eine Stelle im Directorium machen, wenn er nicht vorher Mitglied des geſetzgebenden Körpers oder Miniſter geweſen war. Durch die Revolution vom 18. Brumaire wurde dieſer Staatskörper, wie die ganze damit in Verbindung ſtehende franzöſiſche Conſtitution vom Jahr 3, aufgehoben.

Diren, ſ. Eumeniden.

Dis, ſ. Pluto.

Discant, ſ. Sopran.

Discant-Schlüſſel, ſ. Schlüſſel.

Disciplin, 1. der Theil der Erziehung, welcher in der Leitung und Einſchränkung geſetzwidriger Neigungen und Begierden beſteht, wobei der Zwang eine Hauptrolle ſpielt, und 2. die Zucht ſelbſt, daher discipliniren, zur Zucht und Ordnung gewöhnen. In der Sprache der Andächtigen wurde ſonſt das Geißeln und die Geißel ſelbſt, als ein Mittel der Frömmigkeit, Disciplin genannt. In den poſitiven Religionen wird die Disciplin der Doctrin, oder den Glaubenslehren und dem Unterricht in denſelben entgegengeſetzt, und begreift die ſogenannte Kirchenzucht, die Aufſicht über die Kirchenglieder, in Beziehung auf gottesdienſtliche oder religionswidrige Handlungen, und die Handhabung des Zwanges in dieſer Beziehung. In dem wiſſenſchaftlichen Gebiete nennt man ſo jedes beſondere Fach, oder eine beſondere Wiſſenſchaft.

Discontiren, abrechnen, abziehen, d. h. einen Wechſel, der erſt nach einer gewiſſen Zeit zahlbar iſt, ſogleich, wenn er vorgezeigt wird, mit einem gewiſſen verhältnißmäßigen Abzuge baar auszahlen und ſolchergeſtalt an ſich kaufen; oder auch einen ſolchen gegen baare Bezahlung, mit Verluſt einiger Procente, an einen Andern abtreten. Das Wort wird in beiderlei Sinne gebraucht. Disconto iſt jener Abzug. Man ſagt z. B., der Disconto iſt geſtiegen oder gefallen, d. h. es wird ein größerer oder geringerer Abzug gegeben, welches ſich nach der größeren oder geringern Summe des an einem Handelsplatze umlaufenden baaren Geldes richtet. Bei der Berechnung über den Disconto wird der Tag, wo der Handel vom Mäkler abgeſchloſſen wird, als der erſte Tag, und an Orten, wo Reſpecttage bei den Wechſelzahlungen Statt finden, die Mitte derſelben als der letzte Tag angenommen. Der Discontant pflegt mehr auf den Acceptanten als die Indoſſanten oder Ausſteller des Wechſels zu ſehen, und überhaupt giebt es darin, wie bei Waaren, Prima-, Secunda- und Tertia-Papier, d. h. der Discont richtet ſich nach der auf dem Wechſelplatze angenommenen Meinung von der Sicherheit des Acceptanten der zu discontirenden Wechſel. So wird auf demſelben Platz und zur ſelbigen Zeit der eine Wechſel, auf A. mit 3 p. C., der auf B. mit 4 p. C., der auf C. mit 5 p. C. und der auf D. mit 6 und mehr p. C. discontirt. Beim Wechſel-Disconto pflegt der gewöhnliche Zinsfuß nicht beachtet zu werden. In großen Handelsſtädten, die Banken haben, welche ſich mit Discontiren beſchäftigen, z. B. in London und Paris, hat man zwar einen feſtgeſetzten Disconto, 5 oder 6 p. C., allein die dazu deputirten Directoren verwerfen alle ihnen nicht genügenden Acceptationen kleiner Häuſer, und es iſt die Regel bei ihnen, daß die zu discontirenden Wechſel drei Giri bekannter und ſolider Häuſer haben müſſen. In manchen Plätzen, wie z. B. in Amſterdam, erlaubt es die ſtrenge

kaufmänniſche Ehre nicht, discontiren zu laſſen, ſondern der Kaufmann iſt verpflichtet, ſein Papier (Acc. Wechſel) bis zur Verfallzeit zu behalten. — Disconto-Banken ſind Creditanſtalten, bei welchen der Betrag von Foderungen, die erſt ſpäterhin fällig werden, im Voraus zu erheben iſt, gegen Abtretung der Foderung und Vergütung eines Zinſes, welcher Disconto heißt, für den geleiſteten Vorſchuß. Dergleichen Banken ſind dem Tauſchverkehr ausnehmend nützlich, indem der Verkäufer der Foderung dadurch Capital in die Hände bekommt zu neuen Unternehmungen, und ſie ſind den Privat-Discontanten vorzuziehn, da dieſe von jedem Vorfalle Vortheile zu ziehn ſuchen, jene aber in ihrem gemeſſenen Gange fortſchreiten. Das Disconto-Geſchäft iſt eine Leih-Operation, die gewöhnlich keine weitere Sicherheit als den Glauben an die Redlichkeit und Zahlungsfähigkeit des Discontaten gewährt. Die Fortdauer einer ſolchen Anſtalt beruht übrigens lediglich auf der Vorſicht, Klugheit, Redlichkeit und Einſicht ihrer Verwaltung. — Disconto-Caſſe (Caisse d'Escompte) in Frankreich, eine Zettelbank, welche zu Paris 1776 von einer Geſellſchaft von Privatperſonen mit einem Capital von zwölf Millionen Livres errichtet wurde. Während der Revolution wurde ſie aufgehoben, und an ihre Stelle trat in neuern Zeiten die Banque de France. K. M.

Discordia, ſ. Eris.

Discretionstage, im Wechſelrechte, ſind Nachſichts- oder Friſttage, welche nach der Verfallzeit des Wechſels zugeſtanden werden. Sie ſind nicht auf allen Handelsplätzen gleich. Amſterdam z. B. giebt deren ſechs, Hamburg elf, Leipzig keinen. Man nennt ſie noch gewöhnlicher Reſpecttage. Es pflegt als ein übles Zeichen betrachtet zu werden, wenn der Acceptant die Reſpecttage ſämmtlich benutzt, und es iſt Sitte, den acceptirten Wechſel gleich bei der erſten Präſentation zu bezahlen.

Discus war bei den Griechen und Römern eine ſteinerne oder metallene, flach ausgehöhlte, in der Mitte durchbohrte und durch Riemen an der Hand befeſtigte Wurfſcheibe. Das Discuswerfen gehörte zu den gymnaſtiſchen Uebungen, und es wurde in den olympiſchen und andern Spielen für eine große Ehre gehalten, den Andern im Schleudern des Discus zu übertreffen. Perſeus ſoll ihn erfunden haben, und Apollo tödtete damit den Hyacinth. An manchen Orten wird der Teller, worauf die Hoſtien bei der Conſecration liegen, Discus genannt. Desgleichen auch der mittlere Theil einer Blüthe.

Dispache heißt die Auseinanderſetzung oder Vertheilung eines Seeſchadens unter die zur Theilnahme verpflichteten Perſonen, nach demjenigen Seerecht, welchem Schiff und Ladung zur Zeit des erlittenen Schadens unterworfen waren. Die in den großen Seehäfen von der Obrigkeit zu dieſem Geſchäfte angeſetzte Perſon heißt Dispacheur. Dieſer entwirft nach Geſetzen, Herkommen, Schiffspapieren und Verklarung (dem über den Schaden aufgenommenen Protocoll) die Berechnung, und beſtimmt die Ausgleichung zwiſchen den Verſicherern, Befrachtern und andern dabei betheiligten Perſonen. (Vergl. d. Art. Avarie.)

Diſpenſatorium, ein Apothekerbuch oder Arzneibuch, worin alle Arzneimittel angegeben ſind, welche in der Apotheke vorräthig gehalten werden ſollen, auch die Art ihrer Zubereitung den Apothekern vorgeſchrieben wird. Faſt jedes Land und viele große Städte haben ihre eigenen Diſpenſatorien, nach welchen die Apotheker ſich zu richten verbunden ſind.

Dispondäus, ſ. Rhythmus.

Disputation iſt ein von Zweien oder Mehrern zugleich mündlich angeſtellter, gelehrter Streit, bei welchem die eine Partei (der Opponent) das Gegentheil von dem zu behaupten ſucht, was die andere (der Reſpondent oder Defendent) behauptet hat. Der Hauptzweck eines ſolchen Wettſtreits ſollte immer nur ſein, durch methodiſche Aufſtellung der Beweiſe und Gegenbeweiſe Wahrheit, und damit Einſtimmigkeit der Meinungen herbeizuführen; der Nebenzweck, die Uebung oder Bewährung der Denk- und Sprachfertigkeit. Die Regeln des Disputirens ſtellt die angewandte Logik auf. Inaugural- (Einweihungs-) disputation iſt eine ſolche, die zur Erlangung einer akademiſchen Würde gehalten wird. Auch wird die beim Disputiren zum Grunde gelegte Streitſchrift Disputation genannt.

Diſſenters (wörtlich: Widerſprechende, Andersdenkende), ſ. Anglicaniſche Kirche.

Diſſidenten heißen ſeit 1736 die Polen alle, die der herrſchenden (catholiſchen) Religion nicht zugethan ſind, aber freie Religionsübung haben; alſo Lutheraner, Reformirte, Griechen, Armenier, mit gänzlichem Ausſchluß der Wiedertäufer, Socinianer und Quäker. Schon bei Luthers Lebzeiten fand die Reformation in Polen Eingang, wurde aber unter Siegmund Auguſts Regierung (1548 bis 1572) ſo ſehr ausgebreitet, daß ſehr viele vom Volke, und ſogar die Hälfte des Senats und mehr als die Hälfte des Adels lutheriſch oder reformirt waren. Der Vergleich von Sendomir 1570 verband die Lutheraner, Reformirten und böhmiſchen Brüder zu einer, auch für politiſche Zwecke vereinigten Kirche, deren Glieder durch den 1573 vom Könige beſchwornen Religionsfrieden (pax dissidentium) den Catholiken in bürgerlichen Rechten ganz gleich geſetzt wurden. Aber man beging den großen Fehler, die Verhältniſſe beider Religionen nicht feſtzuſetzen, und veranlaßte dadurch die blutigſten Zwiſte. Den Diſſidenten wurden ihre nachher mehrmals beſtätigten Rechte nach und nach entzogen, beſonders 1717 und 1718 unter Auguſt II., wo man ihnen das Stimmrecht auf dem Reichstage nahm. Noch mehr verloren ſie einige Jahre ſpäter (1733) unter Auguſt III.; und auf dem Pacificationsreichstage (1736) wurde ſogar noch ein altes Geſetz erneuet, vermöge deſſen jeder König catholiſch ſein mußte. Die Diſſidenten benutzten die Thronbeſteigung des letzten Königs Stanislaus Poniatowsky zur Ausführung ihrer Beſchwerden, und wurden, als ſie ſolche auf dem Reichstage 1766 anbrachten, von Rußland, Dänemark, Preußen und England unterſtützt. Rußland, welches dieſe Gelegenheit benutzte, ſeinen Einfluß in die polniſchen Angelegenheiten zu erweitern, nahm ſich ihrer beſonders an, und brachte 1767 einen Vertrag zu Stande, durch den ſie der catholiſchen Partei wieder gänzlich gleichgeſtellt wurden; auch hob der Reichstag von 1768 die ihnen nachtheiligen Schlüſſe auf. Da aber der Krieg mit den Gegenconföderationen ausbrach, und das Reich getheilt wurde, ſo ging nichts in Erfüllung, bis endlich die Diſſidenten 1775 alle Freiheiten wieder bekamen, mit Ausnahme des Rechts, auf Senator- und Miniſterſtellen Anſpruch zu machen. Die neuern Schickſale Polens haben den Diſſidenten mit den Catholiſchen gleiche Rechte verſchafft.

Diſſonanz oder Zuſammenklang zweier oder mehrer Töne, deren Verbindung an ſich betrachtet dem Ohre widrig iſt: dann der Ton oder das Intervall ſelbſt, welches dieſe Wirkung hervorbringt. Siehe Intervall und Accord.

Diſtanz, die Weite oder Entfernung eines Dinges von einem andern, welche eigentlich nach der kürzeſten Linie zwiſchen ihnen gemeſ-

ſen wird. Hierbei bedient man ſich gewiſſer gegebenen Mittel, ſo z. B. um die Diſtanz der Sonne und aller Planeten von der Erde zu beſtimmen, benutzt man ſeit dem 18. Jahrh. den Vorübergang der Venus vor der Sonne. Der Diſtanzenmeſſer iſt ein mathematiſches Inſtrument, durch welches man eine Diſtanz gleich vom Standorte aus beſtimmen kann.

Diſtichon, d. h. eine Doppelreihe, oder ein aus einem Hexameter und Pentameter beſtehendes metriſches Zeilenpaar. So z. B. Schillers Diſtichon auf das Diſtichon:

Im Hexameter ſteigt des Springquells ſilberne Säule,
Im Pentameter drauf fällt ſie melodiſch herab.

Da ſich der Erguß der Empfindung in dem fortſtrömenden Hexameter, die Mäßigung in dem mit zwei faſt gleichen Einſchnitten verſehenen, hemmenden Pentameter ſehr lebendig abſchildern; ſo iſt dies Versmaß ohne Zweifel die paſſendſte Form für die Elegie (ſ. d.), und wurde daher auch das elegiſche Versmaß genannt. Zugleich aber iſt das Diſtichon zur lieblichen Einfaſſung einzelner kleiner Gemälde von Gedanken und Empfindungen gemacht. Dies iſt denn auch die natürliche Urſache, warum der Grieche ſeine Epigramme faſt ausſchließlich in dieſe Form goß, und der Deutſche folgt auch hier mit glücklicher Wahl der Spur des weiſen Griechen. Die Nationen, welche dies Versmaß nicht haben, nennen wohl auch jedes kleine Gedicht in zwei Verſen ein Diſtichon.

Dithyrambus, ein Beiname des Bacchus, den er hatte, weil er zwei Mal geboren war, ein Mal von ſeiner Mutter Semele, und dann aus der Hüfte ſeines Vaters Jupiter, oder weil ihm mehre Mütter gegeben wurden. Dann ein Gedicht zur Ehre des Gottes an ſeinen Feſten geſungen. Da man dieſe Feſte in allem Unſinn feierte, der dem trunkenen Gott gefallen mußte, ſo konnte es nicht fehlen, daß auch der zu dieſem Gottesdienſt gehörende Dithyrambus eine Art trunkener Raſerei athmete. Daher die Wörter in demſelben auf eine faſt unauflösliche Art verwickelt, kühn und verwegen zuſammengeſetzt ſind. Je mehr ſcheinbare Unordnung, je näher der Kühnheit des Trunkenen, deſto dithyrambiſch wahrer. Nach der wilden phrygiſchen Tonart ward er geſungen. Arion aus Methymnä, auf der Inſel Lesbos, wird für den Erfinder gehalten; in die öffentlichen Spiele führte ihn zuerſt Laſos aus Hermione ein. Dann bezeichnet auch ein dithyrambiſches Gedicht ein lyriſches Gedicht von wilder, ſtürmender Begeiſterung, wie viele Oden des Pindar.

Ditters von Dittersdorf (Carl), einer der beliebteſten Theatercomponiſten unſerer Nation, voll Charakter, Laune, naiver Erfindung, Gewandtheit in der muſicaliſchen Declamation und Behandlung ſeiner Texte, ſelbſt Dichter, und vielleicht der erſte komiſche Theatercomponiſt unter den Deutſchen. Er war 1739 zu Wien geboren, und zeigte ſich ſchon als Knabe von 12 Jahren als Künſtler auf der Violine. Der berühmte Horniſt Huboczek empfahl ihn dem Fürſten von Hildburghauſen ſo dringend, daß dieſer den jungen Künſtler unter ſeine Pagen aufnahm, und ihm den ſorgfältigſten muſicaliſchen Unterricht geben ließ. Lange zierte er den Hof ſeines Wohlthäters. Die Freundſchaft, in die er hier mit Metaſtaſio getreten war, wurde Urſache, daß er zum Hoftheater nach Wien ging. Er begleitete Gluck nach Italien, und trat nach ſeiner Rückkehr in die Dienſte des Biſchofs von Groß-Wardein in Ungarn. Bisher hatte er nur Inſtrumentalmuſik geſetzt; auf Metaſtaſio's Antrieb componirte er jetzt vier Oratorien deſſelben, die

großen Beifall fanden. Zugleich fing er an, für ein kleines Theater zu arbeiten, das der Biſchof errichtet hatte. Er war dreißig Jahre alt, als er eine Reiſe durch Deutſchland machte, und einige Monate bei dem Fürſt-Biſchof von Breslau verweilte. Dieſer nahm ihn in ſeine Dienſte, und ernannte ihn 1770 zum Forſtmeiſter und 1773 zum Landeshauptmann von Freyenwaldau. Zugleich verſchaffte er ihm ein kaiſerliches Adelsdiplom, vermöge deſſen er ſeinem Namen Ditters den Namen von Dittersdorf hinzufügte. Unter ſeinen zahlreichen theatraliſchen Compoſitionen erwarb ihm die Oper: der Doctor und Apotheker, die erſte deutſche, welche nach Art der italieniſchen mit langen Finale's verſehen iſt, und welche er 1786 aufs Wiener Theater brachte, ferner Hieronymus Knicker und das rothe Käppchen den größten und ausgezeichnetſten Beifall. Sogar die Italiener haben ſeiner deutſchen Muſik italieniſchen Text untergelegt, und ſeine Opern wurden in Italien mit gleichem Beifall aufgeführt. Er ſtarb, nachdem er zwei Jahre vorher mit 500 Gulden Penſion zur Ruhe geſetzt worden war, in ziemlich bedrängten Umſtänden auf der Herrſchaft des Freiherrn Ignaz von Stillfried, 1799. Seine Selbſtbiographie, zum Beſten ſeiner hinterlaſſenen Familie, Leipzig 1801 erſchienen, giebt anziehende Aufſchlüſſe über ihn ſelbſt und über mehrere Componiſten.

Divan, Diwan, 1. das höchſte Staatscollegium bei den Türken, das ſich wöchentlich an beſtimmten Tagen verſammelt, und gegenwärtig aus 12 Perſonen beſteht, wobei der Großvezier und der Mufti den Vorſitz haben. Der große Divan wird allemal Dienſtags von dem Großherrn ſelbſt gehalten. Außerdem iſt noch einem jeden Paſcha ein Divan zur Seite geſetzt; 2. nennt man in der Türkei Divan ein von der Erde einen Fuß hoch erhobenes Gerüſte, welches man in allen Sälen der Paläſte und den Zimmern der Privatperſonen findet. Dieſes Gerüſte iſt mit einer koſtbaren Tapete bedeckt, nebſt vielen geſtickten Kiſſen, welche an die Wand gelehnt ſind. Auf dieſem Divan ruht der Herr des Hauſes und nimmt die Beſuche an. Daher werden eine Art Sopha bei uns ebenfalls Divan genannt; 3. nennen die Araber, Perſer und Türken auch eine vollſtändige Sammlung gewiſſer lyriſcher Gedichte, welche bei ihnen Gaſeln heißen, und das Eigenthümliche haben, daß ein einziger Reim durch das ganze (nie über 14 Strophen lange) Gedicht durchgeführt iſt, Divan. Vollſtändig aber iſt eine ſolche Sammlung nach ihren Foderungen, wenn ſie eben ſo viel Abſchnitte hat, als ihr Alphabet Buchſtaben, und in jedem Abſchnitt ſich wenigſtens ein Gedicht befindet, deſſen Reimwort mit dem zu dieſem Abſchnitt gehörigen Buchſtaben endigt, wobei jedoch einige Buchſtaben ausgenommen ſind, weil mit dieſem zu wenige oder gar keine Worte endigen.

Dividende, derjenige Antheil, welchen ein Actioniſt, ein Theilhaber bei einer Handlungsgeſellſchaft, von ſeiner Actie, ſeinem eingelegten Capital, erhält.

Diviſion, eine, beſonders größere, Truppenabtheilung. Im Felde machen gewöhnlich zwei Brigaden (10 bis 12 Bataillone) Infanterie, oder 2 bis 3 Brigaden (18 bis 30 Escadrone) Cavallerie eine Diviſion aus, welche Eintheilung auch bei uns in Friedenszeiten beſteht. Der General, welcher ſolche befehligt, der nächſte nach dem Feldherrn des Corps, heißt Diviſions-General. Gewöhnlich nennt man auch das Zuſammenſtoßen von zwei Compagnien oder Escadronen eine Diviſion. Auch die zwei Züge einer Compagnie, z. B. beim Colonnenmarſch, zum Deployiren werden Diviſion genannt. Feuert ein Bataillon nach ſeinen Diviſions-Abtheilungen zu je zwei Compagnien, ſo ſagt man, es feuert

diviſionsweiſe. Die Diviſion einer Flotte iſt die unter einem eigenen Befehlshaber ſtehende Abtheilung derſelben. In der Arithmetik heißt Diviſion die Rechnungsart, eine Zahl oder überhaupt Größe zu finden, die mit ihren Einheiten anzeigt, wie viel Mal der Diviſor in dem Dividendus enthalten iſt. Ferner heißt Diviſio in der Logik **die logiſche Eintheilung** (ſ. d. Art.).

Dobberan, ein Schloß und Flecken (210 H. u. 1400 Einw.) mit einem Amte, eine Stunde von der Oſtſee, im Herzogthum Meklenburg-Schwerin. In der Kirche daſelbſt ſind die Begräbniſſe der alten Herzoge von Meklenburg und anderer Perſonen zu ſehen. Eine Viertelmeile davon iſt der ſogenannte heilige Damm, der ſich weit durch die Oſtſee hinzieht, ein hoher Wall durch die Natur künſtlich gebildeter und wunderbar gefärbter Steine. Das Meer ſoll dieſe Steine in einer Nacht, vielleicht durch ein Erdbeben aufgeregt, ausgeworfen haben. Das vormalige Ciſterzienſerkloſter iſt jetzt ein fürſtliches Jagdſchloß. Das, eine Stunde von Dobberan entfernte Seebad, iſt die älteſte deutſche Seebade-Anſtalt. Sie ward auf Befehl des Herzogs 1793 angelegt. Nahe an der Oſtſee-Küſte liegt, umgeben von kleinern Gebäuden, das vortrefflich eingerichtete große Badehaus, welchem das Seewaſſer durch Pumpen und Röhren zugeführt wird. Man nimmt kalte und erwärmte Bäder; auch ſind Vorrichtungen zum Regenbad, zur Mutterdouche ꝛc. Gebadet wird in der See mittelſt Badekarren mit 4 Rädern, welche die Badezeit über in der See bleiben, und aus deren innerem Raume, der zum Entkleiden dient, eine Treppe ins Waſſer hinabführt. Gegen die Macht der Meereswellen iſt das Ufer durch eine Mauer geſchützt. Ein hohes, ſchattenreiches Portal, vor dem Bade zum Ruhen und zur Abkühlung beſtimmt, mit einer ſchönen Ausſicht auf die weite See, ſteht am Ufer. Nach dem Bade bietet ein hochſtämmiger Wald ſich dar, in deſſen Spaziergängen man ſich bis zur Erwärmung bewegt. Für Arme iſt ſeit 1811 ein Haus errichtet, in deſſen 6 Zimmern 12 Kranke wohnen können, welche die Bäder ganz frei erhalten. Man bezahlt für ein warmes Bad mit Cabinet 24 Schill. Da nur wenige Curgäſte im Badehauſe wohnen können, ſo nehmen alle Andere ihre Wohnung in Dobberan, wo man ſehr gutes Unterkommen findet. Für die Verſchönerung von Dobberan iſt vom Groß-Herzog viel gethan worden. Der Kamp, ein großer Platz, enthält angenehme, ſchattenreiche Anlagen, auch einen Concertſaal. Das große Logirhaus, das vorzüglich zu Wohnungen für Curgäſte beſtimmt iſt, hat einen Saal für Spiel und Unterhaltung. Alle rauſchenden Vergnügungen ſind in das nahegelegene neue Gebäude verwieſen. Seit 1805 iſt ein Schauſpielhaus erbauet. Gelegenheit zu nähern oder fernern Ausflügen iſt hier genug: der nahe Park mit ſeinem Waſſerbecken; der Jungfernberg mit ſeinen Anlagen, an deſſen Fuße Dobberan liegt, und welcher eine entzückende Ausſicht auf die ſtets mit Schiffen belebte See und landeinwärts bis Roſtock gewährt; der Büchenberg, die Bademühle, die Althofer Mühle ꝛc. Entferntere ſehenswerthe Orte ſind: Dietrichshagen mit ſeinem Berge, einem der höchſten Hügel Meklenburgs, von welchem aus man den größten Theil Meklenburgs, die Oſtſee mit mehrern Inſeln, bis Holſtein überſchaut; Warnemünde; der koventer Landſee, wo man ſich mit der Schwanenjagd beluſtigen kann, u. dgl. m.

Docke (Dockforme), heißt 1. in der Schiffsbaukunſt entweder der Ort, wo die Schiffe im Hafen eigentlich liegen, oder auch eine beſondere Abtheilung im Hafen, wo die Kriegsſchiffe und Galeeren hinter einem Baume liegen, und daſelbſt aufgehoben, ausgebeſſert und calfa-

tert, oder neu erbaut werden. In dieſen Dockenbehältern ſind gemeiniglich große Schleuſen oder Thüren angebracht, welche das See- und Flußwaſſer von dem Eindringen abhalten, um ungehindert arbeiten zu können. Iſt die Arbeit geendigt, und ſoll das Schiff ablaufen, ſo werden die Schleuſen geöffnet, das Waſſer dringt in die Docken, hebt das auf dem Stapel (Gerüſte) befindliche Schiff, und führt es in den Strom. Nach der Benutzung der Docke iſt auch ihre Anlage. Entweder ſind ſie trocken und erhalten erſt durch die Schleuſen Waſſer (la forme); oder ſie ſind an ſich voll Waſſer (le bassin); oder ſie werden nur durch Fluth gewäſſert (le chantier). 2. In der Baukunſt heißen Docken kleine, dicke, einen Sims oder Kranz tragende Säulen, welche zuſammen ein Geländer (Dockengeländer oder Baluſtrade) ausmachen.

Doctorwürde. Der Name eines Doctors (Gelehrten) kam mit der Entſtehung der hohen Schulen auf. Die damit verbundene Würde erhielt zuerſt auf der hohen Schule der Rechtsgelehrſamkeit zu Bologna zwiſchen 1128 und 1137 öffentliche Gewähr, wo der berühmte Irnerius (Werner) ſeit 1128 die Rechte lehrte, und als Lehrer der Rechte vom Kaiſer beſtätigt wurde. Dieſer ſoll den Kaiſer Lothar II., deſſen Kanzler er war, bewogen haben, die Doctorpromotion (die mit angeſtellten Prüfungen verbundene Erhebung zum Doctor) einzuführen. Von der Juriſtenfacultät kam dieſe Anſtalt zur theologiſchen, und man giebt an, daß die Facultät zu Paris dem Petrus Lombardus, der 1159 Biſchof von Paris wurde, zuerſt die theologiſche Doctorwürde ertheilt habe. 1329 wurde Wilh. Gordenio vom Collegio zu Aſti zuerſt zum Doctor Artium et Medicinae promovirt. Zu den Philoſophen kam dieſe Würde ſonderbarer Weiſe zuletzt, weil ſie ſich ſpäter zu einer beſondern Facultät verbanden. Doch behielten ſie gewöhnlicher den Magiſtertitel. Die Doctorpromotionen ſind feierlich und öffentlich, oder ohne Feierlichkeit (durch Diplome). Die Rangordnung iſt: Doctor der Theologie, der Jurisprudenz, der Medicin und der Philoſophie. Außerdem werden zu Oxford und Cambridge auch Doctoren der Muſik gekrönt. Der große Haydn erhielt von Oxford dieſen Ehrentitel. Auch Romberg hat ihn kürzlich erhalten.

Dodona, ein berühmter, der Sage nach von Deucalion erbauter Ort in Epirus, wo eins der älteſten Orakel in Griechenland war. Das Orakel gehörte dem Jupiter, neben deſſen Tempel der heilige Hain war, in welchem ſich eine prophetiſche Eiche befand. Jupiter, war die Sage, habe ſeiner Tochter Theba zwei Tauben geſchenkt, welche die Gabe zu ſprechen hatten. Dieſe ſeien eines Tages von Theben in Aegypten ausgeflogen: die eine ſei nach Libyen gekommen, und habe daſelbſt das Orakel des Jupiter Ammon geſtiftet, die andere aber nach Epirus, wo ſie ſich auf einen Eichbaum niedergelaſſen, und mit deutlicher Stimme den Einwohnern angedeutet habe, es ſei Jupiters Wille hier ein Orakel zu gründen. Die weiſſagenden Prieſterinnen gaben die Ausſprüche auf verſchiedene Art. Bisweilen ſtellten ſie ſich nahe an den prophetiſchen Baum und gaben auf das Geſäuſel der Blätter Acht; oder ſie traten auch an die nahe am Fuße des Baums entſpringende Quelle, und horchten auf das Geräuſch des aufſprudelnden Waſſers. Auch weiſſagten ſie aus dem Geräuſch, das durch das Zuſammenſchlagen mehrer um den Tempel hängender Kupferbecken beſtand u. ſ. w.

Doge, der Name des Oberhaupts in den beiden ehemaligen italieniſchen Freiſtaaten Venedig und Genua. Er ward aus dem Adel, in deſſen Händen die Regierung war, erwählt. In Venedig bekleidete er ſeine Würde lebenslang, in Genua nur zwei Jahre. Seine Macht war jedoch ſehr eingeſchränkt. S. Genua und Venedig.

Dogma, 1. ein ſynthetiſcher Satz in der Philoſophie, der die Gewißheit in ſich ſelbſt, ſeinem Inhalte nach, trägt. Die Kantiſche Philoſophie läugnet dieſelben, weil die reine Vernunft nicht über Begriffe hinausgehe. 2. ein Glaubensſatz, eine Glaubenslehre in der Religion; daher dogmatiſch, die Glaubenslehre betreffend.

Dogmatik iſt die wiſſenſchaftliche oder ſyſtematiſche Darſtellung der chriſtlichen Glaubenslehren (Dogmen). Das Geſchäft dieſer Wiſſenſchaft beſteht darin, daß ſie die in den heiligen Büchern einzeln und zerſtreut vorgetragenen religiöſen Ideen ſammelt, entwickelt, beweiſet und zu einem Ganzen verbindet. Wer dieſe wichtige und ſchwere philoſophiſche Wiſſenſchaft mit Erfolg behandeln will, muß eben ſowohl der Auslegungskunſt, als auch der Philoſophie kundig ſein. Den erſten Verſuch, die chriſtliche Glaubenslehre vollſtändig und zuſammenhängend vorzutragen, machte der Kirchenvater Origenes im 3. Jahrh., welchem dann Aur. Auguſtinus im 4., Iſidorus Hiſpalenſis im 6. und **Johannes von Damascus** (ſ. d. Art.) im 8. Jahrh. nachfolgten. Die Scholaſtiker im Mittelalter ſtellten zwar viele ſcharfſinnige Unterſuchungen über Gegenſtände der chriſtlichen Glaubenslehre an, verfielen aber auch auf viele ſpitzfindige Fragen, und überluden dieſe Wiſſenſchaft mit unnützen Feinheiten. Daher die ungünſtige Nebenbedeutung des Dogmatiſchen. Unter den Proteſtanten ſchrieb zuerſt Melanchthon ein mit Recht noch geſchätztes Lehrbuch der chriſtlichen Glaubenslehre. Seit dem vorigen Jahrhundert beſonders ward dieſe Wiſſenſchaft von den proteſtantiſchen Theologen mit vielem Erfolg bearbeitet. N.

Dogmatismus, auch **Dogmaticismus**, dogmatiſche Methode, heißt 1. das ſtreng wiſſenſchaftliche Lehrverfahren überhaupt, namentlich dasjenige, bei welchem man, wie in der Mathematik geſchieht, wo die Grundſätze erwieſene Wahrheiten ſind, von Grundſätzen und Definitionen ausgeht, und aus dieſen durch Beweiſe die Lehrſätze ableitet, mithin von dem Allgemeinen zu dem Beſondern fortſchreitet (daher auch das progreſſive oder ſynthetiſche Verfahren). Es iſt dieſes Verfahren nur da möglich und anwendbar, wo man der Grundſätze ſchon gewiß iſt (daher auch mathemathiſche Methode), oder ſie auf geſetzmäßigem Wege aufgefunden hat, um das Gewonnene oder in ihnen Enthaltene durch Unterordnung zu entwickeln, und es gewährt dem Streben nach Einheit und Gewißheit der Erkenntniſſe die größte Befriedigung. In wiefern nun philoſophiſche Grundſätze dieſelbe Gewißheit, wie die mathemathiſchen nicht haben: und man ſie dennoch ohne Prüfung und Erweis als Grundſätze ausdrücklich und ſtillſchweigend vorausſetzt, um aus ihnen alle philoſophiſchen Wahrheiten in folgerechter Ordnung abzuleiten, in ſofern heißt 2. Dogmatismus oder dogmatiſche Methode in der Philoſophie, der Form nach, diejenige, welche etwas als gewiß hinſtellt oder vorausſetzt (behauptet), worauf ſie ihr ganzes Syſtem baut; beſonders in ſofern dieſe Vorausſetzung willkürlich und ohne vorhergegangene Prüfung angenommen iſt, oder, der Materie nach, diejenige Anſicht, welche die Möglichkeit einer ſyſtematiſchen Erkenntniß des Weſens der Dinge (die objective Realität unſerer Erkenntniß und das Daſein objectiver Kriterien der Wahrheit) behauptet. Der Dogmatiker, d. i. der, welcher jene Methode in der Philoſophie befolgt, glaubt mithin, daß es philoſophiſche Säze gebe, denen an ſich objective Gültigkeit zukomme (ſ. **Dogma**), und aus welchen man durch Unterordnung und folgerechte Ableitung eine Einſicht in das Wiſſen aller Dinge entwickeln könne. Hiedurch bekommt der Ausdruck Dogmatiker und dogmatiſch noch eine doppelte Nebenbedeutung, ſo daß man unter jenem einen Lehrer

verſteht, der theils gewiſſe Grundlehren als untrüglich und apodictiſch gewiß, (daher auch mit Anmaßung) behauptet, und unter dem Dogmatiſchen das, was mit apodictiſcher Gewißheit oder als untrüglich behauptet wird, theils Dogmatiker den nennt, der zu den Definitionen, Eintheilungen und Beweiſen, als den Formen des Verſtandes, und mithin zu der Folgerichtigkeit der Syſteme ein unbegränztes und übermäßiges Vertrauen hegt, als könne ſchon durch ihre richtige Anwendung, in Beziehung auf den vorausgeſetzten allgemeinen Satz, eine lebendige Einſicht in die Natur der Dinge erworben werden; und dogmatiſch, was ein ſolches Syſtem betrifft. Dem Dogmatismus in der Philoſophie, welcher überhaupt oder aus willkührlichen und ungeprüften Grundſätzen eine Anſicht über das Weſen der Dinge ſyſtematiſch zu entwickeln ſucht, und daſſelbe a priori zu erkennen glaubt, iſt entgegenſetzt der Skepticismus (ſ. d. Art.), welcher die objective Gewißheit menſchlicher Erkenntniß ſammt dem Beſitz objectiver Merkmale der Wahrheit überhaupt, und mithin auch die Realität der philoſophiſchen Syſteme läugnet oder bezweifelt, theils der Criticismus (oder die critiſche Methode), welcher von einer Prüfung der geiſtigen Vermögen und Aufſuchung der Grundſätze zu dem dadurch Begründeten fortgeht, oder, wie der Kantiſche (mit welchem er nicht zu verwechſeln iſt), behauptet, daß der Menſch nur die Erſcheinungen, nicht die Dinge an ſich zu erkennen vermöge, mithin ſeine Erkenntniß blos ſubjective Gültigkeit habe, über das Weſen der Dinge a priori aber mit Gewißheit nichts beſtimmen könne. T.

Dohm (Chriſtian Wilh. von), K. Preuß. Geh. Rath und Kammerpräſident. Dieſer durch Grundſätze, Geiſt und Verdienſt ausgezeichnete Staatsmann und Gelehrte wurde geboren zu Lemgo 1751. Sein Vater war hier lutheriſcher Prediger, und ſein ſpäterer Lehrer, der Rector Menſching, war es, der ihm vorzüglich Liebe zur alten Literatur einflößte; auch las er fleißig die brittiſchen Claſſiker. Dies und der Eindruck, den die Werke der damals aufblühenden ſchönen Literatur der Deutſchen auf ihn machten, gab ſeiner vorherrſchenden Neigung zur Geſchichte eine höhere Richtung, wobei ihn ſein vorzüglich gutes Gedächtniß unterſtützte. In Leipzig ſtudirte er Rechtsgelehrſamkeit, Philoſophie, Geſchichte und alte Literatur. Seinen Plan, ſich in Göttingen zum Lehrer im hiſtoriſch-publiciſtiſchen Fache zu bilden, ſtörte 1773 ein Ruf nach Berlin, wo er Lehrer der Pagen des Prinzen Ferdinand, Bruders des Königs, wurde. Allein dieſe Stelle war ſeinen Studien hinderlich; er legte ſie daher nach 6 Monaten nieder, blieb jedoch in Berlin, wo ihn Büſching zu literariſchen Unternehmungen aufmunterte, unter welchen ſeine Ueberſetzung von Ives Reiſen nach Indien und Perſien, nebſt Zuſätzen von ihm, die wichtigſte war. Oſtern 1774 ging er nach Göttingen, wo er vorzüglich die Bibliothek benutzte. Hier ſchrieb er ſeine Geſchichte der Engländer und Franzoſen im öſtlichen Indien (Leipzig, I. 1776). Er konnte ſie nicht fortſetzen, da er den 1776 von Schlieffen erhaltenen Ruf als Profeſſor an das Carolinum zu Caſſel annahm. Er lehrte mit Beifall bei dem Cadettencorps, und gab hier mit Boje das deutſche Muſeum heraus. Die Geſchichte des öſtlichen Aſiens war ſein Hauptſtudium, und es erſchien von ihm, aus den noch vorgefundenen Originalhandſchriften, des aus Lemgo gebürtigen Kaempfer Reiſe nach Japan. 1777 ward ihm die Stelle eines Hofmeiſters bei dem zweiten Prinzen des damaligen Kronprinzen v. Preußen angetragen. Dohm ging nach Berlin und wurde dem großen Friedrich vorgeſtellt; allein er lehnte jenen Antrag ab, und bat um eine Anſtellung im auswärtigen

oder Finanzdepartement. Auf die Empfehlung des Miniſters von Herzberg wurde er 1779 bei dem Departement der auswärtigen Angelegenheiten mit dem Charakter eines Kriegsraths und geheimen Secretärs, auch Archivars, angeſtellt. Hier arbeitete er in deutſchen Reichsſachen; auch hatte er einen Theil des Haus- und Staatsarchivs unter ſeiner Aufſicht. Wie er ſich hier, im Umgange mit Herzberg, auf demſelben Wege den dieſer ſelbſt gegangen war, zum Geſchäftsmanne gebildet, bekennt er ſelbſt in der Vorrede des erſten Bandes ſeiner Denkwürdigkeiten. Außer den laufenden Geſchäften lernte er die Begebenheiten der Vorzeit mit urkundlicher Gründlichkeit kennen. Insbeſondere nahm er an den Arbeiten Theil, welche gegen Oeſterreichs Abſicht, Baiern durch Tauſch zu erwerben, gerichtet waren, und durch welche zuletzt der deutſche Fürſtenbund gebildet wurde. Herzberg hatte nämlich ein neues politiſches Syſtem für Preußen zu gründen geſucht, nach welchem die deutſche Freiheit und Verfaſſung an Preußen einen kräftigen Beſchützer finden, Deutſchlands und Preußens Intereſſe aber innigſt mit einander verwebt ſein ſollten. In dieſer Zeit gab Dohm, außer ſeiner Geſchichte des baierſchen Erbfolgeſtreits (Frankf. u. Leipz. 1779. 4.), zwei Staatsſchriften heraus, über die Danziger Irrungen und über den Fürſtenbund. Auch erſchien 1781 — 1783 ſein berühmtes Werk über die bürgerliche Verbeſſerung der Juden, wozu ihn Mendelsſohn veranlaßt hatte. Es traf gleichzeitig mit Kaiſer Joſephs II. Reformen in der Behandlung der Juden zuſammen, ohne daß dieſe den Verfaſſer auf die Idee ſeines Buchs gebracht hatten. Dohm beſaß fortwährend das Vertrauen Herzbergs; der König ertheilte ihm 1783 den Charakter eines Geheimen Raths, und ernannte ihn 1786 zum cleveſchen Directorialgeſandten im weſtphäliſchen Kreiſe und zum bevollmächtigten Miniſter am cölnſchen Hofe. Kurz vorher hatte Dohm einen vortheilhaften und ſeiner Neigung zum literariſchen Leben entſprechenden Ruf nach Magdeburg, auf Herzbergs Verlangen, abgelehnt. Er nahm den Geſandtſchaftspoſten nur ungern an. Die Geſchäfte waren zu überhäuft; beſonders machten, nach Friedrichs Tode und Herzbergs Abgang aus dem Miniſterium, die aachner und noch mehr die lütticher Commiſſion ſeine Lage höchſt unangenehm. Das Reichskammergericht hatte dem Kreisdirectorium die Beilegung der Unruhen in der Reichsſtadt Aachen und die Reform der Verfaſſung derſelben aufgetragen. Dohm entwarf eine verbeſſerte Conſtitution; aber in dem Augenblicke ihrer Einführung (1792) wurde Aachen durch die franzöſiſchen Waffen vom deutſchen Reiche getrennt. Einen ähnlichen Auftrag hatte der Aufſtand eines Theils des lütticher Volks gegen ſeinen Fürſtbiſchof (1789) veranlaßt. Aber der preußiſche Hof zerfiel über deſſen Vollziehung mit den beiden andern kreisſchreibenden Fürſten, und zuletzt mit dem ganzen Reiche. In Lüttich entſtand ein bürgerlicher Krieg, den nur Oeſterreichs bewaffneter Zutritt zu Gunſten des Fürſtbiſchofs endigte (1791). Des Herrn von Dohm (Friedrich Wilhelm II. hatte ihn beim Antritt ſeiner Regierung in den Adelſtand erhoben) Bemühungen, das Beſte des Landes durch eine die Rechte des Fürſten und der Stände wohl vereinende Verfaſſung zu begründen, ſo wie des preußiſchen Hofes Benehmen, wurden erſt in der Folge mit Gerechtigkeit beurtheilt. Das Vordringen des Reichsfeindes vereitelte auch hier alles Gute, was bezielt war, übrigens konnte Dohm auf ſeinem Poſten die Revolution in Holland (1787), ſo wie die Unruhen in den öſterreichiſchen Niederlanden (1789), genau beobachten. 1791 machte er zur Herſtellung ſeiner Geſundheit eine Reiſe in die Schweiz. Der Krieg mit Frankreich brach jetzt aus (1792), und die Geſchäfte wurden ſehr ver-

wickelt. Der Kreistag — nach mehr als 50 Jahren der erſte! — ging bei der Annäherung des Feindes aus einander. Auch Dohm mußte aus Cöln flüchten, im December 1792 und im Oktober 1794. Außer dem von den Franzoſen nicht beſetzten Theile des weſtphäliſchen Kreiſes umfaßte ſein Poſten jetzt auch den niederſächſiſchen Kreis. Als Preußen nach dem baſeler Frieden, zur Behauptung der bewaffneten Neutralität, ein Heer aus preußiſchen, hannöveriſchen und braunſchweigiſchen Truppen unter dem Herzoge von Braunſchweig aufſtellte, wurde ihm die Direction des für jenen Zweck nach Hildesheim 1796 und 1797 berufenen Convents der niederſächſiſchen, eines Theils der weſtphäliſchen und anderer Reichsſtände anvertraut. Nach dem Tode Friedrich Wilhelm II. (16. Nov. 1799) ernannte ihn der jetzt regierende König zu ſeinem Geſandten bei dem Friedenscongreß zu Raſtadt, neben dem Grafen von Görz und dem Freiherrn von Jakobi. Als im April 1799 der Congreß durch den Wiederausbruch des Krieges und die Ermordung zweier franzöſiſchen Geſandten zerriſſen wurde, entwarf der Herr von Dohm im Namen des ganzen diplomatiſchen Corps einen Bericht über dieſe Gräuelthat. Er kehrte hierauf zu den Geſchäften des Neutralitätsſyſtems im nördlichen Deutſchland zurück. Nach dem Lüneviller Frieden 1801 gab ihm die Entſchädigung Preußens für den am linken Rheinufer erlittenen Länderverluſt Beſchäftigung, und bei der Beſitznahme der Preußen zugetheilten Lande wurde ihm die Organiſation der ehemaligen Reichsſtadt Goslar übertragen. Hierauf ernannte ihn der König, mit Beibehaltung des Directorialgeſandtſchaftspoſtens in dem noch übrigen weſtphäliſchen Kreiſe, zum Präſidenten der für die Provinz Erfurt-Eichsfeld-Nordhauſen und Mühlhauſen zu Heiligenſtadt errichteten Kriegs- und Domänenkammer. Er blieb auf dieſem Poſten, wie der König allen Staatsdienern ausdrücklich befohlen, als Preußen 1806 in den Kampf mit Frankreich getreten, und die Provinz Erfurt-Eichsfeld vom Feinde beſetzt war, um zur Linderung des harten Schickſals der Unterthanen ſo viel beizutragen, als möglich war, weshalb er ſich auch im December 1806 mit einer ſtändiſchen Deputation nach Warſchau begab, wo er Napoleon vorgeſtellt wurde. Es gelang ihm, die Zerſplitterung des Landes unter zwei franzöſiſche Gouverneurs abzuwenden. Hierauf aber durch den tilſiter Frieden 1807 vom preußiſchen Staate getrennt, und durch ſeine Beſitzungen an das neue Königreich Weſtphalen gebunden, mußte er wider Willen in demſelben bleiben. Auf Befehl des franzöſiſchen Generalintendanten reiſte er an der Spitze einer Deputation der Landſtände und Verwaltungsbehörden im September 1807 nach Paris, wo ihn der Fürſt Primas dem neuen König von Weſtphalen bekannt machte. Nach ſeiner Rückkehr ward er im December 1807 in den Staatsrath mitberufen. Allein ſchon im Februar ernannte ihn der König zu ſeinem Geſandten am dresdener Hofe. So wenig das diplomatiſche Leben ſeiner Neigung entſprach, daher er ſich Anfangs weigerte, dieſe Stelle anzunehmen, ſo angenehm wurde ihm dieſer Poſten, der ihn überdies noch in der Entfernung von allem hielt, was in Caſſel vorging. Seine wichtigſte Unterhandlung war die eines Handelsvertrags. Endlich bewog ihn im April 1810 eine gefährliche Bruſtentzündung ſeine Entlaſſung zu ſuchen. Er erhielt die Erlaubniß, auf ſeinem Gute Puſtleben in der Grafſchaft Hohenſtein zu wohnen, bis er in den Staatsrath wieder eintreten könnte. Seitdem lebte er den Wiſſenſchaften, und vorzüglich ſeinem Geſchichtbuche. Dieſes Werk, das eine Bereicherung der hiſtoriſchen Literatur iſt, würde allein den Namen des Verfaſſers der Achtung der Nachwelt übergeben, wenn ihm nicht ſein ganzes Leben ſchon die-

ſelbe zuſicherte. Es erſchien unter dem Titel: „Denkwürdigkeiten meiner Zeit, oder Beiträge zur Geſchichte von 1778 bis 1806. Lemgo und Hannover I. 1814, II. 1815, III. 1817, IV. und V. 1819 (bis zum Tode Friedrich des Großen).“ Außer vielen Aufſchlüſſen, welche dieſes Werk über mehre der wichtigſten Perſonen und Begebenheiten aus der Zeit ſeit 1778, nach Quellen und eigner Beobachtung oder Theilnahme, mit ſicherer Critik giebt, wird es auch noch ſeines Geiſtes und ſeiner klaren Entwickelung wegen von den Zeitgenoſſen geachtet. Liebe des Rechts und unparteiiſche Würdigung menſchlicher Handlungen ſind die Seele deſſelben. Von Dohm ſtarb den 29. Mai 1820 auf ſeinem Gute Puſtleben. K.

Dolce (Carlo), Andere nennen ihn Carlino Dolce, ein berühmter Maler der florentiniſchen Schule, geboren zu Florenz 1616 und daſelbſt geſtorben 1686. Er war ein Schüler des Jacopo Vigniali, und ſeine Werke tragen, nach Fiorillo's Ausſpruch, den Charakter an ſich, den ſein Name bezeichnet. Sie beſtehen meiſtens aus Figuren von Madonnen und anderen Heiligen beiderlei Geſchlechts, die voll bezaubernder Andacht und Sanftheit ſind. Ja, man hat ihm ſogar charakterloſe Weichheit vorgeworfen. Durch den Fleiß der Ausführung nähert er ſich der holländiſchen Manier. Doch hat er ſich beſonders in ſeinen Madonnen häufig wiederholt; auch ſchimmert in ſeinen Bildern jene Furchtſamkeit und Schwermuth hindurch, die ihn bis in ſeinen Tod beherrſchte. Seine Werke ſind in ganz Europa verbreitet; beſonders aber in Florenz. Zu ſeinen Hauptſtücken gehören drei in der dresdener Gallerie befindliche: 1. die Cäcilia oder die Orgelſpielerin; 2. der ſehr bekannte und in Kupferſtich tauſendmal nachgeahmte Chriſtus, der das Brot und den Kelch ſegnet; 3. Herodias mit dem Haupte Johannes des Täufers; ferner der in Paris befindliche Chriſtus am Oelberge.

Döll, Profeſſor der Bildhauerkunſt in Gotha, aus Hildburghauſen gebürtig, einer der geſchickteſten Bildhauer Deutſchlands. Der letztverſtorbene Herzog Ernſt von Gotha unterſtützte den jungen Döll, daß er mehrere Jahre hindurch in Italien, und beſonders in Rom ſich der Kunſt widmen konnte. Der bekannte Antiquar Reifenſtein leitete ſeine Studien in Jena, und Winckelmann ſchätzte ihn. Sein erſtes Werk von Bedeutung war Winckelmanns Denkmal, das die Ehre erhielt, im Pantheon zu Rom aufgeſtellt zu werden. Nach ſeiner Zurückkunft nach Gotha, wurde ihm die Aufſicht über die herzogliche Kunſtkammer und die Gallerie der Abgüſſe von Antiken übertragen. In der Folge errichtete er eine Zeichenſchule. Die bedeutendſten ſeiner Werke ſind die Basreliefs in der Reitbahn zu Deſſau, eine große Gruppe, Glaube, Liebe und Hoffnung, für die Hauptkirche zu Lüneburg, Leibnitzens Denkmal zu Hannover und Kepplers Denkmal zu Regensburg. Aus allen ſeinen Arbeiten leuchtet die Bekanntſchaft mit den alten klaſſiſchen Werken der Kunſt hervor. Er ſtarb zu Gotha 1816.

Dollart, ein Meerbuſen der Nordſee zwiſchen Oſtfriesland und der holländiſchen Provinz Gröningen, am Ausfluſſe der Ems, $2^1/_2$ deutſche Meilen lang und $1^1/_2$ Meile breit, deſſen wir hier nicht erwähnen würden, wenn er nicht durch die Art ſeiner Entſtehung, aus einem vom Meere verſchlungenen anſehnlichen Strich Landes, merkwürdig wäre. Den über dieſe merkwürdige Begebenheit vorhandenen ältern Nachrichten zufolge, brach zuerſt im J. 1277 das Waſſer mit unwiderſtehlicher Gewalt herein, und da die Fluthen ſich in den folgenden Jahren, vornehmlich 1287, wieder einſtellten, ſo bildeten ſie nach und nach den jetzigen Meerbuſen, auf deſſen Stelle

zuvor an funfzig größere und kleinere Ortſchaften ſollen geſtanden haben. Auf den ältern, von Sanſon, Allart ꝛc. herausgegebenen Charten des Fürſtenthums Oſtfriesland, auch auf der homanniſchen vom J. 1730, findet man Abbildungen des verſchlungenen Landſtrichs, deren Richtigkeit freilich dahin geſtellt bleiben muß. Durch die Vervollkommnung der Waſſerbaukunſt ſind übrigens in den letzten Jahrhunderten dem Meere, beſonders an der flachen oſtfrieſiſchen Seite, wieder bedeutende Strecken Landes abgewonnen worden, und durch dauerhafte Eindeichungen vor ähnlichen Unfällen geſichert.

Dollond (John), ein Engländer, welcher ſich durch diejenige Verbeſſerung der Fernröhre berühmt gemacht hat, von welcher ſchon im Art. Achromatiſch die Rede geweſen iſt. Er machte dieſe Erfindungen, geleitet durch einen Wink des berühmten Euler, im Jahre 1756. Auch erfand er Fernröhre mit 6 Augengläſern, wodurch die Fehler vermindert werden, die von der Kugelgeſtalt des Glaſes herrühren. Man nennt daher auch ein ſolches Fernrohr einen Dollond. Er ſtarb 1761.

Dolmetſcher, die ſiebenzig, ſ. Septuaginta.

Dolomieu, ein berühmter Geolog und Mineralog, geboren zu Dolomieu im Dauphiné 1750. Er war ſchon als Kind in den Malteſerorden aufgenommen, und trat mit dem achtzehnten Jahre ſeine Prüfungszeit an. Auf dem erſten Kreuzzuge im mittelländiſchen Meere gerieth er mit einem Offiziere ſeiner Galeere in Streit und tödtete ihn. Das Gericht in Malta verurtheilte ihn, das Kleid zu verlieren, aber der Großmeiſter begnadigte ihn hinſichtlich ſeiner Jugend. Erſt nach vielen Bemühungen gab der Päpſt die dazu erfoderliche Einwilligung. Darüber hatte Dolomieu neun Monate im Gefängniſſe zubringen müſſen, und ſich hier die Zeit durch Arbeit verkürzt. Er fand beſonders Geſchmack an der Phyſik, und ſetzte dieſes Studium zu Metz, wohin er als Carabinieroffizier in Garniſon kam, fort. Der Herzog de la Rochefoucault, von gleichen Neigungen beſeelt, lernte ihn hier kennen, und bewirkte, daß die Akademie der Wiſſenſchaften Dolomieu zu ihrem Correſpondenten ernannte. Dieſer, um ſich ganz ſeinen Studien zu widmen, nahm ſeinen Abſchied und kehrte nach Malta zurück, von wo er 1777 im Gefolge des Bailli de Rohan nach Portugal ging. Er erforſchte dieſes Land mit großem Fleiß. 1781 beſuchte er Sicilien und die umliegenden Inſeln, Neapel und den Veſuv, bereiſte 1782 die Pyrenäen und 1783 das von dem Erdbeben verwüſtete Calabrien. Geheime Mittheilungen, die er bei ſeiner Rückkehr dem Großmeiſter machte, und die dem dabei betheiligten Hofe von Neapel verrathen wurden, hatten zur Folge, daß ihm dies Königreich verboten ward, und daß er in Malta ſelbſt viel Unannehmlichkeiten erfuhr. Indeſſen beſuchte und durchforſchte er Italien, und ſelbſt Tyrol und Graubündten. Die Gebirge und ihre Beſtandtheile waren der Hauptgegenſtand ſeiner Unterſuchungen. Nur um ſeine Sammlungen von Malta abzuholen, ging er dahin zurück, und kam im Mai 1791 nach Frankreich, wo er ſich auf das Landgut ſeines als Opfer der Volkswuth umgekommenen Freundes, des Herzogs de la Rochefoucault, Roche-Guyon zurückzog. Nach dem 9. Thermidor begann er aufs neue ſeine geologiſchen Reiſen durch Frankreich, ſtets zu Fuß, den Hammer in der Hand und den Sack auf dem Rücken. 1796 ward er zum Ingenieur und Profeſſor, und bei der Einrichtung des Inſtituts zu deſſen Mitgliede ernannt. Er gab in beiden Eigenſchaften verſchiedene Schriften, die Theorie der Erde und die Natur der Mineralien betreffend, heraus. Mit Feuer ergriff er die Gelegenheit, welche ihm der Zug nach Aegypten darbot, die-

ſes Land zu beſuchen. Allein ſchon die Beſetzung von Malta, auf dem Wege dahin, verbitterte ihm die ganze Unternehmung, und bald ſah er ſich, durch die Lage, in welche die Armee in Aegypten gerieth, in Unthätigkeit verſetzt. Er ſchiffte ſich endlich im März 1799 nach Europa ein; allein unterwegs bekam das Fahrzeug einen Leck, ſo daß man nur mit Noth Tarent erreichte. Hier behandelte man die geſammte Mannſchaft als Kriegsgefangene, und als man endlich ihre Freilaſſung beſchloſſen hatte, erkannte man Dolomieu und behielt ihn zurück. Ein und zwanzig Monate mußte er in einem ungeſunden Gefängniſſe ſchmachten und die ſchändlichſten Mißhandlungen und ſchmerzlichſten Entbehrungen erdulden. Man verſagte ihm ſelbſt Bücher und Schreibmaterialien. Aber ſeine Geiſtesſtärke hielt ihn aufrecht. Zwei oder drei Bücher, die er der Aufmerkſamkeit ſeiner Wächter entzogen hatte, benutzte er, um an ihren Rand mit einem Holzſtift und mit Lampenruß ſeine mineralogiſch=philoſophiſche Abhandlung und einige andere Abhandlungen niederzuſchreiben. Nachdem er, in Folge des am 15. März 1801 zwiſchen Frankreich und Neapel abgeſchloſſenen Friedens ſeine Freiheit wiedererlangt hatte, beſtieg er den durch Daubentons Tod erledigten Lehrſtuhl der Mineralogie an dem Muſeum der Naturgeſchichte. Aber ſeine durch die lange Gefangenſchaft untergrabene Geſundheit ward durch eine Reiſe, welche er im Herbſt 1801 in die Gebirge der Schweiz, Savoyens und des Dauphiné machte, erſchöpft, und er ſtarb im November deſſelben Jahres. Dolomieu war für die Geologie geboren. Mit der größten Leidenſchaft für die Wiſſenſchaft verband er alle dazu erfoderlichen phyſiſchen und moraliſchen Eigenſchaften. Es iſt daher ſehr zu bedauern, daß er ſeine Anſichten und Beobachtungen nicht in ein Ganzes hat zuſammenfaſſen können.

Dom iſt eigentlich ein rundes, hohes, gewölbtes Dach (eine Kuppel), ein runder, mit einem Kugelgewölbe geſchloſſener Thurm. Da man dergleichen kühne Wölbungen hauptſächlich an Kirchen hatte (Sophienkirche zu Conſtantinopel, St. Marcus zu Venedig, Hauptkirche zu Piſa, Santa Maria de' Fiori zu Florenz und St. Peter zu Rom, das Muſter für alle ſpäteren): ſo ging die Benennung Dom auf ſolche Kirchen ſelbſt über, und ſpäter gab man auch anderen, hauptſächlich aber den Haupt= oder Stiftskirchen dieſen Namen. Der Dom hat einen von den griechiſchen und römiſchen Tempeln ganz verſchiedenen Charakter; er hebt ſich als Sinnbild des Unerfaßlichen, ja des Unendlichen ſelbſt, zu welchem kaum die Ahnung ſich hinwagen darf (ſ. Baukunſt (Geſchäfte der). Die Ableitung des Namens von dem griechiſchen Worte δομα, d. i. Dach, iſt daher wahrſcheinlicher, als eine andere von dem altdeutſchen Worte dammen, richten, Urtheil ſprechen (wovon verdammen), welche freilich auf die Hauptkirchen paßt, weil an ihnen der Sitz des kirchlichen Obertribunals war, mit Gerichtsbarkeit über die untergeordneten Kirchen. Ueber den Dom zu Cöln, das ſchönſte und erhabenſte Denkmal dieſer Art in Deutſchland, haben wir von den Gebrüdern Boiſſerée (ſ. d. Art.) ein vortreffliches Werk erhalten. dd.

Domänen ſind derjenige Theil des Nationalgrundvermögens, welcher der Staatsregierung zur Beſtreitung des Staatsaufwandes von der Nation abgetreten und überlaſſen worden, oder von der Regierung zu ſolchem Behuf in Beſitz genommen wurde; doch macht man gewöhnlich einen Unterſchied zwiſchen den Domänen, welche dem Regenten als ſolchem zugehören, und denen, welche er als Privatmann beſitzt; jene heißen Staatsdomänen, auch Kammergüter, dieſe heißen, je nachdem ſie Privateigenthum, entweder der Perſon des Regenten, oder ſeiner Fa=

milie ſind, im erſten Falle Schatullgüter, bisweilen auch Krondomänen. Ein großer Theil der Domänen wurde von den Regierungen bei der erſten Beſitznahme des Landes erworben, nachher aber ſind dieſelben von Zeit zu Zeit durch Ankauf, Urbarmachung, Heimfall adeliger Lehngüter, Seculariſationen, Schenkungen und Erbſchaft vermehrt worden. Ihre Benutzung geſchieht entweder mittelſt Verwaltung oder Verpachtung. Im erſtern Falle wird durch einen beſoldeten herrſchaftlichen Verwalter Einnahme und Ausgabe berechnet; dieſe Benutzungsart iſt in der Regel die ſchlechtere, weil es gewöhnlich ſo äußerſt ſchwierig iſt, den Vortheil der Regierung mit dem der Verwalter übereinſtimmend zu machen; ihr vorzuziehen iſt daher die Verpachtung; dieſe iſt entweder Zeitpacht oder Erbpacht. Die Verpachtung auf kurze oder längere Zeit hindert mehr oder weniger die Fortſchritte in der Cultur und die Anwendung von Fleiß und Capital auf die Grundſtücke; Vererbpachtung vereinigt am ſicherſten den Nutzen der Regierung mit dem des Erbpächters und mit dem ſteigenden Anbau des Bodens. Der erſte zu ſetzende jährliche Erbſchaftscanon kann in Metallmünze oder in Naturalien beſtehen; im erſten Falle iſt er den Preisſchwankungen, welchen die edlen Metalle in einem längern Zeitraume mehr als die Naturalien ausgeſetzt ſind, unterworfen. Auf welcherlei Weiſe indeſſen immer die im Beſitz der Regierung befindlichen Grundſtücke benutzt werden mögen, höchſt ſelten gewähren ſie einen ſo anſehnlichen Wirthſchaftsertrag, wie Privatländereien, daher ſcheint es der öffentlichen Caſſe ſowohl, als dem Nationalreichthum am zuträglichſten zu ſein, dergleichen Domänen auf dem Wege der Veräußerung in Privateigenthum zu verwandeln. Der hin und wieder aufgeſtellte Grundſatz der Unveräußerlichkeit der Domänen ſchreibt ſich von der Zeit der Verfaſſung her, da die Regenten noch keine Abgaben von ihren Unterthanen erhoben, ſondern von ihren eigenen Gütern lebten, die Beamten Landbeſitz als Beſoldung empfingen, und ſämmtliche Kriegsbedürfniſſe durch Naturalleiſtungen beſtritten wurden. Aber jeder Regent hat das Recht, ja ſogar die Pflicht, ſeinen Staat ſo reich und glücklich zu machen, als er kann. Dient nun hierzu die allmälige Umwandlung und Aufhebung der Domänen als Mittel, ſo mag dieſelbe ohne Bedenken Statt finden. Würden die aus dem Verkaufe ſolcher Grundſtücke gelöſeten Summen zur Abtragung oder Verminderung der Staatsſchulden benutzt, ſo würde ein Theil der den Gläubigern verpfändeten oder angewieſenen Staatseinkünfte frei gemacht, und dadurch dem Staate ein größeres Einkommen verſchafft werden, als die Domänengrundſtücke ſelbſt jemals zu verſchaffen im Stande wären. Und zu dieſem Einkommen würde nach Verlauf einiger Jahre noch ein zweites kommen; der Anbau nämlich der in Privateigenthum verwandelten Domänen müßte gar bald ſich heben, und mit der Vermehrung der Erzeugniſſe des Bodens müßte auch die Bevölkerung des Landes zunehmen; vergrößerte ſich aber die Volksmenge, das Nationaleinkommen und der allgemeine Waarenverbrauch, ſo müßte nothwendig auch der Ertrag der Verbrauchsſteuer beträchtlicher werden. — In der neueſten Zeit ſind faſt alle Staaten zur Veräußerung der Domänen geſchritten, und überall, wo der Erlös zur Tilgung der Landesſchuld verwendet worden, hat die öffentliche Caſſe ſowohl als der Nationalreichthum durch dieſe Maßregel gewonnen. K. M.

Domänen = Verkauf im vormaligen Königreich Weſtphalen und die darüber entſtandenen Streitigkeiten. Da die gewöhnlichen Einkünfte dieſes Staats zu den großen Ausgaben, welche die beſtändigen Kriege Napoleons ihm verurſachten, nicht hinreichten, ſo ſchlug der

Finanzminiſter des Königs Hieronymus, Graf v. Bülow, vor, einen Theil der Staatsdomänen zu veräußern. Der weſtphäliſche Staatsrath billigte dieſes, auch von anderen Regierungen im Nothfall angewandte Mittel, weil man dadurch dem Lande neue Opfer erſparte, und zugleich den Stand der (größtentheils von den frühern Regierungen ausgeſtellten) Staatsſchuldſcheine, in denen ein Theil des Kaufſchillings erlegt werden konnte, verbeſſerte. Nach der Auflöſung des Königreichs aber erklärte Churheſſen unterm 14. Januar 1814 dieſe Domänenveräußerungen für ungültig, die Kammern zu Hannover und Braunſchweig verfuhren in demſelben Sinn, und wurden im Verfolg durch landesherrliche Verordnungen darin unterſtützt, während die preußiſche Regierung dieſelben beſtätigte. Dieſe hatte nämlich das Königreich Weſtphalen anerkannt; die Häuſer Hannover, Braunſchweig und Churheſſen hingegen hatten ihre Staaten weder förmlich abgetreten, noch die weſtphäliſche Regierung als ſtaatsrechtlich vorhanden angeſehen. Daher wurden von ihnen die Käufer der veräußerten Staatsgüter ihres in gutem Glauben und läſtiger Weiſe erworbenen Eigenthums ohne die mindeſte Entſchädigung gewaltſam entſetzt, ausgenommen in den Landen, welche Preußen im Tilſiter Frieden abgetreten, und Hannover nun in Beſitz genommen hatte, namentlich im Hildesheimiſchen, wo die Käufer theils ihr Kaufgeld zurückerhielten, theils im Beſitz blieben. Zwar foderte der Freiherr von Stein, als Generaladminiſtrator der von den Franzoſen wiedereroberten deutſchen Provinzen, an den ſich jene Domänenkäufer, beſonders die churheſſiſchen, gewandt hatten, den Churfürſten von Heſſen (29. Mai 1814) auf, die Käufe anzuerkennen; allein vergebens. Nun ſuchten die Domänenkäufer bei dem Congreſſe zu Wien durch ihren Bevollmächtigten und zugleich Mitbetheiligten, Phil. Wilh. Schreiber, um die Wiedereinſetzung in ihr verlornes Eigenthum an. Hierauf erhielt derſelbe von dem königl. preuß. Congreßgeſandten, Freiherrn v. Humboldt, ſchriftlich vom 8. Juni 1815, die amtliche Nachricht: „Daß in der von dem Congreß noch zu unterſchreibenden Akte die Rechte ſeiner Committenten wahrgenommen worden ſeien,“ ſo wie von dem kaiſerl. öſterreichiſchen Congreßgeſandten, Freiherrn von Weſſenberg, die amtliche ſchriftliche Eröffnung vom 19. Juni 1815: „Daß der Churfürſt von Heſſen die Verbindlichkeit habe, die Domänenkäufe anzuerkennen.“ Allein deſſen ungeachtet enthielt die Congreßacte durchaus keine Beſtimmung über die Angelegenheiten des aufgelöſeten weſtphäliſchen Staats. Alle Schritte der Domänenkäufer bei der churheſſiſchen Regierung waren vergeblich, und auf ihre Bittſchrift vom 12. Februar 1816, daß der Churfürſt die Sache der Beurtheilung der oberſten Landesbehörden unterwerfen möchte, erfolgte am 27. Februar der Beſcheid: „das Geſuch finde keine Statt.“ Daſſelbe ward auf die Schrift vom 8. April, worin ſie um gerichtliches Erkenntniß wegen Aufrechthaltung des Beſitzſtandes baten, erwiedert. Eben ſo erfolglos war die Verwendung der churheſſiſchen Landſtände zu Gunſten der Käufer bei dem Churfürſten. Der preußiſche Staatskanzler, Fürſt v. Hardenberg, und der öſterreichiſche Geſandte am caſſeler Hofe, Graf von Buol-Schauenſtein, verwieſen darauf die Käufer an die Entſcheidung des Bundestages; doch wandten ſie ſich, auf des letztern Rath, mit der Bitte um Schutz noch einmal an die churfürſtliche Regierung in Caſſel. Allein ſie erhielten keine Antwort. Nun ſandten ſie ihren Bevollmächtigten an den Bundestag. Auf deſſen Vorſtellung ſetzte die Bundesverſammlung, 27. März 1817, indem ſie ihre Befugniß in dieſer Angelegenheit ausſprach, durch den churheſſiſchen Geſandten den Churfürſten von ihrer Anſicht der Sache in Kenntniß, daß

den Supplicanten zur Ausführung ihrer Einrede des zum Staatsnutzen verwandten Kaufſchillings der Weg Rechtens eröffnet werde, und empfahl die Käufer der churheſſiſchen Domänen auf den Fall, daß die Einrede erwieſen würde, zur milden landesväterlichen Behandlung. Allein die Antwort des Churfürſten in der am 5. Mai 1817 zu Protocoll gegebenen Note, die in den heftigſten Ausdrücken abgefaßt war, wies die Sache ab. Doch ließ ſie den Verkäufern jenen Beweis offen. Dagegen gaben die Domänenkäufer eine im ähnlichen Tone geſchriebene „Antwort auf die Aeußerungen des Herrn v. Lepel in Betreff der weſtphäliſchen Domänenkäufer." (Frankf. 1817) in Druck, ſo wie einen „Aufruf an die hohen verbündeten Mächte des deutſchen Bundes" (Germanien 1817) und eine Beraubungsklage gegen den Churfürſten: „Dringendes und rechtliches Reſtititutionsgeſuch der weſtphäliſchen Domänenkäufer." (Frankfurt 1817). Dieſe Klage wurde dem Bundestage übergeben, mit dem Geſuch: daß er vorläufig auf die Rückgabe des gewaltſam Entnommenen erkenne, nach Vollendung der organiſchen Bundesgeſetze aber in Anſehung des Rechts ſelbſt einen Beſchluß faſſe. Die meiſten Geſandten waren von ihren Höfen beauftragt, zur Befriedigung der Käufer auf das thätigſte mitzuwirken, und der preußiſche gab den 17. Juli 1817 zu Gunſten derſelben eine nachdrückliche Erklärung zu Protocoll. Hierauf erſtattete der Referent, der herz. oldenb. = ſchwarzburg. = und anhaltiſche Geſandte v. Berg, das von der Mehrheit genehmigte Gutachten: da den Domänenkäufern der Beweis der oben erwähnten Einrede offen ſtehe, ſo ſeien ſie mit ihrem Reſtitutionsgeſuche ab =, und auf die Ausführung dieſer Einrede zu verweiſen, damit jedoch eine nochmalige Empfehlung gerechter und milder landesväterlicher Behandlung zu verbinden. Die öſterreichiſche Bundesgeſandtſchaft erklärte ausdrücklich, die Zuverſicht, daß eine ſolche Empfehlung ihren Zweck nicht verfehlen werde, habe ſie bisher abgehalten, auf eine weitere Einſchreitung des Bundestages in dieſer Angelegenheit anzutragen. Außer dem churheſſiſchen Geſandten weigerte ſich blos der großherzoglich badenſche, in dieſer Sache zu ſtimmen, „ſo lange nämlich," war ſeine Erklärung, „die Hauptfrage nicht entſchieden ſei, wiefern die im tilſiter Frieden 1807 formell anerkannte und nachher mit allen (?) Mächten Europa's in Verkehr getretene weſtphäl. Regierung, mit welcher namentlich mehrere Bundesſtaaten Verträge geſchloſſen, mit dem Prädicate einer uſurpatoriſchen und deren Folgen belegt werden könne?" Nunmehr führte der Bevollmächtigte die Sache der Domänenkäufer auf dem vom Churfürſten angebotenen Wege Rechtens vor den inländiſchen Gerichten durch alle Inſtanzen; allein das churfürſtliche Oberappellations = Gericht zu Caſſel entſchied gegen ihn, und zwar auf den Grund der churfürſtlichen Cabinetsordre vom 14. Januar 1814, als eines vom Souverän in der Eigenſchaft des höchſten Geſetzgebers ſelbſt ausgefloſſenen Geſetzes. Hierauf kehrte der Bevollmächtigte an die Bundesverſammlung zurück, und übergab derſelben eine gedruckte Bittſchrift, worin er erſuchte, entweder eine Commiſſion niederzuſetzen zur Aufſtellung der Regulirung der Angelegenheiten des aufgelöſeten Königreichs Weſtphalen, oder bei den verbündeten Mächten, als europäiſchen Friedensſtiftern und Geſetzgebern, die das weſtphäl. Gebiet erobert und einen Theil deſſelben an den Churf. von Heſſen wieder abgetreten haben, die Feſtſetzung der Grundſätze zu veranlaſſen, nach welchen die auf den aufgelöſeten weſtphäliſchen Staat ſich beziehenden Gegenſtände zu entſcheiden ſeien. Der Bundestag beſchloß, da es weder an geſetzlichen Beſtimmungen, wonach die Angelegenheiten beurtheilt, noch an Behörden fehle, von welchen ſie beurtheilt

und erledigt, dann die Rechtspflege und Vollziehung geſchützt werden könne, und da die bereits erbetenen Inſtructionen über die Grundſätze erwartet würden, ſo werde das Geſuch um Verwendung bei dem Kaiſer von Oeſterreich und König von Preußen, in der Art, wie gebeten, abgewieſen. Am 12. Aug. 1819 beſchloß der Bundestag ferner, die Bitte um Inſtruction zu wiederholen, wobei Hannover erklärte, daß es nie ſeine Zuſtimmung zu dem Grundſatz geben werde: der feindliche Beſitzer dürfe die Domänen verkaufen. Der mehrerwähnte Bevollmächtigte gab inzwiſchen zu Aachen, Carlsbad und Wien neue Bittſchriften ein, und wandte ſich gleichfalls an die betheiligten Höfe. Zu Wien ward, nach der Allg. Zeit. St. 65. v. 1821, bei der Miniſterzuſammenkunft im Mai 1820 wegen Beſchleunigung der Inſtruction Verabredung in dem Sinn getroffen, daß die Beſchwerden an die Landesgerichte verwieſen, und wenigſtens die Fragen ihrer freien Entſcheidung überlaſſen würden, ob und wie weit den Käufern guter Glauben zur Seite ſtehe, und ob ſie für das Gezahlte zu entſchädigen ſeien oder nicht? Auf dem Bundestage ward am 30. Juli 1821 der 22. Nov. zur endlichen Abſtimmung über den Domänenverkauf in Churheſſen anberaumt. Es kam dabei zur Sprache, daß am 20ſten Jun. eine Commiſſion zu Berlin zuſammengetreten ſei, um eine Auseinanderſetzung zwiſchen Preußen, Hannover, Churheſſen und Braunſchweig wegen der weſtphäl. Verhältniſſe zu bewirken. Indeß ward jene Abſtimmungsfriſt von neuem vertagt, und dieſe Commiſſion ſchritt gleichfalls nicht vor. Der Bevollmächtigte wiederholte am 9. Febr. ſeine Bitten zu Berlin. Seitdem ſcheint Stillſtand, oder theils ein ungeſtört gerichtliches Verfahren, theils Verhandlung mit den einzelnen Käufern eingetreten zu ſein. Die Rechtsſchriften und Gerichtserkenntniſſe darüber gehen von entgegengeſetzten Grundſätzen aus. Einige ſehen in dem Königreich Weſtphalen blos ein Raubwerk, und wenden auf die Staatshandlungen die Vorſchriften des römiſchen Rechts über Räubereien an, weil Hannover, Churheſſen und Braunſchweig nicht mit Frankreich Krieg geführt, ſondern nur einen Ueberfall erduldet, weil ihre Fürſten die Länder nicht abgetreten, alſo ihr volles Recht behalten, und daſſelbe nach geendigtem Raubzuſtande wieder in wirklichen Beſitz genommen worden, weil der Congreß zu Wien dieſes Recht ſtillſchweigend anerkannt, indem er das Königreich Weſtphalen gar nicht erwähnt habe. (S. über die Aufrechthaltung der Verfügungen des Jerome Buonaparte in Churheſſen). Andere behaupten, der Staatsvertrag zwiſchen den Fürſten und ihren Unterthanen ſei durch die Flucht der erſteren, und die Unterwerfung der letzteren unter ein neues Staatsoberhaupt und ihre freiwillige Huldigung aufgelöſet, das öffentliche Eigenthum ſei in den neuen Staat übergegangen, und mit gutem vollen Recht veräußert, wenn es nach Vorſchrift der neuen Staatsverfaſſung veräußert worden. Andere beziehen ſich auf das übliche europäiſche Völkerrecht, auf die Gründung des weſtphäl. Staats im tilſiter Frieden, auf ſeine Anerkennung von allen Mächten des feſten Landes, auf den 16. Art. des Pariſer Friedens vom 30. Mai 1814, welcher den ungeſtörten Beſitz ihres Eigenthums in den abgetrenen Landen zuſichert, und auf den Umſtand, daß die betreffenden Fürſten ihre Länder durch die Siege der Mächte wiedererhalten haben, von denen das Königreich Weſtphalen anerkannt worden. Dieſes macht vorzüglich Behr geltend, und er ſchließt von dem rechtmäßigen Verkäufer des Staatsguts auf das rechtmäßig erworbene Eigenthum des Käufers. Noch andere, und namentlich das Appellationsgericht zu Wolfenbüttel, gehen von dem Eroberungsrecht aus, beſchränken daſſelbe auf das Recht der Verwaltung, und ſchließen davon

das Recht der Veräußerung von Grundſtücken aus, oder nehmen an, wie das Appellationsgericht zu Caſſel, der Staat iſt immer derſelbe, wie auch ſein Oberhaupt wechſele. Der Staat beſtand während der Abweſenheit des rechtmäßigen Oberherrn, er ging in das Königreich Weſtphalen über, der König trat in wirklich ungeſtörten Beſitz der Staatsgewalt, und konnte diejenigen Handlungen gültig vornehmen, welche in den Grenzen der Staatsverwaltung begriffen waren. (S. die Schriften von Bülow und Pfeifer). Wieder eine andere Meinung findet das Eroberungsrecht unbeſtimmt, und eine Vorſchrift des allgemeinen deutſchen Staatsrechts zur Anwendung auf den vorliegenden Fall nicht vorhanden. Da dieſer nun gleichmäßig in allen betheiligten Landen entſchieden werden müſſe, und es die Sache der Gerichte ſei, völkerrechtliche und ſtaatsrechtliche Beſtimmungen anzuwenden, und nicht zu geben, ſo könne von den Gerichten in dem vorliegenden Fall nur der ruhige Beſitzſtand aufrecht erhalten werden, bis die völker= und ſtaatsrechtliche Entſcheidung über das Eigenthum erfolge. (S. allgem. Liter. Zeitung Nr. 207. v. 1816, und Erg. Blatt 34. v. 1817.) Endlich ſagt man, der Verkauf der weſtphäl. Staatsgüter war ungültig, weil nach der weſtphäl. Verfaſſung die Einwilligung der Stände dazu erfoderlich geweſen, und dieſe nicht ertheilt iſt. Es ſollte nach dieſer Verfaſſung nämlich der Ertrag der Staatsgüter zur beſtimmten Ausgabe für das königl. Haus verwendet werden, und wenn er nicht hinreichte, von dem Staatsſchatz der Zuſchuß erfolgen, über die Schatzeinnahmen ſollte aber jährlich den Ständen ein Geſetz zur Bewilligung vorgelegt werden, alſo gehörten die Einnahmen von den Staatsgütern zu dem Staatsſchatze, und ſie ſo wenig als die Staatsgüter ſelbſt konnten ihrer Beſtimmung entzogen und veräußert werden, ohne ſtändiſche Einwilligung. Dieſes führt von Berlepſch aus. Ueber die Rückgabe der Kaufgelder handelt Schmidt am ausführlichſten.

Domenichino, ſ. Zampieri.

Domicilium, die Wohnung. Bei den Römern und bei den Neuern, vorzüglich in England und Holland, hatte, und in den beiden letzten Landen hat noch das Domicil beſondere Rechte, und wurde für unverletzlich gehalten (z. B. kein Schuldner durfte in ſeinem Domicil verhaftet werden; kein Polizei= oder Gerichtsdiener durfte die Schwelle eines Privathauſes betreten, um auch einen Nichtbewohner deſſelben darin zu verhaften, wenn es kein öffentliches Haus war). Dann der Aufenthaltsort: im engern Sinne der Ort, wo man eigentlich einheimiſch iſt, im Gegenſatz desjenigen, wo man ſich nur auf einige Zeit aufhält. Erwachſene Kinder z. B. haben ihr Domicilium da, wo ihre Aeltern wohnhaft ſind, d. h. ſie gehören dahin, ſind daſelbſt einheimiſch, wenn ſie auch, wie z. B. dienende Perſonen, an einem andern Orte ſich aufhalten. In der Rechtsſprache iſt domicilium habitationis der Wohnort; domicilium originis der Geburtsort; domicilium necessarium der nothgedrungene Aufenthaltsort, welchem das domicilium voluntarium, der freigewählte Aufenthaltsort, entgegengeſetzt iſt. Forum domicilii iſt der Gerichtshof des Ortes, an welchem man einheimiſch iſt, im Gegenſatze des forum contractus, forum delicti und forum apprehensionis. Domicilirte Wechſel ſind ſolche, deren Bezahlung, wenn etwa der Ort, wo der Ausſteller wohnt, kein Wechſelplatz iſt, auf ein Handelshaus eines in der Nähe befindlichen Wechſelplatzes angewieſen wird. Dadurch will man die Schwierigkeiten vermeiden, welche der Verkauf des Wechſels haben könnte. Z. B. A. in London traſſirt auf Z. in Lüneburg, in Hamburg zahlbar. Z. in Lüneburg ac=

ceptirt den Wechſel und domicilirt ihn bei B. in Hamburg. Jetzt kann der Wechſel in London nach dem hamburger Cours verkauft werden, und der Inhaber wendet ſich bei Verfallzeit, anſtatt an Z. in Lüneburg, an B. in Hamburg, welcher letztere zahlt, wenn er mit Fonds zur Einlöſung verſehen iſt. Daher haben domicilirte Wechſel auch einen geringern Cours, als direct gezogene.

Dominante, herrſchende Note, nennt man die fünfte Stufe der Quinte derjenigen Tonart (oder auch quinta toni), in welcher ſich die Modulation befindet, weil ſie in der Grundſtimme gewöhnlich noch öfter gehört wird, als der Grundton der Tonart ſelbſt. Um ſie von Dominanten verwandter Tonarten, in welche die Modulation aus der Grundtonart hingeleitet worden iſt, zu unterſcheiden, nennt man ſie auch die toniſche Dominante oder Oberdominante. Daher heißt auch der kleine Septimenaccord auf der fünften Klangſtufe der harten und weichen Tonart Dominantenaccord.

Domingo (St.), ſ. Hayti.

Dominicaner werden die Predigermönche (Praedicatores) nach ihrem Stifter Dominicus (ſ. d. folg. Art.) genannt. Bei ihrer Entſtehung (1215 zu Toulouſe) waren ſie regulirte Chorherren nach der Regel des h. Auguſtinus, mit der Beſtimmung, gegen die Ketzer zu predigen. Dieſe Regel und Beſtimmung behielten ſie bei, als ſie 1219 die der Carthäuſertracht ähnliche weiße Kleidung und den Charakter eines Mönchsordens annahmen. In Frankreich hießen ſie Jacobiner, weil ihr erſtes Kloſter zu Paris in der Jacobsſtraße war. Die ſchon 1206 vom h. Dominicus geſtifteten und ſeit 1218, wo er auch ein Nonnenkloſter zu Rom anlegte, weiter ausgebreiteten Dominicanerinnen folgen derſelben Regel, nur ſind ſie auch zur Arbeitſamkeit verpflichtet, die dem männlichen Zweige wegen ſeines höhern Berufs nicht zugemuthet wurde. Dazu kam noch eine dritte Stiftung des h. Dominicus, die Ritterſchaft Chriſti, urſprünglich ein Verein von Rittern und Edelleuten zur kriegeriſchen Bekämpfung der Ketzer, der ſich nach dem Tode des Stifters in den ſogenannten Orden von der Buße des h. Dominicus für beide Geſchlechter verwandelte, und den dritten Orden der Dominicaner ausmacht. Dieſe Tertiarier haben, ohne feierliche Gelübde zu thun, für die Beobachtung einiger Faſten und Gebete die Zuſicherung großer geiſtlicher Vortheile; übrigens bleiben ſie in ihren bürgerlichen und häuslichen Verhältniſſen. Nur einige Congregationen der Dominicanerinnen des dritten Ordens vereinigten ſich, beſonders in Italien, zum Kloſterleben und wurden wirkliche Nonnen, unter denen die h. Catharina von Siena die berühmteſte war. Um ſich der Ausbreitung und Befeſtigung des catholiſchen Glaubens, welche der Zweck ihrer Stiftung und die erſte Probe ihres Eifers bei Ausrottung der Albigenſer war, mit Erfolg widmen zu können, erhielten die Dominicaner 1272 die Vorrechte eines Bettelordens, welche ihren ſchnellen Anwuchs ungemein begünſtigten. In allen chriſtlichen Ländern ſiedelten ſie ſich an und bemächtigten ſich der Gewiſſen. Nicht nur Europa, auch die Küſtenländer von Aſien, Afrika und Amerika erfüllten ſie mit ihren Klöſtern und Glaubensboten. Ihre ſtrengmonarchiſche Verfaſſung, welche alle Provinzen und Zweige ihres Ordens zu einem mächtigen Ganzen unter einem General verband, ſicherte ihre Dauer und den Zuſammenhang ihrer glücklichen Beſtrebungen nach Einfluß auf Kirche und Staat. Allerdings machten ſie ſich durch das im Zeitalter ihrer Stiftung ſehr vernachläſſigte Predigen und durch ihre Miſſionen gemeinnützig, durch große Gelehrte aus ihrer Mitte, wie Albert der Große und Thomas von Aqui-

num, wichtig und um die Beſtimmung des kirchlichen Lehrbegriffs verdient, aber auch als Handhaber der Inquiſition, die ihnen in Spanien, Portugal und Italien ausſchließend übertragen wurde, furchtbar. Nachdem ſie 1425 die mit ihrem urſprünglichen Gelübde einer gänzlichen Armuth ſtreitende Erlaubniß, Schenkungen anzunehmen, erhalten hatten, entwöhnten ſie ſich vom Betteln, und beſchäftigten ſich im ruhigen Genuſſe reichlicher Pfründen, ſtolz auf eine vor andern Orden behauptete Würde, mehr mit der Politik und den theologiſchen Wiſſenſchaften. Sie gaben den Königen Beichtväter, den Univerſitäten Lehrer und der Andacht den Roſenkranz, der ihnen reichliche Zinſen trug. Seit ihrer Entſtehung hatten ſie an den Franziskanern gefährliche Nebenbuhler gehabt, und beſonders über die von dieſen vertheidigte Lehre von der unbefleckten Empfängniß der Jgfr. Maria Streitigkeiten mit ihnen geführt, deren Hitze und Erbitterung ſich in den Feindſeligkeiten der Thomiſten und Scotiſten (ſ. d. Art.) auf die neuern Zeiten forterbte. Beide Orden theilten die Ehre, Kirche und Staaten zu regieren, bis in das 16. Jahrh., wo ſie allmälig durch die Jeſuiten aus den Schulen und von den Höfen verdrängt, und auf ihren urſprünglichen Beruf zurückgewieſen wurden. Neues Gewicht erhielten ſie durch das Recht der Büchercenſur, die 1620 dem Magiſter des h. Palaſtes zu Rom, der ſtets ein Dominicaner iſt, übertragen wurde, und was ihnen die Reformation in Europa entzog, gewann die Thätigkeit ihrer Miſſionen in Amerika und Oſtindien wieder. Im 18. Jahrh. zählte ihr Orden über 1000 Mönchs- und Nonnenklöſter, die in 45 Provinzen und 12 beſondere Congregationen getheilt waren. Zu den letztern gehörten die Nonnen von der Anbetung des h. Sacraments in Marſeille, die le Quien 1636 mit verſchärfter Regel ſtiftete, und ſchwarz mit weißem Mantel und Schleier bekleidete, dagegen die Dominicanerinnen ſonſt durchaus weiß mit ſchwarzem Mantel und Schleier gehen. Jetzt blüht der Dominicanerorden nur noch in Spanien, Portugal, Sicilien und Amerika, da anderwärts die neue Zeit auch ihm den Untergang gebracht hat. In Italien hat er jedoch Hoffnung, ſich wieder zu erheben. Soll er durch einzelne Züge charakteriſirt werden, ſo denkt gewiß jeder Menſchenfreund an den vortrefflichen Las Caſas (ſ. d. Art.), der ein Dominicaner war; der Geſchichtskundige kann aber auch nicht vergeſſen, daß in den empörenden Auftritten des ſogenannten Verniſchen Trauerſpiels (einer ſchändlichen Viſionsgeſchichte, die zu Gunſten des Ordens und zur Widerlegung der Franciscaner mit dem einfältigen Laienbruder Jetzer zu Bern veranſtaltet wurde) Dominicaner die Hauptrollen ſpielten, und 4 derſelben als Betrüger und Mörder 1509 verbrannt werden mußten, und daß kein Orden gieriger nach dem Blute der Ketzer gelechzt hat, als dieſer von Amtswegen.

Dominicus de Guzman, ein ſpaniſcher Edelmann, geboren 1170 zu Calarvejo in Alt-Caſtilien, legte ſich in ſeiner Jugend mit Talent und Feuer auf die Wiſſenſchaften, und wurde hernach Canonicus und Archidiaconus zu Osma in Caſtilien. Er wurde nebſt Andern von dem Papſte Innocenz III. gebraucht, um die Ketzer, beſonders die Albigenſer in Frankreich, auszuforſchen, zu beſtreiten und zu beſtrafen. Hieraus entſtand das Inquiſitionsgericht, welches den Dominicanern in der Folge übergeben wurde, und Dominicus wird als der erſte General-Inquiſitor angeſehen. Durch die Stiftung des Ordens der Dominicaner (ſ. d. Art.) hat er ſeinen Namen verewigt. Da er den Mitgliedern dieſes Ordens eine gewiſſe Anzahl Paternoſter und Ave Maria vorſchrieb, die ſie täglich beten ſollten, ſo glaubt man, daß er

den Roſenkranz zuerſt eingeführt habe. Dominicus ſtarb zu Bologna 1221, und wurde von Gregor IX. 1233 unter die Heiligen verſetzt. In der vor ſeiner Heiligſprechung angeſtellten Unterſuchung wurde erwieſen, daß er durch ſeine Predigten und Wunderwerke mehr als hunderttauſend Seelen zum wahren Glauben bekehrt habe.

Dominique le Pree, berühmter Arlequin des italieniſchen Theaters (eigentlich Joſeph Dominique Biancolelli), geb. 1640 zu Bologna, ward 1660 vom Cardinal Mazarin nach Paris berufen, wo er unter der italieniſchen Schauſpielergeſellſchaft den Arlequin mit dem größten Beifall bis zu ſeinem Tode 1688 ſpielte. Als die Schauſpieler des franzöſiſchen Theaters die Italiener hindern wollten, auf ihrer Bühne franzöſiſche Stücke zu geben, wollte Ludwig XIV. die Gründe beider Parteien hören. Baron und Dominique mußten vor ihm erſcheinen. Jener hatte im Namen der Franzoſen geſprochen, und als die Reihe an Dominique kam, fragte er den König, wie er ſprechen ſolle. Sprich wie du willſt, antwortete der König. Mehr brauche ich nicht, hob Dominique wieder an: ich habe gewonnen. Der König ließ es lachend dabei, und ſeit jener Zeit gab das italieniſche Theater ungehindert franzöſiſche Stücke.

Domino, ehedem eine Tracht der Geiſtlichen im Winter, die, nur über die Schulter reichend, den Kopf und das Geſicht vor der Witterung ſchützte; gegenwärtig eine Maskentracht für Herren und Damen, beſtehend in einem langen ſeidenen Mantel mit Kappe und weiten Aermeln.

Domitianus (Titus Flavius Sabinus), ein Sohn des Veſpaſian und Bruder des Titus, einer der abſcheulichſten Tyrannen, welche das römiſche Reich je beherrſchten, geb. im J. 51 nach Chr. Geb., ergab ſich ſchon in ſeiner Jugend, mit Vernachläſſigung aller Geiſtesbildung, den ſchändlichſten Laſtern. Unthätigkeit, Wolluſt, Argwohn, Tücke und Hang zur Grauſamkeit machten ihn Allen verhaßt, und ſchon zitterte Rom, als nach ſeines Bruders Titus Tode er das Diadem erhielt (im J. 81). Zwar täuſchte er anfänglich das Volk durch häufige Wohlthaten, treffliche Geſetze und Gerechtigkeitsliebe, ſo daß die Furcht verſchwand; doch bald ergab er ſich wieder den ehemaligen Ausſchweifungen, und ſein Hang zur Grauſamkeit äußerte ſich auf das ſchrecklichſte. Den erſten Beweis davon gab er durch die meuchelmörderiſche Hinrichtung ſeines Vetters Flavius Sabinus, der nicht das geringſte Verbrechen begangen hatte. Eben ſo eitel als grauſam unternahm er, während ſein tapferer Feldherr Agricola ſiegreich in Britannien gegen die Caledonier focht, einen lächerlichen Kreuzzug gegen die Catten, kehrte ſchnell zurück, ohne etwas gegen ſie unternommen zu haben, und führte einen Haufen wie Deutſche gekleidete Sclaven zu Rom im Triumph auf. Da Agricola durch glänzende Siege ſeine Eiferſucht reizte, rief er ihn zurück und ſetzte dieſen großen Feldherrn in völlige Unthätigkeit. Zugleich fuhr er in Rom fort, eine große Anzahl Vornehmer hinrichten zu laſſen und allenthalben Schrecken zu verbreiten; anderer Seits ergab er ſich allen Ausſchweifungen der Wolluſt und dem niedrigſten Geize. Endlich gerieth er auf den wahnſinnigen Einfall, ſich göttlich verehren zu laſſen, ließ ſich nicht anders als Dominus und Gott nennen, und behauptete, ein Sohn der Minerva zu ſein. Unter ſeinem zwölften Conſulate wurden die capitoliniſchen Spiele zu Rom eingeführt. In demſelben Jahre fing auch der blutige und gefährliche Krieg mit den Daciern an, der mit abwechſelndem Glück geführt wurde, und damit endigte, daß er den Frieden durch einen jährlichen Tribut erkaufte. Dennoch

hielt er in Rom einen glänzenden Triumph. Das Elend ſtieg indeß immer höher; niemand war ſeines Vermögens und ſeines Lebens ſicher. Mit welcher Luſt Domitian die Grauſamkeit übte, beweiſet jenes berüchtigte Gaſtmahl, das er anſtellte, um die Senatoren und Ritter in Schrecken zu ſetzen. Sie wurden in einem ſchwarzen Saale verſammelt, wo für jeden ein Sarg mit ſeinem Namen ſtand; darauf öffneten ſich plötzlich die Thüren, und eine große Schaar nackter, ſchwarz gefärbter Perſonen, mit bloßen Schwerdtern und brennenden Fackeln, traten herein und umtanzten die Erſchrockenen, bis der Kaiſer ſich an ihrer Todesangſt genugſam geweidet hatte und ſie wieder entließ. Die Furcht, in welcher der Tyrann unaufhörlich ſchwebte, vermehrte ſeine Grauſamkeit, bis endlich auch ihm die letzte Stunde erſchien. Ein Zufall führte ſeiner Gemahlin Domitia einen Zettel in die Hand, auf welchem, nebſt vielen neuen Schlachtopfern, ſie ſelbſt und die beiden Anführer der prätorianiſchen Cohorte verzeichnet waren. Dieſe Entdeckung bewog ſie, ſich gegen ihn zu verſchwören, und ihn in ſeinem Zimmer (im J. 96) zu ermorden. Er hatte 15 Jahre regiert und war 45 Jahre alt geworden.

Domremy la Pucelle, Geburtsort der Jeanne d'Arc (ſ. d.) iſt ein kleines Dorf im franzöſiſchen Depart. der Vogeſen (Wasgau), nicht weit von der Stadt Vaucouleurs (im Maas=Depart.) und liegt in einer fruchtbaren Gegend, die viele Weideplätze und gute Viehzucht hat. Hier zeigt man noch das Haus, in welchem das begeiſterte Hirtenmädchen geboren wurde. Nahe bei demſelben iſt das ihr errichtete Denkmal, mit ihrem Bruſtbilde von Marmor, das am 10. Spt. 1820 feierlich eingeweiht wurde. Der Präfect des Vogeſen=Depart. hatte nämlich jene Hütte gekauft, um ſie für das Denkmal, welches er durch den Ingenieur Jollois bauen ließ, zu erhalten. Dabei befindet ſich eine Schule zum unentgeltlichen Unterrichte junger Mädchen. S. die Beſchr. mit Kpf. in der Hist. abrégée de la vie et des exploits de Jeanne d'Arc, par Jollois, fol. 1821. In Vaucouleurs machte bekanntlich die Jungfrau zuerſt dem Commandanten ihre göttliche Sendung zur Rettung des Königreichs kund.

Donatiſten hießen die Anhänger des Donatus, eines numidiſchen Biſchofs, der wegen ſeiner 311 bei einer ſtreitigen Biſchofswahl geltend gemachten Weigerung, die Traditoren, d. h. ſolche Geiſtliche, welche während der Verfolgungen die heiligen Bücher an heidniſche Obrigkeiten ausgeliefert hatten, für amtsfähig anzuerkennen, mit ſeinen Freunden aus der Gemeinſchaft der römiſchen Kirche trat, und eine eigene Secte ſtiftete, welche gefallne Chriſten, wenn ſie auch ſchon getauft waren, nicht ohne Wiedertaufe aufnahm. Dieſe Schismatiker herrſchten in den chriſtlichen Provinzen von Nordafrika, und zählten im J. 330 ſchon 172 Biſchöfe ihres Bekenntniſſes. Noch erhöht wurde ihre Strenge durch die Beobachtung des novatianiſchen Grundſatzes, Abgefallene oder grobe Sünder überhaupt auszuſtoßen, und die vollkommenſte Unbeſcholtenheit des Glaubens und Lebens ihrer Lehrer und Glieder für das weſentlichſte Merkmal der wahren Kirche zu erklären, ohne das der heilige Geiſt nicht in ihr herrſchen könne; eine Behauptung, welche ſpäter in das catholiſche Dogma von der allein ſeligmachenden Kirche überging. Furchtbar machten ſich die Donatiſten durch die von ihnen aufgewiegelten Schwärme fanatiſcher Bauern, die um 348 unter dem Namen der Circumcellionen das zu ihrer Bekehrung eingedrungene kaiſerliche Heer angriffen, und in Mauritanien und Numidien 13 Jahre hindurch das Land mit Plünderung, Mord und Selbſtmord verheerten; denn das

Märtyrerthum wurde von ihnen eifrigſt geſucht, und ſie ließen ſich von den Catholiſchen freiwillig umbringen Doch ihren Untergang fand dieſe im 4. und 5. Jahrh. blühende Secte erſt, als die Provinzen, die ſie erfüllte, von den Saracenen der Chriſtenheit entriſſen wurden.

Donatus (Aelius), ein römiſcher Sprachlehrer und Commentator (z. B. über fünf Terenziſche Luſtſpiele), lebte im 4. Jahrh. Er ſchrieb eine lateiniſche Grammatik unter dem Titel, de barbarismo und de octo partibus orationis, welche im Mittelalter bei dem lateiniſchen Sprachunterrichte zum Leitfaden diente und ſich in großem Anſehn erhielt, bis ſie in neueren Zeiten durch zweckmäßigere Sprachlehren verdrängt wurde. Sie war eins der erſten Bücher, welche Guttenberg druckte. Donat nennt man daher im Scherz wohl auch noch jetzt jede lateiniſche Sprachlehre für Schulen, und Donatſchnitzer, Fehler wider die Regeln der Sprachlehre.

Donau, ein deutſcher Fluß, den die Römer, von ſeinen Quellen bis Wien, Danubius, und unterwärts Iſter nannten, entſpringt aus 3 Quellen, der Brege, Brigach und einer kleineren auf dem Schloßhofe des Fürſten zu Fürſtenberg, 2050 Fuß über dem Meere, 28° 10′ L. 47° 58′ Breite, wo das vereinigte Gewäſſer den Namen Donau erhält. Nachdem ſie die Iller oberhalb Ulm aufgenommen, wird ſie ſchon ſchiffbar, indem ſie 8 bis 12 Fuß Tiefe hat, und durchſtrömt im Oſten das Königreich Baiern, dann von Engelhartszell bis Orſowa (140 Meilen) den öſterreichiſchen Kaiſerſtaat, und zuletzt die Türkei, bis ſie, nach einem Lauf von 332 Meilen, und nachdem ſie 30 ſchiffbare Flüſſe, und unter ſolchen die Iller, Wernitz und Altmühl, den Regen, die Nabe, den Lech und Inn, die March, Iſer, Enz, Drau, Sau, Murr, Theiße, Aluta und Morawa, den Sireth, Pruth und Temes, nebſt 90 andern Flüſſen aufgenommen hat, ſich ins ſchwarze Meer ergießt. Ihre Mündung hat 5 Arme, genannt Kili-, Suline-, Kebrillo-, Porteßa- und Islawa-Bogaſi. Der erſte Arm iſt die Hauptmündung und der tiefſte. Er ſteht jetzt, als zu dem von der Pforte an Rußland abgetretenen Beßarabien gehörig, unter ruſſiſcher Landeshoheit. Der vierte und fünfte ſind indeß gleichfalls ſchiffbar. Die Strömung des Fluſſes bringt ſo viel Waſſer ins ſchwarze Meer, daß man ſolches in der Entfernung von 10 Meilen von der Küſte noch wahrnehmen kann. Dies viele Gewäſſer führen der Donau, der Schwarzwald, die ſchwäbiſche Alp, der Böhmerwald, die tyroler, ſteyermärker, kärnthiſchen und krainiſchen Alpen, das morlachiſche Gebirge, das karpathiſche und bulgariſche zu. Ihre einſt gefürchteten Strudel und Wirbel hat die Kunſt in Deutſchland und Ungarn viel gefahrloſer gemacht, aber Orſowas Untiefen und andere Hinderniſſe unter türkiſchem Scepter hindern das fernere Herabſchiffen bis ins ſchwarze Meer. Der Fluß iſt überhaupt fiſchreich, ſeine Hauſen ſind aber am berühmteſten. Am Ufer der Donau wurde viel Blut vergoſſen, um Deutſchland und Pannonien vom römiſchen Scepter zu befreien; in ihrem Thale befeſtigte das Haus Habsburg ſeine deutſche Monarchie, und behauptete ſich nach langem Kampfe gegen die Wildheit der Muſelmänner; im nämlichen Thale kämpfte lange in unſerm Jahrh. das Haus Oeſterreich unglücklich wider Napoleons Uebermacht, und behauptete ſich dennoch am Ende in glänzenderer Macht als jemals.

Don gratuit, freiwilliges Geſchenk, iſt eine Art außerordentlicher, jedoch freiwilliger Abgabe, welche die Regenten bei außerordentlichen Anläſſen von ihren Ständen zu fodern, oder auch ungefodert zu erhalten pflegen. Es findet beſonders in ſolchen Ländern Statt, wo

der Regent ohne Einwilligung und Mitwirkung der Stände keine neue Abgaben auflegen darf, z. B. diejenigen ehemal. franzöſiſchen Provinzen, die noch Landſtände hatten, nämlich Bourgogne, Provence, Languedoc, Bretagne, Artois und das Königreich Navarra, bewilligten dem Könige eine Steuer als Don gratuit. Daſſelbe pflegte einſt in den öſterreichiſchen Niederlanden und in den deutſchen Hochſtiftern, welche Ständeverfaſſungen hatten, zu geſchehen.

Donner (Georg Raphael), ein berühmter Bildhauer, geboren auf einem Dorfe des Stifts Heiligenkreuz in der Herrſchaft Eckartsau in Nieder-Oeſterreich 1680, legte ſich erſt auf Goldarbeiterei, und erhielt ſeine erſte Bildung in der Kunſt von Johann Giuliani, einem Bildhauer, der ſich in dem erwähnten Stifte aufhielt, hernach als Stempelſchneider. Seit 1726 widmete er ſich ganz der Bildhauerkunſt. Donners Werke prangen als Meiſterſtücke in mehreren Kirchen und Paläſten Oeſterreichs; vorzüglich bewundert werden die herrlichen Bildſäulen, die eine Zierde des Springbrunnens auf dem neuen Markte zu Wien ſind, und die Statüe Carls VI. zu Breitenfurt. Unter ſeinen Schülern zählt man als vorzügliche Künſtler, ſeine Brüder, Matthias, Medailleur und Profeſſor der Akademie, und Sebaſtian, einen geſchickten Bildhauer; ferner Fritſch, Balthaſar, Nic. Moll und Friedrich Oeſer. Er ſtarb in Wien 1741.

Donner. Dieſer mit dem Ausbruche des Blitzes verbundene Knall iſt eine electriſche Erſcheinung, die mit dem kniſternden Laute des Funkens bei electriſchen Verſuchen verglichen werden kann. Man hielt ſonſt den Donner blos für eine Wirkung der Erſchütterung der Luft. Doch läßt er ſich daraus nicht völlig erklären, und man müßte ſich unter dem Blitze eine ſchreckliche Feuermaſſe vorſtellen, wenn ſie durch bloße Zertheilung der Luft zur Hervorbringung jenes ſo volltönenden Lautes hinreichend ſein ſollte. Nach der Erklärung de Lucs entſteht er durch die gewaltſame Ausdehnung der Luft, indem ſich der electriſche Stoff, welcher plötzlich in großem Ueberfluſſe gebildet worden iſt, durch den Druck zerſetzt, ſein Licht entläßt, und dadurch die Erſcheinung des Blitzes hervorbringt; das Rollen hingegen iſt Folge einer ſtufenweiſen, oder in verſchiedenen einzelnen Maſſen erfolgenden Verdichtung des aus der Luft entſtandenen Waſſerdampfs. In die leeren Räume, welche dieſe Verdichtung veranlaßt, dringt die Luft mit Gewalt ein, und bringt einen Schall hervor, in welchem ſich ein anhaltendes Rollen mit ſchwächern oder ſtärkern Schlägen verbindet, je nachdem die verdichteten Dunſtmaſſen entweder gleichförmige, ununterbrochen fortgehende Strecken, oder kleinere und größere Haufen bilden. Das durch die Verdichtung entſtandene Waſſer fällt in Regen herab. Die Anhänger der neuern franzöſiſchen Chemie leiten den Donnerknall aus der plötzlichen Entſtehung einer großen Wolke her. Girtanner ſtützt dieſe Behauptung auf die Betrachtung, daß ſich im Sommer, wenn es bei heiterm Himmel zu donnern anfängt, auf einmal Wolken zeigen, welche vorher nicht da waren, und auch nicht vom Winde herbeigetrieben wurden. So wie das Gewitter fortdauert und die Donnerſchläge auf einander folgen, entſtehen nach und nach immer mehr neue Wolken, und dies hält nebſt dem Regen ſo lange an, als der Donner dauert. Demnach wäre der Donner nicht eine Folge des Blitzes. Indem ſich das Waſſergas in der Atmoſphäre durch plötzliche Erkältung in Waſſer verwandelt, nimt es einen 900 Mal kleinern Raum ein als vorher; es entſteht ein leerer Raum; die obern Schichten und die Nebenſchichten drängen ſich herbei, und indem ſie auf ein-

ander fallen, entſteht das Geräuſch. Dieſelbe Erſcheinung erfolgt im Kleinen, wenn man eine Büchſe aufmacht, deren Deckel gut anſchließt. Eine Peitſche knallt, weil ihre ſchnell zurückgezogene Spitze eine gewiſſe Maſſe Luft mit ſich zurückreißt, wodurch ein leerer Raum entſteht, in welchen ſich die umgebende Luft mit Gewalt eindrängt, und dadurch das Klatſchen verurſacht. Der Schall des Donners iſt verſchieden nach der Beſchaffenheit der Oberfläche und der umgebenden Körper. — **Donnerbüchſe**, der ſonſtige Name des Schießgewehrs. **Donnerhaus**, ein zur electriſchen Geräthſchaft gehörendes Modell eines Hauſes, durch welches man das Einſchlagen des Blitzes in ein Haus ohne Wetterableiter im Kleinen nachahmen kann. **Donnerkeil**, gewiſſe kegelförmig zugeſpitzte Steine, von denen man ſonſt wähnte, daß ſie mit dem Blitze auf die Erde fielen. Manche ſolcher Steine ſind Verſteinerungen von jetzt unbekannten Schalthieren, die wegen einiger Aehnlichkeit mit einem Pfeile oder einem Finger auch Pfeilſteine und Fingerſteine genannt werden. Andere ſind ſteinerne Streitärte, deren man ſich in alten Zeiten bediente, Donneräxte. Beide Arten werden auch Donnerſteine, Alpſteine, Alpſchoſſe, Luchsſteine, Teufelskegel, Teufelsfinger, Herenfinger, Storchſteine, Rabenſteine, Stahlſteine genannt. Die Blitze, mit welchen in der Hand Jupiter, als Donnergott, abgebildet zu werden pflegt, nennt man wohl auch Donnerkeile. Oft führt dieſe Donnerkeile auch der Adler, Jupiters Vogel. **Donnermaſchine**, eine von Michel in Paris erfundene Maſchine, womit man den Donner täuſchend nachahmen kann; dann ein Inſtrument zu ähnlichem Gebrauche auf dem Theater.

Donnerlegion, Legio fulminatrix. Dieſen ſchon unter dem Kaiſer Auguſtus einer Legion im römiſchen Heere beigelegten Namen bezieht die chriſtliche Sage auf folgende Begebenheit. Der römiſche Kaiſer Marcus Aurelius gerieth, nach Vertreibung der Marcomannen und Quaden aus Ungarn über die Donau, bei Verfolgung dieſer deutſchen Völker in ihre Heimath, Böhmen und Mähren, mit einem Theile ſeines Heeres, im J. 174, in ein von Bergen eingeſchloſſenes ödes Thal, wo den vom Hauptheere abgeſchnittenen Römern der Waſſermangel, bei anhaltender Hitze und Dürre, nicht weniger gefährlich wurde, als das Andringen des Feindes. In dieſer äußerſten Noth fiel plötzlich ein Regen, der die Römer erquickte, und gleich darauf traf ein Hagel- und Donnerwetter den Feind, den ſie nun glücklich zurückſchlugen und gänzlich beſiegten. Der Kraft des Gebetes, zu dem die Noth den Kaiſer und ſeine Krieger, nach ihren verſchiedenen Religionen, angetrieben hatte, wurde dieſe wunderbare Rettung zugeſchrieben, und unter den heidniſchen und chriſtlichen Schriftſtellern, welche ſie in den Hauptumſtänden übereinſtimmend erzählen, ſahen die Bekenner jeder Religion darin eine Wirkung des Gebets ihrer Glaubensgenoſſen. Nach Dio Caſſius (Excerpt. Xiphilin. L. LXXI. cap. 8.) ſollte ein ägyptiſcher Zauberer im Gefolge des Kaiſers, nach Capitolinus (Vita Marc. Aurel. cap. 24.) das Gebet des Kaiſers ſelbſt, nach Tertullianus (Apologet. cap. 5. Ad. Scopul. cap. 4.) und Euſebius (Hist. eccl. L. V. cap. 5.) allein das Gebet der Chriſten in ſeinem Heere das Wunder bewirkt, und deshalb die Legion, zu der ſie gehörten, den Namen fulminatrix erhalten haben. Doch dieſer Zuſatz iſt hiſtoriſch unerweislich, und das der erſten Apologie des Märtyrers Juſtinus gewöhnlich beigedruckte griechiſche Schreiben des Kaiſers Marcus Aurelius, das die Begebenheit ganz im Sinne der chriſtlichen Schriftſteller erzählt, augenſcheinlich unächt. Die bekannte bildliche Darſtellung jener Rettung des römiſchen

Heeres auf der zu Rom noch vorhandenen Marmorſäule, zu Ehren des Marcus Aurelius, auf der man neben römiſchen Soldaten, die den Regen auffangen, auch einen betenden Krieger erblickt, wird dadurch noch kein zuverläſſiges Denkmal einer öffentlichen Anerkennung des Antheils der Chriſten an dieſer Begebenheit. Er gehört daher unter die frommen Vermuthungen, wenn auch die Rettung ſelbſt geſchichtlich beglaubigt iſt.

Donnerstag (Thorsdag) bei den Angelſachſen Thunrestag; bei den Engländern Thursday. Der deutſche mythiſche Gott Thor ſoll der donnernde Jupiter ſein.

Don Quixote, ſ. Cervantes.

Doppelmayr (Joh. Gabr.), dieſer thätige und ſehr bekannte Mathematiker ward 1671 zu Nürnberg geboren, ſtudirte anfänglich in Nürnberg, Altorf und Halle die Rechte, machte aber bald Mathematik und Phyſik zu Hauptgegenſtänden ſeiner Beſchäftigung, bereiſte Holland und England, und erhielt nach ſeiner Rückkehr die mathematiſche Profeſſur am Egydien-Gymnaſium zu Nürnberg, die er 46 Jahr lang verwaltete. Er gab viele mathematiſche, geographiſche und aſtronomiſche Werke heraus, unter welchen ſein Himmels-Atlas ſeinen Namen am weiteſten verbreitete. Er erwarb ſich Leibnitzens Achtung, ward in mehrern gelehrten Geſellſchaften aufgenommen, und ſtarb 1759.

Doppelſchlag (franz. le doublé), eine der vorzüglichſten Manieren oder Verzierungen des muſicaliſchen Vortrags, welche darin beſteht, daß man die zwei neben dem bezeichneten Hauptttone liegenden Nebentöne, den einen vor, den andern nach demſelben ſchnell anſchlägt, und dann den Hauptton nochmals berührt, mithin ihn doppelt anſchlägt. Dieſes iſt denn der einfache Doppelſchlag, beſtehend aus 4 Noten, und wird, wenn man von der höheren Note anfängt, mit ∽, wenn man von der niedern anfängt, mit S bezeichnet, und im letztern Falle der umgekehrte Doppelſchlag, im erſteren der gewöhnliche genannt, in beiden Fällen aber ſowohl über als zwiſchen zwei Noten geſetzt und ausgeführt. Der zuſammengeſetzte Doppelſchlag entſteht durch Verbindung dieſer Figur mit andern Noten. Hieher gehört der ſogenannte prallende, der geſchleifte und der geſchnellte Doppelſchlag.

Dorat (Claude-Joſeph), franzöſiſcher Dichter, wurde 1734 zu Paris geboren. Seine Aeltern beſtimmten ihn zum Rechtsgelehrten; allein die ernſtern Studien behagten ihm nicht. Da ihm der Militärſtand, in welchem er als Mousquetaire (adelige Garde) trat, eben ſo wenig gefiel, und ein hinlängliches Vermögen ihn unabhängig machte, ſo überließ er ſich ganz ſeinem Hange zur Poeſie. Zu ſeinen frühſten Arbeiten gehören ſeine Trauerſpiele und Heroiden. So vielen Beifall er aber auch, wenigſtens durch die letztern (denn ſeine Theaterſtücke fielen alle durch), einerntete, ſo war er doch auch für dieſe Dichtungsart, die ein reges Gefühl und einen lebhaften Geiſt erfodert, wenig geeignet. Dagegen ſind ihm ſeine Erzählungen, Lieder und poetiſchen Epiſteln beſſer geglückt, und er gehört in dieſen Fächern zu den fruchtbarſten, und auch jetzt noch geſchätzten franzöſiſchen Dichtern. Er hatte die Eitelkeit, alle ſeine Schriften mit großer Pracht drucken zu laſſen, und vergeudete auf dieſe Weiſe einen bedeutenden Theil ſeines Vermögens. Er ſtarb zu Paris 1789. Seine ſämmtlichen Werke ſind in zwanzig Bänden in 8. zu Paris erſchienen; eine Auswahl derſelben enthalten ſeine Oeuvres choisies, die 1786 in drei Bänden in 12. herausgekommen ſind. Die vorzüglichſten darunter ſind 1. ein didactiſches

Gedicht in 4 Geſängen: la Déclamation théâtrale, worin vom Trauerſpiel, Luſtſpiel, der Oper und dem theatraliſchen Tanz gehandelt wird. 2. Verſchiedene Heroiden, unter welchen ſich Héro à Léandre und Abélard à Héloise am meiſten auszeichnen. 3. Dreizehn Luſt- und Trauerſpiele. Unter jenen werden la Feinte par amour und le Célibataire, und unter den letztern Regulus noch am meiſten geſchätzt. 4. Poetiſche Briefe. Dieſen, ſo wie 5. ſeinen Erzählungen und Fabeln laſſen ſich zwar ein angenehmer Witz, feine und treffende Gedanken, ſinnreiche Vergleichungen, lachende Bilder, ein glänzendes Colorit, zarte und leichte Züge nicht abſprechen, und ſie geben im Ganzen ein treues Bild der gefälligen und einnehmenden Verkehrtheiten, welche das franzöſiſche Volk charakteriſiren; aber was ihnen mangelt, iſt jene Natürlichkeit, jene belebende Wärme, jene gemüthliche und einſchmeichelnde innere Kraft, die durch keinen Witz, durch keine Kunſt erſetzt werden kann. Nur dieſe letztern Eigenſchaften ſind es, welche den Poeſien eines Chaulieu, Pavillon, Voltaire, Greſſet, ihre Dauer ſichern. Dorat las, was von jeher in Paris ſelten war, die deutſchen Dichter. Er hatte ſelbſt eine Idée de la poésie Allemande geſchrieben. Auch war er mehrere Jahre Herausgeber des Journal des Dames.

Dortrecht, eine ſchöne und reiche Handelsſtadt Südhollands, mit 20,000 Einwohnern in 1000 Häuſern. Sie liegt an dem Meere auf der Spitze einer Inſel, welche die Ueberſchwemmung von 1421 bildete, als ſolche die Maasdeiche durchbrach, und 72 Dörfer wegſchwemmte, wodurch 100,000 Menſchen ihren Tod fanden. Ein paar Thürme ſind von den vormaligen Feſtungswerken noch übrig. Dortrechts ſchönſte öffentliche Gebäude ſind die große Kirche mit einem hohen Thurm, das prächtige Rathhaus, die Börſe, die Nicolaikirche und verſchiedene Hoſpitäler. Zum Handel liegt Dortrecht ſehr bequem und der Hafen iſt ſehr geräumig. Durch 2 Canäle können die Waaren bis an die Magazine zu Waſſer mitten in die Stadt gebracht werden. Wichtig iſt hier beſonders der Handel mit Rheinweinen, mit deutſchem Zimmerholz, das durch Flöße auf dem Rheine (ſ. d. Art. Flöße in der neuen Folge dieſes Werkes) dorthin kommt und auf den nahen Sägemühlen zum fernern Behuf zerſchnitten, oder unbearbeitet nach England, Spanien und Portugal verſchifft wird. Die hieſigen Schiffszimmerwerfte liefern nicht minder viele neue Schiffe. Auch iſt die Tabacks-, Salz-, Zucker-, Getreide- und Linnen-Ausfuhr bedeutend. Viele Lachſe werden hier gefangen, und die Dortrechter Fiſcher ſenden täglich eine große Menge davon nach Rotterdam. Dortrecht war der Geburtsort der beiden berühmten Gebrüder de Witte, deren Vater hier Bürgermeiſter war. Der gelehrte Voſſius ſtand einſt als Rector am hieſigen Gymnaſio, wie überhaupt Dortrecht der Geburtsort vieler der erſten Niederländiſchen Gelehrten und Künſtler iſt. Hier war auch die Reſidenz der alten Grafen von Holland. In den J. 1618 und 1619 hielten die reformirten Theologen in Dortrecht die berühmte Synode, deren Schlüſſe noch Geſetz der holl. reformirten Kirche ſind, und auf welcher die ſogenannten Arminianer für Ketzer erklärt und die belgiſche Confeſſion nebſt dem heidelbergiſchen Catechismus beſtätigt wurden. Da die Rheinſchiffahrt noch nicht regulirt iſt, ſo iſt Dortrecht noch immer in Beſitz ſeines alten Stapelrechts.

Doria, der Name einer der älteſten und mächtigſten Familien von Genua. Die Jahrbücher dieſer Republik reichen nicht über das J. 1100 hinaus, aber ſchon zu dieſer Zeit finden wir die Doria in den

erſten Aemtern an der Spitze des Staats. Vier Doria erwarben ſich bis ins 14. Jahrh. als Admirale Ruhm und Verdienſte. Aber der berühmteſte des ganzen Geſchlechts war Andrea Doria, geb. zu Oneglia 1468. Er zeichnete ſich ſchon als Jüngling in den Kriegen gegen die Seeräuber und Corſicaner heldenmüthig aus, und wurde dann von Franz I. 1524 zum Admiral der franzöſiſchen Galeeren erhoben. Wegen einer Beleidigung von franzöſiſcher Seite ging er zu der ſpaniſch-öſterreichiſchen Partei über, und hinderte dadurch den Fortgang des franzöſiſchen Waffenglücks in Italien. Allein das Schickſal hatte ihn nicht blos zu einem großen Seehelden, ſondern auch zum Befreier ſeines Vaterlandes beſtimmt. Genua hatte zwar ſeit 1339 ein lebenslängliches Oberhaupt, Doge genannt; allein die Verfaſſung war ſo zerrüttet, und der Parteikampf ſo heftig, daß bald der Staat, bald eine Partei in ſolchem genöthigt war, fremden Schutz zu ſuchen, der gewöhnlich in eine drückende Oberherrſchaft ausartete. So war Genua bald unter mailändiſchem oder öſterreichiſchem, bald unter franzöſiſchem Joche. Jetzt (1528), als letzterer Staat Genua beſaß, überfiel Doria die Stadt, vertrieb die Franzoſen ohne Schwertſtreich, erhielt zur Belohnung den ehrenvollen Namen Vater und Befreier des Vaterlandes, und gab dem freigewordenen Staate eine verbeſſerte Verfaſſung. Blos 28 adelige Familien bekamen Zutritt zu den höchſten Würden, welche alle Jahre neu beſetzt wurden. Den Vorſitz führten aber der Doge und deſſen Räthe, welche beide nach 2 Jahren wieder neu gewählt wurden. Jedoch half der große Mann durch dieſe Einrichtung den Bedrückungen und den Uebeln des Ariſtokratismus nur wenig ab, und viele ſeiner Stiftungen mußten durch ein Grundgeſetz von 1576 abgeändert werden, auf welches ſich die nachherige Verfaſſung gründete. Ungeachtet Doria die Würde eines Doge auf Lebenszeit erhielt, ſo ging er doch wieder in Seedienſte bei Carl V., ſtritt mit ausnehmendem Glück gegen die Türken und Corſaren, und ſtarb endlich 1560 in einem Alter von faſt 93 Jahren. So vortrefflich und edel der Charakter dieſes unvergeßlichen Mannes war, und ſo ſehr ihn die Genueſer verehrten, ſo wenig konnte er den Neid vieler Großen von ſich entfernen; ja es entſtanden verſchiedene Verſchwörungen gegen ihn, unter denen die des Fiesco, Grafen von Lavagna (1547), die gefährlichſte war, die er jedoch mit Glück, Klugheit und Strenge dämpfte.

Doris, ſ. **Nereus**.

Doriſch heißt, was dem Stamm der Dorier angehört, oder von einer bei dieſem Stamme gewöhnlichen Beſchaffenheit iſt. Die **Dorier** aber waren einer der vier Hauptäſte des griechiſchen Stammes, und ſollen ihren Namen von **Dorus**, dem Sohne Hellens, haben. Sie wohnten erſt in Eſtiäotis, wurden dann von den Perrhäbern nach Macedonien gedrängt, drangen nach Creta, wo der Geſetzgeber Minos von ihnen ſtammte, legten am Fuß des Oeta, zwiſchen Theſſalien, Aetolien, Locris und Phokis, die doriſchen Vierſtädte (**Dorica** Tetrapolis) an, und drangen ſpäter mit den Herakliden in den Peloponnes, wo ſie in Sparta herrſchten. Colonien von ihnen gingen nach Italien, Sicilien und Kleinaſien. Alle vier Hauptſtädte des griechiſchen Stammes waren durch Eigenthümlichkeit in Sprache, Sitten und Verfaſſung ſcharf von einander geſchieden, beſonders aber waren die Dorier der Gegenſatz der Jonier. In dem Doriſchen blieb immer das Alterthümliche, und mit dieſem etwas zwar Feſtes und Derbes, aber auch Hartes und Rauhes. Der doriſche Dialect war hart und rauh, der ioniſche weich und ſanft; doch hatte jener durch ſein Alterthümli-

ches etwas Ehrwürdiges; weshalb er bei feierlichen Geſängen gebraucht ward, z. B. Hymnen, Chorgeſängen, die zur Liturgie der Griechen gehörten. Die cretiſche und ſpartaniſche Geſetzgebung eines Minos und Lycurg zeigte ſich um vieles ſtrenger, als die mildere atheniſche Solons. In der Kleidertracht behielten die Spartanerinnen die leicht geſchürzte und heitere Jägertracht, während die Jonierinnen das lange faltige Gewand anlegten. Beides hat die Kunſt idealiſirt, jenes in der Diana und ihren Nymphen, dieſes in der Pallas Athene und den Canephoren. Nicht minder hervorſtechend zeigt ſich derſelbe Gegenſatz an Werken der Baukunſt in der ſtarken, ſchmuckloſen doriſchen, und der ſchlanken, ſchönverzierten ioniſchen Säule. S. Säulenordnung. Endlich gab es auch in der Muſik der alten eine doriſche Tonart, ſ. Ton, Tonart. dd.

Dörnberg oder Dorrenberg (Baron von), aus einer alten Familie Heſſens abſtammend, war unter der weſtphäliſchen Regierung Oberſter der Jäger von der Garde. Empört durch den Druck ſeines Vaterlandes, nährte er die Hoffnung, das fremde Joch abzuwerfen, und nahm an den geheimen Einverſtändniſſen Theil, die in dieſer Abſicht durch ganz Deutſchland unterhalten wurden. Die Strenge der Polizei und der Militärcommiſſionen hielt indeß die Mißvergnügten in Zaum. Als aber der 1809 zwiſchen Frankreich und Oeſterreich aufs neue begonnene Krieg die Hoffnungen wieder belebte, erfolgte am 21. April in dem Dorfe Walhauſen ein förmlicher Aufſtand. Die Bewohner rotteten ſich bewaffnet zuſammen und zogen die Sturmglocke. Der König ſchickte Dörnberg gegen ſie ab. Dieſer aber faßte, in der Meinung, daß er ſeine Truppe leicht überreden werde, den kühnen Plan, Hieronymus ſelbſt gefangen zu nehmen. Die Soldaten weigerten ſich jedoch, ihm zu folgen, und kehrten nach Caſſel zurück. Dörnberg, dem kaum einige hundert Bauern blieben, konnte den Truppen, die wider ihn geſchickt wurden, nicht widerſtehen, und flüchtete nach Böhmen, wo er in das vom Herzog von Braunſchweig geworbene Corps trat. In Caſſel als Hochverräther zum Tode verurtheilt, nahm er an den Unternehmungen dieſes Corps Theil, folgte dem Herzoge auf ſeinem Zuge zur Meeresküſte und ſchiffte ſich mit ihm nach England ein. 1812 diente er unter dem ruſſiſchen Heere im Corps des Grafen Wittgenſtein, vernichtete 1813 das Morandſche Corps bei Lüneburg, und ſtand dann vor Thionville. Er iſt jetzt hannöveriſcher Generalmajor, auch ſchon vor einigen Jahren zum Geſandten in Petersburg ernannt, hat aber dieſen letztern Poſten noch nicht angetreten.

Dorpat, Dörpt (eſthniſch Tart-Lin), am Embach, vormals eine nicht unbedeutende Hanſeſtadt. Noch jetzt iſt hier der Handel in Landeserzeugniſſen zur weitern Ausfuhr, die über Narwa und den Peipusſee, bei manchen Verſandungen der Waſſerſtraße, ſich anbietet, anſehnlich, wird aber nach Vollendung des Alexandercanals, an dem gearbeitet wird, bedeutender werden. Dorpat iſt eine Kreisſtadt der Statthalterſchaft Riga, mit einer lutheriſchen und einer griechiſchen Kirche, 600 Häuſern und 6000 Einwohnern. Kaiſer Alexander errichtete hier 1803 eine für Finnland, Liefland, Eſthland und Curland beſtimmte Univerſität. Der Adel jeder dieſer Provinzen hat einen Curator beſtellt, welcher mit der Univerſität die Dotation von 240 liefländiſchen Haken oder 126000 Silberrubel jährlicher Einkünfte gemeinſchaftlich verwaltet. Die Studirenden (jetzt an 400) tragen eine eigenthümliche Uniform, und haben, nach zurückgelegten Studien und beſonderer Prüfung der Kenntniſſe und des Wohlverhaltens, Rang mit einem Ober-

officier. Die Bibliothek iſt ſchon an 40,000 Bände ſtark. Die Univerſität hat ein Naturalien=, mathematiſches, chemiſches, techniſches, militäriſches, Modell= und phyſicaliſches Cabinet, eine Sternwarte, einen botaniſchen Garten, ein Muſeum für Gemälde, Landcharten, Kupferſtiche, Alterthümer, ein chemiſches Laboratorium, pädagogiſche, mediciniſche, chirurgiſche und cliniſche Entbindungsanſtalten, ein Gymnaſium mit einer Kreisſchule, Buchdruckerei und Buchhandlung. Dorpat liegt an der Hauptſtraße von St. Petersburg nach Deutſchland. Sein Jahrmarkt nimt zu mit der Wohlhabenheit der Stadt. Die Umgegend iſt reizend und fruchtbar.

Dortmund an der Emſcher, vormals eine freie Reichs= und Hanſeſtadt im weſtphäliſchen Kreiſe, jetzt zur preußiſchen Provinz Weſtphalen gehörig, mit 5 — 6000 Einw., und der Sitz eines Oberbergamts. Sie ward im Jahre 800 von Carl dem Großen aus drei Dörfern als Stadt geſtiftet. An der Nordſeite ſtand dicht an den Mauern außerhalb die alte Kaiſerburg Munda, in der einſt der Graf Teutmann, vielleicht als Pfalzgraf, hauſte, welchen Carl der Große 788 mit der Grafſchaft Dortmund belehnte. Bald nach Gründung der Stadt ſoll Carl den oberſten Stuhl des weſtphäliſchen Freiſchöffengerichts daſelbſt geſtiftet haben. Im J. 808 fing er den Dom Pantaleons zu bauen an, welchen Ludwig der Fromme vollendete. Heinrich II. hielt 1005 hier eine Kirchenverſammlung, und 1016 einen Reichstag. Ueberhaupt war Dortmund Jahrhunderte lang oft der Ort der kaiſerlichen Hofhaltung. Als Friedrich I. 1180 hier einen Reichstag hielt, ſaß er ſelbſt, zur Fehme beim Hauptſtuhle zum Spiegel am Rathhauſe, als Stuhlherr, zu Gerichte; noch 1327 verweilte Carl IV. hier längere Zeit. Eine merkwürdige, 21monatliche Belagerung von 48 Landesherren hielt Dortmund in den Jahren 1387 und 88 aus, und erkämpfte ſich einen ehrenvollen Frieden. Die Macht und der Flor der Stadt ſtiegen immer höher. Im 16. Jahrh. hatte Dortmund gegen 50 Thürme, 4 Baſtionen und dreifache breite Mauern; es zählte 10000 Häuſer und gegen 50000 Einw., und beſaß ſeit 1543 eins der drei Archigymnaſien Weſtphalens. Seinen Hauptflor gab ihm die Hanſe. Es hatte damals große Fabriken in Tuch, Eiſen und Hüten, anſehnliche Bierbrauereien, und war der Stapelplatz zwiſchen Antwerpen und Bremen, wo alle durchgehende Waaren drei Tage lang zum Verkauf ausgeſtellt werden mußten. Aber von dieſer Höhe ſank es nach und nach herab, wozu innere Unruhen, die allmälige Auflöſung der Hanſe, die Religionskriege im 16. und 17. Jahrh. und das Streben der Großen, die Kleinen immer mehr zu beſchränken und ſich dieſelben zu unterwerfen, als Haupturſachen beitrugen. In der neuern Zeit war Dortmund 1803 dem Prinzen von Oranien zugetheilt worden, dann wurde es der Hauptort des bergiſchen Departements der Ruhr, und ging mit dieſem an Preußen über.

Doſſo Doſſi, ein berühmter Maler von Ferrara, ſehr geehrt von dem Herzog Alphons, und von Arioſt in ſeinem Orlando verewigt, deſſen Bild er dagegen meiſterhaft malte. Seine Manier näherte ſich der des Tizian, mit welchem er auch gemeinſchaftlich und in Einem Sinne einige Gemächer des herzogl. Schloſſes malte. Seine dortigen Bilder ſtellen Bacchanale mit verſchiedenen Spielen von Faunen, Satyrn und Nymphen vor. In andern Bildern ahmte er dem Raphael nach. Unter den acht in Dresden befindlichen Gemälden Doſſi's zeichnet ſich der Disput der vier Kirchenlehrer, durch genaue Zeichnung, mit eigener Kraft des Colorits, und ganz im Titianiſchen Style, als ein Mei=

ſterwerk aus. Seine Brüder ſind weniger berühmt. Er war geb. 1479, und ſtarb 1560.

Dotationen Napoleons ſind oder waren vielmehr Schenkungen von Staatsgütern, welche Napoleon in den eroberten Provinzen, als Antheil an der Kriegsbeute, ſeinen Feldherren und Dienſtmannen überließ; ſo wie vormals die alten Longobarden-Könige ihren Leuten (Vaſallen) nach Vertheilung des eroberten Landes Landgüter ausſetzten. Dieſe Schenkungen, bisweilen mit einem Adelstitel verbunden, bildeten eine Art von Lehngütern, hatten ſowohl in Hinſicht des Beſitzes als der Vererbung die Natur von Majoraten, und die Donatarien ſtanden, als ſolche, unter der General-Intendanz der ſogenannten außerordentlichen Domänen, welcher die Verwaltung aller derjenigen Grundſtücke, Capitalien oder ſonſtigen Einkünfte übertragen war, die der Kaiſer ſich in den eroberten und andern Fürſten abgetretenen Ländern, großentheils zu obigem Zwecke, vorzubehalten pflegte. Die gedachte Staatsbehörde hatte darauf zu ſehen, daß Alle, welche von dem Kaiſer Dotationen in fremden Landen erhalten hatten, dieſe Güter verkauften, und zwar die erſte Hälfte binnen der erſten, und die zweite Hälfte binnen der folgenden zwanzig Jahre, ſo daß in einer Friſt von vierzig Jahren alle dieſe Güter veräußert, und entweder in Renten oder in Grundeigenthum im Innern des Reichs verwandelt geweſen ſein würden. Solchen Donatärs wurden von dem Reichserzkanzler, als Vorgeſetzten des ſogenannten Conseil du sceau des titres (Wappen- oder Adelsrath) Belehnungsurkunden ausgefertigt; die Erben aber mußten binnen 3 Monaten nach dem Tode des Donatärs um eine Beſtätigungsurkunde anhalten. Auch konnten von dieſer Behörde mehrere Dotationen deſſelben Beſitzers in eine Maſſe zuſammengeworfen, oder durch ſein eigenes Vermögen ergänzt werden, wenn ſie einzeln nicht Einkünfte genug gaben, um ſie zu einem Majorate mit dem Ritter-, Baronen-, Grafen- oder Herzogstitel zu erheben. Wurde der Generalprocurator des Conſeils von der Erlöſchung der männlichen Nachkommenſchaft des Beſitzers eines Majorats, deſſen Dotation ganz oder zum Theil vom Kaiſer herrührte, benachrichtigt, ſo mußte er davon dem Intendanten der kaiſerlichen außerordentlichen Domänen, oder dem Intendanten der kaiſerlichen Privatdomänen Anzeige machen, je nachdem die Güter von jenen oder dieſen hergekommen; worauf die Intendanten ſogleich Beſitz davon ergriffen, um das Heimfallsrecht der Güter an den Schatz zu ſichern. Ein Decret vom 13. Mai 1809 verordnete in den nicht zu dem franzöſiſchen Kaiſerſtaate gehörigen Ländern, wo der Kaiſer ſolche Schenkungen zu Majoraten erhoben hatte, beſondere Beamten: Agens conservateurs, welche beſonders dahin ſehen mußten, daß der Beſitzer die Majoratsgüter gut verwaltete, und daß ſie, wenn ſich der Heimfall ereignete, in ihrem ganzen Beſtande und ungeſäumt wieder mit der franzöſiſchen Krone vereinigt wurden. Daß alle Schenkungen dieſer Art, ſo weit ſie noch nicht veräußert waren, mit dem Sturze des Schenkers null und nichtig geworden ſind, verſteht ſich wohl von ſelbſt.

Douane, Douanier, werden in Frankreich die Zoll- oder Mauthhäuſer an den Gränzen, und die Zoll- und Mauthbeamten genannt. Während der Kriege Frankreichs mit England, von 1793 bis 1814, und insbeſondere während des berüchtigten Continental-Syſtems, ſpielten die franzöſiſchen Douaniers eine bedeutende Rolle, und hatten ſelbſt eine politiſche Wichtigkeit. Sie waren in Brigaden von 6 Mann getheilt, hatten eine förmliche militäriſche Einrichtung, und waren

ſcharf bewaffnet. So bewachten ſie in drei Linien die ungeheuern franzöſiſchen Gränzen gegen die Einbringung aller verbotenen Waaren, zu denen nicht blos die engliſchen, ſondern faſt alle außerhalb erzeugten und verfertigten Waaren gehörten. Außerdem erhoben ſie die Ausgangszölle. Ihre Anzahl gab man 1812 auf 80,000 an, und die Koſten dieſer Douanen-Verwaltung betrugen ſchon 1809 gegen 50 Millionen Franken. Die Härte und Schärfe, mit der das franzöſiſche Zollweſen ausgeführt wurde; die Störungen, die es in faſt alle Lebensverhältniſſe, beſonders in den neuen Provinzen brachte; die Plackereien, welche ſich die Douaniers gegen Reiſende erlaubten, hatten beſonders in den neuen Provinzen die Gemüther außerordentlich wider ſie aufgeregt, und der Volksingrimm traf daher bei den Bewegungen, welche 1813 in Deutſchland und Holland gegen die Franzoſen Statt fanden, zuerſt dieſe Menſchenklaſſe und die Zollhäuſer ſelbſt, welche in Hamburg und Amſterdam gleich zu Anfang niedergeriſſen und verbrannt wurden.

Double, ein Kunſtausdruck beim franzöſiſchen Theater, der den Stellvertreter eines für ein gewiſſes Fach angenommenen Schauſpielers bezeichnet. Man verſteht aber darunter keinen zweiten Schauſpieler. Dieſe heißen bei ihnen second sujet oder acteur pour les seconds rôles. Lafon iſt z. B. jetzt der Double von Talma, aber kein second sujet, d. h. wenn Talma ſpielt, ſpielt Lafon nicht; aber Talma gehören alle erſten Rollen ſeines Fachs, und Lafon übernimt nur dann dieſelben Rollen, wenn dieſer krank, oder abweſend iſt, oder aus andern beſondern Urſachen.

Douſa oder van der Does, geb. 1545 zu Nordwyk in Holland, berühmt als Staatsbeamter, Philolog, Geſchichtſchreiber und Dichter. Als er ſeine Studien in Delft und Löwen vollendet, und ſich einige Zeit in Paris aufgehalten hatte, ging er in ſeine Heimath zurück, und lebte eine Zeitlang im Genuſſe des häuslichen Glückes und im Umgange mit den Muſen, bis er 1572 ins öffentliche Leben trat, und als Geſandter nach England ging, um die Königin Eliſabeth für die Sache der Niederländer zu gewinnen. Großen Ruhm erwarb er ſich, als ihm der Oberbefehl in dem von den Spaniern belagerten Leyden übergeben ward. Seine Klugheit und ſein unerſchütterlicher Muth trotzten allen Gefahren, ſelbſt als Hungersnoth und Peſt ſich zu der Geißel innerer Zwietracht geſellten. Abgerichtete Tauben dienten ihm, mit den erwarteten Befreiern eine Verbindung zu unterhalten, und dankbar pries er in ſeinen Verſen dieſe treuen Boten. Der Statthalter Wilhelm I. entſchädigte die Stadt für ihre Leiden durch die Stiftung der Univerſität, deren erſter Curator Douſa ward. Seine ausgebreiteten Verbindungen mit den Gelehrten des Auslandes ſetzten ihn in Stand, die trefflichſten Lehrer, z. B. Joſeph Scaliger, für die neue Anſtalt zu gewinnen. Nach Wilhelms I. Ermordung reiſete Douſa heimlich nach London, um bei der Königin Eliſabeth eine Stütze für die Freiheit ſeines Vaterlandes zu ſuchen, deren treuer Verfechter er immer war, und während der bedenklichen Zeit, wo die Herrſchaft des Grafen von Leiceſter (ſ. Dudley) das Land drückte, benahm er ſich mit kluger Mäßigung. Häusliche Leiden, beſonders der Tod ſeines hoffnungsvollen älteſten Sohnes, Janus Douſa, trübten ſeine letzten Lebensjahre, bis er 1604 ſtarb. Die zahlreichen Schriften, die er hinterließ, beweiſen, wie treu er ſeinem Wahlſpruche war: Dulces ante omnia Musae. Sein bekannteſtes Werk ſind ſeine Annalen Hollands (Bataviae Hollandiaeque Annales — 1601), die ſein Sohn ange-

ſangen hatte, und wovon es zwei Ausgaben, eine in Verſen, die andere in Proſa giebt.

Dover, ein engliſcher Seehafen am Canal, Frankreich gegenüber, in der Grafſchaft Kent, mit einem jetzt verbeſſerten Hafen, der Schiffe von 4 bis 500 Tonnen einlaufen laſſen kann, und bei gefährlichen Stürmen oft zum Nothhafen dient, übrigens die Mündung eines kleinen Stroms ausmacht. Auf einem engen Raume liegt die Stadt in 3 Hauptſtraßen, die am Ende zuſammenlaufen, zum Theil am Strande, zum Theil an ſteilen Kalkfelſen. Sie hat 2 Kirchen, die Kirche des heil. Jacob (des Schutzheiligen der Seeleute) und die Marienkirche; die erſte iſt ein großes, 1216 erbautes Gebäude, die zweite ſtifteten die Normänner. Dieſer nahrhafte Ort hat heiße und kalte Seebäder, 1800 Häuſer und 8000 Einw. Alle engliſche Diſſenters haben hier Bethäuſer oder Capellen. Am Felſen wächſt noch, wie zu Shakeſpears Zeiten, der große Meerfenchel, und würzt die Brühen der Schmecker. Das neue Kriegsſpital iſt ein prachtvolles Gebäude, und ehrwürdig die Stadthalle am Markt. Hübſch iſt das hieſige Sommerſchauſpielhaus und das Caſino in der Margategaſſe. Die hieſigen Schiffer und Lootſen unterhalten 27 Packetböte zur Ueberfahrt, die jetzt mit Dampfmaſchinen verſehen ſind. Berühmt iſt als fette Pfründe ohne Mühewaltung die Gouverneurſtelle der 5 Canalhäfen, von denen Dover eine iſt, und durch 1600 Wahlmänner 2 Deputirte ins Parlament ſchickt. Dover iſt, in Folge der drohenden franzöſiſchen Landungsanſtalten, von der Seeſeite trefflich durch Strand- und hochliegende Batterien, ferner durch ſeine Martellothürme und ſein 320 Fuß über der Meeresfläche ſteil am Ufer liegendes Caſtell, von einer Oberfläche von 25 Acres, von der Seeſeite und einigermaßen auch von der Landſeite befeſtigt. Dies Caſtell hat für 2000 Mann bombenfeſte Caſematten und einen Brunnen von 370 Fuß Tiefe, der ſolches gegen Waſſermangel ſchützt. In und an den vielen Gebäuden und Thürmen dieſes ſchönen Caſtells zeigt man manche Alterthümer, angeblich römiſchen Urſprungs. Gewiß iſt die Grundmauer einer Redoute nahe beim Caſtell der Ueberreſt einer ehemaligen Warte der Römer oder eines Pharus, den ſie anlegten. Die vielen Thürme des Caſtells tragen jeder den Namen ſeines Erbauers. Auf der höchſten Felsſpitze ſteht das Burgſchloß, 92 Fuß hoch, iſt wohlerhalten und dient als Zeughaus und zu Magazinen aller Art. Minen umgeben das Caſtell und machen jeden Verſuch, es zu erſtürmen, gefährlich.

Dow, auch Douw geſchrieben, und Dau ausgeſprochen (Gerard), geb. zu London 1613, Sohn eines Glaſers und Malers. Er machte, als Schüler des großen Rembrand, unter dieſem Meiſter bedeutende Fortſchritte in der ſchönen Vertheilung des Lichts und im kräftigen Colorit, aber übertraf ihn noch an Fleiß. Man kann nichts Vollendeteres ſehen, als ſeine kleinen Gemälde. Sie ſind ſo niedlich, daß man das Vergrößerungsglas brauchen muß, um die Arbeit darin genau zu erkennen, ſelbſt die zarteſten ſeiner Figuren ſind voll Leben, und auch das faſt Unſichtbare Kleine in der Natur überſah er nicht. Man hält ihn für den Erfinder der ſinnreichen Methode, große Gemälde ins Kleine zu bringen, indem man das Original mit einem durch Faden in Vierecke getheilten Rahmen bedeckt, und dann die Partien des Gemäldes in eben ſo viele gezogene kleine Vierecke auf die Leinwand überträgt. Gerard Dow ſtarb um das J. 1680 und hinterließ ein großes Vermögen; denn ſeine Werke wurden zu hohen Preiſen bezahlt, wie ſie noch jetzt zu den theuerſten der niederländiſchen Schule gehören.

1809 wurde ein kleines Gemälde von ihm für das königl. holländiſche Muſeum mit 17,000 Gulden bezahlt, und in der Auction von Peter de Smith in Amſterdam, 1810, gingen die Gerard Dows am theuerſten weg; 5 — 10,000 Gulden war ihr gewöhnlicher Preis. Seine Schüler Metzû, Schalken und Mieris ſind ihres Meiſters würdig.

Doyen (Gabriel François), ein verdienſtvoller franzöſiſcher Maler, geb. zu Paris 1726. Er zeigte ſchon früh viel Geſchmack am Zeichnen, und wurde in die Schule des Malers Vanloo aufgenommen, ehe er das zwölfte Jahr erreicht hatte. Ausgeſtattet mit viel Erfindungsgeiſt übte er ſich frühzeitig in der Compoſition, und gewann in einem Alter von 20 Jahren den großen Preis in der Malerei. Von dieſem Augenblicke an bildete ſich zwiſchen Lehrer und Schüler eine beſondere Verbindung und Zuneigung, die durch Dankbarkeit und Freundſchaft erhöht wurde. 1748 ging Doyen nach Rom, wo beſonders die Werke derjenigen Maler, die ſich durch einen großen Charakter in der Zeichnung und hohen Ausdruck ausgezeichnet haben, wie Annibale Carracci, Pietro di Cortona, Giulio Romano, Polidor und Michel Angelo, nach und nach die Gegenſtände ſeines Studiums und ſeiner Begeiſterung wurden. In Neapel feſſelten die Werke von Solimene gleichfalls ſeine Aufmerkſamkeit. Dann beſuchte er Venedig, Bologna, Parma, Piacenza, und kehrte nach Frankreich über Turin zurück, wo er einige Zeit verweilte. Er blieb in Paris lange Zeit ohne Beſchäftigung. Ungeſchickt durch Kriecherei zu erhalten, was er nur ſeinem Werthe verdanken wollte, lebte er einſam der Kunſt. Zwei ganze Jahre lang brachte er mit dem Entwurf und der Ausführung ſeiner Virginia zu; der Erfolg war aber auch vollſtändig: ſie verſchaffte Doyen die Aufnahme in die Malerakademie, 1758. Das Gemälde la Peste des ardents, für die Kirche von St. Roch, erhöhte noch ſeinen Ruf, und man hält es für ſein Meiſterwerk. Um tiefer die Schönheiten zu durchdringen, welche er in dies Gemälde übertragen wollte, unterſuchte er die Meiſterwerke der flamändiſchen Schule. Um ſeinem Werke aber mehr Wahrheit zu geben, ging er in die Hoſpitäler, und beobachtete die Charaktere und Geſichtszüge der Kranken und Sterbenden. Man findet in dieſer großen und reichen Compoſition ſchöne Charakterköpfe, wohl gruppirte und tief gedachte Geſtalten; der Ausdruck des Schmerzes iſt mit großer Wahrheit wiedergegeben, die Farben ſind lebhaft und kräftig; der Anblick der Schönheit in Thränen und reicher Kleidung, mitten unter den Verwüſtungen der Peſt, welche vorzugsweiſe gegen fleiſchloſe Körper zu wüthen ſcheint, drückt einen großen Gedanken aus. Nach Vanloo's Tode ward Doyen zu Ausmalung der Capelle des heiligen Gregors bei den Invaliden gewählt; allein das große Werk hätte ihn faſt das Leben gekoſtet. Er hatte das Unglück, von dem Gerüſte herabzufallen; man hielt ihn für todt, auch hatte er viele Wunden und Quetſchungen und mußte das Bett mehrere Monate hüten; allein kaum fühlte er ſich hergeſtellt, als er ſeine Arbeit mit erneuertem Eifer begann. Er mußte nun, nebſt andern Künſtlern, Gemälde für den Hof verfertigen, und ihm wurde der Triumph der Thetys über die Gewäſſer zu Theil. Sein Gemälde wurde um ſo ſchöner gefunden, je weniger die Grazien, womit er es zu verſchönern gewußt, etwas von der Ziererei und dem ſchlechten Geſchmacke zeigten, der damals Mode war. Der Tod des heiligen Ludwig, in der Capelle der Militärſchule, iſt auch eine ſeiner ſchönſten Arbeiten, vorzüglich in Hinſicht der trefflichen Anordnung. Im Anfange der Revolution berief ihn Catharina II. nach

Rußland, gab ihm eine Penſion von 1200 Rubeln nebſt freier Wohnung, und ernannte ihn zum Profeſſor bei der Malerakademie zu Petersburg, mit welcher Stelle noch ein beſonderer Gehalt verbunden iſt. Nach der Kaiſerin Tode bezeigte ihm Paul I. gleiche Gunſt. Er erhielt den Auftrag zu verſchiedenen Deckengemälden, namentlich in dem großen ſogenannten Georgenſaale, im kaiſerl. Schlafgemach, in der Bibliothek der Eremitage und in einer der Gallerien von Paulowsky. Doyen liebte dergleichen Arbeiten ganz vorzüglich, weil ſie für ſeinen kühnen und feurigen Pinſel paßten. Doch blieb er auch nicht fremd in andern Gattungen der Malerei; ſo hat er einiges im Geſchmack von Benedetto und andern frühern Malern geliefert. Er ſtarb zu Petersburg 1806.

Drache, 1. ein berühmtes Sternbild am nördlichen Himmel; die Fabel ſagt, Juno habe den Drachen, welcher die goldenen Aepfel im Schlafgemach der Hesperiden bewacht, und welchen Hercules getödtet habe, an den Himmel verſetzt. — 2. Der fabelhafte Drache. Von dieſem berüchtigten Ungeheuer geht die Fabel faſt ſo weit hinauf, als die Geſchichte reicht. Man ſchildert ſeine Geſtalt ſo ſchrecklich als möglich, und giebt ihm zum Wohnplatze beinahe alle bekannten Länder, beſonders aber das damals noch unbekannte Indien und Afrika. Seine Größe gab man nicht leicht unter 20, oft aber auch 70 Ellen an. Von letzterer Art war der Drache, der nach dem Aelian zu Alexanders des Eroberers Zeiten in Indien lebte, und göttlich verehrt wurde. Füße hatte er nach dieſen Beſchreibungen nicht, ſondern wie Schlangen bewegte er ſich durch Windungen des Körpers fort. Der ganze Körper war mit Schuppen bedeckt, und nach Vielen der Hals mit einer Mähne geziert. Uebrigens widerſprechen ſich dieſe Erzählungen faſt alle, und nur darin ſtimmen ſie überein, daß der Drache vortreffliche Sinnenwerkzeuge, beſonders ein ſcharfes Geſicht habe. Ihm wird eine ſolche Stärke beigelegt, daß es ihm eine Kleinigkeit war, einen Elephanten zu erwürgen. Seine Nahrung beſtand in Blut und Fleiſch von allerlei Thieren; auch fraß er verſchiedene Früchte. Das Sonderbarſte iſt, daß deſſen ungeachtet dieſes Thier gefangen und zahm gemacht werden konnte, wovon die alten Schriftſteller mancherlei zu erzählen wiſſen. Dieſen Fabeln ſcheint aber dennoch ein wirkliches Thier zum Grunde zu liegen, und wahrſcheinlich iſt dieſes kein anderes, als die große Abgottsſchlange (Boa constrictor), die in Indien und Afrika lebt, und bis 50 Fuß lang wird. — Der Drache des Mittelalters iſt ein von dieſem verſchiedenes Geſchöpf der Einbildung. Man ſchreibt ihm vier Löwenfüße, einen langen, dicken Schlangenſchwanz und einen ungeheuren Rachen zu, aus welchem Feuerflammen ſtrömten. In den Ritterzeiten ſpielte dieſer Drache eine Hauptrolle, und gehört zu den Ungeheuern, welche die bepanzerten Romanenhelden zu beſiegen hatten. Dieſe Sagen wurden wahrſcheinlich durch mangelhafte Nachrichten vom Nilcrocodill, welche durch die Kreuzzüge nach Europa kamen, und übertriebene und falſche Beſchreibungen unſerer größten inländiſchen Schlangen veranlaßt. — 3. Der electriſche Drache. Das Spielwerk der Knaben hat Anlaß zu einer höchſt wichtigen Erfindung gegeben. Franklin bediente ſich 1752 deſſelben zuerſt als eines Leiters, um vermittelſt deſſelben die Electricität der Luft oder der Wolken herabzuziehen, und die Electricität des Gewitters zu beweiſen. Der Drache war von Pappe, wie die gewöhnlichen Drachen, womit Kinder ſpielen, und auf demſelben war eine metallene Spitze befeſtigt. Er ließ ihn an einer hanfenen Schnur, an deren unterſten Ende ein Schlüſſel hing, in die

Höhe ſteigen. Um die Schnur, ohne die electriſche Materie abzuleiten, anfaſſen zu können, war unten eine ſeidene Schnur angebracht. Sobald der Drache in der Luft ſchwebte, wurde die electriſche Materie, welche die Spitze aufgenommen hatte, vermöge der Schnur bis zum Schlüſſel geleitet, ſo daß man an demſelben eine Verſtärkungsflaſche laden konnte. Ohne Franklins Entdeckung erfahren zu haben, ſtellte de Romus in Frankreich ein Jahr ſpäter ähnliche Verſuche an, und brachte mit ſeiner weit größern Geräthſchaft eine ſo beträchtliche Menge Electricität herab, als weder vor noch nach ihm Jemand vermocht hat. Anfangs betrachtete man die electriſchen Drachen blos als Mittel, die Electricität der Gewitterwolken zu unterſuchen; in den neuern Zeiten fing man aber auch an, durch ſie die tägliche Luftelectricität zu beobachten. Hierzu nimt man am ſchicklichſten die papiernen Drachen, 4 Fuß lang und etwas über 3 Fuß breit. Einen ſolchen Drachen überzieht man mit Firniß, oder tränkt ihn mit geſottenem Leinöl, damit er von dem Regen nicht verdorben werde. Die Schnur, worauf das meiſte ankommt, muß ein guter Leiter ſein. Cavallo fand einen unächten, mit dünnem Bindfaden zuſammengedrehten Goldfaden am tauglichſten. Man läßt nun den Drachen in die Höhe ſteigen, zieht die Schnur deſſelben durchs Fenſter in ein Zimmer, bindet eine ſtarke ſeidene Schnur daran, und befeſtigt das Ende deſſelben an einen ſchweren Tiſch, auf welchem ein kleiner iſolirter Conductor geſtellt und mit der ſeidenen Schnur durch einen Draht verbunden wird. Auf einem gläſernen, mit Siegellack überzogenen Stative ſtellt man ein Electrometer ſo neben den Conductor, daß es denſelben berührt. Dieſes Electrometer zeigt nun die Stärke der in der Luft befindlichen Electricität an. Allein noch bequemer zu ſolchen Unterſuchungen und Beobachtungen ſind kleine aeroſtatiſche Maſchinen, die man ſtatt der Drachen und mit weniger Abhängigkeit von den Umſtänden, dem Winde ꝛc. aufſteigen läßt.

Drachma, Drachme. Bei den Griechen 1. eine Münze ungefähr 5 Gr. $4\frac{4}{5}$ Pf. betragend; 100 machen eine Mine, und 6000 ein Talent; 2. ein Gewicht, ungefähr 1 Quentchen $11\frac{1}{3}$ holländiſche Aß betragend. Bei uns ein Apothekergewicht (ſ. d. Art.)

Draco, ein berühmter Archont und Geſetzgeber der Athener, kurz nach Entſtehung ihres Freiſtaats, etwas über 600 Jahre vor der chriſtlichen Zeitrechnung, wurde durch die außerordentliche und faſt beiſpielloſe Strenge ſeiner Geſetze merkwürdig. Das geringſte Verbrechen, z. B. Fruchtdiebſtahl, ja ſogar Müßiggang, beſtrafte er eben ſowohl mit dem Tode, als Beraubung der Tempel, Mord und Verrath des Vaterlandes. Man ſagte daher, daß ſeine Geſetze mit Blut geſchrieben wären. Nichts war natürlicher, als daß dieſe Härte die Vollſtreckung derſelben, vorzüglich bei weichender Rohheit und zunehmender Cultur ſeines Volks, hinderte und ſie verhaßt machte. Man trug daher dem Solon auf, neue Geſetze abzufaſſen. (Vergl. Attika.) Die Sage erzählt, daß Draco bei ſeiner Erſcheinung in dem Theater der Inſel Aegina, wohin er ſeine Geſetze gebracht haben ſoll, unter dem jubelnden Zurufe des Volks, welches der Sitte nach Kleider, Mäntel und Hüte über ihn geworfen, erſtickt ſei. Auch ſei er unter dieſem Theater begraben worden.

Dragge, ſ. Dregg.

Dragoman heißt im Orient, beſonders am türkiſchen Hofe, ein Dolmetſcher. Der Dragoman der Pforte, der in Dienſten des Hofes ſteht, und durch welchen der Großſultan die Eröffnungen der chriſtli-

chen Geſandten empfängt, iſt jederzeit ein Chriſt von griechiſcher Nation, und gelangt öfters zur Stelle eines Fürſten (Hoſpodars) der Moldau oder der Wallachei.

Dragoner, eine Art leichter, urſprünglich franzöſiſcher, Cavallerie, deren eigentliche Beſtimmung es iſt, ſowohl in als außer der Linie, geſchloſſen oder einzeln, zu Pferde, oder, wo es nöthig, auch zu Fuß zu fechten. Hiernach ſind auch ihre Waffen eingerichtet. Sie haben Pferde von mittlerer Größe. In frühern Zeiten nannte man ſie Arquebuſierreiter oder Reiterſchützen. Den Namen Dragoner erhielten ſie wahrſcheinlich von den römiſchen Draconarien, deren Lanzen mit Drachenfiguren geſchmückt waren. Da ſie faſt nirgends mehr zum Infanteriedienſt gebraucht werden, ſo ſind ſie jetzt eigentlich eine Gattung Cavallerie, bei der man die für die Huſaren zu ſchweren und für die Cuiraſſiere zu leichten Pferde gebraucht. **Dragonaden** (Dragonerbekehrungen), d. h. Bekehrungen, welche mit Kriegsgewalt erzwungen werden ſollen, Zwangsbekehrungen. Ludwig XIV. ſchickte nämlich in dieſer Abſicht (1684) Dragoner in die Cevennen, um durch ſie die Hugenotten zu züchtigen.

Draht, Drahtzieherkunſt. Die Kunſt aus Metallen dünne Fäden zu machen, die man Draht nennt, iſt ſehr alt. Aber der Draht wurde damals geſchmiedet. Kleidungsſtücke, z. B. Panzer, Damen- und Weiberröcke, aus feinem Gold- und Silberdraht, und Treſſen waren in dem griechiſchen und römiſchen Alterthume etwas nicht Ungewöhnliches. Drahtſchmiede, die den Draht mit dem Hammer ſtreckten, oder verlängerten, gab es ſchon im Anfange des 14. Jahrh. in Nürnberg. Die eigentliche Drahtzieherkunſt aber, oder die Kunſt, den Draht ſo lang und dünn als möglich, wie auch in beſtändig gleicher Rundung auszudehnen, ſoll von einem Nürnberger, Namens Rudolph, zwiſchen 1360 und 1400 erfunden worden ſein, deſſen Erfindung durch ſeinen Sohn, der ſich, um ſeines Vaters Hitze zu entgehen, durch die Flucht rettete, verrathen wurde. Erſterer machte nämlich Ziehplatten, d. i. gegoſſene Stahlplatten, die einen halben Schuh lang, über einen Zoll breit und mit größern und kleinern trichterförmigen Löchern verſehen ſind, durch welche die Zainen, d. i. lange dünne und runde Stänglein von Metall, vermittelſt eines Räderwerks und einer Zange, erſt durch die größern, dann aber durch immer kleinere Löcher hindurchgezogen werden. Die ſchwächere und feinere Arbeit des Gold- und Silberdrahts wurde wahrſcheinlich zuletzt erfunden; die gröbere Arbeit war wohl ſchon vor Rudolph auch in Augsburg bekannt. Der große Drahtzug, welcher vom Waſſer getrieben wird, iſt wahrſcheinlich zu Nürnberg ſchon vor 1400 erfunden worden. Das Drahtzieherhandwerk beſtand ſchon 1370 in Nürnberg, ſo daß man von Gold, Silber, Kupfer und Meſſing Draht gezogen, aber die Kunſt, ihn geſchmeidig und ſo dünn zu ziehen, daß er hätte geſponnen und zu andern feinen Manufacturarbeiten angewendet werden können, brachte erſt Andr. Schulz 1545 nach Augsburg, und 1570 ein Franzoſe, Antoine Fournier, nach Nürnberg, und erſt 1592 verfertigte Friedr. Hegelsheimer, Held genannt, Bürger zu Nürnberg, den damals in Italien und Frankreich allein gefertigten Gold- und Silberdraht in der vollkommenen Eigenſchaft, wie er zum Spinnen und Wirken gebraucht werden kann. Er brachte ſeine Fabricanten dazu aus Frankreich, und erhielt von dem Magiſtrat zu Nürnberg für ſeine feinern Arbeiten, ſpäter (1608) auch vom Kaiſer Rudolph II. für die kupferne, verſilberte und vergoldete lyoniſche Drahtarbeit ein Privilegium. Auch die

das Recht der Veräußerung von Grundſtücken aus, oder nehmen an, wie das Appellationsgericht zu Caſſel, der Staat iſt immer derſelbe, wie auch ſein Oberhaupt wechſele. Der Staat beſtand während der Abweſenheit des rechtmäßigen Oberherrn, er ging in das Königreich Weſtphalen über, der König trat in wirklich ungeſtörten Beſitz der Staatsgewalt, und konnte diejenigen Handlungen gültig vornehmen, welche in den Grenzen der Staatsverwaltung begriffen waren. (S. die Schriften von Bülow und Pfeifer). Wieder eine andere Meinung findet das Eroberungsrecht unbeſtimmt, und eine Vorſchrift des allgemeinen deutſchen Staatsrechts zur Anwendung auf den vorliegenden Fall nicht vorhanden. Da dieſer nun gleichmäßig in allen betheiligten Landen entſchieden werden müſſe, und es die Sache der Gerichte ſei, völkerrechtliche und ſtaatsrechtliche Beſtimmungen anzuwenden, und nicht zu geben, ſo könne von den Gerichten in dem vorliegenden Fall nur der ruhige Beſitzſtand aufrecht erhalten werden, bis die völker- und ſtaatsrechtliche Entſcheidung über das Eigenthum erfolge. (S. allgem. Liter. Zeitung Nr. 207. v. 1816, und Erg. Blatt 34. v. 1817.) Endlich ſagt man, der Verkauf der weſtphäl. Staatsgüter war ungültig, weil nach der weſtphäl. Verfaſſung die Einwilligung der Stände dazu erfoderlich geweſen, und dieſe nicht ertheilt iſt. Es ſollte nach dieſer Verfaſſung nämlich der Ertrag der Staatsgüter zur beſtimmten Ausgabe für das königl. Haus verwendet werden, und wenn er nicht hinreichte, von dem Staatsſchatz der Zuſchuß erfolgen, über die Schatzeinnahmen ſollte aber jährlich den Ständen ein Geſetz zur Bewilligung vorgelegt werden, alſo gehörten die Einnahmen von den Staatsgütern zu dem Staatsſchatze, und ſie ſo wenig als die Staatsgüter ſelbſt konnten ihrer Beſtimmung entzogen und veräußert werden, ohne ſtändiſche Einwilligung. Dieſes führt von Berlepſch aus. Ueber die Rückgabe der Kaufgelder handelt Schmidt am ausführlichſten.

Domenichino, ſ. Zampieri.

Domicilium, die Wohnung. Bei den Römern und bei den Neuern, vorzüglich in England und Holland, hatte, und in den beiden letzten Landen hat noch das Domicil beſondere Rechte, und wurde für unverletzlich gehalten (z. B. kein Schuldner durfte in ſeinem Domicil verhaftet werden; kein Polizei- oder Gerichtsdiener durfte die Schwelle eines Privathauſes betreten, um auch einen Nichtbewohner deſſelben darin zu verhaften, wenn es kein öffentliches Haus war). Dann der Aufenthaltsort: im engern Sinne der Ort, wo man eigentlich einheimiſch iſt, im Gegenſatz desjenigen, wo man ſich nur auf einige Zeit aufhält. Erwachſene Kinder z. B. haben ihr Domicilium da, wo ihre Aeltern wohnhaft ſind, d. h. ſie gehören dahin, ſind daſelbſt einheimiſch, wenn ſie auch, wie z. B. dienende Perſonen, an einem andern Orte ſich aufhalten. In der Rechtsſprache iſt domicilium habitationis der Wohnort; domicilium originis der Geburtsort; domicilium necessarium der nothgedrungene Aufenthaltsort, welchem das domicilium voluntarium, der freigewählte Aufenthaltsort, entgegengeſetzt iſt. Forum domicilii iſt der Gerichtshof des Ortes, an welchem man einheimiſch iſt, im Gegenſatze des forum contractus, forum delicti und forum apprehensionis. Domicilirte Wechſel ſind ſolche, deren Bezahlung, wenn etwa der Ort, wo der Ausſteller wohnt, kein Wechſelplatz iſt, auf ein Handelshaus eines in der Nähe befindlichen Wechſelplatzes angewieſen wird. Dadurch will man die Schwierigkeiten vermeiden, welche der Verkauf des Wechſels haben könnte. Z. B. A. in London traſſirt auf Z. in Lüneburg, in Hamburg zahlbar. Z. in Lüneburg ac-

ceptirt den Wechſel und domicilirt ihn bei B. in Hamburg. Jetzt kann der Wechſel in London nach dem hamburger Cours verkauft werden, und der Inhaber wendet ſich bei Verfallzeit, anſtatt an Z. in Lüneburg, an B. in Hamburg, welcher letztere zahlt, wenn er mit Fonds zur Einlöſung verſehen iſt. Daher haben domicilirte Wechſel auch einen geringern Cours, als direct gezogene.

Dominante, herrſchende Note, nennt man die fünfte Stufe der Quinte derjenigen Tonart (oder auch quinta toni), in welcher ſich die Modulation befindet, weil ſie in der Grundſtimme gewöhnlich noch öfter gehört wird, als der Grundton der Tonart ſelbſt. Um ſie von Dominanten verwandter Tonarten, in welche die Modulation aus der Grundtonart hingeleitet worden iſt, zu unterſcheiden, nennt man ſie auch die toniſche Dominante oder Oberdominante. Daher heißt auch der kleine Septimenaccord auf der fünften Klangſtufe der harten und weichen Tonart Dominantenaccord.

Domingo (St.), ſ. Hayti.

Dominicaner werden die Predigermönche (**Praedicatores**) nach ihrem Stifter Dominicus (ſ. d. folg. Art.) genannt. Bei ihrer Entſtehung (1215 zu Toulouſe) waren ſie regulirte Chorherren nach der Regel des h. Auguſtinus, mit der Beſtimmung, gegen die Ketzer zu predigen. Dieſe Regel und Beſtimmung behielten ſie bei, als ſie 1219 die der Carthäuſertracht ähnliche weiße Kleidung und den Charakter eines Mönchsordens annahmen. In Frankreich hießen ſie Jacobiner, weil ihr erſtes Kloſter zu Paris in der Jacobsſtraße war. Die ſchon 1206 vom h. Dominicus geſtifteten und ſeit 1218, wo er auch ein Nonnenkloſter zu Rom anlegte, weiter ausgebreiteten Dominicanerinnen folgen derſelben Regel, nur ſind ſie auch zur Arbeitſamkeit verpflichtet, die dem männlichen Zweige wegen ſeines höhern Berufs nicht zugemuthet wurde. Dazu kam noch eine dritte Stiftung des h. Dominicus, die Ritterſchaft Chriſti, urſprünglich ein Verein von Rittern und Edelleuten zur kriegeriſchen Bekämpfung der Ketzer, der ſich nach dem Tode des Stifters in den ſogenannten Orden von der Buße des h. Dominicus für beide Geſchlechter verwandelte, und den dritten Orden der Dominicaner ausmacht. Dieſe Tertiarier haben, ohne feierliche Gelübde zu thun, für die Beobachtung einiger Faſten und Gebete die Zuſicherung großer geiſtlicher Vortheile; übrigens bleiben ſie in ihren bürgerlichen und häuslichen Verhältniſſen. Nur einige Congregationen der Dominicanerinnen des dritten Ordens vereinigten ſich, beſonders in Italien, zum Kloſterleben und wurden wirkliche Nonnen, unter denen die h. Catharina von Siena die berühmteſte war. Um ſich der Ausbreitung und Befeſtigung des katholiſchen Glaubens, welche der Zweck ihrer Stiftung und die erſte Probe ihres Eifers bei Ausrottung der Albigenſer war, mit Erfolg widmen zu können, erhielten die Dominicaner 1272 die Vorrechte eines Bettelordens, welche ihren ſchnellen Anwuchs ungemein begünſtigten. In allen chriſtlichen Ländern ſiedelten ſie ſich an und bemächtigten ſich der Gewiſſen. Nicht nur Europa, auch die Küſtenländer von Aſien, Afrika und Amerika erfüllten ſie mit ihren Klöſtern und Glaubensboten. Ihre ſtrengmonarchiſche Verfaſſung, welche alle Provinzen und Zweige ihres Ordens zu einem mächtigen Ganzen unter einem General verband, ſicherte ihre Dauer und den Zuſammenhang ihrer glücklichen Beſtrebungen nach Einfluß auf Kirche und Staat. Allerdings machten ſie ſich durch das im Zeitalter ihrer Stiftung ſehr vernachläſſigte Predigen und durch ihre Miſſionen gemeinnützig, durch große Gelehrte aus ihrer Mitte, wie Albert der Große und Thomas von Aqui-

num, wichtig und um die Beſtimmung des kirchlichen Lehrbegriffs verdient, aber auch als Handhaber der Inquiſition, die ihnen in Spanien, Portugal und Italien ausſchließend übertragen wurde, furchtbar. Nachdem ſie 1425 die mit ihrem urſprünglichen Gelübde einer gänzlichen Armuth ſtreitende Erlaubniß, Schenkungen anzunehmen, erhalten hatten, entwöhnten ſie ſich vom Betteln, und beſchäftigten ſich im ruhigen Genuſſe reichlicher Pfründen, ſtolz auf eine vor andern Orden behauptete Würde, mehr mit der Politik und den theologiſchen Wiſſenſchaften. Sie gaben den Königen Beichtväter, den Univerſitäten Lehrer und der Andacht den Roſenkranz, der ihnen reichliche Zinſen trug. Seit ihrer Entſtehung hatten ſie an den Franziskanern gefährliche Nebenbuhler gehabt, und beſonders über die von dieſen vertheidigte Lehre von der unbefleckten Empfängniß der Jgfr. Maria Streitigkeiten mit ihnen geführt, deren Hitze und Erbitterung ſich in den Feindſeligkeiten der Thomiſten und Scotiſten (ſ. d. Art.) auf die neuern Zeiten forterbte. Beide Orden theilten die Ehre, Kirche und Staaten zu regieren, bis in das 16. Jahrh., wo ſie allmälig durch die Jeſuiten aus den Schulen und von den Höfen verdrängt, und auf ihren urſprünglichen Beruf zurückgewieſen wurden. Neues Gewicht erhielten ſie durch das Recht der Büchercenſur, die 1620 dem Magiſter des h. Palaſtes zu Rom, der ſtets ein Dominicaner iſt, übertragen wurde, und was ihnen die Reformation in Europa entzog, gewann die Thätigkeit ihrer Miſſionen in Amerika und Oſtindien wieder. Im 18. Jahrh. zählte ihr Orden über 1000 Mönchs- und Nonnenklöſter, die in 45 Provinzen und 12 beſondere Congregationen getheilt waren. Zu den letztern gehörten die Nonnen von der Anbetung des h. Sacraments in Marſeille, die le Quien 1636 mit verſchärfter Regel ſtiftete, und ſchwarz mit weißem Mantel und Schleier bekleidete, dagegen die Dominicanerinnen ſonſt durchaus weiß mit ſchwarzem Mantel und Schleier gehen. Jetzt blüht der Dominicanerorden nur noch in Spanien, Portugal, Sicilien und Amerika, da anderwärts die neue Zeit auch ihm den Untergang gebracht hat. In Italien hat er jedoch Hoffnung, ſich wieder zu erheben. Soll er durch einzelne Züge charakteriſirt werden, ſo denkt gewiß jeder Menſchenfreund an den vortrefflichen Las Caſas (ſ. d. Art.), der ein Dominicaner war; der Geſchichtskundige kann aber auch nicht vergeſſen, daß in den empörenden Auftritten des ſogenannten Berniſchen Trauerſpiels (einer ſchändlichen Viſionsgeſchichte, die zu Gunſten des Ordens und zur Widerlegung der Franciscaner mit dem einfältigen Laienbruder Jetzer zu Bern veranſtaltet wurde) Dominicaner die Hauptrollen ſpielten, und 4 derſelben als Betrüger und Mörder 1509 verbrannt werden mußten, und daß kein Orden gieriger nach dem Blute der Ketzer gelechzt hat, als dieſer von Amtswegen.

Dominicus de Guzman, ein ſpaniſcher Edelmann, geboren 1170 zu Calarvejo in Alt-Caſtilien, legte ſich in ſeiner Jugend mit Talent und Feuer auf die Wiſſenſchaften, und wurde hernach Canonicus und Archidiaconus zu Osma in Caſtilien. Er wurde nebſt Andern von dem Papſte Innocenz III. gebraucht, um die Ketzer, beſonders die Albigenſer in Frankreich, auszuforſchen, zu beſtreiten und zu beſtrafen. Hieraus entſtand das Inquiſitionsgericht, welches den Dominicanern in der Folge übergeben wurde, und Dominicus wird als der erſte General-Inquiſitor angeſehen. Durch die Stiftung des Ordens der Dominicaner (ſ. d. Art.) hat er ſeinen Namen verewigt. Da er den Mitgliedern dieſes Ordens eine gewiſſe Anzahl Paternoſter und Ave Maria vorſchrieb, die ſie täglich beten ſollten, ſo glaubt man, daß er

den Roſenkranz zuerſt eingeführt habe. Dominicus ſtarb zu Bologna 1221, und wurde von Gregor IX. 1233 unter die Heiligen verſetzt. In der vor ſeiner Heiligſprechung angeſtellten Unterſuchung wurde erwieſen, daß er durch ſeine Predigten und Wunderwerke mehr als hunderttauſend Seelen zum wahren Glauben bekehrt habe.

Dominique le Pree, berühmter Arlequin des italieniſchen Theaters (eigentlich Joſeph Dominique Biancolelli), geb. 1640 zu Bologna, ward 1660 vom Cardinal Mazarin nach Paris berufen, wo er unter der italieniſchen Schauſpielergeſellſchaft den Arlequin mit dem größten Beifall bis zu ſeinem Tode 1688 ſpielte. Als die Schauſpieler des franzöſiſchen Theaters die Italiener hindern wollten, auf ihrer Bühne franzöſiſche Stücke zu geben, wollte Ludwig XIV. die Gründe beider Parteien hören. Baron und Dominique mußten vor ihm erſcheinen. Jener hatte im Namen der Franzoſen geſprochen, und als die Reihe an Dominique kam, fragte er den König, wie er ſprechen ſolle. Sprich wie du willſt, antwortete der König. Mehr brauche ich nicht, hob Dominique wieder an: ich habe gewonnen. Der König ließ es lachend dabei, und ſeit jener Zeit gab das italieniſche Theater ungehindert franzöſiſche Stücke.

Domino, ehedem eine Tracht der Geiſtlichen im Winter, die, nur über die Schulter reichend, den Kopf und das Geſicht vor der Witterung ſchützte; gegenwärtig eine Maskentracht für Herren und Damen, beſtehend in einem langen ſeidenen Mantel mit Kappe und weiten Aermeln.

Domitianus (Titus Flavius Sabinus), ein Sohn des Veſpaſian und Bruder des Titus, einer der abſcheulichſten Tyrannen, welche das römiſche Reich je beherrſchten, geb. im J. 51 nach Chr. Geb., ergab ſich ſchon in ſeiner Jugend, mit Vernachläſſigung aller Geiſtesbildung, den ſchändlichſten Laſtern. Unthätigkeit, Wolluſt, Argwohn, Tücke und Hang zur Grauſamkeit machten ihn Allen verhaßt, und ſchon zitterte Rom, als nach ſeines Bruders Titus Tode er das Diadem erhielt (im J. 81). Zwar täuſchte er anfänglich das Volk durch häufige Wohlthaten, treffliche Geſetze und Gerechtigkeitsliebe, ſo daß die Furcht verſchwand; doch bald ergab er ſich wieder den ehemaligen Ausſchweifungen, und ſein Hang zur Grauſamkeit äußerte ſich auf das ſchrecklichſte. Den erſten Beweis davon gab er durch die meuchelmörderiſche Hinrichtung ſeines Vetters Flavius Sabinus, der nicht das geringſte Verbrechen begangen hatte. Eben ſo eitel als grauſam unternahm er, während ſein tapferer Feldherr Agricola ſiegreich in Britannien gegen die Caledonier focht, einen lächerlichen Kreuzzug gegen die Catten, kehrte ſchnell zurück, ohne etwas gegen ſie unternommen zu haben, und führte einen Haufen wie Deutſche gekleidete Sclaven zu Rom im Triumph auf. Da Agricola durch glänzende Siege ſeine Eiferſucht reizte, rief er ihn zurück und ſetzte dieſen großen Feldherrn in völlige Unthätigkeit. Zugleich fuhr er in Rom fort, eine große Anzahl Vornehmer hinrichten zu laſſen und allenthalben Schrecken zu verbreiten; anderer Seits ergab er ſich allen Ausſchweifungen der Wolluſt und dem niedrigſten Geize. Endlich gerieth er auf den wahnſinnigen Einfall, ſich göttlich verehren zu laſſen, ließ ſich nicht anders als Dominus und Gott nennen, und behauptete, ein Sohn der Minerva zu ſein. Unter ſeinem zwölften Conſulate wurden die capitoliniſchen Spiele zu Rom eingeführt. In demſelben Jahre fing auch der blutige und gefährliche Krieg mit den Daciern an, der mit abwechſelndem Glück geführt wurde, und damit endigte, daß er den Frieden durch einen jährlichen Tribut erkaufte. Dennoch

hielt er in Rom einen glänzenden Triumph. Das Elend ſtieg indeß immer höher; niemand war ſeines Vermögens und ſeines Lebens ſicher. Mit welcher Luſt Domitian die Grauſamkeit übte, beweiſet jenes berüchtigte Gaſtmahl, das er anſtellte, um die Senatoren und Ritter in Schrecken zu ſetzen. Sie wurden in einem ſchwarzen Saale verſammelt, wo für jeden ein Sarg mit ſeinem Namen ſtand; darauf öffneten ſich plötzlich die Thüren, und eine große Schaar nackter, ſchwarz gefärbter Perſonen, mit bloßen Schwerdtern und brennenden Fackeln, traten herein und umtanzten die Erſchrockenen, bis der Kaiſer ſich an ihrer Todesangſt genugſam geweidet hatte und ſie wieder entließ. Die Furcht, in welcher der Tyrann unaufhörlich ſchwebte, vermehrte ſeine Grauſamkeit, bis endlich auch ihm die letzte Stunde erſchien. Ein Zufall führte ſeiner Gemahlin Domitia einen Zettel in die Hand, auf welchem, nebſt vielen neuen Schlachtopfern, ſie ſelbſt und die beiden Anführer der prätorianiſchen Cohorte verzeichnet waren. Dieſe Entdeckung bewog ſie, ſich gegen ihn zu verſchwören, und ihn in ſeinem Zimmer (im J. 96) zu ermorden. Er hatte 15 Jahre regiert und war 45 Jahre alt geworden.

Domremy la Pucelle, Geburtsort der Jeanne d'Arc (ſ. d.) iſt ein kleines Dorf im franzöſiſchen Depart. der Vogeſen (Wasgau), nicht weit von der Stadt Vaucouleurs (im Maas-Depart.) und liegt in einer fruchtbaren Gegend, die viele Weideplätze und gute Viehzucht hat. Hier zeigt man noch das Haus, in welchem das begeiſterte Hirtenmädchen geboren wurde. Nahe bei demſelben iſt das ihr errichtete Denkmal, mit ihrem Bruſtbilde von Marmor, das am 10. Spt. 1820 feierlich eingeweiht wurde. Der Präfect des Vogeſen-Depart. hatte nämlich jene Hütte gekauft, um ſie für das Denkmal, welches er durch den Ingenieur Jollois bauen ließ, zu erhalten. Dabei befindet ſich eine Schule zum unentgeltlichen Unterrichte junger Mädchen. S. die Beſchr. mit Kpf. in der Hist. abrégée de la vie et des exploits de Jeanne d'Arc, par Jollois, fol. 1821. In Vaucouleurs machte bekanntlich die Jungfrau zuerſt dem Commandanten ihre göttliche Sendung zur Rettung des Königreichs kund.

Donatiſten hießen die Anhänger des Donatus, eines numidiſchen Biſchofs, der wegen ſeiner 311 bei einer ſtreitigen Biſchofswahl geltend gemachten Weigerung, die Traditoren, d. h. ſolche Geiſtliche, welche während der Verfolgungen die heiligen Bücher an heidniſche Obrigkeiten ausgeliefert hatten, für amtsfähig anzuerkennen, mit ſeinen Freunden aus der Gemeinſchaft der römiſchen Kirche trat, und eine eigene Secte ſtiftete, welche gefallne Chriſten, wenn ſie auch ſchon getauft waren, nicht ohne Wiedertaufe aufnahm. Dieſe Schismatiker herrſchten in den chriſtlichen Provinzen von Nordafrika, und zählten im J. 330 ſchon 172 Biſchöfe ihres Bekenntniſſes. Noch erhöht wurde ihre Strenge durch die Beobachtung des novatianiſchen Grundſatzes, Abgefallene oder grobe Sünder überhaupt auszuſtoßen, und die vollkommenſte Unbeſcholtenheit des Glaubens und Lebens ihrer Lehrer und Glieder für das weſentlichſte Merkmal der wahren Kirche zu erklären, ohne das der heilige Geiſt nicht in ihr herrſchen könne; eine Behauptung, welche ſpäter in das catholiſche Dogma von der allein ſeligmachenden Kirche überging. Furchtbar machten ſich die Donatiſten durch die von ihnen aufgewiegelten Schwärme fanatiſcher Bauern, die um 348 unter dem Namen der Circumcellionen das zu ihrer Bekehrung eingedrungene kaiſerliche Heer angriffen, und in Mauritanien und Numidien 13 Jahre hindurch das Land mit Plünderung, Mord und Selbſtmord verheerten; denn das

Märtyrerthum wurde von ihnen eifrigſt geſucht, und ſie ließen ſich von den Catholiſchen freiwillig umbringen Doch ihren Untergang fand dieſe im 4. und 5. Jahrh. blühende Secte erſt, als die Provinzen, die ſie erfüllte, von den Saracenen der Chriſtenheit entriſſen wurden.

Donatus (Aelius), ein römiſcher Sprachlehrer und Commentator (z. B. über fünf Terenziſche Luſtſpiele), lebte im 4. Jahrh. Er ſchrieb eine lateiniſche Grammatik unter dem Titel, de barbarismo und de octo partibus orationis, welche im Mittelalter bei dem lateiniſchen Sprachunterrichte zum Leitfaden diente und ſich in großem Anſehn erhielt, bis ſie in neueren Zeiten durch zweckmäßigere Sprachlehren verdrängt wurde. Sie war eins der erſten Bücher, welche Guttenberg druckte. Donat nennt man daher im Scherz wohl auch noch jetzt jede lateiniſche Sprachlehre für Schulen, und Donatſchnitzer, Fehler wider die Regeln der Sprachlehre.

Donau, ein deutſcher Fluß, den die Römer, von ſeinen Quellen bis Wien, Danubius, und unterwärts Iſter nannten, entſpringt aus 3 Quellen, der Brege, Brigach und einer kleineren auf dem Schloßhofe des Fürſten zu Fürſtenberg, 2050 Fuß über dem Meere, 28° 10′ L. 47° 58′ Breite, wo das vereinigte Gewäſſer den Namen Donau erhält. Nachdem ſie die Iller oberhalb Ulm aufgenommen, wird ſie ſchon ſchiffbar, indem ſie 8 bis 12 Fuß Tiefe hat, und durchſtrömt im Oſten das Königreich Baiern, dann von Engelhartszell bis Orſowa (140 Meilen) den öſterreichiſchen Kaiſerſtaat, und zuletzt die Türkei, bis ſie, nach einem Lauf von 332 Meilen, und nachdem ſie 30 ſchiffbare Flüſſe, und unter ſolchen die Iller, Wernitz und Altmühl, den Regen, die Nabe, den Lech und Inn, die March, Iſer, Enz, Drau, Sau, Murr, Theiße, Aluta und Morawa, den Sireth, Pruth und Temes, nebſt 90 andern Flüſſen aufgenommen hat, ſich ins ſchwarze Meer ergießt. Ihre Mündung hat 5 Arme, genannt Kili-, Suline-, Kedrillo-, Porteßa- und Islawa-Bogaſi. Der erſte Arm iſt die Hauptmündung und der tiefſte. Er ſteht jetzt, als zu dem von der Pforte an Rußland abgetretenen Beßarabien gehörig, unter ruſſiſcher Landeshoheit. Der vierte und fünfte ſind indeß gleichfalls ſchiffbar. Die Strömung des Fluſſes bringt ſo viel Waſſer ins ſchwarze Meer, daß man ſolches in der Entfernung von 10 Meilen von der Küſte noch wahrnehmen kann. Dies viele Gewäſſer führen der Donau, der Schwarzwald, die ſchwäbiſche Alp, der Böhmerwald, die tyroler, ſteyermärker, kärnthiſchen und krainiſchen Alpen, das morlachiſche Gebirge, das karpathiſche und bulgariſche zu. Ihre einſt gefürchteten Strudel und Wirbel hat die Kunſt in Deutſchland und Ungarn viel gefahrloſer gemacht, aber Orſowas Untiefen und andere Hinderniſſe unter türkiſchem Scepter hindern das fernere Herabſchiffen bis ins ſchwarze Meer. Der Fluß iſt überhaupt fiſchreich, ſeine Hauſen ſind aber am berühmteſten. Am Ufer der Donau wurde viel Blut vergoſſen, um Deutſchland und Pannonien vom römiſchen Scepter zu befreien; in ihrem Thale befeſtigte das Haus Habsburg ſeine deutſche Monarchie, und behauptete ſich nach langem Kampfe gegen die Wildheit der Muſelmänner; im nämlichen Thale kämpfte lange in unſerm Jahrh. das Haus Oeſterreich unglücklich wider Napoleons Uebermacht, und behauptete ſich dennoch am Ende in glänzenderer Macht als jemals.

Don gratuit, freiwilliges Geſchenk, iſt eine Art außerordentlicher, jedoch freiwilliger Abgabe, welche die Regenten bei außerordentlichen Anläſſen von ihren Ständen zu fodern, oder auch ungefodert zu erhalten pflegen. Es findet beſonders in ſolchen Ländern Statt, wo

der Regent ohne Einwilligung und Mitwirkung der Stände keine neue Abgaben auflegen darf, z. B. diejenigen ehemal. franzöſiſchen Provinzen, die noch Landſtände hatten, nämlich Bourgogne, Provence, Languedoc, Bretagne, Artois und das Königreich Navarra, bewilligten dem Könige eine Steuer als Don gratuit. Daſſelbe pflegte einſt in den öſterreichiſchen Niederlanden und in den deutſchen Hochſtiftern, welche Ständeverfaſſungen hatten, zu geſchehen.

Donner (Georg Raphael), ein berühmter Bildhauer, geboren auf einem Dorfe des Stifts Heiligenkreuz in der Herrſchaft Eckartsau in Nieder-Oeſterreich 1680, legte ſich erſt auf Goldarbeiterei, und erhielt ſeine erſte Bildung in der Kunſt von Johann Giuliani, einem Bildhauer, der ſich in dem erwähnten Stifte aufhielt, hernach als Stempelſchneider. Seit 1726 widmete er ſich ganz der Bildhauerkunſt. Donners Werke prangen als Meiſterſtücke in mehreren Kirchen und Paläſten Oeſterreichs; vorzüglich bewundert werden die herrlichen Bildſäulen, die eine Zierde des Springbrunnens auf dem neuen Markte zu Wien ſind, und die Statüe Carls VI. zu Breitenfurt. Unter ſeinen Schülern zählt man als vorzügliche Künſtler, ſeine Brüder, Matthias, Medailleur und Profeſſor der Akademie, und Sebaſtian, einen geſchickten Bildhauer; ferner Fritſch, Balthaſar, Nic. Moll und Friedrich Oeſer. Er ſtarb in Wien 1741.

Donner. Dieſer mit dem Ausbruche des Blitzes verbundene Knall iſt eine electriſche Erſcheinung, die mit dem kniſternden Laute des Funkens bei electriſchen Verſuchen verglichen werden kann. Man hielt ſonſt den Donner blos für eine Wirkung der Erſchütterung der Luft. Doch läßt er ſich daraus nicht völlig erklären, und man müßte ſich unter dem Blitze eine ſchreckliche Feuermaſſe vorſtellen, wenn ſie durch bloße Zertheilung der Luft zur Hervorbringung jenes ſo volltönenden Lautes hinreichend ſein ſollte. Nach der Erklärung de Lucs entſteht er durch die gewaltſame Ausdehnung der Luft, indem ſich der electriſche Stoff, welcher plötzlich in großem Ueberfluſſe gebildet worden iſt, durch den Druck zerſetzt, ſein Licht entläßt, und dadurch die Erſcheinung des Blitzes hervorbringt; das Rollen hingegen iſt Folge einer ſtufenweiſen, oder in verſchiedenen einzelnen Maſſen erfolgenden Verdichtung des aus der Luft entſtandenen Waſſerdampfs. In die leeren Räume, welche dieſe Verdichtung veranlaßt, dringt die Luft mit Gewalt ein, und bringt einen Schall hervor, in welchem ſich ein anhaltendes Rollen mit ſchwächern oder ſtärkern Schlägen verbindet, je nachdem die verdichteten Dunſtmaſſen entweder gleichförmige, ununterbrochen fortgehende Strecken, oder kleinere und größere Haufen bilden. Das durch die Verdichtung entſtandene Waſſer fällt in Regen herab. Die Anhänger der neuern franzöſiſchen Chemie leiten den Donnerknall aus der plötzlichen Entſtehung einer großen Wolke her. Girtanner ſtützt dieſe Behauptung auf die Betrachtung, daß ſich im Sommer, wenn es bei heiterm Himmel zu donnern anfängt, auf einmal Wolken zeigen, welche vorher nicht da waren, und auch nicht vom Winde herbeigetrieben wurden. So wie das Gewitter fortdauert und die Donnerſchläge auf einander folgen, entſtehen nach und nach immer mehr neue Wolken, und dies hält nebſt dem Regen ſo lange an, als der Donner dauert. Demnach wäre der Donner nicht eine Folge des Blitzes. Indem ſich das Waſſergas in der Atmoſphäre durch plötzliche Erkältung in Waſſer verwandelt, nimt es einen 900 Mal kleinern Raum ein als vorher; es entſteht ein leerer Raum; die obern Schichten und die Nebenſchichten drängen ſich herbei, und indem ſie auf ein-

ander fallen, entſteht das Geräuſch. Dieſelbe Erſcheinung erfolgt im Kleinen, wenn man eine Büchſe aufmacht, deren Deckel gut anſchließt. Eine Peitſche knallt, weil ihre ſchnell zurückgezogene Spitze eine gewiſſe Maſſe Luft mit ſich zurückreißt, wodurch ein leerer Raum entſteht, in welchen ſich die umgebende Luft mit Gewalt eindrängt, und dadurch das Klatſchen verurſacht. Der Schall des Donners iſt verſchieden nach der Beſchaffenheit der Oberfläche und der umgebenden Körper. — Donnerbüchſe, der ſonſtige Name des Schießgewehrs. Donnerhaus, ein zur electriſchen Geräthſchaft gehörendes Modell eines Hauſes, durch welches man das Einſchlagen des Blitzes in ein Haus ohne Wetterableiter im Kleinen nachahmen kann. Donnerkeil, gewiſſe kegelförmig zugeſpitzte Steine, von denen man ſonſt wähnte, daß ſie mit dem Blitze auf die Erde fielen. Manche ſolcher Steine ſind Verſteinerungen von jetzt unbekannten Schalthieren, die wegen einiger Aehnlichkeit mit einem Pfeile oder einem Finger auch Pfeilſteine und Fingerſteine genannt werden. Andere ſind ſteinerne Streitäxte, deren man ſich in alten Zeiten bediente, Donneräxte. Beide Arten werden auch Donnerſteine, Alpſteine, Alpſchoſſe, Luchsſteine, Teufelskegel, Teufelsfinger, Hexenfinger, Storchſteine, Rabenſteine, Stahlſteine genannt. Die Blitze, mit welchen in der Hand Jupiter, als Donnergott, abgebildet zu werden pflegt, nennt man wohl auch Donnerkeile. Oft führt dieſe Donnerkeile auch der Adler, Jupiters Vogel. Donnermaſchine, eine von Michel in Paris erfundene Maſchine, womit man den Donner täuſchend nachahmen kann; dann ein Inſtrument zu ähnlichem Gebrauche auf dem Theater.

Donnerlegion, Legio fulminatrix. Dieſen ſchon unter dem Kaiſer Auguſtus einer Legion im römiſchen Heere beigelegten Namen bezieht die chriſtliche Sage auf folgende Begebenheit. Der römiſche Kaiſer Marcus Aurelius gerieth, nach Vertreibung der Marcomannen und Quaden aus Ungarn über die Donau, bei Verfolgung dieſer deutſchen Völker in ihre Heimath, Böhmen und Mähren, mit einem Theile ſeines Heeres, im J. 174, in ein von Bergen eingeſchloſſenes ödes Thal, wo den vom Hauptheere abgeſchnittenen Römern der Waſſermangel, bei anhaltender Hitze und Dürre, nicht weniger gefährlich wurde, als das Andringen des Feindes. In dieſer äußerſten Noth fiel plötzlich ein Regen, der die Römer erquickte, und gleich darauf traf ein Hagel- und Donnerwetter den Feind, den ſie nun glücklich zurückſchlugen und gänzlich beſiegten. Der Kraft des Gebetes, zu dem die Noth den Kaiſer und ſeine Krieger, nach ihren verſchiedenen Religionen, angetrieben hatte, wurde dieſe wunderbare Rettung zugeſchrieben, und unter den heidniſchen und chriſtlichen Schriftſtellern, welche ſie in den Hauptumſtänden übereinſtimmend erzählen, ſahen die Bekenner jeder Religion darin eine Wirkung des Gebets ihrer Glaubensgenoſſen. Nach Dio Caſſius (Excerpt. Xiphilin. L. LXXI. cap. 8.) ſollte ein ägyptiſcher Zauberer im Gefolge des Kaiſers, nach Capitolinus (Vita Marc. Aurel. cap. 24.) das Gebet des Kaiſers ſelbſt, nach Tertullianus (Apologet. cap. 5. Ad. Scopul. cap. 4.) und Euſebius (Hist. eccl. L. V. cap. 5.) allein das Gebet der Chriſten in ſeinem Heere das Wunder bewirkt, und deshalb die Legion, zu der ſie gehörten, den Namen fulminatrix erhalten haben. Doch dieſer Zuſatz iſt hiſtoriſch unerweislich, und das der erſten Apologie des Märtyrers Juſtinus gewöhnlich beigedruckte griechiſche Schreiben des Kaiſers Marcus Aurelius, das die Begebenheit ganz im Sinne der chriſtlichen Schriftſteller erzählt, augenſcheinlich unächt. Die bekannte bildliche Darſtellung jener Rettung des römiſchen

Heeres auf der zu Rom noch vorhandenen Marmorſäule, zu Ehren des Marcus Aurelius, auf der man neben römiſchen Soldaten, die den Regen auffangen, auch einen betenden Krieger erblickt, wird dadurch noch kein zuverläſſiges Denkmal einer öffentlichen Anerkennung des Antheils der Chriſten an dieſer Begebenheit. Er gehört daher unter die frommen Vermuthungen, wenn auch die Rettung ſelbſt geſchichtlich beglaubigt iſt.

Donnerstag (Thorsdag) bei den Angelſachſen Thunrestag; bei den Engländern Thursday. Der deutſche mythiſche Gott Thor ſoll der donnernde Jupiter ſein.

Don Quixote, ſ. Cervantes.

Doppelmayr (Joh. Gabr.), dieſer thätige und ſehr bekannte Mathematiker ward 1671 zu Nürnberg geboren, ſtudirte anfänglich in Nürnberg, Altorf und Halle die Rechte, machte aber bald Mathematik und Phyſik zu Hauptgegenſtänden ſeiner Beſchäftigung, bereiſte Holland und England, und erhielt nach ſeiner Rückkehr die mathematiſche Profeſſur am Egydien-Gymnaſium zu Nürnberg, die er 46 Jahr lang verwaltete. Er gab viele mathematiſche, geographiſche und aſtronomiſche Werke heraus, unter welchen ſein Himmels-Atlas ſeinen Namen am weiteſten verbreitete. Er erwarb ſich Leibnitzens Achtung, ward in mehrern gelehrten Geſellſchaften aufgenommen, und ſtarb 1759.

Doppelſchlag (franz. le doublé), eine der vorzüglichſten Manieren oder Verzierungen des muſicaliſchen Vortrags, welche darin beſteht, daß man die zwei neben dem bezeichneten Haupttone liegenden Nebentöne, den einen vor, den andern nach demſelben ſchnell anſchlägt, und dann den Hauptton nochmals berührt, mithin ihn doppelt anſchlägt. Dieſes iſt denn der einfache Doppelſchlag, beſtehend aus 4 Noten, und wird, wenn man von der höheren Note anfängt, mit ∽, wenn man von der niedern anfängt, mit S bezeichnet, und im letztern Falle der umgekehrte Doppelſchlag, im erſteren der gewöhnliche genannt, in beiden Fällen aber ſowohl über als zwiſchen zwei Noten geſetzt und ausgeführt. Der zuſammengeſetzte Doppelſchlag entſteht durch Verbindung dieſer Figur mit andern Noten. Hieher gehört der ſogenannte prallende, der geſchleifte und der geſchnellte Doppelſchlag.

Dorat (Claude-Joſeph), franzöſiſcher Dichter, wurde 1734 zu Paris geboren. Seine Aeltern beſtimmten ihn zum Rechtsgelehrten; allein die ernſtern Studien behagten ihm nicht. Da ihm der Militärſtand, in welchem er als Mousquetaire (adelige Garde) trat, eben ſo wenig gefiel, und ein hinlängliches Vermögen ihn unabhängig machte, ſo überließ er ſich ganz ſeinem Hange zur Poeſie. Zu ſeinen früheſten Arbeiten gehören ſeine Trauerſpiele und Heroiden. So vielen Beifall er aber auch, wenigſtens durch die letztern (denn ſeine Theaterſtücke fielen alle durch), einerntete, ſo war er doch auch für dieſe Dichtungsart, die ein reges Gefühl und einen lebhaften Geiſt erfodert, wenig geeignet. Dagegen ſind ihm ſeine Erzählungen, Lieder und poetiſchen Epiſteln beſſer geglückt, und er gehört in dieſen Fächern zu den fruchtbarſten, und auch jetzt noch geſchätzten franzöſiſchen Dichtern. Er hatte die Eitelkeit, alle ſeine Schriften mit großer Pracht drucken zu laſſen, und vergeudete auf dieſe Weiſe einen bedeutenden Theil ſeines Vermögens. Er ſtarb zu Paris 1789. Seine ſämmtlichen Werke ſind in zwanzig Bänden in 8. zu Paris erſchienen; eine Auswahl derſelben enthalten ſeine Oeuvres choisies, die 1786 in drei Bänden in 12. herausgekommen ſind. Die vorzüglichſten darunter ſind 1. ein didactiſches

Gedicht in 4 Geſängen: la Déclamation théâtrale, worin vom Trauerſpiel, Luſtſpiel, der Oper und dem theatraliſchen Tanz gehandelt wird. 2. Verſchiedene Heroiden, unter welchen ſich Héro à Léandre und Abélard à Héloise am meiſten auszeichnen. 3. Dreizehn Luſt- und Trauerſpiele. Unter jenen werden la Feinte par amour und le Célibataire, und unter den letztern Regulus noch am meiſten geſchätzt. 4. Poetiſche Briefe. Dieſen, ſo wie 5. ſeinen Erzählungen und Fabeln laſſen ſich zwar ein angenehmer Witz, feine und treffende Gedanken, ſinnreiche Vergleichungen, lachende Bilder, ein glänzendes Colorit, zarte und leichte Züge nicht abſprechen, und ſie geben im Ganzen ein treues Bild der gefälligen und einnehmenden Verkehrtheiten, welche das franzöſiſche Volk charakteriſiren; aber was ihnen mangelt, iſt jene Natürlichkeit, jene belebende Wärme, jene gemüthliche und einſchmeichelnde innere Kraft, die durch keinen Witz, durch keine Kunſt erſetzt werden kann. Nur dieſe letztern Eigenſchaften ſind es, welche den Poeſien eines Chaulieu, Pavillon, Voltaire, Greſſet, ihre Dauer ſichern. Dorat las, was von jeher in Paris ſelten war, die deutſchen Dichter. Er hatte ſelbſt eine Idée de la poésie Allemande geſchrieben. Auch war er mehrere Jahre Herausgeber des Journal des Dames.

Dortrecht, eine ſchöne und reiche Handelsſtadt Südhollands, mit 20,000 Einwohnern in 1000 Häuſern. Sie liegt an dem Meere auf der Spitze einer Inſel, welche die Ueberſchwemmung von 1421 bildete, als ſolche die Maasdeiche durchbrach, und 72 Dörfer wegſchwemmte, wodurch 100,000 Menſchen ihren Tod fanden. Ein paar Thürme ſind von den vormaligen Feſtungswerken noch übrig. Dortrechts ſchönſte öffentliche Gebäude ſind die große Kirche mit einem hohen Thurm, das prächtige Rathhaus, die Börſe, die Nicolaikirche und verſchiedene Hoſpitäler. Zum Handel liegt Dortrecht ſehr bequem und der Hafen iſt ſehr geräumig. Durch 2 Canäle können die Waaren bis an die Magazine zu Waſſer mitten in die Stadt gebracht werden. Wichtig iſt hier beſonders der Handel mit Rheinweinen, mit deutſchem Zimmerholz, das durch Flöße auf dem Rheine (ſ. d. Art. Flöße in der neuen Folge dieſes Werkes) dorthin kommt und auf den nahen Sägemühlen zum fernern Behuf zerſchnitten, oder unbearbeitet nach England, Spanien und Portugal verſchifft wird. Die hieſigen Schiffszimmerwerfte liefern nicht minder viele neue Schiffe. Auch iſt die Tabacks-, Salz-, Zucker-, Getreide- und Linnen-Ausfuhr bedeutend. Viele Lachſe werden hier gefangen, und die Dortrechter Fiſcher ſenden täglich eine große Menge davon nach Rotterdam. Dortrecht war der Geburtsort der beiden berühmten Gebrüder de Witte, deren Vater hier Bürgermeiſter war. Der gelehrte Voſſius ſtand einſt als Rector am hieſigen Gymnaſio, wie überhaupt Dortrecht der Geburtsort vieler der erſten Niederländiſchen Gelehrten und Künſtler iſt. Hier war auch die Reſidenz der alten Grafen von Holland. In den J. 1618 und 1619 hielten die reformirten Theologen in Dortrecht die berühmte Synode, deren Schlüſſe noch Geſetz der holl. reformirten Kirche ſind, und auf welcher die ſogenannten Arminianer für Ketzer erklärt und die belgiſche Confeſſion nebſt dem heidelbergiſchen Catechismus beſtätigt wurden. Da die Rheinſchiffahrt noch nicht regulirt iſt, ſo iſt Dortrecht noch immer in Beſitz ſeines alten Stapelrechts.

Doria, der Name einer der älteſten und mächtigſten Familien von Genua. Die Jahrbücher dieſer Republik reichen nicht über das J. 1100 hinaus, aber ſchon zu dieſer Zeit finden wir die Doria in den

erſten Aemtern an der Spitze des Staats. Vier Doria erwarben ſich bis ins 14. Jahrh. als Admirale Ruhm und Verdienſte. Aber der berühmteſte des ganzen Geſchlechts war Andrea Doria, geb. zu Oneglia 1468. Er zeichnete ſich ſchon als Jüngling in den Kriegen gegen die Seeräuber und Corſicaner heldenmüthig aus, und wurde dann von Franz I. 1524 zum Admiral der franzöſiſchen Galeeren erhoben. Wegen einer Beleidigung von franzöſiſcher Seite ging er zu der ſpaniſch-öſterreichiſchen Partei über, und hinderte dadurch den Fortgang des franzöſiſchen Waffenglücks in Italien. Allein das Schickſal hatte ihn nicht blos zu einem großen Seehelden, ſondern auch zum Befreier ſeines Vaterlandes beſtimmt. Genua hatte zwar ſeit 1339 ein lebenslängliches Oberhaupt, Doge genannt; allein die Verfaſſung war ſo zerrüttet, und der Parteikampf ſo heftig, daß bald der Staat, bald eine Partei in ſolchem genöthigt war, fremden Schutz zu ſuchen, der gewöhnlich in eine drückende Oberherrſchaft ausartete. So war Genua bald unter mailändiſchem oder öſterreichiſchem, bald unter franzöſiſchem Joche. Jetzt (1528), als letzterer Staat Genua beſaß, überfiel Doria die Stadt, vertrieb die Franzoſen ohne Schwertſtreich, erhielt zur Belohnung den ehrenvollen Namen Vater und Befreier des Vaterlandes, und gab dem freigewordenen Staate eine verbeſſerte Verfaſſung. Blos 28 adelige Familien bekamen Zutritt zu den höchſten Würden, welche alle Jahre neu beſetzt wurden. Den Vorſitz führten aber der Doge und deſſen Räthe, welche beide nach 2 Jahren wieder neu gewählt wurden. Jedoch half der große Mann durch dieſe Einrichtung den Bedrückungen und den Uebeln des Ariſtokratismus nur wenig ab, und viele ſeiner Stiftungen mußten durch ein Grundgeſetz von 1576 abgeändert werden, auf welches ſich die nachherige Verfaſſung gründete. Ungeachtet Doria die Würde eines Doge auf Lebenszeit erhielt, ſo ging er doch wieder in Seedienſte bei Carl V., ſtritt mit ausnehmendem Glück gegen die Türken und Corſaren, und ſtarb endlich 1560 in einem Alter von faſt 93 Jahren. So vortrefflich und edel der Charakter dieſes unvergeßlichen Mannes war, und ſo ſehr ihn die Genueſer verehrten, ſo wenig konnte er den Neid vieler Großen von ſich entfernen; ja es entſtanden verſchiedene Verſchwörungen gegen ihn, unter denen die des Fiesco, Grafen von Lavagna (1547), die gefährlichſte war, die er jedoch mit Glück, Klugheit und Strenge dämpfte.

Doris, ſ. Nereus.

Doriſch heißt, was dem Stamm der Dorier angehört, oder von einer bei dieſem Stamme gewöhnlichen Beſchaffenheit iſt. Die Dorier aber waren einer der vier Hauptäſte des griechiſchen Stammes, und ſollen ihren Namen von Dorus, dem Sohne Hellens, haben. Sie wohnten erſt in Eſtiäotis, wurden dann von den Perrhäbern nach Macedonien gedrängt, drangen nach Creta, wo der Geſetzgeber Minos von ihnen ſtammte, legten am Fuß des Oeta, zwiſchen Theſſalien, Aetolien, Locris und Phokis, die doriſchen Vierſtädte (Dorica Tetrapolis) an, und drangen ſpäter mit den Herakliden in den Peloponnes, wo ſie in Sparta herrſchten. Colonien von ihnen ginzen nach Italien, Sicilien und Kleinaſien. Alle vier Hauptſtädte des griechiſchen Stammes waren durch Eigenthümlichkeit in Sprache, Sitten und Verfaſſung ſcharf von einander geſchieden, beſonders aber waren die Dorier der Gegenſatz der Jonier. In dem Doriſchen blieb immer das Alterthümliche, und mit dieſem etwas zwar Feſtes und Derbes, aber auch Hartes und Rauhes. Der doriſche Dialect war hart und rauh, der ioniſche weich und ſanft; doch hatte jener durch ſein Alterthümli-

ches etwas Ehrwürdiges; weshalb er bei feierlichen Geſängen gebraucht ward, z. B. Hymnen, Chorgeſängen, die zur Liturgie der Griechen gehörten. Die cretiſche und ſpartaniſche Geſetzgebung eines Minos und Lycurg zeigte ſich um vieles ſtrenger, als die mildere atheniſche Solons. In der Kleidertracht behielten die Spartanerinnen die leicht geſchürzte und heitere Jägertracht, während die Ionierinnen das lange faltige Gewand anlegten. Beides hat die Kunſt idealiſirt, jenes in der Diana und ihren Nymphen, dieſes in der Pallas Athene und den Canephoren. Nicht minder hervorſtechend zeigt ſich derſelbe Gegenſatz an Werken der Baukunſt in der ſtarken, ſchmuckloſen doriſchen, und der ſchlanken, ſchönverzierten ioniſchen Säule. S. Säulenordnung. Endlich gab es auch in der Muſik der alten eine doriſche Tonart, ſ. Ton, Tonart. dd.

Dörnberg oder Dornenberg (Baron von), aus einer alten Familie Heſſens abſtammend, war unter der weſtphäliſchen Regierung Oberſter der Jäger von der Garde. Empört durch den Druck ſeines Vaterlandes, nährte er die Hoffnung, das fremde Joch abzuwerfen, und nahm an den geheimen Einverſtändniſſen Theil, die in dieſer Abſicht durch ganz Deutſchland unterhalten wurden. Die Strenge der Polizei und der Militärcommiſſionen hielt indeß die Mißvergnügten in Zaum. Als aber der 1809 zwiſchen Frankreich und Oeſterreich aufs neue begonnene Krieg die Hoffnungen wieder belebte, erfolgte am 21. April in dem Dorfe Walhauſen ein förmlicher Aufſtand. Die Bewohner rotteten ſich bewaffnet zuſammen und zogen die Sturmglocke. Der König ſchickte Dörnberg gegen ſie ab. Dieſer aber faßte, in der Meinung, daß er ſeine Truppe leicht überreden werde, den kühnen Plan, Hieronymus ſelbſt gefangen zu nehmen. Die Soldaten weigerten ſich jedoch, ihm zu folgen, und kehrten nach Caſſel zurück. Dörnberg, dem kaum einige hundert Bauern blieben, konnte den Truppen, die wider ihn geſchickt wurden, nicht widerſtehen, und flüchtete nach Böhmen, wo er in das vom Herzog von Braunſchweig geworbene Corps trat. In Caſſel als Hochverräther zum Tode verurtheilt, nahm er an den Unternehmungen dieſes Corps Theil, folgte dem Herzoge auf ſeinem Zuge zur Meeresküſte und ſchiffte ſich mit ihm nach England ein. 1812 diente er unter dem ruſſiſchen Heere im Corps des Grafen Wittgenſtein, vernichtete 1813 das Morandſche Corps bei Lüneburg, und ſtand dann vor Thionville. Er iſt jetzt hannöveriſcher Generalmajor, auch ſchon vor einigen Jahren zum Geſandten in Petersburg ernannt, hat aber dieſen letztern Poſten noch nicht angetreten.

Dorpat, Dörpt (eſthniſch Tart-Lin), am Embach, vormals eine nicht unbedeutende Hanſeſtadt. Noch jetzt iſt hier der Handel in Landeserzeugniſſen zur weitern Ausfuhr, die über Narwa und den Peipusſee, bei manchen Verſandungen der Waſſerſtraße, ſich anbietet, anſehnlich, wird aber nach Vollendung des Alexandercanals, an dem gearbeitet wird, bedeutender werden. Dorpat iſt eine Kreisſtadt der Statthalterſchaft Riga, mit einer lutheriſchen und einer griechiſchen Kirche, 600 Häuſern und 6000 Einwohnern. Kaiſer Alexander errichtete hier 1803 eine für Finnland, Liefland, Eſthland und Curland beſtimmte Univerſität. Der Adel jeder dieſer Provinzen hat einen Curator beſtellt, welcher mit der Univerſität die Dotation von 240 liefländiſchen Haken oder 126000 Silberrubel jährlicher Einkünfte gemeinſchaftlich verwaltet. Die Studirenden (jetzt an 400) tragen eine eigenthümliche Uniform, und haben, nach zurückgelegten Studien und beſonderer Prüfung der Kenntniſſe und des Wohlverhaltens, Rang mit einem Ober-

officier. Die Bibliothek iſt ſchon an 40,000 Bände ſtark. Die Univerſität hat ein Naturalien=, mathematiſches, chemiſches, techniſches, militäriſches, Modell= und phyſicaliſches Cabinet, eine Sternwarte einen botaniſchen Garten, ein Muſeum für Gemälde, Landcharten Kupferſtiche, Alterthümer, ein chemiſches Laboratorium, pädagogiſche medicinische, chirurgiſche und cliniſche Entbindungsanſtalten, ein Gymnaſium mit einer Kreisſchule, Buchdruckerei und Buchhandlung. Dorpat liegt an der Hauptſtraße von St. Petersburg nach Deutſchland. Sein Jahrmarkt nimt zu mit der Wohlhabenheit der Stadt. Die Umgegend iſt reizend und fruchtbar.

Dortmund an der Emſcher, vormals eine freie Reichs= und Hanſeſtadt im weſtphäliſchen Kreiſe, jetzt zur preußiſchen Provinz Weſtphalen gehörig, mit 5 — 6000 Einw., und der Sitz eines Oberbergamts. Sie ward im Jahre 800 von Carl dem Großen aus drei Dörfern als Stadt geſtiftet. An der Nordſeite ſtand dicht an den Mauern außerhalb die alte Kaiſerburg Munda, in der einſt der Graf Teutmann, vielleicht als Pfalzgraf, hauſte, welchen Carl der Große 788 mit der Grafſchaft Dortmund belehnte. Bald nach Gründung der Stadt ſoll Carl den oberſten Stuhl des weſtphäliſchen Freiſchöffengerichts daſelbſt geſtiftet haben. Im J. 808 fing er den Dom Pantaleons zu bauen an, welchen Ludwig der Fromme vollendete. Heinrich II. hielt 1005 hier eine Kirchenverſammlung, und 1016 einen Reichstag. Ueberhaupt war Dortmund Jahrhunderte lang oft der Ort der kaiſerlichen Hofhaltung. Als Friedrich I. 1180 hier einen Reichstag hielt, ſaß er ſelbſt, zur Fehme beim Hauptſtuhle zum Spiegel am Rathhauſe, als Stuhlherr, zu Gerichte; noch 1327 verweilte Carl IV. hier längere Zeit. Eine merkwürdige, 21monatliche Belagerung von 48 Landesherren hielt Dortmund in den Jahren 1387 und 88 aus, und erkämpfte ſich einen ehrenvollen Frieden. Die Macht und der Flor der Stadt ſtiegen immer höher. Im 16. Jahrh. hatte Dortmund gegen 50 Thürme, 4 Baſtionen und dreifache breite Mauern; es zählte 10000 Häuſer und gegen 50000 Einw., und beſaß ſeit 1543 eins der drei Archigymnaſien Weſtphalens. Seinen Hauptflor gab ihm die Hanſe. Es hatte damals große Fabriken in Tuch, Eiſen und Hüten, anſehnliche Bierbrauereien, und war der Stapelplatz zwiſchen Antwerpen und Bremen, wo alle durchgehende Waaren drei Tage lang zum Verkauf ausgeſtellt werden mußten. Aber von dieſer Höhe ſank es nach und nach herab, wozu innere Unruhen, die allmälige Auflöſung der Hanſe, die Religionskriege im 16. und 17. Jahrh. und das Streben der Großen, die Kleinen immer mehr zu beſchränken und ſich dieſelben zu unterwerfen, als Haupturſachen beitrugen. In der neuern Zeit war Dortmund 1803 dem Prinzen von Oranien zugetheilt worden, dann wurde es der Hauptort des bergiſchen Departements der Ruhr, und ging mit dieſem an Preußen über.

Doſſo Doſſi, ein berühmter Maler von Ferrara, ſehr geehrt von dem Herzog Alphons, und von Arioſt in ſeinem Orlando verewigt, deſſen Bild er dagegen meiſterhaft malte. Seine Manier näherte ſich der des Tizian, mit welchem er auch gemeinſchaftlich und in Einem Sinne einige Gemächer des herzogl. Schloſſes malte. Seine dortigen Bilder ſtellen Bacchanale mit verſchiedenen Spielen von Faunen, Satyrn und Nymphen vor. In andern Bildern ahmte er dem Raphael nach. Unter den acht in Dresden befindlichen Gemälden Doſſi's zeichnet ſich der Disput der vier Kirchenlehrer, durch genaue Zeichnung, mit eigener Kraft des Colorits, und ganz im Titianiſchen Style, als ein Mei=

ſterwerk aus. Seine Brüder ſind weniger berühmt. Er war geb. 1479, und ſtarb 1560.

Dotationen Napoleons ſind oder waren vielmehr Schenkungen von Staatsgütern, welche Napoleon in den eroberten Provinzen, als Antheil an der Kriegsbeute, ſeinen Feldherren und Dienſtmannen überließ; ſo wie vormals die alten Longobarden-Könige ihren Leuten (Vaſallen) nach Vertheilung des eroberten Landes Landgüter ausſetzten. Dieſe Schenkungen, bisweilen mit einem Adelstitel verbunden, bildeten eine Art von Lehngütern, hatten ſowohl in Hinſicht des Beſitzes als der Vererbung die Natur von Majoraten, und die Donatarien ſtanden, als ſolche, unter der General-Intendanz der ſogenannten außerordentlichen Domänen, welcher die Verwaltung aller derjenigen Grundſtücke, Capitalien oder ſonſtigen Einkünfte übertragen war, die der Kaiſer ſich in den eroberten und andern Fürſten abgetretenen Ländern, großentheils zu obigem Zwecke, vorzubehalten pflegte. Die gedachte Staatsbehörde hatte darauf zu ſehen, daß Alle, welche von dem Kaiſer Dotationen in fremden Landen erhalten hatten, dieſe Güter verkauften, und zwar die erſte Hälfte binnen der erſten, und die zweite Hälfte binnen der folgenden zwanzig Jahre, ſo daß in einer Friſt von vierzig Jahren alle dieſe Güter veräußert, und entweder in Renten oder in Grundeigenthum im Innern des Reichs verwandelt geweſen ſein würden. Solchen Donatärs wurden von dem Reichserzkanzler, als Vorgeſetzten des ſogenannten Conseil du sceau des titres (Wappen- oder Adelsrath) Belehnungsurkunden ausgefertigt; die Erben aber mußten binnen 3 Monaten nach dem Tode des Donatärs um eine Beſtätigungsurkunde anhalten. Auch konnten von dieſer Behörde mehrere Dotationen deſſelben Beſitzers in eine Maſſe zuſammengeworfen, oder durch ſein eigenes Vermögen ergänzt werden, wenn ſie einzeln nicht Einkünfte genug gaben, um ſie zu einem Majorate mit dem Ritter-, Baronen-, Grafen- oder Herzogstitel zu erheben. Wurde der Generalprocurator des Conſeils von der Erlöſchung der männlichen Nachkommenſchaft des Beſitzers eines Majorats, deſſen Dotation ganz oder zum Theil vom Kaiſer herrührte, benachrichtigt, ſo mußte er davon dem Intendanten der kaiſerlichen außerordentlichen Domänen, oder dem Intendanten der kaiſerlichen Privatdomänen Anzeige machen, je nachdem die Güter von jenen oder dieſen hergekommen; worauf die Intendanten ſogleich Beſitz davon ergriffen, um das Heimfallsrecht der Güter an den Schatz zu ſichern. Ein Decret vom 13. Mai 1809 verordnete in den nicht zu dem franzöſiſchen Kaiſerſtaate gehörigen Ländern, wo der Kaiſer ſolche Schenkungen zu Majoraten erhoben hatte, beſondere Beamten: Agens conservateurs, welche beſonders dahin ſehen mußten, daß der Beſitzer die Majoratsgüter gut verwaltete, und daß ſie, wenn ſich der Heimfall ereignete, in ihrem ganzen Beſtande und ungeſäumt wieder mit der franzöſiſchen Krone vereinigt wurden. Daß alle Schenkungen dieſer Art, ſo weit ſie noch nicht veräußert waren, mit dem Sturze des Schenkers null und nichtig geworden ſind, verſteht ſich wohl von ſelbſt.

Douane, Douanier, werden in Frankreich die Zoll- oder Mauthhäuſer an den Gränzen, und die Zoll- und Mauthbeamten genannt. Während der Kriege Frankreichs mit England, von 1793 bis 1814, und insbeſondere während des berüchtigten Continental-Syſtems, ſpielten die franzöſiſchen Douaniers eine bedeutende Rolle, und hatten ſelbſt eine politiſche Wichtigkeit. Sie waren in Brigaden von 6 Mann getheilt, hatten eine förmliche militäriſche Einrichtung, und waren

ſcharf bewaffnet. So bewachten ſie in drei Linien die ungeheuern franzöſiſchen Gränzen gegen die Einbringung aller verbotenen Waaren, zu denen nicht blos die engliſchen, ſondern faſt alle außerhalb erzeugten und verfertigten Waaren gehörten. Außerdem erhoben ſie die Ausgangszölle. Ihre Anzahl gab man 1812 auf 80,000 an, und die Koſten dieſer Douanen-Verwaltung betrugen ſchon 1809 gegen 50 Millionen Franken. Die Härte und Schärfe, mit der das franzöſiſche Zollweſen ausgeführt wurde; die Störungen, die es in faſt alle Lebensverhältniſſe, beſonders in den neuen Provinzen brachte; die Plackereien, welche ſich die Douaniers gegen Reiſende erlaubten, hatten beſonders in den neuen Provinzen die Gemüther außerordentlich wider ſie aufgeregt, und der Volksingrimm traf daher bei den Bewegungen, welche 1813 in Deutſchland und Holland gegen die Franzoſen Statt fanden, zuerſt dieſe Menſchenklaſſe und die Zollhäuſer ſelbſt, welche in Hamburg und Amſterdam gleich zu Anfang niedergeriſſen und verbrannt wurden.

Double, ein Kunſtausdruck beim franzöſiſchen Theater, der den Stellvertreter eines für ein gewiſſes Fach angenommenen Schauſpielers bezeichnet. Man verſteht aber darunter keinen zweiten Schauſpieler. Dieſe heißen bei ihnen second sujet oder acteur pour les sesonds rôles. Lafon iſt z. B. jetzt der Double von Talma, aber kein second sujet, d. h. wenn Talma ſpielt, ſpielt Lafon nicht; aber Talma gehören alle erſten Rollen ſeines Fachs, und Lafon übernimt nur dann dieſelben Rollen, wenn dieſer krank, oder abweſend iſt, oder aus andern beſondern Urſachen.

Douſa oder van der Does, geb. 1545 zu Nordwyk in Holland, berühmt als Staatsbeamter, Philolog, Geſchichtſchreiber und Dichter. Als er ſeine Studien in Delft und Löwen vollendet, und ſich einige Zeit in Paris aufgehalten hatte, ging er in ſeine Heimath zurück, und lebte eine Zeitlang im Genuſſe des häuslichen Glückes und im Umgange mit den Muſen, bis er 1572 ins öffentliche Leben trat, und als Geſandter nach England ging, um die Königin Eliſabeth für die Sache der Niederländer zu gewinnen. Großen Ruhm erwarb er ſich, als ihm der Oberbefehl in dem von den Spaniern belagerten Leyden übergeben ward. Seine Klugheit und ſein unerſchütterlicher Muth trotzten allen Gefahren, ſelbſt als Hungersnoth und Peſt ſich zu der Geißel innerer Zwietracht geſellten. Abgerichtete Tauben dienten ihm, mit den erwarteten Befreiern eine Verbindung zu unterhalten, und dankbar pries er in ſeinen Verſen dieſe treuen Boten. Der Statthalter Wilhelm I. entſchädigte die Stadt für ihre Leiden durch die Stiftung der Univerſität, deren erſter Curator Douſa ward. Seine ausgebreiteten Verbindungen mit den Gelehrten des Auslandes ſetzten ihn in Stand, die trefflichſten Lehrer, z. B. Joſeph Scaliger, für die neue Anſtalt zu gewinnen. Nach Wilhelms I. Ermordung reiſete Douſa heimlich nach London, um bei der Königin Eliſabeth eine Stütze für die Freiheit ſeines Vaterlandes zu ſuchen, deren treuer Verfechter er immer war, und während der bedenklichen Zeit, wo die Herrſchaft des Grafen von Leiceſter (ſ. **Dudley**) das Land drückte, benahm er ſich mit kluger Mäßigung. Häusliche Leiden, beſonders der Tod ſeines hoffnungsvollen älteſten Sohnes, Janus Douſa, trübten ſeine letzten Lebensjahre, bis er 1604 ſtarb. Die zahlreichen Schriften, die er hinterließ, beweiſen, wie treu er ſeinem Wahlſpruche war: Dulces ante omnia Musae. Sein bekannteſtes Werk ſind ſeine Annalen Hollands (Bataviae Hollandiaeque Annales — 1601), die ſein Sohn ange-

ſangen hatte, und wovon es zwei Ausgaben, eine in Verſen, die andere in Proſa giebt.

Dover, ein engliſcher Seehafen am Canal, Frankreich gegenüber, in der Grafſchaft Kent, mit einem jetzt verbeſſerten Hafen, der Schiffe von 4 bis 500 Tonnen einlaufen laſſen kann, und bei gefährlichen Stürmen oft zum Nothhafen dient, übrigens die Mündung eines kleinen Stroms ausmacht. Auf einem engen Raume liegt die Stadt in 3 Hauptſtraßen, die am Ende zuſammenlaufen, zum Theil am Strande, zum Theil an ſteilen Kalkfelſen. Sie hat 2 Kirchen, die Kirche des heil. Jacob (des Schutzheiligen der Seeleute) und die Marienkirche; die erſte iſt ein großes, 1216 erbautes Gebäude, die zweite ſtifteten die Normänner. Dieſer nahrhafte Ort hat heiße und kalte Seebäder, 1800 Häuſer und 8000 Einw. Alle engliſche Diſſenters haben hier Bethäuſer oder Capellen. Am Felſen wächſt noch, wie zu Shakeſpears Zeiten, der große Meerfenchel, und würzt die Brühen der Schmecker. Das neue Kriegsſpital iſt ein prachtvolles Gebäude, und ehrwürdig die Stadthalle am Markt. Hübſch iſt das hieſige Sommerſchauſpielhaus und das Caſino in der Margategaſſe. Die hieſigen Schiffer und Lootſen unterhalten 27 Packetböte zur Ueberfahrt, die jetzt mit Dampfmaſchinen verſehen ſind. Berühmt iſt als fette Pfründe ohne Mühewaltung die Gouverneurſtelle der 5 Canalhäfen, von denen Dover eine iſt, und durch 1600 Wahlmänner 2 Deputirte ins Parlament ſchickt. Dover iſt, in Folge der drohenden franzöſiſchen Landungsanſtalten, von der Seeſeite trefflich durch Strand- und hochliegende Batterien, ferner durch ſeine Martellothürme und ſein 320 Fuß über der Meeresfläche ſteil am Ufer liegendes Caſtell, von einer Oberfläche von 25 Acres, von der Seeſeite und einigermaßen auch von der Landſeite befeſtigt. Dies Caſtell hat für 2000 Mann bombenfeſte Caſematten und einen Brunnen von 370 Fuß Tiefe, der ſolches gegen Waſſermangel ſchützt. In und an den vielen Gebäuden und Thürmen dieſes ſchönen Caſtells zeigt man manche Alterthümer, angeblich römiſchen Urſprungs. Gewiß iſt die Grundmauer einer Redoute nahe beim Caſtell der Ueberreſt einer ehemaligen Warte der Römer oder eines Pharus, den ſie anlegten. Die vielen Thürme des Caſtells tragen jeder den Namen ſeines Erbauers. Auf der höchſten Felsſpitze ſteht das Burgſchloß, 92 Fuß hoch, iſt wohlerhalten und dient als Zeughaus und zu Magazinen aller Art. Minen umgeben das Caſtell und machen jeden Verſuch, es zu erſtürmen, gefährlich.

Dow, auch Douw geſchrieben, und Dau ausgeſprochen (Gerard), geb. zu London 1613, Sohn eines Glaſers und Malers. Er machte, als Schüler des großen Rembrand, unter dieſem Meiſter bedeutende Fortſchritte in der ſchönen Vertheilung des Lichts und im kräftigen Colorit, aber übertraf ihn noch an Fleiß. Man kann nichts Vollendeteres ſehen, als ſeine kleinen Gemälde. Sie ſind ſo niedlich, daß man das Vergrößerungsglas brauchen muß, um die Arbeit darin genau zu erkennen, ſelbſt die zarteſten ſeiner Figuren ſind voll Leben, und auch das faſt Unſichtbare Kleine in der Natur überſah er nicht. Man hält ihn für den Erfinder der ſinnreichen Methode, große Gemälde ins Kleine zu bringen, indem man das Original mit einem durch Faden in Vierecke getheilten Rahmen bedeckt, und dann die Partien des Gemäldes in eben ſo viele gezogene kleine Vierecke auf die Leinwand überträgt. Gerard Dow ſtarb um das J. 1680 und hinterließ ein großes Vermögen; denn ſeine Werke wurden zu hohen Preiſen bezahlt, wie ſie noch jetzt zu den theuerſten der niederländiſchen Schule gehören.

1809 wurde ein kleines Gemälde von ihm für das königl. holländiſche Muſeum mit 17,000 Gulden bezahlt, und in der Auction von Peter de Smith in Amſterdam, 1810, gingen die Gerard Dows am theuerſten weg; 5 — 10,000 Gulden war ihr gewöhnlicher Preis. Seine Schüler Metzü, Schalken und Mieris ſind ihres Meiſters würdig.

Doyen (Gabriel François), ein verdienſtvoller franzöſiſcher Maler, geb. zu Paris 1726. Er zeigte ſchon früh viel Geſchmack am Zeichnen, und wurde in die Schule des Malers Vanloo aufgenommen, ehe er das zwölfte Jahr erreicht hatte. Ausgeſtattet mit viel Erfindungsgeiſt übte er ſich frühzeitig in der Compoſition, und gewann in einem Alter von 20 Jahren den großen Preis in der Malerei. Von dieſem Augenblicke an bildete ſich zwiſchen Lehrer und Schüler eine beſondere Verbindung und Zuneigung, die durch Dankbarkeit und Freundſchaft erhöht wurde. 1748 ging Doyen nach Rom, wo beſonders die Werke derjenigen Maler, die ſich durch einen großen Charakter in der Zeichnung und hohen Ausdruck ausgezeichnet haben, wie Annibale Carracci, Pietro di Cortona, Giulio Romano, Polidor und Michel Angelo, nach und nach die Gegenſtände ſeines Studiums und ſeiner Begeiſterung wurden. In Neapel feſſelten die Werke von Solimene gleichfalls ſeine Aufmerkſamkeit. Dann beſuchte er Venedig, Bologna, Parma, Piacenza, und kehrte nach Frankreich über Turin zurück, wo er einige Zeit verweilte. Er blieb in Paris lange Zeit ohne Beſchäftigung. Ungeſchickt durch Kriecherei zu erhalten, was er nur ſeinem Werthe verdanken wollte, lebte er einſam der Kunſt. Zwei ganze Jahre lang brachte er mit dem Entwurf und der Ausführung ſeiner Virginia zu; der Erfolg war aber auch vollſtändig: ſie verſchaffte Doyen die Aufnahme in die Malerakademie, 1758. Das Gemälde la Peste des ardents, für die Kirche von St. Roch, erhöhte noch ſeinen Ruf, und man hält es für ſein Meiſterwerk. Um tiefer die Schönheiten zu durchdringen, welche er in dies Gemälde übertragen wollte, unterſuchte er die Meiſterwerke der flamändiſchen Schule. Um ſeinem Werke aber mehr Wahrheit zu geben, ging er in die Hoſpitäler, und beobachtete die Charaktere und Geſichtszüge der Kranken und Sterbenden. Man findet in dieſer großen und reichen Compoſition ſchöne Charakterköpfe, wohl gruppirte und tief gedachte Geſtalten; der Ausdruck des Schmerzes iſt mit großer Wahrheit wiedergegeben, die Farben ſind lebhaft und kräftig; der Anblick der Schönheit in Thränen und reicher Kleidung, mitten unter den Verwüſtungen der Peſt, welche vorzugsweiſe gegen fleiſchloſe Körper zu wüthen ſcheint, drückt einen großen Gedanken aus. Nach Vanloo's Tode ward Doyen zu Ausmalung der Capelle des heiligen Gregors bei den Invaliden gewählt; allein das große Werk hätte ihn faſt das Leben gekoſtet. Er hatte das Unglück, von dem Gerüſte herabzufallen; man hielt ihn für todt, auch hatte er viele Wunden und Quetſchungen und mußte das Bett mehrere Monate hüten; allein kaum fühlte er ſich hergeſtellt, als er ſeine Arbeit mit erneuertem Eifer begann. Er mußte nun, nebſt andern Künſtlern, Gemälde für den Hof verfertigen, und ihm wurde der Triumph der Thetys über die Gewäſſer zu Theil. Sein Gemälde wurde um ſo ſchöner gefunden, je weniger die Grazien, womit er es zu verſchönern gewußt, etwas von der Ziererei und dem ſchlechten Geſchmacke zeigten, der damals Mode war. Der Tod des heiligen Ludwig, in der Capelle der Militärſchule, iſt auch eine ſeiner ſchönſten Arbeiten, vorzüglich in Hinſicht der trefflichen Anordnung. Im Anfange der Revolution berief ihn Catharina II. nach

Rußland, gab ihm eine Penſion von 1200 Rubeln nebſt freier Wohnung, und ernannte ihn zum Profeſſor bei der Malerakademie zu Petersburg, mit welcher Stelle noch ein beſonderer Gehalt verbunden iſt. Nach der Kaiſerin Tode bezeigte ihm Paul I. gleiche Gunſt. Er erhielt den Auftrag zu verſchiedenen Deckengemälden, namentlich in dem großen ſogenannten Georgenſaale, im kaiſerl. Schlafgemach, in der Bibliothek der Eremitage und in einer der Gallerien von Paulowsky. Doyen liebte dergleichen Arbeiten ganz vorzüglich, weil ſie für ſeinen kühnen und feurigen Pinſel paßten. Doch blieb er auch nicht fremd in andern Gattungen der Malerei; ſo hat er einiges im Geſchmack von Benedetto und andern frühern Malern geliefert. Er ſtarb zu Petersburg 1806.

Drache, 1. ein berühmtes Sternbild am nördlichen Himmel; die Fabel ſagt, Juno habe den Drachen, welcher die goldenen Aepfel im Schlafgemach der Hesperiden bewacht, und welchen Hercules getödtet habe, an den Himmel verſetzt. — 2. Der fabelhafte Drache. Von dieſem berüchtigten Ungeheuer geht die Fabel faſt ſo weit hinauf, als die Geſchichte reicht. Man ſchildert ſeine Geſtalt ſo ſchrecklich als möglich, und giebt ihm zum Wohnplatze beinahe alle bekannten Länder, beſonders aber das damals noch unbekannte Indien und Afrika. Seine Größe gab man nicht leicht unter 20, oft aber auch 70 Ellen an. Von letzterer Art war der Drache, der nach dem Aelian zu Alexanders des Eroberers Zeiten in Indien lebte, und göttlich verehrt wurde. Füße hatte er nach dieſen Beſchreibungen nicht, ſondern wie Schlangen bewegte er ſich durch Windungen des Körpers fort. Der ganze Körper war mit Schuppen bedeckt, und nach Vielen der Hals mit einer Mähne geziert. Uebrigens widerſprechen ſich dieſe Erzählungen faſt alle, und nur darin ſtimmen ſie überein, daß der Drache vortreffliche Sinnenwerkzeuge, beſonders ein ſcharfes Geſicht habe. Ihm wird eine ſolche Stärke beigelegt, daß es ihm eine Kleinigkeit war, einen Elephanten zu erwürgen. Seine Nahrung beſtand in Blut und Fleiſch von allerlei Thieren; auch fraß er verſchiedene Früchte. Das Sonderbarſte iſt, daß deſſen ungeachtet dieſes Thier gefangen und zahm gemacht werden konnte, wovon die alten Schriftſteller mancherlei zu erzählen wiſſen. Dieſen Fabeln ſcheint aber dennoch ein wirkliches Thier zum Grunde zu liegen, und wahrſcheinlich iſt dieſes kein anderes, als die große Abgottsſchlange (Boa constrictor), die in Indien und Afrika lebt, und bis 50 Fuß lang wird. — Der Drache des Mittelalters iſt ein von dieſem verſchiedenes Geſchöpf der Einbildung. Man ſchreibt ihm vier Löwenfüße, einen langen, dicken Schlangenſchwanz und einen ungeheuren Rachen zu, aus welchem Feuerflammen ſtrömten. In den Ritterzeiten ſpielte dieſer Drache eine Hauptrolle, und gehört zu den Ungeheuern, welche die bepanzerten Romanenhelden zu beſiegen hatten. Dieſe Sagen wurden wahrſcheinlich durch mangelhafte Nachrichten vom Nilcrocodill, welche durch die Kreuzzüge nach Europa kamen, und übertriebene und falſche Beſchreibungen unſerer größten inländiſchen Schlangen veranlaßt. — 3. Der electriſche Drache. Das Spielwerk der Knaben hat Anlaß zu einer höchſt wichtigen Erfindung gegeben. Franklin bediente ſich 1752 deſſelben zuerſt als eines Leiters, um vermittelſt deſſelben die Electricität der Luft oder der Wolken herabzuziehen, und die Electricität des Gewitters zu beweiſen. Der Drache war von Pappe, wie die gewöhnlichen Drachen, womit Kinder ſpielen, und auf demſelben war eine metallene Spitze befeſtigt. Er ließ ihn an einer hanfenen Schnur, an deren unterſten Ende ein Schlüſſel hing, in die

Höhe ſteigen. Um die Schnur, ohne die electriſche Materie abzuleiten, anfaſſen zu können, war unten eine ſeidene Schnur angebracht. Sobald der Drache in der Luft ſchwebte, wurde die electriſche Materie, welche die Spitze aufgenommen hatte, vermöge der Schnur bis zum Schlüſſel geleitet, ſo daß man an demſelben eine Verſtärkungsflaſche laden konnte. Ohne Franklins Entdeckung erfahren zu haben, ſtellte de Romus in Frankreich ein Jahr ſpäter ähnliche Verſuche an, und brachte mit ſeiner weit größern Geräthſchaft eine ſo beträchtliche Menge Electricität herab, als weder vor noch nach ihm Jemand vermocht hat. Anfangs betrachtete man die electriſchen Drachen blos als Mittel, die Electricität der Gewitterwolken zu unterſuchen; in den neuern Zeiten fing man aber auch an, durch ſie die tägliche Luftelectricität zu beobachten. Hierzu nimt man am ſchicklichſten die papiernen Drachen, 4 Fuß lang und etwas über 3 Fuß breit. Einen ſolchen Drachen überzieht man mit Firniß, oder tränkt ihn mit geſottenem Leinöl, damit er von dem Regen nicht verdorben werde. Die Schnur, worauf das meiſte ankommt, muß ein guter Leiter ſein. Cavallo fand einen unächten, mit dünnem Bindfaden zuſammengedrehten Goldfaden am tauglichſten. Man läßt nun den Drachen in die Höhe ſteigen, zieht die Schnur deſſelben durchs Fenſter in ein Zimmer, bindet eine ſtarke ſeidene Schnur daran, und befeſtigt das Ende deſſelben an einen ſchweren Tiſch, auf welchem ein kleiner iſolirter Conductor geſtellt und mit der ſeidenen Schnur durch einen Draht verbunden wird. Auf einem gläſernen, mit Siegellack überzogenen Stative ſtellt man ein Electrometer ſo neben den Conductor, daß es denſelben berührt. Dieſes Electrometer zeigt nun die Stärke der in der Luft befindlichen Electricität an. Allein noch bequemer zu ſolchen Unterſuchungen und Beobachtungen ſind kleine aeroſtatiſche Maſchinen, die man ſtatt der Drachen und mit weniger Abhängigkeit von den Umſtänden, dem Winde 2c. aufſteigen läßt.

Drachma, Drachme. Bei den Griechen 1. eine Münze ungefähr 5 Gr. 4⁴/₅ Pf. betragend; 100 machen eine Mine, und 6000 ein Talent; 2. ein Gewicht, ungefähr 1 Quentchen 11¹/₅ holländiſche Aß betragend. Bei uns ein Apothekergewicht (ſ. d. Art.)

Draco, ein berühmter Archont und Geſetzgeber der Athener, kurz nach Entſtehung ihres Freiſtaats, etwas über 600 Jahre vor der chriſtlichen Zeitrechnung, wurde durch die außerordentliche und faſt beiſpielloſe Strenge ſeiner Geſetze merkwürdig. Das geringſte Verbrechen, z. B. Fruchtdiebſtahl, ja ſogar Müßiggang, beſtrafte er eben ſowohl mit dem Tode, als Beraubung der Tempel, Mord und Verrath des Vaterlandes. Man ſagte daher, daß ſeine Geſetze mit Blut geſchrieben wären. Nichts war natürlicher, als daß dieſe Härte die Vollſtreckung derſelben, vorzüglich bei weichender Rohheit und zunehmender Cultur ſeines Volks, hinderte und ſie verhaßt machte. Man trug daher dem Solon auf, neue Geſetze abzufaſſen. (Vergl. Attika.) Die Sage erzählt, daß Draco bei ſeiner Erſcheinung in dem Theater der Inſel Aegina, wohin er ſeine Geſetze gebracht haben ſoll, unter dem jubelnden Zurufe des Volks, welches der Sitte nach Kleider, Mäntel und Hüte über ihn geworfen, erſtickt ſei. Auch ſei er unter dieſem Theater begraben worden.

Dragge, ſ. Dregg.

Dragoman heißt im Orient, beſonders am türkiſchen Hofe, ein Dolmetſcher. Der Dragoman der Pforte, der in Dienſten des Hofes ſteht, und durch welchen der Großſultan die Eröffnungen der chriſtli-

chen Geſandten empfängt, iſt jederzeit ein Chriſt von griechiſcher Nation, und gelangt öfters zur Stelle eines Fürſten (Hospodars) der Moldau oder der Wallachei.

Dragoner, eine Art leichter, urſprünglich franzöſiſcher, Cavallerie, deren eigentliche Beſtimmung es iſt, ſowohl in als außer der Linie, geſchloſſen oder einzeln, zu Pferde, oder, wo es nöthig, auch zu Fuß zu fechten. Hiernach ſind auch ihre Waffen eingerichtet. Sie haben Pferde von mittlerer Größe. In frühern Zeiten nannte man ſie Arquebuſierreiter oder Reiterſchützen. Den Namen Dragoner erhielten ſie wahrſcheinlich von den römiſchen Draconarien, deren Lanzen mit Drachenfiguren geſchmückt waren. Da ſie faſt nirgends mehr zum Infanteriedienſt gebraucht werden, ſo ſind ſie jetzt eigentlich eine Gattung Cavallerie, bei der man die für die Huſaren zu ſchweren und für die Cuiraſſiere zu leichten Pferde gebraucht. **Dragonaden** (Dragonerbekehrungen), d. h. Bekehrungen, welche mit Kriegsgewalt erzwungen werden ſollen, Zwangsbekehrungen. Ludwig XIV. ſchickte nämlich in dieſer Abſicht (1684) Dragoner in die Cevennen, um durch ſie die Hugenotten zu züchtigen.

Draht, Drahtzieherkunſt. Die Kunſt aus Metallen dünne Fäden zu machen, die man Draht nennt, iſt ſehr alt. Aber der Draht wurde damals geſchmiedet. Kleidungsſtücke, z. B. Panzer, Damen- und Weiberröcke, aus feinem Gold- und Silberdraht, und Treſſen waren in dem griechiſchen und römiſchen Alterthume etwas nicht Ungewöhnliches. Drahtſchmiede, die den Draht mit dem Hammer ſtreckten, oder verlängerten, gab es ſchon im Anfange des 14. Jahrh. in Nürnberg. Die eigentliche Drahtzieherkunſt aber, oder die Kunſt, den Draht ſo lang und dünn als möglich, wie auch in beſtändig gleicher Rundung auszudehnen, ſoll von einem Nürnberger, Namens Rudolph, zwiſchen 1360 und 1400 erfunden worden ſein, deſſen Erfindung durch ſeinen Sohn, der ſich, um ſeines Vaters Hitze zu entgehen, durch die Flucht rettete, verrathen wurde. Erſterer machte nämlich Ziehplatten, d. i. gegoſſene Stahlplatten, die einen halben Schuh lang, über einen Zoll breit und mit größern und kleinern trichterförmigen Löchern verſehen ſind, durch welche die Zainen, d. i. lange dünne und runde Stänglein von Metall, vermittelſt eines Räderwerks und einer Zange, erſt durch die größern, dann aber durch immer kleinere Löcher hindurchgezogen werden. Die ſchwächere und feinere Arbeit des Gold- und Silberdrahts wurde wahrſcheinlich zuletzt erfunden; die gröbere Arbeit war wohl ſchon vor Rudolph auch in Augsburg bekannt. Der große Drahtzug, welcher vom Waſſer getrieben wird, iſt wahrſcheinlich zu Nürnberg ſchon vor 1400 erfunden worden. Das Drahtzieherhandwerk beſtand ſchon 1370 in Nürnberg, ſo daß man von Gold, Silber, Kupfer und Meſſing Draht gezogen, aber die Kunſt, ihn geſchmeidig und ſo dünn zu ziehen, daß er hätte geſponnen und zu andern feinen Manufacturarbeiten angewendet werden können, brachte erſt Andr. Schulz 1545 nach Augsburg, und 1570 ein Franzoſe, Antoine Fournier, nach Nürnberg, und erſt 1592 verfertigte Friedr. Hegelsheimer, Held genannt, Bürger zu Nürnberg, den damals in Italien und Frankreich allein gefertigten Gold- und Silberdraht in der vollkommenen Eigenſchaft, wie er zum Spinnen und Wirken gebraucht werden kann. Er brachte ſeine Fabricanten dazu aus Frankreich, und erhielt von dem Magiſtrat zu Nürnberg für ſeine feinern Arbeiten, ſpäter (1608) auch vom Kaiſer Rudolph II. für die kupferne, verſilberte und vergoldete lyoniſche Drahtarbeit ein Privilegium. Auch die

Kunſt, den Draht zu platten, d. i. Lahn daraus zu machen, welches geſchieht, indem der Draht durch zwei genau an einander ſchließende Walzen hindurchgelaſſen wird, war früh in Nürnberg bekannt. Die Franzoſen ſchrieben die Kunſt, den Eiſendraht (fein) zu ziehen, ihrem Landsmanne Richard Archal zu, von welchem er auch in der franzöſiſchen Sprache den Namen hat (fil d'Archal). Auch hält Herr v. Murr die Vergoldung des Silberdraths für eine im 15. Jahrh. gemachte franzöſiſche Erſindung. In England wurde noch um 1565 aller Draht durch bloße Händearbeit verfertigt; die erſte Drahtzieherei ſoll daſelbſt gegen die Mitte des 17. Jahrh. von Ausländern, die erſte Eiſendrahtmühle von Gottfr. Vor, einem Deutſchen, ſchon 1500 in England angelegt worden ſein. Die bedeutendſten Drahtziehereien in Deutſchland befinden ſich in Altena (preuß.) Grafſchaft Mark, Iſerlohn und den benachbarten Orten.

Draiſſine, eine vom Forſtmeiſter v. Drais zu Manheim 1817 erfundene Fahrmaſchine. Sie beſteht aus zwei hinter einander laufenden Rädern, welche ein Geſtell mit einander verbindet, auf deſſen obern Steg ein Sitz in Form eines Sattels angebracht iſt. Vor dem Sattel iſt ein Bügel befindlich, auf dem beim Fahren die Arme ruhen; und vor dieſem geht ein mit einem Querſtabe verſehener Schenkel in die Höhe, wodurch die Fahrmaſchine, da das vordere Rad, wie bei allen Wagengeſtellen, beweglich iſt, gelenkt wird. Will man die Draiſſine nun zum Fahren gebrauchen, ſo ſetzt man ſich auf den Sattel und ſchiebt, indem man mit einem Fuße um den andern auf den Erdboden auftrit, die Maſchine fort. Dabei muß man aber zwei Dinge ſehr in ſeiner Gewalt haben, einmal eine gute Balance, und dann eine gute Fertigkeit im Lenken. Wer einmal dieſe beiden Haupterfoderniſſe ſich zu eigen gemacht hat, ſoll auf gutem, ebenen Wege in einer Stunde bequem eine deutſche Meile zurücklegen können. Die Franzoſen nannten die Maſchine Vélocipède. In England hat ihr Verbeſſerer, Knight, ein Patent darüber erhalten.

Drake (Francis). Dieſer große engliſche Seemann wurde geb. zu Tavyſtock in Devonſhire 1545. Sein Vater übergab ihn, damit er das Gewerbe eines Seemanns erlernen möchte, einem Küſtenfahrer, der auch zuweilen Waaren nach Irland und Frankreich überführte. Drake gewann die Liebe ſeines Herrn in dem Grade, daß dieſer ihm bei ſeinem Tode ſein Fahrzeug vermachte. Ein Verwandter, Sir John Hawkins, ließ ihm ordentlichen Unterricht ertheilen. Im 18. Jahre mußte Drake einzelne Geſchäfte auf einem Schiffe verrichten, welches nach Biscaya Handel trieb; im 20. machte er eine Reiſe nach der Küſte von Guinea, und im 22. erhielt er den Oberbefehl eines Schiffs, und benahm ſich in dem unglücklichen Gefechte, welches Sir John Hawkins gegen die Spanier in dem Hafen von Vera-Crux zu beſtehen hatte, mit vieler Tapferkeit; allein er verlor auch dabei alles, was er beſaß. Er faßte nun einen ſolchen Haß gegen die Spanier, daß er blos auf Mittel dachte, ihnen allen möglichen Schaden zuzufügen. Kaum hatte er dieſe Abſicht in England merken laſſen, als eine Menge Abenteurer ſich ihm anſchloß. Er bewirkte nun zwei Unternehmungen nach Weſtindien, vermied zwar noch mit den Spaniern zuſammenzutreffen, der Erfolg ſeiner Reiſe war aber ſo günſtig, daß er nicht nur die Schiffseigenthümer vollkommen befriedigte, ſondern auch einen ſolchen Ruf erwarb, um ſeinen bedeutenden Plan ausführen zu können. 1672 lief er mit 2 Schiffen aus, wovon das eine von ſeinem Bruder befehligt wurde, und griff die Städte Nombre de Dios und

Vera ſ Cruz, auf der öſtlichen Küſte der Erdenge von Panama gelegen, an, nahm ſie mit Sturm und machte dabei eine anſehnliche Beute. Nach der Rückkehr von dieſer Unternehmung rüſtete er drei große Fregatten auf ſeine Koſten aus, mit denen er als Freiwilliger in Irland unter den Befehlen des Grafen Eſſex, eines Bruders des durch ſein Unglück allgemein bekannten Eſſex, diente. Beim Tode dieſes ſeines Beſchützers kehrte er nach England zurück. Sir Chriſtoph Haiton, Vicekammerherr und Rath der Königin Eliſabeth, ſtellte ihn dieſer Fürſtin vor, der Drake ſeinen Plan vorlegte, durch die Magellaniſche Meerenge in die Südſee zu dringen, um hier die Spanier anzugreifen. Die Königin gab ihm die Mittel, eine Flotte von fünf Schiffen für dieſen Zweck auszurüſten. Drake ging von Plymouth den 13. Nov. 1577 ab, und kam in die magellaniſche Meerenge den 20. Aug. 1578; den 6. Nov. gelangte er an den Ausgang, und wurde den Tag darauf von einem Sturme überfallen, der ihn nach Süden zu ſteuern zwang. Als er an das Ende der Meerenge zurückgekommen war, legte er der Bai, wo er ankerte, den Namen Parting of Friends (Trennung der Freunde) bei, weil er, als er ſie verließ, von einem ſeiner Schiffe getrennt wurde. Neue Windſtöße trieben ihn abermals nach Süden. Er befand ſich nun zwiſchen den Inſeln, welche die Geographen auf den Charten neuerer Zeit zweihundert Stunden weſtlich von Amerika bemerkt haben, von denen aber Fleurieu bewieſen, daß ſie eins ſind mit den zahlreichen, noch jetzt wenig bekannten Inſeln, welche den ſüdweſtlichen Theil des Archipels des Feuerlandes ausmachen, und gezeigt, daß Drake damals das Cap Horn geſehen hatte, eine Entdeckung, deren Ehre ihm auch hätte bleiben ſollen. Den 20. Nov. kam Drake im Angeſicht der Inſel Mocha, ſüdlich von Chili, an, wo er einen Sammelplatz für ſeine Flotte beſtimmt hatte. Da er keines ſeiner Schiffe eintreffen ſah, ſetzte er ſeinen Lauf nach Norden fort, längs der Küſten von Chili und Peru, indem er jede Gelegenheit wahrnahm, ſich der ſpaniſchen Schiffe zu bemächtigen und Landungen zu machen. Da ſeine Mannſchaft einigermaßen beuteſatt war, folgte er der Küſte von Nordamerika bis zum 48° N. B., weil er hoffte, eine Durchfahrt in den atlantiſchen Ocean zu finden. Getäuſcht in ſeiner Erwartung und durch die Kälte genöthigt, bis zum 38° zurückzugehen, nannte er den Platz, wo er ſeine Schiffe ausbeſſerte, Neu ſ Albion, und nahm Beſitz davon im Namen der Königin Eliſabeth. Den 29. Sept. 1579 richtete er ſeinen Lauf nach den Molucken, und ankerte den 4. Nov. zu Ternate. Faſt wäre er bei Celebes untergegangen. Den 3. Nov. 1580 lief er zu Plymouth ein. Am 4. Apr. 1581 kam Eliſabeth ſelbſt auf der Themſe nach Deptford, wo Drake's Schiff vor Anker lag, ſpeiſete bei ihm am Bord, ſchlug ihn zum Ritter und billigte Alles, was er gethan hatte. 1585 beunruhigte Drake die Spanier von Neuem auf den Inſeln des Cap Verd und in Oſtindien. 1587 befehligte er eine Flotte von 30 Segeln, die im Hafen von Cadix eine Abtheilung der berühmten Armada verbrannte, und 1588 wurde er Viceadmiral unter Lord Effingham, dem Großadmiral von England, um ſich dem Angriffe der ſpaniſchen Flotte entgegenzuſtellen. Eine reich beladene Gallione ergab ſich ihm auf die bloße Nennung ſeines Namens, und bei der Verfolgung des geſchlagenen Feindes zeichnete er ſich abermals ſehr aus. 1589 erhielt er den Befehl derjenigen Flotte, welche Don Antonio wieder auf den Thron von Portugal ſetzen ſollte. Allein dieſes Unternehmen ſcheiterte wegen des Mißverſtändniſſes zwiſchen Drake und dem Generale der Landtruppen. Der Krieg mit Spanien dau-

erte fort; Drake und Hawkins ſchlugen der Eliſabeth eine neue Unternehmung gegen die Spanier in Weſtindien vor, welche alle vorhergehenden verdunkeln ſollte. Sie wollten ſogar einen Theil der Koſten tragen; und die Königin lieferte die Schiffe. Man erreichte jedoch damit nicht ganz den Zweck. Den 12. Nov. 1595, den Todestag von Sir John Hawkins, wurde Drake's Schiff beim Abſegeln vom Fort von Porto Rico von einer Kanonenkugel durchbohrt, welche den Stuhl mitnahm, worauf Drake ſaß, ohne ihm Schaden zu thun. Den andern Tag wurden die ſpaniſchen Schiffe vor Porto Rico mit Ungeſtüm angegriffen, allein ohne Erfolg. Hierauf ſegelte er nach dem feſten Lande, nahm und verbrannte Rio de la Hacha und Nombre de Dios. Als er aber einige Tage nachher eine Unternehmung gegen Panama befohlen hatte, welche ganz verunglückte, wurde er darüber ſo mißmüthig, daß er in ein ſchleichendes Fieber verfiel, welches ſeinem Leben den 30. Dec. 1596 ein Ende machte. Unter den ehrenvollen Anwendungen ſeines Vermögens muß erwähnt werden, die Erbauung einer Waſſerleitung von 20 engl. Meilen, die er 1581 ausführen ließ, um Plymouth mit Waſſer zu verſorgen. Er iſt es, dem Europa die Kartoffeln (Erdäpfel) verdankt, die er zuerſt mitbrachte. Die Beſchreibung einer Reiſe wurde verfaßt von Franz Pretty, der unter Drake diente. Sie erſchien unter dem Titel: The famous Voyage of Sir Francis Drake into the South-Sea and hence about the whole globe of the Earth, London 1600 in 12mo. Später iſt die Unternehmung öfter beſchrieben worden.

Drama, dramatiſch. Das griechiſche Wort Drama bedeutet Handlung; gewöhnlich aber nimt man es für gleichbedeutend mit Schauſpiel. Sehen wir, ob die Entwickelung des Begriffs Handlung hiezu wohl einen rechtfertigenden Grund an die Hand gebe. Handlungen ſind freie Kraftäußerungen vernünftig und ſinnlich begehrender Weſen, um durch Anwendung der gehörigen Mittel einen Zweck zu erreichen. Will man ſie darſtellen, ſo kann es nur geſchehen durch Entwickelung der Gründe und der Reihe von Veränderungen, welche zwiſchen dem Entſchluß und der Ausführung liegen. Indem man die einzelnen Stufen der Entwickelung die ganze Zeitreihe hindurch verfolgt, und ſie darſtellt, wie ſie ſich ſelber aus einander erzeugen, entſteht unbezweifelt eine größere Vergegenwärtigung, welche jedoch noch höhere Grade zuläßt, indem das Vergegenwärtigte noch nicht das Gegenwärtige ſelbſt iſt. Vergegenwärtigen kann man auch in der Erzählung. Stellt man nun aber eine Handlung in ihrer allmäligen Entwickelung, mit ihren Urſachen und Veränderungen, von dem Augenblick des Entſchluſſes bis zur Erreichung des Zwecks, als gegenwärtig ſich ereignend dar, oder einen Gegenſtand überhaupt in ſeiner unmittelbaren Entwickelung und Wirkung; ſo iſt eine ſolche Darſtellung dramatiſch, gleichviel, in welcher Form man dargeſtellt habe. Göthe's Werther iſt ein wirkliches Drama, und jede Darſtellung, die in allen Punkten das Werden zeigt, immer entwickelt, immer im Fortſchreiten begriffen iſt, iſt dramatiſch; und welcher Dichter iſt wohl überall, auch außer der Sphäre des Schauſpiels, dramatiſcher als Göthe! Nur muß man freilich nicht meinen, nur da ſei Handlung, wo, wie Leſſing ſich ausdrückt, der Froſch ſich die Maus ans Bein bindet und mit ihr umherſpringt. Nicht jede Handlung äußert ſich auch in einem äußern Ereigniſſe, denn das Handeln geht von innen aus, und es giebt eine Handlung der Seele, bei welcher die Veränderungen nur Veränderungen des Seelenzuſtandes ſind. Hier treten ſie freilich nicht ſo laut hervor, als wo ſich auch

die äußern Zuſtände verändern, und wo die bewirkten Erſcheinungen äußere Ereigniſſe ſind. Sollen nun Handlungen als gegenwärtig ſich ereignend dargeſtellt werden, ſo kann es nicht anders geſchehen, als durch die handelnden Perſonen ſelbſt, oder durch Stellvertreter derſelben, welche ihren Willen, ihre Geſinnungen und Zuſtände durch Rede offenbaren, und gleichſam ſelbſt ſchildern. Daher die dialogiſche Form, wodurch jedoch allein noch kein Drama entſteht, wie Manche geglaubt haben; weil der bloße Dialog, wenn er z. B. unterſuchend iſt, etwas Hemmendes haben kann; da hingegen bei Darſtellung einer Handlung ein beſtändiges Vorwärtsſtreben, eine lebendige Bewegung in dem Gedankengange und eine Spannung auf den Ausgang Statt finden muß. Wo dieſes daher ſich in einem Dialog findet, da nennen wir auch ihn dramatiſch, wie z. B. die meiſten Platoniſchen, oder Klingers dialogiſches Meiſterſtück, der Weltmann und der Dichter. Bei Darſtellung einer Handlung bilden ſich Gedanken durch Entſchlüſſe zu Thaten aus; die Entſchlüſſe ſetzen Umſtände, wodurch ſie bewirkt werden, voraus, dieſe machen auf den Erfolg, und mehrere Erfolge auf einen Punkt der Beruhigung begierig. Daher eben jenes Vorwärtsſtrebende, lebendig ſich Bewegende, Spannende. Daher überhaupt der große Reiz der dramatiſchen Poeſie. „Sie weckt,“ ſagt A. W. Schlegel, „Thätigkeit, welche der wahre Genuß des Lebens, ja das Leben ſelbſt iſt. Wir ſehen handeln, und zwar den höchſten Gegenſtand menſchlicher Thätigkeit, den Menſchen. Wir ſehen Menſchen in freundlichem oder feindlichem Verkehr als verſtändige und ſittliche Weſen durch ihre Meinungen, Geſinnungen und Leidenſchaften auf einander einwirken, und ihre Verhältniſſe gegenſeitig entſcheidend beſtimmen.“ Wir ſehen handeln, denn es iſt nach dem Obigen offenbar, daß in der Darſtellung einer Handlung durch Geſpräche die Anfoderung der Bühne, als der vollſtändigſten Vergegenwärtigung, liege, und deshalb nun iſt Drama im engern Sinne gleichbedeutend mit Schauſpiel, welches durch ſeinen bloßen Namen das gar nicht verräth, was es eigentlich iſt. Wollen wir nun aber Drama im engern Sinne beſtimmt erklären, ſo werden wir ſagen, es ſei poetiſche Darſtellung einer menſchlichen Handlung, als gegenwärtig ſich ereignend, mithin der Dialog der handelnden Perſonen ſelbſt, welche zur vollkommenſten Vergegenwärtigung von andern Perſonen vorgeſtellt werden ſoll im Schauſpiel. Es ſcheint beſtimmt, auf der Bühne vorgeſtellt zu werden. Alle Anfoderungen, die ſich an ein ſolches Werk der Poeſie machen laſſen, können aus dieſer Erklärung abgeleitet werden. Indeſſen haben uns die neuern Dichter gelehrt, ein dramatiſches und theatraliſches Gedicht zu unterſcheiden, ſo daß man, wo man auf das erſte Beiwort ſtößt, beinahe den Gedanken an das letztere ausſchließen, und glauben möchte, das Werk ſei nicht für die theatraliſche Vorſtellung geeignet. Die umſtändliche Erörterung dieſes Gegenſtandes verſparen wir auf den Art. Schauſpiel, welchem der Art. Handlung zur Einleitung dienen wird.

Dramaturgie nennt man die Wiſſenſchaft der Regeln der Kunſt, ein Drama zu dichten, ſo weit ſich dies überhaupt auf Regeln bringen läßt, und auf der Bühne darzuſtellen. Sie umfaßt alſo eigentlich die ganze Poetik des Drama und die ganze Schauſpielkunſt. In dieſem Umfange beſitzen wir aber noch kein Werk unter dieſem Titel. Der Erſte, der ein ſolches Werk herausgab, war Leſſing, den man bei Errichtung einer neuen Bühne 1767 nach Hamburg berufen hatte, um durch ſeine Einſicht die dramatiſche und theatraliſche Kunſt Deutſchlands zu fördern. Daß, und wie er dies gethan, wird von der

ganzen deutſchen Kunſtwelt dankbar anerkannt. Er brach die Bahn zur tiefern dramatiſchen Kritik, erlöſete uns von den Geſchmacksfeſſeln der Franzoſen, öffnete den wahren Sinn für die Muſter der Alten und Shakſpeares, und legte einen Schatz der reichhaltigſten Bemerkungen über theatraliſche Kunſt darin nieder. Beleidigte Eitelkeit einiger Schauſpieler war die Urſache, warum er über theatraliſche Kunſt bald ſchwieg, wodurch wir viel verloren haben. Das Dramaturgiſche Etwas, welches Bode und Claudius 1774 zu Hamburg herausgaben, reicht zwar eben ſo wenig, als Schinks dramaturgiſche Blätter, an Leſſings Werk; doch verdienen beide genannt zu werden. Ein Meiſterwerk gab uns die neuere Zeit in A. W. Schlegels Vorleſungen über dramatiſche Kunſt und Literatur (Heidelb. 1809).

Draper (Eliſabeth), ſ. Sterne.

Draperie (von Drap, Tuch, in technologiſcher Hinſicht, Tuchhandel, Tuchmanufactur) bedeutet vorzüglich in den bildenden Künſten 1. im weitern Sinne, jede Anordnung und Darſtellung von Gewändern, Stoffen und Zeugen, welche zum Putz oder zur Verzierung eines Gegenſtandes dienen, z. B. Draperie an Vorhängen zur Verſchönerung eines Zimmers u. ſ. w. Dieſe Verzierung beruht vorzüglich auf dem leichten und mannichfaltigen Faltenwurfe; und 2. im engern Sinne, vorzüglich in der Malerei, Bekleidung einer Figur. Den Figuren ſolche Gewänder oder den Stoffen jene Anordnung geben, heißt drapiren. Obwohl die Darſtellung des Nackten ſtets der Hauptgegenſtand der bildenden Kunſt bleiben wird, und unſtreitig die meiſten Schwierigkeiten darbietet, ſo iſt dennoch ein kunſtmäßig ſchönes Gewand ebenfalls eine der ſchwerſten Aufgaben der Kunſt, die nur wenige Bildhauer und Maler glücklich gelöſt haben. Was dazu erfodert werde, darüber ſ. Gewand. dd.

Draſtiſch, aus dem Griechiſchen entlehnt, was ſtark und ſchnell wirkt; z. B. draſtiſche Arzneien, als heftige Abführungsmittel ꝛc. Neuere Schriftſteller haben dieſen Ausdruck auch in der Aeſthetik gebraucht.

Drebbel (Cornelius), ein berühmter Phyſiker und Mechaniker, geboren zu Alkmar in Nordholland, 1572. Obwohl dem Stande nach ein bloßer Landmann, beſaß er doch viel Beobachtungsgeiſt und ein Vermögen, das ihn bei ſeinen mechaniſchen und optiſchen Verſuchen hinlänglich unterſtützte. In Kurzem wurde er ſo bekannt, daß ihm der deutſche Kaiſer, Ferdinand II., den Unterricht ſeiner Prinzen übertrug, und ihn zum kaiſerlichen Rathe ernannte. In den böhmiſchen Unruhen, 1620, nahmen ihn die Truppen des Churfürſten Friedrich V. von der Pfalz gefangen, und beraubten ihn ſeines ganzen Vermögens, doch ward er auf hohe Fürbitte wieder freigegeben, und an den Hof des Königs Jacob I. von England, Friedrichs Schwiegervater, der im Umgange mit Gelehrten ſich ſehr gefiel, geſchickt. Seit dieſer Zeit lebte er in ſteter Beſchäftigung mit ſeiner Wiſſenſchaft zu London, wo er 1634 ſtarb. Die Nachrichten, welche ſeine Zeitgenoſſen von ſeinen Verſuchen geben, ſind wegen des Wunderglaubens jener Zeit theils nicht völlig zuverläſſig (ſo ſoll er ein Schiff verfertigt haben, auf welchem er unter dem Waſſer zwei Meilen weit, von Weſtminſter bis Greenwich, fuhr), theils grenzen ſie ans Fabelhafte (z. B. die Erzählung von den Maſchinen, durch welche er eine Kälte, die der des Winters gleich geweſen ſei, hervorgebracht habe u. ſ. w.). Gewiß iſt es, daß er in der Mechanik und Optik für die damalige Zeit große Kenntniſſe beſaß, und mehrere mathematiſche Inſtrumente erfand, unter andern das zu-

ſammengeſetzte Mikroſkop, (ein Mittelding zwiſchen Teleſkop und Mikroſkop, gewiſſermaßen ein Megaloſkop), und das Thermometer (gegen 1630), welches nach ihm Halley, Fahrenheit und Réaumur vervollkommneten. Die Erfindung des Teleſkops, welches ihm Einige ebenfalls beilegen) iſt wahrſcheinlich älter, und dem Zachar. Janſon um 1590 zuzuſchreiben. Von Schriften hat er hinterlaſſen: Tractatus de natura elementorum et quinta essentia, von Joh. Ernſt Burggrav herausgegeben zu Leiden 1608. 8. und mehrmals (deutſch, Hamburg, 1619. 8. Leipzig, 1725; holländiſch, Rotterdam, 1702). Epistola de machina astronomica perpetuo mobili, von Joach. Morſius herausgegeben zu Leiden 1620. Ein deutſcher Brief an Kaiſer Rudolph II., in welchem er ein Inſtrument beſchreibt, welches er Machinam Musicam perpetuo mobilem nannte, in Harsdörffers deliciis physico-mathemat. T. II. p. A....s.

Drechſeln, Drechslerkunſt, iſt die Kunſt, härteren Körpern, als Holz, Knochen, Horn, Elfenbein und ſelbſt Metallen, verſchiedene, vorzüglich runde Figuren und künſtliche Geſtalten auf der Dreh- oder Drechſelbank, vermöge mancherlei Dreheiſen, zu ertheilen. Der Name kommt von Drehen, indem der bearbeitete Körper, zwiſchen den Spitzen der Reifſtöcke, vermöge einer Schnur den Dreheiſen in der Runde entgegen gedreht wird. Doch giebt es auch noch eine Art zu drehen, welche Paſſigdrehen oder Kunſtdrehen genannt wird, bei welchem, vermittelſt einer beſonders dazu eingerichteten Drehbank die abzudrehende Sache nicht allein in der Runde herumgedreht, ſondern auch zugleich hin und hergeſchoben wird, wodurch verſchiedene ovale, eckige und andere Formen entſtehen. Das Drechſeln auf der Drechſelbank iſt eine ſehr alte Beſchäftigung. Zuerſt drechſelte man wahrſcheinlich nur glatte Kugeln und Säulen, und fing erſt ſpäter an hohl zu drehen, und vorzüglich Trinkgefäße und Becher zu fertigen. Auch iſt das Drechſeln auf der Drechſelbank ſchon von Alters her als eine der Geſundheit heilſame und ſehr angenehme Beſchäftigung, vorzüglich von denjenigen, welche durch geiſtige Anſtrengung oder ſitzende Lebensart geſchwächt worden ſind, oder als ein nützlicher Zeitvertreib geübt und fleißig betrieben worden. Die Dreh- oder Drechſelbank hat in der neuern Zeit vielfältige Verbeſſerungen erhalten. Etwa ſeit 1780 iſt die einfache Dreharbeit mit der Auflage, welche auch beweglich gemacht werden kann, im Gebrauche.

Drei, Dreizahl (Trias). Es iſt eine allgemein bekannte Sache, daß die Zahl Drei eine vom früheſten Alterthum her geheiligte Zahl war, (vgl. z. B. Moſ. 4, 19, 12.) und noch heute ſagt das Sprichwort: aller guten Dinge ſind drei. Dies muß ſeinen Grund in der Natur dieſer Zahl haben. Die Zahl Drei ſtellt uns die Einheit und den Gegenſatz, das Princip und die Momente der Entwickelung, oder auch den Gegenſatz und die verbindende Einheit (Syntheſis) dar; ſie iſt die erſte ungerade Zahl, die auch die erſte gerade enthält; hierin liegt ihre eigenthümliche Bedeutung und Vollkommenheit. Schon im Alterthum mußte man wahrnehmen, daß ſie überall zu finden iſt, wo man Entwickelung des Mannichfaltigen wahrnimt. Daher Anfang, Mitte, Ende, am Himmel verſinnlicht durch Aufgang, Culminationspunkt, Niedergang; Morgen, Mittag, Abend; Abend, Mitternacht, Morgen; und überhaupt in den ſogenannten Dimenſionen der Zeit: Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft. Aber auch im Raume kehrt dieſe Dreizahl zurück, in oben, mitten, unten; rechts, mitten, links, und überhaupt in den Dimenſionen des Raums: Länge, Breite, Dicke

oder Tiefe. Für das Geſicht ſtellt ſich die Dreizahl dar in der regelmäßigen Figur des Dreiecks, welches ebenfalls zu unendlichen ſymboliſchen Darſtellungen angewendet worden iſt, und für das Ohr am vollkommenſten im Dreiklang (ſ. d. Art.) (Trias harmonica). Da das Dreifache auch die Grundlage der Symmetrie iſt, ſo empfiehlt ſich auch das Dreigeſtaltete, abgeſehn von den ſymboliſchen und andern Bezeichnungen, die ſich daran knüpfen, in der Architektur und den Geräthſchaften, welche einfacher Art ſind. Hieher gehören die Triglyphen in der Architektur; der Dreifuß; der Dreizack, die drei Blitze des Jupiter; die ältere dreiſaitige Lyra; obgleich die Dreizahl bei den erſtern Gegenſtänden, ſo wie bei dem dreiköpfigen Cerberus, noch ſpeciellere ſymboliſche Beziehungen hat. Auch bei der Entwickelung unſerer Gedanken begegnen wir, wie ſchon oben angedeutet, jener Trias in dem Setzen (Thesis), Entgegenſetzen (Antithesis) und vereinigen (Synthesis) wieder, ja aller vielfachen Zahl Urſprung in unſerm Geiſte iſt nur aus jenen urſprünglichen Functionen des Denkens, die ſich in den zuſammengeſetzten des Begreifens, Urtheilens und Schließens wiederholen, erklärbar. Daraus folgt jedoch keinesweges, daß wir ſie erſt auf die Dinge übertragen. In Hinſicht auf die Methode der philoſophiſchen Entwickelung hat man verſchiedenen Gebrauch von der Trias gemacht, wohin z. B. die Identität in der Triplicität bei Schelling gehört. Andere (wie z. B. Joh. Jac. Wagner) haben der Vierzahl (Tetrakty) mit Pythagoras einen höheren Rang beigelegt, in welcher man die erſte Potenz und den verdoppelten Gegenſatz erkennt.

Dreieck, Triangel (Triangulum), wird in der Geometrie diejenige geſchloſſene Figur genannt, die aus drei Linien gebildet wird; ſind dieſe Linien gerade, ſo geben ſie ein geradliniges Dreieck, ſind ſie gebogen, ein krummliniges Dreieck, (worunter jedoch faſt immer nur ein ſphäriſches, d. h. ein, auf der Oberfläche einer Kugel, durch Bogen größter Kreiſe derſelben, gebildetes verſtanden wird), ſind ſie aus beiden vermiſcht, ein gemiſchtliniges. Man betrachtet dann noch beſonders die Dreiecke in Hinſicht ihrer Seiten, ob dieſe von gleicher Länge ſind (gleichſeitiges Dreieck), oder nur zwei von einerlei Länge (gleichſchenkliges Dreieck), oder alle Seiten ungleiche Länge haben (ungleichſeitiges Dreieck). In Hinſicht der Winkel giebt es rechtwinklige, ſtumpfwinklige und ſpitzwinklige Dreiecke.

Dreieinigkeit, in der chriſtlichen Glaubenslehre, die Eigenſchaft des göttlichen Weſens, nach welcher es zwar nur ein einziges Weſen ſein, aber aus drei Perſonen beſtehen ſoll. Dieſer Ausdruck wurde erſt im 4. Jahrh. nach Chr. Geb. in die chriſtliche Glaubenslehre aufgenommen. Vergl. den Art. **Antitrinitarier**.

Dreifelderwirthſchaft. Sie entſtand in Italien, nachdem die Völkerwanderung und das Syſtem der Beſitzer großer Landſtrecken, mit dem wenigſten Koſtenaufwande für Arbeiter und thieriſche Hülfe große Landgüter zu beſtellen, folgende Rotation in Gang gebracht hatte: daß man nämlich das Ackerland in einem Jahre 4 bis 7 mal braachpflügte, dann im Herbſte Wintergetreide ſäete, und hierauf mit Sommergetreide, als zweite und letzte Saat, ſchloß. Die Armuth an Dünger war wohl die erſte Veranlaſſung dieſes Feldſyſtems, mit dem Kaiſer Carl der Große in Italien auf ſeinen Römerzügen bekannt geworden war. So weit die Domainen ſeines Staats reichten, führte er auf ſolchen die nämliche Feldbeſtellung ein, die damals allerdings, unter den kaum ſeßhaft gewordenen Franken mit ihrer gleichen Erbſchaftstheilung unter den Söhnen, eine Verbeſſerung der Landwirthſchaft zu ſein ſchien. Sie bildete

ſich zuerſt in einem Lande, deſſen Bevölkerung damals ſehr abnahm. In Italien ſelbſt und allenthalben in Deutſchland, wo ſich die Menſchen vermehren, hat man in unſern Zeiten angefangen, die reine Braache abzuſchaffen, und in dem für die Braache beſtimmten Jahre Kartoffeln, Rüben, Mohn, Flachs, Hanf, Erbſen u. ſ. w. zu ſäen. So ſteht auch jetzt in Mitteldeutſchland faſt allgemein die Feldbeſtellung. Bis nach Holſtein, dem alten Hauptſitz der Saſſen' am rechten Elbufer, iſt jedoch die Dreifelderwirthſchaft niemals vorgedrungen, und wahrſcheinlich auch niemals in den ſüdlichen Niederlanden (Belgien) herrſchend geweſen, weil dort ſchon in der Periode der römiſchen Herrſchaft eine zahlreiche Bevölkerung und eine gute Getreide= und Flachscultur beſtand. Längſt hätte man allenthalben ſtatt der Dreifelderwirthſchaft die vernünftigere Wechſelwirthſchaft eingeführt, wenn ſich nicht mit jener das Zehntſyſtem der Gutsherren von den Feldern ihrer ſogenannten Unterthanen und Domänen, und nun ſogar die auf's weiteſte getriebene Benutzung der Stoppel= und Nachweide auf fremdem Boden vor Maitag und nach Michaelis, ja ſogar in der Periode der Begrünung der Braache mit Unkräutern und Gräſern eingeſchlichen hätte. Noch fördert die Dreifelderwirthſchaft, mit ihrem Mangel aller Befriedigung, das Vergnügen großer Haſenhetzen und der Parforcejagden. Daher ſind die Jagdthiere allenthalben zum Schaden der Production ſehr häufig, wo die Dreifelderwirthſchaft herrſcht, und ſo ſelten wo, wie in Holſtein und Meklenburg, Koppelwirthſchaft oder Wechſelwirthſchaft, im Wechſel tief und flach wurzelnder Gewächſe, die beide mehr Production liefern, eingeführt ſind. Es iſt übrigens allerdings ein Vorurtheil, daß die Dreifelderwirthſchaft auf gleicher Bodenfläche am meiſten Getreide liefere, ſelbſt wenn ſolche die Stallfütterung des Hornviehs unterſtützte. Die Landwirthſchaft, welche in einer gegebenen Zahl von Jahren im Stande iſt, den meiſten Dünger nachhaltig zu ſchaffen, wird dadurch fähig, zugleich viel Getreide, viel Fleiſch für die Schlachtbank und viele Handelsgewächſe zu erzeugen. Dieſes zu erreichen, muß aber der Wechſelwirthſchaft und ſogar der Schlag= oder Koppelwirthſchaft leichter werden, als der Dreifelderwirthſchaft, ſelbſt wenn dieſe die Stallfütterung des Hornviehs unterſtützt. So lange die Römer vieler Krieger bedurften, die auf einer großen Anzahl von Familienſtellen kleiner Oberfläche im heißen Italien viel zu produciren gezwungen waren, um ſich von ihrem Boden zu ernähren, zwang ſie dies, die Spatencultur mit der tiefen Erdrührung zur Hand zu nehmen, denn nur alsdann konnten das Getreide und alle flach wurzelnden Gewächſe in den Sommermonaten ſich erhalten, ehe dieſe eintraten, den Boden beſchatten, und dadurch in einiger Feuchtigkeit erhalten. Seitdem dieſe gartenmäßige Beſtellung verſchwunden iſt, die von Zeit zu Zeit das Feld gewiſſermaßen rejolte, iſt das erſte Kornland der Welt (Sicilien) nicht immer mehr im Stande, ſeine mäßige Bevölkerung von 1,600,000 Einwohnern mit Getreide zu verſorgen, während es früher, bei einer ungleich ſtärkeren Bevölkerung, davon ausführte. Nächſt dem Italiäner gebraucht den Grabſcheit bei ſeiner Feldbeſtellung der fleißige Niederländer in Belgien, und das eben ſo gut in der üppigen flandriſchen Marſch, als in der ſandigen Campine von Nordbrabant, wenigſtens alle 6 Jahre. Sein Hauptaugenmerk iſt, viel Vieh zu ernähren, und wenn ihm dies gelungen iſt, finden ſich die reichen Getreideernten von ſelbſt, als Folge eines ſehr fruchtbaren Bodens. Weil aber der Belgier ebenfalls weiß, daß ein zu üppiger Boden nur mäßig producirt, ſo ſaugt er durch erſchöpfende Saaten einen überreichen Boden wieder aus, und baut dafür auch nicht, wie ſo häufig in England der Fall iſt, Lagerkorn.

Dreifuß. Der Dreifuß (Tripus) gehört zu den ſymboliſchen Geräthen des griechiſchen Alterthums. Wir finden ihn zuerſt mit bacchiſchen Religionsideen, dann auch mit dem delphiſchen Orakel oder Apollodienſt (ſ. **Pythia**), dann überhaupt als Symbol der Weiſſagung, göttlicher Herrſchaft und Weisheit, mit verſchiedenen Heiligthüthümern, vornehmlich in Delphi, Athen, Theben, Dodona, wo man auch einen muſikaliſchen Gebrauch von ihnen machte, in Verbindung. Creuzer bemerkt, daß man dieſes Geräth, wie die dreiſaitige Lyra, auch auf die drei Jahrszeiten des älteſten Calenders bezogen habe. Sehr häufig finden wir auch den Greif als Bewahrer deſſelben. In der homeriſchen Zeit und bis zu Anfang freierer Kunſtübung, um die 50. Olympiade, bediente man ſich des Dreifußes daher auch hauptſächlich zu Weihgeſchenken, ferner als Preiſe in den Wettſpielen, die ja auch mit Gottesdienſt in Verbindung ſtanden. So wurde, Olymp. 48, 3, der erſte Wettkampf, in welchem der Sieger einen Kranz erhielt, gleichzeitig mit der Ernennung der ſieben Weiſen, unter welchen, der Sage nach, der Dreifuß herumging, gefeiert. Auch bis zu ſpäterer Zeit erhielt ſich der Dreifuß als Preis dionyſiſcher Feſtchöre. Sehr alt ſind die Sagen von geraubten, geſchenkten oder verlornen Dreifüßen, auf welche ſich faſt überall Herrſcherrechte und andere Anſprüche und Anmaßungen gründen. So iſt z. B. der Dreifußraub des Hercules bekannt, wovon der Candelaberfuß in dem königl. Antikencabinet zu Dresden eine intereſſante Darſtellung giebt. Die älteſte Statuengruppe, welche dieſen Gegenſtand vorſtellt, und von Pauſanias XIII, 4, erwähnt wird, war ein Weihgeſchenk, welches die Phocäer, wegen eines über die Theſſalier erfochtenen Sieges, nach Delphi ſandten. Es beſtand aus großen Bildern des Hercules und Apollo, die ſich um den Dreifuß ſtritten, und die Athene auf der einen, die Leto und Artemis auf der andern Seite. Die weitere Ausführung des hier Angeführten hat Ottfried Müller in ſeiner Diſſertation de tripode Delphico (Gött. 1820. 4.) und in der als Fortſetzung davon zu betrachtenden Abhandlung in Böttigers Amalthea, B. 1. S. 319. ff. angegeben, wo man auch erläuternde Abbildungen findet.

Dreiklang, Trias, eigentlich jeder aus drei verſchiedenen Intervallen beſtehende Accord, dann, und im engern Sinne, der vollkommen conſonirende Dreiklang, d. h. derjenige, welcher aus den vollkommenſten Conſonanzen (1, 3, 5) beſteht; daher auch harmoniſcher Dreiklang genannt. Im vierſtimmigen Satze wird die 5 und 8 verdoppelt. Er iſt 1. groß oder hart (Duraccord), 2. klein oder weich (Mollaccord). Uneigentliche Dreiklänge nennt man die diſſonirenden. Hieher gehört 1. der verminderte; und zwar a) der ſogenannte weich verminderte (beſtehend aus 1, 3b, 5b, d. i. Grundton, kleiner Terz und kleiner oder falſcher Quinte), b) der hart verminderte (beſtehend aus 1, 3♯, und 5b, Grundton, großer Terz, kleiner Quinte, z. B. h, cis, f; und 2. der ſogenannte übermäßige Dreiklang, aus 1, 3♯ und 5♯, Grundton, großer Terz und großer Quinte beſtehend (z. B. c, e, gis).

Dreißigjähriger Krieg. Die entfernten Urſachen dieſes Krieges, welcher 30 Jahre hindurch (von 1618 bis 1648) Deutſchland verwüſtete und in eine allgemeine Verwirrung zu ſtürzen drohte, liegen in der Reformation des 16. Jahrh. und in dem unbeſtimmten Religionsfrieden zu Augsburg, von 1555. Schon lange hatten ſich Catholiſche und Proteſtanten in Deutſchland mit gleich ſtarker Eiferſucht be-

obachtet, und nur die gegenſeitige Furcht hatte bisher den Ausbruch der Feindſeligkeiten zurückgehalten. Durch die 1610 geſchloſſene Union der proteſtantiſchen Fürſten, welcher von catholiſcher Seite die ſogenannte Ligue entgegengeſetzt wurde, erhielt das unter der Aſche glimmende Feuer neue Nahrung, bis es endlich in Böhmen zu hellen Flammen aufloderte. Hier war es, wo die, nach und nach ſelbſt in den öſterreichiſchen Erbſtaaten ausgebreitete, evangeliſche Lehre durch den von Rudolph II. endlich (1609) erzwungenen Majeſtätsbrief größere Freiheiten und Rechte erlangt hatte. Vermöge deſſelben wurde den Städten und dem Ritterſtande auch das Recht, Kirchen und Schulen aufzubauen, geſtattet. In einer kleinen Stadt, Kloſtergrab, und in Braunau erbauten darauf, unter der Regierung des Kaiſers Matthias, die proteſtantiſchen Unterthanen, gegen den Willen ihrer Gutsherren, Kirchen. Auf kaiſerlichen Befehl wurde die in Kloſtergrab erbaute niedergeriſſen, die in Braunau geſperrt. Die Proteſtanten, welche ſich deshalb an den Kaiſer wandten, erhielten Drohungen zur Antwort. Es verbreitete ſich das Gerücht, der Kaiſer wiſſe von dieſer Antwort nichts, ſie ſei in Prag abgefaßt worden. Als am 23. Mai 1618 die kaiſerlichen Räthe auf dem Schloſſe zu Prag verſammelt waren, drangen Abgeordnete der proteſtantiſchen Landſtände bewaffnet in den Saal, und verlangten zu wiſſen, ob einer von den Räthen Antheil an der Abfaſſung des kaiſerlichen Schreibens habe. Da nun zwei den Proteſtanten ohnehin verhaßte Räthe harte Antwort gaben, wurden ſie ergriffen und in den trocknen Schloßgraben hinabgeworfen, kamen aber ſo ziemlich unbeſchädigt davon. Die Proteſtanten bemächtigten ſich darauf des Schloſſes, verjagten die Jeſuiten, welche von den böhmiſchen Ständen als Urheber der Bedrückungen angeklagt wurden, und griffen, vorzüglich von dem ehrgeizigen Grafen von Thurn aufgewiegelt, zu den Waffen. Die Union ſandte den Proteſtanten in Böhmen ein Hülfscorps unter dem tapfern Grafen von Mansfeld. Der Kaiſer ließ ſein Heer gegen Böhmen anrücken. Mitten unter dieſen Unruhen ſtarb Matthias (10. März 1619). Die Böhmen erklärten ſeinen Nachfolger in der öſterreichiſchen Monarchie, der unter dem Namen Ferdinand II. zum römiſchen Kaiſer erwählt worden war, und als ein Feind der Proteſtanten gefürchtet wurde, der böhmiſchen Krone verluſtig, und übertrugen dieſelbe dem (reformirten) Churfürſten von der Pfalz, Friedrich V., der ſie auch, nach einigen Bedenklichkeiten, vorzüglich auf das Dringen ſeiner ehrgeizigen Gemahlin, einer Tochter Jacobs I. von England, annahm. Aber ſchon im folgenden Jahre endigte der große Sieg der liguiſtiſchen Truppen auf dem weißen Berge bei Prag (3. Nov. 1620), welcher die Flucht des neuen Königs zur Folge hatte, die böhmiſchen Unruhen, mit völliger Unterdrückung der daſigen Proteſtanten. Ferdinand erklärte nunmehr Friedrich V. in die Reichsacht, und ſein Untergang war bei der, wegen Beſtürzung bereits aufgelöſeten, Union unvermeidlich. Die Pfalz wurde ſonach von baierſchen und ſpaniſchen Truppen überſchwemmt, und obgleich zwei tapfere Männer, Graf Peter Ernſt von Mansfeld und Herzog Chriſtian von Braunſchweig, mit ihren von Raub und Plünderung ſich nährenden Truppen zur Hülfe herbeieilten, dennoch durch das große kaiſerliche Heer bald erobert. Allein die Uebertragung der pfälziſchen Churwürde an den den Kaiſer unterſtützenden Maximilian von Baiern (1623), wodurch die catholiſche Partei in dem Churfürſtenrathe das Uebergewicht erlangte, und die Fortſchritte des baierſchen Generals Tilly an den Grenzen des niederländiſchen Kreiſes, (an wel-

17 *

chen er, obgleich 1624 kein Feind mehr im Felde ſtand, mit dem kaiſerl. Heere drohend ſtehen blieb, proteſtantiſche Kirchen wegnahm, Lutheraner verjagte und andere Gewaltthätigkeiten verübte) erweckten die proteſtantiſchen Fürſten dieſes Kreiſes aus ihrem Schlummer, welche nun in Verbindung mit dem Könige von Dänemark und Herzog von Holſtein, Chriſtian IV., zu den Waffen griffen. Dagegen war die kaiſerliche Macht durch das von Wallenſtein, nachmaligem Herzoge von Friedland, auf eigene Koſten angeworbene Heer, das ſeine Spuren mit den ſchrecklichſten Verwüſtungen bezeichnete, anſehnlich verſtärkt worden. Als daher der König von Dänemark 1626 bei Lutter am Barenberge von Tilly gänzlich geſchlagen, und in dem ſchimpflichen Frieden zu Lübeck von 1629 zu dem Verſprechen genöthigt worden war, ſich nie wieder in deutſche Reichsſachen zu miſchen, war der Kaiſer mehr als je in Deutſchland Sieger, und die Sache der Proteſtanten in der äußerſten Gefahr. Ein Beweis davon war das berüchtigte Reſtitutionsedict von 1629, nach welchem alle ſeit dem Religionsfrieden 1555 von den Proteſtanten eingezogenen geiſtlichen Güter wieder herausgegeben, und die von ihnen beſetzten unmittelbaren Stifter an die Catholiſchen abgetreten werden ſollten. Aber jetzt erſchien Guſtav Adolph, König von Schweden, in deſſen rettenden Schutz ſich ſchon 1628 das von Wallenſtein mit 100,000 Mann belagerte Stralſund begeben hatte, und bei welchem nun die beſtürzten Proteſtanten Hülfe ſuchten. Von dem Kaiſer auf mancherlei Weiſe beleidiget, und von heißer Liebe zu ſeiner Religion entflammt, landete er 1630 am 24. Juni in Pommern mit einem Heere von 30,000 Mann. Allenthalben trieb er die Kaiſerlichen vor ſich her; zwar konnte er die Eroberung und Zerſtörung Magdeburgs durch Tilly (1631) nicht hindern, aber nachdem er ſich durch ein Bündniß mit Frankreich und mehreren deutſchen Fürſten, welche zum Theil dazu gezwungen werden mußten, wie die Churfürſten von Brandenburg und Sachſen, ein größeres Anſehn verſchafft, und Tilly's Heer in der Schlacht bei Leipzig (7. Sept. 1631) aufgerieben hatte, gerieth der Kaiſer nebſt ſeinen Verbündeten, durch die raſchen Fortſchritte des nordiſchen Königs, durch die Siege ſeiner Feldherren und Bundesgenoſſen in Niederſachſen und Weſtphalen, und durch das Eindringen der Sachſen in Böhmen, in das größte Gedränge. Guſtav Adolph befreiete nun die Proteſtanten in Franken von dem kaiſerlichen Heere, eroberte Mainz, gewann die Pfalz und drang in Baiern vor. Zu gleicher Zeit hatte der Churfürſt von Sachſen Prag erobert. Der Kaiſer fürchtete eine Belagerung Wiens. Tilly hatte in Baiern ſeinen Tod gefunden. So ſtanden die Sachen der Proteſtanten in Deutſchland. Als aber Wallenſtein, der 1630, auf dringendes Verlangen der zu Regensburg verſammelten Reichsſtände, wegen ſeiner Erpreſſungen und Plünderungen mit ſeinen Truppen entlaſſen worden war, und deſſen unbeugſamer Stolz jetzt nur durch Ferdinands demüthige Bitten erweicht werden konnte, mit einem furchtbaren Heere und unbeſchränktem Anſehn wieder auf dem Schauplatze erſchien, ſah ſich Guſtav Adolph genöthiget, Baiern zu verlaſſen, um ſich mit dieſem großen Gegner zu meſſen. Schon bei Nürnberg trafen beide Heere auf einander; aber Wallenſtein fand nicht gerathen, die Schlacht anzunehmen, die Guſtav Adolph ihm anbot, ſondern blieb unbeweglich in ſeinem verſchanzten Lager, auf das die Schweden einen vergeblichen Sturm machten. Erſt bei Lützen in Sachſen kam es zu einer mörderiſchen Schlacht (6. Nov. 1632), in welcher der König mit ſeinem Leben einen nicht ganz entſchiedenen Sieg erkaufte. Sein Tod würde von den

ſchlimmſten Folgen für die Proteſtanten geweſen ſein, wofern nicht ſein großer Kanzler, Orenſtierna, durch kluge Unterhandlungen ein neues Bündniß unter den deutſchen Fürſten zu Stande gebracht, und der tapfere Herzog Bernhard von Weimar und Guſtav Horn den ſchwediſchen Waffen faſt in ganz Deutſchland die Oberhand verſchafft hätten, wozu das zweideutige Benehmen Wallenſteins, der 1634, nachdem er ſich nach Böhmen zurückgezogen hatte, als Verräther gegen den Kaiſer ermordet wurde, nicht wenig beitrug. Doch plötzlich änderte die blutige Schlacht bei Nördlingen (1634) die Lage der Sachen, und da zufolge derſelben der Churfürſt von Sachſen, in dem prager Frieden, 1635, ſich mit dem Kaiſer gegen Schweden verband (bei welcher Gelegenheit Sachſen zur Entſchädigung die Lauſitz erhielt), auch noch mehrere Reichsſtände dieſem Frieden beitraten, ſo konnten die Schweden nur in einer engern Verbindung mit Frankreich ihre Rettung finden. Durch den glücklichen Feldzug Bernhards von Weimar, welcher 1639 im Laufe ſeiner Siege ſtarb, und durch die glücklichen Unternehmungen Banners, der 1638 ſelbſt in Böhmen eingedrungen war, erhoben ſie ſich bald wieder zu einer furchtbaren Größe, die jedoch ſchon 1640 zu wanken anfing, bis Torſtenſon, der mit erſtaunenswürdiger Schnelligkeit von einem Ende Deutſchlands zu dem andern flog, hier die öſterreichiſche Monarchie erſchütterte, und dort den König von Dänemark demüthigte, und den Ruhm des ſchwediſchen Namens vollendete, den auch Wrangel bis an das Ende des Krieges zu behaupten wußte. Erſt nach dem Tode des Herzogs Bernhard von Weimar hatte Frankreich ernſtlich Theil an dieſem Kriege genommen, und wiewohl es Anfangs nicht viel ausgerichtet, ſelbſt bei Duttlingen 1643 eine große Niederlage erlitten hatte, ſo erfochten doch nachher Turenne und Condé glänzende Siege über die kaiſerlichen und baierſchen Truppen. So wurde endlich Ferdinand III. (denn Ferdinand II. war bereits 1637 geſtorben) zu dem Frieden genöthigt, der nach ſiebenjährigen Unterhandlungen zu Münſter und Osnabrück in Weſtphalen den 24. Oct. 1648 unterzeichnet wurde, und unter dem Namen des weſtphäliſchen oder münſterſchen bekannt iſt (ſ. weſtphäliſcher Friede und Deutſchland). Dieſer Friede, deſſen Garantie von Schweden übernommen wurde, gab den deutſchen Proteſtanten beinahe gleiche Rechte mit den Catholiſchen, auch behielten ſie, was ſie von Kirchengütern vor 1624 gehabt hatten. Frankreich erhielt das Elſaß nebſt den Bisthümern Metz, Toul, Verdun, und Schweden die Herzogthümer Bremen, Verden, einen Theil von Pommern und Wismar. Noch wurden in dieſem Frieden der ſchweizeriſche Bund und die vereinigten Niederlande als Freiſtaaten anerkannt. Eine Geſchichte des 30jährigen Krieges lieferte Schiller, die zuerſt in dem hiſtoriſchen Calender für Damen, 1791—1793, und ſpäter ſowohl einzeln als in ſeinen ſämtlichen Werken erſchienen iſt; Woltmanns Geſchichte des weſtphäliſchen Friedens iſt als eine Fortſetzung davon zu betrachten. Auch Lorenz Weſtenrieder hat dieſen merkwürdigen Kampf in dem münch. hiſtor. Calender, 1804 bis 1806, in größerer Kürze beſchrieben. Doch iſt eine würdige Darſtellung deſſelben noch eine Lücke in der hiſtor. Literatur. Nach dieſem Kriege, der mit furchtbarer Schnelligkeit ſich zerſtörend von einem Ende Deutſchlands bis zu dem andern verbreitete, und durch ungeheure Grauſamkeiten ausgezeichnet iſt, war Deutſchland entvölkert, durch Feuer, Brand und Peſt überall ſchrecklich verödet und zerrüttet worden. Schlechte Münzen und Mangel an Arbeit brachten große Theurung hervor. Nur langſam konnte ſich Deutſchland von dieſen ſchweren Wunden erholen. Die Kriegskunſt allein hat-

te gewonnen, vorzüglich durch Guſtav Adolph, der in der Taktik Epoche machte, und die leichten Gewehre einführte, auch den erſten Artilleriezug bei ſeinem Heere hatte.

Dreiſtimmig nennt man den muſikaliſchen Satz (d. i. die Art und Weiſe zu componiren), oder ein Tonſtück für drei verſchiedene Stimmen, es mag für Sänger (Terzett), oder für Inſtrumente (Trio), oder gar nicht für die Ausführung, ſondern nur zur Uebung im Setzen beſtimmt ſein. Gewöhnlich, aber nicht nothwendig, beſteht die Partitur aus drei Syſtemen. Was das Verhältniß der drei Stimmen betrifft, ſo beſteht der dreiſtimmige Satz aus einer Ober-, einer Mittel- und einer Grundſtimme. Von dieſen iſt entweder 1. die letztere oder beide letztere nur begleitend, die erſtere aber Haupt- oder concertirende Stimme; oder 2. alle drei Stimmen ſind abwechſelnd, nur mehr oder minder concertirend (oder Hauptſtimmen). Im letztern Falle heißt das Tonſtück, wenn es für Inſtrumente geſetzt iſt, Trio im ſtrengſten Sinne. Ueber die Zahl der Inſtrumente iſt durch jene Benennung nichts beſtimmt. Es kann von drei oder zwei Inſtrumenten, ja ſelbſt von einem einzigen (die beiden letztern Fälle treten bei Clavierſtücken ein) aufgeführt werden. Auch ändert die vielfache Beſetzung der Stimmen an dem Weſen des dreiſtimmigen Satzes nichts. Da auch muſikaliſche Partien zuſammengeſetzt ſein, d. h. mehrere Stimmen in ſich enthalten können (wie z. B. die obere Partie bei Clavierſtücken), ſo enthält das dreiſtimmige Tonſtück nicht immer dreiſtimmigen Satz. Auch hat letzterer ſeine beſondere Regeln, da in einem Accorde von einer oder mehreren Diſſonanzen hier jederzeit Intervalle weggelaſſen werden müſſen, und es ſich alſo fragt, welche in gegebenen Fällen in Rückſicht auf die nächſte Tonfolge weggelaſſen werden können, und welche Intervalle weſentlich ſind, oder nicht.

Dreizack (Trident), ſ. **Neptun**.

Dreizahl (Trias), ſ. **Drei**.

Dreſchen, Dreſchmaſchine. Um den Saamen oder die Körner der geernteten Feldfrüchte von den Hülſen zu ſondern, hat man von den älteſten Zeiten her verſchiedene Veranſtaltungen getroffen. Für die älteſte hält man die durch Thiere, namentlich Pferde und Ochſen, welche man über das Getreide trieb, damit ſie die Körner austraten. Spätere Erfindung war ſchon das Dreſchen, bei welchem beſondere Maſchinen angewendet wurden. Hieher gehört die Dreſchwalze (tribula oder tribulum), der Dreſchſchlitten (traha), und der Dreſchwagen (dieſer kommt ſchon in den Büchern der Israeliten vor), welche von Ochſen oder Pferden gezogen wurden. Späterhin kam das eigentliche Dreſchen, d. i. das Dreſchen mit dem Dreſchflegel auf der Scheuntenne, auf, und iſt die gewöhnliche Art zu dreſchen geblieben. Doch hat man niemals unterlaſſen, auf Mittel zu denken, um beim Dreſchen den Aufwand an menſchlicher Kraft, Arbeitslohn und Zeit ſo viel als möglich zu erſparen, und die Körner ſo rein und vollkommen als möglich zu gewinnen, und zu dieſem Behufe auch die eigentlichen Dreſchmaſchinen, welche durch Stoß auf die Aehren wirken, und eine auf jene Zwecke beſonders berechnete Einrichtung haben, erfunden. Im Allgemeinen verrichten ſie das Dreſchen entweder durch Stempel oder durch Schlägel, welche gehoben werden und wieder niederfallen, oder durch Walzen, welche über das Getreide herrollen, oder durch Dreſchflegel, welche entweder gleich den Stempeln gehoben, oder durch eine Welle gedreht werden. Die Garben bleiben entweder auf ihrer Stelle liegen, oder werden durch Menſchen untergelegt, oder die Dreſchtenne

bewegt ſich zugleich mit der arbeitenden Maſchine, und treibt die Garben unter die Dreſchflegel, Stampfen oder Schlägel, und wieder hervor. Man nennt ſie, wegen der Aehnlichkeit ihrer Bewegung, auch Dreſchmühlen. Seit dem 17. Jahrh. beſtrebte man ſich vorzüglich, ſie immer mehr zu vervollkommnen, und in der neueſten Landwirthſchaft giebt es dafür vielerlei mehr oder weniger brauchbare Angaben oder Vorrichtungen.

Dresden. Dieſe ſchöne Stadt, ein Lieblingsaufenthalt vieler Fremden, die Reſidenz des Königs von Sachſen, liegt im meißniſchen Kreiſe, an der Elbe, welche das eigentliche Dresden und Neuſtadt von einander theilt. Dresden beſteht aus der Reſidenz, oder dem eigentlichen Dresden, aus der Neuſtadt (ſeit 1732 ſo genannt, und ſeit Auguſt II. ſchön angebaut, ſonſt Alt-Dresden), und aus der Friedrichſtadt (ehemals Oſtra, ſeit 1670 angelegt). Die Volksmenge von Dresden iſt zwar in den Kriegsjahren 1813—1814 bedeutend vermindert worden, dürfte aber jetzt wohl gegen 50,000 betragen. Vielleicht giebt es keine Stadt, wenigſtens keine Reſidenzſtadt von gleicher Größe, in welcher ſo viel Bildung mit ſo vieler Sittenreinheit gepaart wäre; ein Umſtand, der wohl hauptſächlich in dem mindern Reichthum des ſächſiſchen Adels, aber gewiß zum Theil auch in den trefflichen perſönlichen Eigenſchaften und der langjährigen Regierung des jetzigen Königs begründet ſein mag. Sehenswürdig ſind die 552 Fuß lange, ſteinerne Elbbrücke von 16 Bogen, mit erhöhten Fußwegen von Plattſteinen, ſteinernen Rundbänken und eiſernem Geländer; die 1736 in Neuſtadt aufgerichtete metallene und vergoldete Statue Auguſts II. zu Pferde; die catholiſche Hofkirche, mit einer Orgel von Silbermann und mehreren Gemälden, unter andern am hohen Altar die Himmelfahrt Chriſti von Mengs; die Frauenkirche, deren Bau bis zur Laterne auf der Kuppel, von Georg Bähr ausgeführt, ſeit 1726, 300,000 Thaler gekoſtet; die berühmte Gemäldegallerie (von der, ſo wie von Dresdens Kunſtſammlungen überhaupt, ein eigner Art. handelt); das ſogenannte grüne Gewölbe, in welchem vorzüglich der in ſeiner Art einzige, gelbe Brillantring, der grüne Diamant, der weiße Diamant u. a. merkwürdig ſind; die königliche Bibliothek, die Ebert in ſeiner Geſchichte und Beſchreibung derſelben (Leipz. 1822) ſchildert, und das Antikencabinet, beide, nebſt der Porzellanſammlung mit Böttchers erſten Verſuchen, im japaniſchen Palaſt; die Gallerie der Mengſiſchen Abgüſſe (nebſt den Antiken) unter Böttigers Oberaufſicht; das Naturaliencabinet; die Kunſt- und Rüſtkammer; endlich der große Garten (ſeit 1814 ſchöner hergeſtellt, und durch die vom Herrn von Carlowitz angelegte pomologiſche Pflanzſchule bereichert); der Brühl'ſche Wallgarten mit einer kleinen Gemäldeſammlung und einem vom Fürſten Repnin gebauten Freiſaale, für den Luſtwandler einer der ſchönſten Augenpunkte; der Palaisgarten in Neuſtadt, der Garten des Prinzen Anton und der des Prinzen Maximilian in Friedrichsſtadt. Um Dresden ſind der plauiſche Grund und das ſeifersdorfer Thal, welche Becker beſchrieben hat, dem Naturfreunde bekannt, ſo wie in der Nachbarſchaft das königliche Luſtſchloß Pillnitz (ſ. d. Art.), die Feſtung Königſtein, der zu einer Irren-Heilanſtalt eingerichtete Sonnenſtein, die ſächſiſche Schweiz (ſ. d. Art.) und die durch die keſſelsdorfer Schlacht berühmten Höhen bei Keſſelsdorf. Einen Wegweiſer in einem Umkreiſe von 10 Meilen um Dresden enthält der 2. Theil von Haſſe's Beſchreibung Dresdens und der umliegenden Gegend, 2. Aufl. mit 1 Karte, und Lindau's Rundgemälde der Gegend von Dresden, 2. Aufl. (1822) mit Lehmanns er-

weiterter Reiſekarte. Der ſiebenjährige Krieg brachte den Flor der Stadt ſehr herunter; durch das neuntägige Bombardement im Juli 1760, wo Friedrich der Große die Stadt belagerte, wurde die Kreuzkirche nebſt 460 Häuſern in den Grund geſchoſſen. Ueberhaupt iſt Dresden den Zerſtörungen des Kriegs oft ausgeſetzt geweſen, und die Wichtigkeit dieſes Elbpaſſes hat zur Anlegung eines feſten Platzes wahrſcheinlich ſchon im 9. Jahrh. Gelegenheit gegeben. S. über die frühere Geſchichte, Weck's Beſchreibung von Dresden und Haſche's diplomatiſche Geſchichte von Dresden, 1816 u. ff. Thle. Die Oeſterreicher beſetzten die Stadt 1809, ohne ihr zu ſchaden. In den folgenden Jahren fing man an, die Feſtungswerke abzutragen, womit man jedoch beim Ausbruche des ruſſiſchen Kriegs inne hielt. Marſchall Davouſt ließ, ohne Noth, 19. März 1813, einen Pfeiler und zwei Bogen der Brücke ſprengen, die das ruſſiſche Gouvernement 1814 wieder aufbaute. Am verderblichſten wurde für Stadt und Gegend der Feldzug im J. 1813. (S. d. folg. Art.). Nach neunjährigen Kriegs- und andern Drangſalen (von 1806—1815) zogen endlich, zugleich mit dem von ſeinen Sachſen treuerſehnten König Friedrich Auguſt, den 7. Juni 1815, die Künſte des Friedens und Fleißes in das, von Herder als das deutſche Florenz geprieſene Dresden wieder ein. Seitdem ſind an die Stelle der ehemaligen Feſtungswerke ſchöne Garten- und Baumpflanzungen getreten. Noch zeichnet ſich die Stadt durch mehrere gut eingerichtete Unterrichtsanſtalten aus, unter welchen ſich die 1816 neu eingerichtete chirurgiſch-mediciniſche Akademie, und die damit verbundene Thierarzneiſchule, die ſeit dem Frieden gleichfalls neu gegründete Militär-Akademie; die 1725 angelegte Ritterakademie, oder Erziehungsanſtalt für Cadetten, die Akademie der bildenden Künſte und die damit verbundene Bauſchule auszeichnen. Die letzte, 1763 erweiterte Akademie, von welcher ſich ein Zweig in Leipzig befindet, veranſtaltet jährl. am 3. Aug. eine Ausſtellung von Kunſtwerken. Auch blühen hier mehr als anderswo verſchiedene Gewerbzweige, z. B. die Fabrik von Stroharbeiten, die weit verbreiteten Drechslerwaaren u. ſ. w. Die Anſtalt des D. Struve, in welcher Carlsbader, Marienbader, Eger, Emſer, Selterſer u. Mineral-Brunnenwaſſer künſtlich nachgebildet, und ſowohl in dem dazu eingerichteten andern Garten von Curgäſten getrunken als auch verſandt werden, zieht ſeit 1820 große Aufmerkſamkeit auf ſich. Beſchreibungen dieſer Stadt lieferten Haſche, Daßdorf, Haſſe, und die neueſte (1820) Lindau. Die wichtigſten Antiken ſind abgebildet im Recueil des marbres antiques, 1733, in Lipſius's Beſchreibung, und am vorzüglichſten in Beckers Auguſteum. Von der Gemäldegallerie erſchien 1817 ein neues Verzeichniß. Die bei Rittner erſchienenen Kunſtblätter (Anſichten von Dresden und deſſen Umgebungen), ſo wie die vom Prof. Richter und deſſen Sohn gezeichneten und radirten Anſichten von Dresden und deſſen Umgegend, in 2 Sammlungen von 100 Blättern, ſind dem Reiſenden zu empfehlen.

Dresden im Jahr 1813. Der Wendepunkt des Kampfes um die Herrſchaft von Deutſchland und Europa, den Napoleon im J. 1813 ausfocht, war Dresden. Eine Reſidenz bietet allemal viel Streitmittel dar, ſei es auch nur, um die politiſchen Kräfte eines Staats feſter zuſammenzuhalten. Hier ward der durch die Feſtungen Torgau, Wittenberg und Magdeburg von Napoleon ſchon behauptete Elbſtrom ein Grund mehr, um ſich mit ſeinem ganzen Heere (à cheval, d. h. an beiden Ufern des Fluſſes) bei Dresden aufzuſtellen. Er hatte meiſterhaft in ſeine Berechnungen, Pirna, den Lilienſtein, den Königs-

ſtein und Stolpen gezogen, ſo daß die Gegend einem großen verſchanzten Heerlager glich, aus deſſen Schoße Schlachtſäulen gegen Prag, Berlin und Breslau ſich hinwälzen konnten. Wir beſchränken uns hier auf die wichtigſten Ereigniſſe. Der König von Sachſen hatte ſeine Reſidenz den 25. Febr. 1813 verlaſſen. Den 7. März zog eine aus Franzoſen und Sachſen beſtehende, höchſtens 3500 Mann ſtarke Heeresabtheilung, auf dem Rückmarſche aus Polen, von leichten Truppen der Ruſſen gedrängt, in Dresden ein. Bald darauf, den 12., rückte der Marſchall Davouſt mit 12,000 Mann und 20 Kanonen von Meißen, wo er die Brücke hatte abbrennen laſſen, nach Dresden vor, wo er den Oberbefehl übernahm. Vor der Neuſtadt hatten bereits kleine Scharmützel mit Koſaken Statt gefunden. Der Marſchall ließ daher am 19. März einen Pfeiler und zwei Bogen der Elbbrücke ſprengen: eine, wie ſelbſt Franzoſen geſtanden, ganz unnöthige Zerſtörung; zog hierauf mit ſeinen Truppen ab, und ließ den General Dürütte mit 3000 Franzoſen zurück. Die Neuſtadt ward geſperrt, aber ſchon den 22. einer Koſakenabtheilung übergeben. Vier Tage darauf ſetzten einige hundert Koſaken über die Elbe. Dürütte verließ ſogleich Dresden, und denſelben Abend rückte ein kleiner Haufe Fußvolk von der Heeresabtheilung unter Winzingerode in die Neuſtadt ein. Die Ruſſen ſchlugen Brücken unter- und oberhalb der Stadt. Auf Winzingerode folgte Blücher, deſſen Heer bis zum 16. April bei Dresden über die Elbe ging. An die Preußen ſchloß ſich das zweite ruſſiſche Heer unter Miloradowitſch, und am 24. hielten der Kaiſer Alexander und der König von Preußen ihren Einzug. Ihnen folgten noch 16,000 Mann. Die Monarchen begaben ſich hierauf am 30. zu dem Heere, welches der andringenden Macht unter Napoleon (2. Mai) bei **Lützen** (ſ. d. Art.) eine blutige Schlacht lieferte. Sie kehrten den 3. Abends nach Dresden zurück, und ununterbrochen zogen jetzt ihre Schaaren über Dresden und Meißen auf das rechte Elbufer. Am 8. Mai hielten die Ruſſen nur noch die Neuſtadt beſetzt, während das franzöſiſche Heer unter Napoleon in Dresden einrückte. Auf beiden Ufern ward an dieſem und am folgenden Tage heftig von den Wällen und aus den Häuſern gefeuert. Der hartnäckigſte Kampf war am untern Elbufer, wo die Franzoſen vergebens die Floßbrücke ſchlagen wollten. Doch am 10. früh zogen ſich die Verbündeten nach Bautzen zurück, und die Franzoſen zogen ihnen auf dem Fuße nach. Dieſe Märſche waren dem Lande äußerſt verderblich. Die Ruſſen nahmen alle Lebensmittel mit ſich fort, und die Franzoſen plünderten. Mehrere ausgeplünderte Dörfer und die Stadt Biſchoffswerda brannten ab. Seitdem laſtete die Verpflegung der großen franzöſiſchen Armee auf der Stadt und der erſchöpften Gegend. Dresden war der Hauptplatz für die großen Feldſpitäler, und für die unter dem Generalintendanten Dümas ſtehende Heeresverpflegung und Verwaltung. Vier Tage nach dem Einrücken der Franzoſen, den 12. Mai, erfolgte die Rückkehr des Königs von Sachſen. Nach dem Plane des Generals Rogniat befeſtigten jetzt die Franzoſen die Neuſtadt mit eben ſo viel Kunſt als Thätigkeit. In Dresden blieb, nachdem der Kaiſer den 18. Mai auf der Straße nach Bautzen abgereiſt war, der Oberbefehlshaber ſämmtlicher Truppen in Sachſen, der Diviſionsgeneral Dürosnel. Der Preis der Lebensmittel ſtieg ſchon damals, bei dem ungeheuren Bedarf, täglich höher. Nach den Schlachten bei Bautzen (Wurſchen und Hochkirch), 19., 20. und 21. Mai) mußten in Dresden über 20,000 Verwundete mit allem Nöthigen verſorgt werden. Die leicht Verwundeten und viele Kranke wurden den Bür-

gern in die Häuſer gelegt, ſo daß die ganze Stadt den traurigen Anblick eines großen Krankenhauſes darbot. Die Spitalgräuel ſelbſt, welche das Maß menſchlichen Elends über alle Begriffe ſteigerten, haben die Deutſchen Blätter von 1814 erzählt. Die Noth ſtieg noch höher während des 10wöchentlichen Waffenſtillſtandes. Die koſtbare Verpflegung der kaiſerlichen Garden und des großen Hauptquartiers, indem ſtets gegen 30 000 Mann in der Stadt lagen, zerrüttete das Vermögen der meiſten Hausbeſitzer, obgleich der Glanz des kaiſerl. Heerlagers, wohin auch ein Theil der franzöſiſchen Bühne verſetzt war, viel Schimmer über das Ganze verbreitete, und der Zufluß von Menſchen viel Geld in Umlauf brachte. Raſtlos wurde an der Befeſtigung Dresdens und an dem verſchanzten Lager am Fuße des Lilienſteins gearbeitet. Hier konnten 60,000 Mann ſich aufſtellen. Zwei Brücken ſetzten das Lager mit der Feſte Königſtein in Verbindung. Eine für Geſchütz fahrbare Straße wurde durch die Gebürge des Amtes Hohenſtein gebahnt, um die Verbindung mit dem gegen Schleſien vorrückenden Heere über Stolpen herzuſtellen. Die Werke am rechten Stromufer um die Neuſtadt, unter welchen die Kaiſerſchanze mit einem bombenfeſten Blockhauſe vor dem ſchwarzen Thore (die den 27. Juni 1814 in die Luft flog) das ſtärkſte und kunſtreichſte war, deckten die berliner, warſchauer und bautzner Straßen. Auch um die Vorſtädte der Altſtadt wurde eine ausgedehnte Verſchanzungslinie gezogen, und zahlreiche Truppen lagerten im Bereich der Werke auf beiden Ufern. Metternich und Bubna kamen um dieſe Zeit aus dem Feldlager Alexanders nach Dresden; aber die Friedensunterhandlungen zerſchlugen ſich, und den 17. Aug. brach der vielfach bereitete Krieg aufs neue los. Dresden war der Mittelpunkt der Bewegungen des franzöſiſchen Heers. Napoleon war ſchon am 15. Aug. über Bautzen nach Schleſien gegangen, und Vandamme, der mit 40,000 Mann von der untern Elbe heraufgekommen war, zog vom 17. bis 19. auf das rechte Elbufer, wo er ſich nebſt Poniatowsky gegen die böhmiſche Gränze auf Rumburg und Gabel wandte. Allein unerwartet drang das große Heer der Verbündeten, unter dem Fürſten von Schwarzenberg, in vier Abtheilungen aus den böhmiſchen Gebirgspäſſen auf dem linken Elbufer vor. Die Ruſſen unter Wittgenſtein warfen den Marſchall St. Cyr, welcher mit 20,000 Mann jene Päſſe bewachte, aus den feſten Stellungen bei Gießhübel und Pirna. Er verlegte deshalb den 22. Aug. ſein Hauptquartier von Pirna nach Dresden. Dieſer ſchnelle Rückzug und die Nachricht von Napoleons Vordringen gegen Blücher, veranlaßten den Heerführer der Verbündeten, ſtatt auf Leipzig vorzudringen, Dresden zu überfallen. Während alſo an der ſchleſiſchen Gränze Blücher mit einem ſchwächern Heere den Kaiſer Napoleon beſchäftigen ſollte (ſ. Katzbach), warf ſich die Hauptmacht der Verbündeten auf die große Verbindungsſtraße der Franzoſen in Sachſen, und man beſchloß, da die Umſtände günſtig ſchienen, Dresden wegzunehmen, als den Schlüſſel der franzöſiſchen Stellung in Sachſen. Die Ruſſen und Preußen, unter Wittgenſtein und Kleiſt, drangen auf der Pirnaiſchen Straße gegen Dresden vor; die Oeſterreicher aber in dem längſten Bogen auf der Straße von Kommotau. Eilboten riefen den Kaiſer Napoleon nach Dresden zurück. Den 24. Aug. traf bereits der König von Neapel ein. Den 25. umzingelten die Verbündeten die Stadt bis an die Weißeritz, und den 26. früh wurden die Franzoſen von den Preußen aus dem großen Garten geworfen. Aber erſt an dieſem Tage war das verbündete Heer ganz vor Dresden vereinigt und, mit Inbegriff der als Rückhalt bei

Tharant aufgeſtellten Abtheilung unter Klenau, gegen 120,000 Mann ſtark. Seine Stellung war vortheilhaft. Kaiſer Alexander hatte ſein Hauptquartier in Röthenitz, der König von Preußen in Lockwitz. Das Feuer begann den 26. mit Tagesanbruch; ein raſcher Sturmangriff hätte wahrſcheinlich entſchieden; aber der linke Flügel, welcher die faſt gar nicht vertheidigte Friedrichsſtadt einſchließen ſollte, war noch nicht weit genug vorgerückt, um hier anzugreifen. Dieſer nothwendige Verzug rettete die Stadt. Unterdeſſen war Napoleon mit dem Kerne ſeines Heers den 23. Aug. in Eilmärſchen vom Bober über Görlitz nach Dresden aufgebrochen. Den 26. halb 10 Uhr Vormittags zog er mit einem Theile ſeiner Leibgarden in die Stadt, nachdem er ſchon in Stolpen den Schlachtplan entworfen, Vandamme gegen Pirna hin entſandt, und das Schlachtfeld von den Höhen der Bautzner Straße überſehen hatte. Jetzt wälzte ſich, von Mittag bis Abends, eine Maſſe von mehr als 60,000 Mann von der Bautzner Straße in die Stadt, um ſogleich im Sturmſchritt auf das Schlachtfeld zu eilen. Denn gegen 4 Uhr des Nachmittags, als ſchon ſämmtliche Garten und die Reiterei unter Latour-Maubourg über die Elbe gegangen waren, rückten die Verbündeten in 6 Heerhaufen unter einem Geſchützdonner vor die Stadt. Fünf ſtarke ſich gegenſeitig vertheidigende Schanzen deckten die feſte Linie, welche Dresden, vom Ziegelſchlage öſtlich an der Elbe bis vor dem Freiberger Schlage an der Freiberger Heerſtraße und dem Weißeritzfluſſe umgab. Die heftigſten Angriffe hatten vor dem Ziegelſchlage bei Blaſewitz, und bei den Schanzen an den Straßen nach Räcknitz und Plauen Statt. Die Preußen fochten mit herrlichem Muthe im großen Garten, und drängten die ſogenannte junge Garde bis an die Mauern des Anton'ſchen Gartens; allein von den Kugeln ihrer Waffenbrüder begrüßt, mußte dieſe wieder in den Kampf ſich ſtürzen. Zugleich ward die Stadt mit Haubitzgranaten beſchoſſen, von welchen manche in den Vorſtädten zündeten, und einige bis auf den Brühlſchen Gartenwall flogen, ſo daß mehrere Einwohner verwundet oder getödtet wurden. Nach 6 Uhr waren die Preußen wirklich in die Pirnaiſche Vorſtadt eingedrungen, die Schanze vor dem Freiberger Schlage war von den Oeſterreichern genommen, und das noch weit ſtärkere Werk vor dem Moczinskiſchen Garten von einem ungarſchen Regimente erſtürmt worden. Da unternahmen die Franzoſen einen allgemeinen Angriff. Aus dem Rückhalt ſtürmten die Garden mit 16 Kanonen hervor und trieben die Preußen aus der Vorſtadt zurück; auch das Werk vor Moczinsky's Garten ward gegen 7 Uhr wieder genommen. Jetzt erkannten die Verbündeten die Unmöglichkeit, eine von 100,000 Mann vertheidigte und ſo klug befeſtigte Stadt zu erobern; ſie zogen ſich daher bei Einbruch der Nacht in ihre vorige Stellung auf die Anhöhen zurück. Die Franzoſen aber lagerten ſich vor den Schlägen und in den Vorſtädten. Unterdeſſen zogen unaufhörlich Kriegsvölker und Geſchütz über die Brücke, und am Morgen des 27. Aug. rückten die Heermaſſen unter Marmont und Victor in die Schlachtlinie. Um 6 Uhr begann die Schlacht aufs neue. Vergebens griff Napoleon wiederholt das Mitteltreffen der Verbündeten auf den Höhen von Zſchernitz und Räcknitz an; gegen 10 Uhr wandten ſich die Anſtrengungen der Franzoſen gegen den rechten Flügel, welcher aus Ruſſen und Preußen beſtand; doch ward fortwährend, obwohl ſchwach, das Mitteltreffen beſchoſſen; und hier war es, wo eine Stückkugel aus einer franzöſiſchen Feldbatterie gegen Mittag Moreau in der Nähe Alexanders tödtlich verwundete. (S. Moreau.) Die entſcheidende Unternehmung ward

gegen den linken Flügel gerichtet, welcher ſich von Töltſchen an der weſtlichen Thalwand des Plauenſchen Grundes bis gegen Gorbitz, an der Heerſtraße nach Freiberg, ausbreitete. Die hier aufgeſtellten Truppen waren zum Theil neu geworben und ſchlecht gerüſtet, dabei durch die härteſten Entbehrungen in dem ausgeplünderten Lande entmuthigt. Da ſie nun durch das tiefe Weißeritzthal von dem Mitteltreffen gänzlich abgeſchnitten und nicht ſtark genug waren, um mehrere wichtige Punkte, wo von der Freiberger Heerſtraße Schluchten nach der Elbe abfallen, gehörig zu beobachten, ſo gelang es dem König von Neapel, mit der Heermaſſe unter Victor und der franzöſiſch-ſächſiſchen Reiterei unter Latour-Maubourg, dieſen Flügel völlig zu umgehen, indem er gegen Mittag aus dem Engpaſſe von Cotta und dem Zſchonengrunde bei Pennerich hervorbrach. Nach tapferer Gegenwehr auf den Höhen am Rande des Weißeritzthales, wo aber der Regen das Kleingewehrfeuer unmöglich machte, wurden die Oeſterreicher von der feindlichen Reiterei überwältigt und von ihrer Rückzugsſtraße weggedrängt. Da ſie nun den richtigen Weg in den plauenſchen Grund hinab, um auf der entgegengeſetzten Seite die Höhe wieder zu gewinnen, verfehlten, ſo wurde der größte Theil, über 10,000 Mann, nebſt dem F. M. L. Mesko, gefangen. Unterdeſſen hatte bereits der Heerführer der Verbündeten, auf die Nachricht, daß Vandamme, der am 25. bei Königſtein über die Elbe gegangen war, gegen Pirna vordringe und die Verbindung mit Böhmen bedrohe, den Rückzug beſchloſſen. Dieſer erfolgte in der Nacht. Der König von Neapel rückte ihnen nur bis Marienburg nach. So endigte der zu ſpät unternommene und zu wenig vorher berechnete Angriff auf Dresden. Die Verbündeten hatten an Todten, Verwundeten und Gefangenen 30,000 Mann verloren. Die Gefangenen, über 13,000 Mann, meiſtens Oeſterreicher, die man in die proteſtantiſchen Kirchen eingeſperrt hatte, wurden von den Bewohnern der Stadt ſo gut als möglich verpflegt; doch kamen mehrere vor Erſchöpfung um. Die Zahl der verwundeten Franzoſen belief ſich an dieſen beiden blutigen Tagen auf mehr als 10,000 Mann. Die Zahl ihrer Todten war beträchtlich, läßt ſich aber nicht genau angeben. Es befanden ſich jetzt 24 Spitäler in der Stadt. Napoleons Glücksſtern ging unter ſeit dem 27. Aug. Die Boten von Oudinots Niederlage bei Großbeeren (ſ. d. Art.), von Macdonalds Niederlage an der Katzbach (ſ. d. Art.) und von Vandamme's Niederlage bei Culm (ſ. d. Art.) zerſtörten den ſtolzen Entwurf, in Breslau, Berlin und Prag ſeine Triumphe zu feiern. Von nun an begannen die Hin- und Herzüge der franzöſiſchen Kriegsmacht, die immer ſchwerer auf Dresden, ihren Stützpunkt, drückten, und die Umgegend gänzlich verheerten. Die Franzoſen legten drei neue Schanzen vor der Altſtadt an; auch ſollte Meißen ein neues Außenwerk von Dresden bilden, und das franzöſiſche Heer ſchien in dieſem verſchanzten Lager den andringenden Streitkräften der Verbündeten hinter mächtigen Bollwerken zu trotzen. Unterdeſſen rückte das Heer der Verbündeten aus Böhmen auf's neue vor, und ruſſiſche und preußiſche Schaaren ſtreiften auf den lauſitzer Straßen bis in die Nähe von Dresden und Großenhayn. Napoleon trieb jene zwar zurück; allein Ney's Niederlage bei Dennewitz (ſ. d. Art.) am 6. Sept. und Blücher's Vordringen am 10. gegen Herrnhut, nöthigten den franzöſiſchen Kaiſer, von der böhmiſchen Gränze nach Dresden zurück zu gehen, und auf das rechte Elbufer ſich zu wenden. Dieſe Heerzüge machten das Land zur Wüſte. Von den zu 50 bis 100 Mann in kleinen Hütten zuſammengedrängten Franzoſen wurden ſelbſt

die Gräber aufgewühlt, die Leichen geplündert und die Särge zu Wachtfeuern verbraucht. Mit dem Mangel nahm die Zuchtloſigkeit immer mehr überhand. Am 14. brach Napoleon wieder gegen die böhmiſche Gränze auf, und drang am 15. bis Culm vor; allein ſeine Garden wurden mit Verluſt zurückgeworfen, und er kehrte den 21. nach Dresden zurück. Jetzt ließ er, gegen ſeine frühere Zuſage, den Sonnenſtein befeſtigen, und die Irren in der daſelbſt befindlichen Heilanſtalt wurden ſchonungslos fortgejagt. Die Oeſterreicher beſetzten dagegen den 17. Freiberg; Streifſchaaren von dem Heere des Kronprinzen von Schweden drangen bis nach Leipzig vor, und Blücher vereinigte ſich mit Bubna. Napoleon drängte zwar die Preußen nach Bautzen zurück, war aber ſchon den 24. wieder in Dresden. Er ließ jetzt das rechte Elbufer gänzlich ausleeren, und zog ſeine Truppen auf das linke. In Dresden lagen am 27. über 30,000 Mann. Den 28. und 29. griffen die Verbündeten den Brückenkopf bei Meißen an, doch ohne Erfolg. Nun zogen Napoleons Schaaren über Freiberg gegen Chemnitz, und über Noſſen gegen Leipzig, wohin auch die verbündeten Heere ihre Richtung nahmen. Endlich entſchied Blüchers unerwarteter Uebergang über die Elbe Napoleons Abzug aus Dresden. Er verließ dieſe Stadt den 7. Oct. früh. Der König von Sachſen folgte. (S. Leipziger Schlacht.) In und um Dresden blieb eine Heeresmacht von etwa 30,000 Mann zurück, unter St. Cyr und dem Grafen von der Lobau. Die Franzoſen mußten an demſelben Tage Pirna verlaſſen, wo ſie nur noch den Sonnenſtein beſetzt hielten. Dem Königſtein bewilligten die Verbündeten die Neutralität. Hierauf erſtürmte Bubna am 8. den Brückenkopf bei Pirna, und die Verbündeten griffen einen Theil der in acht großen Schanzen beſtehenden Außenwerke der Neuſtadt von der baußner Straße her an. Zugleich näherten ſich die Ruſſen 16,000 Mann ſtark unter Tolſtoi, Iwanof und Markof bis zum 12. Oct. Dresden, damit ſich hinter ihnen Bennigſens Heer unbemerkt über Noſſen nach Leipzig zöge. St. Cyr griff hierauf am 17. den General Tolſtoi auf den Höhen von Räcknitz und Zſchernitz an. In Gefahr, umgangen zu werden, zogen ſich die Ruſſen mit einem Verluſte von 6 Feldſtücken und einigen hundert Mann an Gefangenen, auf Dohna zurück: aber ſchon am 20. drängten ſie den Marſchall wieder nach Dresden hin, das nunmehr an beiden Ufern eingeſchloſſen war, da die öſterreichiſchen Generale von Chaſteler mit 10,000 Mann, und Klenau von Leipzig her zu Tolſtoi geſtoßen waren, auch der ruſſiſche Oberſte Busmann Meißen am 23. beſetzt hatte, während der Fürſt von Wied-Runkel auf der Großenhayner Straße gegen die Neuſtadt vorrückte. In der Stadt, der ſchon längſt alle Zufuhr abgeſchnitten war, riß jetzt der Mangel an den erſten Lebensbedürfniſſen, beſonders an Salz, Brot, Fleiſch und Holz, Gemüſe und Arzneien, immer drückender ein. Der am 28. Oct. an alle Bewohner erlaſſene Befehl, ſich auf 2 Monate mit Lebensmitteln zu verſehen, war daher unausführbar. Gleichwohl ſetzte St. Cyr alles zur hartnäckigſten Wehr gegen die Belagerer in Stand, welche Wurfgeſchütz von Thereſienſtadt herkommen ließen. Die Straßen in den Vorſtädten wurden durch Verhacke, Pfahlwerk und Querwälle befeſtigt, und eine Menge Wohnungen in Blockhäuſer verwandelt. Die meiſten Gebäude und Anlagen rings um die Stadt, unter andern die königliche Spiegelſchleifmühle mit trefflichem Maſchinenwerke, wurden niedergeriſſen oder verbrannt. Vom 4. Nov. an war die Beſatzung durchaus auf ihre Verſchanzungen beſchränkt. Jetzt wollte St. Cyr ſich auf

dem rechten Elbufer nach Torgau den Weg bahnen. Er foderte daher von den Einwohnern einen Theil der von ihnen aufgezeichneten Lebensmittel, damit das Heer Mundvorrath hätte. Hierauf zogen den 6. unter Lobau 10,000 M. Fußvolk und 1000 M. Reiterei, nebſt 200 Wagen mit franzöſiſchem Eigenthum, aus der Neuſtadt auf die Straße nach Großenhayn; allein ſie wurden auf der Fläche der Drachenberge bei Reichenberg von dem Fürſten von Wied-Runkel zurückgeſchlagen, und rückten Abends in die Stadt wieder ein. Graf Dûmas ließ nun die noch vorhandenen Getreide- und Mehlvorräthe aus den Stadtmühlen und den öffentlichen Anſtalten wegnehmen; aber die Mühlen ſtanden ſtill und viele Brunnen verſiegten, weil das Waſſer abgeſchnitten war. Mit dem Hunger zugleich wüthete das Nervenfieber unter den Soldaten und Einwohnern. Aus den Krankenhäuſern wurden täglich über 200 Todte getragen, und in der Stadt ſtarben wöchentlich 2 — 300 M. Endlich durfte die Stadt Abgeordnete in das öſterreichiſche Lager ſchicken, welche die Capitulation einleiteten, die St. Cyr den 11. mit Klenau zu Herzogswalde abſchloß, und nach welcher die Beſatzung vom 12. bis 16. Nov. frei abzog, aber die Waffen ſtrecken mußte, zuſammen 1759 Offiziere und 27,714 Gemeine. Ueber 6000 Kranke blieben in den Spitälern zurück. Der Geſammtwerth der eroberten Kriegsbedürfniſſe wurde auf 5 Millionen Thaler geſchätzt. Die Capitulation ward aber von dem Oberbefehlshaber, Fürſten von Schwarzenberg, nicht genehmigt, und die Beſatzung wurde kriegsgefangen. Vom 17. Nov. an führte der ruſſiſche General Gourieff den Oberbefehl in der Stadt. Dresden erhielt eine ſtarke ruſſiſche Beſatzung und wurde der Sitz der ruſſiſchen Landesverwaltung unter dem Fürſten Repnin. Ueber die Geſchichte dieſer achtmonatlichen Leiden ſehe man die Darſtellung der Ereigniſſe in Dresden im J. 1813 von W. A. Lindau, Dresden 1816, und Napoleons Feldzug in Sachſen von O. von Odeleben.

Dresdens Kunſtſammlungen. Das liebliche Dresden im reizenden Elbthal iſt längſt als deutſches Florenz anerkannt; es hatte in den kunſtliebenden Auguſten einen Cosmus und Lorenzo, und Herders freundlicher Wunſch:

„Blühe, deutſches Florenz, mit deinen Schätzen der Kunſtwelt;
„Stille geſichert ſei Dresden-Olympia uns!“

wurde ſelbſt in den neuern harten Kriegsſtürmen erhört. Eine rettende Aegide ſchien bei allen Schickſalswendungen über Dresdens herrlichen Kunſtſchätzen zu ſchweben, ſie blieben unangetaſtet, ſtill geſichert, in Zeiten, wo kein Eigenthum mehr heilig ſchien. Nirgends könnten ſie aber auch paſſender und ſchöner bewahrt werden, als in dieſem glücklichen Mittelpunkt zwiſchen Süd- und Norddeutſchland. Um eine Ueberſicht dieſer berühmten Kunſtſammlungen zu geben, denen wir glauben einen eignen Art. widmen zu dürfen, wollen wir mit der reichſten derſelben: der Gemäldegallerie, anfangen. Schon die frühern Fürſten des ſächſiſchen Hauſes zeichneten ſich durch Kunſtliebe aus. Schon Herzog Georg, der Gönner und Freund Lukas Cranachs, des Altvaters ſächſiſcher Kunſt, ſammelte Gemälde. Moritz, der erſte Churfürſt albertiniſcher Linie, ſtellte dieſe Sammlung in der Kunſtkammer auf. Georg I. und II. ließen durch den Hofmaler Kilian Fabrizius thätig ſammeln. Unter Auguſt II., König von Polen, wurde die Sammlung anſehnlich vermehrt, und kam aus dem ehemaligen Rieſenſaal in das zweite Stockwerk des Schloſſes; ihren Glanz und ihre herrlichſten Schätze aber verdankt ſie Auguſt III., der die Gemäldeſamm-

lung von Modena für 1,200,000 Thlr. erwarb, und in Italien und andern Ländern claſſiſche Meiſterwerke kaufte, beſonders aber dadurch, daß er für 17,000 Ducaten eines der vorzüglichſten Werke Raphaels, ſeine Himmelskönigin (Madonna di S. Sisto) kaufte, die Dresdener Sammlung krönte. Das obere Stockwerk des Stallgebäudes wurde zu einer würdigen Aufſtellung der Gemälde eingerichtet, und ſeit 1747 befindet ſich die Sammlung hier. Sie iſt, beſonders an Werken der italieniſchen Schulen, eine der reichſten Sammlungen. Das Ganze beſteht aus 3 Abtheilungen: die äußere Gallerie, die innere Gallerie und das Paſtellcabinet. Die äußere Gallerie beſteht aus den Werken niederländiſcher u. holländiſcher, deutſcher, franzöſiſcher u. einiger italieniſcher Meiſter, ſie enthält 1011 Gemälde; ſo vollzählig wurde ſie erſt ſeit 1816, wo viele treffliche kleine Gemälde niederländ. Meiſter dazu kamen, welche ſeit dem Tode Auguſts III., deſſen Zimmer ſie ſchmückten, immer eingepackt geblieben waren; jetzt bekamen ſie die Stelle größerer, aber minder bedeutender Bilder der Gallerie. Seitdem wurden auch alle Abtheilungen an den Gallerjewänden und Fenſterpfeilern bezeichnet, und es erſchien ein neues Sach- und Ortsverzeichniß der Gemälde. Unter den niederländiſchen Werken finden wir über 30 Gemälde von Rubens, worunter die Löwenjagd; Neptun, den ſtürmenden Winden gebietend (Quos ego!); das Bild ſeiner beiden Söhne; Proſerpina's Raub; Clelia, aus dem Etrusker-Lager fliehend, Meleager und Atalanta; der heilige Hieronymus; die Satyrisfenfamilie; der Liebesgarten, die vorzüglichſten ſind. Von Van Dyk ſind 18 Gemälde hier, worunter man die Bildniſſe König Carls I. von England und deſſen Gemahlin Henriette, ſo wie ſeiner drei Kinder, den 151 Jahr alten Thomas Parker, den büßenden Hieronymus und die Danae beſonders bemerkt. Unter vielen Gemälden Rembrands zeichnen ſich das Bildniß ſeiner Tochter, das ſeiner Mutter, das Feſt des Ahasverus, und ſein Bild von ſich und ſeiner Frau, beſonders aus. Von deſſen Schüler Ferdinand Bol ſind: die Ruhe auf der Flucht nach Aegypten und David mit dem Uriasbrief vorzüglich. Treffliche Gemälde von Adrian von Oſtade ſind z. B. das eigne Bild des Künſtlers vor der Staffelei, eine holländiſche Bauernſchenke ꝛc. Von Gerard Dow bewundert man beſonders den betenden Einſiedler, und zwei Bildniſſe von ihm ſelbſt, einmal zeichnend, und einmal die Violine ſpielend. Von Franz Mieris iſt der Keſſelflicker und ſein eignes Bildniß, ſo wie von Caſpar Netſcher die Darſtellung der Frau von Monteſpan und mehrer Frauen in Putzzimmern, von der fleißigſten Ausführung. Von David Teniers ſprechen mehre große Gemälde durch die Wahrheit im Ausdruck ſehr an. Von Philipp Wouvermann ſind ſehr viele herrliche kleine Gemälde hier, worunter man das Feldlager, den Pferdemarkt und mehre Reitergefechte beſonders bewundert. Eine ganze Reihe der ſchönſten Werke des Adrian van der Werf ſind hier, worunter die Verſtoßung der Hagar, das Urtheil des Paris, ſeine eigne Familiengruppe und eine Verkündigung vorzüglich zu bemerken. Viele Bilder von Terburg, van der Helſt, Poelemburg, Albert von Everdingen, van der Neer, Paul Potter, Nicolaus Berchem, van der Goyen, Andreas Both, Franz Snyders, de Heem, Eckhout, Huyſum, Denner, Seybolds, Wynands ꝛc. ſind wahre Zierden der Gallerie, doch ganz vorzüglich ſchön ſind die herrlichen Landſchaften von Ruysdael: ſeine Jagd, ſein Kirchhof, ſein Kloſter, ſein Waſſerfall, ſein Bergſchloß und ſeine Waldgegenden ſind von hoher dichteriſcher Wahrheit; einige ſchöne Stücke vom Hondekoeter, z. B. Federvieh vor einem Raubvogel er-

ſchreckend ꝛc. ſind nicht zu überſehen, ſo wenig als die herrlichen Architekturgemälde von Neefs und Steenwyk. An Werken der altdeutſchen Schule iſt die Sammlung nicht beſonders reich, doch eins iſt hier, welches die Perle der vollſtändigſten Sammlung dieſer Art ſein würde, nämlich das himmliſche Muttergottesbild von Holbein, vor der die Familie des Bürgermeiſters Meyer aus Baſel knieend und betend vorgeſtellt iſt. Außerdem ſind mehre vorzügliche Bilder von Albrecht Dürer hier, nämlich die Kreuztragung, die ſterbende Maria, der betende Greis ꝛc. Auch von Johann van Eyk und Lucas von Leyden kann man hier Werke finden. Von den Werken der franzöſiſchen Schule ſind beſonders zu erwähnen: zwei vortreffliche große Landſchaften von Claude Lorrain, mehre ſchöne Gemälde von Nicolaus Pouſſin, z. B. Noahs Opfer, die Anbetung der Weiſen, die Ausſetzung des Moſes in den Nil, das Reich der Flora; von Le Brün: eine heilige Familie „le Silence;“ und von Moucheron mehre gute Arbeiten. Von neuern deutſchen Meiſtern bemerken wir viele köſtliche Arbeiten von Dieterich, einige von Mengs, ein treffliches eigenes Bildniß von Graff, eine liebliche Kindergruppe von Vogel, dem anmuthigen Darſteller zarter Kindheit, und Gerhards von Kügelgen letztes Gemälde: der verlorne Sohn. Unter den Gemälden der italieniſchen Schule in der äußern Gallerie ſind beſonders merkwürdig: Johannes der Täufer, von Battoni, eine treffliche Nachbildung von Raphaels heiliger Cäcilia, von Giulio Romano, und die heilige Nacht von Rotari. — Jetzt wenden wir uns zur innern Gallerie (348 Gemälde) und zuerſt zur erſten Zierde derſelben: Raphaels Madonna, mit dem heiligen Sixtus und der heiligen Barbara, aus des Künſtlers ſchönſter Zeit, 3 — 4 Jahre vor ſeinem Tode gemalt, und urſprünglich für das Kloſter der Benedictinermönche vom heiligen Sixtus zu Piacenza beſtimmt, das höchſte Ideal aller Madonnen. Höchſt anziehend iſt es, in der D. Gall. die herrlichſten Werke Correggios aus ſeinen drei verſchiedenen Manieren ſtudiren zu können. Nirgend kann man dieſen hohen Künſtler beſſer kennen lernen, als hier. Die großen Werke ſeiner erſten Manier ſind überaus ſelten; die Madonna des heiligen Franziscus iſt ein himmliſches Gemälde aus dieſer Zeit, welches an Reinheit des Styls und tiefem Gefühl mit Raphaels Werken wetteifert; aus ſeiner zweiten Periode iſt die weltberühmte heilige Nacht, dies wundervoll ſchöne Weihnachtsbild, deſſen Hauptgedanke gewiß das Höchſte iſt, was neuere chriſtliche Kunſt hervorbrachte, und deſſen Ausführung an Vollendung und Zauber alles übertrifft, was irgend ein Künſtler jemals leiſtete; außerdem iſt noch die Madonna des heiligen Georgs, aus der zweiten Periode, ein Bild von Farbenpracht und Lichtklarheit. Aus der dritten, vollendetſten Periode Correggios iſt ſeine Madonna des heiligen Sebaſtian, ſeine herrliche kleine Magdalena, dieſe echte Perle im Gebiete der Kunſt, und das Bildniß ſeines Arztes. Raphaels geliebter Schüler, Giulio Romano, eifert in ſeiner heiligen Familie, Maria mit dem Waſſerbecken, dem großen Meiſter glücklich nach. Von Andrea del Sarto ſind mehre herrliche Werke da, beſonders Abrahams Opfer, und die Verlobung der heiligen Catharina mit dem Jeſuskind. Von Leonardo da Vinci iſt das wunderſam ausgeführte Bildniß des Herzogs Sforza von Mailand hier. Von Bartolomeo Bagnacavallo iſt ein herrliches Altarblatt im grandioſen Styl: die auf Wolken thronende Maria mit dem Jeſuskind, zu deren Füßen vier Heilige gleich Stützen der Kirche ſtehen. Die vier Kirchenväter von Doſſo Doſſi, und ſeine allegoriſche Geſtalt der Ge-

rechtigkeit; der große Bacchuszug, von Benvenuto Garofalo, und ſeine das göttliche Kind anbetende Jungfrau Maria, und der lehrende Chriſtus von Giovanno Bellino, gehören zu den herrlichſten Werken des ernſten, älteren Styls; aus noch älterer Zeit leuchten in kindlicher Klarheit und Innigkeit Francesco Francia's allegoriſches Gemälde, die Religion vorſtellend, und Pietro Perugino's Anbetung der Weiſen, zu uns herüber. Die venetianiſche Schule kann man hier kennen lernen durch viele treffliche Werke Tizians, beſonders ſeine lebenathmende Venus, ſeinen Chriſtus mit dem Zinsgroſchen, ſeine heilige Familie, vom Herzog Alphons von Ferrara verehrt, und mehrere Bildniſſe; durch Palma Vecchio's Madonna mit dem überaus lieblichen Jeſuskinde, und ſeine drei Schweſtern; durch Tintoretto's Parnaß und ſein Concert; durch Paul Veroneſe's Kreuztragung, ſeine Jünger zu Emaus, ſeine Hochzeit zu Cana, ſeine Kreuzigung und ſeine Familie Concina vor der heiligen Jungfrau. Von den Meiſtern der reichen lombardiſchen Schule beſitzt dieſe Gallerie die vortrefflichſten Werke, worunter beſonders Annibale Carracci's emporſtrebender Genius des Ruhms, ſeine Madonna des heil. Matthäus, und ſein Chriſtuskopf; Guido Reni's zwei rührend ſchöne duldende Erlöſerköpfe mit der Dornenkrone, ſeine Erſcheinung des auferſtandenen Heilands, ſeine Venus; Lodovico Caracci's herrliche kleine Madonna, welche die Leidensinſtrumente von den Engeln getragen erblickt; Albani's lieblicher Tanz der Liebesgötter, ſeine Venus, von ſcherzenden pfeilprüfenden Amorinen umgeben, ſeine Ruhe auf der Flucht nach Aegypten, ſein Beſuch der Eliſabeth bei Marien, ſich als ſolche Werke auszeichnen, durch welche man die tiefſte Eigenthümlichkeit dieſer unſterblichen Meiſter kennen lernt. Als wahre Zierden der Gallerie muß man noch erwähnen: die himmliſch-ſchöne, zart ausgeführte heilige Cäcilia von Carlo Dolce, ſein das Brot ſegnender Heiland; die reizende Magdalena in Lebensgröße, von Battoni; die ausdrucksvolle büßende Magdalena von Franceſchini; Loth mit ſeinen Töchtern, ein höchſt wirkungsvolles Gemälde von Guercino da Cento; die heilige Nacht von Carlo Maratti; die Ruhe auf der Flucht nach Aegypten von Francesco Treviſani; die Madonna mit dem Jeſuskinde, welches den kleinen Johannes küßt, von Geminiani; Hero und Leander von Francesco Mola; die Madonna della Roſa von Parmegiano; die heilige Nacht von Giulio Procaccini, und Joſeph mit Potiphars Weib von Carlo Cignani. Ungern vermißt man in dieſer ſo reichen Sammlung Dominichino's Werke, von dem kein einziges Gemälde hier iſt. In dem Paſtellcabinet ſind noch über 150 Gemälde. Der Amor mit dem Pfeil, von Raphael Mengs, iſt das Kleinod dieſes Cabinets; es ſind noch mehrere von dieſem Künſtler gemalte Porträts hier zu bemerken, beſonders ſein eignes und die ſeiner Schweſtern; von einer derſelben, Thereſia Mengs, ſind ſchöne Email- und Miniaturarbeiten hier. Das Chokolatenmädchen von Liotard iſt bekannt; von der Paſtellmalerin Roſalba Carriera ſind faſt alle übrigen Porträts in dieſem Cabinet. — Die Gemäldegallerie ſteht unter Aufſicht des Oberkammerherrn. Vom Anfang des Maies an bis Ende Septembers iſt von 8 bis 12 Uhr Vormittags und von 3 bis 6 Uhr Nachmittags die Gallerie offen, und, nach vorgängiger Meldung, wird auch außer dieſer Zeit Fremden die Sammlung gezeigt. Künſtler haben in den obgedachten Stunden die Erlaubniß, in der Gallerie zu arbeiten. — Tapeten nach Raphaels Zeichnungen. Dieſe ſechs 4½ Ellen hohen Tapeten ſind ſehr ſehenswürdig. Sie werden im japaniſchen Palaſt verwahrt und gezeigt. Caſanova gab Veranlaſſung zur Entdeckung dieſer ſeltenen Kunſtdenkmale, als er in ſeinen Vorleſungen die Vermuthung des Cardinals

Albani mittheilte, daß ſich Teppiche nach Raphael's Zeichnungen, Geſchenke Leo's X., in Dresden befinden müßten, da von 12 in Wolle gewirkten Tapeten, die der Papſt in Arras verfertigen ließ, 7 nach Raphael, die übrigen nach ſeiner Schüler Zeichnungen wären. Der kunſtliebende Hausmarſchall, Freiherr v. Racknitz, forſchte nach, und fand endlich 6 Teppiche, theils noch gut erhalten, theils unſcheinbar; der ſiebente war nicht aufzufinden. Die unkenntlich gewordenen wurden ſorgfältig gereinigt. Sie ſtellen dar: 1) Die Erblindung des Zauberers Elymas in Paphos, eine kunſtvolle Gruppirung; 2) Paulus, in Athen predigend, eine herrliche Geſtalt; 3) das Opfer zu Lyſtra, eine ſchöne Gruppe; 4) Petrus und Johannes im Tempel (Ap. Geſch. Cap. 3.); 5) Chriſtus, als er zu Petrus ſagt: „weide meine Schafe"; 6) den wunderbaren Fiſchzug. Ohne Zweifel war der Tod des Ananias der Gegenſtand des verlornen ſiebenten Teppichs. Raphaels Geiſt iſt überall ſichtbar, obgleich einzelne Theile durch die Schuld der Werkmeiſter in Arras mißlungen ſind. Die Originalzeichnungen auf Papier kamen nach England, wo ſie früher in Hamptoncourt, und ſpäterhin in Buckinghamhouſe aufbewahrt wurden. Sie ſind unter dem Namen der Raphaeliſchen Cartons allgemein bekannt. — Der Gemäldeſaal auf dem Brühlſchen Garten. Dieſer wird auch oft der Doublettenſaal genannt; er war in früheren Zeiten zur Aufnahme der Werke neuerer Künſtler beſtimmt. Seit den unlängſt erfolgten Veränderungen in der Gemäldegallerie erhielt dieſe Sammlung einen anſehnlichen Zuwachs von Bildern niederländiſcher und franzöſiſcher Meiſter, ſo wie von einigen Gemälden des Grafen Rotari, welche dort nicht Platz fanden, ſo daß ſie jetzt ungefähr 250 Gemälde enthält. Beſonders merkwürdig ſind die vielen großen Landſchaften und Anſichten von dem Meiſter in der Perſpective, Bernhard Bellotto, genannt Canaletto, aus Venedig, der ſeit 1764 Mitglied der Akademie zu Dresden war. Viele ſächſiſche Gegenden, z. B. Königſtein und Sonnenſtein, ein Bergaufzug im Plauenſchen Grunde und mehrere innere Anſichten von Dresden, welche die ehemalige Geſtalt verſchiedener Gebäude und Stadttheile zeigen, ſind von dieſem Künſtler mit treffender Wahrheit dargeſtellt. Auch ſieht man hier mehrere Anſichten ſächſiſcher Gegenden, z. B. des Oybin, des Lilienſteines ꝛc. von dem Hofmaler Alexander Thiele. — Das Auguſteum oder die königliche Antikenſammlung. Ueber dieſe treffliche Sammlung, welche in den einfach ſchönen und hohen Sälen des japaniſchen Palaſts würdig aufgeſtellt iſt, und die gewiß jedem, der ſie unter der ſinnigen Leitung des kenntnißreichen Archäologen, des vielverdienten Hofraths Böttiger, ſah, unvergeßlich blieb, giebt es ein ſchönes Prachtwerk: „das Auguſteum, von Becker herausgegeben," welches treue Abbildungen aller bedeutenden hier befindlichen Antiken enthält. Um die Mitte des 16. Jahrh. kaufte Churfürſt Auguſt einige kleine Antiken und Münzen; Johann Georg III. vermehrte ſie mit andern Alterthümern, und ſo bildete ſich der Anfang dieſer herrlichen Sammlung. Auguſt II. nahm um das J. 1720 jene Antiken aus der Kunſtkammer, und durch die Erwerbung der koſtbaren Sammlung des Fürſten Chigi zu Rom, die er 1725 für 60,000 Scudi erhielt, und vieler einzelnen Antiken aus den Sammlungen der Cardinäle Albani und Bellori, der Mumien, die der berühmte Reiſende della Valle aus Aegypten mitgebracht hatte, und der vom Grafen von Wackerbarth in Italien geſammelten Denkmale, ward er der eigentliche Stifter des Auguſteums. Sein Nachfolger, der kunſtliebende Auguſt III., bereicherte die Sammlung durch den Ankauf der Bronzen und modernen Bildhauerarbeiten des Grafen Brühl, durch

einige in Antium gefundene Denkmale, und vorzüglich durch die drei unvergleichlichen Statuen der Herculanerinnen, die er für 6000 Thaler von den Erben des Prinzen Eugen von Savoyen kaufte. Der jetzige König vergrößerte ebenfalls die Sammlung, und wurde beſonders dadurch ihr zweiter Stifter, daß er ſie aus den engen Pavillons im großen Garten 1785 im Erdgeſchoſſe des japaniſchen Palaſtes aufſtellen ließ. Leider ſah der damalige Aufſeher nur auf Ebenmaß, nicht auf Gehalt, Styl und Bedeutung, und paarte oft das Mittelmäßige mit dem Vortrefflichſten in dieſen zehn Sälen zuſammen (der 11. und 12. Saal enthalten blos neue Bildwerke). Der Raum verbietet uns, hier mehr als eine gedrängte Ueberſicht der Merkwürdigkeiten dieſer Alterthümer zu geben. Zu den älteſten Bildwerken gehören die Löwen von ägyptiſchem Syenit, von welchen zwei den Eingang des Kunſtſchatzes hüten, der dritte und ſchönſte ſich aber im Mumienzimmer befindet. Ein Iſisbild mit dem Nilſchlüſſel. Vier Mumien, von denen beſonders die beiden von della Valle mitgebrachten merkwürdig ſind. Dazu iſt ein ächt-ägyptiſcher Sarkophag aus Sykomorus. Alle dieſe Alterthümer, ſo wie mehrere Marmorſarkophage mit merkwürdigen Basreliefs, ſchöne Moſaiken, campaniſche Gefäße und ſlaviſche Alterthümer, ſind in dem letzten Saale aufgeſtellt, in welchem das vor ungefähr 60 Jahren in Rom entdeckte Columbarium der Livia treu nachgebildet iſt. Zu den köſtlichſten Denkmalen des älteſten griechiſchen Styls gehört die dreiſeitige Candelaberbaſis mit dem darauf vorgeſtellten Dreifußraub und ſeiner Wiedereinweihung. Sie iſt wahrſcheinlich aus Delphi: der Marmor iſt pariſch, und dieſe Baſis gehört zu den ächteſten und ſeltenſten Kunſtwerken aus der Zeit vor Phidias. Aus derſelben Zeit iſt der Sturz einer Pallas, an welcher Helm, Arme und Füße ſchlecht ergänzt ſind. An ihrem Peplus iſt der Gigantenkampf in erhabener Arbeit vorgeſtellt. Wichtige Denkmale des hohen und ſchönen Styls (von Phidias bis Praxiteles) ſind: ein gut erhaltener coloſſaler Minervenſturz, der durch den kühnen Wurf des Schuppenpanzers und die Großheit der Formen und Falten an des Phidias hohe Pallasbilder erinnert; eine ſitzende coloſſale Heroinenfigur von hoher Schönheit, die wahrſcheinlich eine Niobe iſt; ein ſterbender Sohn der Niobe, in welchem Todeskampf und Jugendblüthe wunderſchön vereint ſind; ein Niobekopf, welcher in der antiken Doloroſa ſchon das Vorbild einer chriſtlichen Mater Doloroſa ahnen läßt. Dem Zeitalter des reizenden Styls Lyſipps und ſeiner Nachfolger Kunſtſchulen gehören folgende Werke an: zwei atheniſche Canephoren, leider ungeſchickt ergänzt; eine ſchöne Venus Anadyomene oder Pudica, nicht ſo gut erhalten als die mediceiſche, aber in den erhaltenen Theilen noch vollendeter. Ein bacchiſcher Genius, das entzückendſte Kunſtwerk dieſer Art; man ſieht hier das Urbild zugleich mit drei antiken Wiederholungen. Dieſer Satyriſk, deſſen zarte Wellenbewegungen mit dem Liebreiz und Roſenſchimmer ewiger Jugend übergoſſen ſind, iſt der ächte Akratos, der Mundſchenk des Bacchus. Zwei ſchöne Amorgebilde, im Uebergang zum Knabenalter, das lieblichſte Eroskopfchen, eine herrliche Gruppe von Amor und Pſyche, die in den antiken Theilen ſelbſt dem capitoliniſchen Gegenbilde nicht nachſteht. Viele ſchöne jugendliche Athleten, hierunter aber vor allen der herrliche Athletentronk, ehedem als Mercur ergänzt, aber auf des Ritters Hamilton Antrag ſeiner Ergänzung entlaſtet, das Kleinod der Sammlung, und überhaupt eins der trefflichſten alten Kunſtwerke, dem Kenner, wegen des herrlich überkleideten Muskelſpieles, gleich nach dem Fechter des Agaſias den Preis zuerkennen. Zur letzten Kunſtepo-

che des griechiſchen Strebens unter den Römern gehören, in dem ſogenannten Gladiatorenſaale, vier gewaltige Kämpfer über Lebensgröße, in vorgebogener Stellung, voll gediegener Lebenskraft; ein coloſſaler Antinous-Bacchus und ein treffliches Antinousbruſtſtück auf einem Apollotronk. Einzig aber unter allen Kunſtſchätzen, ſelbſt der reichſten Sammlungen, gleichſam einen eigenen Zauberkreis der Kunſt bildend, ſtehen im herculaniſchen Saale die drei herrlichen Frauenſtatuen, deren edler Ausdruck und unausſprechlich ſchöne Draperien ſie zu wahren Kunſtidealen erheben; man nannte ſie ſonſt fälſchlich Veſtalinnen; die größere iſt eine Matrone, die zweite eine Jungfrau, und die dritte eine Wiederholung der letztern. Unter dem Namen: die Herculanerinnen, ſind ſie berühmt; ſie gehören zu den erſten 1706 entdeckten Spuren der verſchütteten Stadt. Viel Treffliches findet man unter den einzelnen Köpfen und Büſten, ſo wie auch unter den vielen kleinen Bildwerken in Bronze. Unter den neuern Bildwerken ſind mehrere Statuen von Giovanni di Bologna, Bernini, Algardi und Donner nicht zu überſehen. Höchſt anziehend ſind die Vorleſungen, welche während des Sommers zweimal wöchentlich vom Hofrath Böttiger hier vor einem erleſenen Kreiſe von Kunſtfreunden gehalten werden. — Die Sammlung mengſiſcher Gipsabgüſſe. Der ſächſiſche Künſtler Raphael Mengs, welcher einer der erſten war, die in der aufblühenden Kunſtperiode der neueſten Zeit Sinn und Gefühl für die reine Schönheit der Antiken hatten, ließ unter ſeiner beſondern Aufſicht in Rom und andern Städten Italiens Gipsabgüſſe von allen merkwürdigen alten Kunſtdenkmalen machen. Er verfuhr dabei mit der ſtrengſten Genauigkeit und Sorgfalt. Ein Exemplar dieſer herrlichen Abgüſſe kam nach Madrid, weil Mengs Hofmaler des Königs Carl III. war, und die Kunſtakademie im Escurial einrichtete. Das zweite vollſtändigere und für die Kunſtgeſchichte wichtigere aber behielt der Künſtler ſelbſt, von deſſen Schweſter, Mad. Maron, der König Friedrich Auguſt es kaufte. 1792 wurden dieſe trefflichen Nachbildungen in einer hochgewölbten, einfach und ſchön verzierten Halle im Erdgeſchoß des ehemaligen Stallgebäudes, eben ſo prachtvoll als zweckmäßig aufgeſtellt, und Kunſtfreunden ſowohl als ſtudirenden Künſtlern geöffnet. Alle wichtigen Denkmale antiker Kunſt findet man hier vereint. Junge Künſtler ſtudiren hier vom Anfang des Mai's bis zu Ende Sept. Fremden wird die Sammlung von dem Oberaufſeher oder dem Inſpector, auf beſondere Erlaubniß auch wohl, jedoch nur ſehr ſelten, bei Fackelbeleuchtung gezeigt. — Das Kupferſtichcabinet. In einem Pavillon des Zwingergebäudes iſt die treffliche und reiche Sammlung der Kupferſtiche und Handzeichnungen, deren Beſuch jedem Kunſtfreunde zu empfehlen iſt. Dieſe Sammlung wurde unter Auguſt II. angelegt, unter ſeinem Nachfolger und dem jetzigen König bedeutend erweitert, und wird fortdauerd vermehrt und ergänzt. Die Sammlung (200,000 Blätter) enthält die ſeltenſten Kupferſtiche und Handzeichnungen der größten Meiſter aus allen Schulen. Das Ganze iſt in 12 Claſſen eingetheilt, welche wieder kunſtgeſchichtlich geordnet ſind. Künſtler können, während des Sommers, das Cabinet Dienſtags und Freitags von 9 bis 12 Uhr Vormittags benutzen. — Die Porzellanſammlung. In 18 Gemächern des Erdgeſchoſſes im japaniſchen Palaſte wird eine reichhaltige, für den Technologen und Kunſtfreund merkwürdige, Sammlung von chineſiſchem, japaniſchen, oſtindiſchen und meißniſchen Porzellan aufbewahrt. Der Werth dieſer Sammlung, deren Inhalt ein Verzeichniß von 5 Foliobänden füllt, wird auf mehrere Millionen geſchätzt, und

die Sammlung von aſiatiſchem Porzellan iſt jetzt einzig in Europa. Unter dem oſtindiſchen ſieht man mehrere Vaſen und viele Stücke von dem uralten Schlangenporzellan. Das chineſiſche und japaniſche Porzellan, das acht Zimmer füllt, enthält ſehr viele alte Vaſen und Geräthe aller Art, Götzenbilder ꝛc. Die Majolicagefäße im 9. Zimmer ſind als Seltenheiten ſehenswerth. Das Anziehendſte aber iſt die reiche Sammlung von ſächſiſchem Porzellan, worin man die Forſchritte von den erſten merkwürdigen Verſuchen an bis zur heutigen Vollendung beobachten kann. — Das Münzcabinet. Dieſe Sammlung befindet ſich gleichfalls in einem ſchönverzierten Saale im Erdgeſchoſſe des japaniſchen Palaſtes. Sie war ſchon unter Johann Georg II. bedeutend, wurde unter den beiden Auguſten vermehrt, und vom jetzt regierenden Könige früher ſchon durch den Ankauf einzelner Stücke und ganzer Sammlungen, wie z. B. des Madai'ſchen aus 9000 beſtehenden Groſchencabinets, anſehnlich bereichert. Die Sammlung von griechiſchen und römiſchen Münzen iſt zwar nicht zahlreich, aber doch bedeutend durch manches ſeltene Stück. Am reichſten iſt das Cabinet von ſächſiſchen Münzen in Gold und Silber. Die Kunſtkammer. Churfürſt Auguſt gründete dieſe Sammlung, die ſich ſeit 1739 im Zwingergebäude befindet, und unter der Obhut des jedesmaligen Aufſehers des mathematiſchen Saals ſteht. Unter vielen Seltenheiten, die hier mit manchen Spielereien gepaart wurden, ſind folgende die merkwürdigſten; Chriſti Geburt in Alabaſter von Sebaſt. Walther; ein metallnes Crucifix von J. v. Bologna; Lucifers Fall, eine Gruppe von 80 Figuren auf einem 13 Zoll hohen und 8 Zoll breiten Stücke Elfenbein; Kunz von Kaufungen von dem Köhler feſtgehalten, von getriebener Arbeit in Stahl ꝛc. In dem zur Kunſtkammer gehörenden Uhrenzimmer findet man 150 Uhren, worunter Gärtners große Uhr mit 360 Zeigern, welche den Zeitunterſchied eben ſo vieler Oerter zeigt. — Die Modellkammer. Dieſe Sammlung, welche Churfürſt Johann Georg IV. anlegte, befindet ſich in einem Theile des Zwingergebäudes. In neuern Zeiten hat die Sammlung, außer verſchiedenen Arbeiten des verſtorbenen Modellmeiſters Gärtner, keinen Zuwachs erhalten. Der Vorrath an Modellen und Maſchinen zur Waſſer-, Berg-, Civil- und Kriegsbaukunſt iſt nicht unbedeutend, Gärtners Werke ſind beſonders ſehenswerth, unter andern ſeine Modelle zu 200 Fuß langen Brücken ohne Zwiſchenpfeiler. In einem andern Pavillon des Zwingers zeigt man die ſehr ſehenswerthen Modelle von dem Tempel Salomonis, der Stiftshütte und einer Synagoge. — Sehr intereſſant iſt es, die Ateliers der ausgezeichneten, hier lebenden Künſtler zu beſuchen: in den Werkſtätten der Profeſſoren Hartmann, Matthäi, Seydelmann, Rößler, Klengel und Pochmann; der Mitglieder der Akademie, Friedrich und Retzſch; der Bildhauer Kühn und Pettrich; der Blumenmaler Friedrich und Tettelbach; der Kupferſtecher Darnſtedt, Krüger, Seyfert, Gottſchick, Günther, Stölzel; der Architekten Schuricht, Thormeyer, wird man in dem Jedem eignen Fache intereſſante Arbeiten finden. Die ſchönſten muſicaliſchen Spieluhren findet man bei dem Sohne des kunſtreichen Friedrich Kaufmann, dem Erfinder des Harmonichords, der Belloneons und Automelodions ſowohl, als des künſtlichen Trompeters; desgleichen bei Blaßmann und Heine. (Mehreren der hier genannten neuern Künſtler haben wir beſondere Art. gewidmet.) Mm.

Dreyer (Joh. Matthias), geb. zu Hamburg 1716, und geſt. daſ. 1769, ein zu ſeiner Zeit bekannter deutſcher Schöngeiſt, nicht ohne Witz und ſatyriſche Einfälle, aber ohne poetiſches Genie, Religioſi-

tät und Wahrheit. Seine Gedichte kamen 1771 zu Altona heraus. Die meiſt anſtößige Sammlung gereimter Geſundheiten unter dem Titel: Schöne Spielwerke beim Wein, Punſch, Biſchof und Krambambuli, Hamb. 1763, wurde gleich bei ihrer Erſcheinung confiscirt und unter dem Geläute der Schandglocke auf dem ſogenannten ehrloſen Blocke in Hamburg verbrannt, nachdem alle Prediger daſelbſt von der Kanzel wider die darin enthaltenen Ruchloſigkeiten geeifert hatten. Sie iſt daher ſehr ſelten geworden. Man ſchreibt Dreyern mehrere ſatyriſche Stücke zu.

Driburg, Städtchen in dem preußiſchen Weſtphalen im Regierungsbezirk Minden, mit 1450 Einw., 3 Meilen von Paderborn, 4 Meilen von Pyrmont, mit einem ſtark beſuchten Geſundbrunnen, der eine Viertelſtunde von der Stadt entfernt iſt. Das Waſſer iſt ſaliniſch-martialiſch, klar, von ſcharfem, ſtechenden, ſäuerlich-eiſenhaften Geſchmack. Es wird mit Nutzen gebraucht bei Verſtopfungen der Eingeweide des Unterleibes, in hypochondriſchen und hyſteriſchen Zufällen, gegen Schwäche und Reizbarkeit der Nerven, Magenkrämpfe und Coliken, Rheumatismen, Gicht, Skorbut, Ausſchläge ꝛc. Das Badehaus iſt ein großes Gebäude, in deſſen obern Stockwerken die Badegäſte wohnen. Hier iſt zugleich der Badebrunnen, aus welchem das Waſſer in 7 ſehr gut eingerichtete Bäder geleitet wird. Man kann hier auch Tropf-, Dunſt- und Dampfbäder haben. Für das Vergnügen iſt durch Muſik, Tanz, Spiel ꝛc. geſorgt, und ſchöne Anpflanzungen, Alleen und Spaziergänge machen die ganze Gegend zu einem Garten.

Droits réunis, ſ. vereinigte Gefälle.

Droske, nicht Droſchke oder gar Troſchke, iſt ein aus der ruſſiſchen Sprache entlehntes Wort, und bezeichnet einen leichten, vierräderigen Wagen, welcher unbedeckt iſt, und auf deſſen Seitenſitzen bald mehr, bald weniger Perſonen ſitzen können. Die niedrigen Räder dieſes Fuhrwerkes ſind mit Kothflügeln überſehen, damit die auf demſelben Fahrenden nicht von dem aufwärts geſchleuderten Staube, Koth und andern Unreinigkeiten beſchmutzt werden.

Drontheim, die Hauptſtadt des norwegiſchen Stiftamts gleichen Namens, zwar, ihrer Größe und der Zahl ihrer Einwohner (8140) nach, nur die vierte Stadt des Königreichs, iſt doch in den neueſten Zeiten dadurch merkwürdig geworden, daß der König Carl XIV. ſie zur Krönungsſtadt erhoben hat. Sie liegt an dem ſogenannten Fluſſe Nid, der aber mehr einem tief ins Land hineintretenden Meerbuſen gleicht, und ihr mancherlei Vortheile zum Betriebe eines nicht unbedeutenden Handels, der Hauptnahrungsquelle der Einwohner, gewährt. Zimmerholz, Stockfiſch, Häring, Thran, Felle, beſonders aber das Kupfer und Eiſen von den benachbarten Hüttenwerken, ſind die vorzüglichſten Ausfuhrartikel Drontheims; auch eine Zuckerſiederei, eine Juchtenfabrik und verſchiedene andere Fabrikanſtalten von minderm Umfange befördern den Wohlſtand der Stadt, die zugleich der Sitz einer Akademie der Wiſſenſchaften, und eines Seminars zum Unterrichte junger Lappländer iſt. Vor den meiſten nordiſchen Städten zeichnet ſie ſich durch eine gute Bauart und ſchöne regelmäßige Straßen vortheilhaft aus, wie denn auch ihre Umgebungen mit zahlreichen freundlichen Landhäuſern geſchmückt ſind, die jedoch, wegen der Kälte des Klimas, manche Annehmlichkeiten entbehren, da die Stadt zwiſchen 63—64° N. Br. liegt, wo die Baumfrüchte nur ſelten zur Reife kommen, und ſelbſt die Eiche nicht mehr gedeihet.

Droſometer, der Thaumeſſer, ein Werkzeug, die Menge des gefallenen Thaues zu meſſen. Es beſteht in einer Wage, deren eines Ende eine Platte trägt, die den Thau gut annimt, das andere ein Gegengewicht hat, das nicht ſo leicht bethauet wird.

Drouais (Jean Germain), ein junger talentvoller franzöſiſcher Maler, und der größte, der aus Davids Schule hervorgegangen. Die Sehnſucht, in Rom die ſchönen Denkmale der Kunſt zu ſtudiren, trieb ihn (1783) zur Mitbewerbung um den großen Preis, der in einem vierjährigen Penſionat beſteht; doch ſeine eigene Unzufriedenheit mit ſeiner Arbeit machte, daß er ſie zerriß und den Preis einem Andern überließ. Seinen Lehrer, der ihm, als er verwundert die Stücken des Gemäldes ſah, darüber Vorwürfe machte, fragte er: „Sind Sie zufrieden mit mir?“ „Vollkommen,“ verſicherte David. „Wohl! ſo habe ich ja den Preis,“ rief Drouais entzückt; „dies war mein Ziel, der Preis der Akademie gehöre einem Andern, dem er vielleicht nützlicher iſt, als mir; im nächſten Jahre hoffe ich ihn durch ein beſſeres Werk zu verdienen.“ Und beim nächſten Male (1784) ſtand Drouais wieder in den Schranken. Die Cananäerin zu den Füßen des Heilandes war die Frucht ſeines ununterbrochenen Studiums, und zugleich der Abdruck ſeiner innigſten Empfindungen. Oeffentlich gekrönt ward er faſt im Triumphe von ſeinen Mitſchülern zu ſeinem Lehrer geführt. Dieſen begleitete er nun als Penſionär nach Rom, wo er die größten Meiſter ſtudirte und copirte. Sein ſterbender Gladiator (1785) und vorzüglich ſein 1785 vollendeter Marius zu Minturnä erwarben bei der Ausſtellung in Paris ihm und Davids Schule neue Triumphe. Nun entwarf er ſeinen Philoctet auf Lemnos, und im Rauſche ſeines errungenen Ruhmes, eben beſchäftigt mit einem Bilde des C. Gracchus, endete im noch nicht vollendeten 25. Jahre (er war 1765 zu Paris geboren) ein hitziges Fieber ſein idealiſches Leben. Seine Nebenbuhler und ſeine Freunde vereinigten ſich, ihm in der Marienkirche (in der Via lata) ein Denkmal zu ſetzen.

Drouet (J. B.), Poſtmeiſter zu St. Menehould, geb. 1763. Er war es, der Ludwig XVI. auf ſeiner Flucht durch St. Menehould erkannt hatte, ihm auf einem Nebenwege zuvoreilte, und ihn zu Varennes verhaften ließ. Im Sept. 1792 ward er dafür als Abgeordneter des Marne-Departements in den Convent aufgenommen, wo er für Ludwigs XVI. Tod ſtimmte. Man ſchickte ihn im Sept. 1793 zur Nordarmee. Im Oct. d. J. in Maubeuge von der Armee des Prinzen Coburg eingeſchloſſen, verſuchte er, mit einigen Dragonern zu entkommen, um die Hülfe, deren der Platz benöthigt war, zu beſchleunigen, ward aber gefangen und nach Spielberg in Mähren geführt. Den 6. Juli 1794 ſprang er von dem Fenſter ſeines Gefängniſſes herab, um zu entfliehen, brach aber ein Bein und ward wieder zurückgebracht. Im Nov. 1795 ward er mit Camus, Beurnonville und Andern, zu Baſel gegen die Tochter Ludwigs XVI. ausgewechſelt, und trat hierauf, als ehemaliges Mitglied des Convents, in den Rath der Fünfhundert. Das Mäßigungsſyſtem, welches damals in Frankreich herrſchte, mißfiel ihm; er ward mit Baboeuf Rädelsführer einer Jacobinerverſchwörung, und in Gemäßheit deſſen (11. Mai 1796) verhaftet und in die Abtei in Verwahrung gebracht; entwich aber und flüchtete ſich in die Schweiz. Da jedoch der hohe Gerichtshof ihn wegen der Baboeufſchen Angelegenheit frei ſprach, kehrte er nach Frankreich zurück. Er ward nun in mittlern Verwaltungsbehörden gebraucht, und war zuletzt Unterpräfect zu St. Menehould. Er war es, der im März 1814 Na

poleon, welcher im Begriff ſtand, nach dem Gefecht von Arcis wieder auf Paris zu ziehen, und dieſes zum Stützpunkte ſeiner Unternehmungen zu machen, die halbwahre Nachricht mittheilte, daß die zahlreichen Beſatzungen der lothringiſchen Feſtungen ſich vereinigten, um dem verbündeten Heere in den Rücken zu fallen, und daß in dieſer Provinz ein ernſtlicher Krieg von Parteigängern eingeleitet ſei, um das Vorhaben der Beſatzungen zu unterſtützen. Dieſe Nachricht erfüllte Napoleon mit kühnen Hoffnungen, und bewog ihn, nicht auf Paris zurückzugehen. Die Verbündeten drangen nun ungehindert dahin vor, und Napoleons Schickſal entſchied ſich hier ohne weitern Waffenkampf mit ihm ſelbſt. So war es Drouet, der zu zwei höchſt wichtigen Ereigniſſen entſcheidend mitwirkte, von denen das eine die Bourbons vom Throne ſtürzte, das andere ſie wieder darauf erhob. 1816 mußte er als ſogenannter Königsmörder (régicide) Frankreich verlaſſen.

Droz. Es giebt drei berühmte Mechaniker dieſes Namens. 1. Pierre Jacquet, geb. zu Chaux de Fond, im Fürſtenthum Neufchatel in der Schweiz. Er war zum geiſtlichen Stande beſtimmt, als er aber eine ſeiner Schweſtern mit Uhrmacherarbeit, ein Gewerbzweig, der zu jener Zeit eingeführt wurde, beſchäftigt ſah, erwachte in ihm eine lebhafte Neigung zu dieſer Beſchäftigung. Ueber gewöhnliche Handwerksarbeit ſich erhebend, ſuchte er bald einen Theil des Uhrwerks zu vervollkommnen, und es gelang ihm in kurzer Zeit, in gewöhnlichen Uhren ein Glocken- und Flötenſpiel anzubringen. Verſuche zur Erfindung des immerwährend fortwirkenden Triebwerks (ſ. perpetuum mobile) brachten ihn auf einige wichtige Entdeckungen. Er verfertigte unter andern eine Pendeluhr, welche, mittelſt der Vereinigung zweier Metalle von ungleicher Dehnbarkeit, ohne aufgezogen zu werden, im Gange blieb, ſo lange die Theile nicht durch Reibung abgenutzt waren. Späterhin machte er ſein berühmtes Schreib-Automat, das durch ein, im Innern der Figur befindliches Triebwerk, Hände und Finger ſichtbar bewegte, und ſchöne Züge ſchrieb. Seine letzte Arbeit war eine aſtronomiſche Uhr, wobei ihn aber der Tod 1790 überraſchte. 2) Henri Louis Jacquet, des Vorigen Sohn, geb. 1752 zu Chaux de Fond. Von früher Jugend mit der Mechanik beſchäftigt, kam er ſchon als Jüngling von 22 Jahren mit einigen von ihm erfundenen Werken nach Paris, worunter ein ſehr künſtliches Automat, ein junges Mädchen war, daß verſchiedene Stücke auf dem Claviere ſpielte, dem Notenblatte mit Augen und Kopf folgte, nach geendigtem Spiel aufſtand und die Geſellſchaft grüßte. In Paris ließ er durch einen, von ſeinem Vater gebildeten Handwerker, ein Paar künſtliche Hände für einen verſtümmelten jungen Mann machen, der damit faſt alle Bedürfniſſe befriedigen konnte. „Junger Mann," ſagte der berühmte Vaucanſon zu Droz, als er dieſes Kunſtwerk ſah: „Sie fangen damit an, womit ich aufhören wollte." Er ſtarb 1791 in Neapel, wohin er zur Herſtellung ſeiner Geſundheit gereiſt war. Die Automate beider Künſtler ſind jetzt in Amerika. 3) Jean Pierre Droz verband ſich um 1783 mit Boulton in Birmingham, zur Verfertigung der ſämmtlichen engliſchen Kupfermünzen. Für die Pariſer Münze machte er ein Druckwerk, das mit einem Schlage und mit geringern Kraftaufwand, als bei dem gewöhnlichen Verfahren, auch mittelſt einer beſondern Vorrichtung zugleich mit beiden Seiten den Rand der Münze prägt.

Druck nennt man die Wirkung eines ruhenden Körpers, der von einer Kraft zur Bewegung getrieben wird, auf einen ihn berührenden Körper, der dieſer Bewegung entgegenſteht. Dieſer letzte Körper heißt

der widerſtrebende oder das Hinderniß. Da auch dasjenige, was Bewegung hindert, Kraft genannt wird, ſo muß in dem widerſtrebenden Körper ebenfalls eine Kraft ſein, welche die Wirkung jener, oder die Bewegung des drückenden Körpers hindert. Dieſes iſt die Kraft des Zuſammenhanges der undurchdringlichen Theile des widerſtehenden Körpers unter einander ſelbſt und mit andern unbeweglichen Körpern. Iſt der Zuſammenhang zu ſchwach, um dem Drucke zu widerſtehen, ſo zerbricht der widerſtrebende Körper, oder wird von dem beweglichen losgeriſſen. Die bekannteſten Kräfte, aus welchen der Druck entſtehen kann, ſind 1. die Kräfte der menſchlichen und thieriſchen Körper, 2. die Schwere der Körper, welche nach einer beſtimmten Richtung auf unbewegliche Unterlagen Druck hervorbringt; 3. die Elaſticität oder Federkraft der Körper, z. B. eingeſchloſſene Luft drückt, indem ſie ſich durch einen weitern Raum auszudehnen ſucht, gegen die Wände des Gefäßes, das ſie umſchließt; 4. auch bei andern Naturerſcheinungen, welche ſonſt mit Bewegung begleitet ſind, entſteht Druck gegen das, was dieſe Bewegung hindert. So kann aus der magnetiſchen und electriſchen Anziehung Druck entſtehen. Man pflegt die bewegenden Kräfte überhaupt durch Gewichte auszumeſſen, die einen gleichen Druck hervorbringen. So ſagt man, der Druck der Luft auf eine Fläche von einem pariſer Quadratfuß betrage 2240 Pfund, d. i. die Fläche werde von der Luft eben ſo ſtark gedrückt, als ſie von einem Gewichte von 2240 Pfund würde gedrückt worden ſein, wenn ſie die Unterlage deſſelben geweſen wäre. Uebrigens pflanzt ſich der Druck von einem Theile des Hinderniſſes zum andern fort, und zwar bei feſten Körpern blos nach ſolchen Richtungen, welche mit der Richtung des Drucks ſelbſt gleich laufen. Sonſt unterſcheidet man auch Druck von Stoß dadurch, daß der erſtere eine Wirkung der Schwere, letzterer eine Wirkung der Bewegung des einen andern berührenden Körpers ſein ſoll.

Drucker nennt man in der Malerei die Anwendung heller und glänzender Farben, um gewiſſe Stellen ſtärker und in das Auge ſpringender zu machen. Das Anbringen derſelben gründet ſich auf die Beobachtung, daß helle Farben einen Gegenſtand hervortretender, dunkle zurückweichender machen. Da nun die Malerei runde Körper auf Flächen darzuſtellen hat, ſo ſieht man, wie wichtig für ſie wohlangebrachte Drucker ſind. Nicht aber blos die gehörige Rundung, ſondern auch die richtige Beleuchtung wird dadurch bewirkt; denn das Licht beleuchtet jederzeit die hervorragendſten Theile eines Gegenſtandes am meiſten. Der Maler macht mithin durch die Drucker zugleich die Schattenmaſſen, Uebergänge und Halbſchatten geltend, und bringt durch ſie Haltung in ſein Gemälde. Ein eigener Kunſtausdruck iſt noch das Blicken und Drücken, d. h. die Lichter heller, die Schatten dunkler machen. Man blickt ein fertiges Gemälde auf, indem man die Lichter mit einigen Pinſelſtößen von einer noch glänzenderen Farbe erhöht, wodurch dieſe Partien ſich noch mehr hervorheben.

Druckwerk. Hierunter verſteht man eine Maſchine, welche vermittelſt des Drucks das Waſſer in die Höhe treibt. Sie beſteht aus einer Pumpe, in welcher das in den ſogenannten Stiefel hineingetretene Waſſer durch die Gewalt des Kolbens in andere, mit dem Stiefel ſeitwärts oder auch oberwärts verbundene Röhren getrieben wird. Die gemeine Waſſerpumpe, bei welcher der Stiefel unter dem Waſſer ſteht, und der Kolben nicht ſaugt, ſondern nur hebt, iſt ein Druckwerk. Der Druck des Waſſers treibt hier das Waſſer, ohne Beihülfe der Luft, durch das im Boden des Stiefels befindliche Ventil, welches ſich gleich-

falls durch den Druck des Waſſers nach oben öffnet, in die Höhe. Man bedient ſich der Druckwerke auf verſchiedene Art, theils allein, theils in Verbindung mit Saugwerken zu mancherlei einfachen und zuſammengeſetzten Maſchinen, um das Waſſer aus der Tiefe in die Höhe zu heben. So ſind die Feuerſpritzen nichts anders, als Druckwerke, und zwar meiſt doppelte. (S. Pumpe).

Druiden heißen die Prieſter der Celten oder Galen. Sie machten, wie die Braminen in Indien, eine eigene Caſte aus, und ſtanden gleich dieſen in dem größten Anſehen, indem ſie zugleich die Gelehrten und Philoſophen dieſer Völker waren, und ſelbſt auf die Regierung des Staats den größten Einfluß hatten. Julius Cäſar liefert uns die meiſten Nachrichten von ihren Lehrſätzen und Amtsgeſchäften. Nach ihm beſorgten ſie alle öffentlichen und Privatopfer, erklärten die Grundſätze ihrer Religion, theilten alle Arten von Belohnungen aus, ſaßen in beſtimmten Zeiten des Jahres zu Gericht, und beſtimmten die Strafen für begangene Verbrechen. Wer ſich ihren Entſcheidungen widerſetzen wollte, gegen den verhängten ſie die Strafe des Bannfluchs, wodurch er von der Theilnahme am Gottesdienſte ausgeſchloſſen ward. Selbſt über ein ganzes Volk konnten ſie dieſe Acht ausſprechen. Ueberhaupt hatte ihre Macht keine beſtimmte Grenzen. Sie wählten in jeder Stadt die höchſten Obrigkeiten, und dieſe durften nichts ohne ihren Rath und ohne ihre Beiſtimmung unternehmen. Von allen Laſten und Abgaben waren ſie befreit. Der Unterricht, ſowohl in religiöſen als in andern Kenntniſſen, die Kriegskunſt allein ausgenommen, war ausſchließend in ihren Händen. Sie ertheilten ihn mündlich in Verſen, die oft einen geheimen Sinn hatten, und pflanzten ihn im Gedächtniß fort. Nach Cäſar glaubten ſie die Unſterblichkeit der Seele und die Wanderung derſelben in andere Körper. Außerdem gaben ſie Unterricht über die Natur und Bewegung der Geſtirne, über die Größe der Welt und der Erde, über das Weſen der Dinge und die Macht der Götter. Auch übten ſie die Aſtrologie, Zauberei und Wahrſagerei. Nach Plinius waren ſie auch in der Naturlehre und Arzneikunde nicht unerfahren. Die letztere aber verunſtalteten ſie durch Aberglauben. Beſonders merkwürdig iſt ihre Meinung von der heiligen Miſtel, (eine Schmarotzer-Pflanze, welche nicht in der Erde, ſondern nur auf andern Bäumen, beſonders auf der Eiche wächſt, und noch jetzt als ein heilſames Mittel wider die fallende Sucht gerühmt wird), welche ſie als das Heiligſte in der Natur und als eine Univerſalarznei anſahen, ſo wie ſie überhaupt die Eiche für heilig hielten, und von ihr den Namen erhalten haben ſollen. Was die äußere Verfaſſung der Druiden betrifft, ſo hatten ſie ein gemeinſchaftliches Oberhaupt, das durch Stimmenmehrheit aus ihrer Mitte gewählt wurde, und ſeine Würde lebenslänglich behielt.

Druſen, eine Völkerſchaft in Syrien, in den Gebirgen des Libanon und Antilibanon, welche einen Bezirk von ungefähr 55 Q. M. bewohnt, und aus 160,000 Einwohnern beſteht, worunter 40,000 waffenfähige Männer ſind. Ihre angebliche Abſtammung von Franken, die zur Zeit der Kreuzzüge in jene Gegenden gekommen, iſt eine Fabel. Ihr Name kommt von einem ihrer Religionslehrer her. Zu Ende des 16. Jahrh. fing dieſes kleine Volk an, in Europa Aufſehen zu erregen; beſonders auch wegen der Religion, aus welcher ſie ein großes Geheimniß machen. Dieſe iſt aber weiter nichts, als ein Gemiſch der ſadducäiſchen, ſamaritaniſchen und mohammedaniſchen Religionsſecten. Die Druſen hatten zeither unter mehreren Scheiks oder Herren

geſtanden; ein gewiſſer Ibrahim aber wußte ſich zu ihrem alleinigen Oberhaupte zu machen, bekam dadurch die ganze Macht ſeiner Nation in die Hände, und ward auf dieſe Art den Türken gefährlich. Im Anfang des 17. Jahrh. erreichten die Druſen unter dem berühmten Emir Fakreddin (gewöhnlich Fakkardin) den höchſten Gipfel ihrer Macht; allein dieſer wurde 1631 zu Conſtantinopel ſtrangulirt, und obgleich man ihnen andere Fürſten gab, ſo kamen ſie doch nie wieder zu ihrem vorigen Ruhm. Zwar machten ſie 1773 noch einen Verſuch, in Vereinigung mit den Ruſſen, ſich loszumachen; allein ſie mußten bald wieder in das vorige Verhältniß mit den Türken zurückkehren. Sie ſtehen jetzt unter Emirn (Fürſten), und dieſe wieder unter einem Groß-Emir, ſind der Pforte zinsbar, aber faſt ganz unabhängig, und treiben Feld-, Wein- und Seidenbau. In Anſehung ihrer Religion theilt man ſie in zwei Gattungen: in Weiſe (Akales, Gelehrte oder Eingeweihte) und in Weltliche (Djabel oder Laien, Unwiſſende, Uneingeweihte); ſie haben keinen öffentlichen Gottesdienſt, ſondern beſuchen chriſtliche und mahommedaniſche Kirchen, haben aber eigene Symbole und gottesdienſtliche Perſonen, und nähern ſich übrigens den Chriſten am meiſten.

Drüſen, 1) im thieriſchen und menſchlichen Körper, ſind weiche, lockere Theile, von glatter, ovaler oder länglicher Form und verſchiedener Größe. Sie bilden zwei Claſſen; die abſondernden (zuſammengehäuften), welche aus einer Menge kleiner, rundlicher Körper zuſammengeſetzt ſind, die entweder aus kleinen hohlen Säckchen, oder aus einer Verwickelung von zarten Aederchen gebildet werden, und eine beſondere Flüſſigkeit abſondern, welche ſich in mehreren Canälen, und zuletzt in einem Ausführungscanal ſammelt, und zu weiterm Gebrauch ausgeleert wird. Hieher gehören die Speicheldrüſen im Munde, die große Magenſpeicheldrüſe (Pankreas), die Bruſtdrüſe, die Schleimdrüſen in der Luftröhre u. ſ. w. Die andere Claſſe beſteht aus den Lymphdrüſen (zuſammengewickelten Drüſen), welche aus einer Verwickelung einſaugender Adern (Lymphgefäße) beſtehen, deren allezeit mehrere kleinere in eine ſolche rundliche Drüſe ein-, wenigere aber und größere aus ihr heraus-, und zu den nächſten, größern Drüſen hingehen, zuletzt aber in den Bruſtgang (ductus thoracicus) ſich endigen. Dieſe Drüſen haben den wichtigen Zweck, die aufgenommenen Flüſſigkeiten zu veredeln und dem Leben immer näher zu bringen. (S. **Aſſimilation**). Hieher gehören die Gekrösdrüſen, die Leiſten-, Achſel-, Halsdrüſen und v. a. m. 2) Bei den Pflanzen iſt die Drüſe (glandula) ein runder Körper auf den Blättern oder Stängeln, oder innerhalb im Zellengewebe oder Fleiſche, der zur Ausdünſtung und Abſonderung dient. 3) Eine Krankheit der Pferde, bei welcher eine weißliche oder zähe Flüſſigkeit aus der Naſe und aus dem Munde läuft. Dabei ſind die Drüſen an dem Kinnbacken geſchwollen, und es zeigen ſich Beulen. Man ſagt dann, von der Drüſe oder mit der Drüſe (Druſe) befallen werden. Das Pferd wirft die Drüſe ab, wenn die Feuchtigkeit dicker wird, und das baldige Ende der Krankheit hoffen läßt. Die gutartige Drüſe iſt diejenige, bei welcher ſich der Ausfluß aus der Naſe am neunten Tage verliert. Die bösartige oder falſche Drüſe verwandelt ſich gewöhnlich in den Rotz.

Druſus, 1) **Marcus Livius**, Sohn des Marcus Druſus, der im J. Roms 631 zugleich mit Cajus Gracchus Volkstribun war, und Vater der Livia, welche des M. Cato Gattin, und Mutter des Cato von Utica war. Von Jugend auf unruhig und thätig, zeigte er

ſich im reifern Alter als einen Mann von Geiſt und großer Kraft, und beſaß dabei eine hinreißende Beredſamkeit; aber er beachtete im Feuer ſeiner Thätigkeit zu wenig die Verhältniſſe des Lebens und die geſetzlichen Formen des Staats, und das Gefühl ſeines Werthes, ſo wie ſeine ausſchweifende Freigebigkeit, verleiteten ihn bisweilen zu unüberlegten oder ſeiner nicht würdigen Handlungen. Zu ſeiner Zeit war Rom durch den Streit zwiſchen dem Senat und den Rittern in zwei Parteien getheilt. Die Macht der letztern, welche vorzüglich ſeit der Zeit der Gracchen auf das höchſte geſtiegen war, erregte die Eiferſucht des Senats, der für ſein altes, faſt verlornes Anſehen eifrig kämpfte. Nachdem Druſus das Volk durch die von dem Senat nur mit dem äußerſten Widerwillen zugegebene Vertheilung der Ländereien, und die Bundesgenoſſen der Römer durch Verſprechung des Bürgerrechts auf die Seite des Senats zu bringen geſucht hatte, trat er, im Vertrauen auf dieſen Beiſtand, als Vermittler zwiſchen den ſtreitenden Parteien auf. In dieſer Abſicht ſchlug er vor, die erledigten Senatorenſtellen mit Rittern zu beſetzen, und dieſen neuen Magiſtratsperſonen das Recht der gerichtlichen Unterſuchungen, welches ſeit den Gracchen ein Eigenthum der Ritter geworden war, zuzugeſtehen, ſo wie es die Senatoren in frühern Zeiten hatten, und nach dem größten Widerſtande von beiden Seiten ſetzte er dieſen Vorſchlag auch durch. Allein theils die Eiferſucht, mit welcher noch immer jede Partei über ihren Rechten hielt, theils die zu raſche und an Gewaltthätigkeit gränzende Art, auf welche Druſus die Vereinigung herbeigeführt hatte, erbitterte die Gemüther und brachte ſie gegen ihn auf. Als er daher, ſeinem frühern Verſprechen getreu, darauf antrug, den Bundesgenoſſen für ihre dem Senat geleiſteten Dienſte das Bürgerrecht zu ertheilen, verweigerte dieſes der Senat mit ſolchem Nachdruck, daß Druſus nichts bewirken konnte, und als er einſt, von einer Menge Lateiner, welche gekommen waren, um ihm beizuſtehen, begleitet, aus der Volksverſammlung in ſeine Wohnung zurückkehrte, wurde er beim Eintritt in dieſelbe von unbekannter Hand (wahrſcheinlich durch einen vom Senat gedungenen Mörder) erſtochen. Nach wenigen Stunden verſchied er mit den Worten: „Sprecht! wird wohl die Republik je wieder einen Bürger haben, wie ich war?“ Sein Tod (ums J. R. 661) brachte den ſchon lange gährenden Bundesgenoſſenkrieg zum Ausbruch. 2) Nero Claudius, ein Sohn des Tiberius Nero und der Livia (welche in der Folge die Gattin des Kaiſers Auguſt wurde), und Bruder des nachmaligen Kaiſers Tiberius. Als er Quäſtor war, wurde er mit ſeinem Bruder, im J. 13 vor Chr., zu einem Feldzuge gegen die Rhätier ausgeſchickt, den er auch glücklich vollendete. Von hier ging er nach Gallien, und dämpfte den Aufſtand, welcher in einigen Provinzen ausgebrochen war, ſchlug die Deutſchen, welche jenſeits des Rheins wohnten, ging über dieſen Fluß, beſiegte die Sicambrer und Bructerer und machte die Frieſen den Römern zinsbar. Er war der erſte römiſche Feldherr, der ſich auf den nördlichen Ocean wagte. Als er nach dieſen Feldzügen, im J. 11 vor Chr., wieder nach Rom kam, wurde er Prätor, kehrte aber ſchon im Frühjahr wieder nach Deutſchland zurück, überwand mehrere Völker bis an die Weſer, und legte verſchiedene Feſtungen an. Deshalb wurde ihm zu Rom die Ehre des kleinen Triumphs (der Ovation) zugeſtanden und er zum Proconſul ernannt; auch legte ihm das Heer den Titel eines Imperators bei, welchen jedoch Auguſt nicht beſtätigte. Im J. 9 v. Chr. ward er Conſul, kehrte bald aufs neue nach Deutſchland zurück, und drang bis an die Elbe, vor, fand es aber unmöglich, über

dieſen Fluß zu ſetzen. Um jedoch zu beurkunden, daß er bis dahin gekommen ſei, ließ er daſelbſt Siegeszeichen aufrichten. Auf ſeinem Rückzuge ſtarb er aber (nach Einigen an den Folgen eines Sturzes vom Pferde) noch in demſelben Jahre, und im dreißigſten ſeines Alters. Der Canal, welcher den Rhein mit der Yſſel verbindet, war ſein Werk, und auch der Ort Druſenheim im Elſaß, wo er einige Zeit ſein Lager hatte, hat den Namen von ihm. Von ſeiner Gemahlin Antonia hatte er drei Kinder, Livia, Germanicus (der ſeinem Vater an Tapferkeit glich) und Claudius, welcher in der Folge Kaiſer wurde. Rom verlor an dem Druſus einen tapfern, im Felde wie in Staatsverhältniſſen gleich brauchbaren Mann, und einen ſeiner redlichſten und edelſten Bürger.

Dryaden, in der Mythologie der arkadiſchen Griechen, Waldnymphen, die man zu Schutzgöttinnen der Bäume, namentlich der Eichen (daher der Name) in den Wäldern machte. Doch machen Einige den Unterſchied, daß Dryaden überhaupt Waldnymphen, die Hamadryaden aber ſolche ſein ſollen, welche als Beſchützerinnen beſonderer Bäume mit ihnen lebten und ſtürben. (S. Hamadryaden).

Dryden (John), Esq., einer der fruchtbarſten engliſchen Dichter, mehr durch reinen, gewandten und geſchmackvollen Styl, als durch poetiſche Kraft berühmt, und das Muſter vieler ſpätern engliſchen Dichter. Ein geſunder Verſtand äußerte ſich bei ihm in einer gebildeten Sprache, ohne Glanz und Fülle der Phantaſie. Vieles hatte er dem Studium der Alten zu verdanken, welches er auf der Schule zu Weſtminſter trieb. Dryden wurde 1631 zu Auldwinkle, einem Flecken in Nordhamptonſhire, geboren. Er beſuchte die Weſtminſterſchule und die Univerſität Cambridge, wo er 1653 den Grad eines Baccalaur annahm. Sein erſter Verſuch: Heroic stanzas, zum Lobe Cromwells, erſchien 1658 nach des Protectors Tode. Die Wiederherſtellung der Monarchie hatte auf ihn eben den Einfluß, den ſie auf die Herzen der mehrſten Britten äußerte, denn er ſchrieb bald darauf: Astraea redux, a poem on the happy restoration and return of his sacred Majesty, King Charles II. 1663 fing er an, des Erwerbs wegen, für die Bühne zu arbeiten. Sein erſtes Stück, the wild Galland, eine Comödie, wurde kalt aufgenommen. Dies hielt ihn indeſſen nicht ab, noch 27 Trauerſpiele, Luſtſpiele, Tragicomödien und Opern zu liefern, die man aber für die ſchlechteſten ſeiner Werke hält, weil ſie zu ſehr in dem ungeläuterten Geſchmack des damaligen Publicums geſchrieben ſind. 1767 wurde ſein Annus mirabilis gedruckt, ein hiſtoriſches Gedicht, das nach D. Johnſons Urtheil zu ſeinen gefeilteſten Werken gehört, wie Dryden überhaupt mehr Talent zur Ausführung als zur Erfindung beſaß. Um dieſe Zeit ſchrieb er die Biographien des Polybius, Lucian und Plutarch, die den engliſchen Ueberſetzungen dieſer Schriftſteller vorgedruckt ſind. 1668 erhielt er den wenig einträglichen Poſten eines Hofdichters. Um jene Zeit erſchien ſein eleganter und lehrreicher Dialog: Essay on dramatic Poetry, der erſte Verſuch einer feinen Critik, der von einem Engländer gemacht wurde. Dieſer, wie überhaupt ſeine Abhandlungen und Vorreden in Proſa, ſehr rein und geiſtvoll geſchrieben, haben ihm den Titel eines Vaters der engliſchen Critik erworben. Er gewann ein ſo großes Anſehen, daß ihn die damaligen dramatiſchen Dichter, z. B. Lee, für den Richter der Bühne erkannten, und ſich von ihm die Prologen oder Epilogen ihrer Stücke ſchreiben ließen. 1681 machte er ſeine merkwürdige Satyre: Absalon and Ahitophel, bekannt.

Sie iſt gegen die Partei des Herzogs von Monmouth gerichtet, und verſpottet viele der angeſehenſten Perſonen damaliger Zeit unter erdichteten Namen. Nach Jacob II. Thronbeſteigung trat er zur catholiſchen Kirche über, wofür ihn der König zu ſeinem Hiſtoriographen ernannte. Aus Eifer für ſeine neue Religion, und zu ſeiner Vertheidigung, machte er jetzt ſeine verrufene Fabel: the Hind and the Panther, bekannt, worin er die römiſche Kirche, unter dem Bilde einer milchweißen Hirſchkuh, ihre Gerechtſame gegen die proteſtantiſche, welche als ein Panther vorgeſtellt wird, vertheidigen läßt. Aber Jacob II. Regierung währte nicht lange, und unſer Dichter verlor ſeine Stelle; worauf er zur Schriftſtellerei, als einem bloßen Erwerbzweig, ſeine Zuflucht nehmen mußte. Er arbeitete von nun an rüſtiger als ſonſt, und zuweilen etwas fabrikmäßig, wie ein von Johnſon angeführter, und auch in der neuen Ausgabe der proſaiſchen Schriften Drydens abgedruckter Vertrag beweiſet, in welchem er ſich anheiſchig macht, dem Buchhändler Johnſon 10,000 Verſe für 250 Guineen zu liefern. Indeſſen tragen doch alle ſeine ſpätern Werke das Gepräge ſeines großen Talents an ſich. 1693 erſchien ſein Perſius und Juvenal, 1697 ſein Virgil, der zu den meiſterhafteſten Ueberſetzungen gehört, die irgend eine neuere Nation aufweiſen kann. Sein letztes Werk waren ſeine aus Homer, Ovid, Boccaz und Chaucer entlehnten Fables ancient and modern, translated into verses, with original poems. In dieſer Sammlung ſteht ſeine geprieſene Ode: Alexander's feast, or the power of music, in honour of St. Cecilia's day, die von Händel 1725 vortrefflich componirt iſt, und Pope's und Congreve's ähnliche Arbeiten weit hinter ſich zurückläßt. Ramler hat ſie 1770 überſetzt; auch hat man eine wohlgerathene Nachbildung derſelben von Koſegarten. Ueberhaupt ſind ſeine lyriſchen und ſatyriſchen Gedichte unſtreitig die ausgezeichnetſten in der engliſchen Literatur dieſer Zeit, obgleich er mehr aus dem Kopfe als aus dem Herzen ſang. Dryden ſtarb 1701, und wurde in der Weſtminſterabtei zwiſchen Chaucer und Cowley beigeſetzt. Auf ſeinem Denkmale ſteht nichts als der Name Dryden. Er lebte in Dürftigkeit; das Monument ließ ihm der Herzog von Buckingham ſetzen. Die neueſte und vollſtändigſte Ausgabe ſeiner Schriften, nebſt des Dichters Leben, ward von Walter Scott in 18 Bden. (London 1808) geliefert.

Dſchamy (Djamy) eigentlich Abdalrahman, berühmter perſiſcher Dichter, geb. 1414, hatte jenen Beinamen von ſeiner Heimath Dſcham, in der Provinz Khorazan. Von früher Jugend an weihte er ſich den Studien, und verdunkelte bald die größten Geiſter ſeiner Zeit. Der Sultan Abu Said rief ihn an ſeinen Hof nach Herat; aber Dſchamy, ein Anhänger der Lehre der Sophi, zog die Verzückungen eines Myſtikers den Vergnügungen des Hofes vor. Er ſetzte ſich oft in die Halle der großen Moſchee zu Herat, wo er ſich freundlich mit Leuten aus dem Volke unterhielt, ſie in den Lehren der Tugend und des Glaubens unterrichtete, und ſie immer durch ſeine milde Beredſamkeit zu gewinnen wußte. Als er 1492 ſtarb, war die ganze Stadt in Trauer. Der Sultan ließ ihm auf öffentliche Koſten ein glänzendes Leichenbegängniß ausrichten, und die Erde öffnete ſich, ſagten die perſiſchen Dichter, wie eine Muſchel, um dieſe unſchätzbare Perle aufzunehmen. Er war einer der fruchtbarſten Schriftſteller Perſiens, und hinterließ über 40 Werke, meiſt myſtiſchen Inhalts. Sieben der anziehendſten Schriften vereinigte er unter dem Titel: Die ſieben Sterne des Bärs. Dazu gehören: Juſuf und Zuleika, eines der unterhal-

tendſten Werke in der perſiſchen Sprache, wovon Law in den Asiatick Miscellanies Bruchſtücke bekannt gemacht hat, und die anmuthige Dichtung Medſchnun und Leila, die Hr. von Chezy (1807, 2 Bde.) ins Franzöſiſche überſetzte. Sein Behariſtan, eine Darſtellung der Sittenlehre in Proſa und Verſen, wird mit Sadi's Ghuliſtan verglichen. Bruchſtücke daraus ließen Jeniſch (in der Anthologia persica, Wien) und Wilken (in der Chrestomathia persica, Leipz. 1805) abdrucken.

Dſchingis-Chan (auch Genghiſchan, Gingiſchan, Gengiſchan, Djenguys-Khan u. ſ. w.). Dieſer berühmte Eroberer war der Sohn eines mongoliſchen Hordenanführers, mit Namen Yezonkai oder Pyzonkai, der zwar über 30 bis 40 Familien gebot, jedoch den Tatarchans oder Kins, die damals die öſtliche Tatarei und den ganzen nördlichen Theil von China beherrſchten, Tribut zahlte. Dſchingis-Chan wurde geboren im J. 559 der Hegira, oder 1163—1164 nach Chr. Geb., und erhielt den Namen Temudjyn. Die kriegeriſchen Anlagen und Talente des Jünglings waren von ſeinem Lehrer, Carachar, ſo gut ausgebildet worden, daß er im dreizehnten Jahre ſchon im Stande war, die Zügel der kleinen Herrſchaft zu ergreifen, welche ihm nach dem Tode des Vaters, durch das Recht der Erſtgeburt, gebührten. Die Oberhäupter der Stämme und Familien, welche dem jungen Khan unterworfen waren, glaubten, es werde leicht ſein, denſelben zu verdrängen, oder ſich ſeiner Herrſchaft zu entziehen. Sogleich aber führte er in Perſon 30,000 Mann gegen dieſe Aufrührer, und obgleich der Sieg in der erſten Schlacht unentſchieden blieb, kehrte Temudjyn doch bald zurück, und errang im zweiten Angriffe einen vollſtändigen Sieg. Nach dem Treffen theilte er unter die Officiere und Soldaten Belohnungen aus, welche auch aus Gefangenen beſtanden, die als Sclaven behandelt wurden. Mehrere durch Rang und Einfluß beſonders Ausgezeichnete aber wurden auf Befehl des Siegers in 70 Keſſel mit ſiedendem Waſſer geworfen; ein würdiges Vorſpiel der zahlloſen Gräuelthaten, wodurch er Aſien bald in Schrecken ſetzen ſollte. Eine große Anzahl von Stämmen vereinigte ſich nunmehr wider ihn. Er aber fand einen mächtigen Beſchützer in dem Großchan der karaitiſchen Mongolen, Namens Oung, der ihm ſogar ſeine eigene Tochter zur Ehe gab. Dadurch ward ein Krieg mit einem zurückgeſetzten Nebenbuhler veranlaßt. Man traf zuſammen, und es ſollte eine große Schlacht geliefert werden am Fuße der Altaigebirge, als der Schwiegervater, erſchreckt durch die drohenden Gefahren, ſich eiligſt zurückzog. Temudjyn bemerkte jedoch in Zeiten den Abfall, und verſchanzte ſich ſogleich zwiſchen Onon und Tula, von wo aus er den karaitiſchen Truppen Hülfe leiſten konnte, welche der Rache der Feinde preisgegeben waren. Dieſe Handlung des Edelmuths ſtellte den Frieden zwiſchen Schwiegervater und Eidam wieder her, der aber nicht von Dauer war. Im J. 1202 bekriegten ſie einander förmlich, und nachdem Oung-Khan in einem Treffen mehr als 40,000 Mann verloren hatte, mußte er die Flucht ergreifen, auf der er auch das Leben verlor. Der Sieger fand jedoch einen neuen, furchtbaren Gegner in der Perſon Tayanks, des Oberhaupts der naimanſchen Tataren. An den Ufern des Altai traf man zuſammen, Tayank wurde ſchon im Anfange des Gefechts verwundet, und ſtarb auf der Flucht, nachdem er alle ſeine Soldaten bis auf den letzten Mann hatte niederhauen ſehen. Dieſes merkwürdige Gefecht ſicherte dem Sieger die Oberherrſchaft über einen großen Theil der Mongoley, und den Beſitz der Hauptſtadt Cara-Co-

rom. Im Frühling des folgenden Jahres hielt er eine Art von Reichstag in Bloun Youldouk, ſeinem Geburtslande, wo ſich Abgeordnete von allen ihm unterworfenen Horden einfanden; dieſe Abgeordneten ſetzten ihm die Krone auf, und riefen ihn zum Khacan oder Großchan im Angeſichte des ganzen Heeres aus. Zugleich prophezeite ihm ein frommer Schaman, den die Mongolen ſehr verehrten, daß er über die ganze Erde herrſchen werde, und befahl ihm, ſich fortan nicht mehr Temudjyn, ſondern Dſchingis-Chan zu nennen. In derſelben Verſammlung machte Dſchingis-Chan auch ein bürgerliches und militäriſches Geſetzbuch bekannt, das noch jetzt in Aſien unter den Namen: Yza Dſchingis-Chany bekannt iſt. Dieſes Geſetzbuch iſt auf den entſchiedenſten Monotheismus gegründet, denn Dſchingis bekannte ſich zu keiner beſtimmten Religion; er gab keiner auch nur den entfernteſten Vorzug vor der andern. Alle Männer von Verdienſt, ohne Unterſchied des Glaubens, waren an ſeinem Hofe willkommen. Dſchingis-Chan ließ auch viele oiguriſche, tibetaniſche, perſiſche und arabiſche Bücher ins Mongoliſche überſetzen, ein Beiſpiel, welches von mehrern ſeiner Nachfolger nachgeahmt wurde, und wodurch die Mongolen unter den gebildeten Nationen Aſiens einen nicht unbedeutenden Rang gewannen. Durch die Prophezeiung bei Dſchingis-Chans Krönung war der Geiſt der Truppen ſo angefeuert worden, daß er ſie leicht zu neuen Kriegen führen konnte. Das ſchöne und große Land der Oiguren, im Mittelpunkte der Tatarei, hatte längſt ſeine Begierde gereizt. Dieſes mehr durch literariſche Bildung als kriegeriſche Talente ſich auszeichnende Volk war leicht unterworfen, und Dſchingis-Chan war nun Herr des größten Theiles der Tatarei. Kurz darauf ergaben ſich ſeiner Herrſchaft mehrere tatariſche Volksſtämme, und im J. 1209 überſtieg er die große Mauer, und ſandte Truppen nach Leatong und Petſcheli. Die Eroberung von China beſchäftigte die Mongolen über drei Jahre lang; die Hauptſtadt, damals Yen-king, jetzt Peking genannt, wurde 1215 mit Sturm genommen und geplündert. Der Brand dauerte einen Monat. Die Ermordung von Geſandten, die Dſchingis-Chan an den König von Kharizme geſandt hatte, veranlaßte 1218 den Angriff auf Turkeſtan, mit einem Heere von 700,000 Mann. Das erſte Zuſammentreffen der feindlichen Heere war furchtbar, doch unentſchieden. Dſchingis-Chans Söhne zeigten ſich durch Unerſchrockenheit des Vaters würdig. Die Kharizmer verloren 160,000 Mann. 1219 drangen die Mongolen immer weiter. Den meiſten Widerſtand leiſteten die beiden großen Städte Bokhara und Samarcand. Sie wurden erſtürmt, geplündert, verbrannt, und mehr als 200,000 Menſchen kamen dabei um. Zu bedauern iſt hier die Zerſtörung der köſtlichen Bibliotheken von Bokhara, einer Stadt, welche in ganz Aſien durch ihre gelehrten Anſtalten berühmt war. Sieben Jahre hinter einander war Dſchingis-Chan nur mit Morden, Plündern, Unterjochen beſchäftigt, und dehnte ſeine Herrſchaft bis an die Ufer des Boryſthenes aus, wo auch der Großherzog von Kiow und der Herzog von Tſchernikow gefangen wurden. In China hatte er einſtmals alle Landbewohner wollen umbringen laſſen, um die beſtellten Fluren in Viehweiden zu verwandeln, und weniger Menſchen ernähren zu müſſen, die nicht zum Kriege taugten. Allein einer ſeiner Räthe, Tletchuſay widerſetzte ſich muthig dieſer Maßregel. Dieſes beſtimmte den Eroberer, einige Zeit nach Cara Coram, ſeiner eigentlichen Hauptſtadt, zurückzukehren. Hier kam ihm ſeine Familie bis an die Ufer des Fluſſes Tula entgegen, und empfing ihn mit ausgezeichneten Freudensbezeigungen. Er

zeigte ſich nicht ohne Gefühl dafür. Von ſeinen zahlreichen Enkeln ließ er zwei nach einem von ihm ſelbſt entworfenen Plane erziehen. 1225, wo er bereits älter als 60 Jahre war, zog er noch in Perſon, an der Spitze aller ſeiner Heere, gegen den König von Tangut, der zwei Feinden der Mongolen eine Zuflucht bei ſich geſtattet hatte, und ſie nicht ausliefern wollte. Die Mongolen zogen durch die große Wüſte von Kobi im Winter, und drangen ins Herz der feindlichen Staaten ein, wo ſich ihnen ein Heer von 500,000 Mann entgegenwarf. Auf einem von dem Caramoran gebildeten gefrornen See lieferte Dſchingis=Chan dem Feinde eine große Schlacht, worin dieſer gänzlich geſchlagen wurde und über 300,000 Mann verlor. Einige Zeit verweilte der Sieger in den neueroberten Provinzen, von wo aus er zwei ſeiner Söhne abſchickte, um die Eroberung des nördlichen China zu vollenden. Indeſſen wurde die Belagerung der Hauptſtadt von Tangut, Ninghin (Nanking), mit Eifer fortgeſetzt. Die Stadt erlag endlich, und hatte mit andern gleiches Schickſal. Alles wurde mit Feuer und Schwert verheert. Allein die Gründung einer mongoliſchen Dynaſtie in China war dem Enkel Dſchingis=Chans erſt aufbehalten. Bei dieſem letzten Unternehmen fühlte Dſchingis=Chan die Annäherung ſeines Todes. Er berief ſeine Kinder zuſammen, empfahl ihnen Eintracht, und gab ihnen die weiſeſten Rathſchläge zur Regierung der weitläufigen Staaten, die er ihnen hinterließ, und die ein Gebiet von mehr als 1500 Stunden in der Länge ausmachten. Er ſtarb, umgeben von den Seinigen, im Schoße des Sieges, den 24. Aug. 1227 im 66. Jahre ſeines Alters, und dem 52. ſeiner Regierung. Das Daſein dieſes Eroberers hatte dem Menſchengeſchlechte wenigſtens fünf bis ſechs Millionen Individuen jedes Alters und Geſchlechts gekoſtet. Dabei hatte er eine ungeheure Menge von Denkmalen der Kunſt, koſtbaren Handſchriften, die ſich in den Städten Balk, Bokhara, Samarcand, Peking und andern befanden, vernichtet. Er wurde mit vielem Pomp zu Tangut, nicht weit von dem Orte, wo er geſtorben war, unter einem Baum begraben, der ſich durch ſeine ungeheuren Aeſte auszeichnete. Er hatte ſich dieſen Ort ſelbſt zum Begräbnißplatze gewählt. Ehe er ſtarb, theilte er ſeine Staaten unter die 4 Prinzen, die er von der erſten ſeiner vier rechtmäßigen Frauen hatte. Ein großer Theil ſeiner Staaten ging aber auf Kublai über, den man als den Stifter der mongoliſchen Dynaſtie in China zu betrachten pflegt.

Dſchaggernath, Jaggernath, Juggernauth, eigentlich Dſchagatnatha, d. i. der Herr der Welt, der berühmteſte und heiligſte Tempel in Hinduſtan, im Bezirke von Cuttack, auf der Küſte von Oriſſa. Die Pagode liegt dicht an der Küſte, unweit des Tſchikaſees, in einer öden, unfruchtbaren Sandgegend, und zeigt ſich als eine formloſe Steinmaſſe. Das Götzenbild iſt ein geſchnitzter Holzblock, mit einem furchtbaren, ſchwarzbemalten Geſichte und weit aufgeſperrtem, blutrothen Maul. Es iſt prächtig bekleidet, und die angeführte Benennung deſſelben, Dſchagatnatha, einer der vielen Namen des Welterhalters Wiſchnu (ſ. indiſche Mythologie). An Feſttagen wird der Thron des Bildes auf einen 60 Fuß hohen, auf Rädern ſich bewegenden Thurm geſtellt, begleitet von zwei andern Götzenbildern, ſeinem weißen Bruder, Balaram, und ſeiner gelben Schweſter, Schubudra, die gleichfalls auf beſondern Thürmen ſitzen. An dem Hauptthurm ſind 6 lange Schiffstaue befeſtigt, woran das Volk ihn zieht. Die Prieſter und ihre Gehülfen ſtehen um den Thron, auf dem Thurme, und wenden ſich zuweilen mit unzüchtigen Geſängen und Geberden an die Verehrer. Auch

die Wände des Tempels, wie die Seiten des Thurmwagens, ſind mit den unzüchtigſten Sinnbildern in großer, dauerhafter Bildhauerarbeit bedeckt. Während der Thurm ſich vorwärts bewegt, werfen ſich andächtige Schwärmer zu Boden, um ſich von den Rädern zerquetſchen zu laſſen, und die Menge empfängt ſolche Handlungen mit lautem Beifallruf, als gottgefällige Opfer. Im Tempel wird eine Anzahl von feilen Weibern für die Pilger unterhalten, ſo wie mehrere geweihte Stiere, welche gewöhnlich von den Pilgern mit Kräutern gefüttert werden, aber bei dem Mangel an Pflanzennahrung meiſt draußen zu ſehen ſind, wo ſie oft ekelhafte Nahrung freſſen. Ein Knochen des Kriſchna wird im Tempel als koſtbare Reliquie aufbewahrt, aber nur Wenigen gezeigt. Jährlich, beſonders an zwei Hochfeſten, im März und Julius, ſtrömen die Pilger in zahlloſen Schaaren zu der Pagode. Man rechnet deren mindeſtens 1,200,000 jährlich, von welchen, wie man behauptet, in der Regel 9 Zehntheile unterwegs durch Mangel, Beſchwerde oder Krankheit weggerafft werden; ſo viel iſt wenigſtens gewiß, daß bis auf 12 Meilen in der Runde der Weg zum Heiligthum mit Menſchengebeinen beſtreut iſt. Viele alte Leute unternehmen die Wallfahrt in der Abſicht, auf dem heiligen Gebiete zu ſterben. Nicht weit vom Tempel iſt ein Platz, von den Europäern Golgatha genannt, wohin man gewöhnlich die Leichname wirft, und wo man immer Hunde und Geier ſich nähren ſieht. Die von den Pilgern bezahlten Abgaben werfen ein anſehnliches Einkommen ab, das, nach Abzug der Koſten zur Unterhaltung des Tempels, der Regierung zufällt. Als 1803 die Landſchaft von den Engländern den Mahratten entriſſen ward, traten jene in alle Rechte der frühern Beſitzer, aber die Abgabe ward während der Verwaltung des Marquis von Wellesley den Pilgern nie abgenommen; nach ſeiner Abreiſe aus Indien hingegen (1806) von der bengaliſchen Regierung eine Verordnung zur Verwaltung der Pagode und Beſteuerung der Pilger erlaſſen. Die Aufſicht über die Tempel und die Prieſter ward 1809 dem Rajah von Kurdah übertragen, mit der Verpflichtung, die alten Anordnungen zu handhaben. Eine Straße von Kalkutta zu dem Tempel ward ſeit 1810 angelegt, wozu ein reicher Hindu, Rajah Sukmoy Roy, 16000 Pfd. Sterling beitrug, unter der Bedingung, daß ſie ſeinen Namen führe.

Dualismus, Dualiſt. 1) Die philoſophiſche Anſicht, welche das Weſen der Dinge auf die Annahme zweier ungleichartigen, als urſprünglichen und nicht von einander abzuleitenden Principien aller Dinge, nämlich des Idealen und Realen (oder das Wiſſens und Seins), oder der materiellen und der denkenden Subſtanz, gründet und zurückführt, heißt der Dualismus. Sie kann dogmatiſch, critiſch, oder ſkeptiſch ſein. Im engern Sinne beſchränkt man den Dualismus auf die Annahme zweier verſchiedenen Principien im Menſchen; dieſes iſt der (metaphyſiſch-) pſychologiſche Dualismus. Wer dieſer Anſicht zugethan iſt, heißt Dualiſt. Wer insbeſondere die Verſchiedenheit und den Gegenſatz beider Principien (auch ſelbſt Dualismus genannt) nur annimt, in ſofern er dem Bewußtſein erſcheint, heißt empiriſcher, wer dieſen Gegenſatz auch außer unſerm Bewußtſein für wirklich hält, transſcendentaler Dualiſt. Dem Dualismus ſteht entgegen der Monismus, welcher Idealismus oder Realismus, Spiritualismus oder Materialismus iſt. Der Dualismus war ſchon vor Chr. Geb. in den Religionen des Orients herrſchend. 2) In der Theologie heißt Dualismus die Lehre derer, welche nur einigen Auserwählten die Seligkeit, allen übrigen aber die ewige Verdammniß zuſprechen.

Dublin, Hauptſtadt des Königreichs Irland, in der Nähe einer Bai und vom Liffey durchſtrömt, welcher die Stadt in zwei Theile trennt, und über welchen ſieben Brücken führen, worunter die Eſſex-, die Königin- und die Carlislebrücke die vorzüglichſten ſind, hat 15,600 Häuſer und gegen 190,000 Einw. Eine ſchöne Allee (Circular Road) umgiebt die ganze Stadt, welche faſt zirkelförmig gebaut iſt. Dem größern Theil nach gehört Dublin zu den ſchönern Städten Europens, indem man breite, regelmäßige, vortrefflich gepflaſterte und des Nachts erleuchtete Straßen, hohe, zierlich gebaute Häuſer und ſchöne Plätze darin antrifft. Unter den Letztern zeichnet ſich vorzüglich Stephans-Grün (St. Stephens Green) aus, ein großer viereckiger Platz, davon jede Seite 1000 Fuß lang, und der mit der bronzenen Bildſäule Georgs II. geziert iſt. Nur die Liberty, der kleinere Theil der Stadt, worin die Hefe des Volks wohnt, iſt mit hüttenähnlichen Häuſern angefüllt, und gewährt einen unangenehmen Anblick. Die ſchönſten Gebäude der Stadt ſind: das Schloß, worin der Vicekönig wohnt; der Palaſt des Herzogs von Leinſter; das Dreifaltigkeitscollegium, das einzige Collegium der daſigen Univerſität, ein ſchönes, oder eigentlich mehrere Gebäude von großem Umfange, worin 300 Studenten wohnen, und eine Bibliothek, Muſeum, anatomiſches Theater ꝛc. ſich befinden; das vormalige Parlamentshaus, jetzt die Bank, ein großes, mit prächtigen Säulen umgebenes Gebäude; das ſchöne Zollhaus; die prächtige Börſe und die von Quaderſteinen erbauten großen Caſernen, welche 6000 Mann faſſen können. Außer der Univerſität findet man hier eine Akademie der Wiſſenſchaften, eine Geſellſchaft zur Verbeſſerung des Ackerbaues, eine Malerakademie und andere wiſſenſchaftliche Anſtalten. Sehr zahlreich ſind auch die milden Stiftungen. Manufacturen hat zwar die Stadt viele, aber wenige ſind, die ihr Geſchäft ins Große treiben. Die vornehmſten beſtehen in Seide, Baumwolle und Leinwand; auch giebt es viele Branntwein- (Whisky-) Brennereien. Ausgebreiteter und wichtiger iſt der Handel, indem Dublin der Mittelpunkt des ganzen irländiſchen Handels iſt. Der Hafen wird durch einen mit großen Koſten aus Granitſteinen aufgeführten, 30 Fuß breiten Damm, der über eine engl. Meile ins Meer hinausläuft, gebildet. Am Ende dieſes Steindammes befindet ſich ein Leuchtthurm. Auch fängt bei Dublin der große Canal an, ein Werk von ungeheurer Ausdehnung, der durch die Provinz Leinſter geführt iſt, und ſich mit dem Shannon vereinigt. Zu den Spaziergängen um die Stadt gehört der Phönixpark, eine Anlage von großem Umfange.

Dubois (Guillaume). Dieſer Mann, der als erſter und unumſchränkt herrſchender Miniſter des Herzogs von Orleans, Regenten von Frankreich, und als Cardinal ſtarb, nachdem er ganz Europa durch die ſeltene Kunſt unglaublicher Schlauheit in Erſtaunen geſetzt hatte, war der Sohn eines Apothekers in einem kleinen Städtchen der Provinz Limouſin, und 1656 geboren. Zwölf Jahr alt kam er nach Paris, und erhielt, nachdem er im Collegium St. Michel ſtudirt hatte, die Stelle eines Hauslehrers in verſchiedenen Häuſern. Durch ſeine Verbindungen wurde er mit dem Unterhofmeiſter des Herzogs von Chartres, dem Herrn von St. Laurent, bekannt. Als dieſer ſchwach zu werden anfing, ließ er ſich von Dubois unterſtützen, und dieſer wußte ſich bald die ganze Zuneigung ſeines Zöglings zu erwerben. Er wurde nach St. Laurents Tode an deſſen Stelle gewählt. Von nun an ſpielte er zwei Rollen, die eines Erziehers und die eines Gelegenheitsmachers für die Ausſchweifungen des

jungen Herzogs. Ludwig XIV. wünſchte dieſen ſeinen Neffen mit ſei-
ner legitimirten Tochter, dem Frl. de Blois, zu vermählen. Monſieur,
Ludwigs Bruder, war gewonnen, aber deſſen Gemahlin zu ſtolz zur
Einwilligung in dieſe Ehe. Dubois ſollte ſie und den jungen Prinzen
für Ludwigs Plan gewinnen. Es gelang ſeiner Schlauheit, und ſein
Lohn war die Abtei St. Juſt in der Picardie. Dies der erſte Schritt
auf der Bahn ſeiner unerſättlichen Ehrſucht. Ludwig, der ſeine Ta-
lente bei jener Gelegenheit kennen gelernt hatte, erlaubte ihm, ſich
nach London zum franzöſiſchen Geſandten zu begeben. Hier nannte er
ſich Chevalier Dubois, und wußte ſich durch Saint-Evremont einige
vorzügliche Bekanntſchaften zu verſchaffen. Beſonders ſchloß er ſich an
den Lord Stanhope an, deſſen Freundſchaft in der Folge die Quelle
ſeines fernern Glückes wurde. Beim Geſandten konnte er ſich nicht be-
haupten. Er kehrte nach Frankreich zurück, und wurde bald, unter dem
beſcheidenen Titel eines Secretärs, der geheime Rath des Herzogs von
Orleans und Vorſteher des herzoglichen Hauſes. Er kämpfte hier
glücklich mit vielen Hinderniſſen und Feinden. 1715 übernahm der Her-
zog die Regentſchaft, und jetzt wagte Dubois die ausſchweifendſten Hoff-
nungen zu nähren. Aller Gegenwirkungen der einflußreichſten Perſo-
nen ungeachtet, erhielt er vom Herzoge die Ernennung zum Staatsra-
the. Da die Ränke des ſpaniſchen Hofes, den damals der Cardinal
Alberoni leitete, den Herzog beunruhigten, und dieſer auf mächtige
Verbündete bedacht war, richtete Dubois ſeine Biicke auf England,
und erbot ſich zu geheimen Unterhandlungen. Hier half ihm ſeine Be-
kanntſchaft mit Lord Stanhope. Er wußte Georg's I. Abneigung ge-
gen die Perſon des Regenten zu überwinden, und brachte die dreifache
Allianz von 1717, zwiſchen Frankreich, England und Holland, zu Stan-
de. Man hat behauptet, Dubois habe ſich zu dieſer Zeit an England
verkauft gehabt, es iſt aber unerwieſen. Ja er mußte ſelbſt erkaufen,
um zum Ziele zu kommen. Als Lohn erhielt Dubois die Stelle eines
Miniſters der auswärtigen Angelegenheiten, und ſtrebte nun auch nach
den höchſten Würden der Kirche. Das Erbisthum von Cambray wur-
de erledigt, und Dubois wagte es, den Regenten darum zu bitten,
ob er gleich noch nicht einmal Prieſter war. Der Regent erſtaunte
über dieſe Freiheit, allein als der König von England ſich ſelbſt für
Dubois verwandte, erreichte dieſer ſeinen Wunſch, und erhielt an ei-
nem Morgen alle Weihen der Kirche. Wenige Tage darauf wurde er
mit ungewöhnlichem Pompe, in Gegenwart des Regenten und aller
Großen des Reichs, in der Kirche von Val de Grace zum Erzbi-
ſchof geweiht. Jetzt fehlte ihm noch der Cardinalshut. Auch dieſen
wußte er durch die ſchlaueſten Mittel zu erreichen, und ließ ſich nun
1722 zum Premierminiſter erklären. Seine Macht hatte keine Gren-
zen mehr; ſelbſt der Regent mußte ihr weichen. Aber ſeine gren-
zenloſen Ausſchweifungen brachten ihn früh an den Rand des Grabes.
Er konnte kaum noch gehen und in den Wagen ſteigen, und doch ſetzte
er ſich einſt, um der militäriſchen Ehrenbezeugung zu genießen, bei
einer Muſterung zu Pferde; allein er zog ſich einen innern Schaden
zu, woran er den 10. Aug. 1723 ſtarb. Der Duc de St. Simon hat
folgendes Bild von ihm entworfen, deſſen Treue ſeine Zeitgenoſſen ver-
bürgten: Dubois war ein kleiner, magerer, ſchmaler Mann mit einer
Luchsmiene. Alle Laſter: Treuloſigkeit, Geiz, Wolluſt, Ehrſucht, die
niedrigſte Schmeichelei, ſtritten ſich in ihm um die Oberherrſchaft. Er
log ſo, daß er ſelbſt noch leugnete, wenn man ihn auf der That er-
tappt hatte. Trotz eines erkünſtelten Stotterns, woran er ſich gewöhn-

hatte, um ſich Zeit zu laſſen, Andere zu durchſchauen, würde ſeine belehrende, geſchmückte, angenehme Unterhaltung ihn ſehr beliebt gemacht haben, wenn dies alles nicht verdunkelt worden wäre durch einen Dunſt von Falſchheit, der ſeiner Heiterkeit das Erfreuende benahm. Uebrigens arbeitete er, ſeines großen Hanges zu geheimen Ausſchweifungen ungeachtet, außerordentlich. Sein Vermögen war ungeheuer, und ſeine Einkünfte beliefen ſich in die Millionen Sein Andenken war verhaßt und verſpottet. Seine Grabſchrift ſelbſt iſt eine Satyre; denn, nach Aufzählung aller Aemter und Würden, heißt es: Solidiora et stabiliora bona, viator, mortuo precare!

Dubos, eigentlich Du Bos (Jean Baptiſte), einer der erſten franzöſiſchen Aeſthetiker, welcher die Theorie der Künſte unter den Franzoſen durch ſeine Vergleichung der Poeſie, der Malerei und Muſik (Réflexions sur la poésie, la peinture et la musique. Paris 1719, 6. Ausg. 1755 in 3 Bden., überſetzt von Funk 1759 und mehrmals; die beiden erſten Theile auch Copenhagen 1760. 8.; der dritte, welcher eine Abſchweifung über die theatraliſchen Vorſtellungen der Alten enthält, von Leſſing überſetzt in ſeiner theatr. Bibliothek 3. St.) bereicherte. Er war geboren zu Beauvais 1670, ſtudirte hier und zu Paris, wurde 1695 in dem Büreau der auswärtigen Angelegenheiten unter dem Miniſter Torcy angeſtellt, welcher ihm die Beſorgung wichtiger Geſchäfte in Deutſchland, Italien, England und Holland übertrug. Auf dieſen Reiſen ſammelte er vorzüglich ſeine Erfahrungen über die Künſte, welche er in jenem Werke aufſtellte. Nach ſeiner Zurückkunft erhielt er ein Canonicat, eine Penſion und 1722 die Stelle eines beſtändigen Secretärs der franzöſiſchen Akademie. Aber auch als Geſchichtſchreiber hat er ſich durch ſeine Histoire de la ligue de Cambrai (Paris 1721, 2 Vol. 12.) und ſeine Histoire critique de l'établissement de la monarchie française dans les Gaules. (Amst. 1743. 2 Vol. 4. und 12.) ausgezeichnet. Voltaire rechnet ihn unter die Schriftſteller, welche das Jahrhundert Ludwigs XIV. verherrlicht haben. Er ſtarb zu Paris 1742.

Ducange, ſ. Dufresne.

Ducaten, eine Gold- und Silbermünze. In Deutſchland eine Goldmünze, welche zu 3 Thaler in Conventionsgelde ausgemünzt wird. In Italien und Spanien giebt es ſilberne Ducaten von geringerem Werth von 1 Thlr. 1 bis 10 Gr. In der Schweiz werden die Ducaten Schildfranken genannt. Die holländiſchen Ducaten, die in großer Menge ausgeprägt werden, ſind die üblichſten im Handel und faſt in allen Theilen der Welt bekannt. Im Norden, und beſonders in Rußland, pflegten ſonſt alle Waaren- und Geldgeſchäfte in holländiſchen Ducaten abgeſchloſſen zu werden. Die Ausfuhr von holländiſchen Ducaten iſt daher für Holland ein ſehr wichtiger Handelszweig. Den Urſprung und Namen leitet man von Longino, einem ravennatiſchen Duca (Fürſten) im 6. Jahrh. ab, oder von der Umſchrift der venetianiſchen Ducaten: Sit tibi, Christe, datus, quem tu regis, iste Ducatus.

Ducaton, 1) eine holländiſche Goldmünze (auch Ruyder genannt), ungefähr 6 Thlr., und eine Silbermünze, ungefähr 1 Thlr. 17 Gr.; die erſte iſt eine Nationalmünze, die nur im Lande circulirt, die Silberducatons aber werden vorzüglich im Handel mit Oſtindien gebraucht; 2) eine franzöſiſche Silbermünze (einen halben Ducaten oder 1 Thlr. 12 Gr. werth), ſoviel als ein Laubthaler; 3) eine mailändiſche Münze von ohngefähr 1 Thlr 13 Gr.

Duchesne oder Du Chesne (André), latein. Chesnius, Duchenius, Quercetanus, ein berühmter franzöſiſcher Geſchichtsforſcher und Sammler, welchen man wohl den Vater der Geſchichte Frankreichs genannt hat. Er ward geb. 1584 zu Isle Buchard in Touraine, ſtudirte zu London und Paris, wurde zum königl. Geographen und Hiſtoriographen ernannt, und ſtarb 1640. Vorzüglich wichtig iſt eine große Sammlung franzöſiſcher Geſchichtſchreiber (Historiae Francorum scriptores, 3 Bde., denen ſein Sohn, François Duchesne, den 4. und 5. aus ſeines Vaters Nachlaß hinzufügte), zu deren Fortſetzung die franzöſiſchen Regierungen in den neuern Zeiten mehrmals aufgefodert haben; ſeine Scriptores rerum Normannicorum ab a. 838 — 1220, und ſeine vielen genealogiſchen Werke, durch welche er die Geſchichte Frankreichs erläuterte. Die Zahl ſeiner Schriften iſt überhaupt ſehr groß; einige gab ſein Sohn nach ſeinem Tode heraus. Mehr als hundert Folianten ſoll er noch in Handſchrift hinterlaſſen haben.

Duchesnois, (eigentlich Joſephine Rafin), geb. 1785 zu St. Saulve bei Valenciennes, in unſerer Zeit die erſte tragiſche Schauſpielerin der Franzoſen. Sie verrieth von ihrer Kindheit an einen entſchiedenen Beruf zur Schauſpielkunſt. In Valenciennes betrat ſie 1797 zuerſt die Bühne, und erwarb im Luſtſpiel wie im Trauerſpiel Beifall. Mit ihren erſten Leiſtungen nicht zufrieden, widmete ſie einen Zeitraum von 5 Jahren der ernſten Ausbildung ihrer Anlagen, und ließ ſich dabei von dem Dichter Legouvé (ſ. d. Art.) leiten. Dieſe unzünftige Bildung aber machte der unbekannten Fremden die Fürſten der Bühne abgeneigt. Erſt 1802 erhielt ſie, auf Napoleons Befehl, Zutritt auf dem Theatre français, und gewann gleich bei ihrer erſten Erſcheinung in der Rolle der Phädra allgemeinen Beifall. Was ihren Zügen an Regelmäßigkeit abgeht, erſetzen ein edler Wuchs, eine reine anmuthige Sprache, Einfachheit und Wahrheit des Spiels, tiefes Gefühl für Poeſie, und beſonders die Wärme ihres Vortrags. Eben ſo ſehr entzückte ſie als Hermione, Semiramis, Dido, und in der Rolle der Roxane ward ſie bekränzt. Nach dieſen glänzenden Erfolgen zog ſie ſich auf einige Monate zurück, um einer neuen Schauſpielerin, der reizenden Georges (ſ. d. Art.), freies Feld zu laſſen. Im Febr. 1803 trat ſie wieder als Amenaïde auf; aber vielleicht würde ſie ſich noch länger, oder gar auf immer, zurückgeſetzt geſehen haben, wenn nicht die Kaiſerin Joſephine die förmliche Anſtellung der Künſtlerin 1804 veranlaßt hätte. Es entſtand nun ein heftiger Kampf zwiſchen den Anhängern der beiden Nebenbuhlerinnen; es gab ſtürmiſche Auftritte im Theater, und die Zeitſchriften nahmen Partei. Beſonders war Geoffroy (ſ. d.) einer ihrer heftigſten Gegner. Aber bald läuterte ſich, trotz des Parteigeſchreis, die öffentliche Meinung. Ward ihrer jüngern Nebenbuhlerin in Rollen, die Kraft und Tiefe fodern, der Preis zuerkannt, ſo behauptete doch die ältere Künſtlerin in gefühlvollen den Vorzug. Seit 1808 wurde ſie durch Kränklichkeit oft lange Zeit von der Bühne entfernt, iſt aber 1822 von neuem aufgetreten.

Duchoborzy, ſ. Griechiſche Kirche.

Ducis (Jean François), franzöſiſcher dramatiſcher Dichter, bekannt durch ſeine Bearbeitungen mehrerer Stücke von Shakſpeare, geb. um 1732 zu Verſailles. Früh wandte ſich ſeine Neigung zur Dichtkunſt, aber erſt ſpät trat er als Schriftſteller für die Bühne auf. Sein erſtes Stück, Ameliſe, machte ſo wenig Glück, als

viele folgende. Deſto mehr Aufmerkſamkeit aber erweckte ſein Hamlet, das erſte ſhakſpeare'ſche Stück, das auf die franzöſiſche Bühne kam. Dieſe Nachbildung aber ſowohl, als die nächſtfolgende: Romeo und Julie, und die ſpätern, wurden dem franzöſiſchen Volksgeſchmack ſo ganz angepaßt, und der Gang der Handlung in einigen ſo ganz verändert, daß zuweilen nur der Titel an das Urbild erinnert; allein eben deswegen fanden dieſe Bearbeitungen in Frankreich deſto größern Beifall. Später verſuchte er in ſeinem Oedipus bei Admet die Griechen nachzuahmen, kehrte aber bald zu Shakſpeare zurück, und bearbeitete nach und nach Lear, Macbeth und andere Stücke. Unter ſeinen eigenen Arbeiten zeichnet ſich die arabiſche Familie aus. Sein Styl iſt zuweilen hart, aber edel uud voll tragiſcher Würde. 1778 ward er an Voltaire's Stelle in die Akademie gerufen. Dann ward er als Secretär bei dem jetzigen König von Frankreich, Ludwig XVIII., angeſtellt. Er blieb dieſem unter allen Verhältniſſen treu ergeben, und lehnte unter Napoleon die 40,000 Franken jährlich eintragende Stelle eines franzöſiſchen Senators ab, zu einer Zeit, wo er faſt darben mußte. Die Rückkehr Ludwigs XVIII. verſüßte ſein Alter. Höchſt entzückt aber war er, als der König ihm bei der erſten Audienz einige ſeiner Verſe recitirte. „Ich bin glücklicher, ſagte er, als Boileau und Racine; ſie recitirten ihre Verſe Ludwig XIV., mir recitirt der König die meinigen." Er ſtarb den 31. März 1816.

Duclos (Charles Pineau), ein berühmter franzöſiſcher Schriftſteller, wurde 1705 zu Dinant geboren. Er erhielt zu Paris eine gute Erziehung, und machte frühzeitig ſeine gelehrten Kenntniſſe geltend. 1739 wurde er Mitglied der Akademie der Inſchriften, und 1743 Mitglied und bald darauf beſtändiger Secretär der franzöſiſchen Akademie. Obgleich er ſich häuslich in Paris niedergelaſſen hatte, ſo wählte ihn doch ſeine Vaterſtadt 1744 aus Achtung zu ihrem Maire. Noch größere Ehre widerfuhr ihm 1755. Die Stände von Bretagne erhielten nämlich zur Belohnung des Eifers, den ſie für das Wohl des Königreichs bezeigt hatten, den Befehl, diejenigen aus ihrer Mitte zu nennen, die ſich der königlichen Gnade am würdigſten gemacht hätten. Duclos wurde einſtimmig unter dieſe Zahl gerechnet, und in den Adelſtand erhoben. Nicht lange vor ſeinem Tode ward er an Voltaire's Stelle zum Hiſtoriographen von Frankreich ernannt. Er ſtarb zu Paris 1772. Duclos iſt als Romandichter, Characteriſtiker, Memoirenſchreiber und Grammatiker bekannt. Zu ſeinen beſten Romanen gehören die Confessions du Comte de B* 4 (1741. 12.), und zu den beſten Memoiren ſeine Mémoires sur les moeurs du XVIIIme siècle (1751. 12.). Dies Werk enthält feine und treffende Bemerkungen, beſonders über das weibliche Geſchlecht und über die Liebe. Sie ſchließen ſich an ſeine Considérations sur les moeurs de ce siècle (1749. 12.) in Bruyere's Manier, voll geiſtreicher, treffender Characterzeichnungen und tiefer Menſchenkenntniß. Seine Histoire de Louis XI. wird geſchätzt, doch erkennt man darin den Romanenſchreiber. Größern hiſtoriſchen Werth haben ſeine Mémoires secrets sur les règnes de Louis XIV. et XV. Dieſes Werk arbeitete Duclos als Historiographe de France aus. Es erſchien erſt 1791 (2 Vol. 8. verdeutſcht von L. F. Huber, Berlin 1791). Endlich hat er ſich auch in ſeinen Remarques sur la grammaire générale de Portroyal (1764. 12.) als Sprachforſcher ausgezeichnet. Seine Werke hat Deſeſſart geſammelt: Oeuvres complètes de Duclos, Paris 1809. 10 Vol. 8. Der letzte enthält ein Bruchſtück einer Selbſtbiographie. In den, 1818

erſchienenen anziehenden Mémoires de Madame d'Epinay lernt man Duclos Character von einer nicht günſtigen Seite kennen.

Du = Deffand (Marquiſe), geb. 1697 aus einer edlen Familie in Beurgogne, ward in einem Kloſter zu Paris erzogen, und entwickelte ſchon in zarter Jugend die liebenswürdigen und glänzenden Eigenſchaften, die ihr einen Namen gemacht haben. Ihre Eltern verheiratheten ſie 1718 an den Marquis Du=Deffand; als aber der Tod ihrer Großmutter ihr eine Rente von 4000 Livres verſchaffte, ließ ſie ſich von ihrem Gatten ſcheiden. Man beſchuldigte ſie der Theilnahme an den Galanterien des damaligen Hofes, und daß ſie eine Zeit lang der Gegenſtand der Leidenſchaft des Regenten, Herzogs von Orleans, geweſen ſei. An dem glänzenden Hofe der geiſtreichen Herzogin von Maine zu Sceaux kam ſie mit Voltaire, Polignac, Fontenelle, La Motte, Madam de Lambert, Mademoiſelle Delaunay, in nahe Berührung. Doch fortgeriſſen von den Reizen der Hauptſtadt, gab ſie Sceaux wieder auf, und ſuchte ſich hier durch den Umgang mit den größten und ausgezeichnetſten Schriftſtellern des In= und Auslandes, die ſie in ihrem Hauſe verſammelte, zu entſchädigen. Diderot, Madame Duchatelet, die Herzogin von Bouflers, Pont=de=Vesle, Henault (mit dem ſie bis an ſeinen Tod (1770) in engem Verhältniß lebte), die Herzoginnen von Grammont und Chaulnes, der Herzog von Choiſeul, der Marquis Beauveau, David Hume, Horace Walpole, Montesquieu und Andere mehr bildeten den Cirkel, in deſſen Mitte die Marquiſe Du-Deffand durch Anmuth und Verſtand entzückte. Sie ward blind, aber dies Unglück zerſtörte den Liebreiz ihrer ſchönen Züge nicht, und ſie war ſchon alt, als man ſie noch liebenswürdig und voll Grazie fand. Während ihrer Blindheit erweiterte ſich der Kreis der Freunde um ſie her; 1763 machte Horace Walpole ihre Bekanntſchaft. Es kann nichts Reizenderes geben, als ihre Briefe an dieſen Freund, die Ergüſſe ihrer ſtilleidenden Seele gegen die gleich gefeierte Lespinaſſe und gegen d'Alembert. Mit der Lespinaſſe ſchloß ſie einen ſchönen Bund der Freundſchaft; ſie machte ihr den Antrag, obwohl ſie an Jahren ſehr ungleich war, als Geſellſchafterin bei ihr zu leben; nach zehnjährigem Zuſammenſein (1764) trennten ſie ſich aus einer Art geiſtigen Eiferſucht. Unter den anziehendſten Verhältniſſen, in ſteter Verbindung mit den merkwürdigſten Menſchen ihrer Zeit, und in ununterbrochenem Briefwechſel mit den Entfernten, verfloſſen ihr vom Tage ihrer Blindheit an noch 50 Jahre, bis im 84. ihres Lebens ein ſanfter Tod ſie der Erde entrückte (1780). Was Perſonen in ihrer Lage oft werden, bigott, war ſie nie, und ſie würde noch glücklicher geweſen ſein, wenn ſie religiöſer Gefühle fähig geweſen wäre. Ihre Briefe, Gedichte, Epigramme und andere Kleinigkeiten ſind in verſchiedenen Ausgaben geſammelt. Ihre Briefe an Walpole erſchienen 1812 in 4 Bänden zu Paris.

Dudley, ſiehe Leiceſter (Graf).

Duell, ſ. Zweikampf.

Duett, ein Tonſtück (eigentlich ein kleines), welches zwei verſchiedene Hauptſtimmen hat. Es kann entweder gar keine, oder eine, oder auch mehrere begleitende Baß= und Mittelſtimmen haben. Im erſtern Falle iſt zugleich der Satz ein zweiſtimmiger Satz. Iſt das Tonſtück ein Inſtrumentalſtück, ſo nennt man daſſelbe insbeſondere ein Duo, es mag ein oder mehrere Stimmen zur Begleitung haben, oder nicht. Duett im engern Sinne nennt man in Opern, Cantaten u. ſ. w. ein Tonſtück mit zwei Hauptpartien. Das Duett iſt concertirend,

wenn der Hauptgeſang in den Stimmen abwechſelt, ſo daß die Melodie bald in die höhere, bald in die tiefere Stimme verlegt wird, wozu eine gründliche Kenntniß der Harmonie, und insbeſondere des zweiſtimmigen Satzes, ſo wie der Regeln des doppelten Contrapunktes um ſo unentbehrlicher iſt, da bei zwei Stimmen jede falſche Gegeneinanderſetzung der Intervallen weit mehr auffällt, als wenn dieſelbe durch den Zutritt mehrerer Stimmen gedeckt werden kann. Der Vortrag des Duetts iſt nicht minder ſchwierig, und ſetzt voraus, daß ſich die Sänger in ihren Manieren genau kennen, ſich gegenſeitig nach einander richten, damit die vollkommenſte Einheit harmoniſch verſinnlicht werde.

Dufresne oder Du Fresne (Charles), Herr von Cange, daher auch oft Ducange genannt, ein berühmter franzöſiſcher Literator, und um die Geſchichte des Mittelalters, namentlich um die Geſchichte ſeines Vaterlandes, ſo wie um die byzantiniſche Geſchichte, vorzüglich durch die Herausgabe und Erläuterung mehrerer byzantiniſcher Hiſtoriker, ſehr verdient. Er wurde 1610 auf einem Landgute bei Amiens geboren, und ſtammte aus vornehmer Familie. Den Wiſſenſchaften widmete er ſich in dem Jeſuitercollegio daſelbſt, nachmals zu Orleans und zu Paris. Am letztern Orte wurde er 1631 Parlamentsadvocat, 1645 königl. Schatzmeiſter zu Amiens, von wo ihn eine Peſt 1668 wieder nach Paris vertrieb. Hier widmete er ſich ganz der Literatur und gab ſeine großen Werke, namentlich ſeine Gloſſarien für die mittlere und neuere Gräcität und Latinität, ſeine Historia Byzantina illustrata (1680, Paris), die Annalen des Zonaras, ſeine Numismatik des Mittelalters und viele andere bedeutende Werke heraus. Er ſtarb 1688. Sein Leben hat Renaudot beſchrieben.

Dufresny (Charles Riviere), geb. zu Paris 1648, ein Großenkel der unter dem Namen la belle Jardinière bekannten Bäuerin, welche die Neigung Heinrichs IV. an ſich gezogen hatte, war eine der glücklichen Naturen, die auch unter ungünſtigen Umſtänden ſich ihren Weg zu bahnen wiſſen. Muſik und Zeichenkunſt, Architectur und Gartenkunſt, beſonders aber Poeſie waren ſeine Lieblingszeitvertreibe, und in allen war er, ohne was man eine gebildete Erziehung nennt erhalten zu haben, und ohne beſondern Fleiß, denn er liebte ein lockeres Leben, blos durch angebornes Talent, mehr als mittelmäßig. Sein Familienverhältniß brachte ihn an den Hof Ludwigs XIV.; ſeiner Gewandtheit verdankte er die Anſtellung als königl. Kammerdiener, und ſpäterhin ſeinem Talent für die ſchöne Gartenkunſt und der Gunſt des Königs, den Platz als Aufſeher der königl. Gärten, und das Privilegium einer Spiegelglas-Manufactur. Aber der unbeſchreiblich verſchwenderiſche Dufresny trat beides für eine mittelmäßige Summe an einen andern ab, und verkaufte in der Folge auch leichtſinniger Weiſe eine von Ludwig XIV. ihm ausgeſetzte Leibrente von 3000 Livres. Bald darauf verkaufte er, um dem Hofzwange zu entgehen, auch ſeine Kammerdienerſtelle, und zog nach Paris, wo er im Verein mit Regnard für das Theater arbeitete, und man kann ihm große Menſchen- und Sittenkenntniß, Feinheit und Anſtand nicht abſprechen; nur erreichte er nicht die Lebendigkeit des Vortrags und die Stärke im Comiſchen, wie andere ſeiner Zeit; namentlich ſind die Entwickelungen ſeiner Stücke gewöhnlich ſchwach. Doch gehören ſeine Luſtſpiele zu den vorzüglichen Converſationsſtücken der Franzoſen, und zeichnen ſich durch die Kunſt aus, das Lächerliche der Charactere, auch wo es im Leben nicht auffällt und bemerkt wird, hervorzuheben. 1710 erhielt Dufresny, durch eine neue Gnade des Königs, das Privilegium

über den galanten Mercur, welches er 1713 gegen eine Leibrente wieder abtrat. Seine Werke ſind in 6 Bden. zu Paris (1731 und 1747 in 4 Thlen. 12.) erſchienen, und gewähren eine aufheiternde Lectüre. Er war zweimal verheirathet. Uebrigens hatte Dufresny ein ausgezeichnetes Glück in allen Verlegenheiten. Als er zuletzt ohne Hülfsmittel war, überreichte er dem Regenten (Herzog von Orleans) eine Bittſchrift, und dieſer ließ ihm 200,000 Livres zahlen. Hiervon baute er das niedliche Gebäude, bekannt unter dem Namen: „das Haus des Plinius." Er ſtarb zu Paris 1724.

Duguay-Trouin (René), einer der größten und berühmteſten Seemänner ſeines Zeitalters. Er war geboren 1675 zu St. Malo, als der Sohn eines reichen Kaufmanns und geſchickten Seemanns. Sein Vater wollte ihn zum Geiſtlichen bilden, ſah ſich aber genöthigt, dieſen Vorſatz, dem des Sohnes Neigung entgegen war, aufzugeben. Frankreich, England und Holland waren eben im Kriege begriffen, und da Duguay's Familie ein Fahrzeug von 18 Kanonen ausrüſtete, machte er auf demſelben 1689 ſeinen erſten Seezug. Sein dabei bewieſener Muth bewog ſeine Familie, ihm 1691 ein Fahrzeug von 14 Kanonen anzuvertrauen. An die Küſten von Irland verſchlagen, benutzte er dieſen Zufall, nahm ein Schloß ein und verbrannte, ungeachtet einer bedeutenden Anzahl feindlicher Truppen, 2 Schiffe. Einſt ward er gefangen und nach Plymouth gebracht. Dort gewann er die Liebe einer Engländerin; ſie verſchaffte ihm die Freiheit, und Frankreich bekam einen Helden zurück. Kurz nach ſeiner Rückkehr machte er abermals einen Kreuzzug nach den engliſchen Küſten, und nahm 2 Kriegsſchiffe. Jetzt, in ſeinem 21. Jahre, erregte er die Aufmerkſamkeit der Regierung. Ludwig XIV. ſandte ihm einen Degen. Er verfolgte ſeine betretene Bahn; engliſche und holländiſche Schiffe an den irländiſchen und ſpaniſchen Küſten wurden ſeine Beute. 1696 eroberte er einen großen Theil einer unter Waſſenaer ausgelaufenen holländiſchen Flotte. Er befeſtigte ſich immer mehr in der Gunſt des Königs. 1697 kam er zur königlichen Marine, mit dem Titel eines Capitäns. Im ſpaniſchen Kriege zeichnete er ſich aufs neue ſo aus, daß ihn der König in den Adelſtand erhob: „denn er habe, (ſo hieß es in dem Patente) mehr als 300 Kauffahrteiſchiffe und 20 Kriegsſchiffe erobert. Durch die Wegnahme von Rio-Janeiro, 1711, brachte er der Krone über 25 Millionen ein. Er war der Mann der Nation geworden. Unter Ludwig XV. leiſtete er ſeinem Vaterlande ſehr wichtige Dienſte in der Levante und im ganzen mittelländiſchen Meere. Er ſtarb zu Paris, 1736. Seine Memoiren erſchienen daſelbſt 1740 in 4 Bden.

Dujardin (Carl), ein holländiſcher Maler; geb. 1640 zu Amſterdam. Er war ein Schüler von Berghem, und unübertrefflich in Landſchaften, Thierſtücken und Bambocciaden. Früh ging er nach Italien, und ward Mitglied des akademiſchen luſtigen Vereins zu Rom, in welchem er den Namen Bocksbart erhielt. Seine Arbeiten fanden großen Beifall. Doch verließ er Rom, um in ſein Vaterland zurückzukehren. Unterwegs machte er zu Lyon bedeutende Schulden, denen er ſich dadurch entzog, daß er ſeine reiche, aber ſchon bejahrte Wirthin heirathete. Er ging mit ihr nach Amſterdam, wo ihm ſeine Gemälde ebenfalls ſehr theuer bezahlt wurden. Dennoch verließ er, wahrſcheinlich aus Abneigung gegen ſeine Frau, auch dieſe Stadt wieder, und ging nach Rom, wo er ſeine alten Freunde und Bewunderer fand, und wieder in großem Aufwand lebte. Von da ging er nach Venedig, und ſtarb hier 1678, in der Blüthe des Lebens. Seine Ge-

mälde haben Geiſt, Harmonie, und ſein Colorit den Ton ſeines Lehrers. Seine Stücke ſind ſelten, und werden theuer bezahlt. Auch giebt es von ihm eine Sammlung von etwa 52 Blättern, die er mit eben ſo viel Geiſt als Leichtigkeit geätzt hat.

Duisburg, ¼ Meile vom Einfluß der Ruhr in den Rhein, im ehemaligen Herzogthum Cleve, nachher zum Großherzogthum Berg, und jetzt zu der preußiſchen Provinz Cleve-Berg gehörig, iſt eine Stadt von 700 Häuſern, mit etwa 500 Einw. Ihr Hauptgeſchäft, vor dem Eintritte der neuern Handelsſperren, war Zwiſchenhandel mit ſogenannten Colonialwaaren, und ſie zählte gegen 30 anſehnliche Großhandlungshäuſer. Auch die Spedition zwiſchen Frankreich und Holland war ſehr beträchtlich, und Duisburg hielt damals 4 Beurt- oder Wechſelſchiffe, die wöchentlich nach Holland abgingen oder von dort ankamen. Außerdem hat die Stadt Tuch-, Seiden-, Tabacks- und andere Fabriken. Die ehemalige Univerſität iſt aufgehoben. In dem benachbarten Duisburger Walde giebt es an 500 wilde Pferde, welche, zugeritten, ſehr geſchätzt werden.

Duker (Carl Andreas), ein ausgezeichneter Philolog des 18. Jahrh., war 1670 zu Unna, in der Grafſchaft Mark, geboren. Nachdem er den erſten Unterricht auf dem Gymnaſium zu Hamm genoſſen, beſuchte er die Univerſität Franeker, wo Perizonius ſein Lehrer war. Ungefähr 30 Jahr alt, ward er Lehrer der Geſchichte und Beredſamkeit an dem Gymnaſium zu Herborn, und im J. 1704 oder 5 Subrector an der Schule im Haag. Er machte ſich zuerſt bekannt durch einen Brief über den Fluß Oaxes, der auszugsweiſe 1711 in dem Vibius Sequeſter von Heſſelius erſchien. In demſelben Jahre gab er ſeine Opuscula varia de latinitate Jurisconsultorum veterum heraus (2. vermehrte Aufl. 1761). Perizonius vertraute ihm bei ſeinem Tode eine Arbeit an, die er über den Pomponius Mela begonnen hatte, mit dem Auftrage, ſie zu beendigen, und herauszugeben. Verſchiedene Hinderniſſe aber ließen Duker die Abſicht ſeines Lehrers nicht ganz erfüllen; er konnte den Commentar nicht beendigen, und gab ihn ſo wie er ihn gefunden, im 7. und 8. Bande der Miscellaneae observationes. Als Burmann an Perizonius Stelle nach Leiden ging, theilte man den von dieſem bisher eingenommenen Lehrſtuhl der Geſchichte und Beredſamkeit zwiſchen Duker und Drakenborch. Duker eröffnete ſeine Vorleſungen mit einer Rede über die Schwierigkeiten der grammatiſchen Auslegung der griechiſchen und lateiniſchen Schriftſteller, welche man in Kapps Sammlung ausgewählter Reden findet. Nach 18 Jahren legte Duker, ſeiner Geſundheit wegen, ſein Amt nieder, begab ſich nach Meyderich, und ſtarb dort 1752. Sein Ruhm als gelehrter und gründlicher Philolog beruht vornehmlich auf ſeinen Ausgaben des Florus (2. Ausg. 1744) und Thucydides. Außerdem findet man Anmerkungen von ihm in Drakenborchs Livius, Oudendorps Sueton, Burmanns Servius u. ſ. w.

Dülon, der blinde Flötenſpieler, zu Oranienburg an der Havel geboren. Schon in der erſten Woche ſeines Lebens verlor er durch einen ungeſchickten Augenarzt ſein Geſicht; dennoch entwickelte er ſein muſicaliſches Talent ſo ſchnell und glücklich, daß er ſchon im 13. Jahre, unter Begleitung ſeines Vaters, ſich in den vorzüglichſten Orten Deutſchlands mit außerordentlichem Beifall auf der Flöte hören ließ. Auch auf dem Claviere trug er Seb. Bachs Fugen rein und ohne Anſtoß vor; ja er componirte ſelbſt, indem er, ohne ein Inſtrument zu gebrauchen, alles mit außerordentlicher Genauigkeit in die Feder dictirte. Hofrath Wolke

lehrte zu Anfange des J. 1796 den blinden Künſtler ein ihm ganz fremdes Alphabet und Zifferzeichen, ſo daß derſelbe die taſtbaren Lettern leſen, ſie componiren, und ſogar von Andern geſetzte Zahlen angeben und Rechenexempel machen konnte. Seine anziehende Lebensbeſchreibung iſt in 2 Bden., von ihm ſelbſt bearbeitet und herausgegeben von Wieland, in Zürich 1807 und 8 erſchienen.

Dumarſais (César Cheneaux), berühmter Sprachforſcher, geb. 1676 zu Marſeille. Sein Leben war eine Kette von Unfällen und ſchnell betrogenen Hoffnungen. Früh vaterlos, verlor er ſein Vermögen durch eine verſchwenderiſche Mutter; eine ererbte Bücherſammlung wurde verkauft, und der ſiebenjährige Knabe war ſo untröſtlich über dieſen Verluſt, daß er alle Bücher, deren er ſich bemächtigen konnte, auf die Seite ſchaffte, um ſie aus dem Schiffbruche zu retten. Er trat in die Geſellſchaft der Väter des Oratoriums, verließ ſie aber im 25. Jahre, verheirathete ſich in Paris und ward Advocat. Trügliche Ausſichten verleiteten ihn, dieſe Laufbahn bald wieder zu verlaſſen. Ueberreich an Kindern, von ſeiner Frau gequält, überließ er ihr ſeine geringe Habe, widmete ſich dem Hofmeiſterleben, ohne auch hier etwas anderes als getäuſchte Hoffnungen und Undank zu ernten, eröffnete endlich eine eigene Erziehungsanſtalt, die ihm kaum ſeinen Lebensunterhalt gab, ſah zuletzt noch die Erwartung, einen reichen, auf St. Domingo verſtorbenen Sohn zu beerben, vereitelt, und ſtarb, von Armuth und Leiden gebeugt, 1756. Seine Verdienſte wurden von ſeinen Zeitgenoſſen überſehen, ſein beſtes Werk blieb 30 Jahre lang ein ungekannter Ladenhüter, und erſt 50 Jahre nach ſeinem Tode wurden ſeinem Andenken die Unbilden, die er von ſeiner Mitwelt erfahren hatte, von einem Gelehrtenverein vergütet. Scharfſinn und feine Beurtheilungskraft, ein reines Gemüth, einfache Sitten und Standhaftigkeit im Unglück, erwarben ihm die Achtung Aller, die ihn kannten. Den La Fontaine der Philoſophen, nannte ihn treffend D'Alembert. Degerando hat 1805, in einer vom franzöſ. Inſtitut gekrönten Preisſchrift, die Verdienſte des gründlichen Forſchers gut gewürdigt. Seine Werke wurden 1797 zu Paris in 7 Bden. herausgegeben. Die bedeutendſten ſind: die Darſtellung einer neuen Lehrart der lateiniſchen Sprache; ſeine vorzügliche Abhandlung über die Tropen, die Grundſätze der (allgemeinen) Sprachlehre, und ſeine Beiträge zur Encyclopädie. In den beiden letzten Bänden ſtehen 4 Aufſätze (der Philoſoph, die Vernunft, die chriſtliche Religion, über die Vorurtheile), die ihm nicht gehören.

Dumas (Matthieu), ein durch ſeine Schriften ſo wie durch ſeine Thaten berühmter franzöſiſcher Oberoffizier, diente als Oberſter im amerikaniſchen Freiheitskriege. 1789 kam er unter Lafayette zur pariſer Nationalgarde. 1792 wandte er alle Kräfte an, die Kriegserklärung gegen Oeſterreich zu verhindern. Während der ganzen Schreckens-Regierung verſchwand er. Im Sept. 1795 kam er in den Rath der Alten. 1797 ſprach er nachdrücklich gegen die Annäherung der Truppen, welche das Directorium in die Gegend der Hauptſtadt berief, und wurde von dem ſiegenden Triumphirat zur Deportation verurtheilt. Er flüchtete nach Deutſchland. 1799 gab er zu Hamburg ein ſehr gut geſchriebenes Journal unter dem Titel: Précis des évènemens milit. heraus, das ſeine tiefen Kenntniſſe in der Kriegskunſt beſtätigte. Nach dem 18. Brumaire kehrte er nach Frankreich zurück. 1800 ward er Chef des Generalſtabs der zweiten Reſervearmee, und wohnte in dieſer Eigenſchaft dem Feldzuge in der Schweiz von 1801 bei. Er war es, der im Aug. 1802 den Plan zur Bildung einer Ehrenle-

gion vorlegte. Seit dieſem Zeitpunkte wurde er zum Diviſionsgeneral erhoben, dann zum Chef des Generalſtabes. Zu Ende 1805 kam er zur großen Armee in Deutſchland, bei welcher er auch 1809 wieder im Generalſtabe diente. 1812 begleitete er Napoleon in dem Feldzug gegen Rußland, und wurde zuletzt, als Generalintendant der franzöſiſchen Armee, bei der Uebergabe von Dresden kriegsgefangen. In der neueſten Zeit hat er angefangen, ſeinen Précis des évènemens fortzuſetzen, und es ſind davon bis jetzt zu Paris 14 Bände mit einem Atlas erſchienen.

Dumesnil (Marie), eine berühmte franzöſiſche tragiſche Schauſpielerin. S. Franzöſiſche Schauſpielkunſt und Pariſer Theater.

Dumouriez (C. F.), geboren zu Cambray 1739, ſtammt aus einer Parlamentsfamilie der Provence. Er kam 1757 zur Armee in Deutſchland, unter dem Marſchall Eſtrees, und wurde dabei zum Kriegscommiſſär ernannt. Nachher diente er als Cornet bei dem Regiment d'Escar Cavallerie. Den Tag vor der Schlacht von Kloſterkamp verwundet, gerieth er in Gefangenſchaft, erhielt 1761 eine Hauptmannsſtelle, wurde 1763 verabſchiedet und empfing das Ludwigskreuz. Sein unruhiger Geiſt verſtattete ihm nicht, in Ruhe zu bleiben, und er bot den Genueſern und darauf Paoli ſeine Dienſte an, begab ſich, da beide Theile ſein Anerbieten ablehnten, auf eigene Rechnung nach Corſica, kam dann nach Frankreich zurück, und legte Plane vor, wie man ſich dieſer Inſel bemächtigen ſollte, fand aber kein Gehör. Er ging hierauf nach Spanien, beſuchte die portugieſiſchen Grenzen, und ſchrieb 1766 ein Werk unter dem Titel: Verſuch über Portugal, 1768. Als man ſich zur Eroberung von Corſica entſchloſſen hatte, brachte er es endlich dahin, als Generalquartiermeiſter bei der kleinen Armee, welche man dahin gehen ließ, angeſtellt zu werden, ward hierauf Oberſt, und veruneinigte ſich mehrere Male mit allen Generalen, namentlich mit Marboeuf. 1770 gab ihm die Regierung den Auftrag, bei der Conföderation von Bar gegen den ruſſiſchen Hof zu wirken. Er wohnte dem Feldzuge, 1771, gegen die Ruſſen bei, und kam nach Frankreich zurück. 1773 ſchickte man ihn in einer Angelegenheit mit Schweden nach Hamburg, weil er aber die erhaltenen Vorſchriften überſchritten hatte, wurde er in die Baſtille geſetzt. 1776 zu einem der Commiſſäre ernannt, denen die Unterſuchung übertragen war, ob ſich auf der Küſte des Canals ein Kriegshafen errichten ließe, ſetzte er es durch, daß ihm 1778 das Commando von Cherbourg übergeben wurde. 1788 wurde er Brigadier der königlichen Truppen. Im Winter 1789 begab er ſich nach Paris, erklärte ſich in einer Flugſchrift für die damals herrſchenden Grundſätze, konnte es aber doch nicht dahin bringen, Mitglied der Generalſtändeverſammlung zu werden. Er ging daher nach Cherbourg zurück, ward Commandant der Nationalmiliz dieſer Stadt und Gouverneur der Niedernormandie. Zu Ende des Jahres begab er ſich nochmals nach der Hauptſtadt, und ließ ſich in den Jacobinerclub aufnehmen. Später ſuchte er mit Mirabeau, den er anfangs befehdet hatte, in Verbindung zu treten. Um dieſe Zeit ward er als Maréchal de camp in der zwölften Armeediviſion angeſtellt; aber wenig mit einem Platze zufrieden, der ihm keine Mittel, ſich bemerkbar zu machen, darbot, blieb er in der Hauptſtadt, ſchmeichelte mehr als je den Jacobinern, und erhielt unter Luckner den Oberbefehl im Elſaß. Von da trat er den 15. April an die Spitze des Miniſteriums der auswärtigen Angelegenheiten. Während der kurzen Dauer ſeines Mi-

niſteriums wurde der Krieg gegen Oeſterreich erklärt. Bald vertauſchte er dieſe Stelle mit dem Kriegsminiſterium, das er den 13. Juni antrat, aber nach 4 Tagen ebenfalls wieder verließ, als Lafayette im Namen ſeiner Truppen über alle Miniſter Beſchwerde führte. Er trat hierauf als Generallieutenant in die Armee Luckners, ging im Juli zur Armee in Flandern unter Arthur Dillon, hierauf zu der unter Lafayette, über welche er den 10. Auguſt den Oberbefehl erhielt. Die Preußen, Oeſterreicher und vereinigten Emigrirten hatten ſich damals ſchon der Feſtungen Longwy und Verdun bemeiſtert, und rückten gegen die Champagne vor. Er nahm ſeine Stellung bei Grandpré und ließ die 5 Päſſe des Argonner Waldgebirges beſetzen, da aber der Paß von Croix aux Bois von den Oeſterreichern mit Gewalt durchbrochen worden war, zog er ſich gegen St. Menehould zurück, erhielt einen Vortheil bei Valmy, und eröffnete hierauf Unterhandlungen mit dem König von Preußen. Im Verlaufe des Octobers begab er ſich nach Paris, und arbeitete mit dem Vollziehungsrathe einen Plan für den Winterfeldzug aus. Bei ſeiner Rückkehr zum Heer erließ er den 24. Oct. eine Proclamation an die Belgier, lud ſie darin zum Aufſtande gegen ihren Souverän ein, und griff den 6. Nov. die Oeſterreicher in ihrem Lager bei Jemappe an. Trotz ihrer geringen Anzahl vertheidigten ſich die Kaiſerlichen mit Muth, und überließen ihm nur nach einem langen und blutigen Gefechte den Sieg, worauf er an der Maas und Roer die Winterquartiere bezog. Jetzt brach ſein Verdruß gegen den Miniſter Pache aus, mit dem er während des ganzen Feldzugs in offener Fehde geſtanden hatte, da dieſer ſein Heer an allen Bedürfniſſen Mangel leiden ließ. Kurz darauf begab er ſich nach der Hauptſtadt, um, wenn man ſeinen Memoiren glauben will, einen Verſuch zur Rettung Ludwigs XVI. zu machen, deſſen Proceß damals ſeinen Anfang nahm. Bei einer zweiten Reiſe dahin ſah er weit mehr Deputirte auf der Seite der Gironde; allein er errang wenig Einfluß und wurde ſelbſt bei dem Convente angeklagt. Den 15. Febr. ließ er den Feldzug mit dem Bombardement von Maſtricht eröffnen, und machte ſelbſt von Breda und Klundert aus, welche beide Plätze er genommen hatte, einen Angriff auf Holland. Der größte Theil ſeiner Truppen aber, die er in den Winterquartieren unter dem General Valence zerſtreut hatte, konnte dem Prinzen von Coburg keinen Widerſtand leiſten. Dieſer griff den 1. März die franzöſiſchen Vorpoſten an der Roer an, warf ſie, und entſetzte Maſtricht. Dumouriez zog alle ſeine Truppen in der Ebene von Tirlemont zuſammen, und lieferte den Oeſterreichern die Schlacht bei Neerwinden, die er, ſeiner Angabe nach, durch Miranda's Schuld, der den linken Flügel befehligte, verlor. Einen neuen Verluſt erlitt er bei Löwen, und ſah ſich zum Rückzuge genöthigt. Dieſe Unfälle gaben das Zeichen zu ſeinem Falle. Alle, die ſeinen Sturz gewünſcht, brachen gegen ihn los. Bei ſeiner Ankunft auf der franzöſiſchen Grenze lieferte er 4 Commiſſäre und den Miniſter Beurnonville, die ihn zu verhaften gekommen waren, den Oeſterreichern in die Hände, erließ eine Proclamation, in welcher er die Wiederherſtellung des conſtitutionellen Königthums in Perſon des Kronprinzen verſprach, wurde aber von verſailler Freiwilligen mit geladenen Gewehren angefallen, gezwungen durch die Schelde zu ſetzen und zu dem Prinzen von Coburg zu flüchten. Der Convent hatte ihn von dem Schutze der Geſetze ausgeſchloſſen, und 300,000 Livres auf ſeinen Kopf geſetzt. Anfangs zog er ſich nach Brüſſel zurück, ſodann nach Cöln, wo der Churfürſt ihm die Erlaubniß eines Aufenthalts zu Mergentheim verwei-

gerte. Er begab ſich hierauf in die Schweiz, ging im Juli nach England, ſah ſich aber, auf des Lords Grenville geſchärften Befehl, genöthigt, beinahe ſogleich das Land wieder zu verlaſſen; lebte unſtät einige Zeit in der Schweiz und in Deutſchland, und ließ ſich endlich auf däniſchem Gebiete bei Hamburg nieder. Jetzt gab er ſeine Lebensbeſchreibung heraus. Es giebt keine Partei, ausgenommen die des Berges, für die er ſich nicht, als ein wahrer politiſcher Proteus, nach und nach in ſeinen verſchiedenen, während ſeiner Verbannung erſchienenen Flugſchriften erklärt hätte. 1805 befand er ſich, zur Zeit der Schlacht bei Auſterlitz, in Teſchen. Gewiß iſt es, daß er gegen Ende 1803 dem Herzog von York als Kriegsrath an die Seite gezogen war; doch behielt er die Stelle nicht lange. Später ſchrieb er, kurz nach der Schlacht bei Eilau, Jugement sur Buonaparte, adressé à la nation française et à l'Europe. Während des ſpaniſchen und portugieſiſchen Krieges war er ſehr thätig, um der engliſchen Regierung und den ſpaniſchen und portugieſiſchen Behörden Plane mitzutheilen. Auch bei der neapolitaniſchen Revolution im J. 1821 theilte er dem Parlament Vertheidigungspläne mit. Er lebt jetzt in England, wo ihm das Miniſterium ein Jahrgeld von 1200 Pfund Sterling bewilligt hat. Von ſeinen zuerſt in Hamburg bei Hoffmann erſchienenen Memoiren darf man eine fortgeführte erweiterte Ausgabe in der bei Baudouin in Paris erſcheinenden Sammlung von Memoiren über die franzöſiſche Revolution erwarten.

Dumpler, Dunker, eine chriſtliche Schwärmerſecte im nordamerikaniſchen Freiſtaate, eine Art Wiedertäufer, die von dem bei der Taufe eingeführten Untertauchen, Dunker, den Namen erhalten haben. Sie feiern den ſiebenten Tag, verſammeln ſich zweimal des Tags und zweimal des Nachts zur Erbauung, genießen nur bei ihren Liebesmahlen Fleiſch, und führen eine ſtrenge klöſterliche Lebensart. Die ſich verheirathen, bleiben zwar Verwandte der Gemeine, müſſen aber von den Unverheiratheten getrennt wohnen. Ihr Hauptort iſt Ephrata, in Penſylvanien.

Dunciade, ſ. Duns, Pope und Paliſſot.

Düngung iſt das Verfahren, die Aecker auf eine künſtliche Weiſe fruchtbar zu machen. Sie iſt von doppelter Art; denn ſie nimt entweder durch Beimiſchung gewiſſer Zuſätze Hinderniſſe des Wachsthums von dem Boden weg, oder wendet ſolche Subſtanzen an, die unmittelbar dem Wachsthume förderlich ſind. Sie beruht alſo auf chemiſchen Grundſätzen. Diejenige Miſchung des Bodens iſt die beſte, die aus etwas Sand, etwas mehr Kalkerde, noch mehr Stauberde, größtentheils aber aus Thonerde beſteht. Durch den Sand und die Stauberde hat er die nöthige Lockerheit, daß ſich die Wurzel gut ausbreiten und die Nahrungstheilchen aus der Luft beſſer eindringen können. Die Thonerde hält dagegen die Feuchtigkeit länger an, und giebt der Pflanze einen feſten Stand. Die Kalkerde bringt die nöthige Austrocknung zuwege, und zieht noch mehr als die übrigen Erden die Luft-, Waſſer- und Oeltheilchen an ſich. Hieraus ſieht man, daß durch Beimiſchung eines oder des andern dieſer Theile, ein Boden, dem er fehlt, fruchtbar gemacht werden kann. Die zweite Art der Düngung iſt die, welche eigentlichen Nahrungsſaft in den Boden bringt, der, wie die Pflanzen ſelbſt, ein Gemiſch wäſſeriger, ſalziger, öliger und erdiger Theile iſt. Dieſe finden ſich nur in der organiſirten Schöpfung, denn alle ihre Erzeugniſſe ſind der Fäulniß unterworfen, wodurch ſich ihre Beſtandtheile zerſetzen. Der Auswurf von Thieren (der gewöhnliche

Miſt) iſt das gemeinſte Düngungsmittel. Außerdem kann man alle in Fäulniß übergegangene thieriſche Theile oder mit thieriſchen Stoffen durchdrungene Dinge und alle verrottete Pflanzenſtoffe zur Düngung gebrauchen. Die Düngung durch die Brache beruht zum Theil darauf, daß man die wild aufgegangenen Gewächſe unterpflügt und zum Verfaulen bringt. Die Chemiker unſerer Zeit haben ſich bemüht, einen künſtlichen Dünger zu bereiten, der von dem gewöhnlichen verſchieden iſt.

Dunkel, ſ. Licht.

Dünkirchen, Dünkerken (franzöſirt Dunkerque), eigentlich die Kirche an den Dünen oder Sandbänken, 6 Meilen von Calais, eine feſte See- und Handelsſtadt mit 21,000 Einw. im ehemaligen franz. Flandern (Départ. du Nord), welche in ältern Zeiten der beſtändige Gegenſtand der Eiferſucht zwiſchen Frankreich und England war. Ludwig XIV., der es 1662 um 5 Mill. Livres wieder von England zurückkaufte (es war 1658 durch Verbindung mit Cromwell in der Engländer Hände gekommen), bot alles auf, um dieſen Ort unbezwinglich, und den Hafen, der ſo geräumig iſt, daß 200 große Schiffe darin vor Anker liegen können, zu einem der bequemſten in ganz Europa zu machen. In den Kriegen zwiſchen England und Frankreich hatten die Freibeuter von Dünkirchen der engliſchen und holländiſchen Handlung großen Schaden zugefügt; dieſes und der Neid über den wachſenden Flor dieſer Stadt bewog England, es zu einer Hauptbedingung des utrechter Friedens (1713) zu machen, daß Frankreich auf eigene Koſten die Feſtungswerke wieder abtragen, und dieſes Meiſterſtück der Kriegsbaukunſt vernichten ſolle. Man ſuchte ſich von franzöſiſcher Seite durch Grabung eines neuen Canals zu Moerdyk, eine gute Stunde von Dünkirchen, zu entſchädigen; auch bemühten ſich die Einwohner von Dünkirchen, den Hafen in der Stille wieder herzuſtellen; allein die Engländer drangen von Zeit zu Zeit auf die Vernichtung dieſer Arbeiten. Der pariſer Friede 1763, den England vorſchrieb, wiederholte in Rückſicht auf Dünkirchen die Bedingung des Friedens zu Utrecht. Lord Chatam erwiederte dem franzöſiſchen Unterhändler, Grafen Buſſy, der ſich vergebens bemühte, in Rückſicht Dünkirchens andere Beſtimmungen feſtgeſetzt zu erhalten: „das engliſche Volk betrachtet die Schleifung Dünkirchens als ein ewiges Denkmal der Unterjochung Frankreichs, und der Miniſter würde ſeinen Kopf wagen, der es ſich erlauben wollte, darin andere Beſtimmungen zu machen. Es wurde ſogar ein engliſcher Commiſſär daſelbſt angeſtellt, der über die Erfüllung dieſes Punktes wachen, und von Frankreich unterhalten werden mußte. Allein im pariſer Frieden 1783 wurden alle jene Artikel aufgehoben. Seitdem ward immer an der Wiederherſtellung und Belebung dieſer Stadt gearbeitet, ſo weit es die damalige Lage Frankreichs erlaubte. Die Wichtigkeit der Stadt riß den Herzog von York hin, im Aug. 1798, gegen Coburg's Rath, mit einem eigenen Corps über zehn Meilen von der Hauptmaſſe des öſterreichiſchen Heers vor Dünkirchen zu rücken, und die eifrigſten Anſtalten der Belagerung zu treffen. Man erwartete täglich die Uebergabe, als General Houchard ſich ſo unvermuthet und überlegen näherte, und zugleich die Belagerten einen ſo wüthenden Ausfall thaten, daß der Herzog genöthigt wurde, ſich eiligſt mit dem Feldmarſchall Freitag, unter deſſen Leitung er commandirte, zurückzuziehn und die Belagerung aufzuheben. In Friedenszeiten hat Dünkirchen, als Freihafen, einen ausgebreiteten Handel. Eben ſo ſind ſeine Tabaksfabriken ſehr bedeutend.

Dunois (Jean von Orleans, Graf von) und von Longueville,

geb. 1407, geſt. 1468, ein natürlicher Sohn Ludwigs, Herzogs von Orleans, der vom Herzog von Burgund und der Frau von Cannys Dunois ermordet wurde. Dunois war auf den Namen „Baſtard von Orleans" ſtolz, und wollte ihn durch Kriegsthaten berühmt machen. Er begann ſeine Laufbahn mit der Niederlage Warwicks und Suffolks, die er bis Paris verfolgte. Von den Engländern belagert, vertheidigte er Orleans mit dem größten Muthe, bis die berühmte Jungfrau von Orleans ihm Entſatz zuführte. Die Aufhebung dieſer Belagerung war von großen Folgen. Dem Grafen Dunois gehörte faſt einzig und allein die Ehre, die Feinde aus der Normandie und Guienne verjagt zu haben. 1441 brachte er ihnen endlich den tödtlichen Schlag bei Chatillon bei, und man kann wohl ſagen, daß Carl VII. ſeinen Thron Dunois Degen verdankte. Aber er war auch dankbar. Er legte ihm den Titel „Wiederherſteller des Landes" bei, ſchenkte ihm die Grafſchaft Longueville, und ernannte ihn zum Oberkammerherrn von Frankreich. Ludwig XI. ſchätzte ihn nicht weniger. Deſſen ungeachtet war Dunois die Seele der Partei, welche ſich gegen Ludwig erhob und ſich den Bund der öffentlichen Wohlfahrt nannte.

Duns (John), ein berühmter Scholaſtiker vom Franciscanerorden zu Ende des 13. Jahrh., aus Dunſton in Northumberland, oder der Stadt Duns in Südſchottland, daher auch Scotus genannt, und ſeine Anhänger Scotiſten. Er war einer der feinſten und ſcharfſinnigſten Denker ſeiner Zeit, daher er auch den Beinamen doctor subtilis mit Recht erhielt, und Gegner des Thomas von Aquin, von welchem er hauptſächlich durch die Behauptung abwich, das Allgemeine ſei nicht blos der Möglichkeit, ſondern auch der Wirklichkeit nach (actu) in dem Objecten gegründet, und es werde als Realität dem Verſtande gegeben. Er war um 1275 geboren, ſtudirte zu Oxford Philoſophie, Mathematik, Rechtswiſſenſchaft und Theologie, und trat daſelbſt als Lehrer mit dem größten Beifall auf. Die Obern ſeines Ordens ſandten ihn 1304 nach Paris, wo er ebenfalls lehrte, und nach Cöln, wo er 1308 ſtarb. Er commentirte in ſeinen Werken den Ariſtoteles und den Lombardus. Alle ſeine Werke, über deren Dunkelheit man von jeher geklagt hat, ſind (Lyon 1639, in Fol.) von Wadding mit ſeinem Leben zuſammen herausgegeben worden. (Vergl. d. Art. Scholaſtiker.) — Duns iſt übrigens auch ein, aus dem Engliſchen zu uns verpflanztes Wort (dunce), womit man überhaupt einen Dummkopf, beſonders aber auch einen ſchwachköpfigen Gelehrten bezeichnet. Daher führt ein ſatyriſches Heldengedicht von Pope, auf die ſchlechten Dichter ſeiner Zeit, den Titel Dunciade.. Auch giebt es eine franzöſiſche Dunciade von Paliſſot, und eine deutſche, herausgegeben von Schirach (1773). Letztere (in Proſa) unterſcheidet ſich von den erſtern durch möglichſte Vermeidung aller perſönlichen Satyre, indem ſie wenigſtens Niemanden nennt, und das Gewürm des Parnaſſes nur unter erdichteten Namen züchtigt; weshalb ſie denn auch wohl weniger Glück gemacht hat, als die beiden andern.

Dünſte nennt man diejenigen Waſſertheile, welche mittelſt der Wärme von den Körpern in den Luftkreis aufſteigen, bisweilen völlig aufgelöſet und unſichtbar in der Luft enthalten ſind, oft aber auch nicht völlig aufgelöſet, aber aus derſelben wieder niedergeſchlagen, ſichtbare Dünſte, d. i. Nebel oder Wolken bilden, und endlich in Geſtalt des Regens, Schnees oder Hagels herabfallen. Die Dünſte unterſcheiden ſich von den Dämpfen hauptſächlich durch ihre weit geringere Elaſticität; auch entſtehen ſie bei einem viel geringern Grade von Wärme,

und ſind ganz aufgelöſet, unſichtbar, dagegen die Dämpfe ſich in der atmoſphäriſchen Luft ſtets in ſichtbarer Geſtalt zeigen. Man hält die Dünſte theils für eine Auflöſung des Waſſers in der Luft, theils, nach de Luc, für eine Verbindung des Waſſers mit dem Feuer. Die in Geſtalt von Bläschen in der Luft ſchwebenden Dünſte wurden ehemals von den Naturforſchern blos als Hypotheſe angenommen, um das Aufſteigen der Dünſte zu erklären, und ohne daß man von ihrem wirklichen Daſein wußte. Jetzt weiß man durch Sauſſure gewiß, daß die Dunſtbläschen wirklich vorhanden ſind. Um ſich davon zu überzeugen, ſetze man heißen Caffee, oder heißes, mit Dinte vermiſchtes Waſſer an einem Orte, wo die Luft ruhig iſt, der Sonne oder dem Tageslichte aus, ſo wird man einen Dampf aufſteigen ſehen, der eine gewiſſe Höhe erreicht und dann verſchwindet. In demſelben ſind kleine weiße, von einander getrennte Kügelchen ſehr deutlich zu unterſcheiden. Vermittelſt eines Mikroskops von einem bis anderthalb Zoll Brennweite bemerkt man ſogar, daß dieſe Kügelchen von verſchiedener Größe ſind, daß die feinern ſchnell in die Höhe ſteigen, die gröbern aber auf die Flüſſigkeit zurückfallen, ohne ſich mit derſelben zu vermiſchen, und ſo leicht auf der Oberfläche derſelben ſchweben, daß man ſie durch einen leichten Hauch von einer Seite nach der andern treiben kann. Die Kügelchen ſind hohl und den Seifenblaſen ähnlich. Wenn ſich dieſe Bläschen zu Waſſer verdichten, ſo vereinigen ſich ihre aus dieſer Verdichtung entſtehenden Theilchen zu Thau- und Regentropfen. Behutſam aufgefangenes Regenwaſſer iſt bekanntlich ſo rein als deſtillirtes: es ſcheint alſo, als wenn die Auflöſung, vielleicht in Verbindung mit dem darauf folgenden Niederſchlag, zugleich eine Ausſcheidung aller fremdartigen Beſtandtheile zur Folge hätte. S. Ausdünſtung. — Dunſtkreis heißt jeder mit Dünſten angefüllte Kreis, welcher einen Körper umgiebt, beſonders derjenige Theil der Atmoſphäre (ſ. d. Art.), welcher ſo weit reicht, als die aus der Erde entbundenen Dünſte aufſteigen, auch die Atmoſphäre ſelbſt. Dunſtmeſſer, ſ. Hygrometer.

Duodecimalſyſtem, ſ. Zahlenſyſtem.

Duodecime, in der Tonkunſt ein Intervall, deſſen beide Töne um zwölf diatoniſche Stufen von einander abſtehen. Duodecimale, eine Figur von 12 Noten, gilt 8 von gleicher Bezeichnung.

Du Paty (Jean Baptiſte Mercier), 1746 zu Rochelle geboren, war ſeit 1767 Generaladvocat beim Parlament zu Bordeaux, und nachher Präſident à mortier deſſelben. Seine ſtrenge Gerechtigkeitsliebe zog ihm Verfolgungen von Seiten des Miniſterialdespotismus zu, der in den letzten Jahren Ludwigs XV. Frankreich drückte. Da er im Namen des Parlaments von Bordeaux gegen den Herzog von Aiguillon geſchrieben hatte, ſo ward er, als dieſer Miniſter wurde, 1770 auf Pierre Enciſe (ein Fort bei Lyon, und ehemaliges Staatsgefängniß) geſetzt, und nachher verwieſen, bis zum Regierungsantritt Ludwigs XVI. Bekannt mit den großen Mängeln der ehemaligen Juſtizverfaſſung Frankreichs, machte ſich Du Paty ein Geſchäft daraus, dieſelben bei aller Gelegenheit aufzudecken und zu rügen. Vorzüglich merkwürdig iſt eine Denkſchrift, wodurch er drei unſchuldig zum Rade verurtheilte Bürger von Chaumont rettete. Außerdem hat man von ihm Réflexions historiques sur les loix criminelles, ein geſchätztes Werk, verſchiedene Discours académiques und Lettres sur l'Italie en 1785, welche zuerſt 1788 in 2 Theilen 8. erſchienen. (Deutſch von Forſter, Mainz 1789). In dieſen Briefen findet man unter vielen einſeitigen Anſichten einige treffende Kunſturtheile und anziehende Na-

turſchilderungen; nur Schade, daß ſein Styl oft durch gezierte Ausdrücke und Wendungen verunſtaltet wird. Er ſtarb 1788 zu Paris, wo er die letzten Jahre ſeines Lebens zugebracht hatte.

Duplicität oder Doppelheit bedeutet den Gegenſatz zweier Kräfte (z. B. das Entgegenwirken der zurückſtoßenden und anziehenden Kraft), oder die Aeußerung eines Dinges auf zwiefache Weiſe, daher auch die Zweideutigkeit oder Zweizüngigkeit. — Duplik (duplica), in der Rechtsſprache, die zweite Antwort des Beklagten, oder die Antwort auf die Replik. (S. Proceß). Man wendet dieſe Benennung auch auf literariſche Streitſchriften an.

Dupont de l'Etang, ſ. Baylen, Capitulation von.

Dupont de Nemours (P. S.). Dieſer franzöſiſche Gelehrte und Staatsmann gehört ſowohl in Hinſicht ſeiner Kenntniſſe und Talente, als ſeines milden, liebevollen Charakters, ſeiner trefflichen Grundſätze und ſeines tadelloſen Lebens zu den vorzüglichſten Menſchen der neueſten Zeit. Er hatte eine Zeit lang in Paris als Privatgelehrter ziemlich ungekannt gelebt, bis er 1773 ſeine Grundſätze über Philoſophie und politiſche Oekonomie in einer Schrift entwickelte, unter dem Titel: les Ephémérides du Citoyen, wodurch er ſich das Mißfallen des Miniſters Choiſeul zuzog, und Frankreich zu verlaſſen genöthigt wurde. Mehrere auswärtige Regenten boten ihm eine Zuflucht an; der Markgraf von Baden ernannte ihn zum geheimen Legationsrath; der Großherzog von Toscana und Joſeph II. traten mit ihm in Briefwechſel; Guſtav III. von Schweden beehrte ihn mit dem Waſaorden, und der König von Polen, Stanislaus Auguſtus, wollte ihn zum Director der Nationalerziehung ernennen. Doch zog er es vor, mit einer kleinen, von dem damaligen Finanzminiſter Turgot ihm gegebenen Anſtellung in ſein Vaterland zurück zu kehren. 1782 und 1783 legte er mit Dr. Hutton, dem vertrauten Agenten des engliſchen Cabinets, den Grund zu dem Frieden, wodurch die Unabhängigkeit der vereinigten Staaten anerkannt wurde. Nun war er einige Jahre Generalinſpector und Commiſſär des Handels und der Manufacturen und Staatsrath. In dieſer Eigenſchaft trug er viel zur Belebung des franzöſiſchen Gewerbfleißes bei. 1787 und 1788 von Ludwig XVI. zum Secretär der Notabeln-Verſammlung ernannt, ward er 1789 Mitglied der erſten Nationalverſammlung, in der er ſich durch edle Grundſätze, Muth und Talente auszeichnete. Kühn ſtellte er ſich den Ränken der Parteien entgegen. Zwei Mal war er Präſident der Nationalverſammlung, und immer bemüht, ſeine gemäßigten Grundſätze auf alle Weiſe geltend zu machen. Unter Robespierre ward er eingekerkert, und nur der Fall dieſes Ungeheuers rettete ihn. Späterhin ward er Mitglied des Raths der Alten. Als 1798 das Directorium geſtürzt wurde, ging er zum erſten Male nach Amerika. 1802 kehrte er nach Frankreich zurück, ohne jedoch, aller ihm von Napoleon gemachten Anerbietungen ungeachtet, ein öffentliches Amt anzunehmen. Allein das Vertrauen ſeiner Mitbürger folgte ihm auch ins Privatleben, und er erhielt Beweiſe davon durch die Ernennung zum Präſidenten der Territorialbank der Handelskammer, ſo wie zur Leitung mehrer wohlthätigen Anſtalten. 1814 wurde Dupont zum Secretär der proviſoriſchen Regierung ernannt, welche dem Hauſe Bourbon die Rückkehr auf den angeſtammten Thron bereitete. Nach Napoleons Rückkunft von Elba wanderte er zum zweiten Male nach Amerika aus, wo bereits ſeine 2 Söhne das Bürgerrecht erhalten hatten. Hier beſchloß er ſein gemeinnütziges Leben 1817, in einem Alter von 78 Jahren.

Duport (Louis), ſ. Pariſer Theater.

Duquesne (Abraham), franzöſiſcher Admiral unter Ludwig XIV., geb. zu Dieppe 1610, lernte den Seekrieg unter ſeinem Vater, einem geſchickten Schiffscapitän, kennen. In ſeinem 17. Jahre wohnte er ſchon dem Treffen bei la Rochelle bei. Im Kriege gegen Spanien that er ſich von 1637 bis 1643 ſehr hervor. 1644 diente er in Schweden, erſt als Major, dann als Viceadmiral. 1647 nach Frankreich zurückberufen, befehligte er die Unternehmung gegen Neapel. Bordeaux zwang er zur Unterwürfigkeit, als es ſich empört hatte, trotz des Widerſtandes der Spanier. Im ſicilianiſchen Kriege ſchlug er drei Mal die vereinigten holländiſchen und ſpaniſchen Flotten unter Ruyter. Als er Algier und Genua gezwungen hatte, Ludwigs XIV. Gnade anzuflehen, ertheilte ihm dieſer eins der ſchönſten Landgüter, Bouchet, und erhob es zum Marquiſat mit dem Beinamen Duquesne, um ſeinen Namen zu verewigen. Mehr konnte er nicht thun, da Duquesne Calviniſt war. Doch war er der Einzige, der von der durch Aufhebung des Edicts von Nantes verfügten Verweiſung ſeiner Glaubensgenoſſen ausgenommen ward. Er ſtarb zu Paris 1688, und ward auf ſeinem Landgute begraben. Milde und Beſcheidenheit zierten ſeine Heldentugenden. Ruyter war ſein Muſter. Er hinterließ 4 Söhne, von denen der berühmteſte Henri, Marquis von Duquesne, war, und ſich ebenfalls als Krieger und Seemann auszeichnete.

Dur (durus, hart), nennt man diejenigen Tonarten, welchen der harte oder vollkommene Dreiklang (ſ. d. Art.) oder der Duraccord zum Grunde liegt; daher auch harte Tonart. Man bezeichnet ſie auch oft durch den italieniſchen Ausdruck maggiore. Sie wird aber auch außerdem erkannt: 1. durch die Vorzeichnung, die jeder beſondern Tonart eigen iſt, in Verbindung 2. mit dem erſten Accord des Tonſtücks, oder 3. durch den Schluß. Im Generalbaß wird ſie durch Kreuz oder Be-Quadrat, ferner durch 3, Kreuz 3, 8 Kreuz angedeutet. (S. Ton, Tonart.)

Durante (Francesco), einer der größten Kirchencomponiſten, war 1693 in Neapel geboren, und verdankte ſeine erſte Bildung dem berühmten Aleſſ. Scarlatti. Noch ſehr jung ging er nach Rom, wohin ihn der Ruf Pasquini's und Pittoni's zog. Hier arbeitete er unter der Leitung dieſer Künſtler, und erlernte von dem einen die Kunſt des Geſanges und der Melodie, von dem andern alle Hülfsmittel des Contrapunktes. Hierauf ging er als Capellmeiſter nach Neapel zurück, componirte aber faſt ausſchließlich für die Kirche. In dieſer Art der Compoſition erſtieg er die höchſte Stufe des Ruhms, und ſeine Werke werden für die ſpätern Künſtler claſſiſch bleiben. Er bildete die berühmteſten Tonkünſtler des 18. Jahrh. in Neapel: Pergoleſe, Sacchini, Piccini, Terradeglias, Guglielmi, Traetta ꝛc., und ſtarb zu Neapel 1735, 62 Jahr alt.

Durchbrechen der feindlichen Schlachtlinie iſt eine der gewöhnlichen See-Evolutionen, die oft mit Vortheil angewendet wird. In dieſer Abſicht wenden ſich eine beſtimmte Anzahl Schiffe auf ein gegebenes Signal ſchnell aus der Linie, und gehen mit vollen Segeln quer durch die feindliche Linie, um den Feind ſchnell auf der andern Seite zu beſchießen, wo er oft zwei bis drei volle Geſchützladungen erhalten hat, ehe er einmal darauf zu antworten vermag. Faſt alle Seetreffen zwiſchen den Holländern und Engländern, und zwiſchen dieſen und den Franzoſen, geben uns Beiſpiele des Durchbrechens der feindlichen Linie. Der niederländiſche Admiral Ruyter

ſcheint der Erfinder dieſes Manövers zu ſein; er führte es vorzüglich gut 1666 bei Dünkirchen aus, wo er mehrere Male durch die Flotte des Admirals Monk brach und ſein ſchon abgeſchnittenes Vordertreffen rettete. Dieſes Manöver wurde indeß, wenigſtens bei den Engländern, ſo ungewöhnlich, daß ſelbſt die Inſtructionen für Seegefechte auf ganz entgegengeſetzten Grundſätzen beruhten. Ein engliſcher Gutsbeſitzer, John Clerk, wurde durch Nachdenken über die Nachtheile, welche die engliſche Seemacht in den letzten Kriegen mit Frankreich erlitten hatte, auf die Unzweckmäßigkeit der gewöhnlichen Angriffsweiſe aufmerkſam, und theilte ſeine Anſichten ſchon 1780 dem Flaggencapitän des Admirals Rodney mit, und dieſer erklärte ſpäterhin ſelber, daß er in der ſiegreichen Schlacht gegen La Graſſe am 12. April 1782 die ihm bekannt gewordenen Grundſätze Clerks befolgt, und nur der glücklich vollbrachten Durchbrechung der feindlichen Linie den Sieg zu danken gehabt habe. Clerk ſetzte ſein Syſtem in dem zuerſt 1782 erſchienenen und 1804 neu aufgelegten Essay on naval tactics aus einander. — Einen ähnlichen Zweck hat gewöhnlich das Durchbrechen der feindlichen Schlachtlinie oder das Sprengen des Mittelpunkts in Feldſchlachten.

Durchdringlichkeit iſt die Eigenſchaft der Körper, vermöge welcher ſie im Stande ſind, andere Materien durch ihre Zwiſchenräume hindurch zu laſſen. Es giebt Stoffe, die alle uns bekannten anderen Körper durchdringen; dahin gehört die Wärme und das Feuer. Auch vom Aether nimt man dies an. Andere Stoffe, z. B. der magnetiſche und electriſche, dringen nur in gewiſſe Körper ein. Feſte Körper ſind gewöhnlich für ſolche flüſſige Materien durchdringlich, welche ſich an ſie anhängen, oder doch von ihnen ſtark angezogen werden. Salze, Löſchpapier, Schwamm und andere Körper laſſen ſich z. B. vom Waſſer durchdringen, und dieſes hängt ſich auch an ſie an. (Vgl. Poren, Poroſität.)

Durchgang, in der Tonkunſt, die Verbindung zweier von einander entfernten Haupttöne durch mittlere. Es heißen daher die Töne, und, wenn ſie in Noten abgefaßt werden, die Noten, durchgehende, 1. die nur den Uebergang machen zu einer andern weſentlichen Note (Haupttöne). Der Durchgang heißt regelmäßig, wenn ſie auf den ſchlechten Tacttheil fallen. Diſſonanzen ſind durchgehend, wenn ſie nicht unmittelbar aufgelöſt werden. 2. Töne oder Accorde überhaupt, die auf einen ſchlechten Tacttheil fallen (ſchlechte Noten).

Durchlaucht. Mit dieſem Worte hat man das lateiniſche Serenus (hell, klar, rein, durchleuchtend) überſetzt. König Athalrich nannte ſich ſelbſt Serenitas nostra. Das Prädicat Durchlauchtig findet man in Urkunden ſeit dem 14. Jahrh. Carl IV. gab dieſen Titel 1376 den weltlichen Churfürſten zuerſt. Unter Kaiſer Carl V. war er ſchon gewöhnlich. Später erhielten ihn auch die Fürſten, welche auf dem Reichstag Sitz und Stimme hatten. Die älteſte Urkunde über das einem Fürſten ertheilte Prädicat Durchlauchtig iſt das würtembergiſche von 1664.

Durchmeſſer, ſ. **Diameter.**

Durchſchnitt ſ. **Riß.**

Durchſichtigkeit. Dieſes Wort gebraucht man von den Körpern, welche die Eigenſchaft beſitzen, daß der Durchgang der Lichtſtrahlen durch ſie nicht gehindert wird. Die Durchſichtigkeit wird nicht durch die Weichheit der Körper verurſacht, denn Holz, Schwamm, Kork ſind nicht durchſichtig, wohl aber Diamant, Cryſtall. Waſſer und Oel, zwei Flüſſigkeiten, wovon jede an ſich durchſichtig genug iſt, werden

undurchſichtig, ſobald man ſie vermiſcht und wohl durch einander ſchlägt. Das Papier iſt undurchſichtig, ſo lange ſeine Zwiſchenräume mit Luft angefüllt ſind, wird es mit Waſſer oder Oel beſtrichen, ſo läßt es die Lichtſtrahlen in ſo weit durch, daß man ſelbſt eine feine Schrift dahinter leſen kann. Newton fand daher die Urſache dieſer Erſcheinung in der gleichförmigen Dichtigkeit der Theile eines ſolchen Körpers, ferner in der Größe ihrer Zwiſchenräume und in der Dichtigkeit der Materie, die ſich in denſelben aufhält. Die Undurchſichtigkeit der Körper rührt folglich daher, daß die Lichtſtrahlen bei ihrem Durchgange durch die innern Theile derſelben auf eine unzählbare und mannichfaltige Art gebrochen und zurückgeworfen werden. Bei durchſichtigen Körpern ſind die Theile ſowohl als die zwiſchen denſelben befindlichen Räume zu klein, als daß ſie eine merkliche Zurückwerfung des Lichts verurſachen könnten. Eben daraus erklärt ſich leicht, warum alle vollkommenen Auflöſungen durchſichtig ſind, und warum die Dünſte die Durchſichtigkeit der Luft nicht ſtören, ſo lange ſie in derſelben völlig aufgelöſet ſind. Doch leidet das Licht beim Durchgange durch durchſichtige Körper eine beträchtliche Schwächung. Bouguer fand, daß das Licht durch 16 über einander gelegte Stücke von gemeinem Fenſterglaſe, die zuſammen 9¼ Linie dick waren, 247 Mal geſchwächt wurde. Die Urſache der Schwächung des Lichts beim Durchgange durch durchſichtige Körper iſt noch nicht entſchieden. Bouguer ſetzt ſie nicht in den Anſtoß an die dichten Theile, wie viele Andere, ſondern in eine bloß an der Oberfläche befindliche brechende Kraft. Daher die Dicke eines durchſichtigen Körpers das Licht nicht ſo ſehr ſchwäche, als die Menge der brechenden Oberflächen.

Durchzeichnen, ſ. Calquiren.

Durchziehen der Treffen iſt ein Manöver, vermittelſt deſſen die vorderſte, dem Feinde zunächſt gegenüberſtehende Linie rückwärts, durch das vorrückende zweite und dritte Treffen, die zweite, dritte und folgende Linie, züge- oder diviſionsweiſe, im Flankenmarſch mit links- und rechtsum, und im Geſchwindſchritt durchmarſchirt, ſo daß die zweite Linie die erſte, und, wenn auch dieſe ſich ab- oder ſich hindurchzieht, die dritte die erſte wird. Ueberhaupt bedeutet durchziehen jede Bewegung rückwärts oder vorwärts, wo Truppen durch andere hindurchgehen. In der Schlacht bei Witſtock, 1636, wo der ſchwediſche Feldmarſchall Banner den 30,000 Mann ſtarken vereinigten Sachſen und Kaiſerlichen nur 20,000 Mann entgegenſtellen konnte, findet man zuerſt des Durchziehens der Infanterie durch die zweite Linie gedacht; es ward von den Schweden angewendet, um die Regimenter aus dem Treffen zu bringen, die zu ſehr gelitten hatten. Etwas Aehnliches damit hatte die Stellung des Feldmarſchalls Torſtenſon im Treffen bei Janckowitz, wo er die kaiſerliche Armee in ihrer linken Flanke umging, und hauptſächlich dadurch den Sieg erhielt, daß der Feind gezwungen war, eine ungünſtige Stellung zu nehmen. Der große Condé wandte im Gefecht bei Lenz das Durchziehen der Treffen auch bei der Reiterei an, und ſpäterhin ward es etwas Gewöhnliches.

Dürer (Albrecht), der Vater der deutſchen Malerei und Kupferſtecherei, geboren zu Nürnberg 1471. Sein Vater war ein geſchickter Goldſchmidt, der ſeinen, wegen ſeines Fleißes ſehr geliebten Sohn ſelbſt unterrichtete. Doch früh entwickelte ſich Dürers Talent, und ob er gleich ſchon im 15. Jahre große Fortſchritte in der väterlichen Kunſt gemacht hatte, ſo entſchied ſich ſeine herrſchende Neigung doch für die Malerkunſt. Michael Wohlgemuth, damals der beſte Maler

in Nürnberg, bekam ihn 1486 in die Lehre. 1490 reiſ'te er durch Deutſchland und die Niederlande bis Venedig; 1492 ging er über Colmar, Baſel, und kam 1494 wieder in die Heimath zurück. Seinem Vater zu Liebe heirathete er des berühmten Mechanikers Hans Fritz zu Nürnberg Tochter; doch dies unfreundliche Weſen verbitterte in der Folge ſein Leben, und mag ihm wohl das Grab bereitet haben. Von ſeinen früheren Arbeiten kennen wir ſein eigenes Bild ohne Bart, von 1500, Johannes den Täufer, St. Onuphrius, die drei Weiſen aus Morgenland, von 1504, und eine Maria; außerdem einige Kupferſtiche. 1505 ging er wieder nach Venedig, um ſich in ſeiner Kunſt zu vervollkommnen. Seine Geſchicklichkeit erregte Neid und Bewunderung. Er malte hier die Marter des heil. Bartholomäus für die St. Marcuskirche, welches Gemälde Kaiſer Rudolph kaufte und nach Prag bringen ließ. Mit ſeiner Rückkehr, 1507, beginnt die eigentliche Zeit ſeiner Meiſterſchaft. Alle ſeine Werke aus derſelben anzuführen, würde zu weitläufig ſein. 1520 beſuchte Dürer noch einmal die Niederlande. Sein Ruhm erfüllte die Lande weit und breit. Kaiſer Maximilian I. ernannte ihn zu ſeinem Hofmaler; Kaiſer Carl V. beſtätigte ihn in dieſer Würde, und verlieh ihm zugleich das Wappen für die Maler, nämlich in einem laſurblauen Felde drei ſilberne oder weiße Schilde. Albrecht Dürer genoß die Achtung der Höchſten und Niedern; alle Gelehrten und Künſtler ſeiner Zeit ehrten und liebten ihn. Um ſo mehr ward ſein Tod in der Kraft ſeiner Jahre (1528) betrauert. Dürers Verdienſte um ſeine Kunſt ſind ſehr hoch zu achten. Er war der Erſte, welcher die Regeln der Perſpective und des Verhältniſſes nach den Geſetzen der Mathematik in Deutſchland lehrte; er entdeckte die Kunſt, mit Scheidewaſſer auf Eiſenplatten und Meſſing zu ätzen; er erfand das Mittel, die Holzſchnitte mit zweierlei Farben zu drucken, und die gläſerne Copirſcheibe. Vermittelſt ſeiner großen mathematiſchen Kenntniſſe war es ihm möglich, für die Zeichen- und Malerkunſt ein förmliches Syſtem zu entwerfen. Er ſchrieb das erſte Buch vom Feſtungsbau in Deutſchland, und zeigte, wie man mit Hülfe der Geometrie die Buchſtaben, beſonders die Verſalien, nach beſtimmtem Verhältniß entwerfen müſſe. Groß war er vorzüglich in der Porträtmalerei; täuſchende Aehnlichkeit und alle Leidenſchaften waren in der Gewalt ſeines Pinſels; jede Gemüthsbewegung, von ihm dargeſtellt, war unverkennbar. Auch ſeine Landſchaften verdienen Bewunderung. Zu ſeinen vorzüglichſten Kupferſtichen gehören: die Melancholie, Adam und Eva im Paradieſe, Ritter Tod und Teufel, die Mäßigung, der heil. Hubertus, der heil. Hieronymus und die kleine Paſſion in 16 Blättern; zu den vorzüglichſten Holzſchnitten, welche ihm beigelegt werden: die große Paſſion in 13 Blättern, die kleine Paſſion, mit dem Titel 37 Stücke, die Offenbarung Johannis, mit dem Titel 15 Bl., das Leben der Maria, mit dem Titel 2 Bl. Doch hat Bartſch mehr als wahrſcheinlich gemacht, daß Dürer nicht ſelbſt in Holz geſchnitten habe. Er machte blos Zeichnungen auf Holztafeln, die dann von Formſchneidern, deren es in jener Zeit viele tüchtige gab, geſchnitten wurden. Ein ausführliches und gründliches Werk über ihn und ſeine Werke haben wir von Heller in Bamberg zu erwarten. Ueberhaupt zeigte Dürer ſich durch ächt-religiöſen Fleiß und tiefen Ernſt für ſeine Kunſt, ſo wie durch die Gründlichkeit, Bedeutſamkeit und den Ausdruck ſeiner Werke als ächten deutſchen Künſtler. (S. deutſche Kunſt, deutſche Malerei.) Auch als Schriftſteller war er ſchätzenswerth. Er arbeitete ſogar auf Veredlung und Reinigung der deutſchen Sprache

hin, worin ſein Freund, Willibald Pirkheimer, ihm beiſtand. Seine Schriften, welche ſpäter ins Lateiniſche, Franzöſiſche u. ſ. w. überſetzt wurden, ſind in einer Sammlung herausgekommen zu Arnheim bei J. Janſen 1603 in Fol. Sein Leben hat J. F. Roth, Lpz. 1791, 8. beſchrieben.

Dürrenberg, oder der dürre Berg, 1. der berühmte Salzberg im Herzogthum Salzburg, 1 Stunde von Hallein, 1067 Fuß über der Stadt, aus dem jährlich 300,000 Centner Salz bereitet werden. 300 Menſchen arbeiten täglich; die Ausbeute binnen 600 Jahren (das Werk ward 1123 entdeckt), gränzt ans Ungeheuere. 2. ein Salzwerk 3 Stunden von Merſeburg an der Saale, das jüngſte in Sachſen, durch den berühmten Bergrath Borlach angelegt und erſt ſeit 1763 gangbar; der Churfürſt von Sachſen erkaufte 1764 das dazu gehörige Rittergut Dürrenberg. Es hat 5 Gradirhäuſer und treffliche Maſchinen, auch wird viel Salz von Artern und Köſen hierher gebracht, wo ſich gute Anſtalten zur Aufbewahrung der gradirten Soole befinden. Man brennt größtentheils Braunkohlen, die in der Nähe gegraben werden. Auch wird hier Düngeſalz verfertigt. In dem am 18. Mai 1815 zwiſchen Preußen und Sachſen geſchloſſenen Vertrage iſt beſtimmt worden, wie viel Salz jährlich aus den Werken von Dürrenberg und Köſen für das Königreich Sachſen geliefert werden ſoll.

Durſt, der Reiz, den das Verlangen nach Flüſſigkeit in Thieren und Menſchen erregt. Durch die Lebensproceſſe im thieriſchen Körper werden unaufhörlich eine Menge von Feuchtigkeiten verbraucht, deren Erſatz zur Erhaltung des Lebens unbedingt nöthig iſt. Der Durſt und die mit demſelben verbundene unangenehme Empfindung und Erſchlaffung in allen Theilen, iſt die Stimme der Natur, wodurch ſie das Geſchöpf auffodert, den Abgang und Verbrauch der Feuchtigkeiten durch das Trinken zu erſetzen. Dieſes Bedürfniß iſt aber nicht immer gleich ſtark, ſondern es kommt dabei ſowohl auf die genoſſenen Speiſen, als auf die Temperatur an, worin daſſelbe ſich aufhält. Im Sommer, wo die Ausdünſtung, und alſo der Abgang der Feuchtigkeiten, am ſtärkſten iſt, trinken alle Thiere und auch der Menſch mehr als im Winter. Kaltblütige und träge Geſchöpfe ertragen den Durſt weit länger als warmblütige und thätige. Die Wuth und die nachherige Erſchlaffung und Ermattung ſind eben ſo ſchreckliche Folgen des Durſtes wie des Hungers. Auch Gewächſe leiden Durſt, erſchlaffen und welken in allen ihren Theilen, und das Begießen zeigt ſichtbare und ſchnelle Wirkung. Bei thieriſchen Körpern ſoll ſchon eine äußere Anfeuchtung den Durſt vermindern, und Seefahrer haben durch bloßes Baden in der See ihr Leben erhalten.

Duſch (Johann Jacob), däniſcher Juſtizrath und Profeſſor der Philoſophie und Mathematik zu Altona, geboren zu Celle 1725, ſtudirte zu Göttingen Theologie, noch mehr aber ſchöne Wiſſenſchaften und engliſche Literatur, ward dann Hauslehrer, 1766 Rector des akademiſchen Gymnaſiums zu Altona, wo er ſeit 1756 privatiſirt hatte, und ſtarb 1787. Als Dichter hat er ſich vornehmlich in der didaktiſchen Gattung verſucht. Mit Wahrheit der Gedanken verband er einen gefälligen Vortrag, aber es mangelte ihm eine lebendige Phantaſie, durch welche die Lehre mit ihrer Verſinnlichung zugleich entſpringt, ſich mit ihr entfaltet und verſchmelzt, und ſeine Darſtellung iſt bald zu blühend und geziert, bald matt und ſchleppend, und der Lehrzweck durchaus ſichtbar. (Sämmtliche poetiſche Werke, Altona, 3 Bde. 1765 — 1767). Seine Proſa iſt in manchen ſeiner frü-

hern Schriften, z. B. in den moraliſchen Briefen zur Bildung des Herzens, geziert und ſchwülſtig, und ſtreift in das Gebiet der Poeſie. Seine Romane (z. B. der viel geleſene Carl Ferdiner, 3 Bde. 1785. 8. die Pupille 1798. 8.) zeichnen ſich durch Vermeidung des Unnatürlichen, Unſittlichen, Grotesken und Schwächlichempfindſamen in Charakteren und Sprache zu ihrem Vortheile aus. Unter ſeinen Schriften wurden beſonders die Briefe zur Bildung des Geſchmacks (6 Thle., Leipzig und Breslau 1764 u. ff.) gerühmt. Die jetzige Critik urtheilt ungünſtiger über Duſch, als ſeine Zeitgenoſſen, Leſſing ausgenommen, der ihn in den Literaturbriefen ſtets beſpottet.

Duſſek (Joh. Ludwig), ein Böhme, war einer der bedeutendſten Clavierſpieler und Componiſten für dies Inſtrument, geb. ungefähr 1760. Anfangs (1780 u. f.) zeichnete er ſich als Künſtler auf der damals ſo beliebt gewordenen Harmonika aus, hielt ſich dann zu Paris, noch länger aber zu London auf, kam in der Folge nach Berlin, und ward der nähere Bekannte, Vertraute und Begleiter des durch ſeinen rühmlichen Tod (1806), wie ſchon früher durch ſeine großen Talente, namentlich für Muſik, bekannt gewordenen Prinzen Louis von Preußen, auf deſſen Tod er auch eine ſeine Gefühle ausdrückende Sonate unter dem Titel Elégie ſchrieb. Er wurde nachher beim Fürſten von Iſenburg angeſtellt, trat aber bald in die Dienſte des Fürſten von Benevent, mit dem er nach Paris ging. Als Componiſt zeigt er viel Eigenthümlichkeit, Neuheit, reiche Erfindung und ein Feuer, welches eben ſo auch in ſeinem trefflichen, ſichern und eigentlich großen Spiele unverkennbar war. Er ſtarb 1812.

Düſſeldorf, Hauptſtadt und Sitz der Regierung des zur preußiſchen Provinz Jülich-Cleve-Berg gehörigen düſſeldorfiſchen Regierungsbezirks, ſonſt die Hauptſtadt des Herzogthums Berg, breitet ſich auf einer ſchönen Ebene am Rhein aus, und wird an der Südſeite von der Düſſel beſpült, die unter dem Schloſſe ſich mit dem Rheine vereinigt. Durch das franzöſiſche Bombardement wurde das Schloß und ein großer Theil der anſehnlichſten Gebäude in einen Schutthaufen verwandelt. Die Stadt iſt eine der ſchönſten am Rhein; die Straßen ſind zum Theil regelmäßig angelegt, und die Häuſer durchaus von gebrannten Steinen erbaut. Sie enthält 2200 Häuſer mit 22,500 Einwohnern, und theilt ſich in die Altſtadt, Neuſtadt und Carlsſtadt. Die Neuſtadt wurde vom Churfürſten Johann Wilhelm erbaut. Die Gebäude ſind Paläſten ähnlich, und die breite Straße iſt mit Linden beſetzt. Die Carlsſtadt verdankt ihre Entſtehung dem Churfürſten Carl Theodor, von welchem ſie auch den Namen erhielt. In der neueſten Zeit iſt ſie noch mehr vergrößert worden. Sie beſteht aus mehreren Vierecken, die einen großen Platz einſchließen. Zu den Sehenswürdigkeiten Düſſeldorfs gehören: die Collegiat- und Hauptpfarrkirche mit den Grabmälern der alten Herzoge von Jülich und Berg, unter welchen ſich das marmorne Mauſoleum des Herzogs Johann auszeichnet; die Jeſuitenkirche, welche jedoch mit Verzierungen überladen iſt; die bronzene Reiterſtatue des kunſtliebenden Churfürſten Johann Wilhelm, welchem Düſſeldorf ſein Emporkommen verdankt (ſie ſteht auf dem Markte und iſt von Crepello gegoſſen); die zweite marmorne Statue deſſelben Churfürſten, gleichfalls von Crepello, in der Mitte des Schloßhofes (von dem ſchönen Schloſſe ſelbſt ſind nur noch die Ruinen vorhanden); die Sternwarte im ehemaligen Jeſuitencollegium, und die ſchöne Sammlung phyſicaliſcher Inſtrumente. Die herrliche Gemäldegallerie, die reichſte an Werken von Rubens und andern

großen Meiſtern der niederländiſchen und flammändiſchen Schule, ſonſt die vorzüglichſte Zierde Düſſeldorfs, wurde bekanntlich nach München gebracht, wo ſie ſich noch befindet; nur die koſtbare Sammlung von Handzeichnungen, Kupferſtichen und Gipsabdrücken iſt noch vorhanden. Die Gewerke ſind nicht ganz unwichtig, indem die Stadt bedeutende Seiden- und Baumwollenſpinnereien, Spiegelfabriken, Eſſig- und Seifenſiedereien, auch Zuckerraffinerien unterhält. Zugleich iſt Düſſeldorf ein wichtiger Ort für den Rheinhandel, und ſein Hafen einer der beſuchteſten am Fluſſe. Auch der Zwiſchenhandel zu Waſſer und zu Lande iſt nicht unbedeutend. Düſſeldorf hat eine ſogenannte Beurt oder Rangfahrt nach Holland und dem Cleviſchen, welche ausſchließlich von neun Schiffern betrieben wird, ſo daß 5 davon die Transporte nach Amſterdam, und die 4 andern die Transporte nach Dortrecht und zurück beſorgen. In der Nähe der Stadt iſt der Hofgarten mit geſchmackvollen Anlagen.

Duval, Valentin Jameray, Bibliothekar des Kaiſers Franz I., geb. 1695, als der Sohn eines armen Bauers in dem kleinen Dorfe Artonay in Champagne. Im 10. Jahre wurde Duval Waiſe, und als er im 14. Jahre aus ſeinem Geburtsorte durch Dienſtloſigkeit getrieben ward, konnte es nicht leicht ein hülfloſeres Weſen geben. Hungernd, bald auch von den Blattern befallen, irrte er in dem ſchrecklichen Winter 1709 auf offnem Felde umher; doch die Vorſehung nahm ſich ſeiner an, und führte ihn in eine Einſiedelei, wo er das erſte Ziel ſeiner Wanderung fand. Palemon, der gute Eremit, nahm ihn auf; er theilte ſeine Lebensweiſe, ſeine Geſchäfte mit ihm und lernte von ihm leſen. Hier ward Duval fromm, ohne abergläubiſch zu ſein. Er vertauſchte jedoch dieſen Ruheplatz mit dem zu St. Anne bei Luneville. Vier unwiſſende Eremiten und ſechs ihm zur Hut übergebene Kühe waren ſeine Geſellſchaft, einige Bände von der blauen Bibliothek ſeine Bildungsmittel; es gelang ihm endlich allein ſchreiben zu lernen. Ein Abriß der Arithmetik, der in ſeine Hände fiel, zog ſeinen jungen Geiſt aufs neue an. In der Stille eines Waldes erhielt er die erſten Ideen von Aſtronomie und Geographie; einige Charten, ein Stück Rohr als Tubus, auf einer Eiche befeſtigt, war das ganze Lehrgeräth des wißbegierigen Knaben. Nur Geld fehlte ihm, um ſich den Unterricht zu verſchaffen, nach dem er dürſtete. Er ſann auf Mittel; er kündigte den Thieren des Waldes den Krieg an, und verfolgte ſie mit unglaublichem Muthe; der Verkauf dieſer Thiere verſchaffte ihm nach einigen Monaten ein kleines Vermögen von 40 Thalern. Eine glückliche Begebenheit vermehrte ſeinen Schatz. Er fand ein goldenes geſtochenes Pettſchaft, und ließ es durch den Prediger bekannt machen. Ein Engländer, Namens Forſter, meldete ſich als Eigenthümer; doch er erhielt es nur unter der Bedingung zurück, daß er dem Finder das Wappen genau erklärte. Erſtaunt belohnte ihn Forſter ſo reichlich, daß ſeine nach und nach aus ſeinem Jagdfonds angeſchaffte Bibliothek bis auf 200 Bände ſich vermehrte, dagegen er auf ſein Aeußeres auch nicht das mindeſte verwendete. Während ſeiner Studien bekümmerte ſich Duval freilich nicht viel um ſeine Heerde, und die Eremiten wurden darüber unwillig. Ja einer derſelben drohte ihm ſogar mit dem Verbrennen ſeiner Bücher. Das empörte Duvals Gemüth. Er ergriff eine Feuerſchaufel, trieb damit den Bruder aus ſeiner eigenen Wohnung, und ſchloß ſich in dieſelbe ein. Die andern Brüder und der Superior kamen, aber Duval öffnete nicht eher die Thür, als bis ſie mit ihm eine förmliche Capitulation gerichtlich abgeſchloſſen hatten, worin ſeine Her-

ren ihm völliges Vergeſſen alles Vorgefallenen geloben, und täglich 2 Stunden zum Studieren zugeſtehen mußten, dagegen er ihnen für Kleidung und Koſt noch zehn Jahre zu dienen verſprach. Nun war Duval geſichert, und eifriger als je ſetzte er ſeinen Selbſtunterricht in dem Schatten des Waldes fort, wo ſeine Kühe weideten. So umgeben von ſeinen Landcharten, fanden ihn einſt die jungen Prinzen von Lothringen. Man machte ihm auf der Stelle den Vorſchlag, ſeine Studien bei den Jeſuiten zu Pont-a-Mouſſon fortzuſetzen; aber er nahm das Erbieten nur unter der Bedingung an, daß ſeine Freiheit dadurch nicht beſchränkt würde. Er machte bald ſo reißende Fortſchritte, daß der Herzog Leopold beſchloß, ihn ſich näher zu bringen; er nahm ihn ſelbſt mit nach Paris 1718, um den Eindruck zu beobachten, den dieſe neue Welt auf ihn machen würde. Doch Duval äußerte mit vieler Freimüthigkeit, daß alle dieſe Pracht der Hauptſtadt und ihre Opern noch weit hinter der Majeſtät des Auf- und Untergangs der Sonne zurückblieben. Nach ſeiner Rückkehr ernannte ihn Leopold zu ſeinem Bibliothekar und zum Profeſſor der Geſchichte auf der Akademie zu Lüneville. Dieſe Stelle, und der Unterricht, den er den dort ſtudirenden jungen Engländern, unter welchen ſich auch der berühmte Lord Chatam (Pitt) befand, verſchafften ihm die Mittel, ſeine alte Einſiedelei von St. Anne neu aufbauen zu laſſen. Als Lothringen an Frankreich abgetreten worden war, ging er mit der ihm anvertrauten Bibliothek nach Florenz, wo er 10 Jahre lang wohnte. Kaiſer Franz rief ihn nach Wien, um unter ihm eine Medaillenſammlung zu bilden. Hier ſtarb er 1775. Bei aller Gelehrſamkeit war Duval äußerſt beſcheiden. Von ihm ſind bekannt Oeuvres, précédées de Mém. sur sa vie. St. Petersbourg et Strasbourg 1784. 2 Vol. 4. Sein Leben iſt deutſch von A. B. Kaiſer beſchrieben worden, Nürnberg 1788. 2. Ausg.

Dúval, (Alexandre) einer der glücklichſten und beliebteſten franzöſiſchen Luſtſpieldichter unſerer Zeit, iſt 1767 in Rennes geboren. Er widmete ſich erſt dem Seedienſt und machte unter dem Admiral Graſſe den amerikaniſchen Krieg mit. Dann ward er als Secretär bei der Deputation der Stände von Bretagne, die ſich in Paris befand, angeſtellt. Verhältniſſe bewogen ihn, ſeinen Abſchied zu nehmen, und er wurde nun als Ingenieur-Geographe bei dem Canalbau von Dieppe gebraucht. Seine Leidenſchaft für's Theater bewog ihn, 1791 als Schauſpieler beim Théâtre français anzutreten. Bald aber riefen ihn die Gefahren des Vaterlandes wieder unter die Waffen, und er machte die erſten Feldzüge des Revolutionskrieges als Freiwilliger mit. Eine Zeitlang zum Théâtre français zurückgekehrt, traf ihn während derſelben das Schickſal aller Schauſpieler dieſes Theaters, ins Gefängniß geworfen zu werden, und er entging, nebſt ſeinen Cameraden, dem Blutgerüſte nur durch die heldenmüthige Dreiſtigkeit eines Schreibers im Comité der allgemeinen Sicherheit, der es wagte, die Anklage-Documente bei Seite zu ſchaffen. Durch den 9. Thermidor befreit, verließ er jetzt das Theater, um ſich blos der Literatur zu widmen, in der er bald für einen der glücklichſten Luſtſpiel- und Opern-Dichter galt. Man hat von ihm gegen 50 Stücke, von welchen viele ſich auf dem franzöſiſchen Repertoire erhalten haben. Auch ſind von mehreren deutſche Bearbeitungen erſchienen, z. B. von Eduard in Schottland durch Kotzebue, vom Haustyrannen, einem trefflichen Charaktergemälde, durch Iffland; ſeine kleinen Opern, z. B. maison à vendre, le prisonnier und mehrere andere gehören zu den Lieblingsdarſtellungen der franzöſiſchen und der deutſchen Bühne.

Dyer (John), ein engliſcher Dichter, vorzüglich durch ſeine Lehrgedichte berühmt. Er war zu Aberglasney 1700 geboren, ſtudirte auf der Weſtminſterſchule, ward dann Maler, und mußte ſich in ſehr beſchränkten Umſtänden durch dieſe Kunſt forthelfen. Von einer Reiſe nach Italien kam er kränklich zurück, legte den Pinſel nieder, widmete ſich dem geiſtlichen Stande (1740), erhielt einige kleine Pfründen, und wandte in den letzten Jahren ſeines Lebens ſeinen Fleiß vorzüglich auf das Lehrgedicht über die Wolle (the fleece. London 1754), worin er dieſen widerſtrebenden Stoff dichteriſch zu behandeln wußte. Am meiſten aber ſchätzt man ſeine poetiſche Beſchreibung des Grongarhügels (Grongar Hill), welche Denhams Copershill durch ungeſuchte Gedanken, Wärme des Gefühls, reizende Naturmalerei und ſanfte Anmuth des Styls weit übertrifft. Dieſes lyriſche Landſchaftsgemälde erreichten bei weitem nicht ſeine Ruins of Rome (1740). Er ſtarb 1758. Seine Gedichte ſind zu London 1761. 8. erſchienen.

Dyk (Anton van), einer der größten Meiſter der niederländiſchen Malerſchule und der berühmteſte aller Porträtmaler, war zu Antwerpen 1599 geboren. Sein Vater war geſchickt in der Glasmalerei und ſeine Mutter berühmt als die kunſtvollſte Stickerin von Landſchaften und Figuren. Heinrich van Palen wurde ſein erſter Lehrer; da dieſer ſelbſt lange in Italien ſtudirt hatte, und gute Zeichnung mit blühendem Colorit verband, ſo erhielt der Jüngling gleich eine treffliche Methode; er übertraf bald alle ſeine Mitſchüler. Rubens nahm ihn nun in ſeine Schule auf, und vertraute ihm die Ausführung mehrer großen Zeichnungen an, zu denen er ihm nur flüchtige kleine Entwürfe gab. Eine Amazonenſchlacht und die Cartons für die Tapeten, worauf die Geſchichte des Decius Mus dargeſtellt wurde, erwarben ihm das volle Vertrauen und die Achtung des Meiſters; er war bald mehr ſein Gehülfe als ſein Schüler. Eigne Neigung ſowohl als die Eiferſucht des Rubens beſtimmten van Dyk, ſich immer ausſchließender der Porträtmalerei zu widmen. Viele behaupten, Rubens habe aus Neid ſehnlich gewünſcht, den mit ihm wetteifernden Schüler zu entfernen und nach Italien zu ſchicken; doch ſprach ſich hierin wohl mehr die ſorgſame Liebe des Lehrers für den vielverſprechenden Jüngling aus. Dieſer malte erſt noch drei Gemälde: ein Ecce Homo, einen Chriſtus am Oelberge und die Gemahlin des Rubens für dieſen, der ihm dafür ein herrliches weißes Roß ſchenkte, und ihn mit vielen Empfehlungsſchreiben nach Italien ſendete. Doch wenig Meilen von Brüſſel, in dem Dorfe Savelthem, feſſelte die Liebe für ein Bauermädchen den jungen Künſtler ſo, daß er geraume Zeit dort verweilte und 2 Altargemälde für die Dorfkirche ausführte, auf deren einem ſeine Geliebte als Madonna dargeſtellt iſt, und auf dem andern er ſelber als heiliger Martin auf dem Roß des Rubens. Sein Zögern wurde bekannt, und Rubens bot alles auf, um durch einen kunſterfahrnen Italiener, den Ritter Nanni, Ruhmſucht und Kunſteifer wieder in des Jünglings Seele zu entflammen; es gelang; van Dyk riß ſich ſchmerzlich los, und eilte, von Nanni begleitet, nach Italien, und zuerſt nach Venedig. Hier bildete er ſich beſonders nach Tizian und Paul Veroneſe, und eignete ſich die Glut und den Schmelz ihres Colorits an. Sein Reiſegeld war verthan, da ging er nach Genua, wo er viele Porträts zu malen bekam und ſich große Summen erwarb. Er unternahm nun die Reiſe nach Rom, wo beſonders der Cardinal Guido Bentivoglio ſein Beſchützer wurde, deſſen Porträt er ausgezeichnet ſchön malte. Dies und die Porträts des dort lebenden Engländers Robert Sherley und ſeiner Gat-

tin, machten ſo großes Aufſehen, daß der andern Künſtler Neid ihn bald verfolgte und ihn nöthigte, wieder nach Genua zurückzukehren, wo er ſehr viele Porträts ſowohl als hiſtoriſche Gemälde ausführte, und ſich Tizians großen Styl immer mehr aneignete. Er beſuchte Florenz, Turin und Sicilien, wo er viel arbeitete. Die Peſt verjagte ihn aber bald aus Sicilien, und er beendete in Genua das berühmte Altarblatt für Palermo. Nachdem ſo ſein Ruf durch ganz Italien verbreitet war, kehrte er wieder in ſein Vaterland zurück. Er führte hier viele große hiſtoriſche Gemälde und Altarblätter aus; von letztern ſind beſonders der heil. Auguſtin in Antwerpen und die Kreuzigung in Courtray ſehr berühmt. Man erzählt, daß Rubens ihm ſeine älteſte Tochter zur Gattin angeboten habe, daß aber van Dyk ſie ausſchlug, weil ſeine frühere Liebe für ihre Mutter (Rubens zweite Gemahlin, Helena) noch nicht ganz erloſchen war. So ſehr alle Kenner ihn bewunderten, ſo gab es doch auch elende Krittler und Neider genug, die ihn ärgerten und quälten. Um ihnen zu entgehen, folgte er den Einladungen des Prinzen von Oranien, Friedrichs von Naſſau, an ſeinen Hof nach Haag zu kommen. Er malte hier dieſen Fürſten, ſeine Gemahlin und Kinder, und dieſe Bildniſſe wurden ſo bewundert, daß faſt alle Fürſten und Reichen von ihm gemalt ſein wollten. Er reiſte nach London und Paris, kehrte aber bald nach Antwerpen zurück. Ein Crucifix und eine Geburt Chriſti, die er für Dendermonde malte, gehören zu ſeinen ſchönſten Werken. Van Dyk's Ruhm wuchs ſo ſehr, daß man in England bereute, ihn nicht mit mehr Achtung aufgenommen zu haben. König Carl I. ließ ihn einladen; doch er würde nie dahin zurückgekehrt ſein, wenn nicht ſein Freund, der Ritter Digby, ihn dazu überredet hätte. Dieſer ſtellte ihn bei ſeiner Ankunft dem König vor, der ihm eine goldene Kette nebſt ſeinem reich mit Diamanten eingefaßten Bild umhing, ihm den Bathorden, ein anſehnliches Jahrgehalt, eine Sommer- und eine Winterwohnung ertheilte. Van Dyk belohnte dieſe Großmuth durch raſtloſen Fleiß, er bereicherte England mit ſeinen Meiſterwerken, und führte außer einer Menge Porträts viele mythologiſche und hiſtoriſche Gemälde hier aus. Seine Prachtliebe zeigte ſich in dem überaus glänzenden Hauſe, welches er machte; ſeine Feſte, an denen Fürſten und Damen des erſten Ranges Theil nahmen, übertrafen alle andern an Glanz und Sinnigkeit, die erſten Tonkünſtler und Mimen wetteiferten, ſie durch ihre Talente zu verſchönern. Er hielt ſich überdem einen wahren Harem von ſchönen Mädchen, die er bei ſeinen hiſtoriſchen Gemälden benutzte. So verſchwendete er ſein Vermögen, ſeine Kräfte und ſeine Geſundheit; doch würde ſein reicher Kunſterwerb erſteres immer glänzend erhalten haben, wenn er ſich nicht in das Studium der Alchymie vertieft hätte. Der Herzog von Buckingham ſuchte ihn auf andere Wege zu bringen und ihm neuen Lebensmuth zu geben, indem er ihn mit der wunderſchönen Maria Ruthven, Tochter des ſchottiſchen Grafen von Goree, vermählte. Van Dyk beſuchte mit ihr ſeine Vaterſtadt und ging von da nach Paris, wo er wünſchte die Gallerie des Louvre zu malen. Da aber Pouſſin dieſen Auftrag ſchon hatte, kehrte er ſchnell nach England zurück. Krank und erſchöpft ſchlug er doch dem König den Plan zu einer Tapetenmalerei vor, wo die merkwürdigſten engliſchen Feſte und Prachtaufzüge ſollten abgebildet werden, und erbot ſich, die Cartons dazu zu erfinden. Doch ehe dies, ausgeführt werden konnte, übereilte ihn im 42. Lebensjahre 1641 ſchon der Tod. Er wurde feierlich in der St. Paulskirche begraben; der engliſche Dichter Cowley verfaßte ſeine Grabſchrift. Alle

Gallerien beſitzen Gemälde von ihm; ſeine Porträts zeichnen ſich durch ungemeine Wahrheit und Natur, leichte treffliche Behandlung und Farbengebung aus; alles iſt mit breitem Pinſel gleichſam nur hingeſchrieben, flüchtig und kühn, und doch ſind die Tinten herrlich und weich verſchmolzen; ſeine halben Töne ſcheinen in der Nähe ins Graue zu ſpielen, doch ſind ſie, in gehöriger Entfernung betrachtet, vom wärmſten Lebensodem durchhaucht, alles iſt klar, nichts weder bunt noch kalt, alles ruhig, ungeſucht; die Stellungen ſind der Natur abgelauſcht, ſtets der Individualität eines jeden am angemeſſenſten. Nie wählt er vorübergehende leidenſchaftliche Momente, ſtill und unverdreht ſteht jedes ſeiner Porträts vor uns, und läßt uns klar in die Tiefe ſeines Weſens ſchauen. Meiſterhaft leicht wußte er die Haare zu behandeln; er liebte ſchwarze Kleidung, und einfache, grünlichgraue Hintergründe; die Stoffe der Kleidungen wußte er täuſchend darzuſtellen. Seine ſpätern Arbeiten kommen den frühern an Zartheit der Ausführung und Vollendung nicht gleich. Seine andern Gemälde haben unſtreitig auch in techniſcher Hinſicht ſehr ausgezeichnete Verdienſte, doch blieb ihm wahrer Idealſtyl immer etwas fremd; ſeine Madonnen ſind mehr Erden- als Himmelsköniginnen. Seine vorzüglichſten Schüler waren David Beek, Bertrand Fouchier und Johann von Reyn.

Dynameter, Vergrößerungsmeſſer, Augomètre, iſt ein Werkzeug, um die Vergrößerung der Fernröhre durch Verſuche zu meſſen. Es beſteht aus einer kleinen Röhre, mit einer aufs Genaueſte getheilten durchſichtigen Scheibe, die man auf die Augenröhre eines Fernrohrs ſteckt, um ſo den Durchmeſſer des hellen Bildes des Augenglaſes ganz genau zu meſſen.

Dynamik, auch höhere Mechanik, iſt derjenige Theil der mechaniſchen Wiſſenſchaften, welcher Unterſuchungen über die Natur der Bewegungen feſter Körper anſtellt, ſ. Mechanik. Dynamiſch in der Kantiſchen Philoſophie wird dem Mathematiſchen entgegengeſetzt, und man verſteht darunter, was ſich blos mit dem Daſein eines Dinges und den Urſachen deſſelben, ohne Rückſicht auf ſeine Größe (in der Anſchauung) beſchäftigt; oder wobei blos auf den Grund ſeines Daſeins geſehen wird, z. B. dynamiſche Verknüpfung (Syntheſis), welche nicht durch die Anſchauung einer gleichartigen Größe, ſondern durch ein dynamiſches Verhältniß, d. i. ein in den Dingen, Grundgeſetzen der Anſchauung, beruhendes Verhältniß der Inhärenz, Conſequenz oder Wechſelwirkung beſtimmt wird; dynamiſche Gemeinſchaft, d. i. Wechſelwirkung der Kräfte eines Dinges und gegenſeitiger Einfluß. In der Naturwiſſenſchaft ſetzte Kant die dynamiſche Anſicht der Natur der atomiſtiſchen entgegen (ſ. Atomen). Letztere erklärt alles aus der Maſſe, und ſelbſt die Bewegung aus der Undurchdringlichkeit abſolut-harter und ſtarrer Grundkörperchen. Dagegen wurde die Kantiſche Lehre von der Cauſalität aller Bewegung durch urſprüngliche und ausdehnende Kräfte der Materie, Dynamik genannt. Die dynamiſche Anſicht vieler neuern Philoſophen hat bei ihren Erklärungen die Maſſe größtentheils überſehen, und alles aus bloßen Kräften zuſammenſtellen wollen. Die wahrhaft dynamiſche Anſicht, oder ein dynamiſches Syſtem der Natur verbindet beides, ungeachtet ſie eine Einheit der Kraft und Materie in den Wirkungen der Natur, oder in den Naturerſcheinungen anerkennt, als Folge einer bildenden Kraft der Natur, welche in Beziehung auf den thieriſchen Körper das Lebensprincip heißt. Dynamiſten heißen diejenigen, welche die Erſcheinungen aus einem ſolchen Princip herleiten. Endlich wird in der Naturwiſſenſchaft ſelbſt die dynamiſche

Wirkungsart der Natur, z. B. in Licht und Schall, der mechaniſchen (durch Berührung) und der chemiſchen (durch Verbindung und Trennung der Beſtandtheile eines Körpers) entgegengeſetzt.

Dynaſt, 1. ein Fürſt überhaupt, bei den Alten auch Despot; 2. ein Freiherr, Reichsbaron des Mittelalters. Sie ſtammten zum Theil aus fürſtlichen Häuſern ab; ſie hatten Sitz und Stimme auf dem Reichstage, und beſaßen ihre Herrſchaften mit völliger Landeshoheit. — Dynaſtie, eine Herrſcherfamilie, eine Reihe von Herrſchern von einem und demſelben Geſchlecht, auch die Herrſchaft ſelbſt.

E.

E, der fünfte Buchſtabe des deutſchen Abc, und unter den Selbſtlautern der dritte. In der Muſik bezeichnet es die dritte Klangſtufe der heutigen diatoniſchen Tonleiter, und macht von C, welches Intervall als das erſte gilt, die große Terze aus. Vergl. Ton, Tonart.

Earl (ausgeſpr. Aerl), ein dem Titel Graf ziemlich entſprechender engliſcher, von Wilhelm dem Eroberer geſchaffener Adelstitel, mit welchem damals eine Art von Gerichtsbarkeit und gewiſſe Einkünfte verbunden waren. Die von Wilhelm ernannten Earls (von Arundel, von Cheſter, von Cornwall ꝛc.) behaupteten bis auf Eduard III., der ſeinen Sohn, den ſogenannten ſchwarzen Prinzen, 1335 zum erſten Herzog (Duke) von Cornwall machte, den erſten, und bis auf Richard II., welcher 1385 Robert de Vere, Earl of Orford, zuerſt den Marquis-Titel (Marquis of Dublin) beilegte, den zweiten Rang unter dem engliſchen Adel; ſeitdem aber, und bis jetzt, ſtehen die Earls auf der dritten Stufe. Das Wort iſt altſächſiſchen Urſprungs.

Eau de Cologne, Cölniſches Waſſer, iſt eine waſſerhelle, angenehm riechende, geiſtige Flüſſigkeit, welche theils blos des Wohlgeruchs wegen, theils aber auch zur Aufregung der Nervenfunctionen gebraucht wird. In dem letztern Falle werden einige Tropfen davon auch innerlich genommen, gewöhnlich aber riecht man bei Ohnmachten, Schwächen ꝛc., an Tücher, welche damit befeuchtet ſind, und reibt es in die Schläfegegend, oder auch in andere Stellen, welche ſchmerzhaft ſind, ein. Dies Mittel wird aus Weingeiſt und aromatiſchen Kräutern oder flüchtigen Oelen auf ſehr verſchiedene Art bereitet. Einige nehmen ſtärkern Weingeiſt, andere ſchwächern; Einige miſchen blos aromatiſche Oele dem Weingeiſt bei, Andere deſtilliren denſelben über aromatiſche, wohlriechende Pflanzen. Eine gute Vorſchrift zur Bereitung deſſelben iſt folgende: Man miſche zu zwei Pinten (Kannen) Weingeiſt von 30°, 24 Tropfen Ol. Neroli, de cedro, de Cedrat., cort. aurant., citri, bergamott. und rosmarin., man füge 2 Quentchen kleine Cardamonen hinzu, und deſtillire das Ganze im Marienbade, bis man drei Viertheil des Weingeiſts abgezogen hat. Eine andere empfohlene Vorſchrift iſt folgende: Es werden 13 Pfd. über Kohlen gereinigter Weingeiſt, 3½ Pfd. Rosmarinſpiritus, 2½ Pfd. Meliſſenſpiritus, 3 Unzen Bergamottöl, 1 Loth Citronenöl, ½ Loth Cedernöl, 1 Quentchen Rosmarinöl und 1½ Quentchen Nedroli-Eſſenz (ätheriſches Oel der Orangenblüthen) zuſammengemiſcht. — Eau de Luce iſt eine Verbindung von Bernſteinöl und flüchtigem Alkali (ammon. liquid.). Es muß weiß, wie Milch, ein wenig

dick ſein, und ſich gleichmäßig erhalten. Der Geruch deſſelben iſt ſtark und durchdringend, der Geſchmack ſcharf und beißend. Dieſe Eigenſchaften ſowohl, als auch den Nutzen, den es hat, verdankt es dem Ammonium. Man trägt es in kleinen, wohlverwahrten Fläſchchen bei ſich, und gebraucht es bei Ohnmachten, als Riechmittel. Außerdem reibt man es bei Lähmungen und Rheumatismen ein und bedient ſich deſſelben auch gegen die Stiche der Inſekten und Vipern ꝛc. Eine Vorſchrift dazu: Man löſe in 4 Unzen höchſt rectificirten Weingeiſt 10 Gran feine Seife auf, füge dem filtrirten Spiritus 1 Quentchen Succinöl hinzu, und vermiſche ihn mit ſo viel ätzender wäſſeriger Ammonium-Auflöſung, als nöthig iſt, der Flüſſigkeit ein milchiges Anſehn zu geben.

Ebbe und Fluth iſt die merkwürdige Bewegung des Meeres, vermöge deren das Waſſer deſſelben täglich zweimal zu beſtimmten Zeiten ſteigt und fällt. Das Steigen wird die Fluth, das Fallen die Ebbe genannt. Durch das heraufſteigende Waſſer wird bei der Fluth das Fließen der Ströme nicht nur an ihren Mündungen, ſondern auch eine anſehnliche Strecke heraufwärts gehemmt. Das Steigen ſowohl als das Fallen erfolgt allmälig. Die größte Höhe erreicht es ungefähr 6 Stunden 12 Minuten nach der Zeit, in welcher es die größte Tiefe hatte, und umgekehrt. Ebbe und Fluth folgen alſo ungefähr von 6 zu 6 Stunden regelmäßig aufeinander. In den großen und tiefen Meeren, beſonders in heißen Erdſtrichen, ſteht das Waſſer in ſolchen Gegenden, wo nicht Nebenumſtände die Sache ändern, am höchſten, etwa 3 Stunden darauf, nachdem der Mond durch den Mittagskreis des Orts gegangen iſt. Dieſen höchſten Stand nennt man hohe und volle See. Wenn das Waſſer einige Minuten geſtanden hat, fängt es an, wieder abzulaufen, und erreicht nach 6 Stunden ſeinen niedrigſten Stand, welcher die tiefe See heißt. Er dauert ebenfalls nur einige Minuten, worauf das Waſſer wieder herzuſtrömt. Dieſes wechſelweiſe Steigen und Fallen dauert unaufhörlich fort, doch mit dem Unterſchiede, daß die hohe Fluth den folgenden Tag um 49 Minuten ſpäter, als am vorhergehenden eintrit, ſo wie auch der Mond jeden Tag um 49 Minuten ſpäter durch den Mittagskreis geht. An ſolchen Orten, wo die Bewegung des Waſſers nicht durch Inſeln, Vorgebirge, Meerengen ꝛc. gehindert wird, zeigt die Ebbe und Fluth drei regelmäßige Veränderungen: eine tägliche, monatliche und jährliche, deren nähere Auseinanderſetzung uns aber hier zu weit führen würde. Aus allen Erſcheinungen ergiebt ſich, daß Ebbe und Fluth von dem Einfluß des Mondes und der Sonne auf unſern Erdkörper herrühren. Dies erkannten ſchon die Alten, deren Kenntniß aber noch nicht ſo vollſtändig ſein konnte, als die unſrige, ſeit man ſie an allen Orten des Meeres beobachtet hat, während ſich ihre Beobachtungen meiſt nur auf das mittelländiſche Meer erſtreckten, wo Ebbe und Fluth bei weitem nicht ſo bemerkbar ſind, wie in andern Meeren. Unter den Neuern ſtellten Galilei, Descartes, Kepler, Newton und viele Andere verſchiedene Hypotheſen auf, die aber nicht alle Erſcheinungen derſelben vollſtändig erklärten. Daniel Bernoulli, Euler und la Lande haben endlich durch ihren Scharfſinn dieſen Mängeln abgeholfen, ſo daß jetzt in dieſer Hinſicht nichts mehr zu wünſchen übrig bleibt. Sie haben aus dem Geſetze der Gravitation bewieſen, daß, wenn eine Kugel von beträchtlicher Größe, die mit einer dünnen Lage eines flüſſigen Weſens umgeben iſt, in allen ihren Theilen gegen einen äußern Punkt oder Körper gravitirt, die ſie umgebende Flüſſigkeit die Kugelgeſtalt verlaſſen und die Form eines ellyptiſchen Sphäroids annehmen muß, deſſen Achſe gegen den anziehenden Körper gerichtet iſt. Je näher nun der

Mond der Erde iſt, deſto größer muß auch ſeine Wirkung auf Ebbe und Fluth ſein, und eben dieſes gilt von der Sonne; denn die Schwere des Waſſers gegen dieſe Körper wächſt in demſelben Verhältniß, in welchem das Quadrat ihres Abſtandes von der Erde abnimt. Die Trägheit des Waſſers und die Umdrehung der Erde verſpäten nicht nur die Fluth, ſondern vermindern auch ihre Höhe.

Ebeling (Chriſtoph Daniel), wurde 1741 zu Garmiſſen im Hildesheimiſchen geboren. Zu Göttingen ſtudirte er von 1763—1767 mit großem Fleiß Theologie, beſonders Kirchengeſchichte und Exegeſe, welche ihn zu einem genauen Studium der orientaliſchen Sprachen, beſonders der arabiſchen, führte. Aber eben ſo ſehr beſchäftigte ihn die politiſche Geſchichte, die claſſiſche Literatur der Griechen, Römer und Engländer, und das Studium der ſchönen Wiſſenſchaften, über welchen er endlich der Theologie ganz entſagte. Um ſich ein anderes Fortkommen zu verſchaffen, ging er als Hofmeiſter eines Herrn von Stenglin nach Leipzig, und nahm 1769 eine durch Büſch Vermittelung ihm angebotene Stelle an der von dem Commerzienrathe Wurm zu Hamburg geſtifteten Handlungsakademie an. Weil es damals an guten Handbüchern zur Erlernung neuerer Sprachen fehlte, ſo gab er, zunächſt für die Handlungsakademie, im J. 1773 ſeine „vermiſchten Aufſätze in engliſcher Proſa" heraus, welche nach und nach 6 Auflagen erlebten, und denen er ähnliche Handbücher für die italieniſche, franzöſiſche, ſpaniſche und holländiſche Sprache folgen ließ. Aus gleichen Urſachen warf er ſich immer mehr in die geographiſchen Studien, und lieferte Ueberſetzungen vieler, beſonders engliſcher Reiſebeſchreibungen. Bald aber wußte er ſich, begünſtigt durch die Verhältniſſe Hamburgs, der Handelsakademie und des Büſchingiſchen Hauſes, noch nähere Quellen geographiſcher Nachrichten zu öffnen. Beſonders beſchäftigten ihn England, Spanien, Portugal und Amerika, inſonderheit die nordamerikaniſchen Freiſtaaten. So konnte er bei der neuen Ausgabe der großen Büſchingiſchen Geographie die Bearbeitung von Portugal und den vereinigten nordamerikaniſchen Staaten übernehmen. Die erſtere iſt vollendet, die andere, von der 1793 der 1. und 1816 der 7. Theil herauskam, aber nicht. Theils die lange Unterbrechung des Verkehrs mit dem Auslande, theils der Wunſch des Verfaſſers, ſeinem Werke die erreichbarſte Vollkommenheit zu geben, waren Urſachen des langſamen Fortſchreitens dieſer Arbeit. Was aber vollendet iſt, wird mit Recht als ein Meiſterſtück betrachtet. Nicht allein in Europa hat man dieſes anerkannt, ſondern mehr noch in den nordamerikaniſchen Staaten ſelbſt. Faſt alle gelehrten Geſellſchaften dieſes Landes haben ſich beeilt, Ebeling unter ihre Mitglieder aufzunehmen, der Congreß hat ihm förmlich gedankt u. ſ. w. Nach Wurms Abgange von der Handelsakademie hatte Büſch mit Ebeling gemeinſchaftlich die Leitung dieſer Anſtalt übernommen, gemeinſchaftlich gaben ſie die Handlungsbibliothek heraus. 1784 ward Ebeling zum Profeſſor der Geſchichte und der griechiſchen Sprache am hamburger Gymnaſio ernannt, ſpäterhin ihm auch die Aufſicht über die ſehr bedeutende hamburgiſche Stadtbibliothek übertragen. Beiden Aemtern hat er bis zu ſeinem Tode (30. Jun. 1817) rühmlichſt vorgeſtanden. Die Bibliothek hat er erſt recht geordnet, und dadurch ihr die rechte Brauchbarkeit gegeben. Faſt für alle gelehrte Zeitungen Deutſchlands hat er im geographiſchen nnd den verwandten Fächern gearbeitet. So wie er in frühern Jahren eine Geſchichte der deutſchen Dichtkunſt für das hannöv. Magazin geſchrieben, und die von Friedr. Nicolai herausgegebene deutſche Bibliothek mit vielen Beiträgen unterſtützt hatte, ſo beſorgte er ſpäterhin den gelehrten

Artikel in der neuen hamburger Zeitung; die meiſten Recenſionen in derſelben ſind von ſeiner Hand. Zu bewundern iſt es um ſo mehr, daß ein offner, freudiger und freundlicher Sinn, der ihn zu dem angenehmſten Geſellſchafter machte, dieſen Mann nie verließ, da er faſt 30 Jahre lang an einer Harthörigkeit litt, die nach und nach faſt zur vollkommenen Taubheit wurde, und ihn unter andern auch des Genuſſes der Tonkunſt beraubte, welche er faſt leidenſchaftlich liebte, und in der er ſich nicht gewöhnliche Kenntniſſe erworben hatte. Er hinterließ zwei Sammlungen, die vielleicht einzig in ihrer Art ſind, eine Landchartenſammlung von 9—10000 St. und eine Amerika betreffende Bibliothek von mehr als 3900 Bänden, welche 1818 durch einen Freund der Wiſſenſchaften zu Boſton in Amerika erſtanden, und dem Harvard-College daſelbſt geſchenkt worden iſt. C—c.

Ebenbaum. Mehrere Bäume führen dieſen Namen, z. B. der bekannte Bohnen- oder Linſenbaum (Cytisus laburnum), der weſtindiſche Aſpalath (Aspalathus ebenus). Auch ein gewiſſer, drei bis vier Fuß hoher Strauch, der in Creta wächſt, und von einigen Syſtematikern zu dem Geſchlechte der Wollbäume (antyllis), von Andern zu einem beſondern (Ebenholz, ebenus) gerechnet wird, führt dieſe Benennung. Aber keiner von allen dieſen Bäumen liefert das pechſchwarze, ſchwere, feine und feſte Holz, welches gewöhnlich durch den Zuſatz ächtes Ebenholz unterſchieden wird. Der Baum, von dem dieſes berühmte Holz kommt, iſt lange unbekannt geblieben, und man hat noch bis jetzt keine völlig gewiſſe Nachrichten davon. Doch verſichert man, daß nur der innere Kern das im Handel vorkommende Ebenholz gebe, und daß das äußere Holz, der Splint, weiß und ſchwammig ſei. Er ſoll übrigens eine weiße Rinde, breite Blätter, wohlriechende Blüthen und eßbare, den Miſteln ähnliche Früchte haben. Die beſte Sorte Ebenholz ſoll auf Ceylon wachſen; es wird aber auch ein ſehr ſchwarzes von Madagascar und der afrikaniſchen Küſte nach Europa gebracht. An Schwere ſoll das ſchwarze Ebenholz alle bekannten Holzarten übertreffen. Es hat einen beißenden Geſchmack, und angezündet einen ſonderbaren, aber nicht unangenehmen Geruch. Ehemals gebrauchte man dieſes Holz als ein auflöſendes, ſchweißtreibendes Mittel. Den ſtärkſten Gebrauch machen davon die Ebeniſten und Tiſchler zum Furniren. Das ſogenannte cretiſche Ebenholz kommt von dem oben erwähnten Strauche. Es iſt nicht ſchwarz, ſondern hat auf dem olivenfarbenen Grunde ſchöne braune Adern. Seine Härte iſt außerordentlich, weshalb es einen trefflichen Glanz annimt. Es werden daraus allerlei muſicaliſche Inſtrumente verfertigt.

Eberhard (Joh. Aug.), gehört unter die Männer, deren Verdienſte größer ſind, als ihr Ruhm. Er wurde 1739 zu Halberſtadt geboren, und ging 1756 nach Halle, um ſich dem theologiſchen Studium zu widmen. 1759 kehrte er in ſeine Vaterſtadt zurück, übernahm eine Hauslehrerſtelle, und wurde Conrector und zweiter Prediger an der Hoſpitalkirche. Aber noch in demſelben Jahre legte er ſeine Aemter in Halberſtadt nieder, begleitete den Vater ſeines bisherigen Zöglings, Freiherrn von der Horſt, nach Berlin, wohin dieſer als Präſident der churmärkiſchen Kammer berufen worden, und blieb mehrere Jahre bei ihm, auch nachdem derſelbe 1766 Staatsminiſter geworden war. Die Verbindung mit dieſer Familie hatte auf Eberhards wiſſenſchaftlichen, geiſtigen und geſelligen Charakter einen höchſt vortheilhaften Einfluß. Hier fand er eine anſehnliche Bibliothek, Muße zum Selbſtſtudium, Umgang mit gebildeten Geſchäftsmännern und Privatperſonen, wodurch er die

Fertigkeit erlangte, ſich anſtändig und lebhaft auszudrücken, und ſich eine Schreibart zu eigen machte, die nachher vielen ſeiner Zeitgenoſſen ein Muſter wurde. Mit Nicolai und Mendelsſohn ſchloß er die engſte Freundſchaft. Seines künftigen Fortkommens wegen trat er nach zwei Jahren in den Predigerſtand zurück, und wurde Prediger bei dem berliniſchen Arbeitshauſe. Sein Gehalt bei dieſer Stelle war ſehr gering. Er hoffte, in Berlin zu bleiben, und ſchrieb um dieſe Zeit ſeine neue Apologie des Socrates. Den Anlaß dazu gaben ihm die Angriffe des Predigers Hofſtede in Amſterdam, in ſeiner Beurtheilung des Beliſars von Marmontel, auf die Tugend und Seligkeit der vortrefflichſten Männer des Alterthums. Dieſes Werk erhielt den Beifall einſichtsvoller und edler Männer in Deutſchland und im Auslande, es wurde aber auch von Vielen für anſtößig gehalten, daß ein Prediger auf ſolche Art über Religionsſachen philoſophirte, und hatte für ihn ſo ernſte Folgen, daß er auf eine beſſere Anſtellung in Berlin nicht weiter rechnen durfte. Er nahm daher 1774 die Predigerſtelle zu Charlottenburg an, fand aber auch dabei Schwierigkeiten, bis er zuletzt durch einen ausdrücklichen Befehl Königs Friedrich II. eingeſetzt wurde. 1778 nahm er die durch G. F. Meiers Tod erledigte Stelle eines Profeſſors der Philoſophie zu Halle an, wo er zum Behuf ſeiner Vorleſungen verſchiedene Lehrbücher herausgab. 1786 ward er in die berliniſche Akademie der Wiſſenſchaften aufgenommen, und ſtarb 1809 im nicht ganz geendigten ſiebenzigſten Jahre. Deutſchland verehrt ihn als einen ſcharfſinnigen Weltweiſen, und zugleich als einen angenehmen und unterhaltenden Schriftſteller. Nicht nur in der ſtrengeren Methode eigentlicher Lehrbücher, wovon ſeine Sittenlehre der Vernunft, ſeine Vorbereitung zur natürlichen Theologie, ſeine Theorie der ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften, und ſeine Geſchichte der Philoſophie Beweiſe ſind, ſondern auch in der fortlaufend abhandelnden Form, und in der mit Unterhaltung verbundenen Belehrung und Ueberführung des Verſtandes iſt er trefflich und muſterhaft. Seine Apologie des Socrates, ſein Amyntor und ſein Handbuch der Aeſthetik ſind claſſiſch in dieſer Hinſicht, und durch ſeinen Verſuch einer allgemeinen deutſchen Synonymik übertraf er alles, was bisher hierin geſchehen war.

Eberhard im Bart, erſter Herzog von Würtemberg, wurde geboren 1445, 8 Jahre nach der Theilung der würtembergiſchen Beſitzungen zwiſchen ſeinem Vater, Graf Ludwig dem ältern, welcher die uracher, und deſſen Bruder, Graf Ulrich dem vielgeliebten, welcher die neufener oder ſtuttgarter Linie ſtiftete. Eberhards Vater ſtarb in ſeinem beſten Mannsalter, und bald nach ihm auch ſein erſtgeborner Sohn, Ludwig; ſo kam das geſammte Gut des Vaters an Eberhard, der damals noch minderjährig war. Bei dem Streite, der über die Vormundſchaft entſtand, indem neben Ulrich, ſeines Vaters Bruder, auch noch Churfürſt Friedrich der ſiegreiche von der Pfalz, der Bruder ſeiner Mutter Mechtilde, Anſpruch darauf machte, geſchieht würtembergiſcher Stände, der Ritterſchaft und Landſchaft, zum erſten Mal Erwähnung 1457. Ulrich wurde Vormund; aber nicht zum Vortheil Eberhards, indem er nicht der Mann war, ſeinen Mündel zu erziehen und in Ordnung zu halten, ſondern ihn ohne Aufſicht und beſſere Bildung wild und roh aufwachſen ließ. Eberhard ſchweifte auf alle Art aus, und kaum war er 14 Jahr alt, als er ſich ſogar heimlich aus Würtemberg entfernte, um öffentlich gegen ſeinen Oheim aufzutreten und von ihm zu verlangen, daß er ihm ſelbſt die Regierung überlaſſen ſolle. Unterſtützt von ſeinen Verwandten mütterlicher Seite, ſetzte er die Sache durch, und Ul-

rich wich dem vierzehnjährigen Jüngling, der noch eine Zeit lang auf die alte Weiſe fortlebte, während Andere in ſeinem Namen regierten, und ſein Würtemberg durch eine ſtürmiſche Zeit glücklich hindurch führten, bis er auf einmal zur Beſinnung kam, und zum ernſten, würdigen Mann, und höchſt wohlthätigen Regenten für ganz Würtemberg wurde. Eine Andachtsreiſe, die er 1468 nach Paläſtina machte, war Folge dieſer Sinnesänderung; ſeine Vermählung mit der trefflichen Prinzeſſin, Barbara von Mantua, 1474, befeſtigte ihn darin, und er wirkte von nun an in geräuſchloſer, aber ſtetiger und ununterbrochener Thätigkeit für das innere Wohl von Würtemberg. Man hatte erkannt, wie ſchädlich die Theilung für Land und Familie geworden, welche jüngſt unter ſeinem Vater und Oheim geſchehen war. Daher ſchloß er fürs erſte mit ſeinen Vettern, den Grafen der Linie von Neufen, ſo enge Bündniſſe, daß jeder Krieg Einer Linie von nun an ein gemeinſchaftlicher für beide wurde; dann verhinderte er das Zerſtückeln in noch mehrere Theile, vereinigte endlich wirklich beide Hälften unter ſeiner Perſon wieder zu Einem Ganzen durch den mit ſeinem Vetter, dem jüngern Eberhard, 1482 zu Münſingen geſchloſſenen Vertrag, und machte Untheilbarkeit des Landes auf ewige Zeiten zum Landes- und Familiengrundgeſetz. Eine Reihe von fernern Verträgen änderte und beſtätigte endlich dieſe Verordnung, deren Garantie Kaiſer und Reich ſelbſt, bei der feierlichſten Veranlaſſung, der Erhebung der würtembergiſchen Beſitzungen zum Herzogthum, über ſich nahmen. Weil er aber in dieſer Sache mit einem Manne zu thun hatte, wie jener jüngere Eberhard, auf welchen ſich wegen ſeiner Charakterloſigkeit durchaus nicht zu verlaſſen war, und um der Verordnung ſelbſt mehr Kraft und Feſtigkeit zu geben, zog er die 3 Stände, Prälaten, Ritterſchaft und Landſchaft, in die Verhandlung, ſchloß die Verträge mit ihrer Einwilligung, und trug ihnen für immer auf, darob zu wachen, daß ſie gehalten würden. Deſſelben Eberhards wegen, der muthmaßlich ſein Nachfolger war, kamen noch manche andere Beſtimmungen in jene Verträge, wodurch er ihm ſeine Fürſtengewalt beſchränkte, z. B. daß er nichts ohne ſeine Stände vom Lande veräußern, ſeinen Unterthanen nicht mit ungewohnten Auflagen beſchwerlich fallen dürfe 2c., welche dann ſpäterhin zu eigentlichen Staatsgeſetzen wurden, ſo wie die Ständeverſammlungen überhaupt und Mitwirkung derſelben bei wichtigern Angelegenheiten des Staats hiedurch bei den Würtembergern in Uebung kamen. Auf dieſe Art iſt Eberhard im Bart zum Vater der ſtändiſchen Verfaſſung ſeines Landes geworden. Durch die Städteordnungen aber, welche er den Hauptſtädten Stuttgart und Tübingen gab, geſchah zum erſten Mal etwas für eine gleichförmige Geſetzgebung, durch die Stiftung der Univerſität Tübingen 1471 zum erſten Mal etwas für höhere Bildung in Würtemberg. Obgleich man ihm ſelbſt, einem Gebot ſeines Vaters gemäß, kaum Leſen und Schreiben gelehrt hatte, fühlte er dennoch ſpäterhin den edelſten Drang, ſich als Mann noch auszubilden, ließ ſich von Gelehrten, deren Umgang er liebte, manches Werk der Alten ins Deutſche überſetzen, und ſchrieb manches Merkwürdige, das er geleſen und gehört hatte, ſelbſt nieder. Fromm, wie er war, wandte er viel Fleiß darauf, den Unordnungen in den Klöſtern ſeines Landes vorzubeugen, und dieſelben ſo einzurichten, daß ſie Muſter an Tugend und Frömmigkeit für ſein übriges Volk würden. Dieſem Volk war er ein Vater; dafür bürgt jenes ſein Rühmen vor Kaiſer und Fürſten, daß er im dichteſten Walde im Schooß jedes ſeiner Unterthanen ſicher übernachten könne; dafür jenes naive Lob ſeines Volkes, daß wenn der Vater im Himmel ſtürbe, nur Vater Eberhard ihn

erſetzen könnte. Er liebte den Frieden; aber wenn ſeine Ehre und das Wohl des Staats es verlangte, griff er ſelbſt gegen Mächtigere furchtlos zu den Waffen. Gegen Kaiſer und Reich erfüllte Eberhard ſeine Pflichten, wie es einem wackern Reichsfürſten gebührte. Nie ließ er es weder an Geld noch an Mannſchaft fehlen, wenn die Ehre des Kaiſers und Reichs es erfoderten; viel trug er zur Erhaltung von Ruhe und Ordnung als oberſter Hauptmann des ſchwäbiſchen Bundes bei. Dieſe Verdienſte erkannte Kaiſer Maximilian I., und erhob ihn, ohne ſein Suchen und Wiſſen, zum Herzog, und die unter ihm bereits wieder vereinigten Beſitzungen der Familie dieſſeits des Rheins zum ewig untheilbaren Herzogthum Würtemberg, auf dem glänzenden Reichstag zu Worms (1495). Es geſchah dadurch nichts Befremdendes, denn längſt waren die Grafen von Würtemberg den fürſtlichen deutſchen Häuſern beigerechnet; lange vorher bei Leiſtungen für das Reich ſogar den Churfürſten gleichgehalten. Nur kurze Zeit genoß der Herzog die neue Würde; er ſtarb im Febr. 1496, kinderlos. Einige Jahre nach ſeinem Tode erklärte Maximilian, an ſeinem Grabe ſtehend: Hier liegt ein Fürſt, klug und bieder, wie keiner im Reich; ſein Rath hat mir oft genützt. S. Eberhard im Bart, erſter Herzog in Würtemberg, aus ächten, größtentheils handſchriftl. Geſchichtsquellen von J. E. Pfiſter. Tübingen 1822. 8. Eine treffliche Bereicherung der Geſchichte.

Ebersberg, ſ. Eckmühl.

Ebert (Joh. Arnold), berühmt als Dichter und trefflicher Ueberſetzer, beſonders engliſcher Werke, wurde 1723 zu Hamburg geboren. Den erſten Unterricht erhielt er auf dem dortigen Johanneum, und nachher auf dem Gymnaſium. Vortheilhaft für ihn wurde die Bekanntſchaft mit Hagedorn, an welchem er nicht blos einen wohlthätigen Unterſtützer, ſondern auch, ungeachtet des Abſtandes ihrer Jahre und damaligen Kenntniſſe, einen herzlichen Freund fand. Die Liebe zur engliſchen Sprache wurde bei ihm durch Hagedorns Ermunterung geweckt und genährt. In ſeinen Nebenſtunden verfertigte er eine beträchtliche Zahl, beſonders Gelegenheitsgedichte. 1743 ging er nach Leipzig, um Theologie zu ſtudiren, zog aber bald die humaniſtiſchen Studien vor, und nahm daſelbſt mit ſeinen Freunden Giſeke und Cramer, an dem Jünglinge, einer damals ſehr geſchätzten Wochenſchrift, Antheil. Nicht lange nach der Gründung des Collegii Carolini in Braunſchweig wurde er 1748 bei der damit verbundenen Penſionsanſtalt angeſtellt, und unterrichtete den Erbprinzen, nachherigen Herzog von Braunſchweig, in der engliſchen Sprache. Um dieſe Zeit faßte Ebert den Entſchluß, ſeinen Landsleuten die Werke der beſten engliſchen Dichter und Schriftſteller durch Ueberſetzung bekannt zu machen; doch hat er ihn nicht ganz ausgeführt. Das vorzüglichſte, was er wirklich davon lieferte, waren Youngs Nachtgedanken, deren Ueberſetzung ihm zu ſeiner Zeit den Ruhm eines der größten Meiſter in der Ueberſetzungskunſt erwarb. 1753 erhielt er die Stelle eines ordentlichen Profeſſors am Carolinum, und ſpäterhin den Hofrathscharakter. Bis 1773 lebte er im eheloſen Stande. Eine frühere Geliebte hatte er, nahe vor der Verbindung, durch den Tod verloren. Jetzt verheirathete er ſich und lebte in einer glücklichen Ehe, bis er 1795 ſtarb. Ebert beſaß einen lebhaften und feurigen Witz, und eine regſame Phantaſie. Seine eigenen Schriften erſchienen, von ihm ſelbſt noch bei ſeinen Lebzeiten geſammelt, unter dem Titel: J. A. Eberts Epiſteln und vermiſchte Gedichte, wozu nach ſeinem Tode noch ein Theil gefügt wurde.

Ebioniten, ſ. Nazarenen.

Eccehomo (Welch ein Menſch!) nennt man ein Crucifix, weil nach Joh. 19, 5. Pilatus in dieſe Worte der Bewunderung ausbrach, als er ſah, mit welcher Duldung Chriſtus die Geißelung ertrug.

Echelon, eigentlich die Leiterſproſſe. Ein Heer marſchirt en échelon oder par échelon, wenn es treppenförmig, d. h. in kleinen, gleich weit auf einander folgenden Abtheilungen aufzieht oder vorrückt. Man bedient ſich des Angriffs en échelon, um nur mit einem Theile des Treffens das Gefecht zu beginnen, und den andern aufzuſparen, d. h. man rückt den Flügel, mit welchem der Angriff geſchieht, dem Feinde näher, und hält dagegen den andern zurück. Wenn z. B. eine Brigade von ſechs Bataillonen, die in Schlachtordnung aufmarſchirt ſteht, en échelon angreifen ſoll, ſo rücken die zwei Bataillone z. B. des rechten Flügels, erſt 100 bis 200 Schritt vor, darauf ſetzen ſich die beiden folgenden Bataillone in Marſch, ſo daß der rechte Flügel dieſer zweiten Abtheilung auf einer Perpendiculäre marſchirt, die den linken Flügel der erſten Abtheilung berührt; der zweiten Abtheilung folgt dann die dritte der beiden nächſten Bataillone in der nämlichen Art u. ſ. w. Zeit, Ort und Umſtände müſſen entſcheiden, ob der Echelon-Angriff anwendbar ſei.

Echiniten ſind Verſteinerungen von Seeigeln, alſo von lebendigen Seethieren aus der Claſſe der Würmer, die noch jetzt in der Schöpfung vorhanden ſind. (Vergl. d. Art. **Organiſche Ueberreſte.**) Sie werden häufig angetroffen, zuweilen auch auf Aeckern, und der gemeine Mann nennt ſie Krötenſteine, weil er glaubt, daß alte Kröten ſie erzeugen. Die Geſtalt der meiſten iſt halbkugelig. Sie haben zwei Oeffnungen, doch nicht immer an derſelben Stelle, und ſind theils der verſteinerte Kern, theils die verſteinerte Schale von einem Seeigel. An den Stellen, wo die Theile der Schalen zuſammengefügt waren, erblickt man faſt immer im verſteinerten Kerne fünf, ſeltener ſechs, doppelte, auf der Halbkugel von oben nach unten herablaufende Nähte von tiefer oder flacher eingedrückten Löchern. Die Stacheln und Warzen, womit die Seeigel in ihrem natürlichen Zuſtande beſetzt ſind, werden ſeltener verſteinert gefunden. Die meiſten Kerne ſind ſehr harte Hornſteine und einigermaßen durchſichtig. Von Farbe ſind die Echiniten braun, grau, weißlich, goldgelb und ſchwärzlich. Außer den ganzen Stücken findet man auch einzelne verſteinerte Theile von Seeigeln, z. B. Stücke von Schalen, Stacheln, die Judenſteine heißen. Sonſt wußte man nicht, wofür man dieſe halten ſollte, bis de Luc einen Echiniten aus England erhielt, der in Kreide lag, und an deſſen Grübchen verſteinerte Stacheln, obgleich beweglich, anlagen. Dieſe Stacheln haben eine verſchiedene Geſtalt, denn manche ſind platt und zugeſpitzt (dieſe heißen Judennadeln), andere ſind glatt, geſtreift oder gekörnt, und dabei ſtumpf und prismatiſch; noch andere haben die Form einer Olive oder Eichel.

Echiquier, das Schachbrett. Die Stellung der Truppen en échiquier iſt die ſchachbrettförmige Stellung, wo die hintern Abtheitheilungen auf die Zwiſchenräume der vordern treffen. Sie wird gewöhnlich bei den Rückzügen gebraucht.

Echo, die Tochter der Luft und der Erde, eine Nymphe, von welcher die Fabel erzählt, Juno habe ſie, weil ſie ihr durch ihre Schwatzhaftigkeit hinderlich geweſen, den Jupiter bei den Nymphen zu belauſchen, in einen Fels verwandelt, doch ſo, daß ſie ihr die Stimme, zur Wiederholung des letzten Worts, das ſie von Andern hörte, gelaſſen habe. Eine andere Erzählung ſagt, Echo habe ſich in den Narciſſus verliebt,

und als dieſer ihre Liebe nicht erwiedert habe, ſich dergeſtalt gegrämt, daß nichts als die Stimme von ihr übrig geblieben ſei.

Echo. Wenn der Schall an eine entfernte feſte Fläche anſchlägt, ſo prallt er zurück, und man hört ihn nach einer kurzen Zwiſchenzeit wieder; dieſes nennt man Echo oder Wiederhall. Wird der Schall mehrmals wiederholt, welches geſchieht, wenn er an Gegenſtände, die nicht gleich weit entfernt ſind, anſchlägt, ſo hört man ein vielfaches Echo. Dieſes geſchieht nicht nur durch ein bloßes Zurückwerfen der ſchallenden Lufttheilchen, ſonſt müßte jede Oberfläche eines harten und feſten Körpers einen Wiederhall verurſachen; ſondern es wird wahrſcheinlich eine Art von Wölbung des zurückgeworfenen Körpers erfodert, die mehrere divergirende Linien des Schalles wieder zuſammenlenkt, und an dem Orte, wo das Echo hörbar ſein ſoll, vereinigt, oder ſie wenigſtens parallel ausſendet, ohne den Schall wieder zu ſchwächen, ſo wie ein Hohlſpiegel divergirende Lichtſtrahlen in einem Brennpunkte vereinigt, oder bisweilen parallel ausſendet. Doch iſt man in der Theorie von der Zurückwerfung des Schalls, wie mit der vom Lichte, noch nicht im Klaren, wovon die Urſache wohl darin liegt, daß man die Beſchaffenheit der Flächen, die den Schall zurückwerfen können, noch nicht genugſam kennt. Ferner iſt eine gewiſſe Entfernung des zurückwerfenden Gegenſtandes nothwendig, damit das Echo erſt eine Zeit lang nach dem Schalle zum Ohre gelange, und von demſelben abgeſondert gehört werden könne. Beobachtungen zufolge legt der Schall in einer Secunde 1240 Leipziger oder 1080 Pariſer Fuß zurück. Es würde demnach ein Beobachter, welcher 310 Ellen von dem zurückwerfenden Gegenſtande entfernt, und in der Nähe des ſchallenden Körpers ſtände, das Echo eine Secunde ſpäter als den Schall hören. Ein ſolches Echo würde alſo ſo viele Worte und Sylben wiederholen, als in einer Secunde gehört werden können. Dies heißt ein vielſylbiges Echo. Iſt dieſe Entfernung kürzer, ſo widerholt das Echo weniger Sylben; hört man nur eine einzige wieder, ſo iſt es ein einſylbiges. Denn das geübteſte Ohr kann in einer Secunde nicht mehr als neun auf einander folgende Töne unterſcheiden, und es wird daher zu einem einſylbigen Echo wenigſtens ein Zeitraum von 1/9 Secunde erfodert. Hieraus ſieht man, warum gewölbte Gänge und Säle wiederhallen, ohne ein deutliches Echo hervorzubringen. Die Mauern ſind zum Theil zu nahe, und machen zum Theil eine ununterbrochene Reihe von verſchiedentlich entfernten Flächen aus, und das Ohr kann weder den urſprünglichen Schall vom erſten Echo, noch die vielen unmittelbar in einander fließenden Wiederlaute von einander unterſcheiden. Stehen hingegen mehrere einzelne zurückwerfende Flächen in verſchiedenen Entfernungen, ſo kann jede derſelben ein eignes Echo hervorbringen, wovon das erſte das ſtärkſte iſt, weil die andern durch den weitern Fortgang in der Luft geſchwächt werden. Da der Schall nach eben den Geſetzen zurückgeworfen wird, nach welchen das Licht zurückprallt, worauf die Katoptrik beruht, ſo nennen einige die Lehre vom Echo, Catoptrik des Schalles, beſſer Cataphonik oder Catacuſtik. Der Ort des ſchallenden Körpers wird der phoniſche, und der zurückwerfende Ort oder Gegenſtand der phonocamptiſche Mittelpunkt genannt.

Eckhel (Joſeph Hilarius), einer der größten Kenner der Münzwiſſenſchaft, geb. 1737 zu Enzersfeld in Oeſterreich unter der Ens. Von den Jeſuiten erzogen, trat er ſehr jung in den Orden, und verwaltete verſchiedene Lehrämter, bis er endlich Profeſſor der Beredſamkeit in Wien wurde, und zugleich die Aufſicht über das Münzcabinet

des dortigen Jeſuitencollegiums erhielt, da unter allen Zweigen der Alterthumskunde, welcher er mit dem größten Eifer oblag, die Münzkunde ihn anzog. Das reiche kaiſerliche Münzcabinet und die anſehnlichen Sammlungen vieler Liebhaber waren die Schulen, wo er durch Vergleichung der alten Münzen nach und nach jenen ſichern und ſchnellen Blick erwarb, der die Prüfung der Denkmäler ſelbſt erleichtert und dem gelehrten Kenner das ſcharfe Urtheil giebt, wodurch die wiſſenſchaftliche Bildung vollendet wird. Er fand die alte Münzkunde auf einem Standpunkte, wo ſich das Bedürfniß fühlbar machte, ſie mit treuer Benutzung der Vorarbeiten zur Wiſſenſchaft zu erheben, ihre Grenzen abzuſtecken und nach feſten Grundſätzen ein lichtvolles Syſtem derſelben aufzuſtellen. Dies war die Aufgabe, der er alle ſeine Forſchungen widmete. Eine Reiſe nach Italien, die er 1772 machte, gab ihm Gelegenheit, die neue Anordnung der alten Münzen, die ſeinem Syſteme zum Grunde lag, in der reichen Sammlung zu Florenz auszuführen. Nach ſeiner Rückkehr 1774 ward er zum Aufſeher des Münzcabinets zu Wien und zum Profeſſor der Alterthumskunde ernannt, und nach der Aufhebung ſeines Ordens widmete er ſich ganz ſeiner Wiſſenſchaft. Die erſte Frucht ſeiner Forſchungen war ſein ausgezeichnetes Werk: Numi veteres anecdoti, das 1775 in 2 Quartbänden erſchien, und worin er über 400 unbeſchriebene Münzen bekannt machte. Darauf folgte die neue Ausgabe des, urſprünglich von Fröhlich und Khell, ſeinen Vorgängern, beſorgten Verzeichniſſes des kaiſerlichen Münzcabinets, das nach der von ihm eingeführten Methode geordnet iſt. Nach dieſen Vorbereitungen erſchien endlich 1792 der Anfang des Werkes, das ihn den größten Münzkennern an die Seite ſtellte, Doctrina numorum veterum, das 1798 mit dem 8. Bde. vollendet wurde. Dieſes treffliche Werk umfaßt die ganze alte Münzkunde, deren Theile in lichtvoller Ordnung, bei ſteter Anwendung einer gelehrten und ſcharfſinnigen Critik, dargelegt werden. Wenige Tage nach der Vollendung deſſelben ſtarb er. Sein Leben erzählt ausführlich der 1. Bd. von Schlichtegrolls Necrolog.

Eckmühl: Feldzug an der Donau (19 — 23. April 1809); die Schlachten bei Tann, Abensberg und die bei Eckmühl (am 22. April) bis zur Einnahme von Wien (am 13. Mai). — Als Oeſterreich, durch den in Spanien gegen Napoleons Herrſcherplan entzündeten Volkskampf ermuthigt, ohne Bundesgenoſſen, höchſtens auf England und die Pforte vertrauend, alle ſeine Streitmaſſen und die vom Erzherzog Johann kaum erſchaffene Landwehr, mit einer zuvor nie entfalteten Spannkraft aufbot, um unter des Erzherzogs Carl Heerbefehl (während der raſtloſe Miniſter Graf von Stadion nebſt dem Herrn von Gentz und Andern, deren freiſinnige Proclamationen die deutſchen Völker zu den Waffen riefen, die Geſchäfte leitete) die politiſchen Folgen des preßburger Friedens, den Rheinbund und Frankreichs Machtkreis in Deutſchland, Polen und Italien zu vernichten, und ſeine frühere unabhängige Stellung in dem europäiſchen Staatenſyſtem wieder einzunehmen; als bereits 6 Armeekorps unter dem Generaliſſimus, Erzherzog Carl, nebſt 2 Reſerven, 220,000 Mann ſtark, die Iſar und München (am 16. April), ſo wie die Donau und Regensburg (am 20. Apr.) behaupteten, während das 7. Armeecorps, unter dem Erzherzog Ferdinand von Eſte, 36,000 Mann ſtark, in das Herzogthum Warſchau eindrang, und 2 Armeecorps, zuſammen 80,000 Mann, unter dem Erzherzog Johann, nachdem Tyrol (am 11. April) für Oeſterreich ſich erhoben, Italien bedrohten, da entſchied Napoleons Sieg bei Eckmühl den Feldzug von 1809, an der Donau bei Regensburg, und warf Oeſterreich aus dem kühnen Angriffs-

plane in alle Nachtheile eines gefahrvollen Vertheidigungskrieges zurück. Darum gehört die kurze Geſchichte jenes fünftägigen Feldzugs in den Bericht der welthiſtoriſchen Schlacht von Eckmühl. Napoleon, der am 13. April von Paris abgereiſt war, und am 16. dem Könige von Baiern zu Dillingen verſprochen hatte, ihn binnen 14 Tagen in ſeine Hauptſtadt zurückzuführen, und ihn größer zu machen, als je einer ſeiner Vorfahren geweſen, nahm am 18. ſein Hauptquartier zu Ingolſtadt. Hier wollte er die vereinzelten Corps ſeines Heers unter Davouſt, Oudinot und Maſſena, die Baiern unter Lefebvre und die Würtemberger unter Vandamme, zuſammen 200,000 Mann, vereinigen; Poniatowski ſollte, das ruſſiſche Hülfsheer erwartend, Warſchau, der Vicekönig Eugen ſollte Italien, und Marſchall Marmont Dalmatien vertheidigen. Er ſelbſt bereitete ſich zum Angriff. Deshalb erkämpfte Oudinot am 19. April bei Pfaffenhofen ſeine Vereinigung (am 20.) mit Maſſena, und Davouſt, der von Regensburg heranzog, lieferte an demſelben Tage bei Tann (einem Marktflecken im baierſchen Unterdonaukreiſe) und Rohr, dem Erzherzog Ludwig, den zugleich die Baiern, welche der Kronprinz, Deroi und Wrede, unter Lefebvre's Oberbefehl, anführten, im Rücken angriffen, ein blutiges Treffen, worauf er ſich, nebſt den Baiern, mit dem Heere unter Napoleon vereinigte. Nun griff Napoleon ſelbſt an. Er warf ſich nämlich, während Davouſt 3 Corps des großen öſterreichiſchen Heers unter dem Erzherzog Carl beſchäftigte, mit den Baiern und Würtembergern, die er durch Anrede begeiſterte, und mit den franzöſiſchen Schaaren, unter Lannes und Maſſena, bei Abensberg (Stadt unweit Regensburg) am 20. April auf den kaum 60,000 Mann ſtarken, vom Erzherzog Ludwig und dem General Hiller befehligten, linken Flügel des öſterreichiſchen Hauptheers. Wrede griff das feindliche Mitteltreffen an, die Würtemberger, unter Neubronn, umgingen den rechten, und Lannes ſchlug den linken Flügel; dadurch wurden Ludwig und Hiller von der Donau und von dem Erzherzog Carl abgeſchnitten. Sie wichen mit großem Verluſte nach Landshut zurück. Hier (am 21.), von Napoleon von vorn und von Maſſena auf dem rechten Iſarufer im Rücken angegriffen, wurden ſie abermals geſchlagen und mit noch größerem Verluſte über die Iſar geworfen. Unterdeſſen hatte Carl nicht nur Regensburg am 20. beſetzt, daſelbſt ein franzöſiſches Regiment gefangen genommen und mit dem Corps, das unter Collowrat aus der Oberpfalz heranzog, ſich vereinigt, ſondern auch auf dem rechten Donauufer, durch die Wegnahme der Höhen von Abbach, am 21. eine Stellung bei Eckmühl (einem Dorfe im baierſchen Regenkreiſe, an der Laber), dem Hauptpaſſe von Regensburg, genommen, von wo er, an der Spitze von 4 Armeecorps, unter Roſenberg, Hohenzollern, Collowrat und Johann von Liechtenſtein, den Sieger von Abensberg im Rücken bedrohte, und der Straße nach Donauwerth, das den Beſitz von Baiern entſchied, ſich zu bemächtigen hoffte. Allein Davouſt und Lefebvre hielten ihn am 21. auf, und während Beſſieres am 22. Hillers Rückzug nach dem Inn verfolgte, zog Napoleon ſelbſt mit den Heertheilen unter Lannes, Maſſena, den Würtembergern, und den Cuiraſſierdiviſionen Nansouty und St. Sulpice, von Landshut nach der Donau, gegen den Erzherzog Carl, und griff ihn um 2 Uhr Nachmittags bei Eckmühl an, wo bereits die Baiern und Davouſt im Treffen ſtanden. Raſch nahm jetzt der blutige Kampf eine entſcheidende Wendung. Die Würtemberger im Vordertreffen eroberten das Dorf Burghauſen; hierauf erſtürmte der baierſche General Seidewitz mit 2 baierſchen Reiterregimentern eine öſterreichiſche Batterie, welche die Straße von Landshut

nach Regensburg beſtrich; ſofort umflügelte nun Lannes die Oeſterreicher auf der linken Flanke, während Davouſt, Lefebvre und Montbrün von vorn angriffen; als hierauf die Oeſterreicher in ihrer zweiten Stellung hartnäckig Stand hielten, nahm das Würtembergiſche Fußvolk das Dorf Eckmühl mit Sturm. Dies entſchied. 16 franzöſiſche Reiterregimenter brachen jetzt in die wankenden Linien der Oeſterreicher auf der Ebene hinter Eckmühl ein, und warfen ſieben öſterreichiſche Regimenter in die Flucht. Dadurch ward das feindliche Fußvolk umflügelt und in Unordnung gebracht. Der Erzherzog Carl ſelbſt rettete ſich aus der Mitte eines durchbrochenen Vierecks nur durch ſein ſchnelles Pferd. So wurden 110,000 tapfere öſterreichiſche Krieger, unter einem trefflichen Feldherrn, die auf einem Raume von $3^1/_2$ Meile Länge ſtanden, von 130,000 Mann Franzoſen und Deutſchen, die ſich auf einer Linie von 8 Meilen ausdehnten, von allen Seiten angegriffen, links umflügelt, im Mitteltreffen von Punkt zu Punkt geworfen, und gänzlich geſchlagen. In der Nacht führte der Erzherzog ſeine fliehenden Schaaren auf Schiffbrücken über die Donau, wo er ſie hinter dem ſchlecht befeſtigten Regensburg zu ſeinem Rückzugskampfe aufſtellte. Stürmend verfolgte Napoleon den erfochtenen Sieg. Die franzöſiſchen Cuiraſſierdiviſionen Nanſouty und St. Sülpice warfen beim vierten Angriffe die öſterreichiſche Reiterei, welche Regensburg decken wollte, über die Donau. Noch behaupteten ſechs öſterreichiſche Regimenter die Stadt, während Carl ſein Heer am linken Donauufer auf die Höhen vor Stadt am Hof zog. Endlich ſchoß das franzöſiſch-baieriſche Geſchütz Breſche, ſtürmend drang die franzöſiſche Infanterie unter Lannes in Regensburg ein, und nach blutigem Kampfe in den Straßen wurde Napoleon Meiſter der Stadt. Regensburg, das die Oeſterreicher von dem Dreifaltigkeitsberge beſchoſſen, gerieth in Brand und wurde geplündert, ſo auch das mit Regensburg durch die ſteinerne Brücke verbundene Stadt am Hof, das die Franzoſen in der Nacht zum 24. beſetzten. Die Oeſterreicher hatten auf dem nahen Berge an der Straße nach Böhmen eine Stellung genommen, und ſchoſſen Stadt am Hof in Brand, um ihren Rückzug zu ſichern. Napoleon, den am 23. eine matte Kugel leicht am Fuße geſtreift hatte, erließ am 24. einen Tagsbefehl, in welchem er verkündigte, die Frucht des fünftägigen Feldzugs der drei gewonnenen Schlachten bei Tann, Abensberg und Eckmühl, und der Gefechte bei Freiſing, Landshut und Regensburg, ſeien 100 Kanonen, 40 Fahnen, 50,000 Gefangene, 3 Pontons und 3000 Fuhrwerke; er ſetzte hinzu: „Binnen 4 Wochen ſind wir in Wien.“ Davouſt, Herzog von Auerſtädt, erhielt den Titel eines Fürſten von Eckmühl. An demſelben Tage hob Napoleon in Regensburg den deutſchen Ritterorden in allen Staaten des Rheinbundes auf. — Größer noch waren die ſtrategiſchen Folgen des Kampfes bei Eckmühl und Regensburg. Der öſterreichiſche General Jellachich mußte München räumen, wo der König von Baiern am 25. wieder eintraf. Das öſterreichiſche Hauptheer aber führte der Erzherzog Carl, durch das Corps unter Bellegarde verſtärkt, über Cham und Waldmünchen nach Budweis in Böhmen, worauf er daſſelbe am linken Donauufer, am Fuße des Biſamberges und im Marſchfelde, zu einem glorreichern Kampfe, der ſpäterhin bei Aspern und Wagram Statt fand, wieder aufſtellte. Doch Wien konnte er nicht retten. Denn auf dem kürzern Wege drangen Napoleons Heermaſſen auf dem rechten Donauufer, ohne den Volksaufſtand in Tyrol zu achten, über den Inn, dann nach mehreren blutigen Gefechten, u. a. bei Tittmanig, Salzburg, und vorzüglich bei Ebersberg, wo am 3. Mai Hiller mit 35,000 Mann,

darunter die tapfere Wiener Landwehr, einen hartnäckigen Widerſtand leiſtete, und hierauf bei Krems und Stein auf das linke Donauufer ſich zog, über die Ems nach Oeſterreichs Hauptſtadt vor, die am 12. Mai mit Capitulation genommen wurde. Napoleon nahm am 13. ſein Hauptquartier zu Schönbrunn. Vergebens ſuchte der Erzherzog bei Linz dem franzöſiſchen Heere in den Rücken zu kommen. Die Würtemberger unter Vandamme, und die Sachſen unter Bernadotte, warfen bei Urfar am 17. Mai das Corps von Collowart mit Verluſt über die Donau zurück. Drei Tage nachher unternahm Napoleon ſelbſt den Uebergang über die Donau, was die denkwürdigen Schlachten auf dem Marſchfelde, die bei Aspern oder Eßlingen und die bei Wagram zur Folge hatte, wo Carls Feldherrntalent ſich glorreicher bewährte, als an der Donau bei Regensburg. Hört man den Verf. der Schrift: „Das Heer von Innerösterreich ꝛc.,“ ſo war vorzüglich die perſönliche Uneinigkeit zwiſchen den drei Hauptperſonen des Kriegsminiſteriums, zwiſchen dem F. M. L. Grafen Grünne, dem eigentlichen militäriſchen Ordner, zwiſchen dem techniſch und wiſſenſchaftlich gelehrten Gen. Quartiermeiſter, G. M. Mayer, der aber ſchon im Februar 1809 als Commandant nach Brod verwieſen wurde, und dem Freiherrn von Wimpfen, Generaladjutanten des Erzherzogs Carl (man kennt dieſen Meinungszwiſt aus den Briefen des Fürſten de Ligne, des Grafen Grünne und des Gen. M. Mayer) Schuld an der völligen Abänderung des Mayerſchen Planes der erſten Aufſtellung des Heers, nach welchem es von Böhmen aus vordringen ſollte, ſo wie an der hieraus entſtandenen Unentſchloſſenheit in den erſten Bewegungen, bei dem dadurch verſpäteten wirklichen Ausbruche des Krieges. Ueber den Kriegsplan und die einzelnen Ereigniſſe vergl. man von Valentini's Verſuch einer Geſchichte des Feldzugs von 1809 an der Donau. 1818. K.

Edam, Stadt in Nordholland, etwa 6 Meilen von Amſterdam, an der Zuider-See gelegen, hat gegen 1100 Häuſer und an 3000 Einwohner. Der Handel mit Käſe iſt hier ſehr wichtig (1801 wurden 6,660,631 Pfund gewogen), und da die Edamer Käſe in der ganzen Welt bekannt ſind, ſo wird man einige Angaben hierüber hier an ihrer Stelle finden. Die Haupteintheilung der holländiſchen Käſe iſt in ſüße und ſaure Milchkäſe. Den letztern nennt man Komyne- (Kümmel) Käſe, weil er mit Kümmel und Nägelein gewürzt iſt, auch Kastert. Von beiden Hauptabtheilungen giebt es viele Sorten. Die Edamer Käſe gehören ſämmtlich zu den ſüßen Milchkäſen, und werden nach der Farbe ihrer Rinde in roth- und weißkruſtige getheilt. Es giebt ihrer von 3¼ bis 20 Pfund. Der vorzüglichſte von allen iſt der ſogenannte Präſentkäſe, der alle Vollkommenheiten des beſten Käſes in ſich vereinigen muß. Ein Mittelpreis iſt 20 bis 25 Gulden pr. 100 Pfund. Nach England geht in gewöhnlichen Zeiten eine ungeheure Menge; eben ſo nach Amerika, den Colonien, Spanien. Man rechnet das ganze Käſeerzeugniß in Holland auf 30 Mill. Pfund.

Edda. Wir beſitzen unter dieſem Namen zwei Sammlungen alter isländiſcher Dichtungen, welche, in ſofern ſie von den nach Island gewanderten Norwegern (Normännern) herrühren, germaniſchen Urſprungs, und die Hauptquelle für die nordiſche Götter- und Heldengeſchichte ſind. Die erſte dieſer Sammlungen, welche man die ältere oder Sämundiſche Edda nennt, ſoll von Sämund Sigfuſſon, einem gelehrten isländiſchen Geiſtlichen, nebſt Are Frode, dem älteſten Geſchichtſchreiber des Nordens, welcher von 1056 — 1133 lebte und zu Paris ſtudirt hatte, veranſtaltet worden ſeyn. (Sigfuſſons Leben hat Arne Magnäus vor

dem 1. Theile der Edda ausführlich beſchrieben). Aber ſowohl dies, als daß ihr der allgemeine Name Edda zukomme, iſt geläugnet worden. Sie beſteht aus einer Reihe von Geſängen der Skalden und uralten Sagenliedern, daher die alte Edda (Stammmutter der Poeſie). Dieſe altrythmiſche Edda war ſonſt 400 Jahr in Island verborgen und vergeſſen. Ein Theil derſelben ſcheint für immer verloren gegangen zu ſein. Im J. 1643 entdeckte und rettete der Biſchof Brynjolf Svenſen zu Skalholt einen vorzüglichen und immer noch den beſten Pergamentcodex dieſer alten Dichtungen. Seit dieſer Zeit wurde die Edda eifriger bearbeitet, und beſonders folgende Theile derſelben bekannt gemacht: Vegthamsgnida, Voluſpá (Wahrſagungen), Havamaal (erhabenes Geſpräch), und Runecapitule oder das runiſche Capitel (worin Odin ſich ſeiner Stärke in Zauberliedern rühmt). — Aus dieſen damals noch vollſtändigen Liedern und andern Geſängen iſt (vielleicht 120 Jahre ſpäter) der proſaiſche Auszug gemacht, welcher den Namen der jüngern Edda führt, und dem Snorro Sturleſon, Legmann auf Island um 1200, zugeſchrieben wird. Dieſer Auszug bildet eine Art von Syſtem und Cyclus aus jenen Liedern, welches, ſchon der Zeit wegen, nicht mehr als damals geglaubtes Religionsſyſtem anzuſehen, ſondern, auch der ausdrücklichen Abſicht nach, nur neben ſeiner Sprachlehre und Verskunſt der mythologiſche Theil zu einem Lehrbuche der altnordiſchen Poeſie iſt, obgleich ſie uns wegen der Lücken in den ältern Liedern, aus welchen ſie noch häufige Stellen giebt, auch in dieſer Rückſicht höchſt wichtig iſt. In der Folge iſt das Werk noch umgearbeitet und erweitert worden. Es beſteht ebenfalls aus 3 Theilen, deren erſter dogmatiſch, der zweite erzählend iſt, und der dritte, mit Namen Skalda, in einem alphabetiſchen Auszuge die poetiſchen Redensarten enthält, die in den erſten Theilen vorkommen. — Den isländiſchen Text der Edda hat mit verſchiedenen (aber ſehr fehlerhaften) Ueberſetzungen Reſenius herausgegeben, Havniae 1665. 4. Daher heißt ſie auch die Reſeniſche Edda. Eine däniſche Ueberſetzung hat Nyerup, Copenhagen 1808, geliefert, welcher ſich überhaupt um die Edda große Verdienſte erworben hat. Eine deutſche Ueberſetzung beſitzen wir von Rühs (Berlin 1812). Der erſte Theil der ältern oder Sämundiſchen Edda wurde im Originaltext 1787 von dem magnäiſchen Inſtitute, belebt durch Suhms Eifer, mit einer lateiniſchen Ueberſetzung und Gloſſen, beide hauptſächlich von Gudemund Magnäus gearbeitet, bekannt gemacht. Der zweite Theil iſt bis jetzt noch nicht erſchienen. Bearbeitungen und Ueberſetzungen der früher bekannt gewordenen Theile haben unter den Deutſchen Denis, Schimmelmann, Gräter, Herder und Fr. Majer geliefert. Einzelne, bisher noch ungedruckte, Sagen der Edda haben v. d. Hagen und Grimm im Original und ſpäter auch deutſch herausgegeben. In den Streitigkeiten über die Aechtheit und das Alterthum der ältern Edda, welche bis auf die neuere Zeit fortgeſetzt worden, ſind als Zweifler und Gegner beſonders Adelung, Schlözer und vor kurzem Rühs aufgetreten. Ihnen ſtehen entgegen Müller (über die Aechtheit der Aſalehre und den Werth der Snorriſchen Edda — und über den Urſprung und Verfall der isländiſchen Hiſtoriographie, nebſt einem Anhange über die Nationalität der altnordiſchen Gedichte, letzteres Copenhagen 1815), v. d. Hagen, die Gebrüder Grimm, Docen u. a.; und es ſcheint ſich die Wahrheit auf ihre Seite zu neigen. Denn nicht nur die innere Wahrheit und die eigenthümliche Ausbildung der Eddalehre, ſondern auch geſchichtliche Spuren ſprechen für das Alterthum und die Aechtheit derſelben. Ueber den Zuſammenhang der deutſchen Nibelungen und des Heldenbuchs mit der Edda ſind von den letz-

genannten Schriftſtellern ebenfalls anziehende Unterſuchungen angeſtellt worden.

Edelinck (Gerard), geb. zu Antwerpen 1641, ein Maler und Kupferſtecher, der zwar in ſeiner Vaterſtadt die Elemente ſeiner Kunſt erlernte, in Frankreich aber ſeine Talente dafür völlig entwickelte. König Ludwig XIV. feſſelte dieſen Künſtler durch ſeine Wohlthaten an ſich. Er erhielt den Auftrag, die heilige Familie von Raphael und Alexanders Beſuch bei der Familie des Darius von Le Brun in Kupfer zu ſtechen. Edelinck war in Originalſtücken wie in Copien gleich groß, und nicht weniger glücklich in Porträts, deren er eine große Anzahl von den berühmteſten Perſonen ſeines Zeitalters hinterlaſſen hat; in der Sammlung berühmter Männer von Perrault befinden ſich mehrere davon. Ein vorzüglich reinlicher und dabei glänzender Grabſtichel, große Manier, correcte, leichte Zeichnung, treue Natur und eine unnachahmliche Harmonie in der Ausführung erheben die Werke des berühmten Künſtlers über alle ſeiner Nation. Edelinck ſtarb als ordentlicher Kupferſtecher des Königs und Rath der königl. Malerakademie 1707, in einem Alter von 66 Jahren.

Edelſteine nennt man alle glänzenden, ſehr harten, durchſichtigen Steine, die, am Stahle geſchlagen, Funken geben, und theils farblos ſind, theils mancherlei Farben zeigen. Ihr blendender Glanz und ihre Seltenheit werden ihnen ſtets ihren hohen Werth erhalten. Sie werden meiſtens in ihrer beſtimmten regelmäßigen Geſtalt in der Erde gefunden; nicht ſelten ſchließen ſie auch fremde Körper ein, und man leitet ihre Entſtehung aus der Cryſtalliſation her. Ihre Farben ſcheinen ſie einer metalliſchen Beimiſchung zu verdanken. Sie ſind aus verſchiedenen Grunderden zuſammengeſetzt, und zwar die meiſten aus Kieſel=, Thon= und Kalkerde. Berge und Felſen ſind die Geburtsorte dieſer Steine. Diejenigen, die man in Flüſſen und ebenen Gegenden findet, ſind durch Waſſerfluthen aus den Klüften losgeriſſen und fortgeführt worden. Viele Edelſteine liegen in einer Umkleidung gemeiner Steinart, die Mutterſtein heißt. Man theilt gewöhnlich die Edelſteine in vollkommne oder ganz edle (Gemmae), d. i. durchſichtige, und in Halbedelſteine (Lapides pretiosi) oder halbdurchſichtige ein; indeſſen findet bei dieſer Eintheilung viel Willkührliches Statt. Eben ſo iſt es auch mit der gewöhnlichen Rangordnung, die folgende iſt: Diamant, Rubin, Sapphir, Topas, Smaragd, Amethyſt, Granat, Hyacinth, Beryll, Chryſolith, Carneol, Chalcedon, Achat, Opal, Onyx, Sardonyx, Laſurſtein und Turmalin. Es giebt kein ſicheres Kennzeichen, nach welchem ſich die Rangordnung dieſer Steine beſtimmen ließe; denn ihr Werth beruht auf zufälligen Umſtänden. Sonſt ſetzte man ſämmtliche Edelſteine ins Kieſelgeſchlecht; jetzt hat der härteſte unter allen dieſe Stelle verloren, und ſteht unter den brennlichen Materialien. Sie dienen hauptſächlich zur Pracht. Die Alten verſtanden es noch nicht, ſie zu ſchleifen; ihre Steinſchneider theilten ihnen dadurch einen größern Werth mit, daß ſie künſtliche Figuren darauf eingruben. Griechen und Römer hatten es in dieſer Kunſt zu einer bewundernswürdigen, von den Neuern nicht erreichten, Vollkommenheit gebracht. Die geſchnittenen Steine wurden in Ringe gefaßt und an den Fingern als Schmuck getragen, oder in Pettſchaften zum Siegeln gebraucht, oder man beſetzte auch koſtbare Vaſen damit. Ueber die berühmteſten Sammlungen ſ. d. Art. Daktyliothek. Bei uns werden die meiſten Edelſteine auf mancherlei Weiſe geſchliffen (ſ. d. Art. Diamant), in Ringe und dergl. gefaßt und als Schmuck getragen, oder zur Beſetzung koſtbarer

Doſen ꝛc. gebraucht. Auch giebt es bei uns mehrere Künſtler, die den Alten im Eingraben der Figuren nacheifern. Die ſchönſten und köſtlichſten Edelſteine kommen aus Oſtindien; doch übertrifft der böhmiſche Granat den orientaliſchen an Härte und Schönheit. Außerdem findet man dieſe Steine auch in andern Ländern Aſiens, in Amerika (beſonders Braſilien), in vielen europäiſchen Ländern und in Deutſchland. In unſern Zeiten verſteht man auch die Kunſt, künſtliche Edelſteine zu verfertigen, die an Glanz und Farbe den natürlichen ſo gleichen, daß Kenneraugen erfodert werden, um die Täuſchung zu entdecken. Es werden dazu metalliſche Glasarten angewendet, welche ſich im Fluſſe mit andern erdigen und ſalzigen Gläſern vermiſchen, und ihnen, ihrer verſchiedenen Natur nach, verſchiedene Farben mittheilen. Die Grundlage dieſer künſtlichen Edelſteine muß ein reines, durchſichtiges, hartes Cryſtallglas ſein, wozu auch Bleikalk kommt, der das Glas noch dichter, aber auch leichtflüſſiger macht. Je härter dieſe Steine, je lebhafter und reiner ihre Farbe, und je gleichförmiger die ganze Maſſe iſt, woraus ſie beſtehen, deſto ſchöner ſind ſie. Die Feile, der keiner dieſer künſtlichen Edelſteine widerſteht, zeigt bald ihren Urſprung. Auch ſind die ächten Edelſteine ſchwerer.

Edgeworth von Firmont (Heinr. Eſſex), der Beichtvater Ludwigs XVI., war 1745 in Irland in dem Flecken Edgeworth = Town geboren. Sein Vater war proteſtantiſcher Geiſtlicher, nahm aber mit ſeiner Familie den katholiſchen Glauben an, und zog nach Frankreich. Heinrich ſtudirte zuerſt unter den Jeſuiten zu Toulouſe, und dann auf der Sorbonne in Paris. Durch ſeine Frömmigkeit und ſeinen vortrefflichen Charakter erwarb er ſich bald ſo großes Vertrauen, daß die Schweſter Ludwigs XVI., die Prinzeſſin Eliſabeth, ihn zu ihrem Beichtvater erwählte. Die Revolution brach aus; die entſetzlichſten Frevel mehrten ſich mit jedem Tage; ſie näherten ſich ihrem Gipfel durch die Verhaftung und Einkerkerung des Königs und ſeiner ganzen Familie. Eliſabeth war im Gefängniß der tröſtende Engel ihres Bruders, und durch ſie erhielt Ludwig die erſte Nachricht von Firmont, der damals unter dem Namen Eſſex in Choiſy verborgen lebte. Als dem Könige ſein Todesurtheil bekannt gemacht wurde, bat er unter andern um einen Aufſchub von 3 Tagen, um ſich auf ſeine Erſcheinung vor Gott zu bereiten, und um die Erlaubniß des ungehinderten Umgangs mit einem Geiſtlichen, den er näher bezeichnen wollte. Dieſer Geiſtliche war Firmont. Der Convent bewilligte dieſen Umgang, ſchlug aber den Aufſchub ab. Firmont entledigte ſich ſeines Geſchäfts mit der tiefſten Ergebenheit. Er erbot ſich ſelbſt, den König auf den Richtplatz zu begleiten. Es geſchah. Edgeworth ſtieg mit auf das Blutgerüſt; Ludwig entkleidete ſich ſelbſt. Die Büttel warfen ihn unter die Guillotine. Da ſagte Edgeworth die erhabenen Worte: Sohn des heiligen Ludwig, ſteige zum Himmel empor! und das Beil fiel. Unter unendlichen Gefahren gelang es Firmont endlich, Frankreich zu verlaſſen. Er kam 1796 in England an. Pitt bot ihm im Namen des Königs einen anſehnlichen Jahrgehalt an; er lehnte ihn aber ab, weil er die Laſten nicht vermehren wolle, welche die brittiſche Regierung mit ſo vieler Güte bereits zu Gunſten der franzöſiſchen Ausgewanderten auf ſich genommen habe. Bald folgte Edgeworth Ludwig XVIII. nach Blankenburg im Braunſchweigiſchen, und von da nach Mietau. Sein edler Charakter hatte ſich auch unverkennbar in ſeinem Aeußern ausgedrückt. Folgender merkwürdige Zug beweiſt dies in einem hohen Grade. Sein König ſchickte ihn an den ruſſiſchen Hof, um dem Kaiſer Paul den Orden des

heiligen Geiſtes zu überbringen; und dieſer Monarch wurde bei dem Anblick von Firmonts ehrwürdigem Weſen dergeſtalt ergriffen, daß er ſich vor ihm auf die Knie warf und um ſeinen Segen bat. Wie Edgeworth ſein Leben Unglücklichen mit evangeliſcher Liebe gewidmet hatte, ſo ſollte er es auch im Dienſte der Menſchheit verlieren. 1807 ward eine Menge franzöſiſcher Kriegsgefangenen nach Mietau gebracht, wo Edgeworth bei Ludwig XVIII. lebte. Unter ihnen herrſchte ein anſteckendes Fieber, das die fürchterlichſten Verwüſtungen anrichtete. Firmont, hievon nicht zurückgeſcheucht, wurde ihr treueſter und unermüdlicher Verpfleger; er achtete keine Gefahr, aber ſie ereilte ihn auch. Von der Seuche angeſteckt, ſtarb er am 22. Mai 1807. Die Herzogin von Angouleme verpflegte ihn in ſeiner Krankheit, und Ludwig XVIII. verfaßte ſelbſt ſeine Grabſchrift. Im vierten Hefte der „Zeitgenoſſen" findet man eine umſtändliche Biographie dieſes edeln Mannes.

Edict, eine landesherrliche Verordnung, ein Landesbefehl. Edictalcitation (Citatio edictalis, oder Edictales) heißt eine an öffentlichen Oertern, auch mehrentheils in dreier Herren Ländern angeſchlagene und in die Zeitungen eingerückte Ladung vor Gericht. Eine ſolche Ladung kann, ihrer Natur nach, nur von Seiten eines Gerichts oder einer öffentlichen Behörde geſchehen.

Edict von Nantes, ſ. **Hugonotten**.

Edinburgh, Hauptſtadt Schottlands, liegt in der zu Südſchottland gehörigen Grafſchaft Edinburgh oder Mid-Lothian, unweit des Meerbuſens von Forth, in einer wohlangebauten Gegend. Edinburgh hat ſich im letzten Jahrh. ſehr bedeutend vergrößert; die Hafenſtadt Leith eingeſchloſſen, mit welcher es ein faſt zuſammenhängendes Ganze bildet, ſteigt die Zahl ſeiner Einwohner jetzt auf 103,000, da es hingegen 1687 deren nur 20,000 zählte. Das eigentliche Edinburgh beſteht aus der Alt- und Neuſtadt, und iſt eine der ſchönſten und häßlichſten Städte zugleich. Nämlich die Altſtadt hat altmodiſche und ſchlecht gebaute Häuſer und enge winklige Straßen; die erſtern liegen auf und an einer Anhöhe, über und unter einander, und einige derſelben haben, von einer Straße aus geſehen, zehn Stockwerke, während ſie von der andern nur zwei oder drei zählen. Eine tiefe Kluft, welche den Namen North-Loch führt, trennt die Altſtadt von der Anhöhe, auf welcher die Neuſtadt liegt. Die Verbindung zwiſchen dieſen getrennten Theilen Edinburghs wird durch zwei Brücken, die Nord- und Südbrücke, bewirkt. Erſtere, ein Meiſterſtück der Baukunſt, iſt 310 Fuß lang, und beſteht aus drei kühnen Bogen, von 68 Fuß Höhe, welche, beſonders wenn man ſie von unten betrachtet, eine höchſt maleriſche Wirkung hervorbringen, und ſowohl durch ihre Leichtigkeit als durch ihr ſchönes Verhältniß gefallen. Die zweite Brücke geht über die in der Vertiefung ſtehenden Häuſer hinweg, und gewährt das ſonderbare Schauſpiel, das man von ihr auf die in der Straße Wandelnden hinabſehen kann. Gänzlich von der Altſtadt verſchieden iſt die Neuſtadt, die ſich mit den ſchönſten Städten in Europa meſſen kann. Hier durchſchneiden ſich die 3 bis 4000 Fuß langen und über 100 Fuß breiten, mit ſchönen, aus Quaderſteinen erbaueten, Häuſern beſetzten Straßen in rechten Winkeln. Zwei große Plätze, St. Andrew's-Square und Charlotte-Square, verſchönern dieſen Theil Edinburghs, der jedoch ein geringeres Gewühl von Menſchen zeigt, als die Altſtadt. In dieſer iſt der alte Palaſt der ſchottiſchen Könige, Holyrood-Houſe genannt, ein großes altmodiſches Gebäude, welches ein regelmäßiges Viereck bildet, und deſſen Fronte auf beiden Ecken mit zwei hohen Thürmen geziert iſt. Im

Innern zeigt man den mit einer Reihe von Bildniſſen der ſchottiſchen Könige behangenen großen Saal und die Zimmer, welche die Königin Maria Stuart bewohnte, und die noch ganz in ihrer damaligen Geſtalt erhalten ſind. Man zeigt das Cabinet, in welchem die Königin mit ihrem Günſtling Rizzio ſaß, als die Verſchwornen hineindrangen. Auf dem Fußboden des Vorſaals ſieht man noch einige Blutstropfen, welche die Stelle bezeichnen, wo Rizzio von den Verſchwornen umgebracht wurde. In neuern Zeiten diente dieſer Palaſt eine Zeit lang der vertriebenen franzöſiſchen Königsfamilie zum Wohnſitze. Auf einem ſteilen Felſen, dem höchſten Theile der Erhöhung, worauf die Altſtadt gebaut iſt, erhebt ſich das mit Kanonen beſetzte Caſtell. Es hat nichts Anziehendes als ſeine Lage, welche eine Ausſicht auf die labyrinthiſchen Gaſſen der Altſtadt, auf die Neuſtadt, die Umgebungen der Stadt, das Meer und die Gebirgskette des Hochlandes gewährt. Zu den ſchönſten Gebäuden der Altſtadt gehören: das neue Univerſitätsgebäude, welches 1789 zu bauen angefangen worden, aber bis jetzt kaum zur Hälfte vollendet iſt; die mit einem Aufwande von 75,000 Pfund Sterling erbaute Bank, das Parlamentshaus und die Börſe. In der Neuſtadt zeichnet ſich vorzüglich das 1774 erbauete prächtige Regiſter-Office oder General-Archiv von Schottland aus. Unter andern zeigt man darin die Original-Urkunde der Vereinigung Englands und Schottlands, von der Königin Anna unterſchrieben. Auf dem Caltonhill, einem Hügel bei der Neuſtadt, iſt die Sternwarte und Nelſon's Denkmal, eine 100 Fuß hohe Säule, in deren Innerm eine Wendeltreppe bis zur Spitze hinauf führt, und in deren hohem Fußgeſtell Zimmer angebracht ſind. Unter den milden Anſtalten Edinburghs ſteht das große Hoſpital, von einem patriotiſchen Goldſchmiede, George Heriot, 1650 geſtiftet, oben an; auch Watſon's und Gilleſpie's Hoſpital und das Waiſenhaus zeichnen ſich aus. An der Spitze der gelehrten Anſtalten ſteht die Univerſität, von Jacob VI. 1681 geſtiftet. Gegen 1700 Studirende befinden ſich auf derſelben. Am berühmteſten iſt von jeher die medieiniſche Facultät geweſen, die noch jetzt die talentvollſten Männer von Schottland, einen Duncan, Brewſter, Thomſon, Gordon ꝛc., zu ihren Mitgliedern zählt. Die Bibliothek der Univerſität enthält über 50,000 Bände. Einen anſehnlichen Zuwachs hat ſie durch den Ankauf der dem verſtorbenen Prof. Reimarus in Hamburg angehörigen Sammlung mediciniſcher Diſſertationen erhalten. Bedeutender noch als die Univerſitätsbibliothek iſt die ſogenannte Advocaten-Bibliothek, für welche einer der ſchönſten Säle des Parlamentshauſes eingerichtet worden iſt. Es giebt mehrere gelehrte Geſellſchaften in Edinburgh, unter welchen ſich vorzüglich die royal Society durch ihre gründlichen Abhandlungen bemerkbar gemacht hat. Auch ward hier eine Geſellſchaft für Naturgeſchichte unter dem Namen der Wernerſchen geſtiftet. Als Vorbereitungsſchule für die Univerſität dient die ſehr berühmte High-School (hohe Schule). Edinburgh hat große Kerzengießereien u. Seifenſiedereien, ſehr wichtige Whisky-(Branntwein)-Brennereien, Stärkefabriken, Strumpfwirkereien, Stecknadel- und Knopffabriken. Man verfertigt ſchöne Kutſchen, Uhren, Blech- und Meſſingwaaren, und treibt, über Leith, einen ſtarken Handel, zu deſſen Beförderung drei öffentliche und neun Privatbanken, mehrere Aſſecuranzgeſellſchaften und eine Börſe dienen. Die ſchon erwähnte Hafenſtadt, wohin der Leith-Walk, eine ſchöne, breite, mit hübſchen Häuſern und Gärten beſetzte Straße führt, iſt eng und ſchmutzig, und hat 15,000 Einwohner, Schiffswerfte, Schiffsdocken, Glashütten, welche Flaſchen und Gläſer liefern, die ſelbſt den engliſchen vorgezogen werden, bedeutende Seifenſiedereien und große

Magazine der Edinburgher. Merkwürdig ſind noch die in der Umgegend von Edinburgh vereinzelt und ſteil zu einer großen Höhe heranſteigenden Felſenmaſſen, von denen mehrere eine Höhe von 1000 Fuß haben. Sie ſind baſaltartig, und haben zum Theil eine prismatiſche Form. Es erſcheinen in Edinburgh, das mit London den Beſitz des engliſchen Buchhandels theilt, viele größere encyclopädiſche Werke und berühmte Zeitſchriften. Von jenen nennen wir hier die Encyclopedia Britannica, die in 20 Quartbänden jetzt in der 6. Aufl. erſchienen iſt. Zu dieſer Encyclopädie erſcheinen, für die Beſitzer aller Auflagen, ſechs Supplementbände in 12 Theilen, die von Napier redigirt werden. Ferner, ein anderes ähnliches Werk, unter dem Titel: Edinburgh Encyclopaedia, von Brewſter herausgegeben. Von den Zeitſchriften führen wir an das in der ganzen civiliſirten Welt berühmte literariſche Oppoſitions-Journal, the Edinburgh Review, von welchem an 12,000 Exempl. abgeſetzt werden, (ſ. Engliſche Literatur, in der neuen Folge d. W.) the new Edinburgh Review, Blackwood's Magazine, Edinburgh Magazine, u. ſ. w.

Eduard, der Name mehrer Könige Englands, z. B. Eduard der Alte, Eduard der Bekenner u. ſ. w. (S. Großbritannien.)

Eduard III., König von England, Enkel Eduards I., geb. zu Windſor 1312, kam 1327 auf den Thron, und ſtarb 1377. Er war einer der größten Könige Englands. Es gelang ihm bald, die während ſeiner Minderjährigkeit verloren gegangene Lehnsherrſchaft über Schottland wieder zu erobern. Nach dem Tode des kinderloſen Königs von Frankreich, Carl IV., ſuchte er 1339 die Anſprüche, welche er durch ſeine Mutter Iſabelle, Carls Schweſter, auf dieſes Reich hatte, gegen den König Philipp VI., aus dem Hauſe Valois, geltend zu machen. Die gewaltige Schlacht bei Creci, in der ehemaligen Picardie (1346), entſchied für die Engländer. Eine Folge derſelben war auch die Eroberung von Calais (1347), welches die Engländer ſeitdem 210 Jahre hindurch beſaßen. Nach Philipps Tode (1350) wurde der Krieg gegen deſſen Sohn, König Johann, fortgeſetzt, der (1356) bei Poitiers gegen den Prinzen von Wales, Eduard, eine Schlacht und mit ihr die Freiheit verlor. Er wurde als Gefangener nach England geführt, und nicht eher losgelaſſen, als bis er (1360) im Frieden zu Bretigny den Engländern verſchiedene franzöſiſche Provinzen mit der völligen Oberherrſchaft abtrat. Eduard III. nahm nun den Titel: König von Frankreich, an, den ſeine Nachfolger erſt in den neueſten Zeiten (7. Nov. 1800) wieder aufgegeben haben. Von dieſen Eroberungen ging unter Johanns Nachfolger, Carl V., ſchon vieles noch bei Eduards Leben, das Uebrige aber, bis auf Calais und Bordeaux, unter ſeinem Nachfolger, Richard II., wieder verloren. Eduard ſtarb in dem ſchmerzhaften Gefühle, die glänzenden Thaten ſeiner Jugend durch das Unglück ſeines Alters verdunkelt ſehen zu müſſen, welches auch dadurch vermehrt wurde, daß er ſeinen heldenmüthigen Sohn, den Prinzen von Wales, Eduard (ſ. d. f. Art.) 1376 vor ſich ſterben ſehen mußte. England verdankte Eduard III. ſehr viel. Seine Gerechtigkeitsliebe, ſein Eifer, den Handel emporzubringen, die Rechte der Nation zu befeſtigen, zeichnen ihn vornehmlich aus, und höchſtens könnte man ihm eine zuweilen übertriebene Strenge und den Ehrgeiz, auch König von Frankreich werden zu wollen, zum Vorwurf machen. Seine Unternehmungen koſteten zwar England viel, aber er ſicherte ihm reichliche Entſchädigungen im Handel. Er weckte den Gewerbfleiß der Engländer, und gab treffliche Geſetze zur Belebung des Handels. Um die Tuchwebereien zu befördern,

zog er Weber, Färber und Walker aus Flandern nach England. Eduard ſtiftete (1349) den Ritter-Orden vom blauen Hoſenbande, einen der älteſten und angeſehenſten Orden in Europa.

Eduard, Prinz von Wales und erſter Herzog von Cornwall (ſ. Carl), bekannter unter dem Namen der ſchwarze Prinz, Sohn König Eduards III., derſelbe, deſſen wir oben im Leben ſeines Vaters erwähnten. 1362 empfing er von ſeinem Vater die Belehnung über die Grafſchaft Poitou und die Fürſtenthümer Aquitanien und Gascogne, und vermählte ſich mit Johanna, Tochter Eduards Plantagenet, Grafen von Kent. Kurz darauf (1363) ſuchte Peter der Grauſame, als er von ſeinem natürlichen Bruder, Heinrich, aus Caſtilien vertrieben worden war, Schutz und Hülfe bei Eduard, der ſich in Guienne befand, und der Prinz verſprach ihm, gegen Abtretung von Biscaya, ihn wieder auf den Thron zu ſetzen, ging auch mit einem bedeutenden Heer über die Pyrenäen, ſchlug Heinrich bei Navarette, und ſetzte ſeinen Freund Peter wieder ein, ward von dieſem aber mit Undank belohnt, und erhielt nichts; denn während dieſes Zuges hatte der Krieg zwiſchen England und Frankreich ſich erneuert, Eduard mußte nach Guienne zurück, und ungeachtet eines verzehrenden Fiebers ließ er ſich in einer Sänfte zur Belagerung von Limoges tragen. Der Platz wurde genommen, und der Sieger ließ, außer der franzöſiſchen Beſatzung, gegen 300 Einwohner über die Klinge ſpringen. Um ſich von dieſer Anſtrengung zu erholen, ging er nach England; fiel aber in eine Entkräftung, die ihn im 46. Jahre ſeines Alters (1376) zu Weſtminſter hinraffte. Es iſt bemerkenswerth, daß von ſeinem Todestage an die Engländer eine Beſitzung nach der andern in Frankreich verloren. Man weiß nicht, ob Eduard von dem Schrecken, das er unter ſeinen Feinden verbreitete, oder von der Farbe ſeiner Rüſtung den Beinamen des ſchwarzen Prinzen erhalten hat.

Eduard (Carl), Enkel Jacobs II., Königs von England, Sohn von Jacob Eduard und Clementine, Tochter des Prinzen Sobiesky, bekannt unter dem Namen des Prätendenten, war 1720 zu Rom geboren. Bei ſeiner Geburt wurden in Rom die Kanonen der Engelsburg gelöſet, denn ſein Vater war der Päpſte Clemens XI. und Innocenz III. geſchätzter Freund. Als dem letzten Sprößling aus dem königlichen Hauſe Stuart ward ihm von der Wiege an jenes Streben eingehaucht, das ihn mit einer Bruſt voll Muth und kühner Entwürfe ſchon im 22. Jahre ſeines Lebens forttrieb, um den Thron ſeiner Väter wieder zu erringen. Unterſtützt von dem römiſchen Hofe, begab er ſich 1742, als ſpaniſcher Courier verkleidet, von Rom nach Paris, und es gelang ihm, Ludwig XV. für ſeine Abſicht zu gewinnen. Schon ſollten zu Dünkirchen 15,000 Mann nach England eingeſchifft werden, als der engliſche Admiral Norris die franzöſiſche Flotte, noch bevor ſie in See gegangen war, zerſtörte. Dies benahm dem franzöſiſchen Hofe die Luſt zu einer zweiten Unternehmung; alle Bitten Eduards waren vergebens, und jetzt beſchloß er, durch eigene Kraft ſich zu erwerben, wozu man ihm die Mittel verſagte. Mit erborgtem Gelde und ſieben vertrauten Offizieren landete er, wie ein fahrender Ritter, am 27. Jun. 1745 an der nordweſtlichen Küſte von Schottland, auf einem Schiffe von 18 Kanonen, welches für 1500 Mann Gewehre mitbrachte. Der Verſuch gelang über alle Erwartung, und er fand bei den mißvergnügten Großen in Schottland, die mit den ihnen unterthänigen Bergſchotten auf ſeine Seite traten, ſo viel Anhang, daß er bald an der Spitze eines kleinen Heers ſtand. Er rückte mit dieſem vor, ſchlug die von Edinburgh aus ihm entgegen gegangenen Engländer, er-

oberte die wichtige Stadt Perth, ließ ſich daſelbſt feierlich zum Regenten von England, Schottland und Irland ausrufen, nahm auch Edinburgh (19. Sept. 1745), wo er nochmals als Regent ausgerufen wurde, und ſich mit Miniſtern und Generalen umgab. Frankreich ſchickte ihm neue Unterſtützungen. Am 21. Sept. 1745 ſchlug er bei Preſton Pans ein Corps Engländer von 4000 Mann, und machte große Beute. Die Gefangenen entließ er. Jetzt war ſein Corps 7000 Mann ſtark: mit dieſem rückte er weiter vor, und berennte (am 26. Nov.) Carliſle, das nach 3 Tagen ſich ergab und ihm viel Waffen lieferte. Nun ließ er ſeinen Vater zum König und ſich ſelbſt als Regenten von England ausrufen, verlegte ſein Hauptquartier nach Mancheſter, und ſah ſich bald nur noch 20 Meilen von London, wo viele Freunde ſeiner harrten. Die ſchnellen Fortſchritte dieſes anfangs verachteten Feindes ließen die engliſche Regierung ſchlimme Folgen befürchten, und es wurde ein Theil der in Deutſchland ſtehenden Truppen zurückgerufen. Mangel an Unterſtützung, Uneinigkeit und Eiferſucht unter den Anhängern des Hauſes Stuart, einige begangene Fehler und die Uebermacht der Engländer nöthigten den Prinzen Eduard, ſich im Anfange des J. 1746 zurückzuziehen. Der Sieg bei Falkirk (23. Jan. 1746) war ſein letzter. Er wagte endlich gegen den Herzog von Cumberland das Treffen bei Culloden (27. Apr. 1746), in welchem ſein Heer geſchlagen und gänzlich zerſtreut wurde. Der kaum errungene Thron war wieder verloren, und der Prinz unglücklicher als zuvor; er irrte lange in den Wildniſſen von Schottland umher, oft ohne Brot, oder einen Trunk, denn 30,000 Pfund Sterling hatte man in London auf ſeinen Kopf geſetzt, und wem ſollte er ſich vertrauen? Endlich fand ihn ſein Vertrauteſter, Onell, ein ſchottiſcher Edelmann; in einem Kahne retteten ſie ſich von Inſel zu Inſel, von Höhle zu Höhle, unter tauſend Gefahren, entdeckt zu werden; denn jeder Winkel wurde unaufhörlich nach ihm durchſucht. So traf er bei Lochnarach eine der drei franzöſiſchen Fregatten, die man zu ſeiner Rettung abgeſendet hatte. Am 29. Sept. 1746, nach fünf ſchrecklichen Monaten ſeit dem Tage von Culloden, ſegelte er von Schottland ab, und kam, von Allem entblößt, zu Noſeau bei Morlaix in Bretagne an. Prinz Eduard erhielt nun, durch die Verwendung der Marquiſe von Pampadour, eine jährliche Penſion von 200,000 Livres auf ſeine Lebenszeit, und auch von Spanien eine Rente von 12,000 Dublonen. Dieſer kleine Strahl von Gunſt belebte ihn zu neuen Hoffnungen. Die Idee, noch einmal auf dem Throne von Großbritannien zu ſitzen, wollte er nicht aufgeben, und er nahm es ſehr empfindlich auf, daß der König von Frankreich mit England Friede machte, bevor er wieder König geworden. Als ihm geſagt wurde, daß ſeine Entfernung aus den franzöſiſchen Staaten ein Friedensartikel ſei, verleitete ihn ſeine Erbitterung hierüber zu den größten Ausſchweifungen, ſo daß er endlich unter Begleitung nach der italieniſchen Grenze gebracht werden mußte. Nun ging er zu ſeinem Vater, Jacob III., nach Rom; aber auch ſein Verhältniß zum römiſchen Hofe änderte ſich nach ſeines Vaters Tode (1. Jan. 1766). Seine oft lächerlichen Foderungen, die er unter dem Namen eines Grafen von Albany wegen der Etiquette machte, zogen ihm unaufhörliche Verdrießlichkeiten zu. Er ging nach Florenz, bis Pius VI. ihn bei Verluſt der Penſion, die er bezog, nach Rom zurückrief. Um ſein Geſchlecht nicht ausſterben zu laſſen, vermählte er ſich noch in ſeinem 52. Jahre (17. Apr. 1772) mit einer Prinzeſſin von Stolberg-Gedern. Aber ſein unfreundliches Weſen führte 1780 eine Trennung herbei. (Vergl. Alfieri's Denkwürdigkeiten). Eduard ergriff das ge-

wöhnliche unſelige Rettungsmittel der Unglücklichen, die mit der Welt zerfallen ſind, er ergab ſich dem Weine. So ſtarb er am 31. Jan. 1788 zu Rom, im 68. Jahre ſeines Lebens. Drei Jahre vorher hatte er ſeine natürliche Tochter aus Frankreich zu ſich kommen laſſen, ſie legitimirt und als Gräfin von Albany aus königlicher Machtvollkommenheit zu ſeiner rechtmäßigen Erbin erklärt. Sein Leichnam wurde nach Frascati gebracht und königlich begraben. Scepter, Krone, Degen, die engliſchen und ſchottiſchen Orden ſchmückten ſeinen Sarg, und ſein einziger damals noch lebender Bruder, der Cardinal von York, hielt „dem verſtorbenen König Carl" das Todtenamt. Dieſer Cardinal von York erhielt von England ſeit 1799 eine jährliche Penſion von 4000 Pfd. St., und ſtarb zu Frascati den 13. Jul. 1807. Vier Jahrhunderte lang hatten die Stuarte in Schottland und 85 Jahre in England geherrſcht.

Effecten-Handel, ſ. Staats-Papiere.

Effendi (wörtlich, Herr), ein Ehrentitel bei den Türken, den ſich die Staats- und Civilbeamten, oft auch andere Staatsperſonen beilegen, und der gewöhnlich mit dem Namen ihres Amtes in Verbindung ausgeſprochen wird. So heißt z. B. der kaiſerl. erſte Leibarzt Hekim-Effendi, der Prieſter im Serail Iman-Effendi u. ſ. w. Der Merkwürdigſte dieſes Namens iſt aber der Reis-Effendi oder Reichskanzler, der zugleich Miniſter der auswärtigen Staatsangelegenheiten iſt, und mit den Geſandten und Dolmetſchern der fremden Völker unterhandelt.

Egede (Hans), geb. 1686 in Dänemark, 1707 Prediger zu Wogen in Norwegen, berühmt als der Apoſtel der Grönländer. Die ihm zugekommenen dunkeln Nachrichten, daß das Chriſtenthum ſchon früher in Grönland verbreitet geweſen, aber durch den Mangel an Lehrern wieder untergegangen ſei, machen das ganze Mitleid ſeiner edlen Seele rege. Vergeblich bemüht er ſich, beſtimmtere Nachrichten einzuziehen. Er erhält entweder gar keine, oder nur die ſehr niederſchlagende, daß das öſtliche Grönland durch Treibeis unzugänglich und das ſüdliche von wilden Menſchen bewohnt ſei. Dadurch ſteigt ſein Mitleid bis zur höchſten Angſt, die ihn nicht mehr ruhen und ſchlafen läßt. Er entſchließt ſich, Alles aufzubieten, um ſelbſt nach Grönland zu kommen, und deſſen Einwohnern das Evangelium zu predigen. Aber dieſem Entſchluſſe ſtellen ſich faſt unüberſteigliche Hinderniſſe entgegen, denn Egede hat Frau und Kind, einen geringen Dienſt, kein Vermögen, die Kaufleute in Bergen mögen keine Speculation nach Grönland wagen, die Regierung weiſet ſeine Bitte um Schiffe, Geld und Mannſchaft ab, weil ſie in Krieg mit Schweden verwickelt ſei; die Biſchöfe von Bergen und Drontheim loben ſeinen edeln Entſchluß, können ihm aber nicht helfen. Seine Frau, von gleichen Geſinnungen beſeelt, ſtärkt ſeinen zuweilen wankenden Glauben. Die bergiſchen und andere Kaufleute werden der Sache geneigter. Egede bringt eine Collecte von 10,000 Rthlr. zuſammen, legt ſein Amt nieder, erhält, nach abgeſchloſſenem Frieden mit Schweden, von der däniſchen Regierung den Titel eines königl. Miſſionärs für Grönland mit 300 Rthlr. Gehalt, und drei Schiffe, eins, um dort zu bleiben, eins, um die Nachricht von ſeiner Ankunft zurückzubringen, und eins, um auf den Wallfiſchfang zu gehen. Die Regierung ermuntert die bergiſchen Kaufleute, eine grönländiſche Handelsgeſellſchaft zu errichten. Am 21. Mai 1721 geht Egede mit 46 Perſonen, als ihr Oberhaupt, an Bord. Der Wallfiſchfänger ſcheitert; die beiden andern Schiffe erreichen Grönland, aber eine 12 Meilen lange Strecke von Treibeis ſcheint die Landung unmöglich zu machen. Endlich gelingt ſie am 4. Jun. Der Anblick des Landes iſt ſo kläglich, daß er jeden An-

dern von dem Gedanken an eine Niederlaſſung abgeſchreckt haben würde, nur nicht den Glaubenshelden Egede. Es wird ein Haus gebaut, und zum Hafen der Hoffnung genannt. Aber dem eigentlichen Endzwecke, der Bekehrung der Grönländer, ſetzen ſich noch größere und faſt unüberwindliche Schwierigkeiten entgegen: die Furcht der Grönländer vor den Fremdlingen, ihre traurige Armuth, welche die ſelbſt armen Gäſte im Hafen der Hoffnung mit nichts unterſtützen kann, ihre völlige Begriffsloſigkeit, der feindſelige Einfluß ihrer Zauberer, die unendliche Schwierigkeit, ihre Sprache zu erlernen, die zum Theil aus unnachahmlichen Tönen beſteht, deren verſchiedene Bedeutung durch eben ſo unnachahmliche Gebehrden beſtimmt wird. Die ganze Mannſchaft, des endloſen Kampfes mit aller Art von Elend müde, verlangt mit Ungeſtüm, nach Dänemark zurückzugehen. Egede ſelbſt entſchließt ſich dazu; aber der felſenfeſte Glaube ſeiner Frau beſtimmt Alle zu bleiben, und mit ihr zuverſichtlich auf ein Schiff mit der nöthigen Unterſtützung aus Dänemark zu hoffen. Und nicht vergeblich! Am 27. Jun. kam ein Boot mit der Nachricht, daß zwei Schiffe aus Dänemark mit allerlei Bedarf und Briefen angekommen ſeien, welche die Verſicherung der thätigſten Unterſtützung enthielten. Indeſſen hatte Egede ſeinen Sohn Paul bibliſche Geſchichten malen laſſen, ob den Grönländern vielleicht ein Begriff beizubringen, oder doch ihre Wißbegierde zu erwecken wäre. Da dies nicht gelang, quartierte er ſich mit ſeinen beiden Söhnen bei den Grönländern ſelbſt ein, um ihre Sprache zu lernen. Sorgfältig zeichnete er alle Worte auf, deren Sinn er errieth; that oft mit Lebensgefahr weite Reiſen, um die entferntern Grönländer aufzuſuchen, ihr Vertrauen zu gewinnen, (welches ihm durch tauſend Wohlthaten in einem hohen Grade gelang), oder auch, um neue Handelsvortheile für die Krone aufzuſuchen, welche fortfuhr, ihm jährlich ein Schiff zu ſchicken. Was ihm nicht gelang, das gelang ſeinen Söhnen, beſonders dem Paul, das Grönländiſche zu erlernen. Er ließ ihn hierauf 4 Jahre in Copenhagen die Gottesgelahrtheit ſtudieren, zum Prediger einweihen und ſich zum Nachfolger in Grönland geben. Funfzehn Jahre hatte Egede, der Vater, in Grönland unter unausſprechlichen Mühſeligkeiten zugebracht, und kehrte 1736 nach Copenhagen zurück, um neue Vorſchläge zur Unterſtützung der grönländiſchen Chriſtengemeinde zu thun. Die Regierung ernannte ihn zum Oberaufſeher der grönländiſchen Miſſionen, und beſtätigte ſeinen Sohn Paul im Amte eines dortigen Miſſionärs. Als das Alter ihn zu ſeinen ehrwürdigen Verrichtungen unfähig machte, zog er ſich auf die Inſel Falſter zurück, und ſtarb daſelbſt 1758. Seine Schriften ſind däniſch geſchrieben und auch ins Deutſche überſetzt. Sie beſchäftigen ſich mit der Naturgeſchichte Grönlands und ſeinen dortigen Bemühungen, Erfahrungen und Schickſalen. Der ſchon erwähnte Paul Egede war geboren 1708. Vom 12. Jahre an war er Gehülfe ſeines Vaters, kam 1723 nach Copenhagen, und brachte einige Grönländer mit, um ſie in verſchiedenen Handwerken unterrichten zu laſſen; aber ſie ſtarben ſämmtlich an den Blattern. Ungeachtet ſeiner großen Neigung zum Seedienſt, fügte er ſich doch dem Willen des Vaters, ſtudierte die Gottesgelahrtheit, und erhielt, wie oben geſagt wurde, die Predigerweihe und das Miſſionsamt in Grönland. 1734 ging er zu dieſer Beſtimmung ab, führte neue Coloniſten mit ſich, und blieb bis 1740 daſelbſt. In dieſem Jahre kehrte er nach Copenhagen zurück, erhielt die Stelle eines Caplans am Hoſpital zum heil. Geiſt und den Auftrag, noch ferner für die grönländiſche Miſſion zu ſorgen. Um ihn noch beſſer für ſeine langen Arbeiten zu belohnen, wurde ihm das Directo-

rium am Hoſpital der Waiſenkinder und eine Stelle im Rathe der Miſſionen gegeben. Im folgenden Jahre ernannte ihn der König zum Biſchof von Grönland. Er ſtarb 1780. Man hat von ihm Nachrichten über Grönland, als Auszug eines von 1721—1788 gehaltenen Tagebuchs; däniſch zu Copenhagen 1789. 12. Ferner ein Dictionarium groenlandicum; ebendaſelbſt 1754; eine Grammatica groenlandica; eine Ueberſetzung des Evangeliums, der 5 Bücher Moſis, mehrer däniſcher Gebete und Liturgien, und der Nachfolge Chriſti von Thomas a Kempis, ins Grönländiſche. S. G—r.

Egeria, der Name einer Nymphe, welche bei den Römern in göttlichem Anſehen ſtand, und mit welcher der König Numa in einer geheimen Verbindung zu ſtehen, und von welcher er die Geſetze, die er den Römern gab, zu erhalten behauptete. Nach einigen ſoll Egeria des Numa Gemahlin geweſen ſein.

Eginhard (Einard), Secretär des Kaiſers Carl des Großen, dann ſein Schwiegerſohn und Oberaufſeher der kaiſerlichen Häuſer. Nach dem Tode des Kaiſers trennte er ſich von ſeiner Gemahlin, betrachtete ſie ferner nur als ſeine Schweſter, trat in den Benedictiner-Möncbsorden und wurde der erſte Abt des Kloſters Seligenſtadt, im Darmſtädtiſchen, wo er 839 ſtarb. Er hatte ſich durch ſein Genie und ſeine außerordentlichen Fortſchritte in den Wiſſenſchaften, Carls des Großen, an deſſen Hofe er erzogen wurde, Zutrauen und Liebe erworben, und in ſeinem Herzen ſich ſo ſehr befeſtigt, daß Carl ſich leicht entſchloß, ſeine Tochter Emma oder Imma ihm zur Gemahlin zu geben. Daß dieſe dem ſchönen Deutſchen einſt eine nächtliche Zuſammenkunft in ihrer Wohnung gab, daß während der gefeierten Schäferſtunde ein tiefer Schnee gefallen war, und Emma, um den Geliebten zu retten, auf ihren Schultern ihn über den Schloßhof trug, der früher erwachte Kaiſer aber die romantiſche Gruppe gewahr wurde, und, ſtatt zu ſtrafen, das zärtliche Paar verband, iſt eine bekannte Erzählung, deren Aechtheit jedoch ſtark bezweifelt worden iſt. Eginhard iſt der älteſte deutſche Geſchichtſchreiber, und wir haben von ihm ein ausführliches, gut geſchriebenes Leben Carls des Großen, welches 1711 in 4. von Schmink, mit Erläuterungen und einer Biographie verſehen, herausgegeben worden iſt. Eginhards Annalen von Frankreich von 741 bis 829 ſind ebenfalls 1711 in 4. zu Utrecht erſchienen. Auch hat man von ihm noch wichtige Briefe für die Geſchichte ſeines Zeitalters, die zu Frankfurt 1714 Fol. herausgegeben worden. Man ſchreibt ihm ſogar einen Plan zu, nach welchem das deutſche Meer mit dem mittelländiſchen und ſchwarzen durch 2 Canäle verbunden werden ſollte, von denen der eine die Verbindung zwiſchen der Moſel und Saone hergeſtellt, der andere aber einen Weg von dem Rheine nach der Donau geöffnet haben würde.

Egmont (Lamoral, Graf von), den Göthe für die Kunſt, wie das Schickſal für die Geſchichte verewigt hat, ward geb. 1522 in einer vornehmen holländiſchen Familie. Er widmete ſich den Waffen, und erwarb ſich unter Carl V., dem er 1544 nach Afrika folgte, großen Ruhm. Als General der Cavallerie unter Philipp II. zeichnete er ſich in den Schlachten von Saint Quentin (1557) und Gravelines (1558) vorzüglich aus. Als aber Philipp nach Spanien abgereiſet war, um die Strafgeſetze und die Inquiſition wieder herzuſtellen, nahm Egmont an den Unruhen, die in den Niederlanden ſich erhoben, Antheil, bemühte ſich jedoch dabei, die Statthalterin der Provinzen und die wider ſie verſchworenen Edeln zum Frieden und zur Mäßigung zu bewegen. Er ſchwur ſogar in die Hände dieſer Prinzeſſin, „daß er die römiſch-katholiſche Religion unter-

ſtützen, die Heiligthumsſchänder züchtigen und die Ketzer ausrotten wolle.“ Doch ſeine Verbindung mit dem Prinzen von Oranien und den vornehmſten Anhängern deſſelben machte ihn dem Hofe von Aranjuez verdächtig. Er und der edle Philipp von Montmorency, Graf Horn, wurden die Opfer des Fanatismus und Haſſes. Beide ließ der Herzog von Alba, den Philipp II. nach den Niederlanden geſchickt hatte, um die Aufrührer zu bezähmen, zu Brüſſel hinrichten. Dies geſchah am 5. Juni 1563, in Egmonts 46. Jahre. Er ſtarb mit dem Muthe, der den Helden bezeichnet. Der franzöſiſche Geſandte meldete dies Ereigniß ſeinem Hofe mit den Worten: „ich habe dies Haupt fallen ſehen, das zweimal Frankreich zittern machte!“ Egmont hatte vorher an Philipp II. geſchrieben: „daß er nie etwas gegen die katholiſche Religion unternommen und nie ſeine Pflichten als guter Unterthan verletzt habe;“ aber man achtete nicht darauf. Man wollte ein ſchreckendes Beiſpiel geben, und was man eigentlich dabei wollte, das drückt ſich in Philipps II. eigenen Worten hierüber aus: „er habe dieſe beiden Köpfe fallen laſſen, weil ein Paar ſolche Lachsköpfe mehr werth ſeien, als mehrere Tauſende von Fröſchen.“ Des unglücklichen Egmonts Nachkommenſchaft erloſch in Procopius Franz, Graf von Egmont, der General der Cavallerie des Königs von Spanien und Brigadier der Armeen des Königs von Frankreich war, und kinderlos zu Fraga in Arragonien (1707) im 38. Jahre ſtarb. Der bekannte Maximilian von Egmont, Graf von Büren, General en Chef Kaiſers Carl V., war von einer andern Linie, und zeichnete ſich in den Kriegen gegen Franz I. aus.

Egoismus. Die Natur hat einem jeden Menſchen die Selbſtliebe eingepflanzt. Dieſer zufolge betrachtet er die Dinge in Beziehung auf ſich, in wiefern ſie ihm angenehme oder unangenehme Empfindungen machen, ihm nützlich oder ſchädlich ſind. Dieſe verabſcheuet und meidet, jene hingegen liebt und ſucht er. Aber aus Selbſtliebe wird öfters Selbſtſucht (Egoismus), wo die herrſchende Begierde das Verlangen nach Befriedigung perſönlicher Bedürfniſſe iſt, wobei die Pflichten gegen Andere und ihr Wohl nicht mehr berückſichtigt werden. Der grobe, ſinnliche oder thieriſche Egoismus hat die Befriedigung thieriſcher Bedürfniſſe zum Zweck, und iſt verabſcheuungswerth, er mag nun offenbar oder unter dem Scheine der Beſcheidenheit verborgen ſein, weil er die Perſon tief erniedrigt; der feinere betrachtet die höchſten Gegenſtände der Menſchheit als Genußmittel. Kant unterſcheidet einen logiſchen, äſthetiſchen und praktiſchen. Der logiſche Egoiſt, ſagt er, hält es für unnöthig, ſein Urtheil auch im Verſtande Anderer zu prüfen. Er zeigt ſich in Eigenſinn und Paradoxienſucht. Der äſthetiſche Egoiſt begnügt ſich mit ſeinem Geſchmacke, wie ſehr auch die Critik ihn rechtmäßig tadle. Der moraliſche Egoiſt endlich iſt der, welcher alle Zwecke auf ſich einſchränkt, der keinen Nutzen ſieht, als in dem, was ihm nützt, (der Egoismus zeigt ſich alſo auch im Eigennutz, in der Herrſchſucht ꝛc.), auch wohl, als Eudämoniſt, blos im Nutzen und in der eigenen Glückſeligkeit den oberſten Beſtimmungsgrund ſeines Willens findet. Weil nun ein jeder andere Menſch ſich auch andere Begriffe von dem macht, was er zu ſeiner Glückſeligkeit rechnet, ſo iſt es gerade der Egoism, der es ſo weit bringt, gar keinen Probirſtein des ächten Pflichtbegriffs zu haben, welcher doch durchaus ein allgemein geltendes Princip ſein muß. Dem Egoismus kann nur die Denkungsart entgegengeſetzt werden, ſich nicht als die ganze Welt in ſeinem Selbſt befaſſend, ſondern als einen bloßen Weltbürger zu betrachten und zu erhalten. Kant nannte dies den Pluralismus, doch kann es faſt als Einwendung gelten, wenn er

nachher bemerkt, daß die Sprache der Souveräne zum Volk in unſern Tagen gewöhnlich pluraliſtiſch ſei, z. B. Wir, von Gottes Gnaden.

Ehe (matrimonium). Die höhere und moraliſche Anſicht der Ehe iſt die, daß ſie die lebenslängliche Verbindung zweier Perſonen verſchiedenen Geſchlechts unter dem Schutze des Staates iſt, und in ihrer Vollkommenheit auf Liebe (ſ. d. Art.) beruht. In letzterer Hinſicht iſt die einfache Ehe (Monogamie) die würdigſte Form, obgleich nicht rechtlich nothwendig, eben ſo wenig als die vielfache (Polygamie) an ſich widerrechtlich iſt. Ferner kann ſie auch nur freiwillig, mithin durch Vertrag (pactum matrimoniale) geſchloſſen werden. Sie unterſcheidet ſich aber von einem bloßen Vertragsverhältniſſe dadurch, daß ſie außer der zu letzterm nothwendigen Einwilligung noch manches nothwendig vorausſetzt, was nicht von dem Willen der Perſonen abhängt, und daß die Foderungen derſelben an einander nicht auf gleiche Art, wie bei einem gewöhnlichen Vertrage, geltend gemacht werden können. Die Foderungen der Liebe laſſen ſich nicht erzwingen, oder der Menſch müßte ſich zum Thier erniedrigen, welches durch Geſetze zu ſanctioniren unter der Würde des Staats wäre. Daher wird dieſes Verhältniß billig durch Religion geheiligt, und in ſeiner überſinnlichen Würde der Kirche und dem Gewiſſen unterworfen; und nur was die äußere That betrifft, werden rechtliche Beſtimmungen und Veranſtaltungen feſtgeſetzt, um die Ausſchweifungen der Bürger zu hemmen und das heilige Recht der Perſonen zu bewahren; obgleich zugegeben iſt, daß die Ehe und ihre Geſetze in beſondern Staaten immer von der Verſchiedenheit der Bildung und dem Einfluſſe der Natur, z. B. des Clima's, abhängig ſind. Da die Liebe die Grundlage der ſittlichen Ehen iſt, welche der Staat vorausſetzt, ſo erkennt er auch alle ſittliche Foderungen dieſer Neigung als Verbindlichkeiten und Rechte der Ehegatten an, und ſetzt ſie als Zwecke der letztern voraus. Dazu gehört namentlich die natürliche und zwar ausſchließende Befriedigung des Geſchlechtstriebes und die innige Freundſchaft der Ehegatten, welche die gegenſeitige Unterſtützung, Ernährung und Pflege in ſich ſchließt, worin auch die allgemeine Gütergemeinſchaft und das Erbrecht der Ehegatten natürlich gegründet iſt, nur daß in erſterer Hinſicht dem Manne, wie bei allen übrigen gemeinſchaftlichen Angelegenheiten, die Leitung zukommt, unbeſchadet des Rechts der Frau, den Staat zur Beſchützung und Vertheidigung ihrer perſönlichen und dinglichen Rechte aufzufodern. Bei getrennten Gütern iſt der Mann zur Ernährung des Weibes und zur Erhaltung der Oeconomie verbunden, wogegen ihm der Nießbrauch an den Gütern der Frau zuſtehen muß. Von verſchiedenen Seiten haben, Hippel (ſ. d. Art.), Thieß, Ehrenberg und Ewald die Ehe beleuchtet und dargeſtellt. Betrachten wir nun die poſitiven Anſichten von der Ehe. Bei den Catholiſchen iſt die Ehe, zufolge der Satzungen des tridentiniſchen Concils, das ſiebente Sacrament, allein die Proteſtanten haben dieſen Lehrſatz verworfen, und die napoleoniſche Geſetzgebung ging von dem Grundſatze aus, „daß der Geſetzgeber die Ehe nur in rechtlicher und in politiſcher Hinſicht zu betrachten habe," und ſtellte nur, ohne eine Definition von der Ehe zu geben, einige Regeln darüber auf. Nach dem proteſtantiſchen Eherechte werden die Eheſachen zu den Kirchenſachen gerechnet und ſind der kirchlichen Gerichtsbarkeit unterworfen. Das franzöſiſche Geſetz hatte hierin ganz andere Grundſätze angenommen, und die Geiſtlichkeit ihres Einfluſſes auf den Ehevertrag entſetzt. Es ergaben ſich daher zwiſchen ihr und den proteſtantiſchen und catholiſchen Eherechten Deutſchlands und anderer Staaten weſentliche Verſchiedenheiten. Bei Proteſtanten und Catholiken wird die Ehe gültig geſchloſſen nach vor-

herigem dreimaligen Aufgebot in den Kirchen, durch die prieſterliche Trauung. Nach dem Cod. N. geſchah das Aufgebot zu zweimalen vor dem Gemeindehauſe des Wohnorts bei der Municipalität und öffentlich; vor dieſer ward die Ehe, jedoch nicht vor dem dritten Tage nach dem zweiten Aufgebote, geſchloſſen, und die prieſterliche Einſegnung blieb den Anſichten der Vermählten überlaſſen. Zur Gültigkeit der Eheverlöbniſſe iſt, nach übereinſtimmenden Rechten der Proteſtanten und Catholiken, die Einwilligung der Aeltern und Vormünder erfoderlich, und ein deren ermangelndes Eheverſprechen (ſogenanntes Winkelverlöbniß) kann von den Eltern oder Vormündern angefochten werden, doch muß die Anfechtung aus Gründen geſchehen, ſonſt wird die Einwilligung von den Behörden ſupplirt. Nach dem Cod. N. durfte kein Sohn vor dem 25., keine Tochter vor dem 21. Jahre ohne Einwilligung der Aeltern oder Vormünder oder des Familienrathes heirathen, nach dieſen Jahren waren die Kinder nur verbunden, den Rath ihrer Aeltern ehrerbietig zu erbitten. Außerdem kannte der Cod. N. als Ehehinderniß 1) die Impubertät in der Maße, daß der Mann nicht vor dem 18., das Weib nicht vor dem 15. Jahre heirathen ſollte; 2) die nahe Verwandtſchaft in der Maße, daß die Ehe in gerader Linie zwiſchen allen Aſcendenten und Deſcendenten, ſie ſeien ehelich oder unehelich, ſo wie unter Verſchwägerten derſelben Linie, desgleichen in der Seitenlinie unter Geſchwiſtern, ehelich oder unehelich, und Verſchwägerten deſſelben Grades, ſo wie unter Oheim und Nichte, Baſe und Neffen verboten war. Hingegen die außerdem bei den Proteſtanten und Catholiken angenommenen Hinderniſſe, als vorhergegangener Ehebruch, Verſchiedenheit der Religion, entferntere Blutsverwandtſchaft und Schwägerſchaft, ſo wie die bei den Catholiken allein geltenden Hinderniſſe, als das Keuſchheitsgelübde, geiſtliche Verwandtſchaft ꝛc. waren im Cod. N. nicht gültig. Auffallender noch waren die Verſchiedenheiten rückſichtlich der Eheſcheidung und des Ehebruchs. Zu gänzlicher Eheſcheidung ſind nach proteſtantiſchen Eherechten die Urſachen: 1) Ehebruch für beide Theile (nach dem catholiſchen Eherecht aber blos zur beſtändigen Scheidung von Tiſch und Bett), nach Cod. N. in der Regel blos für den Ehemann, und nur dann für die Ehefrau, wenn der Ehemann ſich den Ehebruch in dem Hauſe erlaubt hat, welches beide Ehegatten bewohnen. 2) Die bösliche Verlaſſung. 3) Die bösliche Verweigerung der ehelichen Pflicht. Von beiden ſchweigt der Cod. N. bei Aufzählung der beſtimmten Urſachen gänzlicher Scheidung, und ſind die Urſachen dieſes Schweigens über den 3. Punkt in den Discuſſionen zu ſuchen, da wir ſie hier nicht geben können. 4) Grauſame Behandlung und Lebensnachſtellungen. Dieſen fügt der Cod. N. noch grobe Injurien bei. Streitige Scheidungsurſachen bei den Proteſtanten ſind: a) Impotenz, b) beſtändige Krankheit und Raſerei, c) unverſöhnlicher Haß, d) lebenswierige Gefängnißſtrafe. Der Cod. N. aber ſetzte ausdrücklich als Eheſcheidungsurſachen feſt: a) Verurtheilung eines Gatten zu entehrender Strafe, und ließ durch den bürgerlichen Tod die Ehe von Rechtswegen aufheben, und b) die wechſelſeitige Einwilligung der Ehegatten, unter beſondern Einſchränkungen: 1) Der Mann muß über 26, die Frau über 21, aber noch nicht 45 Jahre alt ſein. 2) Die Ehe muß über 2 Jahre gedauert haben. 3) Die Eltern müſſen darein willigen. 4) Sie müſſen ihre civilrechtlichen Verhältniſſe wegen Sonderung der Güter, Erziehung der Kinder ꝛc. bereits geordnet haben. 5) Sie müſſen auf dem gemeinſchaftlichen Geſuche nach Verfluß eines Jahres beharren, und es darf auch keines derſelben binnen 3 Jahren nach ausgeſprochener Eheſcheidung ſich wiederum verheirathen. In mehreren

deutſchen proteſtantiſchen Ländern hat man ſchon ſeit längerer Zeit den Weg einſchlagen können, daß beide Gatten ſich mit Bittſchriften an den Fürſten gewendet haben, welcher ſodann, kraft landesherrlicher Macht, ohne weiteres, oder nach vorgängiger Unterſuchung, die Scheidung verfügt. In neuern Zeiten iſt in Frankreich die napoleoniſche Geſetzgebung über die Ehe wieder abgeſchafft, ſo daß z. B. keine förmliche Eheſcheidung weiter Statt findet, ſondern blos Trennung von Tiſch und Bett.

Ehebruch, Verletzung ehelicher Treue und Pflicht überhaupt, aber vorzugsweiſe durch Beiſchlaf mit einer andern Perſon. Er wird nach verſchiedenen Geſetzen verſchieden beſtimmt und beſtraft. Nach römiſchem Rechte durfte der Ehemann das ehebrecheriſche Paar, der Vater die Tochter ſammt dem Ehebrecher, auf der That ertappt, tödten; moraliſcher Ehebruch iſt, wenn ein Ehegatte den Platz in ſeinem Herzen, welcher dem Gatten gebührt, einer fremden Perſon einräumt, ſogar in den Momenten, wo Natur und Pflicht die innigſte Harmonie der Seelen erheiſchen, nach den Worten der Schrift: wer ein Weib anſieht, ihr zu begehren ꝛc. Ein Beiſpiel des vollendeten moraliſchen Ehebruchs ſtellt Göthe in ſeinen Wahlverwandtſchaften auf, als Eduard und Charlotte ſich in jener Unglücksnacht mit falſcher Zärtlichkeit täuſchen; und daß dergleichen in der Welt nicht ſelten vorkomme, beweiſet die bemerkbare Einmiſchung beſtimmter Geſichtsähnlichkeit in die Nachkommenſchaft unſträflich wandelnder, aber wohl ſträflich denkender Eheleute. Siehe die treffliche Schrift von R. M. von Goens-Cuningham über moraliſchen Ehebruch ꝛc. Leipz. 1811, bei Kummer, 8.

Ehepacten, die bei Schließung der Ehe zu Beſtimmung der Vermögensverhältniſſe, ſowohl während der Ehe, als auf den Todesfall, abgeſchloſſenen Verträge. Die poſitiven Geſetze unterwerfen ſie großen Beſchränkungen. Sonſt auch Ehezärter, Eheberedung genannt.

Eheſcheidung (divortium). Da die Ehe, ihrem Weſen nach, auf Liebe, ihrer Erſcheinung nach noch auf einem Vertrage beruht, ſo kann ſie zwar niemals auf beſtimmte Zeit abgeſchloſſen werden, und iſt mithin, ihrer Idee nach, ein erſt mit dem Tode zu endigendes Geſchlechtsverhältniß. Da aber in der Wirklichkeit weder die Neigung derer, die in ein ſolches Verhältniß zu treten erklären, immer wahrhaft feſt iſt, noch auch durch Zwang realiſirt werden kann, indem die äußere Geſchlechtsgemeinſchaft ohne die innere und ohne die Liebe unſittlich iſt: ſo können auch Umſtände und Handlungen der Ehegatten, welche dieſen Foderungen und mithin dem Zwecke der Ehe widerſprechen, Gründe zur Trennung derſelben werden. Man nennt ſie Eheſcheidungsurſachen. Das Weitere hierüber ſehe man im Art. **Ehe**. Uebrigens iſt es angemeſſen, daß auch bei der Trennung der Ehe die Kirche mitwirke, und daß, wie bei ihrer Eingehung, gewiſſe Formalitäten Statt finden.

Eheverlöbniß, ſ. **Sponſalien**.

Ehre iſt die perſönliche Würde, die wir beſitzen, in ſo fern ſie von uns ſelbſt oder von andern anerkannt wird. Hierauf beruht der Unterſchied der innern (moraliſchen) und äußern Ehre. Auf jene bezieht ſich der Ausdruck: Ehre im Leibe haben, auf dieſe der Ausdruck: in Ehren ſtehen, oder halten; ferner Ehrerbietung, d. i. die Hochachtung, welche mit äußerer Ehrenbezeigung verbunden iſt, ein beſcheidenes Unterordnen unter Höhere. Ehrfurcht eine tiefe Hochachtung mit Erkenntniß der Abhängigkeit und Unterwürfigkeit, ſo wie mit Entfernung eines Betragens verbunden, welches um die Gunſt und den Beifall des Höhern bringen kann. Oft aber werden dieſe Ausdrücke blos als Worte gebraucht. Das mehr oder minder lebhafte Bewußtſein deſſen, was

man ſeiner Ehre ſchuldig iſt, heißt Ehrgefühl, das gemäßigte und natürliche Streben nach Ehre, Ehrliebe, das zu lebhafte oder leidenſchaftliche Streben aber, Ehrgeiz und Ehrſucht. Uebrigens iſt die äußere Ehre, welche von der innern ausgehen ſollte, wiederum die bürgerliche Ehre überhaupt, welche jedem zukommt, dem man nichts Geſetzwidriges vorwerfen darf, oder die Amts= und Standesehre insbeſondere, die auf dem Beſitz des Standes und Amtes beruht, in ſofern man ſich deſſen würdig bezeigt. So beſteht z. B. die Ehre des Kriegers in der Tapferkeit, die Ehre des Kaufmanns im Credit u. ſ. w., und wer dieſe Eigenſchaften einer Perſon, die vermöge Standes oder Amtes ſie beſitzen ſoll, widerrechtlich abſpricht, und ihr die hierauf ſich beziehende Ehre nicht bezeigt, begeht eine Injurie (ſ. d. Art.). Mit der bürgerlichen Ehre aber iſt die Ehrlichkeit genau verwandt, welchen Ausdruck der Sprachgebrauch auf ſtrenge Rechtlichkeit in Beziehung auf fremdes Eigenthum beſchränkt hat, weil dieſes das erſte iſt, was man im bürgerlichen Verkehr von jedem Menſchen verlangen, wenn auch nicht immer erwarten darf. Doch ſagt das Rechtsſprichwort: quilibet praesumitur bonus, donec probetur contrarium (man muß jeden äußerlich für einen ehrlichen Mann halten, bis das Gegentheil erwieſen iſt), weil Ehrlichkeit eine Tugend iſt, durch welche man das Zutrauen der Menſchen erwirbt, die Abſprechung derſelben aber durch Thatſachen vor Gericht gerechtfertigt werden muß, indem ſie leicht jenes nothwendigen Zutrauens beraubt, und den Bürger der Geſetze unwerth und ſtrafbar erklärt; daher läßt man auch die Verſicherung gelten, wobei man ſich auf ſeine Ehrlichkeit beruft, und ſie gleichſam zum Unterpfande giebt. Sie gehört zur Rechtſchaffenheit und ſchließt Wahrhaftigkeit und Treue verbunden in ſich; eigennütziger Betrug und Treuloſigkeit ſind ihr daher entgegengeſetzt. Wer (vorzüglich die bürgerliche) Ehre nicht beſitzt, wird ehrlos genannt. Ehrloſigkeit iſt durch ſchändliche Handlungen aller Art, beſonders auch durch grobe Verbrechen, welche mit entehrenden Strafen belegt werden, entſtandene Beraubung der öffentlichen Achtung, auf die ſonſt jeder von Rechtswegen Anſpruch machen kann. (S. Infamie.) Die mit gewiſſen Gewerben verbundene Ehrloſigkeit iſt ein Reſt der Barbarei voriger Zeiten, und neuerdings hier und da abgeſchafft worden. Die Merkmale der äußern Ehre ſind Ehrenzeichen und Ehrenſtellen. Unter Ehrenämtern verſteht man ſolche Ehrenſtellen, die mit keiner oder nur geringer Beſoldung verknüpft ſind. Ehrentitel ſind dagegen blos Zeichen von Ehrenämtern, vermöge welcher Jemand gar nichts von Amts wegen zu thun hat, ſondern blos einen gewiſſen Rang in der bürgerlichen Geſellſchaft genießt. Ehrenſachen ſind Angelegenheiten, inſonderheit von ſtreitiger Art, bei welchen man in Gefahr iſt, an ſeiner äußern Ehre zu leiden. Da ſolche Ehrenſachen oft zu blutigen Händeln (Duellen oder Zweikämpfen) Anlaß geben, ſo hat man ſie hin und wieder durch beſondere Ehrengerichte beizulegen geſucht (an einigen Orten z. B. in der Lauſitz, in Schleſien, giebt es dergleichen, welche aus hohen Adeligen beſtehen [auch die Ehrentafel genannt], welche über alle die Ehre des Adels betreffenden Angelegenheiteu entſcheiden müſſen). Allein der ſogenannte Ehrenpunkt, oder das point d'honneur, wollte es anfänglich nicht leiden, daß ſolche Sachen gerichtlich entſchieden würden, weil der Stand der ſtreitenden Parteien in ſolchen Dingen fodere, daß jeder mit eigener Kraft und eigenem Muthe ſeine Anſprüche durchſetze, oder ſich Genugthuung verſchaffe (vergl. Duell). Unter Ehrenſchulden verſteht man gewöhnlich Spielſchulden, weil dieſe nicht ausgeklagt werden können, mithin blos die Ehre zu deren Bezahlung, ver=

pflichtet. Ehrenſold (Honorar) nennt man die Vergütung die ein Lehrer von ſeinen Schülern für Vorleſungen, ein Schriftſteller vom Verleger, ein Arzt von den Kranken oder deren Anverwandten für ſeine Bemühung erhält, die eigentlich nicht nach Gelde geſchätzt werden kann, und daher mehr um der Ehre, als um der Beſoldung willen unternommen werden ſollte. Ehrengeſchenk und Ehrengabe iſt dasjenige, was an manchen Orten vorzüglich durchreiſenden fürſtlichen Perſonen aus achtungsvoller Huldigung dargeboten wird, z. B. Früchte, Kuchen, Wein ꝛc., daher der Ausdruck Ehrenwein. Unendlich ſind die Arten der Ehrenbezeigungen, daher die Ausdrücke Ehrenfeſt, Ehrentag, Ehrenſchmaus, Ehrengelag, Ehrentrunk, Ehrentanz, Ehrenſäule, Ehrentempel, Ehrenpforte u. ſ. w.; Ehrendamen und Ehrencavalière ſind höhere Dienerinnen und Diener an den fürſtlichen Höfen. Unter der Hausehre verſteht man im komiſchen Style die Hausfrau, weil ſie dem Hauſe Ehre machen ſoll. D.

Ehrenbreitſtein, eine wichtige Bergfeſtung auf einem Felſen diesſeit des Rheins, Koblenz gegenüber, im ehemaligen Erzſtifte Trier. Die Franzoſen hielten ſie von 1798 bis 1799, während der Friedensunterhandlungen, völkerrechtswidrig eingeſchloſſen, worauf ſie ſich endlich den 29. Januar, aus Mangel an Lebensmitteln, ergeben mußte und 1801 geſprengt wurde. Unten am Felſen, bei dem Städtchen Thal-Ehrenbreitſtein, iſt das churfürſtliche Reſidenzſchloß, welches aber bei der Belagerung der Feſtung größtentheils zerſtört worden iſt. 1802 wurde die geſprengte Feſtung, das Städtchen und dazu gehörige Amt dem Fürſten von Naſſau-Weilburg als Entſchädigung zugetheilt, und nachdem dieſer durch einen, in Folge des wiener Congreſſes 1815 geſchloſſenen Vertrag dieſe Beſitzungen an Preußen abgetreten, gehören ſie zu dem preußiſchen Großherzogthum Niederrhein (Provinz Cleve-Berg.) Die Feſtung iſt jetzt wieder hergeſtellt worden.

Ehrenlegion (légion d'honneur) ſ. Buonaparte und Frankreich.

Eſthland oder Statthalterſchaft Reval, der nördliche Theil der ruſſiſchen Provinz Liefland, hat auf 487 Q. M. 224,000 E. und bei vielem Sandboden dennoch ergiebigen Getreidebau, Hanf, Flachs, Rindvieh, Pferde ꝛc. Reval iſt die Hauptſtadt. Die Eſthen, eine finniſche Völkerſchaft, gehörten ſchon in den alten Zeiten zu der ruſſiſchen Monarchie, und führten den Namen Tſchuden. In der Folge ſuchten ſie ſich dieſer Oberherrſchaft zu entziehen; und ſeit 1385, wo das Land dem deutſchen Orden verkauft wurde, machte es einen Theil des liefländiſchen Staates aus, mit welchem es, nachdem es 100 Jahre unter Schweden geſtanden hatte, wieder unter Rußland kam, und unter Catharina II. den Namen der revalſchen Statthalterſchaft erhielt, 1797 aber wieder als Gouvernement Eſthland hergeſtellt wurde. Ueber die unglückliche Lage der Leibeigenen in Lief- und Eſthland iſt, ſeitdem Merkel (in ſeinem Buche: Die Letten) und Petri (in ſeinem Werke: Die Eſthen) die Sache zur Sprache brachten, ſehr viel geſchrieben worden. Uebrigens haben die Eſthen meiſtentheils ſchlechte Wohnungen, ſind rauh und abgehärtet, und bekennen ſich zum chriſtlichen Glauben. Durch den Kaiſer Alexander ſind in den neueſten Zeiten viele Verfügungen getroffen, vermöge welcher das Schickſal des Bauernſtandes in Eſth- und Liefland ſehr erleichtert und die Leibeigenſchaft gewiſſermaßen aufgehoben worden iſt.

Ei. Vögel, Amphibien, Fiſche, Inſecten und Würmer legen Eier, und zwar die Vögel ohne alle Ausnahme. Die Eier der Fiſche nennt man Laich oder Rogen. In ihnen liegt der Keim zu dem jungen Thiere,

ſie haben daher Aehnlichkeit mit den Samenkörnern der Gewächſe. Auch in dieſen liegt der Keim zur jungen Pflanze, und erwartet Feuchtigkeit und Wärme, um zur Entwickelung zu gelangen. Ein großer Theil der Subſtanz, welche das Samenkorn ausmacht, dient dem Keime zur erſten Nahrung; eben ſo mit dem Eie, welches überdies noch die nöthige Feuchtigkeit bei ſich hat, und alſo zur Entwickelung nur Wärme von Außen braucht. Das Vogelei beſteht 1) aus der Eierſchale. Unmittelbar unter dieſer harten, poröſen Bedeckung liegt dicht eingeſchloſſen 2) das Eihäutchen, ebenfalls etwas porös. Nun folgt 3) das Eiweiß, in welchem endlich 4) der Eidotter ſchwimmt, womit noch der ſogenannte Hahnentritt bei befruchteten Eien verbunden iſt. Am Dotter erblickt man eine kleine linſenförmige Narbe, in deren Mitte ſich ein kleines eirundes, aſchgraues Säckchen befindet. Dies iſt die Stelle, wo ſich das junge Thier entwickelt. Die äußere Geſtalt der Eier iſt bei den Vögeln meiſtentheils mehr oder weniger länglich rund. Verſchieden iſt ſie bei andern eierlegenden Thieren. Unter den Amphibien haben z. B. die Crocodille kegelförmige Eier. Bei den Eiern der Vögel iſt die mannichfaltige Schattirung der Farben bewundernswürdig, und doch ſchränken ſich die Hauptfarben meiſtens nur auf weiß, bläulich und grünlich ein. Die Flecken, Punkte oder Striche, womit viele gezeichnet ſind, ſpielen in unzähligen Abſtufungen aus dem Rothen in das Graue, Aſchfarbene ꝛc. Die Eier der Vögel, beſonders der Hühner, ſind eine wohlſchmeckende und nahrhafte Speiſe. Unter den Amphibien liefern die Schildkröten eßbare Eier. Der Rogen der Fiſche wird ebenfalls gegeſſen, und der Caviar beſteht ganz aus Fiſcheiern. Das Eiweiß der Hühnereier dient zu Umſchlägen in Augenkrankheiten. In den Apotheken und in den Küchen bedient man ſich deſſelben außerdem zum Abklären gewiſſer Pflanzenſäfte, der Molken, des Zuckers ꝛc. Das bloße Eiweiß giebt einen glänzenden Firniß zum Ueberziehen mancher Kunſtwerke, inſonderheit der Gemälde und Spielcharten. Mit geriebenem, friſch gebrannten Kalk, mit Ziegelmehl, Thon, Mehl und andern Stoffen, nach Beſchaffenheit der Umſtände vermiſcht, giebt es einen ſehr feſten Kitt. Um die Eier länger unverdorben zu erhalten, muß man ſie vor dem Zutritt der Luft bewahren. Man überſtreicht ſie daher mit Firniß oder Oel, ſetzt ſie frei auf dem ſpitzigen Ende auf eine durchlöcherte Bank, oder ſchichtet ſie, welches noch beſſer iſt, auf dem ſpitzigen Ende geſtellt, in ſehr trockene Holzaſche, in Häckerling ꝛc., in Kiſten und Fäſſern ein, und ſetzt ſie an einen trockenen, im Winter vor ſtrenger Kälte geſchützten, doch nicht zu warmen Ort. S. auch **Eierſtock**.

Eichen, vergleichen, gleich machen; Maßen und Gewichten die gehörige Größe und Schwere geben. Scheffel, Viertel, Fäſſer, Ellen, Wagen ꝛc. eichen. Dieſes Eichen verrichten dazu beſtimmte Perſonen, welche das zu eichende Maß oder Gewicht mit dem von der Obrigkeit feſtgeſetzten und angenommenen (welches auch das Eichmaß genannt wird) vergleichen, es demſelben gleich machen, und als demſelben gleich mit einem darauf gebrannten Stempel oder andern Zeichen bezeichnen. Ein Fiſchergarn eichen heißt, die Maſchen deſſelben mit dem Strickſpan meſſen, ob ſie etwa zu klein ſind, ſo daß ſich die junge Brut darin fangen kann, was nicht geſchehen darf. Die Schiffe eichen, beſtimmen, wie viel ſie halten.

Eichſtädt (Aichſtädt), die Hauptſtadt des baierſchen Regenkreiſes an der Altmühl, mit 6000 Einwohnern, war urſprünglich ein vom heil. Wilibald um das Jahr 740 in einem Eichwalde des Nordgaus angelegtes Kloſter, dann der Sitz eines gefürſteten, vom heil. Bonifacius im 8. Jahrh. geſtifteten Biſthums im fränkiſchen Kreiſe, das auf 22 QM.

etwa 58,000 cathol. Einw. zählte, 1802 aber ſeculariſirt, und als ein Fürſtenthum an Baiern, dann an den Großherzog von Toscana, damaligen Churfürſten von Salzburg, endlich im Preßburger Frieden 1805 wieder an Baiern abgetreten, und von dieſem 1810 zu dem jetzigen Regenkreiſe gezogen wurde. Gegenwärtig iſt Eichſtädt die Reſidenz des geweſenen franz. Vicekönigs von Italien, Eugen Beauharnois (S. Eugen B., Herz. von Leuchtenberg), der 1817, nach Verzichtleiſtung auf das durch den wiener Congreß ihm in Italien zugeſicherte Fürſtenthum von 50,000 Seelen, das ehemalige Stift Eichſtädt und die Landgrafſchaft Leuchtenberg, mit den übrigen Beſitzungen, die er noch dazu kaufte, unter baieriſcher Landeshoheit, als eine freie Standesherrſchaft erhielt, von welcher er den Titel eines Herzogs von Leuchtenberg und Fürſten von Eichſtädt führt. Seit dem April 1818 beſtehen in der Reſidenz Eichſtädt 3 herzogliche Canzleien: der Domänen, des Innern mit der Polizei und der Juſtiz. Das Reſidenzſchloß hieß ehemals die Wilibaldsburg. Die Domkirche und die Walpurgiskirche, in welcher die Bruſtgebeine der heil. Walpurgis das ſogenannte Walpurgisöl — eine Art Bergöl — geben ſollen, ſind bekannt.

Eid, iſt eine mit Berufung auf die Gottheit, als ein allwiſſendes und heiliges Weſen, verknüpfte Erklärung, wodurch die Zuverläſſigkeit dieſer Erklärung verſtärkt werden ſoll. Man ſetzt nämlich voraus, daß derjenige, der ſich in dem Augenblicke, wo er eine ſolche Erklärung giebt, an den höchſten Geſetzgeber und Richter der Menſchen ausdrücklich erinnert, um ſo gewiſſer ſeiner Verpflichtung in Anſehung des Falles oder Gegenſtandes, worauf ſich die Erklärung bezieht, eingedenk und treu ſein werde. Ueber die Zuläſſigkeit des Eides überhaupt iſt viel geſtritten worden. Zu wünſchen wäre es allerdings, daß man ſeiner entbehren könnte, oder den Gebrauch deſſelben möglichſt beſchränkte; denn die Vervielfältigung der Eide vermindert ſelbſt ihre Heiligkeit in den Augen des Volks. Die merkwürdigſten Arten der Eide ſind folgende: Amtseid, wodurch jemand verſpricht, daß er die Pflichten eines ihm anvertrauten Amtes gewiſſenhaft erfüllen wolle; Reinigungseid, wodurch Jemand verſichert, daß er als Zeuge die Wahrheit, ſo weit ſie ihm bekannt ſei, ausſagen wolle oder ausgeſagt habe; Wahrſcheinlichkeitseid, wodurch jemand verſichert, daß ihm etwas zwar nicht bekannt ſei, er aber doch glaube und dafür halte, es befinde ſich die Sache ſo, wie er ſich darüber erklärt; Eid für Gefährde, wodurch man verſichert, daß man einem Andern nicht etwas aus böſer Abſicht zuſchiebe. Den Bürgereid ſchwören an manchen Orten diejenigen, welche das Bürgerrecht in einer Stadt oder in einem Staate erwerben wollen. Wiefern die Bürger eines Staates auch Unterthanen heißen, nennt man den Bürgereid in der letztern Bedeutung auch Unterthaneneid. Den Huldigungseid kann ſowohl der Regent, dem gehuldigt wird, als der Unterthan, welcher huldigt, ſchwören. Religionseid iſt der, wodurch jemand verſichert, daß er einer gewiſſen Religionspartei zugethan ſei und (wenn ihm zugleich ein Lehramt anvertraut wird) nichts wider den Glauben jener Partei lehren wolle. Teſteid, ſ. Teſt. D.

Eiderdunen, die zarten Bruſtfedern der ſogenannten Eider (Eidergans) anas mollissima. Dieſer nutzbare Schwimmvogel bewohnt die nördliche Erde, und hält ſich beſonders häufig um Island und Grönland auf, auch findet man ihn auf den Faroer und auf den orcadiſchen Inſeln. Er iſt über 2 Fuß lang, und die ausgebreiteten Flügel meſſen über $3\frac{1}{2}$ Fuß. Gewöhnlich wiegt er 3 bis $3\frac{1}{2}$ Pfund. Sie brüten das erſtemal zu Ende des Junius oder zu Anfange des Julius. Zu dem

Ende baut das Weibchen ein ungekünſteltes Neſt aus Gras, Moos ꝛc., auf einer ſteilen Felſenklippe an der Seeküſte, oder auf einer wüſten Landſpitze. Um die Eier und Jungen vor der Kälte zu bewahren, rupft ſich die Mutter eine Menge Federn aus der Bruſt und füttert damit das Neſt ſo aus, daß man ſie ſelbſt kaum erblickt, wenn ſie darauf ſitzt. In bewohnten Gegenden des Nordens, wo die Menſchen die Dunen zu ſchätzen wiſſen, kommt kaum eine Eider das erſtemal zum Brüten, und muß daher von neuem legen. Dies thut ſie auch zu drei verſchiedenen Malen. Die Einwohner der nördlichen Gegenden nehmen daher den Eidern die beiden erſtenmale, oder doch wenigſtens das erſtemal die Eier mit den Federn weg, und laſſen ihnen nur die beiden letzten oder die letzte Brut. Das Fleiſch der Eider achtet man nicht ſonderlich, überdies dürfen ſie auch in Island und Norwegen nicht getödtet werden; deſto mehr trachtet man den ſchmackhaften Eiern nach. Dieſe, ſo wie die koſtbaren Dunen, ſucht man oft mit Lebensgefahr zu bekommen, indem ſich die Küſtenbewohner an Stricken bis an die an ſteilen Felſen befeſtigten Neſter herablaſſen. Mit 5 Pfund der beſten Eiderdunen kann man ein ganzes Bett hinreichend füllen. Die Grönländer brauchen auch die abgezogene Haut mit den Federn zu Unterkleidern auf dem bloßen Leibe. Die Isländer und Norweger ſammeln eine große Menge dieſer Dunen, und verkaufen dieſelben gereinigt, das Pfund zu 2 Thaler. Man theilt alle Dunen in 2 Sorten: in Tangdunen und Grasdunen. Jene ſind ſchwerer, koſten aber auch mehr Mühe zu reinigen. Wenn eine Gans 3 Neſter in einem Jahre baut, ſo kann man ſicher ½ Pfund Dunen rechnen, davon geht aber die Hälfte durch die Reinigung ab. Island liefert an gereinigten Eiderdunen jährlich 2 bis 300, und an unreinen 1500 bis 2000 Pfund.

Eidgenoſſenſchaft, ſ. Schweiz.

Eierſtock iſt ein weißer eiförmiger, mehr oder weniger großer, Körper, welcher bei den weiblichen Thieren, auf jeder Seite des Fruchtbehälters, in der Verdoppelung des zarten Bauchfells, wodurch er in ſeiner Lage erhalten wird, und worin die zu- und abführenden Gefäße und Nerven zu ihm gehen, feſt umſchloſſen und innig verwachſen liegt. Die Subſtanz iſt gefäßreich, pelzig, zellig; in ihr zeichnen ſich eine Anzahl (beim Menſchen 12 bis 15) kleiner Bläschen (Ovula Graafiana, von ihrem Entdecker Graaf genannt), aus, die eine durchſichtige, in kochendem Waſſer gerinnende Feuchtigkeit enthalten, deren geſunde Beſchaffenheit die Bedingung der Erzeugung eines neuen, der Gattung ähnlichen Individuums mit enthält (ſ. Empfängniß.) Bei der Befruchtung ſchwillt der Eierſtock auf, und verändert ſich in ſeiner Maſſe, worauf ein ſolches Bläschen locker wird, ſo daß die fingerartigen Franzen der ſogenannten Trompeten des Fruchthälters, die in ihrer Nähe liegen und gleichfalls in einem ſtärkern Leben begriffen ſind, es leichter losreißen, in ihre Oeffnung aufnehmen, und durch ihren Canal in den Fruchthalter ſelbſt bewegen können, worin es ſich befeſtigt, verändert, und eine Frucht zu bilden anfängt, welche in einer bei jeder Thiergattung verſchieden geſetzten Zeit reift und geboren wird. (S. Geburt.)

Eigenthum. Eigenthumsrecht. Das Recht der ausſchließenden Behandlung und des vollkommenen Gebrauchs einer äußeren Sache heißt im eigentlichen Sinne Eigenthumsrecht oder Eigenthum. Mit letzterm Ausdrucke bezeichnet man jedoch auch die Sache ſelbſt, welche der Gegenſtand dieſes Rechts iſt. In ſofern die Ausſchließung zu dem vollkommenen naturgemäßen Gebrauch einer Sache nothwendig iſt, in ſofern iſt auch das Eigenthum rechtlich nothwendig. Die ausſchließende

Behandlung iſt aber nicht möglich ohne Beſitz, folglich iſt der Beſitz Bedingung des Eigenthums (ſ. Beſitz) und zugleich das Recht des Beſitzes. Auch umfaßt das Eigenthum 1) das Dispoſitionsrecht oder die Proprietät, d. i. das Recht, über die Subſtanz einer Sache ausdrücklich zu verfügen; 2) das Recht auf die Accidenzen der Sache, in ſo fern ſie zu beſtimmten Zwecken angewendet werden können (Nutzungsrecht — Nießbrauch), und das Recht zu beſitzen, ſofern es ſich von dieſen beiden Rechten trennen läßt. In jedem dieſer Beſtandtheile des Eigenthumsrechts liegen wiederum mehrere einzelne Befugniſſe, welche auch einzeln von dem Eigenthümer auf andere Perſonen übertragen werden können. Hierdurch entſteht das vollſtändige und unvollſtändige, beſchränkte und unbeſchränkte Eigenthum. Ueber den rechtlichen Urſprung des Eigenthums haben vorzüglich unter den Naturlehrern immer Streitigkeiten und verſchiedene Meinungen geherrſcht. Einige erklären die Beſitznahme herrenloſer Sachen für hinlänglich, das Eigenthumsrecht zu begründen, andere verlangen eine Uebereinkunft und gegenſeitige Anerkennung. Nur in einer rechtlichen Geſellſchaft kann Eigenthumsrecht Statt finden, daher hängt von der Eingehung derſelben das Eigenthumsrecht ab, und der bloße Beſitz wird erſt ſpäterhin zum Recht des Eigenthums. Im Staate werden die Erwerbarten des Eigenthums, ſo wie die Beendigungsarten deſſelben, zur Verhütung der Streitigkeiteb näher beſtimmt, und dieſe Beſtimmungen machen einen der wichtigſten Gegenſtände der Geſetzgebung aus. Uebrigens läßt ſich auch das Eigenthum als Gütergemeinſchaft denken. Dieſe paßt aber nur auf ein kleineres Volk. Handel, Induſtrie und eine freiere Cultur ſcheinen dabei nicht zu gewinnen. Man wirft dem Eigenthum vor, daß es unzählige Streitigkeiten über das Mein und Dein erzeugt habe; aber wie viel größere Streite hebt nicht die Beſtimmung des Eigenthums? T.

Eimer, ein Maß zu flüſſigen Dingen, beſonders zu Wein. In Sachſen hält er 63 Kannen, und iſt die Hälfte einer Ahm, der fünfte Theil eines Faſſes und der zwölfte eines Fuders. Im Hannöverſchen hält er 32 Kannen, und iſt der funfzehnte Theil eines Fuders. In Hamburg hält er 16 Kannen, iſt der fünfte Theil einer Ahm und der dreißigſte Theil eines Fuders. Im Oeſterreichiſchen machen 40 Maß einen Eimer, und 32 Eimer ein Fuder. Im Würtembergiſchen iſt ein Eimer ſoviel als ein Ohm oder Ahm, d. i. 160 Maß, und ſechs Eimer machen ein Fuder. In Nürnberg und Zürich hält ein Eimer 94 Kannen, in Bern aber nur 25.

Einbildungskraft iſt das Vermögen des Geiſtes, Bilder von Gegenſtänden in uns hervorzubringen. Sie äußert ſich theils an urſprünglichen Vorſtellungen, theils an ſolchen, deren Stoff nicht durch einen gegenwärtigen, innern oder äußern Gegenſtand unmittelbar gegeben iſt. Demnach unterſcheidet man 1) urſprüngliche Einbildungskraft oder Bildungsvermögen, d. i. das Vermögen urſprünglicher, aus Empfindung erzeugter Bilder, wodurch wir uns z. B. das Bild eines gegenwärtigen und uns afficirenden Baumes, Hauſes u. ſ. w. vorſtellen; und 2) reproductive (zurückrufende) Einbildungskraft oder Nachbildungsvermögen, d. i. das Vermögen der Anſchauungen auch ohne Gegenwart des Gegenſtandes. Nebſt dem Vermögen, gegebene Vorſtellungen aufzubewahren und derſelben ſich unwillkürlich oder vorſätzlich wieder bewußt zu werden, hat die Einbildungskraft auch 3) die Fähigkeit, Vorſtellungen aller Art miteinander zu verbinden, und dadurch neue Bilder zu erzeugen. Hier heißt ſie productive Einbildungskraft oder Phantaſie im engern Sinne. Hier wirkt ſie unwillkührlich nach den bloßen Ge-

ſetzen der Vergeſellſchaftung (Aſſociation) der Vorſtellungen, wobei das Gemüth dem Strome der Vorſtellungen, wie ſie der Zufall herbeiführt, überlaſſen iſt, und Träume des Wachenden hervorbringt; oder nach dem Geſetze der Zweckmäßigkeit, und in gewiſſer Abhängigkeit von dem Verſtande. Die Vergeſellſchaftung der Vorſtellungen kann aber entweder einem beſtimmten Zwecke des Verſtandes gemäß geſchehen, oder ſie geſchieht nur dem Verſtandesgebrauch überhaupt angemeſſen, den allgemeinen Geſetzen deſſelben entſprechend, und dann wirkt ſie in unbeſtimmter Zweckmäßigkeit. Im erſteren Fall iſt ſie durch den beſtimmten Zweck gebunden, im zweiten iſt ihr Wirken frei, ohne darum doch regel- oder geſetzlos zu ſeyn. Das allgemeine Geſetz der Zweckmäßigkeit ſetzt ihrer Willkür Grenzen, innerhalb deren ſie ihr Spiel mit Freiheit treiben, die ſie aber nicht überſchreiten darf. Die freie und doch zweckmäßige Thätigkeit der Phantaſie begründet allein die Möglichkeit einer ſchönen Kunſt. Hier bildet ſie nach Ideen, — ſie dichtet, und wird daher Dichtungsvermögen genannt. Nach jener doppelten Wirkſamkeit der Einbildungskraft kann man eine ſolche zwiefache Sphäre derſelben unterſcheiden: eine niedere proſaiſche, und eine höhere poetiſche. Ihre erſte und nächſte Beſtimmung iſt nämlich, das Denk- und Bildgeſchäft des Verſtandes für die mannichfaltigen Bedürfniſſe und Zwecke des Lebens und des Erkenntnißtriebes zu beſorgen; hier iſt ſie ſtets durch beſtimmte Zwecke gebunden: ihre zweite aber, durch ihre freie, jedoch zweckmäßige, Thätigkeit das Gemüth in ſeinem geſammten Vermögen harmoniſch zu beleben, vermöge ihrer ſchöpferiſchen Kraft durch ideale, über gemeine Wirklichkeit erhabene, Dichtungen und Gebilde den Geiſt über die Beſchränkungen des Daſeins zu erheben, und dadurch das Daſein ſelbſt zu verſchönern. Voll des Gefühls dieſer wohlthätigen Wirkſamkeit ſeiner Göttin, ruft daher der Dichter aus:

Laßt uns alle
Den Vater preiſen!
Der ſolch eine ſchöne
Unverwelkliche Gattin
Dem ſterblichen Menſchen
Geſellen mögen!
Denn uns allein
Hat er ſie verbunden
Mit Himmelsband,
Und ihr geboten,
In Freud' und Elend,
Als treue Gattin
Nicht zu entweichen.
Alle die andern
Armen Geſchlechter
Der kinderreichen
Lebendigen Erde
Wandeln und weiden
In dunkelm Genuß
Und trüben Schmerzen
Des augenblicklichen
Beſchränkten Lebens,
Gebeugt vom Joche
Der Nothdurft.

Man kann nichts ſchöner und wahrer über die Einbildungskraft in ihrer poetiſchen Sphäre ſagen, als was hier Göthe geſagt hat. Zu groß, um überſehen, zu weit, um völlig gefaßt, zu reich, um erſchöpft zu werden; mannichfaltig genug, um allen Abänderungen der Lage, des Alters, jedem Bedürfniſſe gleichgeſtimmte und eine eigne Beziehung zu geben; geſchickt, jedem Ton der Seele eine ſo volle Harmonie zurückzugeben, daß vom Helden bis zum Liebhaber jeder glauben ſollte, ſie wäre blos für ſeinen Zuſtand geſchaffen; groß mit dem Einen, ſanft mit dem Andern, überall bereit, jeden Wunſch und jeder Sehnſucht Erfüllung zu geben, ſich in jede Farbe zu kleiden, iſt ſie auch nach Gram und Leiden die ſanfte und letzte Gefährtin unſerer Klagen. Ihre Bilder ſind es, die uns in Freude und Unglück beherrſchen, Hoffnung und Furcht wird uns durch ſie erregt. Das ganze Geheimniß von der Wirk-

ſamkeit aller ſchönen Kunſt beruht darin, daß die Einbildungskraft ſchöpferiſch wird. Es verſteht ſich, daß dies ſelbſt nur durch eine ſchöpferiſche Einbildungskraft zu bewirken ſei. Daß der Menſch ein ſolches ſchöpferiſches Vermögen, ſelbthätig Bilder und Ideen in ſich zu erzeugen, beſitzt, lehrt Jeden ſein eigenes Bewußtſein; denn kaum wird einer von der Natur ſo ſehr verwahrloſet ſein, daß er nicht Weſen, Scenen, Lagen, Zuſtände ſollte dichten können, die er nie erlebt hat. Unendlich verſchieden aber ſind die Grade dieſes ſchöpferiſchen Vermögens der Einbildungskraft, und nur in ſeinen höheren Graden, wo es eigenthümliche Formen und Charaktere zu erfinden, ein Mannichfaltiges von Begebenheiten, Bildern und Ideen zu einem für die Vernunft zweckmäßigen Ganzen zu verknüpfen vermag, kann man es als eine entſchiedene Anlage zur Kunſt anſehen. (S. Genie, Phantaſie, Darſtellung, Kunſt, Poeſie.)

Einfalt. Einfalt iſt dem Vielfältigen und Mannichfaltigen entgegengeſetzt, wie das leicht Ueberſehbare dem Verwickelten, ſchwer zu Ueberſehenden, zu Erkennenden. Man kann es in intellectueller, moraliſcher und äſthetiſcher Hinſicht betrachten. Wird die Einfalt dem Verſtande zugeſchrieben, ſo bezeichnet ſie einen Menſchen, der durch die engen Schranken ſeiner Verſtandeskräfte auf einen kleinen Wirkungskreis beſchränkt iſt. In dieſer Hinſicht wird Einfalt ſtets als Fehler gerechnet, wo ſie nicht Folge der Unmündigkeit iſt, welche allmälich verſchwindet, oder mit Einfachheit gleichbedeutend gebraucht wird. Den moraliſch Einfältigen nennt man auch den Mann von ſchlichtem Herzen, einfacher Sitte; ſeine Beſchränkung iſt freiwillig. Wer einfältigen Verſtandes iſt, kann nicht nach weitausſehenden und verwickelten Abſichten handeln; wer einfältigen Herzens iſt, will es nicht. Der Stimme ſeines Gewiſſens folgend, klügelt er nicht über ſeine Pflichten, und übt ſie aus, unbekümmert um den Grund derſelben, über welchen der Philoſoph ſich oft gern in Zweifel verwickelt und den der Weltling gern untergrübe. Sein Leben zeichnet ſich aus durch eine Uebereinſtimmung der Geſinnungen und Handlungen, welche alle entfernten eigennützigen Nebenabſichten ausſchließt, wobei denn freilich ſeine Einfalt des Herzens dem Weltklugen als Einfalt des Verſtandes erſcheinen mag. Der Einfältige am Verſtande iſt dem Gewandten, Pfiffigen, der Einfältige am Herzen dem Politiſchen, ungefähr wie die Moral der Politik, entgegengeſetzt. Oft mögen wir den Politiſchen anſtaunen, öfter werden wir ihn fürchten: der moraliſch Einfältige iſt gewiß, durch Liebenswürdigkeit das Herz zu gewinnen; er gewinnt es aber ohne es zu wollen, denn auch hier iſt er frei von Abſicht. Der Charakter der Einfalt iſt durchaus Naivetät (ſ. d.), die ſtets mit der Unſchuld verloren geht. Wie die Naivetät dem Künſtlichen entgegen geſetzt iſt, ſo iſt auch Einfalt in der Kunſt ein Anſchein von Kunſtloſigkeit und Natürlichkeit. Im kunſtloſen Zuſammenſtimmen aller einzelnen Theile eines Kunſtwerks zum Ganzen beſteht die äſthetiſche Einfalt. Verſchmähend alle Mittel, wodurch ein ſtetes Hinblicken auf das Gefallen die Aufmerkſamkeit an ſich zu reißen ſucht, nie fremden Anfoderungen gehorchend, noch dem Zeitgeiſt fröhnend, ſpricht die äſthetiſche Einfalt ihre innerſte Seele anſpruchlos aus, und wartet ruhig auf die Seele, die ſie verſtehe. Nie giebt ſie mehr, als eben der Zweck erfodert; ihre Kunſtmittel ſind die einfachſten, ihre Anordnung und Verbindung iſt die faßlichſte; nie ſucht ſie Beifall auf Nebenwegen zu erſchleichen, iſt fern von allem Geſuchten, allem Prunk, aller Ueberladung. Sie iſt nicht reich und blendet nicht, aber ſie iſt ſicher, tüchtig, wahr und innig. Ihr Gang iſt ein gerader, feſter Gang zum Ziele; überall

zeigt ſich eine gewiſſe kindliche Aufrichtigkeit. Auch von der äſthetiſchen Einfalt kann man ſagen, daß ſie mit der Unſchuld verloren gehe, denn bei den Neuern iſt ſie erworben, künſtlich, bei den Alten war ſie unwillkürlich; ſchon den Römern wurde es ſchwerer, dieſen Geiſt ihren Werken einzuhauchen. Zu weit getriebene Einfalt grenzt übrigens an Trockenheit und Steifheit; am verdienſtlichſten iſt ſie bei ſonſtiger Fülle. dd.

Einflüſſe auf den menſchlichen Körper. Die ganze, den Menſchen umgebende äußere Natur ſteht mit ihm in ſo inniger Verbindung, daß nur durch die ſtete Wechſelwirkung beider auf einander das Leben beſtehen kann. Der menſchliche Körper ſteht auf der höchſten Staffel der Stufenleiter organiſcher Weſen; in ihm finden wir das Leben der ganzen Natur als in einem Spiegel wiederſtrahlend; jede Form des Lebens von der geringſten an bis zur höchſten wiederholt ſich in ihm. Von der Cryſtallgeſtaltung an, der einfachſten im unorganiſchen Reiche der Natur ſich äußernden Lebenswirkung, zu dem organiſchen blos vegetativen Leben des Pflanzenreichs, von dem einfachſten thieriſchen Leben bis zu dem höchſt ausgebildeten, findet ſich die Nachbildung in ihm. Was ihn aber über alle emporhebt, iſt der unſterbliche Geiſt, der Abglanz des ewigen Lebens, welcher ſelbthätig neue Ideen ſchafft, die ganze Außenwelt in ſich im Bilde aufnimt, und in inniger Verbindung mit dem Körper als menſchliches Gemüth ſich darſtellend, ſowohl von Ideen beſtimmt wird, als auch auf ſeines Gleichen durch Aufrufung der Ideen beſtimmend einwirkt, und, vermöge des durch das Gehirn und geſammte Nervenſyſtem vermittelten innigen Zuſammenhangs mit dem Körper, auch auf dieſen theils willkürlich theils unwillkürlich einwirkt. So bietet alſo der menſchliche Organismus der Außenwelt zwei Seiten dar, durch welche ſie auf ihn Einfluß hat, die geiſtige und die körperliche. Die körperlichen Einflüſſe werden vermittelt theils durch das Nervenſyſtem, in Einwirkungen auf die Sinnorgane, beſonders auf das Gefühl im Allgemeinen, theils durch Annehmung äußerer Stoffe in dem Ernährungs- oder Verdauungsproceß, theils durch Einwirkung auf das Reſpirationsſyſtem. Gleiches ſucht in der Natur Gleiches auf; was in der äußern Natur herrſcht, ſucht auch im Organismus das ihm Entſprechende zu erheben, und gegen das ihm Entgegengeſetzte in verſtärkte Action zu bringen. Daher wird eine Function des Körpers durch äußere Einwirkung geſtärkt, die andere herabgeſetzt und geſchwächt. Es hat aber der Organismus vermöge der ihm inwohnenden Lebenskraft auch Selbſtbeſtimmung, wodurch er den äußern Einflüſſen widerſteht, die durch ſie zerſtörte Harmonie in den verſchiedenen Thätigkeiten jeden Augenblick wieder herzuſtellen ſtrebt, theils durch das Geſetz der Gewohnheit, indem der Einfluß von außen ſeinen Reiz auf das Nervenſyſtem verliert, theils durch Umwandlung des aufgenommenen Heterogenen in Homogenes, theils durch Verſtärkung des Gegenſatzes der Functionen. Je ſtärker die Lebensenergie iſt, deſto kräftiger iſt die Selbſtbeſtimmung des Organismus, deſto weniger überwiegend ſeine Beſtimmbarkeit von äußern Einwirkungen, deſto wenigern Störungen ſeiner innern Harmonie von denſelben iſt er unterworfen. Sind aber die äußern Einflüſſe von der Art, daß ſie auf ein Syſtem des Organismus tief eingreifend wirken, dabei ſchnell eintreten und doch auf keine Weiſe zu vermeiden ſind: ſo erregen ſie eine bedeutende Störung in der Harmonie der Verrichtungen des Organismus, ehe noch deſſen Selbſtbeſtimmung im Stande iſt, ihnen zu widerſtehen. Daher entſtehen alsdann Krankheiten. Die gewöhnlichſten dieſer Einflüſſe ſind die atmoſphäri-

ſchen, welche nicht nur auf das wichtige Reſpirationsſyſtem einwirken und tief in das Innere des Organismus eindringen, ſondern auch oft plötzlich in ihrer Beſchaffenheit wechſeln, indem ſie theils in der Temperatur, theils im Antheil des belebenden Sauerſtoffgaſes, theils durch Aufnahme fremder aufgelöſeter Theile, Waſſer, Feuchtigkeit, Dämpfe mancherlei Art, verändert werden. Da nun dieſe Beſchaffenheit der atmoſphäriſchen Luft ſchnell eintreten und von Niemanden leicht vermieden werden kann: ſo entſtehen oft bei vielen Menſchen zugleich krankhafte Störungen im Körper, die zwar in ihren Haupterſcheinungen ſich ähnlich ſind, jedoch auch, nach der Energie der Selbſtbeſtimmung des Organismus, bei jedem Individuum etwas Eigenes in der Stärke der Zufälle und in ihren Verbindungen haben. (S. Epidemie). Hat z. B. lange Zeit ein gelinder und feuchter Süd- oder Südweſtwind geherrſcht, welcher dem lymphatiſchen und ſchleimabſondernden Syſtem günſtig iſt, und folglich deſſen Functionen erhebt, und es trit nun plötzlich ein kalter, trockner, mit Sauerſtoffgas überreichlich verſehener Nordoſtwind ein, welcher dem arteriellen Syſteme entſpricht, es zur Oberherrſchaft emportreibt und entzündliche Beſchaffenheit in den Körper ſetzt: ſo wird dieſe Entzündung eher entſtehen, als die Selbſtbeſtimmung des Organismus den entſtandenen Gegenſatz auszugleichen vermag, ſie wird auch vorzüglich im vorherrſchenden lymphatiſchen und im Syſtem der ſchleimabſondernden Organe als Catarrh, Huſten, Bruſtfieber u. ſ. w. ſich darſtellen; ſie wird endlich bei ſolchen Individuen, welche zur arteriellen Conſtitution ſich neigen, heftig und als Lungenentzündung, bei andern, deren Conſtitution mehr phlegmatiſch iſt, als Schleimhuſten, bei Kindern anders als bei Erwachſenen u. ſ. w. erſcheinen. Die auf das Verdauungsſyſtem wirkenden Einflüſſe ſind die Nahrungsmittel und Getränke, deren Menge und Beſchaffenheit, Gifte und Arzeneien. Die geiſtigen Einflüſſe werden theils durch Sinneseindrücke auf das Nervenſyſtem und Gehirn, theils durch unmittelbare Wirkung, durch Mittheilung auf den Geiſt erregt, und wirken wieder auf den Körper. Die am ſtärkſten wirkenden ſind die Affecten und Leidenſchaften, welche auf das Nervenſyſtem theils belebenden Einfluß haben, z. B. Freude, Hoffnung, theils niederdrückenden, als Gram, Furcht, Schreck, Neid u. ſ. w.

Eingelegt nennt man ein Tonſtück, welches eigentlich nicht in eine Muſik gehört, ſofern es zwiſchen den Sätzen oder Stücken dieſer Muſik aufgeführt wird. Beſonders legen Sänger und Sängerinnen in eine Oper, wenn ſie in ihrer zu ſingenden Partie wenig Gelegenheit finden, ſich vortheilhaft zu zeigen, fremde Tonſtücke ein. Dann aber ſollte doch wenigſtens auf einen paſſenden Ort in der Oper, auf einen paſſenden Text und auf ein von dem muſicaliſchen Charakter der Oper nicht gar zu ſehr abſtechendes Tonſtück ſorgfältige Rückſicht genommen werden. Durch allzuhäufiges Einlegen fremder Stücke muß die ſchönſte Muſik zu einem Quodlibet werden.

Einheit eines Werkes iſt die Uebereinſtimmung ſeiner Theile, d. h. ihre wechſelſeitige Beſtimmung durch einander zu einem Ganzen. Sie iſt jedem Werke ſchöner Kunſt unerläßlich, weil es ſonſt aufhören würde, ein Werk der Kunſt zu ſein. Ob aber deßhalb die Anſicht der Baumgartenſchen Schule, daß überhaupt in Einheit des Mannichfaltigen die Schönheit beſtehe, richtig ſei, iſt eine andere Frage. Einheit iſt das Geſetz der Form; es wird alſo darauf ankommen, ob die Schönheit in der Form beſchloſſen ſei oder nicht. (S. d. Art. Schön, Schönheit.) Der dramatiſchen Form muthet man Einheiten zu; hierüber ſiehe Schauſpiel. dd.

Einkommen (National = Oeconomie). Im Allgemeinen wird darunter die Maſſe von Werthen oder Gütern verſtanden, deren Beſitz während eines gewiſſen Zeitraums erlangt wird. Das Einkommen, das dem einzelnen Bürger zufließt, heißt Privat = Einkommen; dasjenige, das ſämmtlichen Bürgern im Staate zufließt, heißt National = Einkommen, und dasjenige, das dem Staate oder der National = Geſammtheit zu Theil wird, wird Staats = Einkommen genannt. Es giebt drei Hauptquellen des Einkommens für den einzelnen Bürger wie für die Nation, nämlich 1) Grund = Eigenthum, das ſeinem Bürger eine Rente trägt (Landrente); 2) geſammelter Gütervorrath, welcher Zinſen oder Gewinnſt abwirft (Capitalrente); und 3) Arbeit, welche Lohn verſchafft (Arbeitslohn). Alles Privat = und National = Einkommen iſt entweder rohes, oder reines Einkommen; unter dem erſtern wird die ganze Maſſe von Gütern verſtanden, welche während eines gewiſſen Zeitraums in Jemandes Beſitz gelangt, unter dem letztern derjenige Theil dieſer Güter, welcher übrig bleibt, nachdem die zur Unterhaltung der ſtehenden und umlaufenden Capitale (ſ. d. Art. **ſtehendes Capital**, **umlaufendes Capital**), vermittelſt welcher ſie hervorgebracht ſind, erfoderlichen Koſten abgezogen worden; alſo die Maſſe von Gütern, welche unmittelbar verbraucht oder verzehrt werden kann, ohne daß das Capital dadurch eine Verminderung erleidet. Der Unterſchied zwiſchen rohem und reinem Einkommen iſt von großer practiſcher Wichtigkeit, beſonders in der Finanzwirthſchaft, deren Hauptſorgfalt dahin gerichtet ſein muß, daß nicht das Capital von der Beſteurung angegriffen, ſondern blos das reine Einkommen der Nation mit Abgaben belegt werde. (S. **Abgaben**). K. M.

Einkommenſteuer iſt die Abgabe, welche in beſtimmten Theilen unmittelbar vom Einkommen der einzelnen Staatsbürger erhoben wird, und zwar der Regel nach ohne alle Rückſicht auf die urſprünglichen Quellen des Einkommens. Die berühmteſte Abgabe dieſer Art war auf Pitts Antrag in Großbritannien eingeführt worden; ſie hatte 1813 14½ Mill. Pfd. Sterling eingebracht, wurde aber 1816 völlig abgeſchafft. Es ſcheint beim erſten Anblick ſeltſam, daß man erſt in ſpätern Zeiten auf eine Einkommenſteuer gefallen iſt, und daß man ſie nirgends zur Hauptſteuer gemacht hat, da ſie doch dem Grundſatze aller Beſteuerung, welchen man gewöhnlich als den oberſten aufſtellt, nämlich der Gleichheit, ſo ſehr zu entſprechen ſcheint; denn man ſollte denken, daß die Gleichheit in der Beſteuerung nicht beſſer zu erreichen ſtände, als wenn Jeder einen gewiſſen Theil ſeines Einkommens abgäbe. Aber bei der Ausführung iſt keine Abgabe ſo großen Schwierigkeiten unterworfen, als dieſe, denn 1) die Ausmittlung des Einkommens der Staatsbürger iſt höchſt unvollkommen und mühſam. Wenige Kaufleute, Gewerbtreibende, Pächter ꝛc. führen ſo genaue Bücher, daß ſie ſelbſt wiſſen, was ſie einnehmen; nur Rentner und Beſoldete können gewöhnlich ſichere Angaben darüber liefern. 2) Das Einkommen ſelbſt iſt höchſt veränderlich, daher muß eine Nachſicht der Steuerrollen wenigſtens einmal in jedem Jahre Statt finden. 3) Soll der Betrag der Abgabe mit dem Einkommen ſteigen, ſo giebt die Natur der Sache nirgends einen Maßſtab dazu an die Hand, ſondern Alles hängt dabei von der bloßen Willkür ab. 4) Die Abgabe wird dadurch höchſt ungleich, daß ſie vom Einkommen der Staatsbürger, ohne Rückſicht auf die Verſchiedenheit ihres Bedarfs, erhoben wird, natürlich muß ſie alſo den Familienvater, welcher Frau und Kinder zu verſorgen hat, härter drücken, als den Unverheiratheten, welcher mit jenem zwar ein gleiches Einkommen ge-

nießt, aber weit weniger Ausgaben davon zu beſtreiten hat. Indeß ließe ſich doch auch gedenken, daß man den Eltern, welche unverſorgte Kinder ernähren, einen Nachlaß gewährte. Wollte man aber die nothwendigen Bedürfniſſe zuvor vom Einkommen abziehen, ſo wäre die Anlage der Steuer noch ſchwieriger, denn wo würde man hier die Scheidelinie finden zwiſchen Nothwendigem und Ueberflüſſigen? Auch verlangt ja eben die Beſteuerung des Einkommens, daß jeder ſeine Ausgaben nach dem Ueberreſte einrichte, welcher nach Abzug der Abgabe verbleibt. Der Betrag der Einnahme beſtimmt die Ausgabe, nicht die Ausgabe den Betrag deſſen, was zur Beſteuerung angezogen werden kann. In der Regel giebt Jeder Alles aus, was er einnimt, auch wohl noch mehr; da bliebe alſo nichts zu beſteuern, ja man müßte noch zugeben. Aus dem Allen geht hervor, daß die Einkommenſteuer mit größter Vorſicht und, Kriegsfälle abgerechnet, mäßig angelegt ſein muß. (Vergl. Abgaben.) K. M.

Einſpritzungen (Injectionen), ſind theils in der Chirurgie, theils in der practiſchen Anatomie gewöhnlich. In der Chirurgie werden nämlich, vermittelſt einer kleinen Spritze, in natürliche oder durch Krankheit entſtandene Höhlen und Canäle, theils um da befindliche ſchädliche Stoffe fortzuſchaffen, theils um Medicamente an die krankhafte Stelle ſelbſt zu bringen und verſchiedene Heilzwecke zu erreichen, Flüſſigkeiten, die nach Maßgabe dieſer Zwecke verſchieden ſind, hineingebracht. Wunden und Geſchwüre ſucht man dadurch zu reinigen, wenn ſie ſich weit unter der Haut hinverbreiten, oder auch zu reizen, zu verbeſſern u. ſ. w., und ſchon Cato, der Cenſor, ſoll ſie bei Fiſtelgängen in Anwendung gezogen haben. Bei Krankheiten der Naſe und der Höhlen, die mit derſelben in Verbindung ſtehen, bei ſolchen, welche ihren Sitz im Halſe haben, bei den Krankheiten der Ohren, der Harnblaſe und Urethra des Uterus und der Vagina, zur Radicalcur des Waſſerbruchs, werden die Einſpritzungen ſehr häufig in Gebrauch gezogen, und leiſten oft großen Nutzen. Zur Entfernung des Eiters, der Gauche, des Bluts, oder auch fremder, von außen eingedrungener Körper ſchickt ſich reines, laues Waſſer am beſten, und reicht vollkommen aus. Außerdem werden bald adſtringirende Mittel, um übermäßige Abſonderungen zu beſchränken, bald reizende, um Entzündung z. B. bei dem Waſſerbruch zu erregen, oder auch um die Abſonderung zu vermehren und zu verbeſſern, bald beruhigende, um Schmerzen und andere Zufälle zu mäßigen, der wäſſerigen Flüſſigkeit hinzugefügt. Bei Lähmungen und andern Krankheiten der Speiſeröhre, welche das Schlingen verhindern, und den Hungertod herbeiführen, hat man nahrhafte Flüſſigkeiten in den Magen geſpritzt. Endlich aber hat man in verzweifelten Fällen auch ſogar Blut von Thieren oder andern Menſchen in die Adern geſpritzt (ſ. Transfuſion). Ja auch Medicamente hat man auf demſelben Wege unmittelbar in das Blut gebracht, z. B. den Brechweinſtein, um Erbrechen zu erregen, wenn ein fremder Körper ſo feſt in der Speiſeröhre ſteckt, daß er das Schlingen verhindert, und doch weder vor- noch rückwärts bewegt werden kann. Nach Maßgabe des Ortes, wo die Einſpritzung gemacht werden ſoll, muß die Mündung der Spritze ſich bald an einer längern, bald kürzern, bald geraden, bald gebogenen Röhre befinden. Die Größe der Injectionsſpritze aber richtet ſich nach der Menge der Flüſſigkeit, die man einſpritzen, und nach der Kraft, die man dabei anwenden will. An Leichen ſpritzt man verſchiedene gefärbte, in der Wärme flüſſige, in der Kälte gerinnende Flüſſigkeiten in die Gefäße, um auch die kleinern

ſichtbar und dadurch es möglich zu machen, daß ſie gehörig präparirt werden können. Namentlich findet dies in Hinſicht auf die Arterien, Venen und lymphatiſchen Gefäße ſtatt. Die anatomiſche Kunſt hat es hierin ſo weit gebracht, daß auch ſelbſt die kleinſten Aeſtchen dem Auge ſichtbar werden.

Eis. Allgemein benennt man ſo jede gefrorne Flüſſigkeit; im engern Verſtande der Phyſik aber nur gefrornes, d. h. bei einem Kältegrade, der Eis- oder Gefrierpunkt heißt, in einen feſten Körper verwandeltes Waſſer. Wenn der zum Gefrieren des Waſſers nöthige Kältegrad nicht ferner Statt hat, ſo hört auch der feſte Zuſtand des Waſſers auf, und es fängt an, wieder in den flüſſigen überzugehen, welches man das Aufthauen nennt. Man ſieht alſo, daß Eis weiter nichts als ein ſeines Wärmeſtoffes zum Theil beraubtes Waſſer iſt. Das Gefrieren des Waſſers iſt eine ſo auffallende Erſcheinung, daß die größten Naturforſcher es der Mühe werth achteten, Unterſuchungen darüber anzuſtellen. Beobachtet man daſſelbe in einem mit Waſſer gefüllten Glaſe, welches der Froſtkälte ausgeſetzt wird, ſo bemerkt man zuerſt auf der, der kalten Luft ausgeſetzten Oberfläche des Waſſers ein ungemein dünnes und feines Eisblättchen. Bald ſieht man feine Eisfäden entſtehen, die wie Strahlen aus den Seitenwänden des Gefäßes hervorzuſchießen ſcheinen, und mit ihnen ſelten rechte, ſondern faſt immer ſtumpfe und ſpitze Winkel machen. Aus dieſen Strahlen ſcheinen immer wieder neue zu ſchießen, bis die ganze Oberfläche des Waſſers mit einer einzigen Eisdecke belegt iſt. Während der Zeit ſteigen, wie beim Sieden, eine Menge Luftbläschen nach oben, die beim langſamen Gefrieren aus dem Waſſer fortgehen, bei plötzlichem aber mit eingefrieren und durch ihre Ausdehnung bisweilen Riſſe im Eiſe verurſachen. Obgleich ſonſt die Kälte zuſammenzieht, ſo nimt doch das Eis einen größern Raum ein, als das Waſſer, iſt daher ſpecifiſch leichter, und ſchwimmt auf demſelben. Es iſt ein Irrthum, wenn Manche glauben, daß das ſogenannte Grundeis auf dem Grunde der Flüſſe entſtehe und erſt nachher oben ſchwimme, denn der Grund des Gefrierens liegt immer in dem Kälterwerden der äußern Luft. Eine allgemein bekannte Erſcheinung iſt es, daß ſtillſtehende Gewäſſer eher gefrieren, als fließende. Doch ſcheint eine vollkommene Ruhe dem Gefrieren auch nicht günſtig zu ſein; denn man hat die Erfahrung, daß ganz ruhig ſtehendes Waſſer noch nicht gefror, als ſeine Erkältung bereits tief unter dem Eispunkte war; eine kleine Erſchütterung war hinreichend, das Waſſer ſogleich in Eis zu verwandeln. Meerwaſſer, und überhaupt alles Salzwaſſer gefriert ſchwerer, weil das Salz und andere Beimiſchungen den Wärmeſtoff länger an ſich halten. Auch ſondert ſich beim Gefrieren das Salz ab und ſinkt zu Boden, ſo daß das Eis aus Meerwaſſer ein reines, trinkbares Waſſer liefert. Dennoch bringen die Salze an ſich eine größere Kälte hervor, und durch Hülfe derſelben kann man dem Waſſer einen Grad von Kälte geben, der den des Eispunkts überſteigt, und wobei das Waſſer dennoch flüſſig bleibt. Hierzu ſind die meiſten Salze, inſonderheit aber Salpeter, Salmiak und Küchenſalz geſchickt; durch ſie kann man im Sommer, oder über einem Feuer, eine Kälte hervorbringen, durch welche das Waſſer gefriert, und erhält man künſtliches Eis, wenn man reines Waſſer in ſchicklichen Gefäßen ſolchen erkältenden Miſchungen ausſetzt. Heftigere Kälte giebt dem Eiſe größere Härte und Feſtigkeit, und man kann das Eis der Polarländer kaum mit dem Hammer zerſchlagen. Im ſtrengen Winter 1740 baute man zu Petersburg aus dem Eiſe der Newa ein Haus, welches 52½ Fuß lang, 16½ Fuß breit und 20 Fuß

hoch war, ohne daß durch die Laſt des Daches, welches gleichfalls aus Eis beſtand, das Unterſte des Gebäudes im mindeſten wäre verletzt worden. Die Eisſtücken wurden nach Erfoderniß ausgehauen, verziert und nach den Regeln der Baukunſt an einander geſetzt. Vor dem Hauſe ſtanden 6 Kanonen von Eis, die auf der Drehbank gemacht waren, mit ihren Lavetten und Rädern, ebenfalls von Eis, und zwei Mörſer, die eben ſo, wie die gegoſſenen, gearbeitet waren. Die Kanonen hatten die Größe der Sechspfünder, welche gewöhnlich mit 3 Pfund Pulver geladen werden; man lud ſie aber nur mit 1/4 Pfund, und brachte eine Kugel von geſtopftem Hanf, bisweilen auch eine eiſerne hinein. Die Kugel durchbohrte, in einer Entfernung von 60 Schritten, ein Brett von zwei Zoll Dicke. Das Eis der Kanonen konnte nicht viel über drei bis vier Zoll dick ſein, und dennoch widerſtand es der Gewalt der Exploſion.

Eis (künſtliches). Schon in den älteſten Zeiten wurden Eis und Schnee für ein wichtiges Erquickungsmittel gehalten, und die Griechen und Römer bedienten ſich verſchiedener Mittel, Schnee und Eis zu erhalten, um ihre Getränke abzukühlen; doch hatten ſie es in dieſer Kunſt nicht dahin gebracht, wohin man in unſern Tagen gelangt iſt. Jetzt kennt man die Mittel, künſtliche Kälte hervorzubringen, beſſer. Gründe der Phyſik lehren, was die Erfahrung beſtätigt, daß bei der Verdünſtung irgend einer Flüſſigkeit Kälte entſteht. Mit Vitrioläther, und noch beſſer mit Salpeteräther, kann man auf dieſe Weiſe mitten im Sommer und bei den heißeſten Tagen künſtliches Eis hervorbringen. Auf der Ausdünſtung beruht auch das in Oſtindien, zu Calcutta und andern Orten übliche Verfahren, Eis zu machen. In den Ebenen dortiger Gegenden kennt man Schnee und Froſt gar nicht; um aber bei der Hitze des Sommers ein Kühlungsmittel zu haben, holt man im Winter Schnee und Eis von hohen Bergen, und wirft davon etwas in kleine irdene, unglaſurte Pfannen, die bei Sonnenuntergang mit Waſſer gefüllt werden. Dieſe Pfannen ſtellt man in zwei Fuß tiefe, mit trocknem Stroh beſtreute Gruben, und läßt ſodann der Ausdünſtung ihren Lauf. Bei heller Witterung wird durch dieſe Ausdünſtung dem zurückgebliebenen Waſſer ſo viel Wärmeſtoff entzogen, daß daſſelbe mit Hülfe des darin ſchwimmenden Schnees völlig zu Eis wird, welches ſodann vor Sonnenaufgang in tiefe Gruben gebracht und für den Sommer aufbewahrt wird. Um die Mitte des 16. Jahrh. kam in Italien die Gewohnheit auf, das Getränk durch Salpeter abzukühlen. Späterhin kam man auf den Gedanken, die Kälte des Schnees und Eiſes durch Beimiſchung von Salpeter zu vermehren. Nach und nach trieb man die Bereitung des künſtlichen Eiſes immer weiter, und was anfangs vielleicht nur ein Spielwerk und Verſuch war, wurde nachher ein Gegenſtand des Luxus. Im Anfang des 17. Jahrh. brachte man ſchon Trinkbecher aus Eis, und in Eis eingefrornes Obſt auf die Tafeln, und bald nachher fingen die Franzoſen an, allerlei wohlſchmeckende Pflanzenſäfte gefrieren zu laſſen, und ſie zum Nachtiſch aufzuſetzen. Seit der Mitte des 18. Jahrh. folgen die Deutſchen dieſem Beiſpiel.

Eiſen. Dieſes durch ſeine Eigenſchaften unſchätzbare Metall wird faſt in jedem Lande der Erde angetroffen. Man findet es nur ſelten gediegen, ſondern meiſtentheils vererzt und verkalkt. Die Farbe des Eiſens iſt nicht immer gleich; reines Eiſen (Friſcheiſen) fällt aus dem Stahlgrauen ins Silberweiße: andere Sorten hingegen fallen ins Bläuliche oder Graue. An Härte übertrifft es alle andere Metalle; es beſitzt die ſtärkſte Elaſticität, und ſchmilzt, nach der Platina und dem Braun=

ſtein, am ſchwerſten. Nur vom Golde wird es an Zähigkeit übertroffen. Reines Eiſen läßt ſich zu ſo dünnen Fäden ziehen, daß man die feinſten Schmuckarbeiten daraus verfertigen kann. In Berlin haben es die Fabriken darin ſehr weit gebracht. Wenn es bis zum Weißglühen erhitzt iſt, läßt es ſich bequem hämmern und zuſammenſchweißen, und ſo können zwei getrennte Stücke ſo feſt verbunden werden, als ob ſie durch Schmelzung vereinigt wären, wobei ſich ein Eiſenkalk (der ſogenannte Hammerſchlag) abſondert. Da Luft und Feuchtigkeit das Eiſen angreifen, ſo überzieht man es mit andern Metallen, mit Firniſſen ꝛc. Alle Säuren wirken auf das Eiſen, und bringen an demſelben eigene Erſcheinungen hervor. Eine merkwürdige Eigenſchaft deſſelben iſt es auch, daß es vom Magnet angezogen wird, und ſelbſt zu einem Magnete, der anderes Eiſen anzieht, gemacht werden kann. Man ſchmelzt das Eiſenerz in Hohöfen ein. Dieſe ſind, nach Beſchaffenheit der Umſtände, 20 bis 30 Fuß hoch, und haben eine doppelte, vier bis ſechs Ellen dicke Mauer. So bald man bemerkt, daß der Heerd eines ſolchen Hohofens voll geſchmolzenen Eiſens iſt, ſo öffnet man ein Loch (Auge), welches in dem Heerde angebracht iſt, und bis dahin mit Lehm und Kohlengeſtübbe verſtopft war, und läßt das Eiſen in einer dazu von Sand gemachten Rinne, die ſich auf der Erde befindet, herauslaufen. Wenn es herausgelaufen iſt, folgen Schlacken nach, und wenn dieſe zu fließen aufhören, verſtopft man das Loch wieder, und ſchmelzt von neuem. Das auf dieſe Art erhaltene Eiſen heißt Roheiſen. Iſt bei den Eiſenhütten eine Gießerei, ſo ſchöpft man gleich aus dem Ofen das geſchmolzene Roheiſen mit einer Kelle heraus, und gießt es in thönerne Formen. Das Roheiſen läßt ſich noch nicht unter dem Hammer verarbeiten, es zerbröckelt und wird brüchig; daher muß es auf einer andern Anſtalt, die man Eiſenhammer oder Stahlhammer nennt, durch Schmelzen, Hämmern und Schmieden geſchmeidiger gemacht werden. Hier erhält das Eiſen auch diejenigen Formen, welche für die verſchiedenen Handwerker am bequemſten ſind. Das auf dieſe Art für Grob- und Kleinſchmiede, für Schloſſer u. ſ. w. bearbeitete Eiſen heißt Stabeiſen. Eine feinere Sorte iſt das Oſemundeiſen, welches wegen der größern Mühe, die man auf ſeine Verfeinerung verwendet, auch theurer iſt, und nur zu feinern Arbeiten angewendet wird. Aus dem Roheiſen werden ferner auf den Blechhämmern, vermittelſt eines ſchweren Hammers, nach mehrmaligem Schmieden, Eiſenbleche geſchlagen. Dieſes Blech, wovon es verſchiedene Sorten giebt, heißt Schwarzblech. Soll es verzinnt werden, ſo kommt es auf die Blechhütte, wo man es mit einer Beize von geſchrotenem Roggen und heißen Waſſer, welches ſauer werden muß, reinigt, darauf mit feinem Sande ſcheuert, abſpült und dann einige Mal in zerſchmolzenes Zinn eintaucht. Das Oſemundeiſen kommt hauptſächlich zu dem Eiſendrahte, der in verſchiedener Dicke auf den Drahtmühlen verfertigt wird. Die Stäbe werden glühend durch die Löcher der ſtählernen Zieheiſen, wovon immer eins kleiner iſt als das andere, mit Gewalt hindurchgezogen, bis der Stab zu einem ſo feinen Drahte geworden iſt, als man ihn haben wollte. In neuern Zeiten hat man in England die Kunſt erfunden, kleinere Eiſenwaaren ohne Feuer, blos durch Maſchinen zu verfertigen, und auch in Deutſchland, namentlich zu Sömmerda, im preuß. Herzogthum Sachſen, dieſes Verfahren glücklich nachgeahmt. Die daſelbſt auf dieſe Weiſe verfertigten Fenſterbeſchläge, Striegeln, Nägel ꝛc. zeichnen ſich durch Wohlfeilheit der Preiſe und größere Dauer vortheilhaft aus. — Auch dient das Eiſen als Arzneimittel und beſitzt das Vermögen, die Feſtigkeit der Faſern zu erhöhen, den

Umlauf des Bluts zu beſchleunigen, das Blut ſelbſt aber röther und kräftiger zu machen.

Eiſerne Krone iſt die zu Monza im Mailändiſchen aufbewahrte goldne, mit Edelſteinen beſetzte Krone, mit welcher vor Alters die Könige von Italien, und ſpäterhin auch die römiſchen Kaiſer, wenn ſie ihr Recht als Könige der Lombardei geltend machten, gekrönt wurden; ein eiſerner Reifen oder Cirkel, der inwendig angebracht iſt, hat ihr dieſen Namen gegeben. Napoleon ſtiftete nach ſeiner Krönung (1805) den Orden der eiſernen Krone. Als der Kaiſer von Oeſterreich (1815) die ihm zugefallenen Staaten in Italien, unter dem Namen des lombardiſch-venetianiſchen Königreichs, in Beſitz nahm, beſtätigte er auch den Orden der eiſernen Krone, und nahm ihn unter die übrigen öſterreichiſchen Hausorden auf.

Eiſerne Maske, ſ. Maske.

Eiſerner Brief, Anſtandsbrief, ſ. Moratorium. Eiſern wird auch in der Rechtsſprache alles das genannt, was auf beſtändige Zeiten feſtgeſetzt iſt, z. B. ein eiſernes Capital, das vom Schuldner weder abgetragen, noch vom Gläubiger eingefodert werden kann (an manchen Orten auch eiſerne Kuh genannt). Eiſerner Pacht, ſowohl ein immerwährender erblicher, als auch ein ſolcher, wo bei allen möglichen Unglücksfällen kein Nachlaß verlangt werden kann. Eiſernes Vieh, eiſernes Inventarium, iſt ſolches, das beſtändig bei dem Gute bleiben, und, im Fall des Abgangs, durch neues erſetzt werden muß.

Eispunkt iſt der feſte Punkt in der Gradabtheilung eines Thermometers, durch welchen derjenige Grad der Kälte bezeichnet wird, in welchem das Waſſer zu Eis friert, der Gefrierpunkt, Froſtpunkt (Punctum s. terminus congelationis). Der künſtliche Gefrierpunkt iſt derjenige Punkt in der Gradabtheilung eines Fahrenheitſchen Thermometers, der die Kälte des mit Salmiak vermiſchten Schnees anzeigt, und mit o bezeichnet wird.

Eckhof (Conrad). Dieſer für die Geſchichte des deutſchen Theaters ſo merkwürdige Künſtler (geboren 1720 zu Hamburg), war der Sohn eines Stadtſoldaten und nachherigen Lichtputzers beim Schönemanniſchen Theater. Als Schreiber bei dem ſchwediſchen Poſtcommiſſär zu Hamburg, in deſſen Dienſten er ſich durch Fleiß und Ordnung auszeichnete, fand er die Zumuthung, auf die Kutſche der Frau Poſtcommiſſärin als Lakai aufzuſteigen, zu erniedrigend, als daß er nicht ſogleich den Dienſt hätte verlaſſen ſollen. Er kam nach Schwerin zu einem Advocaten, der zugleich erklärter Freund der Muſen war, eine anſehnliche Bibliothek, vorzüglich theatraliſcher Schriften beſaß, und durch dieſe in Eckhof, der fleißig las, den Gedanken erweckte, Schauſpieler zu werden. So trat er 1740 in Schönemanns Geſellſchaft, und debutirte zu Lüneburg. Durch Nachdenken und Fleiß bildete er ſeine Talente aus; aber ohne Muſter, die ihm zum Vorbilde hätten dienen können, mußte er alles durch und aus ſich ſelbſt werden. Die meiſten Schauſpieler damaliger Zeiten hatten noch Vieles von der ehemaligen Steifheit und Uebertriebenheit im Spiele beibehalten. Eckhof traf zuerſt das richtige Maß der Nachahmung auf der Bühne. Jeden darzuſtellenden Charakter faßte er mit allen Eigenheiten und Abſtufungen auf, und gab ihn ſo wieder. Im Tragiſchen wie im Komiſchen gleich ſtark, das Letztere beſonders in den Goldoniſchen und Molieriſchen Stücken, wußte er ſeine körperlichen Fehler, z. B. ſeine hohen Schultern, ſeinen nicht vortheilhaften Bau, ſeine dicken Knöchel, ja ſelbſt den Mangel eines treuen Gedächtniſſes ſo zu verdecken, daß man nie etwas davon

gewahr ward. Ungemeine Kenntniß des menſchlichen Herzens und der Sitten in jedem Stande, Feuer und Richtigkeit in ſeiner Declamation, paſſende Action und treffendes Gebärdenſpiel, eine kräftige, volle, biegſame Stimme, erhoben Eckhof zu einem der erſten dramatiſchen Künſtler. Lange Zeit genoß er daher auch der allgemeinen Achtung in den angeſehenſten Städten Deutſchlands, namentlich in Hamburg, ward zuletzt Schauſpieldirector in Gotha, und ſtarb hier 1774, bewundert als Künſtler, geſchätzt als trefflicher nachdrücklicher Redner, als Dichter, als kritiſcher Kenner der deutſchen Sprache, geliebt und geachtet als Menſch, als geſitteter, ordnungsliebender und ſelbſt religiöſer Mann, der durch dieſe Vorzüge zuerſt der deutſchen Schauſpielkunſt Bedeutung, Werth, Anſehn und Namen erworben hat.

Eklektiker, einer, der (von Allem das Beſte) auswählt. Daher nennt man beſonders diejenigen Philoſophen, die kein gewiſſes philoſophiſches Lehrgebäude (Syſtem) ganz annehmen, ſondern aus allen das nach ihrem Urtheil Beſte und Vernünftigſte auswählen, Eklektiker; und eine ſolche auswählende Philoſophie die eklektiſche. In der philoſophiſchen Geſchichte wird unter der eklektiſchen Philoſophie insbeſondere diejenige verſtanden, welche die Meinungen des Pythagoras, Plato und Ariſtoteles in ein harmoniſches Syſtem zu vereinigen ſuchte.

Eklipſe heißt eine Verfinſterung der Himmelskörper. (S. Finſterniß.)

Ekliptik, Sonnenbahn, iſt derjenige größte Kreis an der Himmelskugel, den die Sonne jährlich von Abend gegen Morgen ſcheinbar beſchreibt. Weil man wahrnahm, daß ſich in ſeiner Nähe die Sonnen- und Mondverfinſterungen begeben, ſo veranlaßte dies die Griechen, den Kreis die Ekliptik zu nennen, von den Eklipſen, d. i. Verfinſterungen. Bei nur einiger Aufmerkſamkeit ſieht man, daß die Sonne nicht alle Tage in gleicher Höhe durch den Mittagskreis geht, ſondern ſich in Schraubengängen um die Erde zu wälzen ſcheint; auch bemerkte man täglich, bei ihrem Auf- und Untergange, andere Sterne in ihrer Nähe u. ſ. w. Man nimt ferner wahr, daß die Sonne zweimal im Jahre, nämlich gegen den 22. März und den 22 Sept. in dem Aequator ſelbſt ſteht. Die Punkte des Aequators, in welchen die Sonne an dieſen Tagen ſteht, ſind die Durchſchnittspunkte deſſelben mit der Ekliptik. Endlich findet man zwei Tage im Jahre, an welchen die Sonne ihre größte, am 21. Juni, und ihre kleinſte Höhe, am 21. Dec., am Himmel erreicht hat. Weil ſich an denſelben die Sonne gleichſam zu wenden ſcheint, ſo heißen dieſe Tage Sonnenwenden, und die Punkte, wo die Wendung ſelbſt zu erfolgen ſcheint, Stillſtands- oder Sonnenwendepunkte (Solstitia, solis stationis). In dieſen Punkten hat die Sonne ihren größten Abſtand vom Aequator erlangt. Dieſe vier Punkte (Aequinoctial- und Solſtitialpunkte) ſind von einander um einen Quadranten, d. i. um 90° entfernt. Man theilt jeden dieſer Quadranten oder Viertel des ganzen Kreiſes in drei gleiche Bogen, deren jeder 30° enthält. Hierdurch zerfällt die ganze Sonnenbahn in 12 gleiche Bogen (Zeichen); dieſe benennt man nach gewiſſen Sternbildern, durch welche die Ekliptik geht, und deren jedes ungefähr 30° von dem andern entfernt iſt. Die Ekliptik ſelbſt aber nennt man von dieſen Sternbildern auch Thierkreis. Die Sternbilder ſind unter dem Namen der 12 Himmelszeichen bekannt, und folgen vom Frühlingspunkte ♈ an, morgenwärts gerechnet, ſo auf einander:

♈ Widder 20. März.	♊ Zwillinge 21. Mai.
♉ Stier 20. April.	♋ Krebs 21. Juni,

♌ Löwe 22. Juli, ♐ Schütz 22. November,
♍ Jungfrau 23. Auguſt, ♑ Steinbock 21. December,
♎ Wage 23. September, ♒ Waſſermann 19. Januar,
♏ Scorpion 23. October, ♓ Fiſche 18. Februar.

Die beigeſetzten Monatstäge zeigen an, wann die Sonne bei ihrem jährlichen Umlaufe in den Anfang eines jeden Zeichens trit. Die 30°, die auf jedes Zeichen kommen, werden in Minuten und Secunden abgetheilt, aber nicht in eins fort, ſondern nach den Zeichen zuſammengezählt. Ein Bogen der Ekliptik z. B., der vom Widder morgenwärts gerechnet 97° 15′ 27″ lang iſt, wird 3 Z. (d. i. 3 Zeichen) 7° 15′ 27″ lang genannt, oder, welches eben ſo viel iſt, ſein Ende fällt in 7° 15′ 27″ des Krebſes. Auf ſolche Art wird die Länge der Geſtirne angegeben. Die Ekliptik hat, wie alle Kreiſe, zwei Pole, welche ſich alle 24 Stunden um die Weltpole bewegen, und dadurch die Polarkreiſe beſchreiben. Der Winkel, unter welchem die Ekliptik den Aequator durchſchneidet, heißt die Schiefe der Ekliptik. Was uns aber Sonnenbahn ſcheint, iſt in der That Erdbahn. Die Planeten und der Mond laufen in andern Ebenen, die aber nur unter einem ſehr geringen Winkel gegen die Ebene der Ekliptik geneigt ſind; daher ſich dieſe Körper auch nur wenig von der Ekliptik entfernen können. Die Ebene der Ekliptik iſt für die theoretiſche Aſtronomie ſehr wichtig, weil man die Bahnen aller andern Planeten auf ſie projicirt und die Berechnung darnach einrichtet.

Ekloge bedeutet in der Poeſie eigentlich ein auserwähltes Stück, gleichviel von welcher Gattung. Man befaßte unter dem Namen von Eklogen entweder auserleſene Gedichte überhaupt, oder mehrere Gedichte von einer und derſelben Form, wie denn Horazens Satyren auch Eklogen genannt wurden. Seit Virgils bucoliſche Gedichte (wahrſcheinlich von Grammatikern, und nicht vom Dichter ſelbſt) dieſen Namen erhalten hatten, begriff man unter Eklogen im Sinne der Römer ungefähr das, was Theokrit mit ſeinem Namen Idyll anzeigen wollte: ausgeſuchte, wohlausgearbeitete kleine Gedichte, meiſt bucoliſchen Inhalts, und aus Mißverſtand wohl auch Hirten- und Schäfergedichte insbeſondere. S. Idyll. dd.

Elaſticität, Schnellkraft, Federkraft, Spannkraft, bezeichnet die Eigenſchaft der Körper, vermöge welcher ihre Theile, wenn ſie durch eine fremde einwirkende Kraft in eine veränderte Lage gebracht oder in einen engern Raum zuſammengedrückt werden, ihre vorige Lage gegen einander wieder einzunehmen ſtreben, ſobald die fremde Kraft nicht mehr wirkt. Ein Bogen, dem man durch die Spannung der Sehne eine gekrümmte Geſtalt giebt, nimt ſeine vorige Geſtalt wieder ein, ſobald die Spannung aufhört. Läßt man eine elfenbeinerne Kugel auf eine Marmorplatte fallen, ſo wird ſie durch das Anſtoßen zuſammengedrückt, und erhält auf einen Augenblick eine plattere Geſtalt, ründet ſich aber ſogleich wieder, ſobald die Heftigkeit des Stoßes nachläßt, und hierin liegt der Grund ihres ſtarken Zurückſpringens von der harten Fläche. Den Federn der Vögel iſt die Elaſticität in einem beträchtlichen Grade eigen; daher nennt man dieſe Kraft Federkraft, außerdem auch Springkraft und Contractilität. An der atmoſphäriſchen Luft nimt man dieſe Eigenſchaft deutlich wahr. Schließt man ſie in ein ſchickliches Gefäß ein, ſo läßt ſie ſich zwar durch einen hineingeſtoßenen Kolben ziemlich zuſammenpreſſen, allein ſobald keine Kraft den Kolben mehr treibt, ſtößt ihn die Luft heftig zurück. Hierauf beruht die Einrichtung der Windbüchſen. Zwiſchen der Elaſticität der feſten und flüſſigen Körper iſt ein nicht geringer Unterſchied. Jene

äußern ein Streben, die vorige Geſtalt wieder anzunehmen; dieſe, ſich in größere Räume auszudehnen, und man braucht davon auch das Wort Ausdehnbarkeit. Zur Unterſcheidung kann man die Elaſticität der feſten Körper die attractive oder anziehende, und die der flüſſigen die expanſive oder ausdehnende nennen. Der Grad der Elaſticität der Körper iſt ſehr verſchieden, und manche Körper nehmen erſt durch Kunſt einen höhern Grad der Elaſticität an. Körper, bei denen ſie ganz unmerklich iſt, nennt man unelaſtiſche. Man hat die Urſachen dieſer Eigenſchaften ſehr verſchieden erklärt, und Gren nimt an, daß die Urſache der attractiven Elaſticität die Kraft des Zuſammenhangs der Theile oder die anziehende Kraft (Attraction) ſei; die expanſive hingegen auf der zurückſtoßenden Kraft der Theile in der Materie beruhe. s'Graveſande ſtellt ſich die feſten elaſtiſchen Körper aus dünnen Fibern oder aus Fäden zuſammengeſetzt vor, und beſchäftigt ſich vor Allem mit der Unterſuchung der Metallſaiten, welche an ſich ſchon ſolche Fäden bilden. Die Federkraft eines feſten elaſtiſchen Körpers wird deſto größer, je mehr ſeine Theile ausgedehnt werden. Sind nun alle Theile des Körpers ſo weit ausgedehnt, daß ihre Elaſticität mit der ausdehnenden Kraft im Gleichgewicht ſteht, ſo darf man die Ausdehnung nicht weiter treiben, wenn ſich die Theile nicht trennen ſollen. Die Gewichte, welche gleiche Fibern unter verſchiedenen Spannungen gleich ſtark verlängern, verhalten ſich, wie die Spannungen. Wenn drei gleiche Saiten, in den Verhältniſſen 1, 2, 3 geſpannt, gleich ſtark verlängert werden ſollen, ſo ſind hiezu Gewichte nöthig, die ſich wie 1, 2, 3 verhalten. Die Geſetze der Elaſticität bei flüſſigen Körpern ſind von jenen der feſten verſchieden. In ſchweren elaſtiſch-flüſſigen Materien tragen die Unterſchichten das Gewicht der obern; befinden ſie ſich daher in einem cylindriſchen Gefäß, ſo leidet der Boden deſſelben den Druck der ganzen Maſſe der elaſtiſchen Flüſſigkeit, und die untern Schichten derſelben ſind begreiflich dichter zuſammengedrückt als die obern, welche auf die untern drücken. Man macht auch einen Unterſchied zwiſchen abſoluter und ſpecifiſcher Elaſticität. Unter jener verſteht man die Stärke, womit dieſe Eigenſchaft der Körper der zuſammendrückenden Kraft widerſteht, an ſich und ohne Rückſicht auf die Wärme und Dichtigkeit. Dieſe muß allezeit der drückenden Kraft gleich ſein. Weil aber verſchiedene Materien bei ungleicher Wärme und Dichtigkeit dennoch gleich ſtark drücken können, ſo nennt man diejenige ſpecifiſch elaſtiſcher, als die andern, welche bei geringerer Dichtigkeit dennoch gleich ſtark, und bei gleicher Dichtigkeit ſtärker drückt. Bei allen elaſtiſchen flüſſigen Materien nimt die ſpecifiſche Elaſticität durch Wärme zu. Auch größere Dichtigkeit vermehrt dieſelbe; verdichtet man z. B. die Luft unter einer Glocke, ſo wird auch ihre ſpecifiſche Elaſticität in dem Verhältniſſe größer, in welchem die Dichtigkeit zunimt. — Elaſticitätsmeſſer, Elaterometer oder Dampfmeſſer nennt man eine beſondere Vorrichtung an der Dampfmaſchine, um die Größe der abſoluten Elaſticität der Dämpfe zu beurtheilen. Man kann hierzu ein empfindliches Thermometer gebrauchen, wovon die Kugel im Dampfbehälter von Dämpfen umgeben ſein, die Röhre aber von denſelben unberührt bleiben muß. Dabei wird aber eine Tabelle erfodert, welche die abſolute Elaſticität des Waſſerdampfes durch den Wärmegrad ausdrückt. — Elaſticitätszeiger, Mercurialzeiger oder Barometerprobe iſt ein Barometer, welches in der Abſicht an die Luftpumpe angebracht wird, um zu zeigen, wie groß die abſolute Elaſticität der nach dem Auspumpen noch unter der

Glocke befindlichen Maſſe ſei. Das Queckſilber fällt in demſelben nach dem Maße, in welchem die Luft herausgepumpt wird. Da die hohen Glocken, unter die ein gewöhnliches Barometer geſetzt werden kann, gewöhnlich ſehr unbequem ſind, ſo hat man auf andere Einrichtungen des Elaſticitätszeigers gedacht; dahin gehört die des Engländers Smeaton, welche die Elaſticität der verdichteten Luft unter der Glocke unmittelbar anzeigt.

Elba, jetzt unter toscaniſcher Landeshoheit. Dieſe kleine Inſel, welche im J. 1814 mit allen Souveränitätsrechten an Napoleon Buonaparte überlaſſen und von ihm beſeſſen wurde, bis er ſie den 28. Febr. 1815 wieder verließ, liegt unfern der Küſte Italiens, ungefähr 9 Meilen von Corſica, und $11^1/_2$ Meilen von Livorno entfernt. Ihr Flächeninhalt beträgt $7^1/_4$ Q. M. mit 14,000 Einw.; ſie hat ein geſundes Clima. Der Hauptreichthum der Inſel ſind die Bergwerke, in wirklichem Bau ſtehen jedoch nur die Eiſenminen von Rio, welche jährlich 36,000 Cent. Erz liefern, die wenigſtens 50 pC. reines Metall geben, und einige andere. Seeſalz wird jährlich gegen 600,000 Säcke gewonnen; auch der Fiſchfang iſt bedeutend. Dagegen ſind Ackerbau und Viehzucht ſehr unvollkommen, ſo daß Getreide eingeführt werden muß. Die Hauptorte ſind Porto Ferrajo, an einer ſichern Rhede, mit mehr als 3000 Einwohnern und ſtarken Befeſtigungen, und Porto Longone, ebenfalls an einer guten Rhede, mit 1600 Einwohnern. Als im J. 1557 Philipp II. von Spanien das Gebiet von Siena an Cosmus I. von Florenz abtrat, behielt er ſich einige Küſtenſtriche, namentlich das Fürſtenthum Piombino, und Inſeln davon vor, welche 1736 an das Königreich Neapel abgegeben wurden, und unter der Benennung des stato degli Presidii (Beſatzungsſtaat) dabei verblieben, bis derſelbe 1801 an Frankreich abgetreten wurde. Elba gehörte zu dieſem Ländchen, und war, mit Ausnahme von Porto Ferrajo, welches der Großherzog von Toscana beſaß und beſetzt hielt, unter Neapels Oberherrſchaft, ein Beſitzthum der Herzoge von Sora aus dem Hauſe der Buoncompagni, welchen auch Piombino (ſ. d. Art.) gehörte.

Elbe, entſpringt aus dem ſogenannten Elbbrunnen zwiſchen preußiſcher und öſterreichiſcher Gränze in der ſchleſiſchen Herrſchaft Kynaſt, und erhält ſofort Zuwäſſerung von 10 andern Quellen. Die Quelle liegt 4260 Fuß über dem Meeresſpiegel. In den erſten $2^1/_2$ Meilen bis Hohenelbe ſinkt der Waſſerſpiegel 2814 Fuß. Die beiden Bäche, große und kleine Elbe, fließen bei Geedorf zuſammen. Bei Melnick in Böhmen wird die Elbe ſchiffbar durch die Aufnahme der Moldau, trit bei Außig in Sachſen, bei Mühlberg in Preußen, fließt dann zwiſchen Hannover und Meklenburg auf einer, und dem däniſchen und hamburger Gebiet, auf der andern Seite, nach einem Lauf von 148 Meilen in die Nordſee bei Cuxhaven, nachdem ſie 53 Flüſſe und über 300 Bäche aufgenommen. Im Ganzen fließt der Fluß ſchnell. Bis Hamburg kommen mit der Fluth Seeſchiffe herauf, der Fluß wird hernach aber viel ſeichter. Er iſt ſehr fiſchreich und hat einige Goldkörner in den ſächſiſchen Bergzuflüſſen, auch Carniole, Granaten ꝛc. Brücken hat der Fluß zu Dresden, Meißen, Torgau, Wittenberg und Magdeburg. Die Elbe iſt der erſte große deutſche Fluß, der eine freie Schiffahrtsoctroi, der wiener Congreßacte gemäß, 1822 erhalten.

Elbée (Gigot d'), Generaliſſimus der Royaliſten in der Vendée, ein ausgezeichneter Mann von großem Charakter. S. Vendée.

Elberfeld, eine preußiſche Kreis- und Handelsſtadt im Bezirk Düſſeldorf, der Provinz Cleve-Berg, mit 1100 Häuſern und 16 bis

17,000 Einw. Vor ungefähr zwei Jahrhunderten lebten hier kaum 800 Menſchen. Dicht an Elberfeld ſtößt das volkreiche Amt Barmen, welches den Ort Gemarke zum Hauptſitz ſeines Gewerbfleißes hat. Auch dieſes Amt zählt an 16,000 Einwohner. Das Ganze, Elberfeld eingeſchloſſen, bildet ein langes und angenehmes Thal, welches durch den gedrängten Anbau eines eben ſo gewerbfleißigen als wohlhabenden Volkes die mannichfaltigſten Abwechſelungen darbietet, und beſonders für den Fabrikanten und Kaufmann höchſt anziehend iſt. Das Bleichen des Leinengarns iſt als Urſprung der Gewerkthätigkeit dieſer Gegend anzuſehen. Die Wupper, ein klares und zur Bleiche beſonders geeignetes Bergwaſſer, ſo wie die bequemen Ufer deſſelben, haben die Bewohner zuerſt eingeladen, ſich dieſem, in der Folge ſo wichtig für ſie gewordenen Geſchäfte zu widmen. Das rohe Garn kommt aus Heſſen, Braunſchweig, Hildesheim und Hannover. Es entſtanden nun zuerſt Fabriken für Leinen- und Wollenband und für Schnürriemen. Dieſe Artikel ſtiegen zur höchſten Wichtigkeit, und ihnen verdankt Gemarke größtentheils ſeine Wohlhabenheit. Frankreich, Italien, Spanien, Rußland, Amerika, faſt die ganze bekannte Welt bezog und bezieht zum Theil noch dieſe Waare in unglaublicher Menge. Borten, Bettzwilliche, Nähzwirn, Zwirnſpitzen und Langetten beſchäftigen ebenfalls eine große Anzahl von Fabriken. Halbbaumwollene Zeuge fing man an zu Anfang des 18. Jahrh. zu verfertigen. Als die engliſchen Garne ſpäterhin bekannt wurden, vermehrte und verbeſſerte ſich die Fabrikation der baumwollenen Artikel bedeutend. In neuern Zeiten hat man ſelbſt viele Spinnmaſchinen nach engliſcher Art angelegt. Türkiſche Rothfärberei iſt ein anderer höchſt wichtiger Zweig des hieſigen Gewerbfleißes. Erſt vor etwa 40 Jahren wurde derſelbe hier eingeführt. Man zählt jetzt über 100 türkiſche Rothfärber in Elberfeld und Barmen. Eben ſo bedeutend ſind die ſeit 60 Jahren beſtehende Siamoiſen-Fabrication und die Seidenfabriken, die ſich beſonders mit ſeidenen Tüchern aller Gattung beſchäftigen. Der jährliche Umſatz an Seidenwaaren im Bergiſchen ſoll über drei Mill. Thaler, und der allgemeine Umſatz der geſammten Fabrikate in Elberfeld und Barmen an 12 Millionen Thaler betragen. Elberfeld, als Hauptſitz der bergiſchen Fabriken, treibt das Wechſelgeſchäft des bergiſchen und märkiſchen Landes im Ganzen. Nach hergeſtelltem Frieden und wieder freigewordenen See- und Tranſito-Handel darf, unter der thätigen und liberalen preußiſchen Regierung, dieſe wichtige Fabrikgegend, welche kaum ihres Gleichen in Europa hat, einer neuen ſegensreichen Zeit entgegenſehen.

Elbeuf, eine der erſten franzöſiſchen Fabrik- und Manufactur-Städte, in der Normandie gelegen, 4 Stunden von Rouen und 26 Stunden von Paris. Insbeſondere werden hier ſehr viele Tücher, Ratine und andere Zeuge von tuchartigem Gewebe verfertigt. Die Gattung derſelben weicht denen von Louviers und Sedan in der Feinheit, ſteht ihnen aber in Dauer und Haltbarkeit der Farben nicht nach. Der Hauptabſatz derſelben iſt in Frankreich ſelbſt. Jedoch gehen auch viele kleine Partien nach Italien, Spanien und der Levante.

Elbingen, weſtpreußiſche Kreis- und Handelsſtadt mit 17,000 Einw. und 2000 Häuſern, am Fluſſe Elbing, und durch den Kraffuhlcanal mit der Nogat verbunden. Neben der Seefahrt iſt hier eine beträchtliche Fabricatur, ähnlich der in andern ſüdlichen Seehäfen der Oſtſee. Die Ausfuhr von Landeserzeugniſſen iſt ſehr beträchtlich.

Eldorado, ein fabelhaftes Land, in welchem Gold und Edelſteine ſo häufig ſein ſollen, wie bei uns der Schlamm und die Steine auf

den Straßen. Franz Orellano, ein Begleiter von Pizarro, brachte dieſe Fabel zuerſt nach Europa, und ein Engländer gab ſogar zu Ende des 16. Jahrh. eine Beſchreibung davon heraus, die ſelbſt mit einer Charte des Landes verſehen war. Jetzt wird es nur in den Werken der Dichter genannt, z. B. in Voltaire's Candide.

Electra, eine Tochter Agamemnons und der Clytemneſtra. Ihr Stiefvater Aegiſth wollte ſie, obgleich viele Fürſten ſich um ſie bewarben, Niemanden zur Gemahlin geben, damit ihre Kinder Agamemnons Tod nicht rächen möchten, ſondern verheirathete ſie an einen geringen Mann von Argos, der ſie jedoch unberührt ließ. Ihr Bruder Oreſtes aber rettete ſie vor Aegiſthus Wuth; und als jener nachher, wegen des Mordes ſeiner Mutter, wozu die Schweſter ihn aufgereizt hatte, von den Furien geplagt wurde, und ſie von dem Orakel zu Delphi die Nachricht erhielt, daß er in Taurien von einer Prieſterin Dianens umgebracht ſei, war ſie im Begriff, ihre Schweſter Iphigenie, die eben als Prieſterin Dianens in den Tempel trat, unerkannt mit einem Feuerbrande zu tödten, als Oreſt hinzukam und den Schweſtermord hinderte. Nachher vermählte ſich Electra mit dem innigen Freunde ihres Bruders, Pylades.

Electricität, Electriſch, Unelectriſch. Electricität iſt die Eigenſchaft gewiſſer Körper, vermöge deren ſie, ſtark gerieben und erhitzt, leichte Körper, die ſich ihnen nähern, an ſich ziehen und wieder von ſich ſtoßen, oder bei Berührung anderer kniſternde Funken von ſich geben. Wenn man ein Stück Bernſtein, eine trockene gläſerne Röhre, ein Stück Siegellack ꝛc. auf der Hand oder auf einem trockenen wollenen Lappen ſtark reibt, ſo ziehen ſie leichte Körper, z. B. Papierſtückchen, Goldplättchen, Strohhalme ꝛc. an, und ſtoßen ſie hernach wieder zurück. Iſt nun die Glasröhre, oder ein anderer ſolcher Körper von beträchtlicher Größe, reibt man ihn ſtärker und bringt ihn dann dem Geſichte nahe, ſo erregt er eine Empfindung auf der Haut, als wenn dieſelbe mit feinen Spinnweben leicht berührt würde, die Haare ſteigen, von jenem Körper angezogen, und werden ſodann wieder zurückgeſtoßen. Läßt man eine große Scheibe oder einen Cylinder von Glas, mittelſt einer mechaniſchen Vorrichtung, nach Art eines Rades oder einer Welle ſchnell herumtreiben, ſo daß die äußere Fläche ſich an Flanell, Taffet, Leder oder Goldpapier reibt, ſo empfindet man nicht nur einen Geruch, der dem von Harnphosphor gleicht, ſondern es ſtrömt auch ein ſichtbarer, ſtechender, kniſternder Feuerfunke von bläulicher Farbe aus der Scheibe oder dem Cylinder hervor, ſobald man einen Knöchel der Finger oder eine Fingerſpitze ſelbſt daran hält. Das Wort Electricität iſt aus dem griechiſchen Wort ἤλεκτρον, electrum, Bernſtein, gebildet worden, weil man jene Eigenſchaft zuerſt und beſonders am Bernſtein wahrnahm. Man braucht dieſes Wort auch in der Bedeutung, daß es die electriſche Materie ſelbſt anzeigt, wofür man ſonſt auch electriſches Fluidum oder electriſche Flüſſigkeit ſagte. Subſtanzen, in denen durch Reiben ein merklicher Grad von Electricität erzeugt wird, die ſich aber nicht durch ihre ganze Maſſe fortleitet, ſondern die ſie auf der Oberfläche behalten, heißen electriſche Körper, an ſich electriſche (idioelectriſche, auch Nichtleiter). Man rechnet hierher Glas und alle, ſelbſt metalliſche, Verglaſungen, alle Edelſteine, Harze, Federn, Seide, Baumwolle, Wolle, Papier, weißen und Candiszucker, trockne Luft, Oele, metalliſche Kalke oder Oxyde, Aſche von Thieren und vegetabiliſchen Subſtanzen, harte Steine, hartgefrornes Eis in einer Kälte von 13 Grad unter 0 nach Fah-

renheit oder 20 Grad nach Reaumur u. a. Alle Körper, welche durch Reiben nicht in den Zuſtand geſetzt werden, die Erſcheinung der Electricität zu zeigen, führen den Namen unelectriſche (wiewohl die Grenzen beider Claſſen ſehr in einander laufen), ſie können aber electriſch werden, d. i. durch Mittheilung von einem andern electriſchen Körper Electricität erhalten, wie z. B. Metalle, Waſſer und andere. Weil ſie durch die Berührung mit einem andern ſchon electriſirten Körper die Electricität annehmen, und durch ihre ganze Maſſe fortleiten, ſo heißen ſie Leiter der Electricität oder leitende Körper. Diejenigen, die zwar durch Reiben electriſirt werden, aber die Electricität durch Berührung mit andern electriſchen Körpern nicht merklich aufnehmen, werden dagegen Nichtleiter genannt. Die an ſich unelectriſchen Körper oder Leiter laſſen ſich durch Reiben electriſiren, ſobald man Mittel anwendet, welche verhindern, daß ihnen die durch Reiben entſtandene Electricität nicht entzogen wird. Manche Körper ſind bald Leiter, bald Nichtleiter, und werden daher Halbleiter genannt, z. B. trockenes Holz und trockener Marmor. Andere dagegen leiten die Electricität nur unter gewiſſen Umſtänden, z. B. ſiedendes Pech, heißes Oel und glühendes Glas, da ſie kalt nicht leiten. Die Luft der Atmoſphäre iſt trocken ein Nichtleiter, feucht und bei abnehmender Dichtigkeit ein Leiter. Einen Körper, der mit lauter Nichtleitern umgeben iſt, nennt man iſolirt. Die Iſolirung iſt in einem Zimmer mit trockener Luft leicht dadurch zu bewirken, daß man irgend einen Körper an ſeidenen Schnüren aufhängt, oder auf ein Geſtell von Glas, Pech, Siegellack, Schwefel u. ſ. w. ſetzt. Das Anziehen und Abſtoßen der electriſchen Materie iſt eine merkwürdige Erſcheinung, und läßt mit Recht auf zwei verſchiedene, einander entgegengeſetzte Kräfte ſchließen. Beide zeigen ſich ſehr auffallend, denn wenn eine Perſon z. B. eine Glasröhre reibt, und dabei iſolirt geſtellt iſt, ſo werden beide electriſch und zeigen electriſche Erſcheinungen, nur mit dem Unterſchiede, daß dasjenige, was von der Röhre angezogen, von der Perſon zurückgeſtoßen wird. Daſſelbe iſt der Fall mit allen Körpern, welche das Reiben des electriſchen Körpers verrichten und daher Reibzeuge heißen. Dieſe beiden verſchiedenen Kräfte werden als zwei einander entgegengeſetzte Electricitäten betrachtet. Die eine nennen die Phyſiker poſitive, die andere negative Electricität, welches durch die Zeichen der Algebra ſo ausgedrückt wird: + E und — E., eine bequeme Bezeichnung von Erſcheinungen, mit deren eigentlicher Natur wir unbekannt ſind. Hieraus leitet man den Grundſatz her, daß gleichartige oder gleichnamige Electricitäten einander abſtoßen, ungleichartige, ungleichnamige oder entgegengeſetzte einander anziehen. Du Fay nannte die Electricität des Glaſes Glaselectricität, und die des Siegellackes Harzelectricität. Franklin, dem die Phyſik die größten Entdeckungen in der Lehre der Electricität verdankt, nahm nur eine Art an, und leitete den erwähnten Unterſchied in den Erſcheinungen, oder das Abſtoßen und Anziehen blos aus dem Mehr und Weniger derſelben her. Die Electricität wird in den urſprünglich electriſchen Körpern, im Glaſe, Siegellack, Schwefel ꝛc., vornehmlich durch das Reiben erregt; bei Schwefel, Siegellack, Wachs und Chocolade, auch durch Schmelzen und Erkalten. Im Turmalin und einigen andern Materien wird ſie durch Erwärmen und Abkühlen, und ſonſt durch Auflöſungen, wobei Aufbrauſen Statt findet, und durch Ausdünſtungen hervorgebracht. Durch die Wirkung der verſtärkten Electricität können entzündliche Körper, z. B. Waſſerſtoffgas, Alcohol, Aether, Schießpulver, Campher, ent:

zündet, dünne Metalldrähte geſchmolzen, kleine Thiere und Pflanzen getödtet werden. Electriſche Schläge zerlegen das Waſſer in Waſſer und Sauerſtoff, und umgekehrt bewirkt der electriſche Funken die Bildung des Waſſers aus jenen beiden Elementen. Der Raum, worin die Electricität wirkt, heißt der electriſche Wirkungskreis, oder die electriſche Atmoſphäre. Man kennt zwar nun die Geſetze, nach welchen die electriſche Materie wirkt, ſo weit, daß man das, was geſchieht, erklären, und was geſchehen muß, vorherbeſtimmen kann; aber deſto unwiſſender iſt man noch in Hinſicht auf die Beſchaffenheit des Grundſtoffes, der die Electricität ausmacht. Da bei der größten Anhäufung der electriſchen Materie in einem Körper keine Gewichtszunahme bemerkbar iſt, ſo iſt ſie unwägbar und wegen ihrer großen Ausdehnbarkeit mit überwiegender Rückſtoßkraft begabt. Vielleicht ſind Licht, Wärme und electriſche Materie Modificationen des nämlichen Stoffs, und der Wärmeſtoff eine Modification des electriſchen Fluidums. Andere halten die Electricität für ein mit Wärmeſtoff verbundenes Weſen, noch Andere halten jenes Weſen für die Grundlage des Lichts, welche durch Waſſerſtoff ihre Ausdehnbarkeit erhält. Ueber die poſitive und negative Electricität nimt man gewöhnlich folgende Sätze an: 1. Durch die ganze Körperwelt iſt eine einzige feine Materie verbreitet, welche den Grund aller electriſchen Erſcheinungen enthält. 2. Die Theile dieſer Materie ſtoßen ſich ab, werden aber von den Theilen der Körper angezogen. 3. Jeder Theil eines Körpers kann eine gewiſſe Menge dieſer Materie in ſich aufnehmen, ohne daß ſie ſich auf ſeiner Oberfläche anhäufen darf. Hat er gerade dieſe Menge, ſo iſt er nicht electriſirt. 4. Hat er mehr als eine ihm natürliche Menge, ſo iſt er poſitiv, hat er weniger, ſo iſt er negativ electriſirt. 5. Alle electriſchen Erſcheinungen entſtehen durch Uebergang oder durch proportionirte Vertheilung dieſer Materie. Der vorgebliche Einfluß der Electricität auf das ſchnellere Wachsthum der Pflanzen iſt ſehr zu bezweifeln, und eben ſo iſt es auch mit dem Einfluſſe derſelben auf den thieriſchen, namentlich den menſchlichen Körper, nach welchem bei electriſirten Perſonen der Puls ſchneller ſchlagen ſollte, welches letztere jedoch oft nur durch Beängſtigung veranlaßt wird. Gleichwohl kann man die mediciniſche Kraft der Electricität nicht abläugnen, und man hat ſie bei Lähmungen, rheumatiſchen Beſchwerden, Taubheit, Augenübeln, Kopfſchmerzen ꝛc. glücklich angewendet. Was die Geſchichte der Electricität betrifft, ſo ſieht man aus Plinius dem Aeltern (Hist. natur. XXXVII. S. 3.), daß er die erwähnte Eigenſchaft des Bernſteins ſchon gekannt habe. Das war aber auch alles, was die Alten von der Electricität wußten, und dies, oder nicht viel mehr, wußte man davon bis zu Anfange des 17. Jahrh. Um dieſe Zeit entdeckte der Engländer William Gilber nicht nur mehrere Körper, die ähnliche Erſcheinungen darbieten, ſondern auch, daß man dieſe ſonderbare Eigenſchaft durch Reiben verſtärken könne. In der zweiten Hälfte des 17. Jahrh. wurden von Mehreren ſchon Verſuche angeſtellt, und dabei entdeckte man immer mehr. Zu Anfang des letztverfloſſenen Jahrhunderts vermehrte Stephan Gray die Kenntniß der Electricität ganz beſonders durch ſeine Entdeckungen. Desaguliers ſammelte hernach alles, was man von der Electricität wußte, brachte es auf allgemeine Geſetze zurück, und führte zuerſt Kunſtausdrücke ein. Die ſchnellſten Fortſchritte hat dieſe Wiſſenſchaft, wie überhaupt die Phyſik, in der neueſten Zeit gemacht.

Electricität, thieriſche, ſ. Galvanismus.

Electriſirmaſchine iſt eine mechaniſche Vorrichtung, durch welche man die urſprüngliche Electricität der electriſchen Körper vermittelſt Reiben erregt und andern Körpern mittheilt. Die weſentlichen Stücke einer Electriſirmaſchine beſtehen in einem electriſchen Körper, der durch einen bequemen Mechanismus ſchnell umgedreht, und heftig an einem andern Körper gerieben, anhaltend und ſtark electriſirt werden kann; ferner in einem Reibzeuge, worunter man eben jenen Körper verſteht, an welchem ſich der electriſche Körper bei ſeinem Umlaufe reibt; endlich in einem iſolirten Hauptleiter, der auch der erſte Leiter oder Conductor genannt wird. Dieſem theilt der electriſche Körper ſeine Electricität mit. Zu dem electriſchen Körper wählt man Glas, entweder in Form einer Kugel, oder einer Scheibe, oder eines Cylinders; daher hat man Kugel-, Scheiben- und Cylindermaſchinen. Dieſe Glaskörper werden an der Maſchine ſo befeſtigt, daß ſie ſchnell umgedreht werden können. Das Reibzeug, welches der electriſche Körper bei ſeinem Umlaufe berührt, um ſich daran zu reiben, iſt ein ſeidenes Kiſſen, mit Pferdehaaren ausgeſtopft, über welches ein Leder geht, das mit dem ſogenanten Kirnmayerſchen Amalgama, einer Miſchung von zwei Theilen Queckſilber, einem Theile Zink und einem Theile Zinn, durch Schweinefett in eine Salbe verwandelt, beſtrichen iſt, um die Electricität zu verſtärken. Der erſte Leiter (Conductor) iſt ein blecherner Cylinder, am Ende mit einem Zuleiter oder Kamme (Collector) verſehen, der ſeine Spitzen dem electriſchen Körper entgegenſtreckt, um die Electricität aus ihm aufzunehmen und fortzuleiten. Während der electriſche Körper mittelſt einer Kurbel, wie beim Schleifſteine, ſchnell umgedreht wird, reibt er ſich an dem Kiſſen, und wird dadurch electriſirt, wie der auf einem wollenen Lappen geſtrichene Bernſtein, nur in weit ſtärkerem Grade. Da nun kein anderer leitender Körper ihm näher iſt, als der erſte Leiter der Maſchine, ſo theilt er auch nur dieſem ſeine Electricität mit, welche man alsdann zu beliebigen Verſuchen benutzen kann. Eine Art von Electriſirmaſchine hatte ſchon Otto von Guerike im 17. Jahrh., denn er bediente ſich bei ſeinen electriſchen Verſuchen einer Kugel von Schwefel, die er vermittelſt einer Kurbel umdrehte und mit der Hand rieb. Die wahren Maſchinen führte jedoch zuerſt Hauſen in Leipzig um die Mitte des verfloſſenen Jahrhunderts ein, und von dieſer Zeit an wurden ſie immer gemeiner und zugleich immer mehr verbeſſert. Man hat jetzt ſehr koſtbare Kunſtwerke dieſer Art zu Stande gebracht. Eine der größten, vielleicht die größte unter allen Electriſirmaſchinen, befindet ſich in dem Teylerſchen Muſeum zu Harlem. Sie iſt von Cuthbertſon verfertigt, und beſteht aus doppelten Glasſcheiben, deren jede 65 engl. Zoll im Durchmeſſer hat. Sie ſtehen in paralleler Lage 7½ Zoll auseinander, ſind an einer gemeinſchaftlichen Achſe befeſtigt, die eine Kurbel umdreht, und reiben ſich an acht Kiſſen, die alle an beſondern Geſtellen befeſtigt und 15½ Zoll lang ſind. Um dieſe Maſchine zu drehen, werden zwei, bei längerer Dauer auch wohl vier Männer erfodert. Ihre Wirkungen ſetzen in Erſtaunen. Eine ſehr ſcharfe Stahlſpitze, dem erſten Leiter genähert, zog einen Funken von ½ Zoll Länge heraus; dieſelbe Spitze, ſo auf dem Leiter befeſtigt, daß ſie 3 Zoll hervorragte, ſtrömte 6 Zoll lange Strahlen aus. Ein 6 Fuß langer Zwirnsfaden, in einer Entfernung von 38 Fuß vom Leiter gehalten, wurde von ihm angezogen. Wenn man einen andern Leiter an den erſten Leiter brachte, ſo konnte man in einer Minute 300 Funken von 24 Zoll Länge und eines Federkiels Dicke ausziehen. Die Luft wird 40 Fuß

weit um die Maſchine electriſirt. Eine **Batterie** (ſ. d. Art.), die aus 125 Flaſchen beſteht, wird durch 160 Umläufe der Scheiben geladen, und ein Schlag dieſer Batterie zerſpaltete einen Cylinder von Buchsbaumholz, 4 Zoll hoch und eben ſo ſtark im Durchmeſſer, wozu nach van Marums Berechnung eine Kraft von 9850 Pfund erfodert wird.

Electrometer oder **Electricitätsmeſſer** nennt man eine Vorrichtung, welche die Stärke und Beſchaffenheit der Electricität eines Körpers meſſen oder beſtimmen ſoll. Zu dieſem Apparate hat, welches Gray zuerſt bemerkt, das Abſtoßen gleichnamiger Electricitäten Anlaß gegeben. Du Fay, welcher hierauf dieſe Erſcheinung zum Electrometer benutzte, hing einen Zwirnsfaden um den zu electriſirenden Körper, und gab Acht, wie weit die beiden Enden deſſelben ſich von einander entfernten, woraus er auf die Stärke der Electricität ſchloß. Nollet wurde hierdurch auf den Gedanken gebracht, dieſe einfache Vorrichtung dazu zu benutzen, den Grad der Electricität aus dem Winkel, den die beiden Enden des Fadens beim Auseinandergehen einſchließen, zu beſtimmen, und ſchlug vor, den Winkel durch den auf einem Brette aufgefangenen Schatten der beiden Fadenenden mittelſt eines Gradbogens zu meſſen, weil er einſah, daß mit dem Faden kein anderer leitender Körper verbunden werden dürfte. Nachher erdachten Mehrere noch eine große Anzahl anderer Electrometer, die aber eigentlich das nicht leiſten, was ihr Name ausdrückt. Die meiſten dienen höchſtens dazu, um daraus ungefähr zu beurtheilen, ob eine Electricität ſtärker oder ſchwächer ſei, als die andere, nicht aber wie groß ſie eigentlich ſei. Achard hat ein Electrometer angegeben, welches die Kraft der Electricität wirklich abmeſſen, und ihr jedesmaliges Verhältniß zur Schwere der Erdkörper beſtimmen ſoll.

Electrophor oder **beſtändiger Electricitätsträger.** Wenn man einen dünnen, glatten und trockenen Kuchen von Siegellack oder irgend einem Harz in eine flache zinnerne oder kupferne Schüſſel legt, ihn entweder mit einem trockenen Katzenfelle reibt, oder mit einem Fuchsſchwanze peitſcht, und dann ein rundes, mit Staniol oder Silberpapier überzogenes, im Durchmeſſer etwas kleineres Brett als der Kuchen, mittelſt ſeidener Schnüre auf dieſen letztern ſetzt, ſo wird das Brett Funken geben, ſobald man es mit dem Finger berührt. Die Vorrichtung, vermittelſt deren dieſe electriſchen Wirkungen hervorgebracht werden, heißt Electrophor. Der Erfinder deſſelben iſt der Schwede Wilke, obgleich der Italiener Volta es im J. 1775 unter der gegenwärtigen Geſtalt bekannt machte. Zu den gewöhnlichen Electrophoren pflegt man gemeines weißes oder ſchwarzes, mit etwas Terpentin vermiſchtes Pech zu nehmen; eben ſo gut dient Colophonium. Die zerfloſſene Harzmaſſe wird gleich in die Form oder auf den Teller gegoſſen, welcher von einer leitenden Subſtanz ſein muß. Man nimt dazu eine metallene oder dünne hölzerne, mit Staniol auf beiden Flächen belegte Scheibe, die einen etwa 2½ Linie hohen, aufgerichteten Rand hat, mit welchem das eingegoſſene Harz gleich ſtehen muß, ohne daß jedoch der Rand oberhalb bedeckt wird. Die obere Fläche dieſes Kuchens muß ganz glatt und eben ſein, und ſeine untere den Boden überall genau berühren. Der Deckel, oder, wenn es ein hohler Cylinder iſt, die Trommel, Leiter, muß von einer leitenden Materie, alſo entweder von Zinn oder von trocknem Holz gemacht werden, das mit Staniol oder Silberpapier belegt iſt. Die Form des Deckels iſt rund, und darf einige Zoll weniger im Durchmeſſer halten, als der Kuchen.

Er muß iſolirt, d. i. außer Verbindung mit leitenden Körpern auf den Harzkuchen gedeckt und wieder abgenommen werden können; daher bindet man drei oder vier ſeidene Schnüre an ſeinen Rand, und hebt ihn damit nach Belieben. Bewahrt man den Apparat vor Feuchtigkeit, ſo hält ſich die in dem Kuchen einmal erregte Electricität Monate lang, und man kann ſich des Electrophors ſtatt einer Electriſirmaſchine bedienen. Auch läßt ſich eine leidener Flaſche nach und nach damit laden, und dagegegen durch dieſe der Electrophor wieder verſtärken.

Elegie. Gewöhnlich denkt man ſich unter Elegie ein Klage- oder Trauergedicht (Threnodie), und der griechiſche Name deutet allerdings auch auf dieſe Bedeutung hin, indem er nichts anders beſagt als: „Ach! Ach! rufen," (E! E! λεγειν). Die Griechen und Römer aber hatten Elegien, welche nur von dem Versmaß dieſen Namen führten, und des verſchiedenartigſten Inhalts waren. Das elegiſche Versmaß der Alten war das Diſtichon (ſ. d. Art.), der mit dem männlichen Hexameter abwechſelnde weibliche Pentameter, und in dieſer Versart verſeufzte nicht blos die Traurigkeit den ſanften Schmerz, ſondern, wie Horaz ſagt, auch

Die Freude, und die ihres ſüßen Wunſches
Gewährte Liebe

bediente ſich ihres leichten Ganges. Selbſt die Kriegslieder eines Tyrtäos und Kallinos bewegten ſich in dieſem Maß; lehrendes Gedicht, Heroide, ſittliche Sprüche, wurden bei den Alten elegiſch dargeſtellt. Wie es kam, daß nachher ſanfte Schwermuth, als Charakter der in dieſer Versart dargeſtellten Poeſien galt, läßt ſich am beſten hiſtoriſch darthun. Man muß zunächſt auf den Urſprung des Pentameters zurückgehen. Böttiger hat im erſten Bande von Wielands attiſchem Muſeum dargethan, daß der Pentameter aus dem Gebrauche der kriegeriſchen Doppelflöte der Lydier entſtanden ſei. Die älteſten Dichter, die ſich ſeiner bedienten, ſangen daher nur Kriegsgeſänge in dieſem Sylbenmaß. Eine zweite Periode des Pentameters beginnt mit dem Kolophonier Mimnermos, der im Geiſte ſeines weichlichen Zeitalters zuerſt ſeiner Doppelflöte und ſeinem Pentameter ſanftere Empfindungen einhauchte, und der Flötenſpielerin Nanno Liebeselegien vorſang. Er wurde deshalb von dem Alterthume für den Stifter der zärtlichen und ſanftklagenden Elegie gehalten. Mit Simonides endlich beginnt die dritte Periode, denn als dieſer ſich des Diſtichons am liebſten zu ſeinen Grabſchriften und Todtenepigrammen bediente, nannte man ein ſolches kleines Gedicht Elegion, und da dieſe am häufigſten auf Grabmälern geſehen und geleſen wurden, fing man an, die ganze Gattung des Sylbenmaßes, das ſeitdem beſtändig zu Inſchriften gebraucht wurde, Elegie zu nennen. Niemals wurde jedoch jenes Sylbenmaß ausſchließlich für Klage- oder Trauergedichte gebraucht, und man würde daher wohlthun, Gedichte im elegiſchen Sylbenmaß von der eigentlichen Elegie zu unterſcheiden; denn wie Gedichte im elegiſchen Sylbenmaß nicht nothwendig blos den Ausdruck des Schmerzes darſtellen, ſo iſt die Elegie nicht nothwendig an jenes Sylbenmaß gebunden. Da nun aber einmal Gedichte im elegiſchen Sylbenmaß nicht nothwendig blos bei den Alten, ſondern auch bei den Neuern, wie die Gedichte zeugen, welche z. B. Göthe und Voß als Elegien gegeben haben: ſo wird man ſchicklich unter naiver und ſentimentaler Elegie unterſcheiden. Zu jener Claſſe kann man die Elegien rechnen, die durch das elegiſche Versmaß dieſen Namen erhalten haben, hierzu gehört auch das alte

Epigramm; dieſe begreift die eigentliche Elegie. Durch Vereinigung der Beſonnenheit mit Innigkeit der Gemüthsregung ſind beide Claſſen einander verwandt, und der reinlyriſchen Poeſie entgegengeſetzt (ſ. Lyrik). Der Charakter der eigentlichen Elegie iſt: beſonnene Anſchauung, alſo nicht wilder, ungehemmter Erguß des erſten Schmerzes. Ueberhaupt auch nicht bloßer Erguß des Schmerzes, ſondern Darſtellung deſſelben, die nur möglich iſt, wenn wir ihn aus einer mildernden Ferne betrachten, an dieſer Betrachtung ſelbſt aber ein Vergnügen finden. Das Herz nährt mit Hingebung einen Schmerz, aus welchem ihm ein ganz eigener, bitterſüßer Genuß entſpringt, die Wonne in Wehmuth. Der Ton der Elegie ergiebt ſich hieraus von ſelbſt. Da die Beſtimmung der ſchönen Kunſt, das menſchliche Daſein zu verſchönern, nicht zu untergraben, in der Elegie verfehlt ſein würde, wenn die Darſtellung des Leidens in ein Gefühl des Leidens ſelbſt überginge, ſo ſieht man wohl, warum die Elegie den Ausdruck gemäßigter Empfindung fodert. Sanfte, wehmüthige Klage um verlornes Glück, getrennte Liebe, verſtorbene Geliebte und Freunde, um Sittenunſchuld hingeſchwundener Jahrhunderte, ſchwärmeriſche Erinnerung genoſſener, innige Sehnſucht nach dem Beſitz gewünſchter Güter, ſind die Gegenſtände dieſer Elegie, die wir bei den Neuern in dem Grade vorzüglicher finden als bei den Alten, je mehr bei uns die Ausbildung der Sentimentalität ein tieferes Gefühl und eine gewiſſe Geiſtigkeit zur Folge gehabt hat. Doch verlieren ſich unſere Elegien oft auch in eine unfreie Stimmung oder in eine ſchwermüthige Manier. So verſchieden übrigens der Anlaß zur Trauer und die Empfindungsart der Trauernden iſt, ſo verſchieden muß auch der Ton der Elegie ſein. Anders klagt das Mädchen, das ſeine Blumen im Haar an den Tod erinnern, anders ein geflüchteter Bürger aus einer verheerten Stadt, wenn er, neben ſeinem Weibe, zwiſchen unmündigen Kindern, bald ſein jetziges Strohdach, bald die Aſche der ehemaligen Wohnung anſieht. Auch unter ähnlichen Umſtänden iſt der Ausdruck des Schmerzes nicht einerlei, wenn die Charaktere der Klagenden verſchieden ſind. Jacobi ſagt von ihr trefflich: „Sollte ich der Elegie ein ſinnliches Bild geben, ſo würde ich dieſelbe nicht, wie viele gethan haben, in langen Trauerkleidern, mit zerſtreutem Haar und bedeckter Stirn, über einem Sarge winſeln laſſen; ich würde ſie als eine ruhig ſitzende Nymphe, das Geſicht in die Hand gelegt, voll Rührung und Nachdenken vorſtellen. In ihren nachläſſigen Locken hinge ein zerriſſener Kranz, auf ihrem Schooß hätte ſie einen welken Blumenſtrauß. In der Ferne wäre ein Grabmal zu ſehen, wovon die obere Hälfte nur aus einem Cypreſſenwalde hervorragte. Hinter dieſem läge ein Hügel voll Roſenknoſpen im Morgenroth." Die Elegie wird, wie ein Mädchengeſicht, niemals einnehmender, als dann, wenn unter den Thränen ein Lächeln hervorſchimmert; wenn der ruhige Blick auf eine Reihe von ſchönen Bildern fällt, die aber, gleich den Herbſtblumen, im leichten Nebel da ſtehen und den Abſchied der beſſern Jahreszeit verkündigen. Die Neuern bedienen ſich gewöhnlich für eigentliche Elegie trochäiſcher Versmaße, ja auch der Versmaße der Oden. Im letztern Sinne ſind manche Oden von Klopſtock Elegien. Ueber die Elegie der Alten ſiehe Schneiders Abhandlung in Creuzers und Daubs Studien.

Elementarunterricht, der erſte Unterricht jedes Fachs, welcher Anfängern, die noch keine Vorkenntniſſe haben, ertheilt wird; dann bezeichnet man aber auch mit dieſem Ausdrucke insbeſondere den

erſten Unterricht im Leſen, Schreiben und Rechnen. Von dieſen Gegenſtänden des Elementarunterrichts ſcheint eine neue pädagogiſche Schule die ſogenannten Elementarpunkte, auf welche der Unterricht zurückgeführt werden müſſe, Schall oder Worte, Form oder Zahl entlehnt zu haben, weil bei dem Leſen alles auf das Wort oder den Ton, bei dem Schreiben alles auf die Form der Schriftzeichen, und bei dem Rechnen alles auf die Zahl hinausläuft.

Elemente, Grundſtoffe, Urſtoffe oder Uranfänge, die Grundbeſtandtheile der Körper, die nicht weiter aus gleichartigen Materien zuſammengeſetzt, und alſo einfach ſind. Eine Materie, welche die bisherige Kunſt nicht weiter zerlegen kann, wird ein Grundſtoff, ein Element, oder beſſer ein unzerlegter Stoff genannt; (Tropiſch heißen daher Elemente, Grundlagen, Anfangsgründe einer Wiſſenſchaft, Kunſt, und Elementar=, z. B. Elementarbegriff, Elementarunterricht, Elementarbücher ꝛc. — was dieſe Grundlagen enthält, ſich auf dieſelben oder auf die Urbeſtandtheile eines Gegenſtandes bezieht). Wir kennen bis jetzt folgende elementariſche Beſtandtheile:

I. Unwägbare.

1. Poſitive und negative Electricität.
2. Poſitiver und negativer Magnetismus.
3. Wärmeſtoff.
4. Lichtſtoff.

II. Wägbare.

5. Sauerſtoff (Oxigen).
6. Waſſerſtoff (Hydrogen).
7. Stickſtoff.
8. Kohlenſtoff.
9. Schwefel.
10. Phosphor.
11. Boraxſtoff.
12. Jod.
13. Salzſäure.
14. Flußſäure.

Metalle.

A. Alkaliſche Metalle.

15. Kalimetalloid.
16. Natrummetalloid.
17. Ammonium.
18. Barytmetalloid.
19. Strontian.
20. Kalk.
21. Talk.

B. Erdige Metalle.

22. Alaunmetalloid.
23. Kieſel.
24. Zirkon
25. Yttermetalloid.
26. Glyclin.
27. Tanlatium oder Columbium.

C. Eigentliche Metalle.

28. Platin.
29. Gold.
30. Wolfram.
31. Queckſilber.
32. Palladium.
33. Blei.
34. Rhodium.
35. Silber.
36. Bismuth.
37. Uranium.
38. Kupfer.
39. Nickel.
40. Molybdän.
41. Arſenik.
42. Mangan.
43. Eiſen.
44. Kobalt.
45. Zinn.
46. Zink.
47. Antimonium.
48. Tellurium.
49. Chromium.
50. Titanium.
51. Iridium.
52. Osmium.
53 Cerium oder Demetrium.

D. Problematiſche Metalle.

1. Junonium.
2. Erythronium.
3. Ein von Tromsdorf angekündigtes und
4. Ein von John im Graumanganerz entdecktes Metall.

Außer dieſen entdeckt die Chemie von Zeit zu Zeit noch neue einfache Stoffe, die zu den Metallen gehören. (Eine Darſtellung der neuern

Anſichten der Lehre von den Elementen enthält die neue Folge dieſes Werkes.)

Elephant, das größte unter den Landthieren, das einen langen beweglichen Rüſſel, zwei lange, dicke, gebogene Zähne, einen kurzen Hals, kleine Augen, große, lappige, herabhängende Ohren, dicke Füße, einen dünnen, kurzen Schwanz und eine dicke, ſparſam mit Haaren beſetzte Haut von grauer oder bräunlicher Farbe hat. Er wird 12, 16 und mehr Fuß hoch. Seine Nahrung ſind Vegetabilien. Er läßt ſich zähmen und vermöge ſeiner großen Klugheit und Gelehrigkeit zu allerlei Künſten und Arbeiten abrichten. Seine Heimath iſt das ſüdliche Aſien und Afrika, und danach unterſcheidet man eine aſiatiſche und afrikaniſche Gattung. — **Elephantenpapier**, ſo benannt von der Größe der Bogen, die 3 Ellen lang und eben ſo breit ſind. — **Elfenbein** oder Elephantenzähne. Wir erhalten die meiſten aus Afrika. Aus dem Abfall des verarbeiteten Elfenbeins wird durch ſtarkes Glühen das ſogenannte cöllner Schwarz bereitet. Es iſt eine vortreffliche ſchwarze Malerfarbe, dagegen liefert das in offenen Gefäßen calcinirte Elfenbein die ſchönſte weiße Farbe. — **Elephantiaſis** iſt eine Hautkrankheit, die am häufigſten in den warmen Zonen vorkommt, und ſchon dem perſiſchen Arzt Abubeter Mahomed Rhazis bekannt war. Sie befällt entweder den ganzen Körper oder einzelne Theile, trit mit mehr oder weniger Fieber ein, von dem ſie oft auch in ihrem Verlaufe begleitet wird, und endigt ſich meiſtentheils tödtlich. Die Füße ſchwellen dabei unförmlich auf, werden meiſtentheils knotig, ſehen dunkelgefärbt aus, und laſſen einen Vergleich mit den Füßen eines Elephanten zu; daher der Name.

Eleuſis, nächſt Athen die anſehnlichſte Stadt in Attika, merkwürdig durch die dort gefeierten Myſterien (geheimen Gottesdienſt), welche nach ihr die eleuſiniſchen Myſterien, auch die Eleuſinien heißen. Ihr Stifter, ſo wie die Zeit ihrer Stiftung, kann nicht angegeben werden; gewiß iſt es, daß ſie die älteſten und eben darum die ehrwürdigſten in Griechenland, und daß ſie der Ceres und Proſerpina gewidmet waren. Urſprünglich waren ſie wohl nur ein National- und Erntefeſt, das zum Zweck hatte, der Ceres für die verliehenen Früchte zu danken, des vorigen Zuſtandes zu gedenken und des gegenwärtigen ſich zu erfreuen, alle Feindſchaften aufzuheben, vielleicht auch neue Geſetze und Unternehmungen zu verabreden. Indeß mochte der Keim zu den eigentlichen Myſterien ſchon in jenen früheren Feierlichkeiten liegen. Wie ſich aus dieſen rohen Spielen die wahren Myſterien gebildet haben, darüber fehlt es freilich an beſtimmten Angaben. Der Ort, wo ſie gefeiert wurden, war der Cerestempel zu Eleuſis, in einem mit einer Mauer umſchloſſenen Hofe. Hinter dem Tempel war eine Erhöhung in dem Felſen, worauf er ſtand, die 8 bis 9 Fuß über den Boden hervorragte, 270 Fuß lang, und an einigen Stellen 44 Fuß breit war, an deren nördlichem Ende man noch jetzt die Spuren einer Capelle ſieht. Die Perſonen, die den Eleuſinien vorſtanden, waren: 1) der Hierophant, der jedesmal aus dem Geſchlecht der Eumolpiden erwählt wurde. Er erſchien bei den heiligen Myſterien als Weltſchöpfer, und war mit Sinnbildern der Allmacht ausgeſtattet; 2) der Fackelträger. Er war das Bild der Sonne. Sein Geſchäft war, die Einzuweihenden zu reinigen und in der fünften Nacht, worin man das Herumirren der Ceres am Aetna vorſtellte, die übrigen Fackelträger anzuführen; 3) der heilige Herold, der den Einzuweihenden Stille, den Unheiligen aber Entfernung gebot; 4) der Altardiener, der das

Sinnbild des Mondes trug. Außer dieſen Perſonen ſorgte der zweite Archont, der Baſileus, für die äußere Ordnung, trug den Göttern die Bitten des Volks vor, und befahl den Uneingeweihten und den mit ſchweren Verbrechen Belaſteten, ſich zu entfernen. Die Ruheſtörer richtete und beſtrafte er nachher. Die Unterbeamten übergehen wir, und führen nur an, daß nach dem Zeugniß der Alten auch Prieſterinnen vorhanden waren, von deren Verrichtungen wir aber nichts wiſſen. Die Myſterien ſelbſt werden gewöhnlich in die großen und kleinen unterſchieden. Die meiſten Schriftſteller erzählen Folgendes darüber: Als Hercules nach Athen kam, um ſich in die Myſterien einweihen zu laſſen, durfte noch kein fremder Grieche zugelaſſen werden. Um aber den eben ſo gefürchteten als verehrten Heros nicht zu beleidigen, und doch die alten Geſetze nicht zu verletzen, ſetzte man die kleinen Myſterien ein, mit denen er ſich begnügen mußte. Dieſe dienten ſpäterhin als Vorbereitung zu den großen; zu jenen aber bereitete man ſich durch allerlei Andachtsübungen, heilige Gebräuche und ſymboliſche Handlungen vor, deren Zweck war, die Einzuweihenden wenigſtens auf eine Zeit lang von der Welt, ihren Geſchäften und Freuden abzuziehen, und einen vorzüglichen Grad von Sinnesänderung, Andacht und Sehnſucht nach den zu hoffenden Offenbarungen in ihnen zu erwecken. Dieſe Reinigungszeit dauerte ein Jahr, und niemand durfte bei Todesſtrafe ungereinigt an den Myſterien Theil nehmen. Die Einweihung geſchah zur Nachtzeit, die Einzuweihenden hatten die Häupter mit Myrthen umkränzt, und mußten beim Eintritt ihre Hände mit geweihtem Waſſer waſchen; auch wurde allen öffentlich verkündigt, daß ſie ſich den Geheimniſſen nur mit reinen Händen, reiner Seele und reiner griechiſcher Mundart nähern ſollten. Die Feier der Myſterien fing mit dem 15. Tage des Monats Brodromion an, und dauerte 9 Tage. Sie beſtand hauptſächlich in myſtiſchen Vorſtellungen der Geſchichte der Ceres und Proſerpina, der Qualen des Tartarus, und der Freuden Elyſiums, welche auf eine Begeiſterung erweckende Weiſe aufgeführt wurden, und deren Zweck wohl kein anderer war, als durch ſinnliche Mittel die Ueberzeugung von der Unſterblichkeit der Seele, von Belohnungen und Strafen unter dem Volke zu verbreiten. Die Eingeweihten ſtanden unter der Götter beſonderm Schutz, und ſie allein waren der Freuden des künftigen Lebens gewiß. Ganz verſchieden von dieſen kleinen waren die großen Myſterien, welche die eigentlich geheimen Lehren enthielten, die der Hauptzweck der ganzen Anſtalt waren, und im Innerſten des Heiligthums von dem Hierophanten nur Wenigen mitgetheilt wurden. Ihre Geheimhaltung war bei den fürchterlichſten Strafen geboten. Fluch und Tod traf den, der das Schweigen brach. Nicht unwahrſcheinlich iſt es, daß dieſe Lehren dahin abzweckten, die Volksreligion und die Mythen derſelben zu erklären und ihrem wahren Gehalte nach darzuſtellen. Statt dieſer trug man die Lehre von einem einzigen Gott vor, und zeigte die hohe Würde und künftige Beſtimmung der menſchlichen Seele; man unterichtete in der Kenntniß der Natur der Dinge und des Weltalls, und lehrte Gott aus der Größe, Pracht, Ordnung und Schönheit der Natur kennen.

Elfen ſind in der alten nordiſchen Fabellehre gewiſſe, bald ſichtbar, bald unſichtbar herumſchweifende Geiſter, die entweder als glänzende oder gute und zugleich ſehr ſchöne Weſen, helle Elfen (Liosalfar) im Himmel (Alfheim), oder als ſchwarze, böſe und häßlich gebildete Weſen, Schwarzelfen (Schwartalfar), unter der Erde wohnen. Jene, ſagt die Edda, ſind glänzender als die Sonne, dieſe

ſchwärzer als Pech. Von den letztern ſchreibt ſich der berüchtigte Alp her.

Elfenbein, ſ. Elephant.

Elgin (Lord, Graf), ſtammt von dem berühmten, reichbegabten Gefährten Wilhelm des Eroberers, Robert Bruce, ab, und iſt 1769 geboren. Mit außerordentlicher Liebe widmete er ſich den Wiſſenſchaften und vorzüglich dem Studium der Alterthümer und der Künſte. 1792 ging er als engliſcher Geſandter am öſterreichiſchen Hofe in die Niederlande; 1799 aber in derſelben Eigenſchaft nach Conſtantinopel, wo er vom Sultan den Mondsorden erhielt. Als er 1800 zurückberufen ward, begann er die Forſchungs- und Aufnahmsreiſe in Griechenland, und warb dazu auf eigene Koſten mehrere ausgezeichnete Künſtler, wie Tita Luſiori, Baleſtra, Ittar und den berühmten Kalmücken Feodor Iwanowitz, weil die Regierung allen ſeinen desfallſigen Vorſtellungen nicht entſprechen wollte. 1811 erſchienen die Ergebniſſe ſeiner Reiſe und Forſchungen in einem eigenen Werke unter dem Titel: Denkwürdigkeiten über die Nachforſchungen des Lord Elgin in Griechenland, und 1814 brachte er mit ungeheuern Koſten eine Menge herrlicher Alterthümer nach England, von welchen der folgende Art. handelt.

Elgins Marmordenkmale (Elgin Marbles). Unter dieſem Namen kennt man in England eine Sammlung trefflicher Bruchſtücke der griechiſchen Bildhauerkunſt aus dem Zeitalter des Phidias, welche Lord Elgin während ſeines Aufenthalts im osmaniſchen Reiche zuſammengebracht und dem brittiſchen Muſeum im J. 1816 für 35,000 Pfd. Sterl. überlaſſen hat. Er benutzte die Gelegenheit, welche ſeine Miſſion nach Conſtantinopel ihm darbot, die Denkmale der Baukunſt und Sculptur in Griechenland, welche den Verwüſtung der Zeit und der Rohheit der Türken entgangen waren, durch geſchickte Künſtler zeichnen oder abformen zu laſſen, um durch Mittheilung dieſer Abbildungen zur Vervollkommnung der Künſte in England beizutragen. Es gelang ihm, 6 geſchickte Künſtler für ſeinen Plan zu gewinnen, und er wirkte ihnen von der türkiſchen Regierung die Erlaubniß aus, ſich in Athen aufzuhalten. Hier ſetzten ſie ihre Arbeiten 3 Jahre hindurch fort, ſuchten aber während dieſer Zeit auch in andern Gegenden Griechenlands alle ähnlichen Ueberreſte der Kunſt auf, und führten des Lords Plan vollſtändig aus. Jedes merkwürdige Denkmal der Baukunſt wurde genau ausgemeſſen, und Grundriſſe, Aufriſſe und Anſichten der einzelnen Theile aufgenommen; der größte Theil der Basreliefs und der architectoniſchen Merkwürdigkeiten wurde abgeformt. Die Künſtler ſahen mit Schmerz die ganz abſichtlichen Verwüſtungen, welche die ſchönen Werke der Bildhauer- und Baukunſt von der Rohheit der Türken oder von unbeſcheidenen Reiſenden erleiden mußten. Verſchiedene ſolcher Denkmäler, noch vor 50 Jahren von Reiſenden unterſucht und beſchrieben, waren ſeitdem entweder ganz verſchwunden, oder doch größtentheils zerſtört. Es geſchieht häufig, daß die Türken Bildſäulen zu Mörtel zerſtoßen, um ihn zum Bau ihrer elenden Häuſer zu gebrauchen, oft werden auch dieſe ſchätzbaren Denkmale der Kunſt aus bloßem Muthwillen, oder in thörichter Hoffnung, verborgene Schätze zu finden, zerſtört. Lord Elgin überzeugte, bei ſeiner Anweſenheit in Athen, ſich ſelbſt von dieſen Verwüſtungen, und dies bewog ihn zu dem Entſchluſſe, ſo viele Werke der Sculptur, als möglich war, von dem bevorſtehenden Untergange zu retten, und ſie aus Griechenland nach England zu bringen, um ſie ſo der Welt zu erhal-

ten. Durch Anſtrengungen und Aufopferungen gelang es ihm, aus den zerſtörten Tempeln in Athen, aus den neuern Mauern, welchen Bruchſtücke alter Denkmale eingefügt waren, und durch Nachgrabungen die große und koſtbare Sammlung von griechiſchen Bildwerken, an Bildſäulen, Reliefs, Capitälern, Frieſen, Kränzen und Säulen zuſammenzubringen, von welchen hier die Rede iſt. Er erhielt von dem Erzbiſchofe zu Athen die Erlaubniß, in dem Innern aller Kirchen und Klöſter der Stadt und der Umgegend nach Alterthümern zu ſuchen, und von dem Anſehen dieſes Mannes unterſtützt, konnte er merkwürdige Ueberreſte des Alterthums wegführen. Auch die Nachgrabungen in verſchiedenen Grabhügeln gaben eine wichtige Ausbeute, beſonders an Vaſen. Außer dieſen marmornen Bildwerken ſammelte der Lord auch Bildwerke in Bronze, Cameen, Intaglien und eine Menge griechiſcher Münzen. Auf der Fahrt nach England hatte er den Kummer, daß eins der Schiffe, auf welchem ſich eine Menge Basreliefs befanden, bei der Inſel Cerigo ſcheiterte. Nur einige Kiſten konnten aus dem zertrümmerten Schiffe gerettet werden, das Uebrige ging verloren. Die vorzüglichſten Stücke dieſer Sammlung, welche nach Canova's Urtheil das Höchſte in der Kunſt aus den Zeiten des Phidias und Praxiteles enthält, ſind: die Trümmern von 14 Statuen, alles Meiſterwerke — und mehr als 60 Basreliefs, ſämmtlich vom Parthenon oder dem großen Tempel der Minerva zu Athen abgenommen, eine coloſſale Statue von dem Denkmal des Thraſyllus, verſchiedene Bruchſtücke von andern Gebäuden in Athen; eine Menge Vaſen, Aſchenkrüge und kleinere Grabverzierungen, und eine reiche Sammlung von Inſchriften aller Art. Die Art und Weiſe der Erwerbung dieſer Koſtbarkeiten von Seiten des Lord Elgins fand in England, und ſelbſt im Parlament bei den Ankaufsverhandlungen, ſtrenge Tadler, und Clarke, in ſeinen Travels in var. countries of Europe, Asia and Africa etc. Th. II. Abth. II. (1814), nennt ſie einen, im Namen der engl. Nation ſchändlich verübten, Tempelraub. „Als die ſchönſten Maſſen aus pentheliſchem Marmor, die Meiſterſtücke des Phidias, das Geſimſe des Parthenons, in ſeiner und des türkiſchen Disdar oder Commandanten Gegenwart ſchmetternd herabgeſtürzt wurden, und die Bruchſtücke davon donnernd unter den Ruinen zerfielen, nahm der Disdar ſeine Pfeife aus dem Munde, vergoß eine Thräne, und ſeufzte — zur wahren Schande des bilderſtürmenden, tempelraubenden Lords." Eben ſo ſtrenge griff Byron den Lord im Childe Harold an. Die Denkſchrift: „über Lord Elgins Erwerbungen in Griechenland" (Leipzig und Altenburg 1817.) enthält das Geſchichtliche. G-D. D.

Eliſabeth, die Heilige, oder Eliſabeth von Thüringen, einer der trefflichſten Charaktere des Mittelalters, ein Ideal zarten Frauenſinns, mit hoher Religioſität, anſpruchloſer Milde, freudiger Entſagung und ausdauerndem Muthe im Unglück gepaart. Sie war eine Tochter Andreas II., Königs von Ungarn, und der Gertrud, einer gebornen Herzogin von Meran, und ward 1207 zu Presburg geboren. Schon 1211 ward ſie dem 11jährigen Ludwig, des Landgrafen von Thüringen, Hermanns Sohne, zur künftigen Gemahlin beſtimmt, aus Ungarn nach der Wartburg geführt, und daſelbſt an Herrmanns kunſt- und geſangliebendem Hofe erzogen. Ungeachtet der Ränke ihrer Schwiegermutter und Anderer, welche das geſchloſſene Bündniß wieder aufzuheben wünſchten, ward die Verbindung 1221 vollzogen, nachdem Ludwig ſchon 1215, nach ſeines Vaters Tode, die Regierung angetreten hatte. Beide Gatten, im vollen Sinne des Worts einander werth,

waren ſich mit der unerſchütterlichſten, in mehrern Gelegenheiten geprüften, Liebe und Treue zugethan. Während er in ritterlichen Zügen ſeine Mannheit und ſeine Ergebenheit gegen Kaiſer und Reich bewährte, übte ſeine Gemahlin daheim die ſtillern und weniger glänzenden Tugenden der Wohlthätigkeit und Milde. Die Hungersnoth und Seuchen, welche damals in Deutſchland und vorzüglich in Thüringen wütheten, gaben ihr die nächſte Veranlaſſung, mehrere Spitäler zu ſtiften, eine Menge Armer täglich von ihrer Tafel ſpeiſen zu laſſen, und ihnen bedeutende Geldſummen, Kleider und andere Bedürfniſſe oft und reichlich zu ſpenden. In geringes Gewand gehüllt, ohne alle Abzeichen ihrer Abkunft, durchwanderte ſie, als treue Landesmutter, die Reihen der an ſie ſich drängenden Elenden. Gütig gegen Andere, war ſie ſtreng gegen ſich; den damaligen Begriffen gemäß durchwachte ſie faſtend, betend und ſich caſteiend ganze Nächte, und verſchmähte alle Bequemlichkeiten und Vorzüge, welche ihr Rang in Kleidung und Nahrung darbot, und ihre hohen körperlichen Reize ihr nahe legten. Zugleich war ſie die gefühlvollſte und zärtlichſte Gattin, die ſorgſamſte und liebendſte Pflegerin und Erzieherin ihrer Kinder. Und doch ſollte dieſe ſchöne Seele durch harte Leiden noch mehr geläutert und geprüft werden. Ludwig nahm 1227 Theil an einem Kreuzzuge, übertrug in ſeiner Abweſenheit ſeinem Bruder, Heinrich Raſpe, die Landesregierung, ſtarb aber noch in demſelben Jahre zu Otranto im Neapolitaniſchen, von einem hitzigen Fieber ergriffen. Sein Bruder, welcher nun die Vormundſchaft über des Verſtorbenen Kinder und die Regierung übernommen hatte, vertrieb die trauernde Eliſabeth von der Wartburg, entzog ihr alle Unterſtützung, und verbot ſogar den Einwohnern Eiſenachs, ſie aufzunehmen. So irrte die blühende 22jährige Witwe mitten im Winter mit ihren Kindern in der größten Dürftigkeit umher, bis der Biſchof von Bamberg, ihrer Mutter Bruder, ſich ihrer annahm und ihr das Schloß Bottenſtein zum Aufenthalte anwies. Seine Vorſchläge zu einer anderweitigen Heirath wies ſie mit Feſtigkeit zurück, klagte aber den aus Paläſtina zurückgekehrten thüringiſchen Edeln ihre erlittenen Kränkungen. Dieſe ſtellten darüber den Landgrafen mit ſolchem Nachdruck zur Rede, daß ſeine beſſern Gefühle wieder rege wurden. Er ſöhnte ſich mit Eliſabeth aus, berief ſie wieder nach der Wartburg und ſetzte ſie in den Beſitz ihres vollen Einkommens. Da ſie aber den Ueberreſt ihres Lebens in heiliger Stille zuzubringen wünſchte, ſo räumte er ihr, neben einem jährlichen Gehalte, die Stadt Marburg nebſt allen dazu gehörigen Dörfern, Einkünften und Gerechtſamen ein, wohin ſie ſich 1229 begab. Hier ſtiftete ſie ein Hoſpital, und lebte ganz der Andacht und Wohlthätigkeit, ſchmiegte ſich aber leider zu ſehr unter den tyranniſchen Despotismus ihres Beichtvaters, Conrad von Marburg. Eine Geſandtſchaft, durch welche ihr Vater ſie einladen ließ, in ihr Geburtsland zurückzukehren, wies ſie, der flehentlichen Bitten ungeachtet, ab, und begab ſich dafür ſelbſt in das von ihr geſtiftete Hoſpital, wo ſie am 19. Nov. 1231, im 24. Jahre ihres edeln Lebens, verſchied. Die Bewunderung ihrer Zeitgenoſſen erklärte ſie für heilig; ſchon 4 Jahre nach ihrem Tode ward ſie vom Papſt Gregor IX. wirklich unter die Zahl der Heiligen aufgenommen, und ihr zu Ehren ward in der Folge an ihrem Begräbnißorte eine ſchöne Kirche gebaut und ein koſtbares Denkmal errichtet, welches zu den ehrwürdigſten Reſten der gothiſchen Kunſt in Deutſchland gehört, gegen Ende Nov. 1810 nach Caſſel, ſpäter aber wieder nach Marburg gebracht wurde. Durch ihre Tochter Sophie, welche mit Heinrich V.

oder dem Großmüthigen, Herzog von Brabant, vermählt, und die Mutter Heinrichs des Kindes war, wurde Eliſabeth die Stammmutter des fürſtlich heſſiſchen Hauſes. Das Leben Eliſabeths iſt in eben ſo tiefer hiſtoriſcher Forſchung als lebendiger Darſtellung geſchildert von Carl Wilh. Juſti. Zürich, 1797. 8. A . . . s.

Eliſabeth, Königin von England, eine der geiſt- und kenntnißreichſten Frauen, welche je auf einem Throne geſeſſen haben, wurde geboren 17. Sept. 1533, als die Tochter Heinrichs VIII. und der unglücklichen Anna von Boleyn, mit welcher Heinrich ingeheim ſich vermählt, ehe er ſeine Scheidung von Catharinen von Arragonien hatte bekannt machen laſſen, und die er erſt öffentlich heirathete den 20. Mai 1533, 17 Tage nach ausgeſprochener Scheidung und 3½ Monat vor Eliſabeths Geburt. Nachdem Heinrich ſeine erſte Gemahlin verſtoßen und die zweite hatte enthaupten laſſen, um ſich mit einer dritten zu vermählen, erklärte er ſeine Tochter Marie aus der erſten, und Eliſabeth aus der zweiten Ehe für unfähig zu regieren. Die dritte Gemahlin, Johanna Seymour, gebar ihm einen Sohn, Eduard VI. Nun ordnete er, dem Tode nahe, die Erbfolge dergeſtalt, daß er die gegen ſeine Töchter ausgeſprochene Regierungsunfähigkeit zurücknahm, ohne jedoch das Parlament die Erklärung der unrechtmäßigen Geburt zurücknehmen zu laſſen, und ſetzte feſt, daß Eduard, Marie und Eliſabeth, in Ermangelung der Nachkommenſchaft der erſtern, nach einander regieren ſollten. Eduard wurde nur 15 Jahr alt. Nun kam Marie zur Regierung, welche catholiſch war, indeß Eliſabeth die proteſtantiſche Regierung begünſtigte. Auf Anrathen des ehrſüchtigen und fanatiſchen Gardiner, in Dienſten der Maria, wurde die junge Eliſabeth, als des Antheils an einer Verſchwörung verdächtig, in das Gefängniß des Towers geworfen. Vor das Gericht geführt, vertheidigte ſie ſich mit Muth und Feſtigkeit, und ward endlich, auf Verwendung Philipps von Spanien, den Maria zum Gemahl auserſehen hatte, befreit. Man ſchlug ihr vor, den Herzog von Savoyen zu heirathen, allein ſie unterwarf ſich dieſer ſchlecht verhehlten Verbannung nicht. Da Maria ihre Abſicht, ſie aus dem Reiche zu entfernen, nicht erreichte, ſo ließ ſie durch das Parlament Heinrichs, ihres Vaters, Scheidung für unrechtmäßig erklären, wodurch Eliſabeths Geburt unehelich, und ſie den entfernteren Verwandten des verſtorbenen Königs nachgeſetzt wurde. Bald darauf brachte man ſie abermals auf das Schloß Woodſtock, als Gefangene. Allen dieſen Beleidigungen ſetzte Eliſabeth ſtumme Feſtigkeit und muthvolle Ergebung entgegen. Nachdem ſie auf Philipps Verwendung die Freiheit wieder erhalten hatte, begab ſie ſich in die Einſamkeit auf ein Landgut, wo ſie nur wenige Bekannte ſah. Hier wandte ſie alle ihre Zeit auf die Ausbildung des Geiſtes, und ſuchte ſich jene Klugheit, Zurückhaltung und Feinheit zu eigen zu machen, deren ſie ſo ſehr bedurfte. Sie war in keiner Wiſſenſchaft fremd, und verſtand außer ihrer Mutterſprache auch die griechiſche, lateiniſche, franzöſiſche, italieniſche in ziemlicher Vollkommenheit. Damit verband ſie Majeſtät im Aeußeren, lebhafte, glänzende Augen, eine glänzende Weiße der Haut, und, ohne regelmäßige Schönheit, viel weibliche Reize in ihrer ganzen Perſon, worauf ſie ziemlich ſtolz war. Den 17. Nov. 1558 ſtarb Maria, und Eliſabeth beſtieg den Thron, nach dem Teſtamente Heinrichs VIII. Sie ward als Königin ausgerufen, und zog im Triumph zu London in denſelben Tower ein, wo ſie als Gefangene geſeſſen hatte. Nun erhob die proteſtantiſche Kirche wieder ihr Haupt, und die Blutgerüſte rauchten nicht mehr vom Blut

ihrer Bekenner; auch verſprach ſich das Volk von ihrer Regierung die glücklichſten Zeiten im voraus. Noch ehe das neue, von ihr zuſammenberufene Parlament ſich verſammelt hatte, nahm ſie ſolche Veränderungen in dem Cultus vor, daß faſt alle catholiſche Biſchöfe (ein einziger ausgenommen) ſich weigerten, noch ferner ihr Amt zu verſehen. Den 25. Jan. 1559 wurde das Parlament eröffnet. Beide Kammern erklärten ſie zur Königin nach göttlichem Rechte, als rechtmäßigen Sprößling aus königlichem Blute, und huldigten ihr als oberſten Regentin der Kirche wie des Staats, wodurch die Trennung von Rom vollendet war. Die Geiſtlichkeit zeigte jedoch gegen den Eid der geiſtlichen Oberherrſchaft der Krone große Widerſetzlichkeit. Man drang in Eliſabeth, ſich zu vermählen; allein ſie lehnte dies immer beſtimmt und entſchloſſen ab, und bekannt iſt ihre Aeußerung im Parlamente, daß ſie eine Ehre darin ſuche, wenn einſt auf ihrem Grabſteine zu leſen ſtehe: „Hier ruht die jungfräuliche Königin." Im Mai 1559 ſchloß ihr erſtes Parlament ſeine erſte Sitzung und in 6 Monaten hatte Eliſabeth die Rechtmäßigkeit ihrer Anſprüche und der Ehe ihrer Mutter, die Religion ihres Vaters, die Unabhängkeit ihrer Krone und ihrer Perſon behauptet. Sie hatte durch einen ehrenvollen Frieden den Krieg beendet, worin Philipp II. England gegen Frankreich verwickelt hatte. So blieb ihr nur noch eine Beſorgniß übrig, nämlich die wegen der Nähe von Schottland, der Geburt und Religion ſeiner Königin, der Verbindung dieſer jungen Fürſtin mit dem Dauphin von Frankreich, der Ehrſucht und Macht der Guiſen, deren Nichte Maria Stuart und deren Schweſter ihre Mutter, die Regentin von Schottland, war. Schottland war zwar mitbegriffen in dem Frieden mit Frankreich, allein deſſenungeachtet, und trotz der Beſchwerden des engl. Geſandten, fuhren der Dauphin und die Dauphine fort, dem Befehle des Königs, ihres Vaters, gemäß, Englands Wappen zu führen. Heinrich II. von Frankreich ſtarb, und Franz II. und Maria Stuart nannten ſich nun König und Königin von Frankreich, Schottland, England und Irland; ſie ließen franzöſiſche Truppen nach Schottland einſchiffen, unter dem Vorgeben, die aufrühriſchen Bewegungen im Lande zu unterdrücken, allein ihre Anſprüche machten, daß ein franzöſiſches Heer in Edinburgh nicht einrücken konnte, ohne London zu bedrohen. Eliſabeth ſchloß daher ein Bündniß mit den mißvergnügten Schotten (der ſogenannten ſchottiſchen Congregation), ſandte ihnen ein Heer zu Hülfe, unterſtützte ſie durch eine mächtige Flotte, ſchloß die Franzoſen zu Leith ein, zwang ſie zu einer Capitulation, und ließ ſie ſogleich auf ihren Schiffen nach Frankreich zurückbringen. Eine der Bedingungen des darauf erfolgten Friedens war, daß Maria, nach dem unterdeß erfolgten Abſterben ihres Gemahls, auf den Gebrauch des Wappens und Titels von England verzichtete. Beruhigt von dieſer Seite, geliebt in England, gefürchtet von Schottland und Frankreich, bewundert von Europa, ſah Eliſabeth die Bewerbungen um ihre Hand ſich auf allen Seiten erneuern. Aber obgleich dieſe Bewerbungen ihrer Eitelkeit ſchmeichelten, zeigte ſie doch keinem entſcheidende Hoffnung auf ihre Hand und den Thron. Robert Dudley, der jüngſte Sohn des Herzogs von Northumberland, wurde indeſſen allen Andern ſichtbar vorgezogen. Er hatte zu gleicher Zeit mit Eliſabeth im Tower geſeſſen, und hier hatten ſie die erſte Bekanntſchaft gemacht. Die Gunſt der Königin war bald kein Geheimniß mehr, nur bedauerte man, daß ſie auf einen im Ganzen Unwürdigen gefallen war; denn über ſeinen Charakter ſind nicht die vortheilhafteſten Zeugniſſe vorhanden. Er er=

hielt den Namen eines Grafen von Leiceſter, den Orden des Hoſenbandes und die Stelle eines erſten Miniſters. Jetzt aber trit jene Epoche in Eliſabeths Leben ein, welche, wenn auch nicht glorreich für ihren moraliſchen Ruhm, doch höchſt einflußreich für ihr Regenten-Glück wurde. Maria Stuart wünſchte nach dem Tode ihres Gemahls in ihr Erbreich zurück zu kehren, und verlangte von Eliſabeth, ihrer Verwandten, freien Durchgang durch ihre Staaten. Er wurde ihr abgeſchlagen, denn Eliſabeth haßte und fürchtete Mariens Schönheit noch mehr als ihre Macht. Ja Eliſabeth ließ ſelbſt ingeheim Schiffe auslaufen, die Marien auf ihrer Ueberfahrt nach Schottland auffangen ſollten. Indeß landete die Letztere glücklich in ihrem Reiche, wo ſie aber von dem Haſſe Eliſabeths ſogleich mit den gefährlichſten Schlingen umſtellt wurde. Eliſabeth zeigte ſich überhaupt jetzt höchſt gewaltthätig, beſonders gegen Catharina Grey und deren Gemahl Seymour, Grafen von Hartford, blos weil die Sprößlinge dieſer Ehe einſt Anſprüche auf die Krone hätten machen können. Unterdeſſen wünſchte und verlangte auch Schottland, daß ſich ſeine Königin vermählen möchte. Eliſabeth ließ Marien ihren Günſtling Dudley antragen, allein Maria wich aus. Ihr Geſandter Melvil hatte alle Schwächen der kleinlichſten Eitelkeit Eliſabeths kennen gelernt, wie er in ſeinen für Eliſabeths und Maria's Geſchichte ſchätzbaren Denkwürdigkeiten erzählt, und brachte die Ueberzeugung mit nach Edinburgh, daß Maria mehr als Weib, denn als Königin gehaßt wurde, und daß folglich keine wahre Ausſöhnung zwiſchen den beiden gekrönten Frauen möglich ſei. Maria vermählte ſich endlich, nach dem Wunſche ihrer Unterthanen, mit einem Stuart, dem Lord Darnley, und Eliſabeth ergrimmte darüber ſo, daß ſie ſelbſt Darnley's Verwandte in London in den Tower ſetzen ließ, und alle Güter einzog, welche das Haus Lenox, aus dem Darnley abſtammte, in England beſaß. Ja ſie erregte ſogar einen Aufſtand unter den ſchottiſchen Großen, und unterſtützte ſie gegen ihre Königin. Maria wurde Mutter. Ein Geſandter meldete dies der Eliſabeth. Nach der Audienz blieb ſie noch lange allein unter ihren Frauen, den Kopf in die Hand geſtützt, und rief endlich mit drohendem Schmerze: Schottlands Königin iſt Mutter! ich bin ein unfruchtbarer Baum! Aber was hinderte ſie, das erſte auch zu werden? Manche haben gemeint, phyſiſche Gründe hätten Eliſabeth von der Vermählung zurückgehalten. Gewiß iſt, daß ſie verbot, nach ihrem Tode ihren Körper zu unterſuchen. Das Parlament erneuerte dringend die Bitte um Vermählung, aber umſonſt. Fünf Jahre, von 1566 bis 1571, verſammelte ſie kein Parlament, und in dieſe Zeit fallen die Ereigniſſe in Schottland, welche Marien in die Gewalt der Eliſabeth brachten und ſpäterhin die Hinrichtung der erſten zur Folge hatten. Dieſe Ereigniſſe ſelbſt gehören zu der Lebensgeſchichte der ſchottiſchen Königin. Hier nur ſo viel, daß Maria ſich blos durch Flucht in die Staaten ihrer Nebenbuhlerin zu retten wußte, nachdem ſich dieſe zur Schiedsrichterin der Streitigkeiten zwiſchen Marien und ihren Unterthanen aufgeworfen hatte. Allein ob ſie gleich hier das Gaſtrecht in Anſpruch nahm und nehmen konnte, wurde ſie doch bald als Gefangene behandelt, und Eliſabeth warf ſich eigenmächtig zu ihrer Richterin auf. Mariens Schönheit und Liebenswürdigkeit erweckten ihr zahlreiche Anhänger, aber ſie mehrten auch den Haß und die Eiferſucht ihrer Nebenbuhlerin. Man beſchuldigte Marien der Ermordung ihres Gemahls und der Angriffe auf Eliſabeths Leben, und ohne daß man ihr ihre Ankläger gegenüber ſtellte, und ihr die Beweiſe der Beſchul-

digungen vorlegte, die ihr gemacht wurden, ward ſie zum Tode verurtheilt, und nach 14jähriger Gefangenſchaft den 8. Febr. 1587 hingerichtet. In derſelben Zeit ward Eliſabeth der Vorſchlag gethan, ſich mit dem Herzoge von Anjou zu vermählen. Sie wußte, weil ſie nicht geradezu mit Frankreich brechen wollte, den Herzog mit Hoffnungen zu täuſchen, die ſie nicht erfüllen mochte, bis endlich dieſer ihre Abſicht bemerkte und ſie öffentlich der niedrigſten Neigungen beſchuldigte. Vorher ſchon hatte ſie der Papſt in den Bann gethan und ihre Unterthanen des Eides der Treue entbunden, allein ihr kräftiger Geiſt hatte den Bannſtrahl unwirkſam zu machen gewußt, was freilich dadurch erleichtert ward, daß die ſchauderhafte Bartholomäusnacht in Frankreich überhaupt gegen die Catholiken mit Unwillen und Haß erfüllte. Indeſſen iſt wohl nicht zu läugnen, daß bei aller Neigung zur Despotie Eliſabeth doch auch die Kunſt, ein Reich unter ſchwierigen Verhältniſſen zu regieren und ihre Würde zu behaupten, in hohem Grade verſtand und geſchickt zu üben wußte. In Schottland hatte der Sohn Maria's den Thron beſtiegen. Dieſen wußte Eliſabeth faſt zu überreden, daß ſie ſchuldlos an der Hinrichtung ſeiner Mutter ſei, indem ſie die tiefſte Verzweiflung heuchelte und mehrere ihrer Räthe ſtrafte, welche ihr dazu gerathen hatten. Nicht ſo gelang es ihr mit Philipp II. von Spanien, der jene Hinrichtung als einen Frevel gegen die königliche Hoheit überhaupt, ſo wie gegen die catholiſche Religion betrachtete. Schon von 1578 an hatte der engliſche Admiral Drake Peru's Küſten verheert, und da Eliſabeth den Bruch mit Spanien vorausſah, ließ ſie 1585 von neuem die ſpaniſchen Colonien angreifen und feindlich behandeln. 1586 zerſtörte Drake in Cadix eine ganze Transportflotte, mit Lebensmitteln und Kriegsvorräthen beladen. Dadurch, ſo wie durch Religionseifer aufgefodert, beſchloß Philipp England zu überfallen. Er ließ daher die ſogenannte unüberwindliche Armada ausrüſten. Sie beſtand aus 152 Schiffen, welche 22,000 Mann Landtruppen führten, ohne die 25,000 Mann, welche ſie noch aus Flandern an Bord nehmen ſollten. Den 1. Jan. 1588 ging ſie von Liſſabon aus unter Segel. England ſchien verloren. Aber Eliſabeth dachte auf Vertheidigung; ſie durcheilte ihr ganzes Reich und entflammte alle ihre Unterthanen mit hohem Muthe. Dies war der Zeitpunkt ihrer wahren Größe. Sie hatte kaum 15,000 Matroſen; aber die Stadt London rüſtete auf eigene Koſten 33 Schiffe, das größte von 200 Tonnen aus; die Königin 34, worunter eins, der Triumph, von 1100 Tonnen, 40 Kanonen führte. Der Reſt der Flotte belief ſich auf 42 Fahrzeuge von flachem Bord, unfähig den Angriff der ungeheuern ſpaniſchen Schiffe auszuhalten. Allein die engliſchen leichten Schiffe, welche ſich ſchnell bewegten, wurden von Männern, wie Drake (ſ. d. Art.), Hawkins und Frobiſher, unter dem Oberbefehle von Charles Howard angeführt. Die Holländer rüſteten auch eine Flotte von 90 Segeln aus, um das Heer von Flandern zu hindern, in See zu gehen. Kaum aber hatte die unüberwindliche Armada das Cap Finisterre umſegelt, als ſie von einem Sturme aus einander getrieben wurde. Mehrere Schiffe kamen in die höchſte Gefahr, durch Unwiſſenheit der Piloten und Ungeſchicklichkeit der Matroſen, andere wurden von den engliſchen Schiffen angegriffen, überwältigt, genommen und zerſtört. So nahm Drake 2 Gallionen, die den Schatz der Flotte trugen. Vor Gravelingen ſammelte ſie ſich wieder, allein ſie wurde vom Feinde ſogleich angegriffen und getrennt, ſo daß die einzelnen Abtheilungen nur auf ihre Rettung bedacht ſein mußten. Die

ganze Unternehmung verunglückte durchaus, und nur wenige Schiffe ſahen die ſpaniſchen Häfen wieder. Nach de Thou ſoll dieſes Unternehmen der ſpaniſchen Krone 120 Millionen Ducaten gekoſtet haben. Unter den Mitteln, welche Eliſabeth zu Entflammung und Begeiſterung ihrer Unterthanen klug zu benutzen verſtand, war auch eine Zeitung, unter dem Titel: English Mercury, die erſte, welche in England erſchienen iſt *). Durch den Ausgang dieſes Kriegs wurde die Anhänglichkeit der Engländer an ihre Königin ungemein erhöht, und wir ſehen ſie ſchon von dieſem Zeitpunkte an ihre Ueberlegenheit zur See immer feſter begründen. Gegen Spanien wurden verſchiedene, mehr oder weniger glückliche Unternehmungen verſucht, auch die Unterſtützungen, welche England Heinrich IV. von Frankreich gegen die Ligue leiſtete, und welchen er zum Theil ſeinen Sieg zu danken hatte, gründeten ſich auf den Haß gegen Spanien, das man nicht in Frankreich feſten Fuß faſſen laſſen wollte. Allein eine perſönliche Zuſammenkunft beider, welche man 1601 erwartete, als er in Calais und ſie in Dover ſich befanden, hatte nicht Statt. Nur Sülly ſah die Königin. Der Tod Philipps II., 1598, befreiete England von ſeinem gefährlichſten Feinde, denn er hatte nicht aufgehört, Unruhen in Irland zu unterhalten, welche erſt ſpät unterdrückt wurden. Allein bei dieſer Gelegenheit erlitt ſie auch den härteſten Schlag des Geſchicks, der ſie treffen konnte. Der Graf Eſſex, ihr Günſtling, der ihre Truppen in Irland befehligte, pflanzte dort die Fahne des Aufruhrs gegen die Königin auf. Sein Kopf fiel auf dem Blutgerüſte, und die Monarchin ſank darüber in tiefen Trübſinn. Sie wurde immer kränker und kränker, und weigerte ſich dennoch, die nöthigen Arzneimittel zu nehmen, indem ſie ſagte: ſie wünſche den Tod. Man konnte ſie nicht beſtimmen, ſich zu Bett zu legen. Auf Kiſſen ſitzend, den Finger auf den Mund gelegt, die Augen auf den Boden geheftet, ſchien ſie zehn Tage lang für nichts als das Gebet, welches der Erzbiſchof von Canterbury bei ihr hielt, Gefühl zu haben. Endlich ernannte ſie, auf ſeinen Rath, den König von Schottland zu ihrem Nachfolger, fiel in einen betäubenden Schlaf, und endigte ihr Leben den 3. Apr. (24. März a. St.) 1603. Sie hatte 70 Jahre gelebt und 44 Jahre mit Glanz regiert. In ihrem Charakter zeigte ſich eine vielleicht einzige Miſchung der edelſten Eigenſchaften des einen Geſchlechts, verbunden mit den Schwächen des andern. Ihr Name erweckt noch jetzt bei den Engländern die Begeiſterung des lebhafteſten Patriotismus. Der Deſpotismus, woran Heinrich VIII. ſeine Unterthanen gewöhnt hatte, wurde bei Eliſabeth kaum bemerkt, weil man ihn ſtets zum Beſten des Staats ſich äußern ſah. Ihre Falſchheit ſchien nur Einheit der Politik, ihre oft kindiſche Eitelkeit, bis in ihre letzten Lebensjahre für die ſchönſte Frau in Europa gelten zu wollen, erſchien als eine kleine, durch ihre großen Eigenſchaften ausgelöſchte Schwäche. Einer ihrer Hauptgrundſätze war, daß das Geld beſſer aufgehoben ſei in den Taſchen ihrer Unterthanen, als in ihrem eigenen Schatze, daher ſie denn auch bei jedem Unternehmen ſicher auf die Unterſtützung ihres ganzen Volkes rechnen konnte. In ihrem Finanzweſen herrſchte große Ordnung; daher konnte ſie die Schulden ihrer Vorfahren bezahlen, ohne neue Auflagen zu machen. Sie erwarb ſich den Namen: Wiederherſtellerin der engliſchen Seemacht

*) Im brittiſchen Muſeum befindet ſich noch ein Blatt davon, vom 23. Jul. 1588, worin auch Bücheranzeigen ſtehen. In Frankreich gab es ſchon im J. 1509 unter Ludwig XII. eine Art von politiſcher Zeitung.

und Königin der nördlichen Meere. Ob ſie gleich eine gewiſſe Strenge und Willkühr in ihrem Charakter zeigte, ſo war ſie doch auch großmüthig und milde. Sie liebte vornehmlich Geiſtesbeſchäftigungen, und hatte eine beſondere Neigung zu rauſchender Muſik. Ihre Tafelmuſik beſtand gewöhnlich aus zwölf Trompeten nebſt Pfeifen und Trommeln. Auch wünſchte ſie für eine treffliche Clavierſpielerin zu gelten. In ihren Mußeſtunden beſchäftigte ſie ſich ſogar mit Ueberſetzung alter Claſſiker. So ſoll ſie den ganzen Horaz in's Engliſche übertragen haben, und dieſe Arbeit zu ihrer Zeit ſehr geſchätzt geweſen ſein. Auch hatte ſie von einigen Tragödien des Sophokles, ſo wie von zwei Reden des Demoſthenes lateiniſche Ueberſetzungen gefertigt. In dieſer Sprache wußte ſie ſich fertig und rein auszudrücken. Man muß bei dem Gebrauche der Bücher über ihre Regierung mit Vorſicht verfahren, denn nicht ſelten hat die Religion der Verfaſſer Einfluß auf die Darſtellung der Begebenheiten und Angabe der Beweggründe ihrer Handlungen gehabt. Außer Melvil hat auch Walſingham in ſeinen Memoiren anziehende Anekdoten aus ihrem merkwürdigem Leben geliefert. Unter neuern Werken ſind die Memoirs of the Court of Queen Elisabeth, by Lucy Aikin (London 1818, deutſch Halberſtadt 1819, 2 Bde.) auszuzeichnen.

Eliſabeth Charlotte, Herzogin von Orleans, die einzige Tochter des Churfürſten Carl Ludwig von der Pfalz, geb. zu Heidelberg 1652, war eine durch Geiſt und Charakter ausgezeichnete Fürſtin, die ein halbes Jahrh. an Ludwigs XIV. Hof lebte, ohne daß franzöſiſche Sitte ihr deutſches Gemüth veränderte. Sie ward am Hofe ihrer Tante, der nachmaligen Churfürſtin Sophie von Hannover, trefflich erzogen, hierauf als ein Opfer der Politik, in ihrem 19. J. mit dem Herzoge Philipp von Orleans vermählt. Sie war nicht ſchön, hatte ein männlich einfaches Weſen und war dabei voll Lebendigkeit und Geiſt. Leider durfte ſie auf die Erziehung ihrer Kinder gar nicht einwirken. Ihr zweiter Sohn war der nachmalige Regent. Die Maintenon war ihre Feindin, Ludwig XIV. aber ihr gewogen, da ihr gerades offenes Weſen, ihre Munterkeit und ihr Witz ihn anzogen. Sie begleitete ihn öfter auf die Jagd, die ſie ſehr liebte. Für deutſche Gelehrte behielt ſie die anhänglichſte Verehrung, beſonders für Leibnitz, deſſen Briefwechſel ſie ſelbſt mit franzöſiſchen Gelehrten beſorgen half. Sie ſtarb 1722 zu St. Cloud. Sich ſelbſt und ihre Verhältniſſe hat ſie mit naiver Laune ſehr originell in ihren deutſch geſchriebenen Briefen geſchildert, die ein anziehender Beitrag zur Charakteriſtik des Hofes Ludwigs XIV. ſind. Man findet einen Auszug des Denkwürdigſten aus dieſen Briefen in des Prof. Schütz: Leben und Charakter der Herzogin Eliſabeth Charlotte von Orleans. Leipz. 1820.

Eliſabeth Petrowna, Kaiſerin von Rußland, Tochter Peters des Großen und Catharinens I., wurde geboren 1709, in dem Zeitpunkte, wo ihr Vater auf dem Gipfel ſeines Glückes und Ruhmes ſtand. Catharina hatte kurz vor ihrem Tode die Erbfolge in Gemäßheit des Geſetzes Peters geordnet, der dem regierenden Souverän das Recht gelaſſen hatte, ſich einen Nachfolger zu ernennen. Nach dieſer Beſtimmung ſollte Eliſabeth nach Annen, der älteſten Tochter Peters, die mit dem Herzoge von Holſtein vermählt war, zur Regierung kommen; allein die Verfügungen wurden nur zum Theil vollzogen. Die Großen des Reichs und der Senat wählten nach dem Tode des unglücklichen Czarewitſch Alexis, Annen, verwitwete Herzogin von Curland, die Tochter Iwans und Nichte Peters des Erſten. Dieſe

verfügte über die Thronfolge zum Beſten des jungen Fürſten Iwan, Sohns ihrer Nichte Anna, die an Anton Ulrich, Herzog von Braunſchweig, vermählt war, und ſich beim Tode der Kaiſerin, nach Verbannung des berüchtigten Biron, zur Regentin während der Minderjährigkeit ihres Sohnes hatte ausrufen laſſen. Eliſabeth hatte alle dieſe Veränderungen mit der größten Ruhe beobachtet, und da ſie von Natur nicht ſehr thätig und mehr vergnügungsſüchtig als ehrgeizig war, ſchien ſie gegen alle politiſche Pläne gleichgültig. Indeſſen ſchonte ſie doch die Garden und wählte ſich ſelbſt Liebhaber unter den Offizieren derſelben. Die Regentin, ſo wie ihr Gemahl, der den Oberbefehl der Truppen führte, lebten in einem blinden Vertrauen, und nahmen nicht die geringſten Maßregeln, ſich gegen Revolutionen zu ſchützen, welche doch ſo oft in Rußland ausgebrochen waren. Es bildete ſich eine Partei für Eliſabeth, für die Tochter Peters des Großen, an deſſen Namen ſo große Erinnerungen hafteten. Die Prinzeſſin widerſtrebte den Verſuchen nicht, die man machte, um ſie auf den Thron zu ſetzen, und überließ ſich den Rathſchlägen Leſtocqs, eines franzöſiſchen Wundarztes, der, voller Unruhe und Ehrgeiz, eine Rolle zu ſpielen wünſchte. Der Marquis von Chetardie, franzöſiſcher Geſandter, deſſen angenehme Geſtalt und Sitten Eliſabeth für ihn eingenommen hatten, intereſſirte ſich lebhaft für ihre Sache, und ſah in der Revolution, die man vor hatte, nur die Gelegenheit, Frankreich einen Verbündeten zu ſichern. Man vermochte Schweden, welches damals mit dem petersburger Cabinet unzufrieden war, Rußland den Krieg zu erklären. Indeß hätte die Verſchwörung leicht entdeckt werden können. Leſtocq war leichtſinnig und unbeſonnen, die Regentin wurde mehrmals gewarnt; allein die natürliche Güte ihres Charakters ließ keine ernſtliche Bedenklichkeiten in ihr aufkommen. Durch heuchleriſche Thränen und Betheuerungen gelang es der Eliſabeth leicht, ſie zu beruhigen. Dabei aber waren die Verſchwornen ſelbſt nicht ohne Beſorgniſſe, und Leſtocq drang auf Vollziehung des Vorhabens. Einſt fand er bei Eliſabeth eine Karte auf dem Tiſche. Er zeichnete darauf ein Rad und eine Krone, und ſagte zur Prinzeſſin: „Entweder, oder! Eins für mich, das andere für Sie!“ Da entſchied Eliſabeth. Alle Verſchworne wurden benachrichtigt, und in einigen Stunden ſollte die Verſchwörung ausbrechen. Der Gemahl der Regentin, von der Gefahr benachrichtigt, drang auf Sicherheitsmaßregeln, allein Annens Vertrauen war feſt, ſie wollte den Berichten nicht glauben; ſo wurden denn beide (6. Dec. 1741) im Schlaf überfallen. Die Regentin, ihr Gemahl und Sohn wurden in den Palaſt der Eliſabeth gebracht; zugleich verhaftete man Münnich, Vater und Sohn, Oſtermann, Goloſkin und mehrere Andere. Anna und der Prinz Anton Ulrich wurden auf eine Inſel der Dwina am weißen Meere, und Iwan auf das Schloß Schlüſſelburg gebracht. Eliſabeth ließ ſich als Kaiſerin ausrufen. Münnich, Oſtermann und Andere ſollten hingerichtet werden, allein Eliſabeth wollte mild erſcheinen, und ſo wurden ſie nur nach Sibirien verbannt. Der Wundarzt Leſtocq wurde erſter Leibarzt, Präſident des Medicinalcollegiums und Geheimer Rath. Späterhin fiel er in Ungnade; allein er hatte Beſtuſchef, der unter der Kaiſerin Anna Miniſter geweſen war, zum Kanzler ernennen laſſen, und dieſer gewann ein bedeutendes Uebergewicht. Der Krieg mit Schweden ward nicht ohne Glück fortgeſetzt, und endlich zu Abo 1743 durch Frankreichs Vermittelung für Schweden unter leidlichen Bedingungen geſchloſſen. Eliſabeths Herrſchaft aber war noch nicht ganz feſt gegrün-

det. Es bildete ſich eine Verſchwörung gegen ſie, woran unter andern auch Lapuchin und deſſen Frau, die ſich durch Geiſt und Schönheit auszeichnete, Theil nahmen; allein ſie wurden entdeckt, und Frau von Lapuchin, welche von der Kaiſerin als eine gefährliche Nebenbuhlerin betrachtet ward, mußte nebſt ihrem Gemahl und Sohn, ſo wie Frau von Beſtuſchef, die Strafe der Knute leiden, ſich die Spitze der Zunge abſchneiden laſſen und nach Sibirien wandern. Als 1756 der ſogenannte ſiebenjährige Krieg ausbrach, nahm Eliſabeth daran Theil, weil ſie perſönlich gegen Friedrich den Großen eingenommen war, der ſich einige Scherze über ihre Perſon erlaubt hatte. Der Großfürſt Peter, Herzog von Holſtein-Gottorp, Schweſterſohn der Kaiſerin, und ihr erklärter Nachfolger, hingegen war Friedrich II. ſehr ergeben, daher wurde der Krieg von den ruſſiſchen Generalen, die ſich bei dem Thronerben beliebt zu machen dachten, nicht mit gehöriger Kraft geführt. Allein dies wurde bemerkt, General Apraxin durch General Fermor erſetzt, und der Kanzler Beſtuſchef, der zur Partei des Thronerben gehörte, nach Sibirien geſchickt. Jetzt drangen die Ruſſen in Deutſchland vor, allein bald kam Soltikoff an Fermors Stelle, der ſich wieder zurückzog. Friedrich wurde bei Kunersdorf geſchlagen, ohne daß es den Ruſſen beſonders nützte; auch Berlin wurde von ihnen eingenommen. Eliſabeth kränkelte aber ſchon ſeit einigen Jahren, und ſtarb den 29. December 1761, 52 Jahr alt, und nach einer 20jährigen Regierung. Sie gründete die Univerſität zu Moskau, und die Akademie der ſchönen Künſte zu Petersburg. Sie ließ an dem Geſetzbuche arbeiten, das unter Peter dem Erſten begonnen worden war, allein es wurde nicht vollendet. Sie hatte geſchworen, daß unter ihrer Regierung Niemand mit dem Tode beſtraft werden ſolle. Dafür aber ließ ſie andere faſt noch grauſamere Strafen beſtehen und anwenden. Sie vergoß Thränen über das Unglück des Kriegs, und doch floß unter ihrer Regierung auf den Schlachtfeldern das Blut in Strömen. Sie war ſanft, mild und edelmüthig, liebte aber die eigne Behandlung der Staatsgeſchäfte nicht und ließ ihre Miniſter nach Gefallen ſchalten. Die Liebe war ihre herrſchende Leidenſchaft, und oft ſagte ſie ſelbſt zu ihren Vertrauten: Ich bin nur glücklich, wenn ich verliebt bin! Sie wollte für die ſchönſte Frau ihres Reichs gelten, und dieſe Eitelkeit hatte bei ihr, wie bei Eliſabeth von England, oft ſchreckliche Folgen. Dabei war ſie nicht frei von abergläubiſchen Beſorgniſſen, die ſie durch Ausübung religiöſer Gebräuche zu beſchwichtigen ſuchte. Die Ruſſen nannten ſie die Gütige, und ehren noch ihr Andenken. In Leclerc's Histoire de la Russie moderne findet man das Anziehendſte aus ihrem Leben und ihrer Regierung.

Eliſabeth (Philippine Marie Helene) von Frankreich, Schweſter Ludwigs XVI., geb. zu Verſailles 1764, ſtarb unter der Guillotine am 10. Mai 1794, als ein Opfer der Revolution. Ihr Leben iſt ein Bild der zärtlichſten Geſchwiſterliebe, der liebenswürdigſten Tugenden, der höchſten Ergebung und weiblichen Würde. Sie war das jüngſte Kind ihrer Aeltern (des Dauphins Ludwig und deſſen zweiter Gemahlin Marie Joſephine von Sachſen), die ſie ſchon im dritten Jahre ihres Lebens verlor. Die Liebe zu ihrem Bruder verdoppelte ſich nun. Sie hing an ihm mit einer ſo unbeſchreiblichen Innigkeit, daß ſie gleichſam vom Himmel dazu beſtimmt zu ſein ſchien, ihn einſt in ſeinem Unglücke zu tröſten und ſein Geſchick zu theilen. Unter der bildenden Hand der Frau von Mockau, Untergouvernante der Kinder von Frankreich, einer vortrefflichen Frau, erwarb Eliſabeth ſich

Kenntniſſe aller Art, beſonders in der Geſchichte und Mathematik; bald entfaltete ſie herrliche Eigenſchaften. Ihre beabſichtigte Verheirathung mit dem Herzog von Aoſta, Infanten von Spanien, zweiten Sohne des Königs beider Sicilien, zerſchlug ſich wieder. Als Ludwig XVI. ſich die Blattern einimpfen ließ, that Eliſabeth es auch; ſie ließ aber mit ſich zugleich noch 60 junge arme Mädchen impfen, die mit derſelben Sorgfalt behandelt werden mußten, wie ſie ſelbſt. Als man ihr eine Haushaltung einrichtete, wies man ihr unter andern auch 25,000 Livres jährlich zu Diamanten an; aber auf ihr Verlangen mußte die Summe ſechs Jahre nach einander an eine unvermögende junge Perſon, die ſie liebte, gezahlt werden. Auf einem Landgute, welches der König ihr heimlich gekauft hatte, verlebte Eliſabeth die ſchönſten Stunden ihres Lebens, unter ländlichen Geſchäften, im Wohlthun und in den ſüßen Gefühlen, welche der Genuß der Natur reinen Seelen gewährt. Der Anfang der Revolution ſtörte dieſes Glück. Die Verſammlnng der Notabeln flößte ihr Schrecken ein, aber bald wendete ſie alles an, um den Kummer zu mildern, der ſich ihres unglücklichen Bruders bemächtigte. Sie war es, die ihm am 6. Oct. die Feſtigkeit einflößte, die er zeigte; ſie begleitete ihn am andern Morgen nach Paris und nach dem Stadthauſe. Als Ludwig flüchtete, begleitete ihn Eliſabeth, und wurde von Varennes mit ihm zurückgebracht; ſie war es, die an ſeiner Seite ein Wüthender am 20. Jun. 1792 für die Königin anſah und ſchrie: „ſeht da die Oeſterreicherin! zum Tode mit ihr!" Als hierauf ein Gardeoffizier eilte, ſie zu nennen und ſo den Irrthum aufzuklären, ſprach ſie: „o warum läßt man ſie nicht in der Meinung, ich ſei die Königin; es würde dann vielleicht ein größeres Verbrechen vermieden werden." Am 10. Aug. war ſie durch nichts, ſelbſt nicht durch des Königs Bitten, zu bewegen, das Schloß zu verlaſſen; ſie folgte ihm in die Verſammlung. Da erzitterte ſie vor dem Waffenlärm, vor dem entſetzlichen Geſchrei der ſterbenden Schweizer; da vernahm ſie die Thronentſetzung ihres Bruders, da war ſie zwei Tage lang Zeuge, wie man über die Wahl des ſicherſten Kerkers für die königliche Familie und ſie ſelbſt berathſchlagte. Sie ward mit in den Tempel gebracht. Hier, in dieſem verhängnißvollen Aufenthalte, vergaß ſie ganz ſich ſelbſt, um nur für Andere zu leben. War ſie am Hofe ganz Beſcheidenheit und Güte geweſen, ſo war ſie hier die Geduld und Ergebung ſelbſt. Als Ludwig, als Marie Antoinette ſchon längſt geopfert waren, führte man auch Eliſabeth vor das Schreckensgericht. Am 9. Mai 1794 um ſieben Uhr Abends war es, als man ſie aus dem Tempel in die Conciergerie brachte. Sie ward ſogleich bei verſchloſſenen Thüren verhört. Am andern Morgen erſchien ſie wieder vor dem Tribunale, und antwortete, als nach ihrem Namen und Rang gefragt wurde, mit Adel und Würde: „ich heiße Eliſabeth von Frankreich und bin die Tante eures Königs!" Dieſe muthige Antwort, ausgeſprochen in einem Augenblicke, wo ſie, ohne Beiſtand, nur von blutdürſtigen Richtern umgeben war, ſetzte dieſe in Erſtaunen, und unterbrach auf einen Augenblick das Verhör. Man hatte mit ihr zugleich noch 24 andere Schlachtopfer verurtheilt, war aber grauſam genug, ſie erſt Zeugin von der Hinrichtung aller dieſer Unglücksgefährten ſein zu laſſen, ehe man ihr eignes Daſein endete. Mit Ruhe und Ergebung gab ſie ihr ſchönes Leben hin. Nicht eine Klage gegen ihre Richter und Henker entfloh ihren Lippen. Ohne ſchön zu ſein, war Eliſabeth einnehmend und lebhaft; ihr Haar war kaſtanienbraun; ihr blaues Auge hatte einen rührenden Anflug von Schwer-

muth; ein niedlicher Mund, ſchöne Zähne und ein blendend weißer Teint machten ſie reizend. Sie war immer beſcheiden und faſt furchtſam in den Umgebungen prachtvoller Größe, muthig im Ungemach, immer tugendhaft, ohne auch nur Einen Flecken.

Eliſabeth (Chriſtine), Gemahlin König Friedrich II. von Preußen, Prinzeſſin von Braunſchweig-Wolfenbüttel, geb. 1715 zu Braunſchweig, vermählt 1733 zu Salzdahlen, geſt. 1797. Ihr herrlicher Charakter, ihre Tugenden, ihr gebildeter Verſtand haben dieſer Fürſtin allgemeine Achtung erworben. Gezwungen zu der Vermählung mit ihr, hatte Friedrich bis zu ſeines Vaters Tode (1740) ſich entfernt von ihr gehalten, aber als er den Thron beſtieg, gab er die unzweideutigſten Beweiſe, wie ſehr er die ausgezeichneten Eigenſchaften ſeiner Gemahlin verehre, obgleich ſie nie ſeine Zärtlichkeit beſaß. Er ſchenkte ihr das Schloß Schönhauſen, wo ſie den Sommer zubrachte. Sterbend gab er ihr noch Beweiſe ſeiner Verehrung. Er verordnete in ſeinem Teſtamente außer 40,000 Thalern jährlicher Penſion, noch eine jährliche Rente von 10,000 Thalern: „denn ſie hat," erklärte er, „während meiner ganzen Regierung mir nicht die mindeſte Veranlaſſung zum Mißvergnügen gegeben, und ihre unerſchütterliche Tugend verdient Ehrfurcht und Liebe!" Ihr Leben war eine ununterbrochene Kette von Wohlthaten, und ſie hatte jährlich 24,000 Thaler, die Hälfte ihrer Einnahme, zu Almoſen und Penſionen für dürftige Familien beſtimmt. Sie theilte das Intereſſe, welches Friedrich an den Wiſſenſchaften fand, in hohem Grade, und war ſelbſt Schriftſtellerin. Mehrere deutſche Schriften überſetzte ſie ins Franzöſiſche und ſchrieb in letzterer Sprache ſelbſt folgende Werke: „La sage révolution. Berl. 1779. Méditation à l'occasion du renouvellement de l'année, sur les soins que la providence a pour les humains etc. Berl. 1777. in 8. Réflexions pour tous les jours de la semaine. Berl. 1777. in 8. Réflexions sur l'état des affaires publiques en 1778, adressées aux personnes craintives. Berl. in 8." Tiefes Gefühl und ein heller Blick charakteriſiren dieſe Werke.

Elixir, elixir, elixirium, wird bald von dem arab. al-ecsir, chemiſches Arzneimittel, bald von αλεξω ich helfe, oder ελκω ich ziehe aus, bald endlich von eligere, auswählen, abgeleitet, iſt die Bezeichnung vieler Medicamente, welche aus Wein oder Weingeiſt und verſchiedenen harzigen, bittern Pflanzenſtoffen beſtehen. Das Wort iſt jedoch nach und nach faſt ganz außer Gebrauch gekommen, und wird durch Tinctur erſetzt. Allgemein bekannt ſind aber Fr. Hoffmanns und Stoughton's Magenelixire. Jenes (elix. viscerale Fr. Hoffmanni) wird bereitet, indem die Extracte des card. ben., cent. min., cort. aurant., cort. chinae, myrrh. aq., in Mallaga oder Ungarwein aufgelöſt und ein wenig tinct. caryophyll. aromat. und tinct. croci hinzugeſetzt wird. Es iſt angenehm von Geſchmack, und befördert die Verdauung. Stoughton's Magenelixir beſteht aus absynth., gentian. rubr., rhabarb., cascarilla und cort. aurant., welche zuſammen mit Weingeiſt infundirt werden. Bei Verdauungsbeſchwerden kann es ebenfalls nützlich ſein, und befördert die Ausleerung, auch ſoll es Würmer abtreiben.

Elliot (George Auguſtus), Lord Heathfield, einer der größten engliſchen Krieger, unſterblich durch ſeine Vertheidigung von Gibraltar, zu Stobbs in Schottland 1718 geboren, ſtammte aus einem ſehr alten adeligen Geſchlechte. Nachdem er zu Edinburgh Mathematik und

die verwandten Wiſſenſchaften getrieben hatte, beſuchte er die franzöſiſche Militärſchule zu la Fere, und nahm darauf 1733 bei dem Ingenieurcorps zu Woolwich Dienſte; allein ungeachtet er in der Ingenieurkunſt große Fortſchritte gemacht hatte, verließ er doch 1737 dieſes Corps und wurde Cornet bei der reitenden Grenadiergarde. Da er ſich ganz zum höhern Krieger bildete, ſo ſtieg er ſchnell bis zum Oberſtlieutenant, ging mit Georg II. im Mai 1743 nach Deutſchland, als dieſer Marien Thereſien gegen Frankreich zu Hülfe eilte, und ward im folgenden Monat, da er ſich in jeder Hinſicht auszeichnete, zum Generaladjutanten ernannt. Nach Abſchluß des aachner Friedens, lebte er bis zum Ausbruch des ſiebenjährigen Krieges in der Stille, kam im April 1757 nach Deutſchland zurück, und focht unter dem Herzog von Cumberland, Prinzen Ferdinand und Erbprinzen von Braunſchweig. Im Winter 1758 machte er eine Reiſe nach England, und auf ſeine nachdrücklichen Vorſtellungen, wegen des Mangels an leichter Reiterei, ward er ſelbſt mit der Anwerbung eines ſolchen Regiments als Chef und Oberſter deſſelben beauftragt. Während des Krieges ward er Generalmajor, und nach dem Frieden Generallieutenant, lebte aber darauf wieder im Schoße ſeiner Familie, deren häusliche Glückſeligkeit nach vier Jahren durch den Tod ſeiner Gattin, die ihm einen Sohn und eine Tochter hinterließ, ſo ſehr erſchüttert wurde, daß Elliot auf jede Ehrenſtelle Verzicht leiſtete. Ganz unerwartet wurde er indeß 1775 zum Oberbefehlshaber aller Truppen in Irland ernannt; legte jedoch dieſe Stelle, gewiſſer Verdrießlichkeiten wegen, nieder, und erhielt dafür die eben erledigte Würde des erſten Gouverneurs von Gibraltar, die ihm die Bahn zur Unſterblichkeit eröffnete. Spanien, ſeit 1779 an dem Kriege zwiſchen England und Nordamerika Theil nehmend, richtete ſein Augenmerk vorzüglich auf Gibraltar, und noch vor der förmlichen Kriegserklärung ward es von franzöſiſchen und ſpaniſchen Truppen zu Waſſer und zu Lande eingeſchloſſen und der Stadt und Feſtung alle Zufuhr abgeſchnitten. In einem Zeitraume von mehr als drei Jahren hatte man die fürchterlichſten Anſtalten zur Belagerung getroffen, welche in den Jahrbüchern der Kriegsgeſchichte immer eine der merkwürdigſten bleiben wird. Wir können hier nur die Hauptmomente herausheben. Im Juni 1782 kam der Herzog von Crillon, oberſter Befehlshaber der ſpaniſchen Heere, der eben die Inſel Minorca von den Engländern erobert hatte, mit einer Verſtärkung vor Gibraltar an; ſämmtliche franzöſiſche Prinzen vom Geblüte befanden ſich mit im Lager. Ein Heer von 30,000 Mann ſtand nun am Fuße des Berges. Schwimmende Batterien, eine Erfindung d'Arçons, ſollten die Eroberung vollenden. Sie waren mit zwei Dächern ſo verwahrt, daß ihnen Kugeln und Bomben keinen Schaden zufügen konnten; es waren deren zehn, die zuſammen 147 metallene und 250 eiſerne Kanonen führten; zur Bedienung jeder Kanone waren 36 Mann gerechnet. Am 13. Sept. 1782 Morgens um 8 Uhr näherten ſie ſich der Feſtung, und die auf denſelben befindliche Mannſchaft (aus Verbrechern verſchiedener Art beſtehend, denen man, wenn ſie ihre Schuldigkeit thun würden, eine jährliche Penſion von 200 Livres verſprochen hatte) fing an zu feuern. Elliot, der ſchon längſt von dieſem fürchterlichen Angriffe wußte, war darauf bedacht geweſen, ihm eine eben ſo fürchterliche Vertheidigung entgegenzuſetzen; nur wußte er anfangs kein Mittel, wie er die glühenden Kugeln, mit denen er die Batterien zu begrüßen gedachte, in genügender Anzahl zubereiten laſſen ſollte. Allein ein deutſcher Nagelſchmied, Schwänkendiek, der ſich in der Feſtung befand, half

ihm aus der Verlegenheit, indem er einen Ofen erbaute, worin die Kugeln glühend gemacht wurden. Ueber 4000 glühende Kugeln regneten nun auf die feindlichen Batterien, und richteten die ſchrecklichſte Verwüſtung an. Schon am Nachmittage ſtieg der Rauch aus der Hauptbatterie und zwei ſchwimmenden Batterien auf, und vergebens ſuchten die Feinde den Brand mit Spritzen zu löſchen und die Löcher zuzuſtopfen; um ein Uhr in der Nacht ſtanden die drei Batterien in vollen Flammen und einige andere fingen an zu brennen. Vergebens gab die Mannſchaft auf denſelben der ſpaniſchen Flotte durch Raketen Signale; dieſe konnte den befeſtigten Batterien nicht zu Hülfe kommen, und ſuchte blos die Mannſchaft zu retten. Allein zwölf Kanonierböte, die aus der Feſtung unter dem Capitän Curtis ausliefen, verhinderten die Böte der Belagerer, herbeizukommen, und machten zugleich ein gewaltiges Feuer auf die ſchwimmenden Batterien. Bei Tagesanbruch ſah man, welchen Schaden die Belagerten ihren Feinden zugefügt hatten, indem die Mannſchaft der ſchwimmenden Batterien zum Theil auf Holzſtücken in der See herumtrieb, zum Theil auf den brennenden Batterien fürchterlich um Hülfe ſchrie. Jetzt eilten die Belagerten ſelbſt, ſo gefahrvoll dies auch war, da die Kugeln der glühend gewordenen Kanonen und die Holzſtücken von den zerberſtenden Batterien ihnen entgegenflogen, der unglücklichen Mannſchaft zu Hülfe, und Curtis rettete mit eigner und ſeiner Leute Lebensgefahr 13 Offiziere und 344 Gemeine. Noch blieb den Belagerten ein Hauptangriff von der Landſeite übrig: allein auch dieſen vereitelte Elliot, und da überdies ein Sturm großen Schaden in der ſpaniſchen Flotte anrichtete, ſo verwandelte ſich ſeit der Mitte Nov. 1782 die Belagerung in eine bloße Einſchließung, welcher der am 20. Jan. 1783 zu Verſailles unterzeichnete Friede ein Ende machte. Der König von England, um Elliots beiſpielloſe Gegenwehr bei dieſer Belagerung und die edle Behandlung ſeiner Feinde zu belohnen, überſchickte ihm den Bathorden, der ihm von dem Ueberbringer an demſelben Orte umgehangen wurde, auf welchem er ſich dem feindlichen Feuer ausgeſetzt und die Vertheidigungsanſtalten angeordnet hatte. Die drei Bataillons, die während der Belagerung in Gibraltar geſtanden, erhielten eine Regimentsfahne mit der Inſchrift: Mit Elliot Ruhm und Sieg. Elliot ſelbſt ließ, mit Bewilligung des Königs, eine ſilberne Medaille ſchlagen, von der er jedem bei dieſer muthvollen Vertheidigung geweſenen Soldaten eine einhändigen ließ. Gleich nach Abſchluß des Friedens ging Elliot nach England zurück, und wurde zum Lord Heathfield und zum Mitglied des Parlaments ernannt. Eine Schwäche, die ihn befiel, nöthigte ihn 1790, ins Bad nach Aachen zu reiſen; allein kaum war er drei Wochen hier, als ihn auf ſeinem Lieblingsaufenthalte Kalkofen bei Aachen ein Schlagfluß traf, an welchem er am 6. Juli ſtarb. Sein Leichnam wurde nach England gebracht, und der König machte ſelbſt den Riß zu einem Denkmale, das ihm in Gibraltar errichtet wurde.

Ellipſe, 1. in der Sprachlehre und Rhetorik Auslaſſung eines oder mehrer Wörter, die hinzugedacht werden. 2. In der Mathematik einer von den drei Kegelſchnitten. (S. Kegel). Sie gleicht einem ins Längliche gezogenen Cirkel. Die Bahn der Erde und der Planeten um die Sonne hat, wie wir ſeit Kepler wiſſen, dieſe Form. Sie iſt von der Eilinie weſentlich verſchieden, obwohl man ſie im gemeinen Leben oval nennt. Sie bietet dem Auge zu gleicher Zeit Abwechſelung und Ebenmaß, und wird daher von den Malern zu Begränzung ihrer Gemälde dem Cirkel vorgezogen. Zwei Punkte auf dem

längſten Durchmeſſer derſelben haben die Eigenſchaft, daß die Summe zweier geraden Linien, die man aus ihnen an irgend einen Punkt der Umfangslinie zieht, ſich immer gleich bleibt, man mag ſie ziehen, nach welchem Punkte man will; daher kann man eine Ellipſe zeichnen, indem man auf einer Fläche zwei Stifte einſchlägt, um dieſelben einen mit den Enden ringförmig zuſammengeknüpften Faden legt, und nun die Bleifeder innerhalb dieſes Fadens dergeſtalt herumführt, daß ſie denſelben beſtändig zum Dreieck ausſpannt. Die Punkte, wo die Stifte ſtehen, heißen die Brennpunkte, Foci. A. Mnr.

Elimination iſt in der mathematiſchen Analyſis eine Operation, vermöge welcher man eine Größe, die ſich in mehreren von einander unabhängigen Gleichungen befindet, herausſchafft, ſo daß dadurch eine oder mehrere Gleichungen erhalten werden, in der die weggeſchaffte Größe ſich nicht mehr befindet.

Eloges, Elogia, Lobreden, machen beſonders in der franzöſiſchen Literatur einen eigenen Zweig der Beredſamkeit aus. Sie traten im Zeitalter Ludwigs XIV. an die Stelle der eigentlichen Biographien; über dem Zweck, berühmte Männer zu loben, wurde die treue Charakterzeichnung, über der Höflichkeit die Wahrheit vergeſſen. Vornehmlich ſuchte die franzöſiſche Akademie das Verdienſt durch dergleichen Reden zu ehren, und obgleich man hier ſich beeiferte, die bloßen Lobreden mehr in Gedächtnißreden zu verwandeln, ſo ward doch auch hier für die ächte Biographie wenig gewonnen. Die eigentliche Epoche der Elogien begann mit Fontenelle, welcher 1731 zwei Bände derſelben herausgab, die ſich durch Klarheit, Leichtigkeit und Eleganz der Darſtellung auszeichnen. In der Folge ſuchte man dabei durch redneriſchen Pomp zu wirken. Vortheilhaft zeichnen ſich einige dieſer Reden von Thomas, d'Alembert und Laharpe aus. dd.

Elſaß. Dieſe jetzt franz. Provinz bildet die beiden Departements Ober- und Nieder-Rhein, ein ſchönes, fruchtbares, über 600,000 Menſchen zählendes Land. Der ſüdliche Theil wird Ober-, der nördliche Unter-Elſaß genannt. Das Elſaß war ehedem ein deutſches Herzogthum, auch Landgrafſchaft, der unglückliche Conradin von Schwaben war der letzte Beſitzer deſſelben, wie der Herzogthümer Franken und Schwaben. Als der Letzte ſeines Hauſes (1268) hatte er in dieſen Herzogthümern keine Nachfolger, und Elſaß wurde, wie die beiden genannten Herzogthümer, in mehrere Beſitzungen deutſcher Reichsſtände zerſtückelt. Im münſterſchen Frieden (1648) ward es aber mit allem, was das Haus Oeſterreich ſowohl als das deutſche Reich (zehn freie Reichsſtädte) bisher daſelbſt gehabt hatte, an Frankreich abgetreten, doch wurde den übrigen Reichsſtänden, welche darin Beſitzthümer hatten, ihre Verbindung mit dem deutſchen Reiche und unmittelbare Reichsfreiheit ausdrücklich vorbehalten. Allein in der Folge ſuchte Frankreich ſeine Beſitzungen im Elſaß zu erweitern, und im ryswicker Frieden 1697 blieb die Stadt Straßburg und alles übrige, was am linken Ufer des Rheins von Frankreich eingenommen war, in franzöſiſchen Händen. Indeſſen hatten noch mehrere Reichsſtände, Würtemberg, Zweibrücken, Baden, Heſſen-Darmſtadt, Speier u. ſ. w. wichtige Beſitzungen im Elſaß. Dieſe deutſchen Beſitzungen ſah nach dem Ausbruch der franzöſiſchen Revolution der Nationalconvent als eine von der Natur ſelbſt angewieſene Eroberung für Frankreich an; er wollte es nicht länger geſchehen laſſen, daß innerhalb des Gebietes von Frankreich eine fremde Staatsgewalt beſtehe, und verſprach den deutſchen Ständen zwar Entſchädigung, aber nur wenige zeigten Bereitwilligkeit, und ſo ward die-

ſe Sache ein Hauptgrund des nachher zwiſchen Frankreich und Deutſchland entſtandenen Krieges. Durch den pariſer Tractat vom 21. Nov. 1815 iſt ein Stück des Elſaſſes, namentlich Landau, von Frankreich getrennt, und wieder mit Deutſchland vereinigt worden.

Elsflether Zoll, ſ. Oldenburg.

Elyſium, elyſeiſche Felder, bezeichnen 1. die Gegenden, welche nach dem Glauben der Alten die Seligen bewohnen. Man beſchrieb ſie bald als angenehme Gefilde, bald als Inſeln, und ſetzte ſie an das äußerſte Ende der Erde nach Weſten zu, rückte ſie aber immer weiter hinaus, je mehr man die Erde auf dieſer Seite kennen lernte. Die Freuden der Seligen beſtanden in einem vollkommen ruhigen und angenehmen Leben. Die Bilder, womit man die Glückſeligkeit des dortigen Aufenthalts ſchilderte, waren zum Theil vom Olymp, zum Theil aus der Vorſtellung des goldenen Weltalters genommen. Das ſchönſte Grün der Wieſen wechſelt mit den angenehmſten Hainen, eine heitere, wolkenloſe Luft erfüllt den Himmel, und eine ſanfte überirdiſche Klarheit verbreitet ein magiſches Licht über alle Gegenſtände. Die Heroen wiederholen hier die Beſchäftigungen, welche einſt im Leben ihnen die liebſten waren. Sie üben ſich im Ringen und andern Wettkämpfen, tanzen nach den Melodien der Leier, welcher Orpheus die entzückendſten Töne entlockt, oder wandeln in wohlriechenden Lorbeerhainen an den lachenden Ufern des Eridanus, in reizenden Thälern oder auf Wieſen von klaren Bächen durchſchnitten, unter dem reizenden Geſange der Vögel, bald einzeln, bald in Geſellſchaft. Ein ewiger Frühling herrſcht; der Boden trägt jährlich drei Mal Früchte, und alle Sorgen, alle Schmerzen und die Schwächen des Alters ſind von dem glücklichen Aufenthalte verbannt. 2. Vergleichungsweiſe haben die Pariſer einen ihrer Lieblingsgärten und Hauptvergnügungsorte Elyſée oder Eliſée genannt, welcher nebſt Montbrillant in den ſogenannten elyſeiſchen Feldern liegt. Er iſt mit einem prächtigen Palaſte, in welchem Concert und Spiel gegeben und köſtlich geſpeiſet wird, verbunden. Der Garten iſt nur klein, aber ſehr niedlich und geſchmackvoll angelegt, mit vielen ſeltenen und fremden Gewächſen, mit ſchönen Statuen, beſonders einer niedlichen Copie der herrlichen Gruppe, Amor und Pſyche aus carariſchem Marmor, verziert, und hat viele kleine Pavillons und Häuschen, wo Erfriſchungen gereicht werden, zu ihren Seiten mehrere Tanzplätze unter Bäumen; daneben ſind Bänke und Stühle für die Zuſchauer und Tänzer, und Orcheſter für die Muſiker, ferner mehrere gemauerte Teiche, ein grüner Anger, und ein trefflicher Tummel- und Spielplatz, der nie leer und ohne Jubel iſt.

Elzevir oder Elzvier. Dieſe berühmte Buchdruckerfamilie zu Amſterdam und Leiden hat ſich einen beſondern Ruhm durch die ſchönen Ausgaben gemacht, womit ſie die Gelehrtenrepublik beſchenkt hat. Ihre Wirkſamkeit fällt in die Jahre 1595 bis 1680. Von ihren Gliedern haben ſich Ludwig 1. und 2., Iſaac, Abraham (aſſociirt mit Bonaventura), Johann und Daniel, abwechſelnd zu Amſterdam und Leiden, ſodann Peter Elzevir zu Utrecht bekannt gemacht, welcher letztere jedoch weniger geleiſtet hat. Ludwig 1. war der erſte Buchdrücker, welcher den Conſonanten V von dem Vocal U unterſchied. Abraham und Bonaventura veranſtalteten die kleinen Ausgaben der Claſſiker in 12. und 16., welche heutiges Tages, wegen ihrer Zierlichkeit und Correctheit, noch geſucht werden. Daniel war einer der thätigſten, aber auch der letzte Buchhändler aus dieſer Familie. Wenn gleich die Elzevire ſowohl in gelehrten Kenntniſſen, als auch in Anſehung der

griechiſchen und hebräiſchen Ausgaben von den Etiennen (Stephani, Buchdrucker und Buchhändler zu Paris) übertroffen wurden, ſo waren ſie doch unübertrefflich in der Auswahl der Werke und in der Eleganz ihrer Schriften und Lettern. Ihre Ausgaben des Virgil, Terenz, des neuen Teſtaments, des Pſalters u. a. m., mit rothen Lettern geziert, ſind Meiſterſtücke der Typographie, ſowohl wegen ihrer Correctheit als ihrer Schönheit für das Auge. Sie haben mehrere Cataloge von ihren Ausgaben herausgegeben. Der letzte iſt von Daniel (1674 in 12.) in ſieben Abtheilungen, doch ſehr vergrößert durch die Aufnahme fremder Schriften.

Email, (encaustum) nennt man leicht ſchmelzbare Glasflüſſe, mit welchen man ſtrengflüſſigere Metalle überzieht. Die Bereitung desſelben iſt ſehr verſchieden. Im allgemeinen kann man 10 Theile Blei und 3 Theile Zinn durch anhaltende Calcination oxidiren. Dem erhaltenen Oxyde fügt man 10 Theile Quarz, oder Feuerſteinpulver, und 2 Theile Kochſalz hinzu, und läßt das Gemenge im Schmelztiegel vollkommen ſchmelzen. Man erhält dadurch ein weißes Email und eine Grundlage des gefärbten Emails, indem man gleich Anfangs bei deſſen Bereitung andere Metalloxyde hinzugefügt. Die ſo erlangten Emails werden zerſtoßen, und das Pulver mit Waſſer geſchlämmt; die feuchte Maſſe trägt man auf die blanke Metallfläche, läßt ſolche getrocknet unter der Muffel einſchmelzen und ſchleift und polirt die ererhaltene Fläche. Sollen die emaillirten Körper Malerei erhalten, ſo werden ſie mit Metallfarbe bemalt und abermals eingebrannt. Das engliſche Emailliren eiſerner Gefäße gehört noch zu den Fabrikgeheimniſſen.

Emanation, der Ausfluß, das Ausfließen, daher in der Theologie und Philoſophie der Alten das Emanationsſyſtem, die Lehre vom Ausfluſſe aller Dinge aus einem höchſten Princip. Dieſe Lehre ſtammt aus dem Orient, und war daſelbſt vorzüglich herrſchend. Beſonders iſt die perſiſche Lehre des Zoroaſter bekannt. Sie nahm als höchſtes Princip ein reines, vollkommenes und beſeeltes Feuer an, deſſen Bild und Symbol die Sonne ſei. Aus dieſem unendlichen und abſoluten Feuer, das ſich ſelbſt und alle andern Dinge belebe, ſeien alle materiellen und immateriellen Dinge wie aus einem Urquell ausgefloſſen, und aus ihm ſtröme alle Wärme und Bewegung: unter ihm ſtehen die zwei untergeordneten Principe, welche zuerſt aus demſelben ausgefloſſen und ſich gegenſeitig bekämpften, Licht oder Geiſt, Oromasdes (Ormuzd), und Finſterniß oder Materie, Ariman. Aus jenem ſeien die Geiſter, aus dieſem die Materie ausgefloſſen. Je näher der Geiſt ſeinem Urquell ſei, ein deſto reineres Feuer ſei derſelbe. Dieſe Lehre hat großen Einfluß auf die Philoſophie der ältern griechiſchen Philoſophen gehabt, wie man auch an Pythagoras bemerkt. In der Geſchichte der Dogmatik iſt Emanationslehre die Vorſtellung und Lehre von der Dreieinigkeit, vermöge welcher Sohn und heil. Geiſt als Ausflüſſe der Gottheit angeſehen werden. In der Naturlehre verſteht man darunter die Meinung Newtons, nach welcher die Lichtſtrahlen ausfließende oder ausſtrömende Theilchen aus leuchtenden Körpern ſein ſollen. Man ſagt in letzterm Falle auch Emiſſionsſyſtem.

Emancipation hieß bei den Römern die Entlaſſung des Sohnes aus der väterlichen, und der Sclaven aus der Herrngewalt. Sie geſchah vor dem Prätor mittelſt gewiſſer Feierlichkeiten. Unter der Emancipation der Catholiken wird die Aufhebung der bürgerlichen und kirchlichen Beſchränkungen verſtanden, denen die catholiſchen Be-

wohner Großbritanniens und vorzüglich Irlands unterworfen waren und noch zum Theil unterworfen ſind. Irland, welches die Engländer nach wiederholten Kämpfen erobert hatten, war von den Siegern in frühern Zeiten hart und ſtreng behandelt worden, und wiederholte Verſuche, ſich der fremden Herrſchaft zu entziehen, hatten die Herrſcher bewogen, immer ſtrengere Maßregeln zu gebrauchen. Die Urbewohner des Landes, ſämmtlich Catholiken, waren von allen öffentlichen Aemtern und von aller Theilnahme an den Parlamentswahlen ausgeſchloſſen; nur die der biſchöflichen Kirche, welche auch in Irland zur herrſchenden erhoben worden war, zugethanen Anglo-Irländer, die den größten Theil des den urſprünglichen Bewohnern entriſſenen Landeigenthums beſitzen, konnten öffentliche Aemter bekleiden und zu Parlamentsmitgliedern gewählt werden. In dieſem Zuſtande des Druckes befanden ſich die iriſchen Catholiken bis zum J. 1793. Als aber die zu der Zeit der franzöſiſchen Revolution ausgeſprochenen Grundſätze eine allgemeine Gährung der Gemüther hervorbrachten, erwachte auch in den iriſchen Catholiken das lebhafte Verlangen, gleiche Rechte mit ihren proteſtantiſchen Mitbürgern zu erlangen. Eine angeſehene Partei in England ſelbſt unterſtützte ſie; der beredte Burke namentlich ſprach wiederholt im Parlamente für ihre Emancipation. 1792 übergaben ſie dem Könige eine Bittſchrift, in welcher ſie auf gänzliche Aufhebung aller bisherigen Beſchränkungen antrugen. Obgleich das hierüber verlangte Gutachten der meiſten Grafſchaften in Irland dahin ausfiel, daß die Bewilligung dieſes Geſuchs bedenklich ſei, ſo befahl doch der engliſche Hof dem irländiſchen Parlamente, auf die Erleichterung der Catholiken zu denken. Es geſchah dem gemäß, was nach der Verfaſſung geſchehen konnte. Das iriſche Parlament erklärte 1793, daß die Catholiken forthin gleiche Rechte mit den Proteſtanten, nicht blos in Hinſicht auf die Ausübung der Religion, ſondern auch in Hinſicht auf bürgerliche Verhältniſſe, genießen ſollten, und bewilligte ihnen zugleich das Recht, bei den Parlamentswahlen zu ſtimmen. Nur von 30 Staatsämtern und von dem Parlamente blieben ſie ausgeſchloſſen, was jedoch ohne Abänderung der ganzen Verfaſſung, vermöge welcher jeder, der Parlamentsglied zu ſein begehrt, den Teſteid (ſ. d.) leiſten muß, nicht geändert werden konnte. Der vernünftige Theil der iriſchen Catholiken war mit den erhaltenen Bewilligungen völlig zufrieden, und freute ſich ſeines weſentlich verbeſſerten Zuſtandes. Ein anderer Theil aber hegte die durch den revolutionären Geiſt der Zeit geweckte und durch einige Große, welche mit Frankreich in Verbindung traten, genährte Erwartung, daß es Irland gelingen werde, ſich durch Frankreichs Hülfe von der brittiſchen Herrſchaft zu befreien; und bald brach eine Empörung aus, welche die Strenge des Statthalters, des Lords Camden, unterdrückte. Aber 1798 brach der Aufruhr von neuem aus, und Irland ward der Schauplatz eines blutigen Bürgerkriegs. Durch dieſe Rebellion überzeugten ſich einſichtsvolle Männer in England wie in Irland, daß, ſo lange jedes der beiden Reiche ſeine eigene Geſetzgebung habe, ſo lange die Geſetzgebung des Schwächern von der der des Mächtigern abhängig ſei, und die Bewohner beider Reiche ein getheiltes Intereſſe zu haben glaubten, Eiferſucht und Mißtrauen fortdauern, und keine wahre und innige Verbindung Statt finden werde. Auch hatten die Anglo-Irländer, welcher früher die Unabhängigkeit Irlands wünſchten und anfangs die Rebellion unterſtützten, eingeſehen, daß bei der überlegenen Zahl der Catholiken und dem Haſſe derſelben gegen die Proteſtanten die Trennung Irlands von England das

größte Unglück für ſie ſein würde. So beſchloß man denn, Irland mit England zu vereinigen, und drei Jahre nach jener letzten Rebellion kam die Union zu Stande, indem am 22. Jan. 1801 das vereinigte Parlament eröffnet ward. Ueber die kirchlichen Angelegenheiten ward in der Unionsacte nichts weiter feſtgeſetzt, als daß die biſchöfliche Kirche in Irland ferner, wie bisher, die herrſchende (established church) bleiben, und mit der engliſchen eine Kirche ausmachen ſolle. Ueber das Verhältniß der Catholiken aber ward nichts beſtimmt, und Pitt bemerkte, daß dieſe Angelegenheit beſſer einer künftigen beſondern Berathſchlagung vorbehalten bleibe. Kaum hatte das vereinigte Parlament einige Tage geſeſſen, als ſich Gerüchte verbreiteten, welche auf die eben erſt errichtete Union einen nachtheiligen Schatten warfen und Beſorgniſſe erregten. Die Catholiken in Irland, ſagte man, beſchwerten ſich über die Nichterfüllung einer Hoffnung, die man ihnen gegeben habe, um ſie der Union geneigt zu machen. Man habe ihnen die völlige Emancipation als eine unausbleibliche Folge derſelben verheißen. Pitt, der Urheber des Unionsentwurfs, und ſeine Collegen hätten ſich anheiſchig gemacht, die Erfüllung dieſes Wunſches der Catholiken zu befördern. Sie hätten jetzt, nachdem die Union zu Stande gekommen ſei, unüberwindliche Hinderniſſe gefunden, ſich ihres Verſprechens zu entledigen, darum hätten ſie das Miniſterium verlaſſen; die Catholiken aber wären getäuſcht. In der That hatte auch Pitt und deſſen Collegen dieſe Hoffnungen erregt, in der Erwartung, ſie erfüllen zu können. Darum ſuchten ſie es nach der erfolgten Union ſo einzuleiten, daß durch einen Parlamentsbeſchluß einer gewiſſen Anzahl von Catholiken der Eintritt in das Parlament und der Zutritt zu den Staatsämtern, von denen ſie auch nach den 1793 erlangten Vergünſtigungen noch ausgeſchloſſen blieben, durch Diſpenſation vom Teſt-Eide möglich gemacht werden ſollte. Der König aber widerſetzte ſich dieſer Maßregel, weil er ſich in ſeinem Gewiſſen überzeugt hielt, daß ſie ſeinem Krönungseide zuwiderlaufe. Dies bewog Pitt und ſeine einſtimmig darüber denkenden Collegen 1801, ihre Stellen niederzulegen. Pitt ſah voraus, daß, wenn auch beide Häuſer die vorgeſchlagene Maßregel genehmigen ſollten, doch der König ſeine Zuſtimmung verweigern, und dadurch die Unzufriedenheit der Catholiken gegen die Perſon des Königs gelenkt werden würde. Das wollte er als weiſer Staatsmann verhüten, und aus dieſem Grunde ſprach er auch noch 1805 gegen die Emancipation, als die Oppoſition von neuem darauf antrug, den Catholiken Sitz und Stimme im Parlamente und den Zutritt zu jenen Staatsämtern zu bewilligen. Mehrmals iſt in den letzten Jahren, und namentlich 1808, das Geſuch um völlige Emancipation erneuert worden, jedoch vergebens. Im Mai 1819 ward im Parlamente abermals darauf angetragen, und bei der Abſtimmung waren 243 Stimmen gegen, und 241 für die Emancipation. 1822 erlangten die Catholiken, auf Cannings Antrag, im Unterhauſe, mit Ueberlegenheit von 5 Stimmen, daß ihre Glaubensgenoſſen im Parlamente Sitz nehmen könnten, aber im Oberhauſe fiel die Bill durch.

Emanuel der Große, König von Portugal 1495. Seine Regierungsepoche iſt beſonders merkwürdig geworden durch die Entdekkungsreiſe des Vasco da Gama (1497), des Admirals Cabral (1500), und nachher des Americo Vespucci (1501 und 1503), ſo wie durch die Heldenthaten des großen Albuquerque, durch deren Bemühungen der Weg nach Oſtindien (vorbereitet durch Bartholomäus Diaz Entdeckung des Caps 1486), gefunden, die portugieſiſche Herrſchaft in Goa

befeſtigt, Braſilien, die Molukken u. ſ. w. entdeckt wurden. Emanuels Name ward durch die großen Ereigniſſe von Pol zu Pol getragen. Portugals Handel ſtieg unter ihm zu einer nie gekannten Höhe; Amerika's Schätze floſſen nach Liſſabon, und Emanuels Regierungsjahre wurden „Portugals goldnes Zeitalter“ genannt. Er ſtarb am 13. Dec. 1521, 52 Jahr alt, beweint von ſeinen Unterthanen, verwünſcht aber von den Mauren, die er verjagt, und von den Juden, die er zur Taufe gezwungen hatte. Zum Denkmal der ſüdlichen Entdeckungen ließ Emanuel das Mönchskloſter zu Belem erbauen, wo er auch begraben liegt. Ein Freund der Wiſſenſchaften und der Gelehrten, hinterließ er ſelbſt Memoiren über Indien.

Embargo. Mit dieſem ſpaniſchen Worte bezeichnet man den Arreſt oder Beſchlag, der auf die in einem Hafen liegenden Schiffe gelegt wird, entweder um ſich ihrer ganz zu bemächtigen, wie beim Ausbruche eines Krieges mit den Schiffen der feindlichen Macht geſchieht, oder um ſie nur auf eine gewiſſe Zeit am Auslaufen zu hindern, wenn z. B. in dem Hafen Rüſtungen Statt finden, die vor der Zeit nicht bekannt werden ſollen.

Emblem, ſ. Sinnbild.

Embonpoint iſt der Zuſtand blühender Geſundheit, in welchem der Körper ſtark, ſäftereich, ja ſogar fett iſt, ohne jedoch auf irgend eine Weiſe dadurch beläſtigt zu werden. Lymphatiſche, venös-phlegmatiſche und robuſte Conſtitutionen werden leichter ſtark, als ſchwarzgallichte, ſanguiniſch-floride und nervöſe. Ferner beobachtet man, daß Weiber eine größere Anlage zum Embonpoint haben, als Männer. In der früheſten Jugend findet man die Kinder beiderlei Geſchlechts, bei denen die lymphatiſche Conſtitution gewöhnlich iſt, bekanntlich dick, rund, fett; in dem ſechsten, ſiebenten Lebensjahre werden ſie mager und wachſen mehr in die Länge; die Neigung zu raſchen Bewegungen verhindert die Anhäufung einer größern Fettmaſſe. Wenn der Organismus den Wendepunkt des Lebens überſchritten hat, bei Frauen, wenn ſie keine Kinder mehr bekommen, in den dreißiger Lebensjahren bei den Männern, beobachtet man aufs neue mehr Embonpoint, bis endlich in dem höhern Lebensalter, bei Greiſen, wieder die Magerkeit und Trockenheit des Körpers überhand nimt. In dieſem der Natur gemäßen Verhältniſſe des Embonpoints aber macht der Genuß ſehr reichlicher und nahrhafter Speiſen und Getränke oft eine Abänderung, ſo daß der Körper früher, als gewöhnlich, ſtark wird. Ferner iſt eine mäßige, mehr kalte als warme Luft, ſo wie die feuchte Atmoſphäre in andern Gegenden dem Embonpoint günſtig. Endlich trägt auch die Ruhe des Körpers und des Gemüths viel dazu bei, daß der Körper früher und mehr Embonpoint gewinnt. Es iſt ſchon erwähnt, daß dieſer Zuſtand ein Beweis von guter Geſundheit iſt, auch kann er bei vielen Menſchen die Ausbildung von Krankheiten verhindern. Erreicht er aber nach und nach einen verhältnißmäßig ſehr hohen Grad, ſo beläſtigt er den Körper, trit in das Gebiet der Krankheit über, und wird zur Corpulenz, wovon der beſondere Artikel nachzuleſen iſt.

Embryo, die menſchliche oder thieriſche Leibesfrucht in ihrem erſten Entſtehen, wenn ſie (bei Menſchen) noch nicht drei Monate alt iſt, oder das in den Fruchthalter gebrachte Ei, welches noch nicht ſo weit entwickelt iſt, daß man die Theile, welche die Gattung und das Geſchlecht bezeichnen, erkennen kann, wo es dann auch nicht mehr Embryo, ſondern Fötus (Frucht) heißen würde. Die Zeit, in welcher dies geſchieht, iſt nach der Eigenſchaft einer jeden Thiergattung

anders. Der menſchliche Embryo iſt in der dritten Woche ſichtbar, zu Ende der vierten Woche ſieht man eine hüpfende Bewegung, welche als Herzſchlag erkannt iſt; er hat jetzt die Größe einer Ameiſe oder Fliege, iſt noch durchſichtig, was ſich im zweiten Monate immer mehr zu verlieren ſcheint, bekommt nun Augen, Naſe, Mund, Ohren, auch die Gliedmaßen werden angedeutet; er iſt wie eine Biene groß. Im dritten Monat bekommt alles mehr Ausdruck, das Geſchlecht wird deutlicher, er nimt zu, wächſt nun als Fötus fort, und kommt als Kind zur Welt.

Emeritus hieß eigentlich bei den Römern ein Soldat, welcher ſeine Zeit ausgedient hatte, und nicht weiter zum Kriegsdienſt verpflichtet war. Sie ſtanden unter den Kaiſern, eben ſo wie die Veteranen, in großem Anſehen. Nachher hat man jene Benennung auch auf bürgerliche Verhältniſſe übertragen, und verſteht gewöhnlich unter Emeritus einen langjährigen treuen Staatsdiener, der Alters halber, mit Beibehaltung ſeines vollen Gehaltes, in den Ruheſtand verſetzt (pro emerito erklärt) wird. Der Emeritus unterſcheidet ſich dadurch von dem Penſionirten, daß der Jahrgehalt des Letztern mehr als eine bloße Gnadenſache zu betrachten, und in der Regel auch geringer iſt, als die früher bezogene Beſoldung.

Emetica (von εμεω ich erbreche mich), Brechmittel, ſind ſolche Arzneiſtoffe, welche man in der Abſicht anwendet, um Erbrechen zu erregen. Am gewöhnlichſten bedient man ſich dazu des Brechweinſteins (tartar. emet.) und der Ipecacuanhawurzel. Betrachtet man die Wirkungen, welche das Erbrechen auf den Körper hat, ſo ergeben ſich die Umſtände, welche die Anwendung der Brechmittel erfodern, von ſelbſt. Ungefähr $1/4$ oder $1/2$ Stunde nach genommenem Brechmittel empfindet man eine Schwäche in der Magengegend, bald ſtellt ſich Ekel ein, der Speichel im Munde ſondert ſich in größerer Menge ab, das Geſicht wird blaß. Ein Gefühl von Angſt und Schwäche verbreitet ſich über den ganzen Körper. Hernach ziehen ſich die Bauchmuskeln und das Zwerchfell ſtark zuſammen, der Athem wird angehalten, der Puls wird beſchleunigt, und unter großer Anſtrengung wird alles ausgeworfen, was ſich im Magen befindet, zuerſt die Speiſen und Getränke, welche vorher waren genoſſen worden, alsdann der Schleim und die Galle, welche letztere aus dem Zwölffingerdarm in den Magen übertrit, endlich aber auch der Schleim, der ſich in der Luftröhre und in den Lungen angehäuft hatte. Während des Erbrechens wird die Haut wieder roth, Thränen dringen hervor, Schweiß bricht aus. Nach Beendigung der wiederholten Stürme trit Ruhe und Schlaf ein, und bald Schweiß, bald vermehrter Urinabgang. Die nächſte Urſache des Erbrechens ſuchte man bald in convulſiviſchen Zuſammenziehungen des Magens, welche eine der gewöhnlichen Bewegung entgegengeſetzte Richtung angenommen hätten, bald glaubte man, daß die Zuſammenziehung der Bauchmuskeln und des Zwerchfells von außen auf den angefüllten Magen ſo wirke, daß er dadurch entleert werde. In den neueſten Zeiten bewies Magendie durch Viviſectionen, daß ſich der Magen bei dem Erbrechen paſſiv verhält, und daß dieſe Erſcheinung theils von der Zuſammenziehung der Bauchmuskeln und des Zwerchfells, theils von den ziehenden Bewegungen abhängt, welche die Speiſeröhre auf den Magen ausübt, theils endlich noch davon, daß die Lungen mehr nach der Gegend des Magens hingezogen werden. Das Brechmittel ſelbſt aber wird dieſe zuſammengeſetzte Muskelbewegung begreiflich nur durch eine eigenthümliche Einwirkung auf das Nervenſyſtem veranlaſſen kön-

nen. Auf dieſelbe Weiſe verhalten ſich auch andere Umſtände, welche Erbrechen veranlaſſen, z. B. manche Gemüthsbewegungen, Ekel ꝛc. und viele Krankheiten der verſchiedenſten Organe, wie des Hirns, der Urinblaſe, Nieren ꝛc. Was nun die Anwendung der Brechmittel anlangt, ſo ſind ſie natürlich zuerſt zu gebrauchen, um ſchädliche Stoffe, die ſich in dem Magen befinden, am ſchnellſten zu entfernen. Daher ſind ſie bei Vergiftungen unentbehrlich, bei Unverdaulichkeiten nothwendig, bei gaſtriſchen Krankheiten oft und namentlich dann heilſam, wenn die Erzeugniſſe der krankhaften Abſonderung ſich im Magen ſelbſt oder in dem obern Theile des Darmcanals befinden und nach oben hindrängen. Ferner ſucht man auch Anhäufungen von Schleim, Pſeudohäuten (im Croup) und Eiter in der Luftröhre und in den Lungen durch Brechmittel zu entfernen. Endlich benutzt man die Einwirkung, welche ſie auf das Gefäß- und Nervenſyſtem haben, ſehr oft in den mannichfaltigſten Krankheiten der verſchiedenſten Organe, und namentlich hat man beobachtet, daß ſie, im Anfange vieler Krankheiten angewendet, den Verlauf derſelben abkürzen, bisweilen gänzlich unterbrechen, oder wenigſtens gelinder machen. Daß aber ein ſo kräftiges Mittel mit großer Vorſicht anzuwenden iſt, und unter vielen Umſtänden Schaden ſtiften kann, leuchtet von ſelbſt ein, weshalb es nur auf Verordnung eines guten Arztes gebraucht werden muß. Aus demſelben Grunde iſt auch den Apothekern namentlich verboten, Brechmittel ohne Vorſchrift eines Arztes zu diſpenſiren.

Emden an der Emsmündung, im Fürſtenthum Oſtfriesland, die erſte Handelsſtadt des Königreichs Hannover, hat 11,000 Einw. Bedeutender war der Platz unter preußiſcher Landeshoheit, wegen der damaligen Handelsfreiheit Oſtfrieslands, doch iſt der Seehandel noch immer ſehr wichtig, und ſieht, nach der Vereinigung der Ems und des Rheins, ſo wie der Austiefung der Oberems, einer höheren Blüthe entgegen. Der Hafen kann nur mit der Fluth Schiffe aufnehmen, die 12 bis 13 Fuß tief gehen. Die ſogenannte Rheede iſt deſto ſicherer. Bei den zunehmenden Einengungen des Dollart, durch neue Landbedeichungen iſt wahrſcheinlich, daß die Unterems künftig mehr Tiefe erhalten werde, als ſie jetzt hat. Emden hat eine Bank, die es ſchon unter Preußen beſaß, jetzt wiedererhalten. Die Häringsfiſcherei iſt ſehr wichtig. Noch beſtehen hier 460 große und kleine Handlungshäuſer. Nach Aurich führt von Emden eine Canalfahrt. Die hohen Abgaben Hannovers haben den Branntweinbrennereien ſehr geſchadet.

Emigranten, Emigrés (Ausgewanderte). Wiewohl die Geſchichte uns mehrere Beiſpiele liefert, daß zahlreiche Bewohner eines Landes, wegen Religionsverfolgungen, wie z. B. die Hugenotten in Frankreich (vornehmlich im 17. Jahrh.) und die Proteſtanten in Salzburg (1732), oder wegen anderer Urſachen ſich zu dem Entſchluß genöthigt ſahen, ihre Heimath zu verlaſſen, um in fremden Ländern ſich anzuſiedeln (ſ. Auswanderung und Refugiés); ſo pflegt man unter der Benennung Emigranten doch vorzugsweiſe die Ausgewanderten zu verſtehen, die in den erſten Jahren der franzöſiſchen Revolution Frankreich verließen. Als in jener unſeligen Zeit ſich alle Bande der bürgerlichen Geſellſchaft auflöſeten, Wuth und Raſerei an die Stelle der Ordnung traten, blutdürſtige Pöbeltyrannen in ſchneller Folge auf einander die zerfleiſchende Geißel über ihr Vaterland ſchwangen, und Adel und Reichthum allein ein todeswürdiges Verbrechen waren, blieb Flucht die einzige Rettung aller derer, die auf dieſe Weiſe der Gegenſtand des Haſſes und der Verfol-

gung geworden waren. In zahlreichen Strömen ergoſſen ſich damals die Unglücklichen in alle Länder ihrer Nachbaren, theils mit einiger geretteten Habe, theils aber auch völlig hüflos und entblößt. Männer und Weiber, Kinder und Greiſe, Prieſter und Edelleute bildeten ein eben ſo buntes als ungleichartiges Gemiſch. Sie waren mit der Hoffnung geflüchtet, ihr Vaterland in Kurzem, nach hergeſtellter Ordnung, wieder zu betreten, und blieben daher anfangs auch größtentheils in den Gränzländern. Erſchütternd war der Anblick zahlloſer Unglücklichen, die das gährende Vaterland, wie ein Vulcan einen Lavaſtrom, auszuwerfen ſchien, und bot dem Menſchenbeobachter die mannichfaltigſten Scenen dar. Die äußerſte Verderbtheit beurkundete ſich neben der edelſten Duldung und Selbſtverläugnung, und wenn wir einerſeits Zeugen der zügelloſeſten Ausgelaſſenheit und Ausſchweifung waren, ſo ſahen wir anderer Seits, zur Bewunderung hingeriſſen, Perſonen, aus den erſten Geſchlechtern entſproſſen und an alle Gemächlichkeiten eines genußreichen Lebens gewöhnt, mit großer Hingebung und Würde Entbehrungen ertragen und geringe Erwerbszweige ergreifen. Ungerecht war das Verdammungsurtheil, wodurch man alle diejenigen für Nichtswürdige und Feige erklärte, die ihr Vaterland zur Zeit der Gefahr ſeinem Schickſal überließen, und nur auf ihre eigene Rettung bedacht waren, ſtatt daß ſie die Wohlfahrt Aller zu Herzen nehmen ſollten. Wo das Laſter herrſcht und die Tugend ein Verbrechen iſt, darf der Gutgeſinnte nichts hoffen. Zu läugnen iſt jedoch nicht, daß der größere Theil jener erſten Emigranten aus Weichlingen und aller Anſtrengung und Thätigkeit entwöhnten Menſchen beſtand, die durch ein ſittenloſes und ausſchweifendes Betragen gar bald für alles, was Emigrant hieß, ein ungünſtiges Vorurtheil erweckten. Dies, noch mehr aber die Beſorgniß, Frankreichs Rache zu erregen, war der Grund, daß ihnen bald in vielen Ländern der Aufenthalt verſagt, in andern nur mit Einſchränkung zugeſtanden wurde. An der Spitze der Emigranten ſtanden die königl. Prinzen Condé, Provence und Artois, von denen der erſtere einen Theil der Flüchtlinge vereinigte, um gemeinſchaftlich mit den verbündeten Heeren in Deutſchland, zur Wiederherſtellung der alten Ordnung mitzuwirken. Zu Coblenz hatte ſich ein eigner Gerichtshof gebildet, der die Juſtizſachen des ſogenannten auswärtigen Frankreichs entſchied. Allein der Erfolg entſprach den gehegten Hoffnungen nicht; Dumouriez Eindringen in die Niederlande und Holland vertrieb ſie aus dieſen Provinzen mitten im Winter und in dem kläglichſten Zuſtande, und die Schreckensſcenen, die Frankreich indeß in ſeinem Innern darſtellte, die blutigen Vorfälle in Lyon und Toulon vermehrten ihre Anzahl täglich. Sie zerſtreuten ſich in alle Länder Europa's und ergriffen verſchiedene Erwerbzweige. Das Condéſche Corps trat zuletzt in ruſſiſchen Sold, und löſete ſich in dem ruſſiſch-öſterreichiſchen Feldzuge von 1799 auf. Als Napoleon an die Spitze der Regierung trat, erhielten, bis auf wenige Ausnahmen, ſämmtliche Emigranten die Erlaubniß, in ihr Vaterland zurückzukehren, von der jedoch manche, die in Frankreich nichts zu gewinnen und im Auslande bereits ſich häuslich niedergelaſſen hatten, nunmehr keinen Gebrauch machten. Die Conſtitution Ludwigs XVIII. enthielt zwar die ausdrückliche Beſtimmung, daß die Emigranten kein Recht haben ſollen, ihre ehemaligen Güter zurückzufodern; dies hinderte ſie indeß nicht, mit Entſchädigungs-Anſprüchen hervorzutreten, die bisher zwar erfolglos blieben, jedoch oft Veranlaſſung zur Störung der öffentlichen Ruhe wurden, und zur Gährung im Innern beitrugen. (Man vgl. darüber Frankreich.)

Emir (wörtlich: edel, fürſtlich), ein Ehrenname, den ſich in der Türkei diejenigen beilegen, welche ihr Geſchlecht von Mohammed und ſeiner Tochter Fatima herleiten. Man findet Emirs 1. in Arabien, wo ſie Anführer der herumſchweifenden Horden oder Beduinen ſind. Ihre Abkunft iſt jedoch zweifelhaft. 2. In der Türkei ſelbſt. Sie bilden eine Art von Erbadel, tragen als Auszeichnung einen Turban von meergrüner Farbe, welches die Farbe Mohammeds geweſen ſein ſoll, haben gewiſſe Vorrechte, übrigens aber auf Staatsämter nicht mehr Anſprüche, als jeder Osman, und leben größtentheils in drückender Armuth, weil ſie träge und ausſchweifend ſind. — Auch wird das Wort Emir zu gewiſſen Aemtern und Verrichtungen geſetzt, z. B. Emir Hadſchy, Anführer der Pilger auf Caravanen.

Empedokles, einer der berühmteſten Philoſophen der pythagoräiſchen Schule, war um 460 vor Chr. Geb. zu Agrigent in Sicilien geboren. Er ſtand bei ſeinen Mitbürgern in ſo großem Anſehen, daß ſie ihm die Krone anboten; allein als ein Feind der Unterdrückung und Erhebung über Andere, ſchlug er ſie aus, und vermochte ſie, die Ariſtokratie abzuſchaffen und eine Demokratie einzuführen. Durch ſeinen Reichthum unterſtützt, kleidete er ſich prächtig und trug Gewänder und Schmuck, dergleichen man damals als Zeichen der königlichen Würde oder einer göttlichen Heiligkeit anſah. Aber die Agrigentiner nahmen keinen Anſtoß daran; mit unbegränzter Hochachtung verehrten ſie in ihm den Wiederherſteller und Beſchützer ihrer Freiheit, den allgemeinen Wohlthäter, den großen Dichter, Redner und Arzt, den Vertrauten der Götter, den Verkünder der Zukunft und den mächtigen Beſchwörer der Natur, der den Lauf derſelben hemmen und ſelbſt dem Tode gebieten könne. Er ſoll ſich in den Krater des Aetna geſtürzt haben, um bei dem Volke durch ſein plötzliches Verſchwinden von der Erde den Glauben rege zu machen, daß er, als ein Weſen höherer Abkunft, lebendig gen Himmel gefahren ſei. Einer andern gutmüthigern Meinung zufolge, wäre er jedoch ein Opfer ſeiner Wißbegierde geworden, indem er, um die Natur des Berges und ſeines Feuerauswurfs genauer zu erforſchen, dem gefährlichen Schlunde zu ſehr genahet, und verſunken ſei. Die von dem Spötter Lucian verbreitete Sage, daß der Aetna die Sandalen des eiteln Philoſophen ausgeworfen, und ſo nicht nur ſeine Todesart beurkundet, ſondern auch dem Volke den Glauben an ſeine Gottheit benommen habe, iſt wohl nichts weiter, als eine bloße Fabel. Andere erzählen, er habe, bei ſehr hohem Alter, den Tod im Meere gefunden. Empedokles trug ſeine Philoſophie in poetiſchem Gewande vor. Feurige und kühne Bilder zeichneten ſeine Verſe eben ſo ſehr aus, als Wohllaut und Anmuth. Lucrez war hierin ſein Nachahmer. Das ihm ſonſt beigelegte jambiſche Gedicht über die Sphäre wird für unächt gehalten. Die Ueberbleibſel ſeiner Gedichte hat Fr. Wilh. Sturz (Leipzig 1806) nebſt einer Abhandlung über ſein Leben und ſeine Philoſophie herausgegeben.

Empfängniß nennt man den Act des thieriſchen Lebens, durch welchen das weibliche Geſchlecht bei der Verbindung mit dem männlichen den zur Befruchtung dienlichen Stoff empfängt. Die Natur hat das Geſchäft der Erzeugung der belebten Geſchöpfe in einen undurchdringlichen Schleier gehüllt. Obgleich der forſchende Geiſt des Menſchen verſucht hat, durch genaue Beobachtungen und daraus gezogene Schlüſſe ihre Geheimniſſe zu enthüllen, ſo iſt doch noch nichts gewonnen worden, als auf gewagte Vermuthungen gebaute Theorien, und das Wahre iſt immer noch nicht ergründet.

Empfindſamkeit iſt die Fähigkeit des menſchlichen Herzens, durch etwas, das wirklich rührend iſt, leicht gerührt zu werden, oder die Fähigkeit, ſittliche Empfindungen zu haben; und in engerer und gewöhnlicher Bedeutung, eine hohe Empfänglichkeit und Fertigkeit in lebhaften ſittlichen Empfindungen. Mit Unrecht pflegt man dieſem Worte einen Nebenbegriff von Süßlichkeit, Ziererei u. ſ. w. beizulegen. Iſt die Empfindſamkeit übertrieben, und dem Gegenſtande, durch den ſie erregt wird, nicht angemeſſen, ſo heißt ſie Empfindelei; dieſe iſt eine überſpannte Empfindſamkeit. Die Erſcheinung der J. M. Millerſchen Romane, namentlich des Siegwart, war in den ſiebziger Jahren des vorigen Jahrh. die Veranlaſſung einer übertriebenen und lächerlichen Empfindelei in Deutſchland, die lange genug dauerte, bis ſie der Sturm= und Drang=Periode, durch Göthe's Götz aufgeregt, weichen mußte.

Emphyteuſe (Emphyteusis), 1. das Nutzeigenthum oder Recht an einer fremden unbeweglichen Sache, welches Jemanden unter der Bedingung der Verbeſſerung (Melioration) und gegen Entrichtung einer jährlichen Abgabe (Canon, Erbzins), als Zeichen der Anerkennung (Recognition) des Obereigenthums, übertragen worden iſt; 2. auch das Grundſtück, das unter dieſen (emphyteuticariſchen) Bedingungen Jemanden zur Benutzung überlaſſen iſt, und 3. der Vertrag hierüber. Der deutſche Name dieſes urſprünglich römiſchen Inſtituts iſt Erbzinsrecht, Erbzinsgut, doch hat dieſer Ausdruck noch eine andere Bedeutung, welche im deutſchen Rechte vorgeht (ſ. Erblehen), und Erbzinscontract. Der Beſitzer oder Nutzeigenthümer eines ſolchen Gutes heißt Emphyteuta, Erbzinsmann; der Obereigenthümer Zinsherr. Die Emphyteuſe entſteht nicht blos durch Bewilligung des letztern, ſondern auch durch Verjährung. Erſterer kann ſein Nutzeigenthum auch auf Andere übertragen, jedoch iſt nach der richtigen Meinung der Juriſten hierzu immer die Einwilligung des Obereigenthümers nöthig; auch hat er noch mehrere andere Rechte.

Empirie, die Erfahrung (ſ. d. Art.). Empirismus, eine Denkart, die blos der Erfahrung huldigt; empiriſch, was ſich auf Erfahrung bezieht, aus ihr geſchöpft iſt; und Empiriker, deſſen Kenntniß blos auf Anſchauungen und Verſuchen beruht, und daher unzuſammenhängend und ohne Grundſätze iſt; auch der, welcher blos der Erfahrung folgt.

Ems, ein berühmter Badeort an der Lahn in der Wetterau, zu Naſſau=Uſingen gehörig. Die Gegend umher iſt von hoher, mannichfaltiger Schönheit. Zwiſchen Bergen und Steinklippen rauſcht die Lahn hin, und bewäſſert anmuthige Wieſenthäler und Auen. Im J. 1583 wurden die erſten Brunnengebäude errichtet; überhaupt iſt der Ort alt. Die zwei hier befindlichen Badehäuſer dienen auch den Gäſten zu Wohnungen. Jedes derſelben hat mehrere Hauptbäder, die wieder in mehrere kleine Bäder abgetheilt ſind; auch ſind in jedem beſondere Trinkbrunnen. Die Privathäuſer ſind zur Aufnahme von Fremden. Das Mineralwaſſer zu Ems iſt durchaus warm, obſchon nicht von gleicher Wärme, denn der Unterſchied von Wärme iſt von 84—120 Grad Fahrenheit. Der Trinkbrunnen ſind überhaupt ſieben: das Kränchen, der Keſſel= und Wappenbrunnen, der Mittel= oder Kurbrunnen, das Märienbrünnchen, der Spring= und Wilhelmsbrunnen oder das kalte Kränchen, und die 1812 entdeckte Zwillingsquelle. Die Namen der Bäder ſind: die alten, die neuen, die Fürſten= und landgräflichen Bäder, die Bubenquelle und das Rondelbad. Die ſtärk=

ſten Quellen ſind im alten, ehemals heſſendarmſtädtiſchen Hauſe. Der Mittel- oder Kurbrunnen iſt der wärmſte, und hat eine Wärme von 120 Grad Fahrenheit. Das Fürſtenbad iſt ſehr prächtig aus inländiſchem Marmor erbaut. Am Kränchenborn füllt man jährlich gegen 50,000 Krüge zur Verſendung. Die Waſſer gehören zur Gattung der alkaliſch-ſaliniſchen, und haben noch außerdem viel Luftſäure. Das Waſſer des Kränchenborns wird, ſo wie das des Kurbrunnens, häufig auswärts verführt. Das hieſige Waſſer iſt ſehr nützlich bei chroniſchen Catarrhen, Schleim-Huſten, Verſtopfungen der Lungen, in allerlei Magenübeln von Säure und Schleim, Verſtopfungen in den Eingeweiden des Unterleibes, Hämorrhoiden, Schleim und Gries in den Urinwegen, Gicht, ſteifen Gliedern u. ſ. w. Auch rühmt man es bei Augenbeſchwerden. Jenſeits der Lahn, am Spieß, iſt die betäubende Hundsgrotte, ähnlich der von Neapel. Schon oft fand man hier Vögel, Mäuſe ꝛc. von der betäubenden Luft getödtet. Selbſt in der Lahn ſprudeln warme Quellen auf, und es iſt da ein Pferdebad angelegt. Entferntere Punkte für Ausflüge während der Kurzeit ſind: Dauſenau, in einer herrlichen Gegend, mit einem Mineralbrunnen; Naſſau, in einer ebenfalls höchſt reizenden Umgebung, mit der alten Burg Hartenſtein; Coblenz und Ehrenbreitſtein mit dem unvergleichlichen Rheinthale ꝛc.

Encyclopädie. Dies zwar aus dem Griechiſchen gebildete, aber den Griechen (welche dafür εγκυκλιος παιδεια, παιδεια εν κυκλω, auch εγκυκλια μαθηματα ſagten) in dieſer Zuſammenſetzung fremde Wort, bezeichnete urſprünglich den Inbegriff und Kreis aller derjenigen Kenntniſſe und Fertigkeiten, in welchen die alte Welt die Bildung eines freigebornen Menſchen umſchloß (artes liberales der Römer; ſ. d. Art. freie Künſte). Späterhin wurde dieſes Wort vom Leben auf die Wiſſenſchaft übertragen, und von jeder zuſammenhängenden Ueberſicht, ſowohl des geſammten Gebiets menſchlicher Wiſſenſchaft (Univerſalencyclopädie), als auch einzelner Felder derſelben (Particular- oder Partialencyclopädie), gebraucht. Doch unterſcheidet man die encyclopädiſche Darſtellung der einzelnen Wiſſenſchaften, welche aus einer kurzen Zuſammenſtellung der Hauptgrundſätze oder der wichtigſten Gegenſtände derſelben beſteht, von der Encyclopädie einer Wiſſenſchaft oder der Wiſſenſchaften, d. i. eine wiſſenſchaftliche Ueberſicht über den Inhalt derſelben. Erſtere wäre eigentlich nur die kürzer vorgetragene Wiſſenſchaft ſelbſt. Das Bedürfniß einer ſolchen Ueberſicht wurde ſchon in früheren Zeiten, theils zum Behuf einer nach feſten Grundſätzen anzuſtellenden Ausbildung der Wiſſenſchaften unter ſich, theils auch nur zur Erleichterung des Auffindens einzelner Gegenſtände, immer fühlbarer, je mehr ſich die Begriffe und Kenntniſſe mehrten, und in dieſer doppelten Rückſicht wurde ſie bald in ſyſtematiſcher, bald in alphabetiſcher Form abgefaßt. Der Geiſt des Zuſammentragens, welcher in der alexandriniſchen Schule herrſchte, führte bald auf entferntere Verſuche dieſer Art hin, und auch bei den Römern lieferten Varro und Plinius der Aeltere (jener in ſeinen verlornen Schriften rerum humanarum et divinarum antiquitates und disciplinarum libri IX., dieſer in ſeiner historia naturalis) ähnliche Werke. Auch die ſpätern Sammlungen der Griechen Stobäus und Suidas, und vorzüglich des Marcianus Capella Satyricon in neun Büchern, welches im Mittelalter häufig gebraucht und geleſen wurde, können hieher gezogen werden. Unterdeß waren dies immer nur noch Vorarbeiten. Der Ruhm, mit Bewußtſein Encyclopädien unternommen zu

haben, gebührt dem Mittelalter, welches mit eiſernem Fleiße nicht nur eine beträchtliche Menge von Encyclopädien einzelner Wiſſenſchaften, Summae, auch Specula genannt, (z. B. die Summa theologiae des Thomas von Aquino und andere), ſondern auch eine Univerſalencyclopädie lieferte, wie ſie noch nicht geſehen worden war. Es war der wackere und unverdroſſene Dominicaner Vincenz von Beauvais (Bellovacensis), welcher um die Mitte des 13. Jahrh. die ganze Summe von Kenntniſſen des Mittelalters in einem Werke von beträchtlicher Größe (Speculum historiale, naturale, doctrinale, dem ein Ungenannter wenige Jahre ſpäter ein Speculum morale in gleicher Form beifügte) in wörtlichen und treuen Auszügen aus den Werken der Schriftſteller ſelbſt darſtellte, ein wahrer Schatz für die literariſche Charakteriſtik des Mittelalters, und ſelbſt in mehrfacher wiſſenſchaftlicher Rückſicht (z. B. der profanen Critik) nicht ohne Werth. (Neueſte Ausgabe zu Douay in 4 Bdn. in Fol.). Im 17. Jahrh. lieferte nach den nicht unwichtigen Schriften des Matthias Martinius, Prof. und Rectors am Gymnaſium zu Bremen (Idea methodica et brevis encyclopaediae sive adumbratio universitatis. Herborn. 1606. 8.) und Joh. Heinr. Alſteds (Encyclopaedia 7. tomis distincta. Herb. 1620. 2 Vol. fol. und mehrere andere Schriften) der ſcharfſinnige Francis Bacon Lord Verulam in ſeinen kleinen, aber ſinn- und gehaltvollen Büchern novum organon scientiarum und de augmentis scientiarum (beide zu Leiden 1646. 12. und in ſeinen Werken) die Grundlage einer Encyclopädie voll der tiefſten Forſchungen und kühnſten Ahnungen, die ſein Zeitalter nicht verſtand. Seit ſeiner Zeit mehrten ſich Encyclopädien in ungemeſſener Zahl, aber keine derſelben hatte den reinwiſſenſchaftlichen Zweck des Baco, und alle bezogen ſich entweder auf den Unterricht der Jugend und der Ungelehrten (Chevigny: la scienee des personnes de la cour, de l'épée et de la robe. Ed. V. par H. P. de Limiers. Amst. 1717. IV. 8. Jo. Cph. Wagenseil Pera librorum juvenilium. Altorf. 1695. V. 8. Der geöffnete Ritterplatz. Hamb. 1715. ff. 12.), oder ſie waren auch zum Nachſchlagen für Gelehrte beſtimmt. Zu den größern Werken früherer Zeit würde die von Cornelli unternommene Galeria de Minerva (Venet. 1696-1717. 7 Tom. fol.) gehört haben, welche auf 45 Foliobände angelegt war, wenn ſie ganz erſchienen wäre (vgl. Keyßlers Reiſen 1. Th. S. 1136). Glücklichern Fortgang in Rückſicht der Beendigung hatte das: Große vollſtändige Univerſallexicon aller Wiſſenſchaften und Künſte (von ſeinem Unternehmer gewöhnlich das Zedleriſche genannt. Halle und Leipz. 1732—50. 64 Bände mit ſ. Supplem. ib. 1751—1754. 4 Bde. Fol.), das im Ganzen wenig Werth hat, und nur in einzelnen Fächern, z. B. in der Genealogie, gelungen iſt. Die Engländer beſitzen eine oft aufgelegte Cyclopaedia or a universal dictionary of arts and sciences by C. Chambres. Dublin) 740. II. f. u. viele a., von denen wir hier noch nennen wollen: Encyclopaedia Britannica. Es ſind davon 6 Aufl. da, wovon die letzte, 1823 vollendete, manche Verbeſſerungen erhalten hat. Die erſte Aufl. erſchien 1788 in 10 Quartbänden; die 4. (1810) und 5. (1815) ſo wie die neueſte haben 20 Quartbände. Dazu gehört das zur 4. und 5. Aufl. gelieferte, gleichfalls in Edinburgh erſchienene, von Napier herausgegebene Supplement, das auf 6 Quartbände, jeder von 2 Abtheilungen, berechnet, aber noch nicht vollendet iſt, und durch die, den einzelnen Abtheilungen vorgeſetzten Abhandlungen über die Fortſchritte der philoſophi-

ſchen und politiſchen Wiſſenſchaften, der Mathematik und Chemie, von Dugald Stewart, Playfair und Brande noch mehr Werth erhält. Rees Encyclopaedia in 4to. Es ſind davon bis zu Anfang 1817 68 Parts erſchienen, die bis zum Ende des S gehen. Edinburgh Encyclopaedia in 4to. bis 1822 XV Bände oder 30 Abtheilungen, die bis ins O reichen. Dieſes Werk wird von D. Brewſter in Edinburgh geleitet. Encyclopaedia Londinensis in 4to., herausgegeben von John Wilkes; bis 1817 waren davon 15 Theile erſchienen, die die Hälfte des Alphabets umfaſſen. Encyclopaedia Edinensis in 4to., erſt 1816 angefangen, herausgegeben von J. Millar; ſoll aus 6 Quartbänden beſtehen. Noch neuer iſt die Encyclopaedia metropolitana, von der bis 1822, wozu jetzt auch ein, auf 12 Duodez-Bde. berechnete Methodical Cyclopedia v. Mitchel (Lond. 1823) kommt, 7 Thle. (Parts) erſchienen ſind. Sie ſoll aus 25 Quartbänden, jeder in 2 Thln., beſtehen. Nicholsons british Encyclopaedia in 6 gr. 8. Bdn. 1809. Gregory's Dictionary of arts and sciences, 2. Vol. in 4to. Außer dieſen größern Encyclopädien ſind in England eine Menge kleinerer von Watſon, Willich, Enfield, Kendal ꝛc. erſchienen. — Die Italiener: G. P. Pivati dizionario scientifico e curioso sacro-profano. Venez. 1746 — 1751. X. fol. — Vorzugsweiſe nennt man franzöſiſche Encyclopädie das große Werk von Diderot und d'Alembert unter dem Titel: Dictionnaire encyclopédique, Paris und Neufchatel, 17 Foliobände, nebſt 6 Bdn. mit Kupfern, wovon gegenwärtig (1818) eine neue, ganz, und mit veränderter Tendenz umgearbeitete Ausgabe angekündigt worden. (Hierüber ſehe man den folg. Art.) Ihm folgte Felice mit einem noch weitläufigern encyclopädiſchen Wörterbuche, und noch weit ausſehender iſt die Encyclopédie méthodique, die ſeit 1782 zu Paris mit vielen Kupfern erſcheint, und jetzt bis auf 185 Quartbände gediehen iſt. Auch die Deutſchen lieferten mehrere Werke dieſer Art, unter denen ſich beſonders Krünitzens Encyclopädie, die bis S gelangte, auszeichnet, von der man einen ebenfalls bändereichen Auszug aus der zweiten Ausgabe erhalten, den Schütz angefangen und Graßmann fortgeſetzt, und zuletzt Flörke, der Bearbeiter des großen Werks, beſorgt hat. Die in Frankfurt a. M. von 1778 — 1804 in 23 Bdn. in 4to erſchienene Deutſche Encyclopädie, oder allgem. Wörterbuch aller Künſte und Wiſſenſchaften, zuerſt von Köſter, und ſpäter von J. F. Roos herausgegeben, blieb unvollendet. Gegenwärtig haben der Buchhändler Enoch Richter in Leipzig und der Bibliothekar, Prof. Erſch in Halle eine große deutſche „Encyclopädie aller Wiſſenſchaften und Künſte," unternommen, von der bis jetzt, 1822, 7 Theile erſchienen ſind. — Encyclopädiſch von einer Wiſſenſchaft heißt, im Umriſſe dargeſtellt. A...s.

Encyclopädie (Franzöſiſche). Encyclopädiſten heißen vorzugsweiſe in der franzöſiſchen Literatur die Herausgeber und Mitarbeiter der großen, alphabetiſchen Encyclopädie aller Wiſſenſchaften und Künſte, deren Plan Diderot entwarf, ſo wie auch diejenigen, welche ſich ihnen anſchloſſen, und zu ihren philoſophiſchen und critiſchen Grundſätzen bekannten, z. B. Helvetius. Bouterwek ſagt von dieſem Unternehmen: „da ſich Diderot mit Lebhaftigkeit für alles Wiſſenswürdige intereſſirte, konnte er auch ſeine literariſchen Beſchäftigungen nicht auf ein gewiſſes Fach einſchränken. Mathematik, Phyſik, Philoſophie und ſchöne Literatur zogen ihn abwechſelnd an. Ein ſo encyclopädiſcher Kopf wie Diderot, mußte es ſein, der auf den Gedanken gerieth, ein ſummariſches Archiv aller Kenntniſſe, die ſich der menſchliche Geiſt bis

um die Mitte des 18. Jahrh. erworben, in der Form eines univerſellen Real-Wörterbuchs zu veranſtalten." Ein ſo enthuſiaſtiſcher Menſch, wie Diderot, mußte es ſein, der ſich von der Ausführung dieſes Gedankens durch keine Schwierigkeiten abſchrecken ließ, und im Eifer für ſeinen Plan auch auf den Schaden nicht achtete, den ein ſolches Werk durch Begünſtigung der Oberflächlichkeit und Einſeitigkeit ſtiften könne. In den philoſophiſchen und äſthetiſchen Artikeln wurde nun gar, als die vielverſprechende Encyclopädie zu Stande kam, die beſondere Vorſtellungsart der Bearbeiter dieſer Artikel als der Canon der Wahrheit angenommen; damit die Encyclopädiſten um ſo bequemer dasjenige in die Welt einführen konnten, was bei ihnen vorzugsweiſe Philoſophie hieß. Auf den literariſchen Geſchmack, vornehmlich der Franzoſen, aber auch anderer Nationen, haben die Encyclopädiſten großen Einfluß gehabt. Geglättete Correctheit, Eleganz des Styls, mit Nachahmung der Natur und moraliſchen Zwecken verbunden, war das Höchſte, was die Encyclopädiſten in der Kunſt anſahen, und zur Beſtrebung aufſtellten. So wie ſie die Poeſie blos durch den Verſtand auffaßten, ſo ſollte dieſelbe Erzeugniß der Reflexion ſein, und ihre Anſicht wurde, vermöge des Anſehens, welches ſie ſich erworben hatten, für die franzöſiſche Kunſt und Poeſie ſehr beſchränkend, und allen freien Aufflug hemmend. Noch größeres Anſehn gewannen ſie durch ihre, dem damaligen Geſchmack der Nation ganz angemeſſene Philoſophie; ja es iſt kaum ein Beiſpiel vorhanden, daß die Gelehrten einer Nation einen ſolchen politiſchen Einfluß gewonnen hätten, als die franzöſiſchen, namentlich die franzöſiſchen Encyclopädiſten. Aber ihre Philoſophie war auch durchaus Modephiloſophie, Philoſophie für das gemeine Leben, dem Witze und der Unterhaltung huldigend. Anſtatt mit feſtem Schritte ſein Ziel zu verfolgen, vernünftelte man in kühnen Sprüngen hin und her, und glaubte am Ziele zu ſein, wenn man eine Meinung verfechten konnte, in der etwas Neues und Auffallendes lag. Dieſes Gemiſch von Philoſophie und ſchöner Literatur behagte noch mehr, da Männer, wie Mably, Condillac, Mercier, Raynal, Buffon, Helvetius, Diderot, d'Alembert, über die Religion und bürgerliche Verfaſſung Meinungen vortrugen, wegen derer die Encyclopädie einmal von der Polizei mit Arreſt belegt wurde. Doch nur die Drucker, nicht die Verfaſſer wurden beſtraft, und bald nachher mußte die Regierung den Druck wieder erlauben, weil ſie zu ſchwach war, ihn zu verhindern. Den Encyclopädiſten, welche übrigens durch ihre Verbindungen mit den angeſehenſten Cirkeln der damaligen Zeit, die in ihrer Allgemeinheit zweideutigen und anwendungsloſen Anſichten über Freiheit, Gleichheit und Urrechte leichter verbreiteten, wird daher ein vorzüglicher Einfluß auf die franzöſiſche Revolution beigelegt. Daß es in Frankreich, ſagt ein einſichtsvoller Deutſcher, den ſogenannten Philoſophen (mit welchem Namen man jedoch Gelehrte, die ſich mit ſehr verſchiedenen Zweigen des menſchlichen Wiſſens beſchäftigten, belegte, und von welchen nur einige den Atheismus und Materialismus für das Höchſte in der philoſophiſchen Weisheit anprieſen) gelang, ſich der öffentlichen Meinung zu bemächtigen, und dadurch eine politiſche Macht zu werden, welche den Umſturz des Staats mit bewirken half, dies war nicht die Folge der Kraft und Evidenz der Speculationen jener Philoſophen, ſondern der Tactik, welcher ſie ſich bedienten, um beim Volke ein Anſehn zu erhalten, und der Schwäche des Widerſtandes, der ihr von der Regierung entgegengeſetzt wurde. A . . . s.

Encyclopädie der Wiſſenſchaften iſt eine Darſtellung

derſelben nach ihrem Inhalt und ihrem Zuſammenhang unter einander. Dieſe Darſtellung kann auf verſchiedene Weiſe geſchehen, je nachdem man den Eintheilungspunkt wählt, von dem man ausgeht. Alle Wiſſenſchaften laſſen ſich unterſcheiden in anthropologiſche und ontologiſche. Jene haben den Menſchen nach ſeinen geiſtigen und moraliſchen Eigenſchaften, dieſe das Ding, d. h. alles, was außer unſerm Innern vorhanden iſt, zum Gegenſtande. Jedes dieſer zwei großen Gebiete zerfällt wieder in vier Abtheilungen; das anthropologiſche in 1) Philoſophie, 2) Geſchichte, 3) Geographie, 4) Staatswiſſenſchaft oder Politik. Das ontologiſche in 1) Mathematik, 2) Phyſik, 3) Naturgeſchichte, 4) Technologie. Die Philoſophie oder die Kenntniß der urſprünglichen und um deßwillen nothwendig genannten Eigenſchaften des Menſchen hat nach ihrem gegenwärtigen Zuſtande folgende Theile: a) Critik der reinen Vernunft oder Critik der Erkenntnißvermögen des Menſchen, worin unterſucht, ob, und bewieſen wird, daß es Grundſätze für das Denken und Handeln giebt, welchen der Name nothwendiger und allgemeiner Wahrheiten gebührt; b) Logik, die Wiſſenſchaft des Denkens, welche die Grundſätze darlegt, welche die Denkkraft bei ihrer Thätigkeit zu befolgen hat; c) Methaphyſik, die Wiſſenſchaft von den allgemeinen und in ſo fern nothwendigen Eigenſchaften alles deſſen, was je in den Kreis unſerer Wahrnehmung, Beobachtung und Nachforſchung kommen kann; ſie erſtreckt ſich demnach ſowohl über alle anthropologiſche, als über ontologiſche Wiſſenſchaften und ordnet ſie der Philoſophie unter; d) Moral und Naturrecht, von denen jene die urſprünglichen Pflichten (daher Pflichtenlehre, Tugendlehre, Sittenlehre), dieſes die urſprünglichen Rechte des Menſchen lehrt (daher auch philoſophiſche Rechtslehre); beide Wiſſenſchaften, die von uns getrennt werden, wurden von den Alten als eine einzige behandelt; e) Natürliche Religion, Naturtheologie, Vernunftreligion, oder die Lehre von dem Verhältniß des Menſchen und Menſchengeſchlechts zur Gottheit. Von dieſen fünf Theilen der Philoſophie unterſuchen die drei erſten: was iſt wahr, ohne Rückſicht der Anwendung für das Leben und Handeln, und bilden daher die ſpeculative Philoſophie; dagegen bilden die beiden letzten die practiſche Philoſophie, weil ſie lehren, was der Menſch thun ſoll und darf, und wie er leben muß. — Die Geſchichte oder die Kenntniß von den frühern Zuſtänden und dem daraus hervorgegangenen jetzigen Zuſtande des Menſchengeſchlechts heißt, wenn ſie dieſe Zuſtände in ihrer Geſammtheit umfaßt, allgemeine Geſchichte, Univerſalgeſchichte, Geſchichte der Menſchheit, zerfällt aber, je nachdem ſie nur einen einzelnen Theil der Menſchheit, oder einen einzelnen Theil der Zuſtände, worin ſich die Menſchheit oder ein Theil derſelben bis auf den einzelnen Menſchen hinab befunden, in mehrere beſondere oder Specialgeſchichten. Dahin gehört die Literaturgeſchichte oder die Geſchichte des Fortſchritts der Wiſſenſchaften, die Kunſtgeſchichte, die Kirchengeſchichte, die Geſchichte jeder einzelnen Wiſſenſchaft und Kunſt, die Geſchichte der einzelnen Völker und Staaten, die Geſchichte einzelner merkwürdiger Perſonen (Biographie) u. ſ. w. Außerdem gehören hierher gewiſſe Hülfswiſſenſchaften, deren die Geſchichte bedarf, als: Critik, um das Falſche vom Wahren zu ſondern, Alterthumskunde, um die Vorwelt in allen ihren Eigenthümlichkeiten zu erkennen, Sprachkunde, um die in fremden Sprachen enthaltenen Nachrichten ſich zugänglich zu machen u. ſ. w. — Die Geographie, oder die Darſtellung des Zuſtandes des Menſchengeſchlechts in einem gegebenen Zeitalter, iſt zunächſt verſchieden nach dieſem Zeitalter. Gewöhnlich unterſcheidet man

alte Geographie, welche die Kenntniſſe über Erde und Menſchen enthält, die ſich aus den Schriften der Griechen und Römer ſchöpfen laſſen; mittlere Geographie, etwa vom 7. bis 15. Jahrh., und neue oder neueſte Geographie. Politiſche Geographie iſt diejenige, welche die beſtehenden Staaten beſchreibt; die mathematiſche Geographie beſchäftigt ſich mit den Vermeſſungen auf der Erde, in ſo fern ſie zu geographiſchen Beſtimmungen nöthig ſind; die phyſiſche Geographie aber mit den Naturmerkwürdigkeiten der Erdkugel und ihrer Bewohner; doch zeigt ſie die Eigenſchaften der letztern nur ſo weit, als ſie von der Beſchaffenheit des Wohnorts herrühren. — Die Staatswiſſenſchaft, oder der Inbegriff aller der Kenntniſſe, welche zur Aufrechthaltung eines geſellſchaftlichen Vereins, Staat genannt, erfoderlich ſind, kann mannichfach eingetheilt und dargeſtellt werden. Wir wählen diejenige Darſtellung und Eintheilung, aus welcher am leichteſten hervorgeht, was der künftige Staatsdiener ſich davon aneignen muß, theils als Haupt= theils als Nebenſache. a) Theologie oder Kenntniß der Lehren und Gebräuche der Staatsreligion, womit in den meiſten Staaten das geſammte Unterrichts= oder Schulweſen verbunden iſt. Man rechnet dazu Exegeſe, oder die Kunſt, die Bücher der Bibel zu verſtehen und auszulegen, Dogmatik oder die ſyſtematiſch zuſammengeſtellten Glaubensſätze, die chriſtliche Sittenlehre oder die aus jenen Sätzen beſonders ausgehobenen Vorſchriften, die Kirchengeſchichte oder die Kenntniß der Entſtehung, Ausbildung und Feſtſtellung der Glaubenslehren, Lebensregeln, Religionsgebräuche und der verſchiedenen darauf ſich beziehenden Einrichtungen in chriſtlichen Ländern, endlich die Kenntniß der noch vorhandenen Religionsgebräuche, und die Erlernung der Kunſt, dieſen Lehren und Gebräuchen theils in öffentlichen Verſammlungen, theils bei andern vorkommenden Veranlaſſungen Eingang, Achtung und Beifall zu verſchaffen: Liturgik, Katechetik, Paſtoraltheologie, Polemik, Kanzelberedſamkeit u. ſ. w. b) Jurisprudenz, oder Kenntniß der Geſetze und innern Einrichtungen eines Staats und des Verfahrens, ſie geltend zu machen. Hierhin gehört das Civil= oder bürgerliche Recht, nach welchem die Anſprüche über mein und dein, die ein Staatsbürger an den andern hat, entſchieden werden; das Criminalrecht, welches die Strafen für begangene Verbrechen beſtimmt; der bürgerliche und peinliche Proceß, welcher das in einem Civil= oder Criminalfall zu beobachtende Verfahren vorſchreibt. Außerdem giebt es noch eine Menge einzelner Rechte oder Inbegriffe von Geſetzen und Beſtimmungen für einzelne Gegenſtände, als Lehnrecht, Wechſelrecht, Seerecht, Kirchenrecht, Forſtrecht, Kriegsrecht, Staatsrecht u. ſ. w. c) Finanz= oder Cameralwiſſenſchaften, oder die Kenntniß, das zu Erhaltung des Staats erfoderliche Geld am zweckmäßigſten herbeizuſchaffen und zu verwenden; d) Polizeiwiſſenſchaft, oder Kenntniß der Einrichtungen und Maßregeln, durch welche die öffentliche Ruhe, der Wohlſtand und die Ehre des Staats gegen andere Staaten geſichert wird; e) Kriegswiſſenſchaft, oder die Kenntniß, wie Streitkräfte zu Waſſer und zu Lande angriffs= und vertheidigungsweiſe zu gebrauchen ſind. Dahin gehört Exercir= und Manövrirkunſt, Befeſtigungskunſt, Tactik, Strategie u. ſ. w. — Die Mathematik oder Kenntniß von den Eigenſchaften der Größen, zerfällt zunächſt in die reine und angewandte. Jene betrachtet die Größe entweder als ein Zeitmannichfaltiges, und dann heißt ſie Arithmetik, oder als ein Raummannichfaltiges, und dann heißt ſie Geometrie, oder ſie beſchäftigt ſich mit nichts weiter als durch allgemeine Zeichen beſtimmten Größen,

und dann heißt ſie Algebra. Die angewandte Mathematik betrachtet entweder gewiſſe allgemeine Eigenſchaften der wirklichen Dinge, z. B. die Schwere, Undurchdringlichkeit, Beweglichkeit und die allgemeinen Naturgeſetze als Größen, und beſtimmt ſie dem gemäß, oder ſie wendet die Sätze der reinen Mathematik auf wirkliche Fälle an, z. B. in der Mechanik u. ſ. w. — Die Naturlehre oder Phyſik iſt die Kenntniß von den Grundeigenſchaften aller Dinge in der Natur, und den Geſetzen ihrer Veränderungen. Ein beſonderer Theil derſelben iſt die Chemie (ſ. d. Art.) — Die Naturgeſchichte oder Naturbeſchreibung, d. h. die Kenntniß der Eigenſchaften der Dinge, zerfällt, wie dieſe Dinge ſelbſt, in drei Theile, nämlich in Mineralogie (im weiteſten die Geognoſie einſchließenden Sinne des Worts) Beſchreibung der unorganiſchen, Botanik, Beſchreibung der organiſchen, nicht belebten, und Zoologie, Beſchreibung der organiſchen, belebten Dinge in der Natur. Auch die Kenntniß des menſchlichen Körpers gehört eigentlich in die Zoologie, und als ein beſonderer Theil dieſer Kenntniß iſt die Heilkunde anzuſehen, welche ſich mit den Krankheiten des menſchlichen Körpers und ihrer Heilung beſchäftigt. Die Heilkunde zerfällt wieder in die Anatomie und Phyſiologie, in die Pathologie (auch Noſologie und Therapie genannt), in die Materia medica (auch Apothekerkunſt oder Pharmaceutik genannt) und in die Chirurgie oder Wundarzneikunſt (ſ. die einzelnen Art.). — Die Technologie, oder der Inbegriff derjenigen Kenntniſſe, durch deren Hülfe die Erzeugung, Bearbeitung, Verarbeitung und Benutzung der Naturerzeugniſſe zu beſtimmten Zwecken am vortheilhafteſten und beſten geſchieht, kann man in eine mathematiſche oder mechaniſche, in eine chemiſche und in eine phyſicaliſche unterſcheiden, je nachdem die zu einer gewiſſen technologiſchen Arbeit nöthigen Kenntniſſe vornehmlich aus der einen oder andern von dieſen drei Wiſſenſchaften geſchöpft ſind.

Endemie (von ἐν und δῆμος [en demos] unter dem Volke einheimiſch), eine beſtimmte Krankheitsform, welche viele Bewohner einer Stadt, Gegend, oder eines ganzen Landſtrichs zu jeder Zeit des Jahres überfällt, und in der geographiſchen oder phyſiſchen Lage einer ſolchen Stadt oder Gegend, oder in der Wohnung, Beſchäftigung, den Sitten und der Lebensart des Volks ihren Grund hat. Endemiſche Krankheiten kommen alſo das ganze Jahr hindurch unter den Einwohnern vor, ohne Rückſicht auf Wechſel der Jahreszeiten und Witterung, weil diejenigen Einflüſſe, von welchen ſie herrühren, immer fortdauern. So hat jeder Welttheil, jedes Clima, jeder Landſtrich ſeine endemiſchen, ihm eigenthümlichen Krankheiten. So haben die Tropenländer (die ſüdlichen und heißen Länder) beſonders eigene Krankheiten der Haut, Ausſchläge mancherlei Art, weil die beſtändige Hitze die Verrichtungen der Haut in größerer Thätigkeit erhält, und die Säfte nach der Oberfläche des Körpers hinzieht. In nördlichen Ländern kommen auch Ausſchläge, aber von anderer Art vor. So iſt allen nördlichen Polargegenden, vorzüglich in Norwegen, der ſchlimme Ausſatz, die Radeſyge, eigenthümlich, von der daſelbſt gewöhnlichen Kälte und Näſſe, welche die Haut zu krankhaften Aeußerungen geneigt macht. Heiße und feuchte Gegenden ſind die Erzeugerinnen der heftigſten Typhen und Faulfieber, wie wir an dem in den weſtindiſchen Inſeln und an den Meeresküſten von Amerika einheimiſchen gelben Fieber ſehen. Den höher und trocken liegenden, beſonders nördlichen Ländern, ſind die Entzündungskrankheiten vorzüglich eigen. In Gegenden, welche dem Luftzuge ſehr ausgeſetzt ſind, beſonders in gebir-

gigen Orten, findet man jederzeit Rheumatiſmen, Catarrhe und das ganze Gefolge von Uebeln, welche in ſchneller Unterdrückung der Hautfunctionen ihren Grund haben. In großen und volkreichen Städten trifft man die meiſten Lungenſüchtigen an. In Gegenden, welche feucht, und doch nicht allzuwarm ſind, z. B. an Sümpfen oder an großen Flüſſen, herrſchen die Wechſelfieber. In kalten und feuchten Gegenden, z. B. in England, Schweden, Holland u. ſ. w., hat man am erſten und häufigſten den Croup bemerkt u. ſ. w. Manche Krankheiten, welche in einer Gegend einheimiſch herrſchen, können jedoch auch in andern einzeln und ſelbſt epidemiſch ſich zeigen, wenn Witterungs- und andere Einflüſſe denen gleich kommen, welche in jenen Gegenden Urſache der Endemie ſind, wenn alſo jenes Clima gleichſam auf einige Zeit in dieſe Gegend verſetzt wird. So ſehen wir z. B., daß bei naſſer und kalter Witterung der Croup ſelbſt in höher gelegenen Gegenden vorkommt; daß Wechſelfieber zuweilen in Orten, wo ſie Jahre lang ſelten ſind, doch auch wieder viele Menſchen befallen; daß Faulfieber und bösartige Typhen zuweilen in allen Ländern wüthen u. ſ. w. Endemiſche Krankheiten können auch unter günſtigen Umſtänden ein anſteckendes Gift erzeugen, und ſich dadurch nach andern Gegenden und Ländern, deren Lage und Verhältniſſe dazu geeignet ſind, verbreiten; dies lehren die traurigen Erfahrungen bei den Wanderungen der Krankheiten, die älteſte Geſchichte der Verbreitung des Ausſatzes von den Morgenländern nach Europa, die Erſcheinung des gelben Fiebers an den ſpaniſchen und italieniſchen Seeküſten, welches durch Schiffe aus Weſtindien und Amerika dahin gebracht wurde, u. ſ. w. Es iſt nicht ohne Nutzen, die endemiſche Beſchaffenheit der Länder, Gegenden und ſelbſt der Städte zu unterſuchen; es gewährt den Vortheil, daß man eher Vorkehrungen treffen kann, die Krankheit zu vermeiden und die Nachtheile der Lage dieſes Ortes zu verbeſſern. Als z. B. der Leibarzt des Papſtes Clemens XI., Lanciſi, die Sümpfe in den Gegenden von Peſaro u. a. m. reinigen nnd austrocknen ließ, hörten die Krankheiten, die von den Ausdünſtungrn derſelben entſtanden waren, ſogleich auf. Auch iſt es für die Heilung mancher hartnäckigen Krankheiten ſehr günſtig, wenn die Kranken ihren gewöhnlichen Wohnort mit einem ihrer Krankheit entgegengeſetzten vertauſchen können. So reiſen z. B. die Engländer gern nach dem ſüdlichen Frankreich, vorzüglich in die, wegen ihres Clima's unvergleichliche Gegend von Nizza, um ſich in jenen gemäßigten und angenehmen Gegenden von den, in ihrem kältern und nebelvollen Lande gewöhnlichen Bruſtkrankheiten, von Hypochondrie und Lebensüberdruß zu heilen. So iſt den Schwindſüchtigen die Vertauſchung der ungeſunden, mit Ausdünſtung, feinen Sandtheilchen und Staub angefüllten Stadtluft mit der reinen Landluft ſehr heilſam ꝛc. H.

Endreime (Bouts-rimés), ein Scherz der neuern Reimpoeſie. Man ſchreibt dem Dichter die Reime vor, und überläßt es ſeiner Einbildungskraft, den übrigen Körper dieſem Gerippe anzufügen, und ihm ſo viel Seele einzuhauchen, als eben möglich iſt. Da die Auswahl gewöhnlich die ſeltſamſten Reime und Ausdrücke trifft, die man ſchwerlich im poetiſchen Wörterbuche findet, ſo werden dieſe Kinder der Laune meiſt burlesk.

Endymion, nach Einigen ein Jäger, nach Andern ein Hirt, noch nach Andern ein König von Elis. Vom Jupiter, den Viele für ſeinen Vater ausgegeben haben, erbat er ſich immerwährende Jugend und Unſterblichkeit. Seine Schönheit rührte ſelbſt die keuſche Diana. (S. d. Art.)

Engel. Es iſt unter dem Art. Dämonologie gezeigt worden, auf welchem Wege die Idee von den Engeln in das Chriſtenthum kam: hier iſt übrig, zu zeigen, wie dieſelbe darin ausgebildet wurde. Man begreift unter ihnen eine mit den Menſchen in einer nähern Verbindung ſtehende Art guter Geiſter. Schon die jüdiſche Theologie unterſchied verſchiedene Claſſen und Rangordnungen derſelben; aber keiner hat ſie ſo genau einzutheilen gewußt, als der Verfaſſer der himmliſchen Hierarchie, die man dem Dionyſius Areopagita zuſchreibt, welcher drei Claſſen, und in jeder eben ſo viele Abtheilungen feſtſetzt. Nach den meiſten wurden ſie lange vor der ſichtbaren Welt, nach Andern mit Himmel und Erde zugleich erſchaffen, und zwar als Gott das Licht ſchuf und der Geiſt Gottes auf dem Waſſer ſchwebte. Ihr Geſchäft iſt, der Gottheit zu dienen, die ſich ihrer zur Beförderung ihrer guten Zwecke, als Vorſteher ganzer Völker und Reiche, als Erklärer und Ueberbringer der Gebete, als Schutzgeiſter einzelner Menſchen und zur Anordnung der einzelnen Angelegenheiten bedient. Sie werden gedacht als Geiſter mit einem ätheriſchen Körper, welches vornehmlich auf der Synode zu Nicäa (787) als Kirchenlehre feſtgeſetzt wurde, womit aber die lateranenſiſche Synode von 1215, die ihnen Unkörperlichkeit zuſpricht, im Widerſpruch ſteht. Die, welche den Körper blos für eine Bürde oder ein Gefängniß der Seele halten, und ſich einen wunderbar hohen Begriff von reinern Geiſtern machen, halten die Engel, um ſie zu ehren, für reine Geiſter, und erklären die Erſcheinungen derſelben aus einem Vermögen, willkürlich Körper und auch menſchliche Geſtalt anzunehmen; die, welche das geiſtige Weſen durch einen Körper nicht für unvollkommen gemacht halten, legen ihnen Körper bei. Als endlichen Weſen muß ihnen aber auch ein Wohnort zukommen. Die Alten, die ſich den Himmel als einen großen blauen Saal vorſtellten, in welchem Gott mit den Engeln wohne, hatten damit keine Schwierigkeit; uns, die wir andere Begriffe von Himmel und Weltall haben, bliebe nichts übrig, als anzunehmen, daß ſie, da ſie ja doch auf uns wirken ſollen, unſichtbar neben uns wohnen. Was ihre Namen betrifft, ſo läßt die catholiſche Kirche nur die drei in der heil. Schrift vorkommenden, Michael, Gabriel und Raphael, gelten. Unter den Ketzereien des Aldebertus, welcher im J. 704 auf einer Synode zu Rom unter dem Papſt Zacharias verdammt wurde, war auch die, daß er Engel unter unbekannten Namen angerufen habe, dergleichen Uriel, Raguel, Tubuel, Inias, Tubuas, Sabarth, Simiel u. a. m. waren. Ausdrücklich ward erklärt, dies wären nicht Namen von Engeln, ſondern von böſen Geiſtern. Die ſpätern Catholiken haben ſich jedoch hieran nicht gekehrt, und der Catholik Sonnenberg hat, nach Miltons und Klopſtocks Vorgang, andere Engel nicht blos aufgeführt, ſondern auch benannt. dd.

Engel (Joh. Jac.), einer der vorzüglichſten deutſchen Proſaiſten, war zu Parchim (im Meklenburg-Schweriniſchen) 1741 geboren, wo er bei ſeinem Vater, dem Paſtor, den erſten Unterricht in der Stadtſchule genoß, dann nach Roſtock auf die Schule, und nachher auf die Univerſität daſelbſt kam, und hier die theologiſchen Wiſſenſchaften zum Hauptgegenſtande ſeiner Studien machte. Zu Bützow, wohin er zwei Jahre ſpäter ging, zog mehr die Philoſophie und hauptſächlich Phyſik ſeinen Geiſt an. In Leipzig (1764 oder 65) ſuchte er ſich der Philoſophie und den Sprachen noch mehr zu widmen. Er erwarb ſich durch Unterricht, durch Vorleſungen und Ueberſetzungen ſeinen Unterhalt, und wählte endlich unter mehreren den Ruf nach Berlin als

Profeſſor am Joachimsthaliſchen Gymnaſium, wo er mit großem Beifall lehrte, bald Mitglied der königlichen Akademie der Wiſſenſchaften ward, und den größten Theil ſeiner beliebten und bekannten Werke ſchrieb. Späterhin, als Lehrer des jetzigen Königs von Preußen, wurde er deſſen Vater, Friedrich Wilhelm II., bekannter, und von dieſem zum Oberdirector des berliniſchen Theaters ernannt, welche Stelle er, theils aus Verdruß, theils ſeiner ſchwankenden Geſundheit wegen, 1794 niederlegte und nach Schwerin ging. Beim Regierungsantritt des jetzigen Königs von Preußen vermochte er nicht, den dringenden Einladungen ſeines ehemaligen erhabenen Zöglings zu widerſtehen; er kehrte nach Berlin zurück, und machte ſich um die Akademie der Wiſſenſchaften in mancher Rückſicht verdient; trug durch gemeinnützige treffliche Schriften das Seinige zur allgemeinen Aufklärung redlich bei; genoß die Achtung und den Umgang der vorzüglichſten Männer; ließ ſich ſelbſt durch ſeine Kränklichkeit, da er beſonders an Hypochondrie unendlich litt, nicht zurückhalten, über ſeine Kräfte zu arbeiten, beſchleunigte aber eben dadurch ſein Ende noch mehr, welches durch eine Reiſe, die er zu ſeiner ſich nach ihm ſehnenden Mutter unternahm, herbeigeführt wurde. Er ſtarb in ſeinem Geburtsort, 1802. Die Critik des Geſchmacks und die Theorie der Kunſt verdanken Engeln eben ſo viel als die practiſche Philoſophie. Sein Verſuch einer Methode, die Vernunftlehre aus platoniſchen Dialogen zu entwickeln, ſein Philoſoph für die Welt, in welchem er ſeinen fein vorgetragenen Bemerkungen über Sitten und Menſchen durch ſeine klare Darſtellung neuen Reiz und Stärke verſchafft, weiſen ihm eben ſo, wie ſein ſpäterhin geſchriebener Fürſtenſpiegel, einen bedeutenden Platz unter den philoſophiſchen Schriftſtellern Deutſchlands an; ſeine Anfangsgründe einer Theorie der Dichtungsarten, aus den Muſtern entwickelt, gehören zu den erſten glücklichern Verſuchen der Deutſchen in dieſer Art; ſeine Ideen zu einer Mimik, mit erläuternden Kupfern von Meil, zeigen ſo viel Scharfſinn, Menſchenkenntniß und Geſchmack, verbreiten über dieſe Kunſt und über andere damit verwandte Künſte, deren Möglichkeit nicht nur, ſondern auch Brauchbarkeit er ſo einleuchtend macht, ſo viel Licht, daß dieſes Buch als Lehrbuch für den Schauſpieler zu betrachten iſt. Als dramatiſcher Schriftſteller iſt er durch ſeinen Edelknaben, den dankbaren Sohn ꝛc. bekannt. In ſeinem trefflichen Zeit- und Sittengemälde, Lorenz Stark, ſetzte er zugleich ſeinem Großvater Braſch, einem reichen Kaufmann und Rathsherrn in Parchim, ein bleibendes Denkmal. Seine Schriften ſind geſammelt erſchienen Berlin 1801—1806. 12 Bände, 8.

Engelsburg iſt ein altes, rundes, ſtarkes und vom Papſt Alexander VI. zu Ende des 15. Jahrh. zu einer förmlichen Citadelle eingerichtetes Gebäude in Rom, zu welchem eine Brücke (die Engelsbrücke über die Tiber) führt. Kaiſer Hadrian hatte dieſen Palaſt zu ſeinem Grabmale erbaut, daher wird er auch lateiniſch moles Hadriana genannt. Crescentius verſchanzte ſich darin gegen den Kaiſer Otto III. (985), und das Gebäude erhielt ſeitdem den Namen turris Crescentii. Ihre jetzige Benennung hat die Engelsburg von der Bildſäule eines Engels, welche ſchon Gregor I. ſoll haben auf die oberſte Spitze des Gebäudes ſetzen laſſen.

Enghien (Louis Antoine Henri von Bourbon, Herzog von), geboren zu Chantilly 1772. Schon 1789 verließ der Herzog ſein gährendes Vaterland, durchreiſete verſchiedene europäiſche Länder, und kam 1792 nach Flandern, um unter den Befehlen ſeines Vaters den Feld-

zug mitzumachen. Da aber das Bourbonſche Corps aufgelöſt wurde, trat er in das Condéſche, über welches er ſeit 1796 den Oberbefehl führte. Durch den Heldenmuth und die Menſchlichkeit, die er bei allen Gelegenheiten bewies, erwarb er ſich eben ſo ſehr die Bewunderung als die Liebe ſeiner Kriegsgefährten. Als der lüneviller Friede ſeiner kriegeriſchen Thätigkeit ein Ende gemacht hatte, begab er ſich 1804, aus Liebe zur Prinzeſſin Charlotte von Rohan-Rochefort, nach Ettenheim, im Badenſchen, wo er als Privatmann lebte. Die Veranlaſſung zu ſeinem tragiſchen Ende war wahrſcheinlich folgende. Durch die Bekenntniſſe eines gewiſſen Querelle und den von dem Gewürzkrämer Philipp ausgelieferten Briefwechſel der Herrn Michaud und Marguerite mit den königl. Prinzen, hatte Napoleon ziemlich verworrene Anzeigen erhalten, daß letztere einen Plan entworfen hätten, ſich des franzöſiſchen Throns zu bemächtigen, daß Pichegru, die Herzoge von Polignac u. A. an der Spitze der Unternehmung ſtänden, daß England ſie kräftig unterſtütze. Er glaubte alſo, ſich des Prinzen bemächtigen zu müſſen, den er als Mitglied des Bundes anſah, und aus deſſen Papieren er näheres Licht zu erhalten hoffte. Zu dem Ende ward der General Ordonner nach Straßburg geſchickt, welcher die Verhaftung des Herzogs und aller Perſonen ſeines Gefolges einem Escadron-Chef von der Gendarmerie übertrug. Nachdem dieſer am 14. März durch einige Gendarmen die Lage des Hauſes, welches der Herzog bewohnte, hatte auskundſchaften laſſen, ließ er in der darauf folgenden Nacht daſſelbe durch 3 bis 400 Mann, theils Soldaten, theils Gendarmen, umringen. Es wird Lärm; der Herzog, aus dem Bette ſpringend, greift nach einer Flinte, um ſich zu vertheidigen. Aber jeder Widerſtand wäre thöricht geweſen; denn die Uebermacht war zu groß, und ſo wurden der Herzog und der General Thümery, den man, durch die Namensähnlichkeit getäuſcht, für Dümouriez gehalten hatte, ein Oberſt von Grundſtein, ein Lieutenant Schmidt, ein Abbé, Namens Weinbrunn, und fünf Domeſtiken verhaftet und nach Straßburg geführt. Dies geſchah mit ſolcher Eilfertigkeit, daß man den Gefangenen nicht einmal erlaubte, ſich völlig anzukleiden. Am Morgen des 18. *) ward die Reiſe mit dem Herzog nach Paris fortgeſetzt; als man am 20. gegen Abend vor den Thoren der Hauptſtadt ankam, fand man den Befehl vor, den Gefangenen nach Vincennes zu bringen.

*) Nach dem Bericht eines Augenzeugen hatte der badenſche Hof den Herzog warnen laſſen; dieſer hielt jedoch die Gefahr nicht für ſo groß, und in der Meinung, es würden höchſtens ein Dutzend Gendarmen gegen ihn abgeſchickt werden, bewaffnete er alle ſeine Leute. Die Franzoſen gingen aber mit 2500 Mann Cavallerie und Infanterie, ſammt einigen Kanonen über den Rhein, und beſetzten alle Straßen. Der Herzog hatte übrigens Ettenheim um dieſelbe Zeit verlaſſen wollen, ſeine Sachen waren gepackt, und er ſchlief in jener Unglücksnacht auf dem Fußboden auf einer Matrazze. Als der Gendarmerie-Offizier in das Zimmer trat, legte der Prinz auf ihn an, fehlte ihn aber. Daß er, wie Einige erzählen, ſich den Franzoſen nicht genannt, iſt kaum glaublich. Sie ſchleppten auch nicht darum, weil ſie ihn nicht kannten, ſein ganzes Gefolge mit ſich über den Rhein, ſondern weil ſie Befehl dazu hatten. Es wurden zugleich alle Emigrirte in Offenburg verhaftet und nach Straßburg auf die Feſtung gebracht. In dem Ettenheimer Zollhauſe, auf der Heerſtraße von Offenburg nach Freiburg, ward dem Prinzen geſtattet, ſich anzukleiden.

Erſchöpft von Hunger und Ermüdung, war er kaum auf einem elenden Lager eingeſchlafen, als man ihn um 11 Uhr in der Nacht weckte. Er fand acht Officiere zum Kriegsgericht verſammelt. Die Richter, unſchlüſſig, welches Urtheil ſie fällen ſollten, fragten bei Napoleon an; ſie erhielten ihren Brief mit der Unterſchrift zurück: „Zum Tode verurtheilt;" und ſchon um 4½ Uhr Morgens war dieſes Urtheil im Graben des Schloſſes durch Gendarmes d'Elite vollzogen. Murat und ein Adjutant Napoleons waren dabei gegenwärtig. Der Unglückliche verlangte, daß man der Prinzeſſin von Rohan eine Locke, einen Brief und einen Ring zuſtellen möchte. Ein Soldat übernahm den Auftrag, aber der Adjutant riß ihm alles mit den Worten aus den Händen: Niemand darf hier Aufträge eines Verräthers übernehmen. Der letzte Augenblick kam; der Herzog ſtand und ſprach mit unerſchütterlicher Faſſung zu den Gendarmen: Wohlan, meine Freunde! — Du haſt hier keine Freunde, rief eine wilde Stimme — es war Murats Stimme. In dieſem Augenblicke fiel der Prinz. Allgemein war die Theilnahme, die ſein Tod erregte. — Fleury de Chaboulon, vormals Napoleons Cabinetsſecretär, erzählt: Die Kaiſerin Joſephine und die Prinzeſſin Hortenſe beſchworen Napoleon, dem Herzog das Leben zu laſſen. Cambacérès und Berthier ſtellten ihm aufs eindringendſte die ſchreckliche Nutzloſigkeit der beabſichtigten Verurtheilung vor. Er ſchien zu ſchwanken, als ſchon die Todesnachricht ankam. Ein ſo ſchnelles Verfahren hatte Napoleon ſelbſt nicht erwartet; er hatte ſogar dem Hn. Real befohlen, den Herzog zu verhören; aber Murat, der, von einigen Königsmördern aufgereizt, ſeiner Familie und ganz Frankreich durch Beförderung des Todes eines Bourbon einen großen Dienſt zu leiſten glaubte, hatte den Prozeß und die Vollziehung des Bluturtheils möglichſt beſchleunigt. Talleyrand, dem der Kaiſer ſogar öffentlich vorgeworfen hat, ihm die Verhaftung und den Tod des Herzogs angerathen zu haben, erhielt nun den Auftrag, den badenſchen Hof zu beſchwichtigen, und die Verletzung ſeines Gebiets vor den Augen von Europa zu rechtfertigen; und da Caulaincourt, der jedoch bis dahin (der jetzt allgemein verbreiteten Meinung entgegen) dieſer Sache durchaus fremd geweſen war, ſich gerade in Straßburg befand, ſo wurden ihm die deßhalb etwa nöthigen Unterhandlungen übertragen. Ludwig XVIII. und ſeine Kammern haben beſchloſſen, dem Herzoge ein Denkmal in der Kirche zu Vincennes ſetzen zu laſſen.

England, der ſüdliche Theil Großbritanniens (ſ. d. Art.) begreift im weitern Sinne das eigentliche England, das Fürſtenthum Wales, die Inſel Man und die Normanniſchen Inſeln, und enthält zuſammen 2634 Q. M. Die daſſelbe umgebenden Meere bilden an den Küſten eine große Menge von Meerbuſen, Baien, Buchten und Häfen. Eben ſo wenig fehlt es England an Flüſſen, darunter fünfzig ſchiffbare. Die vornehmſten ſind: die Themſe (Thames) welche erſt bei Hentley, an der Grenze von Berkſhire dieſen Namen erhält, da ſie vorher die Iſis heißt, der Trent, welcher nach ſeiner Vereinigung mit der Ouſe den Namen Humber erhält, die Severne und die Merſey. Eine Menge koſtbarer Canäle ſind zur innern Verbindung des Landes angelegt (ſ. d. Art. Canäle.). An Seen iſt England nicht reich, die größten liegen im nördlichen Theile. Der größte engliſche Landſee iſt das Winander-Meer, mit lieblichen Partien, vorzüglich auf der größten ſeiner Inſeln. Noch reicher an romantiſchen Gegenden iſt der See Derwent-Water, mit ſchönen Wie-

ſenflächen und ſteilen Felſen umgeben. Auch findet man in einigen Gegenden Englands Sümpfe und Torfmoore, beſonders in Lincoln, wo das ſumpſige, moraſtige Land, ſo wie in Holland, mit Canälen durchſchnitten iſt. Der Boden Englands iſt theils eben, theils gebirgig. An der ſüdlichen Küſte ziehen ſich niedrige Hügel, an der ſüd-öſtlichen Küſte Kreideberge hin, und in den nordöſtlichen Provinzen, Norfolk und Lincoln, erhebt ſich der Boden kaum über das Meer, und enthält Marſchländer. Von dem ſüdweſtlichſten Punkte Englands an, zieht ſich an der weſtlichen Küſte ein immer höher aufſteigendes Gebirge, das ſich, bald mehr, bald weniger, der Mitte des Landes nähert, und das man das Gebirge von Cornwall nennt. Es nimt einen nördlichen Lauf, theilt ſich in mehrere Zweige, neigt ſich nach der Weſtküſte, macht die weſtlichen Grafſchaften gebirgig, und ſchließt ſich faſt an das Gebirge von Wales an, deſſen höchſter Gipfel, der Snowdon, ſich 3456 Fuß über das Meer erhebt. Das Hauptgebirge Englands iſt der Peak, deſſen Kette ſich durch die Grafſchaften Derby, Lancaſter und York erſtreckt, und beſonders in Derbyſhire äußerſt anziehende Partien mit den merkwürdigſten Höhlen, darunter die berühmte, mit den ſchönſten Stalaktiten bedeckte Höhle von Caſtleton, bildet. Reich ſind dieſe Gebirgsgegenden an Wundern der Natur. Steile Felſen ermüden das Auge, und tiefe Abgründe bieten ſich dar. Die höchſten Gipfel des Peakgebirges ſind der 4050 Fuß hohe Wharn und der 3987 Fuß hohe Ingleborough. Es erſtreckt ſich bis an das Cheviotgebirge, welches die Grenze mit Schottland macht. Das Clima Englands iſt feucht und veränderlich, ohne heitern Himmel, aber doch nicht ungeſund. In wenigen Ländern erreicht der Menſch ein ſo hohes Alter, und erlangt eine ſolche Körperſtärke, als in England. Sowohl Hitze als Kälte ſind ſehr gemäßigt, und der Winter iſt minder als in jedem andern Lande unter gleicher, und ſelbſt unter geringerer Breite. Der Froſt hält ſelten länger als 24 Stunden an, der Schnee verſchwindet in wenigen Tagen, und das ganze Jahr hindurch dauert das Vieh unter freiem Himmel aus. Im Ganzen iſt der Boden ſehr fruchtbar, zum Getreidebau und zur Viehzucht geeignet, und mit dem reizendſten Grün bedeckt; doch findet man auch noch viele Haiden und unangebaute Gegenden. Die Erzeugniſſe ſind: treffliches Rindvieh, ſo ſtark und kraftvoll, wie in wenigen Ländern der Erde, vorzüglich gute Pferde (ſ. d. eigenen Art.), viele Schafe, welche nächſt den ſpaniſchen die feinſte Wolle liefern, Schweine in Menge, große und ſtarke Hunde, vieles Federvieh, beſonders Gänſe, die man bis zu einer Schwere von dreißig Pfunden mäſtet, ein großer Reichthum von Fiſchen, Auſtern und Hummern; Raubwild gar nicht, und Speiſewild ſehr wenig. Man baut Getreide, mehr Weizen, weniger Roggen, ſehr gute Gerſte, doch muß häufig Getreide eingeführt werden, treffliche Gartengewächſe, Flachs, wenig Hanf, hinreichenden und guten Hopfen, Safran, Süßholz, Rhabarber, Obſt von vorzüglicher Größe, aber wäſſerig; ſtatt des Weins, welcher wegen des vielen Regens und der häufig bedeckten Luft fehlt, bereitet man Cider. Den Mangel an Brennholz erſetzt der unerſchöpfliche Reichthum an Steinkohlen; Bauholz wird eingeführt. Kein europäiſches Land liefert ſo viel und ſo gutes Zinn; ferner hat England Blei und Kupfer in Menge, vieles Eiſen, Waſſer- oder Reißblei, Arſenik, Zink, Antimonium, Kobalt, Galmei, die beſte Walkererde, Porzellanerde, Töpferthon und Pfeifenerde, Salz, welches jedoch nicht zum Bedarf hinreicht, treffliche Bauſteine, Schwefel, Vitriol, Alaun, Schiefer, Kreide, Alabaſter, Granit, Porphyr, Marmor, Feuerſteine,

mineraliſche Waſſer. — England hat, nach Verhältniß ſeiner Größe, eine ſtarke Bevölkerung. Sie beträgt über 10,800,000 Köpfe. Die Einwohner ſind entweder Engländer, die Nachkommen der alten Angeln und Sachſen, ein ſchöner und kräftiger Menſchenſchlag, deren Sprache eine Tochter der plattdeutſchen iſt, mit vielen lateiniſch-frieſiſch-franzöſiſchen und brittiſchen Wörtern vermiſcht; oder Walliſer, der weit geringere Theil, Ueberbleibſel der alten Britten, welche in Wales und auf der Inſel Man ſich unvermiſcht erhalten haben, durch Gaſtfreiheit, Gutmüthigkeit und Geſelligkeit ſich von dem ernſten, zurückhaltenden und ungeſelligen Engländer unterſcheiden, aber ſich in Armuth, Unwiſſenheit und Aberglauben befinden. Ihre Sprache iſt die alte kymmriſche, dieſelbe, die noch unter den Einwohnern von Bretagne geredet wird. Auf den normanniſchen Inſeln leben Franzoſen, die ein verdorbenes Franzöſiſch reden. Die herrſchende Religion in England iſt die ſogenannte Hochkirche, biſchöfliche, anglikaniſche, welche in ihren Hauptſätzeu der proteſtantiſchen ähnlich iſt, aber in den äußern Formen vieles von der römiſchen Hierarchie beibehalten hat. Die Regentenfamilie und alle Staatsbedienten müſſen ſie bekennen. Außer dieſer Kirche genießen alle übrige Religionsverwandte freie Duldung; man findet daher auch Catholiken, Lutheraner, Independenten, Arminianer, Arianer, Socinianer, Quäker, Methodiſten, Mennoniten, Herrnhuter und Juden. — Der Gewerbfleiß blühet in keinem Lande ſo hoch als in England, wo faſt die Hälfte der Einwohner in Fabriken lebt, und erſtreckt ſich auf die größten und kleinſten Bedürfniſſe des Lebens. Der Reichthum und Aufwand der Großen, der ſtarke Abſatz nach den Colonien und andern Ländern, die faſt ganz allgemeine Theilnahme an den Kunſterzeugniſſen, der Reichthum der Fabrikunternehmer, die bewundernswürdige Maſchinerie, die der Engländer in ſeinen Kunſtarbeiten anwendet, dadurch er eine Menge Hände erſpart, und die Waaren, ungeachtet ihrer Vollkommenheit, dem Ausländer zu einem geringern Preiſe liefert, als dieſer ſie in ſeinem Vaterlande kauft, befördern den Gewerbfleiß, und bringen ihn auf eine ſo hohe Stufe der Vollkommenheit und Ausbreitung. Das jährliche Arbeitserzeugniß der Fabriken wird, nach Abzug der rohen Stoffe, auf mehr als 114 Mill. Pfund Sterling geſchätzt. Die wichtigſten Fabriken ſind in Baumwolle, welche weit über 1 Mill. Centner Baumwolle verarbeiten, in Wolle, für welche nicht einmal die große Menge der inländiſchen Wolle zureicht, in Leder, Eiſen, Stahl, Meſſing, Kupfer, Zinn, Porzellan und Fayence, Glas, auch in Seide, Leinwand und Papier. Die Leder- und Stahlarbeiten werden faſt nirgends von der Güte und Schönheit gemacht. Man verfertigt in gleicher Vollkommenheit eiſerne Schiffe, Wagen und Brücken, wie die feinſten Stahlfedern und Uhrketten, und die vollkommenſten mathematiſchen, chirurgiſchen, optiſchen und phyſicaliſchen Inſtrumente. Berühmt ſind die Eiſengußwerke, die großen Gußſtahlfabriken und die Fabriken der plattirten Waaren. Die kurzen Waaren von Birmingham ſind in- und außerhalb Britannien die geachtetſten. Unter den Porzellanfabriken ſind die von dem berühmten Wedgwood am bekannteſten. Die Glasſchleiferei wird mit ſeltener Kunſt getrieben, und berühmt ſind beſonders die Luxusartikel aus dem herrlichen Cryſtallglaſe. (S. auch Engliſche Waaren). Die Zuckerſiedereien, Bierbrauereien und Branntweinbrennereien ſind gleichfalls ſehr wichtig. Eben ſo wichtig und ausgebreitet als die Gewerke, iſt der Handel Englands. Zur Beförderung dieſes Handels tragen die vortheilhafte Lage nebſt den vielen Häfen, die ſo hoch geſtiegene In-

duſtrie, die wichtigen Beſitzungen in andern Welttheilen, die große Bank zu London (ſ. Londoner Bank), nebſt den vielen Provinzialbanken, die Aſſecuranzgeſellſchaften, die in jeder großen Stadt vorhanden ſind, die Handelsverträge mit faſt allen handelnden Nationen, und die Handelsgeſellſchaften bei, worunter die oſtindiſche die wichtigſte iſt. Seit dem Frieden hat jedoch der brittiſche Fabrikhandel ab- und das Elend der arbeitenden Claſſe zugenommen. London hat faſt ein Drittheil des ganzen engl. Handels in Händen; dann folgen Liverpool, Briſtol, Hall ꝛc. England im engern Sinne begreift 40 Shires oder Grafſchaften; hierzu kommen noch Wales, welches in 12 Shires getheilt iſt, die Inſel Man und die normanniſchen Inſeln im Canale: Jerſey, Guernſey, Sark und Alderney (franz. Auvigny), das einzige, was England vou ſeinen ehemaligen Eroberungen in Frankreich gerettet hat.

Engliſche Bank, ſ. Londoner Bank.

Engliſche Gartenanlagen, ſ. Gartenkunſt.

Engliſches Horn (Corno inglese), eine vergrößerte, bogenförmige Hoboe; ſteht jedoch fünf Töne tiefer als die Hoboe, und daher muß (wenn gleich die Partien für dies Inſtrument gewöhnlich im Violinſchlüſſel geſchrieben werden), die Tonart, aus welcher das Stück geht, für das engliſche Horn um fünf Töne höher (alſo wenn z. B. ein Stück aus C geht, für dies Inſtrument in G ꝛc. geſetzt werden. Es hat bei weitem nicht das Angenehme, noch auch den großen Umfang des Baſſethorns.

Engliſche Kirche und Staatsreligion, ſ. die Artikel Anglicaniſche Kirche, Großbritannien, Diſſenters, Emancipation.

Engliſche Krankheit (Rachitis, Spina nodosa lateiniſch, la Nouëuse, la Chartre franzöſiſch, the Rickets engliſch), Rückenſucht, Lendenkrankheit, Verknüpfung, Doppelglieder, Zweiwuchs, iſt eine Modification der Skrophelkrankheit und faſt immer mit ihr verbunden, offenbart ſich größtentheils zwiſchen dem neunten Monat und dem zweiten Jahre, und ergreift vorzüglich die Knochen. Die Gelenkköpfe ſchwellen am Vorderarm, Unterſchenkel, an den Rippen und Wirbelfortſätzen; alle Knochen werden dick, weich, brandig, geſchwürig, ſie krümmen ſich (Beine, Arme, Bruſtbein, Rückgrath, Becken); die Zähne werden gelb, ſchwarz, ſchadhaft, fallen ſtückweis aus, und erzeugen ſich langſam wieder; dabei ſkrophulöſer Habitus, ſeltener Drüſengeſchwülſte. Auch Erwachſene können ſie bekommen; hier verläuft ſie ſchnell, und tödtet oft in vierzehn Tagen. Meiſtens befällt ſie Mädchen in ihrer Entwickelungsperiode, auch wohl früher. Bisweilen iſt ſie angeboren.

Engliſche Kunſt. Wir begreifen unter dieſer allgemeinen Ueberſchrift alles was wir über die Leiſtungen der Engländer im Fache der bildenden Künſte zu ſagen haben, und wir können uns dabei kurz faſſen. In der That iſt das in ſo mancher Hinſicht reich begabte England in dieſem Punkte arm zu nennen, und der göttliche Funken, der allein den höhern Künſtler macht, ſcheint in dem feuchten brittiſchen Clima verloſchen zu ſein. Kein engliſcher Maler, Bildhauer, Stein- oder Stempelſchneider, kein engliſcher Componiſt wird unter den erſten Künſtlern, die Europa hervorgebracht hat, genannt. Erſt die Mitte des vorigen Jahrh. ſah zu London, unter Reynolds Leitung, eine Art von Malerſchule entſtehen, aber wem könnte es einfallen, die größtentheils manierirten, in Erfindung und Farbengebung verfehlten

Arbeiten, ſelbſt der ausgezeichnetſten ihrer Zöglinge, eines Weſt, Weſtall, Opie ꝛc. den Schöpfungen der vorzüglichſten Maler des Feſtlandes an die Seite zu ſtellen? Am glücklichſten ſind die engliſchen Zeichner, wenn ſie, dem Ideal entſagend, ſich mit der Nachahmung gemeiner Natur begnügen; und dies iſt denn auch wohl Urſache, daß die Sculptur in England noch niedriger ſteht, als die Malerei, weil erſtere mehr dem Ideal, als der mechaniſchen Nachahmung angehört. In dem Art. Bildner der neuern Zeit, haben wir übrigens, unter Nr. 4., einige der beſten engliſchen Bildhauer aufgeführt. Engliſche Schaumünzen, die als Kunſtwerke zu betrachten wären, ſind uns noch gar nicht vorgekommen, und gehören alſo wenigſtens zu den Seltenheiten. Am mindeſten ausgezeichnet aber ſind Englands Bewohner im Fache der muſicaliſchen Compoſition, und nicht einem ihrer Tonſetzer iſt es gelungen, ſich in der Fremde einen Namen zu erwerben. Dagegen gedeihet alles, was zu den mechaniſchen Künſten gehört, und wobei der berechnende Verſtand vorherrſcht, die Phantaſie aber eine untergeordnete Rolle ſpielt, nirgend beſſer als auf den brittiſchen Inſeln. Die engliſchen Architekten, Inigo Jones und Chriſtoph Wren (ſ. d. Art.) ſind wirklich große Männer in ihrem Fache; die Leiſtungen der engliſchen Kupferſtecher- und Holzſchneidekunſt ſind, wie es ſcheint, noch immer unübertroffen, und die feſtländiſchen Optiker, Mechaniker und Metallarbeiter aller Art achten ſich für geehrt, wenn man die Erzeugniſſe ihres Kunſtfleißes ihren engliſchen Vorbildern an die Seite ſetzt.

Engliſche Literatur, Wiſſenſchaft, Poeſie und Theater. 1. Literatur und Wiſſenſchaft. Da die Sprache das Syſtem der eigenthümlichen Weltanſchauung eines Volks enthält, und dieſe nothwendig ihre Entwickelungszeiten, ihre Geſchichte hat: ſo wird auch die Sprache die Farbe dieſer Zeiten, welche ſie immer ſein mögen, an ſich tragen. Sehen wir nun auf das Geſchichtliche der engliſchen Sprache, ſo muß ſie, da Britannien anfangs von Celten bevölkert war, galliſches oder celtiſches Gepräge gehabt haben. Dieſe Entſtehung der Nation ſcheint unwiderlegbar, indem ſie durch die urſprünglichen Namen Albion, Ireland, Caledonien ſich ausſpricht. Nach Julius Cäſars Eroberung nahm ſie, wie denn Beſiegte ſtets, mehr oder weniger, der Sieger Sprache annehmen, von der römiſchen Sprache ihr Theil. Aber 400 Jahre nach Chriſti Geburt, als die Schotten und Picten gewaltſamer in den nördlichen Theil eindrangen, und die von Vortigern zu Hülfe gerufenen Sachſen unter Hengiſt und Horſa immer feſter ſich ſetzten, mußte in einer Reihe von 350 Jahren auch die ſächſiſche Sprache ihren Einfluß zeigen. Dänen drückten ihr hernach wieder ihr Gepräge auf, und endlich unter Wilhelm dem Eroberer die Normannen. So iſt denn die engliſche Sprache ein Gemiſch aus rein Engliſchem, Lateiniſchem, Angelſächſiſchem, Däniſchem und Normanniſchem. Jedes Volks urſprüngliches Leben enthält, als ſolches, die Elemente deſſelben, das Erkennen und Darſtellen, oder wie man dieſe Doppelſaiten des Lebens nennen will, noch in ungeſonderter, kräftiger Einheit, und die geſchichtliche Entwickelung, welche ſpäterhin erfolgt, iſt nur ein Auseinanderfallen dieſer Einheit, und ein Hervortreten einzelner, früherhin gebundener Momente. Man nennt dieſe Zeit die mythiſche, und weil, dem Geſagten gemäß, Mythus, als Darſtellung religiöſer Idee, und Geſchichte in dem gewöhnlichen Sinne noch ungetrennt ſind, ſo hat man ſie überall als die Zeit und das Gebiet der Fabel bezeichnet, und als unfruchtbar für die Geſchichte ausgeſchloſſen. Wie nun dies, wenn einmal Abſtraction eingetreten iſt, allerdings

nicht gemißbilligt werden mag, ſo iſt doch anderer Seits nicht zu läugnen, daß auch der abgeſonderte und für ſich betrachtete Mythus Gegenſtand der ergiebigſten Forſchung werden, und eine Ausbeute der herrlichſten Ideen geben kann und wirklich giebt. Auch Albion hatte eine ſolche Zeit, wodurch es ſeinen gemeinſamen Antheil an dem Menſchheitserbe, der Religion, erwies und als Glied in die Reihe eintrat. Wir enthalten uns jedoch, hier von dieſer Zeit zu handeln, theils weil es dieſe nicht unmittelbar gilt, theils weil ſie zu reich iſt, als daß ſie hier mehr denn obige Andeutung geſtattete. Erinnern wir aber an den König Arthus, an die Tafelrunde, an den fronen Gral, an den theuren Mörlin, ſo eröffnet ſich hier dem Kundigen ein reicher, ſich weit verzweigender Kreis von Fabeln voll tiefen Sinnes und ſchöner Deutſamkeit. Eben ſo übergehen wir das Blüthentreiben des Geiſtes in der Scholaſtik, welches an ſich gewiß höchſt merkwürdig iſt, und doch nur in Beziehung auf den beſchränkten Begriff von Bildung eines Volks, als lediglich durch ſeine Literatur Darſtellbares und Dargeſtelltes, oder auch auf die gereifte Frucht dieſes Strebens, mithin, genauer angeſehen, nur fälſchlich Barbarei genannt werden kann: eine Bemerkung, die bei den Engländern vielleicht eher als anderswo ſich aufdrängt, indem ihre Thätigkeit unmittelbar auf das bürgerliche Leben gerichtet iſt, und viele wackere Gelehrte, welche doch eben Bewahrer und Inhaber der Bildung ſind, gleichwohl nicht als Schriftſteller auftreten. So wird denn, nach obigen vorläufigen Einſchränkungen und ihren Gründen, auch hier jene Zeit als Ausgangspunkt gewählt, wo der Kaufmann William Caxton, bei ſeiner Rückkehr von einer weiten Reiſe, die Buchdruckerkunſt nach England brachte und in Weſtminſter, von 1474 an ungefähr, übte. Dem Geleiſe der Zeit folgend, machte er zuerſt mythiſch-religiöſe Werke bekannt, deren Gegenſtand die im ganzen Norden allgemein verbreitete Sage von der Abkunft der Franken und Sachſen aus Troja war: eine Sage, deren Sinn erſt jetzt vielleicht ſeine Würdigung finden möchte! Und wenn er ferner Claſſiker überſetzt lieferte in einer Zeit, wo die claſſiſche Literatur in England noch unangebaut war, ſollte das auch mißlungene Unternehmen nicht immer Dank verdienen? Iſt es ja doch die anbrechende Morgendämmerung, die immer heller und heller unter den Tudors heraufblühte. Denn von Claſſikern ging auch hier die Bildung aus. Ehe wir aber nun in das Einzelne eingehen, drängt ſich beim Ueberblick des Ganzen der engliſchen Literatur die Bemerkung auf, daß der große, aus der inſulariſchen Lage hervorgegangene, durch jahrhundertelange Kämpfe unterhaltene und gekräftigte, faſt übertriebene Freiheitsſinn und finſtere Hochmuth der Einzelnen, jener Republikanismus, den der große Alfred durch die Abtheilung des Landes in Shiren, durch Wahlen der Stellvertreter und ihre Verſammlungen, durch die Gerichte der Geſchwornen begründete, auch hier ſich wiederfindet. Sein Analoges findet ſich hier wieder in den mannichfaltigen Societäten; es zeigt ſich in der Richtung des Wiſſens auf die Brauchbarkeit für das Leben und ſeine Breite, ſo wie in der hieraus entſprungenen mindern Empfänglichkeit für Theorie und Speculation überhaupt. Es trit hervor in der Verfaſſung ihrer Univerſitäten und dem Gange des Studirens, und endlich in der Kräftigkeit einzelner dort erſcheinenden Genien, welche die Nation ſelbſt in ihrer freien Eigenthümlichkeit beſtärkend, man kann in mancher Hinſicht ſagen, bewahrt hat vor der franzöſiſchen Geſchmacks-Verfeinerung. Kann man aber einer Seits nicht umhin, in dem angegebenen Charakter eine Einſeitigkeit anzuer-

kennen, und die hier- und dorthin ſich verbreitenden Nachtheile des mangelnden guten Geſchmacks zu bemerken, ſo muß man doch anderer Seits in dieſer ſtrengen, faſt herben Umriſſenheit oder Zeichnung immer die Kraft ehren und achten, welche ſchon oft Gewähr und Vermittlerin für alle Völker des europäiſchen Staatenbundes wurde, wenn es galt. — Man ſetzt drei Zeiträume der engliſchen Literaturgeſchichte feſt. In allen zeigt ſich, trotz des Antheils, den manche, faſt gelehrte Herrſcher an dem Fortgang der Wiſſenſchaften nahmen, theils durch Schriften, theils durch Anſtalten und Schenkungen, daß doch alles aus der Mitte der Nation ſelbſt hervorging, und durch ihre große Freimildigkeit, wie ſie, durch den Wohlſtand gehoben, nirgends ſich findet, gefördert ward. Der erſte Zeitraum, unter dem Hauſe Tudor, (1485—1603) nennt Heinrich VII., Heinrich VIII., (einen ſcholaſtiſchen Theologen, der gegen Luther de septem sacramentis ſchrieb, de instituenda plebe, eine Einleitung in die Grammatik, und auch dichtete), Eduard VI., den Kirchenverbeſſerer, die catholiſche, fanatiſche Maria und die gelehrte Eliſabeth; der zweite, unter dem Hauſe Stuart (1603—1702) Jacob I., einen wiſſenſchaftlich gebildeten Proſaiker und Redner, den unglücklichen Carl I., der Wiſſenſchaften beunruhigten Pfleger, den rohen Cromwell, den zweiten Carl, der, wiewohl üppig, doch die Societät der Wiſſenſchaften beſtätigte, Jacob II., Wilhelm III., welche ſämmtlich die Bibliotheken beſchenkten; der dritte endlich mit Anna die drei George. Wir werden zuförderſt den Gang der Wiſſenſchaft nach ihren einzelnen Theilen, dann den Gang der Kunſt in gedrängter Ueberſicht darlegen, und dabei von der äußern Pflege derſelben durch allerlei Anſtalten ſprechen. a) Philologie. Wie natürlich und ſchon oben bemerkt, war die Beſchäftigung mit Claſſikern der Griechen und Römer, als der zu höherer Bildung gediehenen Nationen, und mit ihren Sprachen der Ausgangspunkt und das Mittel werdender Bildung auch für die Britten. In Italien war dies Studium ſchon eher erwacht, und bereits nach 1490 verbreiteten William Grocyn, John Collet, Thomas Linacre und William Lilly die dort erlangte Kenntniß, beſonders des Griechiſchen in ihrem Vaterlande. Aber die erſten fruchtbaren Keime philologiſcher Bildung ſtreute ſieben Jahre darauf Erasmus von Rotterdam zu Oxford aus, trotz aller Hinderniſſe, die ihm der Weltgeiſtlichen befangene Heftigkeit, der Schüler minderer Beifall, Beſuch und Empfänglichkeit, dazu Seuchen und Unruhen in den Weg legten. Wiewohl er nun deshalb England verlaſſen hatte, beredeten ihn doch zwei fleißige und talentvolle Engländer, William Montjoy und Thomas Gray, zur Rückkehr, wo er mehreren ausgezeichneten Männern bekannt und vertraut ward, dennoch aber die Unterſtützung nicht fand, welche zu dauerndem Aufenthalt nöthig war. Angeregt waren wohl die Geiſter von dieſer Seite her; aber die Leiſtungen bis gegen das Ende des 16. Jahrh. noch roh und unbeholfen, wie Crispins griechiſches Wörterbuch, nachmals von Grant herausgegeben, und einige Ueberſetzungen von Claſſikern erweiſen. Zwar ſtrebte ſchon die Proſa, ſich an jenen alten Muſtern nachzubilden; aber bei der Befangenheit in unſicherer und einſeitiger Wiedergabe antiker Weltanſchauung war das erwünſchte Gelingen nicht ſogleich möglich. Nur allmählig entdeckte der Britte in der ſo mächtig hervorſpringenden Oeffentlichkeit des antiken Lebens ſeine Verwandtſchaft mit den Griechen, beſonders aber den Römern, und ſo ward er für den Gehalt ihrer Werke zuvörderſt gewonnen, ohne daß doch die Sprache ganz unerörtert geblieben wäre. Zur Verbeſſerung eines griechiſchen

Wortſchatzes trug noch Roberſon Hill bei (1676); zu der Gründlichkeit einer lateiniſchen Thomas Holyacke (1677), und einige Jahre früher Fr. Goudman, welche im J. 1693 das cambridger verdunkelte. Die Neigung, die früher nur ſchwach auf das Hebräiſche ging, richtete ſich allmählig im 17. Jahrh. auch auf andere aſiatiſche Sprachen, und Bedwell, Eduard Pococke, John Greaves, Edm. Caſtle, Alex. Huiſch, Sam. Clarke, Thomas Hyde, Dudley Loft, Walton (die letztern Sechs Herausgeber der londoner Polyglotte), John Lightfoot, John Selden, Thomas Goodwin, John Spencer, John und Richard Pearſon, Ant. Scattergood erörterten und erläuterten die Alterthümer der Araber von mehreren Seiten und nach mehreren Richtungen. Eine ſyriſche Sprachlehre ſchrieb Will. Beveridge. Samaritaniſch verſtand Rob. Huntington, Perſiſch Greaves, Caſtle, Hyde, welche Sprachlehren, Wörterbücher und anderes hieher Gehörige bekannt machten, und Ed. Bernard wußte die Alphabete von 29 Sprachen aufzuſtellen. Im 18. Jahrh. erörterten griechiſche Metrik Richard Dawes, Thomas Burgeß, die Mundarten Mich. Mattaire; mit griechiſchen Grammatikern und Lexicographen beſchäftigte ſich John Toup. Wort- und höhere Critik, einzeln oder auch beide zuſammen, trieben Rich. Bentley, der an Combination, Scharfſinn und Reichthum der Kenntniſſe, wie durch logiſche Kunſt der Fürſt der Critiker geworden, Markland, John Taylor. Claſſiker wurden herausgegeben von Baxter, Bentley, Cunningham, Gatacker, Gale, Hudſon, Creech, Rowe, Simſon, Gregory, Wakefield, Daves, Zach, Pearce, Hearne, Waſſe, Barnes, Clarke, Upton, Mangey, Heath, Musgrave. Ueberſetzer waren Pope, Macpherſon, Potter, Weſt, Grainger, Francis, Garth, Brewſter, Thornton, Colman, Dryden, Beresford ꝛc. Die nordiſche Sprachkunde förderten Hikes und Price; die coptiſche Wilkins und Woide, die armeniſche William und George Whiſton; die phöniciſche und palmyreniſche Swinton. Hebräiſch trieben Lowth und Kennicot mit Fleiß und Geſchmack, arabiſch Channing, White, Jones, Dow, Gladwin, Davy, Sulivan, Gaudin, Nott, Ouſeley, Champion, Scott, Hadley. In Hinſicht auf das Indiſche und ſeine Mundarten iſt durch Holwell, Jones, Wilkins, Colebrooke, Wilford, Leyden ꝛc. und die Geſellſchaft in Calcutta überhaupt ein Schatz von Kenntniſſen in Umlauf gebracht, deſſen unermeßlich tiefe Ausbeute erſt im Fortgange der Zeit zu Tage kommen wird. Daß bei dieſer vielfachen Beſchäftigung mit vielen fremden Sprachen, bei dem Bedürfniß, welches die Form öffentlicher Verhandlungen in Rechtspflege und Staatskunſt herbeiführten, bei der Liebe und dem Stolz auf frühere einheimiſche Claſſiker, auch die engliſche Sprache durch Staatsmänner, Dichter, Geſchichtſchreiber zu immer größerer Vollkommenheit reifte, und an Umfang, Lauterkeit, Geſchmeidigkeit gewinnen, freilich aber auch, wie die Nation ſelbſt, etwas Conſtitutionelles, Verfeſtigtes bekommen mußte, war natürlich. Ob ſie aber in den letztern neuern Zeiten durch Verkehr und Einfluß der Franzoſen wirklich ſo viel gewonnen habe und ſo kräftig gediehen ſei, als durch die früheren kräftigen, in der Tiefe des Geiſtes der Nation wurzelnden Männer, unter welchen Shakeſpeare vor allen ausgezeichnet zu werden verdient, dies iſt eine Frage, deren Bejahung oder Verneinung von der tiefern Würdigung der Nation abhängt. So viel iſt indeß gewiß, daß Verfeinerung der Sprache, wie die Geſelligkeit ſie hervorbringt, an ſich mindeſtens noch nicht Bereicherung und Gewinn iſt, indem ja auch der Umfang ihres Gebietes von mehr oder minder tiefer vielſeitiger Ausbildung abhängt,

ſondern zuvörderſt durch die Gleichartigkeit mit den Elementen der Bildung und dann durch die inwohnende Bildbarkeit ſich als ſolche rechtfertigen muß. b) Theologie. Wie nun das öffentliche Leben beſonders und ſeine Schwingungen in England den Anbau der Sprachkunde förderten, ſo erging es auch in andern Wiſſenſchaften. In der Theologie war die äußere, oder wenn man es ſo nennen darf, die practiſche, nach dem Staate gekehrte Seite, nämlich die Kirche und ihre Geſtalt, das, wovon die Bearbeitung anhub, und deren Ausbildung durch vielfache äußere Reibungen verhältnißmäßig noch mehr fortſchritt, als durch die Methode des Studiums, wovon unten geſprochen werden wird. So ſtrebte Heinrich VIII., der durch ſeine ſchon erwähnte Schrift über die ſieben Sacramente gegen Luther für einen Glaubensbeſchützer galt, ſich vom Papſte zu trennen, und deſſen Einfluß auf die engliſche Geiſtlichkeit zu hemmen; aber, indem er hier ganz dem Nationalzug der Selbſtſucht getreu verfuhr, und mithin iſolirt wirkte, mußte wohl das Werk langſamer gehen und minder folgenreich und erſprießlich für die Bildung der Nation werden, als ſonſt der Fall iſt, wenn gemeinſchaftliche Kräfte wirken. Er hob, wie Eduard VI., mehrere Klöſter auf; aber hiemit war doch nur ein mögliches, bedrohliches Hinderniß gehoben, immer noch kein Förderungsmittel angegeben. Ja, als nun Maria, Heinrichs VIII. Tochter, dieſe geſchworne, ſchwärmeriſche Anhängerin des Papſtthums, zur Regierung gelangte, da wurden furchtbare Rückſchritte durch Feuer und Blut gethan, und der äußere Druck trieb Mehrere, die in ihrem Freiheitsgefühl ihn nicht dulden mochten, in das Ausland, aus welchem ſie, nach der Königin Tode, mit neuen Kenntniſſen bereichert und gekräftigt, unter die Regierung der Eliſabeth zurückkehrten. Wie damals bereits der Adel geſunken, ſo war das Volk an Wohlhabenheit und Selbſtvertrauen durch Ackerbau, Handel, Schiffahrt und Sieg über die Spanier geſtiegen. Der engliſche Freiheitsgeiſt trat auch in den Parteien der Puritaner, der Episcopalen und ſpäter der Methodiſten ungezügelt auf, und dieſe Leidenſchaftlichkeit, verbunden mit dem auf den äußern bürgerlichen Verkehr gerichteten Sinn, ſcheint keine der ſtillen und andächtigen Pflege und Ausbildung der Gotteskenntniß vortheilhafte Stimmung zu ſein. Aus ihr aber wird eben darum begreiflich, daß auch dies Studium unter den Engländern eine Einſeitigkeit gewinnen mußte, die es bis jetzt noch gehindert hat, zur Mündigkeit und Reife zu gelangen. Jener erwähnte Streit führte nur auf zwei, durch das gemeinſame Band der (verhältnißmäßig mehr betriebenen) Philologie verbundene Gebiete; einmal nämlich auf Patriſtik und Kirchengeſchichte, worin ſich John Fell, Beveridge, Wharton, Durell, Cave, Uſher, Bingham verdient machten (davon weiter unten), dann in das Feld der Auslegung. Hier arbeiteten Poole, Pococke und mehrere oben genannte Männer. Jacob I. ließ von 47 Gelehrten die ſogenannte Königsbibel ausarbeiten. An Dogmatik, als Darſtellung des höhern chriſtlichen Lebens, in wiefern der Einzelne durch das unter der Form des Chriſtenthums gegebene Ganze beſtimmt wird, kam es um ſo weniger, da dies eben die theoretiſche Seite, oder das Wiſſen um das chriſtliche Gefühl nach allen Seiten hin war. Vielmehr war früh ſchon durch Hobbes und Cherburg der Deismus ausgebreitet, dem ſich John Templer, Eduard Gr. von Clarendon, William Howel widerſetzten. Im 18. Jahrh. waren Tindal, Tolland, Collins, Woolſton, Morgan, Chubb, Shaftesbury, Bolingbroke Deiſten, und fanden an Ed. Chandler, John Buttler, Lardner ihre Gegner, die ſich des Chriſtenthums

annahmen. So fortdauernd iſt die Schwankung nach beiden Seiten bis auf die neueſte Zeit geweſen, daß noch immer die Streitigkeiten der Diſſenters und die Beweiſe der chriſtlichen Religion die merkwürdigſten theologiſchen Erſcheinungen ſind. Da Stolz der Idee des Chriſtenthums ſo fremd iſt, daß er vielmehr ſein Feind und gerader Gegenſatz wird, auch der Nationalſtolz unſittlich iſt, ſo iſt dieſe Erſcheinung, die Sprödigkeit gegen das Chriſtenthum, in England zwar nicht befremdlich, aber ein Zug, welcher beweiſet, daß die eigentliche Höhe der Bildung, bei manchen Tugenden, dieſem Volke doch fremd ſei. Trotz der Bemühungen Sim. Patricks, Lowths, Clarke's, Hammands, Pyle's, Whitby's, Doddridge's, Locke's u. A. war die Wiſſenſchaft der Auslegung nicht gründlich ausgebildet. Im 18. Jahrh. ſammelte John Mill, mit Widerſpruch Whitby's, erſt Varianten, nach ihm Kennicot, Letzterer aus maſorethiſchen Handſchriften. Grabe war bei Herausgabe der ſiebzig Dolmetſcher, Robert Holmes bei ſeinem critiſchen Apparat dazu unterſtützt. Dennoch leuchteten die Engländer hervor, da ſich die Deutſchen noch nicht dieſer Wiſſenſchaft angenommen hatten, die aber auch hier, wie in allem Wiſſenſchaftlichen, raſch, tief und kühn eindringend ſie allmählig verdrängten. c) Jurisprudenz. Gleich auffallend zeigte ſich der engliſche Nationalzug des Stolzes und der republikaniſchen Selbſtſucht in Hinſicht auf Rechtswiſſenſchaft. Denn nie erhob ſie ſich bei ihnen zu einer allſeitigen Anſchauung der Staatsbildung und ihrer Formen, wie die Weltgeſchichte ſie darſtellt. Nur das eigene Leben ihres Staats zu bilden, war ihr Drang und ihre Bemühung, und ſo ſehr waren ſie von je in das öffentliche Leben verſchlungen, daß ſie weniger dazu gelangen konnten, das, was wirklich vorhanden, als Ergebniß ihrer Geſchichte, im Geiſte und auf die von ihm gefoderte Weiſe nachzubilden und zu erklären. So ward das römiſche Recht nur von den Geiſtlichen geſchützt nnd aufrecht gehalten, als Pfeiler ihrer Oberherrſchaft, indeß die Nation vor allem ihr einheimiſches behauptete und lehren ließ. Dies geſchah durch die beiden Inns of chancery, Lehrſäle für Anfänger im gemeinen Rechte, und of court, für höhere Bildung. Auch hier ging Alles auf das für das Leben Brauchbare hinaus, und Theorie war nur dem Privatfleiß vorbehalten, der in dem Sinne der Nation eben nicht viel Nahrung und Unterſtützung fand. Das common Law galt einzig, und war ſchon von John Forteſcue 1440 einzig erhoben in einer oft überſetzten und herausgegebenen Schrift. Ein Compendium deſſelben ſchrieb Ed. Littleton 1645, Inſtitutionen Ed. Coxe. Lehrſtühle waren nicht. Verhältniſſe des Nationallebens führten zur Erörterung des See- und Staatsrechts durch Selden. Filmer und Hobbes waren Monarchiſten, Milton, Sidney, Harrington, Locke Republikaner. Auch im 18. Jahrh. geſchah wenig für theoretiſche Rechtswiſſenſchaft. Nur Viner ſtiftete zu Oxford einen Lehrſtuhl, den Blackſtone zuerſt betrat, der Verfaſſer eines Commentars über das gemeine Recht, zu welchem Woodſon reiche Nachleſe hielt. Außerdem beſchäftigte man ſich nur mit Sammlungen von Rechtsfällen, Herkömmlichkeiten, Entſcheidungen der größeren engliſchen Gerichtshöfe, meiſt ohne Ordnung und Idee, nur noch brauchbar durch die ſogenannten Grammatiken, oder Ueberſichten einzelner Rechtslehrer. Praktiſche Rechtslehrer von Gewicht gab es dagegen viele, wie John Holt, Somers, Cowper, Harcourt, Jekyll, King, Parker, Raymond, Gilbert, Talbot, Ryder, York, Murray, Prat, Dunning, Thurlow, Eden, Wedderburne, Erskine, Romilly. Von dieſen allen im Drang des practiſchen Lebens ausſchließlich und mit Luſt

Befangenen hat nur Taylor und nur in antiquariſcher Rückſicht über
die zwölf Tafeln, und ein Lehrbuch, und Hyliff neue Pandecten ge-
ſchrieben. d) Medicin. Nicht beſſer erging es in der Arzneikunde; denn
auch ſie beſchränkte ſich auf den Gebrauch, uud ihr Studium ging auf
beiden Univerſitäten, Oxford und Cambridge, von der allgemeinen
Grundlage der Philologie, Mathematik und Logik aus, im Leben erſt
ſich weiter fortbildend. Auch hier hat es jedoch, wie dies unter den
Engländern in jeder Wiſſenſchaft iſt, nicht an einzelnen großen Köpfen
gemangelt, welche, beſonders in der Anatomie, große Entdeckungen
gemacht haben. Schon unter Carl I., machte Harvey bedeutende Er-
fahrungen über den Blutumlauf. 1651 beſchrieb Wharton alle Drü-
ſen und entdeckte die Speichelgänge in den Backendrüſen, Clopton Ha-
ver die glandulas mucilaginosas, Francis Gliſſon die Irritabilität;
Bidloo gab Abbildungen des menſchlichen Körpers mit Text von Cow-
per; Sydenham verwarf viel Hypothetiſches im Practiſchen, als Anti-
phlogiſtiker. Große Aerzte waren die Hunters und Cruikſhank. Ei-
nen vollſtändigen Unterricht bildete erſt Edinburgh. Merkwürdige Ana-
tomiker ſind die beiden Monroe, Practiker Mead, Huxham, Pringle,
Heberden, Baker, Darwin, Brown, Jenner, der Erfinder der Bru-
talimpfung, Currie. Die Chirurgie ward erſt 1745 von den Barbier-
geſchäften getrennt und Prüfungen unterworfen. Außer den Vorleſun-
gen, welche darüber gehalten werden, giebt es auch noch Schulen ge-
nug, worin Cheſelden, Poll, Nourſe, Sharp, Hunter, Bell ꝛc. ſich
gebildet haben. In der Entbindungskunſt war 1763 Smellie berühmt,
und Aitkin (1789) durch ſein Lehrbuch. (Ueber den neueſten Zuſtand
vergl. die neue Folge des Werks, Art. Engliſche Medicin.) e)
Naturwiſſenſchaft. Für dieſe war zwar bereits 1518 zu Oxford
vom Cardinal Wolſey, ein Lehrſtuhl errichtet, zwei Jahre früher war ſchon
ein Kräuterbuch erſchienen, dem 1550 Turners und 1597 John Ger-
ards Kräuterbuch folgten; aber einzig und ganz dem engliſchen Geiſte
gemäß wirkte Francis Baco von Verulam 1605 auf ſie. Auch er ver-
wies, wie unſer Göthe ſagt, in allem lediglich an die Erfahrung, an
das Weite und die grenzenloſe Empirie, und veranlaßte dadurch eine ſolche
Methodenſcheu, daß Unordnung und Wuſt als das wahre Element ange-
ſehen ward, in welchem das Wiſſen einzig gedeihen könne; freilich nicht
ohne Widerſpruch Bodley's, der dagegen alles auf Maximen zurück-
führte. Sein Zeitgenoſſe Will. Gilbert beſchäftigte ſich beſonders mit
dem Magnet und machte ſchätzbare Entdeckungen, z. B. Glaselectricität;
ſo auch Will. Barlow; 1645 entſtand die Geſellſchaft der Unſichtbaren
zu London und Oxford, welche die Naturwiſſenſchaft zum Gegenſtand
ihrer Unterſuchungen machte. Hier wurde, nach Göthe's Schilderung,
viel Merkwürdiges erkundet, aber die Furcht vor Autorität, (nullius
in verba war ihr Wahlſpruch), die Richtung auf das Wirkliche, Ge-
gebene durch Bacon, bewirkte auch hier eine Spaltung der Theorie
und Praxis, und veranlaßte allerlei Hypotheſen ohne Methode der Er-
fahrung und rationale Behandlung. Robert Boyle, Hook, Iſaac
Newton, dieſe geniale, tüchtige Natur, bei der doch manches Wahnbild
einſchlich, Halley, der über die Abweichungen der Magnetnadel ſo viel
Erfahrungen machte, John Woodward zeichneten ſich beſonders aus.
Einen botaniſchen Garten ſtiftete 1632 zu Oxford Dauby, ein Natu-
raliencabinet 1662 Cradescant, Vater und Sohn, ein anderes Will.
Courton. 1629 beſchrieb John Parkinſon 3800 Pflanzen, und im fol-
genden Jahr gab Thomas Johnſon ein engliſches Pflanzenverzeichniß.
Will. Horn's brittiſche Flora erſchien 1650 und wurde ſpäter von John

Hill umgearbeitet. Eben ſo beſchäftigten ſich mit Botanik Rob. Moriſon, John Ray 1690, Thomas Millington, der die befruchtende Kraft der Staubfäden entdeckte, welche nachher Nehem. Grew und Sam. Morland erwieſen und beſtätigten. In der Zoologie arbeiteten rühmlich Walt. Charlton, 1668 bis 1671, Fr. Willoughby (ſt. 1672), John Ray (geb. 1628, ſt. 1705). Im 18. Jahrh. lehrte Wilſon die Electricitätsverſtärkung, Watſon und Franklin entdeckten die poſitive und negative Electricität. Auch Cavendiſh machte herrliche Entdeckungen hierüber, und war durch ſeine Entdeckung des Oxygens 1774 eigentlicher Vater der antiphlogiſtiſchen Chemie, deren Entdeckung ſich die Franzoſen gern zuſchreiben möchten. Crawford gab eine neue Theorie der thieriſchen Wärme. Indeß blieben alle Erfindungen beſonders auf das Empiriſche gerichtet. So lehrte Steph. Hales das Seewaſſer trinkbar machen, maß die Luftreinigkeit durch Kerzen, erfand Luftkiſter für Kriegsſchiffe, Gefängniſſe ꝛc. In der Chemie entſchied ſich Will. Higgins für das antiphlogiſtiſche Syſtem. Kirwan, Prieſtley, Hatchet, Davy, einer der geiſtreichſten Chemiker, exprimentirten emſig. Forſcher in der Naturgeſchichte waren John Hill, John Fr. Miller. Eliſabeth Blackwell trieb 1741 Botanik. Nur allmählig folgte man Linné. John Hill 1756 war der erſte, hierauf John Miller. Endlich kaufte Smith Linnés Cabinet und ſtiftete die Linnéſche Geſellſchaft. Aiton, königlicher Gärtner zu Kew, pflegte als Kenner die ſchönſten exotiſchen Gewächſe, und machte ſich durch die claſſiſche Beſchreibung des Pflanzengartens, dem er vorſtand, ſehr verdient. Curtis gab ein botaniſches Magazin heraus. George Edwards 1743—1751 eine Naturgeſchichte der Vögel, Thomas Pennant 1763—1783 eine Zoologie, John Latham ein Naturſyſtem aller Vögel, Adams ſchrieb über die Infuſionsthierchen, deren er 359 verſchiedene beſchrieb, John Ellis über Corallen und Zoophyten, Thomas Mertyn eine Conchyliologie, A. Trembley Naturgeſchichte von Madera und Barbados, Lawſon Naturgeſchichte der Carolinen. f) Mathematik und Aſtronomie wurden wegen ihrer Brauchbarkeit für das Leben, beſonders für die Schiffahrt ꝛc., von den Engländern ſehr betrieben. Ueber algebraiſche Gleichungen ſchrieb, wiewohl unbemerkt und wirkungslos, ſchon 1579 Thomas Harriet. 1614 machte John Neper Logarithmen bekannt, die 1624 Henry Briggs verbeſſerte. 1622 ſtiftete Smile einen Lehrſtuhl zu Oxford für Geometrie und Aſtronomie, Cutler einen für Mechanik; und überhaupt ward Mathematik die Grundlage aller Studien. 1655 ſchrieb John Wallis über die Lehre vom Unendlichkleinen, fand auch mehreres in Geometrie und Algebra. Leslie gab eine Geometrie, geometriſche Analyſe und Trigonometrie heraus. Großer Kenner der griechiſchen Geometrie und Herausgeber mehrer griechiſchen Mathematiker war Barow, der auch 1662 die erſten Gründe der Analyſis des Unendlichen entwickelte. Er war Vorgänger Newtons, der 1669 die Theorie unendlicher Reihen erfand, die Fluxionenrechnung ꝛc. In der practiſchen Mechanik war Wren, der Baumeiſter der St. Paulskirche, ausgezeichnet durch manche Erfindung. In der Optik herrſchten Gregory, Barrow, Newton. 1675 beobachtete Halley in St. Helena die Länge und Breite der Sterne unter dem Südpol. Hook deutete ſchon auf die Newtoniſche Anziehung. Flamſteed kannte 2866 Fixſterne. Vimce ſchrieb eine Aſtronomie und über die Gravitation. Aber immer mehr ging alles auf Beſſerung der Schiffahrt und Fabriken hin, und die Theorie, beſonders die höhere Mathematik, trat ganz zurück. Nur Mac Laurin war noch großer Algebraiſt. Clarke ſchrieb über Entdeckungen im

Meere. Smith 1738 war Optiker, wie Bradley 1762. Wollaſton gab ein Sternenverzeichniß, Maskelyne machte ſich um practiſche Aſtronomie verdient. In der Schiffbaukunſt waren Bartow und Robertſon berühmte Theoretiker, und 1792 ward dafür eine Geſellſchaft errichtet, da Frankreich England überbieten zu wollen ſchien. g) Philoſophie. Natürlich giebt ſich der Mangel an Sinn für die ideale Seite der Welt am meiſten kund in der Bearbeitung der Philoſophie, dieſer Grundwiſſenſchaft aller übrigen. In Oxford herrſchte Scholaſtik, in Cambridge Neuplatonismus. Thomas Gale verſchmelzte ſie 1677 mit Theologie, Henry More 1787 mit Cabbala. Neuplatoniker und Chriſt war Cudworth. Baco's Richtung iſt ſchon oben erwähnt. Hobbes wandte ſich beſonders zu Staatsrecht und Politik, und hatte Algernon Sidney, wie James Harrington zu Gegnern. Alles war Empirismus, und ſo mußte 1690 Locke ſehr gelegen kommen. Hume's Scepticismus trat Thomas Reid entgegen, deſſen Syſtem in des Schottländers Dugald Stewart Bearbeitung neuerlich viele Anhänger gewonnen hat. Paleys Grundſätze der Politik und Moral fanden großen Beifall. Forſyth's Moral und die geſchätzten Unterſuchungen über den Geſchmack, von Aliſon und Knight, wie andere Werke, ſind doch nichts, was deutſche Tiefe anſprechen könnte. h) Geſchichte. Auch in der Geſchichte neigt ſich der Britte wiederum zur Geſchichte im engern Sinn hin, als dem Organismus des Staats, beſonders ſeiner eigenen. Denn von patriotiſchem Intereſſe, man möchte ſagen von Nationalſtolz, gingen dort die beſſern Geſchichtſchreiber aus. Raph. Holinshead ſammelte 1577 und 1587 die Chroniken von England, Schottland und Irland. 1587 trug Harriſon aus geſchriebenen Urkunden eine Geſchichte von England zuſammen, und Commelin ſammelte die engliſchen Geſchichtſchreiber des Mittelalters, nach ihm Henry Smile und Will. Camden. Eine allgemeine Weltgeſchichte hatte 1614 Walt. Raleigh angefangen, aber wegen kalter Aufnahme nicht fortgeſetzt. Annalen des A. und N. T. gab 1650 Uſher, eine Chronik 1652 Ed. Simſon heraus, wie Thomas Pierce Robinſons Annalen. Um Chronologie machte ſich 1649 und 1672 John Marſham verdient, nicht Newton. Indeß wurden immer Quellen der engliſchen Geſchichte geſammelt durch Roger, Twysden, Selden, Fell, Gale. Engliſche Kirchengeſchichte bearbeitete Cave 1674 in ſynoptiſchen Tafeln und eine Literaturgeſchichte der Kirchenſchriftſteller. Von engliſchen Biſchöfen und Erzbiſchöfen gab Wartons Anglia sacra Nachricht. Fullers berühmte Männer von England, Woods Athenae Oxonienses ſind nicht zu vernachläſſigen. Auch gehören hieher Beveridge, Warton, Duvell, Uſher, welche Kirchenverſammlungen, Kirchengeſetze, Gebräuche und Alterthümer mannichfach erläuterten. 1730 lieferte eine Geſellſchaft die allgemeine Weltgeſchichte, aus welcher Guthrie und Gray 1764—1767 einen Auszug machten. Die römiſche Geſchichte bearbeiteten Ferguſon und Goldſmith, die griechiſche derſelbe Goldſmith, Gillies und Mitford, den Verfall des römiſchen Reichs Gibbon, die Geſchichte Carls V. und der Entdeckung von Amerika Robertſon. Auswärtige neuere Staatengeſchichte lieben ſie nicht, aus Stolz. Nur erſt in den Zeiten der bedrohlichen Napoleoniſchen Dynaſtie ſahen ſie ſich danach um. Für die innere eigene ſammelte Rymer (ſt. 1714) noch Urkunden, wie Manning, Aſtle, Fenn, Lodge, Morgan, Howard, Harley, Sommer, Macki; Kriegsalterthümer der Römer in Britannien, Leroy. Though, Carle und Smollet bearbeiteten dieſe Stoffe noch roh. Dieſe übertraf weit Hume, der aber, überreich geworden, ſie nur bis auf Wilhelm III.

ſchen und politiſchen Wiſſenſchaften, der Mathematik und Chemie, von Dugald Stewart, Playfair und Brande noch mehr Werth erhält. Recs Encyclopaedia in 4to. Es ſind davon bis zu Anfang 1817 68 Parts erſchienen, die bis zum Ende des S gehen. Edinburgh Encyclopaedia in 4to. bis 1822 XV Bände oder 30 Abtheilungen, die bis ins O reichen. Dieſes Werk wird von D. Brewſter in Edinburgh geleitet. Encyclopaedia Londinensis in 4to., herausgegeben von John Wilkes; bis 1817 waren davon 15 Theile erſchienen, die die Hälfte des Alphabets umfaſſen. Encyclopaedia Edinensis in 4to., erſt 1816 angefangen, herausgegeben von J. Millar; ſoll aus 6 Quartbänden beſtehen. Noch neuer iſt die Encyclopaedia metropolitana, von der bis 1822, wozu jetzt auch ein, auf 12 Duodez-Bde. berechnete Methodical Cyclopedia v. Mitchel (Lond. 1823) kommt, 7 Thle. (Parts) erſchienen ſind. Sie ſoll aus 25 Quartbänden, jeder in 2 Thln., beſtehen. Nicholsons british Encyclopaedia in 6 gr. 8. Bdn. 1809. Gregory's Dictionary of arts and sciences, 2. Vol. in 4to. Außer dieſen größern Encyclopädien ſind in England eine Menge kleinerer von Watſon, Willich, Enfield, Kendal ꝛc. erſchienen. — Die Italiener: G. P. Pivati dizionario scientifico e curioso sacro-profano. Venez. 1746—1751. X. fol. — Vorzugsweiſe nennt man franzöſiſche Encyclopädie das große Werk von Diderot und d'Alembert unter dem Titel: Dictionnaire encyclopédique, Paris und Neufchatel, 17 Foliobände, nebſt 6 Bdn. mit Kupfern, wovon gegenwärtig (1818) eine neue, ganz, und mit veränderter Tendenz umgearbeitete Ausgabe angekündigt worden. (Hierüber ſehe man den folg. Art.) Ihm folgte Felice mit einem noch weitläufigern encyclopädiſchen Wörterbuche, und noch weit ausſehender iſt die Encyclopédie méthodique, die ſeit 1782 zu Paris mit vielen Kupfern erſcheint, und jetzt bis auf 185 Quartbände gediehen iſt. Auch die Deutſchen lieferten mehrere Werke dieſer Art, unter denen ſich beſonders Krünitzens Encyclopädie, die bis S gelangte, auszeichnet, von der man einen ebenfalls bändereichen Auszug aus der zweiten Ausgabe erhalten, den Schütz angefangen und Graßmann fortgeſetzt, und zuletzt Flörke, der Bearbeiter des großen Werks, beſorgt hat. Die in Frankfurt a. M. von 1778—1804 in 23 Bdn. in 4to erſchienene Deutſche Encyclopädie, oder allgem. Wörterbuch aller Künſte und Wiſſenſchaften, zuerſt von Köſter, und ſpäter von J. F. Roos herausgegeben, blieb unvollendet. Gegenwärtig haben der Buchhändler Enoch Richter in Leipzig und der Bibliothekar, Prof. Erſch in Halle eine große deutſche „Encyclopädie aller Wiſſenſchaften und Künſte," unternommen, von der bis jetzt, 1822, 7 Theile erſchienen ſind. — Encyclopädiſch von einer Wiſſenſchaft heißt, im Umriſſe dargeſtellt. A...s.

Encyclopädie (Franzöſiſche). Encyclopädiſten heißen vorzugsweiſe in der franzöſiſchen Literatur die Herausgeber und Mitarbeiter der großen, alphabetiſchen Encyclopädie aller Wiſſenſchaften und Künſte, deren Plan Diderot entwarf, ſo wie auch diejenigen, welche ſich ihnen anſchloſſen, und zu ihren philoſophiſchen und critiſchen Grundſätzen bekannten, z. B. Helvetius. Bouterwek ſagt von dieſem Unternehmen: „da ſich Diderot mit Lebhaftigkeit für alles Wiſſenswürdige intereſſirte, konnte er auch ſeine literariſchen Beſchäftigungen nicht auf ein gewiſſes Fach einſchränken. Mathematik, Phyſik, Philoſophie und ſchöne Literatur zogen ihn abwechſelnd an. Ein ſo encyclopädiſcher Kopf wie Diderot, mußte es ſein, der auf den Gedanken gerieth, ein ſummariſches Archiv aller Kenntniſſe, die ſich der menſchliche Geiſt bis

um die Mitte des 18. Jahrh. erworben, in der Form eines univerſellen Real=Wörterbuchs zu veranſtalten." Ein ſo enthuſiaſtiſcher Menſch, wie Diderot, mußte es ſein, der ſich von der Ausführung dieſes Gedankens durch keine Schwierigkeiten abſchrecken ließ, und im Eifer für ſeinen Plan auch auf den Schaden nicht achtete, den ein ſolches Werk durch Begünſtigung der Oberflächlichkeit und Einſeitigkeit ſtiften könne. In den philoſophiſchen und äſthetiſchen Artikeln wurde nun gar, als die vielverſprechende Encyclopädie zu Stande kam, die beſondere Vorſtellungsart der Bearbeiter dieſer Artikel als der Canon der Wahrheit angenommen; damit die Encyclopädiſten um ſo bequemer dasjenige in die Welt einführen konnten, was bei ihnen vorzugsweiſe Philoſophie hieß. Auf den literariſchen Geſchmack, vornehmlich der Franzoſen, aber auch anderer Nationen, haben die Encyclopädiſten großen Einfluß gehabt. Geglättete Correctheit, Eleganz des Styls, mit Nachahmung der Natur und moraliſchen Zwecken verbunden, war das Höchſte, was die Encyclopädiſten in der Kunſt anſahen, und zur Beſtrebung aufſtellten. So wie ſie die Poeſie blos durch den Verſtand auffaßten, ſo ſollte dieſelbe Erzeugniß der Reflexion ſein, und ihre Anſicht wurde, vermöge des Anſehens, welches ſie ſich erworben hatten, für die franzöſiſche Kunſt und Poeſie ſehr beſchränkend, und allen freien Aufflug hemmend. Noch größeres Anſehn gewannen ſie durch ihre, dem damaligen Geſchmack der Nation ganz angemeſſene Philoſophie; ja es iſt kaum ein Beiſpiel vorhanden, daß die Gelehrten einer Nation einen ſolchen politiſchen Einfluß gewonnen hätten, als die franzöſiſchen, namentlich die franzöſiſchen Encyclopädiſten. Aber ihre Philoſophie war auch durchaus Modephiloſophie, Philoſophie für das gemeine Leben, dem Witze und der Unterhaltung huldigend. Anſtatt mit feſtem Schritte ſein Ziel zu verfolgen, vernünftelte man in kühnen Sprüngen hin und her, und glaubte am Ziele zu ſein, wenn man eine Meinung verfechten konnte, in der etwas Neues und Auffallendes lag. Dieſes Gemiſch von Philoſophie und ſchöner Literatur behagte noch mehr, da Männer, wie Mably, Condillac, Mercier, Raynal, Buffon, Helvetius, Diderot, d'Alembert, über die Religion und bürgerliche Verfaſſung Meinungen vortrugen, wegen derer die Encyclopädie einmal von der Polizei mit Arreſt belegt wurde. Doch nur die Drucker, nicht die Verfaſſer wurden beſtraft, und bald nachher mußte die Regierung den Druck wieder erlauben, weil ſie zu ſchwach war, ihn zu verhindern. Den Encyclopädiſten, welche übrigens durch ihre Verbindungen mit den angeſehenſten Cirkeln der damaligen Zeit, die in ihrer Allgemeinheit zweideutigen und anwendungsloſen Anſichten über Freiheit, Gleichheit und Urrechte leichter verbreiteten, wird daher ein vorzüglicher Einfluß auf die franzöſiſche Revolution beigelegt. Daß es in Frankreich, ſagt ein einſichtsvoller Deutſcher, den ſogenannten Philoſophen (mit welchem Namen man jedoch Gelehrte, die ſich mit ſehr verſchiedenen Zweigen des menſchlichen Wiſſens beſchäftigten, belegte, und von welchen nur einige den Atheismus und Materialismus für das Höchſte in der philoſophiſchen Weisheit anprieſen) gelang, ſich der öffentlichen Meinung zu bemächtigen, und dadurch eine politiſche Macht zu werden, welche den Umſturz des Staats mit bewirken half, dies war nicht die Folge der Kraft und Evidenz der Speculationen jener Philoſophen, ſondern der Tactik, welcher ſie ſich bedienten, um beim Volke ein Anſehn zu erhalten, und der Schwäche des Widerſtandes, der ihr von der Regierung entgegengeſetzt wurde. A . . . s.

Encyclopädie der Wiſſenſchaften iſt eine Darſtellung

derſelben nach ihrem Inhalt und ihrem Zuſammenhang unter einander. Dieſe Darſtellung kann auf verſchiedene Weiſe geſchehen, je nachdem man den Eintheilungspunkt wählt, von dem man ausgeht. Alle Wiſſenſchaften laſſen ſich unterſcheiden in anthropologiſche und ontologiſche. Jene haben den Menſchen nach ſeinen geiſtigen und moraliſchen Eigenſchaften, dieſe das Ding, d. h. alles, was außer unſerm Innern vorhanden iſt, zum Gegenſtande. Jedes dieſer zwei großen Gebiete zerfällt wieder in vier Abtheilungen; das anthropologiſche in 1) Philoſophie, 2) Geſchichte, 3) Geographie, 4) Staatswiſſenſchaft oder Politik. Das ontologiſche in 1) Mathematik, 2) Phyſik, 3) Naturgeſchichte, 4) Technologie. Die Philoſophie oder die Kenntniß der urſprünglichen und um deßwillen nothwendig genannten Eigenſchaften des Menſchen hat nach ihrem gegenwärtigen Zuſtande folgende Theile: a) Critik der reinen Vernunft oder Critik der Erkenntnißvermögen des Menſchen, worin unterſucht, ob, und bewieſen wird, daß es Grundſätze für das Denken und Handeln giebt, welchen der Name nothwendiger und allgemeiner Wahrheiten gebührt; b) Logik, die Wiſſenſchaft des Denkens, welche die Grundſätze darlegt, welche die Denkkraft bei ihrer Thätigkeit zu befolgen hat; c) Methaphyſik, die Wiſſenſchaft von den allgemeinen und in ſo fern nothwendigen Eigenſchaften alles deſſen, was je in den Kreis unſerer Wahrnehmung, Beobachtung und Nachforſchung kommen kann; ſie erſtreckt ſich demnach ſowohl über alle anthropologiſche, als über ontologiſche Wiſſenſchaften und ordnet ſie der Philoſophie unter; d) Moral und Naturrecht, von denen jene die urſprünglichen Pflichten (daher Pflichtenlehre, Tugendlehre, Sittenlehre), dieſes die urſprünglichen Rechte des Menſchen lehrt (daher auch philoſophiſche Rechtslehre); beide Wiſſenſchaften, die von uns getrennt werden, wurden von den Alten als eine einzige behandelt; e) Natürliche Religion, Naturtheologie, Vernunftreligion, oder die Lehre von dem Verhältniß des Menſchen und Menſchengeſchlechts zur Gottheit. Von dieſen fünf Theilen der Philoſophie unterſuchen die drei erſten: was iſt wahr, ohne Rückſicht der Anwendung für das Leben und Handeln, und bilden daher die ſpeculative Philoſophie; dagegen bilden die beiden letzten die practiſche Philoſophie, weil ſie lehren, was der Menſch thun ſoll und darf, und wie er leben muß. — Die Geſchichte oder die Kenntniß von den frühern Zuſtänden und dem daraus hervorgegangenen jetzigen Zuſtande des Menſchengeſchlechts heißt, wenn ſie dieſe Zuſtände in ihrer Geſammtheit umfaßt, allgemeine Geſchichte, Univerſalgeſchichte, Geſchichte der Menſchheit, zerfällt aber, je nachdem ſie nur einen einzelnen Theil der Menſchheit, oder einen einzelnen Theil der Zuſtände, worin ſich die Menſchheit oder ein Theil derſelben bis auf den einzelnen Menſchen hinab befunden, in mehrere beſondere oder Specialgeſchichten. Dahin gehört die Literaturgeſchichte oder die Geſchichte des Fortſchritts der Wiſſenſchaften, die Kunſtgeſchichte, die Kirchengeſchichte, die Geſchichte jeder einzelnen Wiſſenſchaft und Kunſt, die Geſchichte der einzelnen Völker und Staaten, die Geſchichte einzelner merkwürdiger Perſonen (Biographie) u. ſ. w. Außerdem gehören hierher gewiſſe Hülfswiſſenſchaften, deren die Geſchichte bedarf, als: Critik, um das Falſche vom Wahren zu ſondern, Alterthumskunde, um die Vorwelt in allen ihren Eigenthümlichkeiten zu erkennen, Sprachkunde, um die in fremden Sprachen enthaltenen Nachrichten ſich zugänglich zu machen u. ſ. w. — Die Geographie, oder die Darſtellung des Zuſtandes des Menſchengeſchlechts in einem gegebenen Zeitalter, iſt zunächſt verſchieden nach dieſem Zeitalter. Gewöhnlich unterſcheidet man

alte Geographie, welche die Kenntniſſe über Erde und Menſchen enthält, die ſich aus den Schriften der Griechen und Römer ſchöpfen laſſen; mittlere Geographie, etwa vom 7. bis 15. Jahrh., und neue oder neueſte Geographie. Politiſche Geographie iſt diejenige, welche die beſtehenden Staaten beſchreibt; die mathematiſche Geographie beſchäftigt ſich mit den Vermeſſungen auf der Erde, in ſo fern ſie zu geographiſchen Beſtimmungen nöthig ſind; die phyſiſche Geographie aber mit den Naturmerkwürdigkeiten der Erdkugel und ihrer Bewohner; doch zeigt ſie die Eigenſchaften der letztern nur ſo weit, als ſie von der Beſchaffenheit des Wohnorts herrühren. — Die Staatswiſſenſchaft, oder der Inbegriff aller der Kenntniſſe, welche zur Aufrechthaltung eines geſellſchaftlichen Vereins, Staat genannt, erfoderlich ſind, kann mannichfach eingetheilt und dargeſtellt werden. Wir wählen diejenige Darſtellung und Eintheilung, aus welcher am leichteſten hervorgeht, was der künftige Staatsdiener ſich davon aneignen muß, theils als Haupt- theils als Nebenſache. a) Theologie oder Kenntniß der Lehren und Gebräuche der Staatsreligion, womit in den meiſten Staaten das geſammte Unterrichts- oder Schulweſen verbunden iſt. Man rechnet dazu Exegeſe, oder die Kunſt, die Bücher der Bibel zu verſtehen und auszulegen, Dogmatik oder die ſyſtematiſch zuſammengeſtellten Glaubensſätze, die chriſtliche Sittenlehre oder die aus jenen Sätzen beſonders ausgehobenen Vorſchriften, die Kirchengeſchichte oder die Kenntniß der Entſtehung, Ausbildung und Feſtſtellung der Glaubenslehren, Lebensregeln, Religionsgebräuche und der verſchiedenen darauf ſich beziehenden Einrichtungen in chriſtlichen Ländern, endlich die Kenntniß der noch vorhandenen Religionsgebräuche, und die Erlernung der Kunſt, dieſen Lehren und Gebräuchen theils in öffentlichen Verſammlungen, theils bei andern vorkommenden Veranlaſſungen Eingang, Achtung und Beifall zu verſchaffen: Liturgik, Katechetik, Paſtoraltheologie, Polemik, Kanzelberedſamkeit u. ſ. w. b) Jurisprudenz, oder Kenntniß der Geſetze und innern Einrichtungen eines Staats und des Verfahrens, ſie geltend zu machen. Hierhin gehört das Civil- oder bürgerliche Recht, nach welchem die Anſprüche über mein und dein, die ein Staatsbürger an den andern hat, entſchieden werden; das Criminalrecht, welches die Strafen für begangene Verbrechen beſtimmt; der bürgerliche und peinliche Proceß, welcher das in einem Civil- oder Criminalfall zu beobachtende Verfahren vorſchreibt. Außerdem giebt es noch eine Menge einzelner Rechte oder Inbegriffe von Geſetzen und Beſtimmungen für einzelne Gegenſtände, als Lehnrecht, Wechſelrecht, Seerecht, Kirchenrecht, Forſtrecht, Kriegsrecht, Staatsrecht u. ſ. w. c) Finanz- oder Cameralwiſſenſchaften, oder die Kenntniß, das zu Erhaltung des Staats erfoderliche Geld am zweckmäßigſten herbeizuſchaffen und zu verwenden; d) Polizeiwiſſenſchaft, oder Kenntniß der Einrichtungen und Maßregeln, durch welche die öffentliche Ruhe, der Wohlſtand und die Ehre des Staats gegen andere Staaten geſichert wird; e) Kriegswiſſenſchaft, oder die Kenntniß, wie Streitkräfte zu Waſſer und zu Lande angriffs- und vertheidigungsweiſe zu gebrauchen ſind. Dahin gehört Exercir- und Manövrirkunſt, Befeſtigungskunſt, Tactik, Strategie u. ſ. w. — Die Mathematik oder Kenntniß von den Eigenſchaften der Größen, zerfällt zunächſt in die reine und angewandte. Jene betrachtet die Größe entweder als ein Zeitmannichfaltiges, und dann heißt ſie Arithmetik, oder als ein Raummannichfaltiges, und dann heißt ſie Geometrie, oder ſie beſchäftigt ſich mit nichts weiter als durch allgemeine Zeichen beſtimmten Größen,

und dann heißt ſie Algebra. Die angewandte Mathematik betrachtet entweder gewiſſe allgemeine Eigenſchaften der wirklichen Dinge, z. B. die Schwere, Undurchdringlichkeit, Beweglichkeit und die allgemeinen Naturgeſetze als Größen, und beſtimmt ſie dem gemäß, oder ſie wendet die Sätze der reinen Mathematik auf wirkliche Fälle an, z. B. in der Mechanik u. ſ. w. — Die Naturlehre oder Phyſik iſt die Kenntniß von den Grundeigenſchaften aller Dinge in der Natur, und den Geſetzen ihrer Veränderungen. Ein beſonderer Theil derſelben iſt die Chemie (ſ. d. Art.) — Die Naturgeſchichte oder Naturbeſchreibung, d. h. die Kenntniß der Eigenſchaften der Dinge, zerfällt, wie dieſe Dinge ſelbſt, in drei Theile, nämlich in Mineralogie (im weiteſten die Geognoſie einſchließenden Sinne des Worts) Beſchreibung der unorganiſchen, Botanik, Beſchreibung der organiſchen, nicht belebten, und Zoologie, Beſchreibung der organiſchen, belebten Dinge in der Natur. Auch die Kenntniß des menſchlichen Körpers gehört eigentlich in die Zoologie, und als ein beſonderer Theil dieſer Kenntniß iſt die Heilkunde anzuſehen, welche ſich mit den Krankheiten des menſchlichen Körpers und ihrer Heilung beſchäftigt. Die Heilkunde zerfällt wieder in die Anatomie und Phyſiologie, in die Pathologie (auch Noſologie und Therapie genannt), in die Materia medica (auch Apothekerkunſt oder Pharmaceutik genannt) und in die Chirurgie oder Wundarzneikunſt (ſ. die einzelnen Art.). — Die Technologie, oder der Inbegriff derjenigen Kenntniſſe, durch deren Hülfe die Erzeugung, Bearbeitung, Verarbeitung und Benutzung der Naturerzeugniſſe zu beſtimmten Zwecken am vortheilhafteſten und beſten geſchieht, kann man in eine mathematiſche oder mechaniſche, in eine chemiſche und in eine phyſicaliſche unterſcheiden, je nachdem die zu einer gewiſſen technologiſchen Arbeit nöthigen Kenntniſſe vornehmlich aus der einen oder andern von dieſen drei Wiſſenſchaften geſchöpft ſind.

Endemie (von ἐν und δῆμος [en demos] unter dem Volke einheimiſch), eine beſtimmte Krankheitsform, welche viele Bewohner einer Stadt, Gegend, oder eines ganzen Landſtrichs zu jeder Zeit des Jahres überfällt, und in der geographiſchen oder phyſiſchen Lage einer ſolchen Stadt oder Gegend, oder in der Wohnung, Beſchäftigung, den Sitten und der Lebensart des Volks ihren Grund hat. Endemiſche Krankheiten kommen alſo das ganze Jahr hindurch unter den Einwohnern vor, ohne Rückſicht auf Wechſel der Jahreszeiten und Witterung, weil diejenigen Einflüſſe, von welchen ſie herrühren, immer fortdauern. So hat jeder Welttheil, jedes Clima, jeder Landſtrich ſeine endemiſchen, ihm eigenthümlichen Krankheiten. So haben die Tropenländer (die ſüdlichen und heißen Länder) beſonders eigene Krankheiten der Haut, Ausſchläge mancherlei Art, weil die beſtändige Hitze die Verrichtungen der Haut in größerer Thätigkeit erhält, und die Säfte nach der Oberfläche des Körpers hinzieht. In nördlichen Ländern kommen auch Ausſchläge, aber von anderer Art vor. So iſt allen nördlichen Polargegenden, vorzüglich in Norwegen, der ſchlimme Ausſatz, die Radeſyge, eigenthümlich, von der daſelbſt gewöhnlichen Kälte und Näſſe, welche die Haut zu krankhaften Aeußerungen geneigt macht. Heiße und feuchte Gegenden ſind die Erzeugerinnen der heftigſten Typhen und Faulfieber, wie wir an dem in den weſtindiſchen Inſeln und an den Meeresküſten von Amerika einheimiſchen gelben Fieber ſehen. Den höher und trocken liegenden, beſonders nördlichen Ländern, ſind die Entzündungskrankheiten vorzüglich eigen. In Gegenden, welche dem Luftzuge ſehr ausgeſetzt ſind, beſonders in gebir-

gigen Orten, findet man jederzeit Rheumatiſmen, Catarrhe und das ganze Gefolge von Uebeln, welche in ſchneller Unterdrückung der Hautfunctionen ihren Grund haben. In großen und volkreichen Städten trifft man die meiſten Lungenſüchtigen an. In Gegenden, welche feucht, und doch nicht allzuwarm ſind, z. B. an Sümpfen oder an großen Flüſſen, herrſchen die Wechſelfieber. In kalten und feuchten Gegenden, z. B. in England, Schweden, Holland u. ſ. w., hat man am erſten und häufigſten den Croup bemerkt u. ſ. w. Manche Krankheiten, welche in einer Gegend einheimiſch herrſchen, können jedoch auch in andern einzeln und ſelbſt epidemiſch ſich zeigen, wenn Witterungs- und andere Einflüſſe denen gleich kommen, welche in jenen Gegenden Urſache der Endemie ſind, wenn alſo jenes Clima gleichſam auf einige Zeit in dieſe Gegend verſetzt wird. So ſehen wir z. B., daß bei naſſer und kalter Witterung der Croup ſelbſt in höher gelegenen Gegenden vorkommt; daß Wechſelfieber zuweilen in Orten, wo ſie Jahre lang ſelten ſind, doch auch wieder viele Menſchen befallen; daß Faulfieber und bösartige Typhen zuweilen in allen Ländern wüthen u. ſ. w. Endemiſche Krankheiten können auch unter günſtigen Umſtänden ein anſteckendes Gift erzeugen, und ſich dadurch nach andern Gegenden und Ländern, deren Lage und Verhältniſſe dazu geeignet ſind, verbreiten; dies lehren die traurigen Erfahrungen bei den Wanderungen der Krankheiten, die älteſte Geſchichte der Verbreitung des Ausſatzes von den Morgenländern nach Europa, die Erſcheinung des gelben Fiebers an den ſpaniſchen und italieniſchen Seeküſten, welches durch Schiffe aus Weſtindien und Amerika dahin gebracht wurde, u. ſ. w. Es iſt nicht ohne Nutzen, die endemiſche Beſchaffenheit der Länder, Gegenden und ſelbſt der Städte zu unterſuchen; es gewährt den Vortheil, daß man eher Vorkehrungen treffen kann, die Krankheit zu vermeiden und die Nachtheile der Lage dieſes Ortes zu verbeſſern. Als z. B. der Leibarzt des Papſtes Clemens XI., Lanciſi, die Sümpfe in den Gegenden von Peſaro u. a. m. reinigen nnd austrocknen ließ, hörten die Krankheiten, die von den Ausdünſtungrn derſelben entſtanden waren, ſogleich auf. Auch iſt es für die Heilung mancher hartnäckigen Krankheiten ſehr günſtig, wenn die Kranken ihren gewöhnlichen Wohnort mit einem ihrer Krankheit entgegengeſetzten vertauſchen können. So reiſen z. B. die Engländer gern nach dem ſüdlichen Frankreich, vorzüglich in die, wegen ihres Clima's unvergleichliche Gegend von Nizza, um ſich in jenen gemäßigten und angenehmen Gegenden von den, in ihrem kältern und nebelvollen Lande gewöhnlichen Bruſtkrankheiten, von Hypochondrie und Lebensüberdruß zu heilen. So iſt den Schwindſüchtigen die Vertauſchung der ungeſunden, mit Ausdünſtung, feinen Sandtheilchen und Staub angefüllten Stadtluft mit der reinen Landluft ſehr heilſam ꝛc. H.

Endreime (Bouts-rimés), ein Scherz der neuern Reimpoeſie. Man ſchreibt dem Dichter die Reime vor, und überläßt es ſeiner Einbildungskraft, den übrigen Körper dieſem Geripp anzufügen, und ihm ſo viel Seele einzuhauchen, als eben möglich iſt. Da die Auswahl gewöhnlich die ſeltſamſten Reime und Ausdrücke trifft, die man ſchwerlich im poetiſchen Wörterbuche findet, ſo werden dieſe Kinder der Laune meiſt burlesk.

Endymion, nach Einigen ein Jäger, nach Andern ein Hirt, noch nach Andern ein König von Elis. Vom Jupiter, den Viele für ſeinen Vater ausgegeben haben, erbat er ſich immerwährende Jugend und Unſterblichkeit. Seine Schönheit rührte ſelbſt die keuſche Diana. (S. d. Art.)

Engel. Es iſt unter dem Art. Dämonologie gezeigt worden, auf welchem Wege die Idee von den Engeln in das Chriſtenthum kam: hier iſt übrig, zu zeigen, wie dieſelbe darin ausgebildet wurde. Man begreift unter ihnen eine mit den Menſchen in einer nähern Verbindung ſtehende Art guter Geiſter. Schon die jüdiſche Theologie unterſchied verſchiedene Claſſen und Rangordnungen derſelben; aber keiner hat ſie ſo genau einzutheilen gewußt, als der Verfaſſer der himmliſchen Hierarchie, die man dem Dionyſius Areopagita zuſchreibt, welcher drei Claſſen, und in jeder eben ſo viele Abtheilungen feſtſetzt. Nach den meiſten wurden ſie lange vor der ſichtbaren Welt, nach Andern mit Himmel und Erde zugleich erſchaffen, und zwar als Gott das Licht ſchuf und der Geiſt Gottes auf dem Waſſer ſchwebte. Ihr Geſchäft iſt, der Gottheit zu dienen, die ſich ihrer zur Beförderung ihrer guten Zwecke, als Vorſteher ganzer Völker und Reiche, als Erklärer und Ueberbringer der Gebete, als Schutzgeiſter einzelner Menſchen und zur Anordnung der einzelnen Angelegenheiten bedient. Sie werden gedacht als Geiſter mit einem ätheriſchen Körper, welches vornehmlich auf der Synode zu Nicäa (787) als Kirchenlehre feſtgeſetzt wurde, womit aber die lateranenſiſche Synode von 1215, die ihnen Unkörperlichkeit zuſpricht, im Widerſpruch ſteht. Die, welche den Körper blos für eine Bürde oder ein Gefängniß der Seele halten, und ſich einen wunderbar hohen Begriff von reinern Geiſtern machen, halten die Engel, um ſie zu ehren, für reine Geiſter, und erklären die Erſcheinungen derſelben aus einem Vermögen, willkürlich Körper und auch menſchliche Geſtalt anzunehmen; die, welche das geiſtige Weſen durch einen Körper nicht für unvollkommen gemacht halten, legen ihnen Körper bei. Als endlichen Weſen muß ihnen aber auch ein Wohnort zukommen. Die Alten, die ſich den Himmel als einen großen blauen Saal vorſtellten, in welchem Gott mit den Engeln wohne, hatten damit keine Schwierigkeit; uns, die wir andere Begriffe von Himmel und Weltall haben, bliebe nichts übrig, als anzunehmen, daß ſie, da ſie ja doch auf uns wirken ſollen, unſichtbar neben uns wohnen. Was ihre Namen betrifft, ſo läßt die catholiſche Kirche nur die drei in der heil. Schrift vorkommenden, Michael, Gabriel und Raphael, gelten. Unter den Ketzereien des Aldebertus, welcher im J. 704 auf einer Synode zu Rom unter dem Papſt Zacharias verdammt wurde, war auch die, daß er Engel unter unbekannten Namen angerufen habe, dergleichen Uriel, Raguel, Tubuel, Inias, Tubuas, Sabarth, Simiel u. a. m. waren. Ausdrücklich ward erklärt, dies wären nicht Namen von Engeln, ſondern von böſen Geiſtern. Die ſpätern Catholiken haben ſich jedoch hieran nicht gekehrt, und der Catholik Sonnenberg hat, nach Miltons und Klopſtocks Vorgang, andere Engel nicht blos aufgeführt, ſondern auch benannt. dd.

Engel (Joh. Jac.), einer der vorzüglichſten deutſchen Proſaiſten, war zu Parchim (im Meklenburg-Schweriniſchen) 1741 geboren, wo er bei ſeinem Vater, dem Paſtor, den erſten Unterricht in der Stadtſchule genoß, dann nach Roſtock auf die Schule, und nachher auf die Univerſität daſelbſt kam, und hier die theologiſchen Wiſſenſchaften zum Hauptgegenſtande ſeiner Studien machte. Zu Bützow, wohin er zwei Jahre ſpäter ging, zog mehr die Philoſophie und hauptſächlich Phyſik ſeinen Geiſt an. In Leipzig (1764 oder 65) ſuchte er ſich der Philoſophie und den Sprachen noch mehr zu widmen. Er erwarb ſich durch Unterricht, durch Vorleſungen und Ueberſetzungen ſeinen Unterhalt, und wählte endlich unter mehreren den Ruf nach Berlin als

Profeſſor am Joachimsthaliſchen Gymnaſium, wo er mit großem Beifall lehrte, bald Mitglied der königlichen Akademie der Wiſſenſchaften ward, und den größten Theil ſeiner beliebten und bekannten Werke ſchrieb. Späterhin, als Lehrer des jetzigen Königs von Preußen, wurde er deſſen Vater, Friedrich Wilhelm II., bekannter, und von dieſem zum Oberdirector des berliniſchen Theaters ernannt, welche Stelle er, theils aus Verdruß, theils ſeiner ſchwankenden Geſundheit wegen, 1794 niederlegte und nach Schwerin ging. Beim Regierungsantritt des jetzigen Königs von Preußen vermochte er nicht, den dringenden Einladungen ſeines ehemaligen erhabenen Zöglings zu widerſtehen; er kehrte nach Berlin zurück, und machte ſich um die Akademie der Wiſſenſchaften in mancher Rückſicht verdient; trug durch gemeinnützige treffliche Schriften das Seinige zur allgemeinen Aufklärung redlich bei; genoß die Achtung und den Umgang der vorzüglichſten Männer; ließ ſich ſelbſt durch ſeine Kränklichkeit, da er beſonders an Hypochondrie unendlich litt, nicht zurückhalten, über ſeine Kräfte zu arbeiten, beſchleunigte aber eben dadurch ſein Ende noch mehr, welches durch eine Reiſe, die er zu ſeiner ſich nach ihm ſehnenden Mutter unternahm, herbeigeführt wurde. Er ſtarb in ſeinem Geburtsort, 1802. Die Critik des Geſchmacks und die Theorie der Kunſt verdanken Engeln eben ſo viel als die practiſche Philoſophie. Sein Verſuch einer Methode, die Vernunftlehre aus platoniſchen Dialogen zu entwickeln, ſein Philoſoph für die Welt, in welchem er ſeinen fein vorgetragenen Bemerkungen über Sitten und Menſchen durch ſeine klare Darſtellung neuen Reiz und Stärke verſchafft, weiſen ihm eben ſo, wie ſein ſpäterhin geſchriebener Fürſtenſpiegel, einen bedeutenden Platz unter den philoſophiſchen Schriftſtellern Deutſchlands an; ſeine Anfangsgründe einer Theorie der Dichtungsarten, aus den Muſtern entwickelt, gehören zu den erſten glücklichern Verſuchen der Deutſchen in dieſer Art; ſeine Ideen zu einer Mimik, mit erläuternden Kupfern von Meil, zeigen ſo viel Scharfſinn, Menſchenkenntniß und Geſchmack, verbreiten über dieſe Kunſt und über andere damit verwandte Künſte, deren Möglichkeit nicht nur, ſondern auch Brauchbarkeit er ſo einleuchtend macht, ſo viel Licht, daß dieſes Buch als Lehrbuch für den Schauſpieler zu betrachten iſt. Als dramatiſcher Schriftſteller iſt er durch ſeinen Edelknaben, den dankbaren Sohn ꝛc. bekannt. In ſeinem trefflichen Zeit- und Sittengemälde, Lorenz Stark, ſetzte er zugleich ſeinem Großvater Braſch, einem reichen Kaufmann und Rathsherrn in Parchim, ein bleibendes Denkmal. Seine Schriften ſind geſammelt erſchienen Berlin 1801—1806. 12 Bände, 8.

Engelsburg iſt ein altes, rundes, ſtarkes und vom Papſt Alexander VI. zu Ende des 15. Jahrh. zu einer förmlichen Citadelle eingerichtetes Gebäude in Rom, zu welchem eine Brücke (die Engelsbrücke über die Tiber) führt. Kaiſer Hadrian hatte dieſen Palaſt zu ſeinem Grabmale erbaut, daher wird er auch lateiniſch moles Hadriana genannt. Crescentius verſchanzte ſich darin gegen den Kaiſer Otto III. (985), und das Gebäude erhielt ſeitdem den Namen turris Crescentii. Ihre jetzige Benennung hat die Engelsburg von der Bildſäule eines Engels, welche ſchon Gregor I. ſoll haben auf die oberſte Spitze des Gebäudes ſetzen laſſen.

Enghien (Louis Antoine Henri von Bourbon, Herzog von), geboren zu Chantilly 1772. Schon 1789 verließ der Herzog ſein gährendes Vaterland, durchreiſete verſchiedene europäiſche Länder, und kam 1792 nach Flandern, um unter den Befehlen ſeines Vaters den Feld-

zug mitzumachen. Da aber das Bourbonſche Corps aufgelöſt wurde, trat er in das Condéſche, über welches er ſeit 1796 den Oberbefehl führte. Durch den Heldenmuth und die Menſchlichkeit, die er bei allen Gelegenheiten bewies, erwarb er ſich eben ſo ſehr die Bewunderung als die Liebe ſeiner Kriegsgefährten. Als der lüneviller Friede ſeiner kriegeriſchen Thätigkeit ein Ende gemacht hatte, begab er ſich 1804, aus Liebe zur Prinzeſſin Charlotte von Rohan-Rochefort, nach Ettenheim, im Badenſchen, wo er als Privatmann lebte. Die Veranlaſſung zu ſeinem tragiſchen Ende war wahrſcheinlich folgende. Durch die Bekenntniſſe eines gewiſſen Querelle und den von dem Gewürzkrämer Philipp ausgelieferten Briefwechſel der Herrn Michaud und Marguerite mit den königl. Prinzen, hatte Napoleon ziemlich verworrene Anzeigen erhalten, daß letztere einen Plan entworfen hätten, ſich des franzöſiſchen Throns zu bemächtigen, daß Pichegru, die Herzoge von Polignac u. A. an der Spitze der Unternehmung ſtänden, daß England ſie kräftig unterſtütze. Er glaubte alſo, ſich des Prinzen bemächtigen zu müſſen, den er als Mitglied des Bundes anſah, und aus deſſen Papieren er näheres Licht zu erhalten hoffte. Zu dem Ende ward der General Ordonner nach Straßburg geſchickt, welcher die Verhaftung des Herzogs und aller Perſonen ſeines Gefolges einem Escadron-Chef von der Gendarmerie übertrug. Nachdem dieſer am 14. März durch einige Gendarmen die Lage des Hauſes, welches der Herzog bewohnte, hatte auskundſchaften laſſen, ließ er in der darauf folgenden Nacht daſſelbe durch 3 bis 400 Mann, theils Soldaten, theils Gendarmen, umringen. Es wird Lärm; der Herzog, aus dem Bette ſpringend, greift nach einer Flinte, um ſich zu vertheidigen. Aber jeder Widerſtand wäre thöricht geweſen; denn die Uebermacht war zu groß, und ſo wurden der Herzog und der General Thümery, den man, durch die Namensähnlichkeit getäuſcht, für Dümouriez gehalten hatte, ein Oberſt von Grundſtein, ein Lieutenant Schmidt, ein Abbé, Namens Weinbrunn, und fünf Domeſtiken verhaftet und nach Straßburg geführt. Dies geſchah mit ſolcher Eilfertigkeit, daß man den Gefangenen nicht einmal erlaubte, ſich völlig anzukleiden. Am Morgen des 18. *) ward die Reiſe mit dem Herzog nach Paris fortgeſetzt; als man am 20. gegen Abend vor den Thoren der Hauptſtadt ankam, fand man den Befehl vor, den Gefangenen nach Vincennes zu bringen.

*) Nach dem Bericht eines Augenzeugen hatte der badenſche Hof den Herzog warnen laſſen; dieſer hielt jedoch die Gefahr nicht für ſo groß, und in der Meinung, es würden höchſtens ein Dutzend Gendarmen gegen ihn abgeſchickt werden, bewaffnete er alle ſeine Leute. Die Franzoſen gingen aber mit 2500 Mann Cavallerie und Infanterie, ſammt einigen Kanonen über den Rhein, und beſetzten alle Straßen. Der Herzog hatte übrigens Ettenheim um dieſelbe Zeit verlaſſen wollen, ſeine Sachen waren gepackt, und er ſchlief in jener Unglücksnacht auf dem Fußboden auf einer Matrazze. Als der Gendarmerie-Offizier in das Zimmer trat, legte der Prinz auf ihn an, fehlte ihn aber. Daß er, wie Einige erzählen, ſich den Franzoſen nicht genannt, iſt kaum glaublich. Sie ſchleppten auch nicht darum, weil ſie ihn nicht kannten, ſein ganzes Gefolge mit ſich über den Rhein, ſondern weil ſie Befehl dazu hatten. Es wurden zugleich alle Emigrirte in Offenburg verhaftet und nach Straßburg auf die Feſtung gebracht. In dem Ettenheimer Zollhauſe, auf der Heerſtraße von Offenburg nach Freiburg, ward dem Prinzen geſtattet, ſich anzukleiden.

Erſchöpft von Hunger und Ermüdung, war er kaum auf einem elenden Lager eingeſchlafen, als man ihn um 11 Uhr in der Nacht weckte. Er fand acht Officiere zum Kriegsgericht verſammelt. Die Richter, unſchlüſſig, welches Urtheil ſie fällen ſollten, fragten bei Napoleon an; ſie erhielten ihren Brief mit der Unterſchrift zurück: „Zum Tode verurtheilt;" und ſchon um 4½ Uhr Morgens war dieſes Urtheil im Graben des Schloſſes durch Gendarmes d'Elite vollzogen. Murat und ein Adjutant Napoleons waren dabei gegenwärtig. Der Unglückliche verlangte, daß man der Prinzeſſin von Rohan eine Locke, einen Brief und einen Ring zuſtellen möchte. Ein Soldat übernahm den Auftrag, aber der Adjutant riß ihm alles mit den Worten aus den Händen: Niemand darf hier Aufträge eines Verräthers übernehmen. Der letzte Augenblick kam; der Herzog ſtand und ſprach mit unerſchütterlicher Faſſung zu den Gendarmen: Wohlan, meine Freunde! — Du haſt hier keine Freunde, rief eine wilde Stimme — es war Murats Stimme. In dieſem Augenblicke fiel der Prinz. Allgemein war die Theilnahme, die ſein Tod erregte. — Fleury de Chaboulon, vormals Napoleons Cabinetsſecretär, erzählt: Die Kaiſerin Joſephine und die Prinzeſſin Hortenſe beſchworen Napoleon, dem Herzog das Leben zu laſſen. Cambacérès und Berthier ſtellten ihm aufs eindringendſte die ſchreckliche Nutzloſigkeit der beabſichtigten Verurtheilung vor. Er ſchien zu ſchwanken, als ſchon die Todesnachricht ankam. Ein ſo ſchnelles Verfahren hatte Napoleon ſelbſt nicht erwartet; er hatte ſogar dem Hn. Real befohlen, den Herzog zu verhören; aber Murat, der, von einigen Königsmördern aufgereizt, ſeiner Familie und ganz Frankreich durch Beförderung des Todes eines Bourbon einen großen Dienſt zu leiſten glaubte, hatte den Prozeß und die Vollziehung des Bluturtheils möglichſt beſchleunigt. Talleyrand, dem der Kaiſer ſogar öffentlich vorgeworfen hat, ihm die Verhaftung und den Tod des Herzogs angerathen zu haben, erhielt nun den Auftrag, den badenſchen Hof zu beſchwichtigen, und die Verletzung ſeines Gebiets vor den Augen von Europa zu rechtfertigen; und da Caulaincourt, der jedoch bis dahin (der jetzt allgemein verbreiteten Meinung entgegen) dieſer Sache durchaus fremd geweſen war, ſich gerade in Straßburg befand, ſo wurden ihm die deßhalb etwa nöthigen Unterhandlungen übertragen. Ludwig XVIII. und ſeine Kammern haben beſchloſſen, dem Herzoge ein Denkmal in der Kirche zu Vincennes ſetzen zu laſſen.

England, der ſüdliche Theil Großbritanniens (ſ. d. Art.) begreift im weitern Sinne das eigentliche England, das Fürſtenthum Wales, die Inſel Man und die Normanniſchen Inſeln, und enthält zuſammen 2634 Q. M. Die daſſelbe umgebenden Meere bilden an den Küſten eine große Menge von Meerbuſen, Baien, Buchten und Häfen. Eben ſo wenig fehlt es England an Flüſſen, darunter funfzig ſchiffbare. Die vornehmſten ſind: die Themſe (Thames) welche erſt bei Hentley, an der Grenze von Berkſhire dieſen Namen erhält, da ſie vorher die Iſis heißt, der Trent, welcher nach ſeiner Vereinigung mit der Ouſe den Namen Humber erhält, die Severne und die Merſey. Eine Menge koſtbarer Canäle ſind zur innern Verbindung des Landes angelegt (ſ. d. Art. Canäle.). An Seen iſt England nicht reich, die größten liegen im nördlichen Theile. Der größte engliſche Landſee iſt das Winander-Meer, mit lieblichen Partien, vorzüglich auf der größten ſeiner Inſeln. Noch reicher an romantiſchen Gegenden iſt der See Derwent-Water, mit ſchönen Wie-

ſenflächen und ſteilen Felſen umgeben. Auch findet man in einigen Gegenden Englands Sümpfe und Torfmoore, beſonders in Lincoln, wo das ſumpfige, moraſtige Land, ſo wie in Holland, mit Canälen durchſchnitten iſt. Der Boden Englands iſt theils eben, theils gebirgig. An der ſüdlichen Küſte ziehen ſich niedrige Hügel, an der ſüd-öſtlichen Küſte Kreideberge hin, und in den nordöſtlichen Provinzen, Norfolk und Lincoln, erhebt ſich der Boden kaum über das Meer, und enthält Marſchländer. Von dem ſüdweſtlichſten Punkte Englands an, zieht ſich an der weſtlichen Küſte ein immer höher aufſteigendes Gebirge, das ſich, bald mehr, bald weniger, der Mitte des Landes nähert, und das man das Gebirge von Cornwall nennt. Es nimt einen nördlichen Lauf, theilt ſich in mehrere Zweige, neigt ſich nach der Weſtküſte, macht die weſtlichen Grafſchaften gebirgig, und ſchließt ſich faſt an das Gebirge von Wales an, deſſen höchſter Gipfel, der Snowdon, ſich 3456 Fuß über das Meer erhebt. Das Hauptgebirge Englands iſt der Peak, deſſen Kette ſich durch die Grafſchaften Derby, Lancaſter und York erſtreckt, und beſonders in Derbyſhire äußerſt anziehende Partien mit den merkwürdigſten Höhlen, darunter die berühmte, mit den ſchönſten Stalaktiten bedeckte Höhle von Caſtleton, bildet. Reich ſind dieſe Gebirgsgegenden an Wundern der Natur. Steile Felſen ermüden das Auge, und tiefe Abgründe bieten ſich dar. Die höchſten Gipfel des Peakgebirges ſind der 4050 Fuß hohe Wharn und der 3987 Fuß hohe Ingleborough. Es erſtreckt ſich bis an das Cheviotgebirge, welches die Grenze mit Schottland macht. Das Clima Englands iſt feucht und veränderlich, ohne heitern Himmel, aber doch nicht ungeſund. In wenigen Ländern erreicht der Menſch ein ſo hohes Alter, und erlangt eine ſolche Körperſtärke, als in England. Sowohl Hitze als Kälte ſind ſehr gemäßigt, und der Winter iſt minder als in jedem andern Lande unter gleicher, und ſelbſt unter geringerer Breite. Der Froſt hält ſelten länger als 24 Stunden an, der Schnee verſchwindet in wenigen Tagen, und das ganze Jahr hindurch dauert das Vieh unter freiem Himmel aus. Im Ganzen iſt der Boden ſehr fruchtbar, zum Getreidebau und zur Viehzucht geeignet, und mit dem reizendſten Grün bedeckt; doch findet man auch noch viele Haiden und unangebaute Gegenden. Die Erzeugniſſe ſind: treffliches Rindvieh, ſo ſtark und kraftvoll, wie in wenigen Ländern der Erde, vorzüglich gute Pferde (ſ. d. eigenen Art.), viele Schafe, welche nächſt den ſpaniſchen die feinſte Wolle liefern, Schweine in Menge, große und ſtarke Hunde, vieles Federvieh, beſonders Gänſe, die man bis zu einer Schwere von dreißig Pfunden mäſtet, ein großer Reichthum von Fiſchen, Auſtern und Hummern; Raubwild gar nicht, und Speiſewild ſehr wenig. Man baut Getreide, mehr Weizen, weniger Roggen, ſehr gute Gerſte, doch muß häufig Getreide eingeführt werden, treffliche Gartengewächſe, Flachs, wenig Hanf, hinreichenden und guten Hopfen, Safran, Süßholz, Rhabarber, Obſt von vorzüglicher Größe, aber wäſſerig; ſtatt des Weins, welcher wegen des vielen Regens und der häufig bedeckten Luft fehlt, bereitet man Cider. Den Mangel an Brennholz erſetzt der unerſchöpfliche Reichthum an Steinkohlen; Bauholz wird eingeführt. Kein europäiſches Land liefert ſo viel und ſo gutes Zinn; ferner hat England Blei und Kupfer in Menge, vieles Eiſen, Waſſer- oder Reißblei, Arſenik, Zink, Antimonium, Kobalt, Galmei, die beſte Walkererde, Porzellanerde, Töpferthon und Pfeifenerde, Salz, welches jedoch nicht zum Bedarf hinreicht, treffliche Bauſteine, Schwefel, Vitriol, Alaun, Schiefer, Kreide, Alabaſter, Granit, Porphyr, Marmor, Feuerſteine,

mineraliſche Waſſer. — England hat, nach Verhältniß ſeiner Größe, eine ſtarke Bevölkerung. Sie beträgt über 10,800,000 Köpfe. Die Einwohner ſind entweder Engländer, die Nachkommen der alten Angeln und Sachſen, ein ſchöner und kräftiger Menſchenſchlag, deren Sprache eine Tochter der plattdeutſchen iſt, mit vielen lateiniſch-frieſiſch-franzöſiſchen und brittiſchen Wörtern vermiſcht; oder Walliſer, der weit geringere Theil, Ueberbleibſel der alten Britten, welche in Wales und auf der Inſel Man ſich unvermiſcht erhalten haben, durch Gaſtfreiheit, Gutmüthigkeit und Geſelligkeit ſich von dem ernſten, zurückhaltenden und ungeſelligen Engländer unterſcheiden, aber ſich in Armuth, Unwiſſenheit und Aberglauben befinden. Ihre Sprache iſt die alte kymmriſche, dieſelbe, die noch unter den Einwohnern von Bretagne geredet wird. Auf den normanniſchen Inſeln leben Franzoſen, die ein verdorbenes Franzöſiſch reden. Die herrſchende Religion in England iſt die ſogenannte Hochkirche, biſchöfliche, anglikaniſche, welche in ihren Hauptſätzeu der proteſtantiſchen ähnlich iſt, aber in den äußern Formen vieles von der römiſchen Hierarchie beibehalten hat. Die Regentenfamilie und alle Staatsbedienten müſſen ſie bekennen. Außer dieſer Kirche genießen alle übrige Religionsverwandte freie Duldung; man findet daher auch Catholiken, Lutheraner, Independenten, Arminianer, Arianer, Socinianer, Quäker, Methodiſten, Mennoniten, Herrnhuter und Juden. — Der Gewerbfleiß blühet in keinem Lande ſo hoch als in England, wo faſt die Hälfte der Einwohner in Fabriken lebt, und erſtreckt ſich auf die größten und kleinſten Bedürfniſſe des Lebens. Der Reichthum und Aufwand der Großen, der ſtarke Abſatz nach den Colonien und andern Ländern, die faſt ganz allgemeine Theilnahme an den Kunſterzeugniſſen, der Reichthum der Fabrikunternehmer, die bewundernswürdige Maſchinerie, die der Engländer in ſeinen Kunſtarbeiten anwendet, dadurch er eine Menge Hände erſpart, und die Waaren, ungeachtet ihrer Vollkommenheit, dem Ausländer zu einem geringern Preiſe liefert, als dieſer ſie in ſeinem Vaterlande kauft, befördern den Gewerbfleiß, und bringen ihn auf eine ſo hohe Stufe der Vollkommenheit und Ausbreitung. Das jährliche Arbeitserzeugniß der Fabriken wird, nach Abzug der rohen Stoffe, auf mehr als 114 Mill. Pfund Sterling geſchätzt. Die wichtigſten Fabriken ſind in Baumwolle, welche weit über 1 Mill. Centner Baumwolle verarbeiten, in Wolle, für welche nicht einmal die große Menge der inländiſchen Wolle zureicht, in Leder, Eiſen, Stahl, Meſſing, Kupfer, Zinn, Porzellan und Fayence, Glas, auch in Seide, Leinwand und Papier. Die Leder- und Stahlarbeiten werden faſt nirgends von der Güte und Schönheit gemacht. Man verfertigt in gleicher Vollkommenheit eiſerne Schiffe, Wagen und Brücken, wie die feinſten Stahlfedern und Uhrketten, und die vollkommenſten mathematiſchen, chirurgiſchen, optiſchen und phyſicaliſchen Inſtrumente. Berühmt ſind die Eiſengußwerke, die großen Gußſtahlfabriken und die Fabriken der plattirten Waaren. Die kurzen Waaren von Birmingham ſind in- und außerhalb Britannien die geachtetſten. Unter den Porzellanfabriken ſind die von dem berühmten Wedgwood am bekannteſten. Die Glasſchleiferei wird mit ſeltener Kunſt getrieben, und berühmt ſind beſonders die Luxusartikel aus dem herrlichen Cryſtallglaſe. (S. auch Engliſche Waaren). Die Zuckerſiedereien, Bierbrauereien und Branntweinbrennereien ſind gleichfalls ſehr wichtig. Eben ſo wichtig und ausgebreitet als die Gewerke, iſt der Handel Englands. Zur Beförderung dieſes Handels tragen die vortheilhafte Lage nebſt den vielen Häfen, die ſo hoch geſtiegene In-

duſtrie, die wichtigen Beſitzungen in andern Welttheilen, die große Bank zu London (ſ. Londoner Bank), nebſt den vielen Provinzialbanken, die Aſſecuranzgeſellſchaften, die in jeder großen Stadt vorhanden ſind, die Handelsverträge mit faſt allen handelnden Nationen, und die Handelsgeſellſchaften bei, worunter die oſtindiſche die wichtigſte iſt. Seit dem Frieden hat jedoch der brittiſche Fabrikhandel ab- und das Elend der arbeitenden Claſſe zugenommen. London hat faſt ein Drittheil des ganzen engl. Handels in Händen; dann folgen Liverpool, Briſtol, Hall ꝛc. England im engern Sinne begreift 40 Shires oder Grafſchaften; hierzu kommen noch Wales, welches in 12 Shires getheilt iſt, die Inſel Man und die normanniſchen Inſeln im Canale: Jerſey, Guernſey, Sark und Alderney (franz. Auvigny), das einzige, was England vou ſeinen ehemaligen Eroberungen in Frankreich gerettet hat.

Engliſche Bank, ſ. Londoner Bank.

Engliſche Gartenanlagen, ſ. Gartenkunſt.

Engliſches Horn (Corno inglese), eine vergrößerte, bogenförmige Hoboe; ſteht jedoch fünf Töne tiefer als die Hoboe, und daher muß (wenn gleich die Partien für dies Inſtrument gewöhnlich im Violinſchlüſſel geſchrieben werden), die Tonart, aus welcher das Stück geht, für das engliſche Horn um fünf Töne höher (alſo wenn z. B. ein Stück aus C geht, für dies Inſtrument in G ꝛc. geſetzt werden. Es hat bei weitem nicht das Angenehme, noch auch den großen Umfang des Baſſethorns.

Engliſche Kirche und Staatsreligion, ſ. die Artikel Anglicaniſche Kirche, Großbritannien, Diſſenters, Emancipation.

Engliſche Krankheit (Rachitis, Spina nodosa lateiniſch, la Nouëuse, la Chartre franzöſiſch, the Rickets engliſch), Rückenſucht, Lendenkrankheit, Verknüpfung, Doppelglieder, Zweiwuchs, iſt eine Modification der Skrophelkrankheit und faſt immer mit ihr verbunden, offenbart ſich größtentheils zwiſchen dem neunten Monat und dem zweiten Jahre, und ergreift vorzüglich die Knochen. Die Gelenkköpfe ſchwellen am Vorderarm, Unterſchenkel, an den Rippen und Wirbelfortſätzen; alle Knochen werden dick, weich, brandig, geſchwürig, ſie krümmen ſich (Beine, Arme, Bruſtbein, Rückgrath, Becken); die Zähne werden gelb, ſchwarz, ſchadhaft, fallen ſtückweis aus, und erzeugen ſich langſam wieder; dabei ſkrophulöſer Habitus, ſeltener Drüſengeſchwülſte. Auch Erwachſene können ſie bekommen; hier verläuft ſie ſchnell, und tödtet oft in vierzehn Tagen. Meiſtens befällt ſie Mädchen in ihrer Entwickelungsperiode, auch wohl früher. Bisweilen iſt ſie angeboren.

Engliſche Kunſt. Wir begreifen unter dieſer allgemeinen Ueberſchrift alles was wir über die Leiſtungen der Engländer im Fache der bildenden Künſte zu ſagen haben, und wir können uns dabei kurz faſſen. In der That iſt das in ſo mancher Hinſicht reich begabte England in dieſem Punkte arm zu nennen, und der göttliche Funken, der allein den höhern Künſtler macht, ſcheint in dem feuchten brittiſchen Clima verloſchen zu ſein. Kein engliſcher Maler, Bildhauer, Stein- oder Stempelſchneider, kein engliſcher Componiſt wird unter den erſten Künſtlern, die Europa hervorgebracht hat, genannt. Erſt die Mitte des vorigen Jahrh. ſah zu London, unter Reynolds Leitung, eine Art von Malerſchule entſtehen, aber wem könnte es einfallen, die größtentheils manierirten, in Erfindung und Farbengebung verfehlten

Arbeiten, ſelbſt der ausgezeichnetſten ihrer Zöglinge, eines Weſt, Weſtall, Opie ꝛc. den Schöpfungen der vorzüglichſten Maler des Feſtlandes an die Seite zu ſtellen? Am glücklichſten ſind die engliſchen Zeichner, wenn ſie, dem Ideal entſagend, ſich mit der Nachahmung gemeiner Natur begnügen; und dies iſt denn auch wohl Urſache, daß die Sculptur in England noch niedriger ſteht, als die Malerei, weil erſtere mehr dem Ideal, als der mechaniſchen Nachahmung angehört. In dem Art. Bildner der neuern Zeit, haben wir übrigens, unter Nr. 4., einige der beſten engliſchen Bildhauer aufgeführt. Engliſche Schaumünzen, die als Kunſtwerke zu betrachten wären, ſind uns noch gar nicht vorgekommen, und gehören alſo wenigſtens zu den Seltenheiten. Am mindeſten ausgezeichnet aber ſind Englands Bewohner im Fache der muſicaliſchen Compoſition, und nicht einem ihrer Tonſetzer iſt es gelungen, ſich in der Fremde einen Namen zu erwerben. Dagegen gedeihet alles, was zu den mechaniſchen Künſten gehört, und wobei der berechnende Verſtand vorherrſcht, die Phantaſie aber eine untergeordnete Rolle ſpielt, nirgend beſſer als auf den brittiſchen Inſeln. Die engliſchen Architekten, Inigo Jones und Chriſtoph Wren (ſ. d. Art.) ſind wirklich große Männer in ihrem Fache; die Leiſtungen der engliſchen Kupferſtecher- und Holzſchneidekunſt ſind, wie es ſcheint, noch immer unübertroffen, und die feſtländiſchen Optiker, Mechaniker und Metallarbeiter aller Art achten ſich für geehrt, wenn man die Erzeugniſſe ihres Kunſtfleißes ihren engliſchen Vorbildern an die Seite ſetzt.

Engliſche Literatur, Wiſſenſchaft, Poeſie und Theater. 1. Literatur und Wiſſenſchaft. Da die Sprache das Syſtem der eigenthümlichen Weltanſchauung eines Volks enthält, und dieſe nothwendig ihre Entwickelungszeiten, ihre Geſchichte hat: ſo wird auch die Sprache die Farbe dieſer Zeiten, welche ſie immer ſein mögen, an ſich tragen. Sehen wir nun auf das Geſchichtliche der engliſchen Sprache, ſo muß ſie, da Britannien anfangs von Celten bevölkert war, galliſches oder celtiſches Gepräge gehabt haben. Dieſe Entſtehung der Nation ſcheint unwiderlegbar, indem ſie durch die urſprünglichen Namen Albion, Ireland, Caledonien ſich ausſpricht. Nach Julius Cäſars Eroberung nahm ſie, wie denn Beſiegte ſtets, mehr oder weniger, der Sieger Sprache annehmen, von der römiſchen Sprache ihr Theil. Aber 400 Jahre nach Chriſti Geburt, als die Schotten und Picten gewaltſamer in den nördlichen Theil eindrangen, und die von Vortigern zu Hülfe gerufenen Sachſen unter Hengiſt und Horſa immer feſter ſich ſetzten, mußte in einer Reihe von 350 Jahren auch die ſächſiſche Sprache ihren Einfluß zeigen. Dänen drückten ihr hernach wieder ihr Gepräge auf, und endlich unter Wilhelm dem Eroberer die Normannen. So iſt denn die engliſche Sprache ein Gemiſch aus rein Engliſchem, Lateiniſchem, Angelſächſiſchem, Däniſchem und Normanniſchem. Jedes Volks urſprüngliches Leben enthält, als ſolches, die Elemente deſſelben, das Erkennen und Darſtellen, oder wie man dieſe Doppelſaiten des Lebens nennen will, noch in ungeſonderter, kräftiger Einheit, und die geſchichtliche Entwickelung, welche ſpäterhin erfolgt, iſt nur ein Auseinanderfallen dieſer Einheit, und ein Hervortreten einzelner, früherhin gebundener Momente. Man nennt dieſe Zeit die mythiſche, und weil, dem Geſagten gemäß, Mythus, als Darſtellung religiöſer Idee, und Geſchichte in dem gewöhnlichen Sinne noch ungetrennt ſind, ſo hat man ſie überall als die Zeit und das Gebiet der Fabel bezeichnet, und als unfruchtbar für die Geſchichte ausgeſchloſſen. Wie nun dies, wenn einmal Abſtraction eingetreten iſt, allerdings

nicht gemißbilligt werden mag, ſo iſt doch anderer Seits nicht zu läugnen, daß auch der abgeſonderte und für ſich betrachtete Mythus Gegenſtand der ergiebigſten Forſchung werden, und eine Ausbeute der herrlichſten Ideen geben kann und wirklich giebt. Auch Albion hatte eine ſolche Zeit, wodurch es ſeinen gemeinſamen Antheil an dem Menſchheitserbe, der Religion, erwies und als Glied in die Reihe eintrat. Wir enthalten uns jedoch, hier von dieſer Zeit zu handeln, theils weil es dieſe nicht unmittelbar gilt, theils weil ſie zu reich iſt, als daß ſie hier mehr denn obige Andeutung geſtattete. Erinnern wir aber an den König Arthus, an die Tafelrunde, an den fronen Gral, an den theuren Mörlin, ſo eröffnet ſich hier dem Kundigen ein reicher, ſich weit verzweigender Kreis von Fabeln voll tiefen Sinnes und ſchöner Deutſamkeit. Eben ſo übergehen wir das Blüthentreiben des Geiſtes in der Scholaſtik, welches an ſich gewiß höchſt merkwürdig iſt, und doch nur in Beziehung auf den beſchränkten Begriff von Bildung eines Volks, als lediglich durch ſeine Literatur Darſtellbares und Dargeſtelltes, oder auch auf die gereifte Frucht dieſes Strebens, mithin, genauer angeſehen, nur fälſchlich Barbarei genannt werden kann: eine Bemerkung, die bei den Engländern vielleicht eher als anderswo ſich aufdrängt, indem ihre Thätigkeit unmittelbar auf das bürgerliche Leben gerichtet iſt, und viele wackere Gelehrte, welche doch eben Bewahrer und Inhaber der Bildung ſind, gleichwohl nicht als Schriftſteller auftreten. So wird denn, nach obigen vorläufigen Einſchränkungen und ihren Gründen, auch hier jene Zeit als Ausgangspunkt gewählt, wo der Kaufmann William Caxton, bei ſeiner Rückkehr von einer weiten Reiſe, die Buchdruckerkunſt nach England brachte und in Weſtminſter, von 1474 an ungefähr, übte. Dem Geleiſe der Zeit folgend, machte er zuerſt mythiſch-religiöſe Werke bekannt, deren Gegenſtand die im ganzen Norden allgemein verbreitete Sage von der Abkunft der Franken und Sachſen aus Troja war: eine Sage, deren Sinn erſt jetzt vielleicht ſeine Würdigung finden möchte! Und wenn er ferner Claſſiker überſetzt lieferte in einer Zeit, wo die claſſiſche Literatur in England noch unangebaut war, ſollte das auch mißlungene Unternehmen nicht immer Dank verdienen? Iſt es ja doch die anbrechende Morgendämmerung, die immer heller und heller unter den Tudors heraufblühte. Denn von Claſſikern ging auch hier die Bildung aus. Ehe wir aber nun in das Einzelne eingehen, drängt ſich beim Ueberblick des Ganzen der engliſchen Literatur die Bemerkung auf, daß der große, aus der inſulariſchen Lage hervorgegangene, durch jahrhundertelange Kämpfe unterhaltene und gekräftigte, faſt übertriebene Freiheitsſinn und finſtere Hochmuth der Einzelnen, jener Republikanismus, den der große Alfred durch die Abtheilung des Landes in Shiren, durch Wahlen der Stellvertreter und ihre Verſammlungen, durch die Gerichte der Geſchwornen begründete, auch hier ſich wiederfindet. Sein Analoges findet ſich hier wieder in den mannichfaltigen Societäten; es zeigt ſich in der Richtung des Wiſſens auf die Brauchbarkeit für das Leben und ſeine Breite, ſo wie in der hieraus entſprungenen mindern Empfänglichkeit für Theorie und Speculation überhaupt. Es trit hervor in der Verfaſſung ihrer Univerſitäten und dem Gange des Studirens, und endlich in der Kräftigkeit einzelner dort erſcheinenden Genien, welche die Nation ſelbſt in ihrer freien Eigenthümlichkeit beſtärkend, man kann in mancher Hinſicht ſagen, bewahrt hat vor der franzöſiſchen Geſchmacks-Verfeinerung. Kann man aber ſeiner Seits nicht umhin, in dem angegebenen Charakter eine Einſeitigkeit anzuer-

kennen, und die hier- und dorthin ſich verbreitenden Nachtheile des mangelnden guten Geſchmacks zu bemerken, ſo muß man doch anderer Seits in dieſer ſtrengen, faſt herben Umriſſenheit oder Zeichnung immer die Kraft ehren und achten, welche ſchon oft Gewähr und Vermittlerin für alle Völker des europäiſchen Staatenbundes wurde, wenn es galt. — Man ſetzt drei Zeiträume der engliſchen Literaturgeſchichte feſt. In allen zeigt ſich, trotz des Antheils, den manche, faſt gelehrte Herrſcher an dem Fortgang der Wiſſenſchaften nahmen, theils durch Schriften, theils durch Anſtalten und Schenkungen, daß doch alles aus der Mitte der Nation ſelbſt hervorging, und durch ihre große Freimildigkeit, wie ſie, durch den Wohlſtand gehoben, nirgends ſich findet, gefördert ward. Der erſte Zeitraum, unter dem Hauſe Tudor, (1485—1603) nennt Heinrich VII., Heinrich VIII., (einen ſcholaſtiſchen Theologen, der gegen Luther de septem sacramentis ſchrieb, de instituenda plebe, eine Einleitung in die Grammatik, und auch dichtete), Eduard VI., den Kirchenverbeſſerer, die catholiſche, fanatiſche Maria und die gelehrte Eliſabeth; der zweite, unter dem Hauſe Stuart (1603—1702) Jacob I., einen wiſſenſchaftlich gebildeten Proſaiker und Redner, den unglücklichen Carl I., der Wiſſenſchaften beunruhigten Pfleger, den rohen Cromwell, den zweiten Carl, der, wiewohl üppig, doch die Societät der Wiſſenſchaften beſtätigte, Jacob II., Wilhelm III., welche ſämmtlich die Bibliotheken beſchenkten; der dritte endlich mit Anna die drei George. Wir werden zuförderſt den Gang der Wiſſenſchaft nach ihren einzelnen Theilen, dann den Gang der Kunſt in gedrängter Ueberſicht darlegen, und dabei von der äußern Pflege derſelben durch allerlei Anſtalten ſprechen. a) Philologie. Wie natürlich und ſchon oben bemerkt, war die Beſchäftigung mit Claſſikern der Griechen und Römer, als der zu höherer Bildung gediehenen Nationen, und mit ihren Sprachen der Ausgangspunkt und das Mittel werdender Bildung auch für die Britten. In Italien war dies Studium ſchon eher erwacht, und bereits nach 1490 verbreiteten William Grocyn, John Collet, Thomas Linacre und William Lilly die dort erlangte Kenntniß, beſonders des Griechiſchen in ihrem Vaterlande. Aber die erſten fruchtbaren Keime philologiſcher Bildung ſtreute ſieben Jahre darauf Erasmus von Rotterdam zu Oxford aus, trotz aller Hinderniſſe, die ihm der Weltgeiſtlichen befangene Heftigkeit, der Schüler minderer Beifall, Beſuch und Empfänglichkeit, dazu Seuchen und Unruhen in den Weg legten. Wiewohl er nun deshalb England verlaſſen hatte, beredeten ihn doch zwei fleißige und talentvolle Engländer, William Montjoy und Thomas Gray, zur Rückkehr, wo er mehreren ausgezeichneten Männern bekannt und vertraut ward, dennoch aber die Unterſtützung nicht fand, welche zu dauerndem Aufenthalt nöthig war. Angeregt waren wohl die Geiſter von dieſer Seite her; aber die Leiſtungen bis gegen das Ende des 16. Jahrh. noch roh und unbeholfen, wie Criſpins griechiſches Wörterbuch, nachmals von Grant herausgegeben, und einige Ueberſetzungen von Claſſikern erweiſen. Zwar ſtrebte ſchon die Proſa, ſich an jenen alten Muſtern nachzubilden; aber bei der Befangenheit in unſicherer und einſeitiger Wiedergabe antiker Weltanſchauung war das erwünſchte Gelingen nicht ſogleich möglich. Nur allmählig entdeckte der Britte in der ſo mächtig hervorſpringenden Oeffentlichkeit des antiken Lebens ſeine Verwandtſchaft mit den Griechen, beſonders aber den Römern, und ſo ward er für den Gehalt ihrer Werke zuvörderſt gewonnen, ohne daß doch die Sprache ganz unerörtert geblieben wäre. Zur Verbeſſerung eines griechiſchen

Wortſchatzes trug noch Roberſon Hill bei (1676); zu der Gründlichkeit einer lateiniſchen Thomas Holyacke (1677), und einige Jahre früher Fr. Goudman, welche im J. 1693 das cambridger verdunkelte. Die Neigung, die früher nur ſchwach auf das Hebräiſche ging, richtete ſich allmählig im 17. Jahrh. auch auf andere aſiatiſche Sprachen, und Bedwell, Eduard Pococke, John Greaves, Edm. Caſtle, Alex. Huiſch, Sam. Clarke, Thomas Hyde, Dudley Loft, Walton (die letztern Sechs Herausgeber der londoner Polyglotte), John Lightfoot, John Selden, Thomas Goodwin, John Spencer, John und Richard Pearſon, Ant. Scattergood erörterten und erläuterten die Alterthümer der Araber von mehreren Seiten und nach mehreren Richtungen. Eine ſyriſche Sprachlehre ſchrieb Will. Beveridge. Samaritaniſch verſtand Rob. Huntington, Perſiſch Greaves, Caſtle, Hyde, welche Sprachlehren, Wörterbücher und anderes hieher Gehörige bekannt machten, und Ed. Bernard wußte die Alphabete von 29 Sprachen aufzuſtellen. Im 18. Jahrh. erörterten griechiſche Metrik Richard Dawes, Thomas Burgeß, die Mundarten Mich. Mattaire; mit griechiſchen Grammatikern und Lexicographen beſchäftigte ſich John Toup. Wort- und höhere Critik, einzeln oder auch beide zuſammen, trieben Rich. Bentley, der an Combination, Scharfſinn und Reichthum der Kenntniſſe, wie durch logiſche Kunſt der Fürſt der Critiker geworden, Markland, John Taylor. Claſſiker wurden herausgegeben von Baxter, Bentley, Cunningham, Gatacker, Gale, Hudſon, Creech, Rowe, Simſon, Gregory, Wakefield, Daves, Zach, Pearce, Hearne, Waſſe, Barnes, Clarke, Upton, Mangey, Heath, Musgrave. Ueberſetzer waren Pope, Macpherſon, Potter, Weſt, Grainger, Francis, Garth, Brewſter, Thornton, Colman, Dryden, Beresford ꝛc. Die nordiſche Sprachkunde förderten Hikes und Price; die coptiſche Wilkins und Woide, die armeniſche William und George Whiſton; die phöniciſche und palmyreniſche Swinton. Hebräiſch trieben Lowth und Kennicot mit Fleiß und Geſchmack, arabiſch Channing, White, Jones, Dow, Gladwin, Davy, Sulivan, Gaudin, Nott, Ouſeley, Champion, Scott, Hadley. In Hinſicht auf das Indiſche und ſeine Mundarten iſt durch Holwell, Jones, Wilkins, Colebrooke, Wilford, Leyden ꝛc. und die Geſellſchaft in Calcutta überhaupt ein Schatz von Kenntniſſen in Umlauf gebracht, deſſen unermeßlich tiefe Ausbeute erſt im Fortgange der Zeit zu Tage kommen wird. Daß bei dieſer vielfachen Beſchäftigung mit vielen fremden Sprachen, bei dem Bedürfniß, welches die Form öffentlicher Verhandlungen in Rechtspflege und Staatskunſt herbeiführten, bei der Liebe und dem Stolz auf frühere einheimiſche Claſſiker, auch die engliſche Sprache durch Staatsmänner, Dichter, Geſchichtſchreiber zu immer größerer Vollkommenheit reifte, und an Umfang, Lauterkeit, Geſchmeidigkeit gewinnen, freilich aber auch, wie die Nation ſelbſt, etwas Conſtitutionelles, Verfeſtigtes bekommen mußte, war natürlich. Ob ſie aber in den letztern neuern Zeiten durch Verkehr und Einfluß der Franzoſen wirklich ſo viel gewonnen habe und ſo kräftig gediehen ſei, als durch die früheren kräftigen, in der Tiefe des Geiſtes der Nation wurzelnden Männer, unter welchen Shakeſpeare vor allen ausgezeichnet zu werden verdient, dies iſt eine Frage, deren Bejahung oder Verneinung von der tiefern Würdigung der Nation abhängt. So viel iſt indeß gewiß, daß Verfeinerung der Sprache, wie die Geſelligkeit ſie hervorbringt, an ſich mindeſtens noch nicht Bereicherung und Gewinn iſt, indem ja auch der Umfang ihres Gebietes von mehr oder minder tiefer vielſeitiger Ausbildung abhängt,

ſondern zuvörderſt durch die Gleichartigkeit mit den Elementen der Bildung und dann durch die inwohnende Bildbarkeit ſich als ſolche rechtfertigen muß. b) Theologie. Wie nun das öffentliche Leben beſonders und ſeine Schwingungen in England den Anbau der Sprachkunde förderten, ſo erging es auch in andern Wiſſenſchaften. In der Theologie war die äußere, oder wenn man es ſo nennen darf, die practiſche, nach dem Staate gekehrte Seite, nämlich die Kirche und ihre Geſtalt, das, wovon die Bearbeitung anhub, und deren Ausbildung durch vielfache äußere Reibungen verhältnißmäßig noch mehr fortſchritt, als durch die Methode des Studiums, wovon unten geſprochen werden wird. So ſtrebte Heinrich VIII., der durch ſeine ſchon erwähnte Schrift über die ſieben Sacramente gegen Luther für einen Glaubensbeſchützer galt, ſich vom Papſte zu trennen, und deſſen Einfluß auf die engliſche Geiſtlichkeit zu hemmen; aber, indem er hier ganz dem Nationalzug der Selbſtſucht getreu verfuhr, und mithin iſolirt wirkte, mußte wohl das Werk langſamer gehen und minder folgenreich und erſprießlich für die Bildung der Nation werden, als ſonſt der Fall iſt, wenn gemeinſchaftliche Kräfte wirken. Er hob, wie Eduard VI., mehrere Klöſter auf; aber hiemit war doch nur ein mögliches, bedrohliches Hinderniß gehoben, immer noch kein Förderungsmittel angegeben. Ja, als nun Maria, Heinrichs VIII. Tochter, dieſe geſchworne, ſchwärmeriſche Anhängerin des Papſtthums, zur Regierung gelangte, da wurden furchtbare Rückſchritte durch Feuer und Blut gethan, und der äußere Druck trieb Mehrere, die in ihrem Freiheitsgefühl ihn nicht dulden mochten, in das Ausland, aus welchem ſie, nach der Königin Tode, mit neuen Kenntniſſen bereichert und gekräftigt, unter die Regierung der Eliſabeth zurückkehrten. Wie damals bereits der Adel geſunken, ſo war das Volk an Wohlhabenheit und Selbſtvertrauen durch Ackerbau, Handel, Schiffahrt und Sieg über die Spanier geſtiegen. Der engliſche Freiheitsgeiſt trat auch in den Parteien der Puritaner, der Episcopalen und ſpäter der Methodiſten ungezügelt auf, und dieſe Leidenſchaftlichkeit, verbunden mit dem auf den äußern bürgerlichen Verkehr gerichteten Sinn, ſcheint keine der ſtillen und andächtigen Pflege und Ausbildung der Gotteskenntniß vortheilhafte Stimmung zu ſein. Aus ihr aber wird eben darum begreiflich, daß auch dies Studium unter den Engländern eine Einſeitigkeit gewinnen mußte, die es bis jetzt noch gehindert hat, zur Mündigkeit und Reife zu gelangen. Jener erwähnte Streit führte nur auf zwei, durch das gemeinſame Band der (verhältnißmäßig mehr betriebenen) Philologie verbundene Gebiete; einmal nämlich auf Patriſtik und Kirchengeſchichte, worin ſich John Fell, Beveridge, Wharton, Durell, Cave, Uſher, Bingham verdient machten (davon weiter unten), dann in das Feld der Auslegung. Hier arbeiteten Poole, Pococke und mehrere oben genannte Männer. Jacob I. ließ von 47 Gelehrten die ſogenannte Königsbibel ausarbeiten. An Dogmatik, als Darſtellung des höhern chriſtlichen Lebens, in wiefern der Einzelne durch das unter der Form des Chriſtenthums gegebene Ganze beſtimmt wird, kam es um ſo weniger, da dies eben die theoretiſche Seite, oder das Wiſſen um das chriſtliche Gefühl nach allen Seiten hin war. Vielmehr war früh ſchon durch Hobbes und Cherburg der Deismus ausgebreitet, dem ſich John Templer, Eduard Gr. von Clarendon, William Howel widerſetzten. Im 18. Jahrh. waren Tindal, Tolland, Collins, Woolſton, Morgan, Chubb, Shaftesbury, Bolingbroke Deiſten, und fanden an Ed. Chandler, John Buttler, Lardner ihre Gegner, die ſich des Chriſtenthums

annahmen. So fortdauernd iſt die Schwankung nach beiden Seiten bis auf die neueſte Zeit geweſen, daß noch immer die Streitigkeiten der Diſſenters und die Beweiſe der chriſtlichen Religion die merkwürdigſten theologiſchen Erſcheinungen ſind. Da Stolz der Idee des Chriſtenthums ſo fremd iſt, daß er vielmehr ſein Feind und gerader Gegenſatz wird, auch der Nationalſtolz unſittlich iſt, ſo iſt dieſe Erſcheinung, die Sprödigkeit gegen das Chriſtenthum, in England zwar nicht befremdlich, aber ein Zug, welcher beweiſet, daß die eigentliche Höhe der Bildung, bei manchen Tugenden, dieſem Volke doch fremd ſei. Trotz der Bemühungen Sim. Patricks, Lowths, Clarke's, Hammands, Pyle's, Whitby's, Doddridge's, Locke's u. A. war die Wiſſenſchaft der Auslegung nicht gründlich ausgebildet. Im 18. Jahrh. ſammelte John Mill, mit Widerſpruch Whitby's, erſt Varianten, nach ihm Kennicot, Letzterer aus maſorethiſchen Handſchriften. Grabe war bei Herausgabe der ſiebzig Dolmetſcher, Robert Holmes bei ſeinem critiſchen Apparat dazu unterſtützt. Dennoch leuchteten die Engländer hervor, da ſich die Deutſchen noch nicht dieſer Wiſſenſchaft angenommen hatten, die aber auch hier, wie in allem Wiſſenſchaftlichen, raſch, tief und kühn eindringend ſie allmählig verdrängten. c) Jurisprudenz. Gleich auffallend zeigte ſich der engliſche Nationalzug des Stolzes und der republikaniſchen Selbſtſucht in Hinſicht auf Rechtswiſſenſchaft. Denn nie erhob ſie ſich bei ihnen zu einer allſeitigen Anſchauung der Staatsbildung und ihrer Formen, wie die Weltgeſchichte ſie darſtellt. Nur das eigene Leben ihres Staats zu bilden, war ihr Drang und ihre Bemühung, und ſo ſehr waren ſie von je in das öffentliche Leben verſchlungen, daß ſie weniger dazu gelangen konnten, das, was wirklich vorhanden, als Ergebniß ihrer Geſchichte, im Geiſte und auf die von ihm gefoderte Weiſe nachzubilden und zu erklären. So ward das römiſche Recht nur von den Geiſtlichen geſchützt nnd aufrecht gehalten, als Pfeiler ihrer Oberherrſchaft, indeß die Nation vor allem ihr einheimiſches behauptete und lehren ließ. Dies geſchah durch die beiden Inns of chancery, Lehrſäle für Anfänger im gemeinen Rechte, und of court, für höhere Bildung. Auch hier ging Alles auf das für das Leben Brauchbare hinaus, und Theorie war nur dem Privatfleiß vorbehalten, der in dem Sinne der Nation eben nicht viel Nahrung und Unterſtützung fand. Das common Law galt einzig, und war ſchon von John Forteſcue 1440 einzig erhoben in einer oft überſetzten und herausgegebenen Schrift. Ein Compendium deſſelben ſchrieb Ed. Littleton 1645, Inſtitutionen Ed. Coxe. Lehrſtühle waren nicht. Verhältniſſe des Nationallebens führten zur Erörterung des See- und Staatsrechts durch Selden. Filmer und Hobbes waren Monarchiſten, Milton, Sidney, Harrington, Locke Republikaner. Auch im 18. Jahrh. geſchah wenig für theoretiſche Rechtswiſſenſchaft. Nur Viner ſtiftete zu Oxford einen Lehrſtuhl, den Blackſtone zuerſt betrat, der Verfaſſer eines Commentars über das gemeine Recht, zu welchem Woodſon reiche Nachleſe hielt. Außerdem beſchäftigte man ſich nur mit Sammlungen von Rechtsfällen, Herkömmlichkeiten, Entſcheidungen der größeren engliſchen Gerichtshöfe, meiſt ohne Ordnung und Idee, nur noch brauchbar durch die ſogenannten Grammatiken, oder Ueberſichten einzelner Rechtslehrer. Praktiſche Rechtslehrer von Gewicht gab es dagegen viele, wie John Holt, Somers, Cowper, Harcourt, Jekyll, King, Parker, Raymond, Gilbert, Talbot, Ryder, York, Murray, Prat, Dunning, Thurlow, Eden, Wedderburne, Erskine, Romilly. Von dieſen allen im Drang des practiſchen Lebens ausſchließlich und mit Luſt

Befangenen hat nur Taylor und nur in antiquariſcher Rückſicht über die zwölf Tafeln, und ein Lehrbuch, und Hyliff neue Pandecten geſchrieben. d) Medicin. Nicht beſſer erging es in der Arzneikunde; denn auch ſie beſchränkte ſich auf den Gebrauch, uud ihr Studium ging auf beiden Univerſitäten, Oxford und Cambridge, von der allgemeinen Grundlage der Philologie, Mathematik und Logik aus, im Leben erſt ſich weiter fortbildend. Auch hier hat es jedoch, wie dies unter den Engländern in jeder Wiſſenſchaft iſt, nicht an einzelnen großen Köpfen gemangelt, welche, beſonders in der Anatomie, große Entdeckungen gemacht haben. Schon unter Carl I., machte Harvey bedeutende Erfahrungen über den Blutumlauf. 1651 beſchrieb Wharton alle Drüſen und entdeckte die Speichelgänge in den Backendrüſen, Clopton Haver die glandulas mucilaginosas, Francis Gliſſon die Irritabilität; Bidloo gab Abbildungen des menſchlichen Körpers mit Text von Cowper; Sydenham verwarf viel Hypothetiſches im Practiſchen, als Antiphlogiſtiker. Große Aerzte waren die Hunters und Cruikſhank. Einen vollſtändigen Unterricht bildete erſt Edinburgh. Merkwürdige Anatomiker ſind die beiden Monroe, Practiker Mead, Huxham, Pringle, Heberden, Baker, Darwin, Brown, Jenner, der Erfinder der Brutalimpfung, Currie. Die Chirurgie ward erſt 1745 von den Barbiergeſchäften getrennt und Prüfungen unterworfen. Außer den Vorleſungen, welche darüber gehalten werden, giebt es auch noch Schulen genug, worin Cheſelden, Poll, Nourſe, Sharp, Hunter, Bell ꝛc. ſich gebildet haben. In der Entbindungskunſt war 1763 Smellie berühmt, und Aitkin (1789) durch ſein Lehrbuch. (Ueber den neueſten Zuſtand vergl. die neue Folge des Werks, Art. Engliſche Medicin.) e) Naturwiſſenſchaft. Für dieſe war zwar bereits 1518 zu Oxford vom Cardinal Wolſey, ein Lehrſtuhl errichtet, zwei Jahre früher war ſchon ein Kräuterbuch erſchienen, dem 1550 Turners und 1597 John Gerards Kräuterbuch folgten; aber einzig und ganz dem engliſchen Geiſte gemäß wirkte Francis Baco von Verulam 1605 auf ſie. Auch er verwies, wie unſer Göthe ſagt, in allem lediglich an die Erfahrung, an das Weite und die grenzenloſe Empirie, und veranlaßte dadurch eine ſolche Methodenſcheu, daß Unordnung und Wuſt als das wahre Element angeſehen ward, in welchem das Wiſſen einzig gedeihen könne; freilich nicht ohne Widerſpruch Bodley's, der dagegen alles auf Maximen zurückführte. Sein Zeitgenoſſe Will. Gilbert beſchäftigte ſich beſonders mit dem Magnet und machte ſchätzbare Entdeckungen, z. B. Glaselectricität; ſo auch Will. Barlow; 1645 entſtand die Geſellſchaft der Unſichtbaren zu London und Oxford, welche die Naturwiſſenſchaft zum Gegenſtand ihrer Unterſuchungen machte. Hier wurde, nach Göthe's Schilderung, viel Merkwürdiges erkundet, aber die Furcht vor Autorität, (nullius in verba war ihr Wahlſpruch), die Richtung auf das Wirkliche, Gegebene durch Bacon, bewirkte auch hier eine Spaltung der Theorie und Praxis, und veranlaßte allerlei Hypotheſen ohne Methode der Erfahrung und rationale Behandlung. Robert Boyle, Hook, Iſaac Newton, dieſe geniale, tüchtige Natur, bei der doch manches Wahnbild einſchlich, Halley, der über die Abweichungen der Magnetnadel ſo viel Erfahrungen machte, John Woodward zeichneten ſich beſonders aus. Einen botaniſchen Garten ſtiftete 1632 zu Oxford Dauby, ein Naturaliencabinet 1662 Cradescant, Vater und Sohn, ein anderes Will. Courton. 1629 beſchrieb John Parkinſon 3800 Pflanzen, und im folgenden Jahr gab Thomas Johnſon ein engliſches Pflanzenverzeichniß. Will. Horn's brittiſche Flora erſchien 1650 und wurde ſpäter von John

Hill umgearbeitet. Eben ſo beſchäftigten ſich mit Botanik Rob. Moriſon, John Ray 1690, Thomas Millington, der die befruchtende Kraft der Staubfäden entdeckte, welche nachher Nehem. Grew und Sam. Morland erwieſen und beſtätigten. In der Zoologie arbeiteten rühmlich Walt. Charlton, 1668 bis 1671, Fr. Willoughby (ſt. 1672), John Ray (geb. 1628, ſt. 1705). Im 18. Jahrh. lehrte Wilſon die Electricitätsverſtärkung, Watſon und Franklin entdeckten die poſitive und negative Electricität. Auch Cavendiſh machte herrliche Entdeckungen hierüber, und war durch ſeine Entdeckung des Oxygens 1774 eigentlicher Vater der antiphlogiſtiſchen Chemie, deren Entdeckung ſich die Franzoſen gern zuſchreiben möchten. Crawford gab eine neue Theorie der thieriſchen Wärme. Indeß blieben alle Erfindungen beſonders auf das Empiriſche gerichtet. So lehrte Steph. Hales das Seewaſſer trinkbar machen, maß die Luftreinigkeit durch Kerzen, erfand Luftkiſten für Kriegsſchiffe, Gefängniſſe ꝛc. In der Chemie entſchied ſich Will. Higgins für das antiphlogiſtiſche Syſtem. Kirwan, Prieſtley, Hatchet, Davy, einer der geiſtreichſten Chemiker, exprimentirten emſig. Forſcher in der Naturgeſchichte waren John Hill, John Fr. Miller. Eliſabeth Blackwell trieb 1741 Botanik. Nur allmählig folgte man Linné. John Hill 1756 war der erſte, hierauf John Miller. Endlich kaufte Smith Linnés Cabinet und ſtiftete die Linnéſche Geſellſchaft. Aiton, königlicher Gärtner zu Kew, pflegte als Kenner die ſchönſten exotiſchen Gewächſe, und machte ſich durch die claſſiſche Beſchreibung des Pflanzengartens, dem er vorſtand, ſehr verdient. Curtis gab ein botaniſches Magazin heraus. George Edwards 1743—1751 eine Naturgeſchichte der Vögel, Thomas Pennant 1763—1783 eine Zoologie, John Latham ein Naturſyſtem aller Vögel, Adams ſchrieb über die Infuſionsthierchen, deren er 359 verſchiedene beſchrieb, John Ellis über Corallen und Zoophyten, Thomas Mertyn eine Conchyliologie, A. Trembley Naturgeſchichte von Madera und Barbados, Lawſon Naturgeſchichte der Carolinen. f) Mathematik und Aſtronomie wurden wegen ihrer Brauchbarkeit für das Leben, beſonders für die Schiffahrt ꝛc., von den Engländern ſehr betrieben. Ueber algebraiſche Gleichungen ſchrieb, wiewohl unbemerkt und wirkungslos, ſchon 1579 Thomas Harriet. 1614 machte John Neper Logarithmen bekannt, die 1624 Henry Briggs verbeſſerte. 1622 ſtiftete Smile einen Lehrſtuhl zu Oxford für Geometrie und Aſtronomie, Cutler einen für Mechanik; und überhaupt ward Mathematik die Grundlage aller Studien. 1655 ſchrieb John Wallis über die Lehre vom Unendlichkleinen, fand auch mehreres in Geometrie und Algebra. Leslie gab eine Geometrie, geometriſche Analyſe und Trigonometrie heraus. Großer Kenner der griechiſchen Geometrie und Herausgeber mehrer griechiſchen Mathematiker war Barow, der auch 1662 die erſten Gründe der Analyſis des Unendlichen entwickelte. Er war Vorgänger Newtons, der 1669 die Theorie unendlicher Reihen erfand, die Fluxionenrechnung ꝛc. In der practiſchen Mechanik war Wren, der Baumeiſter der St. Paulskirche, ausgezeichnet durch manche Erfindung. In der Optik herrſchten Gregory, Barrow, Newton. 1675 beobachtete Halley in St. Helena die Länge und Breite der Sterne unter dem Südpol. Hook deutete ſchon auf die Newtoniſche Anziehung. Flamſteed kannte 2866 Fixſterne. Vimce ſchrieb eine Aſtronomie und über die Gravitation. Aber immer mehr ging alles auf Beſſerung der Schiffahrt und Fabriken hin, und die Theorie, beſonders die höhere Mathematik, trat ganz zurück. Nur Mac Laurin war noch großer Algebraiſt. Clarke ſchrieb über Entdeckungen im

Meere. Smith 1738 war Optiker, wie Bradley 1762. Wollaſton gab ein Sternenverzeichniß, Maskelyne machte ſich um practiſche Aſtronomie verdient. In der Schiffbaukunſt waren Bartow und Robertſon berühmte Theoretiker, und 1792 ward dafür eine Geſellſchaft errichtet, da Frankreich England überbieten zu wollen ſchien. g) Philoſophie. Natürlich giebt ſich der Mangel an Sinn für die ideale Seite der Welt am meiſten kund in der Bearbeitung der Philoſophie, dieſer Grundwiſſenſchaft aller übrigen. In Oxford herrſchte Scholaſtik, in Cambridge Neuplatonismus. Thomas Gale verſchmelzte ſie 1677 mit Theologie, Henry More 1787 mit Cabbala. Neuplatoniker und Chriſt war Cudworth. Baco's Richtung iſt ſchon oben erwähnt. Hobbes wandte ſich beſonders zu Staatsrecht und Politik, und hatte Algernon Sidney, wie James Harrington zu Gegnern. Alles war Empirismus, und ſo mußte 1690 Locke ſehr gelegen kommen. Hume's Scepticismus trat Thomas Reid entgegen, deſſen Syſtem in des Schottländers Dugald Stewart Bearbeitung neuerlich viele Anhänger gewonnen hat. Paleys Grundſätze der Politik und Moral fanden großen Beifall. Forſyth's Moral und die geſchätzten Unterſuchungen über den Geſchmack, von Aliſon und Knight, wie andere Werke, ſind doch nichts, was deutſche Tiefe anſprechen könnte. h) Geſchichte. Auch in der Geſchichte neigt ſich der Britte wiederum zur Geſchichte im engern Sinn hin, als dem Organismus des Staats, beſonders ſeiner eigenen. Denn von patriotiſchem Intereſſe, man möchte ſagen von Nationalſtolz, gingen dort die beſſern Geſchichtſchreiber aus. Raph. Holinshead ſammelte 1577 und 1587 die Chroniken von England, Schottland und Irland. 1587 trug Harriſon aus geſchriebenen Urkunden eine Geſchichte von England zuſammen, und Commelin ſammelte die engliſchen Geſchichtſchreiber des Mittelalters, nach ihm Henry Smile und Will. Camden. Eine allgemeine Weltgeſchichte hatte 1614 Walt. Raleigh angefangen, aber wegen kalter Aufnahme nicht fortgeſetzt. Annalen des A. und N. T. gab 1650 Uſher, eine Chronik 1652 Ed. Simſon heraus, wie Thomas Pierce Robinſons Annalen. Um Chronologie machte ſich 1649 und 1672 John Marſham verdient, nicht Newton. Indeß wurden immer Quellen der engliſchen Geſchichte geſammelt durch Roger, Twysden, Selden, Fell, Gale. Engliſche Kirchengeſchichte bearbeitete Cave 1674 in ſynoptiſchen Tafeln und eine Literaturgeſchichte der Kirchenſchriftſteller. Von engliſchen Biſchöfen und Erzbiſchöfen gab Wartons Anglia sacra Nachricht. Fullers berühmte Männer von England, Woods Athenae Oxonienses ſind nicht zu vernachläſſigen. Auch gehören hieher Beveridge, Warton, Duvell, Uſher, welche Kirchenverſammlungen, Kirchengeſetze, Gebräuche und Alterthümer mannichfach erläuterten. 1730 lieferte eine Geſellſchaft die allgemeine Weltgeſchichte, aus welcher Guthrie und Gray 1764—1767 einen Auszug machten. Die römiſche Geſchichte bearbeiteten Ferguſon und Goldſmith, die griechiſche derſelbe Goldſmith, Gillies und Mitford, den Verfall des römiſchen Reichs Gibbon, die Geſchichte Carls V. und der Entdeckung von Amerika Robertſon. Auswärtige neuere Staatengeſchichte lieben ſie nicht, aus Stolz. Nur erſt in den Zeiten der bedrohlichen Napoleoniſchen Dynaſtie ſahen ſie ſich danach um. Für die innere eigene ſammelte Rymer (ſt. 1714) noch Urkunden, wie Manning, Aſtle, Fenn, Lodge, Morgan, Howard, Harley, Sommer, Macki; Kriegsalterthümer der Römer in Britannien, Leroy. Though, Carle und Smollet bearbeiteten dieſe Stoffe noch roh. Dieſe übertraf weit Hume, der aber, überreich geworden, ſie nur bis auf Wilhelm III.

führte, wie der beſonders für Culturgeſchichte lehrreiche Henry wieder nur bis auf Heinrich VIII. Neuerer Zeit ſind Dalrymple's Memoires von Großbritannien, Cunninghams Geſchichte von England und des berühmten Charles James Fox Geſchichte Jacobs II. nicht unwichtig. Für Biographie dient die Biographia Britannica, der brittiſche Plutarch, Johnſons Leben der engliſchen Dichter, Maſons Biographie Grays ꝛc. Eine Geſchichte der Muſik gab Burney. Fanner, Granger, Berrenhout ſchrieben über die Gelehrten in allen drei Reichen, Mackenzie über die gelehrten Schotten, über deren Dichter Irving, über Ireland Campbell, über die Schickſale der Arzneikunde Aikin, über die Fortſchritte der Botanik Pultney. Heraldiker waren Bolton, Gillim, Gore; Numismatiker Evelyn; Geographen des Inlands Camsden, Purchas-Harcour. Zahlreich ſind überhaupt ihre Reiſebeſchreiber, wie Herbert, Gage, Brown, Jeſſelyn, Fryer, Burnet, Ovington, Maundrel, Waſer, Smith, wie ihre Welt- und Entdeckungsreiſen. Geachtet iſt Andersons und Macphersons Handelsgeſchichte. Chartenverbeſſerer waren Moll, Jeffery, Faden, Dury, de la Rochette, Kitchin, Dalrymple, Rennel, Arrowſmith. Ausländiſche Geographie iſt dagegen meiſt ſchlecht beſtellt; ſelbſt für Büſching konnte man keine Empfänglichkeit und Theilnahme wecken. Unter den unzähligen Reiſebeſchreibern nennen wir Churchill, Campbell, Streens, Dalrymple, Hawkesworth, Commodore Byron, Wallis, Carteret, Cook, Mulgrave, Portlock, Dixon, Vancouver. Für einheimiſche Statiſtik arbeiteten Pennant und Sinclair, für Staatswirthſchaft Stewart, Smith, Price. — Von einem Ueberblick des in den Wiſſenſchaften Geleiſteten können wir uns nicht abwenden, ohne die allgemeine Bemerkung zu wiederholen, daß von jeher der Wohlſtand und der Patriotismus der Engländer den Wiſſenſchaften mehr Vorſchub, als irgendwo, gethan haben. Dies beweiſen theils mehrere reich gewordene Gelehrte, wie Pope, Hume, Blackſtone, Hawkesworth, Gibbon, Paley, theils die vielen von Privatmännern angelegten und unterhaltenen Cabinette, wie das brittiſche Muſeum, das Lewerſche, das Aſhmolſche, die Preisvertheilungen, ferner die zur Förderung einzelner Wiſſenſchaften geſtifteten Lehrſtühle; und häufige gelehrte Geſellſchaften, Bibliotheken, wie die des brittiſchen Muſeums, Sions-College, Banks, Radcliff, Bodley, Catham ꝛc. Ganz der Freiheit der Nation gemäß, gemäß dem Wohlſtande, wodurch Sinn und Neigung des Einzelnen für dies oder jenes Fach geweckt und unterſtützt wird, darf man eben den Einzelnen, wie ſie für ſich hierin wirkten, weit mehr Einfluß und Verdienſt zuſchreiben, als der Regierung, deren Wirkſamkeit in dieſer Hinſicht weit zurücktrit, und die Würde und Kraft des Volks nur mehr hervorhebt. Rechnen wir hieher, blos als Gegenſatz, die Univerſitäten Oxford und Cambridge, ſo ſpringt dies ſehr in die Augen. Zugleich wird aber auch an ihrer Verfaſſung der engliſche Nationalcharakter nur klarer. Eine eigentliche Akademie, als ausgeſprochenes, treffendes, durchaus gegliedertes Abbild der Eigenthümlichkeit des Wiſſens der Britten, iſt wohl nicht zu ſuchen, und es iſt bereits aus Obigem klar, wie immer nur einzelne Köpfe und Talente mit großen und vorgreifenden Entdeckungen auftraten, aber kein gemeinſames, beſonnen nach innen wirkendes Streben nach Wiſſenſchaft ſich zeigte. Wie dies nun ganz dem Stolze und der Freiheit der Engländer zuſagte, ja nothwendig aus ihnen hervorging, ſo wurde es auch durch die in der That läſſige und ſchlechte Verfaſſung jener beiden Univerſitäten unterhalten. Auch hier war und iſt kein Ganzes, durch ſeines

Baues Gliederung und Ausdruck Anſprechendes, Belebendes und Haltendes. Dazu hat es die Unempfänglichkeit für Theorie nicht kommen laſſen. Wie demnach für mehrere Wiſſenſchaften gar kein Unterricht, für andere nur ein unvollſtändiger, der Freiheit, ja der Willkür der Lehrer überlaſſener Unterricht ertheilt wird, aber auch hierin noch die Studirenden wiederum ihre Freiheit geltend machen, und die Talente der Einzelnen mit geringen Fingerzeigen meiſt ihrem eigenen Triebe und Feuer überlaſſen werden, dies dünkt uns ein Wechſelverhältniß zu bilden, deſſen Vortheile und Nachtheile einem deutſchen Geiſte leicht bemerklich werden. Mathematik, Logik und claſſiſche Philologie ſind das Einzige, was als Grundlage aller Studien am ernſteſten betrieben wird. Claſſiſche Literatur findet noch am meiſten ihre Verehrer, ſo daß jetzt ſogar Stimmen dagegen, als etwas den Geiſt in die Banden der Einſeitigkeit Schlagendes erhoben worden ſind. In den übrigen Wiſſenſchaften wird nach vorläufigen mangelhaften Ueberſichten, Fingerzeigen und Rathſchlägen, wodurch die Theorie dem Privatſtudium überlaſſen wird, öffentlich alles nach außen und auf die Praxis bezogen.

II. Engliſche Poeſie. Es iſt ſchon aus dem bisher Geſagten begreiflich, daß auch in der Poeſie ein ſo ganz auf öffentliches Leben und Bürgerlichkeit in höherem Sinne geſtelltes Volk, zumal mit dem tiefen, ja ſchwerfälligen, ſtarren Ernſte, der ihm eigen iſt, ſich mit andern Völkern, im Ganzen genommen, nicht wird meſſen können, obwohl es auch hier glänzende Genien geben wird, als deren Inbegriff wir wiederum den unſterblichen, einzigen Shakſpeare nennen, der alle Elemente ſeines Volks in ſich zuſammenfaßt, ſelbſt das eigenthümlichſte, am trefflichſten von ihnen ausgebildete, den Humor. Aber eben dies Hervortreten des Humors zeigt auch wieder, daß die Poeſie zurückweichen mußte, indem das Komiſche, deſſen (der neuern Zeit angehöriges) Element der Humor iſt, theils das Widerſpiel der herrſchenden Richtung einer Zeit, theils das der Poeſie iſt. Darum nun erliſcht der Humor dort nie, und ſetzt ſich, ſo zu ſagen, faſt in ein Gleichgewicht mit der Wiſſenſchaft; wohl aber trit die Poeſie nicht ſelten weit zurück. Schon die überwiegende Neigung, die ſich ſeit den früheſten und in den angeblich beſten Zeiten kund giebt, zu einer Art derſelben, nämlich der beſchreibenden, welche in den letztern Zeiten ſogar noch der geographiſch-topographiſchen Richtung der Nation dienen mußte, verräth eine Einſeitigkeit, welche der Poeſie fremd iſt. Dazu klingt, bewußt oder auch bewußtlos, Shakſpeare überall durch, wo noch etwa Poeſie waltet, und, wenn einige die Seite derſelben, durch welche ſie an die Sprache rührt, mehr ausbildeten, ſo wirkte theils hierin die Zeit mehr, theils möchte es doch wohl dem Gemüth an Friſche, Tiefe und Zartheit der Anſchauung fehlen. Einige Blicke in die Geſchichte werden dies lehren. Sammler von altromantiſcher Poeſie ſind Percy, Ellis und Ritſon. Da Heinrich VIII. ſelbſt Verſe, beſonders Sonette, machte, ſo wurde dies begreiflich Hofton, und Wyat und Surrey ſchrieben bereits vor 1547 Verſe. Borde und Heywood ſchrieben 1556 Epigramme und Poſſen, Sackville poetiſche Lebensbeſchreibungen; Ch. Tye brachte ſogar die Apoſtelgeſchichte in Verſe. Die durch Provenzalpoeſie angeregten Verſuche blieben roh, und Chaucer (ſt. 1400) der nur nach franzöſiſchen Muſtern mit geiſtreicher Gewandtheit dichtete, war nicht volksthümlich. Kein bedeutender Sänger erſchien, bis auf Spenſer (N. Ausg. v. Todd in 8 B.) und Waller in der letzten Hälfte des 16. und der erſten des 17. Jahrh. Sie, die in der Idylle arbeiteten, erwarben ſich Verdienſte um Weichheit und Melodie der

Sprache, wie ſchon Sidney ſich in dieſer Gattung verſucht hatte. Spenſer war arioſtiſch reich an Erfindung, verſchwenderiſch bis zur Verwirrung, Erfinder der neunzeiligen, nach ihm genannten Stanze. Daſſelbe Verdienſt erwarben ſich Cowley und Milton, der Dichter des verlornen Paradieſes (eines im Einzelnen erhabenen Gedichts, das aber in den letzten 6 Büchern gewaltig abfällt, und durch den Krieg zwiſchen Gott und Satan, deſſen Ausgang ſo unzweifelhaft iſt, nicht viel Theilnahme und Spannung erregt), der, über die Rauhheit der Sprache klagend, ſie nach italieniſcher Melodie zu moduliren ſuchte; und Dryden, der bei vielen dulcibus vitiis des Syſtems fein war, von zartem, reizbaren Sinn (N. Ausg. v. Walter Scott in 18 Bdn.). Donne war Satyriker, Denham 1600 bis 1640 beſchreibender Dichter, Buttler komiſcher Epiker. Seit der Regierung der Königin Anna waren Lehrdichter: Pope, der Dichter beſonders von Abälard und Heloiſe, correct, witzig, aber ohne romantiſche Phantaſie, Pathos und Erhabenheit, mehr ſatyriſch, als gemüthvoll; Young, oft ſchwülſtig; und Akenſide; beſchreibende: Thomſon und beſonders Goldſmith, Crabbe, Cowper, Campbell, Woodsworth; Epiker: Pope und Glover; Satyriker: Swift; Elegiker: Gray, der jung verſtorbene Schottländer Bruce, Langhorne; Fabeldichter: Gay; Odendichter: Collins und Penroſe. Durch die Ueberſetzungen ſpaniſcher und italieniſcher Dichter, welche Mickle, Hoole und Hayley fertigten, gewann die Sprache ebenfalls. Und auf dieſe Weiſe bildeten ſich geiſtreiche und muſterhafte Proſaiker, wie Burke, Sheridan, Mansfield, Erskine, Sherlock, Drydale, Blair, Hume, Robertſon, Gibbon, Richardſon, Fielding, Goldſmith!, Addiſon, Steele, Shaftesbury, Cheſterfield, der treffliche Sterne und andere mehr. Wer nun das Ganze jener dichteriſchen Leiſtungen der Engländer überſieht, und in einer Zeit von 60 bis 70 Jahren, von der Mitte der Regierung Eliſabeths bis zur Reſtauration, glänzende Namen wie Shakſpeare, Spenſer, Sidney und andere fände, müßte wohl geſtehen, daß allerdings zum Theil Rieſenwerke Eines Volks mit ſcharf gezeichneter Volksthümlichkeit hier vollendet worden. Wie anders auch, da die Zeit ſo glücklich war, daß der Hang der Vielwiſſerei und die davon unzertrennliche Sonderung und Vereinzelung die in ſich geſammelte Geiſteskraft noch nicht gebrochen und zerſtreut hatte? da noch kein Meiſtern und Mäkeln den Flug des Geiſtes lähmte? da das öffentliche Leben in einer großen Bewegung war, die ſchmählichen Feſſeln des Papſtthums gänzlich abzuſtreifen? Schon die Proſa war durch Jeromy, Taylor, Barrow, Hooker, Bacon ꝛc. höchſt gediegen geworden. Die Bürgerkriege förderten eben ſo ſehr ſtarke Geiſter, als ihre ſtürmenden Wetter den Schmetterlingsſtaub der Phantaſie verwehten. Hierauf ſchlich ſich der franzöſiſche Geſchmack mit ſeinen feinen Schicklichkeiten und ſeinem Anſtandszwang ein, und ein witziger, prahleriſcher, glänzender Styl gewann die Oberhand, freilich auch ein ſchulgerechterer, künſtlicherer. Es war etwas Weltliches, Städtiſches, Verſtändiges und Schälkiſches darin, was dem König und ſeinen Höflingen, die vom heitern franzöſiſchen Hofe herkamen, und den tiefern ſchweren Ernſt verſchmähten, beſſer gefiel; ſtatt zarter Phantaſie, Satyre und Sophiſterei, ſtatt großer Gemüthsaufwallungen, künſtliche Declamation, ſtatt Shakſpeare's weltumfaſſender, weltgeſchichtlicher Sprache, Dryden's Perſönlichkeiten und Unflätereien, wie dies ſeine Traveſtien Shakſpeare's und Miltons am beſten beweiſen. Dryden war zu ſeiner Zeit unſtreitig der größte Dichter Englands, Meiſter ſeiner Sprache wie Keiner, und hätte er nur ſeines Landes frühere Muſter vor Au-

gen behalten, hätte er ſich fern von politiſchen Parteiungen, Höfen und Schauſpielhäuſern gehalten, er hätte eine unvergängliche Schule geſtiftet. Addiſon ward der Höhepunkt jenes ausländiſchen Styls. Seine Aengſtlichkeit, Seichtheit und Beſchränktheit, ſein Mangel an allem Leidenſchaftlichen und Glänzenden verrathen auch keine Spur ſeiner Landsmannſchaft mit Shakſpeare. Pope iſt geiſtreicher, geſchmackvoller und belebter, aber, wie ſchon geſagt, Satyriker, Moraliſt, Witzbold, Kunſtrichter, nur nicht Dichter. Dazu fehlt es ihm an Phantaſie und Leidenſchaft. Er hat höchſtens eine Poeſie des Stadt- und höhern Ständelebens. Prior hatte noch feinen Scherz, luſtige, leichte, maleriſche Erzählungsgabe mit Witz und Schalkheit aus jenem Styl in ſeine Verſe herübergerettet. Unter der Königin Anna war dieſe Seuche aufs höchſte geſtiegen, und fiel ſeitdem immer mehr und mehr. Thomſon zog wieder etwas in das ältere Volksthümliche, und gewann ſich, trotz ſeiner Schwerfälligkeit, doch viel Verehrer. Young hatte von beiderlei Styl, von dem, der uns Urſtyl heißen mag, und von dem ausländiſchen etwas, nicht eben Gefühl und Leidenſchaft, aber eine reiche Phantaſie, welche indeß, ſtatt in leichten Spielen, glänzenden Schilderungen ſich zu ergießen, in das Epigrammatiſche oder auch in froſtige Uebertreibung umſchlug. Er wollte wie Pope ſchreiben, und war doch von Natur mehr an Cowley und Shakſpeare gewieſen, ward alſo unbeholfen und unnatürlich. Akenſide und Gray ahmten die Alten nach. Collins und Goldſmith ſchufen nur wenig. Cowper warf endlich die franzöſiſchen Feſſeln ab ,und ſchrieb wieder frei in alt-engliſchem Geiſte. Wohl hat er mancherlei Fehler, aber ſeine lautere, reizende Natürlichkeit entſchädigt reichlich. Seitdem nun klagten die engliſchen Kunſtrichter über ein gefliſſentliches Rückſchreiten zum Alten, ja Veralteten, Wilden und Regelloſen, welches ſie die Lakeſchule nannten, weil ſie ſich um die Seen von Cumberland beſonders durch Wordsworth, Southey, Miß Baillie, Coleridge, gebildet haben ſoll. Dabei nennen ſie unſern deutſchen Aftergeſchmack als die unſelige Schule jener Verſchrobenheit; hätten ſie aber bedacht, daß, wenn Kunſt und namentlich auch Poeſie ſich ausgelebt haben, wenn das große Weltleben ſelbſt ausgelaugt iſt, und keine eines edlen Gemüths würdige Ausbeute mehr giebt, Schwankungen und Rückſchwankungen in eine beſſere Vorzeit ſchon als Uebergangs- und Vorbereitungsmomente zu einer neuen Zeit natürlich, ja unausbleiblich ſind, daß überhaupt die Bildungsperiode eines jeden Volks immer Einen Mann aufzeigt, in welchem, wie in einem Feuerheerde, die Strahlen der Vor- und Nachwelt ſich zuſammendrängen, ſo würden ſie vielleicht ſich ſelbſt eher betrauert, als uns bezüchtigt haben. Ja, wäre es ihrer ſtarren, ſtolzen, finſtern Eigenthümlichkeit möglich geweſen, die welthiſtoriſche Bedeutung einer Natur, wie unſer Göthe iſt, zu faſſen, ſo würden ſie wohl über den beiherſpielenden Bildern der Zeit, nicht das Bleibliche und die Andeutung einer andern Zeit überſehen haben. Da jedoch, nach einem italieniſchen Sprichwort, nur die Zeit ein ehrlicher Mann iſt, und ein Seher ſeiner Zeit und ſeinem Lande am wenigſten gilt, ſo möge dies auf ſich beruhen. Zu läugnen iſt freilich nicht, daß auch unter uns eine bis zur Götzendienerei und Abenteuerlichkeit gehende Hinneigung zum Romantiſchen Statt gefunden. Aber leichter allerdings, als mit Engländern und Franzoſen, welchen letztern jene es doch nur nachſchwatzten, möchte man ſich mit Deutſchen mindeſtens darüber verſtändigen können, daß das Romantiſche nicht etwa eine nur modiſche Laune unſerer Tage, ſondern Grundzug aller modernen

chriſtlichen Bildung ſei, der mithin nicht zu verläugnen, wenn auch etwa eine Zeit lang zu verbergen oder zu verzerren wäre, der aber nur durch den Gegenſatz einer ſeichten, lockern Alltäglichkeitspoeſie eigentlich doch verzerrter ſchiene, als er in der That wäre. Uebrigens ſind die Erſten unter den Sängern der neuern Zeit, wie Walter Scott (der Dichter des Lay of the last minstrel, der Lady of the Lake und and.) William Wordsworth (der Verf. der lyriſchen Balladen und Gedichte), Robert Southey (der Dichter der Madoc, des Curse of Kehama, der Ioan of Arc, des Thalaba) und Byron, — von welchem hernach, — eingeſtandenermaßen hochbegabte Genien, für welche zum Theil auch die Stimme des Volks gar laut und entſchieden ſpricht. Wie viel nun aber daran ſei, wenn früher einige engliſche Kunſtrichter das Weſen der neueſten Poeſie auf antiſociale Grundſätze und Rouſſeauſche kränkliche Empfindſeligkeit, Unzufriedenheit mit dem gegenwärtigen Zuſtande der Geſellſchaft, moraliſche Paradoxie und Sehnſucht nach einer unerreichbaren wollüſtelnden Tugend und Vollkommenheit, auf Kotzebueſche Einfalt und Schillerſche Kraft, auf Cowpers ungeſchlachte und rauhe Verſification, untermiſcht mit Ambroſe Philipps Unſchuld, zurückführen wollten, (ſ. Edinb. review, Bd. 1. S. 84.), dies bedarf um ſo weniger noch jetzt Beachtung, da dieſelben ſeitdem das Streben der neuern Dichter richtiger würdigen gelernt haben. Zu vergeſſen iſt indeß dabei nicht, daß die geſchriebene Poeſie, welche Kunſtwerke der Wortſprache ſchafft, etwas anderes iſt, als jene in dem früheſten Leben eines Volks ſich ausſprechende, welche mit Theologie und Magie in Eins zuſammenfällt. Ein großer Theil des Tadels jener Kunſtrichter aber betraf Sprache und Vers, welche von den eben gangbaren, gleichſam conſtitutionell gewordenen, mehr oder weniger abwichen. So iſt es auch Lord Byron ergangen. Eine glühende Phantaſie, eine zarte Sinnigkeit, neben herber, grollender, menſchenfeindlicher Einſeitigkeit, loſer Behandlung und Verflechtung des Stoffs und der Sprache, kurz eine geiſtreiche Verdrießlichkeit und ein überſatter Lebensekel, der ſich mit Paradoxien ſpannt, ein düſterer Unmuth, der dem Leben den Scheidebrief zugeworfen hat, und ſich noch mit den Bildern der Phantaſie tröſtet, ſind allen ſeinen Werken aufgeprägt. Sie werden einzelnen Stimmungen zuſagen, ja willkommen ſein, nicht aber den Menſchen in jene heitern Bereiche beſchaulichen Friedens entzücken, welche die Heimath der Poeſie ſind. Natürlich giebt es auch in dieſer Schule Nachtreter und Abarten, und die Klagen über Verſchrobenheit, Sprachverderbung ꝛc. hören nicht auf. Könnte denn aber England, ſo weit es welthiſtoriſch gewürdigt werden kann, mehr als Einen Dichter, vorzugsweiſe, und einen andern als Shakſpeare haben und verlangen? Sollte es wohl nöthig ſein, die Peter Pindar, Moore, Radcliff, Edgeworth, O'Keefe, O'Donnel, Morgan, Milman und eine Menge anderer in Reihe und Glied aufzuzählen? Einiges jedoch noch unter der nun folgenden Nummer.

III. Engliſches Theater. Wir haben bei der vorſtehenden Ueberſicht vorſätzlich die dramatiſche Poeſie und ihren Fortgang unerörtert gelaſſen, um ſie, als das höchſte Erzeugniß, im Ganzen zu betrachten. Eine weitläufigere geiſtreiche Würdigung hat A. W. Schlegel in ſeinen dramaturgiſchen Vorleſungen geliefert, dem wir hier zum Theil nachzugehen für Pflicht halten. Wie überall entſprang auch in England das Schauſpiel zunächſt aus der Religion, und ſchloß ſich ihr zuerſt an. Und ſo waren denn die Moralities und Mysteries hierin das Urſprüngliche. Für das erſte hält man die Wunder der heil.

Catharine. Unter Heinrich VIII. wird Every man als das erſte angeführt, worauf Hycke-scorns und Interlude gefolgt, dann unter Eduard VI. Justy Juventus; dabei auch noch die Tragicomödien. 1551 wird ſchon Gevatterin Gurton's Nadel von J. Still erwähnt, das, bei aller Niedrigkeit, doch viel Komiſches haben ſoll. Es wurden auch ſchwache Verſuche in der Form der antiken Tragödie gemacht. Forrex und Porrex, oder das Trauerſpiel von Gorboduc, aus den erſten Zeiten der Eliſabeth war, wie Muſtapha, geiſtlos. Die ſpaniſche Tragödie war das erſte ernſte Stück, unſicher und bombaſtiſch. Lilly ſchrieb Campaspe; er war ſüßlich, verſchroben. Marlow's Eduard II. kunſtlos, aber treu und einfältig. Der Flurſchütz von Wakefield und Grim der Köhler von Croyden gehören auch noch zu den Anfängen des engliſchen Theaters. Dies altengliſche Theater hatte nun zwar wohl Maſchinerien, aber keine eigentliche Decorationen. Denn in einiger Entfernung von den Wänden hingen Teppiche. Im Hintergrunde war eine über die erſte erhöhte Bühne. Man ſpielte am Tage. Parterre war unter freiem Himmel. Tracht war die gewöhnliche, etwa Federbüſche auf den Hüten und Roſen auf den Schuhen. Knaben ſpielten Frauenrollen. Muſik war in den Zwiſchenacten nicht. So fand Shakſpeare die Bühne. Daß ſein Zeitalter ungebildet geweſen, darf man wohl nicht behaupten. Die Regierung der Eliſabeth brachte England in hohen Flor durch Handel und Schiffahrt. Die Luſt an den Alten war aufgeregt, wie an den Erzeugniſſen der Italiener und Spanier. Der Geiſt der Geſelligkeit war keck, kräftig, muthwillig, witzig, und nach mehreren Schilderungen und Darſtellungen Shakſpeare's zu urtheilen, gab es einen feinen Hofton. Denn, wie ein Dichter auch rieſenmäßig über ſeine Zeit hervorragen und die noch in ihrer Tiefe unentwickelt ſchlummernden Keime herauffördern möge, nie wird man ihn doch ganz unzuſammenhängend mit ihr nennen können. Shakſpeare hatte ſich ſchon früher nicht blos als dramatiſcher Dichter hervorgethan, und als letzterer genoß er allgemeine Achtung und Verehrung. Dies, wie die glänzende Aufnahme ſeiner Stücke, trotz der wenigen äußern Hülfsmittel der Darſtellung, erweiſet ebenfalls wieder, daß ſein Zeitalter wohl nicht roh geweſen ſein könne. Es iſt hier der Ort nicht, dieſes Dichters unergründliche Herrlichkeit weiter zu verfolgen, eben ſo wenig, als manche über ihn im Schwange gehenden Vorurtheile zu widerlegen; ſeine Bildung iſt, wie alle große und einzelne Bildung, faſt den Feſſeln der Zeit und der Geſchichte entflohen, und über ihm ruhet, wie über dem Uranfang des Menſchengeiſtes, ein heiliges mythiſches Dunkel. Wir bemerken nur kürzlich, daß ſeine Werke eine ſo durchaus gegliederte harmoniſche Anſicht der Welt und des Geiſtes verkünden, daß beide ſich ewig in einander ſpiegeln und wechſelſeitig Symbol für einander werden, wodurch ſich gewiß das Weſen eines wahrhaften, hohen Dichtergeiſtes beurkundet und ausſpricht. Er war ein Herzenskundiger, ſeine Charakteriſtik iſt tief eingreifend und wahr. Unerſchöpflich iſt die Fülle des Individualiſirens in ihm, worin ihm vielleicht kein Dichter gleich kommen möchte, ein Moment des Drama, der gerade dem neuern Drama als Aufgabe vorgelegt iſt! Außer den 34 allgemein ihm zuerkannten Stücken giebt es vielleicht noch manche, die mehr oder weniger ſeinen Einfluß erfuhren. Ueber andere iſt man faſt gewiß, daß Shakſpeare ſie geſchrieben, und unter uns hat Tieck angefangen, mehrere hervorzuziehen. Dahin rechnet Schlegel den Perikles, Prinz von Tyrus, den londner verlornen Sohn, Thomas Lord Cromwell, Sir John Oldcaſtle, ein Trauerſpiel

in Yorkſhire. Manche Stoffe ſcheint er umgearbeitet zu haben. Bei dieſem Meiſterthum iſt es wohl nicht befremdlich, daß er, wie oben geſagt wurde, durch die geſammte dramatiſche Poeſie der Engländer mehr oder weniger durchtönt, ohne doch je erreicht zu werden. Dagegen unterliegen ſelbſt talentvolle Männer der herrſchenden Zeitrichtung und ihren Gebrechen. Dies erweiſet ſich an Shakſpeare's Zeitgenoſſen und Nachfolgern, von welchen er gleichſam der Mittelpunkt zu nennen iſt. Jüngere ſind Ford, Dekkar, Marſton, Webſter, Field, Rowley, reine Nachahmer. Chapman, der Ueberſetzer des Homer, ſchrieb die Thränen der Wittwe nicht ohne komiſches Talent; Heywood ein bürgerliches Trauerſpiel, die durch Güte getödtete Frau, kunſtlos und leicht. Uebrigens war Heywood ſehr fruchtbar, denn er hat 220 Stücke geſchrieben. Ben Johnſon, von Shakſpeare ſehr geſchätzt, unterſtützt und aufgemuntert, wähnte, ſich über ſeinen Meiſter erheben zu können, weil er mehr Schulgelehrſamkeit beſaß als dieſer. Er war fleißig, critiſch, mühſam, aber ohne Anmuth und Pathos, wie ſeine Catilina und Sejanus beweiſen. Im Luſtſpiel war er vorzüglicher, wiewohl ihm ein ſchwerfälliger, ſatyriſch-römiſcher Zug, in der Intrigue Mangelhaftigkeit, Unwahrſcheinlichkeit und methodiſche Breite eigenthümlich blieben. Beaumont und Fletcher, die ſchon bei Shakſpeare's Lebzeiten über 50 Stücke ſchrieben, ihm immer nachtretend, waren fruchtbar, leicht und biegſam, nur zu ſehr alles auf Erfolg berechnend. Auch ſie waren im Komiſchen vorzüglicher, hatten natürlichen Ausdruck, waren aber frech und unanſtändig. Die zwei edlen Vettern, der Ritter von der brennenden Mörſerkeule, die treue Schäferin, ſind bei Schlegel ausführlicher beurtheilt. Ihnen ſehr ähnlich ſind Maſſinger (beſte Ausg. v. W. Gifford in 4 Bdn., eine frühere von Coxeter und Maſon) und Shirley. In dieſer Reihe alter Dichter herrſcht eine gewiſſe Raſchheit und Natürlichkeit, die aus Unſtätheit und Unordnung des Dialogs hervorgeht, in welchem eine große Vorliebe für Wortſpiele ſichtlich iſt. Ihr Styl iſt meiſt gewandt und gebildet, zuweilen mit einem Beiſchmack von Zwang und Verwickelung, oft geſucht kurz, aber gehoben durch glücklich hingeworfene Bilder, durchaus faſt gefärbt mit einer unverkennbaren Treuherzigkeit und Zierlichkeit. Von 1647—1660 blieben durch Veranlaſſung der Puritaner die Bühnen verſchloſſen, und nun wurde der Hofton Carls II. eine Mode, die auch in die Kunſt überging, und dieſer Ton war ſittenlos und unanſtändig. Durch Davenant wurde Opernmuſik eingeführt und das Decorationsweſen verbeſſert. Lange blieb Dryden Liebling des Publicums. Seine Fehler zog der witzige Herzog von Buckingham in ſeiner Schauſpielprobe (the Rehearsal) gehörig durch. Ihm ahmte Anfangs Otway nach, der im eigentlichen Sinne verhungerte. Sein gerettetes Venedig, ſeine Waiſe ꝛc. verrathen manche gute Anlage, und ſind nicht ohne tiefes Gefühl und eigenthümliche Zeichnung, bei vieler Unanſtändigkeit und Mangel an Compoſition. Nun machten ſich Wicherley und Congreve bekannt, pflanzten aber auch auf ihre Nachfolger im Luſtſpiel mehr oder weniger ſittenloſe Unanſtändigkeit und unzierliche Form fort. Zu dieſen Nachfolgern gehören Farquhar, Vanbrugh, Cibber, Steele u. A. Anſtändiger, aber auch nüchterner wurde das Luſtſpiel unter Anna. Colman, der von 1768—1773 Mitunternehmer am Theater im Coventgarden, und 1777 Eigenthümer der Schaubühne auf dem Haymarket war, machte ſich als tüchtigen Charakteriſtiker bekannt. Garrik arbeitete Shakſpeare oft, wie es ſcheint, nach ſehr eiteln, perſönlichen und beſchränkten Anſichten um, und ſchrieb auch

ſelbſt für das Theater. Foote's Luſtſpiele ſind meiſt ſehr nachläſſig in der Anlage und Ausführung, die Charaktere aber originell und launig individualiſirt. Cumberland hat Weltton und Umgangsſprache, iſt aber flüchtig, herzlos. Murphey, Sheridan, die beiden Frauen Cowley und Inchbald übergehen wir als nicht beſonders auszeichnungswerth. Setzen wir zu dieſen angeführten dramatiſchen Dichtern noch einige im Trauerſpiel, ſo iſt die Geſchichte der Bühne ziemlich ausgemeſſen. Wir nennen Nic. Rowe, geſt. 1718. Er bewunderte Shakſpeare und war gefühlvoll, rührend. Addiſons Cato iſt ein froſtig franzöſirendes Stück, das vom Römiſchen nichts hat. Thomſon ſoll ſehr correct, aber mehr für Leſer als Zuſchauer ſein. Eben ſo wenig ausgezeichnet iſt Young. Lillo ſtellt häusliche und bürgerliche Lebensſcenen in gekünſtelter blumiger Sprache dar. An Moore, dem Verfaſſer des Spielers, rühmt man Charakteriſtik und Situationen, an Brooke's Stücken leidenſchaftliche, oft declamatoriſche Sprache, an Claron Hill Regelmäßigkeit und Correctheit, jedoch ohne leidenſchaftliche Stärke. Horne, Glover, Mallet, Robinſons haben nicht viel Einfluß gewinnen können. Glover ſchrieb Medea mit griechiſchen Chören in den Zwiſchenacten. In der neueſten Zeiten iſt auch in England die dramatiſche Kunſt immer mehr in Verfall gerathen. Die herrſchende Richtung auf das äußere bürgerliche Leben und ſeine Verhältniſſe, beſonders Handel ꝛc., iſt freilich ganz folgerecht dieſelbe geblieben, wenn auch die Stürme der letzten Jahre hier manches gehindert haben. (Ueber den gegenwärtigen Zuſtand der dramatiſchen Kunſt in England vergl. man den Art. London, Abtheil. Theater.) Wa.

Engliſche Malerei und Engliſche Muſik, ſ. Engliſche Kunſt.

Engliſche Pferde (Blood horses, chevaux de race). Dieſer Schlag von Pferden iſt in England nicht einheimiſch, ſondern aus Veredlung durch Hengſte aus Nordafrika, Arabien und Perſien entſtanden. Die Eigenthümer wetteiferten, durch Preiſe von der Regierung dazu aufgemuntert, wer die ſchönſten Pferde zu ziehen verſtände, und die Wettrennen (ſ. d. Art.) wurden ein Nationalfeſt der Pferdeſchau. Auch der hohe Preis der Sieger im Wettlauf und der Luxus der Großen, ſolche Renner zu beſitzen, reizte die Pferdehändler, ihre Sorgfalt auf dieſen Gegenſtand zu verdoppeln. Man kaufte Stuten von edler Abkunft und ſchönem Gebäude, um Füllen davon zu ziehen, oder berühmte Hengſte, von denen ein Sprung mit 10, 20, 60, ja mit 100 Guineen bezahlt wurde. Da nun dieſer Gewinn 30 bis 40 Mal des Jahres möglich war, ſo glaubte man nicht zu theuer kaufen zu können. Noch Andere ſpeculirten auf den Gewinn der Summen, die beim Rennlauf gewettet wurden. So ſoll der Eigenthümer des Eclipſe mit dieſem Wettrenner 50,000 Guineen gewonnen haben; und manches Pferd, das ſein Herr mit 2 bis 3000 Guineen erkaufte, brachte ihm binnen wenig Jahren 10 bis 12,000 Guin. ein. Das Ausland ſuchte mit Begierde engliſche Pferde zu kaufen; dies trug noch mehr zur Vervollkommnung der engliſchen Pferdezucht bei. Indeß war die Ausfuhr der Hengſte verboten, und wenn auch einzelne auf das feſte Land kamen, ſo wußte man die Zucht davon nicht gehörig einzurichten, oder man hatte in England Pferde von der zweiten oder dritten Güte gekauft, welche oft den einheimiſchen Schlag, wie dies in der Normandie der Fall war, verſchlechterten. Uebrigens iſt in England die Pferdezucht überall gleich blühend. Man kennt keinen Unterſchied in der Güte nach der Provinz; doch unterſcheidet man zwei

ganz verſchiedene Schläge, die ſich nicht mit Vortheil vermiſchen laſſen, von dem dritten, welcher allgemein iſt, veredelt heißt und die eigentlich ſogenannten engliſchen Pferde begreift. Die erſte Art ſcheint in England einheimiſch zu ſein. Sie iſt 4 Fuß bis 4 F. 4, 5 Zoll hoch, von ſtarkem Bau, kleinen Kopf, dicken Halſe und ſehr ſchlanken Beinen. Dieſe Pferde werden ohne beſondere Sorgfalt in den Gebirgsländern, Cornwallis, Devonſhire, Wallis und Schottland, gezogen. Sie ſind unermüdet und ſehr ſichere Bergläufer. Die zweite Race begreift die Zug- und Laſtpferde, die muskelkräftig, wohl und ſtark gebauet, und wahrſcheinlich flandriſchen Urſprungs, doch durch ſorgfältige Zucht ſehr vervollkommnet ſind. Die zahlreichſte iſt die dritte, die durch mehrere fremde Arten veredelte Race, welche alle Jagd-, Reit-, Kutſch- und Cavalleriepferde begreift. Die ſchönſten darunter, was Ebenmaß und Geſtalt betrifft, ſind die Renner (Race-horses, chevaux de course), die entweder urſprünglich von einem edlen fremden Hengſte und einer berühmten engl. Wettläufer-Stute, ebenfalls aus fremdem Geſchlechte, oder von zwei edlen Miſchlingspferden, oder endlich von einem veredelten Geſchlechte überhaupt abſtammen, daher es unter denſelben mancherlei Abſtufungen giebt. Im Allgemeinen ſind ſie 4 F. 7—10 Zoll hoch; ſie haben einen ſtarken, glatten Kopf, große Augen, lange Ohren, einen etwas langen Hals und eine hohe, etwas ſchmale Bruſt; der Bauch iſt wenig vorſtehend; die Gelenke an den Beinen ſind ſtark, der Bau des Rückens faſt gerade geſtreckt, die Schenkel lang und muskulös; übrigens haben ſie ſchöne Verhältniſſe, kräftige Formen, eine feine Haut, durch die man jede Muskel, beinah jede Ader ſieht, und die ſtatt der Striegel nur mit ſcharfen Bürſten berührt wird, kein Haar an den äußern Gliedmaßen u. ſ. w. Die gewöhnliche Farbe iſt dunkel braunroth, mit Abzeichen am Kopfe und weißen Flecken an den Füßen. Eigenthümlich iſt ihnen die beträchtliche Senkung des Vorderbugs und die faſt horizontale Lage des Beckens, ſo daß beide einen Winkel bilden, deſſen Spitze höher und deſſen Oeffnung weiter geöffnet iſt, als bei jeder andern Race. Dieſer Bau begünſtigt unſtreitig das weite Ausgreifen und daher den ſchnellen Lauf des Pferdes. Eben darum iſt es aber auch zum Reiten weniger bequem, ſondern wird faſt allein zum Wettlauf gebraucht, und daran ſchon mit 18 Monaten oder 2 Jahren gewöhnt. Iſt es dazu nicht mehr brauchbar, ſo nimt man es zur Zucht. Findet man ein ſolches Pferd zum Wettrennen nicht tauglich, ſo wird es zum Kutſchpferde genommen. Nächſt den Rennern werden die Jagdpferde (hunters, hunting-horses) am meiſten geſchätzt, mit 120 — 300 Guineen bezahlt, je nachdem ſie ſicher und leicht über ungleichen Boden anhaltend lange laufen (einen guten Wind haben, ſagen die Engländer) und über Graben und Hecken ſetzen können, oder nicht. Man nimt zu dieſer Zucht gern normänniſche Stuten und einen Wettrenner; doch kommt es hierbei weniger auf die Zucht, als auf die Abrichtung an. Eben ſo wählt man zu Reitpferden (Saddle horses) nicht die ſchönſten, ſondern die ſicherſten und bequemſten. Die zur Jagd und zum Reiten nicht mehr tauglichen Renner braucht man als Vorderpferde bei den Poſtkutſchen (Coach-horses, Stage-horses). Zu den Deichſelpferden nimt man gewöhnlich ſtarkgebaute Kutſch- oder Zugpferde. Noch giebt es Pferde, Ponies, Galloways u. ſ. w. genannt, die man zum Reiten und als Einſpänner gebraucht. Sie ſind ſehr klein, werden auf der Weide von gemeinen Ackerpferden gezeugt, kommen Winter und Sommer in keinen Stall, laufen aber geſchwind und haben einen

ſanften Gang, daher ſie gewöhnlich als Reitpferde von Frauen und Kindern gebraucht werden. (Vergl. d. Art. Wettrennen.)

Engliſches Reich in Oſtindien iſt eine politiſche Erſcheinung von ſeltener Art. Kein europäiſcher Staat, ſondern eine bloße Geſellſchaft von Kaufleuten beſitzt daſelbſt ein Reich, welches fünfmal ſo groß iſt als das Mutterland, Großbritannien, und mit den Schutzländern über 100 Millionen Hörige zählt. Die Statiſtiker zu Calcutta pflegen jenes Reich jetzt das orientaliſche zu nennen. Unter dem Schutze der brittiſchen Krone gebietet dieſe Geſellſchaft, man nennt ſie die Oſtindiſche, über den größten und beſten Theil von Vorder-Indien, und unterhält daſelbſt eine beträchtliche Kriegsmacht. Gering war der Anfang. Im J. 1600 vereinigten ſich 101 londoner Kaufleute zu einem Handel nach Oſtindien, ſchoſſen ein Capital von 200,000 Thlr. zuſammen, welches bald darauf um das Doppelte vermehrt wurde, und rüſteten 4 Schiffe aus. Da der Gewinn dieſer Speculation beträchtlich war, ſo wurde hernach das Capital auf vier Millionen Thaler und noch darüber vermehrt. Durch die Begünſtigung einiger indiſchen Fürſten konnte die Geſellſchaft an mehreren Orten Oſtindiens Factoreien anlegen. 1643 wurde ihr die Stadt Madras eingeräumt, wo ſie das Fort St. George erbaute. Dies war der erſte feſte Punkt, den ſie ſich in dieſem Lande erwarb, wo ſie jetzt ſo weitläuftige Beſitzungen hat. 1698 wurde ein Bezirk in Bengalen, wo jetzt die Stadt Calcutta ſteht, erkauft. Die 1689 entſtandene zweite oſtindiſche Geſellſchaft vereinigte 1708 ihre Fonds mit der ältern. Zu dieſer Zeit waren die Beſitzungen der Geſellſchaft ſchon ziemlich beträchtlich, und bildeten die drei Präſidentſchaften Calcutta, Madras und Bombai auf dem feſten Lande, und die vierte, Benkulen, auf der Inſel Sumatra. Anfangs war es mehr die Abſicht der Geſellſchaft, durch dieſe Territorialbeſitzungen ſich feſte Punkte für ihren Handel zu verſchaffen, als Länder zu beſitzen. Aber in der Mitte des 18. Jahrh. war das Reich des großen Moguls, eines der mächtigſten Fürſten Aſiens, durch innere Unruhen, durch die Einfälle der Perſer, Afghanen und Maratten äußerſt geſchwächt worden. Die Franzoſen wollten ſämmtliche Europäer aus Oſtindien vertreiben, und die Geſellſchaft ſah ſich nun genöthigt, Gewalt mit Gewalt zu vertilgen. Lord Clive beſiegte die Franzoſen, und trat nun ſelbſt als Eroberer auf. Ganz Bengalen fiel in die Hände der Engländer, und immer größer wurde die Macht derſelben in Oſtindien. Beſonders hat die Geſellſchaft ſeit 1792 durch eine argſtliſtige Politik ihre Herrſchaft immer weiter ausgebreitet. Gegen eine gewiſſe jährliche Zahlung wurde einzelnen inländiſchen Fürſten eine Macht von ſtehenden Truppen verſprochen. Hierdurch zog man den befreundeten Fürſten von jedem andern Bündniß und von ſeinen eigenen Vertheidigungsmitteln ab. Erſt unterjochte man die Feinde dieſes Freundes, und dann den Freund ſelbſt, wegen ſeiner Undankbarkeit. Man verlangte von ihm eine Vermehrung des Tributs, Gebietsausgleichungen oder Sicherheitsplätze; er weigerte ſich deſſen, und man nahm ihm Alles. Alle Gegner der Geſellſchaft unterlagen ihrem Glücke und der europäiſchen Kriegskunſt. Der furchtbare Hyder Ali wurde beſiegt. 1799 fiel auch Tippo Saheb, ſein Sohn, zugleich mit der Eroberung ſeiner Reſidenz Seringapatnam. Die Macht der Maratten, die allein der Geſellſchaft Furcht einflößen konnte, ward bedeutend verringert, und nach den neueſten Nachrichten ſind die Beherrſcher des öſtlichen und weſtlichen Marattenſtaates, mit denen die Geſellſchaft noch 1818 in Krieg verwickelt wurde, ſo gedemüthigt, daß

keine Macht in Oſtindien ihr weiter gefährlich werden kann. Jetzt begreift das engliſche Reich in Oſtindien den ſchönſten Theil Vorder-Indiens und einen Theil der Inſel Sumatra, nebſt andern kleinern Inſeln, faſt 30,000 Q. M. und 50 Millionen Menſchen. Dieſe Beſitzungen ſind theils unmittelbare, theils mittelbare Gebiete, deren Fürſten ganz von den Britten abhängen. Sie ſind noch jetzt in die bereits oben genannten vier Präſidentſchaften eingetheilt. Die Einkünfte betragen jährlich 18 Millionen Pfund Sterling, die Ausgaben faſt 17 Millionen. Das Activcapital der Geſellſchaft beträgt über 49 Mill. Pf. Sterling; die Schuldenlaſt beläuft ſich aber auch auf mehr als 46 Mill. Die Kriegsmacht der Geſellſchaft beſteht aus 160,000 Mann, worunter 20,000 europäiſcher Truppen. Die inländiſchen Truppen der Geſellſchaft, Seapoys genannt, ſind auf europäiſche Art bewaffnet und exercirt, und daher den Truppen aller übrigen indiſchen Staaten durch den Geiſt der europäiſchen Kriegskunſt überlegen. Die Oſtindiſche Geſellſchaft iſt als Souverän dieſer Länder unter Großbritanniens Schutze und Oberaufſicht anzuſehen. Ein Generalgouverneur, welcher zu Calcutta ſeinen Sitz hat, iſt oberſter Staatsbeamter des geſammten Civil- und Militairweſens, nicht allein der Präſidentſchaft Calcutta, ſondern er iſt zugleich der Vorgeſetzte aller übrigen Gouverneurs in Indien, die nicht zu ſeiner Präſidentſchaft gehören. Er herrſcht beinahe wie ein König, iſt aber für ſeine Handlungen dem brittiſchen Parlamente verantwortlich. Sowohl dem Generalgouverneur, als jedem Gouverneur der Präſidentſchaften iſt ein Rath von vier Mitgliedern beigegeben. Die gebornen Britten und ihre Nachkommen werden nach brittiſchen Geſetzen, die Hindu's und Eingebornen nach ihren eigenen Geſetzen und durch eigene Richter gerichtet. Die Religion, Sitten, Gebräuche, Kaſteneintheilung der Hindu's werden von der brittiſchen Regierung ungeſtört gelaſſen. Außer dieſen Beſitzungen der Oſtindiſchen Geſellſchaft beſitzt noch die Krone die Oſtindiſche Inſel Ceylon (ſ. d. Art.).

Engliſche Sprache. Die eigentlich in Britannien heimiſche Sprache der Galen oder Celten (ſ. Galen und Oſſian) wurde durch die Schickſale des Landes ſo ſehr verdrängt, daß wir in der jetzt gangbaren nur wenig Spuren von ihr entdecken. Die Geſchichte der jetzigen engliſchen Sprache beginnt mit den Angelſachſen, welche um das J. 450 in Britannien einzuwandern anfingen, und hat ſeitdem vier Zeiträume durchlaufen: 1. den angelſächſiſchen Zeitraum, von 450 bis 780. Als 570 Auguſtin von Rom kam, brachte er mit der chriſtlichen Religion auch den Keim zu Wiſſenſchaften und Kunſt, und das römiſche Alphabet mit, wie es ſich bereits zur kleinen Currentſchrift gebildet hatte. Nach Warton (History of the Engl. Poetry) hat ſich indeß aus dieſer Zeit nur ein einziges Sprachdenkmal erhalten, ein kleines metriſches Stück von Caedmon in Alfreds Ueberſetzung der Kirchengeſchichte des Beda. Mit den Einfällen der Dänen, um 780, begann 2. der däniſch-ſächſiſche Zeitraum. Das Däniſche floß mit dem Angelſächſiſchen um ſo leichter zuſammen, da beide Sprachen nahe verwandt waren. Was man gewöhnlich angelſächſiſch nennt, iſt eigentlich däniſch angelſächſiſch, wovon noch mehrere ſchriftliche Denkmale vorhanden ſind, die Schriften des Königs Alfred, zwei buchſtäbliche Ueberſetzungen der vier Evangeliſten und des unächten Caedmon poetiſche Umſchreibung der Geneſis. 1066 begann, mit Einwanderung der Normannen, 3. der normanniſch-ſächſiſche Zeitraum. Die normanniſch-ſächſiſche Mundart, ſagt Warton, war eine barbariſche, unregelmäßige und

unbiegſame Sprache. Ihr Grund war das Sächſiſch-Däniſche, welches jetzt mit Franzöſiſchem vermiſcht ward. Die ſächſiſche Sprache hatte gleichförmige Analogien, war von Dichtern und Theologen ausgebildet worden, und erhielt, auch mit dem Däniſchen vermiſcht, doch viel Klarheit, Stärke und Harmonie; allein das von dem Eroberer und ſeinem Heer eingeführte Franzöſiſch war ein Gemiſch von Deutſch, Galiſch und verdorbenem Latein. Mit dem Anfange des 13. Jahrh. begann 4. der franzöſiſch-ſächſiſche Zeitraum. Die zuvor mit dem Normänniſchen vermiſchte däniſch-ſächſiſche Sprache vereinigte ſich jetzt mit der neuern franzöſiſchen, nach deren Vorgang allmälig auch mit der lateiniſchen, und bildete ſich durch Hülfe beider zu der heutigen engliſchen aus. Merkliche Fortſchritte zu dieſer Ausbildung that ſie vornehmlich in der zweiten Hälfte des 14. Jahrh., wo ſie, für den Zuwachs von Ideen zu enge geworden, ſich immer mehr aus der franzöſiſchen bereicherte. An Chaucer, dem Vater der neuern engliſchen Poeſie, iſt dieſe Veränderung am merklichſten, und deshalb hat man ſie auch zuweilen ihm ſelbſt zugeſchrieben. So wurde denn die engliſche Sprache eine Miſchung von Brittiſchem, Lateiniſchem, Angelſächſiſchem, Altdeutſchem, Däniſchem, Normänniſchem und neuerem Franzöſiſchen; durch religiöſe Verhältniſſe, worin England eine geraume Zeit mit Italien ſtand, kamen auch italieniſche, durch Ausbreitung der Künſte und Wiſſenſchaften griechiſche Kunſtwörter aller Art, durch den Handel eine Menge anderer ausländiſchen Wörter in die Sprache, welche deshalb eine der gemiſchteſten iſt, die es geben kann. Sie wird in dem größten Theile Englands und in dem ebenen Theile Schottlands geſprochen; in den gebirgigen Gegenden Schottlands hingegen, in Irland und den engliſchen Provinzen Wallis und Cornwallis herrſcht noch eine der alten brittiſchen verwandte Sprache. Wie jede lebende Sprache, zerfällt übrigens auch die engliſche in mancherlei Mundarten, welche theils nach den Gegenden, theils nach den Graden der Bildung derer, die ſie ſprechen, ſehr verſchieden ſind. Die ausgebildetſte unter denſelben iſt zugleich die Schriftſprache der Nation, und wird im engſten Verſtande die engliſche Sprache genannt. Durch eine glänzende Reihe vorzüglicher Dichter, Redner und Schriftſteller aller Art (ſ. die Art. Engl. Literatur u. Engl. Poeſie) iſt dieſe Sprache ſo ausgebildet worden, daß man ſie den gebildetſten europäiſchen Sprachen zuzählen muß. Sie iſt reich, nicht blos an Ausdrücken überhaupt, ſondern auch an bedeutender Kraft ihrer Wörter. Ihr goldenes Zeitalter ſetzt man gewöhnlich unter die Regierung der Königin Anna, zu Ende des 17. und Anfang des 18. Jahrh., wo beſonders Swift, Addiſon und Steele die engliſche Proſa ſchufen. Weder ſo polternd, wie die holländiſche, noch ſo weibiſch, wie die franzöſiſche, iſt ſie eben ſo bedeutend, wie die lateiniſche, ſteht wegen Zuſammenſetzung ihrer Wörter nur wenig unter der griechiſchen, und erreicht nur die deutſche nicht an Univerſalität. Samuel Johnſon hat ſich durch ſein Wörterbuch (zuerſt 1745) großes Verdienſt um das Studium dieſer Sprache erworben, obgleich ſein Werk weder ohne Mängel in dem etymologiſchen Theile und in der Beſtimmung der Wortbedeutungen iſt, noch auf Vollſtändigkeit Anſpruch machen kann. Nur in der letzten Hinſicht hat es in der von Todd beſorgten neuen Ausgabe gewonnen. Adelung gab es (Leipzig 1783) in einem Auszuge für Deutſche heraus, wozu ſpäter ein deutſch engliſcher Theil von Kuttner und Nicholſon kam. Bayley's engliſch-deutſches und deutſch-engliſches Wörterbuch iſt in A. Wagners neuer Bearbeitung (Jena 1822. 2 Bde.) das reichhaltigſte, und vorzüglich auch zum Verſtändniß

der ältern Schriftſteller, beſonders Shakſpeare's, das brauchbarſte geworden. Unter den Sprachlehren ſind in England Murray's, Allen's und Grant's Werke geſchätzt. Für Deutſche iſt K. F. C. Wagners Sprachlehre (2 Thle. Braunſchw. 1819—1822) die vorzüglichſte. Sheridan, Nares und Walker geben Anweiſungen zur Ausſprache, worunter des letztgenannten Werk den Rang behauptet. Wie in Italien u. Frankreich ein nicht ganz entſchiedener Streit obwaltet, ob in Rom oder in Florenz, in Paris oder in Orleans, beſſer und reiner italieniſch und franzöſiſch geſprochen werde, ſo auch in England zwiſchen London und Dublin, und faſt ſcheint es, als ob die Mehrheit der Stimmen ſich auf die Seite Dublins neige.

Engliſcher Tanz, ſ. Anglaiſe.

Engliſche Waaren Man verſteht unter engliſchen Waaren gemeiniglich nur die in Mancheſter verfertigten Baumwollen-Waaren, und die ſogenannten kleinen Waaren, welche aus Birmingham und Sheffield in den deutſchen Handel kommen. Es giebt ihrer aber viel mehrere Arten, die auch in großer Menge ausgeführt werden, und ſich durch Güte und Wohlfeilheit auszeichnen. Wir führen hier die wichtigſten davon an. Glasgow (in Schottland) liefert feine Cattune, klare Muſſeline, gewürfelte, ſogenannte Pullicatetücher. Aberdeen (auch in Schottland) liefert wollene geſtrickte Strümpfe; Tiwerton, Serges; Exon feine Flanelle; Leeds grobe und mittelfeine Tücher, Biber, Calmuks, Wollen-Stoffe, als Merinos, Tamis, Callamancoes, Zays; Halifax führt dieſelben Artikel aus wie Leeds, und außerdem noch Karſays; Rochdale liefert Boys; Norwich wollene Damaſte und Schawls; Nottingham feine Strümpfe; Etruria das weiße und ſchwarze Wedgewoodſche Steingut; Mancheſter weiße Garne, (ſogenannte Water- und Mule-Twiſte) Cattune, die ſogenannten Mancheſter, baumwollene Batiſte, Hüte und viele andere Waaren; Birmingham Quincaillerie, Knöpfe und unzählige kleine Artikel; Sheffield Meſſer und Scheeren; London ſelbſt verfertigt nicht minder faſt alle Artikel, welche in den Provinzen fabricirt werden, nur in größerer Feinheit und Vollkommenheit, weshalb dieſe auch theurer ſind, und außerdem die vortrefflichſten mathematiſchen Inſtrumente, feine Glaswaaren, Sattlerarbeit, Wagen u. ſ. w. Es giebt viele Urſachen, welche den engliſchen Waaren den Vorzug vor denen des Feſtlandes, insbeſondere Deutſchlands, verſchaffen, und man irrt ſehr, wenn man glaubt, daß ein bloßes Verbot derſelben unſere Fabricate bald zu einer gleichen Güte und Wohlfeilheit führen würde. Wir finden die erſte Urſache in der vortrefflichen engliſchen Staatsverfaſſung, die jedes Individuum in ſeinen Rechten ſchützt und ſichert, und ihm die volle und freie Entwickelung aller ſeiner Anlagen und Talente erlaubt; in der nationalen Geſetzgebung durch das Parlament; in der, durch dieſe Verfaſſung bedingten, nothwendig auch auf Kenntniß des Practiſchen gerichteten Ausbildung der Staatsbeamten, anſtatt daß bei uns Miniſter und Räthe, mit oft beſchränkten Einſichten über Gegenſtände des Gewerbfleißes, die Leitung derſelben haben; in dem Gemeingeiſt des engl. Volks, der alle großen Ideen, die die Nationalwohlfahrt befördern können, auch großherzig unterſtützt und ſich dazu vereinigt (daher ihre Canäle, ihre vortrefflichen Landſtraßen, ihre Anſtalten zur Erleichterung des Reiſens und aller Verbindungen), in der glücklichen inſulariſchen Lage, der unermeßlichen Schiffahrt, und der dadurch mannichfaltig erregten und beförderten großen Thätigkeit und ſich wechſelsweiſe unterſtützenden Induſtrie. Endlich haben die unerſchöpflichen unterirdiſchen Steinkohlenlager, und die dadurch leichter als anderwärts mögliche Unterhaltung der Dampfmaſchinen, welche

in allen Fabriken, Manufacturen und Gewerben mit dem größten Erfolge angewendet werden, den bedeutendſten Einfluß ſowohl auf die Wohlfeilheit als auf die Tüchtigkeit der engliſchen Waaren.

Enharmoniſch (in der Tonkunſt) hieß bei den Griechen eines der Klanggeſchlechter, bei welchem die zwei erſten Intervalle kleiner als halbe Töne (Viertelstöne) waren. Das Enharmoniſche iſt auf dieſe Art von dem Diatoniſchen verſchieden. Heut zu Tage verſteht man unter enharmoniſchen Rückungen (Ausweichungen oder Verwechſelungen), ſolche Fortſchreitungen in den Tönen, bei welchen man Töne auf einander folgen läßt, welche in letzterm Tonſyſtem auf denſelben Stufen liegen, aber durch Kreuz und b verſchieden bezeichnet werden, z. B. es dis, ais b. Man redet dann auch von einem enharmoniſchen Klanggeſchlecht (genus enharmonicum). Man bedient ſich dieſer Verwechſelungen, wenn man plötzlich von einem ſehr entfernten oder abſtechenden Ton ausweichen muß, vorzüglich alſo bei dem Ausdrucke heftiger und tiefer Gemüthsbewegungen. Enharmoniſche oder diatoniſch-chromatiſch-enharmoniſche Tonleiter wird daher diejenige genannt, wo außer den halben Tönen noch Vierteltöne in der Fortſchreitung eingeſchaltet werden, z. B. c cis des, d dis es, ꝛc. In dieſer Fortſchreitung kann man nur im Geſang und bei den Blas- und Bogeninſtrumenten eine Verſchiedenheit wahrnehmen.

Enkauſtik, Wachsmalerei, ging unſtreitig von der Gewohnheit der Alten aus, auf Wachstafeln zu ſchreiben. Die Wachstafeln zum Zeichnen verlangten aber eine andere Behandlung, als jene zum Schreiben, denn das mit Erdfarbe vermiſchte Wachs war nicht dünn und flüſſig, ſondern eine derbe Maſſe, welche demnach mit einem heißen und platten Werkzeuge ausgedehnt und eben gemacht werden mußte. Dieſes Werkzeug hieß bei den Griechen Keſtron, bei den Römern vericulum oder veruculum, d. i. Brennſtiel, Brennſpatel, Brenngriffel. Das Verfahren ſelbſt aber, das trockne und gefärbte Wachs mit dem heißen Griffel aufzutragen und auszudehnen, hieß eben deßhalb Enkauſtik, von dem griechiſchen Zeitwort εγκαιω, ich brenne ein. Weil es damit auf Haltbarkeit und Dauer durchs Feuer abgeſehen war, ſo erhielt das Wort Enkauſtik bald eine Allgemeinheit, wie wenig andere, indem man weder die Verſchiedenheit des Stoffes, noch die Anwendung des Feuers unterſchied. Nicht nur gebrauchte man dieſes Wort von der Wachsmalerei auf Holz, Mauer und Elfenbein, ſondern auch von der Malerei auf irdene Geſchirre, von Metallarbeiten, wobei Gold und Silber aufgetragen, eingelegt und eingeſchmolzen, und von allem, was im Feuer vergoldet oder verſilbert war; welches man Gold- oder Silberenkauſtik nannte. Die Neueren nannten die Porzellanmalerei und Schmelzarbeit Enkauſtik, und mit eben dem Rechte darf man der Glasmalerei der mittleren Jahrhunderte, wie man ſie an den Fenſtern der gothiſchen Kirchen ſieht, dieſen Namen geben. Es ergiebt ſich von ſelbſt, daß alles dies mit der Wachsmalerei der Alten nichts zu thun hat. Ueber dieſe wiſſen wir im Grunde ſehr wenig. Plinius (H. N. 35. 11.) berichtet uns nur, daß es eine dreifach verſchiedene Art derſelben gegeben habe. Bei der erſten Art wurde das Wachs zerlaſſen, fein geriebene Erdfarbe, ſo viel es einſaugen konnte, beigemiſcht, und dann dieſe Maſſe (eläoboriſches Wachs) auf Holz oder Mauer mit dem heißen Spatel aufgetragen und geebnet. Erkaltet, war ſie der Grund, worauf der Zeichner mit einem kalten ſpitzigen Griffel die Linien eingrub, und ſo war es eigentlich nicht die Malerei, ſondern der Wachsgrund, welcher eingebrannt wurde, und

dieſes Einbrennen gab der Malerei nur uneigentlich den Namen der Enkauſtik. Ueber die zweite Art, die eingebrannte Malerei auf Elfenbein, haben lange die irrigſten Vorſtellungen exiſtirt. Die richtigſte Meinung ſcheint die des Profeſſor Grund in Florenz, der ſich ſelbſt mit enkauſtiſcher Malerei vielfach beſchäftigt hat. Als nämlich die Kunſt der Umriſſe anfing von Bedeutung zu werden, d. i. als man es auf Tafeln von hartem Wachſe zu einiger Vollkommenheit gebracht hatte, wollte man dieſe Arbeit im Kleinen auf Elfenbein machen, welches damals im höchſten Werthe ſtand. Tafeln von Elfenbein wurden alſo mit ſchwarzem oder rothen Wachſe überzogen, und die Zeichnungen mit dem Griffel darein gegraben, wobei man die Abſicht hatte, die reine und glatte Weiße des Elfenbeins für die Linienzüge zu benutzen, damit dieſelben ſich ſchöner ausſprechen möchten. Es war alſo nichts mehr und nichts weniger, als dieſelbe enkauſtiſche Arbeit, ſtatt auf Holz oder Mauer im Großen, auf Elfenbein im Kleinen. Die dritte Art iſt Auftragung der Wachsfarben mit einem Pinſel. Ueber das Wie iſt auch hier Verſchiedenheit der Meinungen, indem nach Einigen die Auflöſung des Wachſes durch Feuer, nach Andern durch Waſſer geſchah. Alles wohl erwogen, ſcheint die richtigſte Vorſtellung die, daß das Wachs naß aufgelöſet, die Farben damit vermiſcht, mit dem Pinſel aufgetragen, und dann das Gemälde mittelſt behutſamer Annäherung des Feuers vollendet wurde, wodurch dieſe Art der Malerei erſt zur eingebrannten oder Enkauſtik wurde. Hiezu bediente man ſich eines heißen Eiſens, wahrſcheinlich in Geſtalt einer Platte mit einer hölzernen Handhabe. Als die Malerei durch die Erfindung des Pinſels bedeutende Fortſchritte gemacht hatte, entſtand auch noch eine neue Methode der Enkauſtik, die man der Malerei mit dem Pinſel mehr anzunähern ſuchte. Vorher war die eingebrannte Wachsmalerei Zeichnung auf gefärbtem Grunde geweſen, jetzt wurde ſie Malerei mit eingebrannten Wachsfarben. Hatte der Künſtler den Wachsgrund aufgetragen und den Umriß mit dem Griffel darin gemacht, ſo ging er an die Farbengebung. Von Wachs mit Erdfarbe durchdrungen ſchneidet er mit dem heißen Griffel ſo viel ab, als nöthig iſt, einen beſtimmten Raum zu bedecken, und dehnt es auf dem Grunde aus, ſetzt eine zweite, dritte Farbe u. ſ. w. neben die erſte, ſo daß er Localfarbe, Halbfarbe und Schattenfarbe neben einander aufſetzt, und dieſe nachher vertreibt, indem er die angränzenden Farben mit dem heißen Griffel in einander ſchmelzt. Nachdem die ganze Kunſt der Wachsmalerei ſeit dem 5. Jahrh. verloren geweſen, wurde das Andenken derſelben durch den Grafen Caylus (1752) in Frankreich zuerſt wieder in Anregung gebracht. Es fehlte ihr bald nicht an Freunden, und dieſe rühmten, daß Wachsgemälde dauerhafter und reinerer Farben, ſo wie eines friſcheren Colorits fähig ſeien, als Oelgemälde. Auch Bien und Bertſcher haben neulich Verſuche der Art gemacht. Was ſich hierüber ſagen läßt, iſt in Göthe's Winkelmann und ſein Jahrhundert von dem wackern Meyer S. 563 fg. geſagt. Ob unter den mancherlei erfundenen Methoden der neuern Wachsmalerei eine ſei, welche die altgriechiſche wiedergebe, mag wohl bezweifelt werden. Uebrigens giebt es Wachsgemälde, die völlig das Anſehen eines Oelgemäldes und auch die Laſur eines ſolchen haben.

Enkratiten, Enthaltſame, ſ. Gnoſtiker.

Enkriniten, Seelilien, Lilienſteine, Verſteinerungen von untergegangenen Thiergeſchlechtern.

Enneper= (auch **Emper=**) Straße (die ſogenannte) erſtreckt

ſich in einer Länge von zwei Meilen, von Hagen bis Gevelsberg, in der preußiſchen Provinz Weſtphalen, und ehemaligen Grafſchaft Mark, und hat ihren Namen von dem Fluſſe Ennepe (Empe) erhalten. In ſeiner ganzen Länge iſt dieſer Fluß ſo mit Waſſerwerken beſetzt, daß neue Werke anzulegen nicht mehr möglich iſt. Es befinden ſich zur Bearbeitung des Eiſens hier alle Arten von Hämmern, als Roh-, Stahl- und Stabhämmer, Raffinir- und Reckhämmer, Senſenhämmer, Breithämmer und eine große Anzahl von Schleif- und Polirmühlen. Die Stahlfabrication im Allgemeinen wird in der Grafſchaft Mark auf beinahe eine Million Thaler angeſchlagen, wovon der mehrſte auf der enneper Straße verfertigt wird. Ein anderes Hauptfabricat ſind die weißen Senſen- und Strohmeſſer, wovon jährlich an 30,000 Dutzend, zum Werth von 200,000 Thalern verarbeitet werden. Außerdem werden Feilen, Sägen, Spaten, Pfannen, Meſſer, Amboſſe, Caffeemühlen in unſäglicher Menge fabricirt und in alle Theile der Welt verführt.

Ennius (Quintus), einer der berühmteſten römiſchen Dichter der früheren Zeit, ein Nachahmer der Griechen. Er war zu Rudiä in Calabrien, 239 vor Chr. geboren. Cato Cenſorius lernte ihn in Sardinien kennen, ward ſein Schüler und brachte ihn, da er als Quäſtor aus Afrika zurückkehrte, mit nach Rom, wo er bald die Freundſchaft der angeſehenſten Männer (Scipio Naſica u. A.) gewann und vornehme junge Leute in der griechiſchen Sprache unterrichtete. Mit einer ausgebreiteten Kenntniß der griechiſchen Sprache und Literatur verband er eine genaue Bekanntſchaft mit der oſciſchen und lateiniſchen Sprache, wodurch ſein großer Einfluß auf die Bildung der letztern möglich gemacht wurde. Die Rauhigkeit und Härte ſeines Styls, welche man der Zeit, in welcher er lebte, zurechnen muß, werden mehr als ausgeglichen durch die Kraft ſeines Ausdrucks und das Feuer ſeiner Sprache. Quintilian rühmt ihn mit vieler Wärme, und Virgil zeigt, wie ſehr er ihn ſchätzte, durch die Aufnahme ganzer Verſe aus ſeinen Gedichten in die eigenen Werke. Er verſuchte ſich faſt in allen Gattungen der Poeſie, bald weniger, bald mehr nach dem Griechiſchen. So ſchrieb er ſein epiſches Gedicht Scipio; römiſche Annalen von der älteſten bis auf ſeine Zeit in Hexametern; 18 Bücher Tragödien und Comödien, von welchen noch einige Bruchſtücke übrig ſind; Satyren und Epigramme; Ueberſetzungen. Seine Verdienſte um die lateiniſche Sprache und Proſodie erwarben ihm das römiſche Bürgerrecht und bewirkten, daß ihn die Römer als den Vater ihrer Poeſie betrachteten (Horaz, Ars poët. 55 etc.). Seine Bruchſtücke hat geſammelt Heſſelius (Amſt. 1707. 4.) und Nachrichten über ſein Leben beigefügt.

Enſemble, das Ganze, ohne Rückſicht auf ſeine einzelnen Theile. Wenn man bei Beurtheilung eines Gegenſtandes der ſchönen Künſte auf die Wirkung hinſieht, die alle Theile zugleich auf uns machen, ohne auf das Einzelne Rückſicht zu nehmen, ſo ſagt man: das Enſemble iſt dabei ſo oder ſo beobachtet; bei einem Gemälde: wenn man auf die Empfindungen hinſieht, die die Vereinigung aller Gegenſtände bewirkt, es ſei nun in Hinſicht auf den Geiſt deſſelben, oder in Abſicht der Harmonie der Farben, der Haltung, des Hellen oder Dunkeln ꝛc.; bei einem Tonſtück: wenn man während des Vortrages deſſelben ſogleich Alles auf den Charakter des ganzen Stücks abzielen und dazu beitragen ſieht ꝛc.; bei einem Schauſpiel: wenn man daſſelbe im Ganzen, ohne die einzelnen Charaktere darin zu zergliedern, beurtheilt. Oefters iſt bei Werken der Kunſt die Wirkung des Ganzen Hauptabſicht, z. B. in

der Malerei bei gewiſſen Landſchaften, wo die einzelnen Gegenſtände gar nicht wirken, doch zuſammen eine reizende Anſicht gewähren. Umgekehrt giebt es Werke, wo das Einzelne die Hauptſache iſt, z. B. in Comödien, wo öfters das Ganze keiner Aufmerkſamkeit werth, aber der einzelnen Charaktere wegen wichtig iſt.

Enterbung iſt die rechtliche Entziehung des Pflichttheils. Es muß dabei nicht nur der ausgeſchloſſene Erbe, ſondern auch die geſetzliche Urſache genau und namentlich bezeichnet ſein. Zu Enterbung der Deſcendenten giebt es nach Nov. 115, Cap. 3., ohne alle Ausdehnung folgende 14 Urſachen: 1) Real-, 2) Verbrechen beſchuldigende Verbal-Injurien, 3) Anklage (außer bei Majeſtätsverbrechen), worauf Leibes- oder Lebensſtrafe, 4) worauf große Vermögensſtrafe folgen würde, 5) Umgang und Zuſammenhalten mit verbrecheriſchen Menſchen als Verbrecher, 6) Lebensnachſtellung, 7) Beiſchlaf mit der Stiefmutter, 8) Verweigerung der Verbürgung für den verſchuldet geweſenen Vater (nur für Söhne gültig), 9) Verhinderung an Errichtung eines Teſtaments, 10) Ergreifung des Comödiantenlebens wider Willen der Aeltern, und Verbleiben darin bis zu des Teſtirers Tode, es wäre denn, daß die Aeltern ſelbſt dies Gewerbe trieben, 11) wenn eine Tochter vor dem 25. Jahre einen Mann bekommen ſoll, ihn aber ausſchlägt, und ſich einem ausſchweifenden Leben ergiebt, 12) Vernachläſſigung eines furiosi parentis, 13) Nichtauslöſung eines der Aeltern aus feindlicher Gefangenſchaft, 14) Abfall vom orthodoxen Glauben. Zu Enterbung der Aſcendenten giebt dieſelbe Novelle im 4. Capitel 8 Urſachen: 1) Anklage auf Leben und Tod (außer bei Majeſtätsverbrechen), 2) Lebensnachſtellung, 3) Beiſchlaf des Vaters mit der Schwiegertochter, 4) Verhinderung an Errichtung eines Teſtaments, 5) Lebensnachſtellung des einen Aelterntheils gegen den andern, 6) Vernachläſſigung eines wahnſinnigen Kindes, 7) Nichtauslöſung aus feindlicher Gefangenſchaft, 8) Abfall vom orthodoxen Glauben. Zur Enterbung von Geſchwiſtern, wenn ihnen eine persona turpis vorgezogen wird, iſt, nach Nov. 22., Cap. 47., erfoderlich, daß der zu Enterbende dem Leben, der Ehre oder dem Vermögen des Erblaſſers nachgeſtellt habe.

Entbindungskunſt, ſ. Geburtshülfe.

Entern heißt, ein Schiff auf offener See mit Gewalt erſteigen, um ſich deſſelben zu bemächtigen. Dies geſchieht, indem ſich das angreifende Schiff mit Enterhaken an das feindliche anhängt, und ſich ſo nahe an ſelbiges bringt, daß die Mannſchaft auf das feindliche Schiff hinüberſpringen und die Beſatzung Mann gegen Mann angreifen kann. Das Entern wird gewöhnlich nur durch die Kaper und Corſaren gegen Kauffahrteiſchiffe, die meiſtens nicht viele Mannſchaft und Geſchütz haben, unternommen. Bei Kriegsſchiffen iſt es gewöhnlicher, den Kampf durch Kanonenfeuer zu entſcheiden. — Das Enterbeil iſt eine Art Streitaxt, deren man ſich beim Entern zum Handgemenge und Zerhauen der Taue u. ſ. w. bedient. Es iſt auf einer Seite wie ein Beil, auf der andern wie eine Pike ſpitzig gebildet.

Entomologie, die Lehre von den Inſecten. (S. d. Art.) Entomolog, der Inſectenkenner. Entomolithen, verſteinerte Inſecten.

Entreſolen, ſ. Attika.

Entſatz. Eine Feſtung, die vom Feinde eingeſchloſſen iſt oder belagert wird, entſetzen, heißt den Feind zum Abzug zwingen. Dazu kann er auf mehrere Arten genöthigt werden: durch Ueberſchwemmungen, wenn die natürliche Lage dergleichen zuläßt, durch Mangel, wenn man

die Gegenden umher verwüſtet, oder die für ihn beſtimmten Transporte auffängt, oder durch Gewalt der Waffen, wenn man ihn förmlich zurückſchlägt. Iſt die gänzliche Vertreibung des Feindes nicht möglich, ſo ſucht man wenigſtens einen augenblicklichen Entſatz zu bewirken, um der Beſatzung die etwa mangelnden Bedürfniſſe zuzuführen, oder ſie durch friſche Truppen zu verſtärken. Dies geſchieht entweder durch heimliches Durchſchleichen, oder indem man die Kette der Belagerer plötzlich und unter Zuſammenwirkung der Beſatzung durchbricht.

Entwöhnen (des Kindes von der Mutterbruſt). Hierbei iſt zu berückſichtigen, wann und wie es geſchehen ſoll. So angemeſſen die Muttermilch für das neugeborne Kind iſt, ſo wenig nützt es, wenn das Stillen zu lange fortgeſetzt wird. Im Gegentheil deutet der Ausbruch der Zähne die Fähigkeit an, feſtere Nahrungsmittel zu genießen, und zugleich regt ſich dann auch das Bedürfniß dazu. Dies findet aber allezeit noch vor dem Ablauf des erſten Lebensjahres Statt, und das Ende deſſelben wird man daher im Allgemeinen ungefähr als den Zeitpunkt annehmen können, in welchem das Kind zu entwöhnen iſt. Es kann bei Kindern, welche geſund ſind, und bei denen die Zähne ſehr frühzeitig ausbrechen, früher ſchon geſchehen; bei ſchwächlichen, kränklichen Kindern muß es länger verſchoben werden; während wirklicher Krankheiten, oder auch während der Zahnarbeit ſoll es nie geſchehen. Für Mutter und Kind iſt es am zuträglichſten, wenn das Kind langſam entwöhnt wird; bei der erſtern vermindert ſich dann gleichzeitig nach und nach die Milchabſonderung, und es werden die Beſchwerden vermieden, welche mit dem plötzlichen Entwöhnen unvermeidlich verbunden ſind; das Kind aber gewöhnt ſich nach und nach an andere Nahrungsmittel, und es wird die große Unruhe und öfters mehrere Nächte anhaltende Schlafloſigkeit vermieden, welche bei dem plötzlichen Entwöhnen ſo viel Noth macht. Das Kind bleibt geſund und gut genährt. Hierbei iſt weiter nichts erfoderlich, als daß die Mutter dem Kinde jeden Tag ſeltener die Bruſt, und dagegen anderweite angemeſſene Nahrungsmittel in größerer Menge und öfter, als vorher, giebt. Dieſe Nahrungsmittel müſſen aber, ſowohl während des Entwöhnens, als auch einige Zeit nach demſelben, immer noch ſehr leicht verdaulich, mehr flüſſig, als feſt und hart ſein; insbeſondere müſſen alle Eigenſchaften in denſelben vermieden werden, welche reizend wirken, Säure veranlaſſen, oder ſonſt beſtimmte Differenzen in dem Organismus hervorrufen.

Envoyés, ſ. Geſandten.

Eon de Beaumont (Charles-Geneviève-Louiſe-Auguſte-André-Timothée d'). Dieſer ſo berühmt gewordene Mann, der zu ſo langen und ſonderbaren Streitigkeiten Anlaß gegeben hat, war zu Tonnerre 1728 geboren. Glänzende Eigenſchaften ſetzten ihn in den Stand, eine bedeutende Rolle in der Welt zu ſpielen; aber noch größeres Aufſehn erregte er durch das Geheimniß, worin er ſein Geſchlecht zu hüllen ſich genöthigt ſah. Die öffentliche Neugierde, geweckt durch den ihm von Könige gegebenen Befehl, Frauenkleider zu tragen, nachdem er im Cabinet und auf dem Schlachtfelde geglänzt hatte, ließ ſeinen Namen durch ganz Europa ertönen. Niemand konnte die Gründe auffinden, die von dem Chevalier d'Eon ein ſo ſeltſames und großes Opfer der Eigenliebe fodern könnten, und man verlor ſich in Vermuthungen. Jetzt, wo alle Zweifel gehoben ſind, iſt ein begründetes Urtheil über ihn leichter. Seine Jugend war den Studien gewidmet, in denen er ſchnelle Fortſchritte machte. Er empfing früh die juriſtiſche Doctorwürde und ward Advocat bei dem Parlament zu Paris. Aber

dieſe Beſchäftigung ſagte ſeinen ehrgeizigen Abſichten nicht zu; er ſtudirte in ſeinen Mußeſtunden Politik und ſchöne Wiſſenſchaften, und ſchrieb ein **Essai historique sur les différentes situations de la France, par rapport aux finances,** dem bald zwei Bände **Considérations politiques sur l'administration des Peuples anciens et modernes** folgten. Dieſen beiden Werken verdankte er den Anfang ſeiner Berühmtheit und die Auszeichnung, vom Prinzen von Conti, der an der Spitze des geheimen Miniſteriums Ludwigs XV. ſtand, dem Könige zu einer ſehr ſchwierigen Sendung an den ruſſiſchen Hof vorgeſchlagen zu werden. Sein einſchmeichelndes Betragen gewann ihm die Gunſt der Kaiſerin Eliſabeth, und noch war kein Jahr verfloſſen, als er wieder in Verſailles erſchien, um den günſtigen Erfolg, der ſich von den Unterhandlungen hoffen laſſe, zu melden. Er kehrte bald nach Petersburg zurück, wo er fünf Jahre lang den geheimen Briefwechſel zwiſchen der Kaiſerin und ſeinem Könige leitete. Seine Klugheit und Thätigkeit ließen nichts zu wünſchen übrig. Ein Bündniß zwiſchen Frankreich und Rußland, die Verzichtleiſtung des letztern auf engliſche Hülfsgelder, das Verſprechen, die zu Gunſten Preußens und Englands in Liefland und Curland verſammelten 80,000 Mann zur Unterſtützung Frankreichs und Oeſterreichs marſchieren zu laſſen, endlich Eliſabeths Zuſtimmung zum verſailler Vertrag vom 1. Mai 1756 waren die Ergebniſſe deſſelben. Der König, dieſe Dienſte zu belohnen, ernannte ihn zum Lieutenant bei den Dragonern und zum Geſandtſchafts=Secretär in Petersburg, und ſchenkte ihm eine koſtbare goldene Doſe mit ſeinem Bildniß. Der Chevalier d'Eon fuhr in ſeinem Eifer fort, und wirkte zum Sturze des Großkanzlers Beſtuſcheff, ſo wie zur Erhebung des Grafen Woronzow an Jenes Stelle, welcher ganz für Frankreich geſtimmt war. Neue Belohnungen folgten dieſen Dienſten. Er ward zum Dragonercapitän befördert, und empfing ein Jahrgehalt von 2400 Livres. Bald darauf aber nöthigte ihn ſeine geſchwächte Geſundheit, um ſeine Zurückberufung zu bitten. Gewohnt, ſtets gute Nachrichten zu melden, überreichte er dem Könige den Beitritt der Kaiſerin zu dem neuen Vertrage vom 30. Dec. 1758. Er betrat jetzt die kriegeriſche Laufbahn, auf der er ſich bei Hörter, Hultrop, Eimbeck und Oſterwick hervorthat. Nach dem Frieden vertauſchte er den Degen wieder mit der Feder, und folgte als Geſandtſchaftsſecretär dem Herzoge von Nivernois nach London. Hier wußte er ſich in den Beſitz mehrer wichtigen Papiere zu ſetzen, von denen er eine Abſchrift nach Verſailles ſchickte. Das Ludwigskreuz belohnte dieſen wichtigen Dienſt. Als der Herzog nach Frankreich zurückging, blieb der Chevalier anfangs als Reſident, ſpäter als bevollmächtigter Miniſter in London. Alles ſchien ihm günſtig, als geheime Ränke plötzlich ſein Glück und ſeine Hoffnungen vernichteten. Frankreich hatte einen unvortheilhaften Frieden mit England geſchloſſen, deſſen Unterhändler nicht wünſchen konnten, ihr Betragen ans Licht gezogen zu ſehen. Der Chevalier d'Eon war Ludwigs XV. geheimer Vertrauter, ſtand mit dieſem in unmittelbarer Verbindung, und konnte über das Geſchehene die gefürchtete Aufklärung geben; Grund genug, ihn zu ſtürzen. Liebkoſungen, Beleidigungen, Drohungen, und ſelbſt Gewaltthätigkeiten wurden angewandt. Endlich ward er ſeines Dienſtes entlaſſen, und lebte zu London vierzehn Jahre lang in einer Art von Verbannung. Der König, der zwar in ſeine Ungnade gewilligt hatte, ſetzte ihm dennoch, bis auf weitere Anſtellung, ein Jahrgeld von 1200 Livres aus. D'Eon blieb auch jetzt ſtets ſeinem Vaterlande ergeben, und ſchlug die glänzendſten Anerbie=

tungen von engliſcher Seite aus. Der König, der dieſes edelmüthige Betragen erfuhr, wünſchte ihn wieder anzuſtellen, aber der Chevalier vereitelte dieſe Abſicht, indem er hartnäckig darauf beſtand, daß zuvor ſeine Unſchuld öffentlich anerkannt werden ſollte. Darüber ſtarb Ludwig XV., und jetzt dachten Maurepas und Vergennes um ſo ernſtlicher an ſeine Zurückberufung, als die gewaltigen Streitigkeiten und ungeheuren Wetten, welche ſein Geſchlecht in London verurſachte, einen ſchicklichen Vorwand an die Hand gaben, ſeine, wie ſie meinten, übertriebene Hartnäckigkeit zu überwinden. D'Eon folgte jedoch erſt 1777 der mehrmaligen Einladung des Miniſters Vergennes, worin dieſer ihm das Tragen der Kleider ſeines Geſchlechts zur Pflicht machte, und erſchien in Verſailles, wo der Miniſter ihn mit Auszeichnung empfing, ihm aber auch zugleich den Befehl wiederholte, ſich ferner der weiblichen Kleider zu bedienen. D'Eon reiſete indeß, ohne dieſen Befehl zu beachten, nach Tonnerre, und erſchien erſt zur Zeit einer zweiten Reiſe nach Paris als **Chevalière d'Eon**. Dieſe Veränderung zog ihm in der Oper einen lebhaften Streit zu. Man fürchtete die Folgen und ſchickte ihn, um ſeinen gerechten Zorn zu beruhigen, nach Dijon, wo er mit Achtung behandelt wurde. Nach Verlauf der beſtimmten Zeit begab er ſich nach Tonnerre, und von da 1783, auf die Einladung des Barons Breteuil, nach London. Inzwiſchen brach die franzöſiſche Revolution aus. Er kehrte zurück, bot der Regierung ſeine Dienſte an, ward zurückgewieſen, ging wieder nach England, und ward als Abweſender auf die Emigrantenliſte geſetzt. Von jetzt an war ſein Leben eine Reihe von Unfällen. Aller Unterſtützung und aller Hülfsmittel beraubt, ſank er in die größte Dürftigkeit, aus der er ſich beſonders durch ſeine Geſchicklichkeit in der Fechtkunſt einigermaßen zu ziehen ſuchte. Aber Alter und Krankheit hinderten ihn daran, und ohne den Beiſtand großmüthiger Freunde würden ſeine letzten Tage noch trauriger geweſen ſein. Zu dieſen gehörte der erſte Chirurgus Ludwigs XVIII., Eliſée, der ihm bis zu ſeinem Tode 1810 Hülfe leiſtete, und auch am 23. Mai der Beſichtigung und Section des Leichnams beiwohnte. Die Angabe dieſes glaubwürdigen Zeugen, womit andere eben ſo unverwerfliche Zeugniſſe übereinſtimmen, laſſen keinen Zweifel übrig, daß, was auch immer mag geſagt oder geſchrieben worden ſein, der Chevalier d'Eon durchaus und einzig dem männlichen Geſchlechte angehörte. Welche politiſche Gründe einen Mann, einen Militär und Ritter des St. Ludwigs-Ordens haben bewegen können, Frauenkleider anzulegen, dieſe Frage iſt freilich mit dem Geſagten nicht beantwortet, und wir geſtehen, daß wir ſie nicht zu beantworten wiſſen. Die ſämmtlichen Werke des Chevalier d'Eon ſind 1775 in 14 Octavbänden unter dem Titel **Loisirs du Chevalier d'Eon** erſchienen.

Eos, die Göttin der Morgenröthe, ſ. Aurora.

Epacten heißen 1. die eingeſchalteten oder Ueberſchußtage (11 an der Zahl), welche das Sonnenjahr mehr als das Mondenjahr hat; 2. in der Zeitrechnung die Zahlen, welche anzeigen, um wie viel Tage der letzte Neumond vor dem Anfange des Neujahres vorhergegangen iſt. Fällt z. B. der letzte Neumond vor dem Neujahrstage, auf den 16. December, wie im Jahr 1800, ſo iſt die Epacte XV. Fällt der Neumond auf den 1. Januar ſelbſt, ſo iſt die Epacte für daſſelbe Jahr Null, und wird in den Calendern durch ein Sternchen angezeigt. Man führte ſie ein, um Oſtern deſto leichter zu berechnen, ſie wurden aber 1700 durch die Calenderverbeſſerung der evangeliſchen Stände verworfen, und zur Beſtimmung des Oſtervollmondes unmittelbar die aſtronomiſche Rech-

nung nach den Rudolphiniſchen Tafeln vorgeſchrieben; daher die beweglichen Feſte des verbeſſerten Calenders in manchen Jahren vom Gregorianiſchen Calender abweichen. Die Berechnung des Oſterfeſtes durch die Epacten iſt faſt bis zum Spielwerk erleichtert, und die jetzt beträchtlich vom Himmel abweichenden Rudolphiniſchen Tafeln geben bei weit größerer Arbeit auch keine ſonderliche Genauigkeit mehr.

Epaminondas, ein berühmter thebaniſcher Feldherr, der ſein Vaterland auf kurze Zeit zum Gipfel der Macht und des Glücks erhob. Von den ehemaligen Königen von Böotien abſtammend, lebte er ohne Vermögen, bis zu ſeinem vierzigſten Jahre in Verborgenheit, und genoß den Unterricht des Pythagoräers Lyſis, der ihn zu den hohen Ideen begeiſterte, welche ſein Leben nachher verſchönerten. Oeffentlich trat er zuerſt in Sparta auf, wohin die Thebaner ihn nebſt Andern auf Einladung der Lacedämonier geſchickt hatten, um den bereits zwiſchen beiden Staaten ausgebrochenen Krieg durch Verhandlungen zu enden. Hier zeigte er eben ſo viel Beharrlichkeit und Würde, als Rednertalent, und verweigerte ſtandhaft die Freigebung der von Theben beſetzten Städte Böotiens. Der Krieg ward demnach fortgeſetzt, und Epaminondas bekam den Oberbefehl über die Thebaner. An der Spitze von 6000 Mann ſollte er ein doppelt ſo ſtarkes, in Böotien eingedrungenes feindliches Heer ſchlagen. Man verkündigte ihm einen ungünſtigen Erfolg; aber er ließ ſich dadurch nicht abhalten, bei Leuktra (378 v. Chr.) eine Schlacht zu wagen. Er ſelbſt machte den Hauptangriff auf den feindlichen Phalanx, während ſein Freund Pelopidas an der Spitze der heil. Schaar demſelben in die Flanke fiel. Die Spartaner verloren ihren König Kleombrotus und 4000 Mann, und mußten das Schlachtfeld räumen. Zwei Jahre darauf wurden Epaminondas und Pelopidas zu Böotarchen ernannt. Beide drangen in den Peloponnes ein, bewirkten den Abfall mehrer mit Lacedämon verbundenen Völker, und befreiten die Meſſenier, deren Stadt ſie wieder aufbauten. Darauf erſchien Epaminondas an der Spitze eines zahlreichen Heeres ſelbſt vor Sparta, welches jedoch Ageſilaus ſo geſchickt und tapfer zu vertheidigen wußte, daß ſich Epaminondas, da indeß der Winter herankam, und die Athenienſer ſich gegen Theben erklärten, nach Verheerung des platten Landes von Lakonien zurückzog. In Theben empfing man ihn mit einer Anklage, weil er und Pelopidas das Böotarchat über die geſetzmäßige Zeit hinaus behalten hatten. „Gut," ſprach er, „ich habe den Tod verdient; doch verlange ich, daß ihr auf mein Grab ſchreibt: Die Thebaner ließen Epaminondas hinrichten, weil er ſie bei Leuktra zwang, die Lacedämonier, denen ſie vorher nicht unter die Augen zu treten wagten, anzugreifen und zu überwinden; weil ſein Sieg das Vaterland rettete und Griechenland frei machte; weil die Thebaner unter ſeiner Anführung Lacedämon belagerten, das ſich glücklich ſchätzte, ſeinem gänzlichen Falle zu entgehen; weil er Meſſene wieder aufbauete und mit ſtarken Mauern verwahrte." Dieſe Worte erregten allgemeine Begeiſterung, und er ward freigeſprochen. Nachdem er Pelopidas, der von dem Tyrannen zu Pherä gefangen gehalten wurde, durch ſein bloßes Anſehn befreit hatte, brach ein neuer Krieg zwiſchen Lacedämon und Theben aus. Man ſtellte von beiden Seiten ungewöhnlich zahlreiche Heere auf. Epaminondas drang wieder in den Peloponnes ein und rückte plötzlich vor Sparta, das er von Vertheidigern entblößt glaubte. Allein Ageſilaus hatte von ſeinem Zuge Nachricht erhalten, war zurückgeeilt und ſtand, als er ankam, bereit, ihn zu empfangen. Die Thebaner griffen dennoch an, und drangen bis in die Mitte der Stadt;

aber der von Verzweiflung erhöhte Muth der Spartaner ſiegte und nöthigte ſie zum Rückzug. Dieſes fehlgeſchlagene Unternehmen wieder gut zu machen, zog Epaminondas jetzt mit 33,000 Mann nach Arkadien, wo die größte Macht der Feinde beiſammen war. Hier kam es zu der berühmten Schlacht bei Mantinea. An der Spitze des einen Flügels ſtürzte er ſich auf den lacedämoniſchen Phalanx, ſchlug ihn in die Flucht, ward aber im Verfolgen plötzlich von den Feinden umringt, und von einem Wurfſpieß durch die Bruſt getroffen. Nach einem harten Kampf retteten die Thebaner ſeinen Körper und ſeinen Schild. Auf dem andern Flügel war das Treffen unentſchieden geblieben, und beide Theile hatten ſich auf die Nachricht von dem Tode des Epaminondas, nach Aufpflanzung eines Siegeszeichens, zurückgezogen. Epaminondas lebte noch; die Aerzte hatten ihm erklärt, daß er ſterben würde, ſobald man das Eiſen aus der Wunde zöge. Als man ihm die Siegesnachricht brachte, antwortete er freudig; „Ich habe genug gelebt," und zog ſelber den Wurfſpieß aus der Bruſt. Seine Freunde klagten, daß er keine Kinder hinterließe. „Ich laſſe," antwortete er ihnen, „zwei unſterbliche Töchter zurück, die Siege bei Leuktra und bei Mantinea." Er ſtarb im 48. Jahre ſeines Alters, 363 J. v. Chr. Geb. Die Alten rühmten eben ſo ſehr die Reinheit ſeiner Sitten, ſeine Güte und Sanfmuth, wie ſein Feldherrntalent; ſeine Wahrheitsliebe war ſo groß, daß er auch nicht im Scherz eine Lüge ſagte. Er war ein Mann, wie Nepos ſagt, den alle Tugenden ſchmückten, und kein Laſter befleckte.

Epée (Charles Michel, Abbé de l'). Dieſer Wohlthäter einer unglücklichen Menſchenclaſſe, wurde 1712 zu Verſailles geboren, wo ſein Vater als Baumeiſter lebte. Der junge Epée widmete ſich dem geiſtlichen Stande, betrat zwar, da er das damals, bei Gelegenheit der Janſeniſtiſchen Religionsſtreitigkeiten, eingeführte Formular nicht unterzeichnen wollte, für einige Zeit die Laufbahn des Rechtsgelehrten, kam aber ſpäterhin wieder auf ſeine erſte Beſtimmung zurück, und wurde Prediger und Canonicus zu Troyes. Seine Bekanntſchaft und geiſtige Uebereinſtimmung mit dem berühmten Biſchof Soane, zog ihm hier indeß den Unwillen des damaligen Erzbiſchofs von Paris zu, der in ſeinem orthodoxen Eifer ſo weit ging, dem Abbé für einige Zeit die Ausübung des Beichtſtuhls, ſogar gegen ſeine Zöglinge zu unterſagen. Der Gedanke, ſich dem Unterrichte Taubſtummgeborner zu widmen, und mittelſt einer Zeichenſprache dieſe Unglücklichen geiſtig der menſchlichen Geſellſchaft wieder zu geben, von welcher ſie ſonſt durch eine traurige Kluft getrennt ſind, ward von ihm zwar nicht zuerſt aufgefaßt, doch war derſelbe, ſeiner Verſicherung nach, rein in ihm ſelbſt, ohne äußere Anregung entſtanden. Schon zu Ende des 16. Jahrh. hatte nämlich ein ſpaniſcher Benedictiner-Mönch, Pedro de Ponce, im Kloſter zu Ona den Verſuch gemacht, ein Paar taubſtummgeborne Kinder des Connetable von Caſtilien zu unterrichten, und es war ihm auch ſo gut damit gelungen, daß dieſe nicht allein leſen und ſchreiben, ſondern auch Rechnen, Religion und mehrere Sprachen lernten, und ſogar einige Kenntniſſe in der Phyſik und Aſtronomie erwarben. Auch anderwärts, z. B. in England und der Schweiz, wurden von verſchiedenen gleich glückliche Verſuche mit Taubſtummen gemacht, und 1748 kam ein Spanier, Pereira mit Namen, nach Paris und ſtellte der Akademie der Wiſſenſchaften einige von ihm gebildete Taubſtumme vor, die durch ihre Kenntniſſe allgemeines Erſtaunen erregten. Keiner von allen dieſen früheren Lehrern ſolcher von der Natur Verwahrloſ'ten hat jedoch über

die Art und Weiſe, wie er ſeinen Unterricht einrichtete, etwas bekannt gemacht, und man hatte hierüber, außer den Werken von J. P. Bonet und Ramirez (beides gleichfalls Spanier), immer nur unvollkommene Nachrichten. So iſt es erklärlich, daß de l'Epée gewiſſermaßen für ſich Erfinder dieſer Unterrichtsmethode wurde, die er zuerſt an zwei taubſtummgebornen Schweſtern verſuchte, und mit einem ſo glücklichen Erfolge gekrönt ſah, daß er ſich entſchloß, ſein ganzes Leben und alle ſeine Kräfte fortan dieſem wohlthätigen Geſchäfte zu widmen. Wirklich wurde der edelmüthige Mann auch ein wahrer Vater der Unglücklichen, für deren Ausbildung er in einer, einzig auf ſeine Koſten gegründeten, Anſtalt Sorge trug. Hier verwendete er ſeine ganzen Einnahmen und alles was ihm menſchenfreundliche Gönner, z. B. der Herzog von Penthièvre, zukommen ließen, zur Erziehung und Ernährung ſeiner Zöglinge, deren Zahl ſich bald anſehnlich vermehrte, und für deren Bedürfniſſe er mit ſolcher Aufopferung ſorgte, daß es ihm ſelbſt oft am Allernothwendigſten fehlte, und er ſo unter andern einmal, im bereits vorgerückten Alter, einen Winter ohne Feuerung zubrachte, nur um ſeine Kinder, die, während er oft mehr als ärmlich einherging, ſtets gut gekleidet waren, keinen Mangel leiden zu laſſen. Dieſe Aufopferung und dieſer Eifer für die leidende Menſchheit ging bei ihm ſo weit, daß ſeine Vermögensumſtände dadurch in Unordnung geriethen, und er deswegen manchen Verdruß von ſeinen Verwandten hatte; dennoch ließ er die Kaiſerin Catharina II., die ihn unterſtützen wollte, bitten, ihm lieber, ſtatt Geſchenke, einen Taubſtummen aus ihrem Reiche zu ſenden. So brachte ihn auch ſein Mitleiden mit einem armen taubſtummen Jüngling, den er 1773 auf der Straße von Peronne, ganz mit Lumpen bedeckt, fand, in viele Verdrießlichkeiten. Er glaubte nämlich, in dieſem Verlaſſenen den ausgeſtoßenen Erben der reichen gräflichen Familie Solar zu entdecken, nahm ihn zu ſich und foderte deſſen Rechte zurück. Es entſtand ein weitläufiger Prozeß, der zwar anfänglich zu Gunſten ſeines Schützlings entſchieden, ſpäter aber, als er ſowohl wie der Herzog von Penthièvre (nebſt dem Abbé de l'Epée, der einzige Beſchützer des armen Joſeph Solar) geſtorben waren, umgeſtoßen wurde, wodurch der junge Mann aller ſeiner Anſprüche beraubt, und ins tiefſte Elend verſetzt, gezwungen ward, als gemeiner Cüraſſier Dienſte zu nehmen, und nach kurzer Zeit im Hoſpitale ſtarb. (Bouilly hat dieſen Stoff unter dem Titel: „l'Abbé de l'Epée", zu einem Schauſpiel benutzt, welches Kotzebue unter gleichem Titel für die deutſche Bühne bearbeitete, wo es ſich noch immer auf den Repertorien hält.) Der Abbé de l'Epée ſtarb 1789, beweint von ſeinen Schützlingen, betrauert von allen Guten, die in ihm einen ächten Wohlthäter der Menſchheit verehrten. Ungeachtet ſeiner vielfältigen Bemühungen deshalb, war er doch nie ſo glücklich, ſeinen Lieblingswunſch, Gründung einer Taubſtummen-Anſtalt auf öffentliche Koſten, zu erreichen, und erſt ſein Nachfolger in ſeiner wohlthätigen Wirkſamkeit, der bekannte Abbé Sicard, der die Unterrichtsmethode noch um Vieles erweitert und verbeſſert hat, gelangte dahin. Man hat von l'Epée mehrere Schriften über den Unterricht der Taubſtummen ſowohl, wie über die von ihm befolgte Methode, von denen eine auch ins Deutſche überſetzt iſt. Bemerken wollen wir nur noch, daß keine einzige gelehrte Geſellſchaft Europa's, außer der philantropiſchen in Paris, ſich durch die Aufnahme dieſes ſeltenen Menſchen unter ihre Mitglieder, ehrte.

Epernay, Stadt an der Marne im Departement Marne, unweit Rheims, mit 750 Häuſern und 5000 Einwohnern, iſt der

Hauptſitz des Handels mit Champagner. In den wegen ihrer Größe und Einrichtung merkwürdigen Kellern des Handlungshauſes Moet waren vor dem J. 1814 gewöhnlich zwiſchen 4 bis 500,000 Bouteillen Champagner vorhanden.

Ephemeriden ſind Schriften, in welchen Data nach der Ordnung der Tage aufgezeichnet werden; Zeitungen und andere periodiſche Blätter; Schriften, worin die tägliche Witterung aufgezeichnet iſt. Desgleichen ſind Ephemeriden aſtronomiſche Tafeln, worauf die täglichen Stellungen der Sterne und die übrigen Erſcheinungen am Himmel verzeichnet ſind. Ephemeriſch, was nur einen Tag währt. Ephemeron, in der Pflanzenlehre, die Zeitloſe, d. i. eine im ſpätern Herbſt blühende Giftpflanze. In der Thierlehre ſind Ephemeren Eintagsfliegen. Es giebt nämlich kleine Fliegen oder Mücken, die ein ſo kurzes Daſein haben, daß mehrere Geſchlechter an einem Tage geboren werden und ſterben.

Epheſus, dieſe ehemals berühmte, nach Juſtin, von den Amazonen, nach Strabo, von Androchus, dem Sohne des Kodrus, erbaute Hauptſtadt von Jonien in Klein-Aſien, war der Mittelpunkt alles Handels von Vorder-Aſien, wozu der ſehr geräumige Hafen vieles beitrug. Obgleich Zerſtörungen des Kriegs und ſelbſt Erdbeben ſie mehrere Mal vernichteten, ſo würde ſie doch immer wieder hergeſtellt. Sie war berühmt wegen des zwiſchen der Stadt und dem Hafen gelegenen und zu den Wunderwerken der Welt gerechneten Dianentempels, oder Artemiſion, als deſſen erſter Baumeiſter Chereſiphon oder Kteſiphon genannt wird. Er war in ioniſcher Bauart. 220 Jahre lang ſollen die geſammten Völker Klein-Aſiens an dieſen Tempel gearbeitet haben, deſſen Länge 425 und die Breite 200 Fuß betrug, und welcher mit 127 Säulen (jede 60 Fuß hoch) geziert war. Noch merkwürdiger waren die darin befindlichen zahlloſen Bildſäulen und Gemälde von den berühmteſten Meiſtern in Griechenland. Bis zu Plinius Zeiten war er ſieben oder acht mal zerſtört worden, unter andern auch durch den berüchtigten Heroſtrat, 356 vor Chr. Geb. Dennoch wurde der Tempel von den Epheſern prächtiger als je wieder aufgebaut, wozu ſie nicht blos ihr Geld, ſondern ſogar ihre Weiber das Geſchmeide hergaben. Heut zu Tage ſind ſeine Trümmern ein Aufenthalt der Hirten mit ihren Heerden, ſo wie die prächtige Stadt, ein geringes Dorf, Aja Soluk, iſt. Hirt hat über dieſen Tempel geſchrieben.

Ephialtes, ſ. Aloiden.

Ephorus. Ephoren waren zu Lacedämon (ſ. Sparta) obrigkeitliche Perſonen, welche 745 vor Chr. Geb. von dem Könige Theopompos, nach Andern ſchon von Lykurgus, eingeſetzt wurden, um zunächſt als Stellvertreter der abweſenden Könige die innere Staatsverwaltung, namentlich die gerichtlichen Geſchäfte, wozu ihnen ein beſonderes Gebäude, Ephorion, angewieſen wurde, zu beſorgen. Eins ihrer vorzüglichſten Geſchäfte war die Aufſicht über die Erziehung der Jugend. Sie wurden, fünf an der Zahl, aus dem Volke gewählt, und führten ihr Amt nur ein Jahr, fingen aber bald an, ſelbſt die Gewalt der Könige zu beſchränken. Bei uns wird mit dem Worte Ephorus ein Aufſeher, auch Vorgeſetzter irgend einer öffentlichen Anſtalt, z. B. einer Univerſität bezeichnet; beſonders aber wird es von den geiſtlichen Vorgeſetzten gebraucht, daher die Ephorie, der Bezirk von mehreren unter der Oberaufſicht eines Superintendenten ſtehenden Pfarreien u. ſ. f., und Ephorat, dieſes Amt ſelbſt, Oberaufſicht.

Ephraimiten. Friedrich der Große ließ im ſiebenjährigen Kriege

(1759) zu Leipzig eine Münzſtätte anlegen, welche er an die Juden Ephraim, Itzig u. Comp. verpachtete. Die, von Jahr zu Jahr erhöhte, Pachtſumme ſoll zuletzt bis auf 7 Mill. Thlr. des daſelbſt geprägten ſchlechten Geldes geſtiegen ſein. Die jüdiſchen Münzpächter ſchlugen, beſonders unter königl. polniſchem und churfürſtl. ſächſiſchem Wappen, ungeheure Summen Achtgroſchenſtücke, welche mit jedem Jahre geringhaltiger wurden, ſo, daß die feine Mark, im Jahre 1761, bis auf 35 Thlr. ſtieg, und der alte Auguſt- und Friedrichsd'or 20 Thlr. galt. Um das Publicum zu täuſchen, war anfangs auf dieſe geringen Münzen die Jahrzahl 1753 geſetzt. Das Volk gab dieſen Achtgroſchenſtücken den Namen Ephraimiten. Nach Beendigung des Krieges wurden ſie von der ſächſiſchen Regierung verrufen, und um einen verhältnißmäßigen Preis eingelöſt.

Epictet, Epiktetos (90 Jahr nach Chr. Geb.). Dieſer berühmte Anhänger der Stoa war aus Hieropolis in Phrygien gebürtig. Er lebte zu Rom als der Sclave eines gewiſſen Epaphroditus, eines grauſamen und übermüthigen Freigelaſſenen des Nero, deſſen Mißhandlungen er mit einer Faſſung und Seelengröße ertrug, die den ächten Stoiker charakteriſiren. Als ein Beiſpiel davon erzählt man, daß ihm ſein Herr einſt einen heftigen Schlag auf den Schenkel gab. „Du wirſt mir das Bein zerſchmettern," ſagte Epictet. Sogleich verdoppelte jener den Schlag, und zerſchlug ihm das Bein wirklich. „Habe ich dir es nicht vorausgeſagt?" ſagte mit ruhiger Miene der Philoſoph, ohne die geringſte Klage. In der Folge ward er freigelaſſen, lebte aber fortwährend in der größten Armuth. Die Grundlage ſeiner Moral war Dulden und Entbehren. Die Vortrefflichkeit ſeiner Lehrſätze erwarb ihm allgemeine Bewunderung. Domitian verbannte ihn nebſt andern Philoſophen aus Rom, denn der Tyrann mußte Männer haſſen, deren Grundſätze aller Tyrannei Hohn ſprachen. Epictet ließ ſich in Epiros nieder; kehrte aber nach dem Tode Domitians zurück, und ſtand bei Hadrian und Marc-Aurel im größten Anſehen. Arrian ſammelte die Ausſprüche Epictets, ſeines Lehrers, und wir beſitzen ſie noch unter dem Titel Enchiridion. Außer dieſem Handbuche beſitzen wir von ihm noch vier Bücher philoſophiſcher Geſpräche (deutſch mit Anmerkungen von Schulz. Altona 1801. 2 Thle. 8.). Von beiden Werken, beſonders aber von dem Enchiridion, giebt es viele Ausgaben. Schweighäuſer hat (Leipz. 1799 u. ſ. f. 5 Bde.) ſie zuſammen herausgegeben. Als einen Beweis der großen Verehrung, die dem Epictet allgemein zu Theil ward, erzählt man, daß nach ſeinem Tode ſeine Studirlampe für 3000 Drachmen verkauft ward.

Epicur (Epikuros), geboren zu Gargettus bei Athen, 342 vor Chr. Dieſer berühmte griechiſche Philoſoph iſt bis auf unſere Zeiten mit Unrecht für einen der Sinnlichkeit und dem Laſter ergebenen Wollüſtling verſchrieen worden. Er war von armen Aeltern geboren, und ſo lernbegierig, daß er ſchon in ſeinem 12. Jahre ſich nach Athen und zunächſt in den Lehrſaal des Grammatikers Pamphilius begab. Als er einſt von dieſem den Vers Heſiods hörte, worin das Chaos als das erſte aller geſchaffenen Dinge angeführt wird, warf er die Frage auf: Wer denn das Chaos geſchaffen habe, da es doch das erſte geweſen ſei? Der Grammatiker verwies ihn an die Philoſophen, welche Epicur von jetzt an mit Eifer beſuchte. Aber Athen genügte ihm nicht; ſeinen Geiſt zu bilden und Kenntniſſe einzuſammeln, durchreiſete er verſchiedene Länder, und eröffnete endlich in ſeinem 36. Jahre ſeine Schule in einem Garten zu Athen. Bald ſtrömten ihm zahlreiche Schüler zu. Er lehrte, das Wohlſein ſei das höchſte Gut, aber nicht ein ſinnliches, auch auf

dem Wege des Laſters flüchtig zu erlangendes, ſondern ein geiſtiges, allein durch die Tugend erreichbares Wohlſein. Demnach verwarf er zwar das Laſter und huldigte der Tugend, aber nicht um ihrer ſelbſt willen, ſondern er verwarf das Laſter nur als unvereinbar mit dem Wohlbefinden, und huldigte der Tugend nur als dem unentbehrlichen Mittel zum Wohlſein. Er empfahl Weisheit, Mäßigung, Nüchternheit, Entfernung von Staatsgeſchäften, Friedfertigkeit, Nachſicht gegen die Eigenliebe der Menſchen, Feſtigkeit der Seele, den Genuß anſtändiger Vergnügungen, ſofern er nicht zu neuen Genüſſen unfähig macht, und Verachtung des Lebens. Er pries zwar die Schmerzloſigkeit als etwas Köſtliches, duldete aber mit Standhaftigkeit die größten Körperſchmerzen. So deutlich er durch ſein eigenes muſterhaftes Leben, welchem Einige jedoch Stolz und Neid vorwerfen, den Sinn ſeiner Lehre darlegte, ſo wurde ſie doch häufig mißverſtanden, oder mißgedeutet. Wie ſeine Moral eudämoniſtiſch iſt, ſo iſt ſeine Lehre von der Entſtehung der Welt atomiſtiſch und materialiſtiſch. Von dem Grundſatze ausgehend, daß Nichts aus Nichts entſtehen könne, nahm er zwei nothwendige, ewige, unendliche Grundurſachen an, den leeren Raum und die Atomen, untheilbare und unendlich vielfach geſtaltete Körper. Die Atomen bewegten ſich, vermöge ihrer natürlichen Schwere, in dem Raume, und vermiſchten ſich mit einander. Um die Miſchung möglich zu machen, ließ er ſie nicht in geraden, ſondern in krummen Linien niederfallen. Durch dieſe Bewegungen kreuzten und ſtießen ſie einander auf das mannichfaltigſte, und aus zahlloſen Verbindungen und Verſchränkungen entſprangen Körper und Weſen aller Art. Obgleich die Atomen weiter keine Eigenſchaften hatten, als Geſtalt und Schwere, ſo brachten ſie doch in den Körpern die verſchiedenen auf die Sinne wirkenden Eigenſchaften, als Farbe, Ton, Geruch u. ſ. w. hervor. Ferner lehrte er, wie durch die Vereinigung der Atomen alles entſtanden ſei, ſo werde durch ihre Auflöſung auch alles wieder zerſtört; es gebe zahlloſe Welten, die der Zufall gebildet habe, und die unaufhörlich entſtänden und untergingen. Die Welt habe einen Anfang gehabt, darum müſſe ſie auch ein Ende haben; aus ihren Trümmern werde eine andere hervorgehen. Er fand keinen Unterſchied zwiſchen dem Menſchen und Thiere, und erklärte die Entſtehung der Seele auf dieſelbe ſinnliche Weiſe. Dieſe Lehre, die man nicht mit Unrecht des Atheismus und Materialismus beſchuldigte, zog ihm hauptſächlich zahlreiche Widerſacher zu, und reizte die Verläumdung wider ihn. Er erreichte ein Alter von 72 Jahren (ſt. 270 vor Chr. Geb.), und wiewohl nach Epicurs Tode ſein Syſtem auch in Rom Anhänger fand, unter denen Celſus, Plinius der ältere und Lucrez die namhafteſten waren, ſo erlangte es doch unter den Philoſophen nie das Anſehen der um weniges ältern, Peripatetiſchen, Stoiſchen und Platoniſchen Schulen. Von ſeinen zahlreichen Schriften iſt uns wenig übrig geblieben. Eine derſelben iſt kürzlich bei den Nachforſchungen zu Herculanum wieder aufgefunden worden. Sonſt kannte man ſeine Philoſophie nur aus dem Gedichte des Lucrez, und den Nachrichten, die uns Cicero, Plinius u. A. davon aufbehalten haben, und aus zwei Briefen, welche kürzlich Schneider (Leipz. 1813) verbeſſert wieder herausgegeben hat.

Epicykel, Epicyclus, in der Sternkunde ein Kreis, deſſen Mittelpunkt in dem Umkreiſe oder der Peripherie eines andern Kreiſes herumgehet. Die Ptolemäiſche Hypotheſe vom Weltbau erklärt eine Menge himmliſcher Erſcheinungen aus der Bewegung der Planeten in ſolchen Epicykeln. Da Copernicus uns richtigere Begriffe von der Ein=

richtung des Weltgebäudes beigebracht hat, ſo hat die Lehre von den Epicykeln nur noch hiſtoriſche Wichtigkeit. — **Epicykloide**, iſt in der Geometrie diejenige krumme Linie, welche ein in der Ebene eines Kreiſes befindlicher Punkt beſchreibt, indem dieſer Kreis auf dem Umfange eines andern in derſelben Ebene mit ihm liegenden Kreiſes, ſich um ſeinen Mittelpunkt dergeſtalt bewegt, daß die Bogen, die auf beiden Kreiſen zwiſchen zuſammengehörigen Berührungspunkten liegen, gleich groß ſind.

Epidaurus, eine der angeſehenſten Städte des alten Griechenlands, in Argolis, im Peloponneſus. Vorzüglich berühmt iſt ſie durch den prachtvollen Tempel des Aesculap, der nicht fern von ihr auf einer Anhöhe ſtand. Nur reinen Seelen ſteht der Zutritt offen, lautete die Inſchrift über dem Eingange. Eine Menge Kranker beſuchte dieſen Ort, und erwartete von der Wunderkraft des wohlthätigen Gottes ihre Geneſung.

Epidemie oder **epidemiſche** Krankheit (von ἐπι und δῆμος, unter dem Volke) bedeutet irgend einen Krankheitszuſtand, welcher in einem Orte, oder in einem ganzen Striche Landes eine Zeit lang herrſchend iſt (Landſeuche), von äußern, vorübergehenden Einflüſſen herrührt, und endlich wieder verſchwindet. Eine Epidemie entſteht allezeit von vorübergehenden äußern Einflüſſen, welche auf das ganze Volk wirken, und in dem Körper der Menſchen allmählig ſolche Veränderungen hervorbringen, wodurch endlich die beſtimmte Krankheit entſteht. (Vergl. d. Art. **Einflüſſe auf den menſchlichen Körper**.) So ſcheinen manche Epidemien von einem eigenen, durch beſtimmte Winde herbeigeführten Stoffe in der Luft zu entſtehen, wie z. B. die in der Richtung von Oſt nach Weſt wandernde ſogenannte Influenza, u. a. m. Mangel an Nahrungsmitteln, ſchlechte Beſchaffenheit derſelben, ſchädliche Beimiſchungen u. ſ. w. können auch Epidemien erzeugen. Schlechte Getreide- und Obſtjahre nöthigen die Menſchen, zu andern Nahrungsmitteln, zu Surrogaten, z. B. zu Baumrinden ſtatt des Kornes, wie in Schweden, Norwegen u. ſ. w., ihre Zuflucht zu nehmen, wodurch Krankheiten erzeugt werden; dem Mutterkorn unter dem Rocken ſchreibt man die Entſtehung der Kriebelkrankheit zu; ſchlechte Gerſte, viele Beimiſchung des Döberichs oder Tollkorns (Lolium temulentum) macht das daraus bereitete Bier für die Geſundheit ſchädlich, und erregt bei allen, die es genießen, krankhafte Zufälle. In Anſehung des Gemüthszuſtandes können traurige Begebenheiten, z. B. Krieg, Belagerungen, Erdbeben u. ſ. w. durch die das Nervenſyſtem angreifenden Wirkungen die Entſtehung der epidemiſchen Krankheiten ſehr begünſtigen, oder dieſelben wenigſtens bösartiger machen. Was den Verlauf einer Epidemie betrifft, ſo fängt ſie zuweilen mit einzelnen Kranken an, zuweilen aber befällt ſie auch plötzlich viele Menſchen auf einmal, was gewöhnlich dann geſchieht, wenn eine Art von Witterung oder Wind plötzlich in die entgegengeſetzte übergeht. Wenn, z. B., nach lange herrſchendem Weſt- oder Südweſtwind mit warmer Witterung plötzlich Nordoſtwind eintrit, ſo hört man ſogleich die Menſchen über Huſten, Schnupfen, Rheumatismen u. dgl. klagen. Im Anfange iſt eine Epidemie gemeiniglich gelinde, allein je länger ſie dauert, je mehr ſie ſich ausbreitet, deſto gefährlicher wird ſie; gegen das Ende wird ſie meiſtens wieder gutartiger. Ihre Beendigung ereignet ſich oft ſo allmälig, als ſie anfing, doch zuweilen auch plötzlich. Manche Menſchen werden gar nicht von der herrſchenden Epidemie befallen, ſie mag noch ſo lange dauern. Wahrſcheinlich liegt die Urſache davon in ihrer Körperbeſchaffenheit, die den herr-

ſchenden Einflüſſen entgegengeſetzt iſt, und ſie fähig macht, denſelben länger als Andere zu widerſtehen. So findet man auch oft, daß Menſchen mit chroniſchen Krankheiten, Hypochondriſten u. a. m. von der epidemiſchen Krankheit befreit bleiben. Nicht ſelten verwechſelt man die Begriffe von Epidemie und anſteckender oder contagiöſer Krankheit. Erſtere iſt urſprünglich nicht anſteckend, ihre Entſtehung und Verbreitung hängt, wie ſchon berührt worden, von allgemeinen Einflüſſen ab, und in der Regel erzeugt ſie keinen anſteckenden, durch Berührung mit einem andern Körper die nämliche Krankheit in demſelben erregenden Stoff. Nur unter beſondern Umſtänden, vorzüglich wenn die Krankheit ſehr bösartig wird, und viele Kranke dieſer Art in einem engen Raume beiſammen liegen, kann ein anſteckender Stoff in ihnen erzeugt werden, welcher einen Dunſtkreis um den Kranken bildet, und in ſolchen Perſonen, welche dieſem nahe kommen, dieſelbe Krankheit zu erregen im Stande iſt. Doch können auch hier viele Täuſchungen vorfallen, und bei Ununterrichteteten trit meiſtens die Furcht vor der Anſteckung zu früh und ohne Grund ein. So wird z. B. oft einer Anſteckung zugeſchrieben, was blos Folge einer widrigen Erſchütterung des Nervenſyſtems beim Anblick eines Kranken, vielleicht unter ekelhaften Umgebungen, iſt, wodurch die Krankheit, zu welcher der Körper ſchon geneigt iſt, deſto ſchneller zum Vorſchein kommt. H.

Epidermis, die Oberhaut, d. i. die oberſte unempfindliche dünne Haut des Körpers. S. d. Art. Haut.

Epigeneſie, auch die Epigeneſe, ein griechiſches Wort, für welches im Deutſchen kein genügenderer Ausdruck, als Geſtaltung, Formation, gefunden zu ſein ſcheint, bezeichnet eine Entſtehungsweiſe organiſcher Körper, wobei ſich die im Manne und Weibe liegenden, keine künftige Geſtaltung verrathenden Bedingungen zur Befruchtung, nach ihrem Zuſammentreffen und ihrer innigen Vermiſchung im Weibe, zu einem der Gattung ähnlichen Körper und Weſen, in einer gewiſſen Zeit allmählig ausbilden. Sie iſt der Zeugungsannahme ohne Begattung (generatio aequivoca), ſo wie der Annahme gewiſſer vorgebildeter, im Weibe oder Manne liegender, zu ihrer fernern Ausbildung aber einer Erſchütterung bedürfender Keime (evolutio) entgegengeſetzt; welche beide Theorien noch ihre Anhänger haben, wiewohl ſie Blumenbach durch ſeine Schrift über den Bildungstrieb und das Zeugungsgeſchäft, worin er die Epigeneſie erwies, widerlegt hat. Erſterer, ſagt er, iſt allen organiſchen Weſen gemein, aber ſeine jedesmalige Eigenthümlichkeit hängt von der Beſchaffenheit des Stoffes ab, den er auszubilden hat, woraus denn erklärbar wird, daß jede Gattung ſich ſelbſt, und nur ſich, fortpflanzt, daß das Weizenkorn nur Weizen, der Zeugungsſtoff des Schafes nur Schafe, der Zeugungsſtoff des Menſchen nur Menſchen hervorbringen kann. (S. Bildungstrieb.) Aber dieſer Trieb kann in der Vollendung der gefoderten Geſtalt geſtört werden. Die Urſachen dazu ſind ſehr mannichfach. Rühren ſie von den Individuen her, die den Zeugungsſtoff hergaben, ſo entſtehen daraus erbliche Fehler, Krankheiten; Störungen der Ausbildung vor der Geburt bringen angeborne Uebel, Mißgeburten hervor; treten nach der Geburt, in den verſchiedenen Entwickelungsperioden, Störungen ein, ſo werden daraus erworbene Uebel, Krankheiten. S.

Epiglottis, der Kehldeckel, oder knorplichte Deckel über der Luftröhre.

Epigonen, ſ. Theben.

Epigramm. Dieſes griechiſche Wort bedeutet eigentlich Aufſchrift,

Ueberſchrift; ſeiner erſten Beſtimmung nach, poetiſche Aufſchrift an Tempeln, Grabmälern, Kunſtwerken u. ſ. w., entweder zur Erklärung oder zur Stimmung. Dieſer Zweck erfodert beſeelte Kürze, wo das Gedicht wirkliche Aufſchrift iſt; da aber, wo es zugleich den Gegenſtand der Aufſchrift mit umfaßt, der alſo nicht ſelbſt vorhanden iſt, ſondern bloß hinzugedacht werden muß, eine poetiſche Idee, in beſeelter, anſchaulicher Kürze dargeſtellt. Uebrigens kann die Darſtellung auf verſchiedene Art geſchehen: für den Verſtand didaktiſch, ſatyriſch, komiſch; für das Gefühl lyriſch, elegiſch. Gewöhnlich ſetzt man das witzige Epigramm (Sinngedicht, beſſer Witzgedicht, die Aeltern nannten es Beigedicht) dem empfindſamen entgegen, womit indeß die ganze Sphäre deſſelben nicht umfaßt wird. Noch weit mehr irren jedoch jene, welche gar nur die eine dieſer Arten berückſichtigen; ein Fehler, von welchem ſelbſt Leſſing nicht frei iſt. Er hat in ſeiner Theorie des Epigramms das Witzigſatyriſche im Auge, und in ſofern freilich Recht, daß ein intereſſanter Einfall dazu gehöre, der die Erwartung ſpanne, und dann auf eine überraſchende Art befriedige. Herder aber hat gezeigt, daß dieſe witzige Richtung dem Epigramm nicht weſentlich iſt; nur das Komiſche, das Satyriſche kann der ſogenannten Pointe nicht entbehren. Wahrſcheinlich weil Witz der überwiegende Theil in den neueuropäiſchen Epigrammen war, wie ſchon bei den Römern, dahingegen bei den Griechen der größere Theil zu den empfindſamen gehört, war das komiſche oder witzige Epigramm der Neuern vorzugsweiſe Epigramm, bis Herder in Deutſchland durch Bearbeitung der griechiſchen Anthologie jenes Vorurtheil verdrängte. Was aber den Griechen ihr empfindſames Epigramm, das war den Italienern, Spaniern, Portugieſen und Franzoſen das Madrigal. In den epigrammatiſchen Anthologien von Haug, Weißer und Schütz findet der Deutſche eine reiche Ernte. Herders zerſtreute Blätter und Jacobs Tempe geben einen ſchönen Kranz griechiſcher Blumen dieſer Art. dd.

Epigraphe, die Ueberſchrift oder Aufſchrift, z. B. an einem Gebäude, vor einem Buche (Motto). **Epigraphik**, die Kenntniß der Inſchriften oder Inſchriftskunde, eine hiſtoriſche Hülfswiſſenſchaft. **Epigraphiſche** Seite heißt die Seite einer Münze, auf welcher ſich das Bild und die Schrift befinden; monepigraphiſch, wenn ſie nur Schrift, anepigraphiſch, wenn ſie nur Bilder hat.

Epilepſie, (Fallſucht, böſes Weſen, Staupe, Jammer, Unglück, Schwerenoth), eine langwierige, von verſchiedenen oft ſehr verwickelten und nicht zu hebenden Urſachen abhängende, daher ſo oft unheilbare periodiſche, in einzelnen Anfällen ſich zeigende, Nervenkrankheit. Ihr geht meiſtentheils als Anzeige ein ſogenanntes Windanwehen (aura epileptica), das aus einem oder dem andern Fuße oder der Hand nach Bruſt und Kopf hinläuft, voraus; doch ſind die Vorboten oft ganz unmerklich. Darauf erfolgt ein plötzliches Hinfallen, gewöhnlich mit einem Schrei, die Daumen ſind eingeſchlagen, andere Theile bewegen ſich aber mehr oder weniger, es trit völlige Bewußtloſigkeit und Unempfindlichkeit ein, das Athemholen iſt häufig, unterbrochen, ängſtlich, ächzend, ſtöhnend, der Mund ſchäumt, das Geſicht verzieht ſich, die Zähne knirſchen, die Augen verdrehen ſich, die Harn- und andere Ausleerungen erfolgen unwillkürlich, die Augen ſtehen mit erweiterter unbeweglicher Pupille offen, und ſind gegen das Licht unempfindlich, welcher Umſtand die Verſtellung entdeckt. In 10 bis 20 Minuten iſt der Anfall gewöhnlich vorüber; wie von einem tiefen Schlafe erwacht der Kranke, ohne von dem Geſchehenen etwas zu wiſſen; auch empfindet er

weiter nichts Unangenehmes, als Müdigkeit und etwa Schmerzen in den Gliedern. Zuweilen treten die Anfälle in einer Stunde 9 bis 10 und mehrere Mal ein, bei andern kommen ſie nur alle Monate, im Wechſel des Mondes, halbjährig und in längern Zeiträumen wieder. Aus den Zufällen, deſſen Hauptcharakter Bewußtloſigkeit und heftige, unregelmäßige, dem Willen entzogene Muskelbewegung iſt, läßt ſich ſchließen, daß die Krankheit, ihrer nächſten Urſache nach, in dem Gehirn ihren Sitz habe, und in einer abnormen und heftigen Reizung deſſelben, bis in das Rückenmark herab ſich erſtreckend, beſtehe. Doch kann eine veranlaſſende Urſache oft in dem Ganglienſyſtem des Unterleibes ihren Sitz haben. Erkältung, Aerger, Schreck ſcheinen die gewöhnlichen Urſachen zu ſein, wodurch dieſes Uebel geweckt wird.

Epilog, Nachrede oder Schlußrede, um den Leſern oder Hörern am Ende eines Werks noch einige Bemerkungen mitzutheilen. Der Epilog ſteht dem Prolog (Vorwort) gewiſſermaßen entgegen, und kommt, wie dieſer, hauptſächlich bei Schauſpielen vor. So haben mehrere Shakſpeariſche Stücke außer Prologen auch Epiloge, worin der Dichter ſeine Zuſchauer theils um Nachſicht für die Mängel des Stücks und der Darſtellung bittet, theils ihnen den richtigen Geſichtspunkt andeutet, woraus ſie ſein Werk betrachten ſollen. Der Epilog iſt mithin zuweilen eine Art von Nothbehelf, in ſofern er von einem Kunſtwerke etwas ſagt, was daſſelbe nicht durch ſich ſelbſt ausſpricht. In einem etwas veränderten Sinne nennt man Epilog die (größtentheils verſificirte) Rede, worin eine Schauſpielergeſellſchaft bei ihrem Abgange von einem Orte von dem Publikum Abſchied nimt.

Epimenides, ein berühmter Philoſoph und Dichter des Alterthums, im 6. Jahrh. vor Chr. Geb. und aus Creta gebürtig. Von Einigen wird er zu den ſogenannten ſieben Weiſen Griechenlands gerechnet, und dagegen Periander von dieſer Zahl ausgeſchloſſen. Die Sage ſchildert ihn als einen Vertrauten der Götter und untrüglichen Seher in die Zukunft. Als die Athener von Feinden und anſteckenden Krankheiten heimgeſucht wurden, und das Orakel ihnen erklärte, die Stadt habe ſich durch Entheiligung der Tempel, in welchen die Anhänger des Cylon ermordet worden, den Zorn der Götter zugezogen, und müſſe wieder entſündigt werden, riefen ſie den durch ſeine Weisheit und Frömmigkeit berühmten Epimenides von Creta zu ſich, um durch ihn mit den Göttern wieder verſöhnt zu werden. Er entſprach ihrem Wunſche, und traf außerdem noch verſchiedene nützliche Veränderungen und Einrichtungen. Bei ſeinem Fortgange ſchlug er alle Geſchenke aus, und verlangte zum Lohne nichts, als einen Zweig von dem der Minerva geweihten Oelbaum. Merkwürdig, aber leicht zu deuten, iſt die Sage, daß er als Jüngling in einer Höhle von einem Schlaf überfallen worden, der nach Einigen 40, nach Andern noch mehr Jahre gedauert habe. Bei ſeinem Wiedererwachen habe er zu ſeinem Erſtaunen alles in ſeiner Vaterſtadt verändert gefunden. Dieſe Sage liegt Göthe's Dichtung: des Epimenides Erwachen, zur Jahresfeier der Schlacht bei Leipzig, zum Grunde.

Epinay, (Louiſe, Frau von). Dieſe durch Rouſſeau's Liebe und Anklagen zuerſt bekannt gewordene geiſtreiche Frau, war die Tochter eines Herrn Tardieu Desclavelles, der im Dienſte Ludwigs XV. ſein Leben in Flandern verlor, und ſeine Familie in ſehr mittelmäßigen Umſtänden hinterließ. Dies und die Gewogenheit, welche Desclavelles am Hofe genoß, machte, daß man einige Sorge für die Tochter trug, und ſie mit dem älteſten Sohne des Herrn Delalive de Bellegarde, dem

man eine Generalpächter-Stelle gab, verband. Die Verſchwendung des jungen Mannes verkümmerte jedoch bald ſeiner Gattin das Glück, welches ihr durch dieſe Verbindung hatte geſichert werden ſollen. Während der Tage des Glanzes und der Jugend war es aber noch, daß ſie die Bekanntſchaft des Philoſophen von Genf machte, der, leicht beweglich in ſeinen Gefühlen, wie er ſtets war, nicht ermangelte, der minder ſchönen, als anmuthigen und geiſtreichen Frau, ſeine ganze Zuneigung mit einer Glut zu widmen, deren Tiefe und Stärke er ſelbſt in ſeinen berühmten Confessions ſchildert. Auch Mad. d'Epinay war nicht unempfindlich für die Huldigungen ihres „Bären", wie ſie ihn wegen mancher ſeiner Angewohnheiten und Eigenheiten zu nennen pflegte, und ſie that in jener Zeit ſo viel ihr möglich war, um ihm eine ſeinen Wünſchen entſprechende Exiſtenz zu verſchaffen. In ihrem Park von la Chevrette, im Thale Montmorency, räumte ſie ihm ein Häuschen (die ſo berühmt gewordene Einſiedelei) ein, und hier war es, wo der Verfaſſer der neuen Heloiſe in ſeiner romanesken Liebe zu Mad. d'Epinay ſo lange glückliche Tage verlebte, bis er auf den, von ihm ſelbſt bei ſeiner Freundin eingeführten bekannten Baron Grimm glaubte eiferſüchtig werden zu müſſen, und nun, in Folge dieſes, von ihm keineswegs verhehlten Gefühls, zwiſchen ihm und Mad. d'Epinay erſt Kälte, dann ein Widerwille eintrat, der ſich nur zu ſchroff in den Bekenntniſſen des Philoſophen ausſpricht. Eine Vertheidigung des ſpätern Benehmens der Frau von Epinay gegen Rouſſeau findet ſich in Grimms „Correspondence", woſelbſt auch Nachricht über einige von ihr geſchriebene Werke gegeben wird, deren berühmteſtes „les Conversations d'Emilie" iſt, in welchem die Verfaſſerin in einem etwas kalten, aber wohlgeregelten Styl, die Lehren der Moral für Kinder ſo geiſtreich als anziehend entwickelt, und für welches ſie 1783 von der Akademie den durch Monthion (damals Kanzler beim Grafen Artois) für nützliche Schriften dieſer Art ausgeſetzten Preis erhielt, während Mad. Genlis, die ſich gleichfalls durch ein Buch „Adele und Theodor" darum bewarb, zurückſtehen mußte. Außerdem hat man von ihr noch „Lettres à mon fils und Mes moments heureux". Ein Auszug ihrer höchſt anziehenden Memoiren und ihres Briefwechſels, ihre Verhältniſſe zu Duclos, Rouſſeau, Grimm, Holbach, Lambert u. A. betreffend, erſchien in Paris in 3 Bänden (1818). Sie geben das treueſte Bild der eben ſo verfeinerten, als in den Geſchlechtsverhältniſſen höchſt verderbten Sitten unter den höheren Ständen Frankreichs während der Regierung Ludwigs XV. Mad. d'Epinay ſtarb 1783, bald darauf nachdem ihr erſtgenanntes Buch von der Akademie ſo rühmlich anerkannt wurde.

Epiphania, die Erſcheinung; daher wird das ſogenannte Feſt der Erſcheinung Chriſti, das auf den 6. Januar fällt, das Epiphaniasfeſt, und die nachfolgenden Sonntage Epiphaniasſonntage, oder Sonntage nach Epiphanias genannt. Die Griechen benannten mit dieſem Namen den Tag der Geburt Chriſti.

Epirus, eine Landſchaft, an Griechenland gränzend, oft auch mit dazu gerechnet. Das Orakel zu Dodona, das älteſte in Griechenland, befand ſich hier. Auch die Mythologie erhielt vielleicht aus dieſem Lande die Höllenflüſſe Acheron und Cocyt. Das Land iſt ſehr gebirgig, aber nach der Seeküſte zu angenehm und fruchtbar. In den älteſten Zeiten waren die Chaonier daſelbſt die mächtigſte Völkerſchaft. Der berühmteſte König von Epirus war Pyrrhus, der um 278 v. Chr. die Römer bekriegte. Von der Bedrückung der macedoniſchen Könige, durch die Römer, nach Philipps II. Beſiegung, befreit, wurden die Epiroten

nach und nach ſo mächtig, daß ſie dem Antiochus und Perſeus gegen die Römer beiſtanden, aber eben dadurch ihren Untergang beförderten. Paulus Aemilius beſiegte ſie, und gab die Städte der Plünderung ſeiner Soldaten Preis, ſo daß 70 derſelben zerſtört und 150,000 Menſchen als Sclaven verkauft wurden. Nun hatte Epirus gleiche Schickſale mit dem römiſchen Reiche, bis es von den Türken unter Amurat II. 1432 erobert wurde. Zwar warf Caſtriot, genannt Scanderbeg, der letzte Sprößling vom königlichen Stamme in Epirus, und am ottomaniſchen Hofe erzogen, 1447 das türkiſche Joch ab; allein nach ſeinem Tode ward ſein Land unter Mohamed II. 1466 wieder erobert. Arnauten bewohnen es größtentheils.

Epiſche Dichtungsart oder **epiſche Poeſie** wird die erzählende Dichtungsart (ſ. **Poeſie**) genannt, welche das poetiſche Ereigniß als etwas Vergangenes der Einbildungskraft ruhig darſtellt. Sie hat verſchiedene Unterarten, die nach Umfang und Bedeutung verſchieden ſind. Die höchſte iſt die, welche man gegenwärtig vorzugsweiſe das Epos oder Epopöie nennt: ein erzählendes Gedicht, deſſen Inhalt ein poetiſches Ereigniß iſt, welches ſich auf Welt, Menſchheit, das Leben der Nationen oder eines Volks bezieht, am friſcheſten und herrlichſten, wenn ſein Stoff die Sage iſt, die mit der Urgeſchichte des Volks und ſeinem Urſprung zuſammenhängt. Von geringerem Umfange und beſchränkterer Bedeutung iſt dasjenige epiſche Gedicht, deſſen Inhalt ſich mehr auf das Leben einzelner Menſchen bezieht, wodurch auch der Ton des Ganzen beſchränkter und lyriſcher wird. Man könnte dieſes beſſer, als das erſtere, Heldengedicht nennen. Hieher gehören die meiſten romantiſchen Epopöien, und ſelbſt Homers Odyſſee im Verhältniß zur Iliade; auch die meiſten neuern Epopöien, welche einen religiöſen oder mythiſchen und hiſtoriſchen Stoff behandelt haben, beſonders die letzteren, welche ſich mehr an die Gedichte anſchließen. Ferner gehören zu der epiſchen Poeſie der Roman, aus den romantiſchen Epopöien entſprungen, u. die poetiſchen Erzählungen, **Novellen**, **Balladen** (ſ. die beſondern Artikel), welche Begebenheiten, Schickſale, Situationen, ja zuletzt nur einzelne Momente aus dem Leben des Individuums ernſt oder ſcherzend ſchildern, und durch ihren Ton mehr oder weniger in die lyriſche Poeſie (ſ. d. Art. **Lyrik**) übergehen. Die allgemeinen Eigenſchaften der epiſchen Poeſie laſſen ſich aus der obigen Beſtimmung ableiten. Was aber als Charakter des epiſchen Gedichts gewöhnlich angeführt wird, kommt den einzelnen epiſchen Gedichten nur in dem Maße zu, als ſich dieſelben durch Umfang und Inhalt dem weitumfaſſenden **Epos** (ſ. d.) oder dem ſogenannten Heldengedichte nähern. Im Ganzen müſſen wir bemerken, daß die größten Verwirrungen und Willkürlichkeiten der äſthetiſchen Theorien darauf beruhen, daß man die Gattung (epiſches Gedicht, epiſche Poeſie) und ihre Eigenthümlichkeiten mit der Art, beſonders dem Epos im höchſten Sinne, und hier wieder die verſchiedenen Arten deſſelben, z. B. das antike und romantiſche, immer zu verwechſeln pflegt, ſonſt würde man z. B. nicht Göthe's Hermann und Dorothea ein Epos nennen können. T.

Epiſcenium, das Vordertheil der Bühne.

Epiſcopalſyſtem in der catholiſchen Kirche, ſ. **Catholiciſmus**.

Epiſode (Epeiſodion) kommt bei Ariſtoteles in einer zwiefachen Bedeutung vor, die man wohl von einander zu unterſcheiden hat. Einmal bezeichnet es alle diejenigen Theile eines Drama, welche zwiſchen ganzen Chorgeſängen befindlich ſind, dann aber auch eine Nebenhandlung,

keine Macht in Oſtindien ihr weiter gefährlich werden kann. Jetzt begreift das engliſche Reich in Oſtindien den ſchönſten Theil Vorder-Indiens und einen Theil der Inſel Sumatra, nebſt andern kleinern Inſeln, faſt 30,000 Q. M. und 50 Millionen Menſchen. Dieſe Beſitzungen ſind theils unmittelbare, theils mittelbare Gebiete, deren Fürſten ganz von den Britten abhängen. Sie ſind noch jetzt in die bereits oben genannten vier Präſidentſchaften eingetheilt. Die Einkünfte betragen jährlich 18 Millionen Pfund Sterling, die Ausgaben faſt 17 Millionen. Das Activcapital der Geſellſchaft beträgt über 49 Mill. Pf. Sterling; die Schuldenlaſt beläuft ſich aber auch auf mehr als 46 Mill. Die Kriegsmacht der Geſellſchaft beſteht aus 160,000 Mann, worunter 20,000 europäiſcher Truppen. Die inländiſchen Truppen der Geſellſchaft, Seapoys genannt, ſind auf europäiſche Art bewaffnet und exercirt, und daher den Truppen aller übrigen indiſchen Staaten durch den Geiſt der europäiſchen Kriegskunſt überlegen. Die Oſtindiſche Geſellſchaft iſt als Souverän dieſer Länder unter Großbritanniens Schutze und Oberaufſicht anzuſehen. Ein Generalgouverneur, welcher zu Calcutta ſeinen Sitz hat, iſt oberſter Staatsbeamter des geſammten Civil- und Militairweſens, nicht allein der Präſidentſchaft Calcutta, ſondern er iſt zugleich der Vorgeſetzte aller übrigen Gouverneurs in Indien, die nicht zu ſeiner Präſidentſchaft gehören. Er herrſcht beinahe wie ein König, iſt aber für ſeine Handlungen dem brittiſchen Parlamente verantwortlich. Sowohl dem Generalgouverneur, als jedem Gouverneur der Präſidentſchaften iſt ein Rath von vier Mitgliedern beigegeben. Die gebornen Britten und ihre Nachkommen werden nach brittiſchen Geſetzen, die Hindu's und Eingebornen nach ihren eigenen Geſetzen und durch eigene Richter gerichtet. Die Religion, Sitten, Gebräuche, Kaſteneintheilung der Hindu's werden von der brittiſchen Regierung ungeſtört gelaſſen. Außer dieſen Beſitzungen der Oſtindiſchen Geſellſchaft beſitzt noch die Krone die Oſtindiſche Inſel Ceylon (ſ. d. Art.).

Engliſche Sprache. Die eigentlich in Britannien heimiſche Sprache der Galen oder Celten (ſ. Galen und Oſſian) wurde durch die Schickſale des Landes ſo ſehr verdrängt, daß wir in der jetzt gangbaren nur wenig Spuren von ihr entdecken. Die Geſchichte der jetzigen engliſchen Sprache beginnt mit den Angelſachſen, welche um das J. 450 in Britannien einzuwandern anfingen, und hat ſeitdem vier Zeiträume durchlaufen: 1. den angelſächſiſchen Zeitraum, von 450 bis 780. Als 570 Auguſtin von Rom kam, brachte er mit der chriſtlichen Religion auch den Keim zu Wiſſenſchaften und Kunſt, und das römiſche Alphabet mit, wie es ſich bereits zur kleinen Currentſchrift gebildet hatte. Nach Warton (History of the Engl. Poetry) hat ſich indeß aus dieſer Zeit nur ein einziges Sprachdenkmal erhalten, ein kleines metriſches Stück von Caedmon in Alfreds Ueberſetzung der Kirchengeſchichte des Beda. Mit den Einfällen der Dänen, um 780, begann 2. der däniſch-ſächſiſche Zeitraum. Das Däniſche floß mit dem Angelſächſiſchen um ſo leichter zuſammen, da beide Sprachen nahe verwandt waren. Was man gewöhnlich angelſächſiſch nennt, iſt eigentlich däniſch angelſächſiſch, wovon noch mehrere ſchriftliche Denkmale vorhanden ſind, die Schriften des Königs Alfred, zwei buchſtäbliche Ueberſetzungen der vier Evangeliſten und des unächten Caedmon poetiſche Umſchreibung der Geneſis. 1066 begann, mit Einwanderung der Normannen, 3. der normanniſch-ſächſiſche Zeitraum. Die normanniſch-ſächſiſche Mundart, ſagt Warton, war eine barbariſche, unregelmäßige und

unbiegſame Sprache. Ihr Grund war das Sächſiſch-Däniſche, welches jetzt mit Franzöſiſchem vermiſcht ward. Die ſächſiſche Sprache hatte gleichförmige Analogien, war von Dichtern und Theologen ausgebildet worden, und erhielt, auch mit dem Däniſchen vermiſcht, doch viel Klarheit, Stärke und Harmonie; allein das von dem Eroberer und ſeinem Heer eingeführte Franzöſiſch war ein Gemiſch von Deutſch, Galiſch und verdorbenem Latein. Mit dem Anfange des 13. Jahrh. begann 4. der franzöſiſch-ſächſiſche Zeitraum. Die zuvor mit dem Normänniſchen vermiſchte däniſch-ſächſiſche Sprache vereinigte ſich jetzt mit der neuern franzöſiſchen, nach deren Vorgang allmälig auch mit der lateiniſchen, und bildete ſich durch Hülfe beider zu der heutigen engliſchen aus. Merkliche Fortſchritte zu dieſer Ausbildung that ſie vornehmlich in der zweiten Hälfte des 14. Jahrh., wo ſie, für den Zuwachs von Ideen zu enge geworden, ſich immer mehr aus der franzöſiſchen bereicherte. An Chaucer, dem Vater der neuern engliſchen Poeſie, iſt dieſe Veränderung am merklichſten, und deshalb hat man ſie auch zuweilen ihm ſelbſt zugeſchrieben. So wurde denn die engliſche Sprache eine Miſchung von Brittiſchem, Lateiniſchem, Angelſächſiſchem, Altdeutſchem, Däniſchem, Normänniſchem und neuerem Franzöſiſchen; durch religiöſe Verhältniſſe, worin England eine geraume Zeit mit Italien ſtand, kamen auch italieniſche, durch Ausbreitung der Künſte und Wiſſenſchaften griechiſche Kunſtwörter aller Art, durch den Handel eine Menge anderer ausländiſchen Wörter in die Sprache, welche deshalb eine der gemiſchteſten iſt, die es geben kann. Sie wird in dem größten Theile Englands und in dem ebenen Theile Schottlands geſprochen; in den gebirgigen Gegenden Schottlands hingegen, in Irland und den engliſchen Provinzen Wallis und Cornwallis herrſcht noch eine der alten brittiſchen verwandte Sprache. Wie jede lebende Sprache, zerfällt übrigens auch die engliſche in mancherlei Mundarten, welche theils nach den Gegenden, theils nach den Graden der Bildung derer, die ſie ſprechen, ſehr verſchieden ſind. Die ausgebildetſte unter denſelben iſt zugleich die Schriftſprache der Nation, und wird im engſten Verſtande die engliſche Sprache genannt. Durch eine glänzende Reihe vorzüglicher Dichter, Redner und Schriftſteller aller Art (ſ. die Art. *Engl. Literatur* u. *Engl. Poeſie*) iſt dieſe Sprache ſo ausgebildet worden, daß man ſie den gebildetſten europäiſchen Sprachen zuzählen muß. Sie iſt reich, nicht blos an Ausdrücken überhaupt, ſondern auch an bedeutender Kraft ihrer Wörter. Ihr goldenes Zeitalter ſetzt man gewöhnlich unter die Regierung der Königin Anna, zu Ende des 17. und Anfang des 18. Jahrh., wo beſonders Swift, Addiſon und Steele die engliſche Proſa ſchufen. Weder ſo polternd, wie die holländiſche, noch ſo weibiſch, wie die franzöſiſche, iſt ſie eben ſo bedeutend, wie die lateiniſche, ſteht wegen Zuſammenſetzung ihrer Wörter nur wenig unter der griechiſchen, und erreicht nur die deutſche nicht an Univerſalität. Samuel Johnſon hat ſich durch ſein Wörterbuch (zuerſt 1745) großes Verdienſt um das Studium dieſer Sprache erworben, obgleich ſein Werk weder ohne Mängel in dem etymologiſchen Theile und in der Beſtimmung der Wortbedeutungen iſt, noch auf Vollſtändigkeit Anſpruch machen kann. Nur in der letzten Hinſicht hat es in der von Todd beſorgten neuen Ausgabe gewonnen. Adelung gab es (Leipzig 1783) in einem Auszuge für Deutſche heraus, wozu ſpäter ein deutſch engliſcher Theil von Kuttner und Nicholſon kam. Bayley's engliſch-deutſches und deutſch-engliſches Wörterbuch iſt in A. Wagners neuer Bearbeitung (Jena 1822. 2 Bde.) das reichhaltigſte, und vorzüglich auch zum Verſtändniß

der ältern Schriftſteller, beſonders Shakſpeare's, das brauchbarſte geworden. Unter den Sprachlehren ſind in England Murray's, Allen's und Grant's Werke geſchätzt. Für Deutſche iſt K. F. C. Wagners Sprachlehre (2 Thle. Braunſchw. 1819 — 1822) die vorzüglichſte. Sheridan, Nares und Walker geben Anweiſungen zur Ausſprache, worunter des letztgenannten Werk den Rang behauptet. Wie in Italien u. Frankreich ein nicht ganz entſchiedener Streit obwaltet, ob in Rom oder in Florenz, in Paris oder in Orleans, beſſer und reiner italieniſch und franzöſiſch geſprochen werde, ſo auch in England zwiſchen London und Dublin, und faſt ſcheint es, als ob die Mehrheit der Stimmen ſich auf die Seite Dublins neige.

Engliſcher Tanz, ſ. Anglaiſe.

Engliſche Waaren Man verſteht unter engliſchen Waaren gemeiniglich nur die in Mancheſter verfertigten Baumwollen-Waaren, und die ſogenannten kleinen Waaren, welche aus Birmingham und Sheffield in den deutſchen Handel kommen. Es giebt ihrer aber viel mehrere Arten, die auch in großer Menge ausgeführt werden, und ſich durch Güte und Wohlfeilheit auszeichnen. Wir führen hier die wichtigſten davon an. Glasgow (in Schottland) liefert feine Cattune, klare Muſſeline, gewürfelte, ſogenannte Pullicatetücher. Aberdeen (auch in Schottland) liefert wollene geſtrickte Strümpfe; Tiwerton, Serges; Exon feine Flanelle; Leeds grobe und mittelfeine Tücher, Biber, Calmuks, Wollen-Stoffe, als Merinos, Tamis, Callamancoes, Zays; Halifax führt dieſelben Artikel aus wie Leeds, und außerdem noch Karſays; Rochdale liefert Boys; Norwich wollene Damaſte und Schawls; Nottingham feine Strümpfe; Etruria das weiße und ſchwarze Wedgewoodſche Steingut; Mancheſter weiße Garne, (ſogenannte Water- und Mule-Twiſte) Cattune, die ſogenannten Mancheſter, baumwollene Batiſte, Hüte und viele andere Waaren; Birmingham Quincaillerie, Knöpfe und unzählige kleine Artikel; Sheffield Meſſer und Scheeren; London ſelbſt verfertigt nicht minder faſt alle Artikel, welche in den Provinzen fabricirt werden, nur in größerer Feinheit und Vollkommenheit, weshalb dieſe auch theurer ſind, und außerdem die vortrefflichſten mathematiſchen Inſtrumente, feine Glaswaaren, Sattlerarbeit, Wagen u. ſ. w. Es giebt viele Urſachen, welche den engliſchen Waaren den Vorzug vor denen des Feſtlandes, insbeſondere Deutſchlands, verſchaffen, und man irrt ſehr, wenn man glaubt, daß ein bloßes Verbot derſelben unſere Fabricate bald zu einer gleichen Güte und Wohlfeilheit führen würde. Wir finden die erſte Urſache in der vortrefflichen engliſchen Staatsverfaſſung, die jedes Individuum in ſeinen Rechten ſchützt und ſichert, und ihm die volle und freie Entwickelung aller ſeiner Anlagen und Talente erlaubt; in der nationalen Geſetzgebung durch das Parlament; in der, durch dieſe Verfaſſung bedingten, nothwendig auch auf Kenntniß des Practiſchen gerichteten Ausbildung der Staatsbeamten, anſtatt daß bei uns Miniſter und Räthe, mit oft beſchränkten Einſichten über Gegenſtände des Gewerbfleißes, die Leitung derſelben haben; in dem Gemeingeiſt des engl. Volks, der alle großen Ideen, die die Nationalwohlfahrt befördern können, auch großherzig unterſtützt und ſich dazu vereinigt (daher ihre Canäle, ihre vortrefflichen Landſtraßen, ihre Anſtalten zur Erleichterung des Reiſens und aller Verbindungen), in der glücklichen inſulariſchen Lage, der unermeßlichen Schiffahrt, und der dadurch mannichfaltig erregten und beförderten großen Thätigkeit und ſich wechſelsweiſe unterſtützenden Induſtrie. Endlich haben die unerſchöpflichen unterirdiſchen Steinkohlenlager, und die dadurch leichter als anderwärts mögliche Unterhaltung der Dampfmaſchinen, welche

in allen Fabriken, Manufacturen und Gewerben mit dem größten Erfolge angewendet werden, den bedeutendſten Einfluß ſowohl auf die Wohlfeilheit als auf die Tüchtigkeit der engliſchen Waaren.

Enharmoniſch (in der Tonkunſt) hieß bei den Griechen eines der Klanggeſchlechter, bei welchem die zwei erſten Intervalle kleiner als halbe Töne (Viertelstöne) waren. Das Enharmoniſche iſt auf dieſe Art von dem Diatoniſchen verſchieden. Heut zu Tage verſteht man unter enharmoniſchen Rückungen (Ausweichungen oder Verwechſelungen), ſolche Fortſchreitungen in den Tönen, bei welchen man Töne auf einander folgen läßt, welche in letzterm Tonſyſtem auf denſelben Stufen liegen, aber durch Kreuz und b verſchieden bezeichnet werden, z. B. es dis, ais b. Man redet dann auch von einem enharmoniſchen Klanggeſchlecht (genus enharmonicum). Man bedient ſich dieſer Verwechſelungen, wenn man plötzlich von einem ſehr entfernten oder abſtechenden Ton ausweichen muß, vorzüglich alſo bei dem Ausdrucke heftiger und tiefer Gemüthsbewegungen. Enharmoniſche oder diatoniſch-chromatiſch-enharmoniſche Tonleiter wird daher diejenige genannt, wo außer den halben Tönen noch Vierteltöne in der Fortſchreitung eingeſchaltet werden, z. B. c cis des, d dis es, ꝛc. In dieſer Fortſchreitung kann man nur im Geſang und bei den Blas- und Bogeninſtrumenten eine Verſchiedenheit wahrnehmen.

Enkauſtik, Wachsmalerei, ging unſtreitig von der Gewohnheit der Alten aus, auf Wachstafeln zu ſchreiben. Die Wachstafeln zum Zeichnen verlangten aber eine andere Behandlung, als jene zum Schreiben, denn das mit Erdfarbe vermiſchte Wachs war nicht dünn und flüſſig, ſondern eine derbe Maſſe, welche demnach mit einem heißen und platten Werkzeuge ausgedehnt und eben gemacht werden mußte. Dieſes Werkzeug hieß bei den Griechen Keſtron, bei den Römern vericulum oder veruculum, d. i. Brennſtiel, Brennſpatel, Brenngriffel. Das Verfahren ſelbſt aber, das trockne und gefärbte Wachs mit dem heißen Griffel aufzutragen und auszudehnen, hieß eben deßhalb Enkauſtik, von dem griechiſchen Zeitwort εγκαιω, ich brenne ein. Weil es damit auf Haltbarkeit und Dauer durchs Feuer abgeſehen war, ſo erhielt das Wort Enkauſtik bald eine Allgemeinheit, wie wenig andere, indem man weder die Verſchiedenheit des Stoffes, noch die Anwendung des Feuers unterſchied. Nicht nur gebrauchte man dieſes Wort von der Wachsmalerei auf Holz, Mauer und Elfenbein, ſondern auch von der Malerei auf irdene Geſchirre, von Metallarbeiten, wobei Gold und Silber aufgetragen, eingelegt und eingeſchmolzen, und von allem, was im Feuer vergoldet oder verſilbert war; welches man Gold- oder Silberenkauſtik nannte. Die Neueren nannten die Porzellanmalerei und Schmelzarbeit Enkauſtik, und mit eben dem Rechte darf man der Glasmalerei der mittleren Jahrhunderte, wie man ſie an den Fenſtern der gothiſchen Kirchen ſieht, dieſen Namen geben. Es ergiebt ſich von ſelbſt, daß alles dies mit der Wachsmalerei der Alten nichts zu thun hat. Ueber dieſe wiſſen wir im Grunde ſehr wenig. Plinius (H. N. 35. 11.) berichtet uns nur, daß es eine dreifach verſchiedene Art derſelben gegeben habe. Bei der erſten Art wurde das Wachs zerlaſſen, fein geriebene Erdfarbe, ſo viel es einſaugen konnte, beigemiſcht, und dann dieſe Maſſe (eläodoriſches Wachs) auf Holz oder Mauer mit dem heißen Spatel aufgetragen und geebnet. Erkaltet, war ſie der Grund, worauf der Zeichner mit einem kalten ſpitzigen Griffel die Linien eingrub, und ſo war es eigentlich nicht die Malerei, ſondern der Wachsgrund, welcher eingebrannt wurde, und

dieſes Einbrennen gab der Malerei nur uneigentlich den Namen der Enkauſtik. Ueber die zweite Art, die eingebrannte Malerei auf Elfenbein, haben lange die irrigſten Vorſtellungen exiſtirt. Die richtigſte Meinung ſcheint die des Profeſſor Grund in Florenz, der ſich ſelbſt mit enkauſtiſcher Malerei vielfach beſchäftigt hat. Als nämlich die Kunſt der Umriſſe anfing von Bedeutung zu werden, d. i. als man es auf Tafeln von hartem Wachſe zu einiger Vollkommenheit gebracht hatte, wollte man dieſe Arbeit im Kleinen auf Elfenbein machen, welches damals im höchſten Werthe ſtand. Tafeln von Elfenbein wurden alſo mit ſchwarzem oder rothen Wachſe überzogen, und die Zeichnungen mit dem Griffel darein gegraben, wobei man die Abſicht hatte, die reine und glatte Weiße des Elfenbeins für die Linienzüge zu benutzen, damit dieſelben ſich ſchöner ausſprechen möchten. Es war alſo nichts mehr und nichts weniger, als dieſelbe enkauſtiſche Arbeit, ſtatt auf Holz oder Mauer im Großen, auf Elfenbein im Kleinen. Die dritte Art iſt Auftragung der Wachsfarben mit einem Pinſel. Ueber das Wie iſt auch hier Verſchiedenheit der Meinungen, indem nach Einigen die Auflöſung des Wachſes durch Feuer, nach Andern durch Waſſer geſchah. Alles wohl erwogen, ſcheint die richtigſte Vorſtellung die, daß das Wachs naß aufgelöſet, die Farben damit vermiſcht, mit dem Pinſel aufgetragen, und dann das Gemälde mittelſt behutſamer Annäherung des Feuers vollendet wurde, wodurch dieſe Art der Malerei erſt zur eingebrannten oder Enkauſtik wurde. Hiezu bediente man ſich eines heißen Eiſens, wahrſcheinlich in Geſtalt einer Platte mit einer hölzernen Handhabe. Als die Malerei durch die Erfindung des Pinſels bedeutende Fortſchritte gemacht hatte, entſtand auch noch eine neue Methode der Enkauſtik, die man der Malerei mit dem Pinſel mehr anzunähern ſuchte. Vorher war die eingebrannte Wachsmalerei Zeichnung auf gefärbtem Grunde geweſen, jetzt wurde ſie Malerei mit eingebrannten Wachsfarben. Hatte der Künſtler den Wachsgrund aufgetragen und den Umriß mit dem Griffel darin gemacht, ſo ging er an die Farbengebung. Von Wachs mit Erdfarbe durchdrungen ſchneidet er mit dem heißen Griffel ſo viel ab, als nöthig iſt, einen beſtimmten Raum zu bedecken, und dehnt es auf dem Grunde aus, ſetzt eine zweite, dritte Farbe u. ſ. w. neben die erſte, ſo daß er Localfarbe, Halbfarbe und Schattenfarbe neben einander aufſetzt, und dieſe nachher vertreibt, indem er die angränzenden Farben mit dem heißen Griffel in einander ſchmelzt. Nachdem die ganze Kunſt der Wachsmalerei ſeit dem 5. Jahrh. verloren geweſen, wurde das Andenken derſelben durch den Grafen Caylus (1752) in Frankreich zuerſt wieder in Anregung gebracht. Es fehlte ihr bald nicht an Freunden, und dieſe rühmten, daß Wachsgemälde dauerhafter und reinerer Farben, ſo wie eines friſcheren Colorits fähig ſeien, als Oelgemälde. Auch Bien und Bertſcher haben neulich Verſuche der Art gemacht. Was ſich hierüber ſagen läßt, iſt in Göthe's Winkelmann und ſein Jahrhundert von dem wackern Meyer S. 563 fg. geſagt. Ob unter den mancherlei erfundenen Methoden der neuern Wachsmalerei eine ſei, welche die altgriechiſche wiedergebe, mag wohl bezweifelt werden. Uebrigens giebt es Wachsgemälde, die völlig das Anſehen eines Oelgemäldes und auch die Laſur eines ſolchen haben.

Enkratiten, Enthaltſame, ſ. Gnoſtiker.

Enkriniten, Seelilien, Lilienſteine, Verſteinerungen von untergegangenen Thiergeſchlechtern.

Enneper- (auch **Emper-**) Straße (die ſogenannte) erſtreckt

ſich in einer Länge von zwei Meilen, von Hagen bis Gevelsberg, in der preußiſchen Provinz Weſtphalen, und ehemaligen Grafſchaft Mark, und hat ihren Namen von dem Fluſſe Ennepe (Empe) erhalten. In ſeiner ganzen Länge iſt dieſer Fluß ſo mit Waſſerwerken beſetzt, daß neue Werke anzulegen nicht mehr möglich iſt. Es befinden ſich zur Bearbeitung des Eiſens hier alle Arten von Hämmern, als Roh-, Stahl- und Stabhämmer, Raffinir- und Reckhämmer, Senſenhämmer, Breithämmer und eine große Anzahl von Schleif- und Polirmühlen. Die Stahlfabrication im Allgemeinen wird in der Grafſchaft Mark auf beinahe eine Million Thaler angeſchlagen, wovon der mehrſte auf der enneper Straße verfertigt wird. Ein anderes Hauptfabricat ſind die weißen Senſen- und Strohmeſſer, wovon jährlich an 30,000 Dutzend, zum Werth von 200,000 Thalern verarbeitet werden. Außerdem werden Feilen, Sägen, Spaten, Pfannen, Meſſer, Amboſſe, Caffeemühlen in unſäglicher Menge fabricirt und in alle Theile der Welt verführt.

Ennius (Quintus), einer der berühmteſten römiſchen Dichter der früheren Zeit, ein Nachahmer der Griechen. Er war zu Rudiä in Calabrien, 239 vor Chr. geboren. Cato Cenſorius lernte ihn in Sardinien kennen, ward ſein Schüler und brachte ihn, da er als Quäſtor aus Afrika zurückkehrte, mit nach Rom, wo er bald die Freundſchaft der angeſehenſten Männer (Scipio Naſica u. A.) gewann und vornehme junge Leute in der griechiſchen Sprache unterrichtete. Mit einer ausgebreiteten Kenntniß der griechiſchen Sprache und Literatur verband er eine genaue Bekanntſchaft mit der osciſchen und lateiniſchen Sprache, wodurch ſein großer Einfluß auf die Bildung der letztern möglich gemacht wurde. Die Rauhigkeit und Härte ſeines Styls, welche man der Zeit, in welcher er lebte, zurechnen muß, werden mehr als ausgeglichen durch die Kraft ſeines Ausdrucks und das Feuer ſeiner Sprache. Quintilian rühmt ihn mit vieler Wärme, und Virgil zeigt, wie ſehr er ihn ſchätzte, durch die Aufnahme ganzer Verſe aus ſeinen Gedichten in die eigenen Werke. Er verſuchte ſich faſt in allen Gattungen der Poeſie, bald weniger, bald mehr nach dem Griechiſchen. So ſchrieb er ſein epiſches Gedicht Scipio; römiſche Annalen von der älteſten bis auf ſeine Zeit in Hexametern; 18 Bücher Tragödien und Comödien, von welchen noch einige Bruchſtücke übrig ſind; Satyren und Epigramme; Ueberſetzungen. Seine Verdienſte um die lateiniſche Sprache und Proſodie erwarben ihm das römiſche Bürgerrecht und bewirkten, daß ihn die Römer als den Vater ihrer Poeſie betrachteten (Horaz, Ars poët. 55 etc.). Seine Bruchſtücke hat geſammelt Heſſelius (Amſt. 1707. 4.) und Nachrichten über ſein Leben beigefügt.

Enſemble, das Ganze, ohne Rückſicht auf ſeine einzelnen Theile. Wenn man bei Beurtheilung eines Gegenſtandes der ſchönen Künſte auf die Wirkung hinſieht, die alle Theile zugleich auf uns machen, ohne auf das Einzelne Rückſicht zu nehmen, ſo ſagt man: das Enſemble iſt dabei ſo oder ſo beobachtet; bei einem Gemälde: wenn man auf die Empfindungen hinſieht, die die Vereinigung aller Gegenſtände bewirkt, es ſei nun in Hinſicht auf den Geiſt deſſelben, oder in Abſicht der Harmonie der Farben, der Haltung, des Hellen oder Dunkeln ꝛc.; bei einem Tonſtück: wenn man während des Vortrages deſſelben ſogleich Alles auf den Charakter des ganzen Stücks abzielen und dazu beitragen ſieht ꝛc.; bei einem Schauſpiel: wenn man daſſelbe im Ganzen, ohne die einzelnen Charaktere darin zu zergliedern, beurtheilt. Oefters iſt bei Werken der Kunſt die Wirkung des Ganzen Hauptabſicht, z. B. in

der Malerei bei gewiſſen Landſchaften, wo die einzelnen Gegenſtände gar nicht wirken, doch zuſammen eine reizende Anſicht gewähren. Umgekehrt giebt es Werke, wo das Einzelne die Hauptſache iſt, z. B. in Comödien, wo öfters das Ganze keiner Aufmerkſamkeit werth, aber der einzelnen Charaktere wegen wichtig iſt.

Enterbung iſt die rechtliche Entziehung des Pflichttheils. Es muß dabei nicht nur der ausgeſchloſſene Erbe, ſondern auch die geſetzliche Urſache genau und namentlich bezeichnet ſein. Zu Enterbung der Deſcendenten giebt es nach Nov. 115, Cap. 3., ohne alle Ausdehnung folgende 14 Urſachen: 1) Real-, 2) Verbrechen beſchuldigende Verbal-Injurien, 3) Anklage (außer bei Majeſtätsverbrechen), worauf Leibes- oder Lebensſtrafe, 4) worauf große Vermögensſtrafe folgen würde, 5) Umgang und Zuſammenhalten mit verbrecheriſchen Menſchen als Verbrecher, 6) Lebensnachſtellung, 7) Beiſchlaf mit der Stiefmutter, 8) Verweigerung der Verbürgung für den verſchuldet geweſenen Vater (nur für Söhne gültig), 9) Verhinderung an Errichtung eines Teſtaments, 10) Ergreifung des Comödiantenlebens wider Willen der Aeltern, und Verbleiben darin bis zu des Teſtirers Tode, es wäre denn, daß die Aeltern ſelbſt dies Gewerbe trieben, 11) wenn eine Tochter vor dem 25. Jahre einen Mann bekommen ſoll, ihn aber ausſchlägt, und ſich einem ausſchweifenden Leben ergiebt, 12) Vernachläſſigung eines furiosi parentis, 13) Nichtauslöſung eines der Aeltern aus feindlicher Gefangenſchaft, 14) Abfall vom orthodoxen Glauben. Zu Enterbung der Aſcendenten giebt dieſelbe Novelle im 4. Capitel 8 Urſachen: 1) Anklage auf Leben und Tod (außer bei Majeſtätsverbrechen), 2) Lebensnachſtellung, 3) Beiſchlaf des Vaters mit der Schwiegertochter, 4) Verhinderung an Errichtung eines Teſtaments, 5) Lebensnachſtellung des einen Aelterntheils gegen den andern, 6) Vernachläſſigung eines wahnſinnigen Kindes, 7) Nichtauslöſung aus feindlicher Gefangenſchaft, 8) Abfall vom orthodoxen Glauben. Zur Enterbung von Geſchwiſtern, wenn ihnen eine persona turpis vorgezogen wird, iſt, nach Nov. 22., Cap. 47., erfoderlich, daß der zu Enterbende dem Leben, der Ehre oder dem Vermögen des Erblaſſers nachgeſtellt habe.

Entbindungskunſt, ſ. Geburtshülfe.

Entern heißt, ein Schiff auf offener See mit Gewalt erſteigen, um ſich deſſelben zu bemächtigen. Dies geſchieht, indem ſich das angreifende Schiff mit Enterhaken an das feindliche anhängt, und ſich ſo nahe an ſelbiges bringt, daß die Mannſchaft auf das feindliche Schiff hinüberſpringen und die Beſatzung Mann gegen Mann angreifen kann. Das Entern wird gewöhnlich nur durch die Kaper und Corſaren gegen Kauffahrteiſchiffe, die meiſtens nicht viele Mannſchaft und Geſchütz haben, unternommen. Bei Kriegsſchiffen iſt es gewöhnlicher, den Kampf durch Kanonenfeuer zu entſcheiden. — Das Enterbeil iſt eine Art Streitaxt, deren man ſich beim Entern zum Handgemenge und Zerhauen der Taue u. ſ. w. bedient. Es iſt auf einer Seite wie ein Beil, auf der andern wie eine Pike ſpitzig gebildet.

Entomologie, die Lehre von den Inſecten. (S. d. Art.) Entomolog, der Inſectenkenner. Entomolithen, verſteinerte Inſecten.

Entreſolen, ſ. Attika.

Entſatz. Eine Feſtung, die vom Feinde eingeſchloſſen iſt oder belagert wird, entſetzen, heißt den Feind zum Abzug zwingen. Dazu kann er auf mehrere Arten genöthigt werden: durch Ueberſchwemmungen, wenn die natürliche Lage dergleichen zuläßt, durch Mangel, wenn man

die Gegenden umher verwüſtet, oder die für ihn beſtimmten Transporte auffängt, oder durch Gewalt der Waffen, wenn man ihn förmlich zurückſchlägt. Iſt die gänzliche Vertreibung des Feindes nicht möglich, ſo ſucht man wenigſtens einen augenblicklichen Entſatz zu bewirken, um der Beſatzung die etwa mangelnden Bedürfniſſe zuzuführen, oder ſie durch friſche Truppen zu verſtärken. Dies geſchieht entweder durch heimliches Durchſchleichen, oder indem man die Kette der Belagerer plötzlich und unter Zuſammenwirkung der Beſatzung durchbricht.

Entwöhnen (des Kindes von der Mutterbruſt). Hierbei iſt zu berückſichtigen, wann und wie es geſchehen ſoll. So angemeſſen die Muttermilch für das neugeborne Kind iſt, ſo wenig nützt es, wenn das Stillen zu lange fortgeſetzt wird. Im Gegentheil deutet der Ausbruch der Zähne die Fähigkeit an, feſtere Nahrungsmittel zu genießen, und zugleich regt ſich dann auch das Bedürfniß dazu. Dies findet aber allezeit noch vor dem Ablauf des erſten Lebensjahres Statt, und das Ende deſſelben wird man daher im Allgemeinen ungefähr als den Zeitpunkt annehmen können, in welchem das Kind zu entwöhnen iſt. Es kann bei Kindern, welche geſund ſind, und bei denen die Zähne ſehr frühzeitig ausbrechen, früher ſchon geſchehen; bei ſchwächlichen, kränklichen Kindern muß es länger verſchoben werden; während wirklicher Krankheiten, oder auch während der Zahnarbeit ſoll es nie geſchehen. Für Mutter und Kind iſt es am zuträglichſten, wenn das Kind langſam entwöhnt wird; bei der erſtern vermindert ſich dann gleichzeitig nach und nach die Milchabſonderung, und es werden die Beſchwerden vermieden, welche mit dem plötzlichen Entwöhnen unvermeidlich verbunden ſind; das Kind aber gewöhnt ſich nach und nach an andere Nahrungsmittel, und es wird die große Unruhe und öfters mehrere Nächte anhaltende Schlafloſigkeit vermieden, welche bei dem plötzlichen Entwöhnen ſo viel Noth macht. Das Kind bleibt geſund und gut genährt. Hierbei iſt weiter nichts erfoderlich, als daß die Mutter dem Kinde jeden Tag ſeltener die Bruſt, und dagegen anderweite angemeſſene Nahrungsmittel in größerer Menge und öfter, als vorher, giebt. Dieſe Nahrungsmittel müſſen aber, ſowohl während des Entwöhnens, als auch einige Zeit nach demſelben, immer noch ſehr leicht verdaulich, mehr flüſſig, als feſt und hart ſein; insbeſondere müſſen alle Eigenſchaften in denſelben vermieden werden, welche reizend wirken, Säure veranlaſſen, oder ſonſt beſtimmte Differenzen in dem Organismus hervorrufen.

Envoyés, ſ. Geſandten.

Eon de Beaumont (Charles-Geneviève-Louiſe-Auguſte-André-Timothée d'). Dieſer ſo berühmt gewordene Mann, der zu ſo langen und ſonderbaren Streitigkeiten Anlaß gegeben hat, war zu Tonnerre 1728 geboren. Glänzende Eigenſchaften ſetzten ihn in den Stand, eine bedeutende Rolle in der Welt zu ſpielen; aber noch größeres Aufſehn erregte er durch das Geheimniß, worin er ſein Geſchlecht zu hüllen ſich genöthigt ſah. Die öffentliche Neugierde, geweckt durch den ihm von Könige gegebenen Befehl, Frauenkleider zu tragen, nachdem er im Cabinet und auf dem Schlachtfelde geglänzt hatte, ließ ſeinen Namen durch ganz Europa ertönen. Niemand konnte die Gründe auffinden, die von dem Chevalier d'Eon ein ſo ſeltſames und großes Opfer der Eigenliebe fodern könnten, und man verlor ſich in Vermuthungen. Jetzt, wo alle Zweifel gehoben ſind, iſt ein begründetes Urtheil über ihn leichter. Seine Jugend war den Studien gewidmet, in denen er ſchnelle Fortſchritte machte. Er empfing früh die juriſtiſche Doctorwürde und ward Advocat bei dem Parlament zu Paris. Aber

dieſe Beſchäftigung ſagte ſeinen ehrgeizigen Abſichten nicht zu; er ſtudirte in ſeinen Mußeſtunden Politik und ſchöne Wiſſenſchaften, und ſchrieb ein Essai historique sur les différentes situations de la France, par rapport aux finances, dem bald zwei Bände Considérations politiques sur l'administration des Peuples anciens et modernes folgten. Dieſen beiden Werken verdankte er den Anfang ſeiner Berühmtheit und die Auszeichnung, vom Prinzen von Conti, der an der Spitze des geheimen Miniſteriums Ludwigs XV. ſtand, dem Könige zu einer ſehr ſchwierigen Sendung an den ruſſiſchen Hof vorgeſchlagen zu werden. Sein einſchmeichelndes Betragen gewann ihm die Gunſt der Kaiſerin Eliſabeth, und noch war kein Jahr verfloſſen, als er wieder in Verſailles erſchien, um den günſtigen Erfolg, der ſich von den Unterhandlungen hoffen laſſe, zu melden. Er kehrte bald nach Petersburg zurück, wo er fünf Jahre lang den geheimen Briefwechſel zwiſchen der Kaiſerin und ſeinem Könige leitete. Seine Klugheit und Thätigkeit ließen nichts zu wünſchen übrig. Ein Bündniß zwiſchen Frankreich und Rußland, die Verzichtleiſtung des letztern auf engliſche Hülfsgelder, das Verſprechen, die zu Gunſten Preußens und Englands in Liefland und Curland verſammelten 80,000 Mann zur Unterſtützung Frankreichs und Oeſterreichs marſchieren zu laſſen, endlich Eliſabeths Zuſtimmung zum verſailler Vertrag vom 1. Mai 1756 waren die Ergebniſſe deſſelben. Der König, dieſe Dienſte zu belohnen, ernannte ihn zum Lieutenant bei den Dragonern und zum Geſandtſchafts-Secretär in Petersburg, und ſchenkte ihm eine koſtbare goldene Doſe mit ſeinem Bildniß. Der Chevalier d'Eon fuhr in ſeinem Eifer fort, und wirkte zum Sturze des Großkanzlers Beſtuſcheff, ſo wie zur Erhebung des Grafen Woronzow an Jenes Stelle, welcher ganz für Frankreich geſtimmt war. Neue Belohnungen folgten dieſen Dienſten. Er ward zum Dragonercapitän befördert, und empfing ein Jahrgehalt von 2400 Livres. Bald darauf aber nöthigte ihn ſeine geſchwächte Geſundheit, um ſeine Zurückberufung zu bitten. Gewohnt, ſtets gute Nachrichten zu melden, überreichte er dem Könige den Beitritt der Kaiſerin zu dem neuen Vertrage vom 30. Dec. 1758. Er betrat jetzt die kriegeriſche Laufbahn, auf der er ſich bei Hörter, Hultrop, Eimbeck und Oſterwick hervorthat. Nach dem Frieden vertauſchte er den Degen wieder mit der Feder, und folgte als Geſandtſchaftsſecretär dem Herzoge von Nivernois nach London. Hier wußte er ſich in den Beſitz mehrer wichtigen Papiere zu ſetzen, von denen er eine Abſchrift nach Verſailles ſchickte. Das Ludwigskreuz belohnte dieſen wichtigen Dienſt. Als der Herzog nach Frankreich zurückging, blieb der Chevalier anfangs als Reſident, ſpäter als bevollmächtigter Miniſter in London. Alles ſchien ihm günſtig, als geheime Ränke plötzlich ſein Glück und ſeine Hoffnungen vernichteten. Frankreich hatte einen unvortheilhaften Frieden mit England geſchloſſen, deſſen Unterhändler nicht wünſchen konnten, ihr Betragen ans Licht gezogen zu ſehen. Der Chevalier d'Eon war Ludwigs XV. geheimer Vertrauter, ſtand mit dieſem in unmittelbarer Verbindung, und konnte über das Geſchehene die gefürchtete Aufklärung geben; Grund genug, ihn zu ſtürzen. Liebkoſungen, Beleidigungen, Drohungen, und ſelbſt Gewaltthätigkeiten wurden angewandt. Endlich ward er ſeines Dienſtes entlaſſen, und lebte zu London vierzehn Jahre lang in einer Art von Verbannung. Der König, der zwar in ſeine Ungnade gewilligt hatte, ſetzte ihm dennoch, bis auf weitere Anſtellung, ein Jahrgeld von 1200 Livres aus. D'Eon blieb auch jetzt ſtets ſeinem Vaterlande ergeben, und ſchlug die glänzendſten Anerbie-

tungen von engliſcher Seite aus. Der König, der dieſes edelmüthige Betragen erfuhr, wünſchte ihn wieder anzuſtellen, aber der Chevalier vereitelte dieſe Abſicht, indem er hartnäckig darauf beſtand, daß zuvor ſeine Unſchuld öffentlich anerkannt werden ſollte. Darüber ſtarb Ludwig XV., und jetzt dachten Maurepas und Vergennes um ſo ernſtlicher an ſeine Zurückberufung, als die gewaltigen Streitigkeiten und ungeheuren Wetten, welche ſein Geſchlecht in London verurſachte, einen ſchicklichen Vorwand an die Hand gaben, ſeine, wie ſie meinten, übertriebene Hartnäckigkeit zu überwinden. D'Eon folgte jedoch erſt 1777 der mehrmaligen Einladung des Miniſters Vergennes, worin dieſer ihm das Tragen der Kleider ſeines Geſchlechts zur Pflicht machte, und erſchien in Verſailles, wo der Miniſter ihn mit Auszeichnung empfing, ihm aber auch zugleich den Befehl wiederholte, ſich ferner der weiblichen Kleider zu bedienen. D'Eon reiſete indeß, ohne dieſen Befehl zu beachten, nach Tonnerre, und erſchien erſt zur Zeit einer zweiten Reiſe nach Paris als **Chevalière d'Eon**. Dieſe Veränderung zog ihm in der Oper einen lebhaften Streit zu. Man fürchtete die Folgen und ſchickte ihn, um ſeinen gerechten Zorn zu beruhigen, nach Dijon, wo er mit Achtung behandelt wurde. Nach Verlauf der beſtimmten Zeit begab er ſich nach Tonnerre, und von da 1783, auf die Einladung des Barons Breteuil, nach London. Inzwiſchen brach die franzöſiſche Revolution aus. Er kehrte zurück, bot der Regierung ſeine Dienſte an, ward zurückgewieſen, ging wieder nach England, und ward als Abweſender auf die Emigrantenliſte geſetzt. Von jetzt an war ſein Leben eine Reihe von Unfällen. Aller Unterſtützung und aller Hülfsmittel beraubt, ſank er in die größte Dürftigkeit, aus der er ſich beſonders durch ſeine Geſchicklichkeit in der Fechtkunſt einigermaßen zu ziehen ſuchte. Aber Alter und Krankheit hinderten ihn daran, und ohne den Beiſtand großmüthiger Freunde würden ſeine letzten Tage noch trauriger geweſen ſein. Zu dieſen gehörte der erſte Chirurgus Ludwigs XVIII., Eliſée, der ihm bis zu ſeinem Tode 1810 Hülfe leiſtete, und auch am 23. Mai der Beſichtigung und Section des Leichnams beiwohnte. Die Angabe dieſes glaubwürdigen Zeugen, womit andere eben ſo unverwerfliche Zeugniſſe übereinſtimmen, laſſen keinen Zweifel übrig, daß, was auch immer mag geſagt oder geſchrieben worden ſein, der Chevalier d'Eon durchaus und einzig dem männlichen Geſchlechte angehörte. Welche politiſche Gründe einen Mann, einen Militär und Ritter des St. Ludwigs-Ordens haben bewegen können, Frauenkleider anzulegen, dieſe Frage iſt freilich mit dem Geſagten nicht beantwortet, und wir geſtehen, daß wir ſie nicht zu beantworten wiſſen. Die ſämmtlichen Werke des Chevalier d'Eon ſind 1775 in 14 Octavbänden unter dem Titel **Loisirs du Chevalier d'Eon** erſchienen.

Eos, die Göttin der Morgenröthe, ſ. Aurora.

Epacten heißen 1. die eingeſchalteten oder Ueberſchußtage (11 an der Zahl), welche das Sonnenjahr mehr als das Mondenjahr hat; 2. in der Zeitrechnung die Zahlen, welche anzeigen, um wie viel Tage der letzte Neumond vor dem Anfange des Neujahres vorhergegangen iſt. Fällt z. B. der letzte Neumond vor dem Neujahrstage, auf den 16. December, wie im Jahr 1800, ſo iſt die Epacte XV. Fällt der Neumond auf den 1. Januar ſelbſt, ſo iſt die Epacte für daſſelbe Jahr Null, und wird in den Calendern durch ein Sternchen angezeigt. Man führte ſie ein, um Oſtern deſto leichter zu berechnen, ſie wurden aber 1700 durch die Calenderverbeſſerung der evangeliſchen Stände verworfen, und zur Beſtimmung des Oſtervollmondes unmittelbar die aſtronomiſche Rech-

nung nach den Rudolphiniſchen Tafeln vorgeſchrieben; daher die beweglichen Feſte des verbeſſerten Calenders in manchen Jahren vom Gregorianiſchen Calender abweichen. Die Berechnung des Oſterfeſtes durch die Epacten iſt faſt bis zum Spielwerk erleichtert, und die jetzt beträchtlich vom Himmel abweichenden Rudolphiniſchen Tafeln geben bei weit größerer Arbeit auch keine ſonderliche Genauigkeit mehr.

Epaminondas, ein berühmter thebaniſcher Feldherr, der ſein Vaterland auf kurze Zeit zum Gipfel der Macht und des Glücks erhob. Von den ehemaligen Königen von Böotien abſtammend, lebte er ohne Vermögen, bis zu ſeinem vierzigſten Jahre in Verborgenheit, und genoß den Unterricht des Pythagoräers Lyſis, der ihn zu den hohen Ideen begeiſterte, welche ſein Leben nachher verſchönerten. Oeffentlich trat er zuerſt in Sparta auf, wohin die Thebaner ihn nebſt Andern auf Einladung der Lacedämonier geſchickt hatten, um den bereits zwiſchen beiden Staaten ausgebrochenen Krieg durch Verhandlungen zu enden. Hier zeigte er eben ſo viel Beharrlichkeit und Würde, als Rednertalent, und verweigerte ſtandhaft die Freigebung der von Theben beſetzten Städte Böotiens. Der Krieg ward demnach fortgeſetzt, und Epaminondas bekam den Oberbefehl über die Thebaner. An der Spitze von 6000 Mann ſollte er ein doppelt ſo ſtarkes, in Böotien eingedrungenes feindliches Heer ſchlagen. Man verkündigte ihm einen ungünſtigen Erfolg; aber er ließ ſich dadurch nicht abhalten, bei Leuktra (378 v. Chr.) eine Schlacht zu wagen. Er ſelbſt machte den Hauptangriff auf den feindlichen Phalanx, während ſein Freund Pelopidas an der Spitze der heil. Schaar demſelben in die Flanke fiel. Die Spartaner verloren ihren König Kleombrotus und 4000 Mann, und mußten das Schlachtfeld räumen. Zwei Jahre darauf wurden Epaminondas und Pelopidas zu Böotarchen ernannt. Beide drangen in den Peloponnes ein, bewirkten den Abfall mehrer mit Lacedämon verbundenen Völker, und befreiten die Meſſenier, deren Stadt ſie wieder aufbauten. Darauf erſchien Epaminondas an der Spitze eines zahlreichen Heeres ſelbſt vor Sparta, welches jedoch Ageſilaus ſo geſchickt und tapfer zu vertheidigen wußte, daß ſich Epaminondas, da indeß der Winter herankam, und die Athenienſer ſich gegen Theben erklärten, nach Verheerung des platten Landes von Lakonien zurückzog. In Theben empfing man ihn mit einer Anklage, weil er und Pelopidas das Böotarchat über die geſetzmäßige Zeit hinaus behalten hatten. „Gut,“ ſprach er, „ich habe den Tod verdient; doch verlange ich, daß ihr auf mein Grab ſchreibt: Die Thebaner ließen Epaminondas hinrichten, weil er ſie bei Leuktra zwang, die Lacedämonier, denen ſie vorher nicht unter die Augen zu treten wagten, anzugreifen und zu überwinden; weil ſein Sieg das Vaterland rettete und Griechenland frei machte; weil die Thebaner unter ſeiner Anführung Lacedämon belagerten, das ſich glücklich ſchätzte, ſeinem gänzlichen Falle zu entgehen; weil er Meſſene wieder aufbauete und mit ſtarken Mauern verwahrte.“ Dieſe Worte erregten allgemeine Begeiſterung, und er ward freigeſprochen. Nachdem er Pelopidas, der von dem Tyrannen zu Pherä gefangen gehalten wurde, durch ſein bloßes Anſehn befreit hatte, brach ein neuer Krieg zwiſchen Lacedämon und Theben aus. Man ſtellte von beiden Seiten ungewöhnlich zahlreiche Heere auf. Epaminondas drang wieder in den Peloponnes ein und rückte plötzlich vor Sparta, das er von Vertheidigern entblößt glaubte. Allein Ageſilaus hatte von ſeinem Zuge Nachricht erhalten, war zurückgeeilt und ſtand, als er ankam, bereit, ihn zu empfangen. Die Thebaner griffen dennoch an, und drangen bis in die Mitte der Stadt;

aber der von Verzweiflung erhöhte Muth der Spartaner ſiegte und nöthigte ſie zum Rückzug. Dieſes fehlgeſchlagene Unternehmen wieder gut zu machen, zog Epaminondas jetzt mit 33,000 Mann nach Arkadien, wo die größte Macht der Feinde beiſammen war. Hier kam es zu der berühmten Schlacht bei Mantinea. An der Spitze des einen Flügels ſtürzte er ſich auf den lacedämoniſchen Phalanx, ſchlug ihn in die Flucht, ward aber im Verfolgen plötzlich von den Feinden umringt, und von einem Wurfſpieß durch die Bruſt getroffen. Nach einem harten Kampf retteten die Thebaner ſeinen Körper und ſeinen Schild. Auf dem andern Flügel war das Treffen unentſchieden geblieben, und beide Theile hatten ſich auf die Nachricht von dem Tode des Epaminondas, nach Aufpflanzung eines Siegeszeichens, zurückgezogen. Epaminondas lebte noch; die Aerzte hatten ihm erklärt, daß er ſterben würde, ſobald man das Eiſen aus der Wunde zöge. Als man ihm die Siegesnachricht brachte, antwortete er freudig; „Ich habe genug gelebt,“ und zog ſelber den Wurfſpieß aus der Bruſt. Seine Freunde klagten, daß er keine Kinder hinterließe. „Ich laſſe,“ antwortete er ihnen, „zwei unſterbliche Töchter zurück, die Siege bei Leuktra und bei Mantinea.“ Er ſtarb im 48. Jahre ſeines Alters, 363 J. v. Chr. Geb. Die Alten rühmten eben ſo ſehr die Reinheit ſeiner Sitten, ſeine Güte und Sanfmuth, wie ſein Feldherrntalent; ſeine Wahrheitsliebe war ſo groß, daß er auch nicht im Scherz eine Lüge ſagte. Er war ein Mann, wie Nepos ſagt, den alle Tugenden ſchmückten, und kein Laſter befleckte.

Epée (Charles Michel, Abbé de l'). Dieſer Wohlthäter einer unglücklichen Menſchenclaſſe, wurde 1712 zu Verſailles geboren, wo ſein Vater als Baumeiſter lebte. Der junge Epée widmete ſich dem geiſtlichen Stande, betrat zwar, da er das damals, bei Gelegenheit der Janſeniſtiſchen Religionsſtreitigkeiten, eingeführte Formular nicht unterzeichnen wollte, für einige Zeit die Laufbahn des Rechtsgelehrten, kam aber ſpäterhin wieder auf ſeine erſte Beſtimmung zurück, und wurde Prediger und Canonicus zu Troyes. Seine Bekanntſchaft und geiſtige Uebereinſtimmung mit dem berühmten Biſchof Soane, zog ihm hier indeß den Unwillen des damaligen Erzbiſchofs von Paris zu, der in ſeinem orthodoxen Eifer ſo weit ging, dem Abbé für einige Zeit die Ausübung des Beichtſtuhls, ſogar gegen ſeine Zöglinge zu unterſagen. Der Gedanke, ſich dem Unterrichte Taubſtummgeborner zu widmen, und mittelſt einer Zeichenſprache dieſe Unglücklichen geiſtig der menſchlichen Geſellſchaft wieder zu geben, von welcher ſie ſonſt durch eine traurige Kluft getrennt ſind, ward von ihm zwar nicht zuerſt aufgefaßt, doch war derſelbe, ſeiner Verſicherung nach, rein in ihm ſelbſt, ohne äußere Anregung entſtanden. Schon zu Ende des 16. Jahrh. hatte nämlich ein ſpaniſcher Benedictiner-Mönch, Pedro de Ponce, im Kloſter zu Ona den Verſuch gemacht, ein Paar taubſtummgeborne Kinder des Connetable von Caſtilien zu unterrichten, und es war ihm auch ſo gut damit gelungen, daß dieſe nicht allein leſen und ſchreiben, ſondern auch Rechnen, Religion und mehrere Sprachen lernten, und ſogar einige Kenntniſſe in der Phyſik und Aſtronomie erwarben. Auch anderwärts, z. B. in England und der Schweiz, wurden von Verſchiedenen gleich glückliche Verſuche mit Taubſtummen gemacht, und 1748 kam ein Spanier, Pereira mit Namen, nach Paris und ſtellte der Akademie der Wiſſenſchaften einige von ihm gebildete Taubſtumme vor, die durch ihre Kenntniſſe allgemeines Erſtaunen erregten. Keiner von allen dieſen früheren Lehrern ſolcher von der Natur Verwahrloſ'ten hat jedoch über

die Art und Weiſe, wie er ſeinen Unterricht einrichtete, etwas bekannt gemacht, und man hatte hierüber, außer den Werken von J. P. Bonet und Ramirez (beides gleichfalls Spanier), immer nur unvollkommene Nachrichten. So iſt es erklärlich, daß de l'Epée gewiſſermaßen für ſich Erfinder dieſer Unterrichtsmethode wurde, die er zuerſt an zwei taubſtummgebornen Schweſtern verſuchte, und mit einem ſo glücklichen Erfolge gekrönt ſah, daß er ſich entſchloß, ſein ganzes Leben und alle ſeine Kräfte fortan dieſem wohlthätigen Geſchäfte zu widmen. Wirklich wurde der edelmüthige Mann auch ein wahrer Vater der Unglücklichen, für deren Ausbildung er in einer, einzig auf ſeine Koſten gegründeten, Anſtalt Sorge trug. Hier verwendete er ſeine ganzen Einnahmen und alles was ihm menſchenfreundliche Gönner, z. B. der Herzog von Penthièvre, zukommen ließen, zur Erziehung und Ernährung ſeiner Zöglinge, deren Zahl ſich bald anſehnlich vermehrte, und für deren Bedürfniſſe er mit ſolcher Aufopferung ſorgte, daß es ihm ſelbſt oft am Allernothwendigſten fehlte, und er ſo unter andern einmal, im bereits vorgerückten Alter, einen Winter ohne Feurung zubrachte, nur um ſeine Kinder, die, während er oft mehr als ärmlich einherging, ſtets gut gekleidet waren, keinen Mangel leiden zu laſſen. Dieſe Aufopferung und dieſer Eifer für die leidende Menſchheit ging bei ihm ſo weit, daß ſeine Vermögensumſtände dadurch in Unordnung geriethen, und er deswegen manchen Verdruß von ſeinen Verwandten hatte; dennoch ließ er die Kaiſerin Catharina II., die ihn unterſtützen wollte, bitten, ihm lieber, ſtatt Geſchenke, einen Taubſtummen aus ihrem Reiche zu ſenden. So brachte ihn auch ſein Mitleiden mit einem armen taubſtummen Jüngling, den er 1773 auf der Straße von Peronne, ganz mit Lumpen bedeckt, fand, in viele Verdrießlichkeiten. Er glaubte nämlich, in dieſem Verlaſſenen den ausgeſtoßenen Erben der reichen gräflichen Familie Solar zu entdecken, nahm ihn zu ſich und foderte deſſen Rechte zurück. Es entſtand ein weitläufiger Prozeß, der zwar anfänglich zu Gunſten ſeines Schützlings entſchieden, ſpäter aber, als er ſowohl wie der Herzog von Penthièvre (nebſt dem Abbé de l'Epée, der einzige Beſchützer des armen Joſeph Solar) geſtorben waren, umgeſtoßen wurde, wodurch der junge Mann aller ſeiner Anſprüche beraubt, und ins tiefſte Elend verſetzt, gezwungen ward, als gemeiner Cüraſſier Dienſte zu nehmen, und nach kurzer Zeit im Hoſpitale ſtarb. (Bouilly hat dieſen Stoff unter dem Titel: „l'Abbé de l'Epée", zu einem Schauſpiel benutzt, welches Kotzebue unter gleichem Titel für die deutſche Bühne bearbeitete, wo es ſich noch immer auf den Repertorien hält.) Der Abbé de l'Epée ſtarb 1789, beweint von ſeinen Schützlingen, betrauert von allen Guten, die in ihm einen ächten Wohlthäter der Menſchheit verehrten. Ungeachtet ſeiner vielfältigen Bemühungen deshalb, war er doch nie ſo glücklich, ſeinen Lieblingswunſch, Gründung einer Taubſtummen-Anſtalt auf öffentliche Koſten, zu erreichen, und erſt ſein Nachfolger in ſeiner wohlthätigen Wirkſamkeit, der bekannte Abbé Sicard, der die Unterrichtsmethode noch um Vieles erweitert und verbeſſert hat, gelangte dahin. Man hat von l'Epée mehrere Schriften über den Unterricht der Taubſtummen ſowohl, wie über die von ihm befolgte Methode, von denen eine auch ins Deutſche überſetzt iſt. Bemerken wollen wir nur noch, daß keine einzige gelehrte Geſellſchaft Europa's, außer der philantropiſchen in Paris, ſich durch die Aufnahme dieſes ſeltenen Menſchen unter ihre Mitglieder, ehrte.

Epernay, Stadt an der Marne im Departement Marne, unweit Rheims, mit 750 Häuſern und 5000 Einwohnern, iſt der

Hauptſitz des Handels mit Champagner. In den wegen ihrer Größe und Einrichtung merkwürdigen Kellern des Handlungshauſes Moet waren vor dem J. 1814 gewöhnlich zwiſchen 4 bis 500,000 Bouteillen Champagner vorhanden.

Ephemeriden ſind Schriften, in welchen Data nach der Ordnung der Tage aufgezeichnet werden; Zeitungen und andere periodiſche Blätter; Schriften, worin die tägliche Witterung aufgezeichnet iſt. Desgleichen ſind Ephemeriden aſtronomiſche Tafeln, worauf die täglichen Stellungen der Sterne und die übrigen Erſcheinungen am Himmel verzeichnet ſind. Ephemeriſch, was nur einen Tag währt. Ephemeron, in der Pflanzenlehre, die Zeitloſe, d. i. eine im ſpätern Herbſt blühende Giftpflanze. In der Thierlehre ſind Ephemeren Eintagsfliegen. Es giebt nämlich kleine Fliegen oder Mücken, die ein ſo kurzes Daſein haben, daß mehrere Geſchlechter an einem Tage geboren werden und ſterben.

Epheſus, dieſe ehemals berühmte, nach Juſtin, von den Amazonen, nach Strabo, von Androchus, dem Sohne des Kodrus, erbaute Hauptſtadt von Jonien in Klein=Aſien, war der Mittelpunkt alles Handels von Vorder=Aſien, wozu der ſehr geräumige Hafen vieles beitrug. Obgleich Zerſtörungen des Kriegs und ſelbſt Erdbeben ſie mehrere Mal vernichteten, ſo würde ſie doch immer wieder hergeſtellt. Sie war berühmt wegen des zwiſchen der Stadt und dem Hafen gelegenen und zu den Wunderwerken der Welt gerechneten Dianentempels, oder Artemiſion, als deſſen erſter Baumeiſter Chereſiphon oder Kteſiphon genannt wird. Er war in ioniſcher Bauart. 220 Jahre lang ſollen die geſammten Völker Klein=Aſiens an dieſen Tempel gearbeitet haben, deſſen Länge 425 und die Breite 200 Fuß betrug, und welcher mit 127 Säulen (jede 60 Fuß hoch) geziert war. Noch merkwürdiger waren die darin befindlichen zahlloſen Bildſäulen und Gemälde von den berühmteſten Meiſtern in Griechenland. Bis zu Plinius Zeiten war er ſieben oder acht mal zerſtört worden, unter andern auch durch den berüchtigten Heroſtrat, 356 vor Chr. Geb. Dennoch wurde der Tempel von den Epheſern prächtiger als je wieder aufgebaut, wozu ſie nicht blos ihr Geld, ſondern ſogar ihre Weiber das Geſchmeide hergaben. Heut zu Tage ſind ſeine Trümmern ein Aufenthalt der Hirten mit ihren Heerden, ſo wie die prächtige Stadt, ein geringes Dorf, Aja Soluk, iſt. Hirt hat über dieſen Tempel geſchrieben.

Ephialtes, ſ. Aloiden.

Ephorus. Ephoren waren zu Lacedämon (ſ. Sparta) obrigkeitliche Perſonen, welche 745 vor Chr. Geb. von dem Könige Theopompos, nach Andern ſchon von Lykurgus, eingeſetzt wurden, um zunächſt als Stellvertreter der abweſenden Könige die innere Staatsverwaltung, namentlich die gerichtlichen Geſchäfte, wozu ihnen ein beſonderes Gebäude, Ephorion, angewieſen wurde, zu beſorgen. Eins ihrer vorzüglichſten Geſchäfte war die Aufſicht über die Erziehung der Jugend. Sie wurden, fünf an der Zahl, aus dem Volke gewählt, und führten ihr Amt nur ein Jahr, ſingen aber bald an, ſelbſt die Gewalt der Könige zu beſchränken. Bei uns wird mit dem Worte Ephorus ein Aufſeher, auch Vorgeſetzter irgend einer öffentlichen Anſtalt, z. B. einer Univerſität bezeichnet; beſonders aber wird es von den geiſtlichen Vorgeſetzten gebraucht, daher die Ephorie, der Bezirk von mehreren unter der Oberaufſicht eines Superintendenten ſtehenden Pfarreien u. ſ. f., und Ephorat, dieſes Amt ſelbſt, Oberaufſicht.

Ephraimiten. Friedrich der Große ließ im ſiebenjährigen Kriege

(1759) zu Leipzig eine Münzſtätte anlegen, welche er an die Juden Ephraim, Itzig u. Comp. verpachtete. Die, von Jahr zu Jahr erhöhte, Pachtſumme ſoll zuletzt bis auf 7 Mill. Thlr. des daſelbſt geprägten ſchlechten Geldes geſtiegen ſein. Die jüdiſchen Münzpächter ſchlugen, beſonders unter königl. polniſchem und churfürſtl. ſächſiſchem Wappen, ungeheure Summen Achtgroſchenſtücke, welche mit jedem Jahre geringhaltiger wurden, ſo, daß die feine Mark, im Jahre 1761, bis auf 35 Thlr. ſtieg, und der alte Auguſt- und Friedrichsd'or 20 Thlr. galt. Um das Publicum zu täuſchen, war anfangs auf dieſe geringen Münzen die Jahrzahl 1753 geſetzt. Das Volk gab dieſen Achtgroſchenſtücken den Namen Ephraimiten. Nach Beendigung des Krieges wurden ſie von der ſächſiſchen Regierung verrufen, und um einen verhältnißmäßigen Preis eingelöſt.

Epictet, Epiktetos (90 Jahr nach Chr. Geb.). Dieſer berühmte Anhänger der Stoa war aus Hieropolis in Phrygien gebürtig. Er lebte zu Rom als der Sclave eines gewiſſen Epaphroditus, eines grauſamen und übermüthigen Freigelaſſenen des Nero, deſſen Mißhandlungen er mit einer Faſſung und Seelengröße ertrug, die den ächten Stoiker charakteriſiren. Als ein Beiſpiel davon erzählt man, daß ihm ſein Herr einſt einen heftigen Schlag auf den Schenkel gab. „Du wirſt mir das Bein zerſchmettern," ſagte Epictet. Sogleich verdoppelte jener den Schlag, und zerſchlug ihm das Bein wirklich. „Habe ich dir es nicht vorausgeſagt?" ſagte mit ruhiger Miene der Philoſoph, ohne die geringſte Klage. In der Folge ward er freigelaſſen, lebte aber fortwährend in der größten Armuth. Die Grundlage ſeiner Moral war Dulden und Entbehren. Die Vortrefflichkeit ſeiner Lehrſätze erwarb ihm allgemeine Bewunderung. Domitian verbannte ihn nebſt andern Philoſophen aus Rom, denn der Tyrann mußte Männer haſſen, deren Grundſätze aller Tyrannei Hohn ſprachen. Epictet ließ ſich in Epiros nieder; kehrte aber nach dem Tode Domitians zurück, und ſtand bei Hadrian und Marc-Aurel im größten Anſehen. Arrian ſammelte die Ausſprüche Epictets, ſeines Lehrers, und wir beſitzen ſie noch unter dem Titel Enchiridion. Außer dieſem Handbuche beſitzen wir von ihm noch vier Bücher philoſophiſcher Geſpräche (deutſch mit Anmerkungen von Schulz. Altona 1801. 2 Thle. 8.). Von beiden Werken, beſonders aber von dem Enchiridion, giebt es viele Ausgaben. Schweighäuſer hat (Leipz. 1799 u. ſ. f. 5 Bde.) ſie zuſammen herausgegeben. Als einen Beweis der großen Verehrung, die dem Epictet allgemein zu Theil ward, erzählt man, daß nach ſeinem Tode ſeine Studirlampe für 3000 Drachmen verkauft ward.

Epicur (Epikuros), geboren zu Gargettus bei Athen, 342 vor Chr. Dieſer berühmte griechiſche Philoſoph iſt bis auf unſere Zeiten mit Unrecht für einen der Sinnlichkeit und dem Laſter ergebenen Wollüſtling verſchrieen worden. Er war von armen Aeltern geboren, und ſo lernbegierig, daß er ſchon in ſeinem 12. Jahre ſich nach Athen und zunächſt in den Lehrſaal des Grammatikers Pamphilius begab. Als er einſt von dieſem den Vers Heſiods hörte, worin das Chaos als das erſte aller geſchaffenen Dinge angeführt wird, warf er die Frage auf: Wer denn das Chaos geſchaffen habe, da es doch das erſte geweſen ſei? Der Grammatiker verwies ihn an die Philoſophen, welche Epicur von jetzt an mit Eifer beſuchte. Aber Athen genügte ihm nicht; ſeinen Geiſt zu bilden und Kenntniſſe einzuſammeln, durchreiſete er verſchiedene Länder, und eröffnete endlich in ſeinem 36. Jahre ſeine Schule in einem Garten zu Athen. Bald ſtrömten ihm zahlreiche Schüler zu. Er lehrte, das Wohlſein ſei das höchſte Gut, aber nicht ein ſinnliches, auch auf

dem Wege des Laſters flüchtig zu erlangendes, ſondern ein geiſtiges, allein durch die Tugend erreichbares Wohlſein. Demnach verwarf er zwar das Laſter und huldigte der Tugend, aber nicht um ihrer ſelbſt willen, ſondern er verwarf das Laſter nur als unvereinbar mit dem Wohlbefinden, und huldigte der Tugend nur als dem unentbehrlichen Mittel zum Wohlſein. Er empfahl Weisheit, Mäßigung, Nüchternheit, Entfernung von Staatsgeſchäften, Friedfertigkeit, Nachſicht gegen die Eigenliebe der Menſchen, Feſtigkeit der Seele, den Genuß anſtändiger Vergnügungen, ſofern er nicht zu neuen Genüſſen unfähig macht, und Verachtung des Lebens. Er pries zwar die Schmerzloſigkeit als etwas Köſtliches, duldete aber mit Standhaftigkeit die größten Körperſchmerzen. So deutlich er durch ſein eigenes muſterhaftes Leben, welchem Einige jedoch Stolz und Neid vorwerfen, den Sinn ſeiner Lehre darlegte, ſo wurde ſie doch häufig mißverſtanden, oder mißgedeutet. Wie ſeine Moral eudämoniſtiſch iſt, ſo iſt ſeine Lehre von der Entſtehung der Welt atomiſtiſch und materialiſtiſch. Von dem Grundſatze ausgehend, daß Nichts aus Nichts entſtehen könne, nahm er zwei nothwendige, ewige, unendliche Grundurſachen an, den leeren Raum und die Atomen, untheilbare und unendlich vielfach geſtaltete Körper. Die Atomen bewegten ſich, vermöge ihrer natürlichen Schwere, in dem Raume, und vermiſchten ſich mit einander. Um die Miſchung möglich zu machen, ließ er ſie nicht in geraden, ſondern in krummen Linien niederfallen. Durch dieſe Bewegungen kreuzten und ſtießen ſie einander auf das mannichfaltigſte, und aus zahlloſen Verbindungen und Verſchränkungen entſprangen Körper und Weſen aller Art. Obgleich die Atomen weiter keine Eigenſchaften hatten, als Geſtalt und Schwere, ſo brachten ſie doch in den Körpern die verſchiedenen auf die Sinne wirkenden Eigenſchaften, als Farbe, Ton, Geruch u. ſ. w. hervor. Ferner lehrte er, wie durch die Vereinigung der Atomen alles entſtanden ſei, ſo werde durch ihre Auflöſung auch alles wieder zerſtört; es gebe zahlloſe Welten, die der Zufall gebildet habe, und die unaufhörlich entſtänden und untergingen. Die Welt habe einen Anfang gehabt, darum müſſe ſie auch ein Ende haben; aus ihren Trümmern werde eine andere hervorgehen. Er fand keinen Unterſchied zwiſchen dem Menſchen und Thiere, und erklärte die Entſtehung der Seele auf dieſelbe ſinnliche Weiſe. Dieſe Lehre, die man nicht mit Unrecht des Atheismus und Materialismus beſchuldigte, zog ihm hauptſächlich zahlreiche Widerſacher zu, und reizte die Verläumdung wider ihn. Er erreichte ein Alter von 72 Jahren (ſt. 270 vor Chr. Geb.), und wiewohl nach Epicurs Tode ſein Syſtem auch in Rom Anhänger fand, unter denen Celſus, Plinius der ältere und Lucrez die namhafteſten waren, ſo erlangte es doch unter den Philoſophen nie das Anſehen der um weniges ältern, Peripatetiſchen, Stoiſchen und Platoniſchen Schulen. Von ſeinen zahlreichen Schriften iſt uns wenig übrig geblieben. Eine derſelben iſt kürzlich bei den Nachforſchungen zu Herculanum wieder aufgefunden worden. Sonſt kannte man ſeine Philoſophie nur aus dem Gedichte des Lucrez, und den Nachrichten, die uns Cicero, Plinius u. A. davon aufbehalten haben, und aus zwei Briefen, welche kürzlich Schneider (Leipz. 1813) verbeſſert wieder herausgegeben hat.

Epicykel, Epicyclus, in der Sternkunde ein Kreis, deſſen Mittelpunkt in dem Umkreiſe oder der Peripherie eines andern Kreiſes herumgehet. Die Ptolemäiſche Hypotheſe vom Weltbau erklärt eine Menge himmliſcher Erſcheinungen aus der Bewegung der Planeten in ſolchen Epicykeln. Da Copernicus uns richtigere Begriffe von der Ein-

richtung des Weltgebäudes beigebracht hat, ſo hat die Lehre von den Epicykeln nur noch hiſtoriſche Wichtigkeit. — Epicykloide, iſt in der Geometrie diejenige krumme Linie, welche ein in der Ebene eines Kreiſes befindlicher Punkt beſchreibt, indem dieſer Kreis auf dem Umfange eines andern in derſelben Ebene mit ihm liegenden Kreiſes, ſich um ſeinen Mittelpunkt dergeſtalt bewegt, daß die Bogen, die auf beiden Kreiſen zwiſchen zuſammengehörigen Berührungspunkten liegen, gleich groß ſind.

Epidaurus, eine der angeſehenſten Städte des alten Griechenlands, in Argolis, im Peloponneſus. Vorzüglich berühmt iſt ſie durch den prachtvollen Tempel des Aesculap, der nicht fern von ihr auf einer Anhöhe ſtand. Nur reinen Seelen ſteht der Zutritt offen, lautete die Inſchrift über dem Eingange. Eine Menge Kranker beſuchte dieſen Ort, und erwartete von der Wunderkraft des wohlthätigen Gottes ihre Geneſung.

Epidemie oder epidemiſche Krankheit (von ἐπι und δημος, unter dem Volke) bedeutet irgend einen Krankheitszuſtand, welcher in einem Orte, oder in einem ganzen Striche Landes eine Zeit lang herrſchend iſt (Landſeuche), von äußern, vorübergehenden Einflüſſen herrührt, und endlich wieder verſchwindet. Eine Epidemie entſteht allezeit von vorübergehenden äußern Einflüſſen, welche auf das ganze Volk wirken, und in dem Körper der Menſchen allmählig ſolche Veränderungen hervorbringen, wodurch endlich die beſtimmte Krankheit entſteht. (Vergl. d. Art. Einflüſſe auf den menſchlichen Körper.) So ſcheinen manche Epidemien von einem eigenen, durch beſtimmte Winde herbeigeführten Stoffe in der Luft zu entſtehen, wie z. B. die in der Richtung von Oſt nach Weſt wandernde ſogenannte Influenza, u. a. m. Mangel an Nahrungsmitteln, ſchlechte Beſchaffenheit derſelben, ſchädliche Beimiſchungen u. ſ. w. können auch Epidemien erzeugen. Schlechte Getreide- und Obſtjahre nöthigen die Menſchen, zu andern Nahrungsmitteln, zu Surrogaten, z. B. zu Baumrinden ſtatt des Kornes, wie in Schweden, Norwegen u. ſ. w., ihre Zuflucht zu nehmen, wodurch Krankheiten erzeugt werden; dem Mutterkorn unter dem Rocken ſchreibt man die Entſtehung der Kriebelkrankheit zu; ſchlechte Gerſte, viele Beimiſchung des Döberichs oder Tollkorns (Lolium temulentum) macht das daraus bereitete Bier für die Geſundheit ſchädlich, und erregt bei allen, die es genießen, krankhafte Zufälle. In Anſehung des Gemüthszuſtandes können traurige Begebenheiten, z. B. Krieg, Belagerungen, Erdbeben u. ſ. w. durch die das Nervenſyſtem angreifenden Wirkungen die Entſtehung der epidemiſchen Krankheiten ſehr begünſtigen, oder dieſelben wenigſtens bösartiger machen. Was den Verlauf einer Epidemie betrifft, ſo fängt ſie zuweilen mit einzelnen Kranken an, zuweilen aber befällt ſie auch plötzlich viele Menſchen auf einmal, was gewöhnlich dann geſchieht, wenn eine Art von Witterung oder Wind plötzlich in die entgegengeſetzte übergeht. Wenn, z. B., nach lange herrſchendem Weſt- oder Südweſtwind mit warmer Witterung plötzlich Nordoſtwind eintrit, ſo hört man ſogleich die Menſchen über Huſten, Schnupfen, Rheumatismen u. dgl. klagen. Im Anfange iſt eine Epidemie gemeiniglich gelinde, allein je länger ſie dauert, je mehr ſie ſich ausbreitet, deſto gefährlicher wird ſie; gegen das Ende wird ſie meiſtens wieder gutartiger. Ihre Beendigung ereignet ſich oft ſo allmälig, als ſie anfing, doch zuweilen auch plötzlich. Manche Menſchen werden gar nicht von der herrſchenden Epidemie befallen, ſie mag noch ſo lange dauern. Wahrſcheinlich liegt die Urſache davon in ihrer Körperbeſchaffenheit, die den herr-

ſchenden Einflüſſen entgegengeſetzt iſt, und ſie fähig macht, denſelben länger als Andere zu widerſtehen. So findet man auch oft, daß Menſchen mit chroniſchen Krankheiten, Hypochondriſten u. a. m. von der epidemiſchen Krankheit befreit bleiben. Nicht ſelten verwechſelt man die Begriffe von Epidemie und anſteckender oder contagiöſer Krankheit. Erſtere iſt urſprünglich nicht anſteckend, ihre Entſtehung und Verbreitung hängt, wie ſchon berührt worden, von allgemeinen Einflüſſen ab, und in der Regel erzeugt ſie keinen anſteckenden, durch Berührung mit einem andern Körper die nämliche Krankheit in demſelben erregenden Stoff. Nur unter beſondern Umſtänden, vorzüglich wenn die Krankheit ſehr bösartig wird, und viele Kranke dieſer Art in einem engen Raume beiſammen liegen, kann ein anſteckender Stoff in ihnen erzeugt werden, welcher einen Dunſtkreis um den Kranken bildet, und in ſolchen Perſonen, welche dieſem nahe kommen, dieſelbe Krankheit zu erregen im Stande iſt. Doch können auch hier viele Täuſchungen vorfallen, und bei Ununterrichteteten trit meiſtens die Furcht vor der Anſteckung zu früh und ohne Grund ein. So wird z. B. oft einer Anſteckung zugeſchrieben, was blos Folge einer widrigen Erſchütterung des Nervenſyſtems beim Anblick eines Kranken, vielleicht unter ekelhaften Umgebungen, iſt, wodurch die Krankheit, zu welcher der Körper ſchon geneigt iſt, deſto ſchneller zum Vorſchein kommt. H.

Epidermis, die Oberhaut, d. i. die oberſte unempfindliche dünne Haut des Körpers. S. d. Art. Haut.

Epigeneſie, auch die Epigeneſe, ein griechiſches Wort, für welches im Deutſchen kein genügenderer Ausdruck, als Geſtaltung, Formation, gefunden zu ſein ſcheint, bezeichnet eine Entſtehungsweiſe organiſcher Körper, wobei ſich die im Manne und Weibe liegenden, keine künftige Geſtaltung verrathenden Bedingungen zur Befruchtung, nach ihrem Zuſammentreffen und ihrer innigen Vermiſchung im Weibe, zu einem der Gattung ähnlichen Körper und Weſen, in einer gewiſſen Zeit allmählig ausbilden. Sie iſt der Zeugungsannahme ohne Begattung (generatio aequivoca), ſo wie der Annahme gewiſſer vorgebildeter, im Weibe oder Manne liegender, zu ihrer fernern Ausbildung aber einer Erſchütterung bedürfender Keime (evolutio) entgegengeſetzt; welche beide Theorien noch ihre Anhänger haben, wiewohl ſie Blumenbach durch ſeine Schrift über den Bildungstrieb und das Zeugungsgeſchäft, worin er die Epigeneſie erwies, widerlegt hat. Erſterer, ſagt er, iſt allen organiſchen Weſen gemein, aber ſeine jedesmalige Eigenthümlichkeit hängt von der Beſchaffenheit des Stoffes ab, den er auszubilden hat, woraus denn erklärbar wird, daß jede Gattung ſich ſelbſt, und nur ſich, fortpflanzt, daß das Weizenkorn nur Weizen, der Zeugungsſtoff des Schafes nur Schafe, der Zeugungsſtoff des Menſchen nur Menſchen hervorbringen kann. (S. Bildungstrieb.) Aber dieſer Trieb kann in der Vollendung der gefoderten Geſtalt geſtört werden. Die Urſachen dazu ſind ſehr mannichfach. Rühren ſie von den Individuen her, die den Zeugungsſtoff hergaben, ſo entſtehen daraus erbliche Fehler, Krankheiten; Störungen der Ausbildung vor der Geburt bringen angeborne Uebel, Mißgeburten hervor; treten nach der Geburt, in den verſchiedenen Entwickelungsperioden, Störungen ein, ſo werden daraus erworbene Uebel, Krankheiten. S.

Epiglottis, der Kehldeckel, oder knorplichte Deckel über der Luftröhre.

Epigonen, ſ. Theben.

Epigramm. Dieſes griechiſche Wort bedeutet eigentlich Aufſchrift,

Ueberſchrift; ſeiner erſten Beſtimmung nach, poetiſche Aufſchrift an Tempeln, Grabmälern, Kunſtwerken u. ſ. w., entweder zur Erklärung oder zur Stimmung. Dieſer Zweck erfodert beſeelte Kürze, wo das Gedicht wirkliche Aufſchrift iſt; da aber, wo es zugleich den Gegenſtand der Aufſchrift mit umfaßt, der alſo nicht ſelbſt vorhanden iſt, ſondern bloß hinzugedacht werden muß, eine poetiſche Idee, in beſeelter, anſchaulicher Kürze dargeſtellt. Uebrigens kann die Darſtellung auf verſchiedene Art geſchehen: für den Verſtand didaktiſch, ſatyriſch, komiſch; für das Gefühl lyriſch, elegiſch. Gewöhnlich ſetzt man das witzige Epigramm (Sinngedicht, beſſer Witzgedicht, die Aeltern nannten es Beigedicht) dem empfindſamen entgegen, womit indeß die ganze Sphäre deſſelben nicht umfaßt wird. Noch weit mehr irren jedoch jene, welche gar nur die eine dieſer Arten berückſichtigen; ein Fehler, von welchem ſelbſt Leſſing nicht frei iſt. Er hat in ſeiner Theorie des Epigramms das Witzigſatyriſche im Auge, und in ſofern freilich Recht, daß ein intereſſanter Einfall dazu gehöre, der die Erwartung ſpanne, und dann auf eine überraſchende Art befriedige. Herder aber hat gezeigt, daß dieſe witzige Richtung dem Epigramm nicht weſentlich iſt; nur das Komiſche, das Satyriſche kann der ſogenannten Pointe nicht entbehren. Wahrſcheinlich weil Witz der überwiegende Theil in den neueuropäiſchen Epigrammen war, wie ſchon bei den Römern, dahingegen bei den Griechen der größere Theil zu den empfindſamen gehört, war das komiſche oder witzige Epigramm der Neuern vorzugsweiſe Epigramm, bis Herder in Deutſchland durch Bearbeitung der griechiſchen Anthologie jenes Vorurtheil verdrängte. Was aber den Griechen ihr empfindſames Epigramm, das war den Italienern, Spaniern, Portugieſen und Franzoſen das Madrigal. In den epigrammatiſchen Anthologien von Haug, Weißer und Schütz findet der Deutſche eine reiche Ernte. Herders zerſtreute Blätter und Jacobs Tempe geben einen ſchönen Kranz griechiſcher Blumen dieſer Art. dd.

Epigraphe, die Ueberſchrift oder Aufſchrift, z. B. an einem Gebäude, vor einem Buche (Motto). **Epigraphik**, die Kenntniß der Inſchriften oder Inſchriftskunde, eine hiſtoriſche Hülfswiſſenſchaft. **Epigraphiſche** Seite heißt die Seite einer Münze, auf welcher ſich das Bild und die Schrift befinden; monepigraphiſch, wenn ſie nur Schrift, anepigraphiſch, wenn ſie nur Bilder hat.

Epilepſie, (Fallſucht, böſes Weſen, Staupe, Jammer, Unglück, Schwerenoth), eine langwierige, von verſchiedenen oft ſehr verwickelten und nicht zu hebenden Urſachen abhängende, daher ſo oft unheilbare periodiſche, in einzelnen Anfällen ſich zeigende, Nervenkrankheit. Ihr geht meiſtentheils als Anzeige ein ſogenanntes Windanwehen (aura epileptica), das aus einem oder dem andern Fuße oder der Hand nach Bruſt und Kopf hinläuft, voraus; doch ſind die Vorboten oft ganz unmerklich. Darauf erfolgt ein plötzliches Hinfallen, gewöhnlich mit einem Schrei, die Daumen ſind eingeſchlagen, andere Theile bewegen ſich aber mehr oder weniger, es trit völlige Bewußtloſigkeit und Unempfindlichkeit ein, das Athemholen iſt häufig, unterbrochen, ängſtlich, ächzend, ſtöhnend, der Mund ſchäumt, das Geſicht verzieht ſich, die Zähne knirſchen, die Augen verdrehen ſich, die Harn- und andere Ausleerungen erfolgen unwillkürlich, die Augen ſtehen mit erweiterter unbeweglicher Pupille offen, und ſind gegen das Licht unempfindlich, welcher Umſtand die Verſtellung entdeckt. In 10 bis 20 Minuten iſt der Anfall gewöhnlich vorüber; wie von einem tiefen Schlafe erwacht der Kranke, ohne von dem Geſchehenen etwas zu wiſſen; auch empfindet er

weiter nichts Unangenehmes, als Müdigkeit und etwa Schmerzen in den Gliedern. Zuweilen treten die Anfälle in einer Stunde 9 bis 10 und mehrere Mal ein, bei andern kommen ſie nur alle Monate, im Wechſel des Mondes, halbjährig und in längern Zeiträumen wieder. Aus den Zufällen, deſſen Hauptcharakter Bewußtloſigkeit und heftige, unregelmäßige, dem Willen entzogene Muskelbewegung iſt, läßt ſich ſchließen, daß die Krankheit, ihrer nächſten Urſache nach, in dem Gehirn ihren Sitz habe, und in einer abnormen und heftigen Reizung deſſelben, bis in das Rückenmark herab ſich erſtreckend, beſtehe. Doch kann eine veranlaſſende Urſache oft in dem Ganglienſyſtem des Unterleibes ihren Sitz haben. Erkältung, Aerger, Schreck ſcheinen die gewöhnlichen Urſachen zu ſein, wodurch dieſes Uebel geweckt wird.

Epilog, Nachrede oder Schlußrede, um den Leſern oder Hörern am Ende eines Werks noch einige Bemerkungen mitzutheilen. Der Epilog ſteht dem Prolog (Vorwort) gewiſſermaßen entgegen, und kommt, wie dieſer, hauptſächlich bei Schauſpielen vor. So haben mehrere Shakſpeariſche Stücke außer Prologen auch Epiloge, worin der Dichter ſeine Zuſchauer theils um Nachſicht für die Mängel des Stücks und der Darſtellung bittet, theils ihnen den richtigen Geſichtspunkt andeutet, woraus ſie ſein Werk betrachten ſollen. Der Epilog iſt mithin zuweilen eine Art von Nothbehelf, in ſofern er von einem Kunſtwerke etwas ſagt, was daſſelbe nicht durch ſich ſelbſt ausſpricht. In einem etwas veränderten Sinne nennt man Epilog die (größtentheils verſificirte) Rede, worin eine Schauſpielergeſellſchaft bei ihrem Abgange von einem Orte von dem Publikum Abſchied nimt.

Epimenides, ein berühmter Philoſoph und Dichter des Alterthums, im 6. Jahrh. vor Chr. Geb. und aus Creta gebürtig. Von Einigen wird er zu den ſogenannten ſieben Weiſen Griechenlands gerechnet, und dagegen Periander von dieſer Zahl ausgeſchloſſen. Die Sage ſchildert ihn als einen Vertrauten der Götter und untrüglichen Seher in die Zukunft. Als die Athener von Feinden und anſteckenden Krankheiten heimgeſucht wurden, und das Orakel ihnen erklärte, die Stadt habe ſich durch Entheiligung der Tempel, in welchen die Anhänger des Cylon ermordet worden, den Zorn der Götter zugezogen, und müſſe wieder entſündigt werden, riefen ſie den durch ſeine Weisheit und Frömmigkeit berühmten Epimenides von Creta zu ſich, um durch ihn mit den Göttern wieder verſöhnt zu werden. Er entſprach ihrem Wunſche, und traf außerdem noch verſchiedene nützliche Veränderungen und Einrichtungen. Bei ſeinem Fortgange ſchlug er alle Geſchenke aus, und verlangte zum Lohne nichts, als einen Zweig von dem der Minerva geweihten Oelbaum. Merkwürdig, aber leicht zu deuten, iſt die Sage, daß er als Jüngling in einer Höhle von einem Schlaf überfallen worden, der nach Einigen 40, nach Andern noch mehr Jahre gedauert habe. Bei ſeinem Wiedererwachen habe er zu ſeinem Erſtaunen alles in ſeiner Vaterſtadt verändert gefunden. Dieſe Sage liegt Göthe's Dichtung: des Epimenides Erwachen, zur Jahresfeier der Schlacht bei Leipzig, zum Grunde.

Epinay, (Louiſe, Frau von). Dieſe durch Rouſſeau's Liebe und Anklagen zuerſt bekannt gewordene geiſtreiche Frau, war die Tochter eines Herrn Tardieu Desclavelles, der im Dienſte Ludwigs XV. ſein Leben in Flandern verlor, und ſeine Familie in ſehr mittelmäßigen Umſtänden hinterließ. Dies und die Gewogenheit, welche Desclavelles am Hofe genoß, machte, daß man einige Sorge für die Tochter trug, und ſie mit dem älteſten Sohne des Herrn Delalive de Bellegarde, dem

man eine Generalpächter-Stelle gab, verband. Die Verſchwendung des jungen Mannes verkümmerte jedoch bald ſeiner Gattin das Glück, welches ihr durch dieſe Verbindung hatte geſichert werden ſollen. Während der Tage des Glanzes und der Jugend war es aber noch, daß ſie die Bekanntſchaft des Philoſophen von Genf machte, der, leicht beweglich in ſeinen Gefühlen, wie er ſtets war, nicht ermangelte, der minder ſchönen, als anmuthigen und geiſtreichen Frau, ſeine ganze Zuneigung mit einer Glut zu widmen, deren Tiefe und Stärke er ſelbſt in ſeinen berühmten Confessions ſchildert. Auch Mad. d'Epinay war nicht unempfindlich für die Huldigungen ihres „Bären", wie ſie ihn wegen mancher ſeiner Angewohnheiten und Eigenheiten zu nennen pflegte, und ſie that in jener Zeit ſo viel ihr möglich war, um ihm eine ſeinen Wünſchen entſprechende Exiſtenz zu verſchaffen. In ihrem Park von la Chevrette, im Thale Montmorency, räumte ſie ihm ein Häuschen (die ſo berühmt gewordene Einſiedelei) ein, und hier war es, wo der Verfaſſer der neuen Heloiſe in ſeiner romanesken Liebe zu Mad. d'Epinay ſo lange glückliche Tage verlebte, bis er auf den, von ihm ſelbſt bei ſeiner Freundin eingeführten bekannten Baron Grimm glaubte eiferſüchtig werden zu müſſen, und nun, in Folge dieſes, von ihm keineswegs verhehlten Gefühls, zwiſchen ihm und Mad. d'Epinay erſt Kälte, dann ein Widerwille eintrat, der ſich nur zu ſchroff in den Bekenntniſſen des Philoſophen ausſpricht. Eine Vertheidigung des ſpätern Benehmens der Frau von Epinay gegen Rouſſeau findet ſich in Grimms „Correspondence", woſelbſt auch Nachricht über einige von ihr geſchriebene Werke gegeben wird, deren berühmteſtes „les Conversations d'Emilie" iſt, in welchem die Verfaſſerin in einem etwas kalten, aber wohlgeregelten Styl, die Lehren der Moral für Kinder ſo geiſtreich als anziehend entwickelt, und für welches ſie 1783 von der Akademie den durch Monthion (damals Kanzler beim Grafen Artois) für nützliche Schriften dieſer Art ausgeſetzten Preis erhielt, während Mad. Genlis, die ſich gleichfalls durch ein Buch „Adele und Theodor" darum bewarb, zurückſtehen mußte. Außerdem hat man von ihr noch „Lettres à mon fils und Mes moments heureux". Ein Auszug ihrer höchſt anziehenden Memoiren und ihres Briefwechſels, ihre Verhältniſſe zu Dúclos, Rouſſeau, Grimm, Holbach, Lambert u. A. betreffend, erſchien in Paris in 3 Bänden (1818). Sie geben das treueſte Bild der eben ſo verfeinerten, als in den Geſchlechtsverhältniſſen höchſt verderbten Sitten unter den höheren Ständen Frankreichs während der Regierung Ludwigs XV. Mad. d'Epinay ſtarb 1783, bald darauf nachdem ihr erſtgenanntes Buch von der Akademie ſo rühmlich anerkannt wurde.

Epiphania, die Erſcheinung; daher wird das ſogenannte Feſt der Erſcheinung Chriſti, das auf den 6. Januar fällt, das Epiphaniasfeſt, und die nachfolgenden Sonntage Epiphaniasſonntage, oder Sonntage nach Epiphanias genannt. Die Griechen benannten mit dieſem Namen den Tag der Geburt Chriſti.

Epirus, eine Landſchaft, an Griechenland gränzend, oft auch mit dazu gerechnet. Das Orakel zu Dodona, das älteſte in Griechenland, befand ſich hier. Auch die Mythologie erhielt vielleicht aus dieſem Lande die Höllenflüſſe Acheron und Cocyt. Das Land iſt ſehr gebirgig, aber nach der Seeküſte zu angenehm und fruchtbar. In den älteſten Zeiten waren die Chaonier daſelbſt die mächtigſte Völkerſchaft. Der berühmteſte König von Epirus war Pyrrhus, der um 278 v. Chr. die Römer bekriegte. Von der Bedrückung der macedoniſchen Könige, durch die Römer, nach Philipps II. Beſiegung, befreit, wurden die Epiroten

nach und nach ſo mächtig, daß ſie dem Antiochus und Perſeus gegen die Römer beiſtanden, aber eben dadurch ihren Untergang beförderten. Paulus Aemilius beſiegte ſie, und gab die Städte der Plünderung ſeiner Soldaten Preis, ſo daß 70 derſelben zerſtört und 150,000 Menſchen als Sclaven verkauft wurden. Nun hatte Epirus gleiche Schickſale mit dem römiſchen Reiche, bis es von den Türken unter Amurat II. 1432 erobert wurde. Zwar warf Caſtriot, genannt Scanderbeg, der letzte Sprößling vom königlichen Stamme in Epirus, und am ottomaniſchen Hofe erzogen, 1447 das türkiſche Joch ab; allein nach ſeinem Tode ward ſein Land unter Mohamed II. 1466 wieder erobert. Arnauten bewohnen es größtentheils.

Epiſche Dichtungsart oder epiſche Poeſie wird die erzählende Dichtungsart (ſ. Poeſie) genannt, welche das poetiſche Ereigniß als etwas Vergangenes der Einbildungskraft ruhig darſtellt. Sie hat verſchiedene Unterarten, die nach Umfang und Bedeutung verſchieden ſind. Die höchſte iſt die, welche man gegenwärtig vorzugsweiſe das Epos oder Epopöie nennt: ein erzählendes Gedicht, deſſen Inhalt ein poetiſches Ereigniß iſt, welches ſich auf Welt, Menſchheit, das Leben der Nationen oder eines Volks bezieht, am friſcheſten und herrlichſten, wenn ſein Stoff die Sage iſt, die mit der Urgeſchichte des Volks und ſeinem Urſprung zuſammenhängt. Von geringerem Umfange und beſchränkterer Bedeutung iſt dasjenige epiſche Gedicht, deſſen Inhalt ſich mehr auf das Leben einzelner Menſchen bezieht, wodurch auch der Ton des Ganzen beſchränkter und lyriſcher wird. Man könnte dieſes beſſer, als das erſtere, Heldengedicht nennen. Hieher gehören die meiſten romantiſchen Epopöien, und ſelbſt Homers Odyſſee im Verhältniß zur Iliade; auch die meiſten neuern Epopöien, welche einen religiöſen oder mythiſchen und hiſtoriſchen Stoff behandelt haben, beſonders die letzteren, welche ſich mehr an die Gedichte anſchließen. Ferner gehören zu der epiſchen Poeſie der Roman, aus den romantiſchen Epopöien entſprungen, u. die poetiſchen Erzählungen, Novellen, Balladen (ſ. die beſondern Artikel), welche Begebenheiten, Schickſale, Situationen, ja zuletzt nur einzelne Momente aus dem Leben des Individuums ernſt oder ſcherzend ſchildern, und durch ihren Ton mehr oder weniger in die lyriſche Poeſie (ſ. d. Art. Lyrik) übergehen. Die allgemeinen Eigenſchaften der epiſchen Poeſie laſſen ſich aus der obigen Beſtimmung ableiten. Was aber als Charakter des epiſchen Gedichts gewöhnlich angeführt wird, kommt den einzelnen epiſchen Gedichten nur in dem Maße zu, als ſich dieſelben durch Umfang und Inhalt dem weitumfaſſenden Epos (ſ. d.) oder dem ſogenannten Heldengedichte nähern. Im Ganzen müſſen wir bemerken, daß die größten Verwirrungen und Willkürlichkeiten der äſthetiſchen Theorien darauf beruhen, daß man die Gattung (epiſches Gedicht, epiſche Poeſie) und ihre Eigenthümlichkeiten mit der Art, beſonders dem Epos im höchſten Sinne, und hier wieder die verſchiedenen Arten deſſelben, z. B. das antike und romantiſche, immer zu verwechſeln pflegt, ſonſt würde man z. B. nicht Göthe's Hermann und Dorothea ein Epos nennen können. T.

Epiſcenium, das Vordertheil der Bühne.

Epiſcopalſyſtem in der catholiſchen Kirche, ſ. Catholicismus.

Epiſode (Epeiſodion) kommt bei Ariſtoteles in einer zwiefachen Bedeutung vor, die man wohl von einander zu unterſcheiden hat. Einmal bezeichnet es alle diejenigen Theile eines Drama, welche zwiſchen ganzen Chorgeſängen befindlich ſind, dann aber auch eine Nebenhandlung,

die der Dichter der Haupthandlung angeknüpft hat, und die nicht weſentlich zu ihr gehört. Die neuern Kunſtrichter haben die techniſche Bedeutung dieſes Worts auf die letztere allein eingeſchränkt. Bei wahrhaft guten Dichtern ſind die Epiſoden kein bloßes Flick- oder Füllwerk, nicht unnöthige, nur erweiternde Anhängſel, ſondern geben Aufſchluß über die Sache ſelbſt, zeigen wichtige Folgen der Handlung oder entwickeln verborgene Urſachen. Von dieſer Art iſt z. B. die Erzählung von der Eroberung Troja's in Virgils Aeneis. Dieſe war eine Urſache, warum der Held des Gedichts ſein Vaterland verlaſſen und auf dem Meer umher irren mußte; der Dichter aber fängt nicht damit an, weil er die Handlung, um ſie anſchaulicher und lebhafter zu machen, in einen kürzern Zeitraum zuſammendrängen will; ſondern ſchiebt ſie im Laufe ſeiner Erzählung ein, aber ſo geſchickt, daß wir ſie eben in dieſer Stelle ſelbſt erwarten, und daß ſie hier nicht bloß über das Vergangene Aufſchluß giebt, ſondern auch das Zukünftige, Dido's Liebe, vorbereitet. Auf dieſe Weiſe wird die Epiſode ein weſentlicher Theil des Ganzen, wie ſie es ſein muß, wenn die Auffoderung der Einheit an ein Gedicht keine leere Grille iſt. Mit dem Mährchen im Oberon hat es gleiche Bewandtniß; es ſcheint zufällig, erklärt uns aber den Grund von Oberons wunderbarer Theilnahme an Hüons Schickſal. In der epiſchen Dichtungsart hat begreiflich die Epiſode bei weitem größern Spielraum (ſ. Epos) und häufigere Anwendung als in der dramatiſchen, wo ſich alles auf eine gegenwärtige Handlung zuſammendrängt. Man hat dieſen Ausdruck auch auf die Malerei übertragen, und nennt ſo eine Nebenpartie, beſonders des hiſtoriſchen Gemäldes; im gemeinen Leben ſogar jede Abſchweifung von dem Hauptgegenſtande im Denken und Sprechen. — Epiſodiſch daher, abſchweifend. dd.

Epiſtel. Hierunter verſteht man gewöhnlich 1. den poetiſchen Brief, welcher keiner beſondern Dichtungsart zugezählt werden kann, indem er bald erzählend (epiſch), bald lyriſch, und gewöhnlich didaktiſch iſt. Der Ton, in welchem er geſchrieben wird, läßt ſich im Allgemeinen nicht angeben, weil er ſich jederzeit nach dem Inhalt und nach dem Verhältniß des Schreibenden zum Empfänger richtet. So grenzen Ovids Briefe aus dem Pontus durchgehends an die Elegie; die Horaziſchen Briefe an die Satyre; mehrere von Göckingk, Jacobi, Gleim ſind lyriſche Ergüſſe einer ſcherzhaften Laune. Die Epiſtel muß durch und durch eine Beziehung auf die Perſon haben, welche ſchreibt, und auf die, an welche geſchrieben wird. Durch die Richtung an Einen gewinnt ein ſolches Gedicht an Wahrheit, Individualität und Lebhaftigkeit. Dieſer Eine aber, wenn er auch eine wirkliche Perſon iſt, muß von dem Dichter zu einem poetiſchen Weſen umgeformt ſein, d. h. er muß entweder Stellvertreter der Menſchheit ſelbſt, oder doch einer poetiſchen Seite derſelben ſein können. Der Dichter wendet ſich, wie Pörſchke ſagt, an einen einzelnen Menſchen, um zum ganzen Menſchengeſchlechte zu reden. Ein Brief des gemeinen Lebens geht nur auf die Verhältniſſe zwiſchen dem Schreibenden und dem Leſer des Briefs, und hat nur Privatgültigkeit; vieles mag in einem ſolchen Briefe für alle übrigen Menſchen unverſtändlich ſein, denn für dieſe iſt er nicht geſchrieben. Anders bei der poetiſchen Epiſtel. Wenn Clodius aber meint, es ſei eine Art Scherz darin, in vertrauten Situationen des Lebens den poetiſchen Ton anzunehmen, und deßhalb auch das Scherzhafte für herrſchenden äſthetiſchen Charakter der Epiſtel erklärt: ſo iſt ſeine Anſicht nur einſeitig, und beſchränkt die ganze Gattung. Was die Art der Darſtellung betrifft, ſo verſteht ſich von ſelbſt, daß ein Brief keine Ab-

handlung iſt: der Gegenſtand ſoll alſo nicht erſchöpft, aber von einer anziehenden Seite herausgehoben und beleuchtet werden; der Gang kann freier, der Zuſammenhang loſer ſein, deßhalb aber iſt an eine völlige Planloſigkeit nicht zu denken. Auch die Heroide gehört zur poetiſchen Epiſtel (ſ. Poeſie). 2. werden Epiſteln vorzugsweiſe die in dem N. T. enthaltenen Briefe der Apoſtel und die Abſchnitte aus denſelben genannt, über welche an den Sonn- und Feiertagen, beſonders Nachmittags, gepredigt zu werden pflegt. dd.

Epistolae obscurorum virorum. (Briefe unbekannter Männer), ein ſatyriſches Werk des 16. Jahrh., enthält Briefe, angeblich von damals bekannten Geiſtlichen und Profeſſoren in den Rheingegenden, in barbariſchem oder Küchenlatein geſchrieben, worin nebſt verſchiedenen theologiſchen Streitigkeiten auch die Ausſchweifungen der Geiſtlichen damaliger Zeit ſcharf gerügt werden. Der berühmte Ulrich von Hutten hat, nebſt verſchiedenen andern Gelehrten, daran gearbeitet. 1517 wurden dieſe Briefe durch eine päpſtliche Bulle unter die Zahl der verbotenen Bücher gerechnet.

Epitaphium, griechiſch, Grabſchrift.

Epithalamium, Hochzeitgeſang, Hochzeitgedicht im höhern Styl.

Epoche heißt jeder Zeitpunkt, von welchem man eine Zeitrechnung anfängt. Man nahm gewöhnlich irgend eine merkwürdige Begebenheit zum Standpunkte, von wo an man nachher die Jahre rechnete, z. B. die Geburt Chriſti, die Erbauung der Stadt Rom u. ſ. f. Daher die Epoche machende Begebenheit ſelbſt. Figürlich heißt dann auch Epoche jeder wichtige Zeitpunkt. Häufig bedeutet es auch ſo viel als Periode, Zeitraum. (Vergl. Chronologie und Periode.)

Epizootien, ſ. Seuchen.

Epode hieß bei dem Chorgeſang der Alten die letzte Abtheilung, welche geſungen wurde, wenn der Chor nach Strophe und Antiſtrophe auf ſeinen eigentlichen Platz zurückgekommen war (ſ. Chor), alſo gleichſam Nachgeſang, Finale. Dieſer Epodos hatte ſein eigenes Sylbenmaß und eine willkürliche Anzahl von Verſen. Außerdem verſteht man aber unter Epoden eine Art ſatyriſcher Oden; nach Hephäſtions Bemerkung nämlich jene, wo gewöhnlich ein längerer Jambus mit einem kürzern abwechſelt. Das fünfte Buch der Oden des Horaz haben wir unter dieſem Titel. Nicht alle Oden dieſes Buchs aber ſind ſatyriſch, und Scaliger findet daher in dieſer Benennung nichts als einen Anhang von Oden; ſie wurden nach des Dichters Tode ſeinen übrigen Werken beigefügt.

Epopee, oder vielmehr Epopöie, ſ. Epiſche Dichtungsart, Epos und Heldengedicht.

Epopten, eigentlich Anſchauer, d. i. Eingeweihte, die Allem, was bei den großen Myſterien oder Religionsgeheimniſſen der alten Griechen vorging, beiwohnen durften.

Epos iſt die Benennung einer Claſſe von Gedichten aus der erzählenden Gattung, oder vielmehr erzählendes Gedicht ſelbſt. Nicht leicht ſind irgend einer Gattung willkürlichere und zufälligere Regeln aufgebürdet worden, als der epiſchen, zumal wenn man es unter dem prächtiger klingenden Titel Epopöie als gleichbedeutend mit Heldengedicht gab. Iſt es daher irgendwo nöthig, die gewöhnlichen Meinungen der Theoriſten und ihre Regeln ganz zu vergeſſen, ſo iſt es hier. „Faſt bei keiner Dichtungsart," ſagt Wilh. von Humboldt, „iſt man ſo ſehr um eine genügende Erklärung verlegen, als bei der epiſchen," und er

chriſtlichen Bildung ſei, der mithin nicht zu verläugnen, wenn auch etwa eine Zeit lang zu verbergen oder zu verzerren wäre, der aber nur durch den Gegenſatz einer ſeichten, lockern Alltäglichkeitspoeſie eigentlich doch verzerrter ſchiene, als er in der That wäre. Uebrigens ſind die Erſten unter den Sängern der neuern Zeit, wie Walter Scott (der Dichter des Lay of the last minstrel, der Lady of the Lake und and.) William Wordsworth (der Verf. der lyriſchen Balladen und Gedichte), Robert Southey (der Dichter der Madoc, des Curse of Kehama, der Ioan of Arc, des Thalaba) und Byron, — von welchem hernach, — eingeſtandenermaßen hochbegabte Genien, für welche zum Theil auch die Stimme des Volks gar laut und entſchieden ſpricht. Wie viel nun aber daran ſei, wenn früher einige engliſche Kunſtrichter das Weſen der neueſten Poeſie auf antiſociale Grundſätze und Rouſſeauſche kränkliche Empfindſeligkeit, Unzufriedenheit mit dem gegenwärtigen Zuſtande der Geſellſchaft, moraliſche Paradoxie und Sehnſucht nach einer unerreichbaren wollüſtelnden Tugend und Vollkommenheit, auf Kotzebueſche Einfalt und Schillerſche Kraft, auf Cowpers ungeſchlachte und rauhe Verſification, untermiſcht mit Ambroſe Philipps Unſchuld, zurückführen wollten, (ſ. Edinb. review, Bd. 1. S. 84.), dies bedarf um ſo weniger noch jetzt Beachtung, da dieſelben ſeitdem das Streben der neuern Dichter richtiger würdigen gelernt haben. Zu vergeſſen iſt indeß dabei nicht, daß die geſchriebene Poeſie, welche Kunſtwerke der Wortſprache ſchafft, etwas anderes iſt, als jene in dem früheſten Leben eines Volks ſich ausſprechende, welche mit Theologie und Magie in Eins zuſammenfällt. Ein großer Theil des Tadels jener Kunſtrichter aber betraf Sprache und Vers, welche von den eben gangbaren, gleichſam conſtitutionell gewordenen, mehr oder weniger abwichen. So iſt es auch Lord Byron ergangen. Eine glühende Phantaſie, eine zarte Sinnigkeit, neben herber, grollender, menſchenfeindlicher Einſeitigkeit, loſer Behandlung und Verflechtung des Stoffs und der Sprache, kurz eine geiſtreiche Verdrießlichkeit und ein überſatter Lebensekel, der ſich mit Paradoxien ſpannt, ein düſterer Unmuth, der dem Leben den Scheidebrief zugeworfen hat, und ſich noch mit den Bildern der Phantaſie tröſtet, ſind allen ſeinen Werken aufgeprägt. Sie werden einzelnen Stimmungen zuſagen, ja willkommen ſein, nicht aber den Menſchen in jene heitern Bereiche beſchaulichen Friedens entzücken, welche die Heimath der Poeſie ſind. Natürlich giebt es auch in dieſer Schule Nachtreter und Abarten, und die Klagen über Verſchrobenheit, Sprachverderbung ꝛc. hören nicht auf. Könnte denn aber England, ſo weit es welthiſtoriſch gewürdigt werden kann, mehr als Einen Dichter, vorzugsweiſe, und einen andern als Shakſpeare haben und verlangen? Sollte es wohl nöthig ſein, die Peter Pindar, Moore, Radcliff, Edgeworth, O'Keefe, O'Donnel, Morgan, Milman und eine Menge anderer in Reihe und Glied aufzuzählen? Einiges jedoch noch unter der nun folgenden Nummer.

III. Engliſches Theater. Wir haben bei der vorſtehenden Ueberſicht vorſätzlich die dramatiſche Poeſie und ihren Fortgang unerörtert gelaſſen, um ſie, als das höchſte Erzeugniß, im Ganzen zu betrachten. Eine weitläufigere geiſtreiche Würdigung hat A. W. Schlegel in ſeinen dramaturgiſchen Vorleſungen geliefert, dem wir hier zum Theil nachzugehen für Pflicht halten. Wie überall entſprang auch in England das Schauſpiel zunächſt aus der Religion, und ſchloß ſich ihr zuerſt an. Und ſo waren denn die Moralities und Mysteries hierin das Urſprüngliche. Für das erſte hält man die Wunder der heil.

Catharine. Unter Heinrich VIII. wird Every man als das erſte angeführt, worauf Hycke-scorns und Interlude gefolgt, dann unter Eduard VI. Justy Juventus; dabei auch noch die Tragicomödien. 1551 wird ſchon Gevatterin Gurton's Nadel von J. Still erwähnt, das, bei aller Niedrigkeit, doch viel Komiſches haben ſoll. Es wurden auch ſchwache Verſuche in der Form der antiken Tragödie gemacht. Forrex und Porrex, oder das Trauerſpiel von Gorboduc, aus den erſten Zeiten der Eliſabeth war, wie Muſtapha, geiſtlos. Die ſpaniſche Tragödie war das erſte ernſte Stück, unſicher und bombaſtiſch. Lilly ſchrieb Campaspe; er war ſüßlich, verſchroben. Marlow's Eduard II. kunſtlos, aber treu und einfältig. Der Flurſchütz von Wakefield und Grim der Köhler von Croyden gehören auch noch zu den Anfängen des engliſchen Theaters. Dies altengliſche Theater hatte nun zwar wohl Maſchinerien, aber keine eigentliche Decorationen. Denn in einiger Entfernung von den Wänden hingen Teppiche. Im Hintergrunde war eine über die erſte erhöhte Bühne. Man ſpielte am Tage. Parterre war unter freiem Himmel. Tracht war die gewöhnliche, etwa Federbüſche auf den Hüten und Roſen auf den Schuhen. Knaben ſpielten Frauenrollen. Muſik war in den Zwiſchenacten nicht. So fand Shakſpeare die Bühne. Daß ſein Zeitalter ungebildet geweſen, darf man wohl nicht behaupten. Die Regierung der Eliſabeth brachte England in hohen Flor durch Handel und Schiffahrt. Die Luſt an den Alten war aufgeregt, wie an den Erzeugniſſen der Italiener und Spanier. Der Geiſt der Geſelligkeit war keck, kräftig, muthwillig, witzig, und nach mehreren Schilderungen und Darſtellungen Shakſpeare's zu urtheilen, gab es einen feinen Hofton. Denn, wie ein Dichter auch rieſenmäßig über ſeine Zeit hervorragen und die noch in ihrer Tiefe unentwickelt ſchlummernden Keime herauffördern möge, nie wird man ihn doch ganz unzuſammenhängend mit ihr nennen können. Shakſpeare hatte ſich ſchon früher nicht blos als dramatiſcher Dichter hervorgethan, und als letzterer genoß er allgemeine Achtung und Verehrung. Dies, wie die glänzende Aufnahme ſeiner Stücke, trotz der wenigen äußern Hülfsmittel der Darſtellung, erweiſet ebenfalls wieder, daß ſein Zeitalter wohl nicht roh geweſen ſein könne. Es iſt hier der Ort nicht, dieſes Dichters unergründliche Herrlichkeit weiter zu verfolgen, eben ſo wenig, als manche über ihn im Schwange gehenden Vorurtheile zu widerlegen; ſeine Bildung iſt, wie alle große und einzelne Bildung, faſt den Feſſeln der Zeit und der Geſchichte entflohen, und über ihm ruhet, wie über dem Uranfang des Menſchengeiſtes, ein heiliges mythiſches Dunkel. Wir bemerken nur kürzlich, daß ſeine Werke eine ſo durchaus gegliederte harmoniſche Anſicht der Welt und des Geiſtes verkünden, daß beide ſich ewig in einander ſpiegeln und wechſelſeitig Symbol für einander werden, wodurch ſich gewiß das Weſen eines wahrhaften, hohen Dichtergeiſtes beurkundet und ausſpricht. Er war ein Herzenskundiger, ſeine Charakteriſtik iſt tief eingreifend und wahr. Unerſchöpflich iſt die Fülle des Individualiſirens in ihm, worin ihm vielleicht kein Dichter gleich kommen möchte, ein Moment des Drama, der gerade dem neuern Drama als Aufgabe vorgelegt iſt! Außer den 34 allgemein ihm zuerkannten Stücken giebt es vielleicht noch manche, die mehr oder weniger ſeinen Einfluß erfuhren. Ueber andere iſt man faſt gewiß, daß Shakſpeare ſie geſchrieben, und unter uns hat Tieck angefangen, mehrere hervorzuziehen. Dahin rechnet Schlegel den Perikles, Prinz von Tyrus, den londner verlornen Sohn, Thomas Lord Cromwell, Sir John Oldcaſtle, ein Trauerſpiel

in Yorkſhire. Manche Stoffe ſcheint er umgearbeitet zu haben. Bei dieſem Meiſterthum iſt es wohl nicht befremdlich, daß er, wie oben geſagt wurde, durch die geſammte dramatiſche Poeſie der Engländer mehr oder weniger durchtönt, ohne doch je erreicht zu werden. Dagegen unterliegen ſelbſt talentvolle Männer der herrſchenden Zeitrichtung und ihren Gebrechen. Dies erweiſet ſich an Shakſpeare's Zeitgenoſſen und Nachfolgern, von welchen er gleichſam der Mittelpunkt zu nennen iſt. Jüngere ſind Ford, Dekkar, Marſton, Webſter, Field, Rowley, reine Nachahmer. Chapman, der Ueberſetzer des Homer, ſchrieb die Thränen der Wittwe nicht ohne komiſches Talent; Heywood ein bürgerliches Trauerſpiel, die durch Güte getödtete Frau, kunſtlos und leicht. Uebrigens war Heywood ſehr fruchtbar, denn er hat 220 Stücke geſchrieben. Ben Johnſon, von Shakſpeare ſehr geſchätzt, unterſtützt und aufgemuntert, wähnte, ſich über ſeinen Meiſter erheben zu können, weil er mehr Schulgelehrſamkeit beſaß als dieſer. Er war fleißig, critiſch, mühſam, aber ohne Anmuth und Pathos, wie ſeine Catilina und Sejanus beweiſen. Im Luſtſpiel war er vorzüglicher, wiewohl ihm ein ſchwerfälliger, ſatyriſch-römiſcher Zug, in der Intrigue Mangelhaftigkeit, Unwahrſcheinlichkeit und methodiſche Breite eigenthümlich blieben. Beaumont und Fletcher, die ſchon bei Shakſpeare's Lebzeiten über 50 Stücke ſchrieben, ihm immer nachtretend, waren fruchtbar, leicht und biegſam, nur zu ſehr alles auf Erfolg berechnend. Auch ſie waren im Komiſchen vorzüglicher, hatten natürlichen Ausdruck, waren aber frech und unanſtändig. Die zwei edlen Vettern, der Ritter von der brennenden Mörſerkeule, die treue Schäferin, ſind bei Schlegel ausführlicher beurtheilt. Ihnen ſehr ähnlich ſind Maſſinger (beſte Ausg. v. W. Gifford in 4 Bdn., eine frühere von Coxeter und Maſon) und Shirley. In dieſer Reihe alter Dichter herrſcht eine gewiſſe Raſchheit und Natürlichkeit, die aus Unſtätheit und Unordnung des Dialogs hervorgeht, in welchem eine große Vorliebe für Wortſpiele ſichtlich iſt. Ihr Styl iſt meiſt gewandt und gebildet, zuweilen mit einem Beiſchmack von Zwang und Verwickelung, oft geſucht kurz, aber gehoben durch glücklich hingeworfene Bilder, durchaus faſt gefärbt mit einer unverkennbaren Treuherzigkeit und Zierlichkeit. Von 1647—1660 blieben durch Veranlaſſung der Puritaner die Bühnen verſchloſſen, und nun wurde der Hofton Carls II. eine Mode, die auch in die Kunſt überging, und dieſer Ton war ſittenlos und unanſtändig. Durch Davenant wurde Opernmuſik eingeführt und das Decorationsweſen verbeſſert. Lange blieb Dryden Liebling des Publicums. Seine Fehler zog der witzige Herzog von Buckingham in ſeiner Schauſpielprobe (the Rehearsal) gehörig durch. Ihm ahmte Anfangs Otway nach, der im eigentlichen Sinne verhungerte. Sein gerettetes Venedig, ſeine Waiſe rc. verrathen manche gute Anlage, und ſind nicht ohne tiefes Gefühl und eigenthümliche Zeichnung, bei vieler Unanſtändigkeit und Mangel an Compoſition. Nun machten ſich Wicherley und Congreve bekannt, pflanzten aber auch auf ihre Nachfolger im Luſtſpiel mehr oder weniger ſittenloſe Unanſtändigkeit und unzierliche Form fort. Zu dieſen Nachfolgern gehören Farquhar, Vanbrugh, Cibber, Steele u. A. Anſtändiger, aber auch nüchterner wurde das Luſtſpiel unter Anna. Colman, der von 1768—1773 Mitunternehmer am Theater im Coventgarden, und 1777 Eigenthümer der Schaubühne auf dem Haymarket war, machte ſich als tüchtigen Charakteriſtiker bekannt. Garrik arbeitete Shakſpeare oft, wie es ſcheint, nach ſehr eiteln, perſönlichen und beſchränkten Anſichten um, und ſchrieb auch

ſelbſt für das Theater. Foote's Luſtſpiele ſind meiſt ſehr nachläſſig in der Anlage und Ausführung, die Charaktere aber originell und launig individualiſirt. Cumberland hat Weltton und Umgangsſprache, iſt aber flüchtig, herzlos. Murphey, Sheridan, die beiden Frauen Cowley und Inchbald übergehen wir als nicht beſonders auszeichnungswerth. Setzen wir zu dieſen angeführten dramatiſchen Dichtern noch einige im Trauerſpiel, ſo iſt die Geſchichte der Bühne ziemlich ausgemeſſen. Wir nennen Nic. Rowe, geſt. 1718. Er bewunderte Shakſpeare und war gefühlvoll, rührend. Addiſons Cato iſt ein froſtig franzöſirendes Stück, das vom Römiſchen nichts hat. Thomſon ſoll ſehr correct, aber mehr für Leſer als Zuſchauer ſein. Eben ſo wenig ausgezeichnet iſt Young. Lillo ſtellt häusliche und bürgerliche Lebensſcenen in gekünſtelter blumiger Sprache dar. An Moore, dem Verfaſſer des Spielers, rühmt man Charakteriſtik und Situationen, an Brooke's Stücken leidenſchaftliche, oft declamatoriſche Sprache, an Claron Hill Regelmäßigkeit und Correctheit, jedoch ohne leidenſchaftliche Stärke. Horne, Glover, Mallet, Robinſons haben nicht viel Einfluß gewinnen können. Glover ſchrieb Medea mit griechiſchen Chören in den Zwiſchenacten. In der neueſten Zeiten iſt auch in England die dramatiſche Kunſt immer mehr in Verfall gerathen. Die herrſchende Richtung auf das äußere bürgerliche Leben und ſeine Verhältniſſe, beſonders Handel ꝛc., iſt freilich ganz folgerecht dieſelbe geblieben, wenn auch die Stürme der letzten Jahre hier manches gehindert haben. (Ueber den gegenwärtigen Zuſtand der dramatiſchen Kunſt in England vergl. man den Art. London, Abtheil. Theater.) Wa.

Engliſche Malerei und **Engliſche Muſik**, ſ. **Engliſche Kunſt.**

Engliſche Pferde (Blood horses, chevaux de race). Dieſer Schlag von Pferden iſt in England nicht einheimiſch, ſondern aus Veredlung durch Hengſte aus Nordafrika, Arabien und Perſien entſtanden. Die Eigenthümer wetteiferten, durch Preiſe von der Regierung dazu aufgemuntert, wer die ſchönſten Pferde zu ziehen verſtände, und die Wettrennen (ſ. d. Art.) wurden ein Nationalfeſt der Pferdeſchau. Auch der hohe Preis der Sieger im Wettlauf und der Luxus der Großen, ſolche Renner zu beſitzen, reizte die Pferdehändler, ihre Sorgfalt auf dieſen Gegenſtand zu verdoppeln. Man kaufte Stuten von edler Abkunft und ſchönem Gebäude, um Füllen davon zu ziehen, oder berühmte Hengſte, von denen ein Sprung mit 10, 20, 60, ja mit 100 Guineen bezahlt wurde. Da nun dieſer Gewinn 30 bis 40 Mal des Jahres möglich war, ſo glaubte man nicht zu theuer kaufen zu können. Noch Andere ſpeculirten auf den Gewinn der Summen, die beim Rennlauf gewettet wurden. So ſoll der Eigenthümer des Eclipſe mit dieſem Wettrenner 50,000 Guineen gewonnen haben; und manches Pferd, das ſein Herr mit 2 bis 3000 Guineen erkaufte, brachte ihm binnen wenig Jahren 10 bis 12,000 Guin. ein. Das Ausland ſuchte mit Begierde engliſche Pferde zu kaufen; dies trug noch mehr zur Vervollkommnung der engliſchen Pferdezucht bei. Indeß war die Ausfuhr der Hengſte verboten, und wenn auch einzelne auf das feſte Land kamen, ſo wußte man die Zucht davon nicht gehörig einzurichten, oder man hatte in England Pferde von der zweiten oder dritten Güte gekauft, welche oft den einheimiſchen Schlag, wie dies in der Normandie der Fall war, verſchlechterten. Uebrigens iſt in England die Pferdezucht überall gleich blühend. Man kennt keinen Unterſchied in der Güte nach der Provinz; doch unterſcheidet man zwei

ganz verſchiedene Schläge, die ſich nicht mit Vortheil vermiſchen laſſen, von dem dritten, welcher allgemein iſt, veredelt heißt und die eigentlich ſogenannten engliſchen Pferde begreift. Die erſte Art ſcheint in England einheimiſch zu ſein. Sie iſt 4 Fuß bis 4 F. 4, 5 Zoll hoch, von ſtarkem Bau, kleinen Kopf, dicken Halſe und ſehr ſchlanken Beinen. Dieſe Pferde werden ohne beſondere Sorgfalt in den Gebirgsländern, Cornwallis, Devonſhire, Wallis und Schottland, gezogen. Sie ſind unermüdet und ſehr ſichere Bergläufer. Die zweite Race begreift die Zug- und Laſtpferde, die muskelkräftig, wohl und ſtark gebauet, und wahrſcheinlich flandriſchen Urſprungs, doch durch ſorgfältige Zucht ſehr vervollkommnet ſind. Die zahlreichſte iſt die dritte, die durch mehrere fremde Arten veredelte Race, welche alle Jagd-, Reit-, Kutſch- und Cavalleriepferde begreift. Die ſchönſten darunter, was Ebenmaß und Geſtalt betrifft, ſind die Renner (Race-horses, chevaux de course), die entweder urſprünglich von einem edlen fremden Hengſte und einer berühmten engl. Wettläufer-Stute, ebenfalls aus fremdem Geſchlechte, oder von zwei edlen Miſchlingspferden, oder endlich von einem veredelten Geſchlechte überhaupt abſtammen, daher es unter denſelben mancherlei Abſtufungen giebt. Im Allgemeinen ſind ſie 4 F. 7—10 Zoll hoch; ſie haben einen ſtarken, glatten Kopf, große Augen, lange Ohren, einen etwas langen Hals und eine hohe, etwas ſchmale Bruſt; der Bauch iſt wenig vorſtehend; die Gelenke an den Beinen ſind ſtark, der Bau des Rückens faſt gerade geſtreckt, die Schenkel lang und muskulös; übrigens haben ſie ſchöne Verhältniſſe, kräftige Formen, eine feine Haut, durch die man jede Muskel, beinah jede Ader ſieht, und die ſtatt der Striegel nur mit ſcharfen Bürſten berührt wird, kein Haar an den äußern Gliedmaßen u. ſ. w. Die gewöhnliche Farbe iſt dunkel braunroth, mit Abzeichen am Kopfe und weißen Flecken an den Füßen. Eigenthümlich iſt ihnen die beträchtliche Senkung des Vorderbugs und die faſt horizontale Lage des Beckens, ſo daß beide einen Winkel bilden, deſſen Spitze höher und deſſen Oeffnung weiter geöffnet iſt, als bei jeder andern Race. Dieſer Bau begünſtigt unſtreitig das weite Ausgreifen und daher den ſchnellen Lauf des Pferdes. Eben darum iſt es aber auch zum Reiten weniger bequem, ſondern wird faſt allein zum Wettlauf gebraucht, und daran ſchon mit 18 Monaten oder 2 Jahren gewöhnt. Iſt es dazu nicht mehr brauchbar, ſo nimt man es zur Zucht. Findet man ein ſolches Pferd zum Wettrennen nicht tauglich, ſo wird es zum Kutſchpferde genommen. Nächſt den Rennern werden die Jagdpferde (hunters, hunting-horses) am meiſten geſchätzt, mit 120 — 300 Guineen bezahlt, je nachdem ſie ſicher und leicht über ungleichen Boden anhaltend lange laufen (einen guten Wind haben, ſagen die Engländer) und über Graben und Hecken ſetzen können, oder nicht. Man nimt zu dieſer Zucht gern normänniſche Stuten und einen Wettrenner; doch kommt es hierbei weniger auf die Zucht, als auf die Abrichtung an. Eben ſo wählt man zu Reitpferden (Saddle horses) nicht die ſchönſten, ſondern die ſicherſten und bequemſten. Die zur Jagd und zum Reiten nicht mehr tauglichen Renner braucht man als Vorderpferde bei den Poſtkutſchen (Coach-horses, Stage-horses). Zu den Deichſelpferden nimt man gewöhnlich ſtarkgebaute Kutſch- oder Zugpferde. Noch giebt es Pferde, Ponies, Galloways u. ſ. w. genannt, die man zum Reiten und als Einſpänner gebraucht. Sie ſind ſehr klein, werden auf der Weide von gemeinen Ackerpferden gezeugt, kommen Winter und Sommer in keinen Stall, laufen aber geſchwind und haben einen

ſanften Gang, daher ſie gewöhnlich als Reitpferde von Frauen und Kindern gebraucht werden. (Vergl. d. Art. Wettrennen.)

Engliſches Reich in Oſtindien iſt eine politiſche Erſcheinung von ſeltener Art. Kein europäiſcher Staat, ſondern eine bloße Geſellſchaft von Kaufleuten beſitzt daſelbſt ein Reich, welches fünfmal ſo groß iſt als das Mutterland, Großbritannien, und mit den Schutzländern über 100 Millionen Hörige zählt. Die Statiſtiker zu Calcutta pflegen jenes Reich jetzt das orientalilche zu nennen. Unter dem Schutze der brittiſchen Krone gebietet dieſe Geſellſchaft, man nennt ſie die Oſtindiſche, über den größten und beſten Theil von Vorder-Indien, und unterhält daſelbſt eine beträchtliche Kriegsmacht. Gering war der Anfang. Im J. 1600 vereinigten ſich 101 londoner Kaufleute zu einem Handel nach Oſtindien, ſchoſſen ein Capital von 200,000 Thlr. zuſammen, welches bald darauf um das Doppelte vermehrt wurde, und rüſteten 4 Schiffe aus. Da der Gewinn dieſer Speculation beträchtlich war, ſo wurde hernach das Capital auf vier Millionen Thaler und noch darüber vermehrt. Durch die Begünſtigung einiger indiſchen Fürſten konnte die Geſellſchaft an mehreren Orten Oſtindiens Factoreien anlegen. 1643 wurde ihr die Stadt Madras eingeräumt, wo ſie das Fort St. George erbaute. Dies war der erſte feſte Punkt, den ſie ſich in dieſem Lande erwarb, wo ſie jetzt ſo weitläuftige Beſitzungen hat. 1698 wurde ein Bezirk in Bengalen, wo jetzt die Stadt Calcutta ſteht, erkauft. Die 1689 entſtandene zweite oſtindiſche Geſellſchaft vereinigte 1708 ihre Fonds mit der ältern. Zu dieſer Zeit waren die Beſitzungen der Geſellſchaft ſchon ziemlich beträchtlich, und bildeten die drei Präſidentſchaften Calcutta, Madras und Bombai auf dem feſten Lande, und die vierte, Benkulen, auf der Inſel Sumatra. Anfangs war es mehr die Abſicht der Geſellſchaft, durch dieſe Territorialbeſitzungen ſich feſte Punkte für ihren Handel zu verſchaffen, als Länder zu beſitzen. Aber in der Mitte des 18. Jahrh. war das Reich des großen Moguls, eines der mächtigſten Fürſten Aſiens, durch innere Unruhen, durch die Einfälle der Perſer, Afghanen und Maratten äußerſt geſchwächt worden. Die Franzoſen wollten ſämmtliche Europäer aus Oſtindien vertreiben, und die Geſellſchaft ſah ſich nun genöthigt, Gewalt mit Gewalt zu vertilgen. Lord Clive beſiegte die Franzoſen, und trat nun ſelbſt als Eroberer auf. Ganz Bengalen fiel in die Hände der Engländer, und immer größer wurde die Macht derſelben in Oſtindien. Beſonders hat die Geſellſchaft ſeit 1792 durch eine argſtliſtige Politik ihre Herrſchaft immer weiter ausgebreitet. Gegen eine gewiſſe jährliche Zahlung wurde einzelnen inländiſchen Fürſten eine Macht von ſtehenden Truppen verſprochen. Hierdurch zog man den befreundeten Fürſten von jedem andern Bündniß und von ſeinen eigenen Vertheidigungsmitteln ab. Erſt unterjochte man die Feinde dieſes Freundes, und dann den Freund ſelbſt, wegen ſeiner Undankbarkeit. Man verlangte von ihm eine Vermehrung des Tributs, Gebietsausgleichungen oder Sicherheitsplätze; er weigerte ſich deſſen, und man nahm ihm Alles. Alle Gegner der Geſellſchaft unterlagen ihrem Glücke und der europäiſchen Kriegskunſt. Der furchtbare Hyder Ali wurde beſiegt. 1799 fiel auch Tippo Saheb, ſein Sohn, zugleich mit der Eroberung ſeiner Reſidenz Seringapatnam. Die Macht der Maratten, die allein der Geſellſchaft Furcht einflößen konnte, ward bedeutend verringert, und nach den neueſten Nachrichten ſind die Beherrſcher des öſtlichen und weſtlichen Marattenſtaates, mit denen die Geſellſchaft noch 1818 in Krieg verwickelt wurde, ſo gedemüthigt, daß

keine Macht in Oſtindien ihr weiter gefährlich werden kann. Jetzt begreift das engliſche Reich in Oſtindien den ſchönſten Theil Vorder-Indiens und einen Theil der Inſel Sumatra, nebſt andern kleinern Inſeln, faſt 30,000 Q. M. und 50 Millionen Menſchen. Dieſe Beſitzungen ſind theils unmittelbare, theils mittelbare Gebiete, deren Fürſten ganz von den Britten abhängen. Sie ſind noch jetzt in die bereits oben genannten vier Präſidentſchaften eingetheilt. Die Einkünfte betragen jährlich 18 Millionen Pfund Sterling, die Ausgaben faſt 17 Millionen. Das Activcapital der Geſellſchaft beträgt über 49 Mill. Pf. Sterling; die Schuldenlaſt beläuft ſich aber auch auf mehr als 46 Mill. Die Kriegsmacht der Geſellſchaft beſteht aus 160,000 Mann, worunter 20,000 europäiſcher Truppen. Die inländiſchen Truppen der Geſellſchaft, Seapoys genannt, ſind auf europäiſche Art bewaffnet und exercirt, und daher den Truppen aller übrigen indiſchen Staaten durch den Geiſt der europäiſchen Kriegskunſt überlegen. Die Oſtindiſche Geſellſchaft iſt als Souverän dieſer Länder unter Großbritanniens Schutze und Oberaufſicht anzuſehen. Ein Generalgouverneur, welcher zu Calcutta ſeinen Sitz hat, iſt oberſter Staatsbeamter des geſammten Civil- und Militairweſens, nicht allein der Präſidentſchaft Calcutta, ſondern er iſt zugleich der Vorgeſetzte aller übrigen Gouverneurs in Indien, die nicht zu ſeiner Präſidentſchaft gehören. Er herrſcht beinahe wie ein König, iſt aber für ſeine Handlungen dem brittiſchen Parlamente verantwortlich. Sowohl dem Generalgouverneur, als jedem Gouverneur der Präſidentſchaften iſt ein Rath von vier Mitgliedern beigegeben. Die gebornen Britten und ihre Nachkommen werden nach brittiſchen Geſetzen, die Hindu's und Eingebornen nach ihren eigenen Geſetzen und durch eigene Richter gerichtet. Die Religion, Sitten, Gebräuche, Kaſteneintheilung der Hindu's werden von der brittiſchen Regierung ungeſtört gelaſſen. Außer dieſen Beſitzungen der Oſtindiſchen Geſellſchaft beſitzt noch die Krone die Oſtindiſche Inſel Ceylon (ſ. d. Art.).

Engliſche Sprache. Die eigentlich in Britannien heimiſche Sprache der Galen oder Celten (ſ. Galen und Oſſian) wurde durch die Schickſale des Landes ſo ſehr verdrängt, daß wir in der jetzt gangbaren nur wenig Spuren von ihr entdecken. Die Geſchichte der jetzigen engliſchen Sprache beginnt mit den Angelſachſen, welche um das J. 450 in Britannien einzuwandern anfingen, und hat ſeitdem vier Zeiträume durchlaufen: 1. den angelſächſiſchen Zeitraum, von 450 bis 780. Als 570 Auguſtin von Rom kam, brachte er mit der chriſtlichen Religion auch den Keim zu Wiſſenſchaften und Kunſt, und das römiſche Alphabet mit, wie es ſich bereits zur kleinen Currentſchrift gebildet hatte. Nach Warton (History of the Engl. Poetry) hat ſich indeß aus dieſer Zeit nur ein einziges Sprachdenkmal erhalten, ein kleines metriſches Stück von Caedmon in Alfreds Ueberſetzung der Kirchengeſchichte des Beda. Mit den Einfällen der Dänen, um 780, begann 2. der däniſch-ſächſiſche Zeitraum. Das Däniſche floß mit dem Angelſächſiſchen um ſo leichter zuſammen, da beide Sprachen nahe verwandt waren. Was man gewöhnlich angelſächſiſch nennt, iſt eigentlich däniſch angelſächſiſch, wovon noch mehrere ſchriftliche Denkmale vorhanden ſind, die Schriften des Königs Alfred, zwei buchſtäbliche Ueberſetzungen der vier Evangeliſten und des unächten Caedmon poetiſche Umſchreibung der Geneſis. 1066 begann, mit Einwanderung der Normannen, 3. der normanniſch-ſächſiſche Zeitraum. Die normanniſch-ſächſiſche Mundart, ſagt Warton, war eine barbariſche, unregelmäßige und

unbiegſame Sprache. Ihr Grund war das Sächſiſch-Däniſche, welches jetzt mit Franzöſiſchem vermiſcht ward. Die ſächſiſche Sprache hatte gleichförmige Analogien, war von Dichtern und Theologen ausgebildet worden, und erhielt, auch mit dem Däniſchen vermiſcht, doch viel Klarheit, Stärke und Harmonie; allein das von dem Eroberer und ſeinem Heer eingeführte Franzöſiſch war ein Gemiſch von Deutſch, Galiſch und verdorbenem Latein. Mit dem Anfange des 13. Jahrh. begann 4. der franzöſiſch-ſächſiſche Zeitraum. Die zuvor mit dem Normänniſchen vermiſchte däniſch-ſächſiſche Sprache vereinigte ſich jetzt mit der neuern franzöſiſchen, nach deren Vorgang allmälig auch mit der lateiniſchen, und bildete ſich durch Hülfe beider zu der heutigen engliſchen aus. Merkliche Fortſchritte zu dieſer Ausbildung that ſie vornehmlich in der zweiten Hälfte des 14. Jahrh., wo ſie, für den Zuwachs von Ideen zu enge geworden, ſich immer mehr aus der franzöſiſchen bereicherte. An Chaucer, dem Vater der neuern engliſchen Poeſie, iſt dieſe Veränderung am merklichſten, und deshalb hat man ſie auch zuweilen ihm ſelbſt zugeſchrieben. So wurde denn die engliſche Sprache eine Miſchung von Brittiſchem, Lateiniſchem, Angelſächſiſchem, Altdeutſchem, Däniſchem, Normänniſchem und neuerem Franzöſiſchen; durch religiöſe Verhältniſſe, worin England eine geraume Zeit mit Italien ſtand, kamen auch italieniſche, durch Ausbreitung der Künſte und Wiſſenſchaften griechiſche Kunſtwörter aller Art, durch den Handel eine Menge anderer ausländiſchen Wörter in die Sprache, welche deshalb eine der gemiſchteſten iſt, die es geben kann. Sie wird in dem größten Theile Englands und in dem ebenen Theile Schottlands geſprochen; in den gebirgigen Gegenden Schottlands hingegen, in Irland und den engliſchen Provinzen Wallis und Cornwallis herrſcht noch eine der alten brittiſchen verwandte Sprache. Wie jede lebende Sprache, zerfällt übrigens auch die engliſche in mancherlei Mundarten, welche theils nach den Gegenden, theils nach den Graden der Bildung derer, die ſie ſprechen, ſehr verſchieden ſind. Die ausgebildetſte unter denſelben iſt zugleich die Schriftſprache der Nation, und wird im engſten Verſtande die engliſche Sprache genannt. Durch eine glänzende Reihe vorzüglicher Dichter, Redner und Schriftſteller aller Art (ſ. die Art. Engl. Literatur u. Engl. Poeſie) iſt dieſe Sprache ſo ausgebildet worden, daß man ſie den gebildetſten europäiſchen Sprachen zuzählen muß. Sie iſt reich, nicht blos an Ausdrücken überhaupt, ſondern auch an bedeutender Kraft ihrer Wörter. Ihr goldenes Zeitalter ſetzt man gewöhnlich unter die Regierung der Königin Anna, zu Ende des 17. und Anfang des 18. Jahrh., wo beſonders Swift, Addiſon und Steele die engliſche Proſa ſchufen. Weder ſo polternd, wie die holländiſche, noch ſo weibiſch, wie die franzöſiſche, iſt ſie eben ſo bedeutend, wie die lateiniſche, ſteht wegen Zuſammenſetzung ihrer Wörter nur wenig unter der griechiſchen, und erreicht nur die deutſche nicht an Univerſalität. Samuel Johnſon hat ſich durch ſein Wörterbuch (zuerſt 1745) großes Verdienſt um das Studium dieſer Sprache erworben, obgleich ſein Werk weder ohne Mängel in dem etymologiſchen Theile und in der Beſtimmung der Wortbedeutungen iſt, noch auf Vollſtändigkeit Anſpruch machen kann. Nur in der letzten Hinſicht hat es in der von Todd beſorgten neuen Ausgabe gewonnen. Adelung gab es (Leipzig 1783) in einem Auszuge für Deutſche heraus, wozu ſpäter ein deutſch engliſcher Theil von Kuttner und Nicholſon kam. Bayley's engliſch-deutſches und deutſch-engliſches Wörterbuch iſt in A. Wagners neuer Bearbeitung (Jena 1822. 2 Bde.) das reichhaltigſte, und vorzüglich auch zum Verſtändniß

der ältern Schriftſteller, beſonders Shakſpeare's, das brauchbarſte geworden. Unter den Sprachlehren ſind in England Murray's, Allen's und Grant's Werke geſchätzt. Für Deutſche iſt K. F. C. Wagners Sprachlehre (2 Thle. Braunſchw. 1819 — 1822) die vorzüglichſte. Sheridan, Nares und Walker geben Anweiſungen zur Ausſprache, worunter des letztgenannten Werk den Rang behauptet. Wie in Italien u. Frankreich ein nicht ganz entſchiedener Streit obwaltet, ob in Rom oder in Florenz, in Paris oder in Orleans, beſſer und reiner italieniſch und franzöſiſch geſprochen werde, ſo auch in England zwiſchen London und Dublin, und faſt ſcheint es, als ob die Mehrheit der Stimmen ſich auf die Seite Dublins neige.

Engliſcher Tanz, ſ. Anglaiſe.

Engliſche Waaren Man verſteht unter engliſchen Waaren gemeiniglich nur die in Mancheſter verfertigten Baumwollen-Waaren, und die ſogenannten kleinen Waaren, welche aus Birmingham und Sheffield in den deutſchen Handel kommen. Es giebt ihrer aber viel mehrere Arten, die auch in großer Menge ausgeführt werden, und ſich durch Güte und Wohlfeilheit auszeichnen. Wir führen hier die wichtigſten davon an. Glasgow (in Schottland) liefert feine Cattune, klare Muſſeline, gewürfelte, ſogenannte Pullicatetücher. Aberdeen (auch in Schottland) liefert wollene geſtrickte Strümpfe; Tiwerton, Serges; Exon feine Flanelle; Leeds grobe und mittelfeine Tücher, Biber, Calmuks, Wollen-Stoffe, als Merinos, Tamis, Callamancoes, Zays; Halifax führt dieſelben Artikel aus wie Leeds, und außerdem noch Karſays; Rochdale liefert Boys; Norwich wollene Damaſte und Schawls; Nottingham feine Strümpfe; Etruria das weiße und ſchwarze Wedgewoodſche Steingut; Mancheſter weiße Garne, (ſogenannte Water- und Mule-Twiſte) Cattune, die ſogenannten Mancheſter, baumwollene Batiſte, Hüte und viele andere Waaren; Birmingham Quincaillerie, Knöpfe und unzählige kleine Artikel; Sheffield Meſſer und Scheeren; London ſelbſt verfertigt nicht minder faſt alle Artikel, welche in den Provinzen fabricirt werden, nur in größerer Feinheit und Vollkommenheit, weshalb dieſe auch theurer ſind, und außerdem die vortrefflichſten mathematiſchen Inſtrumente, feine Glaswaaren, Sattlerarbeit, Wagen u. ſ. w. Es giebt viele Urſachen, welche den engliſchen Waaren den Vorzug vor denen des Feſtlandes, insbeſondere Deutſchlands, verſchaffen, und man irrt ſehr, wenn man glaubt, daß ein bloßes Verbot derſelben unſere Fabricate bald zu einer gleichen Güte und Wohlfeilheit führen würde. Wir finden die erſte Urſache in der vortrefflichen engliſchen Staatsverfaſſung, die jedes Individuum in ſeinen Rechten ſchützt und ſichert, und ihm die volle und freie Entwickelung aller ſeiner Anlagen und Talente erlaubt; in der nationalen Geſetzgebung durch das Parlament; in der, durch dieſe Verfaſſung bedingten, nothwendig auch auf Kenntniß des Practiſchen gerichteten Ausbildung der Staatsbeamten, anſtatt daß bei uns Miniſter und Räthe, mit oft beſchränkten Einſichten über Gegenſtände des Gewerbfleißes, die Leitung derſelben haben; in dem Gemeingeiſt des engl. Volks, der alle großen Ideen, die die Nationalwohlfahrt befördern können, auch großherzig unterſtützt und ſich dazu vereinigt (daher ihre Canäle, ihre vortrefflichen Landſtraßen, ihre Anſtalten zur Erleichterung des Reiſens und aller Verbindungen), in der glücklichen inſulariſchen Lage, der unermeßlichen Schiffahrt, und der dadurch mannichfaltig erregten und beförderten großen Thätigkeit und ſich wechſelsweiſe unterſtützenden Induſtrie. Endlich haben die unerſchöpflichen unterirdiſchen Steinkohlenlager, und die dadurch leichter als anderwärts mögliche Unterhaltung der Dampfmaſchinen, welche

in allen Fabriken, Manufacturen und Gewerben mit dem größten Erfolge angewendet werden, den bedeutendſten Einfluß ſowohl auf die Wohlfeilheit als auf die Tüchtigkeit der engliſchen Waaren.

Enharmoniſch (in der Tonkunſt) hieß bei den Griechen eines der Klanggeſchlechter, bei welchem die zwei erſten Intervalle kleiner als halbe Töne (Viertelstöne) waren. Das Enharmoniſche iſt auf dieſe Art von dem Diatoniſchen verſchieden. Heut zu Tage verſteht man unter enharmoniſchen Rückungen (Ausweichungen oder Verwechſelungen), ſolche Fortſchreitungen in den Tönen, bei welchen man Töne auf einander folgen läßt, welche in letzterm Tonſyſtem auf denſelben Stufen liegen, aber durch Kreuz und b verſchieden bezeichnet werden, z. B. es dis, ais b. Man redet dann auch von einem enharmoniſchen Klanggeſchlecht (genus enharmonicum). Man bedient ſich dieſer Verwechſelungen, wenn man plötzlich von einem ſehr entfernten oder abſtechenden Ton ausweichen muß, vorzüglich alſo bei dem Ausdrucke heftiger und tiefer Gemüthsbewegungen. Enharmoniſche oder diatoniſch-chromatiſch-enharmoniſche Tonleiter wird daher diejenige genannt, wo außer den halben Tönen noch Vierteltöne in der Fortſchreitung eingeſchaltet werden, z. B. c cis des, d dis es, ꝛc. In dieſer Fortſchreitung kann man nur im Geſang und bei den Blas- und Bogeninſtrumenten eine Verſchiedenheit wahrnehmen.

Enkauſtik, Wachsmalerei, ging unſtreitig von der Gewohnheit der Alten aus, auf Wachstafeln zu ſchreiben. Die Wachstafeln zum Zeichnen verlangten aber eine andere Behandlung, als jene zum Schreiben, denn das mit Erdfarbe vermiſchte Wachs war nicht dünn und flüſſig, ſondern eine derbe Maſſe, welche demnach mit einem heißen und platten Werkzeuge ausgedehnt und eben gemacht werden mußte. Dieſes Werkzeug hieß bei den Griechen Keſtron, bei den Römern vericulum oder veruculum, d. i. Brennſtiel, Brennſpatel, Brenngriffel. Das Verfahren ſelbſt aber, das trockne und gefärbte Wachs mit dem heißen Griffel aufzutragen und auszudehnen, hieß eben deßhalb Enkauſtik, von dem griechiſchen Zeitwort ενκαιω, ich brenne ein. Weil es damit auf Haltbarkeit und Dauer durchs Feuer abgeſehen war, ſo erhielt das Wort Enkauſtik bald eine Allgemeinheit, wie wenig andere, indem man weder die Verſchiedenheit des Stoffes, noch die Anwendung des Feuers unterſchied. Nicht nur gebrauchte man dieſes Wort von der Wachsmalerei auf Holz, Mauer und Elfenbein, ſondern auch von der Malerei auf irdene Geſchirre, von Metallarbeiten, wobei Gold und Silber aufgetragen, eingelegt und eingeſchmolzen, und von allem, was im Feuer vergoldet oder verſilbert war; welches man Gold- oder Silberenkauſtik nannte. Die Neueren nannten die Porzellanmalerei und Schmelzarbeit Enkauſtik, und mit eben dem Rechte darf man der Glasmalerei der mittleren Jahrhunderte, wie man ſie an den Fenſtern der gothiſchen Kirchen ſieht, dieſen Namen geben. Es ergiebt ſich von ſelbſt, daß alles dies mit der Wachsmalerei der Alten nichts zu thun hat. Ueber dieſe wiſſen wir im Grunde ſehr wenig. Plinius (H. N. 35. 11.) berichtet uns nur, daß es eine dreifach verſchiedene Art derſelben gegeben habe. Bei der erſten Art wurde das Wachs zerlaſſen, fein geriebene Erdfarbe, ſo viel es einſaugen konnte, beigemiſcht, und dann dieſe Maſſe (eläoboriſches Wachs) auf Holz oder Mauer mit dem heißen Spatel aufgetragen und geebnet. Erkaltet, war ſie der Grund, worauf der Zeichner mit einem kalten ſpitzigen Griffel die Linien eingrub, und ſo war es eigentlich nicht die Malerei, ſondern der Wachsgrund, welcher eingebrannt wurde, und

dieſes Einbrennen gab der Malerei nur uneigentlich den Namen der Enkauſtik. Ueber die zweite Art, die eingebrannte Malerei auf Elfenbein, haben lange die irrigſten Vorſtellungen exiſtirt. Die richtigſte Meinung ſcheint die des Profeſſor Grund in Florenz, der ſich ſelbſt mit enkauſtiſcher Malerei vielfach beſchäftigt hat. Als nämlich die Kunſt der Umriſſe anfing von Bedeutung zu werden, d. i. als man es auf Tafeln von hartem Wachſe zu einiger Vollkommenheit gebracht hatte, wollte man dieſe Arbeit im Kleinen auf Elfenbein machen, welches damals im höchſten Werthe ſtand. Tafeln von Elfenbein wurden alſo mit ſchwarzem oder rothen Wachſe überzogen, und die Zeichnungen mit dem Griffel darein gegraben, wobei man die Abſicht hatte, die reine und glatte Weiße des Elfenbeins für die Linienzüge zu benutzen, damit dieſelben ſich ſchöner ausſprechen möchten. Es war alſo nichts mehr und nichts weniger, als dieſelbe enkauſtiſche Arbeit, ſtatt auf Holz oder Mauer im Großen, auf Elfenbein im Kleinen. Die dritte Art iſt Auftragung der Wachsfarben mit einem Pinſel. Ueber das Wie iſt auch hier Verſchiedenheit der Meinungen, indem nach Einigen die Auflöſung des Wachſes durch Feuer, nach Andern durch Waſſer geſchah. Alles wohl erwogen, ſcheint die richtigſte Vorſtellung die, daß das Wachs naß aufgelöſet, die Farben damit vermiſcht, mit dem Pinſel aufgetragen, und dann das Gemälde mittelſt behutſamer Annäherung des Feuers vollendet wurde, wodurch dieſe Art der Malerei erſt zur eingebrannten oder Enkauſtik wurde. Hiezu bediente man ſich eines heißen Eiſens, wahrſcheinlich in Geſtalt einer Platte mit einer hölzernen Handhabe. Als die Malerei durch die Erfindung des Pinſels bedeutende Fortſchritte gemacht hatte, entſtand auch noch eine neue Methode der Enkauſtik, die man der Malerei mit dem Pinſel mehr anzunähern ſuchte. Vorher war die eingebrannte Wachsmalerei Zeichnung auf gefärbtem Grunde geweſen, jetzt wurde ſie Malerei mit eingebrannten Wachsfarben. Hatte der Künſtler den Wachsgrund aufgetragen und den Umriß mit dem Griffel darin gemacht, ſo ging er an die Farbengebung. Von Wachs mit Erdfarbe durchdrungen ſchneidet er mit dem heißen Griffel ſo viel ab, als nöthig iſt, einen beſtimmten Raum zu bedecken, und dehnt es auf dem Grunde aus, ſetzt eine zweite, dritte Farbe u. ſ. w. neben die erſte, ſo daß er Localfarbe, Halbfarbe und Schattenfarbe neben einander aufſetzt, und dieſe nachher vertreibt, indem er die angränzenden Farben mit dem heißen Griffel in einander ſchmelzt. Nachdem die ganze Kunſt der Wachsmalerei ſeit dem 5. Jahrh. verloren geweſen, wurde das Andenken derſelben durch den Grafen Caylus (1752) in Frankreich zuerſt wieder in Anregung gebracht. Es fehlte ihr bald nicht an Freunden, und dieſe rühmten, daß Wachsgemälde dauerhafter und reinerer Farben, ſo wie eines friſcheren Colorits fähig ſeien, als Oelgemälde. Auch Bien und Bertſcher haben neulich Verſuche der Art gemacht. Was ſich hierüber ſagen läßt, iſt in Göthe's Winkelmann und ſein Jahrhundert von dem wackern Meyer S. 563 fg. geſagt. Ob unter den mancherlei erfundenen Methoden der neuern Wachsmalerei eine ſei, welche die altgriechiſche wiedergebe, mag wohl bezweifelt werden. Uebrigens giebt es Wachsgemälde, die völlig das Anſehen eines Oelgemäldes und auch die Laſur eines ſolchen haben.

Enkratiten, Enthaltſame, ſ. Gnoſtiker.

Enkriniten, Seelilien, Lilienſteine, Verſteinerungen von untergegangenen Thiergeſchlechtern.

Enneper= (auch **Emper=**) Straße (die ſogenannte) erſtreckt

ſich in einer Länge von zwei Meilen, von Hagen bis Gevelsberg, in der preußiſchen Provinz Weſtphalen, und ehemaligen Grafſchaft Mark, und hat ihren Namen von dem Fluſſe Ennepe (Empe) erhalten. In ſeiner ganzen Länge iſt dieſer Fluß ſo mit Waſſerwerken beſetzt, daß neue Werke anzulegen nicht mehr möglich iſt. Es befinden ſich zur Bearbeitung des Eiſens hier alle Arten von Hämmern, als Roh-, Stahl- und Stabhämmer, Raffinir- und Reckhämmer, Senſenhämmer, Breithämmer und eine große Anzahl von Schleif- und Polirmühlen. Die Stahlfabrication im Allgemeinen wird in der Grafſchaft Mark auf beinahe eine Million Thaler angeſchlagen, wovon der mehrſte auf der enneper Straße verfertigt wird. Ein anderes Hauptfabricat ſind die weißen Senſen- und Strohmeſſer, wovon jährlich an 30,000 Dutzend, zum Werth von 200,000 Thalern verarbeitet werden. Außerdem werden Feilen, Sägen, Spaten, Pfannen, Meſſer, Amboſſe, Caffeemühlen in unſäglicher Menge fabricirt und in alle Theile der Welt verführt.

Ennius (Quintus), einer der berühmteſten römiſchen Dichter der früheren Zeit, ein Nachahmer der Griechen. Er war zu Rudiä in Calabrien, 239 vor Chr. geboren. Cato Cenſorius lernte ihn in Sardinien kennen, ward ſein Schüler und brachte ihn, da er als Quäſtor aus Afrika zurückkehrte, mit nach Rom, wo er bald die Freundſchaft der angeſehenſten Männer (Scipio Naſica u. A.) gewann und vornehme junge Leute in der griechiſchen Sprache unterrichtete. Mit einer ausgebreiteten Kenntniß der griechiſchen Sprache und Literatur verband er eine genaue Bekanntſchaft mit der osciſchen und lateiniſchen Sprache, wodurch ſein großer Einfluß auf die Bildung der letztern möglich gemacht wurde. Die Rauhigkeit und Härte ſeines Styls, welche man der Zeit, in welcher er lebte, zurechnen muß, werden mehr als ausgeglichen durch die Kraft ſeines Ausdrucks und das Feuer ſeiner Sprache. Quintilian rühmt ihn mit vieler Wärme, und Virgil zeigt, wie ſehr er ihn ſchätzte, durch die Aufnahme ganzer Verſe aus ſeinen Gedichten in die eigenen Werke. Er verſuchte ſich faſt in allen Gattungen der Poeſie, bald weniger, bald mehr nach dem Griechiſchen. So ſchrieb er ſein epiſches Gedicht Scipio; römiſche Annalen von der älteſten bis auf ſeine Zeit in Herametern; 18 Bücher Tragödien und Comödien, von welchen noch einige Bruchſtücke übrig ſind; Satyren und Epigramme; Ueberſetzungen. Seine Verdienſte um die lateiniſche Sprache und Proſodie erwarben ihm das römiſche Bürgerrecht und bewirkten, daß ihn die Römer als den Vater ihrer Poeſie betrachteten (Horaz, Ars poët. 55 etc.). Seine Bruchſtücke hat geſammelt Heſſelius (Amſt. 1707. 4.) und Nachrichten über ſein Leben beigefügt.

Enſemble, das Ganze, ohne Rückſicht auf ſeine einzelnen Theile. Wenn man bei Beurtheilung eines Gegenſtandes der ſchönen Künſte auf die Wirkung hinſieht, die alle Theile zugleich auf uns machen, ohne auf das Einzelne Rückſicht zu nehmen, ſo ſagt man: das Enſemble iſt dabei ſo oder ſo beobachtet; bei einem Gemälde: wenn man auf die Empfindungen hinſieht, die die Vereinigung aller Gegenſtände bewirkt, es ſei nun in Hinſicht auf den Geiſt deſſelben, oder in Abſicht der Harmonie der Farben, der Haltung, des Hellen oder Dunkeln ꝛc.; bei einem Tonſtück: wenn man während des Vortrages deſſelben ſogleich Alles auf den Charakter des ganzen Stücks abzielen und dazu beitragen ſieht ꝛc.; bei einem Schauſpiel: wenn man daſſelbe im Ganzen, ohne die einzelnen Charaktere darin zu zergliedern, beurtheilt. Oefters iſt bei Werken der Kunſt die Wirkung des Ganzen Hauptabſicht, z. B. in

der Malerei bei gewiſſen Landſchaften, wo die einzelnen Gegenſtände gar nicht wirken, doch zuſammen eine reizende Anſicht gewähren. Umgekehrt giebt es Werke, wo das Einzelne die Hauptſache iſt, z. B. in Comödien, wo öfters das Ganze keiner Aufmerkſamkeit werth, aber der einzelnen Charaktere wegen wichtig iſt.

Enterbung iſt die rechtliche Entziehung des Pflichttheils. Es muß dabei nicht nur der ausgeſchloſſene Erbe, ſondern auch die geſetzliche Urſache genau und namentlich bezeichnet ſein. Zu Enterbung der Deſcendenten giebt es nach Nov. 115, Cap. 3., ohne alle Ausdehnung folgende 14 Urſachen: 1) Real-, 2) Verbrechen beſchuldigende Verbal-Injurien, 3) Anklage (außer bei Majeſtätsverbrechen), worauf Leibes- oder Lebensſtrafe, 4) worauf große Vermögensſtrafe folgen würde, 5) Umgang und Zuſammenhalten mit verbrecheriſchen Menſchen als Verbrecher, 6) Lebensnachſtellung, 7) Beiſchlaf mit der Stiefmutter, 8) Verweigerung der Verbürgung für den verſchuldet geweſenen Vater (nur für Söhne gültig), 9) Verhinderung an Errichtung eines Teſtaments, 10) Ergreifung des Comödiantenlebens wider Willen der Aeltern, und Verbleiben darin bis zu des Teſtirers Tode, es wäre denn, daß die Aeltern ſelbſt dies Gewerbe trieben, 11) wenn eine Tochter vor dem 25. Jahre einen Mann bekommen ſoll, ihn aber ausſchlägt, und ſich einem ausſchweifenden Leben ergiebt, 12) Vernachläſſigung eines furiosi parentis, 13) Nichtauslöſung eines der Aeltern aus feindlicher Gefangenſchaft, 14) Abfall vom orthodoxen Glauben. Zu Enterbung der Aſcendenten giebt dieſelbe Novelle im 4. Capitel 8 Urſachen: 1) Anklage auf Leben und Tod (außer bei Majeſtätsverbrechen), 2) Lebensnachſtellung, 3) Beiſchlaf des Vaters mit der Schwiegertochter, 4) Verhinderung an Errichtung eines Teſtaments, 5) Lebensnachſtellung des einen Aelterntheils gegen den andern, 6) Vernachläſſigung eines wahnſinnigen Kindes, 7) Nichtauslöſung aus feindlicher Gefangenſchaft, 8) Abfall vom orthodoxen Glauben. Zur Enterbung von Geſchwiſtern, wenn ihnen eine persona turpis vorgezogen wird, iſt, nach Nov. 22., Cap. 47., erfoderlich, daß der zu Enterbende dem Leben, der Ehre oder dem Vermögen des Erblaſſers nachgeſtellt habe.

Entbindungskunſt, ſ. Geburtshülfe.

Entern heißt, ein Schiff auf offener See mit Gewalt erſteigen, um ſich deſſelben zu bemächtigen. Dies geſchieht, indem ſich das angreifende Schiff mit Enterhaken an das feindliche anhängt, und ſich ſo nahe an ſelbiges bringt, daß die Mannſchaft auf das feindliche Schiff hinüberſpringen und die Beſatzung Mann gegen Mann angreifen kann. Das Entern wird gewöhnlich nur durch die Kaper und Corſaren gegen Kauffahrteiſchiffe, die meiſtens nicht viele Mannſchaft und Geſchütz haben, unternommen. Bei Kriegsſchiffen iſt es gewöhnlicher, den Kampf durch Kanonenfeuer zu entſcheiden. — Das Enterbeil iſt eine Art Streitaxt, deren man ſich beim Entern zum Handgemenge und Zerhauen der Taue u. ſ. w. bedient. Es iſt auf einer Seite wie ein Beil, auf der andern wie eine Pike ſpitzig gebildet.

Entomologie, die Lehre von den Inſecten. (S. d. Art.) Entomolog, der Inſectenkenner. Entomolithen, verſteinerte Inſecten.

Entreſolen, ſ. Attika.

Entſatz. Eine Feſtung, die vom Feinde eingeſchloſſen iſt oder belagert wird, entſetzen, heißt den Feind zum Abzug zwingen. Dazu kann er auf mehrere Arten genöthigt werden: durch Ueberſchwemmungen, wenn die natürliche Lage dergleichen zuläßt, durch Mangel, wenn man

die Gegenden umher verwüſtet, oder die für ihn beſtimmten Transporte auffängt, oder durch Gewalt der Waffen, wenn man ihn förmlich zurückſchlägt. Iſt die gänzliche Vertreibung des Feindes nicht möglich, ſo ſucht man wenigſtens einen augenblicklichen Entſatz zu bewirken, um der Beſatzung die etwa mangelnden Bedürfniſſe zuzuführen, oder ſie durch friſche Truppen zu verſtärken. Dies geſchieht entweder durch heimliches Durchſchleichen, oder indem man die Kette der Belagerer plötzlich und unter Zuſammenwirkung der Beſatzung durchbricht.

Entwöhnen (des Kindes von der Mutterbruſt). Hierbei iſt zu berückſichtigen, wann und wie es geſchehen ſoll. So angemeſſen die Muttermilch für das neugeborne Kind iſt, ſo wenig nützt es, wenn das Stillen zu lange fortgeſetzt wird. Im Gegentheil deutet der Ausbruch der Zähne die Fähigkeit an, feſtere Nahrungsmittel zu genießen, und zugleich regt ſich dann auch das Bedürfniß dazu. Dies findet aber allezeit noch vor dem Ablauf des erſten Lebensjahres Statt, und das Ende deſſelben wird man daher im Allgemeinen ungefähr als den Zeitpunkt annehmen können, in welchem das Kind zu entwöhnen iſt. Es kann bei Kindern, welche geſund ſind, und bei denen die Zähne ſehr frühzeitig ausbrechen, früher ſchon geſchehen; bei ſchwächlichen, kränklichen Kindern muß es länger verſchoben werden; während wirklicher Krankheiten, oder auch während der Zahnarbeit ſoll es nie geſchehen. Für Mutter und Kind iſt es am zuträglichſten, wenn das Kind langſam entwöhnt wird; bei der erſtern vermindert ſich dann gleichzeitig nach und nach die Milchabſonderung, und es werden die Beſchwerden vermieden, welche mit dem plötzlichen Entwöhnen unvermeidlich verbunden ſind; das Kind aber gewöhnt ſich nach und nach an andere Nahrungsmittel, und es wird die große Unruhe und öfters mehrere Nächte anhaltende Schlafloſigkeit vermieden, welche bei dem plötzlichen Entwöhnen ſo viel Noth macht. Das Kind bleibt geſund und gut genährt. Hierbei iſt weiter nichts erfoderlich, als daß die Mutter dem Kinde jeden Tag ſeltener die Bruſt, und dagegen anderweite angemeſſene Nahrungsmittel in größerer Menge und öfter, als vorher, giebt. Dieſe Nahrungsmittel müſſen aber, ſowohl während des Entwöhnens, als auch einige Zeit nach demſelben, immer noch ſehr leicht verdaulich, mehr flüſſig, als feſt und hart ſein; insbeſondere müſſen alle Eigenſchaften in denſelben vermieden werden, welche reizend wirken, Säure veranlaſſen, oder ſonſt beſtimmte Differenzen in dem Organismus hervorrufen.

Envoyés, ſ. Geſandten.

Eon de Beaumont (Charles-Geneviève-Louiſe-Auguſte-André-Timothée d'). Dieſer ſo berühmt gewordene Mann, der zu ſo langen und ſonderbaren Streitigkeiten Anlaß gegeben hat, war zu Tonnerre 1728 geboren. Glänzende Eigenſchaften ſetzten ihn in den Stand, eine bedeutende Rolle in der Welt zu ſpielen; aber noch größeres Aufſehn erregte er durch das Geheimniß, worin er ſein Geſchlecht zu hüllen ſich genöthigt ſah. Die öffentliche Neugierde, geweckt durch den ihm von Könige gegebenen Befehl, Frauenkleider zu tragen, nachdem er im Cabinet und auf dem Schlachtfelde geglänzt hatte, ließ ſeinen Namen durch ganz Europa ertönen. Niemand konnte die Gründe auffinden, die von dem Chevalier d'Eon ein ſo ſeltſames und großes Opfer der Eigenliebe fodern könnten, und man verlor ſich in Vermuthungen. Jetzt, wo alle Zweifel gehoben ſind, iſt ein begründetes Urtheil über ihn leichter. Seine Jugend war den Studien gewidmet, in denen er ſchnelle Fortſchritte machte. Er empfing früh die juriſtiſche Doctorwürde und ward Advocat bei dem Parlament zu Paris. Aber

dieſe Beſchäftigung ſagte ſeinen ehrgeizigen Abſichten nicht zu; er ſtudirte in ſeinen Mußeſtunden Politik und ſchöne Wiſſenſchaften, und ſchrieb ein Essai historique sur les différentes situations de la France, par rapport aux finances, dem bald zwei Bände Considérations politiques sur l'administration des Peuples anciens et modernes folgten. Dieſen beiden Werken verdankte er den Anfang ſeiner Berühmtheit und die Auszeichnung, vom Prinzen von Conti, der an der Spitze des geheimen Miniſteriums Ludwigs XV. ſtand, dem Könige zu einer ſehr ſchwierigen Sendung an den ruſſiſchen Hof vorgeſchlagen zu werden. Sein einſchmeichelndes Betragen gewann ihm die Gunſt der Kaiſerin Eliſabeth, und noch war kein Jahr verfloſſen, als er wieder in Verſailles erſchien, um den günſtigen Erfolg, der ſich von den Unterhandlungen hoffen laſſe, zu melden. Er kehrte bald nach Petersburg zurück, wo er fünf Jahre lang den geheimen Briefwechſel zwiſchen der Kaiſerin und ſeinem Könige leitete. Seine Klugheit und Thätigkeit ließen nichts zu wünſchen übrig. Ein Bündniß zwiſchen Frankreich und Rußland, die Verzichtleiſtung des letztern auf engliſche Hülfsgelder, das Verſprechen, die zu Gunſten Preußens und Englands in Liefland und Curland verſammelten 80,000 Mann zur Unterſtützung Frankreichs und Oeſterreichs marſchieren zu laſſen, endlich Eliſabeths Zuſtimmung zum verſailler Vertrag vom 1. Mai 1756 waren die Ergebniſſe deſſelben. Der König, dieſe Dienſte zu belohnen, ernannte ihn zum Lieutenant bei den Dragonern und zum Geſandtſchafts=Secretär in Petersburg, und ſchenkte ihm eine koſtbare goldene Doſe mit ſeinem Bildniß. Der Chevalier d'Eon fuhr in ſeinem Eifer fort, und wirkte zum Sturze des Großkanzlers Beſtuſcheff, ſo wie zur Erhebung des Grafen Woronzow an Jenes Stelle, welcher ganz für Frankreich geſtimmt war. Neue Belohnungen folgten dieſen Dienſten. Er ward zum Dragonercapitän befördert, und empfing ein Jahrgehalt von 2400 Livres. Bald darauf aber nöthigte ihn ſeine geſchwächte Geſundheit, um ſeine Zurückberufung zu bitten. Gewohnt, ſtets gute Nachrichten zu melden, überreichte er dem Könige den Beitritt der Kaiſerin zu dem neuen Vertrage vom 30. Dec. 1758. Er betrat jetzt die kriegeriſche Laufbahn, auf der er ſich bei Hörter, Hultrop, Eimbeck und Oſterwick hervorthat. Nach dem Frieden vertauſchte er den Degen wieder mit der Feder, und folgte als Geſandtſchaftsſecretär dem Herzoge von Nivernois nach London. Hier wußte er ſich in den Beſitz mehrer wichtigen Papiere zu ſetzen, von denen er eine Abſchrift nach Verſailles ſchickte. Das Ludwigskreuz belohnte dieſen wichtigen Dienſt. Als der Herzog nach Frankreich zurückging, blieb der Chevalier anfangs als Reſident, ſpäter als bevollmächtigter Miniſter in London. Alles ſchien ihm günſtig, als geheime Ränke plötzlich ſein Glück und ſeine Hoffnungen vernichteten. Frankreich hatte einen unvortheilhaften Frieden mit England geſchloſſen, deſſen Unterhändler nicht wünſchen konnten, ihr Betragen ans Licht gezogen zu ſehen. Der Chevalier d'Eon war Ludwigs XV. geheimer Vertrauter, ſtand mit dieſem in unmittelbarer Verbindung, und konnte über das Geſchehene die gefürchtete Aufklärung geben; Grund genug, ihn zu ſtürzen. Liebkoſungen, Beleidigungen, Drohungen, und ſelbſt Gewaltthätigkeiten wurden angewandt. Endlich ward er ſeines Dienſtes entlaſſen, und lebte zu London vierzehn Jahre lang in einer Art von Verbannung. Der König, der zwar in ſeine Ungnade gewilligt hatte, ſetzte ihm dennoch, bis auf weitere Anſtellung, ein Jahrgeld von 1200 Livres aus. D'Eon blieb auch jetzt ſtets ſeinem Vaterlande ergeben, und ſchlug die glänzendſten Anerbie=

tungen von engliſcher Seite aus. Der König, der dieſes edelmüthige Betragen erfuhr, wünſchte ihn wieder anzuſtellen, aber der Chevalier vereitelte dieſe Abſicht, indem er hartnäckig darauf beſtand, daß zuvor ſeine Unſchuld öffentlich anerkannt werden ſollte. Darüber ſtarb Ludwig XV., und jetzt dachten Maurepas und Vergennes um ſo ernſtlicher an ſeine Zurückberufung, als die gewaltigen Streitigkeiten und ungeheuren Wetten, welche ſein Geſchlecht in London verurſachte, einen ſchicklichen Vorwand an die Hand gaben, ſeine, wie ſie meinten, übertriebene Hartnäckigkeit zu überwinden. D'Eon folgte jedoch erſt 1777 der mehrmaligen Einladung des Miniſters Vergennes, worin dieſer ihm das Tragen der Kleider ſeines Geſchlechts zur Pflicht machte, und erſchien in Verſailles, wo der Miniſter ihn mit Auszeichnung empfing, ihm aber auch zugleich den Befehl wiederholte, ſich ferner der weiblichen Kleider zu bedienen. D'Eon reiſete indeß, ohne dieſen Befehl zu beachten, nach Tonnerre, und erſchien erſt zur Zeit einer zweiten Reiſe nach Paris als **Chevalière d'Eon**. Dieſe Veränderung zog ihm in der Oper einen lebhaften Streit zu. Man fürchtete die Folgen und ſchickte ihn, um ſeinen gerechten Zorn zu beruhigen, nach Dijon, wo er mit Achtung behandelt wurde. Nach Verlauf der beſtimmten Zeit begab er ſich nach Tonnerre, und von da 1783, auf die Einladung des Barons Breteuil, nach London. Inzwiſchen brach die franzöſiſche Revolution aus. Er kehrte zurück, bot der Regierung ſeine Dienſte an, ward zurückgewieſen, ging wieder nach England, und ward als Abweſender auf die Emigrantenliſte geſetzt. Von jetzt an war ſein Leben eine Reihe von Unfällen. Aller Unterſtützung und aller Hülfsmittel beraubt, ſank er in die größte Dürftigkeit, aus der er ſich beſonders durch ſeine Geſchicklichkeit in der Fechtkunſt einigermaßen zu ziehen ſuchte. Aber Alter und Krankheit hinderten ihn daran, und ohne den Beiſtand großmüthiger Freunde würden ſeine letzten Tage noch trauriger geweſen ſein. Zu dieſen gehörte der erſte Chirurgus Ludwigs XVIII., Eliſée, der ihm bis zu ſeinem Tode 1810 Hülfe leiſtete, und auch am 23. Mai der Beſichtigung und Section des Leichnams beiwohnte. Die Angabe dieſes glaubwürdigen Zeugen, womit andere eben ſo unverwerfliche Zeugniſſe übereinſtimmen, laſſen keinen Zweifel übrig, daß, was auch immer mag geſagt oder geſchrieben worden ſein, der Chevalier d'Eon durchaus und einzig dem männlichen Geſchlechte angehörte. Welche politiſche Gründe einen Mann, einen Militär und Ritter des St. Ludwigs-Ordens haben bewegen können, Frauenkleider anzulegen, dieſe Frage iſt freilich mit dem Geſagten nicht beantwortet, und wir geſtehen, daß wir ſie nicht zu beantworten wiſſen. Die ſämmtlichen Werke des Chevalier d'Eon ſind 1775 in 14 Octavbänden unter dem Titel **Loisirs du Chevalier d'Eon** erſchienen.

Eos, die Göttin der Morgenröthe, ſ. Aurora.

Epacten heißen 1. die eingeſchalteten oder Ueberſchußtage (11 an der Zahl), welche das Sonnenjahr mehr als das Mondenjahr hat; 2. in der Zeitrechnung die Zahlen, welche anzeigen, um wie viel Tage der letzte Neumond vor dem Anfange des Neujahres vorhergegangen iſt. Fällt z. B. der letzte Neumond vor dem Neujahrstage, auf den 16. December, wie im Jahr 1800, ſo iſt die Epacte XV. Fällt der Neumond auf den 1. Januar ſelbſt, ſo iſt die Epacte für daſſelbe Jahr Null, und wird in den Calendern durch ein Sternchen angezeigt. Man führte ſie ein, um Oſtern deſto leichter zu berechnen, ſie wurden aber 1700 durch die Calenderverbeſſerung der evangeliſchen Stände verworfen, und zur Beſtimmung des Oſtervollmondes unmittelbar die aſtronomiſche Rech-

nung nach den Rudolphiniſchen Tafeln vorgeſchrieben; daher die beweglichen Feſte des verbeſſerten Calenders in manchen Jahren vom Gregorianiſchen Calender abweichen. Die Berechnung des Oſterfeſtes durch die Epacten iſt faſt bis zum Spielwerk erleichtert, und die jetzt beträchtlich vom Himmel abweichenden Rudolphiniſchen Tafeln geben bei weit größerer Arbeit auch keine ſonderliche Genauigkeit mehr.

Epaminondas, ein berühmter thebaniſcher Feldherr, der ſein Vaterland auf kurze Zeit zum Gipfel der Macht und des Glücks erhob. Von den ehemaligen Königen von Böotien abſtammend, lebte er ohne Vermögen, bis zu ſeinem vierzigſten Jahre in Verborgenheit, und genoß den Unterricht des Pythagoräers Lyſis, der ihn zu den hohen Ideen begeiſterte, welche ſein Leben nachher verſchönerten. Oeffentlich trat er zuerſt in Sparta auf, wohin die Thebaner ihn nebſt Andern auf Einladung der Lacedämonier geſchickt hatten, um den bereits zwiſchen beiden Staaten ausgebrochenen Krieg durch Verhandlungen zu enden. Hier zeigte er eben ſo viel Beharrlichkeit und Würde, als Rednertalent, und verweigerte ſtandhaft die Freigebung der von Theben beſetzten Städte Böotiens. Der Krieg ward demnach fortgeſetzt, und Epaminondas bekam den Oberbefehl über die Thebaner. An der Spitze von 6000 Mann ſollte er ein doppelt ſo ſtarkes, in Böotien eingedrungenes feindliches Heer ſchlagen. Man verkündigte ihm einen ungünſtigen Erfolg; aber er ließ ſich dadurch nicht abhalten, bei Leuktra (378 v. Chr.) eine Schlacht zu wagen. Er ſelbſt machte den Hauptangriff auf den feindlichen Phalanx, während ſein Freund Pelopidas an der Spitze der heil. Schaar demſelben in die Flanke fiel. Die Spartaner verloren ihren König Kleombrotus und 4000 Mann, und mußten das Schlachtfeld räumen. Zwei Jahre darauf wurden Epaminondas und Pelopidas zu Böotarchen ernannt. Beide drangen in den Peloponnes ein, bewirkten den Abfall mehrer mit Lacedämon verbundenen Völker, und befreiten die Meſſenier, deren Stadt ſie wieder aufbauten. Darauf erſchien Epaminondas an der Spitze eines zahlreichen Heeres ſelbſt vor Sparta, welches jedoch Ageſilaus ſo geſchickt und tapfer zu vertheidigen wußte, daß ſich Epaminondas, da indeß der Winter herankam, und die Athenienſer ſich gegen Theben erklärten, nach Verheerung des platten Landes von Lakonien zurückzog. In Theben empfing man ihn mit einer Anklage, weil er und Pelopidas das Böotarchat über die geſetzmäßige Zeit hinaus behalten hatten. „Gut," ſprach er, „ich habe den Tod verdient; doch verlange ich, daß ihr auf mein Grab ſchreibt: Die Thebaner ließen Epaminondas hinrichten, weil er ſie bei Leuktra zwang, die Lacedämonier, denen ſie vorher nicht unter die Augen zu treten wagten, anzugreifen und zu überwinden; weil ſein Sieg das Vaterland rettete und Griechenland frei machte; weil die Thebaner unter ſeiner Anführung Lacedämon belagerten, das ſich glücklich ſchätzte, ſeinem gänzlichen Falle zu entgehen; weil er Meſſene wieder aufbauete und mit ſtarken Mauern verwahrte." Dieſe Worte erregten allgemeine Begeiſterung, und er ward freigeſprochen. Nachdem er Pelopidas, der von dem Tyrannen zu Pherä gefangen gehalten wurde, durch ſein bloßes Anſehn befreit hatte, brach ein neuer Krieg zwiſchen Lacedämon und Theben aus. Man ſtellte von beiden Seiten ungewöhnlich zahlreiche Heere auf. Epaminondas drang wieder in den Peloponnes ein und rückte plötzlich vor Sparta, das er von Vertheidigern entblößt glaubte. Allein Ageſilaus hatte von ſeinem Zuge Nachricht erhalten, war zurückgeeilt und ſtand, als er ankam, bereit, ihn zu empfangen. Die Thebaner griffen dennoch an, und drangen bis in die Mitte der Stadt;

aber der von Verzweiflung erhöhte Muth der Spartaner ſiegte und nöthigte ſie zum Rückzug. Dieſes fehlgeſchlagene Unternehmen wieder gut zu machen, zog Epaminondas jetzt mit 33,000 Mann nach Arkadien, wo die größte Macht der Feinde beiſammen war. Hier kam es zu der berühmten Schlacht bei Mantinea. An der Spitze des einen Flügels ſtürzte er ſich auf den lacedämoniſchen Phalanx, ſchlug ihn in die Flucht, ward aber im Verfolgen plötzlich von den Feinden umringt, und von einem Wurfſpieß durch die Bruſt getroffen. Nach einem harten Kampf retteten die Thebaner ſeinen Körper und ſeinen Schild. Auf dem andern Flügel war das Treffen unentſchieden geblieben, und beide Theile hatten ſich auf die Nachricht von dem Tode des Epaminondas, nach Aufpflanzung eines Siegeszeichens, zurückgezogen. Epaminondas lebte noch; die Aerzte hatten ihm erklärt, daß er ſterben würde, ſobald man das Eiſen aus der Wunde zöge. Als man ihm die Siegesnachricht brachte, antwortete er freudig; „Ich habe genug gelebt,“ und zog ſelber den Wurfſpieß aus der Bruſt. Seine Freunde klagten, daß er keine Kinder hinterließe. „Ich laſſe,“ antwortete er ihnen, „zwei unſterbliche Töchter zurück, die Siege bei Leuktra und bei Mantinea.“ Er ſtarb im 48. Jahre ſeines Alters, 363 J. v. Chr. Geb. Die Alten rühmten eben ſo ſehr die Reinheit ſeiner Sitten, ſeine Güte und Sanfmuth, wie ſein Feldherrntalent; ſeine Wahrheitsliebe war ſo groß, daß er auch nicht im Scherz eine Lüge ſagte. Er war ein Mann, wie Nepos ſagt, den alle Tugenden ſchmückten, und kein Laſter befleckte.

Epée (Charles Michel, Abbé de l'). Dieſer Wohlthäter einer unglücklichen Menſchenclaſſe, wurde 1712 zu Verſailles geboren, wo ſein Vater als Baumeiſter lebte. Der junge Epée widmete ſich dem geiſtlichen Stande, betrat zwar, da er das damals, bei Gelegenheit der Janſeniſtiſchen Religionsſtreitigkeiten, eingeführte Formular nicht unterzeichnen wollte, für einige Zeit die Laufbahn des Rechtsgelehrten, kam aber ſpäterhin wieder auf ſeine erſte Beſtimmung zurück, und wurde Prediger und Canonicus zu Troyes. Seine Bekanntſchaft und geiſtige Uebereinſtimmung mit dem berühmten Biſchof Soane, zog ihm hier indeß den Unwillen des damaligen Erzbiſchofs von Paris zu, der in ſeinem orthodoxen Eifer ſo weit ging, dem Abbé für einige Zeit die Ausübung des Beichtſtuhls, ſogar gegen ſeine Zöglinge zu unterſagen. Der Gedanke, ſich dem Unterrichte Taubſtummgeborner zu widmen, und mittelſt einer Zeichenſprache dieſe Unglücklichen geiſtig der menſchlichen Geſellſchaft wieder zu geben, von welcher ſie ſonſt durch eine traurige Kluft getrennt ſind, ward von ihm zwar nicht zuerſt aufgefaßt, doch war derſelbe, ſeiner Verſicherung nach, rein in ihm ſelbſt, ohne äußere Anregung entſtanden. Schon zu Ende des 16. Jahrh. hatte nämlich ein ſpaniſcher Benedictiner-Mönch, Pedro de Ponce, im Kloſter zu Ona den Verſuch gemacht, ein Paar taubſtummgeborne Kinder des Connetable von Caſtilien zu unterrichten, und es war ihm auch ſo gut damit gelungen, daß dieſe nicht allein leſen und ſchreiben, ſondern auch Rechnen, Religion und mehrere Sprachen lernten, und ſogar einige Kenntniſſe in der Phyſik und Aſtronomie erwarben. Auch anderwärts, z. B. in England und der Schweiz, wurden von Verſchiedenen gleich glückliche Verſuche mit Taubſtummen gemacht, und 1748 kam ein Spanier, Pereira mit Namen, nach Paris und ſtellte der Akademie der Wiſſenſchaften einige von ihm gebildete Taubſtumme vor, die durch ihre Kenntniſſe allgemeines Erſtaunen erregten. Keiner von allen dieſen früheren Lehrern ſolcher von der Natur Verwahrloſ'ten hat jedoch über

die Art und Weiſe, wie er ſeinen Unterricht einrichtete, etwas bekannt gemacht, und man hatte hierüber, außer den Werken von J. P. Bonet und Ramirez (beides gleichfalls Spanier), immer nur unvollkommene Nachrichten. So iſt es erklärlich, daß de l'Epée gewiſſermaßen für ſich Erfinder dieſer Unterrichtsmethode wurde, die er zuerſt an zwei taubſtummgebornen Schweſtern verſuchte, und mit einem ſo glücklichen Erfolge gekrönt ſah, daß er ſich entſchloß, ſein ganzes Leben und alle ſeine Kräfte fortan dieſem wohlthätigen Geſchäfte zu widmen. Wirklich wurde der edelmüthige Mann auch ein wahrer Vater der Unglücklichen, für deren Ausbildung er in einer, einzig auf ſeine Koſten gegründeten, Anſtalt Sorge trug. Hier verwendete er ſeine ganzen Einnahmen und alles was ihm menſchenfreundliche Gönner, z. B. der Herzog von Penthièvre, zukommen ließen, zur Erziehung und Ernährung ſeiner Zöglinge, deren Zahl ſich bald anſehnlich vermehrte, und für deren Bedürfniſſe er mit ſolcher Aufopferung ſorgte, daß es ihm ſelbſt oft am Allernothwendigſten fehlte, und er ſo unter andern einmal, im bereits vorgerückten Alter, einen Winter ohne Feurung zubrachte, nur um ſeine Kinder, die, während er oft mehr als ärmlich einherging, ſtets gut gekleidet waren, keinen Mangel leiden zu laſſen. Dieſe Aufopferung und dieſer Eifer für die leidende Menſchheit ging bei ihm ſo weit, daß ſeine Vermögensumſtände dadurch in Unordnung geriethen, und er deswegen manchen Verdruß von ſeinen Verwandten hatte; dennoch ließ er die Kaiſerin Catharina II., die ihn unterſtützen wollte, bitten, ihm lieber, ſtatt Geſchenke, einen Taubſtummen aus ihrem Reiche zu ſenden. So brachte ihn auch ſein Mitleiden mit einem armen taubſtummen Jüngling, den er 1773 auf der Straße von Peronne, ganz mit Lumpen bedeckt, fand, in viele Verdrießlichkeiten. Er glaubte nämlich, in dieſem Verlaſſenen den ausgeſtoßenen Erben der reichen gräflichen Familie Solar zu entdecken, nahm ihn zu ſich und foderte deſſen Rechte zurück. Es entſtand ein weitläufiger Prozeß, der zwar anfänglich zu Gunſten ſeines Schützlings entſchieden, ſpäter aber, als er ſowohl wie der Herzog von Penthièvre (nebſt dem Abbé de l'Epée, der einzige Beſchützer des armen Joſeph Solar) geſtorben waren, umgeſtoßen wurde, wodurch der junge Mann aller ſeiner Anſprüche beraubt, und ins tiefſte Elend verſetzt, gezwungen ward, als gemeiner Cüraſſier Dienſte zu nehmen, und nach kurzer Zeit im Hoſpitale ſtarb. (Bouilly hat dieſen Stoff unter dem Titel: „l'Abbé de l'Epée“, zu einem Schauſpiel benutzt, welches Kotzebue unter gleichem Titel für die deutſche Bühne bearbeitete, wo es ſich noch immer auf den Repertorien hält.) Der Abbé de l'Epée ſtarb 1789, beweint von ſeinen Schützlingen, betrauert von allen Guten, die in ihm einen ächten Wohlthäter der Menſchheit verehrten. Ungeachtet ſeiner vielfältigen Bemühungen deshalb, war er doch nie ſo glücklich, ſeinen Lieblingswunſch, Gründung einer Taubſtummen-Anſtalt auf öffentliche Koſten, zu erreichen, und erſt ſein Nachfolger in ſeiner wohlthätigen Wirkſamkeit, der bekannte Abbé Sicard, der die Unterrichtsmethode noch um Vieles erweitert und verbeſſert hat, gelangte dahin. Man hat von l'Epée mehrere Schriften über den Unterricht der Taubſtummen ſowohl, wie über die von ihm befolgte Methode, von denen eine auch ins Deutſche überſetzt iſt. Bemerken wollen wir nur noch, daß keine einzige gelehrte Geſellſchaft Europa's, außer der philantropiſchen in Paris, ſich durch die Aufnahme dieſes ſeltenen Menſchen unter ihre Mitglieder, ehrte.

Epernay, Stadt an der Marne im Departement Marne, unweit Rheims, mit 750 Häuſern und 5000 Einwohnern, iſt der

Hauptſitz des Handels mit Champagner. In den wegen ihrer Größe und Einrichtung merkwürdigen Kellern des Handlungshauſes Moet waren vor dem J. 1814 gewöhnlich zwiſchen 4 bis 500,000 Bouteillen Champagner vorhanden.

Ephemeriden ſind Schriften, in welchen Data nach der Ordnung der Tage aufgezeichnet werden; Zeitungen und andere periodiſche Blätter; Schriften, worin die tägliche Witterung aufgezeichnet iſt. Desgleichen ſind Ephemeriden aſtronomiſche Tafeln, worauf die täglichen Stellungen der Sterne und die übrigen Erſcheinungen am Himmel verzeichnet ſind. Ephemeriſch, was nur einen Tag währt. Ephemeron, in der Pflanzenlehre, die Zeitloſe, d. i. eine im ſpätern Herbſt blühende Giftpflanze. In der Thierlehre ſind Ephemeren Eintagsfliegen. Es giebt nämlich kleine Fliegen oder Mücken, die ein ſo kurzes Daſein haben, daß mehrere Geſchlechter an einem Tage geboren werden und ſterben.

Ephesus, dieſe ehemals berühmte, nach Juſtin, von den Amazonen, nach Strabo, von Androchus, dem Sohne des Kodrus, erbaute Hauptſtadt von Jonien in Klein-Aſien, war der Mittelpunkt alles Handels von Vorder-Aſien, wozu der ſehr geräumige Hafen vieles beitrug. Obgleich Zerſtörungen des Kriegs und ſelbſt Erdbeben ſie mehrere Mal vernichteten, ſo wurde ſie doch immer wieder hergeſtellt. Sie war berühmt wegen des zwiſchen der Stadt und dem Hafen gelegenen und zu den Wunderwerken der Welt gerechneten Dianentempels, oder Artemiſion, als deſſen erſter Baumeiſter Chereſiphon oder Kteſiphon genannt wird. Er war in ioniſcher Bauart. 220 Jahre lang ſollen die geſammten Völker Klein-Aſiens an dieſen Tempel gearbeitet haben, deſſen Länge 425 und die Breite 200 Fuß betrug, und welcher mit 127 Säulen (jede 60 Fuß hoch) geziert war. Noch merkwürdiger waren die darin befindlichen zahlloſen Bildſäulen und Gemälde von den berühmteſten Meiſtern in Griechenland. Bis zu Plinius Zeiten war er ſieben oder acht mal zerſtört worden, unter andern auch durch den berüchtigten Heroſtrat, 356 vor Chr. Geb. Dennoch wurde der Tempel von den Epheſern prächtiger als je wieder aufgebaut, wozu ſie nicht blos ihr Geld, ſondern ſogar ihre Weiber das Geſchmeide hergaben. Heut zu Tage ſind ſeine Trümmern ein Aufenthalt der Hirten mit ihren Heerden, ſo wie die prächtige Stadt, ein geringes Dorf, Aja Soluk, iſt. Hirt hat über dieſen Tempel geſchrieben.

Ephialtes, ſ. Aloiden.

Ephorus. Ephoren waren zu Lacedämon (ſ. Sparta) obrigkeitliche Perſonen, welche 745 vor Chr. Geb. von dem Könige Theopompos, nach Andern ſchon von Lykurgus, eingeſetzt wurden, um zunächſt als Stellvertreter der abweſenden Könige die innere Staatsverwaltung, namentlich die gerichtlichen Geſchäfte, wozu ihnen ein beſonderes Gebäude, Ephorion, angewieſen wurde, zu beſorgen. Eins ihrer vorzüglichſten Geſchäfte war die Aufſicht über die Erziehung der Jugend. Sie wurden, fünf an der Zahl, aus dem Volke gewählt, und führten ihr Amt nur ein Jahr, ſingen aber bald an, ſelbſt die Gewalt der Könige zu beſchränken. Bei uns wird mit dem Worte Ephorus ein Aufſeher, auch Vorgeſetzter irgend einer öffentlichen Anſtalt, z. B. einer Univerſität bezeichnet; beſonders aber wird es von den geiſtlichen Vorgeſetzten gebraucht, daher die Ephorie, der Bezirk von mehreren unter der Oberaufſicht eines Superintendenten ſtehenden Pfarreien u. ſ. f., und Ephorat, dieſes Amt ſelbſt, Oberaufſicht.

Ephraimiten. Friedrich der Große ließ im ſiebenjährigen Kriege

(1759) zu Leipzig eine Münzſtätte anlegen, welche er an die Juden Ephraim, Itzig u. Comp. verpachtete. Die, von Jahr zu Jahr erhöhte, Pachtſumme ſoll zuletzt bis auf 7 Mill. Thlr. des daſelbſt geprägten ſchlechten Geldes geſtiegen ſein. Die jüdiſchen Münzpächter ſchlugen, beſonders unter königl. polniſchem und churfürſtl. ſächſiſchem Wappen, ungeheure Summen Achtgroſchenſtücke, welche mit jedem Jahre geringhaltiger wurden, ſo, daß die feine Mark, im Jahre 1761, bis auf 35 Thlr. ſtieg, und der alte Auguſt= und Friedrichsd'or 20 Thlr. galt. Um das Publicum zu täuſchen, war anfangs auf dieſe geringen Münzen die Jahrzahl 1753 geſetzt. Das Volk gab dieſen Achtgroſchenſtücken den Namen Ephraimiten. Nach Beendigung des Krieges wurden ſie von der ſächſiſchen Regierung verrufen, und um einen verhältnißmäßigen Preis eingelöſt.

Epictet, Epiktetos (90 Jahr nach Chr. Geb.). Dieſer berühmte Anhänger der Stoa war aus Hieropolis in Phrygien gebürtig. Er lebte zu Rom als der Sclave eines gewiſſen Epaphroditus, eines grauſamen und übermüthigen Freigelaſſenen des Nero, deſſen Mißhandlungen er mit einer Faſſung und Seelengröße ertrug, die den ächten Stoiker charakteriſiren. Als ein Beiſpiel davon erzählt man, daß ihm ſein Herr einſt einen heftigen Schlag auf den Schenkel gab. „Du wirſt mir das Bein zerſchmettern," ſagte Epictet. Sogleich verdoppelte jener den Schlag, und zerſchlug ihm das Bein wirklich. „Habe ich dir es nicht vorausgeſagt?" ſagte mit ruhiger Miene der Philoſoph, ohne die geringſte Klage. In der Folge ward er freigelaſſen, lebte aber fortwährend in der größten Armuth. Die Grundlage ſeiner Moral war Dulden und Entbehren. Die Vortrefflichkeit ſeiner Lehrſätze erwarb ihm allgemeine Bewunderung. Domitian verbannte ihn nebſt andern Philoſophen aus Rom, denn der Tyrann mußte Männer haſſen, deren Grundſätze aller Tyrannei Hohn ſprachen. Epictet ließ ſich in Epiros nieder; kehrte aber nach dem Tode Domitians zurück, und ſtand bei Hadrian und Marc=Aurel im größten Anſehen. Arrian ſammelte die Ausſprüche Epictets, ſeines Lehrers, und wir beſitzen ſie noch unter dem Titel Enchiridion. Außer dieſem Handbuche beſitzen wir von ihm noch vier Bücher philoſophiſcher Geſpräche (deutſch mit Anmerkungen von Schulz. Altona 1801. 2 Thle. 8.). Von beiden Werken, beſonders aber von dem Enchiridion, giebt es viele Ausgaben. Schweighäuſer hat (Leipz. 1799 u. f. f. 5 Bde.) ſie zuſammen herausgegeben. Als einen Beweis der großen Verehrung, die dem Epictet allgemein zu Theil ward, erzählt man, daß nach ſeinem Tode ſeine Studirlampe für 3000 Drachmen verkauft ward.

Epicur (Epikuros), geboren zu Gargettus bei Athen, 342 vor Chr. Dieſer berühmte griechiſche Philoſoph iſt bis auf unſere Zeiten mit Unrecht für einen der Sinnlichkeit und dem Laſter ergebenen Wollüſtling verſchrieen worden. Er war von armen Aeltern geboren, und ſo lernbegierig, daß er ſchon in ſeinem 12. Jahre ſich nach Athen und zunächſt in den Lehrſaal des Grammatikers Pamphilius begab. Als er einſt von dieſem den Vers Heſiods hörte, worin das Chaos als das erſte aller geſchaffenen Dinge angeführt wird, warf er die Frage auf: Wer denn das Chaos geſchaffen habe, da es doch das erſte geweſen ſei? Der Grammatiker verwies ihn an die Philoſophen, welche Epicur von jetzt an mit Eifer beſuchte. Aber Athen genügte ihm nicht; ſeinen Geiſt zu bilden und Kenntniſſe einzuſammeln, durchreiſete er verſchiedene Länder, und eröffnete endlich in ſeinem 36. Jahre ſeine Schule in einem Garten zu Athen. Bald ſtrömten ihm zahlreiche Schüler zu. Er lehrte, das Wohlſein ſei das höchſte Gut, aber nicht ein ſinnliches, auch auf

dem Wege des Laſters flüchtig zu erlangendes, ſondern ein geiſtiges, allein durch die Tugend erreichbares Wohlſein. Demnach verwarf er zwar das Laſter und huldigte der Tugend, aber nicht um ihrer ſelbſt willen, ſondern er verwarf das Laſter nur als unvereinbar mit dem Wohlbefinden, und huldigte der Tugend nur als dem unentbehrlichen Mittel zum Wohlſein. Er empfahl Weisheit, Mäßigung, Nüchternheit, Entfernung von Staatsgeſchäften, Friedfertigkeit, Nachſicht gegen die Eigenliebe der Menſchen, Feſtigkeit der Seele, den Genuß anſtändiger Vergnügungen, ſofern er nicht zu neuen Genüſſen unfähig macht, und Verachtung des Lebens. Er pries zwar die Schmerzloſigkeit als etwas Köſtliches, duldete aber mit Standhaftigkeit die größten Körperſchmerzen. So deutlich er durch ſein eigenes muſterhaftes Leben, welchem Einige jedoch Stolz und Neid vorwerfen, den Sinn ſeiner Lehre darlegte, ſo wurde ſie doch häufig mißverſtanden, oder mißgedeutet. Wie ſeine Moral eudämoniſtiſch iſt, ſo iſt ſeine Lehre von der Entſtehung der Welt atomiſtiſch und materialiſtiſch. Von dem Grundſatze ausgehend, daß Nichts aus Nichts entſtehen könne, nahm er zwei nothwendige, ewige, unendliche Grundurſachen an, den leeren Raum und die Atomen, untheilbare und unendlich vielfach geſtaltete Körper. Die Atomen bewegten ſich, vermöge ihrer natürlichen Schwere, in dem Raume, und vermiſchten ſich mit einander. Um die Miſchung möglich zu machen, ließ er ſie nicht in geraden, ſondern in krummen Linien niederfallen. Durch dieſe Bewegungen kreuzten und ſtießen ſie einander auf das mannichfaltigſte, und aus zahlloſen Verbindungen und Verſchränkungen entſprangen Körper und Weſen aller Art. Obgleich die Atomen weiter keine Eigenſchaften hatten, als Geſtalt und Schwere, ſo brachten ſie doch in den Körpern die verſchiedenen auf die Sinne wirkenden Eigenſchaften, als Farbe, Ton, Geruch u. ſ. w. hervor. Ferner lehrte er, wie durch die Vereinigung der Atomen alles entſtanden ſei, ſo werde durch ihre Auflöſung auch alles wieder zerſtört; es gebe zahlloſe Welten, die der Zufall gebildet habe, und die unaufhörlich entſtänden und untergingen. Die Welt habe einen Anfang gehabt, darum müſſe ſie auch ein Ende haben; aus ihren Trümmern werde eine andere hervorgehen. Er fand keinen Unterſchied zwiſchen dem Menſchen und Thiere, und erklärte die Entſtehung der Seele auf dieſelbe ſinnliche Weiſe. Dieſe Lehre, die man nicht mit Unrecht des Atheismus und Materialismus beſchuldigte, zog ihm hauptſächlich zahlreiche Widerſacher zu, und reizte die Verläumdung wider ihn. Er erreichte ein Alter von 72 Jahren (ſt. 270 vor Chr. Geb.), und wiewohl nach Epicurs Tode ſein Syſtem auch in Rom Anhänger fand, unter denen Celſus, Plinius der ältere und Lucrez die namhafteſten waren, ſo erlangte es doch unter den Philoſophen nie das Anſehen der um weniges ältern, Peripatetiſchen, Stoiſchen und Platoniſchen Schulen. Von ſeinen zahlreichen Schriften iſt uns wenig übrig geblieben. Eine derſelben iſt kürzlich bei den Nachforſchungen zu Herculanum wieder aufgefunden worden. Sonſt kannte man ſeine Philoſophie nur aus dem Gedichte des Lucrez, und den Nachrichten, die uns Cicero, Plinius u. A. davon aufbehalten haben, und aus zwei Briefen, welche kürzlich Schneider (Leipz. 1813) verbeſſert wieder herausgegeben hat.

Epicykel, Epicyclus, in der Sternkunde ein Kreis, deſſen Mittelpunkt in dem Umkreiſe oder der Peripherie eines andern Kreiſes herumgehet. Die Ptolemäiſche Hypotheſe vom Weltbau erklärt eine Menge himmliſcher Erſcheinungen aus der Bewegung der Planeten in ſolchen Epicykeln. Da Copernicus uns richtigere Begriffe von der Ein-

richtung des Weltgebäudes beigebracht hat, ſo hat die Lehre von den Epicykeln nur noch hiſtoriſche Wichtigkeit. — Epicykloïde, iſt in der Geometrie diejenige krumme Linie, welche ein in der Ebene eines Kreiſes befindlicher Punkt beſchreibt, indem dieſer Kreis auf dem Umfange eines andern in derſelben Ebene mit ihm liegenden Kreiſes, ſich um ſeinen Mittelpunkt dergeſtalt bewegt, daß die Bogen, die auf beiden Kreiſen zwiſchen zuſammengehörigen Berührungspunkten liegen, gleich groß ſind.

Epidaurus, eine der angeſehenſten Städte des alten Griechenlands, in Argolis, im Peloponneſus. Vorzüglich berühmt iſt ſie durch den prachtvollen Tempel des Aesculap, der nicht fern von ihr auf einer Anhöhe ſtand. Nur reinen Seelen ſteht der Zutritt offen, lautete die Inſchrift über dem Eingange. Eine Menge Kranker beſuchte dieſen Ort, und erwartete von der Wunderkraft des wohlthätigen Gottes ihre Geneſung.

Epidemie oder epidemiſche Krankheit (von ἐπι und δῆμος, unter dem Volke) bedeutet irgend einen Krankheitszuſtand, welcher in einem Orte, oder in einem ganzen Striche Landes eine Zeit lang herrſchend iſt (Landſeuche), von äußern, vorübergehenden Einflüſſen herrührt, und endlich wieder verſchwindet. Eine Epidemie entſteht allezeit von vorübergehenden äußern Einflüſſen, welche auf das ganze Volk wirken, und in dem Körper der Menſchen allmählig ſolche Veränderungen hervorbringen, wodurch endlich die beſtimmte Krankheit entſteht. (Vergl. d. Art. Einflüſſe auf den menſchlichen Körper.) So ſcheinen manche Epidemien von einem eigenen, durch beſtimmte Winde herbeigeführten Stoffe in der Luft zu entſtehen, wie z. B. die in der Richtung von Oſt nach Weſt wandernde ſogenannte Influenza, u. a. m. Mangel an Nahrungsmitteln, ſchlechte Beſchaffenheit derſelben, ſchädliche Beimiſchungen u. ſ. w. können auch Epidemien erzeugen. Schlechte Getreide- und Obſtjahre nöthigen die Menſchen, zu andern Nahrungsmitteln, zu Surrogaten, z. B. zu Baumrinden ſtatt des Kornes, wie in Schweden, Norwegen u. ſ. w., ihre Zuflucht zu nehmen, wodurch Krankheiten erzeugt werden; dem Mutterkorn unter dem Rocken ſchreibt man die Entſtehung der Kriebelkrankheit zu; ſchlechte Gerſte, viele Beimiſchung des Döberichs oder Tollkorns (Lolium temulentum) macht das daraus bereitete Bier für die Geſundheit ſchädlich, und erregt bei allen, die es genießen, krankhafte Zufälle. In Anſehung des Gemüthszuſtandes können traurige Begebenheiten, z. B. Krieg, Belagerungen, Erdbeben u. ſ. w. durch die das Nervenſyſtem angreifenden Wirkungen die Entſtehung der epidemiſchen Krankheiten ſehr begünſtigen, oder dieſelben wenigſtens bösartiger machen. Was den Verlauf einer Epidemie betrifft, ſo fängt ſie zuweilen mit einzelnen Kranken an, zuweilen aber befällt ſie auch plötzlich viele Menſchen auf einmal, was gewöhnlich dann geſchieht, wenn eine Art von Witterung oder Wind plötzlich in die entgegengeſetzte übergeht. Wenn, z. B., nach lange herrſchendem Weſt- oder Südweſtwind mit warmer Witterung plötzlich Nordoſtwind eintrit, ſo hört man ſogleich die Menſchen über Huſten, Schnupfen, Rheumatismen u. dgl. klagen. Im Anfange iſt eine Epidemie gemeiniglich gelinde, allein je länger ſie dauert, je mehr ſie ſich ausbreitet, deſto gefährlicher wird ſie; gegen das Ende wird ſie meiſtens wieder gutartiger. Ihre Beendigung ereignet ſich oft ſo allmälig, als ſie anfing, doch zuweilen auch plötzlich. Manche Menſchen werden gar nicht von der herrſchenden Epidemie befallen, ſie mag noch ſo lange dauern. Wahrſcheinlich liegt die Urſache davon in ihrer Körperbeſchaffenheit, die den herr-

ſchenden Einflüſſen entgegengeſetzt iſt, und ſie fähig macht, denſelben länger als Andere zu widerſtehen. So findet man auch oft, daß Menſchen mit chroniſchen Krankheiten, Hypochondriſten u. a. m. von der epidemiſchen Krankheit befreit bleiben. Nicht ſelten verwechſelt man die Begriffe von Epidemie und anſteckender oder contagiöſer Krankheit. Erſtere iſt urſprünglich nicht anſteckend, ihre Entſtehung und Verbreitung hängt, wie ſchon berührt worden, von allgemeinen Einflüſſen ab, und in der Regel erzeugt ſie keinen anſteckenden, durch Berührung mit einem andern Körper die nämliche Krankheit in demſelben erregenden Stoff. Nur unter beſondern Umſtänden, vorzüglich wenn die Krankheit ſehr bösartig wird, und viele Kranke dieſer Art in einem engen Raume beiſammen liegen, kann ein anſteckender Stoff in ihnen erzeugt werden, welcher einen Dunſtkreis um den Kranken bildet, und in ſolchen Perſonen, welche dieſem nahe kommen, dieſelbe Krankheit zu erregen im Stande iſt. Doch können auch hier viele Täuſchungen vorfallen, und bei Ununterrichteteten trit meiſtens die Furcht vor der Anſteckung zu früh und ohne Grund ein. So wird z. B. oft einer Anſteckung zugeſchrieben, was blos Folge einer widrigen Erſchütterung des Nervenſyſtems beim Anblick eines Kranken, vielleicht unter ekelhaften Umgebungen, iſt, wodurch die Krankheit, zu welcher der Körper ſchon geneigt iſt, deſto ſchneller zum Vorſchein kommt. H.

Epidermis, die Oberhaut, d. i. die oberſte unempfindliche dünne Haut des Körpers. S. d. Art. **Haut.**

Epigeneſie, auch die Epigeneſe, ein griechiſches Wort, für welches im Deutſchen kein genügenderer Ausdruck, als Geſtaltung, Formation, gefunden zu ſein ſcheint, bezeichnet eine Entſtehungsweiſe organiſcher Körper, wobei ſich die im Manne und Weibe liegenden, keine künftige Geſtaltung verrathenden Bedingungen zur Befruchtung, nach ihrem Zuſammentreffen und ihrer innigen Vermiſchung im Weibe, zu einem der Gattung ähnlichen Körper und Weſen, in einer gewiſſen Zeit allmählig ausbilden. Sie iſt der Zeugungsannahme ohne Begattung (generatio aequivoca), ſo wie der Annahme gewiſſer vorgebildeter, im Weibe oder Manne liegender, zu ihrer fernern Ausbildung aber einer Erſchütterung bedürfender Keime (evolutio) entgegengeſetzt; welche beide Theorien noch ihre Anhänger haben, wiewohl ſie Blumenbach durch ſeine Schrift über den Bildungstrieb und das Zeugungsgeſchäft, worin er die Epigeneſie erwies, widerlegt hat. Erſterer, ſagt er, iſt allen organiſchen Weſen gemein, aber ſeine jedesmalige Eigenthümlichkeit hängt von der Beſchaffenheit des Stoffes ab, den er auszubilden hat, woraus denn erklärbar wird, daß jede Gattung ſich ſelbſt, und nur ſich, fortpflanzt, daß das Weizenkorn nur Weizen, der Zeugungsſtoff des Schafes nur Schafe, der Zeugungsſtoff des Menſchen nur Menſchen hervorbringen kann. (S. **Bildungstrieb.**) Aber dieſer Trieb kann in der Vollendung der gefoderten Geſtalt geſtört werden. Die Urſachen dazu ſind ſehr mannichfach. Rühren ſie von den Individuen her, die den Zeugungsſtoff hergaben, ſo entſtehen daraus erbliche Fehler, Krankheiten; Störungen der Ausbildung vor der Geburt bringen angeborne Uebel, Mißgeburten hervor; treten nach der Geburt, in den verſchiedenen Entwickelungsperioden, Störungen ein, ſo werden daraus erworbene Uebel, Krankheiten. S.

Epiglottis, der Kehldeckel, oder knorplichte Deckel über der Luftröhre.

Epigonen, ſ. **Theben.**

Epigramm. Dieſes griechiſche Wort bedeutet eigentlich Aufſchrift,

Ueberſchrift; ſeiner erſten Beſtimmung nach, poetiſche Aufſchrift an Tempeln, Grabmälern, Kunſtwerken u. ſ. w., entweder zur Erklärung oder zur Stimmung. Dieſer Zweck erfodert beſeelte Kürze, wo das Gedicht wirkliche Aufſchrift iſt; da aber, wo es zugleich den Gegenſtand der Aufſchrift mit umfaßt, der alſo nicht ſelbſt vorhanden iſt, ſondern bloß hinzugedacht werden muß, eine poetiſche Idee, in beſeelter, anſchaulicher Kürze dargeſtellt. Uebrigens kann die Darſtellung auf verſchiedene Art geſchehen: für den Verſtand didaktiſch, ſatyriſch, komiſch; für das Gefühl lyriſch, elegiſch. Gewöhnlich ſetzt man das witzige Epigramm (Sinngedicht, beſſer Witzgedicht, die Aeltern nannten es Beigedicht) dem empfindſamen entgegen, womit indeß die ganze Sphäre deſſelben nicht umfaßt wird. Noch weit mehr irren jedoch jene, welche gar nur die eine dieſer Arten berückſichtigen; ein Fehler, von welchem ſelbſt Leſſing nicht frei iſt. Er hat in ſeiner Theorie des Epigramms das Witzigſatyriſche im Auge, und in ſofern freilich Recht, daß ein intereſſanter Einfall dazu gehöre, der die Erwartung ſpanne, und dann auf eine überraſchende Art befriedige. Herder aber hat gezeigt, daß dieſe witzige Richtung dem Epigramm nicht weſentlich iſt; nur das Komiſche, das Satyriſche kann der ſogenannten Pointe nicht entbehren. Wahrſcheinlich weil Witz der überwiegende Theil in den neueuropäiſchen Epigrammen war, wie ſchon bei den Römern, dahingegen bei den Griechen der größere Theil zu den empfindſamen gehört, war das komiſche oder witzige Epigramm der Neuern vorzugsweiſe Epigramm, bis Herder in Deutſchland durch Bearbeitung der griechiſchen Anthologie jenes Vorurtheil verdrängte. Was aber den Griechen ihr empfindſames Epigramm, das war den Italienern, Spaniern, Portugieſen und Franzoſen das Madrigal. In den epigrammatiſchen Anthologien von Haug, Weißer und Schütz findet der Deutſche eine reiche Ernte. Herders zerſtreute Blätter und Jacobs Tempe geben einen ſchönen Kranz griechiſcher Blumen dieſer Art. dd.

Epigraphe, die Ueberſchrift oder Aufſchrift, z. B. an einem Gebäude, vor einem Buche (Motto). **Epigraphik**, die Kenntniß der Inſchriften oder Inſchriftskunde, eine hiſtoriſche Hülfswiſſenſchaft. **Epigraphiſche** Seite heißt die Seite einer Münze, auf welcher ſich das Bild und die Schrift befinden; monepigraphiſch, wenn ſie nur Schrift, anepigraphiſch, wenn ſie nur Bilder hat.

Epilepſie, (Fallſucht, böſes Weſen, Staupe, Jammer, Unglück, Schwerenoth), eine langwierige, von verſchiedenen oft ſehr verwickelten und nicht zu hebenden Urſachen abhängende, daher ſo oft unheilbare periodiſche, in einzelnen Anfällen ſich zeigende, Nervenkrankheit. Ihr geht meiſtentheils als Anzeige ein ſogenanntes Windanwehen (aura epileptica), das aus einem oder dem andern Fuße oder der Hand nach Bruſt und Kopf hinläuft, voraus; doch ſind die Vorboten oft ganz unmerklich. Darauf erfolgt ein plötzliches Hinfallen, gewöhnlich mit einem Schrei, die Daumen ſind eingeſchlagen, andere Theile bewegen ſich aber mehr oder weniger, es trit völlige Bewußtloſigkeit und Unempfindlichkeit ein, das Athemholen iſt häufig, unterbrochen, ängſtlich, ächzend, ſtöhnend, der Mund ſchäumt, das Geſicht verzieht ſich, die Zähne knirſchen, die Augen verdrehen ſich, die Harn- und andere Ausleerungen erfolgen unwillkürlich, die Augen ſtehen mit erweiterter unbeweglicher Pupille offen, und ſind gegen das Licht unempfindlich, welcher Umſtand die Verſtellung entdeckt. In 10 bis 20 Minuten iſt der Anfall gewöhnlich vorüber; wie von einem tiefen Schlafe erwacht der Kranke, ohne von dem Geſchehenen etwas zu wiſſen; auch empfindet er

weiter nichts Unangenehmes, als Müdigkeit und etwa Schmerzen in den Gliedern. Zuweilen treten die Anfälle in einer Stunde 9 bis 10 und mehrere Mal ein, bei andern kommen ſie nur alle Monate, im Wechſel des Mondes, halbjährig und in längern Zeiträumen wieder. Aus den Zufällen, deſſen Hauptcharakter Bewußtloſigkeit und heftige, unregelmäßige, dem Willen entzogene Muskelbewegung iſt, läßt ſich ſchließen, daß die Krankheit, ihrer nächſten Urſache nach, in dem Gehirn ihren Sitz habe, und in einer abnormen und heftigen Reizung deſſelben, bis in das Rückenmark herab ſich erſtreckend, beſtehe. Doch kann eine veranlaſſende Urſache oft in dem Ganglienſyſtem des Unterleibes ihren Sitz haben. Erkältung, Aerger, Schreck ſcheinen die gewöhnlichen Urſachen zu ſein, wodurch dieſes Uebel geweckt wird.

Epilog, Nachrede oder Schlußrede, um den Leſern oder Hörern am Ende eines Werks noch einige Bemerkungen mitzutheilen. Der Epilog ſteht dem Prolog (Vorwort) gewiſſermaßen entgegen, und kommt, wie dieſer, hauptſächlich bei Schauſpielen vor So haben mehrere Shakſpeariſche Stücke außer Prologen auch Epiloge, worin der Dichter ſeine Zuſchauer theils um Nachſicht für die Mängel des Stücks und der Darſtellung bittet, theils ihnen den richtigen Geſichtspunkt andeutet, woraus ſie ſein Werk betrachten ſollen. Der Epilog iſt mithin zuweilen eine Art von Nothbehelf, in ſofern er von einem Kunſtwerke etwas ſagt, was daſſelbe nicht durch ſich ſelbſt ausſpricht. In einem etwas veränderten Sinne nennt man Epilog die (größtentheils verſificirte) Rede, worin eine Schauſpielergeſellſchaft bei ihrem Abgange von einem Orte von dem Publikum Abſchied nimt.

Epimenides, ein berühmter Philoſoph und Dichter des Alterthums, im 6. Jahrh. vor Chr. Geb. und aus Creta gebürtig. Von Einigen wird er zu den ſogenannten ſieben Weiſen Griechenlands gerechnet, und dagegen Periander von dieſer Zahl ausgeſchloſſen. Die Sage ſchildert ihn als einen Vertrauten der Götter und untrüglichen Seher in die Zukunft. Als die Athener von Feinden und anſteckenden Krankheiten heimgeſucht wurden, und das Orakel ihnen erklärte, die Stadt habe ſich durch Entheiligung der Tempel, in welchen die Anhänger des Cylon ermordet worden, den Zorn der Götter zugezogen, und müſſe wieder entſündigt werden, riefen ſie den durch ſeine Weisheit und Frömmigkeit berühmten Epimenides von Creta zu ſich, um durch ihn mit den Göttern wieder verſöhnt zu werden. Er entſprach ihrem Wunſche, und traf außerdem noch verſchiedene nützliche Veränderungen und Einrichtungen. Bei ſeinem Fortgange ſchlug er alle Geſchenke aus, und verlangte zum Lohne nichts, als einen Zweig von dem der Minerva geweihten Oelbaum. Merkwürdig, aber leicht zu deuten, iſt die Sage, daß er als Jüngling in einer Höhle von einem Schlaf überfallen worden, der nach Einigen 40, nach Andern noch mehr Jahre gedauert habe. Bei ſeinem Wiedererwachen habe er zu ſeinem Erſtaunen alles in ſeiner Vaterſtadt verändert gefunden. Dieſe Sage liegt Göthe's Dichtung: des Epimenides Erwachen, zur Jahresfeier der Schlacht bei Leipzig, zum Grunde.

Epinay, (Louiſe, Frau von). Dieſe durch Rouſſeau's Liebe und Anklagen zuerſt bekannt gewordene geiſtreiche Frau, war die Tochter eines Herrn Tardieu Desclavelles, der im Dienſte Ludwigs XV. ſein Leben in Flandern verlor, und ſeine Familie in ſehr mittelmäßigen Umſtänden hinterließ. Dies und die Gewogenheit, welche Desclavelles am Hofe genoß, machte, daß man einige Sorge für die Tochter trug, und ſie mit dem älteſten Sohne des Herrn Delalive de Bellegarde, dem

man eine Generalpächter-Stelle gab, verband. Die Verſchwendung des jungen Mannes verkümmerte jedoch bald ſeiner Gattin das Glück, welches ihr durch dieſe Verbindung hatte geſichert werden ſollen. Während der Tage des Glanzes und der Jugend war es aber noch, daß ſie die Bekanntſchaft des Philoſophen von Genf machte, der, leicht beweglich in ſeinen Gefühlen, wie er ſtets war, nicht ermangelte, der minder ſchönen, als anmuthigen und geiſtreichen Frau, ſeine ganze Zuneigung mit einer Glut zu widmen, deren Tiefe und Stärke er ſelbſt in ſeinen berühmten Confessions ſchildert. Auch Mad. d'Epinay war nicht unempfindlich für die Huldigungen ihres „Bären", wie ſie ihn wegen mancher ſeiner Angewohnheiten und Eigenheiten zu nennen pflegte, und ſie that in jener Zeit ſo viel ihr möglich war, um ihm eine ſeinen Wünſchen entſprechende Exiſtenz zu verſchaffen. In ihrem Park von la Chevrette, im Thale Montmorency, räumte ſie ihm ein Häuschen (die ſo berühmt gewordene Einſiedelei) ein, und hier war es, wo der Verfaſſer der neuen Heloiſe in ſeiner romanesken Liebe zu Mad. d'Epinay ſo lange glückliche Tage verlebte, bis er auf den, von ihm ſelbſt bei ſeiner Freundin eingeführten bekannten Baron Grimm glaubte eiferſüchtig werden zu müſſen, und nun, in Folge dieſes, von ihm keineswegs verhehlten Gefühls, zwiſchen ihm und Mad. d'Epinay erſt Kälte, dann ein Widerwille eintrat, der ſich nur zu ſchroff in den Bekenntniſſen des Philoſophen ausſpricht. Eine Vertheidigung des ſpätern Benehmens der Frau von Epinay gegen Rouſſeau findet ſich in Grimms „Correspondence", woſelbſt auch Nachricht über einige von ihr geſchriebene Werke gegeben wird, deren berühmteſtes „les Conversations d'Emilie" iſt, in welchem die Verfaſſerin in einem etwas kalten, aber wohlgeregelten Styl, die Lehren der Moral für Kinder ſo geiſtreich als anziehend entwickelt, und für welches ſie 1783 von der Akademie den durch Monthion (damals Kanzler beim Grafen Artois) für nützliche Schriften dieſer Art ausgeſetzten Preis erhielt, während Mad. Genlis, die ſich gleichfalls durch ein Buch „Adele und Theodor" darum bewarb, zurückſtehen mußte. Außerdem hat man von ihr noch „Lettres à mon fils und Mes moments heureux". Ein Auszug ihrer höchſt anziehenden Memoiren und ihres Briefwechſels, ihre Verhältniſſe zu Duclos, Rouſſeau, Grimm, Holbach, Lambert u. A. betreffend, erſchien in Paris in 3 Bänden (1818). Sie geben das treueſte Bild der eben ſo verfeinerten, als in den Geſchlechtsverhältniſſen höchſt verderbten Sitten unter den höheren Ständen Frankreichs während der Regierung Ludwigs XV. Mad. d'Epinay ſtarb 1783, bald darauf nachdem ihr erſtgenanntes Buch von der Akademie ſo rühmlich anerkannt wurde.

Epiphania, die Erſcheinung; daher wird das ſogenannte Feſt der Erſcheinung Chriſti, das auf den 6. Januar fällt, das Epiphaniasfeſt, und die nachfolgenden Sonntage Epiphaniasſonntage, oder Sonntage nach Epiphanias genannt. Die Griechen benannten mit dieſem Namen den Tag der Geburt Chriſti.

Epirus, eine Landſchaft, an Griechenland gränzend, oft auch mit dazu gerechnet. Das Orakel zu Dodona, das älteſte in Griechenland, befand ſich hier. Auch die Mythologie erhielt vielleicht aus dieſem Lande die Höllenflüſſe Acheron und Cocyt. Das Land iſt ſehr gebirgig, aber nach der Seeküſte zu angenehm und fruchtbar. In den älteſten Zeiten waren die Chaonier daſelbſt die mächtigſte Völkerſchaft. Der berühmteſte König von Epirus war Pyrrhus, der um 278 v. Chr. die Römer bekriegte. Von der Bedrückung der macedoniſchen Könige, durch die Römer, nach Philipps II. Beſiegung, befreit, wurden die Epiroten

nach und nach ſo mächtig, daß ſie dem Antiochus und Perſeus gegen die Römer beiſtanden, aber eben dadurch ihren Untergang beförderten. Paulus Aemilius beſiegte ſie, und gab die Städte der Plünderung ſeiner Soldaten Preis, ſo daß 70 derſelben zerſtört und 150,000 Menſchen als Sclaven verkauft wurden. Nun hatte Epirus gleiche Schickſale mit dem römiſchen Reiche, bis es von den Türken unter Amurat II. 1432 erobert wurde. Zwar warf Caſtriot, genannt Scanderbeg, der letzte Sprößling vom königlichen Stamme in Epirus, und am ottomaniſchen Hofe erzogen, 1447 das türkiſche Joch ab; allein nach ſeinem Tode ward ſein Land unter Mohamed II. 1466 wieder erobert. Arnauten bewohnen es größtentheils.

Epiſche Dichtungsart oder epiſche Poeſie wird die erzählende Dichtungsart (ſ. Poeſie) genannt, welche das poetiſche Ereigniß als etwas Vergangenes der Einbildungskraft ruhig darſtellt. Sie hat verſchiedene Unterarten, die nach Umfang und Bedeutung verſchieden ſind. Die höchſte iſt die, welche man gegenwärtig vorzugsweiſe das Epos oder Epopöie nennt: ein erzählendes Gedicht, deſſen Inhalt ein poetiſches Ereigniß iſt, welches ſich auf Welt, Menſchheit, das Leben der Nationen oder eines Volks bezieht, am friſcheſten und herrlichſten, wenn ſein Stoff die Sage iſt, die mit der Urgeſchichte des Volks und ſeinem Urſprung zuſammenhängt. Von geringerem Umfange und beſchränkterer Bedeutung iſt dasjenige epiſche Gedicht, deſſen Inhalt ſich mehr auf das Leben einzelner Menſchen bezieht, wodurch auch der Ton des Ganzen beſchränkter und lyriſcher wird. Man könnte dieſes beſſer, als das erſtere, Heldengedicht nennen. Hieher gehören die meiſten romantiſchen Epopöien, und ſelbſt Homers Odyſſee im Verhältniß zur Iliade; auch die meiſten neuern Epopöien, welche einen religiöſen oder mythiſchen und hiſtoriſchen Stoff behandelt haben, beſonders die letzteren, welche ſich mehr an die Gedichte anſchließen. Ferner gehören zu der epiſchen Poeſie der Roman, aus den romantiſchen Epopöien entſprungen, u. die poetiſchen Erzählungen, Novellen, Balladen (ſ. die beſondern Artikel), welche Begebenheiten, Schickſale, Situationen, ja zuletzt nur einzelne Momente aus dem Leben des Individuums ernſt oder ſcherzend ſchildern, und durch ihren Ton mehr oder weniger in die lyriſche Poeſie (ſ. d. Art. Lyrik) übergehen. Die allgemeinen Eigenſchaften der epiſchen Poeſie laſſen ſich aus der obigen Beſtimmung ableiten. Was aber als Charakter des epiſchen Gedichts gewöhnlich angeführt wird, kommt den einzelnen epiſchen Gedichten nur in dem Maße zu, als ſich dieſelben durch Umfang und Inhalt dem weitumfaſſenden Epos (ſ. d.) oder dem ſogenannten Heldengedichte nähern. Im Ganzen müſſen wir bemerken, daß die größten Verwirrungen und Willkürlichkeiten der äſthetiſchen Theorien darauf beruhen, daß man die Gattung (epiſches Gedicht, epiſche Poeſie) und ihre Eigenthümlichkeiten mit der Art, beſonders dem Epos im höchſten Sinne, und hier wieder die verſchiedenen Arten deſſelben, z. B. das antike und romantiſche, immer zu verwechſeln pflegt, ſonſt würde man z. B. nicht Göthe's Hermann und Dorothea ein Epos nennen können. T.

Epiſcenium, das Vordertheil der Bühne.

Epiſcopalſyſtem in der catholiſchen Kirche, ſ. Catholicismus.

Epiſode (Epeiſodion) kommt bei Ariſtoteles in einer zwiefachen Bedeutung vor; die man wohl von einander zu unterſcheiden hat. Einmal bezeichnet es alle diejenigen Theile eines Drama, welche zwiſchen ganzen Chorgeſängen befindlich ſind, dann aber auch eine Nebenhandlung,

die der Dichter der Haupthandlung angeknüpft hat, und die nicht weſentlich zu ihr gehört. Die neuern Kunſtrichter haben die techniſche Bedeutung dieſes Worts auf die letztere allein eingeſchränkt. Bei wahrhaft guten Dichtern ſind die Epiſoden kein bloßes Flick- oder Füllwerk, nicht unnöthige, nur erweiternde Anhängſel, ſondern geben Aufſchluß über die Sache ſelbſt, zeigen wichtige Folgen der Handlung oder entwickeln verborgene Urſachen. Von dieſer Art iſt z. B. die Erzählung von der Eroberung Troja's in Virgils Aeneis. Dieſe war eine Urſache, warum der Held des Gedichts ſein Vaterland verlaſſen und auf dem Meer umher irren mußte; der Dichter aber fängt nicht damit an, weil er die Handlung, um ſie anſchaulicher und lebhafter zu machen, in einen kürzern Zeitraum zuſammendrängen will; ſondern ſchiebt ſie im Laufe ſeiner Erzählung ein, aber ſo geſchickt, daß wir ſie eben in dieſer Stelle ſelbſt erwarten, und daß ſie hier nicht bloß über das Vergangene Aufſchluß giebt, ſondern auch das Zukünftige, Dido's Liebe, vorbereitet. Auf dieſe Weiſe wird die Epiſode ein weſentlicher Theil des Ganzen, wie ſie es ſein muß, wenn die Auffoderung der Einheit an ein Gedicht keine leere Grille iſt. Mit dem Mährchen im Oberon hat es gleiche Bewandtniß; es ſcheint zufällig, erklärt uns aber den Grund von Oberons wunderbarer Theilnahme an Hüons Schickſal. In der epiſchen Dichtungsart hat begreiflich die Epiſode bei weitem größern Spielraum (ſ. Epos) und häufigere Anwendung als in der dramatiſchen, wo ſich alles auf eine gegenwärtige Handlung zuſammendrängt. Man hat dieſen Ausdruck auch auf die Malerei übertragen, und nennt ſo eine Nebenpartie, beſonders des hiſtoriſchen Gemäldes; im gemeinen Leben ſogar jede Abſchweifung von dem Hauptgegenſtande im Denken und Sprechen. — Epiſodiſch daher, abſchweifend. dd.

Epiſtel. Hierunter verſteht man gewöhnlich 1. den poetiſchen Brief, welcher keiner beſondern Dichtungsart zugezählt werden kann, indem er bald erzählend (epiſch), bald lyriſch, und gewöhnlich didaktiſch iſt. Der Ton, in welchem er geſchrieben wird, läßt ſich im Allgemeinen nicht angeben, weil er ſich jederzeit nach dem Inhalt und nach dem Verhältniß des Schreibenden zum Empfänger richtet. So grenzen Ovids Briefe aus dem Pontus durchgehends an die Elegie; die Horaziſchen Briefe an die Satyre; mehrere von Göckingk, Jacobi, Gleim ſind lyriſche Ergüſſe einer ſcherzhaften Laune. Die Epiſtel muß durch und durch eine Beziehung auf die Perſon haben, welche ſchreibt, und auf die, an welche geſchrieben wird. Durch die Richtung an Einen gewinnt ein ſolches Gedicht an Wahrheit, Individualität und Lebhaftigkeit. Dieſer Eine aber, wenn er auch eine wirkliche Perſon iſt, muß von dem Dichter zu einem poetiſchen Weſen umgeformt ſein, d. h. er muß entweder Stellvertreter der Menſchheit ſelbſt, oder doch einer poetiſchen Seite derſelben ſein können. Der Dichter wendet ſich, wie Pörſchke ſagt, an einen einzelnen Menſchen, um zum ganzen Menſchengeſchlechte zu reden. Ein Brief des gemeinen Lebens geht nur auf die Verhältniſſe zwiſchen dem Schreibenden und dem Leſer des Briefs, und hat nur Privatgültigkeit; vieles mag in einem ſolchen Briefe für alle übrigen Menſchen unverſtändlich ſein, denn für dieſe iſt er nicht geſchrieben. Anders bei der poetiſchen Epiſtel. Wenn Clodius aber meint, es ſei eine Art Scherz darin, in vertrauten Situationen des Lebens den poetiſchen Ton anzunehmen, und deßhalb auch das Scherzhafte für herrſchenden äſthetiſchen Charakter der Epiſtel erklärt: ſo iſt ſeine Anſicht nur einſeitig, und beſchränkt die ganze Gattung. Was die Art der Darſtellung betrifft, ſo verſteht ſich von ſelbſt, daß ein Brief keine Ab-

handlung iſt: der Gegenſtand ſoll alſo nicht erſchöpft, aber von einer anziehenden Seite herausgehoben und beleuchtet werden; der Gang kann freier, der Zuſammenhang loſer ſein, deßhalb aber iſt an eine völlige Planloſigkeit nicht zu denken. Auch die Heroide gehört zur poetiſchen Epiſtel (ſ. Poeſie). 2. werden Epiſteln vorzugsweiſe die in dem N. T. enthaltenen Briefe der Apoſtel und die Abſchnitte aus denſelben genannt, über welche an den Sonn- und Feiertagen, beſonders Nachmittags, gepredigt zu werden pflegt. dd.

Epistolae obscurorum virorum. (Briefe unbekannter Männer), ein ſatyriſches Werk des 16. Jahrh., enthält Briefe, angeblich von damals bekannten Geiſtlichen und Profeſſoren in den Rheingegenden, in barbariſchem oder Küchenlatein geſchrieben, worin nebſt verſchiedenen theologiſchen Streitigkeiten auch die Ausſchweifungen der Geiſtlichen damaliger Zeit ſcharf gerügt werden. Der berühmte Ulrich von Hutten hat, nebſt verſchiedenen andern Gelehrten, daran gearbeitet. 1517 wurden dieſe Briefe durch eine päpſtliche Bulle unter die Zahl der verbotenen Bücher gerechnet.

Epitaphium, griechiſch, Grabſchrift.

Epithalamium, Hochzeitgeſang, Hochzeitgedicht im höhern Styl.

Epoche heißt jeder Zeitpunkt, von welchem man eine Zeitrechnung anfängt. Man nahm gewöhnlich irgend eine merkwürdige Begebenheit zum Standpunkte, von wo an man nachher die Jahre rechnete, z. B. die Geburt Chriſti, die Erbauung der Stadt Rom u. ſ. f. Daher die Epoche machende Begebenheit ſelbſt. Figürlich heißt dann auch Epoche jeder wichtige Zeitpunkt. Häufig bedeutet es auch ſo viel als Periode, Zeitraum. (Vergl. Chronologie und Periode.)

Epizootien, ſ. Seuchen.

Epode hieß bei dem Chorgeſang der Alten die letzte Abtheilung, welche geſungen wurde, wenn der Chor nach Strophe und Antiſtrophe auf ſeinen eigentlichen Platz zurückgekommen war (ſ. Chor), alſo gleichſam Nachgeſang, Finale. Dieſer Epodos hatte ſein eigenes Sylbenmaß und eine willkürliche Anzahl von Verſen. Außerdem verſteht man aber unter Epoden eine Art ſatyriſcher Oden; nach Hephäſtions Bemerkung nämlich jene, wo gewöhnlich ein längerer Jambus mit einem kürzern abwechſelt. Das fünfte Buch der Oden des Horaz haben wir unter dieſem Titel. Nicht alle Oden dieſes Buchs aber ſind ſatyriſch, und Scaliger findet daher in dieſer Benennung nichts als einen Anhang von Oden; ſie wurden nach des Dichters Tode ſeinen übrigen Werken beigefügt.

Epopee, oder vielmehr Epopöie, ſ. Epiſche Dichtungsart, Epos und Heldengedicht.

Epopten, eigentlich Anſchauer, d. i. Eingeweihte, die Allem, was bei den großen Myſterien oder Religionsgeheimniſſen der alten Griechen vorging, beiwohnen durften.

Epos iſt die Benennung einer Claſſe von Gedichten aus der erzählenden Gattung, oder vielmehr erzählendes Gedicht ſelbſt. Nicht leicht ſind irgend einer Gattung willkürlichere und zufälligere Regeln aufgebürdet worden, als der epiſchen, zumal wenn man es unter dem prächtiger klingenden Titel Epopöie als gleichbedeutend mit Heldengedicht gab. Iſt es daher irgendwo nöthig, die gewöhnlichen Meinungen der Theoriſten und ihre Regeln ganz zu vergeſſen, ſo iſt es hier. „Faſt bei keiner Dichtungsart,“ ſagt Wilh. von Humboldt, „iſt man ſo ſehr um eine genügende Erklärung verlegen, als bei der epiſchen,“ und er

beſtimmte die Epopöie als eine ſolche dichteriſche Darſtellung einer Handlung durch Erzählung, welche unſer Gemüth in den Zuſtand der lebendigſten und allgemeinſten ſinnlichen Betrachtung verſetzt. „Man braucht nur,“ ſagt er, „dieſen Zuſtand genau zu entwickeln, um zugleich zu allen jenen weſentlichen Eigenſchaften der Epopöie: der reinen Objectivität, der lebendigen Sinnlichkeit, der vollkommenen Totalität, und der Abweſenheit aller ſolcher Parteilichkeit, welche die Freiheit der Anſicht verhinderte, von ſelbſt zu gelangen. Die Hauptmerkmale in dieſer Definition ſind der Begriff der Handlung und der Erzählung. Vorzüglich iſt der letztere wichtig, von welchem auch die ganze Gattung ihren Namen hat. Streng genommen hätte man aus dieſem ihr ganzes Weſen ableiten können.“ Verſuchen wir, das hiemit Angedeutete etwas weiter auszuführen. Hierzu bemerken wir nur zuvörderſt, daß es nicht eigentlich eine Handlung iſt, welche das Epos darſtellt (denn dieſe gehört dem Drama an), ſondern Begebenheiten. Begebenheiten ſind aber etwas Vergangenes, und das Vergangene läßt ſich blos erzählen. Was nur erzählt wird, iſt eben damit ſchon in eine mildernde Ferne gerückt, wirkt nicht ſo eindringend mächtig auf die Empfindung, als das Gegenwärtige im Drama, läßt der Betrachtung eben dadurch mehr Spielraum, geſtattet mehr Ruhe. Somit ergiebt ſich als Charakter des Epos: ruhige Darſtellung des Fortſchreitenden (denn Erzählung kennt nichts Stehendes, blos Schilderndes, Beſchreibendes, ſondern iſt ihrer Natur nach im immerwährenden, aber ſtetigen, Fortſchreiten begriffen). Demnach erſcheint der Dichter in ſeiner ganzen Darſtellung in beſonnener Faſſung, ruhiger Haltung, und dieſer ſein Seelenzuſtand ſpiegelt ſich in dem Gedichte wieder, welches nie, wie das Drama, erſchüttert, ſondern das Gemüth ruhiger anſpricht. Damit aber die Einwirkung nicht der gehörigen Kraft ermangele, wird die lebendigſte Anſchaulichkeit erfodert, welche nicht anders als mittelſt durchgängiger Umſtändlichkeit und ſchöner Entfaltung erreichbar iſt. Der Gang des Epos iſt keine Reiſe, wo man ein vorgeſetztes Ziel mit unruhiger Ungeduld zu erreichen bemüht iſt, ſondern gleicht mehr einer zur Luſt am ſchönen Tage auf dem ruhigen See unternommenen Fahrt, wo man ſich in behaglicher Gemüthlichkeit den Gegenſtänden hingiebt, und gern bei jedem verweilt, ohne ungeduldiges Weiterſtreben, wofern nur die Gegenſtände nicht an ſich unangenehmer Natur ſind, oder überhaupt deſſen, was einen Geiſt anziehen und ein Herz bewegen kann, ermangeln. Die Umſtändlichkeit und Entfaltung des Epikers halten uns ſo an einzelnen Punkten feſt. Sollen ſie es aber auf die rechte Weiſe, ſo darf die Umſtändlichkeit keine todte ſein, ſie darf keinen blos maleriſchen Anſtrich haben, ſondern Alles muß als werdend, fortſchreitend vorgeſtellt werden. (S. die Art. Poeſie, Kunſt, Malerei.) So beſchreibt uns Homer den Schild des Achilles nicht, ſondern führt uns in die Werkſtatt des Künſtlers, und wir ſehen ihn im allmähligen Entſtehen. Ruhe ſelbſt wird Bewegung, das Todte ſpricht uns wie lebend an, und dadurch wird die Einbildungskraft unaufhörlich beſchäftigt, das Gemüth in ſanfter Bewegung erhalten, denn Leben regt das Leben an. Zu der epiſchen Entfaltung ſtehen dem Dichter mancherlei Mittel zu Gebot, ausmalende Beiwörter, Gleichniſſe, Reden, Epiſoden. Jean Paul hat hierüber treffende Worte in ſeiner Vorſchule der Aeſthetik geſagt. „Der Epiker, er fliege von Land in Land, zwiſchen Himmel und Erde und Hölle auf und ab: er muß wenigſtens den Flug und Weg abmalen. Dem Epos iſt langſame Breite erlaubt (vielmehr natürlich). Wie lange zürnt Achilles! Wie lange ſtirbt Chriſtus! Daher die Erlaubniß der ruhi-

gen Ausmalerei eines Achilles-Schildes, daher die Erlaubniß der Epiſode. Die gefoderte Menge der Mitſpieler hält, wie die Menge der Uhrräder, den Gang der Maſchine an; denn jede Nebenfigur will Raum zu ihrer Bewegung haben. In ſofern Romane epiſch ſind, haben ſie das Geſetz der Langſamkeit vor und für ſich. Der ſogenannte raſche Gang gebührt dem Theater, nicht dem Epos. Wie in jener Fabel ſiegt die Sonne über den Sturm und zieht den Mantel aus. Yoriks ganze Reiſe beſteht in drei Tagen; das ganze fünfte Buch des Don Quixote füllt ein Abend in einer Schenke. Nur dann ſchleicht die Handlung, wenn ſie ſich wiederholt; und ſie ſtockt nur dann, wenn eine fremde ſtatt ihrer geht; aber nicht dann, wenn die große in der Ferne in immer kleinere in der Nähe, gleichſam der Tag in Stunden, auseinander rückt." In dieſem letztern liegt die Anfoderung an Einheit, und mit Recht wird dieſe eben ſowohl an das Epos als an jedes andere Kunſtwerk gemacht. Nach A. W. Schlegel ſoll die Einheit des epiſchen Gedichts keine ſo ſcharf begrenzte ſein, als im Drama; allein darf der Dichter ſeinen Plan nach Willkür ins Unbeſtimmte hin ausdehnen? Maß und Ziel müſſen wohl auch hier ſein, wenn die Erzählung nicht unangenehm werden ſoll. Wenigſtens muß ſich alles in klare Umriſſe für die Einbildungskraft gefällig runden, wenn auch die dramatiſche Einheit, die immer Einen Hauptzweck vor Augen hat, dem alles nur als Mittel dient und untergeordnet iſt, im Epos nicht herrſchen ſollte. Wirklich iſt daher, wie auch Humboldt bemerkt, der Schluß des epiſchen Gedichts nicht nothwendig ein wirkliches Ende, über das hinaus ſich nun nichts mehr hinzufügen ließe; aber alle einzelnen Theile des Ganzen müſſen darin auf befriedigende Weiſe zuſammenkommen. Mit jener dramatiſchen Einheit fällt übrigens zugleich auch jene künſtlich verknüpfte Verwickelung, Entwickelung und Auflöſung weg, die dem Drama eignet; im Epos iſt daher keine immer ſteigende Spannung, ſondern Spannung und Befriedigung gleichmäßig über das Ganze verbreitet. Daher denn, daß ſich in dem Epos keine Empfindung ausſchließend oder auch nur mit auffallendem Uebergewicht unſerer Seele bemeiſtert, und daher wieder die ruhig betrachtende Stimmung, in die das Gedicht verſetzt. Mag das wilde Spiel des Kampfes entzweiter Intereſſen noch ſo ſchrecklich toben, und alle Kräfte ſtreitend in Bewegung ſetzen; der Erzähler, und mit ihm der Hörer oder Leſer, ſchwebt mit Gleichmuth über der bewegten Welt, ohne eigene Leidenſchaft. Ruhig, wie er alle Schickſale ſich entwickeln läßt, ſtellt er ohne vorgreifende Theilnahme an Einzelnen alle Charaktere und Perſonen dar, und läßt ſie handeln, denn er weiß, daß das Verhängniß in ſeiner Welt wohnt, dem jedes zum Ganzen dient, und das mancherlei Hebel und Werkzeuge braucht. So führt er uns in ruhiger Bewegung, aber im feſten geraden Gange, immer langſam und betrachtend ſeinem Ziele entgegen. Einfach und ruhig, wo er ſelbſt, iſt ſeine Darſtellung, ſchlicht und einfach ſein Ausdruck, so daß auch hier das Ganze nicht dem ſturmbewegten Meere, ſondern dieſe ſtillen Strome zu vergleichen iſt, der auf ſeiner ſpiegelnden Fläche Leiden und Freuden hinwegträgt, während aus ihm der unendliche Himmel wiederſchimmert. Von dieſer Art iſt das Epos, und das Homeriſche iſt wenigſtens dieſer Theorie nicht entgegen. Freilich gleichen ihm andere deſto weniger. In der neuern Theorie und Praxis der Epopöie hat man ihr vornehmlich das Heroiſche, das Wunderbare und den großen Umfang als weſentlich zugemeſſen. Ob es ihr weſentlich ſei, darüber ſ. mehr unter Heldengedicht, Maſchinen und Wunderbar; hier nur eine Bemerkung noch: Unglaube an das Himmliſche

hat uns die Epopöie, wie Herder ſagt, faſt geraubt; kann uns da eine willkürliche Mythologie, kann uns die kalte Allegorie der Henriade retten? Was ſollen wir aber dann thun? Wenn nicht alle Dichter wie Göthe in ſeinem echt Homeriſchen Epos Hermann und Dorothea verfahren, unſern Unglauben gefangen geben unter die Poeſie. In ihr ſoll alles nur möglich erſcheinen. Wird daher nur nächſt der pſychologiſchen jene Wahrſcheinlichkeit nicht verletzt, die auf dem innern Zuſammenhange der Begebenheit beruht, ſo kann man wohl auch jenes geſtatten. Indeß bleibt es gewiß, daß das Wunderbare des Epos nicht eben vornehmlich in Einmiſchung höherer Weſen beſtehe, und daß deren Erzwingung, wo kein Volksglaube ſie mehr beſtätigt, nichts als Mißverſtand iſt. (Vergl. Heldengedicht.) dd.

Erasmus (Deſiderius, wie er ſich ſelbſt nannte), geboren zu Rotterdam 1467, war der uneheliche Sohn eines jungen Holländers, Namens Peter Gerard Gheeraeds, aus Gouda, und der Tochter eines Arztes. Bis zu ſeinem neunten Jahre war er Chorknabe im Dome von Utrecht, dann trat er in die Schule von Deventer, wo er ſein Talent bereits auf eine ſo glänzende Weiſe zu entwickeln begann, daß ihm der gelehrte Sintheim vorausſagte, er werde einſt der gelehrteſte Mann ſeiner Zeit werden. Nach dem Tode ſeiner Aeltern, die er im vierzehnten Jahre verlor, zwangen ihn ſeine Vormünder, in den geiſtlichen Stand, und mit dem ſiebzehnten Jahre in das Kloſter Emaus bei Gouda zu treten. Der Biſchof von Cambray befreite ihn von dieſem Zwange (1490). Nachdem er 1492 die prieſterliche Weihe empfangen hatte, reiſete er nach Paris (1496), um ſich in der Theologie und in den Humanioren zu vervollkommnen. Er unterrichtete dort unter andern auch einige reiche Engländer, von welchen Einer ihm, ſo lange er lebte, eine Penſion zahlte. Mit ihnen ging er nach England (1497), wo ihn der König ſehr wohl aufnahm. Doch kehrte er bald nach Paris zurück. Er reiſete dann, um ſeine Kenntniſſe immer mehr zu bereichern, nach Italien. Hier wurde er in Bologna, wo er die theologiſche Doctorwürde annahm, wegen ſeines weißen Scapuliers für einen Arzt der Peſtkranken angeſehen, und mit Steinwürfen verfolgt, die ſein Leben in Gefahr ſetzten. Dieſer Vorfall war die Veranlaſſung, daß er bei dem Papſte um Diſpenſation von ſeinen Ordensgelübden anhielt, die er auch erhielt. Er beſuchte Venedig, Padua und Rom; aber ſo glänzende Ausſichten ſich ihm auch hier darboten, ſo folgte er doch lieber den Einladungen ſeiner Freunde nach England, wo ihm die Gunſt und das Anſehen, worin er bei Heinrich VIII. ſtand, noch größere Vortheile verſprachen. Als er den berühmten Großkanzler Thomas Morus beſuchte, ohne ſich ihm zu erkennen zu geben, ward dieſer dergeſtalt von ſeiner Unterhaltung entzückt, daß er ausrief. „Ihr ſeid Erasmus oder ein Dämon." Man bot ihm eine Pfarrei an, aber Erasmus war wenig geneigt, durch ein ſolches Amt ſich zu feſſeln. Zu Oxford verwaltete er kurze Zeit die Profeſſur der griechiſchen Sprache. Darauf ging er nach Baſel, wo er 1536 ſtarb. Erasmus gehörte unſtreitig zu den ausgezeichnetſten Gelehrten ſeiner Zeit. Er vereinigte mit ausgebreiteter und gründlicher Gelehrſamkeit eben ſo viel geläuterten Geſchmack und treffenden Witz. Ein angeborner Hang zur Unabhängigkeit und Ruhe ließ ihn eine gelehrte Muße und Einſamkeit dem glänzenden Gepränge der Großen vorziehen. Das leiſe Auftreten des feinen Weltmanns machte ihm viele der Beſſern ſeiner Zeit, z. B. Hutten, zu Feinden. Groß und dauernd ſind ſeine Verdienſte um die Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften. Wie-

wohl er, aus Abneigung gegen alle Fehden und Händel, an dem Reformationsgeſchäft nicht unmittelbar Theil nahm, ſo beſtritt er doch das Unweſen des Mönchthums und den Aberglauben, und förderte allenthalben die Sache der Wahrheit. Er wünſchte eine allgemeine Kirchenverſammlung, welche aus den gelehrteſten und aufgeklärteſten Männern beſtehen ſollte, ohne ſie jedoch zu erleben. So beſchränkte er ſich darauf, der Welt durch Schriften zu nützen, die noch immer wegen ihres gehaltvollen Inhalts und anmuthigen Styls geſchätzt und geleſen werden. (Die beſte Ausgabe ſeiner Werke iſt von le Clerc, Amſt. 1703, 10 Bde. Fol.; ſein Leben von Burigny, verbeſſert deutſch von Henke, Halle 1782, 2 Bde. 8.) Außer ſeinen Ausgaben verſchiedener Claſſiker führen wir nur ſein bekanntes Buch zum Lobe der Narrheit (Encomium moriae) und ſeine übrigen ſatyriſchen Schriften an.

Erato, eine Muſe, deren Namen ſie als Liebende oder Liebenswürdige ankündigt. Viel hat ſie mit Terpſichore gemein, dieſelben Attribute, daſſelbe Gewand, öfters auch eine Lyra. Sie waltet den Geſängen der Liebe ob, und rührt, wie Ovid in ſeiner Kunſt zu lieben berichtet, durch ihre zärtlichen Lieder auch der ſprödeſten Mädchen Herzen. dd.

Eratoſthenes, einer der berühmteſten Gelehrten aus den Zeiten der Ptolemäer, geb. zu Cyrene in Afrika, 275 v. Chr., Bibliothekar zu Alexandrien. Er machte ſich vorzüglich verdient um die mathematiſche Erdkunde, brachte die vorhandenen Beſtimmungen in ein Syſtem, und berichtigte und erweiterte zugleich die Wiſſenſchaft. Den meiſten Ruhm erwarb er ſich durch ſeine Unterſuchungen über die Größe der Erde; auch um die Sternkunde machte er ſich verdient, und beobachtete zuerſt die Schiefe der Ekliptik. Von ſeinen Schriften iſt blos eine vollſtändig übrig, Catasterismi, die von den Sternbildern handelt (Schaubach, mit Commentar, 1795). Von ſeinen geographiſchen Werken, die lange in vorzüglichem Anſehn ſtanden, hat die wenigen Ueberreſte Seidel geſammelt und herausgegeben, 1798.

Erbadel *). Ueber keinen Gegenſtand ſind in neuerer Zeit die Meinungen ſo verſchieden geweſen, als über den Adel, und indeß beide Parteien ihn aus Grundſätzen beſtritten und vertheidigt, haben beide offenbar nicht gewußt, wovon die Rede war. Die einzige verſtändige Weiſe, über den Adel zu reden, iſt die: daß man in hiſtoriſcher Weiſe zeigt, was er geweſen, und wie er entſtanden; dann, was er geworden. Denn der Adel iſt ſeiner Natur nach etwas Hiſtoriſches; er hat tauſend Jahre und länger in der Geſchichte der europäiſchen Völker beſtanden, und eine Anſtalt, die ſo durch die Geſchichte der Jahrhunderte geht, läßt ſich nur in hiſtoriſcher Weiſe zur Klarheit bringen. Von jeher hat die Geſellſchaft aus Familien beſtanden, denn nirgend lebt der Menſch einzeln, und überall hält er ſich zu ſeinem Weibe und zu den Kindern, die ſie ihm geboren. Die Familie iſt das erſte Element des Staates. Wachſen die Familien zu Stämmen an, vermehren ſie ſich und verzweigen ſie ſich zu mehreren Aeſten, ſo pflegen die Familien der Erſtgebornen, als der natürlichen Häupter des Stammes, Vorzüge vor den andern zu genießen. Sie werden die gebornen Richter und Anführer des Stammes. Vielfach iſt auch das oberſte Prieſterthum mit der Anführer- oder Königsſtelle verknüpft, wie wir dieſes in der Schrift bei Melchiſedek finden, der zu gleicher Zeit Prieſter und

*) Dieſer Art. Erbadel wird, auch nach dem Art. Adel im erſten Bande, noch mit Nutzen geleſen werden.

König, d. h. Häuptling eines Stammes war. Denn der Staat beruhet überall mit der Religion auf denſelben Grundfeſten. Aehnliches finden wir in der Geſchichte Roms. Die Könige hatten zugleich das oberſte Prieſterthum, und erſt als die Tarquinier verjagt wurden, und die Römer die Republik und die Freiheit auf die Trennung der Gewalten bauten, da trennten ſie das oberſte Prieſterthum von der erſten Magiſtratur des Staates. Als dieſer endlich ſo groß geworden war, daß er wieder einer Einheit bedurfte, die ihm nach harten Kämpfen unter den Cäſaren wurde, ſo verbanden ſie das oberſte Prieſterthum aufs Neue mit der oberſten Gewalt, und Auguſtus war Caesar und pontifex maximus. In Roms Geſchichte ſieht man, was der Adel iſt: etwas anders, als ein Gedankending ohne alle Wirklichkeit, wie Kant meinte. Kurz nach Erbauung der Stadt lebten in ihr zweierlei Familien, die der Patricier und die der Plebejer. Dieſer kleine Menſchenverein, der damals wahrſcheinlich keine tauſend Familien umfaßte, hatte ſich im Kriegsſtande gebildet, der überall der Naturzuſtand der Geſellſchaft iſt. Die Patricier waren die Sieger und die Stifter des Staates, die Plebejer die Beſiegten; jene waren der Adel, dieſe das Volk. Denn nach den Begriffen der altitaliſchen Völker verlor das Volk, welches im Kriegsſpiele unterlag, jedesmal an den Sieger Eigenthum und Leben, da beide in dieſem Spiele Alles an Alles ſetzten. Wenn nun der Sieger den Ueberwundenen das Leben ließ, und einen Theil ihres ehemaligen Eigenthums gegen einen Zins, den ſie jährlich ihm davon zu entrichten hatten, wiedergab, ſo geſchah dieſes nicht aus Großmuth, oder aus irgend einer menſchenfreundlichen Anwandlung, ſondern rein aus Klugheit und des Vortheils wegen, weil die Ländereien, wenn ſie keine Beſteller mehr hatten, auch völlig ohne Werth für den Beſieger waren. Nach dieſen Grundſätzen hat Rom bei allen ſeinen Eroberungen in Italien verfahren, und da es zugleich einen Theil der Ländereien für ſich nahm, ſo hatte es zuletzt den großen ager publicus erhalten, welcher dem Staate gehörte, und den er an ſeine Bürger verpachtete. (S. die Art. Agrariſche Geſetze und Gracchen.) Die Patricier in Rom waren die eigentlichen Bürger, welche volles Bürgerrecht hatten; die Plebeſer, die jenen unterworfen waren, auch Römer, allein bloße Paſſivbürger. Die Patricier waren im Beſitz der Geheimniſſe der Religion und der Regierung, ſie ſchloſſen rechtsgültige Ehen und lebten in Geſchlechtern. Die Plebejer waren entfernt von jenen Geheimniſſen; ſie konnten keine rechtsgültige Ehen ſtiften und keine Geſchlechter gründen; die Kinder waren den Eltern nicht bürgerlich verwandt. Hier ſehen wir an einem Beiſpiele, was der Adel iſt, und was adelige Familien ſind. Es ſind die, welche volles Bürgerrecht beſitzen, die eigentlichen Actionäre der Geſellſchaft, welche im Beſitze der Geheimniſſe des Staates und der Religion ſind. Indeß waren nach hundert oder zweihundert Jahren die Plebejer zahlreich und mächtig geworden; ſie waren, gleich den Patriciern, in denſelben heiligen Mauern der Stadt geboren, hatten für die Stadt gekämpft, hatten an den Eroberungen Theil gehabt, welche die Stadt gemacht. Sie verlangten nun auch Bürgerrechte. Die Patricier ſetzten ſich dagegen; es entſtand ein Kampf, und in dieſem erwarb Canulejus den Plebejern (Jahr der Stadt 310) das Recht, gleich den Patriciern bürgerliche Ehen zu ſchließen. Um den Aufruhr zu ſtillen, der zu den Zeiten des Servius ausgebrochen war, gab man ihnen die erſten eigenthümlichen Ländereien. In dem Beſitze von Grundeigenthum und von rechtsgültigen Ehen, bei denen die Kinder den Eltern auch bürgerlich

verwandt waren, wurden die Plebejer immer mächtiger, und 400 Jahre nach Erbauung der Stadt finden wir ſie in allen groſsen Aemtern des Staats. Denn nun entſtanden auch mächtige Familien unter den Plebejern, in denen ſich Reichthum und Ruhm vom Vater auf den Sohn vererbten. Dieſe bildeten eine neue Art Adel, den Plebejiſchen (Dienſtadel, der im Staatsdienſt erworben). Die Patricier aber bildeten den hohen Adel des Staats. Man ſieht an Roms Beiſpiele, daſs der Adel eine Staatsanſtalt iſt, und daſs es zu einer groſsen Verwirrung der Begriffe führen muſs, wenn man die beiden Worte: Adel und Edel, mit einander verwechſelt, wie dieſes ſo häufig von denen geſchieht, die ſich um das Hiſtoriſche des Gegenſtandes ſo wenig bekümmern. — Gehen wir vom römiſchen Adel zum deutſchen über. Zu Hermanns Zeiten war jeder deutſche Landbauer ein Edelmann, nämlich in dem Sinne, daſs er völlige Staatsbürgerrechte beſaſs, daſs er Actionär der Geſellſchaft war. Knechte hatten die Deutſchen zwar, wie Tacitus meldet, aber in geringer Anzahl, und ſie ſaſsen auf kleinem und unwehrigen Gute, das ſie gegen eine Abgabe bauten. Allein die Germanen waren ein Urvolk, bei denen kein doppelter Geſellſchaftsvertrag durch Eroberung entſtanden war. Alle Bauern beſuchten die Landtage, zu denen ſie eingeladen wurden, und zu denen ſie, wie Tacitus erzählt, langſam herbeizauderten, ſo wie ihnen ſolches genehm war. Da, wo Alle von demſelben Blute und demſelben Stamme ſind, und alſo kein doppelter geſellſchaftlicher Vertrag vorhanden iſt, da entwickelt ſich der Adel aus den Stammesälteſten, aus den Beſitzern der Oberhöfe und (wie bei den fränkiſchen Stämmen) aus Kriegsruhm, da dieſer immer zu gröſserem Beſitze führt. Dieſen Charakter behielt der deutſche Bauernadel bis auf Carl den Groſsen und deſſen nächſte Nachfolger. Er gründete ſich auf adeliges Schwert, adeligen Beſitz und adelige Abſtammung. Das Schwert war adelig, weil jeder Ackerbauer im Heerbanne diente, in dem kein Knecht erſcheinen durfte. Der Ackerhof war adelig, weil er ein ächtes Eigenthum des Wehren war, der darauf wohnte, und der keinen höhern Herrn über ſein Gut erkannte. Seine Abſtammung war adelig, weil ſeine Eltern frei geboren waren, und in einer rechtsgültigen Ehe gelebt hatten, die vor der Familie geſchloſſen worden. Dieſer allgemeine Adel des deutſchen Ackerbauers ging ſpäter an dem Beamten-Elemente unter, das Carl der Groſse in die Verfaſſung eingeführt, indem er den geſammten Reichsboden in Gaue theilte, und jedem Gau einen Reichsbedienten, unter dem Namen eines Grafen vorſetzte, der die geſammte Kriegeseinrichtung unter ſich hatte, den Heerbann ſeines Gaues jährlich dreimal muſterte, und, je nachdem der Kaiſer den dritten oder ſechſten Mann bei ſeinen Reichskriegen foderte, ihm dieſe zuführte. Zugleich war er in ſehr vielen Fällen Richter. Um die Grafen in ihren Amtsverrichtungen zu beobachten, hatte Carl ſogenannte Sendgrafen (Missi) angeordnet, welche die Beſchwerden der Unterthanen gegen ihre Grafen anhörten und erledigten. Wie das Inſtitut der Sendgrafen unter Carls ſchwachen Nachfolgern in Verfall gerieth, wie ſich nun aus den Grafen die Landeshoheit nach und nach entwickelte, und wie hierdurch das Reich einer neuen Form entgegenarbeitete, das kann bei dem Art. Landeshoheit nachgeleſen werden. Carl der Groſse war der erſte Germane, der den alten Thron der römiſchen Cäſaren beſtieg, und das Römerreich im Abendlande herſtellte. Die deutſchen Bauern waren nun Bürger des Reichs geworden, und aus Bürgern des Reichs wurden nach und nach Unterthanen des Reichs. Der Graf des Gaues ſchonte ſeine eigenen Güter,

30 *

und von dieſen bot er die Leute nicht zum Kriegesdienſte auf. Andere Bauern, die ſahen, daß die Bauern, welche den Grafen für ihren Herrn erkannten, es viel beſſer hätten, als ſie, hielten es der Klugheit für angemeſſen, den Grafen ebenfalls für ihren Herrn anzuerkennen, und ihm, als ſolchem, jährlich einen gewiſſen Zins von ihrem Gute zu geben. Sie verloren hierdurch das ächte Eigenthum am Gute, und hörten auf ſchöppenbare Leute zu ſein, weil ſie ihr Aechtwort verloren. Biſchöfe und Klöſter hatten durch ihren Einfluß ſich unabhängig vom Grafen gemacht, indem ſie einen Voigt (advocatus) erwählt, der ihre Leute anführte. Die Bauern, welche unter der Biſchofsmütze, oder unter dem Prälatenhute ſtanden, hatten es ebenfalls beſſer, als die anderen, da ſie ihre Hülfe in der Nähe hatten, und beide, der Biſchof wie das Kloſter, ſchon ihres eigenen Vortheils wegen nicht wollten, daß ihre Bauern gar zu ſehr geſchunden und geplagt würden. Andere Bauern, die dieſes ſahen, begaben ſich ebenfalls in den Schutz des Biſchofs oder des Kloſters, übertrugen ihnen ihre Höfe, erkannten ſie als ihre Herren und bezahlten ihnen Zins. Hiedurch verloren ſie ebenfalls das ächte Grundeigenthum, obgleich ſie nach wie vor auf den Höſen blieben. Allein ſie hielten es für beſſer, die gegenwärtige Ruhe mit dem Verluſte der Freiheit zu erkaufen, und den Plackereien des Grafen zu entgehen, indem ſie unter den Voigt des Kloſters kamen. Daß die Aufmahnung zum Heerbanne von Carl dem Großen in ein Aufgebot verwandelt wurde, die manitio in eine bannitio, und daß der Graf, als Reichsbedienter, aufbieten konnte und gar nicht zu mahnen brauchte, das führte den Untergang der freien Landeigenthümer herbei. Hiedurch kam es denn, daß der freien Hofbeſitzer, die noch ächtes Eigenthum beſaßen, immer weniger wurden, und daß der deutſche Ackerboden ſich überall in Lehn-, Pacht-, Zins- und Bauerngut verwandelte. Diejenigen Familien, die in dieſer Periode noch ächtes Eigenthum bewahrt hatten, zogen ſich von den Pacht-, Zins- und Lehnleuten zurück, und hießen freie und ſchöppenbare Leute (in Urkunden liberi und liberi scabini), ihre Güter: Freigüter und Freiebankgüter. Dieſe Familien wurden alſo dadurch aus den andern Bauernfamilien herausgehoben; nicht daß ſie geſtiegen, ſondern daß jene geſunken; nicht daß ſie beſſer, ſondern daß jene ſchlechter geworden. Dieſes waren die ingenui der Deutſchen des Mittelalters: achtbare und ſchöppenbare Leute, die ſich nun zuſammenhielten und untereinander heiratheten, weil in der ganzen Welt ſich das Gleiche zu dem Gleichen geſellt. Der hohe Adel unter ihnen waren die frühern Edelinge, welche auf den Haupthöfen gewohnt, und zu Hauptleuten und Richtern gewählt worden, welche Stellen, wenn ſie lange bei einem Hofe bleiben, leicht erblich werden. Dieſes iſt der altgermaniſche Bauernadel. Von dieſem unterſchied ſich der Lehnadel, der ſich auf folgende Weiſe in der Nation gebildet. Schon zu den Zeiten des Tacitus und früher, zogen aus Deutſchland Schwärme junger Krieger auf Eroberung aus. Dieſes waren die Gefolge (comitatus), die ſich um einen Herzog geſammelt, der einen Zug angekündigt hatte, welcher ihnen genehm war. Denn wenn ihr Stamm in thatenloſer Ruhe erſchlaffte, ſo zogen ſie zu einem andern, der eben im Kriege begriffen war, oder mit einem Herzoge, der einen Zug in die Fremde vorhatte. Anfangs waren dieß blos Beutekriege, ſpäter wurden es Eroberungskriege, als bei der zunehmenden Schwäche des römiſchen Reichs immer mehr Zuſammenhang und Folge in dieſe Züge kam. Dieſe kleinen Kriegsſtaaten ließen einen Theil der Ländereien dem Volke, das ſie beſiegt, einen Theil nahmen ſie

für ſich, und gaben dieſe an einzelne Glieder deſſelben zu Lehn, mit der Verpflichtung: daß, wenn der Herzog wieder in Krieg zöge, der Lehnmann von ſeinem Lehnhofe ihm gewappnet zuzöge. (S. d. Art. Lehnweſen.) Dieſe Lehne waren alſo Land-Actien des Kriegsſtaates, und die Lehnträger waren, in Beziehung auf die unterworfene Nation, die zwiſchen ihnen wohnte, (wie z. B. in Gallien die Gallier zwiſchen den Franken,) die Edelleute. Dieſer Lehnadel wurde aber nicht ſo hoch gehalten, als der Bauernadel der Heimath. Denn der Lehnträger hatte an ſeinem Lehne kein ächtes Eigenthum, wie ſein Vater in der Heimath es an ſeinem Bauernhofe hatte. Jener erkannte einen Herrn über ſich, dieſer aber nicht, und war ſo frei, als der Kaiſer. Als ſpäter die Lehneinrichtung auch in Deutſchland eingeführt wurde, als die alte Kriegseinrichtung des Heerbannes verdrängt war, und die meiſten Freien und Edeln Güter zu Lehn empfangen hatten, ſo hielt ſich der alte und unabhängige Bauernadel doch immer noch höher, als den Lehnadel. Wenigſtens war dieß noch im 12. Jahrh. der Fall, wie aus nachfolgender Anekdote erhellet. Als Kaiſer Friedrich der Rothbart einſt mit ſeinem Gefolge durch ein Städtchen des Biſthums Coſtanz ritt, und alle Einwohner ihm entgegeneilten, blieb ein Freiherr von Krenchingen vor der Hausthür ſitzen und lüpfte nur den Hut. Der Kaiſer fragte: „Wer ſeid ihr, daß ihr meine Majeſtät verachtet, und nicht aufſteht, wie Dienſtmannen zu thun ſchuldig ſind." Der Ritter antwortete: „Mein Name iſt Krenchingen. Mein Geſchlecht iſt alt; an Gütern, Leib und Sachen bin ich ſo frei, daß ich weder vom Kaiſer, noch von einem andern Herrn etwas zu Lehn trage. Jener iſt, als frei erwähltes Oberhaupt des deutſchen Volkes, Herr meines Willens, ſo lange er kaiſerliches Regiment übt; für meiner Güter Herrn aber erkenne ich ihn nicht." Dieſer Antwort wurde Friedrich froh und ſprach: „Ihr habt die rechten Gedanken von der Freiheit und von den Pflichten eines freien Mannes. Auf daß ihr aber dem Reiche größeren Dienſt leiſten möget, ſo empfahet, wenn ihr wollt, ein Lehn und das Recht, für euch und eure Nachkommen Münzen mit des Kaiſers Bildniß zu ſchlagen. Denn ich halte euren adeligen Sinn in Ehren." Der Lehnadel war alſo die zweite Art von Adel, der ſich in der Nation bildete. Außer dieſem entſtand noch eine dritte Art von Adel, welches der Dienſtadel, oder der Adel der Dienſtmannſchaft war. Aus dieſem hat ſich die nachherige Ritterſchaft gebildet. Die Fürſten, Grafen und Biſchöfe hielten ſich ein Gefolge von Dienſtleuten, welche ſie auf Reiſen begleiteten, was damals nicht anders als gewappnet geſchehen konnte, und die für Löhnung (beneficia) dienten. Da dieſe Gefolge immer an den Höfen beiſammen waren, und viele müßige Zeit hatten, ſo führten ſie unter ſich die Ritterſpiele ein, und übten ſich beſtändig in den Waffen. Hiedurch gelangten ſie denn bald zu demjenigen Anſehen, welches jetzt im Heere die Garde hat. Sie hatten in ihrer Verfaſſung drei Stufen, indem nämlich einer zuerſt gewiſſe Jahre als simplex oder Waffenjunge dienen mußte; dann wieder gewiſſe Jahre als famulus oder Knappe (von 14 bis 21), bis er endlich durch den Ritterſchlag zum Ritter gemacht wurde. (S. d. Art. Ritterweſen.) Dieſe Abtheilung in Stufen war uralt. Schon zu den Zeiten des Tacitus fand ſie ſich in den Gefolgen, wie man aus den Worten ſieht: Quin etiam Comitatus gradus habet. Das Ganze bildete ſich nach dem in dieſer Periode herrſchenden Innungs- und Zunftweſen. Der Ritter- oder Miniſterial-Adel unterſchied ſich dadurch vom Lehnadel, daß er immer am Hofe war und zu-

ſammen, wohingegen der Lehnmann nur dann in curia domini erſchien, wenn ſein Lehnherr ihn bei einem Kriege einfoderte. In Urkunden heißen die Lehnadeligen die Edelmannen; die Ritteradeligen aber die Dienſtmannen. Es war natürlich, daß dieſe drei verſchiedene Arten von Adel, welche neben einander beſtanden, ſich vielfach mit einander verbanden, und daß der urſprüngliche Bauernadel zugleich Lehnadel wurde und auch Dienſtadel. Die Ritterſpiele, welche die verſchiedenen Ritterſchaften unter ſich einführten, und wozu ſie die benachbarten Ritterſchaften mit einluden, ſcheinen die Urſache geweſen zu ſein, daß der Bauernadel und der Lehnadel nach und nach ganz in die verſchiedenen adeligen Knappſchaften der Dienſtleute traten, um ſo als Meiſter mit an dieſen Vergnügungen der adeligen Gilden Theil nehmen zu können. Dieſe Gilden hielten darauf, daß Niemand Meiſter wurde, der nicht ſeine gehörige Zeit als Geſelle geſtanden, und dasjenige, was zu einem vollkommenen Ritter gehörte, als Gefechte zu Fuß und zu Pferde, mit Lanze und Schwert, Gezeltangriffe, Ring- und Stechrennen u. ſ. w., zunftmäßig gelernt hatte. Ebenfalls nahmen ſie keinen zum Geſellen auf, der nicht ſeine gehörige Zeit als Lehrburſche oder Famulus geſtanden. Bald nahmen ſie auch, nach Art und Weiſe der Gilden, Niemanden als Lehrburſche auf, der nicht Meiſterskind war, und der nicht mit 4 Wappen beweiſen konnte, daß ſeine Eltern und Großeltern ſchon Meiſtersſöhne und Meiſterstöchter geweſen, und zu irgend einer adeligen Dienſtmannſchaft gehört hatten, bei der dieſe Wappen aufgeſchworen waren. (S. d. Art. Ahnenprobe *). Die älteſte bekannte Ahnenprobe iſt die von 1119 vom Turniere in Göttingen. Wer nun das Unglück hatte, daß er von Eltern geboren war, die keine Dienſtmanns-Kinder geweſen, der konnte in keine adelige Dienſtmannſchaft mehr aufgenommen werden, ſobald dieſe ſich einmal abgeſchloſſen, und feſtgeſtellt hatten, daß ſie, wie jede andere Zunft, blos Meiſterskinder zu Lehrlingen aufnehmen wollten, und er konnte zu keinem Feſte und zu keinem Turniere gelangen, welche dieſe Zunft gab, wenn er auch übrigens noch ſo frei geboren, noch ſo begütert, und von noch ſo gutem Bauernadel war. Dadurch, daß dieſe Dienſtmannſchaften ſich ſo ſtrenge abſchloſſen, wurde der Werth, zu einer ſolchen Zunft zu gehören, um ſo größer. Der Ritterſchlag, wodurch die Aufnahme in die Zunft geſchah, wurde vom Landesherrn gegeben, der an der Spitze der Ritterſchaft ſeines Landes ſtand, und ſelber zu ihr gehörte. Nous sommes tous gentilshommes, ſagte der ritterliche König Heinrich IV. von Frankreich. Doch konnte auch ein anderer Ritter jenen Schlag geben, wie dieſes von Bayard, dem Ritter ſonder Furcht und Tadel, geſchehen, der nach der Schlacht von Marignan den König Franz I. zum Ritter ſchlug. (S. d. Art. Bayard.) Der Kaiſer, der erſte Edelmann des Reichs, bediente ſich des Rechts, verdiente Männer zu Rittern zu ſchlagen, vielfach, und ohne ſich an die drei Stufen zu kehren, auch ohne zu fragen: ob ihre Eltern und Großeltern Meiſtersſöhne und Meiſterstöchter geweſen, und ſchon zu irgend einer Dienſtmannſchaft gehört. Darüber, daß er ſie zum Ritter geſchlagen und ihnen ein Wappen verliehen, das ſie überall führen konnten, auf Rüſtungen, Pettſchaften, Grabſteinen u. ſ. w., wurde ihnen ein Brief ausgefertigt, in welchem der Kaiſer ſagte: daß er ſie der adeligen Schaar ſeiner Getreuen beigeſelle, und allen Fürſten, Grafen, Herolden, Wappenkundigen u. ſ. w.

*) Dieſer Art. Ahnenprobe, welcher mit dieſem Aufſatze gewiſſermaßen ein Ganzes macht, folgt am Schluſſe deſſelben als Anhang.

befahl, ſie und ihre Nachkommen dafür anzuerkennen, und zwar bei Strafe von 50 Mark löthigen Goldes. Dieſes ſind die Adelsbriefe, die im 15. Jahrh. zuerſt aufgekommen, und die eigentlich Ritterbriefe heißen müßten, indem ſie die Meiſterbriefe ſind, wodurch bewieſen wird, das Jemand zu der Ritter Innung gehört. Denn es kann einer ſehr adelig ſein, und doch nicht zur Ritter-Innung gehören. Auch können ſeine Voreltern dazu gehört haben, allein wenn dieſe ſich ſeit 4 Generationen bei keiner Innung mehr haben aufſchwören laſſen, ſo kann er jetzt nicht mehr aufgenommen werden. Die Ritter, die zu den geſchloſſenen Dienſtmannſchaften gehörten, hielten ſich von den Rittern, welche der Kaiſer gemacht, entfernt, und ließen ſich in ihre Zunftgerechtſame nicht hereinreden. Mit dem Ende des 15. Jahrh. änderte ſich die Kriegseinrichtung, das Pulver wurde eingeführt, und die Dienſtmannſchaften und Ritterſpiele hörten nach und nach auf. Das letzte Turnier war das Pariſer von 1559. (S. d. Art. Turniere.) Bei den Ahnenproben aber, welche bei Domſtiften und Landtagen eingeführt wurden, kamen die Reichsritter nicht in Betracht, da hierbei nur die Ritterſchaft des Landes zu entſcheiden hatte, und dieſe ſich an keine fremde Ritter kehrte. — Man ſieht an dieſer Darſtellung der Geſchichte des Adels in Deutſchland, und der verſchiedenen Arten des Adels, daß der Gegenſtand ſich nur geſchichtlich behandeln läßt, und daß alles Vernünfteln aus Grundſätzen ſich in völlig leere Rednerei verlieren muß. Wie es gekommen, daß die Nachkömmlinge der ehemaligen Dienſtmannſchaft gegen das Jahr 1600 den Beſchluß gefaßt, blos ſolche Landſaſſen auf offenen Landtagen zuzulaſſen, die mit 8 Schildern Ahnenprobe leiſten konnten, dieſes iſt im Art. Landſtände erzählt worden. Die Verwirrung der Begriffe, welche im 18. Jahrh. über den Adel geherrſcht und bis ins 19. herüber gedauert hat, mochte wohl ihren Hauptgrund darin haben, daß man die vier verſchiedenen Arten deſſelben: 1) den Bauernadel, 2) den Lehnadel, 3) den Ritter- oder Dienſtmannsadel, und 4) den Briefadel (den Ritterſchlag des Kaiſers), mit einander verwechſelte, woraus nothwendigerweiſe ſehr verwirrte Anſichten entſtehen mußten, wie ſolcher z. B. in Kotzebue's Schrift über den Adel (die 1792 erſchien) eine Menge zu finden. Hiezu kam noch, daß man Adel und Edel mit einander verwechſelte, und von dem einen Worte Dinge behauptete, die nur vom andern gelten.

B — g.

Anhang zu vorſtehendem Artikel Erbadel: Ahnenprobe.

Ahnenprobe. Die erſten Ahnenproben in Deutſchland haben ſich wahrſcheinlich auf den Beweis von einer freien Abkunft beſchränkt, da mit freier Geburt eben ſo große Vorzüge verknüpft waren, als mit unfreier große Nachtheile. Denn die Unfreien konnten keine Ehen ſchließen, keine rechtmäßige Weiber haben, keine Hausfrauen; ſie hinterließen keine Witwen, ſondern nur Relicten, und ihre Kinder waren ihnen bürgerlich nicht verwandt, und erbten daher auch von ihnen nicht. Ja, ſelbſt wenn ſie ihre Freiheit erkauft hatten, oder ſonſt freigelaſſen worden waren, ſo genoſſen ihre Nachkommen erſt in der dritten Generation alle Rechte der Freien. Alle Handwerker, Zünfte, Innungeu nahmen daher nur Freigeborne unter ſich auf, theils wegen der Ehre, theils weil mit Menſchen, die ſo wenig Rechte beſaßen, wie die Hörigen, nichts zu machen war *). Bei der Aufnahme in

*) Ein Kaufmann in Riga, der als ein armer ruſſiſcher Bauer hingekommen, durch Fleiß und

richtung des Weltgebäudes beigebracht hat, ſo hat die Lehre von den Epicykeln nur noch hiſtoriſche Wichtigkeit. — Epicykloïde, iſt in der Geometrie diejenige krumme Linie, welche ein in der Ebene eines Kreiſes befindlicher Punkt beſchreibt, indem dieſer Kreis auf dem Umfange eines andern in derſelben Ebene mit ihm liegenden Kreiſes, ſich um ſeinen Mittelpunkt dergeſtalt bewegt, daß die Bogen, die auf beiden Kreiſen zwiſchen zuſammengehörigen Berührungspunkten liegen, gleich groß ſind.

Epidaurus, eine der angeſehenſten Städte des alten Griechenlands, in Argolis, im Peloponneſus. Vorzüglich berühmt iſt ſie durch den prachtvollen Tempel des Aesculap, der nicht fern von ihr auf einer Anhöhe ſtand. Nur reinen Seelen ſteht der Zutritt offen, lautete die Inſchrift über dem Eingange. Eine Menge Kranker beſuchte dieſen Ort, und erwartete von der Wunderkraft des wohlthätigen Gottes ihre Geneſung.

Epidemie oder epidemiſche Krankheit (von ἐπι und δῆμος, unter dem Volke) bedeutet irgend einen Krankheitszuſtand, welcher in einem Orte, oder in einem ganzen Striche Landes eine Zeit lang herrſchend iſt (Landſeuche), von äußern, vorübergehenden Einflüſſen herrührt, und endlich wieder verſchwindet. Eine Epidemie entſteht allezeit von vorübergehenden äußern Einflüſſen, welche auf das ganze Volk wirken, und in dem Körper der Menſchen allmählig ſolche Veränderungen hervorbringen, wodurch endlich die beſtimmte Krankheit entſteht. (Vergl. d. Art. Einflüſſe auf den menſchlichen Körper.) So ſcheinen manche Epidemien von einem eigenen, durch beſtimmte Winde herbeigeführten Stoffe in der Luft zu entſtehen, wie z. B. die in der Richtung von Oſt nach Weſt wandernde ſogenannte Influenza, u. a. m. Mangel an Nahrungsmitteln, ſchlechte Beſchaffenheit derſelben, ſchädliche Beimiſchungen u. ſ. w. können auch Epidemien erzeugen. Schlechte Getreide- und Obſtjahre nöthigen die Menſchen, zu andern Nahrungsmitteln, zu Surrogaten, z. B. zu Baumrinden ſtatt des Kornes, wie in Schweden, Norwegen u. ſ. w., ihre Zuflucht zu nehmen, wodurch Krankheiten erzeugt werden; dem Mutterkorn unter dem Rocken ſchreibt man die Entſtehung der Kriebelkrankheit zu; ſchlechte Gerſte, viele Beimiſchung des Döberichs oder Tollkorns (Lolium temulentum) macht das daraus bereitete Bier für die Geſundheit ſchädlich, und erregt bei allen, die es genießen, krankhafte Zufälle. In Anſehung des Gemüthszuſtandes können traurige Begebenheiten, z. B. Krieg, Belagerungen, Erdbeben u. ſ. w. durch die das Nervenſyſtem angreifenden Wirkungen die Entſtehung der epidemiſchen Krankheiten ſehr begünſtigen, oder dieſelben wenigſtens bösartiger machen. Was den Verlauf einer Epidemie betrifft, ſo fängt ſie zuweilen mit einzelnen Kranken an, zuweilen aber befällt ſie auch plötzlich viele Menſchen auf einmal, was gewöhnlich dann geſchieht, wenn eine Art von Witterung oder Wind plötzlich in die entgegengeſetzte übergeht. Wenn, z. B., nach lange herrſchendem Weſt- oder Südweſtwind mit warmer Witterung plötzlich Nordoſtwind eintrit, ſo hört man ſogleich die Menſchen über Huſten, Schnupfen, Rheumatismen u. dgl. klagen. Im Anfange iſt eine Epidemie gemeiniglich gelinde, allein je länger ſie dauert, je mehr ſie ſich ausbreitet, deſto gefährlicher wird ſie; gegen das Ende wird ſie meiſtens wieder gutartiger. Ihre Beendigung ereignet ſich oft ſo allmälig, als ſie anfing, doch zuweilen auch plötzlich. Manche Menſchen werden gar nicht von der herrſchenden Epidemie befallen, ſie mag noch ſo lange dauern. Wahrſcheinlich liegt die Urſache davon in ihrer Körperbeſchaffenheit, die den herr-

ſchenden Einflüſſen entgegengeſetzt iſt, und ſie fähig macht, denſelben länger als Andere zu widerſtehen. So findet man auch oft, daß Menſchen mit chroniſchen Krankheiten, Hypochondriſten u. a. m. von der epidemiſchen Krankheit befreit bleiben. Nicht ſelten verwechſelt man die Begriffe von Epidemie und anſteckender oder contagiöſer Krankheit. Erſtere iſt urſprünglich nicht anſteckend, ihre Entſtehung und Verbreitung hängt, wie ſchon berührt worden, von allgemeinen Einflüſſen ab, und in der Regel erzeugt ſie keinen anſteckenden, durch Berührung mit einem andern Körper die nämliche Krankheit in demſelben erregenden Stoff. Nur unter beſondern Umſtänden, vorzüglich wenn die Krankheit ſehr bösartig wird, und viele Kranke dieſer Art in einem engen Raume beiſammen liegen, kann ein anſteckender Stoff in ihnen erzeugt werden, welcher einen Dunſtkreis um den Kranken bildet, und in ſolchen Perſonen, welche dieſem nahe kommen, dieſelbe Krankheit zu erregen im Stande iſt. Doch können auch hier viele Täuſchungen vorfallen, und bei Ununterrichteteten trit meiſtens die Furcht vor der Anſteckung zu früh und ohne Grund ein. So wird z. B. oft einer Anſteckung zugeſchrieben, was blos Folge einer widrigen Erſchütterung des Nervenſyſtems beim Anblick eines Kranken, vielleicht unter ekelhaften Umgebungen, iſt, wodurch die Krankheit, zu welcher der Körper ſchon geneigt iſt, deſto ſchneller zum Vorſchein kommt. H.

Epidermis, die Oberhaut, d. i. die oberſte unempfindliche dünne Haut des Körpers. S. d. Art. Haut.

Epigeneſie, auch die Epigeneſe, ein griechiſches Wort, für welches im Deutſchen kein genügenderer Ausdruck, als Geſtaltung, Formation, gefunden zu ſein ſcheint, bezeichnet eine Entſtehungsweiſe organiſcher Körper, wobei ſich die im Manne und Weibe liegenden, keine künftige Geſtaltung verrathenden Bedingungen zur Befruchtung, nach ihrem Zuſammentreffen und ihrer innigen Vermiſchung im Weibe, zu einem der Gattung ähnlichen Körper und Weſen, in einer gewiſſen Zeit allmählig ausbilden. Sie iſt der Zeugungsannahme ohne Begattung (generatio aequivoca), ſo wie der Annahme gewiſſer vorgebildeter, im Weibe oder Manne liegender, zu ihrer fernern Ausbildung aber einer Erſchütterung bedürfender Keime (evolutio) entgegengeſetzt; welche beide Theorien noch ihre Anhänger haben, wiewohl ſie Blumenbach durch ſeine Schrift über den Bildungstrieb und das Zeugungsgeſchäft, worin er die Epigeneſie erwies, widerlegt hat. Erſterer, ſagt er, iſt allen organiſchen Weſen gemein, aber ſeine jedesmalige Eigenthümlichkeit hängt von der Beſchaffenheit des Stoffes ab, den er auszubilden hat, woraus denn erklärbar wird, daß jede Gattung ſich ſelbſt, und nur ſich, fortpflanzt, daß das Weizenkorn nur Weizen, der Zeugungsſtoff des Schafes nur Schafe, der Zeugungsſtoff des Menſchen nur Menſchen hervorbringen kann. (S. Bildungstrieb.) Aber dieſer Trieb kann in der Vollendung der gefoderten Geſtalt geſtört werden. Die Urſachen dazu ſind ſehr mannichfach. Rühren ſie von den Individuen her, die den Zeugungsſtoff hergaben, ſo entſtehen daraus erbliche Fehler, Krankheiten; Störungen der Ausbildung vor der Geburt bringen angeborne Uebel, Mißgeburten hervor; treten nach der Geburt, in den verſchiedenen Entwickelungsperioden, Störungen ein, ſo werden daraus erworbene Uebel, Krankheiten. S.

Epiglottis, der Kehldeckel, oder knorplichte Deckel über der Luftröhre.

Epigonen, ſ. Theben.

Epigramm. Dieſes griechiſche Wort bedeutet eigentlich Aufſchrift,

Ueberſchrift; ſeiner erſten Beſtimmung nach, poetiſche Aufſchrift an Tempeln, Grabmälern, Kunſtwerken u. ſ. w., entweder zur Erklärung oder zur Stimmung. Dieſer Zweck erfodert beſeelte Kürze, wo das Gedicht wirkliche Aufſchrift iſt; da aber, wo es zugleich den Gegenſtand der Aufſchrift mit umfaßt, der alſo nicht ſelbſt vorhanden iſt, ſondern bloß hinzugedacht werden muß, eine poetiſche Idee, in beſeelter, anſchaulicher Kürze dargeſtellt. Uebrigens kann die Darſtellung auf verſchiedene Art geſchehen: für den Verſtand didaktiſch, ſatyriſch, komiſch; für das Gefühl lyriſch, elegiſch. Gewöhnlich ſetzt man das witzige Epigramm (Sinngedicht, beſſer Witzgedicht, die Aeltern nannten es Beigedicht) dem empfindſamen entgegen, womit indeß die ganze Sphäre deſſelben nicht umfaßt wird. Noch weit mehr irren jedoch jene, welche gar nur die eine dieſer Arten berückſichtigen; ein Fehler, von welchem ſelbſt Leſſing nicht frei iſt. Er hat in ſeiner Theorie des Epigramms das Witzigſatyriſche im Auge, und in ſofern freilich Recht, daß ein intereſſanter Einfall dazu gehöre, der die Erwartung ſpanne, und dann auf eine überraſchende Art befriedige. Herder aber hat gezeigt, daß dieſe witzige Richtung dem Epigramm nicht weſentlich iſt; nur das Komiſche, das Satyriſche kann der ſogenannten Pointe nicht entbehren. Wahrſcheinlich weil Witz der überwiegende Theil in den neueuropäiſchen Epigrammen war, wie ſchon bei den Römern, dahingegen bei den Griechen der größere Theil zu den empfindſamen gehört, war das komiſche oder witzige Epigramm der Neuern vorzugsweiſe Epigramm, bis Herder in Deutſchland durch Bearbeitung der griechiſchen Anthologie jenes Vorurtheil verdrängte. Was aber den Griechen ihr empfindſames Epigramm, das war den Italienern, Spaniern, Portugieſen und Franzoſen das Madrigal. In den epigrammatiſchen Anthologien von Haug, Weißer und Schütz findet der Deutſche eine reiche Ernte. Herders zerſtreute Blätter und Jacobs Tempe geben einen ſchönen Kranz griechiſcher Blumen dieſer Art. dd.

Epigraphe, die Ueberſchrift oder Aufſchrift, z. B. an einem Gebäude, vor einem Buche (Motto). **Epigraphik**, die Kenntniß der Inſchriften oder Inſchriftskunde, eine hiſtoriſche Hülfswiſſenſchaft. **Epigraphiſche** Seite heißt die Seite einer Münze, auf welcher ſich das Bild und die Schrift befinden; monepigraphiſch, wenn ſie nur Schrift, anepigraphiſch, wenn ſie nur Bilder hat.

Epilepſie, (Fallſucht, böſes Weſen, Staupe, Jammer, Unglück, Schwerenoth), eine langwierige, von verſchiedenen oft ſehr verwickelten und nicht zu hebenden Urſachen abhängende, daher ſo oft unheilbare periodiſche, in einzelnen Anfällen ſich zeigende, Nervenkrankheit. Ihr geht meiſtentheils als Anzeige ein ſogenanntes Windanwehen (aura epileptica), das aus einem oder dem andern Fuße oder der Hand nach Bruſt und Kopf hinläuft, voraus; doch ſind die Vorboten oft ganz unmerklich. Darauf erfolgt ein plötzliches Hinfallen, gewöhnlich mit einem Schrei, die Daumen ſind eingeſchlagen, andere Theile bewegen ſich aber mehr oder weniger, es trit völlige Bewußtloſigkeit und Unempfindlichkeit ein, das Athemholen iſt häufig, unterbrochen, ängſtlich, ächzend, ſtöhnend, der Mund ſchäumt, das Geſicht verzieht ſich, die Zähne knirſchen, die Augen verdrehen ſich, die Harn- und andere Ausleerungen erfolgen unwillkürlich, die Augen ſtehen mit erweiterter unbeweglicher Pupille offen, und ſind gegen das Licht unempfindlich, welcher Umſtand die Verſtellung entdeckt. In 10 bis 20 Minuten iſt der Anfall gewöhnlich vorüber; wie von einem tiefen Schlafe erwacht der Kranke, ohne von dem Geſchehenen etwas zu wiſſen; auch empfindet er

weiter nichts Unangenehmes, als Müdigkeit und etwa Schmerzen in den Gliedern. Zuweilen treten die Anfälle in einer Stunde 9 bis 10 und mehrere Mal ein, bei andern kommen ſie nur alle Monate, im Wechſel des Mondes, halbjährig und in längern Zeiträumen wieder. Aus den Zufällen, deſſen Hauptcharakter Bewußtloſigkeit und heftige, unregelmäßige, dem Willen entzogene Muskelbewegung iſt, läßt ſich ſchließen, daß die Krankheit, ihrer nächſten Urſache nach, in dem Gehirn ihren Sitz habe, und in einer abnormen und heftigen Reizung deſſelben, bis in das Rückenmark herab ſich erſtreckend, beſtehe. Doch kann eine veranlaſſende Urſache oft in dem Ganglienſyſtem des Unterleibes ihren Sitz haben. Erkältung, Aerger, Schreck ſcheinen die gewöhnlichen Urſachen zu ſein, wodurch dieſes Uebel geweckt wird.

Epilog, Nachrede oder Schlußrede, um den Leſern oder Hörern am Ende eines Werks noch einige Bemerkungen mitzutheilen. Der Epilog ſteht dem Prolog (Vorwort) gewiſſermaßen entgegen, und kommt, wie dieſer, hauptſächlich bei Schauſpielen vor So haben mehrere Shakſpeariſche Stücke außer Prologen auch Epiloge, worin der Dichter ſeine Zuſchauer theils um Nachſicht für die Mängel des Stücks und der Darſtellung bittet, theils ihnen den richtigen Geſichtspunkt andeutet, woraus ſie ſein Werk betrachten ſollen. Der Epilog iſt mithin zuweilen eine Art von Nothbehelf, in ſofern er von einem Kunſtwerke etwas ſagt, was daſſelbe nicht durch ſich ſelbſt ausſpricht. In einem etwas veränderten Sinne nennt man Epilog die (größtentheils verſificirte) Rede, worin eine Schauſpielergeſellſchaft bei ihrem Abgange von einem Orte von dem Publikum Abſchied nimt.

Epimenides, ein berühmter Philoſoph und Dichter des Alterthums, im 6. Jahrh. vor Chr. Geb. und aus Creta gebürtig. Von Einigen wird er zu den ſogenannten ſieben Weiſen Griechenlands gerechnet, und dagegen Periander von dieſer Zahl ausgeſchloſſen. Die Sage ſchildert ihn als einen Vertrauten der Götter und untrüglichen Seher in die Zukunft. Als die Athener von Feinden und anſteckenden Krankheiten heimgeſucht wurden, und das Orakel ihnen erklärte, die Stadt habe ſich durch Entheiligung der Tempel, in welchen die Anhänger des Cylon ermordet worden, den Zorn der Götter zugezogen, und müſſe wieder entſündigt werden, riefen ſie den durch ſeine Weisheit und Frömmigkeit berühmten Epimenides von Creta zu ſich, um durch ihn mit den Göttern wieder verſöhnt zu werden. Er entſprach ihrem Wunſche, und traf außerdem noch verſchiedene nützliche Veränderungen und Einrichtungen. Bei ſeinem Fortgange ſchlug er alle Geſchenke aus, und verlangte zum Lohne nichts, als einen Zweig von dem der Minerva geweihten Oelbaum. Merkwürdig, aber leicht zu deuten, iſt die Sage, daß er als Jüngling in einer Höhle von einem Schlaf überfallen worden, der nach Einigen 40, nach Andern noch mehr Jahre gedauert habe. Bei ſeinem Wiedererwachen habe er zu ſeinem Erſtaunen alles in ſeiner Vaterſtadt verändert gefunden. Dieſe Sage liegt Göthe's Dichtung: des Epimenides Erwachen, zur Jahresfeier der Schlacht bei Leipzig, zum Grunde.

Epinay, (Louiſe, Frau von). Dieſe durch Rouſſeau's Liebe und Anklagen zuerſt bekannt gewordene geiſtreiche Frau, war die Tochter eines Herrn Tardieu Desclavelles, der im Dienſte Ludwigs XV. ſein Leben in Flandern verlor, und ſeine Familie in ſehr mittelmäßigen Umſtänden hinterließ. Dies und die Gewogenheit, welche Desclavelles am Hofe genoß, machte, daß man einige Sorge für die Tochter trug, und ſie mit dem älteſten Sohne des Herrn Delalive de Bellegarde, dem

man eine Generalpächter=Stelle gab, verband. Die Verſchwendung des jungen Mannes verkümmerte jedoch bald ſeiner Gattin das Glück, welches ihr durch dieſe Verbindung hatte geſichert werden ſollen. Während der Tage des Glanzes und der Jugend war es aber noch, daß ſie die Bekanntſchaft des Philoſophen von Genf machte, der, leicht beweglich in ſeinen Gefühlen, wie er ſtets war, nicht ermangelte, der minder ſchönen, als anmuthigen und geiſtreichen Frau, ſeine ganze Zuneigung mit einer Glut zu widmen, deren Tiefe und Stärke er ſelbſt in ſeinen berühmten Confessions ſchildert. Auch Mad. d'Epinay war nicht unempfindlich für die Huldigungen ihres „Bären", wie ſie ihn wegen mancher ſeiner Angewohnheiten und Eigenheiten zu nennen pflegte, und ſie that in jener Zeit ſo viel ihr möglich war, um ihm eine ſeinen Wünſchen entſprechende Exiſtenz zu verſchaffen. In ihrem Park von la Chevrette, im Thale Montmorency, räumte ſie ihm ein Häuschen (die ſo berühmt gewordene Einſiedelei) ein, und hier war es, wo der Verfaſſer der neuen Heloiſe in ſeiner romanesken Liebe zu Mad. d'Epinay ſo lange glückliche Tage verlebte, bis er auf den, von ihm ſelbſt bei ſeiner Freundin eingeführten bekannten Baron Grimm glaubte eiferſüchtig werden zu müſſen, und nun, in Folge dieſes, von ihm keineswegs verhehlten Gefühls, zwiſchen ihm und Mad. d'Epinay erſt Kälte, dann ein Widerwille eintrat, der ſich nur zu ſchroff in den Bekenntniſſen des Philoſophen ausſpricht. Eine Vertheidigung des ſpätern Benehmens der Frau von Epinay gegen Rouſſeau findet ſich in Grimms „Correspondence", woſelbſt auch Nachricht über einige von ihr geſchriebene Werke gegeben wird, deren berühmteſtes „les Conversations d'Emilie" iſt, in welchem die Verfaſſerin in einem etwas kalten, aber wohlgeregelten Styl, die Lehren der Moral für Kinder ſo geiſtreich als anziehend entwickelt, und für welches ſie 1783 von der Akademie den durch Monthion (damals Kanzler beim Grafen Artois) für nützliche Schriften dieſer Art ausgeſetzten Preis erhielt, während Mad. Genlis, die ſich gleichfalls durch ein Buch „Adele und Theodor" darum bewarb, zurückſtehen mußte. Außerdem hat man von ihr noch „Lettres à mon fils und Mes moments heureux". Ein Auszug ihrer höchſt anziehenden Memoiren und ihres Briefwechſels, ihre Verhältniſſe zu Duclos, Rouſſeau, Grimm, Holbach, Lambert u. A. betreffend, erſchien in Paris in 3 Bänden (1818). Sie geben das treueſte Bild der eben ſo verfeinerten, als in den Geſchlechtsverhältniſſen höchſt verderbten Sitten unter den höheren Ständen Frankreichs während der Regierung Ludwigs XV. Mad. d'Epinay ſtarb 1783, bald darauf nachdem ihr erſtgenanntes Buch von der Akademie ſo rühmlich anerkannt wurde.

Epiphania, die Erſcheinung; daher wird das ſogenannte Feſt der Erſcheinung Chriſti, das auf den 6. Januar fällt, das Epiphaniasfeſt, und die nachfolgenden Sonntage Epiphaniasſonntage, oder Sonntage nach Epiphanias genannt. Die Griechen benannten mit dieſem Namen den Tag der Geburt Chriſti.

Epirus, eine Landſchaft, an Griechenland gränzend, oft auch mit dazu gerechnet. Das Orakel zu Dodona, das älteſte in Griechenland, befand ſich hier. Auch die Mythologie erhielt vielleicht aus dieſem Lande die Höllenflüſſe Acheron und Cocyt. Das Land iſt ſehr gebirgig, aber nach der Seeküſte zu angenehm und fruchtbar. In den älteſten Zeiten waren die Chaonier daſelbſt die mächtigſte Völkerſchaft. Der berühmteſte König von Epirus war Pyrrhus, der um 278 v. Chr. die Römer bekriegte. Von der Bedrückung der macedoniſchen Könige, durch die Römer, nach Philipps II. Beſiegung, befreit, wurden die Epiroten

nach und nach ſo mächtig, daß ſie dem Antiochus und Perſeus gegen die Römer beiſtanden, aber eben dadurch ihren Untergang beförderten. Paulus Aemilius beſiegte ſie, und gab die Städte der Plünderung ſeiner Soldaten Preis, ſo daß 70 derſelben zerſtört und 150,000 Menſchen als Sclaven verkauft wurden. Nun hatte Epirus gleiche Schickſale mit dem römiſchen Reiche, bis es von den Türken unter Amurat II. 1432 erobert wurde. Zwar warf Caſtriot, genannt Scanderbeg, der letzte Sprößling vom königlichen Stamme in Epirus, und am ottomaniſchen Hofe erzogen, 1447 das türkiſche Joch ab; allein nach ſeinem Tode ward ſein Land unter Mohamed II. 1466 wieder erobert. Arnauten bewohnen es größtentheils.

Epiſche Dichtungsart oder epiſche Poeſie wird die erzählende Dichtungsart (ſ. Poeſie) genannt, welche das poetiſche Ereigniß als etwas Vergangenes der Einbildungskraft ruhig darſtellt. Sie hat verſchiedene Unterarten, die nach Umfang und Bedeutung verſchieden ſind. Die höchſte iſt die, welche man gegenwärtig vorzugsweiſe das Epos oder Epopöie nennt: ein erzählendes Gedicht, deſſen Inhalt ein poetiſches Ereigniß iſt, welches ſich auf Welt, Menſchheit, das Leben der Nationen oder eines Volks bezieht, am friſcheſten und herrlichſten, wenn ſein Stoff die Sage iſt, die mit der Urgeſchichte des Volks und ſeinem Urſprung zuſammenhängt. Von geringerem Umfange und beſchränkterer Bedeutung iſt dasjenige epiſche Gedicht, deſſen Inhalt ſich mehr auf das Leben einzelner Menſchen bezieht, wodurch auch der Ton des Ganzen beſchränkter und lyriſcher wird. Man könnte dieſes beſſer, als das erſtere, Heldengedicht nennen. Hieher gehören die meiſten romantiſchen Epopöien, und ſelbſt Homers Odyſſee im Verhältniß zur Iliade; auch die meiſten neuern Epopöien, welche einen religiöſen oder mythiſchen und hiſtoriſchen Stoff behandelt haben, beſonders die letzteren, welche ſich mehr an die Gedichte anſchließen. Ferner gehören zu der epiſchen Poeſie der Roman, aus den romantiſchen Epopöien entſprungen, u. die poetiſchen Erzählungen, Novellen, Balladen (ſ. die beſondern Artikel), welche Begebenheiten, Schickſale, Situationen, ja zuletzt nur einzelne Momente aus dem Leben des Individuums ernſt oder ſcherzend ſchildern, und durch ihren Ton mehr oder weniger in die lyriſche Poeſie (ſ. d. Art. Lyrik) übergehen. Die allgemeinen Eigenſchaften der epiſchen Poeſie laſſen ſich aus der obigen Beſtimmung ableiten. Was aber als Charakter des epiſchen Gedichts gewöhnlich angeführt wird, kommt den einzelnen epiſchen Gedichten nur in dem Maße zu, als ſich dieſelben durch Umfang und Inhalt dem weitumfaſſenden Epos (ſ. d.) oder dem ſogenannten Heldengedichte nähern. Im Ganzen müſſen wir bemerken, daß die größten Verwirrungen und Willkürlichkeiten der äſthetiſchen Theorien darauf beruhen, daß man die Gattung (epiſches Gedicht, epiſche Poeſie) und ihre Eigenthümlichkeiten mit der Art, beſonders dem Epos im höchſten Sinne, und hier wieder die verſchiedenen Arten deſſelben, z. B. das antike und romantiſche, immer zu verwechſeln pflegt, ſonſt würde man z. B. nicht Göthe's Hermann und Dorothea ein Epos nennen können. T.

Epiſcenium, das Vordertheil der Bühne.

Epiſcopalſyſtem in der catholiſchen Kirche, ſ. Catholicismus.

Epiſode (Epeiſodion) kommt bei Ariſtoteles in einer zwiefachen Bedeutung vor, die man wohl von einander zu unterſcheiden hat. Einmal bezeichnet es alle diejenigen Theile eines Drama, welche zwiſchen ganzen Chorgeſängen befindlich ſind, dann aber auch eine Nebenhandlung,

die der Dichter der Haupthandlung angeknüpft hat, und die nicht weſentlich zu ihr gehört. Die neuern Kunſtrichter haben die techniſche Bedeutung dieſes Worts auf die letztere allein eingeſchränkt. Bei wahrhaft guten Dichtern ſind die Epiſoden kein bloßes Flick- oder Füllwerk, nicht unnöthige, nur erweiternde Anhängſel, ſondern geben Aufſchluß über die Sache ſelbſt, zeigen wichtige Folgen der Handlung oder entwickeln verborgene Urſachen. Von dieſer Art iſt z. B. die Erzählung von der Eroberung Troja's in Virgils Aeneis. Dieſe war eine Urſache, warum der Held des Gedichts ſein Vaterland verlaſſen und auf dem Meer umher irren mußte; der Dichter aber fängt nicht damit an, weil er die Handlung, um ſie anſchaulicher und lebhafter zu machen, in einen kürzern Zeitraum zuſammendrängen will; ſondern ſchiebt ſie im Laufe ſeiner Erzählung ein, aber ſo geſchickt, daß wir ſie eben in dieſer Stelle ſelbſt erwarten, und daß ſie hier nicht bloß über das Vergangene Aufſchluß giebt, ſondern auch das Zukünftige, Dido's Liebe, vorbereitet. Auf dieſe Weiſe wird die Epiſode ein weſentlicher Theil des Ganzen, wie ſie es ſein muß, wenn die Auffoderung der Einheit an ein Gedicht keine leere Grille iſt. Mit dem Mährchen im Oberon hat es gleiche Bewandtniß; es ſcheint zufällig, erklärt uns aber den Grund von Oberons wunderbarer Theilnahme an Hüons Schickſal. In der epiſchen Dichtungsart hat begreiflich die Epiſode bei weitem größern Spielraum (ſ. Epos) und häufigere Anwendung als in der dramatiſchen, wo ſich alles auf eine gegenwärtige Handlung zuſammendrängt. Man hat dieſen Ausdruck auch auf die Malerei übertragen, und nennt ſo eine Nebenpartie, beſonders des hiſtoriſchen Gemäldes; im gemeinen Leben ſogar jede Abſchweifung von dem Hauptgegenſtande im Denken und Sprechen. — Epiſodiſch daher, abſchweifend. dd.

Epiſtel. Hierunter verſteht man gewöhnlich 1. den poetiſchen Brief, welcher keiner beſondern Dichtungsart zugezählt werden kann, indem er bald erzählend (epiſch), bald lyriſch, und gewöhnlich didaktiſch iſt. Der Ton, in welchem er geſchrieben wird, läßt ſich im Allgemeinen nicht angeben, weil er ſich jederzeit nach dem Inhalt und nach dem Verhältniß des Schreibenden zum Empfänger richtet. So grenzen Ovids Briefe aus dem Pontus durchgehends an die Elegie; die Horaziſchen Briefe an die Satyre; mehrere von Göckingk, Jacobi, Gleim ſind lyriſche Ergüſſe einer ſcherzhaften Laune. Die Epiſtel muß durch und durch eine Beziehung auf die Perſon haben, welche ſchreibt, und auf die, an welche geſchrieben wird. Durch die Richtung an Einen gewinnt ein ſolches Gedicht an Wahrheit, Individualität und Lebhaftigkeit. Dieſer Eine aber, wenn er auch eine wirkliche Perſon iſt, muß von dem Dichter zu einem poetiſchen Weſen umgeformt ſein, d. h. er muß entweder Stellvertreter der Menſchheit ſelbſt, oder doch einer poetiſchen Seite derſelben ſein können. Der Dichter wendet ſich, wie Pörſchke ſagt, an einen einzelnen Menſchen, um zum ganzen Menſchengeſchlechte zu reden. Ein Brief des gemeinen Lebens geht nur auf die Verhältniſſe zwiſchen dem Schreibenden und dem Leſer des Briefs, und hat nur Privatgültigkeit; vieles mag in einem ſolchen Briefe für alle übrigen Menſchen unverſtändlich ſein, denn für dieſe iſt er nicht geſchrieben. Anders bei der poetiſchen Epiſtel. Wenn Clodius aber meint, es ſei eine Art Scherz darin, in vertrauten Situationen des Lebens den poetiſchen Ton anzunehmen, und deßhalb auch das Scherzhafte für herrſchenden äſthetiſchen Charakter der Epiſtel erklärt: ſo iſt ſeine Anſicht nur einſeitig, und beſchränkt die ganze Gattung. Was die Art der Darſtellung betrifft, ſo verſteht ſich von ſelbſt, daß ein Brief keine Ab-

handlung iſt: der Gegenſtand ſoll alſo nicht erſchöpft, aber von einer anziehenden Seite herausgehoben und beleuchtet werden; der Gang kann freier, der Zuſammenhang loſer ſein, deßhalb aber iſt an eine völlige Planloſigkeit nicht zu denken. Auch die Heroide gehört zur poetiſchen Epiſtel (ſ. Poeſie). 2. werden Epiſteln vorzugsweiſe die in dem N. T. enthaltenen Briefe der Apoſtel und die Abſchnitte aus denſelben genannt, über welche an den Sonn- und Feiertagen, beſonders Nachmittags, gepredigt zu werden pflegt. dd.

Epistolae obscurorum virorum. (Briefe unbekannter Männer), ein ſatyriſches Werk des 16. Jahrh., enthält Briefe, angeblich von damals bekannten Geiſtlichen und Profeſſoren in den Rheingegenden, in barbariſchem oder Küchenlatein geſchrieben, worin nebſt verſchiedenen theologiſchen Streitigkeiten auch die Ausſchweifungen der Geiſtlichen damaliger Zeit ſcharf gerügt werden. Der berühmte Ulrich von Hutten hat, nebſt verſchiedenen andern Gelehrten, daran gearbeitet. 1517 wurden dieſe Briefe durch eine päpſtliche Bulle unter die Zahl der verbotenen Bücher gerechnet.

Epitaphium, griechiſch, Grabſchrift.

Epithalamium, Hochzeitgeſang, Hochzeitgedicht im höhern Styl.

Epoche heißt jeder Zeitpunkt, von welchem man eine Zeitrechnung anfängt. Man nahm gewöhnlich irgend eine merkwürdige Begebenheit zum Standpunkte, von wo an man nachher die Jahre rechnete, z. B. die Geburt Chriſti, die Erbauung der Stadt Rom u. ſ. f. Daher die Epoche machende Begebenheit ſelbſt. Figürlich heißt dann auch Epoche jeder wichtige Zeitpunkt. Häufig bedeutet es auch ſo viel als Periode, Zeitraum. (Vergl. Chronologie und Periode.)

Epizootien, ſ. Seuchen.

Epode hieß bei dem Chorgeſang der Alten die letzte Abtheilung, welche geſungen wurde, wenn der Chor nach Strophe und Antiſtrophe auf ſeinen eigentlichen Platz zurückgekommen war (ſ. Chor), alſo gleichſam Nachgeſang, Finale. Dieſer Epodos hatte ſein eigenes Sylbenmaß und eine willkürliche Anzahl von Verſen. Außerdem verſteht man aber unter Epoden eine Art ſatyriſcher Oden; nach Hephäſtions Bemerkung nämlich jene, wo gewöhnlich ein längerer Jambus mit einem kürzern abwechſelt. Das fünfte Buch der Oden des Horaz haben wir unter dieſem Titel. Nicht alle Oden dieſes Buchs aber ſind ſatyriſch, und Scaliger findet daher in dieſer Benennung nichts als einen Anhang von Oden; ſie wurden nach des Dichters Tode ſeinen übrigen Werken beigefügt.

Epopee, oder vielmehr Epopöie, ſ. Epiſche Dichtungsart, Epos und Heldengedicht.

Epopten, eigentlich Anſchauer, d. i. Eingeweihte, die Allem, was bei den großen Myſterien oder Religionsgeheimniſſen der alten Griechen vorging, beiwohnen durften.

Epos iſt die Benennung einer Claſſe von Gedichten aus der erzählenden Gattung, oder vielmehr erzählendes Gedicht ſelbſt. Nicht leicht ſind irgend einer Gattung willkürlichere und zufälligere Regeln aufgebürdet worden, als der epiſchen, zumal wenn man es unter dem prächtiger klingenden Titel Epopöie als gleichbedeutend mit Heldengedicht gab. Iſt es daher irgendwo nöthig, die gewöhnlichen Meinungen der Theoriſten und ihre Regeln ganz zu vergeſſen, ſo iſt es hier. „Faſt bei keiner Dichtungsart,“ ſagt Wilh. von Humboldt, „iſt man ſo ſehr um eine genügende Erklärung verlegen, als bei der epiſchen,“ und er

beſtimmte die Epopöie als eine ſolche dichteriſche Darſtellung einer Handlung durch Erzählung, welche unſer Gemüth in den Zuſtand der lebendigſten und allgemeinſten ſinnlichen Betrachtung verſetzt. „Man braucht nur," ſagt er, „dieſen Zuſtand genau zu entwickeln, um zugleich zu allen jenen weſentlichen Eigenſchaften der Epopöie: der reinen Objectivität, der lebendigen Sinnlichkeit, der vollkommenen Totalität, und der Abweſenheit aller ſolcher Parteilichkeit, welche die Freiheit der Anſicht verhinderte, von ſelbſt zu gelangen. Die Hauptmerkmale in dieſer Definition ſind der Begriff der Handlung und der Erzählung. Vorzüglich iſt der letztere wichtig, von welchem auch die ganze Gattung ihren Namen hat. Streng genommen hätte man aus dieſem ihr ganzes Weſen ableiten können." Verſuchen wir, das hiemit Angedeutete etwas weiter auszuführen. Hierzu bemerken wir nur zuvörderſt, daß es nicht eigentlich eine Handlung iſt, welche das Epos darſtellt (denn dieſe gehört dem Drama an), ſondern Begebenheiten. Begebenheiten ſind aber etwas Vergangenes, und das Vergangene läßt ſich blos erzählen. Was nur erzählt wird, iſt eben damit ſchon in eine mildernde Ferne gerückt, wirkt nicht ſo eindringend mächtig auf die Empfindung, als das Gegenwärtige im Drama, läßt der Betrachtung eben dadurch mehr Spielraum, geſtattet mehr Ruhe. Somit ergiebt ſich als Charakter des Epos: ruhige Darſtellung des Fortſchreitenden (denn Erzählung kennt nichts Stehendes, blos Schilderndes, Beſchreibendes, ſondern iſt ihrer Natur nach im immerwährenden, aber ſtetigen, Fortſchreiten begriffen). Demnach erſcheint der Dichter in ſeiner ganzen Darſtellung in beſonnener Faſſung, ruhiger Haltung, und dieſer ſein Seelenzuſtand ſpiegelt ſich in dem Gedichte wieder, welches nie, wie das Drama, erſchüttert, ſondern das Gemüth ruhiger anſpricht. Damit aber die Einwirkung nicht der gehörigen Kraft ermangele, wird die lebendigſte Anſchaulichkeit erfodert, welche nicht anders als mittelſt durchgängiger Umſtändlichkeit und ſchöner Entfaltung erreichbar iſt. Der Gang des Epos iſt keine Reiſe, wo man ein vorgeſetztes Ziel mit unruhiger Ungeduld zu erreichen bemüht iſt, ſondern gleicht mehr einer zur Luſt am ſchönen Tage auf dem ruhigen See unternommenen Fahrt, wo man ſich in behaglicher Gemüthlichkeit den Gegenſtänden hingiebt, und gern bei jedem verweilt, ohne ungeduldiges Weiterſtreben, wofern nur die Gegenſtände nicht an ſich unangenehmer Natur ſind, oder überhaupt deſſen, was einen Geiſt anziehen und ein Herz bewegen kann, ermangeln. Die Umſtändlichkeit und Entfaltung des Epikers halten uns ſo an einzelnen Punkten feſt. Sollen ſie es aber auf die rechte Weiſe, ſo darf die Umſtändlichkeit keine todte ſein, ſie darf keinen blos maleriſchen Anſtrich haben, ſondern Alles muß als werdend, fortſchreitend vorgeſtellt werden. (S. die Art. Poeſie, Kunſt, Malerei.) So beſchreibt uns Homer den Schild des Achilles nicht, ſondern führt uns in die Werkſtatt des Künſtlers, und wir ſehen ihn im allmähligen Entſtehen. Ruhe ſelbſt wird Bewegung, das Todte ſpricht uns wie lebend an, und dadurch wird die Einbildungskraft unaufhörlich beſchäftigt, das Gemüth in ſanfter Bewegung erhalten, denn Leben regt das Leben an. Zu der epiſchen Entfaltung ſtehen dem Dichter mancherlei Mittel zu Gebot, ausmalende Beiwörter, Gleichniſſe, Reden, Epiſoden. Jean Paul hat hierüber treffende Worte in ſeiner Vorſchule der Aeſthetik geſagt. „Der Epiker, er fliege von Land in Land, zwiſchen Himmel und Erde und Hölle auf und ab: er muß wenigſtens den Flug und Weg abmalen. Dem Epos iſt langſame Breite erlaubt (vielmehr natürlich). Wie lange zürnt Achilles! Wie lange ſtirbt Chriſtus! Daher die Erlaubniß der ruhi-

gen Ausmalerei eines Achilles-Schildes, daher die Erlaubniß der Epiſode. Die gefoderte Menge der Mitſpieler hält, wie die Menge der Uhrräder, den Gang der Maſchine an; denn jede Nebenfigur will Raum zu ihrer Bewegung haben. In ſofern Romane epiſch ſind, haben ſie das Geſetz der Langſamkeit vor und für ſich. Der ſogenannte raſche Gang gebührt dem Theater, nicht dem Epos. Wie in jener Fabel ſiegt die Sonne über den Sturm und zieht den Mantel aus. Yoriks ganze Reiſe beſteht in drei Tägen; das ganze fünfte Buch des Don Quixote füllt ein Abend in einer Schenke. Nur dann ſchleicht die Handlung, wenn ſie ſich wiederholt; und ſie ſtockt nur dann, wenn eine fremde ſtatt ihrer geht; aber nicht dann, wenn die große in der Ferne in immer kleinere in der Nähe, gleichſam der Tag in Stunden, auseinander rückt." In dieſem letztern liegt die Anfoderung an Einheit, und mit Recht wird dieſe eben ſowohl an das Epos als an jedes andere Kunſtwerk gemacht. Nach A. W. Schlegel ſoll die Einheit des epiſchen Gedichts keine ſo ſcharf begrenzte ſein, als im Drama; allein darf der Dichter ſeinen Plan nach Willkür ins Unbeſtimmte hin ausdehnen? Maß und Ziel müſſen wohl auch hier ſein, wenn die Erzählung nicht unangenehm werden ſoll. Wenigſtens muß ſich alles in klare Umriſſe für die Einbildungskraft gefällig runden, wenn auch die dramatiſche Einheit, die immer Einen Hauptzweck vor Augen hat, dem alles nur als Mittel dient und untergeordnet iſt, im Epos nicht herrſchen ſollte. Wirklich iſt daher, wie auch Humboldt bemerkt, der Schluß des epiſchen Gedichts nicht nothwendig ein wirkliches Ende, über das hinaus ſich nun nichts mehr hinzufügen ließe; aber alle einzelnen Theile des Ganzen müſſen darin auf befriedigende Weiſe zuſammenkommen. Mit jener dramatiſchen Einheit fällt übrigens zugleich auch jene künſtlich verknüpfte Verwickelung, Entwickelung und Auflöſung weg, die dem Drama eignet; im Epos iſt daher keine immer ſteigende Spannung, ſondern Spannung und Befriedigung gleichmäßig über das Ganze verbreitet. Daher denn, daß ſich in dem Epos keine Empfindung ausſchließend oder auch nur mit auffallendem Uebergewicht unſerer Seele bemeiſtert, und daher wieder die ruhig betrachtende Stimmung, in die das Gedicht verſetzt. Mag das wilde Spiel des Kampfes entzweiter Intereſſen noch ſo ſchrecklich toben, und alle Kräfte ſtreitend in Bewegung ſetzen; der Erzähler, und mit ihm der Hörer oder Leſer, ſchwebt mit Gleichmuth über der bewegten Welt, ohne eigene Leidenſchaft. Ruhig, wie er alle Schickſale ſich entwickeln läßt, ſtellt er ohne vorgreifende Theilnahme an Einzelnen alle Charaktere und Perſonen dar, und läßt ſie handeln, denn er weiß, daß das Verhängniß in ſeiner Welt wohnt, dem jedes zum Ganzen dient, und das mancherlei Hebel und Werkzeuge braucht. So führt er uns in ruhiger Bewegung, aber im feſten geraden Gange, immer langſam und betrachtend ſeinem Ziele entgegen. Einfach und ruhig, wo er ſelbſt, iſt ſeine Darſtellung, ſchlicht und einfach ſein Ausdruck, m daß auch hier das Ganze nicht dem ſturmbewegten Meere, ſondern dieſe ſtillen Strome zu vergleichen iſt, der auf ſeiner ſpiegelnden Fläche Leiden und Freuden hinwegträgt, während aus ihm der unendliche Himmel wiederſchimmert. Von dieſer Art iſt das Epos, und das Homeriſche iſt wenigſtens dieſer Theorie nicht entgegen. Freilich gleichen ihm andere deſto weniger. In der neuern Theorie und Praxis der Epopöie hat man ihr vornehmlich das Heroiſche, das Wunderbare und den großen Umfang als weſentlich zugemeſſen. Ob es ihr weſentlich ſei, darüber ſ. mehr unter Heldengedicht, Maſchinen und Wunderbar; hier nur eine Bemerkung noch: Unglaube an das Himmliſche

dieſes Einbrennen gab der Malerei nur uneigentlich den Namen der Enkauſtik. Ueber die zweite Art, die eingebrannte Malerei auf Elfenbein, haben lange die irrigſten Vorſtellungen exiſtirt. Die richtigſte Meinung ſcheint die des Profeſſor Grund in Florenz, der ſich ſelbſt mit enkauſtiſcher Malerei vielfach beſchäftigt hat. Als nämlich die Kunſt der Umriſſe anfing von Bedeutung zu werden, d. i. als man es auf Tafeln von hartem Wachſe zu einiger Vollkommenheit gebracht hatte, wollte man dieſe Arbeit im Kleinen auf Elfenbein machen, welches damals im höchſten Werthe ſtand. Tafeln von Elfenbein wurden alſo mit ſchwarzem oder rothen Wachſe überzogen, und die Zeichnungen mit dem Griffel darein gegraben, wobei man die Abſicht hatte, die reine und glatte Weiße des Elfenbeins für die Linienzüge zu benutzen, damit dieſelben ſich ſchöner ausſprechen möchten. Es war alſo nichts mehr und nichts weniger, als dieſelbe enkauſtiſche Arbeit, ſtatt auf Holz oder Mauer im Großen, auf Elfenbein im Kleinen. Die dritte Art iſt Auftragung der Wachsfarben mit einem Pinſel. Ueber das Wie iſt auch hier Verſchiedenheit der Meinungen, indem nach Einigen die Auflöſung des Wachſes durch Feuer, nach Andern durch Waſſer geſchah. Alles wohl erwogen, ſcheint die richtigſte Vorſtellung die, daß das Wachs naß aufgelöſet, die Farben damit vermiſcht, mit dem Pinſel aufgetragen, und dann das Gemälde mittelſt behutſamer Annäherung des Feuers vollendet wurde, wodurch dieſe Art der Malerei erſt zur eingebrannten oder Enkauſtik wurde. Hiezu bediente man ſich eines heißen Eiſens, wahrſcheinlich in Geſtalt einer Platte mit einer hölzernen Handhabe. Als die Malerei durch die Erfindung des Pinſels bedeutende Fortſchritte gemacht hatte, entſtand auch noch eine neue Methode der Enkauſtik, die man der Malerei mit dem Pinſel mehr anzunähern ſuchte. Vorher war die eingebrannte Wachsmalerei Zeichnung auf gefärbtem Grunde geweſen, jetzt wurde ſie Malerei mit eingebrannten Wachsfarben. Hatte der Künſtler den Wachsgrund aufgetragen und den Umriß mit dem Griffel darin gemacht, ſo ging er an die Farbengebung. Von Wachs mit Erdfarbe durchdrungen ſchneidet er mit dem heißen Griffel ſo viel ab, als nöthig iſt, einen beſtimmten Raum zu bedecken, und dehnt es auf dem Grunde aus, ſetzt eine zweite, dritte Farbe u. ſ. w. neben die erſte, ſo daß er Localfarbe, Halbfarbe und Schattenfarbe neben einander aufſetzt, und dieſe nachher vertreibt, indem er die angränzenden Farben mit dem heißen Griffel in einander ſchmelzt. Nachdem die ganze Kunſt der Wachsmalerei ſeit dem 5. Jahrh. verloren geweſen, wurde das Andenken derſelben durch den Grafen Caylus (1752) in Frankreich zuerſt wieder in Anregung gebracht. Es fehlte ihr bald nicht an Freunden, und dieſe rühmten, daß Wachsgemälde dauerhafter und reinerer Farben, ſo wie eines friſcheren Colorits fähig ſeien, als Oelgemälde. Auch Bien und Bertſcher haben neulich Verſuche der Art gemacht. Was ſich hierüber ſagen läßt, iſt in Göthe's Winkelmann und ſein Jahrhundert von dem wackern Meyer S. 563 fg. geſagt. Ob unter den mancherlei erfundenen Methoden der neuern Wachsmalerei eine ſei, welche die altgriechiſche wiedergebe, mag wohl bezweifelt werden. Uebrigens giebt es Wachsgemälde, die völlig das Anſehen eines Oelgemäldes und auch die Laſur eines ſolchen haben.

Enkratiten, Enthaltſame, ſ. Gnoſtiker.

Enkriniten, Seelilien, Lilienſteine, Verſteinerungen von untergegangenen Thiergeſchlechtern.

Enneper= (auch Emper=) Straße (die ſogenannte) erſtreckt

ſich in einer Länge von zwei Meilen, von Hagen bis Gevelsberg, in der preußiſchen Provinz Weſtphalen, und ehemaligen Grafſchaft Mark, und hat ihren Namen von dem Fluſſe Ennepe (Empe) erhalten. In ſeiner ganzen Länge iſt dieſer Fluß ſo mit Waſſerwerken beſetzt, daß neue Werke anzulegen nicht mehr möglich iſt. Es befinden ſich zur Bearbeitung des Eiſens hier alle Arten von Hämmern, als Roh-, Stahl- und Stabhämmer, Raffinir- und Reckhämmer, Senſenhämmer, Breithämmer und eine große Anzahl von Schleif- und Polirmühlen. Die Stahlfabrication im Allgemeinen wird in der Grafſchaft Mark auf beinahe eine Million Thaler angeſchlagen, wovon der mehrſte auf der enneper Straße verfertigt wird. Ein anderes Hauptfabricat ſind die weißen Senſen- und Strohmeſſer, wovon jährlich an 30,000 Dutzend, zum Werth von 200,000 Thalern verarbeitet werden. Außerdem werden Feilen, Sägen, Spaten, Pfannen, Meſſer, Amboſſe, Caffeemühlen in unſäglicher Menge fabricirt und in alle Theile der Welt verführt.

Ennius (Quintus), einer der berühmteſten römiſchen Dichter der früheren Zeit, ein Nachahmer der Griechen. Er war zu Rudiä in Calabrien, 239 vor Chr. geboren. Cato Cenſorius lernte ihn in Sardinien kennen, ward ſein Schüler und brachte ihn, da er als Quäſtor aus Afrika zurückkehrte, mit nach Rom, wo er bald die Freundſchaft der angeſehenſten Männer (Scipio Naſica u. A.) gewann und vornehme junge Leute in der griechiſchen Sprache unterrichtete. Mit einer ausgebreiteten Kenntniß der griechiſchen Sprache und Literatur verband er eine genaue Bekanntſchaft mit der osciſchen und lateiniſchen Sprache, wodurch ſein großer Einfluß auf die Bildung der letztern möglich gemacht wurde. Die Rauhigkeit und Härte ſeines Styls, welche man der Zeit, in welcher er lebte, zurechnen muß, werden mehr als ausgeglichen durch die Kraft ſeines Ausdrucks und das Feuer ſeiner Sprache. Quintilian rühmt ihn mit vieler Wärme, und Virgil zeigt, wie ſehr er ihn ſchätzte, durch die Aufnahme ganzer Verſe aus ſeinen Gedichten in die eigenen Werke. Er verſuchte ſich faſt in allen Gattungen der Poeſie, bald weniger, bald mehr nach dem Griechiſchen. So ſchrieb er ſein episches Gedicht Scipio; römiſche Annalen von der älteſten bis auf ſeine Zeit in Hexametern; 18 Bücher Tragödien und Comödien, von welchen noch einige Bruchſtücke übrig ſind; Satyren und Epigramme; Ueberſetzungen. Seine Verdienſte um die lateiniſche Sprache und Proſodie erwarben ihm das römiſche Bürgerrecht und bewirkten, daß ihn die Römer als den Vater ihrer Poeſie betrachteten (Horaz, Ars poët. 55 etc.). Seine Bruchſtücke hat geſammelt Heſſelius (Amſt. 1707. 4.) und Nachrichten über ſein Leben beigefügt.

Enſemble, das Ganze, ohne Rückſicht auf ſeine einzelnen Theile. Wenn man bei Beurtheilung eines Gegenſtandes der ſchönen Künſte auf die Wirkung hinſieht, die alle Theile zugleich auf uns machen, ohne auf das Einzelne Rückſicht zu nehmen, ſo ſagt man: das Enſemble iſt dabei ſo oder ſo beobachtet; bei einem Gemälde: wenn man auf die Empfindungen hinſieht, die die Vereinigung aller Gegenſtände bewirkt, es ſei nun in Hinſicht auf den Geiſt deſſelben, oder in Abſicht der Harmonie der Farben, der Haltung, des Hellen oder Dunkeln ꝛc.; bei einem Tonſtück: wenn man während des Vortrages deſſelben ſogleich Alles auf den Charakter des ganzen Stücks abzielen und dazu beitragen ſieht ꝛc.; bei einem Schauſpiel: wenn man daſſelbe im Ganzen, ohne die einzelnen Charaktere darin zu zergliedern, beurtheilt. Oefters iſt bei Werken der Kunſt die Wirkung des Ganzen Hauptabſicht, z. B. in

der Malerei bei gewiſſen Landſchaften, wo die einzelnen Gegenſtände gar nicht wirken, doch zuſammen eine reizende Anſicht gewähren. Umgekehrt giebt es Werke, wo das Einzelne die Hauptſache iſt, z. B. in Comödien, wo öfters das Ganze keiner Aufmerkſamkeit werth, aber der einzelnen Charaktere wegen wichtig iſt.

Enterbung iſt die rechtliche Entziehung des Pflichttheils. Es muß dabei nicht nur der ausgeſchloſſene Erbe, ſondern auch die geſetzliche Urſache genau und namentlich bezeichnet ſein. Zu Enterbung der Deſcendenten giebt es nach Nov. 115, Cap. 3., ohne alle Ausdehnung folgende 14 Urſachen: 1) Real-, 2) Verbrechen beſchuldigende Verbal-Injurien, 3) Anklage (außer bei Majeſtätsverbrechen), worauf Leibes- oder Lebensſtrafe, 4) worauf große Vermögensſtrafe folgen würde, 5) Umgang und Zuſammenhalten mit verbrecheriſchen Menſchen als Verbrecher, 6) Lebensnachſtellung, 7) Beiſchlaf mit der Stiefmutter, 8) Verweigerung der Verbürgung für den verſchuldet geweſenen Vater (nur für Söhne gültig), 9) Verhinderung an Errichtung eines Teſtaments, 10) Ergreifung des Comödiantenlebens wider Willen der Aeltern, und Verbleiben darin bis zu des Teſtirers Tode, es wäre denn, daß die Aeltern ſelbſt dies Gewerbe trieben, 11) wenn eine Tochter vor dem 25. Jahre einen Mann bekommen ſoll, ihn aber ausſchlägt, und ſich einem ausſchweifenden Leben ergiebt, 12) Vernachläſſigung eines furiosi parentis, 13) Nichtauslöſung eines der Aeltern aus feindlicher Gefangenſchaft, 14) Abfall vom orthodoxen Glauben. Zu Enterbung der Aſcendenten giebt dieſelbe Novelle im 4. Capitel 8 Urſachen: 1) Anklage auf Leben und Tod (außer bei Majeſtätsverbrechen), 2) Lebensnachſtellung, 3) Beiſchlaf des Vaters mit der Schwiegertochter, 4) Verhinderung an Errichtung eines Teſtaments, 5) Lebensnachſtellung des einen Aelterntheils gegen den andern, 6) Vernachläſſigung eines wahnſinnigen Kindes, 7) Nichtauslöſung aus feindlicher Gefangenſchaft, 8) Abfall vom orthodoxen Glauben. Zur Enterbung von Geſchwiſtern, wenn ihnen eine persona turpis vorgezogen wird, iſt, nach Nov. 22., Cap. 47., erfoderlich, daß der zu Enterbende dem Leben, der Ehre oder dem Vermögen des Erblaſſers nachgeſtellt habe.

Entbindungskunſt, ſ. Geburtshülfe.

Entern heißt, ein Schiff auf offener See mit Gewalt erſteigen, um ſich deſſelben zu bemächtigen. Dies geſchieht, indem ſich das angreifende Schiff mit Enterhaken an das feindliche anhängt, und ſich ſo nahe an ſelbiges bringt, daß die Mannſchaft auf das feindliche Schiff hinüberſpringen und die Beſatzung Mann gegen Mann angreifen kann. Das Entern wird gewöhnlich nur durch die Kaper und Corſaren gegen Kauffahrteiſchiffe, die meiſtens nicht viele Mannſchaft und Geſchütz haben, unternommen. Bei Kriegsſchiffen iſt es gewöhnlicher, den Kampf durch Kanonenfeuer zu entſcheiden. — Das Enterbeil iſt eine Art Streitaxt, deren man ſich beim Entern zum Handgemenge und Zerhauen der Taue u. ſ. w. bedient. Es iſt auf einer Seite wie ein Beil, auf der andern wie eine Pike ſpitzig gebildet.

Entomologie, die Lehre von den Inſecten. (S. d. Art.) Entomolog, der Inſectenkenner. Entomolithen, verſteinerte Inſecten.

Entreſolen, ſ. Attika.

Entſatz. Eine Feſtung, die vom Feinde eingeſchloſſen iſt oder belagert wird, entſetzen, heißt den Feind zum Abzug zwingen. Dazu kann er auf mehrere Arten genöthigt werden: durch Ueberſchwemmungen, wenn die natürliche Lage dergleichen zuläßt, durch Mangel, wenn man

die Gegenden umher verwüſtet, oder die für ihn beſtimmten Transporte auffängt, oder durch Gewalt der Waffen, wenn man ihn förmlich zurückſchlägt. Iſt die gänzliche Vertreibung des Feindes nicht möglich, ſo ſucht man wenigſtens einen augenblicklichen Entſatz zu bewirken, um der Beſatzung die etwa mangelnden Bedürfniſſe zuzuführen, oder ſie durch friſche Truppen zu verſtärken. Dies geſchieht entweder durch heimliches Durchſchleichen, oder indem man die Kette der Belagerer plötzlich und unter Zuſammenwirkung der Beſatzung durchbricht.

Entwöhnen (des Kindes von der Mutterbruſt). Hierbei iſt zu berückſichtigen, wann und wie es geſchehen ſoll. So angemeſſen die Muttermilch für das neugeborne Kind iſt, ſo wenig nützt es, wenn das Stillen zu lange fortgeſetzt wird. Im Gegentheil deutet der Ausbruch der Zähne die Fähigkeit an, feſtere Nahrungsmittel zu genießen, und zugleich regt ſich dann auch das Bedürfniß dazu. Dies findet aber allezeit noch vor dem Ablauf des erſten Lebensjahres Statt, und das Ende deſſelben wird man daher im Allgemeinen ungefähr als den Zeitpunkt annehmen können, in welchem das Kind zu entwöhnen iſt. Es kann bei Kindern, welche geſund ſind, und bei denen die Zähne ſehr frühzeitig ausbrechen, früher ſchon geſchehen; bei ſchwächlichen, kränklichen Kindern muß es länger verſchoben werden; während wirklicher Krankheiten, oder auch während der Zahnarbeit ſoll es nie geſchehen. Für Mutter und Kind iſt es am zuträglichſten, wenn das Kind langſam entwöhnt wird; bei der erſtern vermindert ſich dann gleichzeitig nach und nach die Milchabſonderung, und es werden die Beſchwerden vermieden, welche mit dem plötzlichen Entwöhnen unvermeidlich verbunden ſind; das Kind aber gewöhnt ſich nach und nach an andere Nahrungsmittel, und es wird die große Unruhe und öfters mehrere Nächte anhaltende Schlafloſigkeit vermieden, welche bei dem plötzlichen Entwöhnen ſo viel Noth macht. Das Kind bleibt geſund und gut genährt. Hierbei iſt weiter nichts erfoderlich, als daß die Mutter dem Kinde jeden Tag ſeltener die Bruſt, und dagegen anderweite angemeſſene Nahrungsmittel in größerer Menge und öfter, als vorher, giebt. Dieſe Nahrungsmittel müſſen aber, ſowohl während des Entwöhnens, als auch einige Zeit nach demſelben, immer noch ſehr leicht verdaulich, mehr flüſſig, als feſt und hart ſein; insbeſondere müſſen alle Eigenſchaften in denſelben vermieden werden, welche reizend wirken, Säure veranlaſſen, oder ſonſt beſtimmte Differenzen in dem Organismus hervorrufen.

Envoyés, ſ. Geſandten.

Eon de Beaumont (Charles-Geneviève-Louiſe-Auguſte-André-Timothée d'). Dieſer ſo berühmt gewordene Mann, der zu ſo langen und ſonderbaren Streitigkeiten Anlaß gegeben hat, war zu Tonnerre 1728 geboren. Glänzende Eigenſchaften ſetzten ihn in den Stand, eine bedeutende Rolle in der Welt zu ſpielen; aber noch größeres Aufſehn erregte er durch das Geheimniß, worin er ſein Geſchlecht zu hüllen ſich genöthigt ſah. Die öffentliche Neugierde, geweckt durch den ihm vom Könige gegebenen Befehl, Frauenkleider zu tragen, nachdem er im Cabinet und auf dem Schlachtfelde geglänzt hatte, ließ ſeinen Namen durch ganz Europa ertönen. Niemand konnte die Gründe auffinden, die von dem Chevalier d'Eon ein ſo ſeltſames und großes Opfer der Eigenliebe fodern könnten, und man verlor ſich in Vermuthungen. Jetzt, wo alle Zweifel gehoben ſind, iſt ein begründetes Urtheil über ihn leichter. Seine Jugend war den Studien gewidmet, in denen er ſchnelle Fortſchritte machte. Er empfing früh die juriſtiſche Doctorwürde und ward Advocat bei dem Parlament zu Paris. Aber

dieſe Beſchäftigung ſagte ſeinen ehrgeizigen Abſichten nicht zu; er ſtudirte in ſeinen Mußeſtunden Politik und ſchöne Wiſſenſchaften, und ſchrieb ein Essai historique sur les différentes situations de la France, par rapport aux finances, dem bald zwei Bände Considérations politiques sur l'administration des Peuples anciens et modernes folgten. Dieſen beiden Werken verdankte er den Anfang ſeiner Berühmtheit und die Auszeichnung, vom Prinzen von Conti, der an der Spitze des geheimen Miniſteriums Ludwigs XV. ſtand, dem Könige zu einer ſehr ſchwierigen Sendung an den ruſſiſchen Hof vorgeſchlagen zu werden. Sein einſchmeichelndes Betragen gewann ihm die Gunſt der Kaiſerin Eliſabeth, und noch war kein Jahr verfloſſen, als er wieder in Verſailles erſchien, um den günſtigen Erfolg, der ſich von den Unterhandlungen hoffen laſſe, zu melden. Er kehrte bald nach Petersburg zurück, wo er fünf Jahre lang den geheimen Briefwechſel zwiſchen der Kaiſerin und ſeinem Könige leitete. Seine Klugheit und Thätigkeit ließen nichts zu wünſchen übrig. Ein Bündniß zwiſchen Frankreich und Rußland, die Verzichtleiſtung des letztern auf engliſche Hülfsgelder, das Verſprechen, die zu Gunſten Preußens und Englands in Liefland und Curland verſammelten 80,000 Mann zur Unterſtützung Frankreichs und Oeſterreichs marſchieren zu laſſen, endlich Eliſabeths Zuſtimmung zum verſailler Vertrag vom 1. Mai 1756 waren die Ergebniſſe deſſelben. Der König, dieſe Dienſte zu belohnen, ernannte ihn zum Lieutenant bei den Dragonern und zum Geſandtſchafts-Secretär in Petersburg, und ſchenkte ihm eine koſtbare goldene Doſe mit ſeinem Bildniß. Der Chevalier d'Eon fuhr in ſeinem Eifer fort, und wirkte zum Sturze des Großkanzlers Beſtuſcheff, ſo wie zur Erhebung des Grafen Woronzow an Jenes Stelle, welcher ganz für Frankreich geſtimmt war. Neue Belohnungen folgten dieſen Dienſten. Er ward zum Dragonercapitän befördert, und empfing ein Jahrgehalt von 2400 Livres. Bald darauf aber nöthigte ihn ſeine geſchwächte Geſundheit, um ſeine Zurückberufung zu bitten. Gewohnt, ſtets gute Nachrichten zu melden, überreichte er dem Könige den Beitritt der Kaiſerin zu dem neuen Vertrage vom 30. Dec. 1758. Er betrat jetzt die kriegeriſche Laufbahn, auf der er ſich bei Höxter, Hultrop, Eimbeck und Oſterwick hervorthat. Nach dem Frieden vertauſchte er den Degen wieder mit der Feder, und folgte als Geſandtſchaftsſecretär dem Herzoge von Nivernois nach London. Hier wußte er ſich in den Beſitz mehrer wichtigen Papiere zu ſetzen, von denen er eine Abſchrift nach Verſailles ſchickte. Das Ludwigskreuz belohnte dieſen wichtigen Dienſt. Als der Herzog nach Frankreich zurückging, blieb der Chevalier anfangs als Reſident, ſpäter als bevollmächtigter Miniſter in London. Alles ſchien ihm günſtig, als geheime Ränke plötzlich ſein Glück und ſeine Hoffnungen vernichteten. Frankreich hatte einen unvortheilhaften Frieden mit England geſchloſſen, deſſen Unterhändler nicht wünſchen konnten, ihr Betragen ans Licht gezogen zu ſehen. Der Chevalier d'Eon war Ludwigs XV. geheimer Vertrauter, ſtand mit dieſem in unmittelbarer Verbindung, und konnte über das Geſchehene die gefürchtete Aufklärung geben; Grund genug, ihn zu ſtürzen. Liebkoſungen, Beleidigungen, Drohungen, und ſelbſt Gewaltthätigkeiten wurden angewandt. Endlich ward er ſeines Dienſtes entlaſſen, und lebte zu London vierzehn Jahre lang in einer Art von Verbannung. Der König, der zwar in ſeine Ungnade gewilligt hatte, ſetzte ihm dennoch, bis auf weitere Anſtellung, ein Jahrgeld von 1200 Livres aus. D'Eon blieb auch jetzt ſtets ſeinem Vaterlande ergeben, und ſchlug die glänzendſten Anerbie-

tungen von engliſcher Seite aus. Der König, der dieſes edelmüthige Betragen erfuhr, wünſchte ihn wieder anzuſtellen, aber der Chevalier vereitelte dieſe Abſicht, indem er hartnäckig darauf beſtand, daß zuvor ſeine Unſchuld öffentlich anerkannt werden ſollte. Darüber ſtarb Ludwig XV., und jetzt dachten Maurepas und Vergennes um ſo ernſtlicher an ſeine Zurückberufung, als die gewaltigen Streitigkeiten und ungeheuren Wetten, welche ſein Geſchlecht in London verurſachte, einen ſchicklichen Vorwand an die Hand gaben, ſeine, wie ſie meinten, übertriebene Hartnäckigkeit zu überwinden. D'Eon folgte jedoch erſt 1777 der mehrmaligen Einladung des Miniſters Vergennes, worin dieſer ihm das Tragen der Kleider ſeines Geſchlechts zur Pflicht machte, und erſchien in Verſailles, wo der Miniſter ihn mit Auszeichnung empfing, ihm aber auch zugleich den Befehl wiederholte, ſich ferner der weiblichen Kleider zu bedienen. D'Eon reiſete indeß, ohne dieſen Befehl zu beachten, nach Tonnerre, und erſchien erſt zur Zeit einer zweiten Reiſe nach Paris als Chevalière d'Eon. Dieſe Veränderung zog ihm in der Oper einen lebhaften Streit zu. Man fürchtete die Folgen und ſchickte ihn, um ſeinen gerechten Zorn zu beruhigen, nach Dijon, wo er mit Achtung behandelt wurde. Nach Verlauf der beſtimmten Zeit begab er ſich nach Tonnerre, und von da 1783, auf die Einladung des Barons Breteuil, nach London. Inzwiſchen brach die franzöſiſche Revolution aus. Er kehrte zurück, bot der Regierung ſeine Dienſte an, ward zurückgewieſen, ging wieder nach England, und ward als Abweſender auf die Emigrantenliſte geſetzt. Von jetzt an war ſein Leben eine Reihe von Unfällen. Aller Unterſtützung und aller Hülfsmittel beraubt, ſank er in die größte Dürftigkeit, aus der er ſich beſonders durch ſeine Geſchicklichkeit in der Fechtkunſt einigermaßen zu ziehen ſuchte. Aber Alter und Krankheit hinderten ihn daran, und ohne den Beiſtand großmüthiger Freunde würden ſeine letzten Tage noch trauriger geweſen ſein. Zu dieſen gehörte der erſte Chirurgus Ludwigs XVIII., Eliſée, der ihm bis zu ſeinem Tode 1810 Hülfe leiſtete, und auch am 23. Mai der Beſichtigung und Section des Leichnams beiwohnte. Die Angabe dieſes glaubwürdigen Zeugen, womit andere eben ſo unverwerfliche Zeugniſſe übereinſtimmen, laſſen keinen Zweifel übrig, daß, was auch immer mag geſagt oder geſchrieben worden ſein, der Chevalier d'Eon durchaus und einzig dem männlichen Geſchlechte angehörte. Welche politiſche Gründe einen Mann, einen Militär und Ritter des St. Ludwigs-Ordens haben bewegen können, Frauenkleider anzulegen, dieſe Frage iſt freilich mit dem Geſagten nicht beantwortet, und wir geſtehen, daß wir ſie nicht zu beantworten wiſſen. Die ſämmtlichen Werke des Chevalier d'Eon ſind 1775 in 14 Octavbänden unter dem Titel Loisirs du Chevalier d'Eon erſchienen.

Eos, die Göttin der Morgenröthe, ſ. Aurora.

Epacten heißen 1. die eingeſchalteten oder Ueberſchußtage (11 an der Zahl), welche das Sonnenjahr mehr als das Mondenjahr hat; 2. in der Zeitrechnung die Zahlen, welche anzeigen, um wie viel Tage der letzte Neumond vor dem Anfange des Neujahres vorhergegangen iſt. Fällt z. B. der letzte Neumond vor dem Neujahrstage, auf den 16. December, wie im Jahr 1800, ſo iſt die Epacte XV. Fällt der Neumond auf den 1. Januar ſelbſt, ſo iſt die Epacte für daſſelbe Jahr Null, und wird in den Calendern durch ein Sternchen angezeigt. Man führte ſie ein, um Oſtern deſto leichter zu berechnen, ſie wurden aber 1700 durch die Calenderverbeſſerung der evangeliſchen Stände verworfen, und zur Beſtimmung des Oſtervollmondes unmittelbar die aſtronomiſche Rech-

nung nach den Rudolphiniſchen Tafeln vorgeſchrieben; daher die beweglichen Feſte des verbeſſerten Calenders in manchen Jahren vom Gregorianiſchen Calender abweichen. Die Berechnung des Oſterfeſtes durch die Epacten iſt faſt bis zum Spielwerk erleichtert, und die jetzt beträchtlich vom Himmel abweichenden Rudolphiniſchen Tafeln geben bei weit größerer Arbeit auch keine ſonderliche Genauigkeit mehr.

Epaminondas, ein berühmter thebaniſcher Feldherr, der ſein Vaterland auf kurze Zeit zum Gipfel der Macht und des Glücks erhob. Von den ehemaligen Königen von Böotien abſtammend, lebte er ohne Vermögen, bis zu ſeinem vierzigſten Jahre in Verborgenheit, und genoß den Unterricht des Pythagoräers Lyſis, der ihn zu den hohen Ideen begeiſterte, welche ſein Leben nachher verſchönerten. Oeffentlich trat er zuerſt in Sparta auf, wohin die Thebaner ihn nebſt Andern auf Einladung der Lacedämonier geſchickt hatten, um den bereits zwiſchen beiden Staaten ausgebrochenen Krieg durch Verhandlungen zu enden. Hier zeigte er eben ſo viel Beharrlichkeit und Würde, als Rednertalent, und verweigerte ſtandhaft die Freigebung der von Theben beſetzten Städte Böotiens. Der Krieg ward demnach fortgeſetzt, und Epaminondas bekam den Oberbefehl über die Thebaner. An der Spitze von 6000 Mann ſollte er ein doppelt ſo ſtarkes, in Böotien eingedrungenes feindliches Heer ſchlagen. Man verkündigte ihm einen ungünſtigen Erfolg; aber er ließ ſich dadurch nicht abhalten, bei Leuktra (378 v. Chr.) eine Schlacht zu wagen. Er ſelbſt machte den Hauptangriff auf den feindlichen Phalanx, während ſein Freund Pelopidas an der Spitze der heil. Schaar demſelben in die Flanke fiel. Die Spartaner verloren ihren König Kleombrotus und 4000 Mann, und mußten das Schlachtfeld räumen. Zwei Jahre darauf wurden Epaminondas und Pelopidas zu Böotarchen ernannt. Beide drangen in den Peloponnes ein, bewirkten den Abfall mehrer mit Lacedämon verbundenen Völker, und befreiten die Meſſenier, deren Stadt ſie wieder aufbauten. Darauf erſchien Epaminondas an der Spitze eines zahlreichen Heeres ſelbſt vor Sparta, welches jedoch Ageſilaus ſo geſchickt und tapfer zu vertheidigen wußte, daß ſich Epaminondas, da indeß der Winter herankam, und die Athenienſer ſich gegen Theben erklärten, nach Verheerung des platten Landes von Lakonien zurückzog. In Theben empfing man ihn mit einer Anklage, weil er und Pelopidas das Böotarchat über die geſetzmäßige Zeit hinaus behalten hatten. „Gut," ſprach er, „ich habe den Tod verdient; doch verlange ich, daß ihr auf mein Grab ſchreibt: Die Thebaner ließen Epaminondas hinrichten, weil er ſie bei Leuktra zwang, die Lacedämonier, denen ſie vorher nicht unter die Augen zu treten wagten, anzugreifen und zu überwinden; weil ſein Sieg das Vaterland rettete und Griechenland frei machte; weil die Thebaner unter ſeiner Anführung Lacedämon belagerten, das ſich glücklich ſchätzte, ſeinem gänzlichen Falle zu entgehen; weil er Meſſene wieder aufbauete und mit ſtarken Mauern verwahrte." Dieſe Worte erregten allgemeine Begeiſterung, und er ward freigeſprochen. Nachdem er Pelopidas, der von dem Tyrannen zu Pherä gefangen gehalten wurde, durch ſein bloßes Anſehn befreit hatte, brach ein neuer Krieg zwiſchen Lacedämon und Theben aus. Man ſtellte von beiden Seiten ungewöhnlich zahlreiche Heere auf. Epaminondas drang wieder in den Peloponnes ein und rückte plötzlich vor Sparta, das er von Vertheidigern entblößt glaubte. Allein Ageſilaus hatte von ſeinem Zuge Nachricht erhalten, war zurückgeeilt und ſtand, als er ankam, bereit, ihn zu empfangen. Die Thebaner griffen dennoch an, und drangen bis in die Mitte der Stadt;

aber der von Verzweiflung erhöhte Muth der Spartaner ſiegte und nöthigte ſie zum Rückzug. Dieſes fehlgeſchlagene Unternehmen wieder gut zu machen, zog Epaminondas jetzt mit 33,000 Mann nach Arkadien, wo die größte Macht der Feinde beiſammen war. Hier kam es zu der berühmten Schlacht bei Mantinea. An der Spitze des einen Flügels ſtürzte er ſich auf den lacedämoniſchen Phalanx, ſchlug ihn in die Flucht, ward aber im Verfolgen plötzlich von den Feinden umringt, und von einem Wurfſpieß durch die Bruſt getroffen. Nach einem harten Kampf retteten die Thebaner ſeinen Körper und ſeinen Schild. Auf dem andern Flügel war das Treffen unentſchieden geblieben, und beide Theile hatten ſich auf die Nachricht von dem Tode des Epaminondas, nach Aufpflanzung eines Siegeszeichens, zurückgezogen. Epaminondas lebte noch; die Aerzte hatten ihm erklärt, daß er ſterben würde, ſobald man das Eiſen aus der Wunde zöge. Als man ihm die Siegesnachricht brachte, antwortete er freudig; „Ich habe genug gelebt," und zog ſelber den Wurfſpieß aus der Bruſt. Seine Freunde klagten, daß er keine Kinder hinterließe. „Ich laſſe," antwortete er ihnen, „zwei unſterbliche Töchter zurück, die Siege bei Leuktra und bei Mantinea." Er ſtarb im 48. Jahre ſeines Alters, 363 J. v. Chr. Geb. Die Alten rühmten eben ſo ſehr die Reinheit ſeiner Sitten, ſeine Güte und Sanfmuth, wie ſein Feldherrntalent; ſeine Wahrheitsliebe war ſo groß, daß er auch nicht im Scherz eine Lüge ſagte. Er war ein Mann, wie Nepos ſagt, den alle Tugenden ſchmückten, und kein Laſter befleckte.

Epée (Charles Michel, Abbé de l'). Dieſer Wohlthäter einer unglücklichen Menſchenclaſſe, wurde 1712 zu Verſailles geboren, wo ſein Vater als Baumeiſter lebte. Der junge Epée widmete ſich dem geiſtlichen Stande, betrat zwar, da er das damals, bei Gelegenheit der Janſeniſtiſchen Religionsſtreitigkeiten, eingeführte Formular nicht unterzeichnen wollte, für einige Zeit die Laufbahn des Rechtsgelehrten, kam aber ſpäterhin wieder auf ſeine erſte Beſtimmung zurück, und wurde Prediger und Canonicus zu Troyes. Seine Bekanntſchaft und geiſtige Uebereinſtimmung mit dem berühmten Biſchof Soane, zog ihm hier indeß den Unwillen des damaligen Erzbiſchofs von Paris zu, der in ſeinem orthodoxen Eifer ſo weit ging, dem Abbé für einige Zeit die Ausübung des Beichtſtuhls, ſogar gegen ſeine Zöglinge zu unterſagen. Der Gedanke, ſich dem Unterrichte Taubſtummgeborner zu widmen, und mittelſt einer Zeichenſprache dieſe Unglücklichen geiſtig der menſchlichen Geſellſchaft wieder zu geben, von welcher ſie ſonſt durch eine traurige Kluft getrennt ſind, ward von ihm zwar nicht zuerſt aufgefaßt, doch war derſelbe, ſeiner Verſicherung nach, rein in ihm ſelbſt, ohne äußere Anregung entſtanden. Schon zu Ende des 16. Jahrh. hatte nämlich ein ſpaniſcher Benedictiner-Mönch, Pedro de Ponce, im Kloſter zu Oña den Verſuch gemacht, ein Paar taubſtummgeborne Kinder des Connetable von Caſtilien zu unterrichten, und es war ihm auch ſo gut damit gelungen, daß dieſe nicht allein leſen und ſchreiben, ſondern auch Rechnen, Religion und mehrere Sprachen lernten, und ſogar einige Kenntniſſe in der Phyſik und Aſtronomie erwarben. Auch anderwärts, z. B. in England und der Schweiz, wurden von Verſchiedenen gleich glückliche Verſuche mit Taubſtummen gemacht, und 1748 kam ein Spanier, Pereira mit Namen, nach Paris und ſtellte der Akademie der Wiſſenſchaften einige von ihm gebildete Taubſtumme vor, die durch ihre Kenntniſſe allgemeines Erſtaunen erregten. Keiner von allen dieſen früheren Lehrern ſolcher von der Natur Verwahrloſ'ten hat jedoch über

die Art und Weiſe, wie er ſeinen Unterricht einrichtete, etwas bekannt gemacht, und man hatte hierüber, außer den Werken von J. P. Bonet und Ramirez (beides gleichfalls Spanier), immer nur unvollkommene Nachrichten. So iſt es erklärlich, daß de l'Epée gewiſſermaßen für ſich Erfinder dieſer Unterrichtsmethode wurde, die er zuerſt an zwei taubſtummgebornen Schweſtern verſuchte, und mit einem ſo glücklichen Erfolge gekrönt ſah, daß er ſich entſchloß, ſein ganzes Leben und alle ſeine Kräfte fortan dieſem wohlthätigen Geſchäfte zu widmen. Wirklich wurde der edelmüthige Mann auch ein wahrer Vater der Unglücklichen, für deren Ausbildung er in einer, einzig auf ſeine Koſten gegründeten, Anſtalt Sorge trug. Hier verwendete er ſeine ganzen Einnahmen und alles was ihm menſchenfreundliche Gönner, z. B. der Herzog von Penthièvre, zukommen ließen, zur Erziehung und Ernährung ſeiner Zöglinge, deren Zahl ſich bald anſehnlich vermehrte, und für deren Bedürfniſſe er mit ſolcher Aufopferung ſorgte, daß es ihm ſelbſt oft am Allernothwendigſten fehlte, und er ſo unter andern einmal, im bereits vorgerückten Alter, einen Winter ohne Feurung zubrachte, nur um ſeine Kinder, die, während er oft mehr als ärmlich einherging, ſtets gut gekleidet waren, keinen Mangel leiden zu laſſen. Dieſe Aufopferung und dieſer Eifer für die leidende Menſchheit ging bei ihm ſo weit, daß ſeine Vermögensumſtände dadurch in Unordnung geriethen, und er deswegen manchen Verdruß von ſeinen Verwandten hatte; dennoch ließ er die Kaiſerin Catharina II., die ihn unterſtützen wollte, bitten, ihm lieber, ſtatt Geſchenke, einen Taubſtummen aus ihrem Reiche zu ſenden. So brachte ihn auch ſein Mitleiden mit einem armen taubſtummen Jüngling, den er 1773 auf der Straße von Peronne, ganz mit Lumpen bedeckt, fand, in viele Verdrießlichkeiten. Er glaubte nämlich, in dieſem Verlaſſenen den ausgeſtoßenen Erben der reichen gräflichen Familie Solar zu entdecken, nahm ihn zu ſich und foderte deſſen Rechte zurück. Es entſtand ein weitläufiger Prozeß, der zwar anfänglich zu Gunſten ſeines Schützlings entſchieden, ſpäter aber, als er ſowohl wie der Herzog von Penthièvre (nebſt dem Abbé de l'Epée, der einzige Beſchützer des armen Joſeph Solar) geſtorben waren, umgeſtoßen wurde, wodurch der junge Mann aller ſeiner Anſprüche beraubt, und ins tiefſte Elend verſetzt, gezwungen ward, als gemeiner Cüraſſier Dienſte zu nehmen, und nach kurzer Zeit im Hoſpitale ſtarb. (Bouilly hat dieſen Stoff unter dem Titel: „l'Abbé de l'Epée“, zu einem Schauſpiel benutzt, welches Kotzebue unter gleichem Titel für die deutſche Bühne bearbeitete, wo es ſich noch immer auf den Repertorien hält.) Der Abbé de l'Epée ſtarb 1789, beweint von ſeinen Schützlingen, betrauert von allen Guten, die in ihm einen ächten Wohlthäter der Menſchheit verehrten. Ungeachtet ſeiner vielfältigen Bemühungen deshalb, war er doch nie ſo glücklich, ſeinen Lieblingswunſch, Gründung einer Taubſtummen-Anſtalt auf öffentliche Koſten, zu erreichen, und erſt ſein Nachfolger in ſeiner wohlthätigen Wirkſamkeit, der bekannte Abbé Sicard, der die Unterrichtsmethode noch um Vieles erweitert und verbeſſert hat, gelangte dahin. Man hat von l'Epée mehrere Schriften über den Unterricht der Taubſtummen ſowohl, wie über die von ihm befolgte Methode, von denen eine auch ins Deutſche überſetzt iſt. Bemerken wollen wir nur noch, daß keine einzige gelehrte Geſellſchaft Europa's, außer der philantropiſchen in Paris, ſich durch die Aufnahme dieſes ſeltenen Menſchen unter ihre Mitglieder, ehrte.

Epernay, Stadt an der Marne im Departement Marne, unweit Rheims, mit 750 Häuſern und 5000 Einwohnern, iſt der

Hauptſitz des Handels mit Champagner. In den wegen ihrer Größe und Einrichtung merkwürdigen Kellern des Handlungshauſes Moet waren vor dem J. 1814 gewöhnlich zwiſchen 4 bis 500,000 Bouteillen Champagner vorhanden.

Ephemeriden ſind Schriften, in welchen Data nach der Ordnung der Tage aufgezeichnet werden; Zeitungen und andere periodiſche Blätter; Schriften, worin die tägliche Witterung aufgezeichnet iſt. Desgleichen ſind Ephemeriden aſtronomiſche Tafeln, worauf die täglichen Stellungen der Sterne und die übrigen Erſcheinungen am Himmel verzeichnet ſind. Ephemeriſch, was nur einen Tag währt. Ephemeron, in der Pflanzenlehre, die Zeitloſe, d. i. eine im ſpätern Herbſt blühende Giftpflanze. In der Thierlehre ſind Ephemeren Eintagsfliegen. Es giebt nämlich kleine Fliegen oder Mücken, die ein ſo kurzes Daſein haben, daß mehrere Geſchlechter an einem Tage geboren werden und ſterben.

Epheſus, dieſe ehemals berühmte, nach Juſtin, von den Amazonen, nach Strabo, von Androchus, dem Sohne des Kodrus, erbaute Hauptſtadt von Jonien in Klein=Aſien, war der Mittelpunkt alles Handels von Vorder=Aſien, wozu der ſehr geräumige Hafen vieles beitrug. Obgleich Zerſtörungen des Kriegs und ſelbſt Erdbeben ſie mehrere Mal vernichteten, ſo würde ſie doch immer wieder hergeſtellt. Sie war berühmt wegen des zwiſchen der Stadt und dem Hafen gelegenen und zu den Wunderwerken der Welt gerechneten Dianentempels, oder Artemiſion, als deſſen erſter Baumeiſter Chereſiphon oder Kteſiphon genannt wird. Er war in ioniſcher Bauart. 220 Jahre lang ſollen die geſammten Völker Klein=Aſiens an dieſen Tempel gearbeitet haben, deſſen Länge 425 und die Breite 200 Fuß betrug, und welcher mit 127 Säulen (jede 60 Fuß hoch) geziert war. Noch merkwürdiger waren die darin befindlichen zahlloſen Bildſäulen und Gemälde von den berühmteſten Meiſtern in Griechenland. Bis zu Plinius Zeiten war er ſieben oder acht mal zerſtört worden, unter andern auch durch den berüchtigten Heroſtrat, 356 vor Chr. Geb. Dennoch wurde der Tempel von den Epheſern prächtiger als je wieder aufgebaut, wozu ſie nicht blos ihr Geld, ſondern ſogar ihre Weiber das Geſchmeide hergaben. Heut zu Tage ſind ſeine Trümmern ein Aufenthalt der Hirten mit ihren Heerden, ſo wie die prächtige Stadt, ein geringes Dorf, Aja Soluk, iſt. Hirt hat über dieſen Tempel geſchrieben.

Ephialtes, ſ. Aloiden.

Ephorus. Ephoren waren zu Lacedämon (ſ. Sparta) obrigkeitliche Perſonen, welche 745 vor Chr. Geb. von dem Könige Theopompos, nach Andern ſchon von Lykurgus, eingeſetzt wurden, um zunächſt als Stellvertreter der abweſenden Könige die innere Staatsverwaltung, namentlich die gerichtlichen Geſchäfte, wozu ihnen ein beſonderes Gebäude, Ephorion, angewieſen wurde, zu beſorgen. Eins ihrer vorzüglichſten Geſchäfte war die Aufſicht über die Erziehung der Jugend. Sie wurden, fünf an der Zahl, aus dem Volke gewählt, und führten ihr Amt nur ein Jahr, fingen aber bald an, ſelbſt die Gewalt der Könige zu beſchränken. Bei uns wird mit dem Worte Ephorus ein Aufſeher, auch Vorgeſetzter irgend einer öffentlichen Anſtalt, z. B. einer Univerſität bezeichnet; beſonders aber wird es von den geiſtlichen Vorgeſetzten gebraucht, daher die Ephorie, der Bezirk von mehreren unter der Oberaufſicht eines Superintendenten ſtehenden Pfarreien u. ſ. f., und Ephorat, dieſes Amt ſelbſt, Oberaufſicht.

Ephraimiten. Friedrich der Große ließ im ſiebenjährigen Kriege

(1759) zu Leipzig eine Münzſtätte anlegen, welche er an die Juden Ephraim, Itzig u. Comp. verpachtete. Die, von Jahr zu Jahr erhöhte, Pachtſumme ſoll zuletzt bis auf 7 Mill. Thlr. des daſelbſt geprägten ſchlechten Geldes geſtiegen ſein. Die jüdiſchen Münzpächter ſchlugen, beſonders unter königl. polniſchem und churfürſtl. ſächſiſchem Wappen, ungeheure Summen Achtgroſchenſtücke, welche mit jedem Jahre geringhaltiger wurden, ſo, daß die feine Mark, im Jahre 1761, bis auf 35 Thlr. ſtieg, und der alte Auguſt- und Friedrichsd'or 20 Thlr. galt. Um das Publicum zu täuſchen, war anfangs auf dieſe geringen Münzen die Jahrzahl 1753 geſetzt. Das Volk gab dieſen Achtgroſchenſtücken den Namen Ephraimiten. Nach Beendigung des Krieges wurden ſie von der ſächſiſchen Regierung verrufen, und um einen verhältnißmäßigen Preis eingelöſt.

Epictet, Epiktetos (90 Jahr nach Chr. Geb.). Dieſer berühmte Anhänger der Stoa war aus Hieropolis in Phrygien gebürtig. Er lebte zu Rom als der Sclave eines gewiſſen Epaphroditus, eines grauſamen und übermüthigen Freigelaſſenen des Nero, deſſen Mißhandlungen er mit einer Faſſung und Seelengröße ertrug, die den ächten Stoiker charakteriſiren. Als ein Beiſpiel davon erzählt man, daß ihm ſein Herr einſt einen heftigen Schlag auf den Schenkel gab. „Du wirſt mir das Bein zerſchmettern," ſagte Epictet. Sogleich verdoppelte jener den Schlag, und zerſchlug ihm das Bein wirklich. „Habe ich dir es nicht vorausgeſagt?" ſagte mit ruhiger Miene der Philoſoph, ohne die geringſte Klage. In der Folge ward er freigelaſſen, lebte aber fortwährend in der größten Armuth. Die Grundlage ſeiner Moral war Dulden und Entbehren. Die Vortrefflichkeit ſeiner Lehrſätze erwarb ihm allgemeine Bewunderung. Domitian verbannte ihn nebſt andern Philoſophen aus Rom, denn der Tyrann mußte Männer haſſen, deren Grundſätze aller Tyrannei Hohn ſprachen. Epictet ließ ſich in Epiros nieder; kehrte aber nach dem Tode Domitians zurück, und ſtand bei Hadrian und Marc-Aurel im größten Anſehen. Arrian ſammelte die Ausſprüche Epictets, ſeines Lehrers, und wir beſitzen ſie noch unter dem Titel Enchiridion. Außer dieſem Handbuche beſitzen wir von ihm noch vier Bücher philoſophiſcher Geſpräche (deutſch mit Anmerkungen von Schulz. Altona 1801. 2 Thle. 8.). Von beiden Werken, beſonders aber von dem Enchiridion, giebt es viele Ausgaben. Schweighäuſer hat (Leipz. 1799 u. ſ. f. 5 Bde.) ſie zuſammen herausgegeben. Als einen Beweis der großen Verehrung, die dem Epictet allgemein zu Theil ward, erzählt man, daß nach ſeinem Tode ſeine Studirlampe für 3000 Drachmen verkauft ward.

Epicur (Epikuros), geboren zu Gargettus bei Athen, 342 vor Chr. Dieſer berühmte griechiſche Philoſoph iſt bis auf unſere Zeiten mit Unrecht für einen der Sinnlichkeit und dem Laſter ergebenen Wollüſtling verſchrieen worden. Er war von armen Aeltern geboren, und ſo lernbegierig, daß er ſchon in ſeinem 12. Jahre ſich nach Athen und zunächſt in den Lehrſaal des Grammatikers Pamphilius begab. Als er einſt von dieſem den Vers Heſiods hörte, worin das Chaos als das erſte aller geſchaffenen Dinge angeführt wird, warf er die Frage auf: Wer denn das Chaos geſchaffen habe, da es doch das erſte geweſen ſei? Der Grammatiker verwies ihn an die Philoſophen, welche Epicur von jetzt an mit Eifer beſuchte. Aber Athen genügte ihm nicht; ſeinen Geiſt zu bilden und Kenntniſſe einzuſammeln, durchreiſete er verſchiedene Länder, und eröffnete endlich in ſeinem 36. Jahre ſeine Schule in einem Garten zu Athen. Bald ſtrömten ihm zahlreiche Schüler zu. Er lehrte, das Wohlſein ſei das höchſte Gut, aber nicht ein ſinnliches, auch auf

dem Wege des Laſters flüchtig zu erlangendes, ſondern ein geiſtiges, allein durch die Tugend erreichbares Wohlſein. Demnach verwarf er zwar das Laſter und huldigte der Tugend, aber nicht um ihrer ſelbſt willen, ſondern er verwarf das Laſter nur als unvereinbar mit dem Wohlbefinden, und huldigte der Tugend nur als dem unentbehrlichen Mittel zum Wohlſein. Er empfahl Weisheit, Mäßigung, Nüchternheit, Entfernung von Staatsgeſchäften, Friedfertigkeit, Nachſicht gegen die Eigenliebe der Menſchen, Feſtigkeit der Seele, den Genuß anſtändiger Vergnügungen, ſofern er nicht zu neuen Genüſſen unfähig macht, und Verachtung des Lebens. Er pries zwar die Schmerzloſigkeit als etwas Köſtliches, duldete aber mit Standhaftigkeit die größten Körperſchmerzen. So deutlich er durch ſein eigenes muſterhaftes Leben, welchem Einige jedoch Stolz und Neid vorwerfen, den Sinn ſeiner Lehre darlegte, ſo wurde ſie doch häufig mißverſtanden, oder mißgedeutet. Wie ſeine Moral eudämoniſtiſch iſt, ſo iſt ſeine Lehre von der Entſtehung der Welt atomiſtiſch und materialiſtiſch. Von dem Grundſatze ausgehend, daß Nichts aus Nichts entſtehen könne, nahm er zwei nothwendige, ewige, unendliche Grundurſachen an, den leeren Raum und die Atomen, untheilbare und unendlich vielfach geſtaltete Körper. Die Atomen bewegten ſich, vermöge ihrer natürlichen Schwere, in dem Raume, und vermiſchten ſich mit einander. Um die Miſchung möglich zu machen, ließ er ſie nicht in geraden, ſondern in krummen Linien niederfallen. Durch dieſe Bewegungen kreuzten und ſtießen ſie einander auf das mannichfaltigſte, und aus zahlloſen Verbindungen und Verſchränkungen entſprangen Körper und Weſen aller Art. Obgleich die Atomen weiter keine Eigenſchaften hatten, als Geſtalt und Schwere, ſo brachten ſie doch in den Körpern die verſchiedenen auf die Sinne wirkenden Eigenſchaften, als Farbe, Ton, Geruch u. ſ. w. hervor. Ferner lehrte er, wie durch die Vereinigung der Atomen alles entſtanden ſei, ſo werde durch ihre Auflöſung auch alles wieder zerſtört; es gebe zahlloſe Welten, die der Zufall gebildet habe, und die unaufhörlich entſtänden und untergingen. Die Welt habe einen Anfang gehabt, darum müſſe ſie auch ein Ende haben; aus ihren Trümmern werde eine andere hervorgehen. Er fand keinen Unterſchied zwiſchen dem Menſchen und Thiere, und erklärte die Entſtehung der Seele auf dieſelbe ſinnliche Weiſe. Dieſe Lehre, die man nicht mit Unrecht des Atheismus und Materialismus beſchuldigte, zog ihm hauptſächlich zahlreiche Widerſacher zu, und reizte die Verläumdung wider ihn. Er erreichte ein Alter von 72 Jahren (ſt. 270 vor Chr. Geb.), und wiewohl nach Epicurs Tode ſein Syſtem auch in Rom Anhänger fand, unter denen Celſus, Plinius der ältere und Lucrez die namhafteſten waren, ſo erlangte es doch unter den Philoſophen nie das Anſehen der um weniges ältern, Peripatetiſchen, Stoiſchen und Platoniſchen Schulen. Von ſeinen zahlreichen Schriften iſt uns wenig übrig geblieben. Eine derſelben iſt kürzlich bei den Nachforſchungen zu Herculanum wieder aufgefunden worden. Sonſt kannte man ſeine Philoſophie nur aus dem Gedichte des Lucrez, und den Nachrichten, die uns Cicero, Plinius u. A. davon aufbehalten haben, und aus zwei Briefen, welche kürzlich Schneider (Leipz. 1813) verbeſſert wieder herausgegeben hat.

Epicykel, Epicyclus, in der Sternkunde ein Kreis, deſſen Mittelpunkt in dem Umkreiſe oder der Peripherie eines andern Kreiſes herumgehet. Die Ptolemäiſche Hypotheſe vom Weltbau erklärt eine Menge himmliſcher Erſcheinungen aus der Bewegung der Planeten in ſolchen Epicykeln. Da Copernicus uns richtigere Begriffe von der Ein-

richtung des Weltgebäudes beigebracht hat, ſo hat die Lehre von den Epicykeln nur noch hiſtoriſche Wichtigkeit. — Epicykloide, iſt in der Geometrie diejenige krumme Linie, welche ein in der Ebene eines Kreiſes befindlicher Punkt beſchreibt, indem dieſer Kreis auf dem Umfange eines andern in derſelben Ebene mit ihm liegenden Kreiſes, ſich um ſeinen Mittelpunkt dergeſtalt bewegt, daß die Bogen, die auf beiden Kreiſen zwiſchen zuſammengehörigen Berührungspunkten liegen, gleich groß ſind.

Epidaurus, eine der angeſehenſten Städte des alten Griechenlands, in Argolis, im Peloponneſus. Vorzüglich berühmt iſt ſie durch den prachtvollen Tempel des Aesculap, der nicht fern von ihr auf einer Anhöhe ſtand. Nur reinen Seelen ſteht der Zutritt offen, lautete die Inſchrift über dem Eingange. Eine Menge Kranker beſuchte dieſen Ort, und erwartete von der Wunderkraft des wohlthätigen Gottes ihre Geneſung.

Epidemie oder epidemiſche Krankheit (von ἐπι und δημος, unter dem Volke) bedeutet irgend einen Krankheitszuſtand, welcher in einem Orte, oder in einem ganzen Striche Landes eine Zeit lang herrſchend iſt (Landſeuche), von äußern, vorübergehenden Einflüſſen herrührt, und endlich wieder verſchwindet. Eine Epidemie entſteht allezeit von vorübergehenden äußern Einflüſſen, welche auf das ganze Volk wirken, und in dem Körper der Menſchen allmählig ſolche Veränderungen hervorbringen, wodurch endlich die beſtimmte Krankheit entſteht. (Vergl. d. Art. Einflüſſe auf den menſchlichen Körper.) So ſcheinen manche Epidemien von einem eigenen, durch beſtimmte Winde herbeigeführten Stoffe in der Luft zu entſtehen, wie z. B. die in der Richtung von Oſt nach Weſt wandernde ſogenannte Influenza, u. a. m. Mangel an Nahrungsmitteln, ſchlechte Beſchaffenheit derſelben, ſchädliche Beimiſchungen u. ſ. w. können auch Epidemien erzeugen. Schlechte Getreide- und Obſtjahre nöthigen die Menſchen, zu andern Nahrungsmitteln, zu Surrogaten, z. B. zu Baumrinden ſtatt des Kornes, wie in Schweden, Norwegen u. ſ. w., ihre Zuflucht zu nehmen, wodurch Krankheiten erzeugt werden; dem Mutterkorn unter dem Rocken ſchreibt man die Entſtehung der Kriebelkrankheit zu; ſchlechte Gerſte, viele Beimiſchung des Döberichs oder Tollkorns (Lolium temulentum) macht das daraus bereitete Bier für die Geſundheit ſchädlich, und erregt bei allen, die es genießen, krankhafte Zufälle. In Anſehung des Gemüthszuſtandes können traurige Begebenheiten, z. B. Krieg, Belagerungen, Erdbeben u. ſ. w. durch die das Nervenſyſtem angreifenden Wirkungen die Entſtehung der epidemiſchen Krankheiten ſehr begünſtigen, oder dieſelben wenigſtens bösartiger machen. Was den Verlauf einer Epidemie betrifft, ſo fängt ſie zuweilen mit einzelnen Kranken an, zuweilen aber befällt ſie auch plötzlich viele Menſchen auf einmal, was gewöhnlich dann geſchieht, wenn eine Art von Witterung oder Wind plötzlich in die entgegengeſetzte übergeht. Wenn, z. B., nach lange herrſchendem Weſt- oder Südweſtwind mit warmer Witterung plötzlich Nordoſtwind eintrit, ſo hört man ſogleich die Menſchen über Huſten, Schnupfen, Rheumatismen u. dgl. klagen. Im Anfange iſt eine Epidemie gemeiniglich gelinde, allein je länger ſie dauert, je mehr ſie ſich ausbreitet, deſto gefährlicher wird ſie; gegen das Ende wird ſie meiſtens wieder gutartiger. Ihre Beendigung ereignet ſich oft ſo allmälig, als ſie anfing, doch zuweilen auch plötzlich. Manche Menſchen werden gar nicht von der herrſchenden Epidemie befallen, ſie mag noch ſo lange dauern. Wahrſcheinlich liegt die Urſache davon in ihrer Körperbeſchaffenheit, die den herr-

ſchenden Einflüſſen entgegengeſetzt iſt, und ſie fähig macht, denſelben länger als Andere zu widerſtehen. So findet man auch oft, daß Menſchen mit chroniſchen Krankheiten, Hypochondriſten u. a. m. von der epidemiſchen Krankheit befreit bleiben. Nicht ſelten verwechſelt man die Begriffe von Epidemie und anſteckender oder contagiöſer Krankheit. Erſtere iſt urſprünglich nicht anſteckend, ihre Entſtehung und Verbreitung hängt, wie ſchon berührt worden, von allgemeinen Einflüſſen ab, und in der Regel erzeugt ſie keinen anſteckenden, durch Berührung mit einem andern Körper die nämliche Krankheit in demſelben erregenden Stoff. Nur unter beſondern Umſtänden, vorzüglich wenn die Krankheit ſehr bösartig wird, und viele Kranke dieſer Art in einem engen Raume beiſammen liegen, kann ein anſteckender Stoff in ihnen erzeugt werden, welcher einen Dunſtkreis um den Kranken bildet, und in ſolchen Perſonen, welche dieſem nahe kommen, dieſelbe Krankheit zu erregen im Stande iſt. Doch können auch hier viele Täuſchungen vorfallen, und bei Ununterrichteteten trit meiſtens die Furcht vor der Anſteckung zu früh und ohne Grund ein. So wird z. B. oft einer Anſteckung zugeſchrieben, was blos Folge einer widrigen Erſchütterung des Nervenſyſtems beim Anblick eines Kranken, vielleicht unter ekelhaften Umgebungen, iſt, wodurch die Krankheit, zu welcher der Körper ſchon geneigt iſt, deſto ſchneller zum Vorſchein kommt. H.

Epidermis, die Oberhaut, d. i. die oberſte unempfindliche dünne Haut des Körpers. S. d. Art. **Haut**.

Epigeneſie, auch die Epigeneſe, ein griechiſches Wort, für welches im Deutſchen kein genügenderer Ausdruck, als Geſtaltung, Formation, gefunden zu ſein ſcheint, bezeichnet eine Entſtehungsweiſe organiſcher Körper, wobei ſich die im Manne und Weibe liegenden, keine künftige Geſtaltung verrathenden Bedingungen zur Befruchtung, nach ihrem Zuſammentreffen und ihrer innigen Vermiſchung im Weibe, zu einem der Gattung ähnlichen Körper und Weſen, in einer gewiſſen Zeit allmählig ausbilden. Sie iſt der Zeugungsannahme ohne Begattung (generatio aequivoca), ſo wie der Annahme gewiſſer vorgebildeter, im Weibe oder Manne liegender, zu ihrer fernern Ausbildung aber einer Erſchütterung bedürfender Keime (evolutio) entgegengeſetzt; welche beide Theorien noch ihre Anhänger haben, wiewohl ſie Blumenbach durch ſeine Schrift über den Bildungstrieb und das Zeugungsgeſchäft, worin er die Epigeneſie erwies, widerlegt hat. Erſterer, ſagt er, iſt allen organiſchen Weſen gemein, aber ſeine jedesmalige Eigenthümlichkeit hängt von der Beſchaffenheit des Stoffes ab, den er auszubilden hat, woraus denn erklärbar wird, daß jede Gattung ſich ſelbſt, und nur ſich, fortpflanzt, daß das Weizenkorn nur Weizen, der Zeugungsſtoff des Schafes nur Schafe, der Zeugungsſtoff des Menſchen nur Menſchen hervorbringen kann. (S. **Bildungstrieb**.) Aber dieſer Trieb kann in der Vollendung der gefoderten Geſtalt geſtört werden. Die Urſachen dazu ſind ſehr mannichfach. Rühren ſie von den Individuen her, die den Zeugungsſtoff hergaben, ſo entſtehen daraus erbliche Fehler, Krankheiten; Störungen der Ausbildung vor der Geburt bringen angeborne Uebel, Mißgeburten hervor; treten nach der Geburt, in den verſchiedenen Entwickelungsperioden, Störungen ein, ſo werden daraus erworbene Uebel, Krankheiten. S.

Epiglottis, der Kehldeckel, oder knorplichte Deckel über der Luftröhre.

Epigonen, ſ. **Theben**.

Epigramm. Dieſes griechiſche Wort bedeutet eigentlich Aufſchrift,

Ueberſchrift; ſeiner erſten Beſtimmung nach, poetiſche Aufſchrift an Tempeln, Grabmälern, Kunſtwerken u. ſ. w., entweder zur Erklärung oder zur Stimmung. Dieſer Zweck erfodert beſeelte Kürze, wo das Gedicht wirkliche Aufſchrift iſt; da aber, wo es zugleich den Gegenſtand der Aufſchrift mit umfaßt, der alſo nicht ſelbſt vorhanden iſt, ſondern bloß hinzugedacht werden muß, eine poetiſche Idee, in beſeelter, anſchaulicher Kürze dargeſtellt. Uebrigens kann die Darſtellung auf verſchiedene Art geſchehen: für den Verſtand didaktiſch, ſatyriſch, komiſch; für das Gefühl lyriſch, elegiſch. Gewöhnlich ſetzt man das witzige Epigramm (Sinngedicht, beſſer Witzgedicht, die Aeltern nannten es Beigedicht) dem empfindſamen entgegen, womit indeß die ganze Sphäre deſſelben nicht umfaßt wird. Noch weit mehr irren jedoch jene, welche gar nur die eine dieſer Arten berückſichtigen; ein Fehler, von welchem ſelbſt Leſſing nicht frei iſt. Er hat in ſeiner Theorie des Epigramms das Witzigſatyriſche im Auge, und in ſofern freilich Recht, daß ein intereſſanter Einfall dazu gehöre, der die Erwartung ſpanne, und dann auf eine überraſchende Art befriedige. Herder aber hat gezeigt, daß dieſe witzige Richtung dem Epigramm nicht weſentlich iſt; nur das Komiſche, das Satyriſche kann der ſogenannten Pointe nicht entbehren. Wahrſcheinlich weil Witz der überwiegende Theil in den neueuropäiſchen Epigrammen war, wie ſchon bei den Römern, dahingegen bei den Griechen der größere Theil zu den empfindſamen gehört, war das komiſche oder witzige Epigramm der Neuern vorzugsweiſe Epigramm, bis Herder in Deutſchland durch Bearbeitung der griechiſchen Anthologie jenes Vorurtheil verdrängte. Was aber den Griechen ihr empfindſames Epigramm, das war den Italienern, Spaniern, Portugieſen und Franzoſen das Madrigal. In den epigrammatiſchen Anthologien von Haug, Weißer und Schütz findet der Deutſche eine reiche Ernte. Herders zerſtreute Blätter und Jacobs Tempe geben einen ſchönen Kranz griechiſcher Blumen dieſer Art. dd.

Epigraphe, die Ueberſchrift oder Aufſchrift, z. B. an einem Gebäude, vor einem Buche (Motto). **Epigraphik**, die Kenntniß der Inſchriften oder Inſchriftskunde, eine hiſtoriſche Hülfswiſſenſchaft. **Epigraphiſche** Seite heißt die Seite einer Münze, auf welcher ſich das Bild und die Schrift befinden; monepigraphiſch, wenn ſie nur Schrift, anepigraphiſch, wenn ſie nur Bilder hat.

Epilepſie, (Fallſucht, böſes Weſen, Staupe, Jammer, Unglück, Schwerenoth), eine langwierige, von verſchiedenen oft ſehr verwickelten und nicht zu hebenden Urſachen abhängende, daher ſo oft unheilbare periodiſche, in einzelnen Anfällen ſich zeigende, Nervenkrankheit. Ihr geht meiſtentheils als Anzeige ein ſogenanntes Windanwehen (aura epileptica), das aus einem oder dem andern Fuße oder der Hand nach Bruſt und Kopf hinläuft, voraus; doch ſind die Vorboten oft ganz unmerklich. Darauf erfolgt ein plötzliches Hinfallen, gewöhnlich mit einem Schrei, die Daumen ſind eingeſchlagen, andere Theile bewegen ſich aber mehr oder weniger, es trit völlige Bewußtloſigkeit und Unempfindlichkeit ein, das Athemholen iſt häufig, unterbrochen, ängſtlich, ächzend, ſtöhnend, der Mund ſchäumt, das Geſicht verzieht ſich, die Zähne knirſchen, die Augen verdrehen ſich, die Harn- und andere Ausleerungen erfolgen unwillkürlich, die Augen ſtehen mit erweiterter unbeweglicher Pupille offen, und ſind gegen das Licht unempfindlich, welcher Umſtand die Verſtellung entdeckt. In 10 bis 20 Minuten iſt der Anfall gewöhnlich vorüber; wie von einem tiefen Schlafe erwacht der Kranke, ohne von dem Geſchehenen etwas zu wiſſen; auch empfindet er

weiter nichts Unangenehmes, als Müdigkeit und etwa Schmerzen in den Gliedern. Zuweilen treten die Anfälle in einer Stunde 9 bis 10 und mehrere Mal ein, bei andern kommen ſie nur alle Monate, im Wechſel des Mondes, halbjährig und in längern Zeiträumen wieder. Aus den Zufällen, deſſen Hauptcharakter Bewußtloſigkeit und heftige, unregelmäßige, dem Willen entzogene Muskelbewegung iſt, läßt ſich ſchließen, daß die Krankheit, ihrer nächſten Urſache nach, in dem Gehirn ihren Sitz habe, und in einer abnormen und heftigen Reizung deſſelben, bis in das Rückenmark herab ſich erſtreckend, beſtehe. Doch kann eine veranlaſſende Urſache oft in dem Ganglienſyſtem des Unterleibes ihren Sitz haben. Erkältung, Aerger, Schreck ſcheinen die gewöhnlichen Urſachen zu ſein, wodurch dieſes Uebel geweckt wird.

Epilog, Nachrede oder Schlußrede, um den Leſern oder Hörern am Ende eines Werks noch einige Bemerkungen mitzutheilen. Der Epilog ſteht dem Prolog (Vorwort) gewiſſermaßen entgegen, und kommt, wie dieſer, hauptſächlich bei Schauſpielen vor. So haben mehrere Shakſpeariſche Stücke außer Prologen auch Epiloge, worin der Dichter ſeine Zuſchauer theils um Nachſicht für die Mängel des Stücks und der Darſtellung bittet, theils ihnen den richtigen Geſichtspunkt andeutet, woraus ſie ſein Werk betrachten ſollen. Der Epilog iſt mithin zuweilen eine Art von Nothbehelf, in ſofern er von einem Kunſtwerke etwas ſagt, was daſſelbe nicht durch ſich ſelbſt ausſpricht. In einem etwas veränderten Sinne nennt man Epilog die (größtentheils verſificirte) Rede, worin eine Schauſpielergeſellſchaft bei ihrem Abgange von einem Orte von dem Publikum Abſchied nimt.

Epimenides, ein berühmter Philoſoph und Dichter des Alterthums, im 6. Jahrh. vor Chr. Geb. und aus Creta gebürtig. Von Einigen wird er zu den ſogenannten ſieben Weiſen Griechenlands gerechnet, und dagegen Periander von dieſer Zahl ausgeſchloſſen. Die Sage ſchildert ihn als einen Vertrauten der Götter und untrüglichen Seher in die Zukunft. Als die Athener von Feinden und anſteckenden Krankheiten heimgeſucht wurden, und das Orakel ihnen erklärte, die Stadt habe ſich durch Entheiligung der Tempel, in welchen die Anhänger des Cylon ermordet worden, den Zorn der Götter zugezogen, und müſſe wieder entſündigt werden, riefen ſie den durch ſeine Weisheit und Frömmigkeit berühmten Epimenides von Creta zu ſich, um durch ihn mit den Göttern wieder verſöhnt zu werden. Er entſprach ihrem Wunſche, und traf außerdem noch verſchiedene nützliche Veränderungen und Einrichtungen. Bei ſeinem Fortgange ſchlug er alle Geſchenke aus, und verlangte zum Lohne nichts, als einen Zweig von dem der Minerva geweihten Oelbaum. Merkwürdig, aber leicht zu deuten, iſt die Sage, daß er als Jüngling in einer Höhle von einem Schlaf überfallen worden, der nach Einigen 40, nach Andern noch mehr Jahre gedauert habe. Bei ſeinem Wiedererwachen habe er zu ſeinem Erſtaunen alles in ſeiner Vaterſtadt verändert gefunden. Dieſe Sage liegt Göthe's Dichtung: des Epimenides Erwachen, zur Jahresfeier der Schlacht bei Leipzig, zum Grunde.

Epinay, (Louiſe, Frau von). Dieſe durch Rouſſeau's Liebe und Anklagen zuerſt bekannt gewordene geiſtreiche Frau, war die Tochter eines Herrn Tardieu Desclavelles, der im Dienſte Ludwigs XV. ſein Leben in Flandern verlor, und ſeine Familie in ſehr mittelmäßigen Umſtänden hinterließ. Dies und die Gewogenheit, welche Desclavelles am Hofe genoß, machte, daß man einige Sorge für die Tochter trug, und ſie mit dem älteſten Sohne des Herrn Delalive de Bellegarde, dem

man eine Generalpächter-Stelle gab, verband. Die Verſchwendung des jungen Mannes verkümmerte jedoch bald ſeiner Gattin das Glück, welches ihr durch dieſe Verbindung hatte geſichert werden ſollen. Während der Tage des Glanzes und der Jugend war es aber noch, daß ſie die Bekanntſchaft des Philoſophen von Genf machte, der, leicht beweglich in ſeinen Gefühlen, wie er ſtets war, nicht ermangelte, der minder ſchönen, als anmuthigen und geiſtreichen Frau, ſeine ganze Zuneigung mit einer Glut zu widmen, deren Tiefe und Stärke er ſelbſt in ſeinen berühmten Confessions ſchildert. Auch Mad. d'Epinay war nicht unempfindlich für die Huldigungen ihres „Bären", wie ſie ihn wegen mancher ſeiner Angewohnheiten und Eigenheiten zu nennen pflegte, und ſie that in jener Zeit ſo viel ihr möglich war, um ihm eine ſeinen Wünſchen entſprechende Exiſtenz zu verſchaffen. In ihrem Park von la Chevrette, im Thale Montmorency, räumte ſie ihm ein Häuschen (die ſo berühmt gewordene Einſiedelei) ein, und hier war es, wo der Verfaſſer der neuen Heloiſe in ſeiner romanesken Liebe zu Mad. d'Epinay ſo lange glückliche Tage verlebte, bis er auf den, von ihm ſelbſt bei ſeiner Freundin eingeführten bekannten Baron Grimm glaubte eiferſüchtig werden zu müſſen, und nun, in Folge dieſes, von ihm keineswegs verhehlten Gefühls, zwiſchen ihm und Mad. d'Epinay erſt Kälte, dann ein Widerwille eintrat, der ſich nur zu ſchroff in den Bekenntniſſen des Philoſophen ausſpricht. Eine Vertheidigung des ſpätern Benehmens der Frau von Epinay gegen Rouſſeau findet ſich in Grimms „Correspondence", woſelbſt auch Nachricht über einige von ihr geſchriebene Werke gegeben wird, deren berühmteſtes „les Conversations d'Emilie" iſt, in welchem die Verfaſſerin in einem etwas kalten, aber wohlgeregelten Styl, die Lehren der Moral für Kinder ſo geiſtreich als anziehend entwickelt, und für welches ſie 1783 von der Akademie den durch Monthion (damals Kanzler beim Grafen Artois) für nützliche Schriften dieſer Art ausgeſetzten Preis erhielt, während Mad. Genlis, die ſich gleichfalls durch ein Buch „Adele und Theodor" darum bewarb, zurückſtehen mußte. Außerdem hat man von ihr noch „Lettres à mon fils und Mes moments heureux". Ein Auszug ihrer höchſt anziehenden Memoiren und ihres Briefwechſels, ihre Verhältniſſe zu Dûclos, Rouſſeau, Grimm, Holbach, Lambert u. A. betreffend, erſchien in Paris in 3 Bänden (1818). Sie geben das treueſte Bild der eben ſo verfeinerten, als in den Geſchlechtsverhältniſſen höchſt verderbten Sitten unter den höheren Ständen Frankreichs während der Regierung Ludwigs XV. Mad. d'Epinay ſtarb 1783, bald darauf nachdem ihr erſtgenanntes Buch von der Akademie ſo rühmlich anerkannt wurde.

Epiphania, die Erſcheinung; daher wird das ſogenannte Feſt der Erſcheinung Chriſti, das auf den 6. Januar fällt, das Epiphaniasfeſt, und die nachfolgenden Sonntage Epiphaniasſonntage, oder Sonntage nach Epiphanias genannt. Die Griechen benannten mit dieſem Namen den Tag der Geburt Chriſti.

Epirus, eine Landſchaft, an Griechenland gränzend, oft auch mit dazu gerechnet. Das Orakel zu Dodona, das älteſte in Griechenland, befand ſich hier. Auch die Mythologie erhielt vielleicht aus dieſem Lande die Höllenflüſſe Acheron und Cocyt. Das Land iſt ſehr gebirgig, aber nach der Seeküſte zu angenehm und fruchtbar. In den älteſten Zeiten waren die Chaonier daſelbſt die mächtigſte Völkerſchaft. Der berühmteſte König von Epirus war Pyrrhus, der um 278 v. Chr. die Römer bekriegte. Von der Bedrückung der macedoniſchen Könige, durch die Römer, nach Philipps II. Beſiegung, befreit, wurden die Epiroten

nach und nach ſo mächtig, daß ſie dem Antiochus und Perſeus gegen die Römer beiſtanden, aber eben dadurch ihren Untergang beförderten. Paulus Aemilius beſiegte ſie, und gab die Städte der Plünderung ſeiner Soldaten Preis, ſo daß 70 derſelben zerſtört und 150,000 Menſchen als Sclaven verkauft wurden. Nun hatte Epirus gleiche Schickſale mit dem römiſchen Reiche, bis es von den Türken unter Amurat II. 1432 erobert wurde. Zwar warf Caſtriot, genannt Scanderbeg, der letzte Sprößling vom königlichen Stamme in Epirus, und am ottomaniſchen Hofe erzogen, 1447 das türkiſche Joch ab; allein nach ſeinem Tode ward ſein Land unter Mohamed II. 1466 wieder erobert. Arnauten bewohnen es größtentheils.

Epiſche Dichtungsart oder **epiſche Poeſie** wird die erzählende Dichtungsart (ſ. **Poeſie**) genannt, welche das poetiſche Ereigniß als etwas Vergangenes der Einbildungskraft ruhig darſtellt. Sie hat verſchiedene Unterarten, die nach Umfang und Bedeutung verſchieden ſind. Die höchſte iſt die, welche man gegenwärtig vorzugsweiſe das Epos oder Epopöie nennt: ein erzählendes Gedicht, deſſen Inhalt ein poetiſches Ereigniß iſt, welches ſich auf Welt, Menſchheit, das Leben der Nationen oder eines Volks bezieht, am friſcheſten und herrlichſten, wenn ſein Stoff die Sage iſt, die mit der Urgeſchichte des Volks und ſeinem Urſprung zuſammenhängt. Von geringerem Umfange und beſchränkterer Bedeutung iſt dasjenige epiſche Gedicht, deſſen Inhalt ſich mehr auf das Leben einzelner Menſchen bezieht, wodurch auch der Ton des Ganzen beſchränkter und lyriſcher wird. Man könnte dieſes beſſer, als das erſtere, Heldengedicht nennen. Hieher gehören die meiſten romantiſchen Epopöien, und ſelbſt Homers Odyſſee im Verhältniß zur Iliade; auch die meiſten neuern Epopöien, welche einen religiöſen oder mythiſchen und hiſtoriſchen Stoff behandelt haben, beſonders die letzteren, welche ſich mehr an die Gedichte anſchließen. Ferner gehören zu der epiſchen Poeſie der Roman, aus den romantiſchen Epopöien entſprungen, u. die poetiſchen Erzählungen, **Novellen**, **Balladen** (ſ. die beſondern Artikel), welche Begebenheiten, Schickſale, Situationen, ja zuletzt nur einzelne Momente aus dem Leben des Individuums ernſt oder ſcherzend ſchildern, und durch ihren Ton mehr oder weniger in die lyriſche Poeſie (ſ. d. Art. **Lyrik**) übergehen. Die allgemeinen Eigenſchaften der epiſchen Poeſie laſſen ſich aus der obigen Beſtimmung ableiten. Was aber als Charakter des epiſchen Gedichts gewöhnlich angeführt wird, kommt den einzelnen epiſchen Gedichten nur in dem Maße zu, als ſich dieſelben durch Umfang und Inhalt dem weitumfaſſenden **Epos** (ſ. d.) oder dem ſogenannten Heldengedichte nähern. Im Ganzen müſſen wir bemerken, daß die größten Verwirrungen und Willkürlichkeiten der äſthetiſchen Theorien darauf beruhen, daß man die Gattung (epiſches Gedicht, epiſche Poeſie) und ihre Eigenthümlichkeiten mit der Art, beſonders dem Epos im höchſten Sinne, und hier wieder die verſchiedenen Arten deſſelben, z. B. das antike und romantiſche, immer zu verwechſeln pflegt, ſonſt würde man z. B. nicht Göthe's Hermann und Dorothea ein Epos nennen können. T.

Epiſcenium, das Vordertheil der Bühne.

Epiſcopalſyſtem in der catholiſchen Kirche, ſ. **Catholicismus**.

Epiſode (Epeiſodion) kommt bei Ariſtoteles in einer zwiefachen Bedeutung vor, die man wohl von einander zu unterſcheiden hat. Einmal bezeichnet es alle diejenigen Theile eines Drama, welche zwiſchen ganzen Chorgeſängen befindlich ſind, dann aber auch eine Nebenhandlung,

die der Dichter der Haupthandlung angeknüpft hat, und die nicht weſentlich zu ihr gehört. Die neuern Kunſtrichter haben die techniſche Bedeutung dieſes Worts auf die letztere allein eingeſchränkt. Bei wahrhaft guten Dichtern ſind die Epiſoden kein bloßes Flick= oder Füllwerk, nicht unnöthige, nur erweiternde Anhängſel, ſondern geben Aufſchluß über die Sache ſelbſt, zeigen wichtige Folgen der Handlung oder entwickeln verborgene Urſachen. Von dieſer Art iſt z. B. die Erzählung von der Eroberung Troja's in Virgils Aeneis. Dieſe war eine Urſache, warum der Held des Gedichts ſein Vaterland verlaſſen und auf dem Meer umher irren mußte; der Dichter aber fängt nicht damit an, weil er die Handlung, um ſie anſchaulicher und lebhafter zu machen, in einen kürzern Zeitraum zuſammendrängen will; ſondern ſchiebt ſie im Laufe ſeiner Erzählung ein, aber ſo geſchickt, daß wir ſie eben in dieſer Stelle ſelbſt erwarten, und daß ſie hier nicht bloß über das Vergangene Aufſchluß giebt, ſondern auch das Zukünftige, Dido's Liebe, vorbereitet. Auf dieſe Weiſe wird die Epiſode ein weſentlicher Theil des Ganzen, wie ſie es ſein muß, wenn die Auffoderung der Einheit an ein Gedicht keine leere Grille iſt. Mit dem Mährchen im Oberon hat es gleiche Bewandtniß; es ſcheint zufällig, erklärt uns aber den Grund von Oberons wunderbarer Theilnahme an Hüons Schickſal. In der epiſchen Dichtungsart hat begreiflich die Epiſode bei weitem größern Spielraum (ſ. Epos) und häufigere Anwendung als in der dramatiſchen, wo ſich alles auf eine gegenwärtige Handlung zuſammendrängt. Man hat dieſen Ausdruck auch auf die Malerei übertragen, und nennt ſo eine Nebenpartie, beſonders des hiſtoriſchen Gemäldes; im gemeinen Leben ſogar jede Abſchweifung von dem Hauptgegenſtande im Denken und Sprechen. — Epiſodiſch daher, abſchweifend. dd.

Epiſtel. Hierunter verſteht man gewöhnlich 1. den poetiſchen Brief, welcher keiner beſondern Dichtungsart zugezählt werden kann, indem er bald erzählend (epiſch), bald lyriſch, und gewöhnlich didaktiſch iſt. Der Ton, in welchem er geſchrieben wird, läßt ſich im Allgemeinen nicht angeben, weil er ſich jederzeit nach dem Inhalt und nach dem Verhältniß des Schreibenden zum Empfänger richtet. So grenzen Ovids Briefe aus dem Pontus durchgehends an die Elegie; die Horaziſchen Briefe an die Satyre; mehrere von Göckingk, Jacobi, Gleim ſind lyriſche Ergüſſe einer ſcherzhaften Laune. Die Epiſtel muß durch und durch eine Beziehung auf die Perſon haben, welche ſchreibt, und auf die, an welche geſchrieben wird. Durch die Richtung an Einen gewinnt ein ſolches Gedicht an Wahrheit, Individualität und Lebhaftigkeit. Dieſer Eine aber, wenn er auch eine wirkliche Perſon iſt, muß von dem Dichter zu einem poetiſchen Weſen umgeformt ſein, d. h. er muß entweder Stellvertreter der Menſchheit ſelbſt, oder doch einer poetiſchen Seite derſelben ſein können. Der Dichter wendet ſich, wie Pörſchke ſagt, an einen einzelnen Menſchen, um zum ganzen Menſchengeſchlechte zu reden. Ein Brief des gemeinen Lebens geht nur auf die Verhältniſſe zwiſchen dem Schreibenden und dem Leſer des Briefs, und hat nur Privatgültigkeit; vieles mag in einem ſolchen Briefe für alle übrigen Menſchen unverſtändlich ſein, denn für dieſe iſt er nicht geſchrieben. Anders bei der poetiſchen Epiſtel. Wenn Clodius aber meint, es ſei eine Art Scherz darin, in vertrauten Situationen des Lebens den poetiſchen Ton anzunehmen, und deßhalb auch das Scherzhafte für herrſchenden äſthetiſchen Charakter der Epiſtel erklärt: ſo iſt ſeine Anſicht nur einſeitig, und beſchränkt die ganze Gattung. Was die Art der Darſtellung betrifft, ſo verſteht ſich von ſelbſt, daß ein Brief keine Ab-

Handlung iſt: der Gegenſtand ſoll alſo nicht erſchöpft, aber von einer anziehenden Seite herausgehoben und beleuchtet werden; der Gang kann freier, der Zuſammenhang loſer ſein, deßhalb aber iſt an eine völlige Planloſigkeit nicht zu denken. Auch die Heroide gehört zur poetiſchen Epiſtel (ſ. Poeſie). 2. werden Epiſteln vorzugsweiſe die in dem N. T. enthaltenen Briefe der Apoſtel und die Abſchnitte aus denſelben genannt, über welche an den Sonn- und Feiertagen, beſonders Nachmittags, gepredigt zu werden pflegt. dd.

Epistolae obscurorum virorum. (Briefe unbekannter Männer), ein ſatyriſches Werk des 16. Jahrh., enthält Briefe, angeblich von damals bekannten Geiſtlichen und Profeſſoren in den Rheingegenden, in barbariſchem oder Küchenlatein geſchrieben, worin nebſt verſchiedenen theologiſchen Streitigkeiten auch die Ausſchweifungen der Geiſtlichen damaliger Zeit ſcharf gerügt werden. Der berühmte Ulrich von Hutten hat, nebſt verſchiedenen andern Gelehrten, daran gearbeitet. 1517 wurden dieſe Briefe durch eine päpſtliche Bulle unter die Zahl der verbotenen Bücher gerechnet.

Epitaphium, griechiſch, Grabſchrift.

Epithalamium, Hochzeitgeſang, Hochzeitgedicht im höhern Styl.

Epoche heißt jeder Zeitpunkt, von welchem man eine Zeitrechnung anfängt. Man nahm gewöhnlich irgend eine merkwürdige Begebenheit zum Standpunkte, von wo an man nachher die Jahre rechnete, z. B. die Geburt Chriſti, die Erbauung der Stadt Rom u. ſ. f. Daher die Epoche machende Begebenheit ſelbſt. Figürlich heißt dann auch Epoche jeder wichtige Zeitpunkt. Häufig bedeutet es auch ſo viel als Periode, Zeitraum. (Vergl. Chronologie und Periode.)

Epizootien, ſ. Seuchen.

Epode hieß bei dem Chorgeſang der Alten die letzte Abtheilung, welche geſungen wurde, wenn der Chor nach Strophe und Antiſtrophe auf ſeinen eigentlichen Platz zurückgekommen war (ſ. Chor), alſo gleichſam Nachgeſang, Finale. Dieſer Epodos hatte ſein eigenes Sylbenmaß und eine willkürliche Anzahl von Verſen. Außerdem verſteht man aber unter Epoden eine Art ſatyriſcher Oden; nach Hephäſtions Bemerkung nämlich jene, wo gewöhnlich ein längerer Jambus mit einem kürzern abwechſelt. Das fünfte Buch der Oden des Horaz haben wir unter dieſem Titel. Nicht alle Oden dieſes Buchs aber ſind ſatyriſch, und Scaliger findet daher in dieſer Benennung nichts als einen Anhang von Oden; ſie wurden nach des Dichters Tode ſeinen übrigen Werken beigefügt.

Epopee, oder vielmehr Epopöie, ſ. Epiſche Dichtungsart, Epos und Heldengedicht.

Epopten, eigentlich Anſchauer, d. i. Eingeweihte, die Allem, was bei den großen Myſterien oder Religionsgeheimniſſen der alten Griechen vorging, beiwohnen durften.

Epos iſt die Benennung einer Claſſe von Gedichten aus der erzählenden Gattung, oder vielmehr erzählendes Gedicht ſelbſt. Nicht leicht ſind irgend einer Gattung willkürlichere und zufälligere Regeln aufgebürdet worden, als der epiſchen, zumal wenn man es unter dem prächtiger klingenden Titel Epopöie als gleichbedeutend mit Heldengedicht gab. Iſt es daher irgendwo nöthig, die gewöhnlichen Meinungen der Theoriſten und ihre Regeln ganz zu vergeſſen, ſo iſt es hier. „Faſt bei keiner Dichtungsart,“ ſagt Wilh. von Humboldt, „iſt man ſo ſehr um eine genügende Erklärung verlegen, als bei der epiſchen,“ und er

beſtimmte die Epopöie als eine ſolche dichteriſche Darſtellung einer Handlung durch Erzählung, welche unſer Gemüth in den Zuſtand der lebendigſten und allgemeinſten ſinnlichen Betrachtung verſetzt. „Man braucht nur," ſagt er, „dieſen Zuſtand genau zu entwickeln, um zugleich zu allen jenen weſentlichen Eigenſchaften der Epopöie: der reinen Objectivität, der lebendigen Sinnlichkeit, der vollkommenen Totalität, und der Abweſenheit aller ſolcher Parteilichkeit, welche die Freiheit der Anſicht verhinderte, von ſelbſt zu gelangen. Die Hauptmerkmale in dieſer Definition ſind der Begriff der Handlung und der Erzählung. Vorzüglich iſt der letztere wichtig, von welchem auch die ganze Gattung ihren Namen hat. Streng genommen hätte man aus dieſem ihr ganzes Weſen ableiten können." Verſuchen wir, das hiemit Angedeutete etwas weiter auszuführen. Hierzu bemerken wir nur zuvörderſt, daß es nicht eigentlich eine Handlung iſt, welche das Epos darſtellt (denn dieſe gehört dem Drama an), ſondern Begebenheiten. Begebenheiten ſind aber etwas Vergangenes, und das Vergangene läßt ſich blos erzählen. Was nur erzählt wird, iſt eben damit ſchon in eine mildernde Ferne gerückt, wirkt nicht ſo eindringend mächtig auf die Empfindung, als das Gegenwärtige im Drama, läßt der Betrachtung eben dadurch mehr Spielraum, geſtattet mehr Ruhe. Somit ergiebt ſich als Charakter des Epos: ruhige Darſtellung des Fortſchreitenden (denn Erzählung kennt nichts Stehendes, blos Schilderndes, Beſchreibendes, ſondern iſt ihrer Natur nach im immerwährenden, aber ſtetigen, Fortſchreiten begriffen). Demnach erſcheint der Dichter in ſeiner ganzen Darſtellung in beſonnener Faſſung, ruhiger Haltung, und dieſer ſein Seelenzuſtand ſpiegelt ſich in dem Gedichte wieder, welches nie, wie das Drama, erſchüttert, ſondern das Gemüth ruhiger anſpricht. Damit aber die Einwirkung nicht der gehörigen Kraft ermangele, wird die lebendigſte Anſchaulichkeit erfodert, welche nicht anders als mittelſt durchgängiger Umſtändlichkeit und ſchöner Entfaltung erreichbar iſt. Der Gang des Epos iſt keine Reiſe, wo man ein vorgeſetztes Ziel mit unruhiger Ungeduld zu erreichen bemüht iſt, ſondern gleicht mehr einer zur Luſt am ſchönen Tage auf dem ruhigen See unternommenen Fahrt, wo man ſich in behaglicher Gemüthlichkeit den Gegenſtänden hingiebt, und gern bei jedem verweilt, ohne ungeduldiges Weiterſtreben, wofern nur die Gegenſtände nicht an ſich unangenehmer Natur ſind, oder überhaupt deſſen, was einen Geiſt anziehen und ein Herz bewegen kann, ermangeln. Die Umſtändlichkeit und Entfaltung des Epikers halten uns ſo an einzelnen Punkten feſt. Sollen ſie es aber auf die rechte Weiſe, ſo darf die Umſtändlichkeit keine todte ſein, ſie darf keinen blos maleriſchen Anſtrich haben, ſondern Alles muß als werdend, fortſchreitend vorgeſtellt werden. (S. die Art. Poeſie, Kunſt, Malerei.) So beſchreibt uns Homer den Schild des Achilles nicht, ſondern führt uns in die Werkſtatt des Künſtlers, und wir ſehen ihn im allmähligen Entſtehen. Ruhe ſelbſt wird Bewegung, das Todte ſpricht uns wie lebend an, und dadurch wird die Einbildungskraft unaufhörlich beſchäftigt, das Gemüth in ſanfter Bewegung erhalten, denn Leben regt das Leben an. Zu der epiſchen Entfaltung ſtehen dem Dichter mancherlei Mittel zu Gebot, ausmalende Beiwörter, Gleichniſſe, Reden, Epiſoden. Jean Paul hat hierüber treffende Worte in ſeiner Vorſchule der Aeſthetik geſagt. „Der Epiker, er fliege von Land in Land, zwiſchen Himmel und Erde und Hölle auf und ab: er muß wenigſtens den Flug und Weg abmalen. Dem Epos iſt langſame Breite erlaubt (vielmehr natürlich). Wie lange zürnt Achilles! Wie lange ſtirbt Chriſtus! Daher die Erlaubniß der ruhi-

gen Ausmalerei eines Achilles-Schildes, daher die Erlaubniß der Epiſode. Die gefoderte Menge der Mitſpieler hält, wie die Menge der Uhrräder, den Gang der Maſchine an; denn jede Nebenfigur will Raum zu ihrer Bewegung haben. In ſofern Romane epiſch ſind, haben ſie das Geſetz der Langſamkeit vor und für ſich. Der ſogenannte raſche Gang gebührt dem Theater, nicht dem Epos. Wie in jener Fabel ſiegt die Sonne über den Sturm und zieht den Mantel aus. Yoriks ganze Reiſe beſteht in drei Tagen; das ganze fünfte Buch des Don Quixote füllt ein Abend in einer Schenke. Nur dann ſchleicht die Handlung, wenn ſie ſich wiederholt; und ſie ſtockt nur dann, wenn eine fremde ſtatt ihrer geht; aber nicht dann, wenn die große in der Ferne in immer kleinere in der Nähe, gleichſam der Tag in Stunden, auseinander rückt." In dieſem letztern liegt die Anfoderung an Einheit, und mit Recht wird dieſe eben ſowohl an das Epos als an jedes andere Kunſtwerk gemacht. Nach A. W. Schlegel ſoll die Einheit des epiſchen Gedichts keine ſo ſcharf begrenzte ſein, als im Drama; allein darf der Dichter ſeinen Plan nach Willkür ins Unbeſtimmte hin ausdehnen? Maß und Ziel müſſen wohl auch hier ſein, wenn die Erzählung nicht unangenehm werden ſoll. Wenigſtens muß ſich alles in klare Umriſſe für die Einbildungskraft gefällig runden, wenn auch die dramatiſche Einheit, die immer Einen Hauptzweck vor Augen hat, dem alles nur als Mittel dient und untergeordnet iſt, im Epos nicht herrſchen ſollte. Wirklich iſt daher, wie auch Humboldt bemerkt, der Schluß des epiſchen Gedichts nicht nothwendig ein wirkliches Ende, über das hinaus ſich nun nichts mehr hinzufügen ließe; aber alle einzelnen Theile des Ganzen müſſen darin auf befriedigende Weiſe zuſammenkommen. Mit jener dramatiſchen Einheit fällt übrigens zugleich auch jene künſtlich verknüpfte Verwickelung, Entwickelung und Auflöſung weg, die dem Drama eignet; im Epos iſt daher keine immer ſteigende Spannung, ſondern Spannung und Befriedigung gleichmäßig über das Ganze verbreitet. Daher denn, daß ſich in dem Epos keine Empfindung ausſchließend oder auch nur mit auffallendem Uebergewicht unſerer Seele bemeiſtert, und daher wieder die ruhig betrachtende Stimmung, in die das Gedicht verſetzt. Mag das wilde Spiel des Kampfes entzweiter Intereſſen noch ſo ſchrecklich toben, und alle Kräfte ſtreitend in Bewegung ſetzen; der Erzähler, und mit ihm der Hörer oder Leſer, ſchwebt mit Gleichmuth über der bewegten Welt, ohne eigene Leidenſchaft. Ruhig, wie er alle Schickſale ſich entwickeln läßt, ſtellt er ohne vorgreifende Theilnahme an Einzelnen alle Charaktere und Perſonen dar, und läßt ſie handeln, denn er weiß, daß das Verhängniß in ſeiner Welt wohnt, dem jedes zum Ganzen dient, und das mancherlei Hebel und Werkzeuge braucht. So führt er uns in ruhiger Bewegung, aber im feſten geraden Gange, immer langſam und betrachtend ſeinem Ziele entgegen. Einfach und ruhig, wo er ſelbſt, iſt ſeine Darſtellung, ſchlicht und einfach ſein Ausdruck, m daß auch hier das Ganze nicht dem ſturmbewegten Meere, ſondern dieſe ſtillen Strome zu vergleichen iſt, der auf ſeiner ſpiegelnden Fläche Leiden und Freuden hinwegträgt, während aus ihm der unendliche Himmel wiederſchimmert. Von dieſer Art iſt das Epos, und das Homeriſche iſt wenigſtens dieſer Theorie nicht entgegen. Freilich gleichen ihm andere deſto weniger. In der neuern Theorie und Praxis der Epopöie hat man ihr vornehmlich das Heroiſche, das Wunderbare und den großen Umfang als weſentlich zugemeſſen. Ob es ihr weſentlich ſei, darüber ſ. mehr unter Heldengedicht, Maſchinen und Wunderbar; hier nur eine Bemerkung noch: Unglaube an das Himmliſche

beſtimmte die Epopöie als eine ſolche dichteriſche Darſtellung einer Handlung durch Erzählung, welche unſer Gemüth in den Zuſtand der lebendigſten und allgemeinſten ſinnlichen Betrachtung verſetzt. „Man braucht nur," ſagt er, „dieſen Zuſtand genau zu entwickeln, um zugleich zu allen jenen weſentlichen Eigenſchaften der Epopöie: der reinen Objectivität, der lebendigen Sinnlichkeit, der vollkommenen Totalität, und der Abweſenheit aller ſolcher Parteilichkeit, welche die Freiheit der Anſicht verhinderte, von ſelbſt zu gelangen. Die Hauptmerkmale in dieſer Definition ſind der Begriff der Handlung und der Erzählung. Vorzüglich iſt der letztere wichtig, von welchem auch die ganze Gattung ihren Namen hat. Streng genommen hätte man aus dieſem ihr ganzes Weſen ableiten können." Verſuchen wir, das hiemit Angedeutete etwas weiter auszuführen. Hierzu bemerken wir nur zuvörderſt, daß es nicht eigentlich eine Handlung iſt, welche das Epos darſtellt (denn dieſe gehört dem Drama an), ſondern Begebenheiten. Begebenheiten ſind aber etwas Vergangenes, und das Vergangene läßt ſich blos erzählen. Was nur erzählt wird, iſt eben damit ſchon in eine mildernde Ferne gerückt, wirkt nicht ſo eindringend mächtig auf die Empfindung, als das Gegenwärtige im Drama, läßt der Betrachtung eben dadurch mehr Spielraum, geſtattet mehr Ruhe. Somit ergiebt ſich als Charakter des Epos: ruhige Darſtellung des Fortſchreitenden (denn Erzählung kennt nichts Stehendes, blos Schilderndes, Beſchreibendes, ſondern iſt ihrer Natur nach im immerwährenden, aber ſtetigen, Fortſchreiten begriffen). Demnach erſcheint der Dichter in ſeiner ganzen Darſtellung in beſonnener Faſſung, ruhiger Haltung, und dieſer ſein Seelenzuſtand ſpiegelt ſich in dem Gedichte wieder, welches nie, wie das Drama, erſchüttert, ſondern das Gemüth ruhiger anſpricht. Damit aber die Einwirkung nicht der gehörigen Kraft ermangele, wird die lebendigſte Anſchaulichkeit erfodert, welche nicht anders als mittelſt durchgängiger Umſtändlichkeit und ſchöner Entfaltung erreichbar iſt. Der Gang des Epos iſt keine Reiſe, wo man ein vorgeſetztes Ziel mit unruhiger Ungeduld zu erreichen bemüht iſt, ſondern gleicht mehr einer zur Luſt am ſchönen Tage auf dem ruhigen See unternommenen Fahrt, wo man ſich in behaglicher Gemüthlichkeit den Gegenſtänden hingiebt, und gern bei jedem verweilt, ohne ungeduldiges Weiterſtreben, wofern nur die Gegenſtände nicht an ſich unangenehmer Natur ſind, oder überhaupt deſſen, was einen Geiſt anziehen und ein Herz bewegen kann, ermangeln. Die Umſtändlichkeit und Entfaltung des Epikers halten uns ſo an einzelnen Punkten feſt. Sollen ſie es aber auf die rechte Weiſe, ſo darf die Umſtändlichkeit keine todte ſein, ſie darf keinen blos maleriſchen Anſtrich haben, ſondern Alles muß als werdend, fortſchreitend vorgeſtellt werden. (S. die Art. Poeſie, Kunſt, Malerei.) So beſchreibt uns Homer den Schild des Achilles nicht, ſondern führt uns in die Werkſtatt des Künſtlers, und wir ſehen ihn im allmähligen Entſtehen. Ruhe ſelbſt wird Bewegung, das Todte ſpricht uns wie lebend an, und dadurch wird die Einbildungskraft unaufhörlich beſchäftigt, das Gemüth in ſanfter Bewegung erhalten, denn Leben regt das Leben an. Zu der epiſchen Entfaltung ſtehen dem Dichter mancherlei Mittel zu Gebot, ausmalende Beiwörter, Gleichniſſe, Reden, Epiſoden. Jean Paul hat hierüber treffende Worte in ſeiner Vorſchule der Aeſthetik geſagt. „Der Epiker, er fliege von Land in Land, zwiſchen Himmel und Erde und Hölle auf und ab: er muß wenigſtens den Flug und Weg abmalen. Dem Epos iſt langſame Breite erlaubt (vielmehr natürlich). Wie lange zürnt Achilles! Wie lange ſtirbt Chriſtus! Daher die Erlaubniß der ruhi-

gen Ausmalerei eines Achilles-Schildes, daher die Erlaubniß der Epiſode. Die gefoderte Menge der Mitſpieler hält, wie die Menge der Uhrräder, den Gang der Maſchine an; denn jede Nebenfigur will Raum zu ihrer Bewegung haben. In ſofern Romane epiſch ſind, haben ſie das Geſetz der Langſamkeit vor und für ſich. Der ſogenannte raſche Gang gebührt dem Theater, nicht dem Epos. Wie in jener Fabel ſiegt die Sonne über den Sturm und zieht den Mantel aus. Yoriks ganze Reiſe beſteht in drei Tagen; das ganze fünfte Buch des Don Quixote füllt ein Abend in einer Schenke. Nur dann ſchleicht die Handlung, wenn ſie ſich wiederholt; und ſie ſtockt nur dann, wenn eine fremde ſtatt ihrer geht; aber nicht dann, wenn die große in der Ferne in immer kleinere in der Nähe, gleichſam der Tag in Stunden, auseinander rückt." In dieſem letztern liegt die Anfoderung an Einheit, und mit Recht wird dieſe eben ſowohl an das Epos als an jedes andere Kunſtwerk gemacht. Nach A. W. Schlegel ſoll die Einheit des epiſchen Gedichts keine ſo ſcharf begrenzte ſein, als im Drama; allein darf der Dichter ſeinen Plan nach Willkür ins Unbeſtimmte hin ausdehnen? Maß und Ziel müſſen wohl auch hier ſein, wenn die Erzählung nicht unangenehm werden ſoll. Wenigſtens muß ſich alles in klare Umriſſe für die Einbildungskraft gefällig runden, wenn auch die dramatiſche Einheit, die immer Einen Hauptzweck vor Augen hat, dem alles nur als Mittel dient und untergeordnet iſt, im Epos nicht herrſchen ſollte. Wirklich iſt daher, wie auch Humboldt bemerkt, der Schluß des epiſchen Gedichts nicht nothwendig ein wirkliches Ende, über das hinaus ſich nun nichts mehr hinzufügen ließe; aber alle einzelnen Theile des Ganzen müſſen darin auf befriedigende Weiſe zuſammenkommen. Mit jener dramatiſchen Einheit fällt übrigens zugleich auch jene künſtlich verknüpfte Verwickelung, Entwickelung und Auflöſung weg, die dem Drama eignet; im Epos iſt daher keine immer ſteigende Spannung, ſondern Spannung und Befriedigung gleichmäßig über das Ganze verbreitet. Daher denn, daß ſich in dem Epos keine Empfindung ausſchließend oder auch nur mit auffallendem Uebergewicht unſerer Seele bemeiſtert, und daher wieder die ruhig betrachtende Stimmung, in die das Gedicht verſetzt. Mag das wilde Spiel des Kampfes entzweiter Intereſſen noch ſo ſchrecklich toben, und alle Kräfte ſtreitend in Bewegung ſetzen; der Erzähler, und mit ihm der Hörer oder Leſer, ſchwebt mit Gleichmuth über der bewegten Welt, ohne eigene Leidenſchaft. Ruhig, wie er alle Schickſale ſich entwickeln läßt, ſtellt er ohne vorgreifende Theilnahme an Einzelnen alle Charaktere und Perſonen dar, und läßt ſie handeln, denn er weiß, daß das Verhängniß in ſeiner Welt wohnt, dem jedes zum Ganzen dient, und das mancherlei Hebel und Werkzeuge braucht. So führt er uns in ruhiger Bewegung, aber im feſten geraden Gange, immer langſam und betrachtend ſeinem Ziele entgegen. Einfach und ruhig, wo er ſelbſt, iſt ſeine Darſtellung, ſchlicht und einfach ſein Ausdruck, m daß auch hier das Ganze nicht dem ſturmbewegten Meere, ſondern dieſe ſtillen Strome zu vergleichen iſt, der auf ſeiner ſpiegelnden Fläche Leiden und Freuden hinwegträgt, während aus ihm der unendliche Himmel wiederſchimmert. Von dieſer Art iſt das Epos, und das Homeriſche iſt wenigſtens dieſer Theorie nicht entgegen. Freilich gleichen ihm andere deſto weniger. In der neuern Theorie und Praxis der Epopöie hat man ihr vornehmlich das Heroiſche, das Wunderbare und den großen Umfang als weſentlich zugemeſſen. Ob es ihr weſentlich ſei, darüber ſ. mehr unter Heldengedicht, Maſchinen und Wunderbar; hier nur eine Bemerkung noch: Unglaube an das Himmliſche

hat uns die Epopöie, wie Herder ſagt, faſt geraubt; kann uns da eine willkürliche Mythologie, kann uns die kalte Allegorie der Henriade retten? Was ſollen wir aber dann thun? Wenn nicht alle Dichter wie Göthe in ſeinem echt Homeriſchen Epos Hermann und Dorothea verfahren, unſern Unglauben gefangen geben unter die Poeſie. In ihr ſoll alles nur möglich erſcheinen. Wird daher nur nächſt der pſychologiſchen jene Wahrſcheinlichkeit nicht verlezt, die auf dem innern Zuſammenhange der Begebenheit beruht, ſo kann man wohl auch jenes geſtatten. Indeß bleibt es gewiß, daß das Wunderbare des Epos nicht eben vornehmlich in Einmiſchung höherer Weſen beſtehe, und daß deren Erzwingung, wo kein Volksglaube ſie mehr beſtätigt, nichts als Mißverſtand iſt. (Vergl. Heldengedicht.) dd.

Erasmus (Deſiderius, wie er ſich ſelbſt nannte), geboren zu Rotterdam 1467, war der uneheliche Sohn eines jungen Holländers, Namens Peter Gerard Gheeraeds, aus Gouda, und der Tochter eines Arztes. Bis zu ſeinem neunten Jahre war er Chorknabe im Dome von Utrecht, dann trat er in die Schule von Deventer, wo er ſein Talent bereits auf eine ſo glänzende Weiſe zu entwickeln begann, daß ihm der gelehrte Sintheim vorausſagte, er werde einſt der gelehrteſte Mann ſeiner Zeit werden. Nach dem Tode ſeiner Aeltern, die er im vierzehnten Jahre verlor, zwangen ihn ſeine Vormünder, in den geiſtlichen Stand, und mit dem ſiebzehnten Jahre in das Kloſter Emaus bei Gouda zu treten. Der Biſchof von Cambray befreite ihn von dieſem Zwange (1490). Nachdem er 1492 die prieſterliche Weihe empfangen hatte, reiſete er nach Paris (1496), um ſich in der Theologie und in den Humanioren zu vervollkommnen. Er unterrichtete dort unter andern auch einige reiche Engländer, von welchen Einer ihm, ſo lange er lebte, eine Penſion zahlte. Mit ihnen ging er nach England (1497), wo ihn der König ſehr wohl aufnahm. Doch kehrte er bald nach Paris zurück. Er reiſete dann, um ſeine Kenntniſſe immer mehr zu bereichern, nach Italien. Hier wurde er in Bologna, wo er die theologiſche Doctorwürde annahm, wegen ſeines weißen Scapuliers für einen Arzt der Peſtkranken angeſehen, und mit Steinwürfen verfolgt, die ſein Leben in Gefahr ſetzten. Dieſer Vorfall war die Veranlaſſung, daß er bei dem Papſte um Diſpenſation von ſeinen Ordensgelübden anhielt, die er auch erhielt. Er beſuchte Venedig, Padua und Rom; aber ſo glänzende Ausſichten ſich ihm auch hier darboten, ſo folgte er doch lieber den Einladungen ſeiner Freunde nach England, wo ihm die Gunſt und das Anſehen, worin er bei Heinrich VIII. ſtand, noch größere Vortheile verſprachen. Als er den berühmten Großkanzler Thomas Morus beſuchte, ohne ſich ihm zu erkennen zu geben, ward dieſer dergeſtalt von ſeiner Unterhaltung entzückt, daß er ausrief. „Ihr ſeid Erasmus oder ein Dämon.“ Man bot ihm eine Pfarrei an, aber Erasmus war wenig geneigt, durch ein ſolches Amt ſich zu feſſeln. Zu Oxford verwaltete er kurze Zeit die Profeſſur der griechiſchen Sprache. Darauf ging er nach Baſel, wo er 1536 ſtarb. Erasmus gehörte unſtreitig zu den ausgezeichnetſten Gelehrten ſeiner Zeit. Er vereinigte mit ausgebreiteter und gründlicher Gelehrſamkeit eben ſo viel geläuterten Geſchmack und treffenden Witz. Ein angeborner Hang zur Unabhängigkeit und Ruhe ließ ihn eine gelehrte Muße und Einſamkeit dem glänzenden Gepränge der Großen vorziehen. Das leiſe Auftreten des feinen Weltmanns machte ihm viele der Beſſern ſeiner Zeit, z. B. Hutten, zu Feinden. Groß und dauernd ſind ſeine Verdienſte um die Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften. Wie-

wohl er, aus Abneigung gegen alle Fehden und Händel, an dem Reformationsgeſchäft nicht unmittelbar Theil nahm, ſo beſtritt er doch das Unweſen des Mönchthums und den Aberglauben, und förderte allenthalben die Sache der Wahrheit. Er wünſchte eine allgemeine Kirchenverſammlung, welche aus den gelehrteſten und aufgeklärteſten Männern beſtehen ſollte, ohne ſie jedoch zu erleben. So beſchränkte er ſich darauf, der Welt durch Schriften zu nützen, die noch immer wegen ihres gehaltvollen Inhalts und anmuthigen Styls geſchätzt und geleſen werden. (Die beſte Ausgabe ſeiner Werke iſt von le Clerc, Amſt. 1703, 10 Bde. Fol.; ſein Leben von Burigny, verbeſſert deutſch von Henke, Halle 1782, 2 Bde. 8.) Außer ſeinen Ausgaben verſchiedener Claſſiker führen wir nur ſein bekanntes Buch zum Lobe der Narrheit (Encomium moriae) und ſeine übrigen ſatyriſchen Schriften an.

Erato, eine Muſe, deren Namen ſie als Liebende oder Liebenswürdige ankündigt. Viel hat ſie mit Terpſichore gemein, dieſelben Attribute, daſſelbe Gewand, öfters auch eine Lyra. Sie waltet den Geſängen der Liebe ob, und rührt, wie Ovid in ſeiner Kunſt zu lieben berichtet, durch ihre zärtlichen Lieder auch der ſprödeſten Mädchen Herzen. dd.

Eratoſthenes, einer der berühmteſten Gelehrten aus den Zeiten der Ptolemäer, geb. zu Cyrene in Afrika, 275 v. Chr., Bibliothekar zu Alexandrien. Er machte ſich vorzüglich verdient um die mathematiſche Erdkunde, brachte die vorhandenen Beſtimmungen in ein Syſtem, und berichtigte und erweiterte zugleich die Wiſſenſchaft. Den meiſten Ruhm erwarb er ſich durch ſeine Unterſuchungen über die Größe der Erde; auch um die Sternkunde machte er ſich verdient, und beobachtete zuerſt die Schiefe der Ekliptik. Von ſeinen Schriften iſt blos eine vollſtändig übrig, Catasterismi, die von den Sternbildern handelt (Schaubach, mit Commentar, 1795). Von ſeinen geographiſchen Werken, die lange in vorzüglichem Anſehn ſtanden, hat die wenigen Ueberreſte Seidel geſammelt und herausgegeben, 1798.

Erbadel *). Ueber keinen Gegenſtand ſind in neuerer Zeit die Meinungen ſo verſchieden geweſen, als über den Adel, und indeß beide Parteien ihn aus Grundſätzen beſtritten und vertheidigt, haben beide offenbar nicht gewußt, wovon die Rede war. Die einzige verſtändige Weiſe, über den Adel zu reden, iſt die: daß man in hiſtoriſcher Weiſe zeigt, was er geweſen, und wie er entſtanden; dann, was er geworden. Denn der Adel iſt ſeiner Natur nach etwas Hiſtoriſches; er hat tauſend Jahre und länger in der Geſchichte der europäiſchen Völker beſtanden, und eine Anſtalt, die ſo durch die Geſchichte der Jahrhunderte geht, läßt ſich nur in hiſtoriſcher Weiſe zur Klarheit bringen. Von jeher hat die Geſellſchaft aus Familien beſtanden, denn nirgend lebt der Menſch einzeln, und überall hält er ſich zu ſeinem Weibe und zu den Kindern, die ſie ihm geboren. Die Familie iſt das erſte Element des Staates. Wachſen die Familien zu Stämmen an, vermehren ſie ſich und verzweigen ſie ſich zu mehreren Aeſten, ſo pflegen die Familien der Erſtgebornen, als der natürlichen Häupter des Stammes, Vorzüge vor den andern zu genießen. Sie werden die gebornen Richter und Anführer des Stammes. Vielfach iſt auch das oberſte Prieſterthum mit der Anführer- oder Königsſtelle verknüpft, wie wir dieſes in der Schrift bei Melchiſedek finden, der zu gleicher Zeit Prieſter und

*) Dieſer Art. **Erbadel** wird, auch nach dem Art. **Adel** im erſten Bande, noch mit Nutzen geleſen werden.

König, d. h. Häupiling eines Stammes war. Denn der Staat beruhet überall mit der Religion auf denſelben Grundfeſten. Aehnliches ſinden wir in der Geſchichte Roms. Die Könige hatten zugleich das oberſte Prieſterthum, und erſt als die Tarquinier verjagt wurden, und die Römer die Republik und die Freiheit auf die Trennung der Gewalten bauten, da trennten ſie das oberſte Prieſterthum von der erſten Magiſtratur des Staates. Als dieſer endlich ſo groß geworden war, daß er wieder einer Einheit bedurfte, die ihm nach harten Kämpfen unter den Cäſaren wurde, ſo verbanden ſie das oberſte Prieſterthum aufs Neue mit der oberſten Gewalt, und Auguſtus war Caesar und pontifex maximus. In Roms Geſchichte ſieht man, was der Adel iſt: etwas anders, als ein Gedankending ohne alle Wirklichkeit, wie Kant meinte. Kurz nach Erbauung der Stadt lebten in ihr zweierlei Familien, die der Patricier und die der Plebejer. Dieſer kleine Menſchenverein, der damals wahrſcheinlich keine tauſend Familien umfaßte, hatte ſich im Kriegsſtande gebildet, der überall der Naturzuſtand der Geſellſchaft iſt. Die Patricier waren die Sieger und die Stifter des Staates, die Plebejer die Beſiegten; jene waren der Adel, dieſe das Volk. Denn nach den Begriffen der altitaliſchen Völker verlor das Volk, welches im Kriegsſpiele unterlag, jedesmal an den Sieger Eigenthum und Leben, da beide in dieſem Spiele Alles an Alles ſetzten. Wenn nun der Sieger den Ueberwundenen das Leben ließ, und einen Theil ihres ehemaligen Eigenthums gegen einen Zins, den ſie jährlich ihm davon zu entrichten hatten, wiedergab, ſo geſchah dieſes nicht aus Großmuth, oder aus irgend einer menſchenfreundlichen Anwandlung, ſondern rein aus Klugheit und des Vortheils wegen, weil die Ländereien, wenn ſie keine Beſteller mehr hatten, auch völlig ohne Werth für den Beſieger waren. Nach dieſen Grundſätzen hat Rom bei allen ſeinen Eroberungen in Italien verfahren, und da es zugleich einen Theil der Ländereien für ſich nahm, ſo hatte es zuletzt den großen ager publicus erhalten, welcher dem Staate gehörte, und den er an ſeine Bürger verpachtete. (S. die Art. Agrariſche Geſetze und Grachen.) Die Patricier in Rom waren die eigentlichen Bürger, welche volles Bürgerrecht hatten; die Plebejer, die jenen unterworfen waren, auch Römer, allein bloße Paſſivbürger. Die Patricier waren im Beſitz der Geheimniſſe der Religion und der Regierung, ſie ſchloſſen rechtsgültige Ehen und lebten in Geſchlechtern. Die Plebejer waren entfernt von jenen Geheimniſſen; ſie konnten keine rechtsgültige Ehen ſtiften und keine Geſchlechter gründen; die Kinder waren den Eltern nicht bürgerlich verwandt. Hier ſehen wir an einem Beiſpiele, was der Adel iſt, und was adelige Familien ſind. Es ſind die, welche volles Bürgerrecht beſitzen, die eigentlichen Actionäre der Geſellſchaft, welche im Beſitze der Geheimniſſe des Staates und der Religion ſind. Indeß waren nach hundert oder zweihundert Jahren die Plebejer zahlreich und mächtig geworden; ſie waren, gleich den Patriciern, in denſelben heiligen Mauern der Stadt geboren, hatten für die Stadt gekämpft, hatten an den Eroberungen Theil gehabt, welche die Stadt gemacht. Sie verlangten nun auch Bürgerrechte. Die Patricier ſetzten ſich dagegen; es entſtand ein Kampf, und in dieſem erwarb Canulejus den Plebejern (Jahr der Stadt 310) das Recht, gleich den Patriciern bürgerliche Ehen zu ſchließen. Um den Aufruhr zu ſtillen, der zu den Zeiten des Servius ausgebrochen war, gab man ihnen die erſten eigenthümlichen Ländereien. In dem Beſitze von Grundeigenthum und von rechtsgültigen Ehen, bei denen die Kinder den Eltern auch bürgerlich

verwandt waren, wurden die Plebejer immer mächtiger, und 400 Jahre nach Erbauung der Stadt finden wir ſie in allen großen Aemtern des Staats. Denn nun entſtanden auch mächtige Familien unter den Plebejern, in denen ſich Reichthum und Ruhm vom Vater auf den Sohn vererbten. Dieſe bildeten eine neue Art Adel, den Plebejiſchen (Dienſtadel, der im Staatsdienſt erworben). Die Patricier aber bildeten den hohen Adel des Staats. Man ſieht an Roms Beiſpiele, daß der Adel eine Staatsanſtalt iſt, und daß es zu einer großen Verwirrung der Begriffe führen muß, wenn man die beiden Worte: Adel und Edel, mit einander verwechſelt, wie dieſes ſo häufig von denen geſchieht, die ſich um das Hiſtoriſche des Gegenſtandes ſo wenig bekümmern. — Gehen wir vom römiſchen Adel zum deutſchen über. Zu Hermanns Zeiten war jeder deutſche Landbauer ein Edelmann, nämlich in dem Sinne, daß er völlige Staatsbürgerrechte beſaß, daß er Actionär der Geſellſchaft war. Knechte hatten die Deutſchen zwar, wie Tacitus meldet, aber in geringer Anzahl, und ſie ſaßen auf kleinem und unwehrigen Gute, das ſie gegen eine Abgabe bauten. Allein die Germanen waren ein Urvolk, bei denen kein doppelter Geſellſchaftsvertrag durch Eroberung entſtanden war. Alle Bauern beſuchten die Landtage, zu denen ſie eingeladen wurden, und zu denen ſie, wie Tacitus erzählt, langſam herbeizauderten, ſo wie ihnen ſolches genehm war. Da, wo Alle von demſelben Blute und demſelben Stamme ſind, und alſo kein doppelter geſellſchaftlicher Vertrag vorhanden iſt, da entwickelt ſich der Adel aus den Stammesälteſten, aus den Beſitzern der Oberhöfe und (wie bei den fränkiſchen Stämmen) aus Kriegsruhm, da dieſer immer zu größerem Beſitze führt. Dieſen Charakter behielt der deutſche Bauernadel bis auf Carl den Großen und deſſen nächſte Nachfolger. Er gründete ſich auf adeliges Schwert, adeligen Beſitz und adelige Abſtammung. Das Schwert war adelig, weil jeder Ackerbauer im Heerbanne diente, in dem kein Knecht erſcheinen durfte. Der Ackerhof war adelig, weil er ein ächtes Eigenthum des Wehren war, der darauf wohnte, und der keinen höhern Herrn über ſein Gut erkannte. Seine Abſtammung war adelig, weil ſeine Eltern frei geboren waren, und in einer rechtsgültigen Ehe gelebt hatten, die vor der Familie geſchloſſen worden. Dieſer allgemeine Adel des deutſchen Ackerbauers ging ſpäter an dem Beamten-Elemente unter, das Carl der Große in die Verfaſſung eingeführt, indem er den geſammten Reichsboden in Gaue theilte, und jedem Gau einen Reichsbedienten, unter dem Namen eines Grafen vorſetzte, der die geſammte Kriegeseinrichtung unter ſich hatte, den Heerbann ſeines Gaues jährlich dreimal muſterte, und, je nachdem der Kaiſer den dritten oder ſechſten Mann bei ſeinen Reichskriegen foderte, ihm dieſe zuführte. Zugleich war er in ſehr vielen Fällen Richter. Um die Grafen in ihren Amtsverrichtungen zu beobachten, hatte Carl ſogenannte Sendgrafen (Missi) angeordnet, welche die Beſchwerden der Unterthanen gegen ihre Grafen anhörten und erledigten. Wie das Inſtitut der Sendgrafen unter Carls ſchwachen Nachfolgern in Verfall gerieth, wie ſich nun aus den Grafen die Landeshoheit nach und nach entwickelte, und wie hierdurch das Reich einer neuen Form entgegenarbeitete, das kann bei dem Art. Landeshoheit nachgeleſen werden. Carl der Große war der erſte Germane, der den alten Thron der römiſchen Cäſaren beſtieg, und das Römerreich im Abendlande herſtellte. Die deutſchen Bauern waren nun Bürger des Reichs geworden, und aus Bürgern des Reichs wurden nach und nach Unterthanen des Reichs. Der Graf des Gaues ſchonte ſeine eigenen Güter,

30 *

hat uns die Epopöie, wie Herder ſagt, faſt geraubt; kann uns da eine willkürliche Mythologie, kann uns die kalte Allegorie der Henriade retten? Was ſollen wir aber dann thun? Wenn nicht alle Dichter wie Göthe in ſeinem echt Homeriſchen Epos Hermann und Dorothea verfahren, unſern Unglauben gefangen geben unter die Poeſie. In ihr ſoll alles nur möglich erſcheinen. Wird daher nur nächſt der pſychologiſchen jene Wahrſcheinlichkeit nicht verletzt, die auf dem innern Zuſammenhange der Begebenheit beruht, ſo kann man wohl auch jenes geſtatten. Indeß bleibt es gewiß, daß das Wunderbare des Epos nicht eben vornehmlich in Einmiſchung höherer Weſen beſtehe, und daß deren Erzwingung, wo kein Volksglaube ſie mehr beſtätigt, nichts als Mißverſtand iſt. (Vergl. Heldengedicht.) dd.

Eraſmus (Deſiderius, wie er ſich ſelbſt nannte), geboren zu Rotterdam 1467, war der uneheliche Sohn eines jungen Holländers, Namens Peter Gerard Gheeraeds, aus Gouda, und der Tochter eines Arztes. Bis zu ſeinem neunten Jahre war er Chorknabe im Dome von Utrecht, dann trat er in die Schule von Deventer, wo er ſein Talent bereits auf eine ſo glänzende Weiſe zu entwickeln begann, daß ihm der gelehrte Sintheim vorausſagte, er werde einſt der gelehrteſte Mann ſeiner Zeit werden. Nach dem Tode ſeiner Aeltern, die er im vierzehnten Jahre verlor, zwangen ihn ſeine Vormünder, in den geiſtlichen Stand, und mit dem ſiebzehnten Jahre in das Kloſter Emaus bei Gouda zu treten. Der Biſchof von Cambray befreite ihn von dieſem Zwange (1490). Nachdem er 1492 die prieſterliche Weihe empfangen hatte, reiſete er nach Paris (1496), um ſich in der Theologie und in den Humanioren zu vervollkommnen. Er unterrichtete dort unter andern auch einige reiche Engländer, von welchen Einer ihm, ſo lange er lebte, eine Penſion zahlte. Mit ihnen ging er nach England (1497), wo ihn der König ſehr wohl aufnahm. Doch kehrte er bald nach Paris zurück. Er reiſete dann, um ſeine Kenntniſſe immer mehr zu bereichern, nach Italien. Hier wurde er in Bologna, wo er die theologiſche Doctorwürde annahm, wegen ſeines weißen Scapuliers für einen Arzt der Peſtkranken angeſehen, und mit Steinwürfen verfolgt, die ſein Leben in Gefahr ſetzten. Dieſer Vorfall war die Veranlaſſung, daß er bei dem Papſte um Diſpenſation von ſeinen Ordensgelübden anhielt, die er auch erhielt. Er beſuchte Venedig, Padua und Rom; aber ſo glänzende Ausſichten ſich ihm auch hier darboten, ſo folgte er doch lieber den Einladungen ſeiner Freunde nach England, wo ihm die Gunſt und das Anſehen, worin er bei Heinrich VIII. ſtand, noch größere Vortheile verſprachen. Als er den berühmten Großkanzler Thomas Morus beſuchte, ohne ſich ihm zu erkennen zu geben, ward dieſer dergeſtalt von ſeiner Unterhaltung entzückt, daß er ausrief. „Ihr ſeid Eraſmus oder ein Dämon.“ Man bot ihm eine Pfarrei an, aber Eraſmus war wenig geneigt, durch ein ſolches Amt ſich zu feſſeln. Zu Oxford verwaltete er kurze Zeit die Profeſſur der griechiſchen Sprache. Darauf ging er nach Baſel, wo er 1536 ſtarb. Eraſmus gehörte unſtreitig zu den ausgezeichnetſten Gelehrten ſeiner Zeit. Er vereinigte mit ausgebreiteter und gründlicher Gelehrſamkeit eben ſo viel geläuterten Geſchmack und treffenden Witz. Ein angeborner Hang zur Unabhängigkeit und Ruhe ließ ihn eine gelehrte Muße und Einſamkeit dem glänzenden Gepränge der Großen vorziehen. Das leiſe Auftreten des feinen Weltmanns machte ihm viele der Beſſern ſeiner Zeit, z. B. Hutten, zu Feinden. Groß und dauernd ſind ſeine Verdienſte um die Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften. Wie-

wohl er, aus Abneigung gegen alle Fehden und Händel, an dem Reformationsgeſchäft nicht unmittelbar Theil nahm, ſo beſtritt er doch das Unweſen des Mönchthums und den Aberglauben, und förderte allenthalben die Sache der Wahrheit. Er wünſchte eine allgemeine Kirchenverſammlung, welche aus den gelehrteſten und aufgeklärteſten Männern beſtehen ſollte, ohne ſie jedoch zu erleben. So beſchränkte er ſich darauf, der Welt durch Schriften zu nützen, die noch immer wegen ihres gehaltvollen Inhalts und anmuthigen Styls geſchätzt und geleſen werden. (Die beſte Ausgabe ſeiner Werke iſt von le Clerc, Amſt. 1703, 10 Bde. Fol.; ſein Leben von Burigny, verbeſſert deutſch von Henke, Halle 1782, 2 Bde. 8.) Außer ſeinen Ausgaben verſchiedener Claſſiker führen wir nur ſein bekanntes Buch zum Lobe der Narrheit (Encomium moriae) und ſeine übrigen ſatyriſchen Schriften an.

Erato, eine Muſe, deren Namen ſie als Liebende oder Liebenswürdige ankündigt. Viel hat ſie mit Terpſichore gemein, dieſelben Attribute, daſſelbe Gewand, öfters auch eine Lyra. Sie waltet den Geſängen der Liebe ob, und rührt, wie Ovid in ſeiner Kunſt zu lieben berichtet, durch ihre zärtlichen Lieder auch der ſpródeſten Mädchen Herzen. dd.

Eratoſthenes, einer der berühmteſten Gelehrten aus den Zeiten der Ptolemäer, geb. zu Cyrene in Afrika, 275 v. Chr., Bibliothekar zu Alexandrien. Er machte ſich vorzüglich verdient um die mathematiſche Erdkunde, brachte die vorhandenen Beſtimmungen in ein Syſtem, und berichtigte und erweiterte zugleich die Wiſſenſchaft. Den meiſten Ruhm erwarb er ſich durch ſeine Unterſuchungen über die Größe der Erde; auch um die Sternkunde machte er ſich verdient, und beobachtete zuerſt die Schiefe der Ekliptik. Von ſeinen Schriften iſt blos eine vollſtändig übrig, Catasterismi, die von den Sternbildern handelt (Schaubach, mit Commentar, 1795). Von ſeinen geographiſchen Werken, die lange in vorzüglichem Anſehn ſtanden, hat die wenigen Ueberreſte Seidel geſammelt und herausgegeben, 1798.

Erbadel *). Ueber keinen Gegenſtand ſind in neuerer Zeit die Meinungen ſo verſchieden geweſen, als über den Adel, und indeß beide Parteien ihn aus Grundſätzen beſtritten und vertheidigt, haben beide offenbar nicht gewußt, wovon die Rede war. Die einzige verſtändige Weiſe, über den Adel zu reden, iſt die: daß man in hiſtoriſcher Weiſe zeigt, was er geweſen, und wie er entſtanden; dann, was er geworden. Denn der Adel iſt ſeiner Natur nach etwas Hiſtoriſches; er hat tauſend Jahre und länger in der Geſchichte der europäiſchen Völker beſtanden, und eine Anſtalt, die ſo durch die Geſchichte der Jahrhunderte geht, läßt ſich nur in hiſtoriſcher Weiſe zur Klarheit bringen. Von jeher hat die Geſellſchaft aus Familien beſtanden, denn nirgend lebt der Menſch einzeln, und überall hält er ſich zu ſeinem Weibe und zu den Kindern, die ſie ihm geboren. Die Familie iſt das erſte Element des Staates. Wachſen die Familien zu Stämmen an, vermehren ſie ſich und verzweigen ſie ſich zu mehreren Aeſten, ſo pflegen die Familien der Erſtgebornen, als der natürlichen Häupter des Stammes, Vorzüge vor den andern zu genießen. Sie werden die gebornen Richter und Anführer des Stammes. Vielfach iſt auch das oberſte Prieſterthum mit der Anführer- oder Königsſtelle verknüpft, wie wir dieſes in der Schrift bei Melchiſedek finden, der zu gleicher Zeit Prieſter und

*) Dieſer Art. Erbadel wird, auch nach dem Art. Adel im erſten Bande, noch mit Nutzen geleſen werden.

König, d. h. Häuptling eines Stammes war. Denn der Staat beruhet überall mit der Religion auf denſelben Grundfeſten. Aehnliches finden wir in der Geſchichte Roms. Die Könige hatten zugleich das oberſte Prieſterthum, und erſt als die Tarquinier verjagt wurden, und die Römer die Republik und die Freiheit auf die Trennung der Gewalten bauten, da trennten ſie das oberſte Prieſterthum von der erſten Magiſtratur des Staates. Als dieſer endlich ſo groß geworden war, daß er wieder einer Einheit bedurfte, die ihm nach harten Kämpfen unter den Cäſaren wurde, ſo verbanden ſie das oberſte Prieſterthum aufs Neue mit der oberſten Gewalt, und Auguſtus war Caesar und pontifex maximus. In Roms Geſchichte ſieht man, was der Adel iſt: etwas anders, als ein Gedankending ohne alle Wirklichkeit, wie Kant meinte. Kurz nach Erbauung der Stadt lebten in ihr zweierlei Familien, die der Patricier und die der Plebejer. Dieſer kleine Menſchenverein, der damals wahrſcheinlich keine tauſend Familien umfaßte, hatte ſich im Kriegsſtande gebildet, der überall der Naturzuſtand der Geſellſchaft iſt. Die Patricier waren die Sieger und die Stifter des Staates, die Plebejer die Beſiegten; jene waren der Adel, dieſe das Volk. Denn nach den Begriffen der altitaliſchen Völker verlor das Volk, welches im Kriegsſpiele unterlag, jedesmal an den Sieger Eigenthum und Leben, da beide in dieſem Spiele Alles an Alles ſetzten. Wenn nun der Sieger den Ueberwundenen das Leben ließ, und einen Theil ihres ehemaligen Eigenthums gegen einen Zins, den ſie jährlich ihm davon zu entrichten hatten, wiedergab, ſo geſchah dieſes nicht aus Großmuth, oder aus irgend einer menſchenfreundlichen Anwandlung, ſondern rein aus Klugheit und des Vortheils wegen, weil die Ländereien, wenn ſie keine Beſteller mehr hatten, auch völlig ohne Werth für den Beſieger waren. Nach dieſen Grundſätzen hat Rom bei allen ſeinen Eroberungen in Italien verfahren, und da es zugleich einen Theil der Ländereien für ſich nahm, ſo hatte es zuletzt den großen ager publicus erhalten, welcher dem Staate gehörte, und den er an ſeine Bürger verpachtete. (S. die Art. Agrariſche Geſetze und Grachen.) Die Patricier in Rom waren die eigentlichen Bürger, welche volles Bürgerrecht hatten; die Plebeſer, die jenen unterworfen waren, auch Römer, allein bloße Paſſivbürger. Die Patricier waren im Beſitz der Geheimniſſe der Religion und der Regierung, ſie ſchloſſen rechtsgültige Ehen und lebten in Geſchlechtern. Die Plebejer waren entfernt von jenen Geheimniſſen; ſie konnten keine rechtsgültige Ehen ſtiften und keine Geſchlechter gründen; die Kinder waren den Eltern nicht bürgerlich verwandt. Hier ſehen wir an einem Beiſpiele, was der Adel iſt, und was adelige Familien ſind. Es ſind die, welche volles Bürgerrecht beſitzen, die eigentlichen Actionäre der Geſellſchaft, welche im Beſitze der Geheimniſſe des Staates und der Religion ſind. Indeß waren nach hundert oder zweihundert Jahren die Plebejer zahlreich und mächtig geworden; ſie waren, gleich den Patriciern, in denſelben heiligen Mauern der Stadt geboren, hatten für die Stadt gekämpft, hatten an den Eroberungen Theil gehabt, welche die Stadt gemacht. Sie verlangten nun auch Bürgerrechte. Die Patricier ſetzten ſich dagegen; es entſtand ein Kampf, und in dieſem erwarb Canulejus den Plebejern (Jahr der Stadt 310) das Recht, gleich den Patriciern bürgerliche Ehen zu ſchließen. Um den Aufruhr zu ſtillen, der zu den Zeiten des Servius ausgebrochen war, gab man ihnen die erſten eigenthümlichen Ländereien. In dem Beſitze von Grundeigenthum und von rechtsgültigen Ehen, bei denen die Kinder den Eltern auch bürgerlich

verwandt waren, wurden die Plebejer immer mächtiger, und 400 Jahre nach Erbauung der Stadt finden wir ſie in allen groſen Aemtern des Staats. Denn nun entſtanden auch mächtige Familien unter den Plebejern, in denen ſich Reichthum und Ruhm vom Vater auf den Sohn vererbten. Dieſe bildeten eine neue Art Adel, den Plebejiſchen (Dienſtadel, der im Staatsdienſt erworben). Die Patricier aber bildeten den hohen Adel des Staats. Man ſieht an Roms Beiſpiele, daß der Adel eine Staatsanſtalt iſt, und daß es zu einer groſen Verwirrung der Begriffe führen muß, wenn man die beiden Worte: Adel und Edel, mit einander verwechſelt, wie dieſes ſo häufig von denen geſchieht, die ſich um das Hiſtoriſche des Gegenſtandes ſo wenig bekümmern. — Gehen wir vom römiſchen Adel zum deutſchen über. Zu Hermanns Zeiten war jeder deutſche Landbauer ein Edelmann, nämlich in dem Sinne, daß er völlige Staatsbürgerrechte beſaß, daß er Actionär der Geſellſchaft war. Knechte hatten die Deutſchen zwar, wie Tacitus meldet, aber in geringer Anzahl, und ſie ſaßen auf kleinem und unwehrigen Gute, das ſie gegen eine Abgabe bauten. Allein die Germanen waren ein Urvolk, bei denen kein doppelter Geſellſchaftsvertrag durch Eroberung entſtanden war. Alle Bauern beſuchten die Landtage, zu denen ſie eingeladen wurden, und zu denen ſie, wie Tacitus erzählt, langſam herbeizauderten, ſo wie ihnen ſolches genehm war. Da, wo Alle von demſelben Blute und demſelben Stamme ſind, und alſo kein doppelter geſellſchaftlicher Vertrag vorhanden iſt, da entwickelt ſich der Adel aus den Stammesälteſten, aus den Beſitzern der Oberhöfe und (wie bei den fränkiſchen Stämmen) aus Kriegsruhm, da dieſer immer zu größerem Beſitze führt. Dieſen Charakter behielt der deutſche Bauernadel bis auf Carl den Groſen und deſſen nächſte Nachfolger. Er gründete ſich auf adeliges Schwert, adeligen Beſitz und adelige Abſtammung. Das Schwert war adelig, weil jeder Ackerbauer im Heerbanne diente, in dem kein Knecht erſcheinen durfte. Der Ackerhof war adelig, weil er ein ächtes Eigenthum des Wehren war, der darauf wohnte, und der keinen höhern Herrn über ſein Gut erkannte. Seine Abſtammung war adelig, weil ſeine Eltern frei geboren waren, und in einer rechtsgültigen Ehe gelebt hatten, die vor der Familie geſchloſſen worden. Dieſer allgemeine Adel des deutſchen Ackerbauers ging ſpäter an dem Beamten-Elemente unter, das Carl der Groſe in die Verfaſſung eingeführt, indem er den geſammten Reichsboden in Gaue theilte, und jedem Gau einen Reichsbedienten, unter dem Namen eines Grafen vorſetzte, der die geſammte Kriegseinrichtung unter ſich hatte, den Heerbann ſeines Gaues jährlich dreimal muſterte, und, je nachdem der Kaiſer den dritten oder ſechſten Mann bei ſeinen Reichskriegen foderte, ihm dieſe zuführte. Zugleich war er in ſehr vielen Fällen Richter. Um die Grafen in ihren Amtsverrichtungen zu beobachten, hatte Carl ſogenannte Sendgrafen (Missi) angeordnet, welche die Beſchwerden der Unterthanen gegen ihre Grafen anhörten und erledigten. Wie das Inſtitut der Sendgrafen unter Carls ſchwachen Nachfolgern in Verfall gerieth, wie ſich nun aus den Grafen die Landeshoheit nach und nach entwickelte, und wie hierdurch das Reich einer neuen Form entgegenarbeitete, das kann bei dem Art. Landeshoheit nachgeleſen werden. Carl der Groſe war der erſte Germane, der den alten Thron der römiſchen Cäſaren beſtieg, und das Römerreich im Abendlande herſtellte. Die deutſchen Bauern waren nun Bürger des Reichs geworden, und aus Bürgern des Reichs wurden nach und nach Unterthanen des Reichs. Der Graf des Gaues ſchonte ſeine eigenen Güter,

und von dieſen bot er die Leute nicht zum Kriegesdienſte auf. Andere Bauern, die ſahen, daß die Bauern, welche den Grafen für ihren Herrn erkannten, es viel beſſer hätten, als ſie, hielten es der Klugheit für angemeſſen, den Grafen ebenfalls für ihren Herrn anzuerkennen, und ihm, als ſolchem, jährlich einen gewiſſen Zins von ihrem Gute zu geben. Sie verloren hierdurch das ächte Eigenthum am Gute, und hörten auf ſchöppenbare Leute zu ſein, weil ſie ihr Aechtwort verloren. Biſchöfe und Klöſter hatten durch ihren Einfluß ſich unabhängig vom Grafen gemacht, indem ſie einen Voigt (advocatus) erwählt, der ihre Leute anführte. Die Bauern, welche unter der Biſchofsmütze, oder unter dem Prälatenhute ſtanden, hatten es ebenfalls beſſer, als die anderen, da ſie ihre Hülfe in der Nähe hatten, und beide, der Biſchof wie das Kloſter, ſchon ihres eigenen Vortheils wegen nicht wollten, daß ihre Bauern gar zu ſehr geſchunden und geplagt würden. Andere Bauern, die dieſes ſahen, begaben ſich ebenfalls in den Schutz des Biſchofs oder des Kloſters, übertrugen ihnen ihre Höfe, erkannten ſie als ihre Herren und bezahlten ihnen Zins. Hiedurch verloren ſie ebenfalls das ächte Grundeigenthum, obgleich ſie nach wie vor auf den Höfen blieben. Allein ſie hielten es für beſſer, die gegenwärtige Ruhe mit dem Verluſte der Freiheit zu erkaufen, und den Plackereien des Grafen zu entgehen, indem ſie unter den Voigt des Kloſters kamen. Daß die Aufmahnung zum Heerbanne von Carl dem Großen in ein Aufgebot verwandelt wurde, die manitio in eine bannitio, und daß der Graf, als Reichsbedienter, aufbieten konnte und gar nicht zu mahnen brauchte, das führte den Untergang der freien Landeigenthümer herbei. Hiedurch kam es denn, daß der freien Hofbeſitzer, die noch ächtes Eigenthum beſaßen, immer weniger wurden, und daß der deutſche Ackerboden ſich überall in Lehn-, Pacht-, Zins- und Bauerngut verwandelte. Diejenigen Familien, die in dieſer Periode noch ächtes Eigenthum bewahrt hatten, zogen ſich von den Pacht-, Zins- und Lehnleuten zurück, und hießen freie und ſchöppenbare Leute (in Urkunden liberi und liberi scabini), ihre Güter: Freigüter und Freiebankgüter. Dieſe Familien wurden alſo dadurch aus den andern Bauernfamilien herausgehoben; nicht daß ſie geſtiegen, ſondern daß jene geſunken; nicht daß ſie beſſer, ſondern daß jene ſchlechter geworden. Dieſes waren die ingenui der Deutſchen des Mittelalters: achtbare und ſchöppenbare Leute, die ſich nun zuſammenhielten und untereinander heiratheten, weil in der ganzen Welt ſich das Gleiche zu dem Gleichen geſellt. Der hohe Adel unter ihnen waren die frühern Edelinge, welche auf den Haupthöfen gewohnt, und zu Hauptleuten und Richtern gewählt worden, welche Stellen, wenn ſie lange bei einem Hofe bleiben, leicht erblich werden. Dieſes iſt der altgermaniſche Bauernadel. Von dieſem unterſchied ſich der Lehnadel, der ſich auf folgende Weiſe in der Nation gebildet. Schon zu den Zeiten des Tacitus und früher, zogen aus Deutſchland Schwärme junger Krieger auf Eroberung aus. Dieſes waren die Gefolge (comitatus), die ſich um einen Herzog geſammelt, der einen Zug angekündigt hatte, welcher ihnen genehm war. Denn wenn ihr Stamm in thatenloſer Ruhe erſchlaffte, ſo zogen ſie zu einem andern, der eben im Kriege begriffen war, oder mit einem Herzoge, der einen Zug in die Fremde vorhatte. Anfangs waren dieß blos Beutekriege, ſpäter wurden es Eroberungskriege, als bei der zunehmenden Schwäche des römiſchen Reichs immer mehr Zuſammenhang und Folge in dieſe Züge kam. Dieſe kleinen Kriegsſtaaten ließen einen Theil der Ländereien dem Volke, das ſie beſiegt, einen Theil nahmen ſie

für ſich, und gaben dieſe an einzelne Glieder deſſelben zu Lehn, mit der Verpflichtung: daß, wenn der Herzog wieder in Krieg zöge, der Lehnmann von ſeinem Lehnhofe ihm gewappnet zuzöge. (S. d. Art. Lehnweſen.) Dieſe Lehne waren alſo Land-Actien des Kriegsſtaates, und die Lehnträger waren, in Beziehung auf die unterworfene Nation, die zwiſchen ihnen wohnte, (wie z. B. in Gallien die Gallier zwiſchen den Franken,) die Edelleute. Dieſer Lehnadel wurde aber nicht ſo hoch gehalten, als der Bauernadel der Heimath. Denn der Lehnträger hatte an ſeinem Lehne kein ächtes Eigenthum, wie ſein Vater in der Heimath es an ſeinem Bauernhofe hatte. Jener erkannte einen Herrn über ſich, dieſer aber nicht, und war ſo frei, als der Kaiſer. Als ſpäter die Lehneinrichtung auch in Deutſchland eingeführt wurde, als die alte Kriegseinrichtung des Heerbannes verdrängt war, und die meiſten Freien und Edeln Güter zu Lehn empfangen hatten, ſo hielt ſich der alte und unabhängige Bauernadel doch immer noch höher, als den Lehnadel. Wenigſtens war dieß noch im 12. Jahrh. der Fall, wie aus nachfolgender Anekdote erhellet. Als Kaiſer Friedrich der Rothbart einſt mit ſeinem Gefolge durch ein Städtchen des Biſthums Coſtanz ritt, und alle Einwohner ihm entgegeneilten, blieb ein Freiherr von Krenchingen vor der Hausthür ſitzen und lüpfte nur den Hut. Der Kaiſer fragte: „Wer ſeid ihr, daß ihr meine Majeſtät verachtet, und nicht aufſteht, wie Dienſtmannen zu thun ſchuldig ſind.“ Der Ritter antwortete: „Mein Name iſt Krenchingen. Mein Geſchlecht iſt alt; an Gütern, Leib und Sachen bin ich ſo frei, daß ich weder vom Kaiſer, noch von einem andern Herrn etwas zu Lehn trage. Jener iſt, als frei erwähltes Oberhaupt des deutſchen Volkes, Herr meines Willens, ſo lange er kaiſerliches Regiment übt; für meiner Güter Herrn aber erkenne ich ihn nicht.“ Dieſer Antwort wurde Friedrich froh und ſprach: „Ihr habt die rechten Gedanken von der Freiheit und von den Pflichten eines freien Mannes. Auf daß ihr aber dem Reiche größeren Dienſt leiſten möget, ſo empfahet, wenn ihr wollt, ein Lehn und das Recht, für euch und eure Nachkommen Münzen mit des Kaiſers Bildniß zu ſchlagen. Denn ich halte euren adeligen Sinn in Ehren.“ Der Lehnadel war alſo die zweite Art von Adel, der ſich in der Nation bildete. Außer dieſem entſtand noch eine dritte Art von Adel, welches der Dienſtadel, oder der Adel der Dienſtmannſchaft war. Aus dieſem hat ſich die nachherige Ritterſchaft gebildet. Die Fürſten, Grafen und Biſchöfe hielten ſich ein Gefolge von Dienſtleuten, welche ſie auf Reiſen begleiteten, was damals nicht anders als gewappnet geſchehen konnte, und die für Löhnung (beneficia) dienten. Da dieſe Gefolge immer an den Höfen beiſammen waren, und viele müßige Zeit hatten, ſo führten ſie unter ſich die Ritterſpiele ein, und übten ſich beſtändig in den Waffen. Hiedurch gelangten ſie denn bald zu demjenigen Anſehen, welches jetzt im Heere die Garde hat. Sie hatten in ihrer Verfaſſung drei Stufen, indem nämlich einer zuerſt gewiſſe Jahre als simplex oder Waffenjunge dienen mußte; dann wieder gewiſſe Jahre als famulus oder Knappe (von 14 bis 21), bis er endlich durch den Ritterſchlag zum Ritter gemacht wurde. (S. d. Art. Ritterweſen.) Dieſe Abtheilung in Stufen war uralt. Schon zu den Zeiten des Tacitus fand ſie ſich in den Gefolgen, wie man aus den Worten ſieht: Quin etiam Comitatus gradus habet. Das Ganze bildete ſich nach dem in dieſer Periode herrſchenden Innungs- und Zunftweſen. Der Ritter- oder Miniſterial-Adel unterſchied ſich dadurch vom Lehnadel, daß er immer am Hofe war und zu-

ſammen, wohingegen der Lehnmann nur dann in curia domini erſchien, wenn ſein Lehnherr ihn bei einem Kriege einfoderte. In Urkunden heißen die Lehnadeligen die Edelmannen; die Ritteradeligen aber die Dienſtmannen. Es war natürlich, daß dieſe drei verſchiedene Arten von Adel, welche neben einander beſtanden, ſich vielfach mit einander verbanden, und daß der urſprüngliche Bauernadel zugleich Lehnadel wurde und auch Dienſtadel. Die Ritterſpiele, welche die verſchiedenen Ritterſchaften unter ſich einführten, und wozu ſie die benachbarten Ritterſchaften mit einluden, ſcheinen die Urſache geweſen zu ſein, daß der Bauernadel und der Lehnadel nach und nach ganz in die verſchiedenen adeligen Knappſchaften der Dienſtleute traten, um ſo als Meiſter mit an dieſen Vergnügungen der adeligen Gilden Theil nehmen zu können. Dieſe Gilden hielten darauf, daß Niemand Meiſter wurde, der nicht ſeine gehörige Zeit als Geſelle geſtanden, und dasjenige, was zu einem vollkommenen Ritter gehörte, als Gefechte zu Fuß und zu Pferde, mit Lanze und Schwert, Gezeltangriffe, Ring- und Stechrennen u. ſ. w., zunftmäßig gelernt hatte. Ebenfalls nahmen ſie keinen zum Geſellen auf, der nicht ſeine gehörige Zeit als Lehrburſche oder Famulus geſtanden. Bald nahmen ſie auch, nach Art und Weiſe der Gilden, Niemanden als Lehrburſche auf, der nicht Meiſterskind war, und der nicht mit 4 Wappen beweiſen konnte, daß ſeine Eltern und Großeltern ſchon Meiſtersſöhne und Meiſterstöchter geweſen, und zu irgend einer adeligen Dienſtmannſchaft gehört hatten, bei der dieſe Wappen aufgeſchworen waren. (S. d. Art. Ahnenprobe *). Die älteſte bekannte Ahnenprobe iſt die von 1119 vom Turniere in Göttingen. Wer nun das Unglück hatte, daß er von Eltern geboren war, die keine Dienſtmanns-Kinder geweſen, der konnte in keine adelige Dienſtmannſchaft mehr aufgenommen werden, ſobald dieſe ſich einmal abgeſchloſſen, und feſtgeſtellt hatten, daß ſie, wie jede andere Zunft, blos Meiſterskinder zu Lehrlingen aufnehmen wollten, und er konnte zu keinem Feſte und zu keinem Turniere gelangen, welche dieſe Zunft gab, wenn er auch übrigens noch ſo frei geboren, noch ſo begütert, und von noch ſo gutem Bauernadel war. Dadurch, daß dieſe Dienſtmannſchaften ſich ſo ſtrenge abſchloſſen, wurde der Werth, zu einer ſolchen Zunft zu gehören, um ſo größer. Der Ritterſchlag, wodurch die Aufnahme in die Zunft geſchah, wurde vom Landesherrn gegeben, der an der Spitze der Ritterſchaft ſeines Landes ſtand, und ſelber zu ihr gehörte. Nous sommes tous gentilshommes, ſagte der ritterliche König Heinrich IV. von Frankreich. Doch konnte auch ein anderer Ritter jenen Schlag geben, wie dieſes von Bayard, dem Ritter ſonder Furcht und Tadel, geſchehen, der nach der Schlacht von Marignan den König Franz I. zum Ritter ſchlug. (S. d. Art. Bayard.) Der Kaiſer, der erſte Edelmann des Reichs, bediente ſich des Rechts, verdiente Männer zu Rittern zu ſchlagen, vielfach, und ohne ſich an die drei Stufen zu kehren, auch ohne zu fragen: ob ihre Eltern und Großeltern Meiſtersſöhne und Meiſterstöchter geweſen, und ſchon zu irgend einer Dienſtmannſchaft gehört. Darüber, daß er ſie zum Ritter geſchlagen und ihnen ein Wappen verliehen, das ſie überall führen konnten, auf Rüſtungen, Pettſchaften, Grabſteinen u. ſ. w., wurde ihnen ein Brief ausgefertigt, in welchem der Kaiſer ſagte: daß er ſie der adeligen Schaar ſeiner Getreuen beigeſelle, und allen Fürſten, Grafen, Herolden, Wappenkundigen u. ſ. w.

*) Dieſer Art. Ahnenprobe, welcher mit dieſem Aufſatze gewiſſermaßen ein Ganzes macht, folgt am Schluſſe deſſelben als Anhang.

befahl, ſie und ihre Nachkommen dafür anzuerkennen, und zwar bei Strafe von 50 Mark löthigen Goldes. Dieſes ſind die Adelsbriefe, die im 15. Jahrh. zuerſt aufgekommen, und die eigentlich Ritterbriefe heißen müßten, indem ſie die Meiſterbriefe ſind, wodurch bewieſen wird, das Jemand zu der Ritter-Innung gehört. Denn es kann einer ſehr adelig ſein, und doch nicht zur Ritter-Innung gehören. Auch können ſeine Voreltern dazu gehört haben, allein wenn dieſe ſich ſeit 4 Generationen bei keiner Innung mehr haben aufſchwören laſſen, ſo kann er jetzt nicht mehr aufgenommen werden. Die Ritter, die zu den geſchloſſenen Dienſtmannſchaften gehörten, hielten ſich von den Rittern, welche der Kaiſer gemacht, entfernt, und ließen ſich in ihre Zunftgerechtſame nicht hereinreden. Mit dem Ende des 15. Jahrh. änderte ſich die Kriegseinrichtung, das Pulver wurde eingeführt, und die Dienſtmannſchaften und Ritterſpiele hörten nach und nach auf. Das letzte Turnier war das Pariſer von 1559. (S. d. Art. Turniere.) Bei den Ahnenproben aber, welche bei Domſtiften und Landtagen eingeführt wurden, kamen die Reichsritter nicht in Betracht, da hierbei nur die Ritterſchaft des Landes zu entſcheiden hatte, und dieſe ſich an keine fremde Ritter kehrte. — Man ſieht an dieſer Darſtellung der Geſchichte des Adels in Deutſchland, und der verſchiedenen Arten des Adels, daß der Gegenſtand ſich nur geſchichtlich behandeln läßt, und daß alles Vernünfteln aus Grundſätzen ſich in völlig leere Rednerei verlieren muß. Wie es gekommen, daß die Nachkömmlinge der ehemaligen Dienſtmannſchaft gegen das Jahr 1600 den Beſchluß gefaßt, blos ſolche Landſaſſen auf offenen Landtagen zuzulaſſen, die mit 8 Schildern Ahnenprobe leiſten konnten, dieſes iſt im Art. Landſtände erzählt worden. Die Verwirrung der Begriffe, welche im 18. Jahrh. über den Adel geherrſcht und bis ins 19. herüber gedauert hat, mochte wohl ihren Hauptgrund darin haben, daß man die vier verſchiedenen Arten deſſelben: 1) den Bauernadel, 2) den Lehnadel, 3) den Ritter- oder Dienſtmannsadel, und 4) den Briefadel (den Ritterſchlag des Kaiſers), mit einander verwechſelte, woraus nothwendigerweiſe ſehr verwirrte Anſichten entſtehen mußten, wie ſolcher z. B. in Kotzebue's Schrift über den Adel (die 1792 erſchien) eine Menge zu finden. Hiezu kam noch, daß man Adel und Edel mit einander verwechſelte, und von dem einen Worte Dinge behauptete, die nur vom andern gelten.

B — g.

Anhang zu vorſtehendem Artikel Erbadel: Ahnenprobe.

Ahnenprobe. Die erſten Ahnenproben in Deutſchland haben ſich wahrſcheinlich auf den Beweis von einer freien Abkunft beſchränkt, da mit freier Geburt eben ſo groſe Vorzüge verknüpft waren, als mit unfreier groſe Nachtheile. Denn die Unfreien konnten keine Ehen ſchließen, keine rechtmäſige Weiber haben, keine Hausfrauen; ſie hinterließen keine Witwen, ſondern nur Relicten, und ihre Kinder waren ihnen bürgerlich nicht verwandt, und erbten daher auch von ihnen nicht. Ja, ſelbſt wenn ſie ihre Freiheit erkauft hatten, oder ſonſt freigelaſſen worden waren, ſo genoſſen ihre Nachkommen erſt in der dritten Generation alle Rechte der Freien. Alle Handwerker, Zünfte, Innungen nahmen daher nur Freigeborne unter ſich auf, theils wegen der Ehre, theils weil mit Menſchen, die ſo wenig Rechte beſaßen, wie die Hörigen, nichts zu machen war *). Bei der Aufnahme in

*) Ein Kaufmann in Riga, der als ein armer ruſſiſcher Bauer hingekommen, durch Fleiß und

irgend eine Zunft oder Innung mußte alſo der Lehrburſche den Beweis führen, daß er von freien Eltern ſtamme, und daß ſeine Eltern ebenfalls Freigeborne geweſen. Dieſer Beweis wurde durch Zeugen geführt, und da es damals, um ein Zeugniß abzulegen, nicht hinreichend war, daß man ein Menſch ſei, ſondern die Fähigkeit, Zeugniß abzulegen, immer an Genoſſenſchaft geknüpft war, ſo mußten die Zeugen, die die freie Geburt des Aufzunehmenden mit einem Eide bezeugten, auch jedesmal aus der Zunft oder Innung ſein, bei der die Aufnahme geſchehen ſollte. Dieſes iſt wohl eine der Urſachen, daß die Innungen ſich überall ſo gern darauf beſchränkten, blos Meiſterskinder unter ſich aufzunehmen, weil für dieſe ſich der Beweis der Freigeborenheit am leichteſten führen ließ. Es brauchte dann blos nachgewieſen zu werden, daß ihre Mutter eine Meiſterstochter geweſen, denn da der Vater ſchon Meiſter war, ſo war für dieſen der Beweis der freien Geburt ſchon bei ſeiner Aufnahme geführt worden. Die Dienſtmannſchaften, welche ſich im 11. und 12. Jahrh. aus den Gefolgen der Fürſten, Biſchöfe und Grafen bildeten, hatten, wie im Art. Erbadel gezeigt worden, eine Einrichtung, wie alle Innungen und Zünfte der damaligen Zeit. Sie waren in drei Stufen getheilt, in Lehrjungen (famulus), Knappen (armiger) und Meiſter oder Ritter (miles). Bei der Aufnahme in dieſe Dienſtmannſchaft mußte alſo, wie bei allen andern Innungen, freie Geburt von Eltern und Großeltern nachgewieſen werden, und dieſes war denn dasjenige, was wir Ahnenprobe nennen. Ebenfalls nahmen dieſe Innungen lieber Meiſtersſöhne als Lehrjungen auf, als fremde, weil von dieſen der Beweis leichter zu führen war, und dieſes führte dann nach und nach dahin, daß ſie endlich blos Meiſtersſöhne aufnahmen, die nämlich durch Zeugen beweiſen konnten, daß ihr Vater und ihre Mutter, ihre beiden Großväter und ihre beiden Großmütter ſchon Meiſtersſöhne und Meiſterstöchter geweſen. Damals beruhte nämlich noch alles auf Zeugenbeweis, und ſchriftliche Beweiſe mit Wappen und Stammbäumen ſind vor dem 16. Jahrh. bei den Ahnenproben gar nicht zugelaſſen worden. Bei den Turnieren oder Ritterſpielen, welche dieſe adeligen Dienſtmannſchaften anſtellten, wurde die Ahnenprobe gleich von Anfang eingeführt. Schon auf dem Turniere in Göttingen (1119) wurde das Geſetz gemacht, daß Niemand ſolle zugelaſſen werden, der nicht von edeln Eltern geboren ſei, und ſolches mit 4 Ahnen (alſo Eltern und Großeltern) beweiſen könne. Auf dem Turniere in Würzburg wurde 1479 feſtgeſetzt, daß Keiner ſolle zugelaſſen werden, der nicht außerdem durch zwei Zeugen erhärten könne, daß er ſeit 15 Jahren zu andern Turnieren ſei zugelaſſen worden. Auf dieſe Weiſe ſicherte ſich die adelige Knappſchaft gegen das Eindringen der durch kaiſerliche Majeſtät gemachten und geſchaffenen Ritter, welche keine Meiſterskinder waren, und auch nicht die gehörige Lehrzeit als Waffenjunge und Knappe beſtanden, und die ritterlichen Spiele und Kämpfe zunftgerecht erlernt hatten. Im Anfange des 16. Jahrh. wurde von den Ritterſchaften beſtimmt, daß ſie keinen zu den Turnieren zulaſſen wollten, der nicht vier Ahnen von väterlicher und vier von mütterlicher Seite aufweiſen könne, der alſo nicht allein ſelber Meiſterskind ſei, ſondern deſſen Eltern, Großeltern und Urgroßeltern ebenfalls ſchon Meiſterskinder geweſen, und zur adeligen Knappſchaft gehört haben. — Adelsprobe bei Domſtiftern. In der Carolingiſchen Einrichtung des Reichs waren die Domſtifter Schulen, in denen die Jugend zum Dienſte des gemeinen Weſens und

Ordnung ſein Glück gemacht, wie das in den gewerbreichen Seeplätzen häufig iſt, und ein Vermögen von 60,000 Thlr. erworben hatte, wurde von ſeinem Gutsherrn, dem er mit ſeinem Leibe hörig, im vorigen Jahre als Knecht zurückgefodert, und er mußte kommen. Auch konnte er von ſeinem Herrn ſeine Freiheit nicht kaufen, und ſeine Kinder blieben ebenfalls hörig.

der Kirche vorbereitet wurde, und adelige wie bürgerliche wurden ohne Unterſchied aufgenommen, nur mußten die letztern natürlich freien Standes ſein, und dieſes wurde dann, wie bei andern Körperſchaften und Innungen, durch zwei Zeugen erhärtet, die zu der Körperſchait gehörten. In dem Domſtifte zu Münſier wurden bis zu Anfange des 14. Jahrh. außer den Adeligen auch noch Bürgerliche zu Domherren auf- und angenommen. Allein gegen die Mitte deſſelben, als die Adeligen faſt alle Präbenden inne hatten, machten ſie den Beſchluß: daß keiner ſolle zugelaſſen werden, der nicht adeligen Herkommens ſei, der alſo nicht allein den Beweis einer freien Abſtammung bei der Aufnahme führen konnte, ſondern auch den einer adeligen. Dieſer Beſchluß wurde 1399 vom Papſte Bonifacius IX. beſtätigt. Bei einem Streite, der 1557 bei der Aufnahme des Johann von Schenking als Domherrn entſtand, faßte das Capitel 1564 den Beſchluß: daß Keiner ſolle aufgenommen werden, der nicht 4 Ahnen habe (alſo Eltern und Großeltern), deren Wappen von zwei Zeugen, die ebenfalls ritterbürtig, beſchworen werde. (Später ſetzte das Capitel 8 Ahnen feſt, und im 18. Jahrh. verlangten ſie ſogar 16.) Zugleich ſetzten ſie 1564 feſt, daß dieſe 4 Ahnen den Adel mußten geerbt, und nicht erſt von Päpſten, Kaiſern und Königen erhalten haben. Derjenige alſo, der geadelt worden, konnte nicht in der oberſten Linie ſtehen, wohl aber ſeine Kinder. In Osnabrück erhielt das Capitel vom Papſt Leo X. 1517 die Beſtätigung, daß Keiner in daſſelbe gelangen könne, der nicht von adeligen Eltern geboren ſei. Später wurden auch 8 Ahnen gefodert. In Hildesheim haben ſich die Bürgerlichen am längſten im Domcapitel gehalten, da noch 1593 im dortigen Domſtifte Adelige und Bürgerliche vermiſcht waren. Später ſetzten die Domherren auch hier eine Ahnenprobe von 8 feſt. Im cöllner Domſtifte, dem mächtigſten und reichſten von allen, wurde nicht allein die Ahnenprobe eingeführt, und dadurch Bürgerliche ausgeſchloſſen, ſondern das Domcapitel ſetzte unterm 1. März 1669 feſt: daß die edeln Thumbherren, welche zu dieſem hohen Stifte angenommen werden, vom Stocke, Namen und Stamm eines edeln freien Standes ſein müßten, alſo, daß die Stammhäuſer, aus denen ſie entſproſſen, dem heiligen Reich immediate unterworfen ſein müßten. Hiedurch ward der ganze landſäſſige Adel ausgeſchloſſen, der einen Landesherrn über ſich erkannt hatte. Im deutſchen Orden wurden, nach dem Zeugniſſe des Comthurs Johann von Palandt, von der erſten Stiftung (1230) bis zum Jahr 1482 theils rittermäßige, theils bürgerliche Standesperſonen von dem Convente gewählt. Bald nachher ward aber feſtgeſetzt, daß nur ritterbürtige angenommen werden ſollten. 1555 verlangte man nur vier, ſpäter ſtieg man bis auf 16 Ahnen. — Ahnenprobe bei Landtagen und Ritterſtuben. Joh. Hinſen giebt davon folgenden Bericht, der die Sache klar und kurz darſtellt. „Wenn in einem Lande groß Beſchwer vorgefallen, haben die Landesherren außer den vornehmſten Rathsgliedern der Städte, auch die vornehmſten Beerbten vom platten Lande zu einer Zuſammenkunft veranlaßt, und ihren Rath und Beiſtand erſucht; und dergleichen Zuſammenkünfte ſind Landtage genannt worden. Obgleich in alten Zeiten die vornehmſten Eingeſeſſenen des platten Landes, als welche am meiſten bei dergleichen Sachen intereſſirt waren, ohne auf ihr adeliges oder unadeliges Herkommen zu ſehen, zu ſolchen Landtagen ſind verſchrieben worden, ſo haben doch, als verſchiedene neubemittelte Geſchlechter ſich auch aufs Land begaben, die Adeligen die Weiſe eingeführt, daß nicht jene, ſondern ſie allein dazu möchten verſchrieben werden; obgleich von Anfang nicht darauf geſehen worden, daß diejenigen, ſo vom platten Lande auf den Landtagen erſcheinen wollten, ihre Ahnen, 4 von Vaterſeite und 4 von Mutterſeite, haben vorbringen und beweiſen müſſen." So weit Hinſen. Im Herzogthum Weſtphalen wurden

1584 noch alle und jede adelige und andere weſtphäliſche Landſaſſen zum Landtage verſchrieben. Wie es gekommen, daß die gemeinen Landſaſſen vielfach weggeblieben, iſt in dem Art. Landſtände erzählt worden. Im J. 1601 faßten die adeligen Landſaſſen, welche auf dem Landtage in Weſtphalen beiſammen waren, den Beſchluß, in Zukunft blos ſolche Adelige zuzulaſſen, welche mit 8 Ahnen beweiſen könnten, daß ihre Großeltern ſchon Meiſterskinder geweſen. Denſelben Beſchluß hatte der cleviſch-märkiſche Adel auf dem Landtage von 1599 gefaßt, und man kann das Jahr 1600 als Normal-Jahr der Adelsproben bei den Landtagen anſehen, ſo wie das Jahr 1660 für die Steuerfreiheit des Adels. Das Landſaſſiat hatte mit dem Ritterthum nichts zu thun. Bei Landtagen kamen nur die Steuerrollen in Betracht, und die Meiſtbeerbten hatten deswegen das Recht zu erſcheinen, weil ſie zugleich die Meiſtbezahlenden waren, und weil es überall gebräuchlich, daß man diejenigen am erſten anſpricht, von denen man das Meiſte zu erhalten wünſcht. Wie dieſe Aufſchwörungen auf Landtagen geſchahen, wie dieſe Beweiſe über die Abſtammung von Meiſterskindern geführt wurden, das ſieht man am beſten in den Verordnungen, welche hierüber von den verſchiedenen Ritter-Innungen beliebt worden. Auf dem jülicher Landtage wurde 1659 Folgendes feſtgeſetzt: 1) daß 4 Ahnen von Vater- und 4 von Mutter-Seite ſollten beſchworen werden, ſo wie ſolches ſeit alten Zeiten bräuchlich; daß die Ahnen, ſo wie die Wappen und Zeugen, bei offenen Landtagen präſentirt werden, auch zu Jedermanns Einſicht ein Jahr lang offen liegen ſollten, und wenn dann Niemand etwas Erhebliches dagegen einzuwenden gehabt, ſolle die Aufſchwörung beim nächſten Landtage geſchehen; 2) daß bei den acht Wappen jedesmal die Taufnamen ſtehen ſollten; 3) daß jedes Wappen beſonders beſchworen, und die Thumſtifter und ritterlichen Orden benannt werden ſollten, wo ſolches bereits aufgeſchworen; denn bei einer Ritter-Innung galt das Zeugniß der andern; 4) in dem Eide wird beſchworen, daß die Abſtammungen richtig auf einander folgen, daß ſie von keinen Baſtarden herkommen, und daß ſie wahre zum Schild geborne Wappen ſeien. Bis ins 18. Jahrh. hatte man ſich meiſtens mit 8 Schilden begnügt, aber nun fing man an, eine Generation weiter zu fodern und 16 Schilde zu verlangen. Die Ahnenprobe mit 16 Schilden wurde auf den jülich- und bergiſchen Landtagen erſt 1756 eingeführt. Im Cleviſch-Märkiſchen wollte man es ſchon 1647; allein der große Churfürſt von Brandenburg verweigerte dieſem Beſchluſſe die landesherrliche Beſtätigung, indem ſolches unchriſtlich ſei und zu Meineiden führen werde, da man doch in ſehr vielen Fällen nicht wiſſen könne, was vor 200 Jahren geſchehen, und ſolches alſo auch nicht beſchwören. Im Herzogthum Weſtphalen hatte man aber 1651 ſchon die Aufſchwörungen mit 16 Schilden eingeführt. — Dieſes mag genug ſein über das, was die Ahnenprobe bei Turnieren, Domſtiftern und Ritterſtuben früher geweſen. Es fragt ſich jetzt nur noch: ob ſie auch in Zukunft ſtattfinden wird? Wahrſcheinlich nicht. Denn die adeligen Dienſtmannſchaften und die Turniere, welche ſolche zuerſt vor 700 Jahren eingeführt, ſind bereits vor 300 Jahren verſchwunden. Von den Domſtiftern ſind nur wenige noch übrig, und ob dieſe ſie beibehalten oder aufgeben, iſt völlig gleichgültig; ob die Domherren, und die Kammerjunker und Kammerherren ritterbürtig ſein müſſen, oder nicht, das berührt die Geſellſchaft nicht im geringſten, da es völlig unbedeutend iſt. Was endlich die Ahnenprobe bei Landtagen betrifft, ſo fällt dieſe von ſelber weg, da das Bewilligungsrecht der Steuern überall auf die Meiſtbeerbten übergegangen, und die Ehre unmittelbar an die Laſt geknüpft iſt. In der baierſchen Verfaſſung iſt beſtimmt worden, daß bei adeliger Abſtammung blos die Väter in Betracht kommen, und nicht mehr, wie früher, auch die Mütter. Daſſelbe war ſonſt auch in

Frankreich, wo es nie für eine Mißheirath galt, wenn ein Sprößling aus einem alten Hauſe die Tochter eines Kaufmanns oder eines reichen Financiers heirathete, woher denn ſelbſt die Montmorency's in einem deutſchen Domſtifte, wie z. B. Straßburg, nicht konnten aufgenommen werden. In England, wo die ganze Geſellſchaft ariſtokratiſch geordnet iſt, gilt es ebenfalls für keine Mißheirath, wenn ein Lord eine Bürgerliche heirathet. Dort iſt der Adel ein Thronlehn, das immer auf den Aelteſten übergeht, und nur der jedesmalige Inhaber des Lehns iſt adelig. Seine Brüder und Söhne ſind nur adelsfähig und werden adelig, ſo wie das Thronlehn eröffnet wird, und ſie in dieſes einrücken. Doch werden in England die Abſtammungen und Wappen ſehr ſorgfältig nachgeführt, und es iſt ein beſonderer Wappenherold vorhanden, deſſen Amt von der Krone abhängt, und vor dem jede Familie ihre Wappen präſentirt und eintragen läßt, um ſich ſo nachher zu jeder Zeit einen glaubhaften Act über ſie verſchaffen zu können. Viererlei Quellen giebt es für den Adel, der entweder 1) Bauernadel, 2) Lehnadel, 3) Dienſtmannsadel, und 4) Briefadel ſein kann (ſ. d. Art. Erbadel), und wer ſeinen Adel durch Ahnenprobe beweiſen will, muß zeigen, daß er aus einer dieſer Quellen gefloſſen. Will er ihn aus der erſten Quelle herleiten, aus der des Bauernadels, ſo muß er zeigen, daß die Ahnen, von denen er abſtammt, ächte Eigenthümer reichs- und landtagsfähiger Güter waren, auf denen ſie das Jagdrecht übten, und von denen ſie auf offenen Reichs- und Landtagen erſchienen ſind. Einen andern Beweis kann er durch die Schöppenbarkeit führen, wenn er darthut, daß ſeine Ahnen in kaiſerlichen und Reichs-Landgerichten, welche unter dem perſönlichen Vorſitze eines Biſchofs, Herzogs oder Grafen gehalten wurden, die Stelle eines Schöppen bekleidet haben; denn dieſe Gerichte wurden nur von freien Leuten gehegt, die ächtes Eigenthum beſaßen und ihr Aechtwort erhalten hatten. Derjenige, der ſeinen Adel aus der zweiten Quelle, aus der des Lehnadels, herleiten will, muß zeigen, daß ſeine Ahnen kaiſerliche oder Reichslehne beſaßen, und daß ſie in dieſer Eigenſchaft als Lehnſchöppen den Lehngerichten beigewohnt. Wer ihn aus der dritten Quelle, dem Dienſtmannsadel, herleitet, muß zeigen, daß ſeine Ahnen wahre kaiſerliche, fürſtliche oder gräfliche Dienſtleute geweſen, und bei den Gerichten, welche unter dem Vorſitze ihres Herrn gehegt wurden, als pares curiae erſchienen ſind. Wer endlich ſeinen Adel aus der vierten Quelle, dem Briefadel, herleitet, muß zeigen, daß die Ahnen, von denen er abſtammt, durch offne kaiſerliche oder fürſtliche Briefe in den Adelſtand erhoben worden, und dieſe Briefe vorlegen, von deren Alter es dann abhängt, ob der Beſitzer zum alten Adel kann gerechnet werden. Denn da der Adel, nach Möſers Ausdruck, etwas iſt, was erſt in einer Reihe von Jahren zur Reife kommt, und in mehreren auf einander folgenden Geſchlechtern, ſo hat er in den erſten Geſchlechtern nur noch wenig Werth. Wenn man über die Natur der Geſellſchaft und der Familien nachdenkt, ſo findet man, daß jede Ahnenprobe mit Großeltern und Urgroßeltern völlig abgeſchloſſen iſt, weil alles Weitere über Menſchengedenken hinaus liegt, und „Menſchengedenken" iſt für die Geſellſchaft der größte hiſtoriſche Abſchnitt, und wird es ewig bleiben. Wer war ſein Vater? Ein Beamter. Wer ſein Großvater? Ein Kaufmann. Wer ſein Urgroßvater? Ja, das weiß Niemand mehr, und wer die Tochter aus dem Hauſe zu heirathen geſonnen, wird wenig danach fragen, in der feſten Ueberzeugung, daß drei Generationen hinreichen, daß Familienadel ſich bilde und zur Reife komme, obgleich er vielleicht einiges Bedenken würde getragen haben, die Tochter des Urgroßvaters unmittelbar zu heirathen Der Familienadel nimt die Menſchen in ihrer nächſten Vergangenheit; die entferntere kann dabei nicht in Betracht kommen, denn da die Anzahl der Voreltern ſich in jeder Generation

verdoppelt, ſo wird dieſe Zahl nach 20 oder 30 Generationen ſo groß, daß jede Familie in der 30ſten Linie Menſchen aus allen Ständen zu Vorfahren hat. Jeder Menſch hat 2 Eltern, 4 Großeltern, 8 Urgroßältern, und in der ſechszehnten Generation, nach 500 Jahren, 65,536 Voreltern. Unter dieſen 65,536 Vorfahren, welche jeder von uns im 14. Jahrh. hat, ſind Menſchen aus allen Claſſen, Bürger und Bauern, Dienſtleute und Edelleute, Bettler und Diebe, Ehrliche und Schelme. Da ſich indeß immer mehr oder weniger entfernte Verwandte heirathen, die einige Generationen vorher gemeinſchaftliche Voreltern haben, ſo hat keiner gerade 65,536. Die wenigſten Voreltern finden dann Statt, wenn ſich immer Vettern und Nichten heirathen. Bis zur 16ten Generation hat einer dann nur 118 Voreltern. Zwiſchen dieſen beiden Zahlen iſt die Anzahl der Voreltern eingeſchloſſen, aber Niemand weiß, wie viel er eigentlich hat, auch wenn alles in ſeiner Familie rechtmäßig hergegangen. Die wenigſten Voreltern haben die fürſtlichen Häuſer, weil dieſe immer unter ſich heirathen, und weil ihrer in Europa in allem nur noch zwanzig vorhanden, die Kronen tragen und regierende ſind. Allein auch unter dieſen mag wohl keins ſein, das ſeinen Stammbaum ſo vollſtändig bis ins 14. Jahrh. darzulegen vermöchte, daß man genau beſtimmen könnte, wie groß die Ahnenzahl des jetzt regierenden Fürſten in 16 Generationen ſei. Abſteigend geht es eben ſo, und nach 16 Generationen haben wir Enkelkinder unter den Reichen, indeß andere ihren Unterhalt mit Betteln finden. Es iſt ungemein ſchwer, ſich eine klare Vorſtellung von dem Gange der Familien zu machen. Für die Bürgerlichen iſt es ganz unmöglich, und ſelbſt bei den Adeligen iſt mit der vierten oder fünften Generation ſchon alles abgeſchnitten. Aber alles dieſes hindert nicht, drei oder vier Generationen als ein zuſammenhängendes Ganze zu betrachten, und ſo wie der Menſch darauf hält, daß ſeine Eltern und Großeltern ordentliche Leute geweſen, eben ſo wird er auch bei ſeinen Kindern und Enkeln darauf halten. Weiterhin nimt mit der Kenntniß auch die Theilnahme ab, und die Urgroßeltern liegen eben ſo, wie die Urenkel, tief am Horizonte in dunkeln und undeutlichen Gefühlen. Man wird daher den Geburtsadel immer als etwas anſehen können, das, mit Möſer zu reden, in drei oder vier auf einander folgenden Geſchlechtern zur Reife kommt. Und dieſes iſt das Verſtändige an der Sache. Das Unverſtändige war, daß die Stammbaum-Maler die Dalberge bis auf Chriſtum, die Grafen Salm bis vor Chriſti Geburt, und die Herzoge von Croy bis auf die Sündfluth in ihrer Ahnenfolge zurückführten, da mit dem 12. Jahrh. doch alles Urkundliche zu Ende, und man ſelbſt bei unſern alten Dynaſtenhäuſern, ſobald man in dieſe Gegend kommt, ſchon keinen ſichern Zuſammenhang mehr unter die Perſonen bringen kann, weil weder Tauf- noch Sterbebücher geführt wurden, und der Urkunden ſo wenige ſind, in denen noch überdieß faſt immer blos die Vornamen ſtehen, da erſt ſpäter Geſchlechtsnamen angenommen wurden. B — g.

Erbämter, waren die erblichen Aemter derjenigen Geſchlechter von hohem Adel, welche bei der Kaiſerkrönung die Reichs-Erzämter (ſ. Erz.) als Vicarien der Churfürſten verwalteten. **Erbkämmerer**: der Fürſt von Hohenzollern; **Erbmarſchall**: der Graf von Pappenheim; **Erbſchatzmeiſter**: der Graf von Sinzendorf; **Erbſchenk**: der Graf von Althann; **Erbtruchſeß**: der Graf Truchſeß von Waldburg. In verſchiedenen deutſchen Staaten giebt es noch Erbämter gewiſſer Familien, die bei den Feierlichkeiten des Regierungsantritts eines neuen Regenten beſtimmte Geſchäfte zu verrichten haben. Auf dem königl. ſächſ. Landtage giebt es einen Erbmarſchall.

Erbauung. Dieſes deutſche Wort iſt nach dem griechiſchen

οικοδομη gebildet, und bedeutet Fortſchritt im Guten, nach der Beſtimmung des Sprachgebrauchs: im religiöſen Guten. Sehr häufig verſteht man unter Erbauung nichts weiter als die Erregung guter Gefühle, Erweckung und Schärfung des Sinnes für das Schöne, Wahre und Ueberſinnliche. Und auf dieſe Art kann man ganz zufällig erbaut werden, z. B. in der Natur, durch den Anblick des geſtirnten Himmels, in Geſellſchaft durch ein rührendes Geſpräch u. ſ. w. Hat es aber bei der bloßen Anregung guter Gefühle ſein Bewenden, und wird keine bleibende Wirkung erzeugt, ſo kann man nicht von Erbauung ſprechen; denn es wird nichts in uns auferbaut. Wenn dies geſchehen ſoll, ſo müſſen wir über die Dinge, die unſer Gefühl bewegen, nachdenken, danach gewiſſe Grundſätze bilden, und Entſchließungen faſſen. Dazu gehört aber abſichtliche Sammlung des Gemüths. Denn wer ſich mit jenen zufälligen Anregungen begnügt, wird wenig an Veredlung gewinnen, indem er dann erſt in Gefahr ſteht, blos von äußern Umſtänden und zufälligen Eindrücken ſich lenken zu laſſen. Nur wer ſich über die Sphäre des Sinnlichen erhebt, das innere Heiligthum der Seele ſorgſam erſpäht, ſeine Vorſtellungen von der Beſtimmung des Menſchen berichtigt, und mit Hülfe der ſie begleitenden Gefühle Entſchließungen faßt, die er von neuem immer belebt, nur der wird veredelt. Demnach iſt Erbauung eben ſo wenig Erleuchtung allein, als Rührung allein, und wer erbauen will, muß ſich eben ſo wenig blos zu dem Verſtande, als blos zu dem Herzen, oder zu der Einbildungskraft wenden, ſondern muß den ganzen Menſchen bearbeiten. Natürlich muß bei dieſer Bearbeitung das religiöſe Element das vorherrſchende, das überwiegende ſein. Von Gott, dem Urquell alles Wahren und Guten, gehen alle Betrachtungen aus, auf ihn führen ſie alle zurück. Die Offenbarungen Gottes ſind aber nicht nur in der Schrift, ſondern auch in der Natur aufgethan, wie verdächtig auch dieſes Wort Manchem ſein mag. Dieſe Erbauung zu bewirken giebt es drei Wege: Verſtand, Herz und Sinnlichkeit; und nach der eigenthümlichen Verſchiedenheit der zu bearbeitenden Perſonen, richtet ſich nun die Art und Weiſe, auf die man denſelben bekommen kann. Gott ſelbſt wirkte, wie uns die Bibel erzählt, nach dieſer Verſchiedenheit durch jeden dieſer verſchiedenen Wege. Bald überzeugte er den Verſtand, bald rührte er das Herz, bald erſchütterte er die Sinnlichkeit, doch ſo, daß der ganze Menſch aufgeregt wurde. Auch in dieſem Fache haben ſich, wie das in allen Dingen geſchieht, die Extreme berührt. Es gab Zeiten, wo man auf dem Gebiete des Glaubens ausſchließend den Verſtand beſchäftigen wollte, und es glich die Aufklärung dem Sonnenlichte eines kalten Wintertages, der blos erleuchtet, aber nicht erwärmt. Zu einer andern Zeit, namentlich in unſern Tagen, finden Viele das Heil der Welt wieder in bloßer Anregung von Gefühlen, und erzeugen ſomit die immer mehr um ſich greifende Empfindelei, Ueberſpannung, Schwärmerei, ſo daß einige Sprecher auch in den proteſtantiſchen Gottesdienſt gern die Gebräuche einſchwärzen möchten, welche durch die Sinnlichkeit auf das Gefühlsvermögen in hohem Grade wirken. Aber die Wahrheit liegt mitten inne. Das geheime, innere geiſtige Leben, was man Myſtik nennen kann, iſt allerdings dem wahren Chriſtenthum nicht fremd, und wohl fehlte Kant darin, daß er das Weſen der Religion einzig und allein in der Pflichterfüllung beſtehen ließ. Religion iſt etwas ganz anderes, was mehr empfunden als ausgeſprochen werden kann, weil das Gefühl eben ſo viel Antheil daran hat, als der Verſtand, dem die Sprache dient. Es iſt das Gefühl der Verwandtſchaft mit Gott; aber Thorheit iſt es,

ſich dieſe Verwandtſchaft näher verſinnlichen zu wollen, in üppigen Gefühlen zu ſchwelgen, und einen unmittelbaren Umgang mit Gott vorzugeben. Verſtand und Herz haben alſo bei der Erbauung gleichen Antheil. Zur Beförderung dieſer Erbauung iſt bereits in der chriſtlichen Kirche eine öffentliche Anſtalt errichtet; doch iſt ſie, ſo manchen eigenthümlichen Vortheil ſie gewährt, allein noch nicht hinreichend; denn nicht jeder Prediger in der Kirche kann die Zuhörer in gleichem Grade erbauen, und auch von den letztern wird nicht jeder auf gleiche Art erbaut. Jede Claſſe, jede Gegend, faſt jeder einzelne Menſch hat ſeinen gewiſſen Kreis von Ideen und Empfindungen, in welchem er ſich bewegt, und iſt auch zu einer Zeit fähiger und empfänglicher für die Erweckung und Mittheilung religiöſer Einſichten und Gefühle, als zu einer anderen; nicht zu gedenken, daß Mancher durch körperliche Umſtände oder andere Urſachen verhindert iſt, an jener öffentlichen Anſtalt Theil nehmen zu können. Daher muß nothwendig mit der kirchlichen Erbauung die Privaterbauung verbunden werden, die in ſtiller Einſamkeit zu Hauſe, allein, oder im Kreiſe der Familie geſchieht. Denn diejenigen Erbauungen, die von mehreren, einander oft ganz fremden Perſonen ſonſt noch außer der Kirche in Privathäuſern geſchieht, die man Conventikel heißt, und denen man neuerlich das Wort reden will, führen zu manchen üblen, den gemeinſchaftlichen Chriſtenſinn fremden Gemüthsbewegungen, zu anſtößigen, und wie die neueſte Geſchichte lehrt, wirklich gefährlichen Auftritten, daß ſie ohne alle Rückſicht verboten werden ſollten. Selbſt wenn ſie unter der Leitung eines Geiſtlichen ſtehen, nehmen ſie gewöhnlich einen ſehr verderblichen Charakter an, was Reinhard in dem 5. Bde. ſeiner Moral erwieſen hat. In großen Städten zumal, wo der Erbauung ſuchende Zuhörer die Wahl zwiſchen mehreren Geiſtlichen hat, ſind ſie verwerflich und unſtatthaft. Die geregelte Privaterbauung aber greift ohne Zweifel am tiefſten ein, wenn ſie die Frucht eignes Nachdenkens, und einer freien Geiſtesthätigkeit iſt. Allein ein ſehr großer Theil der Menſchen, bei weitem der größte ſteht noch nicht auf einer ſolchen Stufe der Bildung, dieſe religiöſen Selbſtbetrachtungen anzuſtellen und zu pflegen; daher für dieſe gute Erbauungsſchriften nöthig ſind. Und auch dem gebildeten, mit einer gründlichen Kenntniß der Religion ausgerüſteten, und an Durchforſchung überſinnlicher Gegenſtände gewöhnten Chriſten wird eine ſolche Lectüre höchſt willkommen ſein; indem z. B. ein mit ſpeculativen Dingen anhaltend beſchäftigter Mann am meiſten der Gefahr ausgeſetzt iſt, das rege Gefühl des Religiöſen zu ſchwächen, wo nicht gar zu verlieren. Was nun den Inhalt eines guten Erbauungsbuchs betrifft, ſo iſt natürlich die Zuſammenſtimmung mit dem ächten Geiſte des Chriſtenthums das Haupterfoderniß. Abergläubiſche, ſchwärmeriſche, eine nüchterne Prüfung der Vernunft nicht aushaltende Grundſätze, die, wie die meiſten Tractätlein ein müßiges Dahingeben in eine frömmelnde Empfindelei begünſtigen, und ſo manche einſeitige, oft liebloſe Urtheile über Andersdenkende unterhalten, können nie wahrhaft erbauen, d. h. ſie können nie dem Verſtande, dem Gefühle und dem Willen eine kräftige Nahrung gewähren. Anlangend die Form, ſo muß dieſe Klarheit, Lebendigkeit, Herzlichkeit, Würde, Schönheit in ſich vereinigen. Und da wiederum der durch dieſe Schriften zu bewirkende Einfluß auf die Erhebung und Stärkung des ganzen inwendigen Menſchen zum Theil durch die Verſchiedenheit des Alters, Geſchlechts und Standes, der Gemüthsart, des Gefühlsvermögens, der Lebensverhältniße u. ſ. f. bedingt wird, ſo iſt es nöthig, ſolchen Schriften die möglichſte Individualität zu ge-

ben. Denn was die Emfindungsweiſe des einen anſpricht, ihr wohlthut, greift darum nicht in gleichem Grade in das eigenthümliche Gefühlsvermögen eines Andern ein. Aus dieſem Grunde hat man rückſichtlich unſerer kirchlichen Andachtsübungen den freilich in größeren Gemeinden unausführbaren Vorſchlag gethan, die Gemeinde, wie in der Brüdergemeinde, gleichſam in einzelne Chöre zu vertheilen; wodurch überdem die Idee der in Chriſto eng verbundenen Einheit verloren geht. Immer wird der einzelne Chriſt unter den Schriften, welche den Zweck der Erbauung befördern ſollen, diejenigen auswählen, die ſeinem Geiſte und Herzen zuſagen. Wer nun bei Leſung einer ſolchen Schrift ſo in den Gegenſtand hineingezogen wird, daß er ihrem erfriſchenden und erquickenden Eindrucke, ihrer erwärmenden und tröſtenden Kraft, ihrem belebenden und beſeligenden Einfluſſe ſich mit Innigkeit überläßt, und gar auf keine Weiſe widerſtehen kann, ſo, daß er durch dieſelbe über ſich ſelbſt erhoben, und gleichſam in eine andere Welt verſetzt wird, aus der er mit dem Entſchluſſe geiſtiger und moraliſcher Erhebung zurückkehrt, der iſt durch ſie erbaut. Gewiß wird jeder Menſch, der auf der gefahrvollen Reiſe durchs Leben es nöthig hat, alle Tage für ſeine geiſtige Natur Schutz und Obdach gegen die rauhen Stürme der Zeit und des Lebens zu ſuchen, dergleichen Schriften willkommen heißen, und namentlich auch die achten, welche ihn veranlaſſen, dem lieben, freundlichen Schutzgeiſte der chriſtlichen Religion täglich ein erquickendes und wohlgefälliges Opfer anzuzünden. Dieſe Veranlaſſung geben die ſogenannten Morgen- und Abendandachten. Und je öfter ſich der Menſch bei den Unfällen der irdiſchen Wallfahrt, bei Krankheiten, Verluſten an Eigenthum, Ehre u. ſ. w. tief gekränkt und erſchüttert fühlt, je mehr er im Gewühl der Geſchäfte, beim Zuſammenſein mit verführeriſchen Reiſegefährten, im Drange der Umſtände u. ſ. f. befürchten muß, den großen Zweck ſeines Daſeins aus dem Auge zu verlieren, deſto begieriger wird er ſich nach Schriften umſehen, die den innern, religiöſen Sinn ſchärfen, die Einfalt des Herzens ſichern, dem Glauben und dem Gewiſſen immer kräftigere Stützpunkte geben. Dies thun alle die beſſern Schriften, welche mit Beziehung auf dieſe Eigenthümlichkeiten des Lebens, namentlich die Störungen deſſelben, geſchrieben ſind.

Erbeinigung war ein erbliches Bündniß unter mehreren hohen adeligen Familien, welches die Sicherheit (aber nicht die Erbfolge, ſ. **Erbverbrüderung**) und gegenſeitige Hülfsleiſtung betraf.

Erbfolge iſt der Eintritt in die Rechte und Pflichten eines Verſtorbenen. Der Rechtstitel, unter welchem dieſer Eintritt geſchieht, iſt das Erbfolgerecht, welches entweder geſetzlich aus der feſtgeſetzten Erbfolgeordnung, oder aus einem Teſtamente, oder aus einem Vertrage entſpringt. Der Erbe hat die Freiheit, die Erbſchaft nur sub beneficio inventarii (d. h. unter der Bedingung, daß er die Schulden des Erblaſſers nur in ſo weit übernimt, als die Erbſchaft reicht), anzunehmen, oder auszuſchlagen, er wäre denn ein Notherbe (wozu die unter väterlicher Gewalt ſtehenden Kinder, ſo wie auch die Perſonen gehören, denen aus dem Nachlaß ein Pflichttheil zukommt), in welchem Fall er zur Annahme der Erbſchaft gezwungen iſt. Die rechtliche Beſitznahme heißt Antretung der Erbſchaft, und dieſe kann ausdrücklich oder ſtillſchweigend geſchehen. Die Rechtslehrer unterſcheiden hinſichtlich des geſetzlichen Sprachgebrauchs den Heres in actu primo, bis zur Antretung der Erbſchaft; den Heres in actu secundo, nach Antretung der Erbſchaft; den Heres ex asse, dem der ganze Nachlaß zukommt; den Heres ex parte, dem ein geſetzlicher Theil zufällt; den Heres

necessarius, Notherben, der die Erbſchaft nicht ausſchlagen darf, und den Heres voluntarius, der ſie nach Willkür ausſchlagen oder annehmen kann. Die ab intestato (von Rechtswegen, auch ohne Teſtament) erbenden Perſonen theilt Koch in vier Claſſen. In die erſte gehören die ehelichen Nachkommen, die im erſten Gliede nach den Köpfen (in capita), im zweiten und den folgenden nach dem Antheile ihres Erblaſſers (in stirpes) ſich in den Nachlaß theilen. Hinſichtlich der unehelichen, legitimirten und adoptirten Kinder muß man die verſchiedenen Geſetze vergleichen. In die zweite Claſſe gehören die nächſten Aſcendenten des Verſtorbenen, deſſen vollbürtige Geſchwiſter, und in deren Todesfall deren Kinder. Die dritte Claſſe bilden die Halbgeſchwiſter des Verſtorbenen, und in deren Todesfall ihre Kinder. Erben Consanguinei (Halbgeſchwiſter, die mit dem Erblaſſer einen Vater) und Uterini (die mit ihm eine Mutter haben) zuſammen, ſo nehmen jene, was der Erblaſſer vom Vater, dieſe, was er von der Mutter beſaß, voraus. In der vierten Claſſe endlich befinden ſich alle übrigen ehelichen Verwandten, von denen der nähere jedesmal den entferntern ausſchließt.

Erblehen oder Erbzinsgut iſt ein ſolches Lehngut, welches ſowohl frei veräußert werden, als auch auf männliche und weibliche Erben übergehen kann, gleich dem Allodialgut, und wirkliches Eigenthum, und (hiedurch unterſchieden von der Emphyteuſe) nur beſchränkt iſt durch die Leiſtung eines jährlichen Zinſes.

Erbliche Krankheiten. Der Einfluß der Eltern auf den Organismus der Kinder iſt ſo groß, daß ſich nicht nur die allgemeinen Kennzeichen des Menſchengeſchlechts, ſondern auch die beſondern Eigenſchaften, welche einen Menſchen von dem Andern unterſcheiden, auf die Kinder zum Theil wenigſtens verbreiten. Daher iſt das Ausſehen der Kinder dem der Eltern in mancher Hinſicht ähnlich, und nur durch das ſelbſtändige Leben, welches die erſtern vom Augenblicke ihrer Erziehung zu führen anfangen, wird die gänzliche Gleichheit verhindert. So wie aber die äußere Form des Kindes der der Eltern ähnlich iſt, ſo ſind es auch die innern Organe, und ihre bei dem einzelnen Menſchen verſchiedene Beſchaffenheit, größere oder geringere Thätigkeit und Ausbildung, mit einem Worte ihre Eigenartigkeit hat mit der der Eltern manche Aehnlichkeit. Da aber in der beſondern Beſchaffenheit der einzelnen Organe und Functionen ein wichtiger Theil der größern Anlage zu Krankheiten liegt, ſo folgt von ſelbſt, daß auch dieſe forterben müſſe. Und in der That beobachtet man nicht ſelten, daß der Sohn in demſelben Lebensalter von einer Krankheit ergriffen wird, in welchem der Vater daran litt. Solche Krankheiten werden erbliche genannt, und ſie ſind eigentlich nicht ſelbſt ererbt, ſondern nur die Anlage dazu iſt es. Darum erfodert die wirkliche Ausbildung von erblichen Krankheiten immer noch manche andere Umſtände, welche ſie begünſtigen; darum iſt auch die erbliche Krankheit nicht nothwendig angeboren, ſo wie die ererbte Anlage. Darum ſind angeborne Krankheiten ſehr häufig keine erbliche, ſondern hängen oft von Umſtänden ab, welche während der Schwangerſchaft auf den Fötus einwirkten. Der Einfluß des Vaters auf erbliche Krankheiten kann natürlich nur während der Zeugung Statt finden; die Mutter wirkt auch während der Schwangerſchaft und durch das Stillen noch auf das Kind, und es iſt möglich, daß auch hiedurch noch die Gelegenheit zu erblichen Krankheiten gegeben wird. Die Krankheiten, welche am häufigſten erblich vorkommen, ſind: die Skrofeln, Flechten, Blutungen, vorzüglich aus den Lungen, und die Hämorrhoiden, die

Schwindſucht, Gicht, der Gries und Stein, Skirrhus und Krebs, die Geiſtes- und Gemüthskrankheiten, hyſteriſche und hypochondriſche Beſchwerden, der Schlagfluß, die Epilepſie und organiſche Krankheiten einzelner Theile, vorzüglich des Herzens. Sie haben das Eigenthümliche, daß ſie mehr von innern, als äußern, mehr von prädiſponirenden, als von Gelegenheitsurſachen erzeugt werden, und als conſtitutionelle Krankheiten erſcheinen. Alle Krankheiten, welche einen erblichen Urſprung haben, laſſen ſich viel ſchwerer und ſeltener beſeitigen, als es möglich iſt, wenn ſie mehr von zufälligen, äußern Gelegenheitsurſachen abhängen. Darum iſt es beſonders wichtig und nöthig, daß man ihre Entſtehung und Ausbildung bei Zeiten zu hindern ſuche. Die Mittel dazu ſind folgende: a) Wer eine erbliche Anlage beſitzt, der heirathe keine Perſon, welche dieſelbe Anlage hat, ſondern eine ſolche, welche von entgegengeſetzter Conſtitution iſt. Aus dieſem Grunde ſchon ſind Heirathen unter nahen Verwandten nicht zuläſſig, durch welche die Erblichkeit der Krankheiten ganz beſonders bedingt wird. Aus demſelben Grunde ſcheint auch die Liebe ſich den Perſonen vorzüglich zuzuwenden, welche von entgegengeſetzter Conſtitution, von anderm Temperamente ſind. b) Man richte von der Geburt an alle Umſtände, unter denen das Kind lebt, ſo ein, daß die ererbte Anlage nicht nur nicht begünſtigt, ſondern im Gegentheil bekämpft wird. c) Man vermeide die zufälligen Gelegenheitsurſachen, welche die Entſtehung der erblichen Krankheit begünſtigen, immerdar und vorzüglich in dem Lebensalter, in welchem die Krankheit bei dem Vater entſtanden war. Die ärztliche Behandlung der erblichen Krankheiten ſelbſt unterſcheidet ſich nicht eben weſentlich von der, welche bei denſelben, aber unter andern Umſtänden entſtandenen Krankheiten erfoderlich iſt.

Erbpacht, diejenige Art der Verpachtung, da dem Pächter, nach Erlegung eines gewiſſen Erbſtandgeldes, gegen ein jährlich abzuführendes, nie zu ſteigerndes Pachtgeld, ein Gut oder Grundſtück mit dem Erbſtandrechte für ſich, ſeine Erben und Nachkommen erblich und auf ewige Zeiten verpachtet wird. Der Erbpacht iſt dem Zeitpacht entgegengeſetzt und kommt der Emphyteuſe nahe.

Erbſünde, eine ſittliche Verderbtheit, die von den Stammältern des Menſchengeſchlechts auf uns alle übergegangen ſein ſoll, oder eine von unſern Stammvätern auf uns fortgeerbte ſittliche Krankheit. Deswegen nennt man die Erbſünde auch das angeborne Verderben. Wer ein ſolches behauptet, nimt an, daß die erſten Menſchen, Adam und Eva, durch den in den Moſaiſchen Schriften (B. I. C. 3.) erzählten Sündenfall nicht nur ſelbſt aus dem urſprünglichen Zuſtande der Unſchuld heraus traten, ſondern auch ihren Nachkommen eine ſittliche Beſchaffenheit mittheilten, vermöge deren alle von ihnen abſtammende Menſchen, entweder zum Guten ſo unfähig oder doch zum Böſen ſo geneigt ſeien, daß ſie alle auch wirklich ſündigen wie ihre Stammältern. Dieſe Lehre wurde ſeit Auguſtins Zeiten, oder ſeit dem Anfang des 5. Jahrh. nach Chr. herrſchend, und man berief ſich auf verſchiedene Stellen der heiligen Schrift, z. B. Pſalm 51, 7. Joh. 3, 6. Röm. 5, 12—15. und 7, 7—25. Es wurde ihr aber immer, nicht nur von einzelnen Religionslehrern, ſondern auch von ganzen Parteien oder Secten in der chriſtlichen Kirche (z. B. den Pelagianern, Socinianern, Mennoniten ꝛc.) widerſprochen, welche theils jene Schriftſtellen anders erklärten, theils aus allgemeinen Vernunftgründen gegen das Daſein einer ſolchen Verderbtheit der menſchlichen Natur ſtritten. Da die Vernunft beſonders an der Mittheilung einer moraliſchen Verderbtheit

durch eine phyſiſche Handlung, die Zeugung, und noch mehr an der zugleich mit behaupteten Zurechnung einer Verderbtheit, die jedem ohne ſein Zuthun, mithin ohne alle Theilnahme von Seiten ſeiner Freiheit, mitgetheilt werden ſoll, Anſtoß nimt: ſo ſetzte Kant in ſeiner „Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft" (S. 3—58) an die Stelle der Erbſünde den Begriff eines radicalen Böſen, d. h. eines Hanges zum Sündigen, der in der menſchlichen Natur wie eingewurzelt ſcheint, weil er allgemein angetroffen wird, aber doch nicht angeboren iſt, ſondern aus der Freiheit eines Jeden auf eine unbegreifliche Weiſe hervorgeht, und daher auch überwindlich und zurechnungsfähig iſt, ob er gleich, ſo lange der Menſch lebt, nicht völlig ausgerottet werden kann. Vergl. Jeruſalems Betrachtungen über die vornehmſten Wahrheiten der Religion, Th. 2. S. 691. ff. und Reinharts Syſtem der chriſtlichen Moral, §. 99. Aufl. 3.

Erbunterthänigkeit, ein Theil und Ueberreſt des Leibeigenthums. Es beruhen darauf das Dienſt- und Schutzrecht, und gewiſſe Einkünfte, z. B. für Erlaubnißſcheine zum Dienſte außer dem Herrngute, das lytrum (Löſegeld) personale für die perſönliche Freiſprechung, das lytrum reale für die Freiſprechung des beweglichen oder unbeweglichen Vermögens, das Abzugsgeld (jus detractus) u. ſ. w. Im Preußiſchen iſt unterm 10. Sept. und 9. Oct. 1807 die Erbunterthänigkeit aufgehoben worden.

Erbverbrüderung iſt ein Vertrag zwiſchen zwei oder mehreren fürſtlichen oder adeligen Familien, wodurch auf den Fall, daß die eine Familie ausſtirbt, der andern das Erbfolgerecht zugeſichert wird. Ein ſolcher Vertrag kann ſich auf ſämmtliche Länder und Güter, oder nur auf einzelne erſtrecken; er kann wechſelſeitig oder nur einſeitig ſein. Beiſpiele von Erbverbrüderungen ſind unter andern die zwiſchen Sachſen, Heſſen und Brandenburg 1555 und 1614, zwiſchen Brandenburg und Mecklenburg 1415 (eine einſeitige), zwiſchen Sachſen und Heſſen 1373, zwiſchen Sachſen und Braunſchweig-Lüneburg 1389, zwiſchen Brandenburg und Hohenzollern 1695 u. ſ. w., welche aber ſämmtlich auf dem deutſchen Reichsverbande beruhten, und durch deſſen Auflöſung (1806) ungültig geworden ſind. Ein Mehreres über Erbverbrüderung ſiehe in der neuen Folge dieſes Werkes.

Erbvertrag, d. i. ein Vertrag über Erbſchaften. Sie werden getheilt in Erbverträge im eigentlichen Sinne, welche den künftigen Nachlaß eines noch lebenden Menſchen betreffen (dieſes kann ein Dritter, nicht Mitcontrahirender ſein, wofern er damit zufrieden iſt und das Geſetz nichts dagegen hat, und man kann darin ein Erbrecht erhalten, beſtätigen, näher beſtimmen oder darauf Verzicht thun. Hieher gehören auch die Familienfideicommiſſe); oder Erbreceſſe, Verträge über eine ſchon angefallene Erbſchaft.

Ercilla y Zuniga (Don Alonſo de) war der dritte Sohn eines berühmten ſpaniſchen Rechtsgelehrten, Namens Fortunio Garcias. Seine Mutter, welche den Namen Zuniga auf ihn vererbte, kam nach dem frühen Tode ihres Gatten mit dieſem Sohne an den Hof der Kaiſerin Iſabella, Gemahlin Carls V. Der junge Alonſo ward Page bei dem Infanten Don Philipp, und begleitete ihn auf ſeiner Reiſe durch die Niederlande und einige Theile Deutſchlands und Italiens. 1554 ging er auch, in Philipps Gefolge, zu deſſen Vermählungsfeier mit der Königin Maria, nach England. Als bald nachher, um den Aufruhr der Bewohner Arauco's, eines an der Küſte von Chili gelegenen Landſtrichs, zu dämpfen, ein Heer nach Amerika geſandt wurde, nahm Ercilla Theil

an dem Zuge, und that ſich in den blutigen Schlachten dieſes Krieges ſehr hervor. Die Schwierigkeiten, mit denen die Spanier zu kämpfen hatten, der Heldenmuth, mit welchem die Araucaner den ungleichen Kampf beſtanden, und die Menge großer und edler Thaten, welche dieſen Krieg auszeichneten, begeiſterten den jungen Ercilla zu dem Gedanken, ihn zum Gegenſtand eines Epos zu machen, dem er den Namen La Araucana gab. An Ort und Stelle begann er das Gedicht, und Stücke Leder mußten ihm bisweilen den Mangel an Papier erſetzen. Nach geendigtem Kriege hätte Ercilla beinahe auf eine unwürdige Weiſe das Leben verloren. Er entzweite ſich mit einem jungen Spanier an einem öffentlichen Feſte, welches der Thronbeſteigung Philipps II. zu Ehren angeſtellt war. Beide zogen die Degen. Zuſchauer miſchten ſich in den Streit, und ein Uebelgeſinnter verbreitete, daß dieſer Zwiſt einen Aufſtand habe einleiten ſollen. Ohne die Angeklagten hören zu wollen, verdammte ſie der Feldherr Don Garcias de Mendoza zum Tode. Schon ſtand Ercilla auf dem Blutgerüſte, als ſeine Unſchuld anerkannt wurde. Tief gekränkt ging er nun nach Spanien zurück, und machte eine Reiſe durch Frankreich, Italien, Deutſchland, Böhmen und Ungarn. 1570 war er wieder in Madrid, wo er ſich mit Maria Bazan vermählte. Ihre Reize und ihre Tugenden erhebt er in mehreren Stellen ſeines Gedichts. Ercilla's Verdienſte wurden nicht belohnt; zwar ſoll Kaiſer Rudolph II. ihm den Kammerherrnſchlüſſel gegeben haben, aber über ſein Verhältniß zu dieſem Kaiſer iſt weiter nichts bekannt geworden, und 1580 lebte er in großer Zurückgezogenheit und Armuth in Madrid. Zeit und Umſtände ſeines Todes ſind ungewiß; doch muß er noch 1596 gelebt haben, da Mosquera, in ſeinem Werke über die Kriegszucht, von ihm als ſeinem Zeitgenoſſen ſpricht. Er hinterließ keine eheliche Kinder, aber zwei natürliche Söhne und eine Tochter. Die Araucana iſt ein hiſtoriſch-epiſches Gedicht, in welchem ſich Ercilla, einzelne Erdichtungen und Epiſoden abgerechnet, genau an die Wahrheit der Begebenheiten gehalten hat, daher auch das Gedicht ſehr oft den Ton der Geſchichte annimt. Es beſteht aus 37 Geſängen. Voltaire's Urtheil über dies Gedicht findet man im 8. Capitel ſeines Essai sur la poésie épique; was er darüber ſagt, beweiſet, daß er es nicht geleſen hat. Das Urtheil des Cervantes kann man im 6. Capitel ſeines Don Quixote leſen. Er ſetzt es den beſten Epopeen der Italiener an die Seite. Ein gewiſſer Don Diego de Santiſtevan Oſorio, aus Leon gebürtig, hat das Gedicht des Ercilla in 33 Geſängen fortgeſetzt, welche die weitere Geſchichte des Krieges mit den Araucanern enthalten.

Erdäpfel oder Kartoffeln. Dieſe gegenwärtig unter uns wegen ihres vielfachen Nutzens allgemein angebaute Frucht ſtammt aus Virginien, woher ſie der Engländer Franz Drake 1586, nach andern Walther Raleigh, 1585, zuerſt nach England brachte. Von England und Irland kam ſie nach Frankreich, wo ſie 1616 als Seltenheit an der königlichen Tafel verſpeiſet wurde. In Deutſchland wurde ſie 1650, und zwar zuerſt im Voigtlande, in Niederſachſen aber erſt um das Jahr 1740 angepflanzt. Ehre dem Gewächſe, daß mehreremal bei dringender Getreidetheurung den Mangel an Nahrungsmitteln für die Bevölkerung erleichtert hat, und jetzt in allen Theilen unſers Vaterlandes zur Ernährung der Menſchen, zur Thiermäſtung und zur Deſtillation verbraucht wird. Beſonders in hochbevölkerten und in kältern Gegenden, wo kein Getreide mehr ſicher gedeiht, kann die Erzeugung dieſer Pflanze nicht weit genug getrieben werden.

Erdaxe, Erdachſe oder Weltaxe, ſ. Erde.

Erdbeben. Noch nicht genugſam bekannt mit dem Walten der rohen Naturkräfte in den innern Tiefen der Erde, hat ſich bis jetzt der forſchende Geiſt des Menſchen begnügen müſſen, mehr die Erſcheinungen und Wirkungen dieſer furchtbarſten und ſchrecklichſten aller Naturbegebenheiten zu beobachten, als daß er ſie genügend zu erklären und auf ein einziges Grundmotiv zurückzuführen vermocht hätte. Eine unterirdiſche Gewalt ſcheint plötzlich ihrer Feſſeln entbunden, und erſchüttert die Oberfläche der Erde; mehr oder minder heftige Stöße folgen langſamer oder ſchneller auf einander, der Boden wankt und geſtaltet ſich um. Berge verſinken und ewiger Granit zerſplittert, Strecken Landes werden von brauſenden Fluthen überſchwemmt, und wieder aus den Meeresfluthen erhebt ſich Land, Inſeln entſtehen und verſinken, reißende Ströme verſiegen oder nehmen plötzlich einen andern Lauf, und das Meer ſelbſt ſcheint in ſeinen unermeßlichen Tiefen aufgewühlt. Das ſind die Wirkungen, die dieſe Naturerſcheinung hervorbringt, wenn ſie den höchſten Grad der Furchtbarkeit erreicht. Volkreiche Städte ſind in Trümmern geſtürzt, und angebaute Gegenden dem geſtaltloſen Chaos gleich gemacht worden. Entſetzlich und außerordentlich, wie die Erſcheinung ſelbſt, ſind auch die Vorzeichen, die ſie anzukündigen pflegen. Die plötzlichen Veränderungen in der Atmoſphäre betäuben den Menſchen und ängſtigen die Thiere, die durch ein banges Heulen die drohende Gefahr anzudeuten ſcheinen. Der Himmel verdunkelt ſich und zeigt eine feurige Röthe, die Magnetnadel geräth in Unordnung u. ſ. w. Unter des Kaiſers Titus Regierung (79 nach Chr. Geb.) ereignete ſich das fürchterliche Erdbeben, welches die Städte Herculanum (ſ. d. Art.), Pompeji und Stabiä verſchüttete. Die Geſchichte neuerer Zeit beſchreibt mehrere Erdbeben, deren Wirkungen zu den fürchterlichſten gehörten. 1746 ward ganz Lima, in Südamerika, und 1755 Liſſabon durch eine Erderſchütterung zerſtört; 20,000 Menſchen wurden hier unter den Trümmern begraben. Sie dehnte ſich von Grönland bis Afrika aus, ja ſelbſt in Amerika ſpürte man zu derſelben Zeit theils ſchwächere, theils heftigere Erdſtöße. Ein ähnliches ſchreckliches Schickſal traf 1783 Calabrien, und 1812 die Provinz Caraccas in Südamerika. Schwächere Erſcheinungen der Art ereignen ſich bald in dieſer, bald in jener Gegend faſt jährlich, und noch vor Kurzem beſchädigte ein heftiger Erdſtoß viele Gebäude Roms, namentlich auch die Peterskirche. Die Erfahrung lehrt, daß hauptſächlich gebirgige Länder den Zerſtörungen der Erdbeben ausgeſetzt ſind, beſonders in der Nähe der feuerſpeienden Berge, mit denen ſie einen erwieſenen Zuſammenhang haben. Ehemals wollte man ſie durch das ſogenannte Centralfeuer, das man in den Mittelpunkt der Erde ſetzte, erklären; Beccaria giebt Electricität als die wirkende Urſache der Erdbeben an, und hierauf geſtützt, wollte Bertholon ſie ableiten, wie die Gewitter. Wirklich ſcheint die Electricität dabei thätig zu ſein, aber die wahrſcheinliche Haupturſache iſt wohl ein Kampf des Feuers, der Luft und des Waſſers in den innern Höhlen und Gängen der Erde. Wenn unterirdiſche Feuer die in der Tiefe verſchloſſene Luft erhitzen, und die unterirdiſchen Gewäſſer in glühende Dämpfe verwandeln, durchzucken dieſe donnernd und toſend das Innere der Erde, bis ſie, immer enger zuſammengedrängt und immer glühender erhitzt, ſich endlich gewaltſam einen Ausweg bahnen; denn unermeßlich iſt die Gewalt, mit welcher Luft und Waſſer, eingeſchloſſen und erhitzt, jedes ſie beengende Hinderniß niederſtürzen, um ſich frei zu machen. M.

Erdbeſchreibung, ſ. **Geographie** und **Erde**.

Erdbohrer, ein ſtarker ſchneckenförmiger Bohrer, deſſen eiſerner Schaft aus verſchiedenen Stücken zuſammengeſetzt iſt, welche nach und nach aufgeſetzt werden, wenn die untern bereits eingebohrt ſind. Man kann damit Klaftern tief in die Erde bringen, und die Art des Grundes erforſchen, weil das Werkzeug ſo eingerichtet iſt, daß ſich etwas davon anſetzt.

Erde, der Name des Planeten, welchen wir bewohnen. Wir können ſie in Beziehung auf ihre phyſikaliſche, mathematiſche und politiſche Beſchaffenheit betrachten, und dem gemäß zerfällt die Erdbeſchreibung oder Geographie in die phyſikaliſche, welche die natürliche Beſchaffenheit der Erde betrachtet, in die mathematiſche, welche ihre Geſtalt und Größe, die verſchiedenen Entfernungen auf derſelben, ihren Stand im Sonnenſyſtem und ihre Verhältniſſe zu den andern Himmelskörpern angiebt, und in die politiſche endlich, die uns die Oberfläche der Erde und ihre Bewohner, nach den einzelnen Staaten und Völkerſchaften, kennen lehrt. (S. **Geographie**). Unſere Abſicht iſt hier, einige allgemeine Betrachtungen über die Erde in mathematiſcher und phyſikaliſcher Hinſicht mitzutheilen. — Was die **Geſtalt der Erde** (ſ. d. Art.) zunächſt angeht, ſo ſtellt ſie ſich dem frei um ſich blickenden Menſchen als eine kreisförmige Scheibe dar, auf deren Rand das Himmelsgewölbe gleichſam zu ruhen ſcheint. Dem gemäß wurde die Erde im höchſten Alterthume wirklich für eine auf dem Waſſer ſchwimmende Scheibe gehalten. Allein die großen Entfernungen, in denen man die Fläche bereiſen konnte, widerſprachen gar bald dieſer beſchränkten, nur dem erſten Anſchein entnommenen Vorſtellung, und man ahnete ſchon im Alterthum die Kugelgeſtalt der Erde, ohne ſie jedoch durch haltbare Beweiſe darthun zu können. Und doch ſind alle Erſcheinungen nur auf dieſem Wege erklärbar. Eine Kugel von ſo ungeheurem Umfange, wie unſere Erde, und ringsum vom Luftkreiſe oder dem ſcheinbaren Himmelsgewölbe umgeben, kann nothwendig dem Auge des in der Ebene ſtehenden Beobachters keine andere Erſcheinung darbieten, als die beſchriebene, und ſchon aus dieſer Erſcheinung muß der Nachdenkende auf die Kugelgeſtalt der Erde ſchließen. Wie könnte ſich uns, von jedem beliebigen Standpunkte aus, die Erde als eine vom Himmelsgewölbe begrenzte Fläche zeigen, wenn ſie nicht eine rings von dieſem eingeſchloſſene Kugel wäre; wie könnte ſich ſonſt der Geſichtskreis in eben dem Grade erweitern, in dem wir unſern Standpunkt höher nehmen; wie wäre es ſonſt erklärlich, daß wir die Spitzen und Gipfel von Thürmen und Bergen aus der Ferne eher erblicken als ihren Fuß? Aber außer dieſen zunächſt in die Augen fallenden Beweiſen giebt es noch andere für die Kugelform der Erde. Dahin gehören die Erſcheinungen ihres Schattens in runder Geſtalt auf dem Monde, wenn dieſer durch ſie verfinſtert wird, der allmälige Aufgang und Untergang der Sonne, die Ungleichheit von Tag und Nacht, der veränderte Stand und Lauf der Geſtirne, und das allmälige Verſchwinden der einen und Sichtbarwerden anderer, ſo wie wir uns mehr und mehr von dem Aequator entfernen und den Polen nähern. Endlich iſt es auch nur bei der Kugelgeſtalt der Erde möglich, ſie zu umſchiffen, wie ſo häufig geſchehen iſt. Die Art, wie unſere Erde dieſe runde Geſtalt angenommen hat, leuchtet ſehr wohl ein, wenn wir ſie uns bei ihrer Entſtehung als eine noch weiche, bildſame Maſſe denken, die, indem ſie ſich um ſich ſelbſt ſchwingt, vermöge der Schwere, jeden Theil nach den übrigen treibt, woraus denn eine

mittlere Richtung aller Theile nach dem gemeinſchaftlichen Mittelpunkt entſteht, aus der die Geſtaltung der Kugel nothwendig folgt. Was blöde Unwiſſenheit von dem Herabfallen unſerer **Antipoden** (ſ. d. Art.) u. dgl. m. gegen die Kugelform der Erde hat einwenden wollen, fällt als nichtig zuſammen, wenn man erwägt, daß bei einer ungeheuren Kugel, wie die Erde, der Begriff von Oben und Unten ganz wegfällt, daß alles nach dem Mittelpunkte zuſtrebt, und daß, wenn von unten und oben die Rede ſein ſoll, die ganze Kugelfläche das Unten, die ſie umgebende Atmoſphäre aber das Oben iſt. Wenn wir indeß die Erde geradezu und unbedingt eine Kugel nennen, ſo iſt das ſtreng genommen nicht ganz richtig. Sie weicht von der Kugelgeſtalt ab, denn ſie iſt an den Polen eingedrückt und abgeplattet. Darauf wurde man zuerſt durch die Abweichungen in den Schwingungen des Pendels, unter dem Aequator und nach den Polen zu, geführt. Man beobachtete, daß ein Pendel um ſo langſamer ſeine Schwingungen machte, je mehr er ſich dem Aequator näherte, und ſchloß daraus zunächſt auf die nach demſelben zu abnehmende Schwerkraft. Dieſe aber ward dadurch erklärbar, weil einmal der Kreis der täglichen Umwälzungen am Aequator am größten, die Körper mithin ſchneller als an den Polen umgeſchwungen werden, und dann, weil unter dem Aequator die Richtung der Schwungkraft gegen den Mittelpunkt gerade, nach den Polen zu aber nur ſchief entgegengeſetzt iſt. Man ſchloß aus dieſen Beobachtungen richtig, daß die Erde eine an den Polen abgeplattete Kugel oder ein Sphäroid ſei, und erklärte dieſe Geſtalt ſehr genügend durch die Erfahrung, daß die Theile einer weichen, um ſich ſelbſt geſchwungenen Maſſe ſich von den Polen wegdrängen und der Mitte zuſtrömen, wodurch ſich nothwendig die Pole abplatten, und die Mitte erhöht wird. Vermeſſungen ſetzten die Sache außer Zweifel. (Vergl. **Geſtalt der Erde**). Ein anderer wichtiger Gegenſtand bei der nähern Kenntniß der Erde war die Beſtimmung ihrer Größe. Die Bemühungen der Alten in dieſer Rückſicht mußten, wegen des Mangels ausreichender Inſtrumente, fruchtlos bleiben. Erſt nach dem J. 1615 kam man auf genauere Ergebniſſe. Ein Holländer, Willibrord Snellius, ſchlug zuerſt den einzig richtigen Weg ein, und maß das Stück eines Meridians von Alkmar bis Leyden und Bergen op Zoom durch Dreiecke. Der Wahrheit näher kamen nach ihm die Vermeſſungen Picards und die ſpäter von Maupertuis angeſtellten. Sie beſtimmten den Umfang eines größten Kreiſes auf der Erde zu 5400 Meilen, die Meile zu 23,664 rhein. Fuß gerechnet. Doch iſt zu bemerken, daß bei dieſer Angabe die Erde als eine Kugel betrachtet iſt, ohne Rückſicht auf ihre von der Kugelgeſtalt abweichende Form. Wir müſſen uns damit begnügen, da es der Zukunft vorbehalten bleibt, durch ſorgfältige, auf allen Theilen der Erdoberfläche vorgenommene Vermeſſungen die wahre Größe der Erde ganz richtig und genau auszumitteln, und können uns um ſo mehr dabei beruhigen, als dieſe ganz ſcharfen Angaben eigentlich nur dem ſtrengen Gelehrten, der weitere Schlußfolgen daraus herleiten will, wichtig ſind. Betrachten wir unſere Erde in Beziehung auf das Sonnenſyſtem, ſo lehrt uns die Aſtronomie, daß ſie ſich, der ſinnlichen Wahrnehmung entgegen, welche die Sonne um die Erde laufend erblickt, nebſt zehn andern Planeten um die Sonne bewegt, und, als ein an ſich dunkler Körper, von derſelben Wärme und Licht empfängt. Sie legt ihren Weg um die Sonne in ungefähr 365¼ Tagen zurück, welche unſer gemeines Jahr machen. Die Erdbahn iſt eine Ellipſe, d. i. ein länglichrunder Kreis, in deſſen einem Brenn-

punkt ſich die Sonne befindet. Daraus folgt denn, daß die Erde nicht zu allen Zeiten des Jahres gleich weit von der Sonne entfernt iſt: ihre geringſte Entfernung beträgt 19,786,020, und ihre größte 20,460,980 Meilen, woraus ſich ein Unterſchied von beinahe drei Viertel Millionen Meilen ergiebt. Wir befinden uns im Winter der Sonne am nächſten, und im Sommer am weiteſten von ihr entfernt; denn nicht die größere oder geringere Entfernung von der Sonne bewirkt den Unterſchied der Jahreszeiten, ſondern die mehr oder minder ſchiefe Richtung, in welcher ihre Strahlen auf die Erde herabfallen. Die Länge der Erdbahn wird auf 121,504,230 Meilen angegeben, und da dieſe ungeheure Bahn in einem Jahre von der Erde durchlaufen wird, ſo muß die Erde in jeder Secunde Zeit $3^{2}/_{5}$ Meilen zurücklegen; eine Schnelligkeit, die unſere Vorſtellung überſteigt, und Lichtenberg zu der ſcherzhaften Bemerkung Anlaß gab, daß man in der Zeit, in welcher man einen andern auf der Straße grüße, mehrere Meilen mit bloßem Kopfe zurücklege, ohne ſich den Schnupfen zu holen. Neben dieſer jährlichen Bewegung um die Sonne hat die Erde noch eine zweite, indem ſie ſich täglich (nach mittlerer Zeit in 23 St 56 Min. und 4 Sec.) einmal um ihre Achſe dreht. Dadurch werden täglich alle Gegenden der Erdoberfläche einmal der Sonne zu- und abgekehrt, und genießen mithin Tag und Nacht. Da aber die Achſe, um welche die Erde ihre tägliche Bewegung macht, mit ihrer Bahn um die Sonne einen Winkel von $23^{1}/_{2}$ Grad bildet, ſo ſteigt dadurch die Sonne vom 21. März bis zum 21. Juni um $23^{1}/_{2}$ Grad über den Aequator gegen den Nordpol hinauf, ſinkt vom 21. Juni bis zum 23. Sept. wieder bis zum Aequator zurück, ſenkt ſich bis zum 21. Dec bis $23^{1}/_{2}$ Grad unter den Aequator gegen den Südpol zu, und erreicht dann um den 21. März den Aequator wieder. Die Folge dieſer Einrichtung iſt die Verſchiedenheit der Jahreszeiten, und die damit verbundene Ungleichheit der Tage und Nächte, die für alle außer der Linie des Aequators gelegenen Länder nur an den beiden Tagen im Jahre gleich ſind, an welchen für ſie die Erdbahn (Ekliptik) mit dem Aequator zuſammenfällt. Um die Erde wieder bewegt ſich der Mond in gleichfalls elliptiſcher Bahn, die er in 28 Tagen und 14 Stunden zurücklegt. Copernicus war es, der dieſes Syſtem begründete. — Zur phyſikaliſchen Kenntniß unſerer Erde gehört hauptſächlich die Betrachtung und Unterſuchung ihrer Oberfläche und ihres Innern. Wir begnügen uns, anzuführen, daß ſich aus dem Umfange der Erdkugel die Größe ihrer Oberfläche auf mehr als neun Millionen Q. M. ergiebt, wovon kaum der dritte Theil trockenes Land, die übrigen zwei Drittel aber Waſſer ſind; von der Erdoberfläche nimt Europa ohngefähr den 54., Aſien den 14., Afrika den 17. und Amerika den 16. Theil ein. Die Südländer mögen zuſammen etwas größer als Europa ſein. Die Anzahl der Menſchen in allen fünf Welttheilen ſchätzt man auf 800 bis 1000 Millionen. Das Innere der Erde iſt uns, genau genommen, völlig unbekannt, da die Tiefe, in welche der Menſch einzudringen vermag, gegen den Durchmeſſer der Erde faſt ganz verſchwindet. Ueber die Entſtehung und allmälige Geſtaltung der Erde giebt es viele Hypotheſen: ſ. Geologie.

Erden ſind im weiteſten Sinne eine eigene Claſſe von Mineralien, wohin auch die Steine gehören. Ihre unterſcheidenden Eigenſchaften ſind Feuerbeſtändigkeit und Unentzündlichkeit, daß ſie ſich ohne Zwiſchenmittel in 200 Theilen kochenden Waſſers nicht auflöſen, und aus der Auflöſung in Säuren durch Blutlauge nicht gefällt werden.

Im Zuſtande der Reinheit ſind alle Erden völlig weiß und ungefärbt, und die Natur liefert ſie faſt immer unter einander und mit mineraliſchen Körpern gemiſcht oder gemengt. Die neuere Chemie hat ſie als Oxyde von bisher unbekannten Metallen aufgeſtellt, weshalb man ſie als Sauerſtoff haltende Verbindungen und nicht als einfache Körper anſehen muß. Außer den alkaliſchen Erden, nämlich Kalk, Baryt und Strontian, kennen wir bis jetzt folgende: 1) Kieſelerde, ein Beſtandtheil aller zum Kieſelgeſchlecht gehörigen Steine, löſet ſich in fixen Alkalien und in Flußſpathſäure auf, giebt mit Alkalien geſchmolzen Glas, läßt ſich dagegen mit Kohlenſäure nicht vereinigen; 2) Thon- oder Alaunerde, ein Beſtandtheil des Töpfer- Ziegel- und Porzellanthons, iſt ſehr leicht, vereinigt ſich mit allen Säuren zu Mittelſalzen, verbindet ſich mit ätzenden Alkalien, nicht aber mit kohlenſaurem Ammonium. Im Feuer ſchrumpft ſie zuſammen (ſ. Pyrometer) und wird ſo hart, daß ſie Funken giebt; 3) Zirkonerde, ein Beſtandtheil des Zirkons und des Hyacinths, löſet ſich in keinem Alkali auf, giebt aber mit Säuren ſchrumpfende Salze; 4) Talk- oder Bittererde, Magneſia, ein Beſtandtheil des Serpentins, des Talks und Bitterſalzes, geht mit allen Säuren und kohlenſtoffſaurem Ammonium, nicht aber mit Kali und Natrum Verbindungen ein; 5) Glycin- oder Süßerde, iſt ein Beſtandtheil des Smaragds und Berylls, und hat den Namen wegen des ſüßen Geſchmacks ihrer Verbindungen mit Säuren erhalten. Sie vereinigt ſich mit kohlenſauren und ätzenden Alkalien; 6) Ittererde, ein Beſtandtheil des Ittertantals, vereinigt ſich mit kohlenſauren, aber nicht mit ätzenden Alkalien. — Was von uns im gemeinen Leben Erde genannt wird und die Oberfläche unſers Planeten ausmacht, iſt ein Gemiſch aus Kieſel- und Thonerde, aus Kalk, Salzen und Reſten organiſcher Körper.

Erdferne (Apogaeum) und Erdnähe (Perigaeum), ſ. Mond.

Erdmannsdorf (Friedr. Wilh. Frhr. v.) ward 1736 zu Dresden geboren, und begab ſich, nachdem er in Wittenberg Philoſophie ſtudirt hatte, nach Deſſau. Der Fürſt von Deſſau wählte ihn zu ſeinem Geſellſchafter und Begleiter auf ſeinen Reiſen nach England, Frankreich, der Schweiz und Italien, welches letzte Erdmannsdorf ſchon 1761 beſucht hatte. Sein Kunſtſinn fand allenthalben reiche Nahrung, und entwickelte ſich beſonders für die ſchöne Baukunſt. Nach ſeiner Rückkehr benutzte er die eingeſammelten Kenntniſſe zur Verſchönerung des deſſauiſchen Landes, und das Schloß von Wörlitz, das Denkmal des Fürſten Dietrich daſelbſt, das Landhaus der Fürſtin im Luiſium, bezeugen den gebildeten Geſchmack des Baumeiſters; nicht minder hat er ſich durch die herrlichen Anlagen, womit der Fürſt nach ſeiner Angabe die Gegend um Deſſau verſchönern ließ, ein bleibendes Gedächtniß in den Herzen Aller geſtiftet, die ſie beſuchen und genießen. Auch die Gründung der chalkographiſchen Geſellſchaft 1796 war ſein Werk, und gewiß lag es an ſeinem Eifer nicht, wenn ſie den Erwartungen der Kunſtfreunde nicht in vollem Maße entſprach. Unter den Werken, die aus dieſer Anſtalt hervorgingen, nehmen ſeine zu Rom gezeichneten architektoniſchen Studien eine vorzügliche Stelle ein. Er ſtarb 1800. Wir beſitzen von Rode eine Biographie dieſes trefflichen Mannes, die ſeinen Werth auf eine würdige Weiſe darſtellt.

Erdſtrich, Erdgürtel, Zone. Die geſammte Erdoberfläche wird in fünf Zonen getheilt: in die heiße, in die ſüdliche gemä-

ßigte, in die nördliche gemäßigte, in die ſüdliche kalte und in die nördliche kalte. Die heiße Zone iſt der Erdſtrich, welcher 23½ Grad ſüdlich und eben ſo viel nördlich vom Aequator um die Erde läuft, und deren Bewohner jährlich zwei Mal die Sonne ſenkrecht über dem Scheitel haben. Ihre Grenzen zu beiden Seiten des Aequators ſind die beiden Wendekreiſe, oder diejenigen Kreiſe, in welchen die Sonne ihre größte Entfernung von dem Aequator erreicht. Da die Sonne auf dieſe Zone ihre Strahlen faſt immer ſenkrecht herabwirft, ſo herrſcht in ihr ein ewiger Sommer, und Tag und Nacht ſind unter dem Aequator ſelbſt immer gleich, an den Wendekreiſen kaum um eine Stunde verſchieden. Nach Beſchaffenheit und Lage der Länder dieſer Zone iſt jedoch die Hitze nicht allenthalben gleich. Am brennendſten ſind die Sandwüſten Afrika's, weit gemäßigter ſind die glücklichen Inſeln des Südmeers, und noch milder iſt das Clima Peru's. Hier giebt es Gebirge, auf deren Gipfel ſelbſt die ſenkrecht herabfallenden Sonnenſtrahlen den ewigen Schnee nicht wegzuſchmelzen vermögen. Die beiden gemäßigten Zonen erſtrecken ſich von den Wendekreiſen nach den Polen zu, enthalten das meiſte bewohnte Land und haben ein ungleiches Clima. Die Hitze nimt ab, mit der Entfernung vom Wendekreiſe, und in gleichem Grade wird der Unterſchied der Jahreszeiten, und das Ab- und Zunehmen von Tag und Nacht immer größer, bis zu dem Punkte, wo am kürzeſten Tage die Sonne innerhalb 24 Stunden gar nicht über dem Horizont erſcheint, und am längſten Tage in eben der Zeit gar nicht untergeht, ſo daß es ein Mal im Jahre gar keinen Tag und ein Mal gar keine Nacht giebt. Der durch dieſen Punkt, parallel mit dem Aequator und Wendekreiſe, laufende Kreis macht die Grenze der gemäßigten Zone nach dem Pole zu, und heißt der Polarkreis; es giebt einen ſüdlichen und einen nördlichen. Die Entfernung vom Wende- bis zum Polarkreiſe, oder die Breite der gemäßigten Zone, ſowohl auf der ſüdlichen als nördlichen Halbkugel, beträgt 43 Grade. Alles, was über die Polarkreiſe hinausliegt, gegen die Pole zu, bildet die kalten Zonen; nur in der nördlichen giebt es noch Land, das ebenfalls bewohnbar iſt, obgleich die organiſche Natur hier zu erſtarren beginnt, und weder Getreide noch Bäume, ſondern nur Mooſe, Flechten und einiges Geſträuch hervorbringt. Die Entfernung vom Polarkreiſe bis zum Pole beträgt noch 23½ Grad, aber bis zum Pole ſelbſt iſt noch kein Menſch vorgedrungen. Dem ſüdlichen Pole, der noch unwirthbarer als der nördliche iſt, weil ſein Winter zugleich in die Zeit der Sonnenferne fällt, hat ſich Cook bis auf 71 Grad genähert; in die nördliche Zone iſt man bis auf 80 Grad vorgedrungen. Das Charakteriſtiſche der kalten Zonen iſt, daß Tag und Nacht mit der Annäherung an den Pol immer ungleicher werden, und Tage, ja Wochen lang die Sonne einmal gar nicht auf- und einmal wieder gar nicht untergeht. M.

Erebus, der Sohn des Chaos und der Finſterniß, heirathete ſeine Schweſter, die Nacht, und zeugte mit ihr den Aether und den Tag. Auch die Parzen werden von einigen als ſeine Töchter genannt. Er ward in einen Fluß verwandelt und in den Tartarus geſtürzt, weil er den Titanen Hülfe geleiſtet; von ihm hat der Tartarus, beſonders derjenige Theil deſſelben, den man als den Aufenthaltsort der tugendhaften Schatten bezeichnete, und von welchem dieſe zu den elyſäiſchen Feldern übergingen, den Namen Erebus erhalten.

Erfahrung überhaupt bedeutet die Summe von ſolchen Kenntniſſen, welche wir zuerſt durch Sinnesanſchauungen erworben, durch

Im Zuſtande der Reinheit ſind alle Erden völlig weiß und ungefärbt, und die Natur liefert ſie faſt immer unter einander und mit mineraliſchen Körpern gemiſcht oder gemengt. Die neuere Chemie hat ſie als Oxyde von bisher unbekannten Metallen aufgeſtellt, weshalb man ſie als Sauerſtoff haltende Verbindungen und nicht als einfache Körper anſehen muß. Außer den alkaliſchen Erden, nämlich Kalk, Baryt und Strontian, kennen wir bis jetzt folgende: 1) Kieſelerde, ein Beſtandtheil aller zum Kieſelgeſchlecht gehörigen Steine, löſet ſich in fixen Alkalien und in Flußſpathſäure auf, giebt mit Alkalien geſchmolzen Glas, läßt ſich dagegen mit Kohlenſäure nicht vereinigen; 2) Thon- oder Alaunerde, ein Beſtandtheil des Töpfer- Ziegel- und Porzellanthons, iſt ſehr leicht, vereinigt ſich mit allen Säuren zu Mittelſalzen, verbindet ſich mit ätzenden Alkalien, nicht aber mit kohlenſaurem Ammonium. Im Feuer ſchrumpft ſie zuſammen (ſ. Pyrometer) und wird ſo hart, daß ſie Funken giebt; 3) Zirkonerde, ein Beſtandtheil des Zirkons und des Hyacinths, löſet ſich in keinem Alkali auf, giebt aber mit Säuren ſchrumpfende Salze; 4) Talk- oder Bittererde, Magneſia, ein Beſtandtheil des Serpentins, des Talks und Bitterſalzes, geht mit allen Säuren und kohlenſtoffſaurem Ammonium, nicht aber mit Kali und Natrum Verbindungen ein; 5) Glycin- oder Süßerde, iſt ein Beſtandtheil des Smaragds und Berylls, und hat den Namen wegen des ſüßen Geſchmacks ihrer Verbindungen mit Säuren erhalten. Sie vereinigt ſich mit kohlenſauren und ätzenden Alkalien; 6) Ittererde, ein Beſtandtheil des Ittertantals, vereinigt ſich mit kohlenſauren, aber nicht mit ätzenden Alkalien. — Was von uns im gemeinen Leben Erde genannt wird und die Oberfläche unſers Planeten ausmacht, iſt ein Gemiſch aus Kieſel- und Thonerde, aus Kalk, Salzen und Reſten organiſcher Körper.

Erdferne (Apogaeum) und Erdnähe (Perigaeum), ſ. Mond.

Erdmannsdorf (Friedr. Wilh. Frhr. v.) ward 1736 zu Dresden geboren, und begab ſich, nachdem er in Wittenberg Philoſophie ſtudirt hatte, nach Deſſau. Der Fürſt von Deſſau wählte ihn zu ſeinem Geſellſchafter und Begleiter auf ſeinen Reiſen nach England, Frankreich, der Schweiz und Italien, welches letzte Erdmannsdorf ſchon 1761 beſucht hatte. Sein Kunſtſinn fand allenthalben reiche Nahrung, und entwickelte ſich beſonders für die ſchöne Baukunſt. Nach ſeiner Rückkehr benutzte er die eingeſammelten Kenntniſſe zur Verſchönerung des deſſauiſchen Landes, und das Schloß von Wörlitz, das Denkmal des Fürſten Dietrich daſelbſt, das Landhaus der Fürſtin im Luiſium, bezeugen den gebildeten Geſchmack des Baumeiſters; nicht minder hat er ſich durch die herrlichen Anlagen, womit der Fürſt nach ſeiner Angabe die Gegend um Deſſau verſchönern ließ, ein bleibendes Gedächtniß in den Herzen Aller geſtiftet, die ſie beſuchen und genießen. Auch die Gründung der chalkographiſchen Geſellſchaft 1796 war ſein Werk, und gewiß lag es an ſeinem Eifer nicht, wenn ſie den Erwartungen der Kunſtfreunde nicht in vollem Maße entſprach. Unter den Werken, die aus dieſer Anſtalt hervorgingen, nehmen ſeine zu Rom gezeichneten architektoniſchen Studien eine vorzügliche Stelle ein. Er ſtarb 1800. Wir beſitzen von Rode eine Biographie dieſes trefflichen Mannes, die ſeinen Werth auf eine würdige Weiſe darſtellt.

Erdſtrich, Erdgürtel, Zone. Die geſammte Erdoberfläche wird in fünf Zonen getheilt: in die heiße, in die ſüdliche gemä-

ßigte, in die nördliche gemäßigte, in die ſüdliche kalte und in die nördliche kalte. Die heiße Zone iſt der Erdſtrich, welcher 23½ Grad ſüdlich und eben ſo viel nördlich vom Aequator um die Erde läuft, und deren Bewohner jährlich zwei Mal die Sonne ſenkrecht über dem Scheitel haben. Ihre Grenzen zu beiden Seiten des Aequators ſind die beiden Wendekreiſe, oder diejenigen Kreiſe, in welchen die Sonne ihre größte Entfernung von dem Aequator erreicht. Da die Sonne auf dieſe Zone ihre Strahlen faſt immer ſenkrecht herabwirft, ſo herrſcht in ihr ein ewiger Sommer, und Tag und Nacht ſind unter dem Aequator ſelbſt immer gleich, an den Wendekreiſen kaum um eine Stunde verſchieden. Nach Beſchaffenheit und Lage der Länder dieſer Zone iſt jedoch die Hitze nicht allenthalben gleich. Am brennendſten ſind die Sandwüſten Afrika's, weit gemäßigter ſind die glücklichen Inſeln des Südmeers, und noch milder iſt das Clima Peru's. Hier giebt es Gebirge, auf deren Gipfel ſelbſt die ſenkrecht herabfallenden Sonnenſtrahlen den ewigen Schnee nicht wegzuſchmelzen vermögen. Die beiden gemäßigten Zonen erſtrecken ſich von den Wendekreiſen nach den Polen zu, enthalten das meiſte bewohnte Land und haben ein ungleiches Clima. Die Hitze nimt ab, mit der Entfernung vom Wendekreiſe, und in gleichem Grade wird der Unterſchied der Jahreszeiten, und das Ab- und Zunehmen von Tag und Nacht immer größer, bis zu dem Punkte, wo am kürzeſten Tage die Sonne innerhalb 24 Stunden gar nicht über dem Horizont erſcheint, und am längſten Tage in eben der Zeit gar nicht untergeht, ſo daß es ein Mal im Jahre gar keinen Tag und ein Mal gar keine Nacht giebt. Der durch dieſen Punkt, parallel mit dem Aequator und Wendekreiſe, laufende Kreis macht die Grenze der gemäßigten Zone nach dem Pole zu, und heißt der Polarkreis; es giebt einen ſüdlichen und einen nördlichen. Die Entfernung vom Wende- bis zum Polarkreiſe, oder die Breite der gemäßigten Zone, ſowohl auf der ſüdlichen als nördlichen Halbkugel, beträgt 43 Grade. Alles, was über die Polarkreiſe hinausliegt, gegen die Pole zu, bildet die kalten Zonen; nur in der nördlichen giebt es noch Land, das ebenfalls bewohnbar iſt, obgleich die organiſche Natur hier zu erſtarren beginnt, und weder Getreide noch Bäume, ſondern nur Mooſe, Flechten und einiges Geſträuch hervorbringt. Die Entfernung vom Polarkreiſe bis zum Pole beträgt noch 23½ Grad, aber bis zum Pole ſelbſt iſt noch kein Menſch vorgedrungen. Dem ſüdlichen Pole, der noch unwirthbarer als der nördliche iſt, weil ſein Winter zugleich in die Zeit der Sonnenferne fällt, hat ſich Cook bis auf 71 Grad genähert; in die nördliche Zone iſt man bis auf 80 Grad vorgedrungen. Das Charakteriſtiſche der kalten Zonen iſt, daß Tag und Nacht mit der Annäherung an den Pol immer ungleicher werden, und Tage, ja Wochen lang die Sonne einmal gar nicht auf- und einmal wieder gar nicht untergeht. M.

Erebus, der Sohn des Chaos und der Finſterniß, heirathete ſeine Schweſter, die Nacht, und zeugte mit ihr den Aether und den Tag. Auch die Parzen werden von einigen als ſeine Töchter genannt. Er ward in einen Fluß verwandelt und in den Tartarus geſtürzt, weil er den Titanen Hülfe geleiſtet; von ihm hat der Tartarus, beſonders derjenige Theil deſſelben, den man als den Aufenthaltsort der tugendhaften Schatten bezeichnete, und von welchem dieſe zu den elyſäiſchen Feldern übergingen, den Namen Erebus erhalten.

Erfahrung überhaupt bedeutet die Summe von ſolchen Kenntniſſen, welche wir zuerſt durch Sinnesanſchauungen erworben, durch

Verſtand geſichert und zu Beobachtungen erhoben, oder durch Verſuche herausgebracht haben. Die Sinne liefern uns den Stoff zu der Erfahrung; allein einzelne Sinnesanſchauungen, ohne Verbindung unter einander durch den Verſtand, machen noch keine Erfahrung aus. Der Verſtand muß erſt einzelne Anſchauungen unter gewiſſe Geſichtspunkte ordnen, hieraus Begriffe bilden, Schlüſſe ziehen, und auf dieſe Weiſe aus mehreren einzelnen Anſchauungen Beobachtungen machen; mehrere Beobachtungen über eine und dieſelbe Sache verdienen alsdann erſt den Namen Erfahrung. — Erfahrung in der Arzneikunde iſt die durch gehörige Beobachtungen und Verſuche erlangte Fertigkeit, Krankheiten zu erkennen und zu heilen; ſie ſetzt die hiſtoriſche Kenntniß ihres Gegenſtandes voraus, weil man ohne dieſe nicht wüßte, worauf man die Aufmerkſamkeit zu richten hat; ſie ſetzt ferner Schärfe der Sinne, Lebendigkeit des Auffaſſungsvermögens, Beobachtungsgeiſt und Uebung des Verſtandes im Selbſtdenken voraus, Gaben, die nicht Jedem verliehen ſind, welcher der Erfahrung ſich rühmt. Es giebt daher auch neben der ſeltenen ächten Erfahrung eine falſche, die das Eigenthum Vieler iſt. Sie beſteht aus einſeitigen, unvollkommenen Beobachtungen, aus welchen falſche Schlüſſe gezogen worden, oder welche ohne das Band des Verſtandes neben einander gereiht ſind. Wer nicht weiß, worauf er ſehen ſoll, wer der Kunſt zu ſehen und über das Geſehene zu denken nicht mächtig iſt, kann alle Länder der Erde durchreiſet haben, und kein einziges kennen; er kann tauſend Kranke geſehen haben, und doch keine Kenntniß der Krankheit haben. Nur zu oft iſt das, was man im gemeinen Leben mit dem Namen der Erfahrung beehrt, nichts weiter, als die regelloſe Uebung, mechaniſche Fertigkeit in dem Aeußern der Kunſt, ohne Einſicht der Grundſätze derſelben. Einen Arzt, welcher viele Kranke geſehen hat, hält man für erfahren; ob er über das, was er geſehen, auch gedacht hat, ob er ſo mit den nöthigen Vorkenntniſſen ausgerüſtet war, daß er mit Nutzen darüber denken konnte, danach fragt der Pöbel nicht. Schon in den älteſten Zeiten, bald nach der Hippokratiſchen Schule, bildete ſich eine beſondere Schule der Aerzte unter dem Namen der Empiriker. Die Spitzfindigkeiten der ältern Dogmatiker mußten bald Männer von einfachem Sinne, welche die Natur beobachteten, dahin bringen, daß ſie zu ihr allein zurückkehrten, und ſich bloß an ſie hielten. Herophilus, Serapion von Alexandria, Philinus aus Cos (etwa 250 Jahre v. Chr. Geb.) waren die vorzüglichſten Stifter dieſer Schule. Sie drangen auf reine Beobachtung der Natur, auf ſorgfältige ächte Erfahrung, ohne künſtliche Syſteme, ohne weitere Nachforſchung nach den verborgenen Urſachen. Späterhin näherten ſich die Empiriker wieder den Dogmatikern, indem ſie den Epilogismus annahmen, d. h. die Kunſt, aus vorhandenen bekannten Erfahrungen auf das Unbekannte zu ſchließen, das kein Gegenſtand der Erfahrung iſt. Geſchieht dieſer Uebergang von ächter Erfahrung mittelſt geläuterter Naturphiloſophie, von einem hellen Verſtande, durch richtige Schlüſſe und vorſichtige Verſuche unterſtützt, ſo kommt hiedurch allein Erfahrung und Speculation in ein richtiges Verhältniß, und es wird ein harmoniſches, der Kunſt förderliches Werk daraus. Ohne dieſe Erfoderniſſe baut ſich jeder Arzt nach einſeitigen Beobachtungen und falſchen Erfahrungen eine Brücke zur Speculation hinüber, auf welcher noch die meiſten verunglückt ſind. Die neuern Empiriker haben dieſen Namen durch ihre Unwiſſenheit in den Kenntniſſen, welche, um zur ächten Erfahrung zu gelangen, vorausgehen müſſen, durch ihre

Verwegenheit in dem Verordnen der Mittel gegen Krankheiten, ohne dieſe gehörig zu kennen, in ſehr üblen Ruf gebracht. Man bezeichnet jetzt gewöhnlich einen Menſchen damit, der mit Unrecht den würdevollen Namen eines Arztes ſich anmaßt, der aus Mangel an theoretiſchen mediciniſchen Kenntniſſen blos aufs Ungefähr nach dem Namen der Krankheit, oder nach einzelnen Zeichen Mittel verordnet, welche der gemeine Glaube oder einſeitige Beobachtung und falſche Erfahrung gegen jene Zufälle für heilſam hält, ohne zu beurtheilen, ob ſie der eigenthümlichen Beſchaffenheit des Kranken und dem Charakter ſeiner Krankheit angemeſſen ſind. Am ſchärfſten bezeichnet Zimmermann in ſeinem reichhaltigen Werke von der Erfahrung den Unterſchied zwiſchen dem ächten Arzt und dem Empiriker, nach dem jetzt gewöhnlichen Sinne des Worts. „Die Empiriker,“ ſagt er, „verwerfen die Gelehrſamkeit, weil ſie, um das, was Andere gelehrt haben, unbekümmert, an ihrer Erfahrung allein kleben; die wahren Aerzte verehren dieſen Unterricht, weil ihrer Meinung nach ein einziger Arzt ſo weit nicht ſieht, als alle Aerzte aller Zeiten und aller Völker geſehen haben. Die Empiriker fragen, um die Art und Gattung einer Krankheit unbeſorgt, nach ihrem Namen, und brechen mit ihren Mitteln los, ſobald man ihnen dieſen Namen nennt. Die Empiriker bekümmern ſich um die wahren Urſachen nicht, denn ſie begnügen ſich mit den falſchen; die wahren Aerzte verfolgen die Urſachen bis in das Innerſte der Natur, und wo dieſes Licht ſie verläßt, erleuchtet ſie die genaue Ueberlegung der Erſcheinungen und der Zeichen. Die Empiriker ſchicken ihre Mittel mit dem Befehl in den Leib, jede daſelbſt ſich ereignende Krankheit zu tödten; ſie kennen keine andere Methode, als ihre blinde Uebung; ſie glauben, nur das blinde Ungefähr habe uns die Mittel gegen die Krankheiten entdeckt; ſie ſuchen Wunderkräfte in der mannichfaltigen Zuſammenſetzung der Mittel; ſie rühmen ſich der Erfahrung, weil ſie glauben, man habe die Krankheit geſehen, wenn man den Kranken geſehen hat.“ H.

Erfahrungsſeelenlehre, ſ. Pſychologie.

Erfindung iſt jene Art der Thätigkeit des menſchlichen Geiſtes, mittelſt welcher er durch neue Zuſammenſtellungen, alſo auf eigenthümliche Weiſe, etwas bis dahin noch nicht Vorhandenes hervorbringt. Sie zeigt ſich in der Wiſſenſchaft und in der Kunſt im weitern Sinne, und unterſcheidet ſich von dem Entdecken, d. h. von dem Auffinden deſſen, was vorhanden, aber nur verborgen war; dieſes iſt mehr Sache des Zufalls und der Beobachtung. Nicht mühſam oder ſtückweiſe zuſammengetragen ſind jene Zuſammenſtellungen, ſondern ſie entſpringen plötzlich im Geiſt; denn wer kann ſich vorſetzen, er wolle zu dieſer oder jener Zeit eine Erfindung machen? Den Keim der Erfindung kann er freilich mit der Zeit langſam entwickeln; allein das iſt auch ganz etwas anderes; die eigentliche Erfindung iſt dann ſchon gemacht. Aus der Verwechſelung beider Momente ſcheinen nur diejenigen geirrt zu haben, welche behaupteten, der wiſſenſchaftliche Erfinder ſei von dem äſthetiſchen weſentlich verſchieden. Der wiſſenſchaftliche Erfinder, ſagen ſie, iſt ſich ſeines Ideenganges bewußt, kann die ganze Methode, wie er zu ſeinem Ergebniß gelangt iſt, beſchreiben, dem Dichter aber giebt ſein Genius, ohne ſein Bemühen, als Geſchenk des glücklichen Augenblicks, die Welt von Ideen, und der Dichter iſt nicht im Stande zu ſagen, wie er dazu gekommen iſt. Letzteres iſt allerdings wahr; iſt es aber mit dem wiſſenſchaftlichen Erfinder anders? Springt nicht auch hier mit Schnelligkeit des Blitzes die Idee aus ſeinem Gei-

ſte, worin, wie in dem Samenkorn ein ganzer Wald, eine unendliche Reihe eingewickelt liegt? Er vermöchte nicht zu ſagen, wie er dazu gekommen, weil die kräftige Seele im Fluge am Ziele war. Freilich kann er uns den Weg zeigen, bis auf den Punkt, wo die Idee in ihm entſprang; kann uns zeigen, was und wie er daraus entwickelte; allein das kann der Künſtler auch, oder er würde nie im Stande ſein, Rechenſchaft von ſeinem Werke abzulegen, was doch mehrere der größten Künſtler gethan haben. Aber, ſagt man, im Felde der Wiſſenſchaft kann man erfinden lehren, es giebt eine eigene Erfindungsmethode, Heviſtik; giebt es eine ſolche auch für den Künſtler, und kann es eine ſolche geben? Das wäre nun freilich die Frage. Wir müſſen den Leſer deßhalb auf den Artikel Hevriſtik verweiſen, und wollen uns hier einſtweilen, unbekümmert um die wiſſenſchaftliche Erfindung, bloß an die äſthetiſche halten. Befragt man Künſtler und Theoriſten um ſie, ſo merkt man bald, daß ſie nicht eben einſtimmig ſind. Einige, die den Erfindungsgeiſt im Gegenſatz des bloßen Nachahmungsgeiſtes ins Auge faßten, ſetzten das Weſen der äſthetiſchen Erfindung in Neuheit des Gegenſtandes, wogegen Andere ſagen, die Erfindung beſtehe keinesweges in dem Vermögen, den Gegenſtand zu erſinnen, ſondern in der Fähigkeit, denſelben in der Einbildungskraft zweckmäßig für die Kunſtdarſtellung zu ordnen. Die letzte Anſicht findet vornehmlich in Beziehung auf die bildenden Künſte Statt, die man im Punkte der Erfindung für die beſchränkteſten hielt, weil ſie ihre Gegenſtände am häufigſten aus der Poeſie, Geſchichte und Sage entlehnen. Während alſo die einen den darzuſtellenden Gegenſtand ſelbſt, faſſen die andern die Behandlung deſſelben ins Auge. Wenn indeß dieſe letztern nicht, wie allerdings öfter geſchehen iſt, die Erfindung geradezu mit der Anordnung, Compoſition, dem Entwurf u. a. m. verwechſeln, ſo läßt der Widerſpruch ſich wohl heben, der überhaupt größer ſcheint, als er iſt. In dem Begriffe des Erfindens ſelbſt liegt es, daß etwas allererſt durch Finden zum Daſein gebracht wird, und dieſes ſchließt keinesweges den Fall aus, wo die Beſtandtheile des neuen Erzeugniſſes ſchon einzeln vorhanden waren, ſetzt aber freilich voraus, daß durch eine neue Zuſammenſetzung, Verarbeitung, etwas bisher noch nicht Vorhandenes entſtehe. Man kann demnach, ja man muß die Erfindung in zwiefacher Hinſicht nehmen: 1. auf den Stoff, und 2. auf die Form. Wollten wir bloß auf Erzeugniß des neuen Stoffes ſehen, ſo ſtänden wir in Gefahr, Homer, Sophokles, Shakſpeare, Göthe und viele Dichter des erſten Ranges aus allen Nationen aus der Reihe der originellen Schöpfer auszuſtreichen, weil ihnen faſt in den meiſten Fällen der Stoff gegeben war; man könnte ſagen von ihnen: gefunden und nicht erfunden; da wir hingegen Namen in dieſe Reihe ſetzen müßten, die man neben jenen Namen zu nennen billig Bedenken trägt. Indeß kann freilich nicht geläugnet werden, daß Erfindern neuen Stoffes, der ohne fruchtbare Einbildungskraft nicht hervorgebracht werden kann, auch ihr Verdienſt gebühre, das jederzeit im Verhältniß ſteht mit dem Grade, in welchem der neue Stoff intereſſant iſt. Das größere Verdienſt iſt aber deſſen, der dem Stoffe die äſthetiſche Entfaltung giebt, wobei ſich eben die zweite Art der Erfindung, die der Form, hervorthut. Was man von einer Poeſie der Erfindung ſagt (die, ganz verſchieden von Erfindung in der Poeſie, in allen Künſten Statt findet), das zeigt ſich eben hier, ſo wie auch eben hier nicht zu verkennen ſein wird, daß der Künſtler bei dieſer Art der Erfindung, die ſeinen Entwurf beſtimmt, nicht ohne Bewußtſein verfahre, obſchon

ſtets auf eigenthümliche Weiſe, durch eigene geiſtige Selbſtthätigkeit hervorbringend, und nicht wie der Nachahmer zuſammenſtoppelnd. Da jene äſthetiſche Entfaltung nur dann ächter Art iſt, wenn alles Einzelne in Einklang mit dem Ganzen ſteht, ſo ſieht man hieraus, wie Mengs die Erfindung in die Einheit der Ausführung der urſprünglichen Idee des Künſtlers ſetzen konnte. In dieſem Sinne rühmte er von Raphael, daß er die zu einem Gegenſtande paſſende Zahl der Figuren ſo richtig beſtimmt und ſo vertheilt habe, daß keine müßig oder unnütz blieb. dd.

Erfriſchungsinſeln, Isles of refreshment, ſonſt Tristan d'Acunha, nach ihrem portugieſiſchen Entdecker genannt, eine Gruppe von drei kleinen Inſeln, im ſüdlichen atlantiſchen Ocean, (73° 6′ S. B. u. 14° 12′ W. L. von Paris) zwiſchen Afrika und Südamerika. Sie wurden im J. 1810 von einem amerikaniſchen Küſtenfahrer aus Salem, Jonathan Lambert, auf's neue entdeckt. Dieſer Robinſon Cruſoe unſerer Zeit nahm ſie in Beſitz, und machte in einem Manifeſte v. 4. Febr. 1811, das ſein erſter Staatsminiſter, André Millet, ebenfalls ein amerikaniſcher Seemann, unterzeichnet hatte, allen Nationen bekannt, daß er der Souverain dieſer Inſeln ſei, welche den Namen Erfriſchungsinſeln führen ſollten. Die größte, Tristan d'Acunha, iſt etwa 6 engliſche Meilen lang und eben ſo breit; ſie hat einen 8000 Fuß hohen Pic, vortreffliches Waſſer, zwei gute Häfen (Port Reception), und iſt reich an Vögeln, Seethieren, wilden Ziegen und Schweinen. Die üppige Vegetation iſt der vom benachbarten Cap der guten Hoffnung gleich. Die zweite, ehemals Isle des rossignols, hat Lambert Lowell's-Inſel, und die dritte, ehemals l'Inaccessible, Pintades-Inſel genannt. Brittiſche und amerikaniſche Seefahrer haben bereits ſeine Einladung, daſelbſt zu landen und Erfriſchungen einzunehmen, befolgt; auch verſorgt der amerikaniſche Miniſter in Braſilien und ein Agent des Erbfürſten Lambert auf dem Cap, den neuen Staat mit Samen und Pflanzen. 20.

Erfurt, eine große, alte, ehemals feſte Stadt, an der Gera, in Thüringen. Sie war im 15. und 16. Jahrh., vorzüglich durch ihren Handel, ſehr blühend. Erfurt hatte die Stapelgerechtigkeit und große Vortheile von den Speditionen und dem Landhandel in Deutſchland, da es faſt in der Mitte deſſelben liegt, und zählte zu Ende des 16. Jahrh. gegen 60,000 Einw. Allein durch den veränderten Gang des Handels, welcher ſich nach Leipzig zog, durch die deutſchen Kriege und die Streitigkeiten mit und unter den deutſchen Fürſten um den Beſitz dieſer Stadt und Landſchaft, iſt dieſelbe ſo geſunken, daß die Stadt jetzt in 3400 Häuſern nur 17,600 Einw., mit Ausſchluß der Garniſon, enthält. Nicht leicht bauet eine Stadt in Deutſchland, nebſt ihrer Umgebung, ſo viel Gartengewächſe aller Art, als Erfurt. Der Hauptzweig des Stadtgewerbes ſind indeß die Wollmanufakturen, doch ſind auch die Lederfabriken nicht unbedeutend. Die Mehrzahl der Einw. iſt lutheriſch. Unter andern Sehenswürdigkeiten der Stadt nennen wir die Citadelle auf dem Petersberge, nebſt dem ehemaligen Benedictinerkloſter, in welchem der Graf von Gleichen mit ſeinen beiden Gemahlinnen begraben liegt, die Cyriaksburg, den Dom, mit der großen 275 Ctr. ſchweren Glocke, Suſanna genannt; das ehemalige Auguſtinerkloſter, in welchem jetzt das lutheriſche Gymnaſium iſt, mit Dr. Luthers Zelle, die er von 1505 bis 1512 bewohnte. Erfurt, der Sage nach, ſchon zu Anfange des 5. Jahrh. von einem gewiſſen Erpes gegründet, iſt zwar nie ein unmittelbarer freier Reichsſtand geweſen, be-

hauptete aber doch im Mittelalter, trotz der Anſprüche, welche Churmainz auf die Landeshoheit machte, eine Art von Unabhängigkeit, und ſchloß 1483 mit Sachſen ein ewiges Schutz- und Schirmbündniß, wodurch es ſich zu einem jährlichen Schutzgelde von 1500 Mfl. verpflichtete. Im 17. Jahrh. gelang es Chur-Mainz, ſeine Anſprüche geltend zu machen; die Stadt ward mit Hülfe franzöſiſcher Kriegsvölker erobert; Sachſen leiſtete Verzicht auf die Schutzgerechtigkeit, und ſeit 1667 blieb Erfurt mit ſeinem Gebiete ein unbeſtrittenes Beſitzthum der mainziſchen Churfürſten, die es, zugleich mit dem Eichsfelde, durch Statthalter regieren ließen, bis beide Ländchen im J. 1802, zur Entſchädigung für die an Frankreich abgetretenen Beſitzungen, von Preußen in Beſitz genommen wurden. 1806, nach der unglücklichen Schlacht bei Jena und Auerſtädt, ging Erfurt den 16. Oct. durch Capitulation an die Franzoſen über. Das Eichsfeld wurde in der Folge zu Weſtphalen geſchlagen; Erfurt blieb unmittelbar unter franzöſiſcher Regierung. Im Oct. 1808 war daſelbſt die merkwürdige Zuſammenkunft zwiſchen dem ruſſiſchen und franzöſiſchen Kaiſer, den Königen von Sachſen, Baiern und vielen andern hohen Perſonen. Nach dem Rückzuge der Franzoſen aus Deutſchland (im Herbſt 1813) ergab ſich die Stadt auf Capitulation, die Citadelle (der Petersberg) aber erſt im Frühling 1814 an die Preußen. Durch die wiener Congreßacte iſt Erfurt mit ſeinem Gebiete und dem Eichsfelde wieder unter preußiſche Hoheit gekommen. Es iſt der Provinz Sachſen zugetheilt worden, und der Sitz einer Regierung, zu deren Bezirk das vormalige Fürſtenthum Erfurt, Nordhauſen, der preußiſche Antheil des Eichsfeldes, Mühlhauſen, das von Sachſen abgetretene Henneberg, der Reſt des neuſtädter Kreiſes und die Aemter Langenſalze und Weißenſee gehören. (66½ Q. M. m. 22 St. 12 Mfl. 401 D. 235,000 Einw.)

Erhard (Chriſtian Daniel), Oberhofgerichtsrath und Profeſſor des Criminalrechts zu Leipzig, wurde 1759 zu Dresden geboren. Nächſt der Rechtsgelehrſamkeit, die er 1778 — 1781 zu Leipzig ſtudirte, widmete er ſich auch der Geſchichte, der Philoſophie und dem Studium der Kunſt, die er durch den Umgang mit den erſten Künſtlern ſeines Vaterlandes, mit Oeſer, Dietrich (welcher letztere mit ihm verwandt war), lieben und kennen lernte, und legte ſo den Grund zu jener vielſeitigen Geiſtesbildung, die ſich in allen ſeinen Werken ausſpricht. 1782 ward er Doctor der Rechte und akademiſcher Docent zu Leipzig, 1783 Beiſitzer des niederlauſitziſchen Landesgerichts, 1787 Profeſſor der Rechte, 1793 Mitglied der Juriſtenfacultät, 1795 Oberhofgerichtsbeiſitzer, 1809 Oberhofgerichtsrath, Profeſſor des Criminalrechts und Domherr des Hochſtifts Naumburg. 1801 ernannte ihn der Kaiſer Alexander I. zum Correſpondenten der Reichsgeſetzgebungscommiſſion zu Petersburg mit Gehalt. Die Akademien zu Erfurt, zu Warſchau und in der Oberlauſitz, ſo wie die Univerſität Wilna, ernannten ihn zu ihrem Ehrenmitgliede. Er hat als Schriftſteller, akademiſcher Lehrer und Geſchäftsmann ſich ausgezeichnete Verdienſte erworben. Seine akademiſchen Schriften verbreiten ſich über wichtige Gegenſtände des philoſophiſchen und poſitiven Rechts, die Rechtsalterthümer, Rechtsgeſchichte und die Theorie der Geſetzgebung; überall hat er denſelben neue Anſichten abzugewinnen gewußt. Seine deutſchen Schriften haben vorzüglich Criminalrecht und Geſetzgebung zum Gegenſtande. Das ſächſiſche peinliche Recht brachte er zuerſt in die Form eines Syſtems, und ſeine Anmerkungen zur Ueberſetzung des Paſtoret haben viele wichtige Fragen der Criminalgeſetzgebung zur Sprache gebracht. Seine

erſte erhebliche Schrift über Geſetzgebung war ſein berühmtes Werk über Leopold's II. Geſetzgebung in Toscana. Sein Verſuch über das Anſehen der Geſetze gab die Veranlaſſung, daß der königl. preuß. Großkanzler Carmer ihn officiell zur Kritik des allgemeinen Geſetzbuchs für die preußiſchen Staaten auffoderte. Im erſten Bande dieſer Kritik (deren Fortſetzung unterblieb) hat er einen wichtigen Vorſchritt in der wiſſenſchaftlichen Behandlung der Geſetzgebungskunſt gethan, welche er in der Form einer auf das allgemeine Recht und die Natur der bürgerlichen Geſchäfte und Verhältniſſe gegründeten Wiſſenſchaft ſeit 1803 zuerſt zum Gegenſtande akademiſcher Vorleſungen machte. In ſeinen Anmerkungen zu Algernon Sidney's Werke über die Regierungsformen, in mehreren Abhandlungen, die er in der 1788 und 1789 von ihm herausgegebenen Zeitſchrift „Amalthea" geliefert hat, ſo wie in den Vorreden zu ſeinen Ueberſetzungen des Handelsgeſetzbuchs und der Civilgerichtsordnung des franzöſiſchen Reichs, und in ſeinen Abhandlnngen de arbitrio judicis und de natione furti hat er einzelne Anſichten über die wichtigſten Gegenſtände der Geſetzgebung geliefert. Seine Ueberſetzung des Code Napoléon (zweite Aufl. 1811) iſt allgemein für die vorzüglichſte anerkannt worden. Seine letzte und vielleicht überhaupt ſeine wichtigſte Arbeit war der Entwurf eines Criminalgeſetzbuchs für Sachſen; ſie iſt, ſo weit ſie fertig war, von einem ſeiner Schüler, D. Friderici, herausgegeben worden. Er ſtarb an der häutigen Bräune 1813. Vielſeitigkeit und Scharfſinn verband er mit den trefflichſten Gaben des Herzens; und dieſe Eigenſchaften werden ihm ein bleibendes Andenken erhalten. M.

Erhitzend werden in der Medicin ſolche Körper genannt, welche theils an der Stelle des Körpers, an welche ſie gebracht werden, ein Gefühl von Brennen erregen, theils es bewirken, daß, wenn ſie in größerer Menge in den Körper kommen, ſich eine bedeutende Wärme über denſelben ausbreitet. Es gehört natürlich die äußere Wärme ſelbſt vorzüglich hieher; alsdann beobachtet man dieſe Eigenſchaft auch von den mehrſten ausländiſchen und einigen inländiſchen Gewürzen und den ätheriſchen Oelen, die ſich in ihnen befinden, ſo wie von allen Dingen, in welchen der Weingeiſt den Hauptgegenſtand ausmacht. Da aber die größere Wärme nur eine einzelne Erſcheinung iſt, welche ihren unmittelbaren und nächſten Grund in den organiſchen Verhältniſſen nur haben kann, und da die Wirkung der erhitzenden Dinge ſich nicht blos auf dieſe Wärme beſchränkt, ſondern da ſie vielmehr neben derſelben noch eine Menge andere Erſcheinungen veranlaſſen; ſo folgt von ſelbſt, daß dieſe Bezeichnung weder von der urſprünglichen noch von der Totalwirkung entlehnt iſt. Jene anderweitigen Folgen aber, welche die erhitzenden Dinge haben, beſtehen in lebhafteren Aufregungen, welche ſie in dem Körper überhaupt, vorzüglich aber in dem materiellen Gefäßſyſteme erzeugen. Der Blutumlauf wird beſchleunigt, die Reſpiration lebhafter, die Hautfarbe mehr geröthet, Schweiß bricht aus, Durſt entſteht, die geiſtigen Thätigkeiten werden im Anfange aufgeregt, ſpäter unterdrückt, ſelbſt Krämpfe entſtehen nicht ſelten. So groß auch der Nutzen iſt, den dieſe Mittel bisweilen haben, ſo viel Mißbrauch wurde zu verſchiedenen Zeiten mit ihnen getrieben und viel Schaden geſtiftet. Namentlich wollte man im 12. Jahrh., dem Syſteme, welches von Sylvius aufgeſtellt wurde, zufolge, die Schärfen und Gifte, die man für Urſachen der mehrſten Fieberkrankheiten hielt, durch erhitzende Mittel aus dem Körper treiben, und verurſachte dadurch, nach Sydenham's vollgültigem Zeugniſſe, Verſchlimmerung

dieſer Krankheiten. Und die reizenden Mittel, welche in den neueſten Zeiten von den Aerzten, die ſich zur Browniſchen Schule und zur Erregungstheorie bekannten, ſo verſchwenderiſch angewendet wurden, haben dieſelbe Bedeutung und ſtifteten denſelben Schaden in ſehr vielen Fällen, wo vielmehr beruhigende, mäßigende antiphlogiſtiſche Mittel an ihrer Stelle geweſen wären.

Erich. Schweden zählte vierzehn Könige dieſes Namens, von denen der letzte der merkwürdigſte war. Er beſtieg 1560 den Thron, und zeigte einen kräftigen, aber gegen ſeine ihm feindlich geſinnten Brüder in blutige Wuth übergehenden Charakter; auch gegen ſeine Unterthanen erlaubte er ſich manche Tyrannei, und befleckte ſeine Ehre durch ſchimpfliche Heirathshändel. Seine Brüder ſelbſt bildeten daher eine Partei wider ihn, entſetzten ihn 1568, mit Einwilligung der Stände, der Regierung, und hielten ihn gefangen. Er ſtarb zehn Jahre darnach im Gefängniſſe an Gift. Ungeachtet der gerügten tadelhaften Eigenſchaften war er ein kluger, arbeitſamer, den Künſten nicht abholder Regent. Er ſchätzte und förderte Künſtler und Handwerker, nahm die Hugenotten mit offenen Armen auf, ſchaffte manche abergläubiſche Gebräuche in der Religion ab, und brachte Handel und Schiffahrt in Aufnahme; beſonders ſind auch ſeine gerichtlichen Anſtalten alles Lobes werth.

Erichthonius, ein Sohn des Dardanus und der Batea, und Enkel des Jupiter, war König in Troas. Er war der reichſte Mann in ſeinem Gebiete, indem er auf ſeinen Weiden allein 3000 Stuten mit jungen Füllen hatte. In einige dieſer Stuten verliebte ſich Boreas, weshalb er ſich in ein Roß verwandelte. Sie gebaren von ihm zwölf Füllen, die im Laufe über die Gefilde ſo leicht auf die Grashalmen traten, daß ſie keinen davon zerknickten. Sie konnten ſogar auf dem Meere gehen. Erichthonius bekam das Reich von Troja, als ſein Bruder Ilus ohne Kinder ſtarb. Er heirathete nun die Aſtyoche, des Simois Tochter, und zeugte mit ihr den Tros. Nach Andern zeugte er dieſen mit des Skamander Tochter, Kallirrhoe. — Ein anderer Erichthonius war König von Athen. Er war, nach der Mythe, ein Sohn Vulkans und der Atthis, der Tochter des Kranaus. Erichthonius wurde im Tempel der Athene von dieſer Göttin ſelbſt erzogen. Als er erwachſen war, ſtieß er den König Amphiktyon vom Throne, und ſetzte ſich darauf. Der Minerva ließ er eine Bildſäule, oder, nach Andern, einen Tempel auf der Burg errichten, und ordnete zu ihrer Ehre das Feſt der Panathenäen an. Die Mythe von dieſem Erichthonius wird verſchieden erzählt. Man ſchrieb ihm ſelbſt Drachenfüße zu, und weil ihn dieſe am Gehen hinderten, ſo erfand er einen vierrädrigen bedeckten Wagen, um darin zugleich ſeine Füße zu verbergen. Dafür ſetzte ihn Jupiter unter die Sterne, wo er als Fuhrmann noch vorhanden iſt.

Eridanus, der jetzige Po in Italien, ein mythologiſcher Fluß, deſſen bei der Rückkehr der Argonauten erwähnt wird. Als Phaëton, der auch Eridanus heißt, von Jupiters Blitzen erſchlagen wurde, ſtürzte er hinein, und ſeine drei Schweſtern, die Heliaden, beweinten ihn hier ſo lange, bis ſie in Pappelbäume verwandelt wurden. Auch als ſolche weinten ſie noch, und dieſe Zähren verwandelten ſich in dem Waſſer des Fluſſes zu dem durchſichtigen Bernſtein.

Erinnyen, die Furien. S. Eumeniden.

Eriphyle, die Tochter des Talaus und Gattin des Amphiaraus, den ſie, beſtochen durch ein vom Polynices ihr geſchenktes Hals-

band, verrieth, ſo daß er an dem Zuge der ſieben Fürſten gegen Theben Theil nehmen mußte, wo er ſeinen Tod fand. Dafür tödtete ſie ihr Sohn Alkmäon. Sie wurde aber vom Aeskulap ins Leben zurück gerufen. Jenes Halsband war von Vulkan verfertigt, und machte alle, die es trugen, durch ſeinen Zauber unglücklich.

Eris (Diſcordia), die Göttin der Zwietracht, eine Tochter der Nacht und Schweſter der Nemeſis und der Parzen. Als ſie bei der Vermählung des Peleus nicht eingeladen worden, warf ſie aus Rache einen goldnen Apfel mit der Aufſchrift: der Schönſten, in das Zimmer, wo die Götter und Göttinnen verſammelt waren. Juno, Minerva und Venus ſtritten um denſelben. Jupiter ließ den Hirten Paris auf dem Berge Ida entſcheiden, der ihn der Venus zuſprach, und von ihr mit der ſchönen Helena belohnt wurde, um die der trojaniſche Krieg ſich entzündete.

Eriſichthon oder **Ereſichthon**, ein Sohn des Königs Triopas von Theſſalien, beging den Frevel, einen Ceres geheiligten Hain umhauen zu wollen; er machte den Anfang mit einer ſchönen großen Eiche, die von einer Dryade bewohnt wurde, und unter deren Schatten die übrigen Dryaden ihre Tänze gewöhnlich anſtellten. Trotz der Warnungen, die vorausgingen, trotz des Blutes der Nymphe, das beim erſten Hieb herausſtrömte, ließ er ſich nicht zurückhalten, bis die Eiche fiel, und die geiſtige Bewohnerin derſelben des Lebens beraubt wurde. Jetzt flüchteten die übrigen Dryaden zur Ceres, und flehten ihre Rache für dieſen Frevel an. Die Göttin ſchickte den ſcheußlichen Hunger, der den ſchlafenden Eriſichthon mit ſeinen Flügeln umſchattete, und ihm ſeinen giftigen Athem einhauchte; und von jetzt an wüthete eine nie zu ſtillende Eßluſt in ſeinen Eingeweiden. Bald verzehrte er ſein ganzes Vermögen, und da auch die Kunſtgriffe ſeiner Tochter, welche ihm zu Liebe ſich mehreremal als Sclavin verkaufte, und durch die von Neptun ihr verliehene Gabe, fremde Geſtalten anzunehmen, ſich den Käufern wieder entzog und zu ihrem unglücklichen Vater zurückkehrte, ihm zuletzt keine Nahrung mehr verſchaffen konnten, nagte er endlich ſeine eigenen Glieder ab, ſo weit er ſie erreichen konnte, und ſtarb in ſchrecklicher Verzweiflung. Ovid. Met. VIII. 741 u. f.

Erkältung oder **Abkühlung**. Ein Körper erkaltet, wenn er einen Theil ſeines freien, fühlbaren Wärmeſtoffs verliert. Dies kann auf zweierlei Art geſchehen: entweder dadurch, daß dieſer Theil der Wärme gebunden wird, wodurch er aufhört, auf das Gefühl zu wirken, oder dadurch, daß ein anderer, den erſtern berührender Körper den freien Wärmeſtoff wegnimt. So erkaltet unſere Atmoſphäre nach einem Regen, weil ein Theil ihres Wärmeſtoffs zur Erzeugung der Dünſte, die nachher aus der feuchten Erde aufſteigen, verbraucht, alſo gebunden wird, und ein heißer Stein, der der freien Luft ausgeſetzt oder ins kalte Waſſer geworfen wird, weil dieſe beiden Mittel ihm ſeine Wärme entziehen. Das Ueberſtrömen des Wärmeſtoffs aus dem wärmern in den kältern Körper dauert ſo lange, bis das Gleichgewicht in beiden hergeſtellt iſt. In der Regel erkalten lockere Körper eher als dichte; doch iſt dies nicht durchgängig der Fall. Durch Vermehrung der Oberfläche eines Körpers, durch Schütteln, Umrühren, Anblaſen u. ſ. w. wird die Erkältung befördert. Auch verliert ein Körper um ſo eher ſeinen Wärmeſtoff, je kälter der ihn berührende iſt. — Ueber **Erkältung** in mediciniſcher und diätetiſcher Rückſicht, ſ. **Rheuma**.

Erkenntniß iſt 1. die Beziehung einer Vorſtellung auf einen

Gegenſtand, wodurch er als ein beſtimmtes Ding von andern Dingen unterſchieden wird. Man ſagt ſowohl die, als das Erkenntniß. Im letztern Falle verſteht man gewöhnlich eine einzelne Erkenntniß darunter, im erſtern einen Inbegriff ſolcher einzelnen Erkenntniſſe. Das Erkennen ſetzt das Vorſtellen voraus; denn ohne Vorſtellungen hätten wir auch keine Erkenntniſſe. Aber bloße Vorſtellungen ſind noch keine Erkenntniſſe; die Vorſtellungen müſſen ſich auch auf einen beſtimmten Gegenſtand beziehen, ſo daß dieſer dadurch von andern, ihm mehr oder weniger ähnlichen Gegenſtänden unterſchieden wird. Die im menſchlichen Geiſte verborgene Quelle der Erkenntniſſe heißt das Erkenntnißvermögen. Gewöhnlich theilt man es in ein niederes und höheres ein, weil die Erkenntniß aus verſchiedenartigen Vorſtellungen beſteht, die auch eine verſchiedenartige Wirkſamkeit des menſchlichen Geiſtes vorausſetzen. Einige Vorſtellungen ſind ſinnlich, und heißen Anſchauungen oder Empfindungen, je nachdem ſie mehr die Beſchaffenheit des Vorgeſtellten oder den Zuſtand des Vorſtellenden ausdrücken. Sie ſind Erzeugniſſe des niedern Erkenntnißvermögens, das daher auch das ſinnliche, oder ſchlechtweg der Sinn, auch die Sinnlichkeit genannt wird. Die ſinnlichen Vorſtellungen beziehen ſich blos auf das Einzelne, was eben angeſchaut oder empfunden wird. Andere Vorſtellungen ſind verſtändig und heißen Begriffe. Sie beziehen ſich auf das Allgemeine, was an mehreren einzelnen Dingen gemeinſchaftlich angetroffen wird, und ſind Erzeugniſſe des höhern Erkenntnißvermögens, das daher auch das verſtändige Erkenntnißvermögen oder ſchlechtweg der Verſtand genannt wird. Ueber Sinn und Verſtand erhebt ſich noch die Vernunft, deren eigenthümliche Vorſtellungen Ideen genannt werden, z. B. die Vorſtellungen von der Gottheit, Freiheit, Unſterblichkeit, Pflicht, Tugend ꝛc. Ob und wiefern durch dieſe Ideen auch etwas erkannt werde, lehrt die Theorie des Erkenntnißvermögens, welche die urſprünglichen Geſetze und Schranken des Erkenntnißvermögens unterſucht. Vorausgeſetzt aber, daß durch Vernunft auch etwas erkannt werde, ſo würde ſie das höchſte Erkenntnißvermögen zu nennen ſein, weil es nichts höheres als die Vernunft in der menſchlichen Natur giebt. Man faßt oft unter dem Namen des höhern Erkenntnißvermögens Verſtand und Vernunft zuſammen, weil man in der Sprache des gemeinen Lebens dieſe beiden Vermögen des menſchlichen Geiſtes nicht ſo genau unterſcheidet, als es die wiſſenſchaftliche Genauigkeit fodert. Hierauf beruht auch der Unterſchied zwiſchen der empiriſchen und rationalen Erkenntniß. Jene (vom griechiſchen εμπιρια, die Erfahrung) iſt eine Erkenntniß, deren Gültigkeit auf Erfahrung, mithin auf der eigenthümlichen Wirkſamkeit des niedern oder ſinnlichen Erkenntnißvermögens beruht; dieſe (vom lateiniſchen ratio, die Vernunft) iſt eine Erkenntniß, deren Gültigkeit auf Gründen beruht, die nur durch das höhere, verſtändige oder vernünftige Erkenntnißvermögen eingeſehen werden können. Die geſammte menſchliche Erkenntniß aber iſt eigentlich ein unzertrennliches, auf das innigſte zuſammenhängendes Ganze, und, als ſolches, ein gemeinſchaftliches Erzeugniß von Sinn, Verſtand und Vernunft. (Vergl. Erfahrung.) 2. das Erkenntniß, ein gerichtliches Urtheil, ein Rechtsausſpruch. D.

Erlach, eins der älteſten und edelſten Geſchlechter in der Schweiz, aus Burgund herſtammend, iſt ſeit dem Anfange des 12. Jahrh. in der Geſchichte bekannt, und vorzüglich in den Annalen Berns berühmt. Wir führen hier daraus an: I. Rudolph von Erlach, Sohn Ulrichs, welcher die Berner 1293 in dem glorreichen Kampfe gegen den

Adel und Albrechts Partei anführte. Rudolph dagegen befehligte in dem Streite Berns gegen den mächtigen Grafen von Nydau, und gewann die berühmte Schlacht bei Laupen, welche das Schickſal des Freiſtaats befeſtigte. Der großmüthige Sieger wurde dann der Beſchützer und Erzieher der jungen Grafen von Nydau, und erhielt ihnen ſorgfältig ihre Erbſchaft. 1360 wurde er von ſeinem Eidam ermordet. II. Joh. Ludwig von Erlach, geb. 1595 und geſt. 1650. Wir können das Leben dieſes ausgezeichneten Feldherrn und Staatsmanns, der auf die Begebenheiten des dreißigjährigen Kriegs, und ſpäter in franzöſiſchen Dienſten auf die Kriege unter Ludwig XIII. und XIV. großen Einfluß hatte, und ſich allenthalben als Mann von Ehre, großer Einſicht und Tapferkeit benahm, nicht in ſeinen Einzelnheiten verfolgen, und führen von ihm nur noch an, daß er Guſtav Adolph und Bernhard von Weimar, deren Freundſchaft und Vertrauen er beſaß, große Dienſte leiſtete. Erſt nach dem Tode Bernhards trat er in franzöſiſche Dienſte. III. Hieronymus von Erlach, geb. 1667, erſt in franzöſiſchen und dann in öſterreichiſchen Dienſten, war einer der geſchickteſten Generale ſeiner Zeit, und insbeſondere mit dem Prinzen Eugen ſehr befreundet. Er ſtarb 1748 auf ſeinem Landgute Hindelbank. IV. Carl Ludwig von Erlach war zu Bern 1726 geboren. Vor der Revolution hatte er in Frankreich gedient. 1793 wurde ihm von Bern der Befehl über die Landesbewaffnung gegen die Franzoſen übertragen. Es gelang ihm am 24. Febr., den unentſchloſſenen Senat zu kräftigen Maßregeln zu beſtimmen. Er erhielt uneingeſchränkte Vollmachten, gegen Brüne zu handeln. Allein bald wurden ſie wieder zurückgenommen, und nun griffen die Franzoſen die Berner an. Erlach focht gegen Schauenburg ehrenvoll, aber, der Uebermacht unterliegend, unglücklich, und ward auf dem Rückzuge, beim Empfange der Nachricht von der Einnahme Berns, von einem Landſturm-Bataillon ermordet. V. Rudolph Ludwig von Erlach war geboren in Bern 1749. Als Schultheiß von Burgdorf verſuchte er ſchon bei dem Einfalle der Franzoſen unter Brüne und Schauenburg durch die thätigſte Theilnahme, aber vergebens, Bern zu retten. 1801 verband er ſich mit Aloys Reding und Steiger zur Herſtellung der alteidgenoſſiſchen Staatsordnung, und 1802 wurde Erlach beim Ausbruch des lange vorbereiteten Aufſtandes zum Oberbefehlshaber des Landesheers ernannt. Nach der Einnahme von Bern ernannte der ſouveräne Rath Emanuel von Wattenwyl ihn an ſeine Stelle. Buonaparte, damals erſter Conſul, machte, wie bekannt, dieſem Aufſtande durch ſein Dazwiſchentreten und dann durch die Vermittelungsacte ein Ende. Rudolph Ludwig trat nun ganz ins Privatleben zurück. Man hat mehrere Schriften von ihm, und unter dieſen einen Code du bonheur, welchen er Catharina II. zugeeignet hatte.

Erlangen, eine Stadt im Königreich Baiern, im Rezatkreiſe, an der Regnitz gelegen. Sie enthält in 813 Häuſern gegen 9000 Einwohner, und gehört wegen ihrer Regelmäßigkeit und Zierlichkeit zu den ſchönſten Städten in Deutſchland. Sie hat eine Univerſität, welche ſeit 1796 den Namen der Friedrich-Alexander-Univerſität führt, 1743 geſtiftet ward und ſonſt 2 bis 300 Studenten zählte, in neuern Zeiten aber bedeutend herabgekommen war. Im J. 1818 hat jedoch der König 1) die baaren Einkünfte der Univerſität von 46000 bis 61000 Fl. erhöhet, 2) derſelben alle Sammlungen von Büchern (40,000 Bde.), Kunſtſachen, Naturalien, Inſtrumenten u. dgl. geſchenkt, welche einſt

der 1809 aufgehobenen Univerſität Altdorf gehörten. Die Univerſitäts-Bibliothek beſteht nunmehr aus 100,000 Bdn. 3) iſt der Univerſität ein neues anſehnliches Local überwieſen worden, und ſchon jetzt zeigen ſich die wohlthätigen Folgen dieſer kräftigen Unterſtützung. Der Schloßgarten wird in einen botaniſch-öconomiſchen Garten verwandelt. Zu ihren berühmten Lehrern in der neueſten Zeit gehören Stephani, Henke, Gros. Hier befinden ſich mehrere gelehrte Geſellſchaften. Die Einwohner, welche theils lutheriſch, theils reformirt ſind, nähren ſich von Manufacturen, Brauerei und Ackerbau. Sehr bedeutend waren ſonſt die hieſigen Kattun- und Hutfabriken; aber ſowohl dieſe als die noch vor kurzem ſehr blühenden Handſchuhfabriken haben in den neueſten Zeiten überaus gelitten. Die hier fabricirten Preßſpäne ſind von vorzüglicher Güte; auch bereitet man das ſogenannte Erlanger Blau, eine dem Berliner Blau ähnliche Farbe. Von ihrem Erbauer, dem Markgrafen Chriſtian Ernſt, heißt die Stadt auch Chriſtian-Erlangen.

Ermenonville, ein Dorf im Seine-Departement, zehn Stunden von Paris, der Landſitz des Herrn von Girardin, iſt bekannt durch ſeinen ſchönen 2600 Morgen großen Park, in welchem Rouſſeau's Aſche auf einer Pappelinſel ruht. Den Sommer über wallfahrten Eingeborne und Fremde, beſonders Engländer, von Paris häufig dahin, um das Andenken Rouſſeau's zu feiern. Der Boden von Ermenonville iſt reich an hiſtoriſchen Erinnerungen. Er diente den Bürgerkriegen einſt zum Schlachtplatze; dann bewohnte hier die ſchöne Gabriele d'Eſtrées ein Jagdſchloß, von dem noch ein Thurm ſteht, der den Namen dieſer Geliebten Heinrichs IV. führt. Nach ihr bekam Ermenonville jener treue Waffengefährte Heinrichs, der den König nur zwei Tage überlebte, vom Schmerz über Ravaillac's Frevelthat hinweggerafft. Noch merkwürdiger wurde Ermenonville in neuerer Zeit. J. J. Rouſſeau ſtarb hier, wo er nur ſechs Wochen gelebt hatte. Seine Gebeine wurden von der Pappelinſel ins Pantheon verſetzt. Auch zeigt man zu Ermenonville die Plätze, wo der große Kaiſer Joſeph ausgeruht. Uebrigens iſt der Schmuck der Kunſt auf dieſem ſchönen Landſitze nicht minder groß, als der Reichthum der Natur. Der alte Girardin, Verf. eines guten Werks über ſchöne Gartenkunſt, hatte in einem Laufe von dreißig Jahren an drei Mill. Franken auf die Verſchönerung von Ermenonville verwandt. Seine drei Söhne wollten den gemeinſchaftlichen Beſitz aufheben, daher wurde Ermenonville im J. 1821 zum öffentlichen Verkauf ausgeboten. Schon hatte die ſogenannte ſchwarze Bande, welche alles Schöne und Merkwürdige zerſtörte, um Geld und nutzbaren Boden zu gewinnen, das höchſte Gebot gethan, als Herr Stanislaus von Girardin, der liberale Deputirte von der linken Seite, mit 100,000 Franken jene Geſellſchaft überbot, und dadurch das von ihm für $1\frac{1}{2}$ Mill. Fr. erſtandene väterliche Erbgut für die Freunde der Kunſt, der Natur und hiſtoriſcher Denkmale fortdauernd erhielt.

Erlöſung, ſ. Chriſtenthum und Religion.

Ernährung, die Aufnahme der Nahrungsſtoffe von außen und Verwandlung derſelben in organiſche Maſſe, welche zum Wachsthum und Wiederanſatz der verlornen Theile des organiſchen Körpers tauglich iſt. Dieſer Lebensact iſt allen organiſchen Weſen eigen; am deutlichſten iſt er am lebenden thieriſchen Körper, welcher auf einer höhern Stufe der Organiſation ſteht, wahrzunehmen. Bei dieſem laſſen ſich drei Acte des Ernährungsgeſchäfts unterſcheiden. Der erſte, die Ver-

dauung, fängt ſchon im Munde an, indem die Nahrungsmittel, mechaniſch zertheilt, und mit Speichel vermiſcht, den erſten Grad von Auflöſung annehmen. Im Magen werden durch die eigenthümliche Lebenskraft deſſelben, und den ſpeichelähnlichen Magenſaft, die Nahrungsſtoffe in ihre feinſten Theile zertheilt, und in eine breiartige Maſſe, welche Chymus genannt wird, aufgelöſet. Indem nun durch die Verdauungskraft die eigene Natur der Nahrungsmittel überwunden iſt, wird der Chymus aus dem Magen zunächſt in den Zwölffingerdarm ausgeleert, und in demſelben, vermittelſt der hinzufließenden Galle und der pankreatiſchen Flüſſigkeit, eine Abſcheidung der feinſten, eigentlich nährenden Stoffe von den gröbern und unbrauchbaren Theilen bewirkt, welche letztere durch die Gedärme abgeführt werden. Der feine Nahrungsſaft, der in Geſtalt einer weißen Flüſſigkeit (Milchſaft, Chylus) ſich von den gröbern Theilen abſondert, wird durch den ganzen Zug der Gedärme hindurch von den unzähligen einſaugenden Aederchen aufgenommen, von denen immer mehrere in einen Aſt ſich vereinigen, die Gekrösdrüſen bilden, bis ſich alle in einem einzigen Stamme zuſammenfinden, welcher am Rückgrathe heraufgeht und den eingeſogenen Chylus enthält. Der zweite Act der Ernährung iſt die Verwandlung des Chylus in rothes Blut. (S. Aſſimilation.) Der dritte Act iſt die Ernährung im engern Sinne. Das Blut, welches mit friſchem Nahrungsſtoff verſehen und in den Lungen mit dem belebenden Sauerſtoffgas verbunden worden iſt, vertheilt ſich in dem Körper in unzähligen Adergeflechten und verſieht alle Theile des Körpers mit friſcher Lebensnahrung. In dem lebenden Körper findet eine beſtändige Umwandlung und ein unaufhörlicher Wechſel der körperlichen Stoffe Statt. Die durch das Leben und ſeine Thätigkeit verbrauchten Stoffe werden als überſäuerte, gleichſam verbrannte Theile abgeſondert, und auf verſchiedenen Wegen aus dem Körper geſchafft. Dagegen ſetzt ſich aus dem Blute der Faſerſtoff, in der erſteu Stufe der organiſchen Bildung, als Zellgewebe vermöge der ihm inwohnenden Bildungskraft an, und erſetzt das Abgegangene. H.

Erneſti (Joh. Aug.), der große Stifter einer neuen theologiſchen und philologiſchen Schule, geb. zu Tennſtädt in Thüringen 1697, ſtudirte zu Pforta, Wittenberg und Leipzig, zunächſt Theologie, und ward 1730 Magiſter. Nachdem er aber 1731 Conrector und 1743 Rector der Thomasſchule in Leipzig geworden war, wurden die alte claſſiſche Literatur und die mit ihr verwandten Kenntniſſe der vornehmſte Gegenſtand ſeiner Studien. 1742 ward er zum außerordentlichen Profeſſor der alten Literatur auf der dortigen Univerſität, und 1756 zum ordentlichen Profeſſor der Beredſamkeit ernannt. Zugleich erhielt er 1759 eine ordentliche Profeſſur der Theologie. Beide Lehrſtellen verwaltetete er bis 1770, da er erſtere niederlegte. Nach und nach ward er der erſte Profeſſor der theologiſchen Facultät, Domherr zu Meißen, Beiſitzer des Conſiſtoriums zu Leipzig, Decemvir der Univerſität, Senior der meißniſchen Nation und des montägigen Predigercollegiums, wie auch Präſident der fürſtlich jablonowskiſchen Geſellſchaft der Wiſſenſchaften zu Leipzig, und ſtarb 1781. Durch gründliches Studium der Profan-Philologie hatte er ſich den Weg zur Theologie geebnet, und wurde ſo zu einer richtigern Exegeſe der bibliſchen Schriftſteller, und überhaupt zu liberalern Anſichten der Theologie geführt. Von ihm ging größtentheils die theologiſche Aufklärung, in ſofern ſie ſich auf Philoſophie und richtigere grammatiſche Erklärung gründet, aus. Als gründlichen Kritiker und Grammatiker zeigte er

ſich in ſeinen Ausgaben von Xenophons Commentarien über den Sokrates, Ariſtophanes Wolken, Homers Werken, dem Callimachus, Polybius, Suetonius, Tacitus, vor allem aber durch ſeine vortreffliche Ausgabe von Cicero's Werken. Er war der erſte Lehrer und Wiederherſteller einer wahren und männlichen Beredſamkeit in Deutſchland. In allen ſeinen Schriften iſt die Schreibart ächt Ciceronianiſch. — Erneſti, (Aug. Wilh.), Neffe des vorigen, geb. 1733, ſtarb zu Leipzig 1801. Er war Profeſſor der Philoſophie und Redekunſt, gleichfalls ein ausgezeichneter Philolog, dem wir unter andern eine gute Ausgabe des Livius verdanken.

Ernſt, Churfürſt von Sachſen. Dieſer in ſeiner Jugend, nebſt ſeinem Bruder Albrecht, von Kunz von Kaufungen geraubte Prinz war der Stifter der Erneſtiniſchen Linie. Er wurde ſeinem Vater, Friedrich dem Sanftmüthigen, von der Erzherzogin Margaretha von Oeſterreich 1441 geboren, und ſtarb 1486, nachdem er ſeine Regierung durch manche nützliche und wohlthätige Einrichtung bezeichnet hatte. Vgl. d. Art. Sachſen.

Ernſt I., genannt der Fromme, Herzog zu Sachſen-Gotha und Altenburg, Sohn des Herzogs Johann von Weimar, geb. 1601 auf dem Schloſſe zu Altenburg, als der neunte unter ſeinen zehn Brüdern, deren jüngſter Bernhard der Große von Weimar war. Das Regenten- und Privatleben dieſes Fürſten war eben ſo merkwürdig als muſterhaft, und in der Geſchichte des ſächſiſch-erneſtiniſchen Hauſes behauptet er nicht nur als Stifter der neuen gothaiſchen Linie, ſondern vorzüglich auch wegen der vortrefflichen Einrichtung, die er ſeinen Staaten gab, den erſten Rang, während ſein Name auch in den Jahrbüchern des dreißigjährigen Krieges ruhmvoll genannt wird. Auf dieſem blutigen Schauplatze trat er zum erſten Male öffentlich auf als Oberſter eines ſchwediſchen Cavallerieregiments, und neben den Thaten einer wahren Tapferkeit erzählt man von ihm Züge der reinſten Menſchlichkeit. Er zeigte dem ſchwediſchen Hauptheere den Weg über den Lech, indem er zuerſt mit ſeinem Regimente durch den Fluß ſetzte. Er trug viel zur Eroberung der Städte Füßen und München bei, und focht mit Muth und Umſicht in den Schlachten von Nürnberg und Lützen, in welcher letztern er, nach dem Falle Guſtav Adolphs, den Sieg gegen den mit einem neuen Corps eben anrückenden Pappenheim allein errang. Er verließ auf einige Zeit die Bahn der Helden, als 1633 ſein Bruder Bernhard, der den Oberbefehl über das ſchwediſche Heer erhalten hatte, ihn beauftragte, das ihm überlaſſene Herzogthum Franken in ſeinem Namen zu regieren. In dieſen Regierungsgeſchäften entwickelte er große Regententugenden. Eine vorzügliche Fürſorge widmete er während dieſer Zeit auch der Univerſität Jena. Nach mehreren glücklich geleiteten Familienangelegenheiten begab Ernſt ſich wieder zum ſchwediſchen Heer, und half ſeinem Bruder Bernhard Landshut in Baiern mit Sturm erobern, verließ aber nach der unglücklichen Schlacht bei Nördlingen (26. Aug. 1634) den Kriegsſchauplatz gänzlich; denn eine ſtill genährte Hoffnung, durch ſeine Vermittelung den Frieden zu beſchleunigen, war nun geſcheitert. Nachdem er in der Folge dem Prager Frieden (20. Mai 1635) beigetreten war, veranſtaltete er das bekannte große weimariſche Bibelwerk und die Bilderſchule. 1636 vermählte er ſich mit Eliſabeth Sophia, der einzigen Tochter des Herzogs Johann Philipp von Altenburg, und bezog zu Weimar das ſogenannte franzöſiſche Schloß, bis er durch den Erbtheilungsvertrag vom 13. Febr. 1640 das Herzogthum Gotha zu ſeinem beſtändi-

gen Antheile erhielt, und ſo Stifter der noch regierenden 4 Linien des gothaiſchen Hauſes wurde. Die ſchleunigſten, vortrefflichſten Anſtalten zur Wiederaufhülfe des durch den Krieg ganz verwüſteten Landes, Kirchen- und Landesviſitationen, Schulverbeſſerungen, Anordnung der Landescollegien und Reorganiſation faſt aller Behörden, die zweckmäßigſten Polizeigeſetze, eine neue Kirchenagende, eine verbeſſerte Conſiſtorialordnung, Einrichtung eines Landkircheninſpectorats, dabei die Erbauung eines Reſidenzſchloſſes zu Gotha und die wohlthätigſte Fürſorge für ſeine Unterthanen bei mehreren erlittenen Unglücksfällen, milde Stiftungen für Witwen, Waiſen und Arme, ſeine Verſuche zur Schifffahrt auf der Werra bis zur Weſer, und auf der Unſtrut und Saale bis in die Elbe, ſeine raſtloſen Bemühungen zur Beilegung der ſyncretiſtiſchen Streitigkeiten zwiſchen den wittenbergiſchen und helmſtädtiſchen Theologen, ſo wie zur Herſtellung des von Nic. Hunnius beſtändigen theolog. Senats, als eines Hülfsmittels zur Verbreitung und Erhaltung der chriſtlichen Religion, und vornehmlich um einen ewigen Frieden in der evangeliſchen Kirche herzuſtellen; alle dieſe Rubriken ſeiner Regententhätigkeit ſind nur einzelne Steine zu ſeinem Monumente. Die Anweſenheit des Abt Gregorius aus Habeſſinien an Herzog Ernſts Hofe, das Intereſſe des Herzogs für dieſen Mann und den Religionszuſtand in jenem fernen Lande, ſeine Briefe an den König von Aethiopien, die er dem Abt mitgab, die Sendung Joh. Mich. Wanslebs aus Erfurt nach Habeſſinien, der vom Herzog eine beſondere Vorſchrift erhielt, um nicht nur die genaueſten Nachrichten über dieſes Land einzuziehen, ſondern auch alles zu thun, was zur Beförderung der chriſtlichen Religion in ſeinen Kräften ſtehe, die Briefe des Patriarchen und Komos zu Alexandrien an den Herzog, ſein Briefwechſel mit dem Czaar Alexei Michailowitſch zu Moskau, über die Angelegenheiten der evangeliſch-lutheriſchen Gemeinde daſelbſt, des Czaars Geſandtſchaft nach Gotha des Herzogs ängſtliche Sorgfalt für die Erziehung ſeiner Kinder, die Stunden lang mit Pſalmen, Sprüchen und Gebeten ihr Gedächtniß füllen mußten, ſind eben ſo merkwürdige Erſcheinungen in ſeinem Leben, als ſie ihn ſelbſt am beſten charakteriſiren und den Beinamen des Frommen hinlänglich rechtfertigen, den er auch in ſeinem täglichen Wandel verdiente. Drei Jahre vor ſeinem Tode (1672) kam er durch das Ableben des Herzogs Friedrich Wilhelm III. zu Altenburg zum Beſitze ſämmtlicher altenburgiſchen Lande, von denen er einen Theil an Weimar überließ, als die Anſprüche dieſes Hauſes die Ruhe ſeines Alters zu unterbrechen drohten. Er ſtarb 1675 im 73. Jahre an einem Schlagfluſſe. Sein Teſtament iſt ein Regentenſpiegel, über welchen allen Prinzen Vorleſungen gehalten werden ſollten. S. des Oberconſiſtorialraths Gelbke hiſtor. actenmäßige Darſtellung des Lebens dieſes Fürſten. (1810, Gotha, 3 Bde.)

Ernſt II. (Ludwig), Herzog zu Sachſen-Gotha und Altenburg, der zweite Sohn Herzogs Friedrich III., ward geb. 1745 und ſtarb 1804. Er folgte ſeinem Vater 1772 in der Regierung, nachdem er durch den Tod ſeines ältern Bruders zur Nachfolge gelangt war, und beglückte ſeine Staaten 35 Jahre lang durch Weisheit, Gerechtigkeit und Huld. Er brachte in das durch den ſiebenjährigen Krieg zerrüttete Finanzweſen wieder Ordnung. Hohe Achtung für die Juſtizpflege war ihm eine der heiligſten Regentenpflichten. Seine Obliegenheiten gegen Kaiſer und Reich erfüllte er ſtets mit ſtrenger Redlichkeit. Auch er trat zu dem Schutzbündniß deutſcher Fürſten, das Friedrich der Große gegen die gefürchtete Unterwerfung bilden wollte. Mit Feſtig-

keit widerſetzte er ſich allen fremden Werbungen in ſeinen Landen, wie er denn ſelbſt das Verlangen des Königs von England, ſeines nächſten Anverwandten, ihm gegen die anſehnlichſten Subſidien Truppen nach Amerika zu geben, von ſich wies. Mit der Verwaltung der innern Landesangelegenheiten beſchäftigte er ſich anhaltend. Unter die vorzüglichſten Denkmale, die ſeine Regententhätigkeit hinterlaſſen hat, zählen wir ſeine ſeltene Fürſorge für das Armenweſen, die Errichtung einer Penſionsanſtalt für die Witwen und Kinder ſeiner Diener, die Stiftung neuer Schulen und Verbeſſerung der bereits vorhandenen, die Herſtellung mancher Chauſſeen in beiden Fürſtenthümern u. ſ. w. Ernſt II. behauptete auch einen erhabenen Platz als wiſſenſchaftlich gebildeter Mann. Vorzüglich war es, außer der Sprachkunde, die Mathematik, auf die er einen großen Werth legte, und der er ſelbſt auf das eifrigſte ſich ergab. Seine allbekannten bedeutenden Verdienſte um die Aſtronomie floſſen aus ſeinem tiefen mathematiſchen Studium. Er ſelbſt war aſtronomiſcher Schriftſteller, beförderte die Erſcheinung manches Werks über die Wiſſenſchaft, und unternahm eine Gradmeſſung des Meridians, die erſte in Deutſchland. Manche mathematiſche Arbeiten füllten ſeine Stunden der Muße aus, unter denen wir nur der Berechnung des Röſſelſprungs (ſ. d. Art.) im Schache, worüber er viele Tabellen ſtechen ließ, gedenken. Die Gründung der aus ſeinem Privatvermögen erbauten Sternwarte zu Seeberg gab der Sternkunde eine der wichtigſten Anſtalten, und ſichert dem Stifter einen unvergänglichen Ruhm in den Jahrbüchern der Wiſſenſchaft. Vgl. des Geh. Raths von Thümmel Beitr. z. Geſch. dieſes Fürſten.

Eros, ſ. Amor.

Erotiſch heißt, was auf Eros, alſo auf die Liebe Beziehung hat. Erotiſche Poeſie iſt daher Liebespoeſie. Gewöhnlich denkt man dabei an die leichtere lyriſche Gattung, wie z. B. Anakreons Lieder, die ſich mehr zum Spiel als zum Ernſt neigt; vielleicht weil Amor ſein ernſtes Amt am liebſten als Spiel betreibt. Naivetät iſt dann ihr Hauptcharakter. Sonſt ſind auch die Romane und die ſogenannten Liebesgeſchichten unter dieſem Namen begriffen, und Erotiker nennt man die Verfaſſer derſelben, beſonders die Verfaſſer der griechiſchen Romane oder mileſiſchen Märchen.

Erotomanie (von ερως, die Liebe, und μανια, die Naſerei) iſt eine Form von Gemüths- und Geiſteskrankheit, in welcher verliebte Gegenſtände die fixen Ideen abgeben, mit welchen ſich der Kranke fortdauernd beſchäftigt. Geilheit und phyſiſche Reizungen fehlen bei dieſer Krankheit, und machen den Unterſchied zwiſchen derſelben und der Nymphomanie und Satyriaſis aus, bei welchen ſie vorhanden ſind. Kranke, welche an Erotomanie leiden, wenden ihre Neigung einem beſtimmten Gegenſtande, oft einem ſolchen zu, den ſie nur einmal zu ſehen Gelegenheit hatten, bisweilen aber auch einem ſolchen, der ſie nicht wieder lieben kann, z. B. einer Statüe, ſelten einem eingebildeten; ſchmutzige Reden, unverſchämte Aeußerungen, welche in der Nymphomanie vorhanden ſind, fehlen hier gänzlich, ja die Kranken ſcheinen nicht einmal an die Gunſtbezeugungen zu denken, welche ſie hoffen könnten. Ihre Augen ſind lebhaft, beſeelt, der Blick leidenſchaftlich, ihre Annäherungen bleiben immer in den Grenzen des Anſtandes; ſie vergeſſen ſich gewiſſermaßen ſelbſt, eine reine, oft geheime und verborgene Verehrung weihen ſie ihrer Gottheit; mit kindlicher Treue befolgen ſie die Vorſchriften und richten ſich nach dem Eigenſinn derſelben. Sie gerathen in Entzücken, wenn ſie die oft eingebildeten Vor-

züge des Geliebten betrachten, in Verzweiflung, wenn derſelbe entfernt iſt. Alsdann werden ſie blaß, trübſinnig, unruhig und träumeriſch, ſie verlieren Appetit und Schlaf. Bei der Rückkehr deſſelben ſind ſie trunken vor Freude, ihr Glück ſpiegelt ſich in ihrem ganzen Weſen ab, auf krampfhafte Weiſe wird ihre Muskelbewegung gereizt, ſie ſprechen viel und immer nur von ihrer Liebe, ſie träumen von derſelben und unterliegen oft dem Alpdrücken. Furcht, Hoffnung, Eiferſucht, Freude und Wuth quälen ſie wechſelsweiſe, ſie vernachläſſigen und fliehen ihre Freunde und Verwandte, verachten ihr Glück und alle geſelligen Verhältniſſe, und ſind der ſchwierigſten und bizarreſten Handlungen fähig. Bisweilen trit die Erotomanie unter der Form der ſtillen Melancholie auf; die Kranken raſen nicht, ſondern ſie ſind ſtill und traurig, ſie verfallen in Fieber, welches auf nervöſe Weiſe verläuft und von Lorry ſogar als beſondere Fieberart (fièvre érotique, Liebesfieber) aufgeführt wird. Die Erkenntniß deſſelben iſt bisweilen, bei geheimer Liebe, ſchwierig, doch verräth ſich die Leidenſchaft beim Anblick des Geliebten, oder wenn auch nur deſſen Name genannt wird, das Geſicht wird belebt, der Puls ſchnell, frequent, ſtark und krampfhaft. Daran erkannte Hippokrates die Liebe des kranken Perdicar zu der Concubine ſeines Vaters, Eraſiſtratus die Liebe des Antiochus zu ſeiner Stiefmutter Stratonice. Das Fieber verläuft oft ſchnell tödtlich. Außerdem geht die Erotomanie in völlige Verrücktheit über, führt zum Selbſtmord, verurſacht Bleichſucht, Onanie, Hyſterie, Satyriaſis, Nymphomanie u. ſ. w. Sie hängt zum Theil von denſelben Urſachen ab, wie andere Gemüthskrankheiten. Doch ſind Jünglinge, welche ein reizbares Nervenſyſtem, eine lebhafte Einbildungskraft haben, die von Eigenliebe und Vergnügungsſucht beherrſcht werden, durch Romanenlectüre verderbt, durch fehlerhafte Erziehung und Müßiggang verweichlicht ſind, derſelben vorzüglich unterworfen. Aber auch bei den Mädchen findet man ſie vorzüglich, die in ein gewiſſes Alter kommen, ohne Befriedigung für ihr Herz und ihre Sinne gefunden zu haben; am allermeiſten bei denen, deren Gefühle aufgeregt, aber nicht befriedigt worden. Die Behandlung ſolcher Kranken muß ſich nicht blos auf die körperlichen Functionen erſtrecken, mehr noch muß man auf das Gemüth derſelben einzuwirken ſuchen.

Erpenius (Thomas) eigentlich van Erpen, einer der gelehrteſten Orientaliſten, geb. zu Gorcum in Holland 1584. Er zeigte Neigung zu den Wiſſenſchaften, weshalb ſeine Aeltern ihn die Univerſität Leyden beſuchen ließen, und es iſt merkwürdig, daß er anfangs an dem Erfolge ſeiner Studien verzweifelte, und nahe daran war, ſie gänzlich aufzugeben. Bald faßte er jedoch beſſern Muth, und kehrte mit einem ſo glühenden Eifer zu denſelben zurück, daß ſeine Fortſchritte die gerechte Bewunderung ſeiner Lehrer erregten. Sein Ruhm beruht hauptſächlich auf ſeiner Gelehrſamkeit in den orientaliſchen Sprachen, deren Erlernung er auf den Rath Joſeph Scaligers begann. Sich in ihrer Kenntniß noch mehr zu vervollkommnen, beſuchte er England, Frankreich, Italien und Deutſchland, und lernte hier die gelehrteſten Männer kennen, die ihm Rath und Anweiſung gaben. Mit beſonderer Freundſchaft nahm ihn der große Caſaubonus auf. Zugleich erlernte er das Perſiſche, Türkiſche und die äthiopiſchen Sprachen. Nach vierjährigen Reiſen kam er 1612 nach Holland zurück, und wurde zum Profeſſor der arabiſchen und andern orientaliſchen Sprachen, mit Ausſchluß der hebräiſchen, ernannt. Die hebräiſche Profeſſur war damals von einem Andern beſetzt. Erpenius verwaltete ſein Amt mit

eben ſo viel Geſchicklichkeit als Eifer. Mit bedeutenden Koſten ließ er eine Preſſe einrichten, um Werke der orientaliſchen Literatur drucken zu laſſen. 1619 ward eine zweite hebräiſche Profeſſur zu Leyden errichtet, und Erpenius übertragen; bald nachher erhielt er auch das Amt eines orientaliſchen Dolmetſchers bei den Generalſtaaten. Die gelehrteſten Araber bewunderten die Eleganz, mit welcher er ſich in ihrer Sprache, die ſo reich an Feinheiten iſt, auszudrücken wußte. Sein Ruf, als des gründlichſten Kenners des Arabiſchen, war ſo allgemein verbreitet, daß er wiederholt vom Könige von Spanien eingeladen wurde, um gewiſſe Inſchriften an den mauriſchen Gebäuden und Denkmälern daſelbſt zu erklären. Erpenius war der Verfaſſer verſchiedener Werke, die theils bei ſeinen Lebzeiten, theils nach ſeinem Tode erſchienen ſind, und bei den Kennern im höchſten Anſehn ſtehn. Ueberdies wollte er eine Ausgabe des Coran mit lateiniſcher Ueberſetzung und Anmerkungen, einen Thesaurus grammaticus für die arabiſche Sprache und ein arabiſches Wörterbuch liefern; aber eine anſteckende Krankheit, welche ihn befiel, raffte ihn 1624 in einem Alter von vierzig Jahren weg. Außer ſeiner Grammatica arabica, ſeiner Grammatica hebraica, und verſchiedenen andern grammatiſchen Werken, iſt ſeine wichtigſte und berühmteſte Arbeit Elmacini Historia saracenica, fol. 1625.

Erregungstheorie, die durch Bearbeitung deutſcher Aerzte und Einmiſchung mehrer Sätze aus andern mediciniſchen Theorien modificirte Brown'ſche Theorie. Die vornehmſten und eigenthümlichen Sätze des Brownſchen ſogenannten Syſtems (ſ. d. Art. Brown) ſind folgende: Die Erregbarkeit iſt eine und dieſelbe im ganzen Organismus, ſo wie in deſſen einzelnen Theilen; jedem thieriſchen Organismus wird bei ſeiner Entſtehung ein beſtimmtes Maß von Erregbarkeit zugetheilt; ob an dieſem wieder erſetzt werden könne, was davon verbraucht iſt, darüber hat Brown ſich nicht erklärt. Die auf die Erregbarkeit wirkenden äußern Antriebe zur Thätigkeit (Reize, Potenzen) ſind blos quantitativ verſchieden, d. h. die Reize wirken alle erregend auf einerlei Art, nur der eine ſtärker, der andere ſchwächer. Die Einwirkung der Reize auf die Erregbarkeit bringt die Erregung hervor, ſie iſt das Product der zwei Factoren, Reiz und Erregbarkeit; mit der Stärke des erſteren ſowohl, als mit dem Grade des letztern, ſteht die eigentliche Urſache des Lebens in genauem Verhältniſſe. Durch die Erregung ſelbſt wird die Erregbarkeit aufgezehrt und vermindert, durch Mangel an Reizen wird ſie angehäuft. Gehöriger Grad von Reiz und Erregbarkeit erzeugt mäßige Erregung, und heißt Geſundheit. Die Säfte des Körpers wirken blos als Reize, ohne Rückſicht auf ihre chemiſche Beſchaffenheit. Geſtörtes Verhältniß der Reize zur Erregbarkeit erzeugt Abweichung der Erregung. Zu ſtarke oder zu geringe Erregung iſt entweder ſchon Krankheit, oder doch Anlage zur Krankheit. Die Krankheiten ſind entweder allgemeine, oder örtliche. Die allgemeinen erſcheinen unter zwei Hauptformen, ſtheniſche von zu ſtarker, aſtheniſche von zu ſchwacher Erregung. (S. die Art. Sthenie und Aſthenie.) Beiderlei Krankheiten geht die Anlage dazu (Opportunität), ein mittelmäßiger Grad von ſtarker Erregung (ſtheniſche Opportunität), oder von ſchwacher Erregung (aſtheniſche Opportunität) voraus, und es ſoll dies ein vorzügliches Unterſcheidungszeichen derſelben von den örtlichen Krankheiten ſein. Bei ſtheniſcher Anlage kann keine aſtheniſche, bei aſtheniſcher Anlage keine ſtheniſche Krankheit entſtehen. Stheniſche Krankheit mit verändertem Pulſe heißt Pyrexie,

aſtheniſche Krankheit mit beſchleunigtem Pulſe heißt Fieber. Es giebt keinen weſentlichen Unterſchied der Krankheiten, als in dem Grade der Sthenie, oder Aſthenie; nicht auf die Formen der Krankheiten, ſondern nur auf den Grad der beſtehenden Erregung hat der Arzt Rückſicht zu nehmen. Um dieſen Grad zu finden, muß er die vorhergegangenen Schädlichkeiten erforſchen. Die Natur heilt keine Krankheit, ſondern dies muß durch Veränderung des Verhältniſſes der Reize geſchehen. Der Arzt hat bei einer stheniſchen Krankheit blos die Erregung zu vermindern, bei einer aſtheniſchen ſie zu vermehren, in beiden Fällen ſo lange, bis der mittlere Grad der Erregung, oder die Geſundheit, wieder eingetreten iſt. Die Heilmittel wirken entweder ſchwächend, die Erregung vermindernd, oder reizend, die Erregung vermehrend. Alle Heilmittel ſind nur im Grade ihrer Reizung verſchieden, alle wirken überein, keine beſonders auf ein Syſtem oder Organ (ſpecifik). Die Heilmittel der stheniſchen Krankheiten müſſen Potenzen ſein, welche nur einen ſchwächern Reiz, als denjenigen, welcher die Geſundheit ſetzt, bewirken; die Mittel gegen aſtheniſche Krankheiten müſſen einen ſtärkern Reiz, als zum Mittelgrad der Erregung erforderlich iſt, bewirken. Bei der Heilung der indirecten Aſthenie muß man mit dem ſtärkſten Reize, der demjenigen, welcher die Krankheit erregte, am nächſten kommt, anfangen und gradweiſe herabſteigen zu ſchwächern. Bei der directen Aſthenie muß man mit dem ſchwächſten Grade von Reizung anfangen und gradweiſe zu ſtärkern ſteigen. Unter der unendlichen Menge von Heilmitteln ſtehen der Aderlaß, als das wirkſamſte Schwächungsmittel (durch Entziehung des Blutes, als des allgemeinſten Lebensreizes), und das Opium, als das ſtärkſte Reizmittel, ſich gerade entgegen. Das Opium wirkt nicht ſpecifik auf das Nervenſyſtem, als beruhigendes, betäubendes Mittel, ſondern im Allgemeinen auf die Erregbarkeit, als Reizmittel. Es iſt daher in der aſtheniſchen Beſchaffenheit von jeder Art und jedem Grade anzuwenden. Aus dieſen und mehrern andern Grundſätzen des Brownſchen Syſtems entſtand allmählig die ſogenannte Erregungstheorie durch die Bearbeitungen, Berichtigungen und Ergänzungen der deutſchen Aerzte. Einige der vornehmſten davon waren folgende: Röſchlaub, der eifrigſte Verfechter und gründlichſte, wohl auch wiſſenſchaftlichſte Ausleger der Brownſchen Lehre, ſuchte vieles, was Brown nur kurz angedeutet, oder dunkel und zweideutig ausgedrückt hatte, ſtreng wiſſenſchaftlich zu begründen, zu erklären. Die Lehre von der Einheit der Erregbarkeit, von der Unſtatthaftigkeit der Unterſchiebung des Begriffs der Lebenskraft anſtatt der Erregbarkeit, den Begriff der Opportunität u. ſ. w. ſuchte er feſter zu begründen und deutlicher aus einander zu ſetzen. Hufeland, obwohl kein Anhänger der Brownſchen Lehre, erkannte doch mit hellem und unparteiiſchen Blick das viele Gute derſelben, welches er zur Verbeſſerung der Heilmethoden, als auf welche nach ſeinem ſehr wahren Urtheil aller Nutzen der Theorien bezogen werden müßte, anwandte. Er ergänzte die Lücke, welche Brown durch Vernachläſſigung des Organismus gelaſſen hatte, indem er die Wichtigkeit der Organiſation zum Leben zeigte; er bewies, daß die Geſetze der allgemeinen Natur, d. h. die mechaniſchen und chemiſchen Geſetze durch die Organiſation und Erregung zwar beſchränkt und modificirt, aber keinesweges ganz aufgehoben wären, ja bei ſinkender Erregung mehr die Oberhand bekämen, wie es die Beobachtung der Vorgänge bei der Verdauung, bei Schwäche der Verdauungskraft, bei Faulſiebern u. ſ. w. in der Erfahrung beſtätigt. Er beſtritt die Behauptung, daß alle Verſchie-

denheit der Reize nur auf dem Grade der Reizung beruhe, indem er darthat, wie unwiderlegbar die beſondere Wirkung vieler Mittel auf einzelne Syſteme und Organe ſei, z. B. des Mercurs auf das lymphatiſche und Drüſenſyſtem, der Squilla auf das Nierenſyſtem u. ſ. w. Er behauptete die für die Praxis ſo wichtige Wahrheit, daß auch bei aſtheniſcher Anlage, bei Schwäche und ſelbſt bei Nervenſiebern wahre Entzündung Statt finden könne. Joſeph Frank, anfänglich unbedingter Anhänger des Brownſchen Syſtems, mußte jedoch bald durch ſeinen Scharfſinn und große Erfahrung auf die Mängel jenes Syſtems aufmerkſam gemacht werden. Er ſah daher ein, daß auch noch andere Wirkungen der reizenden Potenzen, als der bloße Reiz müſſen berückſichtigt werden; er bewies, daß die Erregbarkeit wirklich müſſe erſetzt werden können; daß der von Brown aufgeſtellte Begriff der Opportunität für die Heilkunſt ganz unfruchtbar ſei, weil fürs erſte auch örtlichen Krankheiten Opportunität vorausgehen kann, fürs andere viele Krankheiten, z. B. Fieber, ohne Opportunität ſchnell eintreten, fürs dritte der Zuſtand der letztern ſelten deutlich zu erkennen iſt. Er zeigte den Irrthum Browns, wenn er alle Fieber, beſonders alle Wechſelfieber für aſtheniſche Krankheiten ausgiebt, indem es auch entzündliche oder ſtheniſche Wechſelfieber giebt; ferner, wenn er für die Fiebererſcheinung von organiſchen und materiellen Urſachen, z. B. von Eiterung, von Unreinigkeiten des Magens und der Gedärme, keine eigne Claſſe annimt; wenn er viele Entzündungen unter Localkrankheiten rechnet, die doch als ſtheniſche und aſtheniſche Erregungskrankheiten erſcheinen u. ſ. w. Er beſchränkte die zu allgemeine Anwendung des Opiums, was auch ſchon Weikard gethan hatte, mehr auf die indirecte Aſthenie, ſo wie er überhaupt die qualitative Verſchiedenheit der Mittel zugab, und die Wirkung und Anwendbarkeit derſelben näher beſtimmte, ſo wie von ihm viele andere Berichtigungen mehr herrühren. Andere Aerzte nahmen noch mehrere, durch die urſprüngliche Brown'ſche Lehre verbannte Grundſätze, z. B. aus der Humoralpathologie u. ſ. w., wieder in dieſelbe auf. Unterdeſſen erhob ſich eine neue Anſicht der Natur, die ſogenannte Naturphiloſophie, welche anfänglich mit der Brownſchen Theorie verſchmolzen wurde. So ſuchte z. B. Kilian die ganze Lehre der letztern auf Principien der Naturphiloſophie zu gründen, und Hecker, obgleich ſcheinbarer Gegner derſelben, nahm doch die Grundideen zu ſeiner Erregungstheorie von naturphiloſophiſchen Principien her. Aus dieſer Darſtellung geht hervor, daß die Erregungstheorie kein in ſich geſchloſſenes, objectiv gültiges Ganze geworden iſt, ſondern daß ſie beinahe bei jedem Arzte eine andere Geſtalt angenommen hat, je nachdem von jedem die Brownſche Lehre mit Lehren der ältern Schulen, mit chemiſchen Hypotheſen, mit Sätzen der gaſtriſchen, oder der Humoralpathologie, vermengt, oder durch Ideen der Naturphiloſophie umgewandelt worden iſt. H.

Erſticken wird die Todesart genannt, welche durch mehr oder weniger ſchnelle Hinderung des Athemholens erfolgt, ſei es, daß die Luftröhre von außen (z. B. durch Bänder bei Erhängten und Strangulirten, oder durch manche Geſchwülſte, die ſich in der Nähe derſelben befinden) ſo zuſammengedrückt wird, daß die Luft weder ein- noch ausſtrömen kann, oder daß ſich fremde Körper (z. B. Speiſen, Knochen ꝛc.) oder auch krankhafte Producte (z. B. die Afterhaut im Croup, Blut, Eiter in großer Menge) in der Luftröhre befinden und die Höhle derſelben verſtopfen. Ferner muß der Aufenthalt im luftleeren Raume, das Ertrinken (ſ. dieſ. Art.), oder auch das Einathmen von irreſpira-

beln Gasarten Erſtickung herbeiführen. Endlich können auch Verwundungen beider Höhlen der Pleura, heftige Krämpfe und Lähmungen der Reſpirationsmuskeln zu den Urſachen der Erſtickung gerechnet werden, in ſo fern auch in ſolchen Fällen der Tod durch Hemmung der Reſpiration veranlaßt wird. Nach Maßgabe dieſer verſchiedenen Urſachen des Erſtickens beobachtet man, daß die Erſcheinungen, unter denen es erfolgt, mannichfaltig verändert werden. Wenn ein fremder Körper, der in den Larynx eingedrungen iſt, den Zutritt der Luft nur zum Theil verhindert, ſo entſteht Huſten und Krampf, das Geſicht wird roth, bläulich, aufgetrieben, die Gefäße deſſelben ſcheinen wie injicirt. Nach dem Tode findet man die Lungen vom Blut überfüllt, und die Luftwege voll von ſchäumender Flüſſigkeit, das Herz iſt ſehr ausgedehnt, und beide Ventrikeln von ſchwarzem Blute angefüllt. Wenn aber die Luftwege plötzlich ganz verſtopft werden, ſo verliert der Menſch ſehr bald das Bewußtſein und die Bewegungsfähigkeit, die ſtieren Augen drängen ſich hervor, das Geſicht wird roth, aber das Herz behält noch eine Zeitlang ſein Bewegungsvermögen; die Lungen ſind dann weniger von Blut überfüllt, und ſie enthalten keine ſchäumende Flüſſigkeit. In allen Fällen von Erſtickungsgefahr iſt natürlich vor allen Dingen das Hinderniß des Athmens zu entfernen, und nur wenn dies zeitig genug möglich iſt, kann das Leben erhalten werden. So mannichfaltig nun aber eben dieſe Veranlaſſungen ſind, eben ſo verſchiedene und mannichfaltige Mittel ſind in Gebrauch zu ziehen, welche hier nicht angegeben werden können.

Ertrinken iſt die Todesart, welche dadurch herbeigeführt wird, daß die äußere Mündung der Reſpirationswege in irgend einer andern Flüſſigkeit als in der Luft ſich befindet. Dem wirklichen Tode aber geht oft ein Scheintod (Asphyxie) vorher, welcher, wenn er nicht allzu lange gedauert hat, es möglich macht, auch ſcheinbar bereits Ertrunkene zu retten. Dieſe Vorausſetzung, welche die Erfahrung vielfältig beſtätigte, gab Veranlaſſung dazu, daß man nicht nur den Zuſtand des Ertrinkens auf das ſorgfältigſte unterſuchte, ſondern auch, zumal in der Nähe des Meeres und größerer Flüſſe, öffentliche Anſtalten errichtete, um Ertrunkene zu retten, und daß ſich ganze Geſellſchaften dieſem Zwecke widmeten. Auch für die gerichtl. Arzneikunde gewährt dieſe Todesart einen ſchwierigen Gegenſtand, und giebt zu mancherlei oft ſchwer zu beantwortenden Fragen Veranlaſſung; z. B. ob ein im Waſſer gefundener Körper wirklich ertrunken, oder auf andere Weiſe um das Leben gekommen ſei. Dieſer Umſtand aber erzeugte natürlich eine große Aufmerkſamkeit auf die Zeichen dieſer Todesart, welche im Leichname zu finden ſind. Aber trotz der vielfältigen Bemühungen, iſt doch noch manches in der Lehre vom Ertrinken zweifelhaft und ungewiß. Dies gilt ſowohl von der Art und Weiſe, wie der Tod erfolgt, als auch von dem Weſen der Asphyxie, die dem Tode vorhergeht, ja auch die Zeichen des Ertrinkens und die Hülfsmittel, Scheintodte zu retten, ſind noch ungewiß. Taucht man mit Willkür den Kopf unter das Waſſer, ſo fühlt man ſich ſehr angegriffen, Ohrenbrauſen, ein Kitzeln in der Naſe, Ziehen auf der Bruſt und Stumpfſinn entſtehen. Wer unwillkürlich in das Waſſer fällt, der macht inſtinctmäßig alle Anſtrengung, ſich heraus zu arbeiten, er hält den Athem an, den Kopf in die Höhe und rückwärts gebogen, mit den Händen greift er nach allen feſten Körpern, die ſich darbieten, ſelbſt an den Grund des Waſſers klammert ſich der Unglückliche an und ſucht ſich feſtzuhalten. Dieſe Anſtrengungen dauern, im Verhältniß zu den

Kräften und der Geiſtesgegenwart, längere oder kürzere Zeit; endlich wird der Verunglückte erſchöpft, ſinkt unter, wird bewußtlos, will Athem holen und zieht Waſſer ein, und das Leben verſchwindet. Wird der Körper aus dem Waſſer gezogen, ſo findet man ihn gewöhnlich ſehr kalt, die Glieder ſind ſteif, das Geſicht aufgetrieben, livid, oft blaß, die Augen halb offen, die Pupille erweitert, der Mund mit Schaum angefüllt, die Bruſt und Oberbauchgegend aufgetrieben. Bisweilen iſt der Körper noch warm, und doch nicht wieder zu beleben, das Geſicht dunkelblau und aufgetrieben, die Halsvenen ſtrotzend. Das Letztere findet Statt, wenn das Ertrinken in Alkohol, in Sümpfen oder in warmem Waſſer Statt findet, oder wenn Jemand betrunken, mit vollem Magen, oder erhitzten Körper in das Waſſer fällt. Bei Leichenöffnungen Ertrunkener findet man den Kehldeckel emporgehoben, blutigen Schaum in der Luftröhre und in den Bronchien, die Lungen weich und ausgedehnt, viel ſchwarzes, flüſſiges Blut in der rechten, weniger in der linken Herzhöhle, ein wenig Waſſer im Magen, die Gefäße des Hirns von Blut ſtrotzend. Der Tod wird bald durch Erſtickung und Luftmangel, bald aber auch auf apoplektiſche Weiſe herbeigeführt, in dem letztern Falle erfolgt er ſehr ſchnell, und ſehr wenig Waſſer iſt hinreichend, denſelben herbeizuführen, wenn der Verunglückte nur mit dem Geſichte zuerſt hineingeräth. Alsdann fehlt bei der Leichenöffnung der Schaum in der Luftröhre und die Gefäße des Kopfes ſind mehr angefüllt. Außerdem aber können noch Beſtandtheile, die ſich zufällig in dem Waſſer befinden, z. B. irreſpirable Gasarten, die Todesart modificiren und compliciren. Die hauptſächlichſten Hülfsleiſtungen, wodurch man Ertrunkene wieder in das Leben zurückzurufen ſucht, beſtehen darin, daß man zuerſt den Mund von Schleim und Schmutz befreiet, und den Körper dann vorſichtig (am beſten auf den Armen, den Kopf etwas erhöht) an den Ort trägt, der zu ſolchen Hülfsleiſtungen beſtimmt iſt. Das ſogenannte Stürzen, Stoßen und Drücken auf die Herzgrube muß als höchſt ſchädlich unterlaſſen werden. Alsdann muß der Verunglückte ſo ſchnell als möglich entkleidet, in ein mäßig warmes Bett oder Bad gebracht, nach und nach mehr erwärmt und mit Flanell oder den bloßen Händen fleißig gerieben werden. Giebt er noch Lebenszeichen, ſo hält man ein Riechfläſchchen unter die Naſe, oder bringt den Bart einer Feder in die Naſe und in den Mund. Wenn aber nach 5 Minuten noch keine Lebenszeichen ſich äußern, ſo ſchreitet man zu dem Einblaſen von Luft. Dies geſchieht entweder vermittelſt eines Blaſebalgs, oder vermittelſt irgend einer Röhre, welche in die Naſe des Lebloſen gebracht, und in welche hineingeblaſen wird, indem das andere Naſenloch zugedrückt wird; oder man kann auch mit dem Munde in die Naſe blaſen und den Mund des Verunglückten zuhalten. Während der Eine Luft einbläſt, muß ein Anderer die Bruſt und den Unterleib reiben und ſie abwechſelnd ſanft zuſammendrücken, um die Reſpiration nachzuahmen. Während dies geſchieht, beſorgt ein Anderer ein Tabakrauchklyſtier, und wenn ſich in 4 Minuten keine Lebenszeichen einſinden, ſo wird es angewandt, zugleich aber mit dem Einblaſen von Luft fortgefahren. Dieſe Mittel müſſen ſtundenlang fortdauernd angewandt werden. Bemerkt man aber die erſten Lebenszeichen, z. B. den anfangenden Schlag des Herzens, eine Ausdehnung der Bruſt, oder eine Bewegung der Augenlieder und des Augapfels, ſo hört man auf, Luft einzublaſen, ſetzt jedoch den Gebrauch der übrigen Mittel ſo lange fort, bis der Verunglückte freier athmet. Alsdann erſt kann man dem Kranken ein wenig warmen Wein, oder aromatiſchen

Aufguß einflößen. So lange er nicht athmet, darf er nichts in den Mund bekommen, weil dies zu leicht in die Luftwege fließt. In den ſeltnern Fällen, wo die Asphyrie complicirt iſt, müſſen dieſe Hülfsmittel nach Umſtänden modificirt werden, alsdann können auch bisweilen Aderläſſe nützlich ſein, welche jedoch, wie andere Mittel, nur von erfahrnen Aerzten angewandt und verordnet werden können.

Erwin von Steinbach, berühmter Baumeiſter im 13. Jahrh. ſ. **Münſter** (Straßburger).

Erz nennen wir im gemeinen Sprachgebrauch jedes Metall, wie es in ſeinem natürlichen Zuſtande in der Erde gefunden wird; in der Mineralogie hingegen heißen Erze ſolche Gemiſche, in welchen die Metalle mit andern mineraliſchen Körpern innig verbunden, und dadurch ihres metalliſchen Gefüges, ihres Klanges, ihrer Schmelzbarkeit u. ſ. w. beraubt ſind. Die natürlichen Erze finden ſich theils in Gang- theils in Flötzgebirgen. Die Erzgänge ſind gleichſam die Adern des Gebirges, das ſie in allen Richtungen durchkreuzen. Bergbaukundige ſchließen aus gewiſſen Merkmalen, die jedoch oftmals trügen, ob Erzgänge im Innern der Gebirge befindlich ſind, oder nicht. Man pflegt die Erze in reiche oder eigentliche Erze, und in arme oder Kieſe eintheilen, je nachdem das Metall den größern oder geringern Beſtandtheil derſelben ausmacht. Was die Benennung derſelben betrifft, ſo wird dieſe von dem Metall, das darin enthalten iſt, bei gemiſchten Erzen aber entweder von dem edelſten oder von dem in größerer Maſſe darin vorhandenen Metall hergenommen. So kann ein Erz, das im Centner Eine Mark Silber und 50 Mark Blei enthält, von dem einen Silber- und von dem andern Bleierz genannt werden. Richtiger iſt es, ein ſolches Erz ſilberhaltiges Bleierz zu nennen. **Fahlerz** nennt man ein ſilberhaltiges Kupfererz von grauem Anſehn; hat es wenig Silber, Fahlkupfererz. In der Bibelſprache, und auch jetzt noch im gemeinen Leben, bedeutet Erz das von andern Metallen noch nicht gereinigte, oder abſichtlich damit vermiſchte Kupfer (Glockenſpeiſe, Bronze).

Erz (von dem griech. αρχι) wird mehrern Wörtern vorgeſetzt, um das Vornehmſte, Vorzüglichſte in ſeiner Art, ſowohl im guten als böſen Sinn dadurch auszudrücken. So verſtand man unter den Erzämtern die höchſten Reichsämter, welche die Churfürſten bei der Kaiſerkrönung durch ihre Erbbeamten verwalten ließen (ſ. **Erbämter**), nämlich: Erzkanzler (der Churfürſt von Mainz), Erzkämmerer (der Churfürſt von Brandenburg), Erzmarſchall (der Churfürſt von Sachſen), Erzſchatzmeiſter (der Churfürſt von Hannover), Erzſchenk (der König von Böhmen), Erztruchſeß (der Churfürſt von Pfalzbaiern). Der Churfürſt von Würtemberg nannte ſich Erzbannerherr. — **Erzbiſchof** (archiepiscopus), Oberbiſchof (ſ. d. eigenen Art.). Erzhaus, eigentlich ein jedes mit einer Erzwürde bekleidetes Haus, vorzugsweiſe das Haus Oeſterreich. Erzherzog, der vornehmſte unter den Herzogen, ein Titel, den blos die Prinzen des Hauſes Oeſterreich führen. Erzprieſter iſt ein Prälat höheren Ranges, der in geiſtlichen Verrichtungen die Stelle des Biſchofs vertrit. Auch den preußiſchen Superintendenten wird dieſer Name beigelegt, aber freilich nicht im eigentlichen Sinne, weil die evangeliſche Kirche kein Prieſterthum anerkennt. Erzſtift, Hochſtift, ein Bisthum oder eine biſchöfliche Kirche und deren Sprengel.

Erzählung iſt die Mittheilung einer wirklichen oder erdichteten Begebenheit. Der Gegenſtand der Erzählung wird daher immer

als etwas Vergangenes angeſehen, und unterſcheidet ſich dadurch von der Beſchreibung. Der Erzählende will das Geſchehene einem Andern mittheilen, der davon noch nichts weiß, oder er will ihm davon genauere Kenntniß verſchaffen, oder ihn an das Gewußte erinnern, oder durch die Darſtellung ſelbſt ein beſtimmtes Urtheil, oder eine Entſchließung bei Andern hervorbringen. Von dieſen Zwecken und von der Angemeſſenheit der Erzählung (Wahrheit) nach Urſprung, Entwickelung und Wirkung der erzählten Begebenheit, hängt die Beſchaffenheit der Erzählung, ſo wie der Werth derſelben im gemeinen Leben überhaupt ab. Und damit hängt zuſammen, ob der Erzählende ſie ſelbſt oder von andern erfahren hat, weil im erſtern Falle der Bericht gewöhnlich vollſtändiger und genauer iſt. Die Unterſuchung der Wahrheit unterliegt den Grundſätzen der hiſtoriſchen Kritik (ſ. Geſchichte, Hiſtorie). Aber oft iſt auch die Uebung im Vortrag, ferner die Beluſtigung und Unterhaltung Anderer durch die Mittheilung Zweck, und hier kommt es nicht ſowohl auf Wahrheit, ſondern hauptſächlich auf die Form der Mittheilung, und im letztern Fall insbeſondere auf das damit verbundene Intereſſe, welches man durch geiſtreiche Darſtellung einem ſelbſt erdichteten Gegenſtande zu geben weiß, an. In beiden Fällen unterſcheidet man das Erzählen von dem bloßen Herzählen, d. i. von dem ungeordneten, unverbundenen Aufzählen der Umſtände der Begebenheit, nach äußerer Folge. Die wahre Erzählung ſoll eine Begebenheit deutlich und vollſtändig mittheilen. Klarheit, Objectivität und innerer Zuſammenhang der wirkenden Umſtände ſind daher Haupterfoderniſſe derſelben. Dies gilt in noch höherm Grade von der poetiſchen Erzählung, als vollendeter, d. i. lebendiger und anſchaulicher Darſtellung einer äſthetiſchen Idee, unter der Form einer Begebenheit oder Handlung. Unter dieſen Begriff gehört nicht blos die in Verſen oder in Proſa abgefaßte Erzählung von geringerm Umfange und Gegenſtande, welche gewöhnlich vorzugsweiſe poetiſche Erzählung genannt wird; ſondern auch das große epiſche Gedicht (ſ. Epos), und der von jenem ſonſt unterſchiedene Roman. Was die Gegenſtände der Erzählung ſelbſt anlangt, ſo umfaßt dieſelbe nicht blos menſchliche Handlungen und Schickſale, ſondern auch Wunderereigniſſe und Wunderwirkungen, welche mit dem Menſchenleben in Beziehung geſetzt werden; und ſie iſt um ſo reichhaltiger an jenen, je größer die Scene und der Zeitraum ſind, welche ſie umfaßt. Vermöge jenes Begriffs aber wird zu jeder poetiſchen Erzählung erfodert, 1. ein poetiſches Ereigniß, d. h. eine Reihe von Erſcheinungen und Veränderungen, welche, durch eine zum Grunde liegende Idee verbunden, ein Ganzes bilden, worin ein individuelles und an ſich vollkommenes Bild des Menſchenlebens dargeſtellt werden kann. Man nennt dies auch die Fabel der Erzählung, und es ergiebt ſich hieraus von ſelbſt, daß dieſer Stoff der poetiſchen Erzählung nicht ſchlechthin aus gemeinen Verhältniſſen des täglichen Lebens, oder aufgerafften hiſtoriſchen Thatſachen beſtehen könne. Im Allgemeinen kann die Fabel der Erzählung ſowohl aus Verhältniſſen und Lagen, als aus dem freien Willen der Perſonen entſpringen; da aber in der erzählenden Darſtellung die Handlung als Geſchehenes und ſchon Vollendetes vorgeſtellt wird, ſo erſcheint ſie mehr als Begebenheit, und der Menſch abhängig von der äußern Ordnung, in welche er geſtellt wird. Hier wird daher die Freiheit weniger, als das Schickſal und ſelbſt der Zufall wirken. Die Haupterfoderniſſe einer guten Fabel ſind: anziehende Perſonen, Lagen und Verhältniſſe, und eine anziehende, abwechſelnde Folge der

Veränderungen, was man auch den Verlauf der Begebenheit nennt; und eine Verſchiedenheit der Erzählungen in dieſer Hinſicht beſteht auch darin, daß das Intereſſe derſelben bald mehr auf den Perſonen, und zwar ihrer Eigenthümlichkeit (Charakter) und ihren Schickſalen, bald mehr auf den Verhältniſſen, in welchen ſie auftreten und auf dem Verlauf der Handlung (Fabel im engern Sinne) liegt, obwohl beide ſich gegenſeitig beſtimmen und in Uebereinſtimmung ſtehen müſſen. Dem Umfange der Handlung und der Menge der Charaktere nach, kann die Erzählung einfach oder zuſammengeſetzt ſein. Im letztern Falle vorzüglich wird ein poetiſcher Gegenſatz, d. h. Verſchiedenartigkeit der Charaktere gefodert. Bei dem Verlauf der Handlung aber laſſen ſich die Entſtehung oder Anlage, die Verwickelung und die Auflöſung oder Entwickelung unterſcheiden. Auch bei einer zuſammengeſetzten Fabel muß jedoch die Verwickelung noch zu überſehen ſein, ſich in einem klaren Bilde zuſammenfaſſen laſſen, und die Nebenhandlungen (Epiſoden) dürfen, dem allgemeinen Geſetze eines organiſchen Ganzen gemäß, die Aufmerkſamkeit auf die Haupthandlung nicht vernichten, ſondern müſſen zur Entwickelung und Vollſtändigkeit des Ganzen hinwirken. In dieſem Allen nun zeigt ſich 2. die poetiſche Darſtellung, welche hauptſächlich in der klaren und lebendigen Entwickelung des allmälig Geſchehenen, mithin zugleich in der Anordnung der erfundenen Charaktere, Verhältniſſe und Lagen ſichtbar wird. Hiedurch iſt jedoch nicht gefodert, daß der Erzähler immer mit dem eigentlichen Anfange der Begebenheit anfangen müſſe, denn oft iſt dieſes das unbedeutendſte; oft fängt im Gegentheil der erzählende Dichter mit einem Momente der Handlung an, der den Leſer oder Zuhörer ſogleich in die Mitte derſelben verſetzt, und begierig macht, Anfang und Entwickelung weiter zu erfahren; wiewohl wir dieſes darum nicht als nothwendige Regel jeder Erzählung anzuſehen haben. Die Folge der Vorfälle und Veränderungen iſt hier alſo keine chronologiſche oder blos logiſche, ſondern durch den Zweck einer poetiſchen Darſtellung beſtimmt. Sie hängt ſonach von der Anſchaulichkeit und Lebendigkeit der Darſtellung ab. Erſtere fodert eine klare Ueberſicht der Ereigniſſe, wozu auch natürliche Abtheilungen und Ruhepunkte dienen. Hier darf aber das Eigenthümliche der erzählenden und epiſchen Darſtellung nicht überſehen werden, welches ſie von der dramatiſchen Darſtellung unterſcheidet. Da nämlich der Erzählende ſeinen Gegenſtand als vergangen betrachtet, ſo verweilt er mit größerer Ruhe auf demſelben. Daher iſt der Erzählungsſtyl ruhiger und ausführlicher, als der dramatiſche und lyriſche, obwohl er weder die Erhebung des Gefühls ausſchließt, noch in Geſchwätzigkeit fallen darf. Er ſchildert die Gegenſtände objectiver, d. h. unabhängiger von den Eindrücken, welche der Handelnde oder leidenſchaftlich Bewegte von ihnen empfängt. Auch hat der erzählende Dichter darum einen größern und freiern Spielraum, denn er ſtellt für die Einbildungskraft, der dramatiſche Dichter zunächſt für den Sinn dar. Was aber die mit Anſchaulichkeit verbundene Lebendigkeit der Darſtellung betrifft, ſo beſteht ſie in der das Gefühl erregenden Entwickelung anziehender Gegenſtände, und ſie iſt es eben, deren Wirkung die fortdauernde Theilnahme iſt, welche der Leſer oder Zuhörer an dem Erzählten nimt. Dieſe fortdauernde Theilnahme äußert ſich durch Beſorgniſſe des Leſers für die Perſonen, Mitfreude und Mitleid bei ihren Schickſalen, und die geſpannte Aufmerkſamkeit auf die zukünftige Entwickelung, welche am Ende der Erzählung liegt; und ſie wird am ſicherſten anhalten, wenn die Thatſachen ſich mit Möglichkeit,

bedingt durch die Charaktere und den Ton des Ganzen, leicht und natürlich an einander reihen. Wenn wir übrigens von der höchſten Art des erzählenden Gedichts, dem Epos, abſehen, und bei der poetiſchen Erzählung im engern Sinne, welche Ereigniſſe und Vorfälle aus dem Leben einzelner Perſonen zum Gegenſtande hat, ſtehen bleiben, dergleichen z. B. gewiſſe Novellen ſind, ſo können ſie, wie der Roman, ſich dem dramatiſchen durch dialogiſche Form, dem lyriſchen durch die Briefform annähern, die Grundform aber bleibt die monologiſch erzählende. Dem Tone und Zwecke nach giebt es nicht nur ernſthafte und komiſche Darſtellung, zu welcher letztern auch die humoriſtiſche gehört, und die ſatyriſche gehören kann, ſondern auch idylliſche und naive, romantiſche und phantaſtiſche (wohin das Märchen gehört), bürgerliche und pſychologiſch-ſentimentale Erzählungen. In der einen Art wird ſich mehr die Phantaſie, in der andern mehr die Weltlebenskenntniß des Erzählers zeigen. Von dem Roman unterſcheidet ſich aber die poetiſche Erzählung im engern Sinne, wenn nicht durch die Verſification, doch gewöhnlich durch geringern Umfang und Mangel an Epiſoden, daher ſie ſich nicht auf das ganze Leben einer Perſon erſtreckt. Indeſſen giebt es auch hier Uebergänge. Eben ſo grenzt die verſificirte Erzählung, die oft nur die äußere poetiſche Form (Rhythmus und Reim) von der Dichtkunſt entlehnt, um dem erzählten Stoffe dadurch eine wirkſamere Faſſung zu geben, an verſchiedene andere Dichtungen, wie z. B. eines Theils an das größere, romantiſche Epos, andern Theils an die Legende, Ballade, das Idyll ꝛc. Die gewöhnlichen Formen für dieſelbe ſind freie gereimte Jamben, mit Dactylen vermiſchte Oktaven ꝛc. Unter den kleinern Erzählungen der Italiener nennen wir die von Boccaccio, Taſſoni, Berni, Caſti ꝛc.; unter denen der Engländer ſind die von Chaucer, Dryden, Prior, Pope, Walter Scott, Byron ꝛc., unter denen der Franzoſen die von Marot, Lafontaine, Moncrif, Piron, Grécourt, Greſſet, Florian, Dorat, Boufflers und Marmontel, der jedoch nur durch ſeine Erzählungen in Proſa bekannt iſt, und unter den deutſchen Erzählungen die von Leſſing, Wieland, von Thümmel, Schilling, Schulz, Lafontaine, Huber, St. Schütz, Steigenteſch, Fouqué, Conteſſa, Pfeffel, Langbein, Kleiſt, Kind (beſonders die metriſchen) ausgezeichnet. — Da im Drama nicht alles vergegenwärtigt werden kann, ſo trit oft auch die Erzählung in daſſelbe ein, aber dies muß vorſichtig und ſparſam geſchehen, wenn nicht das dramatiſche Intereſſe geſchwächt werden ſoll. Wo aber die Erzählung im dramatiſchen Gedichte nothwendig iſt, da bezieht ſie ſich gewöhnlich auf eingreifende Vorgänge, und muß lebhafter dargeſtellt und vorgetragen werden, als die gewöhnliche Erzählung, weil wir hier gewöhnlich auch die Einwirkung des Ereigniſſes auf den Erzählenden wahrnehmen ſollen. T.

Erzämter, ſ. Erz.

Erzbiſchof, derjenige Biſchof, unter deſſen Kirchenregierung mehrere biſchöfliche Sprengel ſtehen. Das erzſtiftiſche Capitel wählt ihn zu dieſer Würde, deren Entſtehung in die erſten Zeiten des Chriſtenthums fällt, wo ſich, zur Berathung über kirchliche Gegenſtände, die Biſchöfe und andere Geiſtliche bei dem Biſchof der Hauptſtadt verſammelten, dem ſie dabei den Vorſitz und andere Ehrenrechte zugeſtanden. Zugleich erhielt er als Auszeichnung den Namen Erzbiſchof, oder von ſeinem Aufenthaltsorte den Namen Metropolit, welchen die morgenländiſche Kirche beibehalten hat. Die Synode zu Antiochia legte ihm ſchon im Jahr 341 die Oberaufſicht über geſammte Sprengel,

die man ſeine Provinz nannte, und den Rang über die Geiſtlichkeit derſelben bei, die in wichtigen Fällen ſein Gutachten einzuholen hatte. Nach und nach entſtanden aus dieſen Ehrenvorzügen noch andere Vorrechte und eine förmliche Gerichtsbarkeit. Von dieſen Vorrechten aber behielt ſich ſeit dem 9. Jahrh. die meiſten der Papſt vor, ſo daß nur noch übrig blieben: die Gerichtsbarkeit über die Suffraganbiſchöfe in erſter Inſtanz in nicht peinlichen Fällen, und über deren Unterthanen in der Appellationsinſtanz; das Recht der Zuſammenberufung einer Provinzialſynode (welches alldreijährig wenigſtens einmal geſchehen ſoll) und der Vorſitz in derſelben; die Oberaufſicht und der Vorrang über die Biſchöfe ſeiner Provinz; die Viſitation ſeiner Provinz; die Sorge für die Beobachtung der Kirchengeſetze und Abſtellung eingeſchlichener Mißbräuche; die Ertheilung der Indulgenz; das Devolutionsrecht, d. h. das Recht, erledigte Pfründen zu vergeben, wenn es vom Biſchof und Capitel binnen der vorgeſchriebenen Zeit nicht geſchieht; die Vortragung des Kreuzes in allen Theilen der Provinz (es wäre denn der Papſt ſelbſt oder ein Legatus a latere gegenwärtig), und das erzbiſchöfliche Pallium (ſ. d. Art.).

Erzgebirge (in Sachſen) auch das Gebirge, einer von den fünf Kreiſen des Königreichs Sachſen, welcher an Böhmen grenzt, und deſſen Flächeninhalt mit Inbegriff der ſchönburgiſchen Herrſchaften auf 121 Q. M. und die Volksmenge zwiſchen 450 bis 500,000 Seelen angegeben wird. Der Hauptreichthum deſſelben iſt der Bergbau, mit welchem ſich mehr als 12,000 eigentliche Bergleute beſchäftigen, und es iſt bekannt, wie wichtig mehrere der Bergſtädte: Freiberg, Annaberg, Schneeberg u. a. m. durch die Nähe der ergiebigen Silber- und Zinngruben, der Schmelz- und Hüttenwerke, der Arſenik-, Blaufarbenwerke u. ſ. f. geworden ſind. Auch der Flachsbau iſt hier ſehr vorzüglich, und in neuern Zeiten hat man angefangen, Getreide, vorzüglich aber Kartoffeln und Hafer mit Vortheil zu bauen. Die Viehzucht iſt ebenfalls ſehr gut. Das Gebirge iſt der Hauptſitz des ſächſiſchen Manufacturweſens. Wem ſind nicht die Spitzenklöppeleien, eine der bedeutendſten Erwerbsarten der gebirgiſchen Bewohner, von denen Annaberg der Hauptſitz iſt, bekannt. Die Flachs- und Wollſpinnereien, die Baumwoll-, die Strumpf- und Zwirnfabriken, die Bleichen, die Cattun- und Tuchmanufacturen, die Gewehr- und Nadelfabriken, die Gold- und Silbertreſſenfabriken (zu Freiberg u. ſ. w.), kurz, alles beurkundet die Betriebſamkeit der Bewohner des Erzgebirges, ſo wenig auch ein Theil von ihnen in anderer Hinſicht von der Natur begünſtigt iſt, und ſo ſparſam namentlich das Getreide erzeugt wird. Eine der rauheſten und wildeſten Gegenden dieſer Art, wo der Ackerbau beinahe ganz aufhört, und man nichts als düſtre Waldungen hat, iſt Johann-Georgenſtadt. Zugleich verdient auch der ſogenannte kleine oder ſächſiſche Fichtelberg, welcher bei Oberwieſenthal 3731 Fuß über die Meeresfläche emporſteigt, und in Sachſen die größte Höhe iſt, Erwähnung. Alles was chemiſch einer Veredlung fähig iſt, iſt von der ſächſiſchen Induſtrie eben ſo fleißig als jede in dieſem Lande mögliche Manufactur benutzt worden. Deſto weniger kann man aber auf induſtrielle Benutzung der Steine zum nützlichen Umwandeln und Gebrauch der Menſchen.

Erziehung hat ihren Namen aus der Pflanzenwelt entlehnt. Man zieht junge Bäume, wenn man ſie in einen ihrer Natur angemeſſenen Boden ſetzt, ihnen die gehörige Nahrung giebt, und ſie durch Richten, Beſchneiden, Pfropfen u. ſ. w. in dem Grunde veredelt, als

es die Geſetze der Pflanzenwelt zulaſſen. Auf ähnliche Weiſe kann man auch Thiere und Menſchen ziehen oder erziehen. Der letzte Ausdruck wird von Menſchen vorzugsweiſe gebraucht, weil er das vom Staube der Erde in die Höhe Ziehen charakteriſtiſcher bezeichnet. Der Menſch iſt nämlich vermöge ſeiner urſprünglichen Anlagen Bürger zweier Welten, der Erde und des Himmels, d. h. der Sinnenwelt und der Vernunftwelt. In beiden ſoll er leben und wirkſam ſein. Seine urſprünglichen Anlagen ſind aber bei ſeiner Geburt kaum bemerkbar, und müſſen erſt durch die Erziehung entfaltet werden. Das zu erziehende Subject iſt alſo das Kind, d. h. der unerwachſene, unmündige, unreife Menſch; das erziehende der erwachſene, mündige, reife Menſch. Dieſer ſoll auf jenen zweckmäßig einwirken, damit er gleichfalls ein reifer Menſch werde. Reif iſt aber der Menſch, wenn ſeine urſprünglichen Anlagen dergeſtalt entwickelt und ausgebildet ſind, daß er nun im Stande iſt, an eben dieſer Entwickelung und Ausbildung mit freier und ſelbſtändiger Thätigkeit fortzuarbeiten, oder ſein eigener Erzieher zu werden. Denn da der Menſch einer unendlichen Vervollkommnung fähig iſt, ſo giebt es keinen Punkt für ihn, wo er in der Entwickelung und Ausbildung ſeiner Anlagen ſtehen bleiben müßte. Daher wird der Menſch fortwährend erzogen, theils durch andere Menſchen, theils durch ſich ſelbſt, theils endlich durch alles, was ihn von außen umgiebt und auf ihn einwirkt, um ihn zur Thätigkeit und Kraftübung zu reizen. Unter Erziehung im eigentlichen Sinne iſt jedoch blos zu verſtehen die naturgemäße Einwirkung erwachſener Menſchen auf Kinder, um in dieſen die urſprünglichen Anlagen der Menſchheit bis zu dem Grade zu entwickeln und auszubilden, daß ſie an ihrer eigenen Vervollkommnung ohne fremde Leitung mit Sicherheit arbeiten können. Durch dieſen Begriff von der Erziehung iſt zugleich ihr Zweck beſtimmt, der nicht blos moraliſch, ſondern auch phyſiſch iſt, nicht blos das Bürgerthum des Menſchen, ſondern das ganze Menſchenthum ſelbſt umfaßt. Die Erziehung ſoll das Kind in jeder möglichen Hinſicht zum Menſchen zu bilden ſuchen, ſo daß es, der Zucht entlaſſen, ſich ſelbſt beliebig fortbilden und in jedes wahrhaft menſchliche Verhältniß, alſo auch in das bürgerliche, ohne welches Menſchen nicht vernunftmäßig beiſammen leben würden, eintreten könne. Die Erziehung umfaßt daher auch den Unterricht als Mittel zum Zweck. Denn durch den Unterricht ſoll vornehmlich das Erkenntnißvermögen nach ſeinen verſchiedenen Zweigen entwickelt und ausgebildet werden (ſ. Erkenntniß). Die Erziehung wird eingetheilt in die körperliche und geiſtige, die natürliche (phyſiſche) und ſittliche (moraliſche), die häusliche und öffentliche. Keine derſelben darf einſeitig oder ausſchließend empfohlen und betrieben werden. Nur aus ihrer zweckmäßigen Verbindung geht eine möglichſt vollkommene Erziehung hervor. Ein für die Erziehung der Jugend ausſchließlich oder wenigſtens vorzugsweiſe beſtimmter und eingerichteter Ort heißt eine Erziehungsanſtalt, und wenn dabei hauptſächlich auf den Unterricht geſehen wird, eine Schule. Der wiſſenſchaftliche Inbegriff der Regeln der Erziehung heißt Erziehungswiſſenſchaft, und die Geſchicklichkeit in der Ausübung dieſer Regeln, Erziehungskunſt. Beides heißt auch mit einem aus der griechiſchen Sprache entlehnten Worte Pädagogik. Eben daher heißt der Erzieher ein Pädagog, und eine Erziehungsanſtalt ein Pädagogium. Die Erziehungswiſſenſchaft hat es vornehmlich mit Ausmittelung der beſten Erziehungsweiſe zu thun. Unter den Alten haben ſich beſonders Plato, Ariſtoteles und Plutarch, unter den Neuern Vittorino von Feltre, Rouſſeau, Baſedow, Rochow,

Reſewitz, Campe, Salzmann, Olivier und Peſtalozzi, theils als pädagogiſche Schriftſteller, theils als practiſche Erzieher mit Auffindung jener Methode beſchäftigt. Auch hat ſich Niemeyer durch die Herausgabe ſeiner Grundſätze der Erziehung und des Unterrichts für Aeltern, Hauslehrer und Schulmänner, wovon bereits mehrere Auflagen erſchienen ſind, ein nicht geringes Verdienſt um die Pädagogik erworben, indem er nicht nur die bewährteſten pädagogiſchen Regeln und Hülfsmittel nach einem guten Plane zuſammengeſtellt, ſondern auch die verſchiedenen Erziehungsweiſen nach ihrer practiſchen Anwendbarkeit mit vorſichtiger Ueberlegung geprüft hat. Weilers und Herbarts Schriften, Schwarz Erziehungslehre (4 Thle. Leipz. 1802 und ff.) und J. J. Wagners Philoſophie der Erziehungskunſt (Leipz. 1802. 8.) haben viel Eigenthümliches; noch origineller iſt J. Pauls treffliche Levana oder Erziehungslehre, von welcher kürzlich eine zweite Auflage erſchienen, und Graſers Divinität (2 Thle. Hof 1811. 8.). (S. übrigens Menſchenbildung.) In beſonderer Beziehung auf dasjenige, was der Staat und deſſen höhere Beamten für das Erziehungsweſen zu thun haben, dürften damit noch folgende zwei Schriften zu verbinden ſein: Zachariä, über die Erziehung des Menſchengeſchlechts durch den Staat, Leipz. 1802. 8., und Krug, der Staat und die Schule. Leipz. 1810. 8. D.

Erziehung (phyſiſche), des Menſchen, ſoll ſich damit beſchäftigen, die körperliche naturgemäße Ausbildung des Menſchen zu befördern. Sie hat daher alle Hinderniſſe, welche der Thätigkeit der Natur entgegenſtehen, zu beſeitigen, und das, was die Geſundheit des Kindes erhalten und befeſtigen, was ſeine körperlichen Anlagen entwickeln kann, zu befördern. Wird dies vernachläſſigt, ſo wird oft die Ausbildung des Körpers verhindert, oder ihr eine ſo ſchiefe Richtung gegeben, daß ſie mehr zum Nachtheil wirkſam iſt, und daß durch ungleiche Vertheilung ihrer Thätigkeit Störung in der harmoniſchen Wirkung der Syſteme des Körpers, und dadurch wirkliche Krankheiten, oder doch Anlagen zu künftigen Uebeln in ſpätern Jahren erzeugt werden. Jede vernünftige Theorie der phyſiſchen Erziehung muß auf ein richtiges Studium der Natur des Kindes gebaut ſein, und daher vor allem auf die Eigenheiten des kindlichen und jugendlichen Alters, auf die Perioden des Wachsthums der Kindheit, und dann auf die beſondere Beſchaffenheit und Anlage eines Kindes Rückſicht nehmen. (S. d. Art. Alter.) Die der körperlichen Ausbildung oft entgegenſtehenden Hinderniſſe liegen theils in einer fehlerhaften Leibesbeſchaffenheit des Kindes, erblicher Anlage zu Krankheiten, in den Perioden der Entwickelung, beſonders der Zahnbildung und der Mannbarkeit, theils in den Verhältniſſen des gemeinen Lebens, z. B. in Gewohnheiten, in der Erziehungsweiſe, in Vorurtheilen und irrigen Meinungen, in Armuth oder Ueberfluß, Zwang der Stände u. a. m.; endlich in äußern unausweichlichen Einflüſſen, vorzüglich der Witterung und Ortsbeſchaffenheit. Daher muß, um von jedem ein Beiſpiel anzuführen, wenn das Kind kränkliche Anlage hat, dieſer beſonders durch Diät entgegengearbeitet werden. Die Zahnperiode iſt oft ſchwer und ſetzt ein Kind in der Ausbildung zurück, daher der Ausbruch der Zähne befördert werden muß. Manche haben Anlage zur Vollblütigkeit, welche der Lunge Gefahr droht, und daher zeitig genug beſchränkt werden muß. Unter die ſchädlichen Gewohnheiten gehört der Mißbrauch der Mehlſpeiſen bei den Kindern, das zu warme Verhalten des Kopfes u. a. m. Aeußere Einflüſſe endlich können durch zu große Wärme oder

Kälte, ſchlechte Luft u. ſ. w. die Geſundheit des Kindes und deſſen phyſiſche Ausbildung ſtören; theils muß daher das Kind dagegen geſchützt, theils aber auch ſpäterhin allmälig daran gewöhnt werden. Eine gute phyſiſche Erziehung muß aber auch die körperliche Ausbildung zu befördern ſuchen, indem ſie alles anwendet, was die harmoniſche Entwickelung der verſchiedenen Thätigkeiten des Körpers und die Erhaltung der Geſundheit, Feſtigkeit und Ausdauer gegen ſchädliche Einflüſſe befördern kann. Die Hauptpunkte einer zweckmäßigen phyſiſchen Erziehung ſind daher folgende: 1. Gleichmäßige und rechtzeitige Bildung aller körperlichen Anlagen und Thätigkeiten; daher kein Syſtem des Körpers vor dem andern begünſtigt, keines vernachläſſigt werden darf. Bei dem Kinde herrſchen die Thätigkeiten des Unterleibes, die Verdauung, Einſaugung u. ſ. w. vor; man darf daher durch Ueberfüllung mit Nahrungsmitteln, durch öftern Gebrauch der Laxirſäftchen u. dgl. die Thätigkeit dieſer Syſteme nicht noch mehr reizen. Dagegen muß frühzeitig angefangen werden, das Hautſyſtem in angemeſſener Thätigkeit zu erhalten. Dazu werden tägliches Waſchen, öftere Waſſer- und Luftbäder, gelindes Reiben der Haut, zweckmäßige, dem Zugang der Luft nicht ganz hinderliche Kleidung erfodert. Schon um der Reinlichkeit willen iſt öfteres Waſchen und Baden des Kindes eine Hauptſache in der phyſiſchen Erziehung; allein auch die Haut zu ihren Verrichtungen zu ſtärken, einen gehörigen Grad von Empfindlichkeit in derſelben zu erhalten, iſt für das Beſtehen der Geſundheit von größter Wichtigkeit, indem Schwäche und zu groſe Empfindlichkeit der Haut, welche, ſeitdem wir von Kindheit an die Hautpflege vernachläſſigt haben, allgemeiner Fehler geworden ſind, ſo leicht Störung ihrer Geſchäfte und viele Kränklichkeiten zur Folge haben. 2. Frühzeitige Gewöhnung an Ordnung. Die ganze Natur beobachtet in ihren Erſcheinungen im lebenden Körper pünktliche Ordnung und höchſte Zweckmäßigkeit. Auch das Kind muß von den erſten Tagen an daran gewöhnt werden; alle Geſchäfte des Organismus gehen dann leichter und ungeſtörter von Statten. Alſo im Eſſen und Trinken, Schlafen und Wachen, Abwartung der Ausleerung u. ſ. w. werde der Menſch zur Ordnung erzogen. Die Erfahrung lehrt auch durch ihren Erfolg den Vortheil und die Nothwendigkeit davon. Jede Unordnung ſtört das Ganze, jede Thätigkeit außer der Ordnung angeſtrengt (z. B. Verdauung u. ſ. w.) erfodert mehr Kraftaufwand. Unordentliche Menſchen werden ſelten alt; die Störung der Harmonie ihrer körperlichen Verrichtungen reibt ſie bald auf. Alte Perſonen ſind immer ſehr an Ordnung gewöhnt. 3. Schutz gegen äußere Einflüſſe, aber auch allmälige Gewöhnung an dieſelben. Nicht alle äußern Einflüſſe ſtehen in unſerer Gewalt, vielen können wir nicht, oder doch nicht gänzlich entgehen, beſonders den atmoſphäriſchen, Hitze und Kälte u. ſ. w. Wir müſſen daher ſuchen, den Körper mit ihnen vertraut und dadurch ihre Einwirkung weniger ſchädlich zu machen. Daher Gewöhnung an die Abwechſelung der freien Luft, täglicher Genuß derſelben und öfterer Aufenthalt in ihr, leichte, nicht zu warme Kleidung, Abhärtung gegen Hunger und Durſt u. ſ. w. nothwendig iſt. Nur darf die Abhärtung nicht in zu plötzlichen Uebergängen und nicht im Uebermaß geſchehen. 4. Frühzeitige Uebung der körperlichen Kräfte und Bewegung des Körpers. Vorzüglich nützlich ſind daher die gymnaſtiſchen Uebungen zur Entwickelung der körperlichen Gewandtheit und Stärke, und ſelbſt zur Erhaltung und Dauerhaftigkeit der Geſundheit, welches die ältern Völker, beſonders die griechiſchen, ſo gut wußten als wir, aber

beſſer befolgten. Man laſſe von der erſten Kindheit an den Menſchen ſeine Glieder mehr gebrauchen, das Kind lieber auf der Erde ſich wälzen, als beſtändig getragen werden. Späterhin laſſe man ſie, nach Verhältniß des Alters und der Gelegenheit, alle gymnaſtiſchen Uebungen vornehmen: ringen, laufen, klettern, werfen, baden, ſchwimmen u. ſ. w. 5. Vermeidung einer zu frühen Geiſtesbildung. Wird der Geiſt zu früh angeſtrengt, ſo geſchieht es nur auf Koſten der körperlichen Ausbildung. Iſt der Körper geſund und gedeihlich herangewachſen, ſo hat die Empfänglichkeit des Geiſtes eben dadurch auch gewonnen, und das Lernen geht dann um ſo geſchwinder, ſo daß gar nichts dabei verſäumt wird. Vor dem ſiebenten bis achten Jahre ſollte man kein Kind zum eigentlichen Lernen anhalten.

Eſchenbach (Wolfram von), deſſen Blüthe in die erſte Hälfte des 13. Jahrh. fällt, iſt unter allen Dichtern des ſchwäbiſchen Zeitraums (Minneſänger) nicht allein einer der fruchtbarſten, ſondern überhaupt der vorzüglichſte. Reich und neu in der Darſtellung, und ein gewandter und zierlicher Meiſter der Sprache und des Versbaues, erhebt er ſich zu einer bedeutenden epiſchen Höhe. Von ſeinen perſönlichen Umſtänden wiſſen wir nicht mehr, als daß er aus einem adeligen Geſchlechte, wahrſcheinlich aus der Oberpfalz, ſtammte. Er empfing zu Henneberg den Ritterſchlag, und brachte ſein Leben auf Ritterzügen zu, wobei er von ſeinem Dichtertalente und der Freigebigkeit der Fürſten lebte. Gegen das Ende ſeines Lebens zog er ſich auf den Wohnſitz ſeiner Väter zurück, und wurde in der Frauenkirche des Marktes Eſchenbach begraben. Wahrſcheinlich hat er das J. 1207 überlebt. (S. über ihn das Muſeum für altdeutſche Literatur und Kunſt, herausgegeben von Hagen, Docen und Büſching, im 1. Bde.) Seine Gedichte ſind theils von eigener Erfindung, theils nach franzöſiſchen und provenzaliſchen Muſtern gearbeitet. Die vorzüglichſten ſeiner zahlreichen Werke ſind: der Parcival, der Titurell oder die Pfleger des Graals, der trojaniſche Krieg, Wilhelm von Oranſe, und Gottfried von Bouillon. Der Parcival und Titurell ſind 1477 gedruckt.

Eſchenburg (Johann Joachim), herzogl. Geheim. Juſtizrath und Profeſſor am Carolinum zu Braunſchweig, geb. 1743 zu Hamburg, geſt. 1820, gehörte zu den ausgezeichneten Literatoren Deutſchlands. Seine erſte Bildung erhielt er auf dem Hamburger Johanneum; hierauf in Leipzig, wo Erneſti, Gellert, Morus und Clodius ſeine Lehrer waren, dann unter Heyne und Michaelis in Göttingen ſtudirend, kam er ſpäter durch Verwendung des Abts Jeruſalem und deſſen Sohnes als Hofmeiſter nach Braunſchweig, woſelbſt er dann in der Folge die durch des Dichters Zachariä Tod erledigte Profeſſur am dortigen Carolinum erhielt, welche Stelle er auch bis an ſeinen Tod bekleidete. Vorzüglich verdankt Deutſchland ihm die nähere Bekanntſchaft vieler guten engliſchen Schriftſteller in Kunſtſachen, wie z. B. Brown, Webb, Burney, Fuesly und Hurd, die von ihm überſetzt und mit zum Theil ſehr lehrreichen Zuſätzen und Erläuterungen bereichert worden ſind. Auch gab Eſchenburg zu verſchiedenen Zeiten in eigenen Zeitſchriften und Magazinen Bericht von den neueſten und bemerkenswertheſten Erſcheinungen in der engl. Literatur, wodurch die Liebe und Anerkenntniß zu den Geiſtesſchätzen dieſes Inſelvolkes mächtig unter den Deutſchen gefördert wurde. Das größte Verdienſt erwarb er ſich aber durch ſeine Uebertragung des Shakeſpeare. Wenn ſchon hierin nicht der Erſte, indem Wieland bereits vor ihm Aehnliches begonnen hatte, bleibt ihm doch noch immer, und nachdem ſo viele an-

dere treffliche Verdeutſchungen des großen Tragikers angefangen worden ſind, das Verdienſt, der vollſtändigſte zu ſein, und ſeine Ueberſetzung der ſämmtlichen Werke des Dichters wird bis dieſen Augenblick noch geſucht, obſchon ihr der Schmuck der Metrik und die haarſpaltende wörtliche Genauigkeit abgeht, die einige andere zieren, aber auch zugleich durch letztere manchen deutſchen Leſer zurückſchrecken; auch ſtanden ihm bei Anfertigung derſelben, durch ſeine vielfachen literariſchen und geſelligen Verbindungen, Hülfsmittel zu Gebote, die nicht leicht ein Anderer in dieſem Maße haben dürfte, und ſeine eigene Bibliothek enthielt, ſchon vor beinahe 20 Jahren, blos in Bezug auf Shakeſpeare, mehr als 400 Bände, Kupferwerke und andere verſinnlichende Erläuterungen nicht mit gerechnet. Uebrigens wird die von ihm von 1798 bis 1806 in 12 Bänden herausgegebene verbeſſerte zweite Auflage von mehreren Literatoren hinter die erſte geſetzt. Ein bleibendes Verdienſt erwarb ſich Eſchenburg auch noch durch die Herausgabe ſeiner am Carolinum gehaltenen Lehrvorträge, ſeiner Theorie und Literatur der ſchönen Wiſſenſchaften, ſeinem Lehrbuche der Wiſſenſchaftskunde und ſeinem Handbuche der klaſſiſchen Literatur. Im Umgange war er höchſt liebenswürdig, und trotz der ihm zuweilen entſchlüpfenden Satyre, doch allgemein beliebt. Drei Jahre vor ſeinem Ende feierte er noch ſein 50jähriges Amtsjubiläum. Seit 1787 verwaltete er das Directorium des Braunſchweigiſchen Intelligenzblattes, in welchem letztern er in früherer Zeit manche lehrreiche und allgemeinnützige Aufſätze abdrucken ließ. Eſchenburg war auch noch Senior des Cyriacus-Stiftes in Braunſchweig und Ritter des Guelfenordens. Im 6ten Supplementbande von Jördens Lexicon deutſcher Dichter und Proſaiſten findet ſich ein genaues Verzeichniß ſowohl aller ſeiner eigenen Werke, als ſeiner Ueberſetzungen und Herausgaben anderer Dichter früherer und ſpäterer Zeit, wie z. B. Burkard Waldi, Martin Opitz, Hagedorn, Ebert und Bürger.

Eſcoiquiz (Don Juan). Dieſer in der neueſten Geſchichte Spaniens berühmt gewordene Mann war 1762 in einer altadeligen Familie von Navarra geboren. Nachdem er ſeine Studien vollendet hatte, ward er Page Carls III. Aus Neigung zu den ernſten Wiſſenſchaften zog er den geiſtlichen Stand dem Militärdienſte vor, und empfing ein Canonicat des Stifts zu Saragoſſa. Seine liebenswürdigen Eigenſchaften erwarben ihm zahlreiche Freunde und Gönner am Hofe, und ſo fiel, als dem Prinzen von Aſturien ein Lehrer gegeben werden ſollte, die Wahl auf ihn. Er wußte bald die ganze Liebe des Prinzen zu gewinnen, für den er ſeiner Seits eine wahrhaft väterliche Zuneigung hegte. Die Freimüthigkeit, mit welcher er ſich 1797 und 1798 gegen den König und die Königin über die Leiden, welche auf Spanien laſteten, äußerte, zogen ihm die Feindſchaft des Friedensfürſten zu, welcher es endlich dahin brachte, daß er nach Toledo verwieſen wurde. Der Prinz verlor ſeinen geliebten Lehrer mit großem Kummer, und blieb durch einen geheimen Briefwechſel mit ihm in Verbindung. Eſcoiquiz ſuchte auch in der Verbannung durch verſchiedene Denkſchriften, die er dem Könige einſandte, dieſen über ſeinen Günſtling aufzuklären; aber umſonſt. Vielmehr gewann der Friedensfürſt bei dem Könige ein immer entſchiedeneres Uebergewicht über den Prinzen, welcher im März 1807 an Eſcoiquiz ſchrieb, daß er für ſeine Krone fürchte, und bei ihm Rath und Beiſtand ſuche. Sogleich begab ſich Eſcoiquiz nach Madrid, wo eben der Proceß vom Eſcurial Statt fand. Er vertheidigte den Prinzen auf das kräftigſte, und wirkte da-

durch entſcheidend auf die Meinung des Volks ein. Als im März 1808 Ferdinand VII. den Thron beſtiegen hatte, begnügte ſich Escoiquiz mit dem Amte und Titel eines Staatsraths. Er rieth zu der Reiſe nach Bayonne, begleitete Ferdinand VII. dahin, zeigte in den Unterredungen mit Napoleon, der ſeinen Einfluß kannte, und ihn daher vor allen bearbeitete, eben ſo viel Verſtand und Feſtigkeit, als Anhänglichkeit an ſeinen Fürſten, und rieth endlich dieſem, der Krone nicht zu entſagen, was auch erfolgen möchte. Indeß fand dieſe Entſagung doch Statt, und Escoiquiz folgte den Prinzen nach Valençai, ward aber bald von ihnen getrennt und nach Bourges verwieſen, wo er 4½ Jahr in der Zurückgezogenheit lebte. Erſt im Dec. 1813 kehrte er nach Valençai zurück, als die eingetretenen Umſtände Napoleon geneigt gemacht hatten, mit Ferdinand VII. und den Infanten ſich zu verſöhnen. Er nahm an allen Verhandlungen Theil, welche die Bourbons noch vor Napoleons gänzlichem Sturz wieder auf den ſpaniſchen Thron ſetzten. 1814 verließ er den Hof, und zog ſich nach Saragoſſa zurück. Man erfuhr bald, daß er in Ungnade gefallen ſei. Er wurde ſogar auf ſeines Königs Befehl gefangen geſetzt. Nach einiger Zeit ward er zurückgerufen, fiel aber zum zweiten Mal in Ungnade. Escoiquiz hat ſich auch als Schriftſteller bekannt gemacht, und unter andern Youngs Nachtgedanken und Miltons verlornes Paradies ins Spaniſche überſetzt. Am bekannteſten iſt ſeine Auseinanderſetzung der Gründe, welche Ferdinand VII. bewogen haben, ſich nach Bayonne zu begeben; ein wichtiger Beitrag zur Zeitgeſchichte. Er ſtarb in ſeinem Exil zu Ronde 1820.

Escorial (El Escurial), ein in der ſpaniſchen Provinz Segovia, in einer rauhen Gegend gelegener Flecken, 6½ Meile von Madrid, woſelbſt König Philipp II., wegen eines Gelübdes, nach dem bei St. Quentin 1557 erfochtenen Siege, jenes weltberühmte Kloſter und Schloß erbaute, welches man gewöhnlich unter dem Namen Escorial verſteht. Da die Schlacht von St. Quentin am 19. Auguſt, als dem Feſttage des heiligen Laurentius, gewonnen worden, ſo ward auch das Escorial dieſem Heiligen geweiht. Es enthält eine Menge von Gebäuden, Höfen und Gärten, die mit allem, was verſchwendriſche Pracht vereinigen kann, ausgeſtattet ſind. Zweihundert Mönche von dem Orden des heiligen Hieronymus bewohnen die Kloſtergebäude, und trieben ſonſt die einträglichſte Schafzucht. In der prachtvollen, nach dem Muſter der Peterskirche in Rom erbauten Hauptkirche, welche 24 Altäre und acht Orgeln in ſich faßt, befindet ſich unter dem hohen Altar eine Capelle, Pantheon genannt, das Begräbnißgewölbe der Regenten Spaniens. Ueber 50 Marmorſtufen führen hinab, und das Thor iſt ſehr künſtlich aus vergoldeter Bronce gearbeitet. Auch die Kuppel beſteht aus Bronze, und der Fußboden aus Jaspis und Marmor. Das prachtvoll geſchmückte Oratorium hat ein großes, ganz mit Diamanten und andern Edelſteinen geſchmücktes Crucifix. In der Mitte des koſtbaren Gewölbes ſteht ein großer maſſiv goldener Leuchter, und an den Wänden in 26 Niſchen, die aufs prächtigſte geſchmückt ſind, ſtehen eben ſo viel ſchwarze marmorne Todtenurnen, theils ſchon mit den ſterblichen Ueberreſten verſtorbener Könige und Königinnen Spaniens angefüllt, theils noch leer. Schon Carl V. machte den Entwurf zu dieſem Bau, und Philipp II., III. und IV. führten ihn aus; er ſoll 5 Millionen Ducaten gekoſtet haben. Philipp II. legte zugleich die berühmte Bibliothek des Escorial an, und ſein Sohn vermehrte ſie anſehnlich. Sie enthält große, zum Theil noch unbenutzte

und unbekannte handſchriftliche Schätze, wiewohl leider ein Theil derſelben durch einen Brand 1671 vernichtet ward. (Vergl. Caſiri.) Eine nähere Beſchreibung des ganzen Palaſtes, vielleicht des prächtigſten in der Welt, würde hier zu weit führen; es ſei genug, zu bemerken, daß die Pracht deſſelben der des Todtengewölbes in Nichts nachſteht.

Eskimo's, eine Völkerſchaft, die aus Grönland ſtammt (daher ſie denn auch mit den Grönländern einerlei Sprache hat) und die Küſten des nördlichen Labrador bewohnt. Die Eskimo's ſind von beſchränktem Geiſte, einer jedoch nicht gar zu häßlichen Geſtalt; beſonders klein ſind ihre Hände und Füße. Ihre natürliche Farbe iſt weiß, allein Unreinlichkeit und Thran läßt dieſe kaum erkennen. Sie führen ein höchſt ärmliches Leben, und nähren ſich von Fiſcherei und Jagd der Seewölfe. Die Weiber kleiden ſich gemeiniglich in Vogelhäute. Der Eskimo iſt der Wilde unter den Wilden. Ihre einfachen Zahlen gehen bis 6, und die zuſammengeſetzten bis 21; was darüber iſt, heißt eine Menge. Auf gleiche Weiſe ſind ſie in ihren übrigen Begriffen beſchränkt. Sie leben in völliger Gleichheit, ohne Regierung, außer daß der Stärkere, Herzhaftere, oder der mehr Weiber und Kinder hat, einigermaßen vorgezogen wird. Eben ſo wenig haben ſie Geſetze; die einzige Strafe iſt allgemeiner Tadel. Alle religiöſen Begriffe ſind ihnen fremd; die mähriſchen Brüder haben verſucht, das Chriſtenthum unter ihnen einzuführen, und 1777 wurde der erſte Eskimo getauft.

Eſoteriſch, geheim, blos für Gewelhte beſtimmt. Bei den Myſterien oder geheimen Geſellſchaften der Alten hatte man eſoteriſche und exoteriſche Lehren, jene für die Geweihten, dieſe für die Ungeweihten. Auch in den Wiſſenſchaften hat man in der Folge diejenigen Vorſtellungs- und Lehrarten, welche nur für gelehrte Kenner (Eſoteriker) gehören, eſoteriſche, und diejenigen, welche den Faſſungskräften der Ungelehrten (Exoteriker) angemeſſen ſind, exoteriſche genannt.

Espagnolet, eigentlich Joſeph Ribeira, mit dem Zunamen Espagnolet, war 1589 zu Xativa im Königreich Valencia geboren. Dieſer unter den ſpaniſchen Malern zu den vorzüglichern gehörende Künſtler ſtudirte beſonders den Correggio, und ſtrebte, durch ſeine Arbeiten die Werke des Dominichino zu verdunkeln. Schreckliche und ſchauderhafte Gegenſtände behandelte er am glücklichſten, doch fehlte ihm Geſchmack und Adel. Seine mit zu greller Wahrheit ausgeführten Gemälde erregen nicht Schaudern, ſondern Entſetzen. Er lebte lange in der Armuth, in der er geboren war, und obgleich ihn ein Cardinal aus derſelben ziehen wollte, kehrte er doch freiwillig zu ihr zurück, weil er bemerkt hatte, daß ihm Gemächlichkeit die Luſt zur Arbeit raubte. Neapel, wo er ſich niederließ, betrachtete ihn als ſeinen erſten Maler. Er ſtarb daſelbſt 1656. Andere erzählen, daß ſein Tod an einem unbekannten Orte erfolgt ſei, wohin er ſich aus Kummer über das Verhältniß, das Don Juan, der natürliche Sohn Philipps IV., mit ſeiner Tochter angeſponnen hatte, zurückzog. Außer ſeiner Eiferſucht auf Dominichino, die ihn oft zu weit führte, fällt ſeinem Charakter nichts Tadelhaftes zur Laſt. Seine Hauptwerke finden ſich in Neapel und Spanien.

Eſpinaſſe (Julie Jeanne Eleonore de l'). Dieſe einſt in Frankreich wegen ihrer Liebenswürdigkeit bewunderte Frau vereinigte die glänzendſten Geiſtesgaben mit einem der heftigſten Liebe fähigen Her-

zen, und glänzte als eine ſeltene Erſcheinung ihres Geſchlechts in der feinſten, gebildetſten Geſellſchaft von Paris. Sie war zu Lyon 1732 geboren, und obgleich ihre uneheliche Geburt ſammt den ſie begleitenden Umſtänden keinesweges unbekannt war, ſo wurde ſie doch für eines Bürgers Tochter ausgegeben, und führte ſtets den Namen deſſelben, ohne je ihre wahre Abſtammung in Anſpruch zu nehmen. Damit erfüllte ſie treu das Verſprechen, das ſie ihrer Mutter, der Madame d'Albon, auf dem Sterbebette gegeben, und wogegen ſie von dieſer ein kleines Vermächtniß erhalten hatte. Damals verſammelte die Marquiſe Du-Deffand gleichſam einen Hofſtaat der gebildetſten und geiſtreichſten Männer um ſich, die einander unter ihrem Vorſitz mit Scharfſinn, Witz und Galanterie fortwährend bekämpften, und über Wiſſenſchaften und Politik richteten. Dieſe Dame, deren im Alter überhand nehmende üble Laune, wie ſie ſelbſt fühlte, der freien Mittheilung ihrer Freunde oft Eintrag that, ſehnte ſich um ſo mehr nach einer Geſellſchafterin, als ihr Zuſtand durch die Leiden noch verſchlimmert wurde, die der Verluſt des Geſichts ihr verurſachte. Ihre Wahl fiel auf Julie de l'Eſpinaſſe, die gern ihren Anerbietungen folgte, da ſie in einer dürftigen Lage war. Anfangs lebten beide Frauen in beſter Eintracht. Aber zu bald wurden Juliens Vorzüge erkannt, Aller Herzen huldigten ihr, ſelbſt d'Alembert, der geprüfteſte Verehrer der Du-Deffand. Sobald dieſe in der l'Eſpinaſſe eine ſo gefährliche Nebenbuhlerin erkannt hatte, entfernte ſie ſie von ſich. Allein die Verſtoßene hatte bereits zu zahlreiche Verehrer, um ſich verlaſſen zu finden; ja man bewirkte durch den Herzog von Choiſeul, daß der König ihr ein anſtändiges Jahrgeld ausſetzte. Von jetzt an trat ſie in die große Welt, und die glänzendſten Cirkel wetteiferten um die Ehre ihres Beſitzes. D'Alembert entſagte fortan der Madame Du-Deffand, um ſich ganz derjenigen zu widmen, die ſein Herz gefeſſelt hielt, und von der er, wiewohl vergebens, Gegenliebe erflehte. Nur Freundſchaft konnte ſie für ihn empfinden, und dieſe bewies ſie ihm, als er von einer ſchweren Krankheit ergriffen ward, durch die ſorgfältigſte Pflege. Seine Sehnſucht, der geliebten Freundin ſtets nahe zu ſein, ward dadurch nur vermehrt, und ſie gewährte ihm den Wunſch, Eine Wohnung mit ihr beziehen zu dürfen. Aber jetzt ſollte dieſelbe Leidenſchaft, die ſie d'Alembert nicht erwiedern konnte, für einen andern in ihrem Herzen erwachen. Der Marquis von Mora, ein ſpaniſcher Jüngling, der männlichen Adel mit höchſtem Liebreiz, und ein glühendes Herz mit dem gebildetſten Verſtande vereinigte, ward von ihr geliebt und liebte ſie wieder. D'Alembert, der redliche Freund, opferte nicht nur ſeine Liebe dem Willen ſeiner Verehrten, ſondern war ſelbſt großmüthig genug, das Amt des Mittlers zwiſchen Beiden zu übernehmen. Schon waren die ſehnlichen Wünſche der Liebenden dem Ziele nah, als plötzlich Mora erkrankte. Julie will vor Kummer vergehen; doch in demſelben Augenblicke legt eine neue Liebe ihr Feſſeln an, und vertilgt das Bild des ſterbenden Freundes noch vor ſeinem Tode aus ihrer Seele. Der Oberſt Guibert, bekannt durch ſeine Verhältniſſe mit Friedrich dem II., und der die Gunſt der Frauen als einen ſeinen Eigenſchaften gebührenden Zoll zu betrachten gewohnt war, zog ſie um ſo unwiderſtehlicher an ſich, jemehr ſeine Liebe nur ein galantes Spiel war, das beſtimmt ſchien, die an Mora verübte Wankelmüthigkeit und die Verſchmähung des edlen d'Alembert zu ſtrafen. Wer könnte die Verkettung dieſer Verhältniſſe, den Wechſel der ſeltſamen Launen der Liebe, die ihre Gunſt, der alten Vorſtellung gemäß, blind verſchenkt, ohne

Theilnahme betrachten, wer die Briefe der l'Eſpinaſſe, in denen ſich ausſpricht, was glühende, unauflösliche Liebe einem zarten Herzen eingeben kann, ohne Rührung leſen? Die darin mit ſo viel Anmuth und Zartheit ausgedrückten tiefſten und innigſten Gefühle zeugen von einer ſeltnen Bildung, und laſſen uns das Urtheil La Harpe's unterſchreiben, der von ihr ſagt: „Ich habe nie ein Weib gekannt, das mehr natürlichen Verſtand, weniger Sucht, ihn geltend zu machen, und mehr Talent beſeſſen, die Geiſtesgaben Anderer hervorzuheben. Sie gab jedem ſeinen Platz, und jeder war mit dem Seinigen zufrieden. Bei großer Gewandtheit beſaß ſie die liebenswürdigſte Artigkeit, die den Ton der Theilnahme annimt. Dieſer Ton ward ihr leicht, ſie feſſelte unwiderſtehlich, und ſo viel Freunde ſie auch hatte, ſo glaubte doch jeder, daß er der einzige ſei. Niemand war thätiger, wenn es galt, ſich jemand zu verpflichten." Eine gute deutſche Ueberſetzung ihrer Briefe erſchien in 2 Bdn. 1809 von Madame Spazier. Sie ſtarb 1776.

Eſpremenil (Jacques Duval d'), ein merkwürdiges Beiſpiel des Wechſels der Volksgunſt bei großen politiſchen Gährungen. Geboren zu Pondichery 1746, zeichnete er ſich früh durch einen feurigen Geiſt und eine glänzende Beredſamkeit aus. Er betrat die gerichtliche Laufbahn als königlicher Sachwalter, und ward nachher Parlamentsrath zu Paris. Hier hatte er Gelegenheit, durch Widerſetzlichkeit gegen den Hof ſeine Talente auf eine glänzende Weiſe zu entwickeln, zugleich aber verrieth er einen unruhigen, zu politiſchen Neuerungen geneigten Kopf. Beſonders richtete er ſeinen lauten öffentlichen Tadel gegen die Königin. Seine hartnäckigen Angriffe auf den Hof und die Miniſter bewirkten endlich ſeine Verbannung auf die Inſel St. Margaretha; dadurch aber ward er nur noch entſchiedener das Haupt aller Feinde des Hofes und der Abgott des Volks, daß ihn als ſeinen unerſchrockenſten Vertheidiger anſah. Als er kurz nach ſeiner Zurückberufung dem Schauſpiele in Lyon beiwohnte, widerfuhr ihm die Auszeichnung, öffentlich mit einem Lorbeerkranze gekrönt zu werden. Er trug, ſobald er in Paris angekommen war, auf die Zuſammenberufung der Reichsſtände an, und ihm ward die Ehre, ſelbſt zum Deputirten ernannt zu werden. Wider Erwarten hörte man ihn aber bald mit eben ſo viel Nachdruck die Vorrechte des Königs verfechten, als er die Auflagen der Miniſter beſtritten hatte. Dadurch zog er den Haß der Volkspartei auf ſich, und als er am 17. Juli 1792 in den Tuilerien ſich unter einer Anzahl von Menſchen befand, ward er erkannt, mit Gewalt aus ihrer Mitte geriſſen, in den Garten des Palais-Royal geſchleppt und gemißhandelt. Er ward ſpäterhin vor das Revolutionstribunal gezogen, verurtheilt, und ſtarb mit vielem Muthe am 23. April 1794.

Eſprits. Dieſe urſprünglich franzöſiſche Benennung entſpricht faſt ganz unſerer deutſchen: Geiſter. Man gab ſie, obwohl ehedem mehr als jetzt, allen den Flüſſigkeiten, welche durch Deſtillation von Subſtanzen gewonnen wurden, die entweder weingeiſtige oder andere ſehr flüchtige und ſtark riechende Beſtandtheile enthalten. So liefert Wein, Bier, Cyder, jedes ſeinen beſondern Eſprit, im Grunde freilich nichts anders, als Alkohol oder Weingeiſt. Eben ſo läßt ſich aus jeder Pflanze, die nicht ganz arm an ätheriſchem Oel iſt, als Pfeffermünze, Lavendel, Orangeblüthen u. ſ. w. ein Eſprit ziehen; ja ſelbſt die Ergebniſſe der Deſtillation mehrer mineraliſcher Subſtanzen, als des Salpeters, Vitriols, Grünſpans u. ſ. w., wurden ſonſt unter die Eſprits

gerechnet. Jetzt bedient man ſich ſtatt dieſer Benennung, die ſo verſchiedene Erzeugniſſe umfaßt, lieber der beſtimmteren, welche die neuere chemiſche Nomenclatur an die Hand giebt; doch kommt ſie bei verkäuflichen Waſſern und Arten von Spiritus häufig noch vor. (S. Spiritus und abgezogene Waſſer.)

Esquire (ausgeſpr. Skweir, abgeleitet von éscuyer, der Schildknappe, oder von dem alten éscuyer, jetzt écuyer, Stallmeiſter), ein engliſcher Titel, über den Küttner ſagt, daß alle diejenigen ſchwer aufzuzählen ſind, denen er eigentlich, d. h. nach den Geſetzen, zukommt. Die Söhne der Baronets, die Advocaten, ſind Esquires, und ſo manche Andere in verſchiedenen öffentlichen Aemtern haben dieſen Titel von Rechtswegen; aber man giebt ihn auch vielen aus Höflichkeit, denen er eigentlich nicht gehört, als Gelehrten, Künſtlern u. ſ. w. Der Beſitz liegender Gründe giebt ihn eigentlich nicht, und doch nennt man diejenigen, die liegende Gründe haben, durchaus und vorzugsweiſe ſo. Die engliſchen Bauern nennen ihre Gutsherren Esquire.

Eß (Carl van), katholiſcher Pfarrer zu Huysburg bei Halberſtadt, und ſein Vetter, Leander van Eß, Benedictiner der Abtei Marienmünſter im Paderbornſchen, ſpäter Pfarrer zu Schwalenberg im Fürſtenthum Lippe, und ſeit 1813 außerordentlicher Profeſſor der Theologie und katholiſcher Pfarrer zu Marburg, auch Mitdirector des daſigen Schullehrer-Seminariums, haben ſich durch ihre, mit vielem Beifall aufgenommene und für alle chriſtliche Religionsparteien brauchbare Ueberſetzungen der heiligen Schriften des N. T. (Sulzbach bei Seidel) rühmlich bekannt gemacht. Der Papſt hat zwar in neuerer Zeit ihnen unterſagt, ſie ferner drucken zu laſſen, doch iſt noch im J. 1820 eine neue Auflage davon unter dem alleinigen Namen Leanders erſchienen.

Eßlair (Ferd.), einer der vorzüglichſten deutſchen dramatiſchen Künſtler, Hofſchauſpieler und Regiſſeur des königl. Hoftheaters in Stuttgart, wurde 1772 geboren. Familienrückſichten erlauben bis jetzt weder die genauere Angabe ſeiner Aeltern, noch ſeines Geburtsorts. Seine frühern Verhältniſſe hielten ihn von der Bühne entfernt, und erſt nach einigen gelungenen Verſuchen auf Liebhabertheatern betrat er in ſeinem 23ſten Jahre die damals unter Fürchtegott von Hoffmann ſtehende Bühne zu Insbruck. Die Natur ſcheint ihn durch geiſtige und phyſiſche Anlagen zum Schauſpieler beſtimmt zu haben, denn mit einem klangvollen, angenehmen Organ, ſprechenden Zügen und einer hohen, kräftigen Heldengeſtalt verbindet er eine lebhafte Phantaſie, richtiges Gefühl und eine treffende Beurtheilungskraft. So fand er bald Beifall. Nach einem halben Jahre folgte er einem Rufe des Theaters zu Paſſau, unter der Leitung des Schauſpielers Schopf. Dieſer verdienſtvolle Künſtler war, ungeachtet mancher Gebrechen, welche dem denkenden Anfänger nicht entgingen, Eßlairs Lehrer und Vorbild, und für dieſen von weſentlichem Nutzen. Aber auch Schopf ließ dem aufkeimenden Talent des Schülers Gerechtigkeit widerfahren, und berief ihn 1793, bei Organiſation des deutſchen Schauſpiels in Prag unter Quardaſoni's Leitung, ausdrücklich dahin. Kurz zuvor hatte ſich Eßlair mit ſeiner erſten Gattin, welche nicht Schauſpielerin war, vermählt, und hoffte nun durch ſeine Kunſt ſo viel erwerben zu können, als zu Beſtreitung ſeiner öconomiſchen Bedürfniſſe erfoderlich war; allein hierin hatte er ſich getäuſcht. Zwar erkannte man die Kunſtleiſtungen des jungen, feurigen Mannes durch ungetheilten Beifall an, aber der Theaterunternehmer war zu keiner Erhöhung des

Gehalts zu bewegen. Neben den unausgeſetzten geiſtigen Anſtrengungen auch noch mit täglichem häuslichen Mangel kämpfend, erlag endlich ſein Körper, und dies bewog ihn, unterſtützt von einem bewährten Freunde, dem geachteten Declamator Solbrig, Prag zu verlaſſen, und für ſich und die Seinigen eine ergiebigere Stelle aufzuſuchen. 1800 kam Eßlair zum erſten Mal nach Stuttgart, wo das damalige Hoftheater an Haſelmaier verpachtet war, und erhielt ſogleich eine Anſtellung, mit der Verbindlichkeit, auch bei der Haſelmaier'ſchen Geſellſchaft in Augsburg zu ſpielen; allein hiemit war wieder ein ſehr mäßiger Gehalt verbunden, ſo daß er keine Ausſicht hatte, ſeine zerrütteten Vermögensumſtände zu verbeſſern. Gute Vorbilder ſah er in dieſer Zeit nur ſelten; ihm blieb nichts, als die Erinnerung an die Leiſtungen eines Lange, Brockmann, Marchand, Huk, Junker u. a., und die ihm inwohnende unverſiegbare Geiſtesquelle. Nach Auflöſung der augsburger Bühne, ging Eßlair auf das Theater in Nürnberg; hier brachte der 1806 erfolgte Tod ſeiner erſten Gattin eine bedeutende Veränderung in ſein Kunſtleben. Vier mutterloſe Kinder ſetzten ihn in die Nothwendigkeit, zu einer zweiten Verbindung zu ſchreiten, und er wählte ſeine noch lebende Frau, welche unter dem Namen Eliſe Müller ſchon früher als Schauſpielerin bei einigen großen Theatern bekannt war. In ihrer Geſellſchaft unternahm er 1807 Kunſtreiſen nach Stuttgart, Mannheim und Frankfurt, und erhielt in Mannheim Anſtellung. Hier verlebte er in der Ausübung der Kunſt mehrere glückliche Jahre. Das Anerbieten einer höhern Beſoldung, und die Ausſicht, durch einen Vorſchuß die noch aus früherer Zeit herrührende Schuldenlaſt tilgen zu können, beſtimmten ihn, den an ihn ergangenen Ruf von dem großherzoglich badenſchen Hoftheater in Carlsruhe anzunehmen. Jedoch erlaubten die damaligen Zeitumſtände nicht, die gemachte Hoffnung wegen des Vorſchuſſes zu verwirklichen. Endlich zog der nun verewigte König Friedrich von Würtemberg 1814 dieſen wackern Künſtler aus ſeiner beengten Lage, durch Zuſicherung eines beträchtlichen jährlichen Gehalts auf Lebenslang, und durch Leiſtung des ſo lange gewünſchten Vorſchuſſes. Von jetzt an entwickelte Eßlair, von keinen widrigen Eindrücken geſtört, das Höchſte der Kunſt, ſowohl in tragiſchen Rollen, wie Theſeus in Phädra, Tell, Otto von Wittelsbach u. a., als auch im bürgerlichen Schauſpiel, wie z. B. als Oberförſter in den Jägern, Dallner in Dienſtpflicht ꝛc., ſo daß er nicht nur in Stuttgart, ſondern auch auf ſeinen mit ſeiner Gattin jährlich unternommenen Kunſtreiſen als einer der erſten jetzt lebenden Schauſpieler anerkannt wurde. 1818 trennte er ſich von ſeiner zweiten Gattin, und heirathete eine Demoiſelle Ettemaier.

Eßlingen, ſ. Aspern.

Eßwaaren. Dieſe Benennung begreift alles unter ſich, was der Menſch als Nahrungsmittel zu ſich nehmen kann. Nur Subſtanzen aus dem Thier- und Pflanzenreiche können dazu dienen, und zwar blos ſolche, die keine zu vorſtechende chemiſche Eigenſchaften zeigen. Doch werden mehrere Subſtanzen, die in dieſer Beziehung für ſich keine Nahrungsmittel abgeben könnten, in Verbindung mit andern Eßwaaren gebraucht, theils ihren Geſchmack zu verbeſſern, theils ihre Verdauung zu befördern, theils auch ihre Zubereitung zu erleichtern, wohin die Gewürze, das Salz, einige Säuren gehören. Die Haupterfoderniſſe einer guten Eßwaare ſind, daß ſie ſchmackhaft und der Geſundheit zuträglich ſei. Letzteres erfodert ſowohl von Seiten des Einzelnen, als auch der öffentlichen Geſundheitspolizei die ſtrengſte, kaum zu weit zu

treibende Aufmerkſamkeit, nicht nur in Bezug auf die zur Eßwaare dienende Subſtanz ſelbſt, ſondern auch auf ihre Zubereitung und Aufbewahrung. Hieher gehörige Vorſchriften ſind: Fleiſch, Fett, Milch u. ſ. w. muß man durchaus nur von geſunden Thieren zur Eßwaare nehmen, was beſonders zur Zeit herrſchender epidemiſcher Viehkrankheiten viel Vorſicht erfodert; auch das Fleiſch gehetzter Thiere iſt als ungeſund zu verwerfen; das Fleiſch muß weder, wenn es noch ganz friſch iſt, wo es durch das Kochen nicht mürbe und leicht verdaulich genug wird, noch auch, wenn es ſchon Zeichen anfangender Fäulniß zeigt, zur Eßwaare zubereitet werden; in welcher letztern Hinſicht wenigſtens der Arzt vom Genuß des ſchon in anfangender Fäulniß begriffenen Wildprets abrathen muß; von mehrern Thieren muß man es vermeiden, das Fleiſch zu gewiſſen Zeiten als Eßwaare zu gebrauchen, wo es ungeſund wird; z. B. das Wildpret zur Brunſtzeit, mehrere Fiſche zur Laichzeit, die Auſtern in den warmen Sommermonaten. Bei vegetabiliſchen Subſtanzen hat man ſich beſonders vorzuſehen, daß man nicht ſchädliche mit unſchädlichen verwechſele, oder mit ihnen vermiſcht zur Eßwaare anwende. Mehr Vorſicht hierin hätte unzählige Unglücksfälle verhüten können, wozu jedem leicht die Beiſpiele in den nicht ſeltenen Vergiftungen durch Pilze und Schierling beifallen werden; auch die Vermiſchung des Getreides mit ſchädlichen Samen, wie von Lolch und Treſpe, hat, beſonders in manchen Jahren, ſehr viel Unheil angerichtet, und man ſchreibt unter andern die Kriebelkrankheit auf ihre Rechnung. Unter den Früchten dürfen, nur mit wenig Ausnahmen, nur die völlig reifen zu Eßwaaren gewählt werden; unreife ſind meiſt noch zu ſauer oder herbe, und geben leicht zu Colikſchmerzen, ja ſelbſt Ruhren Veranlaſſung. Von den Erdäpfeln behaupten Viele, daß ſie vor dem Zuſtande der Reife, oder, wenn ſie erfroren ſind, ſchädliche Wirkungen als Nahrungsmittel äußern; Andere läugnen es. Ganz vorzüglich hat man ſich vor gewinnſüchtigen Verfälſchungen von Eßwaaren zu hüten, von denen hier nur auf einige aufmerkſam gemacht werden mag. Das Fleiſch wird öfters von den Fleiſchern aufgeblaſen, um ihm ein feiſtes, weißes Anſehn zu geben, was, abgerechnet, daß es eine ekelhafte Gewohnheit iſt, auch zu ſchädlichen Folgen Veranlaſſung geben kann, wenn ein krankhafter Athem das Aufblaſen verrichtet. Das Brotmehl wird nicht ſelten mit Wicken- oder Bohnenmehl verfälſcht gefunden, wodurch das daraus gebackne Brot eine der Geſundheit ſehr nachtheilige Beſchaffenheit annimt. Dem Brote ſelbſt wiſſen die Bäcker (in London findet dies faſt allgemein Statt) durch Zuſatz von Alaun, kohlenſaurem oder ſchwefelſauren Kali, oder kohlenſaurer Magneſia ein weißeres und lockerers Anſehn zu geben. Der Eſſig wird durch Schwefelſäure oder ſchädliche Vegetabilien geſchärft; grün eingelegten Früchten durch Grünſpan eine lebhaftere Farbe mitgetheilt; Conditorwaaren nicht ſelten mit giftigen Mineralfarben gefärbt u. ſ. w. Bei der Zubereitung der Eßwaaren nehme man zum Kochen ein reines, nicht zu hartes Quellwaſſer, koche ſie, zumal wenn ſie ſaure Beſtandtheile enthalten, nicht in unverzinnten kupfernen oder ſchlecht glaſurten bleiernen Gefäßen, oder laſſe ſie wenigſtens nicht darin ſtehen u. ſ. w. Welche Eßwaaren am geſundeſten ſind, darüber laſſen ſich keine allgemeine Beſtimmungen geben, weil dabei Körperbeſchaffenheit, Lebensart, Jahreszeit, Clima ſehr in Betracht kommt.

Eſſäer, oder Eſſener, eine Sekte unter den Juden, deren Urſprung ſowohl, als die Urſache ihrer Benennung unbekannt iſt, doch

ſcheinen ſie erſt unter den Makkabäern, etwa 150 Jahre vor Chriſto, entſtanden zu ſein. Sie zogen ſich in die Einſamkeit zurück, und hatten Gütergemeinſchaft unter ſich eingeführt. Der Aufnahme in ihren Bund gingen Prüfungen vorher. Blutige Opfer brachten ſie nicht; ſtatt vieler äußerlichen Gebräuche widmeten ſie ſich dem Gebet und den ſtilleren Andachtsübungen, beobachteten die Sabbathsfeier ſtreng, und heilten durch Kräuter und Wurzeln allerhand Krankheiten.

Eſſex (Robert Devereux, Graf von), ausgezeichnet in der Geſchichte als tapferer Krieger, mehr aber noch durch die beſondere Gunſt ſeiner Monarchin, der großen Eliſabeth von England, ſo wie durch die unglückliche Wendung ſeines Schickſals, welches ihn ſchnell von dem höchſten Gipfel des Glücks auf das Blutgerüſt führte, war der Sohn von Gautier Devereux, Grafen von Eſſex, und Lettice Knolles, einer Verwandten der Königin Eliſabeth, und geb. 1567 zu Nethewood, dem Schloſſe ſeines Vaters in der Grafſchaft Herefordſhire. In ſeiner erſten Jugend ſoll er keine bedeutende Anlagen gezeigt haben, ſo daß ſein Vater auch keine große Hoffnungen von ihm faßte. Sterbend empfahl er den Sohn dem Lord Burleigh. Dieſer ſandte den jungen Grafen im zwölften Jahre auf die Univerſität Cambridge, wo er ſich bald durch Fleiß und Talent bemerklich machte. In ſeinem ſiebzehnten Jahre erſchien er zum erſten Male am Hofe, wo die Annehmlichkeiten ſeines Aeußern, ſo wie ſeine glänzenden Eigenſchaften einen ſehr günſtigen Eindruck machten, und, von dem Andenken ſeines Vaters unterſtützt, ihm viele Freunde gewannen. Er begleitete zuerſt, auf dringendes Bitten ſeiner Mutter, wiewohl nicht ohne Widerwillen, ſeinen Stiefvater, den Grafen Leiceſter, 1585 nach Holland. 1586 erhielt er den Titel eines Generals der Cavallerie, und legte in der Schlacht bei Zütphen Beweiſe der Tapferkeit ab. Leiceſter ernannte ihn dafür im Lager zum Bannerritter. Nach England zurückgekehrt, wurde er, an des höher beförderten Leiceſters Stelle, Großſtallmeiſter, und erreichte ſchon 1588 den Gipfel ſeines Glücks; denn Eliſabeth ernannte ihn zum General der Cavallerie, unter Leiceſters Befehlen, bei dem Heere, welches zu Tilburn zum Schutz gegen einen von Spanien befürchteten Einfall verſammelt wurde. Von jetzt an galt er auch als erklärter Günſtling der Monarchin, die ihn noch mit dem Orden des Hoſenbandes ſchmückte. Es iſt wohl nicht zu verwundern, wenn dieſes ſchnelle, unerwartete Glück den jungen Mann zuweilen über die Grenzen der Mäßigung führte. Nachdem er einen heftigen Streit, ja einen Zweikampf mit einem andern Günſtling der Königin gehabt hatte, ſchloß er ſich ohne ihre Erlaubniß dem Kriegszuge an, durch den Sir John Norris und Franz Drake den Don Antonio wieder auf Portugals Thron ſetzen wollten. Die Königin machte ihm jedoch blos zärtliche Vorwürfe darüber, und überhäufte ihn bei ſeiner Rückkehr mit neuen Wohlthaten. Leiceſter war das Jahr vorher geſtorben. Eſſex, der ihm zum Theil ſeine Erhebung dankte, unternahm nun manches, was der Monarchin mißfiel, beſonders eine heimliche Vermählung mit der einzigen Tochter von Sir Francis Walſingham, der Wittwe von Sir Philipp Sidney. Obgleich Eliſabeth nicht über dieſe Angelegenheit ſprach, gedachte ſie derſelben doch lange Zeit nicht ohne Empfindlichkeit. Immer unternehmend und nach Ruhm dürſtend, erhielt Eſſex 1591 den Oberbefehl eines Truppencorps, welches Eliſabeth zu Heinrichs IV. Unterſtützung nach Frankreich ſandte. Allein dieſen Zeitpunkt benutzten ſeine Feinde, um ihm bei der Königin zu ſchaden; jedoch wußte er diesmal ihre Pläne zu vereiteln, und Eliſabeth ernannte ihn

1593 zum Mitgliede ihres geheimen Raths. Nach einer glücklichen Unternehmung gegen Cadix, die Eſſex mit dem Admiral Howard ausgeführt hatte, und wodurch Cadix in die Gewalt der Engländer gekommen war, wurde er von der Monarchin mit Lobſprüchen, vom Volke mit öffentlichen Beifallsbezeigungen empfangen; allein daß er ſich merken ließ, er achte dieſe eben ſo hoch als jene, ſchadete ihm in Eliſabeths Augen. Die Königin ließ ihn dies empfinden, da erwachte ſein Stolz, und er gerieth in häufige Streitigkeiten mit der Monarchin. Dennoch ernannte ſie ihn, zur Belohnung ſeiner Dienſte, 1597 zum Großmeiſter der Artillerie. Dieſe neue Gunſtbezeigung ſchien ſeinen hochſtrebenden Ehrgeiz zu befriedigen, und er erbot ſich zu einem neuen Seezuge gegen Spanien; allein dieſer hatte nicht den gehofften Ausgang. Eſſex ſah bei ſeiner Rückkehr, daß Eliſabeth Menſchen, die er nicht liebte, reichlich belohnt hatte; dies kränkte ihn. Er wollte ſich auf ſeine Güter zurückziehen; aber Eliſabeth beſänftigte ihn nochmals dadurch, daß ſie ihn zum Großmarſchall von England ernannte. Sein Stolz verleitete ihn zu immer größern Unbeſonnenheiten, die ſeine Feinde nur zu ſehr benutzten. Burleigh's Tod, der jetzt erfolgte, war ein großer Nachtheil für ihn, denn dieſer kräftige Mann war ihm eine bedeutende Stütze geweſen. Zwar wurde Eſſex nach ihm Kanzler der Univerſität Cambridge, aber dies konnte man auch als den letzten Schimmer ſeines Glücks betrachten. Schon vor Burleigh's Tode hatte ſich Eſſex mit der Monarchin über die Wahl des Mannes entzweit, der nach dem damals unruhigen Irland geſchickt werden ſollte, und bei dieſer Gelegenheit, wegen ſeines ungeziemenden Betragens, von ihr eine Ohrfeige bekommen. Dennoch verſöhnte ſie ſich ſpäter wieder mit ihm, und ſandte ihn ſelbſt mit den ausgedehnteſten Vollmachten als Vicekönig nach Irland. Er benahm ſich aber bei dieſem wichtigen Geſchäfte auf eine ſolche Art, daß er ſich das Mißfallen und den Unwillen der Königin nicht unverdienter Weiſe zuzog. Sie gab ihm dieſen zu erkennen; er antwortete im ſtolzen Tone darauf, und ob ſie ihm gleich befahl, Irland nicht zu verlaſſen, hielt er es doch für beſſer, nicht zu gehorchen, ſondern in Perſon ſich bei der Monarchin zu rechtfertigen. Sie nahm ihn nicht ungütig auf, allein bei der gegen ſein Benehmen angeordneten Unterſuchung vertheidigte er ſich ſo ſchlecht, ſeine Feinde wirkten überdies ſo geheim und nachdrücklich, daß er verurtheilt ward, alle ſeine Aemter, außer dem eines Generals der Cavallerie, zu verlieren. Eliſabeth wollte ihm dadurch noch Hoffnung auf ihre Gnade laſſen. Allein durch Heinrich Cuff, ſeines Secretärs, Rathſchläge aufgereizt, erlaubte er ſich ſelbſt Aeußerungen über die Häßlichkeit und das Alter der Königin, welche ſie aufs tiefſte verwunden mußten. Dazu kam, daß ihn die Volksgunſt aufgeblaſen machte, ſo daß er in geheime Unterhandlungen mit dem Könige von Schottland, Jakob, Eliſabeths vermuthlichem Nachfolger, trat, um ihm früher auf den Thron zu helfen, ja endlich ſogar mit dem verbrecheriſchen Plane umging, ſich des Palaſtes der Monarchin zu bemächigen, um die Berufung eines neuen Parlaments und neuer Miniſter zu erzwingen. Der Plan ward verrathen; nun verſuchte er einen Aufſtand in London zu erregen. Aber auch dieſes mißlang, und er ward verhaftet. Ihm und ſeinen Mitſchuldigen wurde nun der Prozeß gemacht; die Königin ſchwankte lange, ehe ſie das gegen ihn ausgeſprochene Todesurtheil unterzeichnete. Immer noch hoffte ſie, er würde ihre Gnade anflehen; allein vergebens. So gab ſie endlich den Befehl zu ſeiner Hinrichtung, welche am 25. Februar 1601 durch das Beil im Tower,

dem Wunſche des Verurtheilten gemäß, erfolgte. Man erzählt: als Eſſex von ſeinem Unternehmen gegen Cadix zurückgekommen ſei, und bemerkt habe, daß die Königin ihre Zärtlichkeit ihm von neuen geſchenkt, habe er ſeine Beſorgniſſe laut werden laſſen, daß ſeine oft nothwendige Abweſenheit ihn dem böſen Einfluß ſeiner Feinde bei der Monarchin bloßſtellen möchte; da habe ihm die Königin einen Ring gegeben, mit dem Verſprechen, daß, was er auch gegen ſie begehen könne, wie groß auch die Beſchuldigungen gegen ihn ſein möchten, er nur dieſen Ring ihr zu ſenden brauche, um gewiß zu ſein, daß ſie ſeine Rechtfertigung anhören werde. Eſſex wollte nach ſeiner Verurtheilung davon Gebrauch machen; er gab den Ring der Gräfin Nottingham, um ihn der Königin zu bringen. Allein der Gemahl der Gräfin, Eſſex Todfeind, beſtimmte ſie, den Ring nicht abzugeben. So fiel er, zum Theil ein Opfer des Haſſes und Neides, im 34ſten Jahre ſeines Alters. Eſſex war mit vielen vortrefflichen Eigenſchaften ausgerüſtet, tapfer, beredt, geiſtreich, gewandt, edelmüthig und ſehr offen, dabei aber auch unbeſonnen und von äußerſt heftiger Gemüthsart. Sein Verhältniß zur Königin, die in ihrem hohen Alter ſich noch ſo verliebt zeigte, daß ſie ihm nicht ſelten lächerlich erſchien, machte ihn ſo vermeſſen, daß er ſich zuweilen Spöttereien gegen ſie erlaubte, die zuletzt ihr Herz einigermaßen von ihm abwandten. Er vermochte ſein Glück nicht zu tragen. Manche haben das ganz vertraute Verhältniß des Geliebten zur Liebenden zwiſchen ihm und Eliſabeth bezweifeln wollen. Lord Orford hat es beſtimmt für Liebe erklärt.

Eſſig. Jede aus Wein oder weinartigen Flüſſigkeiten, Bier ꝛc., durch die zweite oder ſaure Gährung (welche darum auch Eſſiggährung genannt wird) erzeugte Säure heißt Eſſig. Nach der geiſtigen Gährung iſt jede ſolche Flüſſigkeit von ſelbſt geneigt, in die ſaure überzugehen, und kann nur durch künſtliche Mittel daran verhindert werden. Bei Bereitung des Eſſigs aber werden Mittel zu ihrer Beſchleunigung und Beförderung angewandt. Der Eſſig iſt um ſo beſſer, je ſtärker er iſt; iſt er durch Deſtillation von allen fremdartigen Stoffen getrennt und gereinigt worden, ſo heißt er Eſſigſäure, welche überaus ſcharf, flüchtig und durchdringend iſt. Der vielfache Gebrauch des Eſſigs macht die Fabrication deſſelben zu einem bedeutenden Gegenſtande. Vor Erfindung des Pulvers wurde der Eſſig vorzüglich auch zum Sprengen der Felsmaſſen und bei Belagerungen angewendet. Plinius ſpricht ſchon davon, und das letzte Beiſpiel ſeines Gebrauchs im Kriege kommt, nach unſerm Wiſſen, im J. 1557 vor, wo Franz von Lothringen ſich deſſelben bei ſeinem Feldzuge in Italien noch bediente. Toiletten- und feine wohlriechende, über Kräuter abgezogene, Eſſige liefert Paris in großer Menge, und verſieht mit dieſem Luxusartikel halb Europa. Gewöhnliche franzöſiſche Weineſſige zieht man aus Bordeaux, Nantes und andern Seeplätzen.

Eſte, eins der älteſten und glänzendſten Fürſtenhäuſer Italiens. Den Urſprung dieſes Geſchlechts hat man, nach Muratori, unter den kleinen Fürſten zu ſuchen, die im 10. Jahrh. Statthalter der Carolinger in Toscana waren. Späterhin erhielten ſie von den Kaiſern mehrere Bezirke und Grafſchaften als Lehn, namentlich Eſte, Rovign, Montagnana, Caſalmaggiore, Pontremoli und Obertenga, und führten den Titel Markgrafen. Von einem derſelben, Guelfo VI., der 1071 das Herzogthum Baiern als Lehn erhielt, ſtammt das Haus Braunſchweig, welches man deshalb auch lange das Eſtenſiſch-Guelfiſche nannte. Während des 12., 13. u. 14. Jahrh. iſt die Geſchichte der Eſte großen-

theils mit den Schickſalen der übrigen Herrſcherfamilien und kleinen Freiſtaaten in Ober-Italien verflochten. Wir finden eine lange Reihe Regenten des Hauſes Eſte in den Kriegen der Guelfen und Ghibellinen beſchäftigt, deren Macht, mancher Widerwärtigkeit ungeachtet, bereits ſo geſtiegen war, daß ſie, nebſt andern neuen Beſitzungen, bald Ferrara und Modena ſich zueignen konnten. Mehr als durch Waffenthaten ſollte indeſſen des Haus Eſte durch ſeine Verdienſte um Künſte und Wiſſenſchaften in den Jahrbüchern der Geſchichte glänzen. Nicolaus II. (geſt. 1388) muß als der erſte genannt werden, der den Hof von Ferrara zum Sitz der Eleganz und des guten Geſchmacks erhob. Glänzender ſteht bald nach ihm Nicolaus III. da (geſt. 1441). Er ſtellte 1402 die von ſeinem Vater Albert geſtiftete Univerſität zu Ferrara her, die während ſeiner Minderjährigkeit eingegangen war, und ſtiftete eine andere zu Parma. Durch Belohnungen zog er die ausgezeichnetſten Männer der Zeit an ſeinen Hof, unter andern Guarini von Verona, den Ahnherrn des bekannten Dichters, und Johann Aurispa; auch vererbte er die Liebe zu den Wiſſenſchaften auf ſeine Söhne, Lionel und Borſo, deren höchſtes Streben einzig dahin ging, unter allen Städten Italiens Ferrara als das Vaterland der Gelehrten und Dichter in Ruhm zu bringen. Die Regierung Lionels (geſt. 1450) glänzt weder durch Eroberungen, noch andere politiſche Ereigniſſe, aber kein Fürſt des Hauſes Eſte wurde wegen der Liebenswürdigkeit des Charakters, Anmuth des Geiſtes und Feinheit der Sitten von ſeinen Zeitgenoſſen mehr geſchätzt, als Lionel. Er beförderte Handel und Gewerbe, Künſte und Wiſſenſchaften auf alle Weiſe, ja er ſelbſt gab ein Muſter von Beredſamkeit in der lateiniſchen und italieniſchen Sprache ab. Mit allen großen Männern Italiens ſtand er in Briefwechſel, und trug mehr als irgend ein Fürſt ſeiner Zeit dazu bei, die alte Literatur wieder in den Schwung und Glanz zu bringen, der das 16. Jahrhundert ſo verherrlicht hat. Sein Bruder und Nachfolger, Borſo (geſt. 1471), ſtand ihm in dieſen Beſtrebungen nicht nach. Auch unter ihm blüheten Handel, Ackerbau, Gewerbe und alle Künſte des Friedens. Borſo war prachtliebend, da er aber weder Feſtung noch Heere unterhielt, ſo erſchöpfte doch aller Aufwand nicht die Finanzen, und er hatte ſogar das Glück, auf dieſem Wege Eroberungen zu machen. Kaiſer Friedrich III. war bei ſeiner Reiſe durch Ferrara von der Aufnahme, die er bei Borſo gefunden, ſo entzückt, daß er ihm 1452 den Titel eines Herzogs von Modena und Reggio ertheilte. Hiezu verſchaffte ſich Borſo noch vom Papſt Pius II. die Herzogswürde für Ferrara, welches er als päpſtliches Lehn beſaß. Sein Nachfolger, Hercules I. (geſt. 1505), hatte viel von den Venetianern und ihren Bundesgenoſſen auszuſtehen, die das Haus Eſte ſeiner Staaten berauben wollten; Mailand, Florenz und Neapel bewaffneten ſich für ihn, und ſo entſpann ſich ein allgemeiner Krieg. Nach einem ungünſtigen Friedensſchluſſe (1484) beſtrebte ſich Hercules fortan, neutral zu bleiben, und es gelang ihm 21 Jahre hindurch, während Italien die größten Umwälzungen beſtand. In dieſer Zeit blühte ſein Land in allen Segnungen des Friedens, und ſeine Hauptſtadt im Glanze des Luxus und der Künſte. Sein Freund und Miniſter war der als Dichter des verliebten Rolands berühmte Graf Bojardo von Scandiano; und Arioſt, damals noch ſehr jung, erfreute ſich ebenfalls ſchon der herzoglichen Gunſt. Alles, was von ſchönen Geiſtern ſeiner Zeit in Anſehn ſtand, ſchmückte den Hof zu Ferrara. Auf Hercules I. folgte ſein Sohn Alphons I. (geſt. 1534), deſſen zweite Gemahlin jene be-

rühmte Lucrezia Borgia war, die durch ſeltene Talente und Liebe zu den Wiſſenſchaften einigermaßen die Schande ihres frühern Lebens verwiſchte. Im Dienſte ſeines Bruders, des Cardinals Hippolyt, ſtand Arioſt; doch war dieſer Fürſt des großen Dichters nicht würdig. Der Cardinalshut ſchützte ihn ſo wenig vor Leidenſchaft und Verbrechen, daß er ſeinem natürlichen Bruder Julius, deſſen Nebenbuhler in der Liebe er war, die Augen ausſtechen ließ, weil die von beiden verehrte Dame die Augen einſt ſchön genannt hatte. Alphons ließ dieſe Grauſamkeit, über welche ganz Ferrara empört war, ungeahndet, aber Ferdinand, ſein anderer Bruder, und der gemißhandelte Julius zettelten eine Verſchwörung an, um ihn zu entthronen und ſich deſto ſicherer an Hippolyt zu rächen. Sie wurde entdeckt, und beide Brüder, über deren Haupt ſchon das Beil des Henkers ſchwebte, kamen zwar mit dem Leben davon, mußten dieſes aber im Kerker beſchließen. Alphons, der große Feldherrntalente beſaß, hatte Gelegenheit, ſie während ſeiner Regierung zu entwickeln. Nachdem er 1509 der Ligue von Cambrai beigetreten, erſchienen die Venezianer unter Angelo Treviſani mit einer Flotte an der Mündung des Po, und verbreiteten Schrecken im ganzen Gebiet von Ferrara. Alphons brachte dieſe Flotte, die den Fluß hinauffuhr, zwiſchen das Feuer ſeiner an beiden Ufern errichteten Batterien, wodurch er ſie theils eroberte, theils verbrannte (1509); ein Sieg, der von allen berühmten Dichtern Italiens gefeiert worden iſt. Papſt Julius II., der bald die Ligue von Cambrai verließ und den Venezianern beitrat, belegte Alphons, den er dazu nicht bewegen konnte, mit dem ſtrengſten Interdict, und erklärte ihn aller ſeiner Kirchenlehen verluſtig. Alphons verlor Modena und allen Beiſtand, nur die Franzoſen blieben ihm noch treu, denen er zum Siege bei Ravenna (1512) verhalf. Bald aber mußten auch die Franzoſen Italien räumen, und Alphons ſtand nun ganz verlaſſen da. Indeſſen ſtarb Julius II.; doch wollte ſein Nachfolger Leo X., ſo günſtig anfangs ſein Benehmen ſchien, die Städte Modena und Reggio nicht herausgeben, wozu ihn König Franz I., der dem Hauſe Eſte vorzüglich wohl wollte, verpflichtet hatte. Ja, der römiſche Hof ging ſo weit, daß er den Herzog Alphons durch den Hauptmann ſeiner Leibwache, den man zu beſtechen ſuchte, ermorden laſſen wollte. Während nun, von allen Seiten bedroht, Alphons ſich zur tapferſten Gegenwehr rüſtete, ſtarb Leo X. (1521), durch welches Ereigniß ſich das Haus Eſte vom nahen Untergange gerettet ſah. Adrian VI. hob den Kirchenbann auf; allein Clemens VII., ſein Nachfolger, ſchien den Haß ſeines Oheims Leo gegen Alphons geerbt zu haben, indem er ihm Modena vorenthielt, und auch die noch übrigen Staaten zu nehmen ſuchte. Erſt nach der Eroberung Roms (1527) unter Carl V., ließ dieſer ihm ſeine frühern Beſitzungen wieder einräumen, und beſtätigte die Hoheitsrechte ſeines Hauſes. So wußte Alphons, wie kein anderer Fürſt ſeiner Zeit, den Ruhm der Waffen mit den Talenten der Staatskunſt zu vereinen, aber keiner wurde auch von ſo ausgezeichneten Männern umgeben, und keiner von ſo hohen Dichtern gefeiert, unter welchen Arioſt obenan ſteht. Sein Nachfolger, Hercules II. (geſt. 1559), beobachtete die größte Ergebenheit gegen Carl V., deſſen Uebergewicht in allen italieniſchen Angelegenheiten den Ausſchlag gab, während ſein Bruder zu Rom, Cardinal Hippolyt der Jüngere, auf den Nothfall ſich den Schutz Frankreichs verſchafft hatte. Dieſer Cardinal, der die prächtige Villa d'Eſte in Tivoli erbaute, war der größte und edelmüthigſte Beſchützer der Wiſſenſchaften, den das Jahrhundert erzeugte. Alphons II. (geſt.

1597) hatte zwar von ſeinen Vorfahren den Sinn für die Wiſſenſchaften geerbt, aber noch mehr den Hang zu Feſten und rauſchenden Vergnügungen. Seine Eitelkeit regte ihn unaufhörlich an, es dem Großherzog von Florenz zuvorzuthun, und um die Krone von Polen zu buhlen, die während ſeines ganzen Lebens ein Gegenſtand des koſtſpieligſten Strebens für ihn blieb. So mußten die Finanzen erſchöpft und die Unterthanen mit Auflagen gedrückt werden. Auch ſeinen Hof ſchmückten die erſten Dichter und berühmteſten Männer Italiens; allein die Schickſale Taſſo's an dieſem Hofe erwecken dem Namen Eſte nur trübe, wenn nicht gehäſſige Erinnerungen. Die ſieben Jahre, welche der Dichter im Narrenſpitale verleben mußte, weil er entweder die Fürſtin Leonore, Schweſter des Herzogs, wirklich liebte, oder, in ſeiner Leidenſchaftlichkeit, gegen dieſen ſich vergeſſend, die Grenzen des Anſtandes überſchritt, klagen laut und zeugen wider den unedlen hartherzigen Fürſten. Dieſer, obgleich drei Mal verheirathet, blieb kinderlos; deshalb erwählte er, den Stamm Eſte nicht ausgehen zu laſſen, ſeinen Vetter Cäſar (geſt. 1628), einen natürlichen Sohn Alphons I., zum Nachfolger. Als dieſer die Regierung antrat, erhob ſich Papſt Clemens VIII. wider ihn, erklärte ſeine Erwählung für unrechtmäßig, und alle geiſtlichen Lehen des Hauſes Eſte für ein der Kirche wieder zuſtändiges Eigenthum. Cäſar beſaß ſo wenig Muth und Charakter, daß er den Drohungen und Truppen des Papſtes gleich nachgab, und Ferrara nebſt den andern geiſtlichen Lehen wieder abtrat. Glücklicher Weiſe machte ihm der Kaiſer das Erbfolgerecht in den Reichslehen nicht ſtreitig; er behielt Modena und Reggio, wohl aber mußte er mit der Republik Lucca zwei Kriege um den Beſitz von Garfagnana führen, bis Spanien eine Ausgleichung vermittelte. Sein Sohn und Nachfolger, Alphons III., ließ anfangs, ſeiner großen Heftigkeit wegen, eine harte und tyranniſche Herrſchaft befürchten, allein der Tod ſeiner von ihm leidenſchaftlich geliebten Gemahlin, Iſabelle von Savoyen, ſtimmte ihn zur größten Sanftmuth um. Bald legte er ſogar die Regierung nieder, die er ſeinem älteſten Sohne Franz übergab, und zog ſich unter dem Namen des Bruders Johann Baptiſt von Modena in ein tyroliſches Capuzinerkloſter zurück, wo er unter Andachtsübungen und frommen Werken ſeine Tage beſchloß. Faſt ſcheint es, daß mit dem Verluſte Ferrara's das Haus Eſte auch ſeine politiſche Bedeutung eingebüßt habe, und von dieſer Zeit an nur noch im Schimmer des alten Ruhmes glänze, da während des ganzen 17. Jahrh. von ſeinen Fürſten weder Großes gethan noch gefördert wurde. Wir begnügen uns, ihre Namen zu nennen: Franz I., Sohn Alphons III. (geſt. 1658), Alphons IV. (geſt. 1662), Franz II. (geſt. 1694), Rinaldo (geſt. 1737). Dieſer Fürſt, der früher Cardinal geweſen, aber den Purpur auf dem Throne ablegte, heirathete Charlotte Felicitas von Braunſchweig, Tochter des Herzogs von Hannover, und vereinigte die ſo ſeit 1070 getrennten Zweige des Hauſes Eſte. Sein Sohn Franz III. (geſt. 1730) erwarb ſich einige Verdienſte um die Wiſſenſchaften; Muratori und Tiraboſchi waren ſeine Unterthanen, und erhielten Jahrgehalte von ihm. Hercules III., der letzte Herzog von Modena, Reggio und Mirandola, vermählte ſeine einzige Tochter, Maria Beatrix, mit dem Erzherzoge Ferdinand von Oeſterreich; eine Frucht dieſer Ehe war die verſtorbene Kaiſerin von Oeſterreich. Hercules, der ſich bedeutende Schätze geſammelt, aber dadurch die Liebe ſeines Volkes verloren hatte, flüchtete bei der Annäherung der franzöſiſchen Heere 1796 nach Venedig; Modena und Reggio traten 1797

dem cisalpiniſchen Bunde bei, und das Haus Eſte wurde förmlich durch den Vertrag von Campo Formio (17. Oct. 1797) ſeiner Oberherrſchaft über dieſe Länder beraubt. (S. d. Art. Modena.) xx.

Eſtocq (Johann Hermann L'), ein in der ruſſiſchen Geſchichte merkwürdig gewordener Mann, der während ſeines langen und thätigen Lebens die Wankelmüthigkeit des Glückes ganz erfuhr, das ihn zweimal erhob, um ihn zweimal zu ſtürzen, aber auch durch die härteſten Streiche nicht vermochte, ſeinen bis ans Ende ungetrübten Frohſinn zu erſticken. L'Eſtocq war im Hannöverſchen 1692 von franzöſiſchen Eltern geboren, die ſich vor den Religionsverfolgungen Ludwigs XIV. dahin geflüchtet hatten. Er lernte von ſeinem Vater die Wundarzneikunſt, und da er mit einem hellen, kenntnißreichen und unternehmenden Geiſte ſein Glück zu machen hoffen durfte, begab er ſich nach Rußland, wo es geſchickten Ausländern damals leicht ward, ſich emporzuſchwingen. Er trat als Wundarzt in die Dienſte Peters des Großen, deſſen Gunſt und Vertrauen er in weitem Umfange genoß. Aber die Geſinnungen des Kaiſers änderten ſich plötzlich, und L'Eſtocq ward aus unbekannter Veranlaſſung nach Kaſan verbannt. Catharina I., die ſich ſeiner Dienſte erinnerte, rief ihn nach Peters Tode zurück, und ernannte ihn zum Wundarzt an dem Hofe ihrer Tochter Eliſabeth. Hier fand L'Eſtocq einen weiten Schauplatz für ſeinen unternehmenden Geiſt. Mit unverbrüchlicher Treue ſeiner Gebieterin zugethan, bot er ihr ſchon nach dem Tode Peters II. ſeine Dienſte an, um ſie auf den Thron zu ſetzen; damals aber wurden ſeine verwegenen Plane verworfen. Als ſich aber elf Jahre ſpäter (1740), zur Zeit des unmündigen Iwan und ſeiner die Regierung verwaltenden Mutter Anna, neue günſtige Gelegenheiten darboten, erneuerte er ſeine Anträge und fand Gehör. Mit Gewandtheit und Staatsklugheit leitete L'Eſtocq vorzüglich das kühne Unternehmen, verlor in den gefahrvollſten Augenblicken nie ſeine Ruhe und Kaltblütigkeit, und gelangte glücklich zum Ziele. Eliſabeth beſtieg den Thron am 24. November 1741. Die Dankbarkeit der neuen Kaiſerin gegen den Mann, der ſo viel für ſie gethan hatte, war ſehr ausgezeichnet; er ward wirklicher geheimer Rath, erſter Leibarzt und Director ſämmtlicher mediciniſchen Anſtalten; der König von Polen erhob ihn in den Grafenſtand und überſandte ihm ſein Bildniß, um es wie einen Orden im Knopfloche zu tragen. Aber L'Eſtocq mußte ſich nach dem Willen der Kaiſerin auch in Angelegenheiten miſchen, die außer ſeinem Wirkungskreiſe lagen. Dadurch und durch ſeine Unbefangenheit und Freimüthigkeit vermehrte er die Zahl ſeiner Feinde und Neider, denen es endlich gelang, ihn bei der Kaiſerin verdächtig zu machen, und ſeine Anhänglichkeit an den Thronfolger, den nachherigen Peter III., als gefährlich und ſtrafbar vorzuſtellen. L'Eſtocq ward 1748 verhaftet, und in die petersburger Feſtung gebracht, um gerichtet zu werden. Anfangs ertrug er dieſen Wechſel des Glücks mit Gleichmuth und Heiterkeit, als er aber durch die Folter zum Geſtändniß gebracht werden ſollte, bekannte er ſich für ſchuldig. Er wurde aller Ehrenſtellen und Güter beraubt, und nach Uglitſch verbannt, wo er drei Jahre das größte Elend mit dem gefaßteſten Muthe ertrug. Dann ward er nach Uſtjug-Weliki gebracht, wo er noch neun Jahre in gleicher Lage verlebte. Seine würdige dritte Gemahlin, Maria Aurora, geb. Freiin von Mengden, begleitete ihn überall, und theilte das Schickſal ihres Gemahls mit muſterhafter Aufopferung. Als Peter III. den Thron beſtieg, ward L'Eſtocq zurückberufen und erhielt ſeine Ehrenſtellen wieder. Auch Catharina II.

gab ihm ſeinen ſonſtigen Gehalt, entfernte ihn aber von allen Geſchäften. Er ſtarb 1767, ohne Kinder zu hinterlaſſen.

Eſtrées (Gabriele d', Herzogin von Beaufort). Dieſe berühmte Geliebte Heinrich IV. von Frankreich wurde um das Jahr 1571 geboren. Sie war die Tochter Antoine d'Eſtrées, eines Abkömmlings aus einem der älteſten adeligen Häuſer in der Picardie, der eine Zeitlang die Stelle eines Grand - maître de l'artillerie bekleidete, welche nachher der Marquis de Rosni (Sülly) erhielt, und ſich in der Vertheidung von Noyon gegen den Herzog von Mayenne auszeichnete, weshalb ihn denn auch Heinrich IV. mit dem Gouvernement der Provinz Isle de France belohnte. Gabriele, ausgezeichnet durch ſeltne Schönheit, mochte ungefähr 20 Jahr alt ſein, als Heinrich IV. ſie bei einem Beſuche auf dem Schloſſe Coeuvres zum erſtenmale ſah, und ſich ſogleich von ihren Reizen gefeſſelt fühlte. Gabriele indeß, damals in einer Herzensverbindung mit dem Herzoge von Bellegarde, zeigte ſich anfangs den Wünſchen des Königs wenig geneigt, der jedoch in ſeinen Bewerbungen nicht nachließ, und, des ſchönen Mädchens wegen einmal Leben und Freiheit wagend, ſich als Bauer verkleidet durch die feindlichen Vorpoſten ſchlich, um nur die Geliebte zu ſehen. So viel Zuneigung rührte endlich das Herz der Dame; ſie wurde die Geliebte des ritterlichen Königs, der, obſchon ſein Lebelang ein großer Verehrer des zweiten Geſchlechts, doch nie ein weibliches Weſen ſo treu und innig verehrte, wie die Tochter des alten Eſtrée's. Um ſein Glück jetzt ruhiger, und weniger durch den etwas ſtrengen Vater geſtört, genießen zu können, vermählte Heinrich die Geliebte nur zum Schein mit einem Herrn Damerval von Liancourt; doch wurde ſpäter dieſe freilich nur nominelle Ehe wieder unter dem Vorwande von Liancourts Unfähigkeit gelöſ't, was der Welt um ſo ſeltſamer dünken mußte, da der gute Mann in früherer Ehe nicht weniger als 14 Kinder gezeugt hatte, und überdem auch Jedermann das Verhältniß des Königs zu Gabrielen kannte. Heinrichs Plan bei dieſer Scheidung war eigentlich, die Geliebte neben ſich als rechtmäßige Gattin auf den Thron zu heben, und er leitete deswegen nicht allein ſeine Scheidung von Margarethe von Valois ein, ſondern erhob auch die Grafſchaft Beaufort zu einem Herzogthum, mit welchem er dann Gabrielen belehnte, und ſie ſo gewiſſermaßen in Stand ſetzte, ſich zu nähern und ihr einen Rang am Hofe zu verſchaffen. Am mehrſten widerſetzte ſich Sülly der Ausführung dieſes Vorhabens, indem er dem Monarchen die daraus entſpringenden Nachtheile oft und vielmals, wiewohl mit keinem andern Erfolge vorſtellte, als daß Gabriele ſeine bittere Feindin ward, und ſich einſt, angereizt durch die Gegner des Miniſters, ſo weit vergaß, beim Könige deſſen Entlaſſung zu fodern. Heinrichs Antwort hierauf war eben ſo edel als königlich. „Wenn ich einen von euch beiden meiden muß," erwiederte er, „ſo will ich lieber zehn Geliebte wie Dich, als einen Miniſter wie Sülly verlieren." Und dennoch liebte er ſeine Gabriele ſo innig, daß er ihr einſt in einem Augenblicke der Gefahr ſchrieb: „Wenn ich unterliege, ſo kennſt Du mich zu gut, um fürchten zu dürfen, ich würde fliehen. Mein letzter Gedanke wird Gott, mein vorletzter wirſt Du ſein." Trotz des Königs feſtem Willen und Gabrielens Wünſchen, kam aber die Heirath zwiſchen beiden dennoch nicht zu Stande. Gegen Oſtern 1599, wo ſchon die Unterhandlungen zu der Scheidung des Königs von ſeiner Gemahlin eingeleitet waren, entfernte ſich Gabriele, auf Antrieb des Beichtvaters des Königs, René Benoit, während der Paſſionszeit vom Hofe und be-

gab ſich nach Paris, wo ſie bei dem reichen Banquier Zamet wohnte. Hier wurde ſie am grünen Donnerstage plötzlich, gleich nach der Tafel und nach dem Genuß einer Orange, von ſo fürchterlichen Verzuckungen befallen, daß ihr ſchönes Geſicht aufs gräßlichſte entſtellt ward, und ſie den Sonnabend darauf unter großen Schmerzen ſtarb. Ein Schlagfluß, verbunden mit Convulſionen, hieß es, habe ihrem Leben ein Ende gemacht; niemand zweifelte jedoch an der wahren Urſache ihres Todes. Des Königs Schmerz bei dieſem Verluſt war groß, und Gabriele wurde, was nicht oft bei Geliebten von Monarchen der Fall iſt, allgemein bedauert; auch verdiente ſie dies durch die Güte und Sanftheit ihres Charakters, ſo wie durch die Beſcheidenheit, welche ſie nie verließ, und ſie ſtets abhielt, ſich in die Angelegenheiten des Staates zu miſchen. Sie hatte dem Könige drei Kinder geboren, die beiden nachherigen Herzoge Cäſar und Alexander Vendome, und eine Tochter, Catharine Henriette, welcher ſpäter dem Herzog von Elbeuf vermählt wurde. Ihrer vor einigen Jahren in Frankreich erſchienenen Lebensgeſchichte iſt ein intereſſanter Briefwechſel zwiſchen ihr und ihrem königlichen Liebhaber beigefügt.

Eſtrées (Louis César, Herzog von) Marſchall von Frankreich und Staatsminiſter, geb. zu Paris 1695. Er focht zuerſt gegen Spanien unter dem Marſchall von Berwick, und that ſich ſo vortheilhaft hervor, daß er zum Maréchal de Camp und Generalinſpecteur der Cavallerie emporſtieg. Nicht minder zeichnete er ſich in dem Kriege von 1741 aus; der Uebergang über den Main bei Seligenſtadt, das Treffen bei Fontenoi (1745), die Belagerung von Mons und Charleroi u. ſ. w. verherrlichten ſeinen Namen, und erwarben ihm das Vertrauen des Marſchalls von Sachſen, der ſeine militäriſchen Verdienſte erkannte und zu würdigen verſtand. 1756 empfing er den Marſchallsſtab, und 1757 erſchien er an der Spitze von 100,000 Mann in Deutſchland. Er war mit den Worten von Ludwig XV. geſchieden: „In den erſten Tagen des Juli werde ich den Feind über die Weſer gejagt haben, und mich anſchicken, in Hannover einzudringen.“ Aber nicht zufrieden, ſein Wort zu halten, lieferte er dem Herzoge von Cumberland am 26. Juli 1757 die Schlacht bei Haſtenbeck, worin er einen vollſtändigen Sieg erfocht. Die Hannoveraner ſchickten ſich bereits an, das Churfürſtenthum zu räumen, als der Marſchall durch die Ränke des Hofes abgerufen wurde, und Richelieu an ſeine Stelle trat. Nach der Niederlage von Minden ward er nach Gießen geſandt, nahm aber kein Commando an, ſondern begnügte ſich, Contades mit Rath zu unterſtützen. Am Ende des Krieges ward er zum Herzog erhoben. Er ſtarb 1771 kinderlos. Alle Würden, mit denen er bekleidet worden, hatte er durch Verdienſte und Tapferkeit erworben, und man verehrte in ihm nicht minder den Staatsbürger als den Helden.

Etappen (verwandt mit dem deutſchen: Stapelplatz) nennt man die Verpflegung des Militärs durch tägliche Lieferung von Lebensmitteln, die ſie auf dem Marſche oder im Felde an gewiſſen beſtimmten Plätzen erhalten. Dieſe Plätze (Dörfer oder Städte) heißen Etappenörter. Eigentlich iſt Etappe ein Magazin, ein Vorrathsort, indem Städte und Dörfer als natürliche Magazine für die Armeen angeſehen werden.

Eteokles und Polynices, des Oedipus und der Jokaſte Söhne. Sie ſchloſſen einen Vergleich, nach welchem ſie abwechſelnd, ein Jahr um das andere, über Theben herrſchen ſollten. Eteokles aber brach den Vergleich; ſein Recht zu erkämpfen, rückte Polynices mit

noch ſechs griechiſchen Fürſten vor Theben. Bei einem Ausfall trafen beide Brüder auf einander, und fielen durch Wechſelmord. Jetzt ward Kreon, der Gefallenen Oheim, Herrſcher in Theben. Er verbot bei Todesſtrafe des Polynices Beerdigung. Antigone aber, des Unglücklichen Schweſter, der Stimme ihres Herzens folgend, geht dennoch hinaus, ihn zu beſtatten, wird entdeckt, und auf Kreons Spruch, jedoch ihm ſelbſt zum Jammer, lebendig begraben; denn ſein eigner Sohn Haimon, der ſie liebte, gab ſich an ihrer Seite den Tod. (Vergl. Theben.)

Ethik, die Sittenlehre oder die Lehre von den Pflichten, bei den Alten, ſo viel als practiſche Philoſophie. Man verſteht aber darunter insbeſondere die Lehre von denjenigen Pflichten, welche nicht durch äußere Geſetze beſtimmt werden, ſondern die eigentliche Tugendlehre, welche auf Gebote des Gewiſſens ſich gründet. (S. Moral). Die Lehre von denjenigen Pflichten, welche unter äußern Geſetzen ſtehen, heißt zum Unterſchiede von jener die Rechtslehre. **Ethiſch**, ſittenlehrig, zur Sitten- und Tugendlehre gehörig; z. B. ethiſche Schriften, welche das ſittliche Leben der Menſchen betreffen.

Ethnographie, die Völkerbeſchreibung, Völkerkunde, Völkergeſchichte. **Ethnographiſch**, nach der Völkergeſchichte. Die Geſchichte wird nämlich entweder chronologiſch, d. h. der Zeitfolge nach, oder ethonographiſch d. h. ſo, daß die Geſchichte jedes einzelnen Volks beſonders vorgetragen wird, bearbeitet. (Vergl. Geſchichte).

Etienne, ſ. Stephanus.

Etiquette, iſt das auf Ueberlieferung oder geſchriebene Vorſchrift ſich ſtützende Ceremoniel, nach welchem, ſowohl im gegenſeitigen Umgang als im eigenen Leben, die Art zu leben unter den verſchiedenen Ständen der bürgerlichen Geſellſchaft beſtimmt iſt. Wenn Adel und Würden in der Welt ſtets nur die Belohnungen des wahren Verdienſtes, und mithin immer mit dieſem vereint wären, ſo bedürfte es allerdings keiner beſondern Vorſchrift über die Ehrenbezeugungen, welche dieſem oder jenem zukommen, ſondern das allgemeine Anerkenntniß des Verdienſtes des eben zu Ehrenden würde Jedermann ſchon von ſelbſt dahin bringen, ihm das freiwillig zu zollen, was die vorgeſchriebene Etiquette befiehlt; allein da ſehr oft der unvermeidliche Fall eintrit, daß namentlich die erblichen Vorrechte nicht allezeit von Perſonen beſeſſen werden, die durch ihre moraliſche und geiſtige Eigenthümlichkeit zur freien Anerkenntniß zwingen, ſo erfodert die bürgerliche Ordnung ſowohl, als, ſelbſt in gewiſſem Betracht, eine geſunde Philoſophie, daß Regeln feſtgeſtellt werden, nach welchen ſich der einmal in einem niedrigeren Stande Lebende, zu dem in höheren Ständen ſich Bewegenden, zu benehmen hat. Ohne dieſe conventionelle Schutzmauer der höheren Claſſen der Geſellſchaft, die, ſobald ſie nur nicht bis ins Lächerliche, Kleinliche und Kindiſche (wie wol hin und wieder geſchieht) getrieben wird, ſonach allerdings nothwendig und wohlthätig iſt, würden bald Stolz, Anmaßung, Neid und Eigennutz das Band zertrümmern, auf welchem alle und jede ſtaatliche und geſellige Einrichtung beruht, und ſelbſt der Würdige mit dem Unwürdigen in der allgemeinen Gleichheitsſchwindelei untergehen, wie wir dies während einer kurzen Zeit in der franz. Revolution geſehen haben, wo auch, verführt durch, in der Praxis unhaltbar ſich erweiſende Theoreme von unbedingter Gleichheit, jede Schranke bürgerlicher Convenienz und Ständeabſonderung niedergeriſſen ward. Zu leugnen iſt indeß, bei aller Anerkenntniß der Nothwendigkeit einer ſolchen conventionellen Vorſchrift über das Be-

nehmen der verſchiedenen Stände zu einander, auch nicht, daß diejenigen Länder und Völker, bei denen die Etiquette in einem hohen Grade, und bis in die kleinſten Details feſtgeſtellt, herrſcht, ſelten weder zu den freien noch zu den glücklichen gehören, und daß ſehr häufig dieſer äußere gemachte Glanz und Würde der Großen um ſo ſorgfältiger von ihnen in Ehren gehalten wird, je mehr es an der innern, wahren Würdigkeit fehlt. Als Roms Imperatoren ſich mit einem ſteifen und prunkenden Ceremoniel umgaben, da hatten ſie ſchon längſt aufgehört, Herren der Welt zu ſein, und der byzantiniſche Kaiſerhof war nie mehr in leerer Prunkſucht und todtem Formelweſen in Hinſicht ſeines Benehmens und ſeines Lebens vertieft, als wie die Provinzen nicht mehr gehorchten, und die Barbaren bis unter die Mauern der Hauptſtadt ſchwärmten. Ueberall hat aber Etiquette da mit ihrem Schein eintreten müſſen, wo die Sache fehlte. Uebrigens kann Philipp der Gute, Herzog von Burgund, deſſen Stolz ihn trieb, ſich den Königen im Range gleich zu ſetzen, gleichſam als der Vater der neuern, ſeitdem manche Höfe bald mehr bald minder tyranniſirenden Etiquette betrachtet werden, denn, eben um es in den Augen der leicht verblendlichen Menge den höchſten Fürſten in der Chriſtenheit gleich zu thun, umgab er ſich mit einer ſolchen Menge Diener und Hofleute, und legte ihnen ein ſo ſteifes und ängſtliches Ceremoniel auf, daß nur ſpäter der ſpaniſche Hof, an welchem die Mauren einſt Fröhlichkeit und Luſt einheimiſch gemacht hatten, den ſeinen darin noch übertraf. Heut zu Tage hat die allgemeine Entwickelung neuer und freiſinniger Ideen, und das faſt überall vorherrſchende Streben nach Vernunftgenüſſen, die lächerliche Steifigkeit jener alten Etiquette ſowohl an den Höfen, als im Leben der vornehmeren Stände, bedeutend gemindert, und man findet nur noch hie und da einige Wenige, die, befangen im Vorurtheil, oder der Macht vieljähriger Gewohnheit unterliegend, auch hierin an dem Alten und Veralteten kleben.

Eton, ein großer Flecken in der engl. Grafſchaft Buckingham, am nördlichen Ufer der Themſe, Windſor gegenüber, von etwa 2500 Seelen bevölkert, und berühmt wegen der von Heinrich VI. 1440 daſelbſt geſtifteten hohen Schule. Urſprünglich war dieſelbe nur ein für 70 Alumnen beſtimmtes Collegium. Gegenwärtig ſtudiren hier aber zwiſchen 350—400 Söhne meiſt wohlhabender Aeltern, da der Aufenthalt ſehr koſtbar iſt. Die Unterrichtsmittel ſind hier reicher als auf mehreren andern engl. Hochſchulen. Die Bibliothek iſt vorzüglich.

Etruria, ſ. **Wedgewood**.

Etrurien, auch **Hetrurien**. Dieſes reizende Land, weſtlich vom mittelländiſchen Meere, öſtlich von den Apenninen, nördlich vom Fluſſe Magra, ſüdlich von der Tiber begränzt, dieſes Vaterland der kunſtreichen Etrusker, die in der Geſchichte des neueſten Kunſtgeſchmacks und bei den wichtigſten archäologiſchen Unterſuchungen wieder aus dem Grabe der älteſten Vorzeit hervorgerufen worden ſind; dieſes Land, das jetzt, mit etwas veränderten Gränzen, Toscana heißt, war im früheſten Alterthum eine wohlgeformte Conföderation, regiert durch die Oberhäupter der zwölf Hauptſtädte des Landes, von denen jede eine Republik war. Bei dem Tempel der Volturna hielten dieſe Volksvertreter, Lucumonen genannt, die zugleich Oberprieſter und Feldherren waren, ihre Landtage, wo die allgemeinen Landesangelegenheiten in gemeinſchaftliche Berathſchlagung gezogen wurden. Ein ſolcher Lucumo war der aus der römiſchen Geſchichte bekannte Porſenna. In ſeiner ſchönſten Blüthe ſtand Etrurien ſchon, als Rom erbaut wurde, deſſen Schule es ward; nur von den Griechen in ihrem höchſten Flor über-

troffen, waren die Etrusker berühmt in der Architektur, Schiffbaukunſt, Arzneikunde, Waffenſchmiedekunſt, Befeſtigungskunſt, Taktik, und beſonders auch durch ihre technologiſchen Fertigkeiten in jeder Gattung der Bedürfniſſe und des Luxus. In Italien und Griechenland trieben ſie einen ausgebreiteten Handel mit ihren Kunſterzeugniſſen, und beſaßen auf vielen Punkten bedeutende Niederlaſſungen. Da ſie durch ihren Handel in häufige Berührung mit Griechenland kamen, ſo erreichten ſie, bei eigenen natürlichen Fähigkeiten, bald den Grad von Bildung, wodurch ſie Nebenbuhler der Griechen wurden. Für den Archäologen und Kunſtkenner ſind aus jenem Zeitalter der Etrusker beſonders die Fortſchritte, die ſie in der Malerei und Plaſtik gemacht hatten, anziehend, indem das Studium der davon noch vorhandenen Denkmäler (geſchnittene Steine, Sarkophage, Schalen u. ſ. w.) auch Aufſchlüſſe über ihre Mythologie gewährt. Aus Griechenland und Aegypten erhielten ſie die Keime ihres Geſchmacks, der Reiz genug in ſich hatte, um ſelbſt eine Epoche in dem Geſchmacke der neuern Zeit beſtimmen zu können. Die etruriſchen Gefäße (Vaſen ꝛc.), mit ihren charakteriſtiſchen Basreliefs und Malereien, ſind beſonders von Millin und in Böttigers Abhandlung über die Vaſengemälde der genaueſten Unterſuchung unterworfen worden. (Man vergl. den Art. Vaſe.) Die Miſchung der Farben, Schatten= und Lichtvertheilung kannten die etruriſchen Maler jedoch nicht; ſchwarz oder roth (braunroth) waren ihre gewöhnlichen Farben. Theaterſpiele, Muſik und Poeſie waren ihnen nicht fremd. Doch gingen ſie und ihre Kunſtfertigkeiten, noch ehe ſie die Höhe der griechiſchen erreichten, theils durch innern Zwieſpalt, theils durch das Andrängen fremder Völker, im Sturme der Zeiten unter. Sie ſelbſt verjagten die in Etrurien früher angeſiedelten Pelasger, während ſie deren Sitten, Einrichtungen, Sprache und Mythologie faſt ganz ſich zu eigen machten. Die Römer bekamen von ihnen ihre religiöſen Gebräuche, ihre frühere Baukunſt ꝛc. Am Schluſſe der Zeit ihres Ruhmes kam ein anderes Volk aus Gallien und vertrieb ſie aus ihren Pflanzſtädten in Ober=Italien; ein Theil von ihnen flüchtete in die Alpen, und die Rhätier erhielten dadurch ihr Daſein. Endlich wurden ſie ein Opfer der römiſchen Herrſchſucht, und fielen dann, mit Rom zugleich, unter die Gewalt fremder Sieger. Von dieſer Zeit an iſt die Geſchichte von Etrurien, oder, wie es in der Folge genannt wurde, Toscana, in die Geſchichte Deutſchlands und Italiens verwebt. Unter den Longobarden wurde es von Herzogen, unter Carl dem Großen von Grafen, und unter ſeinen Nachfolgern von Markgrafen regiert, bis die Zeit der Unabhängigkeit für die ſogenannten lombardiſchen Städte erſchien, unter denen Florenz, Toscana's Hauptſtadt, keine der kleinſten Rollen ſpielte. Damals ſchien ganz Ober=Italien zu einem neuen Leben zu erwachen; eine freie Regſamkeit in allen Angelegenheiten, ein hoher, aufſtrebender Geiſt, der die kleinen Republiken bald für, bald wider einander in Bewegung brachte, eine wetteifernde Thätigkeit, die zu wohlthätigen Reibungen führte, erhoben auch Toscana zu einer hohen Cultur. Es war dort das Blüthenalter der ſchönen Kunſt, deren Prieſter und Jünger, beſonders in dem reichen Florenz, unter dem mächtigen Schutze der Mediceer eine ſichere Zuflucht fanden. Nach dem Ausſterben des mediceiſchen Hauſes (1737) kam Toscana an das Haus Lothringen. (S. Toscana.) 1801 wurde es im lüneviller Frieden von dem Großherzog Ferdinand abgetreten, und als Königreich Etrurien dem damaligen Erbprinzen von Parma, Ludwig, Infanten von Spanien, einzigem Sohne Ferdi=

nands I., Herzogs von Parma, überlaſſen. Nach Ludwigs Tode (1803) übernahm ſeine Wittwe, Marie Luiſe, König Carls IV. von Spanien Tochter, die Regierung als Vormünderin ihres Sohnes, Carl Ludwig, legte ſie aber am 10 Dec. 1807, in Folge eines kurz vorher zwiſchen Frankreich und Spanien geſchloſſenen Vertrags nieder. Nun war Etrurien eine franzöſiſche Provinz geworden. Indeß erſt durch ein Senatus-Conſult vom 30 Mai 1803 wurden die Staaten von Toscana, unter dem Titel der Departements vom Arno, vom mittelländiſchen Meere und vom Ombrone, für einen ergänzenden Theil des franzöſiſchen Reichs erkärt, und vorläufig mit unter die Aufſicht des Generalgouverneurs jenſeits der Alpen, des Fürſten Borgheſe, Napoleons Schwager, geſtellt. 1809 wurde das Land der Schweſter Napoleons, Eliſa, die nun Großherzögin von Toscana genannt wurde, übergeben. Seit 1814 hat Toscana ſeinen ehemaligen Regenten wieder erhalten. (S. den Art. Toscana.) I.

Etymologie iſt derjenige Theil der Sprachlehre, welcher ſich mit der Abſtammung der Wörter beſchäftigt, und ſie auf ihre Wurzeln oder Stammwörter zurückführt, um ihre wahre und urſprüngliche Bedeutung zu erforſchen; daher Etymolog und etymologiſch.

Eudämonismus, Eudämonologie, die Glückſeligkeitslehre oder das Lehrgebäude, welches die eigene Glückſeligkeit des Menſchen zu ſeinem Hauptzweck, zum letzten und höchſten Bewegungsgrunde aller Pflichten und eines tugendhaften Wandels, und mithin zum höchſten Grundſatz der Moral macht. Dieſem Eudämonismus wird der Moralismus oder die reine Tugendlehre entgegengeſetzt, nach welcher man die Tugend zu ſeinem Hauptzwecke macht, das Gute will und thut, weil es gut iſt, aus Pflichtgefühl und Achtung gegen das Sittengeſetz, ohne eigennützige Rückſichten. (Vergl. Egoismus, Glückſeligkeit und Epikurismus.) Eudämoniſt, wer dieſer Lehre zugethan iſt.

Eudiometer, wörtlich ein Luftgütemeſſer. Man verſteht darunter ein zuerſt von Prieſtley erfundenes, nachher von verſchiedenen Andern verbeſſertes Inſtrument, mittelſt deſſen man die Güte der Luft, wiefern ſie zum Einathmen mehr oder minder tauglich iſt, meſſen und nach Graden beſtimmen kann. Es iſt bis jetzt noch in einem ſehr unvollkommenen Zuſtande, und kann ſeinem Zwecke um ſo weniger entſprechen, da die Eigenſchaften einer heilſamen, dem Einathmen ganz angemeſſenen Luft noch keinesweges gehörig erörtert ſind.

Eugen, (Franz) von Savoyen, bekannter unter dem Namen Prinz Eugen, fünfter Sohn von Eugen Moritz, Herzog von Savoyen-Carignan, Grafen von Soiſſons, und von Olympia Mancini (einer Nichte des Cardinals Mazarin), ward geboren zu Paris 1663. Unter allen Helden und Staatsmännern, welche Oeſterreich aufweiſen kann, nennt die Geſchichte kaum einen zweiten, der in beiden Eigenſchaften dieſem Regentenhauſe ſo wichtige, weſentliche und zahlreiche Dienſte geleiſtet hätte, als Eugen. Gleich groß auf dem Schlachtfelde und im Cabinet, gehörte er zu den ſeltenen Männern, deren große Tugenden durch keine Laſter verdunkelt wurden. Und dieſen Mann gewann Oeſterreich nur durch einen Zufall, ähnlich dem, wodurch ihm ſpäter ein anderer großer Feldherr, Laudon, zugeführt wurde. Eugen war wider ſeine Neigung zum geiſtlichen Stande beſtimmt worden. Er bat Ludwig XIV. um eine Anſtellung als Capitän bei den Dragonern. Der Kriegsminiſter Louvois haßte Eugens Familie, und die Bitte wurde abgeſchlagen. Aus Verdruß über dieſe Verweigerung, und wegen

verſchiedener Beleidigungen, die man ſeinen Verwandten, beſonders ſeiner Mutter zugefügt hatte, ging Eugen, wie ſchon zwei ſeiner Brüder gethan hatten, 1683 in öſterreichiſche Dienſte. Er machte unter den beiden vortrefflichen Feldherren, Herzog Carl von Lothringen und Prinz Ludwig von Baden, ſeinen erſten Feldzug gegen die Türken als Freiwilliger, zeichnete ſich dabei ſehr aus, und erhielt bald als Oberſter ein Regiment Dragoner. Mit Verdruß hörte Louvois von den glänzenden Thaten des Prinzen, und ſagte zornig: „Er ſoll nie zurückkehren in ſein Vaterland!“ Der Prinz, dem dieſe Worte hinterbracht wurden, erwiederte: „Gewiß, ich werde zurückkommen, Louvois zum Trotz!“ und wirklich ſtand er mehrere Jahre darauf mit einem ſiegreichen Heere in Frankreich. 1687 wurde, er nach der Schlacht bei Mohacz, Feldmarſchall-Lieutenant. Als bald nachher der Krieg zwiſchen Frankreich und Oeſterreich ausbrach, bewog er den Herzog von Savoyen zur Verbindung mit dem Kaiſer, und befehligte die dem Herzoge zugeſchickten kaiſerlichen Hülfsvölker in Savoyen. Er lehnte die großen Anerbietungen Frankreichs, ihn in ſeine Dienſte zu ziehen, ab, und wurde vom Kaiſer zum Generalfeldmarſchall, und als der Krieg in Italien geendigt war, zum Obergeneral in Ungarn ernannt. Er ſchlug die Türken in der mörderiſchen Schlacht bei Zenta (11. Sept. 1697), und erwarb ſich dadurch, ungeachtet ſeiner Neider, die ihn vor dem Kriegsgericht eines zu gewagten Unternehmens beſchuldigen wollten, allgemeine Bewunderung und eine faſt unumſchränkte Gewalt über die kaiſerl. Truppen. Der große Verluſt, den die Türken bei Zenta erlitten hatten, nöthigte ſie, den Frieden zu Carlowiz (1698) anzunehmen, wobei ihre anfangende Schwäche zuerſt ſichtbar wurde. Bald rief der ſpaniſche Erbfolgekrieg den Prinzen zu neuen Thaten. Italien wurde der Schauplatz für ſeine Feldherrntalente, in welches er (1701) durch die Schluchten Tyrols mit 30,000 Mann unerwartet ſchnell vordrang. Vergebens ſuchte der Marſchall Catinat ihm zu widerſtehen, noch unglücklicher war Villeroi, den Eugen durch einen kühnen Streich in Cremona überraſchte und gefangen nahm. 1703 übernahm er den Oberbefehl des Heers in Deutſchland. Nachdem er zum Hofkriegsrathspräſidenten ernannt worden, war er die Haupttriebfeder aller wichtigen Unternehmungen; alles ging nun beſſer und thätiger, und in der einmüthigſten Verbindung mit Marlborough gelang es ihm, die Abſichten Frankreichs und deſſen Verbündeten zu vereiteln. In der merkwürdigen und blutigen Schlacht bei Hochſtädt (13. Aug. 1704) erhielten beide Helden einen entſcheidenden Sieg über das vereinte franzöſiſch-baierſche Heer unter dem Churfürſten von Baiern und dem Marſchall Tallard, der ſelbſt gefangen wurde. Die Hälfte des feindlichen Heers ward aufgerieben, die andere rettete ſich über den Rhein. Eugen ging 1705 wieder nach Italien, konnte zwar anfangs, wegen der Schwäche ſeines Heers, gegen den Herzog von Vendome nichts ausrichten, eilte aber zum Entſatze Turins herbei, und zwang die Franzoſen, indem er am 1. Sept. ihre Linien erſtürmte, die Belagerung aufzugeben, auch nach einigen Monaten ganz Italien zu räumen. 1707 drang er ſelbſt in Frankreich ein und belagerte Toulon, mußte aber wegen der Ueberlegenheit der Franzoſen ſich wieder nach Italien zurückziehen. In den folgenden Jahren focht er an den Ufern des Rheins, eroberte Lille und ſchlug die Marſchälle Villars und Bouflers in dem großen Treffen bei Malplaquet, worin er ſelbſt gefährlich verwundet wurde. Wie ganz er auch hier jene nur den größten Geiſtern eigene Gemüthsruhe behauptete, erhellt aus der Ant-

wort, die er den Officieren gab, die in ihn drangen, daß er für ſeine eigene Perſon ſorgen möchte. „Wozu ein Verband, wenn wir hier ſterben ſollen?" ſagte er, „und kommen wir davon, ſo iſt dazu noch heute Abend Zeit genug." Nachdem Marlborough abberufen worden, und Eugen ſich umſonſt perſönlich in London für ihn bemüht hatte, wurden ſeine weitern Unternehmungen, beſonders nach der Niederlage des Generals Albemarle, gehemmt. Der Friede zu Utrecht führte auch (1714) den Frieden zu Raſtadt herbei, der von Eugen und Villars abgeſchloſſen wurde. Kaum war auf dieſer Seite die Ruhe wieder hergeſtellt, als ein neuer Krieg mit den Türken (1716) ausbrach. Eugen ſchlug die weit ſtärkern türkiſchen Heere bei Peterwardein und Temeswar, und eroberte 1717 Belgrad, nachdem er am 16. Aug. einen entſcheidenden Sieg über das zum Entſatz herbeigekommene türkiſche Heer erfochten hatte. Der paſſarowitzer Friede (1718) war die Frucht ſeiner Siege. Funfzehn Friedensjahre hindurch, deren ſich Oeſterreich nun erfreute, arbeitete Eugen mit gleichem Eifer im Cabinet, und als 1733 die polniſchen Angelegenheiten einen neuen Krieg herbeiführten, erſchien er noch in ſeinem Alter mit dem Heere am Rhein, ging aber, ohne etwas Entſcheidendes gewagt zu haben, nach Wien zurück, wo er 1736, 72 Jahr alt, ſtarb. Das öſterreichiſche Kriegsweſen, das er als Präſident des Hofkriegsraths ſehr verbeſſert hatte, gerieth gleich nach ſeinem Tode wieder in Verfall.

Eugen, Herzog von Leuchtenberg, Fürſt zu Eichſtädt, vorher Vicekönig von Italien, wurde 1780 geboren. Seine Aeltern waren der nachmals guillotinirte Vicomte Alexandre Beauharnois und Joſephine Taſcher de la Pagerie, ſpäterhin Gemahlin Napoleon Buonaparte's und franz. Kaiſerin. Eugen widmete ſich im Laufe der Revolution frühzeitig den Waffen. Schon als zwölfjähriger Knabe begleitete er ſeinen Vater, als dieſer die Rheinarmee befehligte. Nach dem Tode deſſelben kam er, da auch ſeine Mutter damals im Gefängniß war, zu Hoche, in der Vendee. Nach dem 9. Thermidor kehrte er nach Paris zu ſeiner Mutter zurück, und widmete nun drei Jahre ſeiner geiſtigen und wiſſenſchaftlichen Ausbildung. Joſephine heirathete 1796 Napoleon, der eben zum Obergeneral der ital. Armee ernannt worden war, und Eugen begleitete ſeinen glücklichen Stiefvater nun in allen Feldzügen in Italien und in Aegypten. Er wurde, wie ſich erwarten läßt, ſchnell genug zu allen höheren militäriſchen Würden befördert, und 1805 zum franzöſiſchen Prinzen und zum Vicekönig von Italien erhoben. In demſelben Jahre zeichnete er ſich im Feldzuge gegen Oeſterreich ſehr aus, und wurde nach Beendigung deſſelben (13. Jan. 1806) mit der Prinzeſſin Auguſta von Baiern vermählt. 1807 ernannte ihn Napoleon noch zum Prinzen von Venedig, und adoptirte ihn als Sohn und Erben des Königreichs Italien. In der Verwaltung des Königreichs Italien zeigte er viel Verſtand und Mäßigung, und machte ſich auf dieſem Poſten ſehr beliebt. Im Kriege von 1809 war er anfangs gegen den Erzherzog Johann nicht glücklich, ſpäterhin aber gewann er das Treffen bei Raab, und zeichnete ſich in dem Rieſenkampf bei Wagram durch hohe militäriſche Talente aus. Bei der Scheidung Napoleons von ſeiner Mutter benahm er ſich mit Würde und Anſtand, und wurde am 3. März 1810 von Napoleon zum künftigen Nachfolger des Fürſten Primas, als Großherzog von Frankfurt, ernannt. In dem ruſſiſchen Feldzuge befehligte er das dritte Armeecorps, und zeichnete ſich an der Spitze deſſelben in den Gefechten von Oſtrowno und Mohilow, und in der Schlacht an der Mosk-

na aus. Bei dem verderblichen Rückzuge verließ er die Trümmer ſeines Armeecorps keinen Augenblick, theilte alle Beſchwerden und Entbehrungen mit den Soldaten, und ermuthigte ſie durch ſein Beiſpiel. Ihm und Ney hatte Frankreich die Rettung der wenigen Trümmer des franz. Heers aus dieſem Feldzuge zu verdanken. Nach Napoleons und Mürats Abgange wurde er zum Oberbefehlshaber ernannt, und zeigte auf dieſem wichtigen Poſten in jener ſchwierigen Zeit große militäriſche Talente. Wir finden ihn wieder bei der Schlacht von Lützen, am 2. Mai 1813, wo er durch die Umgehung des rechten Flügels der Verbündeten das Schickſal des Tages entſchied. Napoleon ſchickte ihn von Dresden nach dem bedrohten Italien zurück. Nach Aufhebung des prager Congreſſes und der Theilnahme Oeſterreichs an der Coalition wurden auch in Italien die Feindſeligkeiten eröffnet. Er wußte ſich hier, ſelbſt nach Mürats Uebertritt, geſchickt zu vertheidigen. Nach Napoleons Sturz aber ſchloß er mit dem Grafen Bellegarde einen Waffenſtillſtand, der die Lombardei u. ſ. w. in die Hände Oeſterreichs lieferte. Eugen ging zunächſt nach Paris und dann zu ſeinem Schwiegervater, dem Könige von Baiern, nach München. Er wohnte dem Congreſſe in Wien bei, und wurde bei Napoleons Rückkehr von Elba veranlaßt, Wien zu verlaſſen, und eine Zeitlang in Baireuth zu leben. An den Begebenheiten des Jahres 1815 nahm er keinen Theil. Es waren ihm in dem Vertrage von Fontainebleau vom 11. April 1814, und ſpäter auf dem Wiener Congreſſe, angemeſſene Entſchädigungen für ſeine verlornen Dotationen in Italien, die einen Capitalwerth von 20—25 Mill. Franken betrugen, zugeſichert worden, die ihm theils der Papſt, theils der König von Neapel (letzterer 5 Mill.) auszahlen ſollen. Durch eine Verordnung des Königs von Baiern wurde er im Nov. 1817 zum Herzog von Leuchtenberg ernannt, ihm das Fürſtenthum Eichſtädt unter baierſcher Landeshoheit übergeben, und ſeine Nachkommen, im Fall des Ausſterbens der baieriſchen Linie, für erbfähig erklärt. Er hat 2 Söhne und 4 Töchter, von welchen die älteſte, Joſephine, 1823 mit Oscar, Kronprinzen von Schweden, vermählt wurde. Seine Schweſter iſt die Herzogin von St. Leu, Hortenſe Eugenie, geſchieden von Louis Buonaparte, ehemaligem König von Holland.

Euklides. 1. einer der berühmteſten Mathematiker, den man mit Recht den Vater der Mathematik nennt. Zu Alexandria in Aegypten, ungefähr 300 Jahre vor Chr., geboren, ſtudirte er zu Athen unter Plato, lehrte dann zu Alexandria unter Ptolomäus Soter die Geometrie mit großem Beifall, und erweiterte das Gebiet der Mathematik mit großem Scharfſinn. Unübertroffen iſt die Strenge ſeiner Methode. Seine Elemente (στοιχεῖα) beſitzen wir nach einer im 4. Jahrh. nach Chr. Geb. veranſtalteten Reviſion (eine der beſten Ausgaben von Gregory, Oxford, 1703. Fol., deutſch von Lorenz, 2. Aufl. Halle 1798. 8.) Als die ſcharfſinnigſte ſeiner Schriften wird die über die geometriſche Analyſe gerühmt. Was er über die Muſik geſchrieben, giebt uns den beſten Begriff von dem Zuſtande dieſer Kunſt bei den Griechen. 2. **Euklides**, aus Megara gebürtig, war der Stifter der megariſchen Schule. Obgleich Megara von Athen ziemlich entfernt und allen Megarenſern bei Todesſtrafe verboten war, das Gebiet von Athen zu betreten, kam er doch Abends in weiblicher Kleidung zur Stadt, genoß einige Stunden den Unterricht des Sokrates, und kehrte mit Anbruch des Tages zurück. Später wich er von den einfachen Grundſätzen ſeines Lehrers ab, und führte den Mißbrauch der Dialec-

tik der ehemaligen Eleaten und Sophiſten wieder ein, daher ſeine Schule auch die eriſtiſche genannt. Er ſtarb 424 v. Chr. Geb.

Eulenſpiegel (Tyll). Dieſer allbekannte Abenteurer aus der erſten Hälfte des 14. Jahrh., wurde zu Kneitlingen, einem wolfenbüttelſchen Dorf unweit Schöppenſtädt, geboren, und ſtarb gegen 1350 in dem Städtchen Möllen, vier Meilen von Lübeck, wo ſein Grabſtein, mit der Anſpielung auf ſeinen Namen, einem Spiegel und einer Eule, ſteht. Sein Name iſt zum Sprichwort geworden, alle muthwillig=luſtigen, närriſchen Streiche zu bezeichnen, die aus reiner Freude an ſolchen verübt werden; denn dergleichen verübend, zog Tyll durch Niederſachſen und Weſtphalen, ja ſelbſt nach Polen und Rom. In der Volkspoeſie leben ſie noch immer fort. Wann und in welcher Sprache dieſe Schwänke zuerſt geſchrieben worden, läßt ſich ſchwerlich mit Gewißheit beſtimmen. Aus dem Titel der alten Volksausgaben ſcheint zu erhellen, daß ſie zuerſt in plattdeutſcher Sprache geſchrieben geweſen, und mehrere Umſtände machen wahrſcheinlich, daß der durch ſeine Narrenbeſchwerung, Schelmenzunft und andere Schriften dieſes Schlages auch ſonſt bekannte Franziscaner, Thomas Murner, der Theologie und Rechte Doctor, ein Gegner Luthers, der Ueberſetzer ſei. Der Verfaſſer ſagt von ſich in der Vorrede: „Da man zählet 1302 (Herr von Murr glaubt 1502) bin ich durch etliche Perſonen und gute Gönner gebeten worden, die Hiſtorien und ſeltſamen ſchalkliſtigen Poſſen Tyll Eulenſpiegels, eines Bauern Sohn, zuſammen zu bringen und zu ſchreiben: welches ich nicht wohl füglich habe können abſchlagen. Dieweil denn menſchliche Natur und Weſen aus fröhlichem Geſpräch oft und viel wird bewegt, daß Traurigkeit, Krankheit, Haß und Neid wird gemildert und vergeſſen: habe ichs, ſo viel möglich, verfaſſet; nicht in Meinung, daß man daraus Böſes, ſondern allein das Böſe zu vermeiden lerne, auch ſich vor liſtigen Menſchen deſto beſſer hüten könne." Der Verfaſſer ſcheint die Urtheile der Nachwelt geahnt zu haben, die nicht bloß den äſthetiſchen, ſondern auch den ſittlichen Werth dieſes Volksbuchs angriff. Unanſtändigkeiten ſind freilich häufig darin zu finden, ſie fallen aber dem Zeitalter zur Laſt, in welchem der Schalk lebte und ſeine Schwänke geſchrieben wurden. Daß wir dies Zeitalter genauer dadurch kennen lernen, hat Flögel in ſeiner Geſchichte der komiſchen Literatur gezeigt (Bd. 4. S. 288. ff.). Uebrigens erhielt es ſich, ungeachtet jener Fehler, Jahrhunderte als Lieblingsbuch nicht nur des deutſchen Volkes, ſondern vieler anderen, denn es iſt in die lateiniſche, franzöſiſche, engliſche, holländiſche und polniſche Sprache überſetzt, mehrmals nachgeahmt, unzählige Male aufgelegt, mit Anmerkungen herausgegeben und neu eingekleidet worden. (S. Reichards Bibliothek der Romane, Bd. 2. und 4.; Flögels Geſchichte der Hofnarren, und Görres, über die Volksbücher.) Die älteſte gedruckte Ausgabe iſt, die hochdeutſche, ſo viel man weiß, 1540 4. zu Augsb. erſchienene. In artiſtiſcher Hinſicht iſt noch zu bemerken, daß ein ſehr ſeltenes Kupferblatt von Lucas von Leyden den Namen Eulenſpiegels (l'Espiègle) hat. Ein Mann ſpielt auf einer Sackpfeife und trägt zwei Kinder in einem Korbe auf dem Rücken, ein Eſel trägt auch zwei Kinder, und eine Frau eins. Vor ihr geht ein Kind an einem Stecken, auf deſſen linker Schulter eine Eule ſitzt; dies ſoll das Bildniß des jungen Eulenſpiegels ſein. dd.

Euler (Leonhard), einer der berühmteſten und ſcharfſinnigſten Mathematiker der neuern Zeit, geb. zu Baſel 1707. Sein Vater, Paul Euler, der im folgenden Jahre Prediger zu Riechen wurde, er=

theilte ihm ſelbſt den erſten Unterricht in der Wiſſenſchaft, in der er ſpäterhin ſo groß wurde. Auf der Univerſität zu Baſel benutzte er den Unterricht von Joh. Bernoulli, und genoß der Freundſchaft von Dan. und Nic. Bernoulli, welche ſchon ihrem berühmten Vater Jac. mit Glück nachſtrebten. Im 19. Jahre erhielt der junge Euler das Acceſſit des Preiſes, den die pariſer Akademie der Wiſſenſchaften auf die beſte Abhandlung über das Bemaſten der Schiffe geſetzt hatte. Als Catharina I. die Stiftung der petersburger Akademie vollenden wollte, berief ſie auch Dan. und Nic. Bernoulli dahin. Nicolaus ſtarb, und Daniel kehrte in ſein Vaterland zurück, nachdem er Eulern eine Stelle bei der Akademie verſchafft hatte. Jetzt bildete dieſer allein im Fache der Mathematik die ganze Akademie, und arbeitete mit einem Fleiße und einer Anſtrengung, welche Bewunderung verdienen, denn er verfaßte mehr als die Hälfte der Abhandlungen dieſes Faches in den 46 Quartbänden, welche die petersburger Akademie von 1727 bis 1783 herausgab, und bei ſeinem Tode hinterließ er noch ungefähr hundert ungedruckte Abhandlungen, welche die Akademie nach und nach erſcheinen ließ. Der Akademie der Wiſſenſchaften zu Paris reichte er mehrere Abhandlungen ein, und gewann oder theilte zehn Preiſe. 1741 folgte er einem ehrenden Rufe Friedrichs des Großen an die berliner Akademie zur Stelle eines Lehrers der mathematiſchen Wiſſenſchaften, kehrte aber 1766 nach Petersburg zurück, und ſtarb hier 1783 als Director der mathematiſchen Klaſſe der Akademie. Er erhielt, wo er ſich auch befand, aus allen gebildeten Ländern Europa's fortwährende Beweiſe der ausgezeichnetſten Achtung. Im J. 1755 wurde er von der franzöſiſchen Akademie zu einem ihrer auswärtigen Mitglieder ernannt, obſchon keine der damals ſo geſuchten Stellen offen war. Er empfing auch bedeutende Geſchenke für ſeine Arbeiten von mehreren Höfen, unter andern erhielt er für ſeine Nachforſchungen über die Mondstafeln einen beträchtlichen Theil des Preiſes, den das engliſche Parlament demjenigen beſtimmt hatte, der eine ſichere Methode auffinden würde, die Längengrade auf der See zu beſtimmen. Seine Arbeiten zeichnen ſich beſonders dadurch aus, daß er, als unmittelbarer Nachfolger von Bernoulli, und ſo die Schule von Leibnitz fortſetzend, die Wiſſenſchaft des Rechnens vorzüglich zu vervollkommnen ſuchte, indem er immer mehr und mehr die Anſichten der reinen Geometrie entfernte, welche Newton's Schüler am meiſten zu Hülfe nahmen. Er ſtellte zuerſt das Beiſpiel jener langen Deductionen auf, in welchen die Bedingungen des Problems erſt mit Hülfe algebraiſcher Symbole ausgedrückt werden, und dann das Rechnen allein alle Schwierigkeiten entwickelt und beſiegt. Euler zeigte hier einen außerordentlichen Scharfblick und ein eben ſo tiefes als erfindungsreiches Genie. Er gab ſeiner Wiſſenſchaft eine ganz neue Geſtalt. Er behandelte die Mechanik durch die Analyſis, und indem er ſo den Umfang dieſer Wiſſenſchaft erweiterte, vervollkommnete er ſehr die Differenzial- und die Integralrechnung, worüber er ſpäterhin einen ausführlichen Curſus herausgab, der Alles übertraf, was man bisher über dieſen Gegenſtand kannte. Seine erſte Schrift: über das Bemaſten der Schiffe, und noch mehr ſein Aufenthalt zu Petersburg beſtimmten ihn ohne Zweifel, die Mathematik auf die Erbauung und Leitung der Schiffe anzuwenden. Die wichtigen Fragen über das Weltſyſtem, welche Newton ſeinen Nachfolgern aufzulöſen hinterlaſſen hatte, waren der immerwährende Gegenſtand von Eulers Forſchungen, und erwarben ihm den größten Theil der Preiſe, die er bei akademiſchen Bewerbungen erhielt.

Eine ſehr ausführliche Abhandlung über die Dioptrik war die Frucht ſeiner Unterſuchungen über die Mittel, die Brillengläſer zu verbeſſern. Schon der Antheil, den er an der Erfindung der achromatiſchen Ferngläſer hatte, würde hinreichend ſein, um ihn auch hier ausgezeichnet zu nennen. In der Behandlung der Phyſik, die ihm gleichfalls nicht fremd blieb, war er nicht ſo glücklich. Hier giebt er ſich oft ſehr unhaltbaren, willkürlichen Hypotheſen hin, und ſcheint nur Gelegenheiten zum Rechnen aufzuſuchen. Auch mit der Philoſophie im eigentlichen Sinne beſchäftigte er ſich. Er wollte die Unkörperlichkeit der Seele beweiſen, und die Offenbarung gegen die Freigeiſter vertheidigen. In ſeinen bekannten Briefen an eine deutſche Prinzeſſin, über verſchiedene Gegenſtände der Phyſik und Philoſophie, greift er das Leibnitziſche Syſtem der Monaden und der präſtabilirten Harmonie an; allein man ſieht doch bald, daß dies nicht das Feld war, auf dem er glänzen konnte. Seine zahlreichen Schriften, welche nicht in Sammlungen erſchienen ſind, finden ſich in Meuſels bekanntem Werke verzeichnet. Wir bemerken hier nur die ſchon genannten Briefe an eine deutſche Prinzeſſin, die ſehr oft gedruckt und überſetzt worden ſind, dann ſeine Theoria motuum planetarum et cometarum; ſeine Introductio in analysin infinitorum; ſeine Institutiones calculi differentialis; ſeine Institutiones calculi integralis; ſeine Anleitung zur Algebra; ſeine Dioptrik; ſeine Opuscula analytica u. ſ. w. Als Menſch war er von liebenswürdigem Charakter, anſpruchlos, heiter und ſtets guter Laune; er liebte Geſellſchaft und wußte ſie durch angenehmen Witz zu beleben. Die letzten 17 Jahre ſeines Lebens brachte er in einem Zuſtande völliger Blindheit zu. Aus ſeiner erſten Ehe hatte er 13 Kinder gehabt, von denen ihm 5 blieben, als er ſich zum zweiten Male, mit ſeiner Schwägerin, verheirathete. Von 38 Enkeln lebten bei ſeinem Tode (1783) noch 26. Er verlor auch zwei verheirathete Töchter.

Eumeniden (Furien bei den Römern), auch Diren genannt, waren in der griechiſchen Mythologie die Rächerinnen der Blutſchuld, der Verbrechen der Kinder an den Eltern, der Meineide. Gräßlich erwuchſen ſie aus den Blutstropfen, welche dem Uranos entfielen, als ſein Sohn Kronos ihn entmannte. Andere machen ſie zu Töchtern des Acheron und der Nacht. Spätere Mythographen ſetzen ihre Zahl auf drei, und nennen ſie: Alekto, Megära und Tiſyphone. Aeſchylus hatte in dem Trauerſpiel, das ihren Namen führt, 50, und mit ihnen Schrecken und Entſetzen auf die Bühne gebracht. Das waren noch die ſchrecklichen, ſchwarzeingehüllten, mit Schlangen ſtatt der Haare, mit kralligen Fingern, hervorgeſtreckter Zunge, deren Augen ſchwarzes Blut entträufelte, die Blutſaugerinnen, denen das Blut, wenn ſie ſich vollgeſogen hatten, wieder zum Hals herausquoll, und denen, wenn ſie zürnten, Gift entträufelte, das, wohin es fiel, wie eine böſe Flechte wuchernd, der Erde jeden Keim der Fruchtbarkeit raubte. Groß war die Scheu vor ihnen, kaum ihren Namen wagte der Athener auszuſprechen, und nannte ſie nur die ehrwürdigen Göttinnen. Doch nicht ſtets wurden ſie als ſo entſetzliche Unholdinnen gedacht und gebildet. Mit den Fortſchritten der moraliſchen und äſthetiſchen Ausbildung der Hellenen erhielt auch der Mythus von dieſen moraliſchen Gottheiten vielfache Umwandlungen. Die Bildner gingen von der Idee der Menſchenjägerinnen aus, und ſtellten ſie als die ſchönſten Jagdnymphen dar, die nur durch den hohen Ernſt ihrer Mienen, durch Fackel, Dolch und ähnliche Attribute ihre Beſtimmung ankündigten. Die Qualen des böſen Gewiſſens ſah nun in ihnen vorerſt die philoſophiſche Erklä-

rung, endlich auch der Glaube des Volks. Nun erſt verdienten ſie den Namen der Eumeniden, d. i. der wohlwollenden. Eine kleine, aber vortreffliche Schrift über dieſen Mythus iſt die archäologiſche Unterſuchung Böttigers: die Furienmaske im Trauerſpiel und auf Bildwerken der alten Griechen. Weimar 1811. dd.

Eunomia, ſ. Grazien und Horen.

Eunuch, Verſchnittener (ein griechiſches Wort), ſ. Caſtration.

Eupen (franz. Neaux), ein Flecken im ehemaligen Limburgiſchen, jetzt im preußiſchen Großherzogthum Niederrhein, einige Stunden von Aachen, mit 10,000 Einwohnern, iſt ein ſehr bedeutender Fabrikort. Die hieſigen Tuchmanufacturen, die den Haupterwerbzweig des Orts ausmachen, liefern ſeit 20 oder 25 Jahren ſo ſchöne und feine Tücher, daß ihre Draps des Gobelins und d'Elbeuf den in Frankreich verfertigten gleich kommen. Von gleicher Trefflichkeit ſind die hier fabricirten Caſimire. Man zählt dort 20 große und 30 mittlere und kleine Häuſer, die das Tuchgeſchäft betreiben.

Euphemismus, eine Figur der Redekunſt: die Umſchreibung einer anſtößigen oder widrigen Sache mit mildern und gelindern Worten. So bedienten ſich z. B. die Alten, um den Begriff ſterben auszudrücken, eines vielfachen Euphemismus, und auch bei uns ſind die Worte: abſcheiden, zu ſeinen Vätern verſammelt werden u. ſ. w., Euphemismen dafür.

Euphonie, Wohllaut der Töne, bezieht ſich auf den Klang oder die Qualität des Tons, und gehört zu den Vorzügen einer Sprache. Euphoniſche Buchſtaben nennt man daher in der Sprachlehre diejenigen, welche bloß des Wohlklanges wegen, und ohne zu den Wortwurzeln zu gehören, zwiſchengeſchoben werden, wie z. B. das häufig vorkommende, von Adelung ſogenannte, mildernde e, das r in darauf, daran ꝛc., das t und l in dem franzöſiſchen: Qu'en dira-t-on? und l'on ſtatt on ꝛc.

Euphrat, Euphrátes, auch Phrat genannt, einer der größten und merkwürdigſten Ströme des Orients, denn durch ihn wurden das vordere und hohe Aſien, und mehrere Jahrh. hindurch auch das römiſche und perſiſche Reich getrennt. Er entſpringt in Armenien aus zwei Flüſſen, bringt durch das Gebirge Taurus und fällt zuletzt, nach einem Laufe von 500 Stunden, bei Baſſora in den perſiſchen Meerbuſen. Uebrigens iſt der Euphrat, welcher jetzt, da wo er ſich mit dem Tigris vereint, Sat-al-Arab (Fluß der Araber) heißt, für Babylonien eben ſo wohlthätig, wie der Nil für Aegypten, indem er vom Monat Auguſt an das Land überſchwemmt, und mit ſeinem Schlamme düngt.

Euphróſine, ſ. Grazien.

Eurhythmie, das ſchöne Verhältniß in der Bewegung, z. B. im Tanze, in der Muſik, und vorzüglich in den Worten als Sprachtönen (von Rhythmus). Hernach nennt man Eurhythmie überhaupt ſchöne Uebereinſtimmung der Theile zum Ganzen, ſchönes Verhältniß.

Euripides. Im erſten Jahre der 75. Olympiade (480 v. Chr. Geb.) wurde an dem Tage, wo die Griechen des Xerxes Uebermacht bei Salamis ſchlugen, an eben dieſem Orte Euripides geboren, und die drei größten Tragiker Griechenlands trafen hier zuſammen; denn Aeſchylus ſtand in der Reihe der Siegenden und der junge Sophokles tanzte um die Trophäen. Von Euripides Aeltern wiſſen wir nichts Sicheres, und von ſeiner Erziehung nur ſo viel, daß ſein Vater, um

falſch gedeuteter Weiſſagungen willen, ihn zum Athleten bilden wollte. Eigene Naturart zog den Jüngling zu andern Künſten. Anfangs übte er ſich in der Malerei, dann aber ſtudirte er bei Prodikos die Rhetorik, bei Anaxagoras (nicht bei Sokrates) die Philoſophie, welche beide Studien auf ſeine Poeſie einen ſo mächtigen Einfluß geäußert haben, daß man ihn eben ſowohl den rhetoriſchen Tragiker nennen könnte, wie man ihn den philoſophiſchen nennt. Des Euripides Zeit fällt in die Periode der höchſten Vollendung griechiſcher Tragödie durch Sophokles, neben welchem, wäre es auch nur als zweiter, zu ſtehen höchſt ehrenvoll iſt. Euripides war neben Sophokles der Liebling ſeines Zeitalters: ſeine Tragödien wurden mit denen des Sophokles zu gleicher Zeit aufgeführt, ja ſie erhielten ſelbſt einige Male den Preis über dieſe. Freilich ſtimmten ins öffentliche Urtheil nicht auch ſtets die Kritiker ein, und Ariſtophanes, der jedoch Keinen verſchonte, gab durch beißende Parodien gar oft den Lieblingsdichter dem Gelächter Preis. Die Zahl ſeiner Tragödien wird von 75 bis 92 angegeben; da es bekannt iſt, daß er ſeine Werke mit großer Strenge feilte, ſo möchte die erſte Zahl als wahrſcheinlicher anzunehmen ſein. Gewiß iſt, daß nur 19 dieſer Stücke auf uns gekommen ſind, über deren Werth A. W. Schlegel folgendes unparteiiſche Urtheil fällt: „Wenn man," ſagt er, „den Euripides für ſich allein betrachtet, ohne Vergleichung mit ſeinen Vorgängern, wenn man manche ſeiner beſſern Stücke, und in andern einzelne Stellen ausſondert: ſo muß man ihm außerordentliche Lobſprüche ertheilen. Stellt man ihn hingegen in den Zuſammenhang der Kunſtgeſchichte, ſieht man in ſeinen Stücken immer auf das Ganze und wieder auf ſein Streben überhaupt, das ſich in den auf uns gekommenen ſämmtlich offenbaret; ſo kann man nicht umhin, ihn vielfach und ſtreng zu tadeln. Von wenigen Schriftſtellern läßt ſich mit Wahrheit ſo viel Gutes und Uebles ſagen. Er war ein unendlich ſinnreicher Kopf, in den mannichfaltigſten Künſten des Geiſtes gewandt; aber einer Fülle von glänzenden und liebenswürdigen Eigenſchaften ſtand bei ihm nicht der erhabene Ernſt des Gemüths, noch die ſtrenge künſtleriſche Weisheit ordnend vor, die wir an Aeſchylus und Sophokles verehren. Er ſtrebt immer nur zu gefallen, gleichviel, durch welche Mittel. Darum iſt er ſich ſelbſt ſo ungleich; manchmal hat er hinreißend ſchöne Stellen, andere Male verſinkt er in wahre Gemeinheiten. Bei allen ſeinen Fehlern beſitzt er eine bewundernswürdige Leichtigkeit und einen gewiſſen einſchmeichelnden Reiz." Wer nun den Dichter von ſeinen beiden Seiten will näher kennen lernen, der kann es, wenn er dieſes Kunſtrichters Schrift, Vergleichung der Phädra des Euripides mit der des Racine, zuſammenhält mit dem, was er in ſeiner fünften Vorleſung über dramatiſche Kunſt und Literatur geſagt hat. Ein Theil der Fehler des Euripides mag freilich ſeiner Zeit zur Laſt fallen, die eine Zeit der grübelnden Sophiſtik, politiſcher Streitſucht und der Rhetorenkünſte war: Fehler bleibt es aber ſtets, den Fehlern des Zeitalters zu huldigen. Ein Hauptzweck des Euripides war, Rührung zu erwecken. „Er kannte," ſagt ein anderer Kunſtrichter, „das Weſen der Leidenſchaften, und wußte Situationen zu finden, in denen ſie ſich auf das vollkommenſte entwickeln konnten (daher vielleicht ὁ τραγικώτατος, der tragiſchſte der Tragiker genannt). Dabei hat er einen elegiſchen Ton, welcher ſelten oder nie ſeine Wirkung verfehlt. Die meiſten ſeiner Perſonen haben vormals in dem Genuß eines ausgezeichneten Glücks gelebt, und der Rückblick auf daſſelbe in ihrem gegenwärtigen Zuſtande hemmt, das Ungeſtüm der Leidenſchaften und ſtimmt

ſie zur Wehmuth herab. Darum athmen ſich bei ihm die Leidenſchaften weit öfter in ſanften Klagen aus, als daß ſie ſich zu einer merkwürdigen Größe erheben ſollten; darum iſt er auch ſo reich an Sittenſprüchen und philoſophiſchen Tiraden, indem ſeine Perſonen immer noch Beſonnenheit genug behalten, über ihren Zuſtand nachzudenken. Euripides wußte ſehr gut dasjenige zu finden, was auf den Augenblick Wirkung thut. Die Zeiten der Kühnheit waren vorbei, in denen Aeſchylus dichtete, und die alte Kraft des Staats fing allmälig an zu ſinken. Nun gefiel des Euripides rührender Ton.“ Mancherlei kann man übrigens gegen ſeine lockern Plane, oft unerklärlichen Charakterveränderungen, außerweſentlichen Chorgeſänge, zum Theil auch gegen ſeine Stoffe ſelbſt einwenden; vorzüglich bleibt er in wahrem, natürlichen Ausdruck der Leidenſchaften, anziehenden Situationen, originellen Charaktergruppirungen, vielſeitiger Auffaſſung der menſchlichen Natur, und iſt ein Meiſter in der Kunſt, den Dialog zu behandeln, Reden und Gegenreden dem Charakter, dem Geſchlecht und Stand, den offenbaren oder geheimen Abſichten, der gegenwärtigen Stimmung des Redenden und dem Erfoderniß des Augenblicks, kurz allem, was ihnen die größte Beſtimmtheit giebt, richtig anzupaſſen und geſchickt in einander zu fügen. Ueberdies iſt eine gewiſſe Zartheit und Lieblichkeit über ſeine Tragödien verbreitet, die das Gemüth einzunehmen nicht verfehlen können. Man hat ihn öfters den Weiberfeind genannt, wahrſcheinlich wegen ſeiner vielen Sentenzen über die Schwächen des weiblichen Geſchlechts. Dennoch war er dieſem Geſchlecht eben nicht abhold, und ſoll ſogar zwei Frauen zugleich gehabt haben; auch fehlt es bei ihm nicht an Darſtellung ſchöner Weiblichkeit, und ſeine Empfänglichkeit für die edlern Reize weiblicher Sittſamkeit iſt unverkennbar. Nicht wahrſcheinlich iſt es, daß ſein Weiberhaß und — ſeine eigene Frau ihn von Athen nach Macedonien getrieben; er folgte der Einladung des Königs Archelaus, deſſen Gunſt und Vertrauen er in gleichem Grade beſaß. Leider fand er bei ihm einen unglücklichen Tod: er ward von Hunden zerriſſen, oder ſtarb doch wenigſtens an den Folgen ihrer Biſſe, 407 J. v. Chr. Der Monarch ließ ihm ein prächtiges Denkmal errichten, mit der Aufſchrift: Nie wird, Euripides, dein Angedenken erlöſchen!“ Noch ehrenvoller war für ihn die Inſchrift an dem Cenotaphium, das die Athener ihm errichteten: „Ganz Griechenland iſt des Euripides Denkmal, Macedoniens Erde bedeckt nur ſeine Gebeine.“ Der ihn überlebende Sophokles betrauerte öffentlich ſeinen Verluſt. Archelaus hat übrigens wahr prophezeit: Euripides wird, bei allen Fehlern, die er durch große Tugenden vergütet, ſtets ein Liebling zarterer Seelen bleiben. In Bothe's Ueberſetzung kann man ihn ziemlich genau kennen lernen: man überſehe dann nicht, was Wieland über ihn im attiſchen Muſeum geſagt hat. Die berühmteſten Ausgaben des Euripides ſind von Paul Stephanus (Paris 1602, 4.), von Barnes (Cambridge, 1694, Fol.), von Musgrave (Oxford, 1778, 4. Vol. 4.) und von Morus und Beck (Leipzig 1779—1788, 4.). Die neueſte kritiſche Ausgabe hat Matthiä (Leipzig 1813) begonnen. Um einzelne Stücke haben ſich Valkenaer, Brunck, Porſon, Markland u. A. verdient gemacht.

Europa, in der Myth., die Tochter des Königs Agenor von Phönizien und der Nymphe Mella oder Telephaſſa, und Schweſter des Cadmus, deren Name, welcher „die Weiße“ bedeutet, die Benennung unſers Welttheils, deſſen Bewohner weiß ſind, ſoll veranlaßt haben. Die Fabel erzählt, daß eine Zofe der Juno ein Schminknäpfchen von dem

Putztiſche der Göttin entwendete und es der Europa gab. Ihre dadurch noch erhöhte Schönheit gewann die Liebe Jupiters, der, um ſie zu beſitzen, ſich in einen ſchönen weißen Stier verwandelte, und in dieſer Geſtalt an den Ufern des Meers erſchien, wo ſie mit ihren Geſpielinnen luſtwandelte. Sie fand den Stier ſo herrlich und zahm, daß ſie es wagte, ihn zu beſteigen, worauf dieſer mit ſeiner ſchönen Beute dem Meere zueilte und nach der Inſel Kreta hinüberſchwamm. Hier verwandelte er ſich in einen ſchönen Jüngling, der mit ihr den Minos, Sarpedon und Rhadamant erzeugte. Späterhin vermählte ſie ſich mit Aſterius, König von Creta, welcher, da er ſelbſt kinderlos blieb, jene drei adoptirte.

Europa, einer von den Haupttheilen, worein unſere Erde gewöhnlich getheilt wird, iſt zwar von dieſen der kleinſte; aber durch ſeine Bevölkerung, Cultur des Bodens, Flor der Künſte, Wiſſenſchaften, Induſtrie und des Handels, durch ſeine Macht und Einfluß auf alle übrigen Erdtheile, und durch die Menge der großen und wohlgebauten Städte zeichnet er ſich vor allen aus, und verdient daher, am genaueſten kennen gelernt zu werden, wozu auch die reiche geographiſche Literatur, die wir von den ſämmtlichen Ländern deſſelben (mit Ausſchluß der Türkei) beſitzen, die genügendſten Hülfsmittel darbietet. Wann und woher Europa ſeinen Namen und ſeine erſten Bewohner erhalten habe, reicht über die Gränzen der Geſchichte hinaus. Am wahrſcheinlichſten iſt es, daß von Aſien aus, als der Wiege des Menſchengeſchlechts, die erſten Menſchen nach Europa kamen. Griechenland war wohl der Theil, welcher zuerſt von dorther ſeine Bevölkerung erhielt. Hier bildete ſich etwa 1400 Jahre vor unſerer Zeitrechnung ein Volk aus, die Hellenen, das bald die Cultur Aſiens übertraf. Die Blüthe dieſes Volks, gewöhnlich Griechen genannt, fällt etwa drei Jahrhunderte vor Chriſti Geburt. Groß im Denken und Handeln, blühend durch Künſte und Wiſſenſchaften, fruchtbar an den herrlichſten Erzeugniſſen eines mannichfach ausgebildeten Geiſtes, wird es, ſo lange die Cultur der Menſchheit fortdauert, ein Gegenſtand der Bewunderung, und ſein Nachlaß die erſte Quelle unſeres Denkens und Wiſſens bleiben. Aber auch dieſes blühende Volk unterlag dem Wechſel aller menſchlichen Schickſale. Mit der Auflöſung des Univerſalreichs, welches Alexander der Große auf den Trümmern der griechiſchen Freiheit errichtet hatte, trifft der Verfall deſſelben wieder zuſammen. Zu eben der Zeit, wo Griechenland ſank, erhob ſich in Italien ein anderes Volk, die Römer, das zwar ſchon früher in der Geſchichte erſcheint, aber erſt um dieſe Zeit, nachdem es ſich zum Herrn von ganz Italien gemacht, und den Kampf um die Herrſchaft der am mittelländiſchen Meere gelegenen Länder mit den Carthaginenſern in Afrika, einer Colonie der Phönizier, ſiegreich beſtanden hatte, in der Geſchichte Epoche zu machen, und ſeinen Einfluß auch auf das übrige Europa zu verbreiten anfängt. Es überwältigte das ſeit dem Untergange der Alexandriniſchen Monarchie geſchwächte Griechenland, und verpflanzte griechiſche Cultur auf Italiens Boden. Bald wurden nun durch die ſich mehr und mehr erweiternden Eroberungen der Römer die ſüdlichen Länder Europa's, Portugal, Spanien, Frankreich, auch ſelbſt ſchon Englands Geſtade, Belgien, Helvetien, der zwiſchen der Donau und den Alpen gelegene Theil Germaniens, die ungariſchen Provinzen (damals Pannonien, Illyrien und Dacien), bekannter, und erhielten von denſelben römiſche Cultur, Sitten und Sprache. Aus Nomaden wurden nun Ackerbauer, und blühende Städte erhoben ſich. Auch die Lehre der chriſtlichen

Religion, welche ſich in den Provinzen des weiten römiſchen Reichs verbreitete, wurde wichtig für die Entwilderung der meiſten europäiſchen Nationen. Nur Germanien widerſtand der andringenden Macht der Römer, und verhinderte dadurch die Verbreitung der römiſchen Cultur in dem Norden von Europa, der bis dahin auch noch der Geſchichte unbekannt blieb. Mit dem Verfalle des römiſchen Reichs, hauptſächlich veranlaßt durch die Theilung in ein morgenländiſches und abendländiſches Reich, trat eine große Umänderung der politiſchen Verfaſſung Europa's, die große Völkerwanderung, ein. Die Völker des rauhen Nordens fielen über die ſchönen und angebauten Länder des ſchon geſchwächten römiſchen Reichs her, brachten ihre ganze Rohheit in dieſe Länder mit, worin römiſche Cultur, Künſte und Wiſſenſchaften blüheten. Barbarei, tiefe Unwiſſenheit und Aberglauben verbreiteten ſich hierauf. In Italien hatten Oſtgothen und Longobarden, in Gallien Franken, in Spanien Weſtgothen und in England Angelſachſen ſich niedergelaſſen, und ſich die Einwohner dieſer Länder unterworfen, oder auch ſich mit ihnen vermiſcht. Das Reich der Franken erhob ſich unter Carl dem Großen zu Ende des 8. Jahrh. zu einer ſolchen Größe, daß aus demſelben in der Folge die neuen Staaten Frankreich, Deutſchland, Italien, Burgund, Lothringen und Navarra hervorgehen konnten. Um eben dieſe Zeit fingen die nördlichen und öſtlichen Nationen Europa's an, Einfluß in die Welthändel zu erhalten. Slaven ſtifteten in Böhmen, Polen, Rußland und dem nördlichen Deutſchland Reiche; in Ungarn traten die Magyaren auf, und im höchſten Norden ſpielten die tapfern Normänner eine bedeutende Rolle. Hierauf gelang es den Päpſten, durch ihre Herrſchaft auf die abergläubiſchen Gemüther, eine Hierarchie zu gründen, die vorzüglich Gregor VII. auf den höchſten Gipfel brachte. Um ihre Herrſchaft zu ſichern, verleiteten ſie die Völker zu den abenteuerlichen, Millionen von Menſchen hinwegraffenden Kreuzzügen, welche jedoch bewirkten, daß in allen Ländern ſich ein Mittelſtand bildete, der Landmann meiſtens die Feſſeln der Leibeigenſchaft von ſich warf, und daß gelehrte Kenntniſſe und Künſte von den Arabern und Griechen in Europa zurückkehrten. Die errichteten Univerſitäten, die Erfindung der Buchdruckerkunſt, die Reformation begünſtigten jene erſten Keime einer hervorſproſſenden neuen wiſſenſchaftlichen Bildung der europäiſchen Völker. Es geſtalteten ſich nun aus dem Chaos des Mittelalters die Staaten: Deutſchland, Frankreich, Spanien, Portugal, England, Schottland, Helvetien, die italieniſchen Staaten, Ungarn, Böhmen, Polen, Dänemark, Schweden und Rußland. Durch die 1453 erfolgte Eroberung Conſtantinopels miſchten ſich die Türken, ein aſiatiſches Volk und deſpotiſcher Staat, in den europäiſchen Staatenbund, den Oeſterreich, Holland und Preußen vermehrten; auch Rußland verwandelte ſich erſt ſeit Peter I. aus einem aſiatiſchen in einen europäiſchen Staat. Die Verſuche Carls V., Beherrſchers der ſpaniſchen Monarchie, und Ludwigs XIV., das beſtehende Gleichgewichtsſyſtem der europäiſchen Staaten zu zerſtören, mißlangen, bis endlich in unſern Zeiten Napoleon beinahe das Ziel erreichte, aus allen europäiſchen Staaten eine Univerſalmonarchie zu bilden. Aber kurz und vorübergehend war ſeine Herrſchaft und Macht. Seit der Geſtaltung der Staaten Europa's ſind aus der Reihe der ſelbſtändigen verſchwunden: Ungarn, Polen, das deutſche Reich, Schottland, Böhmen, Venedig, Genua, Mailand. Hinzugekommen ſind: die Staaten des deutſchen Bundes, die italieniſchen, Jonien und Krakau. — Europa iſt von drei Seiten von dem Meere umfloſſen, das

hier verſchiedene Namen führt, und entweder zum nördlichen Eismeere oder zum atlantiſchen Ocean gehört. Eine ſchmale Meerenge des mittelländiſchen Meeres trennt es von Afrika; gegen Oſten allein hängt es mit dem feſten Lande, nämlich Aſien, zuſammen, und hier wird ſeine Grenze von den Geographen auf verſchiedene Art beſtimmt. Europa liegt in der nördlichen kalten und in der nördlichen gemäßigten Zone, vom 8ten Grade der öſtlichen Länge bis zum 80ſten, und vom 36ſten Grade der nördlichen Breite bis zum 71ſten Grade. Mit Einſchluß der Inſeln, welche gegen 15,000 Q. M. enthalten, beträgt der Flächeninhalt Europa's 153,000 Q. M., wovon Rußland faſt die Hälfte einnimt. Die größte Ausdehnung hat Europa zwiſchen dem Cap St. Vincent in Portugal und dem nördlichen Ende der Grenze zwiſchen Europa und Aſien, an der Straße Maigatz. Dieſe Ausdehnung beträgt in gerader Linie ungefähr 750 Meilen. Die größte Breite hat dieſer Welttheil zwiſchen dem Cap Matapan in Morea und dem Nordcap in Norwegen, welche Ausdehnung ungefähr 520 Meilen beträgt. Europa iſt außerordentlich gut bewäſſert, obgleich ſeine Ströme wegen der geringen Landmaſſe keinen ſo langen Lauf und keine ſo große Waſſerfälle haben, als in andern Erdtheilen, beſonders in Amerika. Von den vornehmſten Strömen fließen: der Ebro, die Rhone und der Po in das mittelländiſche Meer, die Donau, der Dnieſter und der Dnieper in das ſchwarze Meer; der Don in das aſowſche Meer; die Wolga in das kaſpiſche Meer; die Dwina in das nördliche Eismeer; die Düna, die Weichſel und die Oder in die Oſtſee; die Elbe, Weſer und der Rhein (doch nachdem ſeine Gewäſſer andere Namen erhalten haben) in die Nordſee; die Seine in den Canal, und die Loire, Garonne, Duero, Tajo, Guadiana und Guadalquivir in das atlantiſche Meer. Den längſten Lauf haben unter dieſen Flüſſen die Wolga und die Donau. Von den zahlreichen Seen befinden ſich die größten, welche jedoch keine Vergleichung mit den nordamerikaniſchen aushalten, in Nordeuropa, nämlich in Rußland der Ladoga- (der größte unter allen europäiſchen Seen), der Onega- und Peipusſee; in Schweden der Mälar-, Wener- und Wetterſee. An der Grenze von Deutſchland und der Schweiz iſt der Bodenſee, an der Grenze der Schweiz und Italiens der Genferſee. In Ungarn ſind der Platten- und der Neuſiedlerſee. Ein großer Theil von Europa iſt gebirgig, der ſüdliche mehr, als der nördliche. Das höchſte Land iſt die Schweiz, von da der Boden ſich nach allen Seiten zuſenkt und endlich gegen die Nord- und Oſtſee in flache Ebenen ausläuft. Die ebenſten und niedrigſten Länder ſind Holland und Norddeutſchland, Dänemark, Preußen und Rußland. Das größte europäiſche Gebirge ſind die Alpen in der Schweiz und Italien, welche von da ſich in viele Aeſte nach verſchiedenen Richtungen ausbreiten. Sie erſtrecken ſich weſtlich nach Frankreich, und hängen vermittelſt der Sevennen mit den Pyrenäen zuſammen, die Frankreich von Spanien trennen. Südwärts läuft ein Arm der Alpen zum mittelländiſchen Meere, wendet ſich dann öſtlich und zieht unter dem Namen der Apenninen durch ganz Italien. Oſtwärts gehen mehrere Arme von den Alpen aus, und erſtrecken ſich durch Süddeutſchland bis in die türkiſchen Provinzen. Nordwärts von den Alpen läuft eine andere Gebirgskette, und ſcheidet die Schweiz von Frankreich, das Juragebirge genannt. In dem öſtlichen Theile von Europa ſind beſonders die Carpathen zu bemerken, die auf der einen Seite mit den Sudeten, und auf der andern mit den Gebirgen in der europäiſchen Türkei zuſammenhängen. Der höchſte aller europäiſchen

Berge iſt der zu den Alpen gehörige Montblanc in der italieniſchen Provinz Savoyen, deſſen Höhe gewöhnlich auf 14,676 Fuß über dem Meere geſchätzt wird, alſo beinahe nur halb ſo hoch, als der Dholagir, die höchſte Spitze des Himalleh-Gebirges in Aſien. Mehrere von dieſen Gebirgen, als der Aetna, der Veſuv, der Hekla, ſind feuerſpeiende Berge. Der Boden Europa's iſt zwar nicht mit der üppigen Vegetation der tropiſchen Länder geſchmückt, aber doch faſt durchgehends des Anbaus empfänglich. Nur die zur nördlichen Zone gehörigen Striche machen hiervon eine Ausnahme. In Hinſicht des Klima's kann man Europa in drei Landſtriche eintheilen, den warmen, wo der Citronenbaum ohne Pflege blühet, bis zum 48 Grade der Breite, mit angenehmen Frühling, heißem Sommer und kurzem Winter; den gemäßigten, bis zum 65ſten Grade, wo noch das Getreide zur Reife gelangt; und in den kalten, bis zum äußerſten Norden, wo nicht einmal Holz, ſondern nur Rennthiermoos fortkommt, alle Cultur erſtirbt, außer dem Rennthiere kein Hausthier das Clima erträgt, und im höchſten Norden die Sonne drei Monate lang den Horizont nicht verläßt, und die drei Monate lange Nacht durch das prächtige Schauſpiel des Nordlichtes erleuchtet wird. — Die Producte ſind nicht ſo mannichfaltig, als in den übrigen Erdtheilen, und viele derſelben ſind erſt aus fremden Zonen dahin verpflanzt und einheimiſch gemacht worden. Dagegen aber hat Europa den Vorzug eines ſorgfältigern Anbaues. Aus dem Thierreiche hat es Pferde, zum Theil von edlern Racen, Rindvieh, Schafe in Spanien, Sachſen und England mit der feinſten Wolle, Eſel, Ziegen, Schweine, Hunde, Rennthiere, Speiſe-, Raub- und Pelzwild von verſchiedenen Arten, Wallfiſche, Seekühe, Seehunde, viel zahmes und anderes Geflügel, eine große Menge von Fiſchen in den Meeren, Seen und Flüſſen, worunter beſonders die Häringe vielen Bewohnern Unterhalt verſchaffen, nutzbare Inſecten, als Bienen, Seidenwürmer, Kermes, Gallweſpen, ſpaniſche Fliegen, auch Auſtern und Perlenmuſcheln. Aus dem Pflanzenreiche hat Europa Getreide aller Art und hinreichend zum Verbrauch, ſchöne und ſchmackhafte Gartengewächſe, vieles Obſt, edle Südfrüchte, als Feigen, Mandeln, Caſtanien, Citronen, Pomeranzen, Oliven, Granatäpfel, auch Datteln, Flachs, Hanf, Baumwolle, Färberröthe, Tabak, die edelſten Weinſorten und einen großen Reichthum von Brenn-, Bau- und Schiffsbauholz. Am längſten trotzt die Weide und Birke der Kälte des nördlichen Polarcirkels. Das Mineralreich liefert alle Metalle, edle und unedle, und überhaupt die meiſten Mineralien in hoher Güte und hinreichender Menge. An Gold und Silber ſind Ungarn und Siebenbürgen die reichſten, an Eiſen die nordiſchen Länder, Schweden, Norwegen und Rußland. Salz hat Europa hinlänglich, ja überflüſſig, ſowohl Stein- als See- und Quellſalz. — Die Zahl der Einwohner kann man auf 178 Millionen rechnen, die ungleich auf dem Boden Europa's vertheilt ſind. Während in Rußland und Schweden gegen 3 bis 400 Menſchen auf einer Quadratmeile leben, ernähren die Niederlande, wo die Bevölkerung am ſtärkſten iſt, Italien, Frankreich, Großbritannien und Deutſchland eben ſo viele Tauſende auf demſelben Raume. Sämmtliche Bewohner beſtehen aus Völkerſchaften verſchiedener Abſtammung, und reden mehrere ganz von einander verſchiedene Sprachen, wovon folgende die Hauptſprachen ſind: die deutſche, von welcher zugleich die holländiſche, engliſche, ſchwediſche und däniſche entſtanden ſind; die lateiniſche oder römiſche, zwar jetzt nur Gelehrtenſprache, aber Mutter der italieniſchen, franzöſiſchen, ſpaniſchen, portugieſiſchen und wal-

lachiſchen Sprache; die ſlaviſche, wozu die ruſſiſche, polniſche, böhmiſche, wendiſche, bulgariſche und illyriſche gehören; die neugriechiſche; die türkiſch-tatariſche; die finniſche; die ungariſche; die kimriſche im Fürſtenthum Wales und in einem nordweſtlichen Theile Frankreichs (in der Bretagne); die ſchottiſch-iriſche in Nordſchottland und Irland; die baskiſche an den Pyrenäen. Am verbreitetſten ſind die deutſche mit ihren Töchterſprachen, die von der römiſchen entſprungenen und die ſlaviſche Sprache. Die herrſchende Religion iſt die chriſtliche, d. h. die römiſch-katholiſche Kirche, welche die meiſten Bekenner zählt, die proteſtantiſche, als die lutheriſche, reformirte und anglicaniſche oder engliſche Kirche, nebſt mehreren Secten, Wiedertäufern, Mennoniten, Quäkern, Unitariern, Methodiſten, Herrnhutern, und endlich die griechiſche Kirche. Ein Theil der Bewohner bekennt ſich zu der jüdiſchen, ein anderer zu der mohammedaniſchen Religion. Unter den Lappländern und Samojeden findet man noch Heiden, doch nur in geringer Zahl. — Die Cultur ſteht in den meiſten Ländern auf einer hohen Stufe und hebt ſich täglich mehr und mehr. Beſonders zeichnen ſich in dieſer Hinſicht die Länder aus, wo die deutſche und die mit ihr verwandten Sprachen geredet werden, ferner Frankreich und ein Theil Italiens. In keinem Erdtheile blühen die Manufacturen und Fabriken ſo außerordentlich, als in vielen europäiſchen Ländern, beſonders in Großbritannien, Frankreich, den Niederlanden, Deutſchland und Helvetien; ſie bearbeiten nicht allein europäiſche Naturproducte, ſondern auch außereuropäiſche, und liefern alle Bedürfniſſe eines bequemen Lebens und ſelbſt des Luxus. Eben ſo lebhaft iſt der Handel, der in vielen Ländern durch Kunſtſtraßen, Canäle, das wohleingerichtete Poſtweſen, Banken, Aſſecuranzen, Handelsgeſellſchaften und Meſſen befördert wird. Der Handel erſtreckt ſich nicht blos auf Europa, ſondern auf alle Erdtheile, und alle Meere werden von den Europäern befahren. Jedoch kommt keine europäiſche Nation in dieſer Hinſicht der brittiſchen gleich, welche die Beherrſcherin der Meere iſt, und allein mehr Schiffe unterhält, als alle übrigen zuſammen. — Europa iſt der Sitz der Künſte und Wiſſenſchaften. Ihm verdankt die Menſchheit die Erforſchung der wichtigſten Wahrheiten, die nützlichſten Erfindungen, die ſchönſten Producte des Geiſtes, die Erweiterung aller Wiſſenſchaften; denn keine ſchließt die Europäer aus. Doch ſtehen hierin die deutſchen und diejenigen Völker, welche die Töchterſprachen der lateiniſchen reden, nur auf dieſer hohen Stufe; die ſlaviſchen Nationen ſtehen hierin nach, und der türkiſchen Nation iſt bis jetzt noch die vielſeitige wiſſenſchaftliche Bildung der übrigen europäiſchen Nationen faſt ganz fremd geblieben. Fünfundachtzig Univerſitäten ſorgen für den höhern Unterricht, ihnen arbeiten die zahlreichen Gymnaſien und Lyceen vor, und mit der Volksbildung beſchäftigen ſich die bereits zahlreich vorhandenen Volksſchulen. An vielen Orten beſtehen Akademieen der Wiſſenſchaften, Kunſt- und wiſſenſchaftlichen Sammlungen aller Art. — Nach der natürlichen Lage zerfällt Europa in Weſt- und Oſteuropa, wovon jenes die pyrenäiſche Halbinſel (Portugal und Spanien), das Weſtalpenland (Frankreich), das Südalpenland (Italien), die Nordalpenländer (Helvetien, Deutſchland und die Niederlande), die Nordſeeinſeln (Großbritannien, Irland und Island), die Oſtſeeländer (Dänemark, Norwegen, Schweden und Preußen) begreift. Oſteuropa enthält die nordcarpathiſchen Länder (Rußland und Galizien), und die ſüdcarpathiſchen Länder (Ungarn im weitern Sinne und die Türkei). In politiſcher Hinſicht beſtehen jetzt in Europa folgende Staaten: drei

Kaiſerreiche, Oeſterreich, Rußland und die Türkei; vierzehn Königreiche: Portugal, Spanien, Frankreich, Großbritannien, die Niederlande, Dänemark, Schweden, Sardinien, beide Sicilien, Preußen, Baiern, Sachſen, Hannover und Würtemberg; ein geiſtlicher Staat: der Kirchenſtaat; acht republicaniſche Staaten: die Schweiz, Jonien, Krakau, St. Marino, Hamburg, Lübeck, Bremen und Frankfurt; ein Churfürſtenthum: Heſſen; ſechs Großherzogthümer: Baden, Heſſen-Darmſtadt, Sachſen-Weimar, Mecklenburg-Schwerin, Mecklenburg-Strelitz und Toscana; dreizehn Herzogthümer: Oldenburg, Gotha, Meinungen, Hildburghauſen, Coburg, Braunſchweig, Naſſau, Deſſau, Bernburg, Cöthen, Modena, Parma und Lucca; ein Landgrafthum: Heſſen-Homburg; und zwölf Fürſtenthümer: Hohenzollern-Hechingen, Hohenzollern-Sigmaringen, Schwarzburg-Rudolſtadt, Schwarzburg-Sondershauſen, Waldeck, Lippe-Detmold, Schaumburg-Lippe, Lichtenſtein, Reuß-Greiz, Reuß-Schleiz, Reuß-Lobenſtein und Reuß-Ebersdorf.
Cch.

Euryale, 1) eine Königin der Amazonen; 2) eine Tochter des Minos; 3) eine Tochter des Prötus, Königs von Argos; 4) ſ. **Gorgonen**.

Euryalus, 1) eins der griechiſchen Oberhäupter im trojaniſchen Kriege; 2) einer der Begleiter des Aeneas, und berühmt wegen ſeines Freundſchaftsbündniſſes mit Niſus.

Eurydice. Unter den vielen Frauen des Alterthums, die dieſen Namen führen, iſt die berühmteſte die Gattin des Orpheus, die von dem Biß einer Schlange ſtarb. Ihr troſtloſer Gatte ſtieg in die Unterwelt hinab, und rührte durch ſein Saitenſpiel die Götter, daß ſie ihm erlaubten, die Geliebte zurückzuführen, jedoch unter der Bedingung, daß er ſich nicht eher nach ihr umſehen ſollte, als bis er mit ihr auf der Oberwelt angelangt wäre. Orpheus aber ſah zurück, und ſie ward ihm auf immer entriſſen. Ein ſchöner, oft von Dichtern benutzter Stoff.

Eurynome, des Oceanus Tochter, nach Heſiod die Mutter der Grazien.

Euſebia, bei den Griechen die Göttin der Frömmigkeit; im neuern allegoriſchen Sinne, die Vorſteherin der Gottesgelehrſamkeit.

Euſebius, mit dem Beinamen Pamphili, der Vater der chriſtlichen Kirchengeſchichte, geb. zu Cäſarea in Paläſtina, gegen 270 nach Chr. Geb., geſt. gegen 340. Er war der gelehrteſte Mann ſeiner Zeit, Presbyter und dann (von 314) Biſchof in ſeiner Vaterſtadt. Anfänglicher Gegner der Arianer, ward er in der Folge ihr Freund und Vertheidiger, und verurtheilte mit ihnen in Gemeinſchaft den heiligen Anaſtaſius. Durch anſehnliche Hülfsmittel, ſelbſt vom Kaiſer Conſtantin unterſtützt, ſchrieb er ſeine griechiſche Kirchengeſchichte in 10 Büchern, von Chriſto bis 324 (die beſten Ausgaben von Valeſius, Paris 1639. Fol., und von Reading, Canterbury 1720. Fol.); dann ſeine Chronik, welche nur in lateiniſchen Ueberſetzungen und in Bruchſtücken erhalten worden iſt. Außerdem haben wir von ihm noch 15 Bücher ſeiner Praeparatio evangelica, welche, da ſie viele Stellen aus verlornen philoſophiſchen Schriften enthält, vorzüglich ſchätzbar iſt, und von den 20 Büchern ſeiner Demonstratio evangelica, in welcher er die Vorzüge des Chriſtenthums vor dem Judenthum zeigt, 10 nicht ganz vollkommen erhaltene Bücher, endlich auch eine Lebensbeſchreibung Conſtantins, oder vielmehr eine Lobrede auf denſelben. Nachrichten von ſeinem Leben findet man in der genannten Ausgabe des Valeſius.

Euſtachi (Bartolomeo), ein berühmter Arzt und Anatom des 16. Jahrh., geb. zu San Severino in der Mark Ancona, ſtudirte anfangs die lateiniſche, griechiſche und arabiſche Sprache zu Rom; dann legte er ſich auf verſchiedene Zweige der Heilkunde, beſonders auf diejenigen, welche die Kenntniß des menſchlichen Körpers zum Gegenſtande haben. Er verſah die Stelle eines Arztes bei den Cardinälen Carlo Borromeo und Giulio della Rovera, außerdem wurde er noch Archiater und Lehrer der Sapienza zu Rom, erwarb aber mehr Anſehen, als Reichthum, und oft klagt er über ſeine Armuth. Es giebt vielleicht keinen Theil der anatomiſchen Wiſſenſchaften, den er nicht entweder durch wichtige Entdeckungen, oder durch ſein gründliches Studium bereichert hat. Manche jener Entdeckungen ſind nach ihm benannt worden, ſo der Verbindungscanal zwiſchen dem innern Ohre und dem hintern Theile des Mundes, der den Namen der Euſtachiſchen Röhre (tuba Eustachii) führt, und die Hohlader und Klappe, welche valvula Eustachii genannt wird. Unter ſeinen Werken ſind beſonders ſeine Tabulae anatomicae, quas e tenebris tandem vindicatas et pontificis Clementis XI. munificentia dono acceptas, praefatione notisque illustravit Joannes-Maria-Lancisi. Romae 1714, fol. merkwürdig, weil ſie treffliche Zeichnungen des menſchlichen Körpers enthalten, welche ſchon 1552 verfertigt, aber erſt ſpäter aufgefunden und bekannt gemacht wurden. Der Text von Euſtachi wurde nicht entdeckt. Lanciſi's Noten erſetzen ihn. Schade iſt es, daß eine andere Schrift Euſtachi's: de Anatomicorum controversiis verloren gegangen iſt. Außerdem hat man noch verſchiedene wichtige Werke von ihm. Boerhave gab 1707 zu Leyden eine Ausgabe derſelben, welche 1736 zu Delft abermals erſchienen iſt. Er ſtarb zu Rom 1574.

Euſtathius, dieſer berühmte Commentator des Homer und des Erdbeſchreibers Dionys, war aus Conſtantinopel gebürtig, anfangs Mönch, hernach Diaconus, und endlich 1155 Erzbiſchof von Theſſalonich. Er ſtarb nach 1194. So gering auch ſeine theologiſche und religiöſe Aufklärung geweſen ſein mag, ſo groß war ſeine Beleſenheit in den Claſſikern, und der Umfang ſeiner gelehrten Kenntniſſe, wie ſeine aus alten Scholiaſten zuſammengetragenen Commentare beweiſen, von denen beſonders der Homeriſche eine unerſchöpfliche Fundgrube philologiſcher Gelehrſamkeit iſt. (Gedruckt zu Rom 1542 — 1550. 4 Vol. Fol. und Baſel 1559 — 1560, 3 Vol. Fol.)

Euterpe, die Muſe der Muſik; die Erfindung der Flöte wird ihr zugeſchrieben. Sie wird dargeſtellt als eine mit Blumen bekränzte Jungfrau, eine Flöte und ein Muſikblatt in der Hand und verſchiedene andere Inſtrumente neben ſich habend. Sie iſt die Geberin des Vergnügens. (S. d. Art. Muſen.)

Euthanaſia, ein ſanftes, leichtes, glückliches Sterben. Wieland gab dieſen Namen einer ſeiner Schriften.

Eutropius (Flavius), ein lateiniſcher Geſchichtſchreiber, welcher, wie er ſelbſt ſagt, unter dem Julian die Waffen getragen. Sein Geburtsort iſt unbekannt, wie auch die Umſtände ſeines Lebens. Er blühte um 360 nach Chr. Geb. Sein Abriß der römiſchen Geſchichte (Breviarium rerum romanorum) reicht von der Gründung Roms bis Valens, dem er zugeeignet iſt. Die Schreibart iſt nicht ſonderlich, aber die Klarheit lobenswerth. Die geſchätzteſten Ausgaben ſind von Havercamp (Leyden 1729, 8.), Verſeik (Leyden 1762, 2 B. 8.), und Tzſchucke (Leipzig 1804, 8.).

Eva, ſ. Adam.

Evalvation, der Anſchlag, die Schätzung. Insbeſondere brauchen es die Kaufleute von der Schätzung des Werthes eines Waarenlagers, wenn daſſelbe von einem andern übernommen wird, oder wenn verbunden geweſene Handelsleute ſich trennen. Von Münzen gebraucht, iſt es die Währung; in der Rechenkunſt, die Einrichtung eines Bruchs nach ſeinem wahren Gehalt und Betrag.

Evan, Euan, Beiname des Bacchus, ſ. d. Art.

Evangelium, ein griechiſches Wort: fröhliche Botſchaft. Gewöhnlich wird es theils von der chriſtlichen Lehre, welche mit der fröhlichen Botſchaft von der Ankunft des Meſſias, von der Geburt des den Vätern verheißenen Retters begann, theils von den Schriften gebraucht, in welchen Marcus und Lucas und die Apoſtel Matthäus und Johannes die Nachrichten von den Thaten und Schickſalen Jeſu Chriſti aufgezeichnet haben. Evangeliſten hießen in der ältern Kirche diejenigen Chriſten, welche von einer Gemeinde zur andern reiſeten und den Unterricht der Apoſtel fortſetzten; der ſpätere Sprachgebrauch hat dieſes Wort auf die obigen Verfaſſer der Lebensgeſchichte Jeſu eingeſchränkt. Evangeliſch heißt: der in den heiligen Schriften enthaltenen Lehre Jeſu gemäß; evangeliſche Chriſten, evangeliſche Kirche nennen ſich daher die Lutheraner. Vergl. Proteſtanten. N.

Evergeten, Euergetä, eigentlich Wohlthäter. Dieſen Namen erhielt ein kleines Volk, Agriaſpä oder Arimaſpi genannt, in der perſiſchen Provinz Drangiana, weil ſie einſt den ältern Cyrus mit ſeinem Heere, durch ſtarke Zufuhr von Lebensmitteln, in der Wüſte vom Hungertode retteten. Dieſe kleine Völkerſchaft hatte eine recht gute, von den umliegenden Barbaren ganz abgehende Verfaſſung; daher auch Alexander ihnen dieſe ihre Verfaſſung und völlige Freiheit nicht nur ließ, ſondern ihnen auf ihre Bitte auch noch einige wohlgelegene Ländereien zutheilte. Auch einige Fürſten führten dieſen Beinamen.

Evertſen (Johann), Admiral der holländiſchen Flotte, ausgezeichnet durch ſeine Tapferkeit, lebte in der zweiten Hälfte des 17. Jahrh. Zu jener Zeit ſtand bekanntlich die Macht der Holländer zur See auf ihrer höchſten Stufe. Die Ruyter, Tromp und Waſſenaer (ſ. die Art.) hatten durch ihre Siege der niederländiſchen Flagge die Achtung aller Nationen erworben, und mehrere Glieder der aus Zeeland ſtammenden Familie der Evertſen, ſämmtlich Gefährten und Zöglinge jener Seehelden, traten würdig in die Fußſtapfen dieſer großen Männer. Ein Bruder von Johann Evertſen, Namens Cornelius, gleichfalls Admiral in den Dienſten der Republik, ſtarb den Tod für's Vaterland in der blutigen Schlacht am 15. Juli 1666 gegen die Engländer. Johann Evertſen befand ſich damals ſeit Jahr und Tag außer Dienſten. Kaum erhielt der heldenmüthige Mann aber die Nachricht von dem Ende ſeines Bruders, ſo ſchrieb er an die Generalſtaaten: „Ich wünſche wieder in Thätigkeit zu treten, um meinem Vaterlande nützlich zu ſein. Mein Vater, vier Brüder und ein Sohn ſtarben bereits im Dienſt für die Republik auf dem Bette der Ehre. Möchte es mir vergönnt ſein, gleich ihnen mein Ende im Kampf gegen die Feinde des Staats zu finden!" Der Wunſch dieſes Braven ward erfüllt. Am 4. Aug. deſſelben Jahres beſtand er ein Gefecht gegen die Engländer, in welchem er ein Bein verlor und wenige Tage nach ſeiner Verwundung ſtarb. Die Staaten von Zeeland

ließen ihm und ſeinem Bruder Cornelius in der Peterskirche zu Middelburg ein prachtvolles Denkmal ſetzen, woſelbſt auch die Aſche dieſer beiden Braven ruht, zu denen ſpäter noch ein anderer Admiral Cornelius Evertſen, ein Sohn von Johann Evertſen (welcher 1679 ſtarb), und Calin Evertſen, gleichfalls Admiral in holländiſchen Dienſten und Nachkomme von dem ältern Cornelius Evertſen, der im Jahr 1721 endete, gelegt wurden.

Evolutionen, die Bewegungen einer Truppe zur Uebung oder vor dem Feind. Sie gehören in das Gebiet der Elementartaktik, und umfaſſen daher alle Colonnenformirungen, Aufmärſche ꝛc. Manoeuvres dagegen ſind Truppenbewegungen, welchen allemal gewiſſe Vorausſetzungen zum Grunde liegen. Die Zahl thut nichts zur Sache, denn es kann ein Regiment manoeuvriren, während ein ganzes Armeecorps blos Evolutionen ausführt. Auch die Bewegungen einer Schiffsflotte zur See werden Evolutionen genannt. Evolutionsescadre, eine Schiffsflotte, welche Bewegungen zur See machen, bald dieſe, bald jene Stellung annehmen muß, um dem Feinde beizukommen, oder ihm Abbruch zu thun.

Evolutionstheorie, iſt diejenige Lehre von der Erzeugung, nach welcher man annimt, daß die Seelen, gleich den Körpern, ſich durch ſich ſelbſt fortpflanzen, und die Keime zu allen künftigen Seelen ſchon in der erſten Menſchenſeele vorhanden geweſen ſeien, folglich nur immer eine Seele ſich aus der andern entwickle. Kant pflegte dies Syſtem die Einſchachtelungstheorie zu nennen, weil nach demſelben alle erzeugten Weſen wie kleinere Schachteln in größern und endlich alle in einer einzigen Schachtel enthalten geweſen ſind. S. Befruchtung und Epigeneſie.

Evremont (St.), einer der geiſtreichſten Schriftſteller ſeiner Zeit, der ſich im Anfange des 17. Jahrh. weniger mit den Gegenſtänden tiefer Speculation und Gelehrſamkeit, als mit der ſogenannten Philoſophie des geſelligen Lebens beſchäftigte. In der Geſellſchaft zeichnete er ſich durch Witz und hellen Verſtand aus, und bis zu ſeinem Tode verließ ihn ſeine Heiterkeit nicht. Er ſpielte eine glänzende Rolle unter den witzigen, geiſtreichen Epicuräern jener Zeit, die bald ſo großen Einfluß auf die franzöſiſche Philoſophie erhielten; büßte aber einige Unvorſichtigkeiten, die er in Geſellſchaften, wie in ſeinen Schriften begangen hatte, mit der Gefangenſchaft in der Baſtille. Einer ſpätern zweiten Verhaftung entging er nur durch ſchnelle Flucht nach England. Seine Oeuvres mêlées erſchienen Paris 1690, 2 Bde. 4., hernach Amſterdam 1706, (5 Bde. 12 und 1750, 12 Bde. 12). In den meiſten ſeiner Sachen iſt Anmuth, Leichtigkeit und Frohſinn der vorherrſchende Charakter. Eine tiefer greifende Einſicht findet ſich nur hie und da.

Ewald (Johann), einer der originellſten däniſchen Dichter der neueren Zeit, beſonders als Tragiker und Elegiker ausgezeichnet, wurde 1743 zu Kopenhagen geboren, im Schleswigſchen aber, wo ſein Vater Prediger war, erzogen. Die Erziehung, welche er bekam, war für einen Geiſt, wie der ſeine, höchſt unpaſſend. Der Vater, ein ſtrenger und bigotter Mann, wollte aus dem Sohn einen Theologen nach ſeinem Schlage machen, und der junge Ewald trachtete nach nichts, als in die Welt hinaus. Eine Menge Heiligen-Legenden, die er leſen mußte, entflammten ſeine Einbildungskraft. Das Loos eines Miſſionärs, der in fernen Erdtheilen unter Heiden und Barbaren Fährlichkeiten ſonder Zahl zu beſtehen hat, ſchien ihm eine Zeit lang das be-

neidenswertheſte; ſpäter ergriff ihn die Lectüre des Robinſon Cruſoe dermaßen, daß er wirklich einmal heimlich davonging, um auch eine wüſte Inſel zu ſuchen. Durch dieſen jugendlichen Fehltritt ward die Strenge des Vaters noch verdoppelt, der immer noch den Gedanken feſthielt, einen Theologen aus dem Sohn zu bilden, und ihn deswegen nach Kopenhagen ſchickte. Hier ward jedoch dem Jünglinge der Zwang, welcher ſeinen Neigungen, die ihn jetzt vorzüglich zum Militär hinzogen, angethan wurde, bald ſo unerträglich, daß er auf's neue entfloh, und ſich in Hamburg von preußiſchen Werbern anwerben ließ. Als man ihn aber in Magdeburg, wohin er geſchafft wurde, ſtatt dem Verſprechen gemäß, ihn unter die Huſaren zu geben, in ein Infanterie-Regiment ſteckte, entwiſchte er während des Laufes des ſiebenjährigen Krieges den preußiſchen Fahnen, und trat in öſterreichiſche Dienſte, wo man ihn nicht allein beſſer behandelte, ſondern, da er ſich bei mehreren Gelegenheiten auszeichnete, auch zum Offizier machen wollte, falls er zum Catholicismus überträte. Dies verwarf Ewald jedoch, und bald darauf durch ſeine Familie losgemacht, kehrte er nach Kopenhagen zurück, und begann nun mit Ernſt ſich dem vom Vater ſo gewünſchten Studio der Theologie zu widmen. Nicht lange ſo riß ihn jedoch eine unglückliche Leidenſchaft auf's neue aus dieſer Bahn. Ein ſchon aus früheren Zeiten her geliebtes Mädchen ward ihm untreu, und Welt und Leben dadurch dem Tieffühlenden verhaßt. Unthätig ſchlenderte er nun, in Gram verſunken, umher, und nichts vermochte ſeinen Kummer zu lindern. Er war damals 23 Jahre alt, und hatte noch keine Ahnung von dem Daſein des in ihm ſchlummernden Talentes. Ein Ereigniß weckte den heiligen Funken in ihm. König Friedrich V. von Dänemark war geſtorben, und es ſollte eine Trauer-Cantate gedichtet werden. Der Zufall wollte, daß man ihm die Sache übertrug, und der Erfolg war ſo glänzend, daß ſich ſchnell die Augen aller Kenner und Verehrer der Poeſie auf den jungen Mann richteten, der nun, ermuntert von der Kopenhager Akademie der Wiſſenſchaften, beſchützt von Bernſtorff und Karſtens, mit Rath unterſtützt von dem damals in Kopenhagen lebenden Klopſtock, ſchnelle Fortſchritte auf der betretenen Bahn machte, und bald in der Ode und in der Tragödie zu den ausgezeichnetſten Dichtern ſeines Volks gerechnet wurde. Sein „Balders Tod," ein aus dem Sagenkreis der Edda genommener Stoff, und ſein „Rolf" (ein Trauerſpiel, deſſen Stoff aus der alten Geſchichte Dänemarks iſt), ſind Werke, die bei manchen Mängeln das Gepräge ächter Genialität an ſich tragen, und mehrere ſeiner Oden und Elegieen gehören zu dem Beſten, was die neuere Zeit in dieſer Hinſicht hervorbrachte. Eine vom Miniſter Bernſtorff für Ewald projectirte Reiſe nach Schottland, um daſelbſt die Geſänge Oſſians zu ſammeln, unterblieb wegen Kränklichkeit des Dichters, deſſen öconomiſche Lage, da die Unterſtützung, welche ihm die Regierung reichte, ſtets ſehr klein war, fortwährend in ſolcher Beſchränkung ſich befand, daß er genöthigt war, ſich durch Gelegenheitsgedichte einen kleinen Erwerb zu verſchaffen. Der von ſeinen Landsleuten bewunderte, von ſeinen zahlreichen Freunden geliebte Mann ſtarb, nachdem er Jahrelang mit allen Uebeln einer durch ein etwas unordentliches Leben ſich zugezogenen Gicht und mit Mangel und Noth gekämpft hatte, in Armuth 1781, kaum 38 Jahre alt. Eine ſchöne Ausgabe ſeiner ſämmtlichen Dichtungen kam bald nach ſeinem Tode in 4 Bänden in Octav heraus.

Ewald, däniſcher General, ein älterer Bruder des Vorhergehenden, geboren 1725, trat zuerſt in heſſiſche Dienſte, wo er den Feldzug

in Amerika mitmachte und dabei ein Auge verlor. Später in die Dienſte ſeines Vaterlandes tretend, ſtieg er von Grad zu Grad, bis zum General, und wurde 1809 von ſeiner Regierung an der Spitze eines Corps Dänen und Holländer ausgeſendet, um den damals auf eigne Hand gegen Frankreich ſich erhebenden Major Schill, (ſ. d. Art.) der ſich nach Stralſund gezogen hatte, zu bekämpfen. General Ewald nahm die Stadt, in welche ſich Schill in Eile verſchanzt, mit Sturm, und der Tod des abenteurenden Parteigängers, der weder die damaligen Verhältniſſe ſeines Vaterlandes, noch die ganze Lage Deutſchlands bei ſeinem unüberlegten Beginnen erwogen hatte, und durch ſeine That, ſeine Regierung in keine geringe Verlegenheit ſetzte, endete eine Angelegenheit, deren trauriger Ausgang voraus zu ſehen war. Ewald, den früher ſchon, nach dem Feldzug von Amerika, der Landgraf von Heſſen mit dem Löwenorden, und ſein König ſpäter mit den däniſchen Orden geſchmückt hatte, erhielt das Band der franzöſiſchen Ehrenlegion, und erwarb ſich zugleich durch die ſtrenge Mannszucht, welche er ſeine Truppen in der eroberten Stadt halten ließ, daſelbſt die allgemeinſte Achtung. Er ſtarb 1813 in ſeinem 88. Jahre. Man hat von ihm ein ſehr geſchätztes Werk in däniſcher Sprache, über den Krieg der leichten Truppen.

Ewiger Friede iſt die Idee eines ununterbrochenen rechtlichen Zuſtandes der Völker, wo ſie ihre etwanigen Streitigkeiten nicht durch Gewalt der Waffen, ſondern nach Geſetzen der Vernunft entſcheiden. Dieſe Idee liegt faſt allen Friedensſchlüſſen zum Grunde, denn in denſelben geloben ſich die ſtreitenden Parteien gewöhnlich ewige Freundſchaft und ewigen Frieden, die aber bekanntlich nie lange dauert, daher die Philoſophen und Politiker über Möglichkeit oder Unmöglichkeit eines ewigen Friedens vielfältig geſtritten haben. St. Pierre war der Erſte, der einen förmlichen Entwurf zum ewigen Frieden aufſetzte, den nachher Rouſſeau bekannt machte. (S. auch Heinrich IV.) Seitdem iſt dieſer Gegenſtand ſehr häufig, unter andern auch von Kant in ſeiner Schrift: Zum ewigen Frieden, zur Sprache gebracht worden. Die allgemeinen Mittel zur Verwirklichung des ewigen Friedens, welche in Vorſchlag gebracht worden, waren bald das politiſche Gleichgewicht, bald eine Univerſalmonarchie, bald endlich ein allgemeiner Völkerverein oder Staatenbund, der durch einen fortwährenden Congreß, als höchſtes Völkertribunal, alle entſtehenden Streitigkeiten der Staaten ſchiedsrichterlich beilegen ſollte. Da aber alle dieſe Mittel unzulänglich befunden wurden, weil es dem ewigen Frieden auch bei Vorausſetzung ſeiner politiſchen Zuſtände an einer hinlänglichen Bürgſchaft fehlen würde, ſo erklärten Andere denſelben geradezu für ein Hirngeſpinnſt, und traten wohl gar als Vertheidiger des Kriegs auf, wiefern derſelbe ein zur Beförderung menſchlicher Bildung nothwendiges Uebel ſei. Die Vernunft muß indeſſen den Krieg immer als einen rechtloſen Zuſtand, der Leiden und Wohlſein vieler Tauſende zerſtört, verabſcheuen, und muß folglich auch immerfort die Idee eines ewigen Friedens als eine rechtliche Foderung an die Völker und Staaten aufſtellen; ſie wird aber ſchon zufrieden ſein, wenn die von ihr gefoderte Ewigkeit in der Wirklichkeit nur als eine ſehr lange Dauer des Friedens erſcheint. Vergl. Heilige Allianz.

Exantheme ſind Hautkrankheiten mit Fieber verbunden, daher ſie acute, hitzige Hautausſchläge genannt werden, um ſie von den langwierigen, denen ſich das Fieber nur zufällig beigeſellt (welche in der mediciniſchen Kunſtſprache Impetigines genannt werden), zu unter-

ſcheiden. Die am häufigſten vorkommenden ſind Blattern, Maſern, Rötheln, Scharlach, Frieſel, Blaſenfieber, Neſſelfrieſel. Eine jede hat ihre Eigenheiten, die auf die Entſtehungsweiſe, auf die Bildung und Stellung der veränderten Erſcheinungen in der Haut und in ihrem Verlaufe gegründet ſind. Vergl. Hautkrankheiten, Blattern u. a. A.

Exarch, Exarchat. Als Narſes, der Feldherr des morgenländiſchen Kaiſers Juſtinian, die Gothen und ihre Verbündeten in Italien ganz beſiegt hatte (552 — 554), behandelte Juſtinian den mittlern Theil Italiens als eine Provinz des morgenländiſchen Kaiſerthums, und ließ es durch einen Statthalter (Exarch), der ſeinen Sitz zu Ravenna hatte, regieren. Aiſtulph, König der Longobarden, eroberte Ravenna und das ganze Exarchat (752), aber der fränkiſche König Pipin nöthigte ihn (755), es zurückzugeben, und ſchenkte es dem Papſt Stephan III. Seit dieſer Zeit iſt Ravenna und ſein Gebiet mit dem Kirchenſtaate vereinigt geblieben. — Bei den heutigen Griechen iſt Exarchus ein Abgeordneter des Patriarchen, welcher in den Provinzen herumreiſt, und die Biſchöfe und Kirchen viſitirt.

Exception, Ausflucht, beſonders gerichtliche, ſ. Klagen und Einreden. — Exceptions-Geſetze oder Verordnungen ſind ſolche, welche, im Widerſpruch mit den Grundgeſetzen, zur Erreichung beſonderer Zwecke temporär erlaſſen werden.

Excellenz, ein Titel, den zuerſt die longobardiſchen Könige geführt haben ſollen, und den ſich, nach ihnen, auch mehrerere römiſche Kaiſer, namentlich Carl der Große, Conrad I., Friedrich I. ꝛc. beilegten. Späterhin ging er, beſonders in Italien, auf die kleinern Fürſten über, bis auch dieſe, nachdem Papſt Urban VIII., 1630, den Cardinälen die Eminenz ertheilt hatte, ihn gegen die Altezza vertauſchten, um ſo mehr, da ſchon früher einige Geſandte vom erſten Range, zu Rom, ſich denſelben angemaßt hatten. Seitdem iſt nun, durch den allgemeinen Gebrauch, die Excellenz in einen bloßen Amts- oder Dienſttitel umgewandelt worden, der ſich in keinem Falle auf Kinder oder Verwandte übertragen läßt, der Strenge nach mit dem Amte jedesmal wieder aufhört, und nur von wirklichen Miniſtern, von den erſten Hof- und Militär-Würden, Ambaſſadeuren und Geſandten (bevollmächtigten Miniſtern) geführt wird.

Exchequer, die königliche Rent- und Schatzkammer in England. Sie ſteht unter dem Großſchatzmeiſter, oder, wie jetzt, unter gewiſſen Commiſſarien, welche Lords der Schatzkammer heißen, und von denen der erſte, ſo wie der Kanzler der Schatzkammer, zu den königlichen Miniſtern gehören. Ihren ſonderbaren Namen führt die engliſche Schatzkammer ſchon ſeit Wilhelm dem Eroberer, wie man glaubt, von dem gleich einem Schachbrett (franz. Echiquier) gewürfelten Teppich, womit der Zahltiſch in derſelben bedeckt war. — Exchequer-Bills, Schatzkammerſcheine; Obligationen, zu deren Ausſtellung das brittiſche Finanzminiſterium durch ein Creditvotum vom Parlament ermächtigt wird. Sie ſind nicht auf einen beſtimmten Abzahlungstermin geſtellt; ſo lange ſie laufen, tragen ſie 3½ Pence von 100 Pfund Sterling tägliche Zinſen (5 Procent), und ſtehen gewöhnlich um ein weniges beſſer als baares Geld, weil Banquiers und Kaufleute ihren Caſſenbeſtand gern in dieſem zinſentragenden Papier halten. Die Zinſen ſind aber nicht fundirt, ſondern werden aus den allgemeinen Einkünften entrichtet. Um nun den zu großen Anwachs dieſer Obligationen zu verhindern, deren Ausgabe ein nothwendiger Theil des Mecha-

nismus der brittiſchen Finanzen iſt, ruft der Staat alljährig einen Theil derſelben auf, um ſie abzuzahlen, oder unter beſtimmten Bedingungen in den Stocks zu fundiren, d. h. in eine ſtändige Schuld zu verwandeln, deren Zinſen durch beſtimmte, dazu aufgelegte Abgaben geſichert ſind. Erzwungen kann aber dieſe Verwandlung nie werden: wer ſie ſich nicht gefallen laſſen will, kann, wenn ihn die Reihe trifft, baare Zahlung verlangen.

Excommunication, ſ. Kirchenbann und Interdict.

Excuſſion, die Ausklagung des Hauptſchuldners; daher beneficium excussionis, die Rechtswohlthat für denjenigen, welcher ſich für jemand verbürgt hat, verlangen zu können, daß der Hauptſchuldner zuerſt ausgeklagt werde. (Vergl. Bürgſchaft.)

Execution, die Ausführung (z. B. einer Muſik), Vollſtreckung (eines Urtheils), Beitreibung der Abgaben. Executor, Vollſtrecker, z. B. eines Teſtaments. Executiv, vollſtreckend, z. B. vollſtreckende, ausübende Gewalt, im Gegenſatz der geſetzgebenden. Executorialen (executoriales litterae), Vollſtreckungs- oder Beitreibungsbefehle.

Exegeſe, griechiſch, Erklärung, vorzugsweiſe aber von der Erklärung der heiligen Bücher gebraucht. Von der Erklärung anderer Bücher, oder Schriften der Profanſcribenten, pflegt man häufiger das lateiniſche Wort Interpretation zu gebrauchen. Ein Exeget iſt ein gelehrter Schriftausleger, und exegeſiren heißt zuerſt überhaupt erklären, auslegen, dann aber beſonders den Sinn der heiligen Schriften durch Anwendung der Sprachkenntniſſe und anderer Hülfsmittel entwickeln. Die Wiſſenſchaft, welche die Grundſätze der Auslegungskunſt darſtellt, kann man Exegetik nennen; gewöhnlich indeß wird ſie mit einem andern aus dem Griechiſchen entlehnten Worte Hermeneutik genannt. Da die heiligen Bücher in einer fremden Sprache, von Verfaſſern einer fernen Zeit und eines fremden Volks geſchrieben ſind, ſo leuchtet von ſelbſt ein, daß, um ihr Verſtändniß zu öffnen, nicht nur eine tiefe Sprachkunde, ſondern auch eine Menge hiſtoriſcher, geographiſcher und antiquariſcher Kenntniſſe erfodert werde; und da die Kenntniß der chriſtlichen Glaubens- und Sittenlehre aus den heiligen Büchern geſchöpft werden muß, ſo ergiebt ſich, daß das ganze theologiſche Studium von der Exegeſe ausgehe. Die berühmteſten Exegeten unter den Kirchenvätern, waren Origenes, Chryſoſtomus, Theodoret, Diodorus von Tarſus und Hieronymus. Im Mittelalter, als man ſich faſt ausſchließend an die Vulgata, d. h. an eine lateiniſche Bibelüberſetzung hielt, welche allgemein im Gebrauche war, und es den meiſten Theologen an Sprachkenntniſſen fehlte, ward die Exegeſe ſehr vernachläſſigt. Durch die Reformation aber ward dieſes Studium von neuem belebt, und die letzten Jahrh. haben eine lange Reihe vorzüglicher Exegeten, beſonders in der proteſtantiſchen Kirche, hervorgebracht. N.

Exequien, die Todtenfeier. Man verſteht in der catholiſchen Kirche unter Exequien nicht ſowohl das Leichenbegängniß ſelbſt, als vielmehr die feierlichen Seelenmeſſen, welche (gewöhnlich einige Wochen darauf) für den Verſtorbenen geleſen werden. Bei den Exequien hoher, und beſonders fürſtlicher Perſonen, wird zugleich ein Trauergerüſt errichtet, eine feierliche Muſik aufgeführt, die Kirche ſchwarz behangen und dgl. m.

Exhauſtion, Exhauſtionsverfahren. Die alten Geometer waren mit den Kunſtgriffen der höheren Analyſis völlig unbekannt. Das Verfahren, welches ſie ſtatt derſelben zur Vergleichung krummliniger Figuren, krummer Oberflächen und runder Körper anwandten,

und welches darin beſteht, die gedachten Größen vermittelnd auf andere zu beziehen, denen ſie zwar nicht bis zum Erſchöpfen (exhaurire), aber doch ſo nahe gebracht werden können, daß der Unterſchied kleiner als jede angebliche Größe wird, heißt das Exhauſtionsverfahren. So vergleicht man den Kreis mit einem darin beſchriebenen Vielecke, weil der Unterſchied zwiſchen beiden offenbar in dem Maße geringer wird, als man die Seitenzahl des Vielecks vergrößert.

Exil, eine Strafe, wodurch jemand genöthigt wird, die Stadt, Provinz, oder auch das Land zu verlaſſen, wo er ſich bis dahin weſentlich aufhielt, mithin ein bürgerlicher Bann oder politiſche Verweiſung. Die alten Freiſtaaten exilirten zuweilen Männer um des bloßen Verdachts willen, daß ſie der republikaniſchen Freiheit gefährlich werden könnten. In dieſem Falle war das Exil nicht Strafe, ſondern Vorſichtsmaßregel. (Vergl. Deportation und Verbannung.) Babyloniſches Exil, ſ. Hebräer und Juden.

Exorcismus, griechiſch, Beſchwörung und Beſchwörungsformel. In der ältern Kirche herrſchte die Meinung, daß gewiſſe Perſonen, namentlich gewiſſe Kranke, beſonders Wahnſinnige und Epileptiſche, von böſen Geiſtern beſeſſen wären. Ueber dergleichen Perſonen nun wurden Beſchwörungsformeln ausgeſprochen, und dieſe Handlung nannte man Exorcismus. Es gab ſogar eine eigene Gattung von Geſellſchaftsperſonen, Exorciſten genannt, welche dieſes Geſchäft zu verrichten pflegten. Seit dem 3. Jahrh. ward die Meinung verbreitet, daß die Heiden und Häretiker von böſen Geiſtern beſeſſen wären, und daher kam es, daß der Exorcismus nunmehr mit der Taufhandlung verbunden ward. Und nachdem Auguſtus Lehre von der Erbſünde allgemeinen Eingang gefunden hatte, pflegte man ihn ſeit dem 5. Jahrh. auch bei der Kindertaufe zu gebrauchen. Luther ließ dieſen Gebrauch beſtehen: die reformirte Kirche aber gab ihn frühzeitig auf, und auch unter den lutheriſchen Geiſtlichen gab es ſchon im 16. Jahrh., zu der Zeit der cryptocalviniſchen Streitigkeiten, viele, welche ihn mißbilligten. Dennoch dauerte er in der lutheriſchen Kirche bis auf die neuern Zeiten fort, ob man ihm gleich eine vernünftige Deutung gab, und erklärte, daß er nicht als eine Austreibung des Satans, ſondern als ein Bekenntniß des angebornen Verderbens und der Nothwendigkeit der Erlöſung zu betrachten ſei. Er iſt aber ein unſchicklicher Gebrauch, welcher ſich leicht dem Aberglauben nähern kann, und es iſt daher ſehr zu billigen, daß man ihn in den neuern Zeiten faſt aller Orten abgeſchafft hat. N.

Exoteriſch, Exoteriker, ſ. Eſoteriſch.

Expanſion, Ausdehnung, Ausbreitung, Erweiterung; daher Expanſivkraft, Ausdehnungskraft der Materie, vermöge welcher ſie von ihrem Mittelpunkte aus einen Raum einnimt, entgegengeſetzt der Contractivkraft oder zuſammenziehenden Kraft. Man unterſcheidet an ſich expanſible Körper, wie Wärmeſtoff, Lichtſtoff; und durch Mittheilung expanſible Körper, welche, wie Dämpfe, Dünſte u. ſ. w., ihre Expanſibilität den erſtern verdanken.

Explorator, eine von Becaria angegebene Vorrichtung, welche in einem Drahte beſteht, deſſen iſolirte, mit Zinnknöpfchen verſehene Enden an einer Stange über dem Schornſteine oder an dem Gipfel eines Baums befeſtigt werden. Von dieſem Draht wird ein anderer durch eine mit Siegellack überzogene Glasröhe ins Zimmer geleitet, und an dem Drahte im Zimmer befindet ſich ein Electricitätsmeſſer, mittelſt deſſen man die tägliche Luftelectricität beobachten kann.

Exploſion iſt eine plötzliche und gewaltſame Ausdehnung einer

elaſtiſchen flüſſigen Materie, welche nach allen Richtungen wirkt, die Hinderniſſe an den ſchwächſten Orten durchbricht, und gemeiniglich mit einem Knall begleitet iſt, beſonders das Sprengen bedeutender Pulvermaſſen. Das Schießpulver, Knallpulver, Knallgold u. dgl. erzeugen bei ihrer Entzündung oder Erhitzung plötzlich eine große Menge elaſtiſcher Materien, welche ſich gewaltſam auszudehnen ſtreben. Sind dieſe Materien noch überdies eingeſchloſſen, ſo treiben die erzeugten elaſtiſchen Flüſſigkeiten die Pfröpfe, welche ſie einſchließen, mit ungemeiner Kraft fort, oder zerſprengen die Körper, in denen ſie enthalten ſind. Von dieſen Exploſionen hängen die Wirkungen aller Feuergewehre, der Minen und Bomben ab. Die Dämpfe, in welche das Waſſer durch die Hitze verwandelt wird, ſind in einem hohen Grade elaſtiſch. Wenn man daher Waſſer in einem verſtopften oder verſchloſſenen Gefäße erhitzt, ſo üben dieſe Dämpfe gegen die Wände des Gefäßes oder gegen den Pfropf, der es verſchließt, eine überaus große Gewalt aus.

Exponent heißt in der Mathematik der Verhältnißanzeiger, Wurzelanzeiger. Wenn nämlich eine Größe ein- oder mehrmal durch ſich ſelbſt multiplicirt wird, ſo ſetzt man, ſtatt den Factor oft zu wiederholen, zur Rechten deſſelben oberhalb eine kleinere Ziffer, welche andeutet, wie oft die Wiederholung der Multiplication der Zahl oder Größe mit ſich ſelbſt hätte geſchehen ſollen.

Z. B. $a^4 = aaaa = a.\,a.\,a.\,a.$

$9^3 = 9.9.9 = 729.$

Expoſition, Auseinanderſetzung; im Schauſpiel Darlegung, Erzählung der Vorgeſchichte, d. h. alles desjenigen, was vor dem Zeitpunkte der Handlung, mit welchem das Stück anhebt, nach der Vorausſetzung des Dichters ſich begeben hat. Man kann ſie eintheilen in die abgeſonderte und verwebte. Jene wird dem Zuſchauer unmittelbar in der Form eines erzählenden Prologs gegeben, wie z. B. in den Phönicierinnen des Euripides; dieſe empfängt er mittelbar, oder ſcheinbar zufällig, indem die handelnden Perſonen unter einander die Thatſachen der Vorgeſchichte erwähnen und dem Zuſchauer klar machen. Die verwebte kann ſich erſtrecken durch das ganze Stück bis zur Kataſtrophe, wie z. B. im König Oedip des Sophokles. Nebenzweck der Expoſition iſt Bekanntmachung der Zuſchauer mit dem Orte und der Zeit der Handlung, mit den Charakteren der Handelnden u. ſ. w., ferner Erregung von Ahnungen und Vermuthungen, welche die Aufmerkſamkeit auf die Handlung des Stücks (die Folgen der Vorgeſchichte) ſpannen. Uebrigens wird der Begriff der Expoſition auch auf die einzelnen Acte eines Stücks bezogen, und dann bedeutet das Wort die Bekanntmachung des Zuſchauers mit demjenigen, was nach der Vorausſetzung des Dichters während des Zwiſchenactes geſchehen iſt.

Extenſion, natürliche Ausdehnung, Erweiterung, Umfang; daher extenſiv, entgegengeſetzt dem Intenſiven.

Externſtein bei Horn im Fürſtenthum Lippe, eine Felſenreihe, die aus mehreren vertical geſpaltenen und grotesk vertheilten Klippen zum Theil mit natürlichen Kammern gebildet iſt. Auf jeder einzelnen Felſenſpitze hängt ein großer im Winde beweglicher Stein, der ſich zum Fallen neigt, aber doch nicht herabſtürzt. Man hat Küchen, Treppen und Holzſtälle darin ausgehauen.

Extremitäten. So nennt man in den zeichnenden Künſten die Hände und Füße. Die Behandlung derſelben hat, ſchon in techniſcher Hinſicht, für den Künſtler ihre Schwierigkeiten, mehr aber noch, in wiefern die organiſchen Theile eines beſtimmten Ausdrucks fähig ſind.

Die leichteſte Bewegung der Hand kann ſehr charakteriſtiſch ſein, und und eben ſo das leichte oder feſte Auftreten des Fußes, eine krampfhafte Bewegung der Zehen ꝛc. Göthe ſagt zwar (in Kunſt und Alterthum am Rhein 1. Bd. 3. Hft.) jeder ſittliche Ausdruck gehöre blos dem obern Theile des Körpers an, und die Füße ſeien in ſolchem Falle überall im Wege. Wir haben jedoch eine andere Meinung, und glauben vielmehr, daß eine Verlegenheit hier nur in dem Vermögen des Künſtlers ihre Urſache haben könne. Sehr treffend bemerkt Watelet: Es würde oft ſchwer, ja unmöglich ſein, die Dispoſition und Bewegung der Extremitäten, die Stellung einer Figur oder ihren Gemüthszuſtand zu beſtimmen, wenn man die Köpfe verdeckte. Preville, der größte der franzöſiſchen Komiker, ſtellte einſt in einer Geſellſchaft, in welcher ſich auch Garrick befand, einen Betrunkenen vor, zur Bewunderung aller Anweſenden. Da rief ihm Garrick zu: Preville, Ihre Füße ſind nüchtern! Dieſe Bemerkung enthält einen tiefen Sinn, und den Schlüſſel zur vorliegenden Frage. Indeſſen würde man Unrecht haben, die Anwendung nur bei lebhafteren Gemüthszuſtänden gelten zu laſſen. Ihre Richtigkeit läßt ſich an den herrlichſten Antiken und Bildwerken ſpäterer Zeit nachweiſen; anders ſetzt eine Nymphe den Fuß, anders Pallas Athene; eine andere Haltung iſt in der Hand der ehrwürdigen Matrone, und eine andere in der Hand der ſchüchternen Jungfrau. Einen ſcharfſehenden Beobachter müßte es ſogar gelingen, richtige phyſiognomiſche Urtheile bisweilen ſelbſt auf Hände und Füße auszudehnen.

Ex Voto, ſ. Votum.

Eyck (Johann van), auch Johann oder Jan von Brugges genannt, Letzteres von ſeinem Wohnort Brugges, Erſteres von dem Ort ſeiner Geburt, Maaseyck (im Bisthum Lüttich), war der Sohn eines Malers, deſſen Familienname nicht bekannt geworden iſt, und wurde, wie Einige behaupten, um 1370 geboren, nach Andern aber erſt am Schluſſe des 14. Jahrh.: eine Meinung, die durch manche Umſtände ziemliche Wahrſcheinlichkeit erhält. (S. hierüber: Waagen, über Hubert und Johann van Eyck, und Schopenhauer, Johann van Eyck und ſeine Nachfolger). Ein älterer Bruder, Hubert van Eyck, (geb. ungefähr ums Jahr 1366), der gleichfalls ein zu ſeiner Zeit berühmter Maler war, unterrichtete den jüngern Johann in den Anfangsgründen der Kunſt, und das Talent dieſes ſeltenen Genies entwickelte ſich bald mit ſolchem Glanz und ſolcher Kraft, daß er in Kurzem ſeinen Lehrer bei weitem übertraf, und die Bewunderung ſeiner und ſpäterer Zeiten wurde. Von den Lebensumſtänden dieſes ausgezeichneten Künſtlers, ſo wie ſeines Bruders und Lehrers Hubert, weiß man nur Folgendes: Die Brüder van Eyck erwählten ſich Brügges zu ihrem Wohnort, wo damals, des ungemein blühenden Handels wegen, ein Zuſammenfluß vieler Großen und Reichen war, und ſie reichliche Beſchäftigung zu finden hoffen konnten. Gegen das Jahr 1420, oder bald nachher, zogen ſie aber auf ziemlich lange nach Gent, um daſelbſt gemeinſchaftlich ein Werk von ſehr großem Umfange auszuführen, welches ihnen der 1419 zur Regierung gelangte Herzog, Philipp der Gute, von Burgund, einer der prachtliebendſten und reichſten Fürſten ſeiner Zeit, übertragen hatte. (Es iſt die jetzt im Muſeum zu Paris befindliche berühmte Anbetung des Lammes, ein Gemälde, welches in ſeinen verſchiedenen Theilen über 300 Figuren enthält, und ein Meiſterſtück vom erſten Range iſt. Es iſt auf Holz mit Flügelthüren gemalt, die äußerlich die Bildniſſe der beiden Künſtler und ihrer Schweſter Margarethe, gleichfalls einer Malerin, oder, wie Andere dafür halten, der Gattin

Johann von Eycks, zeigen. Von dieſen Flügelthüren befindet ſich übrigens dermalen eine zu Berlin in der Sammlung des Herrn Solly, und iſt dieſe die Hauptveranlaſſung, warum man in neuerer Zeit gegen die zuerſt von Sandrart aufgeſtellte Meinung, Johann van Eyck ſei um das Jahr 1370 geboren worden, annimt, ſein Geburtsjahr falle wohl um 20 oder 30 Jahre ſpäter, denn eben jene Bildniſſe der Brüder van Eyck, die wie das ganze Gemälde zwiſchen 1420 bis 1430 entſtanden, zeigen den älteſten bereits als einen Mann von ſehr vorgerückten Jahren, einen Sechziger ungefähr [was denn auch mit der Angabe ſeines Geburtsjahres übereinſtimmte], den andern, Johann, aber, als einen Dreißiger, welches er damals nicht mehr hätte ſein können, wäre er wirklich um 1370 geboren worden.) Hier, in Gent, an dem glänzenden Hofe des Herzogs Philipp, hatten nun die Brüder die beſte Gelegenheit, durch Erblickung von prächtigen Stoffen, Geſchmeiden, Waffen, Geräthen, Feſten u. dgl. m. ihren Geſchmack vollends auszubilden, und beſonders benutzte dies Johann bei ſeinen Arbeiten, in welchen faſt ſämmtlich dieſe Gegenſtände von einer ganz außerordentlichen Naturwahrheit ſind. Hubert erlebte übrigens die Vollendung des erwähnten großen Gemäldes in Gent nicht, und es ward von Johann allein beendet, der ſich hierauf wieder, einſam wie er nun war, denn auch ſeine Schweſter Margarethe ſtarb in Gent, und wurde, wie Hubert, in der St. Johanniskirche daſelbſt beigeſetzt, mit ſeiner ſchon in Gent genommenen Frau nach Brugges begab, woſelbſt er bis an ſeinen Tod blieb und noch viele herrliche Werke verfertigte. Was den Ruf dieſes ausgezeichneten Künſtlers noch beſonders, ſchon bei ſeinen Lebzeiten, außer ſeinen Verdienſten als Maler ſelbſt, erhöhte, war die von ihm bewirkte Einführung der Oelmalerei, deren gänzliche Erfindung ihm ſogar von Mehreren noch lange nach ſeinem Tode, wiewohl fälſchlich, zugeſchrieben wurde. Das Wahre iſt, wie neuere, ſcharfſinnige Unterſuchungen über dieſen Gegenſtand ergeben haben, daß der Gebrauch, die Farben mit Oel zu miſchen, zwar ſchon lange vor Johann van Eyck bekannt war, jedoch die Sache ſelbſt immer nur auf eine ſo unvollſtändige Art ausgeführt wurde, daß man in Hinſicht des Trocknens, beſonders bei dunkeln Farben, faſt unüberſteigliche Hinderniſſe fand, die erſt durch unſern Künſtler dadurch gehoben wurden, daß er auf den Gedanken kam, das anzuwendende Oel vorher durch die Hitze des Feuers oder der Sonne abdampfen zu laſſen, und überhaupt das Mittel erfand, wodurch den bisher immer bei dieſer Malerei unvermeidlichen Uebelſtänden völlig und dermaßen abgeholfen wurde, daß von ihm an die Oelmalerei, als die dauerhafteſte und ſchönſte, allgemein wurde, und man die ſogenannte, bis auf ihn gewöhnliche Methode a tempera (d. h. die Miſchung der Farben mit verdünntem Eigelb und einem aus Pergamentſchnitzeln gekochten Leim) verließ, welche ſowohl wegen ihrer geringen Haltbarkeit, als wegen des Mangels an Lebhaftigkeit und Verſchmelzung der Farben, viele Nachtheile hatte. Ferner erwarb ſich Johann van Eyck noch große Verdienſte um die Kunſt durch das, was er in Hinſicht auf die Linien- und Luftperſpective und die Glasmalerei leiſtete. In Betreff der erſteren bemerken wir hier nur, daß bis auf ihn es faſt allgemeine Sitte war, ſtatt des Hintergrundes den Gemälden einen flachen Goldgrund zu geben, aus welchem dann die Figuren ohne Perſpective hervortraten, wie dies an unzähligen Bildwerken aus der früheren Zeit noch zu ſehen iſt. Selbſt van Eyck beobachtete dieſe Gewohnheit noch bei ſeinen erſten Arbeiten, und faßte erſt, weitergeſchritten auf ſeiner künſtleriſchen Laufbahn, die bis dahin nur dann und wann, und

höchſt unvollkommen angewendete Idee auf, den Bildern durch einen naturgemäßen Lufthintergrund, eine natürlichere Gruppirung und eine Perſpective zu geben*). Dies gelang ihm denn auch, wie mehrere ſeiner noch vorhandenen Arbeiten zeigen, auf eine ſo ausgezeichnete Art, daß er hierin wohl und füglich der Vater der neuen Kunſt genannt werden kann, die durch ihn gewiſſermaßen einen neuen Umſchwung und die erſte Grundlage zu der hohen Stufe von Ausbildung erhielt, welche ſie ſeitdem in den ſchönſten Zeiten der berühmteſten nach ihm lebenden Meiſter, ſowohl der Niederlande, als Italiens, erhielt. Was die Glasmalerei anbelangt, ſo ſchreibt man ihm die Erfindung zu, auf ganzen Scheiben, mit Verſchmelzung der Farben und ſehr zarten Uebergängen des Colorits, dergeſtalt malen zu können, daß keine Verwiſchung möglich iſt, was man bis dahin nur durch Zuſammenfügung (Moſaïque) vieler bunter Glasſcheiben zu erreichen vermochte. Der Einfluß, welchen ſomit Johann van Eyck, ſowohl als Künſtler ſelbſt, wie als Erfinder oder vielmehr als Verbeſſerer mehrer Zweige der Kunſt ſich erwarb, mußte nothwendig groß ſein, und die hiedurch gewiſſermaßen von ihm geſtiftete Schule ſteht mit Recht an Berühmtheit den beſten gleichzeitigen oder ſpätern nicht nach, wenn man ihr gleich den Vorwurf einer meiſt verfehlten Zeichnung der Extremitäten des menſchlichen Körpers (ein Fehler, der durch das, vermöge eines übertriebenen Schamgefühls, verhinderte Studium des Nackten und der Anatomie überhaupt herbeigeführt wurde) nicht erſparen kann. Die Geſichter, Gewänder, Gruppirung, Vertheilung des Lichtes und Schattens, ſind dagegen bei Johann van Eyck und ſeinen meiſten Schülern ſtets ausgezeichnet, und der Glanz ſeiner Farbengebung ſo blendend als prachtvoll. Man hat von J. van Eyck noch viele Arbeiten, die theils in Kirchen und Muſeen, theils in den Kunſtſammlungen von Privaten aufbewahrt werden. Zu den Schülern dieſes großen Künſtlers rechnet man, außer den ziemlich gleichzeitigen Antonello von Meſſina, Rogier van Brügge, Hans Hemling u. A., auch noch die ſpätern großen Meiſter, Albrecht Dürer, Lucas van Leyden, Hans Holbein, Lucas Kranach u. ſ. w., über deren Leben und künſtleriſches Verhältniß zu Johann van Eyck, Johanna Schopenhauer, in ihrem bereits oben erwähnten Werke, intereſſante Nachrichten ertheilt.

Eylau (Schlacht bei), den 8. Febr. 1807. Am Ende des erſten Feldzuges in dem Kriege Napoleons mit Preußen und Rußland, hatte der ruſſiſche Oberbefehlshaber, nach der Niederlage bei Pultusk am 26. Dec. 1806, den Franzoſen Warſchau und das rechte Weichſelufer bis Elbingen überlaſſen müſſen. Allein kaum war das Heer wieder mit allem Nöthigen verſehen, ſo beſchloß Bennigſen, mit ſieben Heertheilen gegen die untere Weichſel nach Thorn hin vorzudringen, um Graudenz, Danzig und Colberg zu befreien, deren Beſatzungen hierauf zu den preußiſchen Truppen unter Leſtocq ſtoßen ſollten. Dadurch hoffte er auch die obere Weichſel nebſt Warſchau wieder zu gewinnen, und den Krieg an die Oder zu verſetzen. Napoleon aber rüſtete ſich ſeinerſeits, Danzig, Oſtpreußen und den Pregel zu erobern. Schon rückte der Fürſt von Pontecorvo von Elbingen her gegen Königsberg vor, als die Vorhut des ruſſiſchen Heeres unter Markow an der Paſſarge erſchien, und ihn nach dem Gefechte bei Mohrungen (20 deutſche Mei-

*) Gleichzeitig mit ihm, jedoch nicht in der Vollkommenheit wie er, wandten auch Pietro della Francesca und Paolo Uttella die Linienperſpective, ſtatt des Goldgrundes, an.

len von Königsberg), am 25. Jan. 1807, nöthigte, ſich nach Straßburg (15 deutſche Meilen von Mohrungen) zurückzuziehen, wo er ſich mit Ney vereinigte. Darauf ſchob Bennigſen ſeinen rechten Flügel über Oſterode und Löbau gegen die Weichſel zwiſchen Culm und Elbingen vor. Jetzt erkannte Napoleon den Plan des ruſſiſchen Heerführers. Er verließ daher mit den Garden Warſchau am 30. Januar, und zog alle Theile ſeines Heeres nach Wittenberg in Oſtpreußen heran, um Bennigſen einzuſchließen, und ihm alle Wege zum Rückzuge hinter den Pregel abzuſchneiden. Schon hatte ſich der Vortrab des rechten franzöſiſchen Flügels bei Ortelsburg auf die linke Seite des ruſſiſchen Heeres geworfen, als Bennigſen unerwartet ſeinen Plan aufgab, und, ſtatt bis an die Weichſel vorzudringen, nach Oſterode zurückging. Es war nämlich ein Adjutant des Major-General der franzöſiſchen Heere, des Fürſten von Neufchatel, von den Koſacken aufgefangen worden, der dem Fürſten von Pontecorvo den Befehl bringen ſollte, ſich bis Thorn zu ziehen, damit die ihm nachrückende ruſſiſche Armee von Napoleon in ihrer Flanke umgangen werden könnte. Nun begann mit dem Gefechte bei Paſſenheim, am 1. Februar, ein achttägiger Kampf, der mit der blutigen Schlacht bei Eylau endigte, durch welche keins von beiden Heeren ſeinen Zweck erreichte, Napoleon aber den empfindlichſten Schlag erhielt, der ihn ſeit 1796 getroffen. In den erſten Tagen ſchien es zwar, als ob Napoleons Plan, der ruſſiſchen Armee den Rückzug abzuſchneiden, gelingen würde, allein in dem Treffen, welches am 3. bei Allenſtein oder Bergfried, wo Soult die Brücke über die Alle nahm, und in den Gefechten, welche am 4. und 5. bei Deppen, wo Ney Vortheile erkämpfte, in der Verfolgung der Ruſſen vorfielen, ließen dieſe ſich nicht aus der Faſſung bringen. Bennigſen zog ſich zwar nicht ohne Verluſt, aber doch in guter Ordnung zurück; er bot ſogar mehrmals dem Feinde die Stirn, und hielt ihn, wenn es ihm nützlich ſchien, mit ſeltner Feſtigkeit ganze Tage lang auf. So geſchah es, daß, nachdem in dem Treffen mit der ruſſiſchen Nachhut bei Hoff oder Landsberg, obgleich die Reiterhaufen unter d'Haupoult und dem Großherzoge von Berg den Sieg entſchieden, alle Verſuche der Marſchälle Soult und Augereau, die Ruſſen auf ihrem Rückzuge in Unordnung zu bringen, vereitelt worden waren, die Quartiere der beiden Heere Nachts mehrere Stunden lang in ſehr geringer Entfernung einander gegenüber ſich befanden. Hier erwartete Napoleon ſo gewiß einen Hauptſieg zu erkämpfen, daß der Fürſt von Neufchatel, am Morgen des 7. Febr., der Gemahlin des Kaiſers die gewagten Worte ſchrieb: „Wir werden morgen in Königsberg ſein.“ So begann der zweitägige Kampf von beinahe 200,000 Kriegern, um, in und bei Preußiſch-Eylau, einem Städtchen von 1500 Einwohnern, am Arſchenſee in Oſtpreußen, 6 Meilen von Königsberg. Am 7. Nachmittags gelang es Soult, ſich der von den Ruſſen beſetzten Anhöhen vor Eylau zu bemächtigen; doch wurden die Ruſſen unter dem Generalmajor Barclay de Tolly (dem nachmaligen Kriegsminiſter) erſt am Abend aus dem Städtchen Eylau ſelbſt vertrieben, indem ſie nach einem hartnäckigen Kampfe ihre Stellung bei der Kirche und auf dem hochliegenden Kirchhofe aufgaben, den die Franzoſen ſofort mit einer ſtarken Batterie beſetzten. Dadurch bekam Napoleon Abends um 10 Uhr alle Vortheile des Bodens in ſeine Gewalt. (Vergl. Bothmers Plan von der Schlacht bei Eylau.) Nun lagerten ſich die Heertheile von Soult und Augereau vor dem Orte, durch den ſie am folgenden Tage vordringen ſollten; Davouſt aber und Ney erhielten Befehl, durch künſtliche Bewegungen, jener den linken, dieſer

den rechten Flügel des an Zahl ſchwächern ruſſiſchen Heeres zu umgehen. Man ſchätzte die Stärke des franzöſiſchen Heeres (3. 4. 6. 7. Corps, die Reiterei, unter Murat, und die Garden) auf 90,000 Mann. Dies war das Vorſpiel der Schlacht am 8ten. Mit Anbruch des Tages rückten 70,000 Ruſſen in dichtgeſchaarten Haufen vor, um ſich durch einen Angriff in Maſſe auf den linken Flügel der Franzoſen des Städtchens wieder zu bemächtigen. Den linken Flügel führte Gen. Lieut. Oſtermann; den rechten Gen. Lieut. Tuſchkow; das Mitteltreffen General-Lieut. Baron Sacken; die Vorhut Fürſt Bagration; die Reiterei Gen. Lieut. Fürſt Gallitzin. Gen. Lieut. Doctorow führte die beiden Heerſäulen, welche aus der Mitte der ruſſiſchen Stellung vordrangen. Napoleon hatte ſeinen Standpunkt auf dem Kirchhofe genommen, und konnte von dem Kirchthurme das ganze Schlachtfeld überſehen; die Anhöhen von Sergallen aber, welche Eylau beherrſchten, waren von den Ruſſen nicht beſetzt worden. Vergebens drangen daher die ruſſiſchen Scharfſchützen bis an den Kirchhof vor; aber auch Napoleon machte, nachdem er den Marſchall Davouſt durch die Diviſion St. Hilaire verſtärkt hatte, vergebliche Anſtrengungen, um mit dem 7ten Heertheile, unter Augereau, und einem Theile der Garden den Mittelpunkt der ruſſiſchen Schlachtlinie zu durchbrechen; denn die Ungeduld, mit der er, ohne die Entwickelung ſeiner beiden Flügel unter Davouſt und Ney abzuwarten, die mörderiſchen Angriffe auf das ruſſiſche Centrum wiederholte, vermehrte nur ſeinen Verluſt; zugleich war ein dicker Nebel mit Schneegeſtöber Schuld, daß die Spitze der Augereauſchen Heerſäule zu weit links gerieth, daher auch der von Napoleon jetzt angeordnete Angriff der geſammten Reiterei unter Murat und Beſſières auf das ruſſiſche, durch einen Wald gedeckte Fußvolk nichts entſchied. So wurde zwölf Stunden lang gefochten, unter einem Feuer von 300 Kanonen. Endlich langten Davouſt und Ney auf beiden Flügeln des ruſſiſchen Heeres an. Der linke wurde von Davouſt hart gedrängt, und war ſchon umgangen, ſo daß ſelbſt das ruſſiſche Mitteltreffen der rückgängigen Bewegung des linken Flügels folgen mußte, als gegen Abend der von dem 6ten Heerhaufen unter Ney bei Wackern vergebens aufgehaltene Heertheil (5,600 Preußen und das ruſſiſche Infanterie-Regiment Wiborg), unter dem General Leſtocq, auf dem rechten ruſſiſchen Flügel eintraf, und während dieſen das Feuer aus einer preußiſchen Batterie unter dem General Sack deckte, hinter der Armee weg dem linken Flügel zu Hülfe eilte, wo der preußiſche Feldherr den entſcheidenden Punkt, Kuſchitten, mit Sturm nahm, und die Franzoſen unter Davouſt bis Klein-Sausgarten zurückwarf. Hätte in dieſem Augenblicke, um 9 Uhr Abends, der ruſſiſche General die von Leſtocq dringend erbetene Unterſtützung geleiſtet, ſo würde dieſer thätige und einſichtsvolle General den Franzoſen nicht blos den Sieg entriſſen, ſondern auch Klein-Sausdorff genommen und den rechten Flügel des franzöſiſchen Heeres völlig geſchlagen haben. Allein Bennigſen hielt das Heer, deſſen rechter Flügel von Ney ebenfalls umgangen war, nach achtſtündigem Kampfe für zu erſchöpft, als daß er, zumal bei ſeinem Mangel an Kriegsbedarf, am 9. aufs Neue vorzurücken gewagt hätte. Zufrieden mit dem Vortheile, dem Feinde einen großen Verluſt zugefügt und Königsberg gerettet zu haben, trat er ſeinen Rückzug an. Murat verfolgte ihn am 9. mit der Reiterei, wurde aber bei Mansfeld mit Verluſt zurückgeworfen. Das franzöſiſche Hauptquartier blieb noch einige Tage in Eylau, wo Napoleon am 9. die Stellungen der verſchiedenen Heertheile auf dem mit Leichnamen und Verwundeten bedeckten Blutfelde in Augenſchein nahm. Nach einigen

unbedeutenden Gefechten mit den Ruſſen, zuletzt bei Oſtrolenka am 18., führte er an dieſem Tage ſein Heer rückwärts hinter die Paſſarge. In Folge der Schlacht von Eylau, die Napoleon erſt einige Tage nach dem Rückzuge der Ruſſen als gewonnen anſehen konnte, mußte jeder Feldherr ſeinen Angriffsplan aufgeben, und ſich mit dem errungenen Zweck der Vertheidigung begnügen. Die Ruſſen hatten 13 Adler und 6 Fahnen genommen; aber an Todten 7000 Mann (nach andern Berichten 12,000 M.) verloren. Unter 18,000 Verwundeten befanden ſich 9 verwundete Generale. Der Verluſt der Franzoſen ward auf 42,000 Mann geſchätzt; ſie ſelbſt gaben ihn weit geringer an. Drei franzöſiſche Generale waren gefallen, darunter Corbineau; fünf waren verwundet, darunter Augereau, deſſen Heertheil ganz aufgelöſt und den übrigen einverleibt werden mußte. Bennigſen ſtellte jetzt ſein Heer am Pregel und vor Königsberg wieder auf, wo er Verſtärkungen an ſich zog. Hätte er mit Napoleons Schnelligkeit den Angriff erneuert, ſo würde wahrſcheinlich das franzöſiſche Heer gänzlich geſchlagen worden ſein. Doch rückte ſein Hauptquartier bald wieder bis Landsberg vor. Napoleon aber wagte nicht, bei dem Zuſtande ſeines Heeres, das die geſchickteſten Artillerieofficiere, ſo wie den Kern der Reiterei verloren, und eine Menge Kranke hatte, bei dem Mangel an Lebensmitteln, und auf den durch Schnee und Thauwetter verdorbenen Wegen, die Ruſſen anzugreifen. Er ging daher in ſeine Cantonnirungen an der Weichſel zurück, wo er ſich auf den Belagerungskrieg von Danzig und andern Plätzen beſchränkte, und ſein Heer wieder herſtellte. Nach Schöll (VIII, D. 405) ſoll er aus ſeinem Hauptquartiere zu Oſterode, am 26. Febr., und zu Frankenſtein, am 29. April, dem Könige von Preußen einen Separatfrieden haben antragen laſſen. Dagegen ſchloſſen der Kaiſer Alexander und der König Friedrich Wilhelm am 26. April 1807 einen Vertrag zu Bartenſtein, der die Wiederherſtellung Preußens und die Beſchränkung Frankreichs auf die Rheingrenze bezielte, welchen aber einige Wochen ſpäter, nachdem Bennigſen, erſt am 5. Junius, den Feldzug in Oſtpreußen an der Paſſarge angriffsweiſe erneuert hatte, die Schlacht bei Friedland und der Friede zu Tilſit (ſ. beide Art.) vernichteten. K.

Ezechiel, der dritte der großen Propheten, ein Sohn Buſy's, aus dem Prieſtergeſchlechte. Er wurde jung (geg. 599 v. Chr.) in die babyloniſche Gefangenſchaft geführt. Hier offenbarte er die ihm verliehene Gabe der Weiſſagung, als er ſich mit andern Gefangenen am Fluſſe Chobar befand. Er hatte ein Geſicht, in welchem ihm Gott den Befehl gab, zu den Kindern Iſrael zu ſprechen, und ihn zum Wächter ſeines Volks beſtellte. In einem andern Geſichte offenbarte ihm Gott die Leiden, welche Israel für ſeine Abgötterei treffen ſollten. Auch zeigte ihm Gott das Ende der Gefangenſchaft, die Rückkehr ſeines Volks nach Paläſtina und die Wiederherſtellung der heiligen Stadt und des Tempels, endlich die Vereinigung Juda's und Israels unter einer Herrſchaft, und einen glücklichen Zuſtand ſeines Volks an. Von der Belagerung Jeruſalems durch die Chaldäer bekam er Kunde, und erzählte ſie ſeinen Mitgefangenen. Er prophezeite wider Aegypten, wider Tyrus und Sidon, wider die Idumäer und Ammoniter. Sämmtliche Prophezeiungen beſtehen aus 48 Capiteln; ſie ſind dunkel, voll poetiſchen Feuers, und wurden von den Juden erſt ſpäter in ihren Canon aufgenommen. Wann und wie Ezechiel geſtorben, iſt ungewiß.

F *)

F, der ſechſte Buchſtabe des deutſchen Abc, der durch ein Zuſammenſtoßen der Lippen, verbunden mit einem ziſchenden Ausſtoßen der Luft, zwiſchen dieſelben hindurch hervorgebracht, und deßwegen auch ein Blaſelaut genannt wird. In der Muſik wird mit dieſem Buchſtaben die vierte diatoniſche Klangſtufe des Tonſyſtems bezeichnet. (Vergl. Ton, Tonart.)

Fabel, im weitern Sinne ſo viel als Mährchen, Erzählung einer erdichteten Begebenheit, wird in der Poetik doppelt gebraucht, indem man einmal in epiſchen und dramatiſchen Gedichten das Gewebe der Begebenheiten (das Sujet), dann aber auch eine eigene Dichtungsart mit dieſem Namen bezeichnet. Zum Unterſchiede pflegt man dieſe Dichtungsart, nach ihrem vermuthlichen Erfinder, die Aeſopiſche Fabel, auch Apolog, zu nennen. Wenn man von der Fabel der epiſchen und dramatiſchen Gedichte ſpricht, ſo geſchieht es im Gegenſatz der Geſchichte. Des Dichters Darſtellung ſtrebt nach Schönheit, ſein dargeſtelltes Ganze ſoll gefallen, er wird alſo die Begebenheiten ſo ordnen und einrichten müſſen, wie es ſein Zweck erheiſcht. Nicht das Wirkliche ſoll er darſtellen, ſondern das Mögliche; nicht wie es war, ſondern wie es wahrſcheinlich iſt; nicht mit hiſtoriſcher Treue, ſondern mit poetiſcher Nothwendigkeit. Der Dichter läßt daher weg, was nicht weſentlich zum Ganzen gehört, ändert ab, damit ſich alles zum Zwecke füge, ſetzt hinzu, wodurch dieſer beſſer erreicht wird. Auch der hiſtoriſch gegebene Stoff wird dadurch Werk ſeiner Erfindung: er ſchafft etwas Neues aus dem Alten. Mag der Stoff von der Geſchichte geliehen, oder neu erfunden ſein, ſo unterwirft ihn der Dichter dem Geſetze der poetiſchen Form, von welcher an ſeinem Orte wird gehandelt werden. Die Aeſopiſche Fabel oder den Apolog zählt man übrigens mit Recht zu den didaktiſchen oder Lehr-Gedichten, und zwar iſt ſie eine Art Allegorie. Man kann ſie erklären, als Darſtellung einer praktiſchen Regel der Lebensklugheit oder Lebensweisheit unter einem aus der phyſiſchen Welt hergenommenen Sinnbilde. Sie beſteht demnach aus zwei weſentlichen Theilen: dem Sinnbild und der Anwendung, oder einer in derſelben liegenden Lehre, welche man auch die Moral der Fabel genannt hat, die aber ſich in dem Bilde ſelbſt deutlich ausſprechen muß, wenn die Fabel poetiſch ſein ſoll. Wegen ihres Zwecks, welcher auch die Erfindung beſtimmt, liegt die Fabel auf der Grenze der Poeſie und Proſa; ſelten iſt ſie rein poetiſch, und gefällt abgeſehen von ihrem Zwecke. Clodius ſagt ſehr richtig, ſie ſei eine Belebung der todten Natur, Proſopopöie. Dieſes Wohlgefallen an ihr wird nicht blos erregt durch das Vergnügen, welches der Witz an der ſinnlichen Einkleidung findet, ſondern es liegt tiefer, in der anſchaulichen Erkenntniß, daß die Haushaltung der Natur nach ewigen Geſetzen, in unveränderlichen Charakteren fortgehe, in der phyſiſchen und moraliſchen Welt dieſelbe ſei. In der nicht moraliſchen Welt zeigt ſich nur die ewige Beſtandheit jener Geſetze und Charaktere deutlicher und offenbarer, als in der Menſchenwelt, und dies iſt der Grund, warum der Fabeldichter (dem es alſo nicht blos darum zu thun

*) Artikel, die in F fehlen, können auch in Ph nachgeſucht werden.

iſt, eine Lehre durch einen gegebenen Fall anſchaulich zu machen, wozu ihm das Gleichniß, die Parabel, hingereicht haben würde) ſeine Perſonen aus der nicht menſchlichen Welt wählt. Herder hat hierüber das Treffendſte geſagt, und wer ſich weiter davon unterrichten will, kann es durch ihn. Was die verſchiedenen Arten der Fabeln betrifft, ſo hat hat man dieſe ſeit Aphthonius in vernünftige, ſittliche und vermiſchte eingetheilt. Herder theilt ſie in: 1. theoretiſche (den Verſtand bildende); ein Factum der Natur, als Geſetz und Weltordnung aufgeſtellt, übt den Verſtand. So z. B., wenn man mit vollem Munde nach dem Bilde im Waſſer ſchnappt; wenn man als Schaf mit dem Wolfe ſtreitet; als Haſe mit dem König Löwen jagt. 2. Sittliche. Nicht bloße reine Moral ſollen wir von den Thieren lernen, die große Haushaltung der Natur aber ſehen wir, und erkennen, wie ſie die Glückſeligkeit aller Lebendigen an unveränderliche, ewige Geſetze des Strebens geknüpft hat. Gehe hin zur Ameiſe, du Träger! 3. Schickſalsfabeln. Nicht immer kann im Naturgange ſelbſt anſchaulich gemacht werden, wie aus dieſem ein Anderes durch innere Conſequenz folge; da trit nun die große, höhere Folge der Begebenheiten, die wir bald Schickſal, bald Zufall nennen, ins Spiel, und zeigt, wie dies und das, wo nicht aus, ſo doch nach einander folgt, durch eine höhere Anordnung. Der räuberiſche Adler trägt mit dem Raube einen Funken vom Altar in ſein Neſt, der es in Flammen ſetzt, und ſeine unbefiederten Jungen dem zur Beute giebt, dem er einſt treulos die Jungen geraubt. Bei den ſchönſten Fabeln dieſer Art wird unſere Seele groß und weit wie die Schöpfung. Nach dieſer dreifachen Eintheilung des Inhalts und Ganges der Fabel richtet ſich auch der Vortrag. Im Allgemeinen muß er einfach ſein, damit das Ganze leicht durchſchauet werde, edel, weil der Gegenſtand eine gewiſſe Würde hat. Doch ſchließt dies den Scherz nicht aus, weil gleichſam mit dem Wunderbaren ein Spiel getrieben wird, noch das Satyriſche, weil ein Theil der Fabeln auf Ironie ruht; einige ſind rührend, und die Schickſalsfabeln ſtreifen an das Erhabene hin. Ganz einfach, heiter und ernſt in ihrer Darſtellung waren die alten Fabuliſten (Fabeldichter); Lafontaine führte den Scherz ein, und ſprach im geſelligen Weltton; Leſſing, Pfeffel u. A. befreundeten ſie mit der Satyre durch den Stachel des Sinngedichts. In jedem kann man zu viel thun, und beſonders hat ein gewiſſes ſcherzhaft ſein ſollendes Geſchwätz die Fabel nicht nur breit, ſondern wohl gar verächtlich gemacht, das Haſchen nach Witz ſie aus ihrer Sphäre gerückt. Manches Hiſtörchen, das wir unter den Fabeln ſehen, mag witzig, ſinnreich und anmuthig ſein, nur eine Fabel iſt es nicht. Die Form der Fabel iſt übrigens verſchieden; es giebt blos erzählende, es giebt dialogiſirte; man hat in Reinecke der Fuchs ein ganzes Fabel-Epos, und man ſieht nicht, was in einem Fabel-Drama, als Burleske, Widerſinniges ſein ſollte. (S. auch Mythen, Mythologie.) dd.

Fabier, ein berühmtes altes Geſchlecht der Römer. Die ganze ſtreitbare Mannſchaft deſſelben (306 an der Zahl) kämpften einſt (477 v. Chr. Geb.) vereint gegen die Vejenter, und Alle ſtarben den Heldentod fürs Vaterland.

Fabius Maximus (Quintus), mit dem Beinamen Cunctator, der Zauderer, einer der größten Feldherren des alten Roms, welcher ſein Vaterland rettete, als es nach der unglücklichen Niederlage am Traſimen dem Untergange nahe ſchien, und Hannibal mit ſeinem ſiegreichen Heere gegen die Hauptſtadt ſelbſt im Anzuge war. In jenem entſcheidenden Zeitpunkte trat Fabius als Dictator an die Spitze der

römiſchen Legionen, und entwarf, da er ſein eignes Heer muthlos und beſtürzt, das feindliche aber furchtbar und zahlreich fand, um nicht das Schickſal der Republik auf den Ausgang einer Schlacht zu ſetzen, den weiſen Plan, jedes Treffen zu vermeiden, und ſeinen mächtigen Feind durch Märſche und Zaudern zu ermüden und zu entkräften. Hannibal, der ſeinen gefährlichen Gegner wohl erkannte, ließ ihm ſagen, um ihn zu einer Schlacht zu reizen: „Wenn Fabius ein ſo großer Feldherr iſt, als er uns glauben machen will, ſo ſteige er herab in die Ebene, und nehme die Schlacht an, die ich ihm biete." Fabius aber antwortete ihm kalt: „Wenn Hannibal ein ſo großer Feldherr iſt, als er glaubt, ſo zwing' er mich, ſie anzunehmen." Unzufrieden mit ſeinen langen Zögerungen, deren Grund ſie nicht einſahen und falſch deuteten, riefen die Römer ihn unter dem Vorwande zurück, einem feierlichen Opfer beizuwohnen, und übertrugen unterdeß die Hälfte ſeiner Gewalt dem Minutius Felix, der eben ſo verwegen, als Fabius vorſichtig war. Schon war dieſer in einen Hinterhalt des puniſchen Feldherrn gefallen und einer Niederlage nahe, als Fabius noch zeitig genug herbeieilte und ihn rettete. Von Dankbarkeit durchdrungen, gab ihm Minutius ſeine Truppen zurück, um von ihm ſchlagen und ſiegen zu lernen. Als er, nach Beendigung des Feldzuges ſein Amt niedergelegt hatte, wagte der neue Conſul, Terentius Varro, ein aufgeblaſener und unwiſſender Mann, die Schlacht bei Cannä, in welcher bekanntlich das römiſche Heer faſt gänzlich aufgerieben ward. Fabius unterhandelte nach der Schlacht mit Hannibal über das Löſegeld der gefangenen Römer, und als der Senat den Vertrag nicht halten wollte, verkaufte er alle ſeine Güter, um ſein Wort zu löſen. Er ſtarb im J. Roms 552 in einem hohen Alter.

Fabliers und **Fabliaux**, ſ. d. Art. **Franzöſiſche Literatur.**

Fabre d'Eglantine (Phil. Fr.), geb. zu Carcaſſonne 1755, in einer bürgerlichen Familie, hatte ſich in ſeiner Jugend vielfachen Ausſchweifungen überlaſſen, ward Soldat, und nachher Schauſpieler. Er ſpielte abwechſelnd auf den Theatern zu Genf, Lyon und Brüſſel, ohne höhern Beifall. Beliebter war er als Geſellſchafter und durch ſein Dichtertalent. Schon in ſeinem 16. Jahre ſchrieb er ein Gedicht: l'Etude de la Nature, welches er zur Preisbewerbung bei der franzöſiſchen Akademie 1771 einſandte. Als er ſpäter bei den Blumenſpielen zu Toulouſe den Preis der wilden Roſe (Eglantine) erhalten hatte, fügte er dieſes Wort ſeinem Namen bei. Er ſchrieb jetzt auch mehrere Theaterſtücke, wovon jedoch nur l'Intrigue épistolaire und der Philinte de Molière Glück machten. Letzteres wird noch jetzt zu den beſten Charakterſtücken der neuern franz. Bühne gerechnet. Von ehrgeizigem Charakter, nahm er bald an der Revolution Antheil, verband ſich mit Danton, Lacroix und Camille Desmoulins, ſchrieb mehrere Schriften, und wirkte zu den Auftritten des 10. Auguſt mit. Er wurde von Paris zum Abgeordneten bei der Nationalverſammlung ernannt, zeigte Anfangs gemäßigte Grundſätze, ſtimmte aber nachher für den Tod Ludwigs XVI. ohne Appellation, und wurde Mitglied des Wohlfahrtsausſchuſſes. Er zeugte gegen die Girondiſten und gegen Briſſot, und war auch Berichterſtatter über die Einführung des republikaniſchen Calenders, wobei er viel Unwiſſenheit in aſtronomiſchen Kenntniſſen verrieth. Späterhin machte er ſich den Jakobinern verdächtig, man beſchuldigte ihn des verſteckten Royalismus, und er wurde am 5. April 1794 zum Tode verurtheilt.

Fabretti (Raphael), einer der größten Alterthumsforſcher, wurde

1618 zu Urbino im Kirchenſtaate geboren, und beſtimmte ſich anfänglich dem Studio der Rechtswiſſenſchaften, denen er auf der Schule zu Cagli oblag, woſelbſt er auch im 18. Jahre den Doctorhut erhielt. Hierauf ſich nach Rom begebend, wo ein älterer Bruder von ihm, mit Namen Stephan, als angeſehener Rechtsanwalt lebte, gewann er dort, auf dieſem claſſiſchen, mit den ſchönſten Werken des Alterthums bedeckten Boden, die Neigung für jene Wiſſenſchaft, in welcher er ſich nachher durch gründliches Studium, Scharfſinn und Geiſt ſo großen Ruhm erwarb, und die ihm zu Theil werdende Gunſt einiger Großen unterſtützte ihn mächtig auf der begonnenen Bahn. Durch den Cardinal Lorenzo Imperiali in Staatsgeſchäften nach Spanien geſendet, ward er, nach glücklicher Beendigung derſelben, von Alexander VII. erſt zum Schatzmeiſter des heil. Stuhles, bald darauf aber zum Rechtsanwalt der päpſtlichen Geſandtſchaft bei dem madrider Hofe ernannt, und die glückliche Muße, welche ihm dieſer durch 13 Jahre behauptete Poſten in Spanien gewährte, ward von ihm zur Vervollkommnung in den archäologiſchen Wiſſenſchaften benutzt, in denen er dann auch ſolche Fortſchritte machte, daß ihm nur noch eine nochmalige genaue Unterſuchung der römiſchen Alterthümer mangelte, um ſeinen Kenntniſſen das Siegel der Vollendung zu geben. Das Glück wollte ihm auch hierin wohl. Carlo Bonelli, zu jener Zeit Nuncius in Spanien, war zum Cardinal ernannt, und nahm Fabretti mit zurück nach Rom. Auf der Reiſe durch Frankreich und Oberitalien unterſuchte Fabretti jetzt nicht allein alle ihm aufſtoßenden Denkmäler des Alterthums, ſondern ſchloß auch mit den berühmteſten Gelehrten ſeines Faches, mit Menage, Mabillon, Hardouin und Montfaucon, dauernde Freundſchaften, und endlich in der Hauptſtadt der Chriſtenheit ankommend, ward er daſelbſt zum Appellations-Rath am Capitoliniſchen Gerichtshofe befördert, ein Amt, welches ihm abermals hinreichende Muße gewährte, ſeinen Lieblingsbeſchäftigungen mit unermüdlichem Fleiße obzuliegen. Bald wieß ihm jedoch das Vertrauen des Cardinals Ceſi abermals eine andere Laufbahn an. Er mußte dieſen Herrn, der die Legatur von Urbino erhalten hatte, als Rechtsbeiſtand begleiten, und erhielt dadurch Gelegenheit, ſeinem Vaterlande ſich auf mannichfache Art nützlich zu erweiſen. Nach Verlauf von 3 Jahren kehrte er jedoch nach Rom zurück, das er nun nicht mehr verließ, und fand daſelbſt an dem Vicar von Innocenz XI., dem Cardinal Gasparo Carpegna, einen mächtigen und wohlwollenden Beſchützer. Von jetzt an überließ ſich Fabretti gänzlich ſeinem Eifer für die Alterthumskunde, und gleich die erſten Werke, welche von ihm in dieſem Fache erſchienen (drei Diſſertationen über die römiſchen Aquaducte und ſeine Syntagma de columna Trajani), erwarben ihm die allgemeinſte Anerkennung aller Männer von Fach, ausgenommen des Holländers Gronovius, mit welchem er wegen Auslegung einiger Stellen im Titus Livius in eine ſchriftſtelleriſche Fehde gerieth, die von beiden Seiten, nicht ganz ohne Verletzung des guten Tons, eine gute Weile fortgeführt wurde. Mit demſelben Fleiß und derſelben Gelehrſamkeit unterſuchte Fabretti ſpäter auch die dermalen im Muſeo Capitolino befindlichen und auf die Belagerung von Troja Bezug habenden Basreliefs, die unter dem Namen Table iliaque bekannt ſind, und die einſt vom Kaiſer Claudius angelegten unterirdiſchen Canäle zum Abfluß der Gewäſſer des Sees Fucinus, und ſowohl hierbei, als bei Erklärung der zahlreichen von ihm entdeckten und geſammelten Inſchriften, die ganze Tiefe ſeiner archäologiſchen und archäographiſchen Kenntniſſe entwickelnd, verbreitete er ſeinen Ruf immer mehr. Schon von Car-

pegna war ihm die Aufſicht über das ſogenannte unterirdiſche Rom, oder die Catacomben anvertraut worden, und die Schätze, welche Fabretti hier in dieſem ihm ganz angemeſſenen Wirkungskreis zu Tage förderte, und mit denen er zum Theil nicht allein ſein Haus zu Urbino, ſondern auch ſeinen Landſitz ausſchmückte, wurden der Gegenſtand ſeines letzten Werkes. Gleichen Schutz, wie der Cardinal Carpegna, ließ ihm aber auch der unter dem Namen Alexander VIII. den päpſtlichen Stuhl beſteigende Cardinal Ottoboni angedeihen. Er ernannte Fabretti zum Secretario de Memoriali, zum Canonicus an der Kirche St. Maria Transtiberiana, und zuletzt zum Canonicus bei St. Peter; der auf Alexander VIII. folgende Innocenz XII. machte ihn aber zum Oberaufſeher des geheimen Archivs der Engelsburg, welchen Platz denn der Alterthumsforſcher bis an ſein Ende (1700) behielt. Mehrere Abhandlungen von Fabretti erſchienen erſt nach ſeinem Tode, und eine Lebensbeſchreibung von ihm, verfaßt von ſeinem Nachfolger im Amte als Aufſeher des geheimen Archivs, dem Cardinal Rivieri, befindet ſich in Crescimbeni's Vite degli Arcadi illustri, ſo wie eine andere von dem Abbé Macotti verfaßte, Fabroni's Vitae illustrium Italorum. Die von ihm hinterlaſſene reiche Sammlung an Inſchriften und Monumenten, wurde vom Cardinal Stopani, welcher unter Benedict XIV. Urbino verwaltete, gekauft, und befindet ſich jetzt im herzoglichen Palaſt daſelbſt. Man erzählt, daß Fabretti's Pferd, auf welchem er gewöhnlich ſeine Excurſionen in die Umgegenden von Rom machte, um Alterthümer aufzuſuchen, nach und nach ſo daran gewöhnt worden ſei, vor jedem Monumente ſtehen zu bleiben, daß es oft auch dann nicht weiter ging, wenn ſein in Gedanken verlorner Reiter vielleicht eine am Wege liegende, halbverſchüttete Inſchrift nicht bemerkte, und dadurch nicht ſelten Veranlaſſung zur Auffindung manches wichtigen Denkmals gab. Unter dem Namen Jaſithous, welches die griechiſche Ueberſetzung von Fabretti's Vornamen Raphael iſt, und welcher Benennung er ſich auch in ſeinen Streitſchriften mit Gronovius bediente, war Fabretti in die Zahl der Arcadier aufgenommen worden.

Fabricius (Cajus), mit dem Beinamen Luſcinus, ein Muſter altrömiſcher Tugend, vorzüglich durch ſeine Furchtloſigkeit, Rechtſchaffenheit, Enthaltſamkeit und Tapferkeit. Nachdem er die Samniter und Lucanier geſchlagen, und ſein Vaterland mit großer Beute bereichert hatte, von welcher allein er nichts behielt, wurde er als Geſandter zu dem König von Epirus, Pyrrhus, geſchickt, um die gefangenen römiſchen Soldaten auszulöſen. Pyrrhus wollte den Fabricius, deſſen Armuth ihm bekannt war, durch Geſchenke für den Frieden gewinnen; allein Fabricius lehnte ſie mit römiſcher Seelengröße ab; eben ſo wenig ließ er ſich von einem Elephanten ſchrecken, welchen Pyrrhus hinter einer Tapetenwand hervortreten ließ. Mit Bewunderung entließ ihn Pyrrhus, und erlaubte den Gefangenen, nach Rom zu den damals einfallenden Saturnalien zu gehen, unter dem Verſprechen, nach der Feier in die Gefangenſchaft zurückzukehren, welches ſie auch hielten. Pyrrhus wurde bald ſo für Fabricius eingenommen, daß er ihm die erſte Stelle in ſeinem Reiche anbot, wenn er nach geſchloſſenem Frieden zu ihm kommen wollte, welches Anerbieten aber Fabricius freimüthig ablehnte. Als Conſul im J. Roms 473 (278 vor Chr. Geb.) zwang er dem Pyrrhus von neuem Bewunderung ab, indem er ihm Nachricht gab, daß ſich des Königs eigner Leibarzt erboten habe, ihn gegen eine Belohnung zu vergiften. Pyrrhus ſagte hierbei: eher kann die Sonne von ihrem Laufe, als dieſer Römer von dem Wege der Rechtſchaffenheit

abgelenkt werden. Aus Dankbarkeit entließ er die gefangenen Römer ohne Löſegeld. In dieſes Jahr iſt auch die Schlacht bei Aſculum zu ſetzen, in welcher Pyrrhus zwar ſiegte, aber den beſten Theil ſeines Heeres verlor. Im J. Roms 478 bekleidete Fabricius mit dem Aemilius Papus das Cenſoramt, und half den Cornelius Rufinus aus dem Senat ſtoßen, weil derſelbe zehn Pfund Silber an Tiſchgeräthen beſaß. Ein Mann, wie Fabricius, konnte nicht reich ſterben; er ſtarb ſo arm, daß ſeine Tochter aus dem öffentlichen Schatze verheirathet werden mußte. Um ihn noch im Tode zu ehren, wurde von dem Geſetze der zwölf Tafeln, welches die Begräbniſſe in der Stadt verbot, eine Ausnahme gemacht.

Fabricius (Joh. Albert), gehört zu den durch tiefe und ausgebreitete Gelehrſamkeit berühmt gewordenen Deutſchen. Er umfaßte ſämmtliche Zweige des menſchlichen Wiſſens, beſaß eine unglaubliche Beleſenheit, und einen unerſchöpflichen Schatz, beſonders philologiſcher Gelehrſamkeit. Er war zu Leipzig 1668 geboren, wo er auch ſtudirte, und lebte hernach in Hamburg, woſelbſt er Profeſſor der Beredſamkeit wurde. 1719 trug ihm der Landgraf von Heſſen-Darmſtadt die erſte theologiſche Profeſſur zu Gießen und die Superintendentur der lutheriſchen Gemeinden in ſeinem Lande an, allein der Magiſtrat von Hamburg wußte ihn für die gebotenen Vortheile zu entſchädigen, und er blieb in Hamburg zurück, woſelbſt er 1736 ſtarb. Ein Muſter einer verſtändigen und geiſtvollen Behandlung der griechiſchen Literatur iſt ſeine von Harles beendigte Bibliotheca graeca. Nicht minder brauchbar ſind ſeine Bibliotheca latina, und die Bibliotheca mediae et infimae aetatis und Bibliographia antiquaria. Ueberdies zeugen von ſeinen gründlichen und ausgebreiteten Kenntniſſen ſeine Ausgaben des Sextus Empiricus und ſeine Anmerkungen zum Dio Caſſius. S. Schröckh's Lebensbeſchreibungen 2. Bd. 344 u. f.

Fabricius (Joh. Chriſtian), der berühmteſte Entomolog des 18. Jahrh., geb. zu Tundern im Herzogthum Schleswig, 1745. Nachdem er im 20. Jahre ſeinen akademiſchen Curſus vollendet hatte, begab er ſich nach Upſala, um unter Linné ſeine Studien fortzuſetzen. Wenige Schüler des großen Mannes haben den Unterricht deſſelben beſſer benutzt, als Fabricius. Alle ſeine Werke über die Entomologie, die ihm einen ſo wohlverdienten Ruhm gebracht haben, zeigen unverkennbar die Grundſätze, die Methode, ja ſogar die Formen des Ausdrucks von Linné, angewandt auf die Entwickelung einer einzigen, neuen, glücklichen und fruchtbaren Idee. Fabricius war für den genoſſenen Unterricht höchſt dankbar, und ſuchte keinesweges zu verbergen, was er ſeinem Lehrer zu verdanken hatte. Auch hat er der Nachwelt vielleicht das Bedeutendſte hinterlaſſen, was zur vollſtändigen Biographie des großen Naturforſchers gehört. Durch den Umgang mit demſelben wurde in ihm die erſte Idee ſeines Syſtems, die Inſecten nach dem Organe des Mundes zu ordnen, rege, und er ſchlug Linné vor, davon in der neuen Ausgabe ſeines Systema naturae, woran er damals arbeitete, Gebrauch zu machen, welches Linné aber ablehnte. Fabricius erhielt bald darauf die Stelle eines Lehrers der Naturgeſchichte an der Univerſität zu Kiel, und nun gab er ſich ganz ſeinem Lieblingsſtudium hin. 1775 ließ er ſein Syſtem der Entomologie erſcheinen, ein Werk, wodurch dieſe Wiſſenſchaft eine ganz neue Geſtalt bekam. Zwei Jahre nachher entwickelte er in einem zweiten Werke die Charaktere der Claſſen und Arten, und zeigte in den Prolegomenen des Werks die Vortheile ſeiner Methode. 1778 machte er endlich ſeine Philosophia entomologica, nach dem

Muſter der Philosophia botanica von Linné bekannt. Von dieſer Zeit bis zu ſeinem Tode, alſo faſt 30 Jahre lang, war er unaufhörlich beſchäftigt, ſein Syſtem zu erweitern, und es unter verſchiedenen Formen in Werken von verſchiedener Benennung darzulegen. Er durchreiſete faſt jedes Jahr einen Theil Europens, beſuchte die Muſeen, knüpfte Bekanntſchaften mit Gelehrten an, und beſchrieb mit unermüdeter Thätigkeit die noch unbekannten Inſecten, die er kennen lernte. Allein in dem Maße wie die Zahl der Arten unter ſeiner fleißigen Feder wuchs, wurden auch die Kennzeichen der Gattungen und ſelbſt der Claſſen ungewiſſer und willkürlicher, ſo daß, aus dieſem Geſichtspunkte betrachtet, ſeine neueſten Schriften den ältern faſt nachſtehen. Die Grundlage, die er angenommen hatte, war vortrefflich, allein ſie konnte ihn nicht, wie er meinte, zu einem Syſteme der Natur, ſondern blos zu einer natürlichen Methode führen. Er ſtarb 1808. S. ſeine Autobiogr. in den Kiel. Bl. I., 1. 1819.

Fabrik heißt die Werkſtatt oder Anſtalt, wo Waaren im Ganzen verfertigt werden, zu deren Zubereitung Feuer und Hammer vonnöthen ſind. Durch die letztere Beſtimmung unterſcheidet ſich Fabrik von Manufactur; daher ſagt man Gewehrfabrik, hingegen Tuch-, Cattunmanufactur. **Fabricat**, was in der Fabrik verfertigt worden iſt. (Vergl. **Manufactur** und **Maſchinen**.) In der Malerei verſteht man unter Fabriken alle von dem Maler in ſeinem Gemälde dargeſtellten Gebäude, beſonders wenn ſie, wie bei Landſchaften und in Hintergründen hiſtoriſcher Compoſitionen, nicht der Hauptgegenſtand des Gemäldes ſind.

Fabroni (Angelo), ein berühmter italieniſcher Biograph des 18. Jahrh., geb. zu Marradi im Toscaniſchen, 1732. 1750 erhielt er zu Rom eine Stelle an dem Collegio Bandinelli. Als er hier drei Jahre lang Logik, Phyſik, Metaphyſik und Geometrie ſtudirt hatte, ward er dem Prälaten Bottari vorgeſtellt, der ihn zum Stellvertreter ſeiner Canonicatsgeſchäfte zu St. Maria in Traſtevere machte. In dieſem Zeitpunkte beſchrieb er das Leben Clemens XII. Kurz darauf hatte er Gelegenheit ſich Benedict XIV. zu empfehlen, der ihm zu dem Genuſſe einer Art von Stipendium verhalf, welches die Familie Roſpiglioſi vergab. Nun konnte er ſich ſeinen Studien ungehindert hingeben. Er faßte auch bald nachher den Gedanken, das Leben der ital. Gelehrten zu beſchreiben, welche im 17. und 18. Jahrh. geblüht hatten, und verwandte von jetzt an auf dieſes Werk, wovon der erſte Band 1766 erſchien, ſeine angeſtrengteſte Thätigkeit und Sorge. Seinem Glücke ſtellten ſich viele Hinderniſſe in den Weg, unter andern auch die Feindſchaft der Jeſuiten. Er begab ſich daher nach Florenz, wo er 1767 vom Großherzog Leopold die Stelle eines Priors erhielt, und nun ſeine Zeit zwiſchen den geiſtlichen Geſchäften und literariſchen Arbeiten theilte. 1769 reiſete er nach Rom, wurde von Clemens XIV. mit großer Freundſchaft empfangen, und zu einem Prälaten der päpſtlichen Cammer ernannt; doch er kehrte nach Florenz zurück, und gab hier Briefe von Gelehrten des 17. Jahrh. aus den Archiven der Medicis heraus. 1773 ward er zum Erzieher der großherzoglichen Prinzen ernannt, und nun gewann er auch Zeit, ſich wieder mit ſeinen Biographieen zu beſchäftigen, welche ſtets ſeine Lieblingsarbeit blieben. Er machte auch Reiſen ins Ausland, beſuchte Wien, Dresden und Berlin. In ſeinen letzten Lebensjahren beſchäftigte er ſich mit theologiſchen Arbeiten, und ſtarb 1803. Sein vornehmſtes Werk iſt: Vitae Italorum doctrina excellentium qui saeculo XVII. et XVIII. floruerunt. Die beſte Aus-

abgelenkt werden. Aus Dankbarkeit entließ er die gefangenen Römer ohne Löſegeld. In dieſes Jahr iſt auch die Schlacht bei Aſculum zu ſetzen, in welcher Pyrrhus zwar ſiegte, aber den beſten Theil ſeines Heeres verlor. Im J. Roms 478 bekleidete Fabricius mit dem Aemilius Papus das Cenſoramt, und half den Cornelius Rufinus aus dem Senat ſtoßen, weil derſelbe zehn Pfund Silber an Tiſchgeräthen beſaß. Ein Mann, wie Fabricius, konnte nicht reich ſterben; er ſtarb ſo arm, daß ſeine Tochter aus dem öffentlichen Schatze verheirathet werden mußte. Um ihn noch im Tode zu ehren, wurde von dem Geſetze der zwölf Tafeln, welches die Begräbniſſe in der Stadt verbot, eine Ausnahme gemacht.

Fabricius (Joh. Albert), gehört zu den durch tiefe und ausgebreitete Gelehrſamkeit berühmt gewordenen Deutſchen. Er umfaßte ſämmtliche Zweige des menſchlichen Wiſſens, beſaß eine unglaubliche Beleſenheit, und einen unerſchöpflichen Schatz, beſonders philologiſcher Gelehrſamkeit. Er war zu Leipzig 1668 geboren, wo er auch ſtudirte, und lebte hernach in Hamburg, woſelbſt er Profeſſor der Beredſamkeit wurde. 1719 trug ihm der Landgraf von Heſſen-Darmſtadt die erſte theologiſche Profeſſur zu Gießen und die Superintendentur der lutheriſchen Gemeinden in ſeinem Lande an, allein der Magiſtrat von Hamburg wußte ihn für die gebotenen Vortheile zu entſchädigen, und er blieb in Hamburg zurück, woſelbſt er 1736 ſtarb. Ein Muſter einer verſtändigen und geiſtvollen Behandlung der griechiſchen Literatur iſt ſeine von Harles beendigte Bibliotheca graeca. Nicht minder brauchbar ſind ſeine Bibliotheca latina, und die Bibliotheca mediae et infimae aetatis und Bibliographia antiquaria. Ueberdies zeugen von ſeinen gründlichen und ausgebreiteten Kenntniſſen ſeine Ausgaben des Sextus Empiricus und ſeine Anmerkungen zum Dio Caſſius. S. Schröckh's Lebensbeſchreibungen 2. Bd. 344 u. f.

Fabricius (Joh. Chriſtian), der berühmteſte Entomolog des 18. Jahrh., geb. zu Tundern im Herzogthum Schleswig, 1745. Nachdem er im 20. Jahre ſeinen akademiſchen Curſus vollendet hatte, begab er ſich nach Upſala, um unter Linné ſeine Studien fortzuſetzen. Wenige Schüler des großen Mannes haben den Unterricht deſſelben beſſer benutzt, als Fabricius. Alle ſeine Werke über die Entomologie, die ihm einen ſo wohlverdienten Ruhm gebracht haben, zeigen unverkennbar die Grundſätze, die Methode, ja ſogar die Formen des Ausdrucks von Linné, angewandt auf die Entwickelung einer einzigen, neuen, glücklichen und fruchtbaren Idee. Fabricius war für den genoſſenen Unterricht höchſt dankbar, und ſuchte keineswegs zu verbergen, was er ſeinem Lehrer zu verdanken hatte. Auch hat er der Nachwelt vielleicht das Bedeutendſte hinterlaſſen, was zur vollſtändigen Biographie des großen Naturforſchers gehört. Durch den Umgang mit demſelben wurde in ihm die erſte Idee ſeines Syſtems, die Inſecten nach dem Organe des Mundes zu ordnen, rege, und er ſchlug Linné vor, davon in der neuen Ausgabe ſeines Systema naturae, woran er damals arbeitete, Gebrauch zu machen, welches Linné aber ablehnte. Fabricius erhielt bald darauf die Stelle eines Lehrers der Naturgeſchichte an der Univerſität zu Kiel, und nun gab er ſich ganz ſeinem Lieblingsſtudium hin. 1775 ließ er ſein Syſtem der Entomologie erſcheinen, ein Werk, wodurch dieſe Wiſſenſchaft eine ganz neue Geſtalt bekam. Zwei Jahre nachher entwickelte er in einem zweiten Werke die Charaktere der Claſſen und Arten, und zeigte in den Prolegomenen des Werks die Vortheile ſeiner Methode. 1778 machte er endlich ſeine Philosophia entomologica, nach dem

Muſter der Philosophia botanica von Linné bekannt. Von dieſer Zeit bis zu ſeinem Tode, alſo faſt 30 Jahre lang, war er unaufhörlich beſchäftigt, ſein Syſtem zu erweitern, und es unter verſchiedenen Formen in Werken von verſchiedener Benennung darzulegen. Er durchreiſete faſt jedes Jahr einen Theil Europens, beſuchte die Muſeen, knüpfte Bekanntſchaften mit Gelehrten an, und beſchrieb mit unermüdeter Thätigkeit die noch unbekannten Inſecten, die er kennen lernte. Allein in dem Maße wie die Zahl der Arten unter ſeiner fleißigen Feder wuchs, wurden auch die Kennzeichen der Gattungen und ſelbſt der Claſſen ungewiſſer und willkürlicher, ſo daß, aus dieſem Geſichtspunkte betrachtet, ſeine neueſten Schriften den ältern faſt nachſtehen. Die Grundlage, die er angenommen hatte, war vortrefflich, allein ſie konnte ihn nicht, wie er meinte, zu einem Syſteme der Natur, ſondern blos zu einer natürlichen Methode führen. Er ſtarb 1808. S. ſeine Autobiogr. in den Kiel. Bl. I., 1. 1819.

Fabrik heißt die Werkſtatt oder Anſtalt, wo Waaren im Ganzen verfertigt werden, zu deren Zubereitung Feuer und Hammer vonnöthen ſind. Durch die letztere Beſtimmung unterſcheidet ſich Fabrik von Manufactur; daher ſagt man Gewehrfabrik, hingegen Tuch-, Cattunmanufactur. **Fabricat**, was in der Fabrik verfertigt worden iſt. (Vergl. **Manufactur** und **Maſchinen**.) In der Malerei verſteht man unter Fabriken alle von dem Maler in ſeinem Gemälde dargeſtellten Gebäude, beſonders wenn ſie, wie bei Landſchaften und in Hintergründen hiſtoriſcher Compoſitionen, nicht der Hauptgegenſtand des Gemäldes ſind.

Fabroni (Angelo), ein berühmter italieniſcher Biograph des 18. Jahrh., geb. zu Marradi im Toscaniſchen, 1732. 1750 erhielt er zu Rom eine Stelle an dem Collegio Bandinelli. Als er hier drei Jahre lang Logik, Phyſik, Metaphyſik und Geometrie ſtudirt hatte, ward er dem Prälaten Bottari vorgeſtellt, der ihn zum Stellvertreter ſeiner Canonicatsgeſchäfte zu St. Maria in Traſtevere machte. In dieſem Zeitpunkte beſchrieb er das Leben Clemens XII. Kurz darauf hatte er Gelegenheit ſich Benedict XIV. zu empfehlen, der ihm zu dem Genuſſe einer Art von Stipendium verhalf, welches die Familie Roſpiglioſi vergab. Nun konnte er ſich ſeinen Studien ungehindert hingeben. Er faßte auch bald nachher den Gedanken, das Leben der ital. Gelehrten zu beſchreiben, welche im 17. und 18. Jahrh. geblüht hatten, und verwandte von jetzt an auf dieſes Werk, wovon der erſte Band 1766 erſchien, ſeine angeſtrengteſte Thätigkeit und Sorge. Seinem Glücke ſtellten ſich viele Hinderniſſe in den Weg, unter andern auch die Feindſchaft der Jeſuiten. Er begab ſich daher nach Florenz, wo er 1767 vom Großherzog Leopold die Stelle eines Priors erhielt, und nun ſeine Zeit zwiſchen den geiſtlichen Geſchäften und literariſchen Arbeiten theilte. 1769 reiſete er nach Rom, wurde von Clemens XIV. mit großer Freundſchaft empfangen, und zu einem Prälaten der päpſtlichen Kammer ernannt; doch er kehrte nach Florenz zurück, und gab hier Briefe von Gelehrten des 17. Jahrh. aus den Archiven der Medicis heraus. 1773 ward er zum Erzieher der großherzoglichen Prinzen ernannt, und nun gewann er auch Zeit, ſich wieder mit ſeinen Biographieen zu beſchäftigen, welche ſtets ſeine Lieblingsarbeit blieben. Er machte auch Reiſen ins Ausland, beſuchte Wien, Dresden und Berlin. In ſeinen letzten Lebensjahren beſchäftigte er ſich mit theologiſchen Arbeiten, und ſtarb 1803. Sein vornehmſtes Werk iſt: Vitae Italorum doctrina excellentium qui saeculo XVII. et XVIII. floruerunt. Die beſte Aus-

gabe iſt die zu Piſa 1778 angefangene, wovon nach und nach 18 Bde. in 8., der letzte 1799, erſchienen ſind. Der 19. und 20. Band kamen nach ſeinem Tode hinzu, wovon der eine ſein eigenes Leben enthält, von ihm ſelbſt geſchrieben bis 1800. Dieſes biographiſche Werk enthält 167 Lebensbeſchreibungen, und gehört unter die vorzüglichſten ſeiner Art. Es umſchließt einen Schatz von Gelehrſamkeit.

Façade nennt man die Außenſeite oder äußere Anſicht eines Gebäudes. Weil man an den meiſten Gebäuden nur eine Außenſeite zu ſehen bekommt, die nach der Straße ſehende, ſo hat man dieſe Außenſeite mit dem Haupteingange auch vorzugsweiſe Façade genannt. Als Werk ſchöner Baukunſt muß ſie ein Ganzes bilden, deſſen Theile ein ſchönes Verhältniß an ſich, eine ſymmetriſche Stellung gegen einander und Harmonie im Ganzen haben, und in ihr muß ſich vorzüglich der Charakter des Gebäudes ausſprechen.

Facciolato (Giacomo), ein ausgezeichneter italieniſcher Philolog, geb. unweit Padua 1682. Die Anlagen des Knaben veranlaßten den Cardinal Barbarigo, ihn ins Seminar zu Padua aufzunehmen. Hier machte er ſchnelle Fortſchritte, und wurde im Zeitraume von wenigen Jahren Doctor der Theologie, Profeſſor dieſer Wiſſenſchaft, ſo wie der Philoſophie, endlich Präfect des Seminars und Generaldirector der Studien. Er wandte ſeine vornehmſte Sorge auf Wiederherſtellung des Studiums der alten Literatur, das bisher hier vernachläſſigt worden war; daher unternahm er auch eine neue Ausgabe des Wörterbuchs in ſieben Sprachen, welches nach ſeinem erſten Verfaſſer, dem Mönch Ambroſius von Calepio (Calepinus), unter dem Namen des Calepiniſchen bekannt iſt. Er hatte bei dieſer Arbeit ſeinen gelehrten Schüler Forcellini zum Gehülfen, und ſo wurde das Werk 1715 angefangen, und 1719 beendigt. Es erſchien in 2 Bänden in Fol. Nun aber faßte er mit ſeinem fleißigen Mitarbeiter die Idee zu einem großen lateiniſchen Wörterbuche, welches alle Worte dieſer Sprache und alle verſchiedenen Bedeutungen derſelben, durch Beiſpiele aus claſſiſchen Schriftſtellern erläutert, nach dem Muſter des italieniſchen Wörterbuchs della Cruſca, enthalten ſollte. Dieſes ungeheure Unternehmen beſchäftigte beide faſt 40 Jahre. Facciolato leitete es, und Forcellini (ſ. d.) führte es faſt ganz aus. Mit demſelben Gehülfen und einigen andern beſorgte Facciolato auch neue Ausgaben von dem Lexicon des Schrevelius und dem Lexicon Ciceronianum von Nizoli. Er ließ auch viele lateiniſche Reden drucken, welche ſeinen Ruf noch vermehrten. Er ſetzte die Geſchichte der Univerſität Padua fort, welche Papadopoli bis zum J. 1740 gebracht hatte. Sein Styl war gedrängt, aber zierlich, daher man ſeine Schriften mit Vergnügen las. Er ſtarb 1769.

Fachinger Waſſer, ein Mineralwaſſer, das in ziemlicher Stärke bei dem Dorfe Fachingen an der Lahn, nicht fern von Diez, entſpringt. Es ward gegen die Mitte des vorigen Jahrh. entdeckt. Es iſt ganz klar, entwickelt viele Luftblaſen, ſchmeckt ſehr angenehm ſäuerlich, geiſtig, etwas ſalzig und erfriſchend. Badeanſtalten ſind nicht hier; das Waſſer wird nur verſendet, und hält ſich ſo wohl, daß, nachdem man davon nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung verſchickt, und nach Jahren Flaſchen damit wieder nach Holland gebracht, es doch nichts von ſeinem Gehalt verloren. 1803 wurden über 300,000 Krüge verſendet. Außer dem eigentlichen mediciniſchen Gebrauch dient dies Waſſer noch zur Erquickung und Stärkung bei ſchwüler Sommerhitze und nach genoſſenen hitzigen Getränken. Mit Wein und Zucker ſchnell vor dem Verbrauſen getrunken, hebt es die Muskel- und Nervenkräfte

nach gehabten körperlichen Anſtrengungen oder ausgeſtandener Hitze ſehr ſchnell.

Fackeltanz. Tanz und Muſik waren den Griechen und Römern, wie ſie es uns ſind, zwei nothwendige Erfoderniſſe zur Verherrlichung eines Feſtes; vor allem durften ſie bei der Hochzeitfeier nicht fehlen, welche ſich damit endigte, daß die Verlobte ihrem Bräutigam ins Haus geführt wurde, wobei ihr ein Jüngling, der den Hymen vorſtellte, die brennende Hochzeitfackel vortrug, und Hymnen zur Verherrlichung dieſes Gottes geſungen wurden. Die Römer, welche dieſe Gebräuche von den Griechen angenommen hatten, miſchten ihre Fescennien hinein. Das ſcheint der Urſprung des Fackeltanzes zu ſein, den Kaiſer Conſtantin, als er ſeine Reſidenz von Rom nach Byzanz verlegte, am Hofe einführte. So war dieſer Tanz ſchon dem erſten chriſtlichen Kaiſer, im 4. Jahrh., als ein Hof- und Ceremonientanz bekannt. In ſpäteren Zeiten ward er ein Theil der Turniere, womit Kaiſer und Könige ihre Hochzeiten verherrlichten. Auf den Turnieren, die Heinrich der Vogler anſtellte, tanzte der Ritter, der den Sieg davon getragen, mit der Dame, die ihm den Dank ertheilt hatte, unter Vor- und Nachtragen der Fackeln ganz allein. Als dieſe Turniere aufhörten, blieb der Fackeltanz zurück als ein Denkmal der alten Ritterzeit, und bis auf unſere Zeiten pflegt er bei Vermählungen fürſtlicher Perſonen zum Beſchluß mit vieler Pracht und Feierlichkeit getanzt zu werden, wenn das Paar in das Brautgemach geführt wird.

Facſimile heißt eine der Urſchrift in allen ihren Zügen und Eigenthümlichkeiten vollkommen ähnliche Nachbildung. Man pflegt dergleichen von alten Manuſcripten oder auch von der Handſchrift berühmter Männer in Kupferſtich zu liefern, im erſten Fall, weil die Beſchaffenheit der Schriftzüge ihr Alter beſtimmt, im letztern Fall aber, weil man geneigt iſt, nach Lavaters und Anderer Meinung, in der Handſchrift etwas Charakteriſtiſches zu finden.

Factor, in der Arithmetik (ſo viel als Efficient) eine Zahl, welche man mit einer andern multiplicirt; ſo ſind 7, 4, die Factoren der Zahl 28. Man theilt die Factoren in einfache und in zuſammengeſetzte ab. Erſtere unterſcheiden ſich von letztern dadurch, daß ſie durch keine andere Zahl als durch ſich ſelbſt theilbar ſind. — Im Kaufmannsweſen heißt Factor der Aufſeher, Vorſteher einer Handlung, Fabrik, Manufactur oder ſonſtigen größern öffentlichen oder Privatunternehmung, z. B. Bergwerksfactor; ſein Amt Factorei. Auch pflegt man alle in fremden Welttheilen befindliche Handelsniederlaſſungen Factoreien zu nennen. Factoreihandel, der Commiſſionshandel, wenn für fremde Rechnung Waaren eingekauft und verkauft, Gelder und Waaren empfangen und verſendet werden.

Facultäten, ſ. Univerſitäten.

Faden, ein Längenmaß, ſo viel als 1 Klafter (6 Schuh); auch ſagt man 1 Faden (Klafter) Holz, deſſen Cubus nach der verſchiedenen Oertlichkeit von einander abweicht.

Fagel, eine niederländiſche Familie, die ſeit beinahe zwei Jahrh. der Republik der vereinigten Niederlande eine Reihe würdiger Staatsmänner und Krieger geliefert hat. Von 1670—1795 war die wichtige Stelle eines Staatsſecretärs bei den Generalſtaaten ſtets einem Gliede dieſer Familie anvertraut, die dagegen ſtets der Oraniſchen Partei ergeben war, jedoch immer mit Rechtlichkeit und ohne Nebenabſichten. 1. Der große Ahnherr iſt Caspar Fagel, geb. zu Harlem 1629, und geſt. 1688. Er bekleidete die anſehnlichſten Aemter, und zeichnete ſich

abgelenkt werden. Aus Dankbarkeit entließ er die gefangenen Römer ohne Löſegeld. In dieſes Jahr iſt auch die Schlacht bei Aſculum zu ſetzen, in welcher Pyrrhus zwar ſiegte, aber den beſten Theil ſeines Heeres verlor. Im J. Roms 478 bekleidete Fabricius mit dem Aemilius Papus das Cenſoramt, und half den Cornelius Rufinus aus dem Senat ſtoßen, weil derſelbe zehn Pfund Silber an Tiſchgeräthen beſaß. Ein Mann, wie Fabricius, konnte nicht reich ſterben; er ſtarb ſo arm, daß ſeine Tochter aus dem öffentlichen Schatze verheirathet werden mußte. Um ihn noch im Tode zu ehren, wurde von dem Geſetze der zwölf Tafeln, welches die Begräbniſſe in der Stadt verbot, eine Ausnahme gemacht.

Fabricius (Joh. Albert), gehört zu den durch tiefe und ausgebreitete Gelehrſamkeit berühmt gewordenen Deutſchen. Er umfaßte ſämmtliche Zweige des menſchlichen Wiſſens, beſaß eine unglaubliche Beleſenheit, und einen unerſchöpflichen Schatz, beſonders philologiſcher Gelehrſamkeit. Er war zu Leipzig 1668 geboren, wo er auch ſtudirte, und lebte hernach in Hamburg, woſelbſt er Profeſſor der Beredſamkeit wurde. 1719 trug ihm der Landgraf von Heſſen-Darmſtadt die erſte theologiſche Profeſſur zu Gießen und die Superintendentur der lutheriſchen Gemeinden in ſeinem Lande an, allein der Magiſtrat von Hamburg wußte ihn für die gebotenen Vortheile zu entſchädigen, und er blieb in Hamburg zurück, woſelbſt er 1736 ſtarb. Ein Muſter einer verſtändigen und geiſtvollen Behandlung der griechiſchen Literatur iſt ſeine von Harles beendigte Bibliotheca graeca. Nicht minder brauchbar ſind ſeine Bibliotheca latina, und die Bibliotheca mediae et infimae aetatis und Bibliographia antiquaria. Ueberdies zeugen von ſeinen gründlichen und ausgebreiteten Kenntniſſen ſeine Ausgaben des Sextus Empiricus und ſeine Anmerkungen zum Dio Caſſius. S. Schröckh's Lebensbeſchreibungen 2. Bd. 344 u. f.

Fabricius (Joh. Chriſtian), der berühmteſte Entomolog des 18. Jahrh., geb. zu Tundern im Herzogthum Schleswig, 1745. Nachdem er im 20. Jahre ſeinen akademiſchen Curſus vollendet hatte, begab er ſich nach Upſala, um unter Linné ſeine Studien fortzuſetzen. Wenige Schüler des großen Mannes haben den Unterricht deſſelben beſſer benutzt, als Fabricius. Alle ſeine Werke über die Entomologie, die ihm einen ſo wohlverdienten Ruhm gebracht haben, zeigen unverkennbar die Grundſätze, die Methode, ja ſogar die Formen des Ausdrucks von Linné, angewandt auf die Entwickelung einer einzigen, neuen, glücklichen und fruchtbaren Idee. Fabricius war für den genoſſenen Unterricht höchſt dankbar, und ſuchte keinesweges zu verbergen, was er ſeinem Lehrer zu verdanken hatte. Auch hat er der Nachwelt vielleicht das Bedeutendſte hinterlaſſen, was zur vollſtändigen Biographie des großen Naturforſchers gehört. Durch den Umgang mit demſelben wurde in ihm die erſte Idee ſeines Syſtems, die Inſecten nach dem Organe des Mundes zu ordnen, rege, und er ſchlug Linné vor, davon in der neuen Ausgabe ſeines Systema naturae, woran er damals arbeitete, Gebrauch zu machen, welches Linné aber ablehnte. Fabricius erhielt bald darauf die Stelle eines Lehrers der Naturgeſchichte an der Univerſität zu Kiel, und nun gab er ſich ganz ſeinem Lieblingsſtudium hin. 1775 ließ er ſein Syſtem der Entomologie erſcheinen, ein Werk, wodurch dieſe Wiſſenſchaft eine ganz neue Geſtalt bekam. Zwei Jahre nachher entwickelte er in einem zweiten Werke die Charaktere der Claſſen und Arten, und zeigte in den Prolegomenen des Werks die Vortheile ſeiner Methode. 1778 machte er endlich ſeine Philosophia entomologica, nach dem

Muſter der Philosophia botanica von Linné bekannt. Von dieſer Zeit bis zu ſeinem Tode, alſo faſt 30 Jahre lang, war er unaufhörlich beſchäftigt, ſein Syſtem zu erweitern, und es unter verſchiedenen Formen in Werken von verſchiedener Benennung darzulegen. Er durchreiſete faſt jedes Jahr einen Theil Europens, beſuchte die Muſeen, knüpfte Bekanntſchaften mit Gelehrten an, und beſchrieb mit unermüdeter Thätigkeit die noch unbekannten Inſecten, die er kennen lernte. Allein in dem Maße wie die Zahl der Arten unter ſeiner fleißigen Feder wuchs, wurden auch die Kennzeichen der Gattungen und ſelbſt der Claſſen ungewiſſer und willkürlicher, ſo daß, aus dieſem Geſichtspunkte betrachtet, ſeine neueſten Schriften den ältern faſt nachſtehen. Die Grundlage, die er angenommen hatte, war vortrefflich, allein ſie konnte ihn nicht, wie er meinte, zu einem Syſteme der Natur, ſondern blos zu einer natürlichen Methode führen. Er ſtarb 1808. S. ſeine Autobiogr. in den Kiel. Bl. I., 1. 1819.

Fabrik heißt die Werkſtatt oder Anſtalt, wo Waaren im Ganzen verfertigt werden, zu deren Zubereitung Feuer und Hammer vonnöthen ſind. Durch die letztere Beſtimmung unterſcheidet ſich Fabrik von Manufactur; daher ſagt man Gewehrfabrik, hingegen Tuch-, Cattunmanufactur. **Fabricat**, was in der Fabrik verfertigt worden iſt. (Vergl. **Manufactur** und **Maſchinen**.) In der Malerei verſteht man unter Fabriken alle von dem Maler in ſeinem Gemälde dargeſtellten Gebäude, beſonders wenn ſie, wie bei Landſchaften und in Hintergründen hiſtoriſcher Compoſitionen, nicht der Hauptgegenſtand des Gemäldes ſind.

Fabroni (Angelo), ein berühmter italieniſcher Biograph des 18. Jahrh., geb. zu Marradi im Toscaniſchen, 1732. 1750 erhielt er zu Rom eine Stelle an dem Collegio Bandinelli. Als er hier drei Jahre lang Logik, Phyſik, Metaphyſik und Geometrie ſtudirt hatte, ward er dem Prälaten Bottari vorgeſtellt, der ihn zum Stellvertreter ſeiner Canonicatsgeſchäfte zu St. Maria in Traſtevere machte. In dieſem Zeitpunkte beſchrieb er das Leben Clemens XII. Kurz darauf hatte er Gelegenheit ſich Benedict XIV. zu empfehlen, der ihm zu dem Genuſſe einer Art von Stipendium verhalf, welches die Familie Roſpiglioſi vergab. Nun konnte er ſich ſeinen Studien ungehindert hingeben. Er faßte auch bald nachher den Gedanken, das Leben der ital. Gelehrten zu beſchreiben, welche im 17. und 18. Jahrh. geblüht hatten, und verwandte von jetzt an auf dieſes Werk, wovon der erſte Band 1766 erſchien, ſeine angeſtrengteſte Thätigkeit und Sorge. Seinem Glücke ſtellten ſich viele Hinderniſſe in den Weg, unter andern auch die Feindſchaft der Jeſuiten. Er begab ſich daher nach Florenz, wo er 1767 vom Großherzog Leopold die Stelle eines Priors erhielt, und nun ſeine Zeit zwiſchen den geiſtlichen Geſchäften und literariſchen Arbeiten theilte. 1769 reiſete er nach Rom, wurde von Clemens XIV. mit großer Freundſchaft empfangen, und zu einem Prälaten der päpſtlichen Cammer ernannt; doch er kehrte nach Florenz zurück, und gab hier Briefe von Gelehrten des 17. Jahrh. aus den Archiven der Medicis heraus. 1773 ward er zum Erzieher der großherzoglichen Prinzen ernannt, und nun gewann er auch Zeit, ſich wieder mit ſeinen Biographieen zu beſchäftigen, welche ſtets ſeine Lieblingsarbeit blieben. Er machte auch Reiſen ins Ausland, beſuchte Wien, Dresden und Berlin. In ſeinen letzten Lebensjahren beſchäftigte er ſich mit theologiſchen Arbeiten, und ſtarb 1803. Sein vornehmſtes Werk iſt: Vitae Italorum doctrina excellentium qui saeculo XVII. et XVIII. floruerunt. Die beſte Aus-

gabe iſt die zu Piſa 1778 angefangene, wovon nach und nach 18 Bde. in 8., der letzte 1799, erſchienen ſind. Der 19. und 20. Band kamen nach ſeinem Tode hinzu, wovon der eine ſein eigenes Leben enthält, von ihm ſelbſt geſchrieben bis 1800. Dieſes biographiſche Werk enthält 167 Lebensbeſchreibungen, und gehört unter die vorzüglichſten ſeiner Art. Es umſchließt einen Schatz von Gelehrſamkeit.

Façade nennt man die Außenſeite oder äußere Anſicht eines Gebäudes. Weil man an den meiſten Gebäuden nur eine Außenſeite zu ſehen bekommt, die nach der Straße ſehende, ſo hat man dieſe Außenſeite mit dem Haupteingange auch vorzugsweiſe Façade genannt. Als Werk ſchöner Baukunſt muß ſie ein Ganzes bilden, deſſen Theile ein ſchönes Verhältniß an ſich, eine ſymmetriſche Stellung gegen einander und Harmonie im Ganzen haben, und in ihr muß ſich vorzüglich der Charakter des Gebäudes ausſprechen.

Facciolato (Giacomo), ein ausgezeichneter italieniſcher Philolog, geb. unweit Padua 1682. Die Anlagen des Knaben veranlaßten den Cardinal Barbarigo, ihn ins Seminar zu Padua aufzunehmen. Hier machte er ſchnelle Fortſchritte, und wurde im Zeitraume von wenigen Jahren Doctor der Theologie, Profeſſor dieſer Wiſſenſchaft, ſo wie der Philoſophie, endlich Präfect des Seminars und Generaldirector der Studien. Er wandte ſeine vornehmſte Sorge auf Wiederherſtellung des Studiums der alten Literatur, das bisher hier vernachläſſigt worden war; daher unternahm er auch eine neue Ausgabe des Wörterbuchs in ſieben Sprachen, welches nach ſeinem erſten Verfaſſer, dem Mönch Ambroſius von Calepio (Calepinus), unter dem Namen des Calepiniſchen bekannt iſt. Er hatte bei dieſer Arbeit ſeinen gelehrten Schüler Forcellini zum Gehülfen, und ſo wurde das Werk 1715 angefangen, und 1719 beendigt. Es erſchien in 2 Bänden in Fol. Nun aber faßte er mit ſeinem fleißigen Mitarbeiter die Idee zu einem großen lateiniſchen Wörterbuche, welches alle Worte dieſer Sprache und alle verſchiedenen Bedeutungen derſelben, durch Beiſpiele aus claſſiſchen Schriftſtellern erläutert, nach dem Muſter des italieniſchen Wörterbuchs della Cruſca, enthalten ſollte. Dieſes ungeheure Unternehmen beſchäftigte beide faſt 40 Jahre. Facciolato leitete es, und **Forcellini** (ſ. d.) führte es faſt ganz aus. Mit demſelben Gehülfen und einigen andern beſorgte Facciolato auch neue Ausgaben von dem Lexicon des Schrevelius und dem Lexicon Ciceronianum von Nizoli. Er ließ auch viele lateiniſche Reden drucken, welche ſeinen Ruf noch vermehrten. Er ſetzte die Geſchichte der Univerſität Padua fort, welche Papadopoli bis zum J. 1740 gebracht hatte. Sein Styl war gedrängt, aber zierlich, daher man ſeine Schriften mit Vergnügen las. Er ſtarb 1769.

Fachinger Waſſer, ein Mineralwaſſer, das in ziemlicher Stärke bei dem Dorfe Fachingen an der Lahn, nicht fern von Diez, entſpringt. Es ward gegen die Mitte des vorigen Jahrh. entdeckt. Es iſt ganz klar, entwickelt viele Luftblaſen, ſchmeckt ſehr angenehm ſäuerlich, geiſtig, etwas ſalzig und erfriſchend. Badeanſtalten ſind nicht hier; das Waſſer wird nur verſendet, und hält ſich ſo wohl, daß, nachdem man davon nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung verſchickt, und nach Jahren Flaſchen damit wieder nach Holland gebracht, es doch nichts von ſeinem Gehalt verloren. 1803 wurden über 300,000 Krüge verſendet. Außer dem eigentlichen mediciniſchen Gebrauch dient dies Waſſer noch zur Erquickung und Stärkung bei ſchwüler Sommerhitze und nach genoſſenen hitzigen Getränken. Mit Wein und Zucker ſchnell vor dem Verbrauſen getrunken, hebt es die Muskel- und Nervenkräfte

nach gehabten körperlichen Anſtrengungen oder ausgeſtandener Hitze ſehr ſchnell.

Fackeltanz. Tanz und Muſik waren den Griechen und Römern, wie ſie es uns ſind, zwei nothwendige Erfodernisſe zur Verherrlichung eines Feſtes; vor allem durften ſie bei der Hochzeitfeier nicht fehlen, welche ſich damit endigte, daß die Verlobte ihrem Bräutigam ins Haus geführt wurde, wobei ihr ein Jüngling, der den Hymen vorſtellte, die brennende Hochzeitfackel vortrug, und Hymnen zur Verherrlichung dieſes Gottes geſungen wurden. Die Römer, welche dieſe Gebräuche von den Griechen angenommen hatten, miſchten ihre Fescennien hinein. Das ſcheint der Urſprung des Fackeltanzes zu ſein, den Kaiſer Conſtantin, als er ſeine Reſidenz von Rom nach Byzanz verlegte, am Hofe einführte. So war dieſer Tanz ſchon dem erſten chriſtlichen Kaiſer, im 4. Jahrh., als ein Hof- und Ceremonientanz bekannt. In ſpäteren Zeiten ward er ein Theil der Turniere, womit Kaiſer und Könige ihre Hochzeiten verherrlichten. Auf den Turnieren, die Heinrich der Vogler anſtellte, tanzte der Ritter, der den Sieg davon getragen, mit der Dame, die ihm den Dank ertheilt hatte, unter Vor- und Nachtragen der Fackeln ganz allein. Als dieſe Turniere aufhörten, blieb der Fackeltanz zurück als ein Denkmal der alten Ritterzeit, und bis auf unſere Zeiten pflegt er bei Vermählungen fürſtlicher Perſonen zum Beſchluß mit vieler Pracht und Feierlichkeit getanzt zu werden, wenn das Paar in das Brautgemach geführt wird.

Facſimile heißt eine der Urſchrift in allen ihren Zügen und Eigenthümlichkeiten vollkommen ähnliche Nachbildung. Man pflegt dergleichen von alten Manuſcripten oder auch von der Handſchrift berühmter Männer in Kupferſtich zu liefern, im erſten Fall, weil die Beſchaffenheit der Schriftzüge ihr Alter beſtimmt, im letztern Fall aber, weil man geneigt iſt, nach Lavaters und Anderer Meinung, in der Handſchrift etwas Charakteriſtiſches zu finden.

Factor, in der Arithmetik (ſo viel als Efficient) eine Zahl, welche man mit einer andern multiplicirt; ſo ſind 7, 4, die Factoren der Zahl 28. Man theilt die Factoren in einfache und in zuſammengeſetzte ab. Erſtere unterſcheiden ſich von letztern dadurch, daß ſie durch keine andere Zahl als durch ſich ſelbſt theilbar ſind. — Im Kaufmannsweſen heißt Factor der Aufſeher, Vorſteher einer Handlung, Fabrik, Manufactur oder ſonſtigen größern öffentlichen oder Privatunternehmung, z. B. Bergwerksfactor; ſein Amt Factorei. Auch pflegt man alle in fremden Welttheilen befindliche Handelsniederlaſſungen Factoreien zu nennen. Factoreihandel, der Commiſſionshandel, wenn für fremde Rechnung Waaren eingekauft und verkauft, Gelder und Waaren empfangen und verſendet werden.

Facultäten, ſ. Univerſitäten.

Faden, ein Längenmaß, ſo viel als 1 Klafter (6 Schuh); auch ſagt man 1 Faden (Klafter) Holz, deſſen Cubus nach der verſchiedenen Oertlichkeit von einander abweicht.

Fagel, eine niederländiſche Familie, die ſeit beinahe zwei Jahrh. der Republik der vereinigten Niederlande eine Reihe würdiger Staatsmänner und Krieger geliefert hat. Von 1670—1795 war die wichtige Stelle eines Staatsſecretärs bei den Generalſtaaten ſtets einem Gliede dieſer Familie anvertraut, die dagegen ſtets der Oraniſchen Partei ergeben war, jedoch immer mit Rechtlichkeit und ohne Nebenabſichten. 1. Der große Ahnherr iſt Caspar Fagel, geb. zu Harlem 1629, und geſt. 1688. Er bekleidete die anſehnlichſten Aemter, und zeichnete ſich

insbeſondere bei der Invaſion Ludwigs XIV. durch Muth und Standhaftigkeit aus. Mit dem Chevalier Temple legte er 1678 die Grundlagen des nimweger Friedens. Bei den Unterhandlungen mit Frankreich widerſtand er allen Verführungskünſten des franz. Geſandten d'Avaux, und lehnte ſtolz eine Summe von zwei Millionen Livres ab, die ihm d'Avaux anbot, um ihn zu gewinnen. Fagels Triumph war die Erhebung Wilhelms III. auf den engliſchen Thron. Er war es, der Wilhelms Manifeſt bei dieſer Gelegenheit entwarf, und von dem alles geleitet wurde. Er erlebte indeſſen den großen Erfolg ſeiner Maßregeln nicht, indem er ſtarb, noch ehe die Nachricht vom vollſtändigen Gelingen derſelben eingegangen war. Er war unverheirathet geblieben, und hinterließ kein Vermögen. Ueber ſeinen Charakter iſt zu vergleichen, was Temple, Wicquefort und Burnet geſagt haben. 2. Franz, Neffe Caspars, und Sohn Heinrich Fagels, war, wie jener, Staatsſecretär der Generalſtaaten, geb. 1659, geſt. 1746. Auch dieſer war ein großer Staatsmann. Er hatte einen trefflichen Biographen an Onno Zwier von Harlem gefunden. Leider wurde die Handſchrift ein Raub der Flammen. 3. Franz, geb. 1740, und geſt. 1773. Auch er war Staatsſecretär. Franz Hemſterhuis hat ſeine Lobſchrift meiſterhaft entworfen. 4. Heinrich, geb. 1706, und geſt. 1790. Er hatte vorzüglich an der Erhebung Wilhelms IV. zur Statthalter-Würde, 1748, Theil. 5. Franz Nicolaus, auch ein Neffe Caspars, hat ſich den Ruhm eines großen Feldherrn erworben, trat 1672 in Dienſt, und ſtarb 1718. Er war General der Infanterie im Dienſte der Generalſtaaten und kaiſerlicher Feldmarſchall-Lieutenant, und zeichnete ſich in der Schlacht bei Fleurus 1690 aus; die berühmte Vertheidigung von Mons, 1691, wurde von ihm befehligt; ſeine ſonſtigen Waffenthaten zeigte er bei der Belagerung von Namur, bei der Einnahme von Bonn, und in Portugal 1703; in Flandern 1711 und 1712, und bei den großen Schlachten von Ramillies und Malplaquet. 6. Heinrich, ein Sohn Heinrichs (4.), Geſandter des Königs der Niederlande in London. Er hat ſich durch die treueſte Anhänglichkeit an das Oraniſche Haus auch in den Zeiten des Unglücks ausgezeichnet, die wichtigſten Poſten bekleidet, und die ſchwierigſten Unterhandlungen geleitet. 1814 unterzeichnete er den Friedensſchluß zwiſchen Großbritannien und den Niederlanden; ein Vetter von ihm, der Generallieutenant Fagel, iſt niederländiſcher Geſandter in Paris.

Fagott, ein ſanftſingendes, in den höhern Tönen dem Tenor ſich näherndes Blasinſtrument, welches ehedem der Hoboe zur Begleitung diente, daher es auch Basson de hautbois hieß; es iſt aber jetzt durch mehrere Klappen ſo vervollkommnet, daß man auch Solo darauf bläſt. Es umfaßt drei Octaven, und ſeine Vorzeichnung iſt gewöhnlich der F-Schlüſſel; doch bedient man ſich auch jetzt, in den höheren Tönen, der bequemern Ueberſicht wegen, des Tenorſchlüſſels. Es bildet bei den Harmonien blaſender Inſtrumente gewöhnlich den Baß. Viel tiefer ſteht der ſtärkere Quartfagott, deſſen man ſich bei der Feldmuſik ſtatt des ſonſt mehr gebrauchten Serpent bedient.

Fahne, urſprünglich ein Zeichen, das auf einer Stange, einem Spieß oder Balken aus verſchiedenen Abſichten aufgeſteckt wurde. Unter den Hebräern waren die Fahnen ſchon zu Moſes Zeiten bekannt; ſie waren damals ſchon mit Sinnbildern geſchmückt. Ephraim führte einen Stier, Benjamin einen Wolf u. ſ. w. Ein Gleiches finden wir bei den Griechen; die Athenienſer hatten eine Eule, die Thebaner einen Sphynx auf ihren Fahnen, durch deren Emporheben oder Sinken ſie das Zeichen

zum Angriff oder Rückzug gaben. Die Fahne des Romulus war ein Heubündel, welches an eine Stange gebunden war. An die Stelle desſelben trat ſpäter eine Hand, und dann ein Adler. Die wirklichen Fahnen kamen erſt unter den Kaiſern auf; ſie behielten den Adler bei. Außerdem aber hatten die Fahnen auch Drachen und ſilberne Kugeln zum Zeichen; die Fahnen der römiſchen Reiterei beſtanden aus einem viereckigen purpurfarbenen, mit Gold gezierten Tuche, worauf man in der Folge noch das Bild eines Drachen anbrachte. Die Deutſchen knüpften ein Band an eine Lanze, welche der Herzog vor dem Heere hertrug. Von dieſem Bande ſoll das Wort Fahne entſtanden ſein, indem aus Band Ban, Fan, Fahne geworden ſei; man führt dafür an, daß bandum und banderium (bandiera, Banner, Pannier) eine Fahne, und banderesius ein Fähnrich heißt. In der Folge wurde aus dieſem Bande ein großes Tuch, das mit Sinnbildern und Inſchriften geziert wurde. Die neu-franzöſiſchen Heere hatten zu ihren Fahnen, nach Art der römiſchen, Adler, nur von etwas verſchiedener Geſtalt.

Fahneneid heißt der Soldateneid, weil die Soldaten auf die Fahne ſchwören müſſen. — **Fahnenlehen**, ein kaiſerliches Lehen, weil es ehemals mit Ueberreichung einer Fahne verliehen ward, welches in der Folge vermittelſt eines Schwertes geſchah, deſſen Knopf der auf dem Throne ſitzende Kaiſer den Vaſallen nach abgelegtem Lehneide küſſen ließ. — **Fahnenſchmid**, ein Feldſchmid bei einer Fahne der Reiterei. — **Fahnenſchuh** iſt die lederne Scheide, worein das Untertheil der Fahnenſtange geſteckt wird. — **Fahnenſchwung** war die feierliche Ehrlichmachung eines durch ein Verbrechen oder eine Beſchimpfung unehrlich gewordenen Soldaten. — **Fahnenwache** iſt die Wache vor der erſten Linie des Lagers.

Fahrbüchſe hieß diejenige Büchſe, in welche der Münzwardein ein Stück von jeder geprägten Münze einwarf, um ſie nachher auf Kreis-Probationstagen nach dem Schmelz- und Tiegelregiſter gehörig unterſuchen zu laſſen. — **Fahrende Habe** oder **Fahrniß** heißen im deutſchen Rechte bewegliche Güter, oder alles dasjenige, was von einem Orte zum andern gebracht werden kann, und den liegenden Gründen entgegengeſetzt iſt. Desgleichen auch Hausgeräth, im Gegenſatz von Geld und Kleinodien. — **Fahrrecht** heißt ſo viel als **Strandrecht** (ſ. d.), auch das an deſſen Stelle eingeführte Bergegeld. — **Fahrt** beim Bergweſen, eine Leiter, wodurch man in die Grube ſteigt. Eine ganze Fahrt iſt zwölf, eine halbe ſechs Ellen lang. — **Fahrſchacht**, wo man in die Grube fährt; ſie iſt von der Vorderſchacht mit Brettern unterſchieden. — **Fahrwaſſer** iſt diejenige Gegend eines Canals, Hafens oder Stroms, wo keine Untiefen ſind, und wo daher ein Schiff gut und ſicher fahren kann.

Fahrenheit (Gabriel Daniel), geb. zu Danzig gegen das Ende des 17. Jahrh., und bekannt geworden durch eine neue Einrichtung der Thermometer und Barometer, ſollte anfänglich, dem Willen ſeiner Angehörigen gemäß, ſich der Handlung widmen. Seine Neigung für die Phyſik zog ihn jedoch von dieſem Stande ab, und nachdem er, um ſeine Kenntniſſe zu erweitern, Deutſchland und England bereiſt hatte, ließ er ſich in Holland nieder, woſelbſt die berühmteſten Männer ſeines Faches, ein Graveſande u. a. ſeine Lehrer und Freunde wurden. 1720 kam er zuerſt auf die Idee, ſich des Queckſilbers ſtatt des bis dahin üblichen Weingeiſtes, bei Anfertigung der Thermometer, zu bedienen, ein Verfahren, wodurch dies Inſtrument ungemein an Genauigkeit gewann; auch theilte er die Scala derſelben, die Reaumür nur in 80 Grade

getheilt hatte, in 180 Grade. 1724 gab er eine eigene Abhandlung über die Anfertigung der Thermometer heraus, und außerdem finden ſich noch in den Transactions philosophiques deſſelben Jahres, und lateiniſch in den in Leipzig herausgekommenen Acta eruditorum, fünf Aufſätze von ihm über verſchiedene, auf dieſen Gegenſtand Bezug habende und in die Phyſik einſchlagende Dinge; auch beſchäftigte er ſich, während ſeines Aufenthaltes in Holland (woſelbſt er 1740 ſtarb), mit Anfertigung einer Maſchine zum Austrocknen von den Ueberſchwemmungen ausgeſetzten Gegenden, auf welche er denn auch ein Privilegium von der Regierung der Niederlande erhielt, das Ganze indeß nicht vollenden, konnte, indem ihn der Tod zu früh überraſchte. Die Veränderungen, welche Graveſande, dem er den Auftrag ertheilt hatte, zum Beſten ſeiner Erben das Werk zu vollenden, ſpäter daran anbrachte, machten aber das Ganze bei dem erſten Verſuch ſo unbrauchbar, daß man ſeitdem die weitere Ausführung unterlaſſen hat.

Fakir oder Senaſſey iſt in Oſtindien eine Art von heidniſchen Bettelmönchen, die ſich von der Welt abſondern und der Betrachtung widmen. Sie beſtreben ſich zum Theil, durch grauſame und lächerliche Caſteiungen ihres Körpers ſich Unterhalt und Ehrfurcht bei dem großen Haufen zu verſchaffen. Manche wälzen ſich im Koth, andere halten einen Arm ſo lange unbeweglich in die Höhe, bis er völlig erſtarrt und lebenslang in dieſer Richtung bleibt; noch andere halten die Hände ſo lange zuſammengedrückt, bis die Nägel in die flache Hand hineinwachſen und auf der andern Seite wieder herauskommen; wieder andere drehen das Geſicht über die Schulter, oder die Augen gegen die Naſenſpitzen ſo lange, bis ſie in dieſer Richtung unveränderlich ſtehen bleiben. Sie thun das Gelübde der Armuth, um auf Koſten der frommen Gläubigen zu leben.

Fairfax (Thomas, Lord), der in England zur Zeit der bürgerlichen Kriege unter der Regierung Carls I. eine bedeutende Rolle ſpielte, und endlich General der Parlamentstruppen wurde, war 1611 geboren. Er ſtudirte in Cambridge, und, von Natur kriegeriſch, diente er nach vollendeten Studien als Freiwilliger in Holland, unter Horazio, Lord Vere, um den Waffendienſt zu lernen. Bei ſeiner Rückkehr nach England faßte er eine außerordentliche Abneigung gegen Carl I. Als der Bürgerkrieg ausbrach, erhielt er vom Parlament eine Stelle als General der Reiterei. Er zeichnete ſich auf dieſem Poſten durch Tapferkeit, Klugheit und Thätigkeit aus. 1645 ward er vom Parlament zum Nachfolger des Grafen Eſſex erwählt, als dieſer das Commando verloren hatte. Zugleich ward ihm Cromwell mit dem Titel eines Generallieutenants beigegeben. Er erhielt Vollmacht, alle Generale unter ſeinem Befehle zu ernennen, und ging im April nach Windſor, wo er die neue Armee organiſiren wollte. Allein Cromwell hatte einen ſolchen Einfluß auf ihn gewonnen, daß er alles bei ihm durchſetzen konnte. Daher handelte auch dieſer unter dem Namen von jenem. Der König war von Oxford im Anzuge. Den 14. Juni kam es zur Schlacht, welche Carl verlor. Fairfax unterwarf ſich in kurzem alles weſtlich von London gelegene Land, zog dann nach Süden, und blockirte Exeter. Er war überall ſiegreich, und begab ſich endlich vor Oxford, wo eine beträchtliche Beſatzung ſtand. Der König ſelbſt, welcher auch in der Stadt war, entſchlüpfte verkleidet, um ſich den Schotten in die Arme zu werfen. Oxford capitulirte, und Carl I. hatte kein Heer und keinen feſten Platz mehr in England. Als Fairfax in London angekommen war, dankte ihm das Parlament durch eine Deputation; allein er hatte

kaum Zeit gehabt, ſich zu erholen, als er den Auftrag erhielt, die 200,000 Pfund Sterlinge zu begleiten, welche das Parlament der Armee von Schottland für die Auslieferung der Perſon des Königs gab. Den 30. Jan. 1646 wurde Carl I. den Commiſſären des Parlaments übergeben. Fairfax begegnete dem Monarchen mit vieler Achtung, und dieſer war mit ihm zufrieden. Das Parlament hatte ihn zum General der Armee ernannt, welche man noch beibehalten würde, denn man wollte einen Theil verabſchieden, und den andern nach Irland ſchicken. Die Truppen waren dieſer Maßregel nicht geneigt, weil ſie dadurch zu verlieren fürchteten, und Cromwell benutzte dieſen Umſtand, um die Armee zur Empörung gegen das Parlament zu verleiten. Fairfax wollte ſeine Stelle niederlegen; allein die Führer des Heeres wußten die Ausführung dieſes Entſchluſſes zu verhindern, und er gab ſich nun den Maßregeln hin, die man ergriff, um das Parlament zu ſtürzen. Gegen den Befehl deſſelben zog er triumphirend in London ein, und erfuhr hier nicht ſo bald, daß der König mit Gewalt von Holdenby entführt worden ſei, als er eilte, denſelben bei Cambridge aufzuſuchen, und ihn mit der größten Achtung behandelte. Gern hätte er ihn gerettet, allein Cromwell beherrſchte ihn und die Umſtände. Nach des Königs Tode ernannte man ihn zum Befehlshaber der Truppen in England und Irland; allein bei der Expedition, welche das Parlament 1650 gegen Schottland vorhatte, weil es ſich für Carl II. erklärte, weigerte er ſich zu dienen. So erhielt Cromwell den Oberbefehl. Fairfax ſehnlichſter Wunſch war die Wiedereinſetzung der königl. Familie; auch verſuchte er nach Cromwells Tode (1658), ſie thätig zu bewirken, und brachte zu dem Ende ſelbſt ein Heer zuſammen, machte ſich zum Meiſter von York und erſchien noch einmal auf der Bühne der Welt. Die Grafſchaft York wählte ihn zum Deputirten im herſtellenden Parlament, und 1660 war er unter den Abgeordneten, die nach dem Haag geſandt wurden, um Carl II. zu veranlaſſen, ſo ſchnell als möglich die Ausübung ſeines königlichen Amts zu übernehmen. Nach Auflöſung dieſes Parlaments begab er ſich wieder auf ſeine Güter, brachte den Reſt ſeines Lebens in Ruhe zu, und ſtarb 1671. Seine Liebe zu den Wiſſenſchaften hat er auch durch mehrere Schriften, worunter die Denkwürdigkeiten ſeines Lebens ſind, bewährt.

Falconet (Etienne-Maurice), ein berühmter Bildhauer, war geb. zu Paris 1716 von wenig bemittelten Eltern, die von den Grenzen Piemonts herſtammten. Frühzeitig kam er als Lehrling zu einem gemeinen Holzſchneider, der Perückenſtöcke und dergleichen Dinge verfertigte. In ſeinem 17. Jahre hörte er von dem berühmten Bildhauer Lemoine, und wagte es, ſich ihm vorzuſtellen und ihm einige Arbeiten zu zeigen, die er in ſeinen Mußeſtunden verfertigt hatte. Lemoine nahm ihn in ſeiner Werkſtätte auf, und unterſtützte ihn auch mit Geld. Nach ſechs Jahren hatte er ſchon ſolche Fortſchritte gemacht, daß er eine Statue, den Milo von Crotona vorſtellend, verfertigte, die ihm die Aufnahme in die Akademie (1745) verſchaffte. Man hält dieſe Arbeit für eine der beſten der neuern Sculptur. Auch beſchäftigte er ſich mit Erlernung der lateiniſchen und italieniſchen Sprache, und machte ſich mit den Werken der griechiſchen Philoſophen bekannt. Zu ſeinen Kunſterzeugniſſen aus jener Zeit gehören: ein Pygmalion, eine Badende, ein drohender Amor. Für die Kirche von St. Roch arbeitete er einen ſterbenden Chriſtus, und mehrere andere Werke für andere Kirchen. 1766 hatte er einen ſolchen Ruf erlangt, daß ihn die Kaiſerin Catharina II. nach Petersburg einlud, um die Statue Peters des Großen zu verfer-

tigen. Dies Denkmal, welches zu den ausgezeichnetſten Werken der neuern Zeit gehört, und den großen Monarchen nebſt dem Pferde, aus Metall gegoſſen, auf einem Felſen darſtellt, die Schlange des Neides unter die Füße tretend, beſchäftigte Falconet 12 Jahre, während welcher Zeit er nur ſehr unbedeutende andere Arbeiten ausführte. Catharina II. wurde dem Künſtler perſönlich gewogen, und unterhielt ſich oft und gern mit ihm allein. Zuletzt aber wurde dieſe Harmonie geſtört, und Falconet ſah die Kaiſerin nicht mehr; auch erhielt er für ſeine Arbeit nichts weiter als den bedungenen Preis. 1778 kehrte er nach Paris zurück, und ſchickte ſich nach einigen Jahren an, eine Reiſe nach Italien zu machen, woran ihn aber eine Krankheit hinderte. Er lebte noch 8 Jahre, und ſtarb 1791. Er hat nur wenige Schüler gezogen, allein mehrere Schriften verfaßt, welche viel Treffliches enthalten. Bemerkenswerth ſind beſonders ſeine Réflexions sur la sculpture, ſo wie ſeine Observations sur la statue de Marc Aurèle.

Falieri (Marino), Doge von Venedig, in der Mitte des vierzehnten Jahrh., war vorher Befehlshaber der Truppen der Republik bei der Belagerung von Zara in Dalmatien, wo er einen glänzenden Sieg über den König von Ungarn erfocht, dann Geſandter der Republik in Genua und Rom. Sein Charakter iſt hiſtoriſch treu gezeichnet in Byron's Trauerſpiel: Falieri, London 1821, wozu Folgendes aus Falieri's Leben den Stoff gegeben hat. Ein Patrizier, Michael Steno, verliebte ſich in ein Fräulein im Gefolge der Dogareſſa. Getäuſcht in ſeinen Abſichten, ſuchte er ſich durch einige Zeilen zu rächen, welche für die Gemahlin des Doge kränkend waren, und weßhalb der Doge, ein Mann von wildem, furchtbar aufbrauſenden Temperamente, ſtrenge Beſtrafung foderte. Da nun dem Patrizier bloß kurze Gefängnißſtrafe zuerkannt wurde, ſo beſchloß Falieri, an der geſammten ſtolzen Ariſtokratie, die er von ganzer Seele haßte, furchtbare Rache zu nehmen, und bildete eine Verſchwörung, um an einem beſtimmten Tage alle Senatoren zu ermorden und die Macht des Senats zu vernichten. Allein wenig Augenblicke bevor der Plan ausgeführt werden ſollte, wurde er verrathen, und der Doge mit den Verſchworenen verhaftet und hingerichtet. Dies geſchah 1355. Mehr über dieſe letzte Befeſtigung des von dem Doge Gradenigo im J. 1297 eingeführten Erbariſtokratismus, erzählt Daru in ſeiner Hist. de Venise.

Falk (Joh. Dan.), geb. zu Danzig 1770, lebt jetzt als großherzogl. Legationsrath zu Weimar. Seine früh erwachte Lernbegierde hatte mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen, denn ſein Vater, ein armer Perückenmacher, hatte ihn kaum nothdürftig leſen und ſchreiben lernen laſſen, als er ihn ſchon bei ſeiner Arbeit gebrauchte, und die Wißbegierde des Knaben auf alle Weiſe zu unterdrücken ſuchte, deſſen Neigung jedoch durch den Widerſtand nur wuchs, und der nun ſein kleines Spargeld in die Leihbibliothek trug, und Gellerts, Wielands, Leſſings u. A. Werke bei Tag und bei Nacht las, wie ſich ihm eben die Gelegenheit darbot. Oft ſtand er zur Winterszeit leſend unter einer Laterne auf freier Gaſſe, und wenn er über ſein langes Außenbleiben zur Rede geſtellt wurde, gab er vor, bei ſeinem Großvater geweſen zu ſein. Aber mit den Jahren nahm ſeine Unzufriedenheit mit ſeiner Lage zu, und er faßte den Entſchluß, das älterliche Haus zu verlaſſen, und zur See zu gehen, um in der Fremde ſein Heil zu verſuchen. Wirklich entfernte er ſich, und irrte einige Tage in den Wäldern an der Meeresküſte umher, da ihm aber die Schiffer die Mitreiſe verweigerten, weil er nicht engliſch verſtand, ſo mußte er wieder zurückkehren. Endlich

erhielt er vom Vater die Erlaubniß zu ſtudiren, kam mit dem 16. Jahre auf das Gymnaſium, und ſtudirte unter des gelehrten Trendelenburg Anleitung, jedoch immer mit Mangel kämpfend, die alten Dichter und Proſaiſten. Nach ſechsjährigem Beſuch des danziger Gymnaſiums ging er nach Halle, wo er ſich durch den Unterricht und Umgang eines Wolf, Forſter, Klein u. A. weiter ausbildete. 1793 verließ er Halle, und begab ſich, die Unabhängigkeit eines Privatgelehrten einer Anſtellung vorziehend, nach Weimar. 1806 hatte er Gelegenheit, ſich beim Einmarſch der Franzoſen und in der verhängnißvollen Zeit nach der jenaer Schlacht weſentliche Verdienſte um die Stadt Weimar zu erwerben, welche der Herzog dadurch belohnte, daß er ihn zum Legationsrath ernannte und ihm einen gewiſſen Gehalt anwies. Noch größer waren und ſind die Verdienſte, welche Falk ſich in den neueſten Zeiten um die leidende hülfsbedürftige Menſchheit erwarb und fortwährend erwirbt. In dem verhängnißvollen Jahr 1813, als Sachſen von Freunden und Feinden verheert wurde, drang die Noth der verlaſſenen Kinder, und die Furcht vor der zu erwartenden Verderbtheit derſelben an ſein Herz. Er ſelbſt hatte eben an dem herrſchenden Typhus in einem Monat vier blühende und hoffnungsvolle Kinder verloren. Damals legte er den Grundſtein zu einem noch jetzt wohlthätig wirkenden ehrwürdigen Verein, unter dem Namen: die Freunde in der Noth. Ihr erſter Zweck war: verlaſſenen und verwilderten Kindern zur Erlernung von nützlichen Gewerben behülflich zu ſein. Der Verein dauert noch gegenwärtig unter, durch veränderte Zeitumſtände herbeigeführten Aenderungen fort. Der Großherzog unterſtützt ihn großmüthig, aber der beſeelende Geiſt iſt Johannes Falk, der auch vom Großherzog 1815 zum Ritter des verjüngten Falkenordens ernannt wurde. Wenige verdienten die Ehrenbezeigung mehr, als er. Als Schriftſteller trat Falk zuerſt in der Satyre auf, und ward von Wieland auf eine ſo ausgezeichnete Weiſe eingeführt, daß er die geſpannteſten Erwartungen erregte. Auch waren ſeine erſten Satyren, die Gräber von Rom und die Gebete reich an treffendem Witz. Ihnen folgten von 1797 bis 1803 ſechs Jahrgänge eines Taſchenbuchs für Freunde des Scherzes und der Satyre, in denen ſich ebenfalls viel Gelungenes findet. 1803 erſchienen überdies von ihm kleine Abhandlungen, die Poeſie und Kunſt betreffend, und ſein dramatiſches Gedicht Prometheus, ein treffliches Werk voll Tiefe, dem nur die Harmonie und Vollendung im Einzelnen fehlt; endlich 1804 eine Sammlung kleiner Satyren und Erzählungen. Sein Elyſium und Tartarus, eine Zeitung artiſtiſch-literariſchen Inhalts, beſtand nur kurze Zeit. Seitdem ließ der Dichter bis 1817 wenig von ſich hören; uns iſt aus dieſem Zeitraum, außer dem erſten Bande ſeines komiſchen Theaters der Engländer und Franzoſen, nichts bekannt geworden. In dem genannten Jahre aber feierte er das dritte Reformationsjubiläum durch zwei ſchöne Gedichte in Stanzen, unter dem Titel: Johannes Falks Liebe, Leben und Leiden in Gott, und 1818 ließ er ſeine auserleſenen Schriften, die größtentheils aus bisher ungedruckten beſtehen, in 3 Bänden erſcheinen.

Falke, der, eine Art Raubvögel, die zu den Habichten gerechnet wird, und ſich durch einen kürzern Hals, einen kurzen Schnabel gleich von der Wurzel an, und andere Kennzeichen von den Adlern und Geiern unterſcheidet. Es giebt davon viele Arten, z. B. Lerchenfalke, Taubenfalke u. ſ. w. Mehrere derſelben, beſonders der Edelfalke, laſſen ſich zur Beize abrichten, daher Falkenbeize, oder die Jagd mit Falken, oder andern dazu abgerichteten Raubvögeln. Dieſe Art zu jagen

iſt in Europa wie im Morgenlande ſehr alt. Im Mittelalter war ſie die Hauptbeluſtigung der Fürſten und des Adels, und da auch die Frauen Theil daran nahmen, ſo kam ſie, beſonders in Frankreich, ſehr in Aufnahme. In einem merkwürdigen, von Curne de Sainte-Palaye in ſeinem Werke über das Ritterweſen auszugsweiſe mitgetheilten, alten Gedichte des Capellans Gaſſe de la Bigne von den Jagdbeluſtigungen (Roman des déduits), das im 14. Jahrh. geſchrieben wurde, ward bei der Verhandlung über die gegenſeitigen Vorzüge der Jagd mit Hunden und der Falknerei, von dieſer beſonders auch gerühmt, daß Königinnen, Herzoginnen und Gräfinnen mit Einſtimmung ihrer Gemahle den Sperber auf der Hand tragen können, ohne zu Verunglimpfungen Anlaß zu geben, und alle Beluſtigungen der Falkenjagd mitgenießen dürfen, wogegen ihnen bei der Jagd mit Hunden der Wohlſtand höchſtens geſtattet, mit ihrem Gefolge in breiten Wegen über Waldblößen auf ihren Zeltern zu reiten, um die Hunde vorüberlaufen, oder die Windhunde jagen zu ſehen. Der feine Ritter beſtrebte ſich, zu zeigen, wie angelegen es ihm war, einer verehrten Frau durch Sorgfalt und Aufmerkſamkeit für ſeinen Falken zu gefallen. Man mußte ihn zu rechter Zeit loszulaſſen wiſſen, ihm ſchnell folgen, ihn nie aus dem Geſicht verlieren, durch Zuruf ihn ermuntern, die gefaßte Beute ſchleunig aus ſeinen Klauen loswickeln, ihn ſtreicheln, die Haube ihm aufſetzen und dann geſchickt ihn auf die Fauſt ſeiner Gebieterin ſtellen. In Deutſchland ſtand die Falknerei ſchon unter Kaiſer Friedrich II. in hohem Anſehen. Er war ein ſo eifriger Falkenjäger, daß er ſelbſt mitten im Kriege ſeine Lieblingsbeluſtigung ſich nicht verſagte, und hat eine eigene, von ſeinem Sohn, Manfred von Hohenſtaufen, mit Anmerkungen begleitete Schrift über die Falknerkunſt (Reliqua librorum Frid. II. de arte venandi cum avibus etc., herausgegeben von J. G. Schneider, Leipz. 1788. 2 Bde. 4.) hinterlaſſen. Selbſt im Lehnweſen ſtößt man auf Spuren der Achtung, worin einſt die Falknerei in Deutſchland ſtand, in den ſogenannten Habichtslehnen, wie denn ſchon im 14. Jahrh. Beiſpiele ſich finden, daß für ein Ritterlehn der Vaſall jährlich mit einem wohlabgerichteten Habicht, worunter man ehedem häufig Falken verſtand, ſo wie man auch zur Falkenbeize oft abgerichtete Habichte gebrauchte, und einen zum Gebrauch des Stoßvogels dienenden Hund, ſich einſtellen mußte. In Frankreich ſtand die Falknerei unter Franz I. im höchſten Glanze, obgleich der König, der Vater der Jägerei genannt, die Jagd mit Hunden vorzog. Die Falknereianſtalten ſtanden unter dem Befehl eines Ober-Falkenmeiſters, der 4000 Livres Gehalt bezog, 15 Edelleute, 50 Falkenmeiſter unter ſich hatte, über 300 Beizvögel gebot, das Recht genoß, überall im ganzen Königreiche nach Belieben zu jagen, und von allen Vogelhändlern, die ohne ſeine Erlaubniß nicht einen einzigen Vogel verkaufen durften, eine Abgabe erhielt. Die Falknerei, die jährlich gegen 40,000 Livres koſtete, folgte dem König überall, wie die Jägerei. Ein Edelmann, der ſich durch ſeine Geſchicklichkeit in der Falknerei bei Hofe empfahl, wurde von dem Könige mit ſo viel Gnade überhäuft, daß er in glänzende Umſtände kam, und 60 Pferde für ſeine eigene Falkenjagd unterhalten konnte. Die alte Eiferſucht zwiſchen Jägern und Falknern zeigte ſich auch in dem Gebrauche, daß am Feſte der Kreuzerfindung im Mai, wo die Vögel ſich mauſern, die Jäger, alle grün gekleidet, mit Trompeten und Spießgerten kamen, um die Falkner aus dem Hofe zu jagen, und die Hirſchjagd zu beginnen, wogegen die Falkner im Winter, wo die Hirſche nicht mehr zur Jagd taugten, wieder die Jäger austrieben und die

Hunde einſperren ließen. Die Falkenjagd blieb in den europäiſchen Ländern bis ins 17. Jahrh. im Anſehn, und kam erſt nach der Erfindung des Schrots allmälig in Verfall. In neueren Zeiten hat man in England, wo die Falknerei gleichfalls ſehr beliebt war, wieder angefangen, ſich mit der Beize zu beluſtigen, doch kann ſie hier, wegen der allgemein eingeführten Einfriedigung der Felder, noch weniger als anderswo in Aufnahme kommen. Unter den morgenländiſchen Völkern verſtehen ſich vorzüglich die Perſer ſehr gut auf die Abrichtung der Beizvögel. Sie gewöhnen die Falken, auf alle Arten von Vögel zu ſtoßen, und haben ſogar Falken zur Jagd der Gemſen und Gazellen, welchen die Stoßvögel ſich auf die Naſe ſetzen, um den Hunden Zeit zu geben, die flüchtigen Thiere einzuholen. Die Kunſt, Falken und ähnliche Vögel zur Jagd abzurichten, wird Falknerkunſt oder Falknerei (Fauconnerie) genannt. Der weiße oder isländiſche Falk gilt unter allen in Europa für den ſchönſten und geſchickteſten zur Beize. Unter den übrigen Arten werden beſonders der Geierfalk, der Sperber, der Baumfalk, der Schlechtfalk, der Taubenfalk, der kleine Falk und der gemeine deutſche Falk, der abgerichtet Edelfalk heißt, zum Beizen gebraucht. Die Falken werden jung aus dem Neſte genommen, und Monate lang mit friſchem Fleiſch von Tauben und Waldvögeln aufgezogen, ehe man ſie zum Sitzen auf der Hand gewöhnt, wozu ſie durch Sitzen auf Stangen und Baumäſten vorbereitet werden. Späterhin gewöhnt man ſie durch langwieriges Wachen, das ſie zahm und kirr machen muß, zum Tragen der ledernen Haube, und nachher auf Waidwerk. Iſt der Falk völlig gezähmt, oder berichtet, wie's in der Falknerſprache heißt, ſo wird er ins Feld getragen, und wenn ſich eine Beute zeigt, die Haube ihm abgenommen, worauf er ſchnell in die Höhe zieht, ſeinen Raub faßt, und auf des Jägers Lockung damit zurückkehrt.

Falkiren. Ein Pferd falkiren laſſen, heißt in der Reitſchule, das Pferd plötzlich anhalten, daß es ſeine Füße ſenken muß. Die Stellung, welche das Pferd dabei annimt, indem es mit dem Hintertheile auf der Erde zu ſitzen ſcheint, heißt Falkade.

Fall der Körper. Alle Körper auf der Erde ſtreben, vermöge ihrer Schwere und der Attraction, dem Mittelpunkte der Erdkugel zu. Kann dieſes Streben frei wirken, ſo entſteht daraus der Fall, wird es aber durch ein Hinderniß aufgehalten, ſo entſteht daraus der Druck; iſt es zum Theil aufgehoben und zum Theil wirkſam, ſo äußern ſich Druck und Fall zugleich. Die Kugel, auf der Hand getragen, drückt; frei gelaſſen, fällt ſie lothrecht herab; auf eine ſchiefe Fläche gelegt, rollt ſie herab, wobei ſie zugleich die Fläche mit einem Theile ihres Gewichts drückt. Nach welchen Geſetzen aber dieſe Bewegung geſchieht, darüber beſtanden ehemals die ſonderbarſten und irrigſten Vorſtellungen. Nach der Ariſtoteliſchen Phyſik verhält ſich die Geſchwindigkeit des Falles verſchiedener Körper zu einander, wie das Gewicht derſelben. Demnach ſollte ein zehnmal ſchwererer Körper auch zehnmal ſchneller fallen, als der leichtere. Dieſen Irrthum beſtritt Galilei ſchon zu der Zeit, als er noch in Piſa ſtudirte. Kaum war er aber Lehrer daſelbſt geworden, als er ſich öffentlich gegen dieſen und andere Lehrſätze der peripatetiſchen Philoſophie erklärte. Er beſtieg die Kuppel des dortigen hohen Thurmes, und ließ Körper von ſehr ungleichem Gewicht herabfallen, die, wenn ihre Materien nur nicht zu ſehr an Dichtigkeit verſchieden waren, den Boden faſt zu gleicher Zeit erreichten. Dieſe Verſuche zogen Galilei ſo heftige Feinde zu, daß er Piſa verlaſſen mußte. Er erwies in der Folge, als Lehrer in Padua, die Richtigkeit ſeines Satzes auch durch zwei

iſt in Europa wie im Morgenlande ſehr alt. Im Mittelalter war ſie die Hauptbeluſtigung der Fürſten und des Adels, und da auch die Frauen Theil daran nahmen, ſo kam ſie, beſonders in Frankreich, ſehr in Aufnahme. In einem merkwürdigen, von Curne de Sainte-Palaye in ſeinem Werke über das Ritterweſen auszugsweiſe mitgetheilten, alten Gedichte des Capellans Gaſſe de la Bigne von den Jagdbeluſtigungen (Roman des déduits), das im 14. Jahrh. geſchrieben wurde, ward bei der Verhandlung über die gegenſeitigen Vorzüge der Jagd mit Hunden und der Falknerei, von dieſer beſonders auch gerühmt, daß Königinnen, Herzoginnen und Gräſinnen mit Einſtimmung ihrer Gemahle den Sperber auf der Hand tragen können, ohne zu Verunglimpfungen Anlaß zu geben, und alle Beluſtigungen der Falkenjagd mitgenießen dürfen, wogegen ihnen bei der Jagd mit Hunden der Wohlſtand höchſtens geſtattet, mit ihrem Gefolge in breiten Wegen über Waldblößen auf ihren Zeltern zu reiten, um die Hunde vorüberlaufen, oder die Windhunde jagen zu ſehen. Der feine Ritter beſtrebte ſich, zu zeigen, wie angelegen es ihm war, einer verehrten Frau durch Sorgfalt und Aufmerkſamkeit für ſeinen Falken zu gefallen. Man mußte ihn zu rechter Zeit loszulaſſen wiſſen, ihm ſchnell folgen, ihn nie aus dem Geſicht verlieren, durch Zuruf ihn ermuntern, die gefaßte Beute ſchleunig aus ſeinen Klauen loswickeln, ihn ſtreicheln, die Haube ihm aufſetzen und dann geſchickt ihn auf die Fauſt ſeiner Gebieterin ſtellen. In Deutſchland ſtand die Falknerei ſchon unter Kaiſer Friedrich II. in hohem Anſehen. Er war ein ſo eifriger Falkenjäger, daß er ſelbſt mitten im Kriege ſeine Lieblingsbeluſtigung ſich nicht verſagte, und hat eine eigene, von ſeinem Sohn, Manfred von Hohenſtaufen, mit Anmerkungen begleitete Schrift über die Falknerkunſt (Reliqua librorum Frid. II. de arte venandi cum avibus etc., herausgegeben von J. G. Schneider, Leipz. 1788. 2 Bde. 4.) hinterlaſſen. Selbſt im Lehnweſen ſtößt man auf Spuren der Achtung, worin einſt die Falknerei in Deutſchland ſtand, in den ſogenannten Habichtslehnen, wie denn ſchon im 14. Jahrh. Beiſpiele ſich finden, daß für ein Ritterlehn der Vaſall jährlich mit einem wohlabgerichteten Habicht, worunter man ehedem häufig Falken verſtand, ſo wie man auch zur Falkenbeize oft abgerichtete Habichte gebrauchte, und einen zum Gebrauch des Stoßvogels dienenden Hund, ſich einſtellen mußte. In Frankreich ſtand die Falknerei unter Franz I. im höchſten Glanze, obgleich der König, der Vater der Jägerei genannt, die Jagd mit Hunden vorzog. Die Falknereianſtalten ſtanden unter dem Befehl eines Ober-Falkenmeiſters, der 4000 Livres Gehalt bezog, 15 Edelleute, 50 Falkenmeiſter unter ſich hatte, über 300 Beizvögel gebot, das Recht genoß, überall im ganzen Königreiche nach Belieben zu jagen, und von allen Vogelhändlern, die ohne ſeine Erlaubniß nicht einen einzigen Vogel verkaufen durften, eine Abgabe erhielt. Die Falknerei, die jährlich gegen 40,000 Livres koſtete, folgte dem König überall, wie die Jägerei. Ein Edelmann, der ſich durch ſeine Geſchicklichkeit in der Falknerei bei Hofe empfahl, wurde von dem Könige mit ſo viel Gnade überhäuft, daß er in glänzende Umſtände kam, und 60 Pferde für ſeine eigene Falkenjagd unterhalten konnte. Die alte Eiferſucht zwiſchen Jägern und Falknern zeigte ſich auch in dem Gebrauche, daß am Feſte der Kreuzerfindung im Mai, wo die Vögel ſich mauſern, die Jäger, alle grün gekleidet, mit Trompeten und Spießgerten kamen, um die Falkner aus dem Hofe zu jagen, und die Hirſchjagd zu beginnen, wogegen die Falkner im Winter, wo die Hirſche nicht mehr zur Jagd taugten, wieder die Jäger austrieben und die

Hunde einſperren ließen. Die Falkenjagd blieb in den europäiſchen Ländern bis ins 17. Jahrh. im Anſehn, und kam erſt nach der Erfindung des Schrots allmälig in Verfall. In neueren Zeiten hat man in England, wo die Falknerei gleichfalls ſehr beliebt war, wieder angefangen, ſich mit der Beize zu beluſtigen, doch kann ſie hier, wegen der allgemein eingeführten Einfriedigung der Felder, noch weniger als anderswo in Aufnahme kommen. Unter den morgenländiſchen Völkern verſtehen ſich vorzüglich die Perſer ſehr gut auf die Abrichtung der Beizvögel. Sie gewöhnen die Falken, auf alle Arten von Vögel zu ſtoßen, und haben ſogar Falken zur Jagd der Gemſen und Gazellen, welchen die Stoßvögel ſich auf die Naſe ſetzen, um den Hunden Zeit zu geben, die flüchtigen Thiere einzuholen. Die Kunſt, Falken und ähnliche Vögel zur Jagd abzurichten, wird Falknerkunſt oder Falknerei (Fauconnerie) genannt. Der weiße oder isländiſche Falk gilt unter allen in Europa für den ſchönſten und geſchickteſten zur Beize. Unter den übrigen Arten werden beſonders der Geierfalk, der Sperber, der Baumfalk, der Schlechtfalk, der Taubenfalk, der kleine Falk und der gemeine deutſche Falk, der abgerichtet Edelfalk heißt, zum Beizen gebraucht. Die Falken werden jung aus dem Neſte genommen, und Monate lang mit friſchem Fleiſch von Tauben und Waldvögeln aufgezogen, ehe man ſie zum Sitzen auf der Hand gewöhnt, wozu ſie durch Sitzen auf Stangen und Baumäſten vorbereitet werden. Späterhin gewöhnt man ſie durch langwieriges Wachen, das ſie zahm und kirr machen muß, zum Tragen der ledernen Haube, und nachher auf Waidwerk. Iſt der Falk völlig gezähmt, oder berichtet, wie's in der Falknerſprache heißt, ſo wird er ins Feld getragen, und wenn ſich eine Beute zeigt, die Haube ihm abgenommen, worauf er ſchnell in die Höhe zieht, ſeinen Raub faßt, und auf des Jägers Lockung damit zurückkehrt.

Falkiren. Ein Pferd falkiren laſſen, heißt in der Reitſchule, das Pferd plötzlich anhalten, daß es ſeine Füße ſenken muß. Die Stellung, welche das Pferd dabei annimt, indem es mit dem Hintertheile auf der Erde zu ſitzen ſcheint, heißt Falkade.

Fall der Körper. Alle Körper auf der Erde ſtreben, vermöge ihrer Schwere und der Attraction, dem Mittelpunkte der Erdkugel zu. Kann dieſes Streben frei wirken, ſo entſteht daraus der Fall, wird es aber durch ein Hinderniß aufgehalten, ſo entſteht daraus der Druck; iſt es zum Theil aufgehoben und zum Theil wirkſam, ſo äußern ſich Druck und Fall zugleich. Die Kugel, auf der Hand getragen, drückt; frei gelaſſen, fällt ſie lothrecht herab; auf eine ſchiefe Fläche gelegt, rollt ſie herab, wobei ſie zugleich die Fläche mit einem Theile ihres Gewichts drückt. Nach welchen Geſetzen aber dieſe Bewegung geſchieht, darüber beſtanden ehemals die ſonderbarſten und irrigſten Vorſtellungen. Nach der Ariſtoteliſchen Phyſik verhält ſich die Geſchwindigkeit des Falles verſchiedener Körper zu einander, wie das Gewicht derſelben. Demnach ſollte ein zehnmal ſchwererer Körper auch zehnmal ſchneller fallen, als der leichtere. Dieſen Irrthum beſtritt Galilei ſchon zu der Zeit, als er noch in Piſa ſtudirte. Kaum war er aber Lehrer daſelbſt geworden, als er ſich öffentlich gegen dieſen und andere Lehrſätze der peripatetiſchen Philoſophie erklärte. Er beſtieg die Kuppel des dortigen hohen Thurmes, und ließ Körper von ſehr ungleichem Gewicht herabfallen, die, wenn ihre Materien nur nicht zu ſehr an Dichtigkeit verſchieden waren, den Boden faſt zu gleicher Zeit erreichten. Dieſe Verſuche zogen Galilei ſo heftige Feinde zu, daß er Piſa verlaſſen mußte. Er erwies in der Folge, als Lehrer in Padua, die Richtigkeit ſeines Satzes auch durch zwei

Pendel von gleicher Länge und ſehr ungleichem Gewicht, die deſſen ungeachtet ihre Schwingungen mit gleicher Geſchwindigkeit verrichteten. Zu eben ſo irrigen Vorſtellungen hatte die Wahrnehmung Anlaß gegeben, daß die Schnelligkeit des Falls mit der Länge des Weges zunimt. Die Ariſtoteliker ſagten, alle Körper hätten ein inneres Beſtreben nach dem Mittelpunkte der Erde, und eilten demſelben um ſo ſchneller zu, je näher ſie ihm kämen. Andere erklärten die zunehmende Schnelligkeit des Falles aus dem zunehmenden Drucke der Luft, und zwar war, was die Geſetze dieſer Beſchleunigung betrifft, die allgemeine Meinung, daß die Geſchwindigkeit in dem Verhältniß des zurückgelegten Raums zunehme, daß alſo ein Körper, wenn er fünf Klafter gefallen ſei, fünfmal ſo viel Geſchwindigkeit erlangt habe, als er am Ende der erſten Klafter Weges gehabt; eine Meinung, die bei ihrer großen Einfachheit und ſcheinbaren Natürlichkeit doch etwas ganz Unmögliches enthält. Auch Galilei hatte Mühe, ſich von ihr loszumachen. Endlich aber gelang es ihm, ihre Nichtigkeit zu beweiſen, indem er darthat, daß ſie bei der Anwendung auf den Fall der Körper mit ſich ſelbſt ſtreite, weil aus ihr folgen würde, daß der Körper durch fünf Klafter in eben der Zeit falle, in welcher er durch eine Klafter fällt. Dagegen kam dieſer ſcharfſinnige Naturforſcher auf den glücklichen und richtigen Gedanken, daß die Geſchwindigkeit beim Falle im Verhältniſſe der verfloſſenen Zeit zunehmen müſſe, und zeigte, daß, da die Körper von der Schwere nie verlaſſen werden, ſie alſo auch in jedem Zeittheile einen neuen Eindruck von derſelben erhalten, der ſich mit der Wirkung der vorigen verbindet. Aus dieſem Geſetze folgt ferner, daß die von freifallenden Körpern durchlaufenen Räume ſich wie die Quadrate der Zeiten verhalten. Verſuche haben gelehrt, daß der Fall in der erſten Secunde etwas weniges über 15 Pariſer Fuß betrage. Um daher die irgend einer andern Secundenzahl $= t$ zugehörige Fallhöhe $= h$ kennen zu lernen, müßte man ſetzen $1 : t^2 = 15 : h$. Iſt t z. B. $= 3$, ſo wird $h = 135$ erhalten, d. h. in 3 Secunden fällt ein Körper durch 135 Pariſer Fuß.

Fallgut, Falllehen. In Schwaben, wie in andern angrenden Provinzen, bediente man ſich ſeit langer Zeit faſt ausſchließend einer Verpachtungsweiſe der Feldgüter, wobei der Pächter, indem er das Gut antrat, eine Art Abfindungs-Summe zahlte, und dann auf ſeine Lebenszeit, oft auch auf die Lebensdauer ſeiner Gattin das Gut überkam, ohne jedoch daſſelbe wieder in Afterpacht geben, noch veräußern, verpfänden, oder weiter vererben zu können. Außer der obenerwähnten Summe hatte der Pächter die öffentlichen Laſten zu übernehmen, und jährlich eine unbedeutende Abgabe an Geld, Naturalien oder Dienſtleiſtungen an den Gutsherrn zu entrichten. Pachtgüter dieſer Art hießen in der Landesſprache gewöhnlich leibfällige Güter, oder Herrengunſt, in der Schriftſprache aber auch häufig Schupf- oder Fall-Lehen. Im Würtembergiſchen erſchien unterm 18. Nov. 1817 eine königl. Verordnung, wodurch jedes bisher leibfällige Gut als erbliches für die männliche und weibliche Nachkommenſchaft des bisherigen Pächters erklärt ward.

Falliment trit ein mit der erwieſenen Zahlungsunfähigkeit eines Schuldners, und heißt Banquerott, wenn grobe Fahrläſſigkeit oder Betrug es herbeiführen. Es iſt ein Hauptgegenſtand aller Handelsgeſetzgebungen, und namentlich zeichnen ſich das preußiſche Landrecht und das franzöſiſche Geſetzbuch durch zweckmäßige Verfügungen, beſonders über die Falliments der Kaufleute, ſo rühmlich aus, als die gemeinen Rechte, desgleichen der ſächſiſche Concursprozeß, entſetzlichen Mißbräuchen und Uebelſtänden Raum geben, welche, wenn ſie auch bei verwi-

celten Concurſen, als Lehnsconcurſen, Creditweſen zahlungsunfähig verſtorbener Geſchäftsleute, bei Bürgern und Bauern, welche über ihren Haushalt weder Buch noch Rechnung führen, und dergleichen, kurz bei Nichtkaufleuten nicht ganz vermieden werden können, doch deſto auffallender und vermeidlicher bei Kaufleuten ſind. Der Zweck des Concursverfahrens iſt zuvörderſt: Berichtigung der activen und paſſiven Maſſe, und ſodann deren gerechte Vertheilung. Daß beides möglichſt ſchnell geſchehe, erfodert die Natur der Sache, zumal eines kaufmänniſchen Creditweſens. Nach dem franzöſiſchen Recht muß der Fallit binnen dreien Tagen, von Einſtellung ſeiner Zahlung an, ſolches beim Handelsgericht anzeigen, welches ſofort mit der Verſiegelung und mit Ernennung eines Commiſſärs und einiger verpflichteten Agenten verfährt, und den Falliten entweder ins Gefängniß oder unter Wache ſetzt, falls er nicht einen Salvum conductum (Sicherheitsbrief) ſich ausgewirkt hat. Die Verfügungen werden öffentlich angeſchlagen und in die Zeitungen eingerückt. Der Commiſſär und die Agenten betreiben das Verfahren, und letztere verwalten die Geſchäfte des Falliten, welcher ihnen binnen 24 Stunden von Antritt ihres Amtes eine Bilanz einhändigen muß. Die Agenten, deren einſtweilige Geſchäftsführung nicht länger als 14 Tage dauern darf, übergeben die Bilanz ſofort dem Commiſſär, welcher binnen dreien Tagen das Verzeichniß der Gläubiger aufſetzt, und ſie durch Briefe und öffentliche Blätter zuſammenberuft. Die Gläubiger verſammeln ſich am beſtimmten Tage und Orte in Gegenwart des Commiſſärs, und überreichen dieſem eine Liſte, welche dreimal ſo viel Namen enthält, als ihrer Meinung nach proviſoriſche Verwalter (Syndics provisoires) der Maſſe zu ernennen ſind, welche nach dieſer Liſte vom Handelsgerichte erwählt werden. In den nächſten 24 Stunden nach Ernennung der Verwalter, ſtellen die Agenten ihre Verrichtungen ein und legen jenen Rechenſchaft ab, welche nun unter Aufſicht des Commiſſärs das ganze Creditweſen betreiben. Sie tragen gleich auf Entſiegelung an, inventiren in Gegenwart des Friedensrichters und mit Zuziehung des Gemeinſchuldners, geben binnen acht Tagen, von Antritt ihres Amts, bei der Polizeibehörde eine Ueberſicht des Creditweſens ein, übernehmen nach geſchehener Aufnahme die Maſſe, und vertreten ſolche activ und paſſiv. Alle eingehende Gelder kommen in eine Caſſe mit doppeltem Schloß, wovon der älteſte Maſſenverwalter (Curator) den einen Schlüſſel, den andern ein vom Commiſſär hierzu erwählter Gläubiger erhält. Alle Woche erhält der Commiſſär einen Auszug vom Caſſenbeſtande des Creditweſens, und hat nach Maßgabe für Ausleihung des Beſtandes zu ſorgen. Die Curatoren haben die Activa einzutreiben und durch Hypothekgeſuche zu ſichern, auch auf alle ihnen bekannte unbewegliche Güter des Falliten im Namen der Maſſe Hypothek zu ſuchen, desgleichen unverzüglich alle Gläubiger durch Briefe oder öffentliche Blätter zu benachrichtigen, daß ſie binnen 40 Tagen perſönlich oder durch Bevollmächtigte bei ihnen ſich einfinden, ihre Foderungen klar machen, und die Beweisurkunden einreichen oder bei dem Handelsgerichte niederlegen ſollen. Dieſe Klarmachung (Liquidationsverfahren) geſchieht mündlich binnen 14 Tagen, nach obiger Friſt, zum Protocoll des Commiſſärs, und jeder Gläubiger, deſſen Foderungen erörtert und beſchworen ſind, kann den Erörterungen der übrigen Foderungen beiwohnen, und dabei ſeine Einwendungen an die Hand geben. Nach geſchehener Erörterung muß jeder Gläubiger binnen 8 Tagen in die Hände des Commiſſärs einen Eid ablegen, daß ſeine Foderung wahr und richtig ſei. Ob über ſtreitige Foderungen ein Be-

weisverfahren Statt finden ſolle, entſcheidet das Handelsgericht. Nach Ablauf der für die Beglaubigung der Foderungen feſtgeſetzten Friſten haben die Curatoren die ausgebliebenen Gläubiger aufzuzeichnen, der Commiſſär berichtet nun ans Handelsgericht, und dieſes ſetzt eine neue Friſt für die Unterſuchung feſt, welche rückſichtlich der inländiſchen Gläubiger nach der Entfernung des Wohnorts des nicht erſchienenen Gläubigers beſtimt wird, ſo daß für drei Meilen jedesmal ein Tag gerechnet wird. Bei ausländiſchen Gläubigern werden längere Friſten geſtattet. Nach Verlauf dieſer Friſt werden die Ausgebliebenen von künftiger Vertheilung ausgeſchloſſen. Binnen dreien Tagen nach der Friſt der Eidesleiſtung werden die für zuläſſig erkannten Gläubiger zuſammenberufen, und ihnen in Gegenwart des Commiſſärs und des Gemeinſchuldners der Zuſtand des Creditweſens vorgelegt. Hier trit der Zeitpunkt des Accordes ein, welcher nur dann Statt findet, wenn die Mehrzahl der Gläubiger, deren Geſammtfoderung wenigſtens $^3/_4$ der liquidirenden Schulden ausmacht, dazu einwilligt; Hypothekarier haben dabei keine Stimme. Im Falle oder bei Vorausſetzung eines Banquerotts gilt kein Accord. Kommt der Accord zu Stande, ſo muß er noch während der Sitzung unterzeichnet werden. Wer dagegen iſt, hat binnen einer Nothfriſt von acht Tagen ſeine Einwendungen anzuzeigen. Der gerichtlich beſtätigte Accord ſetzt den Falliten wieder in den vorigen Stand. Kommt kein Accord zu Stande, ſo haben die verſammelten Gläubiger, nach perſönlicher Stimmenmehrheit, definitive Curatoren (Syndics définitifs) und einen Caſſirer zu ernennen, welche die Maſſe genau erörtern, den Verkauf der Grundſtücke, Möbeln und Waaren des Falliten betreiben, und monatlich dem Commiſſär eine Ueberſicht des Creditweſens und des Caſſenbeſtandes übergeben, der ſodann die Vertheilungen und die Dividende zu beſtimmen hat. Vor der letzten Vertheilung werden die Gläubiger unter Vorſitz des Commiſſärs zuſammenberufen, und von den Curatoren die Schlußrechnung abgelegt. Das Unterpfandsrecht der Ehefrau, rückſichtlich ihres Eingebrachten, betrifft bloß die unbeweglichen Güter des Gemeinſchuldners, welche er zur Zeit der Verheirathung beſaß, und das Separationsrecht bloß die Grundſtücke, welche die Ehefrau laut des Ehecontracts von der Gütergemeinſchaft ausnimt, oder ererbt oder geſchenkt bekommen hat, oder welche auch aus dem Erlöſe ſolcher ererbten oder geſchenkten Grundſtücke erkauft worden. Hingegen auf Mobilien darf die Frau kein Seperationsrecht ausüben, ausgenommen auf Schmuck und koſtbares Geſchirr, wenn ſie beweiſt, daß ſie ihr durch den Ehecontract zugeeignet, oder durch Erbſchaft zugefallen ſind. Abgeſendete Waaren können zurückgefodert werden, ſo lange ſie noch unterwegs und nicht in das Waarenlager des Falliten, oder des von dieſem zum Verkaufen beauftragten Commiſſionärs abgeliefert ſind, doch haben die Curatoren das Recht, die Waaren gegen Erlegung des bedungenen Preiſes zu behalten; desgleichen können zurückgenommen werden Commiſſionswaaren, und ſogar deren Erlös, wenn der Fallit ſolche noch nicht in laufende Rechnung gebracht hat; ferner Remeſſen in Handelspapieren, welche ſich noch in der Brieftaſche des Falliten vorfinden, und ihm zum Eincaſſieren (Incaſſo) mit oder ohne weitere Beſtimmung gemacht waren, jedoch im letztern Falle bloß dann, wenn ſie in einer laufenden Rechnung eingetragen worden, nach welcher der Einſender allein gut hat. Der einfache Banquerottirer (d. h. welcher nur der Fahrläſſigkeit überführt wird) hat Gefängnißſtrafe verwirkt, welche nicht unter einem Monat, und nicht über zwei Jahre erkannt werden kann. Der betrügeriſche Banquerottirer wird auf beſtimmte Zeit

zu öffentlichen Arbeiten (travaux forcés) verurtheilt. — Nach engliſchen Rechten kann blos ein Kaufmann zum Falliment im geſetzlichen Sinne des Wortes kommen, und es ſind gewiſſe Handlungen feſtgeſetzt, welche den Gläubiger berechtigen, ſeinen Schuldner für zahlungsunfähig anzugeben. Dahin gehören: die Flucht des Schuldners aus England, wenn er das Haus hütet, und ſich, wenn er gemahnt wird, verläugnen läßt; ferner Veräußerungen, um die Gläubiger zu betrügen u. ſ. w. Ein Gläubiger, welcher ſeinen Schuldner zum Falliment bringen will, muß die Richtigkeit ſeiner Schuld, daß der Schuldner ein Handelsmann und ſolche Handlungen vorhanden ſind, darthun, um eine Commiſſion gegen den Schuldner beim Lord-Kanzler auszubringen. Die Schuld muß wenigſtens 100 Pfund ſein, wenn ein Gläubiger, 150 Pf., wenn zwei, und 200 Pf., wenn mehrere Gläubiger um Commiſſion nachſuchen. Der Lord-Kanzler erkennt und ernennt ſodann die Commiſſion, welche alle Habſchaften des Schuldners in Beſchlag nimt, und unterſucht, ob das Falliment zu erklären ſei. Unmittelbar nach dieſer Erklärung berufen die Commiſſäre die Gläubiger auf das Stadt- oder Rathhaus, um zur Wahl der Curatoren zu ſchreiten, welche aus den Gläubigern, jedoch nur aus ſolchen gewählt werden, deren Foderung 10 Pf. und darüber beträgt. Die Curatoren müſſen 4 Monate nach, und innerhalb 12 Monaten von der erkannten Commiſſion an, eine Vertheilung in der Zeitung ankündigen, und binnen 18 Monaten eine zweite Vertheilung vornehmen, in welcher Zeit auch noch ſich meldende Gläubiger zugelaſſen werden. Der Schuldner muß von der Zeit der Erklärung ſeines Falliments an bis zu einer gewiſſen Zeit ſich den Commiſſarien überliefern, und dem ſtrengſten Verhör unterwerfen. Wird ſeine Angabe treu und er ohne Betrug erfunden, ſo kann er nach dem letzten Verhör durch ein desfallſiges Zeugniß befreiet werden, und ſein Geſchäft von neuem anfangen. Dies Zeugniß muß wenigſtens von $^4/_5$ der Gläubiger, deren Foderung nicht unter 20 Pf. beträgt, mit Beitritt der Curatoren und vom Lord-Kanzler beſtätigt ſein; ohne ſolches Zeugniß heißt der Fallit ein ungerechtfertigter Fallit (uncertificated bankrupt) und bleibt mit ſeiner Habe den Curatoren unterworfen. Die Competenzwohlthat (ſ. d. Art. Competenzrecht) richtet ſich nach der Größe der Concursmaſſe, doch darf ſie nie über 200 Pf. ſteigen. — In Holland beſtand ſeit 1643 zu Amſterdam und in andern Handelsſtädten ein beſonderes Concursgericht (Kamer van desolade Boedel), halb aus Rechtsgelehrten, halb aus Kaufleuten, welche zwei Mal in der Woche ſich verſammeln, um die laufenden Banquerottſachen vorzunehmen. Bei Ausbruch des Concurſes beſtellt dieſes Gericht zwei Commiſſarien (einen Kaufmann und einen Rechtsgelehrten) zur Leitung des Creditweſens, welche ſich nebſt einem Secretär ſogleich zum Falliten begeben, verſiegeln, inventiren, die Bücher an ſich nehmen u. ſ. w. Den folgenden Tag berufen ſie die inwohnenden Gläubiger zuſammen, und ſetzen darüber und über nachfolgende Verſammlungen der Gläubiger einen Bericht auf. Nun werden zwei oder drei Gläubiger ernannt, der Habſchaften des Falliten ſich zu verſichern, ſolche zu verwalten, und zur Klarmachung zu bringen. Von da an hat der Fallit einen Monat Zeit, ſeinen Gläubigern einen Accord vorzulegen, welcher von den Commiſſarien durch öffentlichen Anſchlag den in- und ausländiſchen Gläubigern bekannt gemacht wird. Hat ein Gläubiger dagegen etwas einzuwenden, ſo muß er dies triftig anführen. Soll darauf Rückſicht genommen werden, ſo muß es entweder ein Hauptgläubiger ſein, der $^1/_5$ oder $^1/_6$ zu fodern hat, oder wenigſtens zwei Gläubiger, welche

$^{1}/_{25}$ zuſammen zu fodern haben. Kommt kein Accord zu Stande, ſo wird der Fallit von den Commiſſarien für zahlungsunfähig erklärt, ſeine Maſſe zur Curatel gebracht, und die zeitherigen Beſchlagnehmer werden in Curatoren verwandelt, die mit Hülfe eines Buchhalters zur Klarmachung ſchreiten. Die Zahlungsunfähigkeit wird nun von der Beſchlagnahme an gerechnet, und alle vier Wochen vorher geſchehene Abtretungen, Deckungen ꝛc. für null und nichtig angeſehen. Die Curatoren berichtigen die Maſſe und vertheilen, jedoch muß die letzte Vertheilung 18 Monate nach erkannter Curatel berichtigt ſein. Die Competenzwohlthat iſt, nach Maßgabe der Maſſe, 3 bis 10 pC.; doch darf ſie nie über 10,000 Fl. ſteigen. Wird der Fallit ſchuldlos erfunden, ſo kann er ein Zeugniß erhalten, welches von den Curatoren und von den Gläubigern, wenigſtens von $^{1}/_{2}$ der Zahl und $^{5}/_{8}$ der Schuld, oder von $^{5}/_{8}$ der Zahl und $^{1}/_{2}$ der Schuld, unterzeichnet ſein muß, und ihn nicht nur in den vorigen Stand ſetzt, ſondern auch von allen Nachfoderungen bisheriger Gläubiger frei macht. — Auch in Dänemark hat man ein beſonderes Theilungsgericht (Skifteret), welches Curatoren ernennt, die das Verhältniß mit den Gläubigern unter Genehmigung des Gerichts einrichten. Kein Gläubiger darf unter dieſen Curatoren ſein. — In Schweden muß der Schuldner, von Anzeige der Zahlungsunfähigkeit an, ſich zu Hauſe halten. Die Gläubiger des Orts und der Nachbarſchaft werden ſofort berufen, der Fallit beſchwört ſeine Habſchaft, und die Maſſe wird zu einſtweiliger Verwaltung an zwei oder mehrere gute Männer übergeben. Sämmtliche Gläubiger werden nun auf eine ſechsmonatliche Friſt öffentlich zur Klarmachung ihrer Foderungen vorgeladen. Vor 12 Uhr müſſen die Gläubiger am beſtimmten Tage erſcheinen, ihr Anbringen wird vorgeleſen und, wo möglich an demſelben Tage, die Foderungen beſchworen. Nun treten die guten Männer ab, und zwei von den Gläubigern erwählte Vermögensverwalter übernehmen die Maſſe. Drei Wochen nach der erſten Friſt geſchieht der zweite, und 14 Tage nachher der dritte Aufruf an die Gläubiger, und nun wird vertheilt. — Alle dieſe Geſetzgebungen ſind zweckmäßiger, als die gemeinrechtlichen Vorſchriften über den Concurs, obſchon in deutſchen Handelsorten häufig durch beſondere Geſetze abgeholfen iſt. Die Verſchleifung und Koſtbarkeit der deutſchen Concurſe iſt ſündlich, und ſelbſt der redlichſte Richter iſt oft nicht im Stande, die Ränke einzelner Theilhaber zu hindern. Die langweiligen öffentlichen Vorladungen, die vielfachen Liquidationsverfahren, die Zulaſſung der verzögernden Rechtsmittel, die häufigen Streitigkeiten über Erſtigkeitsrecht, alles dieſes trägt dazu bei, daß die Kaufleute überhaupt, zumal auswärtige, einen Abſcheu gegen alles Concursverfahren haben, und wo möglich außergerichtlich accordiren. Oft mehr als die Hälfte der Maſſe wird durch die Koſten oder durch den unvermeidlichen Verzug der Verſilberung erſchöpft, und man hat traurige Beiſpiele, daß Concurſe über 100 Jahre gedauert haben. Die Strafe der leichtſinnigen und boshaften Banquerottirer iſt unbeſtimmt, gewöhnlich Arreſt oder Zuchthaus. A.

Falſch heißt im Allgemeinen das, was etwas ſcheint, das es nicht iſt, und was durch ſeinen Schein betrügt, weil es irriger Weiſe für etwas gehalten wird, was es doch nicht iſt. Wo jener Schein abſichtlich hervorgebracht wird, alſo im Moraliſchen, da iſt Betrug jederzeit der Zweck. Falſchheit, im moraliſchen Sinne, ſteht der Aufrichtigkeit entgegen, und iſt als Laſter das zur Fertigkeit gewordene Beſtreben, Andere durch ſeine Aeußerungen zu einer unwahren Vorſtellung von ſeinen Eigenſchaften, Geſinnungen, Handlungen, Gefühlen und Ver-

hältniſſen zu beſtimmen. In allen dieſen Fällen ſteht das Falſche dem Wahren entgegen, öfters aber wird es auch nur, als dem Richtigen entgegenſtehend, für gleichbedeutend mit unrichtig gebraucht, und das dürfte wohl überall der Fall ſein, wo man des Falſchen im Aeſthetiſchen und Logiſchen gedenkt; falſche Zeichnung, falſcher Witz, falſches Urtheil u. ſ. w. In der Muſik bedient man ſich des Ausdrucks Falſch in dreierlei Hinſicht: 1. wenn ein Ton nicht rein angegeben wird, 2. wenn die Fortſchreitung der Intervallen fehlerhaft iſt, und 3. als Prädicat der verminderten Quinte, d. i. derjenigen, die um einen halben Ton kleiner iſt, als die reine. — Falſches Licht (Faux jour), ein Kunſtausdruck der Malerei. Wenn ein Gemälde ſo geſtellt iſt, daß das Licht von einer andern Seite darauf fällt, als von der, von welcher der Maler die Beleuchtung ausgehen ließ, oder wenn vom Standpunkte des Betrachters aus ein blendender Glanz darüber erſcheint, der das deutliche Unterſcheiden der Gegenſtände verhindert, ſo ſagt man, das Gemälde ſteht in falſchem Lichte. Daß es an ſeiner Wirkung auf dieſe Weiſe verliere, ergiebt ſich von ſelbſt.

Fallſchirm, Parachute, ein taffetner Schirm von etwa 20 Fuß im Durchmeſſer, mit welchem man ſich aus einer Höhe langſam auf die Erde herablaſſen kann. Er iſt für den Luftſchiffer in Fällen, wo ſein Ball in Gefahr kommt, von großer Wichtigkeit. Blanchard machte 1795 zuerſt einen glücklichen Verſuch damit in London; die Erfindung ſcheint ihm anzugehören, wiewohl Andere ſie dem Etienne Montgolfier zuſchreiben. Auch Garnerin erfand eine eigene Art von Fallſchirm.

Falſet, ſ. Fiſtel.

Faltenwurf, ſ. Draperie, Gewand.

Falter iſt eine Benennung alles Geziefers mit vier Flügeln, das dieſelben auf mancherlei Art zuſammenfaltet, und die mit einem farbigen Staube bedeckt ſind. Im gemeinen Leben gebraucht man dafür Schmetterling, Sommervogel.

Fama, die Göttin des Ruhms, oder richtiger, des Rufes. Sie war die jüngſte Tochter der Erde, welche ſich durch Hervorbringung derſelben an den Göttern wegen der Ermordung ihrer Söhne, der Giganten, rächte. Die geſchwätzige Fama machte die Frevel der Götter bekannt. Sie wird mit Flügeln vorgeſtellt; ferner ſchreibt man ihr eben ſo viel Augen, Ohren und Zungen als Federn zu, erzählt, daß ſie des Nachts die Welt durchfliege, und des Tages von hohen Thürmen und Dächern herabſchaue, daß ſie anfangs klein ſei, allein im Fortgange immer wachſe u. ſ. w. Dichtungen, deren Sinn nicht ſchwer zu enträthſeln iſt.

Fanal heißt 1. überhaupt jedes Feuer, welches auf hohen Thürmen, Bergen ꝛc., wohl auch am Eingange eines Hafens oder an den Küſten des Nachts unterhalten wird, damit es als Signal diene; dann heißt es auch beſonders 2. ein Leuchtthurm für die Seefahrer, ein Pharus; 3. bei den Schiffen eine große Laterne, welche am Hintertheile des Schiffes oder am Maſtkorbe angebracht iſt; 4. bei der Artillerie die Lärmſtange.

Fanatismus oder Fanaticismus iſt die durch religiöſe Meinungen entzündete Schwärmerei, die Verwirrung derer, welche bei dem Urtheile über Gott und die göttlichen Dinge nicht der Vernunft und der Schrift, ſondern Einbildungen und Gefühlen folgen, und von denſelben bis zum wüthenden und verfolgenden Religionseifer, welchen man vorzüglich Fanatismus nennt, fortgeriſſen werden. Zuweilen wer-

den die Worte Fanatismus, Fanatiker und fanatiſch auch von andern Schwärmereien und Schwärmern gebraucht, welche ſich lebhaft und ſtürmiſch äußern. Es kann verſchiedene Gattungen und Grade des Fanatismus geben, nach der Verſchiedenheit der Meinungen, von denen er ausgeht, und der größern oder geringern Stärke, mit welcher die Phantaſie wirkt. Eine beſondere Art deſſelben iſt der Wahn, wo man in Gemeinſchaft mit höhern Naturen zu ſtehen und ihren Einfluß zu fühlen meint. Bald glaubt der Fanatiker mit den Engeln und mit den Seelen der Verſtorbenen umzugehen, bald wähnt er Jeſum und Gott ſelbſt zu ſchauen, bald kämpft er mit böſen Geiſtern, bald fühlt er ſich in unausſprechliche Entzückungen verſetzt. Die Züge, welche den Fanatiker charakteriſiren, ſind glühende Einbildungskraft, verbunden mit einem tiefen und innigen Gefühle, ſtolze Verachtung derer, welche dem kühnen Schwung ſeiner Phantaſie nicht folgen können, hartnäckige Rechthaberei, weil Beweiſe nichts über ihn vermögen, Geringſchätzung der Gelehrſamkeit und des mühſamen Forſchens, oft eine ſanfte und harmloſe Seelenruhe, die ihn einnehmend und liebenswürdig macht, oft aber auch Unduldſamkeit und Verfolgungsſucht. N.

Fandango, ein alter Nationaltanz in Spanien, wo er auf dem Lande am ſchönſten und graziöſeſten getanzt wird. Er ſchreitet von einer einförmigen zu der lebhafteſten Bewegung fort, welche den ganzen Körper erſchüttert. Der Tact wird dazu mit Caſtagnetten angegeben.

Fanfare, ein kleines kriegeriſches, für Trompeten und Pauken geſetztes Tonſtück von glänzendem und lärmenden Charakter (daher der Ausdruck *Fanfaron*, Großſprecher, Prahler, Windbeutel, und *Fanfaronnade*, Großſprecherei). So auch heißen kleine muntere, bei der Jagd eingeführte Tonſtücke für zwei Hörner. dd.

Farao, auch *Faro* oder *Pharao*, ein Hazardſpiel, bei welchem Einer die Bank hält, und die Uebrigen (Pointeurs) auf ſelbſtgewählte Kartenblätter, die ſie vor ſich hinlegen, Geld ſetzen. Es würde zu weitläufig ſein, die Regeln des Spiels hier angeben zu wollen, und wir können ſie um ſo eher übergehen, da das Farao faſt allenthalben wegen der überwiegenden Vortheile, welche der Banquier hat, und welche auf die Länge den Verluſt der Pointeurs allemal herbeiführen müſſen, ſo wie überhaupt wegen ſeines verführeriſchen Charakters zu den verbotenen Spielen gehört.

Farbe iſt eine Eigenſchaft des Lichtes, welche ſich durch keine Beſchreibung angeben, und deren Kenntniß ſich blos durch den Sinn des Geſichts erlangen läßt. *Körperliche Farben*, oder *Pigmente*, heißen die farbigen Körper, deren man ſich bedient, um andern Körpern durch Ueberziehen oder durch Miſchung mit denſelben eine beſtimmte Farbe zu geben. Weiß und Schwarz rechnet man zwar mit zu den Farben im letztern Sinne, nicht aber, oder wenigſtens nicht immer im erſteren Sinne, in welchem man einen weißen Körper häufig farblos nennt. Schwarz iſt Mangel an allem Lichte. Die Farben haben durch ihre verſchiedene Wirkung auf die Empfindung nicht nur an ſich, ſondern auch vereint, durch Harmonie oder Contraſt, verſchiedene Eigenſchaften, welche beſonders der Maler richtig beurtheilen muß; was jedoch Sache der Empfindung, und nicht der Worte iſt. Scharlachroth iſt z. B. eine brennende, dem Auge wehthuende Farbe, daher manche Thiere bei ihrem Anblick in Zorn gerathen. Grün iſt mild und ſchmeichelt dem Auge. Gelb iſt unter allen farbigen Lichtern das hellſte, roth das heißeſte, dunkelbraun und violet das ſanfteſte. Die Uebergänge einer Farbe in die andere durch Miſchung hat man auf verſchiedene Ar-

ten, zum Behuf der Maler, der Färber, der Mineralogen, in Tafeln, in Pyramiden u. ſ. f. darzuſtellen verſucht; nur eigne Beſchäftigung mit den Farben drückt der Seele die Bilder derſelben tief genug ein, um dieſe feinen Abſtufungen ſogleich zu erkennen und ſie richtig zu beurtheilen. (S. Farbenlehre.)

Färbekunſt, Färberei, iſt die Kunſt, allerlei Zeugen, Geſpinnſten oder Geweben beſtimmte Farben zu geben. Sie bildet ein zünftiges Gewerb, und theilt ſich in Schwarz-, Schön- und Seidenfärberei. Der practiſche Färber unterſcheidet einfache Farben, wohin er roth, blau und gelb rechnet, und zuſammengeſetzte. Die Kunſt beruht hauptſächlich 1) auf der Vorbereitung der zu färbenden Stoffe, indem ihnen der firnißartige Ueberzug, den ſie im natürlichen Zuſtande haben, und der die Annahme des Färbeſtoffs hindert, genommen, und ihnen durch Beizmittel die gehörige Verwandtſchaft gegeben wird; 2) auf der richtigen Bereitung der Farben; 3) auf der Auswahl dauerhafter Farben, daher man ächte und unächte unterſcheidet. Zu dem Färben der Wolle gehört: das Anſieden oder das Aufkochen mit der Beize, das Ausfärben oder das Eintauchen in die beſtimmten Farben (Flotten genannt), das Spülen in kaltem, reinen Flußwaſſer, und zuweilen noch das Schauen oder Scheuen, oder das Hinzuſetzen eines gewiſſen Stoffs, durch deſſen chemiſche Einwirkung die ſchon fertige Farbe noch abgeändert wird. Der Seide muß allemal zuvörderſt der Gummi entzogen werden. Baumwolle bedarf zur Vorbereitung (Entſchälung) einer ſchwachen Pottaſchenauflöſung; bei der Leinwand wird daſſelbe durch die Bleiche erreicht.

Farben der Pflanzen. Man nimt als Grundfarben folgende acht an, die man auch reine, ungemiſchte Farben nennt, weiß, grau, ſchwarz, blau, grün, gelb, roth, braun. Jede derſelben giebt ſieben beſtimmte Abänderungen, die ſich, hinſichtlich ihrer Abſtufungen, faſt durchaus gleich ſind, z. B. das Weiß giebt: Rein- oder Schneeweiß, Weißlich oder Schmutzigweiß, Milch- oder Blaulichweiß, Amiant oder Graulichweiß, Elfenbein- oder Gelblichweiß, Porzellan- oder Röthlichweiß, und Kreide- oder Bräunlichweiß. Der blaue Crocus verwandelt ſich oft in gelben, das blaue Veilchen oft in ein weißes, das blaue Akelei in ein rothes, die rothe Tulpe in eine gelbe, und die gelbe in eine weiße u. ſ. w. Ein gleiches läßt ſich an Früchten beobachten. Linné hat von den Farben der Pflanzen auf ihre Eigenſchaften, beſonders auf ihren Geſchmack, geſchloſſen. Gelb verräth nach ihm einen bittern, Roth einen ſauern, Grün einen rohen alkaliſchen, Blaß einen faden, Weiß einen ſüßen, und Schwarz einen ekelhaften, unangenehmen Geſchmack, und überdies noch eine verderbliche, ja tödtende Eigenſchaft.

Farbengebung (Colorit), ein Hauptbeſtandtheil der Malerei (ſ. d.), hat ihren techniſchen und äſthetiſchen Theil. Zu dem techniſchen Theile gehören die Handgriffe des Malers für Bereitung und Miſchung der Farben, und für das ganze Verfahren, von der Anlage bis zur Vollendung eines Gemäldes, welche in den verſchiedenen Arten der Malerei nach dem Material einer jeden verſchieden ſind. Sie machen das eigentliche Handwerk des Malers aus, welches der Schüler von dem Meiſter lernen muß. Ferner iſt noch hieher zu rechnen, die Kenntniß der Geſetze des Lichts und der Farben, und was aus der Beobachtung ihrer Wirkungen in der Natur für die Ausübung des Malers als Regel aufgeſtellt werden kann, z. B. über die Farbenbrechung (welche nicht mit Farbenmiſchung verwechſelt werden muß), d. h. diejenige Farbenmiſchung, wodurch ein Gegenſtand vor dem andern ausgezeichnet

wird. Leonardo da Vinci in ſeiner Abhandlung von der Malerei, Lomazzo und Gerhard Laireſſe in ihren Malerbüchern, Mengs in ſeinem practiſchen Unterricht, und Andere haben davon gehandelt. Göthe, in ſeiner Farbenlehre, giebt uns gleichſam eine geiſtige Geſchichte des Colorits. Mit allem dieſen aber iſt noch nicht erreicht, was erreicht werden ſoll, es iſt noch etwas übrig, was allein von der Empfindung und dem Geſchmacke des Künſtlers abhängt: der äſthetiſche Theil, der es mit Wahrheit und Schönheit der Farbengebung zu thun hat. Hierzu wird eine beſondere, in der Empfindung gegründete Anlage vorausgeſetzt, die ein weſentlicher Beſtandtheil des Kunſttalents iſt, die Anlage nämlich: den eigentlichen Stoff und die Farbe der Gegenſtände unter den Einflüſſen des Lichts und der Luft mit Empfindung aufzufaſſen, und in der Nachbildung mit charakteriſtiſcher Wahrheit auszudrücken. Soll dieſer Ausdruck in der Nachbildung gelingen, ſo wird genaue Beobachtung der Localtöne und Tinten erfodert. Unter Localtönen verſteht man die natürliche Farbe eines Gegenſtandes, wie ſie aus dem Standorte deſſelben, oder in der Entfernung vom Zuſchauer erſcheint. In der Kunſt erſcheint aber die natürliche Farbe der Gegenſtände immer nur als Localton, weil Alles nur als von einem gewiſſen Standpunkte aus betrachtet, und dem gemäß auch die natürliche Farbe nach dem jedesmaligen Abſtand abgeſtuft wird. Unter Tinten verſteht man (in engerer Bedeutung) die von der Localfarbe abweichenden Miſchungen, deren der Maler ſich in den Lichtern, Halbſchatten, Schatten und Wiederſcheinen bedient, um die feinern und ſtärkern Abſtufungen, welche Licht und Schatten auf der farbigen Oberfläche hervorbringen, auszudrücken. An keinem Gegenſtande der Kunſt finden ſich dieſe Veränderungen und Verſchattungen in größerer Zartheit und Mannichfaltigkeit, als an dem Nackten des menſchlichen Körpers, der daher auch der ſchwierigſte Gegenſtand des Malers iſt. Die Farbengebung, in ſo fern ſie ſich mit der Nachahmung der Farbe und Beſchaffenheit des Fleiſches (des Nackten) beſchäftigt, heißt Carnation. Kommt zu der genauern Uebereinſtimmung der natürlichen Farbe, der Localtöne und Tinten eines Gemäldes mit deſſen Gegenſtand in der Natur, noch getroffener Ausdruck des eigenthümlichen Charakters des Stoffes, woraus der Gegenſtand beſteht, ſo heißt die Farbengebung wahr. Zur Wahrheit ſoll ſich aber die Schönheit geſellen, welche durch harmoniſche Vereinigung aller Töne des Gemäldes in Einen Hauptton erreicht wird. Das Colorit muß dem äſthetiſchen Zwecke der Darſtellung gemäß ſein, und dieſen unterſtützen, bei aller Wahrheit der Localfarbe und des Stoffes im Einzelnen, durch die Harmonie der Farben und der Beleuchtung ein kunſtmäßiges ſchönes Ganze ausmachen. Die Wahl der Beleuchtung, die Vertheilung der Farben ſollen nicht allein auf die Deutlichkeit der Darſtellung, ſondern zugleich auch auf die Bewirkung einer zweckmäßig wohlgefälligen, ernſten oder reizenden, düſtern oder heitern Harmonie abzwecken, welche den Geſammteindruck des Kunſtwerks unterſtützt. Dieſer Foderung zufolge gehören auch Beleuchtung, Haltung und Helldunkel mit in den Begriff einer kunſtmäßig ſchönen Farbengebung. (Vergl. **Accord**.) dd.

Farbenlehre, die Lehre von dem Urſprunge, der Miſchung und den Wirkungen der Farben, als Eigenſchaften des Lichts. Woher kommt es, daß einiges Licht ſich farbig, anderes weiß zeigt, und nach welchen Geſetzen erfolgen die Erſcheinungen der Farben? Dieſe Fragen ſind es hauptſächlich, welche die Farbenlehre zu beantworten hat. Das Glasprisma iſt die erſte Vorrichtung, welche zu gründlichen Antworten

auf die Fragen geführt, und Iſaac Newton der erſte Phyſiker, der dieſe Antworten der Natur zu entlocken gewußt hat. Läßt man in ein verdunkeltes Zimmer durch ein kleines rundes Loch einen Sonnenſtrahl auf einen geſchliffenen, dreiſeitigen, ſenkrecht prismatiſchen Glaskörper fallen, ſo ſieht man ſehr deutlich: 1. daß der Lichtſtrahl, bei dem Eintritte in den Glaskörper und wieder bei dem Austritte aus demſelben, von ſeiner Bahn abgelenkt und in eine andere geradlinige Bahn (von dem Winkel der beiden Glasflächen, durch die er ein- und austrit, dem ſogenannten Brechungswinkel, abwärts) gebrochen wird; und 2. daß der Lichtſtrahl, der vor dem Prisma auf einem Papier (welches man in denſelben ſo hält, daß er darauf ſenkrecht fällt) einen völlig weißen Kreis bildet, hinter dem Prisma auf einem eben ſo gehaltenen Papiere ein farbiges Bild darſtellt, das ungefähr fünf Mal ſo lang als breit iſt, und die Farben des Regenbogens genau in derſelben Folge und Art zeigt, wie wir ſie in der Luft ſehen. Man nennt dieſes Bild das prismatiſche Farbenbild oder Farbenſpectrum. Die Länge deſſelben befindet ſich in einer auf der Axe des Prisma ſenkrecht ſtehenden Ebene; an dem Ende, welches nach dem brechenden Winkel des Prisma zu liegt, iſt es roth, an dem von dem brechenden Winkel am weiteſten abwärts liegenden Ende violet, dazwiſchen orangefarben, gelb, grün, blau und indigblau. Newton hat aus dieſen und vielen ähnlichen, mannichfach abgeänderten und genau beobachteten Erſcheinungen geſchloſſen, daß dieſe farbigen Lichter die einfachen ſind, und daß alles weiße Licht aus ihnen, nach eben dem Verhältniſſe, zuſammengeſetzt iſt, worin ſie ſich in dem prismatiſchen Farbenbilde zeigen. Jeder weiße Lichtſtrahl enthält, nach ihm, alle ſieben farbigen Lichter zugleich; dieſe erkennen wir aber nicht, weil ſie in ihrem Zuſammenwirken auf jedem Punkte der Netzhaut, in ihrem völligen Verſchmelzen in der Empfindung, den Eindruck, welchen wir weiß nennen, hervorbringen. Dieſe farbigen Lichter werden von den Körpern alle nach einerlei Geſetz zurückgeworfen, daher weißes Licht beim Zurückwerfen weiß bleibt. Aber ſie haben eine verſchiedene Brechbarkeit; die rothen Strahlen die kleinſte, die grünen die mittlere, die violetten die größte, und werden daher, ſo oft weißes Licht eine Brechung erleidet, von einander abgeſondert, weil ſie, vermöge ihrer verſchiedenen Brechbarkeit, wenn ſie gleich parallel einfallen, doch in verſchiedenem Grade abgelenkt, und daher in verſchiedenen Richtungen gebrochen werden; das Roth am wenigſten, Orange ſtarker, noch ſtärker Gelb, Grün, Blau, Indig, und am allerſtärkſten Violett oder Purpur. Wenn dieſe ſiebenfarbigen Strahlen wieder möglichſt nahe einer neben dem andern parallel ins Auge fallen, ſehen wir ſie als weißes Licht. Die mehrſten Körper haben die Eigenſchaft, von den farbigen Strahlen, welche darauf fallen, einige zu binden und zu verſchlucken, und nur eine oder ein Paar Arten zurückzuwerfen oder durch ſich hindurch zu laſſen; daher rühren nach Newton die Farben der Körper. Blaue Seide z. B. verſchluckt ſechs farbige Lichter des weißen Strahls, und wirft nur das blaue Licht zurück, und Cochenilletinctur läßt vom weißem Lichte blos den rothen Theil hindurch, und verſchluckt die andern Theile. Für alles dieſes ſprechen die Verſuche mit Farbenſcheiben, die auf einem kleinen Rade ſchnell in die Runde getrieben werden, und Verſuche mit dem Farbenſpectrum, das man auf farbige Körper fallen läßt. Newton hat dieſe Theorie in ſeiner Optik (welche vielmehr die Ueberſchrift Farbenlehre verdiente) aus einander geſetzt; ſie iſt, alles Scharfſinns ungeachtet, welcher aus ihr hervorleuchtet, nicht in jeder Hinſicht genügend. Mehrere haben daran geändert und gebeſſert, beſonders was die Zahl

der einfachen Farben betrifft, die einige auf drei, andere auf zwei haben vermindern wollen. U.

Färberröthe, eine Pflanze, die man auf vorzüglich gutem Boden unter dem Namen Krapp mit Nutzen anbauet. Sie bedarf ſehr ſorgfältiger Pflege, und wird ſowohl friſch als getrocknet gebraucht. Sie hat ſchwache viereckige gegliederte Stengel. Erhält ſie eine Stütze, ſo klettert ſie 8 Fuß hoch, ſonſt rankt ſie auf der Erde. Jedes Gelenk hat 5 bis 6 lanzenförmige Blätter, 3 Zoll lang, in der Mitte faſt 1 Zoll breit und an beiden Enden zugeſpitzt. Aus den Gelenken kommen im Junius Zweige, die kleine Blumen mit 4 gelben Blättern tragen. Die Frucht iſt eine freilich nur kaum in Süddeutſchland reifende Beere ſchwarzer Farbe, mit einem runden Samenkorn. Die runden Wurzeln ſind dauernd, werden bisweilen einen Finger dick, und haben ein gelbrothes Mark. Sie färben die Knochen der Thiere, welche davon freſſen, roth.

Färbeſtoffe, Pigmente, alle zum Färben, Malen oder Anſtreichen brauchbaren Materiale, dergleichen alle Reiche der Natur liefern. Blaue Farben geben Indig, Waid, Campecheholz, Berlinerblau; rothe, Cochenille, Krapp, Braſilienholz, Rothholz, Saflor; gelbe, Wau, Gelbholz, Querzitron-Rinde, Scharte, Füſetholz; ſchwarz färben Galläpfel, Knoppern, Schmack, Campecheholz mit Eiſenvitriol. Die übrigen Farben ſind aus den genannten zuſammengeſetzt.

Farce, franzöſ., 1. in der Kochkunſt ein Gemiſch von gehacktem Fleiſch, Weißbrot, Gewürz ꝛc., womit beſonders das Geflügel gefüllt wird: Gefüllſel; 2. ein Luſpiel, das, ohne höhern Zweck, blos Lachen erregen will: die Poſſe. Es herrſcht darin das niedere Komiſche, und viele Nationen haben eigne ſtehende Charaktere dazu, die Spanier den Gracioſo, Gallego; die Italiener den Arlechino, Scaramuz u. A.; die Deutſchen den Hanswurſt, Kasperle u. ſ. w. (ſ. Komiſch). Der Ausdruck Farce kommt von dem italieniſchen Farſa, dieſes aus dem Lateiniſchen von farsum (geſtopft), und bedeutet eigentlich ein Miſchmaſch von Allerlei. Leſſing will, man ſoll Farſe, nicht Farce ſchreiben, damit es weniger franzöſiſch ausſehe, und wir nicht aus der dritten Hand zu borgen ſcheinen, was wir ſo gut als die Franzoſen aus der erſten nehmen können. Adelung bemerkt, daß in den mittlern Zeiten Farſe eine Art Geſänge geweſen ſei, welche zwiſchen den Gebeten u. ſ. f. geſungen wurden. Demnach könnte vielleicht die urſprüngliche Bedeutung dieſes Worts, auf die Komödie angewandt, ſo viel als Intermezzo, Zwiſchenſpiel ſein. Nach der Meinung des Provenzalen Abbate Paolo Bernardy wäre es von einem provenzaliſchen Gerichte Farſum herzuleiten.

Faria de Souſa (Manoel), ein berühmter caſtilianiſcher Geſchichtſchreiber und Dichter, geb. 1590 zu Suto in Portugal, im Schoße einer alten erlauchten Familie. Er verrieth ſehr frühzeitig bedeutende Talente, und ſchon im 9ten Jahre ſandte ihn ſein Vater auf die Univerſität zu Braga, wo er große Fortſchritte in Sprachen und in der Philoſophie machte. Im 14ten Jahre trat er als Geſellſchafter in die Dienſte des Biſchofs von Oporto, und bildete ſich unter deſſen Leitung weiter in den Wiſſenſchaften aus. Die Liebe zu einer jungen Schönheit entfaltete hier ſein dichteriſches Talent, er beſang ſie unter dem Namen Albania, vermählte ſich mit ihr 1613, und ging nach Madrid. Allein er konnte hier ſein Glück nicht finden, und kehrte nach Portugal zurück. Er beſuchte auch Rom, und erwarb ſich die Aufmerkſamkeit des Papſtes Urban VIII. und aller Gelehrten, die ihn umgaben, durch

ſeine ausgebreiteten Kenntniſſe. Nach Madrid zurückgekehrt, widmete er ſich einzig den Wiſſenſchaften, und arbeitete ſo anhaltend, daß er ſich ſelbſt im 59ſten Jahre ſeines Alters den Tod dadurch zuzog. Unter ſeinen Schriften zeichnen ſich aus: Discursos morales y politicos. 2 Vol. Madrid 1623 und 1626. — Comentarios sobre la Lusiada. Mad. 1639. 2 Vol. Fol. — Epitome de las Historias Portuguesas — und dann el Asia, el Europa, el Africa und el America Portuguesa, jedes ein beſonderes Werk, wovon jedoch das letzte nicht gedruckt worden. Auch eine Sammlung von Gedichten, unter dem Titel: Fuente de Aganipe, rimas varias. 1644. 46. (Aganippens Quelle), iſt von ihm vorhanden. Sein Styl iſt rein und kräftig, und ſeine Darſtellung voll dichteriſchen Lebens.

Farinelli (Carlo Broſchi genannt). Dieſer Künſtler, der ſich durch ſein ſeltnes Talent den Ruf eines der vollkommenſten Sänger des vorigen Jahrh. erworben hat, wurde 1705 zu Neapel geboren. Sein Vater unterrichtete ihn in den Anfangsgründen der Muſik; darauf genoß er der Anweiſung Porpora's, den er auf mehreren Reiſen begleitete. Er war 17 Jahre alt, als er ſich nach Rom begab, wo er mit ſeiner hellen und volltönigen Stimme einen Wettſtreit einging mit einem berühmten Virtuoſen auf der Trompete. Beide Nebenbuhler boten in dieſem, dem Anſcheine nach ſo ungleichen Kampfe den ganzen Umfang ihres Talents auf, aber Farinelli begann, als bereits ſein Gegner erſchöpft verſtummte, ſeinen Geſang aufs neue mit ſo viel Kraft und Anmuth, führte ihn mit ſolcher Schärfe der Töne durch, daß ſeine Stimme alle Grenzen der Möglichkeit zu überſteigen ſchien, und ihm den Preis gewann. Bald darauf ging er nach Bologna, um Bernacchi, damals den erſten Sänger Italiens, zu hören und ſeinen Unterricht zu genießen. 1728 reiſete er nach Wien, wo Kaiſer Carl VI. ihn mit Wohlwollen und reichen Geſchenken überhäufte. Dieſer Kaiſer war es, der einſt, als er Farinelli gehört hatte, zu ihm ſagte, daß er zwar durch den Umfang und die Schönheit ſeiner Stimme Erſtaunen errege, daß es aber nur von ihm abhänge, auch zu rühren und zu intereſſiren, wenn er ſich eines natürlichern Geſanges befleißigen wolle. Farinelli benutzte dieſen Wink, und bezauberte ſeitdem ſeine Hörer eben ſo ſehr, als er ſie überraſchte. Als 1734 Porpora eine Theatergeſellſchaft nach London führte, berief er Farinelli zu ſich, der durch die Schönheit ſeiner Stimme und den Zauber ſeines unvergleichlichen Geſanges das Publicum dergeſtalt anzog, daß Händel, der an der Spitze einer andern Geſellſchaft ſtand, vergebens alle Hülfsmittel ſeines Genies aufbot, die Auflöſung derſelben zu verhindern. Laborde verbürgt die Wahrheit folgender Anekdote. Seneſino und Farinelli waren beide zu derſelben Zeit in England, aber an zwei verſchiedenen Theatern angeſtellt, und da ſie immer an gleichen Tagen ſangen, hatten ſie nicht Gelegenheit, ſich zu hören. Der Zufall führte ſie einſt zuſammen. Seneſino hatte einen blutdürſtigen Tyrannen, Farinelli einen unglücklichen, in Feſſeln ſchmachtenden Helden darzuſtellen. Farinelli's erſte Arie aber erweicht das harte Herz des grauſamen Tyrannen ſo ſehr, daß Seneſino, den Charakter ſeiner Rolle vergeſſend, ſich ihm in die Arme ſtürzt, um ihn entzückt an ſeine Bruſt zu drücken. 1737 ging Farinelli über Paris, wo der König ihn reichlich beſchenkte, und nach einem kurzen Aufenthalte in Frankreich, nach Madrid. Zehn Jahre hindurch ſang er jeden Abend vor Philipp V. und der Königin Eliſabeth. Als dieſer Fürſt in eine tiefe Melancholie verſank, und alle Geſchäfte vernachläſſigte, verſuchte die Königin die Gewalt der Muſik, um ihn zu

heilen. Sie ließ heimlich ein Concert dicht neben dem Appartement des Königs veranſtalten, und Farinelli ſang plötzlich eine ſeiner ſchönſten Arien. Der König ſchien anfangs betroffen und bald heftig bewegt. Am Schluſſe der zweiten Arie rief er den Virtuoſen zu ſich, überhäufte ihn mit Liebkoſungen, und fragte ihn, welche Belohnung er verlange, indem er ihm alles gewähren zu wollen ſchwur. Farinelli bat den König, ſich raſiren zu laſſen, und in das Conſeil zu gehen. Von dem Augenblicke an wurde die Krankheit des Königs einer ärztlichen Behandlung fähig, und Farinelli hatte die ganze Ehre ſeiner Geneſung. Dies war der Grund ſeiner unbeſchränkten Gunſt. Er wurde erſter Miniſter, Ritter des Calatravaordens, aber er vergaß nicht, daß er zuvor Sänger geweſen war. Er nahm nie die Einladungen der Großen des Hofes an, bei ihnen zu ſpeiſen. Ueberall bediente ſich Farinelli der Gnade des Königs nur, um Gutes zu thun. Daher kam es auch, daß nach einander drei Könige von Spanien, Philipp V., Ferdinand VI. und Carl III., ihn mit ihrer Gunſt beehrten. Nachdem er zwanzig Jahre lang die höchſten Ehren in Spanien genoſſen hatte, ſah er ſich genöthigt, 1761 nach Italien zurückzukehren. Er ließ ſich in der Nähe von Bologna ein geſchmackvolles Landhaus bauen, mit der Inſchrift: Amphion Thebas, ego domum. Hier ſammelte er die anſehnlichſte Bibliothek für Muſik, die man je geſehen hat, erwarb ſich das Verdienſt, den P. Martini zur Abfaſſung ſeiner Geſchichte der Muſik zu veranlaſſen, die dieſer gelehrte Literator jedoch nicht vollenden konnte, und ſtarb 1782, nachdem er in einem glücklichen Alter die Huldigungen ſeiner Mitbürger und beſuchender Fremden in reichem Maße genoſſen.

Farneſe, ein berühmtes italieniſches Fürſtenhaus, deſſen Genealogie ſeit der Mitte des 13. Jahrh. bekannt iſt. Es beſaß damals das Schloß Farneto bei Orvieto, und lieferte der Kirche und der Republik Florenz mehrere ausgezeichnete Heerführer, namentlich **Pietro Farneſe** (ſt. 1363), dem die Florentiner einen großen Sieg über die Piſaner verdanken. Papſt Paul III., ein Farneſe, betrieb die Erhöhung ſeiner Familie mit ſolchem Eifer, daß er nicht nur Pietro Luigi (oder Aloyſus), ſeinen natürlichen Sohn, ſondern auch deſſen fünf Söhne auf das herrlichſte verſorgte; vor allen aber ließ er ſich die Beförderung Pietro Luigi's angelegen ſein, eines von allen Laſtern gebrandmarkten Menſchen, der als ſolcher ſchon den Leſern des Benvenuto Cellini bekannt ſein wird. Paul III. ſuchte für ihn von Carl V. das Herzogthum Mailand zu erhalten, um welches der Kaiſer und Frankreich damals ſtritten. Da er indeß die ungeheuerſten Summen vergebens bot, ſo beſchloß er, die Staaten von Parma und Piacenza, die Julius II. von den Mailändern erobert hatte, in ein Herzogthum zu verwandeln, welches er im Auguſt 1545 ſeinem Sohne übergab. Pietro Luigi ließ ſich in Piacenza nieder, wo er eine Citadelle anlegte, und ſeine tyranniſche Regierung mit allerlei Beſchränkungen und Mißhandlungen des vorhin freien Adels begann. Als das Maß ſeiner Grauſamkeiten immer höher ſtieg, erhoben ſich, im Einverſtändniſſe mit Ferdinand von Gonzaga, Statthalter zu Mailand, die Häupter der adeligen Familien. Sieben und dreißig Verſchworne begaben ſich (10. Sept. 1547) unter dem Vorwande, dem Herzoge aufzuwarten, in die Citadelle und bemächtigten ſich der Zugänge. Giovanni Anguiſſola drang in das Zimmer des Herzogs, der, von den ſcheußlichſten Krankheiten entnervt, keinen Widerſtand zu leiſten vermochte, und unter dem Dolche ſeines Gegners fiel, worauf Gonzaga Piacenza im Namen des Kaiſers

beſetzte, und Abſtellung aller Beſchwerden verſprach. **Ottavio Farneſe**, der Sohn und Nachfolger Pietro's, befand ſich gerade damals bei Paul III. in Perugia. Zwar erklärte ſich Parma für Ottavio, der ſich auch mit einem päpſtlichen Heere dorthin begab, allein er war zum Angriffe von Piacenza zu ſchwach, und mußte mit Gonzaga einen Waffenſtillſtand ſchließen, indeß er ſich um den Schutz Frankreichs bewarb. Der Nachfolger ſeines Großvaters, Julius III., verſchaffte ihm, aus Anhänglichkeit an das Farneſiſche Haus, 1550 das Herzogthum Parma wieder, und erwählte ihn zum Gonfaloniere der Kirche; allein ein Bündniß, welches er bald darauf mit Heinrich II. von Frankreich ſchloß, zog ihm den Unwillen des Kaiſers und Papſtes zu, und er gerieth abermals in große Bedrängniß, aus welcher nach zwei Jahren ein ehrenvoller Vergleich ihn erlöſte. Mit dem Hauſe Oeſterreich ſöhnten ihn die Verdienſte ſeiner Gemahlin Margarethe und ſeines Sohnes Aleſſandro um die ſpaniſche Monarchie wieder aus. Margaretha, eine natürliche Tochter Kaiſer Carls V., die als Statthalterin in den Niederlanden mit vieler Mäßigkeit regierte, aber 1562 dem Herzog Alba hatte weichen müſſen, beſuchte ihren Gemahl, mit dem ſie nur wenig zuſammen gelebt, in Parma, und zog ſich dann nach Abruzzo zurück. Ottavio ſtarb 1586, nachdem er dreißig Jahre eines ungeſtörten Friedens genoſſen und dieſen benutzt hatte, alle während der vorigen Regierungen eingeriſſenen Unordnungen zu verbeſſern, und das Glück ſeiner Unterthanen zu befördern, bei welchen er ein geſegnetes Andenken hinterließ. Ihm folgte ſein und Margarethens älteſter Sohn, **Aleſſandro Farneſe**, als dritter Herzog von Parma und Piacenza, und General Philipps II. in Flandern. Als Kind begleitete er ſeine Mutter dorthin, wo er bereits in ſeinem zehnten Jahre ſich mit Maria, einer Nichte Königs Johann von Portugal, vermählte. Neigung, Muth, Gegenwart des Geiſtes und Stärke des Körpers beſtimmten ihn zu den Waffen. Die erſten Proben ſeiner Tapferkeit legte er unter Don Juan d'Auſtria in der Schlacht bei Lepanto ab. 1577 rief ihn Philipp II. aus Abruzzo, wo er ſich bei ſeiner Mutter befand, um dem Don Juan die Truppen wieder zuzuführen, die dieſer aus Flandern, wo die ſpaniſchen Angelegenheiten jetzt ſehr ſchlecht ſtanden, hatte zurückſchicken müſſen. Don Juan, der ſchon lange gekränkelt hatte, ſtarb im nächſten Jahre; Aleſſandro ward nun Statthalter, gewann Maſtricht und andere Städte zurück, und ließ ſich mit den Inſurgenten in Unterhandlungen ein, wobei es ihm gelang, die katholiſchen Unterthanen mit Philipp II. zu verſöhnen, indeß ſich die proteſtantiſchen durch die utrechter Union unter einander verbanden, und im Herzoge von Anjou, einem Bruder Heinrichs III. von Frankreich, einen neuen Vertheidiger herbeiriefen. Dieſer erſchien mit 25,000 Mann; bei allen Gelegenheiten aber trug Aleſſandro Siege und Vortheile über ihn davon. Mitten unter dieſen Triumphen erhielt er die Nachricht vom Tode ſeines Vaters. Um jetzt die Regierung ſeiner Staaten anzutreten, verlangte er den Abſchied aus ſpaniſchen Dienſten, erhielt ihn aber nicht, und ſah das Land, deſſen Herzog er geworden war, nie wieder. Das Glück der Niederlande, die ſich ſchwerlich lange gegen einen ſo tapfern, talentvollen und edelmüthigen Feldherrn behauptet hätten, waren die franzöſiſchen Bürgerkriege. Aleſſandro rückte in Frankreich ein, und nöthigte Heinrich IV., die Belagerung von Paris aufzuheben. Während ſeiner Abweſenheit hatte Moriz von Naſſau in den Niederlanden viele Vortheile gewonnen; doch ſtand er nicht nur ihm, ſondern auch Heinrich IV., mit obenein unruhigen und ſchlecht beſoldeten Truppen,

weisverfahren Statt finden ſolle, entſcheidet das Handelsgericht. Nach Ablauf der für die Beglaubigung der Foderungen feſtgeſetzten Friſten haben die Curatoren die ausgebliebenen Gläubiger aufzuzeichnen, der Commiſſär berichtet nun ans Handelsgericht, und dieſes ſetzt eine neue Friſt für die Unterſuchung feſt, welche rückſichtlich der inländiſchen Gläubiger nach der Entfernung des Wohnorts des nicht erſchienenen Gläubigers beſtimt wird, ſo daß für drei Meilen jedesmal ein Tag gerechnet wird. Bei ausländiſchen Gläubigern werden längere Friſten geſtattet. Nach Verlauf dieſer Friſt werden die Ausgebliebenen von künftiger Vertheilung ausgeſchloſſen. Binnen dreien Tagen nach der Friſt der Eidesleiſtung werden die für zuläſſig erkannten Gläubiger zuſammenberufen, und ihnen in Gegenwart des Commiſſärs und des Gemeinſchuldners der Zuſtand des Creditweſens vorgelegt. Hier trit der Zeitpunkt des Accordes ein, welcher nur dann Statt findet, wenn die Mehrzahl der Gläubiger, deren Geſammtfoderung wenigſtens $^3/_4$ der liquidirenden Schulden ausmacht, dazu einwilligt; Hypothekarier haben dabei keine Stimme. Im Falle oder bei Vorausſetzung eines Banquerotts gilt kein Accord. Kommt der Accord zu Stande, ſo muß er noch während der Sitzung unterzeichnet werden. Wer dagegen iſt, hat binnen einer Nothfriſt von acht Tagen ſeine Einwendungen anzuzeigen. Der gerichtlich beſtätigte Accord ſetzt den Falliten wieder in den vorigen Stand. Kommt kein Accord zu Stande, ſo haben die verſammelten Gläubiger, nach perſönlicher Stimmenmehrheit, definitive Curatoren (Syndics définitifs) und einen Caſſirer zu ernennen, welche die Maſſe genau erörtern, den Verkauf der Grundſtücke, Möbeln und Waaren des Falliten betreiben, und monatlich dem Commiſſär eine Ueberſicht des Creditweſens und des Caſſenbeſtandes übergeben, der ſodann die Vertheilungen und die Dividende zu beſtimmen hat. Vor der letzten Vertheilung werden die Gläubiger unter Vorſitz des Commiſſärs zuſammenberufen, und von den Curatoren die Schlußrechnung abgelegt. Das Unterpfandsrecht der Ehefrau, rückſichtlich ihres Eingebrachten, betrifft bloß die unbeweglichen Güter des Gemeinſchuldners, welche er zur Zeit der Verheirathung beſaß, und das Separationsrecht bloß die Grundſtücke, welche die Ehefrau laut des Ehecontracts von der Gütergemeinſchaft ausnimt, oder ererbt oder geſchenkt bekommen hat, oder welche auch aus dem Erlöſe ſolcher ererbten oder geſchenkten Grundſtücke erkauft worden. Hingegen auf Mobilien darf die Frau kein Seperationsrecht ausüben, ausgenommen auf Schmuck und koſtbares Geſchirr, wenn ſie beweiſt, daß ſie ihr durch den Ehecontract zugeeignet, oder durch Erbſchaft zugefallen ſind. Abgeſendete Waaren können zurückgefodert werden, ſo lange ſie noch unterwegs und nicht in das Waarenlager des Falliten, oder des von dieſem zum Verkaufen beauftragten Commiſſionärs abgeliefert ſind, doch haben die Curatoren das Recht, die Waaren gegen Erlegung des bedungenen Preiſes zu behalten; desgleichen können zurückgenommen werden Commiſſionswaaren, und ſogar deren Erlös, wenn der Fallit ſolche noch nicht in laufende Rechnung gebracht hat; ferner Remeſſen in Handelspapieren, welche ſich noch in der Brieftaſche des Falliten vorfinden, und ihm zum Eincaſſieren (Incaſſo) mit oder ohne weitere Beſtimmung gemacht waren, jedoch im letztern Falle bloß dann, wenn ſie in einer laufenden Rechnung eingetragen worden, nach welcher der Einſender allein gut hat. Der einfache Banquerottirer (d. h. welcher nur der Fahrläſſigkeit überführt wird) hat Gefängnißſtrafe verwirkt, welche nicht unter einem Monat, und nicht über zwei Jahre erkannt werden kann. Der betrügeriſche Banquerottirer wird auf beſtimmte Zeit

zu öffentlichen Arbeiten (travaux forcés) verurtheilt. — Nach engliſchen Rechten kann blos ein Kaufmann zum Falliment im geſetzlichen Sinne des Wortes kommen, und es ſind gewiſſe Handlungen feſtgeſetzt, welche den Gläubiger berechtigen, ſeinen Schuldner für zahlungsunfähig anzugeben. Dahin gehören: die Flucht des Schuldners aus England, wenn er das Haus hütet, und ſich, wenn er gemahnt wird, verläugnen läßt; ferner Veräußerungen, um die Gläubiger zu betrügen u. ſ. w. Ein Gläubiger, welcher ſeinen Schuldner zum Falliment bringen will, muß die Richtigkeit ſeiner Schuld, daß der Schuldner ein Handelsmann und ſolche Handlungen vorhanden ſind, darthun, um eine Commiſſion gegen den Schuldner beim Lord-Kanzler auszubringen. Die Schuld muß wenigſtens 100 Pfund ſein, wenn ein Gläubiger, 150 Pf., wenn zwei, und 200 Pf., wenn mehrere Gläubiger um Commiſſion nachſuchen. Der Lord-Kanzler erkennt und ernennt ſodann die Commiſſion, welche alle Habſchaften des Schuldners in Beſchlag nimt, und unterſucht, ob das Falliment zu erklären ſei. Unmittelbar nach dieſer Erklärung berufen die Commiſſäre die Gläubiger auf das Stadt- oder Rathhaus, um zur Wahl der Curatoren zu ſchreiten, welche aus den Gläubigern, jedoch nur aus ſolchen gewählt werden, deren Foderung 10 Pf. und darüber beträgt. Die Curatoren müſſen 4 Monate nach, und innerhalb 12 Monaten von der erkannten Commiſſion an, eine Vertheilung in der Zeitung ankündigen, und binnen 18 Monaten eine zweite Vertheilung vornehmen, in welcher Zeit auch noch ſich meldende Gläubiger zugelaſſen werden. Der Schuldner muß von der Zeit der Erklärung ſeines Falliments an bis zu einer gewiſſen Zeit ſich den Commiſſarien überliefern, und dem ſtrengſten Verhör unterwerfen. Wird ſeine Angabe treu und er ohne Betrug erfunden, ſo kann er nach dem letzten Verhör durch ein desfallſiges Zeugniß befreiet werden, und ſein Geſchäft von neuem anfangen. Dies Zeugniß muß wenigſtens von $\frac{4}{5}$ der Gläubiger, deren Foderung nicht unter 20 Pf. beträgt, mit Beitritt der Curatoren und vom Lord-Kanzler beſtätigt ſein; ohne ſolches Zeugniß heißt der Fallit ein ungerechtfertigter Fallit (uncertificated bankrupt) und bleibt mit ſeiner Habe den Curatoren unterworfen. Die Competenzwohlthat (ſ. d. Art. Competenzrecht) richtet ſich nach der Größe der Concursmaſſe, doch darf ſie nie über 200 Pf. ſteigen. — In Holland beſtand ſeit 1643 zu Amſterdam und in andern Handelsſtädten ein beſonderes Concursgericht (Kamer van desolade Boedel), halb aus Rechtsgelehrten, halb aus Kaufleuten, welche zwei Mal in der Woche ſich verſammeln, um die laufenden Banquerottſachen vorzunehmen. Bei Ausbruch des Concurſes beſtellt dieſes Gericht zwei Commiſſarien (einen Kaufmann und einen Rechtsgelehrten) zur Leitung des Creditweſens, welche ſich nebſt einem Secretär ſogleich zum Falliten begeben, verſiegeln, inventiren, die Bücher an ſich nehmen u. ſ. w. Den folgenden Tag berufen ſie die inwohnenden Gläubiger zuſammen, und ſetzen darüber und über nachfolgende Verſammlungen der Gläubiger einen Bericht auf. Nun werden zwei oder drei Gläubiger ernannt, der Habſchaften des Falliten ſich zu verſichern, ſolche zu verwalten, und zur Klarmachung zu bringen. Von da an hat der Fallit einen Monat Zeit, ſeinen Gläubigern einen Accord vorzulegen, welcher von den Commiſſarien durch öffentlichen Anſchlag den in- und ausländiſchen Gläubigern bekannt gemacht wird. Hat ein Gläubiger dagegen etwas einzuwenden, ſo muß er dies triftig anführen. Soll darauf Rückſicht genommen werden, ſo muß es entweder ein Hauptgläubiger ſein, der $\frac{1}{5}$ oder $\frac{1}{6}$ zu fodern hat, oder wenigſtens zwei Gläubiger, welche

$1/25$ zuſammen zu fodern haben. Kommt kein Accord zu Stande, ſo wird der Fallit von den Commiſſarien für zahlungsunfähig erklärt, ſeine Maſſe zur Curatel gebracht, und die zeitherigen Beſchlagnehmer werden in Curatoren verwandelt, die mit Hülfe eines Buchhalters zur Klarmachung ſchreiten. Die Zahlungsunfähigkeit wird nun von der Beſchlagnahme an gerechnet, und alle vier Wochen vorher geſchehene Abtretungen, Deckungen ꝛc. für null und nichtig angeſehen. Die Curatoren berichtigen die Maſſe und vertheilen, jedoch muß die letzte Vertheilung 18 Monate nach erkannter Curatel berichtigt ſein. Die Competenzwohlthat iſt, nach Maßgabe der Maſſe, 3 bis 10 pC.; doch darf ſie nie über 10,000 Fl. ſteigen. Wird der Fallit ſchuldlos erfunden, ſo kann er ein Zeugniß erhalten, welches von den Curatoren und von den Gläubigern, wenigſtens von $1/2$ der Zahl und $5/8$ der Schuld, oder von $5/8$ der Zahl und $1/2$ der Schuld, unterzeichnet ſein muß, und ihn nicht nur in den vorigen Stand ſetzt, ſondern auch von allen Nachfoderungen bisheriger Gläubiger frei macht. — Auch in Dänemark hat man ein beſonderes Theilungsgericht (Skifteret), welches Curatoren ernennt, die das Verhältniß mit den Gläubigern unter Genehmigung des Gerichts einrichten. Kein Gläubiger darf unter dieſen Curatoren ſein. — In Schweden muß der Schuldner, von Anzeige der Zahlungsunfähigkeit an, ſich zu Hauſe halten. Die Gläubiger des Orts und der Nachbarſchaft werden ſofort berufen, der Fallit beſchwört ſeine Habſchaft, und die Maſſe wird zu einſtweiliger Verwaltung an zwei oder mehrere gute Männer übergeben. Sämmtliche Gläubiger werden nun auf eine ſechsmonatliche Friſt öffentlich zur Klarmachung ihrer Foderungen vorgeladen. Vor 12 Uhr müſſen die Gläubiger am beſtimmten Tage erſcheinen, ihr Anbringen wird vorgeleſen und, wo möglich an demſelben Tage, die Foderungen beſchworen. Nun treten die guten Männer ab, und zwei von den Gläubigern erwählte Vermögensverwalter übernehmen die Maſſe. Drei Wochen nach der erſten Friſt geſchieht der zweite, und 14 Tage nachher der dritte Aufruf an die Gläubiger, und nun wird vertheilt. — Alle dieſe Geſetzgebungen ſind zweckmäßiger, als die gemeinrechtlichen Vorſchriften über den Concurs, obſchon in deutſchen Handelsorten häufig durch beſondere Geſetze abgeholfen iſt. Die Verſchleifung und Koſtbarkeit der deutſchen Concurſe iſt ſündlich, und ſelbſt der redlichſte Richter iſt oft nicht im Stande, die Ränke einzelner Theilhaber zu hindern. Die langweiligen öffentlichen Vorladungen, die vielfachen Liquidationsverfahren, die Zulaſſung der verzögernden Rechtsmittel, die häufigen Streitigkeiten über Erſtigkeitsrecht, alles dieſes trägt dazu bei, daß die Kaufleute überhaupt, zumal auswärtige, einen Abſcheu gegen alles Concursverfahren haben, und wo möglich außergerichtlich accordiren. Oft mehr als die Hälfte der Maſſe wird durch die Koſten oder durch den unvermeidlichen Verzug der Verſilberung erſchöpft, und man hat traurige Beiſpiele, daß Concurſe über 100 Jahre gedauert haben. Die Strafe der leichtſinnigen und boshaften Banquerottirer iſt unbeſtimmt, gewöhnlich Arreſt oder Zuchthaus. A.

Falſch heißt im Allgemeinen das, was etwas ſcheint, das es nicht iſt, und was durch ſeinen Schein betrügt, weil es irriger Weiſe für etwas gehalten wird, was es doch nicht iſt. Wo jener Schein abſichtlich hervorgebracht wird, alſo im Moraliſchen, da iſt Betrug jederzeit der Zweck. *Falſchheit*, im moraliſchen Sinne, ſteht der Aufrichtigkeit entgegen, und iſt als Laſter das zur Fertigkeit gewordene Beſtreben, Andere durch ſeine Aeußerungen zu einer unwahren Vorſtellung von ſeinen Eigenſchaften, Geſinnungen, Handlungen, Gefühlen und Ver-

hältniſſen zu beſtimmen. In allen dieſen Fällen ſteht das Falſche dem Wahren entgegen, öfters aber wird es auch nur, als dem Richtigen entgegenſtehend, für gleichbedeutend mit unrichtig gebraucht, und das dürfte wohl überall der Fall ſein, wo man des Falſchen im Aeſthetiſchen und Logiſchen gedenkt; falſche Zeichnung, falſcher Witz, falſches Urtheil u. ſ. w. In der Muſik bedient man ſich des Ausdrucks Falſch in dreierlei Hinſicht: 1. wenn ein Ton nicht rein angegeben wird, 2. wenn die Fortſchreitung der Intervallen fehlerhaft iſt, und 3. als Prädicat der verminderten Quinte, d. i. derjenigen, die um einen halben Ton kleiner iſt, als die reine. — Falſches Licht (Faux jour), ein Kunſtausdruck der Malerei. Wenn ein Gemälde ſo geſtellt iſt, daß das Licht von einer andern Seite darauf fällt, als von der, von welcher der Maler die Beleuchtung ausgehen ließ, oder wenn vom Standpunkte des Betrachters aus ein blendender Glanz darüber erſcheint, der das deutliche Unterſcheiden der Gegenſtände verhindert, ſo ſagt man, das Gemälde ſteht in falſchem Lichte. Daß es an ſeiner Wirkung auf dieſe Weiſe verliere, ergiebt ſich von ſelbſt.

Fallſchirm, Parachute, ein taffetner Schirm von etwa 20 Fuß im Durchmeſſer, mit welchem man ſich aus einer Höhe langſam auf die Erde herablaſſen kann. Er iſt für den Luftſchiffer in Fällen, wo ſein Ball in Gefahr kommt, von großer Wichtigkeit. Blanchard machte 1795 zuerſt einen glücklichen Verſuch damit in London; die Erfindung ſcheint ihm anzugehören, wiewohl Andere ſie dem Etienne Montgolſier zuſchreiben. Auch Garnerin erfand eine eigene Art von Fallſchirm.

Falſet, ſ. Fiſtel.

Faltenwurf, ſ. Draperie, Gewand.

Falter iſt eine Benennung alles Gezi̇efers mit vier Flügeln, das dieſelben auf mancherlei Art zuſammenfaltet, und die mit einem farbigen Staube bedeckt ſind. Im gemeinen Leben gebraucht man dafür Schmetterling, Sommervogel.

Fama, die Göttin des Ruhms, oder richtiger, des Rufes. Sie war die jüngſte Tochter der Erde, welche ſich durch Hervorbringung derſelben an den Göttern wegen der Ermordung ihrer Söhne, der Giganten, rächte. Die geſchwätzige Fama machte die Frevel der Götter bekannt. Sie wird mit Flügeln vorgeſtellt; ferner ſchreibt man ihr eben ſo viel Augen, Ohren und Zungen als Federn zu, erzählt, daß ſie des Nachts die Welt durchfliege, und des Tages von hohen Thürmen und Dächern herabſchaue, daß ſie anfangs klein ſei, allein im Fortgange immer wachſe u. ſ. w. Dichtungen, deren Sinn nicht ſchwer zu enträthſeln iſt.

Fanal heißt 1. überhaupt jedes Feuer, welches auf hohen Thürmen, Bergen ꝛc., wohl auch am Eingange eines Hafens oder an den Küſten des Nachts unterhalten wird, damit es als Signal diene; dann heißt es auch beſonders 2. ein Leuchtthurm für die Seefahrer, ein Pharus; 3. bei den Schiffen eine große Laterne, welche am Hintertheile des Schiffes oder am Maſtkorbe angebracht iſt; 4. bei der Artillerie die Lärmſtange.

Fanatismus oder Fanaticismus iſt die durch religiöſe Meinungen entzündete Schwärmerei, die Verwirrung derer, welche bei dem Urtheile über Gott und die göttlichen Dinge nicht der Vernunft und der Schrift, ſondern Einbildungen und Gefühlen folgen, und von denſelben bis zum wüthenden und verfolgenden Religionseifer, welchen man vorzüglich Fanatismus nennt, fortgeriſſen werden. Zuweilen wer-

den die Worte Fanatismus, Fanatiker und fanatiſch auch von andern Schwärmereien und Schwärmern gebraucht, welche ſich lebhaft und ſtürmiſch äußern. Es kann verſchiedene Gattungen und Grade des Fanatismus geben, nach der Verſchiedenheit der Meinungen, von denen er ausgeht, und der größern oder geringern Stärke, mit welcher die Phantaſie wirkt. Eine beſondere Art deſſelben iſt der Wahn, wo man in Gemeinſchaft mit höhern Naturen zu ſtehen und ihren Einfluß zu fühlen meint. Bald glaubt der Fanatiker mit den Engeln und mit den Seelen der Verſtorbenen umzugehen, bald wähnt er Jeſum und Gott ſelbſt zu ſchauen, bald kämpft er mit böſen Geiſtern, bald fühlt er ſich in unausſprechliche Entzückungen verſetzt. Die Züge, welche den Fanatiker charakteriſiren, ſind glühende Einbildungskraft, verbunden mit einem tiefen und innigen Gefühle, ſtolze Verachtung derer, welche dem kühnen Schwung ſeiner Phantaſie nicht folgen können, hartnäckige Rechthaberei, weil Beweiſe nichts über ihn vermögen, Geringſchätzung der Gelehrſamkeit und des mühſamen Forſchens, oft eine ſanfte und harmloſe Seelenruhe, die ihn einnehmend und liebenswürdig macht, oft aber auch Unduldſamkeit und Verfolgungsſucht. N.

Fandango, ein alter Nationaltanz in Spanien, wo er auf dem Lande am ſchönſten und graziöſeſten getanzt wird. Er ſchreitet von einer einförmigen zu der lebhafteſten Bewegung fort, welche den ganzen Körper erſchüttert. Der Tact wird dazu mit Caſtagnetten angegeben.

Fanfare, ein kleines kriegeriſches, für Trompeten und Pauken geſetztes Tonſtück von glänzendem und lärmenden Charakter (daher der Ausdruck Fanfaron, Großſprecher, Prahler, Windbeutel, und Fanfaronnade, Großſprecherei). So auch heißen kleine muntere, bei der Jagd eingeführte Tonſtücke für zwei Hörner. dd.

Farao, auch Faro oder Pharao, ein Hazardſpiel, bei welchem Einer die Bank hält, und die Uebrigen (Pointeurs) auf ſelbſtgewählte Kartenblätter, die ſie vor ſich hinlegen, Geld ſetzen. Es würde zu weitläufig ſein, die Regeln des Spiels hier angeben zu wollen, und wir können ſie um ſo eher übergehen, da das Farao faſt allenthalben wegen der überwiegenden Vortheile, welche der Banquier hat, und welche auf die Länge den Verluſt der Pointeurs allemal herbeiführen müſſen, ſo wie überhaupt wegen ſeines verführeriſchen Charakters zu den verbotenen Spielen gehört.

Farbe iſt eine Eigenſchaft des Lichtes, welche ſich durch keine Beſchreibung angeben, und deren Kenntniß ſich blos durch den Sinn des Geſichts erlangen läßt. Körperliche Farben, oder Pigmente, heißen die farbigen Körper, deren man ſich bedient, um andern Körpern durch Ueberziehen oder durch Miſchung mit denſelben eine beſtimmte Farbe zu geben. Weiß und Schwarz rechnet man zwar mit zu den Farben im letztern Sinne, nicht aber, oder wenigſtens nicht immer im erſteren Sinne, in welchem man einen weißen Körper häufig farblos nennt. Schwarz iſt Mangel an allem Lichte. Die Farben haben durch ihre verſchiedene Wirkung auf die Empfindung nicht nur an ſich, ſondern auch vereint, durch Harmonie oder Contraſt, verſchiedene Eigenſchaften, welche beſonders der Maler richtig beurtheilen muß; was jedoch Sache der Empfindung, und nicht der Worte iſt. Scharlachroth iſt z. B. eine brennende, dem Auge wehthuende Farbe, daher manche Thiere bei ihrem Anblick in Zorn gerathen. Grün iſt mild und ſchmeichelt dem Auge. Gelb iſt unter allen farbigen Lichtern das hellſte, roth das heißeſte, dunkelbraun und violet das ſanfteſte. Die Uebergänge einer Farbe in die andere durch Miſchung hat man auf verſchiedene Ar-

ten, zum Behuf der Maler, der Färber, der Mineralogen, in Tafeln, in Pyramiden u. ſ. f. darzuſtellen verſucht; nur eigne Beſchäftigung mit den Farben drückt der Seele die Bilder derſelben tief genug ein, um dieſe feinen Abſtufungen ſogleich zu erkennen und ſie richtig zu beurtheilen. (S. Farbenlehre.)

Färbekunſt, Färberei, iſt die Kunſt, allerlei Zeugen, Geſpinnſten oder Geweben beſtimmte Farben zu geben. Sie bildet ein zünftiges Gewerb, und theilt ſich in Schwarz-, Schön- und Seidenfärberei. Der practiſche Färber unterſcheidet einfache Farben, wohin er roth, blau und gelb rechnet, und zuſammengeſetzte. Die Kunſt beruht hauptſächlich 1) auf der Vorbereitung der zu färbenden Stoffe, indem ihnen der firnißartige Ueberzug, den ſie im natürlichen Zuſtande haben, und der die Annahme des Färbeſtoffs hindert, genommen, und ihnen durch Beizmittel die gehörige Verwandtſchaft gegeben wird; 2) auf der richtigen Bereitung der Farben; 3) auf der Auswahl dauerhafter Farben, daher man ächte und unächte unterſcheidet. Zu dem Färben der Wolle gehört: das Anſieden oder das Aufkochen mit der Beize, das Ausfärben oder das Eintauchen in die beſtimmten Farben (Flotten genannt), das Spülen in kaltem, reinen Flußwaſſer, und zuweilen noch das Schauen oder Scheuen, oder das Hinzuſetzen eines gewiſſen Stoffs, durch deſſen chemiſche Einwirkung die ſchon fertige Farbe noch abgeändert wird. Der Seide muß allemal zuvörderſt der Gummi entzogen werden. Baumwolle bedarf zur Vorbereitung (Entſchälung) einer ſchwachen Pottaſchenauflöſung; bei der Leinwand wird daſſelbe durch die Bleiche erreicht.

Farben der Pflanzen. Man nimt als Grundfarben folgende acht an, die man auch reine, ungemiſchte Farben nennt, weiß, grau, ſchwarz, blau, grün, gelb, roth, braun. Jede derſelben giebt ſieben beſtimmte Abänderungen, die ſich, hinſichtlich ihrer Abſtufungen, faſt durchaus gleich ſind, z. B. das Weiß giebt: Rein- oder Schneeweiß, Weißlich oder Schmutzigweiß, Milch- oder Blaulichweiß, Amiant oder Graulichweiß, Elfenbein- oder Gelblichweiß, Porzellan- oder Röthlichweiß, und Kreide- oder Bräunlichweiß. Der blaue Crocus verwandelt ſich oft in gelben, das blaue Veilchen oft in ein weißes, das blaue Akelei in ein rothes, die rothe Tulpe in eine gelbe, und die gelbe in eine weiße u. ſ. w. Ein gleiches läßt ſich an Früchten beobachten. Linné hat von den Farben der Pflanzen auf ihre Eigenſchaften, beſonders auf ihren Geſchmack, geſchloſſen. Gelb verräth nach ihm einen bittern, Roth einen ſauern, Grün einen rohen alkaliſchen, Blaß einen faden, Weiß einen ſüßen, und Schwarz einen ekelhaften, unangenehmen Geſchmack, und überdies noch eine verderbliche, ja tödtende Eigenſchaft.

Farbengebung (Colorit), ein Hauptbeſtandtheil der Malerei (ſ. d.), hat ihren techniſchen und äſthetiſchen Theil. Zu dem techniſchen Theile gehören die Handgriffe des Malers für Bereitung und Miſchung der Farben, und für das ganze Verfahren, von der Anlage bis zur Vollendung eines Gemäldes, welche in den verſchiedenen Arten der Malerei nach dem Material einer jeden verſchieden ſind. Sie machen das eigentliche Handwerk des Malers aus, welches der Schüler von dem Meiſter lernen muß. Ferner iſt noch hieher zu rechnen, die Kenntniß der Geſetze des Lichts und der Farben, und was aus der Beobachtung ihrer Wirkungen in der Natur für die Ausübung des Malers als Regel aufgeſtellt werden kann, z. B. über die Farbenbrechung (welche nicht mit Farbenmiſchung verwechſelt werden muß), d. h. diejenige Farbenmiſchung, wodurch ein Gegenſtand vor dem andern ausgezeichnet

wird. Leonardo da Vinci in ſeiner Abhandlung von der Malerei, Lomazzo und Gerhard Laireſſe in ihren Malerbüchern, Mengs in ſeinem practiſchen Unterricht, und Andere haben davon gehandelt. Göthe, in ſeiner Farbenlehre, giebt uns gleichſam eine geiſtige Geſchichte des Colorits. Mit allem dieſen aber iſt noch nicht erreicht, was erreicht werden ſoll, es iſt noch etwas übrig, was allein von der Empfindung und dem Geſchmacke des Künſtlers abhängt: der äſthetiſche Theil, der es mit Wahrheit und Schönheit der Farbengebung zu thun hat. Hierzu wird eine beſondere, in der Empfindung gegründete Anlage vorausgeſetzt, die ein weſentlicher Beſtandtheil des Kunſttalents iſt, die Anlage nämlich: den eigentlichen Stoff und die Farbe der Gegenſtände unter den Einflüſſen des Lichts und der Luft mit Empfindung aufzufaſſen, und in der Nachbildung mit charakteriſtiſcher Wahrheit auszudrücken. Soll dieſer Ausdruck in der Nachbildung gelingen, ſo wird genaue Beobachtung der Localtöne und Tinten erfodert. Unter Localtönen verſteht man die natürliche Farbe eines Gegenſtandes, wie ſie aus dem Standorte deſſelben, oder in der Entfernung vom Zuſchauer erſcheint. In der Kunſt erſcheint aber die natürliche Farbe der Gegenſtände immer nur als Localton, weil Alles nur als von einem gewiſſen Standpunkte aus betrachtet, und dem gemäß auch die natürliche Farbe nach dem jedesmaligen Abſtand abgeſtuft wird. Unter Tinten verſteht man (in engerer Bedeutung) die von der Localfarbe abweichenden Miſchungen, deren der Maler ſich in den Lichtern, Halbſchatten, Schatten und Wiederſcheinen bedient, um die feinern und ſtärkern Abſtufungen, welche Licht und Schatten auf der farbigen Oberfläche hervorbringen, auszudrücken. An keinem Gegenſtande der Kunſt finden ſich dieſe Veränderungen und Verſchattungen in größerer Zartheit und Mannichfaltigkeit, als an dem Nackten des menſchlichen Körpers, der daher auch der ſchwierigſte Gegenſtand des Malers iſt. Die Farbengebung, in ſo fern ſie ſich mit der Nachahmung der Farbe und Beſchaffenheit des Fleiſches (des Nackten) beſchäftigt, heißt Carnation. Kommt zu der genauern Uebereinſtimmung der natürlichen Farbe, der Localtöne und Tinten eines Gemäldes mit deſſen Gegenſtand in der Natur, noch getroffener Ausdruck des eigenthümlichen Charakters des Stoffes, woraus der Gegenſtand beſteht, ſo heißt die Farbengebung wahr. Zur Wahrheit ſoll ſich aber die Schönheit geſellen, welche durch harmoniſche Vereinigung aller Töne des Gemäldes in Einen Hauptton erreicht wird. Das Colorit muß dem äſthetiſchen Zwecke der Darſtellung gemäß ſein, und dieſen unterſtützen, bei aller Wahrheit der Localfarbe und des Stoffes im Einzelnen, durch die Harmonie der Farben und der Beleuchtung ein kunſtmäßiges ſchönes Ganze ausmachen. Die Wahl der Beleuchtung, die Vertheilung der Farben ſollen nicht allein auf die Deutlichkeit der Darſtellung, ſondern zugleich auch auf die Bewirkung einer zweckmäßig wohlgefälligen, ernſten oder reizenden, düſtern oder heitern Harmonie abzwecken, welche den Geſammteindruck des Kunſtwerks unterſtützt. Dieſer Foderung zufolge gehören auch Beleuchtung, Haltung und Helldunkel mit in den Begriff einer kunſtmäßig ſchönen Farbengebung. (Vergl. Accord.) dd.

Farbenlehre, die Lehre von dem Urſprunge, der Miſchung und den Wirkungen der Farben, als Eigenſchaften des Lichts. Woher kommt es, daß einiges Licht ſich farbig, anderes weiß zeigt, und nach welchen Geſetzen erfolgen die Erſcheinungen der Farben? Dieſe Fragen ſind es hauptſächlich, welche die Farbenlehre zu beantworten hat. Das Glasprisma iſt die erſte Vorrichtung, welche zu gründlichen Antworten

auf die Fragen geführt, und Iſaac Newton der erſte Phyſiker, der dieſe Antworten der Natur zu entlocken gewußt hat. Läßt man in ein verdunkeltes Zimmer durch ein kleines rundes Loch einen Sonnenſtrahl auf einen geſchliffenen, dreiſeitigen, ſenkrecht prismatiſchen Glaskörper fallen, ſo ſieht man ſehr deutlich: 1. daß der Lichtſtrahl, bei dem Eintritte in den Glaskörper und wieder bei dem Austritte aus demſelben, von ſeiner Bahn abgelenkt und in eine andere geradlinige Bahn (von dem Winkel der beiden Glasflächen, durch die er ein- und austrit, dem ſogenannten Brechungswinkel, abwärts) gebrochen wird; und 2. daß der Lichtſtrahl, der vor dem Prisma auf einem Papier (welches man in denſelben ſo hält, daß er darauf ſenkrecht fällt) einen völlig weißen Kreis bildet, hinter dem Prisma auf einem eben ſo gehaltenen Papiere ein farbiges Bild darſtellt, das ungefähr fünf Mal ſo lang als breit iſt, und die Farben des Regenbogens genau in derſelben Folge und Art zeigt, wie wir ſie in der Luft ſehen. Man nennt dieſes Bild das prismatiſche Farbenbild oder Farbenſpectrum. Die Länge deſſelben befindet ſich in einer auf der Axe des Prisma ſenkrecht ſtehenden Ebene; an dem Ende, welches nach dem brechenden Winkel des Prisma zu liegt, iſt es roth, an dem von dem brechenden Winkel am weiteſten abwärts liegenden Ende violet, dazwiſchen orangefarben, gelb, grün, blau und indigblau. Newton hat aus dieſen und vielen ähnlichen, mannichfach abgeänderten und genau beobachteten Erſcheinungen geſchloſſen, daß dieſe farbigen Lichter die einfachen ſind, und daß alles weiße Licht aus ihnen, nach eben dem Verhältniſſe, zuſammengeſetzt iſt, worin ſie ſich in dem prismatiſchen Farbenbilde zeigen. Jeder weiße Lichtſtrahl enthält, nach ihm, alle ſieben farbigen Lichter zugleich; dieſe erkennen wir aber nicht, weil ſie in ihrem Zuſammenwirken auf jedem Punkte der Netzhaut, in ihrem völligen Verſchmelzen in der Empfindung, den Eindruck, welchen wir weiß nennen, hervorbringen. Dieſe farbigen Lichter werden von den Körpern alle nach einerlei Geſetz zurückgeworfen, daher weißes Licht beim Zurückwerfen weiß bleibt. Aber ſie haben eine verſchiedene Brechbarkeit; die rothen Strahlen die kleinſte, die grünen die mittlere, die violetten die größte, und werden daher, ſo oft weißes Licht eine Brechung erleidet, von einander abgeſondert, weil ſie, vermöge ihrer verſchiedenen Brechbarkeit, wenn ſie gleich parallel einfallen, doch in verſchiedenem Grade abgelenkt, und daher in verſchiedenen Richtungen gebrochen werden; das Roth am wenigſten, Orange ſtärker, noch ſtärker Gelb, Grün, Blau, Indig, und am allerſtärkſten Violett oder Purpur. Wenn dieſe ſiebenfarbigen Strahlen wieder möglichſt nahe einer neben dem andern parallel ins Auge fallen, ſehen wir ſie als weißes Licht. Die mehrſten Körper haben die Eigenſchaft, von den farbigen Strahlen, welche darauf fallen, einige zu binden und zu verſchlucken, und nur eine oder ein Paar Arten zurückzuwerfen oder durch ſich hindurch zu laſſen; daher rühren nach Newton die Farben der Körper. Blaue Seide z. B. verſchluckt ſechs farbige Lichter des weißen Strahls, und wirft nur das blaue Licht zurück, und Cochenilletinctur läßt vom weißem Lichte blos den rothen Theil hindurch, und verſchluckt die andern Theile. Für alles dieſes ſprechen die Verſuche mit Farbenſcheiben, die auf einem kleinen Rade ſchnell in die Runde getrieben werden, und Verſuche mit dem Farbenſpectrum, das man auf farbige Körper fallen läßt. Newton hat dieſe Theorie in ſeiner Optik (welche vielmehr die Ueberſchrift Farbenlehre verdiente) aus einander geſetzt; ſie iſt, alles Scharfſinns ungeachtet, welcher aus ihr hervorleuchtet, nicht in jeder Hinſicht genügend. Mehrere haben daran geändert und gebeſſert, beſonders was die Zahl

der einfachen Farben betrifft, die einige auf drei, andere auf zwei haben vermindern wollen. U.

Färberröthe, eine Pflanze, die man auf vorzüglich gutem Boden unter dem Namen Krapp mit Nutzen anbauet. Sie bedarf ſehr ſorgfältiger Pflege, und wird ſowohl friſch als getrocknet gebraucht. Sie hat ſchwache viereckige gegliederte Stengel. Erhält ſie eine Stütze, ſo klettert ſie 8 Fuß hoch, ſonſt rankt ſie auf der Erde. Jedes Gelenk hat 5 bis 6 lanzenförmige Blätter, 3 Zoll lang, in der Mitte faſt 1 Zoll breit und an beiden Enden zugeſpitzt. Aus den Gelenken kommen im Junius Zweige, die kleine Blumen mit 4 gelben Blättern tragen. Die Frucht iſt eine freilich nur kaum in Süddeutſchland reifende Beere ſchwarzer Farbe, mit einem runden Samenkorn. Die runden Wurzeln ſind dauernd, werden bisweilen einen Finger dick, und haben ein gelbrothes Mark. Sie färben die Knochen der Thiere, welche davon freſſen, roth.

Färbeſtoffe, Pigmente, alle zum Färben, Malen oder Anſtreichen brauchbaren Materiale, dergleichen alle Reiche der Natur liefern. Blaue Farben geben Indig, Waid, Campecheholz, Berlinerblau; rothe, Cochenille, Krapp, Braſilienholz, Rothholz, Saflor; gelbe, Wau, Gelbholz, Querzitron-Rinde, Scharte, Füſetholz; ſchwarz färben Galläpfel, Knoppern, Schmack, Campecheholz mit Eiſenvitriol. Die übrigen Farben ſind aus den genannten zuſammengeſetzt.

Farce, franzöſ., 1. in der Kochkunſt ein Gemiſch von gehacktem Fleiſch, Weißbrot, Gewürz ꝛc., womit beſonders das Geflügel gefüllt wird: Gefüllſel; 2. ein Luſpiel, das, ohne höhern Zweck, blos Lachen erregen will: die Poſſe. Es herrſcht darin das niedere Komiſche, und viele Nationen haben eigne ſtehende Charaktere dazu, die Spanier den Gracioſo, Gallego; die Italiener den Arlechino, Scaramuz u. A.; die Deutſchen den Hanswurſt, Kasperle u. ſ. w. (ſ. Komiſch). Der Ausdruck Farce kommt von dem italieniſchen Farſa, dieſes aus dem Lateiniſchen von farsum (geſtopft), und bedeutet eigentlich ein Miſchmaſch von Allerlei. Leſſing will, man ſoll Farſe, nicht Farce ſchreiben, damit es weniger franzöſiſch ausſehe, und wir nicht aus der dritten Hand zu borgen ſcheinen, was wir ſo gut als die Franzoſen aus der erſten nehmen können. Adelung bemerkt, daß in den mittlern Zeiten Farſe eine Art Geſänge geweſen ſei, welche zwiſchen den Gebeten u. ſ. f. geſungen wurden. Demnach könnte vielleicht die urſprüngliche Bedeutung dieſes Worts, auf die Komödie angewandt, ſo viel als Intermezzo, Zwiſchenſpiel ſein. Nach der Meinung des Provenzalen Abbate Paolo Bernardy wäre es von einem provenzaliſchen Gerichte Farſum herzuleiten.

Faria de Souſa (Manoel), ein berühmter caſtilianiſcher Geſchichtſchreiber und Dichter, geb. 1590 zu Suto in Portugal, im Schoße einer alten erlauchten Familie. Er verrieth ſehr frühzeitig bedeutende Talente, und ſchon im 9ten Jahre ſandte ihn ſein Vater auf die Univerſität zu Braga, wo er große Fortſchritte in Sprachen und in der Philoſophie machte. Im 14ten Jahre trat er als Geſellſchafter in die Dienſte des Biſchofs von Oporto, und bildete ſich unter deſſen Leitung weiter in den Wiſſenſchaften aus. Die Liebe zu einer jungen Schönheit entfaltete hier ſein dichteriſches Talent, er beſang ſie unter dem Namen Albania, vermählte ſich mit ihr 1613, und ging nach Madrid. Allein er konnte hier ſein Glück nicht finden, und kehrte nach Portugal zurück. Er beſuchte auch Rom, und erwarb ſich die Aufmerkſamkeit des Papſtes Urban VIII. und aller Gelehrten, die ihn umgaben, durch

ſeine ausgebreiteten Kenntniſſe. Nach Madrid zurückgekehrt, widmete er ſich einzig den Wiſſenſchaften, und arbeitete ſo anhaltend, daß er ſich ſelbſt im 59ſten Jahre ſeines Alters den Tod dadurch zuzog. Unter ſeinen Schriften zeichnen ſich aus: Discursos morales y politicos. 2 Vol. Madrid 1623 und 1626. — Comentarios sobre la Lusiada. Mad. 1639. 2 Vol. Fol. — Epitome de las Historias Portuguesas — und dann el Asia, el Europa, el Africa und el America Portuguesa, jedes ein beſonderes Werk, wovon jedoch das letzte nicht gedruckt worden. Auch eine Sammlung von Gedichten, unter dem Titel: Fuente de Aganipe, rimas varias. 1644. 46. (Aganippens Quelle), iſt von ihm vorhanden. Sein Styl iſt rein und kräftig, und ſeine Darſtellung voll dichteriſchen Lebens.

Farinelli (Carlo Broſchi genannt). Dieſer Künſtler, der ſich durch ſein ſeltnes Talent den Ruf eines der vollkommenſten Sänger des vorigen Jahrh. erworben hat, wurde 1705 zu Neapel geboren. Sein Vater unterrichtete ihn in den Anfangsgründen der Muſik; darauf genoß er der Anweiſung Porpora's, den er auf mehreren Reiſen begleitete. Er war 17 Jahre alt, als er ſich nach Rom begab, wo er mit ſeiner hellen und volltönigen Stimme einen Wettſtreit einging mit einem berühmten Virtuoſen auf der Trompete. Beide Nebenbuhler boten in dieſem, dem Anſcheine nach ſo ungleichen Kampfe den ganzen Umfang ihres Talents auf, aber Farinelli begann, als bereits ſein Gegner erſchöpft verſtummte, ſeinen Geſang aufs neue mit ſo viel Kraft und Anmuth, führte ihn mit ſolcher Schärfe der Töne durch, daß ſeine Stimme alle Grenzen der Möglichkeit zu überſteigen ſchien, und ihm den Preis gewann. Bald darauf ging er nach Bologna, um Bernacchi, damals den erſten Sänger Italiens, zu hören und ſeinen Unterricht zu genießen. 1728 reiſete er nach Wien, wo Kaiſer Carl VI. ihn mit Wohlwollen und reichen Geſchenken überhäufte. Dieſer Kaiſer war es, der einſt, als er Farinelli gehört hatte, zu ihm ſagte, daß er zwar durch den Umfang und die Schönheit ſeiner Stimme Erſtaunen errege, daß es aber nur von ihm abhänge, auch zu rühren und zu intereſſiren, wenn er ſich eines natürlichern Geſanges befleißigen wolle. Farinelli benutzte dieſen Wink, und bezauberte ſeitdem ſeine Hörer eben ſo ſehr, als er ſie überraſchte. Als 1734 Porpora eine Theatergeſellſchaft nach London führte, berief er Farinelli zu ſich, der durch die Schönheit ſeiner Stimme und den Zauber ſeines unvergleichlichen Geſanges das Publicum dergeſtalt anzog, daß Händel, der an der Spitze einer andern Geſellſchaft ſtand, vergebens alle Hülfsmittel ſeines Genies aufbot, die Auflöſung derſelben zu verhindern. Laborde verbürgt die Wahrheit folgender Anekdote. Seneſino und Farinelli waren beide zu derſelben Zeit in England, aber an zwei verſchiedenen Theatern angeſtellt, und da ſie immer an gleichen Tagen ſangen, hatten ſie nicht Gelegenheit, ſich zu hören. Der Zufall führte ſie einſt zuſammen. Seneſino hatte einen blutdürſtigen Tyrannen, Farinelli einen unglücklichen, in Feſſeln ſchmachtenden Helden darzuſtellen. Farinelli's erſte Arie aber erweicht das harte Herz des grauſamen Tyrannen ſo ſehr, daß Seneſino, den Charakter ſeiner Rolle vergeſſend, ſich ihm in die Arme ſtürzt, um ihn entzückt an ſeine Bruſt zu drücken. 1737 ging Farinelli über Paris, wo der König ihn reichlich beſchenkte, und nach einem kurzen Aufenthalte in Frankreich, nach Madrid. Zehn Jahre hindurch ſang er jeden Abend vor Philipp V. und der Königin Eliſabeth. Als dieſer Fürſt in eine tiefe Melancholie verſank, und alle Geſchäfte vernachläſſigte, verſuchte die Königin die Gewalt der Muſik, um ihn zu

heilen. Sie ließ heimlich ein Concert dicht neben dem Appartement des Königs veranſtalten, und Farinelli ſang plötzlich eine ſeiner ſchönſten Arien. Der König ſchien anfangs betroffen und bald heftig bewegt. Am Schluſſe der zweiten Arie rief er den Virtuoſen zu ſich, überhäufte ihn mit Liebkoſungen, und fragte ihn, welche Belohnung er verlange, indem er ihm alles gewähren zu wollen ſchwur. Farinelli bat den König, ſich raſiren zu laſſen, und in das Conſeil zu gehen. Von dem Augenblicke an wurde die Krankheit des Königs einer ärztlichen Behandlung fähig, und Farinelli hatte die ganze Ehre ſeiner Geneſung. Dies war der Grund ſeiner unbeſchränkten Gunſt. Er wurde erſter Miniſter, Ritter des Calatravaordens, aber er vergaß nicht, daß er zuvor Sänger geweſen war. Er nahm nie die Einladungen der Großen des Hofes an, bei ihnen zu ſpeiſen. Ueberall bediente ſich Farinelli der Gnade des Königs nur, um Gutes zu thun. Daher kam es auch, daß nach einander drei Könige von Spanien, Philipp V., Ferdinand VI. und Carl III., ihn mit ihrer Gunſt beehrten. Nachdem er zwanzig Jahre lang die höchſten Ehren in Spanien genoſſen hatte, ſah er ſich genöthigt, 1761 nach Italien zurückzukehren. Er ließ ſich in der Nähe von Bologna ein geſchmackvolles Landhaus bauen, mit der Inſchrift: Amphion Thebas, ego domum. Hier ſammelte er die anſehnlichſte Bibliothek für Muſik, die man je geſehen hat, erwarb ſich das Verdienſt, den P. Martini zur Abfaſſung ſeiner Geſchichte der Muſik zu veranlaſſen, die dieſer gelehrte Literator jedoch nicht vollenden konnte, und ſtarb 1782, nachdem er in einem glücklichen Alter die Huldigungen ſeiner Mitbürger und beſuchender Fremden in reichem Maße genoſſen.

Farneſe, ein berühmtes italieniſches Fürſtenhaus, deſſen Genealogie ſeit der Mitte des 13. Jahrh. bekannt iſt. Es beſaß damals das Schloß Farneto bei Orvieto, und lieferte der Kirche und der Republik Florenz mehrere ausgezeichnete Heerführer, namentlich Pietro Farneſe (ſt. 1363), dem die Florentiner einen großen Sieg über die Piſaner verdanken. Papſt Paul III., ein Farneſe, betrieb die Erhöhung ſeiner Familie mit ſolchem Eifer, daß er nicht nur Pietro Luigi (oder Aloyſus), ſeinen natürlichen Sohn, ſondern auch deſſen fünf Söhne auf das herrlichſte verſorgte; vor allen aber ließ er ſich die Beförderung Pietro Luigi's angelegen ſein, eines von allen Laſtern gebrandmarkten Menſchen, der als ſolcher ſchon den Leſern des Benvenuto Cellini bekannt ſein wird. Paul III. ſuchte für ihn von Carl V. das Herzogthum Mailand zu erhalten, um welches der Kaiſer und Frankreich damals ſtritten. Da er indeß die ungeheuerſten Summen vergebens bot, ſo beſchloß er, die Staaten von Parma und Piacenza, die Julius II. von den Mailändern erobert hatte, in ein Herzogthum zu verwandeln, welches er im Auguſt 1545 ſeinem Sohne übergab. Pietro Luigi ließ ſich in Piacenza nieder, wo er eine Citadelle anlegte, und ſeine tyranniſche Regierung mit allerlei Beſchränkungen und Mißhandlungen des vorhin freien Adels begann. Als das Maß ſeiner Grauſamkeiten immer höher ſtieg, erhoben ſich, im Einverſtändniſſe mit Ferdinand von Gonzaga, Statthalter zu Mailand, die Häupter der adeligen Familien. Sieben und dreißig Verſchworne begaben ſich (10. Sept. 1547) unter dem Vorwande, dem Herzoge aufzuwarten, in die Citadelle und bemächtigten ſich der Zugänge. Giovanni Anguiſſola drang in das Zimmer des Herzogs, der, von den ſcheußlichſten Krankheiten entnervt, keinen Widerſtand zu leiſten vermochte, und unter dem Dolche ſeines Gegners fiel, worauf Gonzaga Piacenza im Namen des Kaiſers

beſetzte, und Abſtellung aller Beſchwerden verſprach. *Ottavio Farneſe*, der Sohn und Nachfolger Pietro's, befand ſich gerade damals bei Paul III. in Perugia. Zwar erklärte ſich Parma für Ottavio, der ſich auch mit einem päpſtlichen Heere dorthin begab, allein er war zum Angriffe von Piacenza zu ſchwach, und mußte mit Gonzaga einen Waffenſtillſtand ſchließen, indeß er ſich um den Schutz Frankreichs bewarb. Der Nachfolger ſeines Großvaters, Julius III., verſchaffte ihm, aus Anhänglichkeit an das Farneſiſche Haus, 1550 das Herzogthum Parma wieder, und erwählte ihn zum Gonfaloniere der Kirche; allein ein Bündniß, welches er bald darauf mit Heinrich II. von Frankreich ſchloß, zog ihm den Unwillen des Kaiſers und Papſtes zu, und er gerieth abermals in große Bedrängniß, aus welcher nach zwei Jahren ein ehrenvoller Vergleich ihn erlöſte. Mit dem Hauſe Oeſterreich ſöhnten ihn die Verdienſte ſeiner Gemahlin Margarethe und ſeines Sohnes Aleſſandro um die ſpaniſche Monarchie wieder aus. Margaretha, eine natürliche Tochter Kaiſer Carls V., die als Statthalterin in den Niederlanden mit vieler Mäßigkeit regierte, aber 1562 dem Herzog Alba hatte weichen müſſen, beſuchte ihren Gemahl, mit dem ſie nur wenig zuſammen gelebt, in Parma, und zog ſich dann nach Abruzzo zurück. Ottavio ſtarb 1586, nachdem er dreißig Jahre eines ungeſtörten Friedens genoſſen und dieſen benutzt hatte, alle während der vorigen Regierungen eingeriſſenen Unordnungen zu verbeſſern, und das Glück ſeiner Unterthanen zu befördern, bei welchen er ein geſegnetes Andenken hinterließ. Ihm folgte ſein und Margarethens älteſter Sohn, *Aleſſandro Farneſe*, als dritter Herzog von Parma und Piacenza, und General Philipps II. in Flandern. Als Kind begleitete er ſeine Mutter dorthin, wo er bereits in ſeinem zehnten Jahre ſich mit Maria, einer Nichte Königs Johann von Portugal, vermählte. Neigung, Muth, Gegenwart des Geiſtes und Stärke des Körpers beſtimmten ihn zu den Waffen. Die erſten Proben ſeiner Tapferkeit legte er unter Don Juan d'Auſtria in der Schlacht bei Lepanto ab. 1577 rief ihn Philipp II. aus Abruzzo, wo er ſich bei ſeiner Mutter befand, um dem Don Juan die Truppen wieder zuzuführen, die dieſer aus Flandern, wo die ſpaniſchen Angelegenheiten jetzt ſehr ſchlecht ſtanden, hatte zurückſchicken müſſen. Don Juan, der ſchon lange gekränkelt hatte, ſtarb im nächſten Jahre; Aleſſandro ward nun Statthalter, gewann Maſtricht und andere Städte zurück, und ließ ſich mit den Inſurgenten in Unterhandlungen ein, wobei es ihm gelang, die katholiſchen Unterthanen mit Philipp II. zu verſöhnen, indeß ſich die proteſtantiſchen durch die utrechter Union unter einander verbanden, und im Herzoge von Anjou, einem Bruder Heinrichs III. von Frankreich, einen neuen Vertheidiger herbeiriefen. Dieſer erſchien mit 25,000 Mann; bei allen Gelegenheiten aber trug Aleſſandro Siege und Vortheile über ihn davon. Mitten unter dieſen Triumphen erhielt er die Nachricht vom Tode ſeines Vaters. Um jetzt die Regierung ſeiner Staaten anzutreten, verlangte er den Abſchied aus ſpaniſchen Dienſten, erhielt ihn aber nicht, und ſah das Land, deſſen Herzog er geworden war, nie wieder. Das Glück der Niederlande, die ſich ſchwerlich lange gegen einen ſo tapfern, talentvollen und edelmüthigen Feldherrn behauptet hätten, waren die franzöſiſchen Bürgerkriege. Aleſſandro rückte in Frankreich ein, und nöthigte Heinrich IV., die Belagerung von Paris aufzuheben. Während ſeiner Abweſenheit hatte Moriz von Naſſau in den Niederlanden viele Vortheile gewonnen; doch ſtand er nicht nur ihm, ſondern auch Heinrich IV., mit obenein unruhigen und ſchlecht beſoldeten Truppen,

ſiegreich entgegen. Bei der Rückkehr von dieſem Feldzuge erhielt er 1592 vor Caudebec eine Wunde am Arme, deren Vernachläſſigung ihm zu Arras im 47ſten Lebensjahre den Tod zuzog. Als Herzog von Parma folgte ihm ſein älteſter Sohn, Ranuzio I., der keine von den glänzenden Tugenden ſeines Vaters beſaß, ſondern finſter, ſtrenge, habſüchtig und mißtrauiſch war. Die Unzufriedenheit des Adels mit ſeiner Regierung veranlaßte ihn, den Häuptern der angeſehenſten Familien eine Verſchwörung anzudichten, ihnen heimlich den Proceß machen, ſie hinrichten (19. Mai 1612) und ihre Güter einziehen zu laſſen. Dieſes unerhörte Verfahren empörte viele italieniſche Fürſten, und nur der Tod des aufgebrachteſten, des Herzogs Vincenzo Gonzaga von Mantua, hinderte den Ausbruch eines Krieges. Seinen natürlichen Sohn Ottavio, der die Liebe des Volks beſaß, ließ er im Kerker unbarmherzig verſchmachten. Er ſelbſt ſtarb 1622. Ungeachtet der Rohigkeit ſeines Charakters zeigte er Geſchmack für Wiſſenſchaften und Künſte; auch wurde unter ſeiner Regierung das berühmte Theater zu Parma nach dem Muſter der Alten von Joh. Bapt. Aleotti erbaut. Sein Sohn und Nachfolger, Odoardo F. (geſt. 1646), beſaß viel Talent zur Satyre, große Beredſamkeit, aber noch mehr Dünkel und Eigenliebe. Hang zu Abenteuern, und die Eitelkeit, auch in den Waffen glänzen zu wollen, verwickelte ihn in Kriege mit den Spaniern und mit Papſt Urban VIII., dem er große Summen ſchuldig war. Seine übermäßige Beleibtheit, die er auch auf ſeine Kinder vererbte, machte ihn zum Kriegsweſen faſt ganz ungeſchickt, wie leidenſchaftlich er es auch liebte. Nicht ſo grauſam wie ſein Großvater, auch nicht ſo voll Dünkel, wie ſein Vater, war der nun folgende Ranuzio II. (geſt. 1694), aber ſchwach, und häufig ein Spielball unwürdiger Günſtlinge. Einer von dieſen, Namens Godefroi, den er aus einem franzöſiſchen Sprachlehrer zum erſten Miniſter und Marcheſe umgeſchaffen hatte, ließ den neuen Biſchof von Caſtro ermorden, den Farneſe nicht anerkennen wollte. Höchſt entrüſtet darüber, ließ Papſt Innocenz X. Caſtro ſchleifen, und Godefroi, der von den päpſtlichen Truppen geſchlagen wurde, verlor endlich die Gunſt ſeines Herrn, und bei ſeiner Rückkehr Güter und Leben. Der älteſte Sohn Ranuzio's, Odoardo, wurde ſo dick, daß er erſtickte. Von zwei noch übrigen Söhnen, Franceſco und Antonio, folgte zuerſt Franceſco F. (geſt. 1727), deſſen ungeheure Dicke auch keine Hoffnung zu einem Nachfolger geſtattete. Philipp V. von Spanien heirathete indeſſen Eliſabeth Farneſe, eine Tochter des erſtickten Odoardo und Nichte des Herzogs Franceſco. Da man die Kinderloſigkeit des letztern vorausſah, ſo beſchloſſen die erſten Mächte Europa's, daß ein Sohn Philipps V. und Eliſabeths, der nicht König von Spanien würde, die Farneſiſchen Beſitzthümer erben ſollte. Auf dieſe Weiſe fielen ſie dem Hauſe Bourbon zu. Auf Franceſco F., der ſich alle dieſe Anornungen gefallen laſſen mußte, ohne dabei befragt zu werden, folgte ſein Bruder Antonio F., der achte Herzog von Parma (geſt. 1731). Auch er blieb ſeines Alters und ſeiner Beleibtheit wegen ohne Kinder, und hatte während ſeiner ganzen Regierung unaufhörlich Schmach und Demüthigungen zu beſtehen. Er ſtarb endlich, und ſogleich wurden Parma und Piacenza von 6000 Spaniern für Don Carlos in Beſitz genommen. (S. Parma.) F — r.

Farquhar (Georg), ein engliſcher Dramatiker, war 1678 zu Londondery in Irland geboren. Er verließ Dublin, wo er auf Schulen war, um ſich mit einer Geſellſchaft von Schauſpielern zu vereinigen. Da er aber auf der Bühne kein Glück machte, ging er nach

London und trat als Lieutenant in das Regiment des Grafen Orrery. Seine Neigung fürs Theater hatte ihn jedoch nicht verlaſſen, und er befriedigte ſie durch Arbeiten für daſſelbe. 1698 trat er mit ſeinem erſten Luſtſpiel: Amor in einer Flaſche, hervor, welches gefiel. 1700 gab er: die ſtandhaften Liebenden, und bald darauf: Sir Harry Wildair, den Unbeſtändigen und den Officier auf Werbung. Sein letztes und mit dem größten Erfolg aufgeführtes Luſtſpiel ſind die Kriegsliſten. Er ſtarb 1707 in der Mitte ſeiner Laufbahn, und hatte ſich durch ſeine höchſt ergötzlichen und ziemlich ausgelaſſenen Theaterſtücke einen vortheilhaften Namen erworben.

Faſanen, Faſanerien. Bekanntlich ſind Faſanen eine Art wilder Hühner, die in Prunkgärten gehegt und von Leckermäulern als eine ſehr wohlſchmeckende Speiſe betrachtet werden. Anlagen zur Hegung der Faſanen nennt man Faſanerien. Man unterſcheidet ſie in wilde und zahme. In erſtern iſt der Faſan ſich ſelbſt überlaſſen, und wird nur im Winter gefüttert. Es bedarf keiner Gebäude, ſondern nur hier und da einiger Kirrungen und Stände in dem Gebüſch, auf welchen man zu gewiſſen Zeiten mit Haferſtroh, Kampher, Anis u. ſ. w. räuchert, um die Faſanen zuſammenzuhalten, die dieſen Geruch ſehr lieben. Mehr Sorgfalt und Koſten erfodert eine zahme Faſanerie. An einem gutgewählten Orte, von dem alle Raubthiere möglichſt abzuhalten ſind, werden ein Faſanenhaus mit einem heizbaren Zimmer zur Beherbergung derſelben, vor demſelben ein Zwinger, der mit dem Hauſe durch Löcher zum Ein- und Auslaſſen in Verbindung ſteht, ferner ein Brüthaus, ebenfalls mit einem Zwinger, und außerdem noch ein Häuschen für Trut- und Haushühner, noch verſchiedene kleine Häuschen mit Zwingern, und eine Wohnung des Faſanenwärters erfodert. In jeden Zwinger ſetzt man einen Hahn mit neun bis zehn Hennen, welche man wohl füttert, und Abends und Morgens ein- und austreibt. Zur Legzeit ſammelt man ſorgfältig die Eier, und läßt ſie entweder durch die Faſanenhennen, oder durch Trut- und Haushühner ausbrüten. Da das Fleiſch dieſes Vogels ſehr geſchätzt und beliebt iſt, und für etwas beſonders Köſtliches und Leckeres gilt, ſo iſt er in den meiſten Ländern Eigenthum des Landesherrn, dem es auch allein zukommt, Faſanerien anzulegen. Als die prächtigſten von allen Faſanenarten nennen wir den chineſiſchen Goldfaſan und Silberfaſan, welche beide Gattungen auch in unſerm nördlichen Clima recht gut fortkommen.

Fasces, bei den alten Römern ein Bündel glatter Stäbe, in deren Mitte ſich, zum Zeichen der Gewalt über Leben und Tod, ein Beil befand. Dieſe Fasces, deren Anzahl verſchieden beſtimmt war, wurden den höhern Magiſtratsperſonen von den Lictoren auf den Schultern vorgetragen. Vor dem Volke mußten jedoch die Lictoren, zu Anerkennung der Obergewalt deſſelben, die Fasces ſenken; auch wurden in der Hauptſtadt die Beile aus denſelben weggelaſſen.

Faſch (Carl Friedr. Chriſtian), königl. Cammermuſikus zu Berlin, geb. zu Zerbſt 1736, wo ſein Vater Capellmeiſter war. Sein muſikaliſches Talent entwickelte ſich früh. 1756 kam er in die Capelle Friedrichs II. nach Berlin, und ſtarb daſelbſt 1800. Er war ein großer Muſiker, in deſſen Werken die tiefſte Kenntniß der muſikaliſchen gelehrten Kunſt mit dem verſtändigſten Sinn und dem innigſten Ausdrucke verknüpft ſind. Im vielſtimmigen Satze zeigt er eine Vollkommenheit, die vor ihm nicht erreicht worden war. Man findet darin den künſtlichſten Contrapunkt verbunden mit der größten Einfachheit und mit der ausdruckvollſten Melodie in allen Stimmen. Beſonders

zeichnet ſich in dieſer Hinſicht ſein achtſtimmiges Miſerere als ein vollendetes Meiſterſtück aus. Sein ſechzehnſtimmiges Kyrie und Gloria wurde von Hiller als ein Werk angekündigt, das an Tiefe und Geſchmack alles übertreffe, was man in dieſer Gattung gehört habe; und dieſes großen Meiſters Urtheil haben die Kenner unterſchrieben. Als ein wahrer Verluſt iſt es zu bedauern, daß Faſch, der in allem nach höchſter Vollkommenheit ſtrebte, ſeine meiſten Compoſitionen noch vor ſeinem Tode verbrennen ließ, ſo daß wir der Zahl nach nur wenig von ihm beſitzen. Sein größtes Verdienſt iſt unſtreitig die Stiftung der in ihrer Art einzigen berliner Singakademie, der nach ihm Zelter, der ſeines großen Vorgängers Verdienſte in einer eignen Schrift gewürdigt hat, mit vielem Ruhme vorſteht.

Faſchinen ſind eigentlich Gebunde von Reiſig, welche nach der Art ihrer Verfertigung entweder Faſchinen oder Würſte genannt werden. Man gebraucht ſie zu Ausfüllung der Gräben, Ausbeſſerung der Wege, auch zu Schanzkörben und insbeſondere beim Waſſerbau. Ein ganzes aus ſolchen Bündeln beſtehendes Werk heißt ein **Faſchinenwerk**.

Faſching, **Faſten,** } ſ. **Faſtnacht** und **Carneval**.

Faſti hießen in Rom gewiſſe marmorne Tafeln, worauf entweder die jährlichen Feſte und Feiertage, oder die Namen der Conſuln, Dictatoren ꝛc. eingehauen waren. Jene, fasti minores genannt, waren nichts anders, als der Calender, woraus man wiſſen konnte, wann die Feſttage einfielen; ſie wußte ehedem niemand, als die Pontifices, welche dann die Feſte, freilich nach ihren oder der Vornehmeren Staatsabſichten, dem Volke anſagten. Im J. Roms 550 aber brachte ſie C. Flavius, welcher beim Pontifex Max. Appius Claudius Schreiber geweſen war, unter das Volk, und von dieſer Zeit an waren ſie ein Gegenſtand der öffentlichen Kunde.

Faſtnacht, Faſtnachtsſpiele. Dieſelben Anſichten, welche die Menſchen bewogen, den unſichtbaren höhern Mächten durch Opfer, Gaben und Reinigungen zu gefallen, brachten ſie auch zu Faſten, Enthaltungen und Büßungen. Unter Faſten verſteht man eine Verſagung gewohnter Nahrungsmittel, die man ſich auferlegt, um die Gottheit damit zu verſöhnen. Man findet kein bedeutendes Volk ohne Gebräuche dieſer Art; der hiſtoriſche Urſprung liegt in dem Religionscultus des Orients, wo Prieſter anfänglich auch die Aerzte des Volkes waren, und die in dieſen heißen Ländern nothwendige Diät zugleich zur Sache der Religion machten. Auch ſind die Faſten noch heutiges Tages im Orient gebräuchlich. Die Religionen der Perſer, der Hindus, des Lama, des Mohammed, und die Moſaiſche, halten viel auf Faſten. In der Religion der nordiſchen Vorzeit finden ſich dagegen wenig Spuren davon; auch würde es dem Nordländer, der überhaupt ein ſtärkerer Eſſer, als der Südländer iſt, ſchlecht bekommen, wenn er ſeinen Gottesdienſt immer auf Koſten des Magens verrichten müßte. Die älteſten Chriſten faſteten an den ſogenannten Vigilien, d. i. den Nächten, die vor den großen Feſten vorhergingen, welche Faſten eigentlich nur zur Vorbereitung der würdigen Feier des Feſtes dienen ſollten. Büßend hingegen waren die Faſten an den ſogenannten jejuniis quatuor tempestatum, die in jedem Vierteljahre drei Tage dauerten, in den ſogenannten vierzig Tagen (vor Oſtern nämlich, oder vielmehr vor dem Charfreitage, Quadragesimae), welche ausſchließlich die **Faſtenzeit** oder **Faſten** genannt wurden, über deren Ur-

ſprung aber die Meinungen ſehr verſchieden ſind. Die gewöhnliche Meinung iſt, daß Telesphorus, Biſchof zu Rom, in der Mitte des 2. Jahrh., dies vierzigtägige Faſten zuerſt durch ein Kirchengeſetz verordnet habe. Durch Papſt Gregor den Großen wurde, um das J. 600, die Aſchermittwoche zum Anfange der Faſten geſetzt, und der Tag vorher hieß Faſtnacht, weil in der Nacht deſſelben, mit 12 Uhr, die Faſtenzeit eigentlich anhub. Dieſem Faſten voran ging ein dreitägiges, wie ehedem die ſtrengen Eiferer ſich ausdrückten, ganz teufliſches Feſt, das ſie die Bacchanalien nennen. „Da die Chriſten," heißt es, „an dieſen Tagen vorſätzlich raſeten, ſo banden ſie Larven vor, tauſchten die Geſchlechter aus, verkleideten ſich in Geſpenſter, gaben ſich dem Bacchus und der Venus hin, und hielten allen Muthwillen ſich erlaubt." Dies iſt der Urſprung des heutigen Carnevals oder Faſchings, wie er im ſüdlichen Deutſchland genannt wird. Der Name Carneval wird aus dem Lateiniſchen, von carne und vale, oder, nach Adelung, von der latein. Benennung im Mittelalter: Carne levamen abgeleitet, weil man gleichſam dem Fleiſche Lebewohl ſagte. Man wollte ſich vorher noch gütlich thun, und dies geſchah im reichſten Maße, vornehmlich während der drei letzten Tage des Carnevals. Uebrigens iſt das Carneval ſelbſt nichts anders, als die Saturnalien der chriſtlichen Römer, die ihre heidniſchen Feſte noch nicht vergeſſen konnten, und am wenigſten ein ſolches, wie die Saturnalien waren, die dem Saturn und der goldenen Zeit ſeiner ehemaligen Weltregierung zu Ehren, um das Andenken der Freiheit und Gleichheit der Menſchen in der erſten Jugend der Welt lebendig zu erhalten, alljährlich im December mit allerlei Muthwillen, Scherz und Ausgelaſſenheit gefeiert wurden. Beſonders zu Rom ſelbſt brachte das Carneval die alten Saturnalien in einer neuen Form lebhaft wieder vors Auge, und bei den neuen Gebräuchen ſchimmern die alten durch. Weil in den letzten Tagen des Carnevals, alſo Faſtnacht, und vornehmlich noch an dem dieſer Nacht langer Faſten vorgehenden Tage, der Muthwille in Mummereien, Scherzen, Poſſen und Ausgelaſſenheiten aller Art ſich drängte, ſo erſchien Faſtnacht beſonders als die Zeit des privilegirten Muthwillens, und Faſtnachtsſtreich galt für gleichbedeutend mit muthwilliger Poſſe. Aus Italien gingen die neuen Saturnalien in die andern chriſtlichen Länder über, und Deutſchland blieb mit Mummereien, Schmauſereien und luſtigen Poſſen um dieſe Zeit nicht zurück. Merkwürdig iſt, daß in Deutſchland die dramatiſche Poeſie dadurch entwickelt wurde, nachdem die Städte zu Wohlhabenheit gelangt waren. Im 13. Jahrh. zeigen ſich davon die erſten Spuren. Die Mummereien des Carnevals führten von ſelbſt auf den Gedanken, eine angenommene Rolle durchzuführen. Um dem Haufen zu gefallen, ahmte man die Sitten des gemeinen Lebens mit Uebertreibung nach, um das Lachen deſto ſicherer zu erregen. Was anfangs nur ein Faſtnachtseinfall geweſen war, erhielt nachher Ausbildung. „Um die Faſtnachtszeit," ſagt Flögel in ſeiner Geſchichte der komiſchen Literatur (Bd. 4. S. 292), „zogen zuweilen verkleidete Perſonen aus einem Haus ins andere, um ihren Freunden und Bekannten eine Luſt zu machen. Eine luſtige Geſellſchaft dieſer Art kam auf den Einfall, in dieſer Verkleidung etwas vorzuſtellen, und eine dieſer Mummerei gemäße Unterredung zu halten. Dieſer Verſuch gelang ihr, man lobte die unbekannten Schauſpieler, man bewirthete ſie wohl, oder beſchenkte ſie gar. Durch dieſen Beifall aufgemuntert, verſtärkten ſich die Banden, und ihre Fabeln und Geſpräche wurden allmälig länger, bis ſie

zu ordentlichen Nachahmungen menſchlicher Handlungen anwuchſen.“ In Nürnberg, wegen ſeiner Waaren und ſeines Witzes berühmt, war es, wo aus der Brüderſchaft der Meiſterſänger die erſten Faſtnachtsſpiele hervorkamen, derb und luſtig, wie ſie dem bürgerlichen Geſchmacke der Reichsſtädter zuſagten. Hans Folz und Hans Roſenblüt führten zuerſt dieſe Gattung in die deutſche Literatur ein. Der zweite wurde ſchwerlich von einem ſeiner Zeitgenoſſen in der Frechheit der Faſtnachtsſcherze übertroffen. Man findet einige ſeiner Faſtnachtsſpiele im zweiten Theil von Gotſcheds dramatiſchem Vorrath. Züchtiger trat ſpäter der wackere Hans Sachs darin auf, der

Mit Gottes Hülfe ſchier zweihundert
Mancher Art, daß ihn ſelber wundert,

ſolcher Stücke gedichtet hat, in deren vielen ſeine ergötzliche Laune, ſein munterer Witz, gemüthvolle Darſtellung und oft bewundernswerthe Charakteriſtik in allen Zeiten erfreuen werden. Dieſe Stücke ſind verwandt mit den Masks der Engländer und den Farces der Franzoſen, und die geiſtlichen Faſtnachtsſpiele, religiöſe Burlesken, mit den Mystères und Moralités. Nach alter Sitte wurden dieſe Faſtnachtsſpiele durch einen Ausrufer oder Herold eröffnet und beſchloſſen. In den neueſten Zeiten hat man die Faſten aus der Religion größtentheils in die Heilkunde verwieſen. Die Catholiſchen haben noch als Faſttage die Mittwoche, Freitage und Sonnabende der Quatemberwoche, und die Tage vor den Feſttagen; als Abſtinenztage, an welchen nur die Fleiſchſpeiſen verboten ſind, alle Freitage und Sonnabende. Luther nennt das Faſten eine feine leibliche Zucht, und wenn man noch jetzt in den proteſtantiſchen Ländern Faſttage hält und ausſchreibt, ſo ſind dies Ueberbleibſel der catholiſchen Liturgie.

Fatalismus, der Glaube an ein Fatum, d. i. ein ſogenanntes abſolutes oder unbedingtes Verhängniß, oder an eine von Gott, ohne Rückſicht auf das Verhalten der Menſchen, beſtimmte Nothwendigkeit, welcher man mit aller Vorſicht und Klugheit nicht ausweichen kann. Die Türken haben dieſen Irrglauben, daher ſie ſelbſt gegen Peſt und Viehſeuche keine Anſtalten treffen. **Fataliſt** heißt ein Anhänger jenes Glaubens. (S. **Fatum**.)

Fata Morgana (Mirage, deutſch: Kimmung, Luftſpiegelung), heißen auf der Küſte der ſicilianiſchen Meerenge die bei heiterem, warmen und ſtillen Wetter über dem Meere aufſteigenden Lufterſcheinungen, die ſich oft zu ſeltſamen Bildern von Schiffen, Thürmen, Schlöſſern u. ſ. w. geſtalten, und ſelbſt den Naturkundigen täuſchen. Sie entſtehen aus den von der Sonne emporgezogenen Dünſten des Meeres, und kommen auch in den großen Sandflächen Perſiens und der aſiatiſchen Tatarei vor.

Fatum, unvermeidliches Schickſal. Alles, was dem Menſchen begegnet, kann man ſich denken, entweder als unbedingte Nothwendigkeit, ohne Hinſicht auf göttlichen Rathſchluß, oder als bedingte Nothwendigkeit, vom göttlichen Rathſchluß abhängig, oder endlich als völlige Zufälligkeit aller Veränderungen oder nur der moraliſchen Weſen. Im Allgemeinen verſtanden die alten Philoſophen unter dem Fatum im engſten Sinn eine gewiſſe unvermeidliche Nothwendigkeit der Ereigniſſe und Begebenheiten in der Welt, wodurch ſie freilich in die größten Widerſprüche in ihren eigenen Syſtemen, mit der Lehre von der menſchlichen Freiheit und ſelbſt mit der Natur der Gottheit verwickelt werden mußten. Es iſt aber ſchwer zu beſtimmen, ob alle Weltweiſen, beſonders die Stoiker, in der Bedeutung das Fatum behauptet ha-

ben, in welcher man ſie deſſelben beſchuldigt. Man unterſcheidet gewöhnlich folgende Arten des Fatums: das vernünftige, Spinoziſtiſche, aſtrologiſche, türkiſche und ſtoiſche. Jene unvermeidliche Nothwendigkeit der Begebenheiten hängt nämlich entweder davon ab, daß die Welt den Grund ihrer Wirklichkeit in ſich ſelbſt hat, und keine andere Urſache außer ſich erkennt (und heißt das Spinoziſtiſche), oder von einem Weſen, das nicht zur Welt gehört, und zwar entweder mittelbarer Weiſe durch den Einfluß der Geſtirne, worin freie Weſen nichts ändern können, (das aſtrologiſche der Chaldäer), oder unmittelbarer Weiſe, und zwar wieder entweder ohne Hinſicht auf gewiſſe Mittelurſachen, dergeſtalt, daß dasjenige, was einmal beſchloſſen iſt, geſchehen müſſe, es mögen die Begebenheiten eine Urſache haben oder nicht, (das türkiſche), oder mit Hinſicht auf gewiſſe Mittelurſachen, und zwar entweder, daß dieſe Mittelurſachen und ihre Subordination von einem abſoluten Entſchluß, worauf das Betragen verſtändiger Weſen aus Bewegungsgründen gar keinen Einfluß habe, herrühren, (das ſtoiſche), oder, daß die Subordination der Urſachen von einem freien Entſchluß der Gottheit und objectiv in Hinſicht des freien Betragens vernünftiger Weſen herkomme (das vernünftige Fatum). Wir begnügen uns, von dem letztern noch dies zur Erläuterung hinzuzuſetzen. Der Menſch iſt als ein Sinnenweſen phyſiſchen Geſetzen unterworfen. Da er nicht Herr der Natur iſt, muß er ſich ihren Einflüſſen auf ſeine Lage und Umſtände unterwerfen. Wann, von wem, und wo er geboren wurde, ſtand nicht in ſeiner Gewalt zu beſtimmen. Indem er nun ſagt, das Verhängniß oder Schickſal hat es ſo gewollt, ſo glaubt er damit nicht an ein blindes Ungefähr, ſondern er beruft ſich nur auf Urſachen, die über ſeinen Kräften und Einſichten ſind. Glaubt er dabei 1. daß die Veranſtaltung und Subordination aller vorhergehenden Urſachen von einem höhern Weſen, welches nicht zur Welt gehört, angelegt ſeien, 2. daß dieſes Weſen durch einen freien Entſchluß dieſen großen Weltplan ausführe, und 3. nach Verhältniß ſeines ſittlichen Verhaltens, nach der Quantität und Qualität ſeiner Kräfte, auch ihn in dieſen Plan mit aufgenommen und dergeſtalt bedacht habe, daß es ihn an denjenigen Poſten in der Welt, durch den Zuſammenfluß, zwar lauter natürlicher, ihm aber oft undurchdringlicher, unbegreiflicher Urſachen geſtellt, wo er nach ſeinen Kräften für das Ganze und Meiſte wirken und an einer ſittlichen Ordnung Antheil nehmen kann: ſo giebt er ein vernünftiges Fatum zu. Das Verhalten des Menſchen kommt als objectiver Grund durchaus dabei in Anſchlag. Denn es wäre ungereimt, ein Schickſal in der Bedeutung anzunehmen, daß alles, was einem begegnet, unabhängig von dem eigenen Handeln und ohne vorgängigen Grund geſchehe. Es iſt falſch zu ſagen, das Zukünftige wird geſchehen, man thue auch was man wolle; ſondern es geſchieht, weil man etwas thut, wodurch es veranlaßt wird. Iſt im Buche des Verhängniſſes das Zukünftige geſchrieben, ſo iſt auch zugleich die Urſache davon geſchrieben. Es giebt daher keine abſolute, ſondern nur eine hypothetiſche Nothwendigkeit.

Fäulniß, der dritte Grad der Gährung, in welchem ſich ſowohl thieriſche als auch Pflanzenſtoffe, ein jeder nach ſeiner Eigenthümlichkeit oder Natur, freiwillig, unter Entwickelung kohlenſaurer, ſtick- und waſſerſtoffhaltiger Gasarten, denen durch die Beimiſchung von mehr oder weniger Schwefel und Phosphor ein mephitiſcher Geruch zugeſellt iſt (was jedoch mehr bei Faulung thieriſcher Stoffe gefunden wird), zerſetzen, und zuletzt eine mehr oder weniger erdige,

reine Maſſe zurücklaſſen, an der die vorausgegangene Faulung durch den Geruch zuweilen noch lange errathen werden kann. Ein ſehr geminderter Grad oder gänzliche Aufhebung der Lebensthätigkeit, Zutritt der Luft, Wärme und Feuchtigkeit, Annäherung ſchon faulender Körper, bedingen, unterhalten und vollenden ſie, jedoch iſt der Ausdruck von Faulung bei noch vorhandenem, wenn auch ſehr verminderten Leben nicht ſo deutlich; daher auch nur Geneigtheit zur Fäulniß in den ſogenannten Faulfiebern, Faulkrankheiten, und nicht wahre Fäulniß angenommen werden kann. Beim kalten Brande hingegen iſt wahre Faulung, hier iſt aber auch in dem brandigen Theile alles Leben völlig verſchwunden, es iſt eine örtliche Fäulniß zu nennen. Die Faulung von Pflanzenſtoffen geht langſam vor ſich, ſie müſſen mit Waſſer angefeuchtet ſein, der Geſtank iſt nicht ſehr durchdringend, der Rückſtand ſchwärzlich, erdig, geſäuert und mit Kohle verbunden; thieriſche Stoffe hingegen faulen ſchneller, der Geſtank iſt viel durchdringender, es entwickelt ſich mehr Stickſtoff, der, mit Waſſerſtoffgas zu Ammonium verbunden, größtentheils ſich verflüchtigt, ſobald dieſes ſich gebildet hat; es vermindert ſich die Maſſe des faulenden Körpers beträchtlicher, und nichts als eine fette, ſchmierige, noch ſtinkende Erde bleibt zurück, die erſt ſehr ſpät ſo austrocknet, daß ſie wie Aſche ausſieht. Boiſſieu hat den zur vollkommenen Zerſetzung erfoderlichen Zeitraum in vier Perioden getheilt. Fälſchlich wird die Faulung thieriſcher Stoffe alkaliſche Gährung genannt, weil ſie nicht allein Alkali (Laugenſalz) bildet. Fehlen gewiſſe Bedingungen, ſo kann zwar auch eine Zerſetzung der Beſtandtheile geſchehen, die aber nicht Fäulniß iſt; ſo z. B. verwandeln ſich im Innern der Erde die Vegetabilien in bituminöſe, verſteinerte Hölzer, in Torf, Erdharze mancherlei Art. Nicht ſo iſt es, unter gleichen Umſtänden, mit thieriſchen Stoffen der Fall; dieſe haben ſchon viel Feuchtigkeit in ſich, werden unter der Erde für ſich warm, in der Erde ſelbſt iſt etwas Luft, ſie faulen nur langſam. So z. B. fand man beim Ausgraben der Leichname auf dem Kirchhofe des Innocens zu Paris, daß manche erſt nach einer Zeit von 7, 30 und mehren Jahren, aber auch manche früher ihre weichen Theile verloren hatten. Je mehr Leichname zuſammen auf einem kleinen Raume liegen, deſto ſpäter faulen ſie zu einer erdigen Maſſe, ſie bilden mehr eine ſeifenartige Maſſe. Da die Bedingniſſe zur Fäulniß ſo bekannt ſind, ſo kann man, wenn man ſie entfernt hält, die Fäulniß abhalten, wonach das Räuchern, Austrocknen, Kalthalten, in Säure einlegen, Einpöckeln, berechnet iſt; ſo ſind in dem ägyptiſchen Sande Körper ohne weiteres Zuthun mumienartig ausgetrocknet worden. Die Fäulniß wird benutzt, um mancherlei Zubereitungen verſchiedener Subſtanzen möglich zu machen, ſo z. B. beruht hierauf das Röſten der Flachspflanze, des Leins, die Papierbereitung; durch ſie entſteht der Dünger, die Garten- und Pflanzenerde, die Möglichkeit, das Leder zu gerben u. ſ. w.

Fauna, der Inbegriff der in einem Lande oder Erdtheile einheimiſchen Thierclaſſen, auch ein Verzeichniß derſelben.

Faunen ſind Waldgötter, d. i. eine Art von Dämonen, welche in Wäldern und Hainen wohnten, und vorzüglich von denen, die das Feld bauten, verehrt wurden. Sie werden meiſtentheils ganz in menſchlicher Geſtalt abgebildet, nur mit einem kleinen Ziegenſchwanz, ſpitzigen Ohren und hervorkeimenden Hörnern. Ihre Kleidung iſt ein Ziegenfell oder ein anderes Thierfell. Man ſieht ſie auch mit Weinranken bekränzt, weil ſie, gleich den Satyrn, zu dem Gefolge des

Bacchus gehören. Die Dichter ſchildern ſie uns als mißgeſtaltete, grob ſinnliche Götter, und dieſen Charakter erkennen wir auch in den auf uns gekommenen alten Statuen. Sie werden als Söhne des Faunus betrachtet. Dieſer wurde als einer der älteſten Könige in Latium, zugleich als weiſſagender Gott verehrt, und iſt der Pan der Römer, ſo wie auch ſeine mit der Fatua oder Fauna erzeugten Söhne, gleich den griechiſchen Panen, als Schützer und Mehrer der Heerden, Wald- und Feldgötter verehrt wurden.

Fauſt (Joh.) oder Fuſt, ein Goldarbeiter zu Mainz und einer der Erſten, welche die Buchdruckerkunſt ausübten. (S. Buchdruckerkunſt.) — Verſchieden von dieſem iſt der berüchtigte Schwarzkünſtler D. Joh. Fauſt, im Anfang des 16. Jahrh. Ob er aus Knittlingen im Oberamt Maulbronn in Schwaben, oder aus Anhalt, oder aus der Mark Brandenburg gebürtig geweſen ſei, iſt unentſchieden. Das erſte iſt am wahrſcheinlichſten. Er war der Sohn eines Bauern, der ihn nach Wittenberg zu Verwandten ſendete, wo er ſich den Wiſſenſchaften widmete. In ſeinem 16. Jahre ging er nach Ingolſtadt, ſtudirte Theologie, wurde drei Jahre nachher Magiſter, wendete ſich aber von der Theologie zu der Medicin, Aſtrologie und Magie, worin er auch ſeinen Famulus, Joh. Wagner, eines Predigers Sohn zu Waſſerburg, unterrichtete. Nachdem er die reiche Erbſchaft ſeines Oheims verſchwendet hatte, bediente er ſich ſeiner erlangten Kraft, die Geiſter zu beſchwören, beſchwor den Teufel, und machte mit ihm einen Bund auf 24 Jahre. Er erhielt einen Geiſt, Mephiſtopheles, zu ſeinem Diener, mit welchem er nun umherreiſete, luſtig lebte und durch Wunder die Welt in Erſtaunen ſetzte, (z. B. auf einem Weinfaſſe aus Auerbachs Keller 1523 in Leipzig davonritt, worauf ſich noch ein altes Bild in dieſem Keller bezieht), bis endlich im Dorfe Rimlich, Nachts zwiſchen 12 und 1 Uhr, der Teufel ihn grauſamlich umbrachte, wie ſolches von Georg Rudolph Wiedemann in den wahrhaftigen Hiſtorien von denen greulichen Sünden D. Joh. Fauſtens, 1599, Hamb., und in dem alten beliebten Volksbuche: „Des durch die ganze Welt verrufenen Erzſchwarzkünſtlers und Zauberers D. Fauſt mit dem Teufel aufgerichtetes Bündniß, abenteuerlicher Lebenswandel und ſchreckliches Ende,“ gedruckt zu Cöln am Rhein und Nürnberg, des breiteren berichtet wird. Ob an dieſer Sage etwas wahr ſei oder nicht, darüber iſt mancherlei Streit geweſen. Einige, welche dieſen Fauſt mit dem vorigen verwechſelten, waren der Meinung, die Mönche, welche damals durch Abſchreiben der Bücher nicht wenig verdienten, und durch Erfindung der Buchdruckerkunſt ſich beeinträchtigt ſahen, hätten, aufgebracht hierüber, die neue Erfindung als des Teufels Werk verſchrieen, und dem Namen Fauſt ein ewiges Brandmal durch die Erfindung jener Geſchichten aufdrücken wollen. Dieſe Meinung aber widerlegt ſich dadurch, daß jener Fauſt in das 15., dieſer in das 16. Jahrh. gehört, und gegen 1560 verſchwand. Die, welche ſein Daſein gänzlich läugnen wollten, haben die Zeugniſſe Tritheims, Melanchtons u. A. gegen ſich, die ihn ſelbſt geſehen hatten. Demnach würde uns wohl am Ende ein ungewöhnlicher Menſch übrig bleiben, mit phyſikaliſchen Einſichten, die ſein Zeitalter als Wunderwerke, und mithin als Werke des Teufels, anſtaunte und fürchtete. Vielleicht zog er auch umher, durch Taſchenſpielerkünſte und natürliche Magie die Augen der Menge zu blenden. Die Erzählung der Fauſtiſchen Abenteuer hat die Entſtehung eines andern Buchs veranlaßt: „Fauſts Höllenzwang oder der ſchwarze Rabe.“ Dieſem Buche ſchrieb ſonſt der Aberglaube Wun-

verdinge zu. Es enthält ſchon auf dem Titel, dem zufolge es 1404 zum erſten Mal gedruckt iſt, eine Lüge, und iſt mit lauter ſinnloſen Charakteren und Figuren, und ſchändlich gemißbrauchten Bibelſprüchen angefüllt. Sei dem aber wie ihm wolle, uns muß jene Legende lieb ſein, weil ſie der Poeſie Stoff zu mehr als einem Meiſterwerke geliefert hat. Nachdem dieſer Stoff lange Zeit nur für Farcen und Marionetten-Theater war benutzt worden (ſ. Görres über die deutſchen Volksbücher, verglichen mit den Spittleriſchen Zuſätzen zu Moſers würtembergiſcher Bibliothek), faßte Leſſing die Idee, ihn zu höhern Zwecken zu benutzen, und entwarf zwei Trauerſpiele von D. Fauſt, wovon leider nur ein kurzes, aber ſehr meiſterhaftes Bruchſtück übrig iſt. Klinger, in Fauſts Leben, Thaten und Höllenfahrt, und Göthe, in ſeinem unübertroffenen und unübertrefflichen Fauſt, gehen Beide von derſelben Idee aus, nur mit dem Unterſchied, daß es bei Beiden nicht der Teufel iſt, der Fauſten an der ſchwachen Seite der Wißbegierde faßt, um ihn zu verleiten, ſondern daß die Wißbegierde ſelbſt ihn dem Teufel in die Arme führt, ſo daß man mit dem Götheſchen Mephiſtopheles ſagen möchte:

Und hätt' er ſich auch nicht dem Teufel übergeben,
Er müßte doch zu Grunde gehn.

Fauſt iſt bei Beiden eine hypergeniale Natur. Früh ſchon fand er die Grenzen der Menſchheit zu enge, und ſtieß mit wilder Kraft dagegen an, um ſie über die Wirklichkeit hinüber zu rücken. Er warf ſich in die Wiſſenſchaften. Kaum aber hatte er ihren Zauber gekoſtet, als der heftigſte Durſt nach Wahrheit in ſeiner Seele entbrannte. Nach langem Herumtappen waren ſeine Ernte: Zweifel, Unwille über die Kurzſichtigkeit der Menſchen, Mißmuth und Murren gegen den, der ihn geſchaffen, das Licht zu ahnen, ohne die dicke Finſterniß durchbrechen zu können. In der weitern Ausführung weichen aber Beide ſehr von einander ab, und es findet eigentlich keine Vergleichung zwiſchen Klingers Roman u. Göthe's Drama weiter Statt; jener iſt durchdrungen von philoſophiſchem, dieſer von poetiſchem Geiſte. Bei Klinger trifft Fauſten das unvermeidliche Schickſal, des Teufels Beute zu werden; Göthe's Drama iſt zwar leider auch in der neuen Ausgabe nur Fragment, allein irren wir nicht gänzlich, ſo muß nach dieſer Anlage Fauſt gerettet werden. Darum iſt auch bei Klinger alles greller und düſtrer, bei Göthe milder und zarter gehalten. Bei Klinger vermiſchen ſich die Sagen von beiden Fauſten, Göthe aber hat ſich blos an die von Fauſt dem Zauberer gehalten. Nach Göthe und Klinger verdienen die Bearbeitungen dieſes Stoffes von Schink, Schreiber und dem Maler Müller genannt zu werden; die letztere iſt die roheſte, aber unter dieſen dreien die kräftigſte und genialſte.

Fauſt (Bh. Cp.), lebt gegenwärtig als Doctor der Medicin und Hofrath zu Bückeburg, und iſt als Schriftſteller ſeit 1780 ſehr bekannt. Er wurde 1755 zu Rotenburg in Heſſen geboren, woſelbſt ſein Vater Arzt war. 1794 ſchrieb er über die Perioden des Lebens. Sein Streben nach Gemeinnützigkeit ließ ihn nicht einzig bei ſolchen gelehrten Gegenſtänden verweilen; er ergriff, obſchon bejahrt, gleich einem Jünglinge mit warmen Eifer oft die Feder, um die Mitwirkung Hoher und Niederer für das gemeine Geſundheitswohl zu gewinnen und üble hinderliche Gebräuche einzuſtellen. Schon 1794 ſtellte er er einen Verſuch auf über die Pflicht der Menſchen, jeden Blatternkranken von der Gemeinſchaft der Geſunden abzuſondern und dadurch die Ausrottung der Blatternpeſt zu bewirken. Und obſchon man dieſen für die Sache der

Menſchheit beherzigungswerthen Vorſchlag faſt unbeachtet gelaſſen hatte, ließ ſich Fauſt nicht abhalten, denſelben ſogar den zum Friedenscongreß zu Raſtadt verſammelten Miniſtern 1798 nochmals vorzulegen. 1802 und 1804, als Jenners Entdeckung Fauſts philanthropiſchem Plane zu Hülfe kam, that er auch viel für die Verbreitung der Kuhpocken; er ſchrieb deßhalb einen Zuruf an die Menſchen, ſchlug auch ſchon öffentliche Impfanſtalten vor. Mehrere Gebrechen, die in der Ausübung der Geburtshülfe eingewurzelt ſind, entgingen ihm nicht, und um den Nachtheil, der oft daraus entſpringt, abſtellen zu helfen, hat er viele gute und gutgemeinte Vorſchläge bekannt gemacht. Mit noch eindringendern Worten nahm ſich Fauſt der im Kriege Verwundeten an, und ſprach für ihre menſchlichere Behandlung auf dem Schlachtfelde, in allen periodiſchen Blättern, auch mit Ph. Hunold gemeinſchaftlich über die Anwendung und den Nutzen des Oels und der Wärme bei chirurgiſchen Operationen, welcher Schrift 3 Abhandl. angehängt ſind, über die Heiligkeit der Feldlazarethe, Beſchreibung einer Beinbruchmaſchine, und das Lebendigbegraben auf den Wahlplätzen zu verhüten, 1806. Sein gemeinnützigſtes Werk bleibt aber ſeine populäre Diätetik, welche als Geſundheitscatechismus hinlänglich bekannt iſt. F.

Fauſtina. 1) die Gemahlin des Kaiſers Antoninus Pius, und 2) deſſen Tochter, welche nachher an den Kaiſer Marcus Aurelius Antoninus verheirathet wurde. Die Geſchichtſchreiber jener Zeit haben die ſchönen Beſchreibungen, welche ſie von dem glücklichen Zuſtande des Reichs unter der Regierung dieſer Antonine machen, mit ärgerlichen Anekdoten von ihren Gemahlinnen befleckt. Aber zur Ehre der jüngern Fauſtina, welche dieſe Flecken am meiſten treffen, darf man nicht verhehlen, daß ihr eigener Gemahl, Marcus Aurelius, der ſich durch ſeinen trefflichen Charakter und durch ſeine Neigung zur Philoſophie den Beinamen des Philoſophen erwarb, ihrer Tugend Gerechtigkeit widerfahren ließ, und ihr, in den Betrachtungen über ſich ſelbſt, das Lob einer muſterhaften Gattin beilegt. In unſern Tagen hat Wieland verſucht, ſie gegen die Schmähungen der plauderhaften Geſchichtſchreiber der römiſchen Kaiſergeſchichte zu rechtfertigen.

Fauſtrecht, im Allgemeinen ſo viel, als das Recht des Stärkern; in der ältern Geſchichte des deutſchen Reichs aber inſonderheit das vom Adel ſich angemaßte Recht, ſeine Anſprüche gegen Jedermann mit Gewalt, mit bewaffneter Fauſt geltend zu machen. Nur mit großen Anſtrengungen gelang es der Geiſtlichkeit durch die Hülfsmittel der Religion, und den Kaiſern durch die Gewalt der Waffen, den Unordnungen und Zerrüttungen dieſes unheilvollen Rechts Einhalt zu thun, und einen allgemeinen Landfrieden (ſ. d.) herzuſtellen.

Favart (Charles Simon), der Schöpfer der komiſchen Oper im veredelten Styl unter den Franzoſen, war der Sohn eines Paſtetenbäckers in Paris, und wurde daſelbſt 1710 geboren. Auf dem von Ludwig XIV. geſtifteten Collegium vollendete Favart einen Theil ſeiner Studien, und, ſich bald der Poeſie ergebend, trat er mit einem Gedicht: „La France délivrée par la Pucelle d'Orléans, auf, welches ihm den Preis in den Jeux floraux verſchaffte. Seinen eigentlichen Dichterruhm errang er ſich aber erſt durch ſeine zahlreichen Arbeiten für das italieniſche Singſpiel und die komiſche Oper. Da die letztere jedoch, mit welcher Favart aufs innigſte verbunden war, im J. 1745, in Folge der Cabalen der Italiener, denen durch die franzöſiſche komiſche Oper großer Abbruch geſchah, eingehen mußte, ſo ſah ſich der Dichter gezwungen, die Direction einer wandernden Truppe zu

übernehmen, welche der Marſchall von Sachſen auf ſeinen Feldzügen nach Flandern mitnahm. Eine Stelle aus einem ſeiner Briefe zeigt die Beſchaffenheit ſeiner damaligen Lage. „Ich war," ſchreibt er, „genöthigt, dem Hauptquartiere zu folgen, und der Feldherr, den Charakter unſerer Natur kennend, und wiſſend, daß auf den Franzoſen ein Bonmot, ein Couplet, oder ein Chanſon oft mehr wirkt, als die beſte Rede, beauftragte mich häufig, die Begebenheiten des Tages paſſend in die Darſtellungen auf unſerer wandernden Bühne zu verweben," und ſo mußte denn, ſetzt der Herausgeber der Anecdotes dramatiques hinzu, Favart oft vor dem Beginn einer Schlacht oder ſonſtigen entſcheidenden Begebenheit, ſein Talent dazu anwenden, die Menge anzuregen, wie dies z. B. den Abend vor der Bataille von Rocour der Fall war, wo der Dichter auf des Marſchalls Befehl in der Eile ein Couplet entwarf, das von einer beliebten Actrice in den Zwiſchenacten vorgetragen wurde, und in welchem die bevorſtehende Schlacht als etwas ſchon abgemachtes und der Sieg unzweifelhaft dargeſtellt wurde. So wohl es nun auch hier im Ganzen Favart ging, ſo hatte er doch den Schmerz, ſehen zu müſſen, wie ſeine Gattin, (ſ. d. nachfolgenden Art.) dem Sieger von Fontenoy und Rocour nur zu ſehr gefiel, und wie der in dieſem Punkt keineswegs zartgeſinnte Held kleinlich genug war, ihn und ſelbſt ſeine Frau ſo lange zu verfolgen, bis er ſich am Ziele ſeiner Wünſche ſah. Endlich zurückgekehrt in die Hauptſtadt, widmete ſich Favart gänzlich der dramatiſchen Poeſie, und ſchrieb in dieſer Periode, vereint mit dem Abbé Boiſenon, der unterdeß der Hausfreund bei ihm geworden war, eine Menge ſeiner beſten Sachen, an denen denn auch zuweilen Mad. Favart, geiſtvoll und gebildet wie ſie war, ſchöpferiſchen Antheil mit hatte, ſo daß man bei den meiſten derſelben annehmen kann, daß Favart ſelbſt den Plan, Styl, Charakteriſtik und Dialog gab, ſeine Frau die einzelnen Züge von Naivetät und weiblicher Schalkheit einmiſchte, von dem Hausfreunde aber, der zu ſeiner Zeit in der Literatur viel zu ſehr überſchätzt wurde, nur die nicht immer glücklichen Wortſpiele, froſtige Alluſionen und überhaupt der Klingklang herrührte, der ſich denn doch zuweilen in den Favartſchen Stücken findet. Die Zahl dieſer Arbeiten iſt, wie wir bereits bemerkten, ſehr groß, und mehrere derſelben, wie z. B. Soliman II. oder die 3 Sultaninnen, Ninette à la cour, (wonach Weiße in Leipzig, (ſ. d. Art.), ſeine bekannte Operette: „Lottchen am Hofe," dichtete), la Chercheuse d'Esprit, l'Astrologue de Village u. a. ſind zum Theil noch auf den Repertorien der franzöſiſchen Opernbühnen, zum Theil auch in Ueberſetzungen und Bearbeitungen auf die andern Nationen übergegangen. In der letzten Zeit ſeines Lebens zog Favart, der 1792 in dem bedeutenden Alter von 80 Jahren ſtarb, eine Penſion von 800 Franken von dem italieniſchen Theater. Friſchheit der Ideen, Grazie und Natürlichkeit im Ausdruck ſanfter Empfindungen, richtige Zeichnung ſeiner meiſt ländlichen Charaktere, und eine reine und angenehme Diction, im Versbau wie in der Sprache, gehören zu den Hauptvorzügen von Favarts Muſe. 1763 kam eine Geſammtausgabe ſeiner Werke in 8 Bänden (denen 1772 noch 2 Bde. nachgeliefert wurden), und 1809 eine Auswahl der beſten Operetten in 3 Bänden heraus. — Ein Sohn von ihm, Charles Nicolas Favart (geb. 1749, geſt. 1806), ausgezeichnet als Schauſpieler auf dem italieniſchen Theater, hat gleichfalls mehrere Stücke verfaßt, die nicht ohne Beifall aufgenommen wurden.

Favart (Marie Juſtine Benedicte, geb. Düronceray), die zu

Avignon 1727 geboren, zu Lüneville erzogen wurde, woſelbſt ihr Vater in der Capelle des Königs Stanislaus Leſczinsky angeſtellt war. Durch Talent und Schönheit ausgezeichnet, kam die junge Duronceray 1744 nach Paris, wo ſie im folgenden Jahre, unter dem Namen Demoiſelle Chantilly, auf dem Theater de l'Opéra comique debutirte, und ſich eben ſo viel Beifall als Schauſpielerin, wie im Ballet als Tänzerin erwarb. Eben dieſer allgemeine Beifall war aber auch mit die Urſache, warum die andern Theater auf die Unterdrückung der ihnen ſo vielen Schaden zufügenden komiſchen Oper drangen, und Dem. Chantilly, jetzt aus den ihr ſo ſehr zuſagenden Fächern des Geſanges und Tanzes herausgeriſſen, ſich auf die einfache Pantomime beſchränken mußte. Ihr Talent erwarb ihr indeß auch hier fortwährend die Bewunderung des Publicums. Um dieſe Zeit vermählte ſie ſich mit Favart, dem ſie, als derſelbe die Direction des ambulanten Theaters bei der flandriſchen Armee übernahm, dahin folgte. Hier fand ſie bald an dem Marſchall von Sachſen einen eben ſo glühenden, als ſein Ziel mit jedem Mittel verfolgenden Verehrer. Lange weigerte ſich Mad. Favart, die Wünſche des Marſchalls zu erfüllen; da derſelbe aber endlich in ſeiner verliebten Heftigkeit ſo weit ging, nicht allein ihren Mann möglichſt zu bedrücken, ſondern auch ſie ſelbſt, mittelſt ſeiner Verbindungen, in ein Kloſter bringen ließ, woſelbſt ſie über Jahr und Tag ſchmachten mußte, ſo fügte ſie ſich endlich den despotiſchen Wünſchen; worauf ſie dann mit ihrem Manne wieder nach Paris zurückkehrte, wo ſie als theilhabendes Mitglied in der italieniſchen Oper auftrat, und ſich fortdauernd des allgemeinſten Beifalls erfreute. Sie ſtarb den 20. April 1772 in ihrem 45. Jahre, und hinterließ den Ruhm, eine eben ſo geiſtreiche und ausgezeichnete Künſtlerin, wie liebenswürdige Frau geweſen zu ſein. Noch bemerken wir, daß ſie die Erſte war, welche es wagte, Soubretten und Landmädchen (ihr Hauptfach) in der dieſen Ständen angemeſſenen Tracht zu ſpielen; denn bis dahin hatte man, befangen in höfiſcher Ziererei und Steifheit, die Kammermädchen und Bäuerinnen auf den franzöſiſchen Bühnen nie anders als in dem geſuchten Putz der Hofdamen, mit Geſchmeide bedeckt, mit hohen Aufſätzen und weißen Handſchuhen auftreten ſehen. Als ſie das Erſtemal in dem natürlich-idealiſirten Coſtüm einer Dörfnerin (in der Favartſchen Operette: „Bastien et Bastienne") erſchien, machte dies zwar eine ungemeine Senſation, bald fand man aber, wie billig, die Sache gut, und ſah die liebenswürdige Künſtlerin ſo nur noch lieber. Um den Antheil zu bezeichnen, den ſie an den dichteriſchen Werken ihres Mannes hatte, hat man dem 5. Bande derſelben ihren Namen als Verfaſſerin vorgeſetzt.

Favier, ein berühmter franzöſiſcher Publiciſt und Diplomatiker, wurde geboren zu Toulouſe im Anfange des 18. Jahrh., und folgte im 25. Jahre ſeinem Vater als Generalſecretär der Stände von Languedoc; allein die Ausſchweifungen ſeiner Jugend nöthigten ihn, dieſe eben ſo ehrenvolle als einträgliche Stelle zu verkaufen. Gezwungen, ſich mit den Wiſſenſchaften zu beſchäftigen, ſtudirte er beſonders Geſchichte und Politik, wobei ihm ſein außerordentliches Gedächtniß ſehr nützlich war. Nachdem er eine Zeitlang als Geſandtſchaftsſecretär am Turiner Hofe geſtanden hatte, wurde er von d'Argenſon zurückberufen, für den er mit ſeltenem Talent mehrere höchſt bedeutende Denkſchriften arbeitete. Auch der Miniſter leiſtete ihm wichtige Dienſte, und voll Vertrauen auf ſeinen Patriotismus, enthüllte er ihm das ganze alte Syſtem der franzöſiſchen Politik gegen die andern europäiſchen

Mächte. Dieſe Mittheilung erfüllte Faviers ganze Seele; auch verfaßte er nach d'Argenſon's Anweiſung ein Memoire, unter dem Titel: Réflexions contre le traité de 1756 (zwiſchen Frankreich und Oeſterreich). Dieſe Schrift iſt eine der beſten über die Diplomatik jener Zeit, und noch jetzt für alle Staatsmänner ſehr wichtig. Er machte ſich damit aber viel Feinde, und als d'Argenſon das Miniſterium verließ, konnte auch er ſeine Stelle nicht behalten. Doch erhielt er unter Choiſeul verſchiedene geheime Sendungen nach Spanien und Rußland. Der Graf Broglio, der damals auf Ludwigs XV. Befehl mit den Geſandten Frankreichs im Auslande einen geheimen Briefwechſel führte, trug ihm die Abfaſſung mehrer Denkſchriften auf, worin er ſeine tiefen Kenntniſſe entfaltete. Favier gerieth dabei in große Gefahren, weil er dem Monarchen ſelbſt gegen die Miniſter diente, und mußte aus Frankreich fliehen. In Holland lernte er den Prinzen Heinrich von Preußen kennen, dem er wichtige Eröffnungen über ſeine diplomatiſchen Miſſionen machte. Allein die Rückkehr nach Frankreich konnte er nicht für ſich gewinnen; der Haß der Mächte, gegen die er geſchrieben hatte, verfolgte ihn auch im Auslande. Er wurde ſogar, unter dem Vorwande einer Verſchwörung, in Hamburg ergriffen, und als ein Störer des Friedens von Europa nach Paris gebracht. Sein Briefwechſel mit dem Prinzen Heinrich von Preußen wurde für ſtrafbar erklärt, und er in die Baſtille geſetzt, wo er mehrere Jahre ſaß. Auf Broglio's Verwenden erhielt er endlich ſeine Freiheit, lebte aber nun ohne Anſtellung, blos von den Früchten ſeiner Talente. Er ſchrieb Denkſchriften über die Angelegenheiten der Zeit, und erſt bei Ludwigs XVI. Thronbeſteigung erhielt er eine Penſion von 6000 Livres. Er ſtarb zu Paris 1784. Segür hat einen Theil ſeiner Schriften geſammelt, und unter dem Titel: Politique de tous les cabinets de l'Europe, in 3 Bänden herausgegeben (1802).

Fararbo (Diego de Saavedra), berühmt als talentvoller, gewandter Staatsmann, und als einer der geiſtreichſten ſpaniſchen Proſaiſten. Er war zu Ende des 16. Jahrh. aus einem edlen Hauſe in der Provinz Murcia geboren, ſtudirte zu Salamanca, und ward daſelbſt Doctor der Rechte. Als Secretär für die neapolitaniſchen Geſchäfte ging er mit dem ſpaniſchen Geſandten Borgia nach Rom, ward hierauf ſpaniſcher Agent am römiſchen Hofe, begab ſich 1636 nach Regensburg, um der Wahl Ferdinands zum römiſchen König beizuwohnen, und wurde, nach anderen diplomatiſchen Geſchäften, von Philipp IV. 1643 auf den Friedenscongreß nach Münſter geſchickt. Von hier 1646 zurückberufen, ſtarb er, als Mitglied des hohen Raths von Indien, zu Madrid 1648. Seine Schriften ſind: Idea d'un principe politico Christiano represendado en cien Empresas (ein Fürſtenſpiegel in Bildern), (auch italieniſch, franzöſiſch, lateiniſch und deutſch) ferner Corona Gotica, Castellana y Austriaca, politicamente illustrada. Er wollte von dieſem in den hiſtoriſchen Unterſuchungen uncritiſchen und flüchtigen, aber claſſiſch geſchriebenen Werke drei Theile herausgeben; es iſt aber nur dieſer erſte erſchienen. Alphons Nunnez de Caſtro lieferte eine ſchlechte Fortſetzung. Endlich Republica literaria (eine launige, oft beißende Critik älterer und neuerer, vorzüglich ſpaniſcher, Schriftſteller) und Locuras de Europa, dialogo posthumo. Seine ſämmtlichen Werke erſchienen Antwerpen 1683. 4.

Fayence, Halbporzellan oder unächtes Porzellan, eine Art Geſchirr, das ſich von der gemeinen Töpferarbeit durch Feinheit und fei-

nere Glaſur, gewöhnlich auch durch edlere Formen und beſſere Malerei unterſcheidet. Es hat ſeinen Namen von der Stadt Faënza in Romagna erhalten, wo es im J. 1299 erfunden ſein ſoll. Man verfertigte dort zu jener Zeit eine Art feiner irdener Gefäße, welche die Italiener, wahrſcheinlich nach dem Erfinder, Majolica nannten. Einige Stücke wurden von den damals lebenden großen Künſtlern, einem Raphael, Julius Romanus, Tizian u. ſ. w. mit Malereien geziert, und ſtehen als Denkmäler alter Kunſt in hohem Werth. Der König von Würtemberg beſitzt eine koſtbare Sammlung davon. Die Erfindung der eigentlichen heutigen Fayence ſcheint aber erſt gegen die Mitte des 16. Jahrh. zu Faenza gemacht worden zu ſein, und bekam den Namen Fayence in Frankreich, als ein Mann aus Faënza, durch Auffindung einer ähnlichen Erde bei Nevers in Frankreich, die Kunſt dahin verpflanzte. Gegen das Ende des 17. Jahrh. zeichnete ſich die Stadt Delft in Holland durch Fabrication der Fayence aus, welche man wohl auch delftiſches Porzellan nannte. Es hält aber im Feuer wenig Stand. Das engliſche Steingut, welches aus geſtoßenen Feuerſteinen bereitet wird, iſt zwar der Fayence ähnlich, aber doch weſentlich davon verſchieden.

Fayette (Marquis de la), ſ. Lafayette.

Fayette (Marie Magdal., Gräfin de la), ſ. Lafayette.

Febronius, ſ. Hontheim,

Februar hat ſeinen Namen von der römiſchen Göttin Febria oder Februa, die den geſetzlich vorgeſchriebenen Reinigungen (z. B. der Wöchnerinnen) verſtand, und zuweilen mit der Juno verwechſelt wird. Auch die moſaiſche Religion ſchrieb dergleichen Reinigungen vor, und bei uns fällt noch jetzt das Feſt der Reinigung Mariä auf den 2. Februar. (S. a. Lichtmeſſe.) Der deutſche Name des Februars, Hornung, ſoll von hor (Koth) herſtammen, weil in dieſem Monat die Wege aufzuthauen und daher kothig zu werden pflegen.

Febvre (François Joſeph Le), ſ. Lefebvre (Fr. Joſ.).

Fecialen, ſ. Herold.

Fechtkunſt, die Kunſt des geſchickten perſönlichen Angreifens und Vertheidigens, beſonders durch Degen und Schwerdt. Sie kann nicht blos im Fall des wirklichen ernſtlichen Kampfes, ſondern auch zur Stärkung und Geſchmeidigung des Körpers durch regelmäßige Bewegungen, ja ſelbſt zur höheren Beluſtigung, als vollendete Darſtellung eines wechſelſeitigen Kampfes angewendet werden, und nähert ſich hiedurch der ſchönen Kunſt, obgleich die Bewegungen des Körpers nicht frei, ſondern durch den Zweck des Angriffs und der Vertheidigung ſehr beſchränkt ſind. Die Franzoſen haben es in dieſer Kunſt vorzüglich weit gebracht. Die Werkzeuge, derer man ſich zur bloßen Uebung bedient, ſind ſtumpfe Degen- oder Säbelklingen, an der Spitze mit Knöpfen verſehen, und heißen Rappiere. Schriftlichen Unterricht giebt Schmidts Lehrſchule der Fechtkunſt, der beſte iſt aber hierin der practiſche.

Feder. Die Federn ſind das charakteriſtiſche Eigenthum des Vogelgeſchlechts; ſie beſtehen, ihrer äußern Bildung nach, aus zwei Theilen, dem Kiele und der Fahne. An dem Kiele unterſcheidet man wieder zwei Theile: die Spule, eine runde, durchſichtige, hohle, hornartige Röhre, gleichſam die Wurzel der Feder, und den Schaft, welcher elaſtiſch iſt und aus einem weißen, trockenen und ſehr leichten Mark beſteht. In der Spule findet ſich ein häutiges Gefäß (Seele der Feder) welches aus lauter in einander geſchobenen Trichterchen

oder Bläschen beſteht, die mit einander Gemeinſchaft haben. Oben endigt es in einer Röhre, unten aber ſteht es, mittelſt einer kleinen Oeffnung des Kiels, mit der Haut des Vogels in Verbindung, und iſt wahrſcheinlich das Werkzeug, wodurch der Feder die Nahrung zugeführt wird. Der Schaft iſt zu beiden Seiten mit gleich laufenden, dicht neben einander ſtehenden Faſern beſetzt, deren jede wieder einen kleinen Schaft mit ähnlichen kleinen Seitenfäſerchen enthält. Dieſe Bekleidung des Schafts nennt man die Fahne, und ſie iſt bei den Flügelfedern an der einen Seite breiter als an der andern, bei den übrigen aber an beiden Seiten gleich. Die Faſern ſind mit Härchen und Häutchen beſetzt, mittelſt welcher ſie ſich ſo feſt an einander ſchließen, daß ſie an einander zu kleben ſcheinen, ohne jedoch zuſammen verwachſen zu ſein. Das Gefieder der Vögel hat die Eigenthümlichkeit, daß es ſich zu gewiſſen Zeiten erneuert; wir nennen dies Mauſern. Bei den meiſten einheimiſchen Vögeln geſchieht es nur einmal im Jahre, und zwar im Herbſt, bald früher, bald ſpäter; nur Wenige, wie die Wachteln, mauſern ſich zweimal des Jahrs. Da die Faſern die Eigenſchaft haben, daß ſie, wenn ihr Wachsthum vollendet iſt, trocken werden, und nur die Spule oder das in ihr enthaltene Gefäß noch einige Feuchtigkeit oder Fettigkeit einſaugt, ſo wächſt auch ein abgeſchnittener Theil der Feder nicht wieder, und ein Vogel, dem die Flügel verſchnitten ſind, bleibt bis zur nächſten Mauſerung in dieſem Zuſtande, wo dann die Stumpfen ausfallen und ihm neue Schwungfedern wachſen, man müßte ſie ihm denn früher allmälig ausziehen, wobei der Vogel nichts leidet, und ſein Gefieder in einigen Wochen wieder erlangt. Welchen Gebrauch wir von den Federn machen, iſt bekannt; die Bewohner des hohen Nordens bedienen ſich der abgezogenen befiederten Häute mehrer Waſſervögel zur Unterkleidung. Der Grönländer trägt den Federbalg der Eider mit der Federſeite auf dem bloßen Körper, und widerſteht darin der furchtbaren Kälte ſeines Himmelsſtrichs. Die alten Mexikaner verfertigten aus den prachtvollen Federn ihrer Colibri's allerlei Gemälde, nach Art der Moſaik, die aber höchſt unvollkommen ſein mußten, und nur einem Volke genügen konnten, das auf einer ſo niedrigen Stufe der Menſchenbildung ſtand. Profeſſor Blank in Würzburg hat eine Federpflanzenmoſaik ähnlicher Art erfunden.

Federharz (auch, und insbeſondere, Gummi elaſticum genannt). Der Baum, von welchem dieſes merkwürdige Naturproduct gewonnen wird, wächſt in mehreren Gegenden Südamerika's, und wird von Gmelin unter dem Namen Caoutchova elastica im Syſtem aufgeführt. Ritzt man den untern Theil ſeines Stammes mit einem ſcharfen Inſtrumente, ſo ergießt er einen milchähnlichen Saft, der ſich an der Luft verdickt. Die Eingebornen ziehen dieſen Saft zur Zeit ſeiner Flüſſigkeit über thönerne Formen, die ſie nachher im Waſſer auflöſen und herausſpülen; daher rührt die flaſchenförmige Geſtalt, in welcher der Gummi nach Europa kommt.

Federici (Camillo). Wir beſitzen unter dieſem Namen eine aus einigen 20 Stücken beſtehende Luſtſpielſammlung, die ſich ſehr vortheilhaft auszeichnet, deren Verfaſſer aber eigentlich Ogeri hieß. Er war aus Obermontferrat gebürtig, ſtudirte zu Turin, ward Doctor der Rechte und Advocat. 1784 war er Richter zu Govon, einem Flecken der Provinz Aſti. Hier lernte ihn der König Victor Amadeus III. kennen, und ernannte ihn zum königlichen Richter in Moncalieri, einem Städtchen unweit Turin. Ungeachtet er ſich allgemeine Liebe er-

ward, gab er doch, aus unbekannten Urſachen, ſeinen Poſten auf, änderte ſeinen Namen und widmete ſich dem Theater. Er ſtarb 1804 zu Turin. Seine Stücke ſind verdienter Weiſe mit allgemeinem Beifall aufgenommen worden; ſie haben einen regelmäßigen Gang und anziehende Situationen. Die Charaktere ſind treffend und ohne Ueberladung gezeichnet. Der Dialog iſt fließend und rein, und die Feinheit der Scherze verräth einen Mann, der ſeine Bildung der vornehmern Welt verdankt. Sein Luſtſpiel La bugia vive poco iſt unter dem Titel: Gleiches mit Gleichem, von Vogel bearbeitet, auf die deutſche Bühne gebracht worden, und wird noch immer gern geſehen.

Federkraft, ſ. Elaſticität.

Feen, Feenmährchen. Daß die Feen weibliche Geiſter ſeien, eine Art von Schickſalsgöttinnen, gute und böſe, weiß jeder aus ſeiner Kindheit. Gewöhnlich ſind jene die ſchönſten Damen von der Welt, dieſe die häßlichſten Mißgeburten, die man ſich vorſtellen kann. Wichtig iſt ihr Einfluß auf das Leben der Menſchen. Oft finden ſie ſich bei der Wiege, oder in entſcheidenden Augenblicken des Lebens ein, beſtimmen und wenden das Schickſal, geben und nehmen Geſchenke. Neben einer Art von Allwiſſenheit ward ihnen hohe Macht, und ihr Stab that Wunder, wie ein Zauberſtab. Doch ſind beide, ihr Wiſſen und ihre Macht, nicht unbeſchränkt. Der Macht des Zauberers unterliegen ſie oft ſelbſt, und man hat Beiſpiele, daß Feen, die ſonſt durch eigene Macht die wunderbarſten Verwandlungen der Weſen bewirkten, ſelbſt Verwandlungen unterliegen mußten. Beſchränkt, wie ihre Macht, iſt auch ihre Willkür; nur unter Bedingungen, die nicht in ihre Macht gegeben ſind, können ſie wirken, denn mächtiger als Feen und Zauberſtab iſt das im Dunkeln waltende Schickſal. Wer erkennt nicht in dieſen poetiſchen Weſen und ihrer Wirkſamkeit einen Verſuch, das ewige Räthſel der oft bis zum Wunderbaren verſchlungenen Begebenheiten des Lebens zu löſen, und die unſichtbaren Beweger der Natur kennen zu lernen! Freilich ein Kindesverſuch, der ſtatt der Vernunft durch Einbildungskraft gemacht wird, und an die Stelle eines philoſophiſchen Syſtems von natürlichen Urſachen, ein poetiſches Syſtem von Mythologie ſetzt. Das Wunder iſt des Glaubens liebſtes Kind, beſonders wenn es von der Poeſie gepflegt wird. — Das Vaterland dieſer Mythologie der Feen iſt Arabien, von wo ſie durch die Troubadours nach Europa verpflanzt ward. Der europäiſche Name Fee kommt von fatum, Schickſal, und bei den Italienern heißt Fee noch fata. In den hiſtoriſchen Sagen der Italiener ſtößt man öfters auf Feen, und es gab hier, wie bei den Arabern, Sagen, worin behauptet ward, daß eine Provinz von Feen bewohnt ſei. In Frankreich erhielten ſie im 12. Jahrh. durch Lancelot vom See ihre poetiſche Beglaubigung. Die wunderbare Macht der Dame vom See verbreitete in Frankreich und dem Auslande den Geſchmack an der Feerei, wozu Philipp, Graf von Flandern (1191), nicht wenig beitrug. Die Klügern glaubten daran in den Romanen, das Volk ſah Feen überall, beſonders aber in verfallenden Schlöſſern, oder ſolchen, die in Wäldern lagen. Im Schloſſe von Luſignan waltete die Fee Meluſine; aber auch um Quellen und Bäume webten ſie. Eine bedeutende Rolle ſpielten ſie fortan in den Ritterromanen und Fabliaux, und gaben der romantiſchen Poeſie des chriſtlichen Ritterthums einen eigenen Reiz; ſie machten die Maſchinerie derſelben aus, und die romantiſch-epiſchen Gedichte eines Bojardo, Arioſto u. A. gewannen nicht wenig dadurch. In England führten ſie nicht etwa blos Chaucer und Spencer ein, ſondern Erzäh-

oder Bläschen beſteht, die mit einander Gemeinſchaft haben. Oben endigt es in einer Röhre, unten aber ſteht es, mittelſt einer kleinen Oeffnung des Kiels, mit der Haut des Vogels in Verbindung, und iſt wahrſcheinlich das Werkzeug, wodurch der Feder die Nahrung zugeführt wird. Der Schaft iſt zu beiden Seiten mit gleich laufenden, dicht neben einander ſtehenden Faſern beſetzt, deren jede wieder einen kleinen Schaft mit ähnlichen kleinen Seitenfäſerchen enthält. Dieſe Bekleidung des Schafts nennt man die Fahne, und ſie iſt bei den Flügelfedern an der einen Seite breiter als an der andern, bei den übrigen aber an beiden Seiten gleich. Die Faſern ſind mit Härchen und Häutchen beſetzt, mittelſt welcher ſie ſich ſo feſt an einander ſchließen, daß ſie an einander zu kleben ſcheinen, ohne jedoch zuſammen verwachſen zu ſein. Das Gefieder der Vögel hat die Eigenthümlichkeit, daß es ſich zu gewiſſen Zeiten erneuert; wir nennen dies Mauſern. Bei den meiſten einheimiſchen Vögeln geſchieht es nur einmal im Jahre, und zwar im Herbſt, bald früher, bald ſpäter; nur Wenige, wie die Wachteln, mauſern ſich zweimal des Jahrs. Da die Faſern die Eigenſchaft haben, daß ſie, wenn ihr Wachsthum vollendet iſt, trocken werden, und nur die Spule oder das in ihr enthaltene Gefäß noch einige Feuchtigkeit oder Fettigkeit einſaugt, ſo wächſt auch ein abgeſchnittener Theil der Feder nicht wieder, und ein Vogel, dem die Flügel verſchnitten ſind, bleibt bis zur nächſten Mauſerung in dieſem Zuſtande, wo dann die Stumpfen ausfallen und ihm neue Schwungfedern wachſen, man müßte ſie ihm denn früher allmälig ausziehen, wobei der Vogel nichts leidet, und ſein Gefieder in einigen Wochen wieder erlangt. Welchen Gebrauch wir von den Federn machen, iſt bekannt; die Bewohner des hohen Nordens bedienen ſich der abgezogenen befiederten Häute mehrer Waſſervögel zur Unterkleidung. Der Grönländer trägt den Federbalg der Eider mit der Federſeite auf dem bloßen Körper, und widerſteht darin der furchtbaren Kälte ſeines Himmelsſtrichs. Die alten Mexikaner verfertigten aus den prachtvollen Federn ihrer Colibri's allerlei Gemälde, nach Art der Moſaik, die aber höchſt unvollkommen ſein mußten, und nur einem Volke genügen konnten, das auf einer ſo niedrigen Stufe der Menſchenbildung ſtand. Profeſſor Blank in Würzburg hat eine Federpflanzenmoſaik ähnlicher Art erfunden.

Federharz (auch, und insbeſondere, Gummi elaſticum genannt). Der Baum, von welchem dieſes merkwürdige Naturproduct gewonnen wird, wächſt in mehreren Gegenden Südamerika's, und wird von Gmelin unter dem Namen Caoutchova elastica im Syſtem aufgeführt. Ritzt man den untern Theil ſeines Stammes mit einem ſcharfen Inſtrumente, ſo ergießt er einen milchähnlichen Saft, der ſich an der Luft verdickt. Die Eingebornen ziehen dieſen Saft zur Zeit ſeiner Flüſſigkeit über thönerne Formen, die ſie nachher im Waſſer auflöſen und herausſpülen; daher rührt die flaſchenförmige Geſtalt, in welcher der Gummi nach Europa kommt.

Federici (Camillo). Wir beſitzen unter dieſem Namen eine aus einigen 20 Stücken beſtehende Luſtſpielſammlung, die ſich ſehr vortheilhaft auszeichnet, deren Verfaſſer aber eigentlich Ogeri hieß. Er war aus Obermontferrat gebürtig, ſtudirte zu Turin, ward Doctor der Rechte und Advocat. 1784 war er Richter zu Govon, einem Flecken der Provinz Aſti. Hier lernte ihn der König Victor Amadeus III. kennen, und ernannte ihn zum königlichen Richter in Moncalieri, einem Städtchen unweit Turin. Ungeachtet er ſich allgemeine Liebe er-

ward, gab er doch, aus unbekannten Urſachen, ſeinen Poſten auf, änderte ſeinen Namen und widmete ſich dem Theater. Er ſtarb 1804 zu Turin. Seine Stücke ſind verdienter Weiſe mit allgemeinem Beifall aufgenommen worden; ſie haben einen regelmäßigen Gang und anziehende Situationen. Die Charaktere ſind treffend und ohne Ueberladung gezeichnet. Der Dialog iſt fließend und rein, und die Feinheit der Scherze verräth einen Mann, der ſeine Bildung der vornehmern Welt verdankt. Sein Luſtſpiel La bugia vive poco iſt unter dem Titel: Gleiches mit Gleichem, von Vogel bearbeitet, auf die deutſche Bühne gebracht worden, und wird noch immer gern geſehen.

Federkraft, ſ. Elaſticität.

Feen, Feenmährchen. Daß die Feen weibliche Geiſter ſeien, eine Art von Schickſalsgöttinnen, gute und böſe, weiß jeder aus ſeiner Kindheit. Gewöhnlich ſind jene die ſchönſten Damen von der Welt, dieſe die häßlichſten Mißgeburten, die man ſich vorſtellen kann. Wichtig iſt ihr Einfluß auf das Leben der Menſchen. Oft finden ſie ſich bei der Wiege, oder in entſcheidenden Augenblicken des Lebens ein, beſtimmen und wenden das Schickſal, geben und nehmen Geſchenke. Neben einer Art von Allwiſſenheit ward ihnen hohe Macht, und ihr Stab that Wunder, wie ein Zauberſtab. Doch ſind beide, ihr Wiſſen und ihre Macht, nicht unbeſchränkt. Der Macht des Zauberers unterliegen ſie oft ſelbſt, und man hat Beiſpiele, daß Feen, die ſonſt durch eigene Macht die wunderbarſten Verwandlungen der Weſen bewirkten, ſelbſt Verwandlungen unterliegen mußten. Beſchränkt, wie ihre Macht, iſt auch ihre Willkür; nur unter Bedingungen, die nicht in ihre Macht gegeben ſind, können ſie wirken, denn mächtiger als Feen und Zauberſtab iſt das im Dunkeln waltende Schickſal. Wer erkennt nicht in dieſen poetiſchen Weſen und ihrer Wirkſamkeit einen Verſuch, das ewige Räthſel der oft bis zum Wunderbaren verſchlungenen Begebenheiten des Lebens zu löſen, und die unſichtbaren Beweger der Natur kennen zu lernen! Freilich ein Kindesverſuch, der ſtatt der Vernunft durch Einbildungskraft gemacht wird, und an die Stelle eines philoſophiſchen Syſtems von natürlichen Urſachen, ein poetiſches Syſtem von Mythologie ſetzt. Das Wunder iſt des Glaubens liebſtes Kind, beſonders wenn es von der Poeſie gepflegt wird. — Das Vaterland dieſer Mythologie der Feen iſt Arabien, von wo ſie durch die Troubadours nach Europa verpflanzt ward. Der europäiſche Name Fee kommt von fatum, Schickſal, und bei den Italienern heißt Fee noch fata. In den hiſtoriſchen Sagen der Italiener ſtößt man öfters auf Feen, und es gab hier, wie bei den Arabern, Sagen, worin behauptet ward, daß eine Provinz von Feen bewohnt ſei. In Frankreich erhielten ſie im 12. Jahrh. durch Lancelot vom See ihre poetiſche Beglaubigung. Die wunderbare Macht der Dame vom See verbreitete in Frankreich und dem Auslande den Geſchmack an der Feerei, wozu Philipp, Graf von Flandern (1191), nicht wenig beitrug. Die Klügern glaubten daran in den Romanen, das Volk ſah Feen überall, beſonders aber in verfallenden Schlöſſern, oder ſolchen, die in Wäldern lagen. Im Schloſſe von Luſignan waltete die Fee Meluſine; aber auch um Quellen und Bäume webten ſie. Eine bedeutende Rolle ſpielten ſie fortan in den Ritterromanen und Fabliaux, und gaben der romantiſchen Poeſie des chriſtlichen Ritterthums einen eigenen Reiz; ſie machten die Maſchinerie derſelben aus, und die romantiſch-epiſchen Gedichte eines Bojardo, Arioſto u. A. gewannen nicht wenig dadurch. In England führten ſie nicht etwa blos Chaucer und Spencer ein, ſondern Erzäh-

lungen von ihnen waren ſo ungemein gewöhnlich, einem jeden geläufig, und in den Glauben des Volks übergegangen, daß die Feen ſelbſt dann nicht ſeltſam und unnatürlich ſchienen, als Shakſpeare ſie auf die Bühne brachte. Neben der chriſtlichen Lehre von guten und böſen Geiſtern konnten ſie recht gut beſtehen, und Taſſo machte in ſeinem befreiten Jeruſalem einen Verſuch, dieſe geiſtigen Mittelweſen des Chriſten- und Heidenthums in eine poetiſche Harmonie zu bringen. Im letzten Viertel des 17. Jahrh. wurden aber beſonders die eigentlichen Feenmährchen Mode, und es ſcheint, daß auch hier die Italiener vorangingen. Der Pentamerone von Baſilio, vermehrt von Aleſſia Abbatutis, brach 1667 die Bahn. Durch Urſachen, welche ihren Grund in der Privatgeſchichte Ludwigs XIV. haben, kamen dieſe Mährchen, ſeit der Aufhebung des Edicts von Nantes, 1685, in Frankreich an die Tagesordnung, und es kamen, nachdem Perrault 1697 die Contes de ma mère l'Oye herausgegeben hatte, ihrer faſt zu gleicher Zeit eine Menge von verſchiedenen Verfaſſern und Verfaſſerinnen in Umlauf. Es ſcheint faſt, daß der gelehrte Orientaliſt Antoine Galland zur Ueberſetzung der arabiſchen Feenmährchen: Tauſend und eine Nacht, welche 1704 herauskam, erſt durch die damals faſt epidemiſch herrſchende Vorliebe für Erzählungen dieſer Art veranlaßt worden ſei. Vielleicht aber hatte Galland durch frühere Mittheilung in Privatcirkeln die Idee davon geweckt, die Erinnerung an die Feen in den alten Fabliaux und Ritterromanen kam hinzu, und man verſuchte ähnliche Erfindungen. Mit welcher Begierde dieſe aufgenommen wurden, beweiſt die Menge, welche ſeit der Zeit erſchien. Man hat die vorzüglichſten geſammelt in dem Cabinet des Fées (Paris und Genf 1786. 37 Bde. 8.), deren letzter Band Nachrichten über die Verfaſſer enthält. Die erſten Geſchmacksrichter aus der Schule Boileau's, die ſo ſehr den Verſtand der Einbildungskraft vorzogen, ſchüttelten gewaltig die Köpfe, allein der Modegeſchmack kehrte ſich nicht daran, bis die Ueberfüllung endlich Ekel erregte. Dann ſah man freilich ein, daß Hamilton, der ſelbſt ſo vortreffliche Feenmährchen ſchrieb, Recht gehabt haben möge, ſich darüber luſtig zu machen. Indeß ſagen wir mit Herder: „Daß nicht ſelbſt in verſtand- und zweckloſe Erzählungen dieſer Art Verſtand und Zweck gebracht werden könne, wer wollte daran zweifeln? die Blume der Arabeske ſteht da; laßt aufſteigen aus ihr ſchöne Geſtalten! Keine Dichtung vermag dem menſchlichen Herzen ſo feine Dinge ſo fein zu ſagen, als der Roman, und vor allen Romanen das Feenmährchen. In ihm iſt die ganze Welt und ihre innere Werkſtätte, das Menſchenherz, als eine Zauberwelt ganz unſer. Nur ſei man ſelbſt ein von der Fee begabter Glücklicher, um in dieſer Zauberwelt ihre Geſchäfte zu verwalten. Nirgends mehr als in ihr wird das Gemeine abgeſchmackt, häßlich, unerträglich. Die Capricen und Launen dieſer Welt fodern den feinſten Verſtand, die unerwartetſte Wendung."

Fegefeuer, von fegen, reinigen, alſo Reinigungsfeuer, iſt nach einer gereinigten catholiſchen Dogmatik der Uebergang noch unvollendeter Gerechten zum endlichen Beſitze der himmliſchen Seligkeit. Das Concilium zu Trident beſtätigt dieſen Artikel des catholiſchen Glaubens, als in der heiligen Schrift und auf Ueberlieferung gegründet; die Proteſtanten und die griechiſche Kirche haben ihn ſtets geläugnet. Die Bibelſtellen, auf welche man ſich deshalb bezieht, ſind: Offenbarung Johannis 21, V. 27., ſodann Makkabäer II. 12, V. 38 sq., Matth. 25., Lucas 12, V. 58., Paulus an die Corinther I. 3, V. 2. Von den

Kirchenvätern haben beſonders Origenes und Auguſtin die Idee des Fegefeuers ausgebildet, und die finſtern catholiſchen Dogmatiker, mit Hülfe des grübelnden Mönchsgeiſtes, haben dieſe Lehre in die lächerlichſten Hypotheſen ausgeſponnen. Sie ſetzen das allgemeine Fegefeuer neben oder rund um den Höllenpfuhl; ſie behaupten, ein Funken des Fegefeuers ſei empfindlicher, denn aller körperliche Schmerz; jeglicher Fromme werde darin gereinigt, und zwar an dem Gliede gebrannt, womit er geſündigt habe; durch Seelenmeſſen ꝛc. werde der Aufenthalt im Fegefeuer erleichtert und verkürzt; manche Seelen hätten ihre beſonderen Fegefeuer auf gewiſſen Orten der Erde, wohin ſie gebannt würden, z. B. in Backöfen ꝛc., und beſonders da, wo ſie eine Hauptſünde begangen hätten ꝛc., und was dergleichen Abgeſchmacktheiten mehr ſind. Der hiſtoriſche Urſprung des Fegefeuers iſt in der platoniſchen Philoſophie, und zwar in der ſchönen, aber hernach ſo verunſtalteten Vorſtellung von einem Reinigungszuſtande nach dem Tode, zu ſuchen, welche die Kirchenväter, namentlich Clemens von Alexandrien (ſtarb 220 nach Chr.), in das chriſtliche Religionsſyſtem auf dieſe Art eingeſchwärzt haben. Papſt Gregor I., der Große, war es, welcher inſonderheit dieſer Lehre ihre völlige Ausbildung gab, und aus ihr einen einträglichen Erwerbszweig für die Prieſterſchaft ableitete. Auf den Concilien kam das Fegefeuer zuerſt 1439 auf dem zu Florenz zur Sprache, und die proteſtantiſchen Theologen haben mit Ernſt und Spott dieſes Dogma möglichſt angegriffen, was ihnen bei deſſen Entſtellung durch das Mönchsthum ſehr leicht werden mußte. Philoſophiſch betrachtet iſt es, wie jede andere Hypotheſe über den Zuſtand der Seelen nach dem Tode, Sache des Glaubens, und übrigens in folgerechtem Zuſammenhange mit andern catholiſchen Glaubenslehren. Der Religion der Phantaſie ſagt dieſe Feuerreinigung, ſo wie die Wirkungen frommer Fürbitten und Sühnopfer, ſehr zu, und die Unvollkommenheit des irdiſchen Menſchen giebt ſogar innere Gründe an die Hand, einen allmäligen Uebergang in die vollkommene Seligkeit, eine Reinigung und Läuterung des ſinnlichen Weſens anzunehmen. A.

Fehde, ſtammt vom altdeut. Worte faida (Feindſchaft) her. Die Fehden waren Privatkriege, durch deren Ankündigung man eine Beſchimpfung oder ein erlittenes Unrecht, entweder im eignen oder fremden Intereſſe, zu rächen ſuchte. In Deutſchland waren ſie im 12. und 13. Jahrh. am häufigſten. Schon zu Julius Cäſars Zeiten übten die Deutſchen, wie alle Wilde, eine ſolche Selbſthülfe. Dieſes Nationalleiden des Mittelalters plagte damals ganz Europa, mit Einſchluß der Geiſtlichkeit. Im deutſchen Mittelalter übten die Ritter die Kämpfe und Ueberfälle der deutſchen Unterthanen, wozu ſie durch das Fauſtrecht berechtigt zu ſein glaubten, denn die Stärke galt ſtatt des Rechts. Wo der Streit ehrlicher geführt wurde, ging demſelben ein **Fehdebrief** oder eine Ankündigung deſſelben vorher; auch wurde zum Zeichen der Ausfoderung ein Handſchuh, der **Fehdehandſchuh**, hingeworfen; wer ihn aufhob, nahm den Kampf an. Erſt nach dem Landfrieden von 1495 hörte in Deutſchland die von den Geſetzen früher geduldete Selbſthülfe gänzlich auf.

Fehmgericht, ſ. **Vehmgericht**.

Fehrbellin, ein Städtchen in der Mittelmark von Brandenburg, iſt beſonders durch den Sieg des großen Churfürſten Friedrich Wilhelm von Brandenburg, 1675 am 18. Jun. erkämpft, hiſtoriſch merkwürdig geworden. Der genannte Churfürſt gehörte zu den wenigen Fürſten, die eben ſo raſch und tapfer im Felde ſind, als ſie die

Stimmung der Cabinette zu ihrem Vortheil zu leiten wiſſen. Durch beides hat er zum Emporkommen des brandenburgiſchen Hauſes nicht wenig beigetragen, und durch den Sieg bei Fehrbellin rettete er namentlich ſein Land unter den bedenklichſten Umſtänden, die es damals geben konnte. Als Mitglied des deutſchen Reichsverbandes hatte er, als 1674 der Krieg des Reichs gegen den eroberungsſüchtigen Ludwig XIV. beſchloſſen wurde, 16,000 Mann ſeiner Truppen nach dem Elſaß geführt, für die er von Oeſterreich, Holland und Spanien Subſidien bezog. Je mehr man am Hofe zu Paris das Gewicht eines ſolchen Heerführers zu ſchätzen wußte, je mehr man ihn fürchtete, je mehr man endlich darüber erbittert war, daß der Churfürſt nicht blos als Mitglied des Reiches, ſondern in Folge der Subſidien feindlich auftrat, deſto mehr arbeitete man von dort aus, ihm Feinde im Rücken, in ſeinem Lande zu erwecken, und die Schweden, von Frankreich aufgemuntert, fielen von Pommern her in die Mark Brandenburg ein. Es geſchah dieſes zu Ende 1674 unter dem General Wrangel. Der Churfürſt, welcher am Main in den Winterquartieren ſtand, verlangte von Oeſterreich, von Holland, von Hannover und den andern deutſchen Fürſten die Hülfe, die ihm, der nur für Deutſchlands Schutz in dieſen Krieg verwickelt war, und der ihn zu vernichten drohte, mit doppeltem Rechte gebührte. Gleich unmittelbar ſeine Verpflichtungen gegen das deutſche Reich aufzugeben, hätte ihm hier wohl am meiſten genügt, da die Schweden nur wegen dieſer von Frankreich aufgefodert waren, in Wilhelms Länder einzufallen. Allein weil Turenne bereits nur die beſſere Jahrszeit erwartete, die Armee des Reichs, welche ſchon von ihm bei Mühlhauſen geſchlagen war, aufs neue anzugreifen, die Schweden ſelbſt aber vor der Hand jede eigentliche böſe Abſicht läugneten, und ſich das Anſehn gaben, als würden ſie nächſtens nach Schleſien vorgehen: ſo hoffte der Churfürſt, durch Unterhandlungen mehrere Monate lang das zu erlangen, was ihm die Gewalt der Waffen binnen acht Tagen verſchaffte. Er brach endlich, da die erſteren ohne Wirkung blieben, im Anfange des Junius aus Franken ſo ſtill und unvermuthet auf, und marſchirte ſo raſch, daß, als er Magdeburg am 11. Jun. erreicht hatte, die am rechten Ufer der Havel liegenden Schweden noch nicht das Geringſte davon erfahren hatten, wie er ihnen ſo nahe auf dem Nacken ſei. Der Churfürſt ſäumte nicht, von ſeinem raſchen Zuge die Früchte zu erndten. Magdeburgs Thore wurden feſt verſchloſſen gehalten und keinem der Ausgang geſtattet; Abends um 9 Uhr am folgenden Tage ging die ganze Reiterei über die Elbe, zehn leichte Geſchütze begleiteten ſie; 1000 Mann ausgeſuchtes Fußvolk folgten auf 146 Wagen nach, von denen jeder einen Kahn geladen hatte. So wurde den ganzen Tag marſchirt, und am folgenden (14. Jun.) ſtand der Churfürſt Abends eine Stunde vor Rathenau. 600 Mann Fußvolk gingen ſogleich in den mitgebrachten Kähnen über die Havel. Die Reiterei hatte ſich durch Liſt und Gewalt in den Beſitz der Brücke geſetzt. Mit Tagesanbruch war die ganze Stadt umringt, der Eingang erzwungen, und alles, was ſich von Schweden vorfand, niedergehauen oder gefangen genommen. Durch dieſen Ueberfall war die ſchwediſche Linie, die ſich von Havelberg bis Brandenburg ausdehnte, im Mittelpunkte durchbrochen, und der Churfürſt unterließ nicht, ſeinen Vortheil zu verfolgen. Die Schweden eilten raſch von Brandenburg nach Nauen zu, immer in den Flanken und dem Rücken aufs lebhafteſte von den preußiſchen Dragonern gedrängt, und auf jedem Schritte Gefangene, Gepäck verlierend. Der

Churfürſt hatte bereits die Brücken, die über das hinter Fehrbellin fließende Waſſer führen, abwerfen laſſen, und die davon zurückkehrenden Reiter trafen bereits auf die Schweden, die nun wohl ſahen, daß ohne Schlacht auf dem dieſſeitigen Ufer der fernere Rückzug nicht möglich ſei. Sie machten daher bei Havelberg, eine Stunde von Fehrbellin, Halt. Der Churfürſt fand bei ſeinen Unterbefehlshabern, als er den Angriffsplan mittheilte, die Meinungen verſchieden. Es ſchien dieſen zu gewagt, mit bloßer Reiterei, denn das Fußvolk hatte nicht folgen können, die Feinde anzugreifen. Dagegen brachte der erſtere in Anſchlag, wie der Feind beſtürzt, und der General Wrangel, der das ganze feindliche Heer befehligte, mit den beſten Truppen in Havelberg abgeſchnitten ſei; wie Unentſchloſſenheit alle Schritte der Schweden hier lähmen müſſe; und ſo griff er am Morgen des 18. raſch an. Sein linker Flügel litt anfangs nicht wenig vom feindlichen Geſchütz. Endlich warf er die feindliche gegenüberſtehende Reiterei. Das ſchwediſche Fußvolk machte einen raſchen Angriff auf das brandenburgiſche Geſchütz, allein die brandenburgiſchen Leibtrabanten und die damit verbundenen anhaltiſchen Krieger trieben ſie zurück, und ſo war bald nach 8 Uhr der Sieg entſchieden. Der Feind zog nun, doch in ziemlicher Ordnung, nach Fehrbellin, und hinterließ 1500 Todte, außer eben ſo viel Verwundeten. In der Nacht ſtellte er die Brücken wieder her, und als früh Morgens die churfürſtlichen Truppen einrückten, nahmen ſie den größten Theil des Geſchützes und Gepäckes. Die Feinde eilten nun in vollem Marſche nach Ruppin und Wittſtock, daß der Churfürſt ſie kaum erreichen konnte. Was der Gefangenſchaft entging, wendete ſich zum größten Theil nach Hamburg und nahm hier andere Kriegsdienſte. In unſern Tagen würde dieſe Schlacht freilich kaum für ein kleines Treffen gelten. 20,000 Mann betrug die Stärke des in den Staaten des Churfürſten ſtehenden feindl. Heeres überhaupt. Man kann alſo die Maſſe der von Brandenburg nach Fehrbellin hin aufgejagten Feinde höchſtens zu 10,000 Mann annehmen. Allein der Churfürſt ſelbſt führte nur in allem etwa 6000 Mann heran, lauter Reiter, durch den Marſch aus Franken erſchöpft, und gewann mit ihnen die Schlacht, ſo daß der Feind auf dieſer Seite nicht mehr Stand halten konnte, und auf der andern nicht mehr zu halten wagte. Er hatte mit einem Schlage die Sicherheit und Ruhe ſeines Landes hergeſtellt, und machte ſich zum Herrn vom größten Theile Pommerns. In ſo fern hatte das Treffen Folgen, wie ſie manche große Schlacht in neuerer Zeit nicht hatte. Ein Denkmal auf der Anhöhe bei Fehrbellin erinnert an jenen Tag. Der Stallmeiſter Froben ſoll an dieſem Tage dem Churfürſten das Leben dadurch gerettet haben, daß er ihm ſein Pferd gab, um die Aufmerkſamkeit der Feinde von dem Schimmel, den der Churfürſt ritt, zu leiten. Eine Kanonenkugel ſtreckte den Edeln nun bald zu Boden. Allein Pufendorf in ſeiner Geſchichte des gr. Churf. v. Brandenb. ſagt nichts davon, ſondern bemerkt nur, es habe denſelben eine Kugel getödtet, als er zurückgeritten ſei (retro equitantem). Da er in Berlin ſelbſt (1694) dieſe Worte ſchrieb, ſo dürfte alſo jene Aufopferung wohl in Zweifel gezogen werden. Ludwig XIV. hatte indeſſen ſeinen Zweck, den im Felde ſo thätigen, kräftigen Churfürſten aus der Reihe ſeiner Feinde zu verdrängen, indem er ihm die Schweden ins Land zog, vollkommen erreicht, denn Friedrich Wilhelm war nun theils damit beſchäftigt, Pommern zu erobern, theils das Eroberte zu beſchützen, und daher nicht im Stande, am Kriege gegen Ludwig XIV. Theil zu nehmen, mit dem er im Gegentheil auf jede Bedingung einen Separatfrieden zu ſchließen ſuchte.

Feigen, die getrockneten Früchte des Feigenbaums, gedeihen vorzüglich auf den Inſeln des griechiſchen Archipels und des mittelländiſchen Meeres, ſo wie in den dies Meer begränzenden Ländern. Der Feigenbaum, welcher bei uns in Töpfen gezogen wird und klein bleibt, erreicht in jenen Ländern die Höhe eines Birnbaums. Die Blüthe der Feigen ſitzt von außen unſichtbar, innerhalb der Frucht verſchloſſen. Die ganz eigenthümliche und merkwürdige künſtliche Befruchtungsart der Feigen, welche in der Levante gebräuchlich iſt, indem man die abgepflückten männlichen Blüthen auf die Bäume bringt, welche blos weibliche Blüthen tragen, nennt man Caprification. Ein ſo behandelter Baum kann 2 bis 3 Centner Feigen liefern. Die geringe Oeffnung der Feigenblüthe erſchwert ſehr das Eindringen des männlichen Blüthenſtaubes auf die weiblichen Blüthen durch den Wind. Gemeiniglich geſchieht dieſe Mittheilung durch die Fliegenwespe, die ihre Eier in die innere Höhlung der Feige legt. Aus dieſen Eiern entſtehen Larven, die ausgebildet hervorkriechen, ſich verpuppen und bald als geflügelte Inſecten die männlichen und die weiblichen Feigenblüthen beſuchen. Durch den an ihren Flügeln hängen gebliebenen männlichen Blüthenſtaub befruchten jene Inſecten die weiblichen Blüthen. Man hat unendlich viele Arten von Feigen, und ſie werden ſowohl als Leckerei, als auch in der Arznei gebraucht. Im Handel ſind beſonders dreierlei Sorten die ſmyrniſchen, die genueſiſchen und die von Marſeille, bekannt. — Der ſogenannte **Feigenkäſe**, welcher aus Spanien und Portugal zu uns kömmt, wird aus den erleſenſten Feigen, mit geſchälten Mandeln, Nüſſen, Pinien, Piſtazien und ſonſtigen feinen Gewürzen und Kräutern vermengt, in eine Käſeform gepreßt und als Confect gebraucht. Aus dem Holze des Feigenbaums werden vielerlei zierliche und dauerhafte Sachen gemacht, z. B. Tabaksdoſen, Gewehrſchäfte ꝛc.

Felbiger (Johann Ignaz von), ein um das catholiſche Schulweſen verdienter Mann. Er war am 6. Jan. 1724 in Groß-Glogau geboren, ſtudirte in Breslau, widmete ſich dem geiſtlichen Stande, ging in ein Kloſter zu Sagan, und ward 1758 Prälat. Lange ſchon hatte ihn der Gedanke, wie nothwendig dem Schulweſen eine Verbeſſerung ſei, beſchäftigt. Er reiſte daher nach Berlin, um die Einrichtungen der daſigen königl. Realſchule näher kennen zu lernen. Hier war die Hähnſche Literalmethode eingeführt, deren Eigenthümliches darin beſteht, daß man blos mit den Anfangsbuchſtaben der Worte die Hauptgegenſtände des Unterrichts an die Tafel ſchreibt, und insbeſondere die Folge der Hauptideen in den Lehrgegenſtänden tabellariſch auf dieſe Weiſe vorſtellt. Felbiger begann mit der Schulverbeſſerung ſeines Stifts, und dehnte dieſelbe, unter königlicher Unterſtützung, auch auf alle cath. Schulen Schleſiens aus. Nach ſeinem Plane wurden Schulſeminarien (ſ. **Schullehrerſeminarien**) angelegt, in welchen ſich jeder Prediger mit der neuen Lehrart bekannt machen mußte. Zu Sagan hatte Felbiger eine Vorbereitungsſchule geſtiftet, und nach dieſem Muſter wurden andere, ein Hauptſeminar aber in Breslau angelegt, deſſen Directoren und Lehrer Felbiger ſelbſt unterwies. 1774 berief ihn die Kaiſerin Maria Thereſia zum Generaldirector des Schulweſens nach Wien, wo er in den geſammten öſterreichiſchen Schulen die Literalmethode einführte, und viele Methode- und Schulbücher herausgab, unter welchen beſonders ſein Catechismus häufig in Schulen gebraucht wird. 1782 entließ ihn Kaiſer Joſeph der Oberdirection. Er ging nach Preßburg, und ſtarb hier als Propſt des Collegiatſtifts, am 17. Mai 1788.

Feldärzte und Feldlazarethe kamen wahrſcheinlich aus dem Orient zu uns. Kaiſer Mauritius hatte im 6. Jahrh. wenigſtens ſchon eine Einrichtung zum Transport der Verwundeten, und nannte ihre Pfleger deputatos. Sie hatten an der linken Seite des Sattels zwei Steigbügel, um die Verwundeten aufzunehmen, und mußten zum Beiſtand der ohnmächtig gewordenen eine Flaſche Waſſer bei ſich führen. Der byzantiniſche Kaiſer Leo VI., im 9. Jahrh., nennt dieſe deputatos Aerzte und Krankenwärter. König Heihrich V. von England nahm 1415 auf ein Jahr den Nicolaus Colnet als Feldarzt an. König Guſtav Adolph von Schweden, der im Kriegsweſen manches verbeſſerte, ſoll bei jedem Regimente 4 Wundärzte angeſtellt haben. Bei den Oeſterreichern wurden 1718 die Compagnie-Feldſcherer abgeſchafft, und dafür Regimentschirurgen mit 6 Geſellen angenommen. In der Mitte des 16. Jahrh. hatte man in Deutſchland bereits, freilich ſehr unvollkommene, Feldlazarethanſtalten.

Feldgeſchrei heißt überhaupt das wilde Geſchrei, mit welchem ehemals die Krieger eine Schlacht begannen, um ſich Muth zu machen und den Feind zu ſchrecken. Es iſt bei den Türken und andern, beſonders rohen Völkern, noch Sitte. Im engern Sinne und bei uns bedeutet es das Loſungswort (eine Name), woran ſich die Parteien im Felde, zumal in der Nacht, erkennen (Parole).

Feldmarſchall, Generalfeldmarſchall, iſt der oberſte Befehlshaber eines ganzen Heeres, wenn kein Generaliſſimus beſteht. Bei dem öſterreichiſch-kaiſerlichen Heere ſteht der Feldmarſchall zwiſchen dem General en chef und dem Feldzeugmeiſter. — Feldzeichen heißt alles das, was Officiere und Soldaten bei einem nächtlichen Unternehmen, um ſich gegenſeitig zu erkennen, tragen, z. B. ein weißes Tuch um den linken Arm, eine weiße Hutcocarde, ſonſt auch Alles, was eine, beſonders alliirte Armee, zum feſten Kennzeichen anlegt, z. B. bei den Oeſterreichern ein grüner Zweig auf dem Hut. — Feldzeugmeiſter, eigentlich und ehemals der Befehlshaber der ganzen Artillerie, jetzt bei den Oeſterreichern der Rang zwiſchen dem Feldmarſchall-Lieutenant und dem Feldmarſchall.

Feldmeſſen, hierunter verſteht man entweder die Ausmittelung des Flächenraums gewiſſer durch Felder, Wälder, Wieſen, Wege, Gewäſſer und Gebäude ſich bildender Figuren, oder die Entwerfung eines verjüngten, der Natur ganz ähnlichen Bildes dieſer Gegenſtände im Grundriß auf einer ebenen Fläche. Da die Feldmeßkunſt ein Zweig der angewandten Mathematik iſt, ſo ſetzt ſie richtige und gründliche Kenntniſſe der Arithmetik und Geometrie voraus. Das Ausmeſſen ſelbſt geſchieht mit mehr oder weniger zuſammengeſetzten Inſtrumenten. Linien werden mit Meßſtangen, Meßketten und Meßleinen im Maße gefunden. Zu Winkelmeſſungen dient das Aſtrolabium, das Scheibeninſtrument und der Spiegelſextant, ſo wie zur Detailaufnahme der Meßtiſch, nach Meyers Angabe, immer das vorzüglichſte Inſtrument bleibt. Ein guter Feldmeſſer muß mancherlei juriſtiſche, öconomiſche und Geſchäftskenntniſſe beſitzen, ein fertiger Zeichner ſein, und ein gutes Augenmaß haben. Von den darüber vorhandenen Anweiſungen empfehlen wir Meyers Unterricht zur praktiſchen Geometrie, 1815; Benzenbergs Geodäſie, 1811; Lehmanns Anweiſung zur richtigen Erkennung und genauen Abbildung der Erdoberfläche, 1812; und v. Schlieben, der ſelbſtlernende Feldmeſſer, 1811.

Feldprediger. Die erſte Kirchenverſammlung zu Regensburg vom J. 742 verordnet, daß jeder Heerführer ein Paar Biſchöfe nebſt

Prieſtern und Caplanen, und jeder Oberſter einen Beichtvater bei ſich haben ſolle.

Feldwacht, in der Kriegskunſt, ein vorgeſchobener Poſten, welcher das Lager vor plötzlichen Anfällen ſchützt. Sie hat vor ſich noch Doppelpoſten und Vedetten, hinter ſich einen ſogenannten Soutien; im Lager ſelbſt iſt gewöhnlich eine Abtheilung, unter dem Namen Piket, beſtimmt, ſie bei einem feindlichen Angriffe zu unterſtützen. Da das zeitige Erkennen und Aufhalten des Feindes ihr Zweck iſt, ſo richtet ſich ihre Stärke und Aufſtellung nach den Umſtänden, dem Boden ꝛc. Doch wird man nie durch Feldwachten allein ſicher ſein, und fortwährendes aufmerkſames Patrouilliren bleibt immer nöthig.

Felicitas, bei den Römern die vergötterte Glückſeligkeit, vorgeſtellt als weibliche Figur, die auf einem Füllhorn ruht, bald einen Oelzweig, bald eine Lanze in der Hand. Symboliſche Beziehung derſelben ſind auch über einander gelegte Füllhörner, Kornähren zwiſchen ihnen, in einem Scheffel ſtehende Kornähren, ein Getreideſchiff u. ſ. w.

Fellenberg (Philipp Emanuel von), geb. 1771 zu Bern, ein berühmter ſchweizeriſcher Landwirth und Erzieher zu Hofwyl. Sein Vater, Mitglied der Regierung zu Bern, wandte die größte Sorgfalt auf ſeine Erziehung. Mehr noch that dieſes ſeine Mutter, eine Enkelin des berühmten Admirals Tromp. 1795 kam Fellenberg in das Inſtitut Pfeffels zu Colmar. Nach einigen Jahren kehrte er in die Schweiz zurück. Sein ununterbrochenes Studium hatte ſeine Geſundheit geſchwächt; um ſie zu ſtärken, und um in jeder Selbſtverläugnung ſich zu üben, that er freiwillig auf die feinern Speiſen und Getränke des väterlichen Tiſches Verzicht, begnügte ſich mit Waſſer und Brot, oder einfacher Haferſuppe, härtete ſeinen Körper ab, und verwendete ſein Erſpartes zu allerlei wohlthätigen Zwecken. Am meiſten war es ihm um Kenntniß des Menſchen in allen Ständen und Verhältniſſen zu thun. Zur Vollendung der Lehrjahre begann er daher ſchon früh die Wanderjahre. Allein anſtatt in großen Städten, lebte er in unbekannten Dörfern mit dem Volke, deſſen Gebräuche, Bedürfniſſe und Ideenkreiſe er ſtudirte, nicht nur in allen Cantonen ſeines Vaterlandes, ſondern auch in Frankreich, Tyrol, Schwaben und andern deutſchen Ländern. Eines Tages ſprach ihn zu Rigolsau ein junges Frauenzimmer an, er möchte ihren Oheim zu einem tröſtlichen Glauben bekehren, da er, von religiöſer Schwärmerei verleitet, an ſeiner Seligkeit verzweifelte. Der Antrag reizte den jungen achtzehnjährigen Menſchenbildner um ſo mehr, je abenteuerlicher es ihm vorkam, daß er einen dreißig Jahre ältern Mann bekehren ſollte. Der Oheim war leider taub. Fellenberg machte ſich ihm bald durch Geberden verſtändlich. Der Mann gewann ihn lieb, und ſie wurden einig, ein Jahr lang mit einander ganz allein am züricher See zu leben, um zu verſuchen, ob einer den andern zu ſeinem Glauben oder Unglauben bekehren könnte. Es gelang keinem von beiden. Allein dieſer Vorfall und die Bekanntſchaft eines 28jährigen Genfers, der ihn bat, daß er ihm einige angenommene böſe Gewohnheiten abgewöhnen möchte, beſtimmten Fellenbergen, der außerdem ſehr freigebig und wohlthätig war, nur noch entſchiedener für Volksbildung und Erziehungsweſen. Auf dieſen Kreuz- und Querzügen verſäumte er jedoch die Wiſſenſchaften nicht. Griechiſche Literatur, kantiſche Philoſophie ſtudirte er mit großem Eifer. Auch Peſtalozzi ſah er öfters, und ehrte den von ſeinen Mitbürgern oft verkannten Mann ſehr hoch. Inzwiſchen näherte ſich der Zeitpunkt, in welchem Fellenberg ſeine Ideale in die

Wirklichkeit des Lebens rufen wollte. Aber der Gang der franzöſiſchen Revolution und der öffentlichen Angelegenheiten in der Schweiz bedrohte die Sicherheit jedes großen Unternehmens. Aus Furcht, ein freies Vaterland einzubüßen, bewog er ſeinen Vater, einen Theil des Vermögens in den öffentlichen Fonds von Amerika anzulegen. Aber der Unterhändler, deſſen ſie ſich dabei bedienten, war ein Betrüger, und Fellenberg erhielt keine Zurückzahlung; ein Umſtand, der nicht ohne Einfluß auf ſeine Lage blieb. Bei der 1798 in ſeinem Vaterlande entſtandenen Revolution verhielt er ſich leidend. Auf eine Zeit lang übernahm er das Amt eines Quartiercommandanten der obern Diſtricte des Cantons Bern, und leiſtete als ſolcher bei dem Bauernaufſtande des Oberlandes wichtige Dienſte. Als man aber ſeine den Bauern geleiſteten Verſprechen nicht erfüllte, nahm er ſeinen Abſchied, und beharrt ſeitdem in dem Entſchluſſe, keine öffentliche Stelle mehr zu bekleiden, und allein ſeinem Lieblingsfache, der Landwirthſchaft, zu leben. Vermählt mit einer liebenswürdigen Frau, die ihn zum glücklichen Vater hoffnungsvoller Kinder machte, bauete er bereits 1799 einen Garten zu Kerſatz unweit Bern. In demſelben Jahre hatte er, gemeinſchaftlich mit ſeinem Vater, das Gut von Hofwyl, 1½ Stunde von Bern, um 225,000 franz. Livres erkauft, und brachte es zwei Jahre ſpäter, nach ſeines Vaters Tode, ganz an ſich. Von nun an ging er muthiger dem großen Ziele ſeines Lebens, der Veredlung des Landbaues und der Menſchen, die ihm gewidmet ſind, entgegen. Vielen war dieſes Unternehmen, deſſen Zweck ſie nicht begriffen, wie jede neue Idee, ein Aergerniß; viele ſchrieben ſein Thun und Laſſen einer beſondern Liebhaberei fürs Abenteuerliche zu; viele ärgerten ſich an ſeiner Verbindung mit Peſtalozzi; noch mehrere konnten ihm nicht vergeſſen, daß er während der Revolution der damaligen Centralregierung der Schweiz gedient hatte. Ueber ſeine landwirthſchaftliche Anſtalt waren die Urtheile ſehr widerſprechend. Obgleich das Verdienſt Fellenbergs um die ſchweizeriſche Landwirthſchaft von ſchweizeriſchen Ackerbauern ſowohl, als von Ausländern anerkannt und mit Beifall belohnt wurde, ſo fand der ruhige Beobachter doch manches anders, als es ſein ſollte. In Hofwyl hat man freilich die große Meinung, daß hier alles neu und wichtig ſei, weil es einige unkundige Landwirthe für neu und wichtig gehalten haben; aber darum iſt es den meiſten deutſchen Landwirthen, ſogar mehreren Schweizern, weder neu noch wichtig; ſondern ſie haben dieſe Gegenſtände oft ſchon beſſer behandelt. — Die Anſtalten zu Hofwyl umfaſſen gegenwärtig: 1. eine Muſter-Landwirthſchaft, die, von Fellenberg ſelbſt betrieben, einen fünffachen Ertrag giebt. Sie vereinigt alles, was man in der Landwirthſchaft Nützliches entdeckt hat; 2. eine Verſuchs-Wirthſchaft, wo Felder zu den täglichen Verſuchsarbeiten, zum Unterrichte junger Landwirthe, die aus allen Gegenden Europa's nach Hofwyl kommen, beſtimmt ſind; 3. eine Fabrik für Ackerbau-Inſtrumente; eine Werkſtatt zur Vervollkommnung der mechaniſchen Werkzeuge des Ackerbaues, nebſt einer Induſtrieſchule für die Armen, welche hier, jeder nach ſeiner Fähigkeit, das Zimmer-, Tiſchler-, Drechsler-, Wagner-, Hufſchmieds-, Schloſſer-, Gießer-, Schuhmacher- und Schneiderhandwerk lernen; Sprechen, Schreiben, Zählen, Meſſen und Zeichnen ſind die Elemente des Induſtrieunterrichts; 4. eine Penſionsſchule für junge Leute von Stande (von 8 — 20 Jahren), die alles umfaßt, was zur höhern Bildung erfoderlich iſt; 6. eine theoretiſch-praktiſche Ackerbau-Lehranſtalt; 7. eine Normalſchule, welche im Sommer die Schullehrer aus den verſchiede-

nen Cantonen der Schweiz vereinigte, ſeit vier Jahren aber nicht mehr in Thätigkeit iſt. Doch bilden ſich in Hofwyl viele junge Ausländer, zum Theil auf Koſten ihrer Regierungen, zu Lehrern der Jugend nach Fellenbergs Methode. Alle dieſe Anſtalten machen ein Ganzes und unterſtützen ſich gegenſeitig. Sie ſind verbunden durch den höhern Zweck, alle Stände zur Humanität zu vereinigen, und zwar jeden in ſeiner Sphäre, die der Zögling eben ſowohl geiſtig, als ſittlich begreifen lernt. Daher ſoll derſelbe Geiſt gegenſeitiger Achtung und des gemeinſchaftlichen Strebens nach Veredlung alle durchdringen, Lehre und Ausübung aber jeden für ſeine Beſtimmung reifer machen, d. h. geiſtig kräftiger, phyſiſch ſtärker, ſittlich edler, bürgerlich brauchbarer. Die Grundlage iſt Religioſität, Entwickelung des Nachdenkens, Bildung des Gefühls (z. B. durch Geſang und Muſik), und Gewöhnung an Ordnung, Fleiß und Mäßigkeit, ſind die Regeln, nach welchen aller Unterricht und jede Arbeit angeordnet wird. Außer Herrn Fellenberg arbeiten in den Anſtalten zu Hofwyl 22 Lehrer. Von einem Thurme aus, der die ganze Gegend beherrſcht, kann Fellenberg Alles überſehen, und ſogleich mittelſt eines Sprachrohrs überall hin die nöthigen Befehle ertheilen. Damit die Anſtalt auch nach ſeinem Tode fortdaure, hat Fellenberg eine immerwährende Commiſſion von drei ordentlichen Mitgliedern und vier Stellvertretern zur Vollzieherin ſeines Teſtaments, zu Gunſten der Armenſchule, ernannt. Auf Befehl des Kaiſers von Rußland erſtattete 1814 der Graf Capo d'Iſtria an ihn einen Bericht über die hofwyler Anſtalt; und der Monarch überſandte an Fellenberg den St. Wladimir-Orden vierter Claſſe, mit einem beifälligen Schreiben. Auch läßt er mehrere junge Ruſſen und Polen daſelbſt zu Lehrern und Landwirthen bilden. Man vergl. in der Bibl. britannique die Briefe des Herrn v. Fellenberg an Herrn Charles Pictet von Genf, im Nov. und Dec. 1807, und Herrn Pictets Brief ebendaſ. Letzterer hat auch Fellenbergs Blicke auf den Ackerbau in der Schweiz, und die Mittel, ihn zu vervollkommnen, ins Franzöſiſche überſetzt. Ferner vergl. man die Berichte über die Anſtalten zu Hofwyl von dem Landammann der Schweiz, von einem Commiſſär des Königs von Würtemberg, von Chavannes, an die Agriculturgeſellſchaft des Waadtlandes, vom Grafen Capo d'Iſtria, und den von Rengger, im Namen der, zur Unterſuchung der Armenſchule zu Hofwyl von der Regierung niedergeſetzten Unterſuchungscommiſſion, 1815. S. ferner Hofmanns Reiſe nach Hofwyl, in Auftrag der Fürſtin von Schwarzburg-Rodolſtadt, mit Bemerkungen vom Staatsrath Thaer. Ueber dieſe Schrift hat Fellenberg ebenfalls Bemerkungen bekannt gemacht, in Thaers Annalen der Landwirthſchaft und in den Blättern von Hofwyl, die ſeit 1808 heftweiſe erſchienen ſind. Ueber die Lehrmethoden in Hofwyl, welche auf Peſtalozzi's Grundſätzen beruhen, ſehe man, außer den angeführten Schriften, insbeſondere den Bericht der Herren Künzli und Vetſch, Mitglieder der Regierung des Cantons St. Gallen, welche im Auftrag derſelben ein ganzes Jahr den Unterricht in Hofwyl beobachtet haben; ferner Jülien's Précis sur les Instituts d'Education de M. de Fellenberg. Paris 1817., und die Landwirthſchaftl. Blätter von Hofwyl. Aarau 1817. 5 H. m. K. Man ſehe über Fellenberg auch die neue Folge des Converſ. Lex. Bd. XI. u. XII. und im 4ten Bande den neuen Art. Hofwyl.

Felonie nennt man 1. im Lehnrecht die Verletzung der Lehnstreue; dann aber auch 2. jedes Verbrechen, wodurch das Leben verwirkt wird (ſo beſonders bei den Britten), und 3. Hinterliſt und Arg-

liſt jeder Art. Ob das Wort aus dem Lateiniſchen (von fallere, betrügen), oder aus dem Deutſchen (von *fehlen*), oder aus dem Fränkiſchen (von felons, Untreue) herſtamme, iſt ungewiß. Die Felonie im lehnrechtlichen Sinne iſt entweder Verletzung der Lehnstreue des Lehnsherrn gegen den Belehnten oder Vaſallen durch alle Handlungen gegen Leben, Ehre, Geſundheit und Vermögen deſſelben, oder Verletzung der Lehnstreue des Vaſallen gegen den Lehnsherrn, durch Verweigerung des Lehnseides oder der Lehnsdienſte, Verlaſſung des Lehnsherrn in Gefahren, Bündniß mit deſſen Feinden, Verrath, Anklage, Offenbarung der Geheimniſſe deſſelben und Verſuche auf ſein Leben. Nicht aber blos auf die Perſon des Lehnsherrn ſelbſt, ſondern auch auf deſſen Frau, Kinder und Enkel erſtreckt ſich die Felonie, und als eine eigne Art derſelben galt, wenn der Vaſall ſeinen Lehnsherrn entweder wirklich zum Hahnrei machte, oder es nur zu thun verſuchte.

dd.

Fenelon (François de Salignac de la Motte), einer der ehrwürdigſten franzöſiſchen Prälaten, der an einem verderbten Hofe als Muſter der Tugend lebte. Er wurde 1652 auf dem Schloſſe Fenelon im ehemaligen Quercy geboren, und ſtammte aus einem alten, mit Staatsämtern und geiſtlichen Würden geſchmückten Geſchlechte. Glückliche Anlagen, ein ſanfter Charakter, verbunden mit einer großen Lebhaftigkeit des Geiſtes, zeichneten ihn früh aus. Sein Oheim, der Marquis von Fenelon, ließ ihn zu Cahors unter ſeinen Augen erziehen. Der Jüngling machte reißende Fortſchritte, die ſchwierigſten Studien waren ihm nur ein Spiel. Schon in ſeinem 19ten Jahre predigte er mit ungetheiltem Beifall. Der Marquis, welcher fürchtete, daß die rauſchenden Lobeserhebungen und die Schmeicheleien der Menge ein ſo gut geartetes Herz verderben möchten, bewog ſeinen Neffen, ſich in der Stille und Einſamkeit fortzubilden. Er übergab ihn der Leitung des Abbé Tronçon, Superiors von St. Sulpice zu Paris. Im 24ſten Jahre trat er in den geiſtlichen Orden, und verrichtete die beſchwerlichſten Dienſtgeſchäfte in dem Sprengel von St. Sulpice. Der Erzbiſchof von Paris, Harlay, vertraute ihm drei Jahre darauf die Aufſicht über die zur catholiſchen Kirche übergegangenen Proteſtanten. In dieſem Poſten verſuchte er zuerſt ſein Talent, einzunehmen, zu belehren und zu überzeugen. Als der König von dem guten Erfolge ſeiner Bemühungen hörte, ernannte er ihn zum Vorſteher einer Miſſion zur Bekehrung der Hugenotten an den Küſten von Saintonge, wo ſeine einfache und tiefergreifende Beredſamkeit, verbunden mit den ſanfteſten Sitten, ganz die erwarteten Wirkungen hervorbrachte. 1689 vertraute ihm Ludwig XIV. die Erziehung ſeiner Enkel, der Herzoge von Burgund, Anjou und Berry an. Fenelon bildete mit Glück den Geiſt des Herzogs von Burgund, der zum künftigen Beherrſcher Frankreichs beſtimmt war, und ſtreuete den Samen aller einen Fürſten zierenden Tugenden in ſein Herz, aus denen das Glück Frankreichs entſproſſen ſein würde, wenn nicht ein frühzeitiger Tod dieſe ſchönen Hoffnungen vernichtet hätte. Seine Dienſte blieben nicht unbelohnt. 1695 ward er zum Biſchof von Cambray ernannt. Aber während er ſich dieſer Gunſtbezeugung ſeines Königs erfreute, zog ſich unerwartet ein Ungewitter gegen ihn zuſammen. Ein theologiſcher Streit (ſ. *Quietismus*), den er mit Boſſuet, ſeinem vormaligen Lehrer, hatte, endigte damit, daß ſeine Lehrſätze von Innocenz XII. verdammt, und er von Ludwig XIV. in ſeinen Sprengel verwieſen wurde. Fenelon ertrug dieſen Schlag mit gefaßter Seele,

und unterwarf ſich unbedingt und ohne Vorbehalt. Er lebte von jetzt an in ſeinem Sprengel als ein würdiger Erzbiſchof und chriſtlicher Philoſoph. Eine Bruſtentzündung endigte ſein Leben 1715. Die verſchiedenen philoſophiſchen, theologiſchen und belletriſtiſchen Werke, die aus Fenelons Feder gefloſſen ſind, haben ſeinen Namen unſterblich gemacht. Man erkennt in ihnen einen, durch die beſten ältern und neuern Schriften genährten, und durch eine lebendige, anmuthige und blühende Phantaſie beſeelten Geiſt. Sein Stil iſt fließend, angenehm, rein und harmoniſch. Sein vorzüglichſtes Werk iſt: Les aventures de Télémaque, in welchem er als Erzieher des Prinzen das Muſter einer fürſtlichen Erziehung aufſtellen wollte. Es ſoll ihm durch ſeinen Kammerdiener heimlich weggenommen und nachher zum Druck befördert worden ſein; doch durfte es erſt nach dem Tode Ludwigs XIV. erſcheinen. Denn da der König einmal wider den Verfaſſer eingenommen war, erblickte er in dieſem hiſtoriſchen Romane eine Satyre auf ſeine Regierung, und verbot die Vollendung des ſchon begonnenen Drucks. Es war den Uebelwollenden nicht ſchwer, zu finden, was ſie ſuchten. Sie erkannten, woran Fenelon nicht gedacht hatte, in der Kalypſo die Frau von Monteſpan, in der Eucharis das Fräulein Fontanges, in der Antiope die Herzogin von Burgund, im Proteſilaus den Louvois, in dem Idomeneus den König Jacob, und im Seſoſtris Ludwig XIV. Leute von Geſchmack, die nur auf das Werk ſelbſt ſahen, bewunderten es als ein Meiſterſtück, das eine treffliche Regentenmoral in dem gefälligſten, wenn auch modernen Gewande vorträgt. Erſt zwei Jahre nach des Verfaſſers Tode gaben ſeine Erben den vollſtändigen Telemach in zwei Bänden heraus; er iſt ſeitdem unzählige Mal wieder gedruckt und überſetzt worden. Im J. 1819 wurde Fenelon, durch öffentliche Unterzeichnung, von der Nation zu Cambray ein Denkmal errichtet.

Feodoſia, ſ. Caffa.

Ferdinand, römiſch-deutſche Kaiſer. Hieher gehört 1. Ferdinand I., Carls V. Bruder, dem er auch als deutſcher Kaiſer 1558 folgte, nachdem er ſchon vorher, 1531, zum römiſchen König erwählt worden, und ſeit 1526 König von Ungarn und Böhmen war. 1559 hielt er einen Reichstag zu Augsburg, auf welchem Deutſchland eine Münzordnung erhielt, und wo von den Proteſtanten mehrere Religionsbeſchwerden vorgetragen wurden. Ferdinand war ſehr duldſam, und wirkte auf dem tridentiniſchen Concilium, das 1562 wieder eröffnet worden war, ſeinen Unterthanen mehrere religiöſe Freiheiten aus. Auch erhielt unter ihm der Reichshofrath ſeine beſtimmte Ordnung. Doch er beſtieg ſchon zu bejahrt den deutſchen Thron, um ſo viel Gutes, als er ſonſt wohl gekonnt, für Deutſchland auszuführen. Er ſtarb 1564. — 2. Ferdinand II., dem ſein kinderloſer Vetter Matthias, welchem er als deutſcher Kaiſer folgte, ſchon früher (1617) die Nachfolge in ſeinen geſammten Staaten zugeſichert hatte, beſtieg zu einer Zeit den Kaiſerthron, wo der dreißigjährige Krieg (ſ. d. Art.) im Ausbruche und das öſterreichiſche Haus in großer Gefahr war. Er war ein finſterer, verſchloſſener Mann, von den Jeſuiten zu Ingolſtadt erzogen, und in religiöſer Hinſicht ſeinen Vorfahren Ferdinand I., Maximilian, ja ſelbſt Rudolph und Matthias ſehr unähnlich. Gegen jede von dem tridentiniſchen Lehrbegriffe abweichende Meinung erglühte ſein wilder Eifer, der hartnäckig jener beſchränkten und einſeitigen Religionsanſicht folgte. Der Rückzug der Böhmen, die ſchon unter Thurns Anführung vor Wien ſtanden, gewann ihm Zeit, ſeine Kai-

ſerwahl, trotz aller Widerſprüche der Union und der Böhmen (1619), durchzuſetzen. Die Unterſtützung der Ligue und des Churfürſten von Sachſen, Johann Georg I., der auf ſeine Seite trat, befeſtigte ihn auf dem Thron von Böhmen; deſto härter und willkürlicher verfuhr er nun in dieſem Lande gegen die Proteſtanten; überall mußte ihr Blut fließen, die proteſtantiſchen Lehrer wurden vertrieben, und viele tauſend fleißige Böhmen wanderten damals ins Ausland; die Jeſuiten aber rief er zurück, und zerſchnitt mit eigner Hand den Majeſtätsbrief Rudolphs II. (ſ. Calixtiner). Seine Gegner, vorzüglich Friedrich V., erklärte er in die Reichsacht, und die Churwürde der Pfalz übertrug er 1622, trotz des Widerſpruchs von Churſachſen, dem Herzog von Baiern, der ihm Beiſtand geleiſtet. Durch Tilly und Wallenſtein wurde er auch Sieger über Chriſtian IV., König von Dänemark, Chriſtian von Braunſchweig und den Grafen von Mansfeld; die beiden Herzoge von Meklenburg, welche an dem däniſchen Kriege Theil genommen, that er in die Acht, und belehnte Wallenſtein mit Meklenburg; auch wollte er ſich der Handelsherrſchaft auf der Oſtſee bemächtigen, aber dieſes Project ſcheiterte bei der Belagerung von Stralſund an der thätigen Unterſtützung dieſer Feſtung durch die Hanſeſtädte. Nun trat er mit dem berüchtigten Reſtitutionsedicte hervor (1629), nach welchem alle gegen den geiſtlichen Vorbehalt (ſ. d.) von den Proteſtanten aufgehobene, unmittelbare Stifter wieder mit catholiſchen Biſchöfen und Prälaten beſetzt, die Reformirten vom Religionsfrieden ausgeſchloſſen und die proteſtantiſchen Unterthanen catholiſcher Fürſten zum Catholicismus zurückgeführt werden ſollten: ein Edict, welches mit Gewalt der Waffen ſchon zu Augsburg, Ulm, Kaufbeuren und Regensburg vollzogen wurde. Aber die Entlaſſung Wallenſteins, welche die Reichsſtände einſtimmig verlangten, und die Gegenwirkung Richelieu's, der alle politiſchen Triebräder in Bewegung ſetzte, um Frankreich einen mächtigen Einfluß in Europa zu verſchaffen und die faſt überwiegende Macht des Hauſes Oeſterreich zu beſchränken, endlich Guſtav Adolphs Macht, von Frankreich unterſtützt, und das ſpätere Anſchließen der Proteſtanten an denſelben, ſeit ſie ſich durch die Belagerung Magdeburgs, wodurch das Religionsedict vollſtreckt werden ſollte, in der Hoffnung eines Vergleichs getäuſcht ſahen, hinderten Ferdinand an der Ausführung ſeiner finſtern Plane. Er hoffte jedoch, ungeachtet mancher früheren Niederlagen, durch die von ſeinem Sohne, dem Erzherzog Ferdinand, über Bernhard von Weimar bei Nördlingen gewonnene Schlacht, nach welcher Sachſen einen Particularfrieden zu Prag 1635 ſchloß, bedeutende Vortheile über die Proteſtanten zu gewinnen. Aber die Behandlung des Churfürſten von Trier, welcher franzöſiſchen Schutz geſucht und franzöſiſche Truppen in ſeine Feſtungen genommen hatte, und nun, auf Ferdinands und Philipps IV. Befehl, von ſpaniſchen Truppen von Luxemburg aus, nach Niedermetzelung der franzöſiſchen Garniſon, als Gefangener hinweggeführt wurde, gab Frankreich Vorwand zum unmittelbaren Kriege gegen Oeſterreich und Spanien. Schweden konnte nun kräftiger wirken; Banner ſchlug die kaiſerlich-ſächſiſchen Truppen bei Wittſtock 1636, verdrängte ſie aus Heſſen, und Ferdinand ſtarb 1637, 15. Februar, ohne daß er ſeine Abſicht, die Vernichtung des Proteſtantismus und der politiſchen Freiheit in Deutſchland, erreicht hatte. Einige ſchreiben ihm nur Bigotterie zu. — 3. Sein Sohn Ferdinand III., deſſen ſchon vorhin als Sieger bei Nördlingen gedacht worden iſt, folgte ihm als Kaiſer. Unter ſeiner Regierung wurde der dreißigjährige Krieg geendigt. Ban-

ner und Herzog Bernhard von Weimar hatten die Kaiſerlichen mehrmals geſchlagen. Der Reichstag, den Ferdinand, zum Frieden geneigter als ſein Vater, 1640 zu Regensburg veranſtaltet hatte, erlangte die gewünſchte Abſicht nicht. Obgleich Ferdinand ſich nicht ſclaviſch von dem Intereſſe Spaniens und dem Einfluſſe der Jeſuiten leiten ließ, und auf dem Reichstage viel Muth zeigte, konnte er dennoch weniger durchſetzen, als er wünſchte, wozu die damals verbreitete Schrift des ſogenannten Hippolytus a lapide viel beitrug, deren Zweck war, die Stände gegen den Kaiſer zu erbittern; der erſte mächtige Einfluß, welchen der große Churfürſt von Brandenburg damals äußerte. Doch war man darüber einig, die Unterhandlungen eifrig fortzuſetzen; auch bewilligte der Kaiſer mehreren Reichsſtänden, welche ſchwediſche Partei genommen hatten, Amneſtie. Aus dieſen fortgeſetzten Unterhandlungen kamen die hamburger Präliminarien (1641) zu Stande, daß ein allgemeiner Friedenscongreß zu Münſter und Osnabrück gehalten werden ſolle. Doch dauerte es noch einige Zeit, bis dieſer Congreß ſeinen Anfang nahm; auch währte der Krieg unterdeſſen unaufgehalten fort, weil kein Waffenſtillſtand feſtgeſetzt war. So wurden die Feindſeligkeiten, mit abwechſelndem Glücke, ununterbrochen noch mehrere Jahre fortgeſetzt, bis endlich, 1648, als die Schweden, (die früher unter Torſtenſon ſogar Wien bedroht hatten) ſich eben, unter Wrangel, der Hauptſtadt Böhmens bemächtigen wollten, der Friede zu Stande kam. (S. weſtphäliſcher Friede.) Bald nach dieſem Frieden bewirkte Ferdinand die römiſche Königswahl ſeines Sohnes Ferdinand IV., der aber ein Jahr darauf ſtarb. Auf dem Reichstage von 1653 bis 54 wurden noch wichtige Veränderungen in der Juſtizverfaſſung durchgeſetzt. Ferdinand, der ſeine Feindſeligkeit gegen Schweden nicht vergeſſen konnte, ſchloß kurz vor ſeinem Tode (1657) noch ein Bündniß mit Polen gegen Schweden.

Ferdinand V., König von Arragonien, dem der Papſt, wegen Vertreibung der Mauren aus Spanien, den Titel: der Catholiſche beilegte, war ein Sohn Königs Johann II., und 1453 geboren. Durch ſeine Vermählung mit der Königin Iſabelle von Caſtilien legte er den Grund zur Vereinigung aller einzelnen ſpaniſchen Königreiche, welche 42 Jahre ſpäter völlig zu Stande kam. Ferdinand und Iſabelle lebten mit einander, bemerkt ein Geſchichtſchreiber ſehr richtig, nicht wie zwei Gatten, deren gemeinſames Eigenthum unter den Befehlen des Mannes ſteht, ſondern wie zwei ihres gemeinſamen Intereſſes willen eng mit einander verbundene Monarchen. Iſabelle verſtattete ihrem Gemahl keinen weitern Antheil an der Regierung Caſtiliens, als ſeinen Namen den Verordnungen zu unterzeichnen und ſein Wappen dem ihrigen beizufügen. Beide vereint bildeten eine Macht, wie ſie Spanien zuvor noch nicht geſehen hatte. Sie unterwarfen ſich mittelſt derſelben, nach einem langen und blutigen Kampfe (1491), Granada, das einzige Reich, welches den Mauren in ganz Spanien noch übrig geblieben war; aber den höchſten Glanz gewann ihre Regierung durch die Entdeckung Amerika's, wozu Ferdinand die Schiffe ausgerüſtet hatte, und die ihn zum Souverän einer neuen Welt machte. (S. Colombo.) Nicht zufrieden, in einem neuen Welttheile weitläufige und reichbegabte Länder zu erwerben, ſandte er ſeinen Feldherrn, Gonſalvo von Cordova, nach Italien, und bemächtigte ſich des Königreichs Neapel (1505), auch breitete er in Spanien ſeine Macht noch weiter aus durch die Eroberung Navarra's, 1512, ohne weder für das Eine noch für das Andere einen rechtmäßigen Grund anführen zu können.

Dieſe Flecken verdunkelten ſeine unläugbar großen Eigenſchaften, die ihn zum erſten Monarchen ſeines Jahrhunderts machten. Aber das unverwandte Streben nach Vergrößerung und Befeſtigung ſeiner Macht, und ſeine Religionsſchwärmerei, verleiteten ihn zu großen Mißgriffen. Selbſt die Gewiſſen ſeiner Unterthanen wollte er beherrſchen, und ſchuf 1480 das furchtbare Gericht der Inquiſition, ohne einzuſehen, daß er dadurch der Geiſtlichkeit eine Gewalt einräumte, die ſie bald auch über den Monarchen ſelbſt ausüben würde. Eben ſo falſche Maßregeln waren die gewaltſame Vertreibung der Juden, deren grauſame Verfolgung und Verbannung dem Lande tiefe Wunden ſchlug, und (1501) die ſchon oben erwähnte, gleich nachtheilige und ungerechte Verjagung der Mauren. Nach dem Tode ſeiner Gemahlin Iſabelle, 1504, vermählte ſich Ferdinand aufs neue mit Germaine de Foix, und ſtarb 1516 an der Waſſerſucht, die durch einen Trank verurſacht worden ſein ſoll, den ihm ſeine zweite Gemahlin eingab, um ihn der Zeugung fähig zu machen.

Ferdinand I. (vorher IV.) von Bourbon, Infant von Spanien, König beider Sicilien, dritter Sohn Carls III. von Spanien, geb. 1751. Den Thron von Neapel überließ ihm ſein Vater, der Spanien erbte, ſchon 1759, und er übernahm die Regierung ſelbſt, die bis dahin durch einen, von ſeinem Vater eingeſetzten Regentſchaftsrath, unter dem Vorſitze des berühmten Marcheſe Tanucci, vormaligem Profeſſor der Rechte zu Piſa, geführt war, am 12. Jan. 1767. Seine und ſeines ältern Bruders (Carls IV., K. von Spanien) Erziehung hatte der Prinz von Santo Nicandro geleitet, ein rechtſchaffener Mann, aber von beſchränkter Einſicht, daher auch Ferdinand, obwohl nicht ohne glückliche Anlagen, ſehr unwiſſend blieb, und ſich ſpäterhin vergnügenden Zerſtreuungen (Jagd, Fiſchfang u. ſ. w.) ganz überließ. Als Kind äußerte Ferdinand viel Liebe für das Volk; auf ſeinen Spaziergängen verweilte er oft mitten unter Knaben ſeines Alters, plauderte mit ihnen, gab ihnen Geld, und lud ſie ein, ihn zu beſuchen. An Feſttagen ergötzten ihn die Spiele einiger Kinder der Lazzaroni, und er ließ ſeine lieben Cameraden, wie er ſie nannte, gut bewirthen. Ein ſolcher Knabe gewann ſogar ſeine Freundſchaft, und er ſorgte für deſſen Glück. So ward Ferdinand der Liebling des Volks. 1768 vermählte er ſich mit Marie Caroline, Tochter der Kaiſerin Maria Thereſia (ſt. zu Hetzendorf bei Wien 8. Sept. 1814), aus welcher Ehe noch 4 Kinder leben. Dieſe geiſtvolle und liebenswürdige Fürſtin erlangte bald auf Ferdinand einen entſchiedenen Einfluß. An der Spitze der Verwaltung ſtand damals noch der erſte Miniſter Tanucci. Dieſer ſchaffte 1764 den Lehntribut des weißen Zelters, den der Papſt bisher jährlich erhalten hatte, ab, verlor aber die Gnade Carls III. v. Spanien, und nahm 1777 ſeinen Abſchied. An ſeine Stelle trat der Marcheſe della Sambuca. Jetzt widmete der König, von ſeiner Gemahlin dazu aufgefodert, ſeine Zeit öfter den Regierungsgeſchäften, doch that er nichts ohne den Rath der Königin. Sambuca ſuchte daher den König durch eine ſchöne Engländerin, die in Neapel mit einem Franzoſen (Goudar) verheirathet war, von ſeiner Gemahlin abzuziehen; allein die Königin bemerkte dies, und H. und Mad. Goudar wurden aus Neapel verbannt. Seitdem ſtieg die Macht der Königin, und Sambuca, der von ihr in einem aufgefangenen Briefe dem Madrider Cabinet eine ungünſtige Schilderung gemacht hatte, mußte ſich 1784 in ſeine Vaterſtadt Palermo zurückziehen. Der Ritter Acton wurde ſein Nachfolger. Dieſer folgte ganz dem Willen

der Königin, und das Cabinet von Madrid verlor allen Einfluß auf das von Neapel, welches ſich mehr an Oeſterreich und England anſchloß. Aber bald zog die franz. Revolution Neapel in ihre Wirbel hinein. Als nämlich auf das Verlangen der franz. Regierung, alle Verbindung mit England abzubrechen, der Hof von Neapel ſchwankte, erſchien La Touche mit einem franz. Geſchwader vor der Hauptſtadt, und erzwang die Annahme der vorgeſchriebenen Bedingungen. Allein nach Ludwigs XVI. Tode trat Ferdinand zu der Coalition gegen Frankreich, und nahm von 1793—1796 an dem allgemeinen Kriege wider daſſelbe Theil. Nach 2 Friedensjahren machte ihn Nelſons Sieg bei Abukir abermals zu einem Feinde Frankreichs, welches aber, nach den Niederlagen der Neapolitaner unter Mack, ſich des ganzen Königreichs bemächtigte (23. Jan. 1799), und die parthenopeiſche Republik proclamirte. Der Hof, nebſt Acton, hatte ſich bereits den 24. Dec. 1798 von Neapel nach Palermo geflüchtet. Doch ſchon den 21. Juni 1799 fiel die Hauptſtadt wieder in die Gewalt des Royaliſten-Heers unter dem Card. Ruffo, und viele Anhänger der Republik wurden hingerichtet. Erſt im Jan. 1800 kehrte der Hof nach Neapel zurück, und Spanien ſchloß mit dem erſten Conſul einen Vertrag, durch welchen die Integrität des Königreichs beider Sicilien geſichert wurde. Deſſen ungeachtet mußte Ferdinand in dem Frieden mit Frankreich (Florenz, 28. März 1801) den Stato degli Preſidj u. ſ. w. abtreten und franzöſiſche Truppen in ſeinem Königreiche aufnehmen; auch in dem Neutralitätsvertrage von 1805 verſprechen, den Truppen der kriegführenden Mächte keine Landung zu geſtatten. Als nun gleichwohl im Nov. 1805 eine ruſſiſch-engliſche Flotte vor Neapel erſchienen war, und 12,000 Mann Ruſſen gelandet hatte, ſo ließ Napoleon, der in dieſem Schritte eine treuloſe Theilnahme Neapels an den Feindſeligkeiten gegen Frankreich erblickte, das Land von ſeinen Heeren beſetzen, und die königliche Familie flüchtete 1806 abermals nach Sicilien. Hier behauptete ſich Ferdinand mit Hülfe der Engländer, zog ſich jedoch, da ſeine Gemahlin mit den Engländern entzweit war, 1809 auf einige Zeit von allen Geſchäften zurück, indem er einſtweilen ſeinem Sohne Franz die Regierung übergab. Die Königin Caroline aber mußte im Dec. 1811 Sicilien verlaſſen, und ging über Conſtantinopel nach Wien. Hierauf bewogen die Engländer den König, die Regierung wieder zu übernehmen. Endlich hat der Wiener Congreß Ferdinand IV. in allen ſeinen Rechten als König beider Sicilien anerkannt (1814). Die königl. Familie zog am 17. Jun. 1815 wieder in Neapel ein, und Ferdinand vereinigte, 12. Dec. 1816, ſeine ſämmtlichen Staaten dieſſeits und jenſeits der Meerenge in ein Königreich beider Sicilien, und nannte ſich Ferdinand I. Den 27. Nov. 1814 vermählte er ſich, nachdem ſeine erſte Gemahlin im Sept. deſſelben J. zu Wien geſtorben war, mit der verwittweten Prinzeſſin von Partana, nunmehr, ſeit 1815, Herzogin von Florida. Im J. 1801 ſtiftete er den Ferdinand-Verdienſtorden. Der Erbprinz Franz (geb. 1777), in zweiter Ehe vermählt 1802 mit Iſabella, Carls IV. von Spanien Tochter, reſidirt ſeit Jul. 1816 zu Palermo als Statthalter von Sicilien, und erhielt den 4. Jan. 1817 den Titel: Herzog von Calabrien. Ferdinands zweiter Sohn, Leopold, Fürſt von Salerno (geb. 1790), vermählt 1816 mit Clementine, Franz I., Kaiſers von Oeſterreich, Tochter, iſt ſeit 1815 Generaliſſimus der neapolitaniſchen Armee und Präſident des Kriegsraths. 1818, 16. Febr., ſchloß Ferdinand I. ein Concordat mit dem Papſte, wodurch die langen Mißhelligkeiten zwi-

ſchen Neapel und Rom endlich ausgeglichen wurden. Ueber den perſönlichen Charakter dieſes Königs urtheilen ſelbſt parteiiſche Schriftſteller, wie Gorani und A., günſtig. Das Wohl ſeines Volks liegt ihm wahrhaft am Herzen. Die Nachricht von dem Erdbeben zu Meſſina und Calabrien, 1783, erſchütterte ihn ſo, daß er vor Schmerz faſt wahnſinnig wurde. Mit dem größten Eifer traf er alle möglichen Anſtalten, um den Unglücklichen beizuſtehen. Auch hat er mehrere Wohlthätigkeitsanſtalten geſtiftet; dahin gehört die bekannte Colonie von St. Leucio (1773), deren Beſchreibung er ſelbſt bekannt machte. Abbé Clemaron hat ſie ins Franz. überſetzt: „Origine de la population de S. Leucio, et ses progrès, avec les lois pour sa bonne police, par Ferdinand IV. Nach dem Abzuge der öſterreichiſchen Truppen blieb der öſterr. General Nugent als General-Capitän an der Spitze der Armee; er hob die franz. Einrichtung derſelben auf, wodurch er ſich verhaßt machte Die Miniſter ſuchten die innere Sicherheit wieder herzuſtellen und die Armen durch öffentliche Arbeit zu beſchäftigen, wozu 18 Mill. Fr. angewieſen ſind, während am Hofe ſelbſt eine ſtrenge Sparſamkeit eingeführt iſt. Ferdinands Miniſter Medicis iſt die Seele der Staatsverwaltung. In dem Frieden mit Algier, der unter Englands Vermittelung im J. 1816 abgeſchloſſen wurde, hat der König Ferdinand in die Fortdauer eines jährl. Geſchenks von 25,000 Piaſter eingewilligt, welches auch 1818 entrichtet worden iſt. (Vergl. d. Art. Neapel, Sicilien, Acton, Buonaparte, Joſeph und Mürat.)

Ferdinand VII., König von Spanien und beiden Indien, geb. 14. Oct. 1784, Prinz von Aſturien ſeit dem 13. Dec. 1788, nach dem 19. Mai 1808 ſechs Wochen lang König von Spanien, darauf unter franz. Staatsaufſicht zu Valençay in Frankreich bis zu ſeiner Reſtauration 1814. Sein Vater, König Carl IV., und ſeine Mutter, Marie Louiſe von Parma, ernannten den Herzog von San Carlos zu ſeinem Erzieher, und in der Folge den Grafen von Alvarez, einen ausgezeichnet rechtſchaffenen Mann, zu ſeinem Oberhofmeiſter, und den Domherrn D. Juan Escoiquiz zu ſeinem Lehrer. Der Prinz zeigte Anlagen, und machte Fortſchritte in der Mathematik. Da er gegen den Günſtling Godoy, Herzog v. Alcudia (ſ. d. A.), eine große Abneigung verrieth, ſo entfernte dieſer von ihm den Grafen von Alvarez, den Ferdinand ſehr lieb gewonnen hatte, unter dem Vorwande, daß er durch ſeine ſtrengen Grundſätze dem Charakter des Prinzen eine ſchiefe Richtung gebe. Auch Escoiquiz, an deſſen Vortrag der Geſchichte der Prinz zu viel Geſchmack fand, ward nach Toledo verſetzt; doch unterhielt ſich Ferdinand mit ihm ſchriftlich. Nun wollte man dem Prinzen Vergnügen an der Jagd beibringen; allein Ferdinand liebte dieſe Zerſtreuung nicht. Im Oct. 1801 ward er zu Barcellona mit Antoinette Thereſie, K. Ferdinands IV. von beiden Sicilien Tochter, vermählt. Dieſe Prinzeſſin war liebenswürdig, geiſtvoll und gut erzogen. Jedermann beeiferte ſich, ihr zu gefallen, und der Prinz von Aſturien liebte ſie zärtlich. Da man über ſie die Königin vernachläſſigte, ſo entſtand Eiferſucht. Der König und die Königin liebten die Schwiegertochter nicht. Weil ſie dem Günſtling, der vergebens ihre Gunſt geſucht hatte, keine Ergebenheit bewies, ſo beſchuldigte man ſie, daß ſie einen zu großen Einfluß auf den Prinzen, ihren Gemahl, ausübe, und ihm ihren Haß gegen die Franzoſen mittheile. Von Kummer und Verdruß über erlittene Kränkungen, beſonders von Seiten der Königin, verzehrt, ſtarb die Prinzeſſin den 21. Mai 1806, 22 Jahr alt, ohne Kinder.

Godoy dachte jetzt daran, den Prinzen mit einer Verwandten des franz. Kaiſers aus der Familie Beauharnois zu vermählen; allein Ferdinand widerſetzte ſich einer ſolchen Verbindung; auch gab er dem ſtolzen Günſtlinge noch bei andern Gelegenheiten ſeine Verachtung zu erkennen. Einige Große ſuchten daher das Vertrauen des Prinzen, mehr in der Abſicht, durch ihn ihren Haß gegen den Friedensfürſten Godoy zu befriedigen, als eine beſſere Ordnung der Dinge in Spanien herzuſtellen. An der Spitze dieſer Partei ſtand der Herzog von Infantado. Um den Prinzen für ſeine Abſichten zu gewinnen, zog er einen Feind des Friedensfürſten, den Canonicus Escoiquiz, einen Mann von Geiſt und Welt, der mit Hülfe Englands auf Spaniens Wiedergeburt wirken zu können glaubte, in den Verein, zu welchem noch der Marquis von Ayerbe, des Prinzen Kammerherr, und die Grafen Orgoy und Bornas gehörten. Man ſtellte Ferdinand vor, daß Godoy nach des Königs Tode ihn wohl gar vom Throne verdrängen könne, da er ohne allen Einfluß, von ſeinem Vater verkannt und von der Königin gehaßt ſei. Schon 1806 wurde der Prinz ſo weit gewonnen, daß er dem Herzog von Infantado für den Sterbefall Carls IV. den Oberbefehl über die Truppen in Neu-Caſtilien übertrug. Zugleich ſchrieb er mit eigner Hand einen Aufſatz, worin der Friedensfürſt geheimer Verbrechen beſchuldigt, ſein Uebermuth und ſeine Habſucht mit den grellſten Farben geſchildert, und der König gebeten wurde, dieſen Günſtling und ſeine Anhänger zum Wohle des Thrones und der Nation zu entfernen. Dieſe Denkſchrift ſollte dem Könige überreicht werden. Man ging noch weiter. Als im J. 1807 ein franzöſiſches Heer, um Portugal zu beſetzen, in Spanien einrückte, näherte man ſich dem franz. Geſandten zu Madrid, Beauharnois, und auf den Rath deſſelben ſchrieb Ferdinand an Napoleon, und gab demſelben den Wunſch zu erkennen, ſich mit einer franz. Prinzeſſin (der älteſten Tochter Lucians) zu vermählen. Dieſer Schritt blieb dem Friedensfürſten nicht verborgen; ſeine Nachforſchungen brachten ihn auf die nähere Spur; er wußte ſich der Papiere des Prinzen zu bemächtigen, und mit ihnen lag der Plan deſſelben gegen ihn klar vor Augen. Er eilte zur Königin, und beide ſuchten den König zu überzeugen, daß ſein Sohn ihm nach Leben und Krone trachte. Ferdinand und ſeine ganze Dienerſchaft wurden im Escurial verhaftet; das Verhör deſſelben fand in der Nacht vom 28—29. Oct. in den Zimmern des Königs, in Gegenwart der Miniſter und der Präſidenten des Conſeils, Statt. Eine vom Friedensfürſten eigenhändig geſchriebene, an den Rath von Caſtilien gerichtete königl. Kundmachung vom 30. Oct. 1807 erklärte den Prinzen und deſſen Diener für Verräther. Allein die öffentliche Stimme klagte den Friedensfürſten als den Urheber der ganzen Sache an. Dieſer wollte daher den Vermittler ſpielen, und der Prinz unterzeichnete in ſeinem Verhaft einen Brief, worin er ſeinen königl. Vater um Verzeihung bat. Dieſer verzieh, und machte die Begnadigung des Prinzen am 5. Nov. der Nation bekannt; aber gegen die Mitſchuldigen ging die Unterſuchung fort, in deren Folge jedoch der Herzog von Infantado und die übrigen Theilnehmer blos vom Hofe verwieſen wurden. Der Domherr Escoiquiz ward in ein Kloſter geſchickt. Allein die Beſorgniſſe des Friedensfürſten waren dadurch nicht gehoben. Die Unthätigkeit des franz. Hofes bei dieſen Vorgängen und die laut werdende Stimme des Volks mußten ihn alles befürchten laſſen. So wurde durch die verſchiedenen Hofparteien, und durch die Erbitterung des Volks gegen Godoy, als der König Anſtalt treffen ließ, ſeinen Sitz nach

Sevilla zu verlegen, die Revolution von Aranjuez (10. März 1808) herbeigeführt. Am 18. Abends hatte der Prinz zu einem Gefreiten der Garde geſagt: „Dieſe Nacht zähle ich auf Euch!" Da fiel dieſe in der Nacht über die Garden des Friedensfürſten her, das Volk vereinigte ſich mit ihr, und die Wohnung des Günſtlings wurde geſtürmt; er ſelbſt rettete ſich auf einen Boden, wo man ihn aber bald fand. Nur mit Mühe der Wuth des Pöbels entriſſen, ward er ins Gefängniß gebracht. Seine Entſetzung und Unterwerfung unter ein Criminalgericht, die Carl IV. am andern Morgen verhängte, konnte das Volk jetzt nicht mehr beruhigen. Der König entſagte daher an demſelben Tage ſeiner Krone, und ſetzte ſie auf das Haupt des Prinzen, der den Namen Ferdinand VII. annahm, und von dem Volke als Retter des Vaterlandes begrüßt wurde. Der Herzog von Infantado ward Commandant der ſpaniſchen Garden und Präſident des Raths von Caſtilien. Gegen Godoy ward der Prozeß eingeleitet. Allein während der durch den Jubel des Volks berauſchte Ferdinand ſeines Triumphes genoß, ſchrieb der alte König durch Murat an Napoleon, erklärte ſeine Thronentſagung für erzwungen, ſeinen Sohn für einen Kronräuber, und foderte den franz. Kaiſer zum Schiedsrichter in dieſer Sache auf. Dies geſchah unter dem Schutze einer franz. Armee, die unter dem damaligen Großherzoge von Berg am 23. Mai in Madrid eingerückt war. Am folgenden Tage zog Ferdinand VII. als König in Madrid ein. Er hatte Napoleon ſeine Thronbeſteigung durch drei ſpaniſche Granden bekannt gemacht, und um eine Prinzeſſin angehalten; zugleich aber durch die Bekanntmachung der Actenſtücke über die Begebenheiten im Escurial ſich von der Beſchuldigung ſeines Vaters zu reinigen geſucht. Napoleon empfing die Abgeſandten ſehr kalt: „Carl IV. ſei ſein Bundesgenoſſe und Freund, er könne daher Ferdinand VII. nicht anerkennen." Doch ließ er dem Prinzen von Aſturien melden, daß er ſich auf der Reiſe nach Spanien befinde, und lud ihn durch Savary ein, ihm auf halbem Wege entgegen zu kommen, um mündlich dieſe Angelegenheiten zu ordnen. Auf dieſen Brief reiſete Ferdinand, in Begleitung des Herzogs von Infantado, des Staatsſecretärs Cevallos, des Canonicus Escoiquiz und Anderer, am 10. April ab. In allen Städten auf ſeiner Reiſe umringte das Volk den Wagen, und bat ihn, das Reich nicht zu verlaſſen. Savary und ſeine Vertrauten überredeten ihn jedoch zu Burgos, dann zu Vittoria, zur Fortſetzung der Reiſe. Nahe an der Gränze erhielt er ein Schreiben Napoleons aus Bayonne vom 16. April, worin dieſer ihm erklärte, daß er ihn nur dann als König von Spanien anerkennen werde, wenn ſeines Vaters Abdankung freiwillig geſchehen, und nicht durch die Begebenheiten in Aranjuez erzwungen worden ſei. Auf Savary's Betheurung, daß der Kaiſer ihn beſtimmt als König anerkennen werde, ſetzte Ferdinand ſeine Reiſe fort, und kam am 20. April zu Bayonne an, wo ihn Napoleon mit Auszeichnung empfing. Bald darauf langte auch der nach Ferdinands Abreiſe in Freiheit geſetzte Friedensfürſt in Bayonne an, und wenig Tage nachher Carl IV. mit ſeiner Gemahlin. Carl erklärte ſogleich ſeine Abdankung für nichtig, und verwarf des Prinzen Entſagung auf die Krone vom 1. Mai, weil Ferdinand nur in Madrid und vor den „verſammelten Cortes" die Krone ſeinem Vater zurückgeben wollte. Als hierauf der Prinz am 5. Mai von ſeinem erzürnten Vater und von der erbitterten Mutter, in Gegenwart Napoleons, der Infanten, Godoy's und des Miniſters Cevallos, wie ein Verbrecher mit den heftigſten Vorwürfen überſchüttet und mit einer ge-

richtlichen Verurtheilung als Thronräuber bedroht worden war, ſo entſagte er am 6. unbedingt der Krone Spaniens. Doch hatte er vorher der, von ihm in Madrid, unter des Infanten D. Antonio Vorſitz, errichteten oberſten Regierungsjunta, als er gehört, daß der Großherzog von Berg des Infanten Stelle eingenommen, mit uneingeſchränkter Vollmacht das Recht ertheilt, die Cortes zu berufen und Krieg mit Frankreich zu führen. Carl IV. übertrug jetzt alle ſeine Rechte an Spaniens Thron auf Napoleon. Daſſelbe thaten Ferdinand und ſeine Brüder den 12. Mai zu Bordeaux, wohin ſie ihren Aeltern gefolgt waren. Die förmliche Entſagungsacte wurde zu Bayonne von dem Miniſter Escoiquiz und dem Duc de Frioul (Duroc) aufgeſetzt. Dagegen erhielt Ferdinand als Appanage eine jährliche Rente von 600,000 Fr. für ſich und ſeine Nachkommen aus dem Kronſchatze von Frankreich, ſo wie die Paläſte und Parks von Navarra als Eigenthum für ſich und ſeine Erben. Er bezog hierauf mit ſeinem Bruder D. Carlos, ſeinem Oheim D. Antonio, dem Canonicus Escoiquiz, dem Herzog von San Carlos und dem Secretär Macanaz das Schloß Valençay (eine Beſitzung des Fürſten Talleyrand), wo er ſo ſtreng bewacht wurde, daß der Plan des engliſchen Miniſteriums im J. 1810, ihn von dort zu entführen, fehlſchlug. Daſſelbe hatte einen gewiſſen Baron Kolly an ihn abgeſchickt, welcher aber verhaftet wurde. Ein Spion mußte deſſen Rolle ſpielen; doch der Prinz ging nicht in die Falle. Um ſich den Schein zu geben, als verabſcheue er ſelbſt das beabſichtigte Unternehmen, machte er (freilich zu einer Zeit, wo alles ſchon entdeckt war) eine Anzeige davon, und drückte zugleich den Wunſch aus, von Napoleon adoptirt zu werden. In den Bedrängniſſen, worin ſich Napoleon am Ende des J. 1813 befand, bot er, um ſeinen Rücken zu ſichern, Ferdinand die Wiederherſtellung auf ſeinen Thron an, und dieſer willigte in den am 11. Dec. zu Valençay von dem Herzog von San Carlos und dem Grafen La Forêt unterzeichneten Vertrag, der ihm den Beſitz ſeiner Reiche wieder zuſicherte. Durch ihn trennte der König nicht nur ſein Intereſſe von der Sache Europa's, ſondern ſetzte dieſelbe auch in Gefahr, indem er die Verlegenheit des gemeinſchaftlichen Feindes verminderte. Die Cortes verweigerten die Beſtätigung, und Ferdinand blieb in Frankreich zurück, bis die Macht der Franzoſen in Spanien vernichtet war. Den 3. März 1814 verließ er Valençay; den 19. kam er in Perpignan an, und den 23. in Figuieras, wohin ihn der Marſchall Suchet begleitete, welcher am 24. an den Ufern der Fluvia von ihm Abſchied nahm. Ferdinand wurde mit den rührendſten Bezeugungen von Liebe und Treue von ſeinen Unterthanen empfangen. In Gerona ſchrieb er an die Cortes: „General Copons hat mir das Schreiben der Regentſchaft zugeſtellt. Ich werde euch von allem genau unterrichten. Unterdeſſen verſichere ich die Regentſchaft, daß ich nichts ſo ſehr wünſche, als ihr Beweiſe meiner Zufriedenheit zu geben." Allein geleitet von einer oligarchiſchen Partei des Hofadels, der Geiſtlichkeit und einiger Generale, verwarf er den Eid auf die Conſtitution der Cortes von 1812, und ſtieß dieſe um, weil ſie die monarchiſche Gewalt zu ſehr beſchränkte. Doch ertheilte er die feierliche Verſicherung, ſelbſt eine Conſtitutionsurkunde zu geben, wie die Aufklärung von ganz Europa und die allgemeinen Bedürfniſſe der ſpaniſchen Unterthanen auf beiden Halbkugeln der Erde ſie nothwendig machten. General Eguia war aber kaum mit einer Abtheilung der Garden, zwei Tage vor Ferdinand, in Madrid angekommen, ſo ließ er des Nachts die Mitglieder der Regentſchaft, mehrere Depu=

tirte der Cortes und die Miniſter verhaften. Hierauf hielt Ferdinand VII. am 14. Mai 1814, unter dem größten Jubel des Volks, ſeinen Einzug in Madrid, wo er durch eine gewiſſe freundliche Herablaſſung den großen Haufen ſehr an ſich zog. Von dem Augenblicke des Regierungsantritts des Königs erfolgten jetzt Schritte und Handlungen, welche das Erſtaunen und die Mißbilligung von Europa erregten. An die Erfüllung des Verſprechens, eine Verfaſſung zu geben, wurde nicht gedacht. Statt deſſen bildete ſich ein furchtbares Verfolgungsſyſtem gegen Alle, denen man liberale Ideen zutraute, und ſeine Schläge trafen viele von den verdienten Männern, deren patriotiſchem Sinne Ferdinand die Wiederherſtellung ſeines Thrones verdankte. Hinrichtungen, Gefängnißſtrafen, Verbannungen und Vermögensconfiscationen hatten in allen Gegenden des Reichs Statt. Die Freimaurergeſellſchaften wurden aufs ſtrengſte verboten. Das Decret vom 30. Mai 1814, welches alle Spanier, bis zum Capitán herab, die dem Kaiſer Napoleon oder dem König Joſeph den Eid der Treue geleiſtet und in ihren Dienſten geſtanden, ächtete, blieb bis zum März 1820 in Kraft. (S. d. Art. Farill in der neuen Folge des Conv. Lex.) Die Preßfreiheit wurde aufgehoben, und die Cenſur in ihrem ganzen ehemaligen Umfange wieder hergeſtellt. Alle Mönchsorden erlangten ihre vorige Verfaſſung und ihre Güter. Sogar die Inquiſition trat in ihre alten Rechte ein. Die Geiſtlichkeit erhielt die ausgezeichnetſten Begünſtigungen. Der Jeſuitenorden wurde wieder hergeſtellt: auch die Folter. Kurz, es zeigte ſich in den meiſten Acten der Regierung ein deſpotiſcher, mit Heftigkeit durchgreifender und auf Unterdrückung der Geiſtesfreiheit hinſtrebender Charakter. Zuletzt wurde die Verwaltung ganz abhängig von dem Einfluſſe einer talentloſen und leidenſchaftlich verblendeten Camarilla. Welche Verwirrung, welches Elend und welche Unzufriedenheit hieraus entſtand; wie die Verzweiflung kühne Männer hinriß zu aufrühreriſchen Unternehmungen, und wie endlich der Aufſtand des nach Amerika beſtimmten Heeres im Jan. 1820 den König nöthigte, am 7. März d. J. die Conſtitution der Cortes von 1812 wieder herzuſtellen, wird in dem Art. Spanien von 1808 bis 1823, erzählt werden. Ferdinand VII. vermählte ſich 1816 mit der zweiten Tochter des Königs Johann VI. von Portugal, Maria Iſabella Franziska; und als dieſe den 26. Dec. 1818 ſtarb, im Auguſt 1819 zum dritten Male mit der Prinzeſſin Joſephe von Sachſen (geb. den 6. Dec. 1803, Tochter des Prinzen Maximilian). Bei dieſer Gelegenheit bewilligte er eine allgemeine Amneſtie, von der aber alle wegen politiſcher Meinungen oder Vergehungen Verhaftete und Verbannte ausgeſchloſſen waren. Seine Brüder: Don Carlos, vermählt mit des Königs von Portugal dritter Tochter, und D. Francisco de Paula, vermählt mit einer Tochter des Erbprinzen von beiden Sicilien, haben Söhne. Der König hat keine Kinder. Ueber das von ihm ſeit 1820 befolgte Syſtem und die wichtigſten Acten ſeiner ganzen Regierung vergl. man die Art. Spanien, Weſtindien, Bourbon, Alcudia, Cevallos, Escoiquiz, Infantado und Carl IV., ſo wie die beiden Art. in der neuen Folge des Conv. Lex.: Cortes und Spanien ſeit dem Kriege mit Frankreich i. J. 1823.

Ferduſi (Iſhak Ben Scheriffſchah), der wichtigſte epiſche Dichter der Perſer, blühte um das J. Chr. 1020. Er war zu Thus geboren, woſelbſt ſeine Aeltern als Ackerleute lebten. Die alte Geſchichte Perſiens reizte ſeine Wißbegierde, und als er ſich mit ihr bekannt gemacht hatte, beſchloß er, ſie durch die Dichtkunſt zu verherrlichen.

Einige Beſchwerden anzubringen, wanderte er nach Gasne, wo Sultan Mahmud ſeinen Hof hielt, welcher Dichter und Gelehrte um ſich verſammelte. Er trat in den Garten des kaiſerlichen Palaſtes, und fand in einer Laube den Dichter des Kaiſers, Anaſari, mit zweien ſeiner Schüler, welche ſich eben mit Verſemachen aus dem Stegreif unterhielten. Ferduſi näherte ſich ihnen, und miſchte ſich in ihre Unterhaltung. Anaſari erſtaunte, einen Fremdling in Bauernkleidern ſo geiſtreich ſich äußern zu hören, und ſetzte das Geſpräch mit ihm fort. Er erfuhr von ihm, in welcher Abſicht er gekommen ſei, und erzählte den Vorfall dem Kaiſer, welcher dem Ferduſi, nachdem er ihn genauer geprüft hatte, den ausdrücklichen Auftrag gab, die Thaten der alten Perſerkönige zu beſingen, und ihm für jeden Vers ein Goldſtück verhieß. Ferduſi widmete eine Reihe von Jahren dieſer Arbeit, und brachte ein großes hiſtoriſches Gedicht von 60,000 Verſen, Shanameh (Buch der Könige) betitelt, zu Stande, welches die Geſchichte Perſiens von Nuſhirvan bis auf Jezdejerd umfaßt, und eigentlich aus einer Reihe hiſtoriſcher Epopöien beſteht. Die Thaten des Helden Ruſtan, des perſiſchen Hercules, machen eine der ſchönſten Epiſoden darin aus. Ferduſi übergab ſein Gedicht dem Sultan, welcher, von Verläumdern gegen ihn eingenommen, für jeden Vers ihm nur eine Silbermünze auszahlen ließ. Jener, der ſich mit Unwillen ſo unwürdig behandelt und um den Lohn ſeiner vieljährigen Arbeit verkürzt ſah, verſchenkte das Geld, ſtrich eine Menge von Verſen zum Lobe Mahmuds, die er in ſein Gedicht verwebt hatte, weg, und rächte ſich durch eine bittere Satyre (welche in Jones Commentarien de poesi asiatica zu finden iſt). Genöthigt, die Flucht zu nehmen, begab er ſich nach Thus, und lebte dort in der Verborgenheit. Inzwiſchen bereuete Mahmud ſeine Ungerechtigkeit, und ließ, als er auf ſeine Nachforſchungen erfuhr, daß Ferduſi noch lebe und Mangel leide, zwölf Kameele mit reichen Geſchenken für den Dichter beladen. Als ſie vor das Thor von Thus kamen, begegnete ihnen der Leichenzug Ferduſi's. — Das Shanameh iſt unter den Dichterwerken Aſiens eines der ausgezeichnetſten; die perſiſche Sprache hat kein Werk ihm an die Seite zu ſetzen. Für die Geſchichte iſt es von unſchätzbarem Werthe, aber noch wenig benutzt. Ein Bruchſtück, betitelt Sohreb, erſchien nebſt einer engliſchen Ueberſetzung von Atkinſon in Calcutta 1814. 8. Im J. 1811 begann der Prof. Lumsden das Ganze herauszugeben, das auf 8 Bände in Fol. berechnet war; doch iſt bis jetzt nur der 1. Bd. erſchienen. Görres gab 1820 in 2 Bänden 8. einen Auszug aus dem Ganzen. Eine engliſche Ueberſetzung, welche Champion 1790 anfing, blieb unvollendet. Bruchſtücke finden ſich überſetzt in Jones Commentarien, in Wilkens perſiſcher Chreſtomathie, ferner in Schlegels Europa, im deutſchen Merkur, in den Fundgruben des Orients und in Hammers Geſchichte der ſchönen Redekünſte Perſiens.

Fere Champenoiſe, ſ. Einnahme von Paris im J. 1814.

Ferien. Feriae waren bei den alten Römern gewiſſe zur Ruhe von aller Arbeit und zum Gottesdienſt beſtimmte Tage. Bekanntlich iſt dieſer Ausdruck in unſere Sprache übergegangen, wo er, bei den Schulen, und auch wohl bei den Gerichtshöfen, die außergewöhnlichen, oder doch nur einmal im Jahre eintretenden Ruhe- oder Feiertage bezeichnet.

Fermate heißt in der Muſik das Aushalten einer Note über ihre eigentliche Geltung, welches durch das Zeichen ⌒ angedeutet

wird. Sie bringt einen Ruhepunkt in die muſikaliſchen Perioden, ohne ſie zu ſchließen. Bisweilen werden auch Cadenzen dabei angebracht.

Ferne, ſ. Perſpective.

Ferney, ein durch Voltaire's langen Aufenthalt daſelbſt berühmt gewordenes franzöſiſches Dorf, an der ſchweizeriſchen Grenze, etwa eine deutſche Meile von Genf gelegen. Unter Ludwig XIII. und XIV. waren die Einwohner, größtentheils Proteſtanten, gezwungen worden auszuwandern, um den religiöſen Verfolgungen zu entgehen. Voltaire kaufte ſich 1762 hier an, und bemühete ſich durch raſtloſe Thätigkeit und Unterſtützung aller Art, die er ſich neu anſiedelnden Bewohnern zufließen ließ, Ferney zu heben, und aus dem Dorfe eine Stadt zu bilden. Insbeſondere ſuchte er den Kunſtfleiß, und vor allem die Uhrenfabrikation, in Aufnahme zu bringen. Er zog zu dieſem Zweck viele geſchickte Arbeiter von Genf, und erregte dadurch großes Mißvergnügen in letzterm Orte. Die zahlreichen Fremden, die aus allen Theilen der gebildeten Welt Ferney beſuchten, um Voltaire, den Mann des Jahrhunderts, zu ſehen, trugen ebenfalls viel zu der Belebung dieſes Orts mit bei. Im J. 1775 war die Bevölkerung bereits auf 1,200 Seelen angewachſen. Nach Voltaire's Tode ſank ſie aber eben ſo ſchnell, und man zählt in Ferney jetzt nur noch etwa 600 Seelen. Das Schloß, welches Voltaire bewohnte, iſt von ſeinen Erben in demſelben Zuſtande erhalten, und wird von allen Fremden als Merkwürdigkeit beſucht.

Fernow (Carl Ludwig), einer der gründlichſten und geſchmackvollſten Kunſtkenner und Kritiker der Deutſchen, war 1763 zu Blumenhagen, einem Dörfchen bei Paſewalk in der Ukermark, geboren, wo ſein Vater als Knecht auf dem Edelhofe diente. Die Gerichtsherrſchaft nahm ſich des Knaben an, deſſen Anlagen ſich entwickelten. Zwölf Jahre alt kam er als Schreiber zu einem Notar, und ward dann bei einem Apotheker in die Lehre gegeben. Hier hatte er das Unglück, einen Jägerburſchen mit deſſen eigenem Gewehr unvorſichtigerweiſe zu erſchießen. Durch die Vermittelung des gutmüthigen Apothekers entging zwar Fernow einer langwierigen peinlichen Unterſuchung; aber erſt ſpät konnte er ſein Herz einigermaßen beruhigen. Indeß beendigte er ſeine Lehrjahre, und begab ſich, um den Werbern zu entgehen, nach Lübeck, wo er ſo glücklich war, eine Stelle zu finden, die ihm einige Zeit übrig ließ, an ſeiner höhern Bildung zu arbeiten. Schon früher hatte ihn ſeine Neigung zum Zeichnen und zur Dichtkunſt gezogen. Er fuhr fort, in beiden ſeine Kräfte zu üben, machte die Bekanntſchaft Carſtens (ſ. d. Art.), und gewann, durch den vertrauten und belehrenden Umgang mit dieſem, höhere und richtigere Anſichten der Kunſt; bis endlich ſeine immer ſteigende Liebe für die Malerei, und die ſichtbaren Fortſchritte, die er darin machte, ihn zu dem Entſchluß brachten, der Apothekerkunſt zu entſagen, um ſich ganz ſeiner Lieblingsneigung zu widmen. Von nun an lebte er vom Porträtiren und Zeichenunterricht, übte ſich nebenbei auch in der Dichtkunſt; aber ſeine Arbeiten, ſowohl in dieſer, als in jener Kunſt, bewieſen bei manchen löblichen Eigenſchaften doch, daß ſein Beruf nicht in der Ausübung derſelben ſei. In Ludwigsluſt lernte Fernow ein junges Frauenzimmer kennen, an welches ihn bald die reinſte Liebe knüpfte. Er folgte ihr nach Weimar, fand aber ſeine Hoffnungen getäuſcht, und ging nach Jena. Hier machte er die vertraute und lehrreiche Bekanntſchaft des trefflichen Reinhold, in deſſen Hauſe er Baggeſen kennen lernte, der

im Begriff war, nach der Schweiz und Italien zu reiſen, und gleich in den erſten Tagen Fernow den Antrag machte, ihn dahin zu begleiten. Nichts konnte dem Lernbegierigen willkommner ſein. Dieſe Reiſe ward ſchnell beſchloſſen; beide trafen in Bern zuſammen, hatten aber erſt einen kleinen Theil Italiens geſehen, als Baggeſen durch Familienereigniſſe zurückgerufen wurde. Fernow fand in dem Baron Herbert und dem Grafen Burgſtall zwei Gönner, die ihn in den Stand ſetzten, ſich dennoch nach Rom zu begeben (1794) und ſich dort einige Zeit aufzuhalten. Entzückt durch die kunſtreichen Umgebungen der alten Weltgebieterin, geleitet und gekräftigt durch ſeinen väterlichen Freund Carſtens, den er in Rom traf, und mit dem er eine Wohnung bezog, begann er jetzt die Theorie und Geſchichte der Kunſt, ſo wie die Sprache und die Dichter Italiens mit Eifer zu ſtudiren. Seine Anſichten erweiterten und berichtigten ſich, und als die Unterſtützung ſeiner Gönner aufhörte, ſetzte er durch Vorleſungen ſich in den Stand, ſeinen Aufenthalt in Rom fortzuſetzen. 1803 kehrte er, mit einer Römerin verheirathet, nach Deutſchland zurück, und ward außerordentlicher Profeſſor in Jena. Seine nicht ganz günſtige Lage daſelbſt dauerte nur bis zum Frühjahr 1804, wo er die durch Jagemanns Tod erledigte Bibliothekarſtelle bei der verwittweten Herzogin Amalie bekam, und nach Weimar zog. Dieſes Amt gewährte zwar kein hinreichendes Auskommen, raubte aber auch nur wenig Zeit, und würde Fernow in den Stand geſetzt haben, in ungeſtörter Muße den Schatz ſeiner Kenntniſſe zu verarbeiten, wenn er nicht auf der Rückreiſe über die Alpen eine Krankheit eingeſogen hätte, deren zerſtörenden Wirkungen er, nachdem er vergebens in Carlsbad und Bieberſtein Geneſung geſucht hatte, am 4. Dec. 1808 erlag. Er ſtarb an einer unheilbaren Pulsadergeſchwulſt in einem Alter von kaum 45 Jahren. Seine reichhaltigen römiſchen Studien, ſeine gelehrte und geſchmackvolle Ausgabe der italieniſchen Dichter und ſeine italieniſche Sprachlehre werden ſeinen Namen erhalten. Eine Freundin des Verſtorbenen, Johanne Schopenhauer, hat uns ſeine Lebensumſtände in einer eigenen Biographie mitgetheilt.

Fernrohr (auch Perſpectiv, Sehrohr genannt), **Telescop** und **Tubus**, müſſen wegen ihrer genauen Verwandtſchaft in Verbindung betrachtet werden. Das **Fernglas** iſt ein einzelnes Glas, welches entweder auf beiden oder nur auf einer Seite hohl geſchliffen iſt, und dazu dient, entfernte Gegenſtände zu verdeutlichen. Das Fernrohr hingegen iſt ein aus einer oder mehreren in einander geſchobenen Röhren beſtehendes Werkzeug, welches einige kunſtmäßig geſchliffene und in gehöriger Entfernung eingeſetzte Gläſer enthält, und vermöge deſſen entfernte Gegenſtände näher und vergrößert vors Auge gebracht werden. Willkürlich, aber ſehr gewöhnlich nennt man ein kleineres Fernrohr Perſpectiv, ein größeres vorzugsweiſe Fernrohr oder Tubus. Ein für beide Augen zugleich dienendes doppeltes Sehrohr nennt man Binocular-Telescop; man gebraucht ſolche Werkzeuge jedoch kaum mehr, weil man gefunden hat, daß ſie mehr hinderlich als nützlich ſind. — Telescop iſt, wie Tubus, eigentlich ein allgemeiner Name für jedes Fernrohr, doch bezeichnet man damit vorzugsweiſe die Art der Fernröhre, bei welchen, ſtatt des Objectivglaſes, ein metallener, die Gegenſtände ungeheuer vergrößernder Hohlſpiegel gebraucht wird (Spiegeltelescop), oder die zu aſtronomiſchem Gebrauche dienlichen Fernröhre. Die Erfindung der Ferngläſer und Fernröhre, zu Anfang des 17. Jahrh., gehört zu den wichtigſten und nützlichſten. Den Alten

waren ſie völlig unbekannt, und ungeachtet der Spuren, die ſich bei Baco und Andern von dem Gebrauche geſchliffener Gläſer finden, können doch erſt die Jahre 1608 und 1609 als die wahre Zeit dieſer Erfindung angeſehen werden, welche von Holland ausging, ohne daß wir den Urheber derſelben genau anzugeben wiſſen. Unbeſtimmte Nachrichten nennen einen Brillenmacher in Middelburg. Galilei, damals Profeſſor der Mathematik zu Padua, hörte von dieſer Erfindung, und ſein ſcharfſinniger Geiſt errieth ſchnell die Zuſammenſetzung. Ein Verſuch, den er ſogleich mit einem planconvexen und planconcaven Glaſe anſtellte, die er in eine bleierne Röhre fügte, entſprach ſeiner Erwartung, ungeachtet der ſchlechten Beſchaffenheit der Gläſer. Er verfertigte ungeſäumt ein beſſeres Sehrohr, und erntete Bewunderung und Belohnung. Bei dem allen war Galilei's Fernrohr nur höchſt unvollkommen. Es beſtand dies holländiſche oder Galileiſche Fernrohr, nach ſeiner urſprünglichen Einrichtung, aus einem erhabenen Vorder- oder Objectivglaſe, und einem hohlen Augen- oder Ocularglaſe. Beide ſind in die Enden eines Rohres in einer ſolchen Entfernung eingeſetzt, daß der Brennpunkt des Vorderglaſes mit dem jenſeitigen Zerſtreuungspunkte des Oculars ungefähr zuſammenfällt. Um nach den Umſtänden die Entfernung der Gläſer ändern zu können, ſind die Röhren aus zwei Stücken gemacht, die aus einander und in einander geſchoben werden können. Man muß, um ſich eine deutliche Vorſtellung von der Wirkungsweiſe eines ſolchen Inſtruments zu machen, die Natur der Linſengläſer (ſ. d. Art.) kennen. Beide Gläſer, ſowohl das erhabene als das Hohlglas, müſſen auf einerlei Achſe geſtellt ſein, damit der eingebildete Brennpunkt des letzten mit dem wahren Brennpunkt des erſten zuſammentreffe. Die Entfernung der Gläſer iſt alſo der Differenz ihrer Brennweiten gleich. Gegenſtände, durch dieſes Fernrohr betrachtet, erſcheinen gerade und unter einem größern Sehwinkel eigentlich ſo viel Mal vergrößert, als die Brennweite des Augenglaſes in der des Objectivglaſes enthalten iſt. Später gab man dem holländiſchen oder galileiſchen Fernrohr, das nur als Taſchenperſpectiv gebräuchlich iſt, eine vollkommnere Einrichtung, und ſo entſtanden nach und nach das aſtronomiſche Fernrohr, das Erdfernrohr, das achromatiſche Fernrohr und das Spiegeltelescop. Erſteres beſteht aus einem erhabenen Vorder- und Augenglaſe, deren Brennpunkte in der Röhre, an deren Enden ſie eingefügt ſind, zuſammenfallen. Kepler gab die Idee dazu an, und Pater Scheiner führte ſie aus. Das Sternrohr ſtellt die Gegenſtände zwar verkehrt dar, allein bei den Himmelskörpern iſt dieſer Umſtand gleichgültig. Das Erdfernrohr weicht von dem vorigen darin ab, daß ihm noch zwei, auch wohl drei und vier Gläſer zugefügt ſind, theils um das Bild wieder umzukehren, theils um die Abweichung wegen der Farbenzerſtreuung zu vermindern und das Geſichtsfeld zu vergrößern. Allein die aus der Farbenzerſtreuung nothwendig entſtehende beträchtliche Undeutlichkeit war nicht ganz zu entfernen, bis es gelang, in dem Spiegeltelescope und achromatiſchen Fernrohre Inſtrumente aufzuſtellen, bei welchen, wenn ſie vollkommen gut gearbeitet ſind, gar keine Zerſtreuung der Farben Statt findet, und ſich die Gegenſtände in ihrer ganzen Reinheit dem Auge darſtellen. (S. d. Art. Achromatiſch, Dollond und Spiegeltelescop.) Zur Theorie des Fernrohrs gehören folgende Sätze: 1. Jedes erhabene Glas vereinigt Strahlen, welche aus einem Punkte des Gegenſtandes kommen, ſo, als ob ſie aus einem in der Achſe des Glaſes liegenden nähern Punkt ausgegangen wären. Dieſer Vereinigungspunkt heißt

für parallel auffallende Strahlen der Brennpunkt, und ſein Abſtand vom Glaſe die Brennweite. Die im Vereinigungspunkte aufgefangenen Strahlen geben das Bild umgekehrt. 2. Jedes hohle Glas zerſtreut die von einem Punkte des Gegenſtandes ausgehenden Strahlen ſo, als ob ſie aus einem in der Achſe des Glaſes liegenden nähern Punkt ausgegangen wären. Für parallel auffallende Strahlen heißt dieſer Punkt auch der Brennpunkt, und ſein Abſtand die Brennweite des Glaſes, eigentlich der Zerſtreuungspunkt und die Zerſtreuungsweite deſſelben. 3. Strahlen, welche auf ein erhabenes Glas aus ſeinem Brennpunkte oder Brennraume kommen, oder auf ein Hohlglas fallen, als ob ſie ſich in ſeinem Brennpunkte vereinigen wollten, werden von beiden ſo gebrochen, daß ſie nachher mit einander parallel laufen. 4. Wenn die Gläſer nicht allzu dick ſind, läßt ſich ohne Fehler annehmen, daß der Strahl, der auf ihre Mitte fällt, ungebrochen durchgehe.

Feronia, eine der älteſten italieniſchen Göttinnen, welche den Wäldern und Obſtgärten vorſtand. Berühmt iſt der uralte Hain unweit Anxur (ſ. **Terracina**), der ihr geweiht war. In ihrem Tempel empfingen die Freigelaſſenen einen Hut zum Zeichen der Freiheit.

Ferrand (Graf Ant.), Mitglied der franzöſiſchen Akademie, und Verfaſſer mehrer geſchätzten geſchichtlichen Werke, iſt 1752 geboren. Als Rath beim pariſer Parlamente zeichnete er ſich vor der Revolution durch Beredſamkeit und Patriotismus aus. Er widerſetzte ſich den Anleihen, die das Miniſterium verlangte, und foderte den König auf, durch die Einheit des Throns mit dem Parlamente den öffentlichen Credit zu befeſtigen. Der Gang, den indeſſen die Revolution bald nach ihrem Ausbruche nahm, beſtimmte ihn zur Auswanderung. Erſt im J. 1801 kehrte er nach Frankreich zurück, ohne jedoch an öffentlichen Geſchäften Theil zu nehmen. Jetzt erſchien aber ſein berühmtes Werk: Der Geiſt der Geſchichte (l'esprit de l'histoire, 4 Vol. 5me édit. 1816). Dann ſetzte Ferrand aus Rulhière's Papieren die Geſchichte Polens fort. Nach dem Einzuge der Verbündeten in Paris war er einer derjenigen, welche ſich am kräftigſten für die Zurückberufung der Bourbons verwendeten. Er wurde dafür von Ludwig XVIII. gleich nach ſeiner Rückkehr ins Miniſterium gerufen. In die Comité ernannt, welche mit dem Entwurf der Verfaſſungsurkunde beauftragt wurde, hat er an dieſer den größten Antheil. Später trat er aus dem Miniſterio in die Pairskammer. Im J. 1817 erſchien noch von ihm: Théorie des Révolutions, in 4 Bdn.

Ferrara, ehemaliges Herzogthum in Oberitalien. Das alte, aus Toscana ſtammende, und ſchon im 9. Jahrh. berühmte Haus Eſte hatte über Ferrara das Vicariat. (S. d. Art. **Eſte**.) Als 1597 der Mannesſtamm dieſes Hauſes in der Hauptlinie ausgeſtorben war, folgte aus einer Nebenlinie Herzog Cäſar. Dieſem entriß aber Clemens VIII. Ferrara (1598), das er als eröffnetes Lehn zum Kirchenſtaate ſchlug. Die Herzoge von Modena haben ihre Anſprüche darauf vergebens wieder geltend zu machen geſucht. Die Hauptſtadt Ferrara, gleich dem ganzen Lande, in einer niedrigen und ungeſunden Gegend, hat 3,500 Häuſ., 23,600 Einw., über 100 Kirchen, eine Univerſität, ein Muſeum ꝛc. So blühend ſie unter der Regierung der Herzoge von Eſte war, als 80,000 Menſchen den glänzendſten und gebildetſten Hof Italiens umwohnten, ſo verfallen und armſelig iſt ſie jetzt. Ihre Straßen ſind breit und regelmäßig, aber öde; ihre Paläſte groß und gut gebaut, aber wenig bewohnt. Das Schloß, vom päpſtlichen Lega-

ten bewohnt, enthält noch Ueberbleibſel guter Frescomalereien von Doſſi und Tizian. In den Kirchen findet ſich manches gute Bild, beſonders von dem hier einheimiſch geweſenen Garofalo, einem Schüler Raphaels. Der Dom, mit einer altgothiſchen Vorderſeite, aber inwendig in neuerem Stile ausgebaut, iſt ein großes, doch eben nicht anſprechendes Gebäude. Deſto anziehender iſt die Bibliothek, wo außer ſehr ſchätzbaren Sammlungen alter Handſchriften, Antiken, Münzen u. dgl., ſich mehrere Andenken an die glorreiche Zeit der Stadt befinden. Man zeigt hier das Dintefaß und den Stuhl des Arioſt, das Manuſcript ſeiner Satiren, mehrere Briefe, und auch ſein Denkmal, welches aus der Kirche S. Benedetto, wo er begraben liegt, hieher gebracht worden iſt. Ferner bewahrt man hier die Handſchrift des Paſtor Fido von Guarini und ſehr viele Ueberbleibſel des Taſſo auf, unter dieſen ein Heft ſeiner Rime, mit der Zueignung an Leonore von Eſte, ein Manuſcript des befreiten Jeruſalems von fremder Hand, wo er Stellen am Rande verbeſſert, mehrere Briefe u. ſ. w. Auf das wehmüthigſte wird man an den unglücklichen Dichter im St. Annenſpitale erinnert, wo eine Marmortafel mit einer ſtolzen Inſchrift über dem feuchten und finſtern Kerker prangt, in welchem ihn Herzog Alphons II. ſieben Jahre ſchmachten ließ. (Vergl. d. Art. Eſte und Taſſo.) Erfreulicher ſind die Erinnerungen an Arioſt; ihm zu Ehren heißt ein Platz der Stadt Piazza Arioſtea, und ſein Wohnhaus, von innen und außen mit Inſchriften geziert, wird wie ein Heiligthum von Eingebornen und Fremden mit Andacht betreten. Die Feſtungswerke Ferrara's ſind nicht unbeträchtlich. Oeſterreich hat hier nach der Wiener Congreßacte das Beſatzungsrecht. xx.

Ferreira (Antonio), einer der claſſiſchen Dichter Portugals, geb. zu Liſſabon 1528. Er vervollkommnete die ſchon von Seide Miranda mit Erfolg bearbeiteten Gattungen der Elegie und Epiſtel, und gab der portugieſiſchen Poeſie überdies das Epithalamium, das Epigramm, die Ode und Tragödie. Seine Ines de Caſtro iſt die zweite regelmäßige Tragödie nach der Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften in Europa; nur Triſſino ging ihm mit der Sophonisbe voran. Sie wird noch jetzt, wegen des erhabenen Pathos und der Vollkommenheit des Stils, von den Portugieſen als eins der ſchönſten Denkmäler ihrer Literatur betrachtet. Uebrigens ſind die Werke Ferreira's nicht zahlreich, da ſein Richteramt ihm wenig Muße übrig ließ, und er ſchon in der Blüthe der Jahre 1569 ſtarb. Dias Gomes ſagt von ihm: die Lectüre des Horaz, die Begierde, Miranda nachzuahmen, und die natürliche Strenge ſeines Geiſtes wurden ihm Veranlaſſung, nach Kürze in der Schreibart zu ſtreben; aber er geht darin ſo weit, daß er den Wohlklang faſt immer dem Gedanken aufopfert. In allen ſeinen Werken ſind Verſtand und Tiefe die charakteriſtiſchen Kennzeichen. Seine Gemälde ſind ernſt, aber ein wenig geringfügig; ſein Ausdruck, mehr kräftig als ſanft, iſt ſehr lebendig und voll jenes Feuers, das den Geiſt erhebt und das Herz erwärmt. Er verſtand das utile dulci des römiſchen Lyrikers.

Ferreras (Juan de), ein berühmter ſpaniſcher Geſchichtſchreiber, geb. zu Labaneza 1652 von edlen, aber armen Eltern. Ein väterlicher Onkel übernahm die Erziehung des jungen Ferreras, und ſandte ihn Anfangs ins Jeſuitercollegium von Montfort de Lemos. Nachdem er hier Griechiſch und Lateiniſch gelernt hatte, trat er nach und nach in drei Dominicanerklöſter ein, wo er Poeſie, Beredſamkeit, Philoſophie und Theologie ſtudirte. Ueberall zeichnete er ſich durch

Scharfſinn und Fleiß aus; zugleich machte er ſich durch ſeinen ſanften Charakter, ſo wie durch ſeine gute Aufführung beliebt. Ferreras war zum geiſtlichen Stande beſtimmt, und um ſeine Studien zu vollenden, begab er ſich auf die Univerſität zu Salamanca. Nachher bewarb er ſich um eine Pfarrerſtelle, die er auch erhielt. Hier zeichnete er ſich durch ſeine geiſtliche Beredſamkeit aus. In dem Umgange des Marquis de Mendoza, eines Freundes und Kenners der Muſen und der Gelehrſamkeit, gewann er nicht nur an Kenntniſſen, ſondern lernte auch die ſchwere Kunſt des Geſchichtſchreibers. Späterhin erwachte ſeine Neigung zur Theologie von neuem, und er ſchrieb einen vollſtändigen Curſus derſelben. Sein Name wurde immer bekannter. Er ſtieg von einer Ehrenſtelle zur andern, und wurde ſelbſt bei der Congregation der Inquiſition angeſtellt. Mehrere andere Ehrenämter ſchlug er aus. Die neue ſpaniſche Akademie ernannte ihn 1713 zum Mitgliede; er wurde ihr ſehr nützlich, indem er an dem 1739 erſchienenen ſpaniſchen Wörterbuche ein fleißiger Mitarbeiter war. Zu gleicher Zeit ernannte ihn Philipp V. zu ſeinem Bibliothekar. Hier ſetzte er ſeine früher angefangene Geſchichte Spaniens fort. Nachdem er mehrere Jahre in dieſem Amte geſtanden hatte, ſtarb er 1735 im 83. Jahre des Alters. Er hatte im Ganzen 38 Werke verfaßt, von denen jedoch nicht alle durch den Druck bekannt gemacht worden ſind. Die Historia de Espana, Madrid 1700—1727. 16 Bde. 4. iſt ſein wichtigſtes Werk. Er hat ſich dadurch ſehr um die Berichtigung und Aufhellung der Geſchichte Spaniens verdient gemacht. Dieſes Werk geht vom erſten Urſprunge der ſpaniſchen Völkerſchaften bis zum J. 1589, und verdient meiſt unbedingtes Vertrauen. Der Stil iſt rein, männlich und gedrängt, aber nicht immer elegant und belebt. In dieſer Hinſicht ſcheint ihn der bekanntere Mariana zu übertreffen.

Ferro iſt die weſtlichſte unter den canariſchen, der Krone Spanien gehörigen Inſeln. Die mehrſten Geographen ziehen durch dieſe Inſel (20° weſtl. von Paris) den erſten Mittagskreis.

Ferſen (Graf Axel), aus einer alten liefländiſchen Familie entſproſſen, die ſich ſeit der Regierung Chriſtinens, Carls X. und XI. in Schweden ausgezeichnet, und dem Staate viele wichtige Männer geliefert hat, geb. zu Stockholm gegen 1750. Nachdem er unter Leitung ſeines Vaters ſeine Studien in Schweden vollendet hatte, ging er nach Frankreich, wo er Oberſter des Regiments Royal suédois wurde. Er diente nun in Amerika, und reiſete nach England und Italien. Als die Revolution in Frankreich ausbrach, zeichnete ſich Graf Ferſen durch ſeine Anhänglichkeit an die königliche Familie aus. Er trotzte allen Hinderniſſen, um dieſer unglücklichen Familie, während ihres Aufenthalts im Tempel, Troſt und Linderung ihres Elends zu gewähren, wie er früher auch ihre Flucht nach Varennes eingeleitet, und ſie ſelbſt, als Kutſcher verkleidet, aus Paris gebracht hatte. Im Volke galt ſogar die irrige Meinung, er habe ein näheres Verhältniß zur Königin gehabt. Als er Frankreich hatte verlaſſen müſſen, hielt er ſich in Wien, Dresden und Berlin auf, und kehrte endlich nach ſeinem Vaterlande zurück, wo er ſchmeichelhafte Auszeichnungen erhielt; der König ernannte ihn zum Großmeiſter ſeines Hauſes, Ritter ſeiner Orden, Kanzler der Univerſität Upſala. Der Graf von Ferſen, der den Revolutionsſtürmen in Frankreich entgangen war, fiel als ein Opfer der Gährungen, welche 1810, nach dem Tode des Prinzen von Holſtein-Auguſtenburg, der kurz zuvor zum Kronprinzen erwählt worden war in Stockholm ausbrachen. Beim Leichenbegängniß

des Prinzen wurde er vom Volke mißhandelt und ermordet. Die Urſache hiervon war der Verdacht, daß Ferſen an dem plötzlichen Tode des Prinzen Schuld habe.

Feſcenniſche Verſe haben ihren Namen von der Stadt Feſcennia in Etrurien, wo ſie zuerſt gebräuchlich waren. In der Regel waren es Geſpräche zwiſchen zwei Landleuten, die ſich einander in muthwilligen, oft ſchlüpfrigen oder ſchmutzigen Ausdrücken ihre Fehler und Gebrechen vorwarfen; alſo eine Art von dramatiſchen Gedichten, vielleicht aus dem Stegreif. Kaiſer Auguſt verbot die öffentliche Aufführung derſelben, als unſittlich.

Feſch (Joſeph) Cardinal, Erzbiſchof von Lyon, ein Onkel von Napoleon, wurde zu Ajaccio den 3. Jan. 1763 geboren. Sein Vater, Franz Feſch, kam von Baſel, als Oberlieut. im Schweizer-Regiment Boccard, nach Corſica. Seine Mutter war die Witwe Ramolini (Mutter der Mad. Lätitia, verehel. Buonaparte, geb. 1750), welche in zweiter Ehe ſich mit Franz Feſch verheirathet hatte. Bis zu ſeinem 13. Jahre ward er in Corſica, hierauf im Seminarium zu Aix erzogen, woſelbſt er ſich noch befand, als 1787 die Reichsſtände zuſammenberufen wurden. Während der Schreckensperiode begab er ſich nach Savoyen zur Armee des General Montesquiou, wo er als Kriegscommiſſär angeſtellt wurde. Dieſelbe Function bekleidete er 1796 bei der von Buonaparte befehligten Armee in Italien, und er trat erſt dann in den früher ſchon ergriffenen geiſtlichen Stand zurück, als ſein großer Verwandter die Zügel der Regierung von Frankreich übernahm. Nach dem Concordat von 1801 wurde er Erzbiſchof von Lyon, 1803 aber Cardinal. Als franzöſiſcher Geſandter in Rom, ſeit dem 1. Juli 1803, betrug er ſich mit Verſtand und Feinheit. Im J. 1804 begleitete er den Papſt nach Paris zu dem Krönungsfeſte. Im Jan. 1805 ernannte ihn Napoleon zu ſeinem Großalmoſenier, und, mit dem großen Bande der Ehrenlegion geſchmückt, den 1. Febr. zum Senator. Im Jul. gab ihm der König von Spanien den Orden des goldnen Vließes. Im J. 1806 beſtimmte ihn der Churfürſt Erzkanzler, nachmals Fürſt Primas, von Dalberg, zu ſeinem Coadjutor und Nachfolger; allein Napoleon genehmigte dies nicht, weil er ſich im Nationalconcilium 1810 ſeinen Abſichten und ſeinem Verfahren, in Betreff des Papſtes, mit Nachdruck widerſetzt hatte. Feſch ſchlug nun ſeiner Seits 1809 das Erzbisthum von Paris aus, und lebte in einer Art von Ungnade auf ſeinem erzbiſchöflichen Sitze zu Lyon bis 1814. Von hier flüchtete er, bei der Annäherung der Oeſterreicher, nach Roan, und begab ſich darauf mit Mad. Lätitia Buonaparte nach Rom. Nach Napoleons Rückkehr von Elba ſtellte er ſich, nebſt andern Mitgliedern der Familie, wieder in Paris ein, und wurde zum Pair ernannt, mußte aber nach der Schlacht von Waterloo abermals Frankreich verlaſſen. Neuerdings ſich nach Rom begebend, lebte er daſelbſt geachtet und geſchätzt von Pius VII., und verweigerte mit eben dem ſtandhaften Muth, mit welchem er ſich früher der Willkür Napoleons in der Periode von deſſen höchſten Macht zu widerſetzen wagte, das Anſinnen der Bourbons, ſein Recht auf den Biſchofſtuhl von Lyon einem Andern abzutreten, eine Feſtigkeit, die jedoch die jetzige Regierung Frankreichs nicht hat abhalten können, gegen des Erzbiſchofs Willen, einen Herrn Abbé von Rohan, der noch erſt ganz kürzlich Seminariſt war, aber von altem Geſchlecht iſt, zum General-Vicar des Erzſtiftes zu ernennen.

Feß oder Fez und Marocco, auf der nordweſtlichen Küſte von Afrika, in der Berberei. Im J. 1647 warf ſich Muley Sherif,

ein angeblicher Abkömmling des Propheten Mohammed, zum König von Tafilet auf; ſein Sohn brachte auch die Reiche Feß und Marocco an ſich, und ſeine Nachkommen beſitzen ſie noch jetzt. Der Beherrſcher dieſer Reiche (Scherif, Kaiſer) will die Oberherrſchaft der Pforte nicht mehr anerkennen, und regiert ganz deſpotiſch. Der Flächeninhalt dieſer Länder beträgt 13,712 Q. M. Feß, der nördliche Theil, iſt 4200 Q. M. groß. Das Clima iſt wegen der verſchiedenen Arme des Atlasgebirges, die das Land durchſtreichen, und wegen der Nähe des Meeres gemäßigt. Der überaus fruchtbare Boden bringt Getreide im Ueberfluß, Wein, Baumwolle und Südfrüchte hervor, und die Viehzucht, hauptſächlich die Pferdezucht, iſt vortrefflich. Die Bergwerke ſind ergiebig an Gold, Silber, Eiſen und Kupfer. Die Manufacturen liefern vorzüglich Corduan, Saffian und vergoldetes Leder. Mit dieſen Artikeln und mit den natürlichen Producten des Landes wird ein bedeutender Handel geführt. Die Einwohner, gegen 5 Mill., beſtehen aus Mauren (Arabern), Berbern, Chriſten, Renegaten und Juden. Der Monarch allein treibt Seeräuberei, die aber jetzt nicht einträglich iſt, weil er mit den meiſten chriſtlichen Mächten im Frieden lebt, und von ihnen jährliche Geſchenke erhält. Seine Flotte beſteht aus 10 Fregatten von 16 bis 30 Kanonen, und 14 Gallioten von 2 bis 10 Kanonen. Seine Landmacht, 36,000 Mann zu Fuß, und 3500 Mann Artillerie, ohne die Reiterei, kann im Nothfall auf 100,000 Mann gebracht werden. Feß iſt die wichtigſte Stadt des Reichs, und die ſchönſte in der Berberei, an dem kleinen Fluſſe Fes (oder Perlenfluſſe), mit 70,000 Einwohnern, berühmten Schulen, wichtigen Fabriken und beträchtlichem Handel. S. Marocco und Barbaresken.

Feßler (Ignaz Aurelius), berühmt durch ſeine Schickſale, ſeine Schriften, ſeine Verbindung mit den Herrenhutern (und früher mit den Jeſuiten), und vorzüglich durch ſein einſtiges Wirken als Freimaurer, lebt jetzt als biſchöflich conſecrirter Superintendent der evangeliſchen Gemeinden in den neuen ruſſiſchen Gouvernements an der Wolga, und als Conſiſtorial-Präſident zu Saratow. Er wurde im Juli 1756 zu Czorndorf in Niederungarn geboren, woſelbſt ſein Vater als verabſchiedeter Wachtmeiſter lebte. Von ſeiner Mutter, einer frömmelnden Frau, gebildet und dem Kloſter beſtimmt, trat er 1773 in den Orden der Capuziner zu Mödling, und wurde hierauf 1781 in das Kloſter zu Wien verſetzt. Im J. 1783 ernannte ihn der Kaiſer Joſeph, dem er, in Verbindung mit dem Prälaten von Rautenſtrauch u. A., vieles von dem damaligen Unfug in Lehre und Handlungen in den Klöſtern entdeckt hatte, wofür ihn denn aber auch die Mönche aufs grimmigſte anfeindeten, anfänglich zum Lector, und, nachdem er die theologiſche Doctorwürde angenommen, zum Profeſſor der orientaliſchen Sprachen und der Hermeneutik des alten Teſtaments auf der Univerſität zu Lemberg; auch trat er noch in demſelben Jahre, in der Loge Phönix zur runden Tafel in Lemberg, in den Freimaurerorden. Zugleich wurde er, auf ſein Verlangen, geſetzlich aus dem Capuzinerorden entlaſſen. Sein Lehramt verwaltete er bis 1788; denn als er 1787 ſein Trauerſpiel Sidney auf das Theater von Lemberg gebracht hatte, verwickelten ihn ſeine Feinde in einen fiscaliſchen Proceß, denuncirten das Stück als ärgerlich, gottlos und aufrühreriſch, und nöthigten Feßler, der bei der eben ausgebrochenen Revolution in den Niederlanden keiner günſtigen Entſcheidung ſeiner Sache entgegenſah, auch bei dem zu vermuthenden nahen Tode Joſephs ſeine Lage als unſicher betrachtete, im folgenden Jahre ſein Amt niederzulegen und ſich

nach Schleſien zu flüchten. Hier fand er bei dem Buchhändler W. G. Korn zu Breslau eine freundliche Aufnahme, und wurde bald bei dem Erbprinzen von Carolath vortheilhaft angeſtellt, der ihm, als er ſeinem Vater in der Regierung folgte, den Unterricht ſeiner Söhne übertrug. Im J. 1791 trat er zur lutheriſchen Religion über, und ging 1796 nach Berlin, woſelbſt er anfänglich blos als Privatmann von dem Ertrage ſeiner ſchriftſtelleriſchen Arbeiten lebte, einige Vereine (Mittwochs- und Humanitätsgeſellſchaften genannt) ſtiftete, endlich aber von den Brüdern der Loge Royal-York in Berlin den Auftrag erhielt, mit Fichte die Statuten und das Ritual dieſer Loge (deren Vorſitzer er ſpäter einige Zeit ward) zu reformiren; eine Sache, die in der Freimaurerwelt viel Aufſehen machte. Bald darauf erhielt er eine Anſtellung als Conſulent für die catholiſchen, neu erworbenen polniſchen Provinzen. Er hatte in Berlin geheirathet, und lebte auf einem kleinen erkauften Landſitz (zu Kleinwall), ein paar Meilen von der Stadt, als die Folgen der Jenaer Schlacht auch ihn trafen. Er verlor ſein Amt, mußte ſein Grundeigenthum mit Verluſt verkaufen, ließ ſich in Niederſchönhauſen bei Berlin, und bald darauf in Bukow nieder. Keinen andern Erwerb jetzt vor ſich, als der ihm aus ſeiner literariſchen Thätigkeit entſprang, gedrückt von den harten Laſten des Krieges, umgeben von einer zahlreichen Familie, deren einziger Verſorger er ſein ſollte, gerieth er in die traurigſte Lage, und lebte oft nur von den Gaben, die ihm die Brüder verſchiedener Logen zukommen ließen. Endlich wurde er 1809 mit dem Charakter eines Hofraths, als Profeſſor der orientaliſchen Sprachen und der Philoſophie bei der Alexander-Newsky-Akademie, mit einem Gehalt von 2500 Rubeln nach Petersburg berufen. Lange dauerte jedoch dieſe glückliche Lage auch nicht. Er verlor neuerdings ſein Amt, wandte ſich, abermals in große Bedrängniß gerathend, nach Volsk im Saratowſchen Gouvernement, um dort die philanthropiſchen Ideen des Collegienrathes Slobni, eines großen Gutsbeſitzers, realiſiren zu helfen, und endlich nach Sarepta, dem Hauptſitz der Herrenhuter in jenen Gegenden. Hier mit dieſen ſich aufs engſte verbindend, und, wie vielfach, beſonders in der bekannten Schrift des Paſtor Limmer: „Meine Verfolgung in Rußland ꝛc.“ behauptet wird, den Plan faſſend, die Tendenzen des Jeſuitismus und der römiſchen Hierarchie in die proteſtantiſche Kirche, durch das Medium des Herrenhutianismus, überzupflanzen, blieb er, faſt allein von der Gnade der Brüdergemeinde lebend, bis 1818, wo es ihm auf einmal gelang, durch die unterdeß in Petersburg erworbenen, und ſeinen myſtiſch-religiöſen Anſichten zugethanen, einflußreichen Gönner, in einen bedeutenden Wirkungskreis als Superintendent und Conſiſtorial-Präſident nach Saratow zu kommen, woſelbſt er noch lebt, und den von dorther erſchollenen Nachrichten zu Folge, mit ziemlicher Deſpotie und Anmaßung ſeine einmal aufgefaßten, und in allen ſeinen zahlreichen Schriften ſich vorfindenden myſtiſch-frömmelnden und hierarchiſchen Anſichten geltend macht, und ſo, nach (dem freilich nicht ſehr glaubwürdigen) Limmer, die dortige proteſtantiſche (oder wie es dort heißt: evangeliſche) Kirche dem römiſchen Catholicismus zuzuziehen ſucht. Ueber ſein Wirken als Maurer und auf die Maurerei (welchen Orden er übrigens 1802 verließ) findet man in dem erſten Bande von Lennings „Encyclopädie der Freimaurerei“ unter dem ihm gewidmeten Art. genügende Aufſchlüſſe. Feßler hat ſehr viel geſchrieben, und beſonders machten ſeine hiſtoriſchen Romane: „Ariſtides und Themiſtokles, Matthias Corvinus, Marc-Aurel, At-

tila" ꝛc. eine Zeitlang Aufſehen. Da indeß in allen ſeinen Werken eine gewiſſe Eintönigkeit herrſcht, in mehreren derſelben aber, wie z. B. Abälard und Heloiſe, der Nachtwächter Bendix, Alonſo u. ſ. f. ſeine myſtiſchen Schwärmereien die Grundlage bilden: ſo hat ſich ſein Ruf als Autor nicht in der Zeit in gleicher Höhe behauptet, und der Haufe ſeiner Bewunderer in Deutſchland iſt ziemlich auf die kleinere Zahl derer zuſammengeſunken, die entweder in gleichen Anſichten befangen ſind, oder, als eifrige Verehrer der Freimaurerei, noch von früher her in ihm einen Heros des Ordens ſehen. Von ſeiner ungariſchen Geſchichte ſind bis jetzt nur 4 Bände erſchienen.

Feſt- und Feiertage, dem gemeinſamen Gottesdienſte der Kirche gewidmet, theilen ſich in die Sonntage und eigentlichen Feſttage; dieſe ſind entweder ordentliche oder außerordentliche, bewegliche oder unbewegliche. Außerordentliche Feiertage werden in beſondern Fällen von den Landesregierungen angeordnet. So z. B. in neuern Zeiten: die Feier des 18. Oct., des 18. Jun. u. ſ. w. Ordentliche bewegliche Feſttage ſind Oſtern, Pfingſten ꝛc., unbewegliche: Weihnachten, Michaelisfeſt, Dreikönigsfeſt, Lichtmeß, Johannis, Marienfeſte ꝛc. Man iſt in Preußen, Oeſterreich u. a. Staaten bemüht geweſen, ihre Zahl durch Abſchaffung oder durch Verlegung auf den nächſten Sonntag zu vermindern. Dagegen fehlt es unſerm Gottesdienſte an Feſttagen, welche mit den die Religioſität der Menſchen anſprechenden Perioden der Natur in Berührung wären. Ein kirchliches Frühlingsfeſt, ein allgemeines Ernte- und Herbſtfeſt, eine allgemeine Todtenfeier, und, ſeit der Befreiung Deutſchlands, erhebende Feſte der Dankbarkeit, Erinnerung und Stärkung der Nationalkraft, mit weltlichen Feſten verbunden, wären treffliche Mittel, um, mit Beihülfe paſſender Feierlichkeiten, den äußern Gottesdienſt zu heben. Denn nur dieſer iſt wegen der verſchrobenen einförmigen Kirchengebräuche geſunken, nicht aber die wahre Religion, welche ihren Altar in jedem denkenden und fühlenden Menſchenherzen findet, und ihren Gottesdienſt ohne Rückſicht auf den Calender hält.

Feſton (Fruchtſchnur, Gehänge) iſt eine lebendige oder künſtliche, und im letzten Falle entweder gemalte, oder von Stein (oder Stucco) erhaben gearbeitete, architectoniſche Verzierung aus zuſammengebundenen Zweigen, mit Blumen und Früchten vermiſcht. Bisweilen nimt man auch, je nach der Beſtimmung des Ortes, ſtatt der Blumen und Früchte, Muſcheln, mathematiſche und muſikaliſche Inſtrumente, Thiere u. ſ. w. als Bilder der Fiſcherei, der Jagd, der Muſik, der Jahreszeiten. Die Art, dieſe Feſtons aufzuhängen, iſt verſchieden, denn bald hängen ſie nur an einem Ende gerade herab, bald ſind ſie an zwei Enden befeſtigt und bilden halbe Cirkelbogen, bald ſind beide Arten vermiſcht. dd.

Feſtung wird ein Ort genannt, wo ſich Wenige gegen Viele mit Vortheil vertheidigen können. Dazu iſt nöthig, daß die Beſatzung gegen die Schuß- wie gegen die Stoßwaffen des Feindes möglichſt geſichert ſei; dies geſchieht durch zwei Dinge, den Wall und den Graben. Erſterer ſoll die Stadt und Beſatzung gegen feindliches Geſchütz ſichern, letzterer hindert den Feind, ſich dem Walle zu nähern. Der Wall pflegt nicht unter 12 und nicht über 24 Fuß hoch, und 50 bis 80 Fuß dick gemacht zu werden. Der Graben wird 12 bis 24 Fuß tief, und 60 bis 120 Fuß breit gemacht. Er iſt entweder trocken, oder mit Waſſer gefüllt. Wall und Graben umgeben die ganze Feſtung, jedoch werden ſie nach gewiſſen Grundſätzen einwärts und aus-

wärts gebrochen. Bildet dieſer Umriß von Zeit zu Zeit Vorſprünge, welche nochmals rückwärts gebrochen ſind, ſo heißen dieſe Baſtionen, und die Feſtung eine baſtionirte. (Nach dieſer Weiſe ſind die meiſten Feſtungen gebaut, und Marchi, Pagan, Freytag, Vauban, Coehorn und Cormontaigne die bekannteſten Namen unter den Ingenieurs, die auf dieſe Art befeſtigt haben. Die baſtionirte Manier zerfällt in die italieniſche, ſpaniſche, franzöſiſche und niederländiſche, und jede von dieſen wieder in viele Unterabtheilungen.) Der dem Feinde zugekehrte Theil der Baſtionen heißt Face, die der Feſtung näheren, Flanken. Das Stück Wall zwiſchen zwei Baſtionen heißt die Courtine oder der Mittelwall. Die Spitzen der Baſtionen pflegen 90 Ruthen von einander entfernt zu ſein; die Facen 30°, die Flanken 10 — 14° lang gemacht zu werden. Zwiſchen zwei Baſtionen liegt bei regelmäßigen Feſtungen meiſtens ein Ravelin (halber Mond), welcher aus einem fleſchenförmigen Werke, das einen einzigen ausſpringenden Winkel bildet, beſteht. Es hat gleichfalls einen Graben vor ſich. Zuweilen liegt ein ähnlich geſtaltetes Werk vor der Baſtion, welches Contregarde genannt wird. Das Ravelin wie die Contregarde gehören ſchon zu den Außenwerken, zu denen noch die Grabentenaille, Lünetten u. ſ. w. gezählt werden. Alle dieſe Werke werden durch einen 24—30° breiten Gang umſchloſſen, der durch eine Bruſtwehr, welche ſich ſanft in das Feld verläuft, und das Glacis heißt, gegen feindliche Schüſſe gedeckt iſt, und daher der bedeckte Weg genannt wird. Vor dem Glacis befinden ſich oft noch andere Außenwerke (ſ. d. Art.); ſie ſind jedoch nur in beſondern, durch ſehr ungleichen Boden erzeugten, Fällen anzurathen, ſonſt aber eher ſchädlich als nützlich. Die holländiſchen Ingenieurs haben dieſe Art Werke im 16. und 17. Jahrh. in unglaublichem Uebermaß an ihren Feſtungen angebracht. Dieſe Außenwerke hängen durch ein rückwärts gehendes Stück Wall, welches der Flügel des Werks genannt wird, wenigſtens mit dem bedeckten Wege des Platzes zuſammen. Eine andere Gattung derſelben aber liegt völlig iſolirt auf irgend einem wichtigen Punkte, oft mehrere tauſend Schritte vom Glacis entfernt; man nennt dieſelben detachirte Werke. Sie beſtehen aus Redouten, Fleſchen, Sternſchanzen und ähnlichen Werken. Ihr Zweck iſt, beſonders wichtige Punkte in der Gewalt der Feſtung zu erhalten. Sobald ſie mit keiner bombenfeſten Bedeckung verſehen ſind, haben ſie den großen Fehler, daß die einſchlagenden Bomben die Beſatzung in kurzer Zeit tödten oder vertreiben, und die Geſchütze zertrümmern. Man hat daher in dem letzten halben Jahrh. bombenfeſte Bedeckungen mancherlei Art erfunden, worunter die Montalembertſchen Thürme den Vorzug verdienen. Dieſe Thürme ſind rund, 2 bis 3 Stockwerk hoch, völlig bombenfeſt, und auch durch Kanonen viel ſchwerer als andere Werke zu zertrümmern. Sie können 56 Geſchütze faſſen. Das untere Stockwerk iſt nicht rund, ſondern beſteht aus 6—12 ein- und ausſpringenden Winkeln, um Seitenvertheidigung zu erhalten. Solche bombenfeſte detachirte Werke verſtärken die Vertheidigungsfähigkeit einer Feſtung ungemein, und ihr Nutzen iſt jetzt durchgängig anerkannt. Gleichzeitig mit den bombenfeſten Thürmen kam auch, um mehrern ſehr wichtigen Fehlern der baſtionirten Form abzuhelfen, der Vorſchlag wieder in Anregung, den Umriß der Plätze nicht mehr aus Baſtionen und Courtinen, ſondern aus lauter aus- und eingehenden Winkeln beſtehen zu laſſen. Letztere ſollten dann immer rechte Winkel, und erſtere nicht ſpitzigere als 60° bilden. Dieſe Einrichtung, welche man das tenaillirte Syſtem nennt, war ſchon frü-

her von Dillich, Rimpler, August II. (König von Polen), beſonders aber von dem genialen Landsberg vorgeſchlagen; ſpäter iſt ſie von dem noch talentvollern Montalembert wieder ergriffen worden, und deſſen geiſtreiche Vorſchläge haben es jetzt, trotz aller Einwürfe ſeiner Gegner, die das handwerksmäßig Erlernte ihrer Kunſt blind vertheidigten, dahin gebracht, daß es wohl keinen in ſeine Wiſſenſchaft eingeweihten Ingenieur giebt, der nicht den großen Vorzug dieſer Befeſtigungsweiſe erkennt. Sie charakteriſirt ſich auch noch vorzüglich dadurch, daß ihre Anhänger die Zerſtörungen, welche die Ricochetſchüſſe und das Wurfgeſchütz in den gewöhnlichen Feſtungen anrichten, einſahen, und daher größtentheils auf die Anlage von mit Kanonen beſetzten Caſematten und andern bedeckten Geſchützſtänden drangen. Außer baſtionirten und tenaillirten Plätzen unterſcheidet man auch natürliche und künſtliche Feſtungen. Erſtere ſind ſolche, welche an den meiſten Stellen durch Hinderniſſe des Bodens, z. B. durch ſteile, unerſteigliche Felſen, Sümpfe, Waſſer u. ſ. w. geſichert ſind, und daher nur an wenigen Orten durch Menſchenhände befeſtigt zu werden brauchen; letztere hingegen müſſen an allen Punkten durch künſtliche Werke in Vertheidigungsſtand geſetzt werden. Nach einer dritten Eintheilung zerfallen die Feſtungen in reguläre und irreguläre. In erſtern ſind alle gleichnamigen Winkel und Seiten, ohne Rückſicht auf Grund und Boden, gleich groß; in letztern hingegen die Lage der Werke den Umſtänden angepaßt. Jene ſollten nur auf dem Papier exiſtiren, indem Benutzung des Terrains und Koſtenerſparniß die Hauptſache iſt; die reguläre aber, da ſie das Terrain nicht berückſichtigt, bei weitem mehr koſtet als die, welche dem Terrain angepaßt wird. Der Zweck der Feſtungen iſt von mannichfaltiger Art: ſie dienen zur Bewahrung von Vorräthen, Archiven und Schätzen, zur Deckung der Gebirgspäſſe, Stromübergänge und der Schiffahrt, zum Anlehnungspunkte feſter Stellungen, zum Sammelplatze geſchlagener Heere, zur Grundlage kriegeriſcher Unternehmungen, vorzüglich aber zu Strebepfeilern, an denen ſich die Kräfte eines angreifenden feindlichen Heers brechen ſollen, während die dieſſeitigen Truppen hinter dieſer ſchützenden Kette die Vorbereitungen zur Fortſetzung des Krieges machen. Es iſt in neuern Zeiten oft zur Sprache gekommen, ob nicht die Feſtungen, ſtatt einem Staate zu nützen, ihm in Kriegszeiten vielmehr Schaden brächten? und die Vertheidiger dieſer Meinung haben die ſchnelle Uebergabe der preußiſchen Feſtungen im J. 1806, und den geringen Nutzen, den der franzöſiſche dreifache Gürtel von Feſtungen 1814 und 15 leiſtete, als Grund für ihre Behauptung angeführt. Indeß kann dieſer Satz doch nur von Nichtkennern ernſtlich vertheidigt werden, da die ganze Theorie des Krieges, beſtätigt von den Vertheidigern der Feſtung Danzig, Saragoſſa und anderer ſpaniſchen und italieniſchen Plätze, den hohen Werth dieſer Einrichtung beurkundet. Der ſchnelle Fall jener Plätze entſtand wohl aus der Ueberlegenheit der Kunſt des Angriffs, oder aus der Feigheit der Commandanten, dem Mangel an Ausrüſtung und aus der geringen Anzahl der Vertheidiger. Der Werth eines Platzes muß offenbar nach der Vertheidigungsfähigkeit deſſelben, d. h. nach der Zeit, welche man ſich gegen den geregeltſten, mit allen Mitteln geſchehenden Angriff halten kann, beſtimmt werden. Nicht ohne Glück haben daher die neuern Franzoſen die Stärke der Feſtungen durch erdichtete Tagebücher der zu führenden Belagerungen beſtimmt, und je nachdem die eingebildete Eroberung ſpäter oder früher erfolgte, den Platz für ſtärker oder ſchwächer gehalten. Bei dieſen Tagebüchern werden zwar Wetter, Bo-

den und viele andere Zufälligkeiten nicht mit in Anſchlag gebracht, und es läßt ſich daher durchaus nicht beſtimmen, ob die Belagerung nicht vielleicht noch einmal ſo lange, wie im Tagebuche geſagt, dauern werde; indeſſen können dieſe Zufälligkeiten bei allen Feſtungen eintreten, und jene Tagebücher ſind daher nicht als Vorausbeſtimmung der Dauer einer Belagerung, wohl aber als wechſelſeitiger Maßſtab der Vertheidigungsfähigkeit zu gebrauchen. Die nöthige Beſatzung einer Feſtung beſtimmt ſich nach den nöthigen Angriffspunkten. Kleine Feſtungen können aus mehreren Gründen mit Laufgräben nur an einem Punkte angegriffen werden, und bedürfen nur der Beſatzung, um einen Angriff abzuſchlagen. Hiezu werden aber 5 bis 6000 Mann hinreichend ſein. Iſt hingegen ein doppelter Angriff möglich, ſo wird es einer Beſatzung von 10 bis 12,000 Mann bedürfen, die ſich bis auf 15,000, ja ſelbſt bis 20,000 Mann ſteigern kann, wenn die Feſtung viel detaſchirte Werke hat. Mehr als dieſe Menge hat keine Feſtung nöthig, und es iſt ein großer Fehler, wenn man, wie z. B. 1813 in Danzig, mehr Beſatzung zurückläßt. Die angegebene Mannſchaft iſt zur Abwehrung jedes Sturmes völlig hinreichend. Die Beſatzung, wie bisher gewöhnlich war, dadurch zu beſtimmen, daß man auf jeden Fuß der Länge der Bruſtwehr einen Mann rechnete, beruht auf falſchen Grundſätzen, und iſt jetzt allgemein für falſch anerkannt. Artillerie und Lebensmittel werden nach ähnlichen Grundſätzen in Verhältniß der Beſatzung beſtimmt. P.

Fetſa (in der Türkei), ſ. **Mufti**.

Fetiſchismus. Mit dieſem Worte bezeichnet man den, natürtürliche oder künſtliche Körper, belebte oder unbelebte Weſen als göttlich anbetenden Religionsdienſt. Das Wort iſt neu, die Sache alt. De Broſſes in ſeiner Schrift: du culte des Dieux Fétiches (1760, überſ. v. Piſtorius, Stralſund 1785), hat den Ausdruck Fetiſch, der entweder aus dem Portugieſiſchen von feilizio, ein Zauberklotz, oder nach Winterbottom von feiliczeira, Zauberin, abſtammt, zuerſt in Umlauf gebracht. Die Portugieſen nannten die Götzen der Neger am Senegal und anderer wilden Nationen ſo, und nachher erhielt das Wort eine allgemeine, umfaſſendere Bedeutung. Man kann zweierlei Arten von Fetiſchen unterſcheiden: 1. Theile und Werke der Natur, und 2. Werke von Menſchenhand. Zu den erſteren gehören Elemente und Berge, welche die Bewohner des Caucaſus, die Perſer, Araber, alten Deutſchen, Mongolen, Peruaner, Neger, Buräten; Flüſſe und Quellen, welche die Hindu, Parther, Kamtſchadalen; Wälder und Bäume, welche die Slaven, Tſcheremiſſen und Jakuten; Steine, welche die Syrer, Phrygier, Tunkineſen, Lappländer; Thiere, welche die Aegypter, Oſtiaken u. A. anbeteten oder noch anbeten; ferner Häute, Gerippe, Klauen, Köpfe, Federn u. a. m. Die zweite Claſſe iſt nicht minder zahlreich: Pfeile und Pflöcke verehrten die Parias, Scythen, Taurier; andere hingegen Töpfe, Pfähle u. dgl. Wichtig iſt die Frage, wie der Menſch wohl darauf gekommen ſei, Fetiſche zu verehren? Bei einigen dieſer Fetiſche iſt's begreiflich; bei andern ſollte man meinen, die Menſchen hätten nur durchaus eine Gottheit haben wollen, und das erſte beſte dazu gemacht. Woher kam ihnen aber die Ahnung des Göttlichen, die ſie nothwendig haben mußten, ehe ſie darauf verfallen konnten, irgend etwas, was es auch ſei, zum Gott zu erheben? Die Quelle alles Fetiſchismus iſt die dem Naturmenſchen eigenthümliche Anſicht von der Natur. Ihm unbewußt trägt er ſein Leben hinüber in die Natur, und was dann außer ihm durch ihn lebendig ge-

worden iſt, das erſcheint ihm höher und mächtiger, als er ſelbſt iſt, und im fremden Weſen findet er das Eigene und Menſchliche göttlich. Dies iſt der reinere und edlere Fetiſchismus der Natur. Hierbei aber blieb es nicht. So wie der Naturmenſch dem Todten außer ſich ſein Leben gegeben hatte, ſo gab er dem Lebenden, der Thierwelt, ſeinen Sinn und ſein inneres Leben. Der Inſtinct des Thieres wurde ihm Abſichtlichkeit und Ueberlegung, und da es durch Kunſttriebe, durch Liſt, in der Art ſeinem Feinde zu entgehen, ſeine Nahrung zu finden, menſchliches Nachdenken übertraf, da es ſogar das Ungeſchehene wußte, durch Witterung ſeiner Nahrung aus der Ferne, Vorempfindung des Wetters; ſo gab die Thierwelt dem Menſchen ſeinen eigenen Sinn höher und übermenſchlich zurück (Thierfetiſchismus). Nicht Thiere, ſondern die belebte Natur mit Sinnen und Geſtalt der Thiere betete urſprünglich dieſer Fetiſchismus an. Den niedrigſten Fetiſchismus dieſer Art erzeugten die brennendſten Climate von Afrika, und die kälteſten des Nordens. Die äußerſte Ausartung des Fetiſchismus im Alterthum war unſtreitig in Aegypten; von den Wilden der neuern Zeit iſt es bekannt, daß ſie ihre Götzen, wenn ſie ihre Wünſche und Gebete nicht erhören, verkaufen und erſäufen, ihnen drohen, ſie beſchimpfen, prügeln und zerſtören. Die feinſte Veredlung des Fetiſchismus hatte ohne Widerrede Griechenland, wo durch die Sängerſchulen und die bildende Kunſt aus ihm ein ſchönes Göttergeſchlecht hervorging. Der edlere Fetiſchismus bildete das Leben in der Natur zu Naturgeiſtern, mit eigenthümlicher Perſönlichkeit in menſchlicher Geſtalt, mit menſchlichem Willen und Denken. Die dritte Art des Fetiſchismus gilt nur uneigentlich für ſolchen; denn wenn manche Wilde die Gottheit in Thierfellen, Pfählen u. ſ. w. anbeten, ſo iſt eine Anbetung unter ſolcher Geſtalt nicht unmittelbar aus Belebung der Natur entſprungen, ſondern nachdem dieſe im Cultus untergegangen war, als Cultus ſelbſt entſtanden. dd.

Fett, ein Beſtandtheil thieriſcher Körper, weich, beinahe flüſſig, ſo lange es warm und im lebenden Körper enthalten; hart, feſt, weiß und blätterig, wenn es kalt iſt. Es beſteht nach den neueſten chemiſchen Unterſuchungen größtentheils aus Waſſerſtoff und Kohlenſtoff, mit einem geringen Antheil von Sauerſtoff. Von der vorherrſchenden Neigung des Waſſerſtoffs und Kohlenſtoffs, ſich mit einem größern Antheil von Sauerſtoffe zu verbinden, rührt die Verbrennlichkeit des Fettes her. (S. d. Art. Oele.) Der chemiſchen Kunſt iſt es gelungen, durch die Verbindung von Kohlenſtoff und Waſſerſtoff eine Maſſe hervorzubringen, welche ſich ganz wie Fett verhält (ſ. Handwörterbuch der Chemie von John, bei Brockhaus, 1817 — 1819). Auch hat man gefunden, daß andere weiche thieriſche Theile ſich in eine fettähnliche Maſſe verwandelten, wenn ſie lange unter Waſſer, welches ſich ſtets erneuerte, oder in feuchter Erde aufbewahrt wurden. In dem thieriſchen Körper iſt die Erzeugung und Abſonderung des Fettes die Verrichtung desjenigen Theils des Haargefäßſyſtems, welcher ſich in den Zellchen des Zellgewebes ſowohl unter der Haut, als um verſchiedene Eingeweide, beſonders aber in den Netzen des Unterleibes befindet, wo ſich alsdann das Fett anſammelt. (Vergl. d. Art. Corpulenz.) Blut und Lymphe ſind wahrſcheinlich die einzigen Körper, welche kein Fett enthalten. Bei jungen Thieren iſt das Fett weicher als bei älteren. Im Weſentlichen beſitzen die fetten Erzeugniſſe der Pflanzen gleiche Eigenſchaften mit den thieriſchen Fetten. Das härteſte Fett iſt dasjenige über der Augenhöhle der Hirſche. Sehr verdünnte Mineralſäuren

oxydiren das Fett und nähern es dem Wachſe. Alle Fette laſſen ſich in Oel und in Talg ſcheiden; die Butter iſt Winters talg-, und Sommers öhlreicher.

Feudalrecht und Feudalſyſtem, ſ. Lehnrecht und Lehnſyſtem.

Feuer, ſ. Wärme.

Feuer (das griechiſche) ward im 7. Jahrh. erfunden. Als im J. 668 die Araber Conſtantinopel belagerten, ging der griechiſche Baumeiſter Kallinikus aus Heliopolis von dem Kalifen zu den Griechen über, und brachte eine Miſchung mit, deren unerhörte Wirkungen den Feind in Schrecken ſetzten und zur Flucht zwangen. Bald wurde es mittelſt flachsumwundener Pfeile und Wurfſpieße auf feindliche Feſtungswerke und Gebäude abgeſchoſſen, um ſie in Brand zu ſtecken; bald trieb man durch daſſelbe aus eiſernen oder metallenen Röhren ſteinerne Kugeln gegen die Feinde. Der Gebrauch dieſes Feuers dauerte wenigſtens bis zu Ende des 13. Jahrh. fort, und billig muß man es um ſo auffallender finden, daß kein einziger gleichzeitiger Schriftſteller uns die Beſtandtheile deſſelben in einer genauen Angabe aufbehalten hat. Nach den angegebenen Wirkungen zu ſchließen, waren nicht Naphta, Schwefel und Harz, ſondern wahrſcheinlich Salpeter ein Hauptbeſtandtheil deſſelben. Uebrigens folgt aus den Nachrichten der Alten nicht, daß es unter, ſondern nur, daß es auf dem Waſſer brannte; ein ſolches Feuer erfand Cardanus auch. Nach einer Angabe im „Magazin der Erfindungen" ſoll der Freiherr von Aretin zu München in der dortigen Central-Bibliothek, in einer lateiniſchen Handſchrift aus dem 13. Jahrh., eine Abhandlung über das griechiſche Feuer gefunden haben, welche das verloren geglaubte Recept deſſelben enthält.

Feuerdienſt, Feuerverehrung, eine Art des edlern Fetiſchismus (ſ. d.), oder reinern Naturdienſtes, welche vorzüglich bei den Perſern herrſchend und ausgebildet war. (S. Gebern.)

Feuerkugel, 1) in der Naturlehre feurige Lufterſcheinungen in Kugelgeſtalt, die ſich in verſchiedenen Größen ſchnell oder langſam durch die Luft bewegen, oft auch feurige Schweiſe haben, in welchem Falle man ſie feurige Drachen nennt; kleine Kugeln der Art werden auch Sternſchnuppen genannt. Es giebt über dieſe Erſcheinung vielerlei Muthmaßungen. Chladni erklärt ſie für dichte Maſſen, welche ſich außer unſerer Atmoſphäre im höhern Weltraume gebildet haben, und ſetzt ſie mit den Aërolithen oder ſogenannten Mondſteinen in die nämliche Claſſe. 2. In der Geſchützkunſt jede Kugel, welche angezündet werden und brennen kann.

Feuerland (Tierra del fuego), ein Land an der ſüdlichen Spitze von Amerika, das von dieſer durch die Magelhaniſche Straße, und von der Staateninſel im Oſten durch die Straße le Maire getrennt iſt. Der Entdecker Magelhaens nannte es ſo, weil er zur Nachtzeit überall Feuer ſah, und glaubte, daß dieſes von Vulkanen herrühre. Aber wahrſcheinlich hatten die Eingebornen dieſe Feuer angezündet. Es liegt zwiſchen 52° 30' und 56° S. Br., ſo wie zwiſchen 65° und 75° W. L. von Greenwich, und erſtreckt ſich etwa 80 Meilen in die Länge von Oſten nach Weſten, und 40 Meilen von Norden nach Süden in die Breite. Es wird durch ſchmale Meerengen in 11 große und mehr als 20 kleinere Inſeln getheilt, zuſammen 1520 Q. M. Das Clima iſt außerordentlich rauh; ſelbſt in manchen Thälern thaut im dortigen Sommer das Eis nie auf. Die Flora dieſes Landes iſt ganz eigenthümlich, und

hat höchſtens einige Gewächſe mit Patagonien und den höhern Andes gemein. Inſecten hat man kaum bemerkt, wenigſtens keine läſtigen; auch wenig Landvögel, als einige Geier und Habichte. Das einzige vierfüßige Thier iſt der Hund, auch hier der treue Begleiter des Menſchen. Dagegen wimmelt die See von Wallfiſchen, Seehunden und Seelöwen, von Schalenthieren aller Art, von Waſſervögeln, unter denen beſonders eine Ente genannt wird, die auf dem Waſſer läuft. Auch erwähnt man einer Möve, des Port-Egmonts Huhns, und ſehr ſchmackhafter wilder Gänſe. Die Eingebornen dieſes Landes (etwa 2000) ſind die beklagenswürdigſten, beſchränkteſten und verlaſſenſten Sterblichen; von der Rauhigkeit ihres Climas ſo zu Boden gedrückt, daß ſie ſich auch die gemeinſten Bequemlichkeiten des Lebens nicht zu verſchaffen wiſſen, ein kleiner, häßlicher, magerer, bartloſer Schlag Menſchen, mit langen ſchwarzen Haaren, und von einer Farbe, als wenn Eiſenroſt mit Oel vermiſcht eingerieben wäre. Ihr ganzer Staat beſteht in dem Felle eines Seehundes, ſelten eines Llamas, wie es vom Thier abgezogen worden, welches ſie um die Schulter werfen, und beutelförmig um die Füße binden. Doch lieben ſie den Putz; Arm- und Fußbänder tragen ſie von kleinen Muſcheln oder Knochenſtückchen; um die Augen malen ſie ſich weiße Ringe; alles, was roth ausſieht, gefällt ihnen ungemein. Sie verzehren alles, Seethiere vorzüglich, roh, oder halb verweſet. Kein anderes Getränk kennen ſie, als Waſſer. Auch feſte Wohnplätze haben ſie nicht, ſondern ſie ziehen von einem Ort zum andern, wo ſie Vorräthe von Seethieren finden. Die Bauart ihrer Hütten iſt höchſt roh. Etliche Pfähle, kegelförmig zuſammengeſtellt, mit Zweigen und etwas Gras bedeckt, und eine Oeffnung unter dem Winde, die zugleich als Thür und als Schornſtein dient: das iſt das Ganze. Kein Geräth ſieht man in ihren Hütten. Sie führen auch nichts, als eine Taſche auf dem Rücken, einen Korb in der Hand, und eine Blaſe, worin ſie Waſſer tragen. Wo ſie Halt machen, zünden ſie ein Feuer an; von dem beſtändigen Rauch haben ſie faſt alle rothe Augen. Auch ihre Kähne zeugen von dem Mangel aller Kunſtfertigkeit; ſie ſind blos aus Baumrinden mit Sehnen zuſammengenäht, und auswendig mit irgend einem Harz überzogen. Nur an ihren Waffen bemerkt man einige Kunſt. Die Bogen, die Pfeile, die Wurfſpieße und die Fiſchangeln ſind nett gearbeitet, und ſie wiſſen ſie wohl zu gebrauchen. Man hört das Wort Peſcheräh am häufigſten von ihnen; doch weiß man nicht, was es bedeutet; man nennt ſie daher jetzt ſelbſt ſo. Nach einigen Nachrichten ſind ſie Flüchtlinge, die aus beſſern Gegenden in dies unwirthbare Land verdrängt ſind; denn Stammverwandte von ihnen fanden die jeſuitiſchen Miſſionarien auf der Weſtküſte von Patagonien.

Feuerprobe, ſ. Ordalien.

Feuerſchwamm wird gemeiniglich von Birkenſchwamm verfertigt, in ſtarker Salpeterlauge gekocht, im Backofen getrocknet, und dann durch Klopfen und Schlagen zum Feuerſchwamm zubereitet. Wenn man in deſſelben Oberfläche feingeſtoßenes Schießpulver einreibt, ſo zündet er noch leichter, und heißt dann Pulverſchwamm. Auch fängt der Schwamm ſchnell Feuer, wenn man 2 Loth gereinigten Salpeter in ſo viel heißes Waſſer ſchüttet, als der Schwamm zur Sättigung bedarf, und ihn dann trocknen läßt.

Feuerſpeiender Berg, ſ. Vulkane.

Feuerſtein iſt ein mit allen Farben, gewöhnlich gelblich und rauchgrau, meiſtens derb, ſelten cryſtalliſirt, vorkommendes Foſſil, das

ſich weit auf der Erde verbreitet in Ur-, Flötz- und aufgeſchwemmten Gebirgen (vorzüglich in Kreidegebirgen) findet. Man bedient ſich deſſelben, beſonders in Muesnes in Berry, in Gallizien, zu Avio in Welſch-Tyrol, zur Verfertigung der Flintenſteine, wozu man eine Art wählt, welche hinlänglich ſcharfkantig und ſchalig zerſpringt. Die regelmäßige Form wird ihnen mit eigenen Inſtrumenten gegeben. Das Verfahren dabei, welches ſo ſchnell von Statten geht, daß der ungeübteſte Arbeiter täglich 500 Stück verfertigen kann, war lange ein Geheimniß, und iſt erſt durch Dolomieu bekannt geworden.

Feuervergoldung entſteht aus der Auftragung eines Amalgama von Gold und Queckſilber auf ein metallnes Gefäß. Wird dieſes auf Kohlen gelegt, ſo verraucht das Queckſilber, und das auf der Oberfläche des Metalls fixirte Gold bedarf dann blos der Politur.

Feuerverſicherung oder Brand-Aſſecuranz wird ſowohl durch die Staatsverwaltung als durch Privat-Compagnien veranſtaltet. Ihr Begriff liegt in dem Worte, und bedarf derſelbe daher keiner Definition. Der Gegenſtand derſelben ſind hauptſächlich Gebäude; aber auch Mobilien und Waaren können, beſonders bei den Privat-Compagnien, aſſecurirt werden. Da wo die Staatsverwaltung die Brandaſſecuranz für das Land regulirt, wird als Grundſatz betrachtet, daß jeder Eigenthümer von Gebäuden nach gewiſſen Verhältniſſen und Taxationen daran Theil nehmen müſſe. Was nun in einem gewiſſen Zeitraume durch Brand verloren geht, wird auf die Geſammtheit der Eigenthümer von Gebäuden vertheilt. Der Verwaltungsgrundſatz iſt alſo hier gegenſeitige Garantie, die unſtreitig ihre großen Vortheile hat. Indeſſen hat dieſe Einmiſchung der Staatsverwaltung auch ihre Inconvenienzen, indem ſie es dem Eigenthümer nicht zuläßt, den vollen Werth ſeines Gebäudes verſichern zu können; auch läßt ſich die Staatsverwaltung nicht auf Verſicherung von Waaren und Mobilien ein. Es haben ſich deshalb in den bedeutendſten Handels- und Hauptſtädten Europa's große Compagnien zuſammengethan, die auf jede Feuersgefahr und für jeden Gegenſtand (Pretioſen, Gold und Silber und Documente ausgenommen) Verſicherung geben. Die großen Capitalien dieſer Geſellſchaft, die Schnelligkeit, womit ſie ihre Verbindlichkeiten zu erfüllen pflegen, die aufmerkſame Verwaltung, begründen die Vorliebe, welche das Publicum zu dieſen Inſtituten hat. Als das wichtigſte und bedeutendſte in Europa gilt die berühmte Phönix-Geſellſchaft in London. Auch in Paris haben ſich mehrere Anſtalten ähnlicher Art gebildet. In Deutſchland macht ſeit mehreren Jahren die Leipziger Feuerverſicherungsanſtalt, die ebenfalls auf große Capitale und eine ſolide Verwaltung begründet iſt, ſehr anſehnliche Geſchäfte, und kann man bei derſelben die billigſten Prämien, und im Fall eines Unglücks die ſolideſte Entgegnung erwarten. Auch in Gotha hat ſich eine ähnliche Anſtalt auf den Grundſatz der gegenſeitigen Garantie gebildet, die ebenfalls guten Fortgang zu haben ſcheint.

Feuerwerkerkunſt, die Kunſt oder Wiſſenſchaft, aus Schießpulver und andern Stoffen künſtliche und dem Auge wohlgefällige brennende Figuren zu bilden. Man nennt ſie auch Pyrotechnie, und theilt ſie in Land- und Waſſerfeuerwerkerkunſt ein. Zu erſterer gehören alle Arten von Raketen, Landpatronen, Feuerräder, brennende Sonnen, Namen u. ſ. w.; zu letzterer zählt man die Feuerkugel, Waſſerteufel, Igel u. ſ. w. Verſchieden von der Luſtfeuerwerkerei iſt die Ernſtfeuerwerkerei, die ſich mit allen Arten von Geſchützpatronen, Brandkugeln, Petarden beſchäftigt.

Feuerzeug, eine Geräthſchaft zur örtlichen Erzeugung des Feuers, oder zur Erregung des Verbrennungsproceſſes. So gemein und bekannt das gewöhnlichſte Feuerzeug, Stahl und Feuerſtein, iſt, ſo wichtig iſt gleichwohl dieſe Erfindung, da ſie gleichſam der Talisman iſt, welcher dem Menſchen das mächtigſte Element, die erſte und wichtigſte Kraft der Natur dienſtbar macht, die dadurch jederzeit und überall hervorgerufen werden kann, um durch ſeine Erſcheinung und Wirkſamkeit dem geſelligen und cultivirten Menſchen die wichtigſten Dienſte zu leiſten. Der Gebrauch des Stahls und Feuerſteins, um damit Zunder und Schwefel zu entzünden, beruht auf dem Erfahrungsſatze, daß durch das Reiben zweier harter Körper an einander Wärme erzeugt wird, welche, wenn das Reiben ſtark genug iſt, in ſichtbares Feuer oder Entzündung übergeht. Daher bekanntlich rohe Völker, deren Individuen viel körperliche Stärke beſitzen, keines beſondern Feuerzeugs bedürfen, da ihre Kräfte ausreichen, trockene Hölzer durch heftiges Reiben zu entzünden. Unſer gewöhnliches Feueranſchlagen iſt ebenfalls ein Reiben, und der den Stein ſchnell ſtreifende Stahl wird durch dieſe Reibung theilweiſe an ſeiner Oberfläche electriſch entzündet, die entzündeten Theile erſcheinen als Funken, und wenn man dieſe auf einem weißen Papier auffängt, um ſie, nach dem Erkalten, mit einer Loupe (Vergrößerungsglas) zu unterſuchen, ſo findet man ſchlackenartige Kügelchen, deren Subſtanz verkalkter (oxydirter) Stahl iſt. Daß nicht alle Feuerſtahle zum Feueranſchlagen gleich gute Dienſte leiſten, beruht auf der verſchiedenen Güte und Härtung des Stahls, woraus ſie verfertigt ſind, und wenn ein Feuerſtahl, auch am ſchärfſten Stein, nur ſparſame Funken ſchlägt, ſo iſt es ein Zeichen, daß er entweder aus ſchlechterm Stahl gemacht, oder zu weich (ſchlecht gehärtet) iſt. Auch die Feuerſteine ſind, hinſichtlich der Härte, von verſchiedenem Werthe; ein zu weicher Stein ſchlägt ſich bald ſtumpf, und nicht jeder hat Gelegenheit, ſich eines ſcharf geſchliffenen Achats, der freilich am längſten hält, zum Feuerſtein zu bedienen. Da nun auch der Zunder (wenn man Feuerſchwamm, Zündſchwamm dazu gebraucht) nicht immer gut fängt, ſo iſt das Feueranſchlagen nicht ſelten ein langſames und mühvolles Geſchäft, was wohl geeignet ſein mußte, in denkenden Köpfen die Triebfeder zur Erfindung eines Geſchwindfeuerzeugs zu werden, deſſen Gebrauch die gewünſchte Bequemlichkeit und Schnelligkeit gewähren könnte. Man kennt gegenwärtig folgende Arten ſolcher Feuerzeuge: 1. das **mechaniſche Feuerzeug**, in Form eines Flinten- oder Piſtolenſchloſſes, deſſen aufgezogener, mit einem Flintenſtein verſehener Hahn (wie beim Schießgewehr) die Pfanne aufſchlägt und den darin befindlichen Lumpenzunder entglimmt. Dieſe Erfindung erleichtert und beſchleunigt allerdings den Gebrauch des Stahls und Feuerzeugs, ſo lange letzterer ſcharf genug bleibt. Der Werth eines ſolchen Feuerzeugs beruht daher vorzüglich a) auf der leichten Beweglichkeit des Pfannendeckels (welche man durch Einölen, oder beſſer durch Beſtreichen des Gewindes mit Knochenfett unterſtützen muß), b) auf der Güte und Härte des Stahls, woraus der Pfannendeckel beſteht. 2) Das **pneumatiſche Feuerzeug**. Dieſes beſteht in einer kleinen Luftcompreſſionspumpe, ähnlich der zu einer Windbüchſe gehörigen. Die Entzündung des Feuerſchwamms oder Zunders wird hier durch ſchnelles Zuſammenpreſſen der Luft bewirkt. Gegen dieſes Feuerzeug läßt ſich aber die gegründete Einwendung machen, daß zwar der Erfolg ſicher iſt, die auf ſeine Anſchaffung aber zu verwendenden Koſten mit der geringen Bequemlichkeit, welche es gewährt, zu wenig im Verhältniß ſtehen. 3. Das

electriſche Feuerzeug (Tachypyrium, Gaſopyrium, Brennluftlampe ꝛc.). Die vollſtändige Beſchreibung dieſer ſinnreichen Vorrichtung würde den Raum eines beſondern Artikels erfodern, und wäre dennoch ohne Zeichnung nicht vollkommen deutlich zu machen. Die Einrichtung iſt, der Hauptſache nach, folgende: Von zwei über einander angebrachten, mit ihren engen Mündungen in einander übergehenden (gewöhnlich gläſernen) Gefäßen enthält das obere Waſſer, das untere Waſſerſtoffgas (Brennluft, brennbares Gas). Durch einen Hahn wird die Gemeinſchaft zwiſchen beiden Gefäßen für die meiſte Zeit aufgehoben, durch das Drehen dieſes Hahns wird ſie wieder hergeſtellt, und zugleich ein Seitenrohr geöffnet, durch welches aus einer engen Mündung Waſſerſtoffgas aus dem untern Gefäße entweicht, weil bei der Eröffnung des Hahns Waſſer aus dem obern Gefäße in das untere herabfiel, und das daſelbſt eingeſchloſſene Gas durch Verengerung des Raums gepreßt wurde. Durch dieſelbe Drehung des Hahns wird zugleich die Trommel eines kleinen verborgenen Electrophors in Bewegung geſetzt, welches dadurch electriſch wird, und ſeine Electricität einem meſſingenen Säulchen (als Conductor) mittheilt, welches in der Nähe des Seitenrohrs mit einer wagerechten Spitze verſehen iſt, welcher gegenüber in einiger Entfernung eine Gegenſpitze angebracht iſt. Wenn nun beim Drehen des Hahns ein electriſcher Funke aus der Spitze des Conductors in die Gegenſpitze ſchlägt, ſo geht der Weg des Funkens gerade durch den Gasſtrom, welcher dadurch entzündet wird, ſo daß man ein Papier oder einen Wachsſtock daran anſtecken kann; der Hahn aber wird ſogleich wieder geſchloſſen, um den Gasſtrom zu hemmen. Dieſe Geräthſchaft eignet ſich, wegen der nöthigen Aufſicht zur Unterhaltung in gutem Stande, mehr für den im Experimentiren geübten Phyſiker, als zu allgemeinem Gebrauch, welchem ſchon die Koſtbarkeit dieſes Feuerzeugs entgegen iſt. 4. Das Phosphorfeuerzeug. Bekanntlich iſt der Phosphor unter allen brennbaren Subſtanzen einer der entzündlichſten; denn er leuchtet im Dunkeln ſchon vermöge der bloßen Berührung der Luft, deren geringſte Bewegung das Leuchten erhöht. Es bedarf daher nur einer geringen Reibung des Phosphors mit feſten Körpern, um ihn völlig zu entzünden und ſchnell verbrennen zu laſſen. Daher deſſen Anwendung zu einem Geſchwindfeuerzeuge. Der Phosphor wird zu dieſem Behuf in einem Gläschen aufbewahrt, das mit einem eingeſchliffenen Glasſtöpſel verſehen iſt, und man hat außerdem blos für einen Vorrath von Schwefelhölzchen zu ſorgen; denn mit einem ſolchen nimt man beim Gebrauch etwas Phosphor aus dem Gläschen auf, und reibt es ein wenig am Rande des letztern oder an einem andern Körper, ſo erfolgt ſogleich die Entzündung des Schwefelhölzchens, um damit ein Licht anzuſtecken oder ſonſt Feuer anzumachen. Daß der Gebrauch dieſes Feuerzeuges Vorſicht erfodert, braucht kaum erwähnt zu werden, indem z. B. das Zerbrechen des Gläschens mit augenblicklicher Entzündung ſeines Inhalts verbunden ſein würde. Wer ſich alſo eines ſolchen Feuerzeugs bedienen will, darf nicht verabſäumen, zur Vermeidung dieſer Gefahr, das Gläschen mit einer Blechkapſel verſehen zu laſſen, worauf man auch ſchon an manchem Orte beim Verkauf der Phosphorfeuerzeuge Rückſicht genommen hat. Da übrigens der Phosphorgeruch, zumal in Verbindung mit dem Schwefelgeruch, für feine Riechnerven zu angreifend und widrig iſt, ſo eignet ſich dieſe Vorrichtung nicht zu Jedermanns Gebrauch, obgleich die Koſten derſelben nicht bedeutend ſind. 5. Das chemiſche Feuerzeug. Statt des Phosphors befindet ſich in dem hiezu

beſtimmten Gläschen Vitriolöl, und die Zündhölzchen ſind am geſchwefelten Ende mit einer Miſchung aus gleichen Theilen überoxygenirt-ſalzſauren (chlorinſauren) Kalis und Goldſchwefels mittelſt Gummiwaſſer beſtrichen; ein augenblickliches Eintauchen eines ſolchen Hölzchens mit dem tingirten Ende in das Vitriolöl bewirkt die Entzündung. Dieſes Feuerzeug wäre unſtreitig unter allen das bequemſte, wenn nicht die Aufbewahrung und der Gebrauch des Vitriolöls viel Vorſicht erfoderte, indem man es hier mit einer Säure (concentrirter Schwefelſäure) zu thun hat, wovon das kleinſte verſpritzte Tröpfchen Zeuge und Tücher aller Art zu durchfreſſen vermag. 6. das galvaniſche Feuerzeug Wollaſtons. In einem an beiden Enden offenen, etwas plattgedrückten ſilbernen Schneider-Fingerhut wird ein Zinkplättchen iſolirt befeſtigt. Vom Zink und vom Silber erheben ſich Drähte, welche durch ein kurzes, ſehr dünnes Stückchen Platindraht mit einander Gemeinſchaft haben. Taucht man nun den Fingerhut in verdünnte Salpeterſäure, ſo wird der Platindraht glühend, ſo daß man Zunderſchwamm daran anzünden kann. — Zu allgemeinem Gebrauche in der Qualität eines Geſchwindfeuerzeugs dürften einſt die jetzt noch wenig bekannten Zündfidibus gelangen. Es ſind dieſes 4 bis 5 Zoll lange und etwa 1 Zoll breite Papierſtreifen, deren jeder an einem Ende mit einer Schwefelmaſſe beſtrichen iſt, mit welcher ein über das Papierende hervorragendes Streifchen eines ſehr entzündlichen Feuerſchwamms feſt vereinigt iſt. Der Schwamm wird, wie gewöhnlich, auf der Kante eines Feuerſteins (am beſten eines Flintenſteins) angeſchlagen, und wenn der Stahl gut und der Stein nicht allzu ſtumpf iſt, ſo wird ſelten ein Schlag verſagen. Der glimmende Schwamm entzündet die Schwefelmaſſe, und dieſe entflammt dann das Papier, um daran wieder ein Licht ꝛc. anzuſtecken. Die Zündfidibus eignen ſich daher, wie jedes Geſchwindfeuerzeug, zunächſt für Männer, die nicht erſt auf einen Dienſtboten warten wollen, wenn ſie Feuer brauchen, ſondern es lieber ſelbſt jedesmal ohne Zeitverluſt zu ihrem Dienſt hervorrufen; ſie ſtellen ein Feuerzeug dar, welches Wohlfeilheit und Gefahrloſigkeit in ſich vereinigt, und es bedürfte, um es allgemeiner zu machen, nur noch einer einfachen Vorrichtung, einer leichten, nicht koſtſpieligen Maſchinerie, wodurch es auch zum Hausgebrauch für Frauen geeignet wäre.

Feyerabend, war eine Familie zu Frankfurt am Main, berühmt im 16. Jahrh. durch eine große Menge von Künſtlern und Literatoren, welche aus ihr hervorgingen. Der älteſte, den man kennt, iſt Joh. Feyerabend, ein Holzſchneider. Er hat ſeine Werke mit den beiden Anfangsbuchſtaben ſeines Namens bezeichnet, und ſoll ein neues Teſtament in lateiniſcher Sprache mit ſeinen Holzſchnitten verziert haben. — Hieronymus und Joh. Feyerabend waren ausgezeichnete Buchdrucker. — Chriſtoph Feyerabend war Verfaſſer einer deutſchen Ueberſetzung der Commentarien von Julius Cäſar. (Frankf. 1565, 1588 u. 1620, Fol.). — Sigism. Feyerabend, Zeichner, Holzſchneider und Buchdrucker, beſorgte treffliche Ausgaben alter Schriftſteller, worunter ſich die des Livius (1568, Fol. mit ſaubern Kupferſtichen von Joſſe Amman) auszeichnet. Papillon führt eine Sammlung von Figuren aus der Bibel an (1569, in 4.), welche mehrere Blätter, mit den Anfangsbuchſtaben des Sigism. Feyerabend bezeichnet, enthält. Auch ſpricht er von Icones novi testamenti arte et industria singulari exprimentes, (1571, in 4.) worin ſich Kupferſtiche von dieſem Künſtler befinden ſollen. Sigism. Feyerabend iſt auch noch Herausgeber folgender zwei Sammlungen: 1. Annales seu

Hiſtoria rerum belgicarum a diverſis autoribus ad haec usque noſtra tempora conſcriptae et deductae. Francof. 1580. II. Vol. fol.; 2. Monumenta illuſtrium eruditione et doctrina virorum figuris artificioſiſſimis expreſſa. Ibid. 1585. in fol. Er war es auch, der auf ſeine Koſten das Gynaeceum, eine Sammlung von Frauentrachten darſtellend, herausgab. — Carl Sigism. Feyerabend folgte ums J. 1580 ſeinem Vater in demſelben Gewerbe. Er hat mehrere Kupferſtichſammlungen erſcheinen laſſen.

Fiber, Fibern, ſind die feinen Faſern oder zarten Fäden, mit welchen die feſten Theile der Thier- und Pflanzenkörper zuſammengewebt ſind. Fibrös, faſerig, was Faſern hat, oder faſericht, was aus Faſern beſteht.

Fichte (Joh. Gottl.), geboren zu Rammenau bei Biſchoffswerda in der Oberlauſitz 1762. Er verdankte ſeine erſte Erziehung der Unterſtützung eines Herrn von Miltiz. Nachher erhielt er in der Schulpforte eine claſſiſche Bildung, ſtudirte zu Jena, Leipzig und Wittenberg, und lebte dann einige Jahre in der Schweiz und in Preußen, wo er in Königsberg auch den Umgang Kants genoß. Sein Verſuch einer Critik aller Offenbarung (Königsberg 1792. 8.) verſchaffte ihm 1793 den Ruf als ordentlicher Profeſſor der Philoſophie nach Jena, und er war 1800 eine der erſten Zierden dieſer Univerſität, während ihrer glänzendſten Zeit. Hier machte er unter dem Namen der Wiſſenſchaftslehre ein philoſophiſches Syſtem bekannt, welches er früher auf dem Kantiſchen fortbaute, von welchem letztern er aber nachher ſich immer weiter entfernte. Wegen eines, in das von ihm herausgegebene philoſophiſche Journal (B. 8. H. 1.) eingerückten Aufſatzes: Ueber den Grund unſeres Glaubens an eine göttliche Weltregierung, fiel er in den Verdacht einer irreligiöſen Denkart, wodurch eine Unterſuchung veranlaßt wurde, welche bei der aufgeklärten, milden weimariſchen Regierung keine nachtheilige Folgen für ihn gehabt haben würde, wenn er nicht mit Niederlegung ſeiner Stelle gedroht hätte, die ſeine ſtrenge Wahrheitsliebe ihm zur Pflicht machte, und worauf er ſeine Entlaſſung erhielt. Er fand eine freundliche Aufnahme im preußiſchen Staate, lebte eine Zeitlang in Berlin, und ward im Sommer 1805 Profeſſor der Philoſophie in Erlangen, mit der Erlaubniß, den Winter in Berlin zuzubringen. Während des franzöſiſch-preußiſchen Krieges ging er nach Königsberg, wo er auch eine kurze Zeit Vorleſungen hielt, kehrte aber nach hergeſtelltem Frieden nach Berlin zurück, und ward 1809 bei der neu errichteten Univerſität als Profeſſor der Philoſophie angeſtellt. Fichte war ein Mann von großem Scharfſinn und hoher Beredſamkeit in ſeinem Vortrage. In ſeinen weniger wiſſenſchaftlichen Werken iſt ein Muſter deutſcher Proſa aufgeſtellt. Seinen Werth, ſeinen Einfluß auf die Geiſterwelt, den großen und gerade für die letzte Zeit der Selbſtſucht ſo wohlthätigen Anſtoß, den er ihr gab, bezeugen Tauſende, und wird erſt die Nachwelt ganz unparteiiſch beurtheilen. Sein Streben war nicht irdiſch, ſondern immer auf das Ewige und Höchſte gerichtet. Mit beiſpielloſer Kraft und Stärke des Geiſtes durchdrang er die Tiefen des menſchlichen Wiſſens, und gründete ein neues Syſtem der Philoſophie, welchem er jedoch ſpäter nicht ganz treu geblieben iſt, indem ſein religiöſer Sinn ihn in dem innerſten Gemüthe (Ich) Gott finden ließ. Das frühere Princip deſſelben ſollte der Satz ſein: A = A oder Ich bin Ich. Dieſes Ich ſoll ferner als ein reines Handeln gedacht werden, das aber, weil es in gewiſſe unbegreifliche Schranken eingeſchloſſen iſt, ſich in ſeiner Thä-

tigkeit gehemmt ſieht, und nun vermöge dieſes Anſtoßes ein Nicht-Ich ſetzt, und es als eine objective Welt anſchaut. Das Ich kann ſich daher nicht ſelbſt ſetzen, ohne zugleich ſich ſelbſt ein Nicht-Ich entgegenzuſetzen, das aber eben darum ein bloßes Erzeugniß des Ichs iſt. Das Fichteſche Syſtem iſt ſonach ein ſtrenger Idealismus, indem das Reale oder das Wirkliche, was wir außer uns ſetzen, nach dieſem Syſteme nur ein Geſchöpf unſerer eigenen innern Thätigkeit iſt. Daſſelbe Ich, welches ſich ein Nicht-Ich entgegenſetzt, ſtrebt aber auch nothwendig nach einer ſittlichen Ordnung der Dinge in der von ihm ſelbſt geſchaffenen Welt. Und dieſe moraliſche Weltordnung nannte ſonſt die Wiſſenſchaftslehre Gott. Später ſtellte ſie Gott als das Eine, was ſchlechthin durch ſich ſelbſt und lauter Leben iſt, an die Spitze des Syſtems, und betrachtete die Welt als eine Aeußerung des Weſens Gottes, als ein Bild oder Schema deſſelben. Man vergleiche inſonderheit die beiden Schriften: Ueber den Begriff der Wiſſenſchaftslehre (Jena 1794. 8.), und: Die Wiſſenſchaftslehre in ihrem allgemeinen Umriſſe (Berlin 1810. 8.). Den Geiſt zu erheben über Körper und Sinnlichkeit, nur des Geiſtes Leben als wahres Leben, alles andere als Scheinleben darzuſtellen, und dadurch das Gemüth zu entflammen zu höchſter Reinheit, Tugend und Selbſtverläugnung, das war ſein tägliches Streben als Lehrer und Schriftſteller, und das war es, was ihm ſo herrlich gelang in den jungen Gemüthern, nicht blos durch die ihm ganz eigene Kraft des Gedankens und der Sprache, ſondern mehr noch durch die Gewalt ſeines ganzen Seins, dadurch, daß er es nicht blos ſagte, ſondern war. Denn was dieſem außerordentlichen Geiſte die Krone aufſetzte, war ein Herz, wahr und rein, und empfänglich für alles Schöne und Gute, für Freundſchaft und Liebe, eine unerſchütterliche Rechtſchaffenheit, die höchſte Wahrheitsliebe und wahrer Heldenmuth in Vertheidigung derſelben, der bei der Feſtigkeit ſeiner Ueberzeugung und bei der Abgeſchloſſenheit ſeines Charakters jedoch oft in Eigenſinn, Hartnäckigkeit und wiſſenſchaftliche Unduldſamkeit ausartete, was ihm nicht ſelten große Unannehmlichkeiten und Feindſchaft zuzog. Mit welchem Muthe trat er 1808, mitten in dem von Franzoſen beſetzten Berlin, als ächter deutſcher Mann auf, hielt ſeine Reden an die deutſche Nation (Berlin 1808. 8.), und verkündigte ſchon damals den Kampf des guten Princips mit dem Böſen, den wir nachher ſo herrlich in die Wirklichkeit übergehen ſahen. Wie Fichte für das Gute lebte, ſo ſtarb er dafür. Seine würdige Gattin, eine geborne Schweizerin, hatte ſich, nicht blos aus eigenem Antrieb, ſondern auch auf ſeine Auffoderung, der Sorge für die Militärhoſpitäler in Berlin gewidmet; ſie ward vom Hoſpitalfieber befallen, von dem ſie wieder genas; ihn traf es, um ihn, im Jan. 1814, in ſeinem 51. Jahre der Welt zu entreißen. Der Aufzählung ſeiner Werke dürfen wir uns überheben.

F i c h t e l b e r g. Zwei Berge führen dieſen Namen. Der wichtigſte davon iſt der Fichtelberg im Fürſtenthum Baireuth (baierſchen Obermainkreis), aus dem mehrere Bergreihen nach allen Gegenden auslaufen. Er iſt mit vielen Fichten bewachſen, und hat gegen ſieben Meilen in der Länge und über vier in der Breite. Die Hauptmaſſe der beiden Bergrücken, aus denen dieſes Gebirge beſteht, iſt Granit, die Seitenzweige aber, vorzüglich gegen die Regnitz hin, ſind Kalkſtein. Er iſt reich an Mineralien, als Eiſen, Vitriol, Schwefel, Kupfer, Blei, Marmor. Bei Wunſiedel ſieht man noch auf einer großen Anhöhe dieſes Gebirges die Luxenburg, worauf das zerſtörte Raubſchloß

Rudolphſtein geſtanden. Die vornehmſten Spitzen ſind der Schneeberg, 3682 Fuß hoch, der Ochſenkopf, 3621 Fuß hoch, der Fichtelberg, 3521 Fuß hoch, der Zinnberg, 3316 Fuß hoch. Auf dem Schloßberge iſt der Fichtelſee, ein ganz mit Moos und Schilf bewachſenes Gewäſſer, 154 Schritte im Umkreiſe. Es entſpringen auf dieſem Gebirge die Saale, Eger, Nabe und der Main. Der ſogenannte **kleine Fichtelberg** bei Wieſenthal iſt der höchſte Berg im ſächſiſchen Erzgebirge. Seine Höhe beträgt 3731 pariſer Fuß. Auf ihm entſpringen die Zſchoppau, Sehme, Mitweida u. ſ. w., die mehrere ſchöne Waſſerfälle bilden. S. Helfrechts Beſchreib. des Fichtelgebirgs, 2 Thle. 1799., und die Phyſik. ſtatiſt. Beſchreib. des Fichtelgebirgs von Goldfuß und Biſchof, Nürnberg 1817., 2 Thle.

Fidalgo, ſ. **Hidalgo**.

Fideicommiß, die Verordnung eines Erblaſſers an den Erben, daß er die Erbſchaft, ganz oder zum Theil, nach einer gewiſſen Zeit, oder auf einen eintretenden Fall, an einen andern ablaſſen ſoll; auch das ſo anvertraute Gut oder Vermächtniß ſelbſt; endlich überhaupt ein Gut, welches die Erben nur benutzen, nicht aber veräußern dürfen, indem es bei der Familie für immer bleiben ſoll. Der nutznießende Erbe heißt **Fiduciarius**, der dritte **Fideicommiſſarius**. Gewöhnlich enthalten die Fideicommiſſe eine Subſtitution, indem der Erbe des Erben letzterem vorgeſchrieben iſt. In dieſer Art ſind die mehrſten Seniorate und Majorate Fideicommiſſe. Sie ſind nicht ſeltener geworden, und haben alles das gegen ſich, was gegen andere Inſtitute zur Erhaltung des Familienglanzes zu ſagen ſteht.

Fides, die Treue, bei den Römern von Numa zur Göttin geweiht. Ihre gewöhnlichen Symbole: verſchlungene Hände, eine Turteltaube.

Fieber iſt eine Krankheit, welche den ganzen Körper ergreift, in ſeinem Innerſten erſchüttert, und ſich jedesmal durch folgende weſentliche Zeichen offenbart: 1. Veränderung des Wärmegefühls in verſchiedenen Graden; anfangs Froſt, der zuweilen ſo heftig iſt, daß er den Kranken ſchüttelt, z. B. bei jedem Anfalle des Wechſelfiebers, und bei Entzündungsfiebern; zuweilen nur gelinde, wie beim Anfang mancher ſogenannten nervöſen, bei hectiſchen und andern Fiebern. Nach dem Froſt folgt Hitze, welche gleichfalls oft brennend, oft nur gelind iſt, jedoch nicht allemal in Verhältniß mit dem vorangegangenen Froſte ſteht. 2. Veränderung im Umlaufe des Blutes; der Pulsſchlag iſt häufiger und ſchneller als im geſunden Zuſtande. 3. Das Gemeingefühl des Kranken iſt verletzt, er fühlt ſich matt, die Glieder ſind ihm gleichſam wie zerſchlagen. 4. Viele Verrichtungen des Körpers, vorzüglich die Ab- und Ausſonderungen, ſind verändert und zum Theil geſtört, der Urin hat im Froſte eine blaſſe, in der Hitze eine rothe Farbe, und ſondert im Verlaufe des Fiebers beſonders viel Bodenſalz ab; die Haut iſt bald ganz trocken, bald triefend von Schweiß, die Verdauung iſt geſtört, der Geſchmack fremdartig, die Zunge belegt. 5. Die Zufälle ſind ſteigend und fallend nach gewiſſen Perioden. Zu dieſen weſentlichen und beſtändigen Aeußerungen des Fiebers geſellen ſich eine Menge anderer, außerweſentlicher Zufälle, deren Erſcheinung von dem Grade des Fiebers, von der Art der erregenden Einflüſſe und Urſachen, von dem Clima, der Jahrszeit, von dem vorzüglich leidenden Organ und von der eigenthümlichen Körperbeſchaffenheit des Kranken abhängen. Die gewöhnlichſten ſind: Kopfweh, Mangel an Schlaf, oder zu viel Schlaf, Irreſein, Zuckungen, Entzündung ein-

zelner Theile, gereizter Zuſtand der Verdauungswerkzeuge, daher übermäßige Menge von Schleim oder Galle im Magen, Ekel und Erbrechen, oder Durchfall, kurzer Athem u. ſ. w. Den Verlauf des Fiebers kann man in verſchiedene Abſchnitte oder Stadien eintheilen. 1. In die Zeit der Vorboten, wenn zwar das Fieber noch nicht ausgebrochen iſt, jedoch der Kranke ſchon eine Veränderung ſeines Geſundheitszuſtandes fühlt. Dies Stadium iſt bei manchen Fiebern ſehr kurz, oder fehlt auch ganz, z. B. bei Entzündungsfiebern, welche oft ſehr plötzlich eintreten. Bei gaſtriſchen und gallichten, auch bei Nerven= oder Faulfiebern dauert daſſelbe zuweilen acht und mehrere Tage. 2. Das Stadium des Eintritts oder des Anfangs beginnt mit dem Augenblicke, wo die erſten weſentlichen Fieberanzeigen eintreten. 3. Das Stadium des Wachsthums folgt auf den Anfang, und endigt ſich in dem 4. Stadium, der Höhe des Fiebers. In dieſem hat das Fieber ſeine größte Stärke, die Zufälle ſind am heftigſten, neue kommen zu den vorigen hinzu, der Aufruhr im Körper iſt am höchſten geſtiegen. In dieſem Stadium ſtellt ſich die Entſcheidung (crisis) des Fiebers ein, es geht 5. in das Stadium der Abnahme über; die Zufälle nehmen in ihrer Stärke ab, manche verſchwinden ſchnell; die einzelnen Anfälle des Fiebers endigen ſich mit heilſamen und entſcheidenden Ausleerungen, kommen ſpäter und laſſen eher nach, werden folglich immer kürzer, bis ſie endlich ganz aufhören; und 6. das Stadium der Reconvaleſcenz erſcheint. (S. Geneſung.) Um das Weſen des Fiebers, oder welches eins iſt, die nächſte Urſache deſſelben zu ergründen, müßten wir das Dunkel durchſchauen können, welches das Innerſte der Natur umgiebt, welches kein Gegenſtand der Erfahrung, ſondern der Speculation iſt. Dieſe hat ſich denn auch von jeher daran verſucht. Die hippokratiſche Schule der alten, ſo wie noch alle Aerzte der neuern Zeit, welche mehr oder weniger in dieſe Reihe gehören, z. B. Sydenham, Selle u. m. A., hielten das Fieber für ein heilſames Beſtreben der Natur, einen im Körper befindlichen ſchädlichen Stoff durch vermehrte Anſtrengung der Thätigkeit des Organismus auszuwerfen. Van Helmont hatte beinahe die nämliche Idee, ſetzte aber an die Stelle der Natur den Archäus, einen dem Körper inwohnenden Lebensgeiſt, die innere Urſache des Lebens, der alles, was im Körper vorgeht, regiert, von dem jede Krankheit anfängt, der durch das Eindringen irgend eines fremdartigen, ihm widrigen Stoffes in Zorn und Unmuth verſetzt, das Fieber erregt, um ſich von ihm zu befreien. Stahl dachte ſich die Seele als den Grund des Lebens, als die Bildnerin und Beherrſcherin ihres Leibes, welche die Verrichtungen deſſelben leite, und durch die erregten fieberhaften Bewegungen eine heilſame Ab= und Ausſcheidung des Schädlichen zu bewerkſtelligen ſuche. Boerhaave, Friedrich Hofmann u. A. hielten Unthätigkeit und Hemmung des freien Umlaufs der Lebensgeiſter, oder Krampf in dem Nervenſyſtem, der vom Rückenmark ſich durch das ganze Nervenſyſtem verbreite, für das Weſen des Fiebers. Cullen kommt unſtreitig der wahren Idee des Fiebers ſchon um etwas näher, wenn er die nächſte Urſache deſſelben in einer verminderten Energie des Gehirns und Nervenſyſtems, und dadurch bewirkten Schwäche aller Functionen, beſonders in den Endigungen der (Blut=) Gefäße, ſucht, welche Schwäche als ein indirecter Reiz auf das Gefäßſyſtem wirke, und es zu einer vermehrten Thätigkeit anreize, wodurch denn die Energie des Gehirns und Nervenſyſtems wieder hergeſtellt, und das Fieber gehoben werde. Reil ſetzte die nächſte Urſache (in ſeiner Fieberlehre, 1799) in eine ſolche Verän=

derung der Miſchung und Beſtandtheils der fiebernden Organe, vermöge welcher ſie zu haſtigern thieriſch-chemiſchen Proceſſen beſtimmt werden. Er wagte jedoch nicht, die eigentliche Natur jener Veränderung in der Miſchung der Stoffe des Körpers zu beſtimmen. Andere Aerzte hingegen, welche gleichfalls den chemiſchen Vorſtellungen anhingen, gingen in ihren Hypotheſen noch weiter, und beſtimmten ſogar die einfachen Stoffe ſelbſt. So behauptete z. B. Reich, daß Mangel an Sauerſtoff im Körper die nächſte Urſache des Fiebers ſei. Ackermann hingegen, in ſeiner Fiebertheorie, ſucht mit mehrerem Grunde darzuthun, daß ſie in einem Ueberfluß von Sauerſtoff beſtehe, welcher als Gas (aura oxygena) in einem Theile des Nervenſyſtems angehäuft, und durch die Nervenknoten (Ganglien), gleichſam als ihre natürlichen Schranken, eine Zeitlang zurückgehalten werde, dann aber dieſe durchbreche und auf andere Theile des Nervenſyſtems überſtröme, ſich mit den organiſchen Stoffen verbinde, und dadurch die Fieberbewegungen bewirke. Diejenigen Flüſſigkeiten, welche den überflüſſigen Sauerſtoff aufgenommen hätten, würden dadurch, als geſäuerte und gleichſam verbrannte Stoffe, ab- und ausgeſondert, und im critiſchen Schweiße, in den Ausleerungen u. ſ. w. aus dem Körper geſchafft. Andere Aerzte hielten ſich mehr an die dynamiſche Vorſtellungsart, und ſuchten die nächſte Urſache in einem veränderten Zuſtande der Lebenskräfte, oder der Erregbarkeit. Hufeland nähert ſich dieſen, indem er das Weſen des Fiebers in einen Organiſationsfehler, hauptſächlich des Nerven- und Blutgefäßſyſtems ſetzt, wodurch eine größere Reizbarkeit (Erregbarkeit im engern Sinn) dieſer Syſteme und ein beſchleunigter Lebensproceß bewirkt werde. Brown ſetzte den ſogenannten entzündlichen, allgemeinen fieberhaften Zuſtand unter ſeine Claſſe der ſtheniſchen Krankheiten, nannte ihn Pyrexie, und begriff unter dem Namen der Fieber nur aſtheniſche, oder Krankheiten von Schwäche, worunter er z. B. die Wechſelfieber, die nachlaſſenden (ſogenannten Gallen-, Schleimfieber u. ſ. w.), die Nervenfieber, Faulfieber und die Peſt zählte. Die Geſchwindigkeit des Pulſes in ſeinen Fiebern erklärte er dadurch, daß in dieſen Krankheiten die Blutmaſſe um $\frac{1}{3}$ weniger betragen müſſe, als in ſtheniſchen Krankheiten, wo die Gefäße damit überfüllt ſeien, ſie können alſo durch die nämliche Kraft um $\frac{1}{3}$ geſchwinder als die ſtheniſchen Krankheiten fortgetrieben werden. Daher wären in Fiebern 100 Pulsſchläge in der Minute der gewöhnliche Gang des Pulſes, da die nämliche Zahl in ſtheniſchen Krankheiten einen ſchnellen Puls ausmache. Dagegen ſei aber im erſten Fall, wegen Mangel an Reiz, der der ganzen Blutmaſſe mitgetheilte Stoß um $\frac{1}{3}$ geringer, und daher der Fieberpuls immer klein, ſchwach und weich. Diejenigen Aerzte, ſowohl älterer als neuerer Zeit, welche der ſogenannten Humoralpathologie anhingen, ſuchten die Urſachen aller Krankheiten in einer beſtimmten Veränderung der Säfte des Körpers. Sylvius, der Stifter dieſer Lehre, hielt für die nächſte Urſache des Fiebers die Galle, indem er behauptete, dieſe werde entweder ſauer oder alkaliſch, erzeuge im erſten Falle durch ihre Verdickung Stockungen, im zweiten aber alle hitzigen und anhaltenden Fieber. C. L. Hoffmann verband die humoralpathologiſche Anſicht mit einer dynamiſchen, und behauptete, daß eine faule Verderbniß der Säfte das Fieber nebſt allen ſeinen Zufällen errege. Marcus giebt folgende Erklärung über das Weſen des Fiebers: Entzündung und Fieber iſt weſentlich eins; Fieber iſt im ganzen Syſtem, was Entzündung im einzelnen Organ iſt. Entzündung, wie Fieber, gehören der Irritabilität an, und da die

Arteriellität der poſitiven Seite der Irritabilität entſpricht, und in allen Syſtemen (Dimenſionen) den electriſchen Moment repräſentirt, ſo muß auch blos in ihr der Sitz des Fiebers ſein. Der Eintheilungen der Fieber waren ehedem eben ſo mancherlei. Die größte Verwirrung entſtand aber daher, daß man verſchiedene Eintheilungsgrundſätze annahm, und die Fieber danach benannte und eintheilte, ja ſelbſt Claſſen, Ordnungen und Arten derſelben unter einander miſchte. Man kann die Fieber ordnen: 1. nach ihrer Dauer, in acute (hitzige), welche einen Tag, 3 bis 4 Tage, 7, 14, 21 bis 30 Tage dauern können, und daher wieder in verſchiedene Unterordnungen zerfallen, und in chroniſche, welche längere und unbeſtimmte Zeit dauern; 2. nach der beſtimmten Ordnung in den Erſcheinungen der Fieber: in anhaltende (febres continuae), wo die weſentlichen Fieber von Anfang bis zu Ende der Krankheit immer vorhanden ſind, entweder in gleichem Grade (febris continua continens, anhaltendes Fieber), oder mit Ab- und Zunahme (febris continua remittens, nachlaſſendes Fieber), und in ausſetzende (febres remittentes, Wechſelfieber), wo die weſentlichen Fieberzufälle nach jedem Anfalle ganz nachlaſſen. Letztere werden nach der Zeit der Wiederkehr ihrer Anfälle wieder eingetheilt: in eintägige (febres quotidianae), dreitägige (febres tertianae), viertägige (febres quartanae), u. ſ. w. 3. Nach den hervorſtechenden Symptomen, oder nach dem vorzüglich angegriffenen Theile. Dieſe Eintheilungsart iſt ehedem ſehr gebraucht worden, und auch jetzt noch gebräuchlich, obgleich ſie von dem wenigſten Werthe iſt, und eine große Mannichfaltigkeit der Veränderungen veranlaßt hat, indem jedes unweſentliche, ſich zum Fieber geſellende Symptom, ſobald es hervorſtechend und anhaltend iſt, zur Beſtimmung einer eigenen Fieberart benutzt werden kann. Daher entſtanden die Seitenſtechfieber, Schnupfen-, Katarrhal-, Ruhr- und Magenfieber, und unzählige andere. 4. Nach den entfernten Urſachen der Fieber, z. B. in Wundfieber, anſteckende, gaſtriſche, Wurmfieber u. ſ. w. Die wichtigſte Eintheilung, welche auf die, durch die naturphiloſophiſche Bearbeitung der Medicin erhaltenen Verbeſſerungen ſich gründet, iſt die nach den drei Hauptſyſtemen des Organismus, dem Syſtem der Irritabilität, der Senſibilität und der Reproduction. Dem zufolge giebt es drei Fieberordnungen: 1. die Synocha (arterielle Fieber); dahin gehören die entzündlichen Fieber; 2. der Synochus (venöſe Fieber), wohin die gaſtriſchen Fieber (ſonſt Gallen-, Schleim- und Wurmfieber u. ſ. w. benannt) gehören; 3. der Typhus (nervöſe Fieber), wohin die eigentlichen Nervenfieber gehören. Die Entzündungsfieber ſind am häufigſten, weil das Syſtem der Irritabilität ſich in allen Syſtemen wiederholt, und weil alle climatiſchen Einflüſſe und Seuchenſtoffe auf dieſes Syſtem wirken. Wo nun ein Syſtem allein ergriffen iſt, da iſt auch die Fieberordnung rein, daher giebt es rein entzündliche, rein gaſtriſche, rein nervöſe Fieber; oft ſind aber mehrere Syſteme zugleich ergriffen und die Fieber ſind gemiſcht, daher entſtehen entzündlich-gallichte, gallicht-faulichte, faulicht-nervöſe Fieber u. d. m. — Von einem in der neuern Zeit beſonders wichtig gewordenen, nämlich dem gelben Fieber, müſſen wir noch einiges insbeſondere hinzufügen. Dieſe, durch den Handel, aus der neuen Welt nach Europa verpflanzte peſtartige Krankheit iſt ſchon längſt in den weſtindiſchen Colonien und in allen tropiſchen Gegenden als ein heftiges, mit Gelbſucht und ſchwarzem Erbrechen verbundenes Fieber einheimiſch. Es vernichtete Cromwells Macht, als er 1635 Jamaica erobert hatte. Vorzüglich verheerend äußerte es

ſich ſeit 1748; damals ward es zuerſt in Deutſchland bekannt, und von dem Engländer Hughes beſchrieben. 1793 zeigte es zum erſten Male außer den tropiſchen Gegenden ſeine verheerenden Wirkungen. Weſtindiſche Schiffe hatten es nach Philadelphia gebracht. 1798 wüthete es aufs Neue in den nordamerikaniſchen Freiſtaaten, und durch ein in Cadix angekommenes amerikaniſches Schiff brach dieſe occidentaliſche Peſt in der Nähe der Stadt aus, und verbreitete ſich in ganz Andaluſien. Vorzüglich ſtark war die Serblichkeit unter den jungen Perſonen männlichen Geſchlechts. In drittehalb Monaten ſtarben gegen 100,000 Menſchen. Mit dem Eintritt der kühlern Jahreszeit ließ ſie hier allmälig nach, ergriff dagegen aber Malaga und andere Gegenden, die ſie verwüſtete, bis die verringerte Bevölkerung ihr ein Ziel ſetzte. Sie war indeß nur auf kurze Zeit gewichen, und kehrte 1804 mit ſo verwüſtender Gewalt wieder, daß ſie in wenigen Monaten ein Drittel der Bevölkerung von Malaga wegraffte, und ſich auf der ganzen Küſte des Mittelmeers verbreitete. Man bemerkte damals, daß ſie auf ſchwächlichere Perſonen minder einwirkte, als auf ſtarke, daß dem weiblichen Geſchlecht eine ungleich geringere Gefahr drohte, und alte Frauen ganz verſchont blieben, auch daß Niemand zum zweitenmal davon angefallen ward. Seitdem iſt dieſe Krankheit öfterer in ſpaniſchen und portugieſiſchen Häfen von Amerika aus verbreitet worden; doch befällt ſie nicht leicht Bewohner höherer Stockwerke, und iſt am tödtlichſten in der Nähe faulender Sumpfluft. Im J. 1821 kam das gelbe Fieber bis in die nördlichen Häfen von Catalonien, in Nordamerika bis Boſton. Es wird nicht leicht ſich weiter nördlich verbreiten, außer etwa in den heißen Monaten und in den Häfen, die wegen ſumpfiger Plätze in der Nähe eine an Stickluft ſchwere Atmoſphäre beſitzen. Schlechte, ungeſunde Schiffsproviſionen, als Hauptnahrung der Matroſen, greifen die Geſundheit der Seeleute an, und ſind ſie nach geſchwächter Geſundheit dem gelben Fieber ausgeſetzter als ſonſt.

Fielding (Henry), geb. am 22. April 1707 zu Sharpham-Park in der Grafſchaft Sommerſet, ſtammte aus einem edlen, dem herzoglichen Hauſe Kingſton nahe verwandten Geſchlechte, und war durch dieſes Verwandtſchaftsband auch mit der berühmten Marie Wortley Montague befreundet. Sein Vater, engliſcher General, hatte eine zahlreiche Familie, und der Aufwand, den dieſe einem Manne koſtete, dem überdies leichtſinnige Sorgloſigkeit eigen war, ſcheint die erſte Urſache geweſen zu ſein, daß Fielding früh in jene ungewiſſe Lage geworfen ward, womit er, kurze Zwiſchenzeiten abgerechnet, faſt während ſeines ganzen Lebens zu kämpfen hatte. Er empfing den erſten Unterricht von einem Geiſtlichen, Namens Oliver, welchen er in dem Pfarrer Trulliber, in ſeinem Romane Joſeph Andrews, geſchildert hat. Späterhin kam er auf die Schule zu Eton, wo jene Neigung zu claſſiſcher Gelehrſamkeit in ihm geweckt wurde, deren Spuren man in allen ſeinen Schriften findet. Zum Rechtsgelehrten beſtimmt, ging er nach Leyden, wo er ſich mit Eifer ſeiner Wiſſenſchaft gewidmet haben ſoll. Die Unterſtützung aus der Heimath aber blieb bald aus, und Fielding ſah ſich in ſeinem 20. Jahre genöthigt, nach London zurückzukehren, und der lebensluſtige Mann, der bei einer wohlgefälligen Geſtalt eine ungewöhnlich rüſtige Körperkraft beſaß, überließ ſich unbeſonnen allen Lockungen zu Zerſtreuungen und Ausſchweifungen. Sein Vater verſprach ihm zwar eine jährliche Unterſtützung, aber ſie blieb aus, und Fielding mußte die Hülfsmittel, die er bei ſeiner Lebensweiſe immer dringender brauchte, in ſeiner Feder ſuchen. Er hatte,

wie er zu ſagen pflegte, keine andere Wahl, als ein Lohnſchreiber oder ein Lohnkutſcher zu werden. Anfänglich ſchrieb er für die Bühne, die zu jener Zeit, wo Congreve, Farquhar und Vanbrugh ihre Geiſtesgaben ihr widmeten, in hohem Anſehen ſtand. Seine beiden erſten Stücke, Love in several masks und The Temple Beau, fanden eine Zeitlang Beifall. Luſtſpiele und Poſſen gingen nun raſch nach einander über die Bretter, und von 1727 bis 1735 wurden deren 18 aufgeführt; doch iſt keine ſeiner dramatiſchen Arbeiten, deren man überhaupt 28 zählt, heutiges Tages noch bekannt, das burleske Trauerſpiel: Däumchen (Thom Thumb) und die beiden Poſſen: Der falſche Arzt (The Mock Doctor) und das ränkevolle Kammermädchen (The intriguing Chambermaid) ausgenommen. Alle dieſe Schauſpiele warf er mit ſorgloſer Eile zuſammen, und es war nichts Ungewöhnliches, daß er an einem Vormittag ein paar Aufzüge vollendete, und ganze Auftritte auf das Papier ſchrieb, worein ſein Lieblingstabak gewickelt war. Bei einzelnen Blitzen ſeines Geiſtes und manchen glücklichen Zügen in der Charakterzeichnung, ſind ſie doch nicht unverdient in Vergeſſenheit gefallen, und leiden beſonders an einer Schwerfälligkeit, die ſich aus dem Umſtande, daß Fielding nicht in dem, ſeinem Geiſte zuſagenden Felde war, erklären laſſen möchte. Die ungewiſſen Hülfsmittel, welche die Bühne ihm gab, ſuchte er dadurch zu ſichern, daß er 1735 an die Spitze einer Geſellſchaft trat, die er aus entlaſſenen Schauſpielern ſammelte, und die unter dem Namen der Schauſpielertruppe des Groß-Moguls ſeine Stücke auf dem kleinen Theater in Haymarket aufführen ſollte; aber der Plan mißlang völlig. Bald nachher verheirathete er ſich mit einem ſchönen und liebenswürdigen Mädchen, die ihm eine Mitgift von 1500 Pfund brachte, und da er um dieſelbe Zeit durch den Tod ſeiner Mutter ein Landgut in der Grafſchaft Derby erbte, das jährlich 200 Pfund eintrug, ſo hatte er ein Einkommen, wovon man zu jener Zeit anſtändig leben konnte. Er zog aufs Land, nahm aber zum Unglück ſeine Unbeſonnenheit und ſeinen Leichtſinn mit, und in drei Jahren war er ohne Landgut, ohne Obdach, ohne einen Schilling Einkünfte, und brachte wahrſcheinlich weiter nichts mit nach London, als die Kenntniß des Landlebens und ſeine Annehmlichkeiten, die ihn ſpäter in Stand ſetzten, den unvergleichlichen Junker Weſtern (im Tom Jones) zu ſchildern. Er widmete ſich nun wieder mit Eifer der Rechtswiſſenſchaft, und nach der gewöhnlichen Vorbereitung im Temple übernahm er Sachwaltergeſchäfte; die ältern Rechtsgelehrten aber, die auf das Fortkommen der jüngern Berufgenoſſen einen fördernden oder hemmenden Einfluß auszuüben im Stande ſind, mochten einem Schöngeiſt und Lebemann nicht ſo viel Fleiß zutrauen, daß ſie ihm Aufträge hätten geben mögen, und Fielding ſoll durch ſein Betragen dieſes Mißtrauen gerechtfertigt haben. Die nachtheiligen Folgen ſeiner Lebensweiſe zeigten ſich auch, und ſeine Geſchäftsthätigkeit wurde durch Gichtbeſchwerden unterbrochen, die allmälig ſeine Kräfte untergruben. Er nahm ſeine Zuflucht wieder zur Bühne, aber ohne Erfolg, und politiſche Streitſchriften, Flugblätter und Aufſätze in Zeitſchriften gaben ihm zunächſt die Mittel zum Unterhalte der Seinigen. Endlich führten ihn zufällige Umſtände um 1741 dahin, ſich einem Fache zu widmen, das er aus dem Verfalle, worin er es fand, erheben und zu einem claſſiſchen Gebiete der engliſchen Literatur umbilden ſollte. Unter allen Erzeugniſſen des engliſchen Genius ſind Fieldings Romane vielleicht am meiſten ausſchließend volkthümlich; ſie ſind nicht nur im eigentlichſten Sinne des Wortes ganz

unüberſetzbar, ſondern ſie möchten ſelbſt von denjenigen Bewohnern Schottlands und Irlands, die mit Alt-Englands Sitten und Eigenheiten nicht ganz vertraut ſind, kaum völlig verſtanden oder ganz genoſſen werden können. Dieſe Volkthümlichkeit ſcheint darin ihren Grund zu haben, daß Fielding in verſchiedenen Lebenszeiten einen genauen Verkehr mit allen Volksclaſſen in England hatte, aus welchen er, unnachahmlich in ſeiner Auswahl und lebendiger Schilderung, ſeine Bildniſſe aufgegriffen hatte. Der Roman Pamela, der 1740 erſchien, hatte Richardſon (ſ. d. Art.) berühmt gemacht. Fielding war es vielleicht überdrüſſig, ein Buch überſchätzen zu hören, das man ſogar von der Kanzel empfahl, vielleicht war ihm auch, als einem Schriftſteller, der für das tägliche Brod arbeitete, jeder Gegenſtand willkommen, der gerade die Menge beſchäftigte, oder vielleicht konnte ſich der böſe Geiſt des Witzes nicht enthalten, die Götzen des Tages zu verſpotten; genug er wollte die Darſtellung, die Grundſätze und Charaktere des viel geleſenen Buches lächerlich machen, und ſo entſtand die Geſchichte des Joſeph Andrews. Die Literatur erhielt ein Werk, das weit beſſer war, als ſich von einem ſolchen Beweggrunde hätte erwarten laſſen. Die hier ſo fein verſpottete Pamela iſt faſt vergeſſen, aber Joſeph Andrews wird immer geleſen wegen der trefflichen Sittengemälde, die er uns liefert, und vor allem wegen der unvergleichlichen Schilderung des Abraham Adams, die allein hinreichend ſein würde, Fieldings Vorzüge in dieſem Fache zu begründen. Der gekränkte, für Lob und Schmeichelei ſo empfängliche Richardſon war höchlich beleidigt, und ſeine Erbitterung ſo groß, daß er Fielding, ſelbſt nach deſſen Tode, mit den unedelſten Schmähungen verfolgte; dieſer hingegen ſcheint dieſe feindſeligen Angriffe nicht erwiedert zu haben, und wenn er ungereizt die erſte Beleidigung zufügte, ſo ließ er auch zuerſt vom Kampfe ab, und geſtand ſeinem Nebenbuhler öffentlich die Vorzüge zu, die ihm gebührten. Nach der Herausgabe ſeines erſten Romans wollte er ſich wieder zur Bühne wenden, und ſchrieb ein Luſtſpiel, der Hochzeittag, das letzte Stück, das bei ſeinen Lebzeiten aufgeführt wurde, aber im Ganzen wenig Beifall fand. In den nächſten Jahren gab er, außer verſchiedenen Flugſchriften, einen Band vermiſchter Aufſätze heraus, worunter auch die Reiſe aus dieſer in die andere Welt war, eine Schrift, die viel von der ihm eigenen Laune enthält. Darauf folgte die Geſchichte Jonathan Wilds des Großen, worin er einem berüchtigten Räuber eine Reihe erdichteter Abenteuer beilegte; und wenn auch die Anlage des Buches ungeſchickt und die Schilderung des vollendeten Laſters zurückſtoßend iſt, ſo giebt es doch in Fieldings berühmteren Werken wenig Stellen, die mehr das Gepräge ſeines eigenthümlichen Geiſtes hätten, als die Scene zwiſchen dem Räuber und dem Gefängnißprediger. In derſelben Zeit gab er die Jacobiten-Schrift (The Jacobite-Journal) heraus, die gegen die Grundſätze der Anhänger des Hauſes Stuart gerichtet war. An ähnlichen Werken, beſonders an der Zeitſchrift The Champion, hatte er bedeutenden Antheil; aber ſein Eifer für die Grundſätze der Whig-Partei blieb lange unbeachtet, während Schriftſteller von weit geringern Vorzügen freigebig belohnt wurden. Endlich erhielt er 1749 ein kleines Jahrgeld, nebſt dem Amt eines Friedensrichters von Weſtminſter und Middleſex, das zu jener Zeit deswegen verrufen war, weil dieſer Beamte, gegen die ſonſt gewöhnliche Einrichtung, für ſeine dem Gemeinweſen geleiſteten Dienſte Gebühren erhielt, und dadurch verleitet wurde, jeden unbedeutenden Streit, der vor ſeinen Richterſtuhl kam, zu entflammen, und ſeinen

Unterhalt von Dieben und Gaunern zu ziehen. Fielding, nie zart und ekel in der Wahl ſeines Umgangs, wurde es noch weniger in den Verhältniſſen, worein ſein Amt ihn brachte; aber obgleich er durch die mit ſeinem Berufe verbundenen Umſtände immer gleichgültiger dagegen wurde, in ſeinen Lebensgewohnheiten achtbar zu erſcheinen, ſo hat ihm doch niemand vorgeworfen, daß er dabei je die Grundſätze eines rechtlichen Mannes verläugnet habe, oder ſeine eigene Angabe bezweifelt, daß er ein Amtseinkommen von 500 Pfund, in dem ſchmutzigſten Gelde auf Erden, wie er ſagt, auf 300 herabgebracht habe, wovon ein anſehnlicher Theil ſeinem Schreiber zugefloſſen ſei. Während dieſer Zeit ſchrieb er einige, durch ſeine Berufsgeſchäfte veranlaßte Abhandlungen, unter andern eine Unterſuchung über die Zunahme von Dieben und Räubern, die viele gute, zum Theil ſpäterhin von der Regierung benutzte Winke enthält, und ein Werk über das engl. Recht, das er handſchriftlich hinterließ. Unter allen den nachtheiligen Umſtänden, worin ſich ein Schriftſteller befand, der bald von unangenehmen Amtsarbeiten, bald von der Nothwendigkeit gedrängt war, ſich durch Flugſchriften das tägliche Bedürfniß zu verſchaffen, entſtand ſein Meiſterſtück Tom Jones, das 1750 erſchien, und durch vorzügliche Erfindung und glückliche Entwickelung der Geſchichte, durch wahre, kräftige und geiſtreiche Charakterſchilderung die hohe Auszeichnung verdient, die es erhielt. Es iſt nicht zu läugnen, wir finden auch in dieſem Werke zuweilen Anlaß zu glauben, daß Fieldings Begriffe von Anſtand und Achtbarkeit, durch ſeine unglücklichen Lebensverhältniſſe, und durch den Umgang, wozu dieſe ihn verurtheilten, ein wenig herabgewürdigt waren, dagegen aber muß für manche anſtößige Stellen die Sitte ſeiner Zeit, die in gewiſſen Fällen eine kräftigere Sprache erlaubten, als unſere Tage, Entſchuldigung geben, und er ſprach vermuthlich nach den Anſichten ſeiner Zeit, wenn er ſagt, es ſei nichts in ſeinem Buche, das auch des keuſcheſten Leſers Auge beleidigen könne; nach den Anſichten unſerer Zeitgenoſſen aber giebt es viele Stellen, die das Zartgefühl zurückſtoßen, und es läßt ſich nur dafür ſagen, daß ſie eher ſpaßhaft roh, als verführend zu nennen ſind, und daß ſie durch den Geiſt und die Gründlichkeit, womit in andern Stellen die Sache der Sittlichkeit geführt und gefördert wird, vergütet werden. Er ſchildert das Leben, wie es war, mit allen ſeinen Schatten, und mit mehr als allen Lichtern, die jene zuweilen heben. Amalia (1751) war Fieldings letztes Werk von Bedeutung, aber im Ganzen weniger anziehend, als Joſeph Andrews und Tom Jones, wiewohl es durch Charaktere gehoben wird, die mit einer Kraft und Schärfe gezeichnet ſind, wie es nur Fielding vermochte. Trotz früherer unglücklicher Verſuche, unternahm er eine neue Zeitſchrift: das Journal von Coventgarden; aber es war ſein Fehler, daß er kein Unternehmen der Art, wozu ſeine ſchriftſtelleriſche Gewandtheit, ſein Witz und ſeine Kenntniſſe ihn ausgezeichnet geſchickt machten, fortführen konnte, ohne ſich in Parteigezänk und unbedeutende Streitigkeiten einzulaſſen, wie er denn auch bei dieſer Gelegenheit unter andern mit Smollet (ſ. d. Art.), der ſonſt unter allen Schriftſtellern am meiſten ſein Geiſtesverwandter war, in eine kurze Fehde gerieth, die beiden Parteien keinen Ruhm brachte. Fieldings Lebenskraft war indeß faſt erſchöpft, und die Anſtrengungen, womit er den Plan des damaligen Miniſters, heimlichen Räubereien vorzubauen und die Polizei der Hauptſtadt zu verbeſſern, unterſtützte, untergrub vollends ſeine zerrüttete Geſundheit. Auf den Rath ſeiner Aerzte ging er 1754 nach Portugal. Un-

erwegs ſchrieb er mit der zitternden Hand eines Sterbenden die unvollendet gebliebene Reiſe nach Liſſabon, ein auffallendes Beiſpiel ſeiner natürlichen Seelenſtärke, welche, mit Niedergeſchlagenheit und krankhafter Reizbarkeit kämpfend, hier noch immer einige Blitze des glänzendſten Witzes leuchten ließ. Drei Monate nach ſeiner Ankunft in Liſſabon ſtarb er, 48 Jahre alt, in der Kraft ſeines gereiften Geiſtes. Seine Werke ſind oft, z. B. mit ſeiner Lebensgeſchichte von Murphy (1784, in 10 Octavbänden), und ſeine Romane neuerlich im erſten, auch unter beſonderm Titel verkäuflichen Bande der in Edinburgh erſchienenen Novelist's Library, mit einer trefflichen, in dieſem Art. benutzten biographiſch-critiſchen Einleitung von Walter Scott, herausgegeben worden. Von Tom Joms lieferte Bode eine gute Verdeutſchung.

Fiesco, eigentlich Giovanni Luigi de' Fieschi, Graf von Lavagna, ein feuriger, unternehmender, ſtolzgeſinnter Mann, entſproſſen aus einem der edelſten Geſchlechter Genua's, dem die Natur neben allen Eigenſchaften, welche die Liebe und Bewunderung der Menge zu feſſeln vermögen, ein Herz voll ungemeſſener Ehrſucht und Herrſchbegier gegeben, und der, dem täuſchenden Schimmer einer Krone einen glücklichen Privatſtand aufopfernd, faſt am Ziele eines kühnen Unternehmens von der Rache des Schickſals ereilt ward. Fiesco war 1524 oder 1525 geboren; eine treffliche Erziehung bildete ſeine großen Anlagen, und der frühe Tod ſeines Vaters ſetzte ihn in den Beſitz eines großen Vermögens. Allein ſein eben ſo ſchnell erwachter Ehrgeiz ließ ihn denſelben nicht ruhig genießen. Schon im 11. Jahre war er in eine Unternehmung wider ſein Vaterland verflochten, welche ein ſonſt verdienſtvoller Genueſer aus Unzufriedenheit mit der Regierung auszuführen ſuchte; nur ſeine große Jugend rettete ihn von der Strafe. 1544 nahm er an einem andern Entwurfe, Genua mit franzöſiſchen Truppen zu überfallen, Theil, was jedoch unterblieb, weil das dazu beſtimmte franzöſiſche Corps auf ſeinem Marſche von einem Corps Oeſterreicher geſchlagen wurde. Fiesco's Ehrgeiz blieb aber nicht die einzige Triebfeder ſeiner Unternehmungen; ihr geſellte ſich auch Eiferſucht auf das große Anſehn der Familie Doria, und ein durch erlittene Beleidigungen in ihm aufgeregter Haß gegen Joh. Doria, den Neffen des Dogen, bei. Fiesco ſah kein anderes Mittel, den künftigen Regenten Genua's zu ſtürzen, als durch den Umſturz der ganzen Regierung; und da Frankreich und der Papſt ſchon längſt mit Genua und Doria, und überhaupt mit der Macht des Kaiſers in Italien unzufrieden waren, ſo wendete er ſich an beide. Er ging ſelbſt nach Rom; die ihm von dem Papſte vorgeſchlagenen Bedingungen nahm er nicht ſogleich an, kaufte jedoch 4 Galeeren, die der Papſt zu bemannen verſprochen hatte, unter dem Vorwande, ſie unter ſeinem Bruder Hieronymus gegen die Türken kreuzen zu laſſen; 2000 Mann Hülfstruppen waren ihm überdies von dem Herzog von Parma verſprochen. Durch dieſe Zuſicherungen aufgemuntert, durch Johann Doria's wachſenden Uebermuth noch mehr erbittert, hatte er ſchon in die päpſtlichen Bedingungen gewilligt, als er ſich entſchloß, ſeine drei vertrauteſten Freunde, Vincenz Calcagno, Johann Verina und Raphael Sacco, über dieſen Plan um Rath zu fragen. Verina behauptete, daß Fiesco auch ohne auswärtige Hülfe gebietender Herr von Genua werden könne, und ſeine Meinung behielt bei dem Grafen die Oberhand. Man nahm nun nähere Maßregeln: der Tod der Doria's wurde beſchloſſen; die drei Freunde des Grafen ſollten, ohne jemand ihr Vorhaben zu

entdecken, ſo viele Anhänger, als möglich, zu werben ſuchen; der Graf ſelbſt bewarb ſich mehr als jemals um die Liebe des Volks, die er ohnehin genoß, bewies dem alten Doria große Ehrfurcht, und überhäufte den jungen mit Freundſchaftsverſicherungen. Den Sommer brachte er auf ſeinen Gütern zu, und übte ſeine Vaſallen in den Waffen, unter dem Vorwande, daß er einen Angriff vom Herzog von Parma befürchte, ließ auch eine ſeiner vier Galeeren nach Genua kommen, unter dem Vorgeben, ſie gegen die Türken auszurüſten. Er meldete dies im Vertrauen dem jungen Doria, und ſetzte hinzu, daß er eine große Anzahl ſeiner Vaſallen kommen laſſe, um aus ihnen die beſten Leute zur Bemannung ſeiner Galeeren zu wählen. Es fiel daher nicht auf, als man viele bewaffnete Leute bei dem Grafen ankommen ſah. Verina hatte indeß auch einige hundert Bürger auf ſeine Seite gebracht, die ſich anheiſchig gemacht hatten, ihm zu dienen. Die Ausführung des Unternehmens wurde auf einen Tag angeſetzt, an welchem der Graf, bei Gelegenheit der Vermählung ſeines Schwagers mit der Schweſter des jungen Doria, ein Gaſtmahl gab. Allein da beide Doria's, der Oheim wegen Krankheit, der Neffe wegen einer andern wichtigen Angelegenheit, die Einladung ausſchlugen, ſo ward die Nacht zwiſchen dem 1. und 2. Jan. 1547 dazu beſtimmt. Am 1. Jan. meldete Fiesco dem jungen Doria, daß er in dieſer Nacht ſeine Galeere auslaufen laſſen wolle, und bat um die dazu nöthigen Befehle, mit der Bemerkung, es ſich nicht befremden zu laſſen, wenn dabei einiges Geräuſch entſtehen ſollte. Dieſer, dadurch geſchmeichelt, verſprach dem Grafen alles, was er verlangte, und nahm es über ſich, bei ſeinem Oheim die Genehmigung auszuwirken. Verina hatte indeß 28 der vornehmſten Bürger bei einem ſeiner Freunde gleichſam zufällig verſammelt; dieſe lud der Graf zu einem Abendeſſen in ſeinem Palaſte ein, wo jedermann hinein, aber niemand herausgelaſſen wurde. Sie erſchienen; der Graf theilte ihnen ſeinen Plan, Genua von den Doria's zu befreien, mit, und foderte ſie auf, den Ruhm dieſer Unternehmung mit ihm zu theilen. Nur zwei von ihnen ſchlugen es aus, die indeß in ein Zimmer des Palaſtes eingeſchloſſen wurden. Jetzt erſt, während die Verſchwornen eine kurze Mahlzeit genoſſen, entdeckte der Graf ſein Vorhaben auch ſeiner Gemahlin, die ihn beſchwor, daſſelbe aufzugeben. Allein der Graf blieb gegen ihre und ſeines Freundes Panſa Vorſtellungen unbeweglich, und kehrte zu den Verſchwornen zurück. Verina ließ auf der Galeere des Grafen, der Verabredung gemäß, eine Kanone abfeuern, der Graf bemächtigte ſich der Galeeren Doria's, ſeine Brüder beſetzten die Thore, und beide Doria's ſollten nun im Palaſt ermordet werden. Aber der große Lärm weckte die Doria's. Der Neffe, die Urſache vermuthend, eilte dennoch, um Unordnungen vorzubeugen, an das Thor des Hafens. Die Verſchwornen öffneten es, und in demſelben Augenblick ward er niedergeſtoßen. Der alte Andreas Doria wurde indeſſen durch ſeine Bedienten, zu Pferde, glücklich durch ein unbeſetztes Thor der Stadt auf ein entferntes Schloß gebracht. Gleich zu Anfange des Tumults hatte ſich Fiesco nach dem Hafen begeben, und gerufen: „Es lebe die Freiheit!" Der Ausruf wurde von den Galeerenſklaven wiederholt; allein da er von dieſen Letzteren Ausſchweifungen befürchtete, wollte er, um Befehle zu ertheilen, ſelbſt die Galeeren beſteigen. Indem er aber den Fuß auf ein vom Ufer zu den Galeeren führendes Brett ſetzte, ſchlug dieſes um, er ſtürzte ins Waſſer, und da er ſich von ſeinen ſchweren Waffen nicht losmachen konnte, niemand bei ihm war, auch ſein Rufen bei dem großen Tumult nicht gehört

oder nicht beachtet wurde, verſank er in den Schlamm, und mußte ohne Hülfe erſticken. Da man ihn nirgend fand, ahnete man ſeinen Tod. Sein Bruder, unüberlegt genug, den ihm entgegenkommenden Senatoren, die mit dem Grafen reden wollten, deſſen Tod zu verrathen, verlangte, daß man ihm den Palaſt der Republik (wo ſich der Senat verſammelte und der regierende Doge wohnte) übergeben ſollte; allein da es indeſſen Tag und des Grafen Tod allgemein bekannt ward, verlor ſich das Volk, das ihm zu Liebe die Waffen ergriffen hatte, und ſelbſt die Verſchwornen zogen ſich nach und nach zurück. Man trat in Unterhandlungen, die Verſchwornen mußten die Waffen niederlegen, und erhielten dafür einen Generalpardon. Hieronymus Fieſco begab ſich auf ſein Schloß Montobio, und ſein Bruder Ottoboni, Verina, Calcagno und Sacco ſegelten auf des Grafen Galeere nach Frankreich, wo ſie glücklich ankamen. Des Grafen Körper wurde erſt nach vier Tagen gefunden; allein der Senat, der vielleicht einen neuen Tumult befürchtete, verbot, denſelben aus dem Schlamme herauszuziehen. Erſt nach zwei Monaten wurde er heimlich herausgenommen und ins Meer geworfen. Hieronymus hatte indeſſen ſein Schloß in Vertheidigungsſtand geſetzt, theils weil er der zugeſtandenen Begnadigung nicht trauete, theils weil er an neuen Entwürfen arbeitete. Bald fanden ſich auch Verina, Calcagno und Sacco bei ihm ein; auch Ottoboni Fieſco kam nach Italien zurück. Unterdeſſen wandte Andreas Doria, troſtlos über den Tod ſeines Neffens, voll Rache alles an, die Begnadigungsacte vom Senat vernichten zu laſſen; dies geſchah, indem man ſie, theils als erzwungen, theils weil ſie von keiner hinlänglichen Anzahl Senatoren beſtätigt ſei, für nichtig erklärte. Fieſco's Familie und die vornehmſten Verſchwornen wurden nun auf ewig aus Genua's Staaten verbannt, die Häuſer und Paläſte des Grafen dem Erdboden gleich gemacht, alle ſeine Güter eingezogen, und alle Schlöſſer, bis auf Montobio, in Beſchlag genommen. Da ſich Hieronymus auf dieſem aufhielt, und von hier aus Genua viel Schaden geſchehen konnte, ſo ließ der Senat ihm für ſolches 14,000 Zechinen anbieten; bei ſeiner Weigerung ſchritt man zur Belagerung des Schloſſes, das endlich, da man Breſche ſchoß, und die ſchlecht bezahlten Soldaten einen Aufſtand erregten, nach einer 42tägigen Belagerung ſich auf Gnade oder Ungnade ergeben mußte. Die Soldaten wurden freigelaſſen, ſämmtliche Verſchworne aber wurden entweder hingerichtet, oder auf die Galeeren geſchmiedet; das Schloß ward geſchleift. Ottoboni Fieſco allein hatte ſich zeitig genug wieder nach Frankreich begeben, und trat in franzöſiſche Dienſte. Aber als er acht Jahre hernach in die Gefangenſchaft der Spanier fiel, bewirkte Doria ſeine Auslieferung, ließ ihn in einen Sack nähen und ins Meer werfen. Des Grafen Wittwe war die einzige Perſon, die nicht mit in den Untergang der Familie ihres Gemahls verwickelt wurde. Sie heirathete in der Folge den berühmten General Chiappino Vitelli, der zuletzt als ſpaniſcher Generalfeldmarſchall in den Kriegen wider die Niederländer diente, und 1575 ſtarb. Doch verlor ſie noch in demſelben Jahre, da ihres Gemahls Verſchwörung erfolgte, auch ihren Bruder auf dem Blutgerüſt, weil dieſer, aus Haß gegen Doria und den Kaiſer, Fieſco's Unternehmung erneuern und Genua in franzöſiſche Hände bringen wollte, der Entwurf aber entdeckt wurde. — Wenn wir übrigens in Schillers Trauerſpiel Fieſco das Mißlingen der Verſchwörung an einen andern Umſtand geknüpft ſehen, als das Umſchlagen des Brettes, auf welchem Fieſco in die Galeeren ſteigen wollte, ſo darf das nicht be-

fremden, da es dem dramatiſchen Dichter nicht erlaubt iſt, die Kataſtrophe auf eine Begebenheit zu gründen, die das Werk des blinden Zufalls war.

Fieſole, mit dieſem Namen des Kloſters, in welchem er eingekleidet wurde, wird einer der berühmteſten unter den Wiederherſtellern der Malerkunſt in Italien kurz bezeichnet. Sein Familienname ſoll Santi Toſini geweſen ſein, und man weiß nun, daß er 1387 in Mugello, einer Landſchaft des florentiniſchen Gebiets, geboren wurde. Im J. 1407 trat er in den Dominicanerorden, und erhielt den Namen Bruder Johannes (Fra Giovanni); daher nennt man ihn immer Fra Giovanni da Fiesole. Seinen gewöhnlichen Beinamen Angelico, oder il beato (der Selige) hat er ſich durch ſein frommes Leben und den Geiſt ſeiner Schilderungen erworben, in denen Andacht und Engelsſchönheit herrſchend ſind. Man nennt, ohne hinlänglichen Grund, den Gherardo Starnina als ſeinen Lehrer, und führt an, daß er ſich durch das Studium der Bilder des Maſaccio vervollkommnet habe. Letzteres iſt auch nicht wahrſcheinlich, da Maſaccio 15 Jahre jünger als Fieſole war. Er hatte ſich früher mit der Malerkunſt zu heiligem Gebrauch beſchäftigt, und nebſt ſeinem ältern Bruder, einem Miniaturmaler, verſchiedene Chorbücher mit kleinen Bildern verziert. Dieſe erſte Richtung ſeiner artiſtiſchen Fähigkeit iſt auch bei ſeinen nachherigen Werken in dem reichlichen Gebrauch der Vergoldung, der Behandlung der Farben und der ſorgfältigen Ausführung kleiner Zierrathen ſichtbar. In ſeinen Gemälden aber ſah man mehr von der alten Weiſe des Meiſters Giotto, als in denen der meiſten damaligen Maler. Der Dominicanerorden begünſtigte unter ſeinen Mitgliedern auch die Erwerbung und Ausübung weltlicher Wiſſenſchaften und Fertigkeiten, und Johann widmete ſeine Kunſt ausſchließlich religiöſen Darſtellungen, bei denen er die Erbauung der Gläubigen zum Zweck hatte. Er verzierte aber nicht nur die heiligen Bücher, ſondern unternahm auch bald große Frescobilder zunächſt für ſein Kloſter. Er arbeitete viel und fleißig, und der Erwerb ſeiner Werke wurde zu mildthätigen Gaben verwandt. Sein Verdienſt wurde bald anerkannt. Coſmus von Medicis, der den frommen Maler perſönlich kannte und liebte, ließ durch ihn das Kloſter S. Marco und die Kirche St. Annunziata verzieren. In dem Kloſter S. Marco hat er jede Zelle mit einem großen Frescobilde geſchmückt, und unter mehreren Gemälden an den Wänden zeichnet ſich noch jetzt eine ſchöne Verkündigung aus. Dieſe Bilder verſchafften ihm ſolchen Ruhm, daß ſelbſt Nicolaus V. ihn nach Rom berief, und durch ihn ſeine Privatcapelle im Vatican, die Capelle des heiligen Laurentius, mit den wichtigſten Scenen aus dieſes Heiligen Leben ausſchmücken ließ. Eine Beſchreibung dieſer Capelle befindet ſich in Hirts Italien und Deutſchland, 1. St., auch ſind rohe Umriſſe von dieſen Bildern 1810 zu Rom erſchienen (La pittura della Capella di Nicolo V. etc.) von Franc. Giangiacomo Romano. Vaſari erzählt die rührendſten Züge von der Frömmigkeit, Demuth, Unſchuld und Sittenreinheit unſers Meiſters, welche zugleich beſtätigen, wie er die Kunſt als eine ernſte und heilige Sache betrieben. Man erzählt, daß er nie an einer Lebens- und Leidensgeſchichte ohne die tiefſte Rührung gearbeitet habe, und daß er in der Unſchuld ſeines Glaubens nie zu Veränderung eines ſeiner Gemälde zu bewegen geweſen, indem er ſeine Kunſt nur als Werkzeug einer höhern Eingebung betrachtet habe. Er war ein ſo ſtrenger Beobachter der Regeln ſeines Kloſters, daß der Papſt, welcher bemerkt hatte, wie ſehr ihn ſein frommes Faſten

und ſein großer Fleiß beim Arbeiten angriff, ihm Fleiſch zu eſſen befahl; worauf er in ſeiner Unſchuld erwiedert haben ſoll: „mein Prior erlaubt mir's nicht!" Auch war er ſeinen Ordensobern ſo ergeben, daß er ohne ihre Erlaubniß weder für fremde Klöſter, noch für Privatleute eine Arbeit übernahm, und jenen den Preis derſelben überließ. Machte man ihm Vorwürfe darüber, ſo ſagte er: „der wahre Reichthum beſteht darin, wenig zu bedürfen." Die ihm vom Papſt angebotene Würde eines Erzbiſchofs von Florenz lehnte er demüthig ab, aber auf ſeinen Vorſchlag erhielt ſie der Bruder Antonino, den er für würdiger dazu erklärte. Ihm genügte ſeine kleine Zelle, in welcher er ſich der unabläſſigen Betrachtung des Himmliſchen und der Darſtellung heiliger Geſchichten widmete. Er ſtarb endlich 1455, im 68. Jahre ſeines Alters, in Rom, wo er auch noch die Capelle des heil. Sacraments im Vatican gemalt hat, wurde in der Minervenkirche begraben, und von ſeiner Kirche ſelig geſprochen. Sein einziger unbeſtrittener Schüler, von welchem man noch Werke hat, iſt Benozzo Gozzoli, deſſen zahlreiche und wohlerhaltenen Gemälde ſich im Campo santo in Piſa befinden. Nach A. v. Schlegels Urtheil hat derſelbe die Farbenpracht, die Mannigfaltigkeit in den Hintergründen, die Wahrheit in den Geberden der Handelnden von ſeinem Lehrer ererbt, aber in der Anmuth und zarten Gemüthlichkeit denſelben nicht ganz erreicht. Lanzi hat den Angelico, ſowohl wegen der überirdiſchen Schönheit ſeiner Köpfe, und ſeiner Engel- und Heiligenfiguren, als auch wegen der Lieblichkeit ſeiner Farben, die er mit ungemeiner Kunſt behandelte, den Guido ſeines Zeitalters genannt. In der Gallerie von Florenz befinden ſich mehrere Staffeleibilder dieſes Meiſters, deren Farbenglanz noch ganz unverändert iſt. Eines, welches die Geburt Johannes des Täufers darſtellt, zeichnet ſich vornehmlich durch die naive Grazie aus, die bei den Künſtlern jener Zeit noch ſo ſelten iſt. Hieher gehört auch das Tabernakel, auf welchem Madonna mit den vier Evangeliſten über Lebensgröße ſteht. Eines ſeiner ſchönſten und größten Gemälde aber, auf welchem Jeſus die Maria mitten unter einer Menge von Engeln und Heiligen in den mannigfaltigſten Stellungen und Ausdrücken krönt, im untern Rahmen aber die Geſchichte der Maria und die Wunder des heil. Dominicus dargeſtellt ſind, zierte ehemals die Kirche dieſes Heiligen zu Fieſole; jetzt befindet es ſich in der Gallerie des Louvre zu Paris, und iſt uns kürzlich in 15 Blättern, von Ternite trefflich gezeichnet, bekannter geworden. (Paris 1817. Fol., in der griech. lat. Buchhandlung.) Dieſen Blättern hat A. W. v. Schlegel eine Anſicht vom Leben des Malers und eine ſehr belehrende Erklärung des Gemäldes beigegeben, welcher Vaſari's Beſchreibung deſſelben vorausgeſchickt iſt. Schlegel, der die oben angeführte Aeußerung Lanzi's ſehr untreffend findet, fällt über den Künſtler überhaupt folgendes Urtheil: „Johann von Fieſole theilt im Ganzen die Tugenden und Mängel ſeiner Zeitgenoſſen. Im Verſtändniß der maleriſchen Wirkung und in mannigfaltigen wiſſenſchaftlichen Theilen iſt er, vielleicht aus Anhänglichkeit an die ihm ehrwürdige alte Weiſe, einigermaßen zurückgeblieben. Seine eigenthümlichen Vorzüge ſind Süßigkeit, Zartheit und Anmuth. Seine Einbildungskraft nimt nicht eben einen kühnen Schwung in das Gebiet des Außerordentlichen und Wunderbaren, wie z. B. die des Orgagna, aber nirgends auch wird man Dürftigkeit oder Ohnmacht gewahr. Seine Kunſt iſt eine ergiebige Quellader, die gleichmäßig, ohne Ungeſtüm und ohne Zwang, einem liebevollen, durch Andacht und Beſchaulichkeit geläuterten Gemüthe entfließt. Siehe über dieſen

Meiſter auch Quandt im Kunſtblatte zum Morgenblatt 1816. Nro. 17 — 20.

Figur, figürlich, figurirt, Figuranten u. ſ. w. Des Ausdrucks Figur bedient man ſich bei mehreren Künſten, bei einigen in eigentlicher, bei andern in uneigentlicher oder figürlicher Bedeutung. Die eigentliche Bedeutung iſt äußere Geſtalt, welche entſteht durch jeden beſchränkten und umſchriebenen Raum, ſei dies nun bei Flächen (Flächenfiguren), oder bei Körpern (körperliche Figuren). Auf dieſe Weiſe werden die mathematiſchen Figuren, z. B. Cirkel, Triangel, Quadrat, nach Linien oder Winkeln beſtimmt. In der Tanzkunſt finden ſich die Flächen, in den bildenden Künſten auch die Körperfiguren; jedoch wird der Ausdruck Figur bei den bildenden Künſten meiſt in einem beſchränkten Sinne gebraucht. In der Tanzkunſt verſteht man darunter den nach gewiſſen Linien beſchriebenen Weg, welchen der Tänzer zu nehmen hat; bei der bildenden Kunſt ſchränkt man den Begriff Figur meiſt auf die Menſchenfigur ein, und bedient ſich für die übrigen Geſtalten des Ausdrucks Form. Da jede Figur, als ſolche, dem Raume angehört, ſo ergiebt ſich von ſelbſt, daß nur in den Künſten des Raumes von Figur in eigentlicher Bedeutung die Rede ſein, und daß in den Künſten der Zeit dieſer Ausdruck nur uneigentlich genommen werden könne. Dies iſt namentlich der Fall in der Poeſie. Gewöhnlich ſpricht man zwar blos von rhetoriſchen, und nicht von poetiſchen Figuren, unſtreitig aber nur darum, weil die Rhetoriker früher darauf Rückſicht genommen hatten, als die Poetiker. Wir wollen ſie Redefiguren überhaupt nennen, und fragen zuvörderſt, wie man wohl darauf kam, der Rede Figuren zuzuſchreiben. Adelung vermuthet, der Name Figur ſei von den ſtärkſten und lebhafteſten Hülfsmitteln, dem Style Mannichfaltigkeit zu geben, entlehnt, welche wirklich etwas Bildliches enthalten, und nachher auch auf die übrigen ausgedehnt worden; man kann aber im Allgemeinen ſagen, dieſe Figuren ſeien Arten der Sprache, ſich beſonders zu geſtalten, und dann erklärt ſich der Name von ſelbſt. Wie dem aber ſei, ſo iſt gewiß, jene beſondere Geſtaltung ſei jedes Mal eine Abweichung von der Sprache des gemeinen Lebens, mit der Abſicht, lebhafter dadurch auf die Einbildungskraft zu wirken. Der Ausdruck iſt nun nicht mehr eigentlich, um den Gegenſtand für den Verſtand durch Begriffe zu bezeichnen, ſondern uneigentlich oder figürlich, bildlich, für die Einbildungskraft. Von einem Greiſe ſagt man z. B. der Abend ſeiner Tage, und dadurch wird der trockne Begriff vom Ende des Lebens in eine ſchöne Umgebung eingehüllt, wodurch das Unangenehme dieſes Begriffs auf eine bewundernswürdige Weiſe gemildert wird. Man kann übrigens der Sprachfiguren dreierlei unterſcheiden: 1. ſolche, die ſich auf die beſtimmten Worte beziehen (Wortzuſammenſetzungen, Epitheta, Inverſion, Wiederholung, Apoſtrophe, Ausruf); 2. ſolche, die ſich auf die ganze Wendung des Gedankens beziehen (Beſchreibung, Vergleichung, Gleichniß, Perſonification, Anrufung, Andeutung, Häufung, Antitheſe, Zergliederung, Steigerung, Hyperbel, Metapher, Allegorie); 3. ſolche, die ſich auf den Klang beziehen, muſikaliſch poetiſche (Wortſpiel, Echo, Annomination, Alliteration, Aſſonanz, Reim). Die **Tropen** (ſ. d. Art.) ſind nichts als untergeordnete Figuren. Den beſtimmten Unterſchied zwiſchen beiden und die Claſſification derſelben ſ. jedoch in Pölitz allgemeiner Sprachkunde, S. 181 fgg. — In der Muſik bedeutet Figur zwei oder mehr verſchiedener, ſchnell hinter einander folgender Töne, an deren Stelle man bei einfacherem Spiel oder Geſang nur Einen Ton

genommen haben würde. Den Namen haben ſolche Töne daher, weil dieſe Notenformen insgemein durch Striche verbunden ſind, die allerhand Figuren bilden, und ehedem beſondere Namen hatten, z. B. Schwärmer, Rauſcher u. ſ. w. Figural- oder figurirte Muſik oder Geſang ſteht im Gegenſatz mit der einfachen Choralmuſik oder dem Choralgeſang, welche keine Figuren haben. In manchen größern Städten müſſen daher Standesperſonen bei ihrer Trauung noch Figuralgebühren (die Gebühren der vollſtimmigen Muſik) entrichten, da gemeine Leute nur Choralgebühren (einfache) bezahlen dürfen. Figurirter Chor iſt, wenn z. B. die Discantſtimme einen Liedervers nach der Kirchenmelodie ſingt, die übrigen Stimmen aber zugleich einen andern componirten, jedoch mit dem Choralton hormonirenden Text abſingen, was vorzüglich in Motetten geſchieht. — **Figuranten** ſind beim Ballettanz diejenigen Tänzer, die nicht einzeln, ſondern truppweiſe tanzen, und alſo nur zur Ausfüllung und gleichſam zum Hintergrunde für die Solotänzer dienen; im Schauſpiel: Perſonen, die nichts zu ſprechen haben, ſondern blos auftreten müſſen, um den leeren Raum auszufüllen und die Handlung vollſtändig zu machen; man nennt ſie auch Statiſten, ſtumme Perſonen.

Figurirte Zahlen werden gebildet durch die Glieder arithmetiſcher Reihen aller Ordnungen, deren erſtes Glied die Einheit iſt. Z. B.

I.	1,	2,	3,	4,	5,	6,	ꝛc.
II.	1,	3,	6,	10,	15,	21,	ꝛc.
III.	1,	4,	9,	16,	25,	36,	ꝛc.
IV.	1,	5,	12,	22,	35,	51,	ꝛc.

und insbeſondere heißt die Reihe II, Triangularzahlen, oder dreieckige Zahlen, weil ſich deren Einheiten in lauter gleichſeitige Dreiecke ordnen laſſen; die Glieder der Reihe III, Quadratzahlen, viereckige Zahlen, oder auch Tetragonalzahlen; die Glieder der Reihe IV, fünfeckige oder Pentagonalzahlen ꝛc. Werden die Glieder der Polygonalzahlen nach der Ordnung wiederum ſummirt, ſo erhält man Reihen, wie:

a.	1,	4,	10,	20,	35,	56,	ꝛc.
b.	1,	5,	14,	30,	55,	91,	ꝛc.
c.	1,	6,	18,	40,	75,	126,	ꝛc.
d.	1,	7,	22,	50,	95,	161,	ꝛc.

und es bilden die Glieder derſelben Pyramidalzahlen, weil lauter Pyramiden entſtehen, wenn man die Polygonalzahlen nach der Ordnung, wie ſie ſummiret werden, ſo übereinander legt, daß die kleinern über die nächſt größern der nämlichen Gattung zu liegen kommen. So bilden die Glieder der Reihe a, dreieckige Pyramiden, der Reihe b, viereckige, und der Reihe c, fünfeckige Pyramiden. P.

Filangieri (Gaetan), einer der berühmteſten Publiciſten des 18. Jahrh., welcher am meiſten mit zur Verbeſſerung der Geſetzgebung beigetragen hat, wurde den 18. Auguſt 1752 zu Neapel geboren. Er war ein Sohn des Prinzen Cäſar Araniello und der Mariane Montalto, Tochter des Herzogs von Fraguito, und ſeine Familie gehörte ſomit zu den älteſten adeligen Geſchlechtern des Königreichs. Der Name Filangieri (Filii Angerii, Nachkommen des Angerius) deutet an, daß das Geſchlecht von jenem Angerius herſtammt, welcher einer von den 40 Normännern war, die mit dem Grafen Roger (ſ. d. **Hauteville**) einſt Neapel eroberten. Filangieri war, als der dritte Sohn ſeines nicht ſehr bemittelten Vaters, zum Militärdienſte

beſtimmt. Er begann auch dieſen Dienſt in ſeinem vierzehnten Jahre, verließ denſelben jedoch bald, da er keine Neigung dazu ſpürte, und widmete ſich den Wiſſenſchaften mit ſolchem Eifer, daß er, trotz der Verſäumniß in ſeiner Jugend, bereits im 24. Jahre Griechiſch, Lateiniſch, alte und neue Geſchichte, das Naturrecht und das bürgerliche Recht vollkommen inne hatte, und dabei noch bedeutende Kenntniſſe in der Mathematik beſaß. Jetzt ſchon faßte er den Plan zu zwei Werken, einen über die öffentliche und Privaterziehung, den andern über die Moral der Fürſten, gegründet auf Vernunft und die bürgerliche Ordnung. Da er ſich viel mit der Geſetzgebung beſchäftigte, widmete er ſich, nach dem Wunſche ſeiner Familie, auch den Geſchäften des Sachwalters. Seine Beredſamkeit und Wiſſenſchaft verſchafften ihm hier großen Beifall, und als er die zeit- und vernunftgemäßen Reformen, welche der damalige erſte Miniſter in Neapel (Tanucci) im J. 1774 durchſetzte, in einer Rede gegen die blinden Anfeindungen der Anhänger des alten, ſchlechten Syſtems ſiegreich vertheidigte, da erklärte ſich Tanucci zu ſeinem Beſchützer, und der junge Mann erhielt nun bald ſehr anſehnliche Stellen am Hofe, was ihn jedoch nicht verhinderte, ſich auch ferner ſeinen Lieblingsſtudien fortwährend zu überlaſſen. Er arbeitete an einem Werke, welches im Fache der Theorie der Geſetzgebung muſterhaft werden ſollte, und da eben vorher der berühmte Beccaria zu Mailand ſein geſchätztes Werk über Verbrechen und Strafen hatte erſcheinen laſſen, wodurch eine Art von Epoche in der Criminalgeſetzgebung gebildet ward; ſo wollte nun Filangieri in dem ſeinigen die Geſetzgebung in allen ihren Zweigen und unter allen ihren Beziehungen umfaſſen, und die feſteſten allgemeinſten Grundſätze derſelben aufſtellen. Er begann dieſes große Unternehmen mit Muth und Beſonnenheit, und führte es zu ſeiner und der Wiſſenſchaft Ehre mit Gründlichkeit und tiefem Geiſte aus. Er theilte das Werk, das den Titel führt: La Scienza della Legislazione, gleich Anfangs in ſieben Bücher, wovon das Erſte, welches die allgemeinen Regeln der Geſetzgebung enthält, und das Zweite, welches die politiſchen und öconomiſchen Geſetze zum Gegenſtande hat, 1780 zu Neapel in 2 Bdn. erſchienen. Nicht nur in Italien, ſondern in ganz Europa machte dies Werk außerordentliches Aufſehen, und der Verfaſſer ſah ſich in ſeinem 28. Jahre unter den berühmteſten Publiciſten genannt. Er ſpricht mit Freimüthigkeit über viele Mißbräuche, allein ohne zu beleidigen, und obgleich vieles ſein eigenes Vaterland traf, ertheilte ihm der König doch eine Commanderie des Conſtantinordens. Im J. 1783 gab er die folgenden zwei Bände heraus, welche die Criminaljuſtiz betreffen. Dieſe Materie iſt hier in ihrem vollen Umfange behandelt, und die freimüthigſten und unbefangenſten Anſichten herrſchen durch das Ganze. Eben dieſe Freimüthigkeit und Offenheit erbitterten aber den für ſeine Feudalrechte fürchtenden hohen Adel und Clerus, und man trieb nicht allein einen feilen Autor (Joſeph Grippa mit Namen) auf, welcher Filangieri widerlegen mußte, ſondern verbot auch durch ein geiſtliches Decret vom 6. Dec. 1784 das Buch, als aufrühreriſch und gottlos. Dem elenden Grippa antwortete Filangieri gar nicht, den Feudaliſten und Curialiſten aber blos durch das ſchon im nächſten Jahre erfolgende Erſcheinen des 5., 6. und 7. Bandes ſeines Werkes, in denen von der Erziehung, den Sitten und dem öffentlichen Unterrichte gehandelt wird. Im Jahr 1783 hatte ſich Filangieri mit Caroline von Frendel, der Tochter eines ungariſchen Edelmanns und Erzieherin der zweiten Tochter des Königs von Neapel vermählt, und

ſich bald darauf, mit Bewilligung des Monarchen, nach Cava, einer kleinen Stadt im Neapolitaniſchen, zurückgezogen, um hier in ländlicher Stille den letzten Band ſeines großen Werkes, welcher die Religion in Beziehung auf den Staat betreffen ſollte, auszuarbeiten. Allein ſeine Geſundheit hatte ſchon ſehr gelitten, und er rückte nur langſam vor. Auch berief ihn Ferdinand IV. (1787) in ſeinen höchſten Finanzrath. So mußte er nach Neapel zurückkehren, und ſich faſt ausſchließend ſeinem neuen Berufe widmen. Bald wurde er jedoch ernſtlich krank, und nicht lange, ſo machte der Tod am 21. Jul. 1788 ſeinem Leben in einem Alter von 36 Jahren, ein Ende. Vor ſeinem Tode hatte er den 8. Theil ſeines Werks vollendet, worin von den Religionen vor dem Chriſtenthume die Rede iſt. Man findet auch hier den ſcharfſinnigſten Forſcher und trefflichſten Darſteller ſeiner Gedanken. Von dem Schluſſe des Werks hat man nur die Abtheilung der Capitel in der Handſchrift gefunden. Dieſes dem menſchlichen Geiſte überhaupt zu hoher Ehre gereichende Werk, welches des Guten ſo viel veranlaßt und geſtiftet hat, iſt in alle lebende Sprachen überſetzt worden. Eine deutſche Ueberſetzung kam ſchon im J. 1784 zu Altdorf (in der Schweiz), mit einer Vorrede von Siebenkees, eine andere von Guſtermann zu Wien in demſelben Jahre heraus. Auch von Link beſitzen wir eine. Die franzöſiſche, zwiſchen 1789 bis 1791 in 7 Bänden in Paris erſchienene, iſt von Gallois. Hätte Filangieri länger gelebt, ſo würde er der Welt noch mehrere gelehrte Arbeiten geſchenkt haben (wie man dies aus ſeinem Nachlaß ſehen konnte), z. B. eine Nuova Scienza delle Scienze (worin der Verf. alle menſchlichen Wiſſenſchaften auf ihre Grundprincipien zurückzuführen gedachte), und eine Storia civile, universale perpetua, in welcher aus der Geſchichte der Nationen, die Geſchichte des Menſchen in ſeiner geiſtigen Entwickelung erklärt werden ſollte. Sein ſchneller Tod und ſein offenes Widerſetzen gegen die verderblichen Anſchläge des berüchtigten Acton (ſ. d. Art.), der, ganz dem engliſchen Intereſſe verkauft, das Wohl des Landes ruinirte, gaben eine Zeitlang Veranlaſſung zu dem Glauben, als ſei Filangieri, ein Opfer der Rache dieſes Menſchen, an Gift geſtorben; doch hat kein gegründeter Beweis dieſe Muthmaßung ſpäter beſtätigt.

Filicaja (Vincenz von), einer derjenigen italieniſchen Dichter des 17. Jahrh., welcher ſich mit dem mehrſten Erfolge dem hereinbrechenden Strome des Ungeſchmacks in der Poeſie in ſeinem Vaterlande entgegenſtellte, wurde 1642 zu Florenz geboren, wo er zuerſt das Collegium der Jeſuiten, und dann die Akademie von Piſa beſuchte. Seine erſten practiſchen Verſuche waren einer Geliebten gewidmet; da ihm indeß der Tod die Verehrte bald entriß, ſo nahm er ſich vor, nie wieder eine Leidenſchaft zu beſingen, deren Glück, ſeiner Meinung nach, für ihn auf immer verſchwunden war, und ſeine Leier von nun an blos heiligen oder heroiſchen Gegenſtänden zu widmen. Bei ſeiner Rückkehr nach Florenz ward er zum Mitgliede der Akademie della Crusca ernannt, und bald darauf verheirathete er ſich mit der Tochter eines Senators, Scipio Capponi, mit welcher er, nach dem Tode ſeines Vaters, aufs Land zog, und ſich hier ganz der Erziehung ſeiner Kinder und der ihn begeiſternden Muſe hingab. Eine Menge Gedichte, theils in lateiniſcher, theils in italieniſcher Sprache, wurden hier von ihm gedichtet; da er indeß, vermöge ſeiner großen Beſcheidenheit, ſelbſt mehr daran auszuſetzen fand, als die wenigen Freunde, denen er ſie mittheilte, ſo gab er nichts davon heraus, und würde auch wahrſchein-

lich ſo fortgefahren haben, ſein herrliches Talent zu vergraben, hätten nicht ſeine Freunde am Ende ſelbſt das Geheimniß gebrochen. Er hatte nämlich die um dieſe Zeit Statt findende Befreiung des von den Türken belagerten Wiens durch Johann Sobiesky von Polen und den Herzog von Lothringen, ſo wie die bald darauf folgende Niederlage der Türken in ſechs verſchiedenen Oden gefeiert, die, bekannt werdend, die größte Bewunderung erregten, und von dem Großherzog von Florenz ſelbſt jenen Fürſten mitgetheilt wurden, deren Sieg er darin verherrlichte. Sie wurden hierauf 1684 in Florenz gedruckt, und ſein Ruf, als erſter damaliger Dichter Italiens, war nun gegründet. Seine ſehr beſchränkten bürgerlichen Verhältniſſe verbeſſerten ſich indeß durch die ihm wiederfahrende Anerkennung keinesweges, und erſt die Königin Chriſtine von Schweden nahm ſich des bedrängten Dichters an, ernannte ihn zum Mitgliede der von ihr in Rom errichteten Akademie ausgezeichneter Männer, und ließ ſeine beiden Töchter auf ihre Koſten erziehen, ſich dabei ausbedingend, daß niemand es erführe, weil ſie ſich ſchäme ſo wenig für einen Mann, wie er, zu thun. Später wandte ſich denn endlich auch der Blick des Großherzogs von Florenz auf ihn; einer ſeiner Söhne, der jedoch bald ſtarb, ward von demſelben als Page in Dienſte genommen, und Filicaja ſelbſt zum Senator und Gouvernements=Secretär der Regierung von Volterra, und ſpäter von der zu Piſa, ernannt. In dieſen Aemtern wußte ſich Filicaja die Liebe und Achtung des Publicums und des Souveräns zu gewinnen, und trotz ſeiner vielen Geſchäfte noch immer Zeit zu finden, um auch hier ſeinem Lieblingsſache noch ferner zu leben. Im vorgerückteren Alter und durch den Verluſt mehrer ſeiner Kinder erſchüttert, wandte ſich ſein Geiſt indeß immer mehr auf religiöſe Gegenſtände, und einzig jetzt damit und mit der Herausgabe einer gefeilten Geſammtausgabe ſeiner ſämmtlichen Werke beſchäftigt, überraſchte ihn der Tod im 65. Jahre ſeines Alters, am 24. Sept. 1707. zu Florenz. Sein Sohn Scipio gab nun die beabſichtigte Geſammtausgabe unter dem Titel: „Poesie toscane di Vizenzo da Filicaja“ heraus, und widmete ſie Cosmus III. Eine andere Ausgabe, mit dem Leben des Dichters von Thomas Bonaventuri, erſchien 1720, und eine dritte in 2 Bänden in Venedig 1762, nach welcher die ſpäter erſchienenen ſämmtlich geordnet ſind. Beſonderes Verdienſt hatte Filicaja in der Dichtungsart der ſogenannten Canzonis, und einige ſeiner Sonette, wie z. B. das, welches ſich mit den Verſen:

„Italia, Italia, o tu cui feo la sorte
Douo infelice di Bellezza“ etc.

beginnt, gehören in Hinſicht ihres lyriſchen Schwunges zu dem beſten, was man in dieſer Art hat.

Filigran=Arbeit werden die zu Laubwerk durch einander gezogenen Verzierungen aus Silber= und Goldfäden (da, wo es die Form und Zeichnung erfodert, auch zuſammen verſchmolzen) genannt, die man bei mancherlei Kunſtſachen und Zierrathen anwendet. Es war ſolche ehemals mehr in Anwendung, als gegenwärtig.

Filtriren, durchſeihen, heißt das Verfahren, vermöge deſſen man mittelſt eines Siebes oder Tuches oder Löſchpapiers gröbere Theile von einer Flüſſigkeit abſondert. Zum Filtriren des Waſſers bedient man ſich auch einer gewiſſen Steinart von grobem Korn, welche die darauf gegoſſene Flüſſigkeit leicht einſaugt und durchläßt, die unreinen Theile aber zurückhält. Ein ſolcher Stein heißt Filtrirſtein. Außerdem hat man noch andere Vorkehrungen und Maſchinen erfunden,

durch welche ſich, ſelbſt ſchleimiges, verdorbenes und ſtinkendes Waſſer klar und trinkbar machen läßt. Filtrirungsmittel ſind Sand und Kohlen, welche die Unreinigkeiten des Waſſers an ſich ziehen, und eben daher von Zeit zu Zeit rein ausgeſchwemmt werden müſſen, um deſto länger das Waſſer reinigen zu können. Eine der größten Filtrir-Anſtalten befindet ſich in Paris, um das Seinewaſſer zu reinigen, und verdient dieſe Anſtalt von jedem Reiſenden beſucht zu werden.

Filz heißt überhaupt ein durch einander gewirrtes, geſchlungenes und feſtes Gewebe oder zeugartige Maſſe. Gewöhnlich wird Filz von einem zu Hüten vorbereiteten Werke der Hutmacher gebraucht, das aus kardätſchter Wolle und kardätſchten Haaren durch verſchiedene Bearbeitung in einander geſchlungen und getrieben worden iſt. Es werden auch andere Kleidungsbedürfniſſe daraus verfertigt. — Bei den Papiermachern wird Filz ein Stück von wollenem Tuche genannt, welches ſie über das eben geſchöpfte Papier ausbreiten.

Finale heißt der Schlußſatz eines Tonſtücks, Opernactes, Ballets u. ſ. w. Es beſteht aus Sätzen von verſchiedenem Charakter. Meiſtentheils hat in den Inſtrumentalſtücken das Finale den Charakter der Munterkeit, und erfodert geſchwinde Bewegung und lebhaften Vortrag. In der Oper beſteht das Finale meiſt aus mehreren an einander gereihten Sätzen von verſchiedenem Charakter und verſchiedener Tactart und Bewegung.

Finanzwiſſenſchaft, ſ. Staats-Finanzwiſſenſchaft.

Findling, ein Kind, welches von ſeinen Eltern an irgend einen Ort gebracht, weggeſetzt, verlaſſen, und von andern gefunden wird. Obgleich bei den alten Völkern die Vernichtung der Frucht nicht beſtraft wurde, ſo führte doch das natürliche Gefühl darauf, ſie lieber auszuſetzen, und es dem Zufall zu überlaſſen, was aus ihnen werde. Man wählte gern zu dieſem Zwecke ſehr beſuchte Oerter, damit eine größere Hoffnung der Rettung übrig bliebe. In Athen und Rom geſchah es an beſtimmten Orten. Erſt in dem 4. Jahrh. konnten die Kaiſer Valentinian, Valerius und Gratian dieſe grauſame Gewohnheit durch Geſetze verbieten, welche jetzt in allen geſitteten Staaten als Verbrechen beurtheilt und geahndet wird. Doch auch in den älteſten Zeiten ſuchte der Staat die ausgeſetzten Kinder zu retten und zu erhalten, die Findelhäuſer aber ſind erſt eine Einrichtung der neueſten Zeiten. Das Pariſer wurde 1620 eingerichtet, und hat ſeit dieſer Zeit bis 1807, 464,628 Kinder aufgenommen. Durch dieſelben wird nicht nur das Ausſetzen der Kinder, ſondern auch der Kindermord und das Abtreiben der Frucht ſehr beſchränkt, ferner werden die Kinder oft ſehr verdorbenen Menſchen entriſſen, phyſiſch und moraliſch beſſer erzogen, als bei ſchlechten Eltern und ſchlechten Ziehemüttern, und es nimt, vermittelſt derſelben, der Staat die verlaſſenſten, hülfloſeſten und unglücklichſten Weſen in ſeinen Schutz. So wie daher Waiſenhäuſer dem Staate nöthig ſind und ihm zur Ehre gereichen, ſo findet daſſelbe in Hinſicht auf die Findelhäuſer in noch höherm Grade Statt. Zwar hat man hier und da ihren Nutzen bezweifelt und mancherlei Bedenken geäußert, welche aber theils zu beſeitigen, theils in ihrer Richtigkeit darzuſtellen ſind. Man glaubt z. B. daß die Sitten mehr gefährdet und verſchlechtert werden, wovon wir oben das Gegentheil erwähnten. Ferner macht man die große Sterblichkeit, welche in den Findelhäuſern herrſcht, ihnen zum Vorwurf. Indeſſen iſt dieſelbe in den beſſern bereits ſehr vermindert worden, und vorzüglich dadurch, daß man die Kinder zur Erziehung an auswärtige, auf dem Lande lebende, ſäugende Mütter giebt, und

dieſe in gehöriger Aufſicht behält, und es bleibt wahrſcheinlich, daß von den Kindern, welche Privatperſonen ſogenannten Ziehemüttern, ohne Aufſicht überlaſſen, bei weitem mehrere auf unmenſchliche Weiſe vernachläſſigt und getödtet werden, als im Findelhauſe ſterben. Gut eingerichtete Findelhäuſer wird daher mediciniſche Polizei allezeit für eine große Wohlthat und ein Zeichen der Humanität des Staats zu halten haben.

Fingal, (Fin Mac Coul oder Fionghal) iſt der Vater des ſchottiſchen Barden Oſſian, und durch deſſen Geſänge ſo berühmt geworden, wie Achill durch den alten Homer. Er war Fürſt in Morven (Morbhein), einer Provinz des alten Caledoniens, in der zweiten und auch wohl in der erſten Hälfte des dritten Jahrh. nach Chr. Geb., und ſchon ſeine Vorfahren ſcheinen lange über den Stamm geherrſcht zu haben, an deſſen Spitze er ſich ſo ſehr als Held und Menſch auszeichnete. Wie groß der Umfang ſeines Reiches war, iſt ſchon darum nicht zu beſtimmen, weil wahrſcheinlich Jagd die Hauptbeſchäftigung ſeines Stammes war, der ſich alſo keine Gränzen beſtimmen ließ. Indeſſen dürften die Herrſcher der Hebriden, der nördlichen und weſtlichen Hochländer, von ihm zu Lehn gegangen ſein, und er ſelbſt möchte ſeinen Sitz in der Nähe von Glenco, zu Selma, gehabt haben. Wenn ſich in allen Theilen der Hochländer große Gebäude, Gewölbe ꝛc. finden, die ſeinen Namen tragen und auf die Ehre Anſpruch machen, daß er darin gehauſt habe, ſo kann dies Folge des mit der Jagd verbundenen unſtäten Aufenthalts ſein. Seinen kriegeriſchen Ruhm verdankte Fingal beſonders den Kämpfen, die er mit den, das jetzige England beherrſchenden Römern beſtand. In ihre Provinz machte er oft Streifzüge, und brachte dann den Wein und das Wachs der Fremden als köſtliche Beute heim. Ob der Römer Caracul, den Oſſian nennt, Caracalla geweſen ſei, iſt, obſchon Gibbon, Whiteber und Macpherſon es meinen, ſehr unwahrſcheinlich, da dieſer im Anfange des 3. Jahrh. herrſchte, und Fingal 283 ſtarb. Zur See wagte er häufig Fahrten nach Schweden, den Orkney-Inſeln, nach Irland; Oſſian bezeichnet dieſe Punkte mit dem Namen: Lochling, Innislore und Ullin. Beſonders ſind ſolche Züge durch die zwei übrig gebliebenen epiſchen Gedichte Oſſians, Fingal und Temora, verherrlicht. Im letztern erſcheint der Held mit ſeinem Enkel Oscar, Oſſians Sohne. Wann und ob er im Kampfe ſtarb, iſt nicht ausgemittelt; das Jahr 283 wird indeſſen für die Zeit ſeines Todes genommen, den Oſſian gelegentlich beſingt, ohne die näheren Umſtände anzugeben. So klagt er z. B.: „Fingal iſt hinweggegangen, und die Hallen ſeiner Väter haben ſeine Fußtapfen vergeſſen. Der Sturm aus Norden öffnet deine Thore, o König, und ich ſehe dich auf dem Nebel ſitzen, dunkel glänzeſt du in deinen Waffen. Deine Geſtalt iſt nicht mehr das Schrecken der Tapfern, ſie gleicht einer feuchten Wolke, wenn die Sterne mit weinenden Augen hinter ihr ſind. Dein Schild iſt gleich dem erbleichenden Monde, dein Schwert iſt Dunſt, mit Feuer vergoldet. Schwach und kraftlos iſt der Held, der vorher im Glanze wandelte. Doch dein Schritt geht auf den Winden der Wüſte, und der Sturm bringt Finſterniß aus deiner Hand. Du nimſt die Sonne in deinem Zorne weg und verbirgſt ſie in deinen Wolken. Die Söhne der ſchwachen Menſchen ſind erſchrocken, und tauſend Regengüſſe ſtürzen herab." Der Charakter Fingals iſt der edelſte, den ein Dichter je geſchildert hat, man mag ihn von Seiten deſſen betrachten, was Bewunderung erregt, oder von Seiten deſſen ſtudiren, was ihm Liebe zu gewinnen vermag. Unbeſiegbar in der

Schlacht, iſt er auch Vater ſeines Volks. Großmuth und Menſchenliebe laſſen ihm Mitleiden mit dem beſiegten Feinde haben: „kein Armer ging betrübt von Fingal weg!“—„Oscar, bekämpfe die Stärke in Waffen, aber ſchone die ſchwache Hand!“—„Mein Arm war die Stütze der Gekränkten, der Schwache ſtand hinter meinem glänzenden Stuhl!“ Dies ſind einige der Züge, die Oſſian ihm leiht, um das Herz für ihn zu gewinnen. Sein Ruhm iſt aber auf der andern Seite überall verbreitet; die Tapferſten erkennen ſeine Größe an; bei ſeinem Namen zittert der Feind. Wie in jener Zeit der Held oft auch gefeierter Barde war, ſo erſcheint auch Fingal als ſolcher, und der Vater des Dichters Oſſians ſcheint auf dieſen ſeine Harfe vererbt zu haben. So finden wir ihn einmal, wie er den Barden zuruft: „Steht auf und preiſet die unglückliche Moina. Ruft ihren Geiſt mit euren Geſängen auf die Hügel herab, daß ſie bei den Schönen von Morven verweile, gleich dem Strahle der Sonne anderer Tage und der Freude der Helden. Ich habe die Mauern von Balclutha geſehn, doch ſie waren verödet. Das Feuer iſt in den Hallen verlöſcht und die Stimme des Volkes wird nicht mehr gehört. Der Strom der Glutha iſt von dem Fall der Mauern aus ſeinem Bett gewichen. Die Diſtel allein ſchüttelt ihr Haupt und der Wind ſäuſelt durch das Moos. Aus den Fenſtern ſchauen die Füchſe, und das Gras ſchießt auf den Wänden empor. Verwüſtet iſt die Wohnung Moina's und Schweigen herrſcht im Hauſe ihrer Väter ꝛc.“ „So ſang, ſchließt Oſſian, der Held, und tauſend Barden ſtanden auf, die Stimme des Königs zu hören. Sie glich dem Tone der Harfe beim Liſpeln des Frühlings. Wer kann dir gleichen, König von Morven!“ — Fingalshöhle (Melodiehöhle, Uabhinn), eine auf Baſaltſäulen ruhende Grotte auf der hebridiſchen Inſel Staffa, die zu den ſchönſten unterirdiſchen Naturmerkwürdigkeiten gehört. Sie iſt 300 Fuß lang, 150 Fuß hoch und 50 Fuß breit, und wird von einem See durchſchnitten, den man beſchiffen kann. Auf beiden Seiten ragen theils ganze, theils abgebrochene, aber ſehr regelmäßig von der Natur gebildete Säulen von Baſalt empor, die mit ihren abgeſtumpften Enden das Gewölbe bilden und tragen. Die im Innern der Höhle von dem Felſen herabträufelnde Feuchtigkeit bildet ſo harmoniſche Töne, daß ſich der Reiſende, der dieſe Grotte beſucht, durch eine Art von unſichtbarer, einem Zauber ähnlichen Muſik überraſcht findet, daher ſie auch den Namen Melodiehöhle bekommen hat.

Fingerſetzung (Applicatur) nennt man die Art des Gebrauchs oder der Anſetzung der Finger bei ſolchen muſikaliſchen Inſtrumenten, bei welchen die Verſchiedenheit des Tons durch den Griff oder Anſatz der Finger hervorgebracht wird. Da bei den meiſten Inſtrumenten dieſer Art die reine Intonation, die Deutlichkeit und der unvermiſchte Vortrag ſchwerer Stellen hauptſächlich davon abhängt, ſo erhellt von ſelbſt, wie wichtig es ſei, die richtige Applicatur frühzeitig zu erlernen.

Finiguerra (Tommaſo, durch Verkürzung Maſo), ein berühmter Bildhauer und Goldarbeiter, ausgezeichnet durch die Erfindung der Kupferſtecherkunſt, lebte zu Florenz um die Mitte des 15. Jahrh. Seine Familie hatte ſeit 1218 in dieſer Stadt geblühet. Das Jahr ſeiner Geburt und ſeines Todes iſt unbekannt; allein ſo viel iſt gewiß, daß er ein Zögling war von Lorenzo Ghiberti, der die berühmten bronzenen Thüren des Baptiſteriums St. Johannis des Täufers zu Florenz verfertigte. An der erſten Thür, welche im J. 1400 angefangen und 1425 beendigt wurde, ſcheint Finiguerra nicht beſchäftigt

geweſen zu ſein, wohl aber an der zweiten, die 1425 angefangen und 1445 vollendet wurde, und ſo ſcheint er um das J. 1410 oder 1415 geboren zu ſein. So wie man ihm die Erfindung der oben bemerkten Kunſt nicht beſtreiten kann, ſo war auch ſein Ruf begründet in der Kunſt zu emailliren (nieller). Dieſe Kunſt, die erſt zu Leo X. Zeiten aufgegeben wurde, beſtand darin, daß in die Vertiefungen eines in Gold oder Silber ausgeführten Stiches eine ſchwärzliche, metallartige Maſſe, lateiniſch nigellum genannt, eingelaſſen wurde, welche man durch Gießung mit dem Stücke befeſtigte, worauf ſie ſich befand. Manche halten den deutſchen Maler Martin Schön für den Erfinder des Abdrucks von Kupfer- und andern Stichen, allein dieſer hat erſt nach 1460 dieſe Kunſt geübt. Man hat den Frieden von Finiguerra niellirt noch jetzt in der Kirche St. Johann zu Florenz. Ein Stich, die Krönung der Jungfrau darſtellend, iſt durch ſeine Ausführung merkwürdig. Die correcte und wahre Zeichnung zeigt zugleich viel Adel. Er führte auch eine große Menge Basreliefs in Silber aus, auf einem Altar, der an großen Feſten noch jetzt in der genannten Kirche ausgeſtellt wird. Nicht minder hat er eine große Anzahl von Zeichnungen in Acquarell colorirt hinterlaſſen. In der Gallerie zu Florenz werden noch 56 davon aufbewahrt. In Hinſicht der Erfindung Finiguerra's giebt das Werk des Abbate Zani: Materiali per servire alla Storia dell' origine e de' progressi della incisione in rame ed in legno. Parma 1802, hinreichende Auskunft; eben ſo Bartsch peintre-graveur, Tom XIII.

Finisterrae. Das Cap Finisterrae iſt das äußerſte Vorgebirge auf der Weſtküſte von Galizien in Spanien. Vor der Entdeckung von Amerika führte es den Namen mit ſcheinbarem Rechte, denn es ſchien hier das Ende der Erde zu ſein.

Fink, preußiſcher General im ſiebenjährigen Kriege, welcher am 31. Nov. 1759 mit einem Corps von 12,000 Preußen bei Maxen die Waffen niederlegte, da ſeine Truppen durch das vorhergegangene Gefecht faſt auf die Hälfte geſchmolzen, ohne Munition und auf allen Seiten von einem gewiß vierfach überlegenen Feinde umgeben waren. Fink hatte Friedrich den Großen mehrmals auf das Gefährliche ſeiner Stellung aufmerkſam gemacht und den Unfall vorhergeſagt; er erſcheint daher vor dem Urtheil der Geſchichte völlig gerechtfertigt, wenn auch das, nach dem Frieden auf des Königs Befehl niedergeſetzte Kriegsgericht ihn nebſt den Generalen v. Rebentiſch und Gersdorf für ſchuldig erkannte. Er ſtarb als Oberbefehlshaber der däniſchen Armee.

Finnen. Dieſer Hauptſtamm der nordeuropäiſchen Völker (deſſen Zahl gegen 2,400,000 beträgt) iſt vom ſcandinaviſchen bis tief in den aſiatiſchen Norden, von da bis an die Wolga und das caspiſche Meer ausgebreitet, und von beſonderer Merkwürdigkeit. Schon Tacitus kennt dieſe Nation unter dem Namen Finnen, deren liebſter Aufenthalt von jeher nördliche Wälder und Moräſte waren, daher ſie ſich immer ſelbſt Moraſtbewohner (Suamolainen in ihrer Sprache) nannten, und Jagd und Fiſcherei zu ihren vorzüglichſten Gewerben erwählten. Uebrigens iſt in der That bemerkenswerth, wie ähnlich die zerſtreueten finniſchen Völkerſchaften in Körperbildung, Nationalcharakter, Sprache und Sitten ſich geblieben ſind, ſo daß man ſie nirgends verkennen kann. Eine eigne Geſchichte haben ſie nicht; im einfachen nomadiſchen Leben wurden ſie die ſichere Beute der Norweger, Schweden und Ruſſen. Die Norweger unterwarfen zuerſt ſich Finnmark, und ihre Züge zu den Permiern, einer finniſchen Völkerſchaft am wei-

ßen Meere, hörten dann erſt auf, als die Fürſten von Nowgorod ſich Permiens und des dortigen Handels bemächtigt hatten, und die Norweger durch die Einfälle der Mongolen beſchäftigt wurden. Die Ruſſen begannen nun, ſich in den Landen der Finnen auszubreiten; Karelien und ganz Permjen kamen in ihre Gewalt, und im 14. Jahrh. ſah man am Geſtade des weißen Meers durch Biſchof Stephan das Kreuz errichtet, und den weitſtrahlenden Tempel des großen Gottes Jomala zerſtört. Ganz Lappmark, und bald auch alle Finnen in Oſten, an der Wolga und in Sibirien, wurden nun von den Ruſſen unterjocht, welche ſelbſt die Norweger zurücktrieben, als dieſe ihr früher uſurpirtes Tributrecht in Lappmark geltend machen wollten. Endlich fielen noch die Schweden über die übrigen an ſie angrenzenden Finnen her; Erich der Heilige bekehrte in der Mitte des 12. Jahrh. die Bewohner des heutigen Finnlands, und hundert Jahre darnach eroberten die Schweden Tawaſtland und bezwangen die Karelier und Lappen, ſo weit beide nicht ſchon Rußland angehörten. Hiermit war die Unterjochung der finniſchen Nation im Norden vollendet, von welcher zwölf Völkerſchaften ganz oder zum Theil zu den Bewohnern des ruſſiſchen Reichs gehören, nämlich die Lappen, Finnen, Eſthen, Liven, Tſcheremiſſen Tſchuwaſchen, Mordwinen, Wotjäken, Parmjäken, Surjänen, Wogulen und obiſche Oſtjäken. Hierzu kann man noch die Tepteri rechnen, einen Volkshaufen, der aus Vermiſchung mehrer finniſcher Völkerſchaften, beſonders der Tſcheremiſſen, Tſchuwaſchen und Mordwinen entſtanden und noch mit Tataren vermehrt worden iſt. Die finniſchen Völkerſchaften haben nur eine mittelmäßige Leibesgröße, aber einen dauerhaften Körperbau. Die charakteriſtiſchen Züge ihrer Geſichtsbildung ſind ein plattes Geſicht mit eingefallenen Backen, dunkelgraue Augen, ein dünner Bart, braungelbes Haar und eine gelbliche Geſichtsfarbe. Dieſe Bildung iſt aber bei den Finnen, im engern Verſtande, ſchon durch Wohlſtand und Cultur veredelt; doch bleibt der Charakter der Phyſiognomie derſelbe. Die Tſcheremiſſen und Tſchuwaſchen haben in ihrer Körperbildung mehr von den Tataren; die Mordwinen aber kommen darin den Ruſſen, und die Wogulen den Kalmücken näher. Die Finnen ſind größtentheils Chriſten, und bekennen ſich entweder zur lutheriſchen oder griechiſchen Kirche; doch findet man auch noch unter den Tſcheremiſſen, Mordwinen, Wotjäken und Wogulen Heiden, oder eigentlich Schamanen. Ein Theil der Finnen treibt ordentlichen Ackerbau und hat eine gewiſſe Cultur erlangt, beſonders die eigentlichen Finnen; ein anderer Theil lebt nomadiſirend, ſowohl von Viehzucht, als Jagd und Fiſcherei. Unreinlichkeit und Trägheit iſt einem großen Theil der finniſchen Völkerſchaften eigen. Die Finnen, im engern Sinn, ſind ernſthaft, unermüdet, arbeitſam, zu allen Beſchwerlichkeiten abgehärtet, unerſchrocken, tapfer, ſtandhaft, aber auch ſehr eigenſinnig und ſtarrköpfig; dabei dienſtfertig und gaſtfrei. Es fehlt ihnen nicht an Geiſtesanlagen; eine beſonders ausgezeichnete Neigung haben ſie zur Dichtkunſt und Muſik.

Finnland, ein in Europa liegendes Gouvernement des ruſſiſchen Reichs, beſteht jetzt: 1. aus den ſchon 1721 u. 1743 von Schweden an Rußland abgetretenen Theilen des Großfürſtenthums Finnland (welche ſeitdem ein beſonderes ruſſiſches Gouvernement mit der Hauptſtadt Wiburg bildeten); 2. aus dem 1809 durch den Frieden zu Friedrichsham von Schweden an Rußland gänzlich abgetretenen Großfürſtenthum Finnland, und 3. aus den durch denſelben Frieden von

Schweden abgetretenen Theilen von Weſterbottn und Lappland. Aus dieſen drei Beſtandtheilen iſt nun kürzlich Ein Gouvernement des ruſſiſchen Reichs errichtet worden, welches nach dieſem Umfange gegen 5,300 Q. M. mit nur 1,100,000 Menſchen enthält. Die Hauptſtadt dieſes Gouvernements iſt Helſingfors, wohin den 1. Oct. 1819 die höchſte Behörde, der ruſſiſche, mit Finnländern beſetzte Senat für Finnland, von Abo verlegt wurde. Der Boden des Landes iſt theils bergig und felſig, indem er von Forſetzungen des ſcandinaviſchen Gebirgs durchzogen wird, theils flach, ſandig, ſumpfig und mit einer Menge größerer und kleinerer Seen angefüllt. Unter den Flüſſen iſt der Kymmenefluß der beträchtlichſte. Obgleich Felſen, Sümpfe, Seen, Sandſtriche und Waldungen (ein Hauptreichthum des Landes) einen großen Theil der Oberfläche einnehmen, ſo fehlt es doch nicht an Gegenden, welche ergiebig an Getreide, Kartoffeln und Flachs ſind, und auch guten Wieſewachs haben; daher die Viehzucht ziemlich anſehnlich iſt. An Bären und Wölfen iſt das Land, ſo wie die Gewäſſer an Fiſchen, ſehr reich. Jagd und Fiſchfang gewähren daher vielen Bewohnern Unterhalt. Die Einwohner ſind größtentheils Finnen (ſ. d. Art.), die ſich meiſtens zur lutheriſchen Kirche bekennen, ferner Ruſſen, Schweden, und Deutſche in geringer Zahl. Eigentliche Fabriken und Manufacturen giebt es, mit Ausnahme einiger der größern Städte, in Finnland nicht. Die ſtärkſte Bevölkerung findet man an den Küſten. Das Innere des weitläufigen Landes iſt noch ſehr menſchenleeer, und der von Lappland und Weſterbottn hinzugekommene Theil, ſeines eiſigen Climas halber, nur einer geringen Bevölkerung fähig.

Finſterniß. Bekanntlich erklärt unſere bisherige Phyſik die Finſterniß als bloße Negation (Verneinung, Mangel) des Lichts, wie die Kälte als Negation oder Mangel der Wärme. Dies iſt aber unſtatthaft und eine nichtsſagende Erklärung, da es überhaupt keine Gegenſätze geben kann, wovon der eine die bloße Verneinung des andern wäre; denn das Nichts, der Mangel, iſt ja kein Satz, keine Poſition, folglich auch kein Gegenſatz, keine Gegenpoſition, ſondern es wird vielmehr durch das Wort Mangel das Daſein einer Poſition geläugnet. Wäre z. B. die Kälte blos Mangel an Wärme, ſo könnte man ſie nicht empfinden, denn nur was iſt und wirkt kann empfunden werden, nicht aber was mangelt, alſo nicht iſt und nicht wirkt. Iſt irgend ein Satz real (wirklich), ſo muß es auch ſein Gegenſatz ſein, und daher iſt auch die Finſterniß der reale Gegenſatz des Lichts. Die bekannte Sage von der ägyptiſchen Finſterniß, daß man ſie mit Händen greifen konnte, deutet wenigſtens darauf hin, daß die Alten von der Realität der Finſterniß überzeugt waren. Die Finſterniß iſt der Gegenſatz des Lichts, und aus der rechten Erkenntniß des letztern (man vergl. d. Art. Licht) wird auch die wahre Anſicht der erſtern hervorgehen, wenn man die wiſſenſchaftliche Kenntniß der Elemente (m. ſ. auch d. Art.) zu Rathe zieht. Wenn das Licht die Erſcheinung der Wechſelwirkung zwiſchen der Sonne und den Planeten iſt, welche mit einander um die Oberherrſchaft ſtreiten, mit vorherrſchender Sonnenthätigkeit, ſo wird auch die Finſterniß das Reſultat der Wechſelwirkung entgegengeſetzter Thätigkeiten ſein, aber ein Reſultat, welches den Gegenſatz des Lichts darſtellt. In dieſem Wechſelſpiel oder Kampfe iſt aber die Sonne nicht mit begriffen, denn die Nachtſeite des Planeten iſt die von der Sonne abwärts gekehrte. Hier kann der Streit nur innerhalb des Planetenreichs fallen, d. h. die Wechſelwirkung kann nur

zwiſchen ſeinen Elementen Statt finden, in welche der Planet oder deſſen Einheit, unter dem kräftig erregenden Einfluß der Sonne, zerfallen iſt. Der größte Theil der planetiſchen Materie hat ſich der Sonnenherrſchaft entzogen, iſt undurchſichtig und feſt geworden: Erde, Erdelement (als feſter Kern des Planeten); ein anderer kleinerer Theil hat ſich dem Zepter der Sonne unterworfen, ſich gleichſam ihrer Erziehung hingegeben, und iſt daher ſolar (ſonnenhaft), d. h. durchſichtig, leicht, gaſig, Licht- und Wärmeorgan, mit einem Worte ätheriſch geworden: Luft. Das Mittel zwiſchen dieſen beiden entgegengeſetzten Elementen hält das neutrale Waſſer, welches weder feſt noch gaſig, ſondern gleichſam beides zugleich, oder ein Drittes aus Beiden, d. h. flüſſig iſt, und auch in allen übrigen Eigenſchaften das Mittel zwiſchen den genannten beiden Extremen des Planeten hält, daher beiden nur vermittelnd entgegengeſetzt iſt. So ſtehen alſo Erde und Luft, oder Atmoſphäre, einander feindlich gegenüber, jedes mit dem Streben, ſich in dieſem Streit zu behaupten und auf Koſten des Andern zu erhalten. Das Streben der Erde oder des Erdelements geht auf Verfeſtung der Luft, um dieſe gleichſam als Nahrungsmittel in ſich aufzunehmen und in ſeine Subſtanz zu verwandeln, was aber nur theilweiſe gelingt, und nicht ohne Mitwirkung (Vermittelung) des Waſſers. Ein gleiches ſelbſtiſches Streben hat im Gegentheil auch die Luft, welche das Feſte zu löſen, zu verflüchtigen und ſo in ſich aufzunehmen, gaſig zu machen ſucht. Dies gelingt ihr am meiſten bei Tageszeit, wo ſie durch die Mitwirkung der Sonne in ihrem Aſſimilationsgeſchäft unterſtützt wird. Dagegen hat zur Nachtzeit die Erde in ihrer verfeſtenden, erſtarrenden Thätigkeit das Uebergewicht, und der Ausdruck dieſes Strebens und Ankämpfens gegen die Luft offenbart ſich als Finſterniß. Wenn nun die Finſterniß der Gegenſatz (nicht die Negation) des Lichtes iſt, ſo wird ſie ein dem Sonnenlichte, überhaupt dem kosmiſchen Lichte entgegengeſetztes Licht ſein müſſen, und wenn das kosmiſche Licht das Medium des Sehens für das Kopf- oder Tagauge iſt, ſo wird die Finſterniß, als planetiſches Licht, das Medium des Sehens für ein anderes, dem Tagauge entgegengeſetztes Auge, d. h. für ein Nachtauge ſein. Daß es ein ſolches Auge giebt, davon belehren uns die Erſcheinungen des Hellſehens im Somnambulismus (ſ. d. Art.), indem es eine durch häufige Beobachtungen beſtätigte Thatſache iſt, daß die Somnambulen, in der Regel, zu ihrem Sehen ſich nicht des Kopfauges bedienen (welches in dieſem Zuſtande anſchauungslos ſchläft), auch dazu nicht des gewöhnlichen Lichtes bedürfen. Da nun die Finſterniß in aller Hinſicht der Gegenſatz des (kosmiſchen) Lichtes iſt, ſo muß auch die Verleiblichung der planetiſchen Thätigkeit oder Wechſelwirkung, die man Finſterniß nennt, die entgegengeſetzte der Lichtverleiblichung ſein, die ſich im Aether darſtellt (ſ. d. Art. Licht). Die dem Aether entgegengeſetzte Materie iſt aber der feſte Erdſtoff, welcher daher als der Leib der Finſterniß erſcheint, wenn dieſe als verfeſtende Thätigkeit des Planeten betrachtet werden muß. Die Finſterniß trifft daher in ſo fern mit dem Erdmagnetismus (ſ. d. Art. Magnetismus) zuſammen, als dieſer dem Lichte eben ſo entgegengeſetzt iſt, als die Finſterniß. — Dieſe Anſicht von dem Weſen der Finſterniß (wovon das Verdienſt einem Runge gebührt) iſt noch neu, und man muß die Ausbildung derſelben zu einer Theorie von der Folgezeit erwarten, wozu die nöthigen Erfahrungen hauptſächlich die fernere Geſchichte des thieriſchen Magnetismus liefern dürfte.

Fioravanti (Valentin), ein berühmter florentiniſcher Tonſetzer,

in der komiſchen Oper vornehmlich ausgezeichnet durch natürliche Laune, Leichtigkeit, Lebhaftigkeit und Anmuth; ſeit dem Juli 1816 Capellmeiſter bei St. Peter in Rom. In Neapel ſtudirte er, in Turin aber betrat er ſeine theatraliſche Laufbahn. Im J. 1797 ſchrieb er nämlich für das königliche Theater zu Turin: Il furbo contro il furbo; ihr folgte: Il fabro Parigino. Darauf ſchrieb er mehrere Opern für verſchiedene ital. Bühnen. 1807 kam er nach Paris, wo man von ihm I virtuosi ambulanti aufführte; den Text dieſer Oper ahmte Picard nach in ſeinen Comédiens ambulans. Sie fanden nicht weniger Beifall als ſeine Capricciosa pentita, die man in Paris 1805 gegeben hatte. In ſeiner zu Neapel aufgeführten Oper: Gli amori di Comingio e d'Adelaide, iſt der Componiſt der ächten Muſikgattung treu geblieben, und hat ſich dadurch der allgemeinen Geſchmacksverderbniß kräftig entgegengeſetzt. Am meiſten beliebt hat er ſich aber, auch in Deutſchland, durch ſeine komiſche Oper: Le cantatrici vilane (die Sängerinnen auf dem Lande) gemacht, welche voll heiterer, lebhafter Laune und gefälliger Melodieen iſt, und im Styl der komiſchen Oper claſſiſch genannt werden kann. Uebrigens hat er auch eine Menge reizender Lieder mit Begleitung des Pianoforte geſchrieben, von deren einige zu London in Druck erſchienen ſind.

Firenzuola, ſ. Nannini.

Firmament, im gewöhnlichen Sprachgebrauch bei uns das ſcheinbare Himmelsgewölbe. Es iſt einleuchtend, daß dieſe Benennung, die wir ſchon in den Religionsbüchern der Juden finden, in der allen rohen und unwiſſenden Völkern gemeinen Vorſtellung, daß der Himmel ein feſtes Gewölbe ſei, ihren Urſprung hat.

Firman, 1. bei den Türken ein Befehl, den der Großvezier im Namen des Kaiſers ausfertigt; 2. in Oſtindien die ſchriftliche Erlaubniß, Handel zu treiben.

Firmeln oder Firmen heißt in der römiſchen und griechiſchen Kirche ein Kind zu einer gewiſſen Zeit (gemeiniglich in ſeinem ſechsten Jahre) mit Chryſam ſalben, mit dem Kreuze bezeichnen und ihm einen Namen geben. Die Handlung oder Ceremonie ſelbſt, welche die Firmelung oder Firmung heißt, gleichſam die Taufbeſtätigung, Confirmation — daher auch der Name — geſchieht von dem Biſchof oder Weihbiſchof, im Beiſein einiger Pathen, und wird als eines der ſieben Sacramente betrachtet.

Firmian, 1. Carl Joſeph, Graf von, dieſer verdienſtvolle Staatsmann war 1716 zu Deutſchmetz im Trientiſchen geboren, genoß ſeine erſte Erziehung und Unterweiſung in den Wiſſenſchaften zu Erthal, Inſpruck und Salzburg, und beſuchte dann die Univerſität zu Leyden. Von da begab er ſich nach Frankreich und Italien, wo er ſeinen Geſchmack für die ſchönen Künſte ausbildete. Als Franz I. den kaiſerlichen Thron beſtieg, kehrte Firmian nach Deutſchland zurück, und widmete ſich ganz den Staatsgeſchäften. Maria Thereſia ſandte ihn als ihren bevollmächtigten Miniſter nach Neapel, und in der Folge in gleicher Eigenſchaft nach der öſterreichiſchen Lombardei. Hier eröffnete ſich ihm ein neues weites Feld, alle Tugenden eines durch Religion, Philoſophie und Wiſſenſchaften geleiteten Staatsmannes im größten Glanze zu zeigen. Er war es, der die Liebe zu den Wiſſenſchaften in jenen Gegenden wieder erweckte, geiſtlichen Despotismus und Vorurtheile zu vertreiben anfing, Bibliotheken errichtete und die Univerſität Pavia wieder herzuſtellen ſuchte. Das ehemalige Herzogthum und die Stadt Mailand haben ihm ſeit 1759 vorzüglich ihre Bevölkerung,

Gründung verſchiedener Manufacturen, Ausbreitung des Handels, Verbeſſerung der Landwirthſchaft, tolerante Geſinnungen in der Religion, und Kultur der Künſte und Wiſſenſchaften zu danken. Alle dieſe und noch mehrere Verdienſte erhöhte er durch die ungemeine Leutſeligkeit, mit welcher er jeden Künſtler und Gelehrten aufnahm und unterſtützte, und durch die Einſichten, die er ſelbſt in vielen Fächern der Literatur zeigte. Er beſaß eine auserleſene Bibliothek von 40,000 Bänden und koſtbare Kunſtſammlungen. Sein Tod erfolgte den 20. Juli 1782.
2. Leop. Ant., Erzbiſchof von Salzburg, ein Bruder des vorhergehenden, hat ſich in der Kirchen- und deutſchen Reichs-Geſchichte berühmt oder vielmehr berüchtigt gemacht, durch ſeine Verfolgung der ſogenannten Ketzer in dem ganzen Umfange des Erzbisthums, wodurch nach und nach über 30,000 fleißige und ruhige Menſchen auf eine höchſt gewaltſame Weiſe (die erſten mitten im Winter des J. $17^{31}/_{32}$) aus dem Lande gejagt wurden. „Sein unmittelbarer Vorgänger, ein Fürſt von Harrach, ſagt Henke (Kirchengeſch. V.), hatte ihm gewieſen, wie ſelbſt ein geiſtlicher Fürſt ſich mit Weisheit leidend bei einem Zuſtande der Dinge verhalten kann, wo ein guter Theil Unterthanen hartnäckig auf Lehren hält, welche die herrſchende Kirche für irrig und verdammlich erklärt hat. Aber der Graf von Firmian hatte keinen Sinn für deutſche Verfaſſung, ließ ſich von italieniſchen Günſtlingen beherrſchen, und von ſeinem Kanzler, einem unwiſſenden, aber ſchlauen Tyroler, in allen Dingen berathen. Er kannte keinen höheren Fürſtenberuf, als ſich wohl ſein zu laſſen und ſeine unbegüterte Familie zu bereichern. Schon die Abzugsgelder, auf die er rechnete, wenn die Ketzer auswandern mußten, reizten ihn; ließ es ſich aber einleiten, daß ſie als Empörer beſtraft werden konnten, ſo lachte ihm eine herrliche Erbſchaft entgegen.“ Seine hohen Verdienſte zu belohnen, verordnete der Papſt, daß ihm und ſeinen Nachfolgern künftig der Titel „Hoheit“ (Excelsus, sua Celsitudo) auch von Cardinälen gegeben werden ſolle. Er ſtarb 1744.

Firniß, Malerfirniß. Firniß iſt allgemein der Name eines jeden, mehr oder weniger glanzgebenden und gegen Feuchtigkeit ſchützenden Anſtrichsmittel. Nach dieſer Erklärung ſind die Lackfirniſſe vorzugsweiſe Firniſſe, und es gehört die Farbe, die man einem Firniß beimiſchen ſoll, nicht mit zum Begriff deſſelben, weil ſie eben nur Beimiſchung, nichts Weſentliches iſt. Malerfirniß iſt ein aus Leinöl bereiteter Firniß, deſſen man ſich in der Oelmalerei bedient, um die Farben damit anzumachen (anzureiben) und aufzutragen. Die mit dieſem Firniß vermiſchten (eingerührten) Farben heißen Oelfarben, womit man ſowohl hölzerne Geräthe anſtreicht, als auch Gemälde, Oelgemälde verfertigt, welche ihre Dauer gegen die Feuchtigkeit der Luft, Motten u. dgl. dem Firniß (Malerfirniß) verdanken. Die Bereitung dieſes Firniſſes beruht darauf, daß man das Leinöl mit Bleioxyden oder Bleikalken (z. B. Bleiglätte, Bleiweiß, Mennige), welchen man auch etwas weißen (Zink-) Vitriol zuſetzt, vermiſcht, wodurch dem Leinöl die ſchleimigen Theile entzogen werden, indem ſie ſich in der Wärme mit den genannten Dingen verbinden; denn der ſchleimige Beſtandtheil der fetten Oele iſt eben das, was ſie ſchmierig macht, d. h. das Trocknen derſelben verhindert. Daher nennt man den Malerfirniß auch trocknendes (entſchleimtes) Leinöl. Man erreicht denſelben Zweck, in gewiſſem Grade, auch ohne Zuſatz, durch bloßes Eindicken (Einkochen), auf welche Art der Druckerfirniß (Firniß der Buch- und Kupferdrucker) bereitet wird. Außer der Beſtimmung des Malerfirniſſes zur Oelmalerei und zum Anſtreichen mit Oelfarben, bedient

man ſich deſſelben auch zur Bereitung der fetten Lackfirniſſe (Oellacke), als Löſungsmittel der Erdharze. (S. d. Art. Lackiren.)

Firnißbaum wächſt in Nordamerika und Japan. Der Gummi deſſelben iſt der Stoff der feinſten chineſiſchen Firniſſe, womit die Chineſen faſt alle Mobilien überziehen. Dieſer Gummi entſchwitzt dieſem Baum bereits im 7. und 8. Jahre ſeines Alters. Der Einſchnitt in die Rinde liefert zwar mehr Gummi, reift ihn aber früher, als ſich ſonſt die Vegetationsjahre auszudehnen pflegen, dem Abſterben. Dieſer giftige Saft muß, um nicht beim Kochen als Gift dem Firnißverfertiger zu ſchaden, ſehr vorſichtig behandelt werden. 50 Stämme geben in einer Nacht 16 Unzen Firniß.

Fiscal heißt eigentlich eine öffentliche Perſon, welche über die Gerechtſame des Fiscus (der landesherrlichen Einkünfte) wachen muß; daher Kammer-, Hof-Fiscal u. ſ. w. Ein peinlicher heißt derjenige, welcher in Criminalfällen im Namen des Fürſten oder der Obrigkeit als Kläger auftrit.

Fiſchart (Joh.), genannt Menzer, war nach Einigen, die ſeinen Beinamen daher erklären, aus Mainz, nach Andern aus Straßburg, Doctor der Rechte und Reichscammeradvocat, um das J. 1586 Amtmann zur Forbach bei Saarbrück, und ſtarb noch vor 1591. So unbekannt ſeine Lebensumſtände ſind, ſo dunkel iſt noch manches in Hinſicht auf ſeine Schriften, die meiſt ſatyriſchen Inhalts, theils in Proſa, theils in Verſen, theils aus beiden gemiſcht, und faſt ſämmtlich mit den ſonderbarſten Titeln verſehen ſind. Als Satyriker iſt er unſtreitig der zügelloſeſte ſeines und vielleicht aller Jahrhunderte, unerſchöpflich an drolligen, launigen, witzigen, nicht ſelten zugleich zweideutigen und ſchmutzigen Einfällen, auf das genaueſte bekannt mit den Thorheiten ſeines Zeitalters, und nie ungewiß über den Ton, in welchem ſie bald verlacht und ausgehöhnt, bald wieder gegeißelt werden müſſen. Die deutſche Sprache behandelte er mit ungemeſſener Freiheit, ſchaffte ſich Wörter und Wendungen, ohne die Analogie im geringſten zu berückſichtigen, zeigte aber auch in den willkürlichſten Sprachformen ſeine Gelehrſamkeit und ſeinen Witz. Im ſtarkkomiſchen und burlesken Ausdruck iſt er unübertreffbar, und ſelbſt aus den ſchalkhafteſten Ergießungen ſeines fruchtbaren Genies leuchtet überall eine natürliche Heiterkeit und treuherzige Redlichkeit hervor. Er erſcheint vor ſeinen Schriften unter vielfach verſtellten Namen. Seine bekannteſten Arbeiten ſind eine freie Bearbeitung des Gargantua von Rabelais; das glückhaft Schiff von Zürich, 1576. 4.; Aller Practic Großmutter; Bienenkorb des heiligen römiſchen Reichs Imenſchwarms, 1579. 8. u. ff. Wir finden bei ihm den erſten Verſuch in deutſchen Hexametern, den er nach ſeiner Aeußerung gemacht hat: „dieweil daraus die Künſtlichkeit der deutſchen Sprache in allerhand Carmina beſcheint, und wie ſie nun nach Anſtellung des Hexametri oder ſechsmäßiger Sylbenſtimmung mit ſylbenmäßigem Sechsſchlag weder den Griechen noch Latinen (die das Mus allein eſſen wollen) forthin weiche.“ Sie ſind zugleich gereimt und in ihrem Bau ſehr willkürlich. An Sprache, Bildern und ſinnlicher Fülle, ſagt J. Paul Fr. Richter von ihm, übertrifft er den Rabelais weit, und erreicht ihn an Gelehrſamkeit und ariſtophaniſcher Wortſchöpfung. Er iſt mehr deſſen Wiedergebärer, als Ueberſetzer; ſein goldhaltiger Strom verdiente die Goldwäſche der Sprach- und Sittenforſcher. Sein fünftes Capitel über Eheleute iſt ein Meiſterſtück ſinnlicher Beſchreibung und Beobachtung, aber keuſch und frei wie die Bibel und unſere Voreltern.

Fiſchbein, hierunter werden vorzüglich die Kiefern und Barten des Wallfiſches verſtanden. Barten ſind dicke, oft 100 Pfd. wiegende Hornlagen im Oberkiefer des Wallfiſches, die man ſpaltet, reinigt und zu Stäben und Stangen unter dem Namen ſchwarzes Fiſchbein ſchneidet, und zu Stöcken, Schnürleibern, Regen- und Sonnenſchirmen u. ſ. w. verbraucht. — Weißes Fiſchbein nennt man die Bemme oder Knochen der Meerſpinne oder Seekatze, welches von den Gold- und Silberarbeitern gepulvert gebraucht wird.

Fiſche. Die Fiſche ſind Waſſerthiere mit rothem kalten Blut, mit Knorpeln und Gräten, ſtatt der Knochen, und mit Floſſen, ſtatt der Gliedmaßen, welche die im Waſſer aufgelöſete Luft durch Kiemen, ſtatt der Lungen, einziehen und zerſetzen. Außer dem Waſſer leben ſie nur für eine kurze Zeit, doch ſieht man Aale oft auf dem Trocknen und zwiſchen Erbſenfeldern; ja, bei Tranquebar giebt es Barſche, die, vermittelſt der Dornen an ihren Floſſen, auf Palmenbäume klettern. Nachdem die Fiſche Knorpel oder Gräten haben, werden ſie in zwei allgemeine Claſſen getheilt. Die Knorpelfiſche haben entweder Kiemendecken, oder nicht. Zu dieſen gehören die Lampreten, Rochen und Hayen, zu jenen die Störe, Stachelbäuche, Meernadeln, Aale und Schwertfiſche. Die eigentlichen Grätenfiſche werden nach dem Stande der Bauch- und Bruſtfloſſen abgetheilt. Bei der Aalraupe, dem Dorſch und Schellfiſch ſitzen die Bauchfloſſen vor den Bruſtfloſſen; bei den Seebrachſen, Barſchen, Zandern, Makrelen und Kaulköpfen finden ſich die Bauchfloſſen gerade unter den Bruſtfloſſen; hinter den letztern aber ſtehen die erſtern bei den Lachſen, Hechten, Häringen, Karpfen und Karauſchen. In dem Bau des Fiſchkörpers ſind die Floſſen, als die einzigen Bewegungswerkzeuge, ſehr bemerkenswerth. Sie beſtehen aus dünnen Gräten, von der Oberhaut bedeckt, an eignen Knorpeln oder Gräten befeſtigt, die durch beſtimmte Muskeln bewegt werden. Der Schwanz mit ſeiner Floſſe dient als Steuerruder, um den Bewegungen des Thiers die gehörige Richtung zu geben. Auch der erſte Antrieb zum Schwimmen geht offenbar vom Schwanze aus; doch müſſen die übrigen Floſſen nicht allein die Lage des Fiſches führen, ſondern auch die Richtung ſeiner Bewegungen befördern; daher der Aal, der keine Bauchfloſſen hat, eben ſo ſchwimmt, wie die Waſſerſchlangen, indem er mit dem ganzen Körper wellenförmige Bewegungen macht. Die Muskeln der Fiſche ſind von dem Fleiſchgewebe warmblütiger Thiere gänzlich zu unterſcheiden. Sie beſtehen aus weißen oder bleichen Schichten dickerer Faſern, als die Muskeln warmblütiger Thiere haben; zwiſchen dieſen Schichten befindet ſich Eiweißſtoff, der ſehr ſchnell nach dem Tode in Fäulniß übergeht. Sehen wir auf die Sinnenwerkzeuge und das Nervenſyſtem der Fiſche, ſo iſt erſtlich die außerordentliche Kleinheit des Gehirns im Verhältniß zum übrigen Körper merkwürdig. Wenn daſſelbe bei dem Menſchen zwanzig bis dreißig Mal kleiner iſt als der übrige Körper, ſo iſt es beim Hay 2500, und beim Thunfiſch ſogar 37,400 Mal kleiner, iſt dabei von geringerer Feſtigkeit als bei warmblütigen Thieren, und beſteht größtentheils aus Hügeln, den Nervenknoten ähnlich. Das kleine Gehirn iſt nur eine Querplatte, und es fehlt ihm völlig der Bau, den man unter dem Namen des Lebensbaums bei den höhern Thiergattungen kennt. Die Nerven der Fiſche ſind im Ganzen weicher, als die der höhern Thiere, und ſtellen bei einigen ſo ſtarke Erreger der Electricität dar, daß die mächtigſten Schläge gegeben werden, die aber ſogleich aufhören, wenn man die Nerven zerſchnitten hat. Der Zitterrochen, der Zitteraal, der

electriſche Ufals, der indiſche Spitzſchwanz und der electriſche Stachelbauch sind die fünf Fiſche, die man als lebendige Volta'ſche Säulen betrachten kann; denn ſie haben zwei muskulöſe Säulen, durch ein netzförmiges Gewebe von einander getrennt, die wenigſtens beim Zitterrochen unter den krummen Knorpeln der großen Seitenfloſſen liegen und von eigenen Nerven regiert werden. Was die Sinnorgane der Fiſche betrifft, ſo ſind die Riech- und Sehwerkzeuge unſtreitig am meiſten ausgebildet. Auch riechen die Fiſche den Köder viel weiter als ſie ihn ſehen, und der Hay ſcheint die Ausdünſtungen ſchwarzer Menſchen in unglaublichen Entfernungen zu wittern. Zwar entbehren die Fiſche der großen Stirn- und Kieferhöhlen, welche bei höheren Thieren gleichfalls mit der Riechhaut überzogen ſind; zwar ſteht ihr Riechorgan in keinem Zuſammenhang mit den Athemwerkzeugen, und das Waſſer leitet die Riechtheilchen wahrſcheinlich viel weniger als die Luft; aber ſie haben ſehr große Riechnerven, deren Anfänge bisweilen für das wahre Gehirn genommen worden ſind. Was das Sehwerkzeug betrifft, ſo haben ſie im Ganzen ſehr große Augen, in der Regel aber keine Augenlieder, ſondern die Oberhaut geht gerade über das Auge weg, und ſcheint bei dem Blindfiſch ſogar nur eine geringe Durchſichtigkeit zu haben. Die Hornhaut iſt ſehr flach; dicht hinter ihr liegt gewöhnlich die Cryſtallinſe, die ſelbſt durch das Seeloch vortreten kann, ſo daß wenig Raum für die wäſſerige Feuchtigkeit iſt. Die Cryſtallinſe der Fiſche iſt dagegen faſt kugelig, und dabei von einer viel größern Dichtigkeit als bei den Landthieren; ſie wird wahrſcheinlich von einem fächerförmigen Organ regiert, welches von einem Knoten des Sehnerven ausgeht und ſich an ſie anlegt. Die Regenbogenhaut hat meiſt einen außerordentlichen Glanz, und eine ſchöne rothe oder Goldfarbe; der Glaskörper iſt aber ſehr klein. Die Werkzeuge des Gehörs ſind wenig ausgebildet, obgleich dieſer Sinn ſich durchaus den Fiſchen nicht abläugnen läßt. Ein äußerer Gehörgang kommt nur bei Knorpelfiſchen mit innern Kiemen vor, wie bei den Hayen und Rochen; die eigentlichen Grätenfiſche entbehren dagegen des äußern Ohrs völlig. Alle haben drei gekrümmte Röhren in ihrem Schädel, die ſich in einem Sacke, mit Nervenmark gefüllt, welcher drei ſteinharte Knöchelchen enthält, endigen; dies iſt das ganze Gehörwerkzeug. Noch unvollkommner ſcheint das Geſchmacksorgan zu ſein. Ihre Zunge hat nicht einmal Nervenwärzchen, und die Nerven derſelben ſind Zweige derer, die die Kiemen verſorgen. Das Athmen der Fiſche geſchieht durch Hülfe der Kiemen; dieſes ſind bekanntlich ſehr gefäßreiche Blätter, vier an jeder Seite, die an einem krummen, gelenkigen Knorpel befeſtiget ſind; dieſer hängt mit den Zungenknorpeln und mit dem Schädel zuſammen. Bei den Knorpelfiſchen liegen die Kiemen innerhalb des Körpers, den Säcken gleich, und es führen äußere Oeffnungen in beſtimmter Anzahl hinein; ſo haben die Lampreten und Neunaugen ſieben, die Rochen und Hayen aber fünf dergleichen Oeffnungen. Außerdem haben mehrere Fiſche einen eigenen Kiemendeckel, und oft auch eine Kiemenhaut, die ſich zuſammenziehen und ausdehnen kann. Sie enthält eine beſtimmte Menge von krummen Knörpelchen, welche man ihre Strahlen nennt. Offenbar kann durch die Kiemen nur die mit dem Waſſer gemiſchte Luft aufgenommen werden. Dazu kommt bei den meiſten die ſogenannte Schwimmblaſe durch einen eigenen Luftcanal mit dem Magen oder dem Schlunde in Verbindung. Dieſe ſoll Stickgas enthalten; gewiß aber iſt es, daß ſie das Aufſteigen im Waſſer befördert. Daß mehrere Fiſche, wie der Peizker und der Bartgrün-

del, auch durch den After athmen, iſt vollkommen erwieſen. Ja, den Längfiſch ſoll man in der Tiefe des Meeres ſchon an den aufſteigenden Luftblaſen erkennen. In der Regel haben die Fiſche keine Stimme; der Knurrhahn aber, der Peizker, die Forelle und einige andere geben, wenn man ſie drückt, einen knurrenden Laut von ſich, wobei ſie die größten Anſtrengungen beweiſen und mit dem ganzen Leibe zittern. Es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß dieſer Laut durch die aus der Schwimmblaſe mit Gewalt hervorgepreßte Luft bewirkt wird. Natürlich geht der Kreislauf des Blutes bei den Fiſchen auf andere Art von Statten, als bei höhern Thieren. Das Herz beſteht nur aus einem Vorhof und einer Kammer; es nimt das Blut aus dem Körper auf, und ſchickt es durch eine einzige Arterie geradezu in die Kiemen; hier wird es, durch die Berührung des Waſſers und der darin befindlichen Luft, mit Sauerſtoff verſehen, durch eine Menge kleiner Gefäße wieder aufgenommen, welche in die Aorte zuſammenfließen, die nun dem ganzen Körper das Blut mittheilt. Die Bewegung des Herzens iſt bei den Fiſchen viel unabhängiger vom Gehirn und Rückenmark, als bei höhern Thieren; daher jene Bewegung noch viele Stunden lang fortdauert, nachdem das Gehirn und Rückenmark ſchon zerſtört worden. Der Milchſaft, aus dem Speiſebrei der Fiſche bereitet, wird von Saugadern aufgenommen, die ſich unmittelbar in die Venen endigen, ohne durch Drüſen zu gehen. Obgleich die meiſten Fiſche Eier legen, die außer ihrem Körper befruchtet und ausgebrütet werden, giebt es doch Knorpelfiſche, die lebendige Junge gebären. Daß es auch Zwitter unter den Fiſchen giebt, iſt neuerlich mit der größten Zuverläſſigkeit erwieſen worden; denn bei den Lampreten fand Home ganz deutlich Milch und Roggen zugleich. Die Fruchtbarkeit der Fiſche iſt größer als die irgend eines andern höhern Thieres. Bei der Schleie hat man 38,000, bei der Makrele 546,000, und beim Cabliau ſogar 1,357,000 Eier in einem einzigen Roggen berechnet.

Fiſcherring (Annulus piscatoris), iſt das Siegel des Papſtes, womit die apoſtoliſchen Breven in rothem Wachſe beſiegelt werden. Es ſtellt den Apoſtel Petrus in der Geſtalt eines Fiſchers dar; über der Figur findet ſich der Name des Papſtes. Einen ſolchen Siegelring ſchenkt die Stadt Rom jedem neugewählten Papſt, und ſogleich nach dem Tode deſſelben wird der Ring von dem Cardinal Cämmerling mit einem Hammer zerſchlagen.

Fiscus, das Vermögen des Landesherrn, oder, was eins und daſſelbe iſt, der Staatsſchatz mit Inbegriff ſeiner Vorrechte; dahin gehört der Anfall erbloſer Verlaſſenſchaften, Einziehung des Vermögens mancher Verbrecher, Anfall der Legate, welche Unwürdigen genommen werden, Eigenthum herrenloſer Sachen, Antheil an Schätzen u. ſ. w.

Fiſtel, Falſet, in der Geſangkunſt diejenigen höheren, die natürliche Stimme überſchreitenden Töne der Menſchenſtimme, welche durch eine gewiſſe Preſſung der Stimmorgane erzwungen werden. Kopfſtimme, im Gegenſatz der Bruſtſtimme, d. i. der Töne, die im natürlichen Umfange der Stimme liegen. In der Fiſtel, durch die Fiſtel ſingen, gebraucht man beſonders von Perſonen, die, da ſie von Natur eine Baßſtimme haben, die Höhe der Alt- und Diſcanttöne erzwingen. Ehedem nannte man die höchſten und tiefſten Töne der Blasinſtrumente, deren man ſich nur ſelten bediente, ebenfalls Falſet-Töne. — Fiſtel (Krankheit) iſt eigentlich eine Röhre, dann ein Röhrgeſchwür, Hohlgeſchwür mit einer oft ganz geringen Oeffnung, welches in mehr oder weniger langen, geraden oder gekrümmten, weitern oder engern,

einfachen oder vielästigen Canälen unter der Haut, zwiſchen Muskeln, Knochen, Bändern, Häuten u. ſ. w. im Zellengewebe fortläuft, und bisweilen in eine innere Höhle, ſelbſt in die Subſtanz eines innern Organs führt. Aus der Fiſtel fließt entweder bloße Gauche in verſchiedener Menge und Beſchaffenheit, oder zugleich die Feuchtigkeit, die ein damit in Verbindung ſtehendes Organ giebt, auch andere daher kommende Dinge. Nach dem Theile, woran ſie vorkommt, beſtimmt man ihren Namen: Thränen-, Speichel-, Hals-, Bruſt-, Bauch-, Zahnfiſtel u. ſ. w.

Fitz, eine bei engliſchen Eigennamen nicht ungewöhnliche Vorſetze-Sylbe (Fitz-Herbert, Fitz-Clarence, Fitz-James), welche in ſo fern mit dem ſchottiſchen Mac, dem irländiſchen O' und dem hebräiſchen Ben verwandt iſt, daß ſie, gleich jenen, ſo viel als Sohn bedeutet, und in Verbindung mit dem Namen, welchem ſie vorgeſetzt wird, auf den Stammvater derer, die ſie tragen, hinweiſet; wobei jedoch der weſentliche Unterſchied nicht zu überſehen iſt, daß Fitz immer die uneheliche Abkunft bezeichnet. So ſind die Fitz-Clarence, deren die Zeitungen jetzt öfter erwähnen, Söhne des königl. Herzogs Clarence und der Schauſpielerin Mrs. Gordon. Eine ſolche Abkunft thut übrigens in England der bürgerlichen Ehre ſo wenig Abbruch, daß ſelbſt unter dem hohen Adel viele Fitze ihren königlichen Erzeuger ungeſcheut in ihren Stammbaum ſetzen.

Fiume, bedeutender Seehafen am äußerſten Ende des Golfs von Quarnaro am adriatiſchen Meere. Fiume iſt zugleich die Hauptſtadt des illyriſchen Kreiſes gleichen Namens, und zählt gegen 800 Häuſer und 10,000 Einwohner. Man findet hier unter andern das Appellations-Gericht für die Seeküſtenländer oder das Gouvernement Trieſt, ein Wechſel-Gericht, Sanitätsamt, Gymnaſium, ein italieniſches Theater u. ſ. w. Die Fabriken ſind bedeutend, und wird hier beſonders viel Roſoglio, Tabak, Tuch, Zucker, Pottaſche, Wachs, Seilerarbeit verfertigt und damit anſehnlicher Verkehr getrieben. Der Handel beſchäftigt ſich mit der Ausfuhr dieſer Gegenſtände und anderer Nationalproducte, ſo wie mit dem Vertriebe nach dem Innern der öſterreichiſchen Staaten, von Salz, Gewürzen, Reis und andern Objecten, deren Einfuhr erlaubt iſt. Von 1809—1813 war es im Beſitz Frankreichs. Es liegt etwa 20 Stunden von Trieſt.

Fix, von dem lateiniſchen fixus, feſt, unverrückt, unwandelbar, daher fixiren, ſcharf anſehen, feſthalten einen Gegenſtand, oder ſich fixiren, einen feſten Wohnort nehmen. Fixe Idee iſt eine ſelbſt gebildete Vorſtellung, welche der Seele unaufhörlich vorſchwebt, oder durch die entfernteſten Aehnlichkeiten geweckt wird, und, in ſtrengem Sinne genommen, einen geiſteskranken Zuſtand bewirkt, indem ſie die Seele unwillkürlich beherrſcht. Nach einer etwas modificirten Bedeutung heißt fix auch ſo viel wie feuerbeſtändig, womit wir bezeichnen, daß ſich eine Sache nicht durch Hitze verflüchtigen oder in Dämpfe verwandeln laſſe. So ſind Gold, Platina u. ſ. w. fixe oder feuerbeſtändige Metalle. — Fixe Luft, ſ. Gasarten.

Firmillner (Placidus), Benedictiner und Aſtronom im ober-öſterreichiſchen Stift Kremsmünſter, ward den 28. Mai 1721 in Achleiten, einem Dorfe in der Nähe, geboren. Im Kloſter, deſſen Abt ſein naher Verwandter war, machte er die erſten Studien, und vollendete ſie in Salzburg, mit ſteter Vorliebe zur Mathematik. 1745 kehrte er für immer ins Kloſter zurück, deſſen Noviz er ſchon 1737 geworden war. Er bekleidete von nun an bei der um dieſe Zeit in Kremsmünſter er-

richteten adeligen Ritterſchule 40 Jahre lang mit Ruhm die Profeſſur des Kirchenrechts, in welchem er große Kenntniſſe hatte, auch ein theologiſches Werk herausgab. Aber ſein vorzüglichſtes Verdienſt erwarb er ſich als Beobachter und Schriftſteller um die Sternkunde, nachdem der Abt, ſein Oheim, 1747 einen eigenen mathematiſch-phyſikaliſchen Salon im Kloſter errichtet, und von 1748 — 1758 eine Sternwarte zur Beſchäftigung ſeiner Conventualen erbauet hatte. 1762 ward Firmillner wegen ſeiner mathematiſchen Kenntniſſe zum Aſtronomen des Kloſters ernannt, ungeachtet er ſich zuvor nie mit der ausübenden Sternkunde abgegeben, und nicht einmal in der Literatur dieſer Wiſſenſchaft zu Hauſe war. Aber die Liebe zu ihr beſiegte alle Schwierigkeiten. La Landes Werke, und ein gemeiner Dorfzimmermann, der weder leſen noch ſchreiben konnte, aber große mechaniſche Talente hatte, wurden ſeine Hauptſtützen. Letzterer bauete nach ſeiner Anleitung ſehr gute Mauer-Quadranten, Zenith-Sectoren, Paſſage-Inſtrumente und Pendel-Uhren. Den übrigen Bedarf gab die Fremde, und ſo ward die Sternwarte zu Kremsmünſter bald eine der beſteingerichtetſten und berühmteſten Deutſchlands durch Firmillners Thätigkeit, der ihre Geſchichte und ſeine Beobachtungen in eignen Werken (1765, 1776 und 1791) bekannt machte, und in mehreren gelehrten Journalen und Denkſchriften als Mitarbeiter auftrat. Seine Verdienſte um die Wiſſenſchaft ſind groß. Nur durch ſeine vielen (damals noch ſehr ſchwierigen) Merkursbeobachtungen, ward La Lande in den Stand geſetzt, ſeine genauen Merkurs-Tafeln zu fertigen. Er war einer der erſten Beobachter und Berechner der Uranusbahn, fertigte auch Tafeln darüber. Er war der erſte, der Bodens Vermuthung, daß der von Flamſteed 1690 beobachtete, und dann verſchwundene 34. Stern des Stiers der Uranus geweſen, prüfte und theoretiſch erwies. Eigen war ihm, wie wenig andern Aſtronomen, daß er alle ſeine Beobachtungen auch ſelbſt, und zwar doppelt berechnete. Er ſtarb d. 27. Aug. 1791, 72 Jahre alt. Der Charakter dieſes Muſters eines wahren Ordensmannes war ſanft und liebenswürdig. (1)

Firſterne nennen wir alle diejenigen Sterne, die ſtets in einerlei Lage zu einander und ſtets in einerlei Entfernung von einander zu bleiben ſcheinen; es ſind mithin alle Geſtirne am Firmament, mit Ausnahme der Planeten und Cometen, unter dieſem Namen begriffen. Außer den ſcheinbaren Bewegungen der Firſterne aber, welche von dem täglichen Umſchwunge unſrer Erde um ihre Achſe, von dem Fortrücken der Aequinoctialpunkte und von der Abirrung des Lichts verurſacht werden, hat man noch eine eigene ſehr langſame Bewegung an denſelben beobachtet, ſo daß die Angabe, daß die Firſterne in einer gleichen Lage zu einander bleiben, nicht ſtreng richtig iſt. So hat man gefunden, daß z. B. der Sirius ſeit Tycho de Brahe um 2 Minuten von der Stelle gerückt ſei u. ſ. w. Ferner hat man Sterne bemerkt, welche unvermuthet am Himmel erſchienen und wieder verſchwunden ſind; an andern bemerkt man, daß ihre ſcheinbare Größe abwechſelnd zu- und abnimt. Ihre Entfernung von unſerer Erde iſt in der eigentlichſten Bedeutung des Worts unermeßlich; die ſtärkſten Teleſcope ſind nicht vermögend, an ihnen einen merklichen Durchmeſſer wahrzunehmen und zu beſtimmen. Einen Begriff von der Größe derſelben giebt der Umſtand, daß, obgleich wir uns ihnen abwechſelnd um 40 Millionen Meilen (als den Durchmeſſer der Erdbahn) nähern, und um eben ſo viel von ihnen entfernen, doch kein Unterſchied an ihnen wahrzunehmen iſt. Huygens hat, durch Vergleichung der Lichtſtärke des Sirius und

der Sonne, die Beſtimmung ſeiner Entfernung von der Erde verſucht, und ſie, unter der Vorausſetzung, daß der Sirius nur die Größe unſerer Sonne habe, auf 27,664 Mal größer als die Entfernung der Sonne berechnet. So ungleich dergleichen Angaben ſein mögen, ſo reichen ſie doch vollkommen hin, uns zu überzeugen, daß der Weltenraum einen, jede menſchliche Faſſungskraft überſteigenden Umfang habe. In gleicher Ungewißheit befinden wir uns über die Natur und Beſchaffenheit der Firſterne; doch können wir als höchſt wahrſcheinlich annehmen, daß ſie leuchtende Welten oder Sonnen ſind, um deren jede ſich vielleicht, wie um unſere Sonne, eigene Planeten in feſten Bahnen drehen, die Licht und Wärme von ihr empfangen. Die Firſterne werden nach der Verſchiedenheit ihres Glanzes, die auch dem bloßen Auge ſehr wahrnehmbar iſt, in Sterne erſter, zweiter, dritter Größe u. ſ. f. eingetheilt. Aber außer dieſen, als einzelne und geſonderte Lichtpunkte ſich zeigenden Sternen, erblickt in hellen Winternächten das Auge noch hie und da kleine weiße Wölkchen unter den Sternen zerſtreut; dieſe nebelartigen Flecken, deren das bewaffnete Auge noch viel mehr entdeckt, ſind ganze Gruppen unzähliger Sterne, wie man deutlich durch Teleſcope wahrnimmt, und nur die Beſchränktheit unſerer Werkzeuge iſt Urſache, daß wir dieſe Wahrnehmungen nicht ins Unendliche fortſetzen können. Um die einzelnen Firſterne leichter bezeichnen und von einander unterſcheiden zu können, hat man zum Theil ſchon im Alterthum den hervorſtechendſten derſelben Namen gegeben, und ſie außerdem in gewiſſe Gruppen oder Sternbilder abgetheilt. Die Aſtronomen haben von allen nach ihren Stellungen beſtimmten Sternen, mit Angabe ihrer Namen, Größen u. ſ. w., Verzeichniſſe angefertigt. Dergleichen Firſternenverzeichniſſe beſitzen wir unter andern von Caſſini, La Lande, Zach, Piazzi u. Bode.

Flaccus (Caj. Valerius), ein römiſcher Dichter des 1. Jahrh. nach Chr., der in Padua (Patavium) lebte, und jung ſtarb. Er beſang den Argonautenzug in einem epiſchen Gedichte (Argonautica), das wir noch haben. Iſt er auch nicht dem Virgil an die Seite zu ſetzen, ſo hat ſein Gedicht doch einzelne ſchöne und gelungene Stellen; ihm die höchſte Vollendung zu geben, wurde er durch ſeinen frühen Tod verhindert. Nach Nic. Heinſius und Pet. Burmann lieferten neuere Ausgaben Harleß (1781) und Wagner (1805) mit Commentar. Verdeutſcht von Wunderlich.

Fläche wird in der Geometrie eine Ausdehnung nach der Länge und Breite genannt. Es giebt gerade Flächen (Ebenen), wo jeder Punkt eine auf ihr gezogene gerade Linie berührt, und gekrümmte. Unter den krummen Flächen wird diejenige bemerkenswerth, die nach ihrer Länge und Breite in Cirkelform gebogen iſt, und eine Kugelfläche heißt. — Die Flächenmeßkunſt iſt ein Hauptzweig der Geometrie, der in ſeiner Anwendung auf Stücke unſerer Erde Meßkunſt oder Geodäſie genannt wird.

Flachs, ſ. Lein.

Flacius (Matthias), mit dem Beinamen Illyricus, ein berühmter oder vielmehr berüchtigter Theolog, geb. zu Albona in Illyrien 1520, geſt. zu Frankfurt a. M. 1575. Er hieß eigentlich Flach, gab aber, nach damaliger Sitte, ſeinem Namen eine lateiniſche Endung. Er war ein Schüler Luthers und Melanchthons, nahm an den kirchlichen Streitigkeiten ſeiner Zeitgenoſſen Antheil, war aber dabei ſo heftig und ungezogen, daß noch jetzt in einigen Gegenden Deutſchlands mit einer, von ſeinem Namen abgeleiteten Benennung (Fläz) ein ungezogener und ungeſchliffener Menſch bezeichnet wird.

Flagellanten, Geißelbrüder, Geißler, auch Flegler und Bengler, hieß eine Brüderſchaft im 13. Jahrh., die ihre Buße nicht beſſer als durch Geißeln üben zu können glaubte. Der Einſiedler Rainer in Perugia wird als ihr Urheber um das J. 1260 genannt. Bald fand er faſt an allen Orten Italiens Anhänger. Alt und Jung, Vornehm und Gering zog durch die Städte, geißelte ſich und vermahnte zur Buße. Die Anzahl vermehrte ſich bis zu 10,000, die umherzogen, von einigen Prieſtern geführt, die Fahnen und Kreuze vorantrugen. So ſchwärmten ſie zu Tauſenden von Land zu Land, und ſammelten Almoſen; 1261 brachen ſie in mehreren zahlreichen Schaaren über die Alpen in Deutſchland ein, zeigten ſich im Elſaß, in Baiern, Böhmen und Polen, und fanden daſelbſt viele Nachahmer. 1296 zeigte ſich zu Straßburg noch ein kleiner Haufen Geißler, die mit verhüllten Geſichtern ſich um die Stadt und zu allen Kirchen peitſchten. So ſehr indeß das Volk dieſer neuen Brüderſchaft anhing, ſo wenig fand ſie die Billigung der Fürſten und der höhern Geiſtlichkeit. Die öffentliche ſchamloſe Entblößung beleidigte die guten Sitten, das Umherſchwärmen gab zu aufrühreriſchen Bewegungen und frechen Ausſchweifungen aller Art Anlaß, und das abgedrungene Almoſen ſetzte die ruhigen Bürger in eine nicht unbeträchtliche Contribution. Daher ergingen auch in Deutſchland und Italien von mehrern Fürſten nachdrückliche Verbote gegen dieſe Aufzüge der Geißler, die Könige von Polen und Böhmen verjagten ſie mit Gewalt, und die Biſchöfe ſetzten ſich ihnen ernſtlich entgegen. Deſſen ungeachtet pflanzte ſich dies Unweſen in anderer Geſtalt unter den Verbrüderungen der Begharden in Deutſchland und Frankreich, und noch im Anfange des 15. Jahrh. unter den in Thüringen umherſchwärmenden Kreuzbrüdern (ſo genannt, weil ſie an ihren Kleidern auf Bruſt und Rücken Kreuze trugen) fort, deren 91 auf einmal 1414 zu Sangerhauſen verbrannt wurden; auch die Kirchenverſammlung zu Coſtnitz (1414 — 1418) ſah ſich noch zu entſcheidenden Maßregeln gegen die Geißler genöthigt. Seit dieſer Zeit hat man von einer Brüderſchaft dieſer Art nichts mehr gehört. (Vergl. Geißelungen.)

Flageolet. 1. Der Name einer kleinen Flöte à bec, womit man den Singvögeln Melodien einlernt; 2. eine beſondere Art des Geigenſpiels, wodurch der Ton einer ſolchen Flöte nachgeahmt wird. Der Finger nämlich, welcher den zu intonirenden Ton greift, drückt die Saite nicht, wie gewöhnlich, auf das Griffbrett nieder, ſondern berührt ſie nur ganz ſanft, während der Bogen mit einem ſehr gleichen, aber ſchneidenden Striche über die Saite geführt wird. Die Stellen, wo dieſes geſchehen ſoll, pflegte man mit Flautino, oder Sons harmoniques, oder Suoni armonichi zu bezeichnen, und über die ganze Stelle eine wurmförmige Linie zu ziehen. dd.

Flagge, die große, insgemein viereckige Schiffsfahne von leichtem wollenen Zeuge, welche auf die Spitze eines Maſtes oder auf das Hintertheil des Schiffs geſteckt zu werden pflegt, und ſich durch ihre Breite und Größe von andern Schiffsfahnen unterſcheidet. Alle Schiffe können hinten und vorn eine Flagge aufſtecken; aber nur der Admiral führt die ſeinige auf dem großen Maſte, (welche auf den Kriegsſchiffen in engerer Bedeutung die Flagge genannt wird), ein Unteradmiral auf der Vorſtange, ein Enteradmiral auf der Kreuzſtange, und nur dann auf der großen Stange, wenn er ein beſonderes Geſchwader befehligt. Die Admirale führen unter der Flagge noch eine kleinere Fahne, einen Wimpel. Das Wappen und die Farbe der Flagge bezeichnen die Nation, den Stand der Officiere und die außerordentlichen Gele-

genheiten, bei welchen auf dem Hintertheile des Schiffs beſondere Arten von Flaggen gebraucht werden, beſonders die Hülfsflagge, durch welche andere Schiffe zu Hülfe gerufen werden; die Todtenflagge, wenn ſich eine vornehme Leiche auf dem Schiffe befindet; die Friedensflagge, welche faſt bei allen Nationen weiß iſt. Das Streichen oder Senken der Flagge iſt die größte Ehrenbezeigung, die ein Schiff dem andern erzeigen kann; das Halten der Flagge im Arme iſt eine geringere. Die königliche Flagge, die ein königliches Schiff führt, ſtreicht vor Niemand. In der Schlacht iſt das Streichen der Flagge das Zeichen, daß ſich das Schiff ergiebt. — Das **Flaggenſchiff**, ein Schiff, auf welchem ein hoher Officier (Admiral, Vice-Admiral) befindlich iſt, der ſeine Flagge wehen läßt. — **Flaggenofficiere** heißen die vornehmſten Seeofficiere, welche jeder ihre Flagge am Bord ihres Schiffes führen dürfen. Der Oberbefehlshaber auf einer Flotte beſetzt proviſoriſch alle erledigt werdende Officierſtellen. Am Kriegsrath auf einer Flotte nehmen nur die Flaggenofficiere und der erſte Hauptmann Theil. Wenn aber nicht wenigſtens drei auf der Flotte ſind, ſo beruft der Admiral die Hauptleute, deren Meinung er vernehmen will. Jeder Flaggenofficier, welcher ein Schiff beſteigt, wird mit Trommelſchlag und der Wache im Gewehr empfangen. Vor dem oberſten Befehlshaber wird Marſch geſchlagen. Die Zahl der Wirbel iſt nach ihrem Range verſchieden.

Flamändiſche oder **flämiſche Schule**, ſ. **Niederländiſche Schule**.

Flamen hieß bei den Römern ein Prieſter, deſſen Dienſt einer einzelnen Gottheit gewidmet war, und der von ihr ſeinen Namen erhielt, z. B. Flamen Neptunalis, Pomonalis u. ſ. w.; auch von den unter die Götter verſetzten Kaiſern, z. B. Flamen Auguſti.

Flämiſch bedeutet Flandriſch, aus Flandern herrührend u. ſ. w. Das Flämiſche Recht, ein beſonderes Recht, welches vor Zeiten den Coloniſten aus Flandern in Deutſchland gelaſſen wurde, und hin und wieder noch gilt. In Geldberechnungen giebt es Pfennig, Schilling und Pfund Flämiſch.

Flamme, ſ. **Wärme**.

Flamſteed (Joh.), ein berühmter engliſcher Aſtronom, geb. 1646 zu Derby, in Derbyſhire, zeigte ſchon frühzeitig eine entſchiedene Neigung zu aſtronomiſchen Beobachtungen, und lieferte in ſeinem 24. Jahre aſtronomiſche Berechnungen für die Philosophical Transactions, gab auch ſeine Diatribe de aequatione temporis etc. heraus. In der Folge ging er nach London, wurde da mit Newton und Halley näher bekannt, und 1670 Mitglied der königl. Societät. Carl II. ernannte ihn zum königlichen Aſtronomen auf der neu errichteten Sternwarte (Flamsteedhouse) zu Greenwich. Hier ſetzte er von 1671 an ſeine aſtronomiſchen Beobachtungen ununterbrochen fort bis an ſeinen Tod, 1720. Man wünſchte die Ergebniſſe ſeiner vieljährigen Beobachtungen bekannt gemacht zu ſehen, aber es war ein beſonderer Befehl der Königin Anna nöthig, um ihn dazu zu bewegen, und ſo erſchien denn ſein Werk: Historia coelestis Britannica, Lond. 1712, in 2 Theilen, welches ſeine bis dahin angeſtellten Beobachtungen und ſein berühmtes Verzeichniß von 3000 Sternen enthielt. In vervollkommneter Geſtalt kam es nach ſeinem Tode 1725 zu London in 3 Theilen heraus. Die erſten beiden Theile enthalten ſeine Beobachtungen über die Sterne; im dritten befinden ſich eine Einleitung in die Geſchichte der Aſtronomie, die ſämmtlichen vor ſeiner Zeit

erſchienenen Sternverzeichniſſe, und ſein eignes vollſtändiger als alle vorhergehenden, unter dem Namen: der brittiſche Catalog, bekannt. Dieſes Verzeichniß iſt in neuern Zeiten durch Herſchel berichtigt und ſehr vermehrt worden. Ein anderes wichtiges und zur Kenntniß der Geſtirne brauchbares Werk Flamſteed's iſt ſein koſtbarer Atlas coelestis, Lond. 1729, fol. mit 25 großen Charten, auf welchen alle in England ſichtbare Conſtellationen vorgeſtellt ſind, und wovon 1753 eine neue, noch prächtigere Ausgabe mit 28 Charten erſchien. Einen abgekürzten Nachdruck deſſelben, der aber vor dem Original manche Vorzüge beſitzt, hat Fortin 1776 zu Paris beſorgt.

Flanke iſt in der Feſtungsbaukunſt der Theil eines Werks, welcher einem andern Seitenvertheidigung giebt. Bei der Baſtion ſind die Flanken diejenigen Linien, welche an den Mittelwall anſtoßen. In ältern Zeiten pflegten ſie rechtwinklig auf dem Mittelwalle zu ſtehen, jetzt ſetzt man ſie beſſer rechtwinklig auf die Verlängerung der Face des Nebenbollwerks (die Defenslinie). Ehemals ſetzte man oft fünf Flanken hinter einander, jetzt höchſtens zwei. Die Beſtimmung der Flanken iſt, den Graben vor den Facen des Nebenbollwerks und vor der Linie zu vertheidigen, ein Zweck, den ſie indeß nur ſelten erfüllen, indem das Geſchütz auf ihnen früher, als bis der Feind dorthin kommt, durch Ricochetſchüſſe und Bombenwürfe zerſtört zu ſein pflegt. — In der Tactik bedeutet Flanke das äußere Ende des Flügels einer Armee, und es iſt eins der gewöhnlichſten Manövres, den Feind, beſonders in ſtrategiſchem Sinne, durch Umgehung gerade auf dieſem ſehr empfindlichen Punkte anzugreifen, ein Unglück, dem nur durch eine Frontveränderung, oder, wenn ein kühner Feldherr an der Spitze ſteht, durch Wiederumgehung des Feindes zuvorzukommen iſt, auch wohl durch eine ſtarke Detachirung abgeholfen werden kann. — Flanqueurs ſind herumſtreifende Reiter, um den Feind theils zu beobachten, theils zu beunruhigen. — Flanquiren, in der Kriegskunſt, eine Feſtung mit Seitenwerken verſehen, die Seiten decken; auch: von der Seite beſtreichen, beſchießen. Flanquiren und umherflanquiren heißt: umherſtreifen, umherſchweifen.

Flaſche (leydener oder electriſche). Wenn man eine gläſerne Flaſche von außen und innen, bis auf einige Zoll unter dem obern Rande, mit Staniol (Blattzinn) überzieht, auf einen die Electricität leitenden Tiſch ſtellt, und den Boden der Flaſche mittelſt eines Metalldrahts mit dem Conductor einer Electriſirmaſchine in Verbindung ſetzt, alsdann die Maſchine dreht, und mit der einen Hand den äußern Ueberzug der Flaſche, mit der andern aber den Draht oder den Conductor, mit welchem der innere Ueberzug der Flaſche noch in Verbindung ſteht, faßt, ſo zeigt ſich ein mit Gepraſſel hervorbrechender Funke, der mit einer Erſchütterung in dem Armgelenke begleitet iſt. Einen ganz ähnlichen Erfolg nimt man wahr, wenn man die Flaſche nach dem Electriſiren (oder Laden) von der Maſchine abnimt, und dann beide Ueberzüge zugleich berührt. In dem Zuſtande, wo die leydener Flaſche den Funken mit Erſchütterung giebt, heißt ſie geladen, im entgegengeſetzten Falle entladen. Wird ſie überladen, ſo entladet ſie ſich über dem unbelegten Raume von ſelbſt, und nicht ſelten wird ſie dadurch zerſchmettert. Zu bemerken iſt, daß die äußere Belegung der geladenen leydener Flaſche allemal die entgegengeſetzte Electricität der innern Belegung hat; ſie hat negative, wenn jene poſitive hat, und umgekehrt. Iſolirt man eine leydener Flaſche, und ſetzt ihre äußere Belegung mit der innern Belegung einer andern nicht iſolirten Flaſche in Verbindung

ſo werden beide Flaſchen geladen. Dies kann man mit mehreren Flaſchen fortſetzen. Je größer die Zahl der Flaſchen iſt, deſto mehr electriſche Materie nehmen ſie in ſich auf, und um ſo heftiger und verſtärkter iſt die Wirkung bei der Entladung. Die auf dieſe Art verbundenen Flaſchen machen eine electriſche Batterie, deren Wirkung ſich ſo weit verſtärken läßt, daß man damit kleine Thiere tödten, Metalldraht ſchmelzen kann u. ſ. w. Den Namen der leydener Flaſche hat ſie bekommen, weil Cunäus, Allemand und Muſſchenbroek dieſe Verſuche zuerſt in Leyden anſtellten; Andere nennen ſie auch nach Kleiſt, der denſelben Verſuch ſchon ein Jahr früher machte.

Flaſchenzug, Polyſpaſt, iſt ein mechaniſches Werkzeug zum Heben großer Laſten. Es iſt aus zwei Kloben oder Flaſchen zuſammengeſetzt, deren jede mehrere Rollen enthält. Die obere Flaſche iſt befeſtigt, an der untern aber hängt die Laſt, welche durch ein um alle Rollen gehendes Seil zugleich mit der untern Flaſche in die Höhe gehoben wird. Man kann hierbei annehmen, je mehr Rollen in jeder Flaſche befindlich ſind, deſto länger muß das Seil zum Heben der Laſt ſein, und deſto weniger Kraft hat man nöthig anzuwenden; aber um ſo länger wird es auch dauern, ehe die Laſt einen gewiſſen Punkt der Höhe erreicht. Die Erfindung wird dem Archimedes von Syracus zugeſchrieben.

Flaſſan (Gaetan de Laris de), amtlich angeſtellter Geſchichtſchreiber im Geſchäftskreiſe der auswärtigen Angelegenheiten, ſtammt aus einer urſprünglich griechiſchen Familie, welcher Papſt Paul III. 1536 die Herrſchaft Flaſſen in der Grafſchaft Venaiſſin verlieh. Sein Vater war Militär. Der junge Flaſſan ward in derſelben Militärſchule erzogen, aus welcher Napoleon, Champagny, Clarke, Borgoing Duroc ꝛc. hervorgegangen ſind. In der Folge hielt er ſich längere Zeit zu Rom auf, wo ſein Bruder Oberofficier in der königlichen Leibwache war. Pius VI. war ihm gewogen, und gab ihm eine Laienpfründe. 1787 kehrte er nach Paris zurück, wo er 1790 eine Question du Divorce herausgab. 1791 begab er ſich nach Coblenz zu dem ausgewanderten Adel. Nach der Auflöſung des Condéſchen Corps hielt er ſich zwei Jahre in Florenz und Venedig auf. Als das Schreckensſyſtem in Frankreich geſtürzt war, kehrte er zurück, wählte die diplomatiſche Laufbahn, und wurde als Chef der erſten Abtheilung im Miniſterium der auswärtigen Angelegenheiten angeſtellt, nahm aber bald ſeine Entlaſſung. Der Auswanderung verdächtig, ſollte er verhaftet werden; allein er rettete ſich, indem er den Polizei-Commiſſär und die beiden Soldaten in ſeinem Zimmer einſperrte. Darauf verbarg er ſich in Marſeille. Nach dem 28. Brumaire lebte er wieder in Paris, wo er ſein großes Werk über die Geſchichte der franzöſiſchen Diplomatie ausarbeitete. Der erſte Conſul hatte dazu Veranlaſſung gegeben. Er äußerte nämlich gegen die Abgeordneten der hiſtoriſchen Claſſe des Nationalinſtituts, daß er ein ſolches Werk wünſche. Flaſſan wurde bei der Abfaſſung deſſelben durch ſeine Verbindungen mit wichtigen Geſchäftsmännern und Gelehrten, z. B. Koch, ſo wie durch die Erlaubniß, die Archive zu benutzen, weſentlich unterſtützt. So erſchien zuerſt in 6 Bdn. 1808 ſeine Histoire générale de la diplomatie française jusqu'à la fin du règne de Louis XVI., avec des tables chronologiques de tous les traités conclus par la France. N. A. Paris 1811, 7 Bände. Dieſes, aus den Verträgen, Manifeſten, Noten, Inſtructionen und Berichten der Zeitgenoſſen, die mithandelnde Perſonen waren, geſchöpfte, jedoch nicht ganz unparteiiſche Werk wobei die Quellen

mit critiſcher Wahl benutzt, die Data mit Scharfſinn zuſammengeſtellt ſind, und das Ganze geiſtvoll zu einer beurtheilenden Geſchichte der diplomatiſchen Verhältniſſe Frankreichs vom Anfange der Monarchie bis zur Entthronung Ludwigs XVI. verarbeitet iſt, hat dem Verfaſſer mit Recht einen berühmten Namen gemacht. Außer der Entwickelung der vorzüglichſten Unterhandlungen und Verträge, der Mittheilung der bedeutendſten Staatsſchriften, wird man von der jedesmaligen Organiſation des Departements der auswärtigen Angelegenheiten unterrichtet, und höchſt anziehend und belehrend zugleich iſt die Art, wie der Verfaſſer die Charaktere der Miniſter und Geſandten zeichnet. In dem Berichte über die des Preiſes würdigen Erzeugniſſe der letzten zehn Jahre im Fache der Literatur und Kunſt hat die Jury den hiſtoriſchen Werth dieſes Werks anerkannt, jedoch dabei bemerkt: il n'est pas remarquable par l'art de la composition, et l'on y désireroit plus d'élégance dans le style. Bis 1814 war Flaſſan Profeſſor der Geſchichte an der Kriegsſchule zu St. Germain en Laye. Er hat u. a. auch noch geſchrieben: de la colonisation de St. Domingue, 1804; de la restauration politique de l'Europe et de la France, 1814, und des Bourbons de Naples, 1814. Nach Napoleons Sturze hat v. Flaſſan auch eine Geſchichte der franz. Diplomatie von 1791 an bis zum pariſer Frieden in 6 Bdn. angekündigt, die aber bis jetzt (1818) noch nicht erſchienen iſt. Aus den Discuſſionen über das Budget des J. 1822 ergab ſich, daß Flaſſan eine Penſion von 12000 L. erhalte, um ihn von der Herausgabe dieſer Geſchichte der franz. Diplomatie während der Revolution abzuhalten. Als Hiſtoriograph des Departements der auswärtigen Angelegenheiten begleitete er die franzöſiſche Geſandtſchaft 1814 zum wiener Congreß. Seine Histoire du congrès de Vienne (3 Bde.) iſt noch nicht gedruckt.

Flau bedeutet im Niederſächſiſchen 1. lau, ſchaal; 2. ohnmächtig, kraftlos. Aus der niederländiſchen Schule haben die Maler das Wort beibehalten, und es iſt ſelbſt zu den Franzoſen übergegangen (flou). Dennoch iſt kein völlig beſtimmter Begriff damit verknüpft, und es iſt am beſten, ſich des Ausdrucks nicht zu bedienen, da er im Grunde doch kaum etwas anders bezeichnen dürfte, als das Verblaſene, il sfumato. Es ſoll das ſanfte oder matte Verſchmelzen der Farben damit angedeutet werden.

Flaxman (John), neben Chantrey und Weſtmacot der ausgezeichnetſte Bildhauer Englands, Profeſſor an der königlichen Akademie zu London, wurde in Europa vorzüglich bekannt durch mehrere Kunſtwerke, in denen er als ein ein geiſtreicher Manieriſt, die Antike ziemlich modern auffaſſend, Homers Werke, dann Aeſchylus, Heſiodus und Dante erläutert hat. (The Odyssee of Hom. engr. by Th. Piroli. Roma 1793. 4.; in Deutſchland zuerſt nachgeſtochen von Riepenhauſen, Göttingen 1803, dann von Schnorr u. A. The Iliad, engr. by Piroli. L. 1795. La divina commedia di Dante Alighieri. 1793. 4. Compos. from the tragedies of Aeschylus, engr. by Piroli. 1794). Alle dieſe Umriſſe ſind außer in Deutſchland, auch in Frankreich, Paris, Nitot-Dufresne, an XI., wiederholt worden, und der Eifer, mit dem dies geſchah, beweiſt dafür, daß er die Art traf, wie die Meiſten das Antike gern ſehen möchten. Man kann nicht behaupten, daß er immer den prägnanteſten Moment gewählt, daß er dieſen Moment auf eine Art dargeſtellt habe, die nach keiner Seite Erweiterungen zuließe; Bilder ſind ſie ſelten, organiſch geſchloſſen faſt nie; doch erſchien ſeine Form zu einer Zeit, wo Angelica's Verfloſſenheit

und David's Kälte überall wiederkehrte, neu, kühn, und darum anſprechend. „Unläugbar findet ſich in Fl. erwähnten Skizzen, ſagt ein Kunſtrichter, dem man das Stimmrecht zugeſtehen wird, mancher glückliche Gedanke, er hat in den Gegenſtänden aus den griechiſchen Dichtern den Geſchmack antiker Vaſengemälde und Basreliefe nachzuahmen getrachtet, in den Darſtellungen aus Dante hingegen die dem Geiſte derſelben ſo paſſende Einfalt der alten florentiniſchen Bilder benutzt; deßungeachtet iſt ſelbſt das Gelungenſte dieſer Stücke immer blos als ein leicht hingeworfener Gedanke zu betrachten, und nur in ſolcher Hinſicht ſchätzbar. Sie für wirkliche, Prüfung ertragende Kunſtwerke erklären, heißt die wahre Kunſt, die Vollendetes fodert, verkennen; dieſe Manier nachahmen, iſt verderblich." So Göthe (Winkelmann und ſein Jahrh.). Während ſeines Aufenthalts in Rom beſchäftigte ſich Flaxman viel mit dem Belvedere'ſchen Torſo. Auch er, wie Tiſchbein, dachte an eine Gruppe, wo Hebe dem von allen Mühen des Lebens geprüften Sieger den Labebecher der ewigen Götterjugend darreicht. Außerdem bewunderte man ſein Talent, charakteriſtiſche Gruppen aus dem Volksleben gleichſam im Fluge aufzufaſſen, wofür ſeine Skizzenbücher Beweis gaben. Von ſeinen plaſtiſchen Werken war ſtets weniger die Rede. Mehrere derſelben befinden ſich in England (wohin er 1794 zurückkehrte), und namentlich rühmt Dallaway, der Flaxman den Pouſſin der Sculptur nennt, ſein Basrelief zum Andenken des Dichters Collins in der Kirche zu Chicheſter. Bekannt ſind außerdem ſeine Denkmäler des Lords Mansfield, Lord Howe's, Abercrombie's, die Büſte Waſhingtons und die Statüe Reynold's. Flaxmans Geſchmack liebt bei öffentlichen Monumenten das Coloſſale. Statt des Hauſes des Gouverneurs zu Greenwich, das den Platz nicht gehörig ſchließt, hatte er eine Statüe der Siegesgöttin, auf Schiffsſchnäbeln ſtehend, von 230 Fuß Höhe, vorgeſchlagen. Zur Empfehlung ſeiner Angabe findet man die Gründe in einer Letter of the committee for raising the naval pillar or monument. L. 1799. 4. Auch Nelſons Andenken trug er an durch ein ähnliches Standbild zu ehren. Durch einen erleuchteten Stern auf der Bruſt ſollte es den Schiffen zur Nachtzeit als Richtpunkt dienen. Sein Urtheil über den Werth der Elgin-Marmor trug vorzüglich dazu bei, ihren Ankauf dem Parlamente zu empfehlen.

Fléchier (Eſprit), ein ehrwürdiger Geiſtlicher, dem ſeine ſalbungsvollen und geiſtreichen Schriften eben ſo ſehr die Achtung der Nachwelt erworben haben, als ſeine Herzensgüte und Wohlthätigkeit ihm die Liebe ſeiner Zeitgenoſſen gewann. Er war 1632 zu Pernes, einer kleinen Stadt in der Grafſchaft Venaiſſin, geboren, wurde bei ſeinem Oheim, dem P. Hercule Audiffret, in dem Schooße der Wiſſenſchaften und der Tugend erzogen, und trat in den Jeſuiterorden, den er jedoch nach ſeines Oheims Tode wieder verließ, um in Paris als Kanzelredner aufzutreten. Er erwarb ſich einen großen Ruf, und wurde von Ludwig XIV. mit Wohlthaten überhäuft. Aufgemuntert hiedurch, ſtrebte Fléchier nach immer höherer Vollkommenheit, und lieferte in ſeinen Leichenreden auf Boſſuet und Turenne zwei Meiſterwerke, welche die Zuhörer hinriſſen, und noch jetzt mit hoher Theilnahme geleſen werden. Der Hof belohnte ſeine Talente 1685 mit dem Bisthum von Lavaur, und 1687 mit dem Bisthum von Nismes, und Ludwig XIV. begleitete die Ernennung zu dem erſtern mit den ſchmeichelhaften Worten: „Sein Sie nicht verwundert, daß ich Ihr Verdienſt ſo ſpät belohne; ich fürchtete des Vergnügens beraubt zu werden, Sie zu hören." Außer ſeinen geiſtlichen Reden hat Fléchier ſich auch in ſeiner Histoire de

l'Empereur Théodose le Grand und der Vie du Cardinal Ximenès als einen ſchätzbaren und beredten hiſtoriſchen und biographiſchen Schriftſteller gezeigt. Er ſtarb 1710 zu Montpellier.

Flechſen heißen die weißen, zähen, faſerigen Adern der Muskeln, welche ſich endlich in dem ſogenannten Haarwachs vereinigen (ſ. Muskeln). Die Flechſen enthalten materiell viel Leim, mit Spuren phosphorſauren Kalks. Durch Kochen geben ſie daher Gallerte.

Flechten ſind eine chroniſche Hautkrankheit (impetigo herpes), welche zuweilen abheilt und dem Anſcheine nach ganz verſchwindet, aber bald wieder von neuem ausbricht. Man unterſcheidet mehrere Arten derſelben, wovon immer eine beſchwerlicher und hartnäckiger iſt, als die andere. Bei der erſten iſt die Haut ſehr wenig geröthet, und wie mit Mehl beſtreut, gewöhnlich fühlt man einiges Jucken; hier heißen ſie auch gemeiniglich Schwinden. Bei einer andern Art ſind die röthern Stellen mit einer gelben Borke bedeckt, unter welcher ſich eine ſcharfe, nach Katzenurin riechende Feuchtigkeit abſondert. In einer dritten iſt eine freie ſchwärende Stelle wahrzunehmen, die immer größer wird, ein freſſendes Geſchwür. — Flechten nennt man auch ein kriechendes, wirrichtes Moos, welches gewöhnlich an Steinen, Bäumen, z. B. der Birke, vorkommt. Etwas anderes iſt eine Korb- oder Wagenflechte. Auch wird der Name Flechte von einer weichen ſaftigen Ruthe und andern zum Verflechten tauglichen Sachen gebraucht, dann von großen geflochtenen Körben.

Fleck (Joh. Fried. Ferd.), einer der vorzüglichſten deutſchen Schauſpieler, deſſen Andenken die Kunſtgeſchichte nicht untergehen läßt, ward in Breslau am 12. Jan. 1757 geboren. Sein Vater war Rathsherr in dieſer Stadt, und beſtimmte ſeinen Sohn zur Theologie, worauf dieſer im J. 1776 die Univerſität Halle bezog. Die Richtung ſeines Geiſtes war nicht der Art, um auf dieſer Bahn an ein günſtiges Fortkommen glauben zu können, nachdem er bemerken mußte, daß die kühnen Ideen, die in ihm lebten, hier in mancher Hinſicht gebunden, zum Theil gar nicht anwendbar waren. Als nun noch während der Univerſitätsjahre, durch den Tod ſeines Vaters, alle Unterſtützung von Hauſe aufhörte, beſchloß er Schauſpieler zu werden. Schon früher hatte er in Privat-Cirkeln zuweilen Rollen ſpielen müſſen, und namentlich faſt immer Mädchen-Rollen, weil man dazu ſeine hübſchen Geſichtszüge in ihrer Jugendlichkeit ſehr paſſend fand. Er ging von Halle nach Dresden, ließ ſich bei der dortigen Hofſchauſpieler-Geſellſchaft engagiren, und trat zuerſt in Leipzig auf, kam aber bald nach Hamburg, wo er, neben Schröder, zuerſt ſeinen Ruf begründete, ſo daß im J. 1783, wo er, 26 Jahr alt, nach Berlin kam, ſein erſtes Erſcheinen (am 12. Mai des genannten Jahres) von dem damaligen Director Döbbelin auf dem Theaterzettel mit folgenden Worten angekündigt wurde: „Herr Fleck, dieſer berühmte Schauſpieler vom Hamburger Theater, wird, als Graf Horazio Capacelli, heute zum erſten Male auftreten.“ Er ſpielte in einem längſt vergeſſenen Schauſpiel: „Natur und Liebe im Streit“ von Hrn. d'Arien, dem Verfaſſer der „Laura Roſetti,“ die auch wohl nur Wenige kennen mögen, und erwarb in dieſer Rolle, wie in jeder folgenden, ſo ausgezeichneten Beifall, daß man ihn nicht wieder fortließ. Er blieb nun bei der Döbbelinſchen Geſellſchaft, bis 1786 (vom 1. Oct. an) der König Friedrich Wilhelm II. die Berliner Bühne zum Nationaltheater erhob, und Fleck bei dieſem angeſtellt wurde. Vier Jahre darauf (1790) ernannte ihn der König zum Regiſſeur, und ſpäter, als der Profeſſor Engel an

fortwährender Kränklichkeit litt, wurden ihm auch mehrere Directions-Geſchäfte übertragen. Sein Ruf als Schauſpieler hatte ihn indeſſen ſo hoch geſtellt, daß die Berliner ſeinen Namen nur mit Enthuſiasmus nannten, und die allgemeine Stimme ihn zu den berühmteſten Darſtellern der Vorzeit und Gegenwart zählte. Um ihn als Künſtler zu bezeichnen, giebt es nichts Treffenderes, als was Tieck (im Phantaſus, Bd. 3) über ihn mittheilt. Nachdem er zuvor angedeutet, daß Fleck in Rollen, die wirklich dichteriſche Höhe haben, oder doch wenigſtens in ihrer Grundlage zu poetiſcher Auffaſſung geeignet ſind, ſeine Genialität leuchten ließ, man ihn alſo nur nach dem beurtheilen müſſe, was er wirklich darſtellen wollte, fährt er alſo fort: „In jenen Schauſpielen, die Flecks Sinne zuſagten, floß ihm der ganze Strom der hellſten und edelſten Poeſie entgegen, umſing ihn und trug ihn in das Land der Wunder; als Viſion trat alles auf ihn zu, und dieſe Poeſie und Begeiſterung ſchufen, ihn tief bewegend, durch ihn ſo große und erhabene Dinge, wie wir ſchwerlich je wieder ſehen werden. Er war ſchlank, nicht groß, aber vom ſchönſten Ebenmaß, hatte braune Augen, deren Feuer durch Sanftheit gemildert war, fein gezogene Brauen, edle Stirn und Naſe; ſein Kopf hatte in der Jugend Aehnlichkeit mit dem Apollo. In den Rollen eines Eſſex, Tancred (nach der alten Ueberſetzung), Ethelwolf (nach Fletcher), war er bezaubernd, am meiſten als Infant Pedro, in Ines de Caſtro, der, wie das ganze Stück, ſehr ſchwach und ſchlecht geſchrieben iſt, von ihm geſprochen klang aber jedes Wort wie die Begeiſterung des edelſten Dichters. Sein Organ war von der Reinheit der Glocke, und ſo reich an vollen, klaren Tönen, in der Tiefe wie in der Höhe, daß nur derjenige mir glauben wird, der ihn gekannt hat: denn wahres Flötenſpiel ſtand ihm in der Zärtlichkeit, Bitte und Hingebung zu Gebot, und ohne je in den knarrenden Baß zu fallen, der uns oft ſo unangenehm ſtört, war ſein Ton in der Tiefe wie Metall klingend, konnte in verhaltener Wuth wie Donner rollen, und in losgelaſſener Leidenſchaft mit dem Löwen brüllen. Der Tragiker, für den Shakeſpeare dichtete, muß, nach meiner Einſicht, viel von Flecks Vortrag und Darſtellung gehabt haben; denn dieſe wunderbaren Uebergänge, dieſe Interjectionen, dieſes Anhalten, und dann der ſtürzende Strom der Rede, ſo wie jene zwiſchengeworfenen naiven, ja an das Komiſche grenzenden Naturlaute und Nebengedanken, gab er ſo natürlich wahr, daß wir gerade dieſe Sonderbarkeit des Pathos zuerſt verſtanden. Sah man ihn in einer dieſer großen Dichtungen auftreten, ſo umleuchtete ihn etwas Ueberirdiſches, ein unſichtbares Grauen ging mit ihm, und jeder Ton ſeines Lear, jeder Blick ging durch unſer Herz. In der Rolle des Lear zog ich ihn dem großen Schröder vor, denn er nahm ſie poetiſcher und dem Dichter angemeſſener, indem er nicht ſo ſichtbar auf das Entſtehen des Wahnſinns hinarbeitete, obgleich er dieſen in ſeiner ganzen furchtbaren Erhabenheit erſcheinen ließ. Wer damals ſeinen Othello ſah, hat auch etwas Großes erlebt. Im Macbeth mag ihn Schröder übertroffen haben, denn den erſten Act gab er nicht bedeutend genug, und den zweiten ſchwach, ſelbſt ungewiß; aber vom dritten war er unvergleichlich, und groß im fünften. Sein Shylock (obgleich nach einer ganz ſchlechten Bearbeitung) war grauenhaft und geſpenſtiſch, aber nie gemein, ſondern durchaus edel. Viele der Schillerſchen Charaktere waren ganz für ihn gedichtet; aber der Triumph ſeiner Größe war, ſo groß er auch in vielem ſein mochte, der Räuber Moor. Dieſes Titanen-artige Geſchöpf einer jungen und kühnen Imagination erhielt durch ihn ſolche furchtbare Wahrheit, edle Ergebenheit,

die Wildheit war mit ſo rührender Zartheit gemiſcht, daß ohne Zweifel der Dichter bei dieſem Anblick ſelbſt über ſeine Schöpfung hätte erſtaunen müſſen. Hier konnte der Künſtler alle ſeine Töne, alle Furien, alle Verzweiflung geltend machen, und entſetzte ſich der Zuhörer über dies ungeheure Gefühl, das im Ton und Körper dieſes Jünglings die ganze volle Kraft antraf, ſo erſtarrte er, wenn in der furchtbaren Rede an die Räuber, nach Erkennung ſeines Vaters, noch gewaltiger derſelbe Menſch raſet, ihn aber nun das Gefühl des Ungeheuerſten niederwirft, er die Stimme verliert, ſchluchzt, in Lachen ausbricht über ſeine Schwäche, ſich kniſchend aufrafft, und nun noch Donnertöne ausſtößt, wie ſie vorher noch nicht gehört waren. Alles was Hamlet von der Gewalt ſagt, die ein Schauſpieler, der ſelbſt das Entſetzlichſte erlebt hätte, über die Gemüther haben müßte, alle jene dort geſchilderten Wirkungen traten in dieſer Scene wörtlich ein. Auch die ſogenannten Charakter-Rollen in bürgerlichen Dramen gab er tüchtig, edel und brav, und miſchte ihnen einen Humor bei, der ſie höchſt liebenswürdig machte. Von den rührenden Figuren war der Oberförſter in den Jägern eine ſeiner ſchönſten, launigſten und tiefſten Darſtellungen (Iffland ſelbſt hat ihn nie darin erreicht), und Kotzebue konnte ſich glücklich ſchätzen, daß ein ſolches Talent ihn in Berlin zuerſt bekannt machte." — So, erhaben in der Tragik und groß in Gebilden des wirklichen Lebens und des Humors, ſtand er da, keine Theorie erreichte ihn, und jeder Maßſtab fehlte, weil er faſt in allen ſeinen Rollen nur mit ſich ſelbſt verglichen werden konnte. Die Einwirkung ſeiner Meiſterſchaft auf andere Schauſpieler konnte nicht fehlen; viele bildeten ſich nach ihm, und noch heute hört man von ältern Schauſpielern oft die Worte: „So hat es Fleck gemacht!" womit aller Streit ihnen wie abgethan iſt. Die letzte Rolle, in welcher er mit ſeiner hohen geiſtigen Kraft alle Herzen erſchütterte, war Schillers Wallenſtein, den nach ihm auf der Berliner Bühne noch keiner hat ſo darſtellen können, daß er auch nur genügt hätte. Fleck ſtarb am 20. Dec. 1801, im noch nicht vollendeten 45. Jahre, und alle Worte, die Trauer auszudrücken, die darüber ſich in Berlin verbreitete, die noch jetzt fortdauert, ſind unzureichend. Iffland ſelbſt gab die erſte Anzeige von ſeinem Tode, und ſagt darin, nachdem er von dem Seelenton, von der Kraft und dem Feuerſtrom der Leidenſchaft ſprach, der zu Höhen und in Abgründe mit ſich fortriß, am Schluſſe Folgendes: „Die innere Kraft, welche ihm beiwohnte, hat es für ihn unnöthig gemacht, ſein Talent durch geringe Hülfsmittel, welche ſie ſein mögen, geltend zu machen. Er war der Vertraute der Natur, und wandelte in ihrem Geleit ſeine Künſtlerbahn mit ſteter und ſtiller Gewalt. Der Ton der Gutmüthigkeit, womit er ſo innig rührte, war nicht das Werk der Kunſt; er kam aus ſeiner redlichen Seele! Neidlos war ſein Herz, ſein Sinn mittheilend, und ein hohes, reges Ehrgefühl war die Richtſchnur ſeines Thuns. Seinen Freunden treu, bis zur gänzlichen Aufopferung, kann er Undankbare gemacht haben, niemals aber hat er Unglückliche gemacht." Dieſe Hindeutungen mögen Fleck als Menſchen bezeichnen, der auch im gewöhnlichen Leben ſich vor Vielen auszeichnete. Zu erwähnen iſt noch, daß er ſeine Gattin (jetzt Mad. Schröck) zur Schauſpielerin bildete, die fortdauernd als Muſter gilt für die feineren jovialen Rollen, und in mehreren Fächern ſich Bedeutſamkeit gewann. Auch eine ſeiner Töchter, Mad. Unzer, iſt ein Liebling des Publicums in Hamburg. Ihr Gatte, geſchickter Arzt und Sohn des berühmten Unzer, iſt ſehr jung geſtorben. Flecks zweite Tochter wurde auf der Berliner Bühne, in naiven Schauſpiel- und Geſangs-Rollen, ſehr gern

geſehn, aber bald dem Theater entzogen, indem ſie ſich mit dem als Künſtler und Schriftſteller geſchätzten Profeſſor Gubitz in Berlin verheirathete. Obgleich der Name Fleck bei keinem Theater-Perſonale zu finden ſein wird (denn auch ſein einziger Sohn ſtarb früh), dennoch bleibt er unvergeßlich und geſellt ſich zu den Namen derer, die als Heroen der Darſtellungskunſt im Munde des Volks leben. Sein Bildniß iſt mehrmals in Kupfer geſtochen, und auf ſeinen Tod (von Abramſon) eine Medaille geprägt; auch den Ort, wo er ruht, bezeichnet ein Denkmal.

Fleiſch. Der thieriſche Körper beſteht aus feſten und flüſſigen Theilen; die feſten ſind entweder harte feſte Theile, z. B. Knochen, oder weiche feſte Theile. Zu dieſen gehört das Fleiſch. Im engern Sinne verſtehen wir unter Fleiſch nur Muskeln des thieriſchen Körpers, die aus einem Gewebe faſeriger Theile beſtehen. Dieſe Faſern ſind der feſte Grundtheil des Fleiſches, und beſtehen aus dem fadenartigen Theile des Bluts. Zwiſchen ihnen befinden ſich aber noch andere Stoffe, nämlich eine eiweißartige Flüſſigkeit, Gallert, fettes Oel, ein beſonderer Extractivſtoff und ein ſalziger Stoff. Entblößt man den Körper von ſeiner Haut, ſo nimt man gewiſſe Abtheilungen im Fleiſche wahr, welche daher entſtehen, daß ein Theil der Fleiſchfaſern in dieſer, ein anderer Theil in einer andern Richtung läuft. Jede ſolche Abtheilung beſteht aus einem Bündel einzelner Faſern, und heißt Muskel. Die reine thieriſche Muskel erhält ihre Farbe nur durch Blut, und beſteht, außer ungefähr 70 Procent Feuchtigkeit, aus Faſerſtoff und ſehr wenig Eiweißſtoff, Gallert, phosphorſaurem Kalk und andern Salzen.

Flemming (Paul), einer unſrer trefflichſten vaterländiſchen Dichter des 17. Jahrh., wurde 1609 zu Hartenſtein im Voigtlande geboren. Nachdem er zu Hauſe durch Privatunterricht einen guten Grund gelegt hatte, ging er auf die Fürſtenſchule zu Meißen, und von da auf die Univerſität Leipzig, wo er Medicin ſtudirte. Die Unruhen des 30jährigen Krieges nöthigten ihn, 1633 ſich nach Holſtein zu wenden, wo Herzog Friedrich eben im Begriff war, eine Geſandtſchaft an ſeinen Schwager, den ruſſiſchen Czaar Michael Federowitz, zu ſchicken. Flemming, voll Feuer und Wißbegierde, bewarb ſich um eine Stelle im Gefolge des Geſandten. Er erhielt ſie, machte die Reiſe mit, und kam 1634 glücklich nach Holſtein zurück. Gleich darauf beſchloß der Herzog, eine noch glänzendere Geſandtſchaft nach Perſien zu ſchicken, um ſeinem Lande Handelsvortheile dadurch zu verſchaffen. Flemming war ſogleich auch zu dieſer Reiſe entſchloſſen, die der Erweiterung ſeiner Kenntniſſe ſo viel verſprach. Die Geſandtſchaft ging den 27. Oct. 1635 unter Segel, zog den 3. Aug. 1637 in Iſpahan ein, verweilte über 3 Monate daſelbſt, und kam, auf einem andern Wege zurückkehrend, im Jan. 1639 in Moskau an, das ſie im März wieder verließ (ſ. auch Olearius). In Reval verlobte ſich Flemming mit der Tochter eines angeſehenen Kaufmanns, und da nach der Rückkehr ins Vaterland ſein Vorſatz war, ſich in Hamburg als practiſcher Arzt niederzulaſſen, reiſete er 1640 nach Leyden, wo er promovirte. Kaum aber war er wieder in Hamburg angekommen, als ihn 1640 der Tod in der Blüthe der Jahre dahin riß. In ſeinen Liedern und Sonetten (Geiſt- und weltliche Poemata. Jena 1642 u. ff.) iſt eine liebliche Schwärmei mit vieler Zartheit der Empfindung gemiſcht; ſeine längeren Gedichte beſingen zum Theil die Abenteuer der Reiſe mit hoher und kräftiger Begeiſterung, zum Theil andere gelegenheitliche Ereigniſſe derſelben mit Eigenthümlichkeit und Anmuth, und allen ſeinen Werken hat er den Stempel

ächter Genialität aufgedrückt. Eine Auswahl ſeiner Gedichte iſt in der Sammlung der Bibliothek deutſcher Dichter des 17. Jahrh. von Wilhelm Müller, Leipzig 1822. 18 Thle., aufgenommen.

Flemming (Jac. Heinr., Graf von), geb. 1667, trat früh in brandenburgiſche, und hernach in ſächſiſche Dienſte als Generaladjutant des Churfürſten Johann Georg zu Sachſen, und ward vom Churfürſten Friedrich Auguſt von dieſer Stelle zum Feldmarſchall erhoben. Als dieſer Fürſt ſich 1697 um die polniſche Krone bewarb, ſandte er, als ſeinen Geſandten, Flemming nach Warſchau, deſſen Bemühungen und Beſtechungen nicht fruchtlos blieben. Auguſt trug über ſeinen Mitbewerber, den Prinzen Conti, den Sieg davon, und wurde zu Warſchau gekrönt. In dem Kriege gegen Schweden (1699) bemächtigte ſich Flemming des Forts Dünamünde bei Riga, und nannte es Auguſtusburg. Bald aber mußten ſich die ſächſiſchen Truppen wieder zurückziehen. Der ſiegreiche Carl XII. foderte von Auguſt die Auslieferung Flemmings, welcher ſich genöthigt ſah, nach Brandenburg zu flüchten. In der Folge durfte er jedoch nach Dresden zurückkehren, und es lag nicht an ihm, daß Carl XII. nicht bei ſeinem Beſuche, den er dem König in Dresden machte, als Gefangener zurückbehalten wurde. Als Carls Glück ſich gewendet hatte, bemühte ſich Flemming vergebens, ſeinem Fürſten Liefland zu verſchaffen, und den König von Preußen zu einer Kriegserklärung gegen Schweden zu bewegen. Auch in Polen mußte er ſeine Plane, die Macht des Königs zu erweitern, aufgeben. Er ſtarb zu Wien 1728. Flemming war ein Mann von unbegrenztem Ehrgeize; aber er verband damit die höchſte Tapferkeit, ſchnelle Faſſungskraft und unermüdliche Thätigkeit.

Fleſche, in der Befeſtigungskunſt, eine kleine pfeilförmige Schanze (halbe Redoute), blos von zwei Façen, und hinten offen.

Fletcher (John), ſ. Beaumont und Fletcher.

Fleurieu (Charles Pierre Claret, Graf von), Mitglied des franzöſiſchen Inſtituts, Miniſter der franzöſiſchen Marine u. ſ. w., einer der unterrichtetſten und gelehrteſten Hydrographen der neuern Zeit, war 1738 zu Lyon geboren. Kaum 13 Jahre alt, trat er in den Seedienſt, und zeichnete ſich hier durch ungemeinen Fleiß und muſterhafte Aufführung aus. Nach Beendigung des ſiebenjährigen Krieges, den er zum Theil mitmachte, widmete er ſich von neuem den nautiſchen Studien, und die von ihm und dem Uhrmacher Ferdinand Berthoud erfundene Seeuhr (die erſte, welche in Frankreich gemacht wurde) ward nachher in den Jahren 1768 und 1769 von ihm ſelbſt, auf der von ihm befehligten Fregatte Iſis, verſucht. Der Erfolg übertraf alle Erwartung. Fleurieu gab darüber das geſchätzte Werk heraus: Voyage fait par ordre du Roi en 1768 et 1769, pour éprouver les horloges marines. Paris 1773 in 4. Vol. av. fig. Im J. 1776 erhielt er den wichtigen Poſten eines Directors der Häfen und der Arſenale, und von ihm rührten in dieſer Eigenſchaft alle Entwürfe in dem Seekriege von 1778 her, ſo wie die Inſtruction für die Entdeckungsreiſen La Peyrouſe's und Entrecaſteaux's, zu denen übrigens Ludwig XVI. ſelbſt, als ein großer Geograph, die Hauptideen angab. 1790 wurde er Marineminiſter, und einige Zeit nachher wurde ihm für eine kurze Zeit die Leitung der Erziehung des Dauphins übertragen. Der Sturm der Revovolution zwang auch ihn, ſich von allen öffentlichen Arbeiten zurückzuziehen. Er lebte nun ganz ſeiner Wiſſenſchaft. Als die Zeiten ruhiger geworden waren, trat er in den Rath der Alten (1797), dann in den Staatsrath, und ſpäter, unter der kaiſerlichen Regierung, in den Senat.

Er ſtarb den 18. Auguſt 1810. Man hat von ihm noch: Découvertes des Français dans le Sud-Est de la nouvelle Guinée. Er gab ferner Etienne Marchands Reiſe um die Welt in den Jahren 1790, 1791 und 1792 heraus. Die vortreffliche Einleitung dazu rührte ganz von Fleurieu her. Mehrere andere geographiſche und hydrographiſche Werke, wie ſein Atlas de la Baltique et du Cattegat, und ſein Neptune Américoseptentrional, deren Herausgabe angefangen war, ſind nicht von ihm vollendet worden. Auch hatte er eine allgemeine Geſchichte der Seereiſen auszuarbeiten angefangen, die vollendet wohl das vollkommenſte Werk dieſer Art hätte werden mögen, was wir noch beſitzen.

Fleurus, Stadt von 2000 Einw. in der niederl. Provinz Hennegau, nahe der Sambre, deren Name durch mehrere Schlachten in der Geſchichte bekannt, und beſonders durch die am 26. Jun. 1794 zwiſchen den Oeſterreichern und Franzoſen gelieferte Schlacht denkwürdig geworden iſt. Dieſe Schlacht machte einen wichtigen Zeitraum in der Geſchichte jenes Feldzuges, da die Franzoſen Belgien nun wieder eroberten, und Frankreichs Hauptſtadt, die ſeit einem Monate, nach dem Falle der Feſtung Landrecy, ſelbſt bedroht war, völlig geſichert wurde. Die Vorpoſten der verbündeten Armee berührten ſchon Peronne (etwa 18 Meilen von Paris), und es war zwiſchen dieſem Orte und Paris keine Feſtung mehr. Aber die Begeiſterung der Franzoſen ſchuf neue Heere. Pichegru hatte mit der Nord-Armee den rechten Flügel der Verbündeten umgangen, und eine drohende Stellung gegen Flandern genommen, Charbonnier mit der Ardennen-Armee den linken Flügel zurückgedrückt, und Jourdan mit der Moſelarmee ſich von Luxemburg aus in Marſch geſetzt. Bei Dornick (Tournay) gewannen die Verbündeten endlich wieder eine feſte Stellung; Pichegru wollte ſie herauswerfen, ward aber vom Kaiſer Franz ſelbſt zurückgeſchlagen. Die Sambre- und Maas-Armee, vereint mit der Armee der Ardennen, ging, unter Jourdan, über die Sambre, griff Charleroi an, und eroberte es, 25. Jun. 1794. Dieſer Verluſt war den Oeſterreichern unbekannt geblieben. Der Prinz Coburg eilte von Nivelles aus herbei, um Charleroi zu Hülfe zu kommen, und zugleich einen großen Verſuch zur Wiederbefreiung der Niederlande zu wagen. Dies führte zur Schlacht von Fleurus am 26. Jun. 1794. Während Coburg den General Devay mit einem nicht unbedeutenden Corps vor Tournay eine Stellung nehmen ließ, griff er Jourdan an, und der Anfang des Treffens berechtigte zu den ſchönſten Erwartungen. Schon war der Erbprinz von Oranien mit dem rechten Flügel ſiegend bis Marchienne au Port vorgedrungen; ſchon hatte der linke Flügel unter Beaulieu beim Angriffe auf die Brücke von Auveloy und die Redouten von Fleurus 20 Kanonen erobert, als beide gegen Abend den Befehl zum Rückzuge erhielten; denn während der Schlacht hatte der Prinz Coburg die Capitulation von Charleroi erfahren, und war von dieſer Nachricht ſo ergriffen worden, daß er den, in der That ſchon faſt errungenen Sieg aus den Händen ließ, und jede Hoffnung aufgab, die Niederlande zu retten. Noch iſt es dunkel, was eigentlich den öſterr. Feldherrn zu dieſem Rückzuge beſtimmte; denn während ſeine beiden Flügel mehr oder weniger ſiegreich waren, hatte das Centrum faſt noch gar nichts gethan. 1815 fiel in der Gegend von Fleurus zwiſchen den Preußen und Franzoſen die Schlacht von Ligny vor. I.

Fleury (André Hercule de), Cardinal und Premierminiſter Ludwigs XV., war zu Lodève in Languedoc 1653 geboren. Er ſtudirte die Schulwiſſenſchaften in dem Jeſuitercollegium, und Philoſophie in dem Collegium Harcourt zu Paris; in beiden zeichnete er ſich aus.

Dem geiſtlichen Stande beſtimmt, ward er Canonicus von Montpellier und Doctor der Sorbonne. Am Hofe gewann er bald durch eine einnehmende Geſtalt und einen feinen Verſtand allgemeine Gunſt, ward Almoſenier der Königin und in der Folge des Königs. 1698 ertheilte ihm Ludwig XIV. das Bisthum Frejus, und ernannte ihn noch kurz vor ſeinem Tode zum Lehrer Ludwigs V. In der ſchwankenden Zeit der Regentſchaft wußte er ſich das Wohlwollen des Herzogs von Orleans zu erhalten, denn er ſuchte auf keine Weiſe ſich geltend zu machen, foderte keine Gnadenbezeigungen und hielt ſich von allen Ränken fern. Der Herzog, der die Neigung des jungen Königs für ſeinen Lehrer bemerkte, trug ihm das Erzbisthum Rheims, eine der höchſten geiſtlichen Stellen in Frankreich an; aber Fleury ſchlug es aus, erſter Duc und Pär von Frankreich zu werden, um ſich nicht nicht von ſeinem Zöglinge trennen zu müſſen. 1726 ward er Cardinal, und bald darauf ſtellte ihn der junge König Ludwig XV. an die Spitze des Miniſteriums. Die Laſt der Regierungsgeſchäfte ſchreckte den bereits 73jährigen Greis nicht ab, und er leitete bis gegen ſein neunzigſtes Jahr die Angelegenheiten ſeines Vaterlandes mit vielem Glück. Den Krieg, den er (1733) wegen der polniſchen Königswahl gegen Carl VI. und das deutſche Reich begann, endigte er rühmlich; er brachte in dem Frieden von 1736 Lothringen an Frankreich. Leider aber war die dadurch zurückgeführte Ruhe Europa's von keiner Dauer; ein neuer, für Frankreich unglücklicher Krieg beunruhigte die letzten Jahre Fleury's, der, ohne den Ausgang deſſelben zu erleben, den 29. Jan. 1743 zu Iſſy bei Paris ſtarb. Die Regel ſeiner Politik war Erhaltung des Friedens. Während ſeines Miniſteriums wurde Frankreich Vermittler zwiſchen dem Kaiſer und Spanien, zwiſchen der Pforte, Oeſterreich und Rußland, und beruhigte alle durch friedliche Mittel. Er war mehr als einmal bemüht, England mit Spanien auszuſöhnen. Der Krieg von 1733 war kurz und der Friede ehrenvoll. Mit einem Worte, Fleury wog und leitete mit weiſer Mäßigung die Angelegenheiten Europa's bis zum J. 1740. Der Krieg, der damals ausbrach, iſt der einzige Flecken ſeines Ruhms. Die beiden Brüder Belle=Iſle mißbrauchten ſein hohes Alter und ihren Einfluß, um ihn zu überreden, daß er mit einer mäßigen Macht die Größe Oeſterreichs zertrümmern könne; eine Hoffnung, welche durch Thereſiens Heldenmuth vernichtet wurde. Als er an die Spitze des Staats trat, befand ſich Frankreich in der bedenklichſten Lage. Die Finanzen waren zerrüttet, die Handlung verfallen, der Credit vernichtet, der Hof wenig geachtet, die Kirche in Verwirrung, das Sittenverderbniß allgemein, die Nation verarmt und entkräftet und von äußern Feinden bedroht. Fleury, minder ſtolz als Richelieu, und minder ränkevoll als Mazarin, heilte dieſe tiefen Wunden, und wenn er, in der falſchen Bedeutung des Worts, weniger groß, d. h. weniger berühmt iſt, ſo gebührt ihm bei weitem mehr Achtung, weil er ohne Blutvergießen und grauſame Mittel Frankreichs Glück im Innern, ſo wie ſein Anſehn von Außen erhöhete und befeſtigte.

Fleury (Claude), Abbé, Erzieher mehrer königlichen Prinzen von Frankreich, und Verfaſſer einer großen Kirchengeſchichte, ward 1640 zu Paris geboren. Im Jeſuiter=Collegium zu Clermont gebildet, wurde er erſt von ſeinem Vater, einem Advocaten, gleichfalls zum Rechtsgelehrten beſtimmt, und fing auch 1658 an, als ſolcher beim Gerichtshofe des Parlaments aufzutreten; bald entſchied er ſich jedoch für den geiſtlichen Stand, und übernahm 1672 die Leitung des jungen Prinzen von Conti, der mit dem Dauphin gemeinſchaftlich erzogen wurde. Hier

lernte ihn der König Ludwig XIV. kennen, welcher ihm ſpäter die Erziehung des jungen Grafen von Vermandois übertrug, und, als dieſer 1683 ſtarb, ihn nach Verlauf einiger Jahre zum zweiten Hofmeiſter der Prinzen von Bourgogne, Anjou und Berry, ſo wie zum Abt des Ciſterzienſer-Kloſters Loi-Dieu ernannte. Mit dem berühmten Fenelon ſich nun in die Sorge des Unterrichts der genannten Prinzen theilend, wandte Fleury, der ein ſehr eingezogenes Leben führte, ſeine Mußeſtunden zur Ausarbeitung mehrer wichtigen Werke an, die ſeinen Namen auf die Nachwelt brachten. Nachdem ſein und Fenelons Geſchäft bei den Kindern der königlichen Familie beendigt war, belohnte ihn Ludwig XIV. noch mit dem Priorat von Argenteuil, und als dieſer Monarch ſtarb, und Ludwig XV. (Fleury's und Fenelon's einſtiger Zögling) zur Regierung kam, da ward er von dieſem, ſeiner gemäßigten Geſinnungen, in den damaligen Streitigkeiten zwiſchen den Moliniſten und Janſeniſten wegen, zu ſeinem Beichtvater ernannt, welche Stelle er auch bis ein Jahr vor ſeinem Tode behielt, wo er ſie dann, großer Alterſchwäche wegen, niederlegte. Er ſtarb 1723, 83 Jahre alt. Fleury war, nach dem Zeugniß mehrer ſeiner Zeitgenoſſen, eben ſo gelehrt als beſcheiden, eben ſo ſanft und gutmüthig als einfach in ſeinen Sitten, und von einer Rechtſchaffenheit und einem Fleiße beſeelt, wie man dies alles zuſammen ſelten vereinigt findet. Von ſeinen vielen im Laufe ſeines Lebens herausgegebenen gelehrten Arbeiten nennen wir nur: ſeine Inſtitutionen in das Kirchenrecht (1687, 2. B.), ſeine große Kirchengeſchichte in 20 Quartbänden (Paris 1691), auf deren Ausarbeitung er 30 Jahre verwandte, und die von Fabre, Pater des Oratoriums, in 16 Bänden fortgeſetzt wurde, ſo daß das Ganze aus 36 Quartbänden beſteht (mehrere Ausgaben davon erſchienen in Brüſſel, Caen u. a. w.); ferner ſeine Reden über die Freiheiten der gallicaniſchen Kirche, über das öffentliche Recht in Frankreich, ſeine Geſchichte des franzöſiſchen Rechts u. ſ. w., welches alles Werke von bleibendem Werthe ſind, ſo verſchieden auch die Meinungen über die hin und wieder darin ausgeſprochenen Anſichten ſein mögen.

Fleury (Bernard), ſ. Franzöſiſche Schauſpielkunſt und Pariſer Theater.

Flibuſtier. So hieß ein Verein engliſcher und franzöſiſcher Freibeuter in Amerika, deren Thun und Treiben zu den merkwürdigen Erſcheinungen in der Geſchichte des 17. Jahrh. gehört. Nach der Ermordung Heinrichs IV. in Frankreich (1610) ſuchten verſchiedene Franzoſen einen freien Aufenthalt auf St. Chriſtoph, einer Inſel der Antillen. Von dieſer Inſel im J. 1630 vertrieben, ſuchten einige eine Zuflucht auf der weſtlichen Küſte von St. Domingo, andere auf der benachbarten kleinen Inſel Tortue. Mit den letztern hatten ſich viele Engländer, von gleichen Geſinnungen geleitet, vereinigt. Die Flüchtlinge auf St. Domingo beſchäftigten ſich vorzugsweiſe mit der Jagd der Stiere, die, ſeitdem die Spanier einen Stamm derſelben auf die Inſel gebracht, ſich außerordentlich vermehrt hatten, und in großen Heerden wild umherliefen. Das Fleiſch dieſer Thiere diente den Jägern zur Nahrung, die Häute verkauften ſie an die Seefahrer, welche an der Küſte landeten, und weil ſie das Fleiſch nicht kochten, ſondern, nach der Gewohnheit der amerikaniſchen Wilden, blos am Feuer röſteten, ſo erhielten ſie, wegen dieſes Gebrauchs, den Namen Boucaniers. Ohne Oberhaupt und Geſetze, und ohne Gemeinſchaft mit Weibern, lebten dieſe Stierjäger in dem roheſten Zuſtande der Natur, je zwei und zwei zuſammen, und in einer völligen Gemeinſchaft der Güter, welche ſie

theils durch die Jagd, theils durch Räubereien erwarben. Die Spanier, die ihre Gegner nicht bezwingen konnten, fielen auf den Gedanken, ſämmtliche Stiere auf der Inſel auszurotten, und nöthigten ſo die Boucaniers, die dadurch ihren einzigen Unterhalt und Erwerb verloren, entweder als Coloniſten das Land zu bauen, oder ſich mit den Flibuſtiern auf der Inſel la Tortue zu verbinden. Die Flibuſtier, die ihren Namen wahrſcheinlich von einer Gattung kleiner Fahrzeuge, deren ſie ſich bei ihren erſten Streifereien bedienten, erhalten haben, waren die kühnſten Abenteurer zur See, welche je die Geſchichte irgend eines Volks aufgeſtellt hat. In geringer Anzahl und nur mit geringen Mitteln, aber mit einer Kühnheit, die jeder Gefahr und dem Tode ſelbſt trotzte, griffen ſie nicht blos einzelne Kauffahrer, ſondern auch mehrere zugleich, ja ſelbſt bewaffnete Schiffe an. Ihr Hauptmanöver beſtand darin, daß ſie das feindliche Schiff zu entern ſuchten, und wenn ihnen der Verſuch gelang, pflegten ſie ſolches gemeiniglich auch zu nehmen. Sie machten vorzüglich auf die ſpaniſchen Schiffe Jagd, die, mit den Schätzen Amerika's beladen, nach Europa ſegelten. Die Spanier waren durch die häufigen Unglücksfälle, welche ſie von den Flibuſtiern erlitten hatten, ſo muthlos geworden, daß ſie bei dem bloßen Anblicke derſelben zitterten, und ſelten ernſtlichen Widerſtand leiſteten. Einſt wurde ein Schiff der Flibuſtier von zwei ſpaniſchen Galeeren, deren jede 60 Kanonen und 1500 Mann an Bord hatte, überfallen. Es war den Flibuſtiern nicht möglich zu entfliehen, aber ſie dachten auch eben ſo wenig daran, ſich zu ergeben. Ihr Capitän Laurent hielt eine kurze, aber nachdrückliche Anrede an ſie, ließ einen ſeiner Leute an die Pulverkammer treten, mit dem Befehl, ſie auf das erſte Zeichen, das er ihm geben würde, ſogleich anzuzünden, und ſtellte nun ſein Schiffsvolk auf beiden Seiten in Schlachtordnung. „Mitten durch die feindlichen Schiffe müſſen wir ſegeln," rief er ſeinen Leuten zu, „und rechts und links auf ſie ſchießen." Dieſes Manöver wurde, zum größten Erſtaunen der Spanier, mit außerordentlicher Schnelligkeit vollführt. Das Feuer der Flibuſtier hatte auf beiden Schiffen ſo viele Leute getödtet, daß die Spanier einen weitern Angriff nicht wagten. Der Befehlshaber der Galionen mußte mit ſeinem Kopfe für die Schande büßen, welche der ſpaniſchen Nation dadurch erwachſen war. Die häufig erlittenen Unfälle machten, daß die Spanier ihre Schiffahrt in Amerika ſehr einſchränkten, und ſich ſelten auf dem Meere zeigten. Dies vermehrte die Kühnheit der Flibuſtier, die nun Landungen an den Küſten unternahmen, und die ſpaniſchen Städte plünderten. Die Art, wie ſie ihren Raub gewöhnlich theilten, war eben ſo ſonderbar, wie ihr ganzes Leben. Jeder, der den Zug mitgemacht hatte, ſchwur mit aufgehobener Hand, daß er von der Beute nichts für ſich behalten. Ein falſcher Eid, der doch nur äußerſt ſelten vorfiel, wurde mit der Verbannung in eine unbewohnte Inſel beſtraft. Die, welche auf dem Zuge verwundet worden waren, erhielten zuerſt ihren Antheil, der nach dem Verhältniſſe der Wunde ſchon beſtimmt war. Das Uebrige wurde in eben ſo viel Antheile getheilt, als die Zahl der Mannſchaft war; die Vertheilung ſelbſt wurde durch das Loos entſchieden. Der Anführer erhielt nicht mehr als jeder Andere; nur wenn er ſich beſonders ausgezeichnet hatte, theilte man ihm mehr zu. Auch die auf dem Zuge Verſtorbenen wurden nicht vergeſſen, und der auf ſie kommende Antheil ihren Verwandten oder Freunden, und in deren Ermangelung den Armen und den Kirchen übergeben. Denn bei allen ihren Laſtern hatten dieſe rohen Menſchen doch eine gewiſſe Religioſität, und ſie fingen ihre wichtigern Unternehmungen immer mit Gebet an.

Die ſchnell erworbenen Reichthümer wurden im Spiel und in der Schwelgerei aller Art eben ſo ſchnell wieder verſchwendet; denn der Grundſatz dieſer Abenteurer war, den Augenblick zu genießen, und nicht für die Zukunft zu ſorgen. Clima und Lebensart verminderten nach und nach die Zahl der Flibuſtier, und die nachdrücklichen Maßregeln, welche die engliſche und franzöſiſche Regierung nahmen, ſteuerten endlich dem Unweſen, das man früher vielleicht nicht ohne Abſicht geduldet hatte. Die franzöſiſchen Niederlaſſungen auf der weſtlichen Hälfte von St. Domingo gingen aus dieſem Seeräuberſtaat hervor, und mit dem Anfange des 18. Jahrh. hatten die Räubereien der Flibuſtier aufgehört, deren bei dem utrechter Frieden nicht mehr erwähnt wurde. Eine Schilderung ihrer Lebensart und eine Menge kühner Thaten enthält Raynal's Geſchichte beider Indien, Th. 10, und der zweite Theil der hiſtoriſchen Schriften von Archenholz.

Fliege. Wir bezeichnen im gemeinen Leben mit dieſem Worte eine Menge kleinerer und größerer Inſecten mit zwei Flügeln, wenn ſie einigermaßen die Geſtalt der eigentlichen Fliegen haben. Die ſyſtematiſche Naturgeſchichte, welche den Begriff beſchränkt, zählt dennoch gegen 400 verſchiedene Fliegengattungen. Die Fliegen nähren ſich von Säften, die ſie mittelſt eines Rüſſels einſaugen. Sie entſtehen aus Eiern, welche die Sonnenwärme ausbrütet, und welche jede Gattung, ihrem Inſtinct gemäß, auf ſolche Körper legt, die den Jungen ſogleich zur Nahrung dienen. Die Jungen werden gewöhnlich zuerſt Maden, d. h. Larven ohne Füße. Manche Fliegen brüten, beſonders zu gewiſſen Zeiten, ihre Eier in ihrem eigenen Leibe aus, und geben alſo ſchon wirkliche Maden von ſich. Dieſe Maden, die mit allen Inſectenlarven eine große Gefräßigkeit gemein haben, verpuppen ſich, ſobald ſie ihr gewöhnliches Wachsthum erreicht haben. Erſt aus dieſer Puppe entwickelt ſich die Fliege. Es würde hier zu weitläufig ſein, nur die Hauptgattungen genau zu beſchreiben. Sie ſind als höchſt läſtige, ſchwer zu vertreibende Inſecten bekannt genug. Nur von der ſpaniſchen Fliege, die vormals aus Spanien zu uns gebracht wurde, woher auch ihre Benennung entſtanden iſt, wollen wir noch etwas hinzuſetzen, obwohl ſie eigentlich gar nicht unter das Fliegengeſchlecht gehört. Es iſt ein $^1/_4$ Zoll langer, ſchmaler, glänzendgrüner Käfer mit ſchwarzen Fühlhörnern, der wegen ſeiner blaſenziehenden Eigenſchaft auch Blaſenkäfer genannt wird, und ſich auf den Blättern des ſpaniſchen Hollunders, des Liguſters und beſonders der gemeinen Eſche aufhält. Er zeigt ſich bei uns nur in gewiſſen Jahren, in den Monaten Mai, Juni und Juli, und zuweilen in ſolcher Menge, daß alle Blätter von ihm abgefreſſen werden. Der Geruch dieſes Inſects iſt ekelhaft ſüßlich und betäubend, der Geſchmack anfangs unmerklich, nachdem aber brennend und ätzend. Es iſt allen Thieren, bis auf den Igel, ein tödtendes Gift. In den Apotheken werden die ſpaniſchen Fliegen unter dem Namen Canthariden zu blaſenziehenden Pflaſtern gebraucht. Man ſammelt ſie zu dem Ende bei regnichtem Wetter oder vor Sonnenaufgang, wo ſie ganz ſtill ſitzen, thut ſie in eine gläſerne Flaſche, tödtet ſie durch Eſſigdampf, oder in einem heißen Ofen, und trocknet ſie dann an der freien Luft. Zum Blaſenziehen ſtreut man gepülverte ſpaniſche Fliegen auf irgend ein klebendes Pflaſter, und legt dies auf. Man darf ſie ohne Nachtheil nicht zu lange ziehen laſſen; eben ſo ſehr muß man ſich vor dem innerlichen Gebrauch hüten, woraus Harnzwang, Blutharnen und ſelbſt der Tod entſtehen kann.

Flinte, ein Schießgewehr, welches von dem alten, ſchon im Wen=

diſchen vorkommenden Worte Flins oder Blynz ſeinen Namen hat. Flins nämlich (engliſch Flint, und däniſch Flinta) bezeichnet einen Kieſel oder Hornſtein, dergleichen man ſich bei dieſer Gewehrgattung, welche an die Stelle der Musketen trat, bediente. Ludwig XIV. war der erſte, der 1671 ein Regiment mit Flinten bewaffnen ließ, welches daher den Namen Füſelierregiment bekam, zum Unterſchied von den Musketierern. Man hat ſich nachher bemüht, dieſes Gewehr zu verbeſſern und zu vervollkommnen; eben ſo hat man mit dem Schloſſe vielfache Veränderungen vorgenommen, theils um größere Sicherheit des Losſchießens zu bewirken, theils um es vor dem Roſten und unzeitigen Losgehen zu bewahren. Anfangs wurden die Flinten oder Büchſen, nach Art der Feldſtücke, mit Lunten aus freier Hand abgebrannt, nachher erdachte man den Hahn, in welchen die Lunte eingeſchraubt wurde, um ſie mit einem Druck nach dem Zündloche zu leiten. Dies war das Luntenſchloß. Dann ſchraubte man einen Feuerſtein in den Hahn, und brachte dabei ein ſtählernes Rad an, welches umlief und Feuer aus dem Kieſel ſchlug. Dies iſt das alte zu Nürnberg 1517 erfundene deutſche Schloß, dergleichen man noch an den Doppelhaken ſieht. Einige nürnberger Meiſter und auch König Guſtav Adolph brachten Verbeſſerungen daran an. So ſicher auch dieſes Schloß iſt, ſo nimt das jedesmalige Aufziehen deſſelben mit dem Schlüſſel doch zu viel Zeit hinweg, als daß nicht die franzöſiſche Erfindung des Schloſſes mit der Nuß und der Pfanne, an dem man den Hahn mit dem Daumen zurückzieht, und ihn gegen den Pfannendeckel abdrückt, wodurch dieſer zurückgeſchlagen wird und Feuer giebt, den Vorzug hätte erhalten ſollen.

Flintglas oder **Kieſelglas** iſt eine durch vorzügliche Reinheit und Helligkeit vor allen übrigen ſich auszeichnende Glasart, welche in England (jetzt auch in Benedictbeuern in Baiern, durch Reichenbach) verfertigt wird. Es verdankt dieſe Eigenſchaft dem beigemiſchten Bleikalke. Dollond hat es zur Verfertigung ſeiner achromatiſchen Fernröhre angewandt. (S. Dollond.)

Flittergold, **Flitterſilber**, **Flittern**, ſind Erzeugniſſe der Luggoldſchläger, und werden vorzüglich in Nürnberg, Berlin und Wien verfertigt, aus zwiſchen Leder dünn geſchlagenem und cämentirtem Meſſing. Sie werden zu allerlei Putz angewandt. Flittern hat man von echtem Golde und Silber. Sie haben in der Mitte eine runde Oeffnung, vermittelſt welcher ſie mit Fäden auf dem Putz oder in der Stickerei befeſtigt werden. Flittergold und Flitterſilber wird in ſogenannten Karten verhandelt. Bei dem erſten liegen 15 Tafeln, bei dem letzten 7 Tafeln zuſammen.

Flögel (Carl Friedr.), dieſer verdiente Literator wurde 1729 zu Jauer in Schleſien geboren, erhielt auf der Schule ſeiner Vaterſtadt und auf dem Gymnaſium zu Breslau ſeine erſte gelehrte Bildung, und widmete ſich dann zu Halle der Theologie. Nach ſeiner Rückkunft beſchäftigte er ſich zu Jauer mit dem Unterricht junger Leute, wurde 1761 als Lehrer bei dem Gymnaſium zu Breslau angeſtellt, bald darauf aber Prorector, und 1773 Rector der Schule zu Jauer. 1774 erhielt er den Ruf als Profeſſor der Philoſophie an der Ritterakademie zu Liegnitz, welche Stelle er bis zu ſeinem Tode (1788) mit Ruhm und Nutzen bekleidet hat. Seine Muße widmete er literariſchen Forſchungen, und ſeine Schriften beweiſen ſeine ausgebreitete Beleſenheit und ſein geläutertes Urtheil. Dieſe ſind: Geſchichte des menſchlichen Verſtandes, Breslau 1765. (Dritte Aufl. 1776). Geſchichte des gegenwärtigen Zuſtandes der ſchönen Literatur in Deutſchland. Jauer 1771.

Geſchichte der komiſchen Literatur, 4 Bde. Liegnitz 1784—1787. Außer einer Abhandlung über das Komiſche und Lächerliche, und einer allgemeinen Geſchichte der komiſchen Literatur, enthält das letztgenannte Werk, das erſte in ſeiner Art, die Geſchichte der Satyre, eine Schilderung der vorzüglichſten ältern und neueren Satyriker, und zuletzt eine Geſchichte der Comödie im weitläufigſten Sinne des Worts. Eine weitere Ausführung einzelner Theile des Komiſchen enthalten: die Geſchichte des Groteskkomiſchen (Poſſenſpiele bei chriſtlichen Feſten, komiſche Feſte, komiſche Geſellſchaften), Liegnitz 1788; die Geſchichte der Hofnarren, ebend. 1789, welche den zweiten Theil des vorhergehenden Werks ausmacht, und die Geſchichte der Burlesken, welche nach des Verfaſſers Tode (1794) herauskam.

Flor, Gaze, iſt die feinſte und dünnſte aller Zeugarten, von Seide, Neſſelgarn und auch von Wolle. Man hat ihrer in unzähligen Sorten. Frankreich und Italien liefern die ſchönſte Waare darin. — **Blumenflor** iſt der Blüthezuſtand der Blumen. Auch nennt man in der Botanik Flor alle die Pflanzen, die in einer gewiſſen Gegend einheimiſch ſind. In dieſem Sinne nehmen die Botaniker für Europa, mit Ausſchluß der europäiſchen Türkei, fünf Floren an; die nordiſche, die helvetiſche, die öſterreichiſche, die pyrenäiſche und die apenniniſche.

Flora, bei den Griechen Chloris, die Göttin der Blumen und Blüthen, des Getreides und Weinſtockes. Sie war die Gattin des Zephyrus (Weſtwindes), und wird als eine ſchöne weibliche Figur abgebildet, mit einem Blumenkranze auf dem Kopfe oder in der linken Hand; in der rechten hält ſie gewöhnlich ein Horn des Ueberfluſſes. Ihr zu Ehren wurden in Rom die floraliſchen Schauſpiele gehalten, die äußerſt üppig und ausſchweifend waren. In der Botanik heißt Flora ein Pflanzenverzeichniß.

Florentiner Arbeit iſt eine Art muſiviſcher Kunſt, mittelſt welcher man durch Zuſammenſetzung von Edelſteinen und Marmorſtücken ſowohl die Natur ſelbſt, als auch Gemälde in einem gewiſſen Grade nachahmt. Sie hat von Florenz den Namen, weil ſich die Florentiner durch beſonders gelungene Arbeiten in dieſer Gattung auszeichnen. Uebrigens haben die Producte derſelben alle Mängel mit den Moſaikarbeiten gemein, und ſind mehr Künſteleien als Werke von ächtem Kunſtwerth.

Florentiner Lack, eine bekannte Malerfarbe, welche ein Franciscaner zu Florenz erfand, als er die Tinctur der Cochenille mit dem Sal tartari wider das Fleckfieber verfertigt hatte, und aus Verſehen eine aufgelöſ'te Säure hinzugoß. Es entſtand ein Aufbrauſen, aus dem ſich ein hochrother Niederſchlag bildete. Die Maler fanden dieſe Farbe trefflich, worauf der Erfinder ſie in Menge und in größerer Vollkommenheit lieferte.

Florenz (ital. Firenze), die Hauptſtadt des Großherzogthums Toscana, gehört wegen ihrer Lage, Kunſtſchätze, Gebäude und hiſtoriſchen Merkwürdigkeiten zu den ausgezeichnetſten Städten der Welt. Sie liegt in einem reizenden und fruchtbaren Thale, und wird durch den Arno in zwei ungleiche Hälften getheilt, welche durch vier ſteinerne Brücken mit einander in Verbindung ſtehen. Das Clima iſt mild und geſund, und die Bevölkerung in 10,000 Häuſern gegen 80,000 Seelen ſtark. In den Unruhen, welche im Mittelalter die italieniſchen Freiſtaaten und auch Florenz ſo gewaltſam durchtobten, ſchwang dieſe Stadt ſich zu einer ſeltnen Blüthe der Macht empor, welche beſonders durch die Familie Medici glänzend entwickelt und ſo befeſtigt wurde, daß Flo-

renz ſein Haupt über alle Nachbarſtaaten erheben und dieſe unter ſeine Botmäßigkeit bringen konnte. Aus dieſen Zeiten ſchreibt ſich auch die heutige Geſtalt der Stadt her, deren Gebäude größtentheils zu Schutz und Trutz angelegt ſind, wie es die damaligen Parteienkriege nothwendig machten; aber wenn der Architectur auch jene heitere Eleganz griechiſcher Formen abgeht, wie ſie Palladio in Vicenza und Venedig hervorrief, ſo beſitzt ſie dafür alles Edle, Wahre und Gediegene eines männlichen Styls. Von dieſer Art ſind z. B. der Palaſt Pitti (vom Großherzog bewohnt) mit dem ſeiner Lage wegen angenehmen Garten Boboli; die Paläſte Strozzi und Riccardi (ehemals Medici) und der alte unregelmäßige Rathspalaſt am großen Stadtplatze (piazza del Granduca). Die Außenſeiten der Kirchen ſind leider faſt alle unvollendet, das Innere hingegen, in Rückſicht der Bauart und Ausſchmückung, größtentheils würdig und vortrefflich. Der Dom, ein rieſenhaftes Gebäude aus dem 13. Jahrh., von außem ganz mit ſchwarzem und weißen Marmor bekleidet, prangt mit einer hohen, von Brunelleschi erbauten Kuppel. Ihm zur Seite ſteht der zierliche, nach Giotto's Zeichnung erbaute Glockenthurm, und gegenüber die uralte Taufcapelle (Battisterio), deren in Erz gegoſſene Thüren, von Ghiberti, ſo ſchön ſind, daß Mich. Angelo ſie der Ehre würdig erklärte, Thore des Paradieſes zu ſein. Die Kirche S. Lorenzo enthält die mit Pracht überladene, aber unvollendete Fürſtengruft, zugleich die Monumente der beiden Medici mit den berühmten Statüen des Tages, der Nacht, Dämmerung und Morgenröthe, in welchen ſich Mich. Angelo verewigt hat. In dem Kloſter befindet ſich die ihrer Codices und Handſchriften wegen höchſt koſtbare laurentiniſche Bibliothek. Die Kirche St. Croce beſitzt, außer einem Schatze von Denkmalen alter und neuer Kunſt, die herrlichſten vaterländiſchen Mauſoläen, unter welchen vor allen andern nur hier die eines Mich. Angelo, Machiavelli, Galilei und Alfieri genannt werden ſollen. Die Kirchen S. Marco, St. Annunciata, St. Maria Novella, S. Spirito, St. Trinita ſind eben ſo würdige Tempel der Andacht als Muſeen der Kunſt, und vorzüglich reich an den ſchätzbarſten Frescogemälden alter Meiſter, unter welchen die von Maſaccio in der Kirche del Carmine noch heute den Künſtlern eine Quelle der Bewunderung und des Studiums ſind, wie ſie es einſt für L. da Vinci, Mich. Angelo, Raphael u. A. geweſen. Auch in den Paläſten findet man häufig koſtbare Gallerien und Sammlungen von Kunſtgegenſtänden aller Art. Reich an den trefflichſten Gemälden ſind die Paläſte Corſini, Gerini und beſonders Pitti, welcher letztere nun alle nach Paris entführten Schätze, und unter dieſen die Madonna della Sedia, zurückerhalten hat. Doch nicht nur dieſe, ſondern vielleicht alle Sammlungen Europa's verdunkelt durch Anzahl und Werth ihrer Kunſtwerke die großherzogliche Galerie. Von antiken Statüen gehören zu ihren Hauptzierden die mediceiſche Venus, ferner die beiden Ringer, der Apollin, der tanzende Faun, der Schleifer, der Hermaphrodit, die Gruppe der Niobe u. ſ. w. Unter den unzähligen Gemälden behaupten den erſten Rang die in der Tribune befindlichen von Raphael (das Bild der angeblichen Beckerin, unter dem Namen der Fornarina bekannt, eine heil. Familie, Johannes in der Wüſte, Papſt Julius II.); Tizians Venus, Bilder von Mich. Angelo, Correggio, Fra Bartolomeo u. A. Einzig in ihrer Art iſt die Sammlung von beinahe vierhundert Bildniſſen der berühmteſten Maler, alle von den Meiſtern ſelbſt gemalt. Noch befinden ſich hier die Sammlungen alter und neuer Bronzen, Münzen und der koſtbarſten geſchnittenen Steine, die, wie alle übrigen, Jedermann mit uneigennützi-

ger Höflichkeit gezeigt werden und der Benutzung offen ſtehen. Auch die Akademie der ſchönen Künſte, die unter der Leitung Benvenuti's und Raph. Morghens tüchtige Schüler bildet, beſitzt eine ſehr ſchöne Galerie meiſtens alter florentiniſcher, aus aufgehobenen Klöſtern und Kirchen hieher verſetzter Gemälde. Nicht minder vortrefflich ſind die wiſſenſchaftlichen Anſtalten. Außer der laurentiniſchen und vielen andern Privatbibliotheken, unter welchen die des Großherzogs die koſtbarſten Werke der neueren Literatur in allen Sprachen ſammelt, ſind noch die Marucelliana und Magliabecchiana berühmt, welche letztere ſehr reich an Handſchriften und den ſeltenſten gedruckten Büchern iſt. Das Muſeum der Naturgeſchichte, welches in vierzig Zimmern bedeutende Sammlungen für Mineralogie, Botanik und Zoologie enthält, verdient ſchon der meiſterhaften anatomiſchen Wachspräparate wegen, die unter Fontana's Aufſicht von Clemens Suſini verfertigt ſind, die Bewunderung der Laien und Eingeweihten, und rechtfertigt die faſt übertrieben klingenden Ausrufungen des begeiſterten Dupaty. In den Spitälern St. Maria nuova und S. Bonifazio findet eine Menge junger Leute Gelegenheit, unter der Leitung geſchickter Lehrer ſich theoretiſch und practiſch mit der Heilkunde zu beſchäftigen, deren Studium überdies durch mediciniſche Bibliotheken, anatomiſches Theater, botaniſche Gärten u. ſ. w. ſehr begünſtigt wird. Von mehreren Theatern ſind gewöhnlich zwei eröffnet; große Oper und Ballet, beide mit Pracht und Geſchmack ausgeſtattet, werden im Theater della Pergola, komiſche Oper im Theater del Cocomero aufgeführt. Außerdem giebt es mehrere Winkel- und Marionettentheater, und auf den Straßen treibt bei Tag und Nacht der höchſtergötzliche, witzige Pulcinello in einer wandernden Bretterbude ſein luſtiges Weſen. Wir würden ſchon bei einer trocknen Herzählung des blos Sehenswerthen die Grenzen dieſer Blätter bei weitem überſchreiten, und begnügen uns daher, auf die flüchtig hingeworfenen Maſſen unſeres Bildes noch einige Farbentöne zu bringen. Der unbeſchreibliche Zauber, den Florenz auf jeden unbefangenen und empfänglichen Menſchen ausübt, iſt nicht nur in den Einflüſſen einer reichen und heitern Gegenwart, ſondern auch in den Erinnerungen an eine glorreiche Vorzeit, deren Denkmale bei jedem Schritte aufſtoßen, zu ſuchen. Mehr als das Andenken an ſeine kriegeriſche Größe, an ſeine Helden und Feldherren im Mittelalter, beſchäftigt den Geiſt der Gedanke, daß Künſte und Wiſſenſchaften hier vor allen andern Orten geblüht, und die edelſten Früchte zur Erquickung und Wiedergeburt Europa's getragen haben. Die gefeiertſten Namen der italieniſchen Literatur und Kunſt ſind florentiniſchen Urſprungs. Bildung, Kunſtſinn und Geſchmack, die, früh geweckt und genährt, das Zeitalter Lorenzo's von Medici zu einem der glänzendſten in der Geſchichte machten, ſcheinen ſo tiefe Wurzeln geſchlagen zu haben, daß ſie auch heute noch hervorſtechend ſind. Die Sprache, ſelbſt des gemeinen Mannes, iſt eben ſo rein und zierlich, als reich an feinen und witzigen Wendungen; überhaupt iſt das Volk heiter, gefällig, lebensluſtig, gottesfürchtig und ſchauſpielſüchtig, wie alle Italiener, aber in Fleiß und Induſtrie die meiſten übertreffend. Florenz beſitzt Fabriken aller Art; ſeine Seidenmanufacturen und Färbereien ſind berühmt; Metallarbeiten, Kutſchen, Pianoforte, mathematiſche und phyſikaliſche Inſtrumente, Druckereien, kurz alle Gegenſtände, die dem Bedürfniſſe oder dem feinern Genuſſe des Lebens zu ſtatten kommen, ſind ausgezeichnet gut; der Handel iſt beträchtlich. Der Reiz der Stadt wird durch die herrliche Umgebung erhöht. Das ganze Land gleicht einem blühenden Garten, und ſcheint, von einer Anhöhe betrach-

tet, mit Villen und Dörfern überſäet, die, wie Arioſt rühmt, ein zwiefaches Rom abgeben würden, wenn man ſie zuſammenrücken und mit einer Ringmauer umſchließen könnte. Ein Park mit einer Meierei dicht an der Stadt, die Caſcine genannt, wimmelt jeden Abend, beſonders an Feſttagen, von ſchöner Welt; auch die großherzoglichen Luſtſchlöſſer, Poggio imperiale, Carreggi, Pratolino, Poggio a Cajano, von der Natur und Kunſt reichlich geſchmückt, geben reizende Punkte zu den ſchönſten Ausflügen ab, und werden häufig beſucht. So führt Florenz den Beinamen la bella mit vollem Recht, und genießt, faſt mehr als Rom, die Huldigungen der entzückten Wanderer, welche den herrlichen Aufenthalt ſtets ungern verlaſſen. xx.

Florett, Florettſeide, Florettbänder u. ſ. w. **Florett** iſt das rauhe Geſpinnſt, womit die Seidenwürmer ihr Gehäuſe anfangen, ehe ſie ordentliche Fäden ziehen, und welches nicht mit abgehaspelt werden kann, ſondern geſponnen werden muß. Die aus dieſer Seide gewonnenen Bänder, Zeuge u. ſ. w. erhalten zugleich durch den Zuſatz Florett die Bezeichnung ihrer Art und Gattung.

Florian (Jean Pierre Claris de), ein durch zahlreiche Schriften voll Anmuth und Geiſt allgemein bekannter franzöſ. Schriftſteller Mitglied der franzöſ. Akademie. Er wurde 1755 auf dem Schloſſe Florian, unweit Sauve in den Nieder-Sevennen, geboren, und dankte ſeiner Mutter Gilette de Salgue, einer gebornen Caſtilianerin, die lebhafte Neigung, die er ſtets für die ſpaniſche Literatur hegte. Dieſe Geiſtesrichtung und eine damit verbundene Hinneigung zum alten Ritterthum, welches uns aus den romantiſchen Dichtungen der Spanier anſpricht, laſſen ſich deutlich in ſeinen Werken erkennen. Aber zu Ferney vornehmlich ſog er die Liebe zur Dichtkunſt und zu den Wiſſenſchaften ein, und bildete ſeine Anlagen aus. Ein Oheim Florians hatte eine Nichte Voltaire's geheirathet; ſein Vater ward von dieſem berühmten Schriftſteller geliebt, und der Dichter der Henriade fand Vergnügen darin, die angebornen Talente des Sohnes ſeines Freundes zu entwickeln, der bald ſein Liebling wurde. Florian trat als Page in die Dienſte des Herzogs von Penthièvre, und verlebte den größten Theil des Jahres mit dem Herzoge in Paris, wo d'Argental, ein Freund Voltaire's, der Gelehrte und Künſtler um ſich verſammelte, ein Privattheater hatte erbauen laſſen. Hier trat Florian zuerſt mit ſeinen theatraliſchen Arbeiten auf, in denen er die Rolle des Harlekin ſelbſt übernahm, und wovon „die beiden Billets" auch bei uns noch jetzt auf allen Theatern gern geſehen werden. Er fuhr zugleich in ſeinen ſchriftſtelleriſchen Beſchäftigungen fort, und die Anzahl ſeiner Werke, ſo wie die bei der Akademie durch das Gedicht: Voltaire et le serf du Mont Jura, ferner durch ſeine Ekloge: Boas et Ruth, gewonnenen Preiſe, hatten ſeinen Namen bekannt gemacht. Weniger Beifall erhielt ſeine Lobſchrift auf Ludwig XII. 1788 wurde er Mitglied der franzöſiſchen Akademie. Beim Ausbruche der Revolution, und nach dem Tode des Herzogs von Penthièvre, hatte er ſich aus dem Geräuſche der Welt zurückgezogen, und ſich, auf das Decret, das alle Adelige aus Paris verbannte, nach Seaux begeben. Hier ward er, während er ſein Gedicht „Ephraim" zu vollenden beſchäftigt war, auf Befehl des Sicherheitsausſchuſſes verhaftet, und ſein Leben ſchwebte lange in Gefahr. Der Sturz Robespierre's rettete ihn vom Blutgerüſt, und erlaubte einem ſeiner Freunde, für ſeine Befreiung zu arbeiten; leider war es aber ſchon zu ſpät; die erfahrenen Leiden und Kränkungen, vorzüglich die peinliche Ungewißheit, in der er lange das Schlimmſte fürchten müſſen, hatten ſeinen Geiſt

niedergedrückt. Einige Tage nach ſeiner Befreiung aus dem Gefängniſſe ſtarb er am 13. Sept. 1794 zu Seaux. Als Dichter hat er ſich in mehr als einer Gattung mit Glück verſucht. Im Allgemeinen ſind Leichtigkeit, Anmuth, Wortklang und eine bei den Franzoſen ſeltene Gemüthlichkeit die hervorſtechenden Eigenſchaften aller ſeiner Werke; in den höheren Gattungen fehlt es ihm jedoch zuweilen an Lebendigkeit, Kraft und Colorit. Alle ſeine Dichtungen wurden mit Begierde geleſen, denn er malt mit treffender Wahrheit die Sitten und Charaktere. Vor allen gelangen ihm Gemälde aus der Schäferwelt, wie z. B. in ſeiner beliebten Eſtelle, und als Fabeldichter ſteht er in der franzöſiſchen Literatur unmittelbar nach Lafontaine. Voltaire nannte ihn nur mit dem zärtlichen Namen Florianet, womit die Gattung, in welche Florian nach Geiſt und Charakter gehört, Galathée (nach Cervantes), Fables, Contes en vers, zugleich ſehr treffend bezeichnet wird. Seine Hauptwerke ſind: Estelle, Gonzalve de Cordoue, Numa Pompilius, und von ſeinen Theaterarbeiten die bereits genannten deux billets. Seine freie Bearbeitung des Don Quixotte lieſt ſich wie ein franzöſ. Original, und gewährt, wie groß auch die Verachtung ſei, mit welcher unſere neuern Ueberſetzungskünſtler auf ſie herab ſehen, eine höchſt anziehende, geiſtvolle Unterhaltung. Das Werk erſchien erſt nach dem Tode ſeines Verfaſſers.

Florida, ein Land in Nordamerika, zwiſchen den vereinigten Staaten, dem atlantiſchen Meere, dem mexikaniſchen Meerbuſen und Louiſiana, von 3100 Q. M., im Beſitz der Nordamerikaner. Der Apalachicola (Fluß) theilt das Land in Oſt- und Weſtflorida; in jenem iſt die Haupſtadt S. Auguſtin, in dieſem Penſacola. Andere Flüſſe von Bedeutung darin ſind: der Miſſiſippi, Alehama, St. John, St. Mary. Der See Mayaco, die Bai von Penſacola, Apalache, vom heil. Geiſt, die Carlos- und Chatain-Bai, das Vorgebirge Sable verdienen erwähnt zu werden; auch giebt es im Innern Berge, die mit der apalachiſchen Gebirgkette (im Freiſtaate) zuſammenhängen. Das Clima iſt in den Thälern und in den Ebenen heiß, aber größtentheils geſund. Das Land iſt reich an Producten aller Art, vorzüglich aus dem Thier- und Pflanzenreiche. Die Einwohner, etwa 20000 an der Zahl, theilen ſich in Eingeborne, die unter ihren eigenen Oberhäuptern ſtehen (Creeks-Indianer und Moscoculgen), und Europäer (Spanier, Franzoſen, Engländer und Griechen); dieſe letztern wurden durch die Britten, um den Seidenbau zu cultiviren, aus dem Archipelagus dorthin verſetzt, ſollen aber faſt ganz ausgeſtorben ſein. Im Frieden zu Fontainebleau (1762) trat Spanien Florida, das ihm nie ſehr einträglich geweſen war, bis an den Miſſiſippi, an England ab, erhielt es aber im Frieden zu Verſailles (1782) wieder zurück. Seit 1814 entſtanden neue Streitigkeiten zwiſchen Spanien und den vereinigten Staaten, die endlich durch einen Vertrag geſchlichtet wurden, nach welchem Spanien beide Florida's an die vereinigten Staaten abtrat. Die Cortes haben dieſen Vertrag ratificirt. (S. verein. Staaten.)

Florida-Blanca (Graf von), ſpaniſcher Staatsminiſter unter Carl III., ein Mann von großen Talenten, der viel zum Beſten Spaniens unternahm, aber auch viel getadelt worden iſt, und einen großen Wechſel des Schickſals erfahren mußte. Sein eigentlicher Familienname war Monnino. Er wurde 1730 zu Murcia geboren, wo ſein Vater Notarius war. Der junge Monnino zeigte frühzeitig viele Talente, die er auf der Univerſität zu Salamanca ausbildete, und machte ſich bald ſo bemerkbar, daß ihm der wichtige Poſten eines ſpaniſchen Geſandten

zu Rom unter Clemens XIV. anvertraut wurde, wo er ſich großes Anſehn erwarb, in verſchiedenen bedenklichen Fällen große Geſchicklichkeit zeigte, beſonders durch Bewirkung der Aufhebung des Jeſuiterordens ſeinem Könige einen ſehr angenehmen Dienſt zu leiſten Gelegenheit hatte, und zur Wahl Papſt Pius VI. viel beitrug. Als Carl III. ſich genöthigt ſah, ſeinen Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, Grimaldi, zu entlaſſen, und von ihm die Wahl eines Nachfolgers verlangte, ſchlug dieſer den Monnino vor. Monnino wurde hierauf zum Grafen von Florida=Blanca ernannt, und erhielt zu ſeiner Miniſterſtelle noch das Departement der Gnaden= und Juſtizſachen und die Oberaufſicht über die Poſten, Heerſtraßen und öffentlichen Magazine in Spanien, ſo daß er einen vielumfaſſenden Geſchäftskreis hatte, und ſein Anſehn faſt uneingeſchränkt war. Er legte Diligencen und fahrbare Poſtſtraßen an, richtete auf die wichtigſten andern Zweige der allgemeinen Polizei ſeine Sorgfalt, beſonders in der Hauptſtadt, verſchönerte dieſe, und zeigte ſich allenthalben als einen thätigen Beförderer der Künſte und Wiſſenſchaften. Das gute Vernehmen zwiſchen dem ſpaniſchen und portugieſiſchen Hofe ſuchte er (1785) durch eine Doppelheirath zu befeſtigen, doch wurde ſeine Abſicht, einem ſpaniſchen Prinzen die Thronfolge in Portugal zu verſchaffen, nicht erreicht. Die kriegeriſchen Unternehmungen, zu welchen er ſeinen Monarchen bewog, der Angriff gegen Algier (1777) und die Belagerung von Gibraltar (1782), hatten aber einen nachtheiligen Ausgang. Kurz vor dem Tode des Königs Carl III., im Oct. 1788, verlangte er ſeine Entlaſſung, und legte dem König eine Rechtfertigung ſeines geführten Miniſteriums vor. Der König billigte dieſelbe, und verweigerte die Entlaſſung. Aber unter Carl IV. gelang es ſeinen Feinden, unter denen auch der Friedensfürſt war, ihn im J. 1792 zu ſtürzen. Er wurde in die Citadelle zu Pampelona gebracht, nach einiger Zeit aber wieder freigelaſſen, und auf ſein Güter verwieſen. 1808 erſchien er noch einmal auf dem Schauplatz bei der Verſammlung der Cortes, ſtarb aber noch im nämlichen Jahre am 20. Nov., faſt 80 Jahre alt.

Floris (Franz), ein berühmter niederländiſcher Maler, deſſen Familienname de Vriendt war, geboren zu Antwerpen 1520, von ſeinen Zeitgenoſſen der niederländiſche Raphael genannt. Er ſtudirte die Malerei zu Lüttich bei Lombard. Der Schüler übertraf bald ſeinen Meiſter. Floris ging nach Antwerpen zurück und errichtete daſelbſt eine Schule, hierauf nach Italien, wo die Meiſterwerke Michel Angelo's ſeinen Geſchmack, beſonders in der Zeichnung, bildeten; doch erreichte er die Anmuth und Reinheit der Formen der florentiniſchen und römiſchen Schule nicht, ob er gleich ſich ihnen näherte. Seine Manier war groß, aber an ſeinem Colorit und den Umriſſen ſeiner Figuren wird verſchiedenes getadelt. Nach der Rückkehr ins Vaterland ward er von den angeſehenſten Perſonen geſucht, erwarb ſich bald Reichthümer, verſchwendete ſie aber wieder durch Unmäßigkeit. Er rühmte ſich, der ſtärkſte Trinker ſeiner Zeit zu ſein, und machte, um dieſen Ruhm zu behaupten, die unſinnigſten Wetten. Er malte mit außerordentlicher Leichtigkeit, und, vom Weine befeuert, war er in der Ausführung bisweilen ſo kühn, daß er ſelbſt darüber erſtaunte, wenn er ſeine Arbeit nachher mit nüchternem Auge betrachtete. Aber dieſe Unmäßigkeit ſtürzte ihn auch früh ins Grab. Die meiſten ſeiner Werke, namentlich ſeine Triumphbogen und die zwölf Arbeiten des Hercules, ſind von geſchickten Künſtlern geſtochen worden. Seine Gemälde finden ſich in Flandern, Holland, Spanien und zu Paris. Er ſtarb 1570. Wenig Künſtler

haben ſo viele Schüler gehabt; er hatte deren 120. Unter ihnen waren ſeine beiden Söhne, von denen Franz Floris auch als Maler berühmt geworden iſt.

Florus (Lucius Annäus), ein römiſcher Geſchichtſchreiber, wahrſcheinlich aus Spanien gebürtig. Er lebte im 2. Jahrh. nach Chr. Geb., und ſchrieb eine kurze Ueberſicht (epitome) der römiſchen Geſchichte in vier Büchern, von Erbauung der Stadt bis zur erſten Schließung des Janustempels unter Auguſtus. Sein Styl iſt blühend, aber nicht einfach genug. In den Erzählungen weicht er oft vom Livius ab, und iſt mit dieſem zu vergleichen, da er aus verſchiedenen ältern Schriftſtellern ſchöpfte. Die beſte Ausgabe iſt von Duker, Leyden, 1744.

Flöße. Um verſchiedene Gattungen Hölzer, beſonders Bau-, Schiff- und Zimmerholz, aus Ländern, die viele Waldungen haben, zu Waſſer ausführen zu können, werden auf mehreren Strömen in Süd- und Norddeutſchland Flöße oder flache Fahrzeuge erbaut, die, wenn ſie von einiger Bedeutung ſind, ſich dem Auge als ſchwimmende Inſeln darſtellen. Die größten und merkwürdigſten Fahrzeuge ſolcher Art hat, unter dem Namen Holländer-Flöße, nur der Rheinſtrom aufzuweiſen, weil Holland, des meiſten Holzes für ſeine Marine, ſo wie anderes Bauholzes bedürftig, dem großen Holzhandel, der einen der wichtigſten Artikel der Ausfuhr auf dem Rhein ausmacht, den vortheilhafteſten Markt darbietet, da es nur einen Theil ſeines Bedarfs bei offener See aus dem Norden beziehen kann. Ein Holländer-Floß iſt aus ganzen, in der Länge an einander gelegten Baum-Stämmen oder Balken von Eichen, Tannen, Föhren und Fichten, die 36 bis 92 Fuß Länge, 20 bis 30 Zoll Dicke haben, und durch Floßband und Floßwieden mit einander verbunden werden, zuſammengeſetzt. Es beſteht durchgehends aus drei Hauptheilen, nämlich dem Steifſtücke und zwei Knieen, oder einmaſtigen Flößen, deren jeder wieder aus drei Theilen, dem Mittelſtücke und zwei Anhängen, zuſammengeſetzt iſt. An den äußeren Seiten der letzteren befinden ſich überdieß noch viele einzelne, oder zu zwei und vier der Breite nach mit einander verbundene Tannenſtämme befeſtiget. Die erſten heißen Streich-, die andern Schormäſte. Das Steifſtück iſt der weſentlichſte und vornehmſte, aber auch der unbehülflichſte Theil eines Holländer-Floſſes. Zuweilen macht es auch mit ſeinen Anhängen das Ganze aus, und beſteht, den Boden mitgerechnet, aus vier, und an manchen Stellen aus fünf Lagen Holzes übereinander. Die Richtung in der Fahrt wird ihm durch die Knie oder bewegliche Vorderflöße gegeben. Die Anhänge zu beiden Seiten haben eine verſchiedene Beſtimmung. Während der Fahrt dienen ſie, den erſten Stoß beim etwaigen Anlaufen des Floſſes an die Ufer abzuhalten, beim Landen dazu, daß das Floß zum Stehen gebracht wird, und endlich bieten ſie bei Unglücksfällen das Holz zu neuen Böden dar. Am äußerſten Ende des Floſſes befinden ſich eine Reihe Ruder (auch Riemen und Streiche genannt), die ſich je zwiſchen zwei und zwei hölzernen Zapfen bewegen. An dem einen Ende hat es gewöhnlich 20, und am entgegengeſetzten Ende 22 dergleichen Ruder, außer denen, die ſich auf jedem Anhange deſſelben befinden. An jedem Ruder ſind in der Regel ſieben Mann zum Arbeiten angeſtellt. Der Steuermann, welcher das ganze Fahrzeug dirigirt, giebt auf einem erhabenen Stuhle das Zeichen, ob rechts oder links gerudert werden ſoll. Dem Floſſe geht eine Stunde weit ein Nachen voraus, um wegen der Schiffe, Mühlen und Brücken Warnung zu geben. Es wird von 16 bis 20 Nachen (jeder mit 7 Mann), wegen der nöthigen Anker, Seile und Thaue, begleitet. Ein Nachen mit Ankern, den man voraus an

das Land führt, um dem Floſſe in den Krümmungen die Richtung deſto ſicherer zu geben, nennt man den Poſtwagen. Die Beſtandtheile eines ſolchen großen Floſſes ſind folgende: Eine beinahe vollſtändige Wohnung für den Flößer, Küche, Bäckerei, Kammer des Küchenmeiſters, Waſchhaus, Magazin für die Lebensmittel, Wohnung des Steuermanns, eine Hütte für die Ankerknechte, 6 Hütten für die Ruderknechte, wovon jede 50 Mann aufnehmen kann, Viehſtälle, ein Schlachthaus, eine Wohnung der Köche und eine Hütte für 7 Mann am ſogenannten Kapſtänder. Das Floß hat rechts und links Anhänge, um es flott zu halten, wenn es vor Anker liegt. Die ſogenannten Knie des Floſſes dienen zu deſſen Leitung in den Krümmungen des Stromes, und auch dieſe haben ihre Anhänge. Die Bemannung eines Holländer-Floſſes beſteht gewöhnlich aus 500 Köpfen. Es hat 20 — 40 Anker bei ſich, und bedarf für eine Reiſe nach Dordt in Holland 40 — 50,000 Pfund Brot, 12 — 20,000 Pfd. Fleiſch, 10 — 15,000 Pfd. Käſe, 10 — 15 Centner Butter, 8 — 10 Centner geſalzenes und 60 — 80 Centner trockenes Gemüſe, 5 — 600 Ohm Bier u. ſ. w. Den beſten Begriff von der Größe eines ſolchen Floſſes macht man ſich, wenn man bedenkt, daß die Rheinſchiffahrts-Verwaltung an den Zollämtern für Mannſchaft, Proviſion, Anker und Geräthſchaften 6000 Centner in Abzug bringen läßt, die nicht verzollt werden. Solche große Holländer-Flöße, die man nach der Verſchiedenheit ihres Baues gepackte oder ungepackte nennt, werden nicht auf einmal, ſondern aus den vom obern Rhein, dem Neckar, dem Main und der Moſel kommenden kleinern Flößen zuſammengeſetzt. Die Haupt-Bauplätze hiezu ſind bei Mannheim, am äußerſten Ende des Neckars, kurz vor ſeiner Mündung in den Rhein, zu Caſſel, Mainz gegenüber, beim Einfluß des Mains in den Rhein, oder unterhalb der Stadt an dem ſogenannten Gartenfelde, und zwiſchen Andernach und Unkel an dem Rhein. Für die kleinern Flöße, die über den Main zum Bauplatz bei Caſſel gebracht werden, liefern die Waldungen des Fichtelberges und die bairiſchen Provinzen Bamberg, Würzburg und Baireuth das erfoderliche Holz. Der Schwarzwald in dem Königreiche Würtemberg und Großherzogthume Baden giebt hauptſächlich die Materialien zu Erbauung der kleinen Flöße, die von der Nagold und Enz in den Neckar, und von der Kinzig oder Murg auf den Rhein gebracht, und vorzüglich zu Mannheim, weniger aber zu Mainz, in große Flöße vereinigt werden. Für die Flößchen der Enz und Nagold ſind Pforzheim und Jarthauſen die Stapelplätze, wo gewöhnlich durch Aneinanderfügung dreier derſelben breitere Maſchinen gemacht werden, die man Thalflöße nennt, und den Neckar herab bis Mannheim ſchwimmen läßt, um da zur Erbauung der Holländer-Flöße zu dienen. Die Waldungen zunächſt der Moſel ſind die Holzmagazine für die kleinen auf dieſem Strome herabkommenden, aus Kiefern und Fichten zuſammengeſetzten, ſogenannten Marine-Flößchen, die auf dem Bauplatze zu Andernach in eigentliche Holländer-Flöße verwandelt werden. Die Flößerei auf den kleinen Nebenſtrömen, der Sieg, Ruhr und Lippe, iſt im Verhältniß zum Ganzen nur unbedeutend. Die ſtärkſte iſt in der Regel die vom Ober-Rhein und dem Neckar. — Man verführt auf den Flößen auch Sägholz unter den verſchiedenen Namen: Bretter, Borden, Latten, Dielen und Rahmſchenkel, ſo wie auch Faß-, Daub- und anderes Werkholz. Die Murg- und Rheinſchifferſchaft liefert allein auf den Rheinſtrom im Durchſchnitt jährlich 500,000 Stück Borden zum Verkauf. Das gewöhnliche Rheinfloß- und Marineholz unterſcheidet ſich dadurch von einander, daß letzteres ſchärfer behauen und be-

ſchlagen iſt, und wenig oder gar keine Schaalkante hat. Die Holzkörper der Flöße ſind ſehr verſchieden; denn es giebt balkenartige, welche rechtwinkelige, von gleichen oder ungleichen Seiten umgebene Grundflächen haben, wie z. B. die Eichenruthen; runde und ſpitzige, als Eichen, Kiefern und Tannen, die oben rund und ſpitzig zulaufen; walzenförmige Holzkörper, deren beide Durchmeſſer gleich lang ſind, ihr Körper aber gerade und von verſchiedener Länge iſt, auch runde abgekürzte ſtumpfe oder ſpitzige Kegel, zu welchen letztern die meiſten Main-Tannen und Kiefern gehören, die geflößt zu werden pflegen. In den letzten Jahren hat die Flößung des Eichenholzes bedeutend zugenommen. — Wie beträchtlich der Holzhandel durch Flöße auf dem Rheinſtrom, und beſonders die Ausfuhr nach Holland iſt, läßt ſich leicht nach der Quantität des an den rheiniſchen Zollſtätten vorbeigeführten Holzes, ſo wie des dafür entrichteten Zollbetrages beſtimmen. Man kann annehmen, daß im Durchſchnitt jährlich zwiſchen 60—70,000 Cub. Meter Eichen- und andern harten Holzes, und zwiſchen 70—80,000 Cub. Meter Tannen- und andern weichen Holzes durch die Flöße des Rheins nach Holland verführt werden. Die Floßgebühren machen beiläufig den $5^1/_3$ der geſammten Einnahmen der Rheinzölle aus. Im J. 1818 betrugen ſie 472,945 Francs 99 Centim., im J. 1819, 508,012 Francs 58 Centim., und im J. 1820, 483,879 Francs 61 Centim. Um die Zollgebühren, welche von den Flößen bezahlt werden müſſen, zu berechnen, werden dieſe nach der Länge, Breite und Tiefe unter Waſſer gemeſſen. Das Product aus dieſen drei Vermeſſungen ſtellt den rohen Cubik-Inhalt des unter Waſſer gehenden Theiles des Körpers dar. Um ſofort den reinen, für den Anſchlag geeigneten Inhalt zu erhalten, werden für den Laſt, der nicht in Holz beſteht, und für die holzleeren Räume, bei großen Flößen 6000, bei andern 4000 Centner abgezogen. Dieſer reine Cubik-Inhalt des unter Waſſer gehenden Theiles im Verhältniß der ſpecifiſchen Schwere des Floßkörpers zu der ſpecifiſchen Schwere des Waſſers (welches bei Flößen mit Anhängen wie 8 zu 9, und ohne Anhänge wie 11 zu 12 angenommen iſt) vermehrt, liefert den ganzen anſchlagbaren Inhalt eines ſolchen Floßkörpers. Das Floßrecht muß in jedem Staate bei dem Landesherrn nachgeſucht, und kann nur von ihm bewilligt werden, da es unter die Regalien gehört. Wo auf einem Fluſſe Schiffahrts-Freiheit Statt hat, kann die Regierung die Fahrt mit Flößen nicht unterſagen; es müſſen aber die Floßvorſchriften zu Verhinderung der Schaden genau beobachtet werden. Inſofern die Flöße nicht zum Verkauf der Hölzer, aus welchen ſie zuſammengeſetzt ſind, ſondern vielmehr zu Verführung leichter Waaren auf Flüſſen dienen, ſind ſie uralten Urſprungs und haben viele Aehnlichkeit mit den erſten Fahrzeugen der Alten. Die Araber baueten ſie ſchon zu dem Gebrauche auf dem Euphrat. In China giebt es noch ganze Dörfer, die aus Flößen von ſtarkem Bambusried erbauet ſind, und auf den großen Flüſſen umherſchwimmen, um ihre Nahrung zu treiben. — Floß heißt auch in der Schiffbau-Sprache ein aus 3 bis 4 Maſten mit Bretern belegtes Gerüſt, um ſicher darauf ſtehen zu können, wenn das Schiff kalfatert wird.

Flöte (Flauto), ein Blasinſtrument von Holz, Horn, oder Elfenbein. Es giebt deren verſchiedene Arten: 1. Flûte à bec, (Flûte douce, Ploch- oder Plockflöte) iſt veraltet, war mit einem Kern verſehen, hatte ſieben Tonlöcher für die Finger, ein Tonloch für den Daumen, und wurde wie die Hoboe gehalten. Der Tonumfang erſtreckte ſich von dem eingeſtrichenen f bis zum dreigeſtrichenen g. 2. Die jetzt

gewöhnliche, und ſeit Friedrich dem Großen, deſſen Lieblingsinſtrument ſie war, ſehr beliebte Querflöte, Flauto traverso, aus dem Kopfſtück, zwei Mittelſtücken und dem Fuße beſtehend. Das Kopfſtück enthält Mundloch und Pfropfſchraube, mittelſt deren ein in der Höhlung des Inſtruments über dem Mundloch befindlicher Pfropf von Kork höher oder tiefer geſchraubt werden kann, um bei dem Gebrauche verſchiedener Mittelſtücke die reine Stimmung der Octaven zu erhalten. Das obere Mittelſtück hat drei Tonlöcher für die Finger der linken, das untere drei für die Finger der rechten Hand, und an dem Fuße befinden ſich zwei Klappen für die Töne es und dis. Man hat außerdem noch verſchiedene Klappen angebracht, um einzelnen Tönen mehr Reinheit zu geben; indeß gewinnt das Inſtrument im Ganzen dadurch wenig. Der Umfang der Flöte erſtreckt ſich von dem eingeſtrichenen d bis zum dreigeſtrichenen b. Im Solo thut ſie treffliche Wirkung; ganze Concerte aber ſollte man nicht für ſie ſchreiben und auf ihr ſpielen, da ihr Spiel auf die Länge ermüdet und nicht genug Mannichfaltigkeit hat. Außerdem hat man Flûte d'Amour, eine kleine Terz tiefer, eine Terzflöte, eine kleine Terz höher, eine Quartflöte, eine Quart höher, Octavflöte oder Flauto piccolo, eine ganze Octave höher als die gewöhnliche Flöte. Das beſte Werk über Flötenſpiel iſt: Tromlitz ausführlicher und gründlicher Unterricht, die Flöte zu ſpielen.

Flott, in der Schifferſprache, auf dem Waſſer ſchwimmend. Ein Schiff flott machen, heißt: ein feſtſtehendes Schiff, das z. B. auf eine Sandbank gefahren iſt, wieder ſchwimmend machen oder in Gang bringen. Ein Schiff wird flott, indem der Anlauf der Fluth daſſelbe hebt, wenn es während der Ebbe trocken oder im Schlamme lag. — Flotte, eine Anzahl Schiffe, die einen gemeinſchaftlichen Anführer haben. Es giebt Kriegs= und Handels= oder Kauffahrteiflotten. — Flottille, eine kleine Flotte.

Flötzgebirge, ſ. Geologie.

Flüchtigkeit heißt in der Chemie die Eigenſchaft eines Körpers, nach welcher er ſich bei einem gewiſſen Grade der Hitze in Dämpfe auflöſt und verflüchtigt; ſie ſteht der Feuerbeſtändigkeit entgegen, wobei jedoch anzumerken iſt, daß wahrſcheinlich alle Körper in der Natur die Eigenſchaft der Flüchtigkeit haben, und daß wir nur darum einige nicht zu verflüchtigen vermögen, weil uns die erfoderlichen Grade der Hitze fehlen; eine abſolute Feuerbeſtändigkeit findet mithin wahrſcheinlich gar nicht Statt.

Flüe (Nicolaus von der), auch Bruder Claus genannt, ein merkwürdiger Schweizer des 15. Jahrh., geb. 1417 im Dorfe Saxeln, Cantons Unterwalden ob dem Walde. Er bewirthſchaftete, nach der Landesſitte, mit ſeinen Eltern und Kindern das väterliche Gut, und führte ein durchaus unbeſcholtenes Leben. Er machte verſchiedene Kriegszüge mit, auf denen er ſich eben ſo menſchlich als tapfer zeigte. Als Landrath des Cantons bewies er eine eigne Geſchicklichkeit, die vorkommenden Angelegenheiten zu einem guten Ende zu bringen. Die Würde eines Landammans, die ihm ſeine Mitbürger antrugen, ſchlug er aus. Von Jugend auf beherrſchte ihn ein entſchiedener Hang zum contemplativen Leben; er war enthaltſam und ſtreng gegen ſich ſelbſt. Nachdem er funfzig Jahre hindurch alle Pflichten als Staatsbürger treu erfüllt hatte, und Vater von zehn lebenden Kindern geworden war, faßte er, mit Zuſtimmung ſeines Weibes, den Entſchluß, ein Einſiedler zu werden, und wählte zu ſeinem Aufenthalt eine blos durch einen Waſſerfall des Milchfluſſes belebte Wildniß ohnweit Saxeln. Hier brachte

er ſeine Zeit in Gebet und frommen Betrachtungen zu. Seinen Ruf vermehrte die Sage, daß er ohne alle Nahrung lebe, und ſich blos durch das Abendmahl ſtärke, welches er alle Monat genoß. Zu ihm, dem erfahrnen, hellſehenden Mann, wallfahrtete von nahen und fernen Orten, wer Rath und Troſt bedurfte, und fand bei ihm Befriedigung. Bald wurde er ſelbſt der Retter des ganzen Vaterlandes Unter den acht Cantonen, welche damals noch die Eidgenoſſenſchaft ausmachten, war Eiferſucht und Mißtrauen entſtanden. Man argwohnte, daß die Beute der vor kurzem bei Nancy erſchlagenen Burgunder nicht gleich getheilt worden; die größeren ariſtokratiſchen Städte hielten zuſammen, und wollten Freiburg und Solothurn in ihren Bund aufnehmen, welchem Vorſchlag die kleinern demokratiſchen Cantone ſich widerſetzten. Auf einer (1481) zu Stanz (dem Hauptorte des Cantons Unterwalden) zur Berathung über dieſe Angelegenheiten gehaltenen Tagſatzung erhitzte ſich der Parteigeiſt in ſo hohem Grade, daß eine Trennung des Bundes, und mit ihr der baldige Verluſt der Freiheit der Schweizer für unvermeidlich gehalten wurde. Da erſchien plötzlich, durch einen Freund dazu aufgefodert, Bruder Claus in der Verſammlung der Abgeordneten. Das große Anſehn des Mannes, ſeine hohe, edle Geſtalt, in der man einen Boten des Himmels zu erblicken glaubte, ſeine herzliche, aber kräftige Rede, in welcher er die Gefahren der bevorſtehenden Trennung ſchilderte, und zur Einigkeit ermahnte, ergriff die Verſammlung ſo ſehr, daß augenblicklich ein in der Schweizer-Geſchichte berühmtes Grundgeſetz: das Verkommniß zu Stanz, (d. 22. Dec. 1481) beſchloſſen und abgefaßt wurde; alle bisherigen Streitigkeiten wurden beigelegt, Freiburg und Solothurn in den Bund aufgenommen, und die Freiheit der Schweizer war gerettet. Unter den Segnungen ſeiner Mitbürger kehrte Bruder Claus, nach vollbrachtem Werk, in ſeine Einſamkeit zurück, wo er fortfuhr, Tugend und Weisheit zu lehren, bis er, 22. Mai 1487, ſiebzig Jahr alt, ſtarb. Ganz Unterwalden begleitete ſeine Leiche zur Grabſtätte, alle Eidgenoſſen betrauerten ihn; fremde Fürſten ehrten noch nach dem Tode ſein Andenken; Papſt Clemens X. verſetzte ihn 1671 unter die Zahl der Heiligen.

Flügel, 1. in der Baukunſt: a) die an beiden Enden des Hauptgebäudes angebauten Nebengebäude, auch wohl, wenn das Gebäude ſelbſt lang iſt und nur eine Hauptmaſſe bildet, die beiden Seiten desſelben, die rechts und links von ſeiner Mitte abſtehen; im Feſtungsbau die langen Seiten eines Horn- und Kronenwerks, welche von dem Haupt- oder Außenwerke beſtrichen werden. b) Die beweglichen Theile einer Thür oder eines Fenſters, womit dieſe Oeffnungen geſchloſſen werden. c) In der Waſſerbaukunſt heißt alles zum Schutze und zur Haltbarkeit außer den eigentlichen Grenzen des Baues Aufgeführte, Flügel, z. B. die verlängerte hölzerne Uferbekleidung an einem Stil, und werden Nebengraben zur Abwäſſerung umdeichter Ländereien, die ſeitwärts von den Hauptabwäſſerungscanälen abgehen, Flügelgraben, und die an einer ſteinernen Schleuſe mittelſt einer Wand von Steinen verlängerten Bekleidungen, Flügelmauern genannt. 2. In der Muſik, ein Taſtinſtrument in Geſtalt des Flügels eines Vogels, deſſen metallene Saiten von Federkielen, welche an den Tangenten befindlich ſind, geriſſen werden. Ehedem war das Clavecin das einzige Clavierinſtrument in dieſer Form, und wurde deshalb gemeiniglich Flügel genannt; ſeit Erfindung des Pianoforte verſteht man gewöhnlich ein Pianoforte in Flügelform darunter, und jenes wird wenig mehr gebraucht. 3. In der Kriegskunſt ſind Flügel die beiden äußerſten Enden oder Seiten eines

Bataillons, Regiments oder auch ganzen Heeres. Die Beſtimmungen rechts oder links ſind von dem Geſichtspunkte der aufgeſtellten Maſſe aus zu verſtehen.

Flugſand findet ſich in den Gegenden, wo der Hauptbeſtandtheil des Bodens Sand iſt, wenn die cultivirte Erde der Oberfläche weggeſchwemmt, oder durch unvorſichtige, zu häufige Erdrührung allmälig verſchwunden iſt. Die Natur giebt jedem ſolchen Boden Pflanzen, die, wenn ſie auch nur ein Jahr vegetiren, durch die Faulung der Wurzeln das Erdreich feſter machen. Manche ſchießen aber im Frühjahr kräftig empor aus den Wurzeln, welche der Winter nicht vertilgt hat. Plaggt man aber einen ſolchen Boden ab, oder vernichtet die Wurzeln gänzlich, ſo iſt die Oberfläche zu trocken, um ſich gegen den dürren Wind halten zu können, und der Sand der Oberfläche wird immer weiter auf beſſere Aecker getrieben, die dann auch verſanden. Das Uebel iſt in der Richtung herrſchender Winde am ſtärkſten, und nur durch Sandhafer, Anpflanzung von Stauden und Pflanzen, die einen dürren Boden allenfalls ertragen können, endlich durch todte Zäune, die die Macht des Windes brechen, und durch Aufhören aller Weide, bis ſich die Erde einigermaßen geſetzt hat, läßt ſich dies am Seeſtrande und hier und da in Gemeinheiten herrſchende Uebel allmälig austilgen.

Fluß oder Strom. Der Sprachgebrauch macht eigentlich keinen Unterſchied zwiſchen beiden Benennungen; doch ſcheint es, daß man diejenigen Flüſſe vorzugsweiſe Ströme nennt, welche ſich bei anſehnlicher Größe unmittelbar ins Meer ergießen. Faſt alle Flüſſe entſpringen auf Gebirgen aus Quellen, einige wenige, wie der Miſſiſippi, der Don u. a., entſtehen aus Seen. Merkwürdig iſt es, daß ſich die Geſchwindigkeit der Flüſſe nicht nach dem ſtärkern Abhange der Fläche richtet. So fließt die Donau viel ſchneller als der Rhein, obgleich das Bette des letztern bei weitem abhängiger iſt. Die Donau, der Tiger und der Indus ſind unter den bekannten die ſchnellſten Flüſſe. Da in der Regel die Strömung eines Fluſſes in der Mitte am ſtärkſten iſt, ſo ſteht auch hier ſein Waſſer beträchtlich höher, als nach den Ufern zu; an der Mündung hingegen iſt der Fluß in der Mitte niedriger oder hohl, weil das Meerwaſſer, mit dem er ſich hier vermiſcht, an beiden Seiten am ſtärkſten aufſteigt. Die Menge des Waſſers, welches die Flüſſe dem Meere zuführen, iſt ungeheuer. Man hat z. B. berechnet, daß die Wolga in einer Stunde über 1000 Mill. Cubikfuß Waſſer ins caspiſche Meer ergießt. — Flußgötter, bei den Alten, die Schutzgötter der Flüſſe oder die perſonificirten Flüſſe ſelbſt. Sie werden als Söhne des Oceanus, ein Ruder oder Füllhorn in der Hand, mit Schilf gekrönt, und neben einer Urne, aus welchem der Strom fließt, liegend abgebildet.

Fluß, in der Mineralogie eine ſalzige Beimiſchung, durch welche die Schmelzung der Erze befördert wird (Salpeter, Borax, Weinſtein, Laugenſalz u. ſ. w.), auch Zuſchlag genannt; dann auch die Schmelzung ſelbſt. Glasfluß iſt eine ſehr harte Glasmaſſe, die zur Nachahmung der Edelſteine auf mancherlei Weiſe gefärbt und geſchliffen wird. Es werden die unächten oder böhmiſchen Steine daraus gemacht.

Flußſpath iſt nach Davy kein oxidirter Körper, und beſteht aus drei Arten, dichten, ſpäthigen und Flußerde. Die erſte und dritte Art ſind noch nicht in ihren Beſtandtheilen unterſucht worden. Der ſpäthige Fluß beſteht aus Kalk, Flußſäure und Eiſenoxyd. Außer dem metallurgiſchen Gebrauch iſt merkwürdig, daß er die Farben einiger Edelſteine hat, und daß er, wenn er zum erſtenmale im Dunkeln erwärmt wird,

mit einem bläulich=grünen Schimmer leuchtet. In England arbeitet man längſt daraus Geräthſchaften und Zierrathen. Man kann ſich des Flußſpaths zum Aetzen des Glaſes und als Flußmittel bedienen.

Flußgebiet nennt man den Inbegriff aller Quellen, Bäche, Flüſſe, die ihre Gewäſſer ins Meer oder in einen größeren Fluß ausſtrömen. Daſſelbe beträgt bei großen Flüſſen oft mehrere tauſend Quadratmeilen. Zuweilen liegen die Quellen verſchiedener Flußgebiete nahe bei einander, wie auf dem Fichtelberge die Quellen des Mains, der Nabe und der Saale, wovon die erſte zum Rheingebiete, die zweite zum Donaugebiete, die letzte zum Elbgebiete gehören.

Flüſſigkeit (Fluidität), beſſer Tropfbarkeit, iſt der zwiſchen dem Zuſtande der Feſtigkeit und Luftförmigkeit in der Mitte liegende Zuſtand eines Körpers, worin ſeine Theile zwar noch als ein einziger, ununterbrochen zuſammenhängender Körper erſcheinen, ſich aber leicht trennen und wieder vereinigen laſſen. An allen flüſſigen Körpern bemerken wir, daß ſich ihre Theile faſt ohne merklichen Widerſtand trennen laſſen, daß ſie die Geſtalt des Gefäßes annehmen, worin ſie ſich befinden, daß die Form ihrer Theile nicht durch die Sinne wahrzunehmen iſt, daß ſie ſich in Tropfen an einander hängen, und daß ſie im Stande der völligen Ruhe eine ebne und wagrechte Oberfläche annehmen. Auch den Körper ſelbſt, der unter dieſer Form erſcheint, nennt man Flüſſigkeit, oder richtiger Fluidum. Der Wärmeſtoff iſt eine Miturſache aller Flüſſigkeit der Körper.

Fluth, ſ. Ebbe.

Flynz, Flinz, ein Götze der alten Deutſchen, welcher nach Einigen den Tod, nach Andern die Zeit vorſtellte, und bald als ein Greis, der in der rechten Hand eine Fackel oder einen brennenden Stab hält, und auf der Schulter einen ſtehenden Löwen trägt, bald als ein menſchliches Gerippe in ein leichtes Gewand gehüllt, mit den nämlichen Attributen, bald als ein gekrönter, kurzer, dicker Mann, der auf einem Throne ſitzt und eine Fackel hält, auch mit kurzen Füßen, welche unförmliche Klauen haben, abgebildet wird.

Fo, Foé, Fohi, iſt der Name des in China göttlich verehrten Stifters und Urhebers einer fremden Religion, welche im erſten Jahrh. unſerer Zeitrechnung daſelbſt eingeführt wurde, und ſchnell ſich verbreitete. Die Veranlaſſung zur Einführung dieſer Religion wird auf folgende Weiſe erzählt. Der Kaiſer Ming=ti XV., aus der Dynaſtie Han, erinnerte ſich, durch einen Traum veranlaßt, des Ausſpruchs des Confucius: „Im Abend findet man den wahren Heiligen," und ſandte daher zwei Große des Reichs, den Tſay und Tſin=king, nach jenen Gegenden, mit dem Befehle, nicht eher zurückzukehren, als bis ſie den Heiligen gefunden und ſein Geſetz gelernt hätten. Sie brachten aus Indien die Lehre des Fo mit. Die Bekenner dieſer Religion geben von ihrem Stifter folgende Umſtände an. Fo war um das J. 1027 vor der chriſtlichen Zeitrechnung in Kaſchmir geboren worden. Sein Vater, mit Namen In fan=wang, war König dieſes Landes, ſeine Mutter hieß Moye. Sie gebar ihn durch die rechte Seite des Leibes, und ſtarb bald nach der Geburt. Bei derſelben ſollen die Sterne verfinſtert und neun Drachen vom Himmel geſtiegen ſein. Beim Anfange der Schwangerſchaft träumte ſeiner Mutter, ſie habe einen weißen Elephanten verſchluckt, woher ſich die große Verehrung dieſer Thiere in Indien ſchreiben ſoll. Nach andern Berichten ſoll die Mutter des Fo von der Erſcheinung eines Lichtes empfangen haben. Im Augenblick, als er auf die Welt gekommen war, ſtand er ſogleich aufrecht auf den Füßen, dann that er

ſieben Schritte vorwärts, zeigte mit der einen Hand gen Himmel, und mit der andern auf die Erde, und ſprach mit deutlichen Worten alſo: „Es iſt niemand außer mir, weder im Himmel noch auf Erden, der Anbetung würdig.“ Damals hieß er Sche-kia oder Schaka. Als er 17 Jahr alt war, heirathete er drei Weiber und zeugte einen Sohn; aber in ſeinem 19. Jahre verließ er die Seinigen, und zog mit vier Weiſen in die Wüſte. In ſeinem 30. Jahre wurde er plötzlich von der Gottheit erfüllt, und zu einem Fo oder göttlichen Weſen gemacht. Durch große und außerordentliche Wunder beſtätigte er ſeine Lehre; eine unglaubliche Anzahl von Schülern verſammelte ſich um ihn und verbreitete ſein Geſetz durch den Orient. Sie und die Prieſter dieſer Religion heißen in China Seng, in der Tatarei Lama's, in Siam Talapoinen, und bei den Europäern Bonzen. Als der große Fo im 79. Jahre ſeines Lebens ſein Ende nahe fühlte, erklärte er ſeinen Schülern: „daß er bisher nur in räthſelhaften und bildlichen Redensarten zu ihnen geſprochen habe, daß er ihnen aber jetzt, da er von ihnen ſcheide, das Geheimniß ſeiner Lehre entdecken wolle. Wiſſet,“ fuhr er fort, „daß kein anderes Grundweſen aller Dinge iſt, als das Leere und das Nichts, daß daraus alle Dinge hervorgebracht werden, dahin wieder zurückkehren und darin alle unſere Hoffnungen ſich endigen.“ Dieſer letzte Ausſpruch des Fo theilte ſeine Schüler in drei Secten. Einige ſtifteten, demſelben gemäß, eine atheiſtiſche Secte, die meiſten blieben den früheren Lehren treu; noch andere endlich unterſchieden eine öffentliche und geheime Lehre, und bemühten ſich, beide in Harmonie zu bringen. Dieſe öffentliche Lehre des Fo enthält die Moral. Sie unterſcheidet das Gute und Böſe; wer Gutes im Leben gethan hat, wird nach dem Tode belohnt, wer aber Böſes gethan hat, wird beſtraft; für beiderlei Seelen, heißt es, ſeien gewiſſe Plätze, und darin jeder nach ihren Verdienſten eine Stelle beſtimmt; der Gott Fo ſei geboren die Menſchen zu retten, und die vom Wege der Seligkeit Verirrten dahin zurückzuführen; er habe ihre Sünden abgebüßt und ihnen eine ſelige Wiedergeburt in der andern Welt erworben. Nur dieſe fünf Gebote habe er ihnen gegeben: kein lebendiges Geſchöpf zu tödten; kein fremdes Gut an ſich zu bringen; Unreinigkeit und Unkeuſchheit zu vermeiden; nicht zu lügen, und keinen Wein zu trinken. Insbeſondere dringen ſie auf die Ausübung gewiſſer Werke der Barmherzigkeit, empfehlen die Freigebigkeit gegen ſie, die Prieſter. Man ſoll ihnen Klöſter und Tempel bauen, damit ſie durch ihre Gebete und Bußübungen Andere von der Strafe befreien, der ſie außerdem unterworfen ſind. Sie erklären, daß, wer ihre Gebote verabſäume, nach dem Tode die grauſamſten Martern zu erwarten habe, und daß ſeine Seele in einer langen Wanderſchaft ſelbſt in die Körper der geringſten und unreinſten Thiere fahren werde. Die Hauptgrundſätze der geheimen Lehre, in welche nur wenige eingeweiht ſind, beſtehen in folgenden. Der Grund und Zweck aller Dinge iſt der leere Raum und das Nichts. Aus Nichts entſtanden die Stammeltern des Menſchengeſchlechts, und in dieſes Nichts ſind ſie zurückgekehrt. Der leere Raum iſt dasjenige, was unſer Weſen ausmacht. Aus dem Nichts und aus der Vermiſchung der Elemente iſt alles Vorhandene entſtanden, und alles muß dahin zurückkehren. Alle Weſen, belebte und unbelebte, ſind nur in Geſtalt und Eigenſchaften verſchieden; ſie machen ſämmtlich nur ein Ganzes aus, und ſind von ihrem Grundweſen nicht unterſchieden. Dieſes Grundweſen iſt rein, von aller Veränderung frei, höchſt zart und einfach, und um ſeiner Einfachheit willen die Vollkommenheit aller andern Weſen. Es iſt höchſt vollkommen und dabei in einer be-

ſtändigen Ruhe, ohne Tugend, Macht, noch Verſtand zu haben; ja was noch mehr iſt, ſein Weſen beſteht eben darin, daß es ohne Verſtand, ohne Wirkſamkeit und ohne Verlangen oder Begierde iſt. Wer glücklich leben will, muß unaufhörlich ſeine Gedanken und Ueberlegung anſtrengen, ſich ſelbſt beſiegen und jenem Grundweſen gleich werden. Zu dem Ende muß man ſich gewöhnen, nichts zu thun, nichts zu wünſchen, nichts zu empfinden und nichts zu denken. Weder um Tugend noch um Laſter, weder um Belohnung noch um Strafe, weder um eine Vorſehung noch um eine Unſterblichkeit der Seele hat man ſich zu kümmern. Heilig iſt derjenige, der aufhört zu ſein, um ſich mit dem Nichts zu vermiſchen. Je ähnlicher einem Stein, deſto vollkommner iſt man. Die Tugend und Glückſeligkeit beſteht in einer gänzlichen Unempfindlichkeit und Unthätigkeit, in der Ausrottung aller Begierden, in der Aufhebung der Bewegung des Leibes, in der Vernichtung aller Kräfte der Seele, und in einer gänzlichen Ruhe der Gedanken. Wer dieſen glücklichen Zuſtand erreicht hat, darf keinen Wechſel, keine Wanderung und überhaupt nichts mehr fürchten; er iſt eigentlich ſelbſt nichts, oder wenn er etwas iſt, ſo iſt er glücklich, ſo iſt er dem Gotte Fo vollkommen gleich. Die öffentliche Lehre des Fo, welche Volksreligion wurde, heißt in Indien die bramaniſche. Sie iſt durch Hindoſtan, Tibet und die Tatarei verbreitet, jedoch mit manchen Aenderungen. Die übrigen Anhänger des Fo folgten der Lehre vom Nichts und dem Leeren. Doch vereinigten ſich alle in den Lehren von der Seelenwanderung. Wenn, nach denſelben, eine Seele zum erſtenmal auf Erden erſcheint und den Körper eines Menſchen belebt, ſo bewohnt ſie den Körper eines Bramanen. Nach ſeinem Tode wandert ſie, nach Maßgabe ſeiner guten oder böſen Handlungen, in Menſchen oder Thiere, bis ſie in die Claſſe der Samanäer trit, und zuletzt in dem Leibe eines vollkommenen Samanäers erſcheint. Ein ſolcher hat nicht mehr Fehler auszuſöhnen; ſie ſind in den vorherigen Wanderungen ſchon abgewaſchen; er braucht nicht mehr die Götter zu verehren, die nur Diener des höchſten Gottes der Welt ſind. Frei von Leidenſchaften, und keiner Unreinigkeit mehr fähig, ſtirbt er nur, um wieder in die einige Gottheit zurückzukehren, von der ſeine Seele ein Ausfluß iſt. Dieſes höchſte Weſen, der Urſtoff aller Dinge, iſt von Ewigkeit her unſichtbar, unbegreiflich, allmächtig, gütig, gerecht, barmherzig, und hat ſeinen Urſprung von ſich ſelbſt. Es kann durch keine Abbildung dargeſtellt werden; man kann es nicht anbeten, weil es über alle Anbetung erhaben iſt; aber ſeine Eigenſchaften kann man abbilden, und dieſe verehren und anbeten. Hier fängt der Bilderdienſt der indiſchen Völker an. Der Samanäer aber, in beſtändiger Betrachtung und Nachdenken über dieſen großen Gott verloren, ſucht nur ſich ſelbſt zu vernichten, um wieder in den Schoß der Gottheit zurückzukehren und ſich in ihr zu verlieren, die alle Dinge aus dem Nichts gezogen hat, und ſelbſt nichts Körperliches iſt. Als dieſer reine Geiſt die Materie erſchaffen wollte, nahm er ſelbſt eine materielle Form an, und ſonderte die in ihm vereinigten männlichen und weiblichen Kräfte. Durch die Wiedervereinigung derſelben wurde die Schöpfung des Weltalls möglich. Der Lingam (ſ. Ind. Mythol.) iſt das Symbol dieſer erſten Handlung der Gottheit. Durch ſie wurden Brama, Wiſchnu und Iswara hervorgebracht, welche nicht ſowohl Götter, als Eigenſchaften oder Attribute der Gottheit ſind.

Focus, ſ. **Brennpunkt**.

Föderativſyſtem, Staatenbund, und **Föderativſtaat**, Bundesſtaat, ſind verſchiedene, oft nicht ſcharf genug beſtimmte Begriffe.

Bei jenem iſt der Bund das Mittel, durch welches ſich mehrere Staaten frei und auf immer rechtlich vereinigen, ſo daß ſie in Anſehung des Bundeszwecks, einzeln genommen, aufhören, unabhängig zu ſein. Bei dieſem iſt der Staat, d. i. die Sicherheit aller Glieder des Vereins unter einer höchſten Gewalt, der Zweck, für welchen der Staatsverein errichtet iſt. Hierin liegt es, warum jenes Syſtem ſeiner Natur nach die Freiheit oft unterdrücken muß, indem, was an ſich Mittel für Alle ſein ſoll, von Einigen blos als Mittel für ſich berechnet wird; dieſe Staatsform dahingegen die Freiheit Aller im Ganzen ſichert. In dem Föderativſyſtem nämlich iſt es dem mächtigern Mitgliede, darum, weil es ſchon vor Errichtung des Bundes volle Selbſtändigkeit beſaß, unangenehm, in die Categorie eines Mittels für Andere zu treten. Es wird daher ſeine unabhängige Stellung behaupten, und die ſchwächern Mitglieder des Bundes, ja den Bund ſelbſt, als Mittel für ſeine Zwecke in die politiſchen Berechnungen ſeiner Verhältniſſe hineinziehen. Hieraus entſteht nothwendig eine Ungleichheit, jede Ungleichheit aber iſt der politiſchen Freiheit nachtheilig. Indeß ſträuben ſich auch die ſchwächern Mitglieder, ihr beſonderes Intereſſe dem allgemeinen nachzuſetzen. Als Staaten für ſich wollen ſie unabhängige, moraliſche Perſonen vorſtellen, und vergeſſen, daß ſie, indem ſie ſich einem politiſchen Bunde für immer anſchloſſen, in Anſehung mehrer Rechte, die mit ihrer Selbſtändigkeit weſentlich zuſammenhängen, einen höhern Willen über ſich geſetzt haben, entweder den der Geſammtheit, oder den der Mehrheit. Dieſe im Begriffe des Föderativſyſtems liegende politiſche Beſchränkung der jedem einzelnen Staate zukommenden vollen Unabhängigkeit iſt der Souveränetät allemal läſtig, daher erfährt der Bundeswille oft von Seiten der unbedeutenden Bundesglieder Hemmung von mancherlei Art. Doch giebt es auch Föderativſyſteme, in welchen alle Staaten, einer mehr, der andere weniger, Einem aus ihrer Mitte — entweder ausdrücklich oder ſtillſchweigend — ſich unterworfen haben; in dem Föderativſtaate hingegen gehorcht jeder Theil, Einer wie der Andere, Allen, als Einheit gedacht. Hier alſo gehorcht jeder ſich ſelbſt; dort folgt der Schwächere dem Zuge nach dem Mittelpunkte der Macht; hier beſitzt die Geſammtheit, dort erlangt gewöhnlich der Mächtigſte die höchſte Bundesgewalt; zwar, der Form nach, unter einſchränkenden Bedingungen, die aber zu wenig Feſtigkeit haben, als daß ſie dem Einfluſſe der Machtüberlegenheit ſteuern könnten. Eine ſolche föderative Beſchränkung kann einem Staate nur dann nothwendig und nützlich ſein, wenn er ſeine innere Unabhängigkeit, d. h. die Selbſtändigkeit in der Landespolizei, Geſetz- und Finanzverwaltung, nicht anders zu ſichern weiß, als durch freiwillige Aufopferung ſeiner äußern, d. h. des ſelbſtändigen Rechts, über ſeine politiſchen Verhältniſſe zu andern Staaten aus eigner Machtvollkommenheit zu verfügen. Gewöhnlich treten mehrere Staaten in einen Bund zuſammen, wenn das gegenſeitige Bedürfniß, Schwäche und die gefahrvolle Lage der Einzelnen, die drohende Nachbarſchaft eines Mächtigen u. ſ. w. ſie dazu nöthigt. Sind ſie als einzelne Volksſtämme in Urſprung, Sprache und Sitten einander ähnlich, ſo haben Alle ein gleiches fortdauerndes Bedürfniß, ſich zu einem Föderativſtaate zu vereinigen. Ein Föderativſyſtem hingegen entſteht aus verſchiedenartigen, oft zufälligen, oder wechſelnden Rückſichten und Bedürfniſſen. Der Mächtige ſucht ſich mit einer Reihe Mittelſtaaten zu umgürten; der Mindermächtige will ſich an den Stärkern anlehnen, um durch denſelben noch etwas zu bedeuten oder zu gewinnen; den Schwachen treibt Furcht oder Zwang in den bedenklichen Bund hinein. Zwar kommt

auch hier alles auf die Bundesform an, wie nämlich der Zweck der äu⸗ßern Unabhängigkeit Aller mittelſt des Bundes, unbeſchadet der innern Selbſtändigkeit eines Jeden, erreicht werden ſoll. Allein es folgt ſchon aus der verſchiedenartigen Entſtehung des Föderativſyſtems, daß die Form deſſelben gewöhnlich unbeſtimmt und in weſentlichen Stücken mangelhaft bleibt, wodurch ſie in dem Föderativſtaate ein feſtes, auf dem Grundſatze der Gleichheit und Freiheit aller Staatstheile ruhendes Regierungsprincip hat. Wenn, wie die Erfahrung lehrt, ein Staaten⸗bund, dergleichen der Rheinbund ſein ſollte, oft keinen Bundestag, noch weniger eine Bundesgeſetzgebung und Regierung hat, ſo ſind in dem Bundesſtaate beide durch gemeinſchaftliche Uebereinkunft feſtgeſetzt. Dort entſcheidet in der Regel der Mächtige, als der erſte Stifter des Bundes, und die Leitung des Geſammtzwecks ſchwankt nach Zeit und Umſtänden; die Vollziehung hängt aber von der Bundesgewalt ab, die oft gar nicht vorhanden iſt, oder nur in dem Einfluſſe des vorſtehenden oder des mächtigſten Bundesgliedes beſteht. Hier hingegen entſcheidet die Stim⸗menmehrheit, und ihr Beſchluß wird geſetzmäßig vollzogen, ohne daß ein mächtiges Staatsmitglied vorzugsweiſe dem Bunde Kraft und Willen verleiht. Dies alles ſollte die Errichtung eines Staatenbundes, ſobald er nur eine und dieſelbe Nation, nicht mehrere oder einen ganzen Welt⸗theil, umfaßt, widerrathen; allein nach der Geſchichte begeben ſich die kleinern Staaten lieber in ein Föderativſyſtem, als in einen Föderativ⸗ſtaat, weil dort jeder noch immer einen Staat für ſich vorzuſtellen glaubt, was er hier nicht mehr iſt. Aber jene Souveränetät, welche die Mitglieder eines Staatenbundes zu retten glauben, iſt nichts als Selbſttäuſchung. Denn, wie ſchon geſagt worden iſt, die kleinern ſou⸗veränen Höfe bleiben dennoch abhängig von der Politik eines Mächti⸗gen. Im Bundesſtaate dagegen iſt freilich kein einzelnes Glied ſou⸗verän; aber jeder iſt frei und ſtolz mit und in dem Ganzen, nach dem politiſchen Sinnworte der Holländer: Eintracht macht Macht. — Die äl⸗tere Geſchichte beſtätigt dieſe Bemerkungen, wie die neuere. Die grie⸗chiſchen Völkerſtämme und Staaten bildeten unter ſich mehrere Bun⸗desſtaaten, alle zuſammen aber einen Staatenbund. In jener Form war Freiheit, in dieſer herrſchte der Mächtige, oft mit Härte die Schwächern unterdrückend. Daraus entſtand anfangs der Principat der Athenäer; hierauf erfolgte die Hegemonie der Spartaner; zuletzt ſtellte ſich der Macedonier Philipp an die Spitze des griechiſchen Staaten⸗bundes. Alle hellſehende Staatsmänner Griechenlands erkannten in dem Föderativſyſtem den Geiſt der Unterdrückung. Späterhin wollte der achäiſche Bund durch eine innigere Verbindung der Einzelnen zu einem Ganzen das Vaterland retten; aber die einzelnen Staaten waren auf ihre volle Selbſtändigkeit zu eiferſüchtig, als daß ſie ſich Einem ge⸗meinſchaftlichen Strategen hätten gleichmäßig unterwerfen ſollen; viel⸗mehr ſtellte der ätoliſche Bund dem achäiſchen ein Föderativſyſtem ent⸗gegen. So traten die Römer zwiſchen beide, vorgeblich als Beſchützer des Föderativſyſtems, und leiteten die Politik deſſelben ſo lange, bis mit ihm alle Selbſtändigkeit Griechenlands verſchwand, und Rom die ein⸗zige herrſchende Macht blieb. Daſſelbe war früher der Fall bei den Städten des lateiniſchen Bundes geweſen. Anfangs trat Rom in die Mitte dieſes Föderativſyſtems, bald darauf an die Spitze, endlich war es die Herrſcherin. Eben ſo Carthago in Anſehung der Freiſtaaten Nord⸗afrika's; wie ſchon vorher Tyrus das Haupt der phöniziſchen Städte geworden war. — Ein ähnliches Schickſal hatte Deutſchland. Anfangs traten mehrere Völkerſtämme in Bündniſſe zuſammen einem tapfern

Heerführer zu großen Unternehmungen folgend; aber ſie vereinigten ſich in keinen Bundesſtaat: daher zerriſſen im Hordengedränge der Völkerwanderung der Sueven-, der Franken-, der Markomannen-, der Alemannenbund und andre mehr. Hermann und Marbod, die im 1. Jahrh. an der Spitze zweier großen Völkerbünde ſtanden, wurden die Opfer des germaniſchen Freiheitsgefühls, weil ſolche Heerführer in einem Föderativſyſtem allemal entweder verdächtig, oder gefährlich ſein mußten. In der Folge, ſeit Ludwig des Deutſchen Zeit, wurde zwar Deutſchland eine eingeſchränkte Monarchie; aber bald erwuchs aus dem Lehnweſen das Streben der Vaſallen nach Selbſtändigkeit. Dieſe ward ihnen endlich unter dem Namen Landeshoheit zu Theil. Hätten ſie jetzt nur um ſo feſter die Bundesſtaatsform gegründet! Allein unglücklicher Weiſe ſetzte der weſtphäliſche Friede Alles in eine Wortbeſtimmung, ohne Rückſicht auf das Weſen der Begriffe. Sonſt hätte er nicht, indem er die Landeshoheit unter Kaiſer und Reich ſtellte, und nur das Ganze als einen Staat anerkannte, den einzelnen Landesherren (Art. 8. 2.) das freie Recht gegeben, unter ſich und mit Auswärtigen zu ihrer Sicherheit Bündniſſe zu ſchließen; alſo auch das Recht des Kriegs und Friedens, mithin äußere Selbſtändigkeit, und zwar um ihrer Sicherheit willen! Dieſe konnte ſonach das Reich ihnen nicht geben. Aber eben darum konnte das Reich nicht ſchützen, weil die Fürſten jenes Recht der äußern Unabhängigkeit behaupteten, wodurch das Reich aufhörte, ein Bundesſtaat zu ſein. Der Zuſatz: „jedoch ſo, daß nichts gegen den Eid, womit jeder dem Kaiſer und Reich verpflichtet iſt, geſchehe,“ war ohne Kraft, weil Kaiſer und Reich ohnehin nichts galten, ſobald der einzelne Reichsſtand durch Bündniſſe mit Auswärtigen ſeine Sicherheit befeſtigen durfte. Durch dieſen Widerſpruch löſte ſich das Reich deutſcher Nationen der That nach in ein Föderativſyſtem auf, das nur dem Namen nach einen Föderativſtaat vorſtellte. Die Franzoſen ſprachen daher im Preßburger Frieden von einer confédération germanique. In dieſem Föderativſyſtem entſchieden ſeit 1648 Oeſterreich, Schweden und Frankreich, bis Friedrich Wilhelm der Große Schweden, und Friedrich II. Frankreich verdrängte. Nun ſtanden Oeſterreich und Preußen als die bewegenden Kräfte des deutſchen Staatenbundes da. Friedrich II. und Joſeph II. begriffen daher leicht, daß eine für eine eingeſchränkte Monarchie entworfene Staatsform nicht mehr für ein Föderativſyſtem paſſe. Darum wollte Friedrich II. die Fortdauer ſeiner Monarchie durch die Fortdauer des deutſchen Föderativſyſtems ſichern, ſich ſelbſt aber den Einfluß auf das letztere durch eine paſſendere Form für daſſelbe, durch den deutſchen Fürſtenbund, bewahren. Joſeph II. hingegen wollte durch Tauſchentwürfe Oeſterreichs Uebergewicht dauerhaft ſtützen. Unterdeſſen neigte ſich Europa durch das Gleichgewichtsſyſtem, welches mehrere Allianzen veranlaßte, zu einem Gemeinweſen hin, das aus Conföderationen beſtand. Jene Allianzen unterſchieden ſich dadurch von einem Föderativſyſtem, daß ſie zu einem beſtimmten Zwecke der Politik eingegangen, durch die Erreichung oder Dauer dieſes Zwecks bedingt, und unter gegenſeitigen Leiſtungen, bei der vollkommenſten Gleichheit aller Theilnehmer, ohne eine oberſte Leitungsmacht, geſchloſſen, und oft einſeitig, ſelbſt gegen die Beſtimmung des Vertrags, wieder aufgehoben wurden. Der natürliche Gegenſatz zwiſchen Großbritannien und Frankreich bildete dieſe Allianz-Politik immer mehr aus. Da aber Allianzen keinen feſten Beſtand haben, ſo fiel die revolutionäre Politik Napoleons auf das Continentalſyſtem, durch welches er das brittiſche Seeſyſtem vernichten wollte. Zu klug, um eine Univerſalmonarchie für möglich zu halten,

wählte er das Föderativſyſtem als ein Erſatzmittel, um Frankreich zum Centralpunkte der politiſchen Kräfte des feſten Landes, und dadurch über England zu erheben. Nun zeigten ſich alle Erſcheinungen, welche aus der Natur eines Föderativſyſtems, wie wir oben dargethan haben, nothwendig erfolgen müſſen. Der franzöſiſche Kaiſer täuſchte jeden einzelnen Staat mit dem Worte Souveränetät, die er in die volle innere freie Staatsgewalt deſſelben ſetzte, indem er deſſen äußere: Krieg, Friede, Bündniſſe, Handel, dem Staatszwecke Frankreichs unterordnete. Aber auch jene innere Selbſtändigkeit konnte nichts anders als ein Blendwerk ſein, da ſich das Handels- und Finanzſyſtem jedes Verbündeten zuletzt doch, wenigſtens mittelbar, nach Napoleons Kriegsſyſtem, oder nach ſeiner Staatskunſt fügen mußte, und die franzöſiſchen Verwaltungsformen mehr oder weniger in den Staaten der Bundesgenoſſen Eingang fanden. Dieſe ſelbſt hingen unter ſich nicht zuſammen; denn Napoleon kettete jeden Staat auf verſchiedene Weiſe an ſein Syſtem: die einen enger, wie die Familienſtaaten; die andern, dem Anſcheine nach, weniger enge, wie die Rheinſtaaten, welche er mit dem Worte Bund blos hinhielt, damit ſie glauben ſollten, ſie hätten an der Einheit nichts verloren, an Sicherheit aber nur gewonnen, indem ſie ſich von Oeſterreich weg unter Frankreichs oberſte Leitung begaben. Noch andre benutzte er ganz mililäriſch-politiſch, wie die Schweiz, Warſchau und Danzig, oder machte ſie unmittelbar von ſeiner Willkür abhängig, wie Illyrien und die ioniſchen Inſeln. Die übrigen Mächte hielt er als Bundesglieder unter dem Namen von Alliirten feſt; ſie mußten ſein Continentalſyſtem annehmen, und dadurch ſich an ſein Föderativſyſtem anſchließen, oder ſie hatten von ihm Krieg und Unterjochung zu fürchten. — Vorgeblich war der natürliche Zweck jeder politiſchen Verbindung auch der Zweck dieſes Syſtems: Sicherheit und Schutz; aber nur Furcht oder Zwang, dann auch die Hoffnung, an Macht zu gewinnen, ſchloſſen jenen Verein, durch welchen zuletzt keiner gewann, als Frankreich. Uebrigens hatte in Napoleons Föderativſyſtem kein Staat eine politiſche Stimme; der Rheinbund insbeſondere hatte keine Bundesform, keine Vertreter und keine richterliche Behörde. Die einzelnen Mitglieder wurden höchſt verſchieden behandelt, oder vielmehr mißhandelt. Hatten Herrſchſucht und Vergrößerungstrieb dieſes Syſtem hervorgebracht, ſo bildeten dagegen gemeinſchaftlicher Widerſtand und Volkskraft den Bund der europäiſchen Hauptmächte, in welchem die Formen einer durch Erreichung und Sicherſtellung des Zwecks bedingten Allianz oder Coalition wieder auflebten, jedoch ſo, daß die Hauptmächte die Leitung der Streitkräfte der hinzutretenden Mächte vom zweiten und dritten Range ſich vorbehielten. (S. den Art. Chaumont, Vertrag von.) Als man hierauf die deutſchen Staaten durch ein Föderativſyſtem wieder vereinigte, ſo wollte man die Souveränetät der Einzelnen durch eine Bundesform (in der Acte des wiener Congreſſes, Art. 32 u. 43, die Föderativ-Conſtitution Deutſchlands genannt) ſicher ſtellen, in welcher der Grundſatz politiſcher Gleichheit nach dem Machtverhältniſſe obwaltete. Daher erklärte der 3. Art. der deutſchen Bundesacte, daß allen Bundesgliedern, als ſolchen, gleiche Rechte zukommen, und man nahm bei dieſer Conſtitution auf die Selbſtändigkeit der ſouveränen Fürſten und der freien Städte ſo ſehr Rückſicht, daß man ſogar die Competenz des Bundestages und die vollziehende Gewalt eines Bundesgerichts zu beſtimmen vergaß; dagegen ward, wie im weſtphäl. Frieden, den Bundesgliedern das Recht der Bündniſſe aller Art (nur nicht gegen die Sicherheit des Bundes und einzelner Bundesglieder) Art. 11. eingeräumt.

Gleichwohl ſchwankt der Begriff des deutſchen Bundes (vergl. d. Art. Deutſcher Bundestag) zwiſchen einem Föderativſyſtem und einem Bundesſtaate, weil Oeſterreich die Geſchäftsleitung und den Vorſitz auf dem Bundestage hat. (Die Zuſatzacte vom 15. Mai 1820 nennt den deutſchen Bund einen Fürſtenbund.) Auch muß der Einfluß der Mächtigern am Ende dennoch durchdringen, weil ſie im Plenum (Art. 6.) mehr Stimmen haben. Was ſichert aber die Fortdauer des Bundes überhaupt? Er wird in der Acte Art. 1. ein beſtändiger genannt; wie aber, wenn ein deutſcher Fürſt ſeine Unterſchrift zurücknimt? Werden dann die Staatskunſt und die Macht der Uebrigen den Willen und das Vermögen haben, das Ganze zuſammenzuhalten? So ſcheint alſo wohl, nach Heerens gehaltvoller Entwickelung aus der Natur der Sache, die öffentliche Meinung mit Recht die Form eines Bundesſtaates für Deutſchland zu verlangen. Auch hat ein Bundesglied ſelbſt, Luxemburg, durch ſeinen, jetzt abgerufenen, Geſandten, den hellſehenden Freih. v. Gagern, auf die Benennung Reichsbund und auf eine kraftvollere politiſche Einheit des Ganzen nachdrücklich hingewieſen. Nur dann erſt wird der Geſammtwille Aller die Seele des Ganzen ſein. Solcher Staaten, wo jedes Bundesglied im Innern ſeine Selbſtändigkeit ausübt, im Aeußern aber dem Geſammtwillen des Ganzen folgt, — dieſer werde nun monarchiſch erblich, oder durch Repräſentanten, mit oder ohne Directorialvorrechte Einzelner, ausgeſprochen und vollzogen, — giebt es nur folgende: 1. die Freiſtaaten von Nordamerika, 2. die fünfhundertjährige Eidgenoſſenſchaft der Schweizer, 3. Norwegen und Schweden unter einem Erbkönige, mit zwei Verfaſſungen, unſtreitig die freieſten in Europa; und in gewiſſer Hinſicht 4. Ungarn und Oeſterreich, ſo wie auch Polen und Rußland unter einem erblichen Monarchen. K.

Foe oder de Foe (Daniel), ein ſehr fruchtbarer engliſcher Schriftſteller. Er war der Sohn eines Fleiſchers in London, 1663 geboren, wurde in einer Schule der Diſſenters, zu deren Partei der Vater gehörte, mit vieler Sorgfalt erzogen, und dann zu einem Strumpfhändler in die Lehre gegeben. Jeden Augenblick, der ihm von ſeinen Beſchäftigungen übrig blieb, verwandte er auf die Lectüre, beſonders öffentlicher Blätter; der Parteigeiſt, den Jacobs II. unweiſe Regierung aufs neue erregt hatte, ergriff auch Foe, und in einem Alter von 21 Jahren trat er ſchon als politiſcher Schriftſteller auf. Später erregte ſeine Flugſchrift, der ächte Engländer, in welcher er die Sache Königs Wilhelm III. verfocht, ſo viel Theilnahme, daß der König nach dem Verfaſſer forſchte und ihn anſehnlich belohnte. Ein Pamphlet, in welchem er, unter der Regierung der Königin Anna, die biſchöfliche Kirche angriff, und für deſſen Verfaſſer er ſich freimüthig bekannte, zog ihm von Seiten des Parlaments die Strafe des Prangers, einer ſtarken Geldbuße und eines zweijährigen Gefängniſſes zu. Während dieſer Gefangenſchaft ſchrieb er in Proſa und Verſen über allerlei Gegenſtände, vorzüglich aber fing er 1704 ein periodiſches Werk, the Review (die Muſterung) an, welches er 1713 mit dem neunten Bande endigte. Dieſes Werk übertraf alles, was bis dahin in dieſer Art erſchienen war, und ſoll Steele und Addiſon die Idee zum Spectator gegeben haben. In der Folge floſſen aus Foe's fruchtbarer Feder ſatyriſche Pamphlets, Gedichte, moraliſche Schriften, hiſtoriſche Werke, Romane u. dgl., die längſt vergeſſen ſind. Das Werk aber, das ihn auch außer ſeinem Vaterlande bekannt gemacht hat, iſt: das Leben und die Begebenheiten Robinſon Cruſoe's, die Lieblingslectüre der Jugend, deren ſich auch wohl das ſpätere Alter noch mit Vergnügen erinnert. Foe hatte ſich nicht als Ver-

faſſer genannt, und daher wurde Steele eine Zeit lang dafür gehalten. Als Foe im J. 1719 ſeinen Robinſon vollendet hatte, ſuchte er lange Zeit einen Verleger dazu; endlich wagte der Buchhändler W. Taylor die Unternehmung, und gewann in kurzer Zeit damit tauſend Pfund Sterling. Dieſer unerwartete Erfolg veranlaßte Foe, vier Monate ſpäter, einen zweiten Theil des Robinſon herauszugeben, der jedoch nicht ſo viel Beifall fand. Ob er die Abenteuer ſeines Robinſon völlig erdichtet, oder die wahre Geſchichte eines engliſchen Seemanns dabei zum Grunde gelegt, darüber ſind die Urtheile verſchieden. (S. Robinſon.) Foe ſtarb zu London im April 1731.

Foix (Gaſton de), ſ. Gaſton.

Folard (Chevalier Charles de), ein berühmter Tactiker, war zu Avignon 1669 geboren. In ſeinem 16. Jahre nahm er Kriegsdienſte. Er war Unterlieutenant im Regiment Berry, als er während des Feldzugs von 1688 in einem Freicorps auftrat. Dieſes Geſchäft wurde für ihn eine Schule des Krieges. Im Feldzuge von 1701 fand er neue Gelegenheit, ſeine Kenntniſſe zu zeigen. Der Herzog von Vendome machte ihn zum Generaladjutanten, und überließ ihn nur ungern ſeinem Bruder, der in der Lombardei befehligte. Folard entſprach den von ihm gefaßten Erwartungen. In der Schlacht von Caſſano, 1705, ward er gefährlich verwundet, aber mitten unter den heftigſten Schmerzen, die drei Schußwunden ihm verurſachten, dachte er über die Anordnung dieſer Schlacht nach, und bildete ſeitdem ſein Colonnenſyſtem aus, dem er einen Theil ſeines Rufs verdankt. Nachdem er ſich bei mehren Belagerungen in Italien, beſonders vor Modena, ausgezeichnet hatte, ging er nach Flandern, ward bei Malplaquet verwundet, und bald nachher gefangen. Eugen bemühte ſich vergebens, ihn durch die vortheilhafteſten Anerbietungen zu gewinnen. Er verwickelte den Prinzen in ein nachtheiliges Manoeuvre, das Villars aus einer ſehr gefährlichen Lage zog. Nach der Rückkehr in ſein Vaterland ward er Commandant von Bourbourg. 1714 ging er nach Malta, welches die Türken belagerten, und zeigte dort neue Proben ſeines Talents. Der Wunſch, unter Carl XII. zu dienen, zog ihn nach Schweden; aber nach des Königs Tode kehrte er nach Frankreich zurück. 1719 machte er unter dem Herzog von Berwick als Meſtre-de-Camp ſeinen letzten Feldzug. Das Hauptwerk, worin er ſeine neuen Entdeckungen niederlegte, ſind ſeine Commentare zu Polybius. Außerdem hat man von ihm: Nouvelles découvertes sur la guerre, einen Traité de la défense des Places und einen Traité du métier de Partisan. Folard ſtarb zu Avignon 1752.

Folie (Blatt) iſt jedes dünne Blättchen von Metall, Papier u. dgl., welches durchſichtigen Stoffen, z. B. Edelſteinen, zur Erhöhung ihres Glanzes und Feuers, untergelegt wird, indem es die durch den durchſichtigen Körper fallenden Lichtſtrahlen zurückwirft. Daher figürlich alles Unächte, das einer Sache einen höhern Glanz, Schein giebt, und ihr ſo gleichſam zur Unterlage dient, um ihren Werth ſcheinbar zu erhöhen. Auch das Spiegelglas bedarf einer Folie von amagalmirtem Metall, wodurch es erſt die Eigenſchaft, das Bild vollkommen zurückzuwerfen, erhält.

Folz (Hans), aus Worms, lebte als Barbier zu Nürnberg in der zweiten Hälfte des 15. Jahrh., und war ein zu ſeiner Zeit berühmter Meiſterſänger. Einer der erſten, führte er die dramatiſche Gattung in die deutſche Literatur ein, indem er den Faſtnachtsſpielen eine vollkommnere Geſtalt gab. Wir beſitzen von ihm noch vier ſolcher Faſt-

nachtsſpiele, Salomon und Marcolf, ein Bauerngericht, eine gar bäuriſche Bauernheirath, der Arzt und der Kranke. Noch zu Anfang des 16. Jahrh. wurden ſie wiederholt gedruckt. Hans Folz nahm übrigens ſelbſt ſehr lebhaften Antheil an der neuen Erfindung der Buchdruckerkunſt, und ſoll eine Privatdruckerei beſeſſen haben. Er lebte noch zur Zeit der Reformation, der er zugethan war.

Fonds (öffentliche) heißen in England die Taxen und andere öffentliche Abgaben, welche zur Bezahlung der Zinſen oder des Capitals der Nationalſchuld beſtimmt ſind. Als man nämlich den Ausweg ergriff, für den öffentlichen Dienſt beträchtliche Summen zu erborgen, wies man den Darleihern den Ertrag irgend eines Zweigs der Staatseinkünfte an, den man als ausreichend zur Bezahlung der Zinſen oder des Capitals, oder beider, nach Maßgabe des Contracts, anſehen konnte. So hatte jede Anleihe ihren Fonds. Um aber die Unbequemlichkeiten wegzuräumen, die daraus entſtanden, daß ein einzelner Fonds einmal nicht zureichte, während ein anderer Ueberſchuß hatte, ſchlug man mehrere Fonds zuſammen, und beſtritt aus ihrem gemeinſchaftlichen Ertrage die Zahlungen, für welche ſie beſtimmt waren. So entſtanden die Geſammtfonds (Aggregate fund) 1715, der Südſeefonds 1716, der allgemeine Fonds 1716; der Amortiſationsfonds (sinking fund), in welchen die Ueberſchüſſe der ſogenannten drei Fonds fließen, und welcher urſprünglich zur Verminderung der Nationalſchuld beſtimmt, in den letzten Jahren aber auch für die Staatsbedürfniſſe verwendet wurde; endlich der conſolidirte Fonds, unter welcher Benennung man 1786, indem man die genannten Fonds aufhob, die Geſammtheit der öffentlichen Einkünfte (mit Ausſchluß der jährlichen Bewilligungen) vereinigte. Aus dieſem Fonds werden die Zinſen und fälligen Capitale des ganzen Staatsſchuldweſens, die Zinſen der Schatzkammerſcheine, die Civilliſte, alle Penſionen, Gehalte und einige andere jährliche Ausgaben bezahlt. Der Ueberſchuß wird jährlich von dem Parlament für die Bedürfniſſe des laufenden Jahrs angewieſen. Da nun jeder Staatsſchuldſchein für Zinſen oder Capital auf einen gewiſſen Fonds angewieſen iſt, ſo hat man, indem man ihn ſelbſt als einen Theil dieſes Fonds anſah, auch dieſe Benennung darauf übertragen, und der Ausdruck: 1000 Pfund in den öffentlichen Fonds, bedeutet jetzt ſo viel, als ein Capital von 1000 Pfund, das nach Maßgabe der urſprünglichen Bedingungen der Anleihe gewiſſe jährliche, vom Staate zu bezahlende Zinſen trägt. Die Staatsſchulden, welche bis zur Abzahlung des Capitals Zinſen tragen, werden in der Finanzſprache fortwährende oder einlösliche (perpetual or redeemable) Annuitäten, im gemeinen Leben aber Fonds oder Stocks genannt; ein kleiner Theil der öffentlichen Schulden beſteht aus Annuitäten für eine gewiſſe Reihe von Jahren, welcher mit deren Ablauf erliſcht. Sie heißen unauflösliche (irredeemable or determinate) Annuitäten, und zerfallen in lange (long Annuities), die 90 oder 100 Jahre dauern (zu König Wilhelms Zeiten trugen ſie 10, 12 und 14 p. C.; die gegenwärtigen werden alle mit dem J. 1860 aufhören), und in kurze (short A.)) welche 1778 denen, die an den einlöslichen Annuitäten eingebüßt hatten, auf 10, 20, höchſtens 30 Jahre als Entſchädigung bewilligt wurden. Außerdem giebt es noch Life annuities, die auf das Leben einer oder mehrer Perſonen fortdauern. Den bei weitem größern Theil machen die fortwährenden Annuitäten aus, welche nach den Zinſen verſchieden ſind, welche ſie tragen. So oft aber die Regierung eine neue Anleihe macht, ſchlägt ſie dieſelbe zu dem Theil der öffentlichen Schuld, der gleiche Zinſen trägt die zur Bezahlung

der Zinſen der neuen Anleihe angewieſenen Auflagen aber zu dem Fonds, der zur Bezahlung der Zinſen des ältern Capitals vorhanden war. So werden die alten und neuen Schulden conſolidirt und die ganzen Zinſen aus dem Geſammtertrag des Fonds bezahlt. Die Geſchäfte, welche täglich in dieſen verſchiedenen Fonds, aber hauptſächlich in den conſolidirten 3 Procenten, worin der bei weitem größte Theil der Staatsſchuld beſteht, gemacht werden, ſind außerordentlich groß, und werden durch eine Art Handel noch vermehrt, welcher in England stock-jobbing heißt, und darin beſteht, daß zwei Theile nach dem gegenwärtigen Stande der Stocks einen Contract auf eine gewiſſe Summe ſchließen, welcher nach einer beſtimmten Zeit erfüllt werden ſoll, wobei nicht das Capital, ſondern nur die Summe bezahlt und empfangen wird, um welche der Stand der Stocks am Verfalltage von dem Stande am Tage des Abſchluſſes verſchieden iſt. Obgleich die Geſetze dieſe Art Handel verbieten, und die Erfüllung der Verbindlichkeit nur von der Ehre der Parteien abhängt, ſo werden dennoch ungeheure Geſchäfte darin gemacht. S. Effecten-Handel und beſonders den Art. Staatspapiere.

Fontaine (Jean la), ſ. Lafontaine (Jean).

Fontainebleau, eine Stadt von 7400 Einw. im Departement der Seine und Marne. Das hier befindliche Luſtſchloß iſt rings mit Waldungen umgeben. Es beſteht aus vier Gebäuden, zu welchen Franz I. den Grund legte, und welche Heinrich IV., Ludwig XIV. und XV. ausbauten. Hier war es, wo die ſchwediſche Chriſtina 1654 ihren Stallmeiſter, den Grafen Monaldeschi hinrichten ließ, und wo die Monteſpan und du Barry die Schätze des ſchönſten und reichſten Landes in Europa verſchwelgten. In dem Schloſſe von Fontainebleau wurden am 5. Nov. 1762 die Friedenspräliminarien zwiſchen Frankreich, England, Spanien und Portugal unterzeichnet, und den 20. die Ratificationen ausgewechſelt. Hier hielt Napoleon ſeit 1809 den Papſt Pius VII. einige Jahre gefangen, und unterzeichnete am 11. April 1814 ſeine Thronentſagung.

Fontana (Domenico). Mehrere Gelehrte und Künſtler Italiens haben den Namen Fontana geführt. Domenico Fontana, ein berühmter Baumeiſter des 16. Jahrh., geb. 1543 zu Mili, einem Dorfe am Comer-See, trieb in ſeiner Jugend fleißig Geometrie; 20 Jahre alt, ging er nach Rom, ſtudirte die Antiken und die beſten unter den neuern Meiſtern, und machte ſich bald rühmlich bekannt. Der Cardinal Montalto (nachmals Papſt Sixt V.) nahm ihn als Architect an, und trug ihm den Bau einer Capelle in der Kirche St. Maria Maggiore, und eines Palaſts auf. Montalto hatte, wie viele italieniſche Große, den Wunſch, ſeinen Namen durch imponirende Werke zu verewigen. Fontana ſollte daher keine Koſten ſparen. Aber dem Cardinal fehlte endlich das Geld, und der Bau würde unterbrochen worden ſein, wenn Fontana nicht die Koſten aus ſeinen eigenen Mitteln hergegeben, und ſo den Bau vollendet hätte. Montalto wußte es ihm ſehr Dank, und als er bald nachher auf den päpſtlichen Stuhl kam, beſtätigte er ihn in ſeiner Stelle als Architect, und ließ durch ihn einen andern Palaſt in der Nähe der Bäder des Diocletian bauen. Sixt V. wollte den großen Obelisk, der nun auf dem Platze vor der Peterskirche ſteht, damals aber noch zum Theil unter Trümmern verſteckt lag, aufrichten laſſen: ein Unternehmen, daß ſchon mehrere Päpſte beſchloſſen, aber, durch die Schwierigkeiten abgeſchreckt, unterlaſſen hatten. Fontana erhielt den Auftrag dazu, und führte ihn (1586) glücklich aus. In der Folge richtete Fontana noch drei andere Obelisken, die man zum Theil

erſt unter den Ruinen gefunden hatte, an verſchiedenen freien Plätzen auf. Unter den übrigen Gebäuden, die er auf Befehl Sixt V. vollführte, und die den Fürſten, der ſie anordnete, eben ſowohl ehren, als den Baumeiſter, der ſie ausführte, zeichnen ſich die Vaticaniſche Bibliothek und die Waſſerleitung, Aqua felice, aus. Auch unter Clemens VIII. vollführte Fontana verſchiedene Baue und Veränderungen mit den antiken Denkmälern. Endlich aber beſchuldigte man ihn, daß er Gelder, die er zum öffentlichen Dienſt erhalten hatte, unterſchlagen habe. Er verlor ſeine Stelle am päpſtlichen Hofe, erhielt aber ſogleich einen Ruf als Architect und Ingenieur des Königs beider Sicilien, und begab ſich 1592 nach Neapel. Hier baute er verſchiedene Canäle, um die Ueberſchwemmungen abzuleiten, eine Straße längs dem Meerbuſen und den königlichen Palaſt in der Hauptſtadt, der aber in der Folge ſehr verändert worden iſt. Sein Plan, einen neuen Hafen bei Neapel anzulegen, wurde erſt nach ſeinem Tode durch einen andern Baumeiſter ausgeführt. Fontana ſtarb zu Neapel 1607, und ſein Sohn, Julius Cäſar, folgte ihm als königlicher Architect. Von Domenico Fontana iſt ein Werk vorhanden (Rom 1540, mit 19 Kpf.), in welchem er die Methode angiebt, deren er ſich bediente, um den großen Obelisk zu transportiren. Sie iſt um ſo mehr als ſeine Erfindung anzuſehen, da in den Schriften der ältern Baumeiſter keine Anleitungen zu dem in ſolchen Fällen zu beobachtenden Verfahren ſich finden.

Fontana (Felice), Mathematiker und Phyſiker am großherzoglichen Hofe zu Florenz, geb. 1730 zu Pomarolo unweit Roveredo im italieniſchen Tyrol, ſtudirte zuerſt auf den Schulen zu Roveredo und Verona, dann auf den Univerſitäten zu Padua und Bologna, ging alsdann nach Rom, und von da nach Florenz. Der Großherzog Franz (nachmaliger Kaiſer) ernannte ihn zum Profeſſor der Phyſik auf der Univerſität zu Piſa. Der Großherzog und nachmalige Kaiſer Leopold II. berief ihn nach Florenz als Mathematiker, mit Beibehaltung ſeiner Stelle in Piſa, und trug ihm auf, das Naturaliencabinet einzurichten, das noch jetzt eine von den vielen Sehenswürdigkeiten in Florenz iſt. Einen wichtigen Theil dieſer Sammlung machen die ſogenannten anatomiſchen Präparate von gefärbtem Wachs aus, welche alle innern und äußern Theile des menſchlichen Körpers in den kleinſten Einzelheiten und nach allen denkbaren Abweichungen, mit der größten Sorgfalt gearbeitet, vorſtellen. Dieſe Präparate wurden, unter Fontana's Aufſicht und nach ſeiner Anleitung, von verſchiedenen Meiſtern gefertigt. Kaiſer Joſeph II. ließ durch ihn eine ähnliche Sammlung für die chirurgiſche Akademie in Wien veranſtalten. Auf gleiche Art wurden unter Fontana's Aufſicht eine Menge Pflanzen, Schwämme und andere Gegenſtände der Naturgeſchichte, die ihre eigenthümlichen Farben mit der Zeit verlieren, in gefärbtem Wachs nach der Natur abgebildet. Fontana iſt Verfaſſer mehrer Schriften über Gegenſtände der Phyſik und Chemie, die zum Theil ins Deutſche und Franzöſiſche überſetzt worden ſind. Auch hat er verſchiedene Entdeckungen über die Anwendung der Gasarten und der Kohlenſäure gemacht. Er zeigte ſich überall in ſeinen Schriften als ſcharfſinnigen und unermüdeten Beobachter. Seine politiſchen Grundſätze zogen ihm in den neueſten Zeiten bei den Veränderungen, die ſeit 1799 im Toscaniſchen vorfielen, einige Unannehmlichkeiten zu. Er ſtarb 1805, und wurde in der Kirche Santa Croce neben Galilei und Viviani begraben.

Fontanges (Herzogin v.), geb. 1661, ſtammte aus einer alten Familie von Rouergue, und ward Ehrendame der Königin Mutter.

Schön wie ein Engel, ſagt der Abt von Choiſy, aber albern in gleichem Maße, unterjochte ſie nichts deſto weniger das Herz Ludwigs XIV., das der herrſchſüchtigen und bizarren Laune der Frau von Monteſpan überdrüſſig war. Sobald ſie die Leidenſchaft kannte, die ſie eingeflößt hatte, überließ ſie ſich ganz dem Hochmuth und der Verſchwendung, welche die Hauptzüge ihres Charakters ausmachten. Sie gab der Frau von Monteſpan hundertfach die von ihr empfangenen Blicke der Verachtung zurück, brachte monatlich 100,000 Thaler durch, war die Spenderin aller Gnadenbezeigungen, und gab den Ton für alle Moden an. Als ihr auf einer Jagdpartie der Wind den Kopfputz in Unordnung gebracht hatte, ließ ſie ihn durch ein Band wieder befeſtigen, deſſen Knoten ihr auf die Stirne fielen; dieſe Mode verbreitete ſich unter ihrem Namen in ganz Europa. Der König erhob ſie zur Herzogin; allein ſie genoß dieſes Ranges nicht lange, denn ſie ſtarb, kaum 20 Jahre alt, an den Folgen einer Niederkunft 1681 in der Abtei Portroyal in Paris.

Fontenai, Dorf im ehemaligen Bourgogne, Depart. Yonne, wo 841 die blutige Schlacht zwiſchen den Söhnen Ludwigs des Frommen vorfiel, welche 843 den Theilungsvertrag zu Verdun zur Folge hatte, vermöge deſſen das große fränkiſche Reich dergeſtalt getheilt wurde, daß Lothar I. Italien nebſt dem Kaiſertitel, Ludwig Deutſchland, und Carl der Kahle Frankreich erhielt.

Fontenelle (Bernard le Bovier de), geb. 1657 zu Rouen, war der Sohn eines Advocaten und einer Schweſter des großen Corneille. Der Mann, der hundert Lebensjahre hindurch eine ſeltene Thätigkeit, Geiſteskraft, und bis an ſein Ende ungeſchwächte Geſundheit des Körpers und der Seele beſaß, kam ſo ſchwach auf die Welt, daß er an dem Tage ſeiner Geburt ſchon dem Tode nahe war. Als Knabe begann er ſeine Studien zu Rouen bei den Jeſuiten, und als er im 13. Jahre in die Schule der Rhetorik hinaufgerückt war, ſchrieb er ein kleines Werk in lateiniſchen Verſen, welches einen Preis der Akademie erhielt. Nachdem er den Curſus der Phyſik und der Rechtswiſſenſchaften vollendet hatte, ward er Advocat, führte einen Proceß, verlor ihn, und ſchwur, nie wieder juriſtiſche Sachen zu führen. 1674 kam er nach Paris; ſein ſchon berühmter Name war ihm vorausgegangen. Mehrere in den Mercure galant eingerückte Poeſien kündigten Frankreich einen überaus zarten und eben ſo züchtigen Dichter an. Noch nicht ganz 20 Jahre alt, hatte er einen großen Theil der Opern Pſyche und Bellerophon verfertigt, die unter dem Namen ſeines Oheims, Thomas Corneille, erſchienen. 1681 ließ er ſein Trauerſpiel Aſpar aufführen; es mißfiel, und ſein Fall erregte ſo viel Aufſehen, daß ſelbſt Racine Epigramme auf ihn machte. Der Eifer für den Ruhm ſeines Oheims und perſönliche Empfindlichkeit brachten ihn dahin, eine Partei zu ergreifen, die ganz den Anſichten derer, die damals unumſchränkt in der Literatur herrſchten, entgegen war. Sein ſanfter Charakter aber und ſeine Liebe zur Ruhe, die er immer jedem Genuſſe der Eitelkeit vorzog, verhinderten ihn, irgend eine Meinung mit Leidenſchaft zu behaupten. In dem Streite über die Alten und Neuern neigte er ſich auf die Seite der Gegner des Alterthums. In ſeiner Jugend war er mit der Philoſophie des Carteſius bekannt geworden; er blieb ihr zugethan, ohne ſie vertheidigen zu wollen. Er hatte als Dichter kein Feuer, keine Einbildungskraft, und als Gelehrter wenig Erfindungsgeiſt. Er behandelte die ſchönen Wiſſenſchaften trocken und ſteif, und gab den ſtrengen Wiſſenſchaften einen zu leichten Anſtrich. Zwei Jahre ſpäter, als jenes

Trauerſpiel, erſchienen ſeine Dialogues des morts, welche günſtiger aufgenommen wurden, wiewohl ſie durch die Sucht, ſtets geiſtreich, neu und ungewöhnlich zu ſein, ermüdend und unnatürlich werden. Seine Entretiens sur la pluralité des mondes, 1686 (deutſch von Bode), ſind das erſte Buch, in welchem philoſophiſche Gegenſtände mit Geſchmack und Anmuth vorgetragen werden. Die Brauchbarkeit deſſelben iſt freilich durch die Fortſchritte der Wiſſenſchaften ſeitdem verloren gegangen, da für uns weder die Grundlage des Werks, noch die daraus abgeleiteten Folgerungen mehr gelten. Als Secretär der Akademie der Wiſſenſchaften machte ſich Fontenelle durch die ſeit ihm zuerſt üblich gewordenen Eloges berühmt. Kein Gelehrter hat wohl einen bedeutendern Einfluß auf ſein Zeitalter gehabt, als er. Er verdiente ihn eben ſo ſehr durch ſeine Lebensweisheit, durch die Lauterkeit ſeines Charakters und Liebenswürdigkeit ſeiner Schriften, als durch ſeine Sitten. Er erreichte ein ſeltenes Alter, und blieb bis zu ſeinem Tode (1757) an Geiſt und Körper ungeſchwächt. Nivernois charakteriſirt ihn auf folgende Weiſe: Als Fontenelle auf den Kampfplatz trat, waren ſchon alle Preiſe vertheilt, alle Palmen gebrochen; nur der Preis der Univerſalität war noch übrig. Fontenelle wagte um ihn zu ringen, und gewann ihn. Er iſt nicht nur Metaphyſiker mit Malebranche, Phyſiker und Geometer mit Newton, Geſetzgeber mit Peter dem Großen, Staatsmann mit d'Argenſon; er iſt alles mit allen, er iſt alles überall.

Fontevraud, Ebraldsbrunnen, ein Thal an den Grenzen von Poitou und Anjou, im Depart. Mayenne und Loire, ward 1099 von dem durch ſeine ſeltſamen Bußübungen bekannten Robert von Abriſſel (mehr über dieſen Bekehrer gefallener Mädchen erzählt der Art. Fontevraud in Bayle's Dictionär) zum Stammſitze ſeiner aus büßenden Frauen und Mönchen zuſammengeſetzten Kloſtergeſellſchaft gewählt; daher erhielt dieſe den Namen des Ordens von Fontevraud. In den daſelbſt aufgeführten Kloſtergebäuden verſammelte Robert bald mehrere Tauſende von Religioſen beiderlei Geſchlechts, denen er die geſchärfte Regel Benedicts auflegte und eine ganz eigenthümliche Verfaſſung gab, bei der die Nonnen die Herrſcherinnen, und die Mönche der jedesmaligen Aebtiſſin unterworfen wurden. Dieſer Orden breitete ſich nach Spanien, vorzüglich aber in Frankreich aus, wo die zahlreichen Klöſter deſſelben bedeutende Schenkungen erhielten. Die Aebtiſſin von Fontevraud, meiſt eine vornehme Dame, regierte ſie alle als Generalſuperiorin, und war, von jeder biſchöflichen Gerichtsbarkeit frei, nur dem Papſte untergeben. Zu Gunſten ihres Geſchlechts wußte ſie die ſtrenge Regel ſpäterhin zu mildern, und im 14. Jahrh. waren auch andere Unordnungen in den Klöſtern dieſes Ordens eingeriſſen, ungeachtet die urſprünglichen Satzungen für eine ſcharfe Abſonderung beider Geſchlechter geſorgt hatten. Er verlor dadurch an Anſehn, hatte aber doch vor der Revolution immer noch 57 Häuſer oder Priorate in Frankreich. Seitdem iſt er erloſchen. Die Kleidung war ſchwarz, mit Kragen, Capuze und Gürtel. E.

Fontinalien waren Feſte, welche die Römer den Nymphen der Brunnen zu Ehren feierten, und an welchen ſie die Brunnen bekränzten und Blumen hineinwarfen.

Foote (Samuel). Dieſer berühmte Komiker, der wegen ſeines beißenden Witzes, und weil er lebende Perſonen auf die Bühne zu bringen pflegte, der engliſche Ariſtophanes genannt wurde, war 1719 zu Truro in Cornwallis geboren, und ſtammte aus einer guten Familie. Die Rechtsgelehrſamkeit, die er anfangs ſtudirte, erregte ihm bald Wi-

derwillen. Er heirathete ein vornehmes junges Frauenzimmer, allein beider Neigungen ſtimmten wenig überein. Foote überließ ſich ohne Mäßigung ſeinem Hange zum Vergnügen, und ſtürzte ſich dadurch in die größten Verlegenheiten, denen er nur dadurch zu entgehen wußte, daß er ſeine Zuflucht zum Theater nahm. Er debütirte mit der Rolle des Othello, in welcher er unmöglich gefallen konnte, wie er denn überhaupt nie in fremden Stücken vorzüglich ſpielte. Um das J. 1747 eröffnete er auf dem Hay=Market eine kleine Bühne, wozu ihm der Herzog von Cumberland vom Könige die Erlaubniß ausgewirkt hatte, und erſchien als Verfaſſer und Schauſpieler zugleich in einer Gattung von Schauſpielen, die ein Mittelding zwiſchen Luſtſpiel und Poſſe waren, und in welchen er Begebenheiten des Tages und lebende Perſonen mit deſto größerem Glücke aufs Theater brachte, je mehr er das ſeltene Talent beſaß, Geberden und Sprache Anderer auf das treffendſte nachzuahmen. Sein erſter Verſuch iſt unter dem Namen der Morgenbeluſtigung bekannt. 1748 that Foote eine beträchtliche Erbſchaft; er verließ ſogleich die Bühne, und erſt als ſeine Hülfsquellen verſiegten, erſchien er wieder auf dem Theater. Von 1752 an ſpielte er bald in Drurylane, bald in Coventgarden, 1760 im Sommer auf dem Hay=Market, und ſeit 1762 alle Sommer daſelbſt, wodurch er ſich eben ſo viel Ruhm erwarb, als Geld gewann. 1766 brach er auf der Jagd mit dem Herzog von York das Bein, und mußte es ſich gänzlich ablöſen laſſen. In den letzten Jahren ſeines Lebens erfuhr er mancherlei Kränkungen. Seine Neider klagten ihn eines ſchändlichen Verbrechens an; der Kummer darüber verurſachte ihm eine vorübergehende Gliederlähmung, und er faßte den Entſchluß, ſich nach dem ſüdlichen Frankreich zu begeben, überließ ſein Theater an Colman, ward aber ſchon zu Dover 1777 vom Tode ereilt. Er hinterließ einen natürlichen Sohn als Erben ſeines Vermögens. Foote war ein Mann von unerſchöpflichem Witz, ſowohl auf dem Theater als im Umgang; aber er machte ſich furchtbar damit, denn er verſchonte Niemand, und keines ſeiner Bonmots ging verloren. Die Tugend war ihm indeß heilig, nur das Laſter und die Thorheit geißelte er ohne Rückſicht und Schonung. Als eine Probe ſeines ſtets fertigen Witzes wird folgende Anekdote erzählt. Foote hatte den Grafen Sandwich lächerlich gemacht; dieſer erfuhr es, und als er mit ihm zuſammenkam, ſagte er, um ihn zu kränken: „Ich möchte doch wiſſen, Foote, ob ſie einmal an den Fr... oder an dem Galgen ſterben werden.“ „Mylord,“ antwortete dieſer ſogleich, „das würde nur davon abhängen, ob ich es mit Ihren Maitreſſen oder mit Ihren Grundſätzen hielte.“ Foote war ſchon auf den erſten Anblick eine lächerliche, drollige und burleske Figur, kurz und unterſetzt, mit vollen Backen und großen, muthwilligen, geiſtvollen Augen; dabei wußte er auf ſeinem hölzernen Beine ſich mit einer ſeltenen Gewandtheit fortzubewegen. Seine ſämmtlichen dramatiſchen Werke ſind 1783 in vier Octavbänden unter Colmans Aufſicht erſchienen.

Forcellini (Egidio), ein italieniſcher Gelehrter und guter Lexicograph, geb. 1688 in einem Dorfe unweit Feltre, im ehemaligen venetianiſchen Gebiet. Die Armuth ſeiner Eltern hinderte ihn anfangs, eine gelehrte Schule zu beſuchen, und er war ſchon ziemlich erwachſen, als er auf dem Seminario zu Padua anfing Lateiniſch zu lernen. Sein Lehrer in dieſer Sprache, und bald nachher ſein Freund, war der bekannte Literator und Profeſſor Facciolato. Forcellini machte ſehr ſchnelle Fortſchritte in den alten Sprachen, und Facciolato bediente ſich ſeiner Hülfe bei der neuen, von ihm ſehr vermehrten Ausgabe von Calepin's

Lexicon in ſieben Sprachen. Beide Freunde faßten darauf den Entſchluß, ein großes und vollſtändiges Wörterbuch der lateiniſchen Sprache herauszugeben. Die Ausführung dieſer Idee wurde jedoch dadurch verzögert, daß Forcellini nach Ceneda in der treviſaner Mark als Profeſſor der Rhetorik und Director des daſigen Seminariums verſetzt wurde. Als er aber im J. 1731 wieder nach Padua zurückberufen worden war, und durch die Gunſt des Biſchofs dieſer Stadt, des Cardinals Rezzonico, hinlängliche Muße erhalten hatte, vollbrachte er unter Facciolato's Leitung ſeine Arbeit, welche unter dem Titel: Aegidii Forcellini totius latinitatis Lexicon etc., 1771 zu Padua in 4 Foliobänden erſchien. Forcellini hatte darin einen rühmlichen Beweis ſeiner ausgebreiteten Beleſenheit und ſeiner richtigen Beurtheilung gegeben. Er ſtarb 1768. Man vergl. den Art. Facciolato.

Forkel (Joh. Nic.), Doctor der Muſik, der größte muſikaliſche Theoretiker, Literator und Hiſtoriker unſerer, wie der bisherigen Zeit überhaupt. 1749 zu Meeder, einem Flecken bei Coburg, geboren, verdankte er ſeinen erſten Aufflug in der Kunſt dem „vollkommenen Capellmeiſter", einem Werke des großen hamburgiſchen Muſikers Mattheſon. Zuerſt ging er zu Coburg in die Schule, kam bald nach Lüneburg, von da aber, im ſiebzehnten Jahre, durch gute Empfehlungen als Präpoſitus des Chors nach Schwerin. Hier machte er durch ſeine hübſche Stimme, wie durch ſein ſchönes Harfenſpiel, auch bei der herzoglichen Familie Glück, und man ſuchte ihn zu bereden, die Rechte zu ſtudiren, um ihn dereinſt für ein juriſtiſches Fach in Schwerin anzuſtellen. So wenig ihm dieſe Ausſicht auch wünſchenswerth ſchien, ſo zwang ihn doch der Mangel an Vermögen, und ſein Durſt nach Wiſſen und Vergleichen, nach Göttingen zu gehen und dort zwei Jahre lang den Rechten obzuliegen. Doch bald darnach war ſein Entſchluß gefaßt, der Tonkunſt ſein ganzes Leben und ſeine ganze Kraft zu widmen. In dieſer Zeit ſchrieb er ſeine muſikaliſch-kritiſche Bibliothek, in der gleich die erſte Recenſion von Glucks Alceſte viel Aufſehen erregte, und Kennern das Urtheil ablockte, ſie, das Werk eines göttinger Studenten, ſei vielleicht ein größeres Meiſterſtück, als irgend eine der Opern des berühmten Capellmeiſters in Wien, der damals in Paris ſo viel Beifall einerntete. Als die Stelle des Concertmeiſters, die bisher ein Violinſpieler aus der Bendaſchen Schule verſehen hatte, in Göttingen durch den Tod erledigt wurde, erhielt Forkel dieſelbe mit dem Titel eines Muſikdirectors; und er bekleidete ſie bis an das Ende ſeines Lebens. Sie gewährte ihm die nöthige Muße, um die wichtigſten Werke, die wir in der Theorie der Muſik beſitzen, auszuarbeiten. So haben wir von ihm eine Literatur der Muſik, die erſten zwei Bände einer Geſchichte dieſer Kunſt, eine Biographie und Charakteriſtik Sebaſtian Bachs erhalten, welche hinreichen, den Namen ihres Urhebers unſterblich zu machen. Zugleich bildete Forkel theoretiſch und practiſch viele Schüler. Er war einer der wenigen, welche Sebaſtian Bachs Methode des Clavierſpiels in ihrer Reinheit bewahrt hatten. Er ſtarb zu Göttingen 1818.

Form wird in der Philoſophie der Materie (ſ. d. Art.) entgegengeſetzt, und bedeutet die Art und Weiſe, wie eine Thätigkeit wirkt, die Art der Verbindung eines Mannichfaltigen zu einem Ganzen; auch ſo viel als Geſtalt, Geſtaltung. — Formalismus, in der Wiſſenſchaft, namentlich in der Philoſophie, das bloße Berückſichtigen und Beobachten der formellen Erfodernisſe, daher auch formelle Philoſophie; — Formalphiloſophie aber, welche von der Form des philoſophiſchen Erkennens handelt. — In der Buchdruckerkunſt heißt Form die

in ihre Columnen und Spalten abgetheilte und zum Abdruck geſetzte, in eiſerne Rahmen eingeſchloſſene Hälfte eines Bogens, welche auf eine Seite des Papierbogens kommt. Sie enthält in Folio 2, in Quart 4, in Octav 8 Columnen u. ſ. w., welche auf einmal abgedruckt werden; zu jedem Bogen gehören alſo zwei Formen.

Formale. Das Formale, dem Materialen entgegengeſetzt, deutet die Geſtaltung, Beſtimmung oder Form eines Dinges an. Formalien, Formalitäten (Aermlichkeiten), ſind äußere, außerweſentliche Umſtände, womit eine Handlung begleitet wird, von denen aber, in rechtlicher Hinſicht, die Gültigkeit eines Geſchäfts durch die Geſetze abhängig gemacht iſt, in ſo fern ſie als Zeichen der Rechtsgültigkeit angeſehen werden können. Z. B. Jemand mit allen Formalien empfangen; ein Teſtament mit den gewöhnlichen Formalien eröffnen; daher formaliter, in gewöhnlicher Form und Art. Sich formaliſiren, etwas übel nehmen, ſich durch die Form, durch die Art und Weiſe, wie etwas geſchieht, für beleidigt halten; ſein Befremden oder Mißfallen über etwas äußern, ſich über etwas aufhalten. Formaliſt heißt derjenige, der ſich genau an die vorgeſchriebenen Formalien bindet, daher auch ein Ceremonien= oder Complimentenmacher. — Formeln oder Formulare ſind für beſondere Fälle vorgeſchriebene oder durch den Gebrauch eingeführte Worte, Wendungen oder Redensarten. In der Buchſtabenrechnung (Algebra) ſind es die Vorſchriften zur Auflöſung einer Aufgabe.

Formey (Johann Samuel), Profeſſor und immerwährender Secretär der Akademie der Wiſſenſchaften zu Berlin, wurde daſelbſt 1711 geboren. Seine Familie gehörte zu den Refugiés, die einſt der Religion wegen aus Frankreich auswanderten, und von denen ein Theil ſich in den preußiſchen Staaten niederließ. Formey widmete ſich anfangs der Theologie, und noch vor ſeinem 20. Jahre ward er von der franzöſiſchen reformirten Gemeine zu Brandenburg (an der Havel) zum Prediger erwählt, ſechs Wochen darauf aber ſchon wieder nach Berlin gerufen, und in gleicher Eigenſchaft bei der Friedrichsſtädter Gemeine angeſtellt. Seine Kränklichkeit zwang ihn jedoch bald, ſein Amt mit einem Gehülfen zu theilen, und von jetzt an legte er ſich, bei der größern, ihm gewordenen Muße, mehr auf Literatur. Außer mehreren Ueberſetzungen, gab er von 1733 an mit Beauſobre die Bibliothèque germanique, ſpäter das Journal littéraire de l'Allemagne und den Mercure et Minerve (gleichfalls ein periodiſches Blatt), und von 1750 bis 1759 mit Perard die Nouvelle bibliothèque germanique heraus. Faſt zu gleicher Zeit übernahm er auch die Stelle eines Directors und erſten Lehrers am franzöſiſchen Gymnaſium in Berlin, welche er 1739 mit der eines Profeſſors der Philoſophie an derſelben Anſtalt vertauſchte. Als Friedrich II. 1740 den Thron beſtieg, und die Akademie umſchuf, ward Formey durch Maupertuis dem Könige zum Secretär und Hiſtoriographen derſelben vorgeſchlagen. Sein Geiſt und ſeine Thätigkeit gewannen ihm hier des großen Königs Vertrauen und Zuneigung, und als 1748, nach Jariges Tode, die verſchiedenen Secretariatsſtellen dieſes Inſtituts in Eine zuſammengeſchmolzen wurden, da erhielt er die Verwaltung derſelben, mit dem Titel eines immerwährenden Secretärs. In den gelehrten Streitigkeiten, welche ſich bald nach Voltaire's Aufenthalt in Berlin zwiſchen dieſem und Maupertuis erhoben, und in denen der König ſelbſt ziemlich lebhaft Partei nahm, wußte ſich Formey mit ſo viel Umſicht zu benehmen, daß er, ohne ſeinen Anſichten und ſeiner Würde etwas zu vergeben, ſich doch die Achtung und

Gewogenheit aller Streitenden erhielt, und Friedrich II. nichts an ihm auszuſetzen fand, als daß er in ſeinen philoſophiſchen Anſichten nicht mit ſeinem Liebling Voltaire übereinſtimmte. Durch ſeinen ſchriftſtelleriſchen Fleiß und die Gewogenheit der Großen, die er ſich zu erwerben wußte, hatte Formey ſich nach und nach ein hübſches Vermögen geſammelt, und auch auf ſeine Kinder ging das Wohlwollen über, welches er genoß. 1778 erhielt er noch die Stelle eines Secretärs bei der Prinzeſſin Henriette Marie von Preußen; 1788 aber wurde er Director der philoſophiſchen Claſſe an der Akademie. Friedrich II. erwies ihm, ſo lange er lebte, die größte Achtung, und auch der Nachfolger dieſes Königs ſchätzte und ehrte den vielfach verdienten Mann. Formey ſtarb d. 7. März 1797, beinahe 86 Jahre alt; und merkwürdig iſt, daß dieſer in Deutſchland geborene und nie über die deutſchen Grenzen gekommene berliner Gelehrte, der noch dazu eine deutſche Mutter hatte, doch niemals dahin gelangte, das Deutſche geläufig und ganz richtig zu ſprechen, ſondern ſtets Franzoſe in Sprache und Eigenthümlichkeit blieb. Seine ſehr vielen ſchriftſtelleriſchen Arbeiten ſind meiſt in Meuſels gelehrtem Deutſchland verzeichnet, und ihr größter Theil in franzöſiſcher, einiges auch in lateiniſcher Sprache verfaßt, welches letztere Idiom er ſo gut wie das Franzöſiſche ſprach und ſchrieb. Beinah eben ſo gewandt war Formey auch im Griechiſchen, und nicht minder wohlbewandert im Hebräiſchen. Außer den gemeldeten Stellen bekleidete Formey auch noch einige wichtige Aemter bei dem franz. Departement. Er war Geheimerath, Mitglied des franz. Oberdirectoriums, Director des Orangehauſes, und einer der Stifter und älteſten Verpfleger der Ecole de Charité, für die er viel und lange rühmlich wirkte. Seine akademiſchen Abhandlungen gehören meiſt in das Gebiet der practiſchen Philoſophie, oder ſind Denkſchriften auf verſtorbene Akademiker, Reden bei öffentlichen Sitzungen (durch welche er ſich, ſo wie früher durch ſeine Kanzelvorträge, vielen Beifall erwarb) u. ſ. w. Für den geiſtlichen Stand, aus welchem er, bald nach ſeiner Ernennung zum Secretär der Akademie, gänzlich trat, behielt er übrigens ſtets, gegen die Sitte der Philoſophen ſeiner Zeit, große Hochachtung, und ſeine Beſcheidenheit blieb, bei allen Auszeichnungen, die ihm wurden, ſtets gleich groß. In ſeinen Souvenirs d'un Citoyen finden ſich anziehende Nachrichten über ihn. Bemerken wollen wir noch, daß Formey nicht allein Mitglied der petersburger, londoner und vieler andern gelehrten Geſellſchaften war, ſondern daß ihm, der, wie wir ſchon erwähnten, nie vollkommen des Deutſchen mächtig war, auch die greifswalder gelehrte Geſellſchaft zur Beförderung und Reinigung der deutſchen Sprache ein Patent als Mitarbeiter zutheilte.

Forskål (Peter), ein berühmter ſchwediſcher Botaniker und Schüler Linné's, geboren 1736. Er ſtudirte zu Göttingen, und vertheidigte da (1756) eine Disputation unter dem Titel: Dubia de principiis philosophiae recentioris. Eine franzöſiſche Broſchüre: Gedanken über die bürgerliche Freiheit, welche er nach ſeiner Rückkunft in Schweden herausgab, mißfiel der damals herrſchenden oligarchiſchen Partei. Forskål erhielt bald darauf einen Ruf nach Copenhagen als Profeſſor, und da er ſich auch auf Naturgeſchichte gelegt hatte, ſo wurde er, auf Linné's Empfehlung, mit zu der gelehrten Reiſe nach Arabien beſtimmt, welche König Friedrich V. von Dänemark veranſtaltete, und es wurden ihm dabei die Unterſuchungen im Fache der Naturgeſchichte aufgetragen. 1761 trat er mit ſeinen Gefährten, Carſten Niebuhr, von Haven und Kramer, die Reiſe an, botaniſirte unterwegs in der Ge=

gend von Marſeille, von welcher er eine Flora herausgab, und auf der Inſel Malta, und kam glücklich nach Aegypten und Arabien, wo er mit dem größten Fleiße botaniſirte. Von der Peſt befallen, ſtarb er 1763 zu Djerim in Arabien, zu früh für die Naturgeſchichte und die Wiſſenſchaften überhaupt Niebuhr hat Forskåls hinterlaſſene Papiere, die aus lauter einzelnen Blättern mit Bemerkungen beſtanden, ſorgfältig geſammelt, und aus denſelben nachmals herausgegeben: Descriptiones animalium, avium amphibiorum, piscium, insectorum, quae in itinere orientali observavit P. Forskael. Havniae 1775, mit 1 Kupfertafel. (Dem ſyſtematiſchen Namenverzeichniſſe in lateiniſcher, griechiſcher und arabiſcher Sprache folgten gegen 300 Beſchreibungen von Thieren ꝛc., nach dem Linnéſchen Syſtem geordnet, und dann die materia medica in der anſehnlichen Apotheke zu Kahira in Aegyten.) — Flora Aegyptiaco-Arabica etc. ib. — Icones rerum naturalium, quas in itinere oriental. depingi curavit Forskael. ib. 1776, mit 48 Kpfrn., wovon 20 Pflanzen, 23 aber Thiere vorſtellen. Die Zeichnungen ſind von dem ebenfalls unterwegs geſtorbenen Maler der Reiſegeſellſchaft, Baurenfeind, von Haas ſauber geſtochen. — Linné gab ſeinem Schüler und Freunde zu Ehren einer exotiſchen Pflanze den Namen Forskalea.

Forſt, derjenige Theil eines Waldes, der als ein geſchloſſenes Ganze für ſich bewirthſchaftet wird; alſo eine geſchloſſene Forſtwirthſchaft, oder ungefähr das, was bei der Landwirthſchaft ein Landgut iſt. Der Verwalter derſelben heißt Förſter, daher auch die Benennung Förſterei; ſeine Untergebenen ſind Unterförſter, Forſtknechte, Zeichenſchläger, Holzläufer oder Holzwächter, öfters auch Fußknechte genannt. Nicht ſelten bezeichnet man mit dem Namen Forſt den Wald, oder überhaupt Grundſtücke, die zum Holzwuchſe beſtimmt ſind. Das vorhandene Holz heißt der Forſt- oder Holzbeſtand, ſo wie die nach gewiſſen Regeln begrenzten, und gewöhnlich nach Nummern bezeichneten Theile, Forſtreviere, Reviere oder auch Schläge, Holzſchläge. Stellen, auf denen in einem Forſte kein Holz ſteht, heißen Blößen, im Gegenſatz von beſtandenen, d. i. wo gehöriger Holzwuchs iſt. Dieſer beſteht entweder aus Nadelholzarten (Schwarzwald), oder Laubholzarten (lebendiges Holz). Ferner unterſcheidet man Ober- und Unterholz. Jenes giebt ſtämmige Bäume, die eine gewiſſe Reihe Jahre zur verlangten Stärke heranwachſen müſſen, ehe ſie abgetrieben werden können. Unterholz heißt dasjenige, welches nur einige Jahre wächſt, ehe es geſchlagen, d. i. abgehauen wird, und heißt darum auch Schlagholz. Es giebt nur Reiſig, Stangen, und ſelten Scheitholz. Den Namen Unterholz führt es, weil es gegen das Oberholz, das auch Hochwald heißt, niedrig, oder in Anſehung der Länge unter demſelben bleibt. In manchen Gegenden nennt man das Unterholz auch Buſchholz. Nicht ſelten werden beide auf einem und demſelben Schlage unter einander gehalten. An ſich ſind im Unterholze oftmals dieſelben Holzarten befindlich, aus welchen das Oberholz beſteht, nur mit dem Unterſchiede, das letzteres zum vollwüchſigen Stamme auswächſt, und der Stock davon nachher gerodet wird, hingegen das Unterholz in einem Alter geſchlagen wird, in welchem es fähig iſt, aus der Wurzel wieder auszuſchlagen, d. i. Stammlatten, Schößlinge zu machen. Doch giebt es allerdings eine Menge Straucharten, z. B. Haſeln, Schwarzdorn, Weißdorn, Hartriegel u. a., die nie zum Baume heranwachſen, und ſo von Natur zum Unterholze beſtimmt ſind. — Ein Forſt hat ſeine Gerechtſame, Forſtrecht, Forſtordnung, Forſtregel. Der Forſtnutzen beſteht theils im Holzgewinn, theils in ſogenannten

Nebennutzungen, wozu vorzugsweiſe das Wild oder die Jagd gehört; beträchtlich pflegt auch öfters die Maſt in Buchen- und Eichenrevieren zu ſein. Streu- und Laubharken, ſo wie Viehweiden im Forſte, ſind demſelben mehr nachtheilig, als nützlich. Daſſelbe iſt auch vom Harzſcharren zu behaupten. — Faßt man Alles unter einem gemeinſchaftlichen Namen, was den Forſt insbeſondere, oder auch nur darauf beziehend betrifft, ſo bedienen wir uns der Benennung Forſtweſen. Dieſes hat ſeine Geſchichte und Wiſſenſchaft. Wird ſolche ſyſtematiſch aufgeſtellt, ſo heißt ſie die Forſtwiſſenſchaft, ausgeübt aber die Forſtwirthſchaft; jene macht alſo die Lehre, und dieſe das Gewerbe aus. (S. Forſtweſen.)

Forſter (Johann Reinhold), geb. 1729, königl. preuß. Profeſſor der Naturgeſchichte zu Halle, ein berühmter und auch wegen ſeiner Schickſale ausgezeichneter Gelehrter. Seine Familie, aus dem alten Hauſe der Lords Forester in Schottland abſtammend, hatte ſich nach Polniſch-Preußen geflüchtet, und einer derſelben, Bürgermeiſter in Dirſchau, unweit Danzig, war ſein Vater. Reinhold legte, vom 15. Jahre an zu Berlin, auf dem Joachimsthaliſchen Gymnaſium, in Sprachen, Chronologie und Völkerkunde einen tüchtigen Grund, ſtudirte dann ſeit 1748 zu Halle Theologie, kam 1751 nach Danzig, und erhielt bald die Predigerſtelle zu Naſſenhuben (Naſſenhof). Sein Amt verwaltete er nur ſo viel es die Nothdurft heiſchte, und hing dagegen ſeinen Lieblingsfächern, Mathematik, Philoſophie, Länder- und Völkerkunde, auch alten Sprachen mit voller Seele nach. Sehr gelegen kam es ihm, bei ſeiner Reiſeluſt, als ein Mann geſucht wurde, der das Colonieweſen in Saratow, im aſiatiſchen Rußland, unterſuchen könne; er nahm den Antrag an, und reiſete im März 1765 ab. Seine Berichte fielen ſehr zur Zufriedenheit aus, und nach ſeiner Ankunft in Petersburg ward ihm von der Kaiſerin Catharina II. der Auftrag, mit Zuziehung mehrer Gelehrten ein Geſetzbuch für die Coloniſten zu verfertigen. Allein der fleißige Mann erhielt für dieſe ſeine Arbeiten und Reiſen, ja für die nun verlorne Predigerſtelle, die man wegen ſeines langen Außenbleibens unterdeſſen anderweit beſetzt hatte, nicht die erwartete Entſchädigung, und reiſete ohne die geringſte Belohnung im Aug. 1766 nach London. Hier erhielt er ſich und ſeinen Sohn Georg theils durch Verkaufung mehrer von ſeiner Reiſe mitgebrachten Seltenheiten, theils durch Ueberſetzungen, die er herausgab. Zwar wurden ihm mehrere amerikaniſche Predigerſtellen angetragen; allein er ſchlug ſie aus, indeſſen ſein Sohn Georg eine Stelle auf einem Comptoir annehmen mußte. Der Vater ging nun als Profeſſor der Naturgeſchichte und der franzöſiſchen und deutſchen Sprache nach Warrington in Lancaſhire, wohin auch ſeine Frau und Georg nachfolgten. Er unterrichtete hier, ſelbſt als er nachher die Profeſſorſtelle niederlegte, die Jugend, und lebte mehrere Jahre in dieſen nicht unangenehmen Verhältniſſen. Endlich kam der Antrag an ihn, den Capitän Cook bei ſeiner zweiten Entdeckungsreiſe als Naturforſcher zu begleiten. Er nahm ihn gern an, und ging mit ſeinem damals 17jährigen Sohne den 26. Juni 1772 von London ab. Dieſe Reiſe, auf welcher ſie volle drei Jahre zubrachten, hat der Sohn, Georg Forſter, in dem berühmten, 2 Quartbände ſtarken Werke (London 1777, und deutſch, Berlin 1778 und 1780) weitläufig beſchrieben, da dies dem Vater, welchem es zur Bedingung gemacht worden, nichts für ſich von dieſer Reiſe drucken zu laſſen, nicht erlaubt war. Der Vater gab nachher ſeine reichen Bemerkungen über Gegenſtände der phyſiſchen Erdbeſchreibung, Naturgeſchichte und Philoſophie, die er auf dieſer Reiſe geſammelt hatte, zu London 1778 in 4. (nachher verdeutſcht von ſeinem

Sohne zu Berlin 1783 in 8.) heraus. Die Weltkarte, welche die berühmten Weltumſegler auf ihrer Reiſe mit hatten, befindet ſich in der Gallerie zu Wörlitz. Belohnungen wurden übrigens Reinhold F. ſo wenig zu Theil, daß er vielmehr nach und nach bei ſeiner zahlreichen Familie in ſeinen öconomiſchen Verhältniſſen zurückgekommen war, bis er 1780 als Profeſſor der Naturgeſchichte nach Halle ging, wo er 18 Jahre, bis an ſeinen Tod, eine Zierde dieſer Akademie war. Auch hier ſchrieb er ſehr fleißig, und war mit Ueberſetzung der neueſten Reiſen aus mehreren Sprachen, unter welche vorzüglich die von Cooks dritter Reiſe gehört, beſchäftigt. Freilich blieb er auch in Halle nicht ohne Verdrießlichkeiten, welche ihm ſeine Heftigkeit, ſeine Geradheit und ſein offenes Herz zuzogen; auch ſein Hang zum Spiel, und die Begierde, ſeine Sammlungen um jeden Preis zu vermehren, ſetzten ihn oft in große Verlegenheit. Der Verluſt ſeines trefflichen Sohnes Georg vermehrte dieſe Leiden noch, und er ſtarb d. 9. Dec. 1798. Scharfſinn und ſchnelle Faſſungskraft waren bei dieſem merkwürdigen Manne zugleich mit dem bewundernswürdigſten Gedächtniß verbunden. Siebenzehn lebendige und todte Sprache redete oder ſchrieb er. Er beſaß eine höchſt ſeltene Kenntniß der Literatur in jedem Fache; in der Geſchichte, der Botanik und Zoologie wird er immer mit ſeinem Sohne als einer der erſten Entdecker des verfloſſenen Jahrhunderts glänzen. Obgleich von heftigem, aufbrauſenden Temperamente, hatte er dennoch ſo viel ungeheuchelte Gutmüthigkeit, daß er nicht leicht beleidigte. Er war ausnehmend gefällig und dienſtfertig; auch fremden Verdienſten ließ er volle Gerechtigkeit widerfahren. Eine unerſchütterlich frohe Laune gab ſeinem Umgange ein eignes Intereſſe. In ſeinen zahlreichen Schriften, unter denen ſeine oben erwähnten Beobachtungen auf einer Reiſe um die Welt, ſeine Geſchichte der Schiffahrten und Entdeckungen im Norden, ſo wie ſein antiquariſcher Verſuch über den Byſſus der Alten, die erſten Stellen einnehmen, war ſein Styl zwar kräftig und lebhaft, aber nicht ganz rein.

Forſter (Joh. Georg Adam), Sohn des Vorhergehenden, war geboren 1754 zu Naſſenhuben bei Danzig. Er folgte ſeinem Vater, elf Jahre alt, nach Rußland, und ſetzte, als beide von Saratow nach Petersburg zurückgekehrt waren, hier ſeine unter des Vaters Leitung begonnenen Studien fort. In London wurde er bei einem Kaufmann in die Lehre gegeben; indeß nöthigte ihn ſeine ſchwache Geſundheit bald, der Handlung zu entſagen. Er kehrte zu ſeinem Vater nach Warrington zurück, ſetzte mit Erfolg ſeine Studien wieder fort, überſetzte mehrere Werke ins Engliſche, und gab in einer benachbarten Schule Unterricht im Deutſchen und Franzöſiſchen. Er machte, nebſt ſeinem Vater, von 1772 — 75 die Reiſe um die Welt unter Cook mit, begab ſich 1777 nach Paris, wo er ſich niederzulaſſen gedachte, ging aber bald nach Holland, und war auf dem Wege nach Berlin, als der Landgraf von Heſſen ihm einen Lehrſtuhl der Naturgeſchichte an der caſſeler Ritterakademie anbot, den er bis 1784 einnahm, in welchem Jahre er einem Rufe des Königs von Polen nach Wilna folgte. Er ward hier zum Doctor der Medicin promovirt. Die Kaiſerin Catharina hatte die Abſicht, 1787 eine Reiſe um die Welt zu veranſtalten, und Forſtern zum Hiſtoriographen dieſer Unternehmung ernannt, die jedoch wegen des Türkenkriegs unterblieb. Um nicht müßig zu ſein, kehrte Forſter nach Deutſchland zurück, wo er mehrere Schriften über Naturgeſchichte und Literatur herausgab. Der Churfürſt von Mainz ernannte ihn 1788 zu ſeinem erſten Bibliothekar. Forſter ſtand dieſem Amte mit Auszeichnung

vor, bis 1792 die Franzoſen nach Mainz kamen. Er hatte die Grundſätze der Revolution mit Feuer ergriffen, und wurde von den republikaniſch geſinnten Mainzern nach Paris geſchickt, um ihre Vereinigung mit Frankreich beim Convent nachzuſuchen. Er befand ſich noch daſelbſt, als die Preußen Mainz wieder eroberten. Dies Ereigniß zog den Verluſt ſeiner ganzen Habe, auch ſeiner Bücher und Handſchriften, nach ſich. Er ſah ſeine ganze Lage erſchüttert, trennte ſich von einer geliebten Gattin, die ſich unter ſeiner Zuſtimmung mit ſeinem Freunde Huber wieder verband, und faßte den Entſchluß, Europa ganz zu verlaſſen, und nach Indien zu gehen. Er begann zu dem Ende das Studium der morgenländiſchen Sprachen, unterlag aber den Anſtrengungen und Unfällen der letztern Jahre, und ſtarb zu Paris 1794. Forſter gehört zu unſern claſſiſchen Schriftſtellern; als ſolcher wird er auch für die Nachwelt beſtehen; ſeiner eigenen Zeit eilte er voraus. Wir übergehen ſeine zahlreichen Ueberſetzungen, und führen hier von ſeinen Schriften nur an: die anziehende, für Naturgeſchichte und Menſchenkenntniß ſo wichtige Beſchreibung der denkwürdigen Reiſe um die Welt; ſeine kleinen Schriften, ein Beitrag zur Länder- und Völkerkunde, Naturgeſchichte und Philoſophie des Lebens, 6 Thle.; und insbeſondere ſeine reichhaltigen Anſichten vom Niederrhein, von Brabant, Flandern, Holland, England und Frankreich im April, Mai und Juni 1790, 3 Thle. Auch hat er das Verdienſt, die köſtliche Frucht des indiſchen literariſchen Himmels, die Sakontala des Kalidas, auf deutſchen Boden verpflanzt zu haben.

Forſtweſen iſt der gemeinſchaftliche Begriff der Theorie und Ausübung einer Wiſſenſchaft, welche, zu den jüngeren gehörend, und zuerſt in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrh. ausgebildet, die Lehre von der zweckmäßigen Behandlung der Waldungen zum Gegenſtande hat. Die Geſammtheit der hierauf abzielenden Grundſätze wird Forſtwiſſenſchaft, und der Inbegriff der Maßregeln, welche über die Anwendung dieſer Grundſätze auf ein gegebenes Holzland zu nehmen ſind, Forſtwirthſchaft, und Forſtwirth daher derjenige genannt, der ſich mit der pfleglichen Erziehung und zweckmäßigen Benutzung des Holzes zu beſchäftigen Beruf und Beſtimmung hat. Das Forſtweſen pflegt man in das Innere und Aeußere einzutheilen. Unter jenem werden alle in dem Umfange der Wälder, und in Abſicht auf ihre unmittelbare Benutzung und Erhaltung abzielende Verrichtungen, und die Perſonen verſtanden, denen dieſelben aufgetragen ſind, während mit dem Ausdruck, äußeres Forſtweſen, jene Geſchäftsverbindung bezeichnet wird, welche zwiſchen dem inneren Waldhaushalte und den Staatsbehörden Statt findet, und deren Charakter ſich in höherer Anordnung und Leitung, nicht aber in unmittelbarer Ausübung ausſpricht. Mit dieſer Eintheilung vereinigt ſich im Weſentlichen die neuere und ſtreng wiſſenſchaftlichere Abtheilung der Forſtwiſſenſchaft, oder vielmehr der Forſtwirthſchaft, welche in der zwiefachen Richtung thätig erſcheint: die ſchon vorhandenen Wälder zu erhalten, zu beſchützen, zweckmäßig zu benutzen, daher für die ununterbrochene Fortdauer der Benutzung, in der techniſchen Sprache, Nachhaltigkeit der Benutzung, zu ſorgen, und demnach die genutzten Flächen mit Holz wieder zu beſtellen; dann die Waldererträgniſſe unter die Staats-Einwohner im Verhältniſſe des allſeitigen Bedarfes angemeſſen zu vertheilen, den Holzanbau mit den übrigen Zweigen der Urproduction im entſprechenden Verhältniſſe zu halten, ſeinen Gang und ſeine operative Wirkſamkeit der Staatsverfaſſung anzupaſſen, und die politiſchen Intereſſen der Wälder zu bewachen. Nach der Verſchie-

denheit dieſer verſchiedenartigen Zwecke des Waldhaushaltes zerfällt derſelbe in die Waldwirthſchaft und in die Staats-Forſtwiſſenſchaft. Jene gehört zu den Ausflüſſen des Eigenthumsrechtes, und nach der Verſchiedenheit der Waldbeſitzer ergiebt ſich der Begriff eines Domanial-, gemeinheitlichen, gutsherrlichen, Privat- ꝛc. Waldhaushaltes. Auf den unmittelbaren Waldbetrieb ſoll die Staats-Regierung nur in ſofern wirken, als ſie in der Behandlung ihrer Domän-Waldungen eine Muſterwirthſchaft zur Nachahmung aufſtellt, wogegen die Thätigkeit der beſondern Staatsforſt-Regiminal-Behörden ſich darin äußern muß, zweckmäßige Vertheilung der Waldflächen zu erſtreben, damit einerſeits die Gebiete der Land- und Forſtwirthſchaft gehörig abgegränzt, anderſeits die allſeitigen und allortigen Bedürfniſſe zureichend befriedigt werden. Die Waldungen, ſo wie jedes andere Eigenthum, gegen Angriffe und Beſchädigungen zu ſchützen, liegt in den allgemeinen Pflichten der Sicherheits-Polizei, und die Staats-Forſtbehörde wird in dieſer Beziehung um deßwillen nur in das Intereſſe der Sache beſonders gezogen, weil genaue Würdigung und Beurtheilung der Forſtvergehen, und dadurch Beſtimmung des zu leiſtenden Schadenerſatzes und der zu erlegenden Strafe, durch techniſche Kenntniſſe und Urtheil bemeſſen werden muß. Mit jenen Maßregeln, welche aus Zweck und Wirkſamkeit des Staats-Forſtweſens hervorgehen, hängt indeſſen nicht ſelten die innere Waldbehandlung ſo innig zuſammen, daß ohne auf dieſelbe direct zu wirken, die Staatsbehörden Gefahr laufen, ihre Zwecke zu verfehlen. Es kann daher Fälle geben, wo ſelbſt die innere Behandlung der Waldungen vorgeſchrieben werden muß, wenn die Aufgabe der forſtlichen Regierungskunſt erſchöpfend gelöſt werden ſoll, und wo daher präceptive Beſchränkungen der aus dem Eigenthumsrechte fließenden freien Verfügbarkeit über Benutzung der Holzgründe gerechtfertigt erſcheinen. Es iſt demnach eben ſo verwerflich, den Waldhaushalt der Staatsbürger der beſchränkenden und anordnenden landesherrlichen Oberaufſicht ohne Reſtriction und Bedingung unterzuordnen, als nicht zu rechtfertigen, denſelben unbedingt frei zu geben, und der Hauptgrundſatz des Staats-Forſtweſens ſpricht ſich, in Beziehung auf den Privathaushalt, darin aus, daß die Regierung dort imperativ einzuſchreiten habe, wo die Rückſichten des mit dem guten Zuſtande der Waldungen eng verbundenen Gemeinwohls, von einem durch Zeitconjuncturen mächtiger wirkenden größeren Schein-Intereſſe des Augenblicks überwogen, und, die Pflicht für die Zukunft dem ſchnöden Vortheile der Gegenwart aufgeopfert zu ſehen, Gefahr drohet. Mit dem Privathaushalte trit der gemeinheitliche nicht in gleiche Cathegorie, da es bei demſelben von dem Gebrauche der obervormundſchaftlichen Rechte und Pflichten des Staates abhängt, zu beſtimmen, auf welche Weiſe die innere Wirthſchaft unmittelbar oder mittelbar zu modificiren ſei. — In objectiver Hinſicht werden die Waldungen eingetheilt, und zwar in Anſehung ihrer Subſtanz, in Laub- und Nadelholz, ihrer Behandlung, in Hoch-, Mittel- und Niederwald, und die aus ihrer Benutzung erfallenden Erträgniſſe in Haupt- und Nebennutzungen. Die Laubholz-Waldungen beſtehen aus jenen Holzarten, deren Blätter eine größtentheils mehr breite als lange Form und wäſſerige Säfte haben, und, bis auf wenige Gattungen, an den Bäumen nicht überwintern, ſondern im Herbſte abfallen. Die Nadelhölzer haben dagegen nadelförmige, meiſt überwinternde, und ſich in längern Zeiträumen, z. B. von 3 zu 3 Jahren, nicht gleichzeitig, ſondern allmälig und unmerklich erneuernde Blätter, (Nadeln) und harzige, ölige Säfte. Die in

Deutſchland herrſchenden eingebornen, im Forſtbetriebe vorzüglich brauchbaren Laubholzgattungen ſind: die Eiche, die Rothbuche, die Birke, der Hornbaum, die Eſche, Ulme, Linde, Erle, Ahorn. Die Akazie, nordamerikaniſcher Abkunft, wurde in neueren Zeiten in Deutſchland einheimiſch, nicht aber mit den von ihr geträumten Vortheilen, und es hat überhaupt bis jetzt kein fremder Forſtbaum ſolche Vorzüge erprobt, welche nicht an eingebornen Hölzern nachgewieſen werden könnten, ſo daß dieſelben durch exotiſche Holzarten zu verdrängen, zu rechtfertigen wäre, ohne dadurch den Nutzen beſtreiten zu wollen, den einzelne Fremdlinge neben einheimiſchen Hölzern gewähren. Die vorzüglichſten Nadelholzarten ſind: die Kiefer oder Föhre, die Fichte, die Weißtanne und die Lärche, letztere nur im ſüdlichen Deutſchland heimiſch, nun aber in ganz Deutſchland angezogen. Unter Hochwald-Wirthſchaft wird jene Waldbehandlung verſtanden, wo man jede Holzart ihr natürliches Alter erreichen läßt, und wo daher der Natur überlaſſen bleibt, das geſchlagene Holz durch Samen zu verjüngen. Für dieſe Behandlung eignen ſich alle Holzarten, jedoch pflegt man im Hochwalde nur die beſonders hochſtämmigen zu erziehen. Wenn dagegen der Benutzung des Holzes ein engeres Ziel geſteckt wird, als an der natürlichen Wachsthumsperiode deſſelben, und wenn die Verjüngung der Waldungen durch die Aeußerung der angeſtammten Reproductionskraft, daher durch den Ausſchlag der Stauden bezweckt wird, ſo ergiebt ſich der Begriff von Niederwald. Für dieſe Wirthſchaftsmethode eignen ſich nur die Laubhölzer, weil das Nadelholz am Stocke nicht ausſchlägt. Schlag-Waldungen nennt man die Niederwälder dann, wenn die Abſicht des Forſtwirthes dahin geht, Holz von einer nicht ganz unbedeutenden Stärke zu erziehen, und bei ſolchen Waldungen wird die Abholzung in wiederkehrenden Zeiträumen von 30 bis 40 Jahren vorgenommen, in der Forſtſprache: ſie ſtehen auf 30 bis 40 jährigem Umtriebe. Buſchhölzer nennt man jene Waldungen, welche in ſehr kurzen Zeiträumen abgeholzt werden, und Rindenſchläge diejenigen, bei denen die directe Nutzungsabſicht auf Gewinnung gerbſtoffhaltiger Rinden geht. Daß bei der Wahl dieſer verſchiedenen Rindenwaldwirthſchafts-Methoden die Natur der Holzarten, insbeſondere daher ihre Größenverhältniſſe, ihre Lebensdauer und die Ausſchlagungsfähigkeit der Stöcke weſentlich entſcheiden, liegt im Begriff der Sache. Wenn örtliche Verhältniſſe gebieten, beide Wirthſchaftsarten in Verbindung zu ſetzen, wo z. B. der ſchnelle Umſatz des Waldcapitals nöthig, dabei aber die Erziehung ſtarken Bau- und Werkholzes unentbehrlich iſt, entſteht der Mittelwald oder Compoſitionsbetrieb, der beſonders in der franzöſiſchen Forſtſprache durch die Benennung, futaie sur taillis, ſehr richtig bezeichnet wird. Eigentlich wird alle Niederwaldwirthſchaft zu einer Art von Mittelwaldwirthſchaft, da die immer ausgehenden Stöcke durch neue Holzpflanzen aus dem Samen erſetzt werden müſſen. Der Umtrieb der Hochwaldungen richtet ſich nach der phyſikaliſchen, öconomiſchen, oder mercantilen Haubarkeit, daher nach der Natur, nach dem Holzbedarfe einer Gegend, und nach dem Geldbedarfe der Waldeigenthümer. Die natürliche Haubarkeit trit bei einer und derſelben Holzart verſchieden ein, nach der Verſchiedenheit der Lage und des Clima's. Das mildere Clima beſchleunigt, das ſtrengere verzögert die Haubarkeitsperiode, welche zunächſt durch den Grundſatz beſtimmt wird, daß bei längerm Stehenbleiben (Ueberhalten) der Stämme, der Verluſt an Holz- und Geldertrag durch die Vermehrung an Holzmaſſe (Zuwachs) nicht ausgeglichen werde. In allen

Laubholz-Hochwäldern wird die Verjüngung immer durch die Natur, und gewöhnlich durch Führung dreier Hiebe, des Beſamungs- oder Dunkel- des Licht- und des Abtriebs- oder Reinigungsſchlags, bewirkt. In Nadelholz-Waldungen findet auch der kahle Abtrieb und die Wiederbeſtellung der Schlagfläche durch Handſaat Statt. — Alle jene Grundſätze, welche das Verfahren bei den Waldnutzungen angeben, machen die Lehre der Forſtbenutzung aus, und befaſſen ſowohl die Haupt- als die Nebennutzungen. Unter jenen wird der Holzertrag der Wälder im engern Sinne Hauptziel ihrer Bewirthſchaftung, unter dieſen alles dasjenige verſtanden, was aus den Nebenbeſtandtheilen des Holzes, z. B. der Rinde zur Benutzung als Gerbeſtoff, dem Holzſamen zur Gewinnung von Oel, zur Schweinemaſt ꝛc. eingeht; dann, was Benutzung und Verwerthung im Walde nach Erzeugtwerden der Gegenſtände liefern z. B. das Gras als Viehfutter, dürres Laub, wo es, ohne die Verbeſſerung des Waldbodens zu beeinträchtigen, genommen werden kann, und Forſtunkräuter zur Streu, Steine und ähnliche Producte. Auch rechnete man den Jagdertrag zu den Forſt-Nebennutzungen, aber unrichtiger Weiſe, da die Jagd ein ſelbſtändiger Gegenſtand des Betriebes und Einkommens iſt, und auch nicht ausſchließlich in Wäldern ausgeübt wird. Eben ſo wenig ſind Waldbodenzinſe Forſt-Nebennutzungen, da jeder in einen andern Cultur- und Benutzungsſtand übergegangene Beſtandtheil des Waldes aufgehört hat, Wald zu ſein. Indem die Holzbedürfniſſe eines Waldes ſich in der Verwendung des Holzes zur Aufführung von Gebäuden, zu Gewerben und zur Feuerung ausſprechen, ſo muß die vorzügliche Rückſicht in der Forſtbenutzung dahin gehen, die verſchiedenen Holzarten zweckmäßig zu fördern, und jeder Beſtimmung jenes Holz zuzuweiſen, was für dieſelbe am beſten ſich eignet, und was nur dazu, und nicht mit größerem Vortheile zu anderen Verwendungen abgegeben werden könnte. Daher muß eine genaue Ausſcheidung der Holzſorten Statt finden, und der Forſtwirth die vorläufige Zurichtung des Holzes zu dem verſchiedenen Gebrauche auch um deswillen noch vorbereiten, um dadurch den Transport zu erleichtern, und den Transportaufwand zu vermindern, ſo wie ſelbſt die zweckmäßigſten Transportmaßregeln zum Bereiche des forſtwirthſchaftlichen Wirkens gehören. Der Inbegriff aller hierauf abzielenden Grundſätze, mit Einſchluß der Kenntniſſe der zur Holzgewinnung, Zurichtung und zum Transport dienenden Werkzeuge und Anſtalten begründet, den Begriff der Forſttechnologie. — Nicht alle Waldungen ſind in einem guten Zuſtande, ſondern manche theilweis holzleer. Dieſe nicht beſtandenen Waldtheile (Blößen, Oedungen) wieder mit Holz zu beſtellen, muß daher ebenfalls Sorge des Forſtwirthes ſein, worüber er durch die Lehre der Holzzucht oder des Holzanbaues Anleitung erhält. Solche künſtliche, durch Saat oder Pflanzung gemachte Waldanlagen nennt man Culturen. Die Blößen entſtanden meiſtens durch fehlerhafte Wirthſchaft, gewinnſüchtige Angriffe auf die Waldungen, Unglücksfälle, Verheerungen durch Thiere und ähnliche Veranlaſſungen. Gegen ſolche nachtheilige Ereigniſſe Waldungen zu ſichern, iſt Gegenſtand des Forſtſchutzes, womit die Staats-Forſtregierung jene Anordnungen in Verbindung ſetzen muß, welche darauf abzwecken, den Forſtſchutz in der Ausübung zu unterſtützen, durch zweckmäßige innere Anſtalten zu erleichtern, auf Vermeidung von Vergehen hinzuwirken, und von ihrer Wiederholung, durch Beſtrafung der begangenen und entdeckten Vergehen, abzuſchrecken. Dieſen Theil des Forſtweſens zu ordnen und zu regeln, übernimt

die Forſtpolizei, deren Ausübung zum Theil den Forſtbedienten, zum Theil aber auch eigenen Forſt- oder den allgemeinen Landes-Juſtiz und Polizeibehörden überlaſſen iſt. Eine eigene geſonderte Forſt-Polizei-Gerichtsbarkeit bleibt immer ein Mißſtand in einer guten Forſtverfaſſung und Quelle manches Uebels. Nur dann, wenn alle Räder in der Maſchine der Forſtverwaltung gehörig zuſammen und in einander greifen, wenn Einheit und Uebereinſtimmung in den Geſchäften dieſelbe vereinfachen, wenn in der ganzen ob- und ſubjectiven Forſtverfaſſung vom Höchſten bis zum Niederſten Zuſammenhang und Verbindung iſt, ſind die wichtigen Zwecke des forſtlichen Betriebes erreichbar, wozu beſonders gehört, daß jeder Forſtbediente die Pflichten und Befugniſſe ſeines Amtes genau kenne, Colliſionen und Reibungen unter den verſchiedenen Dienſtesclaſſen vermieden werden, jeder Forſtbediente für ſeinen Dienſtgrad und den Umfang ſeines Wirkens, die nöthige Bildung habe, daß daher für zweckmäßige Bildung und Unterricht, zugleich aber auch dafür ausreichend geſorgt werde, daß die Beſoldung dem Dienſtgrade, den damit verbundenen Ausgaben und dem Bildungsaufwande der Forſtbedienten gehörig entſpreche, und endlich aus ſolchen Beſtandtheilen zuſammengeſetzt ſei, daß einerſeits der localen Bedürfniſſe der Forſtdiener begegnet, und anderſeits das Intereſſe der Forſtverwaltung gegen hinreichende ausdehnende Beſoldung geſichert werde. Die Forſt-Direction wird daher die Vorſchläge zweckmäßigerer Forſtgeſetze der Staatsgeſetzgebung machen, für Zeit-, Sach- und ortsgemäße Inſtructionen der Forſtbedienten aller Grade ſorgen, eben ſo angemeſſene Beſoldungs-Syſteme und Etats entwerfen, und den forſtlichen Schulunterricht und die practiſche Ausbildung der angehenden Forſtwirthe leiten. Ein Zweig der Forſt-Direction iſt das Forſt-Material-Rechnungsweſen, deſſen Anordnung und Leitung von der Forſt-Direction ausgehen muß. Den adminiſtrirenden und ausübenden Forſtwirthen Gelderhebung und Verrechnung aufzutragen, iſt, einzelne Fälle ausgenommen, z. B. bedeutende Beſchränkung der Waldungsbezirke, ein ſehr verwerfliches Verfahren. Nur dann vermag Forſtbetrieb die Stufe beruhigender Vollkommenheit zu erſteigen, wenn nicht nur die gegenwärtige Benutzung gehörig geleitet, ſondern zugleich das Intereſſe der Zukunft bewacht und controllirt wird. Die Waldungen regelmäßig zu benutzen und zu verjüngen, lehren die Wahrheiten der Forſtbenutzung und des Holzanbaues, welche aber nicht die Beſtimmung ausdrücken, in welchen Verhältniſſen des Raumes ein gegebener Wald benutzt werden ſoll, um ſich gleich bleibende Nutzungen immer zu liefern, ſondern dies iſt Gegenſtand eines beſondern Zweiges der Forſtwiſſenſchaft, der Forſttaxation und Forſteinrichtung, deren Grundlage die Forſtvermeſſung, Aufnahme und Chartirung iſt. — Die Forſtwiſſenſchaft wurde, wie ſchon geſagt, ſpät zu der Würde einer eigenen Wiſſenſchaft erhoben. Drohender Holzmangel auf der einen Seite machte den Regierungen Werth und Wichtigkeit der Waldungen eben ſo fühlbar, als auf der andern Seite in der beſſern Benutzung des Holzüberfluſſes den Staatsfinanzen neue Hoffnungen erſchienen, welche bedeutende Summen aus der Verwerthung dieſer Naturſchätze, aus den Waldungen des Ober-Rheins, des Speſſarts und des Fichtelgebirges und mehrer andern, für den Vortheil der holländiſchen Marine- und Landbauten, beträchtliche Summen bezogen. Denkende, aufgeklärte Forſtwirthe fingen an, die Abſtracte eigener und fremder Erfahrungen zuſammenzuſtellen, und in der Natur der Wälder das Syſtem der Wiſſenſchaft aufzuſuchen. In Nord-Deutſchland wurde

zuerſt das Licht angezündet, und der oft rohen Jagdherrſchaft über die Waldungen der Stab gebrochen, und der Grund zu einer auf natürliche Principien geſtützten Forſtwiſſenſchaft gelegt. Sowohl Lehrer auf Univerſitäten, als im practiſchen Dienſte ſtehende einſichtsvolle Männer wirkten für dieſen wichtigen Zweck mit Eifer, Wärme und Erfolg durch Schriften und Handlungen, und immer werden die Namen eines Kramer, Gleditſch, Beckmann und Zanthier mit Achtung genannt werden. Dieſer letztere war der erſte, der den forſtwiſſenſchaftlichen Unterricht förderte, und ſelbſtändig zu Ilſenburg im Stollberg-Wernigerödiſchen, ins Leben rief. Hiernächſt machte das Forſtweſen in Preußen, in Grundſatz und Ausübung raſche Fortſchritte, und während Burgsdorf mit dem erſten vollſtändigen Syſtem der Forſtwiſſenſchaft die deutſche Literatur bereicherte, ſorgte er zu Tegel bei Berlin für Unterricht und Bildung künftiger Förſter. Aber auch im ſüdlichen Deutſchland war man in der Ausbildung des Forſtweſens nicht unthätig, obgleich anderartige Local-Verhältniſſe, und ein anderer Geiſt der Regierungen dem ſchnellen Aufſchwunge dieſes Faches nicht ſo günſtig war, wie im Norden unſeres Vaterlandes; indeſſen wurden doch früh ſchon Lehrſtühle der Forſtwiſſenſchaft an Hochſchulen, oder auch beſondere Forſtlehr-Inſtitute errichtet, wie im Churfürſtenthum Mainz, in Baiern, Würtemberg und im Breisgau, und Männer, wie Mühlenkamp, Dätzl, Reuter, Jäger und Trunk, machten ſich mehr und weniger um die Forſtwiſſenſchaft verdient. Man fing nun auch an, einzelne Theile dieſer Wiſſenſchaft mit beſonderem Eifer und Fleiße zu beleuchten, wie z. B. Hennert über Forſttaxation mit Scharfſinn und Gründlichkeit ſchrieb. Die ſchnellſten und kräftigſten Fortſchritte machte indeſſen die Forſtwiſſenſchaft vom letzten Jahrzehnde des vorigen Jahrh. an, und beſonders war es Hartig, der kräftig Hand ans Werk legte, und vorzüglich viel für die Bildung der Forſtleute that. So wie der unſterbliche Werner von Freiberg allen Zonen Bergleute ſendete, ſo verſah Hartig lange Zeit hindurch aus ſeinen Lehranſtalten zu Hungen und Dillenburg einen großen Theil von Deutſchland mit Forſtwirthen. Hierdurch, und durch die Entwerfung einfacher und für die unteren Claſſen der Forſtdiener leicht faßliche Lehrbücher, erwarb ſich Hartig eine gewiſſe Berühmtheit, die ihm immer bleiben wird, wenn auch ſchon in ſpäterer Zeit die Wiſſenſchaft weiter geführt, und ſtrenger logiſch und gründlicher behandelt wurde. Hartig zeichnete ſich beſonders in Theorie und Praxis des Taxationsweſens aus. Von nun an folgten ſich die Forſtlehranſtalten ſchnell, unter denen aber einige nur vorübergehende Erſcheinungen wurden, und die Literatur fing an, von Ueberfluß zu ſtrotzen, nicht immer durch Erweiterung des Volumens auch an Vergrößerung des Kerns gewinnend. Beſonders wurden nun die Hülfswiſſenſchaften der Forſtkunde mit regerem Eifer betrieben, und Bechſtein, hochverdient um die Bildung junger Forſtleute, durch die Gründung der Forſtlehranſtalt zu Waltershauſen, nun zu Dreißigacker, wird immer unter den Naturforſchern Deutſchlands, welche ihre Thätigkeit vorzüglich gegen die Forſtwiſſenſchaft hinrichteten, eine der erſten Stellen einnehmen. In neuerer Zeit iſt zwar die Zahl der deutſchen Forſtſchulen wieder geſchmolzen, allein jene der Schriftſteller hat zugenommen. Unter denen des erſten Ranges glänzen die Namen eines Witzleben, Cotta und Hundeshagen eben ſo hell, als ſich durch fleißige Bearbeitung und Ausführung einzelner Theile der Forſtwiſſenſchaft ein Laurop, Hoßfeld, Schleevogt, Heldenberg, Maier, Nebauer, König und andere verdient, zum Theil aber auch einer, für die Wiſſenſchaft

gewinnloſen Viel- und Breitſchreiberei ſchuldig machten, ſo wie ſelbſt aus zu weit getriebener Speculations-, Reformations- und Neuerungs-Sucht auch die gehaltvollſten und gediegenſten Schriftſteller ſich in die Räume unpractiſcher Vorſchläge verirrten.

Fortdauer nach dem Tode, auch die Unſterblichkeit der Seele genannt, wiefern man jene Fortdauer vorzugsweiſe auf das denkende und wollende Princip in uns, welches Seele heißt, bezieht. Denn wenn man auch außer der Unſterblichkeit der Seele noch eine Auferſtehung des Leibes hofft, ſo kann doch dieſe nicht als eine Fortdauer nach dem Tode gedacht werden, da der Leib unmittelbar nach dem Tode in Verweſung übergeht, mithin als ein organiſcher, mit Lebensthätigkeit begabter Körper, aufhört zu ſein und zu wirken; folglich kann die Auferſtehung des Leibes nur als eine neue Schöpfung eines ähnlichen, obwohl vollkommnern Körpers gedacht werden. Die Fortdauer nach dem Tode, oder die Unſterblichkeit der Seele, hat man auf verſchiedene Art zu beweiſen geſucht. Beſonders hat man ſie in neuern Zeiten aus der Immaterialität der Seele gefolgert. Allein dieſe Immaterialität läßt ſich ſelbſt nicht ſtreng erweiſen; und wenn auch, ſo würde daraus folgen, daß die Seele nicht ſo, wie der Leib, durch Verweſung zerſtört werden könne, nicht aber, daß ſie auch mit vollem Bewußtſein ihrer ſelbſt fortfahre zu ſein und zu wirken. Denn es bliebe immer möglich, daß die Seele nach dem Tode in einen bewußtloſen Zuſtand überginge, ähnlich demjenigen, worin ſie ſich während eines tiefen Schlafs oder einer langen Ohnmacht befindet. Dies wäre aber keine wahre Fortdauer, ſondern nicht viel beſſer als Vernichtung. Gleichwohl iſt der Gedanke, daß der Menſch nach dem Tode aufhören ſoll, als ein vernünftiges und freies Weſen thätig zu ſein, ſo troſtlos und, man möchte ſagen, empörend für die Menſchheit, daß ihn die Weiſeſten und Beſten von jeher als einen unwahren Gedanken verworfen, und alle gebildete Völker die Hoffnung der Fortdauer nach dem Tode als einen weſentlichen Beſtandtheil ihrer religiöſen Ueberzeugung anerkannt haben. Die Hoffnung der Unſterblichkeit iſt daher als religiöſer Glaube zu betrachten. Es iſt nämlich eine unabweisliche Foderung der Vernunft an den Menſchen, daß er nach einer ins Unendliche fortgehenden Vervollkommnung ſtrebe. Dieſe Foderung kann und darf der Menſch nicht aufgeben, wenn er nicht auf ſeine ganze Würde als ein vernünftiges und freies Weſen Verzicht leiſten will. Er darf daher auch mit Recht erwarten, daß eine ewige Fortdauer ſeines beſſern Selbſt, als die unumgänglich nothwendige Bedingung eines unendlichen Fortſchritts im Guten, Statt finden werde, wenn ihm auch die Möglichkeit einer ſolchen Fortdauer ein eben ſo unauflösliches Räthſel iſt. Der Glaube an die Unſterblichkeit hat daher einerlei Grund und Quelle mit dem Glauben an die Gottheit, und Niemand kann mit feſter Zuverſicht an Gott glauben, ohne zugleich an ſeine Freiheit und Unſterblichkeit zu glauben. Man hat über dieſe für das menſchliche Herz ſo anziehenden Gegenſtände zwei ſehr leſenswerthe Schriften von Sintenis: Elpizon, oder über meine Fortdauer im Tode, und Piſtevon, oder über das Daſein Gottes (auch als Anhang zum Elpizon betrachtet).

Fortepiano oder Pianoforte, das bekannte, mit Drahtſaiten bezogene muſikaliſche Schlaginſtrument, welches mit Hämmern verſehen iſt, die, durch Claves oder Taſten bewegt, an die Saiten anſchlagen. Schröder aus Hohenſtein in Sachſen (geb. 1690), Organiſt in Nordhauſen, erfand daſſelbe, als er noch Kreuzſchüler in Dres-

zuerſt das Licht angezündet, und der oft rohen Jagdherrſchaft über die Waldungen der Stab gebrochen, und der Grund zu einer auf natürliche Principien geſtützten Forſtwiſſenſchaft gelegt. Sowohl Lehrer auf Univerſitäten, als im practiſchen Dienſte ſtehende einſichtsvolle Männer wirkten für dieſen wichtigen Zweck mit Eifer, Wärme und Erfolg durch Schriften und Handlungen, und immer werden die Namen eines Kramer, Gleditſch, Beckmann und Zanthier mit Achtung genannt werden. Dieſer letztere war der erſte, der den forſtwiſſenſchaftlichen Unterricht förderte, und ſelbſtändig zu Ilſenburg im Stollberg-Wernigerödiſchen, ins Leben rief. Hiernächſt machte das Forſtweſen in Preußen, in Grundſatz und Ausübung raſche Fortſchritte, und während Burgsdorf mit dem erſten vollſtändigen Syſtem der Forſtwiſſenſchaft die deutſche Literatur bereicherte, ſorgte er zu Tegel bei Berlin für Unterricht und Bildung künftiger Förſter. Aber auch im ſüdlichen Deutſchland war man in der Ausbildung des Forſtweſens nicht unthätig, obgleich anderartige Local-Verhältniſſe, und ein anderer Geiſt der Regierungen dem ſchnellen Aufſchwunge dieſes Faches nicht ſo günſtig war, wie im Norden unſeres Vaterlandes; indeſſen wurden doch früh ſchon Lehrſtühle der Forſtwiſſenſchaft an Hochſchulen, oder auch beſondere Forſtlehr-Inſtitute errichtet, wie im Churfürſtenthum Mainz, in Baiern, Würtemberg und im Breisgau, und Männer, wie Mühlenkamp, Dätzl, Reuter, Jäger und Trunk, machten ſich mehr und weniger um die Forſtwiſſenſchaft verdient. Man fing nun auch an, einzelne Theile dieſer Wiſſenſchaft mit beſonderem Eifer und Fleiße zu beleuchten, wie z. B. Hennert über Forſttaxation mit Scharfſinn und Gründlichkeit ſchrieb. Die ſchnellſten und kräftigſten Fortſchritte machte indeſſen die Forſtwiſſenſchaft vom letzten Jahrzehnde des vorigen Jahrh. an, und beſonders war es Hartig, der kräftig Hand ans Werk legte, und vorzüglich viel für die Bildung der Forſtleute that. So wie der unſterbliche Werner von Freiberg allen Zonen Bergleute ſendete, ſo verſah Hartig lange Zeit hindurch aus ſeinen Lehranſtalten zu Hungen und Dillenburg einen großen Theil von Deutſchland mit Forſtwirthen. Hierdurch, und durch die Entwerfung einfacher und für die unteren Claſſen der Forſtdiener leicht faßliche Lehrbücher, erwarb ſich Hartig eine gewiſſe Berühmtheit, die ihm immer bleiben wird, wenn auch ſchon in ſpäterer Zeit die Wiſſenſchaft weiter geführt, und ſtrenger logiſch und gründlicher behandelt wurde. Hartig zeichnete ſich beſonders in Theorie und Praxis des Taxationsweſens aus. Von nun an folgten ſich die Forſtlehranſtalten ſchnell, unter denen aber einige nur vorübergehende Erſcheinungen wurden, und die Literatur fing an, von Ueberfluß zu ſtrotzen, nicht immer durch Erweiterung des Volumens auch an Vergrößerung des Kerns gewinnend. Beſonders wurden nun die Hülfswiſſenſchaften der Forſtkunde mit regerem Eifer betrieben, und Bechſtein, hochverdient um die Bildung junger Forſtleute, durch die Gründung der Forſtlehranſtalt zu Waltershauſen, nun zu Dreißigacker, wird immer unter den Naturforſchern Deutſchlands, welche ihre Thätigkeit vorzüglich gegen die Forſtwiſſenſchaft hinrichteten, eine der erſten Stellen einnehmen. In neuerer Zeit iſt zwar die Zahl der deutſchen Forſtſchulen wieder geſchmolzen, allein jene der Schriftſteller hat zugenommen. Unter denen des erſten Ranges glänzen die Namen eines Witzleben, Cotta und Hundeshagen eben ſo hell, als ſich durch fleißige Bearbeitung und Ausführung einzelner Theile der Forſtwiſſenſchaft ein Laurop, Hoßfeld, Schleevogt, Heldenberg, Maier, Rebauer, König und andere verdient, zum Theil aber auch einer, für die Wiſſenſchaft

gewinnloſen Viel- und Breitſchreiberei ſchuldig machten, ſo wie ſelbſt aus zu weit getriebener Speculations-, Reformations- und Neuerungs-Sucht auch die gehaltvollſten und gediegenſten Schriftſteller ſich in die Räume unpractiſcher Vorſchläge verirrten.

Fortdauer nach dem Tode, auch die **Unſterblichkeit der Seele** genannt, wiefern man jene Fortdauer vorzugsweiſe auf das denkende und wollende Princip in uns, welches Seele heißt, bezieht. Denn wenn man auch außer der Unſterblichkeit der Seele noch eine Auferſtehung des Leibes hofft, ſo kann doch dieſe nicht als eine Fortdauer nach dem Tode gedacht werden, da der Leib unmittelbar nach dem Tode in Verweſung übergeht, mithin als ein organiſcher, mit Lebensthätigkeit begabter Körper, aufhört zu ſein und zu wirken; folglich kann die Auferſtehung des Leibes nur als eine neue Schöpfung eines ähnlichen, obwohl vollkommnern Körpers gedacht werden. Die Fortdauer nach dem Tode, oder die Unſterblichkeit der Seele, hat man auf verſchiedene Art zu beweiſen geſucht. Beſonders hat man ſie in neuern Zeiten aus der Immaterialität der Seele gefolgert. Allein dieſe Immaterialität läßt ſich ſelbſt nicht ſtreng erweiſen; und wenn auch, ſo würde daraus folgen, daß die Seele nicht ſo, wie der Leib, durch Verweſung zerſtört werden könne, nicht aber, daß ſie auch mit vollem Bewußtſein ihrer ſelbſt fortfahre zu ſein und zu wirken. Denn es bliebe immer möglich, daß die Seele nach dem Tode in einen bewußtloſen Zuſtand überginge, ähnlich demjenigen, worin ſie ſich während eines tiefen Schlafs oder einer langen Ohnmacht befindet. Dies wäre aber keine wahre Fortdauer, ſondern nicht viel beſſer als Vernichtung. Gleichwohl iſt der Gedanke, daß der Menſch nach dem Tode aufhören ſoll, als ein vernünftiges und freies Weſen thätig zu ſein, ſo troſtlos und, man möchte ſagen, empörend für die Menſchheit, daß ihn die Weiſeſten und Beſten von jeher als einen unwahren Gedanken verworfen, und alle gebildete Völker die Hoffnung der Fortdauer nach dem Tode als einen weſentlichen Beſtandtheil ihrer religiöſen Ueberzeugung anerkannt haben. Die Hoffnung der Unſterblichkeit iſt daher als religiöſer Glaube zu betrachten. Es iſt nämlich eine unabweisliche Foderung der Vernunft an den Menſchen, daß er nach einer ins Unendliche fortgehenden Vervollkommnung ſtrebe. Dieſe Foderung kann und darf der Menſch nicht aufgeben, wenn er nicht auf ſeine ganze Würde als ein vernünftiges und freies Weſen Verzicht leiſten will. Er darf daher auch mit Recht erwarten, daß eine ewige Fortdauer ſeines beſſern Selbſt, als die unumgänglich nothwendige Bedingung eines unendlichen Fortſchritts im Guten, Statt finden werde, wenn ihm auch die Möglichkeit einer ſolchen Fortdauer ein eben ſo unauflösliches Räthſel iſt. Der Glaube an die Unſterblichkeit hat daher einerlei Grund und Quelle mit dem Glauben an die Gottheit, und Niemand kann mit feſter Zuverſicht an Gott glauben, ohne zugleich an ſeine Freiheit und Unſterblichkeit zu glauben. Man hat über dieſe für das menſchliche Herz ſo anziehenden Gegenſtände zwei ſehr leſenswerthe Schriften von Sintenis: Elpizon, oder über meine Fortdauer im Tode, und Piſtevon, oder über das Daſein Gottes (auch als Anhang zum Elpizon betrachtet).

Fortepiano oder **Pianoforte**, das bekannte, mit Drahtſaiten bezogene muſikaliſche Schlaginſtrument, welches mit Hämmern verſehen iſt, die, durch Claves oder Taſten bewegt, an die Saiten anſchlagen. Schröder aus Hohenſtein in Sachſen (geb. 1690), Organiſt in Nordhauſen, erfand daſſelbe, als er noch Kreuzſchüler in Dres-

den war (1717). Freilich aber erhielt es erſt allmälig durch Verbeſſerungen den Grad der Vollkommenheit, durch welchen es in allen muſikaliſchen Unterhaltungen eine ſo bedeutende Rolle ſpielt. Vorzüglich zeichnen ſich die engliſchen Inſtrumente durch ihre Feſtigkeit, die wiener Fortepiano's in Flügel- oder Tafelform von Brodmann, Ehlers, Lauter, Fritz, Ertſche, Katholnick, Stein, Müller u. A. durch ihre Leichtigkeit, Präciſion des Anſchlags und ſangreichen Ton ſehr aus.

Fortification iſt die Befeſtigungskunſt. (S. d. Art.) Sie zerfällt in die Feldverſchanzungskunſt (Fortification passagère), welche den Bau der Feldſchanzen, d. h. einfacher, größtentheils blos aus Erde gebauter, auf eine kurze Dauer berechneter Werke angiebt, und in die Feſtungsbaukunſt (Fortification royale oder permanente), welche die Anlage feſter Plätze, deren Dauer auf Jahrhunderte berechnet iſt, lehrt. Ein Mittelding zwiſchen beiden iſt die Fortification provisoire, welche Städte ſo zu befeſtigen angiebt, daß ſie auf die Dauer eines Feldzugs die Stelle der Feſtungen vertreten können. Auf dieſe Art waren 1803 Saragoſſa, 1813 Wittenberg und Aken befeſtigt. Die Werke, welche in der Feldverſchanzungskunſt vorkommen, ſind Fleſchen, Redouten, Sternſchanzen, Forts mit halben und ganzen Baſtionen, Blockhäuſer, Verhaue, befeſtigte Häuſer, Dörfer und Städte. Außer den letztgenannten 5 Gattungen ſind die Schanzen mit einer Bruſtwehr, die in der Regel nicht unter 7 Fuß hoch und unter 8 dick ſein darf, und mit einem 9—12 Fuß tiefen und eben ſo breiten Graben umgeben. Im letztern und jenſeits deſſelben befinden ſich gewöhnlich künſtliche Hinderniſſe, um die Annäherung des Feindes zu erſchweren, und ihn wenigſtens möglichſt lange im ſtärkſten Feuer der Schanze aufzuhalten. Solche Hinderniſſe ſind der Vorgraben (ein zweiter, dem erſten ähnlicher Graben), das Glacis, der bedeckte Weg, die Palliſaden, ſpaniſchen Reuter, Sturmpfähle, die Wolfsgruben, Verhaue von Bäumen oder Dorngebüſch, Eggen, Ueberſchwemmungen, Flatterminen, kleine Pfühlchen, Fußangeln u. a. m. Dörfer werden durch einzelne Schanzen, die man an die wichtigſten Punkte des Umriſſes legt, und durch Verhaue oder andere Hinderniſſe verbindet, verſchanzt; Städte auf dieſelbe Art, nur daß man noch die etwa vorhandenen Stadtmauern mit ihren Thürmen zur Vertheidigung benutzt. Einzelne Häuſer werden durch Verrammelung der Thüren und Fenſter, durch in dieſe Blendungen eingeſchnittene Schußſpalten, und durch Benutzung aller Vorſprünge zu einer Seitenvertheidigung zur Gegenwehr geſchickt gemacht. Die Hauptregeln, welche man bei der Anlage der Feldſchanzen zu beobachten hat, dürften folgende ſein: 1. muß der innere Raum der Stärke der Beſatzung angemeſſen ſein, ſo daß dieſelbe nicht nur die ganze Bruſtwehr mit zwei oder im Nothfall wenigſtens mit einem Gliede beſetzen kann, ſondern auch Raum hat, um bequem zu liegen. 2. Darf es vor der Schanze innerhalb des Kartätſchenſchuſſes keinen Punkt geben, der nicht von der Schanze aus geſehen und beſchoſſen werden könnte. 3. Darf innerhalb des Kanonenſchuſſes keine Höhe die Schanze beherrſchen; ſollte dies indeſſen, wie es freilich ſehr oft der Fall iſt, wegen der Beſchaffenheit des Bodens nicht zu vermeiden ſein, ſo muß doch die Bruſtwehr ſo weit erhöht werden, daß der überhöhende Punkt keine Einſicht in die Schanze hat. 4. Muß man jeden Theil der Schanze wo möglich nicht nur durch ein gerades, ſondern auch durch ein flankirendes Feuer zu vertheidigen ſuchen, und zwar muß alsdann der Winkel, den der flankirende Theil mit dem flankirten macht, einem rechten ſo nahe als möglich kommen. 5. Darf

kein ausſpringender Winkel kleiner als 60° ſein. 6. Muß man die todten und unbeſtrichenen Winkel möglichſt vermeiden. Den höchſten Triumph erreicht die Verſchanzungskunſt durch den Bau der verſchanzten Lager, wo ſie alle ihre Künſte vereinigt und Schanzen jeder Art, vorzüglich aber den natürlichen Boden zu Hülfe zieht, um ſie ſo ſtark als möglich zu machen. Die neuere Kriegskunſt bedient ſich indeſſen der verſchanzten Lager ſeltener, als es ehemals gewöhnlich war, indem dieſelben faſt gänzlich außer dem Geiſte des neuern Kriegs liegen. Die Feſtungsbaukunſt handelt faſt ganz nach denſelben Regeln, als die Feldverſchanzungskunſt, nur trit in ihr der Grundſatz der Seitenvertheidigung noch viel ſchärfer hervor, als in dieſer, und es iſt ihr Hauptgrundſatz, daß kein Stück Wall in einer Feſtung vorhanden ſein darf, das nicht Seitenvertheidigung erhält und giebt. Andere wichtige Bedingungen einer guten Feſtung ſind, daß ſie keine zu ſtarke Beſatzung nöthig habe, daß der Boden die Annäherung des Feindes möglichſt aufhalte, und alſo entweder ſumpfig oder ſehr felſig ſei, und daß man ſolche Begünſtigung des Bodens zur Erſparung von Werken benutze. Dagegen iſt es ein falſches Vorurtheil, die Stärke einer Feſtung nach der großen Anzahl ihrer Werke zu beurtheilen, im Gegentheil ſind zu viel Werke, wie man ſie beſonders bei den holländiſchen feſten Plätzen, und theilweiſe auch bei Magdeburg, Mainz und andern Orten findet, ſtatt nützlich zu ſein, eher ſchädlich. Eben ſo nichtig iſt die noch allgemeinere Meinung, daß eine Feſtung keinen Werth habe, wenn ſie von nahe liegenden Höhen beherrſcht wird; es kommt hier nur darauf an, die Werke ſo zu bauen, daß ſie den innern Raum gegen feindliche Senkſchüſſe von jenen Höhen decken; daß dies, wenn auch nur dem geübten Ingenieur, möglich iſt, beweiſen Luxemburg, Jülich, Mainz, Coblenz und viele andere Feſtungen, die im Thale liegen, und dennoch ſo gebauet ſind, daß keine der umliegenden Höhen Einſicht in die Stadt hat. Die nähere Einrichtung einer Feſtung iſt übrigens ſchon in dem Artikel Feſtung auseinandergeſetzt worden, wie dort auch die Namen der Männer, die ſich um die Fortification vorzüglich verdient gemacht haben, genannt ſind. Zu der Fortification zählt man endlich noch die Lehre des Feſtungskrieges, d. h. von dem Angriffe und der Vertheidigung einer Feſtung. Man unterſcheidet gewöhnlich fünf Gattungen des Angriffs, nämlich 1. die Blockade (ſ. d. Art.), um die Feſtung auszuhungern; 2. den Ueberfall, wo man ohne Lärm durch die Thore, durch unterirdiſche Verbindungen, oder auf andern Wegen in die Feſtung eindringt. Hierbei wird ein ſchlechter Commandant oder eine nachläſſige und ſchwache Beſatzung vorausgeſetzt; 3. den brüskirten Angriff oder die Leitererſteigung (Escalade), welche dem Ueberfall ähnlich iſt. Man erſteigt dabei die Wälle mit Leitern, ohne vorher die Laufgräben eröffnet zu haben. 4. Das Bombardement (ſ. d. Art.). 5. Den gewaltſamen Angriff oder die eigentliche Belagerung (ſ. d. Art.). Bei dieſer verfährt man gewöhnlich folgendermaßen. Nachdem das Belagerungscorps die Feſtung mit einer Vorpoſtenkette, um jede Zufuhr zu hindern, umgeben hat, das Belagerungsgeſchütz, die dazu gehörigen Kriegsvorräthe und das nöthige Arbeitszeug angekommen iſt, ſucht man die ſchwächſte Seite der Feſtung zum Angriff aus. 500—800 Schritte von den Spitzen des bedeckten Weges zieht man nun ziemlich gleichlaufend mit dem allgemeinen Umriß des Platzes einen halbmondförmigen, gewöhnlich 1200 bis 2000 Schritt langen Graben, der 3 Fuß tief, 9—12 breit wird, und von dem man die Erde nach der Stadt

zu auswirft. Dieſer Graben heißt die erſte Parallele. Aus ihm geht man nun zickzackförmig mit der Sappe auf einer Linie vor, welche die angegriffenen ausſpringenden Winkel der Feſtung halbirt, und die Capitale heißt. Bei der Anlegung dieſes Zickzacks gilt die Regel, daß ſeine Verlängerung vorwärts auf kein Werk der Feſtung treffen darf, ſondern immer außerhalb derſelben vorbeiſchneiden muß. 300 Schritt vor der Feſtung wird ſodann eine zweite Parallele angelegt, die gleiche Form mit der erſten hat, und ſich nur dadurch unterſcheidet, daß, ſtatt des nach der Feſtung zu aufgeworfenen Erdhaufens, Schanzkörbe dort aufgeſtellt und mit Erde gefüllt werden. Man geht aus ihr nach derſelben Regel, wie aus der erſten, vor, und baut, am Fuße des Glacis angekommen, dort eine dritte Parallele. Von da aus geht man mit doppelter Wendeſappe auf der Capitale des angegriffenen Werks vor, rückt 50—60 Schritt an den ausſpringenden Winkel heran, und bricht dort links und rechts mit einem Laufgraben 30 bis 40° weit heraus, baut am Ende deſſelben, aus über einander geſetzten Schanzkörben, eine Erhöhung, welche den bedeckten Weg beherrſcht, und daher, mit Schützen beſetzt, den Feind aus demſelben vertreibt. Dieſe Erhöhung heißt der Tranſcheencavalier, oder die Katze. Iſt dies geſchehen, ſo beſetzt man den Kamm des Glacis mit gefüllten Schanzkörben, hinter welchen man die Breſchebatterien baut. Schon früher hat man Batterien mehrer Art in den Laufgräben angelegt, nämlich in der erſten Parallele **Ricochetbatterien** (ſ. d. Art.) in der Verlängerung ſämmtlicher angegriffenen, um dieſe der Länge nach durch hüpfende Schüſſe zu beſtreichen und das dort aufgeſtellte Geſchütz unbrauchbar zu machen. In der zweiten und dritten Parallele baut man die Demontirbatterien, welche gerade gegen die Schießſcharten der Feſtung feuern, dieſe zu zerſtören und dadurch auch das Geſchütz der Feſtung zu treffen ſuchen. Außerdem werden in allen drei Parallelen Mörſerbatterien angelegt, welche die angegriffenen Werke mit Bomben, die nähern aber mit einem Haufen kleiner Granaten und Steine überſchütten, und ſo die Beſatzung von den Werken vertreiben. Die Geſchütze aber der Breſchebatterien endlich zertrümmern die Futtermauer des Walles, und bringen denſelben in einen Zuſtand, daß er von den Belagernden ohne Leitern gefahrlos erſtiegen werden kann. Während dies geſchieht, ſchreitet man zu dem Grabenübergang. Man gräbt nämlich einen unterirdiſchen, 5—8 Fuß breiten und eben ſo hohen bedeckten Gang bis auf die Sohle des trockenen und den Waſſerſpiegel des naſſen Grabens, bricht dort durch die Futtermauer der Contreſcarpe, und geht über den trockenen Graben in einem auf beiden Seiten durch Schanzkörbe bedeckten Gang, über den naſſen aber auf einer aus Faſchinen, Flößen, Tonnen und dergleichen gebauten Brücke, die ebenfalls auf einer oder auf beiden Seiten durch Bruſtwehren gedeckt iſt. Iſt man nun ſo an dem Fuße der Breſche angekommen, ſo erfolgt der Sturm durch die ausgeſuchteſten Truppen des Belagerungscorps. Gelingt er, und findet man hinter der Breſche einen verſchanzten Abſchnitt des Feindes, ſo legt man auf dem Gipfel derſelben eine neue leichte Verſchanzung an, in welche man Geſchütz bringt, und ſo auch den letzten Abſchnitt zerſtört und die Beſatzung zur Uebergabe zwingt. Die Schwierigkeiten einer Belagerung mehren ſich, wenn die Feſtung Minen hat. Man muß alsdann zu demſelben Mittel ſchreiten, und den Platz mit Minen angreifen, welche zwar die des Feindes immer zerſtören, deren Bau aber ſo viel Zeit koſtet, daß die Belagerung dadurch um mehrere Wochen verlängert wird.

Fortiguerri (Niccolo), geboren zu Piſtoja 1674, Prälat an dem Hofe Papſt Clemens XI., einer der beſten italieniſchen Dichter aus der erſten Hälfte des 18. Jahrh., welcher die verwandten Manieren Arioſt's, Berni's und Taſſoni's glücklich zu vereinigen wußte. In ſeinem epiſchen Gedichte: Richardet (Ricciardetto), wollte er zeigen, daß Arioſt nachahmlich ſei. Den erſten Geſang deſſelben ſoll er in einer Nacht angefangen und beendigt haben. Auf das Verlangen ſeiner Freunde ſetzte er dieſes Werk fort. So wuchs es bis zu 30 Geſängen an. Aber er erlaubte nicht, daſſelbe vor ſeinem Tode drucken zu laſſen; auch nannte er ſich als Verfaſſer Carteromaco, unter welchem Namen dieſes Gedicht auch noch nach ſeinem Tode (1735) erſchien, nämlich 1738, 2 Bde. 4., und mehrmals. Den Namen führt daſſelbe nach einem Paladin Carls des Großen. Die Erfindung ſcheint größtentheils ihm anzugehören. Mit der wirklichen Geſchichte, ſo weit ſie ſeinen Plan berührte, ſpielt er ſo willkürlich, daß er ſeinen Richardet nach Carls des Großen Tode den Kaiſerthron beſteigen läßt. An ſymmetriſcher Einheit war ihm wenig gelegen; Situationsſchilderung war ihm dagegen Hauptſache. Die Fäden der Erzählung reißt er nach Luſt und Laune ab, und knüpft ſie eben ſo willkürlich wieder an, wie Arioſt. Aber ſeine Darſtellung iſt komiſcher, als die des Arioſt, und ſatyriſcher, als in Berni's und Taſſoni's Werken. Der Spott über die Entweihung des Chriſtenthums durch die verderbte Geiſtlichkeit iſt das kräftigſte Salz derſelben, und wahrſcheinlich der Grund, warum Fortiguerri mit ſeinem Gedichte ſo zurückhaltend war. Deſſelben kleine Gedichte und Sonette ſind in verſchietenen Sammlungen italieniſcher Dichter zu finden.

Fortuna, bei den Griechen Tyche, die Lenkerin der guten und böſen Schickſale. Nach Heſiod war ſie eine Tochter des Oceanus, und nach Pindar eine Schweſter der Parzen. Sie hatte zu Corinth, Elis und Smyrna ihre Tempel. In Italien wurde ſie ſchon vor Erbauung Roms verehrt. In Antium hatte ſie einen berühmten Tempel, in welchem ſich zwei Bildſäulen von ihr befanden, die man als Orakel befragte, und die ihre Antworten entweder durch Winke oder Looſe ertheilten. Ferner in Präneſte, daher ſie auch Dea Praenestina genannt wurde. Auch in Rom hatte ſie zahlreiche Tempel. Man findet ſie auf ſehr verſchiedene Weiſe abgebildet; gewöhnlich mit einem doppelten Steuerruder: mit dem einen regierte ſie den Nachen des guten, mit dem andern den des widrigen Geſchicks. In ſpätern Zeiten bekam ſie eine Binde vor die Augen, eine Deichſel, ein Rad, oder eine Kugel, indem ſie auf letzterer entweder ſaß oder ſtand. Gewöhnlich iſt ſie als eine Matrone gekleidet. Auf verſchiedenen Gemmen findet man noch beſondere Symbole, z. B. einen über eine Weltkugel ausgeſpannten Cirkel; eine Weltkugel zwiſchen einem Steuerruder und einer Kornähre, worauf ein Rad ſteht. Auf einer Münze des Kaiſers Geta ſitzt ſie mit entblößtem Oberleibe auf der Erde, lehnt ſich mit dem rechten Arme auf ein Rad, und hält in der linken Hand ein auf ihrem Schooße ſtehendes Füllhorn. Ihr Steuerruder ſtützt ſie bald auf eine Kugel, bald auf ein Rad, bald auf einen Schiffſchnabel. Oft wird ſie auch geflügelt abgebildet, doch von Römern nie. Denn nachdem ſie die ganze Erde durchflogen, ohne irgendwo zu verweilen, ſoll ſie endlich auf dem palatiniſchen Berge ſich niedergelaſſen, ihre Flügel abgelegt haben und von ihrer Kugel heruntergeſtiegen ſein, um für immer in Rom zu bleiben.

Forum hieß bei den Römern überhaupt ein jeder offene Platz,

ſowohl in Städten als auf dem Lande, wo Markt und Gericht gehalten wurde. In Rom war das Forum ein prächtiger Platz, der zugleich zum Spaziergange diente, und wegen ſeiner außerordentlichen Größe forum magnum hieß. Bei der zunehmenden Bevölkerung Roms wählte man beſondere Plätze zum Gerichthalten und beſonders zu Märkten, und die Zahl derſelben belief ſich am Ende auf ſiebzehn. Das große römiſche Forum, welches ſüdlich vom palatiniſchen und nordweſtlich vom capitoliniſchen Berge begrenzt wurde, und vorzugsweiſe den Namen Forum erhielt, war ſchon von Romulus für die Zuſammenkünfte des Volks beſtimmt worden. Tarquinius Priscus ließ ringsherum bedeckte Gänge anlegen, damit man ſich daſelbſt gegen jede Witterung ſchützen konnte. An denſelben waren ſtufenförmige Erhöhungen, von welchen man vor Einrichtung der Theater die Schauſpiele, die auf dem Markte angeſtellt wurden, anſah. Später wurde das Forum mit einer ſo ungeheuern Menge Statuen, die aus Griechenland dahin gebracht worden waren, geziert, daß man einen großen Theil derſelben wieder wegräumen mußte. Beſonders prächtig waren die vergoldeten Statuen der zwölf obern Götter. Jetzt heißt dieſer ehemals ſo glänzende, mit den ſchönſten Paläſten und Prachtgebäuden gezierte Platz Campo Vaccino (Ochſenplatz), und iſt faſt wüſte, aber mit unzähligen Ruinen ſeiner ehemaligen Herrlichkeit beſäet. — In unſerer Gerichtsſprache heißt Forum Gerichtshof, die Gerichtsſtelle, vor welcher ſtreitige Rechtsſachen entſchieden werden; wie auch die richterliche Behörde, der Gerichtsſtand und die Gerichtsbarkeit. Und zwar heißt forum competens das befugte Gericht, wohin die Rechtsſache eigentlich gehört; forum incompetens hingegen ein unbefugtes Gericht. Forum contractus iſt der Gerichtshof des Orts, wo ein Vertrag geſchloſſen ward; forum delicti (commissi), der Gerichtshof des Orts, wo ein Verbrechen begangen ward; forum domicilii, wo der Beklagte einheimiſch iſt; forum habitationis, wo er ſich einſtweilen aufhält; forum apprehensionis, wo der Verbrecher ergriffen ward; forum originis, der Heimath, des Geburtsorts; forum rei sitae, der Gerichtshof des Orts, wo die ſtreitigen Gegenſtände liegen. Forum privilegiatum heißt ein Gerichtshof, unter welchem Jemand ſeines Amts oder ſeiner Perſon wegen ſteht. So haben z. B. Geiſtliche ein forum privilegiatum, in ſofern ſie nicht unter der allgemeinen Gerichtsbarkeit, ſondern unter dem Conſiſtorium ſtehen; deßgleichen Studenten, als unter dem akademiſchen Gerichte ſtehend.

Foſcolo (Ugo), ein berühmter italieniſcher Dichter und Schriftſteller unſerer Zeit, geboren auf der Inſel Zante gegen das J. 1772. Er trat zu Venedig zuerſt, ungefähr ein Jahr vor dem Fall dieſer Republik, als dramatiſcher Dichter mit ſeinem Thyeſtes auf, bei dem ihm die Einfachheit und Strenge Alfieri's und der Griechen zum Muſter gedient hatten. Gegen den Beifall, den dieſes Werk erhielt, trat er ſelbſt mit einer ſtrengen Critik auf. Als Buonaparte die alte Verfaſſung Venedigs ſtürzte, und eine Democratie einführte, zeigte ſich Foſcolo als einen eifrigen Anhänger der neuen Grundſätze; ſeine Hoffnung aber, einen bedeutenden Platz in der neuen Republik einzunehmen, wurde durch die Abtretung Venedigs an Oeſterreich vereitelt. Seinen Geiſt zu beſchäftigen, ſchrieb er einen, durch glühende Leidenſchaft ausgezeichneten Roman, unter dem Titel: Ultime lettere di Jacopo Ortis (Mailand 1802). Man erkennt darin allerdings eine Nachahmung des Werther; indeß ſind es wohl hauptſächlich die dem Werke

durchgängig eingewebten politiſchen Beziehungen, und ein gewiſſer trüber Patriotismus, wodurch es die Italiener ſo allgemein und mächtig anſprach. Dabei verdient es von Seiten der Sprache großes Lob. Foſcolo begab ſich nach Mailand, wo ein Freund, der General Pino, ihm eine militäriſche Anſtellung verſchaffte. Hier ſchrieb er 1803, in der Form eines Commentars über das von Catull überſetzte Gedicht des Callimachus auf das Haupthaar der Berenice, eine Satyre gegen verſchiedene Gelehrte. Als einige franzöſiſche Truppencorps nach Frankreich zurückkehrten, benutzte Foſcolo dieſe Gelegenheit, Paris zu beſuchen. Nach ſeiner Rückkehr ließ er 1807 ein kleines Gedicht, betitelt Dei Sepolcri, erſcheinen, worin er die Mailänder ſehr übel behandelt. Die Critik dagegen tadelte mit Recht ſeine Verſe als rauh und ohne Wohlklang. Darüber erzürnt, beſchloß er, eine andere Bahn zu betreten. Er unternahm die Bearbeitung und Herausgabe der Werke Montecuculi's, nach den Urhandſchriften, ein gewiß verdienſtliches Unternehmen, das er aber nicht ganz zur Zufriedenheit der Kenner ausführte, die ihm Mangel an gründlicher Kenntniß der Kriegskunſt, und eine zu große Keckheit im Ausfüllen der in den Handſchriften vorhandenen Lücken vorwarfen. Mit Monti, deſſen Freund und ſelbſt Vertheidiger Foſcolo geweſen, zerfiel er dadurch, daß er, als jener ſeine Ueberſetzung der Ilias herauszugeben im Begriff war, ebenfalls mit einer Ueberſetzung der erſten Geſänge des Gedichts hervortrat, und ſie zugleich mit Abhandlungen begleitete, die offenbar gegen Monti gerichtet waren. Man glaubt, daß er dieſelbe Abſicht mit ſeinen beiden Tragödien Ricciarda und Ajace hatte. Die Regierung aber, die hier noch andere Beziehungen finden wollte, befahl ihm, Mailand zu verlaſſen. Um den Schein der Verbannung von ihm abzuwenden, ſandte ihn ſein Freund Pino mit angeblichen Aufträgen nach Mantua. Hier lebte er bis zur Entthronung Napoleons. Mit großem Eifer ſprach er damals für die Unabhängigkeit Italiens, und machte ſich, als Murat ſeinen Kriegszug unternahm, den Oeſterreichern ſo verdächtig, daß er es gerathen fand, Italien zu verlaſſen. Er ging nach der Schweiz, dann nach Rußland, und lebte 1817 in London.

Foſſilien, ſ. Mineralien.

Fothergill (John), ein berühmter engliſcher Arzt, Sohn eines Brauers, geb. 1712 zu Carrend bei Richmond in der Grafſchaft York, wurde in einer Erziehungsanſtalt der Quäker zu Richmond erzogen, und bekannte ſich ſein ganzes Leben hindurch zu dieſer Secte. Er ſtudirte Medicin zu Edinburgh, wo er 1737 Doctor wurde. Nachdem er eine Zeit an dem St. Thomashoſpital in London angeſtellt geweſen war, machte er 1740 eine gelehrte Reiſe durch Holland, Deutſchland und Frankreich, und ließ ſich ſodann in London nieder, wo er 30 J. hindurch, als der berühmteſte der damaligen Aerzte, eine ſehr ausgebreitete und einträgliche Praxis trieb. Seine ausgezeichnete Geſchicklichkeit und ſein Fleiß, ſo wie ſeine unbeſchränkte Wohlthätigkeit gegen die Armen, denen er fortwährend große Summen austheilte, erwarben ihm allgemeine Achtung. Als 1746 die häutige Bräune in London epidemiſch wurde, und große Verwüſtungen anrichtete, befolgte Fothergill in der Behandlung derſelben eine neue Methode, gebrauchte Brechmittel und Mineralſäuren, und brachte ſeine Kranken faſt alle glücklich durch. 1748 gab er eine Schrift über die Natur und Behandlung der Brandbräune heraus, die bald in verſchiedene Sprachen überſetzt wurde. Nächſt der Medicin beſchäftigte ſich Fothergill auch eifrig mit der Kräuterkunde. Er kaufte 1762 zu Upton ein großes Stück

Feld, und legte da einen ſchönen botaniſchen Garten an. Durch die beſten Künſtler in London ließ er die Pflanzen ſeines Gartens abzeichnen; bei ſeinem Tode waren 1200 ſolcher Zeichnungen fertig, die nach Petersburg in das kaiſerliche Cabinet gekommen ſind. Sein zoologiſches und mineralogiſches Cabinet gehörte zu den vorzüglichſten in England. Er errichtetete auf ſeine Koſten eine große Erziehungsanſtalt für arme Quäkerkinder. Zu ſeinen Lieblingsentwürfen gehörte die Abſchaffung des Negerhandels. Er ſtarb 1780. Nach ſeinem Tode kam eine vollſtändige Sammlung ſeiner mediciniſchen und philoſophiſchen Werke, mit ſeiner Lebensbeſchreibung, London 1781, heraus, wovon auch eine deutſche Ueberſetzung erſchienen iſt.

Fötus heißt der thieriſche Keim (Embryo) dann, wenn eine der Gattung entſprechende Geſtalt aus ihm ſich entwickelt hat. Nach den verſchiedenen Thiergattungen geſchieht dies zu verſchiedenen Zeiten, je nachdem die Geburt früher oder ſpäter eintrit. Bei Kaninchen z. B., die alle vier Wochen Junge zur Welt bringen können, muß dies früher geſchehen als bei den Katzen, Hunden u. ſ. w. Beim Menſchen hebt es gewöhnlich von der dritten und vierten Woche an, im ſechsten und ſiebenten Monate heißt er Frucht, bis zum zehnten Kind. Mit der Unterſcheidung dieſer Begriffe wird es jedoch nicht ſo genau genommen; einmal iſt der Begriff Embryo, ein anderes Mal Fötus oder Frucht für alle, und Kind heißt der Fötus dann erſt, wenn er zur Welt gekommen iſt. Frucht ſcheint der paſſendſte Name zu ſein.

Fouché (Joſeph), Herzog von Otranto. Wenn die Geſchichte überhaupt die denkwürdigen Männer eines Zeitalters nicht nach einem frühern oder ſpätern beurtheilen und würdigen darf, ſondern allein nach dem Charakter der Zeit, in der ſie lebten, ſo gilt dies noch weit mehr von den Männern eines Zeitalters, deſſen Jahrbücher noch nicht geſchloſſen ſind. Fouché von Nantes gehört ganz dem Zeitalter der franzöſiſchen Revolution an. Die innere Nothwendigkeit dieſer großen Begebenheit und der Art ihrer Entwickelung hat die Geſchichtsforſchung in ſo weit wenigſtens befriedigend erklärt, daß man einſieht, der Maßſtab der Geſchichte für dieſe Begebenheit darf nicht derſelbe ſein, nach welchem ſie ein Volk und Menſchen richtet, deren Leben in eine Zeit fällt, in welcher die moraliſch-politiſche Entwickelung der geſellſchaftlichen Ordnung geſetzlich fortſchreitet. Fouché darf daher ſo wenig, als das franzöſiſche Volk, deſſen böſer Genius auch über ihn walten mußte, nach brittiſchen oder deutſchen Anſichten, noch nach dem Zuſtande der Dinge im J. 1817, oder im J. 1788, betrachtet werden; am allerwenigſten darf man ihn verurtheilen auf das bloße Zeugniß dieſer Revolution, deren eigene Ausſagen eben darum verdächtig ſind, weil ſie ſelbſt den wilden Charakter der Leidenſchaft und der Verblendung, wie der Lüge und der Gewalt in ſich trug; ein Charakter, der mit der moraliſch-politiſchen Ordnung der Geſellſchaft zugleich den Wahrheitsſinn der öffentlichen Meinung zerſtörte. Nur über einen Theil ſeines öffentlichen Lebens, den ſpätern, ſeit 1799, wo Napoleon über Frankreich zu gebieten anfing, hat er ſich zu rechtfertigen verſucht, und hier müſſen ſelbſt ſeine Feinde geſtehen, daß er viel Böſes gehindert, und Napoleon bei mehr als einem wichtigen Anlaß mit furchtloſer Feſtigkeit ſich entgegengeſtellt hat. Joſeph Fouché, geb. zu Nantes 1763, vom 9. Jahre an daſelbſt von den Vätern des Oratoriums erzogen, ſollte, wie ſein Vater, Schiffscapitän werden. Allein er war für das Seeleben nicht ſtark genug, daher ſetzte er ſeine Studien fort zu Paris, wor-

auf er ſelbſt Vorleſungen hielt über Metaphyſik, Phyſik und Mathematik in der Akademie zu Juilly, zu Arras und zu Vendome. Er war nie Prieſter, heirathete noch vor der Revolution, und kehrte nach Nantes zurück, um dort als Advocat zu leben. Hier wählte ihn 1792 die Wahlverſammlung des Departements der untern Loire zum Volksrepräſentanten im National-Convent. Am 20. Sept. 1792 (mithin nachdem der Königsthron umgeſtürzt und die Republik ſchon errichtet war) trat er zum erſten Male im pariſer Jacobinerclubb auf. Im Convent ſtimmte er für den Tod des Königs, und gegen die Appellation an das Volk. Er wirkte beſonders im Ausſchuß des öffentlichen Unterrichts, und ſtand mit Condorcet in enger Verbindung. Genöthigt, Sendungen nach Nevers, und mit Collot d'Herbois nach Lyon, im J. 1793 anzunehmen, war er gezwungen, die Sprache der damaligen Zeit des Schreckensſyſtems zu führen; doch erklärte er ſich mit Muth gegen allgemeine Denunciationen, gegen anarchiſche Willkür und Plünderung. Bei ſeiner Rückkehr nach Paris wurde er im Juni 1795 zum Präſidenten des Jacobinerclubbs erwählt, bald aber von Robespierre, gegen deſſen Tyrannei er ſich erklärt hatte, angeklagt, er unterdrücke die Patrioten, und vergleiche ſich mit den Ariſtokraten. Man ſtieß ihn daher aus dem Clubb. Nach Robespierre's Sturz ſchien Fouché auf die Seite der Gemäßigten zu treten; allein bei der gefahrvollen Lage der Republik ſprach er auf der Rednerbühne für die Maßregeln des Schreckensſyſtems; daher griffen ihn Tallien und die Thermidorianer an, und am 2. April 1795 wurde ſeine Verhaftung förmlich begehrt. Auch erſchienen heftige Flugſchriften gegen ihn, wie: „die Anklage der Bretagner; der Racheruf der Lyoner; die Annahme des Terrorismus; der enthüllte Fouché u. a. m.“ Die Einwohner von Gannat im Allier-Departement, und die Behörden im Nièvre-Departement verlangten vom Convent ſeine Beſtrafung. Darauf ſprachen die Repräſentanten Leſage, Boiſſy d'Anglas u. A. ſo heftig gegen ihn, daß endlich vom Convent den 9. Auguſt ſeine Verhaftnehmung und ſeine Ausſtoßung aus dem Convent, als Terroriſt, beſchloſſen wurde. Erſt am 26. Oct. 1795 erhielt er, in Gemäßheit einer allgemein erklärten Amneſtie, ſeine Freiheit wieder, und lebte dann 2 Jahre als Privatmann. Nach dem 18. Fructidor (4. Sept. 1797), wo Barras über die Partei der Gemäßigten ſiegte, ernannte ihn das Directorium im Sept. 1798 zum Botſchafter bei der ciſalpiniſchen Republik. Hier drang er auf größere Kraft in der Regierung dieſes Staats, um deſſen Unabhängigkeit zu behaupten. Der Oberbefehlshaber der italieniſchen Armee, Gen. Joubert, war ſein Freund; als ſich aber Fouché mit ihm gegen die Partei von Reubel, Merlin u. A. verbunden hatte, rief ihn das Directorium von ſeinem Poſten ab. Er kehrte im Anfang 1799 nach Paris zurück. Die Mitglieder des damaligen Directoriums wurden bald nachher durch Sièyes, Dücos, Gohier und Moulins erſetzt, welche, auf des Generals Joubert Verwendung, Fouché zum franz. Geſandten in Holland, und bald darauf zum Polizeiminiſter der Republik ernannten. Als ſolcher entwickelte er ſeltene Talente, mit Kühnheit, Feſtigkeit und einer außerordentlichen Thätigkeit gepaart. Wegen der von ihm getroffenen Maßregeln zur Unterdrückung der Volksgeſellſchaften wurde er von dem Demagogen-Clubb du Manège und im Rathe der Fünfhundert heftig angegriffen. Allein er ging auf ſeiner Bahn entſchloſſen fort, und hielt alle Parteien im Zaum. Nach Buonaparte's Rückkehr aus Aegypten wirkte er mit zur Aufrichtung der Conſularregierung am 18. Brumaire. Er

ward deswegen als Polizeiminiſter beſtätigt. Die Partei Beauharnais und Joſephine, welche mit Lucian geſpannt war, ſchloß ſich an ihn an. Er entdeckte den Briefwechſel einiger königl. Agenten, und machte ihn bekannt. Er vereitelte die Verſchwörung Arena's, Cerrachi's und Topino Lebrun's, und zog die Urheber der Höllenmaſchine vor Gericht. Doch war er weniger geneigt zu gewaltſamen Maßregeln, und bewirkte das Meiſte durch Kundſchafter, Beſtechung und Verführung. Indem er viele Royaliſten vor Buonaparte's Rache ſchützte, dieſen aber mit der Furcht vor Verſchwörungen ängſtigte, ſuchte er ſich ſelbſt von allen Parteien unabhängig zu erhalten. Wie er über die Grundſätze ſeiner Amtsführung dachte, ſieht man aus den Umſchreiben, die er erließ. Allein Napoleon war damit nicht einverſtanden, ſondern errichtete eine beſondere, geheime Polizei. Fouché fiel in Ungnade, und wurde den 15 Sept. 1802 in den Senat verſetzt. Er erhielt die Senatorie Air, und lebte 21 Monat von Geſchäften entfernt. Damals vereinigte Napoleon, auf Lucians und Joſephs Rath, die Polizei mit der Juſtiz, unter dem Großrichter Regnier. Doch die Gährung, welche über die kaiſerlichen Polizeimaßregeln, beſonders zur Zeit des Prozeſſes von Moreau, entſtanden war, nöthigte den Kaiſer, Fouché, im Juli 1804, wieder an die Spitze des Polizeiminiſteriums zu ſtellen. Im Nov. oder Dec. 1805 ſoll es geſchehen ſein, daß der engliſche Capitän Wright, der im Tempel gefangen ſaß, ermordet wurde. Savary war damals Chef von Napoleons beſonderer Polizei; Fouché aber hatte die Gefängniſſe des Tempels unter ſeiner Verwaltung. Savary, in ſeiner Rechtfertigung wegen jener That, beſchuldigte Fouché, daß er darum gewußt und die Vollführung einem gewiſſen Henout übertragen habe. Während Buonaparte durch ſeinen Eroberungsgeiſt im Auslande beſchäftigt wurde, erhielt Fouché die Ruhe im Innern. Vergebens ſuchte er die Thätigkeit des Kaiſers auf die innere Verwaltung hinzulenken, und ihn von dem Entwurfe gegen Spanien abzuhalten. Als Napoleon 1809 an der Donau mit Oeſterreich Krieg führte, und die Engländer auf Walchern gelandet hatten, bot Fouché, der zugleich Miniſter des Innern, und in demſelben Jahre zum Herzog von Otranto ernannt war, allenthalben die Nationalgarden auf; allein die Worte ſeines Aufrufs: „Beweiſen wir, daß Buonaparte's Gegenwart nicht nothwendig iſt, um unſere Feinde zuruckzuſchlagen," bewirkten ſeine abermalige Ungnade. Doch ward er im Juni 1810 zum Gouverneur von Rom ernannt, ſollte aber dem Kaiſer ſeine Briefſchaften zuſtellen. Da er dies ſtandhaft verweigerte, ſo ward er in ſeine Senatorie verwieſen. Doch rief ihn Buonaparte bald zurück; allein der Herzog konnte nicht mit den Anſichten des Kaiſers übereinſtimmen, und ging auf ſeine Güter. In der Folge berief ihn Buonaparte nach Dresden, und ernannte ihn im Juli 1813 zum Statthalter von Illyrien; allein der Krieg nöthigte ihn, nach Frankreich zurückzugehen; Napoleon ſchickte ihn hierauf nach Neapel. Endlich kam Fouché nach Paris zurück, als jener abgedankt hatte. Er ſchlug dem Exkaiſer vor, ſtatt nach Elba, nach Amerika zu gehen. Eben ſo vernünftig waren die Vorſchläge, die er den Miniſtern Ludwigs XVIII. mittheilte. Hätte man auf ihn gehört, ſo würde die Cataſtrophe im März 1815 wahrſcheinlich nicht Statt gefunden haben. Da der Herzog ſah, daß neue Leidenſchaften an die Stelle der alten getreten waren, ſo ging er aufs Land. Unzufriedene ſuchten vergebens ihn in ihre Verbindung zu ziehen. Sein Brief, den er von ſeinem Schloſſe Ferrières bei Paris, den 25. Sept. 1814, an ein Mitglied des Congreſſes zu Wien ſchrieb, enthält gewiſſermaßen ſein poli-

tiſches Glaubensbekenntniß. Bei der Landung Buonaparte's ſollte der Herzog von Otranto, weil er zu einem Prinzen bei der Prinzeſſin von Vaudemont geſagt hatte: qu'il était trop tard pour qu'il pût servir la cause du Roi, verhaftet werden; allein er entkam durch einen geheimen Ausgang. Buonaparte berief ihn ſofort zu ſich; doch Fouché nahm von ihm nicht eher das Polizeiminiſterium an, als auf ſeine Verſicherung, daß Oeſterreich und England die Rückkehr Napoleons insgeheim gut hießen. Sobald aber der Herzog von der Acht, die der Congreß gegen Napoleon ausgeſprochen, gewiſſe Kunde erhalten hatte, ſchlug er dem Kaiſer vor, wenn Unterhandlungen nichts ausrichteten, abzudanken und in die vereinigten Staaten zu gehen. Im Beſitze der öffentlichen Meinung, nahm Fouché gegen Buonaparte eine feſte Stellung an, und machte die Grundſätze der Freiheit bei ihm geltend. Auf ſeinen Betrieb entſchloß ſich Napoleon, nach der Niederlage bei Waterloo, zur Abdankung. Jetzt ſtellten die Kammern den Herzog von Otranto an die Spitze der proviſoriſchen Regierung. Er beförderte Napoleons Abreiſe. Zu gleicher Zeit unterhandelte man mit den Verbündeten, und es gelang dem Herzog, die Anſicht Carnots und Anderer zu bekämpfen, welche das Aeußerſte, ſelbſt mit Gefahr für die Hauptſtadt wagen wollten. Indeß war Fouché anfangs nicht für die Wiederherſtellung des Thrones Ludwigs XVIII. Endlich trat er mit Wellington zu Neuilly in Unterhandlung. Paris capitulirte, die franz. Armee zog ſich hinter die Loire zurück, und Ludwig XVIII. berief den Herzog von Otranto, welcher ihm den 7. Juli über die öffentliche Meinung in Frankreich offen geſchrieben hatte, zu ſich nach St. Denis, und ernannte ihn zu ſeinem Polizeiminiſter. Als ſolcher legte er dem Könige zwei von Huet abgefaßte Berichte über die Lage Frankreichs vor, die durch ihre Kühnheit den Haß aller Parteien gegen den Herzog aufreizten. Sein Rath, alles zu vergeben, ward nicht befolgt, und er mußte als Polizeiminiſter die Verordnung Ludwigs XVIII. vom 24. Juli 1815 unterſchreiben, durch welche mehrere als Staatsverräther von dem Amneſtiegeſetz ausgenommen wurden (ſ. Ludwig XVIII.). Bald ſiegte der Haß der prinzlichen Partei über das Miniſterium, und Fouché nahm ſeine Entlaſſung im Sept. 1815. Das Departement der Seine wählte ihn zum Deputirten der Kammer; allein der Haß der Royaliſten hielt ihn ab, in dieſelbe einzutreten. Hierauf ernannte ihn der König zu ſeinem Geſandten am dresdner Hofe. Doch bald traf ihn der Beſchluß der Kammern, daß alle, die für den Tod des Königs geſtimmt und von Napoleon ein Amt angenommen hätten, aus Frankreich verbannt ſein und ihre durch Schenkung erhaltenen Güter verlieren ſollten. Der Herzog lebte ſeitdem mit ſeiner Familie erſt in Prag, dann in Linz, und ſtarb in Trieſt. Im Aug. 1815 hatte er ſich zum zweiten Mal mit dem Fräulein von Caſtellane, einer Verwandtin Talleyrands, vermählt. Er beſchäftigte ſich mit der Erziehung ſeiner Kinder, und war als Gatte und Vater ein achtungswerther Mann. Sein Aeußeres verrieth Scharfblick und Willenskraft. Er war von mittlerer Größe, mehr hager als voll, von feſter Geſundheit, ſtarken Nerven, in der Rede, deren Ton hohl und etwas heiſer klang, raſch, beſtimmt und lebhaft; in der ganzen Haltung ſchlicht und einfach.

Foulis (Robert und Andreas, Gebrüder), waren in der Mitte des 18. Jahrh. gelehrte und berühmte Buchdrucker zu Glasgow in Schottland. Ihre Ausgaben claſſiſcher Autoren verdienen denen von Barbou und Bodoni an die Seite geſetzt zu werden. Robert Foulis war Barbier, faßte nachher den Entſchluß, ſich als Buchdrucker auszu-

zeichnen, und machte ſich 1743 durch eine Ausgabe des Demetrius Phalereus vortheilhaft bekannt. 1744 erſchien ſein berühmter Horaz in 12., der ohne Druckfehler iſt. Er hatte die Probebogen zu Glasgow öffentlich ausgehangen, und, wie Robert Stephan, einen Preis für jeden Druckfehler, den man finden würde, beſtimmt. In dem nämlichen Jahre ward ſein Bruder Andreas Theilnehmer des Geſchäfts, und beide gaben nun 30 Jahre nach einander ihre von den Liebhabern ſehr geſuchte Folge claſſiſcher Autoren heraus, unter denen die vorzüglichſten folgende ſind: Homer (blos griechiſcher Text) 1756 — 1758. 4 Bde. Fol.; Thucydides (mit lateiniſcher Ueberſetzung) 1759. 8 Bde. in 8.; Herodot (mit lateiniſcher Ueberſetzung) 1761. 9 Bde. in 8.; Xenophon (mit Ueberſetzung) 1762 — 1767. 12 Bde. in 8.; Cicero 1764. 20 Bde. in 12.; das neue Teſtament (griechiſch) 1750. in 8. Der große Eifer beider Brüder, die ſchönen Künſte in ihrem Vaterlande emporzubringen, verurſachte ihren Ruin. Sie wollten in Schottland eine Kunſtakademie errichten, unterhielten deswegen mit großen Koſten Schüler in Italien, und ließen von daher eine Menge Kunſtſachen kommen. Da ſie aber nicht unterſtützt wurden, konnten ſie dieſen großen Aufwand nicht weiter beſtreiten. Andreas Foulis ſtarb 1774, und Robert Foulis war genöthigt, ſeine Kunſtſammlung, wovon der Catalog 3 Bände ausmachte, nach London zu ſchaffen, wo ſie um einen Spottpreis verkauft wurde. Er ſtarb zu Glasgow 1776. — Ein Nachkomme der Gebrüder Foulis hat noch bis 1806 verſchiedene ſchöne Ausgaben von Claſſikern, namentlich einen Virgil 1778, und einen Aeſchylus 1795 geliefert.

Fouqué (Heinr. Aug. Freiherr de la Motte), königl. preußiſcher General der Infanterie, war 1698 in Haag, aus einer alten normänniſchen Familie, welche der Religion wegen Frankreich verlaſſen hatte, geboren. Im 8. Jahre ward er Page am Hofe des Fürſten Leopold zu Anhalt=Deſſau. Wider deſſen Willen machte er 1715 den Feldzug als Gemeiner mit, ward nach der Expedition auf der Inſel Rügen 1719 Fähnrich, und erhielt 10 Jahre darauf als Hauptmann eine Compagnie. Er wurde der vertraute Freund des Kronprinzen (nachmals Königs Friedrich II.), und der ſtrenge Friedrich Wilhelm I. erlaubte es ſogar, daß Fouqué den Kronprinzen im Gefängniſſe zu Cüſtrin beſuchte. Verdrießlichkeiten mit ſeinem Chef, dem Fürſten von Deſſau, bewogen Fouqué, den preußiſchen Dienſt 1738 als Major zu verlaſſen, und in däniſche Dienſte zu gehen. Als aber Friedrich II. den Thron beſtieg, rief er Fouqué wieder zu ſich, und ernannte ihn zum Oberſten und Commandeur eines neuerrichteten Regiments. Fouqué machte nun die Feldzüge in Schleſien mit, und zeichnete ſich 1742 als Commandant der Feſtung Glaz aus. Noch mehr aber that er ſich, als Generallieutenant, im ſiebenjährigen Kriege durch Klugheit und Tapferkeit hervor, und befehligte öfters große abgeſonderte Corps. 1760 ward er (23. Juni) mit ſeinem aus 10,000 Mann beſtehenden Corps in den Verſchanzungen bei Landshut in Schleſien, die nicht hinlänglich beſetzt werden konnten, von 30,000 Mann Oeſterreichern unter Laudon angegriffen und überwältigt. Nur 1500 Preußen entkamen; der Reſt mußte ſich, nach der tapferſten Gegenwehr, und nachdem die meiſten Anführer getödtet oder gefangen worden waren, ergeben. Auch Fouqué, ſchwer verwundet, wurde gefangen. Aber ſeine bei dieſer Niederlage bewieſene Tapferkeit brachte ihm mehr Ehre, als manchem andern ein erhaltener Sieg. Bei der gleich darauf erfolgten Uebergabe von Glaz verlor er ſein ganzes Vermögen, und wurde von den Oeſter-

reichern, ſo lange der Krieg dauerte, nicht ausgewechſelt, welches ihm nicht minder zur Ehre gereichte. Die Kaiſerin Maria Thereſia ſuchte ihn in ihre Dienſte zu ziehen, aber vergebens. Nach geſchloſſenem Frieden (1763) kam er wieder zu ſeinem Regimente nach Brandenburg, und genoß fortwährend das Wohlwollen und die Freundſchaft des großen Königs, welcher, obgleich ſelbſt anders geſinnt, die ächt religiöſe Denkart Fouqué's mit ſchonender Achtung behandelte. Er ſtarb 1774. Sein merkwürdiger Briefwechſel mit Friedrich II. iſt enthalten in des letztern Werken und in den Denkwürdigkeiten aus dem Leben des königl. preußiſchen Generals, Freiherrn de la Motte Fouqué (von Büttner, Fouqué's Privatſecretär), Berlin 1788. 2 Bde.

Fouqué (Friedr., Baron de la Motte), königl. preußiſcher Major und Ritter des Johanniter-Ordens, geb. 1777, lebt in Nennhauſen bei Rathenau. Dieſer Enkel des berühmten preußiſchen Generals gleiches Namens, hat ſich mit dem Schwert und mit der Leier Lorbeeren errungen. Dem Geiſte und der Geſinnung nach iſt er ein ächter deutſcher Sänger. Seine Jugendbildung verdankt er dem ſokratiſchen Hülſen. Mit ſeinem unglücklichen Freunde, Heinrich von Kleiſt, machte er als Lieutenant im Regiment der Garde du Corps den Rheinfeldzug in den neunziger Jahren mit, und lebte hierauf in ländlicher Stille der Freundſchaft, der Liebe und den Muſen, bis der Aufruf ſeines Königs zu den Waffen erſcholl, welchem er ſelbſt ein Fähnlein erleſener Krieger zuführte. Im Laufe des heiligen Krieges, wo er erſt als Lieutenant, dann als Rittmeiſter bei den freiwilligen Jägern des brandenburgiſchen Cüraſſierregiments ſtand, und wo er mehrere Kriegslieder aus freier Bruſt ſang, wohnte er den bedeutendſten Schlachten bei, und, als er nach der Schlacht bei Culm in Böhmen krank gelegen hatte, war er noch ſo glücklich, am Tage des 18. Oct. den glorreichen Kampf mitzukämpfen; aber die Folgen körperlicher Anſtrengungen nöthigten ihn, bald darauf den Abſchied zu nehmen, und der König belohnte ſeine Dienſte mit dem Majorscharakter und dem Johanniterkreuze. Als Dichter trat er früher unter dem Namen Pellegrin auf, überſetzte Cervantes Numancia, und dichtete mehr im Geiſte der ſpaniſchen Poeſie. Er ſelbſt bekennt, dieſe Weihe von ſeinem Freunde A. W. Schlegel empfangen zu haben, dem er ſeine dramatiſchen Spiele zugeeignet hat, in welchen man Feinheit der Empfindung mit ſüdlichem Farbenſchmelz vereint findet. In dieſelbe Zeit fallen: der Roman Alwin, in zwei Theilen, die Hiſtorie des edeln Ritters Galmy und einer ſchönen Herzogin aus Bretagne, Schauſpiele, 1815, und Schillers Todtenfeier, ein Prolog (gemeinſchaftlich mit Sophie Bernhardi). Indeſſen ſchien ſeinen Charakter der Geiſt der nordiſchen Sage und altdeutſchen Dichtung am meiſten anzuſprechen, welchen er mit bewundernswürdiger Fruchtbarkeit in vielen Werken dargelegt hat. Dieſen kraftvollen Geiſt athmet vor allen der Held des Nordens in drei Schauſpielen, mit denen er zuerſt unter ſeinem wahren Namen auftrat. Hier, wo er den ſcandinaviſchen Quellen des Nibelungen-Liedes gefolgt iſt, hat er in drei Zueignungen an Fichte ſeine eigenthümliche Anſicht dieſer Poeſie niedergelegt, und uns zugleich den beſten Aufſchluß über ſich ſelbſt gegeben. Ferner gehören hieher: die dramatiſchen Gedichte, Alboin, der Longobardenkönig, und Eginhard und Emma, vorzüglich aber der Zauberring, in drei Theilen, in welchem das Südliche mit dem Nordiſchen verſchmelzt iſt; die Helden und Heldinnen dieſes Romans ſtellen bei der lebendigſten Perſönlichkeit allgemeine Charaktere dar, und zugleich iſt der Triumph der chriſtlichen Religion auf eine würdige Weiſe ge-

feiert. Seine Muſe umfaßt eben ſowohl ſeine Zeit, wie die großen Ereigniſſe der Vergangenheit. Seine vaterländiſchen Schauſpiele, die trefflichen gemüthvollen Lieder auf die Königin Louiſe, die ſchon erwähnten Kriegslieder, zum Theil auch ſeine ältern und neuern Erzählungen (die in der alten und neuen Zeit, wie in der Fabelwelt, herumſtreifen) zeugen davon. Eine beſondere Erwähnung verdient noch das zarte, ſinnvolle Mährchen Undine, vielleicht die ſchönſte Gabe ſeiner reichen Phantaſie. Wir übergehen die zahlreichen Beiträge, mit denen er ſo viele Almanache und Zeitſchriften, beſonders ſeine eigenen, die Muſen und die Jahreszeiten, den Almanach der Sagen und Legenden und den Frauenalmanach geſchmückt hat, und machen nur noch auf ein großes romantiſches Epos in ottave rime, Corona, aufmerkſam. Dieſes Werk, welches ſich in Arioſtiſcher Form mehr dem Süden nähert, nimt ſeine Eingänge, oft auch die Ausgänge, aus der Zeitgeſchichte; es beginnt z. B. mit dem Waffenſtillſtand im Sommer 1813. Im Ganzen kann man behaupten, daß Religioſität, Ritterlichkeit und Galanterie, im ſchönſten Sinne des Worts, die Elemente dieſes Dichtergemüths ſind; oft aber entfaltet er auch mit ſinniger Geiſtigkeit die zarteſten Geheimniſſe der Poeſie. — Auch ſeine gebildete Gattin, Caroline, Baronin de la Motte Fouqué, iſt als fruchtbare Schriftſtellerin bekannt. Mehrere Romane von ihr, z. B. Roderich, die Frau des Falkenſtein, Fedore, ihre Ezählungen, ihre Briefe über Zweck und Richtung weiblicher Bildung, ſo wie ihre eigenthümliche Ueberſicht der griechiſchen Mythologie, nach den neueſten in dieſem Fache angeſtellten Forſchungen, ſind mit Achtung für das Talent und für die Bildung dieſer ausgezeichneten Frau zu nennen. Auch in den letzten Jahren haben ſowohl Herr als Frau von Fouqué das Publicum mit einer nicht geringen Anzahl neuer Schriften beſchenkt, deren Verzeichnung hier aber überflüſſig erſcheint, da die Gunſt der Leſewelt ſich von dieſen Schriften ſcheint abgewandt zu haben. bb.

Fouquier-Tinville (Antoine Quentin), gehört in die Reihe jener ſcheußlichen Ungeheuer, welche die franzöſiſche Revolution erzeugte, und die auf immer vergeſſen werden ſollten, wenn ſie nicht zur Charakteriſtik jener unſeligen Zeit gehörten. Fouquier war zu Heronan bei St. Quentin geboren, und anfänglich Procureur am Chatelet. Unmäßige Verſchwendung zwang ihn, ſeine Stelle zu verkaufen und Bankerott zu machen. Als Geſchworner bei dem Revolutionstribunal erregte er die Aufmerkſamkeit Robespierre's durch ſeine blutdürſtigen Reden und ſeine Begierde zum Verurtheilen, ſo daß dieſer ihn für würdig hielt, das Amt des öffentlichen Anklägers bei dieſem Gerichte zu bekleiden, und Fouquier befleißigte ſich, dem Vertrauen eines ſolchen Beſchützers zu entſprechen. Die Opfer häuften ſich, und das Blutgerüſt empfing ohne Unterlaß jeden, der einen ausgezeichneten Namen führte und Anſprüche auf die allgemeine Achtung hatte. Zahllos ſind die Schandthaten, die dieſer Elende verübte, deſſen Durſt nach Blut ſich an den vergoſſenen Strömen deſſelben nur heftiger zu entzünden ſchien. Seine Verbrechen fanden endlich nach dem 10. Thermidor ihr Ziel. Fouquier ward verhaftet, und den 7. Mai 1795 in einem Alter von 48 Jahren zum Tode verurtheilt.

Fourcroy (Antoine François), einer der erſten neuern Chemiker, geb. zu Paris 1755, wo ſein Vater Apotheker war. Vom 9. bis zum 14. Jahre beſuchte er das Collegium Harcourt. Muſik und Dichtkunſt zogen ihn an; er verſuchte, für das Theater zu arbeiten, und war geneigt, ſelbſt Schauſpieler zu werden. Glücklicher Weiſe wurde er durch

die ungünſtige Aufnahme, welche einer ſeiner Freunde auf dem Theater fand, davon abgeſchreckt. Er wollte hierauf die Handlung erlernen; endlich beſtimmte ihn Vicq d'Azir, der bei ſeinem Vater wohnte, und mit dem er in dem vertrauteſten Umgang lebte, Medicin zu ſtudiren. Der junge Fourcroy widmete ſich ganz dem Studium der Anatomie, Chemie, Botanik und Naturgeſchichte. Nach zwei Jahren (1776) gab er eine Ueberſetzung von Ramazzini's Werk sur les maladies des artisans, mit trefflichen Anmerkungen, heraus. 1780 ward er Doctor der Medicin und Präſes der Facultät, ungeachtet des Widerſpruchs der übrigen Mitglieder. Vorleſungen über die Chemie vermehrten ſeinen Ruf. Eine glänzende Einbildungskraft, ein leichter und eben ſo edler, als angenehmer Vortrag zogen eine Menge Zuhörer herbei. Nach dem Tode Macquers, 1784, erhielt er in dem königl. Pflanzen-Garten den Lehrſtuhl der Chemie, und das Jahr darauf trat er als Mitglied der Akademie der Wiſſenſchaften in die Section der Anatomie, aus der er nachher in die Section der Chemie überging. Als jetzt die Chemie eine durchaus neue Geſtalt gewann, waren die franz. Chemiker, deren Werk dieſe Umgeſtaltung war, zugleich auf eine zweckmäßigere Terminologie bedacht. Das Ergebniß ihrer Bemühungen legte Fourcroy 1787 der Welt vor Augen, und fuhr fort, mehrere Schriften über Medicin, Naturgeſchichte und Chemie herauszugeben. 1789 wurde er Wahlherr von Paris, und 1793 Mitglied des Nationalconvents. Er bewirkte, daß ein Geſetzentwurf für die Gleichförmigkeit des Maßes und Gewichts angenommen wurde. Bald darauf ward er bei den Jacobinern wegen ſeines Stillſchweigens im Convent angegeben, und entging der Aechtung nur mit Mühe. So lange die Tyrannei Robespierre's dauerte, war Fourcroy einzig in der Comité des öffentlichen Unterrichts und in der Section des armes mit Arbeiten beſchäftigt, die ſich auf den Krieg und die Wiſſenſchaften bezogen. Nach dem 19. Thermidor wurde er in den neuen Wohlfahrtsausſchuß berufen, wo man ihm die Sorge für die Artillerie übertrug. Er organiſirte die Centralſchule der öffentlichen Arbeiten, aus welcher nachher die polytechniſche Schule entſtand; er gründete die drei Specialſchulen der Medicin, und wirkte bei der Einrichtung der Normalſchulen mit. Nach dem 13. Vendemiaire trat er in den Rath der Alten, in welchem er zwei Jahre blieb. Hierauf verwaltete er aufs Neue ſein Amt als Profeſſor, und ſchrieb ſein Syſtem der chemiſchen Wiſſenſchaften in zehn Bänden; das ſchönſte Denkmal der franzöſiſchen Chemie. Nach dem 18. Brumaire wurde er zum Staatsrath ernannt, und entwarf einen Plan für den öffentlichen Unterricht, der mit einigen Veränderungen angenommen wurde. Sein Amt als Generaldirector des öffentlichen Unterrichts legte ihm die Pflicht auf, in den J. 1802 und 1804 einen Theil der Departements zu durchreiſen und die Organiſation der Lyceen zu beſchleunigen. Seine Thätigkeit beförderte den Flor der Lehranſtalten, ſo viel es die Zeit erlaubte, bis die Errichtung der kaiſerl. Univerſität eintrat, bei welcher er zwar ebenfalls mit ſeinen Vorſchlägen gehört wurde, aber doch nicht, wie er gehofft hatte, die Stelle eines Großmeiſters an derſelben erhielt; eine Zurückſetzung, die ihn bitter kränkte. Er ward indeß zum Staatsrath, Reichsgrafen und Mitglied des Nationalinſtituts ernannt. Sein raſtlos der Wiſſenſchaft und dem öffentlichen Unterricht gewidmetes Leben endigte der Tod den 16. Dec. 1809.

Fox (George), ſ. Quäker.

Fox (Charles James), dieſer in den Annalen Großbritanniens

unſterbliche Staatsmann, geb. 1748, war der zweite Sohn des Lord Holland, und Enkel des Sir Stephan Fox, welcher das Chelſea-Hoſpital gegründet hatte. Fox's Mutter, die Baroneſſe von Holland, war eine Schweſter des Herzogs von Richmond, und Urenkelin Königs Carl II. Die ausgezeichneten Anlagen des jungen Fox ſuchte ſein Vater ſorgfältig zu entwickeln. Er gewöhnte ihn, ſeine Meinungen über die Gegenſtände der Unterhaltung zu ſagen, und gewiß trug dieſe frühere Gewöhnung, mit Freiheit zu denken und unvorbereitet zu ſprechen, nicht nur zur Schärfung ſeiner Urtheilskraft, ſondern auch zur Ausbildung der Rednertalente ungemein bei, durch welche Fox in der Folge glänzte. Gewöhnlich las der junge Fox die Depeſchen ſeines Vaters, welcher eine Zeit lang Staatsſecretär war, und ſoll oft treffende Bemerkungen darüber gemacht haben. Einſt warf er den Aufſatz einer Staatsſchrift von ſeinem Vater, mit den Worten, ſie ſei zu ſchwach, ins Feuer. Der Staatsſecretär nahm eine zweite Abſchrift, ohne ihm einen Verweis zu geben. Man erzählt mehrere Beiſpiele höchſter Zwangloſigkeit, womit Fox erzogen wurde. Er beſuchte die Schulen von Weſtminſter und Eton, und zeichnete auf beiden ſich aus. Kaum dreizehn Jahre alt, wetteiferte er mit den geübteſten Schülern in lateiniſchen Verſen, ſchrieb das Griechiſche, und ſprach das Franzöſiſche faſt geläufiger, als ſeine Mutterſprache. Hier knüpfte er die Bande früher Freundſchaft mit dem Grafen Fitzwilliam, Lord Carlisle, dem Herzoge von Leinſter und andern ausgezeichneten Männern. Als er 14 Jahre alt war, ſchickte ihn ſein Vater nach Spaa, wo die ihm zum Taſchengelde beſtimmten großen Summen die Aufmerkſamkeit der Spieler auf ſich zogen. Schon in Eton zeigte er entſchiedenen Hang zur Verſchwendung, und beging, durch die Freigebigkeit ſeines Vaters noch mehr dazu aufgemuntert, viele Ausſchweifungen. Auf der Univerſität Oxford erregten ſeine Kenntniſſe und Talente um ſo mehr Bewunderung, als er ſeine ganze Zeit dem Spiele und andern Zerſtreuungen zu widmen ſchien. Doch blieb er hier nicht lange, ſondern unternahm eine Reiſe durch die Hauptländer Europa's, und obgleich er ſich allen Genüſſen hingab, zu denen die reizenden Gegenden des Südens die Britten im Taumel der Jugend locken, ſo erwarb er ſich doch eine umfaſſende und tiefe Kenntniß der natürlichen Beſchaffenheit, der Sitten, Künſte, Geſetze und Regierungsformen der verſchiedenen Länder, welche er ſah. Seine Verſchwendung war aber ſo weit gegangen, daß ſelbſt ſein Vater, der ſein außerordentliches Vermögen zur Befriedigung aller Wünſche ſeines Sohnes anzuwenden gewohnt war, ſeine Wechſel zurückzuſchicken drohte. Im 20. Jahre trat Fox, den ſein Vater als Tory erzogen hatte, und der jetzt als ein vollendeter Stutzer zurückgekommen war, als Repräſentant des Fleckens Midhurſt in das Parlament ein. Anfangs war er auf der Seite der Regierung, die in ihm bald einen ihrer geſchickteſten Vertheidiger fand. Aber während er ſo mit Kraft und Einſicht in die öffentlichen Angelegenheiten eingriff, unterhielt er eine ſehr genaue Verbindung mit wuchernden Geldjuden, deren Freigebigkeit die ausſchweifende londner Jugend gegen fünfhundert Procent unterſtützt. Er ſowohl, als dieſe Ehrenmänner, hatten es für gewiß gehalten, daß ſein älterer Bruder kinderlos ſterben werde. Fox befand ſich gerade im Schauſpiel, als er von der Geburt ſeines Neffen, des jetzigen Lord Holland, benachrichtigt wurde; ſcherzend ſagte er: „es ſei ein Knäblein geboren, als ein Vorläufer der Zerſtörung der Juden.“ So theilte dieſer außerordentliche Mann ſein Leben zwiſchen den ernſteſten Geſchäften und der wildeſten Aus-

gelaſſenheit. Er war zugleich Commiſſär der Admiralität, und nachdem er dieſe Stelle 1772 freiwillig niedergelegt hatte, Commiſſär der Schatzkammer; als er ſich aber 1774 der Regierung widerſetzte, erhielt er ſeine Entlaſſung. Er hatte ſich kurz vorher mit einigen Oppoſitionsgliedern verbunden; beſonders fühlte er ſich zu Burke hingezogen. Vergeblich hatte ihm Lord North Vorſtellungen gemacht, und kündigte ihm endlich ſeine Entlaſſung in einem lakoniſchen Briefe an, der Fox unendlich erbitterte und alſo lautete: „Se. Majeſtät haben für dienlich erachtet, neue Commiſſarien der Schatzkammer zu ernennen, in deren Liſte ich Ihren Namen nicht ſehe.“ Lord Holland war ſchon früher geſtorben, und hatte ſeinem Sohne, außer einem bedeutenden baaren Vermögen, ein prächtiges Landgut bei Kingsgate auf der Oſtküſte von Kent, mit einem nach dem Muſter von Cicero's Villa Formia erbauten Hauſe, hinterlaſſen. Ueberdies war Fox Buchhalter der königl. Schatzkammer in Irland. Aber alle dieſe bedeutenden Mittel waren in Kurzem erſchöpft. Statt jedoch durch die auf ihn einſtürmenden Ungemächlichkeiten niedergebeugt zu werden, entwickelte ſich erſt jetzt die ganze Stärke ſeines Geiſtes. Der eben beginnende Streit mit den nordamerikaniſchen Colonien feſſelte bald ſein ganzes Intereſſe. Das Erhabene des Gegenſtandes wirkte ſo mächtig auf ihn, daß er plötzlich als ein anderer Menſch auftrat. Wie einſt in allen Ausſchweifungen, wollte er jetzt in allen Tugenden glänzen. Er geſellte ſich zu der Schaar jener trefflichen Geiſter, welche die Ungerechtigkeit, womit die Colonien behandelt wurden, laut ausſprachen, und ſtand bald, zum Erſtaunen Aller, die ihn vorher kaum bemerkt hatten, gehoben durch die Kraft ſeiner Talente und ſeiner Beredſamkeit, an der Spitze der Oppoſition. Nichts brachte er aus der vorigen wilden Lebensperiode in die neue hinüber, als die Anmuth des Umgangs, die Offenherzigkeit des Gemüths, und die kühne Entſchloſſenheit des Mannes, der ſeiner Kraft ſich bewußt iſt. Sein Genie erkannte die Fehler der Miniſter, welche den Krieg mit den Colonien begonnen; vereint mit Burke bekämpfte er unaufhörlich die Grundſätze Norths; ſie widerſetzten ſich auf das entſchiedenſte einem Kriege, den ſie ungerecht und unpolitiſch nannten. Fox, der 1780 nach einem heftigen Kampf zum Repräſentanten von Weſtminſter erwählt worden war, wirkte kräftig zur Beendigung dieſes für England unglücklichen Krieges mit. Lord North und ſeine Freunde mußten (1782) ihre Miniſterſtellen aufgeben. Rockingham, Shelburne und Fox wurden ihre Nachfolger. Als der erſtere ſtarb, zog Fox, der mit Shelburne nicht einverſtanden war, ſich in das Privatleben zurück. Doch hatte er während ſeiner kurzen Staatsverwaltung mit den Amerikanern und Holländern Friede zu machen geſucht. Shelburne ſchloß nun (1783) den Frieden zu Verſailles, mußte aber bald nachher mit ſeinen Freunden (Pitt und andern) der unter dem Namen der Coalition ganz unerwartet erfolgten Vereinigung der beiden ehemals ſo heftigen Gegner, Lord North und Fox, weichen. Der Herzog von Portland ward nunmehr erſter Lord der Schatzkammer, und North und Fox die beiden Staatsſecretäre. Während dieſer zweiten kurzen Adminiſtration brachte Fox die berühmte oſtindiſche Bill ins Unterhaus, welche die Abſicht hatte, die Regierung der oſtindiſchen Geſellſchaft in Oſtindien faſt ganz in die Hände des Miniſteriums zu bringen. Die von der brittiſchen Regierung bisher unabhängigen Compagnie-Länder wurden nämlich von den erſten Beamten ſo ſchlecht verwaltet, daß eine durchgängige Reform nöthig ſchien. Fox und North boten einander die Hände, und die

Bill ging im Unterhauſe durch. Allein die mächtigen Intereſſenten der oſtindiſchen Handelsgeſellſchaften wollten ihre Direction des brittiſch-orientaliſchen Reichs nicht gern aufgeben, und vermittelten, daß der König Maßregeln nahm, um die Bill nicht auch im Oberhauſe durchgehen zu laſſen; der Graf Temple erklärte, daß der König den für ſeinen Feind halten würde, der dafür ſtimmte. So wurde die Bill verworfen; aber ſie hatte dem Miniſter zugleich das Zutrauen des Parlaments und ſeines Souveräns geraubt, und führte ſeinen Sturz herbei. Die Macht der Coalition wurde gebrochen, und das ganze Miniſterium in den letzten Tagen des J. 1783 verabſchiedet. Pitt trat wieder in die Verwaltung ein, und Fox (Repräſentant für die Flecken Tain, Digwall u. ſ. w.) wurde ſpäter nur mit vieler Mühe wieder Repräſentant für Weſtminſter. Seit der Zeit beſtritt er unabläſſig ſeinen großen Gegner Pitt, unbeſtechlich durch Geldſummen, Titel und Ehrenſtellen, die der Miniſter für ſeine Zwecke vertheilte. Mehr als einmal fühlte Pitt ſeines Gegners Ueberlegenheit. Da er, von Preußen gereizt, den Krieg gegen Rußland, wegen Oczakow, beginnen, da er ein andres Mal den Frieden mit Spanien brechen wollte, war es Fox, welcher beide Kriege verhinderte. Endlich ermüdete Fox's Ausdauer in dem ungleichen Kampfe gegen den mächtigen Pitt. Begleitet von einer Miſtriß Armſtead, die er nachher als ſeine Gemahlin erkannte, machte er eine Reiſe nach Frankreich, der Schweiz und Italien. Die franz. Revolution brach aus. Pitt und Fox billigten das Beſtreben eines Volks, die Feſſeln des Despotismus zu brechen. Als aber daſſelbe in ein Chaos beiſpielloſer Verbrechen ausartete, änderten beide ihre Anſichten. Auch trennte ſich damals (12. Febr. 1791) Fox's 20jähriger Freund von ihm, Burke. Pitt wollte Krieg; Fox rieth, die gährende Nation ihrem Schickſale zu überlaſſen. Als ein unerſchütterlicher Vertheidiger der Rechte des Volks, mußte Fox es ſich gefallen laſſen, daß politiſcher Fanatismus ihn einen Jacobiner ſchalt, und der König ihn aus der Liſte der geheimen Räthe ſtrich. Hatte er auch Kraft, dieſe Kränkungen mit Gleichmuth zu ertragen, ſo ward er es doch müde, die politiſchen Anſichten ſeines Gegners ohne Erfolg zu bekämpfen. Er wollte 1797 ſeinen Sitz im Parlamente aufgeben, um ſich zu erholen in der ruhigern Beſchäftigung mit den Wiſſenſchaften. Seine Freunde vermochten ihn aber, den öffentlichen Geſchäften nicht ganz zu entſagen; doch hielt er ſich jetzt häufiger auf dem Lande auf. In dieſer Muße, die er den Wiſſenſchaften widmete, und der Dichtkunſt, welcher er ſtets mit jugendlichem Feuer zugethan blieb, entſtand in ihm der Wunſch, durch ein bedeutendes Werk vor der Welt und Nachwelt ſeinen Charakter als Staatsmann zu rechtfertigen. Kein Werk aber konnte ſeinen Kenntniſſen angemeſſener und ſeines ganzen Lebens würdiger ſcheinen, als ein hiſtoriſches. Dem Vertheidiger altbrittiſcher Freiheit lag die vaterländiſche Geſchichte am nächſten. Welchen Abſchnitt derſelben hätte er aber zweckmäßiger wählen können, als jene Wendung der Dinge, durch welche die engliſche Nationalfreiheit wahrhaft gegründet ward? jene Wendung, die nach den heilloſen Zeiten der letzten Stuarts den großen Oranier auf den brittiſchen Thron brachte. Doch mußte er, um dieſe Revolution darzuſtellen, wie ſie aus dem frühern Zuſtande des Reichs hervorging, Jacobs II. ſündhafte Regierung und Carls II. ſchmachvolltraurige Zeit wenigſtens im Allgemeinen ſchildern. Indeß haben ihn die Angelegenheiten des Vaterlandes und ſein früher Tod verhindert, ſeinem Werke in Umfang und Darſtellung die Vollendung zu geben, die er demſelben zu geben fähig

war. So erſchien nur ein Bruchſtück: A history of the early part of the reign of James the second; with an introductory chapter (Lond. 1808, überſ. von D. W. Soltau, Hamb. 1810); aber das Bruchſtück iſt groß genug, um zu fühlen, wie viel wir an dem Uebrigen verloren haben; vorzüglich da Fox die Parteilichkeit Hume's in dieſem Theile der Geſchichte aufdeckt, und ſeine Darſtellung überall ſehr belehrend iſt. Als Redner bekümmerte ſich Fox, bei ſeiner natürlichen Begeiſterung, wenig um einen ſorgfältig gewählten Ausdruck und um ſtrenge logiſche Ordnung. Seine Reden ſind, in 6 Bänden geſammelt, in London erſchienen. Doch wir kehren zu ſeinem Leben zurück. Pitt verließ endlich, nachdem er achtzehn Jahre die größte Macht geübt hatte, freiwillig ſeinen erhabenen Poſten. Addington nahm ſeine Stelle ein, und, unterſtützt von Fox und deſſen Freunden, ſchloß er mit Frankreich den Frieden von Amiens (27. März 1802). „Hart iſt dieſer Friede!" rief Fox, „unzähliges Blut, unzählige Summen wären erſpart, und der Friede ehrenvoller geſchloſſen worden vor ſechs Jahren; aber beginnt den Krieg, und ihr werdet künftig einen noch viel herbern Frieden ſchließen müſſen." Seine Warnung war umſonſt. Pitt übernahm wieder das Ruder des Staats, und entriß bald nach dem Ausbruche der Feindſeligkeiten den friedensbedürftigen Spaniern die Neutralität. Fox nannte dieſe Maßregel eine charakteriſtiſche Falſchheit, und das Betragen der Miniſter ein Gewebe von Ungerechtigkeit und Unklugheit. Doch Pitt ſah den Ausgang ſeines Werks nicht; er ſtarb, und — Fox trat als Staatsſecretär an ſeine Stelle. Ein ehrenvoller Friede mit Frankreich war das ſchöne Ziel, das er ſogleich ins Auge faßte, und obgleich Preußens damalige zweideutige Politik zu feindſeligen Maßregeln gegen dieſes Reich nöthigte, ſo hatte er doch die erſten Einleitungen zu einem allgemeinen Frieden für Europa getroffen. Allein mitten in ſeinem wohlthätigen Wirken, nachdem er noch alle Hinderniſſe zu heben geſucht hatte, welche die Verſchiedenheit der Religion der Vereinigung des engliſchen und irländiſchen Intereſſes entgegenſtellte, nachdem er noch das Ober- und Unterhaus bewogen hatte, die Abſchaffung des Sklavenhandels feierlich zu erklären, ſtarb er an der Waſſerſucht am 13. Sept. 1806, in den Armen des Lords Holland, ſeines Neffen, und im Palaſte des Herzogs von Devonſhire, ſeines Freundes. Die Nation trauerte um den Mann, von dem einſt Burke ſagte: „Er war geboren, um geliebt zu werden." Seine Freunde errichteten den 19. Juni 1816 Fox's Bildſäule auf dem Bloomsbury Square, in Bronze, ein Meiſterſtück von Weſtmorcott; Fox, in conſulariſcher Tracht, hält mit dem halbausgeſtreckten Arm die Magna Charta. 1818 ward ihm ein Denkmal in der Weſtminſter-Abtei errichtet. Im erſten Bande der Zeitgenoſſen (1816) befindet ſich ſeine, nach den beſten Quellen trefflich bearbeitete, umſtändliche Biographie und Charakteriſtik, von F. Ch. A. Haſſe.

Fracaſtoro (Geronimo), einer der gelehrteſten Männer ſeiner Zeit, war 1483 zu Verona geboren. Seine Mutter erſchlug, als ſie ihn eben im Arme trug, der Blitz, ohne daß er dabei im mindeſten verletzt wurde. Von ſeinem Vater empfing er eine treffliche Erziehung, und widmete ſich zu Padua mit großem Eifer den Studien, vornehmlich den mathematiſchen, philoſophiſchen und mediciniſchen. 19 Jahre alt, ward er Profeſſor der Logik zu Padua. Als aber hier der Krieg den Unterricht unterbrach, folgte er einem Ruf auf die neu errichtete Univerſität zu Pordenone in Friaul, wo er einige Zeit ſeiner Neigung zur Poeſie folgte, und durch die Herausgabe ſeines Gedichtes

dae Syphilitide bald ſeinen Namen durch ganz Italien bekannt machte. Von da kehrte er in ſein Vaterland zurück, bezog ein Landhaus bei Verona, und lebte hier in der Zurückgezogenheit. Den Kranken, die zu ihm ſtrömten, ertheilte er Rath und Hülfe, und zugleich beſchäftigte er ſich mit Abfaſſung ſeiner Werke. Paul III. ernannte ihn zum Archidiaconus und zum erſten Arzt beim tridentiniſchen Concilium. In letzterer Eigenſchaft trug er dazu bei, daß dies Concilium nach Bologna verlegt wurde, indem er die 1547 in Trient herrſchende Krankheit für eine anſteckende erklärte. Er ſtarb 1553. Seine Landsleute ehrten ſein Andenken durch eine Marmorſtatue; ſein Freund Ramuſio ließ ihm eine Statue aus Bronze zu Padua errichten. Fracaſtoro hat in der Philoſophie, Aſtronomie, Medicin und Poeſie geglänzt. Von ſeinen Schriften iſt die berühmteſte das oben genannte Gedicht, unter dem Titel: Syphilitidis sive morbi gallici libri tres. Mehrere Critiker haben es, hinſichtlich des Reichthums der Verſification, des Adels der Gedanken, der Eleganz des Ausdrucks und der Lebhaftigkeit der Bilder, der Georgica des Virgil an die Seite geſetzt. Seine ſämmtlichen Werke erſchienen geſammelt zuerſt zu Venedig 1555, und ſind mehrmals aufgelegt worden. Die Ausgaben des 17. Jahrh. ſind die vollſtändigſten. Menken hat einen Commentar über Fracaſtoro's Leben und Werke geſchrieben, Leipz. 1731.

Fracht, im eigentlichen Sinne, heißt die Ladung, welche man einem Fuhrmann zu Lande, oder Schiffer anvertrauet, um ſie von einem Orte zum andern zu überbringen. Je nachdem das Schiff oder der Frachtwagen ganz oder zum Theil belaſtet iſt, wird die Ladung ganze oder halbe Fracht genannt. Nimt der Frachtfahrer (Schiffer oder Fuhrmann) eine neue Ladung für den Rückweg mit, ſo bezeichnet man dieſelbe mit dem Namen Rück-Fracht. Im uneigentlichen, aber ſehr gewöhnlichen Sinne nennt man auch die Fracht den, entweder durch wechſelſeitige Uebereinkunft, oder durch obrigkeitliche Verfügung feſtgeſetzten Fuhr- oder Schifferlohn, für richtigen Transport der Ladung von einem zum andern Orte. Der Frachtfahrer zu Land und zu Waſſer erhält bei der Einladung des ihm zur Fortbringung anvertraueten Gutes einen offenen Frachtbrief. Dieſer enthält, der Regel nach, 1. den Ort, Tag, Monat und Jahr, wo und wann die Güter eingeladen wurden; 2. den Namen des Fuhrmanns, und woher er iſt; 3. die Zahl der Güter, Packen, Kiſten oder Fäſſer, welche ihm für ſeinen Frachtwagen oder ſein Schiff übergeben wurden, nebſt deren Zeichen, Nummern, Gewicht und Beſchaffenheit; 4. den für die Fracht, nach dem Gewicht oder den einzelnen Stücken, bedungenen Lohn (falls nicht derſelbe durch eine obrigkeitliche Taxe beſtimmt iſt), wie viel im Voraus darauf bezahlt wurde, und in welcher Geldſorte er bezahlt werden ſoll; 5. die weitern beſondern Bedingungen mit dem Schiffer oder Fuhrmann, z. B. in Anſehung der Zeit der Ueberlieferung u. ſ. w. Er wird von dem Verſender, er ſei Eigenthümer oder Spediteur der Ladung, mit ſeiner Namensunterſchrift verſehen, und auf der Außenſeite des Frachtbriefes die Aufſchrift geſetzt, an wen die Güter abgeliefert werden ſollen. — Der Schiffer bedarf auf denjenigen Flüſſen, wo eine gute Schiffahrts- und Zollordnung eingeführt iſt, außer ſeinen Frachtbriefen über die einzelnen Güter (die man in der Handels-Schiffahrts-Sprache Stückgüter heißt), auch eines Manifeſtes, das aus den Frachtbriefen zuſammengeſetzt wird. Daſſelbe muß gewöhnlich enthalten: 1. Namen und Wohnort des Schiffseigenthümers und deſſen, der das Schiff führt; 2. Namen des Schiffs, deſſen Tragbarkeit und

Flagge; 3. Einladeort und Beſtimmungsort der Waaren; 4. Nummern der Frachtbriefe nach der Zahlenfolge; 5. Namen der Verſender und Empfänger; 6. Zeichen und Zahl der Colli oder Gebinde; 7. Benennung der Waaren; 8. Gewicht derſelben, und 9. Unterſchrift des Schiffers, mit Verſicherung der Richtigkeit des Inhalts. Das Manifeſt dient vorzüglich zur Leichtigkeit und Sicherheit der Gebühren-Erhebung an den Zollſtellen der Flüſſe, wobei aber doch dem Zoll-Beamten, bei obwaltendem Verdachte, ſtets die Befugniß bleibt, die Ladung ſelbſt zu beſichtigen und mit dem Manifeſte zu vergleichen. Haben die Schiffahrts- oder Zollbeamten die Gattung und Menge der Waaren an dem Einladungsorte mit dem Manifeſte übereinſtimmend gefunden, ſo atteſtiren ſie daſſelbe. Für deſſen Inhalt bleibt aber der Schiffer in jedem Fall verantwortlich, er mag es ſelbſt abgefaßt, oder ſich fremder Hülfe dazu bedient haben. Unter Fracht (Nolis), in Beziehung auf Schiffahrt zur See, verſteht man den Miethzins, welcher entweder für das ganze Schiff, oder einen Theil deſſelben, für eine ganze Reiſe, oder beſchränkte Zeit, tonnen- oder centnerweiſe, oder in Bauſch und Bogen entrichtet wird. Den darüber geſchloſſenen Vertrag, der ſchriftlich verfaßt werden muß, nennt man Certapartei (Charte-partie) oder (beſonders auf dem mittelländiſchen Meere) Noliſſement. So wie der Schiffer auf Flüſſen mit Frachtbriefen und einem Manifeſte verſehen ſein muß, ſo iſt es Pflicht des Capitäns eines Seeſchiffes mit Güterladungen, daß er an Bord habe: 1. die Urkunde über das Eigenthum des Schiffes; 2. aus welchem Hafen es ausgelaufen iſt; 3. das Verzeichniß der Mannſchaft, die Connaiſſements oder Certaparteien; 4. Beſcheinigung, daß das Schiff, und von wem gemiethet iſt; 5. die Beſcheinigungs-Protocolle; 6. die Beſcheinigungen über die baar oder durch Caution berichtigten Zölle, und 7. das paraphirte Regiſter über alles, was ſeine Geſchäfte betrifft. Beim Einlaufen in einen Hafen des Landes, dem das Schiff angehört, muß der Capitän binnen einer beſtimmten Friſt ſein Geſchäftsregiſter viſiren laſſen, und ſeinen Bericht abſtatten, über Zeit und Ort der Abreiſe, genommenen Weg, erlittene Zufälle, auf dem Schiffe etwa entſtandene Unordnungen und alle Merkwürdigkeiten der Reiſe. Läuft der Capitän in einen fremden Hafen ein, ſo hat er dieſelben Pflichten gegen den Conſul ſeiner Nation, der ihm die Zeit ſeiner Ankunft und Abreiſe, nebſt dem Zuſtande und der Natur ſeiner Ladung beglaubigt. — **Frachtfahrer**, ſie ſeien Fuhrleute zu Lande oder zu Waſſer, übernehmen mehrere Verbindlichkeiten gegen die Abſender der ihrem Geſchirr anvertraueten Ladungen. Sie müſſen dieſelben in dem Zuſtande, in welchem ſie ihnen übergeben wurden, abliefern. Sie haben daher für jeden Schaden zu haften, der nicht durch Zufälle, unabwendbare Gewalt, oder durch einen innern Fehler an den Gütern veranlaßt wurde. Sie ſind verpflichtet, den Transport innerhalb der feſtgeſetzten Zeit zu vollenden, es ſei denn, daß eine unwiderſtehliche Gewalt ſie aufgehalten habe. Dagegen hat der Frachtfahrer, nach erfolgter unwiderſprochener Annahme der Ladung von Seiten des Empfängers, das Recht auf vollſtändigen Empfang des Frachtlohns und der Nebenkoſten, in der bedungenen oder obrigkeitlich vorgeſchriebenen Art; auch ſteht ihm bis zur Befriedigung ſeiner Foderung eine ſtillſchweigende Hypothek an der Ladung zu. Gegen den Staat iſt er verpflichtet, alle in Hinſicht der Frachtfahrerei beſtehende Verordnungen genau zu beobachten, und begründet iſt im Gegenſatze ſein Recht auf Güte und Sicherheit der Wege, auch Schadloshaltung im Fall erlittener Beſchädigung und er-

legten Weg- oder Geleitsgeldes. Der Inbegriff von Geſetzen, Herkommen und Rechtsſprüchen, welche die bei Gelegenheit des Tranportes einer Ladung vorkommenden Rechtsfälle entſcheiden, heißt das Frachtfahrer-Recht. Unter allen Geſetzbüchern neuerer Zeit enthält der Code Napoléon und das franzöſiſche Handelsgeſetzbuch über dieſen Rechtstheil die beſtimmteſten und zweckmäßigſten Verfügungen. Das neueſte und beſte Werk über das Frachtfahrer-Recht hat 1820 D. Münter zu Hannover herausgegeben. — Fracht-Regulirung. Die Beſtimmung des Frachtlohns kann auf zweierlei Art geſchehen, entweder durch eine vertragsmäßige Verabredung zwiſchen dem Frachtfahrer und Verſender, oder durch eine obrigkeitliche Taxe nach dem Gewicht oder den Gattungen der Güter, und nach den Entfernungen der Einladungs- von den Ausladungsorten. Die erſtere Art iſt die faſt allgemeine für die Transporte zu Lande auf den Frachtwagen. In den größern Handelsſtädten wird ſelten eine beſondere Verabredung hierüber nöthig, da ſich ein gleichförmiger Frachtlohn gewöhnlich unter den Frachtfahrern ſelbſt regulirt, und dieſer von den ſogenannten Güterbeſtätern bekannt gemacht wird. Auf einigen der vorzüglichſten Flüſſe Deutſchlands, deren Handelsſchiffahrt geregelt und von Bedeutung iſt, ſind dagegen die Frachttaxen beſonders in der Art eingeführt, daß die betreffenden obrigkeitlichen Behörden gleichſam vermittelnd zwiſchen den Foderungen der Schiffer und den Anträgen der Kaufleute einſchreiten. Es iſt natürlich, daß der Waaren-Verſender, er ſei Eigenthümer oder Spediteur, den möglichſt niedrigen, der Schiffer aber den möglichſt hohen Frachtlohn wünſcht, und daß die Schiffahrtsbehörde den Streitigkeiten bei dieſen entgegengeſetzten Intereſſen, und den hieraus entſtehenden Unterbrechungen in regelmäßigem Transport der Güter am beſten vorbeugen kann, wenn ſie durch Beſtimmung eines Mittelpreiſes auf jeden der beiden Theile eine unparteiiſche und gerechte Rückſicht nimt. Am gründlichſten und ausführlichſten iſt die Frage, über die zweckmäßigſte Regulirung der Waſſerfrachten, von den Handels- und Schiffahrtsbehörden des Rheinſtroms erörtert worden; und, ſo wie ſeit geraumer Zeit die Rheinſchiffahrts-Einrichtungen Muſter für die Schiffahrts-Anſtalten nicht blos der Seitenſtröme, z. B. des Mains, Neckars, der Moſel u. ſ. w., ſondern auch ſelbſt entfernter Hauptſtröme waren, ſo wurde auch das Syſtem der Frachten-Regulirung auf dem Rheinſtrom bald als Vorbild für die Handels-Schiffahrt anderer Staaten angeſehen. Es iſt daher nützlich, ſowohl das Hiſtoriſche, als das poſitiv Beſtehende der Fracht-Regulirung, mit Blicken auf die verſchiedenen Meinungen hierüber und die zukünftigen wahrſcheinlichen Verhältniſſe, in leichten Umriſſen darzuſtellen. Schon in frühern Jahrhunderten, wo überhaupt das Taxenſyſtem mehr als jetzt unter die allgemeinen polizeilichen Maßregeln gehörte, war die Taxfrachten-Regulirung in einem großen Theile der Rheinufer-Staaten herkömmlich. Gewöhnlich wurden hierüber auch in den Zollconferenzen (Zollcapiteln, d. h. Zuſammenkünften der Regenten der Rheinufer-Staaten oder ihrer Bevollmächtigten) zu Bacharach weitläufige Verabredungen gepflogen. Nach und nach ward es Herkommen, daß die Churfürſten von Mainz und Cöln die Frachtpreiſe, jener für die mittelrheiniſche Stromſtrecke, dieſer für die Strecke von Cöln nach Holland, regulirten. Die holländiſche Regierung war dagegen im Beſitz, die Preiſe für die Fahrt aus ihren Häfen nach Holland zu beſtimmen. Da aber dieſe Taxregulative nur für unbeſtimmte Zeit erlaſſen und höchſt unvollſtändig waren, ſo daß bei vielen Artikeln noch beſondere Verabredungen zwi-

ſchen Verſender und Schiffer nothwendig wurden, ſo konnten ſie dem Zwecke wenig entſprechen. Den Schiffern nützten ſie oft gar nichts, weil in den beiden Stapelſtädten Mainz und Cöln keine Rang- oder Reihefahrten exiſtirten, jene daher um geringere Preiſe, als die Taxe, fahren mußten, wenn ſie Ladung haben wollten, obwohl die Taxfracht und ein geringeres Gewicht der Güter auf den Frachtbriefen notirt wurden, welche widerrechtlichen bedeutenden Vortheile ſich die Commiſſionärs und Spediteurs einzig zum Schaden der ohnehin gedrückten Schiffer zueigneten. Um daher das alte unzureichende Tax-Frachten-Syſtem in eine zweckmäßigere Ordnung zu bringen, ward in der Convention über die Rheinſchiffahrts-Octroi vom J. 1804, Art. 13 verordnet: daß die Rheinſchiffahrts-Verwaltung von einer frankfurter Meſſe zur andern die Frachten beſtimmen ſolle, welche in den beiden Stationsſtädten (Mainz und Cöln) von den Gütern bezahlt werden müſſen, die daſelbſt für verſchiedene Orte eingeladen werden. Sie hat über dieſes zu entwerfende Reglement das Gutachten der Handelskammern von Cöln, Mainz, Strasburg, und der obrigkeitlichen Behörden von Düſſeldorf, Frankfurt und Mannheim einzuholen, und wenn dieſe nicht einſtimmig ſind, ſoll ſie einen Mittelpreis annehmen. Die durch das Taxreglement beſtimmten Frachtlöhne dürfen nie überſchritten werden. So beſtehet die Frachten-Regulirung gegenwärtig noch auf dem Rheinſtrome, und in ähnlicher Art geſchieht ſie auf deſſen Nebenſtrömen, nur mit dem Unterſchiede, daß bei entgegengeſetzten Anträgen der Schiffer und Handelsleute, nicht, wie von der Rheinſchiffahrts-Verwaltung, der Mittelpreis arithmetiſch calculirt, ſondern nach billigem Ermeſſen frei regulirt wird. Inzwiſchen haben ſich in das Verfahren bei der Rheinfrachten-Tax-Regulirung, das ſchon urſprünglich mehr zum Vortheile der Häfen des linken, damals franzöſiſchen, als des rechten Rheinufers berechnet war, noch unter der ehemaligen General-Direction der Rheinſchiffahrt verſchiedene Mißbräuche eingeſchlichen, welche die Willkür begünſtigten, und der Liſt, ſo wie den Verabredungen einzelner Handelskammern für ihr beſonderes Intereſſe, freien Spielraum öffneten. Da hierunter Baden, als der bedeutendſte Handelsſtaat des rechten Rheinufers, am meiſten litt, ſo entwarf der badenſche Commiſſär bei der Central-Commiſſion für die Rheinſchiffahrt im J. 1820 eine Verbeſſerung des Verfahrens beim Vollzug des Art. 13 in der Octroi-Convention, welche den Beifall der Stimmenmehrheit in der Commiſſion erhielt, und wonach deren Beſchluß abgefaßt wurde. Die Minorität, aus den drei großen Rheinufer-Staaten Frankreich, Preußen und Holland beſtehend, widerſetzte ſich, wegen verſchiedener Neben-Intereſſen, deſſen Vollzug, und ſo blieb er aus politiſch-diplomatiſchen Rückſichten, die bisher überhaupt ſchon manches Unheil in die Rheinſchiffahrts-Verhandlungen gebracht haben, ganz unausgeführt. (S. das gründliche Werk: Neue Organiſation der Schiffahrts- und Handelsverhältniſſe auf dem Rheinſtrome, Baſel 1822.) Für die Zukunft iſt es, zufolge des der Rheinſchiffahrts-Central-Commiſſion von Preußen vorgelegten Entwurfs eines Schiffahrts-Reglements, im Antrag, die Frachtpreiſe, wie ſeit dem März 1822 auf der Elbe geſchieht, der freiwilligen Uebereinkunft der Schiffer und Verſender oder deren Commiſſionäre zu überlaſſen. Ob dieſes Freiheits-Princip, das auf den Flüſſen, deren Schiffahrt noch ungeregelt iſt, wie z. B. der Donau, dem Inn, der Iſar u. ſ. w., ſeit alten Zeiten beſteht, für den Tranſit- und Commiſſionshandel, dem regelmäßige Transportanſtalten unentbehrlich ſind, gute Folgen haben wird, iſt aus der bisherigen Er-

fahrung ziemlich leicht zu beurtheilen. Bei ſtarker Concurrenz der Schiffer überbieten ſie ſich in Hinſicht des mindeſten Frachtpreiſes. Die Noth zwingt ſie, den billigen Anſpruch auf Koſtenerſatz, Arbeitslohn und Gewinn aufzugeben. Dies führt zu Unterſchleifen, die Frachtfahrer zu Waſſer weit leichter ausführen und ſcheinbar entſchuldigen können, als Fuhrleute zu Lande, und es trit noch überdies der Nachtheil ein, daß der Mangel an pecuniärer Kraft des Schiffers, das theure Schiff und Geſchirr in gutem Stande zu erhalten, mehr Unglücksfälle zur Folge hat, die er entweder nicht zu erſetzen, oder leichter von ſich abzuwenden vermag. Die Maxime der Frachtlohns-Beſtimmung zu Lande iſt in dieſer und noch mancher andern Hinſicht auf die Handelsſchiffahrt nicht anwendbar. Es haben daher ſelbſt die unter der vormaligen Rheinſchiffahrts-General-Direction zum Gutachten aufgefoderten rheiniſchen Handelskammern darauf angetragen, daß die Tax-Frachten-Regulirung auch fernerhin beibehalten werden möge, weil ſie dem Schiffer ſeine zureichende Nahrung bei einem mühſeligen Gewerbe, dem Kaufmann dagegen größere Sicherheit für ſeine Güter-Verſendungen, durch gute Fahrzeuge, Geräthſchaften und eines zureichenden Erwerbes geſicherte Arbeiter, gewähre, ihn nicht zum Zeitverluſt mit Accorden über die Frachten ſo verſchiedenartiger Artikel nöthige, vor dem Vorwurfe ſeiner Correſpondenten ſichere, daß andere, gewinnſüchtige und weniger delicate, Spediteurs beſſere Bedingungen anbieten, um die Spedition an ſich zu reißen u. ſ. w. Auf der Weſer, deren Schiffahrts-Regulative nach den rheiniſchen als die beſten anzuſehen ſein dürften, bewilligt der bremer und oberländiſche Handelsſtand den zu den Rangfahrten gewählten Schiffern mit ihrer Einwilligung die Taxfrachten nach drei Claſſen. Dieſe richten ſich nach der Höhe des Fahrwaſſers und der Größe der Zölle, ohne daß man Schiffer zuläßt, die ſich zu niedrigern Schiffsfrachten erbieten, weil, wie es im Regulative heißt, die Schiffergeſellſchaft zur Sicherheit der Kaufleute, müſſe anſtändig auf Schifferweiſe leben, und gute ſichere Fahrzeuge unterhalten können. — Der richtige Mittelweg über Fracht-Regulirung ſcheint uns daher darin zu liegen, daß man ſie in der Regel, beſonders wenn der Eigenthümer oder Spediteur einer Ladung ein ganzes Schiff befrachtet, der Uebereinkunft zwiſchen Schiffer und Kaufmann überlaſſe, ausnahmsweiſe aber die Schiffahrts-Behörde, vermittelnd oder entſcheidend, bei den Reihe- oder ſogenannten Beurthfahrten, die regelmäßig von einem Hafen zum andern zum Transporte der Stückgüter geſchehen müſſen, eintrete, wenn ſich beide intereſſirte Theile nicht vereinigen können. Der entſcheidenden Behörde muß in dieſen Fällen nicht, wie einſt ein gewiſſes Miniſterium glaubte, die Zeit, welche der Schiffer von einem Orte zum andern zubringt, als Grundlage der Frachtbeſtimmung dienen, ſondern die combinirte Rückſicht, wie viel Thal und Bergreiſen der Schiffer machen kann, auf den Anſchaffungs- und Unterhaltungswerth ſeines Schiffes, den Abgang bei der Reiſe, die Reiſekoſten, den Arbeitslohn und den Beitrag zur Unterhaltung der Familie des Schiffers.

Fractur, in der Buchdruckerkunſt, gebrochene, d. i. eckige, deutſche Schrift, zum Unterſchiede von der runden oder ſchwabacher Schrift. Auch die größere ſogenannte Kanzleiſchrift wird Fractur genannt. (S. d. Art. Schriften.)

Fragmente (wolfenbüttelſche), ſ. Leſſing.

Fragonard (Nicolas), ein geſchickter Maler, geſtorben zu Paris 1806, alt 74 Jahre. Sein Vater hatte ihn zu einem Notar gebracht,

der junge Fragonard verließ dieſen aber bald, um die Zeichenſchule zu beſuchen, und ſtudirte unter Franz Boucher ſehr fleißig. Nachdem er den großen Preis in der Malerſchule erhalten hatte, ging er nach Rom. Der Anblick der Werke eines Michel Angelo und Raphaels ſchlug ihn anfangs nieder; deſto mehr aber ſtrengte er ſich in der Folge an, um auch etwas leiſten zu können. Als er nach Frankreich zurückgekommen war, machte er, um bei der Akademie aufgenommen zu werden, das ſchöne Gemälde, Coreſus und Calliroe, das großen Beifall fand, und gleich nachher ein anderes, die Heimſuchung Mariä. Bald aber gab er die eigentliche Hiſtorienmalerei faſt ganz auf, und beſchäftigte ſich blos mit Gemälden der erotiſchen Gattung. Seine kleinen, lieblichen Tableaux, die ſich durch ſinnreiche Ideen auszeichneten, wurden allgemein geſucht, und Fragonard war in Paris der Maler nach der Mode. Während dieſer Zeit verfertigte er: die Fontäne der Liebe, das Roſenopfer und den Schwur der Liebe; doch malte er auch zugleich eine Anbetung der Hirten. Alle ſeine Gemälde waren auf Erregung der Sinnlichkeit berechnet. Beim Ausbruch der Revolution verlor Fragonard den größten Theil ſeines Vermögens; er gab die Malerei auf, und ſtarb in elenden Umſtänden.

Fraiß, Fraiſch, hohe Fraiß, fraißliche Obrigkeit, bedeutet in einigen Ländern die peinliche Gerichtsbarkeit, oder die Gerichtsbarkeit über Leben und Tod, von dem alten Worte **Fraiß**, Schrecken, Furcht, Gefahr.

Franc, eine franzöſiſche Silbermünze, deren ſechs einen Laubthaler ausmachen; etwa 6 Gr. 4 Pf. Conventionsgeld, alſo etwas mehr als ein Livre. In dem neuern franzöſiſchen Münzweſen theilte man dieſe Francs in Zehntheile (Décimes) und in Hunderttheile (Centimes).

Franciscaner oder Minoriten, mindere Brüder (Fratres minores), wie ihr Patriarch ſie zum Zeichen der Demuth nannte, heißen alle Glieder des geiſtlichen Ordens, den der heilige Franciscus von Aſſiſi 1208 durch Sammlung einiger Schüler ſeiner Mönchstugenden bei der Kirche Porticella oder Portiuncula zu Aſſiſi in Neapel ſtiftete (ſ. **Franz von Aſſiſi**). Erniedrigung zur äußerſten Armuth, und Entbehrung aller feineren Sinnengenüſſe ſollte ſein Ruhm, Fleiß in der von den Weltgeiſtlichen damals ſehr vernachläſſigten Seelſorge ſein Verdienſt um die Kirche, Gelehrſamkeit und Geiſtesbildung aber ihm fremd ſein. Daher verbot Franciscus ſeinen Minoriten, das mindeſte Eigene zu haben, und beſtimmte ſie, in den 1210 und 1223 vom Papſt beſtätigten Ordensregeln, zum Betteln und Predigen; der Papſt aber ertheilte dieſer neuen Gattung von Mönchen die als Privilegien der Bettelorden (ſ. **Orden**) bekannten, für Staat und Kirche gleich bedenklichen, großen Vorrechte, vermöge deren ſie die Welt durch Betteleien aller Art in Contribution ſetzen, die Parochialrechte als Prediger, Beichtväter und Meßprieſter beeinträchtigen, päpſtliche Abläſſe, die ihrer Stammkirche (daher Portiunculaablaß) reichlicher, als irgend einem andern Orden geſchenkt wurden, verhandeln, und ihre in Alles ſich einmiſchende Thätigkeit unmittelbar unter der Autorität ihrer Obern und des Papſtes, jeder weltlichen und geiſtlichen Obrigkeit zum Trotz, über die Länder der Erde ausdehnen durften. Der Orden wuchs mit unglaublicher Schnelligkeit; bald zählte er Tauſende von Klöſtern, die, ohne Geld gegründet, dem Aberglauben und der Mildthätigkeit anſehnliche Reichthümer verdankten. Die Nothwendigkeit, dem Orden Glanz und Anſehn zu geben, mußte

nun Milderungen der Regel entſchuldigen; die Lebensart wurde üppiger, und gelehrte Bildung, als ein wirkſames Mittel der Herrſchaft über die Menſchen, zugelaſſen; geiſtreiche Minoriten, wie Bonaventura, Alexander von Hales, Duns Scotus, Roger Bacon u. a. m., rechtfertigten durch ihre Verdienſte um die ſcholaſtiſche Philoſophie das Eindrängen ihrer Ordensbrüder in die Lehrämter an den Univerſitäten. So erhielten ſie, geſtützt auf die Beweisgründe ihres Lehrers Duns Scotus, als Streiter für die unbefleckte Empfängniß der Jungfrau Maria, eine gewichtvollere Stellung gegen die ſtolzen Dominicaner, und reichlichen Zündſtoff in dem langen Kampfe, den der Ordensneid zwiſchen den Scotiſten (Franciscanern) und Thomiſten (Dominicanern) anfachte und bis in die neuern Zeiten unterhielt. (Vergl. *Dominicaner* und *Thomas von Aquinum*.) Mit dieſen, ihren natürlichen Nebenbuhlern, haben ſie als Gewiſſensräthe, Regierungsgehülfen und politiſche Agenten der Fürſten vom 13. bis in das 16. Jahrh., ganz im Widerſpruch mit ihrem damaligen deutſchen Namen: Nullbrüder, die Herrſchaft über die chriſtlichen Völker getheilt, und, endlich von den Jeſuiten verdrängt, durch kluge Verträglichkeit mit den letztern mehr, als die Dominicaner, von ihrem alten Einfluſſe zu behaupten gewußt. Franciscaner gelangten häufig zu den höchſten Kirchenämtern, die Päpſte Nicolaus IV., Alexander V., Sixtus IV. und V., und Clemens XIV. waren aus dieſem Orden. Solchen gelehrten und politiſchen Glanz ſahen jedoch die Eiferer für die Beobachtung des Buchſtabens der alten Ordensregel ſtets als Folgen einer ungewiſſenhaften Abweichung von demſelben an, und bildeten daher die beſondern Brüderſchaften der Cäſariner und Cöleſtiner, oder Franciscaner-Eremiten, noch im 13. Jahrh., der Spiritualen, Clareniner, Amadeiſten im 14. Jahrh., welche, obwohl meiſt mit Gewalt unterdrückt, den Geiſt der Widerſetzlichkeit und innern Uneinigkeit im Orden durch ihre Reſte fortpflanzten, bis ſie in der 1363 bei Foligni in Italien vom heil. Paulus geſtifteten, und durch Wiederherſtellung der vom Stifter vorgeſchriebenen vollkommnen Armuth und Strenge in der Lebensart ausgezeichneten Brüderſchaft der Soccolanti (Sandalenträger, Barfüßer) einen Vereinigungspunkt fanden. Dieſe Brüderſchaft wurde erſt vom Papſte, dann auch von dem Concilium zu Coſtnitz 1415, als ein beſonderer Zweig des Franciscanerordens, unter dem Namen „Obſervanten, mindere Brüder von der Obſervanz" anerkannt, und behielt bei der Ausgleichung, durch welche Leo X. 1517 die bisherigen Streitigkeiten der verſchiedenen Parteien niederſchlug, die Oberhand. Seitdem iſt der Obſervantengeneral Generalminiſter (Miniſter [Diener] nennen die Minoriten aus Demuth ihre Obern) des ganzen Ordens, und der Superior der Conventualen oder Minoriten von der gemilderten Regel, welcher nur den Titel Generalmagiſter führen darf, ihm untergeben. Unter den Obſervanten ſind im 16. und 17. Jahrh. neue Formen im Punkte der Armuth und Caſteiung des Leibes entſtanden, zufolge deren ſie ſich nach den verſchiedenen Graden der Verſchärfung ihrer Regel in regulirte, ſtrenge und ſtrengſte eintheilen. Die regulirten wurden in Frankreich Cordeliers (Strickträger, wegen ihres Gürtelſtricks mit Knoten), anderwärts Soccolanten, Obſervantiner genannt, unter welchem Namen ſie in Italien, der Schweiz, der pyrenäiſchen Halbinſel und Amerika noch beſtehen. Zu den ſtrengen Obſervanten gehören die Barfüßer in Spanien und Amerika, die Verbeſſerten (Riformati) in Italien, und die ehemals in Frankreich blühenden Recollecten, d. h. Eingezogenen, weil ſie blos dem ſtillen Nach-

denken ergeben waren, und durch ihre dienenden Brüder Almoſen ſammeln ließen. Die ſtrengſten ſind die Alcantariner, nach der Reform Peters von Alcantara, mit ganz bloßen Füßen; man findet ſie noch häufig in Spanien und Portugal, ſelten in Italien. Sämmtliche Zweige der Obſervanten machen unter ihrem gemeinſchaftlichen Generale zwei Familien aus: die cismontaniſche, mit 66 jetzt meiſt ſehr ſchwachen Provinzen in Italien, Oberdeutſchland, wo die Klöſter theils eingegangen, theils durch die Regierungen vom Generale getrennt worden ſind, in Ungarn, Polen, Paläſtina und Syrien; die ultramontaniſche, mit 81 Provinzen, in Spanien, Portugal und den fremden Welttheilen; die bekanntlich eingegangenen franzöſiſchen und nordiſchen Provinzen ſind von dieſer Zahl abzurechnen, die übrigen aber größtentheils in Amerika, Aſien, Afrika und den Inſeln zu ſuchen, wo nur diejenigen kleinern Geſellſchaften von Franciscanerklöſtern, die noch blos als Miſſionsplätze unter den Heiden betrachtet werden, Präfecturen heißen. Die viel ſchwächere Brüderſchaft der Beſchuheten oder Conventualen hatte vor der franzöſiſchen Revolution in 30 Provinzen gegen 100 Klöſter und 15,000 Mönche; jetzt findet man ſie nur noch hie und da im ſüdlichen Deutſchland, der Schweiz und Italien, wo ſie Lehrämter bei den Univerſitäten bekleiden; denn ſie beſchäftigen ſich mit den Wiſſenſchaften und unterlaſſen das Betteln. Die graue wollene Kutte mit einem Stricke um den Leib, an dem ein knotiger Geißelſtrick hängt, haben alle dieſe Zweige des Franciscanerordens gemein, ihre Capuze iſt rund und kurz. Eine lange und ſpitzige Capuze und ein langer Bart ſind die einzigen beſondern Merkmale der ſonſt in der Regel und Lebensart den ſtrengen Obſervanten ganz ähnlichen, nur noch rohern und ſchmutzigern Capuziner, welche Matthäus von Baſſi 1528 als eine für ſich beſtehende Brüderſchaft der Minoriten ſtiftete. Seit 1619 haben ſie einen eigenen unabhängigen General, und ſowohl in Europa, als durch ihre Miſſionen in Amerika und Afrika, ſolchen Zuwachs erhalten, daß ſie im 18. Jahrh. 1700 Klöſter und 25,000 Glieder in 50 Provinzen zählten. — Nonnen ſeines Ordens ſammelte der heil. Franciscus ſelbſt ſchon 1209, und nannte ſie arme verſchloſſene Frauen, auch Damianiſtinnen, nach ihrer Stammkirche zu St. Damian in Aſſiſi; ſpäter wurden ſie nach der heil. Clara, ihrer erſten Priorin, Clariſſinnen genannt, und theilten ſich, wie der erſte Orden, nach den verſchiedenen Graden der Strenge ihrer Regel, in mehrere Zweige. Dahin gehören drei Gattungen Urbaniſtinnen, die ihre Regel vom Papſt Urban IV. haben, die heilige Iſabelle (Tochter Ludwigs VIII. von Frankreich), welche 1260 für ſie das Kloſter Longchamps bei Paris ſtiftete, als ihre Mutter verehren, und zum Theil auch betteln dürfen; die Capuzinerinnen, die unter den Capuzinern ſtehen, die Alcantarinnen und Clariſſinnen, oder Barfüßerinnen, von der ſtrengſten Obſervanz, welche jetzt am ſchwächſten ſind, und die Annunciaden mit ihrer Unterabtheilung, den ſogenannten himml. Annunciaden. Dieſe Nonnen heißen insgeſammt auch Franciscanerinnen, ſtehen, mit Ausnahme der Annunciaden, die zum zweiten Orden gehören, theils unter der Aufſicht des erſten Ordens, theils unter den Biſchöfen, haben die Regel der Mönche, und zählten im 18. Jahrh. zuſammen auf 28,000 Glieder in 900 Klöſtern. Sonſt erhielten ſie Bettelbrot von den Mönchen, jetzt leben ſie von den Beſitzungen ihrer Klöſter. — Der heil. Franciscus ſtiftete 1221 auch einen dritten Orden für die Weltleute beiderlei Geſchlechts, die es bleiben wollten, und doch einige leichtere Beobachtungen und den Gürtelſtrick von

den eigentlichen Minoriten annahmen. Dieſe Tertiarier waren ſchon im 13. Jahrh. ſehr zahlreich. Menſchen von allen Ständen traten dazu. Aus ihnen gingen nicht nur ketzeriſche Verbrüderungen, wie die Fraticellen und Begharden, ſondern auch 1287 die regulirte Brüderſchaft förmlicher Mönche des dritten Ordens der Minoriten von der Buße hervor, die in Frankreich Picpuces genannt wurden, ſich zu den Obſervanten hielten, jetzt aber eingegangen ſind. Die Geſammtzahl aller Franciscaner und Capuziner belief ſich im 18. Jahrh. auf 115,000 Mönche in 7000 Klöſtern. Jetzt dürfte ſie kein Drittheil betragen, da dieſer Orden in Frankreich und in den meiſten Ländern Deutſchlands, zum Theil auch in Spanien, Portugal und Oberitalien aufgehört hat, in den öſterreichiſchen Staaten keine Novizen mehr annehmen darf, und unter Murat auch in Neapel viele Klöſter verlor. Die Erhaltung der noch vorhandenen iſt im neueſten Concordat mit Neapel ausdrücklich bedacht. In den Colonien außer Europa blüht der Orden noch auf die alte Weiſe; Amerika iſt ſein Paradies; in Jeruſalem bewacht er das heil. Grab; veredelt zeigt er ſich in der catholiſchen Schweiz, wo die Franciscaner von beiden Geſchlechtern ſich zweckmäßig mit Unterricht und Erziehung der Jugend beſchäftigen. E.

Franciscus (St.), ſ. Franz von Aſſiſi.

François de Paule, ſ. Franz von Paula.

Frank (Joh. Pet.), ein berühmter deutſcher Arzt, geb. im Badenſchen 1745, hatte, wie er ſelbſt erzählt, als Knabe auf der Schule zu Raſtadt, eine ſehr ſchöne Stimme, weshalb die Markgräfin von Baden aus ihm in Italien einen künſtlichen Sopranſänger machen laſſen wollte. Nur mit Mühe bewog ſein Gönner, der General Dreger, die Fürſtin, dieſen Plan aufzugeben. Er wurde Doctor zu Pont à Mouſſon, practicirte zu Pirmaſens, Bitſch und Bruchſal, erhielt eine mediciniſche Profeſſur zu Göttingen 1784, das Jahr darauf die Profeſſur der Clinik zu Pavia, von wo er, 1795, als k. k. Hofrath und Director des großen Hoſpitals nach Wien kam. Catharina II. berief ihn 1804 an die Univerſität zu Wilna, und das Jahr darauf als kaiſerlichen Leibarzt nach Petersburg. 1808 verließ er Rußland mit einer Penſion von 3000 Rubeln, und lebte ſeitdem als practiſcher Arzt zu Wien. Buonaparte wünſchte, ihn in Paris anzuſtellen; allein er ſchlug die glänzenden Anträge aus, um ſeine Schriften zu vollenden. Unter dieſen ſind claſſiſch: Das Syſtem der mediciniſchen Polizei, und ſein Werk: de curandis hominum morbis. 1802 erſchien von ihm zu Wien eine Selbſtbiographie. — Sein Sohn Joſeph Frank, geb. zu Raſtadt 1771, iſt berühmt als Arzt und Schriftſteller, vorzüglich in der Geſchichte der Erregungstheorie (ſ. d. Art). Er folgte ſeinem Vater in der cliniſchen Profeſſur zu Pavia, und ging als kaiſerl. ruſſiſcher Hofrath nach Wilna. Außer ſeinen cliniſchen Schriften, iſt auch ſeine: Reiſe nach Paris und London u. ſ. w., in Beziehung auf Spitäler, Verſorgungshäuſer, mediciniſche Lehranſtalten und Gefängniſſe, wichtig. (Wien 1804 — 1806. 2 Thle.)

Franke (Aug. Herm.), Stifter des halliſchen Waiſenhauſes und vieler damit verbundenen Anſtalten, einer der merkwürdigſten und wirkſamſten Männer ſeines Zeitalters, oft durch falſches Lob und ungerechten Tadel mißkannt, aber mit jedem Fortſchritt der Zeit richtiger gewürdigt und nach ſeinem wahren Verdienſt verehrt. Zuerſt von ſeinem Leben, dann von ſeinen Stiftungen! Franke war 1663 zu Lübeck geboren, Sohn des dortigen Domſyndicus, der aber ſchon 1666,

von Ernſt dem Frommen berufen, als Juſtizrath nach Gotha ging, daher ſein Sohn auf dem dortigen Gymnaſium ſeine erſte Bildung empfing. Er zeigte ſo ſeltene Fähigkeiten, daß er im 14. Jahre reif zur Akademie erklärt wurde. Hierauf beſuchte er die Univerſitäten Erfurt, Kiel und Leipzig, und trieb vorzüglich Theologie, doch in ſteter Verbindung mit alten und neuen Sprachen. 1681 promovirte er, hielt unter andern zu Leipzig practiſche Vorleſungen über die Bibel, deren einfache Lehre ihm mehr werth war, als alle dogmatiſchen Spitzfindigkeiten, ward aber wegen des großen Beifalls ſo angefeindet und verfolgt, daß der berühmte Thomaſius, der damals noch in Leipzig, hernach in Halle lehrte, eine Vertheidigungsſchrift für ihn aufſetzte, Franke aber, den Verfolgungen ausweichend, den Ruf nach Erfurt als Prediger annahm. Hier wurden wieder ſeine Predigten, die ſich viel mehr durch Herzlichkeit und warmen Eifer, als durch homiletiſche Künſtelei auszeichneten, ſelbſt von den Catholiken ſo zahlreich beſucht, daß man in Mainz Gefahr für die Religion fürchtete; und catholiſche Eiferer wußten den Hof zu beſtimmen, daß Franke Befehl erhielt, binnen 24 Stunden die Stadt zu räumen, was auch, unter heißen Thränen der Bürger und Kinder, deren er ſich ſo väterlich angenommen hatte, geſchah. Er erhielt ſogleich mehrere Einladungen, zog aber den Ruf nach Halle allen andern vor, wo eben die neue Univerſität errichtet ward. Zuerſt wurde ihm die Profeſſur der orientaliſchen Sprachen, ſpäterhin der Theologie übertragen. Zugleich erhielt er das Paſtorat in der Vorſtadt Glaucha, daher dieſe auch der Sitz aller ſeiner Stiftungen geworden iſt. Die Unwiſſenheit und Verwilderung der glauchaiſchen Gemeine auf der einen, die große Armuth vieler Einwohner auf der andern Seite, gaben ſeiner Thätigkeit, practiſch zu wirken, die erſte Anregung. Dies geſchah beſonders ſeit 1694. Er unterrichtete die ganz verſäumten Armen und Kinder auf ſeiner Hausflur, und gab ihnen dann kleine Almoſen. Bald nahm er auch ein paar Vaterloſe auf, deren Zahl ſich ſchnell vermehrte. Wohldenkende unterſtützten ihn mit kleinen Beiträgen. Wenn man den Umfang ſeiner nachmaligen Stiftungen anſieht, muß man allerdings über einen ſo geringen Anfang erſtaunen. Von nun an wuchſen ſeine Anſtalten für Erziehung und Unterricht mit jedem Jahr. Es wurden unter ſeiner Leitung Schulen für alle Stände, und eine Erziehungsanſtalt für Vaterloſe, das eigentliche Waiſenhaus (das jedoch den kleinſten Theil des Ganzen ausmacht) errichtet. Man fing an zu bauen, und 1698 ward der erſte Grundſtein zu allen den Gebäuden, die jetzt zwei über 800 Fuß lange Straßen bilden, gelegt. Man irrt, wenn man, vielleicht durch die Regelmäßigkeit getäuſcht, glaubt, Franke habe gleich anfangs einen ſo großen Plan gehabt. Nie hätte er wohl vorherſehen können, daß der Ruf ſeiner frommen Menſchenliebe nah und fern ſo viele Theilnehmung erwecken, daß man ihm von allen Seiten her Summen zu 50, 100 und 1000 Thalern zuſchicken, daß ihm ein ſtiller Freund der Chemie und Pharmacie, den er auf ſeinem Todbette beſuchte, Recepte zu allerlei Arzneien übergeben würde, die hernach ſo viel Aufſehen gemacht, und deren Verkauf vormals einen jährlichen Gewinn von 30 bis 40,000 Reichsthalern abgeworfen hat, woraus ſich allein die Möglichkeit erklärt, ohne alle Unterſtützung der Regierung ſo große Anſtalten ausgeführt zu ſehen. Ihn ſelbſt beſtärkte natürlich dies alles in ſeinem ſtarken Glauben und unerſchütterlichen Vertrauen an die göttliche Vorſehung, zumal es ſich oft traf, daß gerade in der Stunde, wo kein Groſchen vorhanden war, um die wartenden Arbeiter zu bezahlen, die

zeichnen, und machte ſich 1743 durch eine Ausgabe des Demetrius Phalereus vortheilhaft bekannt. 1744 erſchien ſein berühmter Horaz in 12., der ohne Druckfehler iſt. Er hatte die Probebogen zu Glasgow öffentlich ausgehangen, und, wie Robert Stephan, einen Preis für jeden Druckfehler, den man finden würde, beſtimmt. In dem nämlichen Jahre ward ſein Bruder Andreas Theilnehmer des Geſchäfts, und beide gaben nun 30 Jahre nach einander ihre von den Liebhabern ſehr geſuchte Folge claſſiſcher Autoren heraus, unter denen die vorzüglichſten folgende ſind: Homer (blos griechiſcher Text) 1756 — 1758. 4 Bde. Fol.; Thucydides (mit lateiniſcher Ueberſetzung) 1759. 8 Bde. in 8.; Herodot (mit lateiniſcher Ueberſetzung) 1761. 9 Bde. in 8.; Xenophon (mit Ueberſetzung) 1762 — 1767. 12 Bde. in 8.; Cicero 1764. 20 Bde. in 12.; das neue Teſtament (griechiſch) 1750. in 8. Der große Eifer beider Brüder, die ſchönen Künſte in ihrem Vaterlande emporzubringen, verurſachte ihren Ruin. Sie wollten in Schottland eine Kunſtakademie errichten, unterhielten deswegen mit großen Koſten Schüler in Italien, und ließen von daher eine Menge Kunſtſachen kommen. Da ſie aber nicht unterſtützt wurden, konnten ſie dieſen großen Aufwand nicht weiter beſtreiten. Andreas Foulis ſtarb 1774, und Robert Foulis war genöthigt, ſeine Kunſtſammlung, wovon der Catalog 3 Bände ausmachte, nach London zu ſchaffen, wo ſie um einen Spottpreis verkauft wurde. Er ſtarb zu Glasgow 1776. — Ein Nachkomme der Gebrüder Foulis hat noch bis 1806 verſchiedene ſchöne Ausgaben von Claſſikern, namentlich einen Virgil 1778, und einen Aeſchylus 1795 geliefert.

Fouqué (Heinr. Aug. Freiherr de la Motte), königl. preußiſcher General der Infanterie, war 1698 in Haag, aus einer alten normänniſchen Familie, welche der Religion wegen Frankreich verlaſſen hatte, geboren. Im 8. Jahre ward er Page am Hofe des Fürſten Leopold zu Anhalt-Deſſau. Wider deſſen Willen machte er 1715 den Feldzug als Gemeiner mit, ward nach der Expedition auf der Inſel Rügen 1719 Fähnrich, und erhielt 10 Jahre darauf als Hauptmann eine Compagnie. Er wurde der vertraute Freund des Kronprinzen (nachmals Königs Friedrich II.), und der ſtrenge Friedrich Wilhelm I. erlaubte es ſogar, daß Fouqué den Kronprinzen im Gefängniſſe zu Cüſtrin beſuchte. Verdrießlichkeiten mit ſeinem Chef, dem Fürſten von Deſſau, bewogen Fouqué, den preußiſchen Dienſt 1738 als Major zu verlaſſen, und in däniſche Dienſte zu gehen. Als aber Friedrich II. den Thron beſtieg, rief er Fouqué wieder zu ſich, und ernannte ihn zum Oberſten und Commandeur eines neuerrichteten Regiments. Fouqué machte nun die Feldzüge in Schleſien mit, und zeichnete ſich 1742 als Commandant der Feſtung Glaz aus. Noch mehr aber that er ſich, als Generallieutenant, im ſiebenjährigen Kriege durch Klugheit und Tapferkeit hervor, und befehligte öfters große abgeſonderte Corps. 1760 ward er (23. Juni) mit ſeinem aus 10,000 Mann beſtehenden Corps in den Verſchanzungen bei Landshut in Schleſien, die nicht hinlänglich beſetzt werden konnten, von 30,000 Mann Oeſterreichern unter Laudon angegriffen und überwältigt. Nur 1500 Preußen entkamen; der Reſt mußte ſich, nach der tapferſten Gegenwehr, und nachdem die meiſten Anführer getödtet oder gefangen worden waren, ergeben. Auch Fouqué, ſchwer verwundet, wurde gefangen. Aber ſeine bei dieſer Niederlage bewieſene Tapferkeit brachte ihm mehr Ehre, als manchem andern ein erhaltener Sieg. Bei der gleich darauf erfolgten Uebergabe von Glaz verlor er ſein ganzes Vermögen, und wurde von den Oeſter-

reichern, ſo lange der Krieg dauerte, nicht ausgewechſelt, welches ihm nicht minder zur Ehre gereichte. Die Kaiſerin Maria Thereſia ſuchte ihn in ihre Dienſte zu ziehen, aber vergebens. Nach geſchloſſenem Frieden (1763) kam er wieder zu ſeinem Regimente nach Brandenburg, und genoß fortwährend das Wohlwollen und die Freundſchaft des großen Königs, welcher, obgleich ſelbſt anders geſinnt, die ächt religiöſe Denkart Fouqué's mit ſchonender Achtung behandelte. Er ſtarb 1774. Sein merkwürdiger Briefwechſel mit Friedrich II. iſt enthalten in des letztern Werken und in den Denkwürdigkeiten aus dem Leben des königl. preußiſchen Generals, Freiherrn de la Motte Fouqué (von Büttner, Fouqué's Privatſecretär), Berlin 1788. 2 Bde.

Fouqué (Friedr., Baron de la Motte), königl. preußiſcher Major und Ritter des Johanniter-Ordens, geb. 1777, lebt in Nennhauſen bei Rathenau. Dieſer Enkel des berühmten preußiſchen Generals gleiches Namens, hat ſich mit dem Schwert und mit der Leier Lorbeeren errungen. Dem Geiſte und der Geſinnung nach iſt er ein ächter deutſcher Sänger. Seine Jugendbildung verdankt er dem ſokratiſchen Hülſen. Mit ſeinem unglücklichen Freunde, Heinrich von Kleiſt, machte er als Lieutenant im Regiment der Garde du Corps den Rheinfeldzug in den neunziger Jahren mit, und lebte hierauf in ländlicher Stille der Freundſchaft, der Liebe und den Muſen, bis der Aufruf ſeines Königs zu den Waffen erſcholl, welchem er ſelbſt ein Fähnlein erleſener Krieger zuführte. Im Laufe des heiligen Krieges, wo er erſt als Lieutenant, dann als Rittmeiſter bei den freiwilligen Jägern des brandenburgiſchen Cüraſſierregiments ſtand, und wo er mehrere Kriegslieder aus freier Bruſt ſang, wohnte er den bedeutendſten Schlachten bei, und, als er nach der Schlacht bei Culm in Böhmen krank gelegen hatte, war er noch ſo glücklich, am Tage des 18. Oct. den glorreichen Kampf mitzukämpfen; aber die Folgen körperlicher Anſtrengungen nöthigten ihn, bald darauf den Abſchied zu nehmen, und der König belohnte ſeine Dienſte mit dem Majorscharakter und dem Johanniterkreuze. Als Dichter trat er früher unter dem Namen Pellegrin auf, überſetzte Cervantes Numancia, und dichtete mehr im Geiſte der ſpaniſchen Poeſie. Er ſelbſt bekennt, dieſe Weihe von ſeinem Freunde A. W. Schlegel empfangen zu haben, dem er ſeine dramatiſchen Spiele zugeeignet hat, in welchen man Feinheit der Empfindung mit ſüdlichem Farbenſchmelz vereint findet. In dieſelbe Zeit fallen: der Roman Alwin, in zwei Theilen, die Hiſtorie des edeln Ritters Galmy und einer ſchönen Herzogin aus Bretagne, Schauſpiele, 1815, und Schillers Todtenfeier, ein Prolog (gemeinſchaftlich mit Sophie Bernhardi). Indeſſen ſchien ſeinen Charakter der Geiſt der nordiſchen Sage und altdeutſchen Dichtung am meiſten anzuſprechen, welchen er mit bewundernswürdiger Fruchtbarkeit in vielen Werken dargelegt hat. Dieſen kraftvollen Geiſt athmet vor allen der Held des Nordens in drei Schauſpielen, mit denen er zuerſt unter ſeinem wahren Namen auftrat. Hier, wo er den ſcandinaviſchen Quellen des Nibelungen-Liebs gefolgt iſt, hat er in drei Zueignungen an Fichte ſeine eigenthümliche Anſicht dieſer Poeſie niedergelegt, und uns zugleich den beſten Aufſchluß über ſich ſelbſt gegeben. Ferner gehören hieher: die dramatiſchen Gedichte, Alboin, der Longobardenkönig, und Eginhard und Emma, vorzüglich aber der Zauberring, in drei Theilen, in welchem das Südliche mit dem Nordiſchen verſchmelzt iſt; die Helden und Heldinnen dieſes Romans ſtellen bei der lebendigſten Perſönlichkeit allgemeine Charaktere dar, und zugleich iſt der Triumph der chriſtlichen Religion auf eine würdige Weiſe ge-

feiert. Seine Muſe umfaßt eben ſowohl ſeine Zeit, wie die großen Ereigniſſe der Vergangenheit. Seine vaterländiſchen Schauſpiele, die trefflichen gemüthvollen Lieder auf die Königin Louiſe, die ſchon erwähnten Kriegslieder, zum Theil auch ſeine ältern und neuern Erzählungen (die in der alten und neuen Zeit, wie in der Fabelwelt, herumſtreifen) zeugen davon. Eine beſondere Erwähnung verdient noch das zarte, ſinnvolle Mährchen Undine, vielleicht die ſchönſte Gabe ſeiner reichen Phantaſie. Wir übergehen die zahlreichen Beiträge, mit denen er ſo viele Almanache und Zeitſchriften, beſonders ſeine eigenen, die Muſen und die Jahreszeiten, den Almanach der Sagen und Legenden und den Frauenalmanach geſchmückt hat, und machen nur noch auf ein großes romantiſches Epos in ottave rime, Corona, aufmerkſam. Dieſes Werk, welches ſich in Arioſtiſcher Form mehr dem Süden nähert, nimt ſeine Eingänge, oft auch die Ausgänge, aus der Zeitgeſchichte; es beginnt z. B. mit dem Waffenſtillſtand im Sommer 1813. Im Ganzen kann man behaupten, daß Religioſität, Ritterlichkeit und Galanterie, im ſchönſten Sinne des Worts, die Elemente dieſes Dichtergemüths ſind; oft aber entfaltet er auch mit ſinniger Geiſtigkeit die zarteſten Geheimniſſe der Poeſie. — Auch ſeine gebildete Gattin, Caroline, Baronin de la Motte Fouqué, iſt als fruchtbare Schriftſtellerin bekannt. Mehrere Romane von ihr, z. B. Roderich, die Frau des Falkenſtein, Fedore, ihre Ezählungen, ihre Briefe über Zweck und Richtung weiblicher Bildung, ſo wie ihre eigenthümliche Ueberſicht der griechiſchen Mythologie, nach den neueſten in dieſem Fache angeſtellten Forſchungen, ſind mit Achtung für das Talent und für die Bildung dieſer ausgezeichneten Frau zu nennen. Auch in den letzten Jahren haben ſowohl Herr als Frau von Fouqué das Publicum mit einer nicht geringen Anzahl neuer Schriften beſchenkt, deren Verzeichnung hier aber überflüſſig erſcheint, da die Gunſt der Leſewelt ſich von dieſen Schriften ſcheint abgewandt zu haben. bb.

Fouquier=Tinville (Antoine Quentin), gehört in die Reihe jener ſcheußlichen Ungeheuer, welche die franzöſiſche Revolution erzeugte, und die auf immer vergeſſen werden ſollten, wenn ſie nicht zur Charakteriſtik jener unſeligen Zeit gehörten. Fouquier war zu Heronan bei St. Quentin geboren, und anfänglich Procureur am Chatelet. Unmäßige Verſchwendung zwang ihn, ſeine Stelle zu verkaufen und Bankerott zu machen. Als Geſchworner bei dem Revolutionstribunal erregte er die Aufmerkſamkeit Robespierre's durch ſeine blutdürſtigen Reden und ſeine Begierde zum Verurtheilen, ſo daß dieſer ihn für würdig hielt, das Amt des öffentlichen Anklägers bei dieſem Gerichte zu bekleiden, und Fouquier befleißigte ſich, dem Vertrauen eines ſolchen Beſchützers zu entſprechen. Die Opfer häuften ſich, und das Blutgerüſt empfing ohne Unterlaß jeden, der einen ausgezeichneten Namen führte und Anſprüche auf die allgemeine Achtung hatte. Zahllos ſind die Schandthaten, die dieſer Elende verübte, deſſen Durſt nach Blut ſich an den vergoſſenen Strömen deſſelben nur heftiger zu entzünden ſchien. Seine Verbrechen fanden endlich nach dem 10. Thermidor ihr Ziel. Fouquier ward verhaftet, und den 7. Mai 1795 in einem Alter von 48 Jahren zum Tode verurtheilt.

Fourcroy (Antoine François), einer der erſten neuern Chemiker, geb. zu Paris 1755, wo ſein Vater Apotheker war. Vom 9. bis zum 14. Jahre beſuchte er das Collegium Harcourt. Muſik und Dichtkunſt zogen ihn an; er verſuchte, für das Theater zu arbeiten, und war geneigt, ſelbſt Schauſpieler zu werden. Glücklicher Weiſe wurde er durch

die ungünſtige Aufnahme, welche einer ſeiner Freunde auf dem Theater fand, davon abgeſchreckt. Er wollte hierauf die Handlung erlernen; endlich beſtimmte ihn Vicq d'Azir, der bei ſeinem Vater wohnte, und mit dem er in dem vertrauteſten Umgang lebte, Medicin zu ſtudiren. Der junge Fourcroy widmete ſich ganz dem Studium der Anatomie, Chemie, Botanik und Naturgeſchichte. Nach zwei Jahren (1776) gab er eine Ueberſetzung von Ramazzini's Werk sur les maladies des artisans, mit trefflichen Anmerkungen, heraus. 1780 ward er Doctor der Medicin und Präſes der Facultät, ungeachtet des Widerſpruchs der übrigen Mitglieder. Vorleſungen über die Chemie vermehrten ſeinen Ruf. Eine glänzende Einbildungskraft, ein leichter und eben ſo edler, als angenehmer Vortrag zogen eine Menge Zuhörer herbei. Nach dem Tode Macquers, 1784, erhielt er in dem königl. Pflanzen-Garten den Lehrſtuhl der Chemie, und das Jahr darauf trat er als Mitglied der Akademie der Wiſſenſchaften in die Section der Anatomie, aus der er nachher in die Section der Chemie überging. Als jetzt die Chemie eine durchaus neue Geſtalt gewann, waren die franz. Chemiker, deren Werk dieſe Umgeſtaltung war, zugleich auf eine zweckmäßigere Terminologie bedacht. Das Ergebniß ihrer Bemühungen legte Fourcroy 1787 der Welt vor Augen, und fuhr fort, mehrere Schriften über Medicin, Naturgeſchichte und Chemie herauszugeben. 1789 wurde er Wahlherr von Paris, und 1793 Mitglied des Nationalconvents. Er bewirkte, daß ein Geſetzentwurf für die Gleichförmigkeit des Maßes und Gewichts angenommen wurde. Bald darauf ward er bei den Jacobinern wegen ſeines Stillſchweigens im Convent angegeben, und entging der Aechtung nur mit Mühe. So lange die Tyrannei Robespierre's dauerte, war Fourcroy einzig in der Comité des öffentlichen Unterrichts und in der Section des armes mit Arbeiten beſchäftigt, die ſich auf den Krieg und die Wiſſenſchaften bezogen. Nach dem 19. Thermidor wurde er in den neuen Wohlfahrtsausſchuß berufen, wo man ihm die Sorge für die Artillerie übertrug. Er organiſirte die Centralſchule der öffentlichen Arbeiten, aus welcher nachher die polytechniſche Schule entſtand; er gründete die drei Specialſchulen der Medicin, und wirkte bei der Einrichtung der Normalſchulen mit. Nach dem 13. Vendemiaire trat er in den Rath der Alten, in welchem er zwei Jahre blieb. Hierauf verwaltete er aufs Neue ſein Amt als Profeſſor, and ſchrieb ſein Syſtem der chemiſchen Wiſſenſchaften in zehn Bänden; das ſchönſte Denkmal der franzöſiſchen Chemie. Nach dem 18. Brumaire wurde er zum Staatsrath ernannt, und entwarf einen Plan für den öffentlichen Unterricht, der mit einigen Veränderungen angenommen wurde. Sein Amt als Generaldirector des öffentlichen Unterrichts legte ihm die Pflicht auf, in den J. 1802 und 1804 einen Theil der Departements zu durchreiſen und die Organiſation der Lyceen zu beſchleunigen. Seine Thätigkeit beförderte den Flor der Lehranſtalten, ſo viel es die Zeit erlaubte, bis die Errichtung der kaiſerl. Univerſität eintrat, bei welcher er zwar ebenfalls mit ſeinen Vorſchlägen gehört wurde, aber doch nicht, wie er gehofft hatte, die Stelle eines Großmeiſters an derſelben erhielt; eine Zurückſetzung, die ihn bitter kränkte. Er ward indeß zum Staatsrath, Reichsgrafen und Mitglied des Nationalinſtituts ernannt. Sein raſtlos der Wiſſenſchaft und dem öffentlichen Unterricht gewidmetes Leben endigte der Tod den 16. Dec. 1809.

Fox (George), ſ. Quäker.

Fox (Charles James), dieſer in den Annalen Großbritanniens

unſterbliche Staatsmann, geb. 1748, war der zweite Sohn des Lord Holland, und Enkel des Sir Stephan Fox, welcher das Chelſea-Hoſpital gegründet hatte. Fox's Mutter, die Baroneſſe von Holland, war eine Schweſter des Herzogs von Richmond, und Urenkelin Königs Carl II. Die ausgezeichneten Anlagen des jungen Fox ſuchte ſein Vater ſorgfältig zu entwickeln. Er gewöhnte ihn, ſeine Meinungen über die Gegenſtände der Unterhaltung zu ſagen, und gewiß trug dieſe frühere Gewöhnung, mit Freiheit zu denken und unvorbereitet zu ſprechen, nicht nur zur Schärfung ſeiner Urtheilskraft, ſondern auch zur Ausbildung der Rednertalente ungemein bei, durch welche Fox in der Folge glänzte. Gewöhnlich las der junge Fox die Depeſchen ſeines Vaters, welcher eine Zeit lang Staatsſecretär war, und ſoll oft treffende Bemerkungen darüber gemacht haben. Einſt warf er den Aufſatz einer Staatsſchrift von ſeinem Vater, mit den Worten, ſie ſei zu ſchwach, ins Feuer. Der Staatsſecretär nahm eine zweite Abſchrift, ohne ihm einen Verweis zu geben. Man erzählt mehrere Beiſpiele höchſter Zwangloſigkeit, womit Fox erzogen wurde. Er beſuchte die Schulen von Weſtminſter und Eton, und zeichnete auf beiden ſich aus. Kaum dreizehn Jahre alt, wetteiferte er mit den geübteſten Schülern in lateiniſchen Verſen, ſchrieb das Griechiſche, und ſprach das Franzöſiſche faſt geläufiger, als ſeine Mutterſprache. Hier knüpfte er die Bande früher Freundſchaft mit dem Grafen Fitzwilliam, Lord Carlisle, dem Herzoge von Leinſter und andern ausgezeichneten Männern. Als er 14 Jahre alt war, ſchickte ihn ſein Vater nach Spaa, wo die ihm zum Taſchengelde beſtimmten großen Summen die Aufmerkſamkeit der Spieler auf ſich zogen. Schon in Eton zeigte er entſchiedenen Hang zur Verſchwendung, und beging, durch die Freigebigkeit ſeines Vaters noch mehr dazu aufgemuntert, viele Ausſchweifungen. Auf der Univerſität Oxford erregten ſeine Kenntniſſe und Talente um ſo mehr Bewunderung, als er ſeine ganze Zeit dem Spiele und andern Zerſtreuungen zu widmen ſchien. Doch blieb er hier nicht lange, ſondern unternahm eine Reiſe durch die Hauptländer Europa's, und obgleich er ſich allen Genüſſen hingab, zu denen die reizenden Gegenden des Südens die Britten im Taumel der Jugend locken, ſo erwarb er ſich doch eine umfaſſende und tiefe Kenntniß der natürlichen Beſchaffenheit, der Sitten, Künſte, Geſetze und Regierungsformen der verſchiedenen Länder, welche er ſah. Seine Verſchwendung war aber ſo weit gegangen, daß ſelbſt ſein Vater, der ſein außerordentliches Vermögen zur Befriedigung aller Wünſche ſeines Sohnes anzuwenden gewohnt war, ſeine Wechſel zurückzuſchicken drohte. Im 20. Jahre trat Fox, den ſein Vater als Tory erzogen hatte, und der jetzt als ein vollendeter Stutzer zurückgekommen war, als Repräſentant des Fleckens Midhurſt in das Parlament ein. Anfangs war er auf der Seite der Regierung, die in ihm bald einen ihrer geſchickteſten Vertheidiger fand. Aber während er ſo mit Kraft und Einſicht in die öffentlichen Angelegenheiten eingriff, unterhielt er eine ſehr genaue Verbindung mit wuchernden Geldjuden, deren Freigebigkeit die ausſchweifende londner Jugend gegen fünfhundert Procent unterſtützt. Er ſowohl, als dieſe Ehrenmänner, hatten es für gewiß gehalten, daß ſein älterer Bruder kinderlos ſterben werde. Fox befand ſich gerade im Schauſpiel, als er von der Geburt ſeines Neffen, des jetzigen Lord Holland, benachrichtigt wurde; ſcherzend ſagte er: „es ſei ein Knäblein geboren, als ein Vorläufer der Zerſtörung der Juden." So theilte dieſer außerordentliche Mann ſein Leben zwiſchen den ernſteſten Geſchäften und der wildeſten Aus-

gelaſſenheit. Er war zugleich Commiſſär der Admiralität, und nachdem er dieſe Stelle 1772 freiwillig niedergelegt hatte, Commiſſär der Schatzkammer; als er ſich aber 1774 der Regierung widerſetzte, erhielt er ſeine Entlaſſung. Er hatte ſich kurz vorher mit einigen Oppoſitionsgliedern verbunden; beſonders fühlte er ſich zu Burke hingezogen. Vergeblich hatte ihm Lord North Vorſtellungen gemacht, und kündigte ihm endlich ſeine Entlaſſung in einem lakoniſchen Briefe an, der Fox unendlich erbitterte und alſo lautete: „Se. Majeſtät haben für dienlich erachtet, neue Commiſſarien der Schatzkammer zu ernennen, in deren Liſte ich Ihren Namen nicht ſehe." Lord Holland war ſchon früher geſtorben, und hatte ſeinem Sohne, außer einem bedeutenden baaren Vermögen, ein prächtiges Landgut bei Kingsgate auf der Oſtküſte von Kent, mit einem nach dem Muſter von Cicero's Villa Formia erbauten Hauſe, hinterlaſſen. Ueberdies war Fox Buchhalter der königl. Schatzkammer in Irland. Aber alle dieſe bedeutenden Mittel waren in Kurzem erſchöpft. Statt jedoch durch die auf ihn einſtürmenden Ungemächlichkeiten niedergebeugt zu werden, entwickelte ſich erſt jetzt die ganze Stärke ſeines Geiſtes. Der eben beginnende Streit mit den nordamerikaniſchen Colonien feſſelte bald ſein ganzes Intereſſe. Das Erhabene des Gegenſtandes wirkte ſo mächtig auf ihn, daß er plötzlich als ein anderer Menſch auftrat. Wie einſt in allen Ausſchweifungen, wollte er jetzt in allen Tugenden glänzen. Er geſellte ſich zu der Schaar jener trefflichen Geiſter, welche die Ungerechtigkeit, womit die Colonien behandelt wurden, laut ausſprachen, und ſtand bald, zum Erſtaunen Aller, die ihn vorher kaum bemerkt hatten, gehoben durch die Kraft ſeiner Talente und ſeiner Beredſamkeit, an der Spitze der Oppoſition. Nichts brachte er aus der vorigen wilden Lebensperiode in die neue hinüber, als die Anmuth des Umgangs, die Offenherzigkeit des Gemüths, und die kühne Entſchloſſenheit des Mannes, der ſeiner Kraft ſich bewußt iſt. Sein Genie erkannte die Fehler der Miniſter, welche den Krieg mit den Colonien begonnen; vereint mit Burke bekämpfte er unaufhörlich die Grundſätze Norths; ſie widerſetzten ſich auf das entſchiedenſte einem Kriege, den ſie ungerecht und unpolitiſch nannten. Fox, der 1780 nach einem heftigen Kampf zum Repräſentanten von Weſtminſter erwählt worden war, wirkte kräftig zur Beendigung dieſes für England unglücklichen Krieges mit. Lord North und ſeine Freunde mußten (1782) ihre Miniſterſtellen aufgeben. Rockingham, Shelburne und Fox wurden ihre Nachfolger. Als der erſtere ſtarb, zog Fox, der mit Shelburne nicht einverſtanden war, ſich in das Privatleben zurück. Doch hatte er während ſeiner kurzen Staatsverwaltung mit den Amerikanern und Holländern Friede zu machen geſucht. Shelburne ſchloß nun (1783) den Frieden zu Verſailles, mußte aber bald nachher mit ſeinen Freunden (Pitt und andern) der unter dem Namen der Coalition ganz unerwartet erfolgten Vereinigung der beiden ehemals ſo heftigen Gegner, Lord North und Fox, weichen. Der Herzog von Portland ward nunmehr erſter Lord der Schatzkammer, und North und Fox die beiden Staatsſecretäre. Während dieſer zweiten kurzen Adminiſtration brachte Fox die berühmte oſtindiſche Bill ins Unterhaus, welche die Abſicht hatte, die Regierung der oſtindiſchen Geſellſchaft in Oſtindien faſt ganz in die Hände des Miniſteriums zu bringen. Die von der brittiſchen Regierung bisher unabhängigen Compagnie-Länder wurden nämlich von den erſten Beamten ſo ſchlecht verwaltet, daß eine durchgängige Reform nöthig ſchien. Fox und North boten einander die Hände, und die

Bill ging im Unterhauſe durch. Allein die mächtigen Intereſſenten der oſtindiſchen Handelsgeſellſchaften wollten ihre Direction des brittiſch-orientaliſchen Reichs nicht gern aufgeben, und vermittelten, daß der König Maßregeln nahm, um die Bill nicht auch im Oberhauſe durchgehen zu laſſen; der Graf Temple erlkärte, daß der König den für ſeinen Feind halten würde, der dafür ſtimmte. So wurde die Bill verworfen; aber ſie hatte dem Miniſter zugleich das Zutrauen des Parlaments und ſeines Souveräns geraubt, und führte ſeinen Sturz herbei. Die Macht der Coalition wurde gebrochen, und das ganze Miniſterium in den letzten Tagen des J. 1783 verabſchiedet. Pitt trat wieder in die Verwaltung ein, und Fox (Repräſentant für die Flecken Tain. Digwall u. ſ. w.) wurde ſpäter nur mit vieler Mühe wieder Repräſentant für Weſtminſter. Seit der Zeit beſtritt er unabläſſig ſeinen großen Gegner Pitt, unbeſtechlich durch Geldſummen, Titel und Ehrenſtellen, die der Miniſter für ſeine Zwecke vertheilte. Mehr als einmal fühlte Pitt ſeines Gegners Ueberlegenheit. Da er, von Preußen gereizt, den Krieg gegen Rußland, wegen Oczakow, beginnen, da er ein andres Mal den Frieden mit Spanien brechen wollte, war es Fox, welcher beide Kriege verhinderte. Endlich ermüdete Fox Ausdauer in dem ungleichen Kampfe gegen den mächtigen Pitt. Begleitet von einer Miſtriß Armſtead, die er nachher als ſeine Gemahlin erkannte, machte er eine Reiſe nach Frankreich, der Schweiz und Italien. Die franz. Revolution brach aus. Pitt und Fox billigten das Beſtreben eines Volks, die Feſſeln des Despotismus zu brechen. Als aber daſſelbe in ein Chaos beiſpielloſer Verbrechen ausartete, änderten beide ihre Anſichten. Auch trennte ſich damals (12. Febr. 1791) Fox 20jähriger Freund von ihm, Burke. Pitt wollte Krieg; Fox rieth, die gährende Nation ihrem Schickſale zu überlaſſen. Als ein unerſchütterlicher Vertheidiger der Rechte des Volks, mußte Fox es ſich gefallen laſſen, daß politiſcher Fanatismus ihn einen Jacobiner ſchalt, und der König ihn aus der Liſte der geheimen Räthe ſtrich. Hatte er auch Kraft, dieſe Kränkungen mit Gleichmuth zu ertragen, ſo ward er es doch müde, die politiſchen Anſichten ſeines Gegners ohne Erfolg zu bekämpfen. Er wollte 1797 ſeinen Sitz im Parlamente aufgeben, um ſich zu erholen in der ruhigern Beſchäftigung mit den Wiſſenſchaften. Seine Freunde vermochten ihn aber, den öffentlichen Geſchäften nicht ganz zu entſagen; doch hielt er ſich jetzt häufiger auf dem Lande auf. In dieſer Muße, die er den Wiſſenſchaften widmete, und der Dichtkunſt, welcher er ſtets mit jugendlichem Feuer zugethan blieb, entſtand in ihm der Wunſch, durch ein bedeutendes Werk vor der Welt und Nachwelt ſeinen Charakter als Staatsmann zu rechtfertigen. Kein Werk aber konnte ſeinen Kenntniſſen angemeſſener und ſeines ganzen Lebens würdiger ſcheinen, als ein hiſtoriſches. Dem Vertheidiger altbrittiſcher Freiheit lag die vaterländiſche Geſchichte am nächſten. Welchen Abſchnitt derſelben hätte er aber zweckmäßiger wählen können, als jene Wendung der Dinge, durch welche die engliſche Nationalfreiheit wahrhaft gegründet ward? jene Wendung, die nach den heilloſen Zeiten der letzten Stuarts den großen Oranier auf den brittiſchen Thron brachte. Doch mußte er, um dieſe Revolution darzuſtellen, wie ſie aus dem frühern Zuſtande des Reichs hervorging, Jacobs II. ſündhafte Regierung und Carls II. ſchmachvolltraurige Zeit wenigſtens im Allgemeinen ſchildern. Indeß haben ihn die Angelegenheiten des Vaterlandes und ſein früher Tod verhindert, ſeinem Werke in Umfang und Darſtellung die Vollendung zu geben, die er demſelben zu geben fähig

war. So erſchien nur ein Bruchſtück: A history of the early part of the reign of James the second; with an introductory chapter (Lond. 1808, überſ. von D. W. Soltau, Hamb. 1810); aber das Bruchſtück iſt groß genug, um zu fühlen, wie viel wir an dem Uebrigen verloren haben; vorzüglich da Fox die Parteilichkeit Hume's in dieſem Theile der Geſchichte aufdeckt, und ſeine Darſtellung überall ſehr belehrend iſt. Als Redner bekümmerte ſich Fox, bei ſeiner natürlichen Begeiſterung, wenig um einen ſorgfältig gewählten Ausdruck und um ſtrenge logiſche Ordnung. Seine Reden ſind, in 6 Bänden geſammelt, in London erſchienen. Doch wir kehren zu ſeinem Leben zurück. Pitt verließ endlich, nachdem er achtzehn Jahre die größte Macht geübt hatte, freiwillig ſeinen erhabenen Poſten. Addington nahm ſeine Stelle ein, und, unterſtützt von Fox und deſſen Freunden, ſchloß er mit Frankreich den Frieden von Amiens (27. März 1802). „Hart iſt dieſer Friede!" rief Fox, „unzähliges Blut, unzählige Summen wären erſpart, und der Friede ehrenvoller geſchloſſen worden vor ſechs Jahren; aber beginnt den Krieg, und ihr werdet künftig einen noch viel herbern Frieden ſchließen müſſen." Seine Warnung war umſonſt. Pitt übernahm wieder das Ruder des Staats, und entriß bald nach dem Ausbruche der Feindſeligkeiten den friedensbedürftigen Spaniern die Neutralität. Fox nannte dieſe Maßregel eine charakteriſtiſche Falſchheit, und das Betragen der Miniſter ein Gewebe von Ungerechtigkeit und Unklugheit. Doch Pitt ſah den Ausgang ſeines Werks nicht; er ſtarb, und — Fox trat als Staatsſecretär an ſeine Stelle. Ein ehrenvoller Friede mit Frankreich war das ſchöne Ziel, das er ſogleich ins Auge faßte, und obgleich Preußens damalige zweideutige Politik zu feindſeligen Maßregeln gegen dieſes Reich nöthigte, ſo hatte er doch die erſten Einleitungen zu einem allgemeinen Frieden für Europa getroffen. Allein mitten in ſeinem wohlthätigen Wirken, nachdem er noch alle Hinderniſſe zu heben geſucht hatte, welche die Verſchiedenheit der Religion der Vereinigung des engliſchen und irländiſchen Intereſſes entgegenſtellte, nachdem er noch das Ober- und Unterhaus bewogen hatte, die Abſchaffung des Sklavenhandels feierlich zu erklären, ſtarb er an der Waſſerſucht am 13. Sept. 1806, in den Armen des Lords Holland, ſeines Neffen, und im Palaſte des Herzogs von Devonſhire, ſeines Freundes. Die Nation trauerte um den Mann, von dem einſt Burke ſagte: „Er war geboren, um geliebt zu werden." Seine Freunde errichteten den 19. Juni 1816 Fox's Bildſäule auf dem Bloomsbury Square, in Bronze, ein Meiſterſtück von Weſtmorcott; Fox, in conſulariſcher Tracht, hält mit dem halbausgeſtreckten Arm die Magna Charta. 1818 ward ihm ein Denkmal in der Weſtminſter-Abtei errichtet. Im erſten Bande der Zeitgenoſſen (1816) befindet ſich ſeine, nach den beſten Quellen trefflich bearbeitete, umſtändliche Biographie und Charakteriſtik, von F. Ch. A. Haſſe.

Fracaſtoro (Geronimo), einer der gelehrteſten Männer ſeiner Zeit, war 1483 zu Verona geboren. Seine Mutter erſchlug, als ſie ihn eben im Arme trug, der Blitz, ohne daß er dabei im mindeſten verletzt wurde. Von ſeinem Vater empfing er eine treffliche Erziehung, und widmete ſich zu Padua mit großem Eifer den Studien, vornehmlich den mathematiſchen, philoſophiſchen und mediciniſchen. 19 Jahre alt, ward er Profeſſor der Logik zu Padua. Als aber hier der Krieg den Unterricht unterbrach, folgte er einem Ruf auf die neu errichtete Univerſität zu Pordenone in Friaul, wo er einige Zeit ſeiner Neigung zur Poeſie folgte, und durch die Herausgabe ſeines Gedichtes

denheit dieſer verſchiedenartigen Zwecke des Waldhaushaltes zerfällt derſelbe in die Waldwirthſchaft und in die Staats = Forſtwiſſenſchaft. Jene gehört zu den Ausflüſſen des Eigenthumsrechtes, und nach der Verſchiedenheit der Waldbeſitzer ergiebt ſich der Begriff eines Domanial-, gemeinheitlichen, gutsherrlichen, Privat = ꝛc. Waldhaushaltes. Auf den unmittelbaren Waldbetrieb ſoll die Staats = Regierung nur in ſofern wirken, als ſie in der Behandlung ihrer Domän = Waldungen eine Muſterwirthſchaft zur Nachahmung aufſtellt, wogegen die Thätigkeit der beſondern Staatsforſt = Regiminal = Behörden ſich darin äußern muß, zweckmäßige Vertheilung der Waldflächen zu erſtreben, damit einerſeits die Gebiete der Land- und Forſtwirthſchaft gehörig abgegränzt, anderſeits die allſeitigen und allortigen Bedürfniſſe zureichend befriedigt werden. Die Waldungen, ſo wie jedes andere Eigenthum, gegen Angriffe und Beſchädigungen zu ſchützen, liegt in den allgemeinen Pflichten der Sicherheits-Polizei, und die Staats-Forſtbehörde wird in dieſer Beziehung um deßwillen nur in das Intereſſe der Sache beſonders gezogen, weil genaue Würdigung und Beurtheilung der Forſtvergehen, und dadurch Beſtimmung des zu leiſtenden Schadenerſatzes und der zu erlegenden Strafe, durch techniſche Kenntniſſe und Urtheil bemeſſen werden muß. Mit jenen Maßregeln, welche aus Zweck und Wirkſamkeit des Staats = Forſtweſens hervorgehen, hängt indeſſen nicht ſelten die innere Waldbehandlung ſo innig zuſammen, daß ohne auf dieſelbe direct zu wirken, die Staatsbehörden Gefahr laufen, ihre Zwecke zu verfehlen. Es kann daher Fälle geben, wo ſelbſt die innere Behandlung der Waldungen vorgeſchrieben werden muß, wenn die Aufgabe der forſtlichen Regierungskunſt erſchöpfend gelöſt werden ſoll, und wo daher präceptive Beſchränkungen der aus dem Eigenthumsrechte fließenden freien Verfügbarkeit über Benutzung der Holzgründe gerechtfertigt erſcheinen. Es iſt demnach eben ſo verwerflich, den Waldhaushalt der Staatsbürger der beſchränkenden und anordnenden landesherrlichen Oberaufſicht ohne Reſtriction und Bedingung unterzuordnen, als nicht zu rechtfertigen, denſelben unbedingt frei zu geben, und der Hauptgrundſatz des Staats = Forſtweſens ſpricht ſich, in Beziehung auf den Privathaushalt, darin aus, daß die Regierung dort imperativ einzuſchreiten habe, wo die Rückſichten des mit dem guten Zuſtande der Waldungen eng verbundenen Gemeinwohls, von einem durch Zeitconjuncturen mächtiger wirkenden größeren Schein-Intereſſe des Augenblicks überwogen, und, die Pflicht für die Zukunft dem ſchnöden Vortheile der Gegenwart aufgeopfert zu ſehen, Gefahr drohet. Mit dem Privathaushalte trit der gemeinheitliche nicht in gleiche Cathegorie, da es bei demſelben von dem Gebrauche der obervormundſchaftlichen Rechte und Pflichten des Staates abhängt, zu beſtimmen, auf welche Weiſe die innere Wirthſchaft unmittelbar oder mittelbar zu modificiren ſei. — In objectiver Hinſicht werden die Waldungen eingetheilt, und zwar in Anſehung ihrer Subſtanz, in Laub = und Nadelholz, ihrer Behandlung, in Hoch-, Mittel- und Niederwald, und die aus ihrer Benutzung erfallenden Erträgniſſe in Haupt- und Nebennutzungen. Die Laubholz-Waldungen beſtehen aus jenen Holzarten, deren Blätter eine größtentheils mehr breite als lange Form und wäſſerige Säfte haben, und, bis auf wenige Gattungen, an den Bäumen nicht überwintern, ſondern im Herbſte abfallen. Die Nadelhölzer haben dagegen nadelförmige, meiſt überwinternde, und ſich in längern Zeiträumen, z. B. von 3 zu 3 Jahren, nicht gleichzeitig, ſondern allmälig und unmerklich erneuernde Blätter, (Nadeln) und harzige, ölige Säfte. Die in

Deutſchland herrſchenden eingebornen, im Forſtbetriebe vorzüglich brauchbaren Laubholzgattungen ſind: die Eiche, die Rothbuche, die Birke, der Hornbaum, die Eſche, Ulme, Linde, Erle, Ahorn. Die Akazie, nordamerikaniſcher Abkunft, wurde in neueren Zeiten in Deutſchland einheimiſch, nicht aber mit den von ihr geträumten Vortheilen, und es hat überhaupt bis jetzt kein fremder Forſtbaum ſolche Vorzüge erprobt, welche nicht an eingebornen Hölzern nachgewieſen werden könnten, ſo daß dieſelben durch exotiſche Holzarten zu verdrängen, zu rechtfertigen wäre, ohne dadurch den Nutzen beſtreiten zu wollen, den einzelne Fremdlinge neben einheimiſchen Hölzern gewähren. Die vorzüglichſten Nadelholzarten ſind: die Kiefer oder Föhre, die Fichte, die Weißtanne und die Lärche, letztere nur im ſüdlichen Deutſchland heimiſch, nun aber in ganz Deutſchland angezogen. Unter Hochwald-Wirthſchaft wird jene Waldbehandlung verſtanden, wo man jede Holzart ihr natürliches Alter erreichen läßt, und wo daher der Natur überlaſſen bleibt, das geſchlagene Holz durch Samen zu verjüngen. Für dieſe Behandlung eignen ſich alle Holzarten, jedoch pflegt man im Hochwalde nur die beſonders hochſtämmigen zu erziehen. Wenn dagegen der Benutzung des Holzes ein engeres Ziel geſteckt wird, als an der natürlichen Wachsthumsperiode deſſelben, und wenn die Verjüngung der Waldungen durch die Aeußerung der angeſtammten Reproductionskraft, daher durch den Ausſchlag der Stauden bezweckt wird, ſo ergiebt ſich der Begriff von Niederwald. Für dieſe Wirthſchaftsmethode eignen ſich nur die Laubhölzer, weil das Nadelholz am Stocke nicht ausſchlägt. Schlag-Waldungen nennt man die Niederwälder dann, wenn die Abſicht des Forſtwirthes dahin geht, Holz von einer nicht ganz unbedeutenden Stärke zu erziehen, und bei ſolchen Waldungen wird die Abholzung in wiederkehrenden Zeiträumen von 30 bis 40 Jahren vorgenommen, in der Forſtſprache: ſie ſtehen auf 30 bis 40 jährigem Umtriebe. Buſchhölzer nennt man jene Waldungen, welche in ſehr kurzen Zeiträumen abgeholzt werden, und Rindenſchläge diejenigen, bei denen die directe Nutzungsabſicht auf Gewinnung gerbſtoffhaltiger Rinden geht. Daß bei der Wahl dieſer verſchiedenen Rindenwaldwirthſchafts-Methoden die Natur der Holzarten, insbeſondere daher ihre Größenverhältniſſe, ihre Lebensdauer und die Ausſchlagungsfähigkeit der Stöcke weſentlich entſcheiden, liegt im Begriff der Sache. Wenn örtliche Verhältniſſe gebieten, beide Wirthſchaftsarten in Verbindung zu ſetzen, wo z. B. der ſchnelle Umſatz des Waldcapitals nöthig, dabei aber die Erziehung ſtarken Bau- und Werkholzes unentbehrlich iſt, entſteht der Mittelwald oder Compoſitionsbetrieb, der beſonders in der franzöſiſchen Forſtſprache durch die Benennung, futaie sur taillis, ſehr richtig bezeichnet wird. Eigentlich wird alle Niederwaldwirthſchaft zu einer Art von Mittelwaldwirthſchaft, da die immer ausgehenden Stöcke durch neue Holzpflanzen aus dem Samen erſetzt werden müſſen. Der Umtrieb der Hochwaldungen richtet ſich nach der phyſikaliſchen, öconomiſchen, oder mercantilen Haubarkeit, daher nach der Natur, nach dem Holzbedarfe einer Gegend, und nach dem Geldbedarfe der Waldeigenthümer. Die natürliche Haubarkeit trit bei einer und derſelben Holzart verſchieden ein, nach der Verſchiedenheit der Lage und des Clima's. Das mildere Clima beſchleunigt, das ſtrengere verzögert die Haubarkeitsperiode, welche zunächſt durch den Grundſatz beſtimmt wird, daß bei längerm Stehenbleiben (Ueberhalten) der Stämme, der Verluſt an Holz- und Geldertrag durch die Vermehrung an Holzmaſſe (Zuwachs) nicht ausgeglichen werde. In allen

Laubholz-Hochwäldern wird die Verjüngung immer durch die Natur, und gewöhnlich durch Führung dreier Hiebe, des Beſamungs- oder Dunkel- des Licht- und des Abtriebs- oder Reinigungsſchlags, bewirkt. In Nadelholz-Waldungen findet auch der kahle Abtrieb und die Wiederbeſtellung der Schlagfläche durch Handſaat Statt. — Alle jene Grundſätze, welche das Verfahren bei den Waldnutzungen angeben, machen die Lehre der Forſtbenutzung aus, und befaſſen ſowohl die Haupt- als die Nebennutzungen. Unter jenen wird der Holzertrag der Wälder im engern Sinne Hauptziel ihrer Bewirthſchaftung, unter dieſen alles dasjenige verſtanden, was aus den Nebenbeſtandtheilen des Holzes, z. B. der Rinde zur Benutzung als Gerbeſtoff, dem Holzſamen zur Gewinnung von Oel, zur Schweinemaſt ꝛc. eingeht; dann, was Benutzung und Verwerthung im Walde nach Erzeugtwerden der Gegenſtände liefern z. B. das Gras als Viehfutter, dürres Laub, wo es, ohne die Verbeſſerung des Waldbodens zu beeinträchtigen, genommen werden kann, und Forſtunkräuter zur Streu, Steine und ähnliche Producte. Auch rechnete man den Jagdertrag zu den Forſt-Nebennutzungen, aber unrichtiger Weiſe, da die Jagd ein ſelbſtändiger Gegenſtand des Betriebes und Einkommens iſt, und auch nicht ausſchließlich in Wäldern ausgeübt wird. Eben ſo wenig ſind Waldbodenzinſe Forſt-Nebennutzungen, da jeder in einen andern Cultur- und Benutzungsſtand übergegangene Beſtandtheil des Waldes aufgehört hat, Wald zu ſein. Indem die Holzbedürfniſſe eines Waldes ſich in der Verwendung des Holzes zur Aufführung von Gebäuden, zu Gewerben und zur Feuerung ausſprechen, ſo muß die vorzügliche Rückſicht in der Forſtbenutzung dahin gehen, die verſchiedenen Holzarten zweckmäßig zu fördern, und jeder Beſtimmung jenes Holz zuzuweiſen, was für dieſelbe am beſten ſich eignet, und was nur dazu, und nicht mit größerem Vortheile zu anderen Verwendungen abgegeben werden könnte. Daher muß eine genaue Ausſcheidung der Holzſorten Statt finden, und der Forſtwirth die vorläufige Zurichtung des Holzes zu dem verſchiedenen Gebrauche auch um deswillen noch vorbereiten, um dadurch den Transport zu erleichtern, und den Transportaufwand zu vermindern, ſo wie ſelbſt die zweckmäßigſten Transportmaßregeln zum Bereiche des forſtwirthſchaftlichen Wirkens gehören. Der Inbegriff aller hierauf abzielenden Grundſätze, mit Einſchluß der Kenntniſſe der zur Holzgewinnung, Zurichtung und zum Transport dienenden Werkzeuge und Anſtalten begründet, den Begriff der Forſttechnologie. — Nicht alle Waldungen ſind in einem guten Zuſtande, ſondern manche theilweis holzleer. Dieſe nicht beſtandenen Waldtheile (Blößen, Oedungen) wieder mit Holz zu beſtellen, muß daher ebenfalls Sorge des Forſtwirthes ſein, worüber er durch die Lehre der Holzzucht oder des Holzanbaues Anleitung erhält. Solche künſtliche, durch Saat oder Pflanzung gemachte Waldanlagen nennt man Culturen. Die Blößen entſtanden meiſtens durch fehlerhafte Wirthſchaft, gewinnſüchtige Angriffe auf die Waldungen, Unglücksfälle, Verheerungen durch Thiere und ähnliche Veranlaſſungen. Gegen ſolche nachtheilige Ereigniſſe Waldungen zu ſichern, iſt Gegenſtand des Forſtſchutzes, womit die Staats-Forſtregierung jene Anordnungen in Verbindung ſetzen muß, welche darauf abzwecken, den Forſtſchutz in der Ausübung zu unterſtützen, durch zweckmäßige innere Anſtalten zu erleichtern, auf Vermeidung von Vergehen hinzuwirken, und von ihrer Wiederholung, durch Beſtrafung der begangenen und entdeckten Vergehen, abzuſchrecken. Dieſen Theil des Forſtweſens zu ordnen und zu regeln, übernimt

die Forſtpolizei, deren Ausübung zum Theil den Forſtbedienten, zum Theil aber auch eigenen Forſt- oder den allgemeinen Landes-Juſtiz und Polizeibehörden überlaſſen iſt. Eine eigene geſonderte Forſt-Polizei-Gerichtsbarkeit bleibt immer ein Mißſtand in einer guten Forſtverfaſſung und Quelle manches Uebels. Nur dann, wenn alle Räder in der Maſchine der Forſtverwaltung gehörig zuſammen und in einander greifen, wenn Einheit und Uebereinſtimmung in den Geſchäften dieſelbe vereinfachen, wenn in der ganzen ob- und ſubjectiven Forſtverfaſſung vom Höchſten bis zum Niederſten Zuſammenhang und Verbindung iſt, ſind die wichtigen Zwecke des forſtlichen Betriebes erreichbar, wozu beſonders gehört, daß jeder Forſtbediente die Pflichten und Befugniſſe ſeines Amtes genau kenne, Colliſionen und Reibungen unter den verſchiedenen Dienſtesclaſſen vermieden werden, jeder Forſtbediente für ſeinen Dienſtgrad und den Umfang ſeines Wirkens, die nöthige Bildung habe, daß daher für zweckmäßige Bildung und Unterricht, zugleich aber auch dafür ausreichend geſorgt werde, daß die Beſoldung dem Dienſtgrade, den damit verbundenen Ausgaben und dem Bildungsaufwande der Forſtbedienten gehörig entſpreche, und endlich aus ſolchen Beſtandtheilen zuſammengeſetzt ſei, daß einerſeits der localen Bedürfniſſe der Forſtdiener begegnet, und anderſeits das Intereſſe der Forſtverwaltung gegen hinreichende ausdehnende Beſoldung geſichert werde. Die Forſt-Direction wird daher die Vorſchläge zweckmäßigerer Forſtgeſetze der Staatsgeſetzgebung machen, für Zeit-, Sach- und ortsgemäße Inſtructionen der Forſtbedienten aller Grade ſorgen, eben ſo angemeſſene Beſoldungs-Syſteme und Etats entwerfen, und den forſtlichen Schulunterricht und die practiſche Ausbildung der angehenden Forſtwirthe leiten. Ein Zweig der Forſt-Direction iſt das Forſt-Material-Rechnungsweſen, deſſen Anordnung und Leitung von der Forſt-Direction ausgehen muß. Den adminiſtrirenden und ausübenden Forſtwirthen Gelderhebung und Verrechnung aufzutragen, iſt, einzelne Fälle ausgenommen, z. B. bedeutende Beſchränkung der Waldungsbezirke, ein ſehr verwerfliches Verfahren. Nur dann vermag Forſtbetrieb die Stufe beruhigender Vollkommenheit zu erſteigen, wenn nicht nur die gegenwärtige Benutzung gehörig geleitet, ſondern zugleich das Intereſſe der Zukunft bewacht und controllirt wird. Die Waldungen regelmäßig zu benutzen und zu verjüngen, lehren die Wahrheiten der Forſtbenutzung und des Holzanbaues, welche aber nicht die Beſtimmung ausdrücken, in welchen Verhältniſſen des Raumes ein gegebener Wald benutzt werden ſoll, um ſich gleich bleibende Nutzungen immer zu liefern, ſondern dies iſt Gegenſtand eines beſondern Zweiges der Forſtwiſſenſchaft, der Forſttaxation und Forſteinrichtung, deren Grundlage die Forſtvermeſſung, Aufnahme und Chartirung iſt. — Die Forſtwiſſenſchaft wurde, wie ſchon geſagt, ſpät zu der Würde einer eigenen Wiſſenſchaft erhoben. Drohender Holzmangel auf der einen Seite machte den Regierungen Werth und Wichtigkeit der Waldungen eben ſo fühlbar, als auf der andern Seite in der beſſern Benutzung des Holzüberfluſſes den Staatsfinanzen neue Hoffnungen erſchienen, welche bedeutende Summen aus der Verwerthung dieſer Naturſchätze, aus den Waldungen des Ober-Rheins, des Speſſarts und des Fichtelgebirges und mehrer andern, für den Vortheil der holländiſchen Marine- und Landbauten, beträchtliche Summen bezogen. Denkende, aufgeklärte Forſtwirthe fingen an, die Abſtracte eigener und fremder Erfahrungen zuſammenzuſtellen, und in der Natur der Wälder das Syſtem der Wiſſenſchaft aufzuſuchen. In Nord-Deutſchland wurde

zuerſt das Licht angezündet, und der oft rohen Jagdherrſchaft über die Waldungen der Stab gebrochen, und der Grund zu einer auf natürliche Principien geſtützten Forſtwiſſenſchaft gelegt. Sowohl Lehrer auf Univerſitäten, als im practiſchen Dienſte ſtehende einſichtsvolle Männer wirkten für dieſen wichtigen Zweck mit Eifer, Wärme und Erfolg durch Schriften und Handlungen, und immer werden die Namen eines Kramer, Gleditſch, Beckmann und Zanthier mit Achtung genannt werden. Dieſer letztere war der erſte, der den forſtwiſſenſchaftlichen Unterricht förderte, und ſelbſtändig zu Ilſenburg im Stollberg-Wernigerödiſchen, ins Leben rief. Hiernächſt machte das Forſtweſen in Preußen, in Grundſatz und Ausübung raſche Fortſchritte, und während Burgsdorf mit dem erſten vollſtändigen Syſtem der Forſtwiſſenſchaft die deutſche Literatur bereicherte, ſorgte er zu Tegel bei Berlin für Unterricht und Bildung künftiger Förſter. Aber auch im ſüdlichen Deutſchland war man in der Ausbildung des Forſtweſens nicht unthätig, obgleich anderartige Local-Verhältniſſe, und ein anderer Geiſt der Regierungen dem ſchnellen Aufſchwunge dieſes Faches nicht ſo günſtig war, wie im Norden unſeres Vaterlandes; indeſſen wurden doch früh ſchon Lehrſtühle der Forſtwiſſenſchaft an Hochſchulen, oder auch beſondere Forſtlehr-Inſtitute errichtet, wie im Churfürſtenthum Mainz, in Baiern, Würtemberg und im Breisgau, und Männer, wie Mühlenkamp, Dätzl, Reuter, Jäger und Trunk, machten ſich mehr und weniger um die Forſtwiſſenſchaft verdient. Man fing nun auch an, einzelne Theile dieſer Wiſſenſchaft mit beſonderem Eifer und Fleiße zu beleuchten, wie z. B. Hennert über Forſttaxation mit Scharfſinn und Gründlichkeit ſchrieb. Die ſchnellſten und kräftigſten Fortſchritte machte indeſſen die Forſtwiſſenſchaft vom letzten Jahrzehnde des vorigen Jahrh. an, und beſonders war es Hartig, der kräftig Hand ans Werk legte, und vorzüglich viel für die Bildung der Forſtleute that. So wie der unſterbliche Werner von Freiberg allen Zonen Bergleute ſendete, ſo verſah Hartig lange Zeit hindurch aus ſeinen Lehranſtalten zu Hungen und Dillenburg einen großen Theil von Deutſchland mit Forſtwirthen. Hierdurch, und durch die Entwerfung einfacher und für die unteren Claſſen der Forſtdiener leicht faßliche Lehrbücher, erwarb ſich Hartig eine gewiſſe Berühmtheit, die ihm immer bleiben wird, wenn auch ſchon in ſpäterer Zeit die Wiſſenſchaft weiter geführt, und ſtrenger logiſch und gründlicher behandelt wurde. Hartig zeichnete ſich beſonders in Theorie und Praxis des Taxationsweſens aus. Von nun an folgten ſich die Forſtlehranſtalten ſchnell, unter denen aber einige nur vorübergehende Erſcheinungen wurden, und die Literatur fing an, von Ueberfluß zu ſtrotzen, nicht immer durch Erweiterung des Volumens auch an Vergrößerung des Kerns gewinnend. Beſonders wurden nun die Hülfswiſſenſchaften der Forſtkunde mit regerem Eifer betrieben, und Bechſtein, hochverdient um die Bildung junger Forſtleute, durch die Gründung der Forſtlehranſtalt zu Waltershauſen, nun zu Dreißigacker, wird immer unter den Naturforſchern Deutſchlands, welche ihre Thätigkeit vorzüglich gegen die Forſtwiſſenſchaft hinrichteten, eine der erſten Stellen einnehmen. In neuerer Zeit iſt zwar die Zahl der deutſchen Forſtſchulen wieder geſchmolzen, allein jene der Schriftſteller hat zugenommen. Unter denen des erſten Ranges glänzen die Namen eines Witzleben, Cotta und Hundeshagen eben ſo hell, als ſich durch fleißige Bearbeitung und Ausführung einzelner Theile der Forſtwiſſenſchaft ein Laurop, Hoßfeld, Schleevogt, Heldenberg, Maier, Rebauer, König und andere verdient, zum Theil aber auch einer, für die Wiſſenſchaft

gewinnloſen Viel- und Breitſchreiberei ſchuldig machten, ſo wie ſelbſt aus zu weit getriebener Speculations-, Reformations- und Neuerungs-Sucht auch die gehaltvollſten und gediegenſten Schriftſteller ſich in die Räume unpractiſcher Vorſchläge verirrten.

Fortdauer nach dem Tode, auch die **Unſterblichkeit der Seele** genannt, wiefern man jene Fortdauer vorzugsweiſe auf das denkende und wollende Princip in uns, welches Seele heißt, bezieht. Denn wenn man auch außer der Unſterblichkeit der Seele noch eine Auferſtehung des Leibes hofft, ſo kann doch dieſe nicht als eine Fortdauer nach dem Tode gedacht werden, da der Leib unmittelbar nach dem Tode in Verweſung übergeht, mithin als ein organiſcher, mit Lebensthätigkeit begabter Körper, aufhört zu ſein und zu wirken; folglich kann die Auferſtehung des Leibes nur als eine neue Schöpfung eines ähnlichen, obwohl vollkommnern Körpers gedacht werden. Die Fortdauer nach dem Tode, oder die Unſterblichkeit der Seele, hat man auf verſchiedene Art zu beweiſen geſucht. Beſonders hat man ſie in neuern Zeiten aus der Immaterialität der Seele gefolgert. Allein dieſe Immaterialität läßt ſich ſelbſt nicht ſtreng erweiſen; und wenn auch, ſo würde daraus folgen, daß die Seele nicht ſo, wie der Leib, durch Verweſung zerſtört werden könne, nicht aber, daß ſie auch mit vollem Bewußtſein ihrer ſelbſt fortfahre zu ſein und zu wirken. Denn es bliebe immer möglich, daß die Seele nach dem Tode in einen bewußtloſen Zuſtand überginge, ähnlich demjenigen, worin ſie ſich während eines tiefen Schlafs oder einer langen Ohnmacht befindet. Dies wäre aber keine wahre Fortdauer, ſondern nicht viel beſſer als Vernichtung. Gleichwohl iſt der Gedanke, daß der Menſch nach dem Tode aufhören ſoll, als ein vernünftiges und freies Weſen thätig zu ſein, ſo troſtlos und, man möchte ſagen, empörend für die Menſchheit, daß ihn die Weiſeſten und Beſten von jeher als einen unwahren Gedanken verworfen, und alle gebildete Völker die Hoffnung der Fortdauer nach dem Tode als einen weſentlichen Beſtandtheil ihrer religiöſen Ueberzeugung anerkannt haben. Die Hoffnung der Unſterblichkeit iſt daher als religiöſer Glaube zu betrachten. Es iſt nämlich eine unabweisliche Foderung der Vernunft an den Menſchen, daß er nach einer ins Unendliche fortgehenden Vervollkommnung ſtrebe. Dieſe Foderung kann und darf der Menſch nicht aufgeben, wenn er nicht auf ſeine ganze Würde als ein vernünftiges und freies Weſen Verzicht leiſten will. Er darf daher auch mit Recht erwarten, daß eine ewige Fortdauer ſeines beſſern Selbſt, als die unumgänglich nothwendige Bedingung eines unendlichen Fortſchritts im Guten, Statt finden werde, wenn ihm auch die Möglichkeit einer ſolchen Fortdauer ein eben ſo unauflösliches Räthſel iſt. Der Glaube an die Unſterblichkeit hat daher einerlei Grund und Quelle mit dem Glauben an die Gottheit, und Niemand kann mit feſter Zuverſicht an Gott glauben, ohne zugleich an ſeine Freiheit und Unſterblichkeit zu glauben. Man hat über dieſe für das menſchliche Herz ſo anziehenden Gegenſtände zwei ſehr leſenswerthe Schriften von Sintenis: Elpizon, oder über meine Fortdauer im Tode, und Piſtevon, oder über das Daſein Gottes (auch als Anhang zum Elpizon betrachtet).

Fortepiano oder **Pianoforte**, das bekannte, mit Drahtſaiten bezogene muſikaliſche Schlaginſtrument, welches mit Hämmern verſehen iſt, die, durch Claves oder Taſten bewegt, an die Saiten anſchlagen. Schröder aus Hohenſtein in Sachſen (geb. 1690), Organiſt in Nordhauſen, erfand daſſelbe, als er noch Kreuzſchüler in Dres-

den war (1717). Freilich aber erhielt es erſt allmälig durch Verbeſſerungen den Grad der Vollkommenheit, durch welchen es in allen muſikaliſchen Unterhaltungen eine ſo bedeutende Rolle ſpielt. Vorzüglich zeichnen ſich die engliſchen Inſtrumente durch ihre Feſtigkeit, die wiener Fortepiano's in Flügel- oder Tafelform von Brodmann, Ehlers, Lauter, Fritz, Ertſche, Katholnick, Stein, Müller u. A. durch ihre Leichtigkeit, Präciſion des Anſchlags und ſangreichen Ton ſehr aus.

Fortification iſt die **Befeſtigungskunſt**. (S. d. Art.) Sie zerfällt in die Feldverſchanzungskunſt (Fortification passagère), welche den Bau der Feldſchanzen, d. h. einfacher, größtentheils blos aus Erde gebauter, auf eine kurze Dauer berechneter Werke angiebt, und in die Feſtungsbaukunſt (Fortification royale oder permanente), welche die Anlage feſter Plätze, deren Dauer auf Jahrhunderte berechnet iſt, lehrt. Ein Mittelding zwiſchen beiden iſt die Fortification provisoire, welche Städte ſo zu befeſtigen angiebt, daß ſie auf die Dauer eines Feldzugs die Stelle der Feſtungen vertreten können. Auf dieſe Art waren 1803 Saragoſſa, 1813 Wittenberg und Aken befeſtigt. Die Werke, welche in der Feldverſchanzungskunſt vorkommen, ſind Fleſchen, Redouten, Sternſchanzen, Forts mit halben und ganzen Baſtionen, Blockhäuſer, Verhaue, befeſtigte Häuſer, Dörfer und Städte. Außer den letztgenannten 5 Gattungen ſind die Schanzen mit einer Bruſtwehr, die in der Regel nicht unter 7 Fuß hoch und unter 8 dick ſein darf, und mit einem 9—12 Fuß tiefen und eben ſo breiten Graben umgeben. Im letztern und jenſeits deſſelben befinden ſich gewöhnlich künſtliche Hinderniſſe, um die Annäherung des Feindes zu erſchweren, und ihn wenigſtens möglichſt lange im ſtärkſten Feuer der Schanze aufzuhalten. Solche Hinderniſſe ſind der Vorgraben (ein zweiter, dem erſten ähnlicher Graben), das Glacis, der bedeckte Weg, die Palliſaden, ſpaniſchen Reuter, Sturmpfähle, die Wolfsgruben, Verhaue von Bäumen oder Dorngebüſch, Eggen, Ueberſchwemmungen, Flatterminen, kleine Pfühlchen, Fußangeln u. a. m. Dörfer werden durch einzelne Schanzen, die man an die wichtigſten Punkte des Umriſſes legt, und durch Verhaue oder andere Hinderniſſe verbindet, verſchanzt; Städte auf dieſelbe Art, nur daß man noch die etwa vorhandenen Stadtmauern mit ihren Thürmen zur Vertheidigung benutzt. Einzelne Häuſer werden durch Verrammelung der Thüren und Fenſter, durch in dieſe Blendungen eingeſchnittene Schußſpalten, und durch Benutzung aller Vorſprünge zu einer Seitenvertheidigung zur Gegenwehr geſchickt gemacht. Die Hauptregeln, welche man bei der Anlage der Feldſchanzen zu beobachten hat, dürften folgende ſein: 1. muß der innere Raum der Stärke der Beſatzung angemeſſen ſein, ſo daß dieſelbe nicht nur die ganze Bruſtwehr mit zwei oder im Nothfall wenigſtens mit einem Gliede beſetzen kann, ſondern auch Raum hat, um bequem zu liegen. 2. Darf es vor der Schanze innerhalb des Kartätſchenſchuſſes keinen Punkt geben, der nicht von der Schanze aus geſehen und beſchoſſen werden könnte. 3. Darf innerhalb des Kanonenſchuſſes keine Höhe die Schanze beherrſchen; ſollte dies indeſſen, wie es freilich ſehr oft der Fall iſt, wegen der Beſchaffenheit des Bodens nicht zu vermeiden ſein, ſo muß doch die Bruſtwehr ſo weit erhöht werden, daß der überhöhende Punkt keine Einſicht in die Schanze hat. 4. Muß man jeden Theil der Schanze wo möglich nicht nur durch ein gerades, ſondern auch durch ein flankirendes Feuer zu vertheidigen ſuchen, und zwar muß alsdann der Winkel, den der flankirende Theil mit dem flankirten macht, einem rechten ſo nahe als möglich kommen. 5. Darf

kein ausſpringender Winkel kleiner als 60° ſein. 6. Muß man die todten und unbeſtrichenen Winkel möglichſt vermeiden. Den höchſten Triumph erreicht die Verſchanzungskunſt durch den Bau der verſchanzten Lager, wo ſie alle ihre Künſte vereinigt und Schanzen jeder Art, vorzüglich aber den natürlichen Boden zu Hülfe zieht, um ſie ſo ſtark als möglich zu machen. Die neuere Kriegskunſt bedient ſich indeſſen der verſchanzten Lager ſeltener, als es ehemals gewöhnlich war, indem dieſelben faſt gänzlich außer dem Geiſte des neuern Kriegs liegen. Die Feſtungsbaukunſt handelt faſt ganz nach denſelben Regeln, als die Feldverſchanzungskunſt, nur trit in ihr der Grundſatz der Seitenvertheidigung noch viel ſchärfer hervor, als in dieſer, und es iſt ihr Hauptgrundſatz, daß kein Stück Wall in einer Feſtung vorhanden ſein darf, das nicht Seitenvertheidigung erhält und giebt. Andere wichtige Bedingungen einer guten Feſtung ſind, daß ſie keine zu ſtarke Beſatzung nöthig habe, daß der Boden die Annäherung des Feindes möglichſt aufhalte, und alſo entweder ſumpfig oder ſehr felſig ſei, und daß man ſolche Begünſtigung des Bodens zur Erſparung von Werken benutze. Dagegen iſt es ein falſches Vorurtheil, die Stärke einer Feſtung nach der großen Anzahl ihrer Werke zu beurtheilen, im Gegentheil ſind zu viel Werke, wie man ſie beſonders bei den holländiſchen feſten Plätzen, und theilweiſe auch bei Magdeburg, Mainz und andern Orten findet, ſtatt nützlich zu ſein, eher ſchädlich. Eben ſo nichtig iſt die noch allgemeinere Meinung, daß eine Feſtung keinen Werth habe, wenn ſie von nahe liegenden Höhen beherrſcht wird; es kommt hier nur darauf an, die Werke ſo zu bauen, daß ſie den innern Raum gegen feindliche Senkſchüſſe von jenen Höhen decken; daß dies, wenn auch nur dem geübten Ingenieur, möglich iſt, beweiſen Luxemburg, Jülich, Mainz, Coblenz und viele andere Feſtungen, die im Thale liegen, und dennoch ſo gebauet ſind, daß keine der umliegenden Höhen Einſicht in die Stadt hat. Die nähere Einrichtung einer Feſtung iſt übrigens ſchon in dem Artikel F e ſt u n g auseinandergeſetzt worden, wie dort auch die Namen der Männer, die ſich um die Fortification vorzüglich verdient gemacht haben, genannt ſind. Zu der Fortification zählt man endlich noch die Lehre des Feſtungskrieges, d. h. von dem Angriffe und der Vertheidigung einer Feſtung. Man unterſcheidet gewöhnlich fünf Gattungen des Angriffs, nämlich 1. die B l o c k a d e (ſ. d. Art.), um die Feſtung auszuhungern; 2. den Ueberfall, wo man ohne Lärm durch die Thore, durch unterirdiſche Verbindungen, oder auf andern Wegen in die Feſtung eindringt. Hierbei wird ein ſchlechter Commandant oder eine nachläſſige und ſchwache Beſatzung vorausgeſetzt; 3. den brüskirten Angriff oder die Leitererſteigung (Escalade), welche dem Ueberfall ähnlich iſt. Man erſteigt dabei die Wälle mit Leitern, ohne vorher die Laufgräben eröffnet zu haben. 4. Das B o m b a r d e m e n t (ſ. d. Art.). 5. Den gewaltſamen Angriff oder die eigentliche B e l a g e r u n g (ſ. d. Art.). Bei dieſer verfährt man gewöhnlich folgendermaßen. Nachdem das Belagerungscorps die Feſtung mit einer Vorpoſtenkette, um jede Zufuhr zu hindern, umgeben hat, das Belagerungsgeſchütz, die dazu gehörigen Kriegsvorräthe und das nöthige Arbeitszeug angekommen iſt, ſucht man die ſchwächſte Seite der Feſtung zum Angriff aus. 500—800 Schritte von den Spitzen des bedeckten Weges zieht man nun ziemlich gleichlaufend mit dem allgemeinen Umriß des Platzes einen halbmondförmigen, gewöhnlich 1200 bis 2000 Schritt langen Graben, der 3 Fuß tief, 9—12 breit wird, und von dem man die Erde nach der Stadt

zu auswirft. Dieſer Graben heißt die erſte Parallele. Aus ihm geht man nun zickzackförmig mit der Sappe auf einer Linie vor, welche die angegriffenen ausſpringenden Winkel der Feſtung halbirt, und die Capitale heißt. Bei der Anlegung dieſes Zickzacks gilt die Regel, daß ſeine Verlängerung vorwärts auf kein Werk der Feſtung treffen darf, ſondern immer außerhalb derſelben vorbeiſchneiden muß. 300 Schritt vor der Feſtung wird ſodann eine zweite Parallele angelegt, die gleiche Form mit der erſten hat, und ſich nur dadurch unterſcheidet, daß, ſtatt des nach der Feſtung zu aufgeworfenen Erdhaufens, Schanzkörbe dort aufgeſtellt und mit Erde gefüllt werden. Man geht aus ihr nach derſelben Regel, wie aus der erſten, vor, und baut, am Fuße des Glacis angekommen, dort eine dritte Parallele. Von da aus geht man mit doppelter Wendeſappe auf der Capitale des angegriffenen Werks vor, rückt 50—60 Schritt an den ausſpringenden Winkel heran, und bricht dort links und rechts mit einem Laufgraben 30 bis 40° weit heraus, baut am Ende deſſelben, aus über einander geſetzten Schanzkörben, eine Erhöhung, welche den bedeckten Weg beherrſcht, und daher, mit Schützen beſetzt, den Feind aus demſelben vertreibt. Dieſe Erhöhung heißt der Tranſcheencavalier, oder die Katze. Iſt dies geſchehen, ſo beſetzt man den Kamm des Glacis mit gefüllten Schanzkörben, hinter welchen man die Breſchebatterien baut. Schon früher hat man Batterien mehrer Art in den Laufgräben angelegt, nämlich in der erſten Parallele Ricochetbatterien (ſ. d. Art.) in der Verlängerung ſämmtlicher angegriffenen, um dieſe der Länge nach durch hüpfende Schüſſe zu beſtreichen und das dort aufgeſtellte Geſchütz unbrauchbar zu machen. In der zweiten und dritten Parallele baut man die Demontirbatterien, welche gerade gegen die Schießſcharten der Feſtung feuern, dieſe zu zerſtören und dadurch auch das Geſchütz der Feſtung zu treffen ſuchen. Außerdem werden in allen drei Parallelen Mörſerbatterien angelegt, welche die angegriffenen Werke mit Bomben, die nähern aber mit einem Haufen kleiner Granaten und Steine überſchütten, und ſo die Beſatzung von den Werken vertreiben. Die Geſchütze aber der Breſchebatterien endlich zertrümmern die Futtermauer des Walles, und bringen denſelben in einen Zuſtand, daß er von den Belagernden ohne Leitern gefahrlos erſtiegen werden kann. Während dies geſchieht, ſchreitet man zu dem Grabenübergang. Man gräbt nämlich einen unterirdiſchen, 5—8 Fuß breiten und eben ſo hohen bedeckten Gang bis auf die Sohle des trockenen und den Waſſerſpiegel des naſſen Grabens, bricht dort durch die Futtermauer der Contreſcarpe, und geht über den trockenen Graben in einem auf beiden Seiten durch Schanzkörbe bedeckten Gang, über den naſſen aber auf einer aus Faſchinen, Flößen, Tonnen und dergleichen gebauten Brücke, die ebenfalls auf einer oder auf beiden Seiten durch Bruſtwehren gedeckt iſt. Iſt man nun ſo an dem Fuße der Breſche angekommen, ſo erfolgt der Sturm durch die ausgeſuchteſten Truppen des Belagerungscorps. Gelingt er, und findet man hinter der Breſche einen verſchanzten Abſchnitt des Feindes, ſo legt man auf dem Gipfel derſelben eine neue leichte Verſchanzung an, in welche man Geſchütz bringt, und ſo auch den letzten Abſchnitt zerſtört und die Beſatzung zur Uebergabe zwingt. Die Schwierigkeiten einer Belagerung mehren ſich, wenn die Feſtung Minen hat. Man muß alsdann zu demſelben Mittel ſchreiten, und den Platz mit Minen angreifen, welche zwar die des Feindes immer zerſtören, deren Bau aber ſo viel Zeit koſtet, daß die Belagerung dadurch um mehrere Wochen verlängert wird.

Fortiguerri (Niccolo), geboren zu Piſtoja 1674, Prälat an dem Hofe Papſt Clemens XI., einer der beſten italieniſchen Dichter aus der erſten Hälfte des 18. Jahrh., welcher die verwandten Manieren Arioſt's, Berni's und Taſſoni's glücklich zu vereinigen wußte. In ſeinem epiſchen Gedichte: Richardet (Ricciardetto), wollte er zeigen, daß Arioſt nachahmlich ſei. Den erſten Geſang deſſelben ſoll er in einer Nacht angefangen und beendigt haben. Auf das Verlangen ſeiner Freunde ſetzte er dieſes Werk fort. So wuchs es bis zu 30 Geſängen an. Aber er erlaubte nicht, daſſelbe vor ſeinem Tode drucken zu laſſen; auch nannte er ſich als Verfaſſer Carteromaco, unter welchem Namen dieſes Gedicht auch noch nach ſeinem Tode (1735) erſchien, nämlich 1738, 2 Bde. 4., und mehrmals. Den Namen führt daſſelbe nach einem Paladin Carls des Großen. Die Erfindung ſcheint größtentheils ihm anzugehören. Mit der wirklichen Geſchichte, ſo weit ſie ſeinen Plan berührte, ſpielt er ſo willkürlich, daß er ſeinen Richardet nach Carls des Großen Tode den Kaiſerthron beſteigen läßt. An ſymmetriſcher Einheit war ihm wenig gelegen; Situationsſchilderung war ihm dagegen Hauptſache. Die Fäden der Erzählung reißt er nach Luſt und Laune ab, und knüpft ſie eben ſo willkürlich wieder an, wie Arioſt. Aber ſeine Darſtellung iſt komiſcher, als die des Arioſt, und ſatyriſcher, als in Berni's und Taſſoni's Werken. Der Spott über die Entweihung des Chriſtenthums durch die verderbte Geiſtlichkeit iſt das kräftigſte Salz derſelben, und wahrſcheinlich der Grund, warum Fortiguerri mit ſeinem Gedichte ſo zurückhaltend war. Deſſelben kleine Gedichte und Sonette ſind in verſchietenen Sammlungen italieniſcher Dichter zu finden.

Fortuna, bei den Griechen Tyche, die Lenkerin der guten und böſen Schickſale. Nach Heſiod war ſie eine Tochter des Oceanus, und nach Pindar eine Schweſter der Parzen. Sie hatte zu Corinth, Elis und Smyrna ihre Tempel. In Italien wurde ſie ſchon vor Erbauung Roms verehrt. In Antium hatte ſie einen berühmten Tempel, in welchem ſich zwei Bildſäulen von ihr befanden, die man als Orakel befragte, und die ihre Antworten entweder durch Winke oder Looſe ertheilten. Ferner in Präneſte, daher ſie auch Dea Praenestina genannt wurde. Auch in Rom hatte ſie zahlreiche Tempel. Man findet ſie auf ſehr verſchiedene Weiſe abgebildet; gewöhnlich mit einem doppelten Steuerruder: mit dem einen regierte ſie den Nachen des guten, mit dem andern den des widrigen Geſchicks. In ſpätern Zeiten bekam ſie eine Binde vor die Augen, eine Deichſel, ein Rad, oder eine Kugel, indem ſie auf letzterer entweder ſaß oder ſtand. Gewöhnlich iſt ſie als eine Matrone gekleidet. Auf verſchiedenen Gemmen findet man noch beſondere Symbole, z. B. einen über eine Weltkugel ausgeſpannten Cirkel; eine Weltkugel zwiſchen einem Steuerruder und einer Kornähre, worauf ein Rad ſteht. Auf einer Münze des Kaiſers Geta ſitzt ſie mit entblößtem Oberleibe auf der Erde, lehnt ſich mit dem rechten Arme auf ein Rad, und hält in der linken Hand ein auf ihrem Schooße ſtehendes Füllhorn. Ihr Steuerruder ſtützt ſie bald auf eine Kugel, bald auf ein Rad, bald auf einen Schiffſchnabel. Oft wird ſie auch geflügelt abgebildet, doch von Römern nie. Denn nachdem ſie die ganze Erde durchflogen, ohne irgendwo zu verweilen, ſoll ſie endlich auf dem palatiniſchen Berge ſich niedergelaſſen, ihre Flügel abgelegt haben und von ihrer Kugel heruntergeſtiegen ſein, um für immer in Rom zu bleiben.

Forum hieß bei den Römern überhaupt ein jeder offene Platz,

ſowohl in Städten als auf dem Lande, wo Markt und Gericht gehalten wurde. In Rom war das Forum ein prächtiger Platz, der zugleich zum Spaziergange diente, und wegen ſeiner außerordentlichen Größe forum magnum hieß. Bei der zunehmenden Bevölkerung Roms wählte man beſondere Plätze zum Gerichthalten und beſonders zu Märkten, und die Zahl derſelben belief ſich am Ende auf ſiebzehn. Das große römiſche Forum, welches ſüdlich vom palatiniſchen und nordweſtlich vom capitoliniſchen Berge begrenzt wurde, und vorzugsweiſe den Namen Forum erhielt, war ſchon von Romulus für die Zuſammenkünfte des Volks beſtimmt worden. Tarquinius Priscus ließ ringsherum bedeckte Gänge anlegen, damit man ſich daſelbſt gegen jede Witterung ſchützen konnte. An denſelben waren ſtufenförmige Erhöhungen, von welchen man vor Einrichtung der Theater die Schauſpiele, die auf dem Markte angeſtellt wurden, anſah. Später wurde das Forum mit einer ſo ungeheuern Menge Statuen, die aus Griechenland dahin gebracht worden waren, geziert, daß man einen großen Theil derſelben wieder wegräumen mußte. Beſonders prächtig waren die vergoldeten Statuen der zwölf obern Götter. Jetzt heißt dieſer ehemals ſo glänzende, mit den ſchönſten Paläſten und Prachtgebäuden gezierte Platz Campo Vaccino (Ochſenplatz), und iſt faſt wüſte, aber mit unzähligen Ruinen ſeiner ehemaligen Herrlichkeit beſäet. — In unſerer Gerichtsſprache heißt Forum Gerichtshof, die Gerichtsſtelle, vor welcher ſtreitige Rechtsſachen entſchieden werden; wie auch die richterliche Behörde, der Gerichtsſtand und die Gerichtsbarkeit. Und zwar heißt forum competens das befugte Gericht, wohin die Rechtsſache eigentlich gehört; forum incompetens hingegen ein unbefugtes Gericht. Forum contractus iſt der Gerichtshof des Orts, wo ein Vertrag geſchloſſen ward; forum delicti (commissi), der Gerichtshof des Orts, wo ein Verbrechen begangen ward; forum domicilii, wo der Beklagte einheimiſch iſt; forum habitationis, wo er ſich einſtweilen aufhält; forum apprehensionis, wo der Verbrecher ergriffen ward; forum originis, der Heimath, des Geburtsorts; forum rei sitae, der Gerichtshof des Orts, wo die ſtreitigen Gegenſtände liegen. Forum privilegiatum heißt ein Gerichtshof, unter welchem Jemand ſeines Amts oder ſeiner Perſon wegen ſteht. So haben z. B. Geiſtliche ein forum privilegiatum, in ſofern ſie nicht unter der allgemeinen Gerichtsbarkeit, ſondern unter dem Conſiſtorium ſtehen; deßgleichen Studenten, als unter dem akademiſchen Gerichte ſtehend.

Foſcolo (Ugo), ein berühmter italieniſcher Dichter und Schriftſteller unſerer Zeit, geboren auf der Inſel Zante gegen das J. 1772. Er trat zu Venedig zuerſt, ungefähr ein Jahr vor dem Fall dieſer Republik, als dramatiſcher Dichter mit ſeinem Thyeſtes auf, bei dem ihm die Einfachheit und Strenge Alfieri's und der Griechen zum Muſter gedient hatten. Gegen den Beifall, den dieſes Werk erhielt, trat er ſelbſt mit einer ſtrengen Critik auf. Als Buonaparte die alte Verfaſſung Venedigs ſtürzte, und eine Democratie einführte, zeigte ſich Foſcolo als einen eifrigen Anhänger der neuen Grundſätze; ſeine Hoffnung aber, einen bedeutenden Platz in der neuen Republik einzunehmen, wurde durch die Abtretung Venedigs an Oeſterreich vereitelt. Seinen Geiſt zu beſchäftigen, ſchrieb er einen, durch glühende Leidenſchaft ausgezeichneten Roman, unter dem Titel: Ultime lettere di Jacopo Otis (Mailand 1802). Man erkennt darin allerdings eine Nachahmung des Werther; indeß ſind es wohl hauptſächlich die dem Werke

durchgängig eingewebten politiſchen Beziehungen, und ein gewiſſer trüber Patriotismus, wodurch es die Italiener ſo allgemein und mächtig anſprach. Dabei verdient es von Seiten der Sprache großes Lob. Foſcolo begab ſich nach Mailand, wo ein Freund, der General Pino, ihm eine militäriſche Anſtellung verſchaffte. Hier ſchrieb er 1803, in der Form eines Commentars über das von Catull überſetzte Gedicht des Callimachus auf das Haupthaar der Berenice, eine Satyre gegen verſchiedene Gelehrte. Als einige franzöſiſche Truppencorps nach Frankreich zurückkehrten, benutzte Foſcolo dieſe Gelegenheit, Paris zu beſuchen. Nach ſeiner Rückkehr ließ er 1807 ein kleines Gedicht, betitelt Dei Sepolcri, erſcheinen, worin er die Mailänder ſehr übel behandelt. Die Critik dagegen tadelte mit Recht ſeine Verſe als rauh und ohne Wohlklang. Darüber erzürnt, beſchloß er, eine andere Bahn zu betreten. Er unternahm die Bearbeitung und Herausgabe der Werke Montecuculi's, nach den Urhandſchriften, ein gewiß verdienſtliches Unternehmen, das er aber nicht ganz zur Zufriedenheit der Kenner ausführte, die ihm Mangel an gründlicher Kenntniß der Kriegskunſt, und eine zu große Keckheit im Ausfüllen der in den Handſchriften vorhandenen Lücken vorwarfen. Mit Monti, deſſen Freund und ſelbſt Vertheidiger Foſcolo geweſen, zerfiel er dadurch, daß er, als jener ſeine Ueberſetzung der Ilias herauszugeben im Begriff war, ebenfalls mit einer Ueberſetzung der erſten Geſänge des Gedichts hervortrat, und ſie zugleich mit Abhandlungen begleitete, die offenbar gegen Monti gerichtet waren. Man glaubt, daß er dieſelbe Abſicht mit ſeinen beiden Tragödien Ricciarda und Ajace hatte. Die Regierung aber, die hier noch andere Beziehungen finden wollte, befahl ihm, Mailand zu verlaſſen. Um den Schein der Verbannung von ihm abzuwenden, ſandte ihn ſein Freund Pino mit angeblichen Aufträgen nach Mantua. Hier lebte er bis zur Entthronung Napoleons. Mit großem Eifer ſprach er damals für die Unabhängigkeit Italiens, und machte ſich, als Murat ſeinen Kriegszug unternahm, den Oeſterreichern ſo verdächtig, daß er es gerathen fand, Italien zu verlaſſen. Er ging nach der Schweiz, dann nach Rußland, und lebte 1817 in London.

Foſſilien, ſ. Mineralien.

Fothergill (John), ein berühmter engliſcher Arzt, Sohn eines Brauers, geb. 1712 zu Carrend bei Richmond in der Grafſchaft York, wurde in einer Erziehungsanſtalt der Quäker zu Richmond erzogen, und bekannte ſich ſein ganzes Leben hindurch zu dieſer Secte. Er ſtudirte Medicin zu Edinburgh, wo er 1737 Doctor wurde. Nachdem er eine Zeit an dem St. Thomashoſpital in London angeſtellt geweſen war, machte er 1740 eine gelehrte Reiſe durch Holland, Deutſchland und Frankreich, und ließ ſich ſodann in London nieder, wo er 30 J. hindurch, als der berühmteſte der damaligen Aerzte, eine ſehr ausgebreitete und einträgliche Praxis trieb. Seine ausgezeichnete Geſchicklichkeit und ſein Fleiß, ſo wie ſeine unbeſchränkte Wohlthätigkeit gegen die Armen, denen er fortwährend große Summen austheilte, erwarben ihm allgemeine Achtung. Als 1746 die häutige Bräune in London epidemiſch wurde, und große Verwüſtungen anrichtete, befolgte Fothergill in der Behandlung derſelben eine neue Methode, gebrauchte Brechmittel und Mineralſäuren, und brachte ſeine Kranken faſt alle glücklich durch. 1748 gab er eine Schrift über die Natur und Behandlung der Brandbräune heraus, die bald in verſchiedene Sprachen überſetzt wurde. Nächſt der Medicin beſchäftigte ſich Fothergill auch eifrig mit der Kräuterkunde. Er kaufte 1762 zu Upton ein großes Stück

Feld, und legte da einen ſchönen botaniſchen Garten an. Durch die beſten Künſtler in London ließ er die Pflanzen ſeines Gartens abzeichnen; bei ſeinem Tode waren 1200 ſolcher Zeichnungen fertig, die nach Petersburg in das kaiſerliche Cabinet gekommen ſind. Sein zoologiſches und mineralogiſches Cabinet gehörte zu den vorzüglichſten in England. Er errichtetete auf ſeine Koſten eine große Erziehungsanſtalt für arme Quäkerkinder. Zu ſeinen Lieblingsentwürfen gehörte die Abſchaffung des Negerhandels. Er ſtarb 1780. Nach ſeinem Tode kam eine vollſtändige Sammlung ſeiner mediciniſchen und philoſophiſchen Werke, mit ſeiner Lebensbeſchreibung, London 1781, heraus, wovon auch eine deutſche Ueberſetzung erſchienen iſt.

Fötus heißt der thieriſche Keim (Embryo) dann, wenn eine der Gattung entſprechende Geſtalt aus ihm ſich entwickelt hat. Nach den verſchiedenen Thiergattungen geſchieht dies zu verſchiedenen Zeiten, je nachdem die Geburt früher oder ſpäter eintrit. Bei Kaninchen z. B., die alle vier Wochen Junge zur Welt bringen können, muß dies früher geſchehen als bei den Katzen, Hunden u. ſ. w. Beim Menſchen hebt es gewöhnlich von der dritten und vierten Woche an, im ſechsten und ſiebenten Monate heißt er Frucht, bis zum zehnten Kind. Mit der Unterſcheidung dieſer Begriffe wird es jedoch nicht ſo genau genommen; einmal iſt der Begriff Embryo, ein anderes Mal Fötus oder Frucht für alle, und Kind heißt der Fötus dann erſt, wenn er zur Welt gekommen iſt. Frucht ſcheint der paſſendſte Name zu ſein.

Fouché (Joſeph), Herzog von Otranto. Wenn die Geſchichte überhaupt die denkwürdigen Männer eines Zeitalters nicht nach einem frühern oder ſpätern beurtheilen und würdigen darf, ſondern allein nach dem Charakter der Zeit, in der ſie lebten, ſo gilt dies noch weit mehr von den Männern eines Zeitalters, deſſen Jahrbücher noch nicht geſchloſſen ſind. Fouché von Nantes gehört ganz dem Zeitalter der franzöſiſchen Revolution an. Die innere Nothwendigkeit dieſer großen Begebenheit und der Art ihrer Entwickelung hat die Geſchichtsforſchung in ſo weit wenigſtens befriedigend erklärt, daß man einſieht, der Maßſtab der Geſchichte für dieſe Begebenheit darf nicht derſelbe ſein, nach welchem ſie ein Volk und Menſchen richtet, deren Leben in eine Zeit fällt, in welcher die moraliſch-politiſche Entwickelung der geſellſchaftlichen Ordnung geſetzlich fortſchreitet. Fouché darf daher ſo wenig, als das franzöſiſche Volk, deſſen böſer Genius auch über ihn walten mußte, nach brittiſchen oder deutſchen Anſichten, noch nach dem Zuſtande der Dinge im J. 1817, oder im J. 1788, betrachtet werden; am allerwenigſten darf man ihn verurtheilen auf das bloße Zeugniß dieſer Revolution, deren eigene Ausſagen eben darum verdächtig ſind, weil ſie ſelbſt den wilden Charakter der Leidenſchaft und der Verblendung, wie der Lüge und der Gewalt in ſich trug; ein Charakter, der mit der moraliſch-politiſchen Ordnung der Geſellſchaft zugleich den Wahrheitsſinn der öffentlichen Meinung zerſtörte. Nur über einen Theil ſeines öffentlichen Lebens, den ſpätern, ſeit 1799, wo Napoleon über Frankreich zu gebieten anfing, hat er ſich zu rechtfertigen verſucht, und hier müſſen ſelbſt ſeine Feinde geſtehen, daß er viel Böſes gehindert, und Napoleon bei mehr als einem wichtigen Anlaß mit furchtloſer Feſtigkeit ſich entgegengeſtellt hat. Joſeph Fouché, geb. zu Nantes 1763, vom 9. Jahre an daſelbſt von den Vätern des Oratoriums erzogen, ſollte, wie ſein Vater, Schiffscapitän werden. Allein er war für das Seeleben nicht ſtark genug, daher ſetzte er ſeine Studien fort zu Paris, wor-

auf er ſelbſt Vorleſungen hielt über Metaphyſik, Phyſik und Mathematik in der Akademie zu Juilly, zu Arras und zu Vendome. Er war nie Prieſter, heirathete noch vor der Revolution, und kehrte nach Nantes zurück, um dort als Advocat zu leben. Hier wählte ihn 1792 die Wahlverſammlung des Departements der untern Loire zum Volksrepräſentanten im National-Convent. Am 20. Sept. 1792 (mithin nachdem der Königsthron umgeſtürzt und die Republik ſchon errichtet war) trat er zum erſten Male im pariſer Jacobinerclubb auf. Im Convent ſtimmte er für den Tod des Königs, und gegen die Appellation an das Volk. Er wirkte beſonders im Ausſchuß des öffentlichen Unterrichts, und ſtand mit Condorcet in enger Verbindung. Genöthigt, Sendungen nach Nevers, und mit Collot d'Herbois nach Lyon, im J. 1793 anzunehmen, war er gezwungen, die Sprache der damaligen Zeit des Schreckensſyſtems zu führen; doch erklärte er ſich mit Muth gegen allgemeine Denunciationen, gegen anarchiſche Willkür und Plünderung. Bei ſeiner Rückkehr nach Paris wurde er im Juni 1795 zum Präſidenten des Jacobinerclubbs erwählt, bald aber von Robespierre, gegen deſſen Tyrannei er ſich erklärt hatte, angeklagt, er unterdrücke die Patrioten, und vergleiche ſich mit den Ariſtokraten. Man ſtieß ihn daher aus dem Clubb. Nach Robespierre's Sturz ſchien Fouché auf die Seite der Gemäßigten zu treten; allein bei der gefahrvollen Lage der Republik ſprach er auf der Rednerbühne für die Maßregeln des Schreckensſyſtems; daher griffen ihn Tallien und die Thermidorianer an, und am 2. April 1795 wurde ſeine Verhaftung förmlich begehrt. Auch erſchienen heftige Flugſchriften gegen ihn, wie: „die Anklage der Bretagner; der Racheruf der Lyoner; die Annahme des Terrorismus; der enthüllte Fouché u. a. m." Die Einwohner von Gannat im Allier-Departement, und die Behörden im Nièvre-Departement verlangten vom Convent ſeine Beſtrafung. Darauf ſprachen die Repräſentanten Leſage, Boiſſy d'Anglas u. A. ſo heftig gegen ihn, daß endlich vom Convent den 9. Auguſt ſeine Verhaftnehmung und ſeine Ausſtoßung aus dem Convent, als Terroriſt, beſchloſſen wurde. Erſt am 26. Oct. 1795 erhielt er, in Gemäßheit einer allgemein erklärten Amneſtie, ſeine Freiheit wieder, und lebte dann 2 Jahre als Privatmann. Nach dem 18. Fructidor (4. Sept. 1797), wo Barras über die Partei der Gemäßigten ſiegte, ernannte ihn das Directorium im Sept. 1798 zum Botſchafter bei der ciſalpiniſchen Republik. Hier drang er auf größere Kraft in der Regierung dieſes Staats, um deſſen Unabhängigkeit zu behaupten. Der Oberbefehlshaber der italieniſchen Armee, Gen. Joubert, war ſein Freund; als ſich aber Fouché mit ihm gegen die Partei von Reubel, Merlin u. A. verbunden hatte, rief ihn das Directorium von ſeinem Poſten ab. Er kehrte im Anfang 1799 nach Paris zurück. Die Mitglieder des damaligen Directoriums wurden bald nachher durch Siéyes, Dücos, Gohier und Moulins erſetzt, welche, auf des Generals Joubert Verwendung, Fouché zum franz. Geſandten in Holland, und bald darauf zum Polizeiminiſter der Republik ernannten. Als ſolcher entwickelte er ſeltene Talente, mit Kühnheit, Feſtigkeit und einer außerordentlichen Thätigkeit gepaart. Wegen der von ihm getroffenen Maßregeln zur Unterdrückung der Volksgeſellſchaften wurde er von dem Demagogen-Clubb du Manège und im Rathe der Fünfhundert heftig angegriffen. Allein er ging auf ſeiner Bahn entſchloſſen fort, und hielt alle Parteien im Zaum. Nach Buonaparte's Rückkehr aus Aegypten wirkte er mit zur Aufrichtung der Conſularregierung am 18. Brumaire. Er

der Zinſen der neuen Anleihe angewieſenen Auflagen aber zu dem Fonds, der zur Bezahlung der Zinſen des åltern Capitals vorhanden war. So werden die alten und neuen Schulden conſolidirt und die ganzen Zinſen aus dem Geſammtertrag des Fonds bezahlt. Die Geſchäfte, welche tåglich in dieſen verſchiedenen Fonds, aber hauptſächlich in den conſolidirten 3 Procenten, worin der bei weitem größte Theil der Staatsſchuld beſteht, gemacht werden, ſind außerordentlich groß, und werden durch eine Art Handel noch vermehrt, welcher in England stock-jobbing heißt, und darin beſteht, daß zwei Theile nach dem gegenwärtigen Stande der Stocks einen Contract auf eine gewiſſe Summe ſchließen, welcher nach einer beſtimmten Zeit erfüllt werden ſoll, wobei nicht das Capital, ſondern nur die Summe bezahlt und empfangen wird, um welche der Stand der Stocks am Verfalltage von dem Stande am Tage des Abſchluſſes verſchieden iſt. Obgleich die Geſetze dieſe Art Handel verbieten, und die Erfüllung der Verbindlichkeit nur von der Ehre der Parteien abhångt, ſo werden dennoch ungeheure Geſchäfte darin gemacht. S. Effecten-Handel und beſonders den Art. Staatspapiere.

Fontaine (Jean la), ſ. Lafontaine (Jean).

Fontainebleau, eine Stadt von 7400 Einw. im Departement der Seine und Marne. Das hier befindliche Luſtſchloß iſt rings mit Waldungen umgeben. Es beſteht aus vier Gebåuden, zu welchen Franz I. den Grund legte, und welche Heinrich IV., Ludwig XIV. und XV. ausbauten. Hier war es, wo die ſchwediſche Chriſtina 1654 ihren Stallmeiſter, den Grafen Monaldeschi hinrichten ließ, und wo die Monteſpan und du Barry die Schätze des ſchönſten und reichſten Landes in Europa verſchwelgten. In dem Schloſſe von Fontainebleau wurden am 5. Nov. 1762 die Friedenspråliminarien zwiſchen Frankreich, England, Spanien und Portugal unterzeichnet, und den 20. die Ratificationen ausgewechſelt. Hier hielt Napoleon ſeit 1809 den Papſt Pius VII. einige Jahre gefangen, und unterzeichnete am 11. April 1814 ſeine Thronentſagung.

Fontana (Domenico). Mehrere Gelehrte und Kůnſtler Italiens haben den Namen Fontana gefůhrt. Domenico Fontana, ein berůhmter Baumeiſter des 16. Jahrh., geb. 1543 zu Mili, einem Dorfe am Comer-See, trieb in ſeiner Jugend fleißig Geometrie; 20 Jahre alt, ging er nach Rom, ſtudirte die Antiken und die beſten unter den neuern Meiſtern, und machte ſich bald růhmlich bekannt. Der Cardinal Montalto (nachmals Papſt Sixt V.) nahm ihn als Architect an, und trug ihm den Bau einer Capelle in der Kirche St. Maria Maggiore, und eines Palaſts auf. Montalto hatte, wie viele italieniſche Große, den Wunſch, ſeinen Namen durch imponirende Werke zu verewigen. Fontana ſollte daher keine Koſten ſparen. Aber dem Cardinal fehlte endlich das Geld, und der Bau wůrde unterbrochen worden ſein, wenn Fontana nicht die Koſten aus ſeinen eigenen Mitteln hergegeben, und ſo den Bau vollendet håtte. Montalto wußte es ihm ſehr Dank, und als er bald nachher auf den påpſtlichen Stuhl kam, beſtåtigte er ihn in ſeiner Stelle als Architect, und ließ durch ihn einen andern Palaſt in der Nåhe der Båder des Diocletian bauen. Sixt V. wollte den großen Obelisk, der nun auf dem Platze vor der Peterskirche ſteht, damals aber noch zum Theil unter Trůmmern verſteckt lag, aufrichten laſſen: ein Unternehmen, daß ſchon mehrere Påpſte beſchloſſen, aber, durch die Schwierigkeiten abgeſchreckt, unterlaſſen hatten. Fontana erhielt den Auftrag dazu, und führte ihn (1586) glücklich aus. In der Folge richtete Fontana noch drei andere Obelisken, die man zum Theil

erſt unter den Ruinen gefunden hatte, an verſchiedenen freien Plätzen auf. Unter den übrigen Gebäuden, die er auf Befehl Sixt V. vollführte, und die den Fürſten, der ſie anordnete, eben ſowohl ehren, als den Baumeiſter, der ſie ausführte, zeichnen ſich die Vaticaniſche Bibliothek und die Waſſerleitung, Aqua felice, aus. Auch unter Clemens VIII. vollführte Fontana verſchiedene Baue und Veränderungen mit den antiken Denkmälern. Endlich aber beſchuldigte man ihn, daß er Gelder, die er zum öffentlichen Dienſt erhalten hatte, unterſchlagen habe. Er verlor ſeine Stelle am päpſtlichen Hofe, erhielt aber ſogleich einen Ruf als Architect und Ingenieur des Königs beider Sicilien, und begab ſich 1592 nach Neapel. Hier baute er verſchiedene Canäle, um die Ueberſchwemmungen abzuleiten, eine Straße längs dem Meerbuſen und den königlichen Palaſt in der Hauptſtadt, der aber in der Folge ſehr verändert worden iſt. Sein Plan, einen neuen Hafen bei Neapel anzulegen, wurde erſt nach ſeinem Tode durch einen andern Baumeiſter ausgeführt. Fontana ſtarb zu Neapel 1607, und ſein Sohn, Julius Cäſar, folgte ihm als königlicher Architect. Von Domenico Fontana iſt ein Werk vorhanden (Rom 1540, mit 19 Kpf.), in welchem er die Methode angiebt, deren er ſich bediente, um den großen Obelisk zu transportiren. Sie iſt um ſo mehr als ſeine Erfindung anzuſehen, da in den Schriften der ältern Baumeiſter keine Anleitungen zu dem in ſolchen Fällen zu beobachtenden Verfahren ſich finden.

Fontana (Felice), Mathematiker und Phyſiker am großherzoglichen Hofe zu Florenz, geb. 1730 zu Pomarolo unweit Roveredo im italieniſchen Tyrol, ſtudirte zuerſt auf den Schulen zu Roveredo und Verona, dann auf den Univerſitäten zu Padua und Bologna, ging alsdann nach Rom, und von da nach Florenz. Der Großherzog Franz (nachmaliger Kaiſer) ernannte ihn zum Profeſſor der Phyſik auf der Univerſität zu Piſa. Der Großherzog und nachmalige Kaiſer Leopold II. berief ihn nach Florenz als Mathematiker, mit Beibehaltung ſeiner Stelle in Piſa, und trug ihm auf, das Naturaliencabinet einzurichten, das noch jetzt eine von den vielen Sehenswürdigkeiten in Florenz iſt. Einen wichtigen Theil dieſer Sammlung machen die ſogenannten anatomiſchen Präparate von gefärbtem Wachs aus, welche alle innern und äußern Theile des menſchlichen Körpers in den kleinſten Einzelheiten und nach allen denkbaren Abweichungen, mit der größten Sorgfalt gearbeitet, vorſtellen. Dieſe Präparate wurden, unter Fontana's Aufſicht und nach ſeiner Anleitung, von verſchiedenen Meiſtern gefertigt. Kaiſer Joſeph II. ließ durch ihn eine ähnliche Sammlung für die chirurgiſche Akademie in Wien veranſtalten. Auf gleiche Art wurden unter Fontana's Aufſicht eine Menge Pflanzen, Schwämme und andere Gegenſtände der Naturgeſchichte, die ihre eigenthümlichen Farben mit der Zeit verlieren, in gefärbtem Wachs nach der Natur abgebildet. Fontana iſt Verfaſſer mehrer Schriften über Gegenſtände der Phyſik und Chemie, die zum Theil ins Deutſche und Franzöſiſche überſetzt worden ſind. Auch hat er verſchiedene Entdeckungen über die Anwendung der Gasarten und der Kohlenſäure gemacht. Er zeigte ſich überall in ſeinen Schriften als ſcharfſinnigen und unermüdeten Beobachter. Seine politiſchen Grundſätze zogen ihm in den neueſten Zeiten bei den Veränderungen, die ſeit 1799 im Toscaniſchen vorfielen, einige Unannehmlichkeiten zu. Er ſtarb 1805, und wurde in der Kirche Santa Croce neben Galilei und Viviani begraben.

Fontanges (Herzogin v.), geb. 1661, ſtammte aus einer alten Familie von Rouergue, und ward Ehrendame der Königin Mutter.

Schön wie ein Engel, ſagt der Abt von Choiſy, aber albern in gleichem Maße, unterjochte ſie nichts deſto weniger das Herz Ludwigs XIV., das der herrſchſüchtigen und bizarren Laune der Frau von Monteſpan überdrüſſig war. Sobald ſie die Leidenſchaft kannte, die ſie eingeflößt hatte, überließ ſie ſich ganz dem Hochmuth und der Verſchwendung, welche die Hauptzüge ihres Charakters ausmachten. Sie gab der Frau von Monteſpan hundertfach die von ihr empfangenen Blicke der Verachtung zurück, brachte monatlich 100,000 Thaler durch, war die Spenderin aller Gnadenbezeigungen, und gab den Ton für alle Moden an. Als ihr auf einer Jagdpartie der Wind den Kopfputz in Unordnung gebracht hatte, ließ ſie ihn durch ein Band wieder befeſtigen, deſſen Knoten ihr auf die Stirne fielen; dieſe Mode verbreitete ſich unter ihrem Namen in ganz Europa. Der König erhob ſie zur Herzogin; allein ſie genoß dieſes Ranges nicht lange, denn ſie ſtarb, kaum 20 Jahre alt, an den Folgen einer Niederkunft 1681 in der Abtei Portroyal in Paris.

Fontenai, Dorf im ehemaligen Bourgogne, Depart. Yonne, wo 841 die blutige Schlacht zwiſchen den Söhnen Ludwigs des Frommen vorfiel, welche 843 den Theilungsvertrag zu Verdun zur Folge hatte, vermöge deſſen das große fränkiſche Reich dergeſtalt getheilt wurde, daß Lothar I. Italien nebſt dem Kaiſertitel, Ludwig Deutſchland, und Carl der Kahle Frankreich erhielt.

Fontenelle (Bernard le Bovier de), geb. 1657 zu Rouen, war der Sohn eines Advocaten und einer Schweſter des großen Corneille. Der Mann, der hundert Lebensjahre hindurch eine ſeltene Thätigkeit, Geiſteskraft, und bis an ſein Ende ungeſchwächte Geſundheit des Körpers und der Seele beſaß, kam ſo ſchwach auf die Welt, daß er an dem Tage ſeiner Geburt ſchon dem Tode nahe war. Als Knabe begann er ſeine Studien zu Rouen bei den Jeſuiten, und als er im 13. Jahre in die Schule der Rhetorik hinaufgerückt war, ſchrieb er ein kleines Werk in lateiniſchen Verſen, welches einen Preis der Akademie erhielt. Nachdem er den Curſus der Phyſik und der Rechtswiſſenſchaften vollendet hatte, ward er Advocat, führte einen Proceß, verlor ihn, und ſchwur, nie wieder juriſtiſche Sachen zu führen. 1674 kam er nach Paris; ſein ſchon berühmter Name war ihm vorausgegangen. Mehrere in den Mercure galant eingerückte Poeſien kündigten Frankreich einen überaus zarten und eben ſo züchtigen Dichter an. Noch nicht ganz 20 Jahre alt, hatte er einen großen Theil der Opern Pſyche und Bellerophon verfertigt, die unter dem Namen ſeines Oheims, Thomas Corneille, erſchienen. 1681 ließ er ſein Trauerſpiel Aſpar aufführen; es mißfiel, und ſein Fall erregte ſo viel Aufſehen, daß ſelbſt Racine Epigramme auf ihn machte. Der Eifer für den Ruhm ſeines Oheims und perſönliche Empfindlichkeit brachten ihn dahin, eine Partei zu ergreifen, die ganz den Anſichten derer, die damals unumſchränkt in der Literatur herrſchten, entgegen war. Sein ſanfter Charakter aber und ſeine Liebe zur Ruhe, die er immer jedem Genuſſe der Eitelkeit vorzog, verhinderten ihn, irgend eine Meinung mit Leidenſchaft zu behaupten. In dem Streite über die Alten und Neuern neigte er ſich auf die Seite der Gegner des Alterthums. In ſeiner Jugend war er mit der Philoſophie des Carteſius bekannt geworden; er blieb ihr zugethan, ohne ſie vertheidigen zu wollen. Er hatte als Dichter kein Feuer, keine Einbildungskraft, und als Gelehrter wenig Erfindungsgeiſt. Er behandelte die ſchönen Wiſſenſchaften trocken und ſteif, und gab den ſtrengen Wiſſenſchaften einen zu leichten Anſtrich. Zwei Jahre ſpäter, als jenes

Trauerſpiel, erſchienen ſeine Dialogues des morts, welche günſtiger aufgenommen wurden, wiewohl ſie durch die Sucht, ſtets geiſtreich, neu und ungewöhnlich zu ſein, ermüdend und unnatürlich werden. Seine Entretiens sur la pluralité des mondes, 1686 (deutſch von Bode), ſind das erſte Buch, in welchem philoſophiſche Gegenſtände mit Geſchmack und Anmuth vorgetragen werden. Die Brauchbarkeit deſſelben iſt freilich durch die Fortſchritte der Wiſſenſchaften ſeitdem verloren gegangen, da für uns weder die Grundlage des Werks, noch die daraus abgeleiteten Folgerungen mehr gelten. Als Secretär der Akademie der Wiſſenſchaften machte ſich Fontenelle durch die ſeit ihm zuerſt üblich gewordenen Eloges berühmt. Kein Gelehrter hat wohl einen bedeutendern Einfluß auf ſein Zeitalter gehabt, als er. Er verdiente ihn eben ſo ſehr durch ſeine Lebensweisheit, durch die Lauterkeit ſeines Charakters und Liebenswürdigkeit ſeiner Schriften, als durch ſeine Sitten. Er erreichte ein ſeltenes Alter, und blieb bis zu ſeinem Tode (1757) an Geiſt und Körper ungeſchwächt. Nivernois charakteriſirt ihn auf folgende Weiſe: Als Fontenelle auf den Kampfplatz trat, waren ſchon alle Preiſe vertheilt, alle Palmen gebrochen; nur der Preis der Univerſalität war noch übrig. Fontenelle wagte um ihn zu ringen, und gewann ihn. Er iſt nicht nur Metaphyſiker mit Malebranche, Phyſiker und Geometer mit Newton, Geſetzgeber mit Peter dem Großen, Staatsmann mit d'Argenſon; er iſt alles mit allen, er iſt alles überall.

Fontevraud, Ebraldsbrunnen, ein Thal an den Grenzen von Poitou und Anjou, im Depart. Mayenne und Loire, ward 1099 von dem durch ſeine ſeltſamen Bußübungen bekannten Robert von Abriſſel (mehr über dieſen Bekehrer gefallener Mädchen erzählt der Art. Fontevraud in Bayle's Dictionär) zum Stammſitze ſeiner aus büßenden Frauen und Mönchen zuſammengeſetzten Kloſtergeſellſchaft gewählt; daher erhielt dieſe den Namen des Ordens von Fontevraud. In den daſelbſt aufgeführten Kloſtergebäuden verſammelte Robert bald mehrere Tauſende von Religioſen beiderlei Geſchlechts, denen er die geſchärfte Regel Benedicts auflegte und eine ganz eigenthümliche Verfaſſung gab, bei der die Nonnen die Herrſcherinnen, und die Mönche der jedesmaligen Aebtiſſin unterworfen wurden. Dieſer Orden breitete ſich nach Spanien, vorzüglich aber in Frankreich aus, wo die zahlreichen Klöſter deſſelben bedeutende Schenkungen erhielten. Die Aebtiſſin von Fontevraud, meiſt eine vornehme Dame, regierte ſie alle als Generalſuperiorin, und war, von jeder biſchöflichen Gerichtsbarkeit frei, nur dem Papſte untergeben. Zu Gunſten ihres Geſchlechts wußte ſie die ſtrenge Regel ſpäterhin zu mildern, und im 14. Jahrh. waren auch andere Unordnungen in den Klöſtern dieſes Ordens eingeriſſen, ungeachtet die urſprünglichen Satzungen für eine ſcharfe Abſonderung beider Geſchlechter geſorgt hatten. Er verlor dadurch an Anſehn, hatte aber doch vor der Revolution immer noch 57 Häuſer oder Priorate in Frankreich. Seitdem iſt er erloſchen. Die Kleidung war ſchwarz, mit Kragen, Capuze und Gürtel.
E.

Fontinalien waren Feſte, welche die Römer den Nymphen der Brunnen zu Ehren feierten, und an welchen ſie die Brunnen bekränzten und Blumen hineinwarfen.

Foote (Samuel). Dieſer berühmte Komiker, der wegen ſeines beißenden Witzes, und weil er lebende Perſonen auf die Bühne zu bringen pflegte, der engliſche Ariſtophanes genannt wurde, war 1719 zu Truro in Cornwallis geboren, und ſtammte aus einer guten Familie. Die Rechtsgelehrſamkeit, die er anfangs ſtudirte, erregte ihm bald Wi=

derwillen. Er heirathete ein vornehmes junges Frauenzimmer, allein beider Neigungen ſtimmten wenig überein. Foote überließ ſich ohne Mäßigung ſeinem Hange zum Vergnügen, und ſtürzte ſich dadurch in die größten Verlegenheiten, denen er nur dadurch zu entgehen wußte, daß er ſeine Zuflucht zum Theater nahm. Er debütirte mit der Rolle des Othello, in welcher er unmöglich gefallen konnte, wie er denn überhaupt nie in fremden Stücken vorzüglich ſpielte. Um das J. 1747 eröffnete er auf dem Hay=Market eine kleine Bühne, wozu ihm der Herzog von Cumberland vom Könige die Erlaubniß ausgewirkt hatte, und erſchien als Verfaſſer und Schauſpieler zugleich in einer Gattung von Schauſpielen, die ein Mittelding zwiſchen Luſtſpiel und Poſſe waren, und in welchen er Begebenheiten des Tages und lebende Perſonen mit deſto größerem Glücke aufs Theater brachte, je mehr er das ſeltene Talent beſaß, Geberden und Sprache Anderer auf das treffendſte nachzuahmen. Sein erſter Verſuch iſt unter dem Namen der Morgenbeluſtigung bekannt. 1748 that Foote eine beträchtliche Erbſchaft; er verließ ſogleich die Bühne, und erſt als ſeine Hülfsquellen verſiegten, erſchien er wieder auf dem Theater. Von 1752 an ſpielte er bald in Drurylane, bald in Coventgarden, 1760 im Sommer auf dem Hay=Market, und ſeit 1762 alle Sommer daſelbſt, wodurch er ſich eben ſo viel Ruhm erwarb, als Geld gewann. 1766 brach er auf der Jagd mit dem Herzog von York das Bein, und mußte es ſich gänzlich ablöſen laſſen. In den letzten Jahren ſeines Lebens erfuhr er mancherlei Kränkungen. Seine Neider klagten ihn eines ſchändlichen Verbrechens an; der Kummer darüber verurſachte ihm eine vorübergehende Gliederlähmung, und er faßte den Entſchluß, ſich nach dem ſüdlichen Frankreich zu begeben, überließ ſein Theater an Colman, ward aber ſchon zu Dover 1777 vom Tode ereilt. Er hinterließ einen natürlichen Sohn als Erben ſeines Vermögens. Foote war ein Mann von unerſchöpflichem Witz, ſowohl auf dem Theater als im Umgang; aber er machte ſich furchtbar damit, denn er verſchonte Niemand, und keines ſeiner Bonmots ging verloren. Die Tugend war ihm indeß heilig, nur das Laſter und die Thorheit geißelte er ohne Rückſicht und Schonung. Als eine Probe ſeines ſtets fertigen Witzes wird folgende Anekdote erzählt. Foote hatte den Grafen Sandwich lächerlich gemacht; dieſer erfuhr es, und als er mit ihm zuſammenkam, ſagte er, um ihn zu kränken: „Ich möchte doch wiſſen, Foote, ob ſie einmal an den Fr... oder an dem Galgen ſterben werden.“ „Mylord,“ antwortete dieſer ſogleich, „das würde nur davon abhängen, ob ich es mit Ihren Maitreſſen oder mit Ihren Grundſätzen hielte.“ Foote war ſchon auf den erſten Anblick eine lächerliche, drollige und burleske Figur, kurz und unterſetzt, mit vollen Backen und großen, muthwilligen, geiſtvollen Augen; dabei wußte er auf ſeinem hölzernen Beine ſich mit einer ſeltenen Gewandtheit fortzubewegen. Seine ſämmtlichen dramatiſchen Werke ſind 1783 in vier Octavbänden unter Colmans Aufſicht erſchienen.

Forcellini (Egidio), ein italieniſcher Gelehrter und guter Lexicograph, geb. 1688 in einem Dorfe unweit Feltre, im ehemaligen venetianiſchen Gebiet. Die Armuth ſeiner Eltern hinderte ihn anfangs, eine gelehrte Schule zu beſuchen, und er war ſchon ziemlich erwachſen, als er auf dem Seminario zu Padua anfing Lateiniſch zu lernen. Sein Lehrer in dieſer Sprache, und bald nachher ſein Freund, war der bekannte Literator und Profeſſor Facciolato. Forcellini machte ſehr ſchnelle Fortſchritte in den alten Sprachen, und Facciolato bediente ſich ſeiner Hülfe bei der neuen, von ihm ſehr vermehrten Ausgabe von Calepin's

Lexicon in ſieben Sprachen. Beide Freunde faßten darauf den Entſchluß, ein großes und vollſtändiges Wörterbuch der lateiniſchen Sprache herauszugeben. Die Ausführung dieſer Idee wurde jedoch dadurch verzögert, daß Forcellini nach Ceneda in der treviſaner Mark als Profeſſor der Rhetorik und Director des daſigen Seminariums verſetzt wurde. Als er aber im J. 1731 wieder nach Padua zurückberufen worden war, und durch die Gunſt des Biſchofs dieſer Stadt, des Cardinals Rezzonico, hinlängliche Muße erhalten hatte, vollbrachte er unter Facciolato's Leitung ſeine Arbeit, welche unter dem Titel: Aegidii Forcellini totius latinitatis Lexicon etc., 1771 zu Padua in 4 Foliobänden erſchien. Forcellini hatte darin einen rühmlichen Beweis ſeiner ausgebreiteten Beleſenheit und ſeiner richtigen Beurtheilung gegeben. Er ſtarb 1768. Man vergl. den Art. Facciolato.

Forkel (Joh. Nic.), Doctor der Muſik, der größte muſikaliſche Theoretiker, Literator und Hiſtoriker unſerer, wie der bisherigen Zeit überhaupt. 1749 zu Meeder, einem Flecken bei Coburg, geboren, verdankte er ſeinen erſten Aufflug in der Kunſt dem „vollkommenen Capellmeiſter“, einem Werke des großen hamburgiſchen Muſikers Mattheſon. Zuerſt ging er zu Coburg in die Schule, kam bald nach Lüneburg, von da aber, im ſiebzehnten Jahre, durch gute Empfehlungen als Präpoſitus des Chors nach Schwerin. Hier machte er durch ſeine hübſche Stimme, wie durch ſein ſchönes Harfenſpiel, auch bei der herzoglichen Familie Glück, und man ſuchte ihn zu bereden, die Rechte zu ſtudiren, um ihn dereinſt für ein juriſtiſches Fach in Schwerin anzuſtellen. So wenig ihm dieſe Ausſicht auch wünſchenswerth ſchien, ſo zwang ihn doch der Mangel an Vermögen, und ſein Durſt nach Wiſſen und Vergleichen, nach Göttingen zu gehen und dort zwei Jahre lang den Rechten obzuliegen. Doch bald darnach war ſein Entſchluß gefaßt, der Tonkunſt ſein ganzes Leben und ſeine ganze Kraft zu widmen. In dieſer Zeit ſchrieb er ſeine muſikaliſch-kritiſche Bibliothek, in der gleich die erſte Recenſion von Glucks Alceſte viel Aufſehen erregte, und Kennern das Urtheil ablockte, ſie, das Werk eines göttinger Studenten, ſei vielleicht ein größeres Meiſterſtück, als irgend eine der Opern des berühmten Capellmeiſters in Wien, der damals in Paris ſo viel Beifall einerntete. Als die Stelle des Concertmeiſters, die bisher ein Violinſpieler aus der Bendaſchen Schule verſehen hatte, in Göttingen durch den Tod erledigt wurde, erhielt Forkel dieſelbe mit dem Titel eines Muſikdirectors; und er bekleidete ſie bis an das Ende ſeines Lebens. Sie gewährte ihm die nöthige Muße, um die wichtigſten Werke, die wir in der Theorie der Muſik beſitzen, auszuarbeiten. So haben wir von ihm eine Literatur der Muſik, die erſten zwei Bände einer Geſchichte dieſer Kunſt, eine Biographie und Charakteriſtik Sebaſtian Bachs erhalten, welche hinreichen, den Namen ihres Urhebers unſterblich zu machen. Zugleich bildete Forkel theoretiſch und practiſch viele Schüler. Er war einer der wenigen, welche Sebaſtian Bachs Methode des Clavierſpiels in ihrer Reinheit bewahrt hatten. Er ſtarb zu Göttingen 1818.

Form wird in der Philoſophie der Materie (ſ. d. Art.) entgegengeſetzt, und bedeutet die Art und Weiſe, wie eine Thätigkeit wirkt, die Art der Verbindung eines Mannichfaltigen zu einem Ganzen; auch ſo viel als Geſtalt, Geſtaltung. — Formalismus, in der Wiſſenſchaft, namentlich in der Philoſophie, das bloße Berückſichtigen und Beobachten der formellen Erfoderniſſe, daher auch formelle Philoſophie; — Formalphiloſophie aber, welche von der Form des philoſophiſchen Erkennens handelt. — In der Buchdruckerkunſt heißt Form die

in ihre Columnen und Spalten abgetheilte und zum Abdruck geſetzte, in eiſerne Rahmen eingeſchloſſene Hälfte eines Bogens, welche auf eine Seite des Papierbogens kommt. Sie enthält in Folio 2, in Quart 4, in Octav 8 Columnen u. ſ. w., welche auf einmal abgedruckt werden; zu jedem Bogen gehören alſo zwei Formen.

Formale. Das Formale, dem Materialen entgegengeſetzt, deutet die Geſtaltung, Beſtimmung oder Form eines Dinges an. Formalien, Formalitäten (Aermlichkeiten), ſind äußere, außerweſentliche Umſtände, womit eine Handlung begleitet wird, von denen aber, in rechtlicher Hinſicht, die Gültigkeit eines Geſchäfts durch die Geſetze abhängig gemacht iſt, in ſo fern ſie als Zeichen der Rechtsgültigkeit angeſehen werden können. Z. B. Jemand mit allen Formalien empfangen; ein Teſtament mit den gewöhnlichen Formalien eröffnen; daher formaliter, in gewöhnlicher Form und Art. Sich formaliſiren, etwas übel nehmen, ſich durch die Form, durch die Art und Weiſe, wie etwas geſchieht, für beleidigt halten; ſein Befremden oder Mißfallen über etwas äußern, ſich über etwas aufhalten. Formaliſt heißt derjenige, der ſich genau an die vorgeſchriebenen Formalien bindet, daher auch ein Ceremonien= oder Complimentenmacher. — Formeln oder Formulare ſind für beſondere Fälle vorgeſchriebene oder durch den Gebrauch eingeführte Worte, Wendungen oder Redensarten. In der Buchſtabenrechnung (Algebra) ſind es die Vorſchriften zur Auflöſung einer Aufgabe.

Formey (Johann Samuel), Profeſſor und immerwährender Secretär der Akademie der Wiſſenſchaften zu Berlin, wurde daſelbſt 1711 geboren. Seine Familie gehörte zu den Refugiés, die einſt der Religion wegen aus Frankreich auswanderten, und von denen ein Theil ſich in den preußiſchen Staaten niederließ. Formey widmete ſich anfangs der Theologie, und noch vor ſeinem 20. Jahre ward er von der franzöſiſchen reformirten Gemeine zu Brandenburg (an der Havel) zum Prediger erwählt, ſechs Wochen darauf aber ſchon wieder nach Berlin gerufen, und in gleicher Eigenſchaft bei der Friedrichsſtädter Gemeine angeſtellt. Seine Kränklichkeit zwang ihn jedoch bald, ſein Amt mit einem Gehülfen zu theilen, und von jetzt an legte er ſich, bei der größern, ihm gewordenen Muße, mehr auf Literatur. Außer mehreren Ueberſetzungen, gab er von 1733 an mit Beauſobre die Bibliothèque germanique, ſpäter das Journal littéraire de l'Allemagne und den Mercure et Minerve (gleichfalls ein periodiſches Blatt), und von 1750 bis 1759 mit Perard die Nouvelle bibliothèque germanique heraus. Faſt zu gleicher Zeit übernahm er auch die Stelle eines Directors und erſten Lehrers am franzöſiſchen Gymnaſium in Berlin, welche er 1739 mit der eines Profeſſors der Philoſophie an derſelben Anſtalt vertauſchte. Als Friedrich II. 1740 den Thron beſtieg, und die Akademie umſchuf, ward Formey durch Maupertuis dem Könige zum Secretär und Hiſtoriographen derſelben vorgeſchlagen. Sein Geiſt und ſeine Thätigkeit gewannen ihm hier des großen Königs Vertrauen und Zuneigung, und als 1748, nach Jariges Tode, die verſchiedenen Secretariatsſtellen dieſes Inſtituts in Eine zuſammengeſchmolzen wurden, da erhielt er die Verwaltung derſelben, mit dem Titel eines immerwährenden Secretärs. In den gelehrten Streitigkeiten, welche ſich bald nach Voltaire's Aufenthalt in Berlin zwiſchen dieſem und Maupertuis erhoben, und in denen der König ſelbſt ziemlich lebhaft Partei nahm, wußte ſich Formey mit ſo viel Umſicht zu benehmen, daß er, ohne ſeinen Anſichten und ſeiner Würde etwas zu vergeben, ſich doch die Achtung und

Gewogenheit aller Streitenden erhielt, und Friedrich II. nichts an ihm auszuſetzen fand, als daß er in ſeinen philoſophiſchen Anſichten nicht mit ſeinem Liebling Voltaire übereinſtimmte. Durch ſeinen ſchriftſtelleriſchen Fleiß und die Gewogenheit der Großen, die er ſich zu erwerben wußte, hatte Formey ſich nach und nach ein hübſches Vermögen geſammelt, und auch auf ſeine Kinder ging das Wohlwollen über, welches er genoß. 1778 erhielt er noch die Stelle eines Secretärs bei der Prinzeſſin Henriette Marie von Preußen; 1788 aber wurde er Director der philoſophiſchen Claſſe an der Akademie. Friedrich II. erwies ihm, ſo lange er lebte, die größte Achtung, und auch der Nachfolger dieſes Königs ſchätzte und ehrte den vielfach verdienten Mann. Formey ſtarb d. 7. März 1797, beinahe 86 Jahre alt; und merkwürdig iſt, daß dieſer in Deutſchland geborene und nie über die deutſchen Grenzen gekommene berliner Gelehrte, der noch dazu eine deutſche Mutter hatte, doch niemals dahin gelangte, das Deutſche geläufig und ganz richtig zu ſprechen, ſondern ſtets Franzoſe in Sprache und Eigenthümlichkeit blieb. Seine ſehr vielen ſchriftſtelleriſchen Arbeiten ſind meiſt in Meuſels gelehrtem Deutſchland verzeichnet, und ihr größter Theil in franzöſiſcher, einiges auch in lateiniſcher Sprache verfaßt, welches letztere Idiom er ſo gut wie das Franzöſiſche ſprach und ſchrieb. Beinah eben ſo gewandt war Formey auch im Griechiſchen, und nicht minder wohlbewandert im Hebräiſchen. Außer den gemeldeten Stellen bekleidete Formey auch noch einige wichtige Aemter bei dem franz. Departement. Er war Geheimerath, Mitglied des franz. Oberdirectoriums, Director des Orangehauſes, und einer der Stifter und älteſten Verpfleger der Ecole de Charité, für die er viel und lange rühmlich wirkte. Seine akademiſchen Abhandlungen gehören meiſt in das Gebiet der practiſchen Philoſophie, oder ſind Denkſchriften auf verſtorbene Akademiker, Reden bei öffentlichen Sitzungen (durch welche er ſich, ſo wie früher durch ſeine Kanzelvorträge, vielen Beifall erwarb) u. ſ. w. Für den geiſtlichen Stand, aus welchem er, bald nach ſeiner Ernennung zum Secretär der Akademie, gänzlich trat, behielt er übrigens ſtets, gegen die Sitte der Philoſophen ſeiner Zeit, groſe Hochachtung, und ſeine Beſcheidenheit blieb, bei allen Auszeichnungen, die ihm wurden, ſtets gleich groß. In ſeinen Souvenirs d'un Citoyen finden ſich anziehende Nachrichten über ihn. Bemerken wollen wir noch, daß Formey nicht allein Mitglied der petersburger, londoner und vieler andern gelehrten Geſellſchaften war, ſondern daß ihm, der, wie wir ſchon erwähnten, nie vollkommen des Deutſchen mächtig war, auch die greifswalder gelehrte Geſellſchaft zur Beförderung und Reinigung der deutſchen Sprache ein Patent als Mitarbeiter zutheilte.

Forskål (Peter), ein berühmter ſchwediſcher Botaniker und Schüler Linné's, geboren 1736. Er ſtudirte zu Göttingen, und vertheidigte da (1756) eine Disputation unter dem Titel: Dubia de principiis philosophiae recentioris. Eine franzöſiſche Broſchüre: Gedanken über die bürgerliche Freiheit, welche er nach ſeiner Rückkunft in Schweden herausgab, mißfiel der damals herrſchenden oligarchiſchen Partei. Forskål erhielt bald darauf einen Ruf nach Copenhagen als Profeſſor, und da er ſich auch auf Naturgeſchichte gelegt hatte, ſo wurde er, auf Linné's Empfehlung, mit zu der gelehrten Reiſe nach Arabien beſtimmt, welche König Friedrich V. von Dänemark veranſtaltete, und es wurden ihm dabei die Unterſuchungen im Fache der Naturgeſchichte aufgetragen. 1761 trat er mit ſeinen Gefährten, Carſten Niebuhr, von Haven und Kramer, die Reiſe an, botaniſirte unterwegs in der Ge-

gend von Marſeille, von welcher er eine Flora herausgab, und auf der Inſel Malta, und kam glücklich nach Aegypten und Arabien, wo er mit dem größten Fleiße botaniſirte. Von der Peſt befallen, ſtarb er 1763 zu Djerim in Arabien, zu früh für die Naturgeſchichte und die Wiſſenſchaften überhaupt Niebuhr hat Forskåls hinterlaſſene Papiere, die aus lauter einzelnen Blättern mit Bemerkungen beſtanden, ſorgfältig geſammelt, und aus denſelben nachmals herausgegeben: **Descriptiones animalium, avium amphibiorum, piscium, insectorum, quae in itinere orientali observavit P. Forskael. Havniae 1775,** mit 1 Kupfertafel. (Dem ſyſtematiſchen Namenverzeichniſſe in lateiniſcher, griechiſcher und arabiſcher Sprache folgten gegen 300 Beſchreibungen von Thieren ꝛc., nach dem Linnéſchen Syſtem geordnet, und dann die **materia medica** in der anſehnlichen Apotheke zu Kahira in Aegypten.) — **Flora Aegyptiaco-Arabica etc. ib. — Icones rerum naturalium, quas in itinere oriental. depingi curavit Forskael. ib. 1776,** mit 48 Kpfrn., wovon 20 Pflanzen, 23 aber Thiere vorſtellen. Die Zeichnungen ſind von dem ebenfalls unterwegs geſtorbenen Maler der Reiſegeſellſchaft, Baurenfeind, von Haas ſauber geſtochen. — Linné gab ſeinem Schüler und Freunde zu Ehren einer exotiſchen Pflanze den Namen **Forskalea.**

Forſt, derjenige Theil eines Waldes, der als ein geſchloſſenes Ganze für ſich bewirthſchaftet wird; alſo eine geſchloſſene Forſtwirthſchaft, oder ungefähr das, was bei der Landwirthſchaft ein Landgut iſt. Der Verwalter derſelben heißt Förſter, daher auch die Benennung Förſterei; ſeine Untergebenen ſind Unterförſter, Forſtknechte, Zeichenſchläger, Holzläufer oder Holzwächter, öfters auch Fußknechte genannt. Nicht ſelten bezeichnet man mit dem Namen Forſt den Wald, oder überhaupt Grundſtücke, die zum Holzwuchſe beſtimmt ſind. Das vorhandene Holz heißt der Forſt- oder Holzbeſtand, ſo wie die nach gewiſſen Regeln begrenzten, und gewöhnlich nach Nummern bezeichneten Theile, Forſtreviere, Reviere oder auch Schläge, Holzſchläge. Stellen, auf denen in einem Forſte kein Holz ſteht, heißen Blößen, im Gegenſatz von beſtandenen, d. i. wo gehöriger Holzwuchs iſt. Dieſer beſteht entweder aus Nadelholzarten (Schwarzwald), oder Laubholzarten (lebendiges Holz). Ferner unterſcheidet man Ober- und Unterholz. Jenes giebt ſtämmige Bäume, die eine gewiſſe Reihe Jahre zur verlangten Stärke heranwachſen müſſen, ehe ſie abgetrieben werden können. Unterholz heißt dasjenige, welches nur einige Jahre wächſt, ehe es geſchlagen, d. i. abgehauen wird, und heißt darum auch Schlagholz. Es giebt nur Reiſig, Stangen, und ſelten Scheitholz. Den Namen Unterholz führt es, weil es gegen das Oberholz, das auch Hochwald heißt, niedrig, oder in Anſehung der Länge unter demſelben bleibt. In manchen Gegenden nennt man das Unterholz auch Buſchholz. Nicht ſelten werden beide auf einem und demſelben Schlage unter einander gehalten. An ſich ſind im Unterholze oftmals dieſelben Holzarten befindlich, aus welchen das Oberholz beſteht, nur mit dem Unterſchiede, das letzteres zum vollwüchſigen Stamme auswächſt, und der Stock davon nachher gerodet wird, hingegen das Unterholz in einem Alter geſchlagen wird, in welchem es fähig iſt, aus der Wurzel wieder auszuſchlagen, d. i. Stammlatten, Schößlinge zu machen. Doch giebt es allerdings eine Menge Straucharten, z. B. Haſeln, Schwarzdorn, Weißdorn, Hartriegel u. a., die nie zum Baume heranwachſen, und ſo von Natur zum Unterholze beſtimmt ſind. — Ein Forſt hat ſeine Gerechtſame, Forſtrecht, Forſtordnung, Forſtregel. Der Forſtnutzen beſteht theils im Holzgewinn, theils in ſogenannten

Nebennutzungen, wozu vorzugsweiſe das Wild oder die Jagd gehört; beträchtlich pflegt auch öfters die Maſt in Buchen- und Eichenrevieren zu ſein. Streu- und Laubharken, ſo wie Viehweiden im Forſte, ſind demſelben mehr nachtheilig, als nützlich. Daſſelbe iſt auch vom Harzſcharren zu behaupten. — Faßt man Alles unter einem gemeinſchaftlichen Namen, was den Forſt insbeſondere, oder auch nur darauf beziehend betrifft, ſo bedienen wir uns der Benennung Forſtweſen. Dieſes hat ſeine Geſchichte und Wiſſenſchaft. Wird ſolche ſyſtematiſch aufgeſtellt, ſo heißt ſie die Forſtwiſſenſchaft, ausgeübt aber die Forſtwirthſchaft; jene macht alſo die Lehre, und dieſe das Gewerbe aus. (S. Forſtweſen.)

Forſter (Johann Reinhold), geb. 1729, königl. preuß. Profeſſor der Naturgeſchichte zu Halle, ein berühmter und auch wegen ſeiner Schickſale ausgezeichneter Gelehrter. Seine Familie, aus dem alten Hauſe der Lords Foreſter in Schottland abſtammend, hatte ſich nach Polniſch-Preußen geflüchtet, und einer derſelben, Bürgermeiſter in Dirſchau, unweit Danzig, war ſein Vater. Reinhold legte, vom 15. Jahre an zu Berlin, auf dem Joachimsthaliſchen Gymnaſium, in Sprachen, Chronologie und Völkerkunde einen tüchtigen Grund, ſtudirte dann ſeit 1748 zu Halle Theologie, kam 1751 nach Danzig, und erhielt bald die Predigerſtelle zu Naſſenhuben (Naſſenhof). Sein Amt verwaltete er nur ſo viel es die Nothdurft heiſchte, und hing dagegen ſeinen Lieblingsfächern, Mathematik, Philoſophie, Länder- und Völkerkunde, auch alten Sprachen mit voller Seele nach. Sehr gelegen kam es ihm, bei ſeiner Reiſeluſt, als ein Mann geſucht wurde, der das Coloniewesen in Saratow, im aſiatiſchen Rußland, unterſuchen könne; er nahm den Antrag an, und reiſete im März 1765 ab. Seine Berichte fielen ſehr zur Zufriedenheit aus, und nach ſeiner Ankunft in Petersburg ward ihm von der Kaiſerin Catharina II. der Auftrag, mit Zuziehung mehrer Gelehrten ein Geſetzbuch für die Coloniſten zu verfertigen. Allein der fleißige Mann erhielt für dieſe ſeine Arbeiten und Reiſen, ja für die nun verlorne Predigerſtelle, die man wegen ſeines langen Außenbleibens unterdeſſen anderweit beſetzt hatte, nicht die erwartete Entſchädigung, und reiſete ohne die geringſte Belohnung im Aug. 1766 nach London. Hier erhielt er ſich und ſeinen Sohn Georg theils durch Verkaufung mehrer von ſeiner Reiſe mitgebrachten Seltenheiten, theils durch Ueberſetzungen, die er herausgab. Zwar wurden ihm mehrere amerikaniſche Predigerſtellen angetragen; allein er ſchlug ſie aus, indeſſen ſein Sohn Georg eine Stelle auf einem Comptoir annehmen mußte. Der Vater ging nun als Profeſſor der Naturgeſchichte und der franzöſiſchen und deutſchen Sprache nach Warrington in Lancaſhire, wohin auch ſeine Frau und Georg nachfolgten. Er unterrichtete hier, ſelbſt als er nachher die Profeſſorſtelle niederlegte, die Jugend, und lebte mehrere Jahre in dieſen nicht unangenehmen Verhältniſſen. Endlich kam der Antrag an ihn, den Capitän Cook bei ſeiner zweiten Entdeckungsreiſe als Naturforſcher zu begleiten. Er nahm ihn gern an, und ging mit ſeinem damals 17jährigen Sohne den 26. Juni 1772 von London ab. Dieſe Reiſe, auf welcher ſie volle drei Jahre zubrachten, hat der Sohn, Georg Forſter, in dem berühmten, 2 Quartbände ſtarken Werke (London 1777, und deutſch, Berlin 1778 und 1780) weitläufig beſchrieben, da dies dem Vater, welchem es zur Bedingung gemacht worden, nichts für ſich von dieſer Reiſe drucken zu laſſen, nicht erlaubt war. Der Vater gab nachher ſeine reichen Bemerkungen über Gegenſtände der phyſiſchen Erdbeſchreibung, Naturgeſchichte und Philoſophie, die er auf dieſer Reiſe geſammelt hatte, zu London 1778 in 4. (nachher verdeutſcht von ſeinem

Sohne zu Berlin 1783 in 8.) heraus. Die Weltkarte, welche die berühmten Weltumſegler auf ihrer Reiſe mit hatten, befindet ſich in der Gallerie zu Wörlitz. Belohnungen wurden übrigens Reinhold F. ſo wenig zu Theil, daß er vielmehr nach und nach bei ſeiner zahlreichen Familie in ſeinen öconomiſchen Verhältniſſen zurückgekommen war, bis er 1780 als Profeſſor der Naturgeſchichte nach Halle ging, wo er 18 Jahre, bis an ſeinen Tod, eine Zierde dieſer Akademie war. Auch hier ſchrieb er ſehr fleißig, und war mit Ueberſetzung der neueſten Reiſen aus mehreren Sprachen, unter welche vorzüglich die von Cooks dritter Reiſe gehört, beſchäftigt. Freilich blieb er auch in Halle nicht ohne Verdrießlichkeiten, welche ihm ſeine Heftigkeit, ſeine Geradheit und ſein offenes Herz zuzogen; auch ſein Hang zum Spiel, und die Begierde, ſeine Sammlungen um jeden Preis zu vermehren, ſetzten ihn oft in große Verlegenheit. Der Verluſt ſeines trefflichen Sohnes Georg vermehrte dieſe Leiden noch, und er ſtarb d. 9. Dec. 1798. Scharfſinn und ſchnelle Faſſungskraft waren bei dieſem merkwürdigen Manne zugleich mit dem bewundernswürdigſten Gedächtniß verbunden. Siebenzehn lebendige und todte Sprache redete oder ſchrieb er. Er beſaß eine höchſt ſeltene Kenntniß der Literatur in jedem Fache; in der Geſchichte, der Botanik und Zoologie wird er immer mit ſeinem Sohne als einer der erſten Entdecker des verfloſſenen Jahrhunderts glänzen. Obgleich von heftigem, aufbrauſenden Temperamente, hatte er dennoch ſo viel ungeheuchelte Gutmüthigkeit, daß er nicht leicht beleidigte. Er war ausnehmend gefällig und dienſtfertig; auch fremden Verdienſten ließ er volle Gerechtigkeit widerfahren. Eine unerſchütterlich frohe Laune gab ſeinem Umgange ein eignes Intereſſe. In ſeinen zahlreichen Schriften, unter denen ſeine oben erwähnten Beobachtungen auf einer Reiſe um die Welt, ſeine Geſchichte der Schiffahrten und Entdeckungen im Norden, ſo wie ſein antiquariſcher Verſuch über den Byſſus der Alten, die erſten Stellen einnehmen, war ſein Styl zwar kräftig und lebhaft, aber nicht ganz rein.

Forſter (Joh. Georg Adam), Sohn des Vorhergehenden, war geboren 1754 zu Naſſenhuben bei Danzig. Er folgte ſeinem Vater, elf Jahre alt, nach Rußland, und ſetzte, als beide von Saratow nach Petersburg zurückgekehrt waren, hier ſeine unter des Vaters Leitung begonnenen Studien fort. In London wurde er bei einem Kaufmann in die Lehre gegeben; indeß nöthigte ihn ſeine ſchwache Geſundheit bald, der Handlung zu entſagen. Er kehrte zu ſeinem Vater nach Warrington zurück, ſetzte mit Erfolg ſeine Studien wieder fort, überſetzte mehrere Werke ins Engliſche, und gab in einer benachbarten Schule Unterricht im Deutſchen und Franzöſiſchen. Er machte, nebſt ſeinem Vater, von 1772 — 75 die Reiſe um die Welt unter Cook mit, begab ſich 1777 nach Paris, wo er ſich niederzulaſſen gedachte, ging aber bald nach Holland, und war auf dem Wege nach Berlin, als der Landgraf von Heſſen ihm einen Lehrſtuhl der Naturgeſchichte an der caſſeler Ritterakademie anbot, den er bis 1784 einnahm, in welchem Jahre er einem Rufe des Königs von Polen nach Wilna folgte. Er ward hier zum Doctor der Medicin promovirt. Die Kaiſerin Catharina hatte die Abſicht, 1787 eine Reiſe um die Welt zu veranſtalten, und Forſtern zum Hiſtoriographen dieſer Unternehmung ernannt, die jedoch wegen des Türkenkriegs unterblieb. Um nicht müßig zu ſein, kehrte Forſter nach Deutſchland zurück, wo er mehrere Schriften über Naturgeſchichte und Literatur herausgab. Der Churfürſt von Mainz ernannte ihn 1788 zu ſeinem erſten Bibliothekar. Forſter ſtand dieſem Amte mit Auszeichnung

vor, bis 1792 die Franzoſen nach Mainz kamen. Er hatte die Grundſätze der Revolution mit Feuer ergriffen, und wurde von den republikaniſch geſinnten Mainzern nach Paris geſchickt, um ihre Vereinigung mit Frankreich beim Convent nachzuſuchen. Er befand ſich noch daſelbſt, als die Preußen Mainz wieder eroberten. Dies Ereigniß zog den Verluſt ſeiner ganzen Habe, auch ſeiner Bücher und Handſchriften, nach ſich. Er ſah ſeine ganze Lage erſchüttert, trennte ſich von einer geliebten Gattin, die ſich unter ſeiner Zuſtimmung mit ſeinem Freunde Huber wieder verband, und faßte den Entſchluß, Europa ganz zu verlaſſen, und nach Indien zu gehen. Er begann zu dem Ende das Studium der morgenländiſchen Sprachen, unterlag aber den Anſtrengungen und Unfällen der letztern Jahre, und ſtarb zu Paris 1794. Forſter gehört zu unſern claſſiſchen Schriftſtellern; als ſolcher wird er auch für die Nachwelt beſtehen; ſeiner eigenen Zeit eilte er voraus. Wir übergehen ſeine zahlreichen Ueberſetzungen, und führen hier von ſeinen Schriften nur an: die anziehende, für Naturgeſchichte und Menſchenkenntniß ſo wichtige Beſchreibung der denkwürdigen Reiſe um die Welt; ſeine kleinen Schriften, ein Beitrag zur Länder- und Völkerkunde, Naturgeſchichte und Philoſophie des Lebens, 6 Thle.; und insbeſondere ſeine reichhaltigen Anſichten vom Niederrhein, von Brabant, Flandern, Holland, England und Frankreich im April, Mai und Juni 1790, 3 Thle. Auch hat er das Verdienſt, die köſtliche Frucht des indiſchen literariſchen Himmels, die Sakontala des Kalidas, auf deutſchen Boden verpflanzt zu haben.

Forſtweſen iſt der gemeinſchaftliche Begriff der Theorie und Ausübung einer Wiſſenſchaft, welche, zu den jüngeren gehörend, und zuerſt in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrh. ausgebildet, die Lehre von der zweckmäßigen Behandlung der Waldungen zum Gegenſtande hat. Die Geſammtheit der hierauf abzielenden Grundſätze wird Forſtwiſſenſchaft, und der Inbegriff der Maßregeln, welche über die Anwendung dieſer Grundſätze auf ein gegebenes Holzland zu nehmen ſind, Forſtwirthſchaft, und Forſtwirth daher derjenige genannt, der ſich mit der pfleglichen Erziehung und zweckmäßigen Benutzung des Holzes zu beſchäftigen Beruf und Beſtimmung hat. Das Forſtweſen pflegt man in das Innere und Aeußere einzutheilen. Unter jenem werden alle in dem Umfange der Wälder, und in Abſicht auf ihre unmittelbare Benutzung und Erhaltung abzielende Verrichtungen, und die Perſonen verſtanden, denen dieſelben aufgetragen ſind, während mit dem Ausdruck, äußeres Forſtweſen, jene Geſchäftsverbindung bezeichnet wird, welche zwiſchen dem inneren Waldhaushalte und den Staatsbehörden Statt findet, und deren Charakter ſich in höherer Anordnung und Leitung, nicht aber in unmittelbarer Ausübung ausſpricht. Mit dieſer Eintheilung vereinigt ſich im Weſentlichen die neuere und ſtreng wiſſenſchaftlichere Abtheilung der Forſtwiſſenſchaft, oder vielmehr der Forſtwirthſchaft, welche in der zwiefachen Richtung thätig erſcheint: die ſchon vorhandenen Wälder zu erhalten, zu beſchützen, zweckmäßig zu benutzen, daher für die ununterbrochene Fortdauer der Benutzung, in der techniſchen Sprache, Nachhaltigkeit der Benutzung, zu ſorgen, und demnach die genutzten Flächen mit Holz wieder zu beſtellen; dann die Walderträgniſſe unter die Staats-Einwohner im Verhältniſſe des allſeitigen Bedarfes angemeſſen zu vertheilen, den Holzanbau mit den übrigen Zweigen der Urproduction im entſprechenden Verhältniſſe zu halten, ſeinen Gang und ſeine operative Wirkſamkeit der Staatsverfaſſung anzupaſſen, und die politiſchen Intereſſen der Wälder zu bewachen. Nach der Verſchie-

denheit dieſer verſchiedenartigen Zwecke des Waldhaushaltes zerfällt derſelbe in die Waldwirthſchaft und in die Staats-Forſtwiſſenſchaft. Jene gehört zu den Ausflüſſen des Eigenthumsrechtes, und nach der Verſchiedenheit der Waldbeſitzer ergiebt ſich der Begriff eines Domanial-, gemeinheitlichen, gutsherrlichen, Privat- ꝛc. Waldhaushaltes. Auf den unmittelbaren Waldbetrieb ſoll die Staats-Regierung nur in ſofern wirken, als ſie in der Behandlung ihrer Domän-Waldungen eine Muſterwirthſchaft zur Nachahmung aufſtellt, wogegen die Thätigkeit der beſondern Staatsforſt-Regiminal-Behörden ſich darin äußern muß, zweckmäßige Vertheilung der Waldflächen zu erſtreben, damit einerſeits die Gebiete der Land- und Forſtwirthſchaft gehörig abgegränzt, anderſeits die allſeitigen und allortigen Bedürfniſſe zureichend befriedigt werden. Die Waldungen, ſo wie jedes andere Eigenthum, gegen Angriffe und Beſchädigungen zu ſchützen, liegt in den allgemeinen Pflichten der Sicherheits-Polizei, und die Staats-Forſtbehörde wird in dieſer Beziehung um deßwillen nur in das Intereſſe der Sache beſonders gezogen, weil genaue Würdigung und Beurtheilung der Forſtvergehen, und dadurch Beſtimmung des zu leiſtenden Schadenerſatzes und der zu erlegenden Strafe, durch techniſche Kenntniſſe und Urtheil bemeſſen werden muß. Mit jenen Maßregeln, welche aus Zweck und Wirkſamkeit des Staats-Forſtweſens hervorgehen, hängt indeſſen nicht ſelten die innere Waldbehandlung ſo innig zuſammen, daß ohne auf dieſelbe direct zu wirken, die Staatsbehörden Gefahr laufen, ihre Zwecke zu verfehlen. Es kann daher Fälle geben, wo ſelbſt die innere Behandlung der Waldungen vorgeſchrieben werden muß, wenn die Aufgabe der forſtlichen Regierungskunſt erſchöpfend gelöſt werden ſoll, und wo daher präceptive Beſchränkungen der aus dem Eigenthumsrechte fließenden freien Verfügbarkeit über Benutzung der Holzgründe gerechtfertigt erſcheinen. Es iſt demnach eben ſo verwerflich, den Waldhaushalt der Staatsbürger der beſchränkenden und anordnenden landesherrlichen Oberaufſicht ohne Reſtriction und Bedingung unterzuordnen, als nicht zu rechtfertigen, denſelben unbedingt frei zu geben, und der Hauptgrundſatz des Staats-Forſtweſens ſpricht ſich, in Beziehung auf den Privathaushalt, darin aus, daß die Regierung dort imperativ einzuſchreiten habe, wo die Rückſichten des mit dem guten Zuſtande der Waldungen eng verbundenen Gemeinwohls, von einem durch Zeitconjuncturen mächtiger wirkenden größeren Schein-Intereſſe des Augenblicks überwogen, und, die Pflicht für die Zukunft dem ſchnöden Vortheile der Gegenwart aufgeopfert zu ſehen, Gefahr drohet. Mit dem Privathaushalte trit der gemeinheitliche nicht in gleiche Cathegorie, da es bei demſelben von dem Gebrauche der obervormundſchaftlichen Rechte und Pflichten des Staates abhängt, zu beſtimmen, auf welche Weiſe die innere Wirthſchaft unmittelbar oder mittelbar zu modificiren ſei. — In objectiver Hinſicht werden die Waldungen eingetheilt, und zwar in Anſehung ihrer Subſtanz, in Laub- und Nadelholz, ihrer Behandlung, in Hoch-, Mittel- und Niederwald, und die aus ihrer Benutzung erfallenden Erträgniſſe in Haupt- und Nebennutzungen. Die Laubholz-Waldungen beſtehen aus jenen Holzarten, deren Blätter eine größtentheils mehr breite als lange Form und wäſſerige Säfte haben, und, bis auf wenige Gattungen, an den Bäumen nicht überwintern, ſondern im Herbſte abfallen. Die Nadelhölzer haben dagegen nadelförmige, meiſt überwinternde, und ſich in längern Zeiträumen, z. B. von 3 zu 3 Jahren, nicht gleichzeitig, ſondern allmälig und unmerklich erneuernde Blätter, (Nadeln) und harzige, ölige Säfte. Die in

Deutſchland herrſchenden eingebornen, im Forſtbetriebe vorzüglich brauchbaren Laubholzgattungen ſind: die Eiche, die Rothbuche, die Birke, der Hornbaum, die Eſche, Ulme, Linde, Erle, Ahorn. Die Akazie, nordamerikaniſcher Abkunft, wurde in neueren Zeiten in Deutſchland einheimiſch, nicht aber mit den von ihr geträumten Vortheilen, und es hat überhaupt bis jetzt kein fremder Forſtbaum ſolche Vorzüge erprobt, welche nicht an eingebornen Hölzern nachgewieſen werden könnten, ſo daß dieſelben durch exotiſche Holzarten zu verdrängen, zu rechtfertigen wäre, ohne dadurch den Nutzen beſtreiten zu wollen, den einzelne Fremdlinge neben einheimiſchen Hölzern gewähren. Die vorzüglichſten Nadelholzarten ſind: die Kiefer oder Föhre, die Fichte, die Weißtanne und die Lärche, letztere nur im ſüdlichen Deutſchland heimiſch, nun aber in ganz Deutſchland angezogen. Unter Hochwald-Wirthſchaft wird jene Waldbehandlung verſtanden, wo man jede Holzart ihr natürliches Alter erreichen läßt, und wo daher der Natur überlaſſen bleibt, das geſchlagene Holz durch Samen zu verjüngen. Für dieſe Behandlung eignen ſich alle Holzarten, jedoch pflegt man im Hochwalde nur die beſonders hochſtämmigen zu erziehen. Wenn dagegen der Benutzung des Holzes ein engeres Ziel geſteckt wird, als an der natürlichen Wachsthumsperiode deſſelben, und wenn die Verjüngung der Waldungen durch die Aeußerung der angeſtammten Reproductionskraft, daher durch den Ausſchlag der Stauden bezweckt wird, ſo ergiebt ſich der Begriff von Niederwald. Für dieſe Wirthſchaftsmethode eignen ſich nur die Laubhölzer, weil das Nadelholz am Stocke nicht ausſchlägt. Schlag-Waldungen nennt man die Niederwälder dann, wenn die Abſicht des Forſtwirthes dahin geht, Holz von einer nicht ganz unbedeutenden Stärke zu erziehen, und bei ſolchen Waldungen wird die Abholzung in wiederkehrenden Zeiträumen von 30 bis 40 Jahren vorgenommen, in der Forſtſprache: ſie ſtehen auf 30 bis 40 jährigem Umtriebe. Buſchhölzer nennt man jene Waldungen, welche in ſehr kurzen Zeiträumen abgeholzt werden, und Rindenſchläge diejenigen, bei denen die directe Nutzungsabſicht auf Gewinnung gerbſtoffhaltiger Rinden geht. Daß bei der Wahl dieſer verſchiedenen Rindenwaldwirthſchafts-Methoden die Natur der Holzarten, insbeſondere daher ihre Größenverhältniſſe, ihre Lebensdauer und die Ausſchlagungsfähigkeit der Stöcke weſentlich entſcheiden, liegt im Begriff der Sache. Wenn örtliche Verhältniſſe gebieten, beide Wirthſchaftsarten in Verbindung zu ſetzen, wo z. B. der ſchnelle Umſatz des Waldcapitals nöthig, dabei aber die Erziehung ſtarken Bau- und Werkholzes unentbehrlich iſt, entſteht der Mittelwald oder Compoſitionsbetrieb, der beſonders in der franzöſiſchen Forſtſprache durch die Benennung, futaie sur taillis, ſehr richtig bezeichnet wird. Eigentlich wird alle Niederwaldwirthſchaft zu einer Art von Mittelwaldwirthſchaft, da die immer ausgehenden Stöcke durch neue Holzpflanzen aus dem Samen erſetzt werden müſſen. Der Umtrieb der Hochwaldungen richtet ſich nach der phyſikaliſchen, öconomiſchen, oder mercantilen Haubarkeit, daher nach der Natur, nach dem Holzbedarfe einer Gegend, und nach dem Geldbedarfe der Waldeigenthümer. Die natürliche Haubarkeit trit bei einer und derſelben Holzart verſchieden ein, nach der Verſchiedenheit der Lage und des Clima's. Das mildere Clima beſchleunigt, das ſtrengere verzögert die Haubarkeitsperiode, welche zunächſt durch den Grundſatz beſtimmt wird, daß bei längerm Stehenbleiben (Ueberhalten) der Stämme, der Verluſt an Holz- und Geldertrag durch die Vermehrung an Holzmaſſe (Zuwachs) nicht ausgeglichen werde. In allen

Laubholz-Hochwäldern wird die Verjüngung immer durch die Natur, und gewöhnlich durch Führung dreier Hiebe, des Beſamungs- oder Dunkel- des Licht- und des Abtriebs- oder Reinigungsſchlags, bewirkt. In Nadelholz-Waldungen findet auch der kahle Abtrieb und die Wiederbeſtellung der Schlagfläche durch Handſaat Statt. — Alle jene Grundſätze, welche das Verfahren bei den Waldnutzungen angeben, machen die Lehre der Forſtbenutzung aus, und befaſſen ſowohl die Haupt- als die Nebennutzungen. Unter jenen wird der Holzertrag der Wälder im engern Sinne Hauptziel ihrer Bewirthſchaftung, unter dieſen alles dasjenige verſtanden, was aus den Nebenbeſtandtheilen des Holzes, z. B. der Rinde zur Benutzung als Gerbeſtoff, dem Holzſamen zur Gewinnung von Oel, zur Schweinemaſt ꝛc. eingeht; dann, was Benutzung und Verwerthung im Walde nach Erzeugtwerden der Gegenſtände liefern z. B. das Gras als Viehfutter, dürres Laub, wo es, ohne die Verbeſſerung des Waldbodens zu beeinträchtigen, genommen werden kann, und Forſtunkräuter zur Streu, Steine und ähnliche Producte. Auch rechnete man den Jagdertrag zu den Forſt-Nebennutzungen, aber unrichtiger Weiſe, da die Jagd ein ſelbſtändiger Gegenſtand des Betriebes und Einkommens iſt, und auch nicht ausſchließlich in Wäldern ausgeübt wird. Eben ſo wenig ſind Waldbodenzinſe Forſt-Nebennutzungen, da jeder in einen andern Cultur- und Benutzungsſtand übergegangene Beſtandtheil des Waldes aufgehört hat, Wald zu ſein. Indem die Holzbedürfniſſe eines Waldes ſich in der Verwendung des Holzes zur Aufführung von Gebäuden, zu Gewerben und zur Feuerung ausſprechen, ſo muß die vorzügliche Rückſicht in der Forſtbenutzung dahin gehen, die verſchiedenen Holzarten zweckmäßig zu fördern, und jeder Beſtimmung jenes Holz zuzuweiſen, was für dieſelbe am beſten ſich eignet, und was nur dazu, und nicht mit größerem Vortheile zu anderen Verwendungen abgegeben werden könnte. Daher muß eine genaue Ausſcheidung der Holzſorten Statt finden, und der Forſtwirth die vorläufige Zurichtung des Holzes zu dem verſchiedenen Gebrauche auch um deswillen noch vorbereiten, um dadurch den Transport zu erleichtern, und den Transportaufwand zu vermindern, ſo wie ſelbſt die zweckmäßigſten Transportmaßregeln zum Bereiche des forſtwirthſchaftlichen Wirkens gehören. Der Inbegriff aller hierauf abzielenden Grundſätze, mit Einſchluß der Kenntniſſe der zur Holzgewinnung, Zurichtung und zum Transport dienenden Werkzeuge und Anſtalten begründet, den Begriff der Forſttechnologie. — Nicht alle Waldungen ſind in einem guten Zuſtande, ſondern manche theilweis holzleer. Dieſe nicht beſtandenen Waldtheile (Blößen, Oedungen) wieder mit Holz zu beſtellen, muß daher ebenfalls Sorge des Forſtwirthes ſein, worüber er durch die Lehre der Holzzucht oder des Holzanbaues Anleitung erhält. Solche künſtliche, durch Saat oder Pflanzung gemachte Waldanlagen nennt man Culturen. Die Blößen entſtanden meiſtens durch fehlerhafte Wirthſchaft, gewinnſüchtige Angriffe auf die Waldungen, Unglücksfälle, Verheerungen durch Thiere und ähnliche Veranlaſſungen. Gegen ſolche nachtheilige Ereigniſſe Waldungen zu ſichern, iſt Gegenſtand des Forſtſchutzes, womit die Staats-Forſtregierung jene Anordnungen in Verbindung ſetzen muß, welche darauf abzwecken, den Forſtſchutz in der Ausübung zu unterſtützen, durch zweckmäßige innere Anſtalten zu erleichtern, auf Vermeidung von Vergehen hinzuwirken, und von ihrer Wiederholung, durch Beſtrafung der begangenen und entdeckten Vergehen, abzuſchrecken. Dieſen Theil des Forſtweſens zu ordnen und zu regeln, übernimt

die Forſtpolizei, deren Ausübung zum Theil den Forſtbedienten, zum Theil aber auch eigenen Forſt- oder den allgemeinen Landes-Juſtiz und Polizeibehörden überlaſſen iſt. Eine eigene geſonderte Forſt-Polizei-Gerichtsbarkeit bleibt immer ein Mißſtand in einer guten Forſtverfaſſung und Quelle manches Uebels. Nur dann, wenn alle Räder in der Maſchine der Forſtverwaltung gehörig zuſammen und in einander greifen, wenn Einheit und Uebereinſtimmung in den Geſchäften dieſelbe vereinfachen, wenn in der ganzen ob- und ſubjectiven Forſtverfaſſung vom Höchſten bis zum Niederſten Zuſammenhang und Verbindung iſt, ſind die wichtigen Zwecke des forſtlichen Betriebes erreichbar, wozu beſonders gehört, daß jeder Forſtbediente die Pflichten und Befugniſſe ſeines Amtes genau kenne, Colliſionen und Reibungen unter den verſchiedenen Dienſtesclaſſen vermieden werden, jeder Forſtbediente für ſeinen Dienſtgrad und den Umfang ſeines Wirkens, die nöthige Bildung habe, daß daher für zweckmäßige Bildung und Unterricht, zugleich aber auch dafür ausreichend geſorgt werde, daß die Beſoldung dem Dienſtgrade, den damit verbundenen Ausgaben und dem Bildungsaufwande der Forſtbedienten gehörig entſpreche, und endlich aus ſolchen Beſtandtheilen zuſammengeſetzt ſei, daß einerſeits der localen Bedürfniſſe der Forſtdiener begegnet, und anderſeits das Intereſſe der Forſtverwaltung gegen hinreichende ausdehnende Beſoldung geſichert werde. Die Forſt-Direction wird daher die Vorſchläge zweckmäßigerer Forſtgeſetze der Staatsgeſetzgebung machen, für Zeit-, Sach- und ortsgemäße Inſtructionen der Forſtbedienten aller Grade ſorgen, eben ſo angemeſſene Beſoldungs-Syſteme und Etats entwerfen, und den forſtlichen Schulunterricht und die practiſche Ausbildung der angehenden Forſtwirthe leiten. Ein Zweig der Forſt-Direction iſt das Forſt-Material-Rechnungsweſen, deſſen Anordnung und Leitung von der Forſt-Direction ausgehen muß. Den adminiſtrirenden und ausübenden Forſtwirthen Gelderhebung und Verrechnung aufzutragen, iſt, einzelne Fälle ausgenommen, z. B. bedeutende Beſchränkung der Waldungsbezirke, ein ſehr verwerfliches Verfahren. Nur dann vermag Forſtbetrieb die Stufe beruhigender Vollkommenheit zu erſteigen, wenn nicht nur die gegenwärtige Benutzung gehörig geleitet, ſondern zugleich das Intereſſe der Zukunft bewacht und controllirt wird. Die Waldungen regelmäßig zu benutzen und zu verjüngen, lehren die Wahrheiten der Forſtbenutzung und des Holzanbaues, welche aber nicht die Beſtimmung ausdrücken, in welchen Verhältniſſen des Raumes ein gegebener Wald benutzt werden ſoll, um ſich gleich bleibende Nutzungen immer zu liefern, ſondern dies iſt Gegenſtand eines beſondern Zweiges der Forſtwiſſenſchaft, der Forſttaxation und Forſteinrichtung, deren Grundlage die Forſtvermeſſung, Aufnahme und Chartirung iſt. — Die Forſtwiſſenſchaft wurde, wie ſchon geſagt, ſpät zu der Würde einer eigenen Wiſſenſchaft erhoben. Drohender Holzmangel auf der einen Seite machte den Regierungen Werth und Wichtigkeit der Waldungen eben ſo fühlbar, als auf der andern Seite in der beſſern Benutzung des Holzüberfluſſes den Staatsfinanzen neue Hoffnungen erſchienen, welche bedeutende Summen aus der Verwerthung dieſer Naturſchätze, aus den Waldungen des Ober-Rheins, des Speſſarts und des Fichtelgebirges und mehrer andern, für den Vortheil der holländiſchen Marine- und Landbauten, beträchtliche Summen bezogen. Denkende, aufgeklärte Forſtwirthe fingen an, die Abſtracte eigener und fremder Erfahrungen zuſammenzuſtellen, und in der Natur der Wälder das Syſtem der Wiſſenſchaft aufzuſuchen. In Nord-Deutſchland wurde

zuerſt das Licht angezündet, und der oft rohen Jagdherrſchaft über die Waldungen der Stab gebrochen, und der Grund zu einer auf natürliche Principien geſtützten Forſtwiſſenſchaft gelegt. Sowohl Lehrer auf Univerſitäten, als im practiſchen Dienſte ſtehende einſichtsvolle Männer wirkten für dieſen wichtigen Zweck mit Eifer, Wärme und Erfolg durch Schriften und Handlungen, und immer werden die Namen eines Kramer, Gleditſch, Beckmann und Zanthier mit Achtung genannt werden. Dieſer letztere war der erſte, der den forſtwiſſenſchaftlichen Unterricht förderte, und ſelbſtändig zu Ilſenburg im Stollberg-Wernigerödiſchen, ins Leben rief. Hiernächſt machte das Forſtweſen in Preußen, in Grundſatz und Ausübung raſche Fortſchritte, und während Burgsdorf mit dem erſten vollſtändigen Syſtem der Forſtwiſſenſchaft die deutſche Literatur bereicherte, ſorgte er zu Tegel bei Berlin für Unterricht und Bildung künftiger Förſter. Aber auch im ſüdlichen Deutſchland war man in der Ausbildung des Forſtweſens nicht unthätig, obgleich anderartige Local-Verhältniſſe, und ein anderer Geiſt der Regierungen dem ſchnellen Aufſchwunge dieſes Faches nicht ſo günſtig war, wie im Norden unſeres Vaterlandes; indeſſen wurden doch früh ſchon Lehrſtühle der Forſtwiſſenſchaft an Hochſchulen, oder auch beſondere Forſtlehr-Inſtitute errichtet, wie im Churfürſtenthum Mainz, in Baiern, Würtemberg und im Breisgau, und Männer, wie Mühlenkamp, Dätzl, Reuter, Jäger und Trunk, machten ſich mehr und weniger um die Forſtwiſſenſchaft verdient. Man fing nun auch an, einzelne Theile dieſer Wiſſenſchaft mit beſonderem Eifer und Fleiße zu beleuchten, wie z. B. Hennert über Forſttaxation mit Scharfſinn und Gründlichkeit ſchrieb. Die ſchnellſten und kräftigſten Fortſchritte machte indeſſen die Forſtwiſſenſchaft vom letzten Jahrzehnde des vorigen Jahrh. an, und beſonders war es Hartig, der kräftig Hand ans Werk legte, und vorzüglich viel für die Bildung der Forſtleute that. So wie der unſterbliche Werner von Freiberg allen Zonen Bergleute ſendete, ſo verſah Hartig lange Zeit hindurch aus ſeinen Lehranſtalten zu Hungen und Dillenburg einen großen Theil von Deutſchland mit Forſtwirthen. Hierdurch, und durch die Entwerfung einfacher und für die unteren Claſſen der Forſtdiener leicht faßliche Lehrbücher, erwarb ſich Hartig eine gewiſſe Berühmtheit, die ihm immer bleiben wird, wenn auch ſchon in ſpäterer Zeit die Wiſſenſchaft weiter geführt, und ſtrenger logiſch und gründlicher behandelt wurde. Hartig zeichnete ſich beſonders in Theorie und Praxis des Taxationsweſens aus. Von nun an folgten ſich die Forſtlehranſtalten ſchnell, unter denen aber einige nur vorübergehende Erſcheinungen wurden, und die Literatur fing an, von Ueberfluß zu ſtrotzen, nicht immer durch Erweiterung des Volumens auch an Vergrößerung des Kerns gewinnend. Beſonders wurden nun die Hülfswiſſenſchaften der Forſtkunde mit regerem Eifer betrieben, und Bechſtein, hochverdient um die Bildung junger Forſtleute, durch die Gründung der Forſtlehranſtalt zu Waltershauſen, nun zu Dreißigacker, wird immer unter den Naturforſchern Deutſchlands, welche ihre Thätigkeit vorzüglich gegen die Forſtwiſſenſchaft hinrichteten, eine der erſten Stellen einnehmen. In neuerer Zeit iſt zwar die Zahl der deutſchen Forſtſchulen wieder geſchmolzen, allein jene der Schriftſteller hat zugenommen. Unter denen des erſten Ranges glänzen die Namen eines Witzleben, Cotta und Hundeshagen eben ſo hell, als ſich durch fleißige Bearbeitung und Ausführung einzelner Theile der Forſtwiſſenſchaft ein Laurop, Hoßfeld, Schleevogt, Heldenberg, Maier, Nebauer, König und andere verdient, zum Theil aber auch einer, für die Wiſſenſchaft

gewinnloſen Viel- und Breitſchreiberei ſchuldig machten, ſo wie ſelbſt aus zu weit getriebener Speculations-, Reformations- und Neuerungs-Sucht auch die gehaltvollſten und gediegenſten Schriftſteller ſich in die Räume unpractiſcher Vorſchläge verirrten.

Fortdauer nach dem Tode, auch die **Unſterblichkeit der Seele** genannt, wiefern man jene Fortdauer vorzugsweiſe auf das denkende und wollende Princip in uns, welches Seele heißt, bezieht. Denn wenn man auch außer der Unſterblichkeit der Seele noch eine Auferſtehung des Leibes hofft, ſo kann doch dieſe nicht als eine Fortdauer nach dem Tode gedacht werden, da der Leib unmittelbar nach dem Tode in Verweſung übergeht, mithin als ein organiſcher, mit Lebensthätigkeit begabter Körper, aufhört zu ſein und zu wirken; folglich kann die Auferſtehung des Leibes nur als eine neue Schöpfung eines ähnlichen, obwohl vollkommnern Körpers gedacht werden. Die Fortdauer nach dem Tode, oder die Unſterblichkeit der Seele, hat man auf verſchiedene Art zu beweiſen geſucht. Beſonders hat man ſie in neuern Zeiten aus der Immaterialität der Seele gefolgert. Allein dieſe Immaterialität läßt ſich ſelbſt nicht ſtreng erweiſen; und wenn auch, ſo würde daraus folgen, daß die Seele nicht ſo, wie der Leib, durch Verweſung zerſtört werden könne, nicht aber, daß ſie auch mit vollem Bewußtſein ihrer ſelbſt fortfahre zu ſein und zu wirken. Denn es bliebe immer möglich, daß die Seele nach dem Tode in einen bewußtloſen Zuſtand überginge, ähnlich demjenigen, worin ſie ſich während eines tiefen Schlafs oder einer langen Ohnmacht befindet. Dies wäre aber keine wahre Fortdauer, ſondern nicht viel beſſer als Vernichtung. Gleichwohl iſt der Gedanke, daß der Menſch nach dem Tode aufhören ſoll, als ein vernünftiges und freies Weſen thätig zu ſein, ſo troſtlos und, man möchte ſagen, empörend für die Menſchheit, daß ihn die Weiſeſten und Beſten von jeher als einen unwahren Gedanken verworfen, und alle gebildete Völker die Hoffnung der Fortdauer nach dem Tode als einen weſentlichen Beſtandtheil ihrer religiöſen Ueberzeugung anerkannt haben. Die Hoffnung der Unſterblichkeit iſt daher als religiöſer Glaube zu betrachten. Es iſt nämlich eine unabweisliche Foderung der Vernunft an den Menſchen, daß er nach einer ins Unendliche fortgehenden Vervollkommnung ſtrebe. Dieſe Foderung kann und darf der Menſch nicht aufgeben, wenn er nicht auf ſeine ganze Würde als ein vernünftiges und freies Weſen Verzicht leiſten will. Er darf daher auch mit Recht erwarten, daß eine ewige Fortdauer ſeines beſſern Selbſt, als die unumgänglich nothwendige Bedingung eines unendlichen Fortſchritts im Guten, Statt finden werde, wenn ihm auch die Möglichkeit einer ſolchen Fortdauer ein eben ſo unauflösliches Räthſel iſt. Der Glaube an die Unſterblichkeit hat daher einerlei Grund und Quelle mit dem Glauben an die Gottheit, und Niemand kann mit feſter Zuverſicht an Gott glauben, ohne zugleich an ſeine Freiheit und Unſterblichkeit zu glauben. Man hat über dieſe für das menſchliche Herz ſo anziehenden Gegenſtände zwei ſehr leſenswerthe Schriften von Sintenis: Elpizon, oder über meine Fortdauer im Tode, und Piſtevon, oder über das Daſein Gottes (auch als Anhang zum Elpizon betrachtet).

Fortepiano oder **Pianoforte**, das bekannte, mit Drahtſaiten bezogene muſikaliſche Schlaginſtrument, welches mit Hämmern verſehen iſt, die, durch Claves oder Taſten bewegt, an die Saiten anſchlagen. Schröder aus Hohenſtein in Sachſen (geb. 1690), Organiſt in Nordhauſen, erfand daſſelbe, als er noch Kreuzſchüler in Dres-

den war (1717). Freilich aber erhielt es erſt allmälig durch Verbeſſerungen den Grad der Vollkommenheit, durch welchen es in allen muſikaliſchen Unterhaltungen eine ſo bedeutende Rolle ſpielt. Vorzüglich zeichnen ſich die engliſchen Inſtrumente durch ihre Feſtigkeit, die wiener Fortepiano's in Flügel- oder Tafelform von Brodmann, Ehlers, Lauter, Fritz, Ertſche, Katholnick, Stein, Müller u. A. durch ihre Leichtigkeit, Präciſion des Anſchlags und ſangreichen Ton ſehr aus.

Fortification iſt die Befeſtigungskunſt. (S. d. Art.) Sie zerfällt in die Feldverſchanzungskunſt (Fortification passagère), welche den Bau der Feldſchanzen, d. h. einfacher, größtentheils blos aus Erde gebauter, auf eine kurze Dauer berechneter Werke angiebt, und in die Feſtungsbaukunſt (Fortification royale oder permanente), welche die Anlage feſter Plätze, deren Dauer auf Jahrhunderte berechnet iſt, lehrt. Ein Mittelding zwiſchen beiden iſt die Fortification provisoire, welche Städte ſo zu befeſtigen angiebt, daß ſie auf die Dauer eines Feldzugs die Stelle der Feſtungen vertreten können. Auf dieſe Art waren 1803 Saragoſſa, 1813 Wittenberg und Aken befeſtigt. Die Werke, welche in der Feldverſchanzungskunſt vorkommen, ſind Fleſchen, Redouten, Sternſchanzen, Forts mit halben und ganzen Baſtionen, Blockhäuſer, Verhaue, befeſtigte Häuſer, Dörfer und Städte. Außer den letztgenannten 5 Gattungen ſind die Schanzen mit einer Bruſtwehr, die in der Regel nicht unter 7 Fuß hoch und unter 8 dick ſein darf, und mit einem 9—12 Fuß tiefen unt eben ſo breiten Graben umgeben. Im letztern und jenſeits deſſelben befinden ſich gewöhnlich künſtliche Hinderniſſe, um die Annäherung des Feindes zu erſchweren, und ihn wenigſtens möglichſt lange im ſtärkſten Feuer der Schanze aufzuhalten. Solche Hinderniſſe ſind der Vorgraben (ein zweiter, dem erſten ähnlicher Graben), das Glacis, der bedeckte Weg, die Palliſaden, ſpaniſchen Reuter, Sturmpfähle, die Wolfsgruben, Verhaue von Bäumen oder Dorngebüſch, Eggen, Ueberſchwemmungen, Flatterminen, kleine Pfühlchen, Fußangeln u. a. m. Dörfer werden durch einzelne Schanzen, die man an die wichtigſten Punkte des Umriſſes legt, und durch Verhaue oder andere Hinderniſſe verbindet, verſchanzt; Städte auf dieſelbe Art, nur daß man noch die etwa vorhandenen Stadtmauern mit ihren Thürmen zur Vertheidigung benutzt. Einzelne Häuſer werden durch Verrammelung der Thüren und Fenſter, durch in dieſe Blendungen eingeſchnittene Schußſpalten, und durch Benutzung aller Vorſprünge zu einer Seitenvertheidigung zur Gegenwehr geſchickt gemacht. Die Hauptregeln, welche man bei der Anlage der Feldſchanzen zu beobachten hat, dürften folgende ſein: 1. muß der innere Raum der Stärke der Beſatzung angemeſſen ſein, ſo daß dieſelbe nicht nur die ganze Bruſtwehr mit zwei oder im Nothfall wenigſtens mit einem Gliede beſetzen kann, ſondern auch Raum hat, um bequem zu liegen. 2. Darf es vor der Schanze innerhalb des Kartätſchenſchuſſes keinen Punkt geben, der nicht von der Schanze aus geſehen und beſchoſſen werden könnte. 3. Darf innerhalb des Kanonenſchuſſes keine Höhe die Schanze beherrſchen; ſollte dies indeſſen, wie es freilich ſehr oft der Fall iſt, wegen der Beſchaffenheit des Bodens nicht zu vermeiden ſein, ſo muß doch die Bruſtwehr ſo weit erhöht werden, daß der überhöhende Punkt keine Einſicht in die Schanze hat. 4. Muß man jeden Theil der Schanze wo möglich nicht nur durch ein gerades, ſondern auch durch ein flankirendes Feuer zu vertheidigen ſuchen, und zwar muß alsdann der Winkel, den der flankirende Theil mit dem flankirten macht, einem rechten ſo nahe als möglich kommen. 5. Darf

kein ausſpringender Winkel kleiner als 60° ſein. 6. Muß man die todten und unbeſtrichenen Winkel möglichſt vermeiden. Den höchſten Triumph erreicht die Verſchanzungskunſt durch den Bau der verſchanzten Lager, wo ſie alle ihre Künſte vereinigt und Schanzen jeder Art, vorzüglich aber den natürlichen Boden zu Hülfe zieht, um ſie ſo ſtark als möglich zu machen. Die neuere Kriegskunſt bedient ſich indeſſen der verſchanzten Lager ſeltener, als es ehemals gewöhnlich war, indem dieſelben faſt gänzlich außer dem Geiſte des neuern Kriegs liegen. Die Feſtungsbaukunſt handelt faſt ganz nach denſelben Regeln, als die Feldverſchanzungskunſt, nur trit in ihr der Grundſatz der Seitenvertheidigung noch viel ſchärfer hervor, als in dieſer, und es iſt ihr Hauptgrundſatz, daß kein Stück Wall in einer Feſtung vorhanden ſein darf, das nicht Seitenvertheidigung erhält und giebt. Andere wichtige Bedingungen einer guten Feſtung ſind, daß ſie keine zu ſtarke Beſatzung nöthig habe, daß der Boden die Annäherung des Feindes möglichſt aufhalte, und alſo entweder ſumpfig oder ſehr felſig ſei, und daß man ſolche Begünſtigung des Bodens zur Erſparung von Werken benutze. Dagegen iſt es ein falſches Vorurtheil, die Stärke einer Feſtung nach der großen Anzahl ihrer Werke zu beurtheilen, im Gegentheil ſind zu viel Werke, wie man ſie beſonders bei den holländiſchen feſten Plätzen, und theilweiſe auch bei Magdeburg, Mainz und andern Orten findet, ſtatt nützlich zu ſein, eher ſchädlich. Eben ſo nichtig iſt die noch allgemeinere Meinung, daß eine Feſtung keinen Werth habe, wenn ſie von nahe liegenden Höhen beherrſcht wird; es kommt hier nur darauf an, die Werke ſo zu bauen, daß ſie den innern Raum gegen feindliche Senkſchüſſe von jenen Höhen decken; daß dies, wenn auch nur dem geübten Ingenieur, möglich iſt, beweiſen Luxemburg, Jülich, Mainz, Coblenz und viele andere Feſtungen, die im Thale liegen, und dennoch ſo gebauet ſind, daß keine der umliegenden Höhen Einſicht in die Stadt hat. Die nähere Einrichtung einer Feſtung iſt übrigens ſchon in dem Artikel *Feſtung* auseinandergeſetzt worden, wie dort auch die Namen der Männer, die ſich um die Fortification vorzüglich verdient gemacht haben, genannt ſind. Zu der Fortification zählt man endlich noch die Lehre des Feſtungskrieges, d. h. von dem Angriffe und der Vertheidigung einer Feſtung. Man unterſcheidet gewöhnlich fünf Gattungen des Angriffs, nämlich 1. die *Blockade* (ſ. d. Art.), um die Feſtung auszuhungern; 2. den Ueberfall, wo man ohne Lärm durch die Thore, durch unterirdiſche Verbindungen, oder auf andern Wegen in die Feſtung eindringt. Hierbei wird ein ſchlechter Commandant oder eine nachläſſige und ſchwache Beſatzung vorausgeſetzt; 3. den brüskirten Angriff oder die Leitererſteigung (Escalade), welche dem Ueberfall ähnlich iſt. Man erſteigt dabei die Wälle mit Leitern, ohne vorher die Laufgräben eröffnet zu haben. 4. Das *Bombardement* (ſ. d. Art.). 5. Den gewaltſamen Angriff oder die eigentliche *Belagerung* (ſ. d. Art.). Bei dieſer verfährt man gewöhnlich folgendermaßen. Nachdem das Belagerungscorps die Feſtung mit einer Vorpoſtenkette, um jede Zufuhr zu hindern, umgeben hat, das Belagerungsgeſchütz, die dazu gehörigen Kriegsvorräthe und das nöthige Arbeitszeug angekommen iſt, ſucht man die ſchwächſte Seite der Feſtung zum Angriff aus. 500—800 Schritte von den Spitzen des bedeckten Weges zieht man nun ziemlich gleichlaufend mit dem allgemeinen Umriß des Platzes einen halbmondförmigen, gewöhnlich 1200 bis 2000 Schritt langen Graben, der 3 Fuß tief, 9—12 breit wird, und von dem man die Erde nach der Stadt

zu auswirft. Dieſer Graben heißt die erſte Parallele. Aus ihm geht man nun zickzackförmig mit der Sappe auf einer Linie vor, welche die angegriffenen ausſpringenden Winkel der Feſtung halbirt, und die Capitale heißt. Bei der Anlegung dieſes Zickzacks gilt die Regel, daß ſeine Verlängerung vorwärts auf kein Werk der Feſtung treffen darf, ſondern immer außerhalb derſelben vorbeiſchneiden muß. 300 Schritt vor der Feſtung wird ſodann eine zweite Parallele angelegt, die gleiche Form mit der erſten hat, und ſich nur dadurch unterſcheidet, daß, ſtatt des nach der Feſtung zu aufgeworfenen Erdhaufens, Schanzkörbe dort aufgeſtellt und mit Erde gefüllt werden. Man geht aus ihr nach derſelben Regel, wie aus der erſten, vor, und baut, am Fuße des Glacis angekommen, dort eine dritte Parallele. Von da aus geht man mit doppelter Wendeſappe auf der Capitale des angegriffenen Werks vor, rückt 50—60 Schritt an den ausſpringenden Winkel heran, und bricht dort links und rechts mit einem Laufgraben 30 bis 40° weit heraus, baut am Ende deſſelben, aus über einander geſetzten Schanzkörben, eine Erhöhung, welche den bedeckten Weg beherrſcht, und daher, mit Schützen beſetzt, den Feind aus demſelben vertreibt. Dieſe Erhöhung heißt der Tranſcheencavalier, oder die Katze. Iſt dies geſchehen, ſo beſetzt man den Kamm des Glacis mit gefüllten Schanzkörben, hinter welchen man die Breſchebatterien baut. Schon früher hat man Batterien mehrer Art in den Laufgräben angelegt, nämlich in der erſten Parallele Ricochetbatterien (ſ. d. Art.) in der Verlängerung ſämmtlicher angegriffenen, um dieſe der Länge nach durch hüpfende Schüſſe zu beſtreichen und das dort aufgeſtellte Geſchütz unbrauchbar zu machen. In der zweiten und dritten Parallele baut man die Demontirbatterien, welche gerade gegen die Schießſcharten der Feſtung feuern, dieſe zu zerſtören und dadurch auch das Geſchütz der Feſtung zu treffen ſuchen. Außerdem werden in allen drei Parallelen Mörſerbatterien angelegt, welche die angegriffenen Werke mit Bomben, die nähern aber mit einem Haufen kleiner Granaten und Steine überſchütten, und ſo die Beſatzung von den Werken vertreiben. Die Geſchütze aber der Breſchebatterien endlich zertrümmern die Futtermauer des Walles, und bringen denſelben in einen Zuſtand, daß er von den Belagernden ohne Leitern gefahrlos erſtiegen werden kann. Während dies geſchieht, ſchreitet man zu dem Grabenübergang. Man gräbt nämlich einen unterirdiſchen, 5—8 Fuß breiten und eben ſo hohen bedeckten Gang bis auf die Sohle des trockenen und den Waſſerſpiegel des naſſen Grabens, bricht dort durch die Futtermauer der Contreſcarpe, und geht über den trockenen Graben in einem auf beiden Seiten durch Schanzkörbe bedeckten Gang, über den naſſen aber auf einer aus Faſchinen, Flößen, Tonnen und dergleichen gebauten Brücke, die ebenfalls auf einer oder auf beiden Seiten durch Bruſtwehren gedeckt iſt. Iſt man nun ſo an dem Fuße der Breſche angekommen, ſo erfolgt der Sturm durch die ausgeſuchteſten Truppen des Belagerungscorps. Gelingt er, und findet man hinter der Breſche einen verſchanzten Abſchnitt des Feindes, ſo legt man auf dem Gipfel derſelben eine neue leichte Verſchanzung an, in welche man Geſchütz bringt, und ſo auch den letzten Abſchnitt zerſtört und die Beſatzung zur Uebergabe zwingt. Die Schwierigkeiten einer Belagerung mehren ſich, wenn die Feſtung Minen hat. Man muß alsdann zu demſelben Mittel ſchreiten, und den Platz mit Minen angreifen, welche zwar die des Feindes immer zerſtören, deren Bau aber ſo viel Zeit koſtet, daß die Belagerung dadurch um mehrere Wochen verlängert wird.

Fortiguerri (Niccolo), geboren zu Piſtoja 1674, Prälat an dem Hofe Papſt Clemens XI., einer der beſten italieniſchen Dichter aus der erſten Hälfte des 18. Jahrh., welcher die verwandten Manieren Arioſt's, Berni's und Taſſoni's glücklich zu vereinigen wußte. In ſeinem epiſchen Gedichte: Richardet (Ricciardetto), wollte er zeigen, daß Arioſt nachahmlich ſei. Den erſten Geſang deſſelben ſoll er in einer Nacht angefangen und beendigt haben. Auf das Verlangen ſeiner Freunde ſetzte er dieſes Werk fort. So wuchs es bis zu 30 Geſängen an. Aber er erlaubte nicht, daſſelbe vor ſeinem Tode drucken zu laſſen; auch nannte er ſich als Verfaſſer Carteromaco, unter welchem Namen dieſes Gedicht auch noch nach ſeinem Tode (1735) erſchien, nämlich 1738, 2 Bde. 4., und mehrmals. Den Namen führt daſſelbe nach einem Paladin Carls des Großen. Die Erfindung ſcheint größtentheils ihm anzugehören. Mit der wirklichen Geſchichte, ſo weit ſie ſeinen Plan berührte, ſpielt er ſo willkürlich, daß er ſeinen Richardet nach Carls des Großen Tode den Kaiſerthron beſteigen läßt. An ſymmetriſcher Einheit war ihm wenig gelegen; Situationsſchilderung war ihm dagegen Hauptſache. Die Fäden der Erzählung reißt er nach Luſt und Laune ab, und knüpft ſie eben ſo willkürlich wieder an, wie Arioſt. Aber ſeine Darſtellung iſt komiſcher, als die des Arioſt, und ſatyriſcher, als in Berni's und Taſſoni's Werken. Der Spott über die Entweihung des Chriſtenthums durch die verderbte Geiſtlichkeit iſt das kräftigſte Salz derſelben, und wahrſcheinlich der Grund, warum Fortiguerri mit ſeinem Gedichte ſo zurückhaltend war. Deſſelben kleine Gedichte und Sonette ſind in verſchietenen Sammlungen italieniſcher Dichter zu finden.

Fortuna, bei den Griechen Tyche, die Lenkerin der guten und böſen Schickſale. Nach Heſiod war ſie eine Tochter des Oceanus, und nach Pindar eine Schweſter der Parzen. Sie hatte zu Corinth, Elis und Smyrna ihre Tempel. In Italien wurde ſie ſchon vor Erbauung Roms verehrt. In Antium hatte ſie einen berühmten Tempel, in welchem ſich zwei Bildſäulen von ihr befanden, die man als Orakel befragte, und die ihre Antworten entweder durch Winke oder Looſe ertheilten. Ferner in Präneſte, daher ſie auch Dea Praenestina genannt wurde. Auch in Rom hatte ſie zahlreiche Tempel. Man findet ſie auf ſehr verſchiedene Weiſe abgebildet; gewöhnlich mit einem doppelten Steuerruder: mit dem einen regierte ſie den Nachen des guten, mit dem andern den des widrigen Geſchicks. In ſpätern Zeiten bekam ſie eine Binde vor die Augen, eine Deichſel, ein Rad, oder eine Kugel, indem ſie auf letzterer entweder ſaß oder ſtand. Gewöhnlich iſt ſie als eine Matrone gekleidet. Auf verſchiedenen Gemmen findet man noch beſondere Symbole, z. B. einen über eine Weltkugel ausgeſpannten Cirkel; eine Weltkugel zwiſchen einem Steuerruder und einer Kornähre, worauf ein Rad ſteht. Auf einer Münze des Kaiſers Geta ſitzt ſie mit entblößtem Oberleibe auf der Erde, lehnt ſich mit dem rechten Arme auf ein Rad, und hält in der linken Hand ein auf ihrem Schooße ſtehendes Füllhorn. Ihr Steuerruder ſtützt ſie bald auf eine Kugel, bald auf ein Rad, bald auf einen Schiffſchnabel. Oft wird ſie auch geflügelt abgebildet, doch von Römern nie. Denn nachdem ſie die ganze Erde durchflogen, ohne irgendwo zu verweilen, ſoll ſie endlich auf dem palatiniſchen Berge ſich niedergelaſſen, ihre Flügel abgelegt haben und von ihrer Kugel heruntergeſtiegen ſein, um für immer in Rom zu bleiben.

Forum hieß bei den Römern überhaupt ein jeder offene Platz,

ſowohl in Städten als auf dem Lande, wo Markt und Gericht gehalten wurde. In Rom war das Forum ein prächtiger Platz, der zugleich zum Spaziergange diente, und wegen ſeiner außerordentlichen Größe forum magnum hieß. Bei der zunehmenden Bevölkerung Roms wählte man beſondere Plätze zum Gerichthalten und beſonders zu Märkten, und die Zahl derſelben belief ſich am Ende auf ſiebzehn. Das große römiſche Forum, welches ſüdlich vom palatiniſchen und nordweſtlich vom capitoliniſchen Berge begrenzt wurde, und vorzugsweiſe den Namen Forum erhielt, war ſchon von Romulus für die Zuſammenkünfte des Volks beſtimmt worden. Tarquinius Priscus ließ ringsherum bedeckte Gänge anlegen, damit man ſich daſelbſt gegen jede Witterung ſchützen konnte. An denſelben waren ſtufenförmige Erhöhungen, von welchen man vor Einrichtung der Theater die Schauſpiele, die auf dem Markte angeſtellt wurden, anſah. Später wurde das Forum mit einer ſo ungeheuern Menge Statuen, die aus Griechenland dahin gebracht worden waren, geziert, daß man einen großen Theil derſelben wieder wegräumen mußte. Beſonders prächtig waren die vergoldeten Statuen der zwölf obern Götter. Jetzt heißt dieſer ehemals ſo glänzende, mit den ſchönſten Paläſten und Prachtgebäuden gezierte Platz Campo Vaccino (Ochſenplatz), und iſt faſt wüſte, aber mit unzähligen Ruinen ſeiner ehemaligen Herrlichkeit beſäet. — In unſerer Gerichtsſprache heißt Forum Gerichtshof, die Gerichtsſtelle, vor welcher ſtreitige Rechtsſachen entſchieden werden; wie auch die richterliche Behörde, der Gerichtsſtand und die Gerichtsbarkeit. Und zwar heißt forum competens das befugte Gericht, wohin die Rechtsſache eigentlich gehört; forum incompetens hingegen ein unbefugtes Gericht. Forum contractus iſt der Gerichtshof des Orts, wo ein Vertrag geſchloſſen ward; forum delicti (commissi), der Gerichtshof des Orts, wo ein Verbrechen begangen ward; forum domicilii, wo der Beklagte einheimiſch iſt; forum habitationis, wo er ſich einſtweilen aufhält; forum apprehensionis, wo der Verbrecher ergriffen ward; forum originis, der Heimath, des Geburtsorts; forum rei sitae, der Gerichtshof des Orts, wo die ſtreitigen Gegenſtände liegen. Forum privilegiatum heißt ein Gerichtshof, unter welchem Jemand ſeines Amts oder ſeiner Perſon wegen ſteht. So haben z. B. Geiſtliche ein forum privilegiatum, in ſofern ſie nicht unter der allgemeinen Gerichtsbarkeit, ſondern unter dem Conſiſtorium ſtehen; deßgleichen Studenten, als unter dem akademiſchen Gerichte ſtehend.

Foſcolo (Ugo), ein berühmter italieniſcher Dichter und Schriftſteller unſerer Zeit, geboren auf der Inſel Zante gegen das J. 1772. Er trat zu Venedig zuerſt, ungefähr ein Jahr vor dem Fall dieſer Republik, als dramatiſcher Dichter mit ſeinem Thyeſtes auf, bei dem ihm die Einfachheit und Strenge Alfieri's und der Griechen zum Muſter gedient hatten. Gegen den Beifall, den dieſes Werk erhielt, trat er ſelbſt mit einer ſtrengen Critik auf. Als Buonaparte die alte Verfaſſung Venedigs ſtürzte, und eine Democratie einführte, zeigte ſich Foſcolo als einen eifrigen Anhänger der neuen Grundſätze; ſeine Hoffnung aber, einen bedeutenden Platz in der neuen Republik einzunehmen, wurde durch die Abtretung Venedigs an Oeſterreich vereitelt. Seinen Geiſt zu beſchäftigen, ſchrieb er einen, durch glühende Leidenſchaft ausgezeichneten Roman, unter dem Titel: Ultime lettere di Jacopo Otis (Mailand 1802). Man erkennt darin allerdings eine Nachahmung des Werther; indeß ſind es wohl hauptſächlich die dem Werke

durchgängig eingewebten politiſchen Beziehungen, und ein gewiſſer trüber Patriotismus, wodurch es die Italiener ſo allgemein und mächtig anſprach. Dabei verdient es von Seiten der Sprache großes Lob. Foſcolo begab ſich nach Mailand, wo ein Freund, der General Pino, ihm eine militäriſche Anſtellung verſchaffte. Hier ſchrieb er 1803, in der Form eines Commentars über das von Catull überſetzte Gedicht des Callimachus auf das Haupthaar der Berenice, eine Satyre gegen verſchiedene Gelehrte. Als einige franzöſiſche Truppencorps nach Frankreich zurückkehrten, benutzte Foſcolo dieſe Gelegenheit, Paris zu beſuchen. Nach ſeiner Rückkehr ließ er 1807 ein kleines Gedicht, betitelt Dei Sepolcri, erſcheinen, worin er die Mailänder ſehr übel behandelt. Die Critik dagegen tadelte mit Recht ſeine Verſe als rauh und ohne Wohlklang. Darüber erzürnt, beſchloß er, eine andere Bahn zu betreten. Er unternahm die Bearbeitung und Herausgabe der Werke Montecuculi's, nach den Urhandſchriften, ein gewiß verdienſtliches Unternehmen, das er aber nicht ganz zur Zufriedenheit der Kenner ausführte, die ihm Mangel an gründlicher Kenntniß der Kriegskunſt, und eine zu große Keckheit im Ausfüllen der in den Handſchriften vorhandenen Lücken vorwarfen. Mit Monti, deſſen Freund und ſelbſt Vertheidiger Foſcolo geweſen, zerfiel er dadurch, daß er, als jener ſeine Ueberſetzung der Ilias herauszugeben im Begriff war, ebenfalls mit einer Ueberſetzung der erſten Geſänge des Gedichts hervortrat, und ſie zugleich mit Abhandlungen begleitete, die offenbar gegen Monti gerichtet waren. Man glaubt, daß er dieſelbe Abſicht mit ſeinen beiden Tragödien Ricciarda und Ajace hatte. Die Regierung aber, die hier noch andere Beziehungen finden wollte, befahl ihm, Mailand zu verlaſſen. Um den Schein der Verbannung von ihm abzuwenden, ſandte ihn ſein Freund Pino mit angeblichen Aufträgen nach Mantua. Hier lebte er bis zur Entthronung Napoleons. Mit großem Eifer ſprach er damals für die Unabhängigkeit Italiens, und machte ſich, als Murat ſeinen Kriegszug unternahm, den Oeſterreichern ſo verdächtig, daß er es gerathen fand, Italien zu verlaſſen. Er ging nach der Schweiz, dann nach Rußland, und lebte 1817 in London.

Foſſilien, ſ. Mineralien.

Fothergill (John), ein berühmter engliſcher Arzt, Sohn eines Brauers, geb. 1712 zu Carrend bei Richmond in der Grafſchaft York, wurde in einer Erziehungsanſtalt der Quäker zu Richmond erzogen, und bekannte ſich ſein ganzes Leben hindurch zu dieſer Secte. Er ſtudirte Medicin zu Edinburgh, wo er 1737 Doctor wurde. Nachdem er eine Zeit an dem St. Thomashoſpital in London angeſtellt geweſen war, machte er 1740 eine gelehrte Reiſe durch Holland, Deutſchland und Frankreich, und ließ ſich ſodann in London nieder, wo er 30 J. hindurch, als der berühmteſte der damaligen Aerzte, eine ſehr ausgebreitete und einträgliche Praxis trieb. Seine ausgezeichnete Geſchicklichkeit und ſein Fleiß, ſo wie ſeine unbeſchränkte Wohlthätigkeit gegen die Armen, denen er fortwährend große Summen austheilte, erwarben ihm allgemeine Achtung. Als 1746 die häutige Bräune in London epidemiſch wurde, und große Verwüſtungen anrichtete, befolgte Fothergill in der Behandlung derſelben eine neue Methode, gebrauchte Brechmittel und Mineralſäuren, und brachte ſeine Kranken faſt alle glücklich durch. 1748 gab er eine Schrift über die Natur und Behandlung der Brandbräune heraus, die bald in verſchiedene Sprachen überſetzt wurde. Nächſt der Medicin beſchäftigte ſich Fothergill auch eifrig mit der Kräuterkunde. Er kaufte 1762 zu Upton ein großes Stück

Feld, und legte da einen ſchönen botaniſchen Garten an. Durch die beſten Künſtler in London ließ er die Pflanzen ſeines Gartens abzeichnen; bei ſeinem Tode waren 1200 ſolcher Zeichnungen fertig, die nach Petersburg in das kaiſerliche Cabinet gekommen ſind. Sein zoologiſches und mineralogiſches Cabinet gehörte zu den vorzüglichſten in England. Er errichtetete auf ſeine Koſten eine große Erziehungsanſtalt für arme Quäkerkinder. Zu ſeinen Lieblingsentwürfen gehörte die Abſchaffung des Negerhandels. Er ſtarb 1780. Nach ſeinem Tode kam eine vollſtändige Sammlung ſeiner mediciniſchen und philoſophiſchen Werke, mit ſeiner Lebensbeſchreibung, London 1781, heraus, wovon auch eine deutſche Ueberſetzung erſchienen iſt.

Fötus heißt der thieriſche Keim (Embryo) dann, wenn eine der Gattung entſprechende Geſtalt aus ihm ſich entwickelt hat. Nach den verſchiedenen Thiergattungen geſchieht dies zu verſchiedenen Zeiten, je nachdem die Geburt früher oder ſpäter eintrit. Bei Kaninchen z. B., die alle vier Wochen Junge zur Welt bringen können, muß dies früher geſchehen als bei den Katzen, Hunden u. ſ. w. Beim Menſchen hebt es gewöhnlich von der dritten und vierten Woche an, im sechsten und ſiebenten Monate heißt er Frucht, bis zum zehnten Kind. Mit der Unterſcheidung dieſer Begriffe wird es jedoch nicht ſo genau genommen; einmal iſt der Begriff Embryo, ein anderes Mal Fötus oder Frucht für alle, und Kind heißt der Fötus dann erſt, wenn er zur Welt gekommen iſt. Frucht ſcheint der paſſendſte Name zu ſein.

Fouché (Joſeph), Herzog von Otranto. Wenn die Geſchichte überhaupt die denkwürdigen Männer eines Zeitalters nicht nach einem frühern oder ſpätern beurtheilen und würdigen darf, ſondern allein nach dem Charakter der Zeit, in der ſie lebten, ſo gilt dies noch weit mehr von den Männern eines Zeitalters, deſſen Jahrbücher noch nicht geſchloſſen ſind. Fouché von Nantes gehört ganz dem Zeitalter der franzöſiſchen Revolution an. Die innere Nothwendigkeit dieſer großen Begebenheit und der Art ihrer Entwickelung hat die Geſchichtsforſchung in ſo weit wenigſtens befriedigend erklärt, daß man einſieht, der Maßſtab der Geſchichte für dieſe Begebenheit darf nicht derſelbe ſein, nach welchem ſie ein Volk und Menſchen richtet, deren Leben in eine Zeit fällt, in welcher die moraliſch-politiſche Entwickelung der geſellſchaftlichen Ordnung geſetzlich fortſchreitet. Fouché darf daher ſo wenig, als das franzöſiſche Volk, deſſen böſer Genius auch über ihn walten mußte, nach brittiſchen oder deutſchen Anſichten, noch nach dem Zuſtande der Dinge im J. 1817, oder im J. 1788, betrachtet werden; am allerwenigſten darf man ihn verurtheilen auf das bloße Zeugniß dieſer Revolution, deren eigene Ausſagen eben darum verdächtig ſind, weil ſie ſelbſt den wilden Charakter der Leidenſchaft und der Verblendung, wie der Lüge und der Gewalt in ſich trug; ein Charakter, der mit der moraliſch-politiſchen Ordnung der Geſellſchaft zugleich den Wahrheitsſinn der öffentlichen Meinung zerſtörte. Nur über einen Theil ſeines öffentlichen Lebens, den ſpätern, ſeit 1799, wo Napoleon über Frankreich zu gebieten anfing, hat er ſich zu rechtfertigen verſucht, und hier müſſen ſelbſt ſeine Feinde geſtehen, daß er viel Böſes gehindert, und Napoleon bei mehr als einem wichtigen Anlaß mit furchtloſer Feſtigkeit ſich entgegengeſtellt hat. Joſeph Fouché, geb. zu Nantes 1763, vom 9. Jahre an daſelbſt von den Vätern des Oratoriums erzogen, ſollte, wie ſein Vater, Schiffscapitän werden. Allein er war für das Seeleben nicht ſtark genug, daher ſetzte er ſeine Studien fort zu Paris, wor-

auf er ſelbſt Vorleſungen hielt über Metaphyſik, Phyſik und Mathematik in der Akademie zu Juilly, zu Arras und zu Vendome. Er war nie Prieſter, heirathete noch vor der Revolution, und kehrte nach Nantes zurück, um dort als Advocat zu leben. Hier wählte ihn 1792 die Wahlverſammlung des Departements der untern Loire zum Volksrepräſentanten im National-Convent. Am 20. Sept. 1792 (mithin nachdem der Königsthron umgeſtürzt und die Republik ſchon errichtet war) trat er zum erſten Male im pariſer Jacobinerclubb auf. Im Convent ſtimmte er für den Tod des Königs, und gegen die Appellation an das Volk. Er wirkte beſonders im Ausſchuß des öffentlichen Unterrichts, und ſtand mit Condorcet in enger Verbindung. Genöthigt, Sendungen nach Nevers, und mit Collot d'Herbois nach Lyon, im J. 1793 anzunehmen, war er gezwungen, die Sprache der damaligen Zeit des Schreckensſyſtems zu führen; doch erklärte er ſich mit Muth gegen allgemeine Denunciationen, gegen anarchiſche Willkür und Plünderung. Bei ſeiner Rückkehr nach Paris wurde er im Juni 1795 zum Präſidenten des Jacobinerclubbs erwählt, bald aber von Robespierre, gegen deſſen Tyrannei er ſich erklärt hatte, angeklagt, er unterdrücke die Patrioten, und vergleiche ſich mit den Ariſtokraten. Man ſtieß ihn daher aus dem Clubb. Nach Robespierre's Sturz ſchien Fouché auf die Seite der Gemäßigten zu treten; allein bei der gefahrvollen Lage der Republik ſprach er auf der Rednerbühne für die Maßregeln des Schreckensſyſtems; daher griffen ihn Tallien und die Thermidorianer an, und am 2. April 1795 wurde ſeine Verhaftung förmlich begehrt. Auch erſchienen heftige Flugſchriften gegen ihn, wie: „die Anklage der Bretagner; der Racheruf der Lyoner; die Annahme des Terrorismus; der enthüllte Fouché u. a. m.“ Die Einwohner von Gannat im Allier-Departement, und die Behörden im Nièvre-Departement verlangten vom Convent ſeine Beſtrafung. Darauf ſprachen die Repräſentanten Leſage, Boiſſy d'Anglas u. A. ſo heftig gegen ihn, daß endlich vom Convent den 9. Auguſt ſeine Verhaftnehmung und ſeine Ausſtoßung aus dem Convent, als Terroriſt, beſchloſſen wurde. Erſt am 26. Oct. 1795 erhielt er, in Gemäßheit einer allgemein erklärten Amneſtie, ſeine Freiheit wieder, und lebte dann 2 Jahre als Privatmann. Nach dem 18. Fructidor (4. Sept. 1797), wo Barras über die Partei der Gemäßigten ſiegte, ernannte ihn das Directorium im Sept. 1798 zum Botſchafter bei der cisalpiniſchen Republik. Hier drang er auf größere Kraft in der Regierung dieſes Staats, um deſſen Unabhängigkeit zu behaupten. Der Oberbefehlshaber der italieniſchen Armee, Gen. Joubert, war ſein Freund; als ſich aber Fouché mit ihm gegen die Partei von Reubel, Merlin u. A. verbunden hatte, rief ihn das Directorium von ſeinem Poſten ab. Er kehrte im Anfang 1799 nach Paris zurück. Die Mitglieder des damaligen Directoriums wurden bald nachher durch Sièyes, Ducos, Gohier und Moulins erſetzt, welche, auf des Generals Joubert Verwendung, Fouché zum franz. Geſandten in Holland, und bald darauf zum Polizeiminiſter der Republik ernannten. Als ſolcher entwickelte er ſeltene Talente, mit Kühnheit, Feſtigkeit und einer außerordentlichen Thätigkeit gepaart. Wegen der von ihm getroffenen Maßregeln zur Unterdrückung der Volksgeſellſchaften wurde er von dem Demagogen-Clubb du Manège und im Rathe der Fünfhundert heftig angegriffen. Allein er ging auf ſeiner Bahn entſchloſſen fort, und hielt alle Parteien im Zaum. Nach Buonaparte's Rückkehr aus Aegypten wirkte er mit zur Aufrichtung der Conſularregierung am 18. Brumaire. Er

ward deswegen als Polizeiminiſter beſtätigt. Die Partei Beauharnais und Joſephine, welche mit Lucian geſpannt war, ſchloß ſich an ihn an. Er entdeckte den Briefwechſel einiger königl. Agenten, und machte ihn bekannt. Er vereitelte die Verſchwörung Arena's, Cerracchi's und Topino Lebrun's, und zog die Urheber der Höllenmaſchine vor Gericht. Doch war er weniger geneigt zu gewaltſamen Maßregeln, und bewirkte das Meiſte durch Kundſchafter, Beſtechung und Verführung. Indem er viele Royaliſten vor Buonaparte's Rache ſchützte, dieſen aber mit der Furcht vor Verſchwörungen ängſtigte, ſuchte er ſich ſelbſt von allen Parteien unabhängig zu erhalten. Wie er über die Grundſätze ſeiner Amtsführung dachte, ſieht man aus den Umſchreiben, die er erließ. Allein Napoleon war damit nicht einverſtanden, ſondern errichtete eine beſondere, geheime Polizei. Fouché fiel in Ungnade, und wurde den 15. Sept. 1802 in den Senat verſetzt. Er erhielt die Senatorie Aix, und lebte 21 Monat von Geſchäften entfernt. Damals vereinigte Napoleon, auf Lucians und Joſephs Rath, die Polizei mit der Juſtiz, unter dem Großrichter Regnier. Doch die Gährung, welche über die kaiſerlichen Polizeimaßregeln, beſonders zur Zeit des Prozeſſes von Moreau, entſtanden war, nöthigte den Kaiſer, Fouché, im Juli 1804, wieder an die Spitze des Polizeiminiſteriums zu ſtellen. Im Nov. oder Dec. 1805 ſoll es geſchehen ſein, daß der engliſche Capitän Wright, der im Tempel gefangen ſaß, ermordet wurde. Savary war damals Chef von Napoleons beſonderer Polizei; Fouché aber hatte die Gefängniſſe des Tempels unter ſeiner Verwaltung. Savary, in ſeiner Rechtfertigung wegen jener That, beſchuldigte Fouché, daß er darum gewußt und die Vollführung einem gewiſſen Henout übertragen habe. Während Buonaparte durch ſeinen Eroberungsgeiſt im Auslande beſchäftigt wurde, erhielt Fouché die Ruhe im Innern. Vergebens ſuchte er die Thätigkeit des Kaiſers auf die innere Verwaltung hinzulenken, und ihn von dem Entwurfe gegen Spanien abzuhalten. Als Napoleon 1809 an der Donau mit Oeſterreich Krieg führte, und die Engländer auf Walchern gelandet hatten, bot Fouché, der zugleich Miniſter des Innern, und in demſelben Jahre zum Herzog von Otranto ernannt war, allenthalben die Nationalgarden auf; allein die Worte ſeines Aufrufs: „Beweiſen wir, daß Buonaparte's Gegenwart nicht nothwendig iſt, um unſere Feinde zurückzuſchlagen," bewirkten ſeine abermalige Ungnade. Doch ward er im Juni 1810 zum Gouverneur von Rom ernannt, ſollte aber dem Kaiſer ſeine Briefſchaften zuſtellen. Da er dies ſtandhaft verweigerte, ſo ward er in ſeine Senatorie verwieſen. Doch rief ihn Buonaparte bald zurück; allein der Herzog konnte nicht mit den Anſichten des Kaiſers übereinſtimmen, und ging auf ſeine Güter. In der Folge berief ihn Buonaparte nach Dresden, und ernannte ihn im Juli 1813 zum Statthalter von Illyrien; allein der Krieg nöthigte ihn, nach Frankreich zurückzugehen; Napoleon ſchickte ihn hierauf nach Neapel. Endlich kam Fouché nach Paris zurück, als jener abgedankt hatte. Er ſchlug dem Exkaiſer vor, ſtatt nach Elba, nach Amerika zu gehen. Eben ſo vernünftig waren die Vorſchläge, die er den Miniſtern Ludwigs XVIII. mittheilte. Hätte man auf ihn gehört, ſo würde die Cataſtrophe im März 1815 wahrſcheinlich nicht Statt gefunden haben. Da der Herzog ſah, daß neue Leidenſchaften an die Stelle der alten getreten waren, ſo ging er aufs Land. Unzufriedene ſuchten vergebens ihn in ihre Verbindung zu ziehen. Sein Brief, den er von ſeinem Schloſſe Ferrières bei Paris, den 25. Sept. 1814, an ein Mitglied des Congreſſes zu Wien ſchrieb, enthält gewiſſermaßen ſein poli-

tiſches Glaubensbekenntniß. Bei der Landung Buonaparte's ſollte der Herzog von Otranto, weil er zu einem Prinzen bei der Prinzeſſin von Vaudemont geſagt hatte: qu'il était trop tard pour qu'il pût servir la cause du Roi, verhaftet werden; allein er entkam durch einen geheimen Ausgang. Buonaparte berief ihn ſofort zu ſich; doch Fouché nahm von ihm nicht eher das Polizeiminiſterium an, als auf ſeine Verſicherung, daß Oeſterreich und England die Rückkehr Napoleons insgeheim gut hießen. Sobald aber der Herzog von der Acht, die der Congreß gegen Napoleon ausgeſprochen, gewiſſe Kunde erhalten hatte, ſchlug er dem Kaiſer vor, wenn Unterhandlungen nichts ausrichteten, abzudanken und in die vereinigten Staaten zu gehen. Im Beſitze der öffentlichen Meinung, nahm Fouché gegen Buonaparte eine feſte Stellung an, und machte die Grundſätze der Freiheit bei ihm geltend. Auf ſeinen Betrieb entſchloß ſich Napoleon, nach der Niederlage bei Waterloo, zur Abdankung. Jetzt ſtellten die Kammern den Herzog von Otranto an die Spitze der proviſoriſchen Regierung. Er beförderte Napoleons Abreiſe. Zu gleicher Zeit unterhandelte man mit den Verbündeten, und es gelang dem Herzog, die Anſicht Carnots und Anderer zu bekämpfen, welche das Aeußerſte, ſelbſt mit Gefahr für die Hauptſtadt wagen wollten. Indeß war Fouché anfangs nicht für die Wiederherſtellung des Thrones Ludwigs XVIII. Endlich trat er mit Wellington zu Neuilly in Unterhandlung. Paris capitulirte, die franz. Armee zog ſich hinter die Loire zurück, und Ludwig XVIII. berief den Herzog von Otranto, welcher ihm den 7. Juli über die öffentliche Meinung in Frankreich offen geſchrieben hatte, zu ſich nach St. Denis, und ernannte ihn zu ſeinem Polizeiminiſter. Als ſolcher legte er dem Könige zwei von Huet abgefaßte Berichte über die Lage Frankreichs vor, die durch ihre Kühnheit den Haß aller Parteien gegen den Herzog aufreizten. Sein Rath, alles zu vergeben, ward nicht befolgt, und er mußte als Polizeiminiſter die Verordnung Ludwigs XVIII. vom 24. Juli 1815 unterſchreiben, durch welche mehrere als Staatsverräther von dem Amneſtiegeſetz ausgenommen wurden (ſ. Ludwig XVIII.). Bald ſiegte der Haß der prinzlichen Partei über das Miniſterium, und Fouché nahm ſeine Entlaſſung im Sept. 1815. Das Departement der Seine wählte ihn zum Deputirten der Kammer; allein der Haß der Royaliſten hielt ihn ab, in dieſelbe einzutreten. Hierauf ernannte ihn der König zu ſeinem Geſandten am dresdner Hofe. Doch bald traf ihn der Beſchluß der Kammern, daß alle, die für den Tod des Königs geſtimmt und von Napoleon ein Amt angenommen hätten, aus Frankreich verbannt ſein und ihre durch Schenkung erhaltenen Güter verlieren ſollten. Der Herzog lebte ſeitdem mit ſeiner Familie erſt in Prag, dann in Linz, und ſtarb in Trieſt. Im Aug. 1815 hatte er ſich zum zweiten Mal mit dem Fräulein von Caſtellane, einer Verwandtin Talleyrands, vermählt. Er beſchäftigte ſich mit der Erziehung ſeiner Kinder, und war als Gatte und Vater ein achtungswerther Mann. Sein Aeußeres verrieth Scharfblick und Willenskraft. Er war von mittlerer Größe, mehr hager als voll, von feſter Geſundheit, ſtarken Nerven, in der Rede, deren Ton hohl und etwas heiſer klang, raſch, beſtimmt und lebhaft; in der ganzen Haltung ſchlicht und einfach.

Foulis (Robert und Andreas, Gebrüder), waren in der Mitte des 18. Jahrh. gelehrte und berühmte Buchdrucker zu Glasgow in Schottland. Ihre Ausgaben claſſiſcher Autoren verdienen denen von Barbou und Bodoni an die Seite geſetzt zu werden. Robert Foulis war Barbier, faßte nachher den Entſchluß, ſich als Buchdrucker auszu-

zeichnen, und machte ſich 1743 durch eine Ausgabe des Demetrius Phalereus vortheilhaft bekannt. 1744 erſchien ſein berühmter Horaz in 12., der ohne Druckfehler iſt. Er hatte die Probebogen zu Glasgow öffentlich ausgehangen, und, wie Robert Stephan, einen Preis für jeden Druckfehler, den man finden würde, beſtimmt. In dem nämlichen Jahre ward ſein Bruder Andreas Theilnehmer des Geſchäfts, und beide gaben nun 30 Jahre nach einander ihre von den Liebhabern ſehr geſuchte Folge claſſiſcher Autoren heraus, unter denen die vorzüglichſten folgende ſind: Homer (blos griechiſcher Text) 1756 — 1758. 4 Bde. Fol.; Thucydides (mit lateiniſcher Ueberſetzung) 1759. 8 Bde. in 8.; Herodot (mit lateiniſcher Ueberſetzung) 1761. 9 Bde. in 8.; Xenophon (mit Ueberſetzung) 1762 — 1767. 12 Bde. in 8.; Cicero 1764. 20 Bde. in 12.; das neue Teſtament (griechiſch) 1750. in 8. Der große Eifer beider Brüder, die ſchönen Künſte in ihrem Vaterlande emporzubringen, verurſachte ihren Ruin. Sie wollten in Schottland eine Kunſtakademie errichten, unterhielten deswegen mit großen Koſten Schüler in Italien, und ließen von daher eine Menge Kunſtſachen kommen. Da ſie aber nicht unterſtützt wurden, konnten ſie dieſen großen Aufwand nicht weiter beſtreiten. Andreas Foulis ſtarb 1774, und Robert Foulis war genöthigt, ſeine Kunſtſammlung, wovon der Catalog 3 Bände ausmachte, nach London zu ſchaffen, wo ſie um einen Spottpreis verkauft wurde. Er ſtarb zu Glasgow 1776. — Ein Nachkomme der Gebrüder Foulis hat noch bis 1806 verſchiedene ſchöne Ausgaben von Claſſikern, namentlich einen Virgil 1778, und einen Aeſchylus 1795 geliefert.

Fouqué (Heinr. Aug. Freiherr de la Motte), königl. preußiſcher General der Infanterie, war 1698 in Haag, aus einer alten normänniſchen Familie, welche der Religion wegen Frankreich verlaſſen hatte, geboren. Im 8. Jahre ward er Page am Hofe des Fürſten Leopold zu Anhalt-Deſſau. Wider deſſen Willen machte er 1715 den Feldzug als Gemeiner mit, ward nach der Expedition auf der Inſel Rügen 1719 Fähnrich, und erhielt 10 Jahre darauf als Hauptmann eine Compagnie. Er wurde der vertraute Freund des Kronprinzen (nachmals Königs Friedrich II.), und der ſtrenge Friedrich Wilhelm I. erlaubte es ſogar, daß Fouqué den Kronprinzen im Gefängniſſe zu Cüſtrin beſuchte. Verdrießlichkeiten mit ſeinem Chef, dem Fürſten von Deſſau, bewogen Fouqué, den preußiſchen Dienſt 1738 als Major zu verlaſſen, und in däniſche Dienſte zu gehen. Als aber Friedrich II. den Thron beſtieg, rief er Fouqué wieder zu ſich, und ernannte ihn zum Oberſten und Commandeur eines neuerrichteten Regiments. Fouqué machte nun die Feldzüge in Schleſien mit, und zeichnete ſich 1742 als Commandant der Feſtung Glaz aus. Noch mehr aber that er ſich, als Generallieutenant, im ſiebenjährigen Kriege durch Klugheit und Tapferkeit hervor, und befehligte öfters große abgeſonderte Corps. 1760 ward er (23. Juni) mit ſeinem aus 10,000 Mann beſtehenden Corps in den Verſchanzungen bei Landshut in Schleſien, die nicht hinlänglich beſetzt werden konnten, von 30,000 Mann Oeſterreichern unter Laudon angegriffen und überwältigt. Nur 1500 Preußen entkamen; der Reſt mußte ſich, nach der tapferſten Gegenwehr, und nachdem die meiſten Anführer getödtet oder gefangen worden waren, ergeben. Auch Fouqué, ſchwer verwundet, wurde gefangen. Aber ſeine bei dieſer Niederlage bewieſene Tapferkeit brachte ihm mehr Ehre, als manchem andern ein erhaltener Sieg. Bei der gleich darauf erfolgten Uebergabe von Glaz verlor er ſein ganzes Vermögen, und wurde von den Oeſter-

reichern, ſo lange der Krieg dauerte, nicht ausgewechſelt, welches ihm nicht minder zur Ehre gereichte. Die Kaiſerin Maria Thereſia ſuchte ihn in ihre Dienſte zu ziehen, aber vergebens. Nach geſchloſſenem Frieden (1763) kam er wieder zu ſeinem Regimente nach Brandenburg, und genoß fortwährend das Wohlwollen und die Freundſchaft des großen Königs, welcher, obgleich ſelbſt anders geſinnt, die ächt religiöſe Denkart Fouqué's mit ſchonender Achtung behandelte. Er ſtarb 1774. Sein merkwürdiger Briefwechſel mit Friedrich II. iſt enthalten in des letztern Werken und in den Denkwürdigkeiten aus dem Leben des königl. preußiſchen Generals, Freiherrn de la Motte Fouqué (von Büttner, Fouqué's Privatſecretär), Berlin 1788. 2 Bde.

Fouqué (Friedr., Baron de la Motte), königl. preußiſcher Major und Ritter des Johanniter-Ordens, geb. 1777, lebt in Nennhauſen bei Rathenau. Dieſer Enkel des berühmten preußiſchen Generals gleiches Namens, hat ſich mit dem Schwert und mit der Leier Lorbeeren errungen. Dem Geiſte und der Geſinnung nach iſt er ein ächter deutſcher Sänger. Seine Jugendbildung verdankt er dem ſokratiſchen Hülſen. Mit ſeinem unglücklichen Freunde, Heinrich von Kleiſt, machte er als Lieutenant im Regiment der Garde du Corps den Rheinfeldzug in den neunziger Jahren mit, und lebte hierauf in ländlicher Stille der Freundſchaft, der Liebe und den Muſen, bis der Aufruf ſeines Königs zu den Waffen erſcholl, welchem er ſelbſt ein Fähnlein erleſener Krieger zuführte. Im Laufe des heiligen Krieges, wo er erſt als Lieutenant, dann als Rittmeiſter bei den freiwilligen Jägern des brandenburgiſchen Cüraſſierregiments ſtand, und wo er mehrere Kriegslieder aus freier Bruſt ſang, wohnte er den bedeutendſten Schlachten bei, und, als er nach der Schlacht bei Culm in Böhmen krank gelegen hatte, war er noch ſo glücklich, am Tage des 18. Oct. den glorreichen Kampf mitzukämpfen; aber die Folgen körperlicher Anſtrengungen nöthigten ihn, bald darauf den Abſchied zu nehmen, und der König belohnte ſeine Dienſte mit dem Majorscharakter und dem Johanniterkreuze. Als Dichter trat er früher unter dem Namen Pellegrin auf, überſetzte Cervantes Numancia, und dichtete mehr im Geiſte der ſpaniſchen Poeſie. Er ſelbſt bekennt, dieſe Weihe von ſeinem Freunde A. W. Schlegel empfangen zu haben, dem er ſeine dramatiſchen Spiele zugeeignet hat, in welchen man Feinheit der Empfindung mit ſüdlichem Farbenſchmelz vereint findet. In dieſelbe Zeit fallen: der Roman Alwin, in zwei Theilen, die Hiſtorie des edeln Ritters Galmy und einer ſchönen Herzogin aus Bretagne, Schauſpiele, 1815, und Schillers Todtenfeier, ein Prolog (gemeinſchaftlich mit Sophie Bernhardi). Indeſſen ſchien ſeinen Charakter der Geiſt der nordiſchen Sage und altdeutſchen Dichtung am meiſten anzuſprechen, welchen er mit bewundernswürdiger Fruchtbarkeit in vielen Werken dargelegt hat. Dieſen kraftvollen Geiſt athmet vor allen der Held des Nordens in drei Schauſpielen, mit denen er zuerſt unter ſeinem wahren Namen auftrat. Hier, wo er den ſcandinaviſchen Quellen des Nibelungen-Lieds gefolgt iſt, hat er in drei Zueignungen an Fichte ſeine eigenthümliche Anſicht dieſer Poeſie niedergelegt, und uns zugleich den beſten Aufſchluß über ſich ſelbſt gegeben. Ferner gehören hieher: die dramatiſchen Gedichte, Alboin, der Longobardenkönig, und Eginhard und Emma, vorzüglich aber der Zauberring, in drei Theilen, in welchem das Südliche mit dem Nordiſchen verſchmelzt iſt; die Helden und Heldinnen dieſes Romans ſtellen bei der lebendigſten Perſönlichkeit allgemeine Charaktere dar, und zugleich iſt der Triumph der chriſtlichen Religion auf eine würdige Weiſe ge-

feiert. Seine Muſe umfaßt eben ſowohl ſeine Zeit, wie die großen Ereigniſſe der Vergangenheit. Seine vaterländiſchen Schauſpiele, die trefflichen gemüthvollen Lieder auf die Königin Louiſe, die ſchon erwähnten Kriegslieder, zum Theil auch ſeine ältern und neuern Erzählungen (die in der alten und neuen Zeit, wie in der Fabelwelt, herumſtreifen) zeugen davon. Eine beſondere Erwähnung verdient noch das zarte, ſinnvolle Mährchen Undine, vielleicht die ſchönſte Gabe ſeiner reichen Phantaſie. Wir übergehen die zahlreichen Beiträge, mit denen er ſo viele Almanache und Zeitſchriften, beſonders ſeine eigenen, die Muſen und die Jahreszeiten, den Almanach der Sagen und Legenden und den Frauenalmanach geſchmückt hat, und machen nur noch auf ein großes romantiſches Epos in ottave rime, Corona, aufmerkſam. Dieſes Werk, welches ſich in Arioſtiſcher Form mehr dem Süden nähert, nimt ſeine Eingänge, oft auch die Ausgänge, aus der Zeitgeſchichte; es beginnt z. B. mit dem Waffenſtillſtand im Sommer 1813. Im Ganzen kann man behaupten, daß Religioſität, Ritterlichkeit und Galanterie, im ſchönſten Sinne des Worts, die Elemente dieſes Dichtergemüths ſind; oft aber entfaltet er auch mit ſinniger Geiſtigkeit die zarteſten Geheimniſſe der Poeſie. — Auch ſeine gebildete Gattin, Caroline, Baronin de la Motte Fouqué, iſt als fruchtbare Schriftſtellerin bekannt. Mehrere Romane von ihr, z. B. Roderich, die Frau des Falkenſtein, Fedore, ihre Ezählungen, ihre Briefe über Zweck und Richtung weiblicher Bildung, ſo wie ihre eigenthümliche Ueberſicht der griechiſchen Mythologie, nach den neueſten in dieſem Fache angeſtellten Forſchungen, ſind mit Achtung für das Talent und für die Bildung dieſer ausgezeichneten Frau zu nennen. Auch in den letzten Jahren haben ſowohl Herr als Frau von Fouqué das Publicum mit einer nicht geringen Anzahl neuer Schriften beſchenkt, deren Verzeichnung hier aber überflüſſig erſcheint, da die Gunſt der Leſewelt ſich von dieſen Schriften ſcheint abgewandt zu haben. bb.

Fouquier=Tinville (Antoine Quentin), gehört in die Reihe jener ſcheußlichen Ungeheuer, welche die franzöſiſche Revolution erzeugte, und die auf immer vergeſſen werden ſollten, wenn ſie nicht zur Charakteriſtik jener unſeligen Zeit gehörten. Fouquier war zu Heronan bei St. Quentin geboren, und anfänglich Procureur am Chatelet. Unmäßige Verſchwendung zwang ihn, ſeine Stelle zu verkaufen und Bankerott zu machen. Als Geſchworner bei dem Revolutionstribunal erregte er die Aufmerkſamkeit Robespierre's durch ſeine blutdürſtigen Reden und ſeine Begierde zum Verurtheilen, ſo daß dieſer ihn für würdig hielt, das Amt des öffentlichen Anklägers bei dieſem Gerichte zu bekleiden, und Fouquier befleißigte ſich, dem Vertrauen eines ſolchen Beſchützers zu entſprechen. Die Opfer häuften ſich, und das Blutgerüſt empfing ohne Unterlaß jeden, der einen ausgezeichneten Namen führte und Anſprüche auf die allgemeine Achtung hatte. Zahllos ſind die Schandthaten, die dieſer Elende verübte, deſſen Durſt nach Blut ſich an den vergoſſenen Strömen deſſelben nur heftiger zu entzünden ſchien. Seine Verbrechen fanden endlich nach dem 10. Thermidor ihr Ziel. Fouquier ward verhaftet, und den 7. Mai 1795 in einem Alter von 48 Jahren zum Tode verurtheilt.

Fourcroy (Antoine François), einer der erſten neuern Chemiker, geb. zu Paris 1755, wo ſein Vater Apotheker war. Vom 9. bis zum 14. Jahre beſuchte er das Collegium Harcourt. Muſik und Dichtkunſt zogen ihn an; er verſuchte, für das Theater zu arbeiten, und war geneigt, ſelbſt Schauſpieler zu werden. Glücklicher Weiſe wurde er durch

die ungünſtige Aufnahme, welche einer ſeiner Freunde auf dem Theater fand, davon abgeſchreckt. Er wollte hierauf die Handlung erlernen; endlich beſtimmte ihn Vicq d'Azir, der bei ſeinem Vater wohnte, und mit dem er in dem vertrauteſten Umgang lebte, Medicin zu ſtudiren. Der junge Fourcroy widmete ſich ganz dem Studium der Anatomie, Chemie, Botanik und Naturgeſchichte. Nach zwei Jahren (1776) gab er eine Ueberſetzung von Ramazzini's Werk sur les maladies des artisans, mit trefflichen Anmerkungen, heraus. 1780 ward er Doctor der Medicin und Präſes der Facultät, ungeachtet des Widerſpruchs der übrigen Mitglieder. Vorleſungen über die Chemie vermehrten ſeinen Ruf. Eine glänzende Einbildungskraft, ein leichter und eben ſo edler, als angenehmer Vortrag zogen eine Menge Zuhörer herbei. Nach dem Tode Macquers, 1784, erhielt er in dem königl. Pflanzen-Garten den Lehrſtuhl der Chemie, und das Jahr darauf trat er als Mitglied der Akademie der Wiſſenſchaften in die Section der Anatomie, aus der er nachher in die Section der Chemie überging. Als jetzt die Chemie eine durchaus neue Geſtalt gewann, waren die franz. Chemiker, deren Werk dieſe Umgeſtaltung war, zugleich auf eine zweckmäßigere Terminologie bedacht. Das Ergebniß ihrer Bemühungen legte Fourcroy 1787 der Welt vor Augen, und fuhr fort, mehrere Schriften über Medicin, Naturgeſchichte und Chemie herauszugeben. 1789 wurde er Wahlherr von Paris, und 1793 Mitglied des Nationalconvents. Er bewirkte, daß ein Geſetzentwurf für die Gleichförmigkeit des Maßes und Gewichts angenommen wurde. Bald darauf ward er bei den Jacobinern wegen ſeines Stillſchweigens im Convent angegeben, und entging der Aechtung nur mit Mühe. So lange die Tyrannei Robespierre's dauerte, war Fourcroy einzig in der Comité des öffentlichen Unterrichts und in der Section des armes mit Arbeiten beſchäftigt, die ſich auf den Krieg und die Wiſſenſchaften bezogen. Nach dem 19. Thermidor wurde er in den neuen Wohlfahrtsausſchuß berufen, wo man ihm die Sorge für die Artillerie übertrug. Er organiſirte die Centralſchule der öffentlichen Arbeiten, aus welcher nachher die polytechniſche Schule entſtand; er gründete die drei Specialſchulen der Medicin, und wirkte bei der Einrichtung der Normalſchulen mit. Nach dem 13. Vendemiaire trat er in den Rath der Alten, in welchem er zwei Jahre blieb. Hierauf verwaltete er aufs Neue ſein Amt als Profeſſor, and ſchrieb ſein Syſtem der chemiſchen Wiſſenſchaften in zehn Bänden; das ſchönſte Denkmal der franzöſiſchen Chemie. Nach dem 18. Brumaire wurde er zum Staatsrath ernannt, und entwarf einen Plan für den öffentlichen Unterricht, der mit einigen Veränderungen angenommen wurde. Sein Amt als Generaldirector des öffentlichen Unterrichts legte ihm die Pflicht auf, in den J. 1802 und 1804 einen Theil der Departements zu durchreiſen und die Organiſation der Lyceen zu beſchleunigen. Seine Thätigkeit beförderte den Flor der Lehranſtalten, ſo viel es die Zeit erlaubte, bis die Errichtung der kaiſerl. Univerſität eintrat, bei welcher er zwar ebenfalls mit ſeinen Vorſchlägen gehört wurde, aber doch nicht, wie er gehofft hatte, die Stelle eines Großmeiſters an derſelben erhielt; eine Zurückſetzung, die ihn bitter kränkte. Er ward indeß zum Staatsrath, Reichsgrafen und Mitglied des Nationalinſtituts ernannt. Sein raſtlos der Wiſſenſchaft und dem öffentlichen Unterricht gewidmetes Leben endigte der Tod den 16. Dec. 1809.

Fox (George), ſ. Quäker.

Fox (Charles James), dieſer in den Annalen Großbritanniens

unſterbliche Staatsmann, geb. 1748, war der zweite Sohn des Lord Holland, und Enkel des Sir Stephan Fox, welcher das Chelſea-Hoſpital gegründet hatte. Foxs Mutter, die Baroneſſe von Holland, war eine Schweſter des Herzogs von Richmond, und Urenkelin Königs Carl II. Die ausgezeichneten Anlagen des jungen Fox ſuchte ſein Vater ſorgfältig zu entwickeln. Er gewöhnte ihn, ſeine Meinungen über die Gegenſtände der Unterhaltung zu ſagen, und gewiß trug dieſe frühere Gewöhnung, mit Freiheit zu denken und unvorbereitet zu ſprechen, nicht nur zur Schärfung ſeiner Urtheilskraft, ſondern auch zur Ausbildung der Rednertalente ungemein bei, durch welche Fox in der Folge glänzte. Gewöhnlich las der junge Fox die Depeſchen ſeines Vaters, welcher eine Zeit lang Staatsſecretär war, und ſoll oft treffende Bemerkungen darüber gemacht haben. Einſt warf er den Aufſatz einer Staatsſchrift von ſeinem Vater, mit den Worten, ſie ſei zu ſchwach, ins Feuer. Der Staatsſecretär nahm eine zweite Abſchrift, ohne ihm einen Verweis zu geben. Man erzählt mehrere Beiſpiele höchſter Zwangloſigkeit, womit Fox erzogen wurde. Er beſuchte die Schulen von Weſtminſter und Eton, und zeichnete auf beiden ſich aus. Kaum dreizehn Jahre alt, wetteiferte er mit den geübteſten Schülern in lateiniſchen Verſen, ſchrieb das Griechiſche, und ſprach das Franzöſiſche faſt geläufiger, als ſeine Mutterſprache. Hier knüpfte er die Bande früher Freundſchaft mit dem Grafen Fitzwilliam, Lord Carlisle, dem Herzoge von Leinſter und andern ausgezeichneten Männern. Als er 14 Jahre alt war, ſchickte ihn ſein Vater nach Spaa, wo die ihm zum Taſchengelde beſtimmten großen Summen die Aufmerkſamkeit der Spieler auf ſich zogen. Schon in Eton zeigte er entſchiedenen Hang zur Verſchwendung, und beging, durch die Freigebigkeit ſeines Vaters noch mehr dazu aufgemuntert, viele Ausſchweifungen. Auf der Univerſität Oxford erregten ſeine Kenntniſſe und Talente um ſo mehr Bewunderung, als er ſeine ganze Zeit dem Spiele und andern Zerſtreuungen zu widmen ſchien. Doch blieb er hier nicht lange, ſondern unternahm eine Reiſe durch die Hauptländer Europa's, und obgleich er ſich allen Genüſſen hingab, zu denen die reizenden Gegenden des Südens die Britten im Taumel der Jugend locken, ſo erwarb er ſich doch eine umfaſſende und tiefe Kenntniß der natürlichen Beſchaffenheit, der Sitten, Künſte, Geſetze und Regierungsformen der verſchiedenen Länder, welche er ſah. Seine Verſchwendung war aber ſo weit gegangen, daß ſelbſt ſein Vater, der ſein außerordentliches Vermögen zur Befriedigung aller Wünſche ſeines Sohnes anzuwenden gewohnt war, ſeine Wechſel zurückzuſchicken drohte. Im 20. Jahre trat Fox, den ſein Vater als Tory erzogen hatte, und der jetzt als ein vollendeter Stutzer zurückgekommen war, als Repräſentant des Fleckens Midhurſt in das Parlament ein. Anfangs war er auf der Seite der Regierung, die in ihm bald einen ihrer geſchickteſten Vertheidiger fand. Aber während er ſo mit Kraft und Einſicht in die öffentlichen Angelegenheiten eingriff, unterhielt er eine ſehr genaue Verbindung mit wuchernden Geldjuden, deren Freigebigkeit die ausſchweifende londner Jugend gegen fünfhundert Procent unterſtützt. Er ſowohl, als dieſe Ehrenmänner, hatten es für gewiß gehalten, daß ſein älterer Bruder kinderlos ſterben werde. Fox befand ſich gerade im Schauſpiel, als er von der Geburt ſeines Neffen, des jetzigen Lord Holland, benachrichtigt wurde; ſcherzend ſagte er: „es ſei ein Knäblein geboren, als ein Vorläufer der Zerſtörung der Juden." So theilte dieſer außerordentliche Mann ſein Leben zwiſchen den ernſteſten Geſchäften und der wildeſten Aus-

gelaſſenheit. Er war zugleich Commiſſär der Admiralität, und nachdem er dieſe Stelle 1772 freiwillig niedergelegt hatte, Commiſſär der Schatzkammer; als er ſich aber 1774 der Regierung widerſetzte, erhielt er ſeine Entlaſſung. Er hatte ſich kurz vorher mit einigen Oppoſitionsgliedern verbunden; beſonders fühlte er ſich zu Burke hingezogen. Vergeblich hatte ihm Lord North Vorſtellungen gemacht, und kündigte ihm endlich ſeine Entlaſſung in einem lakoniſchen Briefe an, der Fox unendlich erbitterte und alſo lautete: „Se. Majeſtät haben für dienlich erachtet, neue Commiſſarien der Schatzkammer zu ernennen, in deren Liſte ich Ihren Namen nicht ſehe." Lord Holland war ſchon früher geſtorben, und hatte ſeinem Sohne, außer einem bedeutenden baaren Vermögen, ein prächtiges Landgut bei Kingsgate auf der Oſtküſte von Kent, mit einem nach dem Muſter von Cicero's Villa Formia erbauten Hauſe, hinterlaſſen. Ueberdies war Fox Buchhalter der königl. Schatzkammer in Irland. Aber alle dieſe bedeutenden Mittel waren in Kurzem erſchöpft. Statt jedoch durch die auf ihn einſtürmenden Ungemächlichkeiten niedergebeugt zu werden, entwickelte ſich erſt jetzt die ganze Stärke ſeines Geiſtes. Der eben beginnende Streit mit den nordamerikaniſchen Colonien feſſelte bald ſein ganzes Intereſſe. Das Erhabene des Gegenſtandes wirkte ſo mächtig auf ihn, daß er plötzlich als ein anderer Menſch auftrat. Wie einſt in allen Ausſchweifungen, wollte er jetzt in allen Tugenden glänzen. Er geſellte ſich zu der Schaar jener trefflichen Geiſter, welche die Ungerechtigkeit, womit die Colonien behandelt wurden, laut ausſprachen, und ſtand bald, zum Erſtaunen Aller, die ihn vorher kaum bemerkt hatten, gehoben durch die Kraft ſeiner Talente und ſeiner Beredſamkeit, an der Spitze der Oppoſition. Nichts brachte er aus der vorigen wilden Lebensperiode in die neue hinüber, als die Anmuth des Umgangs, die Offenherzigkeit des Gemüths, und die kühne Entſchloſſenheit des Mannes, der ſeiner Kraft ſich bewußt iſt. Sein Genie erkannte die Fehler der Miniſter, welche den Krieg mit den Colonien begonnen; vereint mit Burke bekämpfte er unaufhörlich die Grundſätze Norths; ſie widerſetzten ſich auf das entſchiedenſte einem Kriege, den ſie ungerecht und unpolitiſch nannten. Fox, der 1780 nach einem heftigen Kampf zum Repräſentanten von Weſtminſter erwählt worden war, wirkte kräftig zur Beendigung dieſes für England unglücklichen Krieges mit. Lord North und ſeine Freunde mußten (1782) ihre Miniſterſtellen aufgeben. Rockingham, Shelburne und Fox wurden ihre Nachfolger. Als der erſtere ſtarb, zog Fox, der mit Shelburne nicht einverſtanden war, ſich in das Privatleben zurück. Doch hatte er während ſeiner kurzen Staatsverwaltung mit den Amerikanern und Holländern Friede zu machen geſucht. Shelburne ſchloß nun (1783) den Frieden zu Verſailles, mußte aber bald nachher mit ſeinen Freunden (Pitt und andern) der unter dem Namen der Coalition ganz unerwartet erfolgten Vereinigung der beiden ehemals ſo heftigen Gegner, Lord North und Fox, weichen. Der Herzog von Portland ward nunmehr erſter Lord der Schatzkammer, und North und Fox die beiden Staatsſecretäre. Während dieſer zweiten kurzen Adminiſtration brachte Fox die berühmte oſtindiſche Bill ins Unterhaus, welche die Abſicht hatte, die Regierung der oſtindiſchen Geſellſchaft in Oſtindien faſt ganz in die Hände des Miniſteriums zu bringen. Die von der brittiſchen Regierung bisher unabhängigen Compagnie-Länder wurden nämlich von den erſten Beamten ſo ſchlecht verwaltet, daß eine durchgängige Reform nöthig ſchien. Fox und North boten einander die Hände, und die

Bill ging im Unterhauſe durch. Allein die mächtigen Intereſſenten der oſtindiſchen Handelsgeſellſchaften wollten ihre Direction des brittiſch-orientaliſchen Reichs nicht gern aufgeben, und vermittelten, daß der König Maßregeln nahm, um die Bill nicht auch im Oberhauſe durchgehen zu laſſen; der Graf Temple erklärte, daß der König den für ſeinen Feind halten würde, der dafür ſtimmte. So wurde die Bill verworfen; aber ſie hatte dem Miniſter zugleich das Zutrauen des Parlaments und ſeines Souveräns geraubt, und führte ſeinen Sturz herbei. Die Macht der Coalition wurde gebrochen, und das ganze Miniſterium in den letzten Tagen des J. 1783 verabſchiedet. Pitt trat wieder in die Verwaltung ein, und Fox (Repräſentant für die Flecken Tain, Digwall u. ſ. w.) wurde ſpäter nur mit vieler Mühe wieder Repräſentant für Weſtminſter. Seit der Zeit beſtritt er unabläſſig ſeinen großen Gegner Pitt, unbeſtechlich durch Geldſummen, Titel und Ehrenſtellen, die der Miniſter für ſeine Zwecke vertheilte. Mehr als einmal fühlte Pitt ſeines Gegners Ueberlegenheit. Da er, von Preußen gereizt, den Krieg gegen Rußland, wegen Oczakow, beginnen, da er ein andres Mal den Frieden mit Spanien brechen wollte, war es Fox, welcher beide Kriege verhinderte. Endlich ermüdete Fox's Ausdauer in dem ungleichen Kampfe gegen den mächtigen Pitt. Begleitet von einer Miſtriß Armſtead, die er nachher als ſeine Gemahlin erkannte, machte er eine Reiſe nach Frankreich, der Schweiz und Italien. Die franz. Revolution brach aus. Pitt und Fox billigten das Beſtreben eines Volks, die Feſſeln des Despotismus zu brechen. Als aber daſſelbe in ein Chaos beiſpielloſer Verbrechen ausartete, änderten beide ihre Anſichten. Auch trennte ſich damals (12. Febr. 1791) Fox's 20jähriger Freund von ihm, Burke. Pitt wollte Krieg; Fox rieth, die gährende Nation ihrem Schickſale zu überlaſſen. Als ein unerſchütterlicher Vertheidiger der Rechte des Volks, mußte Fox es ſich gefallen laſſen, daß politiſcher Fanatismus ihn einen Jacobiner ſchalt, und der König ihn aus der Liſte der geheimen Räthe ſtrich. Hatte er auch Kraft, dieſe Kränkungen mit Gleichmuth zu ertragen, ſo ward er es doch müde, die politiſchen Anſichten ſeines Gegners ohne Erfolg zu bekämpfen. Er wollte 1797 ſeinen Sitz im Parlamente aufgeben, um ſich zu erholen in der ruhigern Beſchäftigung mit den Wiſſenſchaften. Seine Freunde vermochten ihn aber, den öffentlichen Geſchäften nicht ganz zu entſagen; doch hielt er ſich jetzt häufiger auf dem Lande auf. In dieſer Muße, die er den Wiſſenſchaften widmete, und der Dichtkunſt, welcher er ſtets mit jugendlichem Feuer zugethan blieb, entſtand in ihm der Wunſch, durch ein bedeutendes Werk vor der Welt und Nachwelt ſeinen Charakter als Staatsmann zu rechtfertigen. Kein Werk aber konnte ſeinen Kenntniſſen angemeſſener und ſeines ganzen Lebens würdiger ſcheinen, als ein hiſtoriſches. Dem Vertheidiger altbrittiſcher Freiheit lag die vaterländiſche Geſchichte am nächſten. Welchen Abſchnitt derſelben hätte er aber zweckmäßiger wählen können, als jene Wendung der Dinge, durch welche die engliſche Nationalfreiheit wahrhaft gegründet ward? jene Wendung, die nach den heilloſen Zeiten der letzten Stuarts den großen Oranier auf den brittiſchen Thron brachte. Doch mußte er, um dieſe Revolution darzuſtellen, wie ſie aus dem frühern Zuſtande des Reichs hervorging, Jacobs II. ſündhafte Regierung und Carls II. ſchmachvolltraurige Zeit wenigſtens im Allgemeinen ſchildern. Indeß haben ihn die Angelegenheiten des Vaterlandes und ſein früher Tod verhindert, ſeinem Werke in Umfang und Darſtellung die Vollendung zu geben, die er demſelben zu geben fähig

war. So erſchien nur ein Bruchſtück: A history of the early part of the reign of James the second; with an introductory chapter (Lond. 1808, überſ. von D. W. Soltau, Hamb. 1810); aber das Bruchſtück iſt groß genug, um zu fühlen, wie viel wir an dem Uebrigen verloren haben; vorzüglich da Fox die Parteilichkeit Hume's in dieſem Theile der Geſchichte aufdeckt, und ſeine Darſtellung überall ſehr belehrend iſt. Als Redner bekümmerte ſich Fox, bei ſeiner natürlichen Begeiſterung, wenig um einen ſorgfältig gewählten Ausdruck und um ſtrenge logiſche Ordnung. Seine Reden ſind, in 6 Bänden geſammelt, in London erſchienen. Doch wir kehren zu ſeinem Leben zurück. Pitt verließ endlich, nachdem er achtzehn Jahre die größte Macht geübt hatte, freiwillig ſeinen erhabenen Poſten. Addington nahm ſeine Stelle ein, und, unterſtützt von Fox und deſſen Freunden, ſchloß er mit Frankreich den Frieden von Amiens (27. März 1802). „Hart iſt dieſer Friede!“ rief Fox, „unzähliges Blut, unzählige Summen wären erſpart, und der Friede ehrenvoller geſchloſſen worden vor ſechs Jahren; aber beginnt den Krieg, und ihr werdet künftig einen noch viel herbern Frieden ſchließen müſſen.“ Seine Warnung war umſonſt. Pitt übernahm wieder das Ruder des Staats, und entriß bald nach dem Ausbruche der Feindſeligkeiten den friedensbedürftigen Spaniern die Neutralität. Fox nannte dieſe Maßregel eine charakteriſtiſche Falſchheit, und das Betragen der Miniſter ein Gewebe von Ungerechtigkeit und Unklugheit. Doch Pitt ſah den Ausgang ſeines Werks nicht; er ſtarb, und — Fox trat als Staatsſecretär an ſeine Stelle. Ein ehrenvoller Friede mit Frankreich war das ſchöne Ziel, das er ſogleich ins Auge faßte, und obgleich Preußens damalige zweideutige Politik zu feindſeligen Maßregeln gegen dieſes Reich nöthigte, ſo hatte er doch die erſten Einleitungen zu einem allgemeinen Frieden für Europa getroffen. Allein mitten in ſeinem wohlthätigen Wirken, nachdem er noch alle Hinderniſſe zu heben geſucht hatte, welche die Verſchiedenheit der Religion der Vereinigung des engliſchen und irländiſchen Intereſſes entgegenſtellte, nachdem er noch das Ober- und Unterhaus bewogen hatte, die Abſchaffung des Sklavenhandels feierlich zu erklären, ſtarb er an der Waſſerſucht am 13. Sept. 1806, in den Armen des Lords Holland, ſeines Neffen, und im Palaſte des Herzogs von Devonſhire, ſeines Freundes. Die Nation trauerte um den Mann, von dem einſt Burke ſagte: „Er war geboren, um geliebt zu werden.“ Seine Freunde errichteten den 19. Juni 1816 Fox's Bildſäule auf dem Bloomsbury Square, in Bronze, ein Meiſterſtück von Weſtmorcott; Fox, in conſulariſcher Tracht, hält mit dem halbausgeſtreckten Arm die Magna Charta. 1818 ward ihm ein Denkmal in der Weſtminſter-Abtei errichtet. Im erſten Bande der Zeitgenoſſen (1816) befindet ſich ſeine, nach den beſten Quellen trefflich bearbeitete, umſtändliche Biographie und Charakteriſtik, von F. Ch. A. Haſſe.

Fracaſtoro (Geronimo), einer der gelehrteſten Männer ſeiner Zeit, war 1483 zu Verona geboren. Seine Mutter erſchlug, als ſie ihn eben im Arme trug, der Blitz, ohne daß er dabei im mindeſten verletzt wurde. Von ſeinem Vater empfing er eine treffliche Erziehung, und widmete ſich zu Padua mit großem Eifer den Studien, vornehmlich den mathematiſchen, philoſophiſchen und mediciniſchen. 19 Jahre alt, ward er Profeſſor der Logik zu Padua. Als aber hier der Krieg den Unterricht unterbrach, folgte er einem Ruf auf die neu errichtete Univerſität zu Pordenone in Friaul, wo er einige Zeit ſeiner Neigung zur Poeſie folgte, und durch die Herausgabe ſeines Gedichtes

de Syphilitide bald ſeinen Namen durch ganz Italien bekannt machte. Von da kehrte er in ſein Vaterland zurück, bezog ein Landhaus bei Verona, und lebte hier in der Zurückgezogenheit. Den Kranken, die zu ihm ſtrömten, ertheilte er Rath und Hülfe, und zugleich beſchäftigte er ſich mit Abfaſſung ſeiner Werke. Paul III. ernannte ihn zum Archidiaconus und zum erſten Arzt beim tridentiniſchen Concilium. In letzterer Eigenſchaft trug er dazu bei, daß dies Concilium nach Bologna verlegt wurde, indem er die 1547 in Trient herrſchende Krankheit für eine anſteckende erklärte. Er ſtarb 1553. Seine Landsleute ehrten ſein Andenken durch eine Marmorſtatue; ſein Freund Ramuſio ließ ihm eine Statue aus Bronze zu Padua errichten. Fracaſtoro hat in der Philoſophie, Aſtronomie, Medicin und Poeſie geglänzt. Von ſeinen Schriften iſt die berühmteſte das oben genannte Gedicht, unter dem Titel: Syphilitidis sive morbi gallici libri tres. Mehrere Critiker haben es, hinſichtlich des Reichthums der Verſification, des Adels der Gedanken, der Eleganz des Ausdrucks und der Lebhaftigkeit der Bilder, der Georgica des Virgil an die Seite geſetzt. Seine ſämmtlichen Werke erſchienen geſammelt zuerſt zu Venedig 1555, und ſind mehrmals aufgelegt worden. Die Ausgaben des 17. Jahrh. ſind die vollſtändigſten. Menken hat einen Commentar über Fracaſtoro's Leben und Werke geſchrieben, Leipz. 1731.

Fracht, im eigentlichen Sinne, heißt die Ladung, welche man einem Fuhrmann zu Lande, oder Schiffer anvertrauet, um ſie von einem Orte zum andern zu überbringen. Je nachdem das Schiff oder der Frachtwagen ganz oder zum Theil belaſtet iſt, wird die Ladung ganze oder halbe Fracht genannt. Nimt der Frachtfahrer (Schiffer oder Fuhrmann) eine neue Ladung für den Rückweg mit, ſo bezeichnet man dieſelbe mit dem Namen Rück-Fracht. Im uneigentlichen, aber ſehr gewöhnlichen Sinne nennt man auch die Fracht den, entweder durch wechſelſeitige Uebereinkunft, oder durch obrigkeitliche Verfügung feſtgeſetzten Fuhr- oder Schifferlohn, für richtigen Transport der Ladung von einem zum andern Orte. Der Frachtfahrer zu Land und zu Waſſer erhält bei der Einladung des ihm zur Fortbringung anvertraueten Gutes einen offenen Frachtbrief. Dieſer enthält, der Regel nach, 1. den Ort, Tag, Monat und Jahr, wo und wann die Güter eingeladen wurden; 2. den Namen des Fuhrmanns, und woher er iſt; 3. die Zahl der Güter, Packen, Kiſten oder Fäſſer, welche ihm für ſeinen Frachtwagen oder ſein Schiff übergeben wurden, nebſt deren Zeichen, Nummern, Gewicht und Beſchaffenheit; 4. den für die Fracht, nach dem Gewicht oder den einzelnen Stücken, bedungenen Lohn (falls nicht derſelbe durch eine obrigkeitliche Taxe beſtimmt iſt), wie viel im Voraus darauf bezahlt wurde, und in welcher Geldſorte er bezahlt werden ſoll; 5. die weitern beſondern Bedingungen mit dem Schiffer oder Fuhrmann, z. B. in Anſehung der Zeit der Ueberlieferung u. ſ. w. Er wird von dem Verſender, er ſei Eigenthümer oder Spediteur der Ladung, mit ſeiner Namensunterſchrift verſehen, und auf der Außenſeite des Frachtbriefes die Aufſchrift geſetzt, an wen die Güter abgeliefert werden ſollen. — Der Schiffer bedarf auf denjenigen Flüſſen, wo eine gute Schiffahrts- und Zollordnung eingeführt iſt, außer ſeinen Frachtbriefen über die einzelnen Güter (die man in der Handels-Schiffahrts-Sprache Stückgüter heißt), auch eines Manifeſtes, das aus den Frachtbriefen zuſammengeſetzt wird. Daſſelbe muß gewöhnlich enthalten: 1. Namen und Wohnort des Schiffseigenthümers und deſſen, der das Schiff führt; 2. Namen des Schiffs, deſſen Tragbarkeit und

Flagge; 3. Einladeort und Beſtimmungsort der Waaren; 4. Nummern der Frachtbriefe nach der Zahlenfolge; 5. Namen der Verſender und Empfänger; 6. Zeichen und Zahl der Colli oder Gebinde; 7. Benennung der Waaren; 8. Gewicht derſelben, und 9. Unterſchrift des Schiffers, mit Verſicherung der Richtigkeit des Inhalts. Das Manifeſt dient vorzüglich zur Leichtigkeit und Sicherheit der Gebühren-Erhebung an den Zollſtellen der Flüſſe, wobei aber doch dem Zoll-Beamten, bei obwaltendem Verdachte, ſtets die Befugniß bleibt, die Ladung ſelbſt zu beſichtigen und mit dem Manifeſte zu vergleichen. Haben die Schiffahrts- oder Zollbeamten die Gattung und Menge der Waaren an dem Einladungsorte mit dem Manifeſte übereinſtimmend gefunden, ſo atteſtiren ſie daſſelbe. Für deſſen Inhalt bleibt aber der Schiffer in jedem Fall verantwortlich, er mag es ſelbſt abgefaßt, oder ſich fremder Hülfe dazu bedient haben. Unter Fracht (Nolis), in Beziehung auf Schiffahrt zur See, verſteht man den Miethzins, welcher entweder für das ganze Schiff, oder einen Theil deſſelben, für eine ganze Reiſe, oder beſchränkte Zeit, tonnen- oder centnerweiſe, oder in Bauſch und Bogen entrichtet wird. Den darüber geſchloſſenen Vertrag, der ſchriftlich verfaßt werden muß, nennt man Certapartei (Charte-partie) oder (beſonders auf dem mittelländiſchen Meere) Noliſſement. So wie der Schiffer auf Flüſſen mit Frachtbriefen und einem Manifeſte verſehen ſein muß, ſo iſt es Pflicht des Capitäns eines Seeſchiffes mit Güterladungen, daß er an Bord habe: 1. die Urkunde über das Eigenthum des Schiffes; 2. aus welchem Hafen es ausgelaufen iſt; 3. das Verzeichniß der Mannſchaft, die Connaiſſements oder Certaparteien; 4. Beſcheinigung, daß das Schiff, und von wem gemiethet iſt; 5. die Beſcheinigungs-Protocolle; 6. die Beſcheinigungen über die baar oder durch Caution berichtigten Zölle, und 7. das paraphirte Regiſter über alles, was ſeine Geſchäfte betrifft. Beim Einlaufen in einen Hafen des Landes, dem das Schiff angehört, muß der Capitän binnen einer beſtimmten Friſt ſein Geſchäftsregiſter viſiren laſſen, und ſeinen Bericht abſtatten, über Zeit und Ort der Abreiſe, genommenen Weg, erlittene Zufälle, auf dem Schiffe etwa entſtandene Unordnungen und alle Merkwürdigkeiten der Reiſe. Läuft der Capitän in einen fremden Hafen ein, ſo hat er dieſelben Pflichten gegen den Conſul ſeiner Nation, der ihm die Zeit ſeiner Ankunft und Abreiſe, nebſt dem Zuſtande und der Natur ſeiner Ladung beglaubigt. — **Frachtfahrer**, ſie ſeien Fuhrleute zu Lande oder zu Waſſer, übernehmen mehrere Verbindlichkeiten gegen die Abſender der ihrem Geſchirr anvertraueten Ladungen. Sie müſſen dieſelben in dem Zuſtande, in welchem ſie ihnen übergeben wurden, abliefern. Sie haben daher für jeden Schaden zu haften, der nicht durch Zufälle, unabwendbare Gewalt, oder durch einen innern Fehler an den Gütern veranlaßt wurde. Sie ſind verpflichtet, den Transport innerhalb der feſtgeſetzten Zeit zu vollenden, es ſei denn, daß eine unwiderſtehliche Gewalt ſie aufgehalten habe. Dagegen hat der Frachtfahrer, nach erfolgter unwiderſprochener Annahme der Ladung von Seiten des Empfängers, das Recht auf vollſtändigen Empfang des Frachtlohns und der Nebenkoſten, in der bedungenen oder obrigkeitlich vorgeſchriebenen Art; auch ſteht ihm bis zur Befriedigung ſeiner Foderung eine ſtillſchweigende Hypothek an der Ladung zu. Gegen den Staat iſt er verpflichtet, alle in Hinſicht der Frachtfahrerei beſtehende Verordnungen genau zu beobachten, und begründet iſt im Gegenſatze ſein Recht auf Güte und Sicherheit der Wege, auch Schadloshaltung im Fall erlittener Beſchädigung und er-

legten Weg- oder Geleitsgeldes. Der Inbegriff von Geſetzen, Herkommen und Rechtsſprüchen, welche die bei Gelegenheit des Tranportes einer Ladung vorkommenden Rechtsfälle entſcheiden, heißt das Frachtfahrer-Recht. Unter allen Geſetzbüchern neuerer Zeit enthält der Code Napoléon und das franzöſiſche Handelsgeſetzbuch über dieſen Rechtstheil die beſtimmteſten und zweckmäßigſten Verfügungen. Das neueſte und beſte Werk über das Frachtfahrer-Recht hat 1820 D. Münter zu Hannover herausgegeben. — Fracht-Regulirung. Die Beſtimmung des Frachtlohns kann auf zweierlei Art geſchehen, entweder durch eine vertragsmäßige Verabredung zwiſchen dem Frachtfahrer und Verſender, oder durch eine obrigkeitliche Taxe nach dem Gewicht oder den Gattungen der Güter, und nach den Entfernungen der Einladungs- von den Ausladungsorten. Die erſtere Art iſt die faſt allgemeine für die Transporte zu Lande auf den Frachtwagen. In den größern Handelsſtädten wird ſelten eine beſondere Verabredung hierüber nöthig, da ſich ein gleichförmiger Frachtlohn gewöhnlich unter den Frachtfahrern ſelbſt regulirt, und dieſer von den ſogenannten Güterbeſtätern bekannt gemacht wird. Auf einigen der vorzüglichſten Flüſſe Deutſchlands, deren Handelsſchiffahrt geregelt und von Bedeutung iſt, ſind dagegen die Frachttaxen beſonders in der Art eingeführt, daß die betreffenden obrigkeitlichen Behörden gleichſam vermittelnd zwiſchen den Foderungen der Schiffer und den Anträgen der Kaufleute einſchreiten. Es iſt natürlich, daß der Waaren-Verſender, er ſei Eigenthümer oder Spediteur, den möglichſt niedrigen, der Schiffer aber den möglichſt hohen Frachtlohn wünſcht, und daß die Schiffahrtsbehörde den Streitigkeiten bei dieſen entgegengeſetzten Intereſſen, und den hieraus entſtehenden Unterbrechungen in regelmäßigem Transport der Güter am beſten vorbeugen kann, wenn ſie durch Beſtimmung eines Mittelpreiſes auf jeden der beiden Theile eine unparteiiſche und gerechte Rückſicht nimt. Am gründlichſten und ausführlichſten iſt die Frage, über die zweckmäßigſte Regulirung der Waſſerfrachten, von den Handels- und Schiffahrtsbehörden des Rheinſtroms erörtert worden; und, ſo wie ſeit geraumer Zeit die Rheinſchiffahrts-Einrichtungen Muſter für die Schiffahrts-Anſtalten nicht blos der Seitenſtröme, z. B. des Mains, Neckars, der Moſel u. ſ. w., ſondern auch ſelbſt entfernter Hauptſtröme waren, ſo wurde auch das Syſtem der Frachten-Regulirung auf dem Rheinſtrom bald als Vorbild für die Handels-Schiffahrt anderer Staaten angeſehen. Es iſt daher nützlich, ſowohl das Hiſtoriſche, als das poſitiv Beſtehende der Fracht-Regulirung, mit Blicken auf die verſchiedenen Meinungen hierüber und die zukünftigen wahrſcheinlichen Verhältniſſe, in leichten Umriſſen darzuſtellen. Schon in frühern Jahrhunderten, wo überhaupt das Taxenſyſtem mehr als jetzt unter die allgemeinen polizeilichen Maßregeln gehörte, war die Taxfrachten-Regulirung in einem großen Theile der Rheinufer-Staaten herkömmlich. Gewöhnlich wurden hierüber auch in den Zollconferenzen (Zollcapiteln, d. h. Zuſammenkünften der Regenten der Rheinufer-Staaten oder ihrer Bevollmächtigten) zu Bacharach weitläufige Verabredungen gepflogen. Nach und nach ward es Herkommen, daß die Churfürſten von Mainz und Cöln die Frachtpreiſe, jener für die mittelrheiniſche Stromſtrecke, dieſer für die Strecke von Cöln nach Holland, regulirten. Die holländiſche Regierung war dagegen im Beſitz, die Preiſe für die Fahrt aus ihren Häfen nach Holland zu beſtimmen. Da aber dieſe Taxregulative nur für unbeſtimmte Zeit erlaſſen und höchſt unvollſtändig waren, ſo daß bei vielen Artikeln noch beſondere Verabredungen zwi-

ſchen Verſender und Schiffer nothwendig wurden, ſo konnten ſie dem Zwecke wenig entſprechen. Den Schiffern nützten ſie oft gar nichts, weil in den beiden Stapelſtädten Mainz und Cöln keine Rang- oder Reihefahrten exiſtirten, jene daher um geringere Preiſe, als die Taxe, fahren mußten, wenn ſie Ladung haben wollten, obwohl die Taxfracht und ein geringeres Gewicht der Güter auf den Frachtbriefen notirt wurden, welche widerrechtlichen bedeutenden Vortheile ſich die Commiſſionärs und Spediteurs einzig zum Schaden der ohnehin gedrückten Schiffer zueigneten. Um daher das alte unzureichende Tax-Frachten-Syſtem in eine zweckmäßigere Ordnung zu bringen, ward in der Convention über die Rheinſchiffahrts-Octroi vom J. 1804, Art. 13 verordnet: daß die Rheinſchiffahrts-Verwaltung von einer frankfurter Meſſe zur andern die Frachten beſtimmen ſolle, welche in den beiden Stationsſtädten (Mainz und Cöln) von den Gütern bezahlt werden müſſen, die daſelbſt für verſchiedene Orte eingeladen werden. Sie hat über dieſes zu entwerfende Reglement das Gutachten der Handelskammern von Cöln, Mainz, Strasburg, und der obrigkeitlichen Behörden von Düſſeldorf, Frankfurt und Mannheim einzuholen, und wenn dieſe nicht einſtimmig ſind, ſoll ſie einen Mittelpreis annehmen. Die durch das Taxreglement beſtimmten Frachtlöhne dürfen nie überſchritten werden. So beſtehet die Frachten-Regulirung gegenwärtig noch auf dem Rheinſtrome, und in ähnlicher Art geſchieht ſie auf deſſen Nebenſtrömen, nur mit dem Unterſchiede, daß bei entgegengeſetzten Anträgen der Schiffer und Handelsleute, nicht, wie von der Rheinſchiffahrts-Verwaltung, der Mittelpreis arithmetiſch calculirt, ſondern nach billigem Ermeſſen frei regulirt wird. Inzwiſchen haben ſich in das Verfahren bei der Rheinfrachten-Tax-Regulirung, das ſchon urſprünglich mehr zum Vortheile der Häfen des linken, damals franzöſiſchen, als des rechten Rheinufers berechnet war, noch unter der ehemaligen General-Direction der Rheinſchiffahrt verſchiedene Mißbräuche eingeſchlichen, welche die Willkür begünſtigten, und der Liſt, ſo wie den Verabredungen einzelner Handelskammern für ihr beſonderes Intereſſe, freien Spielraum öffneten. Da hierunter Baden, als der bedeutendſte Handelsſtaat des rechten Rheinufers, am meiſten litt, ſo entwarf der badenſche Commiſſär bei der Central-Commiſſion für die Rheinſchiffahrt im J. 1820 eine Verbeſſerung des Verfahrens beim Vollzug des Art. 13 in der Octroi-Convention, welche den Beifall der Stimmenmehrheit in der Commiſſion erhielt, und wonach deren Beſchluß abgefaßt wurde. Die Minorität, aus den drei großen Rheinufer-Staaten Frankreich, Preußen und Holland beſtehend, widerſetzte ſich, wegen verſchiedener Neben-Intereſſen, deſſen Vollzug, und ſo blieb er aus politiſch-diplomatiſchen Rückſichten, die bisher überhaupt ſchon manches Unheil in die Rheinſchiffahrts-Verhandlungen gebracht haben, ganz unausgeführt. (S. das gründliche Werk: Neue Organiſation der Schiffahrts- und Handelsverhältniſſe auf dem Rheinſtrome, Baſel 1822.) Für die Zukunft iſt es, zufolge des der Rheinſchiffahrts-Central-Commiſſion von Preußen vorgelegten Entwurfs eines Schiffahrts-Reglements, im Antrag, die Frachtpreiſe, wie ſeit dem März 1822 auf der Elbe geſchieht, der freiwilligen Uebereinkunft der Schiffer und Verſender oder deren Commiſſionäre zu überlaſſen. Ob dieſes Freiheits-Princip, das auf den Flüſſen, deren Schiffahrt noch ungeregelt iſt, wie z. B. der Donau, dem Inn, der Iſar u. ſ. w., ſeit alten Zeiten beſteht, für den Tranſit- und Commiſſionshandel, dem regelmäßige Transportanſtalten unentbehrlich ſind, gute Folgen haben wird, iſt aus der bisherigen Er-

fahrung ziemlich leicht zu beurtheilen. Bei ſtarker Concurrenz der Schiffer überbieten ſie ſich in Hinſicht des mindeſten Frachtpreiſes. Die Noth zwingt ſie, den billigen Anſpruch auf Koſtenerſatz, Arbeitslohn und Gewinn aufzugeben. Dies führt zu Unterſchleifen, die Frachtfahrer zu Waſſer weit leichter ausführen und ſcheinbar entſchuldigen können, als Fuhrleute zu Lande, und es trit noch überdies der Nachtheil ein, daß der Mangel an pecuniärer Kraft des Schiffers, das theure Schiff und Geſchirr in gutem Stande zu erhalten, mehr Unglücksfälle zur Folge hat, die er entweder nicht zu erſetzen, oder leichter von ſich abzuwenden vermag. Die Maxime der Frachtlohns-Beſtimmung zu Lande iſt in dieſer und noch mancher andern Hinſicht auf die Handelsſchiffahrt nicht anwendbar. Es haben daher ſelbſt die unter der vormaligen Rheinſchiffahrts-General-Direction zum Gutachten aufgefoderten rheiniſchen Handelskammern darauf angetragen, daß die Tax-Frachten-Regulirung auch fernerhin beibehalten werden möge, weil ſie dem Schiffer ſeine zureichende Nahrung bei einem mühſeligen Gewerbe, dem Kaufmann dagegen größere Sicherheit für ſeine Güter-Verſendungen, durch gute Fahrzeuge, Geräthſchaften und eines zureichenden Erwerbes geſicherte Arbeiter, gewähre, ihn nicht zum Zeitverluſt mit Accorden über die Frachten ſo verſchiedenartiger Artikel nöthige, vor dem Vorwurfe ſeiner Correſpondenten ſichere, daß andere, gewinnſüchtige und weniger delicate, Spediteurs beſſere Bedingungen anbieten, um die Spedition an ſich zu reißen u. ſ. w. Auf der Weſer, deren Schiffahrts-Regulative nach den rheiniſchen als die beſten anzuſehen ſein dürften, bewilligt der bremer und oberländiſche Handelsſtand den zu den Rangfahrten gewählten Schiffern mit ihrer Einwilligung die Taxfrachten nach drei Claſſen. Dieſe richten ſich nach der Höhe des Fahrwaſſers und der Größe der Zölle, ohne daß man Schiffer zuläßt, die ſich zu niedrigern Schiffsfrachten erbieten, weil, wie es im Regulative heißt, die Schiffergeſellſchaft zur Sicherheit der Kaufleute, müſſe anſtändig auf Schifferweiſe leben, und gute ſichere Fahrzeuge unterhalten können. — Der richtige Mittelweg über Fracht-Regulirung ſcheint uns daher darin zu liegen, daß man ſie in der Regel, beſonders wenn der Eigenthümer oder Spediteur einer Ladung ein ganzes Schiff befrachtet, der Uebereinkunft zwiſchen Schiffer und Kaufmann überlaſſe, ausnahmsweiſe aber die Schiffahrts-Behörde, vermittelnd oder entſcheidend, bei den Reihe- oder ſogenannten Beurthfahrten, die regelmäßig von einem Hafen zum andern zum Transporte der Stückgüter geſchehen müſſen, eintrete, wenn ſich beide intereſſirte Theile nicht vereinigen können. Der entſcheidenden Behörde muß in dieſen Fällen nicht, wie einſt ein gewiſſes Miniſterium glaubte, die Zeit, welche der Schiffer von einem Orte zum andern zubringt, als Grundlage der Frachtbeſtimmung dienen, ſondern die combinirte Rückſicht, wie viel Thal und Bergreiſen der Schiffer machen kann, auf den Anſchaffungs- und Unterhaltungswerth ſeines Schiffes, den Abgang bei der Reiſe, die Reiſekoſten, den Arbeitslohn und den Beitrag zur Unterhaltung der Familie des Schiffers.

Fractur, in der Buchdruckerkunſt, gebrochene, d. i. eckige, deutſche Schrift, zum Unterſchiede von der runden oder ſchwabacher Schrift. Auch die größere ſogenannte Kanzleiſchrift wird Fractur genannt. (S. d. Art. Schriften.)

Fragmente (wolfenbüttelſche), ſ. Leſſing.

Fragonard (Nicolas), ein geſchickter Maler, geſtorben zu Paris 1806, alt 74 Jahre. Sein Vater hatte ihn zu einem Notar gebracht,

der junge Fragonard verließ dieſen aber bald, um die Zeichenſchule zu beſuchen, und ſtudirte unter Franz Boucher ſehr fleißig. Nachdem er den großen Preis in der Malerſchule erhalten hatte, ging er nach Rom. Der Anblick der Werke eines Michel Angelo und Raphaels ſchlug ihn anfangs nieder; deſto mehr aber ſtrengte er ſich in der Folge an, um auch etwas leiſten zu können. Als er nach Frankreich zurückgekommen war, machte er, um bei der Akademie aufgenommen zu werden, das ſchöne Gemälde, Coreſus und Calliroe, das großen Beifall fand, und gleich nachher ein anderes, die Heimſuchung Mariä. Bald aber gab er die eigentliche Hiſtorienmalerei faſt ganz auf, und beſchäftigte ſich blos mit Gemälden der erotiſchen Gattung. Seine kleinen, lieblichen Tableaux, die ſich durch ſinnreiche Ideen auszeichneten, wurden allgemein geſucht, und Fragonard war in Paris der Maler nach der Mode. Während dieſer Zeit verfertigte er: die Fontäne der Liebe, das Roſenopfer und den Schwur der Liebe; doch malte er auch zugleich eine Anbetung der Hirten. Alle ſeine Gemälde waren auf Erregung der Sinnlichkeit berechnet. Beim Ausbruch der Revolution verlor Fragonard den größten Theil ſeines Vermögens; er gab die Malerei auf, und ſtarb in elenden Umſtänden.

Fraiß, Fraiſch, hohe Fraiß, fraißliche Obrigkeit, bedeutet in einigen Ländern die peinliche Gerichtsbarkeit, oder die Gerichtsbarkeit über Leben und Tod, von dem alten Worte **Fraiß**, Schrecken, Furcht, Gefahr.

Franc, eine franzöſiſche Silbermünze, deren ſechs einen Laubthaler ausmachen; etwa 6 Gr. 4 Pf. Conventionsgeld, alſo etwas mehr als ein Livre. In dem neuern franzöſiſchen Münzweſen theilte man dieſe Francs in Zehntheile (Décimes) und in Hunderttheile (Centimes).

Franciscaner oder Minoriten, mindere Brüder (Fratres minores), wie ihr Patriarch ſie zum Zeichen der Demuth nannte, heißen alle Glieder des geiſtlichen Ordens, den der heilige Franciscus von Aſſiſi 1208 durch Sammlung einiger Schüler ſeiner Mönchstugenden bei der Kirche Porticella oder Portiuncula zu Aſſiſi in Neapel ſtiftete (ſ. **Franz von Aſſiſi**). Erniedrigung zur äußerſten Armuth, und Entbehrung aller feineren Sinnengenüſſe ſollte ſein Ruhm, Fleiß in der von den Weltgeiſtlichen damals ſehr vernachläſſigten Seelſorge ſein Verdienſt um die Kirche, Gelehrſamkeit und Geiſtesbildung aber ihm fremd ſein. Daher verbot Franciscus ſeinen Minoriten, das mindeſte Eigene zu haben, und beſtimmte ſie, in den 1210 und 1223 vom Papſt beſtätigten Ordensregeln, zum Betteln und Predigen; der Papſt aber ertheilte dieſer neuen Gattung von Mönchen die als Privilegien der Bettelorden (ſ. **Orden**) bekannten, für Staat und Kirche gleich bedenklichen, großen Vorrechte, vermöge deren ſie die Welt durch Betteleien aller Art in Contribution ſetzen, die Parochialrechte als Prediger, Beichtväter und Meßprieſter beeinträchtigen, päpſtliche Abläſſe, die ihrer Stammkirche (daher Portiuncula-ablaß) reichlicher, als irgend einem andern Orden geſchenkt wurden, verhandeln, und ihre in Alles ſich einmiſchende Thätigkeit unmittelbar unter der Autorität ihrer Obern und des Papſtes, jeder weltlichen und geiſtlichen Obrigkeit zum Trotz, über die Länder der Erde ausdehnen durften. Der Orden wuchs mit unglaublicher Schnelligkeit; bald zählte er Tauſende von Klöſtern, die, ohne Geld gegründet, dem Aberglauben und der Mildthätigkeit anſehnliche Reichthümer verdankten. Die Nothwendigkeit, dem Orden Glanz und Anſehn zu geben, mußte

nun Milderungen der Regel entſchuldigen; die Lebensart wurde üppiger, und gelehrte Bildung, als ein wirkſames Mittel der Herrſchaft über die Menſchen, zugelaſſen; geiſtreiche Minoriten, wie Bonaventura, Alexander von Hales, Duns Scotus, Roger Bacon u. a. m., rechtfertigten durch ihre Verdienſte um die ſcholaſtiſche Philoſophie das Eindrängen ihrer Ordensbrüder in die Lehrämter an den Univerſitäten. So erhielten ſie, geſtützt auf die Beweisgründe ihres Lehrers Duns Scotus, als Streiter für die unbefleckte Empfängniß der Jungfrau Maria, eine gewichtvollere Stellung gegen die ſtolzen Dominicaner, und reichlichen Zündſtoff in dem langen Kampfe, den der Ordensneid zwiſchen den Scotiſten (Franciscanern) und Thomiſten (Dominicanern) anfachte und bis in die neuern Zeiten unterhielt. (Vergl. Dominicaner und Thomas von Aquinum.) Mit dieſen, ihren natürlichen Nebenbuhlern, haben ſie als Gewiſſensräthe, Regierungsgehülfen und politiſche Agenten der Fürſten vom 13. bis in das 16. Jahrh., ganz im Widerſpruch mit ihrem damaligen deutſchen Namen: Nullbrüder, die Herrſchaft über die chriſtlichen Völker getheilt, und, endlich von den Jeſuiten verdrängt, durch kluge Verträglichkeit mit den letztern mehr, als die Dominicaner, von ihrem alten Einfluſſe zu behaupten gewußt. Franciscaner gelangten häufig zu den höchſten Kirchenämtern, die Päpſte Nicolaus IV., Alexander V., Sixtus IV. und V., und Clemens XIV. waren aus dieſem Orden. Solchen gelehrten und politiſchen Glanz ſahen jedoch die Eiferer für die Beobachtung des Buchſtabens der alten Ordensregel ſtets als Folgen einer ungewiſſenhaften Abweichung von demſelben an, und bildeten daher die beſondern Brüderſchaften der Cäſariner und Cöleſtiner, oder Franciscaner-Eremiten, noch im 13. Jahrh., der Spiritualen, Clareniner, Amadeiſten im 14. Jahrh., welche, obwohl meiſt mit Gewalt unterdrückt, den Geiſt der Widerſetzlichkeit und innern Uneinigkeit im Orden durch ihre Reſte fortpflanzten, bis ſie in der 1363 bei Foligni in Italien vom heil. Paulus geſtifteten, und durch Wiederherſtellung der vom Stifter vorgeſchriebenen vollkommnen Armuth und Strenge in der Lebensart ausgezeichneten Brüderſchaft der Soccolanti (Sandalenträger, Barfüßer) einen Vereinigungspunkt fanden. Dieſe Brüderſchaft wurde erſt vom Papſte, dann auch von dem Concilium zu Coſtnitz 1415, als ein beſonderer Zweig des Franciscanerordens, unter dem Namen „Obſervanten, mindere Brüder von der Obſervanz" anerkannt, und behielt bei der Ausgleichung, durch welche Leo X. 1517 die bisherigen Streitigkeiten der verſchiedenen Parteien niederſchlug, die Oberhand. Seitdem iſt der Obſervantengeneral Generalminiſter (Miniſter [Diener] nennen die Minoriten aus Demuth ihre Obern) des ganzen Ordens, und der Superior der Conventualen oder Minoriten von der gemilderten Regel, welcher nur den Titel Generalmagiſter führen darf, ihm untergeben. Unter den Obſervanten ſind im 16. und 17. Jahrh. neue Formen im Punkte der Armuth und Caſteiung des Leibes entſtanden, zufolge deren ſie ſich nach den verſchiedenen Graden der Verſchärfung ihrer Regel in regulirte, ſtrenge und ſtrengſte eintheilen. Die regulirten wurden in Frankreich Cordeliers (Strickträger, wegen ihres Gürtelſtricks mit Knoten), anderwärts Soccolanten, Obſervantiner genannt, unter welchem Namen ſie in Italien, der Schweiz, der pyrenäiſchen Halbinſel und Amerika noch beſtehen. Zu den ſtrengen Obſervanten gehören die Barfüßer in Spanien und Amerika, die Verbeſſerten (Riformati) in Italien, und die ehemals in Frankreich blühenden Recollecten, d. h. Eingezogenen, weil ſie blos dem ſtillen Nach-

denken ergeben waren, und durch ihre dienenden Brüder Almoſen ſammeln ließen. Die ſtrengſten ſind die Alcantariner, nach der Reform Peters von Alcantara, mit ganz bloßen Füßen; man findet ſie noch häufig in Spanien und Portugal, ſelten in Italien. Sämmtliche Zweige der Obſervanten machen unter ihrem gemeinſchaftlichen Generale zwei Familien aus: die cismontaniſche, mit 66 jetzt meiſt ſehr ſchwachen Provinzen in Italien, Oberdeutſchland, wo die Klöſter theils eingegangen, theils durch die Regierungen vom Generale getrennt worden ſind, in Ungarn, Polen, Paläſtina und Syrien; die ultramontaniſche, mit 81 Provinzen, in Spanien, Portugal und den fremden Welttheilen; die bekanntlich eingegangenen franzöſiſchen und nordiſchen Provinzen ſind von dieſer Zahl abzurechnen, die übrigen aber größtentheils in Amerika, Aſien, Afrika und den Inſeln zu ſuchen, wo nur diejenigen kleinern Geſellſchaften von Franciscanerklöſtern, die noch blos als Miſſionsplätze unter den Heiden betrachtet werden, Präfecturen heißen. Die viel ſchwächere Brüderſchaft der Beſchuheten oder Conventualen hatte vor der franzöſiſchen Revolution in 30 Provinzen gegen 100 Klöſter und 15,000 Mönche; jetzt findet man ſie nur noch hie und da im ſüdlichen Deutſchland, der Schweiz und Italien, wo ſie Lehrämter bei den Univerſitäten bekleiden; denn ſie beſchäftigen ſich mit den Wiſſenſchaften und unterlaſſen das Betteln. Die graue wollene Kutte mit einem Stricke um den Leib, an dem ein knotiger Geißelſtrick hängt, haben alle dieſe Zweige des Franciscanerordens gemein, ihre Capuze iſt rund und kurz. Eine lange und ſpitzige Capuze und ein langer Bart ſind die einzigen beſondern Merkmale der ſonſt in der Regel und Lebensart den ſtrengen Obſervanten ganz ähnlichen, nur noch rohern und ſchmutzigern Capuziner, welche Matthäus von Baſſi 1528 als eine für ſich beſtehende Brüderſchaft der Minoriten ſtiftete. Seit 1619 haben ſie einen eigenen unabhängigen General, und ſowohl in Europa, als durch ihre Miſſionen in Amerika und Afrika, ſolchen Zuwachs erhalten, daß ſie im 18. Jahrh. 1700 Klöſter und 25,000 Glieder in 50 Provinzen zählten. — Nonnen ſeines Ordens ſammelte der heil. Franciscus ſelbſt ſchon 1209, und nannte ſie arme verſchloſſene Frauen, auch Damianiſtinnen, nach ihrer Stammkirche zu St. Damian in Aſſiſi; ſpäter wurden ſie nach der heil. Clara, ihrer erſten Priorin, Clariſſinnen genannt, und theilten ſich, wie der erſte Orden, nach den verſchiedenen Graden der Strenge ihrer Regel, in mehrere Zweige. Dahin gehören drei Gattungen Urbaniſtinnen, die ihre Regel vom Papſt Urban IV. haben, die heilige Iſabelle (Tochter Ludwigs VIII. von Frankreich), welche 1260 für ſie das Kloſter Longchamps bei Paris ſtiftete, als ihre Mutter verehren, und zum Theil auch betteln dürfen; die Capuzinerinnen, die unter den Capuzinern ſtehen, die Alcantarinnen und Clariſſinnen, oder Barfüßerinnen, von der ſtrengſten Obſervanz, welche jetzt am ſchwächſten ſind, und die Annunciaden mit ihrer Unterabtheilung, den ſogenannten himml. Annunciaden. Dieſe Nonnen heißen insgeſammt auch Franciscanerinnen, ſtehen, mit Ausnahme der Annunciaden, die zum zweiten Orden gehören, theils unter der Aufſicht des erſten Ordens, theils unter den Biſchöfen, haben die Regel der Mönche, und zählten im 18. Jahrh. zuſammen auf 28,000 Glieder in 900 Klöſtern. Sonſt erhielten ſie Bettelbrot von den Mönchen, jetzt leben ſie von den Beſitzungen ihrer Klöſter. — Der heil. Franciscus ſtiftete 1221 auch einen dritten Orden für die Weltleute beiderlei Geſchlechts, die es bleiben wollten, und doch einige leichtere Beobachtungen und den Gürtelſtrick von

zeichnen, und machte ſich 1743 durch eine Ausgabe des Demetrius Phalereus vortheilhaft bekannt. 1744 erſchien ſein berühmter Horaz in 12., der ohne Druckfehler iſt. Er hatte die Probebogen zu Glasgow öffentlich ausgehangen, und, wie Robert Stephan, einen Preis für jeden Druckfehler, den man finden würde, beſtimmt. In dem nämlichen Jahre ward ſein Bruder Andreas Theilnehmer des Geſchäfts, und beide gaben nun 30 Jahre nach einander ihre von den Liebhabern ſehr geſuchte Folge claſſiſcher Autoren heraus, unter denen die vorzüglichſten folgende ſind: Homer (blos griechiſcher Text) 1756 — 1758. 4 Bde. Fol.; Thucydides (mit lateiniſcher Ueberſetzung) 1759. 8 Bde. in 8.; Herodot (mit lateiniſcher Ueberſetzung) 1761. 9 Bde. in 8.; Xenophon (mit Ueberſetzung) 1762 — 1767. 12 Bde. in 8.; Cicero 1764. 20 Bde. in 12.; das neue Teſtament (griechiſch) 1750. in 8. Der große Eifer beider Brüder, die ſchönen Künſte in ihrem Vaterlande emporzubringen, verurſachte ihren Ruin. Sie wollten in Schottland eine Kunſtakademie errichten, unterhielten deswegen mit großen Koſten Schüler in Italien, und ließen von daher eine Menge Kunſtſachen kommen. Da ſie aber nicht unterſtützt wurden, konnten ſie dieſen großen Aufwand nicht weiter beſtreiten. Andreas Foulis ſtarb 1774, und Robert Foulis war genöthigt, ſeine Kunſtſammlung, wovon der Catalog 3 Bände ausmachte, nach London zu ſchaffen, wo ſie um einen Spottpreis verkauft wurde. Er ſtarb zu Glasgow 1776. — Ein Nachkomme der Gebrüder Foulis hat noch bis 1806 verſchiedene ſchöne Ausgaben von Claſſikern, namentlich einen Virgil 1778, und einen Aeſchylus 1795 geliefert.

Fouqué (Heinr. Aug. Freiherr de la Motte), königl. preußiſcher General der Infanterie, war 1698 in Haag, aus einer alten normänniſchen Familie, welche der Religion wegen Frankreich verlaſſen hatte, geboren. Im 8. Jahre ward er Page am Hofe des Fürſten Leopold zu Anhalt-Deſſau. Wider deſſen Willen machte er 1715 den Feldzug als Gemeiner mit, ward nach der Expedition auf der Inſel Rügen 1719 Fähnrich, und erhielt 10 Jahre darauf als Hauptmann eine Compagnie. Er wurde der vertraute Freund des Kronprinzen (nachmals Königs Friedrich II.), und der ſtrenge Friedrich Wilhelm I. erlaubte es ſogar, daß Fouqué den Kronprinzen im Gefängniſſe zu Cüſtrin beſuchte. Verdrießlichkeiten mit ſeinem Chef, dem Fürſten von Deſſau, bewogen Fouqué, den preußiſchen Dienſt 1738 als Major zu verlaſſen, und in däniſche Dienſte zu gehen. Als aber Friedrich II. den Thron beſtieg, rief er Fouqué wieder zu ſich, und ernannte ihn zum Oberſten und Commandeur eines neuerrichteten Regiments. Fouqué machte nun die Feldzüge in Schleſien mit, und zeichnete ſich 1742 als Commandant der Feſtung Glaz aus. Noch mehr aber that er ſich, als Generallieutenant, im ſiebenjährigen Kriege durch Klugheit und Tapferkeit hervor, und befehligte öfters große abgeſonderte Corps. 1760 ward er (23. Juni) mit ſeinem aus 10,000 Mann beſtehenden Corps in den Verſchanzungen bei Landshut in Schleſien, die nicht hinlänglich beſetzt werden konnten, von 30,000 Mann Oeſterreichern unter Laudon angegriffen und überwältigt. Nur 1500 Preußen entkamen; der Reſt mußte ſich, nach der tapferſten Gegenwehr, und nachdem die meiſten Anführer getödtet oder gefangen worden waren, ergeben. Auch Fouqué, ſchwer verwundet, wurde gefangen. Aber ſeine bei dieſer Niederlage bewieſene Tapferkeit brachte ihm mehr Ehre, als manchem andern ein erhaltener Sieg. Bei der gleich darauf erfolgten Uebergabe von Glaz verlor er ſein ganzes Vermögen, und wurde von den Oeſter-

reichern, ſo lange der Krieg dauerte, nicht ausgewechſelt, welches ihm nicht minder zur Ehre gereichte. Die Kaiſerin Maria Thereſia ſuchte ihn in ihre Dienſte zu ziehen, aber vergebens. Nach geſchloſſenem Frieden (1763) kam er wieder zu ſeinem Regimente nach Brandenburg, und genoß fortwährend das Wohlwollen und die Freundſchaft des großen Königs, welcher, obgleich ſelbſt anders geſinnt, die ächt religiöſe Denkart Fouqué's mit ſchonender Achtung behandelte. Er ſtarb 1774. Sein merkwürdiger Briefwechſel mit Friedrich II. iſt enthalten in des letztern Werken und in den Denkwürdigkeiten aus dem Leben des königl. preußiſchen Generals, Freiherrn de la Motte Fouqué (von Büttner, Fouqué's Privatſecretär), Berlin 1788. 2 Bde.

Fouqué (Friedr., Baron de la Motte), königl. preußiſcher Major und Ritter des Johanniter-Ordens, geb. 1777, lebt in Nennhauſen bei Rathenau. Dieſer Enkel des berühmten preußiſchen Generals gleiches Namens, hat ſich mit dem Schwert und mit der Leier Lorbeeren errungen. Dem Geiſte und der Geſinnung nach iſt er ein ächter deutſcher Sänger. Seine Jugendbildung verdankt er dem ſokratiſchen Hülſen. Mit ſeinem unglücklichen Freunde, Heinrich von Kleiſt, machte er als Lieutenant im Regiment der Garde du Corps den Rheinfeldzug in den neunziger Jahren mit, und lebte hierauf in ländlicher Stille der Freundſchaft, der Liebe und den Muſen, bis der Aufruf ſeines Königs zu den Waffen erſcholl, welchem er ſelbſt ein Fähnlein erleſener Krieger zuführte. Im Laufe des heiligen Krieges, wo er erſt als Lieutenant, dann als Rittmeiſter bei den freiwilligen Jägern des brandenburgiſchen Cüraſſierregiments ſtand, und wo er mehrere Kriegslieder aus freier Bruſt ſang, wohnte er den bedeutendſten Schlachten bei, und, als er nach der Schlacht bei Culm in Böhmen krank gelegen hatte, war er noch ſo glücklich, am Tage des 18. Oct. den glorreichen Kampf mitzukämpfen; aber die Folgen körperlicher Anſtrengungen nöthigten ihn, bald darauf den Abſchied zu nehmen, und der König belohnte ſeine Dienſte mit dem Majorscharakter und dem Johanniterkreuze. Als Dichter trat er früher unter dem Namen Pellegrin auf, überſetzte Cervantes Numancia, und dichtete mehr im Geiſte der ſpaniſchen Poeſie. Er ſelbſt bekennt, dieſe Weihe von ſeinem Freunde A. W. Schlegel empfangen zu haben, dem er ſeine dramatiſchen Spiele zugeeignet hat, in welchen man Feinheit der Empfindung mit ſüdlichem Farbenſchmelz vereint findet. In dieſelbe Zeit fallen: der Roman Alwin, in zwei Theilen, die Hiſtorie des edeln Ritters Galmy und einer ſchönen Herzogin aus Bretagne, Schauſpiele, 1815, und Schillers Todtenfeier, ein Prolog (gemeinſchaftlich mit Sophie Bernhardi). Indeſſen ſchien ſeinen Charakter der Geiſt der nordiſchen Sage und altdeutſchen Dichtung am meiſten anzuſprechen, welchen er mit bewundernswürdiger Fruchtbarkeit in vielen Werken dargelegt hat. Dieſen kraftvollen Geiſt athmet vor allen der Held des Nordens in drei Schauſpielen, mit denen er zuerſt unter ſeinem wahren Namen auftrat. Hier, wo er den ſcandinaviſchen Quellen des Nibelungen-Liedes gefolgt iſt, hat er in drei Zueignungen an Fichte ſeine eigenthümliche Anſicht dieſer Poeſie niedergelegt, und uns zugleich den beſten Aufſchluß über ſich ſelbſt gegeben. Ferner gehören hieher: die dramatiſchen Gedichte, Alboin, der Longobardenkönig, und Eginhard und Emma, vorzüglich aber der Zauberring, in drei Theilen, in welchem das Südliche mit dem Nordiſchen verſchmelzt iſt; die Helden und Heldinnen dieſes Romans ſtellen bei der lebendigſten Perſönlichkeit allgemeine Charaktere dar, und zugleich iſt der Triumph der chriſtlichen Religion auf eine würdige Weiſe ge-

feiert. Seine Muſe umfaßt eben ſowohl ſeine Zeit, wie die großen Ereigniſſe der Vergangenheit. Seine vaterländiſchen Schauſpiele, die trefflichen gemüthvollen Lieder auf die Königin Louiſe, die ſchon erwähnten Kriegslieder, zum Theil auch ſeine ältern und neuern Erzählungen (die in der alten und neuen Zeit, wie in der Fabelwelt, herumſtreifen) zeugen davon. Eine beſondere Erwähnung verdient noch das zarte, ſinnvolle Mährchen Undine, vielleicht die ſchönſte Gabe ſeiner reichen Phantaſie. Wir übergehen die zahlreichen Beiträge, mit denen er ſo viele Almanache und Zeitſchriften, beſonders ſeine eigenen, die Muſen und die Jahreszeiten, den Almanach der Sagen und Legenden und den Frauenalmanach geſchmückt hat, und machen nur noch auf ein großes romantiſches Epos in ottave rime, Corona, aufmerkſam. Dieſes Werk, welches ſich in Arioſtiſcher Form mehr dem Süden nähert, nimt ſeine Eingänge, oft auch die Ausgänge, aus der Zeitgeſchichte; es beginnt z. B. mit dem Waffenſtillſtand im Sommer 1813. Im Ganzen kann man behaupten, daß Religioſität, Ritterlichkeit und Galanterie, im ſchönſten Sinne des Worts, die Elemente dieſes Dichtergemüths ſind; oft aber entfaltet er auch mit ſinniger Geiſtigkeit die zarteſten Geheimniſſe der Poeſie. — Auch ſeine gebildete Gattin, Caroline, Baronin de la Motte Fouqué, iſt als fruchtbare Schriftſtellerin bekannt. Mehrere Romane von ihr, z. B. Roderich, die Frau des Falkenſtein, Fedore, ihre Ezählungen, ihre Briefe über Zweck und Richtung weiblicher Bildung, ſo wie ihre eigenthümliche Ueberſicht der griechiſchen Mythologie, nach den neueſten in dieſem Fache angeſtellten Forſchungen, ſind mit Achtung für das Talent und für die Bildung dieſer ausgezeichneten Frau zu nennen. Auch in den letzten Jahren haben ſowohl Herr als Frau von Fouqué das Publicum mit einer nicht geringen Anzahl neuer Schriften beſchenkt, deren Verzeichnung hier aber überflüſſig erſcheint, da die Gunſt der Leſewelt ſich von dieſen Schriften ſcheint abgewandt zu haben. bb.

Fouquier=Tinville (Antoine Quentin), gehört in die Reihe jener ſcheußlichen Ungeheuer, welche die franzöſiſche Revolution erzeugte, und die auf immer vergeſſen werden ſollten, wenn ſie nicht zur Charakteriſtik jener unſeligen Zeit gehörten. Fouquier war zu Heronan bei St. Quentin geboren, und anfänglich Procureur am Chatelet. Unmäßige Verſchwendung zwang ihn, ſeine Stelle zu verkaufen und Bankerott zu machen. Als Geſchworner bei dem Revolutionstribunal erregte er die Aufmerkſamkeit Robespierre's durch ſeine blutdürſtigen Reden und ſeine Begierde zum Verurtheilen, ſo daß dieſer ihn für würdig hielt, das Amt des öffentlichen Anklägers bei dieſem Gerichte zu bekleiden, und Fouquier befleißigte ſich, dem Vertrauen eines ſolchen Beſchützers zu entſprechen. Die Opfer häuften ſich, und das Blutgerüſt empfing ohne Unterlaß jeden, der einen ausgezeichneten Namen führte und Anſprüche auf die allgemeine Achtung hatte. Zahllos ſind die Schandthaten, die dieſer Elende verübte, deſſen Durſt nach Blut ſich an den vergoſſenen Strömen deſſelben nur heftiger zu entzünden ſchien. Seine Verbrechen fanden endlich nach dem 10. Thermidor ihr Ziel. Fouquier ward verhaftet, und den 7. Mai 1795 in einem Alter von 48 Jahren zum Tode verurtheilt.

Fourcroy (Antoine François), einer der erſten neuern Chemiker, geb. zu Paris 1755, wo ſein Vater Apotheker war. Vom 9. bis zum 14. Jahre beſuchte er das Collegium Harcourt. Muſik und Dichtkunſt zogen ihn an; er verſuchte, für das Theater zu arbeiten, und war geneigt, ſelbſt Schauſpieler zu werden. Glücklicher Weiſe wurde er durch

die ungünſtige Aufnahme, welche einer ſeiner Freunde auf dem Theater fand, davon abgeſchreckt. Er wollte hierauf die Handlung erlernen; endlich beſtimmte ihn Vicq d'Azir, der bei ſeinem Vater wohnte, und mit dem er in dem vertrauteſten Umgang lebte, Medicin zu ſtudiren. Der junge Fourcroy widmete ſich ganz dem Studium der Anatomie, Chemie, Botanik und Naturgeſchichte. Nach zwei Jahren (1776) gab er eine Ueberſetzung von Ramazzini's Werk sur les maladies des artisans, mit trefflichen Anmerkungen, heraus. 1780 ward er Doctor der Medicin und Präſes der Facultät, ungeachtet des Widerſpruchs der übrigen Mitglieder. Vorleſungen über die Chemie vermehrten ſeinen Ruf. Eine glänzende Einbildungskraft, ein leichter und eben ſo edler, als angenehmer Vortrag zogen eine Menge Zuhörer herbei. Nach dem Tode Macquers, 1784, erhielt er in dem königl. Pflanzen-Garten den Lehrſtuhl der Chemie, und das Jahr darauf trat er als Mitglied der Akademie der Wiſſenſchaften in die Section der Anatomie, aus der er nachher in die Section der Chemie überging. Als jetzt die Chemie eine durchaus neue Geſtalt gewann, waren die franz. Chemiker, deren Werk dieſe Umgeſtaltung war, zugleich auf eine zweckmäßigere Terminologie bedacht. Das Ergebniß ihrer Bemühungen legte Fourcroy 1787 der Welt vor Augen, und fuhr fort, mehrere Schriften über Medicin, Naturgeſchichte und Chemie herauszugeben. 1789 wurde er Wahlherr von Paris, und 1793 Mitglied des Nationalconvents. Er bewirkte, daß ein Geſetzentwurf für die Gleichförmigkeit des Maßes und Gewichts angenommen wurde. Bald darauf ward er bei den Jacobinern wegen ſeines Stillſchweigens im Convent angegeben, und entging der Aechtung nur mit Mühe. So lange die Tyrannei Robeſpierre's dauerte, war Fourcroy einzig in der Comité des öffentlichen Unterrichts und in der Section des armes mit Arbeiten beſchäftigt, die ſich auf den Krieg und die Wiſſenſchaften bezogen. Nach dem 19. Thermidor wurde er in den neuen Wohlfahrtsausſchuß berufen, wo man ihm die Sorge für die Artillerie übertrug. Er organiſirte die Centralſchule der öffentlichen Arbeiten, aus welcher nachher die polytechniſche Schule entſtand; er gründete die drei Specialſchulen der Medicin, und wirkte bei der Einrichtung der Normalſchulen mit. Nach dem 13. Vendemiaire trat er in den Rath der Alten, in welchem er zwei Jahre blieb. Hierauf verwaltete er aufs Neue ſein Amt als Profeſſor, und ſchrieb ſein Syſtem der chemiſchen Wiſſenſchaften in zehn Bänden; das ſchönſte Denkmal der franzöſiſchen Chemie. Nach dem 18. Brumaire wurde er zum Staatsrath ernannt, und entwarf einen Plan für den öffentlichen Unterricht, der mit einigen Veränderungen angenommen wurde. Sein Amt als Generaldirector des öffentlichen Unterrichts legte ihm die Pflicht auf, in den J. 1802 und 1804 einen Theil der Departements zu durchreiſen und die Organiſation der Lyceen zu beſchleunigen. Seine Thätigkeit beförderte den Flor der Lehranſtalten, ſo viel es die Zeit erlaubte, bis die Errichtung der kaiſerl. Univerſität eintrat, bei welcher er zwar ebenfalls mit ſeinen Vorſchlägen gehört wurde, aber doch nicht, wie er gehofft hatte, die Stelle eines Großmeiſters an derſelben erhielt; eine Zurückſetzung, die ihn bitter kränkte. Er ward indeß zum Staatsrath, Reichsgrafen und Mitglied des Nationalinſtituts ernannt. Sein raſtlos der Wiſſenſchaft und dem öffentlichen Unterricht gewidmetes Leben endigte der Tod den 16. Dec. 1809.

Fox (George), ſ. **Quäker**.

Fox (Charles James), dieſer in den Annalen Großbritanniens

unſterbliche Staatsmann, geb. 1748, war der zweite Sohn des Lord Holland, und Enkel des Sir Stephan Fox, welcher das Chelſea-Hoſpital gegründet hatte. Fox's Mutter, die Baroneſſe von Holland, war eine Schweſter des Herzogs von Richmond, und Urenkelin Königs Carl II. Die ausgezeichneten Anlagen des jungen Fox ſuchte ſein Vater ſorgfältig zu entwickeln. Er gewöhnte ihn, ſeine Meinungen über die Gegenſtände der Unterhaltung zu ſagen, und gewiß trug dieſe frühere Gewöhnung, mit Freiheit zu denken und unvorbereitet zu ſprechen, nicht nur zur Schärfung ſeiner Urtheilskraft, ſondern auch zur Ausbildung der Rednertalente ungemein bei, durch welche Fox in der Folge glänzte. Gewöhnlich las der junge Fox die Depeſchen ſeines Vaters, welcher eine Zeit lang Staatsſecretär war, und ſoll oft treffende Bemerkungen darüber gemacht haben. Einſt warf er den Aufſatz einer Staatsſchrift von ſeinem Vater, mit den Worten, ſie ſei zu ſchwach, ins Feuer. Der Staatsſecretär nahm eine zweite Abſchrift, ohne ihm einen Verweis zu geben. Man erzählt mehrere Beiſpiele höchſter Zwangloſigkeit, womit Fox erzogen wurde. Er beſuchte die Schulen von Weſtminſter und Eton, und zeichnete auf beiden ſich aus. Kaum dreizehn Jahre alt, wetteiferte er mit den geübteſten Schülern in lateiniſchen Verſen, ſchrieb das Griechiſche, und ſprach das Franzöſiſche faſt geläufiger, als ſeine Mutterſprache. Hier knüpfte er die Bande früher Freundſchaft mit dem Grafen Fitzwilliam, Lord Carlisle, dem Herzoge von Leinſter und andern ausgezeichneten Männern. Als er 14 Jahre alt war, ſchickte ihn ſein Vater nach Spaa, wo die ihm zum Taſchengelde beſtimmten großen Summen die Aufmerkſamkeit der Spieler auf ſich zogen. Schon in Eton zeigte er entſchiedenen Hang zur Verſchwendung, und beging, durch die Freigebigkeit ſeines Vaters noch mehr dazu aufgemuntert, viele Ausſchweifungen. Auf der Univerſität Oxford erregten ſeine Kenntniſſe und Talente um ſo mehr Bewunderung, als er ſeine ganze Zeit dem Spiele und andern Zerſtreuungen zu widmen ſchien. Doch blieb er hier nicht lange, ſondern unternahm eine Reiſe durch die Hauptländer Europa's, und obgleich er ſich allen Genüſſen hingab, zu denen die reizenden Gegenden des Südens die Britten im Taumel der Jugend locken, ſo erwarb er ſich doch eine umfaſſende und tiefe Kenntniß der natürlichen Beſchaffenheit, der Sitten, Künſte, Geſetze und Regierungsformen der verſchiedenen Länder, welche er ſah. Seine Verſchwendung war aber ſo weit gegangen, daß ſelbſt ſein Vater, der ſein außerordentliches Vermögen zur Befriedigung aller Wünſche ſeines Sohnes anzuwenden gewohnt war, ſeine Wechſel zurückzuſchicken drohte. Im 20. Jahre trat Fox, den ſein Vater als Tory erzogen hatte, und der jetzt als ein vollendeter Stutzer zurückgekommen war, als Repräſentant des Fleckens Midhurſt in das Parlament ein. Anfangs war er auf der Seite der Regierung, die in ihm bald einen ihrer geſchickteſten Vertheidiger fand. Aber während er ſo mit Kraft und Einſicht in die öffentlichen Angelegenheiten eingriff, unterhielt er eine ſehr genaue Verbindung mit wuchernden Geldjuden, deren Freigebigkeit die ausſchweifende londner Jugend gegen fünfhundert Procent unterſtützt. Er ſowohl, als dieſe Ehrenmänner, hatten es für gewiß gehalten, daß ſein älterer Bruder kinderlos ſterben werde. Fox befand ſich gerade im Schauſpiel, als er von der Geburt ſeines Neffen, des jetzigen Lord Holland, benachrichtigt wurde; ſcherzend ſagte er: „es ſei ein Knäblein geboren, als ein Vorläufer der Zerſtörung der Juden." So theilte dieſer außerordentliche Mann ſein Leben zwiſchen den ernſteſten Geſchäften und der wildeſten Aus-

gelaſſenheit. Er war zugleich Commiſſär der Admiralität, und nachdem er dieſe Stelle 1772 freiwillig niedergelegt hatte, Commiſſär der Schatzkammer; als er ſich aber 1774 der Regierung widerſetzte, erhielt er ſeine Entlaſſung. Er hatte ſich kurz vorher mit einigen Oppoſitionsgliedern verbunden; beſonders fühlte er ſich zu Burke hingezogen. Vergeblich hatte ihm Lord North Vorſtellungen gemacht, und kündigte ihm endlich ſeine Entlaſſung in einem lakoniſchen Briefe an, der Fox unendlich erbitterte und alſo lautete: „Se. Majeſtät haben für dienlich erachtet, neue Commiſſarien der Schatzkammer zu ernennen, in deren Liſte ich Ihren Namen nicht ſehe." Lord Holland war ſchon früher geſtorben, und hatte ſeinem Sohne, außer einem bedeutenden baaren Vermögen, ein prächtiges Landgut bei Kingsgate auf der Oſtküſte von Kent, mit einem nach dem Muſter von Cicero's Villa Formia erbauten Hauſe, hinterlaſſen. Ueberdies war Fox Buchhalter der königl. Schatzkammer in Irland. Aber alle dieſe bedeutenden Mittel waren in Kurzem erſchöpft. Statt jedoch durch die auf ihn einſtürmenden Ungemächlichkeiten niedergebeugt zu werden, entwickelte ſich erſt jetzt die ganze Stärke ſeines Geiſtes. Der eben beginnende Streit mit den nordamerikaniſchen Colonien feſſelte bald ſein ganzes Intereſſe. Das Erhabene des Gegenſtandes wirkte ſo mächtig auf ihn, daß er plötzlich als ein anderer Menſch auftrat. Wie einſt in allen Ausſchweifungen, wollte er jetzt in allen Tugenden glänzen. Er geſellte ſich zu der Schaar jener trefflichen Geiſter, welche die Ungerechtigkeit, womit die Colonien behandelt wurden, laut ausſprachen, und ſtand bald, zum Erſtaunen Aller, die ihn vorher kaum bemerkt hatten, gehoben durch die Kraft ſeiner Talente und ſeiner Beredſamkeit, an der Spitze der Oppoſition. Nichts brachte er aus der vorigen wilden Lebensperiode in die neue hinüber, als die Anmuth des Umgangs, die Offenherzigkeit des Gemüths, und die kühne Entſchloſſenheit des Mannes, der ſeiner Kraft ſich bewußt iſt. Sein Genie erkannte die Fehler der Miniſter, welche den Krieg mit den Colonien begonnen; vereint mit Burke bekämpfte er unaufhörlich die Grundſätze Norths; ſie widerſetzten ſich auf das entſchiedenſte einem Kriege, den ſie ungerecht und unpolitiſch nannten. Fox, der 1780 nach einem heftigen Kampf zum Repräſentanten von Weſtminſter erwählt worden war, wirkte kräftig zur Beendigung dieſes für England unglücklichen Krieges mit. Lord North und ſeine Freunde mußten (1782) ihre Miniſterſtellen aufgeben. Rockingham, Shelburne und Fox wurden ihre Nachfolger. Als der erſtere ſtarb, zog Fox, der mit Shelburne nicht einverſtanden war, ſich in das Privatleben zurück. Doch hatte er während ſeiner kurzen Staatsverwaltung mit den Amerikanern und Holländern Friede zu machen geſucht. Shelburne ſchloß nun (1783) den Frieden zu Verſailles, mußte aber bald nachher mit ſeinen Freunden (Pitt und andern) der unter dem Namen der Coalition ganz unerwartet erfolgten Vereinigung der beiden ehemals ſo heftigen Gegner, Lord North und Fox, weichen. Der Herzog von Portland ward nunmehr erſter Lord der Schatzkammer, und North und Fox die beiden Staatsſecretäre. Während dieſer zweiten kurzen Adminiſtration brachte Fox die berühmte oſtindiſche Bill ins Unterhaus, welche die Abſicht hatte, die Regierung der oſtindiſchen Geſellſchaft in Oſtindien faſt ganz in die Hände des Miniſteriums zu bringen. Die von der brittiſchen Regierung bisher unabhängigen Compagnie-Länder wurden nämlich von den erſten Beamten ſo ſchlecht verwaltet, daß eine durchgängige Reform nöthig ſchien. Fox und North boten einander die Hände, und die

Bill ging im Unterhauſe durch. Allein die mächtigen Intereſſenten der oſtindiſchen Handelsgeſellſchaften wollten ihre Direction des brittiſch-orientaliſchen Reichs nicht gern aufgeben, und vermittelten, daß der König Maßregeln nahm, um die Bill nicht auch im Oberhauſe durchgehen zu laſſen; der Graf Temple erklärte, daß der König den für ſeinen Feind halten würde, der dafür ſtimmte. So wurde die Bill verworfen; aber ſie hatte dem Miniſter zugleich das Zutrauen des Parlaments und ſeines Souveräns geraubt, und führte ſeinen Sturz herbei. Die Macht der Coalition wurde gebrochen, und das ganze Miniſterium in den letzten Tagen des J. 1783 verabſchiedet. Pitt trat wieder in die Verwaltung ein, und Fox (Repräſentant für die Flecken Tain, Digwall u. ſ. w.) wurde ſpäter nur mit vieler Mühe wieder Repräſentant für Weſtminſter. Seit der Zeit beſtritt er unabläſſig ſeinen großen Gegner Pitt, unbeſtechlich durch Geldſummen, Titel und Ehrenſtellen, die der Miniſter für ſeine Zwecke vertheilte. Mehr als einmal fühlte Pitt ſeines Gegners Ueberlegenheit. Da er, von Preußen gereizt, den Krieg gegen Rußland, wegen Oczakow, beginnen, da er ein andres Mal den Frieden mit Spanien brechen wollte, war es Fox, welcher beide Kriege verhinderte. Endlich ermüdete Fox's Ausdauer in dem ungleichen Kampfe gegen den mächtigen Pitt. Begleitet von einer Miſtriß Armſtead, die er nachher als ſeine Gemahlin erkannte, machte er eine Reiſe nach Frankreich, der Schweiz und Italien. Die franz. Revolution brach aus. Pitt und Fox billigten das Beſtreben eines Volks, die Feſſeln des Despotismus zu brechen. Als aber daſſelbe in ein Chaos beiſpielloſer Verbrechen ausartete, änderten beide ihre Anſichten. Auch trennte ſich damals (12. Febr. 1791) Fox's 20jähriger Freund von ihm, Burke. Pitt wollte Krieg; Fox rieth, die gährende Nation ihrem Schickſale zu überlaſſen. Als ein unerſchütterlicher Vertheidiger der Rechte des Volks, mußte Fox es ſich gefallen laſſen, daß politiſcher Fanatismus ihn einen Jacobiner ſchalt, und der König ihn aus der Liſte der geheimen Räthe ſtrich. Hatte er auch Kraft, dieſe Kränkungen mit Gleichmuth zu ertragen, ſo ward er es doch müde, die politiſchen Anſichten ſeines Gegners ohne Erfolg zu bekämpfen. Er wollte 1797 ſeinen Sitz im Parlamente aufgeben, um ſich zu erholen in der ruhigern Beſchäftigung mit den Wiſſenſchaften. Seine Freunde vermochten ihn aber, den öffentlichen Geſchäften nicht ganz zu entſagen; doch hielt er ſich jetzt häufiger auf dem Lande auf. In dieſer Muße, die er den Wiſſenſchaften widmete, und der Dichtkunſt, welcher er ſtets mit jugendlichem Feuer zugethan blieb, entſtand in ihm der Wunſch, durch ein bedeutendes Werk vor der Welt und Nachwelt ſeinen Charakter als Staatsmann zu rechtfertigen. Kein Werk aber konnte ſeinen Kenntniſſen angemeſſener und ſeines ganzen Lebens würdiger ſcheinen, als ein hiſtoriſches. Dem Vertheidiger altbrittiſcher Freiheit lag die vaterländiſche Geſchichte am nächſten. Welchen Abſchnitt derſelben hätte er aber zweckmäßiger wählen können, als jene Wendung der Dinge, durch welche die engliſche Nationalfreiheit wahrhaft gegründet ward? jene Wendung, die nach den heilloſen Zeiten der letzten Stuarts den großen Oranier auf den brittiſchen Thron brachte. Doch mußte er, um dieſe Revolution darzuſtellen, wie ſie aus dem frühern Zuſtande des Reichs hervorging, Jacobs II. ſündhafte Regierung und Carls II. ſchmachvolltraurige Zeit wenigſtens im Allgemeinen ſchildern. Indeß haben ihn die Angelegenheiten des Vaterlandes und ſein früher Tod verhindert, ſeinem Werke in Umfang und Darſtellung die Vollendung zu geben, die er demſelben zu geben fähig

war. So erſchien nur ein Bruchſtück: A history of the early part of the reign of James the second; with an introductory chapter (Lond. 1808, überſ. von D. W. Soltau, Hamb. 1810); aber das Bruchſtück iſt groß genug, um zu fühlen, wie viel wir an dem Uebrigen verloren haben; vorzüglich da Fox die Parteilichkeit Hume's in dieſem Theile der Geſchichte aufdeckt, und ſeine Darſtellung überall ſehr belehrend iſt. Als Redner bekümmerte ſich Fox, bei ſeiner natürlichen Begeiſterung, wenig um einen ſorgfältig gewählten Ausdruck und um ſtrenge logiſche Ordnung. Seine Reden ſind, in 6 Bänden geſammelt, in London erſchienen. Doch wir kehren zu ſeinem Leben zurück. Pitt verließ endlich, nachdem er achtzehn Jahre die größte Macht geübt hatte, freiwillig ſeinen erhabenen Poſten. Addington nahm ſeine Stelle ein, und, unterſtützt von Fox und deſſen Freunden, ſchloß er mit Frankreich den Frieden von Amiens (27. März 1802). „Hart iſt dieſer Friede!" rief Fox, „unzähliges Blut, unzählige Summen wären erſpart, und der Friede ehrenvoller geſchloſſen worden vor ſechs Jahren; aber beginnt den Krieg, und ihr werdet künftig einen noch viel herbern Frieden ſchließen müſſen." Seine Warnung war umſonſt. Pitt übernahm wieder das Ruder des Staats, und entriß bald nach dem Ausbruche der Feindſeligkeiten den friedensbedürftigen Spaniern die Neutralität. Fox nannte dieſe Maßregel eine charakteriſtiſche Falſchheit, und das Betragen der Miniſter ein Gewebe von Ungerechtigkeit und Unklugheit. Doch Pitt ſah den Ausgang ſeines Werks nicht; er ſtarb, und — Fox trat als Staatsſecretär an ſeine Stelle. Ein ehrenvoller Friede mit Frankreich war das ſchöne Ziel, das er ſogleich ins Auge faßte, und obgleich Preußens damalige zweideutige Politik zu feindſeligen Maßregeln gegen dieſes Reich nöthigte, ſo hatte er doch die erſten Einleitungen zu einem allgemeinen Frieden für Europa getroffen. Allein mitten in ſeinem wohlthätigen Wirken, nachdem er noch alle Hinderniſſe zu heben geſucht hatte, welche die Verſchiedenheit der Religion der Vereinigung des engliſchen und irländiſchen Intereſſes entgegenſtellte, nachdem er noch das Ober- und Unterhaus bewogen hatte, die Abſchaffung des Sklavenhandels feierlich zu erklären, ſtarb er an der Waſſerſucht am 13. Sept. 1806, in den Armen des Lords Holland, ſeines Neffen, und im Palaſte des Herzogs von Devonſhire, ſeines Freundes. Die Nation trauerte um den Mann, von dem einſt Burke ſagte: „Er war geboren, um geliebt zu werden." Seine Freunde errichteten den 19. Juni 1816 Fox's Bildſäule auf dem Bloomsbury Square, in Bronze, ein Meiſterſtück von Weſtmorcott; Fox, in conſulariſcher Tracht, hält mit dem halbausgeſtreckten Arm die Magna Charta. 1818 ward ihm ein Denkmal in der Weſtminſter-Abtei errichtet. Im erſten Bande der Zeitgenoſſen (1816) befindet ſich ſeine, nach den beſten Quellen trefflich bearbeitete, umſtändliche Biographie und Charakteriſtik, von F. Ch. A. Haſſe.

Fracaſtoro (Geronimo), einer der gelehrteſten Männer ſeiner Zeit, war 1483 zu Verona geboren. Seine Mutter erſchlug, als ſie ihn eben im Arme trug, der Blitz, ohne daß er dabei im mindeſten verletzt wurde. Von ſeinem Vater empfing er eine treffliche Erziehung, und widmete ſich zu Padua mit großem Eifer den Studien, vornehmlich den mathematiſchen, philoſophiſchen und mediciniſchen. 19 Jahre alt, ward er Profeſſor der Logik zu Padua. Als aber hier der Krieg den Unterricht unterbrach, folgte er einem Ruf auf die neu errichtete Univerſität zu Pordenone in Friaul, wo er einige Zeit ſeiner Neigung zur Poeſie folgte, und durch die Herausgabe ſeines Gedichtes

des Syphilitide bald ſeinen Namen durch ganz Italien bekannt machte. Von da kehrte er in ſein Vaterland zurück, bezog ein Landhaus bei Verona, und lebte hier in der Zurückgezogenheit. Den Kranken, die zu ihm ſtrömten, ertheilte er Rath und Hülfe, und zugleich beſchäftigte er ſich mit Abfaſſung ſeiner Werke. Paul III. ernannte ihn zum Archidiaconus und zum erſten Arzt beim tridentiniſchen Concilium. In letzterer Eigenſchaft trug er dazu bei, daß dies Concilium nach Bologna verlegt wurde, indem er die 1547 in Trient herrſchende Krankheit für eine anſteckende erklärte. Er ſtarb 1553. Seine Landsleute ehrten ſein Andenken durch eine Marmorſtatue; ſein Freund Ramuſio ließ ihm eine Statue aus Bronze zu Padua errichten. Fracaſtoro hat in der Philoſophie, Aſtronomie, Medicin und Poeſie geglänzt. Von ſeinen Schriften iſt die berühmteſte das oben genannte Gedicht, unter dem Titel: Syphilitidis sive morbi gallici libri tres. Mehrere Critiker haben es, hinſichtlich des Reichthums der Verſification, des Adels der Gedanken, der Eleganz des Ausdrucks und der Lebhaftigkeit der Bilder, der Georgica des Virgil an die Seite geſetzt. Seine ſämmtlichen Werke erſchienen geſammelt zuerſt zu Venedig 1555, und ſind mehrmals aufgelegt worden. Die Ausgaben des 17. Jahrh. ſind die vollſtändigſten. Menken hat einen Commentar über Fracaſtoro's Leben und Werke geſchrieben, Leipz. 1731.

Fracht, im eigentlichen Sinne, heißt die Ladung, welche man einem Fuhrmann zu Lande, oder Schiffer anvertrauet, um ſie von einem Orte zum andern zu überbringen. Je nachdem das Schiff oder der Frachtwagen ganz oder zum Theil belaſtet iſt, wird die Ladung ganze oder halbe Fracht genannt. Nimt der Frachtfahrer (Schiffer oder Fuhrmann) eine neue Ladung für den Rückweg mit, ſo bezeichnet man dieſelbe mit dem Namen Rück-Fracht. Im uneigentlichen, aber ſehr gewöhnlichen Sinne nennt man auch die Fracht den, entweder durch wechſelſeitige Uebereinkunft, oder durch obrigkeitliche Verfügung feſtgeſetzten Fuhr- oder Schifferlohn, für richtigen Transport der Ladung von einem zum andern Orte. Der Frachtfahrer zu Land und zu Waſſer erhält bei der Einladung des ihm zur Fortbringung anvertraueten Gutes einen offenen Frachtbrief. Dieſer enthält, der Regel nach, 1. den Ort, Tag, Monat und Jahr, wo und wann die Güter eingeladen wurden; 2. den Namen des Fuhrmanns, und woher er iſt; 3. die Zahl der Güter, Packen, Kiſten oder Fäſſer, welche ihm für ſeinen Frachtwagen oder ſein Schiff übergeben wurden, nebſt deren Zeichen, Nummern, Gewicht und Beſchaffenheit; 4. den für die Fracht, nach dem Gewicht oder den einzelnen Stücken, bedungenen Lohn (falls nicht derſelbe durch eine obrigkeitliche Taxe beſtimmt iſt), wie viel im Voraus darauf bezahlt wurde, und in welcher Geldſorte er bezahlt werden ſoll; 5. die weitern beſondern Bedingungen mit dem Schiffer oder Fuhrmann, z. B. in Anſehung der Zeit der Ueberlieferung u. ſ. w. Er wird von dem Verſender, er ſei Eigenthümer oder Spediteur der Ladung, mit ſeiner Namensunterſchrift verſehen, und auf der Außenſeite des Frachtbriefes die Aufſchrift geſetzt, an wen die Güter abgeliefert werden ſollen. — Der Schiffer bedarf auf denjenigen Flüſſen, wo eine gute Schiffahrts- und Zollordnung eingeführt iſt, außer ſeinen Frachtbriefen über die einzelnen Güter (die man in der Handels-Schiffahrts-Sprache Stückgüter heißt), auch eines Manifeſtes, das aus den Frachtbriefen zuſammengeſetzt wird. Daſſelbe muß gewöhnlich enthalten: 1. Namen und Wohnort des Schiffseigenthümers und deſſen, der das Schiff führt; 2. Namen des Schiffs, deſſen Tragbarkeit und

Flagge; 3. Einladeort und Beſtimmungsort der Waaren; 4. Nummern der Frachtbriefe nach der Zahlenfolge; 5. Namen der Verſender und Empfänger; 6. Zeichen und Zahl der Colli oder Gebinde; 7. Benennung der Waaren; 8. Gewicht derſelben, und 9. Unterſchrift des Schiffers, mit Verſicherung der Richtigkeit des Inhalts. Das Manifeſt dient vorzüglich zur Leichtigkeit und Sicherheit der Gebühren-Erhebung an den Zollſtellen der Flüſſe, wobei aber doch dem Zoll-Beamten, bei obwaltendem Verdachte, ſtets die Befugniß bleibt, die Ladung ſelbſt zu beſichtigen und mit dem Manifeſte zu vergleichen. Haben die Schiffahrts- oder Zollbeamten die Gattung und Menge der Waaren an dem Einladungsorte mit dem Manifeſte übereinſtimmend gefunden, ſo atteſtiren ſie daſſelbe. Für deſſen Inhalt bleibt aber der Schiffer in jedem Fall verantwortlich, er mag es ſelbſt abgefaßt, oder ſich fremder Hülfe dazu bedient haben. Unter Fracht (Nolis), in Beziehung auf Schiffahrt zur See, verſteht man den Miethzins, welcher entweder für das ganze Schiff, oder einen Theil deſſelben, für eine ganze Reiſe, oder beſchränkte Zeit, tonnen- oder centnerweiſe, oder in Bauſch und Bogen entrichtet wird. Den darüber geſchloſſenen Vertrag, der ſchriftlich verfaßt werden muß, nennt man Certapartei (Charte-partie) oder (beſonders auf dem mittelländiſchen Meere) Noliſſement. So wie der Schiffer auf Flüſſen mit Frachtbriefen und einem Manifeſte verſehen ſein muß, ſo iſt es Pflicht des Capitäns eines Seeſchiffes mit Güterladungen, daß er an Bord habe: 1. die Urkunde über das Eigenthum des Schiffes; 2. aus welchem Hafen es ausgelaufen iſt; 3. das Verzeichniß der Mannſchaft, die Connaiſſements oder Certaparteien; 4. Beſcheinigung, daß das Schiff, und von wem gemiethet iſt; 5. die Beſcheinigungs-Protocolle; 6. die Beſcheinigungen über die baar oder durch Caution berichtigten Zölle, und 7. das paraphirte Regiſter über alles, was ſeine Geſchäfte betrifft. Beim Einlaufen in einen Hafen des Landes, dem das Schiff angehört, muß der Capitän binnen einer beſtimmten Friſt ſein Geſchäftsregiſter viſiren laſſen, und ſeinen Bericht abſtatten, über Zeit und Ort der Abreiſe, genommenen Weg, erlittene Zufälle, auf dem Schiffe etwa entſtandene Unordnungen und alle Merkwürdigkeiten der Reiſe. Läuft der Capitän in einen fremden Hafen ein, ſo hat er dieſelben Pflichten gegen den Conſul ſeiner Nation, der ihm die Zeit ſeiner Ankunft und Abreiſe, nebſt dem Zuſtande und der Natur ſeiner Ladung beglaubigt. — **Frachtfahrer**, ſie ſeien Fuhrleute zu Lande oder zu Waſſer, übernehmen mehrere Verbindlichkeiten gegen die Abſender der ihrem Geſchirr anvertraueten Ladungen. Sie müſſen dieſelben in dem Zuſtande, in welchem ſie ihnen übergeben wurden, abliefern. Sie haben daher für jeden Schaden zu haften, der nicht durch Zufälle, unabwendbare Gewalt, oder durch einen innern Fehler an den Gütern veranlaßt wurde. Sie ſind verpflichtet, den Transport innerhalb der feſtgeſetzten Zeit zu vollenden, es ſei denn, daß eine unwiderſtehliche Gewalt ſie aufgehalten habe. Dagegen hat der Frachtfahrer, nach erfolgter unwiderſprochener Annahme der Ladung von Seiten des Empfängers, das Recht auf vollſtändigen Empfang des Frachtlohns und der Nebenkoſten, in der bedungenen oder obrigkeitlich vorgeſchriebenen Art; auch ſteht ihm bis zur Befriedigung ſeiner Foderung eine ſtillſchweigende Hypothek an der Ladung zu. Gegen den Staat iſt er verpflichtet, alle in Hinſicht der Frachtfahrerei beſtehende Verordnungen genau zu beobachten, und begründet iſt im Gegenſatze ſein Recht auf Güte und Sicherheit der Wege, auch Schadloshaltung im Fall erlittener Beſchädigung und er-

legten Weg- oder Geleitsgeldes. Der Inbegriff von Geſetzen, Herkommen und Rechtsſprüchen, welche die bei Gelegenheit des Tranportes einer Ladung vorkommenden Rechtsfälle entſcheiden, heißt das Frachtfahrer-Recht. Unter allen Geſetzbüchern neuerer Zeit enthält der Code Napoléon und das franzöſiſche Handelsgeſetzbuch über dieſen Rechtstheil die beſtimmteſten und zweckmäßigſten Verfügungen. Das neueſte und beſte Werk über das Frachtfahrer-Recht hat 1820 D. Münter zu Hannover herausgegeben. — Fracht-Regulirung. Die Beſtimmung des Frachtlohns kann auf zweierlei Art geſchehen, entweder durch eine vertragsmäßige Verabredung zwiſchen dem Frachtfahrer und Verſender, oder durch eine obrigkeitliche Taxe nach dem Gewicht oder den Gattungen der Güter, und nach den Entfernungen der Einladungs- von den Ausladungsorten. Die erſtere Art iſt die faſt allgemeine für die Transporte zu Lande auf den Frachtwagen. In den größern Handelsſtädten wird ſelten eine beſondere Verabredung hierüber nöthig, da ſich ein gleichförmiger Frachtlohn gewöhnlich unter den Frachtfahrern ſelbſt regulirt, und dieſer von den ſogenannten Güterbeſtätern bekannt gemacht wird. Auf einigen der vorzüglichſten Flüſſe Deutſchlands, deren Handelsſchiffahrt geregelt und von Bedeutung iſt, ſind dagegen die Frachttaxen beſonders in der Art eingeführt, daß die betreffenden obrigkeitlichen Behörden gleichſam vermittelnd zwiſchen den Foderungen der Schiffer und den Anträgen der Kaufleute einſchreiten. Es iſt natürlich, daß der Waaren-Verſender, er ſei Eigenthümer oder Spediteur, den möglichſt niedrigen, der Schiffer aber den möglichſt hohen Frachtlohn wünſcht, und daß die Schiffahrtsbehörde den Streitigkeiten bei dieſen entgegengeſetzten Intereſſen, und den hieraus entſtehenden Unterbrechungen in regelmäßigem Transport der Güter am beſten vorbeugen kann, wenn ſie durch Beſtimmung eines Mittelpreiſes auf jeden der beiden Theile eine unparteiiſche und gerechte Rückſicht nimt. Am gründlichſten und ausführlichſten iſt die Frage, über die zweckmäßigſte Regulirung der Waſſerfrachten, von den Handels- und Schiffahrtsbehörden des Rheinſtroms erörtert worden; und, ſo wie ſeit geraumer Zeit die Rheinſchiffahrts-Einrichtungen Muſter für die Schiffahrts-Anſtalten nicht blos der Seitenſtröme, z. B. des Mains, Neckars, der Moſel u. ſ. w., ſondern auch ſelbſt entfernter Hauptſtröme waren, ſo wurde auch das Syſtem der Frachten-Regulirung auf dem Rheinſtrom bald als Vorbild für die Handels-Schiffahrt anderer Staaten angeſehen. Es iſt daher nützlich, ſowohl das Hiſtoriſche, als das poſitiv Beſtehende der Fracht-Regulirung, mit Blicken auf die verſchiedenen Meinungen hierüber und die zukünftigen wahrſcheinlichen Verhältniſſe, in leichten Umriſſen darzuſtellen. Schon in frühern Jahrhunderten, wo überhaupt das Taxenſyſtem mehr als jetzt unter die allgemeinen polizeilichen Maßregeln gehörte, war die Taxfrachten-Regulirung in einem großen Theile der Rheinufer-Staaten herkömmlich. Gewöhnlich wurden hierüber auch in den Zollconferenzen (Zollcapiteln, d. h. Zuſammenkünften der Regenten der Rheinufer-Staaten oder ihrer Bevollmächtigten) zu Bacharach weitläufige Verabredungen gepflogen. Nach und nach ward es Herkommen, daß die Churfürſten von Mainz und Cöln die Frachtpreiſe, jener für die mittelrheiniſche Stromſtrecke, dieſer für die Strecke von Cöln nach Holland, regulirten. Die holländiſche Regierung war dagegen im Beſitz, die Preiſe für die Fahrt aus ihren Häfen nach Holland zu beſtimmen. Da aber dieſe Taxregulative nur für unbeſtimmte Zeit erlaſſen und höchſt unvollſtändig waren, ſo daß bei vielen Artikeln noch beſondere Verabredungen zwi-

ſchen Verſender und Schiffer nothwendig wurden, ſo konnten ſie dem Zwecke wenig entſprechen. Den Schiffern nützten ſie oft gar nichts, weil in den beiden Stapelſtädten Mainz und Cöln keine Rang- oder Reihefahrten exiſtirten, jene daher um geringere Preiſe, als die Taxe, fahren mußten, wenn ſie Ladung haben wollten, obwohl die Taxfracht und ein geringeres Gewicht der Güter auf den Frachtbriefen notirt wurden, welche widerrechtlichen bedeutenden Vortheile ſich die Commiſſionärs und Spediteurs einzig zum Schaden der ohnehin gedrückten Schiffer zueigneten. Um daher das alte unzureichende Tax-Frachten-Syſtem in eine zweckmäßigere Ordnung zu bringen, ward in der Convention über die Rheinſchiffahrts-Octroi vom J. 1804, Art. 13 verordnet: daß die Rheinſchiffahrts-Verwaltung von einer frankfurter Meſſe zur andern die Frachten beſtimmen ſolle, welche in den beiden Stationsſtädten (Mainz und Cöln) von den Gütern bezahlt werden müſſen, die daſelbſt für verſchiedene Orte eingeladen werden. Sie hat über dieſes zu entwerfende Reglement das Gutachten der Handelskammern von Cöln, Mainz, Strasburg, und der obrigkeitlichen Behörden von Düſſeldorf, Frankfurt und Mannheim einzuholen, und wenn dieſe nicht einſtimmig ſind, ſoll ſie einen Mittelpreis annehmen. Die durch das Taxreglement beſtimmten Frachtlöhne dürfen nie überſchritten werden. So beſtehet die Frachten-Regulirung gegenwärtig noch auf dem Rheinſtrome, und in ähnlicher Art geſchieht ſie auf deſſen Nebenſtrömen, nur mit dem Unterſchiede, daß bei entgegengeſetzten Anträgen der Schiffer und Handelsleute, nicht, wie von der Rheinſchiffahrts-Verwaltung, der Mittelpreis arithmetiſch calculirt, ſondern nach billigem Ermeſſen frei regulirt wird. Inzwiſchen haben ſich in das Verfahren bei der Rheinfrachten-Tax-Regulirung, das ſchon urſprünglich mehr zum Vortheile der Häfen des linken, damals franzöſiſchen, als des rechten Rheinufers berechnet war, noch unter der ehemaligen General-Direction der Rheinſchiffahrt verſchiedene Mißbräuche eingeſchlichen, welche die Willkür begünſtigten, und der Liſt, ſo wie den Verabredungen einzelner Handelskammern für ihr beſonderes Intereſſe, freien Spielraum öffneten. Da hierunter Baden, als der bedeutendſte Handelsſtaat des rechten Rheinufers, am meiſten litt, ſo entwarf der badenſche Commiſſär bei der Central-Commiſſion für die Rheinſchiffahrt im J. 1820 eine Verbeſſerung des Verfahrens beim Vollzug des Art. 13 in der Octroi-Convention, welche den Beifall der Stimmenmehrheit in der Commiſſion erhielt, und wonach deren Beſchluß abgefaßt wurde. Die Minorität, aus den drei großen Rheinufer-Staaten Frankreich, Preußen und Holland beſtehend, widerſetzte ſich, wegen verſchiedener Neben-Intereſſen, deſſen Vollzug, und ſo blieb er aus politiſch-diplomatiſchen Rückſichten, die bisher überhaupt ſchon manches Unheil in die Rheinſchiffahrts-Verhandlungen gebracht haben, ganz unausgeführt. (S. das gründliche Werk: Neue Organiſation der Schiffahrts- und Handelsverhältniſſe auf dem Rheinſtrome, Baſel 1822.) Für die Zukunft iſt es, zufolge des der Rheinſchiffahrts-Central-Commiſſion von Preußen vorgelegten Entwurfs eines Schiffahrts-Reglements, im Antrag, die Frachtpreiſe, wie ſeit dem März 1822 auf der Elbe geſchieht, der freiwilligen Uebereinkunft der Schiffer und Verſender oder deren Commiſſionäre zu überlaſſen. Ob dieſes Freiheits-Princip, das auf den Flüſſen, deren Schiffahrt noch ungeregelt iſt, wie z. B. der Donau, dem Inn, der Iſar u. ſ. w., ſeit alten Zeiten beſteht, für den Tranſit- und Commiſſionshandel, dem regelmäßige Transportanſtalten unentbehrlich ſind, gute Folgen haben wird, iſt aus der bisherigen Er-

fahrung ziemlich leicht zu beurtheilen. Bei ſtarker Concurrenz der Schiffer überbieten ſie ſich in Hinſicht des mindeſten Frachtpreiſes. Die Noth zwingt ſie, den billigen Anſpruch auf Koſtenerſatz, Arbeitslohn und Gewinn aufzugeben. Dies führt zu Unterſchleifen, die Frachtfahrer zu Waſſer weit leichter ausführen und ſcheinbar entſchuldigen können, als Fuhrleute zu Lande, und es trit noch überdies der Nachtheil ein, daß der Mangel an pecuniärer Kraft des Schiffers, das theure Schiff und Geſchirr in gutem Stande zu erhalten, mehr Unglücksfälle zur Folge hat, die er entweder nicht zu erſetzen, oder leichter von ſich abzuwenden vermag. Die Maxime der Frachtlohns-Beſtimmung zu Lande iſt in dieſer und noch mancher andern Hinſicht auf die Handelsſchiffahrt nicht anwendbar. Es haben daher ſelbſt die unter der vormaligen Rheinſchiffahrts-General-Direction zum Gutachten aufgefoderten rheiniſchen Handelskammern darauf angetragen, daß die Tax-Frachten-Regulirung auch fernerhin beibehalten werden möge, weil ſie dem Schiffer ſeine zureichende Nahrung bei einem mühſeligen Gewerbe, dem Kaufmann dagegen größere Sicherheit für ſeine Güter-Verſendungen, durch gute Fahrzeuge, Geräthſchaften und eines zureichenden Erwerbes geſicherte Arbeiter, gewähre, ihn nicht zum Zeitverluſt mit Accorden über die Frachten ſo verſchiedenartiger Artikel nöthige, vor dem Vorwurfe ſeiner Correſpondenten ſichere, daß andere, gewinnſüchtige und weniger delicate, Spediteurs beſſere Bedingungen anbieten, um die Spedition an ſich zu reißen u. ſ. w. Auf der Weſer, deren Schiffahrts-Regulative nach den rheiniſchen als die beſten anzuſehen ſein dürften, bewilligt der bremer und oberländiſche Handelsſtand den zu den Rangfahrten gewählten Schiffern mit ihrer Einwilligung die Taxfrachten nach drei Claſſen. Dieſe richten ſich nach der Höhe des Fahrwaſſers und der Größe der Zölle, ohne daß man Schiffer zuläßt, die ſich zu niedrigern Schiffsfrachten erbieten, weil, wie es im Regulative heißt, die Schiffergeſellſchaft zur Sicherheit der Kaufleute, müſſe anſtändig auf Schifferweiſe leben, und gute ſichere Fahrzeuge unterhalten können. — Der richtige Mittelweg über Fracht-Regulirung ſcheint uns daher darin zu liegen, daß man ſie in der Regel, beſonders wenn der Eigenthümer oder Spediteur einer Ladung ein ganzes Schiff befrachtet, der Uebereinkunft zwiſchen Schiffer und Kaufmann überlaſſe, ausnahmsweiſe aber die Schiffahrts-Behörde, vermittelnd oder entſcheidend, bei den Reihe- oder ſogenannten Beurthfahrten, die regelmäßig von einem Hafen zum andern zum Transporte der Stückgüter geſchehen müſſen, eintrete, wenn ſich beide intereſſirte Theile nicht vereinigen können. Der entſcheidenden Behörde muß in dieſen Fällen nicht, wie einſt ein gewiſſes Miniſterium glaubte, die Zeit, welche der Schiffer von einem Orte zum andern zubringt, als Grundlage der Frachtbeſtimmung dienen, ſondern die combinirte Rückſicht, wie viel Thal und Bergreiſen der Schiffer machen kann, auf den Anſchaffungs- und Unterhaltungswerth ſeines Schiffes, den Abgang bei der Reiſe, die Reiſekoſten, den Arbeitslohn und den Beitrag zur Unterhaltung der Familie des Schiffers.

Fractur, in der Buchdruckerkunſt, gebrochene, d. i. eckige, deutſche Schrift, zum Unterſchiede von der runden oder ſchwabacher Schrift. Auch die größere ſogenannte Kanzleiſchrift wird Fractur genannt. (S. d. Art. **Schriften**.)

Fragmente (wolfenbüttelſche), ſ. **Leſſing**.

Fragonard (Nicolas), ein geſchickter Maler, geſtorben zu Paris 1806, alt 74 Jahre. Sein Vater hatte ihn zu einem Notar gebracht,

der junge Fragonard verließ dieſen aber bald, um die Zeichenſchule zu beſuchen, und ſtudirte unter Franz Boucher ſehr fleißig. Nachdem er den großen Preis in der Malerſchule erhalten hatte, ging er nach Rom. Der Anblick der Werke eines Michel Angelo und Raphaels ſchlug ihn anfangs nieder; deſto mehr aber ſtrengte er ſich in der Folge an, um auch etwas leiſten zu können. Als er nach Frankreich zurückgekommen war, machte er, um bei der Akademie aufgenommen zu werden, das ſchöne Gemälde, Coreſus und Calliroe, das großen Beifall fand, und gleich nachher ein anderes, die Heimſuchung Mariä. Bald aber gab er die eigentliche Hiſtorienmalerei faſt ganz auf, und beſchäftigte ſich blos mit Gemälden der erotiſchen Gattung. Seine kleinen, lieblichen Tableaux, die ſich durch ſinnreiche Ideen auszeichneten, wurden allgemein geſucht, und Fragonard war in Paris der Maler nach der Mode. Während dieſer Zeit verfertigte er: die Fontäne der Liebe, das Roſenopfer und den Schwur der Liebe; doch malte er auch zugleich eine Anbetung der Hirten. Alle ſeine Gemälde waren auf Erregung der Sinnlichkeit berechnet. Beim Ausbruch der Revolution verlor Fragonard den größten Theil ſeines Vermögens; er gab die Malerei auf, und ſtarb in elenden Umſtänden.

Fraiß, Fraiſch, hohe Fraiß, fraißliche Obrigkeit, bedeutet in einigen Ländern die peinliche Gerichtsbarkeit, oder die Gerichtsbarkeit über Leben und Tod, von dem alten Worte Fraiß, Schrecken, Furcht, Gefahr.

Franc, eine franzöſiſche Silbermünze, deren ſechs einen Laubthaler ausmachen; etwa 6 Gr. 4 Pf. Conventionsgeld, alſo etwas mehr als ein Livre. In dem neuern franzöſiſchen Münzweſen theilte man dieſe Francs in Zehntheile (Décimes) und in Hunderttheile (Centimes).

Franciscaner oder Minoriten, mindere Brüder (Fratres minores), wie ihr Patriarch ſie zum Zeichen der Demuth nannte, heißen alle Glieder des geiſtlichen Ordens, den der heilige Franciscus von Aſſiſi 1208 durch Sammlung einiger Schüler ſeiner Mönchstugenden bei der Kirche Porticella oder Portiuncula zu Aſſiſi in Neapel ſtiftete (ſ. Franz von Aſſiſi). Erniedrigung zur äußerſten Armuth, und Entbehrung aller feineren Sinnengenüſſe ſollte ſein Ruhm, Fleiß in der von den Weltgeiſtlichen damals ſehr vernachläſſigten Seelſorge ſein Verdienſt um die Kirche, Gelehrſamkeit und Geiſtesbildung aber ihm fremd ſein. Daher verbot Franciscus ſeinen Minoriten, das mindeſte Eigene zu haben, und beſtimmte ſie, in den 1210 und 1223 vom Papſt beſtätigten Ordensregeln, zum Betteln und Predigen; der Papſt aber ertheilte dieſer neuen Gattung von Mönchen die als Privilegien der Bettelorden (ſ. Orden) bekannten, für Staat und Kirche gleich bedenklichen, großen Vorrechte, vermöge deren ſie die Welt durch Betteleien aller Art in Contribution ſetzen, die Parochialrechte als Prediger, Beichtväter und Meßprieſter beeinträchtigen, päpſtliche Abläſſe, die ihrer Stammkirche (daher Portiunculaablaß) reichlicher, als irgend einem andern Orden geſchenkt wurden, verhandeln, und ihre in Alles ſich einmiſchende Thätigkeit unmittelbar unter der Autorität ihrer Obern und des Papſtes, jeder weltlichen und geiſtlichen Obrigkeit zum Trotz, über die Länder der Erde ausdehnen durften. Der Orden wuchs mit unglaublicher Schnelligkeit; bald zählte er Tauſende von Klöſtern, die, ohne Geld gegründet, dem Aberglauben und der Mildthätigkeit anſehnliche Reichthümer verdankten. Die Nothwendigkeit, dem Orden Glanz und Anſehn zu geben, mußte

zuerſt das Licht angezündet, und der oft rohen Jagdherrſchaft über die Waldungen der Stab gebrochen, und der Grund zu einer auf natürliche Principien geſtützten Forſtwiſſenſchaft gelegt. Sowohl Lehrer auf Univerſitäten, als im practiſchen Dienſte ſtehende einſichtsvolle Männer wirkten für dieſen wichtigen Zweck mit Eifer, Wärme und Erfolg durch Schriften und Handlungen, und immer werden die Namen eines Kramer, Gleditſch, Beckmann und Zanthier mit Achtung genannt werden. Dieſer letztere war der erſte, der den forſtwiſſenſchaftlichen Unterricht förderte, und ſelbſtändig zu Ilſenburg im Stollberg-Wernigerödiſchen, ins Leben rief. Hiernächſt machte das Forſtweſen in Preußen, in Grundſatz und Ausübung raſche Fortſchritte, und während Burgsdorf mit dem erſten vollſtändigen Syſtem der Forſtwiſſenſchaft die deutſche Literatur bereicherte, ſorgte er zu Tegel bei Berlin für Unterricht und Bildung künftiger Förſter. Aber auch im ſüdlichen Deutſchland war man in der Ausbildung des Forſtweſens nicht unthätig, obgleich anderartige Local-Verhältniſſe, und ein anderer Geiſt der Regierungen dem ſchnellen Aufſchwunge dieſes Faches nicht ſo günſtig war, wie im Norden unſeres Vaterlandes; indeſſen wurden doch früh ſchon Lehrſtühle der Forſtwiſſenſchaft an Hochſchulen, oder auch beſondere Forſtlehr-Inſtitute errichtet, wie im Churfürſtenthum Mainz, in Baiern, Würtemberg und im Breisgau, und Männer, wie Mühlenkamp, Dätzl, Reuter, Jäger und Trunk, machten ſich mehr und weniger um die Forſtwiſſenſchaft verdient. Man fing nun auch an, einzelne Theile dieſer Wiſſenſchaft mit beſonderem Eifer und Fleiße zu beleuchten, wie z. B. Hennert über Forſttaxation mit Scharfſinn und Gründlichkeit ſchrieb. Die ſchnellſten und kräftigſten Fortſchritte machte indeſſen die Forſtwiſſenſchaft vom letzten Jahrzehnde des vorigen Jahrh. an, und beſonders war es Hartig, der kräftig Hand ans Werk legte, und vorzüglich viel für die Bildung der Forſtleute that. So wie der unſterbliche Werner von Freiberg allen Zonen Bergleute ſendete, ſo verſah Hartig lange Zeit hindurch aus ſeinen Lehranſtalten zu Hungen und Dillenburg einen großen Theil von Deutſchland mit Forſtwirthen. Hierdurch, und durch die Entwerfung einfacher und für die unteren Claſſen der Forſtdiener leicht faßliche Lehrbücher, erwarb ſich Hartig eine gewiſſe Berühmtheit, die ihm immer bleiben wird, wenn auch ſchon in ſpäterer Zeit die Wiſſenſchaft weiter geführt, und ſtrenger logiſch und gründlicher behandelt wurde. Hartig zeichnete ſich beſonders in Theorie und Praxis des Taxationsweſens aus. Von nun an folgten ſich die Forſtlehranſtalten ſchnell, unter denen aber einige nur vorübergehende Erſcheinungen wurden, und die Literatur fing an, von Ueberfluß zu ſtrotzen, nicht immer durch Erweiterung des Volumens auch an Vergrößerung des Kerns gewinnend. Beſonders wurden nun die Hülfswiſſenſchaften der Forſtkunde mit regerem Eifer betrieben, und Bechſtein, hochverdient um die Bildung junger Forſtleute, durch die Gründung der Forſtlehranſtalt zu Waltershauſen, nun zu Dreißigacker, wird immer unter den Naturforſchern Deutſchlands, welche ihre Thätigkeit vorzüglich gegen die Forſtwiſſenſchaft hinrichteten, eine der erſten Stellen einnehmen. In neuerer Zeit iſt zwar die Zahl der deutſchen Forſtſchulen wieder geſchmolzen, allein jene der Schriftſteller hat zugenommen. Unter denen des erſten Ranges glänzen die Namen eines Witzleben, Cotta und Hundeshagen eben ſo hell, als ſich durch fleißige Bearbeitung und Ausführung einzelner Theile der Forſtwiſſenſchaft ein Laurop, Hoßfeld, Schleevogt, Heldenberg, Maier, Nebauer, König und andere verdient, zum Theil aber auch einer, für die Wiſſenſchaft

gewinnloſen Viel- und Breitſchreiberei ſchuldig machten, ſo wie ſelbſt aus zu weit getriebener Speculations-, Reformations- und Neuerungs-Sucht auch die gehaltvollſten und gediegenſten Schriftſteller ſich in die Räume unpractiſcher Vorſchläge verirrten.

Fortdauer nach dem Tode, auch die **Unſterblichkeit der Seele** genannt, wiefern man jene Fortdauer vorzugsweiſe auf das denkende und wollende Princip in uns, welches Seele heißt, bezieht. Denn wenn man auch außer der Unſterblichkeit der Seele noch eine Auferſtehung des Leibes hofft, ſo kann doch dieſe nicht als eine Fortdauer nach dem Tode gedacht werden, da der Leib unmittelbar nach dem Tode in Verweſung übergeht, mithin als ein organiſcher, mit Lebensthätigkeit begabter Körper, aufhört zu ſein und zu wirken; folglich kann die Auferſtehung des Leibes nur als eine neue Schöpfung eines ähnlichen, obwohl vollkommnern Körpers gedacht werden. Die Fortdauer nach dem Tode, oder die Unſterblichkeit der Seele, hat man auf verſchiedene Art zu beweiſen geſucht. Beſonders hat man ſie in neuern Zeiten aus der Immaterialität der Seele gefolgert. Allein dieſe Immaterialität läßt ſich ſelbſt nicht ſtreng erweiſen; und wenn auch, ſo würde daraus folgen, daß die Seele nicht ſo, wie der Leib, durch Verweſung zerſtört werden könne, nicht aber, daß ſie auch mit vollem Bewußtſein ihrer ſelbſt fortfahre zu ſein und zu wirken. Denn es bliebe immer möglich, daß die Seele nach dem Tode in einen bewußtloſen Zuſtand überginge, ähnlich demjenigen, worin ſie ſich während eines tiefen Schlafs oder einer langen Ohnmacht befindet. Dies wäre aber keine wahre Fortdauer, ſondern nicht viel beſſer als Vernichtung. Gleichwohl iſt der Gedanke, daß der Menſch nach dem Tode aufhören ſoll, als ein vernünftiges und freies Weſen thätig zu ſein, ſo troſtlos und, man möchte ſagen, empörend für die Menſchheit, daß ihn die Weiſeſten und Beſten von jeher als einen unwahren Gedanken verworfen, und alle gebildete Völker die Hoffnung der Fortdauer nach dem Tode als einen weſentlichen Beſtandtheil ihrer religiöſen Ueberzeugung anerkannt haben. Die Hoffnung der Unſterblichkeit iſt daher als religiöſer Glaube zu betrachten. Es iſt nämlich eine unabweisliche Foderung der Vernunft an den Menſchen, daß er nach einer ins Unendliche fortgehenden Vervollkommnung ſtrebe. Dieſe Foderung kann und darf der Menſch nicht aufgeben, wenn er nicht auf ſeine ganze Würde als ein vernünftiges und freies Weſen Verzicht leiſten will. Er darf daher auch mit Recht erwarten, daß eine ewige Fortdauer ſeines beſſern Selbſt, als die unumgänglich nothwendige Bedingung eines unendlichen Fortſchritts im Guten, Statt finden werde, wenn ihm auch die Möglichkeit einer ſolchen Fortdauer ein eben ſo unauflösliches Räthſel iſt. Der Glaube an die Unſterblichkeit hat daher einerlei Grund und Quelle mit dem Glauben an die Gottheit, und Niemand kann mit feſter Zuverſicht an Gott glauben, ohne zugleich an ſeine Freiheit und Unſterblichkeit zu glauben. Man hat über dieſe für das menſchliche Herz ſo anziehenden Gegenſtände zwei ſehr leſenswerthe Schriften von Sintenis: Elpizon, oder über meine Fortdauer im Tode, und Piſtevon, oder über das Daſein Gottes (auch als Anhang zum Elpizon betrachtet).

Fortepiano oder **Pianoforte**, das bekannte, mit Drahtſaiten bezogene muſikaliſche Schlaginſtrument, welches mit Hämmern verſehen iſt, die, durch Claves oder Taſten bewegt, an die Saiten anſchlagen. Schröder aus Hohenſtein in Sachſen (geb. 1690), Organiſt in Nordhauſen, erfand daſſelbe, als er noch Kreuzſchüler in Dres-

den war (1717). Freilich aber erhielt es erſt allmälig durch Verbeſſerungen den Grad der Vollkommenheit, durch welchen es in allen muſikaliſchen Unterhaltungen eine ſo bedeutende Rolle ſpielt. Vorzüglich zeichnen ſich die engliſchen Inſtrumente durch ihre Feſtigkeit, die wiener Fortepiano's in Flügel- oder Tafelform von Brodmann, Ehlers, Lauter, Fritz, Ertſche, Katholnick, Stein, Müller u. A. durch ihre Leichtigkeit, Präciſion des Anſchlags und ſangreichen Ton ſehr aus.

Fortification iſt die Befeſtigungskunſt. (S. d. Art.) Sie zerfällt in die Feldverſchanzungskunſt (Fortification passagère), welche den Bau der Feldſchanzen, d. h. einfacher, größtentheils blos aus Erde gebauter, auf eine kurze Dauer berechneter Werke angiebt, und in die Feſtungsbaukunſt (Fortification royale oder permanente), welche die Anlage feſter Plätze, deren Dauer auf Jahrhunderte berechnet iſt, lehrt. Ein Mittelding zwiſchen beiden iſt die Fortification provisoire, welche Städte ſo zu befeſtigen angiebt, daß ſie auf die Dauer eines Feldzugs die Stelle der Feſtungen vertreten können. Auf dieſe Art waren 1803 Saragoſſa, 1813 Wittenberg und Aken befeſtigt. Die Werke, welche in der Feldverſchanzungskunſt vorkommen, ſind Fleſchen, Redouten, Sternſchanzen, Forts mit halben und ganzen Baſtionen, Blockhäuſer, Verhaue, befeſtigte Häuſer, Dörfer und Städte. Außer den letztgenannten 5 Gattungen ſind die Schanzen mit einer Bruſtwehr, die in der Regel nicht unter 7 Fuß hoch und unter 8 dick ſein darf, und mit einem 9—12 Fuß tiefen und eben ſo breiten Graben umgeben. Im letztern und jenſeits deſſelben befinden ſich gewöhnlich künſtliche Hinderniſſe, um die Annäherung des Feindes zu erſchweren, und ihn wenigſtens möglichſt lange im ſtärkſten Feuer der Schanze aufzuhalten. Solche Hinderniſſe ſind der Vorgraben (ein zweiter, dem erſten ähnlicher Graben), das Glacis, der bedeckte Weg, die Palliſaden, ſpaniſchen Reuter, Sturmpfähle, die Wolfsgruben, Verhaue von Bäumen oder Dorngebüſch, Eggen, Ueberſchwemmungen, Flatterminen, kleine Pfühlchen, Fußangeln u. a. m. Dörfer werden durch einzelne Schanzen, die man an die wichtigſten Punkte des Umriſſes legt, und durch Verhaue oder andere Hinderniſſe verbindet, verſchanzt; Städte auf dieſelbe Art, nur daß man noch die etwa vorhandenen Stadtmauern mit ihren Thürmen zur Vertheidigung benutzt. Einzelne Häuſer werden durch Verrammelung der Thüren und Fenſter, durch in dieſe Blendungen eingeſchnittene Schußſpalten, und durch Benutzung aller Vorſprünge zu einer Seitenvertheidigung zur Gegenwehr geſchickt gemacht. Die Hauptregeln, welche man bei der Anlage der Feldſchanzen zu beobachten hat, dürften folgende ſein: 1. muß der innere Raum der Stärke der Beſatzung angemeſſen ſein, ſo daß dieſelbe nicht nur die ganze Bruſtwehr mit zwei oder im Nothfall wenigſtens mit einem Gliede beſetzen kann, ſondern auch Raum hat, um bequem zu liegen. 2. Darf es vor der Schanze innerhalb des Kartätſchenſchuſſes keinen Punkt geben, der nicht von der Schanze aus geſehen und beſchoſſen werden könnte. 3. Darf innerhalb des Kanonenſchuſſes keine Höhe die Schanze beherrſchen; ſollte dies indeſſen, wie es freilich ſehr oft der Fall iſt, wegen der Beſchaffenheit des Bodens nicht zu vermeiden ſein, ſo muß doch die Bruſtwehr ſo weit erhöht werden, daß der überhöhende Punkt keine Einſicht in die Schanze hat. 4. Muß man jeden Theil der Schanze wo möglich nicht nur durch ein gerades, ſondern auch durch ein flankirendes Feuer zu vertheidigen ſuchen, und zwar muß alsdann der Winkel, den der flankirende Theil mit dem flankirten macht, einem rechten ſo nahe als möglich kommen. 5. Darf

kein ausſpringender Winkel kleiner als 60° ſein. 6. Muß man die todten und unbeſtrichenen Winkel möglichſt vermeiden. Den höchſten Triumph erreicht die Verſchanzungskunſt durch den Bau der verſchanzten Lager, wo ſie alle ihre Künſte vereinigt und Schanzen jeder Art, vorzüglich aber den natürlichen Boden zu Hülfe zieht, um ſie ſo ſtark als möglich zu machen. Die neuere Kriegskunſt bedient ſich indeſſen der verſchanzten Lager ſeltener, als es ehemals gewöhnlich war, indem dieſelben faſt gänzlich außer dem Geiſte des neuern Kriegs liegen. Die Feſtungsbaukunſt handelt faſt ganz nach denſelben Regeln, als die Feldverſchanzungskunſt, nur trit in ihr der Grundſatz der Seitenvertheidigung noch viel ſchärfer hervor, als in dieſer, und es iſt ihr Hauptgrundſatz, daß kein Stück Wall in einer Feſtung vorhanden ſein darf, das nicht Seitenvertheidigung erhält und giebt. Andere wichtige Bedingungen einer guten Feſtung ſind, daß ſie keine zu ſtarke Beſatzung nöthig habe, daß der Boden die Annäherung des Feindes möglichſt aufhalte, und alſo entweder ſumpfig oder ſehr felſig ſei, und daß man ſolche Begünſtigung des Bodens zur Erſparung von Werken benutze. Dagegen iſt es ein falſches Vorurtheil, die Stärke einer Feſtung nach der großen Anzahl ihrer Werke zu beurtheilen, im Gegentheil ſind zu viel Werke, wie man ſie beſonders bei den holländiſchen feſten Plätzen, und theilweiſe auch bei Magdeburg, Mainz und andern Orten findet, ſtatt nützlich zu ſein, eher ſchädlich. Eben ſo nichtig iſt die noch allgemeinere Meinung, daß eine Feſtung keinen Werth habe, wenn ſie von nahe liegenden Höhen beherrſcht wird; es kommt hier nur darauf an, die Werke ſo zu bauen, daß ſie den innern Raum gegen feindliche Senkſchüſſe von jenen Höhen decken; daß dies, wenn auch nur dem geübten Ingenieur, möglich iſt, beweiſen Luxemburg, Jülich, Mainz, Coblenz und viele andere Feſtungen, die im Thale liegen, und dennoch ſo gebauet ſind, daß keine der umliegenden Höhen Einſicht in die Stadt hat. Die nähere Einrichtung einer Feſtung iſt übrigens ſchon in dem Artikel Feſtung auseinandergeſetzt worden, wie dort auch die Namen der Männer, die ſich um die Fortification vorzüglich verdient gemacht haben, genannt ſind. Zu der Fortification zählt man endlich noch die Lehre des Feſtungskrieges, d. h. von dem Angriffe und der Vertheidigung einer Feſtung. Man unterſcheidet gewöhnlich fünf Gattungen des Angriffs, nämlich 1. die Blockade (ſ. d. Art.), um die Feſtung auszuhungern; 2. den Ueberfall, wo man ohne Lärm durch die Thore, durch unterirdiſche Verbindungen, oder auf andern Wegen in die Feſtung eindringt. Hierbei wird ein ſchlechter Commandant oder eine nachläſſige und ſchwache Beſatzung vorausgeſetzt; 3. den brüskirten Angriff oder die Leitererſteigung (Escalade), welche dem Ueberfall ähnlich iſt. Man erſteigt dabei die Wälle mit Leitern, ohne vorher die Laufgräben eröffnet zu haben. 4. Das Bombardement (ſ. d. Art.). 5. Den gewaltſamen Angriff oder die eigentliche Belagerung (ſ. d. Art.). Bei dieſer verfährt man gewöhnlich folgendermaßen. Nachdem das Belagerungscorps die Feſtung mit einer Vorpoſtenkette, um jede Zufuhr zu hindern, umgeben hat, das Belagerungsgeſchütz, die dazu gehörigen Kriegsvorräthe und das nöthige Arbeitszeug angekommen iſt, ſucht man die ſchwächſte Seite der Feſtung zum Angriff aus. 500—800 Schritte von den Spitzen des bedeckten Weges zieht man nun ziemlich gleichlaufend mit dem allgemeinen Umriß des Platzes einen halbmondförmigen, gewöhnlich 1200 bis 2000 Schritt langen Graben, der 3 Fuß tief, 9—12 breit wird, und von dem man die Erde nach der Stadt

zu auswirft. Dieſer Graben heißt die erſte Parallele. Aus ihm geht man nun zickzackförmig mit der Sappe auf einer Linie vor, welche die angegriffenen ausſpringenden Winkel der Feſtung halbirt, und die Capitale heißt. Bei der Anlegung dieſes Zickzacks gilt die Regel, daß ſeine Verlängerung vorwärts auf kein Werk der Feſtung treffen darf, ſondern immer außerhalb derſelben vorbeiſchneiden muß. 300 Schritt vor der Feſtung wird ſodann eine zweite Parallele angelegt, die gleiche Form mit der erſten hat, und ſich nur dadurch unterſcheidet, daß, ſtatt des nach der Feſtung zu aufgeworfenen Erdhaufens, Schanzkörbe dort aufgeſtellt und mit Erde gefüllt werden. Man geht aus ihr nach derſelben Regel, wie aus der erſten, vor, und baut, am Fuße des Glacis angekommen, dort eine dritte Parallele. Von da aus geht man mit doppelter Wendeſappe auf der Capitale des angegriffenen Werks vor, rückt 50—60 Schritt an den ausſpringenden Winkel heran, und bricht dort links und rechts mit einem Laufgraben 30 bis 40° weit heraus, baut am Ende deſſelben, aus über einander geſetzten Schanzkörben, eine Erhöhung, welche den bedeckten Weg beherrſcht, und daher, mit Schützen beſetzt, den Feind aus demſelben vertreibt. Dieſe Erhöhung heißt der Transſcheencavalier, oder die Katze. Iſt dies geſchehen, ſo beſetzt man den Kamm des Glacis mit gefüllten Schanzkörben, hinter welchen man die Breſchebatterien baut. Schon früher hat man Batterien mehrer Art in den Laufgräben angelegt, nämlich in der erſten Parallele Ricochetbatterien (ſ. d. Art.) in der Verlängerung ſämmtlicher angegriffenen, um dieſe der Länge nach durch hüpfende Schüſſe zu beſtreichen und das dort aufgeſtellte Geſchütz unbrauchbar zu machen. In der zweiten und dritten Parallele baut man die Demontirbatterien, welche gerade gegen die Schießſcharten der Feſtung feuern, dieſe zu zerſtören und dadurch auch das Geſchütz der Feſtung zu treffen ſuchen. Außerdem werden in allen drei Parallelen Mörſerbatterien angelegt, welche die angegriffenen Werke mit Bomben, die nähern aber mit einem Haufen kleiner Granaten und Steine überſchütten, und ſo die Beſatzung von den Werken vertreiben. Die Geſchütze aber der Breſchebatterien endlich zertrümmern die Futtermauer des Walles, und bringen denſelben in einen Zuſtand, daß er von den Belagernden ohne Leitern gefahrlos erſtiegen werden kann. Während dies geſchieht, ſchreitet man zu dem Grabenübergang. Man gräbt nämlich einen unterirdiſchen, 5—8 Fuß breiten und eben ſo hohen bedeckten Gang bis auf die Sohle des trockenen und den Waſſerſpiegel des naſſen Grabens, bricht dort durch die Futtermauer der Contreſcarpe, und geht über den trockenen Graben in einem auf beiden Seiten durch Schanzkörbe bedeckten Gang, über den naſſen aber auf einer aus Faſchinen, Flößen, Tonnen und dergleichen gebauten Brücke, die ebenfalls auf einer oder auf beiden Seiten durch Bruſtwehren gedeckt iſt. Iſt man nun ſo an dem Fuße der Breſche angekommen, ſo erfolgt der Sturm durch die ausgeſuchteſten Truppen des Belagerungscorps. Gelingt er, und findet man hinter der Breſche einen verſchanzten Abſchnitt des Feindes, ſo legt man auf dem Gipfel derſelben eine neue leichte Verſchanzung an, in welche man Geſchütz bringt, und ſo auch den letzten Abſchnitt zerſtört und die Beſatzung zur Uebergabe zwingt. Die Schwierigkeiten einer Belagerung mehren ſich, wenn die Feſtung Minen hat. Man muß alsdann zu demſelben Mittel ſchreiten, und den Platz mit Minen angreifen, welche zwar die des Feindes immer zerſtören, deren Bau aber ſo viel Zeit koſtet, daß die Belagerung dadurch um mehrere Wochen verlängert wird.

Fortiguerri (Niccolo), geboren zu Piſtoja 1674, Prälat an dem Hofe Papſt Clemens XI., einer der beſten italieniſchen Dichter aus der erſten Hälfte des 18. Jahrh., welcher die verwandten Manieren Arioſt's, Berni's und Taſſoni's glücklich zu vereinigen wußte. In ſeinem epiſchen Gedichte: Richardet (Ricciardetto), wollte er zeigen, daß Arioſt nachahmlich ſei. Den erſten Geſang deſſelben ſoll er in einer Nacht angefangen und beendigt haben. Auf das Verlangen ſeiner Freunde ſetzte er dieſes Werk fort. So wuchs es bis zu 30 Geſängen an. Aber er erlaubte nicht, daſſelbe vor ſeinem Tode drucken zu laſſen; auch nannte er ſich als Verfaſſer Carteromaco, unter welchem Namen dieſes Gedicht auch noch nach ſeinem Tode (1735) erſchien, nämlich 1738, 2 Bde. 4., und mehrmals. Den Namen führt daſſelbe nach einem Paladin Carls des Großen. Die Erfindung ſcheint größtentheils ihm anzugehören. Mit der wirklichen Geſchichte, ſo weit ſie ſeinen Plan berührte, ſpielt er ſo willkürlich, daß er ſeinen Richardet nach Carls des Großen Tode den Kaiſerthron beſteigen läßt. An ſymmetriſcher Einheit war ihm wenig gelegen; Situationsſchilderung war ihm dagegen Hauptſache. Die Fäden der Erzählung reißt er nach Luſt und Laune ab, und knüpft ſie eben ſo willkürlich wieder an, wie Arioſt. Aber ſeine Darſtellung iſt komiſcher, als die des Arioſt, und ſatyriſcher, als in Berni's und Taſſoni's Werken. Der Spott über die Entweihung des Chriſtenthums durch die verderbte Geiſtlichkeit iſt das kräftigſte Salz derſelben, und wahrſcheinlich der Grund, warum Fortiguerri mit ſeinem Gedichte ſo zurückhaltend war. Deſſelben kleine Gedichte und Sonette ſind in verſchietenen Sammlungen italieniſcher Dichter zu finden.

Fortuna, bei den Griechen Tyche, die Lenkerin der guten und böſen Schickſale. Nach Heſiod war ſie eine Tochter des Oceanus, und nach Pindar eine Schweſter der Parzen. Sie hatte zu Corinth, Elis und Smyrna ihre Tempel. In Italien wurde ſie ſchon vor Erbauung Roms verehrt. In Antium hatte ſie einen berühmten Tempel, in welchem ſich zwei Bildſäulen von ihr befanden, die man als Orakel befragte, und die ihre Antworten entweder durch Winke oder Looſe ertheilten. Ferner in Präneſte, daher ſie auch Dea Praenestina genannt wurde. Auch in Rom hatte ſie zahlreiche Tempel. Man findet ſie auf ſehr verſchiedene Weiſe abgebildet; gewöhnlich mit einem doppelten Steuerruder: mit dem einen regierte ſie den Nachen des guten, mit dem andern den des widrigen Geſchicks. In ſpätern Zeiten bekam ſie eine Binde vor die Augen, eine Deichſel, ein Rad, oder eine Kugel, indem ſie auf letzterer entweder ſaß oder ſtand. Gewöhnlich iſt ſie als eine Matrone gekleidet. Auf verſchiedenen Gemmen findet man noch beſondere Symbole, z. B. einen über eine Weltkugel ausgeſpannten Cirkel; eine Weltkugel zwiſchen einem Steuerruder und einer Kornähre, worauf ein Rad ſteht. Auf einer Münze des Kaiſers Geta ſitzt ſie mit entblößtem Oberleibe auf der Erde, lehnt ſich mit dem rechten Arme auf ein Rad, und hält in der linken Hand ein auf ihrem Schooße ſtehendes Füllhorn. Ihr Steuerruder ſtützt ſie bald auf eine Kugel, bald auf ein Rad, bald auf einen Schiffſchnabel. Oft wird ſie auch geflügelt abgebildet, doch von Römern nie. Denn nachdem ſie die ganze Erde durchflogen, ohne irgendwo zu verweilen, ſoll ſie endlich auf dem palatiniſchen Berge ſich niedergelaſſen, ihre Flügel abgelegt haben und von ihrer Kugel heruntergeſtiegen ſein, um für immer in Rom zu bleiben.

Forum hieß bei den Römern überhaupt ein jeder offene Platz,

ſowohl in Städten als auf dem Lande, wo Markt und Gericht gehalten wurde. In Rom war das Forum ein prächtiger Platz, der zugleich zum Spaziergange diente, und wegen ſeiner außerordentlichen Größe forum magnum hieß. Bei der zunehmenden Bevölkerung Roms wählte man beſondere Plätze zum Gerichthalten und beſonders zu Märkten, und die Zahl derſelben belief ſich am Ende auf ſiebzehn. Das große römiſche Forum, welches ſüdlich vom palatiniſchen und nordweſtlich vom capitoliniſchen Berge begrenzt wurde, und vorzugsweiſe den Namen Forum erhielt, war ſchon von Romulus für die Zuſammenkünfte des Volks beſtimmt worden. Tarquinius Priscus ließ ringsherum bedeckte Gänge anlegen, damit man ſich daſelbſt gegen jede Witterung ſchützen konnte. An denſelben waren ſtufenförmige Erhöhungen, von welchen man vor Einrichtung der Theater die Schauſpiele, die auf dem Markte angeſtellt wurden, anſah. Später wurde das Forum mit einer ſo ungeheuern Menge Statuen, die aus Griechenland dahin gebracht worden waren, geziert, daß man einen großen Theil derſelben wieder wegräumen mußte. Beſonders prächtig waren die vergoldeten Statuen der zwölf obern Götter. Jetzt heißt dieſer ehemals ſo glänzende, mit den ſchönſten Paläſten und Prachtgebäuden gezierte Platz Campo Vaccino (Ochſenplatz), und iſt faſt wüſte, aber mit unzähligen Ruinen ſeiner ehemaligen Herrlichkeit beſäet. — In unſerer Gerichtsſprache heißt Forum Gerichtshof, die Gerichtsſtelle, vor welcher ſtreitige Rechtsſachen entſchieden werden; wie auch die richterliche Behörde, der Gerichtsſtand und die Gerichtsbarkeit. Und zwar heißt forum competens das befugte Gericht, wohin die Rechtsſache eigentlich gehört; forum incompetens hingegen ein unbefugtes Gericht. Forum contractus iſt der Gerichtshof des Orts, wo ein Vertrag geſchloſſen ward; forum delicti (commissi), der Gerichtshof des Orts, wo ein Verbrechen begangen ward; forum domicilii, wo der Beklagte einheimiſch iſt; forum habitationis, wo er ſich einſtweilen aufhält; forum apprehensionis, wo der Verbrecher ergriffen ward; forum originis, der Heimath, des Geburtsorts; forum rei sitae, der Gerichtshof des Orts, wo die ſtreitigen Gegenſtände liegen. Forum privilegiatum heißt ein Gerichtshof, unter welchem Jemand ſeines Amts oder ſeiner Perſon wegen ſteht. So haben z. B. Geiſtliche ein forum privilegiatum, in ſofern ſie nicht unter der allgemeinen Gerichtsbarkeit, ſondern unter dem Conſiſtorium ſtehen; deßgleichen Studenten, als unter dem akademiſchen Gerichte ſtehend.

Foſcolo (Ugo), ein berühmter italieniſcher Dichter und Schriftſteller unſerer Zeit, geboren auf der Inſel Zante gegen das J. 1772. Er trat zu Venedig zuerſt, ungefähr ein Jahr vor dem Fall dieſer Republik, als dramatiſcher Dichter mit ſeinem Thyeſtes auf, bei dem ihm die Einfachheit und Strenge Alfieri's und der Griechen zum Muſter gedient hatten. Gegen den Beifall, den dieſes Werk erhielt, trat er ſelbſt mit einer ſtrengen Critik auf. Als Buonaparte die alte Verfaſſung Venedigs ſtürzte, und eine Democratie einführte, zeigte ſich Foſcolo als einen eifrigen Anhänger der neuen Grundſätze; ſeine Hoffnung aber, einen bedeutenden Platz in der neuen Republik einzunehmen, wurde durch die Abtretung Venedigs an Oeſterreich vereitelt. Seinen Geiſt zu beſchäftigen, ſchrieb er einen, durch glühende Leidenſchaft ausgezeichneten Roman, unter dem Titel: Ultime lettere di Jacopo Otis (Mailand 1802). Man erkennt darin allerdings eine Nachahmung des Werther; indeß ſind es wohl hauptſächlich die dem Werke

durchgängig eingewebten politiſchen Beziehungen, und ein gewiſſer trüber Patriotismus, wodurch es die Italiener ſo allgemein und mächtig anſprach. Dabei verdient es von Seiten der Sprache großes Lob. Foſcolo begab ſich nach Mailand, wo ein Freund, der General Pino, ihm eine militäriſche Anſtellung verſchaffte. Hier ſchrieb er 1803, in der Form eines Commentars über das von Catull überſetzte Gedicht des Callimachus auf das Haupthaar der Berenice, eine Satyre gegen verſchiedene Gelehrte. Als einige franzöſiſche Truppencorps nach Frankreich zurückkehrten, benutzte Foſcolo dieſe Gelegenheit, Paris zu beſuchen. Nach ſeiner Rückkehr ließ er 1807 ein kleines Gedicht, betitelt Dei Sepolcri, erſcheinen, worin er die Mailänder ſehr übel behandelt. Die Critik dagegen tadelte mit Recht ſeine Verſe als rauh und ohne Wohlklang. Darüber erzürnt, beſchloß er, eine andere Bahn zu betreten. Er unternahm die Bearbeitung und Herausgabe der Werke Montecuculi's, nach den Urhandſchriften, ein gewiß verdienſtliches Unternehmen, das er aber nicht ganz zur Zufriedenheit der Kenner ausführte, die ihm Mangel an gründlicher Kenntniß der Kriegskunſt, und eine zu große Keckheit im Ausfüllen der in den Handſchriften vorhandenen Lücken vorwarfen. Mit Monti, deſſen Freund und ſelbſt Vertheidiger Foſcolo geweſen, zerfiel er dadurch, daß er, als jener ſeine Ueberſetzung der Ilias herauszugeben im Begriff war, ebenfalls mit einer Ueberſetzung der erſten Geſänge des Gedichts hervortrat, und ſie zugleich mit Abhandlungen begleitete, die offenbar gegen Monti gerichtet waren. Man glaubt, daß er dieſelbe Abſicht mit ſeinen beiden Tragödien Ricciarda und Ajace hatte. Die Regierung aber, die hier noch andere Beziehungen finden wollte, befahl ihm, Mailand zu verlaſſen. Um den Schein der Verbannung von ihm abzuwenden, ſandte ihn ſein Freund Pino mit angeblichen Aufträgen nach Mantua. Hier lebte er bis zur Entthronung Napoleons. Mit großem Eifer ſprach er damals für die Unabhängigkeit Italiens, und machte ſich, als Murat ſeinen Kriegszug unternahm, den Oeſterreichern ſo verdächtig, daß er es gerathen fand, Italien zu verlaſſen. Er ging nach der Schweiz, dann nach Rußland, und lebte 1817 in London.

Foſſilien, ſ. Mineralien.

Fothergill (John), ein berühmter engliſcher Arzt, Sohn eines Brauers, geb. 1712 zu Carrend bei Richmond in der Grafſchaft York, wurde in einer Erziehungsanſtalt der Quäker zu Richmond erzogen, und bekannte ſich ſein ganzes Leben hindurch zu dieſer Secte. Er ſtudirte Medicin zu Edinburgh, wo er 1737 Doctor wurde. Nachdem er eine Zeit an dem St. Thomashoſpital in London angeſtellt geweſen war, machte er 1740 eine gelehrte Reiſe durch Holland, Deutſchland und Frankreich, und ließ ſich ſodann in London nieder, wo er 30 J. hindurch, als der berühmteſte der damaligen Aerzte, eine ſehr ausgebreitete und einträgliche Praxis trieb. Seine ausgezeichnete Geſchicklichkeit und ſein Fleiß, ſo wie ſeine unbeſchränkte Wohlthätigkeit gegen die Armen, denen er fortwährend große Summen austheilte, erwarben ihm allgemeine Achtung. Als 1746 die häutige Bräune in London epidemiſch wurde, und große Verwüſtungen anrichtete, befolgte Fothergill in der Behandlung derſelben eine neue Methode, gebrauchte Brechmittel und Mineralſäuren, und brachte ſeine Kranken faſt alle glücklich durch. 1748 gab er eine Schrift über die Natur und Behandlung der Brandbräune heraus, die bald in verſchiedene Sprachen überſetzt wurde. Nächſt der Medicin beſchäftigte ſich Fothergill auch eifrig mit der Kräuterkunde. Er kaufte 1762 zu Upton ein großes Stück

Schön wie ein Engel, ſagt der Abt von Choiſy, aber albern in gleichem Maße, unterjochte ſie nichts deſto weniger das Herz Ludwigs XIV., das der herrſchſüchtigen und bizarren Laune der Frau von Monteſpan überdrüſſig war. Sobald ſie die Leidenſchaft kannte, die ſie eingeflößt hatte, überließ ſie ſich ganz dem Hochmuth und der Verſchwendung, welche die Hauptzüge ihres Charakters ausmachten. Sie gab der Frau von Monteſpan hundertfach die von ihr empfangenen Blicke der Verachtung zurück, brachte monatlich 100,000 Thaler durch, war die Spenderin aller Gnadenbezeigungen, und gab den Ton für alle Moden an. Als ihr auf einer Jagdpartie der Wind den Kopfputz in Unordnung gebracht hatte, ließ ſie ihn durch ein Band wieder befeſtigen, deſſen Knoten ihr auf die Stirne fielen; dieſe Mode verbreitete ſich unter ihrem Namen in ganz Europa. Der König erhob ſie zur Herzogin; allein ſie genoß dieſes Ranges nicht lange, denn ſie ſtarb, kaum 20 Jahre alt, an den Folgen einer Niederkunft 1681 in der Abtei Portroyal in Paris.

Fontenai, Dorf im ehemaligen Bourgogne, Depart. Yonne, wo 841 die blutige Schlacht zwiſchen den Söhnen Ludwigs des Frommen vorfiel, welche 843 den Theilungsvertrag zu Verdun zur Folge hatte, vermöge deſſen das große fränkiſche Reich dergeſtalt getheilt wurde, daß Lothar I. Italien nebſt dem Kaiſertitel, Ludwig Deutſchland, und Carl der Kahle Frankreich erhielt.

Fontenelle (Bernard le Bovier de), geb. 1657 zu Rouen, war der Sohn eines Advocaten und einer Schweſter des großen Corneille. Der Mann, der hundert Lebensjahre hindurch eine ſeltene Thätigkeit, Geiſteskraft, und bis an ſein Ende ungeſchwächte Geſundheit des Körpers und der Seele beſaß, kam ſo ſchwach auf die Welt, daß er an dem Tage ſeiner Geburt ſchon dem Tode nahe war. Als Knabe begann er ſeine Studien zu Rouen bei den Jeſuiten, und als er im 13. Jahre in die Schule der Rhetorik hinaufgerückt war, ſchrieb er ein kleines Werk in lateiniſchen Verſen, welches einen Preis der Akademie erhielt. Nachdem er den Curſus der Phyſik und der Rechtswiſſenſchaften vollendet hatte, ward er Advocat, führte einen Proceß, verlor ihn, und ſchwur, nie wieder juriſtiſche Sachen zu führen. 1674 kam er nach Paris; ſein ſchon berühmter Name war ihm vorausgegangen. Mehrere in den Mercure galant eingerückte Poeſien kündigten Frankreich einen überaus zarten und eben ſo züchtigen Dichter an. Noch nicht ganz 20 Jahre alt, hatte er einen großen Theil der Opern Pſyche und Bellerophon verfertigt, die unter dem Namen ſeines Oheims, Thomas Corneille, erſchienen. 1681 ließ er ſein Trauerſpiel Aſpar aufführen; es mißfiel, und ſein Fall erregte ſo viel Aufſehen, daß ſelbſt Racine Epigramme auf ihn machte. Der Eifer für den Ruhm ſeines Oheims und perſönliche Empfindlichkeit brachten ihn dahin, eine Partei zu ergreifen, die ganz den Anſichten derer, die damals unumſchränkt in der Literatur herrſchten, entgegen war. Sein ſanfter Charakter aber und ſeine Liebe zur Ruhe, die er immer jedem Genuſſe der Eitelkeit vorzog, verhinderten ihn, irgend eine Meinung mit Leidenſchaft zu behaupten. In dem Streite über die Alten und Neuern neigte er ſich auf die Seite der Gegner des Alterthums. In ſeiner Jugend war er mit der Philoſophie des Carteſius bekannt geworden; er blieb ihr zugethan, ohne ſie vertheidigen zu wollen. Er hatte als Dichter kein Feuer, keine Einbildungskraft, und als Gelehrter wenig Erfindungsgeiſt. Er behandelte die ſchönen Wiſſenſchaften trocken und ſteif, und gab den ſtrengen Wiſſenſchaften einen zu leichten Anſtrich. Zwei Jahre ſpäter, als jenes

Trauerſpiel, erſchienen ſeine Dialogues des morts, welche günſtiger aufgenommen wurden, wiewohl ſie durch die Sucht, ſtets geiſtreich, neu und ungewöhnlich zu ſein, ermüdend und unnatürlich werden. Seine Entretiens sur la pluralité des mondes, 1686 (deutſch von Bode), ſind das erſte Buch, in welchem philoſophiſche Gegenſtände mit Geſchmack und Anmuth vorgetragen werden. Die Brauchbarkeit deſſelben iſt freilich durch die Fortſchritte der Wiſſenſchaften ſeitdem verloren gegangen, da für uns weder die Grundlage des Werks, noch die daraus abgeleiteten Folgerungen mehr gelten. Als Secretär der Akademie der Wiſſenſchaften machte ſich Fontenelle durch die ſeit ihm zuerſt üblich gewordenen Eloges berühmt. Kein Gelehrter hat wohl einen bedeutendern Einfluß auf ſein Zeitalter gehabt, als er. Er verdiente ihn eben ſo ſehr durch ſeine Lebensweisheit, durch die Lauterkeit ſeines Charakters und Liebenswürdigkeit ſeiner Schriften, als durch ſeine Sitten. Er erreichte ein ſeltenes Alter, und blieb bis zu ſeinem Tode (1757) an Geiſt und Körper ungeſchwächt. Nivernois charakteriſirt ihn auf folgende Weiſe: Als Fontenelle auf den Kampfplatz trat, waren ſchon alle Preiſe vertheilt, alle Palmen gebrochen; nur der Preis der Univerſalität war noch übrig. Fontenelle wagte um ihn zu ringen, und gewann ihn. Er iſt nicht nur Metaphyſiker mit Malebranche, Phyſiker und Geometer mit Newton, Geſetzgeber mit Peter dem Großen, Staatsmann mit d'Argenſon; er iſt alles mit allen, er iſt alles überall.

Fontevraud, Ebraldsbrunnen, ein Thal an den Grenzen von Poitou und Anjou, im Depart. Mayenne und Loire, ward 1099 von dem durch ſeine ſeltſamen Bußübungen bekannten Robert von Abriſſel (mehr über dieſen Bekehrer gefallener Mädchen erzählt der Art. Fontevraud in Bayle's Dictionär) zum Stammſitze ſeiner aus büßenden Frauen und Mönchen zuſammengeſetzten Kloſtergeſellſchaft gewählt; daher erhielt dieſe den Namen des Ordens von Fontevraud. In den daſelbſt aufgeführten Kloſtergebäuden verſammelte Robert bald mehrere Tauſende von Religioſen beiderlei Geſchlechts, denen er die geſchärfte Regel Benedicts auflegte und eine ganz eigenthümliche Verfaſſung gab, bei der die Nonnen die Herrſcherinnen, und die Mönche der jedesmaligen Aebtiſſin unterworfen wurden. Dieſer Orden breitete ſich nach Spanien, vorzüglich aber in Frankreich aus, wo die zahlreichen Klöſter deſſelben bedeutende Schenkungen erhielten. Die Aebtiſſin von Fontevraud, meiſt eine vornehme Dame, regierte ſie alle als Generalſuperiorin, und war, von jeder biſchöflichen Gerichtsbarkeit frei, nur dem Papſte untergeben. Zu Gunſten ihres Geſchlechts wußte ſie die ſtrenge Regel ſpäterhin zu mildern, und im 14. Jahrh. waren auch andere Unordnungen in den Klöſtern dieſes Ordens eingeriſſen, ungeachtet die urſprünglichen Satzungen für eine ſcharfe Abſonderung beider Geſchlechter geſorgt hatten. Er verlor dadurch an Anſehn, hatte aber doch vor der Revolution immer noch 57 Häuſer oder Priorate in Frankreich. Seitdem iſt er erloſchen. Die Kleidung war ſchwarz, mit Kragen, Capuze und Gürtel. E.

Fontinalien waren Feſte, welche die Römer den Nymphen der Brunnen zu Ehren feierten, und an welchen ſie die Brunnen bekränzten und Blumen hineinwarfen.

Foote (Samuel). Dieſer berühmte Komiker, der wegen ſeines beißenden Witzes, und weil er lebende Perſonen auf die Bühne zu bringen pflegte, der engliſche Ariſtophanes genannt wurde, war 1719 zu Truro in Cornwallis geboren, und ſtammte aus einer guten Familie. Die Rechtsgelehrſamkeit, die er anfangs ſtudirte, erregte ihm bald Wi-

derwillen. Er heirathete ein vornehmes junges Frauenzimmer, allein beider Neigungen ſtimmten wenig überein. Foote überließ ſich ohne Mäßigung ſeinem Hange zum Vergnügen, und ſtürzte ſich dadurch in die größten Verlegenheiten, denen er nur dadurch zu entgehen wußte, daß er ſeine Zuflucht zum Theater nahm. Er debütirte mit der Rolle des Othello, in welcher er unmöglich gefallen konnte, wie er denn überhaupt nie in fremden Stücken vorzüglich ſpielte. Um das J. 1747 eröffnete er auf dem Hay-Market eine kleine Bühne, wozu ihm der Herzog von Cumberland vom Könige die Erlaubniß ausgewirkt hatte, und erſchien als Verfaſſer und Schauſpieler zugleich in einer Gattung von Schauſpielen, die ein Mittelding zwiſchen Luſtſpiel und Poſſe waren, und in welchen er Begebenheiten des Tages und lebende Perſonen mit deſto größerem Glücke aufs Theater brachte, je mehr er das ſeltene Talent beſaß, Geberden und Sprache Anderer auf das treffendſte nachzuahmen. Sein erſter Verſuch iſt unter dem Namen der Morgenbeluſtigung bekannt. 1748 that Foote eine beträchtliche Erbſchaft; er verließ ſogleich die Bühne, und erſt als ſeine Hülfsquellen verſiegten, erſchien er wieder auf dem Theater. Von 1752 an ſpielte er bald in Drurylane, bald in Coventgarden, 1760 im Sommer auf dem Hay-Market, und ſeit 1762 alle Sommer daſelbſt, wodurch er ſich eben ſo viel Ruhm erwarb, als Geld gewann. 1766 brach er auf der Jagd mit dem Herzog von York das Bein, und mußte es ſich gänzlich ablöſen laſſen. In den letzten Jahren ſeines Lebens erfuhr er mancherlei Kränkungen. Seine Neider klagten ihn eines ſchändlichen Verbrechens an; der Kummer darüber verurſachte ihm eine vorübergehende Gliederlähmung, und er faßte den Entſchluß, ſich nach dem ſüdlichen Frankreich zu begeben, überließ ſein Theater an Colman, ward aber ſchon zu Dover 1777 vom Tode ereilt. Er hinterließ einen natürlichen Sohn als Erben ſeines Vermögens. Foote war ein Mann von unerſchöpflichem Witz, ſowohl auf dem Theater als im Umgang; aber er machte ſich furchtbar damit, denn er verſchonte Niemand, und keines ſeiner Bonmots ging verloren. Die Tugend war ihm indeß heilig, nur das Laſter und die Thorheit geißelte er ohne Rückſicht und Schonung. Als eine Probe ſeines ſtets fertigen Witzes wird folgende Anekdote erzählt. Foote hatte den Grafen Sandwich lächerlich gemacht; dieſer erfuhr es, und als er mit ihm zuſammenkam, ſagte er, um ihn zu kränken: „Ich möchte doch wiſſen, Foote, ob ſie einmal an den Fr... oder an dem Galgen ſterben werden.“ „Mylord,“ antwortete dieſer ſogleich, „das würde nur davon abhängen, ob ich es mit Ihren Maitreſſen oder mit Ihren Grundſätzen hielte.“ Foote war ſchon auf den erſten Anblick eine lächerliche, drollige und burleske Figur, kurz und unterſetzt, mit vollen Backen und großen, muthwilligen, geiſtvollen Augen; dabei wußte er auf ſeinem hölzernen Beine ſich mit einer ſeltenen Gewandtheit fortzubewegen. Seine ſämmtlichen dramatiſchen Werke ſind 1783 in vier Octavbänden unter Colmans Aufſicht erſchienen.

Forcellini (Egidio), ein italieniſcher Gelehrter und guter Lexicograph, geb. 1688 in einem Dorfe unweit Feltre, im ehemaligen venetianiſchen Gebiet. Die Armuth ſeiner Eltern hinderte ihn anfangs, eine gelehrte Schule zu beſuchen, und er war ſchon ziemlich erwachſen, als er auf dem Seminario zu Padua anfing Lateiniſch zu lernen. Sein Lehrer in dieſer Sprache, und bald nachher ſein Freund, war der bekannte Literator und Profeſſor Facciolato. Forcellini machte ſehr ſchnelle Fortſchritte in den alten Sprachen, und Facciolato bediente ſich ſeiner Hülfe bei der neuen, von ihm ſehr vermehrten Ausgabe von Calepin's

Lexicon in ſieben Sprachen. Beide Freunde faßten darauf den Entſchluß, ein großes und vollſtändiges Wörterbuch der lateiniſchen Sprache herauszugeben. Die Ausführung dieſer Idee wurde jedoch dadurch verzögert, daß Forcellini nach Ceneda in der treviſaner Mark als Profeſſor der Rhetorik und Director des daſigen Seminariums verſetzt wurde. Als er aber im J. 1731 wieder nach Padua zurückberufen worden war, und durch die Gunſt des Biſchofs dieſer Stadt, des Cardinals Rezzonico, hinlängliche Muße erhalten hatte, vollbrachte er unter Facciolato's Leitung ſeine Arbeit, welche unter dem Titel: Aegidii Forcellini totius latinitatis Lexicon etc., 1771 zu Padua in 4 Foliobänden erſchien. Forcellini hatte darin einen rühmlichen Beweis ſeiner ausgebreiteten Beleſenheit und ſeiner richtigen Beurtheilung gegeben. Er ſtarb 1768. Man vergl. den Art. Facciolato.

Forkel (Joh. Nic.), Doctor der Muſik, der größte muſikaliſche Theoretiker, Literator und Hiſtoriker unſerer, wie der bisherigen Zeit überhaupt. 1749 zu Meeder, einem Flecken bei Coburg, geboren, verdankte er ſeinen erſten Aufflug in der Kunſt dem „vollkommenen Capellmeiſter", einem Werke des großen hamburgiſchen Muſikers Mattheſon. Zuerſt ging er zu Coburg in die Schule, kam bald nach Lüneburg, von da aber, im ſiebzehnten Jahre, durch gute Empfehlungen als Präpoſitus des Chors nach Schwerin. Hier machte er durch ſeine hübſche Stimme, wie durch ſein ſchönes Harfenſpiel, auch bei der herzoglichen Familie Glück, und man ſuchte ihn zu bereden, die Rechte zu ſtudiren, um ihn dereinſt für ein juriſtiſches Fach in Schwerin anzuſtellen. So wenig ihm dieſe Ausſicht auch wünſchenswerth ſchien, ſo zwang ihn doch der Mangel an Vermögen, und ſein Durſt nach Wiſſen und Vergleichen, nach Göttingen zu gehen und dort zwei Jahre lang den Rechten obzuliegen. Doch bald darnach war ſein Entſchluß gefaßt, der Tonkunſt ſein ganzes Leben und ſeine ganze Kraft zu widmen. In dieſer Zeit ſchrieb er ſeine muſikaliſch-kritiſche Bibliothek, in der gleich die erſte Recenſion von Glucks Alceſte viel Aufſehen erregte, und Kennern das Urtheil ablockte, ſie, das Werk eines göttinger Studenten, ſei vielleicht ein größeres Meiſterſtück, als irgend eine der Opern des berühmten Capellmeiſters in Wien, der damals in Paris ſo viel Beifall einerntete. Als die Stelle des Concertmeiſters, die bisher ein Violinſpieler aus der Bendaſchen Schule verſehen hatte, in Göttingen durch den Tod erledigt wurde, erhielt Forkel dieſelbe mit dem Titel eines Muſikdirectors; und er bekleidete ſie bis an das Ende ſeines Lebens. Sie gewährte ihm die nöthige Muße, um die wichtigſten Werke, die wir in der Theorie der Muſik beſitzen, auszuarbeiten. So haben wir von ihm eine Literatur der Muſik, die erſten zwei Bände einer Geſchichte dieſer Kunſt, eine Biographie und Charakteriſtik Sebaſtian Bachs erhalten, welche hinreichen, den Namen ihres Urhebers unſterblich zu machen. Zugleich bildete Forkel theoretiſch und practiſch viele Schüler. Er war einer der wenigen, welche Sebaſtian Bachs Methode des Clavierſpiels in ihrer Reinheit bewahrt hatten. Er ſtarb zu Göttingen 1818.

Form wird in der Philoſophie der Materie (ſ. d. Art.) entgegengeſetzt, und bedeutet die Art und Weiſe, wie eine Thätigkeit wirkt, die Art der Verbindung eines Mannichfaltigen zu einem Ganzen; auch ſo viel als Geſtalt, Geſtaltung. — Formalismus, in der Wiſſenſchaft, namentlich in der Philoſophie, das bloße Berückſichtigen und Beobachten der formellen Erfoderniſſe, daher auch formelle Philoſophie; — Formalphiloſophie aber, welche von der Form des philoſophiſchen Erkennens handelt. — In der Buchdruckerkunſt heißt Form die

in ihre Columnen und Spalten abgetheilte und zum Abdruck geſetzte, in eiſerne Rahmen eingeſchloſſene Hälfte eines Bogens, welche auf eine Seite des Papierbogens kommt. Sie enthält in Folio 2, in Quart 4, in Octav 8 Columnen u. ſ. w., welche auf einmal abgedruckt werden; zu jedem Bogen gehören alſo zwei Formen.

Formale. Das Formale, dem Materialen entgegengeſetzt, deutet die Geſtaltung, Beſtimmung oder Form eines Dinges an. Formalien, Formalitäten (Aermlichkeiten), ſind äußere, außerweſentliche Umſtände, womit eine Handlung begleitet wird, von denen aber, in rechtlicher Hinſicht, die Gültigkeit eines Geſchäfts durch die Geſetze abhängig gemacht iſt, in ſo fern ſie als Zeichen der Rechtsgültigkeit angeſehen werden können. Z. B. Jemand mit allen Formalien empfangen; ein Teſtament mit den gewöhnlichen Formalien eröffnen; daher formaliter, in gewöhnlicher Form und Art. Sich formaliſiren, etwas übel nehmen, ſich durch die Form, durch die Art und Weiſe, wie etwas geſchieht, für beleidigt halten; ſein Befremden oder Mißfallen über etwas äußern, ſich über etwas aufhalten. Formaliſt heißt derjenige, der ſich genau an die vorgeſchriebenen Formalien bindet, daher auch ein Ceremonien= oder Complimentenmacher. — Formeln oder Formulare ſind für beſondere Fälle vorgeſchriebene oder durch den Gebrauch eingeführte Worte, Wendungen oder Redensarten. In der Buchſtabenrechnung (Algebra) ſind es die Vorſchriften zur Auflöſung einer Aufgabe.

Formey (Johann Samuel), Profeſſor und immerwährender Secretär der Akademie der Wiſſenſchaften zu Berlin, wurde daſelbſt 1711 geboren. Seine Familie gehörte zu den Refugiés, die einſt der Religion wegen aus Frankreich auswanderten, und von denen ein Theil ſich in den preußiſchen Staaten niederließ. Formey widmete ſich anfangs der Theologie, und noch vor ſeinem 20. Jahre ward er von der franzöſiſchen reformirten Gemeine zu Brandenburg (an der Havel) zum Prediger erwählt, ſechs Wochen darauf aber ſchon wieder nach Berlin gerufen, und in gleicher Eigenſchaft bei der Friedrichsſtädter Gemeine angeſtellt. Seine Kränklichkeit zwang ihn jedoch bald, ſein Amt mit einem Gehülfen zu theilen, und von jetzt an legte er ſich, bei der größern, ihm gewordenen Muße, mehr auf Literatur. Außer mehreren Ueberſetzungen, gab er von 1733 an mit Beauſobre die Bibliothèque germanique, ſpäter das Journal littéraire de l'Allemagne und den Mercure et Minerve (gleichfalls ein periodiſches Blatt), und von 1750 bis 1759 mit Perard die Nouvelle bibliothèque germanique heraus. Faſt zu gleicher Zeit übernahm er auch die Stelle eines Directors und erſten Lehrers am franzöſiſchen Gymnaſium in Berlin, welche er 1739 mit der eines Profeſſors der Philoſophie an derſelben Anſtalt vertauſchte. Als Friedrich II. 1740 den Thron beſtieg, und die Akademie umſchuf, ward Formey durch Maupertuis dem Könige zum Secretär und Hiſtoriographen derſelben vorgeſchlagen. Sein Geiſt und ſeine Thätigkeit gewannen ihm hier des großen Königs Vertrauen und Zuneigung, und als 1748, nach Jariges Tode, die verſchiedenen Secretariatsſtellen dieſes Inſtituts in Eine zuſammengeſchmolzen wurden, da erhielt er die Verwaltung derſelben, mit dem Titel eines immerwährenden Secretärs. In den gelehrten Streitigkeiten, welche ſich bald nach Voltaire's Aufenthalt in Berlin zwiſchen dieſem und Maupertuis erhoben, und in denen der König ſelbſt ziemlich lebhaft Partei nahm, wußte ſich Formey mit ſo viel Umſicht zu benehmen, daß er, ohne ſeinen Anſichten und ſeiner Würde etwas zu vergeben, ſich doch die Achtung und

Gewogenheit aller Streitenden erhielt, und Friedrich II. nichts an ihm auszuſetzen fand, als daß er in ſeinen philoſophiſchen Anſichten nicht mit ſeinem Liebling Voltaire übereinſtimmte. Durch ſeinen ſchriftſtelleriſchen Fleiß und die Gewogenheit der Großen, die er ſich zu erwerben wußte, hatte Formey ſich nach und nach ein hübſches Vermögen geſammelt, und auch auf ſeine Kinder ging das Wohlwollen über, welches er genoß. 1778 erhielt er noch die Stelle eines Secretärs bei der Prinzeſſin Henriette Marie von Preußen; 1788 aber wurde er Director der philoſophiſchen Claſſe an der Akademie. Friedrich II. erwies ihm, ſo lange er lebte, die größte Achtung, und auch der Nachfolger dieſes Königs ſchätzte und ehrte den vielfach verdienten Mann. Formey ſtarb d. 7. März 1797, beinahe 86 Jahre alt; und merkwürdig iſt, daß dieſer in Deutſchland geborene und nie über die deutſchen Grenzen gekommene berliner Gelehrte, der noch dazu eine deutſche Mutter hatte, doch niemals dahin gelangte, das Deutſche geläufig und ganz richtig zu ſprechen, ſondern ſtets Franzoſe in Sprache und Eigenthümlichkeit blieb. Seine ſehr vielen ſchriftſtelleriſchen Arbeiten ſind meiſt in Meuſels gelehrtem Deutſchland verzeichnet, und ihr größter Theil in franzöſiſcher, einiges auch in lateiniſcher Sprache verfaßt, welches letztere Idiom er ſo gut wie das Franzöſiſche ſprach und ſchrieb. Beinah eben ſo gewandt war Formey auch im Griechiſchen, und nicht minder wohlbewandert im Hebräiſchen. Außer den gemeldeten Stellen bekleidete Formey auch noch einige wichtige Aemter bei dem franz. Departement. Er war Geheimerath, Mitglied des franz. Oberdirectoriums, Director des Orangehauſes, und einer der Stifter und älteſten Verpfleger der Ecole de Charité, für die er viel und lange rühmlich wirkte. Seine akademiſchen Abhandlungen gehören meiſt in das Gebiet der practiſchen Philoſophie, oder ſind Denkſchriften auf verſtorbene Akademiker, Reden bei öffentlichen Sitzungen (durch welche er ſich, ſo wie früher durch ſeine Kanzelvorträge, vielen Beifall erwarb) u. ſ. w. Für den geiſtlichen Stand, aus welchem er, bald nach ſeiner Ernennung zum Secretär der Akademie, gänzlich trat, behielt er übrigens ſtets, gegen die Sitte der Philoſophen ſeiner Zeit, große Hochachtung, und ſeine Beſcheidenheit blieb, bei allen Auszeichnungen, die ihm wurden, ſtets gleich groß. In ſeinen Souvenirs d'un Citoyen finden ſich anziehende Nachrichten über ihn. Bemerken wollen wir noch, daß Formey nicht allein Mitglied der petersburger, londoner und vieler andern gelehrten Geſellſchaften war, ſondern daß ihm, der, wie wir ſchon erwähnten, nie vollkommen des Deutſchen mächtig war, auch die greifswalder gelehrte Geſellſchaft zur Beförderung und Reinigung der deutſchen Sprache ein Patent als Mitarbeiter zutheilte.

Forskål (Peter), ein berühmter ſchwediſcher Botaniker und Schüler Linné's, geboren 1736. Er ſtudirte zu Göttingen, und vertheidigte da (1756) eine Disputation unter dem Titel: Dubia de principiis philosophiae recentioris. Eine franzöſiſche Broſchüre: Gedanken über die bürgerliche Freiheit, welche er nach ſeiner Rückkunft in Schweden herausgab, mißfiel der damals herrſchenden oligarchiſchen Partei. Forskål erhielt bald darauf einen Ruf nach Copenhagen als Profeſſor, und da er ſich auch auf Naturgeſchichte gelegt hatte, ſo wurde er, auf Linné's Empfehlung, mit zu der gelehrten Reiſe nach Arabien beſtimmt, welche König Friedrich V. von Dänemark veranſtaltete, und es wurden ihm dabei die Unterſuchungen im Fache der Naturgeſchichte aufgetragen. 1761 trat er mit ſeinen Gefährten, Carſten Niebuhr, von Haven und Kramer, die Reiſe an, botaniſirte unterwegs in der Ge-

gend von Marſeille, von welcher er eine Flora herausgab, und auf der Inſel Malta, und kam glücklich nach Aegypten und Arabien, wo er mit dem größten Fleiße botaniſirte. Von der Peſt befallen, ſtarb er 1763 zu Djerim in Arabien, zu früh für die Naturgeſchichte und die Wiſſenſchaften überhaupt Niebuhr hat Forskåls hinterlaſſene Papiere, die aus lauter einzelnen Blättern mit Bemerkungen beſtanden, ſorgfältig geſammelt, und aus denſelben nachmals herausgegeben: Descriptiones animalium, avium amphibiorum, piscium, insectorum, quae in itinere orientali observavit P. Forskael. Havniae 1775, mit 1 Kupfertafel. (Dem ſyſtematiſchen Namenverzeichniſſe in lateiniſcher, griechiſcher und arabiſcher Sprache folgten gegen 300 Beſchreibungen von Thieren ꝛc., nach dem Linnéſchen Syſtem geordnet, und dann die materia medica in der anſehnlichen Apotheke zu Kahira in Aegypten.) — Flora Aegyptiaco-Arabica etc. ib. — Icones rerum naturalium, quas in itinere oriental. depingi curavit Forskael. ib. 1776, mit 48 Kpfrn., wovon 20 Pflanzen, 23 aber Thiere vorſtellen. Die Zeichnungen ſind von dem ebenfalls unterwegs geſtorbenen Maler der Reiſegeſellſchaft, Baurenfeind, von Haas ſauber geſtochen. — Linné gab ſeinem Schüler und Freunde zu Ehren einer exotiſchen Pflanze den Namen Forskalea.

Forſt, derjenige Theil eines Waldes, der als ein geſchloſſenes Ganze für ſich bewirthſchaftet wird; alſo eine geſchloſſene Forſtwirthſchaft, oder ungefähr das, was bei der Landwirthſchaft ein Landgut iſt. Der Verwalter derſelben heißt Förſter, daher auch die Benennung Förſterei; ſeine Untergebenen ſind Unterförſter, Forſtknechte, Zeichenſchläger, Holzläufer oder Holzwächter, öfters auch Fußknechte genannt. Nicht ſelten bezeichnet man mit dem Namen Forſt den Wald, oder überhaupt Grundſtücke, die zum Holzwuchſe beſtimmt ſind. Das vorhandene Holz heißt der Forſt- oder Holzbeſtand, ſo wie die nach gewiſſen Regeln begrenzten, und gewöhnlich nach Nummern bezeichneten Theile, Forſtreviere, Reviere oder auch Schläge, Holzſchläge. Stellen, auf denen in einem Forſte kein Holz ſteht, heißen Blößen, im Gegenſatz von beſtandenen, d. i. wo gehöriger Holzwuchs iſt. Dieſer beſteht entweder aus Nadelholzarten (Schwarzwald), oder Laubholzarten (lebendiges Holz). Ferner unterſcheidet man Ober- und Unterholz. Jenes giebt ſtämmige Bäume, die eine gewiſſe Reihe Jahre zur verlangten Stärke heranwachſen müſſen, ehe ſie abgetrieben werden können. Unterholz heißt dasjenige, welches nur einige Jahre wächſt, ehe es geſchlagen, d. i. abgehauen wird, und heißt darum auch Schlagholz. Es giebt nur Reiſig, Stangen, und ſelten Scheitholz. Den Namen Unterholz führt es, weil es gegen das Oberholz, das auch Hochwald heißt, niedrig, oder in Anſehung der Länge unter demſelben bleibt. In manchen Gegenden nennt man das Unterholz auch Buſchholz. Nicht ſelten werden beide auf einem und demſelben Schlage unter einander gehalten. An ſich ſind im Unterholze oftmals dieſelben Holzarten befindlich, aus welchen das Oberholz beſteht, nur mit dem Unterſchiede, das letzteres zum vollwüchſigen Stamme auswächſt, und der Stock davon nachher gerodet wird, hingegen das Unterholz in einem Alter geſchlagen wird, in welchem es fähig iſt, aus der Wurzel wieder auszuſchlagen, d. i. Stammlatten, Schößlinge zu machen. Doch giebt es allerdings eine Menge Straucharten, z. B. Haſeln, Schwarzdorn, Weißdorn, Hartriegel u. a., die nie zum Baume heranwachſen, und ſo von Natur zum Unterholze beſtimmt ſind. — Ein Forſt hat ſeine Gerechtſame, Forſtrecht, Forſtordnung, Forſtregel. Der Forſtnutzen beſteht theils im Holzgewinn, theils in ſogenannten

Nebennutzungen, wozu vorzugsweiſe das Wild oder die Jagd gehört; beträchtlich pflegt auch öfters die Maſt in Buchen- und Eichenrevieren zu ſein. Streu- und Laubharken, ſo wie Viehweiden im Forſte, ſind demſelben mehr nachtheilig, als nützlich. Daſſelbe iſt auch vom Harzſcharren zu behaupten. — Faßt man Alles unter einem gemeinſchaftlichen Namen, was den Forſt insbeſondere, oder auch nur darauf beziehend betrifft, ſo bedienen wir uns der Benennung Forſtweſen. Dieſes hat ſeine Geſchichte und Wiſſenſchaft. Wird ſolche ſyſtematiſch aufgeſtellt, ſo heißt ſie die Forſtwiſſenſchaft, ausgeübt aber die Forſtwirthſchaft; jene macht alſo die Lehre, und dieſe das Gewerbe aus. (S. Forſtweſen.)

Forſter (Johann Reinhold), geb. 1729, königl. preuß. Profeſſor der Naturgeſchichte zu Halle, ein berühmter und auch wegen ſeiner Schickſale ausgezeichneter Gelehrter. Seine Familie, aus dem alten Hauſe der Lords Foreſter in Schottland abſtammend, hatte ſich nach Polniſch-Preußen geflüchtet, und einer derſelben, Bürgermeiſter in Dirſchau, unweit Danzig, war ſein Vater. Reinhold legte, vom 15. Jahre an zu Berlin, auf dem Joachimsthaliſchen Gymnaſium, in Sprachen, Chronologie und Völkerkunde einen tüchtigen Grund, ſtudirte dann ſeit 1748 zu Halle Theologie, kam 1751 nach Danzig, und erhielt bald die Predigerſtelle zu Naſſenhuben (Naſſenhof). Sein Amt verwaltete er nur ſo viel es die Nothdurft heiſchte, und hing dagegen ſeinen Lieblingsfächern, Mathematik, Philoſophie, Länder- und Völkerkunde, auch alten Sprachen mit voller Seele nach. Sehr gelegen kam es ihm, bei ſeiner Reiſeluſt, als ein Mann geſucht wurde, der das Colonieweſen in Saratow, im aſiatiſchen Rußland, unterſuchen könne; er nahm den Antrag an, und reiſete im März 1765 ab. Seine Berichte fielen ſehr zur Zufriedenheit aus, und nach ſeiner Ankunft in Petersburg ward ihm von der Kaiſerin Catharina II. der Auftrag, mit Zuziehung mehrer Gelehrten ein Geſetzbuch für die Coloniſten zu verfertigen. Allein der fleißige Mann erhielt für dieſe ſeine Arbeiten und Reiſen, ja für die nun verlorne Predigerſtelle, die man wegen ſeines langen Außenbleibens unterdeſſen anderweit beſetzt hatte, nicht die erwartete Entſchädigung, und reiſete ohne die geringſte Belohnung im Aug. 1766 nach London. Hier erhielt er ſich und ſeinen Sohn Georg theils durch Verkaufung mehrer von ſeiner Reiſe mitgebrachten Seltenheiten, theils durch Ueberſetzungen, die er herausgab. Zwar wurden ihm mehrere amerikaniſche Predigerſtellen angetragen; allein er ſchlug ſie aus, indeſſen ſein Sohn Georg eine Stelle auf einem Comptoir annehmen mußte. Der Vater ging nun als Profeſſor der Naturgeſchichte und der franzöſiſchen und deutſchen Sprache nach Warrington in Lancaſhire, wohin auch ſeine Frau und Georg nachfolgten. Er unterrichtete hier, ſelbſt als er nachher die Profeſſorſtelle niederlegte, die Jugend, und lebte mehrere Jahre in dieſen nicht unangenehmen Verhältniſſen. Endlich kam der Antrag an ihn, den Capitän Cook bei ſeiner zweiten Entdeckungsreiſe als Naturforſcher zu begleiten. Er nahm ihn gern an, und ging mit ſeinem damals 17jährigen Sohne den 26. Juni 1772 von London ab. Dieſe Reiſe, auf welcher ſie volle drei Jahre zubrachten, hat der Sohn, Georg Forſter, in dem berühmten, 2 Quartbände ſtarken Werke (London 1777, und deutſch, Berlin 1778 und 1780) weitläufig beſchrieben, da dies dem Vater, welchem es zur Bedingung gemacht worden, nichts für ſich von dieſer Reiſe drucken zu laſſen, nicht erlaubt war. Der Vater gab nachher ſeine reichen Bemerkungen über Gegenſtände der phyſiſchen Erdbeſchreibung, Naturgeſchichte und Philoſophie, die er auf dieſer Reiſe geſammelt hatte, zu London 1778 in 4. (nachher verdeutſcht von ſeinem

Sohne zu Berlin 1783 in 8.) heraus. Die Weltkarte, welche die berühmten Weltumſegler auf ihrer Reiſe mit hatten, befindet ſich in der Gallerie zu Wörlitz. Belohnungen wurden übrigens Reinhold F. ſo wenig zu Theil, daß er vielmehr nach und nach bei ſeiner zahlreichen Familie in ſeinen öconomiſchen Verhältniſſen zurückgekommen war, bis er 1780 als Profeſſor der Naturgeſchichte nach Halle ging, wo er 18 Jahre, bis an ſeinen Tod, eine Zierde dieſer Akademie war. Auch hier ſchrieb er ſehr fleißig, und war mit Ueberſetzung der neueſten Reiſen aus mehreren Sprachen, unter welche vorzüglich die von Cooks dritter Reiſe gehört, beſchäftigt. Freilich blieb er auch in Halle nicht ohne Verdrießlichkeiten, welche ihm ſeine Heftigkeit, ſeine Geradheit und ſein offenes Herz zuzogen; auch ſein Hang zum Spiel, und die Begierde, ſeine Sammlungen um jeden Preis zu vermehren, ſetzten ihn oft in große Verlegenheit. Der Verluſt ſeines trefflichen Sohnes Georg vermehrte dieſe Leiden noch, und er ſtarb d. 9. Dec. 1798. Scharfſinn und ſchnelle Faſſungskraft waren bei dieſem merkwürdigen Manne zugleich mit dem bewundernswürdigſten Gedächtniß verbunden. Siebenzehn lebendige und todte Sprache redete oder ſchrieb er. Er beſaß eine höchſt ſeltene Kenntniß der Literatur in jedem Fache; in der Geſchichte, der Botanik und Zoologie wird er immer mit ſeinem Sohne als einer der erſten Entdecker des verfloſſenen Jahrhunderts glänzen. Obgleich von heftigem, aufbrauſenden Temperamente, hatte er dennoch ſo viel ungeheuchelte Gutmüthigkeit, daß er nicht leicht beleidigte. Er war ausnehmend gefällig und dienſtfertig; auch fremden Verdienſten ließ er volle Gerechtigkeit widerfahren. Eine unerſchütterlich frohe Laune gab ſeinem Umgange ein eignes Intereſſe. In ſeinen zahlreichen Schriften, unter denen ſeine oben erwähnten Beobachtungen auf einer Reiſe um die Welt, ſeine Geſchichte der Schiffahrten und Entdeckungen im Norden, ſo wie ſein antiquariſcher Verſuch über den Byſſus der Alten, die erſten Stellen einnehmen, war ſein Styl zwar kräftig und lebhaft, aber nicht ganz rein.

Forſter (Joh. Georg Adam), Sohn des Vorhergehenden, war geboren 1754 zu Naſſenhuben bei Danzig. Er folgte ſeinem Vater, elf Jahre alt, nach Rußland, und ſetzte, als beide von Saratow nach Petersburg zurückgekehrt waren, hier ſeine unter des Vaters Leitung begonnenen Studien fort. In London wurde er bei einem Kaufmann in die Lehre gegeben; indeß nöthigte ihn ſeine ſchwache Geſundheit bald, der Handlung zu entſagen. Er kehrte zu ſeinem Vater nach Warrington zurück, ſetzte mit Erfolg ſeine Studien wieder fort, überſetzte mehrere Werke ins Engliſche, und gab in einer benachbarten Schule Unterricht im Deutſchen und Franzöſiſchen. Er machte, nebſt ſeinem Vater, von 1772 — 75 die Reiſe um die Welt unter Cook mit, begab ſich 1777 nach Paris, wo er ſich niederzulaſſen gedachte, ging aber bald nach Holland, und war auf dem Wege nach Berlin, als der Landgraf von Heſſen ihm einen Lehrſtuhl der Naturgeſchichte an der caſſeler Ritterakademie anbot, den er bis 1784 einnahm, in welchem Jahre er einem Rufe des Königs von Polen nach Wilna folgte. Er ward hier zum Doctor der Medicin promovirt. Die Kaiſerin Catharina hatte die Abſicht, 1787 eine Reiſe um die Welt zu veranſtalten, und Forſtern zum Hiſtoriographen dieſer Unternehmung ernannt, die jedoch wegen des Türkenkriegs unterblieb. Um nicht müßig zu ſein, kehrte Forſter nach Deutſchland zurück, wo er mehrere Schriften über Naturgeſchichte und Literatur herausgab. Der Churfürſt von Mainz ernannte ihn 1788 zu ſeinem erſten Bibliothekar. Forſter ſtand dieſem Amte mit Auszeichnung

vor, bis 1792 die Franzoſen nach Mainz kamen. Er hatte die Grundſätze der Revolution mit Feuer ergriffen, und wurde von den republikaniſch geſinnten Mainzern nach Paris geſchickt, um ihre Vereinigung mit Frankreich beim Convent nachzuſuchen. Er befand ſich noch daſelbſt, als die Preußen Mainz wieder eroberten. Dies Ereigniß zog den Verluſt ſeiner ganzen Habe, auch ſeiner Bücher und Handſchriften, nach ſich. Er ſah ſeine ganze Lage erſchüttert, trennte ſich von einer geliebten Gattin, die ſich unter ſeiner Zuſtimmung mit ſeinem Freunde Huber wieder verband, und faßte den Entſchluß, Europa ganz zu verlaſſen, und nach Indien zu gehen. Er begann zu dem Ende das Studium der morgenländiſchen Sprachen, unterlag aber den Anſtrengungen und Unfällen der letztern Jahre, und ſtarb zu Paris 1794. Forſter gehört zu unſern claſſiſchen Schriftſtellern; als ſolcher wird er auch für die Nachwelt beſtehen; ſeiner eigenen Zeit eilte er voraus. Wir übergehen ſeine zahlreichen Ueberſetzungen, und führen hier von ſeinen Schriften nur an: die anziehende, für Naturgeſchichte und Menſchenkenntniß ſo wichtige Beſchreibung der denkwürdigen Reiſe um die Welt; ſeine kleinen Schriften, ein Beitrag zur Länder- und Völkerkunde, Naturgeſchichte und Philoſophie des Lebens, 6 Thle.; und insbeſondere ſeine reichhaltigen Anſichten vom Niederrhein, von Brabant, Flandern, Holland, England und Frankreich im April, Mai und Juni 1790, 3 Thle. Auch hat er das Verdienſt, die köſtliche Frucht des indiſchen literariſchen Himmels, die Sakontala des Kalidas, auf deutſchen Boden verpflanzt zu haben.

Forſtweſen iſt der gemeinſchaftliche Begriff der Theorie und Ausübung einer Wiſſenſchaft, welche, zu den jüngeren gehörend, und zuerſt in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrh. ausgebildet, die Lehre von der zweckmäßigen Behandlung der Waldungen zum Gegenſtande hat. Die Geſammtheit der hierauf abzielenden Grundſätze wird Forſtwiſſenſchaft, und der Inbegriff der Maßregeln, welche über die Anwendung dieſer Grundſätze auf ein gegebenes Holzland zu nehmen ſind, Forſtwirthſchaft, und Forſtwirth daher derjenige genannt, der ſich mit der pfleglichen Erziehung und zweckmäßigen Benutzung des Holzes zu beſchäftigen Beruf und Beſtimmung hat. Das Forſtweſen pflegt man in das Innere und Aeußere einzutheilen. Unter jenem werden alle in dem Umfange der Wälder, und in Abſicht auf ihre unmittelbare Benutzung und Erhaltung abzielende Verrichtungen, und die Perſonen verſtanden, denen dieſelben aufgetragen ſind, während mit dem Ausdruck, äußeres Forſtweſen, jene Geſchäftsverbindung bezeichnet wird, welche zwiſchen dem inneren Waldhaushalte und den Staatsbehörden Statt findet, und deren Charakter ſich in höherer Anordnung und Leitung, nicht aber in unmittelbarer Ausübung ausſpricht. Mit dieſer Eintheilung vereinigt ſich im Weſentlichen die neuere und ſtreng wiſſenſchaftlichere Abtheilung der Forſtwiſſenſchaft, oder vielmehr der Forſtwirthſchaft, welche in der zwiefachen Richtung thätig erſcheint: die ſchon vorhandenen Wälder zu erhalten, zu beſchützen, zweckmäßig zu benutzen, daher für die ununterbrochene Fortdauer der Benutzung, in der techniſchen Sprache, Nachhaltigkeit der Benutzung, zu ſorgen, und demnach die genutzten Flächen mit Holz wieder zu beſtellen; dann die Walderträgniſſe unter die Staats-Einwohner im Verhältniſſe des allſeitigen Bedarfes angemeſſen zu vertheilen, den Holzanbau mit den übrigen Zweigen der Urproduction im entſprechenden Verhältniſſe zu halten, ſeinen Gang und ſeine operative Wirkſamkeit der Staatsverfaſſung anzupaſſen, und die politiſchen Intereſſen der Wälder zu bewachen. Nach der Verſchie-

denheit dieſer verſchiedenartigen Zwecke des Waldhaushaltes zerfällt derſelbe in die Waldwirthſchaft und in die Staats-Forſtwiſſenſchaft. Jene gehört zu den Ausflüſſen des Eigenthumsrechtes, und nach der Verſchiedenheit der Waldbeſitzer ergiebt ſich der Begriff eines Domanial-, gemeinheitlichen, gutsherrlichen, Privat- ꝛc. Waldhaushaltes. Auf den unmittelbaren Waldbetrieb ſoll die Staats-Regierung nur in ſofern wirken, als ſie in der Behandlung ihrer Domän-Waldungen eine Muſterwirthſchaft zur Nachahmung aufſtellt, wogegen die Thätigkeit der beſondern Staatsforſt-Regiminal-Behörden ſich darin äußern muß, zweckmäßige Vertheilung der Waldflächen zu erſtreben, damit einerſeits die Gebiete der Land- und Forſtwirthſchaft gehörig abgegränzt, anderſeits die allſeitigen und allortigen Bedürfniſſe zureichend befriedigt werden. Die Waldungen, ſo wie jedes andere Eigenthum, gegen Angriffe und Beſchädigungen zu ſchützen, liegt in den allgemeinen Pflichten der Sicherheits-Polizei, und die Staats-Forſtbehörde wird in dieſer Beziehung um deßwillen nur in das Intereſſe der Sache beſonders gezogen, weil genaue Würdigung und Beurtheilung der Forſtvergehen, und dadurch Beſtimmung des zu leiſtenden Schadenerſatzes und der zu erlegenden Strafe, durch techniſche Kenntniſſe und Urtheil bemeſſen werden muß. Mit jenen Maßregeln, welche aus Zweck und Wirkſamkeit des Staats-Forſtweſens hervorgehen, hängt indeſſen nicht ſelten die innere Waldbehandlung ſo innig zuſammen, daß ohne auf dieſelbe direct zu wirken, die Staatsbehörden Gefahr laufen, ihre Zwecke zu verfehlen. Es kann daher Fälle geben, wo ſelbſt die innere Behandlung der Waldungen vorgeſchrieben werden muß, wenn die Aufgabe der forſtlichen Regierungskunſt erſchöpfend gelöſt werden ſoll, und wo daher präceptive Beſchränkungen der aus dem Eigenthumsrechte fließenden freien Verfügbarkeit über Benutzung der Holzgründe gerechtfertigt erſcheinen. Es iſt demnach eben ſo verwerflich, den Waldhaushalt der Staatsbürger der beſchränkenden und anordnenden landesherrlichen Oberaufſicht ohne Reſtriction und Bedingung unterzuordnen, als nicht zu rechtfertigen, denſelben unbedingt frei zu geben, und der Hauptgrundſatz des Staats-Forſtweſens ſpricht ſich, in Beziehung auf den Privathaushalt, darin aus, daß die Regierung dort imperativ einzuſchreiten habe, wo die Rückſichten des mit dem guten Zuſtande der Waldungen eng verbundenen Gemeinwohls, von einem durch Zeitconjuncturen mächtiger wirkenden größeren Schein-Intereſſe des Augenblicks überwogen, und, die Pflicht für die Zukunft dem ſchnöden Vortheile der Gegenwart aufgeopfert zu ſehen, Gefahr drohet. Mit dem Privathaushalte trit der gemeinheitliche nicht in gleiche Cathegorie, da es bei demſelben von dem Gebrauche der obervormundſchaftlichen Rechte und Pflichten des Staates abhängt, zu beſtimmen, auf welche Weiſe die innere Wirthſchaft unmittelbar oder mittelbar zu modificiren ſei. — In objectiver Hinſicht werden die Waldungen eingetheilt, und zwar in Anſehung ihrer Subſtanz, in Laub- und Nadelholz, ihrer Behandlung, in Hoch-, Mittel- und Niederwald, und die aus ihrer Benutzung erfallenden Erträgniſſe in Haupt- und Nebennutzungen. Die Laubholz-Waldungen beſtehen aus jenen Holzarten, deren Blätter eine größtentheils mehr breite als lange Form und wäſſerige Säfte haben, und, bis auf wenige Gattungen, an den Bäumen nicht überwintern, ſondern im Herbſte abfallen. Die Nadelhölzer haben dagegen nadelförmige, meiſt überwinternde, und ſich in längern Zeiträumen, z. B. von 3 zu 3 Jahren, nicht gleichzeitig, ſondern allmälig und unmerklich erneuernde Blätter, (Nadeln) und harzige, ölige Säfte. Die in

Deutſchland herrſchenden eingebornen, im Forſtbetriebe vorzüglich brauchbaren Laubholzgattungen ſind: die Eiche, die Rothbuche, die Birke, der Hornbaum, die Eſche, Ulme, Linde, Erle, Ahorn. Die Akazie, nordamerikaniſcher Abkunft, wurde in neueren Zeiten in Deutſchland einheimiſch, nicht aber mit den von ihr geträumten Vortheilen, und es hat überhaupt bis jetzt kein fremder Forſtbaum ſolche Vorzüge erprobt, welche nicht an eingebornen Hölzern nachgewieſen werden könnten, ſo daß dieſelben durch exotiſche Holzarten zu verdrängen, zu rechtfertigen wäre, ohne dadurch den Nutzen beſtreiten zu wollen, den einzelne Fremdlinge neben einheimiſchen Hölzern gewähren. Die vorzüglichſten Nadelholzarten ſind: die Kiefer oder Föhre, die Fichte, die Weißtanne und die Lärche, letztere nur im ſüdlichen Deutſchland heimiſch, nun aber in ganz Deutſchland angezogen. Unter Hochwald-Wirthſchaft wird jene Waldbehandlung verſtanden, wo man jede Holzart ihr natürliches Alter erreichen läßt, und wo daher der Natur überlaſſen bleibt, das geſchlagene Holz durch Samen zu verjüngen. Für dieſe Behandlung eignen ſich alle Holzarten, jedoch pflegt man im Hochwalde nur die beſonders hochſtämmigen zu erziehen. Wenn dagegen der Benutzung des Holzes ein engeres Ziel geſteckt wird, als an der natürlichen Wachsthumsperiode deſſelben, und wenn die Verjüngung der Waldungen durch die Aeußerung der angeſtammten Reproductionskraft, daher durch den Ausſchlag der Stauden bezweckt wird, ſo ergiebt ſich der Begriff von Niederwald. Für dieſe Wirthſchaftsmethode eignen ſich nur die Laubhölzer, weil das Nadelholz am Stocke nicht ausſchlägt. Schlag-Waldungen nennt man die Niederwälder dann, wenn die Abſicht des Forſtwirthes dahin geht, Holz von einer nicht ganz unbedeutenden Stärke zu erziehen, und bei ſolchen Waldungen wird die Abholzung in wiederkehrenden Zeiträumen von 30 bis 40 Jahren vorgenommen, in der Forſtſprache: ſie ſtehen auf 30 bis 40 jährigem Umtriebe. Buſchhölzer nennt man jene Waldungen, welche in ſehr kurzen Zeiträumen abgeholzt werden, und Rindenſchläge diejenigen, bei denen die directe Nutzungsabſicht auf Gewinnung gerbſtoffhaltiger Rinden geht. Daß bei der Wahl dieſer verſchiedenen Rindenwaldwirthſchafts-Methoden die Natur der Holzarten, insbeſondere daher ihre Größenverhältniſſe, ihre Lebensdauer und die Ausſchlagungsfähigkeit der Stöcke weſentlich entſcheiden, liegt im Begriff der Sache. Wenn örtliche Verhältniſſe gebieten, beide Wirthſchaftsarten in Verbindung zu ſetzen, wo z. B. der ſchnelle Umſatz des Waldcapitals nöthig, dabei aber die Erziehung ſtarken Bau- und Werkholzes unentbehrlich iſt, entſteht der Mittelwald oder Compoſitionsbetrieb, der beſonders in der franzöſiſchen Forſtſprache durch die Benennung, futaie sur taillis, ſehr richtig bezeichnet wird. Eigentlich wird alle Niederwaldwirthſchaft zu einer Art von Mittelwaldwirthſchaft, da die immer ausgehenden Stöcke durch neue Holzpflanzen aus dem Samen erſetzt werden müſſen. Der Umtrieb der Hochwaldungen richtet ſich nach der phyſikaliſchen, öconomiſchen, oder mercantilen Haubarkeit, daher nach der Natur, nach dem Holzbedarfe einer Gegend, und nach dem Geldbedarfe der Waldeigenthümer. Die natürliche Haubarkeit trit bei einer und derſelben Holzart verſchieden ein, nach der Verſchiedenheit der Lage und des Clima's. Das mildere Clima beſchleunigt, das ſtrengere verzögert die Haubarkeitsperiode, welche zunächſt durch den Grundſatz beſtimmt wird, daß bei längerm Stehenbleiben (Ueberhalten) der Stämme, der Verluſt an Holz- und Geldertrag durch die Vermehrung an Holzmaſſe (Zuwachs) nicht ausgeglichen werde. In allen

Laubholz-Hochwäldern wird die Verjüngung immer durch die Natur, und gewöhnlich durch Führung dreier Hiebe, des Beſamungs- oder Dunkel- des Licht- und des Abtriebs- oder Reinigungsſchlags, bewirkt. In Nadelholz-Waldungen findet auch der kahle Abtrieb und die Wiederbeſtellung der Schlagfläche durch Handſaat Statt. — Alle jene Grundſätze, welche das Verfahren bei den Waldnutzungen angeben, machen die Lehre der Forſtbenutzung aus, und befaſſen ſowohl die Haupt- als die Nebennutzungen. Unter jenen wird der Holzertrag der Wälder im engern Sinne Hauptziel ihrer Bewirthſchaftung, unter dieſen alles dasjenige verſtanden, was aus den Nebenbeſtandtheilen des Holzes, z. B. der Rinde zur Benutzung als Gerbeſtoff, dem Holzſamen zur Gewinnung von Oel, zur Schweinemaſt ꝛc. eingeht; dann, was Benutzung und Verwerthung im Walde nach Erzeugtwerden der Gegenſtände liefern z. B. das Gras als Viehfutter, dürres Laub, wo es, ohne die Verbeſſerung des Waldbodens zu beeinträchtigen, genommen werden kann, und Forſtunkräuter zur Streu, Steine und ähnliche Producte. Auch rechnete man den Jagdertrag zu den Forſt-Nebennutzungen, aber unrichtiger Weiſe, da die Jagd ein ſelbſtändiger Gegenſtand des Betriebes und Einkommens iſt, und auch nicht ausſchließlich in Wäldern ausgeübt wird. Eben ſo wenig ſind Waldbodenzinſe Forſt-Nebennutzungen, da jeder in einen andern Cultur- und Benutzungsſtand übergegangene Beſtandtheil des Waldes aufgehört hat, Wald zu ſein. Indem die Holzbedürfniſſe eines Waldes ſich in der Verwendung des Holzes zur Aufführung von Gebäuden, zu Gewerben und zur Feuerung ausſprechen, ſo muß die vorzügliche Rückſicht in der Forſtbenutzung dahin gehen, die verſchiedenen Holzarten zweckmäßig zu fördern, und jeder Beſtimmung jenes Holz zuzuweiſen, was für dieſelbe am beſten ſich eignet, und was nur dazu, und nicht mit größerem Vortheile zu anderen Verwendungen abgegeben werden könnte. Daher muß eine genaue Ausſcheidung der Holzſorten Statt finden, und der Forſtwirth die vorläufige Zurichtung des Holzes zu dem verſchiedenen Gebrauche auch um deswillen noch vorbereiten, um dadurch den Transport zu erleichtern, und den Transportaufwand zu vermindern, ſo wie ſelbſt die zweckmäßigſten Transportmaßregeln zum Bereiche des forſtwirthſchaftlichen Wirkens gehören. Der Inbegriff aller hierauf abzielenden Grundſätze, mit Einſchluß der Kenntniſſe der zur Holzgewinnung, Zurichtung und zum Transport dienenden Werkzeuge und Anſtalten begründet, den Begriff der Forſttechnologie. — Nicht alle Waldungen ſind in einem guten Zuſtande, ſondern manche theilweis holzleer. Dieſe nicht beſtandenen Waldtheile (Blößen, Oedungen) wieder mit Holz zu beſtellen, muß daher ebenfalls Sorge des Forſtwirthes ſein, worüber er durch die Lehre der Holzzucht oder des Holzanbaues Anleitung erhält. Solche künſtliche, durch Saat oder Pflanzung gemachte Waldanlagen nennt man Culturen. Die Blößen entſtanden meiſtens durch fehlerhafte Wirthſchaft, gewinnſüchtige Angriffe auf die Waldungen, Unglücksfälle, Verheerungen durch Thiere und ähnliche Veranlaſſungen. Gegen ſolche nachtheilige Ereigniſſe Waldungen zu ſichern, iſt Gegenſtand des Forſtſchutzes, womit die Staats-Forſtregierung jene Anordnungen in Verbindung ſetzen muß, welche darauf abzwecken, den Forſtſchutz in der Ausübung zu unterſtützen, durch zweckmäßige innere Anſtalten zu erleichtern, auf Vermeidung von Vergehen hinzuwirken, und von ihrer Wiederholung, durch Beſtrafung der begangenen und entdeckten Vergehen, abzuſchrecken. Dieſen Theil des Forſtweſens zu ordnen und zu regeln, übernimt

die Forſtpolizei, deren Ausübung zum Theil den Forſtbedienten, zum Theil aber auch eigenen Forſt- oder den allgemeinen Landes-Juſtiz und Polizeibehörden überlaſſen iſt. Eine eigene geſonderte Forſt-Polizei-Gerichtsbarkeit bleibt immer ein Mißſtand in einer guten Forſtverfaſſung und Quelle manches Uebels. Nur dann, wenn alle Räder in der Maſchine der Forſtverwaltung gehörig zuſammen und in einander greifen, wenn Einheit und Uebereinſtimmung in den Geſchäften dieſelbe vereinfachen, wenn in der ganzen ob- und ſubjectiven Forſtverfaſſung vom Höchſten bis zum Niederſten Zuſammenhang und Verbindung iſt, ſind die wichtigen Zwecke des forſtlichen Betriebes erreichbar, wozu beſonders gehört, daß jeder Forſtbediente die Pflichten und Befugniſſe ſeines Amtes genau kenne, Colliſionen und Reibungen unter den verſchiedenen Dienſteclaſſen vermieden werden, jeder Forſtbediente für ſeinen Dienſtgrad und den Umfang ſeines Wirkens, die nöthige Bildung habe, daß daher für zweckmäßige Bildung und Unterricht, zugleich aber auch dafür ausreichend geſorgt werde, daß die Beſoldung dem Dienſtgrade, den damit verbundenen Ausgaben und dem Bildungsaufwande der Forſtbedienten gehörig entſpreche, und endlich aus ſolchen Beſtandtheilen zuſammengeſetzt ſei, daß einerſeits der localen Bedürfniſſe der Forſtdiener begegnet, und anderſeits das Intereſſe der Forſtverwaltung gegen hinreichende ausdehnende Beſoldung geſichert werde. Die Forſt-Direction wird daher die Vorſchläge zweckmäßigerer Forſtgeſetze der Staatsgeſetzgebung machen, für Zeit-, Sach- und ortsgemäße Inſtructionen der Forſtbedienten aller Grade ſorgen, eben ſo angemeſſene Beſoldungs-Syſteme und Etats entwerfen, und den forſtlichen Schulunterricht und die practiſche Ausbildung der angehenden Forſtwirthe leiten. Ein Zweig der Forſt-Direction iſt das Forſt-Material-Rechnungsweſen, deſſen Anordnung und Leitung von der Forſt-Direction ausgehen muß. Den adminiſtrirenden und ausübenden Forſtwirthen Gelderhebung und Verrechnung aufzutragen, iſt, einzelne Fälle ausgenommen, z. B. bedeutende Beſchränkung der Waldungsbezirke, ein ſehr verwerfliches Verfahren. Nur dann vermag Forſtbetrieb die Stufe beruhigender Vollkommenheit zu erſteigen, wenn nicht nur die gegenwärtige Benutzung gehörig geleitet, ſondern zugleich das Intereſſe der Zukunft bewacht und controllirt wird. Die Waldungen regelmäßig zu benutzen und zu verjüngen, lehren die Wahrheiten der Forſtbenutzung und des Holzanbaues, welche aber nicht die Beſtimmung ausdrücken, in welchen Verhältniſſen des Raumes ein gegebener Wald benutzt werden ſoll, um ſich gleich bleibende Nutzungen immer zu liefern, ſondern dies iſt Gegenſtand eines beſondern Zweiges der Forſtwiſſenſchaft, der Forſttaxation und Forſteinrichtung, deren Grundlage die Forſtvermeſſung, Aufnahme und Chartirung iſt. — Die Forſtwiſſenſchaft wurde, wie ſchon geſagt, ſpät zu der Würde einer eigenen Wiſſenſchaft erhoben. Drohender Holzmangel auf der einen Seite machte den Regierungen Werth und Wichtigkeit der Waldungen eben ſo fühlbar, als auf der andern Seite in der beſſern Benutzung des Holzüberfluſſes den Staatsfinanzen neue Hoffnungen erſchienen, welche bedeutende Summen aus der Verwerthung dieſer Naturſchätze, aus den Waldungen des Ober-Rheins, des Speſſarts und des Fichtelgebirges und mehrer andern, für den Vortheil der holländiſchen Marine- und Landbauten, beträchtliche Summen bezogen. Denkende, aufgeklärte Forſtwirthe fingen an, die Abſtracte eigener und fremder Erfahrungen zuſammenzuſtellen, und in der Natur der Wälder das Syſtem der Wiſſenſchaft aufzuſuchen. In Nord-Deutſchland wurde

zuerſt das Licht angezündet, und der oft rohen Jagdherrſchaft über die Waldungen der Stab gebrochen, und der Grund zu einer auf natürliche Principien geſtützten Forſtwiſſenſchaft gelegt. Sowohl Lehrer auf Univerſitäten, als im practiſchen Dienſte ſtehende einſichtsvolle Männer wirkten für dieſen wichtigen Zweck mit Eifer, Wärme und Erfolg durch Schriften und Handlungen, und immer werden die Namen eines Kramer, Gleditſch, Beckmann und Zanthier mit Achtung genannt werden. Dieſer letztere war der erſte, der den forſtwiſſenſchaftlichen Unterricht förderte, und ſelbſtändig zu Ilſenburg im Stollberg-Wernigerödiſchen, ins Leben rief. Hiernächſt machte das Forſtweſen in Preußen, in Grundſatz und Ausübung raſche Fortſchritte, und während Burgsdorf mit dem erſten vollſtändigen Syſtem der Forſtwiſſenſchaft die deutſche Literatur bereicherte, ſorgte er zu Tegel bei Berlin für Unterricht und Bildung künftiger Förſter. Aber auch im ſüdlichen Deutſchland war man in der Ausbildung des Forſtweſens nicht unthätig, obgleich anderartige Local-Verhältniſſe, und ein anderer Geiſt der Regierungen dem ſchnellen Aufſchwunge dieſes Faches nicht ſo günſtig war, wie im Norden unſeres Vaterlandes; indeſſen wurden doch früh ſchon Lehrſtühle der Forſtwiſſenſchaft an Hochſchulen, oder auch beſondere Forſtlehr-Inſtitute errichtet, wie im Churfürſtenthum Mainz, in Baiern, Würtemberg und im Breisgau, und Männer, wie Mühlenkamp, Dätzl, Reuter, Jäger und Trunk, machten ſich mehr und weniger um die Forſtwiſſenſchaft verdient. Man fing nun auch an, einzelne Theile dieſer Wiſſenſchaft mit beſonderem Eifer und Fleiße zu beleuchten, wie z. B. Hennert über Forſttaxation mit Scharfſinn und Gründlichkeit ſchrieb. Die ſchnellſten und kräftigſten Fortſchritte machte indeſſen die Forſtwiſſenſchaft vom letzten Jahrzehnde des vorigen Jahrh. an, und beſonders war es Hartig, der kräftig Hand ans Werk legte, und vorzüglich viel für die Bildung der Forſtleute that. So wie der unſterbliche Werner von Freiberg allen Zonen Bergleute ſendete, ſo verſah Hartig lange Zeit hindurch aus ſeinen Lehranſtalten zu Hungen und Dillenburg einen großen Theil von Deutſchland mit Forſtwirthen. Hierdurch, und durch die Entwerfung einfacher und für die unteren Claſſen der Forſtdiener leicht faßliche Lehrbücher, erwarb ſich Hartig eine gewiſſe Berühmtheit, die ihm immer bleiben wird, wenn auch ſchon in ſpäterer Zeit die Wiſſenſchaft weiter geführt, und ſtrenger logiſch und gründlicher behandelt wurde. Hartig zeichnete ſich beſonders in Theorie und Praxis des Taxationsweſens aus. Von nun an folgten ſich die Forſtlehranſtalten ſchnell, unter denen aber einige nur vorübergehende Erſcheinungen wurden, und die Literatur fing an, von Ueberfluß zu ſtrotzen, nicht immer durch Erweiterung des Volumens auch an Vergrößerung des Kerns gewinnend. Beſonders wurden nun die Hülfswiſſenſchaften der Forſtkunde mit regerem Eifer betrieben, und Bechſtein, hochverdient um die Bildung junger Forſtleute, durch die Gründung der Forſtlehranſtalt zu Waltershauſen, nun zu Dreißigacker, wird immer unter den Naturforſchern Deutſchlands, welche ihre Thätigkeit vorzüglich gegen die Forſtwiſſenſchaft hinrichteten, eine der erſten Stellen einnehmen. In neuerer Zeit iſt zwar die Zahl der deutſchen Forſtſchulen wieder geſchmolzen, allein jene der Schriftſteller hat zugenommen. Unter denen des erſten Ranges glänzen die Namen eines Witzleben, Cotta und Hundeshagen eben ſo hell, als ſich durch fleißige Bearbeitung und Ausführung einzelner Theile der Forſtwiſſenſchaft ein Laurop, Hoßfeld, Schleevogt, Heldenberg, Maier, Nebauer, König und andere verdient, zum Theil aber auch einer, für die Wiſſenſchaft

gewinnloſen Viel- und Breitſchreiberei ſchuldig machten, ſo wie ſelbſt aus zu weit getriebener Speculations-, Reformations- und Neuerungs-Sucht auch die gehaltvollſten und gediegenſten Schriftſteller ſich in die Räume unpractiſcher Vorſchläge verirrten.

Fortdauer nach dem Tode, auch die **Unſterblichkeit der Seele** genannt, wiefern man jene Fortdauer vorzugsweiſe auf das denkende und wollende Princip in uns, welches Seele heißt, bezieht. Denn wenn man auch außer der Unſterblichkeit der Seele noch eine Auferſtehung des Leibes hofft, ſo kann doch dieſe nicht als eine Fortdauer nach dem Tode gedacht werden, da der Leib unmittelbar nach dem Tode in Verweſung übergeht, mithin als ein organiſcher, mit Lebensthätigkeit begabter Körper, aufhört zu ſein und zu wirken; folglich kann die Auferſtehung des Leibes nur als eine neue Schöpfung eines ähnlichen, obwohl vollkommnern Körpers gedacht werden. Die Fortdauer nach dem Tode, oder die Unſterblichkeit der Seele, hat man auf verſchiedene Art zu beweiſen geſucht. Beſonders hat man ſie in neuern Zeiten aus der Immaterialität der Seele gefolgert. Allein dieſe Immaterialität läßt ſich ſelbſt nicht ſtreng erweiſen; und wenn auch, ſo würde daraus folgen, daß die Seele nicht ſo, wie der Leib, durch Verweſung zerſtört werden könne, nicht aber, daß ſie auch mit vollem Bewußtſein ihrer ſelbſt fortfahre zu ſein und zu wirken. Denn es bliebe immer möglich, daß die Seele nach dem Tode in einen bewußtloſen Zuſtand überginge, ähnlich demjenigen, worin ſie ſich während eines tiefen Schlafs oder einer langen Ohnmacht befindet. Dies wäre aber keine wahre Fortdauer, ſondern nicht viel beſſer als Vernichtung. Gleichwohl iſt der Gedanke, daß der Menſch nach dem Tode aufhören ſoll, als ein vernünftiges und freies Weſen thätig zu ſein, ſo troſtlos und, man möchte ſagen, empörend für die Menſchheit, daß ihn die Weiſeſten und Beſten von jeher als einen unwahren Gedanken verworfen, und alle gebildete Völker die Hoffnung der Fortdauer nach dem Tode als einen weſentlichen Beſtandtheil ihrer religiöſen Ueberzeugung anerkannt haben. Die Hoffnung der Unſterblichkeit iſt daher als religiöſer Glaube zu betrachten. Es iſt nämlich eine unabweisliche Foderung der Vernunft an den Menſchen, daß er nach einer ins Unendliche fortgehenden Vervollkommnung ſtrebe. Dieſe Foderung kann und darf der Menſch nicht aufgeben, wenn er nicht auf ſeine ganze Würde als ein vernünftiges und freies Weſen Verzicht leiſten will. Er darf daher auch mit Recht erwarten, daß eine ewige Fortdauer ſeines beſſern Selbſt, als die unumgänglich nothwendige Bedingung eines unendlichen Fortſchritts im Guten, Statt finden werde, wenn ihm auch die Möglichkeit einer ſolchen Fortdauer ein eben ſo unauflösliches Räthſel iſt. Der Glaube an die Unſterblichkeit hat daher einerlei Grund und Quelle mit dem Glauben an die Gottheit, und Niemand kann mit feſter Zuverſicht an Gott glauben, ohne zugleich an ſeine Freiheit und Unſterblichkeit zu glauben. Man hat über dieſe für das menſchliche Herz ſo anziehenden Gegenſtände zwei ſehr leſenswerthe Schriften von Sintenis: Elpizon, oder über meine Fortdauer im Tode, und Piſtevon, oder über das Daſein Gottes (auch als Anhang zum Elpizon betrachtet).

Fortepiano oder **Pianoforte**, das bekannte, mit Drahtſaiten bezogene muſikaliſche Schlaginſtrument, welches mit Hämmern verſehen iſt, die, durch Claves oder Taſten bewegt, an die Saiten anſchlagen. Schröder aus Hohenſtein in Sachſen (geb. 1690), Organiſt in Nordhauſen, erfand daſſelbe, als er noch Kreuzſchüler in Dres-

den war (1717). Freilich aber erhielt es erſt allmälig durch Verbeſſerungen den Grad der Vollkommenheit, durch welchen es in allen muſikaliſchen Unterhaltungen eine ſo bedeutende Rolle ſpielt. Vorzüglich zeichnen ſich die engliſchen Inſtrumente durch ihre Feſtigkeit, die wiener Fortepiano's in Flügel- oder Tafelform von Brodmann, Ehlers, Lauter, Fritz, Ertſche, Katholnick, Stein, Müller u. A. durch ihre Leichtigkeit, Präciſion des Anſchlags und ſangreichen Ton ſehr aus.

Fortification iſt die Befeſtigungskunſt. (S. d. Art.) Sie zerfällt in die Feldverſchanzungskunſt (Fortification passagère), welche den Bau der Feldſchanzen, d. h. einfacher, größtentheils blos aus Erde gebauter, auf eine kurze Dauer berechneter Werke angiebt, und in die Feſtungsbaukunſt (Fortification royale oder permanente), welche die Anlage feſter Plätze, deren Dauer auf Jahrhunderte berechnet iſt, lehrt. Ein Mittelding zwiſchen beiden iſt die Fortification provisoire, welche Städte ſo zu befeſtigen angiebt, daß ſie auf die Dauer eines Feldzugs die Stelle der Feſtungen vertreten können. Auf dieſe Art waren 1803 Saragoſſa, 1813 Wittenberg und Aken befeſtigt. Die Werke, welche in der Feldverſchanzungskunſt vorkommen, ſind Fleſchen, Redouten, Sternſchanzen, Forts mit halben und ganzen Baſtionen, Blockhäuſer, Verhaue, befeſtigte Häuſer, Dörfer und Städte. Außer den letztgenannten 5 Gattungen ſind die Schanzen mit einer Bruſtwehr, die in der Regel nicht unter 7 Fuß hoch und unter 8 dick ſein darf, und mit einem 9—12 Fuß tiefen unt eben ſo breiten Graben umgeben. Im letztern und jenſeits deſſelben befinden ſich gewöhnlich künſtliche Hinderniſſe, um die Annäherung des Feindes zu erſchweren, und ihn wenigſtens möglichſt lange im ſtärkſten Feuer der Schanze aufzuhalten. Solche Hinderniſſe ſind der Vorgraben (ein zweiter, dem erſten ähnlicher Graben), das Glacis, der bedeckte Weg, die Palliſaden, ſpaniſchen Reuter, Sturmpfähle, die Wolfsgruben, Verhaue von Bäumen oder Dorngebüſch, Eggen, Ueberſchwemmungen, Flatterminen, kleine Pfühlchen, Fußangeln u. a. m. Dörfer werden durch einzelne Schanzen, die man an die wichtigſten Punkte des Umriſſes legt, und durch Verhaue oder andere Hinderniſſe verbindet, verſchanzt; Städte auf dieſelbe Art, nur daß man noch die etwa vorhandenen Stadtmauern mit ihren Thürmen zur Vertheidigung benutzt. Einzelne Häuſer werden durch Verrammelung der Thüren und Fenſter, durch in dieſe Blendungen eingeſchnittene Schußſpalten, und durch Benutzung aller Vorſprünge zu einer Seitenvertheidigung zur Gegenwehr geſchickt gemacht. Die Hauptregeln, welche man bei der Anlage der Feldſchanzen zu beobachten hat, dürften folgende ſein: 1. muß der innere Raum der Stärke der Beſatzung angemeſſen ſein, ſo daß dieſelbe nicht nur die ganze Bruſtwehr mit zwei oder im Nothfall wenigſtens mit einem Gliede beſetzen kann, ſondern auch Raum hat, um bequem zu liegen. 2. Darf es vor der Schanze innerhalb des Kartätſchenſchuſſes keinen Punkt geben, der nicht von der Schanze aus geſehen und beſchoſſen werden könnte. 3. Darf innerhalb des Kanonenſchuſſes keine Höhe die Schanze beherrſchen; ſollte dies indeſſen, wie es freilich ſehr oft der Fall iſt, wegen der Beſchaffenheit des Bodens nicht zu vermeiden ſein, ſo muß doch die Bruſtwehr ſo weit erhöht werden, daß der überhöhende Punkt keine Einſicht in die Schanze hat. 4. Muß man jeden Theil der Schanze wo möglich nicht nur durch ein gerades, ſondern auch durch ein flankirendes Feuer zu vertheidigen ſuchen, und zwar muß alsdann der Winkel, den der flankirende Theil mit dem flankirten macht, einem rechten ſo nahe als möglich kommen. 5. Darf

kein ausſpringender Winkel kleiner als 60° ſein. 6. Muß man die todten und unbeſtrichenen Winkel möglichſt vermeiden. Den höchſten Triumph erreicht die Verſchanzungskunſt durch den Bau der verſchanzten Lager, wo ſie alle ihre Künſte vereinigt und Schanzen jeder Art, vorzüglich aber den natürlichen Boden zu Hülfe zieht, um ſie ſo ſtark als möglich zu machen. Die neuere Kriegskunſt bedient ſich indeſſen der verſchanzten Lager ſeltener, als es ehemals gewöhnlich war, indem dieſelben faſt gänzlich außer dem Geiſte des neuern Kriegs liegen. Die Feſtungsbaukunſt handelt faſt ganz nach denſelben Regeln, als die Feldverſchanzungskunſt, nur trit in ihr der Grundſatz der Seitenvertheidigung noch viel ſchärfer hervor, als in dieſer, und es iſt ihr Hauptgrundſatz, daß kein Stück Wall in einer Feſtung vorhanden ſein darf, das nicht Seitenvertheidigung erhält und giebt. Andere wichtige Bedingungen einer guten Feſtung ſind, daß ſie keine zu ſtarke Beſatzung nöthig habe, daß der Boden die Annäherung des Feindes möglichſt aufhalte, und alſo entweder ſumpfig oder ſehr felſig ſei, und daß man ſolche Begünſtigung des Bodens zur Erſparung von Werken benutze. Dagegen iſt es ein falſches Vorurtheil, die Stärke einer Feſtung nach der großen Anzahl ihrer Werke zu beurtheilen, im Gegentheil ſind zu viel Werke, wie man ſie beſonders bei den holländiſchen feſten Plätzen, und theilweiſe auch bei Magdeburg, Mainz und andern Orten findet, ſtatt nützlich zu ſein, eher ſchädlich. Eben ſo nichtig iſt die noch allgemeinere Meinung, daß eine Feſtung keinen Werth habe, wenn ſie von nahe liegenden Höhen beherrſcht wird; es kommt hier nur darauf an, die Werke ſo zu bauen, daß ſie den innern Raum gegen feindliche Senkſchüſſe von jenen Höhen decken; daß dies, wenn auch nur dem geübten Ingenieur, möglich iſt, beweiſen Luxemburg, Jülich, Mainz, Coblenz und viele andere Feſtungen, die im Thale liegen, und dennoch ſo gebauet ſind, daß keine der umliegenden Höhen Einſicht in die Stadt hat. Die nähere Einrichtung einer Feſtung iſt übrigens ſchon in dem Artikel Feſtung auseinandergeſetzt worden, wie dort auch die Namen der Männer, die ſich um die Fortification vorzüglich verdient gemacht haben, genannt ſind. Zu der Fortification zählt man endlich noch die Lehre des Feſtungskrieges, d. h. von dem Angriffe und der Vertheidigung einer Feſtung. Man unterſcheidet gewöhnlich fünf Gattungen des Angriffs, nämlich 1. die Blockade (ſ. d. Art.), um die Feſtung auszuhungern; 2. den Ueberfall, wo man ohne Lärm durch die Thore, durch unterirdiſche Verbindungen, oder auf andern Wegen in die Feſtung eindringt. Hierbei wird ein ſchlechter Commandant oder eine nachläſſige und ſchwache Beſatzung vorausgeſetzt; 3. den brüskirten Angriff oder die Leiterersteigung (Escalade), welche dem Ueberfall ähnlich iſt. Man erſteigt dabei die Wälle mit Leitern, ohne vorher die Laufgräben eröffnet zu haben. 4. Das Bombardement (ſ. d. Art.). 5. Den gewaltſamen Angriff oder die eigentliche Belagerung (ſ. d. Art.). Bei dieſer verfährt man gewöhnlich folgendermaßen. Nachdem das Belagerungscorps die Feſtung mit einer Vorpoſtenkette, um jede Zufuhr zu hindern, umgeben hat, das Belagerungsgeſchütz, die dazu gehörigen Kriegsvorräthe und das nöthige Arbeitszeug angekommen iſt, ſucht man die ſchwächſte Seite der Feſtung zum Angriff aus. 500—800 Schritte von den Spitzen des bedeckten Weges zieht man nun ziemlich gleichlaufend mit dem allgemeinen Umriß des Platzes einen halbmondförmigen, gewöhnlich 1200 bis 2000 Schritt langen Graben, der 3 Fuß tief, 9—12 breit wird, und von dem man die Erde nach der Stadt

zu auswirft. Dieſer Graben heißt die erſte Parallele. Aus ihm geht man nun zickzackförmig mit der Sappe auf einer Linie vor, welche die angegriffenen ausſpringenden Winkel der Feſtung halbirt, und die Capitale heißt. Bei der Anlegung dieſes Zickzacks gilt die Regel, daß ſeine Verlängerung vorwärts auf kein Werk der Feſtung treffen darf, ſondern immer außerhalb derſelben vorbeiſchneiden muß. 300 Schritt vor der Feſtung wird ſodann eine zweite Parallele angelegt, die gleiche Form mit der erſten hat, und ſich nur dadurch unterſcheidet, daß, ſtatt des nach der Feſtung zu aufgeworfenen Erdhaufens, Schanzkörbe dort aufgeſtellt und mit Erde gefüllt werden. Man geht aus ihr nach derſelben Regel, wie aus der erſten, vor, und baut, am Fuße des Glacis angekommen, dort eine dritte Parallele. Von da aus geht man mit doppelter Wendeſappe auf der Capitale des angegriffenen Werks vor, rückt 50—60 Schritt an den ausſpringenden Winkel heran, und bricht dort links und rechts mit einem Laufgraben 30 bis 40° weit heraus, baut am Ende deſſelben, aus über einander geſetzten Schanzkörben, eine Erhöhung, welche den bedeckten Weg beherrſcht, und daher, mit Schützen beſetzt, den Feind aus demſelben vertreibt. Dieſe Erhöhung heißt der Transcheencavalier, oder die Katze. Iſt dies geſchehen, ſo beſetzt man den Kamm des Glacis mit gefüllten Schanzkörben, hinter welchen man die Breſchebatterien baut. Schon früher hat man Batterien mehrer Art in den Laufgräben angelegt, nämlich in der erſten Parallele Ricochetbatterien (ſ. d. Art.) in der Verlängerung ſämmtlicher angegriffenen, um dieſe der Länge nach durch hüpfende Schüſſe zu beſtreichen und das dort aufgeſtellte Geſchütz unbrauchbar zu machen. In der zweiten und dritten Parallele baut man die Demontirbatterien, welche gerade gegen die Schießſcharten der Feſtung feuern, dieſe zu zerſtören und dadurch auch das Geſchütz der Feſtung zu treffen ſuchen. Außerdem werden in allen drei Parallelen Mörſerbatterien angelegt, welche die angegriffenen Werke mit Bomben, die nähern aber mit einem Haufen kleiner Granaten und Steine überſchütten, und ſo die Beſatzung von den Werken vertreiben. Die Geſchütze aber der Breſchebatterien endlich zertrümmern die Futtermauer des Walles, und bringen denſelben in einen Zuſtand, daß er von den Belagernden ohne Leitern gefahrlos erſtiegen werden kann. Während dies geſchieht, ſchreitet man zu dem Grabenübergang. Man gräbt nämlich einen unterirdiſchen, 5—8 Fuß breiten und eben ſo hohen bedeckten Gang bis auf die Sohle des trockenen und den Waſſerſpiegel des naſſen Grabens, bricht dort durch die Futtermauer der Contreſcarpe, und geht über den trockenen Graben in einem auf beiden Seiten durch Schanzkörbe bedeckten Gang, über den naſſen aber auf einer aus Faſchinen, Flößen, Tonnen und dergleichen gebauten Brücke, die ebenfalls auf einer oder auf beiden Seiten durch Bruſtwehren gedeckt iſt. Iſt man nun ſo an dem Fuße der Breſche angekommen, ſo erfolgt der Sturm durch die ausgeſuchteſten Truppen des Belagerungscorps. Gelingt er, und findet man hinter der Breſche einen verſchanzten Abſchnitt des Feindes, ſo legt man auf dem Gipfel derſelben eine neue leichte Verſchanzung an, in welche man Geſchütz bringt, und ſo auch den letzten Abſchnitt zerſtört und die Beſatzung zur Uebergabe zwingt. Die Schwierigkeiten einer Belagerung mehren ſich, wenn die Feſtung Minen hat. Man muß alsdann zu demſelben Mittel ſchreiten, und den Platz mit Minen angreifen, welche zwar die des Feindes immer zerſtören, deren Bau aber ſo viel Zeit koſtet, daß die Belagerung dadurch um mehrere Wochen verlängert wird.

Fortiguerri (Niccolo), geboren zu Piſtoja 1674, Prälat an dem Hofe Papſt Clemens XI., einer der beſten italieniſchen Dichter aus der erſten Hälfte des 18. Jahrh., welcher die verwandten Manieren Arioſt's, Berni's und Taſſoni's glücklich zu vereinigen wußte. In ſeinem epiſchen Gedichte: Richardet (Ricciardetto), wollte er zeigen, daß Arioſt nachahmlich ſei. Den erſten Geſang deſſelben ſoll er in einer Nacht angefangen und beendigt haben. Auf das Verlangen ſeiner Freunde ſetzte er dieſes Werk fort. So wuchs es bis zu 30 Geſängen an. Aber er erlaubte nicht, daſſelbe vor ſeinem Tode drucken zu laſſen; auch nannte er ſich als Verfaſſer Carteromaco, unter welchem Namen dieſes Gedicht auch noch nach ſeinem Tode (1735) erſchien, nämlich 1738, 2 Bde. 4., und mehrmals. Den Namen führt daſſelbe nach einem Paladin Carls des Großen. Die Erfindung ſcheint größtentheils ihm anzugehören. Mit der wirklichen Geſchichte, ſo weit ſie ſeinen Plan berührte, ſpielt er ſo willkürlich, daß er ſeinen Richardet nach Carls des Großen Tode den Kaiſerthron beſteigen läßt. An ſymmetriſcher Einheit war ihm wenig gelegen; Situationsſchilderung war ihm dagegen Hauptſache. Die Fäden der Erzählung reißt er nach Luſt und Laune ab, und knüpft ſie eben ſo willkürlich wieder an, wie Arioſt. Aber ſeine Darſtellung iſt komiſcher, als die des Arioſt, und ſatyriſcher, als in Berni's und Taſſoni's Werken. Der Spott über die Entweihung des Chriſtenthums durch die verderbte Geiſtlichkeit iſt das kräftigſte Salz derſelben, und wahrſcheinlich der Grund, warum Fortiguerri mit ſeinem Gedichte ſo zurückhaltend war. Deſſelben kleine Gedichte und Sonette ſind in verſchietenen Sammlungen italieniſcher Dichter zu finden.

Fortuna, bei den Griechen Tyche, die Lenkerin der guten und böſen Schickſale. Nach Heſiod war ſie eine Tochter des Oceanus, und nach Pindar eine Schweſter der Parzen. Sie hatte zu Corinth, Elis und Smyrna ihre Tempel. In Italien wurde ſie ſchon vor Erbauung Roms verehrt. In Antium hatte ſie einen berühmten Tempel, in welchem ſich zwei Bildſäulen von ihr befanden, die man als Orakel befragte, und die ihre Antworten entweder durch Winke oder Looſe ertheilten. Ferner in Präneſte, daher ſie auch Dea Praenestina genannt wurde. Auch in Rom hatte ſie zahlreiche Tempel. Man findet ſie auf ſehr verſchiedene Weiſe abgebildet; gewöhnlich mit einem doppelten Steuerruder: mit dem einen regierte ſie den Nachen des guten, mit dem andern den des widrigen Geſchicks. In ſpätern Zeiten bekam ſie eine Binde vor die Augen, eine Deichſel, ein Rad, oder eine Kugel, indem ſie auf letzterer entweder ſaß oder ſtand. Gewöhnlich iſt ſie als eine Matrone gekleidet. Auf verſchiedenen Gemmen findet man noch beſondere Symbole, z. B. einen über eine Weltkugel ausgeſpannten Cirkel; eine Weltkugel zwiſchen einem Steuerruder und einer Kornähre, worauf ein Rad ſteht. Auf einer Münze des Kaiſers Geta ſitzt ſie mit entblößtem Oberleibe auf der Erde, lehnt ſich mit dem rechten Arme auf ein Rad, und hält in der linken Hand ein auf ihrem Schooße ſtehendes Füllhorn. Ihr Steuerruder ſtützt ſie bald auf eine Kugel, bald auf ein Rad, bald auf einen Schiffſchnabel. Oft wird ſie auch geflügelt abgebildet, doch von Römern nie. Denn nachdem ſie die ganze Erde durchflogen, ohne irgendwo zu verweilen, ſoll ſie endlich auf dem palatiniſchen Berge ſich niedergelaſſen, ihre Flügel abgelegt haben und von ihrer Kugel heruntergeſtiegen ſein, um für immer in Rom zu bleiben.

Forum hieß bei den Römern überhaupt ein jeder offene Platz,

ſowohl in Städten als auf dem Lande, wo Markt und Gericht gehalten wurde. In Rom war das Forum ein prächtiger Platz, der zugleich zum Spaziergange diente, und wegen ſeiner außerordentlichen Größe forum magnum hieß. Bei der zunehmenden Bevölkerung Roms wählte man beſondere Plätze zum Gerichthalten und beſonders zu Märkten, und die Zahl derſelben belief ſich am Ende auf ſiebzehn. Das große römiſche Forum, welches ſüdlich vom palatiniſchen und nordweſtlich vom capitoliniſchen Berge begrenzt wurde, und vorzugsweiſe den Namen Forum erhielt, war ſchon von Romulus für die Zuſammenkünfte des Volks beſtimmt worden. Tarquinius Priscus ließ ringsherum bedeckte Gänge anlegen, damit man ſich daſelbſt gegen jede Witterung ſchützen konnte. An denſelben waren ſtufenförmige Erhöhungen, von welchen man vor Einrichtung der Theater die Schauſpiele, die auf dem Markte angeſtellt wurden, anſah. Später wurde das Forum mit einer ſo ungeheuern Menge Statuen, die aus Griechenland dahin gebracht worden waren, geziert, daß man einen großen Theil derſelben wieder wegräumen mußte. Beſonders prächtig waren die vergoldeten Statuen der zwölf obern Götter. Jetzt heißt dieſer ehemals ſo glänzende, mit den ſchönſten Paläſten und Prachtgebäuden gezierte Platz Campo Vaccino (Ochſenplatz), und iſt faſt wüſte, aber mit unzähligen Ruinen ſeiner ehemaligen Herrlichkeit beſäet. — In unſerer Gerichtsſprache heißt Forum Gerichtshof, die Gerichtsſtelle, vor welcher ſtreitige Rechtsſachen entſchieden werden; wie auch die richterliche Behörde, der Gerichtsſtand und die Gerichtsbarkeit. Und zwar heißt forum competens das befugte Gericht, wohin die Rechtsſache eigentlich gehört; forum incompetens hingegen ein unbefugtes Gericht. Forum contractus iſt der Gerichtshof des Orts, wo ein Vertrag geſchloſſen ward; forum delicti (commissi), der Gerichtshof des Orts, wo ein Verbrechen begangen ward; forum domicilii, wo der Beklagte einheimiſch iſt; forum habitationis, wo er ſich einſtweilen aufhält; forum apprehensionis, wo der Verbrecher ergriffen ward; forum originis, der Heimath, des Geburtsorts; forum rei sitae, der Gerichtshof des Orts, wo die ſtreitigen Gegenſtände liegen. Forum privilegiatum heißt ein Gerichtshof, unter welchem Jemand ſeines Amts oder ſeiner Perſon wegen ſteht. So haben z. B. Geiſtliche ein forum privilegiatum, in ſofern ſie nicht unter der allgemeinen Gerichtsbarkeit, ſondern unter dem Conſiſtorium ſtehen; deßgleichen Studenten, als unter dem akademiſchen Gerichte ſtehend.

Foſcolo (Ugo), ein berühmter italieniſcher Dichter und Schriftſteller unſerer Zeit, geboren auf der Inſel Zante gegen das J. 1772. Er trat zu Venedig zuerſt, ungefähr ein Jahr vor dem Fall dieſer Republik, als dramatiſcher Dichter mit ſeinem Thyeſtes auf, bei dem ihm die Einfachheit und Strenge Alfieri's und der Griechen zum Muſter gedient hatten. Gegen den Beifall, den dieſes Werk erhielt, trat er ſelbſt mit einer ſtrengen Critik auf. Als Buonaparte die alte Verfaſſung Venedigs ſtürzte, und eine Democratie einführte, zeigte ſich Foſcolo als einen eifrigen Anhänger der neuen Grundſätze; ſeine Hoffnung aber, einen bedeutenden Platz in der neuen Republik einzunehmen, wurde durch die Abtretung Venedigs an Oeſterreich vereitelt. Seinen Geiſt zu beſchäftigen, ſchrieb er einen, durch glühende Leidenſchaft ausgezeichneten Roman, unter dem Titel: Ultime lettere di Jacopo Ortis (Mailand 1802). Man erkennt darin allerdings eine Nachahmung des Werther; indeß ſind es wohl hauptſächlich die dem Werke

durchgängig eingewebten politiſchen Beziehungen, und ein gewiſſer trüber Patriotismus, wodurch es die Italiener ſo allgemein und mächtig anſprach. Dabei verdient es von Seiten der Sprache großes Lob. Foſcolo begab ſich nach Mailand, wo ein Freund, der General Pino, ihm eine militäriſche Anſtellung verſchaffte. Hier ſchrieb er 1803, in der Form eines Commentars über das von Catull überſetzte Gedicht des Callimachus auf das Haupthaar der Berenice, eine Satyre gegen verſchiedene Gelehrte. Als einige franzöſiſche Truppencorps nach Frankreich zurückkehrten, benutzte Foſcolo dieſe Gelegenheit, Paris zu beſuchen. Nach ſeiner Rückkehr ließ er 1807 ein kleines Gedicht, betitelt Dei Sepolcri, erſcheinen, worin er die Mailänder ſehr übel behandelt. Die Critik dagegen tadelte mit Recht ſeine Verſe als rauh und ohne Wohlklang. Darüber erzürnt, beſchloß er, eine andere Bahn zu betreten. Er unternahm die Bearbeitung und Herausgabe der Werke Montecuculi's, nach den Urhandſchriften, ein gewiß verdienſtliches Unternehmen, das er aber nicht ganz zur Zufriedenheit der Kenner ausführte, die ihm Mangel an gründlicher Kenntniß der Kriegskunſt, und eine zu große Keckheit im Ausfüllen der in den Handſchriften vorhandenen Lücken vorwarfen. Mit Monti, deſſen Freund und ſelbſt Vertheidiger Foſcolo geweſen, zerfiel er dadurch, daß er, als jener ſeine Ueberſetzung der Ilias herauszugeben im Begriff war, ebenfalls mit einer Ueberſetzung der erſten Geſänge des Gedichts hervortrat, und ſie zugleich mit Abhandlungen begleitete, die offenbar gegen Monti gerichtet waren. Man glaubt, daß er dieſelbe Abſicht mit ſeinen beiden Tragödien Ricciarda und Ajace hatte. Die Regierung aber, die hier noch andere Beziehungen finden wollte, befahl ihm, Mailand zu verlaſſen. Um den Schein der Verbannung von ihm abzuwenden, ſandte ihn ſein Freund Pino mit angeblichen Aufträgen nach Mantua. Hier lebte er bis zur Entthronung Napoleons. Mit großem Eifer ſprach er damals für die Unabhängigkeit Italiens, und machte ſich, als Murat ſeinen Kriegszug unternahm, den Oeſterreichern ſo verdächtig, daß er es gerathen fand, Italien zu verlaſſen. Er ging nach der Schweiz, dann nach Rußland, und lebte 1817 in London.

Foſſilien, ſ. Mineralien.

Fothergill (John), ein berühmter engliſcher Arzt, Sohn eines Brauers, geb. 1712 zu Carrend bei Richmond in der Grafſchaft York, wurde in einer Erziehungsanſtalt der Quäker zu Richmond erzogen, und bekannte ſich ſein ganzes Leben hindurch zu dieſer Secte. Er ſtudirte Medicin zu Edinburgh, wo er 1737 Doctor wurde. Nachdem er eine Zeit an dem St. Thomashoſpital in London angeſtellt geweſen war, machte er 1740 eine gelehrte Reiſe durch Holland, Deutſchland und Frankreich, und ließ ſich ſodann in London nieder, wo er 30 J. hindurch, als der berühmteſte der damaligen Aerzte, eine ſehr ausgebreitete und einträgliche Praxis trieb. Seine ausgezeichnete Geſchicklichkeit und ſein Fleiß, ſo wie ſeine unbeſchränkte Wohlthätigkeit gegen die Armen, denen er fortwährend große Summen austheilte, erwarben ihm allgemeine Achtung. Als 1746 die häutige Bräune in London epidemiſch wurde, und große Verwüſtungen anrichtete, befolgte Fothergill in der Behandlung derſelben eine neue Methode, gebrauchte Brechmittel und Mineralſäuren, und brachte ſeine Kranken faſt alle glücklich durch. 1748 gab er eine Schrift über die Natur und Behandlung der Brandbräune heraus, die bald in verſchiedene Sprachen überſetzt wurde. Nächſt der Medicin beſchäftigte ſich Fothergill auch eifrig mit der Kräuterkunde. Er kaufte 1762 zu Upton ein großes Stück

Feld, und legte da einen ſchönen botaniſchen Garten an. Durch die beſten Künſtler in London ließ er die Pflanzen ſeines Gartens abzeichnen; bei ſeinem Tode waren 1200 ſolcher Zeichnungen fertig, die nach Petersburg in das kaiſerliche Cabinet gekommen ſind. Sein zoologiſches und mineralogiſches Cabinet gehörte zu den vorzüglichſten in England. Er errichtetete auf ſeine Koſten eine große Erziehungsanſtalt für arme Quäkerkinder. Zu ſeinen Lieblingsentwürfen gehörte die Abſchaffung des Negerhandels. Er ſtarb 1780. Nach ſeinem Tode kam eine vollſtändige Sammlung ſeiner mediciniſchen und philoſophiſchen Werke, mit ſeiner Lebensbeſchreibung, London 1781, heraus, wovon auch eine deutſche Ueberſetzung erſchienen iſt.

Fötus heißt der thieriſche Keim (Embryo) dann, wenn eine der Gattung entſprechende Geſtalt aus ihm ſich entwickelt hat. Nach den verſchiedenen Thiergattungen geſchieht dies zu verſchiedenen Zeiten, je nachdem die Geburt früher oder ſpäter eintrit. Bei Kaninchen z. B., die alle vier Wochen Junge zur Welt bringen können, muß dies früher geſchehen als bei den Katzen, Hunden u. ſ. w. Beim Menſchen hebt es gewöhnlich von der dritten und vierten Woche an, im ſechsten und ſiebenten Monate heißt er Frucht, bis zum zehnten Kind. Mit der Unterſcheidung dieſer Begriffe wird es jedoch nicht ſo genau genommen; einmal iſt der Begriff Embryo, ein anderes Mal Fötus oder Frucht für alle, und Kind heißt der Fötus dann erſt, wenn er zur Welt gekommen iſt. Frucht ſcheint der paſſendſte Name zu ſein.

Fouché (Joſeph), Herzog von Otranto. Wenn die Geſchichte überhaupt die denkwürdigen Männer eines Zeitalters nicht nach einem frühern oder ſpätern beurtheilen und würdigen darf, ſondern allein nach dem Charakter der Zeit, in der ſie lebten, ſo gilt dies noch weit mehr von den Männern eines Zeitalters, deſſen Jahrbücher noch nicht geſchloſſen ſind. Fouché von Nantes gehört ganz dem Zeitalter der franzöſiſchen Revolution an. Die innere Nothwendigkeit dieſer großen Begebenheit und der Art ihrer Entwickelung hat die Geſchichtsforſchung in ſo weit wenigſtens befriedigend erklärt, daß man einſieht, der Maßſtab der Geſchichte für dieſe Begebenheit darf nicht derſelbe ſein, nach welchem ſie ein Volk und Menſchen richtet, deren Leben in eine Zeit fällt, in welcher die moraliſch-politiſche Entwickelung der geſellſchaftlichen Ordnung geſetzlich fortſchreitet. Fouché darf daher ſo wenig, als das franzöſiſche Volk, deſſen böſer Genius auch über ihn walten mußte, nach brittiſchen oder deutſchen Anſichten, noch nach dem Zuſtande der Dinge im J. 1817, oder im J. 1788, betrachtet werden; am allerwenigſten darf man ihn verurtheilen auf das bloße Zeugniß dieſer Revolution, deren eigene Ausſagen eben darum verdächtig ſind, weil ſie ſelbſt den wilden Charakter der Leidenſchaft und der Verblendung, wie der Lüge und der Gewalt in ſich trug; ein Charakter, der mit der moraliſch-politiſchen Ordnung der Geſellſchaft zugleich den Wahrheitsſinn der öffentlichen Meinung zerſtörte. Nur über einen Theil ſeines öffentlichen Lebens, den ſpätern, ſeit 1799, wo Napoleon über Frankreich zu gebieten anfing, hat er ſich zu rechtfertigen verſucht, und hier müſſen ſelbſt ſeine Feinde geſtehen, daß er viel Böſes gehindert, und Napoleon bei mehr als einem wichtigen Anlaß mit furchtloſer Feſtigkeit ſich entgegengeſtellt hat. Joſeph Fouché, geb. zu Nantes 1763, vom 9. Jahre an daſelbſt von den Vätern des Oratoriums erzogen, ſollte, wie ſein Vater, Schiffscapitän werden. Allein er war für das Seeleben nicht ſtark genug, daher ſetzte er ſeine Studien fort zu Paris, wor-

auf er ſelbſt Vorleſungen hielt über Metaphyſik, Phyſik und Mathematik in der Akademie zu Juilly, zu Arras und zu Vendome. Er war nie Prieſter, heirathete noch vor der Revolution, und kehrte nach Nantes zurück, um dort als Advocat zu leben. Hier wählte ihn 1792 die Wahlverſammlung des Departements der untern Loire zum Volksrepräſentanten im National-Convent. Am 20. Sept. 1792 (mithin nachdem der Königsthron umgeſtürzt und die Republik ſchon errichtet war) trat er zum erſten Male im pariſer Jacobinerclubb auf. Im Convent ſtimmte er für den Tod des Königs, und gegen die Appellation an das Volk. Er wirkte beſonders im Ausſchuß des öffentlichen Unterrichts, und ſtand mit Condorcet in enger Verbindung. Genöthigt, Sendungen nach Nevers, und mit Collot d'Herbois nach Lyon, im J. 1793 anzunehmen, war er gezwungen, die Sprache der damaligen Zeit des Schreckensſyſtems zu führen; doch erklärte er ſich mit Muth gegen allgemeine Denunciationen, gegen anarchiſche Willkür und Plünderung. Bei ſeiner Rückkehr nach Paris wurde er im Juni 1795 zum Präſidenten des Jacobinerclubbs erwählt, bald aber von Robespierre, gegen deſſen Tyrannei er ſich erklärt hatte, angeklagt, er unterdrücke die Patrioten, und vergleiche ſich mit den Ariſtokraten. Man ſtieß ihn daher aus dem Clubb. Nach Robespierre's Sturz ſchien Fouché auf die Seite der Gemäßigten zu treten; allein bei der gefahrvollen Lage der Republik ſprach er auf der Rednerbühne für die Maßregeln des Schreckensſyſtems; daher griffen ihn Tallien und die Thermidorianer an, und am 2. April 1795 wurde ſeine Verhaftung förmlich begehrt. Auch erſchienen heftige Flugſchriften gegen ihn, wie: „die Anklage der Bretagner; der Racheruf der Lyoner; die Annahme des Terrorismus; der enthüllte Fouché u. a. m." Die Einwohner von Gannat im Allier-Departement, und die Behörden im Nièvre-Departement verlangten vom Convent ſeine Beſtrafung. Darauf ſprachen die Repräſentanten Leſage, Boiſſy d'Anglas u. A. ſo heftig gegen ihn, daß endlich vom Convent den 9. Auguſt ſeine Verhaftnehmung und ſeine Ausſtoßung aus dem Convent, als Terroriſt, beſchloſſen wurde. Erſt am 26. Oct. 1795 erhielt er, in Gemäßheit einer allgemein erklärten Amneſtie, ſeine Freiheit wieder, und lebte dann 2 Jahre als Privatmann. Nach dem 18. Fructidor (4. Sept. 1797), wo Barras über die Partei der Gemäßigten ſiegte, ernannte ihn das Directorium im Sept. 1798 zum Botſchafter bei der ciſalpiniſchen Republik. Hier drang er auf größere Kraft in der Regierung dieſes Staats, um deſſen Unabhängigkeit zu behaupten. Der Oberbefehlshaber der italieniſchen Armee, Gen. Joubert, war ſein Freund; als ſich aber Fouché mit ihm gegen die Partei von Reubel, Merlin u. A. verbunden hatte, rief ihn das Directorium von ſeinem Poſten ab. Er kehrte im Anfang 1799 nach Paris zurück. Die Mitglieder des damaligen Directoriums wurden bald nachher durch Sièyes, Dûcos, Gohier und Moulins erſetzt, welche, auf des Generals Joubert Verwendung, Fouché zum franz. Geſandten in Holland, und bald darauf zum Polizeiminiſter der Republik ernannten. Als ſolcher entwickelte er ſeltene Talente, mit Kühnheit, Feſtigkeit und einer außerordentlichen Thätigkeit gepaart. Wegen der von ihm getroffenen Maßregeln zur Unterdrückung der Volksgeſellſchaften wurde er von dem Demagogen-Clubb du Manège und im Rathe der Fünfhundert heftig angegriffen. Allein er ging auf ſeiner Bahn entſchloſſen fort, und hielt alle Parteien im Zaum. Nach Buonaparte's Rückkehr aus Aegypten wirkte er mit zur Aufrichtung der Conſularregierung am 18. Brumaire. Er

ward deswegen als Polizeiminiſter beſtätigt. Die Partei Beauharnais und Joſephine, welche mit Lucian geſpannt war, ſchloß ſich an ihn an. Er entdeckte den Briefwechſel einiger königl. Agenten, und machte ihn bekannt. Er vereitelte die Verſchwörung Arena's, Cerracchi's und Topino Lebrun's, und zog die Urheber der Höllenmaſchine vor Gericht. Doch war er weniger geneigt zu gewaltſamen Maßregeln, und bewirkte das Meiſte durch Kundſchafter, Beſtechung und Verführung. Indem er viele Royaliſten vor Buonaparte's Rache ſchützte, dieſen aber mit der Furcht vor Verſchwörungen ängſtigte, ſuchte er ſich ſelbſt von allen Parteien unabhängig zu erhalten. Wie er über die Grundſätze ſeiner Amtsführung dachte, ſieht man aus den Umſchreiben, die er erließ. Allein Napoleon war damit nicht einverſtanden, ſondern errichtete eine beſondere, geheime Polizei. Fouché fiel in Ungnade, und wurde den 15 Sept. 1802 in den Senat verſetzt. Er erhielt die Senatorie Aix, und lebte 21 Monat von Geſchäften entfernt. Damals vereinigte Napoleon, auf Lucians und Joſephs Rath, die Polizei mit der Juſtiz, unter dem Großrichter Regnier. Doch die Gährung, welche über die kaiſerlichen Polizeimaßregeln, beſonders zur Zeit des Prozeſſes von Moreau, entſtanden war, nöthigte den Kaiſer, Fouché, im Juli 1804, wieder an die Spitze des Polizeiminiſteriums zu ſtellen. Im Nov. oder Dec. 1805 ſoll es geſchehen ſein, daß der engliſche Capitän Wright, der im Tempel gefangen ſaß, ermordet wurde. Savary war damals Chef von Napoleons beſonderer Polizei; Fouché aber hatte die Gefängniſſe des Tempels unter ſeiner Verwaltung. Savary, in ſeiner Rechtfertigung wegen jener That, beſchuldigte Fouché, daß er darum gewußt und die Vollführung einem gewiſſen Henout übertragen habe. Während Buonaparte durch ſeinen Eroberungsgeiſt im Auslande beſchäftigt wurde, erhielt Fouché die Ruhe im Innern. Vergebens ſuchte er die Thätigkeit des Kaiſers auf die innere Verwaltung hinzulenken, und ihn von dem Entwurfe gegen Spanien abzuhalten. Als Napoleon 1809 an der Donau mit Oeſterreich Krieg führte, und die Engländer auf Walchern gelandet hatten, bot Fouché, der zugleich Miniſter des Innern, und in demſelben Jahre zum Herzog von Otranto ernannt war, allenthalben die Nationalgarden auf; allein die Worte ſeines Aufrufs: „Beweiſen wir, daß Buonaparte's Gegenwart nicht nothwendig iſt, um unſere Feinde zurückzuſchlagen," bewirkten ſeine abermalige Ungnade. Doch ward er im Juni 1810 zum Gouverneur von Rom ernannt, ſollte aber dem Kaiſer ſeine Briefſchaften zuſtellen. Da er dies ſtandhaft verweigerte, ſo ward er in ſeine Senatorie verwieſen. Doch rief ihn Buonaparte bald zurück; allein der Herzog konnte nicht mit den Anſichten des Kaiſers übereinſtimmen, und ging auf ſeine Güter. In der Folge berief ihn Buonaparte nach Dresden, und ernannte ihn im Juli 1813 zum Statthalter von Illyrien; allein der Krieg nöthigte ihn, nach Frankreich zurückzugehen; Napoleon ſchickte ihn hierauf nach Neapel. Endlich kam Fouché nach Paris zurück, als jener abgedankt hatte. Er ſchlug dem Exkaiſer vor, ſtatt nach Elba, nach Amerika zu gehen. Eben ſo vernünftig waren die Vorſchläge, die er den Miniſtern Ludwigs XVIII. mittheilte. Hätte man auf ihn gehört, ſo würde die Cataſtrophe im März 1815 wahrſcheinlich nicht Statt gefunden haben. Da der Herzog ſah, daß neue Leidenſchaften an die Stelle der alten getreten waren, ſo ging er aufs Land. Unzufriedene ſuchten vergebens ihn in ihre Verbindung zu ziehen. Sein Brief, den er von ſeinem Schloſſe Ferrières bei Paris, den 25. Sept. 1814, an ein Mitglied des Congreſſes zu Wien ſchrieb, enthält gewiſſermaßen ſein poli-

tiſches Glaubensbekenntniß. Bei der Landung Buonaparte's ſollte der Herzog von Otranto, weil er zu einem Prinzen bei der Prinzeſſin von Vaudemont geſagt hatte: qu'il était trop tard pour qu'il pût servir la cause du Roi, verhaftet werden; allein er entkam durch einen geheimen Ausgang. Buonaparte berief ihn ſofort zu ſich; doch Fouché nahm von ihm nicht eher das Polizeiminiſterium an, als auf ſeine Verſicherung, daß Oeſterreich und England die Rückkehr Napoleons insgeheim gut hießen. Sobald aber der Herzog von der Acht, die der Congreß gegen Napoleon ausgeſprochen, gewiſſe Kunde erhalten hatte, ſchlug er dem Kaiſer vor, wenn Unterhandlungen nichts ausrichteten, abzudanken und in die vereinigten Staaten zu gehen. Im Beſitze der öffentlichen Meinung, nahm Fouché gegen Buonaparte eine feſte Stellung an, und machte die Grundſätze der Freiheit bei ihm geltend. Auf ſeinen Betrieb entſchloß ſich Napoleon, nach der Niederlage bei Waterloo, zur Abdankung. Jetzt ſtellten die Kammern den Herzog von Otranto an die Spitze der proviſoriſchen Regierung. Er beförderte Napoleons Abreiſe. Zu gleicher Zeit unterhandelte man mit den Verbündeten, und es gelang dem Herzog, die Anſicht Carnots und Anderer zu bekämpfen, welche das Aeußerſte, ſelbſt mit Gefahr für die Hauptſtadt wagen wollten. Indeß war Fouché anfangs nicht für die Wiederherſtellung des Thrones Ludwigs XVIII. Endlich trat er mit Wellington zu Neuilly in Unterhandlung. Paris capitulirte, die franz. Armee zog ſich hinter die Loire zurück, und Ludwig XVIII. berief den Herzog von Otranto, welcher ihm den 7. Juli über die öffentliche Meinung in Frankreich offen geſchrieben hatte, zu ſich nach St. Denis, und ernannte ihn zu ſeinem Polizeiminiſter. Als ſolcher legte er dem Könige zwei von Huet abgefaßte Berichte über die Lage Frankreichs vor, die durch ihre Kühnheit den Haß aller Parteien gegen den Herzog aufreizten. Sein Rath, alles zu vergeben, ward nicht befolgt, und er mußte als Polizeiminiſter die Verordnung Ludwigs XVIII. vom 24. Juli 1815 unterſchreiben, durch welche mehrere als Staatsverräther von dem Amneſtiegeſetz ausgenommen wurden (ſ. Ludwig XVIII.). Bald ſiegte der Haß der prinzlichen Partei über das Miniſterium, und Fouché nahm ſeine Entlaſſung im Sept. 1815. Das Departement der Seine wählte ihn zum Deputirten der Kammer; allein der Haß der Royaliſten hielt ihn ab, in dieſelbe einzutreten. Hierauf ernannte ihn der König zu ſeinem Geſandten am dresdner Hofe. Doch bald traf ihn der Beſchluß der Kammern, daß alle, die für den Tod des Königs geſtimmt und von Napoleon ein Amt angenommen hätten, aus Frankreich verbannt ſein und ihre durch Schenkung erhaltenen Güter verlieren ſollten. Der Herzog lebte ſeitdem mit ſeiner Familie erſt in Prag, dann in Linz, und ſtarb in Trieſt. Im Aug. 1815 hatte er ſich zum zweiten Mal mit dem Fräulein von Caſtellane, einer Verwandtin Talleyrands, vermählt. Er beſchäftigte ſich mit der Erziehung ſeiner Kinder, und war als Gatte und Vater ein achtungswerther Mann. Sein Aeußeres verrieth Scharfblick und Willenskraft. Er war von mittlerer Größe, mehr hager als voll, von feſter Geſundheit, ſtarken Nerven, in der Rede, deren Ton hohl und etwas heiſer klang, raſch, beſtimmt und lebhaft; in der ganzen Haltung ſchlicht und einfach.

Foulis (Robert und Andreas, Gebrüder), waren in der Mitte des 18. Jahrh. gelehrte und berühmte Buchdrucker zu Glasgow in Schottland. Ihre Ausgaben claſſiſcher Autoren verdienen denen von Barbou und Bodoni an die Seite geſetzt zu werden. Robert Foulis war Barbier, faßte nachher den Entſchluß, ſich als Buchdrucker auszu-

zeichnen, und machte ſich 1743 durch eine Ausgabe des Demetrius Phalereus vortheilhaft bekannt. 1744 erſchien ſein berühmter Horaz in 12., der ohne Druckfehler iſt. Er hatte die Probebogen zu Glasgow öffentlich ausgehangen, und, wie Robert Stephan, einen Preis für jeden Druckfehler, den man finden würde, beſtimmt. In dem nämlichen Jahre ward ſein Bruder Andreas Theilnehmer des Geſchäfts, und beide gaben nun 30 Jahre nach einander ihre von den Liebhabern ſehr geſuchte Folge claſſiſcher Autoren heraus, unter denen die vorzüglichſten folgende ſind: Homer (blos griechiſcher Text) 1756 — 1758. 4 Bde. Fol.; Thucydides (mit lateiniſcher Ueberſetzung) 1759. 8 Bde. in 8.; Herodot (mit lateiniſcher Ueberſetzung) 1761. 9 Bde. in 8.; Xenophon (mit Ueberſetzung) 1762 — 1767. 12 Bde. in 8.; Cicero 1764. 20 Bde. in 12.; das neue Teſtament (griechiſch) 1750. in 8. Der große Eifer beider Brüder, die ſchönen Künſte in ihrem Vaterlande emporzubringen, verurſachte ihren Ruin. Sie wollten in Schottland eine Kunſtakademie errichten, unterhielten deswegen mit großen Koſten Schüler in Italien, und ließen von daher eine Menge Kunſtſachen kommen. Da ſie aber nicht unterſtützt wurden, konnten ſie dieſen großen Aufwand nicht weiter beſtreiten. Andreas Foulis ſtarb 1774, und Robert Foulis war genöthigt, ſeine Kunſtſammlung, wovon der Catalog 3 Bände ausmachte, nach London zu ſchaffen, wo ſie um einen Spottpreis verkauft wurde. Er ſtarb zu Glasgow 1776. — Ein Nachkomme der Gebrüder Foulis hat noch bis 1806 verſchiedene ſchöne Ausgaben von Claſſikern, namentlich einen Virgil 1778, und einen Aeſchylus 1795 geliefert.

Fouqué (Heinr. Aug. Freiherr de la Motte), königl. preußiſcher General der Infanterie, war 1698 in Haag, aus einer alten normänniſchen Familie, welche der Religion wegen Frankreich verlaſſen hatte, geboren. Im 8. Jahre ward er Page am Hofe des Fürſten Leopold zu Anhalt-Deſſau. Wider deſſen Willen machte er 1715 den Feldzug als Gemeiner mit, ward nach der Expedition auf der Inſel Rügen 1719 Fähnrich, und erhielt 10 Jahre darauf als Hauptmann eine Compagnie. Er wurde der vertraute Freund des Kronprinzen (nachmals Königs Friedrich II.), und der ſtrenge Friedrich Wilhelm I. erlaubte es ſogar, daß Fouqué den Kronprinzen im Gefängniſſe zu Cüſtrin beſuchte. Verdrießlichkeiten mit ſeinem Chef, dem Fürſten von Deſſau, bewogen Fouqué, den preußiſchen Dienſt 1738 als Major zu verlaſſen, und in däniſche Dienſte zu gehen. Als aber Friedrich II. den Thron beſtieg, rief er Fouqué wieder zu ſich, und ernannte ihn zum Oberſten und Commandeur eines neuerrichteten Regiments. Fouqué machte nun die Feldzüge in Schleſien mit, und zeichnete ſich 1742 als Commandant der Feſtung Glaz aus. Noch mehr aber that er ſich, als Generallieutenant, im ſiebenjährigen Kriege durch Klugheit und Tapferkeit hervor, und befehligte öfters große abgeſonderte Corps. 1760 ward er (23. Juni) mit ſeinem aus 10,000 Mann beſtehenden Corps in den Verſchanzungen bei Landshut in Schleſien, die nicht hinlänglich beſetzt werden konnten, von 30,000 Mann Oeſterreichern unter Laudon angegriffen und überwältigt. Nur 1500 Preußen entkamen; der Reſt mußte ſich, nach der tapferſten Gegenwehr, und nachdem die meiſten Anführer getödtet oder gefangen worden waren, ergeben. Auch Fouqué, ſchwer verwundet, wurde gefangen. Aber ſeine bei dieſer Niederlage bewieſene Tapferkeit brachte ihm mehr Ehre, als manchem andern ein erhaltener Sieg. Bei der gleich darauf erfolgten Uebergabe von Glaz verlor er ſein ganzes Vermögen, und wurde von den Oeſter-

reichern, ſo lange der Krieg dauerte, nicht ausgewechſelt, welches ihm nicht minder zur Ehre gereichte. Die Kaiſerin Maria Thereſia ſuchte ihn in ihre Dienſte zu ziehen, aber vergebens. Nach geſchloſſenem Frieden (1763) kam er wieder zu ſeinem Regimente nach Brandenburg, und genoß fortwährend das Wohlwollen und die Freundſchaft des großen Königs, welcher, obgleich ſelbſt anders geſinnt, die ächt religiöſe Denkart Fouqué's mit ſchonender Achtung behandelte. Er ſtarb 1774. Sein merkwürdiger Briefwechſel mit Friedrich II. iſt enthalten in des letztern Werken und in den Denkwürdigkeiten aus dem Leben des königl. preußiſchen Generals, Freiherrn de la Motte Fouqué (von Büttner, Fouqué's Privatſecretär), Berlin 1788. 2 Bde.

Fouqué (Friedr., Baron de la Motte), königl. preußiſcher Major und Ritter des Johanniter-Ordens, geb. 1777, lebt in Nennhauſen bei Rathenau. Dieſer Enkel des berühmten preußiſchen Generals gleiches Namens, hat ſich mit dem Schwert und mit der Leier Lorbeeren errungen. Dem Geiſte und der Geſinnung nach iſt er ein ächter deutſcher Sänger. Seine Jugendbildung verdankt er dem ſokratiſchen Hülſen. Mit ſeinem unglücklichen Freunde, Heinrich von Kleiſt, machte er als Lieutenant im Regiment der Garde du Corps den Rheinfeldzug in den neunziger Jahren mit, und lebte hierauf in ländlicher Stille der Freundſchaft, der Liebe und den Muſen, bis der Aufruf ſeines Königs zu den Waffen erſcholl, welchem er ſelbſt ein Fähnlein erleſener Krieger zuführte. Im Laufe des heiligen Krieges, wo er erſt als Lieutenant, dann als Rittmeiſter bei den freiwilligen Jägern des brandenburgiſchen Cüraſſierregiments ſtand, und wo er mehrere Kriegslieder aus freier Bruſt ſang, wohnte er den bedeutendſten Schlachten bei, und, als er nach der Schlacht bei Culm in Böhmen krank gelegen hatte, war er noch ſo glücklich, am Tage des 18. Oct. den glorreichen Kampf mitzukämpfen; aber die Folgen körperlicher Anſtrengungen nöthigten ihn, bald darauf den Abſchied zu nehmen, und der König belohnte ſeine Dienſte mit dem Majorscharakter und dem Johanniterkreuze. Als Dichter trat er früher unter dem Namen Pellegrin auf, überſetzte Cervantes Numancia, und dichtete mehr im Geiſte der ſpaniſchen Poeſie. Er ſelbſt bekennt, dieſe Weihe von ſeinem Freunde A. W. Schlegel empfangen zu haben, dem er ſeine dramatiſchen Spiele zugeeignet hat, in welchen man Feinheit der Empfindung mit ſüdlichem Farbenſchmelz vereint findet. In dieſelbe Zeit fallen: der Roman Alwin, in zwei Theilen, die Hiſtorie des edeln Ritters Galmy und einer ſchönen Herzogin aus Bretagne, Schauſpiele, 1815, und Schillers Todtenfeier, ein Prolog (gemeinſchaftlich mit Sophie Bernhardi). Indeſſen ſchien ſeinen Charakter der Geiſt der nordiſchen Sage und altdeutſchen Dichtung am meiſten anzuſprechen, welchen er mit bewundernswürdiger Fruchtbarkeit in vielen Werken dargelegt hat. Dieſen kraftvollen Geiſt athmet vor allen der Held des Nordens in drei Schauſpielen, mit denen er zuerſt unter ſeinem wahren Namen auftrat. Hier, wo er den ſcandinaviſchen Quellen des Nibelungen-Liedes gefolgt iſt, hat er in drei Zueignungen an Fichte ſeine eigenthümliche Anſicht dieſer Poeſie niedergelegt, und uns zugleich den beſten Aufſchluß über ſich ſelbſt gegeben. Ferner gehören hieher: die dramatiſchen Gedichte, Alboin, der Longobardenkönig, und Eginhard und Emma, vorzüglich aber der Zauberring, in drei Theilen, in welchem das Südliche mit dem Nordiſchen verſchmelzt iſt; die Helden und Heldinnen dieſes Romans ſtellen bei der lebendigſten Perſönlichkeit allgemeine Charaktere dar, und zugleich iſt der Triumph der chriſtlichen Religion auf eine würdige Weiſe ge-

feiert. Seine Muſe umfaßt eben ſowohl ſeine Zeit, wie die großen Ereigniſſe der Vergangenheit. Seine vaterländiſchen Schauſpiele, die trefflichen gemüthvollen Lieder auf die Königin Louiſe, die ſchon erwähnten Kriegslieder, zum Theil auch ſeine ältern und neuern Erzählungen (die in der alten und neuen Zeit, wie in der Fabelwelt, herumſtreifen) zeugen davon. Eine beſondere Erwähnung verdient noch das zarte, ſinnvolle Mährchen Undine, vielleicht die ſchönſte Gabe ſeiner reichen Phantaſie. Wir übergehen die zahlreichen Beiträge, mit denen er ſo viele Almanache und Zeitſchriften, beſonders ſeine eigenen, die Muſen und die Jahreszeiten, den Almanach der Sagen und Legenden und den Frauenalmanach geſchmückt hat, und machen nur noch auf ein großes romantiſches Epos in ottave rime, Corona, aufmerkſam. Dieſes Werk, welches ſich in Arioſtiſcher Form mehr dem Süden nähert, nimt ſeine Eingänge, oft auch die Ausgänge, aus der Zeitgeſchichte; es beginnt z. B. mit dem Waffenſtillſtand im Sommer 1813. Im Ganzen kann man behaupten, daß Religioſität, Ritterlichkeit und Galanterie, im ſchönſten Sinne des Worts, die Elemente dieſes Dichtergemüths ſind; oft aber entfaltet er auch mit ſinniger Geiſtigkeit die zarteſten Geheimniſſe der Poeſie. — Auch ſeine gebildete Gattin, Caroline, Baronin de la Motte Fouqué, iſt als fruchtbare Schriftſtellerin bekannt. Mehrere Romane von ihr, z. B. Roderich, die Frau des Falkenſtein, Fedore, ihre Ezählungen, ihre Briefe über Zweck und Richtung weiblicher Bildung, ſo wie ihre eigenthümliche Ueberſicht der griechiſchen Mythologie, nach den neueſten in dieſem Fache angeſtellten Forſchungen, ſind mit Achtung für das Talent und für die Bildung dieſer ausgezeichneten Frau zu nennen. Auch in den letzten Jahren haben ſowohl Herr als Frau von Fouqué das Publicum mit einer nicht geringen Anzahl neuer Schriften beſchenkt, deren Verzeichnung hier aber überflüſſig erſcheint, da die Gunſt der Leſewelt ſich von dieſen Schriften ſcheint abgewandt zu haben. bb.

Fouquier-Tinville (Antoine Quentin), gehört in die Reihe jener ſcheußlichen Ungeheuer, welche die franzöſiſche Revolution erzeugte, und die auf immer vergeſſen werden ſollten, wenn ſie nicht zur Charakteriſtik jener unſeligen Zeit gehörten. Fouquier war zu Heronan bei St. Quentin geboren, und anfänglich Procureur am Chatelet. Unmäßige Verſchwendung zwang ihn, ſeine Stelle zu verkaufen und Bankerott zu machen. Als Geſchworner bei dem Revolutionstribunal erregte er die Aufmerkſamkeit Robespierre's durch ſeine blutdürſtigen Reden und ſeine Begierde zum Verurtheilen, ſo daß dieſer ihn für würdig hielt, das Amt des öffentlichen Anklägers bei dieſem Gerichte zu bekleiden, und Fouquier befleißigte ſich, dem Vertrauen eines ſolchen Beſchützers zu entſprechen. Die Opfer häuften ſich, und das Blutgerüſt empfing ohne Unterlaß jeden, der einen ausgezeichneten Namen führte und Anſprüche auf die allgemeine Achtung hatte. Zahllos ſind die Schandthaten, die dieſer Elende verübte, deſſen Durſt nach Blut ſich an den vergoſſenen Strömen deſſelben nur heftiger zu entzünden ſchien. Seine Verbrechen fanden endlich nach dem 10. Thermidor ihr Ziel. Fouquier ward verhaftet, und den 7. Mai 1795 in einem Alter von 48 Jahren zum Tode verurtheilt.

Fourcroy (Antoine François), einer der erſten neuern Chemiker, geb. zu Paris 1755, wo ſein Vater Apotheker war. Vom 9. bis zum 14. Jahre beſuchte er das Collegium Harcourt. Muſik und Dichtkunſt zogen ihn an; er verſuchte, für das Theater zu arbeiten, und war geneigt, ſelbſt Schauſpieler zu werden. Glücklicher Weiſe wurde er durch

die ungünſtige Aufnahme, welche einer ſeiner Freunde auf dem Theater fand, davon abgeſchreckt. Er wollte hierauf die Handlung erlernen; endlich beſtimmte ihn Vicq d'Azir, der bei ſeinem Vater wohnte, und mit dem er in dem vertrauteſten Umgang lebte, Medicin zu ſtudiren. Der junge Fourcroy widmete ſich ganz dem Studium der Anatomie, Chemie, Botanik und Naturgeſchichte. Nach zwei Jahren (1776) gab er eine Ueberſetzung von Ramazzini's Werk sur les maladies des artisans, mit trefflichen Anmerkungen, heraus. 1780 ward er Doctor der Medicin und Präſes der Facultät, ungeachtet des Widerſpruchs der übrigen Mitglieder. Vorleſungen über die Chemie vermehrten ſeinen Ruf. Eine glänzende Einbildungskraft, ein leichter und eben ſo edler, als angenehmer Vortrag zogen eine Menge Zuhörer herbei. Nach dem Tode Macquers, 1784, erhielt er in dem königl. Pflanzen-Garten den Lehrſtuhl der Chemie, und das Jahr darauf trat er als Mitglied der Akademie der Wiſſenſchaften in die Section der Anatomie, aus der er nachher in die Section der Chemie überging. Als jetzt die Chemie eine durchaus neue Geſtalt gewann, waren die franz. Chemiker, deren Werk dieſe Umgeſtaltung war, zugleich auf eine zweckmäßigere Terminologie bedacht. Das Ergebniß ihrer Bemühungen legte Fourcroy 1787 der Welt vor Augen, und fuhr fort, mehrere Schriften über Medicin, Naturgeſchichte und Chemie herauszugeben. 1789 wurde er Wahlherr von Paris, und 1793 Mitglied des Nationalconvents. Er bewirkte, daß ein Geſetzentwurf für die Gleichförmigkeit des Maßes und Gewichts angenommen wurde. Bald darauf ward er bei den Jacobinern wegen ſeines Stillſchweigens im Convent angegeben, und entging der Aechtung nur mit Mühe. So lange die Tyrannei Robespierre's dauerte, war Fourcroy einzig in der Comité des öffentlichen Unterrichts und in der Section des armes mit Arbeiten beſchäftigt, die ſich auf den Krieg und die Wiſſenſchaften bezogen. Nach dem 19. Thermidor wurde er in den neuen Wohlfahrtsausſchuß berufen, wo man ihm die Sorge für die Artillerie übertrug. Er organiſirte die Centralſchule der öffentlichen Arbeiten, aus welcher nachher die polytechniſche Schule entſtand; er gründete die drei Specialſchulen der Medicin, und wirkte bei der Einrichtung der Normalſchulen mit. Nach dem 13. Vendemiaire trat er in den Rath der Alten, in welchem er zwei Jahre blieb. Hierauf verwaltete er aufs Neue ſein Amt als Profeſſor, und ſchrieb ſein Syſtem der chemiſchen Wiſſenſchaften in zehn Bänden; das ſchönſte Denkmal der franzöſiſchen Chemie. Nach dem 18. Brumaire wurde er zum Staatsrath ernannt, und entwarf einen Plan für den öffentlichen Unterricht, der mit einigen Veränderungen angenommen wurde. Sein Amt als Generaldirector des öffentlichen Unterrichts legte ihm die Pflicht auf, in den J. 1802 und 1804 einen Theil der Departements zu durchreiſen und die Organiſation der Lyceen zu beſchleunigen. Seine Thätigkeit beförderte den Flor der Lehranſtalten, ſo viel es die Zeit erlaubte, bis die Errichtung der kaiſerl. Univerſität eintrat, bei welcher er zwar ebenfalls mit ſeinen Vorſchlägen gehört wurde, aber doch nicht, wie er gehofft hatte, die Stelle eines Großmeiſters an derſelben erhielt; eine Zurückſetzung, die ihn bitter kränkte. Er ward indeß zum Staatsrath, Reichsgrafen und Mitglied des Nationalinſtituts ernannt. Sein raſtlos der Wiſſenſchaft und dem öffentlichen Unterricht gewidmetes Leben endigte der Tod den 16. Dec. 1809.

Fox (George), ſ. Quäker.

Fox (Charles James), dieſer in den Annalen Großbritanniens

unſterbliche Staatsmann, geb. 1748, war der zweite Sohn des Lord Holland, und Enkel des Sir Stephan Fox, welcher das Chelsea-Hoſpital gegründet hatte. Fox's Mutter, die Baroneſſe von Holland, war eine Schweſter des Herzogs von Richmond, und Urenkelin Königs Carl II. Die ausgezeichneten Anlagen des jungen Fox ſuchte ſein Vater ſorgfältig zu entwickeln. Er gewöhnte ihn, ſeine Meinungen über die Gegenſtände der Unterhaltung zu ſagen, und gewiß trug dieſe frühere Gewöhnung, mit Freiheit zu denken und unvorbereitet zu ſprechen, nicht nur zur Schärfung ſeiner Urtheilskraft, ſondern auch zur Ausbildung der Rednertalente ungemein bei, durch welche Fox in der Folge glänzte. Gewöhnlich las der junge Fox die Depeſchen ſeines Vaters, welcher eine Zeit lang Staatsſecretär war, und ſoll oft treffende Bemerkungen darüber gemacht haben. Einſt warf er den Aufſatz einer Staatsſchrift von ſeinem Vater, mit den Worten, ſie ſei zu ſchwach, ins Feuer. Der Staatsſecretär nahm eine zweite Abſchrift, ohne ihm einen Verweis zu geben. Man erzählt mehrere Beiſpiele höchſter Zwangloſigkeit, womit Fox erzogen wurde. Er beſuchte die Schulen von Weſtminſter und Eton, und zeichnete auf beiden ſich aus. Kaum dreizehn Jahre alt, wetteiferte er mit den geübteſten Schülern in lateiniſchen Verſen, ſchrieb das Griechiſche, und ſprach das Franzöſiſche faſt geläufiger, als ſeine Mutterſprache. Hier knüpfte er die Bande früher Freundſchaft mit dem Grafen Fitzwilliam, Lord Carlisle, dem Herzoge von Leinſter und andern ausgezeichneten Männern. Als er 14 Jahre alt war, ſchickte ihn ſein Vater nach Spaa, wo die ihm zum Taſchengelde beſtimmten großen Summen die Aufmerkſamkeit der Spieler auf ſich zogen. Schon in Eton zeigte er entſchiedenen Hang zur Verſchwendung, und beging, durch die Freigebigkeit ſeines Vaters noch mehr dazu aufgemuntert, viele Ausſchweifungen. Auf der Univerſität Oxford erregten ſeine Kenntniſſe und Talente um ſo mehr Bewunderung, als er ſeine ganze Zeit dem Spiele und andern Zerſtreuungen zu widmen ſchien. Doch blieb er hier nicht lange, ſondern unternahm eine Reiſe durch die Hauptländer Europa's, und obgleich er ſich allen Genüſſen hingab, zu denen die reizenden Gegenden des Südens die Britten im Taumel der Jugend locken, ſo erwarb er ſich doch eine umfaſſende und tiefe Kenntniß der natürlichen Beſchaffenheit, der Sitten, Künſte, Geſetze und Regierungsformen der verſchiedenen Länder, welche er ſah. Seine Verſchwendung war aber ſo weit gegangen, daß ſelbſt ſein Vater, der ſein außerordentliches Vermögen zur Befriedigung aller Wünſche ſeines Sohnes anzuwenden gewohnt war, ſeine Wechſel zurückzuſchicken drohte. Im 20. Jahre trat Fox, den ſein Vater als Tory erzogen hatte, und der jetzt als ein vollendeter Stutzer zurückgekommen war, als Repräſentant des Fleckens Midhurſt in das Parlament ein. Anfangs war er auf der Seite der Regierung, die in ihm bald einen ihrer geſchickteſten Vertheidiger fand. Aber während er ſo mit Kraft und Einſicht in die öffentlichen Angelegenheiten eingriff, unterhielt er eine ſehr genaue Verbindung mit wuchernden Geldjuden, deren Freigebigkeit die ausſchweifende londner Jugend gegen fünfhundert Procent unterſtützt. Er ſowohl, als dieſe Ehrenmänner, hatten es für gewiß gehalten, daß ſein älterer Bruder kinderlos ſterben werde. Fox befand ſich gerade im Schauſpiel, als er von der Geburt ſeines Neffen, des jetzigen Lord Holland, benachrichtigt wurde; ſcherzend ſagte er: „es ſei ein Knäblein geboren, als ein Vorläufer der Zerſtörung der Juden.“ So theilte dieſer außerordentliche Mann ſein Leben zwiſchen den ernſteſten Geſchäften und der wildeſten Aus-

gelaſſenheit. Er war zugleich Commiſſär der Admiralität, und nachdem er dieſe Stelle 1772 freiwillig niedergelegt hatte, Commiſſär der Schatzkammer; als er ſich aber 1774 der Regierung widerſetzte, erhielt er ſeine Entlaſſung. Er hatte ſich kurz vorher mit einigen Oppoſitionsgliedern verbunden; beſonders fühlte er ſich zu Burke hingezogen. Vergeblich hatte ihm Lord North Vorſtellungen gemacht, und kündigte ihm endlich ſeine Entlaſſung in einem lakoniſchen Briefe an, der Fox unendlich erbitterte und alſo lautete: „Se. Majeſtät haben für dienlich erachtet, neue Commiſſarien der Schatzkammer zu ernennen, in deren Liſte ich Ihren Namen nicht ſehe." Lord Holland war ſchon früher geſtorben, und hatte ſeinem Sohne, außer einem bedeutenden baaren Vermögen, ein prächtiges Landgut bei Kingsgate auf der Oſtküſte von Kent, mit einem nach dem Muſter von Cicero's Villa Formia erbauten Hauſe, hinterlaſſen. Ueberdies war Fox Buchhalter der königl. Schatzkammer in Irland. Aber alle dieſe bedeutenden Mittel waren in Kurzem erſchöpft. Statt jedoch durch die auf ihn einſtürmenden Ungemächlichkeiten niedergebeugt zu werden, entwickelte ſich erſt jetzt die ganze Stärke ſeines Geiſtes. Der eben beginnende Streit mit den nordamerikaniſchen Colonien feſſelte bald ſein ganzes Intereſſe. Das Erhabene des Gegenſtandes wirkte ſo mächtig auf ihn, daß er plötzlich als ein anderer Menſch auftrat. Wie einſt in allen Ausſchweifungen, wollte er jetzt in allen Tugenden glänzen. Er geſellte ſich zu der Schaar jener trefflichen Geiſter, welche die Ungerechtigkeit, womit die Colonien behandelt wurden, laut ausſprachen, und ſtand bald, zum Erſtaunen Aller, die ihn vorher kaum bemerkt hatten, gehoben durch die Kraft ſeiner Talente und ſeiner Beredſamkeit, an der Spitze der Oppoſition. Nichts brachte er aus der vorigen wilden Lebensperiode in die neue hinüber, als die Anmuth des Umgangs, die Offenherzigkeit des Gemüths, und die kühne Entſchloſſenheit des Mannes, der ſeiner Kraft ſich bewußt iſt. Sein Genie erkannte die Fehler der Miniſter, welche den Krieg mit den Colonien begonnen; vereint mit Burke bekämpfte er unaufhörlich die Grundſätze Norths; ſie widerſetzten ſich auf das entſchiedenſte einem Kriege, den ſie ungerecht und unpolitiſch nannten. Fox, der 1780 nach einem heftigen Kampf zum Repräſentanten von Weſtminſter erwählt worden war, wirkte kräftig zur Beendigung dieſes für England unglücklichen Krieges mit. Lord North und ſeine Freunde mußten (1782) ihre Miniſterſtellen aufgeben. Rockingham, Shelburne und Fox wurden ihre Nachfolger. Als der erſtere ſtarb, zog Fox, der mit Shelburne nicht einverſtanden war, ſich in das Privatleben zurück. Doch hatte er während ſeiner kurzen Staatsverwaltung mit den Amerikanern und Holländern Friede zu machen geſucht. Shelburne ſchloß nun (1783) den Frieden zu Verſailles, mußte aber bald nachher mit ſeinen Freunden (Pitt und andern) der unter dem Namen der Coalition ganz unerwartet erfolgten Vereinigung der beiden ehemals ſo heftigen Gegner, Lord North und Fox, weichen. Der Herzog von Portland ward nunmehr erſter Lord der Schatzkammer, und North und Fox die beiden Staatsſecretäre. Während dieſer zweiten kurzen Adminiſtration brachte Fox die berühmte oſtindiſche Bill ins Unterhaus, welche die Abſicht hatte, die Regierung der oſtindiſchen Geſellſchaft in Oſtindien faſt ganz in die Hände des Miniſteriums zu bringen. Die von der brittiſchen Regierung bisher unabhängigen Compagnie-Länder wurden nämlich von den erſten Beamten ſo ſchlecht verwaltet, daß eine durchgängige Reform nöthig ſchien. Fox und North boten einander die Hände, und die

Bill ging im Unterhauſe durch. Allein die mächtigen Intereſſenten der oſtindiſchen Handelsgeſellſchaften wollten ihre Direction des brittiſch-orientaliſchen Reichs nicht gern aufgeben, und vermittelten, daß der König Maßregeln nahm, um die Bill nicht auch im Oberhauſe durchgehen zu laſſen; der Graf Temple erklärte, daß der König den für ſeinen Feind halten würde, der dafür ſtimmte. So wurde die Bill verworfen; aber ſie hatte dem Miniſter zugleich das Zutrauen des Parlaments und ſeines Souveräns geraubt, und führte ſeinen Sturz herbei. Die Macht der Coalition wurde gebrochen, und das ganze Miniſterium in den letzten Tagen des J. 1783 verabſchiedet. Pitt trat wieder in die Verwaltung ein, und Fox (Repräſentant für die Flecken Tain, Digwall u. ſ. w.) wurde ſpäter nur mit vieler Mühe wieder Repräſentant für Weſtminſter. Seit der Zeit beſtritt er unabläſſig ſeinen großen Gegner Pitt, unbeſtechlich durch Geldſummen, Titel und Ehrenſtellen, die der Miniſter für ſeine Zwecke vertheilte. Mehr als einmal fühlte Pitt ſeines Gegners Ueberlegenheit. Da er, von Preußen gereizt, den Krieg gegen Rußland, wegen Oczakow, beginnen, da er ein andres Mal den Frieden mit Spanien brechen wollte, war es Fox, welcher beide Kriege verhinderte. Endlich ermüdete Fox's Ausdauer in dem ungleichen Kampfe gegen den mächtigen Pitt. Begleitet von einer Miſtriß Armſtead, die er nachher als ſeine Gemahlin erkannte, machte er eine Reiſe nach Frankreich, der Schweiz und Italien. Die franz. Revolution brach aus. Pitt und Fox billigten das Beſtreben eines Volks, die Feſſeln des Despotismus zu brechen. Als aber daſſelbe in ein Chaos beiſpielloſer Verbrechen ausartete, änderten beide ihre Anſichten. Auch trennte ſich damals (12. Febr. 1791) Fox's 20jähriger Freund von ihm, Burke. Pitt wollte Krieg; Fox rieth, die gährende Nation ihrem Schickſale zu überlaſſen. Als ein unerſchütterlicher Vertheidiger der Rechte des Volks, mußte Fox es ſich gefallen laſſen, daß politiſcher Fanatismus ihn einen Jacobiner ſchalt, und der König ihn aus der Liſte der geheimen Räthe ſtrich. Hatte er auch Kraft, dieſe Kränkungen mit Gleichmuth zu ertragen, ſo ward er es doch müde, die politiſchen Anſichten ſeines Gegners ohne Erfolg zu bekämpfen. Er wollte 1797 ſeinen Sitz im Parlamente aufgeben, um ſich zu erholen in der ruhigern Beſchäftigung mit den Wiſſenſchaften. Seine Freunde vermochten ihn aber, den öffentlichen Geſchäften nicht ganz zu entſagen; doch hielt er ſich jetzt häufiger auf dem Lande auf. In dieſer Muße, die er den Wiſſenſchaften widmete, und der Dichtkunſt, welcher er ſtets mit jugendlichem Feuer zugethan blieb, entſtand in ihm der Wunſch, durch ein bedeutendes Werk vor der Welt und Nachwelt ſeinen Charakter als Staatsmann zu rechtfertigen. Kein Werk aber konnte ſeinen Kenntniſſen angemeſſener und ſeines ganzen Lebens würdiger ſcheinen, als ein hiſtoriſches. Dem Vertheidiger altbrittiſcher Freiheit lag die vaterländiſche Geſchichte am nächſten. Welchen Abſchnitt derſelben hätte er aber zweckmäßiger wählen können, als jene Wendung der Dinge, durch welche die engliſche Nationalfreiheit wahrhaft gegründet ward? jene Wendung, die nach den heilloſen Zeiten der letzten Stuarts den großen Oranier auf den brittiſchen Thron brachte. Doch mußte er, um dieſe Revolution darzuſtellen, wie ſie aus dem frühern Zuſtande des Reichs hervorging, Jacobs II. ſündhafte Regierung und Carls II. ſchmachvolltraurige Zeit wenigſtens im Allgemeinen ſchildern. Indeß haben ihn die Angelegenheiten des Vaterlandes und ſein früher Tod verhindert, ſeinem Werke in Umfang und Darſtellung die Vollendung zu geben, die er demſelben zu geben fähig

war. So erſchien nur ein Bruchſtück: A history of the early part of the reign of James the second; with an introductory chapter (Lond. 1808, überſ. von D. W. Soltau, Hamb. 1810); aber das Bruchſtück iſt groß genug, um zu fühlen, wie viel wir an dem Uebrigen verloren haben; vorzüglich da Fox die Parteilichkeit Hume's in dieſem Theile der Geſchichte aufdeckt, und ſeine Darſtellung überall ſehr belehrend iſt. Als Redner bekümmerte ſich Fox, bei ſeiner natürlichen Begeiſterung, wenig um einen ſorgfältig gewählten Ausdruck und um ſtrenge logiſche Ordnung. Seine Reden ſind, in 6 Bänden geſammelt, in London erſchienen. Doch wir kehren zu ſeinem Leben zurück. Pitt verließ endlich, nachdem er achtzehn Jahre die größte Macht geübt hatte, freiwillig ſeinen erhabenen Poſten. Addington nahm ſeine Stelle ein, und, unterſtützt von Fox und deſſen Freunden, ſchloß er mit Frankreich den Frieden von Amiens (27. März 1802). „Hart iſt dieſer Friede!" rief Fox, „unzähliges Blut, unzählige Summen wären erſpart, und der Friede ehrenvoller geſchloſſen worden vor ſechs Jahren; aber beginnt den Krieg, und ihr werdet künftig einen noch viel herbern Frieden ſchließen müſſen." Seine Warnung war umſonſt. Pitt übernahm wieder das Ruder des Staats, und entriß bald nach dem Ausbruche der Feindſeligkeiten den friedensbedürftigen Spaniern die Neutralität. Fox nannte dieſe Maßregel eine charakteriſtiſche Falſchheit, und das Betragen der Miniſter ein Gewebe von Ungerechtigkeit und Unklugheit. Doch Pitt ſah den Ausgang ſeines Werks nicht; er ſtarb, und — Fox trat als Staatsſecretär an ſeine Stelle. Ein ehrenvoller Friede mit Frankreich war das ſchöne Ziel, das er ſogleich ins Auge faßte, und obgleich Preußens damalige zweideutige Politik zu feindſeligen Maßregeln gegen dieſes Reich nöthigte, ſo hatte er doch die erſten Einleitungen zu einem allgemeinen Frieden für Europa getroffen. Allein mitten in ſeinem wohlthätigen Wirken, nachdem er noch alle Hinderniſſe zu heben geſucht hatte, welche die Verſchiedenheit der Religion der Vereinigung des engliſchen und irländiſchen Intereſſes entgegenſtellte, nachdem er noch das Ober- und Unterhaus bewogen hatte, die Abſchaffung des Sklavenhandels feierlich zu erklären, ſtarb er an der Waſſerſucht am 13. Sept. 1806, in den Armen des Lords Holland, ſeines Neffen, und im Palaſte des Herzogs von Devonſhire, ſeines Freundes. Die Nation trauerte um den Mann, von dem einſt Burke ſagte: „Er war geboren, um geliebt zu werden." Seine Freunde errichteten den 19. Juni 1816 Fox's Bildſäule auf dem Bloomsbury Square, in Bronze, ein Meiſterſtück von Weſtmorcott; Fox, in conſulariſcher Tracht, hält mit dem halbausgeſtreckten Arm die Magna Charta. 1818 ward ihm ein Denkmal in der Weſtminſter-Abtei errichtet. Im erſten Bande der Zeitgenoſſen (1816) befindet ſich ſeine, nach den beſten Quellen trefflich bearbeitete, umſtändliche Biographie und Charakteriſtik, von F. Ch. A. Haſſe.

Fracaſtoro (Geronimo), einer der gelehrteſten Männer ſeiner Zeit, war 1483 zu Verona geboren. Seine Mutter erſchlug, als ſie ihn eben im Arme trug, der Blitz, ohne daß er dabei im mindeſten verletzt wurde. Von ſeinem Vater empfing er eine treffliche Erziehung, und widmete ſich zu Padua mit großem Eifer den Studien, vornehmlich den mathematiſchen, philoſophiſchen und mediciniſchen. 19 Jahre alt, ward er Profeſſor der Logik zu Padua. Als aber hier der Krieg den Unterricht unterbrach, folgte er einem Ruf auf die neu errichtete Univerſität zu Pordenone in Friaul, wo er einige Zeit ſeiner Neigung zur Poeſie folgte, und durch die Herausgabe ſeines Gedichtes

de Syphilitide bald ſeinen Namen durch ganz Italien bekannt machte. Von da kehrte er in ſein Vaterland zurück, bezog ein Landhaus bei Verona, und lebte hier in der Zurückgezogenheit. Den Kranken, die zu ihm ſtrömten, ertheilte er Rath und Hülfe, und zugleich beſchäftigte er ſich mit Abfaſſung ſeiner Werke. Paul III. ernannte ihn zum Archidiaconus und zum erſten Arzt beim tridentiniſchen Concilium. In letzterer Eigenſchaft trug er dazu bei, daß dies Concilium nach Bologna verlegt wurde, indem er die 1547 in Trient herrſchende Krankheit für eine anſteckende erklärte. Er ſtarb 1553. Seine Landsleute ehrten ſein Andenken durch eine Marmorſtatue; ſein Freund Ramuſio ließ ihm eine Statue aus Bronze zu Padua errichten. Fracaſtoro hat in der Philoſophie, Aſtronomie, Medicin und Poeſie geglänzt. Von ſeinen Schriften iſt die berühmteſte das oben genannte Gedicht, unter dem Titel: Syphilitidis sive morbi gallici libri tres. Mehrere Critiker haben es, hinſichtlich des Reichthums der Verſification, des Adels der Gedanken, der Eleganz des Ausdrucks und der Lebhaftigkeit der Bilder, der Georgica des Virgil an die Seite geſetzt. Seine ſämmtlichen Werke erſchienen geſammelt zuerſt zu Venedig 1555, und ſind mehrmals aufgelegt worden. Die Ausgaben des 17. Jahrh. ſind die vollſtändigſten. Menken hat einen Commentar über Fracaſtoro's Leben und Werke geſchrieben, Leipz. 1731.

Fracht, im eigentlichen Sinne, heißt die Ladung, welche man einem Fuhrmann zu Lande, oder Schiffer anvertrauet, um ſie von einem Orte zum andern zu überbringen. Je nachdem das Schiff oder der Frachtwagen ganz oder zum Theil belaſtet iſt, wird die Ladung ganze oder halbe Fracht genannt. Nimt der Frachtfahrer (Schiffer oder Fuhrmann) eine neue Ladung für den Rückweg mit, ſo bezeichnet man dieſelbe mit dem Namen Rück-Fracht. Im uneigentlichen, aber ſehr gewöhnlichen Sinne nennt man auch die Fracht den, entweder durch wechſelſeitige Uebereinkunft, oder durch obrigkeitliche Verfügung feſtgeſetzten Fuhr- oder Schifferlohn, für richtigen Transport der Ladung von einem zum andern Orte. Der Frachtfahrer zu Land und zu Waſſer erhält bei der Einladung des ihm zur Fortbringung anvertraueten Gutes einen offenen Frachtbrief. Dieſer enthält, der Regel nach, 1. den Ort, Tag, Monat und Jahr, wo und wann die Güter eingeladen wurden; 2. den Namen des Fuhrmanns, und woher er iſt; 3. die Zahl der Güter, Packen, Kiſten oder Fäſſer, welche ihm für ſeinen Frachtwagen oder ſein Schiff übergeben wurden, nebſt deren Zeichen, Nummern, Gewicht und Beſchaffenheit; 4. den für die Fracht, nach dem Gewicht oder den einzelnen Stücken, bedungenen Lohn (falls nicht derſelbe durch eine obrigkeitliche Taxe beſtimmt iſt), wie viel im Voraus darauf bezahlt wurde, und in welcher Geldſorte er bezahlt werden ſoll; 5. die weitern beſondern Bedingungen mit dem Schiffer oder Fuhrmann, z. B. in Anſehung der Zeit der Ueberlieferung u. ſ. w. Er wird von dem Verſender, er ſei Eigenthümer oder Spediteur der Ladung, mit ſeiner Namensunterſchrift verſehen, und auf der Außenſeite des Frachtbriefes die Aufſchrift geſetzt, an wen die Güter abgeliefert werden ſollen. — Der Schiffer bedarf auf denjenigen Flüſſen, wo eine gute Schiffahrts- und Zollordnung eingeführt iſt, außer ſeinen Frachtbriefen über die einzelnen Güter (die man in der Handels-Schiffahrts-Sprache Stückgüter heißt), auch eines Manifeſtes, das aus den Frachtbriefen zuſammengeſetzt wird. Daſſelbe muß gewöhnlich enthalten: 1. Namen und Wohnort des Schiffseigenthümers und deſſen, der das Schiff führt; 2. Namen des Schiffs, deſſen Tragbarkeit und

Flagge; 3. Einladeort und Beſtimmungsort der Waaren; 4. Nummern der Frachtbriefe nach der Zahlenfolge; 5. Namen der Verſender und Empfänger; 6. Zeichen und Zahl der Colli oder Gebinde; 7. Benennung der Waaren; 8. Gewicht derſelben, und 9. Unterſchrift des Schiffers, mit Verſicherung der Richtigkeit des Inhalts. Das Manifeſt dient vorzüglich zur Leichtigkeit und Sicherheit der Gebühren-Erhebung an den Zollſtellen der Flüſſe, wobei aber doch dem Zoll-Beamten, bei obwaltendem Verdachte, ſtets die Befugniß bleibt, die Ladung ſelbſt zu beſichtigen und mit dem Manifeſte zu vergleichen. Haben die Schiffahrts- oder Zollbeamten die Gattung und Menge der Waaren an dem Einladungsorte mit dem Manifeſte übereinſtimmend gefunden, ſo atteſtiren ſie daſſelbe. Für deſſen Inhalt bleibt aber der Schiffer in jedem Fall verantwortlich, er mag es ſelbſt abgefaßt, oder ſich fremder Hülfe dazu bedient haben. Unter Fracht (Nolis), in Beziehung auf Schiffahrt zur See, verſteht man den Miethzins, welcher entweder für das ganze Schiff, oder einen Theil deſſelben, für eine ganze Reiſe, oder beſchränkte Zeit, tonnen- oder centnerweiſe, oder in Bauſch und Bogen entrichtet wird. Den darüber geſchloſſenen Vertrag, der ſchriftlich verfaßt werden muß, nennt man Certapartei (Charte-partie) oder (beſonders auf dem mittelländiſchen Meere) Noliſſement. So wie der Schiffer auf Flüſſen mit Frachtbriefen und einem Manifeſte verſehen ſein muß, ſo iſt es Pflicht des Capitäns eines Seeſchiffes mit Güterladungen, daß er an Bord habe: 1. die Urkunde über das Eigenthum des Schiffes; 2. aus welchem Hafen es ausgelaufen iſt; 3. das Verzeichniß der Mannſchaft, die Connaiſſements oder Certaparteien; 4. Beſcheinigung, daß das Schiff, und von wem gemiethet iſt; 5. die Beſcheinigungs-Protocolle; 6. die Beſcheinigungen über die baar oder durch Caution berichtigten Zölle, und 7. das paraphirte Regiſter über alles, was ſeine Geſchäfte betrifft. Beim Einlaufen in einen Hafen des Landes, dem das Schiff angehört, muß der Capitän binnen einer beſtimmten Friſt ſein Geſchäftsregiſter viſiren laſſen, und ſeinen Bericht abſtatten, über Zeit und Ort der Abreiſe, genommenen Weg, erlittene Zufälle, auf dem Schiffe etwa entſtandene Unordnungen und alle Merkwürdigkeiten der Reiſe. Läuft der Capitän in einen fremden Hafen ein, ſo hat er dieſelben Pflichten gegen den Conſul ſeiner Nation, der ihm die Zeit ſeiner Ankunft und Abreiſe, nebſt dem Zuſtande und der Natur ſeiner Ladung beglaubigt. — **Frachtfahrer**, ſie ſeien Fuhrleute zu Lande oder zu Waſſer, übernehmen mehrere Verbindlichkeiten gegen die Abſender der ihrem Geſchirr anvertraueten Ladungen. Sie müſſen dieſelben in dem Zuſtande, in welchem ſie ihnen übergeben wurden, abliefern. Sie haben daher für jeden Schaden zu haften, der nicht durch Zufälle, unabwendbare Gewalt, oder durch einen innern Fehler an den Gütern veranlaßt wurde. Sie ſind verpflichtet, den Transport innerhalb der feſtgeſetzten Zeit zu vollenden, es ſei denn, daß eine unwiderſtehliche Gewalt ſie aufgehalten habe. Dagegen hat der Frachtfahrer, nach erfolgter unwiderſprochener Annahme der Ladung von Seiten des Empfängers, das Recht auf vollſtändigen Empfang des Frachtlohns und der Nebenkoſten, in der bedungenen oder obrigkeitlich vorgeſchriebenen Art; auch ſteht ihm bis zur Befriedigung ſeiner Foderung eine ſtillſchweigende Hypothek an der Ladung zu. Gegen den Staat iſt er verpflichtet, alle in Hinſicht der Frachtfahrerei beſtehende Verordnungen genau zu beobachten, und begründet iſt im Gegenſatze ſein Recht auf Güte und Sicherheit der Wege, auch Schadloshaltung im Fall erlittener Beſchädigung und er-

legten Weg- oder Geleitsgeldes. Der Inbegriff von Geſetzen, Herkommen und Rechtsſprüchen, welche die bei Gelegenheit des Tranportes einer Ladung vorkommenden Rechtsfälle entſcheiden, heißt das Frachtfahrer-Recht. Unter allen Geſetzbüchern neuerer Zeit enthält der Code Napoléon und das franzöſiſche Handelsgeſetzbuch über dieſen Rechtstheil die beſtimmteſten und zweckmäßigſten Verfügungen. Das neueſte und beſte Werk über das Frachtfahrer-Recht hat 1820 D. Münter zu Hannover herausgegeben. — Fracht-Regulirung. Die Beſtimmung des Frachtlohns kann auf zweierlei Art geſchehen, entweder durch eine vertragsmäßige Verabredung zwiſchen dem Frachtfahrer und Verſender, oder durch eine obrigkeitliche Taxe nach dem Gewicht oder den Gattungen der Güter, und nach den Entfernungen der Einladungs- von den Ausladungsorten. Die erſtere Art iſt die faſt allgemeine für die Transporte zu Lande auf den Frachtwagen. In den größern Handelsſtädten wird ſelten eine beſondere Verabredung hierüber nöthig, da ſich ein gleichförmiger Frachtlohn gewöhnlich unter den Frachtfahrern ſelbſt regulirt, und dieſer von den ſogenannten Güterbeſtätern bekannt gemacht wird. Auf einigen der vorzüglichſten Flüſſe Deutſchlands, deren Handelsſchiffahrt geregelt und von Bedeutung iſt, ſind dagegen die Frachttaxen beſonders in der Art eingeführt, daß die betreffenden obrigkeitlichen Behörden gleichſam vermittelnd zwiſchen den Foderungen der Schiffer und den Anträgen der Kaufleute einſchreiten. Es iſt natürlich, daß der Waaren-Verſender, er ſei Eigenthümer oder Spediteur, den möglichſt niedrigen, der Schiffer aber den möglichſt hohen Frachtlohn wünſcht, und daß die Schiffahrtsbehörde den Streitigkeiten bei dieſen entgegengeſetzten Intereſſen, und den hieraus entſtehenden Unterbrechungen in regelmäßigem Transport der Güter am beſten vorbeugen kann, wenn ſie durch Beſtimmung eines Mittelpreiſes auf jeden der beiden Theile eine unparteiiſche und gerechte Rückſicht nimt. Am gründlichſten und ausführlichſten iſt die Frage, über die zweckmäßigſte Regulirung der Waſſerfrachten, von den Handels- und Schiffahrtsbehörden des Rheinſtroms erörtert worden; und, ſo wie ſeit geraumer Zeit die Rheinſchiffahrts-Einrichtungen Muſter für die Schiffahrts-Anſtalten nicht blos der Seitenſtröme, z. B. des Mains, Neckars, der Moſel u. ſ. w., ſondern auch ſelbſt entfernter Hauptſtröme waren, ſo wurde auch das Syſtem der Frachten-Regulirung auf dem Rheinſtrom bald als Vorbild für die Handels-Schiffahrt anderer Staaten angeſehen. Es iſt daher nützlich, ſowohl das Hiſtoriſche, als das poſitiv Beſtehende der Fracht-Regulirung, mit Blicken auf die verſchiedenen Meinungen hierüber und die zukünftigen wahrſcheinlichen Verhältniſſe, in leichten Umriſſen darzuſtellen. Schon in frühern Jahrhunderten, wo überhaupt das Taxenſyſtem mehr als jetzt unter die allgemeinen polizeilichen Maßregeln gehörte, war die Taxfrachten-Regulirung in einem großen Theile der Rheinufer-Staaten herkömmlich. Gewöhnlich wurden hierüber auch in den Zollconferenzen (Zollcapiteln, d. h. Zuſammenkünften der Regenten der Rheinufer-Staaten oder ihrer Bevollmächtigten) zu Bacharach weitläufige Verabredungen gepflogen. Nach und nach ward es Herkommen, daß die Churfürſten von Mainz und Cöln die Frachtpreiſe, jener für die mittelrheiniſche Stromſtrecke, dieſer für die Strecke von Cöln nach Holland, regulirten. Die holländiſche Regierung war dagegen im Beſitz, die Preiſe für die Fahrt aus ihren Häfen nach Holland zu beſtimmen. Da aber dieſe Taxregulative nur für unbeſtimmte Zeit erlaſſen und höchſt unvollſtändig waren, ſo daß bei vielen Artikeln noch beſondere Verabredungen zwi-

ſchen Verſender und Schiffer nothwendig wurden, ſo konnten ſie dem Zwecke wenig entſprechen. Den Schiffern nützten ſie oft gar nichts, weil in den beiden Stapelſtädten Mainz und Cöln keine Rang- oder Reihefahrten exiſtirten, jene daher um geringere Preiſe, als die Taxe, fahren mußten, wenn ſie Ladung haben wollten, obwohl die Taxfracht und ein geringeres Gewicht der Güter auf den Frachtbriefen notirt wurden, welche widerrechtlichen bedeutenden Vortheile ſich die Commiſſionärs und Spediteurs einzig zum Schaden der ohnehin gedrückten Schiffer zueigneten. Um daher das alte unzureichende Tax-Frachten-Syſtem in eine zweckmäßigere Ordnung zu bringen, ward in der Convention über die Rheinſchiffahrts-Octroi vom J. 1804, Art. 13 verordnet: daß die Rheinſchiffahrts-Verwaltung von einer frankfurter Meſſe zur andern die Frachten beſtimmen ſolle, welche in den beiden Stationsſtädten (Mainz und Cöln) von den Gütern bezahlt werden müſſen, die daſelbſt für verſchiedene Orte eingeladen werden. Sie hat über dieſes zu entwerfende Reglement das Gutachten der Handelskammern von Cöln, Mainz, Strasburg, und der obrigkeitlichen Behörden von Düſſeldorf, Frankfurt und Mannheim einzuholen, und wenn dieſe nicht einſtimmig ſind, ſoll ſie einen Mittelpreis annehmen. Die durch das Taxreglement beſtimmten Frachtlöhne dürfen nie überſchritten werden. So beſtehet die Frachten-Regulirung gegenwärtig noch auf dem Rheinſtrome, und in ähnlicher Art geſchieht ſie auf deſſen Nebenſtrömen, nur mit dem Unterſchiede, daß bei entgegengeſetzten Anträgen der Schiffer und Handelsleute, nicht, wie von der Rheinſchiffahrts-Verwaltung, der Mittelpreis arithmetiſch calculirt, ſondern nach billigem Ermeſſen frei regulirt wird. Inzwiſchen haben ſich in das Verfahren bei der Rheinfrachten-Tax-Regulirung, das ſchon urſprünglich mehr zum Vortheile der Häfen des linken, damals franzöſiſchen, als des rechten Rheinufers berechnet war, noch unter der ehemaligen General-Direction der Rheinſchiffahrt verſchiedene Mißbräuche eingeſchlichen, welche die Willkür begünſtigten, und der Liſt, ſo wie den Verabredungen einzelner Handelskammern für ihr beſonderes Intereſſe, freien Spielraum öffneten. Da hierunter Baden, als der bedeutendſte Handelsſtaat des rechten Rheinufers, am meiſten litt, ſo entwarf der badenſche Commiſſär bei der Central-Commiſſion für die Rheinſchiffahrt im J. 1820 eine Verbeſſerung des Verfahrens beim Vollzug des Art. 13 in der Octroi-Convention, welche den Beifall der Stimmenmehrheit in der Commiſſion erhielt, und wonach deren Beſchluß abgefaßt wurde. Die Minorität, aus den drei großen Rheinufer-Staaten Frankreich, Preußen und Holland beſtehend, widerſetzte ſich, wegen verſchiedener Neben-Intereſſen, deſſen Vollzug, und ſo blieb er aus politiſch-diplomatiſchen Rückſichten, die bisher überhaupt ſchon manches Unheil in die Rheinſchiffahrts-Verhandlungen gebracht haben, ganz unausgeführt. (S. das gründliche Werk: Neue Organiſation der Schiffahrts- und Handelsverhältniſſe auf dem Rheinſtrome, Baſel 1822.) Für die Zukunft iſt es, zufolge des der Rheinſchiffahrts-Central-Commiſſion von Preußen vorgelegten Entwurfs eines Schiffahrts-Reglements, im Antrag, die Frachtpreiſe, wie ſeit dem März 1822 auf der Elbe geſchieht, der freiwilligen Uebereinkunft der Schiffer und Verſender oder deren Commiſſionäre zu überlaſſen. Ob dieſes Freiheits-Princip, das auf den Flüſſen, deren Schiffahrt noch ungeregelt iſt, wie z. B. der Donau, dem Inn, der Iſar u. ſ. w., ſeit alten Zeiten beſteht, für den Tranſit- und Commiſſionshandel, dem regelmäßige Transportanſtalten unentbehrlich ſind, gute Folgen haben wird, iſt aus der bisherigen Er-

fahrung ziemlich leicht zu beurtheilen. Bei ſtarker Concurrenz der Schiffer überbieten ſie ſich in Hinſicht des mindeſten Frachtpreiſes. Die Noth zwingt ſie, den billigen Anſpruch auf Koſtenerſatz, Arbeitslohn und Gewinn aufzugeben. Dies führt zu Unterſchleifen, die Frachtfahrer zu Waſſer weit leichter ausführen und ſcheinbar entſchuldigen können, als Fuhrleute zu Lande, und es trit noch überdies der Nachtheil ein, daß der Mangel an pecuniärer Kraft des Schiffers, das theure Schiff und Geſchirr in gutem Stande zu erhalten, mehr Unglücksfälle zur Folge hat, die er entweder nicht zu erſetzen, oder leichter von ſich abzuwenden vermag. Die Maxime der Frachtlohns-Beſtimmung zu Lande iſt in dieſer und noch mancher andern Hinſicht auf die Handelsſchiffahrt nicht anwendbar. Es haben daher ſelbſt die unter der vormaligen Rheinſchiffahrts-General-Direction zum Gutachten aufgefoderten rheiniſchen Handelskammern darauf angetragen, daß die Tax-Frachten-Regulirung auch fernerhin beibehalten werden möge, weil ſie dem Schiffer ſeine zureichende Nahrung bei einem mühſeligen Gewerbe, dem Kaufmann dagegen größere Sicherheit für ſeine Güter-Verſendungen, durch gute Fahrzeuge, Geräthſchaften und eines zureichenden Erwerbes geſicherte Arbeiter, gewähre, ihn nicht zum Zeitverluſt mit Accorden über die Frachten ſo verſchiedenartiger Artikel nöthige, vor dem Vorwurfe ſeiner Correſpondenten ſichere, daß andere, gewinnſüchtige und weniger delicate, Spediteurs beſſere Bedingungen anbieten, um die Spedition an ſich zu reißen u. ſ. w. Auf der Weſer, deren Schiffahrts-Regulative nach den rheiniſchen als die beſten anzuſehen ſein dürften, bewilligt der bremer und oberländiſche Handelsſtand den zu den Rangfahrten gewählten Schiffern mit ihrer Einwilligung die Taxfrachten nach drei Claſſen. Dieſe richten ſich nach der Höhe des Fahrwaſſers und der Größe der Zölle, ohne daß man Schiffer zuläßt, die ſich zu niedrigern Schiffsfrachten erbieten, weil, wie es im Regulative heißt, die Schiffergeſellſchaft zur Sicherheit der Kaufleute, müſſe anſtändig auf Schifferweiſe leben, und gute ſichere Fahrzeuge unterhalten können. — Der richtige Mittelweg über Fracht-Regulirung ſcheint uns daher darin zu liegen, daß man ſie in der Regel, beſonders wenn der Eigenthümer oder Spediteur einer Ladung ein ganzes Schiff befrachtet, der Uebereinkunft zwiſchen Schiffer und Kaufmann überlaſſe, ausnahmsweiſe aber die Schiffahrts-Behörde, vermittelnd oder entſcheidend, bei den Reihe- oder ſogenannten Beurthfahrten, die regelmäßig von einem Hafen zum andern zum Transporte der Stückgüter geſchehen müſſen, eintrete, wenn ſich beide intereſſirte Theile nicht vereinigen können. Der entſcheidenden Behörde muß in dieſen Fällen nicht, wie einſt ein gewiſſes Miniſterium glaubte, die Zeit, welche der Schiffer von einem Orte zum andern zubringt, als Grundlage der Frachtbeſtimmung dienen, ſondern die combinirte Rückſicht, wie viel Thal und Bergreiſen der Schiffer machen kann, auf den Anſchaffungs- und Unterhaltungswerth ſeines Schiffes, den Abgang bei der Reiſe, die Reiſekoſten, den Arbeitslohn und den Beitrag zur Unterhaltung der Familie des Schiffers.

Fractur, in der Buchdruckerkunſt, gebrochene, d. i. eckige, deutſche Schrift, zum Unterſchiede von der runden oder ſchwabacher Schrift. Auch die größere ſogenannte Kanzleiſchrift wird Fractur genannt. (S. d. Art. **Schriften**.)

Fragmente (wolfenbüttelſche), ſ. **Leſſing**.

Fragonard (Nicolas), ein geſchickter Maler, geſtorben zu Paris 1806, alt 74 Jahre. Sein Vater hatte ihn zu einem Notar gebracht,

der junge Fragonard verließ dieſen aber bald, um die Zeichenſchule zu beſuchen, und ſtudirte unter Franz Boucher ſehr fleißig. Nachdem er den großen Preis in der Malerſchule erhalten hatte, ging er nach Rom. Der Anblick der Werke eines Michel Angelo und Raphaels ſchlug ihn anfangs nieder; deſto mehr aber ſtrengte er ſich in der Folge an, um auch etwas leiſten zu können. Als er nach Frankreich zurückgekommen war, machte er, um bei der Akademie aufgenommen zu werden, das ſchöne Gemälde, Coreſus und Calliroe, das großen Beifall fand, und gleich nachher ein anderes, die Heimſuchung Mariä. Bald aber gab er die eigentliche Hiſtorienmalerei faſt ganz auf, und beſchäftigte ſich blos mit Gemälden der erotiſchen Gattung. Seine kleinen, lieblichen Tableaux, die ſich durch ſinnreiche Ideen auszeichneten, wurden allgemein geſucht, und Fragonard war in Paris der Maler nach der Mode. Während dieſer Zeit verfertigte er: die Fontäne der Liebe, das Roſenopfer und den Schwur der Liebe; doch malte er auch zugleich eine Anbetung der Hirten. Alle ſeine Gemälde waren auf Erregung der Sinnlichkeit berechnet. Beim Ausbruch der Revolution verlor Fragonard den größten Theil ſeines Vermögens; er gab die Malerei auf, und ſtarb in elenden Umſtänden.

Fraiß, Fraiſch, hohe Fraiß, fraißliche Obrigkeit, bedeutet in einigen Ländern die peinliche Gerichtsbarkeit, oder die Gerichtsbarkeit über Leben und Tod, von dem alten Worte **Fraiß,** Schrecken, Furcht, Gefahr.

Franc, eine franzöſiſche Silbermünze, deren ſechs einen Laubthaler ausmachen; etwa 6 Gr. 4 Pf. Conventionsgeld, alſo etwas mehr als ein Livre. In dem neuern franzöſiſchen Münzweſen theilte man dieſe Francs in Zehntheile (Décimes) und in Hunderttheile (Centimes).

Franciscaner oder Minoriten, mindere Brüder (Fratres minores), wie ihr Patriarch ſie zum Zeichen der Demuth nannte, heißen alle Glieder des geiſtlichen Ordens, den der heilige Franciscus von Aſſiſi 1208 durch Sammlung einiger Schüler ſeiner Mönchstugenden bei der Kirche Porticella oder Portiuncula zu Aſſiſi in Neapel ſtiftete (ſ. **Franz von Aſſiſi**). Erniedrigung zur äußerſten Armuth, und Entbehrung aller feineren Sinnengenüſſe ſollte ſein Ruhm, Fleiß in der von den Weltgeiſtlichen damals ſehr vernachläſſigten Seelſorge ſein Verdienſt um die Kirche, Gelehrſamkeit und Geiſtesbildung aber ihm fremd ſein. Daher verbot Franciscus ſeinen Minoriten, das mindeſte Eigene zu haben, und beſtimmte ſie, in den 1210 und 1223 vom Papſt beſtätigten Ordensregeln, zum Betteln und Predigen; der Papſt aber ertheilte dieſer neuen Gattung von Mönchen die als Privilegien der Bettelorden (ſ. **Orden**) bekannten, für Staat und Kirche gleich bedenklichen, großen Vorrechte, vermöge deren ſie die Welt durch Betteleien aller Art in Contribution ſetzen, die Parochialrechte als Prediger, Beichtväter und Meßprieſter beeinträchtigen, päpſtliche Ablässe, die ihrer Stammkirche (daher Portiunculaablaß) reichlicher, als irgend einem andern Orden geſchenkt wurden, verhandeln, und ihre in Alles ſich einmiſchende Thätigkeit unmittelbar unter der Autorität ihrer Obern und des Papſtes, jeder weltlichen und geiſtlichen Obrigkeit zum Trotz, über die Länder der Erde ausdehnen durften. Der Orden wuchs mit unglaublicher Schnelligkeit; bald zählte er Tauſende von Klöſtern, die, ohne Geld gegründet, dem Aberglauben und der Mildthätigkeit anſehnliche Reichthümer verdankten. Die Nothwendigkeit, dem Orden Glanz und Anſehn zu geben, mußte

nun Milderungen der Regel entſchuldigen; die Lebensart wurde üppiger, und gelehrte Bildung, als ein wirkſames Mittel der Herrſchaft über die Menſchen, zugelaſſen; geiſtreiche Minoriten, wie Bonaventura, Alexander von Hales, Duns Scotus, Roger Bacon u. a. m., rechtfertigten durch ihre Verdienſte um die ſcholaſtiſche Philoſophie das Eindrängen ihrer Ordensbrüder in die Lehrämter an den Univerſitäten. So erhielten ſie, geſtützt auf die Beweisgründe ihres Lehrers Duns Scotus, als Streiter für die unbefleckte Empfängniß der Jungfrau Maria, eine gewichtvollere Stellung gegen die ſtolzen Dominicaner, und reichlichen Zündſtoff in dem langen Kampfe, den der Ordensneid zwiſchen den Scotiſten (Franciscanern) und Thomiſten (Dominicanern) anfachte und bis in die neuern Zeiten unterhielt. (Vergl. Dominicaner und Thomas von Aquinum.) Mit dieſen, ihren natürlichen Nebenbuhlern, haben ſie als Gewiſſensräthe, Regierungsgehülfen und politiſche Agenten der Fürſten vom 13. bis in das 16. Jahrh., ganz im Widerſpruch mit ihrem damaligen deutſchen Namen: Nullbrüder, die Herrſchaft über die chriſtlichen Völker getheilt, und, endlich von den Jeſuiten verdrängt, durch kluge Verträglichkeit mit den letztern mehr, als die Dominicaner, von ihrem alten Einfluſſe zu behaupten gewußt. Franciscaner gelangten häufig zu den höchſten Kirchenämtern, die Päpſte Nicolaus IV., Alexander V., Sixtus IV. und V., und Clemens XIV. waren aus dieſem Orden. Solchen gelehrten und politiſchen Glanz ſahen jedoch die Eiferer für die Beobachtung des Buchſtabens der alten Ordensregel ſtets als Folgen einer ungewiſſenhaften Abweichung von demſelben an, und bildeten daher die beſondern Brüderſchaften der Cäſariner und Cöleſtiner, oder Franciscaner-Eremiten, noch im 13. Jahrh., der Spiritualen, Clareniner, Amadeiſten im 14. Jahrh., welche, obwohl meiſt mit Gewalt unterdrückt, den Geiſt der Widerſetzlichkeit und innern Uneinigkeit im Orden durch ihre Reſte fortpflanzten, bis ſie in der 1363 bei Foligni in Italien vom heil. Paulus geſtifteten, und durch Wiederherſtellung der vom Stifter vorgeſchriebenen vollkommnen Armuth und Strenge in der Lebensart ausgezeichneten Brüderſchaft der Soccolanti (Sandalenträger, Barfüßer) einen Vereinigungspunkt fanden. Dieſe Brüderſchaft wurde erſt vom Papſte, dann auch von dem Concilium zu Coſtnitz 1415, als ein beſonderer Zweig des Franciscanerordens, unter dem Namen „Obſervanten, mindere Brüder von der Obſervanz" anerkannt, und behielt bei der Ausgleichung, durch welche Leo X. 1517 die bisherigen Streitigkeiten der verſchiedenen Parteien niederſchlug, die Oberhand. Seitdem iſt der Obſervantengeneral Generalminiſter (Miniſter [Diener] nennen die Minoriten aus Demuth ihre Obern) des ganzen Ordens, und der Superior der Conventualen oder Minoriten von der gemilderten Regel, welcher nur den Titel Generalmagiſter führen darf, ihm untergeben. Unter den Obſervanten ſind im 16. und 17. Jahrh. neue Formen im Punkte der Armuth und Caſteiung des Leibes entſtanden, zufolge deren ſie ſich nach den verſchiedenen Graden der Verſchärfung ihrer Regel in regulirte, ſtrenge und ſtrengſte eintheilen. Die regulirten wurden in Frankreich Cordeliers (Strickträger, wegen ihres Gürtelſtricks mit Knoten), anderwärts Soccolanten, Obſervantiner genannt, unter welchem Namen ſie in Italien, der Schweiz, der pyrenäiſchen Halbinſel und Amerika noch beſtehen. Zu den ſtrengen Obſervanten gehören die Barfüßer in Spanien und Amerika, die Verbeſſerten (Riformati) in Italien, und die ehemals in Frankreich blühenden Recollecten, d. h. Eingezogenen, weil ſie blos dem ſtillen Nach-

denken ergeben waren, und durch ihre dienenden Brůder Almoſen ſammeln ließen. Die ſtrengſten ſind die Alcantariner, nach der Reform Peters von Alcantara, mit ganz bloßen Fůßen; man findet ſie noch håufig in Spanien und Portugal, ſelten in Italien. Såmmtliche Zweige der Obſervanten machen unter ihrem gemeinſchaftlichen Generale zwei Familien aus: die cismontaniſche, mit 66 jetzt meiſt ſehr ſchwachen Provinzen in Italien, Oberdeutſchland, wo die Klöſter theils eingegangen, theils durch die Regierungen vom Generale getrennt worden ſind, in Ungarn, Polen, Palåſtina und Syrien; die ultramontaniſche, mit 81 Provinzen, in Spanien, Portugal und den fremden Welttheilen; die bekanntlich eingegangenen franzöſiſchen und nordiſchen Provinzen ſind von dieſer Zahl abzurechnen, die übrigen aber gröſtentheils in Amerika, Aſien, Afrika und den Inſeln zu ſuchen, wo nur diejenigen kleinern Geſellſchaften von Franciscanerklöſtern, die noch blos als Miſſionsplåtze unter den Heiden betrachtet werden, Pråfecturen heißen. Die viel ſchwåchere Brůderſchaft der Beſchuheten oder Conventualen hatte vor der franzöſiſchen Revolution in 30 Provinzen gegen 100 Klöſter und 15,000 Mönche; jetzt findet man ſie nur noch hie und da im ſůdlichen Deutſchland, der Schweiz und Italien, wo ſie Lehråmter bei den Univerſitåten bekleiden; denn ſie beſchåftigen ſich mit den Wiſſenſchaften und unterlaſſen das Betteln. Die graue wollene Kutte mit einem Stricke um den Leib, an dem ein knotiger Geißelſtrick hångt, haben alle dieſe Zweige des Franciscanerordens gemein, ihre Capuze iſt rund und kurz. Eine lange und ſpitzige Capuze und ein langer Bart ſind die einzigen beſondern Merkmale der ſonſt in der Regel und Lebensart den ſtrengen Obſervanten ganz åhnlichen, nur noch rohern und ſchmutzigern Capuziner, welche Matthåus von Baſſi 1528 als eine für ſich beſtehende Brůderſchaft der Minoriten ſtiftete. Seit 1619 haben ſie einen eigenen unabhångigen General, und ſowohl in Europa, als durch ihre Miſſionen in Amerika und Afrika, ſolchen Zuwachs erhalten, daß ſie im 18. Jahrh. 1700 Klöſter und 25,000 Glieder in 50 Provinzen zåhlten. — Nonnen ſeines Ordens ſammelte der heil. Franciscus ſelbſt ſchon 1209, und nannte ſie arme verſchloſſene Frauen, auch Damianiſtinnen, nach ihrer Stammkirche zu St. Damian in Aſſiſi; ſpåter wurden ſie nach der heil. Clara, ihrer erſten Priorin, Clariſſinnen genannt, und theilten ſich, wie der erſte Orden, nach den verſchiedenen Graden der Strenge ihrer Regel, in mehrere Zweige. Dahin gehören drei Gattungen Urbaniſtinnen, die ihre Regel vom Papſt Urban IV. haben, die heilige Iſabelle (Tochter Ludwigs VIII. von Frankreich), welche 1260 für ſie das Kloſter Longchamps bei Paris ſtiftete, als ihre Mutter verehren, und zum Theil auch betteln dürfen; die Capuzinerinnen, die unter den Capuzinern ſtehen, die Alcantarinnen und Clariſſinnen, oder Barfüßerinnen, von der ſtrengſten Obſervanz, welche jetzt am ſchwåchſten ſind, und die Annunciaden mit ihrer Unterabtheilung, den ſogenannten himml. Annunciaden. Dieſe Nonnen heißen insgeſammt auch Franciscanerinnen, ſtehen, mit Ausnahme der Annunciaden, die zum zweiten Orden gehören, theils unter der Aufſicht des erſten Ordens, theils unter den Biſchöfen, haben die Regel der Mönche, und zåhlten im 18. Jahrh. zuſammen auf 28,000 Glieder in 900 Klöſtern. Sonſt erhielten ſie Bettelbrot von den Mönchen, jetzt leben ſie von den Beſitzungen ihrer Klöſter. — Der heil. Franciscus ſtiftete 1221 auch einen dritten Orden für die Weltleute beiderlei Geſchlechts, die es bleiben wollten, und doch einige leichtere Beobachtungen und den Gürtelſtrick von

den eigentlichen Minoriten annahmen. Dieſe Tertiarier waren ſchon im 13. Jahrh. ſehr zahlreich. Menſchen von allen Ständen traten dazu. Aus ihnen gingen nicht nur ketzeriſche Verbrüderungen, wie die Fraticellen und Begharden, ſondern auch 1287 die regulirte Brüderſchaft förmlicher Mönche des dritten Ordens der Minoriten von der Buße hervor, die in Frankreich Picpuces genannt wurden, ſich zu den Obſervanten hielten, jetzt aber eingegangen ſind. Die Geſammtzahl aller Franciscaner und Capuziner belief ſich im 18. Jahrh. auf 115,000 Mönche in 7000 Klöſtern. Jetzt dürfte ſie kein Drittheil betragen, da dieſer Orden in Frankreich und in den meiſten Ländern Deutſchlands, zum Theil auch in Spanien, Portugal und Oberitalien aufgehört hat, in den öſterreichiſchen Staaten keine Novizen mehr annehmen darf, und unter Murat auch in Neapel viele Klöſter verlor. Die Erhaltung der noch vorhandenen iſt im neueſten Concordat mit Neapel ausdrücklich bedacht. In den Colonien außer Europa blüht der Orden noch auf die alte Weiſe; Amerika iſt ſein Paradies; in Jeruſalem bewacht er das heil. Grab; veredelt zeigt er ſich in der catholiſchen Schweiz, wo die Franciscaner von beiden Geſchlechtern ſich zweckmäßig mit Unterricht und Erziehung der Jugend beſchäftigen. E.

Franciscus (St.), ſ. **Franz von Aſſiſi**.

François de Paule, ſ. **Franz von Paula**.

Frank (Joh. Pet.), ein berühmter deutſcher Arzt, geb. im Badenſchen 1745, hatte, wie er ſelbſt erzählt, als Knabe auf der Schule zu Raſtadt, eine ſehr ſchöne Stimme, weshalb die Markgräfin von Baden aus ihm in Italien einen künſtlichen Sopranſänger machen laſſen wollte. Nur mit Mühe bewog ſein Gönner, der General Dreger, die Fürſtin, dieſen Plan aufzugeben. Er wurde Doctor zu Pont à Mouſſon, practicirte zu Pirmaſens, Bitſch und Bruchſal, erhielt eine mediciniſche Profeſſur zu Göttingen 1784, das Jahr darauf die Profeſſur der Clinik zu Pavia, von wo er, 1795, als k. k. Hofrath und Director des großen Hoſpitals nach Wien kam. Catharina II. berief ihn 1804 an die Univerſität zu Wilna, und das Jahr darauf als kaiſerlichen Leibarzt nach Petersburg. 1808 verließ er Rußland mit einer Penſion von 3000 Rubeln, und lebte ſeitdem als practiſcher Arzt zu Wien. Buonaparte wünſchte, ihn in Paris anzuſtellen; allein er ſchlug die glänzenden Anträge aus, um ſeine Schriften zu vollenden. Unter dieſen ſind claſſiſch: Das Syſtem der mediciniſchen Polizei, und ſein Werk: de curandis hominum morbis. 1802 erſchien von ihm zu Wien eine Selbſtbiographie. — Sein Sohn Joſeph Frank, geb. zu Raſtadt 1771, iſt berühmt als Arzt und Schriftſteller, vorzüglich in der Geſchichte der **Erregungstheorie** (ſ. d. Art). Er folgte ſeinem Vater in der cliniſchen Profeſſur zu Pavia, und ging als kaiſerl. ruſſiſcher Hofrath nach Wilna. Außer ſeinen cliniſchen Schriften, iſt auch ſeine: Reiſe nach Paris und London u. ſ. w., in Beziehung auf Spitäler, Verſorgungshäuſer, mediciniſche Lehranſtalten und Gefängniſſe, wichtig. (Wien 1804 — 1806. 2 Thle.)

Franke (Aug. Herm.), Stifter des halliſchen Waiſenhauſes und vieler damit verbundenen Anſtalten, einer der merkwürdigſten und wirkſamſten Männer ſeines Zeitalters, oft durch falſches Lob und ungerechten Tadel mißkannt, aber mit jedem Fortſchritt der Zeit richtiger gewürdigt und nach ſeinem wahren Verdienſt verehrt. Zuerſt von ſeinem Leben, dann von ſeinen Stiftungen! Franke war 1663 zu Lübeck geboren, Sohn des dortigen Domſyndicus, der aber ſchon 1666,

von Ernſt dem Frommen berufen, als Juſtizrath nach Gotha ging, daher ſein Sohn auf dem dortigen Gymnaſium ſeine erſte Bildung empfing. Er zeigte ſo ſeltene Fähigkeiten, daß er im 14. Jahre reif zur Akademie erklärt wurde. Hierauf beſuchte er die Univerſitäten Erfurt, Kiel und Leipzig, und trieb vorzüglich Theologie, doch in ſteter Verbindung mit alten und neuen Sprachen. 1681 promovirte er, hielt unter andern zu Leipzig practiſche Vorleſungen über die Bibel, deren einfache Lehre ihm mehr werth war, als alle dogmatiſchen Spitzfindigkeiten, ward aber wegen des großen Beifalls ſo angefeindet und verfolgt, daß der berühmte Thomaſius, der damals noch in Leipzig, hernach in Halle lehrte, eine Vertheidigungsſchrift für ihn aufſetzte, Franke aber, den Verfolgungen ausweichend, den Ruf nach Erfurt als Prediger annahm. Hier wurden wieder ſeine Predigten, die ſich viel mehr durch Herzlichkeit und warmen Eifer, als durch homiletiſche Künſtelei auszeichneten, ſelbſt von den Catholiken ſo zahlreich beſucht, daß man in Mainz Gefahr für die Religion fürchtete; und catholiſche Eiferer wußten den Hof zu beſtimmen, daß Franke Befehl erhielt, binnen 24 Stunden die Stadt zu räumen, was auch, unter heißen Thränen der Bürger und Kinder, deren er ſich ſo väterlich angenommen hatte, geſchah. Er erhielt ſogleich mehrere Einladungen, zog aber den Ruf nach Halle allen andern vor, wo eben die neue Univerſität errichtet ward. Zuerſt wurde ihm die Profeſſur der orientaliſchen Sprachen, ſpäterhin der Theologie übertragen. Zugleich erhielt er das Paſtorat in der Vorſtadt Glaucha, daher dieſe auch der Sitz aller ſeiner Stiftungen geworden iſt. Die Unwiſſenheit und Verwilderung der glauchaiſchen Gemeine auf der einen, die große Armuth vieler Einwohner auf der andern Seite, gaben ſeiner Thätigkeit, practiſch zu wirken, die erſte Anregung. Dies geſchah beſonders ſeit 1694. Er unterrichtete die ganz verſäumten Armen und Kinder auf ſeiner Hausflur, und gab ihnen dann kleine Almoſen. Bald nahm er auch ein paar Vaterloſe auf, deren Zahl ſich ſchnell vermehrte. Wohldenkende unterſtützten ihn mit kleinen Beiträgen. Wenn man den Umfang ſeiner nachmaligen Stiftungen anſieht, muß man allerdings über einen ſo geringen Anfang erſtaunen. Von nun an wuchſen ſeine Anſtalten für Erziehung und Unterricht mit jedem Jahr. Es wurden unter ſeiner Leitung Schulen für alle Stände, und eine Erziehungsanſtalt für Vaterloſe, das eigentliche Waiſenhaus (das jedoch den kleinſten Theil des Ganzen ausmacht) errichtet. Man fing an zu bauen, und 1698 ward der erſte Grundſtein zu allen den Gebäuden, die jetzt zwei über 800 Fuß lange Straßen bilden, gelegt. Man irrt, wenn man, vielleicht durch die Regelmäßigkeit getäuſcht, glaubt, Franke habe gleich anfangs einen ſo großen Plan gehabt. Nie hätte er wohl vorherſehen können, daß der Ruf ſeiner frommen Menſchenliebe nah und fern ſo viele Theilnehmung erwecken, daß man ihm von allen Seiten her Summen zu 50, 100 und 1000 Thalern zuſchicken, daß ihm ein ſtiller Freund der Chemie und Pharmacie, den er auf ſeinem Todbette beſuchte, Recepte zu allerlei Arzneien übergeben würde, die hernach ſo viel Aufſehen gemacht, und deren Verkauf vormals einen jährlichen Gewinn von 30 bis 40,000 Reichsthalern abgeworfen hat, woraus ſich allein die Möglichkeit erklärt, ohne alle Unterſtützung der Regierung ſo große Anſtalten ausgeführt zu ſehen. Ihn ſelbſt beſtärkte natürlich dies alles in ſeinem ſtarken Glauben und unerſchütterlichen Vertrauen an die göttliche Vorſehung, zumal es ſich oft traf, daß gerade in der Stunde, wo kein Groſchen vorhanden war, um die wartenden Arbeiter zu bezahlen, die

nöthige, und nicht ſelten eine größere Summe, als man bedurfte, mit der Poſt von bekannten und unbekannten Perſonen einging. Er ſah darin Gottes Wink, daß er ihn zum Werkzeug beſtimmt habe, Vieles und Großes zu vollenden. Und ſo hat man denn mit Recht ſeine Stiftungen ein Werk des Glaubens und der Liebe, und die in ihrer Art letzte große Erſcheinung des religiöſen Geiſtes in Deutſchland genannt, und über einen der Haupteingänge vor mehreren Jahren die paſſende Inſchrift geſetzt:

„Fremdling, was du erblickſt, hat Glaub' und Liebe vollendet,
Ehre des Stiftenden Geiſt, glaubend und liebend, wie Er.“

Was ihm dabei alles ſehr erleichterte, war der ausnehmende und doch ſo ganz uneigennützige Eifer ſeiner erſten Mitarbeiter, die nur gerade ihre nothwendigen Bedürfniſſe verlangten, und dafür mehr leiſteten, als an andern Orten reich beſoldete Männer, denen jener Geiſt fremd war. Da er bei allen ſeinen Unternehmungen von Religion ausging, und practiſche Frömmigkeit für die Hauptſache aller Erziehung und alles Unterrichts hielt, dabei von ſtrengen Sitten und ein Gegner weltlicher Vergnügen war, als gefahrvoll für die Sittlichkeit, ſo ſuchte man dieſe Denkungsart unter dem Namen des Pietismus (Andächtelei, Frömmelei) verächtlich zu machen. Ihn ſelbſt kann gewiß nie der Vorwurf des leeren Scheins verdient treffen. Daß es aber unter ſeinen Schülern viele gab, die es mehr in Worten und Gebehrden, als dem Geiſt nach waren, daß die allerdings übertrieben gehäuften Andachtsübungen, welche ehemals in den Frankſchen Anſtalten herrſchten, Viele mehr mit Widerwillen, als mit Liebe zur Gottſeligkeit erfüllt haben mögen, läßt ſich nicht läugnen, und man iſt davon ſpäterhin zurückgekommen. Er ſelbſt war von aller Frömmelei entfernt, ein heiterer, offner, liebevoller Mann, edel und unbefangen in ſeinen Sitten, als Erzieher der Jugend einſichtsvoll, feſt und mild. Dabei war er im hohen Grade arbeitſam, pünktlich in ſeinen akademiſchen Vorleſungen, wie in ſeinen Predigten, ſowohl da er in Glaucha ſtand, als ſpäterhin, da er an die Ulrichskirche der Stadt Halle verſetzt wurde. Mit dem Steigen ſeines Ruhms nahmen ſeine Geſchäfte und beſonders der Andrang der Correſpondenten ſo ſehr zu, daß er oft nur erſt nach dem Abendeſſen an ſchriftſtelleriſche Arbeiten kommen konnte, deren Ertrag er immer wohlthätigen Zwecken beſtimmte. Die meiſten ſeiner Schriften ſind deutſch und aſcetiſchen Inhalts. Früherhin hat er auch mehrere lateiniſche herausgegeben, wie er denn überhaupt in alten und neuen Sprachen ſehr geübt war. Im J. 1727 erlag ſein Körper den vieljährigen Anſtrengungen. Er ſtarb am 8. Juni, 64 Jahre alt, und hinterließ ſeinem Schwiegerſohn, Joh. Anaſt. Freylinghauſen, und ſeinem einzigen (ohne Nachkommen verſtorbnen) Sohn, Gottl. Aug., die Direction, unter denen nur noch einige Gebäude errichtet wurden, da er das meiſte von dem, was noch jetzt daſteht, vollendet geſehen hat. — Frankens Stiftungen. Man pflegte ſie vormals unter dem Namen des halliſchen Waiſenhauſes zuſammen zu begreifen, weil alles von einer Anſtalt für vaterloſe Kinder ausging. Gerade dies iſt aber der kleinſte Theil des Ganzen, und es giebt im engern Sinn viel größere Waiſenhäuſer in Deutſchland, wiewohl, wenn man alles, was mit dem halliſchen verbunden iſt, dazu rechnet, unſtreitig das halliſche den größten Umfang hat. Folgendes ſind die vornehmſten Inſtitute: 1. Die eigentliche Waiſenanſtalt. In ihr ſind ſeit der Stiftung nahe an 4500 Kinder ganz unentgeltlich erzogen, wovon gewöhnlich $^{3}/_{4}$ männlichen, $^{1}/_{4}$ weiblichen Geſchlechts waren. Erſtere gehen größtentheils zu Hand-

werken und Künſten über. Vorzügliche Köpfe widmet man den Studien, und ſie bleiben bis zur Univerſität in der Anſtalt. Die höchſte Zahl zugleich erzogener war 200. Die ſehr verminderten Einnahmen haben ſie jetzt bis auf 100 herabgebracht. 2. Das königliche Pädagogium, die Erziehungs- und Lehranſtalt für junge Leute aus den mittlern und höhern Ständen. Seit der Stiftung (1696) ſind darin 2790 gebildet. 3. Die lateiniſche Schule, beſteht ſeit 1697 als eine gelehrte Bildungsanſtalt in 9—10 Claſſen für minder Begüterte. Sie hat Penſionäre (ehemals oft an 4—500) und Stadtſchüler, und hat immer den Ruf gründlichen Unterrichts, beſonders in den alten Sprachen, behauptet. Seit 1809 ſind mit ihr die beiden ſehr herabgekommenen Stadtgymnaſien, das lutheriſche und reformirte, unter dem Namen der halliſchen Hauptſchule, im Waiſenhauſe verbunden, welche ſich in eine lateiniſche und eine Realſchule theilt. Die älteſten Lehrer wurden penſionirt; die übrigen arbeiten nun gemeinſchaftlich. 4. Die deutſchen oder Bürgerſchulen. Urſprünglich wurden eine Knaben- und eine Mädchenſchule geſtiftet, welche im Bezirk des Waiſenhauſes lagen, und wovon jede nach und nach zu 10—12 Claſſen anwuchs. In beiden Abtheilungen wurden oft an 150 Kinder aus der Stadt und den Vorſtädten unterrichtet. Hierzu kamen ſpäterhin noch zwei davon abhängende Nebenſchulen, in Glaucha, die Mittelwachiſche und Weingärterſche für die entfernt Wohnenden. Letztere ſind hernach in das Waiſenhaus verlegt, und gegenwärtig beſtehen die deutſchen Bürgerſchulen aus 4 Abtheilungen, von denen zwei für Knaben und Mädchen, die einiges Schulgeld bezahlen, zwei für ganz Arme, als Freiſchulen, beſtimmt ſind. Im Unterricht wird dabei auf die Bedürfniſſe der Mittelſtände und der niedern Volksclaſſen Rückſicht genommen. Uebrigens ſind die ſämmtlichen Schulanſtalten zugleich als Seminarien für angehende Lehrer zu betrachten, die ſich dabei üben, Methode lernen, und dadurch um ſo fähiger werden, in andern Kreiſen als Lehrer zu wirken. Dies iſt ein bedeutender Vortheil, welchen der Studirende auf der Univerſität Halle, wie auf keiner andern, findet. Als ein Anhang der Frankſchen Stiftung iſt noch 5. die Canſteiniſche Bibelanſtalt zu betrachten. Sie ward von dem Baron C. H. von Canſtein, einem vertrauten Freunde Franke's, geſtiftet, und nahm ihren Anfang 1712. Der Zweck war, durch ſtehende Formen der ganzen Bibel in verſchiedenen Formaten, welche den jedesmaligen Satz bei neuen Ausgaben erſparen, den Preis äußerſt wohlfeil zu machen, und dadurch den Verkauf der h. S. zu befördern. Dieſer Zweck iſt auch in ſolchem Grade erreicht, daß bereits über 2 Millionen ganze Bibeln und 1 Million neue Teſtamente verkauft ſind. Die Directoren der Frankeſchen Stiftungen ſind zugleich die Vorſteher dieſer Anſtalt, ohne daß jedoch das Waiſenhaus Einkünfte davon hat, die vielmehr allein der Beſtimmung der Anſtalt gemäß verwendet werden. Uebrigens gehören noch zu den Beſitzungen des Waiſenhauſes eine große Bibliothek in einem eignen Gebäude, und eine Naturalien- und Kunſtkammer von geringerer Bedeutung. — Was endlich die Erhaltungsquellen dieſer vielumfaſſenden Stiftung betrifft, ſo ſind folgende die wichtigſten: 1. Bedeutende Güter und liegende Gründe. 2. Die Medicamente, zum Theil Arcana, welche, wie ſchon oben bemerkt iſt, in frühern Zeiten bei weitem die Hauptquelle waren, ſpäterhin aber im Abſatze, durch die Verbote in vielen Ländern und durch den veränderten Geiſt der Zeit, ſehr gelitten haben. Sie werden durch eine eigene Medicamentenexpedition beſorgt. Nähere Nachricht hierüber giebt die Schrift: Madai's Beſchreibung der

Wirkungen und Anwendungsart der halliſchen Waiſenhausarzneien. Mit neuen Erfahrungen vermehrt vom Profeſſor Tüffer. Halle 1803. 3. Die Apotheke; weit mehr aber 4. die Buchhandlung, welche von einem ſehr geringen Anfang, den ein Candidat Ehlers mit dem Druck einer Frankeſchen Predigt machte, durch die Thätigkeit und Einſicht dieſes Mannes zu einer der anſehnlichſten und ſolideſten Handlungen Deutſchlands herangewachſen iſt. Sie beſitzt eine eigne Druckerei, und hat vorzüglich wiſſenſchaftliche, aſcetiſche und Schulbücher, z. B. faſt alle claſſiſchen Autoren, um ſehr geringe Preiſe geliefert und ſich mit dem ganzen In- und Auslande in Verbindung geſetzt. Der reine Ueberſchuß wird jährlich an die Hauptcaſſe abgegeben und zur Erhaltung der Vaterloſen und der Schulen verwendet. 5. Das Schul- und Penſionsgeld. 6. Königliche Hülfsgelder. Der jetzt regierende König von Preußen war der erſte, welcher den abnehmenden Einkünften durch einen jährlichen Zuſchuß zu Hülfe kam. Die vormalige königlich weſtphäliſche Regierung hat dieſe nicht nur fortgeſetzt, ſondern auch vermehrt. Sie werden jetzt aus den Einkünften des aufgehobenen Kloſters Bergen bei Magdeburg gezahlt. 7. Milde Gaben. Dieſe ſind ehedem ſehr bedeutend geweſen. Seitdem aber das Waiſenhaus in den, wiewohl ſehr übertriebenen, Ruf großer Reichthümer gekommen, haben ſie faſt gänzlich aufgehört. Selten iſt's, daß dankbare Zöglinge ihm Legate vermachen, was früherhin öfter der Fall war. S. übrigens die von 1792—1797 erſchienene Zeitſchrift unter dem Titel: Frankens Stiftungen, 3 Bände, und die Beſchreibung des halliſchen Waiſenhauſes und der damit verbundenen Frankeſchen Stiftungen, nebſt der Geſchichte ihres erſten Jahrh., mit erläuternden Kupfern, 1799. Ll.

Franke iſt der Name, der in den Morgenländern allen chriſtlichen Europäern beigelegt wird, vermuthlich weil ſich in den Kreuzzügen die aus den ehemaligen Franken hervorgegangenen Franzoſen beſonders hervorthaten.

Franken, eines der merkwürdigſten unter den deutſchen Völkern. Sie erſcheinen zuerſt ſeit 238 nach Chr. Geb., und wohnten zwiſchen dem Niederrhein und der Weſer, ſtreiften auch bisweilen über die Weſer bis nach der Elbe zu. Schon im 4. Jahrh. machten ſie verſchiedene Einfälle in Gallien, und zu Anfange des 5. Jahrh. fingen ſie an, in das belgiſche Gallien einzudringen (ſ. d. Art. Frankreich). Aus dem großen Landtheil, welchen die Franken ſpäterhin den Allemannen am Rheine wegnahmen, entſtand eine neue Provinz unter dem Namen des rheiniſchen Frankens (Francia rhenana). Das nachherige Frankenland, ſpäterhin der fränkiſche Kreis, gehörte den Franken damals noch gar nicht, ſondern war ein Theil von Thüringen, von welchem es wahrſcheinlich unter Carl dem Großen getrennt worden iſt (ſ. Thüringen). Im 9. Jahrh. findet ſich ein Herzogthum Franken in der deutſchen Geſchichte, welches ſpäterhin an die Familie der Hohenſtaufen, die auch das Herzogthum Schwaben beſaß, kam, und mit Erlöſchen des hohenſtaufiſchen Hauſes wieder einging.

Franken, Fränkiſcher Kreis, war einer von den zehn Kreiſen, in welche Deutſchland vor der 1806 erfolgten Auflöſung der deutſchen Reichsverfaſſung eingetheilt war, und begriff einen der ſchönſten Striche Deutſchlands, vom Main von Oſten nach Weſten durchfloſſen, zwiſchen Schwaben, den Rheinlanden, Sachſen, Böhmen und Baiern, ungefähr 490 Q. M. groß, und von 1,500,000 Menſchen bewohnt. Jetzt beſitzt der König von Baiern den bei weitem größten Theil Frankens, gegen 430 Q. M. mit 1,200,000 Einwohnern; das übrige iſt

unter Würtemberg, Baden, Heſſen-Darmſtadt, Preußen, Churheſſen und die fürſtlich ſächſiſchen Häuſer zu ungleichen Theilen getheilt.

Frankenberg (Sylvius Fried. Ludwig, Freiherr von), dieſer um die Herzogthümer Gotha und Altenburg hochverdiente Staatsminiſter, der das ſeltene Glück genoß, ſein 50jähriges Miniſterjubiläum zu feiern, war 1728 geboren, und ſtammte von einem Zweige des alten deutſchen Geſchlechts der Frankenberg ab, der ſich im 11. Jahrh. in Schleſien niederließ. Der Vater ſtand der Herrſchaft Schmalkalden als landgräflich-heſſiſcher Oberaufſeher vor, und der Sohn machte ſich als Rath, dann Präſident des Conſiſtoriums in Hanau, und als Geſandter in Copenhagen und Wien um Heſſen verdient. Jedoch vertauſchte er dieſen Wirkungskreis bald mit einer Stelle im herzogl. ſachſen-gothaiſchen Geheime-Rathscollegium, zu welcher er vom Herzog Friedrich III. 1765 berufen wurde. Seit 1788 ſtand er als Staatsminiſter an der Spitze dieſer höchſten Landesbehörde, und leitete in den ſeit 1789 ſo ſchwierigen Zeiten die politiſchen Verhältniſſe mit ſolcher Umſicht und weiſen Mäßigung, daß die Länder ſeines Fürſten unerſchüttert blieben, und ihre Landes- und Regierungsverfaſſung ungekränkt erhielten. Als Chef des Steuer-Collegiums wußte er nicht nur, ſo groß auch der Druck verderblicher Kriege und die Stockung des Erwerbs war, den Credit des Landes aufrecht zu erhalten, ſondern auch noch für die Verbeſſerungen der öffentlichen Unterrichtsanſtalten Mittel herbeizuſchaffen, und andere gemeinnützige, außerordentliche Ausgaben zu beſtreiten. Nachdem er dreien Fürſten, den Herzogen Friedrich, Ernſt und Auguſt, mit gleichem Eifer, gleicher Treue und gleichem Erfolg gedient, und bis in ſein ſpätes Alter ungeſchwächte Körper- und Geiſteskraft erhal en, ſtarb er bald nach der Feier ſeines Jubiläums, zu Anfange des J. 1815.

Frankenhauſen, Stadt und Amt in Thüringen an einem Arm der Wipper und am Fuße des Kyfhäuſer-Berges, in einer fruchtbaren Gegend mit Bergen und Waldung umgeben, dem Fürſten von Schwarzburg-Rudolſtadt zugehörig. Die Stadt hat etwa 3000 Einwohner, eine fürſtl. Regierung, ein preuß. Poſtamt und eine gute Schule. Wichtig iſt ihr Salzwerk, eines der älteſten in Deutſchland, welches den Bürgern erb- und eigenthümlich zugehört, und die damit verbundene Badeanſtalt, die, obgleich noch jung, doch ſchon zahlreich beſucht wird. Die Soole iſt zehnlöthig; man verſiedet von ihr jährlich 60,000 Scheffel, und könnte noch viel mehr verſieden, wenn größerer Abſatz wäre. Auch wird in der Gegend ein ſchöner und dichter Alabaſterſtein gebrochen. Die aufrühriſchen Bauern erlitten in dieſer Gegend 1525 eine große Niederlage. (S. Münzer, Thomas.)

Frankenweine, eine Gattung deutſcher Weine, die vorzüglich im baierſchen Untermainkreiſe gebaut und gewonnen wird, und die zu den angenehmſten und geſundeſten Tiſchweinen gehört. Die vorzüglichſte Sorte iſt der ſogenannte Leiſtenwein, der, wenn er ein gewiſſes Alter hat, durch ſeinen angenehmen Duft oder ſeine Firne und ſeine Zartheit vielleicht alle deutſche Weine übertrifft. Feuriger noch als dieſer iſt der Steinwein, aber es fehlt ihm das Bouquet (der würzige Duft) und die Lieblichkeit des Leiſtenweins. Andere gute Gewächſe ſind der Werthheimer, der Dettelbacher u. ſ. w. Von Kitzingen unweit Würzburg, von Bamberg, von Beeshauſen und von Würzburg wird mit dieſen Weinen ein großer Handel getrieben. Die neuern beſten Jahrgänge ſind die von 1761, 1762, 1775, 1779, 1791, 1783, 1811, 1819 und 1820.

Frankfurt am Main, eine von den vier freien Städten des deutſchen Bundes, iſt als Sitz der Bundesverſammlung, und durch ihren Handel, Gewerbfleiß, Reichthum, ihre Bildung und ihre ſchönen Umgebungen, eine von den ſehenswertheſten Städten Deutſchlands. Sie liegt in einer reizenden Gegend, in einem weiten Thale des Mains, welche lebhafte, mit Alleen beſetzte Kunſtſtraßen in allen Richtungen durchſchneiden, und prachtvolle Land- und Gartenhäuſer, ſchöne Luſtgärten, reiche Kornfluren und treffliche Obſt-, Gemüſe- und Weingärten ſchmücken. Das eigentliche Frankfurt breitet ſich am rechten Ufer des Mains aus, über welchen anſehnlichen und mit Schiffen bedeckten Fluß eine 330 Schritte lange, auf 14 Bogen ruhende ſteinerne Brücke führt, und es mit der auf der linken Mainſeite liegenden Vorſtadt, Sachſenhauſen, verbindet. Sonſt hatte die Stadt Feſtungswerke und enge finſtere Thore; jetzt ſind ſtatt der letztern blos eiſerne Gatterthore angebracht, neben welchen ſchöne Wacht- und Zollhäuſer ſtehen, die Feſtungswerke ſind niedergeriſſen, die ausgetrockneten Gräben mit Baumpflanzungen verſehen, die Wälle geebnet, und theils mit ſchönen Häuſern und Straßen beſetzt, theils zu trefflichen Gartenanlagen im engliſchen Geſchmacke benutzt. Frankfurt enthält mit Sachſenhauſen über 200 Straßen, 14 Kirchen, 3467 Häuſer, wovon 470 in Sachſenhauſen, und jetzt wohl 60 000 Einwohner, größtentheils Lutheraner; doch ſind auch viele Catholiken, Reformirte und gegen 12,000 Juden darunter. Es giebt in Frankfurt viele enge, finſtere Straßen, und eine Menge alter, mit abgeſchmackten Verzierungen bemalter Häuſer; aber man findet auch an den öffentlichen Plätzen und in den Hauptſtraßen geſchmackvolle, palaſtmäßige Gebäude, und es ſind in einem Zeitraume von zehn Jahren viele neue Häuſer in einem guten Stile aufgebaut worden. Die Straßen ſind wohl gepflaſtert und zum Theil ſehr gut erleuchtet. Durch ihre Länge, Breite und herrlichen Gebäude zeichnet ſich vorzüglich unter ihnen die Zeil aus. An der ſogenanten ſchönen Ausſicht (belle vue), am Main und oberhalb der Brücke, ſind viele neue regelmäßige Straßen und in einem edeln Stil erbaute Häuſer entſtanden, und Frankfurt verſchönert ſich mit jedem Jahre. Von den öffentlichen Gebäuden, die ſämmtlich weniger anſehnlich ſind, als man es von einer ſo reichen Stadt vermuthen ſollte, bemerken wir, die catholiſche Stiftskirche St. Bartholomäi, gewöhnlich die Domkirche genannt, worin ſonſt die römiſch-deutſchen Kaiſer gewählt und gekrönt wurden. Sie wurde zur Zeit der erſten Carolingiſchen Kaiſer geſtiftet, erhielt aber ihre jetzige Bauart in den J. 1415 bis 1509. Unter den vielen Denkmälern, die in dieſer Kirche befindlich ſind, iſt das des Kaiſers Günther das merkwürdigſte. Der Römer, das Rathhaus der Stadt, iſt eine Miſchung von mehreren Bauarten, die kein übereinſtimmendes Ganze ausmacht. Die goldene Bulle wird noch jetzt darin aufbewahrt. Das Thurn- und Taxiſche Palais, ehemalige Reſidenz des Fürſt Primas, und worin jetzt die Sitzungen des deutſchen Bundes gehalten werden, iſt in einem edeln Stile erbaut. Frankfurt enthält mehrere ſehenswerthe wiſſenſchaftliche und Kunſtſammlungen, als die 100,000 Bände ſtarke vereinigte Stadt- und Rathsbibliothek, für die gegenwärtig ein neues Bibliothekgebäude errichtet wird, wohin auch das zur Beförderung der ſchönen Künſte errichtete Muſeum kommen ſoll; ferner die Sammlung von Kupferſtichen, Gemälden, Zeichnungen und Antiken-Abgüſſen des 1816 verſtorbenen Banquiers Städel, der dieſelbe und ſein Vermögen von 1 Mill. fl. der Stadt zur Errichtung einer Kunſtanſtalt vermacht hat, das 1819 er-

öffnet, und mit dem eine Kunſtlehranſtalt verbunden worden iſt; endlich die Gerning'ſchen Sammlungen von Münzen, Gemälden und Antiken, nebſt einer Schmetterlingsſammlung, welche vielleicht die erſte in Europa iſt, und 50,000 Stück enthält. Unter den Wohlthätigkeitsanſtalten zeichnet ſich das Senkenbergiſche Stift aus, mit einem botaniſchen Garten, einer Bibliothek, einem anatomiſchen Theater und dem trefflichen Bürgerhoſpitale. Die frankfurter Handwerker und Künſtler liefern treffliche Arbeiten; unter vielerlei Fabriken ſind die Rauch- und Schnupftabaks- und die Kupferdruckſchwärzefabriken die wichtigſten. Aber wichtiger als dieſe Erwerbzweige iſt der Handel, welchen Frankfurt theils mittelbar, theils unmittelbar in alle Gegenden Europa's und auch in andere Welttheile treibt. Derſelbe beſteht, außer dem nicht unbedeutenden Vertrieb von eigenen Fabrikaten (beſonders Rauch- und Schnupftabak) und Landeserzeugniſſen, Wein u. ſ. w., in eigenem Großhandel mit franzöſiſchen, engliſchen, ſchweizeriſchen, ſächſiſchen und ſonſtigen deutſchen Fabrikaten, wovon man hier äußerſt große Lager beſtändig antrifft; ferner in einem ſehr wichtigen Speditions-, Commiſſions- und Zwiſchenhandel, und einem großen Wechſelhandel. Auch der Buchhandel und der Handel mit Staatspapieren aller Art ſind von Bedeutung. Dieſer Handel wird ſehr befördert durch die Main- und Rheinſchiffahrt, durch die zwei berühmten Meſſen und durch die hier durchgehende Hauptſtraße. Zu den nächſten, am häufigſten beſuchten Luſtörtern gehören: Oberrad, ausgezeichnet durch eine angenehme Ausſicht auf das ſchöne Mainthal und die Stadt ſelbſt, Bornheim, Hauſen, mit der romantiſchen Ausſicht auf das nahe Taunusgebirge, Bockenheim, Rödelheim, Offenbach, das Forſthaus, wo ſich ein angenehmer Wald und eine geſchmackvolle engliſche Anlage befinden, der Sandhof und Niederrad. Zu den entferntern Vergnügungsörtern gehören Hanau, das Wilhelmsbad, Homburg und Wisbaden. Frankfurt war eine kaiſerl. freie Reichsſtadt; 1806 wurde ſie dem Fürſten Primas zugetheilt, und nach der Vernichtung der franzöſiſchen Uebermacht, 1815, zu einer freien Stadt des deutſchen Bundes und zum Sitze der deutſchen Bundesverſammlung erklärt. Sie gab ſich am 18. October 1816 eine eigene Verfaſſung, indem man die ehemalige reichsſtädtiſche mit einiger Abänderung wieder einführte. Unter den vier freien Städten des deutſchen Bundes nimt ſie den zweiten Rang ein, hat auf der Bundesverſammlung mit den übrigen zuſammen die 17. Stelle, im Plenum eine eigene Stimme, und beſitzt außer der Stadt ein Gebiet von 5 Q. M., worin gegen 13,000 Menſchen wohnen. Bei einer Volksmenge von 60,000 Menſchen, und obwohl das ſtehende Militär bis auf 300 Mann verringert worden iſt, betrug dennoch das Ausgabe-Budget der Stadt vom Jahr 1819, 800,000 Gulden, hatte aber auch große Schulden. Der Meßhandel hat ſehr gelitten; daher bildete ſich 1819 in Frankfurt ein Verein deutſcher Fabrikanten und Kaufleute, der Hülfe beim Bundestage ſuchte.

Frankfurt a. d. O., eine anſehnliche Handelsſtadt in der Mittelmark Brandenburg, mit 13,800 Einw., die theils reformirt, theils lutheriſch ſind. Die Stadt iſt nach alter Art befeſtigt. Sie iſt der Sitz einer Regierung und eines Oberlandesgerichts, hat verſchiedene Fabriken und jährlich 3 Meſſen; auch hat die Stadt allein die Schiffahrt auf der Oder nach Breslau. Sehenswerth ſind daſelbſt das Denkmal des berühmten Dichters Kleiſt, der in der Schlacht bei Kunersdorf 1759 tödtlich verwundet wurde, das Denkmal Leopolds von Braun-

ſchweig, und in der Nachbarſchaft das Schlachtfeld bei Kunersdorf. Die Univerſität iſt 1810 nach Breslau verlegt worden.

Franklin (Benj.) war zu Boſton in Nordamerika 1706 von unbemittelten Eltern geboren. So gern ihn ſein Vater, der die Fähigkeiten des Knaben früh bemerkte, den theologiſchen Studien gewidmet hätte, mußte er dieſen Plan doch, aus Mangel an den nöthigen Mitteln, wieder aufgeben, denn er war damals durch ſein Handwerk, die Färberei, nicht im Stande, ſeine Familie nur dürftig zu erhalten, und hatte ſie aus Noth mit dem Lichtziehen und Seifenſieden vertauſcht. Bei dieſer Arbeit mußte ihm ſein Sohn hülfreiche Hand leiſten, der nur in den Stunden der Muße ſeinen Hang zum Leſen befriedigen konnte. Es ſtanden ihm aber dazu in dem väterlichen Hauſe, außer einigen theologiſchen und aſcetiſchen Schriften, nur Plutarchs Lebensbeſchreibungen und de Foe Verſuch über die Projecte zu Gebot. Aus den letztern ſchöpfte Franklin Ideen, welche nach ſeiner eigenen Angabe wichtigen Einfluß auf ſein Leben gehabt haben. So erreichte der Knabe das zwölfte Jahr, und entſchloß ſich nun, bei ſeinem aus England zurückgekommenen Bruder, Jacob, die Buchdruckerkunſt zu erlernen. Er machte ſchnelle Fortſchritte; die Freiſtunden, und oft ſelbſt einen Theil der Nacht, widmete er dem Leſen, wozu ihn ein wohlwollender Kaufmann, Matthiew Adam, mit Büchern verſah. Eine Schrift von Tryon, worin die vegetabiliſche Koſt empfohlen wird, brachte ihn zu dem Entſchluß, dieſe Diät zu verſuchen. Er verfertigte ſich jetzt, während die übrigen Arbeiter zur Mittagszeit die Druckerei verlaſſen hatten, ſeine frugale Mahlzeit ſelbſt, und ſparte dadurch Geld und Zeit. Er las damals Locke's Verſuch, Xenophons Denkwürdigkeiten, und die Schriften von Shaftsbury und Collins. Schon früher hatte er ſich ſelbſt als Dichter verſucht. Zwei ſeiner Balladen auf damalige Ereigniſſe, die er auch ſelbſt zum Verkauf herumtrug, fanden Beifall, der ihn zu weitern Arbeiten dieſer Art würde bewogen haben, wenn ihn nicht ſein Vater aufmerkſam darauf gemacht hätte, daß alle Verſemacher arm wären. Als aber 1720 oder 1721 ſein Bruder eine Zeitung unternahm, in welche auch allerlei unterhaltende Aufſätze eingerückt wurden, erwachte ſein ſchriftſtelleriſcher Hang wieder; er ſchrieb einen Aufſatz mit verſtellter Hand, legte ihn vor die Thür der Druckerei, und hatte die Freude, ihn aufgenommen zu ſehen. Er fuhr damit fort, und gab ſich endlich zu erkennen. Aber Mißhelligkeiten, in die er mit ſeinem Bruder gerieth, bewogen ihn, Boſton zu verlaſſen. In Philadelphia fand er Arbeit, machte einige angenehme Bekanntſchaften, und ſetzte ſeine Studien mit Eifer fort. Der Gouverneur der Provinz, William Keith, der durch einen ſeiner Briefe die vortheilhafteſte Meinung von dem Jüngling gefaßt hatte, ermunterte ihn, eine eigene Druckerei anzulegen, und erbot ſich, ihm 100 Pfund vorzuſchießen, um ſich das dazu Nöthige in England ſelbſt anzukaufen. Franklin zögerte nicht, dahin zu reiſen, nachdem er ſich vorher mit Miß Read, der Tochter ſeines Wirthes, verlobt hatte, fand ſich aber in England in allen ſeinen Hoffnungen getäuſcht. Seine nicht geringe Verlegenheit wurde noch dadurch vermehrt, daß er einen jungen Menſchen, Namens Ralph, der ihn begleitet hatte, mit ernähren mußte. Beide ergaben ſich einem ziemlich unregelmäßigen Leben. Franklin arbeitete um dieſe Zeit an Wollaſton's Werk über die natürliche Religion; eine Schrift, die er darüber herausgab, brachte ihn mit einigen engliſchen Gelehrten in nähere Verbindung. Er blieb 18 Monate in London, und kehrte 1726 nach Philadelphia zurück. Unterwegs machte er die Bekanntſchaft ei-

nes Kaufmanns, mit Namen Denham, und ward deſſen Buchhalter; als dieſer aber bald darauf ſtarb, mußte er aufs Neue zur Buchdruckerei ſeine Zuflucht nehmen. Seine Studien ſetzte er dabei unabläſſig fort, ſtiftete auch eine literariſche Geſellſchaft junger Leute, unter dem Namen Junta, die ſich wöchentlich verſammelte, und über Moral, Politik, Phyſik u. ſ. w. Unterſuchungen anſtellte. Endlich errichtete er eine eigene Buchdruckerei in Gemeinſchaft mit Meredith, ſeinem Gehülfen, der das Geld dazu hergab, ſich aber bald wieder zurückzog. Franklin, von einigen Freunden unterſtützt, ſetzte darauf das Geſchäft allein fort. Um dieſe Zeit trat er zuerſt als politiſcher Schriftſteller auf, und fand den ungetheilteſten Beifall. Seine oben erwähnte Braut, Miß Read, hatte ſich während Franklins Aufenthalt in London, da ſie ſich ſehr kalt von ihm behandelt ſah, verheirathet, lebte aber in einer unglücklichen Ehe. Franklin eilte, ſein begangenes Unrecht wieder gut zu machen, bot der wieder Geſchiedenen ſeine Hand an, und heirathete ſie 1730. Indeſſen gingen ſeine Geſchäfte, die er durch einen Papierhandel erweitert hatte, ſehr glücklich von Statten; dabei wuchs die Achtung, welche man für ihn hegte. Seine penſylvaniſche Zeitung und ſein jährlicher Almanach beurkundeten ſeine ſeltenen Einſichten. Eine Folge davon war, daß man ihm 1743 den ehrenvollen Auftrag gab, den Plan der philoſophiſchen Geſellſchaft in Amerika genauer zu entwerfen. Um dieſe Zeit fing er an, ſich mit der Electricität zu beſchäftigen, und der glücklichſte Erfolg krönte ſeine Bemühungen. Die Erfindung des Gewitterſtrahlableiters (1749) machte ſeinen Namen durch ganz Europa bekannt. Die Oxforder Univerſität ernannte ihn 1762 zum Doctor der Rechte. Unterdeſſen gewannen die politiſchen Verhältniſſe der nordamerikaniſchen Colonien ein immer höheres Intereſſe; die amerikaniſchen Patrioten und die Anhänger des engliſchen Miniſteriums bildeten ſich immer mehr zu zwei entgegengeſetzten Parteien, und beide bemühten ſich, einen Mann zu gewinnen, deſſen Einſichten und Einfluß ihnen den größten Vortheil verſprachen. Franklin wurde nach ſeiner Rückkunft von einer Reiſe nach London Generalpoſtmeiſter aller engliſch-amerikaniſchen Colonien: aber dieſer mit anſehnlichen Einkünften verbundene Poſten beſtach ihn nicht zum Nachtheil der Wahrheit und der gerechten Sache ſeines Vaterlandes. Denn als bei den zunehmenden Unruhen in den Colonien das Haus der Gemeinen in London alle Agenten der Provinzen vor ſeine Schranken lud, um die Beſchwerden zu unterſuchen, erſchien (1767) auch Franklin für Penſylvanien, ſprach mit eben ſo viel Freimüthigkeit als Einſicht für die gerechte Sache, und erließ an ſeine Landsleute aufmunternde und anfeuernde Sendſchreiben, welche allenthalben Begeiſterung erregten. Der Hof bewies ihm dafür ſein Mißfallen durch Entſetzung von ſeinem Poſten, und Franklin, in Gefahr verhaftet zu werden, kehrte 1775 nach Philadelphia zurück, wo der Congreß verſammelt war. Nicht zufrieden, die große Kriſe durch thätige Mitwirkung zu dem bekannten glücklichen Ausgange zu leiten, unternahm er es noch in ſeinem 71. Lebensjahre (1776), als Unterhändler nach Frankreich zu gehen. Anfangs unterhandelte er insgeheim; als aber Ludwig XVI. 1778, nach der Schlacht bei Saratoga, die Unabhängigkeit der dreizehn vereinigten Staaten von Nordamerika anerkannt hatte, erſchien der ſchlichte, ehrfurchtgebietende Greis als bevollmächtigter Miniſter ſeines Vaterlandes an dem glänzenden Hofe von Verſailles, und wurde der Gegenſtand allgemeiner Verehrung. Als er endlich am 20. Jan. 1783 mit den engliſchen Commiſſarien zu Paris den Frieden unterzeichnet

50*

hatte, der ſeinem Vaterlande die Unabhängigkeit zuſicherte, kehrte er nach Philadelphia zurück, wo alles wetteiferte, ihm Beweiſe der Achtung und Dankbarkeit zu geben. Er bekleidete noch, trotz ſeines hohen Alters, die Stelle eines Präſidenten der Verſammlung von Penſylvanien, und ſtarb, bis an ſeinen Tod für das Wohl ſeiner Mitbürger ununterbrochen thätig, den 17. April 1790. Außer den angeführten großen Verdienſten um ſeine Mitbürger, hat er ſich durch viele nützliche und heilſame Einrichtungen ein ewiges Gedächtniß in ihren Herzen geſtiftet. Uebrigens verdankt ihm die Phyſik manche wichtige Entdeckung. Nicht allein die Erfindung des Wetterableiters iſt ſein Werk, er hat auch zuerſt die Natur des Nordlichts erklärt, und der electriſche Drache (ſ. d. Art.) iſt ſeine Erfindung. Er erfand einen eigenen Sparofen, und vervollkommnete die Harmonica, für deren Erfinder er fälſchlich gehalten wird. Die Nationalverſammlung in Frankreich legte, auf Mirabeau's Antrag, eine dreitägige Trauer um ihn an. Franklin gehört in die Zahl der ausgezeichnetſten Männer ſeines Jahrhunderts. Mit ruhiger Klarheit durchſchaute ſein ſcharfſinniger Geiſt die Verhältniſſe des Lebens im Großen wie im Kleinen, ohne je von der Bahn der Wahrheit abzugleiten, und ſein edles Herz umfaßte das Wohl der Menſchheit. Ohne in die Irrgänge einer unfruchtbaren Grübelei einzugehen, hatte er ſich ein Syſtem der Lebensweisheit gebildet, das ſeine Anwendbarkeit ſtets bewähren wird. Unübertrefflich iſt er in der Kunſt, die Lehren der Moral zu entwickeln, und ſie auf die Pflichten der Freundſchaft und der allgemeinen Liebe, auf die Benutzung der Zeit, auf das Glück der Wohlthätigkeit, auf die nothwendige Verbindung des eigenen Wohls mit dem allgemeinen, auf die Früchte der Arbeitſamkeit, auf den ſüßen Genuß, den die geſelligen Tugenden uns verſchaffen, anzuwenden. Man kann nichts ſchöneres in dieſer Art leſen, als die Sprüchwörter des alten Heinrich, oder die Weisheit des guten Richard, die durch Einkleidung und Inhalt Muſter von Volksſchriften ſind. Eine Sammlung ſeiner nachgelaſſenen Schriften und ſein Briefwechſel iſt nach ſeinem Tode, auch ins Deutſche überſetzt, erſchienen. D'Alembert bewillkommte den Erfinder des Blitzableiters und den Befreier ſeines Vaterlandes, bei ſeiner Aufnahme in die franzöſiſche Akademie, mit dem eben ſo ſchönen als wahren Herameter:

Eripuit coelo fulmen, sceptrumque tyrannis.

„Muthig entriß er dem Himmel den Blitz, den Tyrannen das Scepter.“

Die Grabſchrift, welche ſich Franklin ſelbſt ſetzte, verdient wegen ihrer Celebrität noch angeführt zu werden; ſie lautet wörtlich überſetzt alſo: „Hier liegt der Leib Benjamin Franklins, eines Buchdruckers (gleich dem Deckel eines alten Buchs, aus welchem der Inhalt herausgenommen, und der ſeiner Inſchrift und Vergoldung beraubt iſt), eine Speiſe für die Würmer; doch wird das Werk ſelbſt nicht verloren ſein, ſondern (wie er glaubt) dermaleinſt erſcheinen in einer neuen, ſchönern Ausgabe, durchgeſehen und verbeſſert von dem Verfaſſer.

Frankreich. I. Geſchichte Frankreichs bis zum Jahr 1789. 1. Aelteſte Geſchichte. Ein Bund mehrer Völker gab ſich den Namen „Franken“ die Freien, als ihnen die Beſiegung der Longobarden gelungen war. Dieſer Frankenbund hatte ſich von der Mündung der Lahn, längs dem Rhein hinunter ausgebreitet, und beſtand aus den Chauzen, Sigambern, Attuariern, Bructerern, Chamavern und Chatten. Nach vielen Raubzügen durch Gallien bis über die Pyrenäen, führten ſie blutige Kriege mit den Legionen der römiſchen Kaiſer Gordian, Maximian, Poſthumius, Conſtantius und Cäſar Julian, in

Gallien, in der bataviſchen Inſel und in Britannien, wo ſie auch mit den Sachſen dem Afterkaiſer Carauſius beiſtanden. Beſonders zeichneten ſich unter ihnen die Salier, die Bewohner des Landſtrichs an der Saale, aus, mit denen Julian in harten Kampf gerieth, als ſie bis an die Schelde vorgedrungen waren. Sie wurden im 4. Jahrh. dem Weſten des römiſchen Reichs eben ſo furchtbar, als die Gothen dem Oſten deſſelben waren, und hatten ſich bereits im belgiſchen Gallien und um die Somme feſtgeſetzt, als Chlodowig der Große, aus dem Geſchlecht der Merovinger, in der Schlacht bei Soiſſons, die er 486 über den römiſchen Feldherrn Syagrius gewann, der römiſchen Herrſchaft in Gallien ein Ende machte. Dieſer 20jährige Eroberer unterwarf ſeiner Herrſchaft die Allemannen nach der Schlacht bei Zülpich (496), an beiden Ufern des Rheins, 507 die Britten in Armorica (Bretagne), und die Weſtgothen in Aquitanien (das Küſtenland von der Garonne bis an die Pyrenäen). Auch ſeine Vettern, die Fürſten der verſchiedenen Völkerſtämme der Franken, räumte er durch Liſt und Meuchelmord aus dem Wege. Zu Rheims ſetzte er ſich (496) die Krone der Franken auf, nachdem er ſich vom Biſchof Remigius hatte taufen laſſen *), welchem Beiſpiele ſein ganzes Volk folgte. Chlodowigs Nachfolger bekamen deswegen vom Papſte den Titel: allerchriſtlichſter König und erſtgeborner Sohn der Kirche. Seine Dynaſtie (die Merovinger) beſaß das Frankenland in Gallien und Germanien bis 752. Chlodowigs vier Söhne theilten das Reich in Auſtraſien und Neuſtrien, oder in die öſtliche und weſtliche Monarchie; die letztere wieder in die Reiche Orleans, Soiſſons und Paris, ſo daß Theodorich zu Metz, Chlodomir zu Orleans, Childebert zu Paris, und Clothar zu Soiſſons herrſchten. Sie eroberten Thüringen und Burgund; allein die verſchiedenen Theilungen des Reichs, — daher blutige Familienkriege und Verwandtenmord! — das kraftloſe Regiment der Könige und die Einfälle der Araber von Spanien her, zerrütteten das Reich. Doch hielt die Kraft der Majores=Domus (Haushofmeiſter, Hausmair, daher ſpäter Maires du palais) das Ganze noch einigermaßen zuſammen. Aber eben dieſe waren es, welche die merovingiſche Dynaſtie endlich vom Throne verdrängten. Unter ihnen erwarben ſich beſonders Pipin von Heriſtall, Carl Martell, Carlmann und Pipin der Kurze oder Kleine, große Namen in der Geſchichte des Reichs. Heriſtall machte die Frieſen zinsbar; Martell vereitelte durch den Sieg von Tours über die Araber 732 die Eroberungsentwürfe dieſer Nation; er unterwarf die Frieſen gänzlich, nöthigte die Sachſen zum Tribut, und beförderte die Ausbreitung des Chriſtenthums durch den heiligen Bonifaz, den Apoſtel der Deutſchen, der in Carlmann und Pipin noch größere Beſchützer erhielt. Endlich mußte der ſchwache Childerich III. den königlichen Schmuck mit der Mönchskutte vertauſchen, und der Major=Domus Pipin beſtieg mit des Papſtes Genehmigung 752 den Thron. Aus ſeinem Blute ſtammten die Carolinger, die 235 Jahre lang die franzöſiſche Krone trugen. Sein Sohn, Carl der Große, war Beherrſcher der Länder vom Ebro bis an die Niederelbe und bis an den Raab, und von der Nordſee bis an den Garigliano in Neapel. Ihm, dem Herrn von Frankreich, Deutſchland und Italien, gab Papſt Leo III.

*) Das Mährchen iſt bekannt, daß eine Taube das Oelfläſchchen, mit welchem Chlodowig und ſeine Nachfolger geſalbt wurden, vom Himmel gebracht habe, aber unbekannt, ob ungeachtet der Revolution jene Oelflaſche gerettet worden.

im J. 800 die römiſche Kaiſerkrone des Occidents, und der Orient (Conſtantinopel und Bagdad) kam ihm mit Verehrung und Freundſchaft entgegen. Allein ſchon unter ſeinem Sohne und Nachfolger, Ludwig dem Frommen (814—840), zerfiel die Monarchie. Seine drei Söhne theilten, nach blutigem Hader, das Reich durch den Vertrag von Verdun (843), welcher die Trennung der deutſchen und ital. Kronen von der fränkiſchen zur Folge hatte. Carl II., der Kahle genannt, erhielt Frankreich. Von dieſem Vertrage, vom Jahr 843 an, beginnt die Geſchichte des eigentlichen Königreichs Frankreich. Vergl. Sismondi, Histoire de France, I — V Vol. 1822.

2) Von Carl dem Kahlen bis Hugo Capet, 843—987. Mit Carl dem Kahlen begann der Verfall des Reichs, ſeitdem er 877 den Grafen und Herzögen ihre Aemter hatte erblich übertragen müſſen. Auch erwarb unter ihm der Adel das Vorrecht, nur dann zum Heerbann verpflichtet zu ſein, wenn Feinde des geſammten Vaterlandes, wie Normänner und Araber, mit einem Einfalle drohten. Aber eben dieſe Gefahr von Seiten der Normänner veranlaßte die Baronen, welche nach Unabhängigkeit ſtrebten, feſte Schlöſſer zu bauen. Dieſe wurden bald die vornehmſte Schutzwehr des Feudaladels und zugleich Zwingburgen gegen das unterdrückte Volk. Die königl. Macht ſank zu einer bloßen Suzeraineté, d. i. Oberlehnsherrlichkeit, herab. Auf kurze Zeit vereinigte Carl der Dicke die Länder Carls des Großen. Nach ſeiner Abſetzung (887) trennte ſich Burgund von Frankreich, und Odo, Graf von Paris, ſeiner großen Eigenſchaften wegen von den franzöſiſchen Ständen zum König angenommen, mußte Carl dem Einfältigen, den eine Gegenpartei begünſtigte, nach mehrjährigen Kriege, 897, die Krone Frankreichs überlaſſen. So herrſchten zwar die Carolinger in Frankreich noch bis 987; allein der hohe Adel ſpielte mit der Macht des Throns; er theilte ſich in die Domänen des Reichs, und die Kronvaſallen (die bedeutendſten waren: die Herzöge von Franzien, Burgund, Gascogne, Normandie, Aquitanien (Guienne), die Grafen von Flandern, Vermandois, Champagne, Isle de France und Toulouſe) hatten endlich ſo viele Provinzen an ſich geriſſen, daß nur Soiſſons, Laon und einige kleine Ländereien dem letzten Carolinger noch gehörten. Lothringen ward mit Deutſchland vereinigt. In dieſem unglücklichen Zuſtande des Reichs ſank das Anſehn der herrſchenden Dynaſtie immer mehr, bis endlich, nach Ludwig V., des Faulen, Tode (987), dem mächtigen Herzog von Isle de France, Grafen von Paris und Orleans, Hugo Capet, es gelang, ſich auf den Thron zu ſchwingen, indem Ludwigs Oheim, Carl, Herzog von Nieder-Lothringen, unter dem Vorwande, daß er als Vaſall des deutſchen Kaiſers Otto nicht König von Frankreich ſein könne, von der Nachfolge ausgeſchloſſen wurde. So trat an die Stelle der Carolinger der Stamm der Capetinger (ſ. d. Art. in der neuen Folge). Der Staat ſelbſt war eine durch die Feudalariſtokratie beſchränkte, kraftloſe Monarchie. Es waren nämlich aus den Erwerbern der vertheilten Länderbeute, die unter Carl dem Kahlen ſchon den erblichen Beſitz erlangt hatten, mitten unter einem zahlreichen Dienſt- und Kriegsadel, vierzig mächtige Vaſallen entſtanden, und der Inhaber der Krone herrſchte nur als primus inter pares. Daher mußten die Könige jedes Vorrecht der Krone den ſtolzen Baronen ſo lange gleichſam abkämpfen, bis ſich endlich aus dieſem formloſen Zuſtande die Etats généraux entwickelten. (Vergl. d. Art. Franzöſiſche Staatskunſt.)

3. Die Befeſtigung der Monarchie und die Ausbil-

dung der **Feudalſtände** (987—1328). Schon die Erbkönige der erſten capetingiſchen Hauptlinie beſchränkten die Macht der Kronvaſallen, indem ſie ſich mit einzelnen Großen gegen die übrigen, und mit der Kirche gegen die weltlichen Vaſallen überhaupt verbanden. Dadurch erwarben ſie Kronländer und Regalien. Der Staat ſelbſt umfaßte in der Mitte des 12. Jahrh. nur ein Areal von 8 bis 9 der heutigen Departements, mit etwa 1½ Mill. Einw. Er enthielt die Städte Amiens, Laon, Beauvais, Paris, Melun, Orleans, Nevers und Moulin. So weit herab war das eigentliche Beſitzthum der Krone, durch die Anmaßungen der herrſchſüchtigen Großen geſchmolzen. (Die jetzige Bevölkerung dieſes Bezirkes beläuft ſich auf 8 Mill.) Damals beſaßen nämlich: 1. Thierry d'Alſace, Graf von Flandern, mit oberherrlicher Gewalt, 16 der heutigen Departements, die jetzt 5,600,000 Einwohner haben; 2) Thibaut, Graf von Champagne, 7 Departements, mit den Städten Mezieres, Chalons, Troyes, Chaumont, Chartres und Blois, mit 1,800,000 Bewohnern; 3) der Herzog von Burgund 6 Departements (das Herzogthum Burgund und die Franche Comté) mit 2 Mill. Einwohnern. Der ganze mittägliche Theil von Frankreich gehörte mehreren ſouveränen Großen, als den Grafen von Toulouſe, Languedoc, Lyon, Provence u. a. m. Doch der bedeutendſte Theil war der des Königs von England (Heinrich II.), welcher 28 der heutigen Departements beſaß, die jetzt von 10½ Mill. Menſchen bewohnt ſind. Dahin gehörten Nantes, Bretagne, Gueret, Limoges, alle Provinzen von der Mündung der Garonne bis zu ihrem Urſprung, von Carcaſſonne bis Bayonne, und im Norden Boulogne. Alle dieſe Länder mußten nach und nach von den franzöſiſchen Königen der Krone wieder erworben werden. Die Kreuzzüge begünſtigten ihre Entwürfe, indem ſeit der kurzen Verwaltung des Abts Süger, unter Ludwig VI. (ſtarb 1137), das allmälige Verſchwinden der Leibeigenſchaft und das Emporkommen freier Städte das bürgerliche Daſein des Volks vorbereiteten. Unter Philipp II. Auguſt (1180—1223), dem Eroberer, wurde die Zahl der Pares regni auf ſechs geiſtliche und ſechs weltliche beſchränkt. Darauf gab Ludwig IX., der Heilige (ſtarb 1270), durch die Einführung einer neuen Rechtspflege der königlichen Würde mehr Kraft. Ein neues Gegengewicht gegen den Geſchlechtsadel entſtand unter Philipp III. (ſt. 1285) durch die Ertheilung des Briefadels. Noch wichtiger war unter Philipp IV., dem Schönen (ſt. 1314), die Einführung des dritten Standes (tiers-état) oder der Abgeordneten der Städte in die Reichsverſammlung der Geiſtlichkeit und des Adels, ſeit 1301. (Vergl. d. A. **März-** und **Maifeld**.) Mit Hülfe dieſer Feudalſtände widerſtand ſchon Philipp IV. dem Interdicte Bonifaz VIII., und der Prieſterſchaft. Derſelbe Philipp dehnte die Gerichtsbarkeit des pariſer Parlaments über ſämmtliche Kronländer aus. Aber das Ganze beſtand noch immer aus widerſtrebenden Theilen, und die grauſame Vertilgung der **Templer**, 1314 (ſ. d. Art.), iſt nur Ein Zug aus der Geſchichte eines Zeitalters, in welchem nicht das Recht herrſchte, ſondern Gewalt und Unterdrückung.

4. **Frankreichs Kriegsmacht und Eroberungspolitik.** Unter den Valois, der zweiten Linie des Mannsſtammes der Capetinger (1328—1589), welche, mit Genehmigung der Stände, in der Perſon Philipps VI. (Enkels Philipps III.) zur Thronfolge gelangte, ward der Feuerbrand des Kriegs mit England in das formloſe Gebäude der franzöſiſchen Monarchie geworfen, welcher den Geiſt des Aufruhrs im Adel entzündete, die Krieger in Räuber, und die Bauern durch den Druck

des Elends in wilde Thiere verwandelte. Der König von England, Eduard III., machte nämlich, als Philipps IV. von Frankreich Tochterſohn, Anſprüche auf den franzöſiſchen Thron, indem das ſaliſche Geſetz, welches die weiblichen Nachkommen davon ausſchließt, noch nicht Reichsgeſetz war. Während er, der Sieger bei Crecy, Calais eroberte (1347) und den gefangenen König Johann den Guten nöthigte, im Frieden zu Bretigny, 1360, Guienne und andere Provinzen an England abzutreten, wurde Frankreich von den Räuberbanden der Cameradſchaften geplündert, und die Jaquerie, ein Haufe wüthender Bauern (um das J. 1358) ſättigte eine unmenſchliche Rache in dem Blute des Adels. Nur augenblicklich ſtellten Carl V., der Weiſe (ſt. 1380), und ſein Connetable, der tapfere du Guesclin, die Ordnung wieder her. Denn es kamen unter dem wahnſinnigen Carl VI. (ſt. 1422) die Zeiten der Armagnacs über Frankreich: ein Bürgerkrieg der Großen, von Orleans und Burgund mit Meuchelmord geführt, in welchem Heinrich V. von England, als Gemahl der Tochter Carls VI., und mit Zurückſetzung des Dauphins, nachherigen Königs Carls VII., die Erbfolge in Frankreich erlangte. Heinrich V. ſtarb noch vor Carl VI., und ſein minderjähriger Sohn, Heinrich VI., ward vom größten Theile Frankreichs als König anerkannt, auch ſogar, 1431, in Paris gekrönt. Da begeiſterte, mitten unter der Zügelloſigkeit des Kriegs, des Parteigeiſtes und der Sitten, eine Jungfrau (ſ. d. Art. Jeanne d'Arc) die Franzoſen für die Sache des Dauphin 1429, und die Engländer verloren in Frankreich alles, was ſie beſaßen, bis auf Calais. In dieſer Zeit vermehrten die Könige den Länderbeſitz der Krone, z. B. Philipp VI., 1349, durch den Erwerb der Dauphiné; und der Krieg berechtigte ſie, Steuern zu erheben, ohne die Einwilligung der Stände. Hierauf gründete zuerſt Carl VII., im J. 1444, ein ſtehendes Heer. Seitdem ſtrebten die Könige immer planmäßiger, durch Unterdrückung der ſtändiſchen Rechte, nach unumſchränkter Gewalt im Innern, und zugleich, um den kriegeriſchen Geiſt der verwilderten Nation auf Beute hinzulenken, nach auswärtigen Eroberungen. Jenen Zweck erreichte durch Liſt und Gewalt die deſpotiſche Staatskunſt Ludwigs XI. (1461 — 1485), deſſen Regel war: dissimuler, c'est regner. Unter ihm entſtand der 280 Jahre fortdauernde Zwieſpalt mit dem Hauſe Habsburg, als dieſes die burgundiſche Erbſchaft nach Carls des Kühnen Tode (1477) erwarb (ſ. den Art. Niederlande). Dagegen erzwang ſein Sohn und Nachfolger Carl VIII. (ſt. 1498) die Hand der Erbin von Bretagne und die Vereinigung dieſes Herzogthums mit Frankreich. Hierauf ſchloß er mit Oeſterreich den Frieden zu Senlis 1493, und unternahm 1494 den Eroberungszug nach Neapel, als Erbe der Anſprüche des Hauſes Anjou. Damit begann die Eroberungspolitik der franz. Könige gegen Italien, Deutſchland und die Niederlande; woraus zuletzt das neuere politiſche Syſtem von Europa hervorging. Er war der letzte Valois der Hauptlinie. Ihm folgte ein Seitenaſt dieſes Stamms, das Haus Orleans, 1498. Der gutgeſinnte Ludwig XII. (ſ. d. Art.), vermählt mit Anna, Erbin von Bretagne, kannte nicht den Machiavellismus ſeiner Vorfahren, und das Land verdankte ihm Vieles für ſeine innern Verhältniſſe; allein die Sucht, ſeine Staaten zu vergrößern, verwickelte ihn in nachtheilige Kriege. Zwar behauptete er ſeine Familienanſprüche auf Mailand durch die Beſitznahme dieſes Herzogthums; auch eroberte und theilte er das Königreich Neapel mit Ferdinand dem Catholiſchen von Spanien; aber bald ſah er ſich mit dem Bundesgenoſſen ſelbſt im

Zwiſt, der ihm ſeinen Antheil entriß, ſo wie er in dem Kampfe gegen die vom Papſt Julius II. wider ihn mit Spanien, Oeſterreich, England, Helvetien und Venedig geſtiftete Ligue, auch Mailand und die Lehnshoheit über Genua verlor. Sein Nachfolger Franz I. (1515 — 1547) und deſſen Sohn Heinrich II. bekämpften in fünf Kriegen die Macht Carls V. und Philipps II.; allein vergebens ſchloſſen ſie einen Bund mit der Pforte. Dagegen vereinigte Franz I. das Herzogthum Bretagne auf immer mit der Krone, und machte die königliche Gewalt unumſchränkt, indem die mächtigen Vaſallen Hofbedienungen annahmen, und ſelbſt das Parlament ſich allmälig des Königs Willen fügen lernte; Heinrich II. aber gelang es, den Engländern Calais zu entreißen, und im Bunde, den er für die deutſche Freiheit mit Moritz von Sachſen geſchloſſen hatte, die deutſchen Bisthümer Metz, Toul und Verdün zu erobern. Unter Franz I. (ſ. d. Art.) nahm mit Verbreitung der Reformation die Religionsverfolgung auch in Frankreich ihren Anfang. Er und ſeine Nachfolger, Heinrich II. (1547 — 1559) und Franz II. (ſt. 1560, ſ. d. Art.), ließen die Calviniſten verbrennen. So wenig milderte die unter Franz I. in Frankreich aufblühende Bildung des Geiſtes und der Sitten den grauſamen Charakter des Fanatismus! Uebrigens wurde jetzt der Anfang zu den Staatsſchulden gemacht, deren ungeheure Laſt nach 250 Jahren den Thron umſtürzte, und ein Geiſt der Intrigue, mit Unſittlichkeit gepaart, verſchaffte den Frauen einen gefährlichen Einfluß auf Hof- und Staatsangelegenheiten. Carls IX. Regierung (welche während ſeiner Minderjährigkeit die Königin-Mutter, Catharina von Medicis, führte) zeichnete ſich durch die Blutſtröme aus, welche in den Religionskriegen ſeit 1562 Frankreich befleckten. (S. d. Art. Bluthochzeit) (1572). Die Herrſchſucht der Guiſen verdrängte die Prinzen von Geblüt, die Bourbons, weil ſie Hugenotten waren, aus der Nähe des Throns, und trachtete endlich, dieſen ſelbſt zu beſteigen. Der kraftloſe Heinrich III. ließ den Herzog von Guiſe meuchlings, und deſſen Bruder, den Cardinal, im Gefängniß ermorden (1588). Dies war für die Liguiſten in Paris die Loſung zum Königsmord (1589). (S. den Art. Heinrich III. u. IV.)

5. Frankreich eine europäiſche Hauptmacht unter den Bourbons bis 1789. Zwei hundert Jahre vor der Revolution beſtieg der erſte Bourbon aus Capets Stamme, Heinrich IV., der Große, König von Navarra, den Thron von Frankreich. Er brachte wieder Ordnung in das Chaos, bekannte ſich zur catholiſchen Religion, und ſtellte ſeine alten Glaubensgenoſſen unter den Schutz des Edicts von Nantes (1598). Im Verein mit dem weiſen Sully arbeitete Heinrich raſtlos für des Reichs Wohlfahrt. Die Franzoſen erhielten die erſte Ahnung von der Wichtigkeit des Colonialweſens; Pondichery in Oſtindien, Martinique, Guadeloupe, Domingo in Weſtindien, und Quebeck in Nordamerika wurden von ihnen beſetzt. Nach Heinrichs IV. Ermordung, 1610, ſchwankte das franz. Regierungsſyſtem unter Ludwig XIII., bis ihm der Premierminiſter, Cardinal Richelieu (ſ. d. Art.) eine feſte Richtung gab. Der 30jährige Krieg ward von ihm zur Schwächung Oeſterreichs und Spaniens benutzt. Im Innern erſchuf er jenes Syſtem von unbiegſamem Deſpotismus, welches die Autokratie in Frankreich vollendete, aber zuletzt den Thron untergrub. Die Reichsſtände waren 1614 das letzte Mal verſammelt worden. Richelieu's Plane brachte Mazarin (ſ. d. Art.) unter Ludwig XIV. (ſ. d. Art.) zur völligen Reiſe. Der weſtphäliſche Friede

(1648) verſchaffte Frankreich Elſaß, den Sundgau und die Beſtätigung des Beſitzes der Bisthümer Metz, Toul und Verdun; der pyrenäiſche Vertrag (1659) mit Spanien, vereinigte einen Theil der Niederlande und die Grafſchaft Rouſſillon mit Frankreich. Nach Mazarins Tode (1660) und dem Sturze des Oberaufſehers der Finanzen, Fouquet (1661), erhob Colbert (ſ. d. Art.) Frankreich auf eine hohe Stufe der Cultur und des Wohlſtandes. Seine großen Ideen wußte er überall mit einer immer ſiegenden Thätigkeit zu verwirklichen. Neben ihm ordnete Louvois (ſ. d. Art.) das Heerweſen; die Feldherren Turenne, Luxembourg, Catinat, Boufflers, Vendome feſſelten den Sieg an Frankreichs Fahnen, und Vauban umgürtete den Staat mit Feſtungen. So konnte Ludwig in den großen Welthändeln eine entſcheidende Stimme führen. Aber die Aufhebung des Edicts von Nantes (1685), die Einmiſchung in fremde Händel, und vor allem der ſpaniſche Erbfolgekrieg (1701 — 1713), zernichteten Frankreichs Größe. Ludwigs Miniſter und Feldherren waren todt, und ſein Cabinet lenkten der Beichtvater le Tellier und die Frau von Maintenon (ſ. d. Art.). Als Ludwig, den die Franzoſen, gleich Heinrich IV., den Großen nennen, ſtarb, 1715, betrug die Schuldenlaſt nicht weniger als 4,500 Mill. Livres. Ihm folgte ſein fünfjähriger Urenkel, Ludwig XV. Die Regentſchaft des Herzogs von Orleans, Law's Actienſyſtem, die Verwaltung des verrufenen Dubois, das dreijährige Miniſterreich des Herzogs Ludwig von Bourbon, die muſterhafte Wirthſchaft und redliche Politik des ehrwürdigen Fleury, der nachtheilige Einfluß der berüchtigten Marquiſe von Pompadour, und das thatenreiche Leben ihres Günſtlings, des Staatsminiſters Herzogs von Choiſeul: dies ſind Hauptpunkte in dem Gemälde jener Zeit, wo die Wohlfahrt des Reichs und das Glück ſeiner Bewohner allen Leidenſchaften mehr als je zum Spiele dienten. Die Erwerbung von Lothringen und Corſica, die wechſelnde Ebbe und Fluth in Frankreichs Colonialweſen, worauf beſonders der Aachener Frieden (1748) und der von Paris (1763) bedeutenden Einfluß hatten, die Folgen der Kriege über die polniſche Königswahl, 1733, gegen Oeſterreichs Erbfolgegeſetz, 1740 ff., und für Oeſterreich ſeit 1756 bis 1763, die Aufhebung des Jeſuitenordens, der Familienbund der bourboniſchen Häuſer, der immer mehr zunehmende Deſpotismus, welcher vorzüglich in den zahlloſen Lettres de cachet, dieſem Mittel höchſter Schwäche und feiger Gewalt, ſich ausſprach; Namen endlich, wie Montesquieu, Buffon, Voltaire, Rouſſeau ꝛc.: dies ſind die Merkwürdigkeiten der Regierung Ludwigs XV., der durch Verſchwendung aller Art, durch unſinnige Unternehmungen, durch ſein Hingeben an Menſchen, die mit ſeinen Pflichten ein ſchreckliches Spiel trieben, dem Volke eine niederdrückende Abgabenlaſt aufgebürdet und Schulden auf Schulden gehäuft hatte. (Vergl. über ihr Zeitalter d. Art. Ludwig XIV. und XV.) Unter ſeinem Enkel und Nachfolger, Ludwig XVI. (1774 — 1792, ſ. d. Art.), geſchah manches Gute. Aber alles, was Maurepas und Vergennes, Turgot und Necker thaten, war doch nur Palliativ gegen ein unheilbares Uebel. Durch ſeine Theilnahme an dem Freiheitskampfe der Amerikaner gegen England (1773 — 1783) beſchleunigte Frankreich den eigenen Untergang. Necker verließ den gefährlichen Poſten eines Finanzminiſters, und ſein Nachfolger Calonne wußte mit unnachahmlicher Gewandtheit die Verlegenheit des öffentlichen Schatzes noch eine Zeitlang zu verhüllen. Auf ſeinen Vorſchlag wurden endlich die Notabeln des Reichs nach Verſailles berufen (22. Febr. 1787, 146 an der Zahl); doch, ſchon zu vertraut mit der

Stimmung des Volks, lehnten ſie die Anträge des Miniſters, eine Land= und Stempeltaxe einzuführen, ab, indem ſie die Zuſammenberufung aller Reichsſtände als nothwendig erklärten. Calonne erhielt hierauf ſeinen Abſchied, und Brienne, Erzbiſchof von Sens, wurde erſter Miniſter. Um den jährlichen Ausfall von 140 Millionen Livres zu decken, ſchlug Brienne große Erſparniſſe, neue Auflagen und Anleihen vor; die perſönlichen Frohndienſte wurden in Auflagen an Geld verwandelt, und die von Calonne vorgeſchlagenen Taxen wollte der König, nach der Weigerung der Notabeln, durch das pariſer Parlament in einem Lit de Justice einregiſtriren laſſen. Allein das Parlament widerſetzte ſich ſo ſtandhaft, daß es nach Troyes verwieſen wurde. Bald darauf zurückberufen, gab es eben ſo wenig nach. Selbſt eine Anleihe von 450 Mill. Livres wurde verworfen, und die Verhaftung des Herzogs von Orleans, der an der Spitze der Pärs ſtand, und zweier Parlamentsglieder, hatte keine andere Folge, als daß das Parlament den Mißbrauch der Verhaftsbriefe rügte, worauf der König die Abſchaffung aller Parlamente, und Einführung eines blos von ſeinem Willen abhängigen Gerichtshofes (cour plénière) decretirte. Dieſes Werk eines Brienne und Breteuil erregte eine allgemeine Unzufriedenheit. Der Adel von Rennes erklärte ſogar jeden, der eine Stelle bei dieſem Gerichtshofe annehmen würde, für ehrlos. Man ſah die ganze Reichsverfaſſung dadurch im Innerſten verletzt, und nie hatte man lebhafter und mit mehr Theilnahme von Nordamerika's Befreiung geſprochen, als jetzt; Montesquieu, Voltaire, Diderot, d'Alembert und Rouſſeau wurden geleſen, zergliedert, und ihre oft kühnen Gedanken vergleichend neben die Wirklichkeit geſtellt. Dem Principalminiſter konnte die wahre Lage der Dinge nicht verborgen ſein; er gab daher der Volksſtimme nach, und trug auf die Verſammlung der Reichsſtände an; einſtweilen ſollten alle Zahlungen theils eingeſchränkt, theils um ein ganzes Jahr aufgeſchoben werden. Zugleich nahm er ſeine Entlaſſung; denn des Königs Hoffnung war blos auf den perſönlichen Credit des berühmten Necker gebaut, der jetzt als Generaldirector der Finanzen und Staatsminiſter zurückberufen wurde. Er kam, und fand in der Staatscaſſe Frankreichs — 419,000 Livres baares Geld! Seine erſten Schritte waren, daß er die Einſtellung der Zahlungen widerrief, den König zur Wiedereinſetzung der alten Parlamente bewog, und die Notabeln abermals verſammelte (5. Nov. 1788), um über die Organiſation der Reichsſtände einen Beſchluß zu faſſen. Im Fortgange der Berathungen verlangte der Bürgerſtand (Tiers-état), mit den beiden privilegirten Ständen, dem Adel und der Geiſtlichkeit, in gleich ſtarker Anzahl repräſentirt zu werden, und das Parlament bat den König um gleichförmige Vertheilung der Auflagen auf alle Stände, um Preßfreiheit und um Abſchaffung der Verhaftsbriefe (Lettres de cachet), indem zugleich die Pärs und der Adel allen bisherigen Vorrechten entſagten, und freiwillig ihre Beſitzungen für ſteuerbar erklärten. Hierauf wurden die Reichsſtände auf den 1. Mai 1789 beſchieden: zum erſten Male wieder ſeit 175 Jahren. Das Geſchäft der Deputirtenwahlen ſetzte ganz Frankreich in heftige Bewegung, und in Paris ſprach man bereits laut von „Volksfreunden und Volksfeinden.“ Der Reichstag ward am 5. Mai in Verſailles vom Könige mit einer Rede vom Throne eröffnet. Die Frage, ob nach Köpfen oder Ständen geſtimmt werden ſollte, führte zu heftigen Debatten; der Bürgerſtand, zu deſſen Deputirten auch **Mirabeau** (ſ. d. Art.) gehörte, gab ſich, d. 17. Juni, auf des Abbé

Sieyes Rath, den Namen „Nationalverſammlung;" ein Theil des Adels und der Geiſtlichkeit vereinigte ſich mit derſelben, und — die Revolution war entſchieden.

II. **Frankreich von 1789 bis 1814**, oder **die franzöſiſche Revolution bis zur Reſtauration im Jahr 1814.** — Die franzöſiſche Revolution macht eine Hauptepoche in der Geſchichte der bürgerlichen Geſellſchaft. Wer ſie als ein zufällig entſtandenes Ereigniß anſieht, hat weder in die Vergangenheit geblickt, noch kann er in die Zukunft ſchauen. Aus Leidenſchaft und Vorurtheil hält er eine Begebenheit, die aus dem Schoße von Jahrhunderten hervorging, für das Werk der Menſchen des gegenwärtigen Augenblicks. Er nimt die Schauſpieler für das Stück. So beurtheilte Frau von Staël in ihren Considérations sur les principaux événemens de la Revolution française (womit Bailleuls Examen critique dieſes Werks zu verbinden iſt) jene große Begebenheit; und ſie hat Recht. Nicht Zufälle von geſtern haben die Baſtille geſtürzt, und Meaupeou's Edict an die Parlamente zerriſſen; nicht das Deficit, nicht die Berufung der Stände haben die Feudalmonarchie zerſtört; auch ohne die Verdoppelung des dritten Standes würde die Revolution entſtanden ſein. Das Deficit war nicht die Urſache, es war eine Folge; dieſelbe Regierungsweiſe, welche jenes Deficit hervorgebracht hatte, würde bald ein anderes erzeugt haben: denn Verſchwendung iſt die treue Gefährtin der Willkür! Der Haß wegen Bedrückungen trieb das Volk zum Aufſtande hin; es erſtürmte die Baſtille; man konnte das Volk mit Kartätſchen zerſtreuen; allein es würde dennoch die Zwingburg, wenn auch nicht heute, doch morgen zerſtört haben. Nicht durch Kanonen, um Druck und Willkür zu beſchützen, ſondern wenn man beiden ein Ende macht, ſtellt man einen dauerhaften Frieden wieder her. Ludwig XVI. konnte die conſtituirende Verſammlung mit Bayonnetten auseinanderjagen; er würde dennoch das Bedürfniß der Freiheit nicht aus den Köpfen und aus den Herzen der Nation geriſſen haben. Nicht die Menſchen aus der letzten Hälfte des 18. Jahrh., ſondern alte Mißbräuche, Leidenſchaften und Vorurtheile haben die Revolution gemacht. Die als Häuptlinge darin auftraten, waren nicht ihre Urheber, ſondern nur ihre Werkzeuge. Die wahren Urheber der Revolution ſind geweſen der Cardinal Richelieu und ſeine Tyrannei; Mazarin und ſeine Argliſt; jener machte den Thron verhaßt; dieſer machte ihn verächtlich; dann Ludwig XIV. und ſeine verſchwenderiſche Pracht, ſeine unnützen Kriege und ſeine Dragonaden! Die wahren Urheber der Revolution ſind geweſen die unumſchränkte Gewalt der Regierung, deſpotiſche Miniſter, ein übermüthiger Adel, habſüchtige Günſtlinge und das Ränkeſpiel der Maitreſſen. Aber Revolutionen, aus Haß erzeugt, von der Leidenſchaft genährt, und von der Selbſtſucht geleitet, geben nicht die Freiheit, ſie geben nur Jammer und Elend; den Altar der Freiheit kann allein das Geſetz der Ordnung aufrichten, ſo wie das Geſetz der Ordnung nur aus der Freiheit entſpringt. Darum, ihr Völker, fürchtet die Revolutionen; aber wehe der Regierung, welche ſie durch Willkür u. Ungerechtigkeit hervorruft! — Daß die franzöſiſche Revolution in ihrer Entwickelung einen ſo bösartigen Charakter, den des Deſpotismus der Anarchie, wie man die Politik der Jacobiner bezeichnen kann, und den der gröbſten und wildeſten Ausſchweifung der Selbſtſucht und Grauſamkeit, bei gänzlicher Erſtarrung des ſittlichen Gefühls, annahm: wer trägt davon die Schuld? Hatten nicht Prieſter dieſes Volk erzogen, welches den Altar umſtürzte? hatten nicht Miniſter und

Hofleute, Staatsmänner im Cardinalspurpur, Prinzen, welche ſich roués (Lüderliche) nannten, und Hofdamen die Sitten der Hauptſtadt durch ihr Beiſpiel ſeit den Zeiten der Regentſchaft vergiftet, und das Volk verführt, daß es in Ruchloſigkeit verfiel? Frömmelei und Wolluſt, Ueppigkeit und geſetzloſe Willkür verbreiteten ſich aus dem Hofleben in die höheren Stände, und verpeſteten endlich den ſittlichen Zuſtand des Volks ſo, daß es ſtatt der Freiheit die Frechheit umarmte, und für ſeine wilden Gelüſte keinen Zügel mehr kannte *). Doch jene Anſicht von der franzöſiſchen Revolution möge ſich rechtfertigen durch den Ueberblick des Ganges dieſes verheerenden Lavaſtroms. Man muß drei verſchiedene Richtungen in demſelben unterſcheiden: die monarchiſche, die demokratiſche und die militäriſche. Man kann daher folgende Abſchnitte machen:

1. **Von der conſtituirenden Nationalverſammlung bis zur Errichtung der Republik** (17. Jun. 1789 — 21. Sept. 1792). Die Nationalverſammlung beſtand aus 600 Abgeordneten vom dritten Stande, 300 vom Adel und 300 von der Geiſtlichkeit. In ihrem Schoße entwickelte ſich aus dem Kampfe der Nichtprivilegirten mit den Privilegirten, der unterdrückten Volksrechte mit den Feudalvorrechten des Adels und der Prieſterſchaft, allmälig der Widerſtand gegen den Thron ſelbſt, welcher das Feudalweſen für ſeine Baſis hielt. In dem Augenblicke, in welchem die Volksvertreter gegen die Beſchlüſſe des Königs ihre Volksverſammlungen fortſetzten und den feierlichen Eid ausſprachen: daß ſie nicht eher ſich trennen wollten, als bis die Conſtitution würde vollendet ſein (20. Jun. 1789); als der Bürgerſtand (23. Jun.) unter den Augen des Königs ſein Recht behauptete, und der geängſtete König endlich ſelbſt dem Adel und der Geiſtlichkeit befehlen mußte, ſich mit dem dritten Stande zu vereinigen (27. Juni): da war der bisherigen Alleinherſchaft das Urtheil geſprochen. Hatten dieſe Schritte des Monarchen ſeine Annäherung an die Sache der Nation wahrſcheinlich gemacht, ſo mußte die Zuſammenziehung eines Heers von 20,000 Mann, unter dem Marſchall Broglio, ſo wie die plötzliche Verabſchiedung Neckers, die Gemüther um ſo mehr aufreizen. Die Sturmglocken ertönten, und als der König das Verlangen, die Truppen auseinander gehen zu laſſen, verweigerte, entſtand in Paris, wo die Partei des Herzogs von Orleans das Volk bearbeitete, ein Aufruhr. Die Baſtille ward erobert, eine Nationalgarde unter Lafayette errichtet, und Ludwig genöthigt, Necker zurückzurufen, ſeine Truppen zu entfernen und die dreifarbige Nationalcocarde aufzuſtecken, wofür ihm nach der Sitzung der Nationalverſammlung vom 4. Aug., worin, auf des Vicomte von Noailles einmüthig angenommenen Vorſchlag, das Feudalſyſtem aufgehoben ward, der Titel: Wiederherſteller der Freiheit, gegeben wurde. Während in dieſem Sturme der Leidenſchaften „die Rechte des Menſchen" feierlich anerkannt wurden, nahmen die ſchon begonnenen Auswanderungen täglich zu, aber auch die Gewaltſamkeiten. Ein Volkshaufe zog von Paris nach Verſailles, d. 5. Oct., und nöthigte den König mit ſeiner Familie, am 6. ſeine Reſidenz in die Tuilerien zu verlegen.

*) Aus den Mémoires du Duc de Lauzun kann man die zügelloſen Sitten in der Zeit vor der Revolution kennen lernen. Uebrigens iſt hier zu vergleichen der Artikel **Frankreich vor der Revolution**; **die Revolution und ihre Folgen**, in der N. Folge des Conv. Lex.

Ihm folgte am 19. die Nationalverſammlung, um in Paris dem Staate eine geſetzlich freie Verfaſſung zu geben. Die neue Eintheilung Frankreichs in 83 Departemente, die Einziehung aller, auf 3000 Millionen angeſchlagenen, Güter der Geiſtlichkeit, die Verwandlung des bisherigen Titels „König von Frankreich" in „König der Franzoſen," die Bildung der Parteien in Clubbs, unter welchen der der Jacobiner (ſ. d. Art.) der mächtigſte wurde, die Annahme einer neuen Conſtitution von Seiten des Königs, der Bürgereid: „der Nation, dem König und dem Geſetze treu zu ſein und die Conſtitution aufrecht zu erhalten," die romantiſche Feier des Bundesfeſtes auf dem Marsfelde, waren die Hauptmomente im erſten Acte dieſer ungeheuren Umwälzung aller Verhältniſſe. Die Beſtimmung der königlichen Einkünfte und des Hausweſens des Monarchen (25 Mill. Livres jährl.), die Erklärung der königlichen Domänen und der geiſtlichen Beſitzungen für Nationalgüter, die Aufhebung des Unterſchieds der Stände, der Geburt und Titel, die Einziehung der Klöſter und Penſionirung ihrer bisherigen Bewohner, das Decret, daß die Geiſtlichkeit den Bürgereid ſchwören ſolle, die Errichtung eines hohen Nationalgerichts für die beleidigte Majeſtät der Nation, die Abſchaffung der Abgaben auf Leder, Oel, Seife, Stärke, Salz und Tabak, die Verlegung der Acciſe (Douane) aus dem Innern an die Gränzen, die Einführung der Grundſteuer, der Gewerbſcheine, der Stempel- und Protocollgebühren, und das Decret zur Verfertigung der Aſſignaten, auf Mirabeau's Vorſchlag: dieſes waren die hauptſächlichſten Verfügungen der Nationalverſammlung in jener erſten Periode. Der zweite Act begann mit der Verordnung der Nationalverſammlung, daß der König ſich nicht über 20 Stunden von Paris entfernen dürfe, und daß er, wenn er das Reich verließe, und auf die Einladung der Nationalverſammlung nicht zurückkehre, des Thrones verluſtig ſein ſolle. Die Verbrennung des Papſtes im Bilde, zu Paris, gab das Zeichen zu der ſchrecklichſten Revolution im Religionsweſen, und der Clubb der Cordeliers (die Partei Orleans, Marat, Danton u. A.) verbreitete unter dem Volke Haß gegen den König. Nun wollte Ludwig entfliehen; er ward aber von Varennes aus (25. Juni 1791) zurückgebracht. Kaum vermochte er dadurch, daß er die neue Conſtitution vom 3. Sept. 1791, die ihn zum Oberhaupte der Land- und Seemacht erklärte, und ihm zu Regierungsgehülfen ſechs Miniſter beigab, in der Nationalverſammlung am 14. Sept. beſchwor, das aufgebrachte Volk wieder zu beſänftigen. Hierauf ſchloß er (30. Sept.) die Sitzungen der conſtituirenden Nationalverſammlung. An ihre Stelle trat d. 1. Oct. 1791 die legislative Nationalverſammlung. Unterdeſſen war die Zahl der ausgewanderten Adeligen und Geiſtlichen ſehr angewachſen. Unter ihnen befanden ſich die Brüder des Königs, Grafen von Provence und Artois, Prinz Condé mit ſeinem Sohne und Enkel, den Herzogen von Bourbon und Enghien, und der Marſchall von Broglio. Sie ſammelten zu Coblenz und Worms einzelne franzöſiſche Linientruppen, und fanden Unterſtützung bei mehrern deutſchen Fürſten (Würtemberg, Zweibrücken, Baden, Darmſtadt und Speier), welche bisher Beſitzungen auf franzöſiſchem Boden gehabt, ſie aber durch die Vereinigung derſelben mit dem neu conſtituirten Frankreich verloren hatten, und, ungeachtet der Verwendung des Kaiſers und des Reichsſchluſſes, daß dieſes Verfahren Frankreichs friedensſchlußwidrig ſei, ſie nicht wieder erlangen konnten. Sowohl das, als auch die Beſorgniß, daß Frankreichs Beiſpiel, ſein ſchwärmeriſcher Eifer für Freiheit und Gleichheit, und das Beſtreben der

Jacobiner nicht ohne Einfluß auf die Geſinnungen anderer Nationen bleiben möchten, veranlaßte, nebſt dem Antheile, den das Haus Oeſterreich und andere Regenten an dem Schickſale Ludwigs XVI. nahmen, den Entſchluß, mit der Gewalt der Waffen die Bourbons zu retten, und eine Flamme zu erſticken, von der eine allgemeine Zerſtörung der beſtehenden Ordnung der Dinge zu befürchten war. Doch war die Erklärung, welche Oeſterreich und Preußen zu Pilnitz d. 27. Aug. 1791 an die Brüder des Königs erließen, nur allgemein und bedingt. Die Nationalverſammlung ſprach laut ihre friedlichen Geſinnungen aus, und decretirte: daß Frankreich nie einen Eroberungskrieg führen wolle. Deſto größer war der Haß des Hofadels und der meiſten Cabinette gegen die Grundſätze der neuen Ordnung in Frankreich. Selbſt Ludwigs Erklärung an die auswärtigen Mächte, daß er freiwillig die Conſtitution angenommen habe, konnte ſie damit nicht ausſöhnen. Rußland und Schweden verbanden ſich ausdrücklich (19. Oct. 1791) zur Wiederherſtellung der ausgewanderten Prinzen. Vergebens erließ Ludwig Abmahnungsſchreiben an ſeine Brüder, und Decrete gegen die Auswanderer; dieſe fuhren fort, unter Begünſtigung deutſcher Fürſten (ſ. d. Art. Hohenlohe) und Rußlands, ein royaliſtiſches Heer zu bilden. Als nun in Paris das von Oeſterreich und Preußen zu Berlin am 7. Febr. 1792 abgeſchloſſene Schutzbündniß bekannt wurde, gewann die Partei, welche in der zweiten Nationalverſammlung den Krieg wollte, die Oberhand, und auf des Miniſters Dumouriez Vorſchlag erklärte Frankreich dem Könige von Ungarn den Krieg (20. April 1792). Jetzt traten zu dem Bunde gegen Frankreich, außer Heſſen und Sardinien, auch noch Rußland, d. 14. Juli 1792, und im J. 1793 das deutſche Reich. Während dieſes Krieges erhob ſich in Paris die Partei der Jacobiner. Sie wollten den Thron umſtürzen, und beherrſchten durch ihren Einfluß die Nationalverſammlung. Ihr Angriff auf die Tuilerien (10. Aug.) entſchied den Sieg für die Demokratie (ſ. Pethion). Der unglückliche Ludwig wurde von der Nationalverſammlung als Verräther des Vaterlandes angeklagt, und mit ſeiner Familie gefangen in den Tempel gebracht. Die Wuth ſtieg aufs Höchſte, als die Preußen in Frankreich vordrangen, und Lafayette das Heer verließ; denn nun verbreitete ſich das Gerücht, daß in der Hauptſtadt die gefährlichſten Feinde der Freiheit ſelbſt lebten. Es erſchien der blutige 2. Sept. (1792), ähnlich dem Tage der Armagnacs (12. Jun. 1418), an welchem eine Rotte menſchenähnlicher Tiger in Paris mehrere Tauſend Gefangene erwürgte, worauf auch zu Rheims und a. a. O. ähnliche Schreckensſcenen erfolgten. Der Schwur der Nationalverſammlung (4. Sept.), „daß ſie alle Könige haſſe und alle Königsmacht, und nie zugeben werde, daß je ein Fremder den Franzoſen Geſetze vorſchreibe," hatte zur nächſten Folge, daß der Nationalconvent, der an die Stelle der zweiten Nationalverſammlung trat, ſeine Sitzung am 21. Sept. 1792 mit dem Beſchluſſe eröffnete: das Königthum ſei abgeſchafft, und Frankreich fortan eine einzige und untheilbare Republik. Mit dieſem Tage begann auch eine neue Zeitrechnung, die republikaniſche, welche Napoleon mit dem 1. Jan. 1806 wieder aufhob.

2. Die Geſchichte der Republik Frankreich bis zur Errichtung des Kaiſerthums (21. Sept. 1792 bis 18. Mai 1804). Siegesnachrichten feierten die Geburt der Republik. Cüſtine hatte Mainz erobert, die Feinde hatten den Boden Frankreichs räumen müſſen, Dumouriez hatte bei Jemappe geſiegt. Sofort erklärte der Nationalconvent ſich bereit, „allen Völkern beizuſtehen, die ſich

die Freiheit verſchaffen wollten," indem er den von franzöſiſchen Truppen beſetzten Ländern die Aufhebung aller aus dem Feudalſyſtem herrührenden Laſten verſprach. Zugleich erklärte er die Todesſtrafe gegen alle Auswanderer, und verurtheilte Ludwig XVI. (ſ. d. Art.). Die Mehrheit des Convents war unterjocht von der wilden Rotte, die in Paris den Kopf des Königs foderte, und in ſeinem Uebermuth kündigte der Convent den Königen von England und Spanien und dem Erbſtatthalter (nicht den Völkern) den Krieg an. (S. Briſſot.) Nun traten auch Portugal, Neapel, Toscana und der Papſt in den Bund gegen die Republik, die nur von Venedig anerkannt ward. Zu dem äußern Kriege kam noch der innere: die Vendee ſtand auf, um den Tod des Königs zu rächen. Die Republik ſchien verloren. Da umgürtete ſie ſich mit dem Schwerte des Schreckens und der Verzweiflung. Die Partei des Berges ſchmetterte die Gemäßigten, die Girondiſten (ſ. d. Art.) zu Boden. Ein Revolutionstribunal ward errichtet, und die Schreckensmänner Danton, Robespierre und Marat (ſ. d. Art.) regierten die Nation mit der Guillotine. Maria Antoinette, Königin von Frankreich, ſtarb den Tod ihres Gemahls (16. Oct. 1793); ihr folgten Orleans Egalité und die fromme Eliſabeth, die großherzige Schweſter Ludwigs XVI.; alle Kirchen zu Paris waren geſchloſſen, alle Kirchengeräthſchaften für Nationaleigenthum erklärt, und in der ehemaligen Cathedrale feierte man am 10. Nov. ſtatt des Gottesdienſtes, das Feſt der Vernunft! Auch den Colonien gab man Frankreichs demokratiſche Verfaſſung, und allen Negern die Freiheit: die Loſung zur Ermordung der Weißen! (ſ. Hayti.) Am wildeſten verfolgte man die Exadeligen. Man ſah in ihnen nur den Druck der Vorrechte vieler Jahrhunderte, und übte jetzt die Rache der Wiedervergeltung. Neun Monate dauerte das Schreckensſyſtem, während deſſen Robespierre Feſte der Natur, dem höchſten Weſen, dem Stoicismus, dem Ruhme u. ſ. w. zu feiern befahl, wobei das Blut in Strömen von der Guillotine und unter den Kartätſchen des ſchrecklichen Collot d'Herbois u. A. (beſonders zu Lyon, Bordeaux, Nantes, Toulon ꝛc.) ſich ergoß. Mit Robespierre's Falle (27. Jul. 1794) hörte das Schreckensſyſtem auf. Sogar der Saal des Jacobinerclubbs ward eine Zeit lang geſchloſſen, und das Revolutionstribunal neu gebildet. Der Nationalconvent erkannte keine Volksgeſellſchaften mehr an, und decretirte eine allgemeine Freiheit aller Gottesverehrungen (21. Febr. 1795). Indeß koſtete es noch manchen Kampf mit den gegen den Geiſt der Mäßigung ſich erhebenden Schreckensmännern und Jacobinern (z. B. d. 20. Mai 1795). Eine neue (die dritte) Conſtitution ward nun als Grundgeſetz der franzöſiſchen Republik erklärt. Vergebens ſuchten die Sectionen von Paris das Königthum wieder herzuſtellen. Der Convent beſiegte ſie durch Barras und Buonaparte (ſ. d. Art.) am blutigen 13. Vendemiaire (5. Oct. 1795). Hierauf löſete er ſich am 26. Oct. auf, und die Directorialregierung nahm ihren Anfang. Das geſetzgebende Corps beſtand jetzt aus dem Rathe der Alten (250 Mitgliedern) und dem Rathe der Fünfhundert. Das vollziehende Directorium (Barras, Reubel, Carnot, Larevelliere-Lepaux und Letourneur) beruhigte zwar die Vendee; allein vergebens ſetzte es ſtatt der Aſſignaten Mandate in Umlauf (11. März 1796). Es vermehrte dadurch nur die Finanznoth, welche aus dem doppelten Bankerotte, den die Republik gemacht hatte, entſtanden war. Damals hielt das Nationalinſtitut der Wiſſenſchaften (6. Oct. 1796) ſeine erſte Sitzung, und ein Nationalkirchenrath, vereidet auf das tridentiniſche

Concilium, ward errichtet. Die Revolution vom 18. Fructidor (4. Sept. 1797) befeſtigte die Macht des Directoriums. Während jener vielfachen Veränderungen im Innern hatten die franzöſiſchen Waffen Savoyen und Nizza, Belgien zwei Mal, Deutſchland bis an den Rhein und die Niederlande, erobert. Große Feldherren ſiegten an der Spitze ungeübter Truppen unter Carnots ſtrategiſcher Leitung. Ihrem neuen Kriegsſyſtem und ihrer neuen Kriegskunſt vermochte die alte europäiſche Tactik nicht zu widerſtehen. Die ganze Nation wurde in Maſſe aufgeboten, und 13 Heere erkämpften der Republik den Sieg über die Hannoveraner, Engländer, Holländer, Oeſterreicher und Preußen. Darauf ſchloß Toscana (am 9. Febr. 1795) Frieden mit der franzöſiſchen Republik. Das Glück der franzöſiſchen Waffen in den Niederlanden, und zum Theil noch unenthüllte Begebenheiten beſtimmten auch Preußen, einen Separatfrieden (5. Apr. 1795) zu Baſel abzuſchließen. Spanien folgte am 22. Jul., und Heſſen-Caſſel d. 28. Aug. deſſ. Jahrs. Darauf ſicherte eine ſogenannte Demarcationslinie dem nördlichen Deutſchland die Neutralität unter preußiſchem Schutze. Die Niederländer vereinigten ſich ſogar (16. Mai) mit Frankreich durch ein Schutz- und Trutzbündniß gegen England. Oeſterreich, England und Rußland aber hatten nach den baſeler Friedensſchlüſſen ſich feſt vereinigt (28. Sept. 1795), um das beginnende Uebergewicht Frankreichs in ſeinen Fortſchritten möglichſt zu hemmen. So glücklich die Neufranken auf dem feſten Lande bisher gefochten hatten, ſo unglücklich waren ſie im Seekriege. England bot alle Kräfte auf, um ſeine Herrſchaft zur See und in beiden Indien zu vergrößern. Doch war Pitt's unausführbares Aushungerungsſyſtem für andere Staaten nicht weniger nachtheilig, als für Frankreich. Auch hatten die Landungsverſuche der Engländer in Frankreich, zur Unterſtützung der Royaliſten, nicht den erwarteten Erfolg. Aber ein großer Theil der franzöſiſchen Colonien gerieth in engliſche Gewalt, und die Angriffe der Engländer auf die toulomer und breſter Flotten ſchlugen der republikaniſchen Seemacht unheilbare Wunden. Oeſterreich, Preußen und Sardinien führten den Krieg größtentheils mit engliſchen Subſidiengeldern. Dagegen verſchaffte ſich das Directorium der Republik durch Requiſition der Kriegsbedürfniſſe und durch Papiergelder die Mittel, um die auf dem Wege der Conſcription gebildeten Heere herzuſtellen und zu erhalten. Die reichſten Hülfsquellen boten die beſetzten feindlichen Länder dar; vorzüglich Holland, Deutſchland und Italien. Endlich erkämpfte Buonaparte den Frieden. Die Siege, welche er 1796 in Italien bei Montenotte, Milleſimo, Lodi, Arcole, Rivoli und am Tagliamento, in elf Monaten erfocht, führten ungeachtet der Siege des Erzherzogs Carl in Deutſchland und des Rückzugs von Moreau, zu den Unterhandlungen zu Leoben (18. Apr. 1797), welchen endlich der Friede von Campo-Formio (17. Oct. 1797) *) und der zum Abſchluſſe des Friedens mit dem deutſchen Reiche eröffnete Congreß zu Raſtadt folgten. Unterdeſſen hatten ſich Frankreich und Spanien (19. Aug. 1796) eng verbunden, weswegen England Spanien den Krieg erklärte. Venedig wurde demokratiſirt, Genua in die liguriſche Republik verwandelt, und eine Allianz zwiſchen Frankreich und Sardinien geſchloſſen. Holland verlor dagegen immer mehr Colonien an

*) Oeſterreich trat in dieſem Frieden Belgien an Frankreich ab, und erkannte die cisalpiniſche Republik an, der es Mailand und Mantua überließ, wogegen es die Etſch in Italien zur Grenze erhielt.

England, welches ſich des Alleinhandels bemächtigte; auch traten Mißverhältniſſe zwiſchen Frankreich und Nordamerika ein. Aber die neue Republik zerſtörte ſelbſt durch ihre Eroberungspolitik den Frieden auf dem feſten Lande. Rom ward in einen Freiſtaat verwandelt (10. Febr. 1798), Helvetien beſiegt, und der Gedanke: Britannien, dieſe ewige Feindin Frankreichs, an dem vermeinten innerſten Nerv ſeines Lebens, in Indien, anzugreifen, ſollte durch Buonaparte's Zug nach Aegypten in Ausführung gebracht werden. Als jedoch Frankreichs Flotte bei Abukir durch Nelſon vernichtet war, und ſein Feldherr in Syrien nicht glücklich kämpfte, bildete ſich auf Englands Antrieb und durch deſſen Subſidien die zweite Coalition. Die Pforte erklärte Frankreich den Krieg; der Congreß zu Raſtadt löſ'te ſich nach der Ermordung zweier franzöſiſchen Geſandten auf; Oeſterreich und Rußland vereinigten ſich mit der Pforte, und Neapel übernahm die Rache des Papſtes. Nun erdrückte die Republik ihren Bundesgenoſſen, den König von Sardinien (Dec. 1798), um Oberitalien zu behaupten, und die republikaniſchen Heere zogen ſiegend nach Neapel, wo die parthenopäiſche Republik errichtet ward. Auch Toscana wurde beſetzt. Aber ſchnell wandte ſich das Glück. Die Oeſterreicher und die Ruſſen ſiegten in 6 Hauptſchlachten und eroberten Italien 1799. Nur Holland und die Schweiz wurden, jenes von Brune, dieſes von Maſſena, behauptet. Da trat Buonaparte, von Sieyes und Lucian Buonaparte aus Aegypten zurückgerufen, an die Spitze der Republik. Das Directorium ward aufgehoben, und der 18. Brumaire (9. Nov. 1799) gab Frankreich eine conſulariſche Regierung und die vierte Conſtitution. Dieſe näherte ſich wieder der monarchiſchen Form. Drei, auf zehn Jahre gewählte und wieder wählbare Conſuln wurden an die Spitze der Regierung geſtellt; der erſte von ihnen aber, Napoleon Buonaparte, konnte allein die Mitglieder des Staatsraths, die Miniſter, die Geſandten und alle Offiziere der Land- und Seemacht ernennen und abſetzen; auch in allen übrigen Regierungsangelegenheiten entſchied er, indem die beiden andern Conſuln (Cambacérès und Lebrun) nur eine berathſchlagende Stimme hatten. Die geſetzgebende Macht übten aus das Tribunat von 100, und das geſetzgebende Corps von 300 Mitgliedern, die jährlich zum fünften Theile erneuert wurden. Jenes debattirte über die von den Conſuln vorgeſchlagenen Geſetze, dieſes entſchied hierauf durch geheimes Stimmengeben; keines der beiden Corps durfte Geſetze in Vorſchlag bringen. Conſuln, Geſetzgeber und Tribunen wurden nicht vom Volke, ſondern von einem Erhaltungsſenat (Sénat conservateur) gewählt, der aus 80, wenigſtens 40 Jahre alten Mitgliedern beſtand, die nach den Vorſchlägen des erſten Conſuls, des Tribunats und geſetzgebenden Corps ſich ſelbſt wählten. Alle dieſe Behörden waren keiner Verantwortung unterworfen. (Dieſe Conſtitution erhielt im Aug. 1802 einige Abänderungen, als Buonaparte lebenslänglicher Conſul wurde; nunmehr ernannte die Regierung die Präſidenten der Cantonsverſammlungen und Wohlcollegien, und der erſte Conſul ſeinen Nachfolger und die Senatoren ꝛc. Den geſetzgebenden Körper berufte, vertagte, prorogirte die Regierung nach Gefallen.) Kaum hatte Buonaparte die Zügel der Regierung ergriffen, ſo erhielt Alles eine lebenskräftige Geſtalt. Er erſchuf ein neues Heer, mit dem er, nach fruchtloſen Friedensanträgen an England und Oeſterreich, den großen Bernhard überſtieg, die ciſalpiniſche Republik herſtellte, und bei Marengo ſiegte (14. Juni 1800), worauf Moreau bei Hohenlinden (3. Dec. 1800) den Krieg mit Oeſterreich entſchied. Die Vendee wurde beru-

higt, und mit Nordamerika ein Freundſchaftsvertrag geſchloſſen. Oeſterreich mußte ſich von England trennen und im Namen des deutſchen Reichs den Frieden von Lüneville (9. Febr. 1801) unterzeichnen. Dieſer gab der Republik das linke Rheinufer, und der Thalweg des Rheins ward Frankreichs und Deutſchlands neue Grenze. Dieſem Frieden folgten die mit Neapel, Rußland, mit der Pforte und der zu Amiens mit England (27. Mai 1802), ſo wie das mit Pius VII. abgeſchloſſene Concordat, das die catholiſche Religion wieder zur herrſchenden in Frankreich machte. Seitdem lenkte dreizehn Jahre lang die Diplomatie des Eroberers das Schickſal des feſten Landes von Europa. Das Königreich von Etrurien wurde errichtet und dem Herzog von Parma überlaſſen; dem deutſchen Reiche wurde der große Entſchädigungsplan von Frankreich vorgeſchrieben; Helvetien erhielt eine Mediationsacte, und mußte ſich auf das engſte mit Frankreich verbinden; Holland wurde gleichſam als ein Theil Frankreichs benutzt und erhielt aus Paris eine Conſtitution; Piemont, Parma und Piacenza wurden Frankreich einverleibt, und der erſte Conſul zum Präſidenten der italieniſchen Republik ernannt. In Frankreich ſelbſt traten Ordnung, Sicherheit und Ruhe an die Stelle des revolutionären Zuſtandes. Viele Deportirte erhielten die Erlaubniß zur Rückkehr, die Emigrantenliſten wurden mit liberalem Geiſte nachgeſehen, die Freiheit des Gottesdienſtes ward wieder hergeſtellt, und die Errichtung der Ehrenlegion (19. Mai 1802) verband die Nation und das Heer mit dem Chef der Regierung. Als nun der Krieg mit England (18. Mai 1803) aufs neue ausbrach, und Verſchwörungen im Innern Furcht verbreiteten, da wurde die Nation für die Anſicht empfänglich, daß Frankreichs Glück von einer feſtern Staatsverfaſſung, die zugleich dem Chef volle Sicherheit gewähre, abhängig ſei, und ſo war es, nach den vorhergegangenen Schrecken der Anarchie, leicht, die Republik Frankreich in ein Kaiſerthum zu verwandeln.

3. Geſchichte des Kaiſerthums Frankreich bis zur Reſtauration des Hauſes Bourbon und der Königswürde (18. Mai 1804 bis 3. Mai 1814). Am 18. Mai 1804 erſchien das organiſche Senatus-Conſult, welches Napoleon zum Kaiſer der Franzoſen, und die kaiſerl. Würde für erblich in ſeiner Familie erklärte; am 20. Mai wurde Napoleon als Kaiſer proclamirt. Durch dieſes Senatus-Conſult und durch das nachherige kaiſerl. Statut vom 30. März 1806 wurden die Familiengeſetze des kaiſerlichen Hauſes, in Rückſicht der Erbfolge, der Titel und Appanagen der Mitglieder der kaiſerlichen Familie, und ihre beſondern Verhältniſſe zu der Perſon des Kaiſers, feſtgeſetzt, die Civilliſte blieb ſo, wie ſie durch die Conſtitution von 1791 feſtgeſetzt worden war, nämlich 25 Mill. Livres jährlich. Zugleich wurden errichtet: die Großwürdenträger (Grands-Dignitaires) oder Erzämter des Reichs, die Großoffiziere des Reichs, zu welchen die Marſchälle und Hofämter gehörten, und der hohe kaiſerliche Gerichtshof, der über die Vergehungen der Mitglieder der kaiſerlichen Familie und der erſten Staatsbeamten, über Hochverrath und über alle Verbrechen gegen den Staat oder den Kaiſer erkennen ſollte. Auch die Wahlcollegien erhielten eine beſtimmte Einrichtung. Der Senat blieb; aber die Wahl und die Zahl der Senatoren hingen vom Kaiſer ab; auch blieb das geſetzgebende Corps; aber das Tribunat, welches allein noch zu widerſprechen wagte, wurde den 19. Auguſt 1807 aufgehoben. Am 2. Dec. 1804 ward der neue Kaiſer mit ſeiner Gemahlin von Pius VII. in der Kirche Notredame geſalbt und gekrönt. Drei Monate darauf (18.

März 1805) ward der Kaiſer der Franzoſen auch König von Italien, und als ſolcher (26. Mai) in Mailand feierlich gekrönt, und der Orden der eiſernen Krone errichtet. Bald nachher wurden Genua (liguriſche Republik) und das Fürſtenthum Guaſtalla mit Frankreich vereinigt; Lucca und Piombino als ein Herzogthum einer Schweſter des Kaiſers überlaſſen, Parma und Piacenza aber unter franzöſiſche Verwaltung genommen. Der Erbkaiſer von Oeſterreich und viele Fürſten Deutſchlands erkannten Napoleon als Kaiſer an; dagegen verließen der ruſſiſche und ſchwediſche Geſchäftsträger Paris, und die franzöſiſchen Geſandten gingen von Petersburg und Conſtantinopel weg. Schweden ſchloß mit England einen Subſidienvertrag, und Rußland verband ſich (April 1805) mit England zur dritten Coalition wider Frankreich. Die Franzoſen hatten nämlich ſchon am 5. Juni 1803 Hannover in Beſitz genommen. Ueberdies vollzog die franzöſiſche Regierung, ſo weit ihre Waffen reichten, das Verbot des engliſchen Manufacturhandels mit größter Strenge, und bedrohte England mit einer Landung. Pitt zog daher auch Oeſterreich (Aug. 1805) in die Coalition. Nun brach die franzöſiſche Armee aus dem Lager bei Boulogne nach Deutſchland auf. Der Krieg war aber nur von kurzer Dauer. Die Uebergabe eines öſterreichiſchen Heers unter Mack bei Ulm (17. Oct.) und die Schlacht bei Auſterlitz (2. December) führten den Frieden von Preßburg (26. Dec. 1805) herbei, welchem Oeſterreich gegen 1000 Q. M. und drei Mill. Einwohner (unter dieſen die getreuen Tyroler) opfern mußte. Napoleon gab in dieſem Frieden ſeinen Verbündeten, Baiern und Würtemberg, Königskronen und die volle Souveränetät, die auch Baden erhielt, und jedem dieſer drei Staaten wichtigen Zuwachs an Land und Menſchen, während auch das Königreich Italien mit 500 Q. M. arrondirt wurde, und Frankreich das entſchiedene Uebergewicht über Deutſchlands Fürſten erhielt. Doch der Britten Sieg bei Trafalgar (21. Oct. 1805), über die vereinigte franzöſiſch-ſpaniſche Flotte, vernichtete die Frucht ſechsjähriger Rüſtungen: Frankreich verlor an dieſem Tage 1654 Kanonen, 15,000 Menſchen und 60 Mill. angewendeten Geldes. Nun änderte Napoleon ſein Syſtem gegen England. Durch wiederholte Erfahrungen belehrt, daß er durch keine Anſtrengungen den Britten zur See die Spitze bieten werde, wollte er England auf dem feſten Lande beſiegen. Dieſen Plan, deſſen Ausführbarkeit er vielleicht ſelbſt bezweifelte, den er aber nichts deſto weniger als ein geſchicktes Mittel, Europa Geſetze zu geben, mit aller Kraft verfolgte, glaubte er zu erreichen, wenn er die Mächte des Feſtlandes zwänge, jede Verbindung mit England aufzuheben. In dieſer Abſicht überließ er Hannover an Preußen, welches dadurch mit England in Krieg gerieth. Die Dynaſtie von Neapel ward, als warnendes Beiſpiel deſſen, was derjenige, der in Frankreichs Anſichten nicht eingehen wollte, zu erwarten habe, der Regierung verluſtig erklärt; Joſeph Napoleon (ſ. Buonaparte, Joſ.) ward König von Neapel und Sicilien (30. März 1806), der zweite Bruder Napoleons, Ludwig, König von Holland, ſein Stiefſohn, Eugen (Beauharnois), als kaiſerlicher Prinz adoptirt, Vicekönig von Italien und Schwiegerſohn des Königs von Baiern; des Kaiſers Waffengefährte, Alexander Berthier, ward Fürſt von Neufchatel; Talleyrand, Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, Fürſt von Benevent; Bernadotte, Fürſt von Ponte-Corvo; Joachim Murat, Großherzog von Cleve und Berg, und Stephanie Beauharnois, eine Nichte der franzöſiſchen Kaiſerin, ward als adoptirte Prinzeſſin die Gemahlin des damaligen Erbprinzen von Baden.

Alle, die der neuen Dynaſtie unmittelbar angehörten, oder ſonſt mit ihr verbunden waren, ſollten, von einem Föderativſyſtem umſchlungen, an Frankreich gekettet werden. In dieſem Sinne wurden die großen Reichslehen errichtet, und das kaiſerl. Familienſtatut am 30. März 1806 gegeben. So ward das bisherige Gleichgewichtsſyſtem vernichtet. Baierns, Würtembergs und Badens Verband mit dem Föderativſyſtem des „großen Reichs,“ und des Churfürſtenthums Hannover Einverleibung in den preußiſchen Staat hatten den deutſchen Reichskörper zerriſſen; Napoleon bewirkte nun die Errichtung des rheiniſchen Bundes, deſſen Grundvertrag mit dem franzöſiſchen Kaiſer, als Protector des Bundes, am 12. Juli 1806 abgeſchloſſen wurde. Hierauf legte Franz II. am 6. Aug. die deutſche Kaiſerkrone nieder. Währenddeſſen hatte die Mittheilung von einem Anſchlage auf des Kaiſers Leben durch Fox an Talleyrand einen Funken des gegenſeitigen Vertrauens erweckt; Rußland, mit dem in Preßburg nicht Friede geſchloſſen worden war, trat den Unterhandlungen bei; doch der Tod des engliſchen Miniſters Fox, und die veränderte Lage der Dinge vernichteten den Erfolg. Der Kaiſer von Rußland beſtätigte die von Oubril angenommenen Präliminarien nicht; auch der engliſche Geſandte, Lauderdale, ward zurückberufen, und noch im Herbſte 1806 ſah man Preußen mit Rußland, Schweden und England vereint auf dem Kampfplatze gegen Frankreich. Das preußiſche Cabinet war nämlich durch die ihm zugekommene Nachricht, daß Frankreich Hannovers Zurückgabe an England dargeboten habe, zu einer drohenden Rüſtung gegen Frankreich bewogen worden, und hatte den Plan zu einem nordiſchen Bunde, als Gegengewicht des rheiniſchen, entworfen. Napoleon nahm die Ausfoderung an, und die Schlachten von Jena und Friedland koſteten Preußen ſein halbes Reich. Drei deutſche Fürſtenhäuſer (Heſſen-Caſſel, Braunſchweig und Oranien) wurden aus der Reihe der Regierenden gelöſcht; zwei neue Könige (Sachſen und Weſtphalen), ein Herzog von Warſchau und die Republik Danzig erhielten ihr Daſein; der rheiniſche Bund ward durch den Beitritt von elf Fürſtenhäuſern erweitert, und der Friede von Tilſit (7/9 Juli 1807) erſchien als ein Triumph über Britannien; denn der Beitritt Rußlands und Preußens zum Continentalbunde gegen England war ſeine Grundlage. Oeſterreich hatte ſeine Neutralität behauptet, indem es einen andern Zeitpunkt abwarten wollte, um ſeine nie aufgegebenen Entwürfe gegen Frankreichs Uebermacht auszuführen. Kaum hatte jetzt Napoleon ſich im Oſten und Norden geſichert, als der Zuſtand der pyrenäiſchen Halbinſel ihn zu neuen Eroberungen reizte. Portugal hatte ſich nur ſcheinbar von England getrennt; ein franz. Heer durchzog Spanien und beſetzte Portugal ohne Widerſtand; die regierende Dynaſtie floh nach Braſilien (Nov. 1807). Ein Familienzwiſt am Madrider Hofe verſchaffte zugleich Napoleon Gelegenheit, ſich unter der Maske eines ſchiedsrichterlichen Freundes einzumiſchen. Der ſchwache Carl IV. verzichtete in Bayonne zu Gunſten Napoleons auf die Krone Spaniens; ein gleiches wurde von den ſpaniſchen Prinzen erzwungen; der König von Neapel, Joſeph Napoleon, ward König von Spanien und Indien, und der Großherzog von Berg beſtieg den Thron beider Sicilien. Aber die Begebenheiten in Spanien berührten das Familienintereſſe des Hauſes Habsburg, und der muthige Widerſtand der Völker der pyrenäiſchen Halbinſel gegen Frankreichs Heere zeigte dem wiener Cabinet eine günſtige Gelegenheit, die neue Staatsordnung in Deutſchland und Italien zu zertrümmern. Ungeachtet der Zuſammenkunft Na-

rere Bundesfürſten beeinträchtigt. Die ihnen verheißenen Entſchädigungen milderten das Gehäſſige dieſes Gewaltſchrittes keineswegs. Der bedeutendſte jener beraubten Fürſten war der Herzog von Oldenburg, der nahe Verwandte der ruſſiſchen Herrſcherfamilie, und man fürchtete ſchon jetzt für die Erhaltung des Friedens. Ehe jedoch dieſe Beſorgniſſe in Wirklichkeit übergingen, gab dem Kaiſer die Geburt des Königs von Rom **) neue Hoffnungen. Schon 1809, als Napoleon den Kirchenſtaat für eine franzöſiſche Provinz, und Rom zur kaiſerlichen Reichsſtadt erklärt hatte, ward beſtimmt, daß der jedesmalige franzöſiſche Kronprinz den Titel: König von Rom, führen, auch jeder Kaiſer von Frankreich in den erſten zehn Jahren ſeiner Regierung ſich in Rom krönen laſſen ſolle. Die Angelegenheiten in Spanien, deſſen Bewohner den Franzoſen einen unerwartet hartnäckigen Widerſtand entgegenſetzten, und die täglich ſich erweiternde Ausſicht auf einen bevorſtehenden Kampf mit dem Norden, der nicht länger für Frankreichs Zwecke wirken wollte, obgleich die Freundſchaft mit St. Petersburg noch nicht förmlich abgebrochen, und des franzöſiſchen Kaiſers naher Verwandter, der Prinz von Ponte=Corvo, zum Thronfolger in Schweden erwählt worden war, ließen jedoch keine heitere Zukunft ahnen. Ueberdies trieben die Engländer in Gothenburg und in verſchiedenen Häfen der Oſtſee einen bedeutenden Handel mit Colonialwaaren nach Rußland, worüber von Paris aus in Stockholm und Petersburg viel Beſchwerden geführt wurden. Als nun Rußlands Handelsverfügungen in den J. 1810 und 1811, und ſeine mißbilligenden Aeußerungen über das Schickſal, das den Herzog von Oldenburg getroffen, Napoleons Mißtrauen erregt hatten, und er eines Kriegs von Seiten Nordamerika's, mit dem er ſich verſöhnt hatte, gegen England gewiß war, glaubte er, gegen Rußland die Sprache des beleidigten Vertrauens führen zu können. Die Folge davon war der Ausbruch eines neuen Krieges, der im Juli 1812 begann, und in welchem, außer den Völkern des Rheinbundes und des Herzogthums Warſchau, auch Oeſterreich und Preußen als Verbündete Frankreichs auftraten. Ueber den Gang dieſes Krieges, und wie er von Moskau's Kreml, wo Napoleon unter den rauchenden Trümmern der Kaiſerſtadt ſein Hauptquartier hatte, über die Leichenfelder bei Leipzig bis an den Montmartre zog, ſ. d. Art. Ruſſiſch=Deutſcher Krieg in den Jahren 1809—1814. Faſt ganz Europa erhob ſich gegen Frankreich und Napoleon. Eine Heeresmaſſe von 812,000 Mann, zu welcher, nach dem zu Trachenberg in Schleſien (12. Juli 1813) gehaltenen Kriegsrathe, Oeſterreich 262,000, Rußland 249,000, Preußen 277,000, und Schweden 24,000 Mann ſtellten, zertrümmerte binnen 9 Monaten das franzöſiſche Kaiſerthum, und die Trophäen zwanzigjähriger Siege der Franzoſen. So ging das große Wort von Pitt in Erfüllung: Unter allen Regierungen iſt militäriſcher Despotismus von der kürzeſten Dauer. Am 31. März 1814 zogen die verbündeten Mächte mit ihren Truppen in Paris ein, und ſofort erklärte Alexander im Namen der verbündeten Souveräns, daß man nicht mehr mit Napoleon Buonaparte, noch mit einem ſeiner Familie unterhandeln werde, daß man Frankreich nur ſo anerkenne, wie es unter den Königen geweſen, und daß man endlich die Staatsform anerkennen und gewähren wolle, welche die franzöſiſche Nation ſich geben werde, weshalb man den franzöſiſchen Senat einlade, für die Ver

**) Dieſer Prinz ward im J. 1818 vom Kaiſer von Oeſterreich zum Herzog von Reichſtadt (in Böhmen) erhoben.

waltung des Staats und die Abfaſſung einer Conſtitution eine Zwiſchenregierung zu ernennen. Dem zufolge verſammelte ſich der Senat am 1. April unter Talleyrands Vorſitz, und übertrug Letzterm, nebſt vier andern ſeiner Mitglieder, die Zwiſchenregierung. Den Tag darauf erklärte er Napoleon Buonaparte und ſeine Familie des Thrones von Frankreich verluſtig. Dieſen Beſchluß beſtätigte der geſetzgebende Rath, und die Zwiſchenregierung machte ihn, und bald darauf auch Ludwigs XVIII. (ſ. d. Art.) Berufung auf den franzöſiſchen Königsthron bekannt. Napoleon hatte indeſſen zu Gunſten ſeines Sohnes der Krone entſagt. Er that es unbedingt am 11. April zu Fontainebleau, da die Marſchälle ſich weigerten, fortan für ihn gegen ihr Vaterland zu fechten. Durch einen, an demſelben Tage geſchloſſenen Vertrag, ward ihm die Inſel Elba als Eigenthum überlaſſen, und auch über das weitere Schickſal ſeiner Familie beſtimmt. (Ueber die Napoleoniſche Regierung ſ. Pichon de l'état de la France sous la domination de Napoléon Bonap., Benj. Conſtant de l'usurpation et de l'esprit de conquête, und Frau von Staël Considérations etc. nebſt Bailleul's Exam. crit., ſo wie die von Montholon und Gourgaud herausgegebenen Mémoires de Napoléon.)

III. **Geſchichte Frankreichs ſeit der Reſtauration** im J. 1814 bis 1820. Die alte Feudalmonarchie war vernichtet; eine legitime Monarchie trat, nach dem Willen des franzöſiſchen Volks, an ihre Stelle. Damit ſie in keine Autokratie ausarte, ward Ludwig XVIII. die Grundlage einer Verfaſſung vorgelegt, und von ihm angenommen. So erfolgte die Reſtauration der Bourbons auf den Thron von Frankreich, mit dem Einzuge Ludwigs XVIII. in Paris, den 3. Mai 1814. Ein Staatsverfaſſungsentwurf war nämlich ſchon den 5. April vom Senate und den 6. vom geſetzgebenden Rathe angenommen worden. Ludwig XVIII. ſollte, bevor er den Thron beſtieg, dies Grundgeſetz beſtätigen; allein er gab blos zu St. Ouen d. 2. Mai eine Erklärung als König von Frankreich und Navarra, in welcher er die Grundſätze der neuen Staatsform, wie ſein Bruder, der Graf Artois, in der Eigenſchaft eines königl. Generallieutenants ſchon früher gethan, öffentlich ausſprach, die genauere Abfaſſung der Urkunde aber, da die des Senats Spuren der Eile zeige, ſich vorbehielt. Dieſe neue Verfaſſungsurkunde wurde am 4. Jun. vom Könige der Nation übergeben. Sie enthält die Grundſätze einer freien, beſchränkt monarchiſchen Staatsform, als: Gleichheit Aller vor dem Geſetz; gleiche Verpflichtung zu den Staatslaſten; gleiches Recht auf alle Aemter; perſönliche, Religions- und Preßfreiheit; Unverletzlichkeit des Eigenthums; Vergeſſenheit des Vergangenen; Abſchaffung der Conſcription; Unverletzlichkeit des Königs, der die ausübende Gewalt hat, an der Spitze der bewaffneten Macht ſteht, Krieg erklärt, Verträge ſchließt, Aemter ertheilt und die Geſetze vorſchlägt und kund macht; er übt die geſetzgebende Gewalt mit den beiden Kammern aus, doch muß das Geſetz der Steuern und Auflagen zuerſt in die Kammer der Deputirten gebracht werden; auch die Häuſer können Geſetze vorſchlagen; dem König bewilligt die Legislatur für die Dauer ſeiner Regierung eine Civilliſte. Der König beruft die Kammern; er ernennt alle Pärs, erblich oder perſönlich, hebt die Verſammlungen und löſet das Unterhaus auf, muß aber binnen drei Monaten ein neues berufen; beide Häuſer können nur zu gleicher Zeit Sitzungen halten; das Haus der Deputirten wird aus den von den Wahlcollegien ernannten Deputirten zuſammengeſetzt, und jedes Jahr um ein Fünftel erneuert; jeder Deputirte muß 40 Jahre

alt ſein und 1000 Franken directe Steuern erlegen. Der König ernennt die Präſidenten der Wahlcollegien, und aus fünf von dem Hauſe vorgeſchlagenen Deputirten den Präſidenten des Unterhauſes. Der Kanzler iſt Präſident des Oberhauſes. Die Grundſteuer gilt nur für ein Jahr. Alle Geſuche an das Haus, oder eines Hauſes an das andere, müſſen ſchriftlich geſchehen u. ſ. w. Bereits am 14. Mai errichtete Ludwig XVIII. das neue Staatsminiſterium, und am 3. Aug. einen neuen Staatsrath. Eine zweite Einrichtung betraf den Hofſtaat. Hier trat der alte Adel in ſeine Vorrechte wieder ein. Die ehemaligen königlichen Orden (des heil. Geiſtes, des Milit. Verd., der Ludwigs- und der Michaelsorden) wurden wieder hergeſtellt, dem Orden der Ehrenlegion ward eine neue Decoration, das Bild Heinrichs IV., und eine neue Einrichtung gegeben, und das Ehrenzeichen der ſilbernen Lilie geſtiftet. Der mit den Verbündeten zu Paris am 30. Mai 1821 geſchloſſene Friede beſchränkte Frankreich auf ſeine alten Gränzen vom 1. Jan. 1792; doch behielt es die Vergrößerung ſeines damaligen Gebiets im Innern, durch die Einverleibung von Avignon und Venaiſſin, obwohl der Papſt dagegen proteſtirte (ſ. Moureau's Réflexions sur les protestations du Pape Pie VII. relatives à Avignon et au C. de Venaissin 1818), durch die von Mömpelgard und ähnlichen Einſchlußorten; von Savoyen blieben Annecy und Chambery bei Frankreich; dagegen behauptete Großbritannien den Beſitz von Malta, und Frankreich trat an daſſelbe ab: die Antillen Tabago und St. Lucie, ſo wie Isle de France. Die übrigen Colonien wurden an Frankreich zurückgegeben; auch blieb dieſe Macht im Beſitz der geraubten Kunſtſchätze. Zur Reorganiſation des Reichs erſchienen eine Menge Verordnungen, in denen der Zweck, einen rechtlichen Zuſtand der Dinge in Frankreich, und das Glück der Nation wieder herzuſtellen, nicht zu verkennen war. Die Bildung einer neuen Armee ſollte durch Werbungen bewirkt werden. Es wurden Maßregeln ergriffen, um den zerrütteten Finanzen aufzuhelfen, die ſchwierigen Umſtände geſtatteten aber keine Erleichterung der Abgaben; die droits réunis und das Tabaksmonopol, ſo verhaßt beide der Nation waren, mußten beibehalten werden. Die Civilliſte des Königs wurde wieder auf 25 Millionen Fr. beſtimmt, und die 60 Millionen Schulden, welche der König während ſeines Aufenthalts im Auslande gemacht hatte, wurden auf den öffentlichen Schatz angewieſen. Die in der Conſtitution verheißene Freiheit der Preſſe aber ward durch die Anordnung einer Cenſur beſchränkt, und mehr als eine Polizeiverordnung mißfiel den Franzoſen, welche, zumal in Paris, an die Rückkehr alter Formen ſich nicht gewöhnen konnten. So wohlgemeint die Abſichten des Königs bei dieſen und andern Maßregeln waren, ſo bemerkte man doch nur zu bald, daß unter den Mitgliedern der königlichen Familie ſelbſt, und unter den Miniſtern eine auffallende Verſchiedenheit der Anſichten herrſchte. Mit Mißfallen ſah man die ſich regende Herrſchſucht der Geiſtlichkeit, und wie ſelbſt Bigotterie ihr Haupt erhob. Die großen Auszeichnungen, welche der alte Adel und die mit dem Hofe zurückgekehrten Emigranten faſt durchaus erhielten, erregten ebenfalls viel Mißvergnügen. Der franzöſiſche Nationalſtolz konnte es dem Könige nicht leicht verzeihen, daß er öffentlich erklärte, er habe ſeine Krone dem Prinz-Regenten von England zu verdanken. Am allermeiſten fühlte die Armee, bei welcher das Andenken an ihre Thaten und an den Mann, unter deſſen Leitung ihr ſo viel Ruhm und Gewalt zu Theil geworden, noch zu lebhaft war, ſich gereizt, da ſie ihre Waffen

aufgelöſet, ihre Dotationen, ihren Sold und ihre Penſionen vermindert, ihr Anſehn und ihren Einfluß beſchränkt ſah, und ſelbſt ihre äußern geliebten Abzeichen gegen andere, die ſie ehemals bekämpft hatte, vertauſchen mußte. Die Beſitzer ehemaliger Nationalgüter befürchteten den Verluſt derſelben. Das Volk war unwillig über die fortdauernde Laſt der Abgaben, deren Erleichterung ihm verheißen worden war. Bei dieſer Stimmung der Gemüther konnte für die königliche Regierung kein unglücklicheres Ereigniß geſchehen, als das plötzliche Erſcheinen Napoleons auf der Küſte Frankreichs (am 1. März 1815). Aus jener Stimmung läßt es ſich aber auch erklären, wie, ohne daß eine eigentliche Verſchwörung zu Gunſten Napoleons exiſtirte, die gegen ihn ergriffenen Maßregeln ohne Erfolg blieben, die Armee und ein großer Theil des Reichs ſich bald für ihn erklärte, und er nach einem Marſche von 18 Tagen, der mehr einem Triumphzuge glich, ohne einen Tropfen Blut zu vergießen, den 20. März in Paris einzog. Der König und die ihm treu verblieben waren, flohen aus dem Lande. Napoleon hob ſogleich die meiſten Anordnungen der königlichen Regierung und die beiden Kammern auf, und ernannte ein neues Miniſterium. Er verſicherte, daß er ſich mit der durch den pariſer Frieden beſtimmten Gränze von Frankreich begnügen und ſeine Regierung nach liberalen Grundſätzen einrichten werde. Aber auch er konnte die Erwartungen der verſchiedenen Parteien nicht befriedigen, noch weniger die Gefahr eines neuen Krieges mit Europa von Frankreich abwenden. Denn, ſobald die Nachricht von Napoleons Entfernung von Elba in Wien bekannt wurde, erklärten die zum Congreß daſelbſt verſammelten Miniſter ſämmtlicher verbündeten Mächte (am 13. März 1815) Napoleon für einen Feind und Störer des Weltfriedens, und daß die Mächte feſt entſchloſſen wären, den pariſer Vertrag mit Anwendung aller ihrer Kräfte aufrecht zu erhalten. Am 25. März ſchloſſen daher Oeſterreich, Rußland, England und Preußen einen neuen Allianztractat, in Beziehung auf den von Chaumont (vom 1. März 1814), wodurch ſich jede dieſer Mächte verpflichtete, 150,000 Mann gegen Napoleon ins Feld zu ſtellen. Die Armeen wurden unverzüglich in Bewegung geſetzt, und bedeutend vermehrt. Auch Napoleon unterließ nicht, mit großer Thätigkeit und Anſtrengung ſich zu dem Kriege, der ihm wohl noch zu früh kommen mochte, zu rüſten. Zugleich machte er den 22. April eine Zuſatzurkunde zu den Verfaſſungsgeſetzen bekannt, und berief das Maifeld zuſammen, welches am 1. Juni jene Urkunde annahm. (S. d. Art. März- und Maifeld.) Hierauf eröffnete er am 7. Juni die neu gewählten Kammern. Aber bei aller Anhänglichkeit, die ihm die Armee bezeigte, fand er doch in den übrigen Volksclaſſen nicht überall den Eifer, ſeine Abſichten zu befördern; die größte Schwierigkeit lag in dem Mangel der erfoderlichen Hülfsmittel. Dazu kam, daß Murats unglücklicher Feldzug gegen Oeſterreich (April 1815) die geheimen Unterhandlungen Napoleons mit dem wiener Hofe vereitelte. Der Krieg war unvermeidlich. Die Heere der Verbündeten bildeten um die Gränze Frankreichs eine große Kette, die ſich von Oſtende aus nach der Schweiz, und durch dieſe nach Italien erſtreckte. Den Engländern und Preußen, welche unter Wellington und Blücher von den Niederlanden her anrückten, ſtellte Napoleon ſeine Hauptmacht entgegen. Nach einigen Vorpoſtengefechten auf der Gränze, griffen am 15. Juni die Franzoſen die Preußen bei Thuin an der Sambre an, und drängten ſie zurück. Am 16. erhielt Napoleon in der Ebene von Fleurus einen Sieg über die Preußen und die mit ihnen vereinigten

deutſchen Truppen. (Vergl. Ligny.) Aber am 18. wurde er bei la belle Alliance oder Waterloo (ſ. d. Art.) gänzlich geſchlagen, ſeine Armee größtentheils aufgelöſt, und er ſelbſt genöthigt, ſich eiligſt nach Paris zu flüchten. Die ſiegreichen Alliirten drangen faſt ohne Widerſtand gegen Paris vor. Napoleon ſah, daß Frankreich für ihn verloren war, er legte daher am 21. Juni durch eine Erklärung an das franzöſiſche Volk die Krone nieder, indem er zugleich ſeinen Sohn, als Napoleon II., zum Kaiſer proclamirte. Eine proviſoriſche Regierung, an deren Spitze Fouché ſtand, übernahm nun die Leitung des Staats. Napoleon verließ die Hauptſtadt, und ergab ſich, als ihm der Weg nach Amerika verſperrt war, den Engländern (ſ. d. Art. Buonaparte). Ueber die Geſchichte dieſer hundert Tage ſ. Benj. Conſtant und Fleury de Chaboulons bekannte Schriften. Die Armee der Alliirten war indeſſen in der Nähe von Paris angekommen, wo am 3. Juli zwiſchen den engliſchen und preußiſchen Befehlshabern und dem Marſchall Davouſt eine Militärconvention abgeſchloſſen wurde, nach welcher die franzöſiſche Armee ſich hinter die Loire zog, und Paris den alliirten Truppen übergeben ward. Am 7. rückten dieſe in Paris ein, und am folgenden Tage nahm Ludwig XVIII. von ſeinem Thron aufs neue Beſitz. Darauf ward eine neue Kammer der Deputirten ernannt, die hinter der Loire ſtehende franzöſiſche Armee aufgelöſt, und der Befehl zur Bildung einer neuen Armee gegeben. Gegen die Anhänger Napoleons wurden ſtrenge Maßregeln genommen. (S. Ludwig XVIII.) Der Zuſtand Frankreichs war traurig; da, wo die Heere der Verbündeten ſtanden, — ſie nahmen faſt zwei Drittheile des Landes ein, — herrſchte eine durch die Gewalt der Waffen gebotene Ruhe; aber in den übrigen Theilen des Reichs erregten die Factionen Unordnungen und ſelbſt blutige Auftritte. Die verbündeten Mächte behandelten das beſiegte Frankreich jetzt nicht mehr mit der Schonung, wie im vorigen Jahre. Nach verſchiedenen Unterhandlungen kam zwiſchen ihnen und Ludwig XVIII. zu Paris am 20. Nov. ein Vertrag zu Stande, in welchem Folgendes feſtgeſetzt ward: Frankreichs Gränzen ſollen ſo bleiben, wie ſie im J. 1790 waren, aber Frankreich trit vier Feſtungen (Landau, Philippeville, Saarlouis und Marienburg), das Herzogthum Bouillon, den auf dem linken Ufer der Lauter gelegenen Theil des Depart. des Niederrheins, einen Theil der Landſchaft Gex, und den ihm 1814 noch verbliebenen Theil von Savoyen (zuſammen mit 434,000 Bewohnern) ab; es verpflichtet ſich, die nach ihrer Einnahme ſogleich geſchleiften Feſtungswerke von Hüningen durch keine andern in einer Entfernung von drei Stunden von Baſel erſetzen zu laſſen; es entſagt ſeinen Rechten auf das Fürſtenthum Monaco; es zahlt an die Alliirten 700 Mill. Fr. Contribution, räumt ihnen auf 3 bis 5 Jahre 17 Feſtungen ein, und unterhält während dieſer Zeit eine Armee alliirter Truppen von 150,000 Mann. Ueberdies mußte ſich die franzöſiſche Regierung verbindlich machen, die rechtmäßigen Anſprüche zu befriedigen, welche Individuen, Corporationen oder Inſtitute in den Ländern der Verbündeten an ſie zu machen hatten, und alle Schätze der Literatur und Kunſt, welche die Franzoſen aus den von ihnen beſetzten Ländern weggenommen hatten, zurückzugeben. Das letztere wurde noch während der Anweſenheit der fremden Truppen in Paris ausgeführt. Endlich mußte Frankreich dem Sclavenhandel unbedingt entſagen. Dieſen Vertrag unterzeichnete Richelieu, der an der Spitze des neuen, im Sept. 1815 errichteten Miniſteriums ſtand. Die Nation war unzufrieden; aber der Geiſt der Reaction, welcher in der ſo-

genanten Chambre introuvable (ſ. d. Art. in der N. Folge des Conv. Lex.) ſich zeigte, erſtickte jeden Widerſpruch. Das Geſetz vom 29. Oct. 1815 räumte ſogar der Regierung die außerordentliche Macht ein, alle diejenigen zu verhaften und in Verhaft zu behalten, welche ſtrafbarer Anſchläge gegen den König und den Staat ſchuldig ſchienen, wenn auch vor Gericht die Schuld nicht erwieſen war, und oft keine Oeffentlichkeit zuließ. Auch ſchärften beide Kammern das vom Könige ihnen vorgelegte Amneſtiegeſetz (6. Jan. 1816), nach welchem Alle, die für den Tod Ludwigs XVI. geſtimmt und von Napoleon im März 1815 Aemter angenommen hatten, für immer aus dem Königreiche verbannt wurden. Auf dieſen Sieg der Royaliſten folgte die Abſetzung von vielen Tauſenden Richtern u. a. Beamten. So wurden die bürgerlichen Spaltungen durch willkürliche Maßregeln der Rache unterhalten, ſtatt die Schuldigen vor Gericht zu ziehen und zu ſtrafen. Gleichwohl waren die Miniſter und der König einer Partei, den Ultraroyaliſten (ſ. Ultra), nicht royaliſtiſch genug! Dieſe hielten den Zuſtand Frankreichs von 1789 für den einzig rechtmäßigen. Alles, was ſeitdem geſchehen war, und jedes Einzelnen Antheil daran, ſchien ihnen Verbrechen zu ſein. Sie nannten daher plein-purs, oder ächte Franzoſen, ſolche, die ſich nie mit irgend einer Theilnahme an der Revolution befleckt hatten, und die bereits Gegner der erſten Conſtitution geweſen waren; minder rein hingegen diejenigen, welche zwar für die erſte Ständeverſammlung ſich erklärt, aber darin feſt an den König gehalten hatten. Alle übrige waren in ihren Augen mehr oder minder verdächtig, und keine gute Franzoſen. Dagegen ſahen die Gegner der Ultra's, was ſich ſeit 25 Jahren in Frankreich zugetragen, als die geſchichtliche Entwickelung der Nation an; es war, ſagten ſie, jedes Franzoſen Pflicht, in dieſer Entwickelung nach ſeinen Kräften zu wirken. Wer in dieſer Zeit das Vaterland verlaſſen, wer ſich dem Dienſte deſſelben entzogen, oder wer gar gegen daſſelbe, die Form der Regierung ſei geweſen, welche ſie gewollt, die Waffen geführt habe, der ſei ein Verräther an dem Vaterlande geweſen. So nannte jede Partei ihre Sache die der Gerechtigkeit, die Sache der andern dagegen die des Verraths. Die Angriffe der Ultra's in beiden Kammern auf die Miniſter führten endlich zu dem entſcheidenden Schritte vom 5. Sept. (ſ. Ludwig XVIII.), nach welchem der König die Kammer der Deputirten auflöſte. Die Sitzung der neuen Kammer wurde am 4. Nov. 1816 mit einer Rede des Königs eröffnet, welche die ungünſtige Lage Frankreichs offen darſtellte. Das Budjet für 1817 war weit ſtärker, als das für 1816, weil das Deficit der drei vorhergehenden Jahre gedeckt werden ſollte. Die vorzüglichſten Gegenſtände, mit welchen ſich die Kammern beſchäftigten, betrafen die Wahlcollegien, die Finanzen, die Verantwortlichkeit der Miniſter und die Preßfreiheit. Die Independenten und Liberalen erlangten zwar das Wahlgeſetz vom 5. Febr. 1817, und das Recrutirungsgeſetz vom 6. März 1818, beſtritten aber vergebens die Ausnahmegeſetze, welche die volle Gültigkeit der Charte beſchränkten. Indeß verloren die Ultra's ihr Anſehn vorzüglich durch die Entdeckung ihrer Ränke bei den von ihnen abſichtlich in Grenoble 1816 und in Lyon 1817 angeſtifteten Unruhen. Auch in der Sitzung der Kammern von 1817, die am 17. Mai 1818 geſchloſſen wurde, hatte die miniſterielle Partei die Stimmenmehrheit. Doch ſchwankte die Regierung noch zwiſchen entgegengeſetzten politiſchen Anſichten, bis ſie ſich, nach der im Juli 1818 entdeckten weißen Verſchwörung (ſ. Ludwig XVIII.), durch welche die Ultra's die Alliirten zum

Umſturz der Charte in ihr Intereſſe ziehen wollten, mehr auf die Seite der Liberalen und der Nationalpartei hinneigte. (S. d. Art. Decazes in der N. Folge.) Bei der ſcheinbar befeſtigten Ruhe im Innern, gelang es dem Miniſterio, die Occupationsarmee um ein Fünftheil zu vermindern, weshalb im Frühjahr 1817 30,000 Mann zurückmarſchirten; die großen finanziellen Schwierigkeiten des J. 1817 aber wurden durch eine Anleihe mit den Banquiers Baring in London und Hope in Amſterdam beſeitiget. Das öffentliche Vertrauen zu der geordneten Finanzverwaltung befeſtigte ſich noch mehr, als die Regierung zu ihrer Anleihe im J. 1818 auch franzöſiſche Handelshäuſer zuließ, die ſogar mehr darboten, als die Regierung verlangte, und das Geſchäft auf beſſere Bedingungen abſchloſſen, als die Ausländer. Dagegen wurde die neue Anleihe von 24 Mill. Renten, welche, um den gänzlichen Abzug des Occupationsheers im Herbſt 1818 zu bewirken, nothwendig war, nach dem Verlangen der betheiligten Mächte, blos mit den Häuſern Baring und Hope abgeſchloſſen, ungeachtet die franz. Banquiers Laffitte, Caſim. Perrier u. A. die ganze Summe auf vortheilhaftere Bedingungen hatten übernehmen wollen; ein Umſtand, der in Frankreich ſo großes Mißvergnügen erregte, daß die fremden Handelshäuſer endlich einen Theil jener Summe franzöſiſchen Häuſern überließen. Mit dieſer Räumung des franzöſiſchen Gebiets von den fremden Truppen, welche auf der Monarchen-Verſammlung zu Aachen den 9. Oct. 1818 beſchloſſen und noch im Laufe dieſes Jahrs vollzogen ward, hing auch die Bezahlung der Kriegsbuße und die Tilgung der Privatfoderungen, welche die Unterthanen der fremden Mächte an die franzöſiſche Regierung und Nation machten, zuſammen. Hier ſiegte die franzöſiſche Diplomatik. Sie hielt nämlich die Erfüllung dieſer durch den Tractat vom 30. Mai 1814 von Frankreich übernommenen, und durch die Kammer von 1815, wie durch den Tractat vom 20. Nov. 1815 anerkannten Verpflichtung, bei dem Liquidationsgeſchäft, welches die ganze Summe jener Foderungen von 1600 Mill. Fr. auf 1390 Mill. feſtſetzte, bis zum J. 1818 hin; und ſelbſt dann noch mußten, weil Rußland und Wellington dafür ſtimmten, die übrigen Commiſſarien es ſich gefallen laſſen, für die liquide Foderung von 1390 Mill. nur eine Rente von 16 Mill. und 40,000 Fr. an Zahlungsſtatt anzunehmen, welche nach dem Marktpreiſe ungefähr einem Capital von 275 Mill. Fr. entſprachen; ſie mußten folglich mit einem Siebentheil der rechtmäßigen Foderung zufrieden ſein! England ward für die Foderungen brittiſcher Unterthanen in einer beſondern Convention eine Rente von 3 Mill. bewilligt. Endlich ward in Aachen die noch rückſtändige franz. Contributionsſumme von 280 Mill. auf 265 Mill. Fr. herabgeſetzt. Nun trat Frankreich den 12. Nov. als fünfte Macht zu dem Friedensbunde der europ. Hauptmächte (ſ. d. Art. Quadrupel-Allianz), und unterzeichnete als ſolche mit die Declaration des chriſtlichen Völkerrechts, als die neue Grundlage der europ. Staatskunſt zu Aachen, den 15. Nov. 1818. Hierauf erhob ſich in Frankreich der alte Geiſt des Royalismus, und der erſte Miniſter, Herzog von Richelieu (ſ. d. Art), erklärte ſich gegen die weitere Ausbildung des conſtitutionellen Syſtems, ſo wie gegen die Beibehaltung der bisherigen Wahlform. Darüber entſtand im Miniſterium ſelbſt eine Spaltung, bis im Dec. 1818 der Miniſter Decazes, in Hinſicht des Wahlgeſetzes und der liberalen Grundſätze, einen vollſtändigen Sieg über die Ultra's davon trug. Ludwig XVIII. ernannte hierauf d. 28. Dec. ein neues Miniſterium (das dritte ſeit 1815), in welchem an Richelieu's Stelle

Marq. Deſſolles (General und Pär) den Vorſitz führte, an Corvetto's Stelle, Bar. Louis die Finanzen, Marſchall St. Cyr das Kriegsweſen, und an Lainé's Stelle Graf Decazes das Innere (nach Aufhebung des Miniſteriums der allgem. Polizei), und der Siegelbewahrer Deſerre das Juſtizweſen verwaltete. Allein in dem doppelten Kampfe mit den Ultraroyaliſten ſowohl, als mit den Independenten oder Ultraliberalen, konnte ſich dieſes Miniſterium nur bis zum 19. Nov. 1819 behaupten. Deſſolles, St. Cyr und Louis traten aus demſelben; Pasquier, Latour-Maubourg und Roy nahmen ihre Stellen ein, und Decazes wurde erſter Miniſter. Aber auch dieſer erlag, als die Ermordung des Herzogs von Berry (ſ. d. Art.) den Parteigeiſt heftig erregt hatte, unter dem Haſſe der Ultra's, und es entſtand am 20. Febr. 1820 ein fünftes Miniſterium, unter dem Vorſitze des Herzogs von Richelieu, dem die Abänderung des Wahlgeſetzes gelang. Damit beginnt ein neuer Abſchnitt in der Staatsgeſchichte Frankreichs, welchem wir in der N. Folge des Conv. Lex. einen beſondern Art., der die letzten fünf Jahre der franzöſiſchen Regierung umfaßt, gewidmet haben. — Ueber die damalige Lage Frankreichs bemerken wir nur noch Folgendes, was hauptſächlich die Anſichten der verſchiedenen Parteien und den Wechſel des Syſtems der Regierung betrifft. Um den Widerſtand aller Parteien zu beſiegen, hatte das zweite Miniſterium (Richelieu und Lainé) mehrere Ausnahmen von den Beſtimmungen der Charte geltend zu machen gewußt; unter andern die ſtrengen Verfügungen gegen indirecte Provocationen und die Cenſur gegen Journale und periodiſche Schriften politiſchen Inhalts. Hieraus entſtand ein fortwährender Kampf der liberalen Journale (der Minerve française, der Bibliothèque historique, des Censeur Européen u. a.) gegen die Miniſter, für welche das Journal des Débats u. andere mehr ſchrieben, ſo wie die Ultra's in der Quotidienne, im Conservateur, Drapeau blanc u. a. die Charte ſelbſt anfeindeten. Geiſtvolle Schriftſteller, wie Benj. Conſtant, Comte, Dunoyer (ſ. d.) u. A. m., ſchrieben für die Liberalen; Bonald, Fiévée und Chateaubriand (ſ. d.) für die Ultra's. Da die Schriftſteller oft die Geſetze anders verſtehen, als die Richter und der Kronadvocat, ſo trafen nicht ſelten Verhaftungen und Geldbußen den freimüthigen Schriftſteller; in den Provinzen war noch weniger Preßfreiheit vorhanden. Die von den Liberalen erkämpfte, d. 1. Mai 1819 geſetzlich geordnete Preßfreiheit aber ward ſchon im März 1820 in Anſehung der polit. Zeitungen wieder aufgehoben. Doch wurden am Schluſſe der Kammer (1818) die Prevotalgerichtshöfe aufgelöſt, und die Vergehungen, die bisher zu ihrer Beurtheilung gehörten, wieder an die Aſſiſen gewieſen. Auch das Abzugs- und Heimfallsrecht (droit d'aubaine), welches Napoleon wieder hergeſtellt hatte, ward 1819 abgeſchafft. Allein bei der fortdauernd thätigen geheimen Reaction der Anhänger des alten Syſtems, unter denen die ſogenannte theokratiſche Partei, oder die Pères de la Foi, auch durch das Miſſions- und Schulweſen das conſtitutionelle Syſtem umzuſtoßen bemüht war, wünſchte die Mehrheit der Nation ein rein conſtitutionell geſinntes Miniſterium, das die Charte durch eine ihr analoge Geſetzgebung mit Nationaleinrichtungen umgäbe, und dadurch die Ränke der Ultra's im Zaum hielte, welche das alte Feudalweſen: die drei Stände mit ihren Privilegien, Parlamente und die Lettres de cachet, wiederherſtellen möchten. (Vergl. die Geſch. des franzöſ. Miniſteriums in den Zeitgenoſſen, Heft XIX.) Sehr wahr drückte ſich die Minerve française ſchon 1818 (Hft. 2 u. 24) über Richelieu's Miniſterium ſo

Sieyes Rath, den Namen „Nationalverſammlung;" ein Theil des Adels und der Geiſtlichkeit vereinigte ſich mit derſelben, und — die Revolution war entſchieden.

II. **Frankreich von 1789 bis 1814, oder die franzöſiſche Revolution bis zur Reſtauration im Jahr 1814.** — Die franzöſiſche Revolution macht eine Hauptepoche in der Geſchichte der bürgerlichen Geſellſchaft. Wer ſie als ein zufällig entſtandenes Ereigniß anſieht, hat weder in die Vergangenheit geblickt, noch kann er in die Zukunft ſchauen. Aus Leidenſchaft und Vorurtheil hält er eine Begebenheit, die aus dem Schoße von Jahrhunderten hervorging, für das Werk der Menſchen des gegenwärtigen Augenblicks. Er nimt die Schauſpieler für das Stück. So beurtheilte Frau von Staël in ihren Considérations sur les principaux événemens de la Revolution française (womit Bailleuls Examen critique dieſes Werks zu verbinden iſt) jene große Begebenheit; und ſie hat Recht. Nicht Zufälle von geſtern haben die Baſtille geſtürzt, und Meaupeou's Edict an die Parlamente zerriſſen; nicht das Deficit, nicht die Berufung der Stände haben die Feudalmonarchie zerſtört; auch ohne die Verdoppelung des dritten Standes würde die Revolution entſtanden ſein. Das Deficit war nicht die Urſache, es war eine Folge; dieſelbe Regierungsweiſe, welche jenes Deficit hervorgebracht hatte, würde bald ein anderes erzeugt haben: denn Verſchwendung iſt die treue Gefährtin der Willkür! Der Haß wegen Bedrückungen trieb das Volk zum Aufſtande hin; es erſtürmte die Baſtille; man konnte das Volk mit Kartätſchen zerſtreuen; allein es würde dennoch die Zwingburg, wenn auch nicht heute, doch morgen zerſtört haben. Nicht durch Kanonen, um Druck und Willkür zu beſchützen, ſondern wenn man beiden ein Ende macht, ſtellt man einen dauerhaften Frieden wieder her. Ludwig XVI. konnte die conſtituirende Verſammlung mit Bayonnetten auseinanderjagen; er würde dennoch das Bedürfniß der Freiheit nicht aus den Köpfen und aus den Herzen der Nation geriſſen haben. Nicht die Menſchen aus der letzten Hälfte des 18. Jahrh., ſondern alte Mißbräuche, Leidenſchaften und Vorurtheile haben die Revolution gemacht. Die als Häuptlinge darin auftraten, waren nicht ihre Urheber, ſondern nur ihre Werkzeuge. Die wahren Urheber der Revolution ſind geweſen der Cardinal Richelieu und ſeine Tyrannei; Mazarin und ſeine Argliſt; jener machte den Thron verhaßt; dieſer machte ihn verächtlich; dann Ludwig XIV. und ſeine verſchwenderiſche Pracht, ſeine unnützen Kriege und ſeine Dragonaden! Die wahren Urheber der Revolution ſind geweſen die unumſchränkte Gewalt der Regierung, deſpotiſche Miniſter, ein übermüthiger Adel, habſüchtige Günſtlinge und das Ränkeſpiel der Maitreſſen. Aber Revolutionen, aus Haß erzeugt, von der Leidenſchaft genährt, und von der Selbſtſucht geleitet, geben nicht die Freiheit, ſie geben nur Jammer und Elend; den Altar der Freiheit kann allein das Geſetz der Ordnung aufrichten, ſo wie das Geſetz der Ordnung nur aus der Freiheit entſpringt. Darum, ihr Völker, fürchtet die Revolutionen; aber wehe der Regierung, welche ſie durch Willkür u. Ungerechtigkeit hervorruft! — Daß die franzöſiſche Revolution in ihrer Entwickelung einen ſo bösartigen Charakter, den des Deſpotismus der Anarchie, wie man die Politik der Jacobiner bezeichnen kann, und den der gröbſten und wildeſten Ausſchweifung der Selbſtſucht und Grauſamkeit, bei gänzlicher Erſtarrung des ſittlichen Gefühls, annahm: wer trägt davon die Schuld? Hatten nicht Prieſter dieſes Volk erzogen, welches den Altar umſtürzte? hatten nicht Miniſter und

Hofleute, Staatsmänner im Cardinalspurpur, Prinzen, welche ſich roués (Lüderliche) nannten, und Hofdamen die Sitten der Hauptſtadt durch ihr Beiſpiel ſeit den Zeiten der Regentſchaft vergiftet, und das Volk verführt, daß es in Ruchloſigkeit verfiel? Frömmelei und Wolluſt, Ueppigkeit und geſetzloſe Willkür verbreiteten ſich aus dem Hofleben in die höheren Stände, und verpeſteten endlich den ſittlichen Zuſtand des Volks ſo, daß es ſtatt der Freiheit die Frechheit umarmte, und für ſeine wilden Gelüſte keinen Zügel mehr kannte *). Doch jene Anſicht von der franzöſiſchen Revolution möge ſich rechtfertigen durch den Ueberblick des Ganges dieſes verheerenden Lavaſtroms. Man muß drei verſchiedene Richtungen in demſelben unterſcheiden: die monarchiſche, die demokratiſche und die militäriſche. Man kann daher folgende Abſchnitte machen:

1. **Von der conſtituirenden Nationalverſammlung bis zur Errichtung der Republik** (17. Jun. 1789 — 21. Sept. 1792). Die Nationalverſammlung beſtand aus 600 Abgeordneten vom dritten Stande, 300 vom Adel und 300 von der Geiſtlichkeit. In ihrem Schoße entwickelte ſich aus dem Kampfe der Nichtprivilegirten mit den Privilegirten, der unterdrückten Volksrechte mit den Feudalvorrechten des Adels und der Prieſterſchaft, allmälig der Widerſtand gegen den Thron ſelbſt, welcher das Feudalweſen für ſeine Baſis hielt. In dem Augenblicke, in welchem die Volksvertreter gegen die Beſchlüſſe des Königs ihre Volksverſammlungen fortſetzten und den feierlichen Eid ausſprachen: daß ſie nicht eher ſich trennen wollten, als bis die Conſtitution würde vollendet ſein (20. Jun. 1789); als der Bürgerſtand (23. Jun.) unter den Augen des Königs ſein Recht behauptete, und der geängſtete König endlich ſelbſt dem Adel und der Geiſtlichkeit befehlen mußte, ſich mit dem dritten Stande zu vereinigen (27. Juni): da war der bisherigen Alleinherſchaft das Urtheil geſprochen. Hatten dieſe Schritte des Monarchen ſeine Annäherung an die Sache der Nation wahrſcheinlich gemacht, ſo mußte die Zuſammenziehung eines Heers von 20,000 Mann, unter dem Marſchall Broglio, ſo wie die plötzliche Verabſchiedung Neckers, die Gemüther um ſo mehr aufreizen. Die Sturmglocken ertönten, und als der König das Verlangen, die Truppen auseinander gehen zu laſſen, verweigerte, entſtand in Paris, wo die Partei des Herzogs von Orleans das Volk bearbeitete, ein Aufruhr. Die Baſtille ward erobert, eine Nationalgarde unter Lafayette errichtet, und Ludwig genöthigt, Necker zurückzurufen, ſeine Truppen zu entfernen und die dreifarbige Nationalcocarde aufzuſtecken, wofür ihm nach der Sitzung der Nationalverſammlung vom 4. Aug., worin, auf des Vicomte von Noailles einmüthig angenommenen Vorſchlag, das Feudalſyſtem aufgehoben ward, der Titel: Wiederherſteller der Freiheit, gegeben wurde. Während in dieſem Sturme der Leidenſchaften „die Rechte des Menſchen" feierlich anerkannt wurden, nahmen die ſchon begonnenen Auswanderungen täglich zu, aber auch die Gewaltſamkeiten. Ein Volkshaufe zog von Paris nach Verſailles, d. 5. Oct., und nöthigte den König mit ſeiner Familie, am 6. ſeine Reſidenz in die Tuilerien zu verlegen.

*) Aus den Mémoires du Duc de Lauzun kann man die zügelloſen Sitten in der Zeit vor der Revolution kennen lernen. Uebrigens iſt hier zu vergleichen der Artikel **Frankreich vor der Revolution**; die **Revolution und ihre Folgen**, in der N. Folge des Conv. Lex.

Ihm folgte am 19. die Nationalverſammlung, um in Paris dem Staate eine geſetzlich freie Verfaſſung zu geben. Die neue Eintheilung Frankreichs in 83 Departemente, die Einziehung aller, auf 3000 Millionen angeſchlagenen, Güter der Geiſtlichkeit, die Verwandlung des bisherigen Titels „König von Frankreich" in „König der Franzoſen," die Bildung der Parteien in Clubbs, unter welchen der der Jacobiner (ſ. d. Art.) der mächtigſte wurde, die Annahme einer neuen Conſtitution von Seiten des Königs, der Bürgereid: „der Nation, dem König und dem Geſetze treu zu ſein und die Conſtitution aufrecht zu erhalten," die romantiſche Feier des Bundesfeſtes auf dem Marsfelde, waren die Hauptmomente im erſten Acte dieſer ungeheuren Umwälzung aller Verhältniſſe. Die Beſtimmung der königlichen Einkünfte und des Hausweſens des Monarchen (25 Mill. Livres jährl.), die Erklärung der königlichen Domänen und der geiſtlichen Beſitzungen für Nationalgüter, die Aufhebung des Unterſchieds der Stände, der Geburt und Titel, die Einziehung der Klöſter und Penſionirung ihrer bisherigen Bewohner, das Decret, daß die Geiſtlichkeit den Bürgereid ſchwören ſolle, die Errichtung eines hohen Nationalgerichts für die beleidigte Majeſtät der Nation, die Abſchaffung der Abgaben auf Leder, Oel, Seife, Stärke, Salz und Tabak, die Verlegung der Acciſe (Douane) aus dem Innern an die Gränzen, die Einführung der Grundſteuer, der Gewerbſcheine, der Stempel- und Protocollgebühren, und das Decret zur Verfertigung der Aſſignaten, auf Mirabeau's Vorſchlag: dieſes waren die hauptſächlichſten Verfügungen der Nationalverſammlung in jener erſten Periode. Der zweite Act begann mit der Verordnung der Nationalverſammlung, daß der König ſich nicht über 20 Stunden von Paris entfernen dürfe, und daß er, wenn er das Reich verließe, und auf die Einladung der Nationalverſammlung nicht zurückkehre, des Thrones verluſtig ſein ſolle. Die Verbrennung des Papſtes im Bilde, zu Paris, gab das Zeichen zu der ſchrecklichſten Revolution im Religionsweſen, und der Clubb der Cordeliers (die Partei Orleans, Marat, Danton u. A.) verbreitete unter dem Volke Haß gegen den König. Nun wollte Ludwig entfliehen; er ward aber von Varennes aus (25. Juni 1791) zurückgebracht. Kaum vermochte er dadurch, daß er die neue Conſtitution vom 3. Sept. 1791, die ihn zum Oberhaupte der Land- und Seemacht erklärte, und ihm zu Regierungsgehülfen ſechs Miniſter beigab, in der Nationalverſammlung am 14. Sept. beſchwor, das aufgebrachte Volk wieder zu beſänftigen. Hierauf ſchloß er (30. Sept.) die Sitzungen der conſtituirenden Nationalverſammlung. An ihre Stelle trat d. 1. Oct. 1791 die legislative Nationalverſammlung. Unterdeſſen war die Zahl der ausgewanderten Adeligen und Geiſtlichen ſehr angewachſen. Unter ihnen befanden ſich die Brüder des Königs, Grafen von Provence und Artois, Prinz Condé mit ſeinem Sohne und Enkel, den Herzogen von Bourbon und Enghien, und der Marſchall von Broglio. Sie ſammelten zu Coblenz und Worms einzelne franzöſiſche Linientruppen, und fanden Unterſtützung bei mehrern deutſchen Fürſten (Würtemberg, Zweibrücken, Baden, Darmſtadt und Speier), welche bisher Beſitzungen auf franzöſiſchem Boden gehabt, ſie aber durch die Vereinigung derſelben mit dem neu conſtituirten Frankreich verloren hatten, und, ungeachtet der Verwendung des Kaiſers und des Reichsſchluſſes, daß dieſes Verfahren Frankreichs friedensſchlußwidrig ſei, ſie nicht wieder erlangen konnten. Sowohl das, als auch die Beſorgniß, daß Frankreichs Beiſpiel, ſein ſchwärmeriſcher Eifer für Freiheit und Gleichheit, und das Beſtreben der

Jacobiner nicht ohne Einfluß auf die Geſinnungen anderer Nationen bleiben möchten, veranlaßte, nebſt dem Antheile, den das Haus Oeſterreich und andere Regenten an dem Schickſale Ludwigs XVI. nahmen, den Entſchluß, mit der Gewalt der Waffen die Bourbons zu retten, und eine Flamme zu erſticken, von der eine allgemeine Zerſtörung der beſtehenden Ordnung der Dinge zu befürchten war. Doch war die Erklärung, welche Oeſterreich und Preußen zu Pilnitz d. 27. Aug. 1791 an die Brüder des Königs erließen, nur allgemein und bedingt. Die Nationalverſammlung ſprach laut ihre friedlichen Geſinnungen aus, und decretirte: daß Frankreich nie einen Eroberungskrieg führen wolle. Deſto größer war der Haß des Hofadels und der meiſten Cabinette gegen die Grundſätze der neuen Ordnung in Frankreich. Selbſt Ludwigs Erklärung an die auswärtigen Mächte, daß er freiwillig die Conſtitution angenommen habe, konnte ſie damit nicht ausſöhnen. Rußland und Schweden verbanden ſich ausdrücklich (19. Oct. 1791) zur Wiederherſtellung der ausgewanderten Prinzen. Vergebens erließ Ludwig Abmahnungsſchreiben an ſeine Brüder, und Decrete gegen die Auswanderer; dieſe fuhren fort, unter Begünſtigung deutſcher Fürſten (ſ. d. Art. Hohenlohe) und Rußlands, ein royaliſtiſches Heer zu bilden. Als nun in Paris das von Oeſterreich und Preußen zu Berlin am 7. Febr. 1792 abgeſchloſſene Schutzbündniß bekannt wurde, gewann die Partei, welche in der zweiten Nationalverſammlung den Krieg wollte, die Oberhand, und auf des Miniſters Dumouriez Vorſchlag erklärte Frankreich dem Könige von Ungarn den Krieg (20. April 1792). Jetzt traten zu dem Bunde gegen Frankreich, außer Heſſen und Sardinien, auch noch Rußland, d. 14. Juli 1792, und im J. 1793 das deutſche Reich. Während dieſes Krieges erhob ſich in Paris die Partei der Jacobiner. Sie wollten den Thron umſtürzen, und beherrſchten durch ihren Einfluß die Nationalverſammlung. Ihr Angriff auf die Tuilerien (10. Aug.) entſchied den Sieg für die Demokratie (ſ. Pethion). Der unglückliche Ludwig wurde von der Nationalverſammlung als Verräther des Vaterlandes angeklagt, und mit ſeiner Familie gefangen in den Tempel gebracht. Die Wuth ſtieg aufs Höchſte, als die Preußen in Frankreich vordrangen, und Lafayette das Heer verließ; denn nun verbreitete ſich das Gerücht, daß in der Hauptſtadt die gefährlichſten Feinde der Freiheit ſelbſt lebten. Es erſchien der blutige 2. Sept. (1792), ähnlich dem Tage der Armagnacs (12. Jun. 1418), an welchem eine Rotte menſchenähnlicher Tiger in Paris mehrere Tauſend Gefangene erwürgte, worauf auch zu Rheims und a. a. O. ähnliche Schreckensſcenen erfolgten. Der Schwur der Nationalverſammlung (4. Sept.), „daß ſie alle Könige haſſe und alle Königsmacht, und nie zugeben werde, daß je ein Fremder den Franzoſen Geſetze vorſchreibe," hatte zur nächſten Folge, daß der Nationalconvent, der an die Stelle der zweiten Nationalverſammlung trat, ſeine Sitzung am 21. Sept. 1792 mit dem Beſchluſſe eröffnete: das Königthum ſei abgeſchafft, und Frankreich fortan eine einzige und untheilbare Republik. Mit dieſem Tage begann auch eine neue Zeitrechnung, die republikaniſche, welche Napoleon mit dem 1. Jan. 1806 wieder aufhob.

2. Die Geſchichte der Republik Frankreich bis zur Errichtung des Kaiſerthums (21. Sept. 1792 bis 18. Mai 1804). Siegesnachrichten feierten die Geburt der Republik. Cüſtine hatte Mainz erobert, die Feinde hatten den Boden Frankreichs räumen müſſen, Dumouriez hatte bei Jemappe geſiegt. Sofort erklärte der Nationalconvent ſich bereit, „allen Völkern beizuſtehen, die ſich

die Freiheit verſchaffen wollten," indem er den von franzöſiſchen Truppen beſetzten Ländern die Aufhebung aller aus dem Feudalſyſtem herrührenden Laſten verſprach. Zugleich erklärte er die Todesſtrafe gegen alle Auswanderer, und verurtheilte Ludwig XVI. (ſ. d. Art.). Die Mehrheit des Convents war unterjocht von der wilden Rotte, die in Paris den Kopf des Königs foderte, und in ſeinem Uebermuth kündigte der Convent den Königen von England und Spanien und dem Erbſtatthalter (nicht den Völkern) den Krieg an. (S. Briſſot.) Nun traten auch Portugal, Neapel, Toscana und der Papſt in den Bund gegen die Republik, die nur von Venedig anerkannt ward. Zu dem äußern Kriege kam noch der innere: die Vendee ſtand auf, um den Tod des Königs zu rächen. Die Republik ſchien verloren. Da umgürtete ſie ſich mit dem Schwerte des Schreckens und der Verzweiflung. Die Partei des Berges ſchmetterte die Gemäßigten, die Girondiſten (ſ. d. Art.) zu Boden. Ein Revolutionstribunal ward errichtet, und die Schreckensmänner Danton, Robespierre und Marat (ſ. d. Art.) regierten die Nation mit der Guillotine. Maria Antoinette, Königin von Frankreich, ſtarb den Tod ihres Gemahls (16. Oct. 1793); ihr folgten Orleans Egalité und die fromme Eliſabeth, die großherzige Schweſter Ludwigs XVI.; alle Kirchen zu Paris waren geſchloſſen, alle Kirchengeräthſchaften für Nationaleigenthum erklärt, und in der ehemaligen Cathedrale feierte man am 10. Nov. ſtatt des Gottesdienſtes, das Feſt der Vernunft! Auch den Colonien gab man Frankreichs demokratiſche Verfaſſung, und allen Negern die Freiheit: die Loſung zur Ermordung der Weißen! (ſ. Hayti.) Am wildeſten verfolgte man die Exadeligen. Man ſah in ihnen nur den Druck der Vorrechte vieler Jahrhunderte, und übte jetzt die Rache der Wiedervergeltung. Neun Monate dauerte das Schreckensſyſtem, während deſſen Robespierre Feſte der Natur, dem höchſten Weſen, dem Stoicismus, dem Ruhme u. ſ. w. zu feiern befahl, wobei das Blut in Strömen von der Guillotine und unter den Kartätſchen des ſchrecklichen Collot d'Herbois u. A. (beſonders zu Lyon, Bordeaux, Nantes, Toulon ꝛc.) ſich ergoß. Mit Robespierre's Falle (27. Jul. 1794) hörte das Schreckensſyſtem auf. Sogar der Saal des Jacobinerclubbs ward eine Zeit lang geſchloſſen, und das Revolutionstribunal neu gebildet. Der Nationalconvent erkannte keine Volksgeſellſchaften mehr an, und decretirte eine allgemeine Freiheit aller Gottesverehrungen (21. Febr. 1795). Indeß koſtete es noch manchen Kampf mit den gegen den Geiſt der Mäßigung ſich erhebenden Schreckensmännern und Jacobinern (z. B. d. 20. Mai 1795). Eine neue (die dritte) Conſtitution ward nun als Grundgeſetz der franzöſiſchen Republik erklärt. Vergebens ſuchten die Sectionen von Paris das Königthum wieder herzuſtellen. Der Convent beſiegte ſie durch Barras und Buonaparte (ſ. d. Art.) am blutigen 13. Vendemiaire (5. Oct. 1795). Hierauf löſete er ſich am 26. Oct. auf, und die Directorialregierung nahm ihren Anfang. Das geſetzgebende Corps beſtand jetzt aus dem Rathe der Alten (250 Mitgliedern) und dem Rathe der Fünfhundert. Das vollziehende Directorium (Barras, Reubel, Carnot, Lareveillere-Lepaux und Letourneur) beruhigte zwar die Vendee; allein vergebens ſetzte es ſtatt der Aſſignaten Mandate in Umlauf (11. März 1796). Es vermehrte dadurch nur die Finanznoth, welche aus dem doppelten Bankerotte, den die Republik gemacht hatte, entſtanden war. Damals hielt das Nationalinſtitut der Wiſſenſchaften (6. Oct. 1796) ſeine erſte Sitzung, und ein Nationalkirchenrath, vereidet auf das tridentiniſche

Concilium, ward errichtet. Die Revolution vom 18. Fructidor (4. Sept. 1797) befeſtigte die Macht des Directoriums. Während jener vielfachen Veränderungen im Innern hatten die franzöſiſchen Waffen Savoyen und Nizza, Belgien zwei Mal, Deutſchland bis an den Rhein und die Niederlande, erobert. Große Feldherren ſiegten an der Spitze ungeübter Truppen unter Carnots ſtrategiſcher Leitung. Ihrem neuen Kriegsſyſtem und ihrer neuen Kriegskunſt vermochte die alte europäiſche Tactik nicht zu widerſtehen. Die ganze Nation wurde in Maſſe aufgeboten, und 13 Heere erkämpften der Republik den Sieg über die Hannoveraner, Engländer, Holländer, Oeſterreicher und Preußen. Darauf ſchloß Toscana (am 9. Febr. 1795) Frieden mit der franzöſiſchen Republik. Das Glück der franzöſiſchen Waffen in den Niederlanden, und zum Theil noch unenthüllte Begebenheiten beſtimmten auch Preußen, einen Separatfrieden (5. Apr. 1795) zu Baſel abzuſchließen. Spanien folgte am 22. Jul., und Heſſen-Caſſel d. 28. Aug. deſſ. Jahrs. Darauf ſicherte eine ſogenannte Demarcationslinie dem nördlichen Deutſchland die Neutralität unter preußiſchem Schutze. Die Niederländer vereinigten ſich ſogar (16. Mai) mit Frankreich durch ein Schutz- und Trutzbündniß gegen England. Oeſterreich, England und Rußland aber hatten nach den baſeler Friedensſchlüſſen ſich feſt vereinigt (28. Sept. 1795), um das beginnende Uebergewicht Frankreichs in ſeinen Fortſchritten möglichſt zu hemmen. So glücklich die Neufranken auf dem feſten Lande bisher gefochten hatten, ſo unglücklich waren ſie im Seekriege. England bot alle Kräfte auf, um ſeine Herrſchaft zur See und in beiden Indien zu vergrößern. Doch war Pitt's unausführbares Aushungerungsſyſtem für andere Staaten nicht weniger nachtheilig, als für Frankreich. Auch hatten die Landungsverſuche der Engländer in Frankreich, zur Unterſtützung der Royaliſten, nicht den erwarteten Erfolg. Aber ein großer Theil der franzöſiſchen Colonien gerieth in engliſche Gewalt, und die Angriffe der Engländer auf die touloner und breſter Flotten ſchlugen der republikaniſchen Seemacht unheilbare Wunden. Oeſterreich, Preußen und Sardinien führten den Krieg größtentheils mit engliſchen Subſidiengeldern. Dagegen verſchaffte ſich das Directorium der Republik durch Requiſition der Kriegsbedürfniſſe und durch Papiergelder die Mittel, um die auf dem Wege der Conſcription gebildeten Heere herzuſtellen und zu erhalten. Die reichſten Hülfsquellen boten die beſetzten feindlichen Länder dar; vorzüglich Holland, Deutſchland und Italien. Endlich erkämpfte Buonaparte den Frieden. Die Siege, welche er 1796 in Italien bei Montenotte, Milleſimo, Lodi, Arcole, Rivoli und am Tagliamento, in elf Monaten erfocht, führten ungeachtet der Siege des Erzherzogs Carl in Deutſchland und des Rückzugs von Moreau, zu den Unterhandlungen zu Leoben (18. Apr. 1797), welchen endlich der Friede von Campo-Formio (17. Oct. 1797) *) und der zum Abſchluſſe des Friedens mit dem deutſchen Reiche eröffnete Congreß zu Raſtadt folgten. Unterdeſſen hatten ſich Frankreich und Spanien (19. Aug. 1796) eng verbunden, weswegen England Spanien den Krieg erklärte. Venedig wurde demokratiſirt, Genua in die liguriſche Republik verwandelt, und eine Allianz zwiſchen Frankreich und Sardinien geſchloſſen. Holland verlor dagegen immer mehr Colonien an

*) Oeſterreich trat in dieſem Frieden Belgien an Frankreich ab, und erkannte die cisalpiniſche Republik an, der es Mailand und Mantua überließ, wogegen es die Etſch in Italien zur Grenze erhielt.

England, welches ſich des Alleinhandels bemächtigte; auch traten Mißverhältniſſe zwiſchen Frankreich und Nordamerika ein. Aber die neue Republik zerſtörte ſelbſt durch ihre Eroberungspolitik den Frieden auf dem feſten Lande. Rom ward in einen Freiſtaat verwandelt (10. Febr. 1798), Helvetien beſiegt, und der Gedanke: Britannien, dieſe ewige Feindin Frankreichs, an dem vermeinten innerſten Nerv ſeines Lebens, in Indien, anzugreifen, ſollte durch Buonaparte's Zug nach Aegypten in Ausführung gebracht werden. Als jedoch Frankreichs Flotte bei Abukir durch Nelſon vernichtet war, und ſein Feldherr in Syrien nicht glücklich kämpfte, bildete ſich auf Englands Antrieb und durch deſſen Subſidien die zweite Coalition. Die Pforte erklärte Frankreich den Krieg; der Congreß zu Raſtadt löſ'te ſich nach der Ermordung zweier franzöſiſchen Geſandten auf; Oeſterreich und Rußland vereinigten ſich mit der Pforte, und Neapel übernahm die Rache des Papſtes. Nun erdrückte die Republik ihren Bundesgenoſſen, den König von Sardinien (Dec. 1798), um Oberitalien zu behaupten, und die republikaniſchen Heere zogen ſiegend nach Neapel, wo die parthenopäiſche Republik errichtet ward. Auch Toscana wurde beſetzt. Aber ſchnell wandte ſich das Glück. Die Oeſterreicher und die Ruſſen ſiegten in 6 Hauptſchlachten und eroberten Italien 1799. Nur Holland und die Schweiz wurden, jenes von Brune, dieſes von Maſſena, behauptet. Da trat Buonaparte, von Sieyes und Lucian Buonaparte aus Aegypten zurückgerufen, an die Spitze der Republik. Das Directorium ward aufgehoben, und der 18. Brumaire (9. Nov. 1799) gab Frankreich eine conſulariſche Regierung und die vierte Conſtitution. Dieſe näherte ſich wieder der monarchiſchen Form. Drei, auf zehn Jahre gewählte und wieder wählbare Conſuln wurden an die Spitze der Regierung geſtellt; der erſte von ihnen aber, Napoleon Buonaparte, konnte allein die Mitglieder des Staatsraths, die Miniſter, die Geſandten und alle Offiziere der Land- und Seemacht ernennen und abſetzen; auch in allen übrigen Regierungsangelegenheiten entſchied er, indem die beiden andern Conſuln (Cambacérès und Lebrun) nur eine berathſchlagende Stimme hatten. Die geſetzgebende Macht übten aus das Tribunat von 100, und das geſetzgebende Corps von 300 Mitgliedern, die jährlich zum fünften Theile erneuert wurden. Jenes debattirte über die von den Conſuln vorgeſchlagenen Geſetze, dieſes entſchied hierauf durch geheimes Stimmengeben; keines der beiden Corps durfte Geſetze in Vorſchlag bringen. Conſuln, Geſetzgeber und Tribunen wurden nicht vom Volke, ſondern von einem Erhaltungsſenat (Sénat conservateur) gewählt, der aus 80, wenigſtens 40 Jahre alten Mitgliedern beſtand, die nach den Vorſchlägen des erſten Conſuls, des Tribunats und geſetzgebenden Corps ſich ſelbſt wählten. Alle dieſe Behörden waren keiner Verantwortung unterworfen. (Dieſe Conſtitution erhielt im Aug. 1802 einige Abänderungen, als Buonaparte lebenslänglicher Conſul wurde; nunmehr ernannte die Regierung die Präſidenten der Cantonsverſammlungen und Wahlcollegien, und der erſte Conſul ſeinen Nachfolger und die Senatoren ꝛc. Den geſetzgebenden Körper berufte, vertagte, prorogirte die Regierung nach Gefallen.) Kaum hatte Buonaparte die Zügel der Regierung ergriffen, ſo erhielt Alles eine lebenskräftige Geſtalt. Er erſchuf ein neues Heer, mit dem er, nach fruchtloſen Friedensanträgen an England und Oeſterreich, den großen Bernhard überſtieg, die cisalpiniſche Republik herſtellte, und bei Marengo ſiegte (14. Juni 1800), worauf Moreau bei Hohenlinden (3. Dec. 1800) den Krieg mit Oeſterreich entſchied. Die Vendee wurde beru-

higt, und mit Nordamerika ein Freundſchaftsvertrag geſchloſſen. Oeſterreich mußte ſich von England trennen und im Namen des deutſchen Reichs den Frieden von Lüneville (9. Febr. 1801) unterzeichnen. Dieſer gab der Republik das linke Rheinufer, und der Thalweg des Rheins ward Frankreichs und Deutſchlands neue Grenze. Dieſem Frieden folgten die mit Neapel, Rußland, mit der Pforte und der zu Amiens mit England (27. Mai 1802), ſo wie das mit Pius VII. abgeſchloſſene Concordat, das die catholiſche Religion wieder zur herrſchenden in Frankreich machte. Seitdem lenkte dreizehn Jahre lang die Diplomatie des Eroberers das Schickſal des feſten Landes von Europa. Das Königreich von Etrurien wurde errichtet und dem Herzog von Parma überlaſſen; dem deutſchen Reiche wurde der große Entſchädigungsplan von Frankreich vorgeſchrieben; Helvetien erhielt eine Mediationsacte, und mußte ſich auf das engſte mit Frankreich verbinden; Holland wurde gleichſam als ein Theil Frankreichs benutzt und erhielt aus Paris eine Conſtitution; Piemont, Parma und Piacenza wurden Frankreich einverleibt, und der erſte Conſul zum Präſidenten der italieniſchen Republik ernannt. In Frankreich ſelbſt traten Ordnung, Sicherheit und Ruhe an die Stelle des revolutionären Zuſtandes. Viele Deportirte erhielten die Erlaubniß zur Rückkehr, die Emigrantenliſten wurden mit liberalem Geiſte nachgeſehen, die Freiheit des Gottesdienſtes ward wieder hergeſtellt, und die Errichtung der Ehrenlegion (19. Mai 1802) verband die Nation und das Heer mit dem Chef der Regierung. Als nun der Krieg mit England (18. Mai 1803) aufs neue ausbrach, und Verſchwörungen im Innern Furcht verbreiteten, da wurde die Nation für die Anſicht empfänglich, daß Frankreichs Glück von einer feſtern Staatsverfaſſung, die zugleich dem Chef volle Sicherheit gewähre, abhängig ſei, und ſo war es, nach den vorhergegangenen Schrecken der Anarchie, leicht, die Republik Frankreich in ein Kaiſerthum zu verwandeln.

3. **Geſchichte des Kaiſerthums Frankreich bis zur Reſtauration des Hauſes Bourbon und der Königswürde** (18. Mai 1804 bis 3. Mai 1814). Am 18. Mai 1804 erſchien das organiſche Senatus-Conſult, welches Napoleon zum Kaiſer der Franzoſen, und die kaiſerl. Würde für erblich in ſeiner Familie erklärte; am 20. Mai wurde Napoleon als Kaiſer proclamirt. Durch dieſes Senatus-Conſult und durch das nachherige kaiſerl. Statut vom 30. März 1806 wurden die Familiengeſetze des kaiſerlichen Hauſes, in Rückſicht der Erbfolge, der Titel und Appanagen der Mitglieder der kaiſerlichen Familie, und ihre beſondern Verhältniſſe zu der Perſon des Kaiſers, feſtgeſetzt, die Civilliſte blieb ſo, wie ſie durch die Conſtitution von 1791 feſtgeſetzt worden war, nämlich 25 Mill. Livres jährlich. Zugleich wurden errichtet: die Großwürdenträger (Grands-Dignitaires) oder Erzämter des Reichs, die Großoffiziere des Reichs, zu welchen die Marſchälle und Hofämter gehörten, und der hohe kaiſerliche Gerichtshof, der über die Vergehungen der Mitglieder der kaiſerlichen Familie und der erſten Staatsbeamten, über Hochverrath und über alle Verbrechen gegen den Staat oder den Kaiſer erkennen ſollte. Auch die Wahlcollegien erhielten eine beſtimmte Einrichtung. Der Senat blieb; aber die Wahl und die Zahl der Senatoren hingen vom Kaiſer ab; auch blieb das geſetzgebende Corps; aber das Tribunat, welches allein noch zu widerſprechen wagte, wurde den 19. Auguſt 1807 aufgehoben. Am 2. Dec. 1804 ward der neue Kaiſer mit ſeiner Gemahlin von Pius VII. in der Kirche Notredame geſalbt und gekrönt. Drei Monate darauf (18.

März 1805) ward der Kaiſer der Franzoſen auch König von Italien, und als ſolcher (26. Mai) in Mailand feierlich gekrönt, und der Orden der eiſernen Krone errichtet. Bald nachher wurden Genua (liguriſche Republik) und das Fürſtenthum Guaſtalla mit Frankreich vereinigt; Lucca und Piombino als ein Herzogthum einer Schweſter des Kaiſers überlaſſen, Parma und Piacenza aber unter franzöſiſche Verwaltung genommen. Der Erbkaiſer von Oeſterreich und viele Fürſten Deutſchlands erkannten Napoleon als Kaiſer an; dagegen verließen der ruſſiſche und ſchwediſche Geſchäftsträger Paris, und die franzöſiſchen Geſandten gingen von Petersburg und Conſtantinopel weg. Schweden ſchloß mit England einen Subſidienvertrag, und Rußland verband ſich (April 1805) mit England zur dritten Coalition wider Frankreich. Die Franzoſen hatten nämlich ſchon am 5. Juni 1803 Hannover in Beſitz genommen. Ueberdies vollzog die franzöſiſche Regierung, ſo weit ihre Waffen reichten, das Verbot des engliſchen Manufacturhandels mit größter Strenge, und bedrohte England mit einer Landung. Pitt zog daher auch Oeſterreich (Aug. 1805) in die Coalition. Nun brach die franzöſiſche Armee aus dem Lager bei Boulogne nach Deutſchland auf. Der Krieg war aber nur von kurzer Dauer. Die Uebergabe eines öſterreichiſchen Heers unter Mack bei Ulm (17. Oct.) und die Schlacht bei Auſterlitz (2. December) führten den Frieden von Preßburg (26. Dec. 1805) herbei, welchem Oeſterreich gegen 1000 Q. M. und drei Mill. Einwohner (unter dieſen die getreuen Tyroler) opfern mußte. Napoleon gab in dieſem Frieden ſeinen Verbündeten, Baiern und Würtemberg, Königskronen und die volle Souveränetät, die auch Baden erhielt, und jedem dieſer drei Staaten wichtigen Zuwachs an Land und Menſchen, während auch das Königreich Italien mit 500 Q. M. arrondirt wurde, und Frankreich das entſchiedene Uebergewicht über Deutſchlands Fürſten erhielt. Doch der Britten Sieg bei Trafalgar (21. Oct. 1805), über die vereinigte franzöſiſch-ſpaniſche Flotte, vernichtete die Frucht ſechsjähriger Rüſtungen: Frankreich verlor an dieſem Tage 1654 Kanonen, 15,000 Menſchen und 60 Mill. angewendeten Geldes. Nun änderte Napoleon ſein Syſtem gegen England. Durch wiederholte Erfahrungen belehrt, daß er durch keine Anſtrengungen den Britten zur See die Spitze bieten werde, wollte er England auf dem feſten Lande beſiegen. Dieſen Plan, deſſen Ausführbarkeit er vielleicht ſelbſt bezweifelte, den er aber nichts deſto weniger als ein geſchicktes Mittel, Europa Geſetze zu geben, mit aller Kraft verfolgte, glaubte er zu erreichen, wenn er die Mächte des Feſtlandes zwänge, jede Verbindung mit England aufzuheben. In dieſer Abſicht überließ er Hannover an Preußen, welches dadurch mit England in Krieg gerieth. Die Dynaſtie von Neapel ward, als warnendes Beiſpiel deſſen, was derjenige, der in Frankreichs Anſichten nicht eingehen wollte, zu erwarten habe, der Regierung verluſtig erklärt; Joſeph Napoleon (ſ. Buonaparte, Joſ.) ward König von Neapel und Sicilien (30. März 1806), der zweite Bruder Napoleons, Ludwig, König von Holland, ſein Stiefſohn, Eugen (Beauharnois), als kaiſerlicher Prinz adoptirt, Vicekönig von Italien und Schwiegerſohn des Königs von Baiern; des Kaiſers Waffengefährte, Alexander Berthier, ward Fürſt von Neufchatel; Talleyrand, Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, Fürſt von Benevent; Bernadotte, Fürſt von Ponte-Corvo; Joachim Murat, Großherzog von Cleve und Berg, und Stephanie Beauharnois, eine Nichte der franzöſiſchen Kaiſerin, ward als adoptirte Prinzeſſin die Gemahlin des damaligen Erbprinzen von Baden.

Alle, die der neuen Dynaſtie unmittelbar angehörten, oder ſonſt mit ihr verbunden waren, ſollten, von einem Föderativſyſtem umſchlungen, an Frankreich gekettet werden. In dieſem Sinne wurden die großen Reichslehen errichtet, und das kaiſerl. Familienſtatut am 30. März 1806 gegeben. So ward das bisherige Gleichgewichtsſyſtem vernichtet. Baierns, Würtembergs und Badens Verband mit dem Föderativſyſtem des „großen Reichs," und des Churfürſtenthums Hannover Einverleibung in den preußiſchen Staat hatten den deutſchen Reichskörper zerriſſen; Napoleon bewirkte nun die Errichtung des rheiniſchen Bundes, deſſen Grundvertrag mit dem franzöſiſchen Kaiſer, als Protector des Bundes, am 12. Juli 1806 abgeſchloſſen wurde. Hierauf legte Franz II. am 6. Aug. die deutſche Kaiſerkrone nieder. Während deſſen hatte die Mittheilung von einem Anſchlage auf des Kaiſers Leben durch Fox an Talleyrand einen Funken des gegenſeitigen Vertrauens erweckt; Rußland, mit dem in Preßburg nicht Friede geſchloſſen worden war, trat den Unterhandlungen bei; doch der Tod des engliſchen Miniſters Fox, und die veränderte Lage der Dinge vernichteten den Erfolg. Der Kaiſer von Rußland beſtätigte die von Oubril angenommenen Präliminarien nicht; auch der engliſche Geſandte, Lauderdale, ward zurückberufen, und noch im Herbſte 1806 ſah man Preußen mit Rußland, Schweden und England vereint auf dem Kampfplatze gegen Frankreich. Das preußiſche Cabinet war nämlich durch die ihm zugekommene Nachricht, daß Frankreich Hannovers Zurückgabe an England dargeboten habe, zu einer drohenden Rüſtung gegen Frankreich bewogen worden, und hatte den Plan zu einem nordiſchen Bunde, als Gegengewicht des rheiniſchen, entworfen. Napoleon nahm die Ausfoderung an, und die Schlachten von Jena und Friedland koſteten Preußen ſein halbes Reich. Drei deutſche Fürſtenhäuſer (Heſſen-Caſſel, Braunſchweig und Oranien) wurden aus der Reihe der Regierenden gelöſcht; zwei neue Könige (Sachſen und Weſtphalen), ein Herzog von Warſchau und die Republik Danzig erhielten ihr Daſein; der rheiniſche Bund ward durch den Beitritt von elf Fürſtenhäuſern erweitert, und der Friede von Tilſit ($^{7}/_{9}$ Juli 1807) erſchien als ein Triumph über Britannien; denn der Beitritt Rußlands und Preußens zum Continentalbunde gegen England war ſeine Grundlage. Oeſterreich hatte ſeine Neutralität behauptet, indem es einen andern Zeitpunkt abwarten wollte, um ſeine nie aufgegebenen Entwürfe gegen Frankreichs Uebermacht auszuführen. Kaum hatte jetzt Napoleon ſich im Oſten und Norden geſichert, als der Zuſtand der pyrenäiſchen Halbinſel ihn zu neuen Eroberungen reizte. Portugal hatte ſich nur ſcheinbar von England getrennt; ein franz. Heer durchzog Spanien und beſetzte Portugal ohne Widerſtand; die regierende Dynaſtie floh nach Braſilien (Nov. 1807). Ein Familienzwiſt am Madrider Hofe verſchaffte zugleich Napoleon Gelegenheit, ſich unter der Maske eines ſchiedsrichterlichen Freundes einzumiſchen. Der ſchwache Carl IV. verzichtete in Bayonne zu Gunſten Napoleons auf die Krone Spaniens; ein gleiches wurde von den ſpaniſchen Prinzen erzwungen; der König von Neapel, Joſeph Napoleon, ward König von Spanien und Indien, und der Großherzog von Berg beſtieg den Thron beider Sicilien. Aber die Begebenheiten in Spanien berührten das Familienintereſſe des Hauſes Habsburg, und der muthige Widerſtand der Völker der pyrenäiſchen Halbinſel gegen Frankreichs Heere zeigte dem wiener Cabinet eine günſtige Gelegenheit, die neue Staatsordnung in Deutſchland und Italien zu zertrümmern. Ungeachtet der Zuſammenkunft Na-

poleons mit dem Kaiſer von Rußland in Erfurt (im Oct. 1808), ungeachtet der von dort aus gepflogenen Verhandlungen mit Wien und London, ungeachtet des feſtern Vereins zwiſchen Paris und Petersburg, und der Fortſchritte Napoleons in der pyrenäiſchen Halbinſel, ergriff daher Oeſterreich, im neuen Verbande mit Britannien, im April 1809 die Waffen; allein es erlag, und mußte ſich im wiener Frieden (14. Oct. 1809) gefallen laſſen, daß faſt von allen ſeinen Provinzen Stücke abgeriſſen und den benachbarten Staaten zugetheilt wurden, daß ein neuer Staat, die illyriſchen Provinzen, gebildet, der Kirchenſtaat mit Frankreich vereinigt, und ihm, durch den Verluſt der adriatiſchen Häfen, alle Verbindung mit der See entzogen wurde. Es verlor faſt 2000 Q. M. mit mehr als 3 Millionen Menſchen. So endigte Napoleon, um ſeine Worte zu gebrauchen, „den vierten puniſchen Krieg;“ Frankreichs Herrſchaft über ganz Italien und Deutſchland ſchien jetzt unerſchütterlich feſt gegründet; der Kaiſer von Oeſterreich war eingeſchloſſen in einen, zwar noch bedeutenden, aber von franzöſiſchen Föderativſtaaten und ihnen befreundeten Mächten völlig umgebenen Staat; der mächtige Kaiſer des Nordens, durch perſönliche Freundſchaft an den Souverän Frankreichs geknüpft, zwang Schweden, zum Continentalverein wider England zu treten, während die Pforte, in ſchwankenden Verhältniſſen zwiſchen Frankreich und England, durch die ruſſiſchen Angriffe abgehalten wurde, etwas Großes zu unternehmen. In Frankreich ſelbſt betrachtete man die Revolution als ganz beendigt, da der Kaiſer, von ſeiner bisherigen Gemahlin geſchieden, mit der Erzherzogin Marie Louiſe von Oeſterreich (1. April 1810) ſich vermählte. Schon früher hatte Napoleon, um ſeinen Thron mit äußerm Glanze und treuen Anhängern zu umgeben, durch ein Decret (vom 1. März 1808) außer den herzoglichen Würden, mit denen die Helden des Vaterlandes belohnt wurden, einen Erbadel und die Majorate, durch das conſtitutionswidrige Senatus=Conſult vom 14. Aug. 1806, hergeſtellt, jedoch ganz verſchieden von dem ehemaligen Feudaladel, indem der neue franzöſiſche Adel an ein gewiſſes Vermögen geknüpft wurde, ohne daß Vorrechte in Rückſicht auf Abgaben, Gerichtsbarkeit, Conſcription, Aemter ꝛc. Statt finden ſollten, auch aufhörte, ſobald die Grundlage deſſelben, jenes Vermögen, fehlte. Zu den beiden Orden der Ehrenlegion und der eiſernen Krone fügte Napoleon in ſeinem Feldlager vor Wien (1809) noch den der drei goldenen Vließe hinzu. So war für den Glanz des Thrones, für die Belohnung des Verdienſtes und die Befriedigung der Leidenſchaften zugleich mit umſichtiger Klugheit geſorgt. Indeß widmete Napoleon auch allen übrigen Zweigen der Staatsverwaltung ſeine thätige Aufmerkſamkeit. Dem Juſtizweſen war ein feſter Gang durch neue Geſetzbücher vorgezeichnet, und die Vollziehung der Geſetze durch die Organiſation der Gerichtshöfe und aller niedern Inſtanzen feſtgeſtellt worden. Um dem Wucher zu ſteuern, ward (17. März 1808) ein Decret erlaſſen, das die Landleute vor den Bedrückungen der Juden ſicher ſtellte, und es war einer der unausgeführten Lieblingspläne des Kaiſers, eine politiſch=moraliſche Wiedergeburt des jüdiſchen Volks durch ganz Europa zu bewirken. (S. Juden.) Eben ſo thätig arbeitete er an der Belebung des Gewerbfleißes und des innern Handels; daher die Anſtrengung zur Herſtellung brauchbarer Surrogate für die verpönten Colonialwaaren; daher die Ausſetzung des großen Preiſes auf die Erfindung der beſten Flachsſpinnmaſchine; daher die Bauten in allen Zweigen des Bauweſens, z. B. Canäle und Straßen. Aber wenig wurde erreicht, weil

alles nach Zwangsbefehlen und militäriſchen Vorſchriften geſchehen ſollte, wo doch freie Thätigkeit die Seele des Gelingens war. Auch die Unterrichtsanſtalten im Reiche erhielten eine militäriſche Form. Am 17. März 1808 ward eine kaiſerliche Univerſität geſtiftet, unter welchem Namen alle Unterrichtsanſtalten im ganzen Umfange des Reichs in ein großes Ganze vereinigt wurden. (S. d. Art. Fontanes und Fourcroy.) Von den durchgreifendſten Einwirkungen auf alle Verhältniſſe waren die Verfügungen, die Napoleon wegen des Handels mit Colonialwaaren traf, welche die politiſche Richtung aller Staaten des Feſtlandes beſtimmten, und in ihren Folgen ſo verderblich für den Einzelnen wie für die Maſſe gewirkt haben (ſ. d. Art. Continentalſyſtem und Colonialwaaren). England hatte den berüchtigten Decreten von Berlin und Mailand ſeine Geheimerathsverordnungen entgegengeſtellt, und trieb ſeinen Handel noch auf verſchiedenen Punkten des feſten Landes. Napoleon ergriff dagegen gewaltſame Maßregeln, in denen auch die Beweggründe zu dem Kriege mit Rußland im J. 1812 zu ſuchen ſind. Schon im Vertrage zwiſchen Frankreich und Holland, vom 16. März 1810, hatte Holland ſein Brabant, ganz Seeland, mit der Inſel Schouwen, den Theil von Geldern auf dem linken Ufer der Waal an Frankreich abtreten müſſen, wozu der Angriff der Engländer auf Holland im J. 1809 den Vorwand gegeben hatte. Als darauf, 1. Juli 1810, der König von Holland zu Gunſten ſeines Sohnes die Krone niederlegte, ward, durch das Decret von Rambouillet vom 9. Juli 1810, das Königreich Holland dem franz. Reiche einverleibt. Da aber England in der Feſthaltung ſeiner Cabinetsbefehle unbeugſam blieb, ſo erklärte Napoleon, die ganze Küſte der Nordſee unter ſeine unmittelbare Aufſicht ſetzen zu müſſen; daher wurden die Mündungen der Ems, Weſer und Elbe, nebſt den Hanſeeſtädten, (etwa 600 Q. M. und über eine Million Menſchen) mit einer unerhörten Willkür, (10. Dec. 1810) mit Frankreich vereinigt, was früher (12. Nov. 1810) auch mit Wallis, um ſich ganz der Straße über den Simplon zu verſichern, geſchehen war *). Hiermit ſtand in Verbindung der Handelstarif von Trianon, der, allen Föderativſtaaten aufgedrungen, eine Zollordnung für die Colonialwaaren feſtſetzte, die den Verbrauch dieſer Artikel ganz vom Feſtlande verbannen ſollte, indem zugleich das Decret von Fontainebleau die Verbrennung aller, in Frankreich und in den unter ſeinem Einfluſſe ſtehenden Staaten befindlichen engliſchen Manufactur- und Fabrikwaaren anordnete. In Frankreich ſelbſt wurde dieſe Maßregel mit Strenge gehandhabt, während für gewiſſe Hauptartikel, Zucker, Tabak, Indigo, Mittel ergriffen werden ſollten, um das Erzeugniß derſelben im Lande ſelbſt zu befördern. Auch ward durch Licenzen die Einfuhr zum Vortheile der Regierung erlaubt. Aber die Vereinigung Norddeutſchlands mit dem großen Reiche hatte ſelbſt meh-

*) Das franzöſiſche Reich (l'Empire) unter Napoleon beſtand jetzt aus 130 Departements. Ueberhaupt betrug, ſeit jener Zeit, wo die Könige die mächtigen Kronvaſallen ſich unterworfen und den Britten die franz. Provinzen entriſſen hatten, bis auf Napoleons Zeit, durch deſſen gewaltige Kraft Carls des Großen altes Reich faſt ganz wieder hergeſtellt worden war, die Zahl der eroberten Departements 82, zu denen das deutſche Reich 39 hergegeben hatte, mit 12 Mill. Seelen; 24 wurden den Engländern entriſſen, 18 den Italienern und 1 den Spaniern. Davon hatten die Könige von Frankreich 38 erobert, 17 die franz. Waffen bis 1799, und 27 der Kaiser von Frankreich.

rere Bundesfürſten beeinträchtigt. Die ihnen verheißenen Entſchädigungen milderten das Gehäſſige dieſes Gewaltſchrittes keineswegs. Der bedeutendſte jener beraubten Fürſten war der Herzog von Oldenburg, der nahe Verwandte der ruſſiſchen Herrſcherfamilie, und man fürchtete ſchon jetzt für die Erhaltung des Friedens. Ehe jedoch dieſe Beſorgniſſe in Wirklichkeit übergingen, gab dem Kaiſer die Geburt des Königs von Rom **) neue Hoffnungen. Schon 1809, als Napoleon den Kirchenſtaat für eine franzöſiſche Provinz, und Rom zur kaiſerlichen Reichsſtadt erklärt hatte, ward beſtimmt, daß der jedesmalige franzöſiſche Kronprinz den Titel: König von Rom, führen, auch jeder Kaiſer von Frankreich in den erſten zehn Jahren ſeiner Regierung ſich in Rom krönen laſſen ſolle. Die Angelegenheiten in Spanien, deſſen Bewohner den Franzoſen einen unerwartet hartnäckigen Widerſtand entgegenſetzten, und die täglich ſich erweiternde Ausſicht auf einen bevorſtehenden Kampf mit dem Norden, der nicht länger für Frankreichs Zwecke wirken wollte, obgleich die Freundſchaft mit St. Petersburg noch nicht förmlich abgebrochen, und des franzöſiſchen Kaiſers naher Verwandter, der Prinz von Ponte-Corvo, zum Thronfolger in Schweden erwählt worden war, ließen jedoch keine heitere Zukunft ahnen. Ueberdies trieben die Engländer in Gothenburg und in verſchiedenen Häfen der Oſtſee einen bedeutenden Handel mit Colonialwaaren nach Rußland, worüber von Paris aus in Stockholm und Petersburg viel Beſchwerden geführt wurden. Als nun Rußlands Handelsverfügungen in den J. 1810 und 1811, und ſeine mißbilligenden Aeußerungen über das Schickſal, das den Herzog von Oldenburg getroffen, Napoleons Mißtrauen erregt hatten, und er eines Kriegs von Seiten Nordamerika's, mit dem er ſich verſöhnt hatte, gegen England gewiß war, glaubte er, gegen Rußland die Sprache des beleidigten Vertrauens führen zu können. Die Folge davon war der Ausbruch eines neuen Krieges, der im Juli 1812 begann, und in welchem, außer den Völkern des Rheinbundes und des Herzogthums Warſchau, auch Oeſterreich und Preußen als Verbündete Frankreichs auftraten. Ueber den Gang dieſes Krieges, und wie er von Moskau's Kreml, wo Napoleon unter den rauchenden Trümmern der Kaiſerſtadt ſein Hauptquartier hatte, über die Leichenfelder bei Leipzig bis an den Montmartre zog, ſ. d. Art Ruſſiſch-Deutſcher Krieg in den Jahren 1809—1814. Faſt ganz Europa erhob ſich gegen Frankreich und Napoleon. Eine Heeresmaſſe von 812,000 Mann, zu welcher, nach dem zu Trachenberg in Schleſien (12. Juli 1813) gehaltenen Kriegsrathe, Oeſterreich 262,000, Rußland 249,000, Preußen 277,000, und Schweden 24,000 Mann ſtellten, zertrümmerte binnen 9 Monaten das franzöſiſche Kaiſerthum, und die Trophäen zwanzigjähriger Siege der Franzoſen. So ging das große Wort von Pitt in Erfüllung: Unter allen Regierungen iſt militäriſcher Deſpotismus von der kürzeſten Dauer. Am 31. März 1814 zogen die verbündeten Mächte mit ihren Truppen in Paris ein, und ſofort erklärte Alexander im Namen der verbündeten Souveräns, daß man nicht mehr mit Napoleon Buonaparte, noch mit einem ſeiner Familie unterhandeln werde, daß man Frankreich nur ſo anerkenne, wie es unter den Königen geweſen, und daß man endlich die Staatsform anerkennen und gewähren wolle, welche die franzöſiſche Nation ſich geben werde, weshalb man den franzöſiſchen Senat einlade, für die Ver

**) Dieſer Prinz ward im J. 1818 vom Kaiſer von Oeſterreich zum Herzog von Reichſtadt (in Böhmen) erhoben.

waltung des Staats und die Abfaſſung einer Conſtitution eine Zwiſchenregierung zu ernennen. Dem zufolge verſammelte ſich der Senat am 1. April unter Talleyrands Vorſitz, und übertrug Letzterm, nebſt vier andern ſeiner Mitglieder, die Zwiſchenregierung. Den Tag darauf erklärte er Napoleon Buonaparte und ſeine Familie des Thrones von Frankreich verluſtig. Dieſen Beſchluß beſtätigte der geſetzgebende Rath, und die Zwiſchenregierung machte ihn, und bald darauf auch Ludwigs XVIII. (ſ. d. Art.) Berufung auf den franzöſiſchen Königsthron bekannt. Napoleon hatte indeſſen zu Gunſten ſeines Sohnes der Krone entſagt. Er that es unbedingt am 11. April zu Fontainebleau, da die Marſchälle ſich weigerten, fortan für ihn gegen ihr Vaterland zu fechten. Durch einen, an demſelben Tage geſchloſſenen Vertrag, ward ihm die Inſel Elba als Eigenthum überlaſſen, und auch über das weitere Schickſal ſeiner Familie beſtimmt. (Ueber die Napoleoniſche Regierung ſ. Pichon de l'état de la France sous la domination de Napoléon Bonap., Benj. Conſtant de l'usurpation et de l'esprit de conquête, und Frau von Staël Considérations etc. nebſt Bailleul's Exam. crit., ſo wie die von Montholon und Gourgaud herausgegebenen Mémoires de Napoléon.)

III. Geſchichte Frankreichs ſeit der Reſtauration im J. 1814 bis 1820. Die alte Feudalmonarchie war vernichtet; eine legitime Monarchie trat, nach dem Willen des franzöſiſchen Volks, an ihre Stelle. Damit ſie in keine Autokratie ausarte, ward Ludwig XVIII. die Grundlage einer Verfaſſung vorgelegt, und von ihm angenommen. So erfolgte die Reſtauration der Bourbons auf den Thron von Frankreich, mit dem Einzuge Ludwigs XVIII. in Paris, den 3. Mai 1814. Ein Staatsverfaſſungsentwurf war nämlich ſchon den 5. April vom Senate und den 6. vom geſetzgebenden Rathe angenommen worden. Ludwig XVIII. ſollte, bevor er den Thron beſtieg, dies Grundgeſetz beſtätigen; allein er gab blos zu St. Ouen d. 2. Mai eine Erklärung als König von Frankreich und Navarra, in welcher er die Grundſätze der neuen Staatsform, wie ſein Bruder, der Graf Artois, in der Eigenſchaft eines königl. Generallieutenants ſchon früher gethan, öffentlich ausſprach, die genauere Abfaſſung der Urkunde aber, da die des Senats Spuren der Eile zeige, ſich vorbehielt. Dieſe neue Verfaſſungsurkunde wurde am 4. Jun. vom Könige der Nation übergeben. Sie enthält die Grundſätze einer freien, beſchränkt monarchiſchen Staatsform, als: Gleichheit Aller vor dem Geſetz; gleiche Verpflichtung zu den Staatslaſten; gleiches Recht auf alle Aemter; perſönliche, Religions- und Preßfreiheit; Unverletzlichkeit des Eigenthums; Vergeſſenheit des Vergangenen; Abſchaffung der Conſcription; Unverletzlichkeit des Königs, der die ausübende Gewalt hat, an der Spitze der bewaffneten Macht ſteht, Krieg erklärt, Verträge ſchließt, Aemter ertheilt und die Geſetze vorſchlägt und kund macht; er übt die geſetzgebende Gewalt mit den beiden Kammern aus, doch muß das Geſetz der Steuern und Auflagen zuerſt in die Kammer der Deputirten gebracht werden; auch die Häuſer können Geſetze vorſchlagen; dem König bewilligt die Legislatur für die Dauer ſeiner Regierung eine Civilliſte. Der König beruft die Kammern; er ernennt alle Pärs, erblich oder perſönlich, hebt die Verſammlungen und löſet das Unterhaus auf, muß aber binnen drei Monaten ein neues berufen; beide Häuſer können nur zu gleicher Zeit Sitzungen halten; das Haus der Deputirten wird aus den von den Wahlcollegien ernannten Deputirten zuſammengeſetzt, und jedes Jahr um ein Fünftel erneuert; jeder Deputirte muß 40 Jahre

alt ſein und 1000 Franken directe Steuern erlegen. Der König ernennt die Präſidenten der Wahlcollegien, und aus fünf von dem Hauſe vorgeſchlagenen Deputirten den Präſidenten des Unterhauſes. Der Kanzler iſt Präſident des Oberhauſes. Die Grundſteuer gilt nur für ein Jahr. Alle Geſuche an das Haus, oder eines Hauſes an das andere, müſſen ſchriftlich geſchehen u. ſ. w. Bereits am 14. Mai errichtete Ludwig XVIII. das neue Staatsminiſterium, und am 3. Aug. einen neuen Staatsrath. Eine zweite Einrichtung betraf den Hofſtaat. Hier trat der alte Adel in ſeine Vorrechte wieder ein. Die ehemaligen königlichen Orden (des heil. Geiſtes, des Milit. Verd., der Ludwigs- und der Michaelsorden) wurden wieder hergeſtellt, dem Orden der Ehrenlegion ward eine neue Decoration, das Bild Heinrichs IV., und eine neue Einrichtung gegeben, und das Ehrenzeichen der ſilbernen Lilie geſtiftet. Der mit den Verbündeten zu Paris am 30. Mai 1821 geſchloſſene Friede beſchränkte Frankreich auf ſeine alten Gränzen vom 1. Jan. 1792; doch behielt es die Vergrößerung ſeines damaligen Gebiets im Innern, durch die Einverleibung von Avignon und Venaiſſin, obwohl der Papſt dagegen proteſtirte (ſ. Moureau's Réflexions sur les protestations du Pape Pie VII. relatives à Avignon et au C. de Venaissin 1818), durch die von Mömpelgard und ähnlichen Einſchlußorten; von Savoyen blieben Annecy und Chambery bei Frankreich; dagegen behauptete Großbritannien den Beſitz von Malta, und Frankreich trat an daſſelbe ab: die Antillen Tabago und St. Lucie, ſo wie Isle de France. Die übrigen Colonien wurden an Frankreich zurückgegeben; auch blieb dieſe Macht im Beſitz der geraubten Kunſtſchätze. Zur Reorganiſation des Reichs erſchienen eine Menge Verordnungen, in denen der Zweck, einen rechtlichen Zuſtand der Dinge in Frankreich, und das Glück der Nation wieder herzuſtellen, nicht zu verkennen war. Die Bildung einer neuen Armee ſollte durch Werbungen bewirkt werden. Es wurden Maßregeln ergriffen, um den zerrütteten Finanzen aufzuhelfen, die ſchwierigen Umſtände geſtatteten aber keine Erleichterung der Abgaben; die droits réunis und das Tabaksmonopol, ſo verhaßt beide der Nation waren, mußten beibehalten werden. Die Civilliſte des Königs wurde wieder auf 25 Millionen Fr. beſtimmt, und die 60 Millionen Schulden, welche der König während ſeines Aufenthalts im Auslande gemacht hatte, wurden auf den öffentlichen Schatz angewieſen. Die in der Conſtitution verheißene Freiheit der Preſſe aber ward durch die Anordnung einer Cenſur beſchränkt, und mehr als eine Polizeiverordnung mißfiel den Franzoſen, welche, zumal in Paris, an die Rückkehr alter Formen ſich nicht gewöhnen konnten. So wohlgemeint die Abſichten des Königs bei dieſen und andern Maßregeln waren, ſo bemerkte man doch nur zu bald, daß unter den Mitgliedern der königlichen Familie ſelbſt, und unter den Miniſtern eine auffallende Verſchiedenheit der Anſichten herrſchte. Mit Mißfallen ſah man die ſich regende Herrſchſucht der Geiſtlichkeit, und wie ſelbſt Bigotterie ihr Haupt erhob. Die großen Auszeichnungen, welche der alte Adel und die mit dem Hofe zurückgekehrten Emigranten faſt durchaus erhielten, erregten ebenfalls viel Mißvergnügen. Der franzöſiſche Nationalſtolz konnte es dem Könige nicht leicht verzeihen, daß er öffentlich erklärte, er habe ſeine Krone dem Prinz-Regenten von England zu verdanken. Am allermeiſten fühlte die Armee, bei welcher das Andenken an ihre Thaten und an den Mann, unter deſſen Leitung ihr ſo viel Ruhm und Gewalt zu Theil geworden, noch zu lebhaft war, ſich gereizt, da ſie ihre Waffen

aufgelöſet, ihre Dotationen, ihren Sold und ihre Penſionen vermindert, ihr Anſehn und ihren Einfluß beſchränkt ſah, und ſelbſt ihre äußern geliebten Abzeichen gegen andere, die ſie ehemals bekämpft hatte, vertauſchen mußte. Die Beſitzer ehemaliger Nationalgüter befürchteten den Verluſt derſelben. Das Volk war unwillig über die fortdauernde Laſt der Abgaben, deren Erleichterung ihm verheißen worden war. Bei dieſer Stimmung der Gemüther konnte für die königliche Regierung kein unglücklicheres Ereigniß geſchehen, als das plötzliche Erſcheinen Napoleons auf der Küſte Frankreichs (am 1. März 1815). Aus jener Stimmung läßt es ſich aber auch erklären, wie, ohne daß eine eigentliche Verſchwörung zu Gunſten Napoleons exiſtirte, die gegen ihn ergriffenen Maßregeln ohne Erfolg blieben, die Armee und ein großer Theil des Reichs ſich bald für ihn erklärte, und er nach einem Marſche von 18 Tagen, der mehr einem Triumphzuge glich, ohne einen Tropfen Blut zu vergießen, den 20. März in Paris einzog. Der König und die ihm treu verblieben waren, flohen aus dem Lande. Napoleon hob ſogleich die meiſten Anordnungen der königlichen Regierung und die beiden Kammern auf, und ernannte ein neues Miniſterium. Er verſicherte, daß er ſich mit der durch den pariſer Frieden beſtimmten Gränze von Frankreich begnügen und ſeine Regierung nach liberalen Grundſätzen einrichten werde. Aber auch er konnte die Erwartungen der verſchiedenen Parteien nicht befriedigen, noch weniger die Gefahr eines neuen Krieges mit Europa von Frankreich abwenden. Denn, ſobald die Nachricht von Napoleons Entfernung von Elba in Wien bekannt wurde, erklärten die zum Congreß daſelbſt verſammelten Miniſter ſämmtlicher verbündeten Mächte (am 13. März 1815) Napoleon für einen Feind und Störer des Weltfriedens, und daß die Mächte feſt entſchloſſen wären, den pariſer Vertrag mit Anwendung aller ihrer Kräfte aufrecht zu erhalten. Am 25. März ſchloſſen daher Oeſterreich, Rußland, England und Preußen einen neuen Allianztractat, in Beziehung auf den von Chaumont (vom 1. März 1814), wodurch ſich jede dieſer Mächte verpflichtete, 150,000 Mann gegen Napoleon ins Feld zu ſtellen. Die Armeen wurden unverzüglich in Bewegung geſetzt, und bedeutend vermehrt. Auch Napoleon unterließ nicht, mit großer Thätigkeit und Anſtrengung ſich zu dem Kriege, der ihm wohl noch zu früh kommen mochte, zu rüſten. Zugleich machte er den 22. April eine Zuſatzurkunde zu den Verfaſſungsgeſetzen bekannt, und berief das Maifeld zuſammen, welches am 1. Juni jene Urkunde annahm. (S. d. Art. März- und Maifeld.) Hierauf eröffnete er am 7. Juni die neu gewählten Kammern. Aber bei aller Anhänglichkeit, die ihm die Armee bezeigte, fand er doch in den übrigen Volksclaſſen nicht überall den Eifer, ſeine Abſichten zu befördern; die größte Schwierigkeit lag in dem Mangel der erfoderlichen Hülfsmittel. Dazu kam, daß Murats unglücklicher Feldzug gegen Oeſterreich (April 1815) die geheimen Unterhandlungen Napoleons mit dem wiener Hofe vereitelte. Der Krieg war unvermeidlich. Die Heere der Verbündeten bildeten um die Gränze Frankreichs eine große Kette, die ſich von Oſtende aus nach der Schweiz, und durch dieſe nach Italien erſtreckte. Den Engländern und Preußen, welche unter Wellington und Blücher von den Niederlanden her anrückten, ſtellte Napoleon ſeine Hauptmacht entgegen. Nach einigen Vorpoſtengefechten auf der Gränze, griffen am 15. Juni die Franzoſen die Preußen bei Thuin an der Sambre an, und drängten ſie zurück. Am 16. erhielt Napoleon in der Ebene von Fleurus einen Sieg über die Preußen und die mit ihnen vereinigten

deutſchen Truppen. (Vergl. Ligny.) Aber am 18. wurde er bei la belle Alliance oder Waterloo (ſ. d. Art.) gänzlich geſchlagen, ſeine Armee größtentheils aufgelöſt, und er ſelbſt genöthigt, ſich eiligſt nach Paris zu flüchten. Die ſiegreichen Alliirten drangen faſt ohne Widerſtand gegen Paris vor. Napoleon ſah, daß Frankreich für ihn verloren war, er legte daher am 21. Juni durch eine Erklärung an das franzöſiſche Volk die Krone nieder, indem er zugleich ſeinen Sohn, als Napoleon II., zum Kaiſer proclamirte. Eine proviſoriſche Regierung, an deren Spitze Fouché ſtand, übernahm nun die Leitung des Staats. Napoleon verließ die Hauptſtadt, und ergab ſich, als ihm der Weg nach Amerika verſperrt war, den Engländern (ſ. d. Art. Buonaparte). Ueber die Geſchichte dieſer hundert Tage ſ. Benj. Conſtant und Fleury de Chaboulons bekannte Schriften. Die Armee der Alliirten war indeſſen in der Nähe von Paris angekommen, wo am 3. Juli zwiſchen den engliſchen und preußiſchen Befehlshabern und dem Marſchall Davouſt eine Militärconvention abgeſchloſſen wurde, nach welcher die franzöſiſche Armee ſich hinter die Loire zog, und Paris den alliirten Truppen übergeben ward. Am 7. rückten dieſe in Paris ein, und am folgenden Tage nahm Ludwig XVIII. von ſeinem Thron aufs neue Beſitz. Darauf ward eine neue Kammer der Deputirten ernannt, die hinter der Loire ſtehende franzöſiſche Armee aufgelöſt, und der Befehl zur Bildung einer neuen Armee gegeben. Gegen die Anhänger Napoleons wurden ſtrenge Maßregeln genommen. (S. Ludwig XVIII.) Der Zuſtand Frankreichs war traurig; da, wo die Heere der Verbündeten ſtanden, — ſie nahmen faſt zwei Drittheile des Landes ein, — herrſchte eine durch die Gewalt der Waffen gebotene Ruhe; aber in den übrigen Theilen des Reichs erregten die Factionen Unordnungen und ſelbſt blutige Auftritte. Die verbündeten Mächte behandelten das beſiegte Frankreich jetzt nicht mehr mit der Schonung, wie im vorigen Jahre. Nach verſchiedenen Unterhandlungen kam zwiſchen ihnen und Ludwig XVIII. zu Paris am 20. Nov. ein Vertrag zu Stande, in welchem Folgendes feſtgeſetzt ward: Frankreichs Gränzen ſollen ſo bleiben, wie ſie im J. 1790 waren, aber Frankreich trit vier Feſtungen (Landau, Philippeville, Saarlouis und Marienburg), das Herzogthum Bouillon, den auf dem linken Ufer der Lauter gelegenen Theil des Depart. des Niederrheins, einen Theil der Landſchaft Gex, und den ihm 1814 noch verbliebenen Theil von Savoyen (zuſammen mit 434,000 Bewohnern) ab; es verpflichtet ſich, die nach ihrer Einnahme ſogleich geſchleiften Feſtungswerke von Hüningen durch keine andern in einer Entfernung von drei Stunden von Baſel erſetzen zu laſſen; es entſagt ſeinen Rechten auf das Fürſtenthum Monaco; es zahlt an die Alliirten 700 Mill. Fr. Contribution, räumt ihnen auf 3 bis 5 Jahre 17 Feſtungen ein, und unterhält während dieſer Zeit eine Armee alliirter Truppen von 150,000 Mann. Ueberdies mußte ſich die franzöſiſche Regierung verbindlich machen, die rechtmäßigen Anſprüche zu befriedigen, welche Individuen, Corporationen oder Inſtitute in den Ländern der Verbündeten an ſie zu machen hatten, und alle Schätze der Literatur und Kunſt, welche die Franzoſen aus den von ihnen beſetzten Ländern weggenommen hatten, zurückzugeben. Das letztere wurde noch während der Anweſenheit der fremden Truppen in Paris ausgeführt. Endlich mußte Frankreich dem Sclavenhandel unbedingt entſagen. Dieſen Vertrag unterzeichnete Richelieu, der an der Spitze des neuen, im Sept. 1815 errichteten Miniſteriums ſtand. Die Nation war unzufrieden; aber der Geiſt der Reaction, welcher in der ſo-

genanten Chambre introuvable (ſ. d. Art. in der N. Folge des Conv. Lex.) ſich zeigte, erſtickte jeden Widerſpruch. Das Geſetz vom 29. Oct. 1815 räumte ſogar der Regierung die außerordentliche Macht ein, alle diejenigen zu verhaften und in Verhaft zu behalten, welche ſtrafbarer Anſchläge gegen den König und den Staat ſchuldig ſchienen, wenn auch vor Gericht die Schuld nicht erwieſen war, und oft keine Oeffentlichkeit zuließ. Auch ſchärften beide Kammern das vom Könige ihnen vorgelegte Amneſtiegeſetz (6. Jan. 1816), nach welchem Alle, die für den Tod Ludwigs XVI. geſtimmt und von Napoleon im März 1815 Aemter angenommen hatten, für immer aus dem Königreiche verbannt wurden. Auf dieſen Sieg der Royaliſten folgte die Abſetzung von vielen Tauſenden Richtern u. a. Beamten. So wurden die bürgerlichen Spaltungen durch willkürliche Maßregeln der Rache unterhalten, ſtatt die Schuldigen vor Gericht zu ziehen und zu ſtrafen. Gleichwohl waren die Miniſter und der König einer Partei, den Ultraroyaliſten (ſ. Ultra), nicht royaliſtiſch genug! Dieſe hielten den Zuſtand Frankreichs von 1789 für den einzig rechtmäßigen. Alles, was ſeitdem geſchehen war, und jedes Einzelnen Antheil daran, ſchien ihnen Verbrechen zu ſein. Sie nannten daher plein-purs, oder ächte Franzoſen, ſolche, die ſich nie mit irgend einer Theilnahme an der Revolution befleckt hatten, und die bereits Gegner der erſten Conſtitution geweſen waren; minder rein hingegen diejenigen, welche zwar für die erſte Ständeverſammlung ſich erklärt, aber darin feſt an den König gehalten hatten. Alle übrige waren in ihren Augen mehr oder minder verdächtig, und keine gute Franzoſen. Dagegen ſahen die Gegner der Ultra's, was ſich ſeit 25 Jahren in Frankreich zugetragen, als die geſchichtliche Entwickelung der Nation an; es war, ſagten ſie, jedes Franzoſen Pflicht, in dieſer Entwickelung nach ſeinen Kräften zu wirken. Wer in dieſer Zeit das Vaterland verlaſſen, wer ſich dem Dienſte deſſelben entzogen, oder wer gar gegen daſſelbe, die Form der Regierung ſei geweſen, welche ſie gewollt, die Waffen geführt habe, der ſei ein Verräther an dem Vaterlande geweſen. So nannte jede Partei ihre Sache die der Gerechtigkeit, die Sache der andern dagegen die des Verraths. Die Angriffe der Ultra's in beiden Kammern auf die Miniſter führten endlich zu dem entſcheidenden Schritte vom 5. Sept. (ſ. Ludwig XVIII.), nach welchem der König die Kammer der Deputirten auflöſte. Die Sitzung der neuen Kammer wurde am 4. Nov. 1816 mit einer Rede des Königs eröffnet, welche die ungünſtige Lage Frankreichs offen darſtellte. Das Budjet für 1817 war weit ſtärker, als das für 1816, weil das Deficit der drei vorhergehenden Jahre gedeckt werden ſollte. Die vorzüglichſten Gegenſtände, mit welchen ſich die Kammern beſchäftigten, betrafen die Wahlcollegien, die Finanzen, die Verantwortlichkeit der Miniſter und die Preßfreiheit. Die Independenten und Liberalen erlangten zwar das Wahlgeſetz vom 5. Febr. 1817, und das Recrutirungsgeſetz vom 6. März 1818, beſtritten aber vergebens die Ausnahmegeſetze, welche die volle Gültigkeit der Charte beſchränkten. Indeß verloren die Ultra's ihr Anſehn vorzüglich durch die Entdeckung ihrer Ränke bei den von ihnen abſichtlich in Grenoble 1816 und in Lyon 1817 angeſtifteten Unruhen. Auch in der Sitzung der Kammern von 1817, die am 17. Mai 1818 geſchloſſen wurde, hatte die miniſterielle Partei die Stimmenmehrheit. Doch ſchwankte die Regierung noch zwiſchen entgegengeſetzten politiſchen Anſichten, bis ſie ſich, nach der im Juli 1818 entdeckten weißen Verſchwörung (ſ. Ludwig XVIII.), durch welche die Ultra's die Alliirten zum

Umſturz der Charte in ihr Intereſſe ziehen wollten, mehr auf die Seite der Liberalen und der Nationalpartei hinneigte. (S. d. Art. Decazes in der N. Folge.) Bei der ſcheinbar befeſtigten Ruhe im Innern, gelang es dem Miniſterio, die Occupationsarmee um ein Fünftheil zu vermindern, weshalb im Frühjahr 1817 30,000 Mann zurückmarſchirten; die großen finanziellen Schwierigkeiten des J. 1817 aber wurden durch eine Anleihe mit den Banquiers Baring in London und Hope in Amſterdam beſeitiget. Das öffentliche Vertrauen zu der geordneten Finanzverwaltung befeſtigte ſich noch mehr, als die Regierung zu ihrer Anleihe im J. 1818 auch franzöſiſche Handelshäuſer zuließ, die ſogar mehr darboten, als die Regierung verlangte, und das Geſchäft auf beſſere Bedingungen abſchloſſen, als die Ausländer. Dagegen wurde die neue Anleihe von 24 Mill. Renten, welche, um den gänzlichen Abzug des Occupationsheers im Herbſt 1818 zu bewirken, nothwendig war, nach dem Verlangen der betheiligten Mächte, blos mit den Häuſern Baring und Hope abgeſchloſſen, ungeachtet die franz. Banquiers Laffitte, Caſim. Perrier u. A. die ganze Summe auf vortheilhaftere Bedingungen hatten übernehmen wollen; ein Umſtand, der in Frankreich ſo großes Mißvergnügen erregte, daß die fremden Handelshäuſer endlich einen Theil jener Summe franzöſiſchen Häuſern überließen. Mit dieſer Räumung des franzöſiſchen Gebiets von den fremden Truppen, welche auf der Monarchen=Verſammlung zu Aachen den 9. Oct. 1818 beſchloſſen und noch im Laufe dieſes Jahrs vollzogen ward, hing auch die Bezahlung der Kriegsbuße und die Tilgung der Privatfoderungen, welche die Unterthanen der fremden Mächte an die franzöſiſche Regierung und Nation machten, zuſammen. Hier ſiegte die franzöſiſche Diplomatik. Sie hielt nämlich die Erfüllung dieſer durch den Tractat vom 30. Mai 1814 von Frankreich übernommenen, und durch die Kammer von 1815, wie durch den Tractat vom 20. Nov. 1815 anerkannten Verpflichtung, bei dem Liquidationsgeſchäft, welches die ganze Summe jener Foderungen von 1600 Mill. Fr. auf 1390 Mill. feſtſetzte, bis zum J. 1818 hin; und ſelbſt dann noch mußten, weil Rußland und Wellington dafür ſtimmten, die übrigen Commiſſarien es ſich gefallen laſſen, für die liquide Foderung von 1390 Mill. nur eine Rente von 16 Mill. und 40,000 Fr. an Zahlungsſtatt anzunehmen, welche nach dem Marktpreiſe ungefähr einem Capital von 275 Mill. Fr. entſprachen; ſie mußten folglich mit einem Siebentheil der rechtmäßigen Foderung zufrieden ſein! England ward für die Foderungen brittiſcher Unterthanen in einer beſondern Convention eine Rente von 3 Mill. bewilligt. Endlich ward in Aachen die noch rückſtändige franz. Contributionsſumme von 280 Mill. auf 265 Mill. Fr. herabgeſetzt. Nun trat Frankreich den 12. Nov. als fünfte Macht zu dem Friedensbunde der europ. Hauptmächte (ſ. d. Art. Quadruple=Allianz), und unterzeichnete als ſolche mit die Declaration des chriſtlichen Völkerrechts, als die neue Grundlage der europ. Staatskunſt zu Aachen, den 15. Nov. 1818. Hierauf erhob ſich in Frankreich der alte Geiſt des Royalismus, und der erſte Miniſter, Herzog von Richelieu (ſ. d. Art), erklärte ſich gegen die weitere Ausbildung des conſtitutionellen Syſtems, ſo wie gegen die Beibehaltung der bisherigen Wahlform. Darüber entſtand im Miniſterium ſelbſt eine Spaltung, bis im Dec. 1818 der Miniſter Decazes, in Hinſicht des Wahlgeſetzes und der liberalen Grundſätze, einen vollſtändigen Sieg über die Ultra's davon trug. Ludwig XVIII. ernannte hierauf d. 28. Dec. ein neues Miniſterium (das dritte ſeit 1815), in welchem an Richelieu's Stelle

Marq. Deſſolles (General und Pär) den Vorſitz führte, an Corvetto's Stelle, Bar. Louis die Finanzen, Marſchall St. Cyr das Kriegsweſen, und an Lainé's Stelle Graf Decazes das Innere (nach Aufhebung des Miniſteriums der allgem. Polizei), und der Siegelbewahrer Deſerre das Juſtizweſen verwaltete. Allein in dem doppelten Kampfe mit den Ultraroyaliſten ſowohl, als mit den Independenten oder Ultraliberalen, konnte ſich dieſes Miniſterium nur bis zum 19. Nov. 1819 behaupten. Deſſolles, St. Cyr und Louis traten aus demſelben; Pasquier, Latour-Maubourg und Roy nahmen ihre Stellen ein, und Decazes wurde erſter Miniſter. Aber auch dieſer erlag, als die Ermordung des Herzogs von Berry (ſ. d. Art.) den Parteigeiſt heftig erregt hatte, unter dem Haſſe der Ultra's, und es entſtand am 20. Febr. 1820 ein fünftes Miniſterium, unter dem Vorſitze des Herzogs von Richelieu, dem die Abänderung des Wahlgeſetzes gelang. Damit beginnt ein neuer Abſchnitt in der Staatsgeſchichte Frankreichs, welchem wir in der N. Folge des Conv. Lex. einen beſondern Art., der die letzten fünf Jahre der franzöſiſchen Regierung umfaßt, gewidmet haben. — Ueber die damalige Lage Frankreichs bemerken wir nur noch Folgendes, was hauptſächlich die Anſichten der verſchiedenen Parteien und den Wechſel des Syſtems der Regierung betrifft. Um den Widerſtand aller Parteien zu beſiegen, hatte das zweite Miniſterium (Richelieu und Lainé) mehrere Ausnahmen von den Beſtimmungen der Charte geltend zu machen gewußt; unter andern die ſtrengen Verfügungen gegen indirecte Provocationen und die Cenſur gegen Journale und periodiſche Schriften politiſchen Inhalts. Hieraus entſtand ein fortwährender Kampf der liberalen Journale (der Minerve française, der Bibliothèque historique, des Censeur Européen u. a.) gegen die Miniſter, für welche das Journal des Débats u. andere mehr ſchrieben, ſo wie die Ultra's in der Quotidienne, im Conservateur, Drapeau blanc u. a. die Charte ſelbſt anfeindeten. Geiſtvolle Schriftſteller, wie Benj. Conſtant, Comte, Dunoyer (ſ. d.) u. A. m., ſchrieben für die Liberalen; Bonald, Fiévée und Chateaubriand (ſ. d.) für die Ultra's. Da die Schriftſteller oft die Geſetze anders verſtehen, als die Richter und der Kronadvocat, ſo trafen nicht ſelten Verhaftungen und Geldbußen den freimüthigen Schriftſteller; in den Provinzen war noch weniger Preßfreiheit vorhanden. Die von den Liberalen erkämpfte, d. 1. Mai 1819 geſetzlich geordnete Preßfreiheit aber ward ſchon im März 1820 in Anſehung der polit. Zeitungen wieder aufgehoben. Doch wurden am Schluſſe der Kammer (1818) die Prevotalgerichtshöfe aufgelöſt, und die Vergehungen, die bisher zu ihrer Beurtheilung gehörten, wieder an die Aſſiſen gewieſen. Auch das Abzugs- und Heimfallsrecht (droit d'aubaine), welches Napoleon wieder hergeſtellt hatte, ward 1819 abgeſchafft. Allein bei der fortdauernd thätigen geheimen Reaction der Anhänger des alten Syſtems, unter denen die ſogenannte theokratiſche Partei, oder die Pères de la Foi, auch durch das Miſſions- und Schulweſen das conſtitutionelle Syſtem umzuſtoßen bemüht war, wünſchte die Mehrheit der Nation ein rein conſtitutionell geſinntes Miniſterium, das die Charte durch eine ihr analoge Geſetzgebung mit Nationaleinrichtungen umgäbe, und dadurch die Ränke der Ultra's im Zaum hielte, welche das alte Feudalweſen: die drei Stände mit ihren Privilegien, Parlamente und die Lettres de cachet, wiederherſtellen möchten. (Vergl. die Geſch. des franzöſ. Miniſteriums in den Zeitgenoſſen, Heft XIX.) Sehr wahr drückte ſich die Minerve française ſchon 1818 (Hft. 2 u. 24) über Richelieu's Miniſterium ſo

aus: Es habe den Parteien geſchmeichelt, ohne ſie zu verſöhnen, ſie bedroht, ohne ſie zu ſchrecken, alle verfolgt, und keine unterdrückt; daher ſein Sinken in dem Vertrauen der Nation, und ſein Schwanken nach dem Wechſel der Umſtände, ohne feſten Plan, ohne Kraft und ohne Achtung! Daher ſeine beſtändige Furcht vor Verſchwörungen, die gewöhnlich viel Lärm um nichts verurſachten, ſeit der Verſchwörung der rothen Eier bis zu der der ſchwarzen Stecknadeln. Gleichwohl gab es unter dem Schutze dieſer Miniſter geheime Geſellſchaften und ein ſogenanntes Gouvernement occulte, welches Baron Vitrolles im Sinne der Ultra's leitete. Regierungsbeamte mißbrauchten ihre Gewalt, und die Miniſter ſchwiegen! Die Criminaljuſtiz litt an großen Gebrechen, und war durchaus nicht mit der Freiheit der Perſonen, welche die Charte anerkennt, zu vereinigen. Man leſe Berton (Observat. crit. sur la procédure criminelle d'après le code qui régit la France) und Berenger (de la justice criminelle en France, Paris 1818). Die Charte hat die Strafe der Confiscation abgeſchafft; aber die ſtarken Geldbußen, welche das Geſetz vom 9. Nov. beſtimmt, ſind wahre Confiscationen. Eine Art Folter war und iſt noch die enge Haft, le secret, welche oft Jahre dauert, ehe man die Schuldloſen freiſpricht. In den Gefängniſſen miſchte man Verbrecher und blos Angeklagte, Verurtheilte und blos mit Haft Beſtrafte, den Abſchaum der Geſellſchaft mit Männern, die man wegen politiſcher Verirrungen einſperrt, zuſammen. Ein anderer Grund der Unzufriedenheit beſtand darin, daß die Nation nicht eine ihrer Obrigkeiten ernennt. Vom Flurwächter des Dorfs bis zum Municipalbeamten und Maire werden alle Beamte von der Regierung erwählt, und die Departementsräthe ſprechen im Namen ihrer Departements die Wünſche der Nation aus, ohne von ihr bevollmächtigt zu ſein; daher ihre Stimme oft den Anſichten der Mehrheit in den Departements ganz entgegengeſetzt iſt. Hatten ſich doch ganze Räthe für das Concordat und gegen die Schutzblattern erklärt! Selbſt die Nationalgarde, welche nicht einen ihrer Officiere ernennen darf, war nicht überall aus den Eigenthümern zum Schutze des Eigenthums zuſammengeſetzt, ſondern nach Gunſt und Willkür oft aus Heimathloſen und Unbegüterten, ſo daß ſie in manchem Departement nur die Rotte einer durch ſie bewaffneten Partei war. Daher konnten in mehrern Gegenden Frankreichs ſo viel Gewaltthaten gegen die Proteſtanten ſtraflos geſchehen! Lieſet man, was ein Mitglied der franzöſiſchen Akademie, Aignan: De l'état des Protestans en France depuis le seizième siècle jusqu'à nos jours. Par. 1818, darüber ſagt, ſo glaubt man ſich in die Zeiten der Dragonaden zurückverſetzt. Zwar hat die Regierung dieſen Gräueln Einhalt gethan; aber die Mörder wurden nicht beſtraft! Dem ariſtokratiſchen Geiſte der Privilegien-Freunde mußte vorzüglich das St. Cyrſche Recrutirungsgeſetz verhaßt ſein, welches die alte Gleichheit des Kriegsdienſtes wieder hergeſtellt hat. Der Adel beklagte ſich über Verfolgung, aber der Staatscalender bewies, daß er ſieben Achtel der Präfecturen und die wichtigſten Maireſtellen inne hatte. Er ſtand an der Spitze der Militairdiviſionen, der Legionen, der Gendarmerie, der Tribunäle, der Geſandtſchaften; ſelbſt in der Finanzverwaltung fand man ihn! Darum hörte man die Klage, daß keine bürgerliche Gleichheit in Frankreich vorhanden, und daß die vollziehende Gewalt größtentheils in den Händen einer Kaſte ſei, die ihrer verlornen Vorrechte mit Haß gegen das neue Verfaſſungsgeſetz gedenkt! Daher der Wunſch der gebildeten, begüterten und kunſtfleißigen Mittelclaſſe in ganz Frankreich, durch eine

conſtitutionelle Geſetzgebung und Verwaltung endlich geſichert zu ſein gegen die Gewalt einer ränkeſüchtigen Ariſtokratie, wie gegen die Drohungen einer unruhigen Demokratie! K.

Frankreichs geographiſch-ſtatiſtiſcher Zuſtand im J. 1823. Frankreich erſtreckte ſich unter Napoleon von 41° 14′ bis 53° 43′ N. Br. und von 13° bis 26° der Länge. Es umfaßte gegen 14,000 Q. M. (13,824 Q. M. das eigentliche Frankreich, und 119 Q. M. die Lehnsfürſtenthümer und Jonien), mit 42½ Mill. Menſchen, worunter die Bewohner der illyriſchen Provinzen (1½ Mill.) nicht begriffen waren. Von denſelben ſprachen 28 Mill. franzöſiſch, 6½ Mill. italieniſch, 4½ Mill. holländiſch und flamändiſch, 4 Mill. deutſch. In einer runden Summe betrug die Bevölkerung des franzöſiſchen Reichs und ſeiner Föderativſtaaten 88 Millionen. Dieſes zuſammen eroberte Reich begriff drei Ländermaſſen: A. Frankreich dieſſeit der Alpen, oder das eigentliche Frankreich, mit 104 Depart.; B. Frankreich jenſeit der Alpen, oder den transalpiniſchen Theil. Dieſes wurde in vier Generalgouvernements eingetheilt, die aus den eroberten Provinzen Italiens zuſammengeſetzt waren, und 14 Departements ausmachten. C. Frankreich jenſeits des Rheins, oder den transrhenaniſchen Theil, welcher aus den Vergrößerungen Frankreichs durch Holland und die deutſchen Nordſeeküſten beſtand. Er begriff das holländiſche und das deutſche Generalgouvernement mit 7 Depart. Seit dem 20. Nov. 1815 iſt Frankreich wieder auf ſeine Gränzen vom J. 1790 beſchränkt; doch hat es Avignon und Venaiſſin, Mömpelgard und ähnliche Einſchlußorte behalten, auf ſeiner öſtlichen Gränze aber vier Feſtungen, das Herzogthum Bouillon ꝛc. abtreten müſſen. Unter den alten Colonien, die Frankreich wieder erhielt, ſind die oſtindiſchen und afrikaniſchen nicht bedeutend. Zu jenen gehören: Pondichery, Karikal und Mahé, nebſt einigen Handelslogen in Surate u. and. Handelsplätzen; zu dieſen die Inſel Bourbon, einige Factoreien auf Guinea, und die Inſeln Senegal und Gorée in Senegambien. Weit wichtiger ſind die weſtindiſchen Colonien. 1. Die kleinen Inſeln St. Pierre und Miquelon bei Neufundland, nebſt den Fiſchereiplätzen, — eine vortreffliche Gelegenheit, Matroſen zu bilden; — 2. Cayenne, oder das franz. Guiana; 3. Martinique; 4. Guadeloupe; 5. Deſiderade; 6. les Saintes; 7. Maria galante. Sämmtliche Colonien enthalten 850 Q. M. mit 350,000 Einwohnern. Frankreich beſteht jetzt nur noch aus 86 Departements, und iſt in 23 Militär-Diviſionen eingetheilt, deren jede von einem Marſchall oder Generallieutenant befehligt wird. Die Bevölkerung des Ganzen, mit Ausſchluß der Colonien, belief ſich im J. 1821 auf 30,465,291 Seelen. Das am ſtärkſten bevölkerte Departement iſt das des Nordens, mit 905,764 Einw. Die nachfolgenden ſind: Seine (Paris) mit 821,706; Nieder-Seine mit 655,804; Pas de Calais mit 626,584 Einw. Corſica hat die kleinſte Zahl, nämlich 180,348 Einw. — Die franzöſiſche Nation wird repräſentirt durch die Pärskammer (die ſeit 1819 aus 270 Mitgliedern beſteht) und durch die Kammer der Deputirten, deren Zahl das Wahlgeſetz von 1820 auf 430 erhöht hat. Von dieſen trit jährlich ein Fünftheil aus; unter den Pärs befanden ſich damals 65 Herzöge, 52 Marquis, 85 Grafen, 6 Vicomtes und 5 Barone. — Das Königreich Frankreich (13° bis 25° L., und 42° bis 51° N. B.) hat gegenwärtig 10,250 Q. M. Sein durch Canäle erweitertes Flußſyſtem verknüpft den Binnen- mit dem Seehandel. Der languedocſche Canal (Canal du midi) verbindet das mittelländiſche Meer durch die Garonne bei Toulouſe mit dem atlantiſchen. Der

Canal von Charolais, oder du centre, verbindet die Loire mit der Saone, welche bei Lyon in die Rhone fällt; und der Canal von Briare vereinigt die Loire mit der Seine, welche ſich in den Canal la Manche ergießt. Das Land iſt größtentheils eine, mit Ausnahme der Heiden (Landes) an der Weſtküſte, und einem Theile der ehemaligen Champagne (Champagne pouilleuse), ſo wie des ſüdlichen Frankreichs, fruchtbare Ebene; nur im Süden und Oſten ziehen ſich die Bergrücken von Lozère, Auvergne (mit dem Montd'or, Cantal und Puy de Dome), und die Sevennen (mit der Côte d'or) von den Pyrenäen bis zu den Alpen. Seitenäſte der letztern ſind der Jura und die Vogeſen. Im nördlichen Frankreich zieht ſich ein Theil der Ardennen in das Land. Das Clima gehört zu den ſchönſten und fruchtbarſten der Erde. Haupterzeugniſſe ſind Obſt, Oliven (Provencer-Oel) und Wein. Fünf Millionen Arpens Weinberge geben einen jährl. Ertrag von 16 bis 18 Millionen Muids, wovon, einer Angabe in öffentlichen Blättern zufolge, gegenwärtig im Durchſchnitt jährlich für 120 Millionen Franken ausgeführt werden. Getreidebau und Viehzucht werden immer mehr vervollkommnet. So hat man z. B. ſeit der Revolution über 50,000 Morgen Moraſtboden ausgetrocknet. Das Mineralreich liefert nur Eiſen, Arſenik, Steinkohlen, Salpeter, Marmor, Flintenſteine u. ſ. w. Auch gewinnt man See- und Quellſalz. Den innern Verkehr befördern 18 große neue Heer- und Landſtraßen, 500 Stunden Wegs andere Straßen für Fuhrleute, 80 Brücken und 30 Canäle, von denen ſieben ganz beendigt ſind, mit 300 Schleuſen. Frankreich hat 24 Handelshäfen. Die Finanzen waren, ungeachtet der unleugbaren Verdienſte des Herzogs von Gaëta (Gaudin) um dieſen Zweig der Staatsverwaltung unter Napoleon, zur Zeit der Reſtauration ſehr zerrüttet. Die königliche Regierung hat ſie durch die einſichtvolle Leitung derſelben, unter Louis, Roy, und gegenwärtig unter Villèle, wieder hergeſtellt. Das im Budjet des J. 1815 vorhandene Deficit von 130 Mill. wurde gedeckt, und die Staatsſchuld (im J. 1817 betrug ſie 2340 Mill. Fr. Capital, mit 117 Mill. jährl. Renten. d. i. Zinſen) conſolidirt, oder auf beſtimmte Einnahmen angewieſen, Sie war ſeitdem durch Anleihen bis auf 3760 Mill., mit 175½ Mill. Fr. Zinſen, geſtiegen, und der Krieg mit Spanien im J. 1823 erhöhte die Koſten der fundirten Schuld, mit Einſchluß von 40 Mill. des Tilgungsfonds, für d. J. 1824, bis auf 240 Mill. 127,666 Fr. Die Einnahme im J. 1822 betrug 915 Mill. 591,435 Fr. (100 Mill. mehr als im J. 1815) und überſtieg die Ausgabe um mehr als 30 Mill. — Die Landmacht beſtand im J. 1821 nur aus 150,000 M. Linientruppen. Das Recrutirungsgeſetz aber hat den höchſten Stand derſelben im Frieden auf 240,000 M. geſetzt, wovon jedoch ſtets 60 bis 80,000 M. auf Urlaub ſein ſollen. Für die Befeſtigung der nördlichen und öſtlichen Gränzen hat eine Commiſſion, unter dem Vorſitze des Generals Marescot, einen Befeſtigungsplan entworfen. Da nämlich die Vaubanſche Linie durch die Abtretung von Landau, Marienburg und Philippeville eine Lücke erhalten, ſo ſollen hier neue Feſtungen angelegt werden. Die dreifache Linie, welche franz. Flandern und Artois deckt, und die man für die undurchdringlichſte in Europa hält, iſt geblieben. Frankreich hat 106 Feſtungen, darunter 5 vom erſten, 6 vom zweiten, 23 vom dritten und 72 vom vierten Range. — Die Seemacht beſtand im J. 1821, nach Leſur's Annuaire, aus 49 Linienſchiffen, 31 Fregatten, 10 Corvetten, 26 Briggs, überhaupt 256 Kriegsfahrzeugen, und 76 wurden ausgerüſtet. Die meiſten Schiffsbaumaterialien

müſſen aus dem Auslande bezogen werden. Nach den Haupthäfen iſt Frankreich in die Seepräfecturen Dünkirchen, Havre, Breſt, l'Orient, Rochefort und Toulon getheilt. — Die Manufacturen und Fabriken ſind bedeutend. Den Werth aller in Frankreich jährlich fabricirten Waaren berechnet man zu 2000 Mill. Fr., und die Zahl der dadurch beſchäftigten Arbeiter auf 1,747,000. Der Arbeitsgewinn wird auf 700 Mill. geſchätzt. Vorzüglich ſind die Woll- und Baumwoll-, die Seiden-, Linnen-, Bijouterie- und Quincaillerie-Waaren; die ehemals unter Napoleon eingeführte öffentliche Ausſtellung der Erzeugniſſe der franz. Induſtrie ward alle 4 Jahre gehalten, und zuerſt den 25. Auguſt 1819 wieder erneuert. — In Anſehung der Juſtiz- und innern Verwaltung iſt es, nach dem Staatsgeſetze vom 4. Jun. 1814, in der Hauptſache bei der früheren Einrichtung geblieben. Die Gerechtigkeit geht vom Könige aus. Er ernennt die Richter und Friedensrichter. Außerordentliche Commiſſionen ſind dem Staatsgeſetze entgegen. An der Spitze der Rechtspflege ſteht der Kanzler von Frankreich, welcher zugleich Präſident der Kammer der Pärs iſt. Jedes Departement hat an ſeiner Spitze einen Präfecten, dem ein Präfectur- und ein Departementsrath an die Seite geſetzt ſind. Als Verweſer des Präfecten hat jeder Bezirk (Arondissement) einen Unterpräfecten mit einem Bezirksrathe. Jede Stadt, Marktflecken und Dorf hat einen Maire als Vorgeſetzten, und einen oder zwei Adjuncte, nebſt Policeicommiſſär, nach Maßgabe der Bevölkerung, und einen Municipalrath; in den Städten von 100,000 Einwohnern iſt noch ein Oberpoliceicommiſſär. Jeder Canton hat ein Friedensgericht, einen Gerichtshof jeder Bezirk, einen Criminalgerichtshof jedes Departement; außerdem ſind auch Appellationsgerichte oder 27 königl. Gerichtshöfe in oberſter Inſtanz vorhanden. Das Caſſationsgericht zu Paris ſpricht in letzter Inſtanz, und macht das Reviſionsgericht aus. — Die römiſch-catholiſch-apoſtoliſche Religion ſoll nach der neuen Conſtitution die Religion des Staats ſein; doch iſt jeder Religion gleiche Freiheit und derſelbe Schutz zugeſtanden. Indeſſen geſtattet man den ſogenannten Miſſionarien außerordentliche kirchliche Uebungen und Umgänge. In dem J. 1822 waren nach dem Almanac du Clergé de France, 35,286 Prieſter in Dienſtthätigkeit. Die Zahl der geiſtlichen Zöglinge in den Seminarien, Collegien u. ſ. w. betrug nur 25,437. Es giebt 9 Erzbiſchöfe und 50 Biſchöfe. Der Gehalt der geſammten Geiſtlichkeit beläuft ſich auf 16 Mill. Fr. In Anſehung des Verhältniſſes der gallicaniſchen Kirche zum römiſchen Stuhle gilt noch das Concordat von 1801, denn das von dem ehemaligen Hausminiſter Ludwigs XVIII., dem Grafen Blacas, mit dem römiſchen Stuhle entworfene Concordat erhielt nicht den Beifall der Nation. Unter Napoleon ſtand alles Kirchenweſen unter der Regierung. Der Kaiſer ernannte die Erzbiſchöfe; in ſeine Hand ſchwuren ſie den Eid der Treue. Zwar ernannten ſie die geiſtlichen ihres Sprengels, aber der Kaiſer mußte ſie erſt beſtätigen. Die Reformirten (2,300,000) haben Pfarrkirchen, die zugleich Conſiſtorialkirchen ſind, und Synoden; auf 6011 Menſchen wird eine ſolche Conſiſtorialkirche gerechnet, deren 5 den Bezirk einer Synode bilden; bei jeder iſt ein Conſiſtorium. Die Kirchen der Lutheraner (1,100,000) haben auch ihre Conſiſtorien, die in Inſpectionen eingetheilt ſind und unter Generalconſiſtorien ſtehen. Die Juden (60,000) haben ein Conſiſtorium zu Paris. — Das Unterrichtsweſen ſteht unter einem königlichen Rathe, welcher an die Stelle der kaiſerlichen Univerſität getreten iſt. Die Unterrichtsanſtalten ſind unter 27 Akademien vertheilt, da-

von jede aus Facultäten (die den deutſchen Univerſitäten gleich kommen), königlichen Gemeindecollegien, Inſtitutionen, Penſionaten und Privatſchulen beſteht. Siebenzehn Städte haben wieder Univerſitäten nach der ehemaligen Einrichtung erhalten. Am dürftigſten iſt der Volksunterricht beſtellt. Noch im J. 1821 ſagte ein Miniſter in der Kammer, daß in 25,000 Ortſchaften (alſo in mehr als der Hälfte, da ganz Frankreich 44,000 Gemeinden zählt) gar keine Schulen vorhanden ſind. — Das Nationalinſtitut wurde im J. 1815 neu eingerichtet, und beſteht jetzt aus 3 Claſſen: Akademie der Wiſſenſchaften, franzöſiſche Akademie und Akademie der Geſchichte und Literatur. Die davon getrennte vierte Claſſe heißt: Akademie der Maler-, Bildhauer- und Tonkunſt. — Die dermaligen Ritterorden ſind folgende: 1. der Orden des heil. Geiſtes, dem Range nach der erſte, geſtiftet 1578 von Heinrich III., weil er am Pfingſttage erſt in Polen und dann in Frankreich König geworden war. Die Zahl der inländiſchen Ritter iſt auf 100 beſtimmt. 2. Der Orden des heiligen Michael, von Ludwig XI. 1469 dem Erzengel Michael, als Schutzpatron von Frankreich, zu Ehren geſtiftet, uud von Ludwig XIV. 1665 erneuert. Der König iſt Großmeiſter. Nach den von Ludwig XVIII. am 10. Nov. 1816 beſtätigten Statuten, ſollen nicht mehr als 100 Ritter ſein. Alle die, welche den Orden des heil. Geiſtes erhalten, werden vorher Ritter des Michaelsordens, und heißen davon Ritter der königlichen Orden, werden aber zu jener Zahl nicht mitgerechnet. Uebrigens iſt dieſer Orden beſonders zur Belohnung für Gelehrte, Künſtler uud für nützliche Entdeckungen beſtimmt. 3. Der Orden des heil. Ludwigs, von Ludwig XIV. 1693 als militäriſcher Verdienſtorden für Land- und Seeofficiere, catholiſcher Religion, geſtiftet. Der Orden, deſſen Großmeiſter der König iſt, beſteht aus 3 Claſſen: Großkreuzen, Commandeurs und Rittern. Er ſollte anfangs den Orden der Ehrenlegion erſetzen, wird aber jetzt häufig mit dem letztern zugleich getragen: unter den Mitgliedern ſind auch viele ausländiſche Militärs. Für franzöſiſche Officiere proteſtantiſcher Religion ſtiftete Ludwig XV. 1759 den Orden du mérite militaire. Ludwig XVIII. erneuerte ihn den 25. Nov. 1814. Bisher haben ihn nur ausländiſche, größtentheils preußiſche, Officiere erhalten. 4. Das Stiftungsjahr des ſehr alten Ordens des heil. Lazarus iſt ungewiß. Heinrich IV. vereinigte 1608 mit demſelben den von ihm geſtifteten Orden Unſerer lieben Frauen vom Berge Carmel. Er wurde an Geiſtliche und Weltliche vertheilt. Seit 1789 iſt er nicht mehr vertheilt worden. 5. Der königl. Orden der Ehrenlegion (ſ. d. Art.). — Vergl. d. Art. Ludwig IX., XIII., XIV., XV., XVI., XVII. und XVIII., Heinrich I., II., III. und IV., Franz I. und II., Napoleon, Fronde, Louvois, Mazarin, Retz, Richelieu u. A. m., ſo wie den Art. Frankreichs Staatsgeſchichte ſeit 1819 (innere Verwaltung), in der N. Folge des Conv. Lex. 2. Lief. S. 321 ff. K.

Franz von Aſſiſi, geb. zu Aſſiſi in Umbrien im J. 1182, empfing bei der Taufe den Namen Johann; Franz wurde er ſpäter genannt, wegen ſeiner Fertigkeit im Franzöſiſchſprechen, deſſen die Italiener zum Handel, wozu ihn ſein Vater beſtimmt hatte, bedurften. Er kam auf die Welt, ſagt Baillet, die Schulter mit einem Kreuze bezeichnet, und in einem Stalle, durch welchen Umſtand er dem Heilande ähnlich ward. Ohne beſonders laſterhafte Neigungen zu haben, unterließ Franz, deſſen angeborner Charakter ſanft, gefällig, höflich und freigebig war, doch nicht, die Freuden der Welt zu koſten; aber mit-

ten unter dieſen ſinnlichen Genüſſen hatte er einen Traum, in welchem er eine Menge Waffen zu ſehen glaubte, die mit einem Kreuze bezeichnet waren. Auf die Frage, für wen ſie beſtimmt wären, erhielt er zur Antwort: für ihn und ſeine Streiter. Er diente hierauf in Apulien; aber ein anderer Traum belehrte ihn, daß ſeine Truppen Geiſtliche ſein ſollten. Er verließ hierauf das väterliche Haus, verkaufte das Wenige, was er hatte, kleidete ſich in ein Kloſtergewand, und gürtete ſich mit einem Strick. Sein Beiſpiel fand Nachahmer, und er hatte ſchon eine große Anzahl von Schülern, als Papſt Innocenz III., 1210, ſeine Regel beſtätigte. Das Jahr darauf erhielt der fromme Stifter von den Benedictinern eine Kirche unweit Aſſiſi, und dieſe wurde die Wiege des Franciscaner- oder Minoritenordens, der ſich bald in Italien, Spanien und Frankreich verbreitete, und auf deſſen erſtem, 1219 bei Aſſiſi gehaltenen Generalcapitel gegen 5000 Minoriten gegenwärtig waren. Bald darauf erhielt Franciscus von dem Papſt Honorius III. eine Bulle zu Gunſten ſeines Ordens. Mehrere ſeiner Schüler begehrten die Freiheit, allenthalben, auch ohne Erlaubniß der Biſchöfe, predigen zu dürfen; allein er antwortete ihnen: „Laßt uns die Großen durch Demuth (wegen dieſer erhielten die Franciscaner den Namen Minoriten, die mindern Brüder) und Hochachtung, und die Geringen durch Worte und Beiſpiel gewinnen; übrigens ſei es unſer eigenthümliches Vorrecht, gar keins zu haben." Um dieſe Zeit begab er ſich nach Paläſtina, und erbot ſich, um den Sultan Mehledin zu bekehren, die Wahrheit des chriſtlichen Glaubens dadurch zu beweiſen, daß er ſich in einen Scheiterhaufen ſtürzte; aber der Sultan verbat ſich dies Schauſpiel, und entließ ihn ſehr ehrenvoll. Nach ſeiner Rückkehr fügte er den beiden Claſſen ſeines Ordens, den Minoriten und Clariſten, noch eine dritte Claſſe hinzu, welche die Büßenden beiderlei Geſchlechts enthalten ſollte. Nachdem er dieſe Einrichtung getroffen, zog er ſich auf einen Berg in den Apenninen zurück. Dort hatte er (wie die heil. Legende erzählt) ein Geſicht, in welchem er einen gekreuzigten Seraph erblickte, der ſeine Füße, Hände und rechte Seite durchbohrte. Dies war die Urſache, daß der ganze Orden den Beinamen des ſeraphiſchen erhielt. Franciscus ſtarb zwei Jahre nachher zu Aſſiſi den 4. Oct. 1226.

Franz von Paula, Stifter des Ordens der Minimen, geb. in der Stadt Paula in Calabrien, 1416. Er ſoll aus einer edeln Familie entſproſſen ſein, welche aber ſpäter in Verfall gerathen war, obgleich Andere ihm eine niedere Herkunft zuſchreiben. Sein Vater beſtimmte ihn für den geiſtlichen Stand, weil er ihm ſpät, auf ſein dringendes Gebet, geboren worden war. Die Neigung des Sohnes unterſtützte die Wünſche der Eltern. So wurde er im zwölften Jahre in das Kloſter der Franciscaner von St. Marcus gebracht. Hier verlebte er ein Jahr, mit der Ordenstracht bekleidet, und erbaute durch Leben und Lehre. Er entſagte dem Genuſſe des Fleiſches und dem Gebrauche der Leinwand, und führte ein Leben voller Caſteiungen. Seine Eltern wollten ihn wieder zu ſich nehmen, allein er wünſchte einige fromme Reiſen zu machen, beſonders nach Aſſiſi, um den heil. Franciscus anzurufen. Die Eltern führten ihn hin. Von hier wanderte er nach Rom zum Grabe der Apoſtel; von da weiter. Als er nach Paula zurückkam (er war damals erſt 14 Jahre alt), entſagte er ſeiner künftigen väterlichen Erbſchaft, und begab ſich an einen einſamen Ort, und bald darauf in eine Felſengrotte, wo er auf dem nackten Boden ſchlief und ſich mit den gröbſten Nahrungsmitteln begnügte. Jetzt hatte er kaum ſein 20. Jahr erreicht, als ihn mehrere Perſonen, von ſo außerordent-

licher Frömmigkeit gerührt, zum geiſtlichen Führer wünſchten. Er glaubte, dieſem Begehren nicht widerſtehen zu dürfen. Seine geiſtlichen Kinder bauten ſich nun neben der Grotte Zellen und einen kleinen Betſtuhl, wo ein Prieſter aus der Nachbarſchaft ihnen die Meſſe las. Da ſich aber die Anzahl derſelben immer mehr vergrößerte, erhielt Franz von dem Erzbiſchofe zu Coſenza die Erlaubniß zum Bau eines Kloſters und einer Kirche. Dieſer Bau wurde von allen Seiten unterſtützt, und kam wirklich 1436 zu Stande, dergeſtalt, daß nun eine zahlreiche Gemeinheit darin aufgenommen werden konnte. Von dieſer Zeit an beginnt der neue Orden, zuerſt unter dem von Papſt Sixtus IV. 1473 beſtätigten Namen der „Eremiten des heil. Franz,“ welcher aber 1493, als Papſt Alexander VI. die Statuten des Ordens wiederholt feierlich beſtätigte, von demſelben in den der „Minimen“ (von dem lat. Worte: minimus, der Kleinſte) umgewandelt wurde. Demuth war die Grundlage des Ordens, und der Wahlſpruch: Wohlthätigkeit. Den gewöhnlichen drei Gelübden fügte Franz noch ein viertes hinzu, nämlich das des Quadrageſimal-Lebens das ganze Jahr durch, d. h. der Enthaltung von Fleiſch nicht nur, ſondern auch von Eiern und aller Milchſpeiſe, außer in Krankheitsfällen. Er ſelbſt unterwarf ſich einer noch weit ſtrengern Regel. Deßungeachtet vermehrten ſich die Anſtalten des Ordens, deſſen Ruf ſich immer weiter verbreitete. Das Gerücht von den Wunderkuren, welche der heilige Franz verrichtet haben ſollte, machte, daß ihn der kranke König von Frankreich, Ludwig XI., zu ſich berief. Allein erſt auf Befehl des Papſtes Sixtus IV. begab er ſich nach Frankreich, wo er mit königlichen Ehrenbezeigungen empfangen wurde. Der Monarch ſelbſt warf ſich ihm zu Füßen, und flehte ihn um Verlängerung ſeines Lebens an. Franz antwortete ihm mit Würde, und ſchlug alle Geſchenke aus. Das Leben des Monarchen konnte er freilich nicht verlängern, half ihm jedoch ruhig ſterben. Carl VIII. und Ludwig XII. hielten ihn und ſeine Geiſtlichen in Frankreich zurück. Carl bediente ſich ſeines Raths in den wichtigſten Angelegenheiten; er ließ ihm ein Kloſter in dem Parke von Pleſſis les Tours bauen, ein anderes zu Amboiſe, und überhäufte ihn mit Ehrenbezeigungen aller Art. Auch andere Fürſten gaben den Minimen Beweiſe der Verehrung. Der König von Spanien wünſchte ebenfalls, den Orden in ſeinen Staaten zu haben. Hier führten ſie den Namen der „Brüder des Sieges,“ zum Andenken an die Eroberung Mallaga's von der Gewalt der Mauern, welche Franz von Paula vorhergeſagt hatte. In Paris nannte man ſie die Bons-hommes. Noch bei ſeinem Leben ſah Franz ſeinen Orden faſt durch ganz Europa verbreitet. Er ſelbſt wurde bei ſeiner ſtrengen Lebensordnung ſehr alt, denn er ſtarb im 92. Jahre zu Pleſſis les Tours den 2. April 1507. Zwölf Jahre nach ſeinem Tode wurde er heilig geſprochen, und die Kirche feiert ſein Feſt den 2. April. (S. Minimen.)

Franz I., König von Frankreich, von ſeinen Unterthanen der Vater der Wiſſenſchaften genannt, war zu Cognac 1494 geboren. Sein Vater war Carl von Orleans, Graf von Angouleme, und ſeine Mutter Louiſe von Savoyen. Er beſtieg den Thron am 1. Jan. 1515, 21 Jahr alt, nach dem Tode ſeines Schwiegervaters und entfernten Verwandten, Ludwigs XII. Franz I. wollte die Anſprüche ſeines Vorfahren und ſeine eigenen auf Mailand geltend machen, und das Herzogthum in Beſitz nehmen. Die Schweizer, die den Herzog Maximilian Sforza in Mailand eingeſetzt hatten, ſuchten es zu hindern, und hielten die Hauptpäſſe beſetzt. Aber Franz drang auf andern We-

gen über die Alpen in Italien ein. In den Ebenen von Marignano wurde er d. 13. Sept. 1515 von den Schweizern angegriffen, behielt aber in dieſer zweitägigen Schlacht, der erſten, welche die Schweizer bis dahin verloren hatten, den Sieg. Die Schweizer ließen 10,000 Todte auf dem Schlachtfelde. Beide Theile hatten mit dem größten Heldenmuthe gekämpft, und Franz I. glänzende Proben ſeines Muthes und ſeiner Geiſtesgegenwart gegeben. Der alte Marſchall Trivulzio, der 18 Schlachten mitgekämpft hatte, erklärte, daß ſie alle nur ein Kinderſpiel geweſen wären gegen dieſen Combat de géants! Die Folge des Sieges war, daß Maximilian Sforza Friede mit Franz ſchloß, ihm Mailand überließ, und ſich nach Frankreich begab, wo er ganz in der Stille lebte und ſtarb. Die Genueſer erklärten ſich für Franz, und Leo X., erſchreckt durch ſein Waffenglück, begab ſich zu ihm nach Bologna und ſchloß mit ihm Frieden und das bekannte Concordat. Ein Jahr nach der Eroberung von Mailand (1516) unterzeichneten Carl I. von Spanien, nachmaliger Kaiſer Carl V. und Franz den Vertrag von Noyon, in welchem eine Hauptbedingung die Rückgabe von Navarra war. Aber dieſer Friede dauerte nur wenige Jahre. Nach dem Tode Maximilians (1519) warb auch Franz um die Kaiſerkrone; allein ungeachtet der bedeutenden Summen, die er aufwandte, ſich die Stimmen der Deutſchen zu erkaufen, fiel die Wahl auf Carl, den die Churfürſten minder fürchten zu dürfen glaubten. Von dieſer Zeit an war Franz I. Carls V. erbitterter Nebenbuhler, und führte mit ihm bis zu ſeinem Tode faſt ununterbrochen Krieg; zuerſt wegen Navarra, das Franz faſt zu gleicher Zeit eroberte und verlor. Glücklicher war er in der Picardie; er vertrieb Carl, der daſelbſt eingedrungen war; fiel in Flandern ein, und eroberte Landrecy, Bouchain und m. a. O. Aber auf der andern Seite verlor er das Mailändiſche, und, was noch empfindlicher für ihn war, der Connetable von Bourbon, den die Ränke der Mutter des Königs aus Frankreich verdrängten, trat auf die Seite des Kaiſers. Dieſer große Feldherr ſchlug die Franzoſen in Italien und trieb ſie über die Alpen zurück, nahm Toulon und belagerte Marſeille. Franz eilte der Provence zu Hülfe, drang, nachdem er ſie befreit hatte, ins Mailändiſche vor und belagerte Pavia (1524). Aber während er dieſe verwegene Belagerung mitten im Winter unternahm, beging er die Unvorſichtigkeit, 16,000 Mann von ſeinem Heere zur Eroberung Neapels abzuſchicken, und ſo erlitt er, zu ſchwach, den Kaiſerlichen zu widerſtehen, am 24. Febr. 1525 bei Pavia eine völlige Niederlage. Er ſelbſt gerieth, nachdem zwei Pferde unter ihm getödtet worden, mit ſeinen vornehmſten Officieren in die Hände ſeiner Feinde. Als er ſich umringt und ohne Rettung ſah, weigerte er ſich, ſeinen Degen einem franzöſiſchen Officier, dem einzigen, der dem Connetable gefolgt war, zu übergeben. Dieſer Bourbon ſollte nicht das Zeichen ſeiner Demüthigung empfangen. Man rief daher den Vicekönig von Neapel, Herrn von Lannoy, herbei, dem Franz ſeinen Degen übergab. Damals ſchrieb er an ſeine Mutter: „Alles iſt verloren, nur die Ehre nicht.“ Franz wurde hierauf nach Madrid geführt, und nur durch einen harten Vertrag, der den 14. Jan. 1526 daſelbſt unterzeichnet wurde, konnte er ſeine Freiheit wieder erlangen. Er entſagte darin ſeinen Anſprüchen auf Neapel, Mailand, Genua, Aſti, der Souveränetät über Flandern und Artois, auch verſprach er, das Herzogthum Bourgogne abzutreten, und 2 Mill. Thaler zu zahlen. Für die Erfüllung dieſer Bedingungen mußte er ſeine beiden jüngſten Söhne als Geißeln ſtellen, gegen welche er an der Gränze ausgewech-

ſelt wurde. Als aber Lannoy, der als Carls Abgeordneter dem Könige ſogleich nach Paris gefolgt war, Burgund im Namen des Kaiſers foderte, führte ihn Franz, ſtatt aller Antwort, in die Verſammlung der burgundiſchen Deputirten, welche dem Könige erklärten, daß er nicht das Recht habe, eine Provinz von ſeiner Monarchie abzureißen. Außerdem hatte Lannoy die Kränkung, der Bekanntmachung der heiligen Ligue beiwohnen zu müſſen, welche in einem Bündniſſe zwiſchen dem Papſt, dem Könige von Frankreich, der Republik Venedig und allen Mächten Italiens beſtand, um den Fortſchritten des Kaiſers Einhalt zu thun. Franz, der die Seele dieſer Ligue war, ließ (1527) durch Lautrec einen Theil der Lombardei beſetzen, und befreite dadurch den von den kaiſerlichen Truppen eingeſchloſſenen Papſt. Er würde auch Neapel erobert haben, wenn nicht anſteckende Krankheiten die franzöſiſche Armee ſammt ihrem General im J. 1528 aufgerieben hätten. Dieſer Verluſt beſchleunigte den Frieden zu Cambrai im J. 1529. Der König von Frankreich begab ſich eines Theils ſeiner Anſprüche, mußte ſeine zwei Söhne mit zwei Mill. Thalern löſen, und heirathete Eleonoren, die Witwe des Königs von Portugal und Schweſter des Kaiſers. Aber auch dieſer Friede war von kurzer Dauer. Mailand, dieſer beſtändige Gegenſtand der Kriege und das Grab der Franzoſen, reizte unaufhörlich Franzens Ehrgeiz. 1535 drang er nochmals in Italien ein, und bemächtigte ſich Savoyens. Allein der Kaiſer fiel in die Provence (1536), und belagerte Marſeille. Unterdeſſen hatte ſich Franz mit Soliman II. verbunden. Das kaiſerliche Heer konnte ſich in der Provence nicht behaupten. So wurde endlich in einer Zuſammenkunft mit Carl V., welche der Papſt 1538 zu Nizza vermittelte, ein 10jähriger Waffenſtillſtand geſchloſſen. Der Kaiſer, der einige Zeit nachher durch Frankreich reiſete, um die aufrühriſchen Genter zu züchtigen, verſprach dem Könige in einer perſönlichen Unterredung, einen ſeiner Söhne mit Mailand zu belehnen: aber kaum hatte er Frankreich verlaſſen, als er die Zuſage widerrief. 1541 ließ der kaiſerliche Statthalter, del Guaſto, die franzöſiſchen, nach Venedig und Conſtantinopel beſtimmten Abgeſandten auf dem Po ermorden, und der Krieg entzündete ſich aufs neue. Franz ſchickte Truppen nach Italien, Rouſſillon und Luxemburg. Der Graf d'Enghien ſchlug die Kaiſerlichen bei Ceriſoles, 1544, und machte ſich zum Meiſter von Montferrat. Schon verſprach ſich Frankreich, in Verbindung mit Algier und Schweden, glückliche Erfolge, als Carl V. und Heinrich VIII. von England, im Bunde gegen Franz I., alle ſeine Hoffnungen niederſchlugen. Sie drangen in die Picardie und Champagne ein. Der Kaiſer ſtand in Soiſſons, und der König von England nahm Boulogne. Zum Glück für Franz hinderte das Bündniß der proteſtantiſchen Fürſten Deutſchlands den Kaiſer, ſeine Vortheile zu verfolgen, und machte ihn zum Frieden geneigt, der noch 1544 zu Crespi zu Stande kam. Carl entſagte den Anſprüchen auf Burgund. Zwei Jahre ſpäter machte auch England Frieden. Bald darauf ſtarb Franz an jener durch die Entdeckung Amerika's nach Europa verpflanzten, und damals noch unheilbaren Krankheit, den letzten März 1547. Er war von ritterlichem, unternehmenden Geiſt. Bei ſeiner Freigebigkeit, Güte und Kunſtliebe würde er, hätte er friedlich regieren wollen, Frankreich glücklich gemacht haben. Der Schutz und die Beförderung, die er den Künſten angedeihen ließ, haben bei der Nachwelt den größten Theil ſeiner Fehler ausgelöſcht. Er lebte gerade zu der Zeit, wo die Wiſſenſchaften wieder erwachten, und verpflanzte die Trümmer, die den Verheerungen Grie-

chenlands entgangen waren, nach Frankreich. Seine Regierung iſt die Epoche, wo die Künſte und Wiſſenſchaften einen heilſamen Einfluß auf den Geiſt und die Sitten der Franzoſen zu gewinnen anfingen. 1534 ſandte er Jacques Cartier, einen geſchickten Seefahrer, von St. Malo nach Amerika, um Entdeckungen zu machen, und dieſer war ſo glücklich, Canada zu entdecken. Auch hat Franz das königliche Collegium geſtiftet und den Grund zu der Bibliothek von Paris gelegt. Ungeachtet der vielen Kriege, die er führte, und des übrigen großen Aufwandes, den er machte, hinterließ er doch keine Schulden, ſondern einen nicht ganz unbedeutenden Schatz.

Franz II., König von Frankreich, der Sohn Heinrichs II. und der Catharina von Medicis, geb. zu Fontainebleau den 9. Jan. 1544, beſtieg den Thron nach dem Tode ſeines Vaters, den 18. Juli 1559. Er hatte ſich das Jahr zuvor mit Maria Stuart, der einzigen Tochter Jacobs V. von Schottland, vermählt. In ſeiner kurzen Regierung, die nur 17 Monate dauerte, ſtreute er den Samen zu vielen Uebeln aus, welche hernach Frankreich verwüſteten. Die Oheime ſeiner Gemahlin, Herzog Franz von Guiſe und der Cardinal von Lothringen, wurden an die Spitze der Verwaltung geſtellt. Dieſer ſtand dem Clerus und den Finanzen, jener dem Kriegsweſen vor; aber beide gebrauchten ihre Macht nur, um ihrem Stolze und ihrer Herrſchſucht zu fröhnen. Anton von Bourbon, König von Navarra, und ſein Bruder Ludwig, Prinz von Condé, entrüſtet, daß zwei Fremdlinge den König beherrſchten, während die Prinzen von Geblüt entfernt wurden, verbanden ſich mit den Calviniſten, um die Macht der Guiſen, der Beſchützer der Catholiſchen, zu vernichten. Herrſchſucht war die Urſache dieſes Krieges, die Religion der Vorwand, und die Verſchwörung von Amboiſe das erſte Zeichen zum Bürgerkriege. Die Verſchwörung brach im März 1560 aus; der Prinz von Condé war die unſichtbare Seele und La Renaudie der Führer derſelben. Der Prinz Condé, als das Haupt der calviniſtiſchen Partei, wurde zum Tode verurtheilt, und ſollte durch die Hand des Henkers ſterben, als Franz II., der immer ſchwächlich und ſeit langer Zeit krank geweſen, den 5. Dec. 1560 in einem Alter von 18 Jahren ſtarb, und das Reich, mit 43 Mill. Schulden beſchwert, den Gräueln des Bürgerkriegs zur Beute ließ.

Franz I. (Stephan), älteſter Sohn des Herzogs Leopold von Lothringen, und nachmaliger deutſcher Kaiſer, war 1708 geboren. Er kam 1723 nach Wien, wurde daſelbſt mit dem ſchleſiſchen Herzogthum Teſchen belehnt, und trat nach ſeines Vaters Tode 1729 die Regierung des Herzogthums Lothringen und Bar an, wurde aber bald darauf von Frankreich auf immer daraus verdrängt. Denn als 1733 der nach dem Tode Friedrich Augusts von Sachſen zum zweiten Mal zum König erwählte Stanislaus Lesczinsky dieſes Reich wieder verlaſſen mußte, benutzte deſſen Schwiegerſohn, Ludwig XV., dieſen Umſtand, um von dem Kaiſer, der ihm hauptſächlich entgegen geweſen war, eine Entſchädigung für ihn zu fodern. Weil nun Frankreich ſchon lange auf das ihm nahe gelegene Lothringen Anſprüche gemacht, auch ſchon zu verſchiedenen Malen es in Beſitz genommen hatte, ſo wurde in dem 1735 zu Wien geſchloſſenen Präliminarfrieden ausgemacht, daß der Herzog von Lothringen dieſes Land ſofort an den König Stanislaus, und nach deſſen Tode auf immer an Frankreich abtreten, dagegen aber in den Beſitz des Großherzogthums Toscana einrücken ſollte, ſobald daſſelbe durch den Tod des damaligen Großherzogs Johann Gaſto, des letzten aus

dem Mediceiſchen Hauſe, erledigt ſein würde, welches auch 1737 erfolgte. 1736 vermählte ſich Franz mit Maria Thereſia, der Tochter Kaiſers Carl VI. Er wurde zum Reichs=Generalfeldmarſchall und Generaliſſimus der kaiſerlichen Heere ernannt, und befehligte 1738 mit ſeinem Bruder Carl das öſterreichiſche Heer in Ungarn gegen die Türken. Nach dem Tode Carls VI. (1740) wurde er von ſeiner Gemahlin zum Mitregenten aller öſterreichiſchen Erblande erklärt, doch durfte er keinen Antheil an der Staatsverwaltung nehmen. Nach Carls VII. Tode wurde er 1745, ungeachtet verſchiedener Widerſprüche, zum römiſchen Kaiſer erwählt, und als ſolcher am 4. October zu Frankfurt gekrönt. Ueber die merkwürdigen Begebenheiten ſeiner 20jährigen Regierung als Kaiſer (er ſtarb zu Inſpruck den 18. Aug. 1765) ſ. d. Art. Thereſia (Maria).

Franz I. (Joſeph Carl), (vorher als römiſcher Kaiſer Franz II.) Kaiſer von Oeſterreich, König zu Ungarn, Böhmen, Gallizien, Lodomerien, von der Lombardei und Venedig ꝛc., Erzherzog zu Oeſterreich ꝛc., geb. 1768, iſt ein Sohn des römiſchen Kaiſers Leopold II., und deſſen Gemahlin, Marie Louiſe (Tochter Königs Carl III. von Spanien). Er folgte am 1. März 1792 ſeinem Vater in allen öſterreichiſchen Erblanden, ward zum Könige von Ungarn gekrönt am 6. Juni 1792, zum römiſchen Kaiſer erwählt am 7., und gekrönt am 14. Juli 1792, und zum Könige von Böhmen am 5. Aug. d. J. Nachdem (18. Mai 1804) Frankreich zum Kaiſerthume erhoben worden war, erklärte er ſich (durch Patent vom 11. Aug. und Proclamation vom 7. December 1804) zum Erbkaiſer von Oeſterreich, und als der Rheinbund im Juli 1806 errichtet worden war, legte er am 6. Auguſt 1806 die römiſche Kaiſer= und deutſche Königskrone und die Regierung des deutſchen Reichs nieder. Seine erſte Erziehung erhielt er zu Florenz unter den Augen ſeines Vaters Sein Oheim, der Kaiſer Joſeph II., übernahm die Vollendung ſeiner Bildung. In ſeinem 20. Jahre begleitete Franz ſeinen Oheim gegen die Türken, und übernahm im folgenden Jahre ſelbſt den Oberbefehl des Heers, wo Laudon ihm zur Seite ſtand. Nach dem Tode Joſephs (1790) nahm er ſich der Regierungsgeſchäfte bis zur Ankunft ſeines Vaters an, und als auch dieſer, 1792, geſtorben war, führte er, als Kaiſer, den gemeinſchaftlich mit Preußen begonnenen Krieg gegen Frankreich, welches ihm durch ſeine Nationalverſammlung (20. April 1792) als König von Ungarn und Böhmen den Krieg erklärt hatte (ſ. Deutſchland), ſelbſt als Preußen einen Separatfrieden mit der Republik ſchloß, mit allem Nachdruck. 1794 ſtellte er ſich in Perſon an die Spitze ſeiner niederländiſchen Armee. Befeuert durch die Gegenwart des Monarchen, ſchlug ſie die Franzoſen bei Coteau und Landrecy, das ſie eroberte, und gewann die blutigen Schlachten bei Tournay und Charleroi. Doch die brabanter Stände verſagten ihm den gefoderten Landſturm und Geld, und faſt im Vorgefühle der nachherigen Unglücksfälle verließ er am 13. Juni d. J. Brüſſel, um nach Wien zurückzukehren. Der Friede von Campo=Formio (17. Oct. 1794) verſchaffte ſeinen Waffen einige Zeit Ruhe; doch im neuen Bündniſſe mit England und Rußland fuhr Franz 1799 in der Bekämpfung der Republik fort, bis dieſe Rußland und Oeſterreich 1801 zum Frieden zu Lüneville nöthigte. 1805 brach der Krieg zwiſchen Oeſterreich und Frankreich von neuem aus. Aber nach der Schlacht von Auſterlitz (2. Dec. 1805) verabredeten Franz I. und der damalige franzöſiſche Kaiſer mündlich die Bedingungen eines Waffenſtillſtandes, und die Grund-

lagen zum künftigen Frieden, der am 26. deſſ. Mon. zu Preßburg unterzeichnet wurde. In den J. 1806 und 1807 behauptete Franz I. bei dem Kriege Frankreichs gegen Preußen und Rußland eine ungeſtörte Neutralität; auch bot er ſich, doch vergebens (am 3. Apr. 1807), zum Vermittler zwiſchen den kämpfenden Parteien an. Aber Franzens Proclamation an die Völker Oeſterreichs vom 8. April 1809, die in ſeinem Namen erſchienenen Aufrufe an die geſammte deutſche Nation, ſo wie ſchon früher ſeine Declaration und Kriegserklärung gegen Frankreich vom 27. März 1809, und die Errichtung der Landwehr bewieſen, daß er nie mehr zum Kriege ſich gerüſtet hatte, als nach dem Frieden zu Tilſit, der Alexander mit Napoleon vereinigte. Das J. 1809 koſtete ihm zwar ſehr viel, doch ſchien dadurch der Grund zu einem dauerhaften Frieden mit Frankreichs mächtiger Nation gelegt zu ſein. Der wiener Friede gab Oeſterreichs Kaiſer die Hauptſtadt ſeiner Monarchie zurück, und ſeine Einwilligung in die Vermählung ſeiner älteſten Tochter (der zweiten aus ſeiner zweiten Ehe) Marie Louiſe mit Napoleon, knüpfte zwiſchen beiden Häuſern ein feſtes Band. Seine zweite Gemahlin war die Tochter des Königs Ferdinand IV. von Sicilien, Marie Thereſie, welche ihm 13 Kinder gebar, wovon noch ſieben leben, unter ihnen der Kronprinz Ferdinand Carl Leopold Joſeph Marcellin (geb. 1793). Aus ſeiner erſten Ehe mit der würtembergiſchen Prinzeſſin Eliſabeth, und aus ſeiner dritten mit Marie Louiſe Beatrix, jüngſten Tochter ſeines Oheims, des verſtorbenen Erzherzogs Ferdinand von Oeſterreich, Herzogs zu Modena-Breisgau, 1808 geſchloſſenen Ehe hat er keine Kinder. Seine vierte Gemahlin iſt Charlotte, zweite Tochter des Königs Maximilian Joſeph von Baiern (geſchieden von ihrem erſten Gemahl, dem jetzigen König von Würtemberg, im Jan. 1816, und vermählt mit dem Kaiſer Franz von Oeſterreich im Nov. 1816.) Das Familienband, welches Oeſterreich und Frankreich umſchlingen ſollte, konnte nicht des Schwiegerſohns Ehrgeiz beſänftigen. Kaiſer Franz vereinigte ſich zwar mit ſeinem Eidam bei der denkwürdigen Unterredung zu Dresden im Mai 1812, aber der unbiegſame Stolz der Willkür trennte dieſes Verhältniß. 1813 ſah ſich Franz I. genöthigt, verbunden mit Rußland und Preußen, dieſe Uebermacht zu demüthigen. Er wohnte dieſem Kampfe bis zum Ende in Perſon bei, und ſah hierauf acht Monate hindurch (Oct. 1814 bis Mai 1815) den größten Theil der europäiſchen Regenten in ſeiner Hauptſtadt zum Congreß verſammelt. Durch die Pariſer Friedensſchlüſſe (30. Mai 1814 und 21. Nov. 1815) und durch den am 14. April 1816 mit Baiern geſchloſſenen Vertrag iſt Franz I. Beherrſcher einer Monarchie geworden, wie ſie keiner ſeiner Vorfahren beſeſſen hat. (S. Oeſterreich).

Franz (Leop. Friedr.), Herzog von Deſſau, geb. 1740, Sohn des Fürſten Leopold Maximilian, Enkel des berühmten Schöpfers des preußiſchen Fußvolks, Fürſten Leopolds von Anhalt-Deſſau, und der Anne Louiſe, gebornen Jungfer Föſin, welche den 29. Dec. 1701 in den Reichsfürſtenſtand erhoben wurde, hatte ſich früher dem preußiſchen Kriegsdienſte gewidmet. Er wohnte 1756 der Einſchließung der Sachſen am Lilienſteine, und 1757 der Schlacht und Belagerung von Prag und der Schlacht von Collin, unter dem Befehle ſeines Oheims, des Prinzen Moritz von Deſſau, bei; nahm aber, bewogen durch Kränklichkeit und Beſorgniß ſeines Oheims und Vormundes Dietrich, der ſeit 1751 das Land regierte, bald ſeinen Abſchied, und trat, nach vom Kaiſer erhaltener Volljährigkeit, den 20. Oct. 1758 die Regierung

ſelbſt an. Da das Deſſauiſche Land mit Kriegslaſten ſehr beſchwert wurde, ſo verkaufte der Fürſt ſein Silbergeſchirr, gab ſein ganzes reiches Erbe her, und bezahlte die aufgelegte Kriegsſteuer aus eignem Vermögen. Nach hergeſtelltem Frieden bereiſete er zu verſchiedenen Malen Italien, die Schweiz, Frankreich, Holland, England, Schottland und Irland, ſuchte überall die geſchätzteſten Gelehrten und Künſtler auf, und errichtete mit vielen herzliche Freundſchaft. Er ſtudirte mit dem größten Eifer die ſchönen Künſte, vornehmlich die Baukunſt, beſah Fabriken und unterrichtete ſich von allem genau. Trefflich gebildet, mit Erfahrung und Menſchenkenntniß bereichert, kehrte er zurück, und vermählte ſich (1767) mit Louiſe Henr. Wilh. von Brandenburg-Schwedt, einer durch ihre vorzügliche Geiſtesbildung, wie durch die Schönheit ihrer Geſtalt ausgezeichneten Dame. Jetzt wurde alles Erlernte angewendet zum Wohle und zur Verſchönerung des Landes. In jedem Zweige der Verwaltung wurden Verbeſſerungen gemacht. Vorzüglich zeichnen ſich die Bemühungen des Fürſten für Bildungsanſtalten jeder Art aus. Um die Idee der Menſchenerziehung zu verwirklichen, wurde unter ſeinem Schutze und mit ſeiner thätigen Theilnahme das Philanthropin errichtet (1774). Es war nicht ſeine Schuld, daß manche Erwartungen unerfüllt blieben; doch war der Anſtoß zur Umwälzung der Erziehungsweiſe gegeben, und die Namen eines Salzmann, Campe, Kolbe, Olivier, die aus dem Philanthropin hervorgingen, ſind hochgeachtet in der Geſchichte des Erziehungsweſens. Die Stadtſchulen in Deſſau (1785) und in Zerbſt (1803) wurden mit großen Koſten völlig neu eingerichtet. Das ſo ſehr vernachläſſigte weibliche Geſchlecht erhielt ſchon 1786, früher vielleicht als irgendwo in Deutſchland, eine Bildungsanſtalt in Deſſau, und ſpäter (1806) in Zerbſt. Für Aufklärung und Erziehung des Landmanns wurde ſpäter durch ein Schulmeiſterſeminar Sorge getragen, eine Paſtoralgeſellſchaft, zur Fortbildung der geſammten Geiſtlichkeit, ſo wie auch die Buchhandlung der Gelehrten (1781—1787) errichtet. Künſte und Wiſſenſchaften wurden befördert, auswärtige Künſtler berufen, und vorzüglich durch die ſchöne Bau- und Gartenkunſt Werke und Anlagen hervorgebracht, die eine völlige Umwälzung des Geſchmacks in dieſer Hinſicht in Deutſchland, durch das Hinweiſen zur Antike und Natur, bewirkten. Wörlitz, das Louiſium, der Luſtgarten, ſind bleibende Denkmäler der Gartenanlagen des Fürſten. Die Gebäude ſind mit den Werken der Malerei, Kupferſtecher- und Bildhauerkunſt vorzüglicher Meiſter geſchmückt. Für die Muſik wurde die Capelle, für die Schauſpielkunſt das Theater errichtet. Die Kupferſtechergeſellſchaft des Baron von Brabeck wurde in die chalcographiſche Geſellſchaft verwandelt (1796—1806). Dabei wurde das Land durch Kunſtſtraßen mit Baumreihen, geſchmackvollen Brücken und andern nützlichen Anlagen zugleich verſchönert; neue Entdeckungen oder ſonſtige Verbeſſerungen des Landbaues benutzt und befördert; der Verarmung geſteuert durch eine Brandcaſſe und eine Wittwencaſſe, dazu mehrere Armenhäuſer für Dürftige angelegt. Die Poliveiverordnungen ſind muſterhaft. Alles dieſes wurde 1798, nach Ererbung des dritten Theils des Fürſtenthums Zerbſt, auch auf dieſen übertragen. Dabei wurden alle Schulden bezahlt, die Abgaben zu verſchiedenen Malen verringert, und das Fürſtenthum zu einem Grade von Wohlſtand gebracht, den wenig andere Länder in Deutſchland erreichten. Ein eigentlicher Hofſtaat und Glanz wurde nicht für nothwendig gehalten. In dieſer Lage traf das deſſauiſche Land der Krieg. Das männliche und feſte Benehmen des Fürſten erzwangen ihm Na-

poleons beſondere Achtung, und wendeten viele Erpreſſungen von dem Lande ab. Den damaligen Verhältniſſen gemäß, trat der Fürſt (von 1807—1813) dem Rheinbunde bei, nahm den herzoglichen Titel an und ſtellte den gefoderten Truppenbeitrag, 350 Mann, überhaupt für Frankreich viermal gänzlich erneuert (1807. 9. 11. 13.). Sein 50jähriges Regierungs-Jubelfeſt feierte er mit vielfach erhaltenen Beweiſen der innigſten Dankbarkeit ſeiner Unterthanen. Aller vermehrten Ausgaben ungeachtet, wurde erſt 1811 eine neue Auflage gemacht. Der Krieg von 1813 verwüſtete das Ländchen ſehr. Der Herzog ſtarb 1817: ein trefflicher Fürſt, zutraulich, wie ein Bürger, einfach, wie ein Privatmann, und bieder, wie ein Deutſcher.

Franzbrantewein, ſ. Brantewein.

Franzensbrunn bei Eger, iſt ein neuangelegter Badeort, eine Stunde von Eger in Böhmen, in einer kahlen, mit Fruchtfeldern überſäeten Ebene, in der Entfernung einiger Stunden von Gebirgen eingeſchloſſen. Der daſige Sauerbrunnen entſpringt in mehreren Quellen aus einem Torfmoor, mit welchem die ganze Gegend bedeckt iſt, und ſoll ſchon im 10. Jahrh. bekannt geweſen ſein. Die zuerſt benutzte Quelle mag näher an der Stadt Eger gelegen haben, woher der Brunnen Egerbrunnen genannt ward. Man ſcheint ſich hierauf ſchon 1584 dieſes Brunnens als Heilsmittels bedient zu haben, worauf er im 17. Jahrh. in großen Ruf kam, dann aber wieder darin ſank. Erſt 1793 ließ Kaiſer Franz, nach dem der Ort genannt iſt, ein Brunnenhaus, einen Trink- und Tanzſaal und einige andere Häuſer errichten. Die Anbauer wurden begünſtigt, und es ſind nun, außer der Hauptſtraße noch 3 Straßen angefangen; auch iſt eine geſchmackvolle Kirche in dem Wäldchen beim Orte gegründet. Der Quellen ſind drei; die eine, zum Trinken, iſt unter Dachung und ſteht mit einem bedeckten Gange zum Luſtwandeln in Verbindung, die andern, weſtlich vom Orte, ſind offen und werden zu den Bädern verwendet. Fühlbar iſt der Mangel an Spatziergängen in der Nähe des Orts. In der Nähe der Louiſen-Quelle faßte man 1818 den Kalten-Sprudel, eine mit Salz reich verſehene Stahlquelle.

Franzöſiſche Bank. Bank von Frankreich. Pariſer Bank. Nach der Londner Bank (ſ. d. Art.) gebührt der franzöſiſchen die vorzüglichſte Stelle unter den Zettelbanken (ſ. d. Art.) in Europa. 1803, als der Friede auf dem feſten Lande geſichert ſchien, und Ruhe im Innern herrſchte, erließ die franzöſiſche Regierung eine Verordnung, vermöge welcher ſämmtliche Privat-Zettelbanken in Paris in eine einzige große Nationalbank, unter der Benennung: Bank von Frankreich, vereinigt wurden. Das Capital dieſer Anſtalt wurde auf 45 Mill. Franken feſtgeſetzt, und ſollte in 45,000 Actien, jede von 1000 Fr., abgetheilt werden. Die Anſtalt erhielt auf 15 Jahre das ausſchließliche Privilegium, Noten, zahlbar auf Verlangen in Metallmünze, auszugeben; daneben macht ſie der Regierung ſowohl als Privaten Vorſchüſſe auf hinlängliche Sicherheit, leihet auf Pfänder von Gold und Silber, übernimt die Einnahme von öffentlichen und Privat-Gefällen, und läßt auf den Betrag der Einnahme Zahlungsanweiſungen auf ſich ausſtellen, bewahrt Depoſitengelder, und nimt die Baarſchaften öffentlicher Caſſen und Anſtalten, ſo wie auch von Privatperſonen in Verzinſung, diſcontirt Wechſel und alle Papiere, worauf drei bekannte und begüterte Perſonen Zahlung zu leiſten haben. Zugleich war feſtgeſetzt, daß die Dividende für das nächſte Jahr (1804) acht Procent nicht überſchreiten dürfe, der hiernach noch übrig blei-

bende reine Gewinnſt aber in den öffentlichen Schulden-Fonds angelegt, und als Reſerve-Fonds betrachtet werden ſolle. Unter dieſen Verhältniſſen begann die franzöſiſche Bank ihre Operationen, und ſchon am Schluſſe des erſten Jahres betrug ihr reiner Gewinnſt die Summe von 4,185,937 Fr., alſo über 12 pCt. vom urſprünglichen Bank-Capitale: davon wurden 8. pCt. unter die Actieninhaber vertheilt, der Reſt aber als Reſerve-Fonds aufgeſpart; im darauf folgenden Jahre war der reine Gewinnſt ſogar auf 4,652,398 Fr. geſtiegen. Aber zu Ende des J. 1805 gerieth die Bank plötzlich in große Verlegenheit wegen Metallmünze, und dieſe Verlegenheit machte 1806 ſo raſche Fortſchritte, daß ſie die baaren Zahlungen einzuſtellen genöthigt war. Hauptſächlich waren daran Schuld, die bedeutenden Vorſchüſſe, welche der Regierung von der Bank geleiſtet worden, zur Führung des Kriegs mit Oeſterreich, die Ausgebung einer übermäßig großen Anzahl von Noten, und des Publicums Beſorgniſſe wegen Zahlungsunfähigkeit der Bank. Die Noten fingen ſogleich an im Cours zu fallen, und konnten nur gegen Verluſt in Metallmünze umgeſetzt werden; mehrere bedeutende Bankerotte brachen aus und beſtärkten noch die ſchon allgemein herrſchende Unruhe. Zum Glück war indeſſen dieſe Verlegenheit nicht von langer Dauer; gleich nach Abſchließung des für Frankreich ſo günſtigen preßburger Friedens wurden die der Regierung geleiſteten Vorſchüſſe pünktlich zurückgezahlt, und mit dem Anfang des J. 1807 nahm die Baarzahlung der Bank wieder ihren Anfang. In demſelben J. erſchien ein kaiſerl. Decret, wodurch die Verwaltung der Anſtalt eine Abänderung erlitt. An die Stelle des bisherigen Centralausſchuſſes wurde von der Regierung ein Gouverneur, Inhaber von 100 Actien, mit 60,000 Fr. Gehalt, mit zwei Untergouverneuren, Inhabern von 50 Actien und mit Beſoldungen von 30,000 Fr., ernannt. Der Gouverneur ſollte die Agenten der Bank ernennen, und den Vorſitz bei allen Bankgeſchäften führen. Zugleich ward das Bank-Capital auf 90,000 Actien, alſo auf 90 Mill. Fr. erhöht, und das Privilegium der Anſtalt von 15 Jahren auf 40 Jahre erſtreckt. Die Bank ward hierdurch in den Stand geſetzt, ihrem Wirkungskreiſe eine bedeutende Ausdehnung zu geben; ein Decret vom J. 1808 ermächtigte dieſelbe, in mehreren Hauptſtädten des Reichs Comptoire anzulegen, und es wurden dergleichen auch zu Lyon, Rouen und Lille errichtet. Als 1814 die fremden Heere in Frankreich eingerückt waren, mußte die Bank bedeutende Summen der Regierung vorſchießen; die damals von ihr in Umlauf geſetzten Noten und ſonſtige übernommene Verpflichtungen übertrafen um 20 Mill. Fr. den Werth der in ihrem Beſitz befindlichen baaren Münze und ſonſtigen Effecten; es herrſchte eine allgemeine Beſtürzung, und man beſorgte nicht ohne Grund, die Bank werde ſich durch fortgeſetzte Baarzahlung binnen kurzem erſchöpfen. Da erſchien am 18. Jan. 1814 eine Verfügung, wonach die Baarzahlungen zwar nicht gänzlich eingeſtellt, aber auf die Summe von 500,000 Fr. für jeden Tag beſchränkt, und an Niemand mehr als 1000 Fr. ausgezahlt werden ſollten. Bereits im Febr. hatte aber die Bank ſolche Einrichtungen getroffen, daß ſie wieder alle Zahlungen ohne Einſchränkung zu leiſten vermochte, und ſowohl während der Belagerung, als während der feindlichen Beſetzung von Paris, hat ſie fortgefahren zu zahlen; eben ſo ſind auch während der feindlichen Beſitznahme im J. 1815 die baaren Zahlungen der Bank keinen Tag unterbrochen worden.

K. M.

Franzöſiſche Geſetzgebung, ſ. Code civil.

Franzöſiſches Decimalſyſtem. Die Franzoſen führten daſſelbe zur Zeit der Revolution ein. Alle Maße und Gewichte ſind auf ein einziges Maß, das Längenmaß, zurückgebracht. Dieſes Grundmaß heißt mètre, und hält den 10 millionſten Theil eines Viertels des Erdmeridians, = 3 Fuß 0 Zoll 11 $^{44}/_{1000}$ Linien pariſer Maß, oder 3 Fuß 2 Zoll 2 Linien rheinl. Dieſes Maß wird jederzeit, nach der Decimalrechnung, entweder vergrößert oder verkleinert, und die Hinzufügung der griechiſchen oder lateiniſchen Decimalbenennung zu dem Grundmaß giebt den Namen. Die lateiniſchen Namen verkleinern, die griechiſchen aber vergrößern. Jene ſind: Decem 10; Centum 100; Mille 1000; dieſe: Deka 10; Hekaton 100; Chilion 1000; Myrias 10,000 Demnach hat man nun gebildet 1. zur Verkleinerung (man muß ſich immer Métre hinzudenken), Deci $^{1}/_{10}$; Centi $^{1}/_{100}$, Milli $^{1}/_{1000}$; 2. zur Vergrößerung Deka zehn Mal; Hekto hundert Mal; Kilo tauſend Mal; Myria zehntauſend Mal. (Man bemerke, daß alle Verkleinerungen ſich auf i, alle Vergrößerungen auf a und o endigen). Wie bei dem Grundmaß, ſo bei allen übrigen, weshalb man nur das jedesmalige Maß im Verhältniß zum Grundlängenmaß zu kennen braucht, um alles reduciren zu können. Dieſe Maße ſind aber 1. das Flächenmaß, Are = 100 Métres. 2. das Körpermaß, Stére = 1 Cubik-Metre. 3. Hohlmaß, Litre = 1 Cubik-Decimetre. 4. Schwermaß, Gewicht, Gramme = dem Gewichte von 1 Cubik-Centimetre deſtillirten Waſſers. Hiernach ſind auch die Münzen beſtimmt. Indeß hat man auch für manche Maße beſondere Benennungen. Bei dem Grundlängenmaße heißt der Millimetre Trait, Strich, der Centimetre Doigt, Finger, der Decimetre Palme, der Decametre Perche, Ruthe. Bei dem Flächenmaße heißt der Hektare Arpent, Morgen; bei dem Hohlmaße der Hektolitre Setier, Scheffel; der Kilolitre Muid, Pinte, Tonne. Nach einer Verordnung Napoleons vom J. 1812 waren für Maß und Gewicht deutſche Namen eingeführt worden, Scheffel, Metze, Elle, u. ſ. w. Bei dem Gelde iſt der Franc der Maßſtab (an Gewicht 5 Grammen, 4½ an Silber, ½ an Kupfer enthaltend), den man in Decimes und Centimes, den zehnten und hundertſten Theil, eintheilt. Auch bei dem Calender hatte man die Zehn zum Maßſtab angenommen. Jeder der 12 Monate war in 30 Tage, und dieſe in 3 Wochen, jede von 10 Tagen, Decade, eingetheilt. Am Ende des Jahrs folgten die 5, oder im Schaltjahr 6 Ergänzungstage.

Franzöſiſche Bildhauerkunſt, ſ. **Bildner der neuern Zeit,** Bd. 1.

Franzöſiſche Literatur *). So bedeutend auch Carl des Großen Verdienſte um Geiſtesbildung und Literatur, ſowohl die lateiniſche, als die der Landesſprache, waren, ſo daß man die Epoche der Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften überhaupt eigentlich mit ſeiner Regierung anfangen muß, ſo war man doch um die Zeit, als Dante in Italien den feſten Grund zu einer claſſiſchen Nationalliteratur legte, in Frankreich noch weiter als zu gleicher Zeit in Spanien und Portugal von einer ähnlichen Höhe der Geiſtesbildung entfernt. Das nördliche und ſüdliche Frankreich waren bis in das 16. Jahrh. in literariſcher Hinſicht völlig geſondert. Die Normannen, welche bekanntlich nebſt den Kreuzzügen viel beigetragen haben, der Phantaſie der euro-

*) Im franzöſiſchen Sinne dieſes Worts, nämlich die eigentlichen Facultäts-Wiſſenſchaften: Theologie, Medicin und Jurisprudenz, ausſchließend.

päiſchen Nationen überhaupt einen neuen Schwung zu geben, hatten entſchiedenen Einfluß auf das nördliche Frankreich; ſie brachten die Liebe zum Wunderbaren ſchon aus ihrem alten Vaterlande mit, ihre Phantaſie war mehr kühn und ſinnreich erfindend, als mit Innigkeit glühende Gefühle verarbeitend. Ihr Sinn war mehr muthig als ſchwärmeriſch. Sie liebten zu ihrer Geiſtesunterhaltung heroiſche, wunderbare und muthwillige Erzählungen, und ſangen Lieder (Chansons) in ganz anderm Styl und Sylbenmaßen, als die Südfranzoſen. Dieſe, die Provenzalen blieben Sinnesverwandte der Italiener. Hier blühte die Kunſt der Troubadours viel früher, als die Poeſie im nördlichen Gallien erwachte; doch als die franzöſiſche Monarchie in der Hauptſtadt Paris ihren Mittelpunkt fand, da ſiegte der Norden, und die Poeſie der Provenzalen gerieth in Vergeſſenheit. Ihre Literatur gehört zur Geſchichte des Mittelalters. Derſelbe romantiſche Geiſt, der damals alle Völker beſeelte, knüpfte auch im nördlichen Frankreich das Intereſſe der Poeſie an alle Formen des geſelligen Lebens. Dieſelbe ritterliche Galanterie ergoß ſich in Verſen an der Seine, wie am Arno und am Tajo. Der König Thibaut von Navarra, geborner Graf von Champagne, ſang im Dienſt der Dame ſeines Herzens eben ſo wie ein Troubadour. Doch liebten und erkannten die Franzoſen in der Poeſie ſtets mehr die Kunſt der geiſtreichen Unterhaltung, als die Sprache der tiefſten Gefühle. Nur in der rohen Poeſie des eigentlichen Ritterromans gefiel ſich damals der Sinn der Franzoſen ganz; ſobald aber das Ritterweſen in der Wirklichkeit aufhörte, verlor ſich auch die Poeſie deſſelben. Durch die leichten, muntern Fabliaux ging ſie in den unterhaltenden Anekdotenſtyl über. Die ſchon im 12. Jahrh. gegründete Univerſität Paris wurde der Sitz der ſcholaſtiſchen Philoſophie und Theologie. Hier bildete ſich die ſcholaſtiſche Disputirkunſt aus, und Sinn und Sprache neigten ſich, durch dieſe erzogen, nachher ſtets mehr zur Beredſamkeit als zur Dichtung. Natürliche, nicht pedantiſche Proſa zu ſchreiben, bemühten ſich die Franzoſen eher, als irgend eine neuere Nation. Nach Klarheit, Beſtimmtheit, Wohllaut, gutem Periodenbau und gefälliger Leichtigkeit mußte hierbei beſonders geſtrebt werden; dieſe Vorzüge ſind es, durch deren Vereinigung ſich die franzöſiſche Proſa zur claſſiſchen Vortrefflichkeit, beſonders unter der Regierung Ludwigs XIV., als überhaupt dem glücklichen Zeitalter der franzöſiſchen Literatur, erhob. Weder ſchwärmeriſche noch tiefſinnige Phraſen aber konnten in einen ſolchen Styl Eingang finden, und Voltaire's merkwürdiger Ausſpruch: „Was nicht klar iſt, iſt nicht franzöſiſch," findet in der ganzen Geſchichte dieſer Literatur, bis auf die Revolution, ſeit welcher die literariſchen und künſtleriſchen Talente der franzöſiſchen Nation nicht mehr ſo ſicher und zweckmäßig durch die Zucht der Critik und des Geſchmacks geleitet werden, ſeine Anwendung. Um ſelbſt einen klaren Ueberblick zu gewinnen über das Merkwürdigſte, was in dieſer reichen Literatur geleiſtet wurde, (doppelt merkwürdig durch den Einfluß, den ſie bei der Verbreitung der franzöſiſchen Sprache, Sitten und Geſchmacksweiſe auf das übrige Europa hatte), wollen wir ſie in 12 Hauptclaſſen der beſondern Fächer abtheilen, die wir jede einzeln betrachten werden. Wir folgen hierbei dem Leitfaden von Chéniers trefflichem Tableau historique de la Littérature française.

1. Franzöſiſche Proſa. Grammatik, Kunſt des Denkens. Funfzig Jahre, nachdem Bacon den Unterſchied der wirklichen von der philoſophiſchen Grammatik erklärt hatte, ſchrieb Lancelot unter Arnauds Leitung die unter dem Titel: „l'âme de Port-Royal,"

bekannte allgemeine Grammatik, mit welcher die wiſſenſchaftliche Literatur der Franzoſen anfängt. Robert und Henri Etienne ſchrieben unter Heinrich II. Regierung zuerſt über die franzöſiſche Sprache. Seit Errichtung der Akademie ſchrieben Vaugelas, T. Corneille, Patru, Ménage, Bouhours, Beauzée, Desmarais ꝛc. über dieſen Gegenſtand. Girard durch ſeine Synonymes, d'Olivet durch ſeine Abhandlung über die Proſodie, und Dumarſais durch ſeine Bemerkungen über die bildlichen Ausdrücke, bereicherten und ordneten die Sprachkunde. Condillac verbreitete durch ſeine Grammaire générale noch helleres Licht darüber, und ſie ward als Meiſterwerk geachtet. Jetzt zeichnet ſich beſonders Domergue als großer Sprachforſcher aus. Er wagt viele, auf Vernunft gegründete Neuerungen. Der treffliche Sicard, Lehrer der Taubſtummen, hat viel über Sprachkunde geſchrieben und nach Klarheit und Vollſtändigkeit geſtrebt; mit freundlich belehrender Weitläufigkeit weiß er dem verſchloſſenen Kinderſinn alles anſchaulich zu machen. Ein wichtiges Werk iſt Lemare's: Cours théorique et pratique de la langue française. Sinnig und geſchmackvoll behandelte Marmontel in ſeinen „Leçons d'un père," auch dieſes Fach. Wie viel durch das große, am Ende des 17. Jahrh. zuerſt erſchienene Dictionnaire de l'Académie für dieſes Fach bewirkt wurde, iſt bekannt. Butet erklärt in ſeiner Lexicographie das Verhältniß der franzöſiſchen zur lateiniſchen Sprache. De Volney giebt in ſeinem Werk über die orientaliſchen Sprachen die Idee an zu einem allgemeinen Alphabet für die Sprachen aller Welttheile. — Wir kommen nun zur zweiten Hälfte unſers Abſchnitts. Man darf hier das, was die Franzoſen Philoſophie und Metaphyſik nennen, nicht für daſſelbe halten, was wir unter dieſen Worten verſtehen. Alles tief Gedachte und tief Empfundene wurde bei ihnen von jeher als einſiedleriſch und phantaſtiſch aus der Literatur wie aus der guten Geſellſchaft verwieſen. Gegen die Mitte des 17. Jahrh. bildete ſich in der eleganten Welt zu Paris eine leichtſinnige Lebensphiloſophie im Gegenſatz zu der affectirten Moralität, die noch mit dem Altromantiſchen etwas zuſammenhing. Beide Syſteme wurden durch elegante Geſellſchaftsvereine verbreitet, an deren Spitze Damen ſtanden; die geiſtreiche Ninon de l'Enclos, mit ihrem philoſophirenden Freund St. Evremond, war die glänzende Anführerin der erſtern, die feinfühlende, liebenswürdige Marquiſe de Sevigné wurde die Stütze der zweiten Partei; beide Vereine gewannen literariſches Anſehn; die Sprache bildete ſich in dieſen Cirkeln zur höchſten Feinheit, aber die Literatur bekam den converſationsmäßigen Charakter, ohne welchen ſie keine Literatur für Franzoſen hätte werden können. Der wiſſenſchaftliche Begriff der Philoſophie verlor ſich in Frankreich gänzlich. Descartes durch ſein Syſtem, Arnaud, Nicole und der achtungswürdige Malebranche hatten wohl einige Zeitlang Aufſehen gemacht, doch ſie wirkten nicht auf die herrſchende Vorſtellungsart, ihre Anſichten blieben von Dichtung und Leben getrennt. Buffier, Condillac, Charles Bonnet, Helvteius, Marmontel ſtrebten höhere Anſichten zu verbreiten, und da die mehrſten ſich ſcheuten, dunklere Tiefen zu ergründen, ſo blieb das, was ſie Philoſophie nannten, meiſt nur eine gewöhnliche Moral, veredelt durch eine bewundernswürdig feine Pſychologie. Die höhere Menſchenkenntniß, die nur durch philoſophiſche Richtung des Geiſtes auf das Ziel aller menſchlichen Beſtrebungen erworben wird, war ihnen fremd. Aber in der Weltkenntniß, die man durch hellen und geübten Blick im geſelligen Leben gewinnt, übertrafen die Franzoſen bald alle andere Nationen. In der

Mitte des 18. Jahrh. gewann das, was man in Frankreich ausſchließend die geſunde Philoſophie nennt, allgemeinen Ruf. Dieſe Philoſophie iſt ein Kind der höchſt verfeinerten Sinnlichkeit; ſie wirft alles, was ſich nicht auf der Stelle begreifen läßt, in die Maſſe der Vorurtheile. Locke's ſyſtematiſche Philoſophie wurde bekannt; unter Condillacs fleißiger Bearbeitung wurde der Lockiſche Empirismus in einen eigentlichen Senſualismus verwandelt, von da bis zu dem vollendeten Materialismus war nur noch ein Schritt, Voltaire und die ſogenannten Encyclopädiſten konnten ihn leicht thun. Chaulieu gab Voltaire zuerſt die Richtung zur Freigeiſterei; Voltaire hatte weder tiefen Forſchergeiſt noch höhern Enthuſiasmus, aber hellen Verſtand, unerſchöpflichen Witz, feines Talent, alles lächerlich zu machen, und zügelloſe Geiſtesfreiheit. Voltaire's Einfluß iſt nicht zu berechnen; nach ſeinem Beiſpiel fuhr man in Frankreich fort, witzige Einfälle für Urtheile zu halten, und mit dreiſtem Leichtſinn jedes höhern Gefühles zu ſpotten. Weit entfernt von Voltaire's Richtung iſt die, welche J. J. Rouſſeau der franzöſiſchen Philoſophie gab. Er wollte nur das Gute, er glühte für das Schöne; aber er war Schwärmer, befangen durch ſelbſtbethörende Eitelkeit; er verband einen ſchwachen Charakter mit einem höchſt kräftigen Geiſt. Das Feuer der edelſten Menſchenliebe durchglüht ſeine Schriften, aber es iſt von trübem Rauch der Sinnlichkeit und Eitelkeit verdüſtert. Der ſchwärmeriſche Ernſt ſeiner Werke ſteht einſam in der franzöſiſchen Literatur. Aber ſeine Beredſamkeit brachte eine Menge von Ideen in Umlauf, die bei dem Ausbruch der Revolution tief in das Schickſal des zerrütteten Staates eingriffen. Unter den Encyclopädiſten (ſ. d. Art. Encyclopädie) verſteht man ſowohl die Herausgeber der großen Encyclopädie aller Wiſſenſchaften und Künſte, als alle, die ſich ſehr für das Unternehmen intereſſirten. Diderot ſtand an ihrer Spitze. Er gehörte zu den hellſten und kenntnißreichſten Köpfen, und hatte viel Enthuſiasmus. Hätte er mehr poetiſches Gefühl gehabt, ſo würde ſein Verſtand ſich beſſer im Gebiet des Schönen zurecht gefunden haben. Er verließ ſich blindlings auf die Natur, und wurde der Stifter des falſchen Naturalismus und Moralismus. Nächſt ihm war d'Alembert der merkwürdigſte der Encyclopädiſten; er war beſcheiden, geiſtreich und klar, aber für die mathematiſchen Wiſſenſchaften geboren, war ihm ſelbſt die Poeſie der Franzoſen noch nicht proſaiſch genug. Helvetius ſtudirte die Menſchheit nur als eine beſondere Art von Thierheit. Dieſe drei Anführer der Encyclopädiſten bewirkten vollends, daß die Philoſophie der Franzoſen ganz antipoetiſch wurde. In neuerer Zeit zeichneten ſich M. Degérando, Maine-Biran Laromiguière, de Tracy und Cabanis noch beſonders unter den franz. Denkern aus; die Ideologie des vorletzten und die Phyſiologie des letztern ſind bemerkenswerth. Garat arbeitet eifrig an ſeiner Analyſis der Begriffe und Gefühle; ſo fängt man an ein tieferes Streben nach Erkenntniß in Frankreich zu benennen, da das Wort, Philoſophie, dort einmal mißverſtanden iſt.

2. Moral, Politik und Geſetzgebung. In dieſer Claſſe bemerken wir zuerſt die Essais des geiſtreichen Montaigne. Dieſer feine und ſelbſtändige Kopf lebte von 1533 bis 1592. Sein Geiſt und Styl ſind eigenthümlich, und durch die reizende Naivetät ſeines Zeitalters erheitert. Er bildete ſich nach den Alten, ohne ſeine Nationalität zu verläugnen. Charon in ſeinem Traité de la Sagesse zeigte mehr Methode, aber weniger Eigenthümlichkeit. Wie ſehr ſich unter Richelieu die alte Naivetät auch aus der didactiſchen Proſa verlor, zeigte

das politiſche Teſtament dieſes merkwürdigen Mannes ſelbſt. Er ſchrieb als ächter Staats= und Weltmann. Mit Recht zählt man Paſcal zu den vorzüglichſten Schriftſtellern des goldenen Zeitalters der franz. Literatur. Ein himmliſcher Wahrheitsſinn ſpricht eben ſowohl aus Pascals moraliſchen und religiöſen Betrachtungen, wie aus ſeinen wiſſenſchaftlichen Forſchungen. Die natürliche Schönheit ſeiner Proſa iſt bis auf dieſen Tag nicht veraltet. Durch ſeine Provinciales, ou lettres écrites par L. de Montalte à un provincial de ses amis, wagte er es, die caſuiſtiſche Moral der Jeſuiten entſchleiernd zu zerſtören; ſie wurden fleißig geleſen; in wenig Werken wird ſich der ſtrengſte Ernſt ſo glücklich mit dem gefälligſten Scherz zur Erreichung eines großen Zwecks vereinen. Große, ſeelenvolle Moral und Wahrheit ſpricht aus ſeinen Pensées. Zu gleicher Zeit, wo dieſer fromme Gelehrte in ſtiller Einſamkeit wirkte, reifte in der großen Welt der feine und kluge Beobachtungsgeiſt des Herzogs de la Rochefoucauld. Seine Maximen gehören zu den Muſtern des claſſiſchen proſaiſchen Styls. Sie ſind ſchneidend und herzlos, aber leider bei Weltmenſchen meiſt treffend. Man lernte durch ihn den ſcharfen Ton liebgewinnen, und durch Eleganz die moraliſche Wärme erſetzen, die ſich, nach ſeinen Grundſätzen, bei Betrachtungen nicht zeigen darf. La Bruyère's Werk: les Caractères, wurde durch ganz Europa berühmt; er iſt einzig in ſeiner Art. Theophraſt's Charakterſchilderungen ſind mit feſter Meiſterhand gezeichnet, aber es ſind allgemeine Formen; La Bruyère wußte das Perſönliche zu treffen, ohne in Verzerrung auszuarten; er iſt der Van Dyk der Schriftſteller. Duclos ſtrebte ihm nach. Zwei Werke erwarben ſich noch unſterblichen Ruhm: Fenelon's Telemach und J. J. Rouſſeau's Emil; das erſte war beſtimmt, fürſtlichen Jünglingen als Regentenſpiegel zu nützen; nie hat wohl die Belehrung ein anmuthigeres und edleres Gewand erhalten, als in dieſem mythologiſchen Roman. Ueberdem zeichnen ſich Fenelons Unterſuchungen über das Daſein Gottes, und ſeine Abhandlung über die Erziehung der Töchter, durch ſanfte, fromme Würde aus. Marmontel's Bélisaire und ſeine Leçons d'un père à ses enfans kommen zwar jenen Werken nicht gleich, aber ſie ſtreben ihnen ehrenvoll nach. Unter den didactiſchen Schriftſtellern müſſen wir den witzigen St. Evremond, einen der geiſtreichſten Epicuräer, als einen von Voltaire's Vorarbeitern bemerken, ſo wie Arnaud's Art de penser. Als Beiſpiel der falſchen Beredſamkeit, die eine Zeitlang Mode war, ſteht Fontenelle; er kokettirt mit ſeinen Kenntniſſen und redet mit fadem Scherz über ernſte Dinge, um nur unterhaltend zu ſein; ſeine aſtronomiſchen Unterhaltungen gefielen einſt deshalb. Später verdankt man der geiſtvollen Witwe Condorcet's eine treffliche Ueberſetzung der Theorie moraliſcher Gefühle von Smith, der ſie Briefe über die Sympathie hinzufügte. Das Werk der von Frau von Staël, über den Einfluß der Leidenſchaften auf das Glück der Einzelnen und der bürgerlichen Geſellſchaft, bietet, wie alle Schriften dieſer geiſtvollen Frau, geniale Anſichten, Neuheit der Wendungen und ſeltene Geiſtesunabhängigkeit dar. De Volney's Catechismus des franzöſiſchen Bürgers, und Saint=Lambert's allgemeiner Catechismus, oder „Principes des moeurs chez toutes les nations,“ verdienen Beachtung. Die politiſchen Schriftſteller fangen in Frankreich mit dem ehrwürdigen Kanzler de l'Hoſpital an. Obgleich unter Carl IX. die Geſetze am meiſten übertreten wurden, ſo fing doch die Verbeſſerung der Geſetzgebung damals an. Dümoulin, einer der größten Rechtsgelehrten, trug viel dazu bei. Hubert Languet ſchrieb, un=

ter dem angenommenen Namen Junius Brutus, eine merkwürdige Schrift über die rechtmäßige Gewalt eines Fürſten. La Béotie, Bodin, Boisguilbert, Lamoignon, d'Agueſſeau, St. Pierre und Mélon zeichneten ſich in dieſem Fache aus; die Economies royales von Sully dürfen hier nicht vergeſſen werden. Vor allen ragt aber Montesquieu durch ſein großes Werk, vom Geiſt der Geſetze, hervor; er lebte von 1689—1755. J. J. Rouſſeau entſchleierte in ſeinem Contrat social Wahrheiten, die man zuvor kaum ahnete. Mably wurde durch viele Werke, und beſonders durch ſeine Entretiens de Phocion bekannt und geſchätzt. Servan, Dupaty, Forbonnais, Turgot zeichneten ſich in dieſem Fache aus; aber beſonders verbreiteten Necker's Schriften Klarheit über Finanzweſen und Staatsverwaltung. Mirabeau's kühne und kräftige Schriften werden immer berühmt bleiben. Keiner der Schriftſteller dieſes Fachs hat ſich aber während der Revolution durch Scharfſinn und ausgebreitete Kenntniſſe mehr ausgezeichnet, als Sièyes. Lebrun, Barbé-Marbois, Röderer, Dupont de Nemours, Garnier, J. B. Say, Ganilh und Merlin, Perreau, Bourguignon, Beron, Paſtoret und La Cretelle ſind ſehr geſchätzte Schriftſteller im Fach der Geſetzgebung und der Rechtsgelehrtheit.

3. Rhetorik. Critik. Wiſſenſchaftliche Werke. Die Werke in den erſten beiden Fächern ſind ſehr zahlreich, doch verloren viele den frühern Ruf, weil ſie auf beſchränkte und einſeitige Anſichten gegründet ſind. Wer wird jetzt noch die Regeln der Epopöe bei dem P. Le Boſſu, oder die des Theaters bei dem Abbé d'Aubignac ſtudiren wollen? Rollin's Traité des Etudes bleibt ein, um ſeiner Klarheit willen, geſchätztes Elementarwerk; Batteux's Cours de Belles-Lettres, Dubos's Werk über Poeſie und Malerei, Diderot's Betrachtungen über das Drama, Marmontel's Poetik und ſeine: Elémens de Littérature, Rapin's Réflexions sur l'usage de l'éloquence; Buffier's Traité philos. de l'éloquence, Fénélon's Dialogues sur l'éloquence und Réflexions sur la rhétorique, Corneille's Discours sur la Tragédie, Voltaire's Commentaires sur Corneille, ſeine Mélanges, ſein Dictionnaire philosophique, ſeine Briefe, und der: Essai sur les Eloges, von Thomas, ſind Werke dieſes Faches, welche Epoche machten. Eine der wichtigſten und belehrendſten Schriften iſt Cardinal Maury's Traité sur les principes de l'éloquence de la chaire et du barreau, wovon eben wieder eine neue Auflage herauskommt. In neuerer Zeit müſſen wir Suard's: Mélanges de littérature bemerken, die ſich durch ſinnige Beobachtungen, eleganten Styl und Kunſtgefühl auszeichnen; in dieſer Sammlung zeichnen ſich auch die Aufſätze des Abbé Arnaud aus. Die Mélanges tirés des manuscrits de Madame Necker, ſind anziehend; die Urtheile darin ſind oft gewagt, der bisweilen geſuchte Styl iſt jedoch immer geiſtvoll. Die Etudes sur Molière von Cailhava; die Mémoires pour servir à l'histoire de la littérature française, von Paliſſot, Chamfort's Mémoires und Ginguénés Aufſätze ſind ſehr verdienſtliche Werke; letzterer beſchäftigte ſich zuletzt mit einem großen Werke über die italieniſche Literatur, das durch ſeinen Tod leider unvollendet geblieben. Das große Werk von La Harpe: Licée de littérature, verdient beſondere Auszeichnung, beſonders die erſte Hälfte, die letzten Bände ſind mit zu augenſcheinlicher Parteilichkeit geſchrieben. In wiſſenſchaftlichen Werken aller Art iſt die franz. Literatur ſehr reich. Die Klarheit der Sprache und das Studium der alten Claſſiker macht ſie dazu beſonders geeignet. Buffon

war einer der erſten, der mit ſeltner Genialität und Grazie über die Naturwiſſenſchaft ſchrieb; Lacépède und Cuvier folgen ſeinem Vorbild; Lavoiſier und Fourcroy in der Chymie; Corviſart und Puyſégur in der Medicin; Millin, d'Agincourt, Landon in Archäologie und Kunſtgeſchichte; J. J. Rouſſeau, Grétry über die Muſik; Percier, Fontaine, Miché über die Baukunſt; Langlès, Sylveſter de Sacy, Chécy über die orientaliſchen Sprachen; Malte-Brun über Geographie, gehören zu den ausgezeichneten franz. Schriftſtellern in dieſem Fache; doch iſt dies ſo reich, daß es unmöglich iſt, nur alle wahrhaft bedeutenden Männer hier aufzuzählen.

4. Kanzelberedſamkeit. Erziehungsſchriften. Zur Zeit Ludwig XIII. zeichnete ſich Lingendes zuerſt durch ſeine Predigten und Leichenreden aus. Macaron näherte ſich ihm. Boſſuet riß hin durch ſeinen edlen Eifer für Wahrheit und Frömmigkeit ſowohl, als durch ſeine glänzende Beredſamkeit, die unverkennbar den Charakter des Zeitalters Ludwig XIV. trägt. Seine berühmten Oraisons funebres trugen ſehr viel zur Ausbildung der franz. Proſa bei. Bourdaloue wetteiferte mit ihm, und wurde für den größten aller franz. Kanzelredner anerkannt; er lebte von 1632 bis 1704. Anſelme und Fléchier waren beliebt. Maſſillon lernte viel von dieſen großen Vorgängern, und wußte durch die rührendſte Sprache chriſtlicher Demuth die Herzen zu bewegen Unter den proteſtantiſchen Kanzelrednern zeichnete ſich Saurin aus. An Erziehungsſchriften iſt die franz. Literatur ſehr reich. Ohne die berühmten Werke hier wiederholt zu nennen, deren wir ſchon früher gedachten, erwähnen wir nur aus neuerer Zeit der Werke von Mad. le Prince de Beaumont, von Mad. de Genlis, von Bouilly, Berquin, Ducray-Duménil u. ſ. w. als faßlich, lieblich und ganz für das zartere Alter geſchrieben. Die Lettres à Emilie sur la Mythologie, von Demouſtier, ſind ſeicht und unzweckmäßig.

5. Geſchichte, Biographien. In der hiſtoriſchen Literatur müſſen wir die älteſten Denkmale franz. Beredſamkeit ſuchen. Aber Mémoires ſind es, die ſich hier beſonders auszeichnen; den Franzoſen gefiel und gelang ſtets die feine Beobachtung der Charaktere und Sitten, im öffentlichen wie im Privatleben, am beſten, beſonders wo ſie ſelbſt thätigen Antheil nahmen. Sie ſind voll Talent, das Anziehende im Einzelnen zu entdecken, aber ſelten ergriffen von der Gewalt einer großen Idee, ſelten hingeriſſen vom Antheil an den Fortſchritten ganzer Völker. Das Studium der mannichfaltigen Memoiren iſt jetzt ſehr erleichtert durch die ſchätzbare: Collection universelle de Mémoires relatifs à l'histoire de France, wo die erſten 12 Bände nur die vom 13. bis zu Ende des 15. Jahrh. enthalten. Eine deutſche Ueberſetzung dieſer Sammlung, von verſchiedenen Mitarbeitern, gab bekanntlich Schiller heraus. An der Spitze aller Verfaſſer merkwürdiger Mémoires ſteht der bekannte Ritter Jean de Joinville, der den König Ludwig den Heil. auf dem Kreuzzuge nach Paläſtina begleitete. Die treuherzige Naivetät dieſes Schriftſtellers hat eine wahrhaft romantiſche Anmuth. Er wollte mit redlichem Eifer ſeinem frommen Könige ein literariſches Denkmal ſtiften. Chriſtine de Piſan, Tochter des Hof-Aſtrologen Carl V., folgt ihm; ihr Styl iſt zierlicher, ohne Joinville's kräftige, heitere Leichtigkeit zu haben. Philippe de Comines ſchilderte treffend den finſtern und verſtellten Ludwig XI.; er war der geiſtreichſte, und in rhetoriſcher und pragmatiſcher Hinſicht der erſte aller Verfaſſer franz. Memoiren vom 13. bis gegen das 17. Jahrh. Froiſſart ſchrieb ein größeres hiſtoriſches Werk, was er ſuchte durch den

Reiz des Wunderbaren in die Nachbarſchaft epiſcher Dichtung zu bringen. In den Memoiren über das Leben des Ritters Bayard bemerkt man zum letzten Male die Naivetät jener ältern Geſchichts- und Chronikenſchreiber. Eine Miſchung dieſer Naivetät mit einer cyniſchen Frechheit, die in der hiſtoriſchen Literatur nicht ihres Gleichen hat, zeichnet die verrufenen Memoiren des Brantome aus; ſie ſchildern die Zeiten Carls IX. und Heinrichs III., wo die empörendſte Sittenloſigkeit herrſchte. Sully ſchrieb anziehend und würdig über ſein Zeitalter. Es iſt Schade, daß der kenntnißreiche De Thou nur lateiniſch, und nicht franzöſiſch ſchrieb. Mézerai ſchrieb mit Freimüthigkeit die Geſchichte der franz. Monarchie. Péliſſon war mehr Lobredner als Hiſtoriker, indem er die Eroberung von Franche Comté erzählt. Varillas füllte 15 Quartbände mit der Geſchichte des Zeitraums von Ludwig XI. bis auf den Tod Heinrichs III.; er erzählte gern etwas romanhaft. St. Réal bildete ſich nach ihm, aber ſeine Sprache war reiner. Daniel, Joſeph d'Orleans, Rapin de Thoyras, und Aubert de Vertot zeichneten ſich damals als Hiſtoriker aus. Boſſuet's Darſtellung der Weltgeſchichte iſt einzig in ihrer Art. Weder die alte noch die neuere Literatur giebt eine ſo kosmopolitiſche Ueberſicht aller großen Weltbegebenheiten in Beziehung auf das Räthſel der Beſtimmung des Menſchen. Der Cardinal de Retz verſtand es, die unterhaltendſten Anekdoten auf eine geiſt- und lebenvolle Weiſe in die Geſchichte zu verweben. Bougeant ſchrieb über den weſtphäliſchen Frieden. Rollin's Werke ſind zur Belehrung der Jugend geſchrieben; ſie ſind weder genial noch tief und befriedigend, aber gut für Anfänger und Liebhaber. Ihnen ſchließt ſich Crevier's Geſchichte der Kaiſer, und Lebeau's Histoire du Bas-Empire an. Die Kirchengeſchichte des Abbé Claude Fleury, der von 1640—1723 lebte, iſt ausgezeichnet und trefflich. Hénaut gab eine chronologiſche Ueberſicht der franz. Geſchichte; Montesquieu ſchrieb mit römiſchem Geiſt über die Römer; Voltaire nimt als Verfaſſer der Geſchichte Carls XII., des Verſuchs über die Sitten der Völker, und der Schilderung des Zeitalters Ludwigs XIV. einen glänzenden Rang unter den Hiſtorikern ein. Condillac zeichnete ſich in dieſem Fache weniger aus als Mably. Montesquieu's Geſchichte Ludwigs XI. ging verloren; dies bedauert man doppelt, wenn man die von Duclos lieſt, deſſen Geiſt mehr fein als reif war; ſeine Mémoires secrets ſind vorzüglicher. Millot iſt correct und vorurtheilsfrei, aber kraftlos und ſchüchtern. Gaillard verdunkelt durch ſeinen weitläufigen Styl andere Vorzüge. Raynal's philoſophiſche Geſchichte des Handels der Europäer in beiden Indien verdiente und erwarb ihm Ruhm. Rulhière's Geſchichte der Revolution, durch welche Catharina II. auf den ruſſiſchen Thron kam, und ſeine Geſchichte der Polen; ſind mit Wahrheit, Eleganz und Feuer geſchrieben. Michaud's Histoire des croisades erhielt bei dem franzöſ. National-Inſtitut über unſers Heeren Bearbeitung deſſelben Gegenſtandes den Preis. Mirabeau's Geſchichte der preußiſchen Monarchie unter Friedrich dem Einzigen iſt überreich, aber der Mangel an Ordnung iſt fühlbar darin. Friedrich der Große ſelbſt aber iſt hier unter den erſten franz. Geſchichtſchreibern, durch ſeine Mémoires de Brandebourg und Histoire de mon tems, zu nennen. Das Elementarwerk von Thouret, über die Revolutionen in der franzöſiſchen Regierung, iſt höchſt merkwürdig. Es iſt ſehr belehrend und tief durchdacht, einfach, faſt ſtreng, aber bündig, rein und treffend geſchrieben. Im Gefängniß wurde dies große Werk geſchrieben, und man ſchleppte dieſen Mann zum Tod und nannte ihn einen Feind des Volks, indem

er dies Werk vollendet hatte, wo jede Zeile durchglüht iſt vom Gefühl des Volksrechts und von Freiheitsliebe. Anquétil und Desodoards ſchrieben die Geſchichte Frankreichs. Aus früherer Zeit müſſen wir noch Marmontel's Histoire de la Régence und der Mémoiren von Saint-Simon, den Herzog von Choiſeul, den Herzog von Aiguillon und den Grafen von Maurepas erwähnen. Mr. de Ségur's politiſches Gemälde von Europa, in ſeiner Histoire des principaux événemens du règne de F. Guillaume II., Roi de Prusse, iſt ausgezeichnet; Caillard's treffliches Memoire über die 1787 erfolgte Revolution in Holland, füllt beinahe den ganzen erſten Theil jenes Werkes aus. Rabaut St. Etienne's Précis historique de la révolution française, 2 Bde., fortgeſetzt und vollendet von dem jüngern Lacretelle, 5 Bde., wird ſehr geſchätzt, desgl. der Précis des événemens militaires, ou essai historique sur la guerre présente, von Matth. Dumas. Auch verdienen die Considérations sur les principaux événemens de la révolution française, ein von der Frau von Staël nachgelaſſenes Werk, hier rühmlichſt erwähnt zu werden. Die franz. Literatur iſt bereichert durch treffliche Ueberſetzungen alter und neuer Hiſtoriker aller Völker; wir erwähnen ihre Verfaſſer hier nicht einzeln, da dies unſerm Zwecke fremd wäre.

6. Romanliteratur. Wenn man mit dem Worte Roman eine poetiſch erfundene und ausgeführte, aber in Proſa geſchriebene Erzählung bezeichnet, ſo iſt dies höchſt wahrſcheinlich eine portugieſiſche Erfindung, denn dem Portugieſen Lobeira läßt ſich der Ruhm nicht abſprechen, der wahre Verfaſſer des Ritterromans Amadis zu ſein. Eine andere Gattung ſind die fabelhaften Chroniken in Verſen. Auf ſolche Art verfaßte Philipp Mousque von Arras gegen das Ende des 13. Jahrh. eine Geſchichte von Frankreich in Verſen. Eine dritte Gattung alter Ritterromane iſt ganz verſchieden davon; es ſind diejenigen, welche allegoriſche Perſonen in ihre Erzählung verweben. Zu der erſten Art gehört der früheſte der franz. Romane: Triſtan de Léonais, und die Erzählungen von den Rittern der Tafelrunde; erſterer wurde unter der Regierung von Philipp Auguſt gedichtet, denn den noch frühern Roman: „du Brut", der in der Mitte des 12. Jahrh. an dem Hof Eleonorens von Aquitanien gedichtet wurde, kann man noch kaum ſo nennen. Im 13. Jahrh. folgten die Romane der zwölf Pärs von Frankreich. Doch größeres Aufſehn machte ein Werk der dritten Gattung: der Roman von der Roſe, der zwei Jahrhunderte lang für den Triumph des Genies in Frankreich galt. Es iſt durchaus verſificirt, freilich in ſehr holprigen Knittelverſen. Das Ganze bildet ein didactiſch-allegoriſches Gedicht, welches manche Franzoſen ſo vermeſſen waren, dem in demſelben Jahr vollendeten Werke des göttlichen Dante an die Seite zu ſtellen! Wilhelm von Lorris ſchrieb ſchon in der erſten Hälfte des 13. Jahrh. dies romantiſche Gedicht bis zum 4150. Vers; 100 Jahre ſpäter wurde es fortgeſetzt und beendet von Jean de Meun, mit dem Beinamen: Clopinel. Die Hauptidee dieſes Romans iſt, daß er eine vollſtändige Kunſt zu lieben ſein ſoll. Ein Heer von allegoriſchen Perſonen erſcheint darin, alle Tugenden und Laſter ſind perſonificirt, ſo daß ſelbſt die Gegengunſt als Bel Accueil auftrit; Alles moraliſirt, und iſt doch zugleich mit den frivolſten Anſpielungen durchwebt, die ſich ſogar am Schluß in roher Obſcönität endigen. Räſonnirend zeigt ſich der poetiſche Geiſt der Franzoſen gleich in dieſem erſten Werke; es ſind artige Stellen darin, aber keine Spur von höherer Begeiſterung. Doch wurde ungeachtet ſeiner ſchlüpfrigen Bilder und Scherze dieſer Roman

Reiz des Wunderbaren in die Nachbarſchaft epiſcher Dichtung zu bringen. In den Memoiren über das Leben des Ritters Bayard bemerkt man zum letzten Male die Naivetät jener ältern Geſchichts- und Chronikenſchreiber. Eine Miſchung dieſer Naivetät mit einer cyniſchen Frechheit, die in der hiſtoriſchen Literatur nicht ihres Gleichen hat, zeichnet die verrufenen Memoiren des Brantome aus; ſie ſchildern die Zeiten Carls IX. und Heinrichs III., wo die empörendſte Sittenloſigkeit herrſchte. Sully ſchrieb anziehend und würdig über ſein Zeitalter. Es iſt Schade, daß der kenntnißreiche De Thou nur lateiniſch, und nicht franzöſiſch ſchrieb. Mézerai ſchrieb mit Freimüthigkeit die Geſchichte der franz. Monarchie. Péliſſon war mehr Lobredner als Hiſtoriker, indem er die Eroberung von Franche Comté erzählt. Varillas füllte 15 Quartbände mit der Geſchichte des Zeitraums von Ludwig XI. bis auf den Tod Heinrichs III.; er erzählte gern etwas romanhaft. St. Réal bildete ſich nach ihm, aber ſeine Sprache war reiner. Daniel, Joſeph d'Orleans, Rapin de Thoyras, und Aubert de Vertot zeichneten ſich damals als Hiſtoriker aus. Boſſuet's Darſtellung der Weltgeſchichte iſt einzig in ihrer Art. Weder die alte noch die neuere Literatur giebt eine ſo kosmopolitiſche Ueberſicht aller großen Weltbegebenheiten in Beziehung auf das Räthſel der Beſtimmung des Menſchen. Der Cardinal de Retz verſtand es, die unterhaltendſten Anekdoten auf eine geiſt- und lebenvolle Weiſe in die Geſchichte zu verweben. Bougeant ſchrieb über den weſtphäliſchen Frieden. Rollin's Werke ſind zur Belehrung der Jugend geſchrieben; ſie ſind weder genial noch tief und befriedigend, aber gut für Anfänger und Liebhaber. Ihnen ſchließt ſich Crevier's Geſchichte der Kaiſer, und Lebeau's Histoire du Bas-Empire an. Die Kirchengeſchichte des Abbé Claude Fleury, der von 1640—1723 lebte, iſt ausgezeichnet und trefflich. Hénaut gab eine chronologiſche Ueberſicht der franz. Geſchichte; Montesquieu ſchrieb mit römiſchem Geiſt über die Römer; Voltaire nimt als Verfaſſer der Geſchichte Carls XII., des Verſuchs über die Sitten der Völker, und der Schilderung des Zeitalters Ludwigs XIV. einen glänzenden Rang unter den Hiſtorikern ein. Condillac zeichnete ſich in dieſem Fache weniger aus als Mably. Montesquieu's Geſchichte Ludwigs XI. ging verloren; dies bedauert man doppelt, wenn man die von Duclos lieſt, deſſen Geiſt mehr fein als reif war; ſeine Mémoires secrets ſind vorzüglicher. Millot iſt correct und vorurtheilsfrei, aber kraftlos und ſchüchtern. Gaillard verdunkelt durch ſeinen weitläufigen Styl andere Vorzüge. Raynal's philoſophiſche Geſchichte des Handels der Europäer in beiden Indien verdiente und erwarb ihm Ruhm. Rulhière's Geſchichte der Revolution, durch welche Catharina II. auf den ruſſiſchen Thron kam, und ſeine Geſchichte der Polen; ſind mit Wahrheit, Eleganz und Feuer geſchrieben. Michaud's Histoire des croisades erhielt bei dem franzöſ. National-Inſtitut über unſers Heeren Bearbeitung deſſelben Gegenſtandes den Preis. Mirabeau's Geſchichte der preußiſchen Monarchie unter Friedrich dem Einzigen iſt überreich, aber der Mangel an Ordnung iſt fühlbar darin. Friedrich der Große ſelbſt aber iſt hier unter den erſten franz. Geſchichtſchreibern, durch ſeine Mémoires de Brandebourg und Histoire de mon tems, zu nennen. Das Elementarwerk von Thouret, über die Revolutionen in der franzöſiſchen Regierung, iſt höchſt merkwürdig. Es iſt ſehr belehrend und tief durchdacht, einfach, faſt ſtreng, aber bündig, rein und treffend geſchrieben. Im Gefängniß wurde dies große Werk geſchrieben, und man ſchleppte dieſen Mann zum Tod und nannte ihn einen Feind des Volks, indem

er dies Werk vollendet hatte, wo jede Zeile durchglüht iſt vom Gefühl des Volksrechts und von Freiheitsliebe. Anquétil und Deſodoards ſchrieben die Geſchichte Frankreichs. Aus früherer Zeit müſſen wir noch Marmontel's Histoire de la Régence und der Mémoiren von Saint-Simon, den Herzog von Choiſeul, den Herzog von Aiguillon und den Grafen von Maurepas erwähnen. Mr. de Ségur's politiſches Gemälde von Europa, in ſeiner Histoire des principaux événemens du règne de F. Guillaume II., Roi de Prusse, iſt ausgezeichnet; Gaillard's treffliches Memoire über die 1787 erfolgte Revolution in Holland, füllt beinahe den ganzen erſten Theil jenes Werkes aus. Rabaut St. Etienne's Précis historique de la révolution française, 2 Bde., fortgeſetzt und vollendet von dem jüngern Lacretelle, 5 Bde., wird ſehr geſchätzt, desgl. der Précis des événemens militaires, ou essai historique sur la guerre présente, von Matth. Dumas. Auch verdienen die Considérations sur les principaux événemens de la révolution française, ein von der Frau von Staël nachgelaſſenes Werk, hier rühmlichſt erwähnt zu werden. Die franz. Literatur iſt bereichert durch treffliche Ueberſetzungen alter und neuer Hiſtoriker aller Völker; wir erwähnen ihre Verfaſſer hier nicht einzeln, da dies unſerm Zwecke fremd wäre.

6. Romanliteratur. Wenn man mit dem Worte Roman eine poetiſch erfundene und ausgeführte, aber in Proſa geſchriebene Erzählung bezeichnet, ſo iſt dies höchſt wahrſcheinlich eine portugieſiſche Erfindung, denn dem Portugieſen Lobeira läßt ſich der Ruhm nicht abſprechen, der wahre Verfaſſer des Ritterromans Amadis zu ſein. Eine andere Gattung ſind die fabelhaften Chroniken in Verſen. Auf ſolche Art verfaßte Philipp Mousque von Arras gegen das Ende des 13. Jahrh. eine Geſchichte von Frankreich in Verſen. Eine dritte Gattung alter Ritterromane iſt ganz verſchieden davon; es ſind diejenigen, welche allegoriſche Perſonen in ihre Erzählung verweben. Zu der erſten Art gehört der früheſte der franz. Romane: Triſtan de Léonais, und die Erzählungen von den Rittern der Tafelrunde; erſterer wurde unter der Regierung von Philipp Auguſt gedichtet, denn den noch frühern Roman: „du Brut", der in der Mitte des 12. Jahrh. an dem Hof Eleonorens von Aquitanien gedichtet wurde, kann man noch kaum ſo nennen. Im 13. Jahrh. folgten die Romane der zwölf Pärs von Frankreich. Doch größeres Aufſehn machte ein Werk der dritten Gattung: der Roman von der Roſe, der zwei Jahrhunderte lang für den Triumph des Genies in Frankreich galt. Es iſt durchaus verſificirt, freilich in ſehr holprigen Knittelverſen. Das Ganze bildet ein didactiſch-allegoriſches Gedicht, welches manche Franzoſen ſo vermeſſen waren, dem in demſelben Jahr vollendeten Werke des göttlichen Dante an die Seite zu ſtellen! Wilhelm von Lorris ſchrieb ſchon in der erſten Hälfte des 13. Jahrh. dies romantiſche Gedicht bis zum 4150. Vers; 100 Jahre ſpäter wurde es fortgeſetzt und beendet von Jean de Meun, mit dem Beinamen: Clopinel. Die Hauptidee dieſes Romans iſt, daß er eine vollſtändige Kunſt zu lieben ſein ſoll. Ein Heer von allegoriſchen Perſonen erſcheint darin, alle Tugenden und Laſter ſind perſonificirt, ſo daß ſelbſt die Gegengunſt als Bel Accueil auftrit; Alles moraliſirt, und iſt doch zugleich mit den frivolſten Anſpielungen durchwebt, die ſich ſogar am Schluß in roher Obſcönität endigen. Räſonnirend zeigt ſich der poetiſche Geiſt der Franzoſen gleich in dieſem erſten Werke; es ſind artige Stellen darin, aber keine Spur von höherer Begeiſterung. Doch wurde ungeachtet ſeiner ſchlüpfrigen Bilder und Scherze dieſer Roman

ſo allgemein bewundert, daß man ſogar ſo weit ging, ſelbſt dieſen Bildern einen religiöſen und moraliſchen Sinn unterzuſchieben. Aber der wahre Sinn war zu klar ausgeſprochen, als daß ſich nicht endlich hätte eine Partei dagegen erheben ſollen. Man fing an, von den Kanzeln gegen dieſen Roman zu predigen, und ſo fängt mit ihm auch die Geſchichte der critiſchen Fehden in Frankreich an. Eine der älteſten gedruckten Ausgaben davon kam 1521 in Paris in Folio heraus. Ein gewiſſer Jacques Gelée ſchrieb zu Ende des 13. Jahrh. eine allegoriſch-romantiſche Dichtung: „le Roman du nouveau Renard.“ Wahrſcheinlich gab dies altfranzöſiſche Fabliau die Veranlaſſung zu dem deutſchen Gedichte: Reinecke der Fuchs; und ein Geiſtlicher, Deguilleville, ſchrieb 1330 drei große geiſtliche Allegorien, denen die Idee der Pilgerſchaft zum Grunde lag. Merkwürdig ſind die hundert Novellen der Königin Margarethe von Navarra, Schweſter Franz I., die unter dem Titel: „l'heptaméron ou l'histoire des Amans fortunés de très-illustre et très-excellente princesse Marguerite de Valois, Reine de Navarre, 1559“ herauskamen; ſie ſind ganz in der Manier des Boccaz, und es iſt kaum begreiflich, wie eine Fürſtin dem weiblichen Zartgefühl ſo ganz entſagen konnte. Doch erzählt ſie mit altfranzöſiſcher Treuherzigkeit Anſtändiges und Unanſtändiges durch einander, woran damals dort Niemand Aergerniß nahm. Früher ſchon, unter Carl VII., kamen die 100 Novellen des burgundiſchen Hofes heraus, und die lieblich naiven romantiſchen Dichtungen: Gérard de Nevers und le petit Jehan de Saintré, welche Treſſan neuerlich wieder bearbeitete. Bei den Kreuzzügen lernten die franz. Ritter arabiſche Dichtungen kennen; dieſe veranlaßten die nachher ſehr beliebten Feenmährchen. In ſie und in die Rittergeſchichten zog ſich Alles zurück, was noch von romantiſcher Schwärmerei in Frankreich übrig war. Die Mährchen des Blaubart, der ſchönen Meluſine, des Kaiſers Octavian, und überhaupt faſt alle die alten Volksromane ſtammen aus Frankreich. Man nannte dieſe kleinen romantiſchen Erzählungen: Fabliaux, (mehr darüber in dem Art. über Poeſie). Die Ritterromane: Hüon von Bordeaux, Ogier der Däne, und andere ſolche Sagen von Carls des Großen Paladinen, wurden zu Anfang des 15. Jahrh. geſchrieben. Hierhin gehört ein moraliſcher Frauenſpiegel, von einem Ritter de la Tour geſchrieben, der bald ins Deutſche überſetzt wurde. Der Chronikenſtyl liegt der Sprache aller dieſer Romane zum Grunde. Zu Anfange des 16. Jahrh. erwachte noch einmal der Geſchmack an dieſer Gattung in Frankreich, und es gab damals eine Menge Novelliſten, von denen wir nur Noel du Fail, de la Mothe Roulland, Deſperiers, Belleforeſt, Chapuis und Tabourot nennen; der ächte Ritterroman ging durch ſie in den unächten oder hiſtoriſchen über, und aus dieſem entſtanden endlich die vielen galanten Intriguengeſchichten und Hofanekdoten. Eine neue Gattung: der ſatyriſche Roman, wurde in der erſten Hälfte des 16. Jahrh. durch Rabelais eingeführt. Er ſchrieb ſeinen Gargantua und Pantagruel, ein geniales, aber durchaus rohes Zerrgemälde. Seine burleske Originalität und Unerſchöpflichkeit im Ungeheuren reißt zur Bewunderung hin, aber kein Spiel des Witzes war ihm zu niedrig und poſſenhaft. Ein Schwarm von Nachahmern folgte ihm. Später, als Anna von Oeſterreich nach Frankreich kam, wurden die Schäferromane beliebt, nach dem Vorbild der ſpaniſchen. Nach franzöſiſcher Art durften die komiſchen dabei nicht fehlen. Ein gewiſſer Nicolas de Montreux hatte in ſeinen Bergeries de Juliette einen Anfang dazu gemacht. Der erſte Franzoſe, dem es gelang, im Geiſt und Styl einer

ſolchen Dichtung mit den Spaniern zu wetteifern, war Honoré d'Urfé in ſeiner Aſtrée, die mit Enthuſiasmus aufgenommen wurde. Ein Ueberreſt von provenzaliſch=romantiſcher Sinnesart ſcheint aus dieſem Werk zu ſprechen, deſſen geiſtreicher und ſchwärmeriſcher Verfaſſer zu Marſeille geboren war; er webte ſeine eigene Lebensgeſchichte hinein; der erſte Theil kam 1610 heraus. Es hat 5 Bände. Hier iſt keine arcadiſche Hirtenwelt, ſondern eine ganz galant=ritterliche. Die romantiſche Sentimentalität dieſes Werks ging in den Ton der hiſtoriſchen Romane über, die im Zeitalter Ludwigs XIV. beliebt waren. Calprénède erlaubte es ſich, Begebenheiten aus der Geſchichte der Griechen und Römer ſo zu bearbeiten, daß nur die Namen griechiſch und römiſch blieben. Er hatte ſehr viel poetiſche Phantaſie, aber er gehörte zu der überſpannten Partei, die das Genie auf Koſten des Geſchmacks wollen triumphiren laſſen, und eben dadurch der Gegenpartei, die in die bloße Beobachtung der Geſchmacksregeln ihr Verdienſt ſetzt, den traurigen Sieg in die Hände ſpielte. Calprénède fand eine Nachahmerin in dem Fräulein Madelaine de Scudery. Sie ſchrieb ſieben äußerſt weitſchweifige Romane, von denen der erſte: Clélia, allein ſchon zehn Octavbände einnimt. Außerdem hat man noch zehn Bände: „Conversations et Entretiens“ von ihr. Die Zartheit der Empfindungen verliert ſich bei ihr in pedantiſche Süßigkeit und in einen ſeichten Wortſtrom. Sie ſtarb 1701, über 90 Jahre alt. Die Damen ſchienen von einem beſondern Beruf ergriffen, dies Feld zu bearbeiten, und ſie zogen den Roman immer tiefer in die Sphäre der wirklichen Welt herab. Die hiſtoriſchen Romane des Fräulein Roſe de Caumont de la Force wurden beſonders gut aufgenommen; ſie wußte kunſtvoll ihnen das Colorit wahrer Geſchichte zu geben. Mad. de Villedieu beſchäftigte ſich beſonders damit, Anekdoten aus der alten Geſchichte zu galanten Novellen umzuformen. Ihre Galanteries Grénadines waren in ſpaniſcher Manier. Damals wurden die Feenmährchen ſehr beliebt. Die arabiſchen: „Tauſend und eine Nacht,“ die Antoine Gallant ins Franzöſiſche überſetzte, fanden unendlichen Beifall und zahlloſe Nachahmungen. Früher ſchon wurden die Contes de ma mère l'Oye, von Perrault, und die Mährchen der Gräfin d'Aunoy ſehr beliebt; die Gräfin d'Auneuil, die Gräfin Murat und viele andere eiferten ihnen nach, Graf Antoine d'Hamilton übertraf ſie an Scherz und kühner Phantaſie: ſelbſt der ehrwürdige Fénélon ſchrieb Feenmährchen zur Erziehung des Herzogs von Bourgogne. Die Romane der Gräfin de la Fayette gefielen ſehr, ihre Princesse de Clèves iſt immer einer der beſten hiſtoriſchen Romane; ihre Zaide iſt trefflich an Eleganz des Styls und zartem Ausdruck der Gefühle. Nicht ſo groß war die Anzahl der komiſchen Romane; Paul Scarron, bekannt durch ſeinen Witz und ſeine Verheirathung mit der Marquiſe de Maintenon, ließ in ſeinem Werk: le roman comique, alle Talente glänzen, durch die er ſeinen Zeitgenoſſen intereſſant wurde. Er verſtand ſich auf das Komiſche der Situationen; ſeine Einfälle ſind keck, aber ſein Muthwille iſt oft platt, ſeine Tändelei geſchwätzig. Die komiſchen Romane des Le Sage entſtanden durch Nachahmung ſpaniſcher Werke; ſein Gil Blas wurde bald durch ganz Europa geleſen, ſo wie ſein hinkender Teufel; er hinterließ außerdem noch ſechs komiſche Romane. Der ſogenannte bürgerliche Roman von Antoine Füretiere wurde eine Zeitlang geleſen und dann wieder vergeſſen. Die Erfindung des eigentlichen Familienromans gehört den Engländern; der Abbé Prevôt überſetzte Richardſons Werke, und ſeine eignen Romane: Cleveland, le Doyen de Killerine und beſonders Ma=

non Lescaut rührten und gefielen. Eben ſo Segrais's Novellen. In Montesquieu's Lettres Persannes dient die Romanform der philoſophiſchen Satyre nur zum Rahmen. In ſeinen komiſchen Romanen, dem Candide, dem Zadig, dem Mikromegas, der Prinzeſſin von Babylon, glänzt Voltaire's Genie vorzüglich; hier iſt Originalität, pikante Natürlichkeit, funkelnder Witz, intereſſanter Styl. Die neue Heloiſe von J. J. Rouſſeau erſchien, deren hinreißende Beredſamkeit und glühende Gemälde der Leidenſchaften allgemeines Aufſehn erregten, obſchon die langen Abhandlungen darin oft ſtören. In zweiter Reihe finden wir hier Marivaux, Diderot, (deſſen: Jacob der Fataliſt, und: die Nonne, zu den früheſten moraliſchen Romanen gehören, ſo unmoraliſch auch das dritte Werk: les bijoux indiscrets, iſt, womit er ſeinen Namen befleckte), und die Damen de Tencin, de Graffigny, Riccoboni. Marmontel's Beliſar und ſeine Incas, ſo wie ſeine Contes moraux, gefielen ſehr. Florian zeigte mit ſeltner Zartheit des Gefühls in ſeinem Gonſalva de Cordova, wie der hiſtoriſche Roman in den ritterlichen übergehen kann; die Erneuerung des Schäferromans gelang ihm durch die freie Bearbeitung der Galathee des Cervantes, und durch ſeine liebliche Eſtelle; ſein Numa Pompilius würde ohne die muſterhafte Eleganz der Sprache unbedeutend ſein. Aber die beliebteſten Romane blieben die frivolen, deren lange Reihe mit den Werken des jüngern Crébillon beginnt; kein Anderer hat die ausſchweifendſte Lüſternheit der Situationen mit ſo feiner Charakterzeichnung zu verbinden gewußt. Romane, in denen mit der Moralität ſelbſt ein ſo frecher, abſcheulicher Spott getrieben wäre, wie die ſeiner Nachahmer, die Liaisons dangereuses von Laclos und die verworfene: Juſtine, finden ſich in keiner andern Literatur. Neben dieſen iſt der jovialiſche Faublas, von Louvet de Coudray noch unſchuldig. Einer der fleißigſten und beſſern Romanſchreiber war in der zweiten Hälfte des 18. Jahrh. Rétif de la Brétonne. Zwei neuere Schriftſteller dieſes Fachs verdunkeln alle vorigen: Bernardin de Saint Pierre und de Chateaubriand. Der erſtere hatte ſich durch ſeine: Etudes de la Nature den gegründeten Ruf eines tieffühlenden und ſcharfſinnigen Schriftſtellers erworben, als er durch: Paul und Virginie und la Chaumière indienne ſich alle Herzen gewann; reizende Naturgemälde, ein eben ſo einfacher als unverkünſtelter Styl und ſeltene Innigkeit zeichnen dieſe Schriften aus. Sein neueſtes Werk: Harmonies de la Nature, enthält eben ſo neue als eigenthümliche Anſichten, und verdiente wohl allgemeinere Beachtung. Chateaubriand's religiöſe Richtung und ſeine glühende ſchwärmeriſche Phantaſie zeichnen ſich allgemein aus. Seine Atala, ſein René, ſeine Martyrs, ſind in einem Styl geſchrieben, deſſen rührende, aber oft düſtere Romantik und Myſtik vorher ganz unbekannt in Frankreich waren. Er fand eben ſo eifrige Verehrer als bittere Tadler, da er das Unerhörte wagte, hier eine neue Bahn zu betreten. Wir erwähnen hier zugleich zwei ſeiner andern Werke, obgleich ſie ihrem Inhalt nach nicht in dies Fach gehören, wohl aber ihrer romantiſchen Schreibart wegen, nämlich ſein Génie du Christianisme, wovon die vorerwähnten, Atala und René, eigentlich nur Epiſoden ſind, und ſein Itinéraire d'un voyage de Paris à Jérusalem. Unter den neuern Schriftſtellerinnen glänzt Frau von Staël als Firſtern erſter Größe; auch ſie wagte neue Ideen, neue Wendungen und einen kühnen energiſchen Styl. Sie iſt mehr großherzige Weltbürgerin, als Franzöſin. Ihr: Corinne ou l'Italie iſt ein Meiſterwerk, und würde allein ſie unſterblich machen; ihre Delphine hat ſeltene Schönheiten neben manchen Mängeln, deren größter wohl

die Unrichtigkeit des Hauptgedankens iſt. Ihr Werk: sur l'Allemagne, iſt reich an feinen Beobachtungen, aber es enthält auch vieles Unrichtige. Aeußerſt fruchtbare Schriftſtellerin iſt die bekannte Mad. de Genlis, ſie hat Leichtigkeit und Talent, aber weder Genie noch Tiefe; ihre früheren Schriften fanden großen Beifall, aber ſie ſchreibt zu viel und hat zu flache Anſichten, um ſich den der Kenner erhalten zu können. Sehr lieblich, zum Herzen ſprechend, voll zarter Innigkeit ſind die Romane der Mad. Cottin. Ihre Malvina, Amélie, Mansfield, Eliſabeth und Mathilde machen tiefen Eindruck, und man bedauert den frühen Tod der edlen Verfaſſerin. Sehr geſchmackvoll, voll feinen Beobachtungsgeiſtes und mit gebildetem Gefühl ſind die Romane der Mad. de Flahaut (jetzt Mad. de Souza) geſchrieben. Adèle de Sénanges und Eugène de Rothelin zeichen ſich beſonders darunter aus. Primeroſe von Morel de Vindé, le Nègre comme il y a peu de Blancs, von Lavallée, les quatre Espagnols und le Manuscrit trouvé au mont Pausilippe von Montjoye, ſo wie die Valérie der Frau von Krüdener, gehören zu den vorzüglichſten neuern Romanen. Der vielſchreibende Pigault le Brun erlaubt ſich oft in jedem Sinn zu viel; Fiévée's Dot de Suzette gefällt. Mad. de Montolieu iſt beliebt ſowohl durch ihre Caroline de Lichtfield, als durch ihre trefflichen Ueberſetzungen Lafontainiſcher Romane.

7. Briefſtyl. Reiſebeſchreibungen. Der franzöſiſche Briefſtyl, der in der Folge mit Recht von ganz Europa als muſterhaft nachgeahmt wurde, war bis auf das Zeitalter Richelieu's noch ziemlich altväteriſch und roh. Die alte Naivetät hatte in demſelben etwas Steifes. Heinrich IV. ſelbſt ſchrieb an die ſchönen Damen, denen er mit altritterlicher Zärtlichkeit huldigte, ohne rhetoriſche Feinheit, aber in ſehr galanten und ſüßen Phraſen. Anziehend und leſenswerth ſind die Lettres de Henri IV. à Coriandre d'Andoise, Comtesse de Guiche, sa maîtresse. Amsterdam et Paris 1788, worin er nicht müde wird zu wiederholen: „je Vous baise un millon de fois les mains." Die Geſchäftsbriefe aus jener Zeit ſind ganz im gewöhnlichen Curialſtyl geſchrieben. Selbſt den Briefen des Odendichters Malherbe fehlt es an Leichtigkeit. Aber Richelieu ſchrieb auch ſeine Geſchäftsbriefe mit männlicher Beſtimmtheit und Leichtigkeit, nicht ohne Eleganz. Gedrungene Beredſamkeit, ein heller feſter Geiſtesblick zeichnen ſeine Briefe aus. Es entſtand unter den geiſtreichen Köpfen ein allgemeines Streben danach, ein eleganter Briefſteller zu ſein. Die Nationalrichtung, ſich in Allem auszuzeichnen, was ſich ohne ſeelenvolle Tiefe durch Klarheit, Witz und Leichtigkeit empfiehlt, mußte zur ſorgfältigſten Ausbildung des Briefſtyls führen. Elegante Briefe für das Publicum zu ſchreiben, wurde plötzlich die neueſte literariſche Mode in Paris, und ſich darin als feinen Weltmann zu zeigen, ſchmeichelte mehr als Dichterruhm. Das Wort „Bel esprit" wurde da erſt gewöhnlich, und zwei dieſer ſchönen Geiſter, die unter Richelieu für die feinſten am Hofe galten, wetteiferten im Briefſtyl. Balzac machte ſich ein angelegentliches Geſchäft daraus, ſchön, prunklos und ernſthaft, wie Cicero, zu ſchreiben; man bewunderte ihn, aber man fand ihn trocken. Vincent de Voiture wurde ſein gefährlicher Nebenbuhler, da er anmuthiger zu tändeln verſtand. Er war ſehr geiſtreich, aber ſelten zwanglos natürlich, ſeine Artigkeit war ſehr geſucht, in künſtliche Perioden ausgeſponnen und in den geſuchteſten Antitheſen vorgetragen. Man trachtete nun die Vorzüge dieſer beiden Männer zu vereinen. Mit vieler Feinheit, Correctheit und Eleganz ſchrieb Pierre Coſtar; doch am meiſten

zeichneten ſich die feinfühlenden, geiſtreichen Frauen in dieſem Fache aus. Unter ihnen ſteht die liebenswürdige Marquiſe von Sevigné oben an; ſie war 1626 geboren. Mitten unter den Verlockungen des glänzendſten Hofes hatte ſie eine Reinheit der Seele, und, bei feiner Klugheit, eine ſo ächt naive Weiblichkeit ſich erhalten, daß es einen ſeltenen Reiz gewährt, ſie in den berühmten Briefen an ihre Tochter ſowohl über ſich ſelbſt, als über ihre Umgebungen ſich ausſprechen zu hören. Frauen ſprechen über nichts ſchöner, zarter und charakteriſtiſcher, als über ihre eigenen Empfindungen, und dazu iſt nirgends beſſere Gelegenheit, als in dem Erguß traulicher Briefe. Man beſitzt von ſehr vielen berühmten Franzöſinnen treffliche Sammlungen dieſer Art. Wir erwähnen hier nur die Briefe der Mlle. de l'Eſpinaſſe und der Mad. du Deffand. Die Briefe der reizenden Ninon de l'Enclos haben bezaubernde Anmuth, doch bezweifeln viele ihre Aechtheit. Ganz vorzüglich aber zeichnen ſich durch Feinheit der Empfindung und des Ausdrucks die ungemein naiven Briefe der Babet aus. Racine's Briefe haben hohen Werth durch Natürlichkeit und Weltklugheit. Eine Sammlung von Muſterbriefen gab Richelet heraus, die großen Beifall fand. Stutzerhafte Eitelkeit zeigte Fontenelle in ſeinen Lettres galantes. Die Briefe des Grafen Buſſy-Rabutin ſind voll raffinirter Schöngeiſterei, aber nicht unintereſſant. Chaulieu gab ein anlockendes Beiſpiel, Briefe mit Verſen zu durchweben. Die Kunſt, gute Briefe zu ſchreiben, wurde unter den Franzoſen von Erziehung ſo als gewöhnlich vorausgeſetzt, daß man ſogar in Voltaire's Briefen mehr den Geiſt als das beſondere Talent zum Briefſtyl bewunderte. Die von Chaulieu eingeführte Art, in Epiſteln zu räſonniren und zu ſcherzen, wurde ganz im Geiſt der franzöſiſchen Geſelligkeit vervollkommnet durch Greſſet, einen der feinſten Köpfe ſeiner Zeit, der auch durch muntere Erzählungen in derſelben Manier, beſonders durch ſeinen Vert-Vert, ſich ſehr auszeichnete. Dorat, Sedaine und de Pezay ſchrieben anmuthige Epiſteln dieſer Art. Die des Abbé de Bernis ſind beſonders reich an ſchönen Beſchreibungen. Montesquieu's Lettres Persannes müſſen wir als Muſter des eleganten Styls hier noch erwähnen. — An trefflichen Reiſebeſchreibungen iſt die franzöſiſche Literatur ſehr reich; ſie hier aufzuzählen, wäre überflüſſig, da ſie auf den eigentlichen Geiſt der Literatur doch keinen merklichen Einfluß haben können. Ein ausgezeichnetes Werk iſt die bekannte Reiſe des jungen Anacharſis, von dem verdienſtvollen und geiſtreichen Abbé Barthélemy, der vom J. 1716 bis 1795 lebte. Die Lettres sur l'Italie par Dupaty ſind beliebt. Volney, Denon, Delaborde und vor allen Humboldt und Bonpland gehören zu den merkwürdigſten neuern Reiſebeſchreibern, ſo wie in Hinſicht auf Alterthumskunde Millins Reiſebemerkungen höchſt anziehend ſind. Eine gute Ueberſicht gewähren Malte-Bruns Annales des Voyages.

8. Franzöſiſche Poeſie. Lyriſche und leichte erzählende Poeſie. Die älteſten Gedichte in nordfranz. Sprache waren Lieder. Es läßt ſich nicht mit chronologiſcher Genauigkeit beſtimmen, wann das Volk an der Seine und Loire aufhörte, in der Manier des uralten Rolandsgeſanges und in verdorbenem Latein zu ſingen. Gewiß iſt es, daß im 13. Jahrh. die provenzaliſche Poeſie ſehr auf die nordfranz. wirkte. Eine gute Anleitung zur Kenntniß der älteſten franz. Poeſie giebt das Werk von Claude Fauchet: „de l'origine de la langue et poésie françaises." Die Romane und Fabliaux ſind in der nordfranz. Literatur weit älter, als die Lieder. Bei den Provenzalen entfaltete ſich dagegen die eigentliche Poeſie weit früher, ſie wurde

hier die fröhliche Wiſſenſchaft (gaya ciencia) genannt, und ſüdlich-romantiſcher Geiſt durchwehte ſie. Unter der Regierung Philipp Auguſts, gegen das Ende des 12. Jahrh., waren vermuthlich die erſten Troubadours aus der Provence in das nördliche Frankreich gekommen. Ein gewiſſer Chrétien de Troyes ſoll zuerſt den provenzaliſchen Geſang in franz. Verſen nachgeahmt haben. Der Normann Alexander (von dem die Alexandriner den Namen haben) lebte zwiſchen 1180 und 1223 am Hofe Philipp Auguſts, und dichtete und ſang da ſein gereimtes Leben Alexanders des Großen, voll allegoriſcher Anſpielungen auf Philipps Thaten. Der König Thibaut von Navarra richtete an die Dame ſeines Herzens, die Königin Blanca von Caſtilien, Lieder im Styl der einfachen provenzaliſchen Lais mit Abänderungen, die ſich zuweilen der Canzone nähern. Faſt alle ſeine Lieder, ſo verſchiedenartig auch übrigens ihre metriſche Form iſt, haben fünf Strophen, und nach der fünften folgt gewöhnlich das provenzaliſche Anhängſel oder Geleit (envoy), das die Italiener auch in ihren Canzonen beibehielten. Die Sprache darin weicht eben ſo ſehr von dem neuern Franzöſiſch ab, wie die Sprache der ſchwäbiſchen Minneſänger von dem neuern Deutſch. Die franz. Trouvères und die provenzaliſchen Troubadours begrüßten ſich damals als Brüder in der Kunſt. Die Lieder König Thibauts werden nach einfachen Melodien mit der Harfe oder Violine begleitet. Vom Monſeigneur Gaſſes Brulez ſind noch an funfzig Lieder vorhanden; er war Thibauts Freund. Berühmter wurde durch ſein romantiſches Schickſal der Schloßhauptmann (Châtelain) von Coucy. Meſſire Thierry de Soiſſons gehörte zu den ritterlichen Sängern, die dem König Ludwig dem Heiligen in das Morgenland folgten. Die Lieder mehrer franz. Dichter, die ſpäteſtens im 14. Jahrh. lebten, überraſchen durch die Aehnlichkeit ihrer Sylbenmaße mit den alten ſpaniſchen. Auch eine Dame wurde um dieſe Zeit als Dichterin berühmt; ſie hieß Doëte de Troyes; dieſe ſoll ihre Lieder ſelbſt in Muſik geſetzt haben. Eine andere Dame, Marie de France, überſetzte damals die Fabeln des Aeſop aus dem Engliſchen in franzöſiſche Verſe. Man verunſtaltete auch oft die wahre Geſchichte durch eine groteſke poetiſche Ausſtaffirung; ſo ſchrieb Philipp Mouſque von Arras eine Geſchichte von Frankreich in Verſen. Das Allegoriſiren war ſehr beliebt. Jean Froiſſart, als Geſchichtſchreiber bekannt, war noch mehr Dichter von Natur; er wurde 1337 zu Valenciennes geboren, und gehörte zu den wenigen poetiſchen Schwärmern, die ihr ganzes Leben in einen Roman zu verwandeln wußten; durch ihn wurde die provenzaliſch-romantiſche Schäferpoeſie in die franz. Literatur eingeführt. Die meiſten ſeiner Gedichte waren Pastourelles und Rondeaux; ſie haben die naivſte Anmuth und Lieblichkeit. Eine Menge Lais und Virelais von ihm ſind noch vorhanden. Einen Theil ſeiner Gedichte vereinte er in der Form eines Romans unter dem Titel: Meliador oder der Sonnenritter. Ein allegoriſches Gedicht von ihm: das Paradies der Liebe, und ein geiſtliches: die drei Marien, wurden mit Beifall aufgenommen. Die komiſchen Fabliaux in Verſen wurden im 12. u. 13. Jahrh. ſehr beliebt; ſie ſind oft über alle Beſchreibung unanſtändig. Dieſe Neigung, einen unterhaltenden verſificirten Scherz für Poeſie anzuſehen, dauert durch alle Perioden der franz. Literatur fort. Es gab auch noch moraliſche und ſatyriſche Fabliaux, ſo wie eine Art Contes dévots; zwei Mönche, Coinſi und Farſi, zeichneten ſich in dieſen aus. Das 15. Jahrh. war die Zeit der höchſten Blüthe der provenzaliſch-lyriſchen Poeſie im nördlichen Frankreich. Das Triolett, das Quatrain, der ſogenannte Königs-

geſang, wurden beſonders durch den Refrain, der zu ihrem Weſen gehörte, beliebt, denn in dieſem waren Spiele des Witzes anzubringen. Man liebte alle Verskünſteleien, und trieb ſie ungemein hoch. Im 15. Jahrh. zeichnete ſich Carl, Herzog von Orleans, der in der Schlacht bei Azincourt in engliſche Gefangenſchaft gerieth, durch die Wahrheit und kunſtloſe Anmuth ſeiner Lieder ganz beſonders aus. Es gab damals, während des Krieges, der die franz. Monarchie faſt zerſtörte, mehrere ſolche fürſtl. Minneſänger: Johann und Philipp, Herzoge von Burgund, René von Anjou, Johann von Lothringen und mehrere ſtanden in Verbindung, und man findet ihre Lieder in dem alten handſchriftlichen Liederbuche (Balladier); doch höheres Genie darf man unter ihnen nicht ſuchen. In dies Zeitalter gehört auch die Clotilde du Vallon-Chalys, von deren neuerlich bekannt gewordenen Werken einige gewiß ächt ſind. Alain Chartier wird oft geprieſen, doch ſeine Lebensanſichten ſind eben ſo unpoetiſch, als ſeine Tugendlehren trivial. Villon beſang mit keckem Witz ſeine eigenen Gaunerſtreiche. Coquillart hat an burlesker Wortfülle und unlautern Einfällen wenig ſeines Gleichen. Cretin oder Du Bois und Bordigné müſſen als komiſche Dichter hier erwähnt werden; des letztern Geſchichtchen vom Pierre Faifeu pflegt man dem deutſchen Eulenſpiegel an die Seite zu ſtellen. Michault, der la danse aux Aveugles dichtete, und Martial d'Auvergne, Olivier de la Marche, Chaſtellain, Michel d'Amboiſe und mehrere, gehören zu den lyriſchen Dichtern im Anfang des 16. Jahrh. Mit ihren Liebesklagen war es allen niemals Ernſt, und nur ihre komiſchen Einfälle haben einige poetiſche Kraft. Mit dem muthigen, oft unbeſonnenen, aber immer edeln und liebenswürdigen Franz I. glänzte die ritterliche Herrlichkeit zum letzten Male hell ins Leben; er war ſelbſt Dichter, mehr noch nützte aber ſein glühender Eifer für alles, was groß und trefflich war. Er führte das Studium der griechiſchen und römiſchen Claſſiker ein, und wurde mit Recht le Père des lettres genannt. Durch Catharina von Medicis verbreitete ſich ſchnell eine Vorliebe für die Sonette. Jean Marot und beſonders ſein Sohn, Clement Marot, machen als Dichter in dieſem Zeitalter ſolche Epoche, daß man alle ihre Nachahmer Marotiſten zu nennen pflegt. Beide ganz am Hofe lebend, waren witzige Wüſtlinge, die um ihrer Talente willen wohl von vielen geliebt, aber gewiß von niemand geachtet wurden. Nur ſinnliche Anmuth belebt Marots Gedichte, doch hatte er kein Gefühl für Würde und Heiligkeit der Kunſt. Man hat von ihm Allegorien, Eklogen, komiſche Gedichte, Elegien, Epiſteln, Heroiden, Epigramme und Chanſons in großer Menge; er zeichnete ſich auch durch ſeine metriſchen Ueberſetzungen aus dem Lateiniſchen und Italieniſchen aus. Er hatte eben ſo warme Freunde als rüſtige Gegner; zu den erſten gehört Mellin de St. Gelais, der mit ihm nach claſſiſcher Correctheit in der eleganten Tändelei ſtrebte, und Dolet, der endlich als Ketzer 1546 verbrannt wurde. Margaretha von Navarra, ſo wie Maria Stuart, dichteten franzöſiſche Lieder. Mit dem Dichter Jodelle fing die Schule der franzöſiſchen Sonettiſten an; er und ſeine Freunde bildeten das ſogenannte Siebengeſtirn (ſ. Nr. 11 u. 12. Dramat. Poeſie ꝛc.); ſie lenkten zuerſt die Richtung der Poeſie auf etwas Ernſteres und Größeres. Ronſard war Vorſteher dieſer Verbrüderung, und wurde noch im folgenden Jahrh. der Fürſt der franzöſiſchen Dichter genannt. Er riß ſich los von dem abgenutzten Allegorienweſen und der wäſſerigen Witzelei ſeiner Vorgänger, aber es fehlte ihm die Innigkeit des Gefühls, und er verſank in endloſe Künſtelei und leeren Phraſenprunk. Unter den übrigen

Bundesgliedern galten vorzüglich Bellay und Baïf. Doch es wurde bald wieder ein Reformator nöthig, um die latiniſirende Poeſie aus der Mode zu bringen; Bertrand und Desportes waren ſolche Verbeſſerer des Geſchmacks, und Vorgänger des berühmten Malherbe. Dieſer Mann, den die Franzoſen als den erſten ihrer claſſiſchen Lyriker verehren, entdeckte zuerſt das Eigenthümliche der franzöſiſchen Verſification. Er hatte gar keine dichteriſche Phantaſie und keine kühne Begeiſterung, aber deſto ſtrenger war er als Critiker, als Wort- und Sylbentyrann. Er ſtarb 1627 im 72. Jahre. In ſeinen Oden und Stanzen zeigt ſich am meiſten die claſſiſche Würde der Sprache, die man ihm zu verdanken hat. Regnier zeichnete ſich als claſſiſcher Satyrendichter und Sittenmaler aus. Theophile Viaud wetteiferte mit Malherbe, und beſaß das ſeltene Talent des Improviſirens. Die Schäfergedichte oder Bergerien wurden beliebt; Racan und Mairet zeichneten ſich darin aus. Als Epigrammatiſten waren Gombaud und Brebeuf berühmt. Der Einfluß der Poetik des Ariſtoteles auf die franzöſiſche Poeſie war im 16. Jahrh. ſchon entſchieden. Die lyriſchen Gedichte Racine's haben mehr Spracheleganz als poetiſchen Werth. Allgemein beliebt war Jean La Fontaine, geb. 1621, geſt. 1694. Unnachahmlich iſt in ſeinen Fabeln und in ſeinen, großentheils dem Boccaz nachgebildeten, mitunter etwas obſcönen Contes, die Naivetät der ſcherzenden Darſtellung, die aus einem rein kindlichen Herzen entſprang. Boileau Deſpréaux haßte mit redlichem Ernſt alle Ziererei und alle Schwärmerei; er hatte ſehr wenig Phantaſie, aber um ſo hellern Beobachtungsgeiſt. Seine critiſchen Regeln wirkten um ſo mächtiger, da er ſie ſelbſt ſo pünktlich befolgte. Seine Satyren, ſo wie ſeine verſificirte Poetik, ſind berühmt. Die Männer aus ſeiner Schule wurden ſtolz auf ihre feine Nüchternheit und Einſeitigkeit. Benſerade gefiel durch ſeine galanten Lieder. An der Spitze der jovialen Dichter ſtanden Lullier, genannt Chapelle, Bachaumont, Chaulieu und La Fare. J. B. Rouſſeau, geb. 1669, wurde berühmter Odendichter, der jeden Stoff mit Leichtigkeit behandelte. Die ſogenannten Poésies fugitives wurden immer beliebter; Pavillon, Des Joetaux, St. Pavin ꝛc. empfahlen ſich durch ſolche elegante Kleinigkeiten. Segrais's Eklogen waren beliebt; noch anmuthiger ſind die der Mad. Deshoulières, die von 1634 bis 1694 lebte, und mit ſanfter Weiblichkeit Hirtenſcenen dichtete. Die zierlichen Idyllen Fontenelle's ſind im kalten Hofton geſchrieben. Daß Voltaire auch in dieſem Fach glänzte, iſt bekannt; der Ausſpruch dieſes Mannes ſelbſt: „daß unter allen cultivirten Nationen die franzöſiſche am wenigſten poetiſch ſei," iſt merkwürdig. Louis Racine, der Sohn des Trauerſpieldichters, zeichnete ſich durch den frommen Ernſt ſeiner Gedichte aus. Die religiöſen Oden des Marquis Le Franc de Pompignan, der von 1709 bis 1784 lebte, ſind edel und gefühlvoll. Berquin, Léonard aus Guadeloupe und Mlle. Roſe Levesque zeichneten ſich in lieblichen Idyllen aus, und wurden Geßners Nachahmer. Unter den neuern Dichtern bemerken wir hier zuerſt Lebrun, deſſen Oden einen höhern und poetiſchern Flug haben, als die meiſten franzöſiſchen Gedichte. Die Epitres von Ducis und de Fontanes ſind ausgezeichnet. Legouvé hat die Eleganz des Styls und Melodie des Versbaues meiſterlich in ſeiner Gewalt. Drei ſeiner Dichtungen: „Les Souvenirs, la Mélancolie und le Mérite des femmes," erhielten entſchiedenen Beifall. Florians, Arnaults und Ginguené's Fabeln ſtreben Lafontaine nach, ſo wie Andrieux ſeine reizende Erzählungsweiſe in ſeinem „Meunier Sans-Souci" trefflich wieder zu treffen verſtand. Unter den zahlreichen franzöſiſchen Dichtern, welche mit beſonderer Leichtigkeit

kleine komiſche oder ernſthafte Begebenheiten in ein gefälliges Gewand zu kleiden wiſſen, glänzen, außer dem bereits genannten Lafontaine, noch ſein nächſter Nachfolger, Vergier, und ſpäterhin beſonders Voltaire und Florian. Raynouards Gedicht „Socrate au temple d'Aglaure“ erhielt und verdiente den erſten Preis der Akademie. Mehrere Male wurde dieſer auch einem hoffnungsvollen jungen Dichter zu Theil, der leider ſehr früh ſtarb: Millevoye, deſſen Amour maternel und Belzunce viel reines und zartes Gefühl beweiſen. Victorin-Fabre und Luce de Lancival wetteiferten mit ihm. De Boufflers und de Parny beweiſen, daß keine ernſten Schickſale die Vorliebe der Nation für die leichtfertige Gattung zu ändern vermögen. Boisjolin, Tiſſot und Mollevaut zeichnen ſich als Ueberſetzer Pope's, Virgils und Tibulls aus. Unter den Dichterinnen müſſen wir Mad. de Beauharnais, de Bourdic, de Beaufort, Dufresnoy, de Salm, Verdier und Babois beſonders bemerken; letztere beide haben vorzüglich tiefempfundene Elegien gedichtet.

9. Epiſche Poeſie. Dies Capitel iſt in der franzöſiſchen Literatur ſehr arm. Den erſten merkwürdigen Verſuch, durch ein romantiſches Nationalheldengedicht das Gebiet franzöſiſcher Poeſie zu erweitern, wagte Jean Desmarets de St. Sorlin, ein Liebling Richelieu's; er ſtarb 1676. Boileau verfolgte ihn ſtreng, und doch fehlte dem verſpotteten Desmarets nur das, was die andern zu viel hatten: critiſche Beſonnenheit und nüchterner Verſtand! Seine ſchöpferiſche Phantaſie verdunkelte alle übrigen franzöſiſchen Dichter. Sein Heldengedicht Clovis hatte zwar keinen verſtändigen Plan, aber es iſt reich an poetiſcher Erfindung, und durchglüht von dem Reiz des Wunderbaren. Desmarets entlehnte die Maſchinerie ſeiner Dichtung zum Theil aus dem chriſtlichen Himmel, und zum Theil aus der romantiſchen Zauberwelt. Tief unter ihm blieb Jean Chapelain, der eine Epopöie über die Johanne von Arc zu reimen unternahm, der an Länge und Langweiligkeit nur Scudery's Heldengedicht „Alarich oder das befreite Rom“ gleich kam. Ein viertes franz. Heldengedicht aus derſelben Zeit iſt „St. Louis ou la sainte couronne reconquise“ von dem Pater Pierre Le Moine, einem Jeſuiten, der von 1601 bis 1672 lebte. Seine Phantaſie war nicht ſo reich und kühn, wie die von Desmarets, aber auch nicht ſo verwildert, und Le Moine wäre gewiß einer der größten Dichter ſeiner Nation geworden, wenn er eben ſo viel Geſchmack als Enthuſiasmus gehabt hätte. Der weſentliche Fehler ſeines Gedichts iſt eintönige Feierlichkeit. Limojon de St. Didier wagte einen fünften Verſuch in der epiſchen Poeſie durch eine neue Bearbeitung der Geſchichte des Chlodwig; nur die 8 erſten Geſänge ſind gedruckt, und zeichnen ſich durch Feinheit und Eleganz aus, aber ſie ſind unpoetiſch. Ronſards Franciade darf bei dieſen mißlungenen epiſchen Verſuchen nicht vergeſſen werden. In Frankreich nennt man den Telemach von Fenelon als ein epiſches Meiſterwerk; aber ſo ſehr in dieſem Werke auch die edelſte und gefälligſte Sprache der Vernunft und des moraliſchen Gefühls herrſcht, ſo iſt es doch weit entfernt, eine wahre Epopöie zu ſein. Voltaire's Henriade iſt unſtreitig das vorzüglichſte franz. Gedicht dieſer Art; ſie hat einen gut durchdachten Plan, anziehende Charaktere und gelungene Beſchreibungen; die Sprache iſt rein und edel, aber die poetiſche Magie vermißt man ganz. Beſonders ſtören die allegoriſchen Perſonen. Als komiſche Epopöie dichtete Voltaire ſeine Pucelle, und befleckte durch dies verrufene Werk, dem man ſonſt den Rang des vorzüglichſten franz. Heldengedichts komiſcher Gattung nicht abſprechen kann, ſeinen Ruhm. Thomas hatte eine Epopöie über Peter den Großen angefangen, aber

er ſtarb, ehe dieſe Pétréide fertig war. Mad. Du Boccage wagte es, eine Colombiade, ou la foi portée au nouveau monde zu ſchreiben, in der wenigſtens einige hübſche Beſchreibungen vorkommen. Maſſons Gedicht Les Helvétiens iſt mehr hiſtoriſch als epiſch. Chateaubriands „Märtyrer" werden von einigen Critikern, und vielleicht mit größerm Recht als der Telemach, ebenfalls den epiſchen Gedichten beigezählt. In dem heroiſch-komiſchen Fach glänzt, außer Voltaire, Boileau durch ſeinen Lutrin, der ein claſſiſches Anſehen erhielt, das ſich auf den vorzüglichen Werth der Erfindung, Ausführung und Einkleidung dieſes Gedichts gründet; und unter den Neuern: de Parny, ganz vorzüglich. Seine Werke: la Guerre des Dieux, les Rose-croix und le Paradis perdu zeugen von großem Talent, ſo ſehr ſie auch das reine Gefühl beleidigen. Les amours épiques ſind nur Epiſoden, welche Parceval de Grandmaiſon aus andern Dichtern nahm. Achille à Scyros, von Luce de Lancival, hat ſchöne Stellen, wenn auch der Plan ſehr mangelhaft iſt. Baour-Lormian ahmt in ſeinen Poëmes Galliques den Oſſianiſchen Styl nach. Creuzé de Leſſer's Chevaliers de la Table Ronde fanden 1811 ſo großen und wohlverdienten Beifall, daß davon ſchon im folgenden Jahre eine verbeſſerte Auflage erſcheinen konnte. Minder glücklich, aber auch in der That minder anziehend, waren der Amadis de Gaule und die Pairs de Charlemagne deſſelb. Verf., welche ſpäter erſchienen, und, nach dem urſprünglichen Plane, mit Einſchluß der Table Ronde, gewiſſermaßen ein die Geſammtheit des romantiſchen Ritterweſens umfaſſendes Ganze bilden, das in jeder Hinſicht zu den vorzüglichen Erzeugniſſen der franzöſiſchen ſchönen Literatur gehört. Wir ſchweigen von den Ueberſetzungen, die im Franzöſiſchen weder treu noch befriedigend ſein können.

10. Didactiſche und beſchreibende Poeſie. Brebeuf, der von 1618 bis 1661 lebte, zeichnete ſich in dieſem Fache zuerſt durch ſeine Entretiens solitaires aus. Boileau's Art poétique iſt ſchon oben erwähnt. In der didactiſchen Satyre wurde Gilbert bekannt, der aber 1780 in früher Jugend ſtarb. Zwei Lehrgedichte des jüngern Racine: la Religion und la Grâce, ſo wie Voltaire's Discours sur l'homme, la religion naturelle und le désastre de Lisbonne, und Dulards la Grandeur de Dieu dans les merveilles de la nature, verdienen Erwähnung. Watelet ſchrieb ein Lehrgedicht über die Malerei, ſo wie Dorat verſuchte, eine Theorie der Schauſpielkunſt in Form eines Lehrgedichts zu ſchreiben. Man ahmte die beſchreibenden Gedichte der Engländer, beſonders Thomſons Jahreszeiten, viel nach. Dahin gehören namentlich: les Saisons von St. Lambert, und les Mois, von Roucher. Bernards und Lemierre's Lehrgedichte: l'Art d'aimer und les Fastes ſind dem Ovid nachgebildet. Durch den trefflichen Delille, der ſich beſonders in dieſer Gattung auszeichnete, wurde ſie eine der beliebteſten; in ſeinen Gedichten über die Gartenkunſt: les Jardins und l'Homme des champs, wurde er Nachfolger Virgils; ſeine Gedichte: le Malheur et la Pitié und la Conversation, erhielten getheilten Beifall; allgemein bewundert wurde aber ſein großes Gedicht l'Imagination, welches beſonders reich an ſchönen Einzelheiten und Epiſoden iſt. Ein treffliches großes Gedicht von Lebrun iſt nur theilweiſe bekannt geworden, es heißt la Nature, und iſt in vier Geſänge abgetheilt: la vie champêtre, la liberté, le génie und l'amour. Die Gedichte: la Navigation, von Esménard, l'Astronomie, von Gudin, le Mérite des femmes, von Legouvé, le Génie

de l'homme, von Chenedollé, les trois Ages, von Roux, ſind ausgezeichnet. Das letzte große Werk Delille's ſind les trois règnes de la nature; es iſt reich an maleriſchen Schönheiten, ſinnigen Verbindungen und Uebergängen und reizenden Schilderungen.

11. u. 12. Dramatiſche Poeſie und Schauſpielkunſt. Die Geſchichte des franz. Theaters iſt von zahlreichen Schriftſtellern Frankreichs, welche Fr. v. Blankenburg in ſeinen literariſchen Zuſätzen zu Sulzers Theorie der ſchönen Künſte (Art. Drama) verzeichnet hat, behandelt worden. Das Hauptwerk iſt noch immer die Histoire du Théâtre français depuis son origine jusqu'à-présent, Paris 1734 u. 1756, in 15 Bdn., von den Gebrüdern Fr. u. Cl. Parfait, welche auch ein Dictionnaire des Theâtres de Paris, contenant toutes les pièces qui ont été représentées jusqu'à-présent, des faits anecd. sur les auteurs, acteurs, actrices, danseurs, danseuses, compositeurs de ballets etc. Paris 1756 u. 1758, in 7 Bdn. herausgegeben haben. In ſo fern der Gang der Schauſpielkunſt von dem der Schauſpieldichtung abhängig iſt, gehören hierher auch die zahlreichen, auf die Geſchichte der franzöſiſchen dramatiſchen Poeſie beziehlichen Werke, vorzüglich die von Fontenelle, Suard (in ſeinen Mélanges de littérature), La Harpe, Lemercier, und A. W. Schlegels Vorleſungen über die dramatiſche Literatur und Kunſt. Die Franzoſen ſelbſt geſtehen indeß ein, daß eine fortlaufende, vollſtändige und zuſammenhängende Geſchichte des franz. Theaterweſens ſehr ſchwierig ſei. Der älteſte Zeitpunkt, mit dem man den Urſprung des franzöſiſchen Schauſpielweſens bezeichnen kann, iſt die Regierung Carls des Großen. Denn unter ihr werden zum erſten Male in Frankreich die ſogenannten Hiſtrionen erwähnt, unter welchem Namen man die Poſſenreißer, Gaukler, Tänzer und Springer der damaligen Zeit begreift. Carl d. Gr. verbannte ſie wegen ihrer Zügelloſigkeit, und dieſe Verbannung war ſo wirkſam, daß man ſelbſt unter ſeinen Nachfolgern eine geraume Zeit keine Spur von ihnen mehr antrifft. Das Volk gab aber deshalb ſeinen damals ſchon in ihm begründeten Hang zu öffentlichen Spielen nicht auf, und daher entſtand nunmehr das Narrenfeſt, eine Art Carneval oder öffentliche Maskerade, bei welcher ſelbſt die Kirchen von vermummten Leuten angefüllt wurden, welche ſich bald die frechſten und unzüchtigſten Geſänge und Gebärden erlaubten. Der Biſchof von Paris, Eudes de Sully, eiferte um das J. 1197 auf das Nachdrücklichſte gegen dieſen Unfug, allein ohne dauernden Erfolg; denn man findet dieſes Feſt noch zwei Jahrhunderte nach ihm in Frankreich wieder. Auch die Troubadours, die Schöpfer der franzöſiſchen Poeſie, führten ſelbſt ihre eigenen dialogiſchen Geſänge auf, und erhielten deshalb zuerſt den Namen les Comiques oder Comödianten. Aber auch dieſe Darſtellungen, eigentlich bloße Bänkelſängereien, waren noch ſo ganz formloſer Art, daß man die eigentliche Bildung einer Bühne auch in Frankreich, wie im übrigen Europa, zuerſt mit dem zu Ende des 14. und Anfang des 15. Jahrh. erfolgten Urſprung der ſogenannten Myſterien annehmen kann. Wie im Alterthum nämlich, ſo entwickelte ſich auch unter den chriſtlichen Völkern das Schauſpiel aus der Religion. Gegen das Ende der Regierung Carls V. gaben die Geſänge, welche die von ihren Wallfahrten heimkehrenden Pilger öffentlich abzuſingen pflegten, die erſte Idee zu einem dialogiſirten geiſtlichen Gedichte, das man Myſterie nannte. Die darin ſpielenden Perſonen erhielten durch öffentliche Briefe von Carl V. wegen eines ſolchen Dramas, das von der Paſſion unſers Herrn Jeſu Chriſti handelte, den frommen Titel: Brüder von der Paſſion,

und unter den Regierungen von Carl VI. (bei deſſen Einzug in Paris 1380 ſie ſich unter den dortigen Feſten beſonders auszeichneten), Carl VII. und Ludwig IX. gewannen dieſe Schauſpiele, ungeachtet der bürgerlichen Kriege, die Frankreich zerrütteten, einen ſehr glänzenden Fortgang. Anfänglich wurden dieſe Stücke, deren Stoff gewöhnlich aus der Bibel und den heil. Legenden genommen war, mehr als eine Handlung der Andacht, denn als eine Ergötzlichkeit betrachtet, und man beſchleunigte ſogar die Stunden des öffentlichen Gottesdienſtes, um dem Volke Zeit für dieſe theatraliſchen Erbauungen zu laſſen. Bald aber arteten ſie zu wahren Mißgeburten von Traveſtirungen des Heiligſten aus, und in aufgeklärtern Zeiten ward es ein Räthſel, wie man früher ſolche Fratzen (von denen gleichwohl ſich noch bis zu unſrer Zeit, in den ſogenannten Frohnleichnamsfeſten catholiſcher Länder, Spuren erhalten haben) als Schauſpiele der Frömmigkeit zu religiöſer Erhebung hatte betrachten können. Anfänglich führte die Paſſionsbrüderſchaft ihre Stücke auf freier Straße auf, dann erhielt ſie im Dreieinigkeitshoſpitale ihr erſtes Theater, wo ſie an Feſttagen ſpielte, und ſpäterhin ward ihr ein Theil des Hôtel de Bourgogne eingeräumt. In dem hier errichteten Theater befanden ſich die Zuſchauer, wie jetzt, auf Reihen hinter einander erhöhter Sitze (Etablies), deren höchſter ſchon damals das Paradies, die andern der Palaſt des Herodes u. ſ. w. genannt wurden. Gott der Vater ward in einem langen Talar, von Engeln umgeben, auf einem Gerüſt ſitzend dargeſtellt. In der Mitte der Bühne befand ſich die Hölle in Geſtalt eines Drachen, deſſen Rachen ſich aufthat, um die Teufel, die im Stücke ſpielten, ein= und auszulaſſen; der übrige Raum bedeutete die Welt. Auch war eine Niſche mit Vorhängen angebracht, wo, wie man annahm, alles das vorging, was nicht vor die Augen der Zuſchauer gebracht werden konnte, als z. B. die Niederkunft der heil. Jungfrau, Beſchneidungen u. dgl. m. Zu beiden Seiten der Bühne aber ſtanden Bänke, auf die ſich allemal diejenigen Schauſpieler niederſetzten, die ihre Scenen geendigt hatten; denn ein eigentlicher Abgang von der Bühne fand nur nach Endigung der ganzen Rolle Statt, und die Zuſchauer ſahen daher gleich im Anfang alle Perſonen, welche in dem Stücke zu thun hatten, auf einmal. Uebrigens waren dieſe Myſterien nicht in Acte, ſondern in Tage abgetheilt. Eine Vorſtellung dauerte ſo viele Tage, als ſie dergleichen Abtheilungen hatte, und eine ſolche Tagabtheilung, Journée, ſpielte meiſtens ſo lange, daß man das Schauſpiel auf einige Stunden unterbrechen mußte, damit die Schauſpieler nur Zeit zum Eſſen erhielten. Es waren im eigentlichſten Sinne des Wortes hiſtoriſche Schauſpiele, lange und breite, dialogiſirte Geſchichten, in denen man ganze Lebensläufe dargeſtellt ſah. Auf gründliche hiſtoriſche Kenntniſſe kam es hiebei keineswegs an; Herodes ward z. B. zum Heiden, und der römiſche Statthalter in Judäa zu einem Mohammedaner gemacht. Auch war das Tragiſche höchſt abenteuerlich mit dem Komiſchen gemiſcht, indem unmittelbar auf eine Kreuzigung Chriſti, auf die Geißelung eines Märtyrers, eine Enthauptung u. ſ. w., die plumpen Spaßmachereien des Narren oder Luſtigmachers der Truppe folgten. Mehrere Scenen wurden geſungen, einige ſelbſt in Chören. Die Verſe beſtanden meiſt in jambiſchen Zeilen von verſchiedener Länge. So war die früheſte Kindheit der Kunſt. — Neben dieſen Schauſpielen der Paſſionsbrüderſchaft entſtanden nun ſpäterhin die der Bazoche, einer alten privilegirten Verbindung von Advocaten und andern Juſtizbeamten, die ſchon lange im Beſitz des Vorrechts geweſen war, alle öffentlichen Feſte und Feierlichkeiten zu ordnen. Unter Philipp dem Schönen hat=

ten ſie die Erlaubniß erhalten, weil ſie mit Proceſſen überhäuft waren, Zöglinge anzunehmen, die ihnen ihr Amt erleichtern halfen, indem ſie zugleich darin von ihnen unterrichtet wurden. Dieſe Advocatenſchreiber oder Clercs bildeten nachher eine Gilde, die auch ihr eigenes Oberhaupt unter dem Titel eines Königs de la Bazoche hatte, und veranlaßt durch das Glück, welches die Myſterien der Paſſionsbrüder gemacht hatten, erfanden ſie eine neue Gattung von Schauſpielen: die Moralitäten und Farcen, welche ſie unter dem Namen der Clercs de la Bazoche, wetteifernd mit ihren Vorgängern, die im ausſchließlichen Beſitze der Myſterien waren, aufführten. Sie gaben ihre Vorſtellungen anfänglich in Privathäuſern, bis ihnen ſpäterhin im Schloſſe ſelbſt die Errichtung einer Bühne geſtattet wurde. Die Moralitäten unterſchieden ſich von den Myſterien vornehmlich dadurch, daß ſie allegoriſch-moraliſche Schauſpiele waren, in denen die Laſter und Tugenden perſonificirt dargeſtellt wurden. Ja, die Zuneigung für dieſe allegoriſchen Perſonenſpiele ging ſo weit, daß man ſogar perſonificirte Formen eines Zeitworts erſcheinen ließ. Die Handlungen ſelbſt waren zum Theil mit vielem Witz und Humor erfunden, wie man aus mehreren uns noch übrig gebliebenen Entwürfen und Scenarien ſolcher Schauſpiele ſieht. In einem derſelben z. B., die Verurtheilung des Bankets betitelt, kommen Schmarotzerei, Leckerei, Gute Geſellſchaft, Ihre Geſundheit, Mich zu bedanken u. ſ. w. bei Herrn Banket zu einem Schmauſe zuſammen. Schlagfluß, Gicht, Kolik und andere Krankheiten erſcheinen an einem Fenſter des Speiſeſaals, die Schmauſenden zu belauſchen. Banket ruft ſie herein, und nun entſteht zwiſchen den neuen und alten Gäſten ein heftiger Kampf, wobei Leckerei, Schmarotzerei, Ihre Geſundheit und Mich zu bedanken todt auf dem Platze bleiben. Banket wird von den Uebrigen hierauf bei ihrem Richter, der Erfahrung, verklagt, und von dieſer wegen der 4 verübten Morde verurtheilt, gehangen zu werden, welcher Spruch durch die Diät, als Scharfrichter, vollzogen wird. Die Farcen oder Poſſen, welche die Nachſpiele zu den Moralitäten machten, waren in verſchiedene Gattungen, als hiſtoriſche, fabelhafte, luſtige u. ſ. w., eingetheilt, und beſtanden in kleinen verſificirten Poſſenſpielen, in denen Charaktere aus dem wirklichen Leben voll ſatyriſchen Uebermuths und komiſcher Kraft dargeſtellt wurden. Die berühmteſte darunter iſt die Farce vom Advocat Patelin (wahrſcheinlich um 1480 zum erſten Mal aufgeführt), eine ſehr witzig erfundene Compoſition, die mit vollem Recht in der ſpätern Bearbeitung von Brueys und Palaprat ſich bis jetzt auf der franz. Bühne erhalten, ja auf die nachmalige Richtung der komiſchen dramatiſchen Poeſie der Franzoſen entſchiedenen Einfluß gehabt hat. Man nennt Pierre Blanchet als ihren Verfaſſer. Der Dialog hat bei aller Rohheit des Ganzen doch ſchon die kecke Leichtigkeit, die das franz. Luſtſpiel ſeitdem immer auszeichnete. Die Idee dieſer Bazochiſchen Schauſpiele war alſo eine ziemlich glückliche, und ſie erhielten ſich zu Paris zwei ganze Jahrh. hindurch. Aber auch ihrer bemächtigten ſich bald Unanſtändigkeit und perſönliche Satyre, die zu öffentlichen Aergerniſſen Anlaß gaben, weshalb das Parlament die Bühne mehrmal ſchließen, ja am 14. Aug. 1542 ſogar ihre ſämmtlichen Mitglieder bei Waſſer und Brot ins Gefängniß ſetzen ließ, bis ſie endlich 1545 gänzlich aufgehoben wurde. — Faſt gleichzeitig mit der Spielgeſellſchaft entſtand ein dritter Verein, der ſich den Namen der Kinder ohne Sorgen, Enfans sans souci, gab. Seine Mitglieder waren junge Leute von guten Familien, die ſich einen Vorſteher unter dem Titel des Narrenfürſten, Prince des Sots, wählten, ſo wie ſie ihre Schauſpiele Sottiſen (So-

ties) oder Narretheien nannten. Es waren eigentliche Dumbartsſpiele, ſatyriſche Stücke, die lediglich den Zweck hatten, Narren und Thoren zu züchtigen, und nebenher einzelne Perſonen wie ganze Parteien aus der großen Welt ohne Schonung öffentlich zu verſpotten. Man wählte hiezu gleichfalls die Form der perſonificirenden Allegorie, und die Kinder der Thorheit und ihre Großmama Dummheit, welche ſie bei der Welt in Dienſte bringt u. ſ. w., traten als handelnde Perſonen auf. Auch dieſe Soties, welche auf beſondern, an öffentlichen Plätzen, vornehmlich in der Halle, errichteten Gerüſten dargeſtellt wurden, erhielten einen außerordentlichen Beifall, ſo daß die Bazoche, gegen Mittheilung ihrer Moralitäten und Poſſen, von den Sorgenfreien die Erlaubniß tauſchte, auch ihre Sottiſen aufführen zu dürfen. Schon unter Carl VI. erhielt dieſe muthwillige Geſellſchaft ein förmliches Privilegium. Aber auch ſie artete bald zu einer ſo ausgelaſſenen Freiheit aus, daß ihre Stücke unter Franz I. der Cenſur des Parlaments vor der Aufführung unterworfen wurden, und, als ſie ſelbſt dieſen Schranken durch Masken und Aufſchriften, wodurch ſie Perſonen, die das Ziel ihres Spottes waren, nunmehr kenntlich machten, auszuweichen wußten, neue Parlamentsſchlüſſe auch dieſen neuen Mißbräuchen ſteuern mußten. Ihre glänzendſte Zeit war unter Ludwig XII., und kurz nachher wurde der berühmte Dichter, Clement Marot, der Liebhaber der großen Königin Margarethe von Valois, ſelbſt ein Mitglied ihrer Geſellſchaft, welche endlich im J. 1612 aufgehoben wurde. Dieſe beiden letztern Geſellſchaften ſpielten übrigens ganz unentgeltlich. Es waren eigentlich Liebhabertheater; nicht ſo aber die Paſſionsbrüderſchaft, deren Foderungen das Parlament ſogar beſchränken mußte. Dagegen ward ihnen für eine jährliche Abgabe von 1000 Livres an die Armen ein Privilegium für alle bezahlte Schauſpiele ertheilt, weshalb ſie alle Schauſpieler, die ſich von Zeit zu Zeit aus den Provinzen in Paris einfanden, verdrängten. Von ſolchen Privatunternehmungen iſt die merkwürdigſte die des Jean Pontalais, der zugleich Dichter und Schauſpieler, und als einer der witzigſten Köpfe ſeiner Zeit berühmt war. Er lebte unter Ludwig XII. und Franz I., und führte ſeine Schauſpiele auf einer kleinen Brücke unweit der Kirche des heil. Euſtachius zu Paris auf. An einem Sonntage trommelte er, um ſein Schauſpiel anzukündigen, ſo gewaltig, daß der Pfarrer dieſer Kirche, in ſeiner Predigt dadurch geſtört, und, aufgebracht darüber, daß ſeine Zuhörer ihn verließen, um zum Pontalais zu laufen, voll Zorn von der Kanzel zu ihm eilte und ihn mit den Worten: „wer hat Euch die Kühnheit gegeben, zu trommeln, wenn ich predige?“ zur Rede ſetzte. „Und wer hat Euch die Kühnheit gegeben, antwortete er, zu predigen, wenn ich trommle?“ Der erbitterte Pfarrer machte hierauf die Sache bei den Gerichten anhängig; Pontalais kam ins Gefängniß, und ſeine Bühne ward auf 6 Monate geſchloſſen. Von ſeinen Stücken hat ſich übrigens keins bis auf unſere Zeit erhalten. — Inzwiſchen war durch die Erfindung der Buchdruckerkunſt die Bekanntſchaft mit der griechiſchen und römiſchen Literatur auch in Frankreich bedeutend befördert worden. Mehrere Tragödien des Sophokles und Euripides, ſo wie die Comödien des Terenz, waren bereits in die franzöſiſche Sprache überſetzt erſchienen, und ſo bereitete ſich unter der Regierung Franz I. für die franz. Bühne das im Stillen vor, was ſich unter ſeinem Nachfolger Heinrich II. offenbarte. Denn jetzt trat Et. Jodelle (geſt. 1557), in der Schule der alten Claſſiker gebildet, mit Schauſpielen auf, von denen man bis dahin keine Ahnung gehabt hatte, welche die franz. Bühne aus ihrem bisherigen Chaos riſſen, und der dramatiſchen Poeſie der

Franzoſen ihre ganze nachmalige Richtung gaben. So faßte er zuerſt den kühnen Gedanken, das griechiſche Theater zum Vorbilde des franzöſiſchen zu wählen, und ſowohl das Trauer- als das Luſtſpiel nach den Regeln der Alten, obwohl noch ſehr mangelhaft, darzuſtellen, wodurch er eine völlige Reform der dramatiſchen Poeſie in Frankreich bewirkte. Die erſten Originalſtücke dieſer Art in der franz. dramatiſchen Literatur waren ſein in achtſylbigen Verſen gedichtetes Luſtſpiel, Eugène ou le rencontre, und ſeine Tragödie (in der er ſelbſt den antiken Chor noch beibehielt), die gefangene Cleopatra, die Jodelle mit allem Feuer der Jugend ſchrieb, und darin zugleich ſelbſt, 1552, mit einigen ſeiner Freunde, als Remi Belleau und Jean de la Peruce, als Schauſpieler auftrat. Dieſe Darſtellung, die den Fall der alten Theater in Paris entſchied, ward mit dem glänzendſten Beifall vor einer ſehr zahlreichen Verſammlung und in Gegenwart Heinrichs II. ſelbſt gegeben, der dafür den Verfaſſer mit 500 Thalern aus ſeiner Sparcaſſe belohnte. Jodelle's letztes und beſtes Werk war das Trauerſpiel Dido, welches in der That große poetiſche Schönheiten enthält. Ein Paar Decennien nach Jodelle hatte Spanien ſeinen Lope de Vega und England ſeinen Shakſpeare. Jodelle führte die ſtrenge Beobachtung der Ariſtoteliſchen 3 Einheiten ein, wählte den reinhiſtoriſchen Styl, ſchloß alles Wunderbare aus und ſchöpfte aus der griechiſchen und römiſchen Geſchichte, ließ aber die antiken Perſonen wie moderne Franzoſen und in grellſter Uebertreibung des rhetoriſchen Charakters der alten Tragödie reden. Die neue Bahn, welche Jodelle gebrochen hatte, verfolgten ſeine Freunde, das ſogenannte franzöſiſche Siebengeſtirn (la Pléiade française), als deren glänzendſter Stern Ronſard noch im folgenden Jahrhunderte geprieſen wurde. Außer ihm und Jodelle gehörten dazu du Bellay, Antoine de Baïf, Pontus de Thyard, Remi Belleau und Jean Daurat. Auch La Peyrouſe, Verfaſſer der 1555 erſchienenen Medea, des erſten franzöſiſchen Trauerſpiels in den noch jetzt üblichen gereimten Alexandrinern; Grevin als Luſtſpieldichter; Maſſin de St. Gelais, Verf. des in Proſa geſchriebenen Trauerſpiels Sophonisbe; Jean de la Taille, Dichter der rührenden Tragödie la Famine; Garnier, der durch ſein tragiſches Meiſterwerk, Hippolyte, 1573 alle ſeine Vorgänger an Eleganz des metriſchen Ausdrucks verdunkelte, auch zuerſt es wagte, andre Nationen, als Griechen, Römer und Türken, darzuſtellen, wie ſeine Juives und Bradamante zeigen; und Pierre de la Rivey, der ſich ein eben ſo großes Verdienſt um das Luſtſpiel erwarb, ſchloſſen ſich mit dem glücklichſten Erfolge Jodelle an, und ſo ward die zweite Hälfte des 16. Jahrh. der Zeitpunkt, in welchem ſich der Styl der franz. dramatiſchen Poeſie mit eigenthümlichen Grundſätzen den alten claſſiſchen Meiſtern nachzubilden ſuchte. Das Vergangene gerieth in Vergeſſenheit, und man ſtrebte einem neuen Ziele zu. Die nachfolgenden Dichter, bis auf die Zeit Ludwigs XIII., der dramatiſche Vielſchreiber Alexander Hardy, von deſſen 800 Schauſpielen ſich 40 erhalten haben, Nepee, Theophile u. ſ. w. vermochten bei der Kraftloſigkeit ihrer Werke freilich nicht, dieſe Fortſchritte zu beſchleunigen. Mairet, der Verfaſſer einer noch jetzt geſchätzten Sophonisbe, Rotrou, deſſen Venceslas noch zuweilen auf dem théâtre français erſcheint, Duryer, Baro u. A., die mit geſundem Verſtande einen edlern Geſchmack und gebildetern Ausdruck verbanden, kamen aber dem Ziele ſchon näher. Endlich erſchien der gewaltige Pierre Corneille, der, 1606 in Rouen geboren, alle ſeine Vorgänger verdunkelte. Er hatte ein ſeltenes Talent, kräftige Charaktere die kühne Sprache der Leidenſchaften mit Würde reden zu

laſſen. Er zeigte ſeiner Nation zuerſt, was tragiſche Kraft und Größe des Styls iſt; doch ſchmiegte er ſich ſelbſt ängſtlich unter das Joch ſteifer Geſetze und Vorurtheile. Er iſt der einzige unter den Dichtern, den die Franzoſen den Großen nennen. Medea war ſein erſtes Trauerſpiel; den Cid, Cinna, Polyeucte und Rodogune hält man für ſeine ſchönſten Werke. Jean Racine, geb. zu Ferté=Milon 1639, wurde in dieſem Fache der Liebling ſeiner Nation. Sein erſtes Trauerſpiel waren die feindlichen Brüder; als ſeine Andromache 1667 erſchien, wurde ſie mit eben ſo großem Enthuſiasmus aufgenommen, wie der Cid 30 Jahre früher. Racine wurde der Mann ſeiner Zeit und ſeiner Nation; er iſt der eleganteſte aller franzöſiſchen Tragiker; er ſchrieb mit unendlicher Sorgfalt und feinem Zartgefühl; jede poetiſche Kühnheit erſchien ihm geſchmacklos; der Ton ſeines Hofes blieb ihm ſtetes Vorbild. Seine Athalie iſt ſein höchſtes Meiſterwerk. Voltaire iſt der dritte große Tragiker der Franzoſen; mit entflammtem Ehrgeize ſtrebte er ſeinen Vorgängern nach, und ſeine Zaïre, ſein Mahomet, wurden bewunderte Meiſterſtücke. Voltaire drang auf die Erweiterung der Bühne und auf einen majeſtätiſchen Schmuck derſelben; doch die Coſtumes blieben höchſt geſchmacklos; römiſche und griechiſche Tragödien wurden in Reifröcken und Alongeperücken geſpielt! Erſt in der Revolutionszeit reformirte Talma, von David geleitet, dieſen Mißbrauch, nachdem die Clairon, wie man in Marmontels Memoiren ſehr anziehend erzählt findet, dazu den erſten Anſtoß gegeben. Der ältere Crébillon ſchließt den Kreis der franzöſ. Tragiker vom erſten Range. Zur zweiten Ordnung gehören vorzüglich: Thomas Corneille, Lafoſſe, Guimond de la Touche, Lefranc, Laharpe, Lemierre, de Belloi ꝛc. Diderot führte durch ſeinen Père de famille und ſeinen Fils naturel zuerſt das bürgerliche ſentimentale Trauerſpiel ein. Unter den neuen Tragikern bemerken wir: Ducis, der mehrere Trauerſpiele Shakſpeare's für die franzöſiſche Bühne einrichtete, und ſelbſt in dem Abufar viel Originalität und Wärme zeigte; Arnault, deſſen Trauerſpiele: Marius, Cincinnatus, Oscar, les Vénitiens und Germanicus, durch Gedankenfülle, Kraft und rührende Scenen ſich auszeichnen; Legouvé, deſſen Mort d'Abel und Epicharis et Néron ſehr viel Beifall erhielten, und der überdies noch Etéocle et Polynice und la mort d'Henri IV. ſchrieb. Früher als dieſe hatte ſich Lemercier in ſeiner erſten Jugend als Trauerſpieldichter verſucht; ſein Lévite d'Ephraim und ſein Agamemnon wurden bewundert; ſeine ſpätern Werke gefielen weniger. Großes Aufſehen machten les Templiers, von Raynouard, der nur dies eine Trauerſpiel ſchrieb, welches ihm unbeſtrittenen Ruhm erwarb. Abdelaſis von Murville, Joſeph von Baour=Lormian, und Artaxerxes von Delrieu gefielen, doch machten ſie weniger Aufſehen, als das Trauerſpiel Manlius, deſſen Held Talma's Lieblingsrolle wurde. Endlich hat in der neueſten Zeit ein junger Dichter, Caſimir de la Vigne, durch ſeine Tragödie, les Vêpres Siciliennes, einen ſehr ehrenvollen Platz unter den franzöſiſchen Theaterdichtern eingenommen. — Was nun das franzöſiſche Luſtſpiel betrifft, ſo iſt bereits erwähnt worden, wie daſſelbe mit den Farcen der Bazoche, namentlich der vom Advocat Patelin, und der Sottiſen der Enfans sans souci ſeinen Anfang genommen. Jodelle bewirkte auch die Reform des franz. Luſtſpiels. Sein erſtes: der Abt Eugen, in der Manier des Terenz, wurde vom Hofe und von der Stadt bewundert; es war das erſte regelmäßige Nationalluſtſpiel mit zeitgemäßen Charakteren ohne allegoriſche Perſonen; der Witz darin iſt roh und ungezogen. Von 1562 an ſchrieben die Brüder de la Taille Luſtſpiele in Proſa. Man ſuchte auch die be-

liebte Schäferpoeſie mit der dramatiſchen zu vereinen. Aus den Moralitäten wurden Schäferſpiele, worin Chriſtus der Bräutigam, und die Kirche die Braut war. Die Cultur wahrer Luſtſpiele wurde von Pierre de la Rivey fortgeſetzt; ſie beruheten meiſt auf Intriguen und komiſchen Ueberraſchungen. 1552 verpachteten die Paſſionsbrüder ihr Privilegium an eine Schauſpielergeſellſchaft, die unter dem Namen Troupe de la Comédie française bis jetzt beſteht. Sie ſpielte im Hôtel de Bourgogne. Kurz darauf erfüllte Heinrich III. Frankreich mit Poſſenſpielern, die er aus Venedig kommen ließ. Sie nannten ſich i Gelosi (Leute, die zu gefallen ſtreben). Als ſie im Hôtel de Bourgogne zu ſpielen anfingen, ſtrömte ihnen Alles zu. Farcen aller Art waren ungemein beliebt, ſelbſt Richelieu verſchmähte nicht die Scherze des ſogenannten Gros Guillaume, des Casperl der Pariſer. Den italieniſchen Harlekin erſetzten auf dem Farcentheater zu Paris der Tabarin und Turlupin, die burleske Bedientenrollen ſpielten, und im Zeitalter Ludwigs XIV. ſehr beliebt waren. Corneille fühlte zuerſt das Bedürfniß eines wahren Charakterſtücks; weniger Vorurtheile beſchränkten ihn bei dem Luſtſpiele als bei dem Trauerſpiele. Seine jugendlichen Verſuche im komiſchen Fache ſind feiner, correcter und anſtändiger, als alles, was man zuvor von Luſtſpielen in Frankreich kannte. Er war erſt eben 18 Jahre alt, als er ſein Luſtſpiel Melite ſchrieb. Sein ſpäteres Werk, der Lügner, iſt das erſte franz. komiſche Charakterſtück von claſſiſchem Werthe. Auch als Operndichter machte er Epoche durch ſeine Andromeda. Racine's Luſtſpiel: les Plaideurs, iſt nur eine Kleinigkeit, doch voll ächt komiſcher Kraft. Einzig berühmt als Luſtſpieldichter bleibt Jean Bapt. Pocquelin, genannt Molière, 1620 geboren. L'Etourdi war das erſte Stück, wodurch er bekannt wurde. Bald war ſein Theater das beliebteſte in Paris; ſeine Geſellſchaft erhielt den Ehrentitel: Comédiens ordinaires du Roi. Mit voller Kraft und von allen äußern Umſtänden begünſtigt, entfaltete nun Molière das Innere ſeines reichen Geiſtes. Man hat 35 Luſtſpiele von ihm. Er ſpielte ſelbſt immer mit Beifall, und ſein Geiſt theilte ſich dadurch um ſo mehr ſeiner Schauſpielergeſellſchaft mit. Er verband tiefes Studium der Natur mit vollkommner Kunde der Schauſpielkunſt. Seine Meiſterwerke: der Tartuffe und der Miſantrope, wurden Muſter des Hochkomiſchen. In die zweite Claſſe ſeiner Luſtſpiele gehören die nicht verſificirten großen Charakterſtücke, wo l'Avare, George Dandin und le Bourgeois gentilhomme am berühmteſten ſind. Die ganze Manier derſelben iſt volksmäßiger, freier und poſſenhafter. Den weiteſten Spielraum gönnte Molière ſeiner kecken Laune in den luſtigen Unterhaltungsſtücken, in die er oft Muſik und mimiſchen Tanz verwebte. Hierhin gehören: les fourberies de Scapin, Monsieur de Pourceaugnac und le malade imaginaire; der komiſche Effect war hier zu einer Höhe geſteigert, die man ſeit dem Untergange der altgriechiſchen Comödie nicht kannte. Molière's Feſtivitätsſtücke zeigen nur die ungemeine Gewandtheit ſeines Talents. Die franz. Luſtſpieldichter erhielten ſich am freiſten von aller Einſeitigkeit. Intriguenſtücke waren weniger beliebt als Charakterſtücke; dieſe gab es ſowohl edel- als niedrig-komiſche. Man ſah gern Pièces à scènes détachées, nämlich eine Reihe komiſcher Scenen ohne Einheit der Handlung, ſo wie Sprichwörter, Parodien und Zwiſchenſpiele. Das italieniſche Theater wirkte mit, um den Nationalgeſchmack hierin frei von Einſeitigkeit zu erhalten. Keiner der ſpätern Luſtſpieldichter traf Molière's Ton mit ſolcher Feinheit und komiſchen Kraft, als der geiſtreiche Abenteurer Régnard, der von 1647

bis 1709 lebte. Er ſtreifte mit einer ſchönen Provenzalin von Algier bis Lappland herum, und ſchrieb nachher erſt im Vaterlande ſeine immer noch gern geſehenen Luſtſpiele. Unerſchöpflich in der Erfindung komiſcher Situationen war Dancourt. Nachläſſiger im Styl, aber höchſt jovial und burlesk war Le Grand; ſein Ami de tout le Monde wird noch gern geſehen. Divertiſſements und Ballets machten ſeine Luſtſpiele noch unterhaltender. Baron, ein berühmter Schauſpieler ſeiner Zeit, ſtrebte, ſich im Styl der edlen Charakterſtücke Molière's zu nähern. Dufresny ſchrieb artige Converſationsſtücke. Montfleury war der erſte, welcher, nach dem Beiſpiel der Spanier, Trauerſpiele ſchrieb, die bei jedem Act durch komiſche Zwiſchenſpiele unterbrochen wurden. Der feine und gewandte Le Sage ahmte gleichfalls, wenn auch nicht auf gleiche Weiſe, die ſpaniſchen Dichter gern nach. Er ſchrieb auch viele beliebte komiſche Opern für das Jahrmarktstheater. Destouches war einer der erſten, die durch Grübeln über den Zweck der dramatiſchen Kunſt anfingen, die wahre Idee des Luſtſpiels zu verkennen, und den komiſchen Effect dem moraliſchen unterzuordnen. Er führte gern rührende Scenen herbei. Einen feinern Charakterzeichner, als Destouches, hat es unter den Luſtſpieldichtern aller Nationen nicht gegeben. Er ſtarb 1754. Zu den beliebten Farcendichtern gehörten Bergerac, Bourſault, Brueys, La Font, Palaprat und der jüngere Corneille. — Seit Corneille's Andromede war auch viel für die Oper geſchrieben worden. (S. hierüber d. beſ. Art. Franzöſiſche Muſik.) Der Marquis de Sourdene gründete 1669 die Académie royale de musique. Quinaults reiche Phantaſie und melodiſche Poeſie eigneten ſich ganz dazu, ihn zum größten Operndichter zu machen. Er iſt der muſikaliſchſte Dichter ſeiner Nation. Duché, Campiſtron und Fontenelle ſtrebten ihm nach. Die Schäferſpiele des letztern konnten nur in jener affectirten Zeit gefallen. Houdart de la Motte arbeitete in allen dramatiſchen Fächern, jedoch ohne beſondere Auszeichnung. Die komiſche Oper war dadurch entſtanden, daß man 1707 den Jahrmarktscomödianten (die ſo ſehr beliebt waren) verbot, auf ihrem Theater zu ſprechen. Sie gaben nun ihren Vaudevilles mehr Zuſammenhang, und erſetzten den Dialog durch Pantomime; dies gefiel ſo, daß man gern das harte Verbot bald wieder zurücknahm. d'Orneval, der viel für dieſe Theater ſchrieb, behielt die italieniſchen Maskencharaktere noch ziemlich bei. La Chauſſée veredelte den Ton der rührenden Schauſpiele, die er immer mehr einzuführen ſtrebte, durch treffliche Verſe; er näherte ſich mehr der wahren Poeſie als Diderot, deſſen bürgerliche Dramen ſich ganz in Proſa verlieren. Marivaux's Luſtſpiele ſind geſucht und pretiös. Boiſſy und St. Foix bereicherten die franzöſiſche Bühne mit ſehr witzigen Luſtſpielen. Von Piron, dem unerſchöpflichen Witzbold, iſt doch nur ein einziges Luſtſpiel, la Métromanie, auf dem Theater geblieben; er ſtarb 1773. Auch Greſſets Méchant wird noch ſehr geſchätzt. Sedaine's kleine Opern und Comödien gefielen. Beaumarchais, deſſen rührende Schauſpiele ſchon Beifall fanden, entzückte durch ſeinen Barbier de Séville, und durch die Fortſetzung deſſelben, le mariage de Figaro. Letzteres Stück hatte das einzige Glück bei ſeinem Erſcheinen, 1784, drei und ſiebenzig Mal hinter einander aufgeführt zu werden; eine Auszeichnung, die man freilich mehr den dreiſten Spöttereien gegen das Leben der Großen, als dem eigentlichen dichteriſchen Werthe des Stücks zuſchreiben muß. Collé, Fagan, Moiſſy und Fabre d'Eglantine glänzen im Anfang der neueſten Periode. Von letzterm gefallen beſonders l'Intrigue épistolaire und les Précepteurs. Cailhava, Laujon, Laya, Fran-

çois de Neufchateau gehören jetzt zu den beliebten Luſtſpieldichtern. Colin d'Harleville wurde leider durch einen frühen Tod weggerafft; ſein vieux Célibataire, ſeine Luſtſpiele l'Inconstant, l'Optimiste und les châteaux en Espagne ſind voll Wahrheit und reizender Details. Andrieux, deſſen Stücke: les Etourdis und le souper d'Auteuil, ausgezeichnet gefallen, ſchreibt ſehr geſchmackvoll; ſeine komiſche Muſe iſt zugleich Grazie. Aeußerſt fruchtbar iſt das Talent Picards, welcher vor ſeinem 40. Jahre ſchon über 35 Luſtſpiele ſchrieb, und Fröhlichkeit mit Moral zu vereinen weiß. Flins, Chéron, Roger, und beſonders Monvel, Duval und Etienne haben allgemein beliebte Luſtſpiele geſchrieben. Der Trauerſpieldichter Lemercier ſchrieb auch zwei Luſtſpiele: Pinto und Plaute, welche durch ſeltene Eigenthümlichkeit anziehen. Ribouté gefiel mit ſeinem erſten Verſuche: l'Assemblée de famille. Unter den neuern rührenden Dramen müſſen wir die Mélanie von Laharpe, l'Abbé de l'Epée von Bouilly, und la Mort de Socrate von Bernardin de St. Pierre als ausgezeichnet nennen. Jouy, der Verfaſſer der Vestale, Etienne, Esménard und Hoffman ſind die vorzüglichſten jetzigen Dichter der ernſten Oper, ſo wie Monvel, Marſollier, Duval, Dieulafoi, Piis und Barré der komiſchen Oper und des Vaudevilles. — Blickt man nun noch einmal auf den Gang der dramatiſchen Literatur in Frankreich zurück, ſo zeigt ſich unverkennbar, wie es hauptſächlich Corneille, Racine, Molière und Voltaire geweſen, welche die Geſtalt der franz. Bühne eigentlich, und wie es ſcheint, unwiderruflich feſtgeſetzt haben; denn weder die Anregung der Aufmerkſamkeit auf Shakſpeare, noch die von der Nationalanſicht mehr oder minder abweichenden Anſichten eines Diderot, Beaumarchais, Mercier u. A. haben im Weſentlichen etwas zu ändern vermocht. Nur im Luſtſpiele ſind die Franzoſen, ſeit der Revolution, durch zahlreiche neuere Dichter, wie Collin d'Harleville, Duval, Picard u. ſ. w. von der Molièreſchen Charakter-Comödie mit großem Erfolg zum Intriguenſtücke übergegangen. In Rückſicht der Tragödie aber wird noch immer das durch jene Dichter entworfene Syſtem der dramatiſchen Kunſt als das einziggültige practiſch befolgt, und jede Abweichung davon als eine Sünde wider den guten Geſchmack betrachtet. Wie es nun mit dieſem Syſtem ſteht, das haben vor Allen Leſſing in ſeiner Dramaturgie und A. W. Schlegel in ſeinen dramatiſchen Vorleſungen ſo ſcharfſinnig, gründlich und unwiderſprechlich auseinander geſetzt, daß man zu einer vollſtändigen Charakteriſtik deſſelben nur auf dieſe beiden Kunſtrichter zu verweiſen braucht. Hier erlaubt die Beſchränkung des Raums nur noch ferner das Hauptſächlichſte, was die Geſchichte der eigentlichen Bühne, oder alles deſſen, was die theatraliſche Darſtellungskunſt betrifft, anzuführen. Dieſe hielt, wie überall, ſo auch in Frankreich, natürlich mit dem Fortgange der dramatiſchen Dichtkunſt gleichen Schritt. Die Geſellſchaft, die ſich mit Jodelle zur Aufführung ſeiner Stücke verband, nahm zuerſt den Namen der Comédiens an. Schon der Reiz der Neuheit zog die Menge zu ihnen. Die eiferſüchtigen Paſſionsbrüder aber bewahrten ihre Privilegien, und den Comédiens ward in Paris zu ſpielen verboten. Dagegen erhielten jene 1543 einen Hofbefehl, der ihnen die Myſterien unterſagte, und nur anſtändige weltliche Stücke aufzuführen gebot. Jetzt war die glückliche Zeit der Paſſionsbrüderſchaft vorüber. Der öffentliche Geſchmack hatte durch Jodelle's Schauſpiele eine völlig andere Richtung genommen. Das konnten die Paſſionsbrüder ſich ſelbſt auf die Länge nicht verbergen, und da ſie eben ſowohl einſahen, daß ſie den Kampf nicht ſiegreich beſtehen würden, ſo traten ſie endlich freiwillig zurück, klug genug, jenen

Hofbefehl zum Vorwande zu benutzen. Indem ſie vorgaben, daß für Geiſtliche die Aufführung weltlicher Stücke ſich nicht gezieme, verpachteten ſie ihr Theater, mit dem Vorbehalt zweier Logen für ſich, an die neue Geſellſchaft der Comédiens. Dieſe ſpielten nun im Hôtel de Bourgogne, und ſo entſtand hier das Théâtre français. Bald darauf aber eröffneten die Geloſi im Hôtel de Bourbon ihre Vorſtellungen, und da ſie ihrem Namen entſprachen, ſtrömte ihnen alles zu. Andre Schauſpielgeſellſchaften, welche auch jetzt noch zu Zeiten aus den Provinzen nach Paris kamen, wurden ſtets von den Comédiens im Hôtel de Bourgogne verdrängt, ausgenommen diejenigen, welche zu Jahrmarktszeiten, wo alle Privilegien aufgehoben waren, in den Vorſtädten ſpielten. Eben dieſe aber ſollten bald eine nicht gemeine Wichtigkeit erhalten. Denn aus einem ſolchen Jahrmarktstheater (Théâtre de la foire) entſtand nicht nur ein zweites ſtehendes Theater, du Marais genannt (durch Uebereinkunft mit den Paſſionsbrüdern, welche noch immer im Beſitze ihres Privilegiums und der Bühne im Hôtel de Bourgogne waren), ſondern es entwickelte ſich auch aus dieſen Jahrmarktsſtücken eine ganz neue Gattung von dramatiſchen Darſtellungen. Nachdem dieſes Théâtre du Marais geraume Zeit mit dem der Comédiens gewetteifert, trat Molière, der mit ſeiner Geſellſchaft bisher in der Provinz geſpielt hatte, anfänglich zur Jahrmarktszeit, auch in Paris auf, und fand bald ſo viel Beifall und Unterſtützung bei Hofe, daß ihm ein Theil des Palais royal zu ſeinen Vorſtellungen eingeräumt ward. Nach Molière's Tode (1673) wurden ſie eine Zeitlang unterbrochen; dann aber vereinigte ſich dieſe Geſellſchaft mit dem Théâtre du Marais, welches dadurch gänzlich einging. Unter Ludwig XIII. machten ſich endlich alle Schauſpieler in Paris von der Paſſionsbrüderſchaft frei, und die Geſellſchaft des Théâtre français im Hôtel de Bourgogne erhielt nunmehr den Titel der königlichen Schauſpieler (Troupe royale). Inzwiſchen hatten die italieniſchen Schauſpieler abwechſelndes Glück. Die Geloſi hielten ſich auf die Dauer eben ſo wenig, als eine zweite italieniſche Geſellſchaft, die ſeit 1662, jedoch ohne feſten Platz, Vorſtellungen in Paris gab. Einer dritten endlich glückte es beſſer. Sie ſpielte abwechſelnd mit der franzöſiſchen Truppe, und erhielt, als ſich ſieben Jahre nach Molière's Tode beide franzöſ. Geſellſchaften im Palais royal zu dem Théâtre français vereinigten, das Theater im Hôtel de Bourgogne eingeräumt. Dieſe Bühne iſt das bekannte Théâtre italien, welches unter Ludwig XIV. wegen der Frau von Maintenon geſchloſſen werden mußte. Der Prinz Regent eröffnete es wieder, und die Mitglieder nannten ſich ſeitdem Troupe italienne de S. A. le duc d'Orléans, Régent de France. So hatten ſich alſo nunmehr zwei Haupttheater in Paris gebildet: das eigentlich franzöſiſche und das italieniſche. Außer dieſen beſtand ſeit 1678 noch ein drittes: das Theater der komiſchen Oper, die aus dem Jahrmarktstheater, wo ſie ſich aus den Vaudevilles entwickelte, entſprang. Mehrere der feinſten und vorzüglichſten Köpfe unter den komiſchen Dichtern Frankreichs nahmen ſich dieſes Schauſpiels an, und ſo erhob ſich das Théâtre de l'Opéra comique, das jedoch erſt 1715 dieſen Namen erhielt, bald zu gleichem Range mit den vorigen. Gleichzeitig mit ihm entſtand endlich auch die ernſte Oper, indem der Cardinal Mazarin 1646, bis wohin dieſelbe blos in Italien beſtanden hatte, zuerſt eine Geſellſchaft italieniſcher Operiſten nach Paris kommen ließ, welche dort die italieniſche Oper Orpheus und Eurydice aufführten. Hiedurch veranlaßt, machte Perrin den erſten Verſuch mit der franzöſiſchen großen

Oper, wozu er 1669 ein königliches Privilegium, und dieſes Operntheater den Namen einer königlichen Akademie der Muſik erhielt, welche bald mit glänzenden Pantomimen und Ballets ausgeſchmückt ward, und an Quinault u. A. auch ſehr vorzügliche Dichter gewann. (S. hierüb. d. Art. Ballet, franzöſiſche Muſik, Noverre, Oper, Pantomime u. ſ. w.) Alle dieſe Theater zählten nun auch bis auf den heutigen Tag eine Reihe der berühmteſten Schauſpieler unter ihren Mitgliedern. Wer kennt nicht vom Théâtre français einen Baron, Lekain, Fleury, Talma, eine Gauſſin, Dumenil, Clairon, Raucourt, Ducheſnoy und Georges, oder vom Théâtre italien einen Carlin, Lelio, Riccobini u. A. m.? (S. d. Art.) Ueber den gegenwärtigen Zuſtand der pariſer Theater aber, und das Geſchichtliche dieſer einzelnen Bühnen, ſo wie den Charakter der franzöſiſchen Schauſpielkunſt überhaupt, ſ. d. Art. Pariſer Theater.

Wl. u. S.

Franzöſiſche Muſik. Schon in den älteſten Zeiten hatte Gallien eine eigenthümliche Muſik. Diodor, Gregor von Tours u. A. erzählen, daß ſchon im Jahr der Welt 2140 Muſikſchulen hier geweſen ſind. Bardus, ein galliſcher König, ſtiftete ſie; nach ihm wurden die Sänger und Spieler Barden genannt; ihr Hauptſitz war zu Montbard in Bourgogne. Gewiß iſt es, daß die Barden den Celten oder Galen angehörten, und alſo iſt es nach dem, was Strabo, Diodor u. A. von ihnen erzählen, nicht zu bezweifeln, daß die Gallier Kenntniß und Liebe der Tonkunſt beſaßen. Als die Römer ſie unterjochten, verließen Barden und Druiden ihr Vaterland, und die erſten Spuren der Muſik finden wir hier erſt wieder unter den Franken, wo erzählt wird, daß man Pharamond, an der Spitze des Heeres, unter dem Klange kriegeriſcher Muſik, zum Könige ausgerufen habe. Bei der Taufe des Königs Clovis wurde in der Kirche von St. Rémy zu Rheims eine Muſik aufgeführt, die der Erhabenheit des Gegenſtandes ſo würdig war, daß Clovis, von Bewunderung hingeriſſen, nachher ſtets die Tonkunſt beſonders beſchützte. In einem Friedensſchluß legte er es dem Theodorich, König der Oſtgothen, auf, ihm einen guten Guitarrenſpieler und ein Muſikchor aus Italien zu ſenden. Der Sänger Acorèdes kam da nach Frankreich, und führte dort einen ſanftern und lieblichern Styl der Muſik ein, als man zuvor kannte; die Tonkunſt wurde die Begleiterin aller gottesdienſtlichen Gebräuche. Chilperich, ſelbſt Dichter und Muſiker, erfand vier Buchſtaben, die er dem Alphabet beifügte, um die Reime der franzöſiſchen Sprache zu erleichtern und ſie ſingbarer zu machen. Unter Pipins Regierung wurde die Orgel in Frankreich eingeführt. Der morgenländiſche Kaiſer Conſtantin ſchickte 757 die erſte an Pipin, der ſie der Kirche St. Corneille in Compiegne ſchenkte. Unter Carl dem Großen entſtanden Streitigkeiten zwiſchen den franzöſiſchen und italieniſchen Sängern; er ließ von dem Papſt zwei ſehr unterrichtete römiſche Sänger, Theodorus und Benedict, dazu erwählen, um den ächt Gregorianiſchen Kirchengeſang in Frankreich wieder herzuſtellen, und der eine wurde in Metz, der andere in Soiſſons an die Spitze einer Muſikſchule geſtellt. Die Vermählung des Königs Robert aber mit Conſtance, der Tochter Wilhelms, Grafen von Provence, wird als Epoche eines neuen Geſchmacks in der Muſik für Frankreich angeſehen. Kurz darauf bildete ſich in der Provence eine Geſellſchaft Sänger und Muſiker, die man Troubadours, Chantiers nannte; ſie dichteten Geſänge und ſangen ſie. Andere nannten ſich Jongleurs oder Ménétriers; dieſe begleiteten ihren Geſang mit Inſtrumentalmuſik. Robert, Sohn des Hugo von Capet,

war ſelbſt Dichter und Tonkünſtler. Zur Zeit des heiligen Ludwig beſchränkte man die Kunſt faſt nur auf Kirchenmuſik; Carl V. liebte die Muſik ſehr, und pflegte ſeine Tafel mit Flötenconcerten zu beſchließen. Unter Philipp dem Schönen bauete man (1313) Theater auf, wo man Feereien mit Muſik aufführte. Franz I., ein Freund aller Künſte, errichtete eine eigne Capelle, deren Anführer Mouton hieß; man nennt: Févim, Arcadet, Verdelot, Goudimel, als geſchickte Tonkünſtler jener Zeit; der erſte berühmte Componiſt war Ant. Bromel, Zeitgenoſſe des Niederländers Josquin de Prez, des größten Tonkünſtlers ſeiner Zeit, der um 1450 geboren war, und Capellmeiſter Ludwigs XII. wurde. Franz I. nahm ſeine Kammermuſik mit nach Italien, und ſie vereinigte ſich in Bologna mit der Capelle Leo's X., ſo lange beide Herrſcher ſich da aufhielten. Dieſem Umſtand, und den Muſikern, welche der Catharina von Medicis aus Italien folgten, verdankte Frankreich aufs neue einen beſſern Geſchmack in der Muſik. Carl IX. liebte und übte Muſik und Poeſie; damals errichtete Jean Antoine Baïf in ſeinem Hauſe, in der Vorſtadt St. Marceau, eine Muſikakademie, bei welcher der König ſelbſt wöchentlich einmal mitſpielte. Euſtache du Lauroy, aus Beauvais, Capellmeiſter Carls IX. und Heinrichs III., war ein trefflicher Tonkünſtler; die alten Noëls, welche man zum Theil noch kennt, ſollen meiſt aus den Gavotten und Arien entlehnt ſein, welche Lauroy für Carl IX. ſetzte. Bei der Vermählung Carls von Lothringen mit der Stiefſchweſter Heinrichs III., wurde das erſte glänzende Ballet aufgeführt, wozu die Muſikmeiſter Beaulieu und Salmon die Muſik ſchrieben. Heinrich IV. achtete die Muſik wenig, eine deſto größere Freundin davon war Maria von Medicis. Ludwig XIII. begünſtigte Schauſpiele und Muſik, und componirte ſelbſt mehrere Lieder. Der Geſchmack und die Prachtliebe Ludwigs XIV. brachten auch die Muſik ſehr in Aufnahme. Lambert, der ſelbſt ein trefflicher Lauten- nnd Theorbenſpieler war, wurde Oberintendant der Muſik, und componirte die beiden erſten Opern Perrins, welche 1659 und 1671 aufgeführt wurden. Doch war bis auf Lulli die Muſik der Franzoſen nur noch in ihrer Kindheit. Er war der Schöpfer des Nationalgeſchmacks; denn obſchon er 1633 in Florenz geboren war, ſo kam er doch im 14. Jahr nach Frankreich, und brachte ſein ganzes Leben daſelbſt zu. Er führte zuerſt kühnere Diſſonanzen in der Muſik ein, und componirte 19 Opern, die meiſten von Quinault, und außerdem noch 20 Ballets, verſchiedene Motetten und viele Sonaten und Concerte. Seine Chöre ſind feſtlichgroß. Im Recitativſtyl war er ein ſo großer Meiſter, daß ſich die meiſten europäiſchen Tonſetzer danach bildeten. Lulli verſtand den Geſang ausnehmend, er fühlte und weckte Gefühle; ſeine Muſik war höchſt einfach, aber voll Wahrheit, Natur und Ausdruck. Er gründete ſo den rhythmiſch-declamatoriſchen Muſikſtyl, in welchem ſich ſtets und bis auf unſere Zeit die Franzoſen beſonders auszeichneten. Er iſt auch Erfinder des Menuets; das erſte wurde 1663 von Ludwig XIV. und einer ſeiner Geliebten zu Verſailles getanzt. Nach Lulli's Tode trat in der franzöſiſchen Muſik ein langer Stillſtand ein; obgleich es ſehr viele geſchickte Tonkünſtler in dieſer Epoche gab, ſo hatten ſie doch nicht Genie genug, um tiefen Einfluß auf die Fortſchritte der Kunſt zu haben. Rameau, 1683 in Dijon geboren, machte ſich zuerſt als gründlicher Orgelſpieler in Paris bekannt, erwarb ſich als Theoretiker großes Verdienſt, da er zuerſt ein Syſtem des Generalbaſſes aufſtellte, und verdunkelte als Componiſt alle ſeine Zeitgenoſſen. Er war 50 Jahr alt, als er 1733 ſeine erſte Oper: Hippolyte et Aricie, aufführte, 22 andere Compoſitio-

nen dieſer Art folgten ihr, und verbreiteten ſeinen Ruhm. Er durchbrach kühn den engen Kreis, den ſich die vorherigen Tonſetzer vorgeſchrieben hatten; er hatte viel Feuer, viel Kenntniß der Harmonie und der Mittel, große Wirkungen hervorzubringen; er iſt der erſte, der reichere Begleitungen ſchrieb; doch kann man ihm vorwerfen, daß er den gefühlvollern Geſang nicht kannte, daß ſeine Muſik oft überladen, geſucht, geſchmacklos und barock iſt. J. J. Rouſſeau, der alle Vorzüge der ächt italieniſchen Muſik fühlte und kannte, wurde ſein entſchiedener Gegner, indem er durch ſein muſikaliſches Wörterbuch und mehrere Schriften einen Damm gegen den Modegeſchmack ſeiner Landsleute zu bilden ſuchte. Er componirte ſelbſt ſeine Oper: le Devin du village, die großes Aufſehn machte, und in ſeinem Pygmalion erſchuf er das Melodrama; außerdem ſchrieb er eine Menge einfacher und tiefgefühlter Romanzen und Arien. Sein Anfeinden der franz. Muſik und ſeine Vorliebe für die italieniſche, war ein Hauptgrund, warum man ihn verfolgte. Aber mehr als irgend etwas hatte der Rieſengeiſt des Ritters Gluck Einfluß auf die franzöſiſche Muſik. Er kam erſt in ſeinem 60. Jahr 1774 nach Paris, wo zuerſt ſeine Iphigenie in Aulis aufgeführt wurde. Sein tiefer, eigenthümlicher Sinn, die alles mit ſich fortreißende Beredſamkeit ſeiner Tonſprache, die Hoheit ſeines Styls, die ergreifende Wahrheit ſeines Ausdrucks, gaben der ganzen Kunſt der Muſik einen neuen Schwung. Weder Melodie noch Harmonie herrſcht bei ihm vor, das Ganze wird aber zu einer neuen Dichtung, zu einer überirdiſchen Sprache. Nach der Iphigenie ſchrieb Gluck in Paris den Orpheus, die Alceſte, die Armida, die Iphigenie in Tauris und Echo und Narciß, dann kehrte er nach Wien zurück. Sein Gegner war Piccini, deſſen Genie ſich in den reizendſten und lieblichſten Melodien zeigte. Beide Parteien dieſer großen Männer erbitterten ſich furchtbar gegen einander, und die Streitigkeiten der Gluckiſten und Picciniſten machten allgemeines Aufſehen. Unterdeſſen wirkten die beiden großen Fremdlinge nicht bleibend auf den Nationalgeſchmack der Franzoſen, der immer die eigenthümliche Richtung behielt. Die ganz einfache gefühlvolle Romanze, das kleine muntere Volkslied (Vaudeville), die elegante reizende Tanzmelodie, ſind ihnen eigen; der größere Geſangſtyl, die wahre Kirchenmuſik bleibt ihnen fremd. Sie ſprechen zu gern und zu witzig, um Freude an dem wahren Geſang zu haben. Sie lieben Ueberraſchungen und auffallende Wirkungen, daher ihre oft unterbrochnen Melodien, ihre gewaltſamen Uebergänge und ſtarken Gegenſätze von Forte und Piano. In der Inſtrumentalmuſik ſind ſie ausgezeichnete Meiſter und haben große Virtuoſen. — Unter den neuern ächt franzöſiſchen Tonſetzern müſſen wir Grétry zuerſt nennen. Sein Styl iſt ungemein einfach und ächt naiv: er opfert alles der Wahrheit des Ausdrucks auf. Seine rührenden Melodien tönen im Herzen wieder. Seine komiſchen Opern erhielten ungetheilten Beifall. Ihm verwandt an Geiſt und Gefühl iſt Dalayrac; er beſitzt vielleicht weniger komiſche Kraft, aber eben ſo viel ſanfte Grazie und Wahrheit des Gefühls; auch er bereicherte die komiſche Oper ſehr. Monſigny, älter als beide, wird beſonders um der Wärme ſeines Ausdrucks willen geſchätzt. Della Maria ſtudirte in Italien; der frühe Tod dieſes überaus lieblichen Componiſten wurde allgemein beklagt. Méhul gehört zu den größten franzöſiſchen Tonſetzern; Gluck ſelbſt weihte ihn in den philoſophiſchen Theil der Kunſt ein. Kraft, Eigenthümlichkeit der Ideen, Neuheit der Wendungen, Kraft und Schönheit des Ausdrucks charakteriſiren ihn; oft wirft man ihm einen Hang zum Sonderbaren vor, und einen Mangel an Melodie; doch

werden ſeine zahlreichen Werke in- und außerhalb Frankreich ſtets gern gehört. Er componirte viele ernſte und komiſche Opern, und die berühmteſten neuen Nationalgeſänge ſind von ihm. Boyeldieu wurde zuerſt durch ſeine lieblichen Romanzen berühmt; Leichtigkeit und Grazie ſind ihm eigen. Nicolo Iſouard aus Malta bildete ſich in Italien, wo viele ſeiner Opern Beifall fanden; in neuerer Zeit ſchrieb er viel für die pariſer komiſche Oper, und ſeine Werke erregten und verdienten großen Beifall. Er iſt zugleich trefflicher Piano-, Orgel- und Harmonikaſpieler. Berton iſt einer der fleißigſten Tonſetzer; ſeine zahlreichen Werke ſind ſehr beliebt und zeichnen ſich durch ihren ſchönen Geſang aus. Catel iſt beſonders durch ſein Handbuch der Harmonie bekannt, worin er eine ganz neue Anſicht aufſtellt, indem er alle Accorde in zwei Hauptclaſſen, die natürlichen und die künſtlichen, eintheilt. Das Conſervatorium hat ſeine Lehrſätze angenommen. Er hat einige beliebte Opern und viel Inſtrumentalmuſik geſchrieben. Unter den Kirchencomponiſten können wir außer Goſſec, deſſen dreiſtimmiger Geſang: O salutaris hostia mit Recht berühmt iſt, nur Le Sueur auszeichnen, der unſtreitig noch zu den vorzüglichſten franzöſiſchen Tonſetzern für das Theater und die Kirche gehört. Er ſchrieb nur ernſte große Opern; ſein Styl iſt einfach, rein und oft groß, bisweilen aber auch aus dem Streben danach etwas kalt und leer. Die Franzoſen ſind mit Recht ſtolz auf ihn; er hatte viele wiſſenſchaftliche Kenntniſſe und ſchrieb mehrere Werke über Theatermuſik. Noch müſſen wir zwei berühmte Italiener, Spontini und Cherubini, erwähnen, die in Paris leben, und deren Meiſterwerke unſtreitig jetzt den bedeutendſten Einfluß auf den dortigen Zuſtand der Muſik haben; in ihren Werken iſt eine Glut der Phantaſie, deren kein Franzoſe ſich rühmen kann. Zu den Hauptanſtalten für Beförderung der Tonkunſt gehört das trefflich eingerichtete Conservatoire; es verdankte ſeine Stiftung der Revolution, die alle frühern herrlichen Concertanſtalten zerſtört hatte. 1793 fing es an ſich zu bilden; die trefflichſten Künſtler wurden Profeſſoren in dieſer Anſtalt und die ausgezeichnetſten Virtuoſen gingen aus ihr hervor. Nirgend in Europa konnte man Mozarts und Haydns Symphonien ſchöner aufführen hören, als in den öffentlichen Concerten dieſer Zöglinge. Keines der italieniſchen Conſervatorien war nach einem ſo großen Plan eingerichtet. Es leiſtete auch durch die vortrefflichen Elementarwerke, die dafür geſchrieben wurden, der Tonkunſt die weſentlichſten Dienſte. Man hofft, daß die jetzige Regierung dies in ſeiner Art einzige Inſtitut nicht ganz aufgeben, ſondern wohl nur anders benennen wird. Wir fügen dieſer Ueberſicht des Zuſtandes der Muſik in Frankreich hier nur noch die Namen der dortigen berühmteſten Virtuoſen neuerer Zeit bei. Für den Geſang: Garat, Lays, Lainez, Elleviou, Martin; die Damen: Branchu, Armand, Maillard, Duret, Himm. Für das Piano: Adam, Jadin, Kalkbrenner. Für die Pedalharfe, die in Frankreich mehr als irgendwo einheimiſch iſt: Marin, Naderman, Bochſa, Dalvimare, Vernier; für die Violine: Rode, Kreutzer, Baillot, Lafond; für das Violoncell: Duport; für die Flöte: Drouet; für die Clarinette: Lefebvre und Ch. Duvernoy; für das Hautbois: Salentin und Garnier; für das Waldhorn: Frédéric Duvernoy und Domnich; für das Fagott: Ozi und Delcambre. Von den Inſtrumenten, die in Paris gebaut werden, ſind beſonders die Erardſchen Piano's und Pedalharfen berühmt. WI.

Franzöſiſche Schule oder Malerkunſt. In den älteſten Zeiten erhielt Gallien zuerſt durch die Römer Begriffe von Kunſt. Unter der fränkiſchen Monarchie ſtanden die Künſte wohl noch auf einer

ſehr niedrigen Stufe, doch wurden die vielen Kirchen und Abteien, die man damals bauete, ſchon mit Gemälden auf Goldgrund geſchmückt. Muſiviſche Malereien waren in dem Zeitalter der Fredegunde gebräuchlich, ſo wie auch damals ſchon die Glasmalerei eifrig getrieben wurde. Aus den Zeiten der Carolinger haben ſich faſt gar keine Kunſtwerke erhalten, da nur einige wenige Bildniſſe von Carl Martel, Pipin und Carl dem Großen damals verfertigt wurden. Ludwig der Fromme liebte die Künſte; er berief wegen der Verehrung der heiligen Bilder im J. 824 ein Concilium in Paris zuſammen. Die bald darauf folgenden Zerſtörungen der Normänner verſcheuchten die Künſte wieder ganz. Die erſten Spuren derſelben zeigen ſich in mehrern ſehr ſaubern Miniaturmalereien, die man noch jetzt unter den Schätzen der königlichen Bibliothek findet. Wir bemerken hiervon eine Handſchrift der vier Evangeliſten mit dem Bilde des Kaiſers Lothar, und die Bibel Carls des Kahlen. Dieſer Fürſt liebte die Künſte und berief Künſtler aus Griechenland nach Frankreich. Unter Wilhelm dem Eroberer wurden viele Frescomalereien ausgeführt. Unter Ludwig VII. Regierung fingen, beſonders durch die Bemühungen des Abts Suger, die Künſte an zu blühen, vorzüglich die koſtbare Glasmalerei. Er ließ die Fenſter der Kirche St. Denis malen. Jetzt gewannen auch die Emaillemalereien höhere Vollkommenheit, und wurden unter dem Namen Emaux de Limoges bekannt. Unter Ludwig IX. fängt eine glücklichere Periode für die Künſte an; ſeine Schickſale und Züge in das heilige Land boten den Künſtlern reichen Stoff. Alle Darſtellungen gewannen in dieſem Zeitraum mehr Leben und Ausdruck. Religion und Phantaſie müſſen in das Leben übergehen, wenn die Kunſt erwachen ſoll. Carl V. that alles Mögliche, um die Künſte zu befördern. Wir finden noch viele Denkmale aus dieſer Zeit, in Frescogemälden, gewirkten Tapeten, mit Miniaturen verzierten Handſchriften. Die Geſchichte der Johanna von Arc wurde der Gegenſtand verſchiedener Malereien, und das Denkmal, welches ihr Carl VII. 1458 auf der Brücke zu Orleans ſetzen ließ, war das zweite bronzene Monument in Frankreich. René der Gute, der Dichterfürſt, gehörte ſelbſt zu den berühmten Malern des 15. Jahrh. Man bewahrte zu Aix in der Provence ſein, von ihm ſelbſt gemaltes Porträt. Doch erſt unter Franz I. wurde der Kunſtgeſchmack geläutert, und hier fängt die eigentliche Geſchichte der Malerei in Frankreich an. Der berühmte Leonardo da Vinci kam 1515 nach Frankreich, und ſtarb in des Königs Armen. Andrea del Sarto kam auf einige Jahre in ſeine Dienſte. Roſſo de' Roſſi, unter dem Namen Maitre Roux bekannt, wurde 1530 erſter Hofmaler und Oberaufſeher aller Verſchönerungen zu Fontainebleau. Da man die Malereien gern mit Stuckaturarbeiten vereinigte, ſo berief Franz I. zu dieſem Behuf den Primaticcio. Dieſem folgten mehrere italieniſche Künſtler, welche eine Künſtlercolonie bildeten, wie einſt die Griechen in Rom. Alle franzöſiſchen Maler wurden nur durch ſie gebildet und erzogen. François Clouet, genannt Janet und Corneille von Lyon, waren die erſten beſſern einheimiſchen Porträtmaler. In der Glas-, Emaille- und Miniaturmalerei, ſo wie in der Tapetenweberei, zeichneten ſich aber die Franzoſen beſonders aus. Ihr Streben richtete ſich immer dahin, die Kunſt mehr zum Schmuck zu benutzen, als in ihr das Hohe und Heilige zu fühlen. Bramante, der vom Papſt Julius II. den Auftrag erhielt, die Fenſter des Vaticans durch Glasmalereien zu zieren, berief die franzöſiſchen Künſtler Claude und Guillaume de Marſeille dazu nach Rom. Mit Jean Couſin, zu Soucy bei Sens geboren, der noch 1589 lebte, fängt die Reihe der berühmteren

franzöſiſchen Maler an. Er beſaß gründliche Kenntniſſe von der Perſpective und Architektur. Seine Glasmalereien, beſonders die Kirche von St. Gervais in Paris, ſind berühmt. Sein Oelgemälde: das jüngſte Gericht, in der Sacriſtei der Minimen, bei Vincennes, war das erſte größere Hiſtoriengemälde. Franz I. foderte ihn und ſeine Zeitgenoſſen auf, wetteifernd edle Kunſtwerke hervorzubringen; er ſammelte ſie und vereinte viele herrliche Werke Leonardo's, Raphaels und Michael Angelo's damit; dies war der Grund des pariſer Muſeums. Damals wurde auch die Manufactur der Gobelinstapeten eingerichtet. Martin Fréminet, geb. zu Paris 1567, bildete ſich beſonders nach Michael Angelo Buonarotti, und wurde erſter Hofmaler unter Heinrich IV. Doch kaum hatte die Kunſt in Frankreich die erſten Stufen des Wachsthums erreicht, ſo kränkelte ſie, wie eine Treibhauspflanze, die nur blüthenloſe Zweige hervorbringt. Am meiſten trugen die ausſchweifenden Sitten an den Höfen Franz II. und Carls IX. dazu bei. Die Kunſt wurde entwürdigt zu üppigen Darſtellungen nach den Ideen des Aretino, und verlor dadurch Adel und Reinheit; die Zeichnung war unrein, die Farbengebung kraftlos und ohne Harmonie. An Simon Vouet (geb. zu Paris 1582, geſt. 1641) erhielt Frankreich einen ausgezeichneten Nationalkünſtler, der eine Schule ſtiftete und den Geſchmack wieder reinigte. Er hatte den Orient geſehen, und bildete ſich in Venedig und Rom. Sein Styl war edel und wirkungsvoll. Er war überhäuft mit Arbeiten, und erhielt auch beſonders die von Philipp von Champagne, angefangene Gallerie berühmter Perſonen zu malen. Zuletzt verfiel er in das Manierirte. Aus ſeiner Schule gingen Le Brun, Le Sueur, J. B. Mola, Mignard, du Fresnoy, Chaperon, Dorigny, und ſeine eignen Brüder Aubin und Claude Vouet hervor. Seine berühmteſten Zeitgenoſſen waren: Noël Jouvenet, Allemand, Perrier, Quintin Varin u. A. m. Der letztere war der Lehrer des großen Nicolas Pouſſin, den man den franzöſiſchen Raphael nennt. Dieſer war zu Andely 1594 geboren, und ſtammte aus einer armen adeligen Familie (ſ. d. Art. Pouſſin); er bildete ſich ganz in Rom. Richelieu zog ihn nach Paris (1639), wo man ihn mit Aufträgen überhäufte. Doch ſein ideales Streben, ſein tiefer Sinn und ſeine edle Einfachheit wurden an dem nur Glanz und Gepränge liebenden Hofe Ludwigs XIV. nicht verſtanden; Vouets Partei verfolgte ihn dabei heftig, und er eilte ſchon 1642 aus ſeinem Vaterlande, wo man ihn ſo verkannte, nach Rom zurück, wo er 1665 ſtarb. Er war ein philoſophiſcher Maler; die Gelehrſamkeit, die er ſelbſt in den Nebendingen zeigt, macht ihn anziehend für den Alterthumsforſcher; er wollte mehr für den Geiſt als für die Sinne malen, und oft wollen ſeine Werke nur unter der Hülle des dichteriſchen Bildes ernſtes Nachdenken wecken. Er war der erſte Landſchaftsmaler im heroiſchen Styl. Sein Schüler Dughet, der nach ihm auch Gaſpard Pouſſin genannt wird, zeichnete ſich beſonders als Landſchaftsmaler aus. Die übrigen berühmteſten franzöſiſchen Maler dieſer Zeit waren: Le Valentin, geb. zu Colomiers 1600, geſt. 1632; er bildete ſich ganz nach Caravaggio, und hatte mehr kühne Kraft als ſeine franzöſiſchen Vorgänger; Jacques Blanchart, geb. 1600, geſt. 1638, erwarb ſich den Beinamen des franzöſiſchen Titian; er war der vollkommenſte Coloriſt unter ſeinen Zeitgenoſſen; Claude Gelée, genannt Claude Lorrain, geb. 1600, geſt. 1682, der trefflichſte Landſchaftsmaler aller Zeiten, welcher ſich aber ganz in Italien bildete. Chauveau wurde wegen des Feuers ſeiner Compoſitionen gerühmt. Die Mignards, aus Troyes in Champagne, zeichneten ſich ſehr aus; der ältere Bruder,

Nicolas, den man Mignard von Avignon nennt, war beſonders Porträtmaler; der jüngere, Pierre, wurde Mignard le Romain genannt; er war 1610 geboren, und ſtarb 1695. Dieſer wurde ſehr berühmt, ſowohl durch ſeine meiſterhaften Porträts, als ſeine großen Frescomalereien; eine der ausgezeichnetſten unter letztern iſt die Kuppel der Kirche des Val de Grace in Paris, wo über 200 Figuren dargeſtellt ſind. Auch zu dem täuſchenden Copiren alter Meiſterſtücke hatte er ein ſeltenes Talent. Die Grazie ſeiner Manier und die Lieblichkeit ſeines Colorits ſind bekannt, und erheben ihn zu einem der erſten Künſtler Frankreichs. Auch Sebaſtian Bourdon verdient hier genannt zu werden. Doch der größte aller damaligen Künſtler war unſtreitig Euſtache Le Sueur, geb. 1617, geſt. 1655. Frankreich kann um ſo ſtolzer auf ihn ſein, da er ſich bildete, ohne jemals Paris zu verlaſſen. Er ſtudirte eifrig Raphaels Werke, mit deren Geiſt er ſich durch Kupferſtiche vertraut machte. Sein Styl hat etwas ungemein Einfaches, Edles, Stilles; ſeine Zeichnung iſt rein, ſein Colorit ſanft harmoniſch, obſchon etwas matt. Berühmt iſt die Folge von 22 Gemälden, worin er den Lebenslauf des heil. Bruno darſtellte. Er war zu ausgezeichnet, als daß ihn nicht der Neid ſeiner Mitbürger hätte bitter verfolgen ſollen. Selbſt nach ſeinem Tode mußten ſeine Gemälde in dem Carthäuſerkloſter mit Gittern umgeben werden, um ſie gegen verſtümmelnde Bosheit zu ſchützen. Seine Werke ſind außer Frankreich wenig bekannt. Sehr berühmt iſt Charles le Brun, geb. 1619, geſt. 1690; er ſtammt aus einer ſchottiſchen Familie. Mit kühner Phantaſie und wahrer Leidenſchaft widmete er ſich der Malerei, die er zu Rom unter Pouſſins Leitung ſtudirte. Alle dieſe Künſtler waren eigentlich ſchon gebildet, als Ludwig XIV. den Thron beſtieg, deſſen mehr auf äußern Prunk gerichteter Sinn der wahren Kunſt nicht ſehr günſtig war. Nur le Brun feierte unter ihm ſeine glänzendſte Zeit, und gewann eine Alleinherrſchaft über Alles, was Kunſt betraf. Sein berühmtes Meiſterwerk: „Alexander, der die gefangene Familie des Darius beſucht,“ malte er ganz unter den Augen des Königs, der ihm ein Zimmer in ſeiner Nähe in Fontainebleau dazu einräumte. Seine Arbeiten ſind ungemein zahlreich, überall ſieht man Genie, Feuer und Leichtigkeit, aber auch ächt franzöſiſche Manier und ein Hinneigen zum Theatraliſchen. Da er auf den Miniſter Colbert großen Einfluß hatte, errichtete er durch ihn die franzöſiſchen Akademien der Kunſt in Rom und in Paris, die noch fortblühen, und wovon die letztere ſich beſonders dem Zunftzwange der alten Akademie des heil. Lucas in Paris entgegenſtellte. Nach le Bruns Zeit verließen die Franzoſen die gute Bahn und das Studium der großen italieniſchen Meiſter. Le Brun hatte viele ausgezeichnete junge Künſtler beredet, Kupferſtecher zu werden, um ſeine Werke durch ſie vervielfacht zu ſehen. Unter dieſen zeichnen ſich Gérard Audran, J. Mariette und Gabriel le Brun ganz beſonders aus. Die genannteſten Künſtler der folgenden Zeit ſind: Mola, die Brüder Courtois, genannt Bourguignon, große Schlachtenmaler, Noël Coypel, und deſſen Sohn Antoine, deren reiche Phantaſie und Farbenzauber allgemeinen Beifall erwarb, die aber auch den wahren Ausdruck in theatraliſche Uebertreibung verwandelten. Die Familie der Boulogne war reich an ausgezeichneten Malern. Vivien, Jouvenet (deſſen Werke Peter dem Großen beſonders gefielen, als dieſer 1717 Paris beſuchte), Chéron, Parrocel, Sylveſtre, de Largillière, Rigaud, André, La Fage, waren fleißige und geſchickte Künſtler dieſer Zeit, doch alle nicht frei von Manier. Ganz dieſer allein huldigend wurde Watteau der Liebling ſeiner Zeit,

indem er lauter ſcherzhafte kleine Gegenſtände mit der affectirteſten Grazie darſtellte. Unter Ludwig XV. wurde der Spiegelluxus, die Paſtellmalerei und der Geſchmack an Cameengemälden ſo herrſchend, daß wahre Kunſt völlig verdrängt ward. Loriot entdeckte damals die Kunſt, Paſtellfarben zu fixiren. Die Familie Vanloo fing zuerſt an, dem ſinkenden Geſchmack entgegen zu arbeiten, ſo auch Antoine Pesne, der wackere Pierre Subleyras und le Moine: es würde dieſen beſſern Künſtlern gelungen ſein, wenn nicht zwei Männer, Chriſtophe Huet und François Boucher, den völligſten Verfall der Kunſt herbeigeführt hätten; letzterer, der 1704 geboren war und 1770 ſtarb, gehörte zu den verworfenſten Menſchen. Er fröhnte mit ſeiner Kunſt nur der gemeinſten Sinnlichkeit und Unſittlichkeit. Kein Maler irgend einer Zeit hat die Kunſt ſo entweiht, wie er. Wir müſſen hier eines geſchickten Malers gedenken, wegen ſeiner ſonderbaren Laufbahn, da er die franzöſiſche Kunſt in einen andern Welttheil verpflanzte. Attiret, 1702 zu Dole geboren, wurde von den Miſſionarien 1737 nach Peking berufen, wo ſeine Arbeiten dem chineſiſchen Kaiſer und allen Großen des Reichs ungemein gefielen, ſo daß er dort eine Zeichenſchule errichtete und ſtets für den Kaiſer beſchäftigt war, der ihn zum Mandarin erheben wollte. Er ſtarb daſelbſt 1763. In Frankreich iſt die erſte freundliche Erſcheinung wieder der Landſchaftsmaler Joſeph Vernet, geb. 1714, geſt. 1789. Die Natur mußte den Sinn für Kunſt wieder zurückführen. Seine Darſtellungen der See, in allen Bewegungen derſelben, und ſeine Hafengemälde ſind einzig und unübertrefflich. Tiefes Gefühl, reiche Phantaſie und raſtloſes Studium der Natur bildeten ihn. Der Graf Caylus, 1692 geb., 1765 geſt., that als eifriger Alterthumsforſcher viel für die franzöſiſche Kunſt, und ſtiftete Preiſe zur Aufmunterung der Künſtler. Greuze, den man oft den Grazienmaler nennt, trat jetzt auf; er war 1726 zu Touren geb., und ſtarb 1805. Man kann ihn den wahren Volksmaler der Franzoſen nennen, denn ſeine ganz aus dem häuslichen Leben genommenen Bilder zeichnen die eigenthümlichſten Züge der Denk- und Empfindungsweiſe ſeiner Mitbürger. Seine Gemälde ſind einfach und lieblich, an das Empfindſame grenzend, natürlich aber Pariſer Natur darſtellend, die nie frei von Manier iſt. Er ſtiftete die Gattung, die man mit dem Namen: Tableaux de Genre bezeichnet, und die ſeitdem ſo beliebt wurde. Vien, geb. 1715 zu Montpellier, wurde der erſte Verbeſſerer des Kunſtgeſchmacks und der Vater und Neſtor der neuen Schule. Eine edle Einfalt, richtige Zeichnung und treue Nachahmung der Natur zeichnen ſeine Gemälde aus. Aus ſeiner Schule ging der berühmte David hervor, der eigentliche Stifter der jetzigen Schule. Dieſer führte zuerſt wieder das ſtrenge Studium der Antike und der Natur ein, und bewirkte ſo mit kräftigem Einfluß einen reinern Styl und richtigere Zeichnung, als ſie noch je in Frankreich geherrſcht hatten. Seine Verdienſte um den geläuterten Kunſtgeſchmack ſeiner Nation, ſein Feuereifer und raſtloſer Fleiß, ſeine Liebe für alle ſeine Schüler und ſeine väterliche Sorge, jeden für das ihm eigenthümliche Fach zu bilden, ſind ſehr rühmlich und wohl einzig in ihrer Art. Er iſt ein zu ausgezeichneter Künſtler, als daß ſeine Werke nicht hätten eben ſo harten Tadel als begeiſtertes Lob erfahren ſollen (ſ. d. Art. David). Vincent, Regnault und Ménageot ſind gleichzeitige brave Künſtler. Die Revolution brach aus, und 1791 hob die Nationalverſammlung jede Kunſtanſtalt auf. Die herrlichſten Kunſtwerke gingen durch die rohen Ausbrüche der zerſtörenden Freiheitswuth verloren; doch ein neuer Geiſt entflammte zugleich die Gemüther und die Phantaſie der Künſtler.

Die Patrioten unter ihnen traten unter dem Namen einer Volks- und republikaniſchen Künſtlergeſellſchaft zuſammen, zu welcher jeder Bürger freien Zutritt erhalten, und ihren Verſammlungen im Louvre beiwohnen konnte. Die Hauptereigniſſe der Revolution beſchäftigten die Künſtler; wurde der Ausdruck dadurch auch an grelle Uebertreibung gewöhnt, ſo war doch die fade frühere Manier ſolcherweiſe plötzlich vertilgt. Suvee, ein ſehr geſchätzter Künſtler, wurde Director der franzöſiſchen Akademie in Rom. Unter Napoleons Regierung wurde Alles aufgeboten, um die Künſte kräftig zu unterſtützen, und eine außerordentliche Anzahl bedeutender Künſtler entfalteten ihre Talente ſchnell und glänzend. Die drei berühmteſten Malerſchulen waren die von David, Regnault und Vincent. Wir nennen hier nur die vorzüglichſten ihrer Zöglinge, weil über die berühmtern eigene Artikel nachzuſchlagen ſind. Aus Davids Schule bemerken wir den vortrefflichen Drouais, der, ſo wie Harriet, in fruher Jugend, 1788, in Rom ſtarb; bei ſeinem Eifer für Alles, was erhaben, gut und edel war, ſeinem zarten Schönheitsſinn und ſeiner nie mit ſich zufriedenen Beſcheidenheit, wäre er wahrſcheinlich Frankreichs größter Künſtler geworden. Gérard, der ſich neuerlichſt durch ſein großes hiſtoriſches, vom König gekauftes Gemälde des Einzugs Heinrich IV. in Paris beſonders berühmt gemacht hat, ſteht an der Spitze der lebenden Schüler Davids; Gros, Ingres, Peytavin, Hennequin, Berthon, Serangeli, Mad. Laville Leroulx, Mad. Angelique Mongés, Madame Barbier Valbonne und van Brét gehören zu den ausgezeichnetſten ſeiner Schüler, unter denen auch noch Richard aus Lyon zu erwähnen iſt, der ſich ein ganz eignes Fach, indem er romantiſche Scenen aus dem Mittelalter, in ganz kleinen Bildern, mit überaus zartem Pinſel und allem Zauber der gewählteſten Beleuchtung und der Luft- und Linienperſpective ausführt. Regnault iſt das Haupt einer zweiten Schule; ſeine eignen Werke ſind correct und lieblich, wenn ſchon noch etwas an die alte Manier erinnernd. Sein berühmteſter Schüler iſt Guérin, Künſtler vom erſten Rang. Unter ſeinen zahlreichen übrigen Schülern ſind: Landon (der die Annales du Musée herausgab), Menjaud, Blondel, Moreau und beſonders der vortreffliche Porträtmaler, Robert le Fèvre, bemerkenswerth. Regnault hat ein eignes Attelier für Künſtlerinnen, und bildete viele ſehr ausgezeichnete, wie: Mad. Auzon, Lenoir, Romany, Mlle. Lorimier, Bénoit, Davin-Mirvaux ꝛc. Vincent, La Grénée, Taillaſſon, Peyron, Monſiau, Le Thiers und Prudhon (der ſich beſonders nach Correggio zu bilden ſtrebte) gehören zu den vorzüglichen ältern Künſtlern in Paris. Girodet aber als Hiſtorienmaler, Iſabey und Auguſtin als Miniaturmaler, Drolling als Maler von Converſationsſtücken, Redouté als trefflicher Blumenmaler, Valenciennes als Landſchaftsmaler, Mad. Claudet, Gattin eines geſchickten Bildhauers, als Nachfolgerin von Greuze, Mad. Kugler, als Emaillemalerin, und Desnoyers nebſt Berwick, als ausgezeichnet treffliche Kupferſtecher, ſind wahre Zierden der neuern Schule. Die Vereinigung der herrlichſten Kunſtwerke aller Nationen, die mehrere Jahre lang im Muſeum in Paris aufgehäuft waren, und der ſehr rege Kunſteifer des damaligen Directors, Vivant Denon, der ſelbſt trefflicher Skizzenzeichner war, weckten jedes ſchlummernde Kunſttalent, und brachten alle glänzenden Wirkungen raſcher Thätigkeit hervor. Doch von dem eigentlichen ſtillen heiligen Geiſt der Kunſt ſind wenige dieſer zahlloſen neuern franzöſiſchen Künſtler durchdrungen; ihre Darſtellungen ſind oft mehr theatraliſch, als wahr, mehr empfindſam, als gemüthlich. Daher rührt auch der entſchiedene Mangel an Empfänglichkeit der Franzoſen für das Studium

und die Erkenntniß der altdeutſchen Malerei. Nur der Sinn für die ächte Antike iſt endlich unter ihnen durch David geweckt worden. Das Practiſche ihrer Kunſt beherrſchen ſie aber meiſterhaft, mit Leichtigkeit und Sicherheit. Seit der König zurückkehrte, iſt der Graf Forbin, ſelbſt ein geſchickter Künſtler, Director der Muſen- und Kunſtanſtalten, welche auch jetzt von der Regierung thätig unterſtützt werden. Wl.

Franzöſiſche Sprache. In Frankreich, dem ehemaligen Gallien, war in den früheſten Zeiten die celtiſche Sprache üblich. Anklänge davon erhielten ſich am längſten in Bretagne, und man hat in Paris eine Académie celtique errichtet, um über Sprache und Alterthümer der Urbewohner Nachforſchungen anzuſtellen. Mit dem Eindringen der Römer unter Julius Cäſar wurde die römiſche Sprache herrſchend; mit dem Verfall des weſtrömiſchen Reichs artete auch ſie aus. Ein höchſt verdorbenes Latein entſtand durch die Ausſprache der ungeübten germaniſchen Organe, und durch eingemiſchte fränkiſche und burgundiſche, oſt- und weſtgothiſche Wörter und Redensarten. Man nannte dieſe neue Volksſprache das Romanzo, und ſie theilte ſich, von ihrer Entſtehung an, in zwei Hauptmundarten. Die Art, eine Bejahung auszudrücken, bezeichnete ihren Unterſchied. Die ſüdliche Sprache nannte man langue d'Oc, Sprache von Oc, occitaniſche Sprache; die Sprache aber, die man nordwärts von der Loire an redete: langue d'Oui oder d'Oil; aus dieſer iſt das Neufranzöſiſche entſtanden. Im Anfange des 12. Jahrh. vereinigte Raimond von St. Gilles, Graf von Provence, Südfrankreich unter eine Herrſchaft, der er den gemeinſamen Namen Provence gab, und ſeitdem nannte man die beiden Sprachen: die provenzaliſche und die franzöſiſche. Noch iſt jene, wiewohl ſehr verändert, die Landesſprache in der Provence, in Languedoc, Catalonien, Valencia, Majorca, Minorca und Sardinien. Im 13. Jahrh. erſt gewann die weit proſaiſchere nordfranzöſiſche Sprache das Uebergewicht. Die franzöſiſchen Conteurs durchzogen nicht allein das Land, ſondern Paris wurde auch der Sitz der ſcholaſtiſchen Philoſophie, wohin man ſich drängte und wo man Pflanzſchulen für die Jugend anlegte. Von dem urſprünglichen Charakter der Oui-Sprache hing ein Theil der Bildung ab, den die franzöſiſche Literatur erhalten ſollte. Es fehlte ihr, von ihrer Entſtehung an, der vollſtändige Sylbenfall der italieniſchen und ſpaniſchen Sprache. Sie war mehr durch Abkürzung, als durch ſonore Umbildung der lateiniſchen Worte entſtanden. Die Franken und Normannen entriſſen den lateiniſchen Worten die charakteriſtiſchen Endſylben, und verwandelten ſie in den dumpfen germaniſchen Halbvocal, der in der Folge ſelbſt aus der gewöhnlichen Ausſprache weichen mußte, und nur für den Geſang und die Orthographie erhalten wurde. Abgerechnet dieſe Verſchiedenheiten, hatte ſich das franzöſiſche Romanzo nach demſelben grammatiſchen Typus, wie das italieniſche, ſpaniſche und portugieſiſche gebildet. Damals beobachtete man noch in den vielſilbigen Worten eine beſtimmte Accentuation der Sylben nach einer proſodiſchen Quantität. Wahrſcheinlich ſtarb der lateiniſche Rhythmus in der franzöſiſchen Sprache nicht eher völlig ab, als bis man anfing, eine Eleganz im Verſchlucken des dumpfen Halbvocals zu ſuchen. Es iſt unbekannt, wann dieſer Gebrauch anfing beliebt zu werden; wahrſcheinlich ging er von Paris aus, da in dem Patois der pariſer Volksſprache alle dumpfen E verſchwinden. Die Gewohnheit zerſtörte den metriſchen Gehalt der Sprache. An die Stelle des wahren Rhythmus trat unvermerkt eine willkürliche Schattirung der Höhe und Tiefe, Stärke und Schwäche der Töne. Dadurch gewöhnten ſich die Franzoſen mehr an einen rhetoriſchen Nu-

merus, als an eine poetiſche Anſicht der grammatiſchen Formen. Die Natur der Sprache ſelbſt leitete mehr zur Beredſamkeit, als zur Poeſie hin; ſchon ihre eigenthümliche Raſchheit kam der feinen Dialektik ſehr zu Hülfe. Franz I. errichtete 1539 eine Profeſſur für die franzöſiſche Sprache in Paris, und verbannte die lateiniſche aus den Gerichtshöfen, wo ſie bis dahin geherrſcht hatte, und aus den Urkunden. Der Cardinal Richelieu brachte durch Stiftung der Akademie der Vierziger (Académie française oder Acad. des quarante) 1635 die Sprache auf den Gipfel ihrer Vollendung. Die franzöſiſche Akademie wurde der Obergerichtshof der Sprache und Literatur. Ihre Verdienſte um erſtern ſind bekannt. Aber indem ſie die rohe Freiheit des Sprachgebrauchs aufhob, und die Norm, nach der von nun an reines Franzöſiſch geſchrieben und geſprochen werden ſollte, im Weſentlichen unveränderlich beſtimmte, entzog ſie auch dem Genie alle Mittel, durch vernünftige Freiheit, nach mehr als conventionellen Bedürfniſſen, die Herrſchaft des Geiſtes über die Sprache zu erweitern. Nur was bei Hofe galt, wurde von der Akademie gebilligt; nur das, was dieſe erlaubte, wurde von dem Publicum angenommen. Elegant wurde nun die Sprache. Sie erhielt die gefälligſte Correctheit und eine bewundernswürdige Beſtimmtheit, durch welche ſie ſich eben ſowohl zur Sprache der Wiſſenſchaften empfahl, als ſie ſich dem Staatsmanne zur genaueſten Bezeichnung politiſcher Verhältniſſe, und dem Weltmanne zum beſtimmteſten Ausdruck ſeiner Beobachtungen, und leichter Artigkeiten, welche zu nichts verbinden ſollen, darbot. Jeder Gedanke kam ſo nett, ſo klar, in ſo ſcharfen Umriſſen zum Vorſchein, daß der Witz und der kalte Verſtand ſich in jeder Phraſe ſpiegeln konnten, die rein franzöſiſch war. Aber wo Phantaſie und inniges Gefühl einen Ausdruck verlangen, der den freien Geiſt über alle hergebrachten Formen erhebt, da mußte das Genie den Geſetzen einer Sprache erliegen, die ſchon an ſich weder reich noch maleriſch, nun noch jedes Wort und jede Wendung ausſtieß, die bei Hofe und in der hofmäßigen Akademie nicht gehört werden durften. Die Armuth der Sprache erſcheint unverkennbar auch in ihren vielen Calembourgs und Zweideutigkeiten. Doch bleibt keine Sprache paſſender für den feinen Weltton und für die Kunſt, mit vielen ſchönen Redensarten nichts zu ſagen, ſo wie keine an ähnlichem Reichthum von eigenthümlichen bezeichnenden und pikanten Ausdrücken für alle und die feinſten Beziehungen des geſellſchaftlichen Lebens mit ihr ſich meſſen kann, woraus ſich auch ihre Annahme als Hofſprache für ſo viele übrige europäiſche Länder erklärt. Aber jeder poetiſche Gedanke wird durch ſie erſchwert, obſchon die beiden Rouſſeau, Frau v. Staël u. A. einen glänzenden Sieg über ſie errungen. Unter Ludwig XIV. trugen die Vorzüge der franzöſiſchen Schriftſteller, die häufigen Reiſen nach Frankreich, die Refugiés und die Menge franzöſiſcher Erzieher in andern Ländern, ungemein viel dazu bei, dieſe Sprache zur allgemeinen zu machen. Es iſt nicht zu berechnen, wie viel dies zur Unterjochung Deutſchlands beitrug, und man darf verſichern, daß, ſo lange die Sprache die herrſchende an den Höfen und in den feinen Cirkeln bleibt, dies eben ſo viel iſt, als ob die Franzoſen ein unſichtbares, aber zauberiſch kräftiges ſtehendes Heer in allen Ländern ſich erhielten und beſoldeten. Seit 1735 wurde ſie auch die allgemeine Staatsſprache; bei den vorhergehenden Friedensſchlüſſen bediente man ſich noch häufig der lateiniſchen. Die Revolution führte manche neue Worte und Wendungen ein, wozu man ein eignes Wörterbuch von Snetlage hat; allein die meiſten derſelben wurden ſchnell wieder verbannt, und gingen nicht in die edlere

Schriftſprache über. Unter den Wörterbüchern dieſer Sprache ſteht das der Académie française natürlich oben an; es erſchien zuerſt 1694. 2 Bde. Folio, und ſeitdem immer wieder in erneuerten Auflagen. Außerdem verdienen noch Erwähnung die Wörterbücher von Richelet (neue Ausgabe von Goujet), Furetière (neue Ausgabe von Basnage Beauval und la Rivière), das Dict. de Trévoux und das Dict. universel de Boiste. Für uns Deutſche verdienen noch bemerkt zu werden, die von Schwan, des deux nations und vom Abbé Mozin. Für die altfranzöſiſche Sprache iſt bemerkenswerth: Recherches des antiquités de la langue française, ou Dict. Gaulois par P. B. (Pierre Borelle). Paris 1667. 4. Zu den guten Sprachlehren darf man die von Wailly, Reſtaut, de la Veaux und Mozin zählen. Girards Synonymen-Wörterbuch (neu von d'Olivet, dann von Bauzée und zuletzt, bedeutend erweitert, von Roubaud) iſt ein vorzügliches Werk. Als Sprachcritiker haben ſich noch gezeigt: Vaugelas, Bouhours, Boisregard, Dégérando und Abbé de Bellegarde. Ein ſehr brauchbares Buch zum Studium dieſer Sprache iſt noch Mauvillons Werk sur les Germanismes et Gallicismes. Uebrigens iſt das treffliche Werk von Kolbe über den Wortreichthum der deutſchen und franzöſiſchen Sprache nicht zu überſehen. Den außerordentlichen Reichthum der letztern aber, an Wortformen für alle Beziehungen des geſelligen Verkehrs, lernt man am beſten aus dem ſehr ſchätzbaren und intereſſanten Dictionn. comique, satyrique, critique, burlesque, libre et proverbial par Philibert Joseph le Roux (Lyon 1735) kennen, das in Deutſchland minder, als es verdient, bekannt geworden iſt. Dieſer Reichthum, der es uns Deutſchen noch immer unmöglich macht, in den geſellſchaftlichen Verhältniſſen franzöſiſcher Ausdrücke ganz zu entbehren, iſt ſelbſt die Veranlaſſung zu der höchſt ſeltſamen Erſcheinung geweſen, daß die Deutſchen franzöſiſch klingende Worte gebildet haben, die kein Franzoſe kennt, wie z. B. Chatoulle, Tabelle, Friseur etc.

Wl. und S.

Franzöſiſche Staatskunſt. Man verſteht unter dieſem Ausdruck im engern Sinne, mit Ausſchluß des auf die innere Verwaltung ſich beziehenden Regierungsſyſtems, das von dem franzöſiſchen Cabinet in Anſehung ſeines innern und auswärtigen Machtverhältniſſes beobachtete Verfahren. Im Innern ſtrebte die Politik der Könige anfangs nach Unabhängigkeit, dann nach Unumſchränktheit, endlich, ſeit der Wiederherſtellung des Hauſes Bourbon, nach Selbſtändigkeit der Gewalt des legitimen Throns. Die Unabhängigkeit von den Feſſeln der Feudalariſtokratie errangen ſchon die erſten Capetinger, durch die Feſtſtellung einer erblichen Thronfolge. 200 Jahre lang, ſeit 997, von Hugo Capets Tode an, folgte ſtets dem Vater der Sohn. Dies brachte Einheit in die, unter 40 großen Kronvaſallen ſchlecht zuſammenhaltenden Theile des Reichs. Hierauf trug die Einführung der Corporationen in den Städten, ſeit 1103 unter Ludwig VI., dazu bei, das königliche Anſehen gegen die Feudalariſtokratie zu unterſtützen. Noch mehr wuchs die Macht des Thrones durch den Anfall von 23 großen Lehnsgrafſchaften an die Krone unter Philipp Auguſt und deſſen Nachfolgern (1180 bis 1310). Zugleich erhielt der König die oberſtrichterliche Gewalt über die Barone; und die Eintheilung des Reichs in königliche Gerichtsprovinzen gab ſeiner Macht Zuſammenhang und Einheit. Nach demſelben Dominat- und Vergrößerungsplane erwarb die Krone unter den Valois mehrere Regalien, z. B. das Münz- und Beſteuerungsrecht. Mit gleichem Erfolg gründete ſchon Philipp der Schöne (ſt. 1314) die Unabhän-

gigkeit der königlichen Gewalt von der Hierarchie. Seitdem gelang es der franzöſiſchen Staatskunſt, in verſchiedenen Concordaten mit den Päpſten die Freiheiten der gallicaniſchen Kirche zu behaupten; doch wurden ſie erſt unter Ludwig XIV. 1682 durch die bekannten vier Sätze feſtgeſtellt, und bei allen ſpätern Verhandlungen aufrecht erhalten. Endlich ſtrebte die Politik der Könige auch im Innern nach unumſchränkter Macht. Die Nation verſammelte ſich ſeit 1302 in drei Reichsſtänden. Gegen ſie kämpfte die Staatskunſt der Valois mit abwechſelndem Erfolg, bis Ludwig XI. (1461—1483) den Grund zur unumſchränkten Gewalt ſeiner Nachfolger legte; dabei hatte die Vergrößerung der königlichen Domänen ihren Fortgang, und die Ausbildung eines ſtehenden Heeres (ſeit 1444) gab dem Throne das Werkzeug der Unterdrückung. Allmälig erlangten auch, zum Nachtheil der ſtändiſchen Macht, die Parlamente, beſonders das pariſer, die Rechte politiſcher Körper. Als nun jene vernichtet war, warfen die Könige aus dem Hauſe Bourbon auch die letztern durch Machtſprüche (in den lits de justice) zu Boden. Doch erhob ſich das Parlament immer von neuem, bis die Revolution zum Theil aus dieſem Kampfe mit hervorging. — Seit Ludwig XI. ward die franzöſiſche Staatskunſt offenbar argliſtig und gewaltſam; daher zugleich, um die Aufmerkſamkeit der Nation von der königlichen Machterweiterung im Innern durch Ausſichten auf Beute und Ruhm abzuziehn, eroberungsſüchtig nach außen. Dieſe Richtung entſchied den Verfall der Volksrechte. Dagegen entwickelte ſich aus Carls VIII. und ſeiner Nachfolger Eroberungszügen nach Italien, ſeit 1494, der kriegeriſch-ehrgeizige Sinn der Nation. Der damit zuſammenhängende Kampf politiſcher Eiferſucht mit Spanien und Oeſterreich ſtellte das franzöſiſche Cabinet in den Mittelpunkt des neuern politiſchen Syſtems von Europa. Die Militär-Capitulationen mit den Schweizern (Ludwig XI. ſchloß die erſte 1475) zeigten der franzöſiſchen Staatskunſt den feſten Punkt, von welchem aus ſie Deutſchland und Italien erſchüttern konnte. Hierauf fand ſie in Franz I. (ſt. 1547) Verbindung mit der Pforte und mit den Proteſtanten des Auslandes das Geheimniß, um ganz Europa mit ihren Netzen zu umſpinnen. Ihr Hauptaugenmerk war die Schwächung Oeſterreichs und des deutſchen Reichs durch innere Theilung, und die Leitung des Nordens durch Einmiſchung in das Getriebe der ungariſchen, polniſchen und ſchwediſchen Reichsfactionen. Doch folgte ſie bisher mehr dem kriegeriſchen Ehrgeize einzelner Könige, und den Lockungen der Umſtände, als daß ſie zu der klaren Anſicht eines planmäßigen Strebens gelangt wäre. Zugleich gaben die Bürger- und Religionskriege, welche das Haus Bourbon auf den Thron ſetzten, der Politik des Hofes, wie dem Volke überhaupt, einen höchſt leidenſchaftlichen und ſtürmiſchen Charakter, der erſt dann, als ihn Richelieu den Berechnungen eines eben ſo kalten als überlegenen Verſtandes unterworfen hatte, der franzöſiſchen Staatskunſt jene Spann- und Schwungkraft lieh, welche endlich das Gleichgewicht von Europa aus ſeinen Angeln hob. Richelieu (ſt. 1642) vollendete mittelſt Entwaffnung der Reformirten, Bekämpfung der Großen und Unterjochung der Parlamente und der Geiſtlichkeit die Unumſchränkheit der königlichen Gewalt im Innern, um darauf das Uebergewicht Frankreichs in Europa, mittelſt der ſchon von Heinrich IV. bezweckten Demüthigung des Hauſes Habsburg zu gründen. Seitdem erhielt der Geſchäftsgang der franz. Staatskunſt jene feſte diplomatiſche Form, durch welche ſchon damals die Verhandlungen über ausländiſche Angelegenheiten, deren Kunſt zur höchſten Feinheit ausgebildet, und mit einem wohlgerüſteten, ſtets

ſchlagfertigen Heere bewaffnet war, an die Spitze aller Staatsgeſchäfte traten, ſo daß ſich der auswärtigen Politik auch die übrigen Verwaltungszweige unterordneten und ihr dienten. Aber derſelbe Richelieu, welcher mit aller Energie eines durch den Bürgerkrieg aufgeregten Kraftgefühls die Grundſätze des Despotismus verband, hatte in das franzöſiſche Cabinet einen über Europa Furcht und Zwiſt verbreitenden Macchiavellismus eingeführt, welcher ganz das Gegentheil war von der geraden Politik Heinrichs IV. und ſeiner talentvollen Miniſter Sully, Villeroi, Jeannin und d'Oſſat, die mehr Sicherſtellung als Eroberung beabſichtigten. Denn Richelieu hielt, die Ruhe des Friedens fürchtend, ſich nur für ſicher mitten unter dem blutigen Hader der Völker, die er mit ihren Fürſten durch geheime Kundſchafter entzweite, und durch Gewaltſchläge, die jeden Widerſtand zu Boden warfen. Daher blieb ſeit dem weſtphäliſchen Frieden das Streben der franzöſiſchen Politik ſtets auf Vergrößerung an Macht und Anſehn nach außen gerichtet, und die eigennützige Herrſchſucht der Miniſter verwickelte den Staat abſichtlich in unaufhörliche Händel, um deſto länger dem König unentbehrlich zu ſein. Franzöſiſche Unterhändler, geheime und öffentliche, durchſpähten ganz Europa; ſie drangen ſelbſt in Siebenbürgen, Polen und Rußland ein; ſie hetzten in Schweden die Parteien zuſammen; und über Perſien dehnte die franzöſiſche Diplomatik ihr Geſpinnſt bis nach Indien und China aus. Richelieu hatte der franzöſiſchen Staatskunſt den Charakter kühner Entſchloſſenheit und Hinterliſt gegeben; nach ihm wußte Mazarin durch ſeine Perſönlichkeit die gefälligen Formen einer kalten Höflichkeit mit ihr zu vereinigen. Seine furchtſame Treuloſigkeit verbarg ſich hinter dem zweideutigen Sinne der Verträge, oder ſuchte nur Zeit zu gewinnen, um durch fein berechnete Umwege das Ziel zu erreichen. Dieſen doppelten Charakter der Gewalt und der Liſt zeigte die franzöſiſche Staatskunſt bis zur Reſtauration im J. 1814., nur daß nach Zeit und Gelegenheit bald die eine, bald die andere Seite ſichtbarer wurde. Unter Ludwig XIV. wirkte ſie, bei dem Glanze des Hofes, bei der Allgemeinheit der franzöſiſchen Sprache und Sitte, und bei dem Waffenruhme der Nation, um ſo raſcher und entſcheidender, da ſie ſich mit dem Schimmer der Größe umgab, ja zu Zeiten ſelbſt die Miene des Edelmuths annahm. Nach dem Frieden von Nimwegen ward ſie entſchloſſen despotiſch. Ludwigs Miniſter deuteten die Verträge willkürlich. Gewalt, Kundſchaft, Beſtechung, geheime Aufwiegelung und Betrug galten ihnen gleichviel, wenn ſie nur zum Ziel gelangten. Zwar beſtrafte die thörichte Politik Ludwigs XIV. am Ende ſich ſelbſt; aber ihr glänzendes Beiſpiel ward verführeriſch für die übrigen Staaten. Denn in allen Cabinetten fing jetzt an zu gähren der Durſt nach Vergrößerung und die Leidenſchaft, ſich gegenſeitig zu berauben und zu demüthigen: daher das Spiel ſtets wechſelnder Bündniſſe, welches nur ein ſcheinbares Gleichgewicht der ſich widerſtrebenden Kräfte hervorbrachte, während Deutſchland in vier Jahrh. vor der Revolution an Frankreich 7840 Quadratſtunden Land mit 8 Mill. 270,000 Einw. verlor. Was insbeſondere die franzöſiſche Staatskunſt in dem Zeitalter Ludwigs XIV. auszeichnet, iſt die Einführung des diplomatiſchen Kunſtmittels, den öffentlichen Verträgen beſondere, und, bald nach dieſen, auch geheime Artikel beizufügen. Früher hatte Richelieu ſogar Scheinverträge geſchloſſen, um darunter den wahren zu verbergen! Zwar umfaßte jetzt die franzöſiſche Eroberungspolitik zugleich den Handelsvortheil und die See- und Colonialmacht; allein nicht nach einem umſichtigen und feſtſtehenden Plane, denn Vergrößerung an Land und

das Continentalintereſſe blieben ſtets ihr Hauptzweck. — Unter den ausgezeichneten Staatsmännern in der franzöſiſchen diplomatiſchen Schule ſeit Richelieu müſſen die Baſſompierre, die beiden d'Avaux, Servien, Lyonne, d'Eſtrade, Courtin, Pomponne, Croiſſi, Torci, und die Cardinäle Janſon und Polignac genannt werden. Unter dieſen pflegte der geiſtvolle, edle und feſte Torci (Ludwigs XIV. Miniſter) zu ſagen: Que le meilleur moyen de tromper les cours, c'était d'y parler toujours vrai. Dagegen ward nach Ludwigs XIV. Tode das franzöſiſche Cabinet durch den Cardinal Dubois im eigentlichen Sinne entehrt. Betrug und grobe Lüge, Verfälſchung der Staatsbriefe, Anſtellung verworfener Menſchen, und ein nach allen Seiten hin verbreitetes Beſtechungs- und Kundſchafterſyſtem bezeichnen die Verwaltung dieſes käuflichen Miniſters, deſſen Lieblingsſpruch, den er dem Regenten ſchon bei der Erziehung eingeprägt hatte, ſo lautete: que pour devenir un grand homme, il fallait être un grand scélérat! Dubois hat ſeinen Namen in der Geſchichte gebrandmarkt, ob ihm gleich diplomatiſche Gewandtheit und Thätigkeit beim Abſchluß der Tripel- und Quadrupelallianz, welcher Frankreich einen 30jährigen Frieden mit England verdankte, nicht abgeſprochen werden mag. Doch arbeitete mit und unter ihm der uneigennützige Pecquet. In der Folge gewann der friedliche und rechtliche Charakter des Cardinals Fleury dem franzöſiſchen Cabinet wieder die Achtung von Europa. Dieſer bedächtige, nur zu wenig entſchloſſene Miniſter war der Vermittler des Friedens bis 1740, wo die beiden ehrgeizigen Belle-Isle den gutmüthigen Greis in den öſterreichiſchen Erbfolgekrieg hineinzogen. Außer ihm zeichneten ſich durch diplomatiſche Talente aus: Morville, Chavigny, Villeneuve, der Marquis d'Argenſon und der Marſchall Adrien de Noailles. Aber bald darauf, unter Bernis und andern Miniſtern, verrieth das franzöſiſche Cabinet eine gewiſſe Schwäche und Mangel an Tact, der freilich zum Theil auch aus dem Mißgeſchick im Kriege entſtand. Ludwig XV., ein König, der in der Regel anders ſprach und handelte, als er dachte, faßte daher den ſonderbaren Entſchluß, ein geheimes diplomatiſches Cabinet zu errichten, deſſen Wirkſamkeit nicht nur ſeinem Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, dem Herzog von Choiſeul, unbekannt war, ſondern das dieſem oft ſogar entgegenarbeitete. Der Prinz von Conti leitete 12 Jahre lang, ſeit 1743, die auswärtigen Unterhandlungen deſſelben nicht ohne Erfolg gegen Oeſterreich; er bildete in Polen aus, was man in Frankreich das nordiſche Syſtem nannte. Endlich gab der Vertrag des Hofes von Verſailles mit dem wiener Cabinete, vom 1. Mai 1756, dieſer geheimen Diplomatik, welcher nun der Graf von Broglio vorſtand, eine dem wohlverſtandenen Intereſſe Frankreichs ganz entgegengeſetzte Richtung, auf welche beſonders die Marquiſe von Pompadour einwirkte. Dabei geſchah es nicht ſelten, z. B. in dem über die Aufhebung der Jeſuiten geführten, höchſt merkwürdigen Staatsbriefwechſel, daß der Miniſter die Schreiben auswärtiger Geſchäftsführer, wenn ſie nicht im Sinne des Staatsraths und der Frau von Pompadour abgefaßt waren, umarbeiten ließ, und nach ſeiner Abſicht beantwortete, ſo daß jene glaubten, ſich undeutlich ausgedrückt zu haben, oder nicht recht verſtanden zu ſein. Endlich miſchten ſich auch noch die Ränke der Höflinge und der Buhlweiber des Königs in die Diplomatik; eine Folge derſelben war im J. 1770 die Verbannung eines durch Geiſt, Charakter und Geſchäftsführung ausgezeichneten und perſönlich uneigennützigen, obgleich verſchwenderiſchen Staatsminiſters, des Herzogs von Choiſeul. Dieſer allein wußte

den Verlegenheiten auszuweichen, in welche das Unglück der franzöſiſchen Waffen den Staat verwickelte. Sein Syſtem war, im Bunde mit Oeſterreich und Spanien, Englands Uebermacht herabzuziehen, in Polen aber und bei der Pforte Rußlands Fortſchritte aufzuhalten. Unter günſtigern Verhältniſſen würde er der größte Staatsmann ſeiner Zeit geweſen ſein. Nach ſeinem Abgange wurden die Schwäche und Unſicherheit, ſo wie der Leichtſinn des franz. Cabinets, immer ſichtbarer. Daher konnte Polens Theilung erfolgen. Der Graf von Maurepas gab lieber den Ereigniſſen nach, als daß er ſie zu lenken verſucht hätte. Der ernſtere, Würde und Feinheit überall in der Form berückſichtigende Graf von Vergennes aber ſetzte bei aller Arbeitſamkeit, die er beſaß, ſeine Politik vorzüglich in das Hinhalten, und verſchanzte ſich hinter diplomatiſchen Formen. Dazu nöthigte ihn Frankreichs innere und äußere Lage. Sein größter Fehler war der Beſchluß, die Freiwerdung der Nordamerikaner gegen England zu unterſtützen. Dies führte unmittelbar die Revolution herbei. Unter den durch muſterhafte Staatsſchriften ausgezeichneten franzöſiſchen Diplomatikern aus der letzten Zeit müſſen vorzüglich Praslin, Nivernois, Chavigny, Havrincourt, Vauguyon, Breteuil, Choiſeul-Gouffier und Rayneval genannt werden. — Durch die Revolution, welche die alte Hofpolitik in Nichts auflöſ'te, erlitt auch die franz. Staatskunſt eine gänzliche Umſchaffung. Alle bisher erſchlafften Springfedern derſelben, Genie und Kraft, Kühnheit und Argliſt, wurden aufs neue aufgeſpannt. In ihrem leidenſchaftlich heftigen Zuſammenwirken erhielten ſie, vom Drange der wildeſten Umſtände getrieben, von dem ſcharfen Blicke kalter Berechnung gelenkt, und von dem gewaltigſten Waffenſturme beflügelt, eine diplomatiſche Furchtbarkeit, die oft die Kraft des Schwerts noch überbot. Doch änderte die revolutionäre Staatskunſt ihre Formen nach dem Charakter der verſchiedenen Epochen der Revolution. Die Mehrheit der erſten, oder der conſtituirenden Nationalverſammlung, wollte das Beſte mit reiner Abſicht; allein ohne Erfahrung und ungeſtüm unternahm ſie ein Werk, dem ſie nicht gewachſen war. Durch die Errichtung eines diplomatiſchen Ausſchuſſes drängte ſie ſich in die Geheimniſſe des Cabinets eines unentſchloſſenen Königs ein, deſſen in den Augen der Nation verächtliche Schwäche ſchon die Unruhen in Holland im J. 1788 verrathen hatten. Zwei Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, Montmorin und Deleſſart, wurden die Opfer des Volkshaſſes. Hierauf erhielt Dumouriez die Leitung der Staatshändel im J. 1792, und mit ihm beginnt die neue, ſchwertumgürtete Form der revolutionären Diplomatik. Er führte in den Verhandlungen eine der Würde der Regierungen und der bis dahin beobachteten Schicklichkeit entgegengeſetzte Sprache ein, wodurch zuerſt mit Sardinien ein Bruch erfolgte. Als man hierauf die für die geheimen Ausgaben ſeiner Verwaltung beſtimmte Summe von anderthalb Mill. bis auf fünftehalb Mill. Livres erhöht hatte, ſuchte er durch beſondere Verträge mit deutſchen Fürſten die Neutralität des Reichs zu gewinnen, das von der Nationalverſammlung durch Verletzung der beſtehenden Verträge beleidigt worden war. Darauf foderte er Oeſterreich zum Kriege heraus. Die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten wurde den Händen des Königs entwunden, und ſtand ganz unter dem Einfluſſe des Nationalſtolzes, welchen die Erklärung des preußiſchen Heerführers, des Herzogs von Braunſchweig, vom 25. Juli 1792, zur wildeſten Erbitterung aufgereizt hatte. Endlich riß der Sturz der franz. Monarchie das ganze Staatsgebäude von Europa aus ſeinen Fugen, und der Friede zu Baſel 1795 war der erſte Triumph der re-

volutionären Politik der Volksherrſchaft über die Cabinetspolitik der Coalition. Als aber jene, durch Englands Handels- und Colonialſtaatskunſt überwältigt, zu neuen Eroberungen auf dem feſten Lande hingetrieben wurde, entwickelte ſich auch aus ihr das franzöſiſche Continentalſyſtem. Das Directorium ſuchte daſſelbe durch Republikaniſiren, mit größerem Erfolge ſuchte es Napoleon durch Einverleibungen und Bundesfeſſeln zu gründen und zu erweitern. Beide entſagten ohne Scheu jeder Rückſicht auf Völkerrecht und Treue. Durch Lockungen von Gebietsvermehrung und mit liberalen Ideen täuſchend, oder mit Vernichtung drohend, zogen ſie bald die Fürſten von den Völkern ab, bald dieſe von jenen. Endlich unterlagen die Fürſten und die Völker. Zu bekannt ſind die Ergebniſſe dieſer Politik der Argliſt auf der einen, und des Irthums auf der andern Seite. So herrſchte einſt Rom über die Städte Griechenlands und die Könige in Aſien! Aber Napoleons ungezügelter Wille zerſtörte ſelbſt mit eiſerner Fauſt das Werk der Revolution, den erblichen Kaiſerthron. Vergebens warnte der kluge Talleyrand, vergebens der umſichtige Fouché! Pitt hatte die Hoffnung der Cabinette, Spanien die Hoffnung der Völker aufrecht erhalten. Als nun der Brand von Moskau über Europa aufflammte, und der Muth der Völker des nördlichen Deutſchlands ſich mit Begeiſterung erhob: da brachen zuſammen alle Federn der militäriſchen Diplomatik. Aber nach dem Siege der Völker kehrten die Höfe zu der gewohnten Staatskunſt zurück. Talleyrands Grundſatz der Legitimität richtete den Thron der Bourbons, und mit ihm die altfranzöſiſche Diplomatik wieder auf. Dieſe entwand den Nationen das Recht, die Conſtitution ſich und dem Könige zu geben; ſeitdem arbeitete eine geheime Partei eben ſo erbittert als ſtaatsklug auf die Wiederherſtellung des vorigen Zuſtandes hin. Dagegen vernahm man bis vor Kurzem noch in beiden Kammern die kühne Sprache liberaler Ideen, und Ludwigs XVIII. heller Verſtand ergriff, auf den Rath von Decazes, eine Zeitlang mit feſter Hand den Anker der Verfaſſungsurkunde, um ſich auf dem wankenden Throne im Gedränge der Parteien zu erhalten. Jetzt konnte man die franzöſiſche Staatskunſt in Hinſicht auf das Innere die conſtitutionelle, in Hinſicht auf die äußern Verhältniſſe aber die durch den Vertrag von Chaumont gebundene nennen. Als aber der Congreß zu Aachen 1818 das franz. Cabinet mit den übrigen vier Hauptmächten zu Einem Syſtem, dem chriſtlich-völkerrechtlichen, wenigſtens dem Buchſtaben nach, vereinigt hatte, und die Ruhe im Innern befeſtigt ſchien, da ſtrebte die Regierung nach größerer Unabhängigkeit von den Kammern, und errang endlich den Sieg durch die Vernichtung der bisherigen Wahlform. Seitdem ſchloß ſie ſich auch in der auswärtigen Politik, zu Laibach und Verona, mehr an das Syſtem der drei großen Mächte des Feſtlandes an, als an die Grundſätze, welche das engliſche Miniſterium befolgt. Ueber die Geſchichte der franz. Diplomatik bis 1772 ſ. Flassan, Hist. générale et raisonnée de la Diplomatie française. 2. Ed. Paris 1811. 7 Vol. 8. Vgl. die Art. Frankreich ſeit 1814, Ludwig XVIII., und die Art. Frankreichs Staatsgeſchichte ſeit 1819 bis 1823, und Frankreich vor und ſeit der Revolution, in der N. Folge des C. Ler. K.

Franzweine, im Allgemeinen alle uns aus Frankreich zugeführten Weine. Man kann ſie in folgende neun Sorten eintheilen: Burgunder, Champagner, Languedoc und Vienneweine, Guyenne- oder Bordeaurer-Weine, Cahors und Montaubaniſches Gewächs, Charentegewächs, die Weine von Orleans und Anjou, die Provencer und endlich

die Bayonner-Weine. Insbeſondere verſtehen wir gewöhnlich unter der Benennung Franzwein denjenigen ordinären, dunkelgelben Wein, welcher hauptſächlich im ſüdweſtlichen Frankreich, und ſelbſt noch im nordöſtlichen Spanien wächſt, und im Norden von Europa als täglicher Tiſchwein ſehr häufig getrunken wird.

Frauen. Die Frauen (der edlere Sprachgebrauch bezeichnet jetzt damit das ganze Geſchlecht) ſind die Repräſentanten der Liebe, wie die Männer des Rechts im allgemeinſten Sinne. Liebe ſpiegelt ſich in Form und Weſen der Frauen, und Entweihung der Liebe iſt ihre, wie Verletzung des Rechts der Männer Schande. Wie Frauen lieben und ſich dem Manne hingeben, das beſtimmt den Werth und das Wohl der Einzelnen, wie des ganzen Standes, in der Familie und im Volke, und hat dies beſtimmt vom Anbeginn des Menſchengeſchlechts. Das öffentliche und häusliche Verhältniß des Frauenſtandes gab von je, und giebt noch den richtigſten Maßſtab ächter Bildung im Staate, in der Familie, in einzelnen Menſchen. Dennoch hat das ſchöne Geſchlecht das Loos erfahren, bald übermäßig geprieſen, bald mit dem größten Unverſtande herabgewürdigt zu werden. Man hat in weitläufigen Werken die Frage unterſucht, ob ſie wirklich zum Menſchengeſchlechte gehören; man hat ſie bald Engel, bald Teufel genannt. Die letzte Benennung haben ſich ſogar diejenigen erlaubt, welche ſie ſonſt wohl vergöttert haben, z. B. Boccaccio in ſeinem Triumph der Frauen. Dieſe Widerſprüche laſſen ſich vielleicht erklären, wenn man bedenkt, daß die Schönſten unter ihnen wohl manche Leiden über ihre Verehrer verhängen. Zuvörderſt müſſen wir geſtehen, daß im Weſen der Frauen eine Haupttugend gegründet iſt, nämlich, daß Alles ſchicklich, Alles anſtändig und ſchön ſei. Nicht ohne Urſache ſprechen wir von einem ſchönen Geſchlecht; denn die Kraft des Mannes wird durch die weibliche Anmuth gemildert, und alle Schönheit geht erſt aus der ruhigen Verbindung dieſer entgegengeſetzten Naturen hervor. (S. d. Art. Liebe). Es iſt allerdings ehrwürdig, wenn die Frauen ihrer erſten Beſtimmung eingedenk ſind, wenn ſie ſich zu Gattinnen, Müttern und Hausfrauen bilden; doch macht man auch mit Recht die Foderung, daß ſie, frei von bloßen ökonomiſchen Zwecken, ſich zu einer freiern Anſchauung des Lebens, zum innern Leben ſelbſt erheben ſollen. Man findet aber freilich oft Verbildung und Ueberbildung, beſonders im Gebiete der Kunſt und Wiſſenſchaft, wo die Frauen, ihrer Natur gemäß, mehr die nahen, als die fernen Güter ergreifen ſollen. Es iſt zwar wahr, daß wir viele gebildete Schriftſtellerinnen unter den Frauen beſitzen; allein es iſt eben ſo wahr, daß ſie nicht gerade in ſtrengwiſſenſchaftlichen Gattungen zu Schriftſtellerinnen berufen ſind. Es ſei ihre Pflicht, den Schatz der Gefühle, dieſes heilige Feuer, welches ihnen die Natur geſchenkt hat, nur in Farben, Tönen, in der Poeſie und Muſik, oder im Umgange zu erhalten und zu vermehren. So werden ſie gewiß auch vortheilhaft auf die männliche Welt wirken. — Man hat dieſer ſchönen und verſchönernden Natur der Frauen nicht immer Gerechtigkeit widerfahren laſſen. Sie ſtanden in der alten Welt auf einer weit niedrigern Stufe der Achtung, als in der neuern, und es wird nicht unintereſſant ſein, den Urſachen davon ein wenig nachzuforſchen. Die weibliche Natur iſt ſich gewiß immer gleich geblieben; aber in der Erziehung ſowohl, als in der Staatsverfaſſung der alten Welt lagen die Veranlaſſungen, welche den Reiz und die Macht jener weiblichen Natur weniger hervortreten ließen. Wir finden zwar bei den Griechen, um von dieſen zuerſt zu reden, ſchöne Beiſpiele der Bruder- und Schweſterliebe, auch der Gat-

tenliebe; aber nichts iſt bei ihnen von jener geiſtigen romantiſchen Anſicht des Weibes zu finden, wie ſie im Mittelalter herrſchte, auch nicht einmal etwas von dem Geiſte der Galanterie, welcher die neuern Zeiten bezeichnet. Als freundliche Verſchönerin und Bildnerin des Lebens, als anmuthige Geſellſchafterin des Mannes, als witzige Schwätzerin in gebildeten Kreiſen galt die Frau wenig oder nichts. Dies wußten die Männer an den Frauen nicht zu ſchätzen, oder ſie wollten es nicht bei ihnen; es war vielmehr das Geſchäft junger Sclavinnen, oder öffentlicher Buhlerinnen. Homer ſtellt ſeine Frauen einfältig, edel und würdig dar, Sophokles hat einige heroiſche Geſtalten aufgeführt, und im Euripides finden wir einige Muſter weiblicher Unſchuld und edelmüthiger Ergebung, aber nirgends jene Anbetung weiblicher Schönheit, höchſtens Verehrung der Geſtalt, und die Liebe wird vielmehr bei ihnen als die verderblichſte Leidenſchaft dargeſtellt. Man darf deswegen nicht behaupten, daß die Weiber bei den älteſten Griechen roh behandelt worden wären; ſie wurden vielmehr blos als Hausfrauen geehrt, und als ſolche müſſen ſie eigentlich betrachtet werden. Sie lebten im Kreiſe ihrer Sclavinnen, und arbeiteten ſelbſt mit ihnen im obern Geſchoſſe des Hauſes, welches ſie nur ſelten verließen, um ſich unter die Männer zu miſchen. Auch waren ſie von allen öffentlichen Geſchäften ausgeſchloſſen, und ſie hatten nur dieſes Verhältniß zum Staate, daß ſie ihm Kinder gebaren und die Töchter für den engern Kreis ihrer Pflichten erzogen. Dabei war es dem Manne erlaubt, auch außer dem Umgang mit der Gattin die rohen Foderungen der Sinnlichkeit mit Sclavinnen zu befriedigen. Auch in den ſpätern Zeiten Griechenlands war es nicht anders, und nur die Spartanerinnen wurden ehrenvoll ausgezeichnet, wiewohl auch da ſpäterhin eine große Zügelloſigkeit einriß. Die Lage der atheniſchen Frauen war noch beſchränkter; im entlegenſten Theile des Hauſes (Gynaikeion, Gynaikonitis) brachten ſie mit weiblichen Arbeiten unter Sclavinnen ihre Zeit zu, und ſie durften im Theater gar nicht, oder nur bei tragiſchen Vorſtellungen erſcheinen. Man findet zwar Proceſſionen der Frauen und Jungfrauen, ſie nahmen allerdings an religiöſen Feſten Antheil; aber ihre Augen mußten ſich Manches dabei gefallen laſſen. Dieſen Mangel gebildeter und erfreuender Weiblichkeit erſetzten die Hetären, das heißt, öffentliche Buhlerinnen, welche beſonders die anmuthigen Talente in ſich ausgebildet hatten. So ging der Ruhm der Aſpaſia, welche durch den Perikles ganz Athen beherrſchte, und zu deren Schüler ſich ſelbſt Sokrates bekannte, von jener frühern Bildung aus, und Lais, Phryne und andere Hetären erhielten durch ihre Reize manchen Sieg über ausgezeichnete Männer, wenn auch nicht über die öffentliche Meinung. Die Römerinnen ſpielten allerdings eine bedeutendere Rolle. Sie waren bei den Schauſpielen und Gaſtmahlen gegenwärtig, und überhaupt weit mehr in der Geſellſchaft. Dennoch lebten ſie ſehr eingezogen, bis ſich mit den Eroberungen Roms auch der Luxus der römiſchen Frauen vergrößerte. Indeſſen finden wir bei keinem Volke ſo viele Muſter ächter weiblicher Größe. Und wem ſind nicht die Jungfrauen der Veſta bekannt? Doch ſtanden auch die römiſchen Matronen unter der oft ſtrengen Gewalt des Mannes; ſie hatten kein Eigenthum, und bei den Heirathen wurden die Väter allein befragt. Ueberdies waren ihnen manche erlaubte Genüſſe, z. B. der des Weins, gänzlich verſagt. Nach der Sittengeſchichte der Völker ging mit dem Licht des Chriſtianismus auch den Frauen, die bis dahin nur Sclavinnen und Dienerinnen der Männer, Hetären oder verſchleierte Matronen geweſen waren, ein ſchöner Morgen auf. Das Chriſtenthum

war es, welches der neuern Welt eine andere Geſtalt gab. Von Gleichheit der Rechte zwiſchen beiden Geſchlechtern, von freier Aeußerung weiblicher Reize und Kräfte war bei den Alten keine Idee, und ſo wie ſelbſt bei den veredelten Nationen, den Griechen und Römern, das Vaterland der Mittelpunkt der Tugend war, ſo in der Familie der Hausvater. Mit dem Chriſtianismus begann die Religion der Liebe und zugleich des über den Patriotismus triumphirenden Rechts. Man erkannte Menſchenrechte an, man fühlte Weltbürgerſinn. Auch die Frauen bekamen nun ihre Rechte wieder, und es ging mit dem Geiſte dieſer Religion, welche die Sinnlichkeit im Menſchen ertödtet und ſich ſtets auf das Unendliche bezieht, eine höhere geiſtige Würdigung auf die Frauen über. Ja man darf behaupten, irdiſche Seligkeit finden die Frauen nur in chriſtlichen Staaten, in ehrbaren Familien, an dem Herzen des ſittlichen Mannes. Es wirkten aber noch andere Umſtände, um den im Chriſtenthume ſchlummernden Keim geiſtiger Liebe und veredelter Anſchauung der Frauen zur Reiſe zu bringen. Zuerſt waren es die Germanen, welche den Ton zur Anerkennung der weiblichen Würde angaben; denn Keuſchheit, Enthaltſamkeit und eheliche Treue, verbunden mit einer gerechten Würdigung der Frauen, gaben unſern Vorfahren ſchon in Tacitus Augen eine Würde, die dieſer mit Hochachtung erkennt. Dieſer Charakter der alten Deutſchen fand nun im Geiſte des damaligen Chriſtenthums eine mächtige Stütze, wo die Gemüther ſich gern zu einer wunderbaren Schwärmerei begeiſtern ließen. Dann kam das Ritterthum im Mittelalter, und trieb dieſe geiſtige Anſicht der Frauen, welche oft in eine reizende Gaukelei ausartete, auf das höchſte. Wir könnten dieſe Zeit die Blüthenzeit der Frauen nennen. Wie der ſtärkere Knabe das mit ihm aufwachſende ſchwächere Mädchen behandelt, ſo hatten ehemals die Völker es mit ihren Frauen gehalten; wie der Jüngling ſeine Geliebte vergöttert und ihrem leiſeſten Wunſche das ſchwerſte Opfer bringt, ſo hielt es der Rittergeiſt mit dem Frauenſtande. Nicht allein Ritter, ſondern auch Sänger huldigten der weiblichen Schönheit, Himmel und Erde gingen gleichſam in ewige Liebe zuſammen, und die Frauen wurden, wozu die Natur ſie eigentlich beſtimmt hat, Halterinnen und Lenkerinnen des trotzigen Männergeſchlechts. Schon früh wählten ſich edle Jünglinge eine Gebieterin ihres Herzens, und verharrten lange in dieſer lieblichen Dienſtbarkeit. In dieſen ächten Ritterzeiten blühten auch die Cours d'amour, Minnegerichte, wo verwickelte Streitfragen aus dem Buche der Liebe zart und ſinnreich entſchieden wurden. Auch die Poeſie der Provenzalen, welche ſich in Italien, Spanien, im ſüdlichen Deutſchland, und durch die Normannen in England verbreitete, trug das Ihrige dazu bei, dieſe religiöſe Verehrung der Frauen anzupreiſen. Faſt zugleich mit der Erlöſchung dieſes ritterlichen Geiſtes im 14. Jahrh. war das Licht der Wiſſenſchaften erſchienen. Beſonders machte die Platoniſche Philoſophie ein ausgezeichnetes Glück; ſie gab, wiewohl nicht ſo phantaſtiſch, als das Ritterthum, der Liebe und Schönheit eine tiefere Bedeutung. Beſonders Dante und Petrarca müſſen hier genannt werden. Beatrice und Laura wurden von ihren unvergänglichen Geſängen zum Himmel getragen. Auch Abälard und Heloiſe fühlten gleiche Liebe. Indeſſen verflog der Rauſch; die Völker wurden älter und kälter, grübelten und meiſterten an Kirche und Staat; ihre Frauen wurden putznärriſch und ceremoniös, die Sitten ſteif und altfränkiſch: da brach die Geiſtesbildung über Frankreich herein und die Nationen ſchieden ſich merklich im Gange ihres geſelligen Fortſchreitens. An die Stelle jenes ritterlichen Geiſtes war in Frank-

reich die Galanterie getreten. Man wollte gern den Schein der Chevalerie behaupten; aber der Sittlichkeit und Wahrheit war er gewiß nicht ſo vortheilhaft, als der äußern Erſcheinung. Es bildeten ſich beſtimmte Regeln für das Schickliche; man lernte ſogar nach dem Anſtande lieben, geiſtreiche Frauen hatten den Vorſitz in literariſchen Cirkeln, und das ganze Leben wurde auf die Spitze der Verfeinerung getrieben. Dieſer Geiſt der Galanterie, welche ſehr bald in Coquetterie ausartete, ging auch in andere Länder über, und ſelbſt in Deutſchland unter den höhern Ständen ſpukte hier und da dieſer frivole Geiſt, welcher das Heiligſte entweiht und mit den ſchönſten Gefühlen ein gemüthloſes Spiel treibt. Die Namen einer Ninon de l'Enclos, einer Sevigné, Maintenon, und ſpäterhin einer du Deffand, einer Geoffrin, l'Eſpinaſſe ſind allen bekannt, die in der Geſchichte der eleganten Literatur Frankreichs nur ein wenig bewandert ſind. Von ihren Cirkeln ging ein beſſerer und zugleich freierer Ton nicht allein auf die ſchönen Geiſter, ſondern auch auf andere Claſſen aus, wenn man auch zugeben muß, daß man mit dem Geiſte oft mehr coquettirte, und daß mehr eine gebildete Oberfläche vorwaltete. So viel iſt gewiß, daß die Frauen, auch bis auf die neuern Zeiten, den Ton angaben; daß die Herrſchaft des ſchönen Geſchlechts ſogar auf die Literatur der Franzoſen keinen unbedeutenden Einfluß hatte. Endlich wurde es aber in Frankreich ſo hell, daß ſelbſt die Feigenblätter durchſichtig wurden, und die Hyperillumination verpflanzte ſich hie und da in die Reſidenzen und Handelsſtädte Deutſchlands, bis die Revolution und die ihr anhängenden Kriege alle Vauxhalls der Höfe und der Hanſe in Verwirrung brachte.—Die franzöſiſche Galanterie iſt zum Glück nicht bis zum Mittelpunkt anderer Völker durchgedrungen. Wir wollen auch hier, wie bei den Alten, nur die vorzüglichſten Nationen berühren. Denn ſo wenig anziehend es iſt, von der deſpotiſchen Behandlung orientaliſcher Frauen, von ihrer geiſtigen und phyſiſchen Beſchränkung, von dem Sclavendienſte der Liebe zu ſprechen; eben ſo unerfreulich würde es ſein, bei allen mindergebildeten Nationen des neuern Europa's zu verweilen. Bekanntlich verbinden die Engländerinnen mit den übrigen Reizen der weiblichen, wiewohl etwas ſtrengen Liebenswürdigkeit, die Tugend der Häuslichkeit; ſie ſind vollkommen gute Mütter und Gattinnen, und ſie kommen in der Wirklichkeit dem Ideale edler Hausfrauen wohl am nächſten. Daher kommt es auch, daß uns ihre Dichter und Romanſchreiber herrliche Muſter weiblicher Strenge und Sittlichkeit aufgeſtellt haben. In England gedeiht der, doch bisweilen etwas langweilige, Himmel der Weiber. Die deutſchen Frauen haben mit ihnen viele Familienähnlichkeit, nur daß ſie auch mehr in das äußere Leben eingehen, und ſo in einem wohlthätigen Wechſelverhältniß auf die männliche Welt wirken können. In Deutſchland begann mit dem Morgen der ſchönen Literatur ein heiterer Tag der Frauen; denn nur Dichter vollenden die Bildung der Frauen, weil ſie durch das Gefühl auf den Verſtand wirken, und weil die Frauen der claſſiſchen Studien entbehren. Die italieniſchen Frauen glänzen durch Reiz und bewegliche Anmuth; aber da die Bildung der Italiener überhaupt mehr von der Phantaſie ausgeht, und auch das Clima verführeriſcher auf die Sinnlichkeit wirkt, ſo werden wir hier wohl nicht den Triumph der Sittlichkeit zu ſuchen haben. Die gebildeten Polinnen des Adels und des dort nicht ſehr zahlreichen Mittelſtandes ſcheinen ſich in der Form mehr den Franzöſinnen zu nähern; doch findet man in ihrem Innern mehr Treue und Wahrheit, dabei eine tiefere Leidenſchaftlichkeit, eine ſchönere Glut der Empfindung. hh, A.

Fraueneis und Frauenglas gehören zum ſpathigen Gyps, einem auf der Erde ſehr verbreiteten Foſſil, deſſen herrſchende Farbe die weiße iſt, übrigens mit faſt allen Hauptfarben vorkommt. Die Hauptbeſtandtheile ſind Kalk und Schwefelſäure. Beide Arten laſſen ſich in zarte durchſichtige und glänzende Blättchen ſpalten. Frauenglas dient im weſtlichen Rußland häufig zu Fenſterſcheiben. Fraueneis verliert durch Feuer ſeine Durchſichtigkeit. Geſchmolzen mit einem angemeſſenen Thone vermiſcht, fließt es am Ende zu einer feſten milchfarbigen Maſſe, die zu Vaſen, Lampen u. ſ. w. verarbeitet wird.

Frauenlob (Heinrich), der angenommene Name eines Meiſterſängers aus dem 14. Jahrh., deſſen wahren Namen wir nicht kennen, und von deſſen Lebensumſtänden wir weiter nichts wiſſen, als daß er zu Mainz ſeine Kunſt geübt hat, und daſelbſt 1317 geſtorben iſt. Nach Einiger Meinung ſoll er Doctor der Theologie, nach Andern Domherr zu Mainz geweſen ſein. In ſeinen Geſängen pries er vornehmlich die Tugenden des ſchönen Geſchlechts. Daher wurde er von den Weibern ſo hoch geſchätzt, daß, wie man ſagt, Weiber ihn mit eigenen Händen zu Grabe trugen, ſein Grab mit Thränen benetzten, und ſo viel Wein über daſſelbe goſſen, daß die Kirche überfloß. Gedichte von ihm finden ſich in der Maneſſe'ſchen Sammlung, in einem Codex zu Colmar und in einem zu Heidelberg.

Frauenſommer, oder fliegenden Sommer, nennen wir die Fäden, welche im Herbſt die Luft häufig durchziehen. Sie rühren von der fliegenden Sommerſpinne her, welche die Größe eines Nadelkopfs, auf dem länglichen Vorderkopfe acht graue, in einem Kreiſe liegende Augen, ein eirundes Hintertheil und einen glänzenden, ſchwarzbraunen, mit einzelnen Haaren beſetzten Körper hat. Zu Anfange des Auguſt erſcheint ſie zuerſt in Wäldern, Gärten und Wieſen, wo die Eier ungeſtört ausgebrütet werden können, und dann auf den Feldern, die ſie mit ihrem Geſpinnſt überzieht, um Inſecten zu fangen. Der Wind zwirnt die feinen Fäden zuſammen und führt ſie durch die Luft.

Frauenvereine. Die Geſchichte des ſittlichen Lebens der Menſchheit füllt wenig Blätter; aber dieſe gebühren vor allen den Frauen. Der Heerd des häuslichen Glücks iſt der Hort des Vaterlandes. Sein heiliges Feuer bewahren die Herzen der Jungfrauen und Frauen. In jeder Zeit, die das Völkerleben erſchütterte, trat der Heldenkraft der Männer voran die Begeiſterung der Liebe, und der Muth der Frauen. So unter den alten Völkern, in den Zeiten der Erniedrigung des weiblichen Geſchlechts, als man die Frauen gleich Leibeigenen ſchätzte. Was Griechinnen und Römerinnen thaten, was die hiſpaniſchen, was die carthagiſchen Frauen, was unter den rohen Völkern die Heldinnen der Scythen, der Teutonen, der Britten, der Normannen leiſteten: das hat offenbart die Allgewalt jener aufopfernden Liebe, die von jeher das weibliche Gemüth zu ihrem Heiligthum erkor. Als hierauf das Chriſtenthum die Feſſeln des Weibes zerbrochen hatte, da erhob ſich dieſes Geſchlecht mit eigenthümlicher Kraft auf die Höhen des ſittlichen Lebens. Das fromme Werk chriſtlicher Liebe ward ihr Beruf. Es quoll aus ihrem reinen, Gott geweihten Herzen, und reifte durch den Heldenmuth der Geduld zur unſterblichen That. So ſtanden hoch im Mittelalter die Frauen. Ihnen huldigte das Ritterthum. Und wo ſie nur ihren heiligen Beruf, die Wiederherſtellung der Nationalſitte durch häusliche Tugend, erkannten und übten, da lebte auch die Nationalehre wieder auf. So wirkte auch in unſerer Zeit bei den Völkern, zu denen das Fremde am we-

nigſten eindrang, und von denen es am muthigſten ausgeſtoßen wurde, das Meiſte im Verborgenen der vaterländiſche Sinn der Frauen. Dies geſchah in Spanien, in Rußland und in Deutſchland. Und damit er ſchneller und zweckmäßiger wirkte, ſchloſſen ſie unter ſich Vereine. Der wiener Frauenverein war einer der erſten. An ſeiner Spitze ſtand die 1816 verſtorbene Caroline, Fürſtin Lobkowitz, geborene Fürſtin von Schwarzenberg. Er iſt ſeit 8 Jahren ununterbrochen thätig. Als hierauf das preußiſche Volk in dem heiligen Kampfe gegen Unterdrückung ſeinen Nationalſinn kund that, gingen auch die preußiſchen Jungfrauen, Gattinnen und Mütter, alle Eines Sinnes, den übrigen deutſchen Frauen voran in Heldenmuth, Edelſinn, Treue und Aufopferung. Es war, als ob in ihrem Herzen wieder auflebte und von neuem wirkte das Vorbild der verewigten Königin Luiſe! Eine königliche Prinzeſſin lieferte zuerſt zur Beſtreitung der Kriegslaſten ihren ganzen Schmuck an die Schatzkammer ab; und alle Frauen brachten dar, was ihnen lieb war. Sie legten ihre Trauringe nieder auf dem Altar des Vaterlandes, und erhielten dafür von der Regierung eiſerne Ringe, mit der Aufſchrift: ich vertauſche Gold gegen Eiſen. Jungfrauen, die kein erſpartes Geld opfern konnten, verkauften ihr ſchönes Haar als Steuer für das allgemeine Wohl. Erlaubte eine Frau ſich einen Schmuck, ſo war er aus Eiſen. Die Männer fochten, die Frauen pflegten die Verwundeten; die Jungfrauen boten den Erlös ihres Fleißes zur Beihülfe dar. Um Ordnung in das Werk der Barmherzigkeit zu bringen, bildete man Vereine, die, auf verſchiedene wohlthätige Zwecke ausgedehnt, noch fortdauern, und in ganz Deutſchland mit edlem Eifer nachgeahmt wurden. Zuerſt entſtand der Mädchenverein, ſeit dem 20. April 1813, unter der Leitung der edlen Prinzeſſin Wilhelm von Preußen, einer gebornen Prinzeſſin von Heſſen-Homburg; hierauf der weibliche Wohlthätigkeitsverein, den 13. Juli 1814, und im J. 1815 der patriotiſche Frauenverein, unter dem Vorſitze der Prinzeſſin Mariane von Preußen, vorzüglich beſtimmt zur dauernden Verpflegung Hülfloſer, die ſeit 1813 mitgekämpft hatten. Aehnliche bildeten ſich in allen größern Städten der Monarchie. Daſſelbe geſchah in andern Ländern. Schon im Nov. 1813 erließen fünf wackere Jungfrauen in Leipzig einen Aufruf an deutſche Mädchen zu einem Verein zur Unterſtützung der für die gerechte Sache Kämpfenden und Leidenden. Für die durch die Kriegsnoth verwaiſ'ten Kinder im Königreich Sachſen ſorgte der Mutterſinn und die Großmuth der Frauen ſo thätig, daß nach der erſten Bekanntmachung des Hülfsausſchuſſes in Dresden, 1814, an tauſend Waiſen dadurch gerettet wurden. Zugleich vereinigten ſich für jeden Winter, zur Errichtung und Fortſetzung einer Rumfordiſchen Suppenanſtalt durch milde Beiträge, unter dem Vorſtande zweier edlen Frauen, der Frau von Schönberg, geb. Gräfin von Stolberg-Wernigerode, und der Frau von Ferber, mehrere gebildete Frauen in Dresden, welche jene Beiträge ſammelten und die Anſtalt perſönlich beſorgten. Aehnliche Vereine entſtanden im J. 1814 in Hamburg, um für die dringendſten Bedürfniſſe der zurückkehrenden arbeitenden Claſſe zu ſorgen. In Düſſeldorf bildete ſich im Sept. 1814 eine Geſellſchaft deutſcher Männer und Frauen, um den aus dem Vaterlandskriege zurückkehrenden Verſtümmelten oder dienſtunfähigen Kriegern ruhige und heitere Zufluchtsörter zu bereiten. Mit gleichem Gemeingeiſte waren, von der erſten Zeit des Kampfes an, für die verwundeten Krieger mildthätig wirkſam die Einwohner der Stadt Altenburg. Schnell verbreiteten ſich ſeitdem über alle Länder deutſcher

Junge wohlthätige, von edlen Frauen geſtiftete, Frauenverbindungen, die jetzt noch planmäßig fortwirken. Es iſt hier nicht der Ort, ſie einzeln aufzuführen. Nur einige müſſen genannt werden. In Baiern giebt es acht Hauptvereine der Frauen, zu Augsburg, Kempten und a. a. O. In Würtemberg blüht der Canſtatter Verein unter ſeiner Vorſteherin, der Herzogin Wilhelm. Die Frauenvereine in Weimar, Eiſenach, Jena, Ilmenau, Ulrichshalben, Schwerſtedt, Magdala und Stadt Sulza, deren Wirkſamkeit insbeſondere noch auf die Ausbildung der verlaſſenen weiblichen Jugend gerichtet iſt, hatten bereits im J. 1817 436 Kinder in Unterrichtsanſtalten zu nützlicher Thätigkeit erzogen. Aehnliche Vereine giebt es in Heſſen, zu Bremen, zu Braunſchweig, Hannover, Lüneburg, Celle, und faſt in allen hannöveriſchen Städten. Den 28. Oct. 1815 bildete ſich ein ſolcher Verein in Copenhagen. Die Geſellſchaft, deren Schutzfrau die Königin von Dänemark iſt, hat eine Schule zur Bildung tauglicher Dienſtboten eingerichtet. Zu Ofen und Peſth hatte im April 1817 die verſtorbene Fürſtin Hermine, Gemahlin des Erzherzogs Palatin, einen Wohlthätigkeits-Frauenverein geſtiftet, und war als Schutzfrau an die Spitze deſſelben getreten. So erkennt man überall auch in dem weiblichen Sinne die Spur des edlern Zeitgeiſtes. Das Geſchlecht, welches einſt das Mittelalter in ſtillen Kloſtermauern, auf einſamen Ritterburgen, und im engen Hauſe des fleißigen Bürgers durch Zucht und Frömmigkeit zu milder Geſinnung erzog, das fühlt ſich in unſerm Zeitalter von demſelben Chriſtusſinne zu der edelſten Nächſtenliebe berufen. Aus dem Kreiſe des häuslichen Friedens trit, erleuchtet und aufgeklärt, die himmliſche Caritas an der Hand der Frauen in das hartbedrängte öffentliche Leben ein, um den ſich verwirrenden, unſtäten Geiſt des Mannes dahin zurückzulenken, wo allein das Herz Freude und Beruhigung findet, zu dem ſtillen Berufe frommer Menſchlichkeit.

Fredegonde, Gemahlin des fränkiſchen Königs Chilperich zu Soiſſons, übel berüchtigt in der Geſchichte wegen ihrer Ausſchweifungen und Grauſamkeiten, und weil ſie, ſo wie ihre Zeitgenoſſin und Schwägerin Brunehild, großen Antheil an den Streitigkeiten hatte, welche die Söhne Chlotars, die von 561 an das fränkiſche Reich getheilt beſaßen, mit einander führten. Das J. 543 wird als das Geburtsjahr der Fredegonde angegeben; der Stand ihrer Aeltern iſt unbekannt. Sie war Hoffräulein bei den beiden erſten Gemahlinnen des Königs Chilperich, den ihre Schönheit bezauberte. Um ſich ſelbſt auf den Thron zu erheben, entfernte Fredegonde die erſte ihrer Gebieterinnen durch Liſt, die zweite durch Meuchelmord. Dieſe Unthat veranlaßte einen Krieg zwiſchen den beiden Brüdern Chilperich und Siegbert; denn Brunehild, Gemahlin Siegberts und Schweſter der Ermordeten, reizte ihren Gatten zur Rache. Chilperich wurde von ſeinem Bruder geſchlagen, in Tournai belagert, und ſchien ganz verloren zu ſein, als Fredegonde, die nun ſeine Gemahlin geworden war, Mittel fand, durch gedungene Meuchelmörder Siegberten aus dem Wege zu räumen. Sie benutzte hierauf die Verwirrung, die Siegberts plötzlicher Tod unter ſeinen Truppen verurſacht hatte, griff dieſe unvermuthet an, ſchlug ſie, drang ſelbſt bis Paris, und nahm hier Brunehild mit ihren Töchtern gefangen; doch ſchonte ſie ihrer klüglich, und hielt ſie blos eine Zeit lang in gutem Gewahrſam. Chilperichs Söhne erſter Ehe, deren jüngſter, Meroven, die ſchönſten Hoffnungen verhieß, fielen nach und nach als Opfer der Eiferſucht und Mordluſt Fredegondens, die endlich, um eine andere Leidenſchaft zu befriedigen, ſelbſt

ihren Gatten nicht ſchonte; er fiel auf der Jagd durch die Hand eines Mörders. Durch den Beiſtand ihres Schwagers, Guntram, Königs von Orleans, gelang es Fredegonden, ſich als Regentin des Reichs und Vormünderin ihres Sohnes, Chlotar, zu behaupten. Sie regierte mit Klugheit, befeſtigte ihr Anſehn immer mehr, war in den Kriegen, welche ſie mit den wider ſie verbündeten übrigen fränkiſchen Königen führen mußte, ſtets glücklich und ſiegreich, und hinterließ, als ſie 597, erſt 55 Jahr alt, im vollen Genuſſe aller Vorzüge der Hoheit und Macht ſtarb, ihrem Sohne, Chlotar II., das Reich in einem blühenden Zuſtande. Wenn Fredegonde alle die Miſſethaten wirklich begangen hat, welche die Geſchichte von ihr erzählt, und wenn nicht vielleicht Haß und Parteiſucht der Geſchichtſchreiber ihr mehr aufgebürdet haben, als ſie verſchuldet hat, ſo iſt ſie ein merkwürdiges Beiſpiel, daß die rächende Nemeſis nicht immer den Laſterhaften trifft.

Fregatte iſt ein Kriegsſchiff, welches im Range nach dem Linienſchiffe folgt. Es hat ein oder zwei Verdecke, und führt 20 bis 40 Kanonen. — **Fregaton**, ein ſpaniſches oder venetianiſches mittleres Fahrzeug, mit viereckigem Hintertheil, kann 4 — 500 Tonnen laden, und wird meiſtentheils zum Ueberſetzen der Kriegstruppen oder Abladung der Galeeren gebraucht. — In der Naturgeſchichte heißt die **Fregatte** ein Seevogel, von der Größe eines Huhns und mit ſo großen Flügeln, daß ſie ausgebreitet von der einen Spitze zur andern 14 Fuß betragen. (Pelecanus aquinus L.)

Freiberg, eine wichtige Bergſtadt im erzgebirgiſchen Kreiſe des Königreichs Sachſen, am Münzbach, und unweit der öſtlichen Mulde. Sie verdankt ihren Urſprung der Entdeckung der Silberbergwerke im 12. Jahrh., wo Bergleute vom Harz ſich hier anbauten. Der reiche Bergſegen lockte immer mehr Anſiedler herbei; Freiberg erhob ſich ſchneller, als andere Theile des Meißnerlandes, und hatte in der erſten Hälfte des 16. Jahrh. gegen 30,000 Einwohner. Der 30jährige Krieg zerſtörte den Wohlſtand der Stadt, die ſeitdem nicht wieder zu ihrer frühern Volksmenge gelangte. Sie hat jetzt 1100 Häuſer mit 9000 Einw. In der Domkirche iſt die fürſtliche Begräbnißcapelle, wo deren Erbauer, Herzog Heinrich der Fromme, der lange in Freiberg ſeinen Sitz hatte, und 1541 hier ſtarb, mit ſeinen Nachkommen, bis auf den Churfürſten Johann Georg IV., der 1694 die Reihe der proteſtantiſchen Fürſten ſeines Hauſes ſchloß, begraben liegen. Unter den Grabmälern iſt das ſehenswertheſte des Churfürſten **Moriz** (ſ. d. Art.) Denkmal mit ſeinem lebensgroßen Bilde von Alabaſter, in deſſen Nähe man die Rüſtung ſieht, die er in der Schlacht bei Sievershauſen (1553) trug. In dem Chor der Kirche ruht auch der Mineralog **Werner** (ſ. d.). Die Stadt hat ein gutes Gymnaſium, mit einer anſehnlichen Bücherſammlung; die wichtigſte Lehranſtalt aber iſt die 1765 geſtiftete Bergakademie, die vorzüglichſte Bergwerksſchule in Europa, von welcher die wiſſenſchaftliche Begründung oder Ausbildung mehrer Zweige der Naturwiſſenſchaften ausgegangen iſt. Seit Werner (1775) ihren Ruhm verbreitete, zählt man über 300 Fremde, ſowohl aus Deutſchland, als andern europäiſchen Ländern, und ſelbſt aus andern Welttheilen, deren Lehrerin ſie geweſen iſt, und die Namen der berühmteſten Naturforſcher unſerer Tage glänzen unter ihren Zöglingen. Sie beſitzt ſeit 1791 ein eigenes Gebäude, das außer den Lehrſälen und dem chemiſchen Laboratorium, die Bibliothek, die Mineralienverkaufsanſtalt und das reiche Wernerſche Muſeum enthält, oder die auf Oryctognoſie und

Bergbau ſich beziehenden wiſſenſchaftlichen und techniſchen Sammlungen, die Werner theils bei ſeinen Lebzeiten, theils in ſeinem letzten Willen der Akademie überließ. Die Lehranſtalt hat gegen 10 Lehrer für die geſammte Bergbau- und Hüttenkunde und deren Hülfswiſſenſchaften. Mehrere Inländer erhalten freien Unterricht, genießen ein Jahrgeld, und jedem dieſer Zöglinge iſt ein ſogenanntes Freigedinge, d. i. eine Arbeit in irgend einer Grube, angewieſen, welche er in Freiſtunden, wie ein gemeiner Bergmann, jedoch gegen etwas höhern Lohn, beſorgt. Eine Vorſchule für die Akademie iſt die Hauptbergſchule. — Die Stadt hat verſchiedene Gewerbzweige, als Spinnereien, Spitzenklöppeln, Tuchmanufacturen, eine Fabrik leoniſcher Treſſen, eine Schrotgießerei (beide die einzigen in Sachſen) Bleiweiß- und Bleiglättefabriken. Die wichtigſten Erwerbquellen aber ſind der Bergbau und die darauf gegründete Fabrikation. Dies giebt uns Veranlaſſung, hier über den ſächſiſchen Bergbau, die darauf ſich beziehenden Anſtalten und die Bergwerksverfaſſung umſtändlicher zu reden, als es in der ſtatiſtiſchen Ueberſicht, welche der Art. Sachſen enthält, wird geſchehen können. — Freiberg, hinſichtlich der obern Verwaltung noch jetzt der Mittelpunkt des ſächſiſchen Bergbaues, und der Sitz mehrer der wichſten dazu gehörenden Anſtalten, war auch die Wiege deſſelben, wiewohl einige Spuren anzudeuten ſcheinen, daß ſchon die Sorben vor dem 12. Jahrh. Bergwerke im Meißnerlande bearbeiteten. Der Bergbau blieb nicht lange auf die Gegend von Freiberg eingeſchränkt, ſondern verbreitete ſich bald auch über andere Theile des Erzgebirges. Die blühendſte Zeit deſſelben fällt ins 15. Jahrh., wo die Silbergruben bei Schneeberg und Annaberg, und die Zinnbergwerke bei Altenberg entdeckt wurden. Der Ertrag des Silbers war ſehr reich, obgleich die gewöhnlichen Angaben von unermeßlichem Gewinn Uebertreibungen ſind; ſchon im 16., und noch mehr im 17. Jahrh. aber nahm derſelbe auffallend ab, wogegen Eiſen, Kobald, Schwefel und andere Mineralien deſto reichern Erſatz gaben; ſpäter ſtieg jedoch der Silbergewinn wieder, beſonders ſeit der Mitte des 18. Jahrh., und ſiel wieder in deſſen letztem Jahrzehend. Seit 1788 war der jährliche Silberertrag ſtets über 50,000 Mark, und betrug in dem Zeitraume von 1793 bis 1815 über 30 Mill. Thaler. An dem in den neueſten Zeiten gefallenen Ertrage des Bergbaues ſind theils die verminderte Ausbeute vieler Gruben, theils die vermehrten Koſten der Bearbeitung, zumal bei dem Bau in großer Tiefe, und endlich die der Gewerbſamkeit überhaupt nachtheiligen Zeitumſtände Schuld geweſen. In den älteſten Zeiten war der Bergbau meiſt Raubbau, d. h. man bearbeitete die Erzgruben, ſo lange ſie ohne viele Mühe und Koſten Ausbeute gaben, und ließ ſie dann liegen. Schon früh aber, wie es ſcheint, erhielt das Bergweſen eine geordnete Verfaſſung, die jedoch erſt im 16. Jahrh. beſſer eingerichtet wurde. Seitdem iſt durch die Einführung der General-Schmelzadminiſtration, durch die Stiftung der Bergakademie, beſonders hinſichtlich der wiſſenſchaftlichen Bearbeitung, durch verbeſſerten Maſchinenbau, durch Anlegung von Canälen und durch Einführung der Amalgamation, für die Verbeſſerung des Berg- und Hüttenweſens ſehr viel gethan worden. Der Bergbau, obgleich Staatseigenthum, wurde ſchon in frühern Zeiten Privatperſonen frei gegeben, jedoch mit Vorbehalt des Obereigenthums, das durch Belehnung ausgeübt wird, der oberſten Leitung des Erzbaues und des Verkaufsrechts des Silbers, und gewiſſer Abgaben. Wer einen Erzgang aufgefunden zu haben glaubt, erhält die Erlaubniß zu ſchürfen oder aufzuſuchen, ſelbſt auf

fremdem Grund und Boden, nur nicht auf beſäeten Aeckern und auf Feuerſtätten. Iſt der Verſuch fruchtlos, ſo muß alles wieder in vorigen Stand geſetzt werden, im entgegengeſetzten Falle aber wird der Unternehmer mit dem Erzgange beliehen. Die Gruben ſind (mit Ausnahme der einzigen landesherrlichen bei Freiberg) entweder Eigenlehnerzechen, die der Beſitzer allein oder mit einigen Gehülfen bearbeitet, oder Gewerkzechen, die aus 128 Antheilen oder Kuxen beſtehen, deren Inhaber die Koſten des Baues gemeinſchaftlich beſtreiten. Die Geſellſchaft der Kuxenbeſitzer hat einen Bevollmächtigten, Schichtmeiſter genannt, der die Zeche unter der Oberaufſicht des Bergamtes verwaltet, und jener jährlich Rechenſchaft ablegt. Hat eine Geſellſchaft eine über ein Jahr unbearbeitet liegen laſſen, ſo verliert ſie das Beſitzrecht, oder die Zeche fällt ins Freie, wie man es nennt. Der Ertrag der Silbergruben, welche Ausbeute geben, wird den Kuxenbeſitzern vierteljährlich in gemünztem Silber bezahlt. Der geſammte Bergſtaat ſteht unter dem geheimen Finanz-Collegium, als der höchſten Behörde, und theilt ſich, hinſichtlich der Aufſicht und Gerichtsbarkeit über die Gruben, in 6 königliche und 5 herrſchaftliche Bergämter, in Anſehung der Aufſicht über die Zehnten, oder der Abgabe für die Ueberlaſſung des Bergbaues an Privatperſonen, in 2 Ober-Zehntenämter, zu Freiberg und Annaberg. Die unmittelbaren Oberbehörden ſind das Ober-Bergamt und das Ober-Hüttenamt, die ihren Sitz zu Freiberg haben. Jenes leitet den eigentlichen Erzbau, dieſes führt die Aufſicht über die Schmelzhütten und das Amalgamirwerk. In frühern Zeiten wurden die gewonnenen Erze überall, auch in den Hütten der Privatbeſitzer geſchmolzen, ſeit dem Anfange des 18. Jahrh. aber müſſen alle Silber-, Blei- und Kupfererze an die General-Schmelzadminiſtration zu Freiberg abgeliefert werden. Rechtsſachen minder wichtiger Art werden von den Bergämtern, wichtigere von dem Bergſchöppenſtuhl entſchieden, den der Stadtrath zu Freiberg bildet. Die Vorzüge der ſächſiſchen Bergwerkverwaltung ſind ſelbſt von Ausländern anerkannt worden. „Ihr Zweck" — ſagt d'Aubuiſſon in ſeinem Werke: Des Mines de Freiberg en Saxe et de leur exploitation. Leipzig 1802, III. 8. — „iſt vornehmlich, den gebauten Gruben lange Dauer zu ſichern, ſie zu verbeſſern, und die Mittel herbeizuſchaffen, die Unglücksfällen abhelfen und die Eröffnung neuer Erzgänge möglich machen können. Bei wenigen ähnlichen Verwaltungen herrſcht ſo viel Ordnung und Sparſamkeit. Die eingeführte Verwaltung der Zechen iſt den Gewerkſchaften unſtreitig vortheilhaft, doch iſt der Nutzen dieſer Geſellſchaften nur ein untergeordneter Zweck der verwaltenden Behörde, der Hauptzweck aber die Erhaltung und Verbeſſerung des Bergbaues, wodurch dem Staate die Dauer und Stetigkeit der ihm aus den Bergwerken zufließenden Einkünfte, und 10,000 Bergleuten ihr Lebensunterhalt geſichert wird." Die ſtatiſtiſche Ueberſicht in dem Art. Sachſen giebt die wichtigſten Zweige des Bergbaues an. Unter den Revieren, in welche der ſächſiſche Bergſtaat getheilt wird, iſt Freiberg das bedeutendſte. Eine Beſchreibung aller Arten von Erzgängen in demſelben kann man in Werners neuer Theorie von der Entſtehung der Gänge (Freiberg 1791), in des verſtorbenen verdienſtvollen Berghauptmanns von Trebra Merkwürdigkeiten der tiefen Hauptſtölle des Bergamtsreviers Freiberg (Freiberg 1804) und in dem angeführten Werke von d'Aubuiſſon finden. Hier ſind die reichſten Silberbergwerke Sachſens, und unter dieſen vorzüglich die Grube Himmelsfürſt, die ſowohl hinſichtlich ihrer Ergiebigkeit, als der Regelmäßigkeit ihres Baues und der Vollkom-

menheit ihrer Maſchinen eine der erſten in Europa iſt. Sie iſt ſeit mehr als 4 Jahrhunderten geöffnet, wird ſeit 200 Jahren ununterbrochen gebaut, liefert jährlich für 95,000 Thaler Silber, und gab in den Jahren 1769 — 1818 überhaupt 2176 Centner, wie die Inſchrift einer Silberſtufe ſagte, die dem Könige am Tage ſeiner Jubelfeier überreicht wurde. Zu den in der Nähe von Freiberg befindlichen wichtigen Anſtalten zur Förderung des Bergbaues gehören die großen Silberſchmelzhütten mit 8 Hohöfen und 14 Reverberiröfen, und vorzüglich das 1787 gegründete, und nach dem zerſtörenden Brande 1795 vollkommen wiederhergeſtellte Amalgamirwerk (ſ. Amalgama), wo man jährlich gegen 60,000 Centner Erze amalgamirt, und dadurch eine jährliche Erſparniß von 10,000 Klaftern Holz bewirkt. Der 1788 angelegte ſehenswerthe Churprinzen=Canal führt bald auf, bald neben der Mulde die Erze entfernter Gruben zum Amalgamirwerk, in deſſen Nähe Kähne mit 60 — 90 Centner Erz durch eine ſinnreiche Maſchine 20 Ellen hoch aus der Mulde in den Canal gehoben werden.

Freibeuter iſt ein Seeräuber, der überall auf Beute ausgeht, und ſeine Flagge nach den Umſtänden ändert. Er iſt von dem Kaper dadurch unterſchieden, daß dieſer, durch eine Autoriſation ſeiner Regierung, den Kaperbrief, bevollmächtigt, Feindſeligkeiten nur gegen die Nationen ausübt, mit welchen die ſeinige im Krieg befangen iſt. Er wird daher militäriſch behandelt, der Freibeuter hingegen als ein Räuber.

Freibriefe (Licenzen). Die Licenzen verdankten ihre Entſtehung dem Buonapartiſchen Continentalſyſteme. Als dieſes durch die Decrete von Berlin und Mailand, und durch die dagegen engliſcher Seits erlaſſenen Geheimerathsverordnungen eine ſolche Ausdehnung erhalten, daß dadurch aller Seehandel aufhören zu müſſen ſchien, führte die daraus erwachſende Noth und das von einer allgemeinen Handelsſperre unzertrennliche Ungemach zu dem Nothbehelfe, durch geſtattete einzelne Ausnahmen von den angenommenen Regeln, den immer ſteigenden Druck wenigſtens erträglich zu machen. So begann England zuerſt im Nov. 1808, trotz der Beſtimmung der Schiffahrts=acte, an Schiffe aller Nationen, mit Ausnahme der franzöſiſchen, auf ein Jahr gültige Freibriefe auszutheilen, unter der Bedingung, Getreide in England einzuführen. Dieſe Licenzen wurden jedoch am Ende des folgenden Jahrs für aufgehoben erklärt, und ſtatt der früher befohlenen Einführung von Getreide, den Schiffen, welche von jetzt an dergleichen Freibriefe erhielten, zur Pflicht gemacht, engliſche Fabrik- und Colonialwaaren auszuführen. Auch Frankreich ſah ſich bald bewogen, dem Beiſpiele Englands nachzuahmen, und fing gleichfalls an, Licenzen auszutheilen. Die Bedingungen, unter welchen, und die Friſten, auf welche dieſe Freibriefe von beiden Theilen ertheilt wurden, wechſelten häufig, ſo wie es das jedesmalige Bedürfniß erfoderte. Bald wurden mit den Licenzen zugleich falſche Schiffspapiere ausgeboten; durch eine Geheimerathsverordnung vom 2. Sept. 1810 bot England ſogar auch denjenigen nicht=franzöſiſchen Schiffen dergleichen Licenzen an, welche ſchon mit franzöſiſchen Freibriefen verſehen ſein möchten, unter der einzigen Bedingung, ein Drittel ihrer Ladung an engliſchen Waaren auszuführen, wogegen ſie eben ſo viel franzöſiſche einführen durften. So wie England bei der Ertheilung ſeiner Licenzen anfangs hauptſächlich auf die Einführung von Getreide, ſo war dagegen Frankreich vornehmlich auf die Herbeiſchaffung von Marinebedürfniſſen bedacht geweſen, wiewohl auch dieſe nicht eine unerläßliche

Bedingung der Ertheilung von franzöſiſchen Licenzen blieb. Beförderung der Ausfuhr franzöſiſcher Waaren, und Möglichmachung der Einfuhr von Colonialwaaren auf amerikaniſchen Schiffen ward mehrmals ein Hauptzweck der franzöſiſchen Licenzen. Rußland ertheilte endlich im Anfange des J. 1811 Licenzen im Handel mit England, ſo wie im folgenden Jahre Schweden, bis der Sturz Buonaparte's auch dieſem Unweſen ein Ende machte. (Vergl. d. Art. Continentalſyſtem.)

Freiburg, 1. die Hauptſtadt des ehemaligen Breisgaues, jetzt des Treiſamkreiſes im Großherzogthum Baden, welchem ſie im preßburger Frieden (1805), nebſt dem ganzen Breisgau, von Oeſterreich abgetreten wurde. Sie liegt in einer romantiſchen Gegend des Schwarzwaldes, am Fluſſe Treiſam, hat gegen 10,000 Einw., eine im J. 1456 geſtiftete Univerſität, ein Gymnaſium und ein ſchön gebautes Münſter mit einem kunſtreichen hohen Thurm. Die Stadt war ehemals eine treffliche Feſtung, allein die Franzoſen, welche ſie im J. 1744 eroberten, ſchleiften die Werke. — 2. Der Hauptort des Cantons gleiches Namens in der Schweiz, mit 6,400 Einwohnern.

Freicorps waren ſonſt Heeresabtheilungen, die für die Dauer eines Krieges errichtet, zum Dienſt der leichten Truppen gebraucht und als ein leicht zu verſchmerzender Verluſt, dem Feinde auf den gefährlichſten Punkten entgegengeworfen wurden. So hatte Friedrich der Große im ſiebenjährigen Kriege mehrere aus Ueberläufern u. ſ. w. gebildete Freibataillons, welche oft nützliche Dienſte leiſteten, aber auch, wie es bei ihrer Zuſammenſetzung nicht anders möglich war, ſelten bei den Einwohnern ein rühmliches Andenken hinterließen; ſo wie denn die Truppen des ſtehenden Heeres immer mit einer gewiſſen Verachtung auf dieſe Abtheilungen niederſahen, die ſich unter dem Namen der Freipartei in der Erinnerung des Volks erhalten haben. In neuern Zeiten hat man das Weſen der Freicorps veredelt, ſie zu Verſammlungspunkten freiwilliger Vaterlandsvertheidiger gemacht, und zum leichten Dienſt und kleinen Krieg zu gebrauchen verſucht. (Vergl. d. Art. Freiwillige und Lützow.)

Freidank. Unter dem Namen Freygedank, Frydank, Freydank, haben wir ein moraliſches Gedicht in kurzen gereimten Verſen (meiſtentheils vierfüßigen Jamben), welches in das 13. Jahrh., und wahrſcheinlich noch in die erſte Hälfte deſſelben gehört. Zweifelhaft iſt es, ob Freydank der wirkliche, oder (was wahrſcheinlicher iſt) blos ein angenommener Name des Verfaſſers ſei, der vielleicht auf die Freimüthigkeit der Gedanken in dieſem Gedichte Beziehung hat. Von den Lebensumſtänden des Verfaſſers, für den man unrichtig den Kaiſer Maximilian gehalten hat, iſt gar nichts bekannt. Das Gedicht gehört unſtreitig zu den ſchätzbarſten Denkmälern der altdeutſchen Lehrpoeſie, und hatte ehedem ein ausgezeichnetes, claſſiſches Anſehen. Es führt den Titel: Beſcheidenheit, und handelt in 4138 Verſen vorzüglich von der Tugend, im moraliſchen Thun und Laſſen das gehörige Maß zu halten. Die Lehren ſelbſt hängen nicht zuſammen, ſondern beſtehen meiſtens in kurzen Sprüchen, Lebensregeln und Betrachtungen, die zwar öfters lange von einem Hauptſtücke handeln, aber unter ſich nicht verknüpft ſind. Im Ganzen herrſcht nicht ſowohl eigentliche Poeſie, als vielmehr Kraft der Gedanken. Wir beſitzen mehrere Handſchriften und Drucke des Freidanks, z. B. in Müllers Sammlung. Sebaſt. Brandt u. A. haben es umgearbeitet, erweitert und erklärt.

Freie Künſte, ſ. Kunſt.

Freienwalder Geſundbrunnen. Er entſpringt eine halbe Stunde von der Stadt Freienwalde in der Mittelmark Brandenburg, in einem von Bergen eingeſchloſſenen Thale. Der Weg von der Stadt führt im Thale hin, nach dem Bade, und iſt mit Bäumen beſetzt. Der Brunnen ward 1683 entdeckt, aber erſt 1736 zum Gebrauch eingerichtet und mit Anlagen verſehen. Unter den vielen hier emporquellenden Brunnen ſind die Küchenquelle und der Königsbrunnen die Hauptbrunnen, und überbaut. Das Waſſer gehört zu den alkaliſch-erdigen Stahlwaſſern, iſt kalt, hell, perlt ſtark, und hat einen dintenähnlichen Geſchmack.

Freie Städte. Die Städte Deutſchlands, größtentheils unter den Carolingern und den Kaiſern aus dem ſächſiſchen Hauſe entſtanden, blieben lange in einer oft ſehr drückenden Abhängigkeit von den geiſtlichen und weltlichen Großen, denen ſie unterworfen waren. Die unruhigen Zeiten unter Heinrich IV. gaben zuerſt den Bürgern einiger Städte (Worms und Cöln) den Muth, ſich zu bewaffnen; ſie boten dem bedrängten Kaiſer ihre Dienſte an, der dies Anerbieten gern annahm. Durch Handel und Gewerbfleiß wuchs allmälig das Anſehen und die Macht der Städte; ſie unterſtützten nicht ſelten die Kaiſer gegen die zu mächtigen und übermüthigen Großen, und erhielten dafür, oder für ihr Geld, Freiheiten und Auszeichnungen mancher Art. So entſtanden in der Mitte des 12. Jahrh. die Reichsſtädte. Doch gab es, wie von dem baieriſchen Landes-Direct.-Rath Gemeiner in ſeinem Werke: Ueber den Urſprung der Stadt Regensburg und aller alten Freiſtädte, namentlich der Städte Baſel, Straßburg, Speier, Worms Mainz und Cöln (München, 1817.), urkundlich dargethan worden, ſchon von den älteſten Zeiten her freie Städte in Deutſchland, die, aus den Römerzeiten herrührend, mit den ſpätern freien Reichsſtädten wenig gemein hatten, und erſt im Anfange des 16. Jahrh. das Weſentliche ihrer frühern Vorrechte, und, durch Unkunde ihrer Beamten, ſelbſt den Namen der Freiſtädte verloren. Die vorzüglichſten jener verlornen Rechte beſtanden darin, daß ſie, wie beſonders von Regensburg gezeigt wird, in vollkommener Unabhängigkeit ſich ſelbſt regierten, nie einem Kaiſer oder Könige Pflicht und Treue ſchwuren, nie einen Römerzug mitmachten, noch ſich mit Gelde abkauften, nicht zum Reich ſteuerten, oder des Reichs Bürden trugen, nicht dem Reiche angehörten, ſich auch keineswegs den Reichsſtädten zuzählten, und mit einem Worte, bis zu den obigen Epochen, im rechtlichen Sinne des Worts, wahre unabhängige Freiſtaaten bildeten. Die lombardiſchen Städte, durch Handel reich und mächtig, und durch den Beiſtand der Päpſte kühn gemacht, wagten es öfters, ſich ihren Oberherren, den Kaiſern, zu widerſetzen, welche die Widerſpänſtigen nur mit Mühe zum Gehorſam brachten. Das Beiſpiel der lombardiſchen hob auch den Muth der deutſchen Städte. In der Mitte des 13. Jahrh. entſtanden zwei wichtige Verbindungen derſelben zu gemeinſchaftlichen Zwecken, die Hanſa (1241) und der Bund der rheiniſchen Städte (1246). Faſt vier Jahrhunderte hindurch dauerte die mächtige Hanſa (ſ. d. Art. und Reichsſtadt), bis mehrere zugleich wirkende Urſachen ihre völlige Auflöſung (1630) veranlaßten. Der Reſt der Hanſa und des ehemaligen ſtädtiſchen Collegiums auf dem deutſchen Reichstage, die freien Städte Hamburg, Bremen und Lübeck, wurden 1810 dem franzöſiſchen Kaiſerreiche einverleibt. Da indeß dieſe Städte ſpäterhin zur Wiedererlangung der deutſchen Freiheit thätig mitgewirkt hatten, ſo erkannte der wiener Congreß ſie, nebſt Frankfurt, als freie Städte an.

Sie traten, als ſolche, am 8. Jun. 1815 dem deutſchen Bunde bei, und erhielten das Stimmrecht bei dem Bundestage In Folge des in dem 12. Art. der deutſchen Bundesacte ihnen zugeſtandenen Rechts, haben ſie 1820 ein gemeinſames oberſtes Gericht als Appellations-Inſtanz errichtet. Die Stadt Frankfurt wird durch die Generalacte des wiener Congreſſes mit ihrem Gebiet, ſo wie es 1803 war, für frei und für ein Mitglied des deutſchen Bundes erklärt. Ihre Verfaſſung ſoll vollkommene Gleichheit aller bürgerlichen und politiſchen Rechte zwiſchen den verſchiedenen chriſtlichen Religionsparteien begründen. Die Erörterungen über die Wahl der Verfaſſung und ihre Aufrechthaltung wurden an die Entſcheidung des Bundestages verwieſen. Dieſe Angelegenheit verurſachte eine große Spaltung der Meinungen in der Stadt (vergl. d. Art. Frankfurt). Lübeck, Bremen und Hamburg (ſ. d. beſ. Art.) haben ihre Verfaſſungen, wie ſie bis 1810 waren, wieder hergeſtellt. Außer dieſen vier freien Städten in Deutſchland wurde, durch die Generalacte des wiener Congreſſes, auch Cracau (ſ. d. Art.), unter dem Schutz von Rußland, Oeſterreich und Preußen, als freie Stadt erklärt, ihr von dieſen drei Mächten eine völlige Neutralität zugeſichert, und die Gränze ihres Gebiets genau beſtimmt.

Freigeding, Freigericht, Freigraf, ſ. Vehmgericht.

Freigeiſt, auch Naturaliſt, wird gewöhnlich derjenige genannt, der die Lehren der geoffenbarten Religion verwirft, und blos die der natürlichen annimt. Auch braucht man das Wort Deiſt dafür, weil ein ſolcher zwar an Gott glaubt, aber nicht an dasjenige, was die Offenbarung von Gott lehrt, wenn nicht auch die Vernunft daſſelbe zeigt. Es iſt jedoch jener Redegebrauch nicht zu billigen. Denn einen freien Geiſt zu haben oder zu behaupten, iſt Pflicht jedes Menſchen, als eines vernünftigen Weſens. Iſt doch Gott ſelbſt der freieſte Geiſt, und Gott ähnlich zu werden, iſt ja, ſelbſt nach der Lehre der Offenbarung, das höchſte Ziel des menſchlichen Strebens. Richtiger würde es daher ſein, denjenigen einen Freigeiſt zu nennen, der ſich von den Banden des Irrthums und des Laſters, von welchen die meiſten Menſchen umſtrickt ſind, möglichſt loszumachen ſucht. D.

Freigelaſſene (liberti, libertini), hießen bei den Römern die von ihren Herren in Freiheit geſetzten Sclaven. Ein ſolcher Freigelaſſener trug zum Zeichen der Freiheit eine Mütze oder einen Hut, nahm den Namen ſeines Herrn an, und wurde von dieſem mit einem weißen Kleide und einem Ringe beſchenkt. Auch bekam er zugleich mit der Freiheit das Bürgerrecht, gehörte aber zu den Plebejern, und konnte nie zu einem Ehrenamte gelangen. Zu ſeinem ehemaligen Herrn blieb er ſtets in einem gewiſſen Verhältniſſe der Pietät. Sie waren ſich gegenſeitige Hülfe und Unterſtützung ſchuldig. Als in der ſpätern Zeit die Zahl der Freigelaſſenen übermäßig zunahm, und ſie ſich durch angemaßte Gewalt und Reichthümer ſelbſt ſchwachen Kaiſern furchtbar machten, erſchienen allerlei Verordnungen, ſie zu beſchränken; ſo durften von 20,000 Sclaven im Teſtament nicht über 160 in Freiheit geſetzt werden. Außer dieſer teſtamentariſchen Freilaſſung gab es noch zwei andere feierliche Arten. Die eine beſtand darin, daß der Herr ſeinen Sclaven in die Bürgerliſte des Cenſors eintragen ließ. Die andere Art war die feierlichſte. Der Herr führte den Sclaven bei der Hand zum Prätor oder zum Conſul, und ſagte: „Ich will, daß dieſer Mann frei ſei, nach Recht und Gewohnheit der Römer."

Gab jener ſeine Einwilligung, ſo ſchlug er mit einem Stabe auf den Kopf des Sclaven, und ſagte: „Ich erkläre dieſen Mann für frei, nach der Gewohnheit der Römer." Darauf drehete der Lictor oder der Herr den Freizulaſſenden in einem Kreiſe herum, gab ihm einen Backenſtreich und entließ ihn mit dem Bedeuten, daß er hingehen könne, wohin er wolle. War dieſe Feierlichkeit beendigt, ſo trug der Schreiber die ganze Verhandlung in das Protocoll des Prätors ein, und der Sclav holte ſich den Hut, als das Zeichen der erlangten Freiheit, im Tempel der Göttin Feronia.

Freigut. Dieſes Wort wird in verſchiedenen Bedeutungen gebraucht. Einmal bezeichnet es Güter und Waaren, die von gewiſſen Abgaben frei ſind; dann ein freies Landgut, auf welchem keine Lehnspflichten haften, Allodium, ein freies, eigenes Gut; dann auch ein Bauergut, welches nicht zu Frohnen und andern Dienſtbarkeiten verpflichtet iſt, ſondern nur die gewöhnlichen Landſteuern oder einen Freizins bezahlt. In gewiſſen Gegenden nennt man ſie Freimannshufen. In manchen Ländern verſteht man unter Freigut ein ſolches, welches von Kriegs- und andern Laſten frei iſt, und nur auf männliche Erben fällt; im Hildesheimiſchen und Weſtphäliſchen aber das Gut eines Freimannes, das, gegen Bezahlung eines gewiſſen Zinſes, der Freibede oder Leibbede, von einigen Laſten der Leibeigenſchaften frei iſt, aber doch nicht willkürlich verkauft werden darf. — **Freihafen** iſt ein mit verſchiedenen Freiheiten begabter Hafen, wo Schiffe aller Völker frei oder mit ſehr mäßigem Zoll einlaufen und handeln können.

Freiheit iſt, poſitiv ausgedrückt, daſſelbe, was man mit einem negativen Ausdruck Unabhängigkeit nennt. So viel Arten der Abhängigkeit es alſo giebt, ſo viel Arten der Freiheit giebt es auch. Der Baum iſt abhängig von dem Boden, in welchen er gewurzelt iſt, und von welchem er ſeine Nahrung zieht. Unabhängig iſt der Vogel von dem Baume, auf dem er ſitzt, und dem Boden, in dem der Baum wurzelt; frei ſchwingt er ſich auf in die Lüfte, wenn Baum und Boden unter ihm verſinken. Man ſieht, daß hier unter Freiheit nichts anders zu verſtehen ſei, als das Vermögen der willkürlichen Bewegung, wodurch ſich die Thierwelt von der Pflanzenwelt im Ganzen unterſcheidet. Dieſe Freiheit hat der vernünftige Menſch mit dem vernunftloſen Thiere gemein. Sie wird alſo thieriſche (animaliſche) Freiheit genannt. Sie iſt jedoch offenbar ſehr beſchränkt; denn wie ſehr ſich auch das Thier willkürlich bewege, es iſt doch an die Erde überhaupt gefeſſelt, und der ſtolze Aar kann ſich ſo wenig, als der ihm nachſtrebende Menſch über einen gewiſſen Punkt in der Atmoſphäre hinaus erheben. Auch kann dieſe Freiheit durch zufällige Umſtände mehr oder weniger beſchränkt, oder gar aufgehoben werden. Der kranke, eingekerkerte, gefeſſelte Menſch befindet ſich hier wieder in gleichem Falle mit jedem vernunftloſen Thiere, das erkrankt, eingeſperrt oder angeſchloſſen iſt. Es giebt aber auch eine Freiheit, die ſich der vernünftige Menſch vorzugsweiſe vor dem bloßen Thiere beilegt. Dieſe heißt alſo die menſchliche (humane). Sie iſt wieder eine doppelte, eine innere, welche dem Menſchen an und für ſich ſelbſt betrachtet, und eine äußere, welche ihm, im Verhältniſſe zu andern Menſchen betrachtet, zukommt. In Beziehung auf das Handeln heißt jene die ſittliche (moraliſche), dieſe die rechtliche (juridiſche) Freiheit, von welcher die bürgerliche (politiſche) nur eine beſondere Art iſt. Die ſittliche Freiheit (Freiheit des Willens) iſt nämlich das Vermögen, ſich ſelbſt unabhängig von den Foderungen des ſinnlichen Triebes, nach den hö-

heren Foderungen der Vernunft (den ſittlichen oder Willensgeſetzen) zu beſtimmen. Ob dem Menſchen ein ſolches Vermögen abſoluter Selbſtbeſtimmung zukomme oder nicht, iſt von jeher ein ſchwieriger Streitpunkt geweſen. Wenn man aber bedenkt, daß alle ſittliche Beurtheilung menſchlicher Handlungen, mithin auch alle Zurechnung und Vergeltung derſelben wegfallen würde, wenn der Menſch nicht frei wäre; daß ferner jedem unbefangenen Menſchen ſein innerſtes Gefühl ſagt, er könne allen Reizungen zum Böſen widerſtehen und ſeine Pflicht erfüllen, wenn er nur ernſtlich wolle; daß endlich auch den ärgſten Böſewicht ſein Gewiſſen von Zeit zu Zeit mit unerbittlicher Strenge wegen ſeiner böſen Handlungen, als ſolcher, die er hätte unterlaſſen ſollen und können, zur Rechenſchaft zieht: ſo dürften wohl diejenigen Recht haben, welche behaupten, es ſei practiſch nothwendig für den Menſchen, an ſeine Freiheit zu glauben, wenn er auch die Möglichkeit eines ſo erhabenen Vermögens in einem Weſen, das zugleich der Naturnothdigkeit unterworfen iſt, nicht einſehen und begreifen könne. Die rechtliche Freiheit iſt die Befugniß, von ſeinen Kräften einen von der Willkür Anderer unabhängigen Gebrauch im Verkehr mit ihnen zu machen. Da der Menſch ſehr natürlich immerfort nach Erweiterung ſeines Wirkungskreiſes ſtrebt, ſo wird er, ſich ſelbſt überlaſſen, zwar für ſich dieſe Freiheit fodern, aber ſie Andern nur ſo fern geſtatten, als es ſeinen Bedürfniſſen angemeſſen iſt. Damit alſo die rechtliche Freiheit Allen im möglichſten Umfange zukomme, und überhaupt die Idee des Rechts in der Sinnenwelt realiſirt werde, fodert die Vernunft einen Verein der Menſchen, in welchem der Geſammtwille in der Geſtalt eines Geſetzes, und die Geſammtkraft in der Geſtalt eines Herrſchers an die Stelle des Willens und der Kraft des Einzelnen trete. Ein ſolcher Verein heißt eine bürgerliche Geſellſchaft oder ein Staat (griechiſch Polis), und daher die rechtliche Freiheit eine bürgerliche oder politiſche, wiefern ſie im Staate geſetzlich anerkannt und gehandhabt wird. Manche unterſcheiden indeſſen die politiſche Freiheit von der bürgerlichen dadurch, daß ſie jene auf den ganzen Staat, wiefern er theils unabhängig von andern Staaten iſt, theils keinen erblichen Herrſcher hat, ſondern als ein ſogenannter Freiſtaat von erwählten Perſonen regiert wird; dieſe aber auf die einzelnen Bürger beziehen, wiefern deren gegenſeitige Verhältniſſe dergeſtalt beſtimmt ſind, daß es unter ihnen keine geborne Herren und Diener giebt. Auf dieſe letzte Art der Freiheit bezieht ſich auch der in neuern Zeiten durch die franzöſiſche Revolution ſo berühmt und faſt berüchtigt gewordene Ausdruck: Freiheit und Gleichheit. Man foderte nämlich, daß jeder im Staate Geborne als ein Freigeborner, und mit Andern in Anſehung des Rechts überhaupt Gleichgeſetzter, betrachtet werden ſollte. Es war alſo, wie man jenen Ausdruck oft mißverſtanden und mißdeutet hat, nicht von einer Aufhebung aller bürgerlichen Unterordnung und aller Ungleichheit in Anſehung einzelner Rechte (des Beſitzes oder Vermögenszuſtandes) die Rede, ſondern von Aufhebung aller Arten von Sclaverei, Leibeigenſchaft, Erbunterthänigkeit und Herrſchaft des einen Bürgers über den andern. Die alten Politiker nannten dieſe Freiheit und Gleichheit der Bürger Iſonomie, Gleichheit vor dem Geſetze, und betrachteten ſie mit Recht als die Grundlage jedes wohleingerichteten Staates. D.

Freiheit im kirchlichen Sinne findet allenthalben Statt, wo der Staat die öffentliche Uebung verſchiedener Religionen neben einander erlaubt. In Staaten, die den öffentlichen Gottesdienſt und die Ausübung kirchlicher Gebräuche nur in der Form einer beſtimmten Re-

ligion oder Religionspartei genehm halten, und keine andere neben ihr dulden, kann von dieſer Freiheit nicht die Rede ſein. Sie nicht zu geſtatten, war von jeher die Maxime der Fürſten und Geſetzgeber, welche die bindende Kraft eines beſtimmten Religionsglaubens für politiſche Zwecke in Anſpruch nahmen. Und ſie handelten darin ganz folgerecht. Sei nun entweder die Staatsverfaſſung theokratiſch, wie die Moſaiſche war, oder vereinige ſich die höchſte geiſtliche Gewalt mit der höchſten bürgerlichen in einer Perſon, wie in Tibet, oder habe die Monarchie ihren Thron auf den herrſchenden Glauben der Nation an die Heiligkeit einer gewiſſen Religion gebaut, und ihre Regierungsweiſe mit den Grundanſichten und Formen dieſes Glaubens verflochten, wie in Spanien und Portugal, wo der Catholicismus durchaus national geworden iſt; immer wird, ſo lange es bei der alten Verfaſſung und, damit jede Unzufriedenheit verhütet werde, auch bei der anfänglichen Bildungsſtufe des Volks bleiben ſoll, zur Aufrechthaltung derſelben, Einheit der Volksreligion erfoderlich, und jede davon abweichende Lehrmeinung oder Religionsübung zu unterdrücken ſein. Die Weltgeſchichte giebt auffallende und oft ſchreckliche Beweiſe der Strenge, womit dieſer Grundſatz in Anwendung gebracht worden iſt. Des Fanatismus der Orientalen nicht zu gedenken, dürfen wir hier nur an die Judenverfolgung im Mittelalter, an die Dragonaden Ludwigs XIV., an die Inquiſition und ihre Auto da Fé's erinnern. Dieſer alte Staatsgrundſatz der Nichtduldung mußte aber immer mehr von ſeiner Kraft und Bedeutung verlieren, je mehr einerſeits die Völker durch Handel und Wiſſenſchaften mit einander in Berührung kamen und heller denken lernten, andrerſeits die Fürſten und ihre Rathgeber einſahen, das Wohl der Unterthanen, der wahre Endzweck des Staats, werde nicht durch den Ruhm einer einſeitigen Rechtgläubigkeit, nicht durch einen vernunftwidrigen und alle freie Thätigkeit des menſchlichen Geiſtes lähmenden Gewiſſenszwang, ſondern vielmehr durch Anregung und freiſinnige Unterſtützung dieſer Thätigkeit gefördert. Aufmunternde Beweiſe davon gaben England, Holland und diejenigen deutſchen Länder, welche jeder Religion freie Uebung verſtatteten, und dabei ſowohl an Bevölkerung, als auch an Wohlſtand und Bildung zunahmen, während Spanien, Frankreich und einige deutſche Staaten, wie Salzburg und die Pfalz, ihre fleißigſten Unterthanen umbringen und auswandern ließen. Man überzeugte ſich, daß jede Religion, was ſie ſonſt auch lehre, wenn ſie nur Achtung gegen die bürgerlichen Geſetze und Gehorſam gegen die Obrigkeit gebietet, mit dem Endzwecke des Staats verträglich iſt, und konnte bei dem veränderten Zeitgeiſte das Aufkommen anderer Religionen neben der herrſchenden eben ſo wenig ganz verhindern, als ferner noch gefährlich finden. Wie ſehr wir nun auch Urſache haben, dieſe auf dem ganzen Erdkreiſe ſich immer allgemeiner verbreitende Duldung in Religionsangelegenheiten als ein erfreuliches Kennzeichen der fortſchreitenden Bildung des Menſchengeſchlechts anzuſehen, ſo können wir doch dabei eine Erſcheinung nicht unbemerkt laſſen, welche die alte Erfahrung beſtätigt, daß die Menſchen ein Gut nur ſo lange zu ſchätzen wiſſen, als ihnen der Beſitz deſſelben ſtreitig gemacht wird. Nirgends zeigte ſich mehr Ernſt und Eifer für die Religion, mehr wahre Frömmigkeit und Gewiſſenhaftigkeit in der Beobachtung des Gottesdienſtes, als in den Kirchen, die unter dem Drucke der Intoleranz ſtanden. Man drängte ſich zum Märtyrerthume, als die chriſtliche Religion noch unter den Verfolgungen heidniſcher Kaiſer ſchmachtete; die Proteſtanten in Frankreich ließen lieber

Gut und Blut, als ihren Glauben; ſelbſt die Juden verſtanden ſich eher zu den größten Opfern, zur Erduldung der härteſten Mißhandlungen, als zur Abſchwörung ihrer Religion. Nun, da den Gedrückten faſt überall die lang erſehnte Freiheit verſtattet iſt, ſcheint mit dem Reize einer leidenſchaftlichen Vertheidigung der Religion auch das Intereſſe für ſie ſich allmälig zu verlieren. — Unterſcheiden müſſen wir von der Freiheit der Kirchen im Staate, die Freiheit, welche die einzelnen Glieder einer Kirche in ihrem Schoße, entweder vermöge des Princips derſelben, oder zufolge ihrer eigenen Anmaßung, genießen. Der Proteſtantismus iſt der Freiheit im Denken und Leben günſtiger, als der Catholicismus; die Confeſſion und Kirchenverfaſſung der Reformirten wieder mehr, als die der Lutheraner, und mehr als beide der Socianismus. Wo aber das Licht der philoſophiſchen Bildung und Aufklärung am hellſten leuchtet, hat man es auch am meiſten gemißbraucht. Die Denkfreiheit in Deutſchland, Frankreich und England iſt nicht ſelten in Frechheit und Zügelloſigkeit ausgeartet, und es hat nie mehr Menſchen gegeben, die ſich im Herzen zu gar keiner poſitiven Religion bekennen und allen Cultus vernachläſſigen, als ſeit den letzten Decennien des 18. Jahrh. So ſcheint nun für das Anſehen und die Wirkſamkeit der Religion unter den Menſchen, wie wir ſie kennen, eine gemäßigte Einſchränkung rathſamer zu ſein, als völlige Freiheit. E.

Freiheitsbaum war während der franzöſiſchen Revolution das Zeichen der errungenen Freiheit geworden. Die Jacobiner erfanden in der Periode, da ſie mächtig zu werden anfingen, dieſes Symbol, und pflanzten, um dem Volke ein Schauſpiel zu geben, den erſten Freiheitsbaum in Paris auf. Man ahmte in mehreren Städten Frankreichs dieſe Feierlichkeit nach, und es ward herrſchende Sitte, daß die franzöſiſchen Heere bei ihrem Einzuge in Städte des Auslandes ein Gleiches thaten. Anfänglich hatte man allemal Pappeln gepflanzt; weil aber der franzöſiſche Name dieſes Baumes (peuplier) zu leichtſinnigen Spöttereien Anlaß gab, ſo wählte man nachher Eichen oder Tannen zu Freiheitsbäumen. — **Freiheitsmütze.** Schon in den älteſten Zeiten war das Recht, eine Kopfbedeckung, Hut oder Mütze zu tragen, ein Zeichen der Freiheit; die Sclaven gingen ſtets mit entblößtem Haupte, und eine der Feierlichkeiten bei ihrer Freilaſſung war, daß ihr bisheriger Herr ihnen eine Mütze auffetzte. Auf dieſe Weiſe war und iſt noch jetzt die Mütze (oder auch der Hut) das Sinnbild der Freiheit, und hat von jeher faſt in allen Revolutionen eine Rolle geſpielt; wie denn auch das Entblößen des Hauptes unter allen gebildeten Völkern ein allgemein bekanntes Zeichen der Achtung iſt. Der Mütze (oder dem Hute), welche Gesler als Zeichen der Herrſchaft aufſtecken ließ, und von allem Volke zu grüßen befahl, verdanken die Schweizer gewiſſermaßen ihr Freiheit, und noch jetzt findet man das vereinigte Wappen ſämmtlicher Schweizer-Cantone, ſtatt des Helms oder der Krone (welche ja auch Kopfbedeckungen ſind), unter dem Schirm des runden Hutes dargeſtellt. Auch in England dient die Mütze (blau mit weißem Rande und der goldenen Umſchrift: Liberty) als Sinnbild der verfaſſungsmäßigen Volksfreiheit, und Britannia trägt ſie zuweilen hoch auf der Spitze ihres Speers (gewöhnlicher jedoch den neptuniſchen Dreizack, ohne Mütze) in der Linken, während ſie mit der Rechten der Welt den Oelkranz des Friedens beut. So erklärt ſich, warum auch in Frankreich, beim Ausbruche der Revolution, die Mütze, als eins der ſinnbildlichen Zeichen der errungenen Freiheiten figurirte, und nicht ſowohl dieſes Zeichen ſelbſt, wie einige Schriftſteller angeben,

als vielmehr nur ſeine rothe Farbe, ward der Kopfbedeckung der befreiten, und in ganzen Haufen nach Paris gezogenen marſeiller Galeerenſclaven nachgeahmt. Da die Mitglieder des damaligen Jacobinerclubbs zu Paris, als der Kern der Revolutionsmänner, auch äußerlich ihren Freiheitsſinn an den Tag zu legen ſtrebten, ſo machten ſie die rothe Mütze zu einem ihrer Erkennungszeichen, und dieſe erhielt davon ſpäterhin den Spottnamen Jacobinermütze.

Freiherr (Baron), war urſprünglich ein Edelmann, der kein Lehngut beſaß, mithin keinem Großen zu Dienſten verpflichtet war, zum Unterſchiede von adeligen Dienſtmännern; beſonders die großen freien Gutsbeſitzer, die Niemanden zu einer Lehnsverbindung oder zu Hofdienſten verpflichtet waren. Sie erhielten über ihr großes Landeigenthum ganz die nämlichen Rechte, wie urſprünglich die Statthalter über die Provinzen, auch Sitz und Stimme auf den Reichstagen. Sie gehörten zu dem hohen Adel. Jetzt iſt es bloßer Titel eines Edelmannes, der zwiſchen dem Grafen und dem gemeinen Edelmann in der Mitte ſteht. Die Baronin oder Baronne, auch Baroneß, heißt auf Deutſch Freifrau, Freiin. (Vgl. Baron und Dynaſt.)

Freimaurer, Freimaurerbrüderſchaft (**Freimaurerorden**, oft auch kurz **Maurer** und **Maurerei** genannt), eine über alle Erdtheile, ſo weit nur europäiſche Bildung reicht, mehr oder weniger ausgebreitete Geſellſchaft von Männern aus verſchiedenen Ständen und Religionen, welche in abgeſonderten Verſammlungen oder Logen, unter dem Namen von Brüdern verbunden, eine gewiſſe Kunſt, bildlich Maurerei oder Freimaurerei genannt, ausüben, die ſie noch jetzt vor allen Nichtmitgliedern ihrer Geſellſchaft, welche ſie Profane nennen, bei ihrer Aufnahme zu verhehlen verſprechen. Die weſentlichen Beziehungen, worin die Freimaurerbrüderſchaft auf die höhere Ausbildung der Menſchheit ſteht, und die Umgeſtaltung, der ſie im eignen Innern jetzt entgegenreift, veranlaſſen den Verfaſſer dieſes Aufſatzes, einen Freimaurer, dasjenige, was ſowohl dem aufgenommenen Freimaurer, als dem denkenden und gemüthvollen Nichtmaurer über dieſen Gegenſtand das Wichtigſte iſt, kurz zuſammenzuſtellen. Es kommt hier nicht darauf an, die geheimen Erkennzeichen und Gebräuche des Bundes mitzutheilen, welche blos zu der eigenthümlichen Form deſſelben gehören; es ſollen vielmehr das Weſen und die Beſtimmung deſſelben aus den Grundzügen ſeiner Geſchichte, Verfaſſung und Geſetze erkenntlich gemacht, die Stufe, worauf er jetzt ſteht, bezeichnet, und die Hoffnungen angedeutet werden, welche der Menſchenfreund über ihn nährt. — Von Ununterrichteten iſt die Meinung verbreitet worden, es ſtamme die Freimaurerbrüderſchaft aus den griechiſchen, wohl gar aus den ägyptiſchen Myſterien, oder von den Dionyſiſchen Baukünſtlern, aus dem Pythagoräiſchen Verein, oder von den Eſſenern, im geſchichtlichen ſtetigen Zuſammenhange her. So wenig jedoch die oben genannten Stiftungen unter ſich ſelbſt ein ſtetiges geſchichtliches Ganze ausmachen, ſo ungegründet iſt auch die Anſicht, die Freimaurerbrüderſchaft als zuſammenhängende Fortſetzung irgend eines dieſer Vereine zu betrachten. In Lawrie's Geſchichte der Freimaurerei aus authentiſchen Quellen u. ſ. w., Edinburgh 1804, überſetzt von Burkhardt, Freiberg 1810; vorzüglich in den Anmerkungen, S. 313 — 368, kann der Geſchichtsforſcher hierüber das Nähere finden. Eben ſo ungegründet erweiſen ſich die geſchichtlichen Hypotheſen, daß die Freimaurerbrüderſchaft im Mittelalter aus dem Orden der Tempelherren, oder aus was immer für einem andern Orden, oder ſpäter aus

dem Jeſuiterorden, oder, nach Nicolai, mittelbar aus den Roſenkreuzern, oder, nach Leſſing, aus einer bis ins 17. Jahrh. zu London im Stillen beſtandenen, von dem Baumeiſter Chriſtoph Wren bei dem Baue der Paulskirche daſelbſt an die Baulogen und an die bei ihnen zu Mitgliedern angenommenen Nichtbauleute, zum Theil exoteriſch gemachten Tempelherrenmaſonei entſtanden ſein ſoll. Ein großer Theil dieſer vor dem Lichte der critiſchen Geſchichtforſchung verſchwindenden Annahmen iſt durch die abſichtlich zu einem rituellen Gebrauche erſonnenen Geſchichten des Ordens (historiae ordinis), — hinter welche jedoch zum Theil, vermittelſt einer Namen- und Jahrzahlchiffre, wahre Geſchichte der ſogenannten höheren Grade und innern Oriente verſteckt worden iſt, — bei unkundigen Freimaurern veranlaßt worden. Auch die Anſicht, als ſei die Freimaurerbrüderſchaft aus der Zunft- oder Handwerksmaurerei entſtanden, iſt, im gewöhnlichen Sinne genommen, völlig ungegründet: denn die Freimaurerbrüderſchaft entſprang nicht aus Geſellſchaften bloßer eigentlicher Maurer und Steinmetzen, noch aus zünftigen, in Städten anſäſſigen Maurergewerken insbeſondere, ſondern längſt zuvor, ehe es in irgend einem Theile von Europa Zünfte überhaupt, und anſäſſige Zünfte von Maurern und andern zum Bauen erfoderlichen Gewerken gab, beſtanden viele und überaus zahlreiche Baucorporationen, welche alle jene Gewerke in Männern aus den gebildetern Völkern Europa's, unter der Anführung und Regierung eines oder mehrer Baumeiſter (Architecten) in ein Ganzes vereinigten. Durch Freiheitsbriefe der geiſtlichen und weltlichen Macht geſchützt, und in eine eigene Verfaſſung zu jedem großen Baue vereinigt, errichteten dieſe Geſellſchaften in allen Ländern des chriſtlichen Europa's jene zahlreichen, zum Theil rieſenhaften Werke des in ſeinen edelſten Meiſterſtücken ureigenthümlichen, erhaben ſchönen Kunſtſtyles, welcher gewöhnlich uneigentlich der gothiſche genannt wird. Dieſe Baucorporationen finden wir im Weſentlichen völlig ähnlich, und auf gleiche Weiſe aus Architecten und Bauleuten Italiens, Deutſchlands, der Niederlande, Frankreichs, Englands, Schottlands und anderer Länder, nicht ſelten auch aus griechiſchen Künſtlern gemiſcht; z. B. bei dem Bau des berühmten Kloſters Batalha in Portugal (um das J. 1400), des Münſters und Thurmes zu Straßburg (1015 — 1439), und des zu Cöln (950 und 1211 — 1365), des Doms zu Meißen (im 10. Jahrh.), des Domes zu Mailand, des Kloſters auf dem Berge Caſino, und bei allen merkwürdigen Bauten in den brittiſchen Inſeln. Daß nun aus dieſen großen Vereinen von Künſtlern und Werkleuten die Freimaurerbrüderſchaft hervorgegangen, und durch welche Vermittelungen und Uebergänge ſie endlich ein Bund geworden ſei, der ſich nicht mehr mit der eigentlichen Baukunſt beſchäftigt, dies iſt das Ergebniß der neueſten critiſchen Forſchungen in der Geſchichte der Freimaurerbrüderſchaft. Hiervon die Grundzüge mitzutheilen, iſt die nächſte Abſicht. Zwar können die Beweiſe hier nicht geführt werden, allein der Verfaſſer ſchreibt nichts, was blos Hypotheſe iſt, ſondern nur, was ihn der Ueberblick zuſammenhängender Thatſachen der Geſchichte lehrt. Die erſten Geſellſchaften des Alterthums, mit welchen die Freimaurerbrüderſchaft in ſtetigem geſchichtlichen Zuſammenhange ſteht, ſind die Baucorporationen, welche bei den Römern unter der Benennung der Collegia und Corpora beſtanden. Die erſten Zünfte von Bauleuten (collegia fabrorum) führte Numa, nebſt mehrern andern Zunftverbindungen (collegiis artificium), nach dem Muſter der griechiſchen Zunft- und Prieſtergeſellſchaften, in Rom ein, und verordnete ihnen angemeſſene

eigne Zunftverſammlungen und gottesdienſtliche Handlungen. Nach dem Geſetze der 12 Tafeln durften die Collegia, übereinſtimmend mit der Geſetzgebung des Solon, ſich ſelbſt ihre geſellige Verfaſſung geben und unter ſich Verträge ſchließen, wenn nur nichts davon den öffentlichen Geſetzen zuwider war. Sehr früh verbreiteten ſich die Zünfte aller Art, beſonders aber alle zum Stadt-, Waſſer- und Schiffbau erfoderlichen Gewerke, durch alle Landſtädte und Provinzen des ſich unaufhaltſam erweiternden Römerſtaates, und wirkten mächtig zur Verbreitung römiſcher Sitten, Wiſſenſchaften und Künſte. In jenen Urzeiten geſtiftet, wo Staat und geſellige Religionsübung als ein ungetrenntes Ganze nach dem Vorbilde der Familie gebildet wurden, waren die römiſchen Collegia, außer ihre Kunſtgemeinſchaft, zugleich bürgerliche Anſtalt und ein religiöſer Verein. Dieſe für die Entfaltung der Menſchheit fruchtbare Eigenthümlichkeit erhielten die Collegia, beſonders die der bauenden Künſtler und Gewerke, bis an das Ende des römiſchen Reichs, und pflanzten ſie dann auch in die Baucorporationen des im Mittelalter wiedergebornen Europa's fort. Da die römiſchen Collegia ihre Verſammlungen bei verſchloſſenen Thüren hielten, ſo wurden ſie eben ſo eine Zuflucht politiſcher Parteien, als fremdvolklicher Myſterien, geheimer Weihen und Lehren aller Art. Die römiſchen Kaiſer der erſten Jahrhunderte beſchränkten zwar die Collegia möglichſt; aber die ſpätern Regierungen mußten ſie dafür deſto ungemeſſener begünſtigen. Im Corpus juris finden ſich mehrere Verzeichniſſe der im 3. und 4. Jahrh. geſetzmäßigen, ſteuerfreien Künſte und Gewerke, worunter auch Architecten, Schiffsbauleute, Maſchinenverſtändige, Balliſtenmacher, Maler, Bildhauer, Marmorarbeiter, Maurer, Steinmetzen, Zimmerleute u. A. m. vorkommen. Es war keine nur irgend bedeutende Stadt, keine noch ſo entlegene Provinz, wo nicht bis zum Untergange des weſtlichen und öſtlichen Reichs mehrere der jetzt genannten Collegia mit eigenen Verfaſſungen und Zunftgeſetzen, und in feſtbeſtimmten Verhältniſſen zum Staate und zur Prieſterſchaft, beſtanden hätten. Die Baucorporationen mußten auf Befehl der Kaiſer zum Aufbau großer Städte, Kirchen und Paläſte aus allen Theilen des Reichs zuſammenkommen; auch waren die nöthigen Baugewerke bei jeder römiſchen Legion. Solcher römiſchen Baucorporationen waren nun auch viele in dem, während der Römer Herrſchaft ſehr civiliſirten, ja prachtvoll angebauten Britannien, ſowohl bei dem Heere, als in den Städten vertheilt. Eben ſo in Spanien, Frankreich, am Rhein und an der Donau. Zwar gingen dieſe Collegia in Britannien, während die Picten, Scoten und Sachſen das Land verwüſteten, nebſt den meiſten ihrer Kunſtwerke, unter, allein in Frankreich, Spanien und Italien, und in dem griechiſchen Reiche erhielten ſie ſich blühend; und aus dieſen Ländern ließen dann die chriſtlichen ſächſiſchen Könige, beſonders Alfred und Athelſtan, eine große Menge Künſtler und Bauleute zum Aufbau ihrer Burgen, Kirchen und Klöſter nach England kommen. Waren nun gleich dieſe einwandernden Künſtler, ſo wie die wenigen daſelbſt noch aus der frühern Zeit übrigen, jetzt ſämmtlich Chriſten, und hatten ſie auch zum großen Theile Geiſtliche als Architecten zu Vorſtehern, ſo konnten doch die aus ihnen beſtehenden Corporationen keine andere Verfaſſung haben, als die ihnen ſtetig überlieferte, durch das ganze gebildete Europa verbreitete, noch heute aus dem Corpus juris Romani erkennbare Verfaſſung der Collegien überhaupt, und der Baucollegien im weſtlichen und öſtlichen Römerreiche insbeſondere. Dieſe Verfaſſung war mithin eben dieſelbe, welche

auch die römiſchen Baucorporationen in Britannien gehabt hatten, und welche die von denſelben noch übrig gebliebenen Künſtler unter Alfred und Athelſtan ebenfalls anerkannten. Da die Mitglieder dieſer Baucorporationen des 10. Jahrh. zu den verſchiedenſten Nationen, und dabei zu ſehr von einander abweichenden, zum Theil als ketzeriſch verdammten kirchlichen Parteien, öffentlich oder im Stillen gehörten, folglich in Glauben, Sitte und Lebensart ſehr verſchieden waren, ſo konnte man ſie nur unter der Bedingung bewegen, nach England zu kommen und daſelbſt zu bleiben, daß ihnen der Papſt und der König genügende Freiheiten und Schutzbriefe, vorzüglich aber eigene Gerichtsbarkeit und eigne Beſtimmung des Arbeitslohnes geſtatteten. Dann vereinigten ſie ſich unter ſchriftlichen Conſtitutionen, bei denen die alte Verfaſſung der griechiſchen und römiſchen Zünfte, und die Beſtimmungen des römiſchen Rechtes zum Grunde lagen. Die verſchiedenen Glaubensmeinungen dieſer Bauleute, zum Theil die wirklich reinern Einſichten der ihnen vorſtehenden Architecten und Geiſtlichen, veranlaßten und begründeten die reine Sittenlehre, die religiöſe Duldung und den muſterhaft ſittlichen Wandel, wodurch ſich dieſe Corporationen vor dem größten Theile ihrer Zeitgenoſſen auszeichneten, und wurden zugleich der Antrieb zu jenem Kunſtfleiße, der in ſeinen bewundernswürdigen Denkmalen ihren Ruhm noch fernen Jahrhunderten verkünden wird. Aus den Zeiten der Römer hatte ſich bei ihnen die hohe Lehre über die Bildung und Würde des Baukünſtlers erhalten, wie ſie Vitruvius in ſeinem Werke über die Baukunſt (dem Handbuche der Künſtler des Mittelalters) beſchreibt; ein Syſtem religiöſer und ſittlicher, in Symbole gekleideter Lehren und heiliger Handlungen, aus den Syſtemen der griechiſchen, vorzüglich der ſtoiſchen Philoſophen, und aus einigen Bruchſtücken des ägyptiſchen und griechiſchen Myſterienweſens, ſo wie aus der Lehre und den Gebräuchen des erſten Chriſtenthums, beſonders der gnoſtiſchen Parteien, gemiſcht, bildete ihr inneres Geheimniß (eſoteriſches Myſterion). Die Tyrannei der päpſtlichen Kirche nöthigte ſie, dieſes Geheimniß, nebſt den eigentlichen Geheimniſſen der Baukunſt und den ihr helfenden Künſten, beſonders der Scheidekunſt, Metallbearbeitung und Naturlehre, ſorgfältig zu verhehlen, und nur mit Umſicht, nur theilweiſe, auf Umwegen und in fremdartiger Einkleidung, nach außen zu verbreiten, wenn ſie als Baukünſtler Duldung und Arbeit finden, und als Menſchen dem ſchrecklichſten Looſe entgehen wollten. — Der ganze bisher angedeutete geſchichtliche Zuſammenhang der heutigen Freimaurerbrüderſchaft mit den Baucorporationen des Mittelalters, und dieſer mit den Collegien der Römer, erhellt unwiderleglich ſchon aus der Kenntniß des Alterthums, aus der Geſchichte von England und aus der Uebereinſtimmung der Verfaſſung, Symbole und Gebräuche der heutigen Freimaurerbrüderſchaft. Es haben ſich aber noch überdies in der von den Baucorporationen des Mittelalters abſtammenden Freimaurerbrüderſchaft drei ſchriftliche Denkmale als die älteſten Kunſturkunden derſelben erhalten, welche jenen geſchichtlichen Zuſammenhang, ſo wie die Lehre und die Gebräuche jener Baucorporationen des Mittelalters, in großer Vollſtändigkeit darlegen, und dadurch für die Geſchichte des Aufkeimens des höhern reinmenſchlichen Lebens im Mittelalter von unſchätzbarem Werthe ſind. Die ganze Freimaurerbrüderſchaft befindet ſich im Beſitz einer hiſtoriſch-critiſchen und philoſophiſchen Bearbeitung dieſer wichtigen Denkmale durch die Schrift: die drei älteſten Kunſturkunden der Freimaurerbrüderſchaft, 2 Bde. gr. 8., Dresden 1810, 1812 (zweite verm. Ausg., daſ. 1819),

worin zugleich die Beweiſe der geſchichtlichen Behauptungen des vorliegenden Aufſatzes größtentheils aus den Quellen dargelegt ſind. — Ehe aus einer dieſer Urkunden erwähnt werden kann, was zu dem gegenwärtigen Zwecke nothwendig iſt, muß in Beziehung auf die Baucorporationen des 10. Jahrh. in England angeführt werden, daß dort ein eigner Umſtand der Denkart, Verfaſſung und Beſchäftigung derſelben eine beſtimmte Richtung und ein eigenthümliches Leben gab. Schon ſeit einigen Jahrhunderten vor dem Einfalle der Sachſen (im J. 499) blühte in Britannien eine zahlreiche chriſtliche Kirche, welche zu den älteſten allgemeinen Kirchenverſammlungen ehrwürdige Biſchöfe ſandte. Sie ward zugleich mit der römiſchen Bildung von den Picten und Sachſen unterdrückt und vertrieben, und nur in den Einöden von Wales und Schottland, in den Inſeln zwiſchen England, Schottland und Irland, vorzüglich in Angleſey und Mona, und in dem damals ſelbſtändigen Irland fanden die Chriſten und ihre Lehrer Zuflucht, und ſetzten daſelbſt ihre reinapoſtoliſche, der orientaliſchen Kirche verwandte Lehre, Gebräuche und Verfaſſung fort. Die frommen, gelehrten und menſchenfreundlichen Geiſtlichen dieſer altbrittiſchen Kirche heißen Kuldeer, Keldeer, Ceili=de, Colidei. Als Biſchöfe und Kirchenlehrer, als Einſiedler, oder in große Klöſter zu gottinnigem Leben und ernſtem Studium der Wiſſenſchaften und der alten Sprachen vereinigt, waren ſie dem Volke Beiſpiel zugleich und Lehrer in Religion und in den Künſten und Fertigkeiten des geſelligen, menſchenwürdigeren Lebens. Zwar ſtrebten ſie, die Sachſen und ihre rohen Könige dem Chriſtenthume und der Menſchlichkeit zu gewinnen; allein nicht fähig, mit ähnlichen Mitteln und Waffen, als der vom Papſt im J. 597, nebſt 40 Mönchen nach Britannien geſandte Auguſtin, und die ihm nachfolgenden Biſchöfe, das Reich Gottes auszubreiten und zu vertheidigen, waren ſie genöthigt, ſich mit dem ſtillen Einfluſſe auf einige beſſere Könige und Große des ſächſiſchen Reiches zu begnügen, und mußten die päpſtliche Kirche überhand nehmen, ſich ſelbſt blutig verfolgt, und ihre großen Klöſter und Kloſterſchulen in Wales, Angleſey und Mona zerſtört, oder von päpſtlichen Mönchen bezogen ſehen. Dem milden und weiſen Geiſte Jeſu getreu, verſchmähten ſie dann in ihrem ſonſtigen Eigenthume auch die Aemter der Chorſänger, Meßdiener und Thürſteher nicht. Sie unterlagen endlich in England faſt gänzlich, ob ſie gleich, beſonders in Irland vor der Eroberung durch die Engländer, und in Schottland ſogar bis zu der Reformation, nie ganz vernichtet worden ſind, und wiewohl ſich beweiſen läßt, daß die erſten Reformatoren in England ihr Licht an dem Lichte derſelben entzündet haben. Die Geſchichte dieſes ehrwürdigen Theiles der chriſtlichen Geiſtlichkeit, aus welchem unter Carl dem Großen und Alfred die größten Lehrer von ganz Europa hervorgegangen ſind, iſt von den päpſtlich geſinnten Geſchichtſchreibern abſichtlich unterdrückt und verfälſcht worden; nur erſt wenige Schriftſteller haben angefangen, die Wichtigkeit derſelben zu erkennen und die noch übrigen Nachrichten bekannt zu machen, vorzüglich Uſher, Ledwich und Groſe. Dieſen Kuldeern gelang es nun, ſich auch bei Alfred und Athelſtan Eingang zu verſchaffen; und als Athelſtan bei dem Aufbaue verwüſteter Städte und neuer Klöſter und Kirchen beſonders viele Bauleute anſtellte, ſo daß er es für nothwendig hielt, die durch ſein ganzes Reich zerſtreuten, aus Bauleuten der verſchiedenſten Nationen gemiſchten Corporationen in ein geſelliges, vom Staate geſchütztes und dem Staate verantwortliches Ganze, unter zwar ſelbſt gewählter, aber vom Staate beſtätigter Verfaſſung zu vereinigen,

ſo benutzten die Kuldeer die ihnen dabei dargebotene Gelegenheit, in d ſen Geſellſchaften, worin ſie viele Glaubensgenoſſen hatten, und beſonders in der unter Athelſtan vollendeten neuen allgemeinen Einrichtung der ganzen Brüderſchaft, ihre alten, chriſtlichen und moraliſchen Lehren und Gebräuche lebendig aufzubewahren, und ſie mit den noch von den römiſchen und griechiſchen Collegien übrigen Kunſtlehren, Gebräuchen und Zunftgeſetzen, welche zum Theil umgebildet und anders gedeutet wurden, in ein liturgiſches Ganze zu verweben. — Die Beweiſe aller dieſer Behauptungen ſind ebenfalls in der oben angeführten Schrift aus den Quellen geführt worden. Hier iſt es nur vergönnt, die Erzählung an den Hauptthatſachen fortzuführen. Die älteſte jener Urkunden iſt die im J. 926 allen Baucorporationen in England vom König Athelſtan durch ſeinen Bruder Edwin zu York beſtätigte Conſtitution oder Verfaſſung, deren Urſchrift in angelſächſiſcher Sprache noch jetzt in York aufbewahrt wird, und wovon eine gerichtlich beglaubigte Ueberſetzung in der vorhin erwähnten Schrift das erſtemal gedruckt ſteht. Schon der religiöſe Eingang dieſer Urkunde lehrt, daß hier altgläubige, mit der älteſten morgenländiſchen Kirche übereinſtimmende Chriſten reden. Darauf folgt eine Geſchichte der Baukunſt, welche von der bibliſch-mythiſchen Geſchichte Adams und der Familie deſſelben anhebt, und die Kunſt, mit Anführung einiger rabbiniſchen Sagen, über den Babelthurmbau, zum Salomoniſchen Tempel, mit ruhmvoller, jedoch auf die Nachrichten der Bibel beſchränkter Erwähnung Hirams, von da aber zu den Griechen und Römern fortführt; wobei vorzüglich Pythagoras, Euklides und Vitruvius gefeiert werden. Sodann wird die Geſchichte der Baukunſt in Britannien, und der älteſten Baucorporation daſelbſt, ſehr richtig, und mit den bewährteſten Geſchichtſchreibern einſtimmig dargeſtellt, und unter anderm erwähnt, „daß St. Albanus, ein würdiger römiſcher Ritter, um d. J. 300 ſich der Kunſt angenommen, Einrichtungen und Grundgeſetze (Chargen) bei den Maurern feſtgeſetzt, ſie Gebräuche gelehrt, ihnen Arbeit, einen guten Lohn, und einen Freibrief vom Kaiſer Carauſius ausgewirkt habe, dem gemäß ſie als eine Geſellſchaft in Britannien unter Baumeiſtern ſtehen ſollten." Hierauf wird die Verwüſtung des Landes und ſeiner Bauwerke durch die nördlichen Völker und durch die Angeln und Sachſen erzählt, und endlich, wie und auf welche Weiſe der fromme König Athelſtan, nach zurückgekehrtem Frieden und Bekehrung der Heiden, beſchloſſen habe, die alte löbliche Verfaſſung der Baucorporationen wieder herzuſtellen. Nun folgen die ſechzehn älteſten Geſetze ſelbſt, welche mit allem, was mühſame Forſchungen in den Quellen der Römer, und das Corpus juris über die römiſchen Baucorporationen lehren, genau übereinſtimmen, und durch die reine chriſtliche Lehre veredelt erſcheinen. Dieſe Conſtitution nun behielten die Baucorporationen in England und Schottland, dem Weſentlichen nach, bis dahin bei, wo ſie vom 14. Jahrh. an nach und nach in anſäſſige ſtädtiſche Zünfte übergingen. Es iſt aus einer Reihe urkundlicher Nachrichten erwieſen, daß in England und Schottland nach dieſen Conſtitutionen arbeitende Bauhütten, oder Logen, in ununterbrochener Folge vorhanden waren, welche, außer den eigentlichen Kunſtgenoſſen, auch gelehrte und einflußreiche Richtbaukünſtler, als ſogenannte angenommene Maurer (accepted Masons) in ihre Geſellſchaft aufnahmen, unter denen ſich oft mächtige Reichsſtände, ja ſelbſt mehrere Könige von England befanden. Zu Zeiten bürgerlicher Unruhen und politiſcher Parteiung waren die Logen freier und angenommener Maurer größtentheils Patrioten,

welche der geſetzmäßigen Regierung ergeben waren, und deshalb von der Gegenpartei mehrmals verfolgt wurden. In London ſelbſt finden ſich noch nach dem großen Brande von 1666 viele Baulogen, welche als geſonderte, aber unter dem allgemeinen Schutze des Königs nach den alten gemeinſamen Conſtitutionen vereinte Geſellſchaften, die alte überlieferte Kunſtlehre, nebſt den Symbolen und Gebräuchen, mehr oder weniger rein fortpflanzten. Von dieſen Baulogen waren 1717 noch vier übrig. Die meiſten Mitglieder derſelben waren blos angenommene Maurer, welche alſo, außer der Gleichheit politiſcher Geſinnungen und Wünſche, nur der reinmenſchliche und moraliſche Gehalt der überlieferten Geſetze, Lehren und Gebräuche „der alten und ehrwürdigen Brüderſchaft der freien und angenommenen Maurer" veranlaſſen konnte, dieſe geſellige Verbindung auch als Nichtbaukünſtler fortzuſetzen, und ſie dem damaligen Zeitgeiſte, ſo wie der Lage gemäß, worin ſich die Brüderſchaft, inſonderheit die londner Loge, durch ihre bisherige Wirkſamkeit in Anſehung des Staats und der Kirche befand, zweckmäßig umzugeſtalten. — Bis hieher reicht die erſte Periode der Freimaurerbrüderſchaft, wo ſie als eine Geſellſchaft freier Baukünſtler beſtand, welche durch die Baukunſt zu äußerer Wirkſamkeit vereinigt, der reinmenſchlichen Vollendung in Religion, Tugend und Geſelligkeit nachſtrebten, und Einſicht in dieſelbe, ſo wie Liebe zu ihr mit kunſtſinniger Weisheit verbreiteten. Schon durch die Einwirkung der berühmten Baumeiſter Inigo Jones und Chriſtopher Wren, welche ſich der Logen zunächſt darum angenommen hatten, weil ſie geſchickter und wohlgeſitteter Bauleute bei ihren ſo zahlreichen Bauwerken bedurften, ſo wie durch einige andere vorzügliche Mitglieder, war die Brüderſchaft zu einer Wiedergeburt im Geiſte der neuern Zeit vorbereitet. Allein zur Reife gebracht wurde dieſe Umgeſtaltung, vorzüglich ſeit 1717, durch drei Mitglieder der erwähnten vier Logen, durch den berühmten Phyſiker Deſaguliers, den gelehrten und gemüthvollen Theologen James Anderſon, und den hochverſtändigen George Payne. Denn von dieſen Männern geleitet, faßten die Mitglieder jener vier Logen den Beſchluß, die Freimaurerbrüderſchaft in ihrer alten Verfaſſung, Lehre und Liturgie, als eine nicht mehr baukünſtleriſche, von allen Bauzünften unabhängige Geſellſchaft, ſo wie ſie ſchon zuvor als angenommene Maurer zu thun gewohnt waren, jedoch mit den zeitgemäßen weitern Beſtimmungen, fortzuſetzen. Dem Geiſte der Ueberlieferungen gemäß, erklärten ſie brüderliche Liebe, Hülfe und Treue (brotherly love, relief and truth) für das Weſentliche dieſer Geſellſchaft, und ſorgten auf alle Weiſe dafür, daß ſie dem Volke und der Regierung als eine Verbrüderung für Menſchenliebe, Duldung und Geſelligkeit erſchiene, welche ſich zugleich unbedingten Gehorſam gegen die geſetzmäßige Regierung zur geſelligen Pflicht mache. Durch Beibehaltung des Namens, der Verfaſſung und der Gebräuche „der uralten und ehrwürdigen Brüderſchaft der freien und angenommenen Maurer" erhielten ſich jene Logen die hergebrachte Duldung und die Rechte einer verjährten Corporation von Seiten der Regierung, die fernere Theilnahme der ſchon vereinten Mitglieder, und die Rückkehr mehrer alten angenommenen Maurer, welche größtentheils die unthätigen Logen verlaſſen hatten. Ferner hielten ſie es (dies ſind ihre eigenen Worte) 1717 für gut, „den Mittelpunkt der Vereinigung und der Harmonie unter einem Großmeiſter feſt zu begründen, den älteſten Maurer, der zugleich Meiſter einer Loge war, auf den Stuhl (der Logenregierung) zu ſetzen, ſich zu einer großen Loge pro tempore zu conſtituiren, die

vierteljährigen Berathſchlagungen der Logenbeamten zu erneuen, die jährliche Verſammlung nebſt dem Feſte zu halten, und einen Großmeiſter aus ihrer Mitte zu wählen, bis ſie die Ehre erlangen würden, einen hochadeligen Bruder zu ihrem Oberhaupte zu haben;" und ſo gründeten ſie durch alle dieſe Maßregeln und Einrichtungen die zweite Periode der Freimaurerbrüderſchaft, während der dieſelbe ein reineres und freieres Daſein gewann, wo und in wiefern ſie, ihrer urſprünglichen Beſtimmung getreu, eine den reinſittlichen Zwecken der Menſchenliebe, Duldung und Geſelligkeit, in Liebe, Hülfe und Treue gewidmete, von den Baucorporationen, und überhaupt von allen fremdartigen Verbindungen und Inſtituten, völlig getrennte Geſellſchaft war und iſt, welche jedoch den Namen, die Grundgeſetze, die überlieferten Lehren und Gebräuche der alten Freimaurerbrüderſchaft beibehält, ihre Kunſt als ein Geheimniß übt, und ſich auf freie Männer beſchränkt. Jene Einrichtungen wurden zugleich das Mittel, die umgeſtaltete Brüderſchaft, oder die überlieferten äußern Formen der Freimaurerei ſelbſt, über ganz Europa und alle europäiſche Colonien zu verbreiten. Im J. 1721 erhielt ihr Mitbruder James Anderſon von dieſer neuen Großloge den Auftrag, „die fehlervollen Copien der alten gothiſchen Conſtitutionen nach einer neuen und beſſern Methode zu bearbeiten," und daraus ein für die Zukunft bei allen von dieſer Großloge geſtifteten beſondern Logen allgemein und ausſchließend gültiges Conſtitutionenbuch zu bilden. Er brachte viele Handſchriften der alten Conſtitutionen, welche ſämmtlich mit neuen Verordnungen und Nachrichten vermehrte Abſchriften der erwähnten yorker Conſtitution waren, zuſammen, benutzte ſie bei Ausarbeitung des neuen Conſtitutionenbuchs, legte aber dabei die yorker Conſtitution von Wort zu Wort zum Grunde; nur daß er ſich erlaubte, den damaligen Begriffen, beſonders aber dem neuen Plane der Großloge gemäß, Auslaſſungen, Zuſätze und Veränderungen zu machen. Seine Handſchrift wurde noch 1721 von vierzehn dazu ernannten gelehrten Brüdern, nach einigen Verbeſſerungen, gebilligt, und zufolge eines Beſchluſſes der Großloge 1722 (nach dem Titel 1723) gedruckt, als ihr alleingültiges Conſtitutionenbuch anerkannt, und dem großen Publicum übergeben. Bei der zweiten, erweiterten Ausgabe dieſes Conſtitutionenbuchs, von 1738, benutzte Anderſon nochmals die yorker Conſtitution. Noch in der 1756 von Entick beſorgten Ausgabe deſſelben zeigen ſich ähnliche Spuren einer fortwährenden Benutzung jener Urkunde. Jede neue Ausgabe iſt in der Geſchichtserzählung erweitert, auch hin und wieder abgekürzt, beſonders durch die Erzählung wichtiger Vorfälle, und durch die Verordnungen der Großloge ſelbſt, vermehrt. Doch ſelbſt in der durch Noorthouck 1784 beſorgten Ausgabe blickt der Plan, der Gang der Erzählung und das Colorit der yorker Conſtitution noch hervor. Eben ſo in dem neueſten Conſtitutionenbuche der ſeit dem J. 1813 vereinten Großloge aller alten Maurer zu London, wovon der zweite Theil zu London 1815 erſchien. Das Wichtigſte in dieſem Conſtitutionenbuche der neuengliſchen Großloge zu London ſind die ſechs alten Pflichten (old charges) oder Grundgeſetze, welche Anderſon aus den erwähnten ſechzehn Grundgeſetzen der yorker Conſtitution ausgezogen, mit Benutzung jüngerer Zunftverordnungen, und dem Plane des neuen Großmeiſterthums angepaßt, in die Form gebracht hat, in welcher ſie unverändert von dem neuengliſchen Großmeiſterthume, und auch von allen großen und einzelnen Logen der Erde, ſo wie aufs neue von der ſo eben erwähnten, ſeit dem J. 1813 vereinten Großloge, als das Grundgeſetz der ganzen

Brüderſchaft aufgeſtellt werden. In dieſen alten Pflichten haben ſich jene heiligen Vorſchriften reiner Sittlichkeit und brüderlicher Gleichheit in dem Gebiete des Reinmenſchlichen, bei aufrichtigem Gehorſam gegen jede rechtmäßige Obrigkeit, vereint mit religiöſer Duldung und mit Achtung jedes andern menſchlichen, geſelligen Verhältniſſes, aus der yorker Conſtitution, gereinigt und erweitert, in die Conſtitution der bis zum J. 1813 am meiſten blühenden neuengliſchen Großloge, und ſeit dem J. 1813 in die Conſtitution der vereinten Großloge zu London fortgepflanzt. Von der 1717 geſtifteten neuengliſchen Großloge aus verbreiteten ſich jene Grundſätze, welche das innerſte Weſentliche der Freimaurerei ſelbſt in ſeinen vornehmſten Aeußerungen bezeichnen, über die ganze Freimaurerbrüderſchaft, welche großentheils von der neuengliſchen Großloge abſtammt, und jene ſechs Grundgeſetze wörtlich übereinſtimmend angenommen hat. Folgendes ſind die wichtigſten jener alten Pflichten, ſo wie ſie bei Anderſon, und in der Ausgabe vom J. 1784, und mit wenigen Abänderungen auch in dem Conſtitutionenbuche vom J. 1815 und, dem Wortſinne getreu, in allen engliſchen, ſchottländiſchen, irländiſchen, franzöſiſchen, holländiſchen, däniſchen, ſchwediſchen und deutſchen, von den Logen ſelbſt dem Publicum offen dargelegten Conſtitutionenbüchern lauten: „Der Maurer iſt als Maurer verbunden, dem Sittengeſetze zu gehorchen; und wenn er die Kunſt recht verſteht, wird er weder ein ſtumpfſinniger Gottesläugner, noch irreligiöſer Wüſtling ſein. Ob nun wohl die Maurer in alten Zeiten in jedem Lande verpflichtet wurden, von der Religion dieſes Landes oder dieſer Nation zu ſein, welche es immer ſein mochte; ſo wird es doch jetzt für dienlicher erachtet, ſie allein zu der Religion zu verpflichten, worin alle Menſchen übereinſtimmen; ihre beſondern Meinungen ihnen ſelbſt zu überlaſſen, das iſt (zu der Religion), gute und treue Männer zu ſein, oder Männer von Ehre und Rechtſchaffenheit, durch was immer für Benennungen und Ueberzeugungen ſie verſchieden ſein mögen. Hierdurch wird die Maurerei der Mittelpunkt der Vereinigung (der Einigung, der Einheit), und das Mittel, treue Freundſchaft unter Perſonen zu ſtiften, welche außerdem in beſtändiger Entfernung von einander hätten bleiben müſſen. Der Maurer iſt ein friedfertiger Unterthan der bürgerlichen Gewalten, wo er auch wohnt und arbeitet, und ſoll ſich nie in Zuſammenrottungen und Verſchwörungen gegen den Frieden und die Wohlfahrt der Nation verwickeln laſſen, noch ſich pflichtwidrig gegen die Unterobrigkeiten bezeigen. Es ſollen kein Privathaß, keine Privatſtreitigkeiten zur Thür der Loge hereingebracht werden, viel weniger irgend eine Streitigkeit über Religion, oder Nationen, oder Staatsverfaſſung, da wir, als Maurer, blos von der obenerwähnten catholiſchen (allgemeinen) Religion ſind; auch ſind wir von allen Nationen, Mundarten oder Sprachen, und ſind entſchieden gegen alle Staatshändel, als welche nimmer noch der Wohlfahrt der Loge beförderlich geweſen ſind, auch jemals ſein werden." — Die zweite der vorerwähnten Kunſturkunden iſt ein unter dem Könige Heinrich VI. von England niedergeſchriebenes Fragſtück, welches über das Weſen des Bundes, einſtimmig mit obigen Geſetzen, einen unbildlichen Aufſchluß giebt. Es findet ſich zuerſt abgedruckt im Gentleman's Magazine (1753, p. 417 ff.), dann unter andern in allen ſeit 1756 erſchienenen Ausgaben des neuengliſchen Conſtitutionenbuchs, in Preſtons Erläuterungen, in Hutchinſons Geiſte der Maurerei, und in Sebaß Magazine der Freimaurer (1. St. 1805). — Die letzte jener Urkunden iſt die alte Acte der Aufnahme zum Maurer, ſo wie ſie noch heute

als das älteſte Ritual von allen Maurern altengliſchen Syſtems in allen Erdtheilen unverändert ausgeübt wird. Sie iſt in ihren Anfängen ſo alt, als die yorker Conſtitution, enthält noch Gebräuche der römiſchen Baucorporationen und der älteſten chriſtlichen Aſceten und Mönche, und ſpricht die Grundlehren und die Verfaſſung der Brüderſchaft, übereinſtimmig mit den alten Pflichten, als ein liturgiſches Kunſtwerk aus. Zugleich iſt die darin enthaltene Liturgie das Vorbild, wonach das Ritual einer jeden Loge oder Großloge, in Hinſicht ſeiner geſchichtlichen Aechtheit und des reinen Geiſtes der überlieferten Freimaurerei, beurtheilt werden kann. Von dieſem älteſten Rituale iſt jedoch das des neuengliſchen Großmeiſterthums (welches in Browne's Master-Key, London 1802, und in Krauſe's drei älteſt. Kunſturk. 1819 vollſtändig enthalten iſt) in wichtigen Stücken verſchieden, ob es gleich dem Geiſte nach damit einſtimmt. — Ueberſchauen wir nun, was bisher geſagt worden iſt, mit einem Blicke, ſo erſcheint der Freimaurerbund als eine, nach ihrem Urſprunge und nach ihrer weitern Entwickelung, in die höhere Ausbildung der Menſchheit weſentlich verwebte Geſellſchaft, als der bis jetzt einzige Bund, welcher ſich dem Reinmenſchlichen ausſchließend widmet, und, in ſo fern er dem Weſen der Freimaurerei ſelbſt treu iſt, den Weg künftiger höherer, geſelliger Beſtrebungen thätig bezeichnet. Ob nun auch insbeſondere die Brüder Freimaurer dieſen in ihrem Bunde ſchlummernden Keim eines offenen, lauteren, und ſeinem Geiſte nach in Wahrheit allgemeinen Bundes für Menſchlichkeit und Menſchheit, in Harmonie mit den ſich ſtufenweis veredelnden Staaten und Religionsgeſellſchaften, mit beſonnener, weiſer Kunſt entfalten werden? Dies iſt eine von jenen wichtigen Fragen, deren bejahende Beantwortung, in Geiſt und Wahrheit das Tagewerk dieſes und der folgenden Geſchlechter, wohl werth iſt, daß gute Menſchen aus allen Völkern urkräftig danach ringen. — Die weſentlichſte weitere Belehrung über Freimaurerei und Freimaurerbrüderſchaft enthalten folgende Schriften: Leſſings Ernſt und Falk; die Eleuſinien des 19. Jahrh.; das Conſtitutionenbuch, und das ältere und neue Journal der Loge Archimedes zu Altenburg; Feßlers ſämmtliche Schriften über Freimaurerei, 3 Bde.; Krauſe's 12 Logenvorträge; Moßdorfs Mittheilungen an denkende Freimaurer, 1818, und Silbers vertraute Briefe, 1819; Krauſe's drei älteſte Kunſturkunden, 2. Ausg., 1819; Heldmanns drei älteſte Denkmale der deutſchen Freimaurerbrüderſchaft, 1819; von Wedekinds pythagoräiſcher Orden, 1820; Lindners Macbenac, 3. Ausg., 1818; Gedike's Freimaurerlexicon, 1818; Sarſena, oder der vollkommne Baumeiſter, 3. Aufl.; Freimaurer-Encyclopädie von Lenning, 1. Thl. 1822. (ein ſehr ſchätzbares und gründliches Werk). Und von ausländ. Schriften: Preston's Illustrations of Masonry, 8. edition, London 1812; Lawrie's History of Freemasonry, Edinb. 1804, überſetzt von Burckhard, Freiberg 1809; Thory, Histoire du Grand-Orient de France, à Paris 1812, und in deſſen Acta Latomorum, II. Tomes, à Paris 1815. Z.

Freinsheim (Joh.), wurde 1608 zu Ulm geboren. Die ſich frühzeitig bei ihm äußernden Fähigkeiten, ſein treues Gedächtniß und lebhafter Witz, bewogen ſeine wohlhabenden Aeltern, ihn den Wiſſenſchaften zu widmen. Schon im 15. Jahre konnte er die Akademie beziehen. Er ging, die Rechte zu ſtudieren, zuerſt nach Marburg, ſodann nach Gießen, wo er ſich zugleich mit der Philoſophie und den ſchönen Wiſſenſchaften beſchäftigte. In der Folge wendete er ſich nach Straßburg, wo der berühmte Matthias Bernegger, der alte Literatur

und Geſchichte vortrug, ihn ſo lieb gewann, daß er ihn auf alle Weiſe unterſtützte. Von Straßburg begab er ſich nach Frankreich, um die dortigen Bibliotheken zu benutzen, und die Gelehrten dieſes Landes kennen zu lernen. Der Miniſter Michel Mareſcot ward ſein Beſchützer, und auf die Empfehlung deſſelben arbeitete Freinsheim eine Zeit lang als königlicher Secretär in den Archiven zu Metz. Von hier kehrte er in das Haus ſeines Freundes Bernegger zurück, der ihm die Hand ſeiner Tochter gab. Unterdeß trat er mit einer lateiniſchen Lobrede auf Guſtav Adolph auf, die wegen ihrer eindringenden Beredſamkeit und ſchönen Schreibart ſeinen Namen rühmlich bekannt machte. Auch gewann er dadurch die Gnade des ſchwediſchen Hofes, der ihn 1642 als Profeſſor der Staatswirthſchaft und Beredſamkeit nach Upſala berief. Der Ruhm, den er ſich in dieſem Amte als Schriftſteller erwarb, verbreitete ſich immer glänzender, und bewog die Königin Chriſtine, ihn 1647 zum Bibliothekar und Hiſtoriographen in Stockholm zu ernennen. Allein ſo gemächlich ſeine Lage war, und ſo großer Gunſt er ſich bei der Königin erfreute, ſo fand er doch das Land ſeiner Geſundheit ſo wenig zuträglich, daß er ſich nach Deutſchland zurückſehnte, und einen Ruf des Churfürſten von der Pfalz zum Profeſſor honorarius auf der Univerſität zu Heidelberg, mit dem Titel und Range eines churfürſtlichen Rathes, annahm. Die Königin entließ ihn ſehr gnädig. Er genoß indeß ſeines Glücks in Heidelberg nicht lange, indem er den 30. Aug. 1660 ſtarb. Er hinterließ den Ruhm eines großen Gelehrten, beſonders in der alten Literatur und Geſchichte. Als einen ſolchen hat er ſich, außer bei verſchiedenen Ausgaben von Claſſikern, in ſeinen glücklichen Ergänzungen der verlornen Bücher und Stellen des Curtius und vornehmlich des Livius bewieſen. Er iſt dabei mit Kenntniß der Quellen der römiſchen Geſchichte und mit Fleiße zu Werke gegangen. Sein epiſches Gedicht auf den Herzog Bernhard dagegen ruht in verdienter Vergeſſenheit.

Freiſaſſe, der Beſitzer eines Freigutes (ſ. d. Art.).

Freitag, bei den Angelſachſen Frigedag, hat ſeine Benennung von Odins Frau Frea oder Friga.

Fremdenbill (Alienbill) in England, der Name einer von dem Staatsſecretär Lord Grenville 1793 in Vorſchlag gebrachten und von dem Parlament genehmigten Bill, nach welcher jeder Ausländer, ſogleich bei ſeiner Ankunft in England, der genaueſten Unterſuchung unterworfen, und mit einer Sicherheitskarte von dem Staatsſecretär verſehen wurde, welcher den Fremden auf jeden Argwohn fortzuweiſen das Recht hatte. Obgleich die Oppoſition, beſonders ſeit dem Frieden von 1814, bei den jedesmaligen Anträgen der Miniſter auf Verlängerung der Dauer dieſer Bill, für die gänzliche Aufhebung derſelben ſtimmt, ſo hat ſie bis jetzt doch nichts weiter, als eine Milderung ihrer Beſtimmungen erlangen können, der zufolge die Verhaftung und Fortſchickung verdächtiger Fremden gegenwärtig nur auf einen von dem geſammten Geheimen-Rath unterzeichneten Befehl ſtatt findet. Am 1. Juni 1820 ward die Bill, auf den Antrag Lord Caſtlereagh's, abermals auf zwei Jahre beſtätigt, und iſt auch jetzt noch in Kraft.

Freret (Nic.), geb. zu Paris 1688, war der Sohn eines Procurators beim Parlament, und ward aus Gefälligkeit gegen ſeine Familie Advocat, gab aber dieſes Geſchäft wieder auf, um ſich dem Studium der Geſchichte und Chronologie zu widmen. Zu dieſen Wiſſenſchaften zog ihn angeborne Neigung, und ſchon in ſeinem 16. Jahre hatte er die vorzüglichſten Werke von Scaliger, Uſher, Petau und an-

dern großen Chronologen geleſen und excerpirt. Die Akademie der Inſchriften nahm ihn in einem Alter von 25 Jahren als Mitglied auf; er hielt bei ſeiner Aufnahme eine Rede über den Urſprung der Franzoſen, die eben ſo gelehrt als keck war, und verſchiedene unziemliche Aeußerungen über die Angelegenheiten der Prinzen mit dem Regenten enthielt, für welche er in der Baſtille büßen mußte. Hier war der Skeptiker Bayle faſt der einzige Schriftſteller, den man ihm geſtattete, um ſich die Stunden ſeiner Gefangenſchaft zu kürzen, und er las ihn ſo fleißig, daß er ihn faſt auswendig wußte. Wie ſehr er ſich die Grundſätze deſſelben zugeeignet, beweiſen ſeine Lettres de Trasybule à Leucippe und ſein nachgelaſſenes Examen des apologistes du Christianisme. In beiden gleich irreligiöſen Werken erſcheint der Atheismus in ein förmliches Syſtem gebracht. Nachdem er ſeine Freiheit wieder erlangt hatte, übertrug ihm der Marſchall von Noailles die Erziehung ſeiner Kinder; aber er ſetzte dabei ununterbrochen ſeine literariſchen Arbeiten fort. 1723 kehrte er in das väterliche Haus zurück, und ſtudirte nun mit dem größten Eifer die Chronologie der alten Völker. Er fand, daß die ägyptiſche Geſchichte, die älteſte unter allen, erſt 2900 Jahr vor Chr. Geb. anfängt, und daß die chineſiſche nicht über das Jahr 2575 über dieſe Epoche hinausgeht. Seine vielen Abhandlungen und Streitſchriften hierüber, unter andern gegen Newton, machen einen großen Theil der Denkſchriften der Akademie jener Zeit aus. Eben ſo eifrig beſchäftigte er ſich mit der Geographie; man fand unter ſeinen Papieren 1357 geographiſche Karten von ſeiner Hand. Ueberdies war er in keiner Wiſſenſchaft fremd, und wußte die Feder wohl zu führen. Er ſtarb 1749. Eine vollſtändige Ausgabe ſeiner Werke erſchien zu Paris in 20 Bänden.

Fréron (Elie Catherine), geb. zu Quimper 1719, zeigte früh ſeine großen Talente. Er genoß den Unterricht der Jeſuiten, und beſuchte einige Zeit mit glücklichem Erfolge das Collegium Ludwigs XIV. Brumoi und Bougeant leiteten ſeine Studien und weckten ſeinen Geſchmack für die Literatur. 1746 gab er ein kleines Journal unter dem Titel: Lettres de Madame la Comtesse, heraus. Die Gräfin ſollte die Repräſentantin der Vernunft und des guten Geſchmacks ſein, und zeigte allerdings in ihrer Correſpondenz viel Geiſt und Witz. Einige Schriftſteller, die er in ſeinem Blatte mit wenig Schonung behandelt hatte, bewirkten die Unterdrückung deſſelben; aber 1749 erſchien es unter dem veränderten Titel: Lettres sur quelques écrits de ce temps, deren ſcharfe und bittere Critiken jedoch einer großen Anzahl von Schriftſtellern um nichts beſſer gefielen. Die Briefe wurden einigemal unterbrochen, aber immer zum Verdruß des Publicums. Der König Stanislaus, der den Verfaſſer liebte, war bemüht, ein Werk nicht untergehen zu laſſen, das er mit Vergnügen las, und verhinderte, daß Fréron verhaftet wurde. Nachdem er 13 Bände ſeines Journals herausgegeben hatte, ließ er es von 1754 an unter dem Titel: Année littéraire, erſcheinen, und ſetzte es regelmäßig bis zu ſeinem Tode, 1776, fort. Viel natürlicher Verſtand und Talent, Heiterkeit, ein richtiger Geſchmack, Anhänglichkeit an alte Grundſätze, Eifer gegen die Lehre der Afterphiloſophen und Neologen, dies waren die Eigenſchaften dieſes furchtbaren Journaliſten, der übrigens von den ſanfteſten Sitten und dem angenehmſten Umgange war. Sein bitterſter Feind war Voltaire, der ihn 1750 in ſeiner Schottländerin, einem Stücke voll arger Anzüglichkeiten, auf die Bühne brachte. Fréron hatte ſtets in ſeinen Blättern Voltaire als einen glänzenden Dichter dargeſtellt, aber

geringer als Corneille, Boileau, Racine; er hatte ihn für einen angenehmen, aber unzuverläſſigen Geſchichtſchreiber, und überhaupt mehr für einen Tyrannen als für einen König der Literatur erklärt. Voltaire ſchien lange der Pfeile nicht zu achten, die auf ihn abgeſchoſſen wurden, aber Frérons beißende Critik über ſein Luſtſpiel: La femme qui a raison, brachte ihn dermaßen auf, daß er ſich nicht enthalten konnte, ſeine ganze Entrüſtung in einem 1760 an verſchiedene Journaliſten gerichtete Briefe zu zeigen. Fréron antwortete darauf mit ſcharfer Lauge. Das durchgezogene Stück war ſchlecht, mithin wurde es ihm nicht ſchwer, das Publicum auf ſeine Seite zu bringen. Voltaire ſelbſt gab die Vertheidigung ſeines Werkes auf, aber er ſuchte den Critiker lächerlich und gehäſſig darzuſtellen. Jeder Monat brachte eine Satyre gegen ihn mit. Auch gelang es ihm zum Theil, den Verfaſſer der Année littéraire als parteiiſch und ungerecht verdächtig zu machen, und ſeinen Blättern einen Theil ihres Abſatzes zu entziehen. Dazu kam, daß außer Voltaire auch la Harpe mit den Encyclopädiſten und Paliſſot gegen den Critiker ins Feld zogen, und oft, in Ermangelung gehöriger Gründe, mit Beleidigungen und Perſönlichkeiten gegen ihn kämpften. Ungeachtet dieſes furchtbaren Bündniſſes zählte Fréron auch viele ausgezeichnete Männer unter ſeinen Freunden, die er ſich durch ſeine guten Eigenſchaften erworben hatte.

Fréron (Staniſl.), Sohn des Vorhergehenden, arbeitete nach dem Tode ſeines Vaters lange an der Année littéraire, deren Hauptherausgeber nach einander Grozier und Geoffroy, beſonders der Letztere, waren. 1789 fing er an, den Orateur du peuple herauszugeben. Als Deputirter von Paris, zur Nationalverſammlung, machte er gemeinſchaftliche Sache mit Robespierre. Er wurde mit Aufträgen in das mittägliche Frankreich abgeordnet, und man wirft ihm vor, daß er zu Toulon und Marſeille traurige Andenken zurückgelaſſen habe. Nach ſeiner Rückkehr wurde er Robespierre verdächtig, und er trug daher zu dem glücklichen Ereigniß bei, welches Frankreich von ſeinem Henker befreite. Nach dem 9. Thermidor erklärte ſich Fréron gegen die Terroriſten, ſeine alten Freunde. Von der Beſchuldigung der Jacobiner, daß er Robespierre nur angegriffen habe, um ihm zu folgen, verſuchte er umſonſt, ſich zu reinigen; man machte es ihm zum Vorwurf, die Jacobiner ſtürzen zu wollen, da er ſelbſt ein Haupt derſelben geweſen. Er nahm den Orateur du peuple wieder vor; aber dieſes Journal wurde nur unter ſeinem Namen von Duſſaulx, der damals noch ſehr jung, jedoch ſchon durch ſein Talent ausgezeichnet war, redigirt. Bis auf wenige Phraſen, welche die Zeitumſtände geboten, ſchien dieſer Orateur ein Widerruf des erſten; er entzweite Fréron faſt mit allen, die ſeiner Meinung geweſen waren. Bei der Expedition von St. Domingo im J. 1802 wurde Fréron zum Unterpräfecten des Süden ernannt, und reiſte mit dem General Leclerc ab, unterlag aber ſchon nach zwei Monaten den Einflüſſen des Clima's. Die Ausgelaſſenheit ſeiner Grundſätze mußte diejenigen in Erſtaunen ſetzen, welche die Sanftheit und Nachgiebigkeit ſeines Herzens kannten. Er beſaß viel Verſtand, dagegen fehlte es ihm an Charakter; er ſoll während der Revolution, des Gewinns willen, zu gleicher Zeit Artikel für die monarchiſchen und republikaniſchen Journale geliefert haben.

Fresco, Malerei al fresco, Frescomalerei, auch Kalkmalerei, heißt diejenige Art von Malerei, die mit Waſſerfarben auf einer noch friſchen Unterlage von Kalk, mit Sand vermiſcht, ausgeführt wird. Von dieſer friſchen Unterlage kommt auch der italieniſche Name. Der

Maler läßt jeden Tag nur ſo viel Mauer mit jenem Teige bewerfen, als er an demſelben zu übermalen fähig iſt. Da er ſchnell zu Werke gehen muß, weil ſonſt der Grund wieder trocken werden würde, ſo bedient er ſich dabei der Cartons (ſ. Cartons) für die Umriſſe der Figuren, und bei der Ausmalung, wenn nicht ſchon die Cartons die Farbe angeben, eines kleinen Gemäldes, auf welchem die Farbentöne angegeben ſind. Wenigſtens verfahren die neuern Maler ſo. Die Frescomalerei iſt übrigens eine der älteſten und dauerhafteſten, was die antiken Malereien, die auf uns gekommen ſind, hinlänglich beweiſen. Wie würdig ſie des wahrhaft großen Künſtlers ſei, zeigt das Beiſpiel von Michael Angelo und Raphael. Als die Sixtiniſche Capelle gemalt werden ſollte, rieth der Bruder Sebaſtiano, ein venetianiſcher Maler, ſie in Oel malen zu laſſen, und die Mauer wurde wirklich dazu bereitet. Michael Angelo aber ſagte: „Nichts da; die Oelmalerei taugt nur für Weiber und geiſtloſe, auf Handwerk ſtolze Männer, wie Bruder Sebaſtiano." In der That, da die zarte Verſchmelzung der Dinten und alles, was ſonſt das Auge beſtechen kann, hier wegfällt, ſo iſt der Künſtler genöthigt, in Formen, Charakteren und Ausdruck ſich groß zu zeigen. Eine nahe Prüfung vertragen Gemälde dieſer Art nicht, da ſie immer etwas Trockenes und Rauhes an ſich haben, weshalb ein verwöhntes Auge ſie grob findet. Die Frescomalerei will aus der Ferne geſehen ſein. Wie ſchwer es ſei, in ihr ſich auszuzeichnen, ſieht man aus Vaſari's Ausſage: „Viele unſrer Maler zeichnen ſich in Oel- und Waſſergemälden aus, denen aber kein Frescogemälde gelingt, weil dies von allen die meiſte Kraft, Sicherheit und Entſchloſſenheit erfodert, indem eine Aenderung nicht leicht möglich iſt." Indeß verblaſſen die Waſſerfarben auch auf dem Gipsgrunde, ſo wie der Grund ſelbſt mit der Zeit abfällt. Die herrlichen Schöpfungen im Vatican und in der Sixtiniſchen Capelle ſind bereits ihrem Untergange nahe.

Freudenpferd wird ein bei feierlichen Beerdigungen großer Herren in der Prozeſſion geführtes, prächtig geſchmücktes Pferd genannt, und dem daneben gewöhnlichen Trauerpferde, welches ganz ſchwarz behangen iſt, entgegengeſetzt. Bisweilen ſitzt auf dem Freudenpferde ein Ritter in koſtbarer glänzender Rüſtung, dagegen das Trauerpferd von einem Ritter in ſchwarzer Rüſtung geritten wird.

Freundſchafts-Inſeln, eine Gruppe von 150 Inſeln, die zu Auſtralien gehören, vom 18 bis 23° ſüdlicher Breite, und vom 182 bis 186° öſtlicher Länge von Greenwich in dem ſtillen Ocean liegen. Der Holländer Tasmann entdeckte zuerſt 1643 einige dieſer Inſeln. Cook fand dieſelben auf ſeiner zweiten Reiſe 1773 wieder, beſuchte ſie 1777 zum zweitenmal, und nannte ſie, wegen der gaſtfreundſchaftlichen Aufnahme, die er bei den Einwohnern gefunden hatte, die freundſchaftlichen Inſeln. Die meiſten derſelben ſind niedrig, und ſcheinen keine andere Grundlage, als Corallenfelſen zu haben; andere ſcheinen vulcaniſchen Urſprungs zu ſein. Die vielen Corallenriffe und die dadurch verurſachten Brandungen machen die Schiffahrt zwiſchen dieſen Inſeln ſehr gefährlich. Das Clima iſt äußerſt ſchön und der Vegetation und Geſundheit ſehr zuträglich. Keine dieſer Inſeln iſt ganz ohne ſüßes Waſſer. Die Producte des Pflanzenreichs ſind mehr mannichfaltig; die vorzüglichſten ſind Piſangs, Brotfrucht, Yams, Zuckerrohr in großem Ueberfluſſe, Sagopalmen, Kokospalmen, eine Pfefferart, woraus das Getränk Kawa bereitet wird, Bambus, Flaſchenkürbiſſe, Pompelmuſen, die theils in den Pflanzungen, theils wild wachſen, und viele andere. Auch haben die Miſſionäre mehrere europäiſche Gartengewächſe mit

Stück angebaut. Aus dem Thierreiche findet man Schweine, Hunde, Papageien, Tauben, Hühner, wilde Enten, Tropikvögel, Reiher, Fiſche, Schildkröten, Auſtern u. ſ. w. Die Einwohner, deren Zahl von Einigen auf 80 bis 90,000, von Andern noch einmal ſo hoch geſchätzt wird, ſind von mittler Größe und wohl proportionirt, kupferbraun, und zeichnen ſich durch freundſchaftliche Geſinnungen, Freigebigkeit, Großmuth, Ehrlichkeit und Kunſtfleiß vor den andern Südſeebewohnern aus. Doch herrſcht auch die abſcheuliche Sitte der Menſchenopfer. Ihre Kleidung beſteht in Matten, vom Papiermaulbeerbaume verfertigt. Reinlichkeit des Körpers lieben ſie ganz beſonders, und baden ſich daher oft. Die Wohnungen ſind ſehr kunſtlos. Starke Matten oder geflochtene Kokoszweige vertreten die Stelle der Wände. Das mit Blättern bedeckte Dach ruhet auf verbundenen Pfoſten und Querbalken. Ihre Schlafſtelle iſt eine Matte, ihre Decke die Kleidung, welche ſie den Tag über tragen, ein hölzernes Bänkchen ihr Kopfkiſſen. Außer dieſen Dingen beſteht ihr ganzer Hausrath nur in einigen Schalen zum Kawatrank, einigen Flaſchenkürbiſſen und Kokosſchalen. Die Weiber beſchäftigen ſich mit Verfertigung der Matten, worin ſie ſehr geſchickt ſind, und die Tahiter übertreffen. Die Männer treiben den Ackerbau und Fiſchfang, und verfertigen die Häuſer und Canots. Die ſchön angebauten Ebenen, die Wäldchen, von Grasplätzen durchſchnitten, und die Morais oder Begräbnißplätze, die in angenehmen umzäunten Ebenen mit Hütten oder Dächern beſtehen, welche die Stelle der Gräber bezeichnen, geben dieſen Landſchaften ein gefälliges Anſehen. Man findet hier eine ordentliche bürgerliche Verfaſſung, eine Art von Lehnſyſtem. Die meiſten Inſeln ſind dem Könige von der Inſel Tongatabu unterworfen, dem die Gutsbeſitzer oder Fürſten und Herren Abgaben entrichten und Gehorſam leiſten. Die Einwohner haben auch einige Religionsvorſtellungen. Hamoa heißt die größte Inſel, und auf Tongatabu oder Amſterdam reſidirt der mächtige König dieſes Archipels.

Freya, ſ. Nordiſche Mythologie.

Friedensgerichte, ſ. dieſen Art. in der N. Folge des Conv. Lexicons.

Friedensſchluß, Friedensunterhandlung. Zwiſchen zwei kriegführenden Mächten thut entweder eine der ſtreitenden Parteien oder eine neutrale Macht den erſten Antrag zur Wiederherſtellung des Friedens. So werden denn auch die Friedensunterhandlungen entweder unmittelbar zwiſchen den kriegführenden Mächten, oder mittelbar durch einen dritten Staat eröffnet, der wieder entweder nur ſeine guten Dienſte verwendet, oder als Vermittler (Mediateur), oder als Schiedsrichter, beides letztere mit Einwilligung der kriegenden Parteien, dabei auftrit. Verſammeln ſich zu dieſem Behufe bevollmächtigte Geſandte, oder kommen, wie in den neueſten Zeiten, die Fürſten ſelbſt zu Friedensunterhandlungen zuſammen, ſo entſteht ein Friedenscongreß. Da ſchriftliche Verhandlungen die Sache nur verzögern würden, ſo ſendet man ſich jederzeit Geſandte zu. Dieſe beſchäftigen ſich nun entweder erſt mit einem Präliminarfriedensvertrage, oder arbeiten ſogleich am Definitivfriedensſchluß. Den Präliminarfriedensvertrag darf man nicht verwechſeln mit den Friedenspräliminarien, in welchen über den Ort der Friedensunterhandlung, über die Art, wie der Friede geſchloſſen, wer dabei zugelaſſen oder ausgeſchloſſen, wer die Vermittlung oder Bürgſchaft übernehmen, welchen Charakter die Bevollmächtigten haben, welches Ceremoniel befolgt werden ſoll, verhandelt wird. Eben ſo wenig darf man die Präliminarconvention (vorläufige Uebereinkunft) da-

mit verwechſeln, in welcher über einen Punkt verhandelt wird, ohne deſſen Zugeſtehung ſich ein Theil in gar keine Unterhandlungen einlaſſen will. Der Präliminarfriedensvertrag hat es dagegen mit den Hauptpunkten zu thun, und läßt vor der Hand minder wichtige Nebenpunkte, über die man ſich nachher noch zu vergleichen hofft, unerörtert. Solche Friedensinſtrumente haben bisweilen nur die Form einer Punctation, bisweilen aber die eines wirklichen Definitivvertrags, werden aber übrigens in beiden Fällen wie der Friede unterzeichnet und ratificirt, worauf ſie, wenn nicht nachher ein Anderes ausdrücklich ausgemacht wird, völlig verbindliche Kraft haben. Der Definitivfriedensſchluß, d. i. der Alles zur Entſcheidung bringende, beſeitigt nachher alle ſtreitigen Punkte. Die allgemeine Form eines ſolchen iſt dieſe: Nach Anrufung des göttlichen Namens kommt die Veranlaſſung zu dem Vertrage, Erwähnung der Geſandten und ihrer Vollmachten, dann die allgemeinen Artikel, als Wiederherſtellung des Friedens und der Freundſchaft, Einſtellung der Feindſeligkeiten, Berückſichtigung der Contributionen, Gefangenen, Amneſtie u. ſ. w. Nun erſt folgen die beſondern und eigentlichen Hauptartikel des Friedens, bei denen gemeiniglich der Punkt des Beſitzſtandes der ſchwierigſte war, wenn nicht ein ſiegender Feind in ſeiner Gewalt hatte, den Frieden vorzuſchreiben. Zeit= und Ortbeſtimmungen der Auswechſelung der Ratificationen und Unterzeichnungen machen den Beſchluß. Ueber dieſe Unterzeichnung gab es ehedem viele Schwierigkeiten, indem kein Theil der hintenangeſetzte ſcheinen mochte. Jetzt hat man verſchiedene Wege, dieſen Schwierigkeiten auszuweichen: 1. die Alternation, wo jede unterzeichnende Macht die andere, an welche das Inſtrument ausgeſtellt wird, obenan ſtellt, oder 2. Proteſtationen von der einen, Reverſe von der andern Seite, welche beide beabſichtigen, zu verhindern, daß in künftigen Fällen der jetzige nicht als Regel gelten ſolle. Unterzeichnung, Beſieglung und Auswechſelung der Ratificationen geſchehen übrigens bald in der Stille, bald mit Feierlichkeit. Angehängt ſind dem Friedensſchluſſe bisweilen noch beſondere Artikel, entweder öffentliche, oder geheime. Manche enthalten Hauptpunkte, die auf den Frieden und deſſen Vollziehung ſelbſt Bezug haben; andere ſind ein bloßer Vorbehalt, wegen gebrauchter Titel, Sprache u. ſ. w. So hat man ſonſt z. B., ſeitdem die franzöſiſche Sprache (ſeit 1614) zu Friedensſchlüſſen gebraucht wurde, in den Verträgen, an welchen Frankreich Antheil nahm, ſich verwahrt, daß hieraus für die Zukunft keine Schuldigkeit gefolgert werden ſolle. Iſt nun der Friedensſchluß unterzeichnet, von den Souveräns in eigenhändig unterzeichneten Urkunden ratificirt, d. i. genehmigt, und ſind die Ratificationen ausgewechſelt worden, ſo bleibt nur noch der leichte Punkt der Bekanntmachung und der ſchwere der Vollziehung übrig. In dem letztern hat ſchon oft der Keim zu neuen Kriegen gelegen. Sammlungen von Friedensſchlüſſen (d. i. Friedensverträgen) ſind eine Hauptquelle für die politiſche Geſchichte der Staaten. Wir haben deren mehrere, und verweiſen deshalb auf von Martens Discours sur les recueils de traités vor dem Supplément au Recueil des Traités, Vol. I, wo eine critiſche Ueberſicht dieſer Sammlungen gegeben iſt.

Friedensſchlüſſe der neuern Zeit (die wichtigſten). So wie der Gebrauch des Schießpulvers das Mittel ward, in dem ewigen Landfrieden (1495) das Fauſtrecht, die Selbſthülfe innerhalb des deutſchen Reichs zu zügeln, ſo ward wieder die ganz veränderte Art, Krieg zu führen, die Veranlaſſung zu der Begründung einer neuen Politik und Diplomatik im jüngern Europa, am Ausgange des 15. und am An=

fange des 16. Jahrh. Beſonders wurden die Anſprüche Frankreichs auf Mailand, und Spaniens und Frankreichs auf Neapel, ſo wie die Eroberung beider italieniſchen Staaten von Ausländern, die Urſachen der damals in Mailand, Venedig, Rom und Florenz beginnenden Politik, deren Wirkungen ſich bald in den europäiſchen Friedensſchlüſſen zeigten. Die erſten wichtigen Friedensſchlüſſe des neuern Europa's ſind die, durch welche die vier Kriege beendigt wurden, welche Kaiſer Carl V. (als König von Spanien Carl I.) und Franz I. von Frankreich über Italien geführt hatten. Ihr erſter Friede wurde, nachdem Franz I. bei Pavia gefangen genommen worden war (1525), zu Madrid (14. Jan. 1526) auf die Bedingungen geſchloſſen, daß Franz auf Italien und und Burgund verzichten, 2 Mill. Thaler zu zahlen verſprechen und zwei ſeiner Prinzen als Geißeln ſtellen mußte. Kaum war aber Franz in Freiheit geſetzt, als er dieſen Vertrag für erzwungen erklärte, und in Verbindung mit dem Papſte, Venedig u. A. den Krieg gegen Carl erneuerte. Allein dieſer ward ſo wenig vortheilhaft geführt, daß Franz im Frieden zu Cambray (5. Aug. 1529) zwar Burgund behielt, dagegen aber der Lehnshoheit über Flandern und Artois entſagte, 2 Mill. Thlr. Löſegeld für ſeine Söhne bezahlte und Mailand dem Hauſe Sforza laſſen mußte. Doch nach dem Tode des unbeerbten Herzogs Franz II. von Mailand verlangte Franz I. von neuem die Belehnung mit Mailand von dem Kaiſer. Die Weigerung deſſelben veranlaßte den dritten Krieg, in welchem Franz I. mit dem Sultan der Osmanen verbunden war. Er ward (1538) durch einen vom Papſte zu Nizza vermittelten, zehnjährigen Waffenſtillſtand unterbrochen; allein nach der Ermordung der durch Italien reiſenden und nach Conſtantinopel beſtimmten franzöſiſchen Geſandten zu Pavia (1541) erneuert. Dieſer Krieg ward (8. Sept. 1544) im Frieden zu Creſpy auf die Grundlage des Friedens zu Cambray beendigt. — Gleichzeitig mit dieſen Kriegen hatte ſich in Deutſchland die Reformation verbreitet. Die gegen den ihnen nachtheiligen Reichsſchluß zu Speier (1529) proteſtirenden Stände traten zu Schmalkalden (1530) zu einem Bündniſſe zuſammen, welchem catholiſcher Seits (1538) der nürnberger heilige Bund entgegengeſetzt wurde. Der Religionskrieg in Deutſchland begann (1542) mit der Eroberung des Herzogthums Braunſchweig-Wolfenbüttel durch die beiden Häupter des ſchmalkaldiſchen Bundes, den Churfürſten Johann Friedrich von Sachſen und den Landgrafen Philipp von Heſſen. Doch ſprengte Carl V. dieſen Bund (24. Apr. 1547) in der Schlacht bei Mühlberg, in welcher er den Churfürſten zum Gefangenen machte, und darauf deſſen Länder dem Herzog Moritz von Sachſen ertheilte. Dieſer aber, gereizt durch des Kaiſers fortdauernde Feindſeligkeiten gegen die Proteſtanten, verband ſich mit dem Könige Heinrich II. von Frankreich, und überraſchte den Kaiſer in Tyrol, während die Franzoſen die lothringer Biſthümer Metz, Verdun und Toul beſetzten, worauf (1552) der Paſſauer Vertrag, und, auf deſſen Grundlage, der Religionsfriede zu Augsburg (25. Sept. 1555), die verſchiedenartigen Intereſſen der beiden kirchlichen Parteien in Deutſchland geſetzlich beſtimmte. Zwiſchen Frankreich und Spanien ward erſt ſpäter (3. April 1559) der Cateau Cambreſis abgeſchloſſen, in welchem Frankreich mehrere Gränzplätze in den Niederlanden und Italien an Spanien überließ. — An den Küſten der Oſtſee hatte ſich noch im letzten Zeitalter der Kreuzzüge ſeit 1226 der deutſche Orden ſiegreich ausgebreitet. In Verbindung mit den Schwertbrüdern gehörte ihm Preußen, Liefland, Curland und Semgallen. Doch mußte er bereits im Frieden zu Thorn (1466) die Hälfte des Ordenslandes

Weſtpreußen, an Polen überlaſſen, und der Hochmeiſter wegen Oſtpreußen dem Könige von Polen den Vaſalleneid leiſten. 1513 kaufte ſich der Heermeiſter in Liefland und Curland, Walther von Plettenberg, vom deutſchen Orden los, und Albrecht, der Hochmeiſter, erhielt, nachdem er die Reformation in Oſtpreußen eingeführt hatte, in dem Frieden mit Polen (9. April 1525) Oſtpreußen als ein erbliches Herzogthum und als ein Lehn von Polen. Als aber der ruſſiſche Czaar Iwan Waſiliewitſch II., nach der Beendigung eines Krieges mit Schweden, in Liefland (1553) ſiegreich vordrang, überließ der Heermeiſter Kettler in einem Vertrage zu Wilna (1561) Liefland an Polen, wogegen er Curland und Semgallen als ein erbliches Herzogthum von Polen zum Lehen erhielt. — In dem ſogenannten dreißigjährigen Kriege ſtellte ſich nach Beendigung des böhmiſchen Aufſtandes der König Chriſtian IV. von Dänemark (1626) an die Spitze der Bewaffnung des niederſächſiſchen Kreiſes, ward aber beſiegt, und entſagte im Frieden zu Lübeck (12. Mai 1629), für die Zurückgabe ſeiner von den Kaiſerlichen eroberten Länder und für die Bewilligung eines neuen Zolls, zu Glückſtadt ſeiner Theilnahme an dem fernern Kriege; der Churfürſt Johann Georg I. von Sachſen trennte ſich im Frieden zu Prag (am 30. Mai 1635) von ſeinen bisherigen Verbündeten, und verband ſich mit dem Kaiſer gegen Schweden. Der Friede zu Osnabrück und Münſter, der weſtphäliſche genannt, beendigte (24. Oct. 1648) dieſen 30jährigen Krieg, und begründete ein neues politiſches Syſtem in Europa. In dieſem Frieden wurden die Niederlande und die Schweiz als Freiſtaaten anerkannt; der Religionsfriede von 1555 ward, mit Einſchluß der Reformirten, beſtätigt, beiden Religionsparteien völlige Gleichheit der Rechte bewilligt, und in Anſehung der Religionsübung und des Beſitzes der geiſtlichen Güter das J. 1624 als Normaljahr angenommen; den vom Kaiſer mit der Acht belegten Reichsſtänden ward Amneſtie (mit einigen Einſchränkungen) zugeſtanden, und für das pfälziſche Haus eine neue Churwürde errichtet; die Krone Schweden erhielt Vorpommern, die Inſel Rügen, Wismar, Bremen und Verden und die Reichsſtandſchaft, und die ſchwediſche Armee 5 Millionen Thaler; Frankreich gewann die völlige Hoheit über Metz, Toul und Verdun, und alles, was Oeſterreich im Elſaß beſeſſen hatte; ſäculariſirt wurden, zur Entſchädigung der durch Abtretungen an Ländern und Anſprüchen beeinträchtigten Reichsſtände, Magdeburg, Halberſtadt, Minden und Camin für Churbrandenburg; Schwerin, Ratzeburg u. ſ. w. für Meklenburg; Hersfeld für Heſſen-Caſſel u. ſ. w. Nur zwiſchen Frankreich und Spanien ward erſt am 7. Nov. 1659 der pyrenäiſche Friede (auf der Faſaneninſel) abgeſchloſſen, in welchem die Vermählung Ludwigs XIV. mit der älteſten ſpaniſchen Infantin Maria Thereſia verabredet, und Rouſſillon nebſt mehreren Plätzen in den Niederlanden an Frankreich von Spanien abgetreten wurde. Im europäiſchen Norden kämpften Rußland, Polen und Dänemark mehrmals mit Schweden. Im Frieden zu Stolbowa (27. Febr. 1617) mußte der Czaar Michael Romanow von Rußland Ingermanland und Carelen an Schweden, und 1613 an Polen Smolensk, Czernichow und Severien überlaſſen. Dänemark ſah ſich nach einem unglücklichen Kriege (1643—1645) genöthigt, Jemteland, Herjedahlen, Gothland und Oeſel für immer, und Halland auf 30 Jahre, im Frieden zu Bremſebrö (13. Aug. 1645), an Schweden abzutreten, und zugleich Schweden die gänzliche Befreiung vom Sundzoll zuzugeſtehen. Nach der Erneuerung des Krieges mußte Dänemark im rothſchilder Frieden (26. Febr. 1658) auch Halland,

Schonen, Blekingen und Bornholm an Schweden abtreten; doch kam, nach dem Tode Carl Guſtavs von Schweden, im Frieden zu Copenhagen (1660) Bornholm und Drontheim an Dänemark zurück, und im Frieden zu Oliva (3. Mai 1660) gewann zwar Schweden von Polen Liefland und Eſthland, verzichtete aber auf Curland und Semgallen, und erkannte Brandenburgs Souveränetät über das Herzogthum Preußen an. — Unter den weſtlichen Staaten Europens war die Republik der Niederlande zu einem ausgebreiteten Handel nach beiden Indien und zu einem bedeutenden Uebergewichte zur See gelangt. Dies erregte die Eiferſucht Englands unter Carl II., mit welchem aber, nach einem zweijährigen Kampfe (31. Juli 1667), der Friede zu Breda auf die Bedingung des uti possidetis abgeſchloſſen, und den Niederländern einige Befreiung von der Navigationsacte zugeſtanden wurde. Drohender war Frankreichs Stellung gegen die Republik, nachdem dieſelbe, durch die Tripelallianz, Ludwig XIV. zum aachener Frieden (2. Mai 1668) und zur Verzichtung auf die von ihm in Anſpruch genommenen ſpaniſchen Niederlande genöthigt hatte. In Verbindung mit England erklärte Ludwig (1672) der Republik den Krieg. Doch mußte Carl II., weil er von dem Parlamente nicht mit Geld zur Führung dieſes Krieges unterſtützt wurde, (19. Febr. 1674) den Frieden zu Weſtminſter auf die Grundlage des Friedens zu Breda mit Holland abſchließen, und die Unterſtützung, welche der große Churfürſt von Brandenburg, Oeſterreich und das deutſche Reich der Republik gewährten (1678, 1679, wo auch der Friede von St. Germain geſchloſſen wurde (ſ. d. Art. Friedrich Wilhelm), führte zu den Separatfriedensſchlüſſen zu Nimwegen, welche die Unabhängigkeit Hollands ſicherten, Frankreich aber einige Vortheile an der deutſchen Gränze verſchafften. Aber bald ward der blutige Kampf von Ludwig XIV. (1688) erneuert, als er für die Herzogin von Orleans einen großen Theil der Pfalz in Anſpruch nahm, und als, nach der Verwüſtung der Rheinpfalz von den Franzoſen, ein großes Bündniß zwiſchen Oeſterreich, Spanien, den Niederlanden, Großbritannien ꝛc. gegen Ludwigs Uebermacht zu Stande kam. Dennoch waren die franzöſiſchen Waffen ſo ſiegreich, daß Frankreich in den Separatfriedensſchlüſſen zu Ryswyk (1697) nicht ohne Vortheil aus dieſem Kampfe heraustrat. Deſto hartnäckiger und nachtheiliger ward für Frankreich der ſpaniſche Erbfolgekrieg (1701—1714) geführt, bis der Tod des Kaiſers Joſeph I., durch welchen ſein Bruder Carl zum Beſitze der ganzen öſterreichiſchen Monarchie gelangte, und die Veränderung des brittiſchen Miniſteriums, nach dem Sturze der Marlboroughiſchen Partei, zu dem utrechter (1713) und badener (1714) Frieden führten, in welchen Ludwigs Enkel, Philipp von Anjou, auf dem ſpaniſchen Throne und in dem Beſitze der ſpaniſchen Colonien anerkannt, an Oeſterreich aber, aus der ſpaniſchen Erbſchaft, Belgien, Mailand und Neapel überlaſſen, für Savoyen anfangs Sicilien mit der Königswürde beſtimmt, die Inſel aber in der Folge an Oeſterreich gegen Sardinien vertauſcht, und von England Minorca und Gibraltar behauptet wurde. An der deutſchen Gränze mußte Frankreich Kehl, Freiburg und Breiſach räumen; doch wurden die vom Kaiſer, wegen ihrer Verbindung mit Frankreich, geächteten Churfürſten von Baiern und Cöln wiederhergeſtellt. — Gleichzeitig mit dieſem Kriege im Weſten von Europa ward im Norden und Oſten der ſogenannte nordiſche Krieg geführt. Ihn eröffneten Dänemark, Polen und Rußland gegen den jungen König Carl XII. von Schweden, um demſelben die von ſeinen Vorfahren gemachten Eroberungen wieder zu entreißen. Allein Dänemark ward, ſogleich nach

Carls XII. Angriff auf Copenhagen, zum Frieden von Travendahl (10. Aug. 1700) genöthiget, welcher auf den status quo unterzeichnet wurde. Deſto hartnäckiger war der Krieg mit Auguſt II., König von Polen und Churfürſten von Sachſen, und mit dem Czaar Peter I. Denn nachdem Carl XII. Auguſts Plan, Liefland an Polen zurückzubringen, vereitelt, in Stanislaus Leſczinsky einen neuen König von Polen aufgeſtellt, und den Krieg nach Sachſen verſetzt hatte, mußte Auguſt II. im Frieden zu Altranſtädt (24. Sept. 1706) auf die polniſche Krone verzichten. Doch hatte Peter I. unterdeſſen Ingermanland eingenommen, und auf dem eroberten Boden ſeine neue Hauptſtadt Petersburg gegründet; auch ſchlug er Carl XII. (1709) bei Pultawa, worauf Auguſt II. und Dänemark ebenfalls den Krieg erneuerten, der erſt nach Carls XII. Tode (1718) durch mehrere Separatfriedensſchlüſſe beendigt ward. Auch Preußen und Hannover waren zu Schwedens Feinden getreten. Im Frieden behielt Hannover (20. Nov. 1719) die von Dänemark eroberten, aber von demſelben an Georg I. von England und Hannover verkauften Fürſtenthümer Bremen und Verden, wogegen es an Schweden eine Million Thaler zahlte. Der Friede mit Auguſt II. ward (1719) anfangs nur als Waffenſtillſtand unterzeichnet. Mit Preußen wurde der Friede (21. Jan. 1720) zu Stockholm geſchloſſen. Im Frieden mit Dänemark (3. Juli 1720) gab dieſes Wismar, Stralſund und Rügen zurück; Schweden aber zahlte 600,000 Thaler, und verlor die Zollfreiheit im Sunde. Im Frieden mit Rußland zu Nyſtadt (10. Sept. 1721) mußte Schweden auf Liefland, Eſthland und Ingermanland verzichten; doch erhielt es 2 Mill. Thaler von Rußland. — Der Tod des Königs von Polen, Auguſts II. (1. Febr. 1733), veranlaßte eine ſtreitige Königswahl, worauf ſich Oeſterreich und Rußland für Auguſt III., Frankreich aber und deſſen Bundesgenoſſen für Stanislaus Leſczinsky erklärten. Der Krieg ward nur in Italien lebhaft geführt, und durch den Frieden von Wien (3. Oct. 1735) beendigt, welchem nach und nach die einzelnen kriegführenden Mächte beitraten. Durch ihn erhielt Auguſt III. die polniſche Krone; Stanislaus aber behielt den königlichen Titel und ward durch Lothringen entſchädigt, das nach ſeinem Tode an Frankreich fallen ſollte, wogegen der Herzog von Lothringen, Franz Stephan, Toscana erhielt. Der Infant Carl von Spanien, Philipps V. älteſter Sohn, aus ſeiner zweiten Ehe mit Eliſabeth von Parma, ward König von Neapel und Sicilien, welche Länder ihm der Kaiſer Carl VI. abtrat, und ſich dagegen mit Parma und Piacenza begnügte, um nur von den kriegführenden Mächten die pragmatiſche Sanction (ſ. d. Art.) anerkannt zu ſehen. — Nichts deſto weniger brach nach Carls VI. Tode der öſterreichiſche Erbfolgekrieg aus, welchen Friedrich II. (1740), wegen der Anſprüche ſeines Hauſes auf einige ſchleſiſche Fürſtenthümer, durch einen Einfall in Schleſien eröffnete. Der Churfürſt Carl Albrecht von Baiern nahm, wegen ſeiner Abſtammung vom Kaiſer Ferdinand I., die ganze öſterreichiſche Erbſchaft in Anſpruch, und Frankreich, Spanien, Sachſen und Sardinien erklärten gleichfalls die pragmatiſche Sanction für ungültig. Nur Großbritannien ſtand auf der Seite der Maria Thereſia, und bald erklärten ſich auch Sardinien (1743) und Sachſen (1744) für ſie. Sich ihres thätigſten Gegners zu entſchlagen, überließ Maria Thereſia im Frieden zu Breslau (28. Juli 1742) ſechs ſchleſiſche Fürſtenthümer und Glatz an Friedrich II. Sachſen war dieſem Frieden beigetreten. Als aber Friedrich, bei dem Glücke der öſterreichiſchen Waffen, den Verluſt des kaum gewonnenen Schleſiens befürchtete, eröffnete er (1744) den zweiten ſchleſiſchen Krieg, in welchem Sachſen auf

Oeſterreichs Seite ſtand. Nach der Schlacht bei Keſſelsdorf ward der Friede zu Dresden (25. Dec. 1745) auf die Grundlage des breslauer Friedens abgeſchloſſen. Noch vor dieſem Frieden hatte ſich der junge Churfürſt Maximilian Joſeph von Baiern mit Oeſterreich im Frieden zu Füſſen (22. April 1745) ausgeſöhnt. Maria Thereſia gab ihm das eroberte Baiern zurück, wogegen er auf ſeine Anſprüche in Hinſicht der öſterreichiſchen Erbſchaft verzichtete. Der öſterreichiſche Erbfolgekrieg ſelbſt ward endlich im Frieden zu Aachen (1748) auf den status quo beendigt, außer daß Oeſterreich dem Infanten Philipp von Spanien die Herzogthümer Parma und Piacenza überließ. Doch nur acht Jahre dauerte die Zeit der Ruhe; denn bereits 1756 begann der dritte ſchleſiſche (ſiebenjährige) Krieg. (S. d. Art.) Friedrich II. kämpfte gegen Oeſterreich, Rußland, Schweden, Frankreich, Sachſen und das deutſche Reich; blos England war mit ihm verbunden. Nach dem Tode der Kaiſerin Eliſabeth von Rußland gab ihr Nachfolger, Peter III., (5. Mai 1762), im Frieden das eroberte Preußen zurück, und der Friede mit Schweden (22. Mai), ſo wie der hubertsburger Friede (15. Febr. 1763) mit Oeſterreich und Sachſen, brachte Alles auf den status quo zurück. Der gleichzeitig von Frankreich, und ſpäterhin, nach Abſchluß des bourboniſchen Familienvertrags, (15. Aug. 1761) auch von Spanien gegen England geführte Krieg, war ebenfalls in dem Frieden zu Paris (10. Febr. 1763) beendigt worden, durch welchen England ganz Neuſchottland und Canada, verſchiedene weſtindiſche Inſeln und Senegal in Afrika gewann. Schon früher (Nov. 1762) hatte Spanien den Frieden durch Abtretung von Florida erkauft. — So ruhten in Deutſchland die Waffen, als die Abſicht Joſephs II., ganz Baiern nach dem Tode des Churfürſten Maximilian Joſeph mit Oeſterreich zu vereinigen (1778), den baieriſchen Erbfolgekrieg bewirkte. Friedrich II. unterſtützte den Widerſpruch des muthmaßlichen Erben von Pfalz-Baiern, Herzogs von Zweibrücken, gegen die zwiſchen Oeſterreich und Pfalz abgeſchloſſene wiener Convention, und Sachſen verband ſich, wegen der Anſprüche auf die baieriſche Allodialerbſchaft, mit Preußen. Doch ward dieſer zweijährige Krieg ohne Schlacht im Frieden zu Teſchen (13. Mai 1779, ſ. d. A.) ſo beendigt, daß Pfalz-Baiern blos das Innviertel mit Braunau an Oeſterreich überließ. Sachſen erhielt 6 Mill. Gulden für die Allodialerbſchaft. — Zwiſchen England und ſeinen nordamerikaniſchen Colonien waren bereits ſeit 1764, hauptſächlich über das Beſteuerungsrecht, Streitigkeiten entſtanden. Der Krieg kam 1775 zum Ausbruche. Am 4. Juli 1776 erklärten ſich 13 brittiſche Provinzen für unabhängig; 1778 trat Frankreich und 1779 Spanien auf ihre Seite. An Holland erklärte England ſelbſt (1780) den Krieg, der übrigens ſo wenig vortheilhaft geführt wurde, daß England im Frieden zu Paris (3. Sept. 1783) die Unabhängigkeit und Selbſtändigkeit der 13 Provinzen in Nordamerika anerkennen, Tabago und die Colonie am Senegal an Frankreich, und Minorca und Florida an Spanien zurückgeben mußte. Nur im Frieden mit Holland (1784) gewann es Negapatnam. — Schweden, das ſeine Abtretungen an Rußland im nyſtadter Frieden (1721) noch nicht verſchmerzt hatte, erklärte zwar während Friedrichs (des Gemahls der Ulrike Eleonore) Regierung (1741) den Krieg an Rußland; er ward aber ſo nachtheilig geführt, daß Rußland im Frieden zu Abo (7. Aug. 1743) Finnland bis an den Fluß Kymen von Schweden gewann. Als ſpäterhin Guſtav III. (1788) den Krieg gegen Rußland eröffnete, der zunächſt als Seekrieg geführt wurde, fielen zwar mehrere mörderiſche Seetreffen vor; allein der Friede zu Werelä (14. Aug. 1790) ward auf

den status quo abgeſchloſſen. Rußlands Macht war unter Peter I. auf Koſten Schwedens beträchtlich verſtärkt worden. Schon Peter hatte mit der Pforte und mit Perſien Kriege geführt, doch ohne bedeutende Ergebniſſe. Eben ſo blieb der Krieg, welchen die Kaiſerin Anna (1736), in Verbindung mit Oeſterreich, gegen die Pforte führte, ohne weſentlichen Erfolg. Erſt unter der Kaiſerin Catharina II. gewann Rußland, nach dem erſten Türkenkriege (1768), im Frieden zu Kutſchuk Kainardſchi (21. Juli 1774) das Land zwiſchen dem Dnepr und Bug, Aſow und die freie Schiffahrt auf dem ſchwarzen Meere; auch ward die Crimm für frei erklärt, deren Khan ſich (1783) freiwillig dem ruſſiſchen Scepter unterwarf, worauf die Crimm als Königreich Taurien (1784), und der vom Khane gleichfalls abgetretene Cuban unter dem Namen Caucaſien mit Rußland vereinigt wurde. Dieſe Vereinigung und die Furcht, daß, nach der Zuſammenkunft der Kaiſerin mit Joſeph II. zu Cherſon (1787), das ſogenannte griechiſche Project (die Vertreibung der Türken aus Europa) ausgeführt werden möchte, bewog die Pforte (1787), Rußland den Krieg zu erklären, an welchem Oeſterreich, als Rußlands Bundesgenoſſe, Antheil nahm. Leopold II. ſchloß (4. Aug. 1791) mit der Pforte den Frieden zu Sziſtowa auf den status quo, und gab Belgrad zurück; Catharine II. aber gewann im Frieden zu Jaſſy (9. Jan. 1792) Oczakow und das Land zwiſchen dem Bog und Dnieſter. Auch hatte ſie in den drei Theilungen Polens (1772, 1793 und 1795) über 6 Millionen Polen dem ruſſiſchen Scepter unterworfen, und (1795) das Herzogthum Curland mit ihrem Reiche verbunden. Nach dem ſpätern Kriege, welchen die Pforte (1806) Rußland erklärte, ward im Frieden zu Bukareſt (28. Mai 1812) der Pruth als die Grenze zwiſchen beiden Reichen feſtgeſetzt. — Die wichtigſten Friedensſchlüſſe aber, welche die Geſtalt der meiſten europäiſchen Staaten veränderten, waren Folgen des im J. 1792 ausgebrochenen franzöſiſchen Revolutionskrieges. Aus dem Kampfe der Coaliſirten gegen Frankreich trat, nachdem ſchon Toscana (9. Febr. 1795) mit der neuen Republik Frieden geſchloſſen hatte, zuerſt Preußen im Frieden zu Baſel (5. April 1795) zurück, in welchem Preußen ſeine jenſeits des Rheins gelegenen Beſitzungen bis zum allgemeinen Frieden mit Deutſchland in den Händen Frankreichs ließ. Spanien folgte dieſem Beiſpiele, und ſchloß ebenfalls zu Baſel (22. Juli 1795) den Frieden mit Frankreich, in welchem es ſeinen Antheil von Domingo an Frankreich abtrat. Hierauf ward durch Buonaparte's Siege in Ober-Italien zuerſt der König von Sardinien zum Frieden (15. Mai 1796) genöthigt, durch welchen Savoyen und Nizza mit Frankreich vereinigt wurden, dann ſchloß Neapel (10. Oct. 1796) den Frieden auf den status quo, und Parma (5. Nov. 1796) auf die im Waffenſtillſtande beſtimmten Summen und Lieferungen; darauf der Papſt zu Tolentino (10. Febr. 1797), in welchem er auf Avignon, Bologna, Ferrara und Romagna verzichtete, und endlich Oeſterreich zu Campo Formio (17. Oct. 1797), nach welchem Belgien an Frankreich, und Mailand und Mantua an die ciſalpiniſche Republik überlaſſen, hingegen der größte Theil der Republik Venedig mit Oeſterreich verbunden wurde. Frankreich behielt die venetianiſchen Inſeln (Corfu u. ſ. w.) und die Beſitzungen in Albanien. Oeſterreich verſprach, den Herzog von Modena durch den Breisgau zu entſchädigen. Auf dem (9. Dec. 1797) eröffneten Friedenscongreſſe zu Raſtadt verlangte Frankreich den Rhein als Gränze gegen Deutſchland. Die Verhandlungen zogen ſich aber in die Länge, ſo daß, nach der Erneuerung des Krieges zwiſchen Frankreich und Oeſterreich, im März 1799 der Congreß ſich auflöſ'te.

Doch 1798 hatte die Pforte, wegen des Zuges der Franzoſen nach Aegypten, Frankreich den Krieg erklärt, und ſich der erneuerten Coalition zwiſchen England, Oeſterreich und Rußland angeſchloſſen, und Ferdinand IV. von Neapel war in die (1798) von den Franzoſen geſtiftete römiſche Republik eingedrungen, um den Papſt wieder einzuſetzen. Darauf hatte das franzöſiſche Directorium den Königen von Neapel und Sardinien (Dec. 1798) den Krieg erklärt, und letztern zu einer Entſagungsurkunde auf Piemont genöthigt. Auch mußte, nach der Erneuerung des Krieges mit Oeſterreich, der Erzherzog Ferdinand von Toscana ſein Land den Franzoſen überlaſſen. Der Krieg ward aber in Deutſchland und Italien von den Franzoſen gegen die Oeſterreicher und Ruſſen mit ſo vielem Verluſte geführt, daß erſt, nach Buonaparte's Rückkehr aus Aegypten und nach ſeiner Uebernahme der conſulariſchen Regierung, durch die Schlacht bei Marengo in Italien und durch die Niederlage der Oeſterreicher bei Hohenlinden, auch in Deutſchland das Uebergewicht der Franzoſen von neuem begründet und in dem Frieden von Lüneville (9. Febr. 1801) geſichert wurde. Dieſer Friede, welchen der Kaiſer für ſich und im Namen des deutſchen Reichs abſchloß, beſtimmte den Thalweg des Rheins zur Gränze zwiſchen Frankreich und Deutſchland, wodurch Oeſterreich ſeine belgiſchen Provinzen, und Deutſchland alle Länder auf dem linken Rheinufer an Frankreich überließ. Dagegen erhielt Oeſterreich zwei Drittheile des venetianiſchen Staats, ſo daß der Thalweg der Etſch die Gränze zwiſchen dem öſterreichiſchen Italien und der wiederhergeſtellten italieniſchen Republik bilden ſollte. Dieſe Republik und die Republiken Ligurien, Helvetien und Batavien wurden in den Frieden eingeſchloſſen. Der Breisgau kam an das Haus Modena; der Großherzog von Toscana ſollte in Deutſchland, ſo wie die auf dem linken Rheinufer verlierenden deutſchen Erbfürſten auf dem rechten Rheinufer, nach der zu Raſtadt feſtgeſetzten Grundlage, durch Einziehung geiſtlicher Güter entſchädigt werden. Dieſes Entſchädigungsgeſchäft ward, nach den von Frankreich und Rußland gemeinſchaftlich zu Regensburg vorgelegten Entwürfen, in dem Reichsdeputationshauptſchluſſe (25. Febr. 1803) beendigt. Mit Neapel ward (28. März 1801) der Friede zu Florenz unterzeichnet. Es verſprach in demſelben, den engliſchen und türkiſchen Schiffen, bis zum Frieden Frankreichs mit beiden Staaten, ſeine Häfen zu verſchließen, und die Inſel Elba, den Stato degli Preſidji und das Fürſtenthum Piombino an Frankreich abzutreten. Nach der Räumung Aegyptens von den Franzoſen, wurden die Präliminarien des Friedens zwiſchen Frankreich und England zu London (1. Oct. 1801), und zufolge derſelben der Friede zu Amiens (27. März 1802) unterzeichnet. In dieſem Frieden gab England an Frankreich, Spanien und Batavien alle Eroberungen, bis auf Trinidad und Ceylon, zurück; auf Malta ſollte der Malteſerorden wieder eingeſetzt, und deſſen Unabhängigkeit unter den Schutz der wichtigſten europäiſchen Mächte geſtellt werden; der Hafen des Vorgebirges der guten Hoffnung ſollte dem Handel und der Schiffahrt der contrahirenden Mächte offen ſtehen; die Pforte ſollte Aegypten zurückerhalten, und die Gebiete der Pforte und Portugals nach ihrem Vollbeſtande verbürgt werden; dagegen wollte Frankreich Neapel und den Kirchenſtaat räumen, und die von Rußland und der Pforte begründete Republik der ſieben Inſeln anerkennen. Nach dem Maßſtabe dieſes Friedens ward auch der Friede zwiſchen Frankreich und der Pforte (25. Jun. 1802) unterzeichnet, in welchem die vorigen Verträge zwiſchen beiden Mächten erneuert, und

den franzöſiſchen Schiffen gleiche Rechte der Schiffahrt auf dem ſchwarzen Meere verſprochen wurden, wie ſie die Pforte, 30. Oct. 1799, den Britten zugeſtanden hatte. Mit Rußland ward zu Paris der Friede (8. Oct. 1801) auf den status quo, doch mit einigen geheimen Bedingungen, in Hinſicht der italieniſchen Angelegenheiten, und mit Portugal (29. Sept. 1801) der Friede zu Madrid abgeſchloſſen, nach welchem der Fluß Karapanatuba in Zukunft die Gränze zwiſchen dem franzöſiſchen und portugieſiſchen Amerika bilden ſollte. Doch Großbritannien erneuerte ſeiner Seits bereits am 18. Mai 1803, und bewirkte, nach der Verbindung mit Rußland und Oeſterreich (1805), den Krieg beider Mächte mit Frankreich. Nach den Tagen bei Ulm und Auſterlitz ſchloß Oeſterreich (26. Dec. 1805) den Frieden von Preßburg, in welchem es alle von Frankreich in Italien gemachten Einrichtungen, und Napoleon als König von Italien anerkannte, ſeinen im lüneviller Frieden erhaltenen Theil vom venetianiſchen Staate dem Königreiche Italien überließ, die Königswürde und die Souveränetät der Churfürſten von Baiern und Würtemberg, ſo wie die Souveränetät des Churfürſten von Baden anerkannte, und auf Tyrol, Vorderöſterreich, den Breisgau u. ſ. w. zu Gunſten dieſer Fürſten verzichtete. Dagegen ward Salzburg und Berchtesgaden mit Oeſterreich verbunden, und der bisherige Churfürſt von Salzburg durch Würzburg entſchädigt. Ein öſterreichiſcher Prinz ſollte die Hochmeiſterwürde des deutſchen Ordens erblich beſitzen. Die Stiftung des Rheinbundes (12. Juli 1806) ward von Frankreich ſelbſt nur für eine Ergänzung des preßburger Vertrags erklärt. Dieſe neue Confoͤderation und die durch dieſelbe bewirkte Rüſtung Preußens gegen Frankreich hatte aber die Folge, daß die unter Fox's Miniſterium eingeleitete Friedensunterhandlung zwiſchen England und Frankreich (30. Sept. 1806) abgebrochen, und der (20. Juli 1806) zwiſchen Frankreich und Rußland zu Paris abgeſchloſſene Friede von Alexander I. nicht ratificirt wurde. Der Krieg mit Preußen und Rußland dauerte vom 8. Oct. 1806 bis zum tilſiter Frieden, der am 8. Juli 1807 mit Rußland, und am 9. Juli mit Preußen unterzeichnet wurde, nachdem im Laufe des Krieges die Häuſer Heſſen-Caſſel, Braunſchweig-Wolfenbüttel und Oranien-Fulda ihre Länder verloren, und die Franzoſen auch, wegen des Kriegsſtandes des Königs von Schweden gegen Frankreich, ganz Schwediſch-Pommern beſetzt hatten. Im Frieden zu Tilſit verlor Preußen ſeine ſämmtlichen alten und neuen Beſitzungen auf dem linken Elbufer, in Weſtphalen, Franken und Sachſen, einen bedeutenden Theil Weſtpreußens und des Netzdiſtricts, mit Einſchluß von Danzig, ganz Südpreußen und Neu-Oſtpreußen. Von dieſen Abtretungen kam das Departement Bialyſtock an Rußland, der cotbuſſer Kreis an Sachſen; aus Südpreußen, Weſtpreußen und dem übrigen Theile von Neu-Oſtpreußen ward das Herzogthum Warſchau, aus mehrern ehemaligen preußiſchen Beſitzungen zwiſchen der Weſer und der Elbe und aus heſſiſchen, hannöveriſchen und braunſchweigiſchen Ländern das Königreich Weſtphalen gebildet; beide, ſo wie der kleine Freiſtaat Danzig, und Napoleons gegenwärtige und künftige Einrichtungen innerhalb des Rheinbundes wurden von Rußland und Preußen anerkannt. Endlich verſprach Preußen, bis zum Frieden zwiſchen Frankreich und England, alle ſeine Länder ohne Ausnahme der Schiffahrt und dem Handel der Britten zu verſchließen. Bald nach dieſem Frieden zog ein franzöſiſches Heer unter Junot durch Spanien gegen Portugal, und in Spanien ſelbſt führte eine Verſchwörung des Prinzen von Aſturien gegen ſeinen

Vater, und die erzwungene Thronentſagung Carls IV. im Mai 1808 die Kataſtrophe herbei, durch welche das Bourboniſche Haus auf den ſpaniſchen Thron verzichtete. Bevor aber der neue König Joſeph Napoleon den ſpaniſchen Boden betrat, hatte England (4. Juli 1808) mit der ſpaniſchen Nation Friede geſchloſſen, in welchem die vorigen Handelsverhältniſſe zwiſchen beiden Nationen hergeſtellt wurden. England unterſtützte darauf die in Ferdinands VII. Namen handelnde Regierungsjunta mit Truppen und Waffen. Ob nun gleich Napoleons Siege die Rückkehr ſeines Bruders nach Madrid (Dec. 1808) bewirkten, ſo führte doch (Apr. 1809) die Eröffnung des Krieges von Seiten Oeſterreichs den Kaiſer auf die Schlachtfelder von Abensberg, Eckmühl, Aſpern und Wagram. Der Friede von Wien beendigte (14. Oct. 1809) den blutigen Kampf. In dieſem Frieden verzichtete Oeſterreich auf Salzburg, Berchtesgaden, das Inn- und Hausruckviertel, welche künftig einen Theil des Rheinbundes ausmachen ſollten, auf das Herzogthum Krain, den villacher Kreis in Kärnthen, das trieſter Gebiet, die Grafſchaft Görz, Friaul, Croatien bis an den Saufluß, auf Fiume, das ungariſche Littorale und das öſterreichiſche Iſtrien, welche zu dem neugebildeten Staate der illyriſchen Provinzen geſchlagen worden; auf einige zu Böhmen gehörende, innerhalb der Lauſitz gelegene Bezirke, auf Weſtgallizien, Cracau und den zamosker Kreis in Oſtgallizien, welche mit dem Herzogthume Warſchau verbunden wurden; auf einen Strich von Oſtgallizien mit 400,000 Menſchen, welcher an Rußland kam, und auf die Hochmeiſterwürde des deutſchen Ordens, welchen Napoleon innerhalb des Rheinbundes aufgehoben hatte. Noch verſprach Oeſterreich, bis zum Seefrieden dem Continentalſyſteme gegen England beizutreten. Der König Guſtav IV. von Schweden, der treue Bundesgenoſſe Englands, hatte durch ſeine Leidenſchaftlichkeit gegen Frankreich 1807 ſeinen Antheil an Pommern verloren; ſeine Anhänglichkeit an England verwickelte ihn auch 1808 in Krieg mit Rußland und Dänemark. Er verlor Finnland an Rußland, und am 13. März 1809 in einem Aufſtande die Krone. Sein Nachfolger, Carl XIII., ſchloß mit Rußland (17. Sept. 1809) den Frieden zu Friedrichshamm, in welchem ganz Finnland, Oſtbothnien und Weſtbothnien bis Tornea, ſo wie die Alandsinſeln an der finnländiſchen Küſte an Rußland überlaſſen wurden; mit Dänemark (10. Dec. 1809) zu Jönköping den Frieden auf den status quo, und mit Frankreich (9. Jan. 1810) den Frieden zu Paris, in welchem Frankreich Schwediſch-Pommern und Rügen zurückgab, Schweden aber dem Continentalſyſtem gegen England beizutreten verſprach. Ob nun gleich Schweden, nachdem der Prinz von Ponte-Corvo zum Thronfolger ernannt worden war, England (17. Nov. 1810) den Krieg erklärte, ſo ſchloß doch Carl XIII. (18. Juli 1812) mit England, nach Eröffnung des Krieges zwiſchen Frankreich und Rußland, den Frieden auf den status quo. Dänemark aber erklärte, nachdem die Britten Copenhagen bombardirt und die däniſche Flotte (1807) geraubt hatten, England den Krieg, und blieb ſeit dieſer Zeit im Kriegsſtande gegen Großbritannien. 1814 aber wurde es durch Schweden zum Frieden zu Kiel (14. Jan.) gezwungen, in welchem es Norwegen an Schweden überlaſſen mußte, wogegen es Schwediſch-Pommern erhalten ſollte, dieſes aber auch an Preußen, gegen den Eintauſch des von Hannover an Preußen überlaſſenen Herzogthums Lauenburg, abzutreten genöthigt ward. Von den wichtigſten Folgen für das ganze europäiſche Staatenſyſtem war der 1812 von Napoleon gegen Rußland eröffnete Krieg. Denn obgleich

bei dem Ausbruche deſſelben Preußen und Oeſterreich ſich Frankreich angeſchloſſen hatten, ſo bewirkte doch der Verluſt, welchen das Heer auf dem Rückzuge von Moskau bis an die Saale erlitten, daß Preußen zu Kaliſch (28. Febr. 1813) mit Rußland ſich verband, und Oeſterreich gleichfalls (Aug. 1813) auf die Seite der Verbündeten trat. Der Krieg, in Deutſchland durch die Völkerſchlacht bei Leipzig entſchieden, und dann auf franzöſiſchen Boden verſetzt, endigte mit Napoleons Thronentſagung, und nach der Herſtellung der Bourbons, mit dem Frieden zu Paris, 30. Mai 1814. Die franz. Gränze ward feſtgeſetzt, wie ſie am 1. Jan. 1792 geweſen war; ſo daß die Bourbons eine Gebietsvergrößerung von 150 Q. Meilen mit 600,000 Menſchen gewannen. Das Haus Oranien ward in den Niederlanden anerkannt, erhielt die königl. Würde, und die vormaligen öſterreich. Niederlande und Luxemburg. Die Staaten Deutſchlands ſollten unabhängig und durch ein Föderativband unter ſich vereinigt ſein, deſſen Grundzüge in der deutſchen Bundesacte, 8. Juni 1815, zu Wien näher beſtimmt wurden. Malta und die Inſeln Tabago, St. Lucie und Isle de France, ſo wie mehrere holländiſche Colonien, erhielt England. An Spanien ward der (1795) an Frankreich gekommene Theil von Domingo zurückgegeben. Der wiener Congreß vollendete die durch den pariſer Frieden begründeten Veränderungen. Rußland vereinigte das Herzogthum Warſchau, unter dem Namen eines Königreichs Polen, mit ſeinem Reiche, trat aber einen Theil deſſelben an Preußen ab, der unter der Benennung Großherzogthum Polen eine Provinz deſſelben ward. Die Stadt Cracau mit ihrem Gebiete ward ein kleiner Freiſtaat. Preußen erhielt ſeine Provinzen zwiſchen der Elbe und dem Rheine (bis auf Ansbach und Bayreuth) zurück, überließ aber Hildesheim und Oſtfriesland mit Lingen an Hannover. Außerdem erhielt es die kleinere Hälfte des Königreichs Sachſen (18. Mai 1815), Schwediſch-Pommern, die geſammten naſſau-oraniſchen Länder, und anſehnliche Provinzen am Rheine, welche letztere es zum Großherzogthum Niederrhein erhob. Vergrößert wurden die Gebiete der Großherzoge von Weimar, Meklenburg-Strelitz, und der Herzoge von Oldenburg und Coburg, ſo wie des Landgrafen von Heſſen-Homburg. An Oeſterreich kam der tarnopoler Kreis, Tyrol und Vorarlberg zurück. Illyrien ward zu einem beſondern Königreiche, und die öſterreichiſche Lombardei nebſt dem Venetianiſchen zum lombardiſch-venetianiſchen Königreiche erhoben. Die Häuſer Modena und Florenz, die Bourbons in Neapel und der Papſt wurden wieder eingeſetzt. Eben ſo der König von Sardinien, der noch überdies Genua unter dem Titel eines Herzogthums erhielt. Lucca kam an die geweſene Königin von Hetrurien, Parma und Piacenza an die geweſene Kaiſerin von Frankreich. (Vgl. d. Art. Parma.) Baiern gewann Würzburg, Aſchaffenburg und Rheinbaiern gegen größere Entſagungen. Bedeutende Ländertauſche unter den deutſchen Fürſten in den Rheingegenden waren die Folge der Entſcheidungen des wiener Congreſſes. In Spanien ward Ferdinand VII. hergeſtellt. Portugal-Braſilien erhielt ebenfalls ſeine europäiſchen Stammländer wieder, geneigt, nach Europa zurück zu kehren. Der zweijährige Krieg zwiſchen England und Nordamerika ward (25. Dec. 1814) im Frieden zu Gent auf den status quo beendigt. Rußland, das bei dem Ausbruche des Krieges gegen Napoleon noch im Kriege gegen die Pforte begriffen war, beendigte denſelben (28. Mai 1812) im Frieden zu Bukareſt, in welchem es Beſſarabien und die Moldau bis an den Pruth gewann. Eben ſo vortheilhaft ſchloß Rußland im Som-

mer 1813 einen Frieden mit Perſien, in welchem es mehrere Provinzen an der Weſt- und Südſeite des caſpiſchen Meeres abgetreten, wichtige Handelsvorzüge bewilligt, und das Recht erhielt, mit Ausſchließung Perſiens, auf dem caſpiſchen Meere Kriegsſchiffe zu halten. Mit Dänemark unterzeichnete Rußland zu Hannover (8. Febr. 1814) den Frieden auf den status quo. Nach Napoleons Rückkehr von Elba nach Frankreich (März 1815) entſchied die Schlacht bei Waterloo (18. Juni) von neuem über ſein Schickſal. Ludwig XVIII. König von Frankreich, ſchloß mit den Verbündeten am 20. Nov. 1815 den zweiten pariſer Frieden, in welchem die Gränze Frankreichs vom J. 1790 angenommen, und das Königreich der Niederlande, Baiern und Preußen jenſeits des Rheins durch einzelne Bezirke vergrößert wurde; Frankreich mußte 700 Mill. Franken zahlen, und ein Heer von 150,000 Mann blieb zur Beſatzung der franz. Gränze zurück.

Friedland (Schlacht bei), von Napoleon am 14. Juni 1807 gegen die Ruſſen unter Benniaſen gewonnen. Obgleich die ruſſiſche Armee die feindlichen Frontal-Angriffe in der befeſtigten Stellung bei Heilsberg (10. Juli) mit Verluſt abgewieſen hatte, mußte ſie ſich doch in den folgenden Tagen, da der Feind ein ſtarkes Corps in ihre rechte Flanke und gegen Königsberg ſchickte, in die Gegend von Friedland zurückziehen. Schon am 14. früh um 2 Uhr begann ein Gefecht der Vortruppen mit einem Theile des Corps von Lannes, welcher, zwiſchen Heinrichsdorf, Poſthenen und dem ſortlacker Walde aufgeſtellt, die Straße nach Königsberg deckte. Daſſelbe währte ziemlich unentſchieden bis früh 5 Uhr, wo die erſten Abtheilungen des ruſſiſchen Hauptheers anlangten und über die ſteinerne Brücke in der Stadt, ſo wie über zwei ober- und unterhalb derſelben geſchlagene Pontonsbrücken auf das linke Ufer der Aller übergingen. Das ruſſiſche Heer, nach Abzug aller Detaſchirungen, ungefähr 67,000 Mann ſtark (7 Diviſionen), ſtellte ſich in zwei Treffen, welche, in einen umgehenden Bogen geſtellt, die Aller im Rücken hatten; der rechte Flügel lehnte ſich beim domerauer Holze an dieſen Fluß; er beſtand aus 4 Diviſionen und dem größten Theile der Cavallerie; der von 2 Diviſionen gebildete linke, durch das Mühlenfließ von jenem getrennt, hatte den ſortlacker Wald links vor ſich und ſtieß ebenfalls an die Aller; er hatte alle Jägerregimenter gegen dieſen Wald abgeſchickt; eine Diviſion endlich ſtand in Bataillons-Abtheilungen als Rückhalt auf dem rechten Allerufer. Die Schlachtordnung des erſten Treffens war ſo, daß 2 Bataillone jedes Regiments in Linie, mit dem dritten dahinter in Colonne ſtanden, das ganze zweite Treffen war in Bataillons-Colonnen formirt. Von dem franz. Heere traf, während der Einleitung des Gefechts, das Lanneſche Corps vollends, dann um 7 Uhr früh das von Mortier, um 9 Uhr Napoleon mit dem Neyſchen und der Garde-Cavallerie, das erſte Corps, unter Victor, nebſt der Garde-Infanterie Nachmittags 3 Uhr auf dem Wahlplatze ein; es erreichte dadurch zuletzt eine Stärke von ungefähr 75,000 Mann. Von 5 Uhr des Morgens an ward ohne entſcheidenden Erfolg auf dem linken Flügel in dem ſortlacker Walde gekämpft, in dem ſich beide Theile hielten (Lannes bildete den linken, Ney den rechten Flügel der franz. Armee), auch machte die Cavallerie dieſes, ſo wie die des rechten Flügels (bei Heinrichsdorf) mehrere glückliche Angriffe, und die ganze Linie rückte in der Richtung von Poſthenen ungefähr ¾ Stunden weit vor. Es wäre jetzt leicht geweſen, das Lanneſche Corps, welches nur durch die allmälig ankommenden Truppen unterſtützt ward, zurückzuwerfen, ſich des Waldes bei Poſthenen

und der dadurch laufenden Straße zu bemächtigen, und ſo das Entwickeln des feindl. Heers zu verhindern, es vielleicht einzeln zu ſchlagen. Aber unbegreiflicher Weiſe begnügte ſich Bennigſen mit den errungenen unbeträchtlichen Vortheilen, ließ ſich durch eine Kanonade und Tirailleurgefechte hinhalten, und ſah ganz gelaſſen zu, wie ſich das feindliche Heer immer mehr verſtärkte. Dieſes ging nach der Ankunft des letzten Corps bald zum vollkommenſten Angriff über, rückte in der Fronte vor, während Ney (Abends 6 Uhr) den ſortlacker Wald durch leichte Truppen reinigen ließ, und am Rande deſſelben in ſtarken Maſſen in die linke Flanke der Ruſſen zog. Obgleich von dieſen mehrere Angriffe gemacht wurden, drang er doch immer weiter, und ſie waren bereits in ihre frühere Stellung zurückgewieſen, als er auf der Höhe links von Friedland eine Batterie von 40 Kanonen errichtete, welche die Entſcheidung ſehr bald herbeiführte; denn ihr Feuer richtete in den dichten Maſſen ſo ſchreckliche Verwüſtung an, daß ſich der ruſſiſche linke Flügel nicht lange darauf nach Friedland zurückwarf; er paſſirte hier die Aller und brannte zur Deckung des Rückzuges die Vorſtadt ab. Die Vortheile, die indeß der rechte Flügel über Lannes erhalten hatte, mußten unter dieſen Umſtänden aufgegeben werden; der allgemeine Rückzug durch Friedland ward befohlen. Hier hatten ſich aber ſchon Abtheilungen des Neyſchen Corps feſtgeſetzt; die Ruſſen, in der Flanke wirkſam mit Kartätſchen geſchoſſen, ſtürzten ſich in die brennende Vorſtadt, und mußten ſich, im engſten Sinne des Worts, durchſchlagen; ein mörderiſches Gefecht, daß vielleicht ſo viel Opfer als die Schlacht ſelbſt koſtete, mit Scenen, die das Gemüth des verſuchteſten Kriegers erſchütterten. Eine Abtheilung, welche den Rückzug gedeckt hatte, fand die Brücken ſchon zerſtört, und rettete ſich nur dadurch von der Gefangenſchaft, daß es eine zwiſchen der Ziegelei und Kroſchenen befindliche Furth, freilich mit Verluſt, zum Uebergang über den Fluß brauchte; eine andere Abtheilung, unter General Lambert, mit 29 Kanonen, konnte ihn nicht mehr erreichen; ſie war ſo glücklich, während der Nacht nach Allenburg zu entkommen, von wo aus ſie wieder zur Armee ſtieß. Die Ruſſen zogen ſich über Wehlau auf das rechte Ufer der Memel zurück (am 21. ward der Waffenſtillſtand geſchloſſen, dem der Friede von Tilſit folgte); ſie hatten in dieſer wahrlich nicht durch die Schuld der Truppen verlornen Schlacht 2 todte, 4 verwundete Generale, und übrigens ungefähr 7000 Todte und 12,000 Verwundete; das franzöſiſche Heer zählte 5 verwundete Generale; ſein übriger Verluſt läßt ſich nicht genau angeben, und wenn er auch den im Bulletin genannten überſteigt, ſo erreicht er doch bei weitem nicht den feindlichen; es hatte außerdem 16 Kanonen erobert. S—r. M.

Friedland, Stadt und Herrſchaft in Böhmen, im Bunzlauer Kreiſe, an der Gränze der Oberlauſitz und Schleſiens, mit einem Schloſſe gleiches Namens. Der im dreißigjährigen Kriege berühmt gewordene Graf Wallenſtein, eigentlich Waldſtein, kaufte 1622 dieſe Herrſchaft, und wurde noch in demſelben Jahre vom Kaiſer zum Herzog von Friedland erhoben. Nach ſeinem Tode fiel die Herrſchaft dem Kaiſer zu, der einen Grafen Gallas damit belehnte, deſſen Nachkommen, die Grafen Clam-Gallas, ſie noch beſitzen. Das weitläufige, durch ſeinen Bau und durch mancherlei deutſche Alterthümer merkwürdige Schloß hat eine hohe freie Lage, und wurde ehemals für feſt gehalten; auch behaupteten die Schweden im 30jährigen Kriege ſich lange Zeit in demſelben. Unter den Denkmälern, die es aufbewahrt, zeichnet ſich ein treues Originalgemälde Wallenſteins in Lebensgröße aus.

Nachrichten über dieſes Schloß und ſeine berühmten Beſitzer findet man in der Schrift: das Schloß Friedland ꝛc., nebſt Urkunden und eigenhändigen Briefen des Herzogs Waldſtein, von Némethy, Oberamtmann in Friedland. Prag 1818, mit 5 ſchönen Kupfern und 30 facsimile.

Friedrich I., der Rothbart, ein Sohn des Herzogs Friedrich von Schwaben, und ſeit 1147 ſelbſt Herzog von Schwaben, geb. 1121, erhielt nach dem Tode Kaiſer Konrads III., ſeines Oheims, 1152 die kaiſerl. Krone. Er war der zweite deutſche Kaiſer aus dem Hauſe der Hohenſtaufen, und einer der mächtigſten und einſichtsvollſten Herrſcher, welche je Deutſchlands Scepter geführt haben. Er bekriegte mit Glück den polniſchen König Boleslav 1157, und erhob Böhmen zu einem Königreiche. Sein Hauptaugenmerk war auf Italien gerichtet, um ſeine Macht daſelbſt zu erweitern und zu befeſtigen. Sechs Züge mußte er dahin unternehmen, um die aufrühriſchen Städte der Lombardei, die durch Handel und Kunſtfleiß reich und mächtig, aber auch angeblich übermüthig geworden waren, zu züchtigen. Die Stadt Mailand beſonders hatte ſeinen Befehlen ſich widerſetzt, und ſich verſchiedene Städte unterworfen. Der Kaiſer zwang ſie, nach einer hartnäckigen Gegenwehr (1158) zur Uebergabe. Als ſie zum zweitenmale ſich gegen ihn empörte, wurde ſie (1162) wieder erobert, und, mit Ausnahme einiger Kirchen und Klöſter, auch einiger Vorſtädte und eines, dem Kaiſer Otto zu Ehren erbauten Thors, gänzlich zerſtört. Brescia und Piacenza mußten ihre feſten Mauern niederreißen, die übrigen Städte, die an den Unruhen Theil genommen hatten, verloren ihre Rechte und Freiheiten. Aber Papſt Alexander III., der ſich nach Frankreich hatte flüchten müſſen, ſprach 1168 den Bann wider den Kaiſer aus. Die Städte der Lombardei traten in ein neues Bündniß; die Mailänder bauten ihre Stadt wieder auf, und erfochten 1176 bei Cremona einen Sieg über das kaiſerl. Heer, der den Frieden herbeiführte, welcher zu Venedig zwiſchen dem Kaiſer, dem Papſt Alexander III. und den lombardiſchen Städten (1177) geſchloſſen ward. Die Ergebniſſe des faſt 20jährigen Krieges waren für den Kaiſer nicht beſonders günſtig. Inzwiſchen hatte Friedrich Lübeck und Regensburg zu Reichsſtädten (vgl. d. Art.) erklärt, und dadurch den Grund zu einem Mittelſtande zwiſchen dem Kaiſer und den deutſchen Fürſten gelegt, wodurch die kaiſerl. Macht vergrößert und der Bürgerſtand gehoben werden konnte. Durch die Trennung der Herzogthümer Baiern und Sachſen (1180), welche Heinrich der Löwe zuſammen beſeſſen, wurde Fr. zwar ebenfalls mächtiger; allein die beiden ſchon unter ſeinem Vorgänger entſtandenen Parteien der Welfen (oder Baiern und Gegner des Kaiſers) und der Gibellinen (oder der Anhänger des kaiſerlich-ſchwäbiſchen Hauſes) wurden dadurch nur mehr unterhalten und gegen einander erbittert. Auf die Nachricht, daß Saladin den Chriſten Jeruſalem wieder entriſſen habe, und auf die Ermahnungen des Papſtes, unternahm Friedrich mit einem Heere von 150,000 Mann, ohne viele tauſend Freiwillige zu rechnen, den dritten Kreuzzug, vor deſſen Antritt im J. 1187 ein Landfriede in Deutſchland zu Stande kam. Der griechiſche Kaiſer zu Conſtantinopel hatte ſich mit Saladin und dem Sultan von Iconium insgeheim verbunden, und ſuchte den Marſch der Deutſchen zu hindern. Aber Friedrich bahnte ſich glücklich einen Weg nach Aſien, erhielt zwei Siege über die Türken bei Iconium, drang in Syrien ein, ſtiftete hier den deutſchen Orden und ſtarb mitten unter glücklichen Erfolgen am 10. Juni 1190 bei Tarſus in Ci-

bei dem Ausbruche deſſelben Preußen und Oeſterreich ſich Frankreich angeſchloſſen hatten, ſo bewirkte doch der Verluſt, welchen das Heer auf dem Rückzuge von Moskau bis an die Saale erlitten, daß Preußen zu Kaliſch (28. Febr. 1813) mit Rußland ſich verband, und Oeſterreich gleichfalls (Aug. 1813) auf die Seite der Verbündeten trat. Der Krieg, in Deutſchland durch die Völkerſchlacht bei Leipzig entſchieden, und dann auf franzöſiſchen Boden verſetzt, endigte mit Napoleons Thronentſagung, und nach der Herſtellung der Bourbons, mit dem Frieden zu Paris, 30. Mai 1814. Die franz. Gränze ward feſtgeſetzt, wie ſie am 1. Jan. 1792 geweſen war; ſo daß die Bourbons eine Gebietsvergrößerung von 150 Q. Meilen mit 600,000 Menſchen gewannen. Das Haus Oranien ward in den Niederlanden anerkannt, erhielt die königl. Würde, und die vormaligen öſterreich. Niederlande und Luxemburg. Die Staaten Deutſchlands ſollten unabhängig und durch ein Föderativband unter ſich vereinigt ſein, deſſen Grundzüge in der deutſchen Bundesacte, 8. Juni 1815, zu Wien näher beſtimmt wurden. Malta und die Inſeln Tabago, St. Lucie und Isle de France, ſo wie mehrere holländiſche Colonien, erhielt England. An Spanien ward der (1795) an Frankreich gekommene Theil von Domingo zurückgegeben. Der wiener Congreß vollendete die durch den pariſer Frieden begründeten Veränderungen. Rußland vereinigte das Herzogthum Warſchau, unter dem Namen eines Königreichs Polen, mit ſeinem Reiche, trat aber einen Theil deſſelben an Preußen ab, der unter der Benennung Großherzogthum Polen eine Provinz deſſelben ward. Die Stadt Cracau mit ihrem Gebiete ward ein kleiner Freiſtaat. Preußen erhielt ſeine Provinzen zwiſchen der Elbe und dem Rheine (bis auf Ansbach und Bayreuth) zurück, überließ aber Hildesheim und Oſtfriesland mit Lingen an Hannover. Außerdem erhielt es die kleinere Hälfte des Königreichs Sachſen (18. Mai 1815), Schwediſch-Pommern, die geſammten naſſau-oraniſchen Länder, und anſehnliche Provinzen am Rheine, welche letztere es zum Großherzogthum Niederrhein erhob. Vergrößert wurden die Gebiete der Großherzoge von Weimar, Meklenburg-Strelitz, und der Herzoge von Oldenburg und Coburg, ſo wie des Landgrafen von Heſſen-Homburg. An Oeſterreich kam der tarnopoler Kreis, Tyrol und Vorarlberg zurück. Illyrien ward zu einem beſondern Königreiche, und die öſterreichiſche Lombardei nebſt dem Venetianiſchen zum lombardiſch-venetianiſchen Königreiche erhoben. Die Häuſer Modena und Florenz, die Bourbons in Neapel und der Papſt wurden wieder eingeſetzt. Eben ſo der König von Sardinien, der noch überdies Genua unter dem Titel eines Herzogthums erhielt. Lucca kam an die geweſene Königin von Hetrurien, Parma und Piacenza an die geweſene Kaiſerin von Frankreich. (Vgl. d. Art. Parma.) Baiern gewann Würzburg, Aſchaffenburg und Rheinbaiern gegen größere Entſagungen. Bedeutende Ländertauſche unter den deutſchen Fürſten in den Rheingegenden waren die Folge der Entſcheidungen des wiener Congreſſes. In Spanien ward Ferdinand VII. hergeſtellt. Portugal-Braſilien erhielt ebenfalls ſeine europäiſchen Stammländer wieder, geneigt, nach Europa zurück zu kehren. Der zweijährige Krieg zwiſchen England und Nordamerika ward (25. Dec. 1814) im Frieden zu Gent auf den status quo beendigt. Rußland, das bei dem Ausbruche des Krieges gegen Napoleon noch im Kriege gegen die Pforte begriffen war, beendigte denſelben (28. Mai 1812) im Frieden zu Bukareſt, in welchem es Beſſarabien und die Moldau bis an den Pruth gewann. Eben ſo vortheilhaft ſchloß Rußland im Som-

mer 1813 einen Frieden mit Perſien, in welchem es mehrere Provinzen an der Weſt- und Südſeite des caſpiſchen Meeres abgetreten, wichtige Handelsvorzüge bewilligt, und das Recht erhielt, mit Ausſchließung Perſiens, auf dem caſpiſchen Meere Kriegsſchiffe zu halten. Mit Dänemark unterzeichnete Rußland zu Hannover (8. Febr. 1814) den Frieden auf den status quo. Nach Napoleons Rückkehr von Elba nach Frankreich (März 1815) entſchied die Schlacht bei Waterloo (18. Juni) von neuem über ſein Schickſal. Ludwig XVIII. König von Frankreich, ſchloß mit den Verbündeten am 20. Nov. 1815 den zweiten pariſer Frieden, in welchem die Gränze Frankreichs vom J. 1790 angenommen, und das Königreich der Niederlande, Baiern und Preußen jenſeits des Rheins durch einzelne Bezirke vergrößert wurde; Frankreich mußte 700 Mill. Franken zahlen, und ein Heer von 150,000 Mann blieb zur Beſatzung der franz. Gränze zurück.

Friedland (Schlacht bei), von Napoleon am 14. Juni 1807 gegen die Ruſſen unter Benniaſen gewonnen. Obgleich die ruſſiſche Armee die feindlichen Frontal-Angriffe in der befeſtigten Stellung bei Heilsberg (10. Juli) mit Verluſt abgewieſen hatte, mußte ſie ſich doch in den folgenden Tagen, da der Feind ein ſtarkes Corps in ihre rechte Flanke und gegen Königsberg ſchickte, in die Gegend von Friedland zurückziehen. Schon am 14. früh um 2 Uhr begann ein Gefecht der Vortruppen mit einem Theile des Corps von Lannes, welcher, zwiſchen Heinrichsdorf, Poſthenen und dem ſortlacker Walde aufgeſtellt, die Straße nach Königsberg deckte. Daſſelbe währte ziemlich unentſchieden bis früh 5 Uhr, wo die erſten Abtheilungen des ruſſiſchen Hauptheers anlangten und über die ſteinerne Brücke in der Stadt, ſo wie über zwei ober- und unterhalb derſelben geſchlagene Pontonsbrücken auf das linke Ufer der Aller übergingen. Das ruſſiſche Heer, nach Abzug aller Detaſchirungen, ungefähr 67,000 Mann ſtark (7 Diviſionen), ſtellte ſich in zwei Treffen, welche, in einen umgehenden Bogen geſtellt, die Aller im Rücken hatten; der rechte Flügel lehnte ſich beim domerauer Holze an dieſen Fluß; er beſtand aus 4 Diviſionen und dem größten Theile der Cavallerie; der von 2 Diviſionen gebildete linke, durch das Mühlenfließ von jenem getrennt, hatte den ſortlacker Wald links vor ſich und ſtieß ebenfalls an die Aller; er hatte alle Jägerregimenter gegen dieſen Wald abgeſchickt; eine Diviſion endlich ſtand in Bataillons-Abtheilungen als Rückhalt auf dem rechten Allerufer. Die Schlachtordnung des erſten Treffens war ſo, daß 2 Bataillone jedes Regiments in Linie, mit dem dritten dahinter in Colonne ſtanden, das ganze zweite Treffen war in Bataillons-Colonnen formirt. Von dem franz. Heere traf, während der Einleitung des Gefechts, das Lannesſche Corps vollends, dann um 7 Uhr früh das von Mortier, um 9 Uhr Napoleon mit dem Neyſchen und der Garde-Cavallerie, das erſte Corps, unter Victor, nebſt der Garde-Infanterie Nachmittags 3 Uhr auf dem Wahlplatze ein; es erreichte dadurch zuletzt eine Stärke von ungefähr 75,000 Mann. Von 5 Uhr des Morgens an ward ohne entſcheidenden Erfolg auf dem linken Flügel in dem ſortlacker Walde gekämpft, in dem ſich beide Theile hielten (Lannes bildete den linken, Ney den rechten Flügel der franz. Armee), auch machte die Cavallerie dieſes, ſo wie die des rechten Flügels (bei Heinrichsdorf) mehrere glückliche Angriffe, und die ganze Linie rückte in der Richtung von Poſthenen ungefähr $^3/_4$ Stunden weit vor. Es wäre jetzt leicht geweſen, das Lannesſche Corps, welches nur durch die allmälig ankommenden Truppen unterſtützt ward, zurückzuwerfen, ſich des Waldes bei Poſthenen

und der dadurch laufenden Straße zu bemächtigen, und ſo das Entwickeln des feindl. Heers zu verhindern, es vielleicht einzeln zu ſchlagen. Aber unbegreiflicher Weiſe begnügte ſich Bennigſen mit den errungenen unbeträchtlichen Vortheilen, ließ ſich durch eine Kanonade und Tirailleurgefechte hinhalten, und ſah ganz gelaſſen zu, wie ſich das feindliche Heer immer mehr verſtärkte. Dieſes ging nach der Ankunft des letzten Corps bald zum vollkommenſten Angriff über, rückte in der Fronte vor, während Ney (Abends 6 Uhr) den ſortlacker Wald durch leichte Truppen reinigen ließ, und am Rande deſſelben in ſtarken Maſſen in die linke Flanke der Ruſſen zog. Obgleich von dieſen mehrere Angriffe gemacht wurden, drang er doch immer weiter, und ſie waren bereits in ihre frühere Stellung zurückgewieſen, als er auf der Höhe links von Friedland eine Batterie von 40 Kanonen errichtete, welche die Entſcheidung ſehr bald herbeiführte; denn ihr Feuer richtete in den dichten Maſſen ſo ſchreckliche Verwüſtung an, daß ſich der ruſſiſche linke Flügel nicht lange darauf nach Friedland zurückwarf; er paſſirte hier die Aller und brannte zur Deckung des Rückzuges die Vorſtadt ab. Die Vortheile, die indeß der rechte Flügel über Lannes erhalten hatte, mußten unter dieſen Umſtänden aufgegeben werden; der allgemeine Rückzug durch Friedland ward befohlen. Hier hatten ſich aber ſchon Abtheilungen des Neyſchen Corps feſtgeſetzt; die Ruſſen, in der Flanke wirkſam mit Kartätſchen geſchoſſen, ſtürzten ſich in die brennende Vorſtadt, und mußten ſich, im engſten Sinne des Worts, durchſchlagen; ein mörderiſches Gefecht, daß vielleicht ſo viel Opfer als die Schlacht ſelbſt koſtete, mit Scenen, die das Gemüth des verſuchteſten Kriegers erſchütterten. Eine Abtheilung, welche den Rückzug gedeckt hatte, fand die Brücken ſchon zerſtört, und rettete ſich nur dadurch von der Gefangenſchaft, daß es eine zwiſchen der Ziegelei und Kroſchenen befindliche Furth, freilich mit Verluſt, zum Uebergang über den Fluß brauchte; eine andere Abtheilung, unter General Lambert, mit 29 Kanonen, konnte ihn nicht mehr erreichen; ſie war ſo glücklich, während der Nacht nach Allenburg zu entkommen, von wo aus ſie wieder zur Armee ſtieß. Die Ruſſen zogen ſich über Wehlau auf das rechte Ufer der Memel zurück (am 21. ward der Waffenſtillſtand geſchloſſen, dem der Friede von Tilſit folgte); ſie hatten in dieſer wahrlich nicht durch die Schuld der Truppen verlornen Schlacht 2 todte, 4 verwundete Generale, und übrigens ungefähr 7000 Todte und 12,000 Verwundete; das franzöſiſche Heer zählte 5 verwundete Generale; ſein übriger Verluſt läßt ſich nicht genau angeben, und wenn er auch den im Bulletin genannten überſteigt, ſo erreicht er doch bei weitem nicht den feindlichen; es hatte außerdem 16 Kanonen erobert. S—z. M.

Friedland, Stadt und Herrſchaft in Böhmen, im Bunzlauer Kreiſe, an der Gränze der Oberlauſitz und Schleſiens, mit einem Schloſſe gleiches Namens. Der im dreißigjährigen Kriege berühmt gewordene Graf Wallenſtein, eigentlich Waldſtein, kaufte 1622 dieſe Herrſchaft, und wurde noch in demſelben Jahre vom Kaiſer zum Herzog von Friedland erhoben. Nach ſeinem Tode fiel die Herrſchaft dem Kaiſer zu, der einen Grafen Gallas damit belehnte, deſſen Nachkommen, die Grafen Clam-Gallas, ſie noch beſitzen. Das weitläufige, durch ſeinen Bau und durch mancherlei deutſche Alterthümer merkwürdige Schloß hat eine hohe freie Lage, und wurde ehemals für feſt gehalten; auch behaupteten die Schweden im 30jährigen Kriege ſich lange Zeit in demſelben. Unter den Denkmälern, die es aufbewahrt, zeichnet ſich ein treues Originalgemälde Wallenſteins in Lebensgröße aus.

Nachrichten über dieſes Schloß und ſeine berühmten Beſitzer findet man in der Schrift: das Schloß Friedland ꝛc., nebſt Urkunden und eigenhändigen Briefen des Herzogs Waldſtein, von Némethy, Oberamtmann in Friedland. Prag 1818, mit 5 ſchönen Kupfern und 30 facsimile.

Friedrich I., der Rothbart, ein Sohn des Herzogs Friedrich von Schwaben, und ſeit 1147 ſelbſt Herzog von Schwaben, geb. 1121, erhielt nach dem Tode Kaiſer Konrads III., ſeines Oheims, 1152 die kaiſerl. Krone. Er war der zweite deutſche Kaiſer aus dem Hauſe der Hohenſtaufen, und einer der mächtigſten und einſichtsvollſten Herrſcher, welche je Deutſchlands Scepter geführt haben. Er bekriegte mit Glück den polniſchen König Boleslav 1157, und erhob Böhmen zu einem Königreiche. Sein Hauptaugenmerk war auf Italien gerichtet, um ſeine Macht daſelbſt zu erweitern und zu befeſtigen. Sechs Züge mußte er dahin unternehmen, um die aufrühriſchen Städte der Lombardei, die durch Handel und Kunſtfleiß reich und mächtig, aber auch angeblich übermüthig geworden waren, zu züchtigen. Die Stadt Mailand beſonders hatte ſeinen Befehlen ſich widerſetzt, und ſich verſchiedene Städte unterworfen. Der Kaiſer zwang ſie, nach einer hartnäckigen Gegenwehr (1158) zur Uebergabe. Als ſie zum zweitenmale ſich gegen ihn empörte, wurde ſie (1162) wieder erobert, und, mit Ausnahme einiger Kirchen und Klöſter, auch einiger Vorſtädte und eines, dem Kaiſer Otto zu Ehren erbauten Thors, gänzlich zerſtört. Breſcia und Piacenza mußten ihre feſten Mauern niederreißen, die übrigen Städte, die an den Unruhen Theil genommen hatten, verloren ihre Rechte und Freiheiten. Aber Papſt Alexander III., der ſich nach Frankreich hatte flüchten müſſen, ſprach 1168 den Bann wider den Kaiſer aus. Die Städte der Lombardei traten in ein neues Bündniß; die Mailänder bauten ihre Stadt wieder auf, und erfochten 1176 bei Cremona einen Sieg über das kaiſerl. Heer, der den Frieden herbeiführte, welcher zu Venedig zwiſchen dem Kaiſer, dem Papſt Alexander III. und den lombardiſchen Städten (1177) geſchloſſen ward. Die Ergebniſſe des faſt 20jährigen Krieges waren für den Kaiſer nicht beſonders günſtig. Inzwiſchen hatte Friedrich Lübeck und Regensburg zu Reichsſtädten (vgl. d. Art.) erklärt, und dadurch den Grund zu einem Mittelſtande zwiſchen dem Kaiſer und den deutſchen Fürſten gelegt, wodurch die kaiſerl. Macht vergrößert und der Bürgerſtand gehoben werden konnte. Durch die Trennung der Herzogthümer Baiern und Sachſen (1180), welche Heinrich der Löwe zuſammen beſeſſen, wurde Fr. zwar ebenfalls mächtiger; allein die beiden ſchon unter ſeinem Vorgänger entſtandenen Parteien der Welfen (oder Baiern und Gegner des Kaiſers) und der Gibellinen (oder der Anhänger des kaiſerlich-ſchwäbiſchen Hauſes) wurden dadurch nur mehr unterhalten und gegen einander erbittert. Auf die Nachricht, daß Saladin den Chriſten Jeruſalem wieder entriſſen habe, und auf die Ermahnungen des Papſtes, unternahm Friedrich mit einem Heere von 150,000 Mann, ohne viele tauſend Freiwillige zu rechnen, den dritten Kreuzzug, vor deſſen Antritt im J. 1187 ein Landfriede in Deutſchland zu Stande kam. Der griechiſche Kaiſer zu Conſtantinopel hatte ſich mit Saladin und dem Sultan von Iconium insgeheim verbunden, und ſuchte den Marſch der Deutſchen zu hindern. Aber Friedrich bahnte ſich glücklich einen Weg nach Aſien, erhielt zwei Siege über die Türken bei Iconium, drang in Syrien ein, ſtiftete hier den deutſchen Orden und ſtarb mitten unter glücklichen Erfolgen am 10. Juni 1190 bei Tarſus in Ci-

licien, nachdem er in dem Cydnus (Salepe) gebadet hatte, oder, wie Andere erzählen, mit dem Pferde in den Fluß geſtürzt war. Friedrich war ein tapferer, freigebiger, im Glück und Unglück gleich ſtandhafter Fürſt, und dieſe großen Eigenſchaften bedeckten den Stolz und die Herrſchſucht, die allerdings die Haupttriebfedern ſeiner Handlungen waren. Er hatte ein bewunderungswürdiges Gedächtniß, und beſaß für ſein Zeitalter ungewöhnliche Kenntniſſe. Er ſchätzte die Gelehrten, beſonders die Geſchichtſchreiber, aus deren Werken er die hohe Idee von einem Kaiſer ſchöpfte, die er durch ſeine Regierung zu verwirklichen ſtrebte. Seinen eigenen Vetter, den Biſchof Otto zu Freiſingen, ernannte er zu ſeinem Geſchichtſchreiber, und ſeine Liebe zur Baukunſt bezeugen noch jetzt die merkwürdigen Ruinen des von ihm erbauten Reichspalaſtes in Gelnhauſen in der Wetterau. (Kaiſer Friedrichs I. Barbaroſſa, Palaſt in der Burg zu Gelnhauſen, von Bernh. Hundeshagen. Mainz, bei Kupferberg, 1819. Fol.). Er war von edelm und majeſtätiſchen Anſehn, und, trotz ſeiner Streitigkeiten mit den Päpſten, ein aufrichtigerer Anhänger der Religion als diejenigen, die ſich ihrer nur zur Erreichung anderer Abſichten zu bedienen ſuchten. Nach des Kaiſers Tode konnte die Abſicht des unternommenen Kreuzzuges nicht mehr erreicht werden; ſein heldenmüthiger Sohn, der den Oberbefehl übernommen hatte, ward von einer peſtartigen Krankheit ebenfalls hingerafft, und von dem mächtigen Heere, das Friedrich aus Deutſchland geführt hatte, kamen nur wenige Trümmer zurück.

Friedrich II., der Hohenſtaufe, und Enkel des Vorigen, wurde ſeinem Vater, Kaiſer Heinrich VI., am 26. Dec 1194 von der normänniſchen Conſtantia (der Erbtochter von Sicilien dieſſeits und jenſeits des Faro) zu Jeſi in der Mark Ancona geboren. Kein Fürſt im Mittelalter, etwa Carl den Großen ausgenommen, hat dieſe univerſalhiſtoriſche Wichtigkeit, als Friedrich II.; Wenigen wurde eine ſo ausgezeichnete Individualität, eine ſolche Kette der merkwürdigſten Schickſale und eine ſo eigenthümliche Stellung nach Ort und Zeit zu Theil. Darum ſtehe hier, bis der Geſchichtſchreiber des großen Geſchlechts, dem Friedrich angehörte, ihn bald würdiger und nach größerem Maßſtabe geſchildert haben wird, nur ein kurzer Abriß ſeines, in mehr als einem Erdtheile und in mehr als einem Fache menſchlicher Thätigkeit ausgezeichneten Wirkens. Die ſchönſte und merkwürdigſte Zeit des Mittelalters knüpft ſich, unter vielen Beziehungen, an ſeinen Namen, und kaum iſt Eine der großen Erſcheinungen jener Zeit, welche an ſeiner langen Regierung von 1209 bis 1250, ohne Einfluß auf ſie zu haben und von ihm zu erfahren, ſpurlos vorüber gegangen wäre. Man gedenke jener merkwürdigen Zeit, wo durch einen Gregor VII. und Innocenz III. das Syſtem der Hierarchie auf einen faſt für unmöglich gehaltenen Grad geſteigert worden war; wo in dem Entſtehen der Ritterorden (zum Kampf gegen die Ungläubigen und zur Territorialerweiterung des päpſtlichen Machtgebietes) ſo gut wie in der Stiftung der Bettelorden und der Inquiſition furchtbare Säulen und Stützen jenes geiſtlichen Baues aufgerichtet wurden; wo die europäiſche Menſchheit durch die Kreuzzüge, (faſt eine umgekehrte Völkerwanderung von 10 Mill. Menſchen) zum erſtenmale von einer allgemeinen, im Kreuzeszeichen verſinnlichten Idee ergriffen und einander näher gebracht waren, ohne ſich noch als Hebel des Papſtes zu erkennen; wo in Waldenſern und Albigenſern bereits, nachdem ſchon mancher Einzelne ohnmächtig, doch unvergeſſen laut geworden war, ein Proteſtantismus des Mittelalters laut wurde; wo das Ritterthum eine höhere

durch Religion geadelte Stellung und planmäßige Organiſation erhielt; wo der freie Bürgerſtand ſich immer glücklicher ausbildete, und in Deutſchland von Friedrich gegen die Ariſtokratie begünſtigt, in Oberitalien von ihm als päpſtliches Werkzeug bekämpft wurde, hier und dort aber in großen Conföderationen nach außen, und Corporationen nach innen Kraft und Stützpunkt fand; wo gegen das Fauſtrecht, dem zufolge das Recht der Stärke das ſtärkſte Recht war, zuerſt ein Landfriede in deutſcher Sprache geboten, und in ſeinen früheſten, kaum merklichen Anfängen das geheime Gericht der Fehme zu arbeiten begann; wo die erſten Univerſitäten den Geiſt der Prüfung und Forſchung anregten; wo der Provençalen Geſang ſchon eine liebe Heimath in Deutſchland und Italien, und bei Kaiſern und Königen Ehre und Uebung gefunden hatte: dieſe Zeit denke man ſich als Folie, und zeichne dann den großen Hohenſtaufen darauf oder hinein, der in ſo mancher Hinſicht als das Kind ſeiner Zeit, in ſo mancher als den Zeiten des großen Baier Ludwig angehörend erſcheint. Ohne körperlich groß zu ſein, zeigte Friedrich, wohlgebaut, blond, mit ſchöner Stirn und faſt antik gebildeter Naſe, Auge und Mund mild und freundlich, einen kräftigen, ſchnell für ſich einnehmenden Mann. Geiſtig betrachtet, war er Erbe der beſten Eigenſchaften von Allen ſeines großen Geſchlechts, ein kühner, tapferer, freigeſinnter Mann, mit den trefflichſten Anlagen, voller Kenntniſſe, griechiſch, lateiniſch, italieniſch, deutſch, franzöſiſch und arabiſch (Sprachen ſeiner Unterthanen) wohl verſtehend, dabei ſtreng, ſelbſt leidenſchaftlich raſch, mild und freigebig, wie die Zeit es mit ſich brachte, vergnügt, üppig und lebensfreudig, wie die Stimmung es vergönnte. Und wie ſein Körper durch Fertigkeit in aller ritterlichen Kunſt, Geſchmeidigkeit und vollendete Gewandtheit ſich zugeeignet, ſo war ſeinem, in der Erziehung vernachläſſigten, nur durch ſich ſelbſt gebildeten Geiſte, durch eine frühe Schule der Leiden eine Biegſamkeit des Charakters geworden, welche die im Purpur Geborenen ſo ſelten kennen, und eine Schwungkraft, die ihn eben dann wieder erkräftigte und aufrichtete, wo ein anderer, von Schmerz und Jammer erdrückt, ſich ſelber verloren haben würde. So mußte aber auch der Körper wie der Geiſt eines Mannes beſchaffen ſein, der in dem in ein Staaten-Aggregat ſchon damals zerſplitterten Deutſchland eine übermächtige Ariſtokratie, im obern Italien eine übermächtige Demokratie, im mittlern Italien eine übermächtige Hierarchie bekämpfen, und in ſeinem ſüdlichſten Erbſtaate die feindlichen Elemente von ſechs Völkern zu Einem Ganzen unter ſich verſöhnen und durch innere Bande vereinigen ſollte; der von weltlichen wie geiſtl. Waffen, von Gegenkönigen wie von Bann und Interdict bekämpft, ſiegreich und beſiegt, 40 Jahre ausdauern, die Empörung eines Sohnes, die Verrätherei und Giftmiſcherei des wertheſten Freundes, den Verluſt ſeines Lieblingskindes überſtehen, und nur im letzten Augenblick ſeines Lebens, nicht ohne die bittere Ueberzeugung, einen ſchweren Kampf umſonſt gekämpft zu haben, die ſcharfgefaßten Zügel und das feſte Scepter niederlegen ſollte. — Friedrich Roger (dieſen Namen erhielt er in der Taufe zu Aſſiſi) ſtand bis 1209, wo er die Regierung des untern Italiens und Siciliens ſelbſt übernahm, unter der Vormundſchaft des Papſt Innocenz III. Aber ſchon die Belehnung mit Neapel und Sicilien, und die Krönung des vierjährigen Knaben hatte die Kaiſerin Conſtantia mit Aufopferung der wichtigſten Kirchenrechte dem Papſte abkaufen müſſen. Magnaten-Parteien, dem Kirchenoberhaupt willkommen, theilten das Land, und theilten es noch, als Friedrich 1209, funfzehnjährig, ohne Rath und Leitung, ein

Scepter nahm, dem er weder durch Geld, noch durch ein Kriegesheer oder einen Staatsrath Anſehn verſchaffen konnte. Was er demnach wurde und leiſtete, war ſein eignes Werk und Verdienſt. Die von deutſchen Fürſten dem dreijährigen Kinde zugeſagte deutſche Königskrone hatte nach Heinrichs IV. Tode, deſſen Bruder, Herzog Philipp v. Schwaben, ſeinem Neffen nicht retten können oder wollen, aber ſie auch im Kampfe mit Otto IV., einem welfiſchen Gegenkönig, nur unfruchtbar getragen, bis er 1208 auf der Altenburg, der königl. Pfalz von Bamberg, einer Mörderhand erlag. Als aber der nun allein anerkannte Otto dem Papſte mißfällig wurde, der, wie in weltlichen Dingen überhaupt, ſo auch im (ſeit 1137 dauernden) Welfen- und Ghibellinenſtreite das Schiedsrichteramt für ſich begehrte, und ſich, ſeit der Hohenſtaufen Herrſchaft in Neapel, in der Lombardei ein Bollwerk gegen Deutſchland geſchaffen hatte: rief Innocenz ſelbſt den jungen Hohenſtaufen auf den deutſchen Thron. Nicht an dem Namen, ſondern an der Sache hing ſeine Politik. Wie durch ein Wunder kam 1212 Friedrich, trotz allen Nachſtellungen der Welfiſchen Partei, in Deutſchland an, und wurde von der hohenſtaufiſchen mit offenen Armen empfangen. Schwaben erkannte ihn als ſeinen gebornen Herzog an. Der tapfere, aber ſtolze Otto hatte Manchen ſich verfeindet; ein unglücklicher und unkluger Feldzug gegen Frankreich brach ſeine Macht; Friedrich wurde, nachdem er ſich zu einem Kreuzzuge verpflichtet hatte, 1215 zu Aachen gekrönt, und Otto ſtarb 1218 halb vergeſſen in ſeinen alt-ſächſiſchen Erblanden. Der Beſitz der deutſchen und ſicilianiſchen Kronen ſchien ihm die Hoffnung einzugeben, ſich des ganzen Italiens mit der Zeit bemächtigen, die Lombardei bezwingen und den mächtigen geiſtlichen Univerſalmonarchen zur Würde des erſten Biſchofs der Chriſtenheit herabdrücken zu können. Aber er verrechnete ſich in ſeiner Zeit, die ſeiner Anſicht und Aufklärung noch lange nicht gewachſen war, und Vorurtheile, die er beſiegt, noch nährte. Wenn er auch eben ſeiner Unternehmung nicht unterlag, ſo hätte er doch zwei Menſchenalter leben müſſen, um ſie zum Ziel zu führen. Groß, wie der Plan ſelbſt, war auch ſeine Beſonnenheit, ihn nur langſam vorzubereiten, nichts zu übereilen. Er ließ demnach 1220 ſeinen älteſten Sohn Heinrich zum römiſchen König wählen, und begütigte den darüber aufgebrachten neuen Papſt Honor III. (ſeit 1216) mit der Entſchuldigung, daß dieſe Maßregel zum bevorſtehenden Kreuzzug unerläſſig geweſen ſei, auch wolle er Sicilien nie mit dem Reiche vereinigen. Hierauf ging er, unbekümmert um die von den Mailändern verweigerte eiſerne Krone, nach Rom, erhielt (1220) die Kaiſerkrönung, und eilte ſeinen Erblanden als glorreich gekrönter Kaiſer zu, die er faſt als Flüchtling verlaſſen hatte. Dort galts, den Kreuzzug zuzurüſten, vorher aber die innern Verwirrungen des Landes auszugleichen. Allein das Uebel lag zu tief in der ganzen Verfaſſung, hing ſelbſt zu ſehr mit den päpſtl. Vorrechten im Lande zuſammen, als daß nicht Honorius gleich ſehr darüber, wie über den verzögerten Kreuzzug, hätte murren ſollen. Doch ging Friedrich auch gern in des edeln Deutſch-Ordens-Meiſter Hermann von Salza Vorſchlag ein, ſich mit der Tochter des Titularkönigs von Jeruſalem, Johann von Brienne, zu vermählen, und ſeines Schwiegervaters Titel anzunehmen. Selbſt der Papſt geſtand nun Aufſchub zu, der Friedrichs Erblanden herrliche Früchte brachte. So unduldſam dieſer gegen Ketzer im Reiche ſein mußte, ſo ſchwere Edicte er gegen ſie verhängte, deren Kinder, wenn ſie nicht etwa ihre Aeltern anzeigten, er ſogar bis ins zweite Geſchlecht aller Aemter und Ehren für unfähig erklärte,

ſo ſchonend verſetzte er, mit freier Glaubensübung, ſeine Araber von Sicilien nach Unter-Italien, und ſchuf ſie zu ſeinen nützlichſten und treueſten Unterthanen um. Sein neues Geſetzbuch, beſtimmt, nicht blos Kirche und Staat auszugleichen, nicht blos Adel, Geiſtlichkeit, Bürger und Bauer zu verſöhnen, ſollte für ſo verſchiedene Völkerſtämme, wie Römer, Griechen, Deutſche, Araber, Normannen, Juden und Franzoſen, paſſen, und doch das Beſtehende ſo viel als möglich ſchonen. In dieſem Sinne arbeitete ſein Petrus de Vineis, der noch als Student zu Bologna gebettelt hatte, bis zum J. 1231 den neuen Codex aus, ein Meiſterſtück, wenn man die Schwierigkeit der Aufgabe, die zu löſen war, erwägt. Doch was vermag die beſte Geſetzgebung, wenn nicht der Unterthan zu ihr herauf gebildet wird? Darum gründete Friedrich im Paradies der alten Welt, in ſeinem Neapel, außer der gran oorte, 1224 auch eine Landesuniverſität mit einer Sorgfalt, die viele ſpätere Inſtitutionen gleicher Art weit hinter ſich zurückläßt. Für Arzneikunde blühte die hochberühmte Schule zu Salerno fort. Nicht minder glänzten die ſchönen Redekünſte an Friedrichs Hofe wie in Deutſchland, und Friedrich ſelbſt kann mit zu den Erfindern der verfeinerten toscaniſchen Dichtkunſt gerechnet werden; und die bildende Kunſt fand unter Friedrichs Mäcenat einen Nicola, Maſuccio und Tomaſo da Stephani, ſo wie die Kunſtſammlungen zu Capua und Neapel, ſelbſt durch Nachgrabungen bei Auguſta in Sicilien vermehrt, entſtanden. Wie hoch ſtand Friedrich im 13. Jahrh. gegen den Barbaren des 16., der dies Muſeum zu Capua niederreißen und deſſen Schätze zu Grunde gehen ließ! — Vor dem für 1227 anberaumten Kreuzzuge wollte Friedrich auf einem allgemeinen Reichstag zu Cremona, die Geſinnungen der Lombarden kennen lernen, und ſich zu deren König krönen laſſen. Doch dies verweigerten die Mailänder, erneuerten ſchnell ihren alten Bund mit 15 Städten, und ließen weder König Heinrich noch ſeine Deutſchen zum Reichstag durch. Dafür traf ſie die Reichsacht, und Honorius, der es wohl bei der bloßen Freude über jener Städte Hartnäckigkeit nicht hatte bewenden laſſen, entſchied ſogar zu ihren Gunſten. Doch hatte er noch immer den Schein des Friedens gerettet. Ganz anders dachte ſein Nachfolger Ugolino, Graf von Segna, als Gregor IX. Alle Leidenſchaften des neuen Hierarchen kannten nur Ein Ziel: vollendeten päpſtlichen Deſpotismus. Er drang ſogleich auf den verſprochenen Kreuzzug. Ein großer Haufe Wallbruder hatte ſich in Italien eingefunden; aber ſchon wütheten auch anſteckende Seuchen. Doch half kein Zaudern. Selbſt erkrankt, beſtieg der Kaiſer ein Schiff, mit ihm der heilige Ludwig, Landgraf von Thüringen. Aber nach 3 Tagen mußte man zu Otranto wieder landen, weil Friedrich kränker wurde, und Ludwig ſogar ſtarb. Die Flotte kehrte vor Morea um, und der Kreuzzug war vereitelt. Das hatte der ſchadenfrohe und boshafte Gregor nur erwartet, ſchleuderte nun den Bann gegen den unſchuldigen, umſonſt ſich rechtfertigenden Kaiſer, und belegte deſſen Länder mit dem Interdict. Aber Friedrich war größer als ſein Unglück, und trat 1228 einen neuen Kreuzzug an. Dafür gebot Gregor dem Patriarchen von Jeruſalem und den drei Ritterorden, ſich dem Kaiſer in allem zu widerſetzen, und ließ Friedrichs Erblande durch ſeine Schlüſſelſoldaten und Johann von Brienne erobern und verwüſten. Trotz dem gelang es Friedrich, was keinem wieder nach dem edeln Herzog Gottfried (1099) gelungen war, durch einen Vergleich mit Sultan Corradin von Aegypten, einen 10jährigen Waffenſtillſtand und Jeruſalem, die heiligen Orte, das ganze Land zwiſchen Joppe, Beth-

lehem, Nazareth und Acre, und die wichtigen Seeſtädte Tyrus und Sidon für ſich zu erhalten. Das Volk jauchzte; aber der Neid des Patriarchen und der Ritter knirſchte. Jeruſalem, wo Friedrich ſich am 18. März ſelbſt die Krone aufſetzte, da kein Prieſter auch nur Meſſe leſen wollte, wurde mit dem Interdict belegt, und Friedrich ſelbſt an den Sultan verrathen, wovon der biedere Sarazen dem Kaiſer ſelbſt die erſte Kunde gab. Schnell ging nun der Kaiſer und König nach Unteritalien zurück, eroberte, nach fruchtloſen Verhandlungen mit Gregor, ſein Erbland wieder, und vereitelte alle Ränke des wüthenden Papſtes, der ihn 1230 endlich vom Banne löſen mußte. Nur die Lombarden wollten nichts vom Frieden wiſſen, verlegten ſeinem Sohne den Weg zum Reichstag von Ravenna, und ließen ſich durch Gregors Ermahnungen zum Frieden wenig rühren, ja, während Friedrich endlich den Papſt mit ſeinen Römern ausſöhnte, ſuchte dieſer den König Heinrich insgeheim gegen ſeinen Vater zur Rebellion zu bewegen, wobei er ihm offenen Empfang bei den Lombarden verhieß. Schon war Heinrichs Anhang auch in Deutſchland groß genug, aber plötzlich ſtand auch Friedrich da, und der betäubte Heinrich bat fußfällig um Gnade. Als aber bald der unglückliche, verblendete Jüngling (man ſagt durch Gift) ein neues Attentat auf ſeinen Vater machte, wurde er mit Weib und Kind nach San Felice in Apulien zu ewiger Haft geſchickt. Im grellen Lichte ſteht es freilich da, daß Friedrich faſt um dieſelbe Zeit, mit Prunk und Geräuſch, die dritte Hochzeit mit Iſabelle von England feiert, wo er den Sohn der erſten Gemahlin in den Kerker ſchickt und auf dem großen Reichstage zu Mainz 1235 förmlich abſetzen läßt. Dort wurde auch für Landfrieden und Gerechtigkeitspflege, für Handel (deſſen Wichtigkeit wenige Fürſten, ſo wie Friedrich, damals einſahen) und Ackerbau heilſam geſorgt. Nun endlich glaubte ſich Friedrich den Lombarden gewachſen, und rüſtete ſich zu Augsburg 1236. Ezzelinos da Romano (des Gewaltherrn von Verona) Freundſchaft, nebſt den ghibelliniſch geſinnten Städten Oberitaliens, ſollten ſein kleines Heer verdoppeln. Doch unterbrach noch ein ſchnell beendeter Kampf gegen den in die Reichsacht erklärten letzten Babenberger Friedrich, Herzog von Oeſterreich, den ſchon begonnenen Krieg, und Conrads, ſeines zweiten Sohnes, Wahl zum römiſchen König (1237). Ein herrlicher Sieg bei Corte-Nuova am Oglio (26. und 27. Nov. 1237) brach, nach Wiederaufnahme des Kriegs gegen die welfiſch geſinnten Städte Oberitaliens, die Macht der Lombarden, ſelbſt der Carroccio von Mailand ging verloren; außer dieſer Stadt, Bologna, Piacenz und Breſcia, unterwarfen ſich alle Städte; aber Gregors Grimm wuchs, zumal da nun der Kaiſer ſeinen natürlichen Sohn Enzio (Entio) zum König von Sardinien ernannte, und ſich zur Unterwerfung des Reſts der Lombardei rüſtete. Am Palmſonntag 1239 ſprach er den Bann von neuem gegen Friedrich aus. Doch führte dieſer ſeinen Krieg fort, litt aber durch geheime Verrätherei Ezzelinos, die er, argwohnfrei, nicht ahnete, manchen Nachtheil. Um den Krieg von Grund aus zu beenden, wendete er ſich nun plötzlich gegen den Papſt ſelbſt (1240), drang durch Spoleto in den Kirchenſtaat, eroberte Ravenna und ließ den Papſt in ſeiner Hauptſtadt zittern: Rom würde ſeine leichte Beute geworden ſein, hätte er den letzten Reſt von Aberglauben in ſeiner Bruſt beſiegen und aufs verzweifelte Uebel auch ein verzweifeltes Mittel ſetzen können. Da aber und in den Stücken gegen die Ketzer waren die Wunden, die den ſonſt ſo großen Friedrich noch an ſeine Zeit gefeſſelt hielten. Auch

konnte er Gregor nicht, wenn er ihn zum Frieden zwingen zu können meinte. Er wollte ſeine Sache ohne den letzten Schwertſtreich lieber auf einer Verſammlung von Kirchenvätern vermittelt ſehen, fand aber bald, daß nur ſeine entſchiedenſten Feinde dazu eingeladen wurden, und mahnte nun alle Prälaten von der Reiſe nach Rom ab, ja, er ließ endlich, da alle Warnung nichts fruchtete, ſeinen Sohn Enzio die Genueſiſche Flotte angreifen und vernichten, und über 100 auf derſelben nach Rom eingeſchiffte Prälaten nach Neapel als Gefangene bringen. Dieſer Schlag ſtreckte endlich den unbezwinglichen Gregor (21. Aug. 1241) aufs Todtenbett; aber er entriß ſelbſt noch durch ſeinen Tod dem Kaiſer den faſt gewiſſen Sieg. Ueber dieſen Unternehmungen hatte freilich Friedrich die nach Deutſchland vordringenden Mogolen nicht ſelbſt bekämpfen können, doch kehrten ſie ohnehin nach ihrem Siege auf der Wahlſtadt (1241) wieder um. Nach der ephemeren Erſcheinung Cöleſtins IV. und langem Interregnum erzwang Friedrich endlich eine Wahl; aber Sigibald Fiesco, als Cardinal ſein Freund, wurde als Innocenz IV. der furchtbarſte ſeiner Gegner. Alle menſchliche Empfindung war in ihm erſtickt, die Kirche war ſein eignes Selbſt geworden, und die kälteſte Entſchloſſenheit leitete ihn. Er beſtätigte Gregors Bann, und entfloh plötzlich aus Italien, wo ihm des Kaiſers Nähe zu gefährlich ſchien, nach Lyon (1244). Das war faſt das ſchrecklichſte, was Friedrich treffen konnte, denn nun blieb nur die Wahl, entweder als gemeiner Verbrecher vor dem Richterſtuhl eines Prieſters zu erſcheinen, oder den ungeheuren Kampf mit dem Aberglauben des Jahrhunderts zu beginnen. Der Papſt erneuerte nun den Bann, und berief ein allgemeines Concilium nach Lyon. Vor dieſem führte Thaddäus von Sueſſa, des Kaiſers Kanzler, deſſen Sache mit ſchlagender Beredſamkeit und Wahrheit, und widerlegte die boshafteſten wie die abgeſchmackteſten Beſchuldigungen. Umſonſt ließ ſich Friedrich, der Ketzerei beſchuldigt, von einigen Geiſtlichen im Glauben prüfen; ſo religiös und rein ihn auch dieſe fanden, er war ſchuldig, weil er es ſein ſollte. Der heilige Vater ſprach den ſchrecklichſten Fluch, die Prieſter ſchwiegen, löſchten ihre Kerzen und warfen ſie zu Boden. Doch nicht blos durch die aufgeſetzte Krone zeigte Friedrich, daß er noch Kaiſer ſei, fürſtlich rechtfertigte er ſich vor Europa's Fürſten, und während Innocenz an des Landgrafen Heinrich von Thüringen Wahl zum deutſchen König arbeitete, focht er ſiegreich gegen die Lombarden, vereitelte eine Verſchwörung an ſeinem Hofe, und verlor ſelbſt den Muth nicht, als ſein Sohn Conrad von jenem Gegenkönig Heinrich geſchlagen wurde. Bald ſiegte Conrad wieder, und Heinrich ſtarb ſchon 1247. Die tiefſte Wunde ſchlug Petrus de Vineis dem Menſchen Friedrich. Petrus hatte längſt in ſeiner Treue gewankt, jetzt wähnte er ſich entdeckt, und ſuchte Friedrich zu vergiften. Friedrich, tiefgebeugt, ließ ihn blenden und ins Gefängniß werfen. Dort tödtete ſich der Unglückliche ſelbſt. Und doch ſchien mit ihm ſein guter Genius gewichen; Friedrich wurde fortan mißtrauiſch gegen ſeine Freunde, verlor Parma durch Empörung, und in einer davor angelegten Lagerſtadt, Vittoria, eine entſcheidende Schlacht, mit ihr ſein Heer, ſeinen Schatz und ſeinen Freund Thaddäus von Sueſſa; bekam in Deutſchland an dem eiteln Wilhelm von Holland einen Gegenkönig, ſah ſeinen Sohn Enzio in die Hände der erbitterten Bologneſer fallen, und Ezzelino ſich zu ſeinen Feinden ſchlagen. Seine eigene Geſundheit wankte; er wollte im Frieden ſterben. Aber Innocenz jauchzte mit bitterm Spott über dieſe Unfälle, und verwarf die annehmlichſten Bedingungen der Verſöhnung. Doch noch einmal

lehem, Nazareth und Acre, und die wichtigen Seeſtädte Tyrus und Sidon für ſich zu erhalten. Das Volk jauchzte; aber der Neid des Patriarchen und der Ritter knirſchte. Jeruſalem, wo Friedrich ſich am 18. März ſelbſt die Krone aufſetzte, da kein Prieſter auch nur Meſſe leſen wollte, wurde mit dem Interdict belegt, und Friedrich ſelbſt an den Sultan verrathen, wovon der biedere Sarazen dem Kaiſer ſelbſt die erſte Kunde gab. Schnell ging nun der Kaiſer und König nach Unteritalien zurück, eroberte, nach fruchtloſen Verhandlungen mit Gregor, ſein Erbland wieder, und vereitelte alle Ränke des wüthenden Papſtes, der ihn 1230 endlich vom Banne löſen mußte. Nur die Lombarden wollten nichts vom Frieden wiſſen, verlegten ſeinem Sohne dem Weg zum Reichstag von Ravenna, und ließen ſich durch Gregors Ermahnungen zum Frieden wenig täuſchen, ja, während Friedrich endlich den Papſt mit ſeinen Römern ausſöhnte, ſuchte dieſer den König Heinrich insgeheim gegen ſeinen Vater zur Rebellion zu bewegen, wobei er ihm offenen Empfang bei den Lombarden verhieß. Schon war Heinrichs Anhang auch in Deutſchland groß genug, aber plötzlich ſtand auch Friedrich da, und der betäubte Heinrich bat fußfällig um Gnade. Als aber bald der unglückliche, verblendete Jüngling (man ſagt durch Gift) ein neues Attentat auf ſeinen Vater machte, wurde er mit Weib und Kind nach San Felice in Apulien zu ewiger Haft geſchickt. Im grellen Lichte ſteht es freilich da, daß Friedrich faſt um dieſelbe Zeit, mit Prunk und Geräuſch, die dritte Hochzeit mit Iſabelle von England feiert, wo er den Sohn der erſten Gemahlin in den Kerker ſchickt und auf dem großen Reichstage zu Mainz 1235 förmlich abſetzen läßt. Dort wurde auch für Landfrieden und Gerechtigkeitspflege, für Handel (deſſen Wichtigkeit wenige Fürſten, ſo wie Friedrich, damals einſahen) und Ackerbau heilſam geſorgt. Nun endlich glaubte ſich Friedrich den Lombarden gewachſen, und rüſtete ſich zu Augsburg 1236. Ezzelinos da Romano (des Gewaltherrn von Verona) Freundſchaft, nebſt den ghibelliniſch geſinnten Städten Oberitaliens, ſollten ſein kleines Heer verdoppeln. Doch unterbrach noch ein ſchnell beendeter Kampf gegen den in die Reichsacht erklärten letzten Babenberger Friedrich, Herzog von Oeſterreich, den ſchon begonnenen Krieg, und Conrads, ſeines zweiten Sohnes, Wahl zum römiſchen König (1237). Ein herrlicher Sieg bei Corte-Nuova am Oglio (26. und 27. Nov. 1237) brach, nach Wiederaufnahme des Kriegs gegen die welfiſch geſinnten Städte Oberitaliens, die Macht der Lombarden, ſelbſt der Caroccio von Mailand ging verloren; außer dieſer Stadt, Bologna, Placenz und Brescia, unterwarfen ſich alle Städte; aber Gregors Grimm wuchs, zumal da noch der Kaiſer ſeinen natürlichen Sohn Enzio (Entio) zum König von Sardinien ernannte, und ſich zur Unterwerfung des Reſts der Lombardei rüſtete. Am Palmſonntag 1239 ſprach er den Bann von neuem gegen Friedrich aus. Doch führte dieſer ſeinen Krieg fort, litt aber durch geheime Verrätherei Ezzelinos, die er, argwohnfrei, nicht ahnete, manchen Nachtheil. Um den Krieg von Grund aus zu beenden, wendete er ſich nun plötzlich gegen den Papſt ſelbſt (1240), drang durch Spoleto in den Kirchenſtaat, eroberte Ravenna und ließ den Papſt in ſeiner Hauptſtadt zittern; Rom würde ſeine leichte Beute geworden ſein, hätte er den letzten Reſt von Aberglauben in ſeiner Bruſt beſiegen und ans verzweifelte Uebel auch ein verzweifeltes Mittel ſetzen können. Da aber und in den Edicten gegen die Ketzer waren die Banden, die den ſonſt ſo großen Friedrich noch an ſeine Zeit gefeſſelt hielten. Auch

kannte er Gregor nicht, wenn er ihn zum Frieden zwingen zu können meinte. Er wollte ſeine Sache ohne den letzten Schwertſtreich lieber auf einer Verſammlung von Kirchenvätern vermittelt ſehen, fand aber bald, daß nur ſeine entſchiedenſten Feinde dazu eingeladen wurden, und mahnte nun alle Prälaten von der Reiſe nach Rom ab, ja, er ließ endlich, da alle Warnung nichts fruchtete, ſeinen Sohn Enzio die Genueſiſche Flotte angreifen und vernichten, und über 100 auf derſelben nach Rom eingeſchiffte Prälaten nach Neapel als Gefangene bringen. Dieſer Schlag ſtreckte endlich den unbezwinglichen Gregor (21. Aug. 1241) aufs Todtenbett; aber er entriß ſelbſt noch durch ſeinen Tod dem Kaiſer den faſt gewiſſen Sieg. Ueber dieſen Unternehmungen hatte freilich Friedrich die nach Deutſchland vordringenden Mogolen nicht ſelbſt bekämpfen können, doch kehrten ſie ohnehin nach ihrem Siege auf der Wahlſtadt (1241) wieder um. Nach der ephemeren Erſcheinung Cöleſtins IV. und langem Interregnum erzwang Friedrich endlich eine Wahl; aber Sigibald Fiesco, als Cardinal ſein Freund, wurde als Innocenz IV. der furchtbarſte ſeiner Gegner. Alle menſchliche Empfindung war in ihm erſtickt, die Kirche war ſein eignes Selbſt geworden, und die kälteſte Entſchloſſenheit leitete ihn. Er beſtätigte Gregors Bann, und entfloh plötzlich aus Italien, wo ihm des Kaiſers Nähe zu gefährlich ſchien, nach Lyon (1244). Das war faſt das ſchrecklichſte, was Friedrich treffen konnte, denn nun blieb nur die Wahl, entweder als gemeiner Verbrecher vor dem Richterſtuhl eines Prieſters zu erſcheinen, oder den ungeheuren Kampf mit dem Aberglauben des Jahrhunderts zu beginnen. Der Papſt erneuerte nun den Bann, und berief ein allgemeines Concilium nach Lyon. Vor dieſem führte Thaddäus von Sueſſa, des Kaiſers Kanzler, deſſen Sache mit ſchlagender Beredſamkeit und Wahrheit, und widerlegte die boshafteſten wie die abgeſchmackteſten Beſchuldigungen. Umſonſt ließ ſich Friedrich, der Ketzerei beſchuldigt, von einigen Geiſtlichen im Glauben prüfen; ſo religiös und rein ihn auch dieſe fanden, er war ſchuldig, weil er es ſein ſollte. Der heilige Vater ſprach den ſchrecklichſten Fluch, die Prieſter ſchwiegen, löſchten ihre Kerzen und warfen ſie zu Boden. Doch nicht blos durch die aufgeſetzte Krone zeigte Friedrich, daß er noch Kaiſer ſei, fürſtlich rechtfertigte er ſich vor Europa's Fürſten, und während Innocenz an des Landgrafen Heinrich von Thüringen Wahl zum deutſchen König arbeitete, focht er ſiegreich gegen die Lombarden, vereitelte eine Verſchwörung an ſeinem Hofe, und verlor ſelbſt den Muth nicht, als ſein Sohn Conrad von jenem Gegenkönig Heinrich geſchlagen wurde. Bald ſiegte Conrad wieder, und Heinrich ſtarb ſchon 1247. Die tiefſte Wunde ſchlug Petrus de Vineis dem Menſchen Friedrich. Petrus hatte längſt in ſeiner Treue gewankt, jetzt wähnte er ſich entdeckt, und ſuchte Friedrich zu vergiften. Friedrich, tiefgebeugt, ließ ihn blenden und ins Gefängniß werfen. Dort tödtete ſich der Unglückliche ſelbſt. Und doch ſchien mit ihm ſein guter Genius gewichen; Friedrich wurde fortan mißtrauiſch gegen ſeine Freunde, verlor Parma durch Empörung, und in einer davor angelegten Lagerſtadt, Vittoria, eine entſcheidende Schlacht, mit ihr ſein Heer, ſeinen Schatz und ſeinen Freund Thaddäus von Sueſſa; bekam in Deutſchland an dem eiteln Wilhelm von Holland einen Gegenkönig, ſah ſeinen Sohn Enzio in die Hände der erbitterten Bologneſer fallen, und Ezzelino ſich zu ſeinen Feinden ſchlagen. Seine eigene Geſundheit wankte; er wollte im Frieden ſterben. Aber Innocenz jauchzte mit bitterm Spott über dieſe Unfälle, und verwarf die annehmlichſten Bedingungen der Verſöhnung. Doch noch einmal

ermannte ſich Friedrich, ſiegte in der Lombardei, und würde vielleicht über den in der allgemeinen Achtung immer mehr ſinkenden, ſo wie in ſeiner politiſchen Stellung immer unſicherern Innocenz bald geſiegt haben, wenn ihn nicht ſelbſt, am 13. Dec. 1250, zu Fiorentino der Tod in den Armen ſeines natürlichen Sohnes Manfred überraſcht hätte. Er ſollte Europa den hellen Tag der Vernunft noch nicht heraufführen, welchen es ſchwerlich ſchon ertragen hätte; aber ſein Kampf für das Licht bleibt immer welthiſtoriſch, und wenn auch noch ein Jahrhundert politiſcher und geiſtiger Barbarei erfolgte, in welchem das edle Geſchlecht der Hohenſtaufen blutig unterging, ſo zeigte ſich doch ſchon an dem ihm ähnlichen Ludwig dem Baier, daß Friedrichs Beiſpiel kein verlornes war, und daß eine große Idee, wenn ſie einmal ins Leben getreten iſt, ſo leicht dem Leben nicht wieder entzogen werden kann.

Friedrich III., der Schöne, Erzherzog von Oeſterreich und Gegenkönig Ludwig des Baiern. Ihn gebar 1286 Eliſabeth, Erbtochter Meinhards III. von Kärnthen, ihrem Gemahl, Herzog (ſeit 1298 deutſchem Könige) Albrecht I. Nachdem ſein älterer Bruder, Rudolph der Sanftmüthige, 1307 geſtorben, und ſein Vater am 1. März 1308 von Johann von Schwaben ermordet worden war, übernahm er, als der älteſte noch lebende Sohn, die Regierung des Herzogthums für ſich und ſeine jüngern Brüder. Wie er dort die Räuber ausgerottet, wie er mit ſeinem Vetter, Herzog Ludwig von Baiern, gleichfalls einem Enkel des großen Reſtaurators Rudolph von Habsburg, nur mütterlicher Seits, wegen der vom Landesadel ihm übertragenen Vormundſchaft über die niederbairiſchen Herzoge gerechtet, aber 1313 bei Gamelsdorf geſchlagen worden, trit in den Hintergrund der Geſchichte, als er nach ſeines Vaters und Großvaters Kaiſerkrone zu ſtreben begann. Die ſchon bei ſeines Vaters Tode, 1308, auf die Krone gemachte Rechnung zerriß die Wahl Heinrichs VII. von Luxemburg. Als dieſer aber plötzlich (ob im Abendmahl, welches er durch ein Brechmittel wieder von ſich zu geben zu fromm geweſen ſei, vergiftet, bleibt zweifelhaft) zu Buonconvento in Italien verſtorben, machte er ernſtlichere Anſtalten. Schnell ſöhnte er ſich zu Ranshoven und Salzburg mit Ludwig aus, entſagte der Vormundſchaft über Niederbaiern, und gewann das Herz des werthen Jugendfreundes zurück. Wie einſt in den Tagen harmloſer Kindheit zu Wien, wachten und ſchliefen ſie zuſammen. Hier verſprach in traulicher Stunde Ludwig, die deutſche Krone auf keinen Fall anzunehmen, ja ſeinem Freunde allen Vorſchub dabei zu leiſten. So wies er wirklich eine Botſchaft der zu Frankfurt verſammelten Fürſten, die ihm die Krone boten, an ſeinen Friedrich, und erſt nach langer Unterhandlung erklärte er ſich zur Annahme bereit. So ſah ſich Friedrich von ſeinem Jugendfreunde hintergangen. Doch konnte er noch auf treuere Anhänger rechnen. Sonderbarer Weiſe waren damals, außer den drei geiſtlichen, alle weltlichen Churſtimmen getheilt, indem Ludwigs eigner Bruder, Rudolph, für Friedrich ſtimmte, von den zwei ſächſiſchen Linien die wittenberger für Friedrich, und die lauenburger für Ludwig ſprach. So maßte ſich auch, dem Böhmenkönig Johann gegenüber, der für ſein Böhmen zitterte, und darum auf Oeſterreichs Koſten Ludwig erhoben wünſchte, Heinrich von Kärnthen die böhmiſche Krone und Stimme an, und ſprach für Friedrich. Nur die brandenburger Stimme, zwiſchen den Brüdern Waldemar und Heinrich getheilt, war für Ludwig einig, der auch Mainz und Trier zu ſeinen Wählern zählte, während Friedrich nur von Cöln begünſtigt war. Am 19. Oct. 1314 trafen beide Parteien zahlreich bei Frankfurt, die öſterreichiſche in Sachſen-

hauſen, die baierſche oder luxemburgiſche auf dem alten Wahlfelde jenſeits des Mains ein. Keine ſchloß ſich an die andere an, jede wählte ihren Candidaten. Aber nur Ludwig den Baier ließ Frankfurt ein, und auf dem hohen Altar der Kirche S. Bartholomäus wurde der Neugewählte ſeinem Anhange und dem Volke gezeigt. Umſonſt belagerte Friedrich die Stadt. Auch mit der Krönung zu Aachen kam Ludwig ihm zuvor, während Friedrich zu Bonn auf einer Tonne im freien Felde die Königskrone Deutſchlands aufgeſetzt bekam. Deutſchland war von neuem zerriſſen, wie in den Tagen des vierten Heinrichs, Philipps und des Schwaben Friedrich. Nur das Schwert konnte jetzt entſcheiden. Da ſchien Friedrich, durch ſeinen kriegeriſchen Bruder, Leopold, den Glorreichen, die Blume der Ritterſchaft genannt, das größere Gewicht zu haben, während Ludwig ſeinen eignen Bruder Rudolph erſt zur Ruhe zwingen mußte. Beide Gegner machten den Papſt (der ſich in der Folge zu dem oberſten Verweſer des erledigten Reichs erklärte) mit ihrer Wahl bekannt, beide ſuchten ihre Partei zu verſtärken; allein wenn auch Herzog Leopold bei Speier und Augsburg mit ſeines Bruders Gegner hart genug zuſammentraf, wenn bei Eßlingen faſt in den Fluthen des Neckars hartnäckig gekämpft wurde, ſo führte es keine Entſcheidung herbei. Friedrichs Kriegsmacht, durch drückende Kriegsſteuer in Oeſterreich unterhalten, durch den Zug gegen den Grafen von Trentſchin getheilt, durch ſeines Bruders unglückliche Schlacht gegen die Schweizer bei Morgarten (15. Nov. 1315) geſchwächt, konnte ſich faſt nur, ſo wie die Ludwigs, auf den kleinen Krieg einlaſſen. Friedrichs glänzendes Beilager zu Baſel, mit Eliſabeth von Arragonien, die alle Reize der Schönheit, Dichtung und Liebe verherrlichten, gab ihm nur eine Gefährtin für ſeine Leiden, die ihr zahlloſe Thränen, und dadurch das Licht der Augen koſteten, und ſie wenige Monate ſpäter dem Gemahle in die Gruft nachfolgen ließen. Auch ein in dieſe Zeit fallender Bund der böhmiſchen Herren, die Lipa an der Spitze, 1317, mit Friedrich, um einen ſeiner Brüder an König Johanns Stelle zu ſetzen, und ſeine Verbindungen, in Italien angeknüpft, vermochten ihm ein dauerndes Uebergewicht noch keineswegs zu ſichern, ſo lange nicht eine Hauptſchlacht zwiſchen beiden Gegnern günſtig für ihn ausfiele. Zwar wurde Baiern 1220 von Friedrich und Leopold ſchrecklich verwüſtet, und Ludwig, auf ſeine feſten Orte beſchränkt, durch dieſe Noth und durch den ſonderbaren Unfall bei Mühldorf auf den Höhen, 1319, mit dem Gedanken ſelbſt nach und nach vertraut, dem Reiche lieber gänzlich zu entſagen. Allein ſein Anhang richtete ſeinen alten Muth bald durch neue zahlreichere Unterſtützung wieder auf, und mit dieſer glaubte er ſeinem, mit großem Heere von Salzburg heranziehenden Gegner entgegen treten zu können. So kam es, faſt in derſelben Gegend, wo 522 J. ſpäter die Schlacht bei Hohenlinden vorfiel, und am funfzigſten Jahrestage der Erwählung Rudolphs von Habsburg, auf der Vehenwieſe zwiſchen Mühldorf und Ampfing zur Schlacht. Ludwigs Heer war das geringere, und Friedrich erwartete ſogar noch ſeinen mit Truppen aus Schwaben herbeieilenden Bruder Leopold, und ſandte Eilboten ihm entgegen, die aber von den Fürſtenfelder Mönchen aufgehalten wurden. Ludwig zögerte, gleichfalls noch auf Verſtärkung hoffend. Friedrich, ohne Kunde von Leopold, beſchloß, gegen den Rath der Sterndeuter und der Kriegskundigen, den Angriff (28. Sept. 1322). In vergoldeter Rüſtung, königlich geſchmückt, ſtand er in des Heeres Mitte, wo Dietrich von Pilichdorf den Banner Oeſterreichs hielt. Ihm rechts ſtand ſein Bruder Heinrich. Ludwig hatte, ſeinen Mann wohl

kennend, dem unanſehnlichen, aber kriegerfahrenſten Ritter ſeiner Zeit, Seifried Schweppermann, aus der Oberpfalz, den Oberbefehl anvertraut, und mit ihm focht Johann von Böhmen und Heinrich von Niederbaiern. Burggraf Friedrich von Nürnberg blieb jenſeits des Iſen, den Ludwig überſchritt, mit ſeinen Reitern im Hinterhalt. Zehn Stunden wurde mit Heldenkraft geſtritten, ſchon lag König Johann unter Pilichdorfers Roſſe, und ſeine Böhmen waren von den Ungarn hart bedrängt, ſchon ſchwankte Ludwigs Heer, als Schweppermann den Burggraf mit ſeinen Schaaren vorbrechen ließ. Seine öſterreichiſchen Farben täuſchten Friedrich, der ihn für Leopold hielt; ſein ungeſtümer Angriff enttäuſchte ſie ſchrecklich, und entſchied für Ludwig. Schon war die Flucht der Oeſterreicher allgemein, ſchon ihr Banner mit Erzherzog Heinrich ſelbſt in der Feinde Händen, als immer noch Friedrich tapfer kämpfte. Albrecht Rindsmaul, Schwager Schweppermanns, Pfleger von Neuſtadt, ſetzte ihm hart zu; des Königs Roß ſtürzte: da ergab ſich Friedrich dem Burggrafen von Nürnberg; die Schlacht war verloren. Den hohen Gefangenen nahm ſofort das feſte Schloß Trausnitz auf, bei Nabburg, im Thale an der Pfreimt. Herzog Leopold, ſchon auf dem Wege zu ſeinem Bruder, war ſchnell nach Schwaben zurückgegangen, gebeugt über ſeines Hauſes Fall, doch muthig auf ſeines Bruders Rettung bedacht. Faſt drei Jahre brachte Friedrich auf der Trausnitz in enger, aber anſtändiger Haft zu, und ſolche Lage drückte ſchwer ſeinen ſonſt ſo lebensfreudigen Geiſt darnieder. Er ließ Bart und Hauptthaar wachſen, ſchnitzte Pfeile, die er nicht gegen ſeine Feinde brauchen konnte, deren einige noch heute übrig ſind. Die edle Königin that umſonſt Wallfahrten, faſtete und kaſteiete ſich, und weinte ſich um ihre Augen. Leopold aber, dem ein Verſuch, die Trausnitz zu erſteigen und Friedrich zu entführen, mißlungen war, ſuchte Ludwig in Johann XXII. und im Hauſe Luxemburg und Böhmen mächtige Gegner zu erregen, und wirklich ſuchte der Papſt dem Könige Carl von Frankreich Deutſchlands Krone zuzuwenden. Da gedachte, ſelbſt geängſtigt, Ludwig ſeines Gefangenen, und hörte williger, wenn ihm der fromme Abt der Carthauſe Maurbach, Friedrichs Beichtvater, von Verſöhnung mit ſeinem Herrn ſprach. Ludwig eilte endlich (März 1325) nach Trausnitz, und kündigte dem Gegenkönig Freiheit an, nachdem dieſer allem Anſpruch auf das Reich entſagt, die Wahlurkunden und die beſetzten Länder herauszugeben, und mit ſeinem Bruder ihm gegen den Papſt ſelbſt beizuſtehen ſich verpflichtet hatte. Doch gelobte Friedrich mit einem Eide, ſich wieder einzuſtellen, wenn die Bedingungen nicht zu erfüllen wären. Aber weder Leopold, noch Papſt Johann erkannten dieſe Bedingungen an, Friedrich wurde ſogar von ſeinem Eide entbunden, und — zu groß zum angerathenen Wortbruch — ſtellte er ſich zu München wieder bei Ludwig als Gefangenen ein. Solche deutſche Treue rührte tief den Kaiſer Ludwig; er nahm ihn nur als Freund bei ſich auf, aß und ſchlief mit ihm, und vertraute ihm, da er zu ſeinem Sohne nach Brandenburg eilen mußte, gegen Leopold die Vertheidigung der bairiſchen Erblande an. Das konnte freilich der erſtaunte Papſt mit ſeiner Politik nicht reimen. Endlich ſoll (die Baiern läugnen es) Ludwig ſeinem Freunde ſelbſt die Mitregierung des Reiches angeboten haben (Sept. 1325), womit auch Leopold zufrieden war; aber die Churfürſten und der Papſt verwarfen dieſe Auskunft. Ueberdies ſtarb auch Herzog Leopold, den Ludwig am meiſten fürchtete, und mit ihm Friedrichs Stütze; daher kam auch ein zweiter Vertrag (wenn die Urkunde wirklich ächt iſt), daß Ludwig

Italien und die römiſche Krone nehmen, Friedrich als römiſcher König in Deutſchland herrſchen ſollte, nicht in Erfüllung. Noch einmal ſah (1327) Ludwig ſeinen Freund zu Insbruck, wo dieſer Hof hielt, aber man merkte bald, daß die alte Freundſchaft lau geworden war; darum griff auch Friedrich nicht, nach Ludwigs Willen, zu dem Schwert, als ſein eigner Bruder, Otto der Fröhliche von Oeſterreich, gegen ihn ſich rüſtete; er zog es vor, ſich mit ihm ſchnell auszuſöhnen. Es drängte ihn, der Welt zu entſagen. Auf dem einſamen Guttenſtein an der Pieſting lebte er frommen Betrachtungen und wehmüthigen Erinnerungen, und ſtarb am 13. Jänner 1330. In der Carthauſe zu Mauerbach, ſeiner Stiftung, wurde er begraben, nach deren Aufhebung, 1783, ſeine Gebeine in dem Münſter von St. Stephan beigeſetzt wurden. Er hatte (ſo zeichnet ihn ein Neuerer) von ſeiner einnehmenden Geſtalt den Beinamen des Schönen erhalten. In ſeinen Sitten, ſeiner Geſinnung, ſeiner Art war nichts, was mit dieſer Benennung im Widerſpruch geſtanden hätte. Er war ein liebenswürdiger und ritterlicher Mann, aber keinesweges ausgezeichnet durch große Eigenſchaften im Felde oder im Rathe. Aber der reichere Geiſt und die unzerſtörbarere Kraft war bei ſeinem glücklicheren und doch ſo wenig glücklichen Gegner. — Br —

Friedrich, als röm. Kaiſer III., als deutſcher König IV., als Erzherzog v. Oeſterreich V., Sohn Herzogs Ernſt des Eiſernen und der maſoviſchen Cymburgis, mit der forterbenden großen Lippe, war zu Insbruck (21. Sept. 1415) geboren, und wurde das Haupt der über Steiermark, Kärnthen und Krain herrſchenden Linie, während in Tyrol und Niederöſterreich zwei andere, endlich auch an ihn (1458, 1463 u. 1496) und ſeinen Sohn mit ihren Ländern fallende Linien (die albertiniſche und leopoldiniſche) regierten. Kaum mündig geworden, holte er, nach Fürſtenſitte jener Zeit, im gelobten Lande den heil. Grabes- und den Cyperorden. Er übernahm 1485 mit ſeinem unruhigen Bruder Albrecht, dem Verſchwender, die Regierung ſeiner Lande, die freilich wenig mehr als 16,000 Mark eintrugen, und wurde Vormund für ſeine Vettern Siegmund von Tyrol und Ladislav Poſthumus von Niederöſterreich, Ungarn und Böhmen. Friedfertig und Ruhe liebend, keuſch und mäßig, der Aſtrologie, Alchemie und Botanik beſonders hold, nicht ohne Verſtand und guten Willen, aber ohne Kraft, Beharrlichkeit und Strenge, völlig ohne ſichern politiſchen Blick, hatte eben ihn das Schickſal auserſehen, in einer Zeit aufzutreten, welche an politiſchen und religiöſen Gährungen, an den folgereichſten Reibungen und Entwickelungen ſo fruchtbar war; wo ſich in einer Menge Anzeigen unverkennbar eine neue Ordnung der Dinge ankündigte, welche zu begreifen und lebendig in ſich aufzunehmen, bei welcher kräftig mitzuwirken, Ehre und Pflicht geweſen wäre. Fiel doch in die Zeit ſeiner 58jährigen Regierung über Oeſterreich und ſeiner 53 Herrſcherjahre als deutſcher König die Eroberung Conſtantinopels durch die Türken; das durch griechiſche Flüchtlinge und vermehrte Univerſitäten in Deutſchland und Italien höher angeregte Wiederaufleben der Wiſſenſchaften; die Erfindung der Buchdruckerei, die größte, nach der Sprache und Schrift; das ſichtbare Ausbilden der weſteuropäiſchen Staaten zu einem Staatenſyſtem, das in der Idee des Gleichgewichts ſeinen Stützpunkt ſuchte, und ſich im Kampfe über Italien practiſch beurkundete; das verhängnißvolle Ende des Herzogthums Burgund, der Anlaß 200jähriger Kriege; die durch die coſtnitzer und baſeler Kirchenſchlüſſe erſchütterte päpſtliche Macht; die großen Seeentdeckungen von der pyrenäiſchen Halbinſel aus; in Deutſchland,

das unter 1500 Herren ſich theilte, ſelbſt der letzte Kampf des Fauſtrechts mit dem tiefgefühlten Bedürfniß einer geſetzmäßig innern Geſtaltung! — Als er 1440 von den deutſchen Fürſten einſtimmig auf den deutſchen Thron berufen wurde, und nach dreimonatlichem Bedenken ihrem Wunſche nachgab, und ſich dann 1442 krönen ließ (womit bis 1740 die ununterbrochene Reihe deutſcher Kaiſer aus habsburgiſchem Mannsſtamme beginnt), lag darin mehr als Eine Auffoderung, in die großen Intereſſen ſeiner Zeit kräftig einzugreifen; aber die Geſchichte hat faſt mehr zu erzählen, was unter ihm, als was durch ihn geſchah. Unheimlich war ihm alles, was ihn aus ſeiner engen Sphäre riß, und es fehlte ihm vor allem an einer tüchtigen Geſinnung für ſein Deutſchland. Freilich iſt in Deutſchlands und ſeiner eigenen Lage manche Entſchuldigung für ihn bereit. Anfangs bei kleiner und noch getheilter Hausmacht, mit ſeinem eigenen Bruder und übermächtigen Nachbaren, wie Böhmen und Ungarn, in offenem Streite, gab die Kaiſerwürde allein wenig Stärke, wo faſt 1500 Reichsſtände die Kaiſersmacht, von faſt gar keinen Krongütern mehr unterſtützt, zum Schattenbilde herabgewürdigt, durch Zwietracht und Geſetzloſigkeit allen Reichsbeſchlüſſen getrotzt, und alle Reichstage durch Zaudern und Verſchieben unnütz, oder nur darin fruchtbar gemacht hatten, daß immer einer den andern nöthig machte. „Wiewohl, ſagte damals Aeneas Sylvius (Pius II., Piccolomini), ihr den Kaiſer für euern Herrn und König anerkennt, ſo iſt ſein Anſehen nur ein bildhaftes; ihr gehorcht ihm nur, wenn es euch gefällt, und es gefällt euch ſelten. Ihr wollt unabhängig ſein, und weder Fürſten noch Stände geben dem Kaiſer, was des Kaiſers iſt. Er hat keinen Schatz, kein Einkommen. Daraus entſpringt denn, daß ihr immer in endloſe Kriege verwickelt und allen Uebeln einer getheilten Macht ausgeſetzt ſeid.“ Gleich im Anfang ſeiner Regierung kam Friedrich in einen Krieg mit ſeinem Bruder Albrecht, der in Vorderöſterreich regierte, und in Gefahr, ſein ganzes Erbland zu verlieren. Für 70,000 Kronen erkaufte er die Räumung ſeiner Länder. Als ſein Mündel Ladislav, zu deſſen Zurückgabe an ſeine Unterthanen in Niederöſterreich, Böhmen und Ungarn er von Ulrich Eyzinger (1452) mit 16,000 Mann durch die Belagerung von Wieneriſch-Neuſtadt gezwungen wurde, nachdem eine frühere Belagerung (1446) durch Johann Corvin zu gleichem Zweck nichts ausgerichtet hatte, kinderlos geſtorben war (1457), kam N. Oeſterreich an Friedrich, O. Oeſterreich an Albrecht, und ein Theil von Kärnthen an Siegmund von Tyrol, Wien aber blieb allen gemeinſchaftlich. Bei dieſem Todesfall erlebte Friedrich die durch ein kräftigeres Benehmen leicht vermiedene Demüthigung, daß, trotz ſeiner Anſprüche auf Böhmen und Ungarn, in erſterem Lande ihm Georg Podiebrad, in letzterem Matthias Corvinus vorgezogen wurde. Kaum war dies verſchmerzt, als ſein Bruder Albrecht 1462 die Hauptſtadt Wien gegen Friedrich inſurgirte, und dieſer, hier belagert, nur von ſeinem Gegner Podiebrad gerettet werden konnte. Bei dieſer Noth hatte er ſich endlich einmal entſchloſſen gezeigt und erklärt, eher ſolle die Burg ſein Gottesacker werden, ehe er meuteriſchen Unterthanen ſich ergebe. Erſt mit Albrechts Tode (1463) bekam er von dieſer Seite Ruhe. Was auf ſeinen Reichstagen geſchah, beſchränkte ſich auf einige wenig beachtete Geſetze über den Landfrieden (ja das Fauſtrecht wurde gleichſam ſanctionirt, weil die Fehde, drei Tage zuvor angekündigt, und nicht von Donnerſtag bis Sonntag geführt, erlaubt wurde); auf ein unwichtiges Edict zur Verbeſſerung der Münzen im Reiche (während er ſelbſt mit ſeinem

Bruder Schinderlinge ſchlug); auf eine Beſchränkung des Vehmgerichts auf rother Erde, das ihn ſelbſt einmal vorzuladen ſich erdreiſtet; auf einen Plan zur Aushebung der Reichshülfe, die in die große und die kleine oder eilende getheilt wurde, aber bei der Koſtenvertheilung auf die einzelnen Stände faſt übergroße Schwierigkeiten fand; auf einen Plan zur Errichtung eines Reichskammergerichts, welches erſt unter ſeinem Sohn zu Stande kam (1495). Auch war der ſchwäbiſche Bund (1488), ſo heilſam er ſich gegen die ungeſtüme Ariſtokratie erwies, mehr ein Werk der allgemeinen Noth, als ſeiner Politik. Was man endlich unter dem Namen der Reformation dieſes Kaiſers (1441) rühmt, war wohl wenig mehr, als ein entweder von den Städten, oder von einem Mann aus Friedrichs Umgebungen ausgegangener Entwurf zu einer Magna Charta Deutſchlands, für die weltlichen, wie für die geiſtlichen Stände; und wenn auch treffliche Ideen, z. B. zu einem allgemeinen Nationalgeſetzbuch Deutſchlands, zur Entfernung des römiſchen Rechtes und des geiſtlichen Standes von Berathung weltlicher Sachen, zu Gleichförmigkeit der Münzen, Maaße und Gewichte, zur Geſtaltung des Handels und Gewerbes, ſo wie der Streitkräfte der Nation u. ſ. w., darin niedergelegt waren, ſo war das Ganze wahrſcheinlich blos Privatarbeit, und gewiß nie zur öffentlichen Sanction gekommen. Ja, ſeine Schlaffheit gab ſogar dem ſchlauen Aeneas Sylvius, der des Papſtes nicht weniger, als Friedrichs geheimer Secretär war, den leichten Sieg, in den traurigen wiener Concordaten (Febr. 1448) an Nicolaus V. alles wieder aufzuopfern, und alle Rechte hinzugeben, die das Concilium zu Baſel, den Päpſten gegenüber, erſtritten hatte. Auch die Kaiſerkrone, die er mit der lombardiſchen zugleich 1452 zu Rom ſich holte, gab ihm weder höhere moraliſche Kraft, noch vermehrte politiſche Selbſtändigkeit. Selbſt die erſte Berührung ſeiner portugieſiſchen Gemahlin, Eleonore, ließ er von aſtrologiſchen Beſtimmungen abhangen. Nur im Aufſtand zu Viterbo zeigte er den perſönlichen Muth, in die Rebellen mit dem Stocke einzuhauen. Dafür kaufte er allenfalls den Räubern Frieden ab; erneuerte ſeinem Hauſe den erzherzoglichen Titel, und pflegte ſeine Pflanzen, während die Türkennoth immer größer wurde. Eben ſo wenig wagte er etwas gegen Mailand, als dort, nach Erlöſchen des Mannſtammes der Visconti, der Uſurpator Sforza ſich behauptete. Wie unglücklich und ſchwankend er in ſeiner Politik nach außen war, bezeugen ſeine Verhältniſſe mit Ungarn und mit Böhmen, und die Art, wie er ſich, um die dem Hauſe Oeſterreich entriſſenen Krongüter wieder zu erlangen, in die Angelegenheiten der uneinigen Schweizer-Cantone miſchte, und wie er, ſelbſt zu ſchwach, vom Reich verlaſſen, ein fremdes Kriegsvolk aus Frankreich unter deſſen Dauphin herbeirief, das bei S. Jacob an der Birs, von der Schweizer Tapferkeit eines andern belehrt, ſeine Waffen zum Theil gegen Deutſchland und Oeſterreich ſelbſt wendete. Noch größere Gefahr drohte ihm in Deutſchland ſelbſt. In der pfälziſchen Erbfolgeſache (1449) verfeindete er ſich mit Friedrich dem Siegreichen (Bruder des verſtorbenen Ludwigs), der ſtatt ſeines Neffen Philipp die Chur für ſich verlangte, und als Friedrich widerſprach, Mainz, Trier und eine Anzahl deutſcher Fürſten auf ſeine Seite brachte, und ſelbſt dem Böhmen Georg Podiebrad Ausſicht zur Kaiſerkrone machte. Mehrmals verſammelten ſich die mißvergnügten Prinzen und erließen an den Kaiſer (1461) Briefe voll der bitterſten Vorwürfe, und mit ſeiner Abſetzung drohend, ſchrieben ſie ſeiner Schwäche und Regierungsunfähigkeit alles Elend Deutſchlands zu. Wenig würden Friedrichs Unter-

ermannte ſich Friedrich, ſiegte in der Lombardei, und würde vielleicht über den in der allgemeinen Achtung immer mehr ſinkenden, ſo wie in ſeiner politiſchen Stellung immer unſicherern Innocenz bald geſiegt haben, wenn ihn nicht ſelbſt, am 13. Dec. 1250, zu Fiorentino der Tod in den Armen ſeines natürlichen Sohnes Manfred überraſcht hätte. Er ſollte Europa den hellen Tag der Vernunft noch nicht heraufführen, welchen es ſchwerlich ſchon ertragen hätte; aber ſein Kampf für das Licht bleibt immer welthiſtoriſch, und wenn auch noch ein Jahrhundert politiſcher und geiſtiger Barbarei erfolgte, in welchem das edle Geſchlecht der Hohenſtaufen blutig unterging, ſo zeigte ſich doch ſchon an dem ihm ähnlichen Ludwig dem Baier, daß Friedrichs Beiſpiel kein verlornes war, und daß eine große Idee, wenn ſie einmal ins Leben getreten iſt, ſo leicht dem Leben nicht wieder entzogen werden kann.

Friedrich III., der Schöne, Erzherzog von Oeſterreich und Gegenkönig Ludwig des Baiern. Ihn gebar 1286 Eliſabeth, Erbtochter Meinhards III. von Kärnthen, ihrem Gemahl, Herzog (ſeit 1298 deutſchem Könige) Albrecht I. Nachdem ſein älterer Bruder, Rudolph der Sanftmüthige, 1307 geſtorben, und ſein Vater am 1. März 1308 von Johann von Schwaben ermordet worden war, übernahm er, als der älteſte noch lebende Sohn, die Regierung des Herzogthums für ſich und ſeine jüngern Brüder. Wie er dort die Räuber ausgerottet, wie er mit ſeinem Vetter, Herzog Ludwig von Baiern, gleichfalls einem Enkel des großen Reſtaurators Rudolph von Habsburg, nur mütterlicher Seits, wegen der vom Landesadel ihm übertragenen Vormundſchaft über die niederbairiſchen Herzoge gerechtet, aber 1313 bei Gamelsdorf geſchlagen worden, trit in den Hintergrund der Geſchichte, als er nach ſeines Vaters und Großvaters Kaiſerkrone zu ſtreben begann. Die ſchon bei ſeines Vaters Tode, 1308, auf die Krone gemachte Rechnung zerriß die Wahl Heinrichs VII. von Luxemburg. Als dieſer aber plötzlich (ob im Abendmahl, welches er durch ein Brechmittel wieder von ſich zu geben zu fromm geweſen ſei, vergiftet, bleibt zweifelhaft) zu Buonconvento in Italien verſtorben, machte er ernſtlichere Anſtalten. Schnell ſöhnte er ſich zu Ranshoven und Salzburg mit Ludwig aus, entſagte der Vormundſchaft über Niederbaiern, und gewann das Herz des werthen Jugendfreundes zurück. Wie einſt in den Tagen harmloſer Kindheit zu Wien, wachten und ſchliefen ſie zuſammen. Hier verſprach in traulicher Stunde Ludwig, die deutſche Krone auf keinen Fall anzunehmen, ja ſeinem Freunde allen Vorſchub dabei zu leiſten. So wies er wirklich eine Botſchaft der zu Frankfurt verſammelten Fürſten, die ihm die Krone boten, an ſeinen Friedrich, und erſt nach langer Unterhandlung erklärte er ſich zur Annahme bereit. So ſah ſich Friedrich von ſeinem Jugendfreunde hintergangen. Doch konnte er noch auf treuere Anhänger rechnen. Sonderbarer Weiſe waren damals, außer den drei geiſtlichen, alle weltlichen Churſtimmen getheilt, indem Ludwigs eigner Bruder, Rudolph, für Friedrich ſtimmte, von den zwei ſächſiſchen Linien die wittenberger für Friedrich, und die lauenburger für Ludwig ſprach. So maßte ſich auch, dem Böhmenkönig Johann gegenüber, der für ſein Böhmen zitterte, und darum auf Oeſterreichs Koſten Ludwig erhoben wünſchte, Heinrich von Kärnthen die böhmiſche Krone und Stimme an, und ſprach für Friedrich. Nur die brandenburger Stimme, zwiſchen den Brüdern Waldemar und Heinrich getheilt, war für Ludwig einig, der auch Mainz und Trier zu ſeinen Wählern zählte, während Friedrich nur von Cöln begünſtigt war. Am 19. Oct. 1314 trafen beide Parteien zahlreich bei Frankfurt, die öſterreichiſche in Sachſen-

hauſen, die baierſche oder luxemburgiſche auf dem *alten* Wahlfelde jenſeits des Mains ein. Keine ſchloß ſich an die andere an, jede wählte ihren Candidaten. Aber nur Ludwig den Baier ließ Frankfurt ein, und auf dem hohen Altar der Kirche S. Bartholomäus wurde der Neugewählte ſeinem Anhange und dem Volke gezeigt. Umſonſt belagerte Friedrich die Stadt. Auch mit der Krönung zu Aachen kam Ludwig ihm zuvor, während Friedrich zu Bonn auf einer Tonne im freien Felde die Königskrone Deutſchlands aufgeſetzt bekam. Deutſchland war von neuem zerriſſen, wie in den Tagen des vierten Heinrichs, Philipps und des Schwaben Friedrich. Nur das Schwert konnte jetzt entſcheiden. Da ſchien Friedrich, durch ſeinen kriegeriſchen Bruder, Leopold, den Glorreichen, die Blume der Ritterſchaft genannt, das größere Gewicht zu haben, während Ludwig ſeinen eignen Bruder Rudolph erſt zur Ruhe zwingen mußte. Beide Gegner machten den Papſt (der ſich in der Folge zu dem oberſten Verweſer des erledigten Reichs erklärte) mit ihrer Wahl bekannt, beide ſuchten ihre Partei zu verſtärken; allein wenn auch Herzog Leopold bei Speier und Augsburg mit ſeines Bruders Gegner hart genug zuſammentraf, wenn bei Eßlingen faſt in den Fluthen des Neckars hartnäckig gekämpft wurde, ſo führte es keine Entſcheidung herbei. Friedrichs Kriegsmacht, durch drückende Kriegsſteuer in Oeſterreich unterhalten, durch den Zug gegen den Grafen von Trentſchin getheilt, durch ſeines Bruders unglückliche Schlacht gegen die Schweizer bei Morgarten (15. Nov. 1315) geſchwächt, konnte ſich faſt nur, ſo wie die Ludwigs, auf den kleinen Krieg einlaſſen. Friedrichs glänzendes Beilager zu Baſel, mit Eliſabeth von Arragonien, die alle Reize der Schönheit, Dichtung und Liebe verherrlichten, gab ihm nur eine Gefährtin für ſeine Leiden, die ihr zahlloſe Thränen, und dadurch das Licht der Augen koſteten, und ſie wenige Monate ſpäter dem Gemahle in die Gruft nachfolgen ließen. Auch ein in dieſe Zeit fallender Bund der böhmiſchen Herren, die Lipa an der Spitze, 1317, mit Friedrich, um einen ſeiner Brüder an König Johanns Stelle zu ſetzen, und ſeine Verbindungen, in Italien angeknüpft, vermochten ihm ein dauerndes Uebergewicht noch keineswegs zu ſichern, ſo lange nicht eine Hauptſchlacht zwiſchen beiden Gegnern günſtig für ihn ausfiele. Zwar wurde Baiern 1220 von Friedrich und Leopold ſchrecklich verwüſtet, und Ludwig, auf ſeine feſten Orte beſchränkt, durch dieſe Noth und durch den ſonderbaren Unfall bei Mühldorf auf den Höhen, 1319, mit dem Gedanken ſelbſt nach und nach vertraut, dem Reiche lieber gänzlich zu entſagen. Allein ſein Anhang richtete ſeinen alten Muth bald durch neue zahlreichere Unterſtützung wieder auf, und mit dieſer glaubte er ſeinem, mit großem Heere von Salzburg heranziehenden Gegner entgegen treten zu können. So kam es, faſt in derſelben Gegend, wo 522 J. ſpäter die Schlacht bei Hohenlinden vorfiel, und am funfzigſten Jahrestage der Erwählung Rudolphs von Habsburg, auf der Vehenwieſe zwiſchen Mühldorf und Ampfing zur Schlacht. Ludwigs Heer war das geringere, und Friedrich erwartete ſogar noch ſeinen mit Truppen aus Schwaben herbeieilenden Bruder Leopold, und ſandte Eilboten ihm entgegen, die aber von den Fürſtenfelder Mönchen aufgehalten wurden. Ludwig zögerte, gleichfalls noch auf Verſtärkung hoffend. Friedrich, ohne Kunde von Leopold, beſchloß, gegen den Rath der Sterndeuter und der Kriegskundigen, den Angriff (28. Sept. 1322). In vergoldeter Rüſtung, königlich geſchmückt, ſtand er in des Heeres Mitte, wo Dietrich von Pilichdorf den Banner Oeſterreichs hielt. Ihm rechts ſtand ſein Bruder Heinrich. Ludwig hatte, ſeinen Mann wohl

kennend, dem unanſehnlichen, aber kriegerfahrenſten Ritter ſeiner Zeit, Seifried Schweppermann, aus der Oberpfalz, den Oberbefehl anvertraut, und mit ihm focht Johann von Böhmen und Heinrich von Niederbaiern. Burggraf Friedrich von Nürnberg blieb jenſeits des Iſen, den Ludwig überſchritt, mit ſeinen Reitern im Hinterhalt. Zehn Stunden wurde mit Heldenkraft geſtritten, ſchon lag König Johann unter Pilichdorfers Roſſe, und ſeine Böhmen waren von den Ungarn hart bedrängt, ſchon ſchwankte Ludwigs Heer, als Schweppermann den Burggraf mit ſeinen Schaaren vorbrechen ließ. Seine öſterreichiſchen Farben täuſchten Friedrich, der ihn für Leopold hielt; ſein ungeſtümer Angriff enttäuſchte ſie ſchrecklich, und entſchied für Ludwig. Schon war die Flucht der Oeſterreicher allgemein, ſchon ihr Banner mit Erzherzog Heinrich ſelbſt in der Feinde Händen, als immer noch Friedrich tapfer kämpfte. Albrecht Rindsmaul, Schwager Schweppermanns, Pfleger von Neuſtadt, ſetzte ihm hart zu; des Königs Roß ſtürzte: da ergab ſich Friedrich dem Burggrafen von Nürnberg; die Schlacht war verloren. Den hohen Gefangenen nahm ſofort das feſte Schloß Trausnitz auf, bei Nabburg, im Thale an der Pfreimt. Herzog Leopold, ſchon auf dem Wege zu ſeinem Bruder, war ſchnell nach Schwaben zurückgegangen, gebeugt über ſeines Hauſes Fall, doch muthig auf ſeines Bruders Rettung bedacht. Faſt drei Jahre brachte Friedrich auf der Trausnitz in enger, aber anſtändiger Haft zu, und ſolche Lage drückte ſchwer ſeinen ſonſt ſo lebensfreudigen Geiſt darnieder. Er ließ Bart und Haupthaar wachſen, ſchnitzte Pfeile, die er nicht gegen ſeine Feinde brauchen konnte, deren einige noch heute übrig ſind. Die edle Königin that umſonſt Wallfahrten, faſtete und kaſteiete ſich, und weinte ſich um ihre Augen. Leopold aber, dem ein Verſuch, die Trausnitz zu erſteigen und Friedrich zu entführen, mißlungen war, ſuchte Ludwig in Johann XXII. und im Hauſe Luxemburg und Böhmen mächtige Gegner zu erregen, und wirklich ſuchte der Papſt dem Könige Carl von Frankreich Deutſchlands Krone zuzuwenden. Da gedachte, ſelbſt geängſtigt, Ludwig ſeines Gefangenen, und hörte williger, wenn ihm der fromme Abt der Carthauſe Maurbach, Friedrichs Beichtvater, von Verſöhnung mit ſeinem Herrn ſprach. Ludwig eilte endlich (März 1325) nach Trausnitz, und kündigte dem Gegenkönig Freiheit an, nachdem dieſer allem Anſpruch auf das Reich entſagt, die Wahlurkunden und die beſetzten Länder herauszugeben, und mit ſeinem Bruder ihm gegen den Papſt ſelbſt beizuſtehen ſich verpflichtet hatte. Doch gelobte Friedrich mit einem Eide, ſich wieder einzuſtellen, wenn die Bedingungen nicht zu erfüllen wären. Aber weder Leopold, noch Papſt Johann erkannten dieſe Bedingungen an, Friedrich wurde ſogar von ſeinem Eide entbunden, und — zu groß zum angerathenen Wortbruch — ſtellte er ſich zu München wieder bei Ludwig als Gefangenen ein. Solche deutſche Treue rührte tief den Kaiſer Ludwig; er nahm ihn nur als Freund bei ſich auf, aß und ſchlief mit ihm, und vertraute ihm, da er zu ſeinem Sohne nach Brandenburg eilen mußte, gegen Leopold die Vertheidigung der bairiſchen Erblande an. Das konnte freilich der erſtaunte Papſt mit ſeiner Politik nicht reimen. Endlich ſoll (die Baiern läugnen es) Ludwig ſeinem Freunde ſelbſt die Mitregierung des Reiches angeboten haben (Sept. 1325), womit auch Leopold zufrieden war; aber die Churfürſten und der Papſt verwarfen dieſe Auskunft. Ueberdies ſtarb auch Herzog Leopold, den Ludwig am meiſten fürchtete, und mit ihm Friedrichs Stütze; daher kam auch ein zweiter Vertrag (wenn die Urkunde wirklich ächt iſt), daß Ludwig

Italien und die römiſche Krone nehmen, Friedrich als römiſcher König in Deutſchland herrſchen ſollte, nicht in Erfüllung. Noch einmal ſah (1327) Ludwig ſeinen Freund zu Insbruck, wo dieſer Hof hielt, aber man merkte bald, daß die alte Freundſchaft lau geworden war; darum griff auch Friedrich nicht, nach Ludwigs Willen, zu dem Schwert, als ſein eigner Bruder, Otto der Fröhliche von Oeſterreich, gegen ihn ſich rüſtete; er zog es vor, ſich mit ihm ſchnell auszuſöhnen. Es drängte ihn, der Welt zu entſagen. Auf dem einſamen Guttenſtein an der Pieſting lebte er frommen Betrachtungen und wehmüthigen Erinnerungen, und ſtarb am 13. Jänner 1330. In der Carthauſe zu Maurbach, ſeiner Stiftung, wurde er begraben, nach deren Aufhebung, 1783, ſeine Gebeine in dem Münſter von St. Stephan beigeſetzt wurden. Er hatte (ſo zeichnet ihn ein Neuerer) von ſeiner einnehmenden Geſtalt den Beinamen des Schönen erhalten. In ſeinen Sitten, ſeiner Geſinnung, ſeiner Art war nichts, was mit dieſer Benennung im Widerſpruch geſtanden hätte. Er war ein liebenswürdiger und ritterlicher Mann, aber keineswegs ausgezeichnet durch große Eigenſchaften im Felde oder im Rathe. Aber der reichere Geiſt und die unzerſtörbarere Kraft war bei ſeinem glücklicheren und doch ſo wenig glücklichen Gegner. — Br —

Friedrich, als röm. Kaiſer III., als deutſcher König IV., als Erzherzog v. Oeſterreich V., Sohn Herzogs Ernſt des Eiſernen und der maſoviſchen Cymburgis, mit der forterbenden großen Lippe, war zu Insbruck (21. Sept. 1415) geboren, und wurde das Haupt der über Steiermark, Kärnthen und Krain herrſchenden Linie, während in Tyrol und Niederöſterreich zwei andere, endlich auch an ihn (1458, 1463 u. 1496) und ſeinen Sohn mit ihren Ländern fallende Linien (die albertiniſche und leopoldiniſche) regierten. Kaum mündig geworden, holte er, nach Fürſtenſitte jener Zeit, im gelobten Lande den heil. Grabes- und den Cyperorden. Er übernahm 1485 mit ſeinem unruhigen Bruder Albrecht, dem Verſchwender, die Regierung ſeiner Lande, die freilich wenig mehr als 16,000 Mark eintrugen, und wurde Vormund für ſeine Vettern Siegmund von Tyrol und Ladislav Poſthumus von Niederöſterreich, Ungarn und Böhmen. Friedfertig und Ruhe liebend, keuſch und mäßig, der Aſtrologie, Alchemie und Botanik beſonders hold, nicht ohne Verſtand und guten Willen, aber ohne Kraft, Beharrlichkeit und Strenge, völlig ohne ſichern politiſchen Blick, hatte eben ihn das Schickſal auserſehen, in einer Zeit aufzutreten, welche an politiſchen und religiöſen Gährungen, an den folgereichſten Reibungen und Entwickelungen ſo fruchtbar war; wo ſich in einer Menge Anzeigen unverkennbar eine neue Ordnung der Dinge ankündigte, welche zu begreifen und lebendig in ſich aufzunehmen, bei welcher kräftig mitzuwirken, Ehre und Pflicht geweſen wäre. Fiel doch in die Zeit ſeiner 58jährigen Regierung über Oeſterreich und ſeiner 53 Herrſcherjahre als deutſcher König die Eroberung Conſtantinopels durch die Türken; das durch griechiſche Flüchtlinge und vermehrte Univerſitäten in Deutſchland und Italien höher angeregte Wiederaufleben der Wiſſenſchaften; die Erfindung der Buchdruckerei, die größte, nach der Sprache und Schrift; das ſichtbare Ausbilden der weſteuropäiſchen Staaten zu einem Staatenſyſtem, das in der Idee des Gleichgewichts ſeinen Stützpunkt ſuchte, und ſich im Kampfe über Italien practiſch beurkundete; das verhängnißvolle Ende des Herzogthums Burgund, der Anlaß 200jähriger Kriege; die durch die coſtnitzer und baſeler Kirchenſchlüſſe erſchütterte päpſtliche Macht; die großen Seeentdeckungen von der pyrenäiſchen Halbinſel aus; in Deutſchland,

das unter 1500 Herren ſich theilte, ſelbſt der letzte Kampf des Fauſtrechts mit dem tiefgefühlten Bedürfniß einer geſetzmäßig innern Geſtaltung! — Als er 1440 von den deutſchen Fürſten einſtimmig auf den deutſchen Thron berufen wurde, und nach dreimonatlichem Bedenken ihrem Wunſche nachgab, und ſich dann 1442 krönen ließ (womit bis 1740 die ununterbrochene Reihe deutſcher Kaiſer aus habsburgiſchem Mannsſtamme beginnt), lag darin mehr als Eine Auffoderung, in die großen Intereſſen ſeiner Zeit kräftig einzugreifen; aber die Geſchichte hat faſt mehr zu erzählen, was unter ihm, als was durch ihn geſchah. Unheimlich war ihm alles, was ihn aus ſeiner engen Sphäre riß, und es fehlte ihm vor allem an einer tüchtigen Geſinnung für ſein Deutſchland. Freilich iſt in Deutſchlands und ſeiner eigenen Lage manche Entſchuldigung für ihn bereit. Anfangs bei kleiner und noch getheilter Hausmacht, mit ſeinem eigenen Bruder und übermächtigen Nachbaren, wie Böhmen und Ungarn, in offenem Streite, gab die Kaiſerwürde allein wenig Stärke, wo faſt 1500 Reichsſtände die Kaiſersmacht, von faſt gar keinen Krongütern mehr unterſtützt, zum Schattenbilde herabgewürdigt, durch Zwietracht und Geſetzloſigkeit allen Reichsbeſchlüſſen getrotzt, und alle Reichstage durch Zaudern und Verſchieben unnütz, oder nur darin fruchtbar gemacht hatten, daß immer einer den andern nöthig machte. „Wiewohl, ſagte damals Aeneas Sylvius (Pius II., Piccolomini), ihr den Kaiſer für euern Herrn und König anerkennt, ſo iſt ſein Anſehen nur ein bildhaftes; ihr gehorcht ihm nur, wenn es euch gefällt, und es gefällt euch ſelten. Ihr wollt unabhängig ſein, und weder Fürſten noch Stände geben dem Kaiſer, was des Kaiſers iſt. Er hat keinen Schatz, kein Einkommen. Daraus entſpringt denn, daß ihr immer in endloſe Kriege verwickelt und allen Uebeln einer getheilten Macht ausgeſetzt ſeid." Gleich im Anfang ſeiner Regierung kam Friedrich in einen Krieg mit ſeinem Bruder Albrecht, der in Vorderöſterreich regierte, und in Gefahr, ſein ganzes Erbland zu verlieren. Für 70,000 Kronen erkaufte er die Räumung ſeiner Länder. Als ſein Mündel Ladislav, zu deſſen Zurückgabe an ſeine Unterthanen in Niederöſterreich, Böhmen und Ungarn er von Ulrich Eyzinger (1452) mit 16,000 Mann durch die Belagerung von Wieneriſch-Neuſtadt gezwungen wurde, nachdem eine frühere Belagerung (1446) durch Johann Corvin zu gleichem Zweck nichts ausgerichtet hatte, kinderlos geſtorben war (1457), kam N. Oeſterreich an Friedrich, O. Oeſterreich an Albrecht, und ein Theil von Kärnthen an Siegmund von Tyrol, Wien aber blieb allen gemeinſchaftlich. Bei dieſem Todesfall erlebte Friedrich die durch ein kräftigeres Benehmen leicht vermiedene Demüthigung, daß, trotz ſeiner Anſprüche auf Böhmen und Ungarn, in erſterem Lande ihm Georg Podiebrad, in letzterem Matthias Corvinus vorgezogen wurde. Kaum war dies verſchmerzt, als ſein Bruder Albrecht 1462 die Hauptſtadt Wien gegen Friedrich inſurgirte, und dieſer, hier belagert, nur von ſeinem Gegner Podiebrad gerettet werden konnte. Bei dieſer Noth hatte er ſich endlich einmal entſchloſſen gezeigt und erklärt, eher ſolle die Burg ſein Gottesacker werden, ehe er meuteriſchen Unterthanen ſich ergebe. Erſt mit Albrechts Tode (1463) bekam er von dieſer Seite Ruhe. Was auf ſeinen Reichstagen geſchah, beſchränkte ſich auf einige wenig beachtete Geſetze über den Landfrieden (ja das Fauſtrecht wurde gleichſam ſanctionirt, weil die Fehde, drei Tage zuvor angekündigt, und nicht von Donnerſtag bis Sonntag geführt, erlaubt wurde); auf ein unwichtiges Edict zur Verbeſſerung der Münzen im Reiche (während er ſelbſt mit ſeinem

Bruder Schinderlinge ſchlug); auf eine Beſchränkung des Vehmgerichts auf rother Erde, das ihn ſelbſt einmal vorzuladen ſich erdreiſtet; auf einen Plan zur Aushebung der Reichshülfe, die in die große und die kleine oder eilende getheilt wurde, aber bei der Koſtenvertheilung auf die einzelnen Stände faſt übergroße Schwierigkeiten fand; auf einen Plan zur Errichtung eines Reichskammergerichts, welches erſt unter ſeinem Sohn zu Stande kam (1495). Auch war der ſchwäbiſche Bund (1488), ſo heilſam er ſich gegen die ungeſtüme Ariſtokratie erwies, mehr ein Werk der allgemeinen Noth, als ſeiner Politik. Was man endlich unter dem Namen der Reformation dieſes Kaiſers (1441) rühmt, war wohl wenig mehr, als ein entweder von den Städten, oder von einem Mann aus Friedrichs Umgebungen ausgegangener Entwurf zu einer Magna Charta Deutſchlands, für die weltlichen, wie für die geiſtlichen Stände; und wenn auch treffliche Ideen, z. B. zu einem allgemeinen Nationalgeſetzbuch Deutſchlands, zur Entfernung des römiſchen Rechtes und des geiſtlichen Standes von Berathung weltlicher Sachen, zu Gleichförmigkeit der Münzen, Maaße und Gewichte, zur Geſtaltung des Handels und Gewerbes, ſo wie der Streitkräfte der Nation u. ſ. w., darin niedergelegt waren, ſo war das Ganze wahrſcheinlich blos Privatarbeit, und gewiß nie zur öffentlichen Sanction gekommen. Ja, ſeine Schlaffheit gab ſogar dem ſchlauen Aeneas Sylvius, der des Papſtes nicht weniger, als Friedrichs geheimer Secretär war, den leichten Sieg, in den traurigen wiener Concordaten (Febr. 1448) an Nicolaus V. alles wieder aufzuopfern, und alle Rechte hinzugeben, die das Concilium zu Baſel, den Päpſten gegenüber, erſtritten hatte. Auch die Kaiſerkrone, die er mit der lombardiſchen zugleich 1452 zu Rom ſich holte, gab ihm weder höhere moraliſche Kraft, noch vermehrte politiſche Selbſtändigkeit. Selbſt die erſte Berührung ſeiner portugieſiſchen Gemahlin, Eleonore, ließ er von aſtrologiſchen Beſtimmungen abhangen. Nur im Aufſtand zu Viterbo zeigte er den perſönlichen Muth, in die Rebellen mit dem Stocke einzuhauen. Dafür kaufte er allenfalls den Räubern Frieden ab; erneuerte ſeinem Hauſe den erzherzoglichen Titel, und pflegte ſeine Pflanzen, während die Türkennoth immer größer wurde. Eben ſo wenig wagte er etwas gegen Mailand, als dort, nach Erlöſchen des Mannſtammes der Visconti, der Uſurpator Sforza ſich behauptete. Wie unglücklich und ſchwankend er in ſeiner Politik nach außen war, bezeugen ſeine Verhältniſſe mit Ungarn und mit Böhmen, und die Art, wie er ſich, um die dem Hauſe Oeſterreich entriſſenen Krongüter wieder zu erlangen, in die Angelegenheiten der uneinigen Schweizer-Cantone miſchte, und wie er, ſelbſt zu ſchwach, vom Reich verlaſſen, ein fremdes Kriegsvolk aus Frankreich unter deſſen Dauphin herbeirief, das bei S. Jacob an der Birs, von der Schweizer Tapferkeit eines andern belehrt, ſeine Waffen zum Theil gegen Deutſchland und Oeſterreich ſelbſt wendete. Noch größere Gefahr drohte ihm in Deutſchland ſelbſt. In der pfälziſchen Erbfolgeſache (1449) verfeindete er ſich mit Friedrich dem Siegreichen (Bruder des verſtorbenen Ludwigs), der ſtatt ſeines Neffen Philipp die Chur für ſich verlangte, und als Friedrich widerſprach, Mainz, Trier und eine Anzahl deutſcher Fürſten auf ſeine Seite brachte, und ſelbſt dem Böhmen Georg Podiebrad Ausſicht zur Kaiſerkrone machte. Mehrmals verſammelten ſich die mißvergnügten Prinzen und erließen an den Kaiſer (1461) Briefe voll der bitterſten Vorwürfe, und mit ſeiner Abſetzung drohend, ſchrieben ſie ſeiner Schwäche und Regierungsunfähigkeit alles Elend Deutſchlands zu. Wenig würden Friedrichs Unter-

handlungen, bei der allgemeinen Unzufriedenheit mit ihm, gefruchtet haben, wenn nicht dem ſchlauen Pius II., der Frieden ſtiftete, mit einem ſolchen Kaiſer mehr, als mit einem geheimen Calixtiner und einem Podiebrad dazu, gedient geweſen wäre. Faſt ohne Widerſtand ließ Friedrich die Osmanen 1469 bis Krain, und 1475 faſt bis Salzburg vordringen; ruhig ſah er die Fürſten Sachſens im Bruderkriege ſich befehden. Seiner ſchwankenden Politik, der zufolge er die Könige von Böhmen und Ungarn unter ſich verfeindete, hatte er es zuzuſchreiben, daß endlich beide gegen ihn die Waffen kehrten, und beſonders Matthias ihn ſo in die Enge trieb, daß Friedrich auch nicht einer Stadt in ſeinen Erblanden mehr mächtig war. Auch Carl den Kühnen, deſſen reiche Erbtochter er für ſeinen Sohn verlangte, täuſchte er bei den Unterhandlungen zu Trier (1473) über die Erhöhung Burgunds zu einem Königreiche, die er durch ſchleuniges Wegeilen abbrach, und gerieth dafür mit Herzog Carl ſelbſt in einen Krieg, dem er perſönlich beiwohnte, ohne etwas auszurichten, da er einen Bund mit Frankreich, Schweiz und Lothringen durch 200,000 Kronen ſich von Carln abkaufen ließ. Als endlich ſein 1486 zum römiſchen König erwählter Sohn, Maximilian, nach Carls Tode (1477) die Hand der Maria, und mit ihr die reichen Niederlande davon getragen hatte, wurde dieſer mit Frankreich, und über die Vormundſchaft für ſeine Kinder mit den eignen Niederländern in Krieg verwickelt, und 1488 ſelbſt gefangen genommen. Dies rüttelte den alten Friedrich aus ſeiner Unthätigkeit, und er zog diesmal in Perſon dem Sohne zu Hülfe. Maximilian verſchaffte dann ſeinem Vater Oeſterreich wieder; nur die durch Matthias Tod, 1490, erledigte ungariſche Krone mußte er Ladislav von Böhmen laſſen. Endlich, nach ſo vielen vereitelten Planen, die ihn indeß weniger beunruhigten, als der Gedanke, wegen eines ihm abgenommen Beines, nach ſeinem Tode der einbeinige Kaiſer genannt zu werden, ſtarb Friedrich IV. an zu reichlichem Genuß von Melonen d. 19. Aug. 1493, und überließ es ſeinem größern Sohne, das von Friedrich auf ſeine Bücher und Paläſte geſetzte Anagramm A. E. I. O. U. (Austriae Est Imperare Orbi Universo?) zu verwirklichen. —Br.—

Friedrich der Gebiſſene, oder mit der **gebiſſenen Wange**, Markgraf zu Meißen und Landgraf zu Thüringen, verdient nicht blos als einer der Stammväter des Hauſes Sachſen, ſondern auch wegen ſeiner beſondern Schickſale hier eine Stelle. Sein Vater, Albert, Landgraf zu Thüringen, mit dem Beinamen der Unartige, hatte Kaiſer Friedrichs II. Tochter, Margarethe, zur Gemahlin, mit welcher er Friedrich und Diezmann oder Dietrich zeugte. Allein ſeine Liebe zu einem Hoffräulein, Kunigunde von Eiſenberg, verleitete ihn ſogar zu dem Plane, ſeine Gemahlin heimlich ermorden zu laſſen, der nur durch Margarethens ſchleunige Flucht vereitelt wurde. Die troſtloſe Mutter konnte ſich kaum von ihren Söhnen trennen; ſie überhäufte bei ihrem Abſchiede vorzüglich Friedrich mit Küſſen, und biß ihn, im heftigſten Ausbruche ihres mütterlichen Schmerzes, in den Backen, ſo daß Friedrich für immer eine kleine Narbe behielt. Albert, erbittert über das Mißlingen ſeines ſchändlichen Vorhabens, trug nun den Haß gegen ſie auf ſeine beiden Söhne über, wollte ſie von der Thronfolge in Thüringen ausſchließen, und ſolche auf Apitz, den mit Kunigunden erzeugten Baſtard, bringen. Mehrere ſeiner Ritter und Vaſallen ſahen die Ungerechtigkeit ſeines Verfahrens ein, traten auf die Seite ſeiner beiden rechtmäßig erzeugten Söhne, und es brach zwiſchen dieſen und dem Vater 1281 ein Krieg aus. In dieſem war Friedrich ſo un-

glücklich, von ſeinem Vater gefangen genommen zu werden, und mußte ein ganzes Jahr als Gefangener auf der Wartburg zubringen, bis ihn endlich einige ſeiner treuen Unterthanen mit Gewalt befreiten. Als er und ſein Bruder, nach dem Abſterben des Vater-Bruders (der beide Brüder nach Margarethens Flucht erzogen hatte), Dietrich des Weiſen, Markgrafen zu Meißen und Lauſitz (1282), und ſeines Sohnes (geſt. 1291), deſſen Länder erhielten, und ihr Vater dies nicht zufrieden war, kam es von neuem zum Kriege, in welchem aber Albert gefangen, und nur auf Kaiſer Rudolphs Vermittelung losgelaſſen wurde. Aus Rache ſuchte nun Albert verſchiedene Fürſten gegen ſeine Söhne zum Kriege zu reizen, und verkaufte, da dies nicht gelang, viele Güter, ja endlich, ſeiner Söhne und der Landſtände Widerſpruch ungeachtet, ganz Thüringen an Kaiſer Rudolphs Nachfolger, Adolph von Naſſau, 1294, für 94000 Gulden. Dieſer rückte in Thüringen ein, bemächtigte ſich auch einiger Städte und Schlöſſer; allein da ihm Friedrich und Diezmann entgegen rückten, zog er ſich, nachdem er Thüringen ſehr verwüſtet hatte, aus Mangel an Lebensmitteln nach Mühlhauſen, ſetzte aber nachher ſeine Verwüſtungen in Meißen fort, bis er endlich 1298 ſeiner Kaiſerwürde entſetzt, und von dem an ſeiner Stelle zum Kaiſer gewählten Albrecht am 2. Juli in einer Schlacht in der Gegend von Worms getödtet wurde. Allein Albrecht, nicht geſonnen, ſeines Vorgängers Anſpruch auf Thüringen aufzugeben, nahm anfangs Eiſenach und einige andere Städte in Beſitz, und rückte endlich auf Friedrich und ſeinen Bruder los; dieſe gingen ihm entgegen, und er wurde am 31. Mai 1307 bei Lucka im Fürſtenthum Altenburg völlig geſchlagen. Da er, als anfänglicher Vormund ſeines Neffen, Johann von Schwaben, dieſes Herzogthum verwaltet hatte, aber in der Folge ganz an ſich zu bringen ſuchte, ſo beſtanden ſeine Truppen größtentheils aus Schwaben. Es entſtand daher zum Andenken jener Schlacht das Sprichwort, durch welches man Jemanden den unglücklichen Ausgang ſeines Vorhabens anzudeuten pflegte: es wird dir gehen (oder glücken), wie den Schwaben bei Lucka (oder Lücken). Albrecht (ſ. d. Art.) wurde, als er eben mit einem neuen Heere gegen Friedrich anrücken wollte, von ſeinem Neffen ermordet. Sobald ſein Tod bekannt wurde, unterwarf ſich die bisher dem Kaiſer Albrecht anhänglich gebliebene Stadt Eiſenach Friedrich von neuem, und da ihm durch ſeines Bruders Dietzmann Ermordung, in der Thomaskirche zu Leipzig, auch deſſen Landesantheil zugefallen war, ſo wurde er nicht nur alleiniger Markgraf von Meißen, Lauſitz, und Landgraf zu Thüringen, ſondern er vereinigte auch die vorherigen Reichsſtädte Altenburg, Chemnitz und Zwickau mit ſeinem Lande, und ließ im folgenden Jahre in demſelben einen allgemeinen Frieden anbefehlen, auch zu deſſen Haltung Adel und Bürger ſich eidlich verbindlich machen. Im J. 1317 hatte er das Unglück, von Churfürſt Waldemar von Brandenburg, mit dem er in Krieg gerieth, gefangen genommen zu werden, und erhielt ſeine Freiheit nur gegen Bezahlung von 30,000 Mark Silber und Abtretung der Niederlauſitz. Nach ſo vielen Kämpfen, die ihm den Namen des Streitbaren erwarben, konnte er endlich ſeine Länder noch einige Jahre in Ruhe beſitzen, bis er 1326 ſtarb. Ihm bleibt der Ruhm, ſich unter vielen widrigen Schickſalen und gegen vielfältige Feinde muthig und ſiegreich behauptet zu haben.

Friedrich IV., jetzt regierender König von Dänemark, Sohn Chriſtians VII. und der Königin Caroline Mathilde, geb. Prinzeſſin von England, ward d. 28. Jan. 1768 geboren, vermählt d. 31. Juli

1790 mit Marie Sophie Friederike, Tochter des Landgrafen Carl von Heſſen-Caſſel (geb. d. 28. Oct. 1767), die ihm zwei Töchter geboren hat. Er wurde am 14. April 1784 für majorenn und zum Mitregenten ſeines gemüthskranken Vaters erklärt, und ſuccedirte demſelben am 13. März 1808. Als Miniſter und Rathgeber ſtanden ihm die hochverdienten Grafen von Bernſtorff zur Seite, erſt der Vater, und nach deſſen Tode der Sohn. Der Charakter der däniſchen Regierung zeichnete ſich durch eine weiſe Verwaltung und Verſtärkung der Staatskräfte, und gegen andere Staaten durch eine Geradheit und Offenheit aus, welche Achtung einflößte und bis zur letzten Kataſtrophe die äußere Ruhe erhielt. Als die franzöſiſche Revolution Europa erſchütterte, verband ſich Dänemark mit Schweden, zur Behauptung der Neutralität, in den J. 1794 bis 1799 durch eine gemeinſchaftlich ausgerüſtete Kriegsflotte. Dies bewog England zur Nachgiebigkeit, und die Bedrückungen des däniſchen Handels minderten ſich, indem ein im mittelländiſchen Meere durch die däniſche Tapferkeit erkämpfter Vortheil im J. 1797 einen für die Schiffahrt in jenen Gewäſſern günſtigen Vergleich bewirkte. So gelang es dem Prinzen, bis 1800 den Frieden zu erhalten. Aber im Frühjahre 1801, als Dänemark zu Pauls I. nordiſchem Bunde, der die Behauptung der neutralen Flagge gegen England bezweckte, getreten war, und die Städte Hamburg und Lübeck beſetzt hielt, erſchien eine engliſche Flotte unter Parker und Nelſon vor Copenhagen. Die däniſche Flotte wurde zwar in der mörderiſchen Schlacht am 2. April 1801 beſiegt, aber die Tapferkeit der Dänen flößte dem Feinde ſolche Achtung ein, daß er einen Waffenſtillſtand anbot, worauf Dänemark ſich an die Convention Rußlands mit Großbritannien vom 20. Juli anſchloß, jene Städte räumte, und ſeine Colonien zurückerhielt. Allein im J. 1807, als eine franzöſiſche Armee an der däniſchen Gränze ſtand, und Rußland das franzöſiſche Continentalſyſtem angenommen hatte, wollte England dem möglichen Zutritte Dänemarks zu dieſem Bunde zuvorkommen. Es verlangte, unter Androhung des Krieges, von Dänemark die Flotte, als Unterpfand der Neutralität, bis zum allgemeinen Frieden, oder den Abſchluß eines Schutzbündniſſes. Da der Regent beides verweigerte, ſo landete eine engliſche Armee auf der Inſel Seeland (16. Aug.), foderte nochmals die unterpfändliche Auslieferung der Flotte, und bombardirte, als dies nicht geſchah, Copenhagen vom 2. — 5. Sept. 1807 (ſ. Dänemark). Nach der Capitulation räumten die Britten Seeland den 19. Oct., und erklärten den 4. Nov. den Krieg förmlich an Dänemark, weil dieſes, durch jenen Angriff beleidigt, alle Vergleichsvorſchläge von ſich wies. Der däniſche Handel litt in dieſem Kriege außerordentliche Verluſte, und England erklärte die von Copenhagen entführte däniſche Flotte von 18 Linienſchiffen, 15 Fregatten, 6 Briggs und 25 Canonenböten für Priſen-Eigenthum. Ein franzöſiſches Schutzheer beſetzte die däniſchen Herzogthümer und Fünen, und die Koſten ſeines Unterhalts wurden Dänemark nicht wiedererſtattet. Däniſche Seeleute traten in Napoleons Dienſte, und däniſche Truppen nahmen 1809 an dem Kampfe gegen Schill in Stralſund entſcheidenden Antheil. Uebrigens beſchränkte ſich Friedrich VI. blos auf die Vertheidigung ſeiner Staaten. Endlich machte er, nach dem Rückzuge der Franzoſen aus Rußland im J. 1812, einen Verſuch, mit England Frieden zu ſchließen, aber die Bedingung, Norwegen an Schweden abzutreten, bewog ihn, die Allianz mit Frankreich zu erneuern, und ſeine Truppen mit den franzöſiſchen gegen die Alliirten agiren zu laſſen. Die Folge dieſer Begebenheiten

ſ. unt. d. Art. **Dänemark** und **Hamburg**. Friedrich VI. war bei dem Congreſſe in Wien perſönlich zugegen. Er ließ ſein Contingent von 5000 Mann im J. 1815 zur Occupationsarmee in Frankreich ſtoßen, und bezog ſeinen Antheil an den franzöſiſchen Contributionsgeldern. Nach ſeiner Zurückkunft von Wien ließ er ſich und ſeine Gemahlin den 31. Juli 1815 zu Friedrichsborg krönen. In der Folge trat er dem heiligen Bunde bei. Seitdem iſt er bemüht, den Credit des Papiergeldes wieder herzuſtellen, und dem geſunkenen Handel des Landes emporzuhelfen. K.

Friedrich Wilhelm (der große Churfürſt von Brandenburg). Er war 1620 geboren, und erſt 20 Jahre alt, als er nach dem Tode ſeines Vaters, Georg Wilhelm, (1. Dec. 1640) die Regierung antrat. Er änderte ſogleich das bisherige Syſtem, und betrug ſich bei dem noch fortdauernden 30jährigen Kriege, in welchem er von beiden Parteien gleich viel zu fürchten hatte, mit außerordentlicher Klugheit, die ihm Anſehn und ſeinen Ländern Erleichterung verſchaffte, obgleich ein Theil derſelben noch lange von fremden Truppen beſetzt blieb. 1641 ſchloß er, der öſterreichiſchen Gegenvorſtellung ungeachtet, mit Schweden einen Neutralitätsvertrag; dem Kaiſer aber überließ er ſeine Cavallerie, dem ſie den Eid der Treue geleiſtet hatte. Durch den Waffenſtillſtand mit Heſſen-Caſſel (1644) erhielt er die von Heſſen beſetzten Oerter in Cleve und in der Grafſchaft Mark zurück. 1647 vermählte er ſich mit der oraniſchen Prinzeſſin Louiſe Henriette. Obgleich nach Abſterben der Herzoge von Pommern (1637) dieſes Land an Brandenburg hätte fallen ſollen, ſo war es doch von den Schweden beſetzt worden, und Friedrich Wilhelm war genöthigt, im weſtphäliſchen Frieden (1648) Vorpommern, die Inſel Rügen und einen Theil von Hinterpommern an Schweden zu überlaſſen, wogegen er, nebſt dem Reſt von Pommern und der Grafſchaft Hohenſtein, die Biſthümer Halberſtadt, Minden und Camin als weltliche Fürſtenthümer bekam, und das Erzſtift Magdeburg ihm, nach dem Tode des damaligen Adminiſtrators, des Prinzen Auguſt von Sachſen, als Herzogthum verſprochen ward. Friedrich Wilhelm fing nun unverzüglich an, ſeine Einkünfte zu vermehren, und ſeine Kriegsmacht auf einen beſſern Fuß zu ſetzen. In den Krieg, welchen bald nachher (1655) Schweden mit Polen führte, ward auch er, wegen des Herzogthums Preußen, verwickelt. Anfangs war er auf der Seite des Königs von Schweden, Carl Guſtav, half dieſem die dreitägige Schlacht bei Warſchau (18. bis 20. Jul. 1656) gewinnen, und erhielt auch von ihm verſchiedene Vortheile; als aber Rußland und Oeſterreich ſich für Polen erklärten, änderte auch er ſein Syſtem, und ſchloß (19. Sept. 1657), unter Oeſterreichs Vermittelung, zu Welau einen Vertrag mit Polen, das ihm die völlige Souverainetät einräumte, auch ihm die, nach dem Abſterben der Herzoge von Pommern, als polniſche Lehen eingezogenen Herrſchaften Lauenburg und Bütow, jedoch als Lehen, überließ, wogegen er das ihm von Schweden eingeräumte Ermeland abtreten mußte. Die preußiſchen Stände waren mit dieſer, ohne ſtändiſche Genehmigung getroffenen Veränderung unzufrieden, und verweigerten damals dem Churfürſten den Huldigungseid, weshalb er zu Königsberg die Feſtung Friedrichsburg anlegen ließ. Carl Guſtavs plötzlicher Tod befreite ihn von einem Gegner, der wahrſcheinlich die Bedingungen des welauer Vertrags nicht ungeahndet würde gelaſſen haben; ſo aber wurde im Frieden zu Oliva (1660) jener Vertrag beſtätigt, und feſtgeſetzt, daß die gemachten Eroberungen gegenſeitig herausgegeben werden ſollten. Nach dieſem Frieden wandte der Churfürſt mit vermehrtem Eifer ſeine

Bemühungen auf die Begründung des innern Wohlſtandes und des Handels in ſeinem Staate; doch ſandte er dem Kaiſer 2000 Mann gegen die Türken zu Hülfe. 1672 trat er mit der Republik der Niederlande in ein Bündniß, als dieſe von Ludwig XIV. hart bedroht wurde; auch trug er dazu bei, daß ſich zu Braunſchweig der Kaiſer, Dänemark, Heſſen-Caſſel und mehrere andere deutſche Fürſten mit ihm zur Vertheidigung der Niederlande gegen Frankreich verbanden. Ob nun gleich die Franzoſen größtentheils, nach dem Vordringen des Churfürſten in Weſtphalen, die Republik verließen, ſo ward doch der Feldzug der Deutſchen durch die Langſamkeit der öſterreichiſchen Feldherren und durch ihre Eiferſucht auf den Churfürſten vereitelt, und Turenne war zu keiner Schlacht zu bringen. Der Churfürſt mußte aus Mangel an Lebensmitteln ſich zurückziehen, und ſeine weſtphäliſchen Länder den Verheerungen der Feinde überlaſſen. Als nun auch die Oeſterreicher von ihm ſich trennten, und die holländiſchen Hülfsgelder ausblieben, ſah er ſich zu dem Vertrage von Voſſem (Dorf bei Löwen, 6. Juni 1673) genöthigt, nach welchem Frankreich Weſtphalen zu räumen und dem Churfürſten 800,000 Livres zu zahlen verſprach, der Churfürſt dagegen dem Bündniſſe mit Holland entſagte, und Frankreichs Feinden weder mittelbar noch unmittelbar beizuſtehen verſprach, ſich aber vorbehielt, im Falle eines Angriffes, dem deutſchen Reiche Hülfe zu leiſten. Dieſer Fall trat ſchon 1674 ein, wo der Reichskrieg gegen Frankreich beſchloſſen ward. Bereits vorher hatte ſich der Churfürſt mit Oeſterreich, Holland und Spanien näher verbunden. Die beiden letztern verſprachen ihm für ein Corps von 16,000 Mann Hülfsgelder. Mit dieſem Corps ging er im Auguſt 1674 in den Elſaß, und verband ſich mit der Reichsarmee. Der kaiſerliche Feldherr Bournonville vermied aber eine Schlacht, ſo ſehr ſie der Churfürſt wünſchte, worauf der verſtärkte Turenne das deutſche Heer bei Mühlhauſen im Sundgau beſiegte, und es nöthigte, den Elſaß zu räumen. Während nun der Churfürſt in Franken in Winterquartieren ſtand, verwüſtete (Dec. 1674), von Frankreich angeregt, ein ſchwediſches Heer von 16,000 M., unter Wrangel, Pommern und die Mark. Der Churfürſt ging ihm mit 5600 Mann entgegen, ſchlug (18 Juni 1675) bei Fehrbellin (ſ. d. Art.) 11,000 Schweden, und befreite dadurch den Churſtaat. Ob nun gleich der Kaiſer, wegen dieſes Einbruchs, gegen Schweden die Acht und einen Reichskrieg erklärte, ſo war er doch eiferſüchtig über des Churfürſten Vordringen in Pommern. Der Churfürſt war deshalb geneigt, ſo wie Spanien und Holland, zu Nimwegen (1678) einen Separatfrieden mit Frankreich zu ſchließen. Da aber Frankreich von ihm verlangte, Schweden alle Eroberungen zurückzugeben, und daſſelbe für die Kriegskoſten zu entſchädigen: ſo trat er mit Dänemark und Münſter zu einem neuen Bündniſſe zuſammen, und vollendete durch die Einnahme von Greifswalde und Stralſund (1678) die Eroberung von ganz Pommern. Eben ſo warf er (Jan. 1679) die unter Horn in Preußen eingefallenen Schweden zurück. Noch ſtand er mit Dänemark allein im Felde gegen Schweden. Da verlangte Ludwig XIV. von ihm, mit Schweden Frieden zu ſchließen und alle Eroberungen herauszugeben, und als der Churfürſt dies verweigerte, ward er durch 30,000 Franzoſen, welche in Cleve einfielen, zum Frieden von St. Germain (29. Juni 1679) genöthigt, in welchem er alle Eroberungen von Schweden herausgab, dagegen aber die wenigen Oerter und Zölle erhielt, welche Schweden ſeit dem weſtphäliſchen Frieden in Hinterpommern beſaß, und von Frankreich 300,000 Kronenthaler als Entſchädigung.

Als in der Folge Ludwig XIV. (ſ. d. Art.) durch ſeine Reunionskammern mehrere Bezirke im Elſaß und Lothringen an ſich riß, bewirkte der Churfürſt (1684) den Waffenſtillſtand auf zwanzig Jahre, welcher zwiſchen Deutſchland und Frankreich abgeſchloſſen ward. Doch traten zwiſchen ihm und Frankreich neue Mißhelligkeiten ein, als er ſein Bündniß (1685) mit Holland erneuerte, und die reformirten Flüchtlinge aus Frankreich in ſeine Staaten aufnahm, welche zu dem Wohlſtande derſelben bedeutend beigetragen haben. Jene Mißverſtändniſſe veranlaßten ihn, ſich Oeſterreich, ob er gleich von demſelben bisher wenig unterſtützt worden war, wieder zu nähern; noch mehr aber beſtimmte ihn dazu die Hoffnung, für die drei ſchleſiſchen Fürſtenthümer, Liegnitz, Brieg und Wolau, deren Fürſt 1675 ohne Erben geſtorben war, und welche, in Folge einer alten Erbverbrüderung, an Brandenburg hätten fallen ſollen, aber von Oeſterreich eingezogen worden waren, entſchädigt, und in den Beſitz des Fürſtenthums Jägerndorf geſetzt zu werden, das der Kaiſer, nachdem er den Fürſten Johann Georg, aus dem Hauſe Brandenburg, 1623 in die Acht erklärt, ebenfalls an ſich gezogen hatte. Für alle dieſe Anſprüche erhielt Friedrich Wilhelm (1686) den ſchwiebuſer Kreis, machte ſich jedoch ſchriftlich zur künftigen Rückgabe deſſelben verbindlich, die auch unter ſeinem Nachfolger (ſ. d. Art. Friedrich III.) eintrat. Zur Unterſtützung des Kaiſers im Türkenkriege ſandte darauf (1686) der Churfürſt 8000 Mann unter dem General von Schöning, welche ſich bei der Belagerung und Stürmung der Stadt Ofen auszeichneten. Im Innern des Landes hatte der Churfürſt beſonders Ackerbau, Viehzucht und Gartenbau befördert; er verpachtete die Domänengüter, welche bis dahin gewöhnlich durch Amtsſchreiber bewirthſchaftet worden waren; die franzöſiſchen Flüchtlinge unterſtützte er kräftig, und gewann in ihnen 20,000 arbeitſame u. brauchbare Staatsbürger, welche Fabriken und Manufacturen anlegten und wüſte Flecke urbar machten. Wenn auch der Erfolg des (1683) auf der afrikaniſchen Küſte von dem Major von der Gröben angelegten Forts Friedrichsburg den Erwartungen der von dem Churfürſten geſtifteten afrikaniſchen Handelsgeſellſchaft nicht entſprach, ſo war doch die Thätigkeit des Churfürſten, den Handel des Staats zu beleben und weiter zu verbreiten, dabei unverkennbar. Berlin wurde durch mehrere Anlagen und Gebäude unter ihm verſchönert; er gründete die Bibliothek daſelbſt, und (1655) die Univerſität zu Duisburg. Er ſtarb am 29. April 1688 zu Potsdam im 69. Lebensjahre, und hinterließ ſeinem Sohne (ſ. d. folg. Art.), ein bedeutend vergrößertes und gut angebautes Land, einen Schatz von 650,000 Thlr., und ein geübtes Heer von 28,000 Mann. Nach dem Tode ſeiner erſten Gemahlin (1667), vermählte er ſich (1668) mit der Prinzeſſin Dorothea von Holſtein-Glücksburg, Witwe des Herzogs Chriſtian Ludwig von Braunſchweig-Zelle, die ihm mehrere Söhne gebar, aber mit ihrem Stiefſohne, dem Churprinzen Friedrich, in ſchlechtem Vernehmen ſtand. Q.

Friedrich III. (Churfürſt von Brandenburg und ſouveräner Herzog von Preußen, ſeit 1688; erſter König in Preußen — Friedrich I. — ſeit 1701). Er ward 1657 zu Königsberg geboren, und erhielt erſt nach ſeines ältern Bruders Tode die Ausſicht zur Erbfolge. Seine erſte Gemahlin, Eliſabeth Henriette, von Heſſen-Caſſel, ſtarb in der Blüthe ihrer Jahre, und er vermählte ſich aufs Neue (1684) mit Sophie Charlotte, von Hannover, Schweſter des nachherigen Königs von England, Georgs I., einer Fürſtin, höchſt ausgezeichnet durch geiſtige und körperliche Bildung. Ihr verdankte der Hof Friedrichs I.

den Glanz der Wiſſenſchaften und Künſte, und die Grazien des geſelligen Lebens. Sie gebar (1688) Friedrich Wilhelm I., und veranlaßte, nebſt Leibnitz, ihrem Lehrer und Freunde, die Stiftung der Akademie der Wiſſenſchaften zu Berlin. Sie ſtarb 1705. Friedrichs dritte Gemahlin, eine Prinzeſſin von Meklenburg, verfiel in Wahnſinn, ſo daß er genöthigt war, ſich von ihr zu trennen. Bei den Mißverſtändniſſen mit ſeiner Stiefmutter, auch von ſeinem Vater verkannt, der ihn völlig enterben wollte, ſich aber doch durch ſeine Miniſter bewegen ließ, das Teſtament dahin abzuändern, daß der Churprinz in der Churwürde und den Churländern, und ſeine übrigen Söhne in den andern Beſitzungen folgen ſollten. Dieſes Teſtament erklärte Friedrich III., der ſchon als Churprinz mit Oeſterreich in gutem Vernehmen geſtanden, und von dieſem die Zuſage der Unterſtützung dabei erhalten hatte, für ungültig; nahm von den geſammten Ländern ſeines Vaters Beſitz, und gab ſeinen Stiefbrüdern Aemter und Apanagen. Den Prinzen Wilhelm von Oranien unterſtützte er bei deſſen Zuge nach England (1688) mit 6000 Mann. Zur Reichsarmee gegen Frankreich, welches die Rheinpfalz verwüſtete (1689), ſandte er 20,000 Mann. 1691 ſchloß er ſich dem großen Bunde des Kaiſers, Spaniens, Englands und Hollands gegen Frankreich an, und ſandte 15,000 Mann in die Niederlande, über welche der König Wilhelm von England den Oberbefehl führte. Eben ſo unterſtützte er den Kaiſer gegen die Türken, für ein Hülfsgeld von 150,000 Thlr., mit 6000 Mann, welche ſich (1691 — 1697) in den Schlachten bei Salankemen, bei Belgrad und Zentha auszeichneten. Im ryßwicker Frieden (1697) wurden für Brandenburg die Bedingungen des weſtphäliſchen und des Friedens von St. Germain beſtätigt. Den ſchwiebuſer Kreis gab er (1695) an Oeſterreich zurück; doch behielt er ſich die Anſprüche ſeines Hauſes auf die vier ſchleſiſchen Fürſtenthümer vor. Oeſterreich gab ihm für die auf Schwiebus verwandten Summen 250,000 Thlr., und zur Schadloshaltung die Anwartſchaft auf Oſtfriesland und auf die Grafſchaft Limburg in Franken; beide Anwartſchaften gingen ſpäter in Erfüllung. Von dem Churfürſten von Sachſen, Friedrich Auguſt I., der den polniſchen Thron (1697) beſtieg, erkaufte er die Erbſchirmvoigtei über das Stift Quedlinburg, die Reichsvoigtei zu Nordhauſen, und das Amt Petersberg bei Halle. Mit den Häuſern Hohenzollern-Hechingen und Sigmaringen ſchloß er einen Vertrag, nach welchem Brandenburg, bei dem Erlöſchen des hohenzolleriſchen Hauſes, in deſſen Ländern, dieſes Haus aber, nach dem Erlöſchen des brandenburgiſchen Geſchlechts, in den fränkiſchen Beſitzungen deſſelben ſuccediren ſollte. Die Stadt Elbing, welche bereits dem großen Churfürſten für 400,000 Thlr. verpfändet, demſelben aber ſo wenig, wie jene Summe, übergeben worden war, ließ er (1703) in Beſitz nehmen. Nach der Erhebung des Churfürſten von Sachſen auf den polniſchen, und des Oraniers Wilhelm III. auf den engliſchen Thron, wünſchte er auch für ſich die königliche Würde von Preußen, als dem einzigen, ihm damals gehörenden unabhängigen Staate. Die Einwilligung des Kaiſers (16. Nov. 1700) erhielt er nur auf die Bedingungen, den rückſtändigen öſterreichiſchen Hülfsgeldern zu entſagen, im bevorſtehenden ſpaniſchen Erbfolgekriege 10,000 Mann auf ſeine Koſten zu unterhalten, in allen Reichsangelegenheiten der kaiſerlichen Stimme beizutreten, bei jeder künftigen Kaiſerwahl ſeine Stimme einem öſterreichiſchen Prinzen zu geben, und ſeine deutſchen Reichslande den Verbindlichkeiten gegen das Reich nicht zu entziehen. Am 18. Jan. 1701 ſetzte er ſich und ſeiner Gemahlin zu Königsberg die Krone auf,

nachdem er Tags vorher den ſchwarzen Adlerorden geſtiftet hatte. Mit Ausnahme des Papſtes, Frankreichs, Polens und des deutſchen Ordens, war der Churfürſt als König Friedrich I. von den europäiſchen Mächten anerkannt. An dem nordiſchen Kriege nahm er keinen Antheil; als Oeſterreichs Bundesgenoſſe ſandte er aber in dem ſpaniſchen Erbfolgekriege 20,000 Mann an den Rhein, und 6000 Mann nach Italien. Sie fochten unter dem Fürſten Leopold von Deſſau am Ober- und Niederrheine, bei Höchſtädt, bei Turin und in Belgien. Friedrich I. erlebte das Ende dieſes Kampfes und den Frieden von Utrecht nicht. Der Länderzuwachs unter ihm beſtand darin, daß er, nach Wilhelms III. Tode, als Enkel des oraniſchen Prinzen Friedrich Heinrich, die Grafſchaften Meurs und Lingen an ſein Haus brachte. Als Herzog von Cleve nahm er Geldern, nach dem Erlöſchen des habsburgiſchen Mannsſtammes in Spanien, in Beſitz, weil Carl V. im 16. Jahrh. den Herzog Wilhelm von Cleve, der von den Ständen Gelderns zum Regenten gewählt worden war, genöthigt hatte, dieſes ihm zu überlaſſen. Von den Ständen der Fürſtenthümer Neufchatel und Valengin ward er, nach dem Erlöſchen des Hauſes Longueville, zum Regenten (1707) erwählt. Von dem Grafen von Solms-Braunfels erkaufte er (1707) die Grafſchaft Tecklenburg in Weſtphalen für 300,000 Thlr., und verband ſie mit der Grafſchaft Lingen. Wiſſenſchaften, Künſte und Gewerbe blüheten unter ſeiner Regierung. Er ſtiftete (1694) die Univerſität Halle, (1699) die Bildhauer- und Malerakademie zu Berlin. Er ließ Berlin durch die unter ihm angelegte Friedrichsſtadt erweitern, baute zu Ehren ſeiner zweiten Gemahlin Charlottenburg, und gründete (1705) das Oberappellationsgericht. Er ſtarb am 25. Febr. 1713, im 56. Lebensjahre. Friedrichs des Großen Urtheil über ihn iſt ſtreng, aber gerecht. Er tadelt ſeine übertriebene Prachtliebe, die verſchwenderiſche Freigebigkeit, mit welcher er ſeine Günſtlinge überhäufte, und daß er die Königswürde unter ſo unwürdigen Bedingungen erkauft habe; jedoch fügt er hinzu: „Die Königswürde befreite das Haus Brandenburg von dem Joche, in welchem Oeſterreich damals die deutſchen Fürſten hielt; überdem hinterließ er damit ſeinen Nachfolgern einen Stachel zum Ruhm; er hatte ihnen einen Namen gewonnen, deſſen ſie ſich würdig erzeigen mußten; er legte den Grund zu einem Gebäude, deſſen Größe zu vollenden, ihnen überlaſſen blieb.“ In dieſem Sinne ſang Joh. v. Beſter mit Recht den bekannten Vers: „Die Kron' auf Deinem Haupt ſteht Dir für alle Thaten!“ — „Bei vielen Fehlern und Schwachheiten,“ ſagt Friedrich, „gebührt indeß dem Könige Friedrich I. das Lob, daß er von Natur gutherzig war, und daß er ſeinen Staaten in bedenklicher Zeit den Frieden zu erhalten wußte.“

Friedrich Wilhelm I., König in Preußen, Sohn Friedrichs, des erſten preußiſchen Königs, ward 1688 geboren. Seine erſte Erzieherin war, neben der nur zu nachſichtigen Königin-Mutter, die als Frau von Rocoulle ſpäterhin ſo berühmt gewordene geiſtreiche Franzöſin, Marthe du Val, welche indeß keinen Einfluß auf ihn gewinnen konnte, welches hier um ſo mehr bemerkt werden mag, da wir dieſe Frau als einflußreiche Erzieherin Friedrichs des Großen wiederfinden. Einen bedeutenden Einfluß auf den Charakter des Prinzen hatte der Aufenthalt deſſelben am Hofe ſeines Großvaters, des Churfürſten zu Hannover, eines kaltblütig gerechten und ſtreng haushälteriſchen Fürſten, deſſen einfache, zwangloſe Hofhaltung dem jungen Prinzen mehr zuſagte, als die ſteife Pracht am väterlichen Hofe zu Berlin. — Die erſten Heerführer ſeines Vaters, der Markgraf Philipp und der Fürſt

von Anhalt, entwickelten des Prinzen zweite vorherrſchende Neigung, die zum Soldatenſpiel und zu rieſenhaften Grenadieren, ohne ihn auch zum Feldherrn zu bilden. Als Kronprinz vermählte er ſich (1706) mit der hannöveriſchen Prinzeſſin Sophie Dorothea. Sogleich nach ſeinem Regierungsantritte (Febr. 1713) beſchränkte er den Luxus, welcher bisher am Hofe ſeines Vaters geherrſcht hatte. Er verringerte die Zahl der Angeſtellten, verminderte die Beſoldung der andern, und ſuchte zunächſt die Finanzen neu zu organiſiren. Im Frieden zu Utrecht (1713), durch welchen Preußens Antheil an dem ſpaniſchen Erbfolgekriege beendigt wurde, erkannten Frankreich und Spanien die preußiſche Königswürde und die Souverainetät über Neufchatel und Valengin an, auch ward ihm für das abgetretene naſſauiſche Fürſtenthum Orange der Beſitz von Geldern beſtätigt. In demſelben Jahre nahm er Beſitz von der Grafſchaft Limburg, auf welche ſein Vater vom Kaiſer die Anwartſchaft erhalten hatte. Im Laufe des nordiſchen Krieges, an welchem Friedrich I. durchaus keinen Antheil nahm, wollten die Ruſſen und Sachſen, nach der Capitulation des ſchwediſchen Generals Steenbock in Tönningen, Schwediſch-Pommern beſetzen. Dies zu verhindern, ſchloſſen der Adminiſtrator von Holſtein-Gottorp und der ſchwediſche Generalgouverneur in Pommern, Graf Welling (Juni 1713), mit Friedrich Wilhelm I. einen Sequeſtrationsvertrag über Stettin und Wismar. Der König hatte die Abſicht, den Norden durch ſeine Vermittelung zu beruhigen; allein der aus der Türkei nach Stralſund zurückgekehrte Carl XII. verwarf dieſen Vertrag, und verlangte Stettin von Preußen zurück, wobei er die Wiederbezahlung der 400,000 Thlr. verweigerte, welche der König an die Ruſſen und Sachſen zur Vergütung der Kriegskoſten bezahlt hatte. Dadurch ward Friedrich Wilhelm I. zum Kriege gegen Schweden und zum Bündniſſe mit Rußland, Sachſen und Dänemark (1715) beſtimmt. In Verbindung mit demſelben eroberte Leopold von Deſſau, an der Spitze der Preußen, Rügen und Stralſund. Der Krieg ward aber erſt nach Carls XII. Tode im Frieden von Stockholm (21. Jan. 1720) beendigt, in welchem Preußen Vorpommern bis an die Peene, Stettin und die Inſel Uſedom und Wollin behielt, und an Schweden 2 Mill. Thlr. bezahlte. Von dem Bündniſſe, welches zwiſchen England, Holland und Preußen zu Hannover abgeſchloſſen worden war, wußte, nach Georgs II. Thronbeſteigung in England, der öſterreichiſche Geſandte, Graf von Seckendorf, den König abzuziehen, worauf dieſer, in dem Vertrage zu Wuſterhauſen (12. Oct. 1726), dem Kaiſer verſprach, die pragmatiſche Sanction anzuerkennen, und ihn auf den Fall eines Angriffs mit 19,000 Mann zu unterſtützen. Ob nun gleich bei dem Ausbruche des polniſchen Erbfolgekrieges (1733) der König den aus Polen geflüchteten König Stanislaus Leſczinsky, den Gegner Auguſts II., in Königsberg ehrenvoll aufnehmen ließ, und dadurch die Unzufriedenheit der mit Sachſen verbundenen Höfe von Wien und Petersburg erregte: ſo ſtellte er doch, als Frankreich Oeſterreich den Krieg erklärte, 10,000 Mann Hülfstruppen für Oeſterreich, welche ſich mit dem Heere dieſer Macht am Rheine vereinigten. Der König und der Kronprinz befanden ſich ſelbſt einige Zeit bei dieſem Corps. Das Alter und die Vorſicht des öſterreichiſchen Feldherrn, des Prinzen Eugen, bewirkten aber, daß es am Rheine zu keinen bedeutenden kriegeriſchen Vorfällen kam, bis der Friede zu Wien (1735) dieſen Krieg beendigte. Friedrich Wilhelm war ein groſer Staatswirth; er begründete eine neue Einrichtung des Finanz- und Juſtizweſens; das Heer brachte er auf 70,000

Mann; Magdeburg, Stettin, Weſel und Memel wurden unter ihm befeſtigt; er baute viel und mit Aufwand für Land und Leute, weniger und mit größter Sparſamkeit für ſich und ſeinen Hof; er ſtiftete das Collegium medico-chirurgicum, die Charité und das Findelhaus zu Berlin, das berliner Cadetten- und das potsdamer Waiſenhaus; die ſalzburger Ausgewanderten und die aus Polen geflüchteten Diſſidenten fanden in ſeinem Staate gute Aufnahme; dagegen entgingen die berliner Akademie und die Univerſitäten nur mit Mühe ihrer Aufhebung. Seine Gemahlin und ſeine Kinder waren nicht ſelten den heftigen Ausbrüchen ſeines Zorns und ſeines Despotismus ausgeſetzt. Beſonders hart war ſein Betragen gegen ſeinen Kronprinzen, Friedrich, deſſen Geiſt und Richtung allen ſeinen Neigungen, ſeiner ganzen Perſönlichkeit zuwider war. Auch öffentlich ſuchte Jedermann ſo viel möglich ſich ſeinem Anblicke zu entziehen. Seine Vorliebe für das Militär, beſonders für ſehr große Leute, wurde oft zu weit getrieben. Seine Umgebungen, die nicht immer die beſten Geſinnungen hatten, und mit denen er ſich gewöhnlich in ſeinen abendlichen Tabagien vergnügte, an welchen auch der bekannte Gundling Theil nahm, vermochten ſehr viel über ihn. Er hinterließ bei ſeinem Tode (31. Mai 1740) eine reiche, gegen 9 Mill. Thaler enthaltende Schatzkammer, und ein gut abgerichtetes, ſchlagfertiges Heer. Er ſtarb im 52. Lebensjahre und im 28. ſeiner Regierung. Außer ſeinem Nachfolger, Friedrich II., hinterließ er noch 3 Söhne: Auguſt Wilhelm, den Vater des Königs Friedrich Wilhelm II. (geb. 1722, geſt. 1758); Heinrich (geb. 1726, geſt. 1802), und Ferdinand (geb. 1730, geſt. 1813). Friedrich Wilhelm I. begriff den tiefen Sinn des alten Sprichworts: „Ordnung hilft Haushalten." König zu ſein, Mehrer des Reichs im wahren großen Sinne des Worts, durch Förderung und Veredlung aller geiſtigen Anlagen und Kräfte ſeines Volks, entſprach ſeinen Fähigkeiten nicht. König zu ſcheinen, wie ſein Vater, durch eitle Pracht, unter der Leitung allmächtiger Miniſter, widerſprach ſeinem Charakter. Er fühlte den Beruf in ſich, Landesvater zu ſein, wie Hausvater. Der große Churfürſt hatte die Unabhängigkeit ſeines Hauſes, Friedrich I. den äußern Glanz deſſelben begründet, Friedrich Wilhelm ſtellte die innere Macht und Stärke deſſelben feſt. Von ihm ging der Geiſt des Fleißes, des nüchternen Haushalts, des ſtrengen Hausregiments auf ſein Volk über. Seine Politik war ſeine Liebe zur Gerechtigkeit. Diplomatiſiren war ihm ein Gräuel. In Religionsſachen war er ſtrengorthodox, ohne Meinung und Urtheil, gläubig ohne Widerrede; in Rechtsſachen unbeugſam, überall voll geſunder Vernunft und Einfalt, dem künſtlichen Proceſſiren durchaus abhold. Wiſſenſchaften und Künſten war er ungeneigt, wenn ſie ſich nicht augenſcheinlich und auf der Stelle als nutzend erwieſen. — Dem Ritter- und Lehenweſen, in ſofern es dem Adel nicht mehr Verpflichtungen und Dienſte auferlegte, ſondern nur Vorrechte und Genuß gewährte, machte er ein Ende. Freiheit und Gerechtigkeit war ihm der höchſte Grundſatz, welchem er aber unbedingten Gehorſam aufimpfte. Im Innerſten ſeines Herzens war er ächter Republikaner, und er hat mehr als Einmal die Abſicht gehabt, ſein Leben als freier Privatmann in der Republik Holland zu beſchließen. „Wenn es wahr iſt," ſagt Friedrich von ihm, „daß man den Schatten der Eiche der Kraft der Eichel verdankt, aus welcher ſie erwuchs, ſo wird alle Welt eingeſtehen, daß man in dem arbeitſamen Leben dieſes Fürſten und in ſeinen weiſen Anordnungen die Quelle des Glücks ſuchen muß, deſſen das Königshaus ſich noch jetzt erfreut." Q.

Friedrich II., König von Preußen, der größte Regent des 18. Jahrh., war 24. Jan. 1712 geboren; ſein Vater war König Friedrich Wilhelm I., ſeine Mutter die hannövriſche Prinzeſſin Sophia Dorothea. Unter dem Drucke einer harten, blos auf militäriſche Uebungen berechneten Erziehung verfloß ſeine erſte Jugend. Der General, Graf von Finkenſtein, war ſein Gouverneur; der Major von Kalkſtein ſein Unterhofmeiſter. Nach des Vaters Willen zunächſt zum Exerciren und zum ganzen kleinen Militärdienſte angeführt, entwickelte ſich doch frühzeitig in ihm der Sinn für Dichtkunſt und Muſik, beſonders durch den Einfluß, welchen ſeine erſte Pflegerin, die geiſtreiche Frau von Rocoulle, und ſein früheſter Lehrer Duhan, auf ihn gewannen, indem ſie mit der Königin insgeheim eine Oppoſition bildeten wider die väterlichen Erziehungsgrundſätze. Der Prinz gab ſich aus Neigung ganz der königlichen Mutter hin, und ſo entſtand eine immer mehr ſteigende Spannung zwiſchen Vater und Sohn, welche den Wunſch des erſteren rege machte, die Thronfolge dereinſt auf den jüngern Prinzen, Auguſt Wilhelm, übergehen zu laſſen. Der Miniſter von Grumbkow und der Fürſt Leopold von Anhalt-Deſſau nährten dieſe Spannung, um gewiſſe Plane zu fördern, ſpäterhin auch der öſterreichiſche Geſandte von Seckendorf, dieſer jedoch aus anderer Abſicht. Unwillig über den väterlichen Druck und Haß, beſchloß Friedrich zu ſeinem mütterlichen Oheime, Georg II., nach England zu flüchten. Nur Friedrichs ihm gleichgeſinnte Schweſter, Friederike, und ſeine Freunde, die Lieutenants Katt und Keith, wußten um das Geheimniß ſeiner Flucht, welche von Weſel aus geſchehen ſollte, wohin er ſeinen Vater, den König, begleitet hatte. Doch Katts unvorſichtige Aeußerungen hatten die Abſicht des Prinzen verrathen. Der Prinz ward eingeholt, zu Cüſtrin gefangen geſetzt, gerichtlich behandelt, und mußte ſeinem Freunde, Katt, den Kopf abſchlagen ſehen. Keith, noch früh genug gewarnt, entfloh aus Weſel, und lebte in Holland, England und Portugal, bis er nach Friedrichs Thronbeſteigung nach Berlin zurückkehrte (1741), und zum Obriſtlieutenant, Stallmeiſter und Curator der Akademie der Wiſſenſchaften ernannt wurde. Während der Prinz in Cüſtrin, in engſter Haft, die Verhöre gegen ſich beſtand, ließ ihm der König den Antrag machen, der Thronfolge zu entſagen, wofür ihm Freiheit der Studien, Reiſen u. ſ. w. gewährt werden ſolle. „Ich nehme,“ ſagte der Prinz, „den Vorſchlag an, wenn mein Vater erklärt, daß ich nicht ſein leiblicher Sohn ſei!“ Auf dieſe Antwort entſagte der König, welchem eheliche Treue Religionspflicht war, dergleichen Anſinnen auf immer. Daß der König geneigt war, ſeinem Sohne das Leben abſprechen zu laſſen, iſt gewiß. Nur der Probſt Reinbeck und Seckendorf, welcher früher wider den Prinzen diplomatiſirt hatte, retteten ihn, indem beſonders letzterer die kaiſerliche Verwendung geltend zu machen wußte. Der Prinz, der, nach ſeiner Entlaſſung aus dem engern Verhafte in Cüſtrin, auf des Vaters Befehl bei der Domänenkammer als jüngſter Kriegsrath gearbeitet hatte, ward erſt bei der Vermählung der Prinzeſſin Friederike mit dem Erbprinzen Friedrich von Baireuth an den königlichen Hof zurückgeführt, und mußte ſich (1733), nach des Vaters Willen, mit der Prinzeſſin Eliſabeth Chriſtine, Tochter des Herzogs Ferdinand Albrecht von Braunſchweig-Bevern, vermählen. (S. d. Art. *Eliſabeth Chriſtine*.) Friedrich Wilhelm gab ihr das Schloß Schönhauſen, dem Prinzen die Grafſchaft Ruppin und (1734) die Stadt Rheinsberg, wo dieſer bis zu ſeiner Thronbeſteigung in ſtiller Zurückgezogenheit den Wiſſenſchaften oblag. In ſeiner

nächſten Umgebung befanden ſich Gelehrte (Bielefeld, Chazot, Suhm, Fouquet, Knobelsdorf, Kaiſerling, Jordan), Tonkünſtler (Graun, Benda) und Maler (Pesne). Mit auswärtigen Gelehrten, beſonders mit dem von ihm bewunderten Voltaire, ſtand er in Briefwechſel. Mehrere Schriften, namentlich ſein Antimacchiavell, erhielten in der ländlichen Ruhe Rheinsbergs ihr Daſein. Der Tod ſeines Vaters führte ihn am 31. Mai 1740 auf den Thron. Friedrich fand beim Antritt ſeiner Regierung nur eine Volksmenge von 2,240,000 Menſchen; bei ſeinem Abſterben hinterließ er 6,000,000 Unterthanen. Zu dieſer nicht geahneten Größe hob er, während ſeiner 46jährigen Regierung, den preußiſchen Staat durch ſeine großen Regenten- und Feldherrntalente, im Felde und im Cabinet durch viele ausgezeichnete Männer unterſtützt Ein Heer von 70,000 Mann hatte ſein Vater, in der Erwartung eines Kriegs wegen der jülichſchen Erbfolge, immer ſchlagfertig gehalten. Friedrich II., der ſchon große Erwartungen von ſich erregt hatte, behielt größtentheils die Einrichtungen und Staatsgrundſätze ſeines Vaters bei, gab aber den letztern mehr Ausdehnung und Leben. Der Tod Kaiſers Carl VI. war ein günſtiger Augenblick, den Friedrich II. mit den ihm zu Gebote ſtehenden Mitteln benutzte, um dem Staate Anſehn und ſich ſelbſt Ruhm zu erwerben. Er ſuchte die Rechte des Hauſes Brandenburg auf die ſchleſiſchen Fürſtenthümer Jägerndorf, Liegnitz, Brieg und Wolau, deren Belehnung ſeine Vorfahren nicht hatten erlangen können, nicht ganz geltend zu machen, ſondern verlangte von der Königin Maria Thereſia nur die Herzogthümer Glogau und Sagan, und verſprach ihr dagegen Unterſtützung gegen alle ihre Feinde, ihrem Gemahl ſeine Stimme zur Kaiſerwürde und 2 Mill. Thaler. Seine Anträge wurden aber verworfen, und ſo eröffnete Friedrich II. den erſten ſchleſiſchen Krieg. Er beſetzte (Dec. 1740) Niederſchleſien, und ſchlug die Oeſterreicher unter Neipperg (10 April 1741) bei Mollwitz. Dieſer Sieg, der Schleſiens Schickſal faſt gänzlich entſchied, erweckte Oeſterreich mehrere Feinde; Frankreich und Baiern verbanden ſich mit Preußen, und der öſterreichiſche Erbfolgekrieg begann. Der einzige Bundesgenoſſe der Königin von Ungarn und Böhmen, Georg II. von England, rieth ihr zum Frieden mit Preußen, weil Friedrich II. ihr thätigſter und furchtbarſter Gegner war. Dieſer Friede kam nach Friedrichs II. Siege bei Chotuſitz (Czaslau) (17. Mai 1742) zu Stande. Die Präliminarien wurden unter engliſcher Vermittelung (11. Juni) zu Breslau, der Friede ſelbſt (28. Juli 1742) zu Berlin unterzeichnet, in welchem Friedrich ganz Ober- und Niederſchleſien, nebſt der Grafſchaft Glatz, mit voller Souveränetät und Unabhängigkeit von Böhmen, mit Ausnahme aber von Troppau, Jägerndorf und Teſchen, erhielt. Dagegen entſagte Friedrich allen Anſprüchen auf die übrigen öſterreichiſchen Länder, übernahm eine auf Schleſien haftende Schuld von 1,700,000 Thalern, und verſprach, die Rechte der Catholiken in Schleſien ungekränkt zu erhalten. Sachſen trat dieſem Frieden bei, und England und Rußland verbürgten denſelben. Friedrich II. benutzte ihn ſogleich, um ſein erobertes Land gut einzurichten, und ſein Heer furchtbarer zu machen. 1743 nahm er, nach dem Tode des letzten Grafen von Oſtfriesland, Beſitz von dieſem Lande, auf welches ſein Haus im J. 1644 eine kaiſerliche Anwartſchaft erhalten hatte, wogegen Braunſchweig-Lüneburg, doch ohne Erfolg, proteſtirte. Als bei der Fortſetzung des öſterreichiſchen Erbfolgekrieges der Kaiſer Carl VII. aus ſeinen baierſchen Erblanden hatte flüchten müſſen, und die öſterreichiſchen Waffen überall

ſiegreich waren, befürchtete Friedrich, daß auch ihm Schleſien wieder entriſſen werden möchte. Er verband ſich daher insgeheim mit Frankreich (April 1744) und mit dem Kaiſer, mit Pfalz und Heſſen-Caſſel (22. Mai 1744) zu Frankfurt, wobei er der Sache des Kaiſers durch einen Einfall in Böhmen aufzuhelfen verſprach, ſich aber den Königgräzer Kreis von Böhmen ausbedang. Unerwartet rückte er, 10. Aug. 1744, in Böhmen ein, und eroberte Prag, mußte aber, von den Oeſterreichern, unter dem Prinzen Carl von Lothringen, und den mit ihnen verbundenen Sachſen gedrängt, Böhmen noch vor dem Ende des Jahrs verlaſſen. Der Tod des Kaiſers (18. Jan. 1745) und die Niederlage der Baiern bei Pfaffenhofen bewirkten, daß der junge Churfürſt Maximilian Joſeph von Baiern, im Frieden zu Füßen mit Maria Thereſia ſich ausſöhnte, und daß die frankfurter Union ſich auflöſ'te, nachdem ſich Heſſen-Caſſel für neutral erklärt hatte. Dagegen waren Oeſterreich, England, die Niederlande und Sachſen zu Warſchau (8. Jan. 1745) zu einem genauen Bündniſſe zuſammengetreten, und Sachſen hatte noch einen beſondern Vertrag (18. Mai 1745) mit Oeſterreich gegen Preußen abgeſchloſſen. Allein Friedrich beſiegte die Oeſterreicher und Sachſen (4. Juni 1745) bei Hohenfriedberg (Striegau) in Schleſien, ging darauf nach Böhmen, und ſiegte noch einmal in einem ſehr hartnäckigen Kampfe bei Sorr (30. Sept. 1745). Der Sieg der Preußen unter dem Fürſten Leopold von Deſſau über die Sachſen bei Keſſelsdorf (15. Dec. 1745) führte den Frieden von Dresden (25. Dec.) herbei, welcher auf die Grundlage des berliner Friedens abgeſchloſſen ward, ſo daß Friedrich Schleſien behielt, den Gemahl der Maria Thereſia, Franz I., als Kaiſer anerkannte, und Sachſen eine Million Thaler an Preußen zu zahlen verſprach. Durch dieſen Frieden wurde der zweite ſchleſiſche Krieg geendigt. Während der folgenden eilf friedlichen Jahre widmete Friedrich II. ſich ganz der thätigſten Regierung des Innern und des Heers, dabei aber den Muſen (er ſchrieb in dieſer Zeit die Mémoires de Brandebourg, das Gedicht: die Kriegskunſt, und andere poetiſche und proſaiſche Aufſätze), beſtrebte ſich, Ackerbau, Künſte, Fabriken und Manufacturen blühend zu machen, den Handel zu beleben, die Geſetzgebung zu verbeſſern, die Staatseinkünfte zu vermehren, ſein Heer, das bis auf 160,000 Mann angewachſen war, immer mehr auszubilden, und ſo den Staat auf eine höhere Stufe der Vollkommenheit zu bringen. Geheime Nachrichten über eine Verbindung zwiſchen Oeſterreich, Rußland und Sachſen, die er beſonders durch den Verrath des ſächſiſchen Canzelliſten Menzel erhielt, erregten in ihm die Beſorgniß eines Angriffs, und des Verluſtes von Schleſien. Durch einen Einbruch in Sachſen (24. Aug. 1756), mit welchem der ſiebenjährige oder 3. ſchleſiſche Krieg begann, und dem wir einen beſondern Artikel gewidmet haben, eilte er, ſeinen Feinden zuvor zu kommen. Der Frieden zu Hubertsburg (15. Febr. 1763), bei welchem der breslauer (1742) und der dresdner (1745) Friede zum Grunde gelegt wurden, endigte dieſen Krieg ohne fremde Vermittlung, nach dem Grundſatze, daß alles auf dem alten Fuße blieb. Friedrich trat mit einem Glanze aus dieſem 7jährigen Kampfe heraus, der ihm für die Zukunft einen entſcheidenden Einfluß auf die deutſchen und europäiſchen Angelegenheiten zuſicherte. Seine nächſte Sorge galt der Unterſtützung ſeiner durch den Krieg ausgeſogenen und erſchöpften Länder. Er öffnete ſeine Magazine, um ſeinen Unterthanen Getraide zur Nahrung und Samen zur Beſtellung der Felder zu verſchaffen. Den Landleuten ließ er Ackerpferde austheilen; die einge=

äſcherten Häuſer erbaute er von ſeinem Gelde, errichtete Colonien, Fabriken und Manufacturen, und legte verſchiedene Canäle an. Schleſien erhielt auf 6 Monate, die Neumark und Pommern auf 2 Jahre Befreiung von allen Abgaben. Für den Adel in Schleſien, Pommern und den Marken wurde ein Creditſyſtem errichtet, durch welches der Preis der Güter erhöht, und der Zinsfuß erniedrigt wurde. Im J. 1764 begründete Friedrich die berliner Bank, und gab ihr 8 Mill. zum erſten Fonds. Die Maßregel, daß er (1766) die Acciſe ganz auf franzöſiſchen Fuß organiſirte, fand vielen Tadel. Viele neue Anſtalten erhielten in dieſer Zeit des Friedens von ihm ihr Daſein; das neue Geſetzbuch ward aber erſt unter ſeinem Nachfolger beendigt und eingeführt. Mit Rußland ward (31. März 1764) ein Bündniß geſchloſſen, in deſſen Folge Friedrich die Wahl des neuen Königs von Polen, Stanislaus Poniatowsky, und die Sache der gedrückten Diſſidenten in Polen unterſtützte. Um Preußen mit Pommern und der Mark zu verbinden, und überhaupt ſeinen Staat zu runden, genehmigte Friedrich die erſte Theilung Polens, die zu Petersburg verabredet und am 5. Aug. 1772 beſchloſſen wurde. Friedrich erhielt in demſelben ganz Polniſch-Preußen (das 1466 vom deutſchen Orden an Polen überlaſſen worden war), nebſt dem Theile von Großpolen bis an den Netzfluß, doch mit Ausnahme von Danzig und Thorn. Seit dieſer Zeit ward das Königreich Preußen in Oſt- und Weſtpreußen eingetheilt. Der König ließ zu Graudenz eine Feſtung anlegen, und errichtete zu Marienwerder eine Kriegs- und Domänenkammer. Bei ſeinem wachſamen Blicke auf die Abſichten und Plane des thätigen Kaiſers Joſeph II., der ihn 1769 in Schleſien beſucht, und dem er 1770 in Mähren ſeinen Gegenbeſuch gemacht hatte, erklärte er ſich 1778 gegen die Beſetzung eines großen Theils von Baiern durch die Oeſterreicher, nachdem der Churfürſt von Baiern, Maximilian Joſeph, kinderlos geſtorben, und dieſes Land an den Churfürſten Carl Theodor von der Pfalz, als nächſten Erben, gefallen war. Denn obgleich der letztere in eine Abtretung gewilligt hatte, ſo widerſprach doch, im Vertrauen auf Friedrichs Schutz, der muthmaßliche Erbe von Pfalzbaiern, der Herzog von Zweibrücken, dieſer Abtretung, ſo wie der Churfürſt von Sachſen, der gerechte Anſprüche auf die baieriſche Allodialerbſchaft hatte. Da Oeſterreich durch keine Unterhandlungen von ſeinem Plane zurückgebracht werden konnte, ſo verband ſich Sachſen mit Preußen, und Friedrich eröffnete den baieriſchen Erbfolgekrieg (Juli 1778), indem er mit zwei Heeren in Böhmen einrückte. Kaiſer Joſeph ſtand in einem feſt verſchanzten Lager hinter der Elbe bei Jaromirs, und war zu keiner Schlacht zu bringen. Die bejahrte Maria Thereſia wünſchte den Frieden; doch zerſchlugen ſich die im Kloſter Braunau (im Auguſt) deshalb angeknüpften Unterhandlungen. Die Heere machten hierauf gegenſeitig verſchiedene Bewegungen, jedoch ohne Entſcheidung. Als aber Catharina II. erklärte, ſie werde Preußen mit 60,000 Mann unterſtützen, ſo ward dieſer Krieg ohne Schlacht durch den Frieden zu Teſchen (13. Mai 1779. S. d. Art.) beendigt. Friedrich hatte gleich anfangs bei den Unterhandlungen großmüthig erklärt, daß er für ſich, wegen der aufgewendeten Kriegskoſten, nichts begehre. Oeſterreich willigte blos in die Vereinigung der fränkiſchen Fürſtenthümer mit Preußen, und hob die Lehnshoheit Böhmens über dieſe Länder auf. Im J. 1780 fiel dem Könige, nach dem Erlöſchen des Hauſes Mansfeld, derjenige Theil der Grafſchaft Mansfeld anheim, der unter magdeburgiſcher Hoheit ſtand, und bereits ſeit

200 Jahren adminiſtrirt worden war. Noch am Abend ſeines thatenreichen Lebens ſchloß Friedrich (23. Juli 1785), in Verbindung mit Sachſen und Hannover, den **deutſchen Fürſtenbund** (ſ. d. A.) gegen Josephs II. Plan, Baiern für den größten Theil der öſterreichiſchen Niederlande einzutauſchen. Mehrere geiſtliche und weltliche Fürſten Deutſchlands traten dieſem Bunde bei. Eine unheilbare Waſſerſucht beförderte den Tod des großen Königs. Er ſtarb zu Sans-Souci am 17. Aug. 1786 im 75. Lebens- und im 47. Regierungsjahre, und hinterließ ſeinem Neffen, Friedrich Wilhelm II., ein um 1325 Q. M. vermehrtes Reich, einen Schatz von mehr als 70 Mill., ein Heer von 200,000 Mann, einen hohen Credit bei allen europäiſchen Mächten, und einen durch Bevölkerung, Gewerbfleiß, Wohlſtand und wiſſenſchaftliche Bildung kräftig emporgehobenen Staat. Friedrichs thatenvolles Leben hatte ſeine Zeitgenoſſen mit ſo hoher Achtung erfüllt, daß ſie den Beinamen des Großen zu gering für ihn hielten; ſie nannten ihn den Einzigen, und er verdiente dieſen Namen. Geläutert durch manche bittere Erfahrung, noch ehe er den Thron beſtieg, gekräftigt durch das Vorbild des Vaters, unterſtützt von einem ſeltenen Verſtande, der ſich in der einſamen Periode ſeines Lebens zu Rheinsberg entwickelt hatte, ergriff Friedrich das Steuerruder ſeines Reichs, und erſchütterte zugleich das ganze Staatenſyſtem Europa's, als er das Schwert zog, um ſeine reichsſtändiſchen Rechte und die Anſprüche ſeines Hauſes zu retten vor den Anmaßungen und dem Drucke des kaiſerlichen Scepters, als er den Fürſtenbund, dies Meiſterſtück ſeiner Politik, nach den Bedürfniſſen jener Zeit, ausdachte und errichtete. Eines ſeiner großen Verdienſte um ſein Land iſt, daß er auch in den bedenklichſten Umſtänden keine Staatsſchulden machte, wohl aber, obſchon er einen bedeutenden Theil der Einkünfte in verſchiedenen Wegen wieder unter ſeine Unterthanen zurückfließen ließ, einen Schatz ſammelte, größer, als je ein Regent in Europa dergleichen beſeſſen hat. Zu ſeinen Fehlern rechnet man die nicht genug verſchleierte Geringſchätzung der prieſterlichen Inſtitutionen, welche von ſeinen Zeitgenoſſen nur zu willig als Geringſchätzung der Religion ſelbſt betrachtet wurde. Daß aber Friedrichs Herz und Geiſt dem höchſten Gedanken in wahrer Frömmigkeit immer offen war, das beweiſen ſein Leben und ſeine Schriften. Daß unter ſeiner Regierung der Prieſter-Nimbus faſt ganz erloſch, und Viele ſich als Freigeiſter gefielen, war ein geringeres Leiden der Zeit, als die verſuchte Ketzerlehre unter ſeinem Nachfolger. Und endlich mögen wir jetzt wohl erkennen, daß, was man Friedrichs Freigeiſterei nennt, weiter nichts war, als ein Vorausſchreiten im Geiſt über die Spanne ſeiner Zeit. Bei ſeiner gänzlichen Unbekanntſchaft mit der deutſchen geiſtigen Bildung, verachtete er dieſe, und trug ſelbſt nichts zu ihrer Vervollkommnung bei. Doch bleibt er der große, einzige Fürſt deutſcher Nation. Friedrichs ſämmtliche Werke, welche vorzüglich die Geſchichte, Staatswiſſenſchaft, Kriegswiſſenſchaft, Philoſophie und Literatur überhaupt betreffen, ferner ſeine poetiſchen und vermiſchten Schriften findet man in den drei Sammlungen: Oeuvres posthumes de Frédéric II. etc. Berlin 1788. 15 Bde. 8; Supplément aux oeuvres posthumes de Frédéric le grand. Berlin, 5 Bde. 8., und Oeuvres de Frédéric II. publiées du vivant de l'auteur. Berlin 1789. 4 Bde. 8.; critiſcher iſt die Ausgabe: Amſterdam 1789 und 1790. Sein Antimacchiavel (zuerſt à la Haye 1740) zeigt, wie er ſich zum Regenten vorbereitet habe. Ein köſtlicher Fürſtenſpiegel iſt ſein Verſuch über Regierungsformen und über die Pflich-

ten den Regenten, welchen er nach einer 40jährigen Regierung ſchrieb. Um die Charakteriſtik dieſes großen Monarchen zu vollenden, mögen hier noch einige treffende Züge aus Dippolds Skizzen der allgemeinen Geſchichte folgen. „Dieſer Friedrich, dem die Geſchichte den Namen des Großen gegeben, Er, den ſeine Unterthanen, voll der wärmſten, dankbarſten Regung, im Zuge des Herzens den Einzigen genannt, bei deſſen Hintritt ſich jedes preußiſche Auge mit heißen Thränen füllte, bei deſſen Todesnachricht ſelbſt jedes gebildeten Fremdlings Auge naß ward, dieſer Friedrich beweiſet, wie kein anderer, welch eine Allſeitigkeit und Liebenswürdigkeit des Geiſtes ein deutſcher Fürſt und Held in alle Wege zu entfalten fähig ſei! Blickt hin auf die Alexander, die Trajane, die Heinrichs, die Ludwigs. Groß waren ſie alle, jeder auf ſeine Weiſe. Aber in keinem war die Weisheit des Königs, die Kraft und Kunſt des Feldherrn, die Strenge des Richters, die Milde und Liebe des Vaters ſeiner Unterthanen, die Popularität traulicher Begegnung, der Ernſt der Freundſchaft, die Gunſt und die Liebe der Muſen, der Gelehrte, der Künſtler, der Philoſoph ſo vollkommen vereint, wie in dem Einzigen Friedrich! — Wenn der narbenbedeckte, eisgraue Grenadier, der in der Glorie der Lorbeeren von Hohenfriedberg, von Liſſa, von Liegnitz, in dem Schrecken von Collin, an dem Abend von Cunersdorf, mit und unter Ihm geſtritten, oder auch nur bei friedlicher Muſterung als Flügelmann von der Stiefelſpitze ſeines vorbeireitenden Königs geſtreift worden war, und nie ein anderes Wort, als: „Vorwärts!“ aus ſeinem Munde vernommen hatte; wenn dieſer am Abend ſeines Lebens, beim Namen Friedrich, noch von der Krücke auffuhr, und mit Jünglingsgluth alle die Augenblicke ſchilderte, wo er ſeinen geliebten Fritz geſehen und ihn vor Freuden faſt angeweint hatte: dann fühlt man, daß Eins in Friedrichs Weſen lag, was nur deutſche Fürſten und Helden in ſo reichem Maße haben können, das Gemüth. Dann begreift man, wie vieles der künftige Geſchichtſchreiber Friedrichs aufbieten müſſe, wenn er Ihn ſo zeigen will, daß Alle, die das große durchdringende Herrſcherauge ſahen, die die feſſelnden Worte ſeines Mundes hörten, die der Blitz ſeines Geiſtes traf und entflammte, erkennen und ſagen müſſen: „Dies iſt Friedrich! So war er!“ — Dies iſt die alles feſſelnde Kraft des Genius, die Jeden, wider Willen, ergreift, erwärmt, begeiſtert und beherrſcht!“ Aber auch die Fehler und Mißgriffe dieſes großen Königs dürfen wir nicht übergehen, wenn wir nicht, ſtatt einer wahren Schilderung, ein unfruchtbares Ideal darſtellen wollen. — „Friedrichs Regierung war eine Selbſtregierung, und die Folgen derſelben zeigten ſich am nachtheiligſten in der Civiladminiſtration, die immer mehr zur Maſchine ward. Sich ſelbſt genug, kannte Friedrich keinen Staatsrath, was in einer erblichen Selbſtherrſchaft unvermeidlich dahin führen kann, daß der Geiſt eines Herrſchers ſich ſelbſt überlebt. Die Stärke des Staats, die in der Nation und in der Verwaltung liegt, ſah Friedrich blos in ſeiner Armee, in ſeinem Schatze. Nirgends konnte daher die Scheidewand zwiſchen dem Civil- und Militärſtande ſo ſtark werden, als in der preußiſchen Monarchie, was nicht zur Stärke des Staatsgebäudes beitragen konnte. Indeß mag wohl gefragt werden: ob es nicht eher ein Glück für deutſche Kunſt und Gelehrſamkeit war, daß Friedrich ſich ihrer nicht beſonders annahm, ſondern ſie vielmehr ihr ſelbſt und dem Volke überließ! Ein Selbſtherrſcher wird einer Sprache immer ſchlechten Dienſt erweiſen, wenn er ſich mehr gegen ſie erlaubt, als nur den freien Gang ihrer Ausbildung zu ſchützen. Friedrich kannte den

Geiſt der Sprache ſeines Volks nicht, und ſo mag es ihm zu großem Lobe gereichen, daß er ſich weder für befugt, noch für berufen hielt, ſich ihr als Herrſcher aufzudringen, um in dieſer großen Angelegenheit Partei und Richter zugleich zu ſein. Um ſo mehr aber iſt anzuerkennen, daß Friedrich im größten und edelſten Sinne populär, daß er der Mann des Volkes war. Er lebte ganz eigentlich in Mitten ſeines Volks; faſt an jedem Heerde fand man ſein theures Bild; Jeder ſeines Volks rühmte ſich Seiner, und trat ihn an, denn er fand nirgends Schranken zwiſchen dem Vater und den Söhnen des Vaterlandes. Und was allen Tadel, allen Fehl und Mangel des großen Mannes überſtrahlt: er betrachtete ſich, den König, nur als den erſten Diener des Staats, und der große Gedanke ſeines Lebens war: „Als König denken, leben, ſterben.“ Ich will nichts davon ſagen, daß er deutſche Kunſt und Gelehrſamkeit nicht achtete, oder verkannte. Denn in ſeiner blühenden Zeit hatten die deutſchen Muſen eine kümmerliche Geſtalt, die deutſche Gelehrſamkeit ein ſo abſchreckendes Aeußere, daß ſich Friedrichs Geiſt in dieſer Armuth unmöglich gefallen konnte; und als ein höherer Genius über ſie kam, war Friedrich in ſeinem Kreiſe ſchon ſo einheimiſch, daß er nun nicht mehr für ſie that, was er früherhin gethan haben würde.

Friedrich Wilhelm II., König von Preußen, geb. 1744, Brudersſohn und Nachfolger Friedrichs II. Sein Vater, Auguſt Wilhelm, zweiter Sohn Friedrich Wilhelms I., befehligte 1757 ein preuß. Armeecorps in Böhmen und der Lauſitz, aber nicht mit Glück, und ſtarb 1758. Nach ſeinem Tode wurde Friedrich Wilhelm von ſeinem Oheim, Friedrich II., zum Kronprinzen von Preußen erklärt. Der junge Prinz überließ ſich bald einer Lebensweiſe, welche der Oheim mißbilligte, und welche beide eine lange Reihe von Jahren hindurch von einander entfernte. Doch äußerte Friedrich II. ſeine Zufriedenheit mit dem Kronprinzen, als er im baierſchen Erbfolgekriege (1778) bei Neuſtädtel in Schleſien einen Beweis perſönlicher Tapferkeit gegeben hatte. Friedrich Wilhelms erſte Gemahlin war Eliſabeth Chriſtine Ulrike, Prinzeſſin von Braunſchweig, die noch in Stettin lebt. Nach der Trennung dieſer Ehe (1769) vermählte er ſich mit der Prinzeſſin Louiſe von Heſſen-Darmſtadt, Mutter des jetzt regierenden Königs. Sein Regierungsantritt begann unter günſtigen Umſtänden (27. Aug. 1786). Preußen war in keinen Kampf mit äußern Feinden verwickelt, und Friedrichs II. Politik hatte ihm in der letzten Zeit ſeines Lebens eine Art von ſchiedsrichterlichem Einfluſſe auf die Angelegenheiten Europens verſchafft. Doch bald ging durch mehrere politiſche Mißgriffe der Credit in den auswärtigen Cabinetten verloren; durch unnütze Kriege und durch den Aufwand der Lieblinge wurde der geerbte Schatz verſchleudert, ſo daß bei des Königs Tode 18 Mill. Schulden vorhanden waren. Seine erſte Theilnahme an auswärtigen Angelegenheiten beſtand darin, daß er (1787) eine Armee unter dem Herzoge von Braunſchweig nach Holland ſchickte, wo die Patrioten (die anti-oraniſche Partei) die Rechte des Erbſtatthalters nicht mehr anerkennen wollten, und deſſen Gemahlin, Schweſter des Königs, bei ihrer Reiſe nach dem Haag beleidigt, dafür aber keine Genugthuung gegeben hatten. Die Preußen drangen ohne Widerſtand bis Amſterdam, und die alte Ordnung der Dinge wurde bald wieder hergeſtellt, auch (15. Apr. 1788) eine Schutzverbindung im Haag zwiſchen Preußen, England und Holland geſchloſſen. In dem Kriege zwiſchen Schweden und Rußland (1788) hinderte Friedrich Wilhelm, in Verbindung mit England, den fernern Angriff Dänemarks auf

Schweden. Eiferſüchtig auf die Fortſchritte Rußlands und Oeſterreichs im Türkenkriege, verbürgte er der Pforte in einem Bündniſſe, 1790, alle ihre Beſitzungen, und reizte dadurch Oeſterreich, ſo daß bereits ein preußiſches Heer in Schleſien an der böhmiſchen Grenze, und ein öſterreichiſches in Böhmen ſich zuſammenzog. Doch Leopold II. wünſchte keinen Krieg mit Preußen, und verſprach (27. Juli 1790) in der reichenbacher Convention, welche, unter Vermittlung Englands und Hollands, zwiſchen Oeſterreich und Preußen abgeſchloſſen wurde, den Türken alle Eroberungen, bis auf den Bezirk von Aluta, zurück zu geben, auf welche Bedingungen auch der Friede von Sziſtowe zwiſchen Oeſterreich und der Pforte abgeſchloſſen wurde. Die Mißverſtändniſſe über dieſe Convention glichen Leopold II. und Friedrich Wilhelm II. bei ihrer Zuſammenkunft in Pilnitz (Aug. 1791) aus, wo ſie zu einer nähern Verbindung in Hinſicht der franz. Angelegenheiten zuſammentraten. Ein Theil der Polen, an ihrer Spitze der König Stanislaus Auguſtus, beabſichtigte eine neue Verfaſſung des Reichs und eine erbliche Thronfolge, welche dem ſächſiſchen Hauſe beſtimmt war. Um einer auswärtigen Bürgſchaft ſich zu verſichern, ward das Bündniß zwiſchen Polen und Preußen geſchloſſen, in welchem Preußen die Untheilbarkeit des polniſchen Staats anerkannte, und demſelben einen Beiſtand von 40,000 Mann und 4000 Mann Cavallerie zuſicherte, ſobald ſich eine fremde Macht in deſſen innere Angelegenheiten miſchen würde. Bald aber wußte Catharina II., nachdem ſie mit der Pforte Frieden geſchloſſen, und, ohne ſelbſt Antheil an dem Kampfe gegen Frankreich zu nehmen, Preußens und Oeſterreichs Anſtrengungen in dieſem Kriege berechnet hatte, Friedrich Wilhelm dahin zu bringen, entweder, als Folge des Bündniſſes mit Polen, dieſen Staat gegen Rußland zu vertheidigen, oder ihn in Verbindung mit Rußland zum zweitenmal zu theilen. Preußen ließ (Jan. 1793) Truppen unter Möllendorfs Anführung, in Großpolen einrücken, und einen Landſtrich beſetzen, der 1100 Q. M. groß, und mit Einſchluß von Danzig und Thorn, 1,200,000 Einwohner faſſend, unter dem Namen Südpreußen mit Oſt- und Weſtpreußen verbunden, und nach preußiſcher Verfaſſung eingerichtet wurde. Ob nun gleich der Reichstag von Grodno dieſe Abtretung und den gleichzeitigen Länderverluſt an Rußland genehmigen mußte, ſo brach doch (Apr. 1794) unter Kosciusko und Madalinsky ein Aufſtand der Polen zur Wiederherſtellung ihrer Selbſtändigkeit aus, in welchem anfangs die Ruſſen und auch die Preußen mehrmals beſiegt wurden, bis endlich Kosciusko von dem ruſſiſchen General Ferſen (10. Oct.) gefangen, und Praga (4. Nov.) von Suwarow erſtürmt wurde. Darauf ward in der dritten Theilung Polens (1795), zwiſchen Rußland, Oeſterreich und Preußen, der Reſt des polniſchen Staats aufgelöſ't. Preußen erhielt dabei noch einen bedeutenden Länderzuwachs. Den Antheil Preußens an dem Kampfe gegen Frankreich begründete, als Folge der Pilnitzer Convention, das Bündniß mit Oeſterreich (Dec. 1792), in welchem ſich beide zur Erhaltung der deutſchen Reichsverfaſſung, zur Bekämpfung der franzöſiſchen Revolution und zur Errichtung einer freien Conſtitution in Polen vereinigt hatten. Ob man nun gleich in Frankreich nicht erwartete, daß Preußen wirklich am Kampfe Theil nehmen würde, ſo ließ doch Friedrich Wilhelm (Juni 1792) ein Heer von 50,000 Mann nach dem Rheine aufbrechen, und folgte demſelben mit den Prinzen. Wegen der Begebenheiten dieſes Krieges verweiſen wir auf die Art. Braunſchweig, C. W. F. Herzog von, und Möllendorf. Am 5. Apr. 1795

ſöhnte ſich Preußen im Frieden zu Baſel, von Hardenberg und Barthelemy abgeſchloſſen, mit der Republik Frankreich aus, und ließ ſeine jenſeit des Rheins gelegenen Länder in den Händen der Franzoſen. Für die Neutralität des nördlichen Deutſchlands ward zwiſchen Frankreich und Preußen eine Demarcationslinie (ſ. d.) verabredet. Noch waren während Friedrich Wilhelms II. Regierung von dem letzten Fürſten des brandenburgiſch-fränkiſchen Mannsſtammes, dem Markgrafen Chriſtian Friedrich Carl Alexander, die beiden fränkiſchen Fürſtenthümer Anſpach und Baireuth (2. Dec. 1791) gegen eine jährliche Leibrente von 300,000 Gulden der Churlinie völlig überlaſſen, und von dem Könige bei dieſer Gelegenheit der rothe Adlerorden erneuert worden. In Hinſicht der innern Verwaltung war zwar die von Friedrich II. eingeführte franzöſiſche Regie abgeſchafft, und manche zweckmäßige Einrichtung begründet, ſo wie ein neues allgemeines Geſetzbuch eingeführt; allein die von Friedrich II. geförderte Aufklärung und Toleranz ward durch Wöllner und andere Männer in des Königs Umgebung vermittelſt des Religionsedicts (1788) und andere Maßregeln ſehr beſchränkt. Friedrich Wilhelm II. ſtarb am 16. Nov. 1797, im 54. Lebens- und 12. Regierungsjahre. Man vergleiche Preußen, Lichtenau, Haugwitz, Herzberg.

Friedrich Wilhelm III., jetzt regierender König von Preußen, älteſter Sohn Friedrich Wilhelms II. und der 1805 zu Berlin als Witwe verſtorbenen Königin Louiſe, Prinzeſſin von Heſſen-Darmſtadt, geb. am 3. Auguſt 1770. Unter der obern Leitung ſeines Groß-Oheims, Friedrichs des Einzigen, ſtand vorzüglich ſeine Mutter ſeiner Erziehung vor. Seine nachmaligen Erzieher waren der Graf Carl Adolph von Brühl, als erſter Gouverneur. Der junge Prinz zeigte ſchon früh viel geiſtige Anlagen, ein treffliches Gemüth, und beſonders jene Kraft des Charakters, die er in der Folge, beſonders im Unglück, behauptet hat. Man kennt noch jene Prophezeihung Friedrichs über ihn, zu welcher ein jugendliches Spiel die Veranlaſſung gab. Daß in einem militäriſchen Staate, wie Preußen, auch die Erziehung der Prinzen militäriſch war, läßt ſich leicht denken. Aber die Erziehung des jungen Prinzen und ſeiner Brüder war auch populär; ſie blieben nicht blos in ihrem eignen Kreiſe eingeſchloſſen, ſondern lernten frühzeitig ſich auch andern Ständen nähern; eine Methode, nach welcher alle junge Prinzen erzogen werden ſollten, weil ſie in ihren Folgen für den Regenten, wie für die Regierten, gleich vortheilhaft wird. Im Aug 1791 begleitete Friedrich Wilhelm III., als Kronprinz, ſeinen königlichen Vater nach Dresden, und legte hier den Grund zu der Bekanntſchaft mit dem jetzigen Kaiſer von Oeſterreich. Als nicht lange nachher Preußen, in Verbindung mit Oeſterreich, den Krieg gegen Frankreich erklärte, und König Friedrich Wilhelm II. im Juni 1792 ſich zu ſeinem, unter dem Befehl des Herzogs von Braunſchweig ſtehenden, Heere an den Rhein begab, begleitete ihn der Kronprinz ebenfalls, nebſt den übrigen Prinzen des königlichen Hauſes, machte den Feldzug mit, und zeigte bei verſchiedenen Gelegenheiten die Unerſchrockenheit, die den preußiſchen Prinzen eigenthümlich zu ſein ſcheint. Dieſer Feldzug wurde die Veranlaſſung, daß der Prinz ſeine nachherige Gemahlin, die unvergeßliche Königin Louiſe, kennen lernte, und den Bund der Herzen mit ihr ſchloß. Dieſe Prinzeſſin, Tochter des Herzogs Carl von Meklenburg-Strelitz, der ſich in Darmſtadt aufhielt, hatte, beim Ausbruche des Kriegs, mit ihrer jüngern Schweſter Darmſtadt verlaſſen, und ſich einige Zeit in Hildburghauſen, bei einer

ältern Schweſter, der regierenden Herzogin, aufgehalten. Nachdem Frankfurt am Main (Dec. 1792) den Franzoſen wieder entriſſen worden war, nahm König Friedrich Wilhelm II. den Winter hindurch ſein Hauptquartier in dieſer Stadt. Die beiden Prinzeſſinnen nahmen (März 1793) ihren Rückweg nach Darmſtadt über Frankfurt, und wurden von dem Könige zur Tafel geladen. Die Prinzeſſin Louiſe erregte gleich beim erſten Anblick die Aufmerkſamkeit des Kronprinzen. Nicht Staatsgründe oder Familienverhältniſſe, ſondern die Harmonie der Geſinnungen und der Einklang der Herzen ſchloſſen den glücklichſten Bund; der Kronprinz verlobte ſich mit der Prinzeſſin Louiſe in Darmſtadt, am 24. April 1793, und am 24. Dec. fand zu Berlin die Vermählung Statt. Friedrich Wilhelm III. folgte ſeinem Vater, geſt. d. 16. Nov. 1797, in der Regierung, und beſuchte, im Frühjahr 1798, in Begleitung ſeiner Gemahlin, die vornehmſten Städte ſeines Reichs, um die Huldigung zu empfangen. In den letzten Jahren Friedrich Wilhelms II. hatten Günſtlinge beiderlei Geſchlechts ſich der oberſten Gewalt bemächtigt, und mißbrauchten ſie zu niedrigen Zwecken. Verſchiedene der weiſen und heilſamen Einrichtungen des großen Friedrich waren vernichtet worden. Die Beſſern im Volke ſeufzten über dieſes Unheil, und richteten ihre Augen ſehnſuchtsvoll auf den Kronprinzen, der im Geiſte ſeines Großoheims zu handeln hoffen ließ. Er erfüllte gleich nach dem Antritte ſeiner Regierung die von ihm gefaßte Hoffnung, ſo viel er konnte. Das verhaßte Religionsedict, Wöllners Ausgeburt, und das Cenſurreglement wurden, ſo wie der läſtige Tabakspacht, aufgehoben, Druck- und Preßfreiheit wieder hergeſtellt; eine vernünftige Cenſur wurde angeordnet; der Lauf der Juſtiz durfte nicht mehr durch willkürliche Cabinetsbefehle unterbrochen werden. Der junge König entfernte mehrere Perſonen, die unter der vorigen Regierung den gerechten Unwillen der Nation gegen ſich erregt hatten, und ſtellte an die Spitze der Geſchäfte Männer von anerkannter Einſicht und Redlichkeit. Die Rechtlichkeit des Königs zeigte ſich auch in ſeinen Cabinetsbefehlen; ſie lieferten ein bis dahin ungewöhnliches Beiſpiel, daß der Regent den Regierten die Gründe ſeines Verfahrens einzeln darlegte. Eine weiſe Sparſamkeit, welche die zerrütteten Finanzen und eine Staatsſchuldenlaſt von 22 Mill. Thalern nothwendig machten, wurde eingeführt. Der König ſelbſt gab darin ein nachahmungswürdiges Beiſpiel an ſeinem Hofe, wo edle Einfachheit, verbunden mit Ordnung und Pünktlichkeit, herrſchte. Das königliche Paar war ſelbſt das ſchönſte Muſter eines glücklichen häuslichen Lebens und der auf Thronen ſo ſeltenen Gattenliebe. (Vergl. Louiſe.) — Bei dem immer wieder erneuerten Kampfe der europäiſchen Mächte gegen Frankreich behauptete Preußen unerſchütterlich die ſeit dem am 17. Mai 1795 zu Baſel abgeſchloſſenen Vertrage angenommene Neutralität, und Friedrich Wilhelm III. benutzte dieſe Zeit des Friedens, um die alten und neuen Provinzen ſeines Reichs zu einer immer höheren Stufe der Bildung zu erheben, und beſonders in letztern den innern Wohlſtand dauerhaft zu gründen. Durch den baſeler Frieden (5 April 1795) war feſtgeſetzt worden, daß die franzöſiſchen Truppen die auf dem linken Rheinufer liegenden preußiſchen Provinzen, Geldern, Meurs, und einen Theil von Cleve, fortwährend im Beſitz behalten ſollten; die definitive Entſcheidung wegen dieſer Provinzen war bis zum allgemeinen Frieden zwiſchen Frankreich und dem deutſchen Reiche ausgeſetzt geblieben. Nachdem dieſer Friede am 9. Febr. 1801 zu Luneville zu Stande gekommen, und das ganze linke Rheinufer an Frankreich über-

laſſen worden war, erhielt Preußen zwei Jahre nachher durch den Reichsdeputationsſchluß den öſtlichen Theil des Stifts Münſter, die Fürſtenthümer Hildesheim, Paderborn, Eichsfeld, Erfurt mit ſeinem Gebiet, Untergleichen, Treffurt, Dorla, die freien Städte Goslar, Mühlhauſen und Nordhauſen, die Stifter Quedlinburg, Eſſen, Werden, Elten, die Abtei Herford und die Probſtei Kappenberg. Preußen gewann durch dieſe Entſchädigung gegen 180 Q. M., mit mehr denn 400,000 Einwohnern, größtentheils treffliche, dem Staate wohlgelegene Länder, mit einem Ueberſchuſſe an Einkünften von mehr als 2 Mill. Gulden. Durch einen Tauſch mit Baiern wurden die fränkiſchen Fürſtenthümer ſehr zweckmäßig, und mit einem Gewinn von ungefähr 8 Q. M. gerundet. Friedrich Wilhelm war jetzt Beherrſcher einer Nation, deren Volksmenge gegen 10 Mill. betrug. Bei dem, durch die dritte Coalition zwiſchen England, Rußland und Oeſterreich gegen Frankreich im J. 1805 ausgebrochenen Kriege blieb Friedrich Wilhelm III. ſeinem bisherigem Neutralitätsſyſtem getreu. Bewegungen, welche von Rußland gegen Preußen gemacht wurden, veranlaßten den König, auch ſeine Truppen in Schleſien und an der Weichſel zuſammenzuziehen. Aber der unerwartete Durchmarſch eines franzöſiſch-baierſchen Heeres durch das neutrale anſpachiſche Gebiet, und die perſönliche Gegenwart des Kaiſers Alexander in Berlin, änderten die Lage der Dinge. Der König trat ins geheim (3. Nov. 1805) der Coalition gegen Frankreich unter gewiſſen Bedingungen bei, ſuchte noch den Frieden zwiſchen den kriegführenden Mächten zu vermitteln, und ſchickte ein Heer nach Franken. Nach der Schlacht von Auſterlitz kam der Friede zwiſchen Oeſterreich und Frankreich zu Stande. Wenige Tage vorher (15. Dec.) war zu Wien, durch den Grafen Haugwitz, eine vorläufige Uebereinkunft zwiſchen Preußen und Frankreich abgeſchloſſen worden. Durch dieſe wurde die Verbindung der beiden Mächte erneuert, und die gegenſeitige Garantie der alten und neuerworbenen Länder feſtgeſetzt; Preußen trat Anſpach zu Gunſten Baierns, Cleve und Neufchatel zur freien Verfügung an Frankreich, und dieſes dagegen den ganzen churhannöverſchen Staat an Preußen ab. Dieſe unglückliche Erwerbung von Hannover, wovon Preußen am 1. April 1806 wirklich Beſitz nahm, veranlaßte zuerſt ein Manifeſt (20. April), und dann eine förmliche Kriegserklärung Englands gegen Preußen (11. Juni). Auch mit Schweden, deſſen König in Folge eines mit England geſchloſſenen Subſidienvertrags das Herzogthum Lauenburg decken wollte, brachen Feindſeligkeiten aus; die Preußen vertrieben die ſchwediſchen Truppen aus dem Lauenburgiſchen. Doch erfolgte bald (Auguſt 1806) eine Art von Ausſöhnung zwiſchen beiden Mächten. Neue Friedensunterhandlungen Frankreichs mit England und Rußland, durch welche Preußen ſich gefährdet glaubte, und die Errichtung des Rheinbundes, veranlaßten auch zwiſchen Preußen und Frankreich neue Unterhandlungen. Preußen hatte die Idee, im Norden von Deutſchland, ſo wie Napoleon im Süden und Weſten es gethan hatte, einen nordiſch-deutſchen Bund zu ſtiften, welcher alle im Grundvertrage des rheiniſchen Bundes nicht genannten Staaten enthalten ſollte. Um den Foderungen, daß Frankreich dieſer beabſichtigten Verbindung kein Hinderniß entgegenſtellen, ſeine Truppen aus Deutſchland zurückziehen, und verſchiedene widerrechtlich beſetzte Orte räumen ſollte, mehr Nachdruck zu geben, rüſtete Preußen ſich, blos in Verbindung mit Sachſen, zum Kriege gegen Frankreich, deſſen Heere ſich ebenfalls nach Deutſchland in Bewegung ſetzten. Am 9. Oct. begannen die Feindſeligkeiten an

der Saale; am folgenden Tage wurde der Vortrab des preußiſchen Heeres bei Saalfeld zurückgedrängt, wo der tapfere Prinz Louis von Preußen den Tod fand, und am 14. Oct. entſchied die Doppelſchlacht bei Jena und Auerſtädt über das Schickſal des preußiſchen Heeres und aller zwiſchen der Weſer und der Elbe gelegenen preußiſchen Länder. Unerwartet und unbegreiflich ſchnell ergaben ſich die wichtigſten Feſtungen den Feinden, und ſchon am 27. Oct. hielt der Sieger ſeinen Einzug in die wehrloſe Hauptſtadt der preußiſchen Monarchie. Dieſes Uebermaß von Unfällen konnte die unerſchütterliche Standhaftigkeit Friedrich Wilhelms III. dennoch nicht niederbeugen. Er erwählte Memel zu ſeinem einſtweiligen Aufenthalte, ſammelte ſein Heer aufs neue, und ahndete mit gerechter Strenge die Pflichtvergeſſenheit, die Viele ſich hatten zu Schulden kommen laſſen (Publicandum v. 1. Dec. 1806). In Gemeinſchaft mit ſeinem treuen Verbündeten, dem Kaiſer von Rußland, ſtellte er ſich den in Oſtpreußen eindringenden Feinden entgegen. Die Schlachten bei Eylau und Friedland führten endlich den Frieden zu Tilſit (ſ. d. Art.) am 9. Juli 1807 herbei. Große und ſchmerzliche Opfer mußte Friedrich Wilhelm in dieſem Frieden bringen, und Provinzen abtreten, die ſeit Jahrhunderten ſeinem Hauſe treu ergeben geweſen waren. Die Hälfte ſeines Reichs ging verloren, und darunter Provinzen, die in Rückſicht des Ackerbaues, Gewerbfleißes und Handels die vorzüglichſten waren. Was den Schmerz des Verluſtes noch vermehren mußte, war, daß auch die ihm verbleibenden Länder von den franzöſiſchen Truppen beſetzt gehalten wurden. Selbſt die Hauptſtadt Berlin wurde erſt im Dec. 1808 von ihnen geräumt, und der von ſeinen Unterthanen zurückgeſehnte König konnte erſt ſpäter ſeine Reſidenz wieder da nehmen. Mit unabläſſigem Eifer und feſten Willen arbeitete nun Friedrich Wilhelm, die Wunden, welche der Krieg ſeinen Staaten verurſacht hatte, zu heilen, und eine völlig neue Einrichtung der innern Staatsform herzuſtellen. Die Armee wurde auf 42,000 Mann geſetzt und neu gebildet. Eine neue Civilverfaſſung wurde hergeſtellt, und der Gang der öffentlichen Geſchäfte genau beſtimmt. Früher ſchon (9. Oct. 1807) war das wohlthätige Edict erſchienen, welches die Erbunterthänigkeit aufhob, und ſpäter (28. Juli 1808) abgeändert wurde. Unter dem Namen der Städte-Ordnung wurde am 19. Nov. 1808 eine geſetzliche Vorſchrift über die Vertretung der Stadtgemeinden in Rückſicht des ſtädtiſchen Gemeinweſens durch Stadtverordnete ertheilt. Eben ſo wichtig und für den Staat heilſam war die am 6. Nov. 1809 beſchloſſene Veräußerung der königlichen Domänen, die Verwandlung der Klöſter und der übrigen geiſtlichen Güter in Güter des Staats (30. Oct. 1810), und die, ſelbſt unter ſehr drückenden Zeitverhältniſſen, höchſt freigebige Pflege und Ausſtattung des Erziehungsweſens, wozu beſonders die Stiftung der neuen Univerſität zu Berlin (1809) gehört, ſo wie die Verpflanzung der Univerſität zu Frankfurt an der Oder nach Breslau, wo ſie eine neue, zweckmäßigere Form erhielt. Im Dec. 1808 reiſete Friedrich Wilhelm, in Begleitung ſeiner königlichen Gemahlin, nach Petersburg, um das Freundſchaftsbündniß mit dem Kaiſer Alexander noch feſter zu knüpfen. Nach einem Aufenthalte von einigen Wochen kehrte das königliche Paar nach Königsberg zurück, und hielt am 23. Dec. 1809 ſeinen feierlichen Einzug in Berlin. Die Freude des Königs und des Landes wurde bald aufs empfindlichſte geſtört durch den unerwarteten Tod der allverehrten Königin Louiſe (ſ. d. Art.), am 19. Juli 1810. Aus dieſer königl., wahrhaft glücklichen Ehe ſind noch 4 Prinzen

und 3 Prinzeſſinnen am Leben; die älteſte der letztern, Charlotte (geb. d. 13. Juli 1798), iſt die Gemahlin des ruſſiſchen Großfürſten Nicolaus; die zweite, Alexandrine (geb. 1803), wurde an den Erbgroßherzog Paul von Meklenburg-Schwerin 1822 vermählt. Alle übrigen ſind noch unvermählt. — Während Friedrich Wilhelm III. mit dem Auslande in friedlichen Verhältniſſen ſtand, fuhr er unermüdet fort, den innern Zuſtand ſeines Landes zu vervollkommnen; dahin gehören vorzüglich verſchiedene Verbeſſerungen in der Civil- und Juſtizverwaltung, im Münzweſen und in dem Anbau des Landes. An die Stelle der durch das Edict vom 30. Oct. 1810 und durch die Urkunde vom 23. Jan. 1811 aufgelöſten Ballei Brandenburg, des Johanniterordens, des Heermeiſterthums und der Commenden derſelben, deren ſämmtliche Güter als Staatsgüter eingezogen worden waren, errichtete der König (23. Mai 1812) einen neuen Orden, unter der Benennung: königl. preußiſcher St. Johanniterorden, und erklärte ſich ſelbſt als Protector deſſelben. Mit Frankreich ſchloß er (24. Febr. 1812) zu Paris ein Schutzbündniß gegen alle europäiſche Mächte, mit welchen der eine oder der andere Theil in Krieg verwickelt wäre oder verwickelt werden könnte. Als im Juni 1812 der Krieg zwiſchen Rußland und Frankreich wirklich ausbrach, ließ der König zu dem Heere des letztern ein Hülfscorps von 30,000 Mann ſtoßen, welches mit dem 10. franzöſiſchen Armeecorps unter dem Marſchall Macdonald den linken Flügel bildete, und zu der Belagerung von Riga beſtimmt wurde. Bei dem ſchnellen und verderblichen Rückzuge der Franzoſen aus Rußland mußte auch das preußiſche Hülfscorps ſich zurückziehen. Aber der commandirende General (York) rettete es durch eine am 30. Dec. 1812 mit dem ruſſiſchen General Diebitſch abgeſchloſſene Uebereinkunft, vermöge welcher das preußiſche Corps für neutral erklärt wurde, und ſich dem zufolge von dem franzöſiſchen Heere abſonderte. Da der Zeitpunkt noch nicht erſchienen war, wo die preußiſche Regierung ihre Geſinnungen offen an den Tag legen konnte, ſo mußte die Handlung des Generals York anfangs gemißbilligt werden. Aber als der König für gut befunden hatte, am 22. Jan. 1813 ſeine Reſidenz nach Breslau zu verlegen, ließ er von da aus in einem Parolebefehl vom 11. März dem General York volle Gerechtigkeit widerfahren, und übergab ſeinem Oberbefehl noch ein anderes Truppencorps. Eine neue Epoche begann jetzt für Preußen, welches bald darauf das Band ſeiner Abhängigkeit von Frankreich zerriß. In allen Gemüthern ging nicht nur das Licht neuer Hoffnungen auf, das unter dem fremden Druck bisher ſo tief gebeugte Vaterland wieder herſtellen zu können, ſondern, als nun kräftige Auffoderungen, zu den Waffen zu greifen, erſchienen, entflammte ſich der Enthuſiasmus der Nation zu einem in Deutſchland bis dahin nie gekannten Grade. Der patriotiſche Eifer, der Drang, gegen den Unterdrücker des Vaterlandes zu kämpfen, war allgemein. Nicht blos junge Leute aus allen Ständen ergriffen die Waffen, auch Männer, auf deren Beitritt man nicht rechnen konnte, ſtellten ſich unter die Paniere. Alle Claſſen der Einwohner des Staats wetteiferten, mittelbar oder unmittelbar zur Rettung des Vaterlandes beizutragen, und den Bedürfniſſen deſſelben durch die größten Aufopferungen abzuhelfen. Durch dieſen Volkseifer und durch die von der Regierung bisher mit weiſer Vorſicht im Stillen geleiteten Vorbereitungen war es möglich, daß Preußen im J. 1813 ſo bewundernswürdig ſchnell ein geübtes und zahlreiches Heer ins Feld ſtellen konnte. Noch immer war die Hauptſtadt Berlin von den Franzoſen beſetzt, ſie räumten aber, von den

Ruſſen gedrängt, in der Nacht vom 3. zum 4. März die Stadt, in welche am folgenden Tage die Ruſſen als Freunde einzogen und mit Jubel empfangen wurden. Am 15. März kam der Kaiſer Alexander nach Breslau, wo der König ſich noch aufhielt. Ein zu Kaliſch geſchloſſenes Trutz- und Schutzbündniß, deſſen Unterzeichnung, jedoch ohne nähere Kenntniß des Inhalts, am 20. zur öffentlichen Kunde gebracht wurde, vereinigte beide Monarchen auf das innigſte mit einander. Kraftvolle und herzliche Proclamationen des Königs an ſein Volk und an ſein Kriegsheer (17. März) begeiſterten beide. Zwei preußiſche Armeen, die eine in Schleſien gebildet unter Blücher, die andere unter York, welche in Berlin zu dem ruſſiſchen Heere unter Wittgenſtein ſtieß, rückten nun zugleich mit den Ruſſen vorwärts nach Sachſen. Friedrich Wilhelm kam am 24. Mai wieder nach Berlin, wo er im Triumph empfangen wurde. Hier ernannte er für die Verwaltung des Staats Militär- und Civilgouverneure, hob das ſogenannte Continentalſyſtem auf, und ſtiftete einen neuen Verdienſtorden — eine nur für dieſen Krieg beſtehende Auszeichnung des Verdienſtes um das Vaterland — das eiſerne Kreuz, von zwei Claſſen und einem Großkreuz. Der ganze preußiſche Staat ward jetzt ein Militärſtaat. Außer den regelmäßigen Heeren ward auf das ſchleunigſte eine allgemeine Landwehr und ein Landſturm errichtet, deren treffliche Einrichtung ſich ſpäterhin, als der Feind ſchon in Schleſien und gegen Brandenburg vordrang, entwickelte. Die perſönliche Gegenwart des Königs, der alle Gefahren und Beſchwerden mit ſeinen Truppen theilte, befeuerte dieſe aufs höchſte; in einer Menge größerer und kleinerer Gefechte verrichteten ſie glänzende Thaten; ihrer Tapferkeit und ihrem Heldenmuthe mußte ſelbſt der Feind Gerechtigkeit widerfahren laſſen. Hier können aus dem Feldzuge der Jahre 1813 und 1814 nur die Thaten bei Lützen, Bautzen, Haynau, Culm, Großbeeren, Dennewitz, an der Katzbach, bei Wartenburg und, nach der Schlacht bei Möckern (16. Oct. 1813), die Erſtürmung Leipzigs, der Uebergang über den Rhein (1. Jan. 1814), die Siege bei Laon (9. März) und Montmartre (30. März) flüchtig erwähnt werden. „Die ſchleſiſche Armee,“ ſagt Blücher am Schluſſe ſeines Berichts aus Paris vom 4. April 1814, „hat nach einer Campagne von 7½ Monat, in welcher ſie 6 große Schlachten lieferte, 8 Actionen und unzählige Gefechte hatte, über 48,000 Gefangene gemacht, und 432 Kanonen erobert.“ Friedrich Wilhelm III. gab nicht nur öfters Beiſpiele perſönlicher Tapferkeit (bei Culm, Fère-Champenoiſe, d. 25. März), ſondern trug auch durch ſeine Einſicht und Feſtigkeit in den Tagen der Gefahr, nach den unglücklichen Gefechten bei Montmirail (14. Febr.) und bei Montereau (18. Febr.), viel zur Entſcheidung der guten Sache bei. Schon war nach jenen Gefechten eine rückgängige Bewegung nach Chaumont, die bis über den Rhein zurückgeführt und Napoleons Herrſchaft aufs neue befeſtigt haben würde, beſchloſſen. Aber Friedrich Wilhelm bewirkte durch ſeine Ausdauer, ſeine Feſtigkeit und ſein Vertrauen in die gute Sache, daß der Rückzug nicht weiter fortgeſetzt wurde, und daß die Heere gegen Paris vorrückten, welches ſich auch bald nachher (am 30. März) den Verbündeten ergab. Großmüthig und wahrhaft königlich belohnte jetzt Friedrich Wilhelm die Männer, die ſeine Abſichten ausgeführt und ſeine Rechte verfochten hatten. Den einſichtsvollen, ſtandhaften Hardenberg, der in verhängnißvollen Jahren als Staatskanzler mit geübter, feſter Hand das Ruder des preußiſchen Staates führte, und den tapfern, unermüdlichen Blücher, erhob er in den Fürſtenſtand. Die Schriften,

mit welchen er Beiden (am 3. Juni 1814) ihre Erhebung ankündigte, ſind ſprechende Beweiſe von den Gefühlen des Königs und von ſeiner richtigen Würdigung des Verdienſtes. Durch Ehrenzeichen und Beförderungen wurden die bewieſene Tapferkeit im Kriege, und die erprobte Anhänglichkeit an König und Vaterland, in allen Ständen belohnt. Späterhin wurde auch das Andenken der im Kampfe für Freiheit und Vaterland gefallenen Tapfern feierlich geehrt. Nachdem der König bis zum Abſchluß des Friedens (30. Mai 1814) in Paris verweilt hatte, reiſte er (im Juni) mit dem Kaiſer Alexander nach London, hielt bei ſeiner Rückkunft (7. Aug.) einen feierlichen Einzug in ſeine Hauptſtadt, und begab ſich dann nach Wien, wo er bis zur Beendigung des Congreſſes blieb. Durch die allgemeinen Congreßverhandlungen und durch einige beſondere Verträge verdoppelte er den Umfang ſeiner Monarchie, welche der Friede zu Tilſit um mehr als die Hälfte vermindert hatte. Von den ehemaligen polniſchen Beſitzungen iſt Weſtpreußen und der Netzdiſtrict, nebſt Danzig und Thorn, zurückgegeben worden; der an Preußen gefallene Theil von Groß-Polen heißt jetzt das Großherzogthum Poſen, und der abgetretene Theil des Königreichs Sachſen das Herzogthum Sachſen. In Weſtphalen hat Preußen ſeine ehemaligen Beſitzungen wieder erhalten, und ſie mit neuen vermehrt; auf dem linken Rheinufer hat es das Herzogthum Jülich und den größten Theil der ehemaligen drei geiſtlichen Churfürſtenthümer erworben, und dieſe Beſitzungen unter dem Namen Großherzogthum vom Niederrhein vereiniget. An Hannover hat es Oſtfriesland, Hildesheim, Goslar, Duderſtadt und Lingen abgetreten, dagegen aber Lauenburg, ohne das Hannover vorbehaltene Amt Neuhaus, erhalten, und dieſes durch den Vertrag vom 4. Juni 1815 an Dänemark für Schwediſch-Pommern und Rügen, und eine Geldentſchädigung von überhaupt 2,600,000 Thaler überlaſſen. Mit Inbegriff des durch den zweiten pariſer Frieden (1815) von Frankreich abgetretenen und mit dem Großherzogthum Niederrhein vereinigten Saar-Departements, beherrſcht Friedrich Wilhelm III. jetzt einen Staat von mehr als 5000 Q. M., mit 10,800,000 Einwohnern. Als im Anfange des J. 1815 neue Unruhen in Frankreich ausbrachen, verband ſich Friedrich Wilhelm am 25. März zu Wien mit Oeſterreich, Rußland und England, gegen die Unternehmungen Napoleons und ſeiner Anhänger. Die preußiſchen Heere ſetzten ſich gegen Frankreich in Bewegung, und erfochten mit ihren Verbündeten den gleich alles entſcheidenden Sieg über Napoleon bei Belle-Alliance. Friedrich Wilhelm kam aus dieſem Feldzuge erſt am 19. Oct. wieder in ſeine Reſidenz zurück; hier feierte er am 22. Oct. das vierhundertjährige Regierungsjubiläum ſeines Stammhauſes Hohenzollern, und am 4. Nov. die Verlobung ſeiner älteſten Tochter, der Prinzeſſin Charlotte, mit dem Großfürſten Nicolaus. Im J. 1818 beſuchte er den Kaiſer Alexander, und machte mit dieſem eine Reiſe durch verſchiedene ruſſiſche Provinzen. Schon in dem erſten Feldzuge war die im J. 1806 von den Franzoſen aus Berlin geraubte Statue der Siegesgöttin im Triumph wieder dahin zurückgebracht worden. Der zweite Feldzug gab Veranlaſſung, daß auch die andern, auf gleiche Art aus den preußiſchen Staaten entführten Kunſtwerke wieder zurückgegeben werden mußten. Friedrich Wilhelm kaufte bei ſeinem Aufenthalte in Paris die berühmte Gemäldeſammlung des Prinzen Giuſtiniani für 500,000 Franken, und bereicherte damit ſeine Hauptſtadt, für deren Verſchönerung er noch auf andere Art ſorgte. Die bisherige Zeit der Ruhe hat Friedrich Wilhelm benutzt, um das innere Wohl

ſeiner Staaten zu befördern. Vieles iſt für beſſere Aufnahme der Manufacturen und Fabriken, und für die Erleichterung des inländiſchen Handels geſchehen. Die Univerſität zu Berlin hat Statuten, und ihre wiſſenſchaftlichen Sammlungen haben Vermehrungen erhalten. Bei der Univerſität Königsberg ſind neue Anſtalten errichtet, einige ältere erweitert und reich begabt worden. Mehrere Schulen und Erziehungsanſtalten zu Berlin und in den Provinzialſtädten erhielten Beweiſe der Freigebigkeit und Sorgfalt des Königs. Die wohlthätigen Folgen der eingeführten weiſen Staatswirthſchaft zeigen ſich dadurch, daß Preußen im Stande war, auf zwei in vorigen Jahren gemachte Anleihen im J. 1817 die bedeutende Summe von 2,600,000 Gulden baar zurückzuzahlen, und daß die Staatspapiere ſtiegen. Friedrich Wilhelm III. hat ſeinem Volke eine Conſtitution zugeſichert, die dem Geiſte des Zeitalters angemeſſen ſei. Ein wichtiger Schritt dazu iſt durch die Einrichtung des neuen Staatsraths geſchehen, der am 30. Mai 1817 inſtallirt wurde, und zu welchem, außer den majorennen Prinzen des königlichen Hauſes, die vornehmſten Staatsbeamten im Civil und Militär, und verſchiedene andere Staatsdiener, die der König ſeines Vertrauens würdigt, gezogen worden ſind. In der deshalb am 20. Mai erlaſſenen Verordnung erklärt der König den verſammelten Staatsrath für die höchſte berathende Behörde, die jedoch an der Verwaltung keinen Antheil hat. Der Umfang und der Gang der Geſchäfte des Staatsraths ſind zugleich genau beſtimmt worden. Aus der Mitte dieſes Staatsraths hat der König auch die Glieder der Commiſſion ernannt, die ſich, in Folge der Verordnung vom 22. Mai 1815 wegen der zu bildenden Repräſentation des Volks, in Berlin unter dem Vorſitze des Staatskanzlers verſammeln, und ſich mit der Organiſation der Provinzialſtände, den Landesrepräſentanten und der Ausarbeitung einer Verfaſſungsurkunde, nach den in jener Verordnung aufgeſtellten Grundſätzen, beſchäftigen ſoll. Zu gleicher Zeit übertrug der König einer andern, aus den Mitgliedern des Staatsraths ernannten Commiſſion, die Prüfung eines von dem Finanzminiſter eingereichten Entwurfs zum Geſetz über die Steuerverfaſſung des Königreichs. Gegen das neue Mauthſyſtem aber haben ſich viele Stimmen des Auslandes erklärt. Auf dem Congreß zu Aachen ſtiftete der König den 18. Oct. 1818 die Univerſität Bonn, und in Berlin 1820 ein Muſeum der Alterthümer; überhaupt iſt die Beförderung des Schulweſens und wiſſenſchaftlicher Anſtalten ein unverwelklicher Kranz in der Regierung dieſes Monarchen.

Friedrich Heinrich Ludwig, bekannter unter dem Namen des **Prinzen Heinrich** von Preußen, ein Bruder Friedrichs II., war zu Berlin 1726 geboren. Die harte, unzweckmäßige und durchaus unwürdige Erziehung, die er in den erſten 15 Lebensjahren bis zum Tode ſeines Vaters genoß, darf hier nicht näher bezeichnet werden, da ſie in den von Friedrich Wilhelm I. und Friedrich II. entworfenen Skizzen hinreichend charakteriſirt worden. So herrlich ſich auch in der Folge das Talent dieſes Prinzen entwickelte, ſo behielt er doch von dieſer erſten Erziehung her die ſchlechte deutſche Mundart, die er ſprach, und eine gewiſſe Ungewandtheit in ſeinen Ausdrücken. 1742 machte er ſeinen erſten Feldzug als Oberſter bei der Armee, die unter den Befehlen des Marſchalls Schwerin und des Königs in Mähren eindrang, und wohnte der Schlacht bei Czaslau bei, welche die Preußen am 17. Mai d. J. gewannen. 1744 vertheidigte er mit Hartnäckigkeit und Erfolg die nur mit einer einfachen Mauer umgebene Stadt

Tabor in Böhmen; noch ausgezeichneter that er ſich den 4. Juni 1745 in der Schlacht bei Strigau oder Hohenfriedberg hervor, wo die Preußen unter ihrem König das von dem Prinzen Carl von Lothringen befehligte öſterreichiſche Heer ſchlugen, und jene großen tactiſchen Bewegungen zu entwickeln anfingen, die ihnen in der Folge ſo viel Ruhm erwarben. Nach dem dresdner Frieden berief Friedrich II. den Prinzen Heinrich und ſeinen Bruder Ferdinand zu ſich nach Potsdam. Der erſte benutzte die Muße, und ergab ſich mit Leidenſchaft den Studien. Mit einer glühenden Einbildungskraft, einem ſcharfſinnigen, vorzüglich zum Nachdenken ſich neigenden Geiſte, einem feſten, nur auf das Gute gerichteten Willen und einem glücklichen Gedächtniß machte er reißende Fortſchritte. Seine Begierde, ſich zu unterrichten, erſtreckte ſich in gleichem Maße über die angenehmen, wie über die nützlichen Künſte, und mitten unter den ernſtern Studien, durch die er ſeinen Geiſt mit Kenntniſſen bereicherte, fand er Zeit, ſich in der Muſik und Malerei zu vervollkommnen. Der Aufenthalt in Potsdam, wo Friedrich die durch geiſtreiche Schriften und dreiſte Meinungen ſich beſonders auszeichnenden Männer ſeiner Zeit verſammelt hatte, trug dazu bei, ſeinem Geiſte und Charakter jenen erhabenen Schwung zu geben, der ihn nachher auszeichnete. So verlebte der Prinz die ſieben erſten Jahre nach dem Frieden; 1752 vermählte ihn ſein Bruder mit der Prinzeſſin Wilhelmine von Heſſen-Caſſel, und ließ ihm einen Palaſt in Berlin erbauen. Zu derſelben Zeit empfing er die Domäne und das Schloß Rheinsberg, welches Friedrich als Kronprinz bewohnt hatte, und das durch den Aufenthalt dieſes Prinzen noch berühmter werden ſollte. Wenige Jahre darauf begann der ſiebenjährige Krieg, und in ihm fand der edle Fürſt Gelegenheit, ſeine Talente zu entwickeln und jene gelehrten Theorien anzuwenden, die er während des Friedens ſtudirt hatte. In der Schlacht von Prag war es Heinrichs unerſchütterlicher Muth, ſein unter allen Gefahren und Zufälligkeiten feſter und ſicherer Blick, wodurch dieſer glänzende Tag entſchieden wurde. In der Schlacht bei Roßbach erhielt er eine ehrenvolle Wunde. Nach dieſem merkwürdigen Siege ließ der König ſeinen verwundeten Bruder in Leipzig, und gab ihm den Oberbefehl über die wenigen Truppen, die in dieſer Gegend zurückblieben; bald darauf aber ſtellte er ihn an die Spitze ſeiner zweiten Armee, und ſeitdem lenkten beide heldenmüthige Brüder durch die Wechſelwirkungen ihres Genies und ihrer entgegengeſetzten Eigenſchaften die Begebenheiten dieſes Krieges, in welchem ſie die Hauptrollen ſpielten; und wie ihre Sache gemeinſchaftlich war, ſo wurde es auch ihr Ruhm. 1758 hatte Prinz Heinrich den Auftrag, mit 25,000 Mann, Sachſen, Hannover, Braunſchweig und Heſſen, folglich auch die Mark Brandenburg und das Herz der preußiſchen Staaten zu decken. Einem weit überlegenern Feinde gegenüber, wußte er durch kluge Manöver, und indem er durch kleine Gefechte, in denen er immer den Vortheil hatte, ſeine Gegner ermüdete, die Fortſchritte derſelben zu verzögern, und ſo viel Zeit zu gewinnen, daß der König ſeine Zwecke erreichen und ihm zu Hülfe kommen konnte. Den glänzenden Feldzug von 1759 eröffnete er angriffsweiſe. Er drang in Böhmen ein, zerſtörte die Magazine der Oeſterreicher, und wandte ſich hierauf gegen die Reichsarmee, die in Franken ſtand, wo er ein Gleiches that. Er wußte durch richtige Berechnungen die Plane der Feinde zu vereiteln, und ohne einen von dem Könige begangenen Fehler würde dieſer Feldzug auf das glänzendſte geendet haben. 1760 gab ihm der König 40,000 Mann, um den Ruſſen die Spitze zu bie-

ten; nach mehreren geſchickten Märſchen entſetzte der Prinz Breslau, und zeigte eben darin die Ueberlegenheit ſeines Talents, daß er ſeine Zwecke erreichte, ohne eine Entſcheidung zu wagen, die ungünſtig für ihn hätte ausſchlagen können. Weniger glänzend, wiewohl höchſt lehrreich für das Studium, war der Feldzug von 1761, in welchem ſich der Prinz durch die Schwäche ſeines Heers ganz auf die Vertheidigung beſchränkt ſah. 1762 hingegen eröffnete er den Feldzug durch mehrere wohlberechnete Angriffe, in denen er die Oeſterreicher zurückſchlug; dieſem glücklichen Anfange folgten einige Unfälle, die man jedoch nur der geringen Anzahl ſeiner Truppen zur Laſt legen kann, mit welchen er eine ſehr ausgedehnte Linie beſetzen und vertheidigen mußte. Aber der Angriff und die Eroberung des Lagers bei Freiberg, und der Sieg, den der Prinz hier erfocht, hatten die wichtigſten Folgen, denn ſie trugen nicht wenig bei, den Frieden herbeizuführen. Kaum hatten die kriegführenden Mächte ſich zu Hubertsburg ausgeſöhnt, als Prinz Heinrich von den Heeren, die er rühmlich angeführt hatte, in den Schoß der Ruhe zurückeilte. Das Schloß zu Rheinsberg wurde durch ihn der Sitz der Philoſophie und der Muſen; aber ſein zu großes Vertrauen auf Perſonen, die deſſen unwürdig waren, verurſachte ihm häusliche Verwirrungen, die ſeine Ruhe ſtörten, und ihn veranlaßten, eine Gemahlin von ſich zu entfernen, die wenigſtens ſeine Nachſicht zu verdienen ſchien. Als mitten unter den Genüſſen des Friedens Rußland, Oeſterreich und Preußen ſich mit einer Theilung Polens beſchäftigten, wurde Prinz Heinrich mit den Verhandlungen über dieſen Gegenſtand beauftragt, und Friedrich II. verdankte ihm Vortheile, die er kaum hatte erwarten dürfen. In dem kurzen baieriſchen Erbfolgekriege befehligte der Prinz ein Heer, welches im Juli 1778 nach Dresden marſchirte, ſich daſelbſt mit den Sachſen vereinigte, und in Böhmen einfiel. Der Mangel an Lebensmitteln nöthigte ihn zum Rückzug, und der im folgenden Jahre unterzeichnete Friede machte dem Kriege ein Ende. 1784 ging der Prinz nach Paris, unter dem Vorwande, den glänzendſten Hof von Europa zu ſehen, eigentlich aber, um eine Verbindung vorzuſchlagen, welche die Vergrößerungsplane Oeſterreichs einſchränken möchte. Die Unentſchloſſenheit des Cabinets von Verſailles ließ dieſen Plan fehlſchlagen, der Prinz kehrte zurück, und der Tod des großen Königs veränderte die Geſtalt der Dinge. Friedrich Wilhelm entfernte ſeinen Oheim von den Geſchäften, welcher geneigt war, ſich nach Frankreich zurückzuziehen, als die innern Unruhen dieſes Landes ihn daran verhinderten. Er lebte daher aufs neue zu Rheinsberg, und tröſtete ſich für die Undankbarkeit ſeines Neffen durch den Umgang mit Philoſophen, Gelehrten und Künſtlern. Der Krieg, den Preußen gegen Frankreich unternahm, hatte nicht die Beiſtimmung des Prinzen, deſſen Erfahrung jedoch nicht gehört wurde. Schon alt und hinfällig, bedurfte er der Ruhe, und ſo erwartete er in Abgezogenheit und ſüßer Muße das Ende ſeines Lebens, das dem Glücke des Staats und allen geſelligen Tugenden gewidmet geweſen. Er ſtarb zu Rheinsberg im Auguſt 1802. 1809 erſchien zu Paris eine Vie privée, polit. et milit. du Prince Henri de Pr., frère de Frédéric II., deren Verf., nach der Meinung des Hrn. v. Dohm, den Prinzen genau gekannt und ſein Vertrauen genoſſen haben muß.

Friedrich II. (Wilh. Carl), der funfzehnte regierende Herzog vom Würtemberg, ſeit dem 23. Dec. 1797, hierauf im J. 1803 Churfürſt, endlich ſeit dem 1. Jan. 1806 der erſte König von Würtemberg, geſt. d. 30. Oct. 1816, geb. zu Treptow in Hinterpommern, 1754, ver-

mählte ſich 1780 mit Auguſte Caroline Friederike Louiſe, Prinzeſſin von Braunſchweig-Wolfenbüttel, die ihm zwei lebende Söhne (ſeinen Nachfolger, Wilhelm I., deſſen Bruder, Herzog Paul) und die Prinzeſſin Catharina, vermählte Prinzeſſin von Montfort, gebar. Sie ſtarb 1787. Hierauf vermählte er ſich 1797 in London mit der Kronprinzeſſin von England, Charl. Aug. Math., der jetzt verwitweten Königin. Da ſein Vater, Herzog Friedr. Eugen von Würtemberg, im ſiebenjährigen Kriege unter den Helden Friedrichs des Großen mitfocht, leitete die Erziehung des Prinzen mit unendlicher Sorgfalt und Treue ſeine Mutter, Sophia Dorothea, Tochter des Markgrafen von Brandenburg-Schwedt, eine am Hofe ihres großen Oheims zu Berlin durch Kunſtſinn und wiſſenſchaftlichen Geiſt ausgebildete Fürſtin. Erſt nach dem Frieden, 1763, konnte der Vater die Erziehung ſeines Sohnes regelmäßiger ordnen, wobei er ihn vorzüglich zum ſtrengſten Gehorſam anhalten ließ. Der Prinz beſaß außerordentliche Fähigkeiten. Seine Bildung als Menſch war großentheils franzöſiſcher Art, und wurde es noch mehr während ſeines vierjährigen Aufenthalts in Lauſanne. Er ſchrieb und ſprach Franzöſiſch mit vollendeter Fertigkeit. Indeß achtete er die vaterländiſche Literatur, und drückte ſich im Deutſchen nicht weniger zierlich und regelfeſt aus, als im Franzöſiſchen. Seine angeborne Beredſamkeit ward durch das reichſte Orts- und Sachgedächtniß unterſtützt, denn er hatte nicht blos in der Mathematik, Naturkunde, Geſchichte und Erdbeſchreibung vorzügliche Kenntniſſe ſich erworben, ſondern auch, beſonders auf ſeiner Reiſe in Italien 1782, ſeinen Kunſtgeſchmack ausgebildet. Dies bewies er in der Folge, als er Kunſtwerke aufſtellen ließ, auch durch die Würdigung vaterländiſcher Künſtler, z. B. gegen Danneker. Allein zu lebhaft für das beſonnene Prüfen, faßte er ſchnell eine oft falſche Anſicht auf, und beſtimmte dadurch, beharrlich, ſein Urtheil. Daher ſo mancher Mißgriff ſeines ſpätern Lebens! Friedrich der Große ward in Vielem ſein Muſterbild. Er trat, wie ſeine ſieben Brüder, in preußiſche Kriegsdienſte, befand ſich eine Zeitlang zu Potsdam im Gefolge des Königs, und ſtieg im baieriſchen Erbfolgekriege bis zum Generalmajor. Nach ſeiner Rückkehr aus Italien, wohin er ſeine Schweſter und deren Gemahl, den Großfürſten Paul von Rußland, begleitet hatte, ſtellte ihn Catharina als Generallieutenant und Generalgouverneur von Ruſſiſch-Finnland an. Aber auch dieſes Verhältniß löſte er 1787 auf, und lebte zu Monrepos unweit Lauſanne, dann zu Bodenheim bei Mainz. Von hier reiſte er nach Holland und Frankreich. In Verſailles war er Zeuge der erſten Verhandlungen der Nationalverſammlung. Im Febr. 1790 nahm er ſeinen Wohnſitz in Ludwigsburg. Nach dem unbeerbten Ableben zweier Brüder gelangte ſein Vater 1795 zur Regierung von Würtemberg. Als nunmehriger Erbprinz ſtellte er ſich 1796 dem Eindringen der Franzoſen entgegen, mußte aber der Gewalt weichen, und lebte eine Zeitlang in Ansbach, dann in Wien und in London, von wo er mit ſeiner zweiten Gemahlin im Juni 1797 nach Stuttgart zurückkehrte. Bald darauf ſtarb ſein Vater. Er trat jetzt die Regierung des ſchon damals im franzöſiſchen Kriege hart mitgenommenen Herzogthums an, das auf einem Flächenraum von 153 Q. M. etwas über 600,000 Einwohner zählte. In dem Kriege 1799 bis 1801 litt das Land noch mehr. Herzog Friedrich, der ſeine Pflicht als Reichsſtand redlich erfüllte, und für brittiſche Hülfsgelder noch mehr thun mußte, regierte daſſelbe von Erlangen aus. In dieſer verhängnißvollen Zeit entwickelte er große Regentengaben. Insbeſondere wußte er durch ſeine Verbindungen mit den Höfen zu Wien und Petersburg, außer der Churwürde, ein ange-

meſſenes Entſchädigungsloos für den Länderverluſt am linken Rheinufer im Reichsdeputationsſchluſſe vom 25. Febr. 1803 zu erlangen. Seine aus ihm allein hervorgehende Staatskunſt war mit Kraft und Klugheit gepaart, und zunächſt auf die Erhaltung, dann auf die Vergrößerung ſeines Staats gerichtet. So errang er allmälig durch feſtes Anſchließen, ſeit dem 2. Oct. 1805, an Napoleons überwältigendes Syſtem, in und ſeit dem presburger Frieden, binnen 13 Jahren den Beſitz eines unabhängigen Königreichs von 368 Q. M. mit 1,400,000 Einw. Die Zeit nöthigte ihn, ſeine ganze Kraft auf die auswärtigen Verhältniſſe ſeines Staates anzuwenden, und wie er hier durch ungebundene Machtvollkommenheit viel erreichte, ſo trug er daſſelbe Streben auf die innern Verhältniſſe über, welche er in Neu-Würtemberg völlig unabhängig nach eigenem Ermeſſen feſtſtellte, dann aber auch (1806) in Alt-Würtemberg, durch Aufhebung der Stände und der von ihm beim Regierungsantritt beſchwornen Verfaſſung, ſeinem Willen unterordnete. Im Gefühl ſeiner ihm eigenthümlichen Kraft, wollte er ſich mit den Monarchen Europa's mehr und mehr in eine Linie ſtellen. Darum bekleidete er ſeinen Thron mit dem vollen Prunke der Majeſtät; darum erhob er ſein Heer zu einer die Kräfte des Landes überſteigenden Stärke; darum verwickelte er ſich, beſonders ſeit dem Tode ſeines edeln und geiſtvollen Freundes, des Grafen von Zeppelin, in kühne Entwürfe, die er leidenſchaftlich und gewaltſam verfolgte, und durch die er Alles neu geſtaltete. Einreißen und Aufbauen wechſelten unter ſeiner Regierung Schlag auf Schlag. Sein Scharfblick, mit dem er die Folgen der franzöſiſchen Revolution überſah, beſtimmte ſeine Handlungsweiſe. Denn, wo nicht allemal an Geiſt und Kraft, doch immer an raſcher Willensthätigkeit und ſtolzer Haltung ſeinen Umgebungen, die oft nur in Ausländern beſtanden, überlegen, wollte er, wie der große Friedrich, ſpäterhin wohl auch wie Napoleon, Selbſtregent ſein, und Volk und Staat durchgreifend maſchinenartig handhaben, wie der Feldherr ſein Heer. Die ſittliche Natur des Staats war ihm, bei ſeiner franzöſiſchen Weltbildung und bei der Art ſeiner Menſchenkunde und Lebensfreuden — ungeheure Prachtliebe, Treibjagd u. ſ. w. — nie klar geworden. Es kam ihm auch nicht ein leiſer Zweifel ein, das Recht möchte vielleicht nicht auf ſeiner Seite ſtehn. Vielmehr ging er überall von der unſeligen Idee Friedrichs aus, daß keinem Menſchen zu trauen ſei. Daher demüthigte er ohne Schonung den einſt reichsfreien Adel; daher verſetzte er nach Willkür die Beamten von einer Stelle in die andere; daher ſtrafte er hart oft kleine Verſehen; daher belaſtete er ſein entwaffnetes, von Abgaben erſchöpftes Volk mit der Conſcription; daher erlangten Günſtlinge, wie Dillen, ſolchen Einfluß auf ihn, daß Niemand ihm die Augen zu öffnen wagte. In ſeiner Glanzſucht verlor ſich ſelbſt ſein Geſchmack für die Kunſt, welchen man in den Anlagen von Stuttgart, Ludwigsburg und Freudenthal nicht verkennt. Für Wiſſenſchaften that er Einzelnes, ohne das Edle der wiſſenſchaftlichen Bildung ganz zu würdigen. Dabei übereilte er durch Leidenſchaftlichkeit und Ungeſtüm oft ſelbſt das Nützliche, was er thun wollte. Mit dem Willen, gerecht zu ſein, entſchied er bisweilen im Zorn, ſtrenger als das Geſetz, oder ganz nach dem, was er gerade als recht und billig erkannte. Doch erſparte er ſeinem Volke manches Uebel durch die Entſchloſſenheit, mit der er Eingriffe der franzöſiſchen Regierung in die innere Verwaltung ſeines Staates abwies, wie die angeſonnene Einführung des franzöſiſchen Geſetzbuches. Auch das Religionsedict vom 13. Oct. 1806, welches allen drei chriſtlichen Kirchen gleiche Rechte zuſicherte, war ſein eigenes Werk. Dem Rheinbunde

mußte er ſich anſchließen; doch bewirkte er in Erfurt, daß kein Würtemberger Spaniens Boden als Krieger betrat. Nach den Geſetzen des Continentalſyſtems ließ er die engliſchen Waaren verbrennen, erſtattete aber den Eigenthümern den vollen Werth, unter der Bedingung, den Empfang zu verſchweigen. Uebrigens hielt er ſo feſt an dem Syſtem Napoleons, daß er alle Kräfte ſeines Landes aufbot, um ihm in größerer Zahl, als erfoderlich, tapfere Schaaren, gegen Preußen 1806, gegen Oeſterreich 1809 und gegen Rußland 1812 (15,000 Mann), zuzuführen. Erſt nach der Schlacht bei Leipzig näherte er ſich den Verbündeten. Der Miniſter, den er an ſie abordnete, ſollte ihm ſogar noch ein Stück Land als Belohnung für ſeinen Uebertritt ausmitteln, und fiel in Ungnade, daß er ihm durch den Vertrag von Fulda (6. Nov. 1813) blos die Gewähr ſeiner ſämmtlichen Staaten und die Anerkennung ſeiner Unahängigkeit verſchafft hatte. Der neue Umſchwung der Dinge, den im Herzen von Europa die begeiſterte Kraft des Volks hervorgebracht hatte, wirkte auch auf Würtemberg zurück. König Friedrich, der in Wien vergeblich ſich mehrern Beſtimmungen, in wie weit ſie ſeine fürſtliche Unabhängigkeit gefährdeten, widerſetzt hatte, begriff endlich, daß auch er den Foderungen des wiedergebornen Völkerrechts nachgeben müſſe. Doch zögerte er mit ſeinem Beitritt zur deutſchen Bundesacte bis zum 1. Sept. 1815. Seinem Volke kam er mit einem von ihm ausgefloſſenen Verfaſſungsgeſetze, das er ihm als Ordonnanz aufdringen wollte, entgegen; allein zur größten Ueberraſchung des in anderer Zeit an blinden Gehorſam gewöhnt gewordenen Fürſten wurde daſſelbe einſtimmig verworfen. Die verſammelten Abgeordneten verlangten die alte Verfaſſung für Alt- und für Neu-Würtemberg, zugleich ſchleunige Hülfe bei dem unglücklichen Zuſtande des Volks. Der König ſtellte nun wirklich manches Drückende ab, löſte aber die Verſammlung der Stände den 8. Aug. 1816 auf. Im October berief er ſie ein zweites Mal. Jetzt legte er ihnen mit unerwarteter Nachgiebigkeit, als Grundlage einer neuen Verfaſſung für altes und neues Land, vierzehn Sätze vor, die in Würtemberg einen günſtigen Eindruck machten. Ein neuer Entwurf kam zu Stande. Aber noch ehe er ihn ganz geprüft hatte, ſtarb König Friedrich. Von einem Krankheitsanfalle kaum geneſen, erkältete er ſich, und nach ſieben Tagen machte unerwartet ein Bruſtkrampf ſeinem Leben ein Ende. — Die Nachwelt wird ſeinem Geiſte und ſeiner Charakterſtärke, durch die er ſeinen Staat rettete und vergrößerte, Gerechtigkeit widerfahren laſſen; allein ſie wird es auch bemerken, daß er ſein Volk nicht glücklich zu machen verſtand, weil er ſich ſelbſt nicht zu beherrſchen wußte. Ihm fehlte auf dem Throne nichts, als der rechte Begriff von der ſittlichen Natur des Menſchen und von der Heiligkeit des Völkerrechts. — Stand daher Friedrich II. hoch als Regent, wenn er, frei von autokratiſchen Vorurtheilen, mit Gedankenblitzen das Nothwendige und Nützliche traf, ſo ſank er dagegen faſt immer durch die Sucht, überall, auch im Kleinen und Unweſentlichen, groß, königlich und ſelbſtartig zu ſein, bis zur Seltſamkeit herab. Nach ſeinen königlichen Handlungen darf man aber nicht den Menſchen in ihm beurtheilen. Als Menſch war er, wie Männer bezeugen, die ihn lange in der Nähe beobachtet haben, nicht böſe. Er wollte das Gute und Rechte; und dennoch riſſen ihn faſt in der Regel Leidenſchaft und Verwöhnung zum Schlechten hin. Indeß verlor er nie das ſittliche Vermögen, wieder zu ſich zu kommen, und das erkannte Unrecht gut zu machen. Durch dieſes Gemiſch von Größe und Niedrigkeit, von Hoheit und Verirrung, erhält ſein Leben ein räthſelhaftes pſychologiſches Intereſſe. Unſtreitig

hatten der Gang ſeiner unſteten Bildung und äußere Verhältniſſe mehr den Verſtand in ihm entwickelt und geſchärft, als das Gemüth erhoben. Im Kampfe mit der Außenwelt vergaß er den Kampf mit ſich ſelbſt. Das Ideal der Menſchheit, die reine Form des Wahren, Guten und Schönen war ihm nie klar geworden, um ſein Streben auf das Höchſte zu lenken. Daher verlor er mit dem Schwerpunkte der Sittlichkeit auch den Zügel des Maßes, und ſeine Größe verſank in Schwäche. Doch ging ſie nicht ganz unter. — Vergl. Zeitgenoſſen II. 3, und III. 1.
K.

Friedrich (C. D.), trefflicher Landſchaftsmaler, geb. 1776 in Greifswalde, begann ſeine Studien zuerſt auf der Akademie in Copenhagen, ging aber bald darauf, 1795, nach Dresden, wo er ſich noch gegenwärtig aufhält. An letztgedachtem Orte hat er nie unter beſonderer Leitung eines ältern Künſtlers, ſondern lediglich aus ſich ſelbſt, unter alleiniger Leitung der Natur, ſich gebildet. Um ſich mit neuen Ideen zu bereichern und Studien nach der Natur zu fertigen, unternahm Friedrich von Zeit zu Zeit Reiſen. Italien hat er jedoch nie beſucht, es tragen vielmehr alle ſeine Arbeiten einen nordiſchen Charakter an ſich. Früher beſchränkte er ſich faſt gänzlich auf Zeichnungen in Sepia, die er trefflich zu behandeln verſteht, ſo daß er darin von wenigen der neuern Künſtler darin übertroffen wird. Schon 1803 bewunderte man mehrere dergleichen Zeichnungen auf den Kunſtausſtellungen in Dresden. Erſt in der Folge trat er mit Oelgemälden hervor, welche bei dem ungemeinen Fleiß und der innigen Liebe, womit Friedrich arbeitet und ſein Talent auszubilden ſtrebt, immer mehr an Vollendung zugenommen haben. Unter ihnen verdienen die größte Auszeichnung: eine große Winterlandſchaft, einen Kirchhof mit den Ruinen einer gothiſchen Capelle, die zwiſchen Eichen ſteht, vorſtellend, welches Gemälde ſeine 1809 erfolgte Aufnahme zum Mitglied der berliner Akademie bewirkte; ein Altargemälde für die Kirche in Tetſchen, welches uns ein auf der Spitze des Felſens ſtehendes Kreuz zeigt, hinter dem die Sonne aufgeht, u. a. Mannichfaltigkeit in der Erfindung, Tiefe des Gefühls, Studium der Natur, Einfachheit und Einheit der Darſtellung, ein meiſt düſterer, oft melancholiſcher Charakter, entfernt von aller Nachahmung, ſprechen ſich in ſeinen Landſchaften mehr oder weniger aus. Außerdem aber, daß ſie ſchon beim flüchtigen Anblick als Gemälde jeden Beſchauer anziehen, wohnt in ihnen noch ein beſonderer, poetiſch-religiös anregender Geiſt, wodurch ſich dieſer Künſtler faſt zum Schöpfer einer ganz neuen Gattung der Landſchaftsmalerei erhebt. Denn wenn man auch bei frühern, in Hinſicht des Techniſchen von Friedrich noch bei weitem nicht erreichten Künſtlern, einem Claude Lorrain, Salvator Roſa, Ruysdael und Andern, eine leiſe Ahnung ſolcher Ideen bemerkt, ſo hat doch keiner ſie ſo klar und beſtimmt ausgedrückt, als er. Im J. 1817 wurde Friedrich bei der königlichen Akademie der Künſte zu Dresden als Mitglied mit Gehalt aufgenommen.

Fries, ſ. Säule. Bisweilen wird auch ein langer ſchmaler Streif ſo genannt, der in horizontaler Richtung oben an einer Wand herumläuft, oder an Schleuſenthüren, um die Fugen deſſelben gegen Waſſereindrang zu ſchützen.

Frieſel, eine Hautkrankheit, welche in kleinen, auf der Haut hervorbrechenden, meiſtens ſpitzigen Bläschen von der Größe der Hirſenkörner bis zu dem Umfange der Hanfkörner, und zuweilen noch darüber, beſtehen. Dieſe Bläschen ſind meiſtens mit einer dünnen Feuchtigkeit angefüllt. Man unterſcheidet vorzüglich rothes und weißes Frieſel. Bei

dem rothen ſtehen die Bläschen auf einem rothen Boden, ſind ganz klein, ſelbſt röthlich, oder die Röthe der Haut ſchimmert durch; bei dem weißen iſt die Haut entweder gar nicht roth, oder die Bläschen ſind größer und mit eiterähnlicher Flüſſigkeit angefüllt. Eine Unterart beſteht aus größern, geronnenen, Schweißtropfen ähnlichen Bläschen, die mit cryſtallheller Flüſſigkeit angefüllt ſind, und wird auch Perlfrieſel und Glasfrieſel genannt. Das Frieſel zeigt ſich zuweilen nur an einigen Stellen des Körpers, beſonders auf der Bruſt, dem Rücken, an dem Halſe, in der Herzgrube, oder es iſt über den ganzen Körper verbreitet. Bei Kindern kommt es öfter vor, beſonders geben Störungen in ihrer Verdauung, Erzeugung von Säure im Magen Veranlaſſung dazu. An ſich iſt es eine leichte Krankheit; iſt es jedoch Folge eines heftigen Fiebers oder innerer Entzündung, ſo deutet es auf Gefahr. (Vergl. d. Art. Scharlachfieber.) H.

Frieſen, ein altes deutſches, zum Stamme der Iſtävonen und Ingävonen gehöriges Volk, das ſeinen Wohnſitz zwiſchen dem Mittelrheinarme, der Nordſee und Ems und auf den Inſeln hatte, welche die Mündungen des Rheins und die noch nicht in eins zuſammengefloſſene Zuyderſee bildeten. Der eigentliche Rhein trennte ſie von den Batavern, die Ems aber von den Chaucern. Südlich grenzten ſie an die Bructerer und Marſer; nach der Vertreibung der letztern aber an die Angrivarier und Chamaver. Wahrſcheinlich wohnten ſie früher auf der Bataverinſel, aus der ſie aber ſchon vor Cäſars Zeiten von dem mächtigen Volke der Bataver vertrieben wurden. Druſus und Germanicus, welche Roms Waffen nach Deutſchland trugen, wurden von ihnen unterſtützt gegen die Cherusker, deren Feinde ſie waren; ſie retteten die römiſche Flotte vom Untergange, der ihr an der Mündung der Ems drohte. Aber dieſe Freundſchaft hörte in dem Augenblicke auf, als die Römer ſich es einfallen ließen, ſie als Unterthanen zu behandeln. Sie wurden, bei ihrer Freiheitsliebe, ſogleich Roms erklärte Feinde, erwürgten die römiſchen Krieger, zerſtörten die angelegten Feſtungen, und belagerten ſogar eine derſelben, wiewohl vergebens. Unter Nero bemächtigten ſie ſich einiger herrenloſer Länder dieſſeit der Zuyderſee, vielleicht auch der Yſſel, doch mußten ſie dieſelben wieder räumen. Von der Zeit an ſchweigt die Geſchichte von ihnen, und ſie erſcheinen erſt wieder im 4. und 5. Jahrh. in dem großen Bunde der Sachſen. Damals wohnten ſie von der Schelde bis an die Elbe und Eider längs der Seeküſte, und es iſt wahrſcheinlich, daß ihr Name einen Bund von mehrern Völkern umfaßte. Man findet ſie auch in Britannien unter den ſächſiſchen Völkern. Unter dem Kaiſer Julian eroberten ſie die Bataverinſel und behaupteten ſie ſeitdem; der fränkiſche Majordomus Pipin demüthigte ſie hier zuerſt, indem er ihren König Radbod ſchlug, und ihm das weſtliche Land bis an die Rheinmündungen entriß. Radbods Nachfolger, Poppo, ſuchte das Verlorne wieder zu gewinnen, wurde aber von Carl Martell zurückgeſchlagen. Carl der Große eroberte hierauf auch das öſtliche Reich der Frieſen, und ließ es durch eigene Herzöge regieren, an deren Stelle in der Folge Häuptlinge entſtanden. Nach langer Fehde dieſer Häuptlinge vereinigte Graf Edzard Oſtfriesland, und erhielt das Land als deutſches Reichslehn. Später wurden die Grafen ſogar Fürſten; aber ihre Stände blieben immer mächtig, bis der letzte Fürſt 1744 ausſtarb, und Preußen, kraft der kaiſerlichen Erbbelehnung von 1690, den Staat in Beſitz nahm, jedoch der Stände Rechte ehrte. Der tilſiter Friede raubte das Land dem Hauſe Preußen, und 1814 trat dieſes ſolches an Hannover ab. Einen ehemaligen Theil des Landes, welches die

Weſtfrieſen bewohnten, macht die jetzt zum Königreiche der Niederlande gehörende Provinz Weſtfriesland aus. In Anſehung der Lebensart, in der die alten Frieſen den übrigen Deutſchen glichen, ſchildert Tacitus ſie als ein äußerſt ärmliches Volk, das den Römern ſeinen Tribut nur mit Thierfellen abzahlen konnte. Sie ſtanden unter zwei Fürſten, die eine königliche Gewalt mit den bei den Römern gewöhnlichen Einſchränkungen ausübten. Troz ihrer Armuth aber wußten ſie, wie angeführt wird, bei ihrer Geſandtſchaft nach Rom ihre und der ganzen deutſchen Nation Ehre mit vieler Würde zu behaupten.

Frigga, ſ. Nordiſche Mythologie.

Friſchlin (Nikodem), ein guter Philoſoph und Dichter des 16. Jahrh., merkwürdig wegen ſeiner Schriften und ſeines unglücklichen Schickſals. Er war 1547 in der kleinen Stadt Balingen im Würtembergiſchen geboren. Von ſeinem Vater, dem Prediger des Orts, erhielt er den erſten Unterricht, kam nachher auf die Schule zu Tübingen, und dann in die Kloſterſchule zu Königsbronn, wo er bald die Aufmerkſamkeit ſeiner Lehrer auf ſich zog; denn ſchon als Knabe von 13 Jahren hatte er große Fortſchritte in der griechiſchen und römiſchen Literatur gemacht, die auch in der Folge ſein Hauptſtudium blieben. Im Stifte zu Tübingen erhielt er ſeine weitere Ausbildung, und zeichnete ſich hier ſo vortheilhaft aus, daß er im 21. Jahre für würdig gehalten wurde, ein öffentliches Lehramt an dieſem Inſtitute zu bekleiden. Friſchlin erklärte die claſſiſchen Schriftſteller, beſonders die Dichter, auf eine ganz neue Art, welche ſeine Zuhörer mit dem Geiſte der Alten ſelbſt bekannt machte. Dieſe neue, geſchmackvollere Lehrart, ſein lebhafter Vortrag und ſeine hinreißende Beredſamkeit verſchafften ihm bald eine große Anzahl Zuhörer, ſelbſt aus den vornehmſten Ständen. Aber eben dieſer große Beifall erregte auch die Eiferſucht ſeiner Collegen, beſonders ſeines ehemaligen Lehrers im Stifte, Cruſius, der ungern den Jünger über den Meiſter erhoben ſah, und wurde die erſte Veranlaſſung zu ſeinen nachmaligen Unfällen. Friſchlin vertheidigte ſich wider die Angriffe, die auf ihn gemacht wurden, mit den Waffen des Witzes, aber freilich nicht mit der gehörigen Vorſicht und Klugheit. Dadurch erbitterte er ſeine Gegner noch mehr, und vergrößerte ihre Menge. Sein Name war im Auslande vortheilhaft bekannt geworden, und er erhielt von mehrern Orten her einen Ruf zu Lehrerſtellen. Als er 1575 auf dem Reichstage zu Regensburg ſeine Comödie Rebecca dem Kaiſer Rudolph vorlas, ertheilte ihm dieſer den poetiſchen Lorbeerkranz nebſt einem adeligen Wappen, und ernannte ihn ſpäter zum Pfalzgrafen, zur Belohnung für ein Lobgedicht auf die Kaiſer aus dem öſterreichiſchen Hauſe. Dieſe Auszeichnungen erhöheten noch den Neid ſeiner Collegen, die ihm auf alle Art zu ſchaden ſuchten. Man beſchuldigte ihn der Neuerungsſucht, des Uebermuths und der Völlerei. Der Streit erhitzte ſich immer mehr, und Friſchlin war zu feurig, um vorſichtig genug zu ſein. Eine Rede, das Lob des Landlebens, die er drucken ließ, und in welcher er die Sitten des damaligen Adels ſehr ungünſtig geſchildert hatte, erregte auch den Haß dieſer Kaſte gegen ihn. Von allen Seiten gedrängt, nahm er (1582) einen Ruf als Rector der Schule zu Laybach in Krain an. Nach zwei Jahren gab er dieſe Stelle, in der er ſich neuen Ruhm erworben hatte, wieder auf und kehrte nach Tübingen zurück. Hier brachten es ſeine Gegner endlich bei dem Fürſten ſo weit, daß ihm auferlegt wurde, entweder ſich zu einem ewigen Stillſchweigen zu verbinden, oder für immer das Vaterland zu verlaſſen. Er wählte das Letztere, verließ (1586) Tübingen, und irrte einige Jahre in den Rheinge-

genden und in Sachſen umher, ohne Anſtellung, immer beſchäftigt mit literariſchen Arbeiten, für die er Verleger ſuchte, und mit Beantwortung der Schriften ſeines Hauptgegners, Cruſius in Tübingen. Er wurde zwar (1588) als Rector am Martinsgymnaſium zu Braunſchweig angeſtellt, verließ aber auch dieſe Stelle nach 19 Monaten wieder, und ging in die Rheingegenden. Die Weigerung, ihm das regelmäßige Erbtheil ſeiner Frau verabfolgen zu laſſen, erbitterte ihn gegen die würtembergiſche Regierung, die ihn, als einen ehrenrührigen Pasquillanten, durch einen Beamten in einem Gaſthauſe zu Mainz aufheben, und, weil er ſich wegen ſeiner Befreiung an den Kaiſer und andre deutſche Großen wandte, auf die Feſtung Hohenurach in engen Gewahrſam bringen ließ. Die Liebe zur Freiheit bewog ihn, einen kühnen Verſuch zu ſeiner Rettung zu machen. In der Nacht vom 29. zum 30. Nov. 1590 verfertigte er aus ſeiner Wäſche ein Seil, um ſich an demſelben herabzulaſſen. Getäuſcht durch den Schimmer des Mondes, hatte er die gefährlichſte Stelle gewählt, das Seil riß, und der unglückliche Mann fiel zerſchmettert zwiſchen den Felſenwänden hinab. — Friſchlin war ein vielumfaſſender Geiſt; in mehrern Wiſſenſchaften hatte er ſich, nicht ohne Erfolg, verſucht. Seine Elegien und ſeine Hebraide (die Geſchichte der jüdiſchen Könige) in 12 Büchern, die er noch im Kerker zu Hohenurach dichtete, geben ihm einen Platz unter den beſſern neuen lateiniſchen Dichtern. Tragödien ſind ihm nicht gelungen. Seine ſieben Comödien enthalten wenigſtens einzelne hervorſtechende Züge, wenn auch gleich ihre Anlage im Ganzen fehlerhaft iſt. Seine meiſten Schriften tragen freilich das Gepräge der Eile; andere Fehler derſelben ſind auf Rechnung des Zeitalters zu ſchreiben. Das Meiſte hat er für die Grammatik geleiſtet; ſeine Anmerkungen über die Satyren des Perſius, und die Bucolica und Georgica Virgils, ſo wie ſeine lateiniſchen Ueberſetzungen des Kallimachus und Ariſtophanes, ſind nicht ohne Werth. Alle dieſe Werke ſind einzeln und an verſchiedenen Orten gedruckt erſchienen. Das Verzeichniß ſeiner ſämmtlichen Werke giebt Niceron in den Nachrichten von den Begebenheiten berühmter Gelehrten.

Friſt, im juridiſchen Sinn, die durch Geſetz und richterliche Vorſchrift zu Ausführung einer Handlung geſetzte Zeit: **ſächſiſche Friſt** kommt von der alten dreimaligen Vorladung her, wovon eine jede 14 Nächte in ſich faßte. Man ſetzte in neuern Zeiten drei Tage hinzu, und ſie macht nunmehr 45 Tage. **Nothfriſt**: eine ſolche von den Geſetzen vorgeſchriebene Friſt, welche der Richter nicht verlängern kann; z. B. die zehntägige Nothfriſt, fatale Decendium, welche von Eröffnung eines Urtheils von 12 Uhr Mittags des Publicationstags bis 12 Uhr Mittags des zehnten Tages danach läuft, und binnen welcher ein Rechtsmittel gegen das Urtheil eingelegt werden muß, außerdem es rechtskräftig wird. **Verjährungsfriſt**, eine von den Geſetzen beſtimmte Zeit, binnen welcher ein nicht gebrauchtes Recht verliſcht, und ein angemaßtes Recht gültig erworben wird (ſ. **Verjährung**). Jahr und Tag iſt eine Friſt von einem Jahr, ſechs Wochen und drei Tagen, d. i. einem Jahr und einer ſächſiſchen Friſt. **Beweisfriſt**, binnen welcher die Beweisſchrift zu den Acten gegeben werden muß. — Die Friſten ſind ein wichtiger Gegenſtand der Prozeßgeſetzgebung, daß man ſie aber oft zu kurz ſetzte, und wiederum zu präjudiciell ſein ließ, war ein Hauptgebrechen der auf ältern Prozeßordnungen beruhenden Juſtizverwaltung. Neuere Prozeßgebungen, namentlich die preußiſche und franzöſiſche, haben daher die proceſſualiſchen Friſten ſehr beſchränkt, z. B. bei Handelsſachen und Concurſen; allein in jedem Prozeſſe, wo ſchriftlich ver-

handelt wird, muß Richtern und Sachwaltern freie Hand bleiben, ſchädliche Uebereilung zu verhüten.

Froben, Johann, ein berühmter Buchdrucker, war zu Hammelburg in Franken 1460 geboren, und ging nach Vollendung ſeiner Studien nach Baſel, wo er anfangs Corrector in Amerbachs Officin war, und 1491 eine eigne Officin errichtete, deren erſter Druck eine lateiniſche Bibel war. Seine Drucke, welche ſich durch große Correctheit empfehlen, waren meiſt theologiſchen, vorzüglich patriſtiſchen Inhalts, doch verdankt man ihm auch mehrere vorzügliche Ausgaben alter römiſcher Claſſiker. Seine griechiſche Type iſt nicht ſchön, ſeine lateiniſche rund und deutlich, ohne gefällig zu ſein, vorzüglich hat ſeine Majuskel etwas Schwerfälliges. Seine Titelblätter ſind gewöhnlich etwas überladen, doch ſind die Randeinfaſſungen bei vielen derſelben nach Zeichnungen von Holbein und nicht ohne Verdienſt. Auch kennt man von ihm einen Pergamentdruck (die zweite Ausgabe des Erasmiſchen neuen Teſtaments von 1519). Er war ein vertrauter Freund des Erasmus von Rotterdam, der ſein Hausgenoſſe war und alle ſeine Schriften von ihm drucken ließ. Er ſtarb an den Folgen eines unglücklichen Falles im J. 1527. Seine Officin wurde von ſeinen Söhnen Hieronymus und Johann, und ſpäter von ſeinen Enkeln Ambroſius und Aurelius mit geringerm Glücke fortgeſetzt.

Frobiſher (Sir Mart.) oder Frobiſer, auch Forbiſher, ein berühmter engl. Seefahrer des 16. Jahrh., geb. zu Doncaſter in Yorkſhire. Er faßte den Plan, eine nordweſtliche Durchfahrt nach China aufzuſuchen, und nach 15jährigen Bemühungen gelang es ihm endlich, auf Verwenden Dudley's, Grafen von Warwick, eine Geſellſchaft zuſammenzubringen, welche ſo viel Geld herſchoß, daß er zwei kleine Schiffe und eine Pinaſſe ausrüſten, und damit am 8. Juni 1576 von Deptfort abſegeln konnte. Am 11. Jul. erblickte er unter 61° N. B. ein Land, das er für das Friesland Zeno's hielt. Das Eis hinderte ihn zu landen. Er fuhr ſüdweſtlich, dann nördlich, und glaubte am 28. die Küſte von Labrador zu ſehen; am 31. ſah er ein drittes Land, und am 11. Aug. befand er ſich in einer Meerenge, die er 50 Stunden hinauffuhr und nach ſich benannte. Die Bewohner glichen den Tataren. Er bemächtigte ſich eines derſelben und nahm ihn mit ſich. Am 2. Oct. kam er nach Harwich zurück, nachdem er von dem entdeckten Lande Beſitz genommen. Einer ſeiner Matroſen hatte einen ſchwarzen Stein von dort mitgebracht, welcher der Steinkohle glich und von Gewicht ſehr ſchwer war. Man hielt ihn für goldhaltig und träumte von großen Schätzen. Die Geſellſchaft unternahm eine zweite Ausrüſtung, mit welcher Frobiſher am 26. Mai 1577 abging. Er kam wieder in die Meerenge, die er mit Eis bedeckt fand, beſuchte das Land, nahm, ſeiner Vorſchrift gemäß, auf einer Inſel eine Ladung von jenem ſchwarzen Stein ein, und kam glücklich nach England zurück. Die Königin Eliſabeth war mit dem Erfolg ſehr zufrieden. Die von den gemachten Entdekkungen zu erwartenden Vortheile wurden von einer Commiſſion geprüft; man beſchloß, in dem neuentdeckten Lande ein Fort zu erbauen, und eine Beſatzung nebſt Arbeitern dort zurückzulaſſen. Zu dem Ende ging Frobiſher den 31. Mai 1578 mit 3 Schiffen von Harwich ab, denen 12 andre folgten. Den 20. Juni entdeckte er Weſtfriesland, das er Weſtengland benannte und für ſeine Königin in Beſitz nahm. In die Meerenge konnte er wegen des Eiſes nicht einlaufen; einige Schiffe ſcheiterten, andre wurden beſchädigt. Die Jahreszeit war zur Gründung einer Colonie zu weit vorgerückt. Man begnügte ſich daher, 500

Tonnen des vermeintlichen Goldſteins einzunehmen, und kehrte zurück. Da ſich indeß zeigte, daß jener Stein den erwarteten Werth nicht habe, ſtand man von weitern Unternehmungen ab. 1583 befehligte Frobiſher ein Schiff der Flotte, welche unter Drake nach Weſtindien ging, und 1588 ein großes Kriegsſchiff gegen die ſpaniſche Armada, gegen welche er mit großem Ruhme focht. 1594 Heinrich IV. mit 10 Schiffen zu Hülfe geſchickt, ward er bei einem Angriff auf die Küſte von Bretagne verwundet, und ſtarb bald darauf zu Plymouth. Man iſt nicht ganz einig, welche Länder es eigentlich geweſen, die Frobiſher entdeckt habe.

Frohndienſte, **Frohnen** (von Frohn, Herr), die aus dem Lehnverhältniſſe entſprungenen Dienſte, welche die Bauern (Fröhner) dem Gerichtsherrn oder Landesherrn wegen des Beſitzes eines Bauerngutes unentgeltlich zu leiſten verbunden ſind. Im erſten Fall heißen ſie gerichtsherrliche Frohnen; im letztern Landfrohnen, welche in Kriegsfuhren, Schanzarbeiten, Straßenbau u. ſ. w. beſtehen. Die Frohnen werden mit oder ohne Zugvieh geleiſtet, und heißen hiernach Pferde- oder Handfrohnen. (Vergl. **Angarien**.) Nach ſächſiſchem Rechte verjähren ſie mit 31 Jahren, 6 Wochen und 3 Tagen, wozu es aber der Frohnherr nicht leicht kommen läßt. — **Frohnfeſte**, das öffentliche Gefängniß.

Frohnleichnam, von dem altdeutſchen Frohn (Herr) und Leichnam (Leib), der Leib des Herrn, in der Kirchenſprache corpus Domini Jesu Christi, bezeichnet die zum heiligen Abendmahl geweihte Hoſtie (Oblate), die nach dem Lehrbegriffe der catholiſchen Kirche durch die Einſegnung in den Leib Jeſu verwandelt iſt. Dieſer ſchon im 12. Jahrh. herrſchend gewordene Lehrbegriff hatte bald die Anbetung der geweihten Hoſtie zur Folge, welche man nun mit Recht als den wirklichen Leib Jeſu verehren zu müſſen glaubte. Daher fällt das Volk in catholiſchen Kirchen auf die Knie, wenn der Prieſter das Hochwürdigſte (ſo wird die geweihte Hoſtie genannt) emporhebt, und in durchaus catholiſchen Ländern, wie Spanien, Portugal, Italien u. ſ. w., wird das Viaticum (ſo heißt die Hoſtie, wenn ſie einem Kranken oder Sterbenden zur Privatcommunion ins Haus gebracht wird) von jedem, der einen Prieſter damit gehen ſieht, oder das Glöckchen des vorangehenden Chorknaben hört, ohne Rückſicht auf die Beſchaffenheit der Straße, mit demſelben Zeichen der Anbetung begrüßt. Reitende und Fahrende ſteigen ab, um ihm dieſe Ehrfurcht zu beweiſen; jedes Geſchäft, jedes Geſpräch, jedes Spiel und Vergnügen wird ſo lange unterbrochen, bis das Viaticum vorübergetragen iſt. Die catholiſche Kirche hat der geweihten Hoſtie ein eignes Feſt (das Frohnleichnamsfeſt) gewidmet. Der Urſprung dieſes Feſtes ſchreibt ſich von den Erſcheinungen her, deren ſich zwei Nonnen zu Lüttich, Juliane und Iſabelle, im J. 1230 rühmten. Die erſte wollte dabei den Mond in vollem Glanze, jedoch mit einer Lücke an ſeiner Rundung geſehen, und durch beſondere göttliche Belehrung erfahren haben, dieſer Mond bedeute die chriſtliche Kirche, und die Lücke den Mangel eines einzigen Feſtes, nämlich die Anbetung des Leibes Chriſti in der Hoſtie welches ſie zu feiern anfangen und der Welt ankündigen ſollte. Hiedurch kam der damalige Archidiaconus Jacob, zu Lüttich, der ſpäter unter dem Namen Urban IV. Papſt wurde, auf die Idee der Einführung des Frohnleichnamsfeſtes, und ein Wunder beſtärkte ihn darin. In ſeiner Gegenwart fielen, 1264, einem Meßprieſter zu Bolſena, der noch nicht an die Verwandlung des Brotes in den Leib Chriſti glaubte, während der Einſegnung Blutstropfen auf ſein Chorhemde, und bildeten, da er ſie in den Falten deſſelben ver-

bergen wollte, blutige Geſtalten einer Hoſtie. Das blutige Gewand wird noch jetzt zu Civita Vecchia als Reliquie vorgezeigt. Urban IV. erließ in demſelben Jahre eine Bulle, worin er das Frohnleichnamsfeſt für die ganze Chriſtenheit auf den Donnerstag in der vollen Woche nach Pfingſten anordnete, und den ihm beiwohnenden Bußfertigen 40 bis 100 Tage Ablaß verſprach. So erklärt ſich nun der Eifer, mit dem dies Feſt ſeitdem, als eines der größten und wichtigſten in der catholiſchen Kirche, gefeiert wird. Weſentlich gehören dazu glänzende Umgänge, die jede Nation nach ihrem Charakter mit beſonderm Gepränge ſchmückt. Chorknaben mit Fahnen und Geiſtliche mit brennenden Kerzen gehen über die Straßen dem vornehmſten Prieſter voran, der unter einem von vier weltlichen Standesperſonen getragenen Baldachin in der koſtbarſten Monſtranz die Hoſtie trägt; ein zahlreiches Gefolge aus der Gemeinde beſchließt den Zug. In Spanien gehört es zum guten Ton, ſeine Kinder, als Engel gekleidet, mitziehen zu laſſen; die Brüderſchaften tragen ihre aus Holz geſchnitzten, köſtlich geputzten Schutzheiligen vor dem Hochwürdigſten her, alles nimt an dem feſtlichen Getümmel Theil, alles wird von der Pracht und Herrlichkeit der Anzüge, vom bunten Schimmer der Farben, von Weihrauchwolken und rauſchender Muſik wie von der Andacht begeiſtert; es iſt ein allgemeines Volksfeſt, wobei es auch nicht an Stierhetzen, Spielen, Tanzen und Luſtbarkeiten jeder Art fehlen darf. In Sicilien erlaubt man ſich dabei alle Maskenfreiheiten, Scenen aus der bibliſchen Geſchichte werden im Zuge dargeſtellt. Menſchen aus allen Ständen ſtrömen ihm nach, alles überläßt ſich der ausſchweifendſten Freude. Einfacher und würdiger wird das Frohnleichnamsfeſt von den deutſchen Catholiken begangen, und in den proteſtantiſchen Ländern begnügen ſie ſich, in den Gängen ihrer Kirche umherzuziehen und den Gottesdienſt durch beſondere Feierlichkeiten auszuzeichnen. **E.**

Froiſſart (Jean), ein berühmter franzöſiſcher Dichter und Hiſtoriker, der gegen das Jahr 1333 zu Valenciennes geboren wurde, wo ſein Vater wahrſcheinlich Wappen- und Schildermaler war, ein Gewerbe, welches in jenen Zeiten der Adelherrſchaft ſeinen Mann nähren mochte. Die, durch Vorſetzung des Prädicats „Ritter“ auf einer Copie von Froiſſarts Manuſcripten entſtandene Meinung, als ſtamme er aus adeligem Geſchlechte, iſt ungegründet, und vermuthlich dieſer Titel ihm nur von einem ſpätern Abſchreiber ſeiner Werke, im Gefühl der Hochachtung für dieſelben, geliehen worden. In ſeiner Jugend wurde Froiſſart dem geiſtlichen Stande beſtimmt, und erhielt demnach eine dieſem Beruf angemeſſene gelehrte Erziehung; bald entwickelte ſich aber bei ihm ſeine Neigung zu der Poeſie, die zugleich mit einer großen Vorliebe für die Schönen, für Feſte, Freuden und Galanterie verbunden war, ſo daß er gleichſam, ſowohl in ſeinem Leben und Abenteuern, als in ſeinen Schriften, ein treues Bild des heitern und fröhlichen Charakters ſeiner Landsleute in jenen Zeiten darſtellt, wo noch Liebe, Geſang und ritterliche Courtoiſie beinahe die ausſchließlichen Axen waren, um welche ſich das geſellige Leben drehte. Nachdem er kaum ſeine Studien vollendet und erſt 20 Jahre alt war, begann er, auf die Ermunterung ſeines lieben Meiſters und Herrn, des Meſſire Robert de Namur, eine Geſchichte der Kriege ſeiner Zeit zu ſchreiben, welche Beſchäftigung, da er zugleich mehrere Reiſen unternahm, um den Schauplatz der zu beſchreibenden Begebenheiten ſelbſt zu unterſuchen, denn auch mit dazu diente, ihn in etwas von einer Neigung zu heilen, die er zu einer jungen und reizenden, aber weit über ſeinen Stand erhabenen Dame, gefaßt hatte, mit welcher er durch gemeinſchaftliches Leſen von Dichtungen

und Romanen vertraut worden war, und deren ſpäter erfolgte Vermählung ihn ſo unglücklich machte, daß er es in Frankreich nicht glaubte länger aushalten zu können, und deswegen nach England ging, wo man ihn ſehr günſtig aufnahm, und beſonders Madame Philippe de Hainaut, König Eduards III. Gemahlin, die ihn ſchon als Knabe gekannt hatte, ſich zu ſeiner Beſchützerin erklärte. Dieſe ſeine Beſchützerin verſchaffte ihm auch die Mittel, einige Zeit wieder in Frankreich in der Nähe ſeiner vornehmen Angebeteten leben zu können; bald aber kehrte er doch an den Hof von England wieder zurück, wo man den fröhlichen Dichter und Sänger edler Ritterthaten ſo gern hatte, und von hier aus Schottland bereiſend, folgte er dem ſchwarzen Prinzen nach Aquitanien und Bordeaux, und wollte ihn ſogar auf ſeinem Zuge nach Spanien gegen Heinrich Traſtamare begleiten. Später ging er mit dem Herzog von Clarence nach Italien, als dieſer die Tochter Galeazzo Viscontis heirathete, und ordnete die Feſtlichkeiten an, welche der ſogenannte grüne Graf, Amadeus VI. von Savoyen, ſeinem Herrn zu Ehren gab. Als endlich ſeine Gönnerin Philippe ſtarb, gab er alle Verbindung mit England auf, und trat, nach noch manchen Abenteuern als Diplomat und Krieger (zu welchen beiden Dingen er ſich übrigens, wie er ſelbſt erzählt, gar nicht paßte), als Hauscaplan in die Dienſte des Herzogs Wenzel von Brabant, der ſelbſt Dichter war, und von deſſen Poeſien, die er mit den ſeinigen untermengte, er eine Ausgabe veranſtaltete, die eine Art von Roman, unter dem Titel: „Meliador,“ bildet. Nach Wenzels bald erfolgendem Tode, ging er nun in die Dienſte des Grafen Gui de Blois, der ihn ermunterte, ſeine Geſchichte, oder Chronik vielmehr, fortzuſetzen, weshalb er denn eine Reiſe zu dem Grafen Gaſton Phöbus de Foy unternahm, um aus dem Munde der an deſſen Hofe lebenden bearniſchen und gasconiſchen Ritter die Thaten zu hören, welche ſie allzumal verrichtet hatten. Auf dieſem Wege ward er nun mit dem Ritter Meſſire Espaing du Lion bekannt, der alle Kriegszüge mitgemacht hatte, und ihm die Data davon ſo offen und naiv ertheilte, daß der aus dieſen Berichten entſtandene Theil der Froiſſartſchen Chronik, in Betreff des Tons und Styls, zu dem Beſten gehört, was der Dichter lieferte. Später, und nachdem er noch viele Abenteuer beſtanden, ging er noch einmal nach England, wo Richard II., ein Sohn des ſchwarzen Prinzen, damals herrſchte, und woſelbſt er ſo lange blieb, bis dieſer Fürſt den Thron verlor, worauf er denn, dies Ereigniß noch beſchreibend, nach Flandern ging, allwo er wahrſcheinlich um's Jahr 1400 ſtarb, als bis wohin überhaupt ſeine Geſchichts-Erzählungen reichen, deren Colorit und Styl ganz das Gepräge ſeines bewegten Lebens tragen, und köſtliche Documente des Charakters und der Sitten ſeiner Zeit ſind. Von den Copien ſeiner Geſchichts-Werke, die man in verſchiedenen Bibliotheken findet, iſt die auf der breslauer Bibliothek die beſte und vollſtändigſte, die deshalb auch ſo hoch gehalten wird, daß man, als 1806 die Franzoſen dieſe Stadt durch Capitulation einnahmen, ausdrücklich in einem eigenen Artikel dieſes Vertrages ausbedung, daß dies Manuſcript der Stadt verbliebe. Froiſſarts Poeſien werden aber im Manuſcript in der königlichen Bibliothek in Paris aufbewahrt. Uebrigens erſchien von ſeiner Chronik von Frankreich, England, Schottland, Spanien und Bretagne vom J. 1326 bis 1400 (die durch einen Unbekannten bis 1498 fortgeſetzt iſt) ſehr früh in Paris eine Ausgabe in Quart, in 4. B. die 1503, 1514, 1518 und 1530 neu gedruckt worden iſt. Andere Ausgaben ſind ſpäter noch zu Paris und London, und neuerdings eine Ueberſetzung von Th. Jones

1803, mit einem Supplement 1810 in England erſchienen. Auch hat man eine Ueberſetzung ins Flamändiſche von G. P. van der Loo. Die von Dacier begonnene neue Ausgabe der Froiſſartſchen Schriften wurde durch die Revolution unterbrochen, und iſt bis jetzt noch nicht vollendet.

Fronde nannte ſich die Partei, die ſich während der Minderjährigkeit Ludwigs XIV. dem Hofe und dem Cardinal Mazarin widerſetzte, welchen nach Ludwigs XIII. Tode (1643) die Regentin Mutter zum erſten Miniſter erklärt hatte. Richelieu's Despotismus, der Menſchen und Geſetze mit gleicher Willkür unter ſeine Füße getreten, ſchien unter der Verwaltung dieſes Ausländers unter andern Formen fortzudauern. Die Schatzungen, die man dem Volke auflegte, waren ungeheuer, und da ſich das Parlament weigerte, ſie einzuzeichnen, ſo wurden mehreremale einzelne Glieder deſſelben verhaftet, wodurch nicht nur das Volk, ſondern auch die Prinzen vom Geblüte und viele Große wider Mazarin, der ſich unmäßig bereicherte, empört wurden. An der Spitze der Fronde ſtand der Coadjutor von Retz (ſ. d. Art.). Die Leidenſchaft und die Selbſtſucht der übrigen Häuptlinge, welche ſogar ſpaniſche Truppen in das Land zogen, verhinderten, daß die Fronde etwas zur Wohlfahrt des Ganzen ausrichtete. Vielmehr diente der Ausgang dieſer Händel blos dazu, die königliche Macht noch mehr zu befeſtigen. Die Periode dieſer Unruhen von 1648—1654 wird die Zeit der Fronde genannt. Jene Partei ſelbſt hieß Frondeurs (Schleuderer), und noch jetzt wird ein Tadler oder Krittler der Regierung Frondeur genannt. (Vgl. d. Art. Bachaumont.)

Frondsberg (Georg von, Frundsberg, Freundsberg, Fronsperg), Herr zu Mindelheim, kaiſerlicher Feldhauptmann, geb. 1475, ſtarb zu Mindelheim 1528. Ein wackerer deutſcher Ritter und berühmter Feldherr. Man kann ihn dem Bayard der Franzoſen entgegenſtellen; beide waren Ritter ohne Furcht und Tadel. Er ſtammte aus einem tapfern Geſchlechte. Sein Vater, Ulrich, war, wo nicht Urheber, doch erſter Hauptmann des ſchwäbiſchen Bundes; ſein Bruder Caspar zeichnete ſich durch tapfere Thaten als Führer im Bundeskriege aus. Georg nahm an dem Zuge des ſchwäbiſchen Bundes wider den Herzog Albert von Baiern Theil, bildete aber ſein großes Talent für die Kriegskunſt hauptſächlich in den Kriegen des Kaiſers Maximilian I. gegen die Schweizer aus. Schon 1504 galt er für einen der tapferſten Ritter im kaiſerlichen Heere. Seit 1512 ſtand er an der Spitze der kaiſerlichen Truppen in Italien. Er diente mit gleichem Ruhme als Feldherr Maximilians I. und Carls V.; für Letztern half er (1525) die Schlacht von Pavia gewinnen. Mehr als einmal führte er ihm Kriegsvölker aus Deutſchland zu. So hatte er im J. 1526 12,000 Deutſche auf eigene Koſten mittelſt Verpfändung ſeiner Güter angeworben, durch welche er Carls von Bourbon Heer ſo verſtärkte, daß beide vor Rom ziehen und es mit Sturm nehmen konnten. In der Folge führte er gegen Ulrich von Würtemberg das Fußvolk des ſchwäbiſchen Bundes an, und im Kriege wider Frankreich diente er in den Niederlanden unter Philibert von Oranien. Er hat das Kriegsweſen verbeſſert. Eine Truppengattung zu Fuß, welche von ihren Waffen, den Lanzen, Lanzknechte genannt und in Regimenter getheilt wurde, gab den Schweizern an kriegeriſcher Haltung und Tapferkeit nichts nach. „Frondsberg war," wie eine alte Handſchrift ſagt, „ein großer ſchwerer Mann, und an Gliedern alſo ſtark, wenn er den Mittelfinger der rechten Hand ausſtreckte, daß er damit den ſtärkſten Mann, ſo ſich ſteif ſtellte, vom

Platz ſtoßen konnte. Wenn ein Pferd daher gelaufen kam, konnte er es beim Zaum ergreifen, und eilend ſtellen. Die großen Büchſen und Mauerbrecher konnte er allein mit ſeinen ſtarken Lenden von einem Orte an den andern führen, und wenn er vom Roſſe ſtieg und ging, konnte man ihm nicht wohl folgen." Als er bei Ferrara die wegen rückſtändiger Löhnung tobenden Truppen nicht in Ruhe bringen konnte, ward er, wie er glaubte, vom Schlage gerührt, und von dort auf ein Schloß gebracht. „Da ſiehſt du mich wie ich bin," ſagte er zu ſeinem Freunde Schwalinger, „das ſind die Früchte des Kriegs! Drei Dinge ſollten einen Jeden vom Kriege abſchrecken: die Verderbung und Unterdrückung der armen unſchuldigen Leute; das unordentliche und ſträfliche Leben der Kriegsleute, und die Undankbarkeit der Fürſten, bei denen die Ungetreuen hoch kommen und reich werden, und die Wohlverdienten unbelohnt bleiben." Auf dem Reichstage zu Worms (1521), wo Luther vor Carl V. ſich verantworten ſollte, machte der ruhige Blick des angefeindeten Mannes einen ſolchen Eindruck auf den alten Frondsberg, daß er Luthern freundlich auf die Schultern klopfte: „Münchlein, Münchlein," ſagte er zu ihm, „du gehſt jetzt einen Gang, dergleichen ich und mancher Oberſter auch in der allerernſtlichſten Schlachtordnung nicht gethan haben. Biſt du aber auf rechter Meinung und deiner Sache gewiß, ſo fahre in Gottes Namen fort, und ſei nur getroſt: Gott wird dich nicht verlaſſen." Als Frondsberg ſtarb, fand ſich's, daß er ſeine Güter an Kaufleute verpfändet hatte, Schulden halber, und daß ihn die Fürſten, die ſein angeworbenes Militär brauchten, immer ſchlecht belohnt hatten.

Frontalſchlacht, eine Schlacht, die durch gleichmäßige Angriffe auf die Frontlinie des Feindes (Parallel=Angriffe) ohne Umgehung, oder Aufrollung der Flügel entſchieden wird. In ſo fern dabei nicht das Centrum durchbrochen wird (wo dann ein Auftollen von innen erfolgt), können ſie nicht leicht für das Schickſal eines Feldzugs entſcheidend werden; man findet daher in den Feldzügen der großen Feldherren ihre Schlachten immer auf den Angriff eines Flügels oder Umgehung berechnet; den rechten ſtrategiſchen Punkt hierzu, bisweilen mit Beſeitigung tactiſcher Vortheile, da ſich nicht immer alles vereinigen läßt, zu finden, iſt dann Sache des Genius; Friedrich II. war, wie in allem, auch hierin groß; und wenn wir nicht unbillig ſein wollen, müſſen wir geſtehen, daß auch Buonaparte oft glänzende Beiſpiele dafür aufgeſtellt hat.

Fronte, die Vorderſeite oder Geſichtsſeite, z. B. eines Gebäudes. In der Kriegsſprache iſt die Fronte die dem Feinde, oder der Stelle, wo man ſich den Feind denkt, entgegengekehrte Seite der in Schlachtordnung geſtellten Soldaten. Fronte auf etwas machen, heißt, gegen etwas gerichtet ſein. — **Frontispice**, die Vorderſeite eines Gebäudes; insbeſondere der mittlere Vorſprung derſelben, oder die Giebelſeite. Ueberhaupt dann die vordere in die Augen ſpringende Seite eines Gegenſtandes; desgleichen auch das Titelblatt oder Titelkupfer.

Frontignac, ein lieblicher, ſüßer Muscateller=Wein, der bei Frontignan in Niederlanguedoc wächſt, und insbeſondere über Cette und Montpellier ausgeführt wird. Es giebt rothe und weiße Sorten, und wird derſelbe von den Feinſchmeckern insbeſondere zu einigen Fiſcharten genoſſen.

Frontinus (Sextus Julius), ein Römer von niedriger Herkunft, der ſich aber durch ſeine Verdienſte zu den höchſten Staatswürden emporſchwang, unter Domitian Prätor, und vier Jahre darauf

Conſul ward. Als ſolcher war er bis zum neunten Jahre des Veſpaſian Feldherr in Britannien, und führte mit vielem Ruhme die römiſchen Waffen. Von Nerva erhielt er die Aufſicht über die Waſſerleitungen, über welche er auch ſchrieb (ed. Adler 1792. 8.) und ſtarb unter Trajan im J. 106 nach Chriſtus, als Augur. Er war zugleich ein großer Rechtsgelehrter und ſtand bei ſeinen Zeitgenoſſen im höchſten Anſehn. Bekannt ſind ſeine vier Bücher de strategematibus (Leyden 1731. 8. Leipzig 1772, und zuletzt von Wiedemann 1792. 8.), wovon das vierte Buch von der Kriegszucht handelt; und ſein Werk de aquaeductibus urbis Romae (Padua 1722. 8. und Altona 1792. 8.).

Fronto (Marcus Cornelius), ein berühmter Redner und Lehrer der Beredſamkeit zu Rom. Er war aus Cirta, einer römiſchen Colonie in Numidien, gebürtig, und lebte unter den Kaiſern Marcus Aurelius und Lucius Verus, die er beide in der Redekunſt, erſtern auch in der philoſophiſchen Moral, unterrichtete. Aus Dankbarkeit ließ ihm Marc Aurel eine Ehrenſäule errichten; auch rühmt dieſer Kaiſer in ſeinen Selbſtbetrachtungen mit ehrenvoller Anerkennung den von Fronto empfangenen Unterricht. Von den Schriften dieſes Redners, den man mit Cicero verglich, und deſſen Schüler und Nachahmer man mit dem Namen Frontonianer auszeichnete, beſaßen wir bisher nur zwei kleine grammatiſche Schriften, de differentiis vocum, und exempla elocutionum, oder elegantiae latinae, die ſich in Putſch Sammlung befinden. Alles Uebrige ſchien verloren, bis 1815 Angelo Maio, Bibliothekar der Ambroſianiſchen Bibliothek zu Mailand, mehrere Werke von ihm auffand und zuerſt bekannt machte, nämlich ein Buch lateiniſcher Briefe an den Kaiſer Antonius Pius, zwei Bücher Briefe an den Kaiſer L. Verus, Briefe an Freunde, zwei Bücher Anweiſung zur Beredſamkeit, gerichtet an Marcus Antoninus, einige Bruchſtücke von Reden, noch einige Briefe, Auszüge aus dem Salluſt, ein langes Troſtſchreiben an Marc Aurel über die Niederlage im parthiſchen Kriege, Bruchſtücke einer Geſchichte deſſelben, ein paar ſcherzhafte Schriften: laudes fumi et pulveris, und laudes negligentiae, endlich die Fabel vom Arion und ein Buch griechiſcher Briefe an Marc Aurel. Der erſten 1815 zu Mailand erſchienenen Ausgabe dieſer Schriften, die allerdings wenig befriedigt, iſt, außer einem correcten Abdruck, 1816 eine critiſche Ausgabe von Niebuhr, mit Anmerkungen von Buttmann und Heindorf, gefolgt, die aber den Gegenſtand nicht erſchöpfen. Wir lernen hier Fronto als Briefſteller, weniger als Redner kennen, aber den gehegten Erwartungen entſpricht er nicht. Zwiſchen ihm und Cicero iſt ein zu mächtiger Abſtand, um ihn romanae eloquentiae non secundum, sed alterum decus zu nennen, wie Maio thut. Eben ſo wenig aber dürfte er die Herabſetzung verdienen, welche ihm Niebuhr widerfahren läßt. Die richtigſte Anſicht iſt wohl, daß Fronto und Symmachus ſo gut als Cicero und Plinius die größten Redner ihrer Zeit waren; natürlich aber ſteht jeder Spätere dem Frühern ſo weit nach, als der Geſchmack und die Bildung des Zeitalters, in welchem er lebt.

Fronton, ſ. Giebel.

Froſchmäusler, ſ. Rollenhagen.

Froſt nennen wir den Zuſtand unſerer Atmoſphäre, in welchem das Waſſer in Eis verwandelt wird. Der Grad der Temperatur, bei welchem dies geſchieht, iſt überall einerlei und alſo ein feſter Punkt, der den Namen Eis-, Froſt- und Gefrierpunkt hat. (S. Eispunkt). Die erkältete Luft entzieht dabei dem Waſſer denjenigen Antheil Wär-

meſtoff, von welchem ſein flüſſiger Zuſtand abhängig iſt. Die Gewalt des Froſtes iſt unermeßlich; eine gefrierende Flüſſigkeit zerſprengt die feſteſten Gefäße, in welchen ſie eingeſchloſſen iſt. Die organiſchen Körper leiden durch ihn jedoch nicht in gleichem Maße, und viele können auch die ſtärkſten bekannten Grade deſſelben aushalten. Den Gewächſen ſind heftige Fröſte bei gehöriger Trockenheit nicht ſo nachtheilig, als wenn ſie kurz auf Regen und Thauwetter folgen. Die Urſache davon iſt wahrſcheinlich, daß bei naſſer Witterung ſelbſt im Winter die zarten Gefäße und Canäle der Gewächſe mit Feuchtigkeiten angefüllt, und dann, bei heftigem Froſte, durch die Ausdehnung des Eiſes geſprengt werden, wodurch der ganze innere Bau derſelben eine völlige Zerrüttung leidet. Das Krachen ſelbſt der feſteſten Eichen bei heftiger Kälte hat gewiß keinen andern Grund. Auch Menſchen und Thieren können ſtarke Fröſte gefährlich und tödtlich werden. Sie ſcheinen alle Reizbarkeit des thieriſchen Körpers zu zerſtören, und rauben demſelben die innere Wärme. Der Menſch fühlt ſich von einer ſo unwiderſtehlichen Neigung zum Schlafen befallen, daß er ſelbſt wider ſeinen Willen einſchläft, und in Bewußtloſigkeit erſtarrt. Bringt man einen auf dieſe Art entſchlafenen Menſchen in ein warmes Zimmer, ſo tödtet der plötzliche Uebergang aus der Kälte in die Wärme ihn gänzlich; ſcharrt man ihn hingegen in Schnee ein, ſo erholt er ſich oft wieder. Gleiche Bewandtniß hat es mit erfrornen Gliedmaßen der Menſchen und Thiere, welche nur durch ein langſames Aufthauen, beſonders im Schnee, gerettet werden können. Der Froſt wirkt auf gewiſſe Nahrungsmittel der Menſchen und Thiere ſehr nachtheilig. Alle wäſſerigen Früchte verlieren durch ihn ihren angenehmen Geſchmack und ihre Nahrhaftigkeit, und gehen nach dem Aufthauen bald in Fäulniß über. Selbſt Fleiſch, welches durch den Froſt vor der Fäulniß ziemlich bewahrt wird, löſt ſich nach dem Aufthauen bald auf. Flüſſige Sachen, z. B. Biere, verlieren durch den Froſt den Wohlgeſchmack. Starke Winde vermindern allezeit die Kälte der Luft einigermaßen.

Froſtableiter ſind Seile von Hanf oder Stroh, die über Blumenbeete gezogen oder an Bäume befeſtigt, und mit dem andern Ende in ein Gefäß mit Waſſer geleitet werden, um den Froſt von Pflanzen und Bäumen abzuleiten, und ſie vor dem Erfrieren zu ſchützen. Es iſt indeß ausgemacht, daß dieſe Vorkehrung unnütz iſt, da ſich der Froſt dadurch nicht leiten läßt.

Frucht heißt in der Botanik der Theil eines Gewächſes, welcher ſich aus dem, ſchon in der Blüthe ſichtbaren, Fruchtkeim bildet, oder der vergrößerte und ausgewachſene Fruchtkeim. Den weſentlichen Theil jeder Frucht macht der Same aus, wodurch das Gewächs ſich fortpflanzt. Dieſer liegt entweder blos, d. h. ohne Bedeckung, oder, was bei den mehrſten Gewächſen der Fall iſt, er iſt in einem Behältniß befindlich, welches das Samenbehältniß heißt. Verſchiedene dieſer Samenbehältniſſe liefern bekanntlich eine ſehr wohlſchmeckende und geſunde Nahrung.

Fruchtbarkeit iſt die Eigenſchaft organiſcher Weſen, neue Individuen derſelben Art zu erzeugen. Dieſe Kraft iſt bei einigen in ganz unglaublich hohem Grade vorhanden; in einem Mohnkopfe hat man 32,000 Samenkörner gezählt; die Ulme erzeugt jährlich an 100,000 Körner, ja unſere Obſtbäume: Kirſchen, Pflaumen u. ſ. w., wie zahlreich iſt der Same, den ſie jährlich hervorbringen. Da nun in jedem Samenkorn die Fähigkeit iſt, ein Individuum derſelben Art zu werden, ſo müßte bald, wenn jedes einzelne dazu emporwüchſe, die ganze Erdober-

fläche von einer ſolchen Pflanzenart bedeckt werden. In den niedern Thierclaſſen iſt die Fruchtbarkeit nicht minder groß; die Königin der Bienen legt jährlich über 5 bis 6000 Eier; die großen Schwärme von Mücken, Heuſchrecken, welche bisweilen in den Feldern der Tatarei erſcheinen und ganze Strecken Landes veröden; die Raupen, welche auch in unſern Gegenden in manchem Jahre ſo zahlreich ſind, laſſen auf eine ſehr große Fruchtbarkeit ſchließen. Der kleinſte Hering hat 10,000 Eier, ein Karpfen, der nur ½ Pfund ſchwer iſt, 100,000, ein größerer 262,280; ein Barſch 324,640; der Roggen des Störs wog 119 Pfund, da nun 7 Eier einen Gran ſchwer ſind, ſo folgt, daß hier 7,653,200 Eier vereinigt waren. In dem Stockfiſch hat man die Zahl der Eier auf 9,344,000 berechnet. In den höhern Thierclaſſen vermindert ſich die Fruchtbarkeit, doch iſt ſie auch im Menſchen noch größer als die Sterblichkeit. Bei dieſem aber iſt ſie nach Maßgabe des Clima's, der Jahrszeiten, der Nahrungsmittel, Gewohnheiten, Sitten, des Temperaments und der individuellen Beſchaffenheit der Eheleute ſehr großer Mannichfaltigkeit unterworfen und in ſehr verſchiedenem Grade vorhanden, ſo daß neben unfruchtbaren Ehen andere vorkommen, in welchen eine ſehr große Menge von Kindern geboren werden.

Fruchtbringende Geſellſchaft oder **Palmenorden**, ward 1617 zu Weimar von Caspar von Teutleben, Hofmeiſter des Prinzen Johann Ernſt des jüngern, zur Erhaltung und Wiederherſtellung der Reinheit unſerer Mutterſprache geſtiftet, welche damals noch ſehr rauh war, und durch Einmiſchung fremder Wörter und Redensarten überdies alles Eigenthümliche zu verlieren ſchien. Die Geſellſchaft ſtieg zu einem außerordentlichen Flor, ſie bekam ſelbſt Reichsfürſten und ſogar Carl Guſtav, König von Schweden, zu Mitgliedern. Die Einrichtung derſelben war größtentheils nach den italieniſchen Akademien geformt; man hatte z. B., um allen Rangſtreit zu vermeiden und bürgerliche Mitglieder den höhern gleich zu machen, jedem einen Namen beigelegt, deſſen er ſich in der Geſellſchaft bedienen mußte. Jedoch verfiel man hierbei in Lächerlichkeiten; und noch ſonderbarer ſind die Gemälde, Wahlſprüche und Namen von Gewächſen gewählt, die neue Mitglieder zum Symbol und Unterſcheidungszeichen erhielten. So hieß z. B. der zweite Director, Wilhelm, Herzog von Weimar, der Schmackhafte; ſein Sinnbild war eine Birne mit einem Weſpenſtich, und der ſogenannte Wahlſpruch: erkannte Güte. Andere hießen: der Saftige, der Nährende, der Bitterſüße, der Steife u. ſ. w. Bei Verbeſſerung der deutſchen Sprache verbannte ſie die ausländiſchen Wörter zu ſehr, und erfand ſtatt derſelben ſeltſame deutſche; auch nahm ſie in der Orthographie auffallende Aenderungen vor. Ueberhaupt iſt zu bedauern, daß ſich nicht die ganze Geſellſchaft zur Herausgabe einiger Werke über die deutſche Sprache vereinigte, und daß zu wenig große Gelehrte an ihr Theil nahmen; denn in beiden Fällen hätte ihr Nutzen ungleich beträchtlicher ſein können, als er war. Sie dauerte 63 Jahre, bis 1680, und hatte jedesmal einen regierenden Herrn zum Oberhaupte.

Fruchtſtück, ein Gemälde, auf welchem Garten- oder Baumfrüchte dargeſtellt ſind. Sie erhalten durch Anordnung, Farbengebung und Beleuchtung ihren vorzüglichſten Reiz, und ſind wegen der Einfachheit ihrer Form und der größern Dichtigkeit ihrer Farben weniger ſchwierig als die Blumenſtücke. Die vorzüglichſten Fruchtmaler waren de Heem, Mignon, Gillemans, Verbruggen, v. Royen, v. Huyſum, Rachel Ruyſch.

Fruchtwein, ſ. Cider.

Frugoni (Carlo Innocenzo), einer der berühmteſten und fruchtbarſten italieniſchen Dichter des 18. Jahrh., wurde geboren zu Genua 1692. Nach dem Willen des Vaters mußte er zu Gunſten ſeiner beiden ältern Brüder der väterlichen Erbſchaft entſagen und den geiſtlichen Stand ergreifen. 1707 trat er daher in die Congregation der ſomoſkiſchen Brüder, und begann zu Genua ſein Noviciat. Im folgenden Jahre legte er ſein Gelübde zu Novi ab. Er zeigte von Kindheit an eine ungemeine Lebhaftigkeit des Geiſtes und der Einbildungskraft. Seine Fortſchritte in den Wiſſenſchaften, beſonders den ſchönen, waren reißend. Als er 1716 nach Brescia geſandt wurde, um daſelbſt die Rhetorik zu lehren, hatte er ſich ſchon den Ruhm eines eleganten Schriftſtellers in Proſa und Verſen, in lateiniſcher ſowohl als italieniſcher Sprache erworben. Er ſtiftete daſelbſt eine ſogenannte arcadiſche Colonie, in der er den Namen Comante Eginetico erhielt; allein erſt im folgenden Jahre, wo er nach Rom kam, erreichte ſein poetiſcher Genius, angefeuert durch die Größe der ihn umgebenden Gegenſtände und durch das Beiſpiel guter Dichter, die er hier verſammelt fand, ſeine volle Entwickelung. Er ſchloß ſich beſonders an Rolli und Metaſtaſio an. 1719 kehrte er nach Genua zurück, um die jungen Geiſtlichen ſeines Ordens zu unterrichten; ein Geſchäft, daß er auch in den folgenden beiden Jahren zu Bologna verſah. Allein ſeiner damals ſehr ſchwachen Geſundheit wegen mußte er zu Piacenza und dann zu Parma ſich erholen. In Modena, wo er ſeine Arbeiten wieder begonnen hatte, bekam er die Blattern, und beendigte während ſeiner Geneſung die italieniſche Ueberſetzung des Rhadamiſt von Crebillon. An dem Hofe zu Parma fand er durch des Cardinals Bentivoglio Verwendung eine ehrenvolle Zuflucht; allein ſeine Muſe mußte ſich hier größtentheils zu Gelegenheitsgedichten für Feſte und dergleichen Vorfälle bequemen. In Parma herrſchte damals der Herzog Franceſco Farneſe, dem zwei Jahre darauf ſein Bruder Antonio in der Regierung folgte. Zu deſſen Vermählungsfeier mußte Frugoni eine ganze Sammlung von Gedichten verfertigen, und faſt zu gleicher Zeit die Denkwürdigkeiten des Hauſes Farneſe hiſtoriſch beſchreiben. Sie erſchienen 1729. Der Titel eines königlichen Geſchichtſchreibers war ſeine Belohnung. Der Herzog Antonio ſtarb. Man hielt ſeine Gemahlin 8 Monate lang für ſchwanger. Frugoni feierte ſchon die Erfüllung aller Wünſche durch eine Kette von 25 ſehr ſchönen Sonetten. Allein ſeine Vorherſagung traf nicht ein. Am neuen Hofe konnte er keine Gunſt gewinnen, darum kehrte er nach Genua zurück, und ließ dort ſeine Freunde für den Abweſenden wirken. Jetzt fing ſein Kloſtergelübde an, ihm läſtig zu werden. Nach vielen Bemühungen wurde er endlich deſſen durch Benedict XIV. entbunden. Eine glänzende Gelegenheit zeigte ſich dem Dichter jetzt, die Kraft ſeines Genies zu entfalten. Dies war die Eroberung von Oran durch die ſpaniſchen Truppen, unter dem Befehle des Grafen Montemar, nach einem blutigen Siege. Er feierte ſie durch eine große Canzone, welche ſehr günſtig aufgenommen ward. Andere Gedichte, welche er zu derſelben Zeit dem König Philipp V. und der Königin von Spanien überreichen ließ, machten ein ähnliches Glück. Endlich wurde er mit einer ehrenvollen Beſoldung wieder an den Hof gezogen. Der Krieg, welcher in Italien zwiſchen Spanien und Oeſterreich ausbrach, begeiſterte ihn zwar zu manchem trefflichen Gedichte, verſetzte ihn aber auch oft in ſehr drückende äußere Verhältniſſe. Er nahm nun zu dem Talente ſeine Zuflucht, das er für die burleske und ſatyriſche Poeſie beſaß. Er verfertigte eine Menge Gedichte dieſer Art, unter andern auch den ori-

ginellen Geſang des zehnten Gedichts Bertoldo Bertoldino e la casenno, waran 20 Dichter arbeiteten. Nach dem aachner Frieden kam Frugoni von neuem an den Hof zu Parma, und nun überließ er ſich freier ſeiner Neigung zur Dichtkunſt; er bereicherte das italieniſche Theater mit Ueberſetzungen mehrer franzöſiſchen Opern, hatte aber auch mit herben Ausfällen der Critik zu kämpfen. So lebte er unter mancherlei Glückswechſel bis 1768. Wenig italieniſche Dichter haben während ihres Lebens ſo viel Aufſehn gemacht, und ſind nach ihrem Tode ſo gefeiert worden, als Frugoni. Seine Werke ſind 1779 zu Parma in 9, und zu Lucca in 15 Bänden erſchienen. Letztere Ausgabe iſt die vollſtändigſte. Eine Auswahl aus dieſen Werken iſt in 4 Bänden zu Breſcia 1782 ans Licht getreten. Findet man auch in Frugoni's Gedichten allerdings zuweilen Schwulſt und Bombaſt, ſo ſind doch die meiſten reich an trefflichen Gedanken und wahrhaft ſchönen Bildern. Er wird immer für einen von der Natur reich ausgeſtatteten Dichter gelten.

Frühling, bekanntlich die anmuthige Jahrszeit, welche den Uebergang aus dem Winter zum Sommer bildet. Er fängt von dem Tage an, an welchem die Sonne beim Aufſteigen in den Aequator trit, und endigt mit dem Tage, an welchem ſie zu Mittag ihren höchſten Stand im Jahre erlangt. Bei uns beſtimmt der Eintritt der Sonne in den Widder den Anfang, und ihr Eintritt in den Krebs das Ende des aſtronomiſchen Frühlings. Jener geſchieht um den 22. März, dieſer um den 21. Juni. Auf der ſüdlichen Halbkugel fängt der aſtronomiſche Frühling um den 23. Sept. an, und endet um den 21. Dec., fällt alſo in die Zeit, wo wir Herbſt haben. Unter dem Aequator und überhaupt in der heißen Zone laſſen ſich die Jahrszeiten nicht ſo abtheilen, wie in den gemäßigten. Man unterſcheidet daſelbſt die trockene und naſſe Zeit. Auch bei uns bezieht ſich im gemeinen Leben die Benennung der vier Jahrszeiten mehr auf Temperatur und Witterung, als auf den Stand der Sonne, und wir haben faſt allemal Urſache, den Anfang des aſtronomiſchen Frühlings von dem Anfang unſers Frühlings, d. i. der angenehmen und milden Witterung, zu unterſcheiden, da letztere in der Regel ſpäter eintrit.

Frühlingsnachtgleiche (Aequinoctium vernale) heißt jene Zeit, zu welcher die Sonne in ihrem Aufſteigen den Aequator erreicht, an allen Orten der Erde Tag und Nacht völlig gleich macht und bei uns den Anfang des aſtronomiſchen Frühlings beſtimmt. Die Sonne ſteht um dieſe Zeit in einem Punkte des Aequators ſelbſt, beſchreibt ihn als ihren Tagkreis, und iſt daher, weil ihn jeder Horizont zu gleichen Theilen ſchneidet, überall auf der Erde 12 Stunden ſichtbar und 12 Stunden unſichtbar. Der Punkt, in welchem ſich Aequator und Ekliptik ſchneiden, und in welchen die Sonne bei ihrem ſcheinbaren jährlichen Umlauf um den 21. März, oder beim Anfange des Frühlings trit, indem ſie aus der ſüdlichen Halbkugel in die nördliche aufſteigt, heißt der Frühlingspunkt. Ehemals ſtand an dieſer Stelle das Sternbild des Widders; daher man den nächſten 30 Graden der Ekliptik von dieſem Punkt an, gegen Morgen hin, den Namen des Widders beilegte. Hieraus erklärt ſich die Benennung Widderpunkt, erſter Punkt des Widders, für den Frühlingspunkt, welcher beibehalten worden, obgleich der Punkt ſelbſt ſchon längſt die Sterne des Widders verlaſſen hat, und jetzt unter den Sternen der Fiſche ſteht.

Fualdes (der Mord des). Dieſer im Anfange des J. 1817 zu Rhodez (einer kleinen, aber nahrhaften Fabrikſtadt im Departement Aveyron im ſüdlichen Frankreich) ſich zugetragene Mord gehört, theils

der Art ſeiner Ausführung wegen, theils wegen der Menge der dieſerhalb in Unterſuchung gekommenen Perſonen, theils endlich auch noch wegen der, während der Unterſuchung ſelbſt ſich einmengenden mannichfachen Parteiumtriebe, zu den merkwürdigſten und verwickeltſten Criminalfällen neuerer Zeit, und erweckte eben dieſerhalb ſowohl in Frankreich, als im Auslande, ein ungemeines Intereſſe, das ſelbſt nach Beendigung des Verfahrens vor dem zweiten Gerichtshof, an welchen die Sache verwieſen worden war (der Aſſiſe zu Alby im Departement Tarn) noch dadurch wieder von neuem angeregt wurde, daß, durch neue Inzichten veranlaßt, die Sache noch einmal wieder aufgenommen und zu neuer Unterſuchung vor den Criminalhof zu Toulouſe gebracht wurde, wodurch denn abermals mehrere, bis dahin noch gar nicht in die Sache verflochtene Perſonen implicirt, und in der Meinung Vieler das früher zu Alby ausgeſprochene und zum Theil auch ausgeführte Urtheil als ein unrechtes erſchien. Eine kurze Darlegung des Herganges dieſer verwickelten Sache wird den Leſer möglichſt darüber aufklären; wem indeß daran gelegen iſt, ſich über das Detail der Unterſuchung ſelbſt (die höchſt merkwürdig und nicht immer frei von allen Einwirkungen fremdartiger Dinge war) genauer zu unterrichten, den müſſen wir, da dies alles hier anzuführen der Raum nicht erlaubt, auf die zu jener Zeit in Frankreich deshalb erſchienenen Pamphlets, ſo wie auf die franzöſiſchen öffentlichen Blätter (als Journal des Débats, Constitutionnel etc.) verweiſen, wo die durch Stenographen nachgeſchriebenen gerichtlichen Verhandlungen, weitläufigen Zeugenverhöre u. ſ. f. zu finden ſind *). — Fualdes, ein Mann von mittleren Jahren, von Religion ein Proteſtant, ſeinem politiſchen Glauben nach, der Partei der Liberalen, oder auch Buonapartiſten, ſeines Vaterlandes gehörig, bekleidete unter der kaiſerlichen Regierung den Poſten eines Procurators beim Criminalhofe zu Rhodez, und ſtand ſowohl hierdurch, als durch ſeine anſehnlichen Vermögensumſtände, mit den angeſehenſten Männern des Ortes in mannichfacher Verbindung. Seit der Reſtauration hatte er ſich von den öffentlichen Geſchäften zurückgezogen, und lebte nur noch als bloßer Privatmann, unter der Hand Geldgeſchäfte treibend. Dies, und Verwandtſchaft in einem ziemlich weitläufigen Grade, brachte ihn ſchon ſeit Jahren beſonders mit ein Paar Honoratioren des Ortes, dem Mäkler Jauſion und dem Kaufmann Baſtide-Grammont (die Beide Schwäger waren), auf einen ſo vertrauten Fuß, daß dieſe beiden als ſeine genaueſten und gleichſam Hausfreunde angeſehen wurden. Plötzlich entſpann ſich unter dieſen drei Menſchen ein Zwieſpalt, deſſen erſte Veranlaſſung der von Fualdes ſchnell gefaßte Entſchluß war, Rhodez mit einem andern Wohnorte zu vertauſchen. Was ihn hierzu eigentlich bewog, iſt dunkel, doch ſollen die ſeit der Reſtauration im ſüdlichen Frankreich begonnenen Proteſtantenverfolgungen, ſo wie manche andere, damit in jenen Gegenden zugleich auftauchende Parteiumtriebe, die nicht unwahrſcheinlichen Urſachen geweſen ſein. Genug, er verkaufte ſeine liegenden Gründe, und begann, Allen, am mehrſten aber Jauſion und Baſtide unerwartet, die ausgeliehenen Capitalien einzuziehen, unter denen aber dieſe Beiden oben an ſtanden. Jauſion hatte nämlich durch die von Fualdes erhaltenen Vorſchüſſe ſein Geſchäft in einen bedeutenden Schwung gebracht, war aber dem Darleiher noch ſehr verpflichtet; derſelbe Fall fand mit Baſtide ſtatt, der an Fualdes 10,000 Francs ſchuldete. Beide konnten für den Augenblick dieſe

*) Auch die Abendzeitung gab damals eine Darſtellung dieſer Sache.

Fonds ohne den größten Nachtheil nicht entbehren, und da deſſungeachtet ihr Gläubiger auf Abmachung drang, ſo geriethen ſie, und namentlich Baſtide, der einen heftigen und finſtern Charakter hatte, mit ihm deswegen am Morgen des 19. März 1817 in einen lebhaften Wortwechſel, deſſen Ende jedoch zuletzt darauf hinauslief, daß man eine neue Zuſammenkunft auf den Abend deſſelben Tages verabredete, wo dann die Sache weiter betrieben werden ſollte. Dieſe Zuſammenkunft hatte indeſſen nicht ſo ſtatt, wohl aber fand man am andern Morgen um 6 Uhr den Leichnam des mit Meſſerſtichen ermordeten Fualdes eingepackt, wie einen Ballen Kaufmannswaaren, außerhalb des Ortes in dem vorbeifließenden Aveyron. Die Nachricht hiervon verbreitete ſich natürlich mit Blitzesſchnelle, und während die Behörden die zur Entdeckung der Thäter nöthigen Schritte thaten, erſchienen ſchon um 7 Uhr (alſo nur eine Stunde nach Auffindung des Leichnams) Jauſion mit ſeiner Frau und Schwägerin, der Gattin des Baſtide, in der Wohnung des Gemordeten, und begannen, unter lauten Beileidsbezeugungen, die Papiere des Unglücklichen zu durchſuchen, wobei ſie ſo weit gingen, daß ſie nicht allein ſein Pult erbrachen und mehrere Papiere, Rechnungsbücher u. dgl., ſondern auch einen Beutel mit Geld und andern Effecten mit fortſchleppten. Eine Sache, die ſie um ſo leichter ausführen konnten, da der Sohn des Ermordeten auf einer Reiſe begriffen, und ſonſt niemand im Hauſe war, der ſich ihnen, den Verwandten, füglich hätte hierin widerſetzen können. Um 10 Uhr fand ſich auch Baſtide ein, noch einmal die Papiere durchwühlend. Mehrere Tage, während welcher der junge Fualdes zurückgekehrt war, vergingen nun, ohne daß man eine Spur der Mörder zu entdecken vermochte; endlich gab ein Kind die Veranlaſſung dazu. In der Straße Hebdomadiers, einer der lebhafteſten der Stadt, befand ſich ein Haus, deſſen Beſitzer, Bancal mit Namen, Schenkwirthſchaft trieb, und das, theils der es am mehrſten beſuchenden Gäſte aus den geringeren Ständen wegen, theils aber, weil es zugleich ein bekannter Gelegenheitsort zu verliebten Rendezvous war, nicht in dem beſten Rufe ſtand. Dieſer Wirth hatte eine 10jährige Tochter, Madelarine, welche ſich im Geſpräch die Andeutung entſchlüpfen ließ, ſie wiſſe wohl, wo und von wem der Hr. Fualdes ermordet worden ſei. Auf weiteres Befragen enthüllte ſich nun, daß der Mord im Bancalſchen Hauſe ſelbſt begangen, und daß dabei nicht allein eine Menge Perſonen gegenwärtig, ſondern auch das Kind ſelbſt, welches man ſchlafend geglaubt hatte, in einer Nebenkammer Zeuge davon geweſen war. Sogleich wurden nun Bancal und ſeine Frau (ein bereits ziemlich bejahrtes Weib), ferner, auf weitere Nachrichten, ein ehemaliger Train-Soldat, Namens Collard, deſſen Geliebte, Anne Benoit, ſo wie auch noch drei Andere, mit Namen Bach, Miſſonier und Bousquier, und 25 Tage nach dem Morde, auf Anſuchen des jungen Fualdes, Baſtide und Jauſion feſtgenommen, und das Verfahren nach der franz. öffentlichen Procedur, unter einem ungeheuren Andrang von Zuhörern von nah und fern, begonnen. Kaum hatte man indeß damit den Anfang, wiewohl nicht ohne Schwierigkeiten, gemacht, indem die damals in voller Gährung des Meinungskampfes einander auch in Rhodez und dem umgebenden Departement, gegenüber ſtehenden Parteien der Catholiken und Proteſtanten, und wieder der ſogenannten Royaliſten und Buonapartiſten, die Sache aus ihren individuellen Geſichtspunkten anzuſehen begannen, und beſonders die zahl- und einflußreiche Familie der beiden Hauptbeſchuldigten, Jauſion und Baſtide, (die ſich, nebenbei bemerkt, längſt ſchon als eifrige Anhänger der Reſtauration und des alten Glaubens bei allen ſeit 1814 im

ſüdl. Frankreich vorfallenden, oft mit großen, leider aber unbeſtraft gebliebenen, Verbrechen begleiteten Reactionen gegen die Proteſtanten und Freunde der kaiſerl. Regierung, gezeigt hatten) alles anwendete, um, wo möglich, durch dieſe Parteimittel ihre Angehörigen zu retten: als neue Entdeckungen zu neuen Verhaftungen führten. Es lebte nämlich gleichfalls in Rhodez, getrennt von ihrem Gatten, einem ehemaligen Officier, eine Dame, mit Namen Marie Françoiſe Clariſſe Manſon, die eine Tochter des daſigen Prevotal-Gerichts-Präſidenten Enjalran war, und allgemein, trotz ihrer ſchwärmeriſchen Reizbarkeit und mancher, durch ſchlecht gewählte Romanlectüre genährter Ueberſpannung, als eine liebenswürdige Frau anerkannt wurde. Von dieſer erfuhr man nun durch einen Officier, Namens Clemandot, der den Verehrer der Dame machte, von ihr indeß nicht begünſtigt wurde, daß ſie in Geſellſchaften im Eifer des Geſprächs ſo genaue Umſtände von der That erwähnt habe, als ſei ſie dabei geweſen; und da nun billig von den Behörden hierauf Rückſicht genommen und Mad. Manſon deshalb zur Rede geſtellt wurde: ſo erklärte ſie denn auch endlich, ſowohl vor dem Präfecten als ihrem Vater, „daß ſie ſich (warum? wollte ſie jedoch nicht enthüllen, da ihr weibliches Zartgefühl dadurch compromittirt werde) am Abend des 19. März, in männlicher Kleidung, in der Straße Hebdomadiers befunden und, erſchreckt durch den Lärm, welchen der Ueberfall eines Menſchen auf der Straße verurſacht, in das erſte offene Haus geflüchtet habe, welches denn das Bancalſche geweſen ſei. Hier habe man ſie ſogleich beim Eintritt im Dunkeln ergriffen, und in ein Cabinet geſchoben, wo ſie dann vor Entſetzen ob der verübten That in Ohnmacht gefallen, dadurch aber den Mördern verrathen worden ſei, von denen nun Einer auf ſie zugeſtürzt wäre, um auch ſie zu erwürgen. Durch die Dazwiſchenkunft eines Andern ſei dieſer aber in ſeinem Vorhaben geſtört worden, und ſie habe nun auf den Körper des ermordeten Fualdes einen furchtbaren Eid ablegen müſſen, nichts zu verrathen, und ſei darauf von einer dritten, gleichfalls beim Morde implicirten Perſon in Sicherheit gebracht worden.“ Mehr war durchaus nicht aus ihr heraus zu bringen, indem ſie ſich bei allen Fragen auf den ſchrecklichen Eid, den ſie hatte leiſten müſſen, und auf die, wie ſie ſagte, ihr von mehreren Seiten her gewordene Drohung berief, daß man ſie und ihr einziges Kind durch Gift oder Dolch hinopfern werde, falls ſie einen der Mörder nenne. Aus der nun ſolchergeſtalt vorläufig von dem Gerichtshof in Rhodez eingeleiteten Unterſuchung, die indeß gleich im Anfange dadurch wieder noch ſchwieriger gemacht wurde, daß ſich der, hauptſächlich bei der That mit implicirte Bancal im Gefängniſſe vergiftete *), ergab ſich nun folgende Darſtellung des ganzen Herganges. Als Fualdes, der mit Jauſion und Baſtide-Grammont getroffenen Verabredung gemäß, in den Abendſtunden am 19. März ſeine Wohnung verließ, um ſich zu der beſprochenen Zuſammenkunft zu begeben, ward er in der Straße Hebdomadiers, durch welche ihn ſein Weg führte, unfern des Bancalſchen Hauſes, von mehreren, poſtenweis vertheilten, Männern, die

*) Die Art, wie dieſer Menſch dies bewerkſtelligte, iſt höchſt merkwürdig. Nach Sitte der dortigen Landeseinwohner geringen Standes, trug er ſtark mit Nägeln beſetzte Holzſchuhe (Sabots). Aus dem einen derſelben zog er die Nägel, urinirte in den andern, und warf die Nägel dahinein, dies dann ſo lange ſtehen laſſend, bis ſich der Roſt des Eiſens in dem Urin auflöſte, worauf er dann die Jauche verſchluckte, und ſo, nach heftigen Krämpfen, verſchied.

ſich durch Pfiffe Signale gaben, plötzlich überfallen, ihm der Mund verſtopft, und er ſo in die Unterſtube des genannten Hauſes geſchleppt, deren Fenſter nur durch ſchlecht anliegende Laden verwahrt waren und auf die, um dieſe Zeit nichts weniger als todte Straße gingen. Hier zwangen nun die Anweſenden, eine Rotte von zehn bis elf Perſonen, worunter einige Weiber, den Unglücklichen, eine Menge Wechſel (Indoſſements) zu unterſchreiben, und nachdem dies geſchehen, ward er, entkleidet und an allen Gliedern gebunden, auf eine Bank nahe am Fenſter lang ausgeſtreckt, und hier förmlich und langſam, gleich einem Thiere, ordentlich geſchlachtet, der Leichnam aber darauf auf die gemeldete Art eingepackt und von Einigen aus der Mörderſchaar, in der Nacht zur Stadt hinaus und in den Aveyron getragen. — Bedenkt man nun hierbei, daß die That der Feſtnehmung des Fualdes ſowohl, wie ſeine Ermordung, in einer Straße, in einem Hauſe und zu einer Zeit vorging, wo Menſchen faſt unabläſſig noch hin- und hergingen, daß ferner die Stube, in welcher dies ſo höchſt methodiſche und grauſame Verbrechen begangen wurde, im Erdgeſchoß war, mithin durch die nur undichten Laden ſehr leicht ein Vorübergehender, angelockt durch das nothwendig dabei ſtatt findende Geräuſch, einen Blick in das Zimmer werfen konnte; daß überdem noch nicht allein die Kinder des Bancalſchen Ehepaars in einem dicht neben dem Schauplatz befindlichen Cabinette ſchliefen, in einem andern Seitencabinette aber, wie ſich ſpäter noch ergab, außer der Mad. Manſon, noch ein verſchleiertes fremdes Frauenzimmer ſich befand: ſo muß man in der That ſowohl über die grenzenloſe Kühnheit der vereinigten Mordbande, die nur durch frühere ungeſtraft gebliebene Verbrechen, oder durch die Hoffnung, Schutz in der, durch Parteigeiſt furchtbar veruneinigten Zeit zu finden (vielleicht durch beides zugleich), zu ſolcher Dreiſtigkeit im Freveln gelangt ſein konnte, noch mehr aber über die Schwäche eines Gerichtshofes erſtaunen, der all' dieſer Inzichten ungeachtet, und nach Abhörung mehrer hundert Zeugen, weder den Muth noch die Kraft hatte, der Sache, mit ernſter Zurückweiſung der ſich ſelbſt bis zu ihm erkühnenden Drohungen der Angehörigen der Hauptbeſchuldigten, völlig auf den Grund zu gehen, ſondern, um ſich aus dem Dilemma zu retten, ſeine Zuflucht zu der Ausrede nahm: „er erkenne ſich für incompetent in dieſer Angelegenheit.“ Das Verfahren war übrigens zu Rhodez vor dem Aſſiſengericht, d. 18. Aug. (1817) eröffnet worden. Am 22. deſſ. Monats wurde Mad. Manſon, zum Erſtenmale öffentlich und im Beiſein einer ungeheuren Volksmenge, die den Gerichtsſaal füllte, als Zeugin verhört. Drohungen, die ihr früher ſchon von allen Seiten gekommen waren, und deren für ſie leicht zu errathende Urheber, zum Theil ſich gegenwärtig befanden, hatten die zartorganiſirte, ohnedem reizbare Frau ſchon vorher eingeſchüchtert; als man ſie nun den Mördern, und beſonders Baſtide gegenüber ſtellte, ſank ſie in Ohnmacht, und nahm darauf, wieder zu ſich gekommen, ihr früher vor ihrem Vater und dem Präfecten abgelegtes Geſtändniß zurück, hartnäckig läugnend, daß ſie am bewußten Tage im Bancalſchen Hauſe geweſen ſei. Und als man ihr nun hierauf alles das vorhielt, was ſie theils gegen benannte beide Perſonen, theils auch, nach Ausſage des Clemandot, gegen Andere, in Geſellſchaften, über einzelne Thatſachen bei dem ganzen Hergange erzählt hatte, da rief ſie in ihrer Angſt aus: „ſie könne die Wahrheit nicht ſagen, und ſie habe jene Umſtände nur einem andern Frauenzimmer nacherzählt, das gegenwärtig geweſen ſei.“ Auf die weitere Frage, wer dieſe Perſon ſei, ſuchte ſie aber neuerdings Ausflüchte, und gab nur zu verſtehen,

„es möge wohl Dem. Roſe Pierret (ein junges und ſchönes, aus guter Familie ſtammendes Mädchen) geweſen ſein." Als man jedoch mit dieſen ſchwankenden Angaben ſich nicht begnügen wollte, und immer weiter mit Fragen in ſie drang, da rief ſie endlich, in der letzten Sitzung der Aſſiſe, am 5. Sept., ſchmerzlich aus: „Ach, noch ſind nicht alle Schuldige in Feſſeln, aber über meine Lippen darf die Wahrheit nicht!" Am 12. Sept. ſprachen nun die Geſchwornen ihr faſt einſtimmiges Urtheil aus. Nach demſelben ward der Wittwe Bancal, dem Baſtide, Jauſion, Bach und Collard, der Tod; dem Miſſonier und der Anne Benoit, zeitlebens die Galeere, dem Bousquier ein Jahr Zuchthaus zuerkannt, Mad. Manſon aber, auf Antrag des General-Procurators, wegen falſchen Zeugniſſes in Verhaft genommen. Umtriebe aller Art begannen nun in Rhodez. Die Familien des Baſtide und Jauſion ſetzten alle Hebel in Bewegung, um, wo möglich, die Genannten zu retten; und da nun zu gleicher Zeit die Verurtheilten bei dem Caſſationshofe mit Appellation einkamen, wirklich auch im Verfahren nicht immer nach allen ſtreng vorgeſchriebenen Regeln gehandelt worden war, ſo entſchied dieſer am 10. Oct.: daß das Urtheil der Aſſiſe in Rhodez, wegen nicht beachteter Förmlichkeiten des Geſetzes, nichtig, und die ganze Sache von einem andern Gerichtshof neuerdings zu unterſuchen ſei. Dies geſchah nun vor der Aſſiſe zu Alby. Ehe jedoch hier noch das Verfahren eröffnet werden konnte, ſchrieb Mad. Manſon im Gefängniſſe zu Rhodez, getrieben von Angſt vor den Drohungen jener Menſchen, die an dem Geſchick der Mörder ſo vielen Antheil nahmen, und gemartert zugleich durch das Gefühl, ihre weibliche Ehre durch die ganze Sache ſo compromittirt zu ſehen, ihre damals zu einer ſo großen Berühmtheit gelangenden Memoiren, deren erſte, 3000 Exemplare ſtarke Auflage am 12. Jan. 1818 in Paris erſchien und noch denſelben Tag vergriffen ward. Sechs andere Auflagen folgten ſo dieſer erſten im Laufe des Jahrs. Das Ganze machte einen außerordentlichen Eindruck. Nicht allein widerrief ſie in dieſem Buche ihre frühere mehrmalige Ausſage, daß ſie am 19. März in der Straße Hebdomadiers verkleidet geweſen, ſondern läugnete auch, daß ihr jemals von irgend einer Seite Drohungen gekommen ſeien, um ihre Ausſage zu beſtimmen, und ſagte endlich: wie dagegen ihre früheren Geſtändniſſe vor dem Präfecten ihr abgedrungen worden wären. Daß das Ganze indeß weiter nichts, als ein ungemein liſtiges und ſcharfſinniges Gewebe von Unwahrheiten war, die dieſe Frau in der Angſt ihres Herzens, bearbeitet auf jedem Wege von der Baſtidiſchen Familie und deren Anhange, aufſtellte, ergab ſich jedoch ſpäter zur Genüge, ſo wie ebenfalls, daß nicht allein Familienintereſſe, ſondern auch das politiſcher und religiöſer Meinungen bei dieſer ganzen Sache, und namentlich bei den Beſtrebungen, die Mörder ihrer verdienten Strafe zu entziehen, im Spiele war. Deſto mehr Ehre machte es aber der Regierung, daß ſie hierbei eine Unparteilichkeit und einen Rechtswillen zeigte, die alle die geheimen Machinationen der Feinde der Proteſtanten und Liberalen in jenen Gegenden ſcheitern ließ, und ſo wenigſtens Einigen jener Elenden ihr Recht gab, die namentlich im J. 1817, geſtützt auf manche Erſcheinung der Zeit, jeden Frevel gegen anders Glaubende, in weltlichen und geiſtlichen Dingen, ſich erlaubt hielten. Den 25. März 1818 begann die Aſſiſe zu Alby ihre Sitzungen. An 300 Zeugen wurden hier nach und nach verhört, und unter andern auch Roſe Pierret, von der, wie oben bemerkt, M. Manſon geäußert hatte, ſie ſei das verſchleierte Frauenzimmer im Bancalſchen Hauſe geweſen. Dies beſtätigte ſich jedoch nicht, ſondern es ergab ſich, daß es eine Andere, Namens Charl. Artaboſſe, war.

Durch das Zeugniß eines Fiſchers aus der Gegend von Rhodez kam nun auch heraus, daß unter den mehreren Perſonen, die am 19. März Nachts 11 Uhr den Ballen, in welchem der Leichnam des Fualdes lag, nach dem Aveyron geſchleppt hatten, ſich Jauſion, Baſtide, Bancal und Bach befanden, und obſchon Baſtide am heftigſten widerſprach, ſo vermochte er doch kein genügendes Alibi (oder Beweis ſeines Anderswobefinden) zu ſtellen. Endlich fing auch Mad. Manſon, trotz aller bisher bewieſenen Gewandtheit, in ihren neuerdings gegebenen Ausſagen an, zu ſchwanken, und dies um ſo mehr, je mehr die Wittwe Bancal ſich nach und nach zum Geſtändniß entſchloß, und zuletzt feierlich zugeſtand (was ſie bisher immer noch geläugnet hatte), daß nämlich der Mord in ihrem Hauſe und in ihrer Gegenwart geſchehen ſei. Sie (Mad. Manſon) gab nun zu, daß ſie doch während der That in Männertracht verborgen im Bancalſchen Hauſe geweſen ſei; wer ſie aber von da wieder aus den Händen der ſie bedrohenden Mörder fortgeſchafft, dies wollte ſie noch immer nicht geſtehen, und berief ſich auf Unwiſſenheit. So ſtanden die Sachen, als plötzlich eine unerwartete Erklärung von Seiten der Mad. Manſon den Schleier, welcher noch über mehrere Punkte der Angelegenheit hing, zerriß, und das, man möchte ſagen, dramatiſche Intereſſe des ganzen Herganges auf den höchſten Grad ſteigerte. Bei einem neuen Zeugenverhöre und Confrontation derſelben mit den Angeklagten, während der Gerichtsſaal mit Menſchen überfüllt war, und Stenographen bereit ſtanden, jedes Wort der Ausſage ſchnell zu Papier zu bringen, erhob ſich auf einmal Baſtide, welcher bisher und auch jetzt allen gegen ihn gerichteten Fragen und Inzichten einen kalten, höhniſchen Spott entgegengeſetzt hatte, mit kühner Feſtigkeit, und foderte, fußend auf ſeine Kenntniß des Charakters der Manſon und der Angſt, welche ſie vor den Drohungen ſeiner Anhänger hatte, ſie auf, die Wahrheit zu ſagen. Der kecke Böſewicht hatte ſich indeß diesmal in ſeiner Rechnung geirrt. Mad. Manſon, zermürbt gleichſam durch die Länge des Verfahrens, und gebeugt in ihrem Innern durch den Verluſt ihres einzigen geliebten Kindes, welches ihr, in Folge der während ihrer Gefangenſchaft von ihrem Manne gemachten Reclamationen, genommen worden war, hatte nicht mehr die Kraft, der Wahrheit zu widerſtehen, und ermahnte durch den Ton, mit welchem ſie auf Baſtidens Anrede antwortete, denſelben, von ihr abzuſtehen. Wie verblendet, achtete dieſer aber nicht darauf, und mit Kühnheit von neuem in ſie dringend, rief er aus: „Nichts da, keine Sylbenſtecherei mehr. Stehen Sie Rede, Madame!“ Jetzt war das Maß voll. Wie ergriffen von Begeiſterung, erhob ſich nun auch Mad. Manſon, drängte ſich durch die Gendarmen bis dicht vor den Auffoderer, ſah ihn feſt an und ſprach: „Baſtide, ſehen Sie mich an, kennen Sie mich?“ Nein! erwiederte dieſer kalt, wie immer; und empört über dieſes freche Wort, rief ſie nun mit lauter Stimme und mit dem Fuße ſtampfend: „Elender, du kennſt mich nicht, und wollteſt mich erwürgen!“ Erſchöpft ſank ſie hierauf bewußtlos nieder; nachdem ſie aber wieder zu ſich gekommen, erklärte ſie: „Sie habe in Rhodez gelogen, in Alby wolle ſie die Wahrheit ſagen. Nun erfolgte das offene Geſtändniß von ihr, daß ſie am Abend des 19. März, eines geheimen Liebeshandels wegen, ſich in Mannskleidern auf der Straße Hebdomadiers aufgehalten habe, daß der durch den Ueberfall des Fualdes entſtehende Lärm ſie in das offene Haus Bancals getrieben, daß ſie dort in einem Seitencabinette Zeugin des Mordes geweſen, daß, als ein Geräuſch ſie verrathen, Baſtide auf ſie eingedrungen ſei, um ſie zu erwürgen, daß aber Jauſion ſie aus ſeinen Händen befreit und, nachdem ſie

eidlich Verſchwiegenheit auf den Leichnam des Fualdes gelobt, ſie fortgeſchafft habe, und daß endlich ihre oben erwähnten, im Gefängniſſe verfaßten, Memoiren nur darum von ihr wären niedergeſchrieben worden, um ſich und ihr Kind gegen die ihr von Unbekannten angedrohten Nachſtellungen zu ſichern (welche Furcht ſie denn auch bewogen gehabt hätte, der Madame Pons, einer nahen Verwandtin des Baſtide, und ihrer Freundin, zu verſprechen, ihre in Rhodez gemachten Geſtändniſſe zu widerrufen), endlich aber auch, um ihren Frauenruf zu retten. Gleich nach dieſer wichtigen Erklärung geſtanden nun auch die bisher noch immer läugnenden Collard und Bach die That ein. Erſterer, der das Bancalſche Schenkhaus fleißig zu beſuchen pflegte, war durch den Wirth deſſelben zu der That beredet und gedungen worden. Aus Beider Ausſagen ging hervor, daß Baſtide, Jauſion, Bancal (Mann und Frau), Collard, Bach, ein gewiſſer Beſſiere Veynac und Yence = d'Iſtournet, ferner Baſtidens Bruder, Louis Baſtide, noch ein Mann, Namens René, und außer der Bancal auch noch zwei Frauenzimmer, von denen die eine Collards Geliebte, Anne Benoit, war, beim Morde beſchäftigt geweſen. Die Indoſſements, welche Fualdes hatte unterſchreiben müſſen, hatte Jauſion zu ſich genommen, Baſtide = Grammont aber darauf dem Unglücklichen erklärt, daß er ſterben müſſe. Fualdes hatte ſich nun zur Wehre geſetzt; Baſtide war aber über ihn hergefallen und hatte ihn zu Boden geworfen. Jetzt flehte Fualdes nur um ein paar Minuten, um beten zu können. Baſtidens Antwort war: „Wohl um dich mit dem Teufel zu verſöhnen." Das Ringen ging nun von Neuem los; Jauſion und Baſtide machten den Unglücklichen feſt, und ſchnitten ihm darauf, nachdem er auf die Bank gelegt worden, die Gurgel ab. Die Bancal fing das herabſtrömende Blut in einem Gefäß auf, rührte es um, gleich wie geſchieht, wenn ein Schwein geſchlachtet wird, und gab es dann, es hinaus in den Hof tragend, den Säuen zu freſſen. Während dem hörte man ein Geräuſch in der einen Kammer neben an (in der andern ſchliefen die Bancalſchen Kinder, deren eines, wie oben ſchon berichtet, gleichfalls durch ſein Wachen Zeuge des Mordes ward und die erſte Entdeckung veranlaßte); als man hineindrang, fand man darin ein verkleidetes Frauenzimmer (die Manſon). Baſtide wollte ſie erwürgen; Jauſion und Bach hielten ihn jedoch zurück, und ſchafften die Perſon, nachdem ſie geſchworen, fort. Hiermit nahte ſich denn das Verfahren ſeinem Ende. Alle Beſchuldigten geſtanden nach und nach mit mehr und minderer Ausführlichkeit die That ein; nur Baſtide = Grammont und Jauſion verharrten hartnäckig beim Läugnen. — Den 4. März (1818) ſchloß der Gerichtshof ſeine Sitzungen. Das einſtimmige Urtheil der Geſchwornen war: Baſtide = Grammont und Jauſion ſind beide aus Vorſatz des Mordes, zugleich aber auch des Diebſtahls mit Einbruch ſchuldig (wegen der Erbrechung von Fualdes Pult am Morgen nach der That, und Wegnehmung der Papiere und des Geldes); die Bancal iſt mitſchuldig am Morde aus Vorbedacht; Collard und Bach ſchuldig der Theilnahme am Morde; Anna Benoit ſchuldig ohne Vorbedacht; Miſſonier, Bousquier u. d. A. ſchuldig als Theilnehmer an dem Fortſchaffen der Leiche. Dieſemnach wurden die Bancal, Baſtide = Grammont, Jauſion, Collard und Bach zum Tode, Anna Benoit zum Brandmal und lebenslanger Karrenarbeit, die Andern aber, nach Maßgabe ihrer größern oder geringern Strafbarkeit, zu ein= und zweijähriger Gefängnißſtrafe, Geldbußen ꝛc. verurtheilt; Bach jedoch, mehrer bei ihm eintretenden mildernden Rückſichten wegen, der Gnade des Königs empfohlen. Die Manſon ward, als unſchuldig bei der That, ſogleich in

Freiheit geſetzt, indem das bereits erduldete Gefängniß ihr als Strafe für ihr früheres Verſchweigen angerechnet wurde. Dieſe Sentenz ward denn nun auch, da der Caſſationshof in Paris ſie beſtätigte, bald darauf in ihrer ganzen Ausdehnung vollzogen, und nur das über Bach geſprochene Todesurtheil vom Monarchen in 20jährige Zwangsarbeit verwandelt. Am 3. Juni 1818 wurden Baſtide-Grammont, Jauſion und Collard zu Alby hingerichtet; die Hinrichtung der Bancal aber noch durch einen eingegangenen Befehl des Königs erſt aufgeſchoben, und dann deren Strafe, in Betracht ihres Alters, in lebenslange Gefangenſchaft verändert. Von den Delinquenten ſtarb nur Collard reumüthig und ſeines Verbrechens eingeſtändig; Baſtide und Jauſion verharrten bis auf den letzten Athemzug ihres Lebens beim Läugnen, und gingen, der Eine (Jauſion), dem Tode mit eben dem Anſtande und, man möchte ſagen, der geſellſchaftlichen Geſchliffenheit, der Andere (Baſtide) aber mit demſelben Trotz, Kälte und Hohn entgegen, mit welchen ſie während der ganzen Unterſuchung, ſowohl im Kerker, wo ſie, trotz aller Verwendungen ihrer Familie, gleich andern Verbrechern, mit ſchweren Ketten belaſtet ſaßen, als vor den Schranken des Gerichtes, im Angeſicht Tauſender von Zuhörern, ſich benommen hatten. Das größte Mitleid erregte, und verdiente gewiſſermaßen durch ihre treue Liebe, die Anne Benoit. Ihre eigene empfindliche Strafe war ihr nichts. Sie fühlte nur den Schmerz um den Tod ihres unglücklichen, durch Bancals Einflüſterungen verführten Geliebten (Collard), und flehte in den rührendſten Ausdrücken die Richter an, ihr Blut für das des Geliebten zu nehmen, und ihn zu ſchonen. An 100,000 Francs hatte dieſer merkwürdige Proceß gekoſtet; 60,000 Francs waren dem jungen Fualdes aus der Vermögensmaſſe der Verurtheilten als Schadenerſatz zugeſprochen worden; doch reichte dieſe Maſſe kaum zur Deckung der genannten Koſten hin, und ſo ward auch ſein bürgerlicher Wohlſtand durch ein Ereigniß ruinirt, das an ſchauderhafter Verwickelung kaum ſeines Gleichen in der neuern Criminalgeſchichte hat. Mad. Manſon anlangend, ſo ſprach ſich, in Betreff ihrer, der neu erwachte Fanatismus in jenen Gegenden auf eine merkwürdige Art aus. Die, übrigens ſich ſelbſt zugezogenen, Leiden der reizenden Frau enthuſiasmirten die Menge aufs Aeußerſte; man ſtrömte weit und breit herbei, um ſie zu ſehen, und da ſie nun, durch die erlebten Ereigniſſe ſowohl, als durch die Trauer um ihr Kind erſchüttert, auf einmal begaun, ſich vom Irdiſchen weg und dem Himmel zuzuwenden, d. h. mit andern Worten und richtiger geſagt, aus einer galanten Frau eine eifrige Beterin wurde: ſo geſchah es bald, daß das durch Miſſionäre u. dgl. fleißig bearbeitete Land- und auch Stadtvolk jener Gegenden anfing, in ihr eine Art von Märtyrerin zu ſehen, und nicht genug Rühmens von der „heiligen Huberta von Aveyron" (wie man ſie bereits zu nennen begann) machen konnte. Das Intereſſe für ſie beſchränkte ſich, wiewohl auf andere Art, indeß nicht allein auf die ſüdlichen Departements. Der ganze Proceß, die Art, wie ſie in denſelben verflochten war, ihre Memoiren u. ſ. f. hatten in der Hauptſtadt Frankreichs die Neugier, in Betreff ihrer, aufs Höchſte geſpannt. Alles wünſchte ſie zu ſehen, und Einer aus der Menge jener Speculanten, deren es in Paris ſo viele giebt, faßte daher den Entſchluß, ihr 120,000 Francs zu bieten, wenn ſie zu ihm in die Hauptſtadt kommen, und ſich in dem berühmten Tivoli wolle für Geld ſehen laſſen. Mad. Manſon ſchlug dies ſeltſame Anerbieten jedoch ab, mußte ſich aber bald darauf von neuem nach Alby begeben, weil, in Folge einer neuen Anklageacte vom 27. Oct. 1818, eingereicht bei dem oberſten Gerichts-

hof zu Toulouſe durch den königl. General-Procurator Gary, der kaum beendete Prozeß noch einmal aufgenommen, und dadurch neuerdings ſowohl einige bis dahin völlig unbezüchtigt gebliebene Perſonen (als der ehemalige Polizeicommiſſär Conſtans) und Andere, die bei der vorigen Entſcheidung theils freigeſprochen, theils nur als wenig gravirt verurtheilt worden waren (wie die Notare Yence d'Iſtournet, Beſſiere Veynac und noch einige Andere), der bedeutendſten Theilnahme am Morde, ja ſelbſt einer größern, als Baſtide-Grammont, Jauſion und auch Collard, bezüchtigt wurden, was denn namentlich in Hinſicht auf Jauſion die Vermuthung erregte, es ſei durch das erſte Verfahren ein Juſtiz-Mord begangen worden. Ein gewiſſes Reſultat hat jedoch dieſe erneute Unterſuchung, eben in Betreff der Vermuthung wegen Juſtiz-Mord, nicht gegeben; auch gelang es nicht, die aufs Neue Angeſchuldigten zu überführen, und die Meinung, daß bei dieſer zweiten Unterſuchung es wohl einer gewiſſen Partei beſſer, wie bei der erſten, möge gelungen ſein, ihre in dieſe Sache verwickelten Anhänger zu ſchützen, iſt, wenn auch nicht bewieſen, doch in Frankreich, und namentlich bei denen ſehr allgemein, die durch die ſeit 1814 veränderten Zeitumſtände ſchon manchen Druck, beſonders in den ſüdlichen Provinzen des Reiches, erfahren mußten. Bemerken wollen wir hier nur noch, daß den Bruder des hingerichteten Baſtide-Grammont, Louis Baſtide, bald nach der Execution der Verurtheilten ein unheilbarer Wahnſinn befiel.

Füchſe heißen, in der Studentenſprache, die neuen Ankömmlinge auf Univerſitäten. Dieſe Benennung führen ſie ſo lange, bis ſie ſelbſt im folgenden Jahre neue Ankömmlinge erblicken. Man will dieſen Namen, was beim erſten Anblicke ziemlich unwahrſcheinlich ſcheint, aus dem alten Teſtamente ableiten. Im 16. Jahrh. nämlich unterſchieden ſich ſtreng alte und neue Burſche. Die neuen mußten den alten in jeder Rückſicht dienen, beſonders mußten ſie ſich dazu hergeben, durch polizeiwidrige Streiche die ſogenannten Philiſter (Nichtſtudenten) in ihren Rechten zu kränken. Weil ſie nun den armen Bürgern und Bauern eben ſo großen Schaden zufügten, als die Füchſe, die im Buche der Richter erwähnt werden, auf den Feldern der Philiſter anrichteten: ſo ſoll man ſie, die man wegen ihren langen Federn (pennae), womit ſie die Collegien beſuchten, Pennäle hieß, auch Füchſe (vulpes) genannt haben. (Vergl. Pennalismus).

Fuchsinſeln, 16 an der Zahl, zwiſchen Kamtſchatka und dem feſten Lande von Amerika. Der Name ſtammt von den vielen hier befindlichen grauen, rothen und braunen Füchſen. Sie ſind größer als die ſibiriſchen, aber ihr Haar iſt gröber. Die größte dieſer Inſeln heißt Agne Alaeska. Sie hat zwei Vulcane. Aus dem einen, Agajiſch, quillt ein ſtarker heißer Sprudel; der andere heißt der brüllende Berg, ſpeiet kein Feuer, raucht aber beſtändig. Der Boden der Inſel iſt Felſengrund, mit Lehm und Thon in den Thälern. Der Graswuchs hat nur grobe Gräſer, und die Inſel faſt kein Holz. An Vögeln giebt es Adler, Schneehühner, Enten, Seeraben und Seepapageien. Die Einwohner ſind mäßiger Statur, von brauner Haut, und haben ſchwarze Hände. Sie tragen Pelzhemden mit langen Aermeln von Vogelbäuchen; bei ſchlechter Witterung hüllen ſie ſich in Streifen von Gedärmen der Seethiere. Auf dem Kopfe haben ſie einen Sonnenhut ohne Boden, mit Entenfedern und Glascorallen geſchmückt. Durch den mittleren Naſenknorpel ziehen ſie ein Loch, worin ein vierzölliges knöchernes Stäbchen getragen wird; auch in der Unterlefze machen ſie auf jeder Seite eine Oeffnung, in welche ein Stift oder

Zahn eingeſetzt werden kann. In den Ohren tragen ſie Glascorallen oder Bernſtein. Das Haupthaar ſchneiden ſie ſich über den Augen rein ab, verzehren das Ungeziefer an ihrem Körper und verſchlucken den Naſenſchleim. Ihre Hände waſchen ſie erſt mit Urin, dann mit Waſſer, und lecken letzteres ab. Ihre meiſte Nahrung ſind Fiſche und Wallfiſchfett; ſie lieben, aber genießen ſelten Zwiebeln und Wurzeln. Sie wohnen wie die Kamtſchadalen, haben rohe Sitten, und die meiſten 3 bis 4 Weiber.

Fuentes (Don Pedro Henriquez d'Azevedo, Graf von), ein großer ſpaniſcher General und Staatsmann, geb. zu Valladolid 1560. Seinen erſten Feldzug machte er 1580 in Portugal, als der Herzog von Alba dieſes Reich für Philipp II. eroberte. Der Muth und die Klugheit, welche Fuentes bewies, erwarben ihm die Gunſt des Feldherrn, der ihm eine Compagnie Lanzenknechte anvertraute. Eben ſo zeichnete er ſich in der Folge in den niederländiſchen Feldzügen unter dem großen Alexander Farneſe, und ſpäter unter dem Marcheſe Spinola, beſonders in der Eroberung von Oſtende (1604) aus. Er wurde nachher zu wichtigen Sendungen an verſchiedene Höfe gebraucht. Als ein unverſöhnlicher Feind der Franzoſen, gegen die er im Kriege (1598) mit Glück commandirte, ſuchte er ihnen auf jede Art Abbruch zu thun, und es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß er an der Verſchwörung des Marſchalls Biron gegen Heinrich IV. Antheil genommen. Unter Philipp III. war er Statthalter von Mailand, und machte ſich den italieniſchen Fürſten und Republiken, die er die ſpaniſche Uebermacht fühlen ließ, furchtbar. Er legte (1603) auf einem Felſen beim Einfluſſe der Adda in den Comer-See, an den Gränzen des Veltlins, eine Feſtung an, die nach ſeinem Namen Fort de Fuentes genannt, und von den Graubündnern ſehr ungern geſehen wurde. In dem für Spanien unglücklichen Kriege, der 1635 mit Frankreich ausbrach, trat auch Fuentes wieder auf den Schauplatz. Spanien wollte den Tod Ludwigs XIII. und die Minderjährigkeit ſeines Nachfolgers benutzen, und ſchickte (1643) den 82jährigen Fuentes mit einem Heer in die Champagne. Er belagerte Rocroy; aber der junge muthige Herzog von Enghien, nachmals unter dem Namen des großen Condé bekannt, griff (19. Mai 1648) mit einem weit ſchwächern Heere die Belagerer an, drang mit ſeiner Reiterei in die ſeit Carls V. Zeiten ſo berühmte und bis dahin für unüberwindlich gehaltene ſpaniſche Infanterie ein, und richtete ſie faſt gänzlich zu Grunde. Fuentes, von Gichtſchmerzen geplagt, hatte ſich in einem Seſſel in das Schlachtgetümmel tragen laſſen, und fand hier ſeinen Tod.

Fuge, ein mehrſtimmiges Tonſtück, in welchem ein melodiſcher Satz herrſchend iſt, welcher abwechſelnd von einer Stimme nach der andern auf mancherlei Art (z. B. durch Umkehrung) und in verſchiedenen Intervallen wiederholt wird. Die Anzahl der Stimmen (die aber nicht nach verdoppelter Beſetzung oder nach den begleitenden Inſtrumenten beurtheilt werden darf) iſt willkürlich, und hiernach heißt eine Fuge zwei-, drei-, vier- oder mehrſtimmig. Bei der Fuge kommen hauptſächlich in Betracht: 1. der Hauptſatz oder das Thema, Subject, auch der Anführer, dux genannt; 2. der Gefährte, comes, die Antwort, d. h. die ähnliche Wiederholung des Thema's in einer andern Stimme; 3. die Gegenharmonie, das Contraſubject, eine Melodie, die ſich jederzeit, wenn dieſe oder jene Stimme den Hauptſatz vorträgt, in einer andern Stimme hören läßt; 4. der Wiederſchlag, repercussio, die Ordnung, in welcher Führer und Gefährte ſich in den verſchiedenen

Stimmen hören laſſen; 5. die Zwiſchenharmonie, kurze Sätze, während der Hauptſatz ſchweigt. Kommt in einer Fuge nur ein einziger Hauptſatz vor, ſo heißt ſie einfache Fuge; giebt es aber in ihr mehrere, ſo heißt ſie Doppelfuge, drei=, vierfache Fuge. Streng iſt die Fuge, oder obligat (fuga ricercata), in welcher nur ein Hauptſatz in allen möglichen Geſtalten nebſt ſeinem Contraſubject vorkommt. Eine Fuge aber, in welche Zwiſchenſätze verwebt ſind, deren Notenfolge nicht aus dem Thema entlehnt iſt, heißt eine freie Fuge (fuga libera), z. B. die Ouverture aus Mozarts Zauberflöte. Der Fuge liegen die Regeln des Canons und doppelten Contrapunkts zum Grunde. Eine anziehende Melodie, Schwung im Thema, Anordnung der Harmonie zu demſelben auf eine Art, daß es bei allen möglichen Nachahmungen, Veränderungen, Umkehrungen und canoniſchen Behandlungen immer ſangbar bleibe, Wahl des Gegenſatzes, ſo daß dieſer auf der einen Seite nicht ganz trockene Behandlung ſei, auf der andern aber auch dem Thema nicht vorgreife, gehöriger Eintritt der Stimmen, gehöriges Verhältniß derſelben bei ihren Verwechſelungen gegen das Thema, eine Begleitung, bei der immer die Hauptſtimme gehörig hervorſteche: dieſe und andere nur durch Geſchmack und Uebung zu erlangenden Eigenſchaften müſſen, außer den allgemeinen Erfoderniſſen der Harmonie, eine Fuge beleben, wenn ſie nicht ein künſtliches muſikaliſches Rechenexempel, ſondern ein äſthetiſches Erzeugniß ſein ſoll. Rouſſeau's Ausſpruch: „Eine ſchöne Fuge iſt das undankbare Meiſterſtück eines guten Harmoniſten," gilt übrigens nur dem oberflächlichen Kunſtliebhaber, nicht dem geiſt= und gemüthvollen Kenner. Ueber das Techniſche der Fuge belehrt Marpurgs Werk (über die Fuge).

Füger (Friedr. Heinr.), Director der k. k. Gemäldegallerie in Belvedere bei Wien, Hofmaler und Profeſſor der ſchönen Künſte, geb. zu Heilbronn 1751, eines Predigers Sohn. Bereits in der Schule trieb ihn ſeine Neigung an, Alles nachzuzeichnen, und ſchon in ſeinem elften Jahre malte er, ohne Anleitung gehabt zu haben, kleine Bildniſſe in Miniatur. Allein der Anblick von Audrans Schlachten Alexanders, nach le Brun, das Leben großer Künſtler und ſein Hang zur hiſtoriſchen Lectüre beſtimmten ihn zur Geſchichtsmalerei. Ein angeſehener Verwandter in Stuttgart brachte ihn in die dortige Schule von Guibal, wo er, aller Aufmunterung ſeines vortrefflichen Meiſters ungeachtet, bald allen Muth verloren hätte, in der Kunſt etwas Großes zu leiſten. Wirklich ging er nach Halle, um dort die Rechte zu ſtudiren, wo aber Kloß ihn aufs neue anfeuerte, ſeinem erſten Lebensplane nicht ungetreu zu werden. Hernach ſetzte er ſeine Zeichenſtunden ein Paar Jahre zu Dresden fort, begab ſich alsdann 1774 nach Wien, und ward, auf die Empfehlung des würdigen Hofraths v. Birkenſtock, von der Kaiſerin Maria Thereſia als Penſionär nach Rom geſchickt. Nach einem ſiebenjährigen unabläſſigen Studium daſelbſt (1775—1781) ging er 1782 nach Neapel, wo der dortige kaiſerliche Geſandte, Graf von Lamberg, ihn zwei Jahre lang in ſein Haus nahm, während welcher Zeit er Anlaß hatte, durch drei große Frescogemälde in dem deutſchen Bibliotheksaale der Königin zu Caſerta (ohne vorher in dieſem Kunſtzweige einige Uebung erlangt zu haben), und durch ein ſehr gelungenes Bildniß dieſer Monarchin, ſeine vorzüglichen Talente zuerſt öffentlich an den Tag zu legen. 1783 erhielt er eine Einladung, in ruſſiſch=kaiſerliche Dienſte zu treten, zog aber aus Dankbarkeit eine andere, faſt gleichzeitige, des wiener Hofs vor, wohin er als Vicedirector der dortigen Maler= und Bildhauerſchule 1784 berufen wurde. Anfänglich mußte er ſich daſelbſt,

vielleicht wider ſeinen Willen, faſt einzig mit Miniaturgemälden beſchäftigen, die er aber ebenfalls in einer kühnen, eines Hiſtorienmalers würdigen Manier behandelte. Allein in der Zwiſchenzeit bildete er ſich nicht minder in der Oelmalerei mit dem beſten Erfolge aus, wovon z. B. ſein treffliches Bildniß Joſephs II. und ſein Tod des Germanicus, in dem Verſammlungsſaale der wiener Akademie zeugen. Unter den vielen Kunſtwerken, die er geliefert hat, zeichnen ſich beſonders aus: die Porträts Joſephs II., der Erzherzogin Eliſabeth, Laudons und der Frau de Witt; unter den hiſtoriſchen Gemälden: Prometheus, der das himmliſche Feuer entwendet, für den Grafen von Zinzendorf, im Schloſſe zu Ernſtbrunn; Orpheus, der von Pluto die Rückgabe der Eurydice erbittet; Dido auf dem Scheiterhaufen, letzteres für das fürſtlich Kaunitziſche Cabinet; die erſten Aeltern bei Abels Leiche, für ſeinen Freund, den Herrn von Naith; das Urtheil des Junius Brutus über ſeine Söhne, und als Seitenſtück der Tod der Römerin Virginia, beide in der Kunſtſammlung des Grafen von Fries; Semiramis, welche an ihrem Putztiſche die Empörung der Babylonier wider ſie erfährt; und endlich Socrates vor ſeinen Richtern. Von ſeinen Miniaturbildniſſen, welche ſich durch ihre charakteriſtiſche Aehnlichkeit, durch das Graziöſe ihrer Wendungen und durch wahre und kräftige Färbung ſehr auszeichnen, erwähnen wir hier nur das vom Kaiſer Joſeph II. (des einzigen wahrhaft ähnlichen dieſes Monarchen, von John geſtochen), und ein anderes der Gräfin Rzewuska, in ihrem Cabinet von ihren Kindern umgeben. Nicht minder merkwürdig ſind 20 Handzeichnungen, welche dieſer Künſtler während einer lang angehaltenen Unpäßlichkeit, nach Klopſtocks Meſſias, auf blaues Papier, mit Kreide und Tuſch, weiß aufgehöht, verfertigt hat. Einige derſelben ſind zu der neuen leipziger Prachtausgabe dieſes Gedichts, ebenfalls von John, in punktirter Manier (ſo gut es dieſelbe und das kleine Format zulaſſen) geſtochen worden. Neben dieſem haben vorzüglich folgende wiener Künſtler nach ihm gearbeitet: Bartſch, Beckenkam, Griger, Jacobe, Kininger, Pfeifer, Rhein und Wrenk. Von Füger ſelbſt geätzt ſind ſeine erwähnte Semiramis, eine Vergötterung des Hercules und eine Allegorie auf die Malerei. Eine ſeiner letzten und ſchönſten Arbeiten iſt der 1804 für die kaiſerl. Hofcapelle gemalte Johannes in der Wüſte, welches Stück mit 1000 Ducaten bezahlt wurde. Füger ſtarb zu Wien 1818, als Director der Gemäldegallerie in Belvedere, Hofmaler und ordentlicher Profeſſor der ſchönen Künſte.

Fugger (das Geſchlecht der). Der erſte bekannte Ahnherr dieſer Familie war Johannes Fugger, Webermeiſter im Dorfe Graben oder Göggingen, unweit Augsburg, im ehemaligen biſchöflichen Gebiete. Sein älteſter Sohn, Johannes, ebenfalls Webermeiſter, erheirathete (1370) mit Clare Widolph das Bürgerrecht zu Augsburg, und trieb neben der Weberei einen Leinwandhandel in dieſer damals ſo berühmten Handelsſtadt. Nach ſeiner erſten Gattin Tode ehelichte er Eliſabeth Gfattermann, eines Rathsherrn Tochter (1382). Zwei Söhne und vier Töchter entſproſſen dieſer Ehe. Johannes Fugger ward in der Weberzunft einer der Zwölfer, die mit im Rathe ſaßen, und Freiſchöffe der weſtphäliſchen Vehme. Dreitauſend Gulden, ein großes Capital für jene Zeit, hatte er ſich erworben, als er 1409 ſtarb. Sein älteſter Sohn, Andreas, wucherte mit ſeinem Antheile ſo, daß er bald vorzugsweiſe der reiche Fugger hieß. Barbara, aus dem alten Geſchlechte der Stammler vom Aſte, ward ſein Gemahl, und mit ihr ſtiftete er die adelige Linie der Fugger vom Reh, ſo genannt von dem Wappen, das

Kaiſer Friedrich III. den Söhnen gab, die aber 1583 ganz ausſtarb. Glücklicher war in ſeiner Nachkommenſchaft Johannes zweiter Sohn, Jacob, der zuerſt unter den Fuggern in Augsburg ein Haus beſaß, zwar ebenfalls noch Weber war, aber ſchon eine ausgebreitete Handlung trieb. Drei Söhne Jacobs, unter elf Kindern, Ulrich, Georg und Jacob, erweiterten durch ſeltenen Fleiß, Geſchicklichkeit und Redlichkeit ihre Handlungsgeſchäfte außerordentlich, und legten den Grund zu dem großen Flor der Familie; ſie verheiratheten ſich mit Frauen aus den edelſten Geſchlechtern, und wurden vom Kaiſer Maximilian in den Adelſtand erhoben. Die Fugger dienten mit Rath und That, und durch die Mittel, die ihr großer Reichthum ihnen gab, dem Hauſe Oeſterreich mehr, als viele andere Geſchlechter, und Maximilian, der oft Geld bedurfte, fand immer Hülfe bei den Fuggern. Für 70,000 Goldgulden verpfändete er ihnen die Grafſchaft Kirchberg und die Herrſchaft Weißenhorn auf zehn Jahre, und nur acht Wochen waren den Fuggern nöthig, um die 170,000 Ducaten Hülfsgelder zu zahlen, womit Papſt Julius II., im Vereine mit den Königen von Spanien und Frankreich, den Kaiſer Max zum Kriege mit Venedig (1509) unterſtützte. Jacobs Söhne begründeten des Geſchlechtes Ruhm, jeder nach ſeiner Weiſe; doch handelten ſie gemeinſam in Fällen, wie wir eben gedachten. Ulrich allein widmete ſich dem Handel, den er mit Oeſterreich eröffnete. Bei der Zuſammenkunft Kaiſer Friedrichs III. mit Carl dem Kühnen, Herzog von Burgund, zu Trier (1473), übernahm Ulrich die Lieferungen für den kaiſerlichen Hof; ſeine Schreibſtube hieß die goldene, und war weit und breit berühmt. Es gab keinen Handelsgegenſtand, den Ulrich nicht berückſichtigt hätte; ſelbſt Albrecht Dürers Kunſtwerke gingen durch ſeine Hand nach Italien. Jacob hatte ſich dem Bergweſen gewidmet; er pachtete die Bergwerke zu Schwaz in Tyrol, und gewann dadurch außerordentlichen Reichthum, von dem die Erzherzoge von Oeſterreich 150,000 Gulden als Darlehn erhielten, und das prächtige Schloß Fuggerau in Tyrol entſtand. Jacob ſtarb zu Hall in Tyrol (1503); Kaiſer Max begleitete in Perſon ſeine Leiche; unter dem Schwibbogen vor der Pfarrkirche zu Hall war dieſes ſonſt in einer Grabſchrift zu leſen; doch der Sturm, der 1809 Hall und Schwaz verwüſtete, hat auch dies Denkmal zerſtört. Die Fugger ſetzten dieſen Bergbau und die Gruben in Ungarn, Krain und Kärnthen fort, und gewannen dadurch immer größern Reichthum. Auch ihr Handel breitete ſich immer mehr aus; nach allen Gegenden und Landen gingen ihre Waaren, und faſt jede Straße, jedes beſchiffte Meer trug Fuggerſche Laſtwagen und Schiffe. Den höchſten Glanz errang das Geſchlecht unter Kaiſer Carl V. Ulrich Fuggers Söhne waren ohne Erben geſtorben. Jacob hatte gar keine Kinder hinterlaſſen, und ſo beruhte der Stamm und Glanz des Geſchlechts auf Georg, der mit der edeln Regina Imhof zwei Söhne, Raimund und Anton, zeugte. Als Kaiſer Carl (1530) den denkwürdigen Reichstag zu Augsburg hielt, wohnte er Jahr und Tag in Anton Fuggers prächtigem Hauſe am Weinmarkte. Anton hatte freien Zutritt zu dem ſtolzen Spanier, denn die Fugger kamen dem kaiſerlichen Seckel oft zu Hülfe, und auf ihre Unterſtützung rechnete der Kaiſer wohl noch viel, wie ihm denn auch in der Folge zu ſeinem Seezuge nach Tunis (1535) noch geſchah. Der Kaiſer erhob ſeinen Hauswirth, und Raimund, deſſen Bruder, in den Grafen- und Pannerſtand (14. Nov. 1530), gab das noch verpfändete Kirchberg und Weißenhorn ihnen erb- und eigenthümlich, nahm ſie auf der ſchwäbiſchen Grafenbank unter die Reichsſtände auf, und begabte ſie mit einem Siegelbriefe, der ihnen

wirklich fürſtliche Gerechtſame verlieh. „Noch niemalen habe ich dergleichen verliehen, und bin auch nicht geſonnen, jemalen dergleichen wieder zu thun!“ ſprach Carl; — aber noch waren ſeit jenen Worten nicht fünf Jahre verfloſſen, als er ihnen das Vorrecht gab, goldene und ſilberne Münzen zu ſchlagen, das von ihnen fünf Mal ausgeübt worden (1621, 22, 23, 24 und 1694). Auch ſaßen Anton und 12 ſeiner Nachkommen in dem geheimen Rathe, der an die Stelle des zünftigen Regiments der Reichsſtadt trat. Dieſer Anton hinterließ 6 Millionen Goldkronen baar, Koſtbarkeiten, Juwelen und Güter in allen Theilen Europa's und beider Indien, und von ihm ſoll Kaiſer Carl, als er den königlichen Schatz zu Paris beſehen, geſagt haben: „zu Augsburg iſt ein Leinweber, der kann das alles mit eignem Golde bezahlen.“ — Kaiſer Ferdinand II. erhöhte noch der Fugger hohen Glanz, indem er bei der Beſtätigung des von Carl ertheilten Gnadenbriefes den Grafen Hans und Hieronymus Fugger die ſogenannte große Comitiv mit allen Rechten für die beiden Aelteſten der Familie ertheilte, wodurch ſie berechtigt wurden, Bergwerke in ihren Herrſchaften anzulegen, Freiungen, Jahr- und Wochenmärkte aufzurichten, Lehn und Afterlehn zu reichen, Unterthanen zu beerben, oder deren einzogene Güter zu nehmen, zu jagen, zu fiſchen, Mühlen und Schenkſtätte anzulegen, und Umgeld, Aufgeld, Ein- und Abzug zu fodern. So nahmen die Fugger zu an Geld und Ehre; doch auch des Himmels Segen ruhte auf ihnen ſichtbarlich in ihrer Nachkommenſchaft. „In fünf Hauptäſten (ſagt der Spiegel der Ehren) zweigte der edle Stamm ſo um ſich, daß er 1619 bei 47 Grafen und Gräſinnen, und an jungen und alten Nachkommen beiderlei Geſchlechts ſo viel, als das Jahr Tage zählte.“ Auch als Grafen ſetzten ſie die Handlung fort, und erwarben ſo viel, daß ſie binnen 94 Jahren an liegenden Gütern für 941,000 Fl. zuſammengekauft, und 1762 noch zwei ganze Grafſchaften, ſechs Herrſchaften und 57 andere Ortſchaften beſaßen, ohne die Häuſer und Grundſtücke in und um Augsburg. Die erſten und vornehmſten Stellen im Reiche waren mit Fuggers beſetzt, und mehrere reichsfürſtliche Häuſer rühmten ſich der Verwandtſchaft mit dem Fuggerſchen Geſchlechte. Bei ihnen fanden ſich Sammlungen aller damaligen Kunſtſchätze und ſeltener Schriften; Maler und Muſiker wurden von ihnen beſonders unterhalten, Künſte und Wiſſenſchaften mit Freigebigkeit von ihnen unterſtützt. Ihre Wohnungen und Gärten waren Meiſterſtücke der Baukunſt und des damaligen Geſchmacks, und ſo konnten ſie wohl mit Anſtand des Kaiſers Majeſtät bei ſich beherbergen; auch verliert, unter dieſen Umſtänden, die Erzählung das Unglaubliche, daß, als Carl V. nach ſeinem Zuge gegen Tunis bei Graf Anton eingekehrt, dieſer im Kamine ein Feuer von Zimmtholz angezündet und, zu Ehren des Beſuchs, die große Schuldverſchreibung des Kaiſers in das Feuer geworfen habe. Jetzt kann und mag es keiner dem Anton gleich thun! — Doch wenn wir der Fugger Gewerbfleiß, Klugheit, Ehre und Einfluß rühmen, ſo dürfen wir nicht der Milde vergeſſen, der Fürſorge für Bedürftige, des Eifers, der ſie beſeelte, mit Worten und Thaten Gutes zu ſtiften, und jeglichem beizuſpringen in Stunden der Noth und Verlegenheit. „An den edeln Fuggern,“ ſagt der Spiegel der Ehren, „ward erfüllet des Heilands Zuſage: „„gebet, ſo wird euch gegeben.““ Ulrich, Georg und Jacob, des wohlthätigen Jacobs Söhne, kauften in der Jacober Vorſtadt zu Augsburg Häuſer, ließen ſie niederreißen, und bauten 106 kleinere, die ſie armen Bürgern gegen geringen Zins überließen; ſo entſtand die Fuggerei, die unter dieſem Namen, mit eigenen Mauern und

Thoren verſehen, jetzt noch beſteht. Jacob ſtiftete auch noch beſonders das ſogenannte Holzhaus für 32 an den damals ſehr wüthenden Blattern leidende Fremde; Hieronymus Fugger vermachte den Armen 2000 Fl., und ein Legat zu einem Hoſpital für 500 Fuggerſche Unterthanen zu Waltenhauſen; Anton ſtiftete eine Schule, ein Stipendium für Studirende, ein Legat zur jährlichen Ausſteuer dreier junger Mädchen, das Schneidhaus auf dem Roßmarkte; ſeine Söhne errichteten das Holzhaus am Gänſebühel für veneriſche Kranke. Als treue Söhne der ſogenannten alleinſeligmachenden Kirche waren ſie beſonders befliſſen, auf dem Altar des Herrn große Opfer niederzulegen, und als die Reformation die Grundfeſten ihrer Kirche erſchütterte, da wirkten die Fugger mit allen ihren Kräften für die Sache ihres Glaubens. Sie waren es, die zuerſt die Jeſuiten nach Augsburg riefen, und mit Gebäuden für Collegium, Kirche und Schule, und mit reichlichem Golde beſchenkten; wie denn auch viele andere geiſtliche Orden und Brüderſchaften von ihnen mit Gut und Geld unterſtützt wurden. Und ein frommer Glaube, ein heiliges Vertrauen ſah in dem Reichthum und der Macht des Geſchlechts nur des Himmels ſichtbaren irdiſchen Segen für ſo viel Milde, Biederkeit und Güte. — Nach den vorerwähnten beiden Brüdern, Raimund und Anton, hat ſich das Geſchlecht in zwei Stämme getheilt, in die Raimundiſche und Antonius-Linie. Jede hat nachmals ſich wieder in mehrere Aeſte getheilt, aber alle ſchreiben ſich: Grafen Fugger von Kirchberg und Weißenhorn. Die Raimundiſche Hauptlinie verbreitete ſich mit Raimunds zwei Söhnen wieder in zwei Aeſte: Johann Jacob der Aeltere ſtiftete den pfirtiſchen, und Georg den kirchberg-weißenhorniſchen Aſt. Vom erſteren iſt nur noch der Franz-Bennoiſche Zweig zu Göttersdorf vorhanden; zwei andere ſind erloſchen. Der kirchberg-weißenhorniſche Aſt blüht ebenfalls noch; ihm gehören die Grafſchaft Kirchberg und noch vier Herrſchaften, mit überhaupt 14,000 Seelen und 80,000 Fl. Einkünften. Die Antonius-Linie hatte drei Nebenlinien, die Marx-, Hans- und Jacobſche. Die erſtere iſt ſeit 1676 im Mannsſtamme erloſchen; von der Hans-Fuggerſchen Linie giebt es noch vier Aeſte, nämlich Fugger-Glött, Fugger-Dietenheim-Brandenburg, Fugger-Kirchheim und Fugger-Nordendorf. Die letzte jener drei Linien, die Jacob-Fuggerſche, blüht jetzt nur noch in dem babenhauſiſchen Zweige, nachdem der wöllenburgiſche erloſchen iſt, und nach dem Abſterben der booſiſchen Nebenlinie ſämmtliche Beſitzungen an jenen Zweig gekommen ſind. — Graf Anſelm Maria Fugger von Babenhauſen wurde vom römiſch-deutſchen Kaiſer Franz II. am 1. Aug. 1803, nebſt ſeiner männlichen Nachkommenſchaft, nach dem Rechte der Erſtgeburt, in den Reichsfürſtenſtand erhoben, und die Reichsherrſchaften Babenhauſen, Boos und Rettershauſen, unter der Hauptbenennung Babenhauſen, zu einem Reichsfürſtenthum erhoben. Das Fürſtenthum Babenhauſen, deſſen Hauptort der Marktflecken Babenhauſen an der Günz iſt, enthält 7 Q. M., 11,000 Einwohner, und trägt 80,000 Fl. Einkünfte. Durch die Errichtung des Rheinbundes (1806) kam ſowohl dieſes Fürſtenthum als die andern Fuggerſchen Beſitzungen unter die Souveränetät des Königs von Baiern; doch ſind ihren Beſitzern viele Vorrechte von Seiten der Krone, durch beſondere Verhandlungen, zugeſtanden worden. Den Flächeninhalt der geſammten fürſtlich- und gräflich-Fuggerſchen Beſitzungen, die zum Theil zerſtreut liegen, ſchätzt man auf 21 Q. M., und die Volksmenge auf 40,000 Seelen.

Fühlhörner oder **Fühlſpitzen** nennt man die an dem Kopfe der Inſecten, z. B. der Schmetterlinge, befindlichen gelenkigen

Werkzeuge, welche bald faden-, bald federartig ſind, und von Manchen für Werkzeuge des Gefühls gehalten werden.

Fühl- oder Sinnpflanze (Mimosa pudica), faltet ihre Blätter zuſammen, wenn ſie berührt wird, allein ohne Berührung faltet ſie dieſelben den Tag über nicht. Hieher gehört auch die Fliegenklappe (ſ. d. Art. Dionäa), bei welcher ſich eine ähnliche Erſcheinung zeigt.

Fulda, churheſſiſches Großherzogthum, macht etwa $^2/_3$ des ehemaligen Biſthums Fulda aus, das nach der Säculariſation des Reichsdeputationsſchluſſes an Oranien-Naſſau, dann an den Großherzog von Frankfurt gelangte. Der churheſſiſche Theil (das Großherzogthum, welches nun Hanau mit Niederheſſen verbindet) begreift in 8 Aemtern 30 Q. M. und 66,000 Einwohner. Dieſes Land hat eine hohe Lage, und wird an der Oſtſeite von dem Rhöngebirge, und an der Weſtſeite vom Vogelsberge begrenzt, von welchem auch ein Theil hieher gehört. Ueberhaupt iſt das ganze Land eine Miſchung von vielen einzelnen, kegelförmigen Bergen, welche vulkaniſchen Urſprungs ſind, und dazwiſchen liegenden Wieſengründen und Thälern. Einige von dieſen Bergen, als der Dammersfeld, die Milzeburg (ihrer grotesken Form wegen das Heufuder genannt), der Bibraſtein, erheben ſich bis zu einer Höhe von 2 — 3000 Fuß. Viele Gewäſſer, darunter die Fulda, gewähren dem Lande eine reichliche Bewäſſerung. Der Boden iſt von Natur wenig begünſtigt, bergig, ſteinig und mager in vielen Gegenden, aber durch den Fleiß der Einwohner wohl angebaut, daher man Getreide, Obſt ſelbſt guten Wein (in dem ſüdlichen, zu Baiern gehörigen Theile), Gartengewächſe und beſonders vielen Flachs baut. Die Berge ſind mit Waldungen, vorzüglich von Buchen, bedeckt; auch hat man Nadelholz angepflanzt. Ueberhaupt nehmen die Waldungen einen großen Theil der Oberfläche des Landes ein. Die trefflichen Wieſengründe geben reichliche Fütterung, daher die beträchtliche Rindvieh- und Schafzucht. An Mineralien ſind die Berge nicht reich; Metalle giebt es gar nicht. Zu Salzſchlirf iſt ein Salzwerk. Die Einwohner, größtentheils Catholiken, beſchäftigen ſich ſehr mit der Spinnerei des Flachſes und der Wolle, und der Weberei. Eine Menge Leinwand, feine Damaſte, Tiſchzeuge aller Art, Handtücher, Bettzwillich werden von den Einwohnern verfertigt, und theils nach Bremen und Frankfurt am Main verſendet, theils durch Hauſirer in einem großen Theile von Deutſchland herumgetragen. Auch gehen jährlich viele Landleute in die ſüdlichen Maingegenden, wo die Ernte früher beginnt, und ſuchen mit Erntearbeiten etwas zu verdienen. — Die Hauptſtadt des Landes, **Fulda**, der Sitz der für dieſes Großherzogthum 1817 errichteten Regierung und des Obergerichts, liegt in einem weiten Thale an der Fulda, über welche eine ſteinerne Brücke führt. Sie hat mit den Vorſtädten 990 Häuſer und 8200 Einw. Die Hauptſtraßen ſind breit und mit anſehnlichen Häuſern beſetzt; die übrigen aber winklig. Der ſchönſte Platz iſt der Domplatz, welcher mit zwei Obelisken geziert iſt. Unter den Gebäuden zeichnen ſich aus: die herrliche von Quaderſteinen erbaute Domkirche, mit einer ſchönen Kuppel und dem Grabe des heil. Bonifacius, und das vormalige biſchöfliche Schloß mit einem Luſtgarten. Der Stadt gegen Süden ſteigt eine niedrige, aber weit ausgedehnte Anhöhe ſanft an, auf welcher die Faſanerie, ein vormaliges biſchöfliches Luſtſchloß, liegt.

Fulda (Friedr. Carl), ein ſcharfſinniger deutſcher Sprach- und Geſchichtforſcher, geb. 1724 in der ehemaligen Reichsſtadt Wimpfen in

Schwaben, ſtudirte zu Stuttgart, dann zu Tübingen, und ſpäter (1749) zu Göttingen, und war zuletzt Pfarrer zu Enzingen im Würtembergiſchen. Ein Zufall führte ihm (1762) die deutſche Grammatik von Popowitſch zu, die er ſehr fehlerhaft fand, und dieſer Umſtand weckte ſeinen Forſchungsgeiſt, der bald große Fortſchritte machte. Die Beweiſe davon gab er zuerſt durch die Abhandlung: Ueber die zween Hauptdialecte der deutſchen Sprache, welche 1771 von der königlichen Societät der Wiſſenſchaften zu Göttingen den Preis erhielt, und 1773 zu Leipzig im Druck erſchien; dann durch ſein größeres Werk: Sammlung und Abſtammung germaniſcher Wurzelwörter nach der Reihe menſchlicher Begriffe. Halle 1776. 4., auf welches er die „Grundregeln der deutſchen Sprache, Stuttgart 1778," folgen ließ. Später erſchien ſein „Verſuch einer allgemeinen deutſchen Idiotikenſammlung, Berlin 1788." Mehrere einzelne Abhandlungen von ihm über die deutſche Sprache ſind in dem deutſchen Sprachforſcher enthalten, den er gemeinſchaftlich mit Naſt in Stuttgart herausgab. In allen dieſen Schriften zeigte Fulda philoſophiſchen Scharfſinn, ausgebreitete Kenntniß der Sprachen und der Geſchichte, und den mühſamſten Fleiß im Forſchen. Seine Schreibart iſt äußerſt gedrungen und kurz, und grenzt oft ſelbſt an das Räthſelhafte. Die häufigen Lücken, die ſich in der Reihe ſeiner Gedanken finden, erſchweren das Leſen ſeiner Schriften, und haben ſelbſt verurſacht, daß man verſchiedene ſeiner Sätze als willkürlich und unerwieſen anſah. Nebſt den Sprachen beſchäftigte ſich Fulda auch mit Unterſuchungen hiſtoriſcher und antiquariſcher Gegenſtände; mehrere einzelne Abhandlungen darüber, z. B. von der Gothen Herkunft, von den Gottheiten der Germanen u. ſ. w., ſind von ihm in verſchiedene Sammlungen eingeſendet worden. Seine hiſtoriſchen Kenntniſſe und ſeinen Ueberblick der Geſchichte bewährte er durch ein Werk, das die Frucht eines 20jährigen Fleißes war: „Geſchichtskarte, in 12 großen illuminirten Blättern, Baſel 1782," und „Ueberblick der Weltgeſchichte, zur Erläuterung der Geſchichtskarte, Augsburg 1783." Bei allem Scharfſinn, mit welchem dieſes Werk abgefaßt worden, iſt es doch zum wirklichen hiſtoriſchen Gebrauche nicht ganz geeignet. Seinen Commentar über den Ulphilas, nebſt der lateiniſchen Interlinearverſion, einem daraus gezogenen Gloſſar und einer möſogothiſchen Grammatik, hat Zahn in ſeiner Ausgabe des Ulphilas 1805 bekannt gemacht, und zugleich Nachrichten über Fulda und ſeine hinterlaſſenen Handſchriften mitgetheilt. Fulda war übrigens ein äußerſt thätiger und in ſeinem ganzen Weſen eigenthümlicher Mann. Die Lehrbücher, deren er ſich beim Unterricht ſeiner Kinder bediente, ſchrieb er ſelbſt. Dabei beſchäftigte er ſich viel mit mechaniſchen Arbeiten, und die gewöhnlichen Zimmergeräthſchaften in einem Hauſe waren größtentheils von ihm ſelbſt, oder doch nach ſeiner Angabe und durch Werkzeuge von ſeiner Erfindung verfertigt. Er ſtarb zu Enzingen 1788 im 64. Jahre ſeines Alters.

Fulgurit, ein durch die Wirkung des Blitzes chemiſch verändertes Foſſil. Man hat ein ſolches Erzeugniß auch Aſtrapyalith (von αστραπη, ὑαλος und λιϑος, wörtlich Blitzglasſtein) genannt. Die merkwürdigſte Art derſelben ſind die **Blitzröhren** (ſ. d. Art.).

Fulhame. Eine Engländerin, welche 1792 Verſuche anſtellte, ob Gold, Silber, Platina, Blei, Arſenik und andere edle oder unedle Metalle, durch chemiſche Proceſſe auf verſchiedenen, beſonders ſeidenen Zeugen angebracht und feſtgeſetzt, und dieſe ſo in Gold- und Silberſtoffe u. ſ. w. verwandelt werden können. Sie ſchrieb an essay on combustion with a view of a new art of dying and painting,

wherein the phlogistic and antiphlogistic hypotheses are proved erroneous. London 1794. 8., 182 S., deutſch überſetzt unter dem Titel: Verſuch über die Wiederherſtellung der Metalle durch Waſſerſtoffgas, Phosphor, Schwefel u. ſ. w., von Lentin, Götting. 1798. So viel ſteht bisher feſt, daß man ihre Ideen nicht in den Manufacturen und Fabriken Englands benutzen zu können glaubte; aber daraus folgt nicht abſolut, daß ihre genialen Ideen, ferner verbeſſert, nicht wirklich einmal ein Induſtriezweig für den Luxus werden können.

Füllhorn (Cornu copiae), das Horn des Ueberfluſſes, über deſſen verſchieden erzählten Urſprung die Art. Achelous und Amalthea nachzuſehen ſind.

Fulton (Robert), ein berühmter Mechaniker in Nordamerika, Erfinder der Dampfböte, geb. in der Grafſchaft Lancaſter in Penſylvanien 1767, geſt. 1815. Er wurde, da ſein Vater unbemittelt war, nach Philadelphia bei einem Goldſchmid in die Lehre gegeben, und zeigte hier viel Talent und Geſchmack im Zeichnen; ſeine Armuth würde ihn jedoch verhindert haben, ſich zu heben, wenn nicht ein glücklicher Zufall ihm durch einen ſeiner Landsleute die Mittel verſchafft hätte, ſich nach London zu begeben, um daſelbſt unter dem berühmten West, einem gebornen Amerikaner, die Malerei zu ſtudiren. Nachdem Fulton hier einige Jahre ſehr fleißig ſtudirt hatte, war er ſelbſt mit ſeinen Fortſchritten in der Kunſt wenig zufrieden, gab alle Hoffnung auf, je ein berühmter Maler zu werden, und beſchloß, ſeine Talente auf andere Gegenſtände zu wenden. Er kam in Verbindung mit einem ſeiner Landsleute, Ramſey, einem ſehr geſchickten Mechaniker, der nach London gekommen war, um die Dampfmaſchinen und andere nützliche Erfindungen kennen zu lernen, und ſie in ſein Vaterland, Virginien, zu verpflanzen. Fulton warf jetzt den Pinſel weg, und widmete ſich ganz dem Studium der Mechanik. Während er ſich damit beſchäftigte, bewog ihn ſein Landsmann Barlow, nachmaliger Geſandter der nordamerikaniſchen Staaten in Frankreich, nach Paris zu kommen, und da an einem Panorama zu arbeiten. Die Arbeit verſchaffte ihm Anſehn und Verdienſt; er konnte nun länger in Paris bleiben und ſich den mechaniſchen Studien ausſchließend widmen. Barlow, der ihm ſein Gedicht, die Colombiade zueignete, brachte ihn in Verbindung mit einigen Mitgliedern des Nationalinſtituts und mit verſchiedenen franzöſiſchen Ingenieurs; der Umgang mit dieſen Männern und ihre Schriften erweiterten den Kreis ſeiner Ideen, und aus dieſer Zeit rühren die Erfindungen her, die er in der Folge bekannt machte. Es ſind folgende: 1. eine Mühle, um Marmor zu ſägen und zu poliren. 2. Ein Syſtem, die Canäle ſchiffbar zu machen, welches er unter dem Titel: Ueber die Verbeſſerung der Canalſchiffahrt, London 1796. 4. mit 17 Kupfern herausgab. 3. Eine Maſchine, um Seile und Taue zu machen; der einfache Mechanismus dieſer Maſchine kann durch Waſſer in Bewegung geſetzt werden, erfodert wenig Raum und nur einen Arbeiter. 4. Ein Kahn, um unter dem Waſſer zu ſchwimmen. 5. Der Torpedo, eine Maſchine, um feindliche Schiffe im Waſſer in die Luft zu ſprengen. 6. Das Dampfboot, unſtreitig ſeine wichtigſte Erfindung, und die ſeinen Namen unſterblich machen wird (ſ. d. Art.). Zu Paris machte er auf der Seine den erſten Verſuch damit; aber vielleicht lag es in der Beſchaffenheit des Fluſſes, daß ſelbſt ausgezeichnete franzöſiſche Mechaniker keinen großen Erfolg von dieſer Erfindung erwarteten. Eben ſo wenig fand er in England Eingang. Er wendete ſich nun mit ſeinen Erfindungen in ſein Vaterland. Das erſte Dampfboot wurde unter ſeiner Anleitung zu Neuyork von

Brown im J. 1807 erbaut. Seitdem ſind die Dampfböte auf allen großen Flüſſen in Nordamerika eingeführt worden, und der große Vortheil, den dieſe Fahrzeuge in einem Lande, das, wie Nordamerika, mit ſchiffbaren Flüſſen eines langen Laufs von der Quelle zum Meere durchſchnitten iſt, gewähren, iſt nicht zu berechnen. Fulton hatte das Schickſal vieler andern Erfinder. Zwölf Jahre hindurch hatte er ſich in Europa und Amerika bemüht, den Gebrauch der Dämpfe bei der Schiffahrt einzuführen; aber er fand faſt überall Schwierigkeiten, kalte Aufnahme, leere Verſprechungen. Endlich überzeugte er die Regierung ſeines Vaterlandes. Der Congreß ertheilte ihm ein Patent, auf den größern Flüſſen Amerika's die Dampfſchiffahrt allein während der für die Dauer der Patente geſetzlich beſtimmten Zeit betreiben zu dürfen. Aber Fulton, arm wie Columbus, war durch Geldverlegenheit gezwungen, ſein Privilegium für die mehrſten amerikaniſchen Flüſſe um geringe Preiſe zu verkaufen. Nur für zwei Flüſſe hatte er es noch, als er unter Nahrungsſorgen und in dem Unmuth ſtarb, ſeiner Familie eine Schuldenlaſt von mehr als 100,000 Dollars hinterlaſſen zu müſſen. Fulton hatte im J. 1810 von dem Congreß eine Summe von 5000 Dollars erhalten, um ſeine Verſuche, die Zerſtörungsmaſchine, Torpedo, zu vervollkommnen, fortſetzen zu können. Was er hierin geleiſtet habe, iſt nicht öffentlich bekannt geworden. In den letzten Jahren ſeines Lebens beſchäftigte ihn hauptſächlich der Gedanke, ein Kriegsſchiff mit einer Dampfmaſchine zu erbauen. Die Ausführung entſprach ſeiner Idee vollkommen; der Congreß unterſtützte ihn, und befahl, daß nach ſeiner Angabe zu Newyork ein ſolches Kriegsſchiff (Dampffregatte, steam fregate), 145 Fuß lang und 55 Fuß breit, erbaut werden ſollte. Fulton ſtarb wenige Tage vor der gänzlichen Vollendung dieſes ſeines letzten Werks.

Fulvia, die herrſchſüchtige Gattin des Marcus **Antonius** (ſ. d. Art.).

Fundamentalbaß, ſ. **Grundbaß**.

Fundirte Schuld, ſ. **Staatspapiere** (engliſche).

Für und **vor**. Die häufigen Verwechslungen dieſer beiden Wörter veranlaſſen uns, den Gebrauch jedes Einzelnen etwas beſtimmter anzugeben. **Für**, eine Präpoſition, die immer mit dem Accuſativ oder vierten Beugungsfall verbunden wird, bezeichnet 1. dasjenige Verhältniß zweier Dinge, da das eine anſtatt des andern da iſt; a) von Perſonen und Sachen, wenn die eine die Stelle des andern vertrit, für **anſtatt**; b) im Handel und Wandel, wo es dem Preiſe oder Gelde vorgeſetzt wird; c) wenn eins anſtatt des andern iſt, der Beſchaffenheit nach, ſie mag die wahre ſein oder nicht, in welchem Falle man zuweilen **als** dafür ſetzen kann: z. B. er gilt für gelehrt; ich halte es für Pflicht u. ſ. w. Hierher gehört auch der Gebrauch, **für** mit dem fragenden Fürworte **was** zu verbinden, um nach einer Beſchaffenheit zu fragen, oder eine Verwunderung auszudrücken, z. B. was für Leute ſind es? 2. Bezeichnet **für** den unmittelbaren Gegenſtand einer Handlung oder Wirkung, oder auch eines Zuſtandes, und eine gewiſſe Beziehung auf denſelben; z. B. ich zittere für dich, für die Zukunft ſorgen; ich hege Ehrfurcht für den Redlichen. Beſonders häufig bezeichnet **für** den Gegenſtand eines Nutzens, Vortheils, Vergnügens, Nachtheils u. ſ. w., in welchen Fällen man oft den ſogenannten Dativum commodi dafür ſetzen kann, z. B. der Rock iſt für mich zu groß, oder der Rock iſt mir zu groß. Tadelnswerth und zu vermeiden iſt der Gebrauch des Wortes **für** ſtatt **wider**, **gegen**; z. B. ein Mittel für das Fieber, allenfalls noch vor das Fieber. Nicht ſagt man: das ſchützt für Durſt, ſondern vor Durſt,

Alter ſchützt vor Thorheit nicht. Dagegen ſagt man: etwas für die lange Weile thun. 3. Oft dient für zur nähern Beſtimmung der Perſon, von der die Rede iſt; z. B. ich für meine Perſon, für mein Theil. 4. Auch dient es zur nähern Beſtimmung der Zeit und des Orts; z. B. für jetzt, für heut, fürs erſte, Mann für Mann, Stück für Stück. Selbſt unſere beſten Schriftſteller verwechſeln zuweilen für mit vor; ſolche Beiſpiele dürfen nicht irre führen, und wenn Schiller z. B. ſagt:

Was grau für Alter iſt, das iſt ihm heilig,

und Göthe: der ernſthafte Römer, der ſich das ganze Jahr ſorgfältig für jedem Fehltritt hütet, ſo iſt das ein Eigenſinn, der nur ſolchen Meiſtern zu üben verſtattet iſt. — Die Präpoſition vor, welche bald mit dem Dativ, bald mit dem Accuſativ verbunden wird, hat folgende Bedeutungen. Mit dem dritten Fall, wo es den Begriff der Ruhe hat, drückt es aus: 1. Ein Eherſein der Zeit nach, z. B. eine Stunde vor Tage; er ſtarb vor ihm (früher als er); vor dem Bruder etwas bitten (früher als der Bruder, oder in ſeiner Gegenwart). 2. Eine Ortsbeziehung; z. B. vor einem ſtehen, knieen, vor der Thür ſitzen. In uneigentlicher Bedeutung bezeichnet vor a) einen Vorzug, z. B. das iſt mir vor allem lieb, das hat er vor ihm voraus; b) eine Gegenwart, z. B. vor meinen Augen; Gott vor Augen; ſchäme dich vor mir; vor einem verſtummen; vor einem fliehen; ſich vor einem verſtecken; vor etwas ſicher ſein; endlich c) eine wirkende Urſache, wobei zugleich die Wirkung bezeichnet wird, welche ſie hervorbringt; z. B. vor Hunger ſterben, vor Durſt ſchmachten, vor Angſt vergehen, vor dem Tode beben. Mit dem Accuſativ bezeichnet vor eine Bewegung oder Richtung nach dem vordern Theil eines Dinges, ſo daß es dem Raume nach und in Beziehung auf den Sprechenden eher kommt, als jenes Ding, im Gegenſatz von hinter. Dahin gehören auch die Redensarten: die Sache geht vor ſich, ich kann nichts vor mich bringen u. ſ. w. Im Allgemeinen iſt zu bemerken, daß vor und für einerlei Urſprungs und eigentlich einerlei Worte ſind, ſo daß man ſie ehemals ohne Unterſchied für einander gebrauchte. Da man aber mehr Beſtimmtheit in die Sprache brachte, unterſchied man ſie, wie billig, weil der Sinn ſehr verſchieden iſt zwiſchen: vor jemanden in den Tod gehen, und für jemand in den Tod gehen, vor jemanden und für jemand ſprechen u. ſ. w. Vor hat die eigentlichen und einige der nächſten uneigentlichen Bedeutungen von denen, welche beiden Wörtern ſonſt gemeinſchaftlich waren, behalten, die weitern uneigentlichen aber ſind dem Worte für zu Theil geworden. Nur in einem Falle, wenn es mit gewiſſen Subſtantiven eine Ordnung bezeichnet, ſcheint es zweifelhaft, welches richtiger iſt, denn man ſagt: Tag vor Tag, Mann für Mann, Schritt vor Schritt u. ſ. w. Doch neigt ſich das Uebergewicht auf die Seite des für. Haben wir eben einige Beiſpiele eines falſchen Gebrauchs des für angeführt, ſo können wir es in gleichem Sinne von vor thun. Klopſtock ſagt unter andern unrichtig:

Dir nur iſt es bekannt, mit was vor Einmuth wir damals,
Du, mein Vater, und ich und der Geiſt die Erlöſung beſchloſſen.

Furca oder **Gabelberg**, ein 13,171 Fuß hoher Berg im Walliſerlande, deshalb ſo genannt, weil das Land, von ihm herabgeſehen, einer Gabel gleicht, da die Berge ſich auf beiden Seiten hinziehen, wie die Zinken einer Gabel. Nach Anderer Auslegung hat er dieſen Namen von ſeinen zwei höchſten Spitzen. Er liegt auf der nordöſtlichen Seite vom Walliſerlande, und macht den Hauptmittelpunkt der hohen Alpen.

Furcht iſt lebhafte Beſorgniß der Gefahr, oder jedes, oft nur eingebildeten Uebels, dem wir unſere Kraft zum Widerſtande nicht gewachſen fühlen. Die Grade derſelben ſind Bangigkeit, Angſt, Grauſen und Entſetzen. Wer ſich leicht fürchtet, der iſt furchtſam; wer ſich leicht faßt, die Gefahr mit Ueberlegung zu beſtehen, muthig; wer nicht leicht in Furcht geſetzt werden kann, unerſchrocken. Wem der Muth mangelt, der iſt feig; wem Unerſchrockenheit mangelt, ſchüchtern, d. h. er kann durch Furcht erregende Vorſtellungen oder fremde Begegnungen leicht verſcheucht werden. Dieſe Schüchternheit iſt ein bleibender Zuſtand, das Erſchrecken hingegen iſt vorübergehend; auch der Muthigſte kann erſchrecken. Es iſt daher ein Unterſchied unter Furcht und Furchtſamkeit. Jene gehört zu den Affecten, wo ſie der Hoffnung entgegenſteht, und wirkt oft unwillkürlich, aber auch nur vorübergehend; dieſe liegt im Charakter, und iſt bleibend. Wer ſich fürchtet, thut es beim Anblick der Gefahr; der Furchtſame in weiter Entfernung von ihr, denn ſie könnte ja näher kommen. Furchtſamkeit iſt eine Folge phyſiſcher Eindrücke auf unſer Empfindungsvermögen, durch körperliche Beſchaffenheit und Erziehung verſtärkt und befeſtigt. Eine ängſtliche Behutſamkeit charakteriſirt das ganze Betragen des Furchtſamen, herrſcht in ſeinen Reden, ſeinem Gange, ſeinen Bewegungen und ſeinem Geſichte. Seine Stimme iſt verzagt, leis, ängſtlich, eben ſo ſein Gang. Im Umgange iſt er mehr kriechend, als höflich, denn er glaubt, ſich nicht genug vorſehen zu können, damit er Andere nicht reize. dd.

Furien, ſ. Eumeniden.

Furioſo bezeichnet in der Muſik nicht ſowohl eine Art von Bewegung, als Charakter im Ausdruck, und wird daher auch als Beiwort gebraucht, z. B. Allegro furioso. Das Wilde und Raſende, worauf dieſer Ausdruck hindeutet, wird nicht durch eine übermäßige Geſchwindigkeit, wie manche glauben, befördert, ſondern ein wilder und rauher Accent im Vortrag entſcheidet hier mehr als Bewegung, und dieſer wird von Seiten des Tonſetzers, in Abſicht auf Ausführung, beſonders begünſtigt durch fremde harte Ausweichungen, aushaltende Diſſonanzen, Sforzato's, unerwartete und plötzlich eintretende Forte's, chromatiſche Fortſchreitungen im Einklang und ähnliche Hülfsmittel mehr.

Fürſt. Das Wort iſt abgeleitet von der Partikel Für, in ſofern dadurch etwas Vorderes, Früheres, in einer Reihe Voranſtehendes bezeichnet wird. In der Steigerung (dem Comparativ) hatte die altdeutſche Sprache Furica, d. i. früherher, eher. In der höchſten Steigerung (Superlativ) Furiſt, und zuſammengezogen: Fürſt, das Allerfrüheſte, Erſte in der Reihe, Höchſte. (Bei den Engländern noch First, das Erſte; bei den Holländern de Voorst.) So kommt ein gefirſtetes Dach vor, ein ſehr hohes Dach, das höchſte Dach; die Firſte, der Giebel des Hauſes. Firſt ſelbſt, als Subſtantivum hat, die Bedeutung des Giebels, Gipfels. In der Sprache der Franken kommt es als Bezeichnung einer perſönlichen Würde vor, und bedeutet den, der im Kriegsheer voranſteht, den Heerführer, Herzog (Heertog), wodurch er zugleich ein ſo hohes Anſehn gewann, daß er auch im Frieden als der Erſte galt. Was er im Kriege geweſen, blieb er im Frieden, Befehlshaber, Regent. Als die Franken unter den germaniſchen Stämmen der vorherrſchende wurden, erhielt dieſes Wort eine allgemeine Gültigkeit, und man bezeichnete damit jedes Staatsoberhaupt. Wer ſieht nicht, daß in der richtig verſtandenen Abſtammung dieſes Wortes die Geſchichte der Entſtehung der Fürſtenwürde liegt, wenigſtens bei uns Germanen! Mit nur geringen Aenderungen aber auch bei andern Völkern. Zufall

und Umſtände ſtellten in jedem größern und kleinern Menſchenverein einen an die Spitze, der ſich durch Körper- und Geiſteskraft auszeichnete, oder durch Reichthum ein Uebergewicht erhielt. Die Würde des Fürſten veranlaßt nicht blos eine ſtaatsrechtliche, ſondern auch eine hiſtoriſche Unterſuchung, und auf dieſe beſchränken wir uns hier. Wir ſehen, daß Fürſt ein Allgemeinbegriff iſt, denn es giebt Fürſten von ſehr verſchiedenem Grad und Rang: Kaiſer, König, Churfürſt, Erzherzog, Großherzog, Herzog, ſouveräne und nicht ſouveräne Fürſten. Woher kommt dieſer Unterſchied? In der alten Geſchichte findet er ſich nicht. Da kennt man blos eine Art von Monarchen, die Könige, und bei den Römern, als auf den Trümmern der Republik ein Fürſtenthum errichtet wurde, die Cäſaren, nach dem erſten, der die ganze Folge veranlaßt hatte (Julius Cäſar), benannt: nur ein anderer Titel ſtatt des königlichen, den die Römer haßten. Der Unterſchied iſt alſo blos in der neuern Geſchichte begründet, und hier zwar durch die mächtige Nation der Germanen, die in Europa herrſchend wurde, und deren Stämme nach Italien, Frankreich, Spanien und Britannien drangen. Wenn wir die Römer von Königen und Fürſten der Germanen reden hören, ſo müſſen wir uns hüten, ſolche Begriffe damit zu verbinden, als jetzt gewöhnlich ſind. Ein ſolcher König iſt nur den Kaziken der Amerikaner zu vergleichen. In Kriegszeiten, wo mehrere Stämme gemeine Sache machten, folgten ſie einem gemeinſchaftlichen Heerführer, dem Herzog, der auch Fürſt hieß, als der Vorderſte. Mit dem Kriege hörte ſein Befehl auf; im Frieden war jeder Stamm wieder für ſich. Hier wählte die Volksgemeinde in voller Verſammlung ſich einen Häuptling (Hovetling noch in Urkunden des 15. Jahrh.), rex und princeps genannt. Die Erbſtätte des Gewählten hieß der Hof (Richthof, Haupthof), an welchem die öffentlichen Verſammlungen gehalten wurden. Man ſollte meinen, daß man zu Häuptlingen vornehmlich Männer von Jahren und Erfahrung gewählt haben werde; auch hat es nicht an ſolchen gefehlt, die behaupteten, Männer, in Geſchäften grau geworden, habe man dazu erwählt, und ſich deshalb Grau, Grave genannt (graviones), woraus das heutige Wort Graf erwachſen. Doch ſcheint es, könne man das nur mit einiger Einſchränkung annehmen. Ausdrücklich ſagt Tacitus (Germ. 7.): „Die Könige (Häuptlinge) nehmen ſie ihres Adels, die Herzoge ihrer Tapferkeit wegen.“ Weiß man nun, was Tacitus unter Adel meint (c. 25.), ſo ſieht man leicht ihren Urſprung aus Reichthum und Landeigenthum hervorgehen. Wahrſcheinlich aber erweiterte ſich das Anſehen da, wo König und Herzog, der adelige Reiche und der tapfere Heerführer, ſich in einer Perſon vereinigten. Indem nun Ein Stamm, Eine Gemeinde, die mit andern in Fehde waren, dieſe überwältigte, verſchmolzen beide in Eins, und es entſtanden größere Gebiete. Daraus erklärt ſich, was Tacitus anderwärts ſagt (c. 12.): „auf den Volksverſammlungen habe man auch die Fürſten gewählt, die in Gauen und Flecken Recht geſprochen.“ Dieſe ſcheinen demnach unter den Fürſten geſtanden zu haben, und wenigſtens die Folgezeit ſpricht dafür, daß dieſe Unterrichter Grafen geweſen. (S. Graf.) Allmälig ſieht man die meiſten kleinen Nationen, die Tacitus anführt, verſchwinden, und wenige größere treten auf, welchen wahrſcheinlich die überwältigten, oder was ſehr häufig der Fall war, mit ganzen Gemeinden Hinzutretenden einverleibt ſind. Am meiſten ragen die ſchon unter Gordian (237—244) in Gallien ſtreifenden Franken hervor, deren Ruhm die übrigen deutſchen Völker verdunkelte. Immer mehr vergrößerten die Fürſten ihr Gefolg, und bildeten dadurch

gleichſam ein ſtehendes Heer gegen Feinde in oder außer der Nation. Wir finden in den Formeln des Markulph und mehreren Stellen bei Gregorius von Tours, daß bei den Franken der Eid der Treue eingeführt wurde, welchen nicht blos das Gefolge, ſondern auch das Volk ſelbſt, das jedoch immer noch die geſetzgebende Gewalt hatte, dem Fürſten ablegte. Hiedurch änderte ſich bald manches in der Verfaſſung, und als eine Hauptveränderung muß man es anſehn, daß die Herzoge und Grafen nicht mehr von dem Volke gewählt, ſondern von den Fürſten, die jetzt ſchon mit größerem Rechte Könige hießen, eingeſetzt wurden. Die fränkiſchen Könige ſetzten Herzoge in die aus mehreren Gauen beſtehenden Provinzen, das Kriegsweſen darin zu beſorgen, und die Einwohner zur Kriegszeit in das Feld zu führen. Grafen wurden über die Gauen als Richter geſetzt, und ſprachen das Recht, nicht in eignem, ſondern in des Königs Namen. 486 vernichtete der fränkiſche König Chlodwig durch den Sieg bei Soiſſons den Reſt der römiſchen Herrſchaft in Gallien, welches fortan den alten Namen mit dem des Franken-Reiches (la France, Frankreich) vertauſchte. Chlodwig (Ludwig) wurde Stifter der fränkiſchen Monarchie. Er und ſeine Nachkommen vergrößerten dieſelbe; doch war ihre Größe wechſelnd. Theils durch öftere Theilungen, theils durch die innern Kriege, welche die fränkiſchen Könige immerwährend führten, entkräfteten ſie ſich. Alle Staatsgewalt kam endlich in die Hände des Major Domus, und einer derſelben, Pipin der Kleine, bemächtigte ſich 752 des Throns der Franken. Unter ſeinem Sohne, Carl dem Großen, ſtieg das Reich der Franken zu dem Gipfel ſeiner Hoheit und Macht. Am 25. Dcbr. des J. 800 ſetzte Papſt Leo III. dem mächtigen Carl in Rom die alte Krone der Cäſaren auf das Haupt, und als römiſcher Kaiſer beherrſchte dieſer hernach das Reich der Franken, Italien, einen Theil von Spanien, Deutſchland, Böhmen und einen Theil von Ungarn. Hatte einer den Wunſch, allein zu herrſchen, ſo war es Carl, und er verſäumte nichts, was zur Befriedigung ſeines Wunſches führen konnte. Da er einſah, daß die Macht der Herzoge dem Monarchen gefährlich werden könne, ließ er dieſe nach und nach eingehen, und ſicherte dadurch den Thron. Aber nur die Würde Carls erbte in ſeinem Stamme fort, nicht ſein Geiſt. Was er vereinigt hatte, vermochten ſeine Nachfolger nicht zuſammenzuhalten. Zwar vereinigte der unfähige Carl der Dicke auf kurze Zeit faſt das ganze fränkiſche Reich wieder unter ſeinem Scepter, aber mit ſeiner ſchimpflichen Abſetzung, im J. 887, zerfiel das Reich wieder in ſeine vorigen Theile, und die fränkiſche Kaiſerwürde ging auf Deutſchland über. — Während der Zeit hatten die Einbrüche fremder Völker in dieſes Land die Einführung der Herzoge, wenigſtens in den Grenzprovinzen, wieder nöthig gemacht. Schon im J. 847 war von Ludwig dem Deutſchen ein Herzog in Thüringen, zur Beſchützung dieſer Grenze gegen die Sorben-Wenden, und ein eigener Herzog in Sachſen eingeſetzt; um 907 erhielten Baiern und das rheiniſche Franken Herzoge. Da dieſe Herzoge und Grafen an Macht jetzt immer wuchſen, ſo fingen beide an, ihre Aemter erblich zu machen, ſich der Gewalt der Kaiſer zu entziehen, und die ihnen verliehene Macht nicht als kaiſerliche Beamte, ſondern als ein eigenthümliches Recht auszuüben. Bald maßten ſich die ehemaligen Vaſallen und unabhängigen Beamten des Kaiſers auch an, die Nation vorzuſtellen. Es mußte ihnen von den Kaiſern zugeſtanden werden, ſie in ihren Rechten und Würden zu ſchützen, ihren gemeinſchaftlichen Rath in Staatsangelegenheiten zu gebrauchen, und ſie als wahre Mitgehülfen in Reichsgeſchäften anzuſehen. Der coblenzer Ver-

trag von 860 wurde deshalb als eins der erſten Reichsgrundgeſetze, zu Begründung der, durch Reichsſtände eingeſchränkten, deutſchen Reichsverfaſſung angeſehen.' Ein Uebergewicht mehr erhielt dieſer Herrenſtand noch, als nach dem Tode Ludwigs des Kindes, zu Anfang des 10. Jahrh., Deutſchland aufhörte, ein Erbreich zu ſein, und ſeit Conrads I. Regierung (912) ein Wahlreich wurde. Schon unter den ſächſiſchen Kaiſern, nach Conrad (910 — 1024), zeigten ſich die Folgen davon; denn wir finden, daß die Fürſten ihre Lande zwar noch als des Kaiſers Vaſallen, aber doch erblich beſitzen, und daß ihre Stimmen auf den Reichsverſammlungen, bisher blos berathend, fortan entſcheidend werden. Unter den fränkiſchen Kaiſern (1024 — 1125) verſammeln ſie ſich zwar noch am Hoflager, um als Vaſallen dem Reichsoberhaupt ihre Dienſte zu erweiſen, entziehen ſich denſelben aber immer mehr, bis ſie unter Heinrich IV. (1056 — 1106) faſt die ſchuldige Achtung verletzen. Unter dieſem Kaiſer fingen die Herzoge und Grafen an, Landeshoheit auszuüben, womit es bald ſo weit gedieh, daß ſie unter Lothar II. von Sachſen (1125 — 1137) als wirkliche Landesherren ihrer Provinzen erſchienen. Die Vorrechte nun, welche die Fürſten unter den fränkiſchen Kaiſern ertrotzt und erſtritten hatten, fanden ſie Gelegenheit, unter den nachfolgenden ſchwäbiſchen Kaiſern beſtätigt und für rechtmäßig erkannt zu erhalten. Die geiſtlichen Reichsſtände gingen voran, die weltlichen folgten, und 1232 ließ ihnen Friedrich II. eine Urkunde ausfertigen, nach welcher jeder Fürſt alle Freiheiten und Gerichtsbarkeiten nach der Gewohnheit ſeines Landes ruhig haben ſollte, er möge damit belehnt ſein, oder es als Eigenthum beſitzen. Jeder Fürſt, Graf und Herr war in ſeinem Lehn- oder Allodial-Lande, jeder Abt und Biſchof in dem zu ſeinem Stifte gehörigen Gebiete wahrer Regent. Auf dieſe Weiſe wurde Deutſchland ein Inbegriff einiger Hundert beſonderer Staaten, an Größe, Namen und Verfaſſung verſchieden. Dieſe Menge von Staaten mit unvollkommenen Souveränetätsrechten, durch ein gemeinſchaftliches Oberhaupt unter einander verbunden, machten einen Staatskörper aus, das deutſche Reich genannt. Da es ein Wahlreich war, ſo erhielten die Stände dieſes Reichs natürlich das Wahlrecht, das ehedem dem ganzen Volke zugeſtanden hatte. Bald kam aber dieſes Geſchäft, unter der Geſtalt einer Vorberathſchlagung, in die Hände einiger wenigen Fürſten, die hernach nur die Zuſtimmung der übrigen erwarteten. Dies waren die Fürſten und Biſchöfe, welche Erzämter (ſ. d. Art. Erz) bekleideten, die ſich ſeit Otto I. (946) im ſtillen Gange der Zeit gebildet hatten, ſo daß die geiſtlichen Fürſten, als Kanzler, Staatsbedienungen, die weltlichen hingegen Hofbedienungen als Erzämter hatten. Hiedurch traten die drei Erzbiſchöfe von Mainz, Trier und Cöln, und mehrere weltliche Fürſten in eine größere politiſche Wichtigkeit. Bei der Wahl Friedrichs I. (1152) wird ausdrücklich erwähnt, daß ſie von ſechs bis acht Reichserzbeamten geſchehen ſei. Bei jeder neuen Kaiſerwahl wurde der Antheil der übrigen Fürſten geringer; in der Mitte des 13. Jahrh. wurden ſie ſelbſt von der Vorwahl ausgeſchloſſen, und die ſieben Stimmführer verſammelten ſich allein zur Wahl oder Chur, wovon ſie Churfürſten hießen. Durch den Churverein im J. 1338 und die goldene Bulle Carls IV. von 1356 wurde das Churcollegium vollends ausgebildet. Der erſte, welcher den Glanz ſeiner Fürſtenwürde durch Annahme des Titels Erzherzog zu erhöhen ſuchte, war (im J. 959) ein Erzbiſchof von Cöln, Bruno. Kaiſer Friedrich III. legte 1453 dieſen Titel dem Hauſe Oeſterreich ausſchließlich bei. Den Titel Großherzog führten ehemals die Könige von Polen, wegen Litthauen,

und die Fürſten von Toscana ausſchließlich, welchen letztern er von Maximilian II. beſtätigt war. In neuern Zeiten iſt dieſer Titel bekanntlich zuerſt von Napoleon, und nachher auch von dem wiener Congreß verſchiedenen deutſchen Fürſten beigelegt worden. Großfürſten endlich hießen, bis auf Peter den Großen, der den Kaiſertitel annahm, die Beherrſcher Rußlands, und jener erſte Titel wird nur noch den Kindern und Geſchwiſtern der Kaiſer beigelegt. Außerdem ward von der Kaiſerin Maria Thereſia das Fürſtenthum Siebenbürgen 1765 zu einem Großfürſtenthum erhoben, ohne daß jedoch dadurch eine Aenderung in den übrigen Verhältniſſen des Landes, welches nach wie vor dem Hauſe Oeſterreich unmittelbar unterworfen blieb, hervorgegangen wäre. Auf ſolche Weiſe entſtanden die verſchiedenen Fürſtentitel. Nur die Churfürſten waren Deutſchland ausſchließlich eigen; die übrigen Titel findet man auch in andern Ländern, weil alle große Staaten erſt in der Folge der Zeit aus kleinren zuſammenfloſſen.

Fürſtenberg, ein deutſches mediatiſirtes Fürſtenthum von 39 Q. M. mit 83,000 catholiſchen Einwohnern, liegt unzuſammenhängend in dem ſüdlichen Theile Schwabens. Seit der Aufhebung unſerer Reichsverfaſſung ſtehen die fürſtenbergiſchen Lande unter der Landeshoheit von drei Souveränen, nämlich die Herrſchaften Trochtelfingen und Jungnau, und der am linken Donauufer gelegene Theil der Herrſchaft Möſkirch (5600 Seelen) unter Hohenzollern-Sigmaringen; die Grafſchaft Gundelfingen oder Neufra (2200 Seelen) unter Würtemberg; und alles Uebrige unter Baden. Der Urſprung des Hauſes verliert ſich ins graue Alterthum. Der Name kommt von dem Schloſſe und Städtchen Fürſtenberg; Graf Heinrich I., der Stammvater des Hauſes Fürſtenberg, nahm davon in der Mitte des 13. Jahrh. ſeinen Geſchlechtsnamen an, und von ihm wurde er auf ſeine Familie fortgepflanzt. Das Haus theilt ſich in verſchiedene Linien, wovon jetzt nur noch zwei vorhanden ſind, nämlich die Fürſtenberg-Pürglitzer, welche blos in Böhmen Beſitzungen hatte, aber 1804 durch Erlöſchung der Reichslinie zum Beſitz des ganzen Fürſtenthums Fürſtenberg gelangt iſt, dabei noch in Böhmen die Fideicommiß-Herrſchaften Pürglitz, Kruſchowitz, Niſchburg, Dobrawitz, Lautſchin, Lahna und Neuwaldſtein beſitzt; — und die Fürſtenberg-Weitraiſche landgräfliche Subſidial-Linie, deren Beſitzungen Weitra, Reinpolz, Waſen ꝛc. in Mähren und Nieder-Oeſterreich liegen. In der Stadt Donaueſchingen befindet ſich das fürſtenbergiſche Reſidenzſchloß nebſt den Juſtiz- und Domainenkanzleien.

Fürſtenberg (Friedr. Wilh. Franz, Freiherr von), Domherr zu Münſter, aus einem der älteſten Geſchlechter des weſtphäliſchen Adels, war geb. 1728. Dieſer verdienſtvolle Staatsmann, deſſen für das Hochſtift Münſter überaus wohlthätige Wirkſamkeit der Herr von Dohm in ſeinen Denkwürdigkeiten (I. VII.) treu und würdig geſchildert hat, beſaß vortreffliche, durch gute Studien und durch Reiſen, beſonders in Italien, ausgebildete Anlagen, die er als Mitglied der Ritterſchaft und des Domcapitels zu Münſter in den wichtigſten Geſchäften, vorzüglich während des ſiebenjährigen Krieges, wo das Land von den Preußen feindlich behandelt ward, auf eine rühmliche Art entwickelte. Nach dem Frieden übertrug der, nach Clemens Auguſts von Baiern Tode in Cöln und Münſter gewählte, Churfürſt und Fürſt-Biſchof, Maximilian Friedrich, geborner Graf von Königseck-Rothenfels, dem zu ſeinem Miniſter ernannten Freiherrn von Fürſtenberg die Regierung des gänzlich erſchöpften und mit Schulden belaſteten münſterſchen Landes. In kurzer Zeit ſtellte Fürſtenberg den Credit wieder

her; zugleich ermunterte er Ackerbau und Gewerbe, beſonders den Leinwandhandel; er ließ die Feſtungswerke von Münſter abtragen, und beförderte die Verſchönerung dieſer Stadt; Moräſte wurden entwäſſert und urbar gemacht. Die Juſtiz wurde unparteiiſch und ſchnell verwaltet; eine gute Polizei ſicherte und verſchönerte die geſellſchaftliche Ordnung, ohne die Ruhe durch entehrendes Mißtrauen zu ſtören. Die von Hofmann zu Münſter unter Fürſtenbergs Leitung entworfene Medicinalordnung war die erſte und vorzüglichſte ihrer Art in Deutſchland. Dabei ehrte Fürſtenberg die alte Verfaſſung. Während ſeiner ſiebzehnjährigen Thätigkeit als Miniſter, wobei er eben ſo folgerecht, als beharrlich verfuhr, wandte er kein gewaltſames Mittel an. Wohl aber wußte er alle Stände zu edlem Wetteifer für die Sache des gemeinen Wohles zu beleben; insbeſondere munterte er die Geiſtlichkeit zu höherer Geiſtesbildung auf. Unter allen catholiſchen Staaten Deutſchlands gab er im Hochſtift Münſter das erſte Beiſpiel verbeſſerter Schulen. Der Volksunterricht wurde vom Aberglauben gereinigt, und für das Leben nützlich erweitert. Den höhern Schulen wurden die alte Literatur und mathematiſche Studien, welche Fürſtenberg vorzüglich liebte, anempfohlen. Talentvolle Jünglinge wurden unterſtützt, um ſich zu Lehrern auszubilden; ja Fürſtenberg ſelbſt ward Lehrer der Lehrer ſeiner Landsleute und künftiger Geſchäftsmänner. So blühte in Kurzem das Land wieder auf; Wohlſtand und gegenſeitiges Zutrauen nahmen ſo zu, daß in keinem benachbarten Lande ein ſo niedriger Zinsfuß war, als in dieſem. Fürſtenberg vergaß aber eben ſo wenig den Vertheidigungsſtand. Ohne das Land durch Aufwand zu drücken, unterhielt er ein wohlgeübtes Militär, das gut unterrichtete Männer befehligten. Um den Volksſinn zu kräftigen, ließ er das junge Landvolk in den Waffen üben. Mit ausgezeichneten Kriegern, wie mit dem General Lloyd und dem Grafen Wilhelm von Schaumburg-Lippe, ſtand er in vertrauter Verbindung, und bildete durch Ideentauſch ſeine höhere Anſicht von Kriegsweſen und Politik. Ueberhaupt war ihm Beſchäftigung mit den Wiſſenſchaften Erholung, und die Freundſchaft mit geiſtvollen Männern ſeinem Herzen Bedürfniß. Im Umgange konnte er bisweilen das Herkömmliche vergeſſen, aber in ſeinem Herzen wohnte bei vielgeprüfter Welterfahrung kindliche Unſchuld. Allgemein verehrt, wie Fürſtenberg war, wünſchten viele aus dem Volke, der Ritterſchaft und dem Domcapitel, als 1780 dem Churfürſten, in der Perſon eines Erzherzogs, ein Coadjutor gegeben werden ſollte, daß nicht ein öſterreichiſcher Prinz, ſondern Fürſtenberg zum künftigen Regenten von Münſter erwählt würde. Er bewarb ſich daher auf dem verfaſſungsmäßigen Wege um die Ernennung. Aber Oeſterreichs Einfluß ſiegte. Der Erzherzog Maximilian ward gewählt, nachdem Fürſtenberg, der durch Preußens Unterſtützung, die er nachgeſucht, eine geſetzmäßigere Wahl nicht hatte bewirken können, nebſt ſeinen Freunden der von Oeſterreich gewonnenen Mehrheit des Domcapitels beigetreten war. Er legte hierauf ſeine Miniſterſtelle nieder, doch behielt er die Aufſicht über die Schulen bei. Als Mitglied des Domcapitels und der Ritterſchaft war ſein Einfluß fortwährend groß, allein er brauchte ihn nur, um die Regierung bei jedem guten Unternehmen zu unterſtützen. Darum bewies ihm der Erzherzog und Churfürſt Maximilian ſtets hohe Achtung und Vertrauen. Im Beſitze allgemeiner Verehrung überlebte Fürſtenberg die Auflöſung des Hochſtifts Münſter, und ſtarb 1811, 82 Jahre alt, der Nachwelt ein unvergeßlicher Mann K.

Fürſtenbund (deutſcher). Die erſte Veranlaſſung des deutſchen Fürſtenbundes gab das Erlöſchen des churbaieriſchen Mannsſtammes, mit dem Churfürſten Maximilian Joſeph (30. Dec. 1777). Nach dem Tode deſſelben ſollten ſeine Länder an den nächſten Seitenverwandten, den Churfürſten Carl Theodor von der Pfalz, fallen. Dieſer kinderloſe Fürſt hatte aber den Anträgen des Hauſes Oeſterreichs nachgegeben, welches ihn, unter ſcheinbaren rechtlichen Anſprüchen auf die erledigten Länder, zur Verzichtleiſtung auf die Erbſchaft durch die wiener Convention (3. Jan. 1778) vermocht hatte. Dieſer Convention widerſprach der muthmaßliche Erbe der Pfalz, Herzog von Zweibrücken, und der Erbe der baieriſchen Allodialherrſchaft, Schweſterſohn des verſtorbenen Churfürſten von Baiern, der Churfürſt von Sachſen. Beide ſuchten die Verwendung Friedrichs II. von Preußen, der, nachdem alle Unterhandlungen über dieſe Angelegenheit mit Oeſterreich fruchtlos blieben, die Waffen ergriff und (im Juli 1778) in Böhmen eindrang. Im teſchner Frieden (13. Mai 1779), der dieſen kurzen baieriſchen Erbfolgekrieg beendigte, wurde die wiener Convention aufgehoben, Oeſterreich erhielt von Baiern blos das Innviertel mit Braunau, und Carl Theodor gelangte zum Beſitze der übrigen Länder. Frankreich und Rußland, die Bundesgenoſſen von Preußen, übernahmen die Garantie dieſes Friedens. Einige Jahre nachher faßte Kaiſer Joſeph II. den Gedanken von neuem auf, durch den baieriſchen Staat die öſterreichiſche Monarchie zu runden und zu verſtärken, und von der ruſſiſchen Kaiſerin wurde der Vorſchlag einer Austauſchung der öſterreichiſchen Niederlande gegen Baiern gemacht. Der Churfürſt Carl Theodor ſollte die öſterreichiſchen Niederlande, mit Ausnahme von Luxemburg und Namur, unter dem Titel eines Königreichs von Burgund, erhalten. Der Churfürſt ward von dem öſterreichiſchen Geſandten, Freiherrn von Lehrbach, der Herzog von Zweibrücken, als muthmaßlicher Erbe, von dem ruſſiſchen Geſandten, Grafen von Romanzow, für dieſen Zweck bearbeitet, und beiden, außer jener Abtretung, noch die Summe von drei Millionen Gulden von Oeſterreich verſprochen. Zugleich erklärte man dem Herzoge, daß man der Einwilligung des Churfürſten verſichert wäre, und daß die Sache auch ohne ihn zu Stande kommen würde. Der Herzog aber erwiederte, er werde nie in die Vertauſchung der Länder ſeiner Vorfahren einwilligen, und wandte ſich von neuem an Friedrich II. Dieſer unterſtützte ſogleich das von dem Herzoge an die Kaiſerin Catharina von Rußland erlaſſene Schreiben mit allem Nachdrucke, und erhielt die Erklärung, daß die Kaiſerin dieſen Tauſch als nützlich für beide Theile betrachtet habe, daß aber derſelbe von dem freien Willen beider Theile abhängen müſſe. Ob nun gleich auch Ludwig XVI., als Mitgarant des teſchner Friedens, und der den vorgeſchlagenen Tauſch nicht billigte, dem König von Preußen verſichern ließ, daß Joſeph II., ſein Verbündeter, dieſen Plan, wegen des Widerſpruchs des Herzogs von Zweibrücken, aufgegeben habe; ſo weigerte ſich doch der wiener Hof, darüber eine beſtimmte und befriedigende Erklärung zu geben. Friedrich II. lud deßhalb im März 1785 die beiden Churfürſten von Sachſen und Hannover zu einem Bunde ein, und aller Gegenbemühungen Oeſterreichs und Rußlands ungeachtet, wurde zu Berlin am 23. Juli 1785 dieſer ſogenannte Fürſtenbund von Brandenburg, Sachſen und Hannover, zur Aufrechthaltung und Vertheidigung der deutſchen Reichsverfaſſung, dem weſtphäliſchen Frieden und den folgenden gültigen Friedensſchlüſſen, der kaiſerlichen Wahlcapitulation und den übrigen Reichsgeſetzen gemäß, unterzeichnet. Die Maß-

regeln gegen die Vertauſchung Baierns waren in einem geheimen Artikel enthalten. Binnen einigen Monaten ſchloſſen ſich dieſem Bunde an: der Churfürſt von Mainz und ſein Coadjutor, Dalberg, der Churfürſt von Trier, der Landgraf von Heſſen=Caſſel, die Markgrafen von Anſpach und von Baden, und die Herzoge von Zweibrücken, von Braunſchweig, von Meklenburg, von Weimar und Gotha, ſo wie der Fürſt von Anhalt=Deſſau. Oeſterreichs Abſicht war durch dieſe letzte öffentliche Handlung des Königs von Preußen vereitelt, und Rußland und Oeſterreich gaben nun die Sache ganz auf. Ueber dieſen Fürſtenbund, welchen man zu ſeiner Zeit als eine ſichere Stütze der deutſchen Verfaſſung für die Zukunft betrachtete, erſchien eine Menge Schriften, worunter die von Chriſt. Wilh. Dohm: Ueber den deutſchen Fürſtenbund, Berlin 1785, und von Johannes Müller: Darſtellung des Fürſtenbundes, Leipzig 1787, bleibenden Werth haben. Reuß deutſche Staatskanzlei, Th. 13, S. 195 f.

Fürſtenrecht bedeutet im deutſchen Staatsrecht die dem Kaiſer zuſtehende Gewalt, in Sachen, die eines Reichsfürſten Leib, Ehre oder Lehnſchaft betreffen, entſcheidenden Ausſpruch zu thun. Die Entſtehung dieſes Rechts war das deutſche Herkommen, die Publiciſten ſtritten darüber, ob es der Kaiſer allein, oder mit Zuziehung der übrigen Reichsfürſten ausüben könne, endlich, ob es überhaupt noch Statt finde. Dieſes verſchollene Fürſtenrecht darf man nicht verwechſeln mit dem **Privatfürſtenrechte**, d. h. den Geſetzen, welche ein Regent in ſeinen Privatverhältniſſen zu beobachten hat, oder vielmehr den Befugniſſen, die ihm in dieſen Verhältniſſen, oder den Hausangelegenheiten, im Gegenſatz der Staatsangelegenheiten, zukommen. Ein förmliches Geſetzbuch giebt es hierüber nicht; man nimt jedoch das in den Gebräuchen der europäiſchen Höfe Uebereinſtimmende gewöhnlich als Regel an. Erbfolge, väterliche Gewalt, Vermählungen, Vormundſchaften, Gerichtsſtand, und überhaupt Familiengeſetze ſind der Gegenſtand dieſes Rechts. dd.

Fürſten= oder Landſchulen, richtiger, **Landesſchulen**. Dieſe wichtigen Lehr= und Erziehungsanſtalten Sachſens wurden im J. 1543 von dem Churfürſten Moritz geſtiftet, welcher die Gebäude aufgehobener Klöſter zu Pforte, Meißen und anfänglich zu Merſeburg, nachher zu Grimma, für Schulen beſtimmte, die er mit den zum Theil ſehr anſehnlichen Kloſtergütern ſo freigebig ausſtattete, daß mehrere hundert Knaben, größtentheils ganz unentgeltlich, zum Theil für ein ſehr mäßiges Koſtgeld, darin unterhalten und unterrichtet werden konnten. Von ihrer Entſtehung an zeichneten ſich die Fürſtenſchulen ſehr vortheilhaft durch ihr feſtes Streben nach gründlicher und gelehrter Bildung aus; und dieſer Charakter iſt ihnen auch jetzt geblieben, wiewohl die Fortſchritte der Zeit bedeutende Veränderungen in ihren urſprünglichen Einrichtungen nöthig gemacht haben. Dabei gewähren ſie die wichtigen Vortheile, daß die Zöglinge, die mit den Lehrern gleichſam Eine große Familie bilden, unter einer beſtändigen und ſorgfältigen Aufſicht gehalten, und den ganzen Tag über nützlich beſchäftigt werden können, ohne darum viele Stunden hinter einander im Hörſaale unbeweglich zubringen zu müſſen. Die größte, beſuchteſte und berühmteſte der drei Fürſtenſchulen iſt Pforte oder Schulpforte, ehemals ein Ciſtercienſerkloſter, eine Stunde von Naumburg an der Saale, im jetzigen preußiſchen Herzogthum Sachſen, ganz abgeſondert in einer anmuthigen Gegend gelegen. Der Einweihungstag war der 1. Nov. 1543. Anfänglich war die Zahl der Zöglinge auf 100 beſtimmt; aber ſchon

Churfürſt Auguſt, Moritzens Nachfolger, fügte noch 50 hinzu, und ließ das Schulgebäude vergrößern. Dabei war die Einrichtung getroffen, daß jede der churſächſiſchen Städte eine beſtimmte Anzahl Freiſtellen zu beſetzen hatte, die ſie auch, in Ermanglung Einheimiſcher, an Fremde vergeben konnte. Daſſelbe Vorrecht erhielten auch einige adelige Familien. Unter den 50 neugeſtifteten Stellen waren auch 20 ſogenannte Koſtſtellen für Ausländer, welche jährlich 25 Gülden entrichteten. Eine Art von Uniform (der ſogenannte Spanier, eine runde Mütze von ſchwarzem Zeug mit bunten Bändern, und der Schulrock, ein kurzer ſchwarzer Mantel, der kaum den Rücken bedeckte) machte die Zöglinge als Fürſtenſchüler kenntlich, und wurde erſt in den neueſten Zeiten abgeſchafft. Die alte Schulordnung liefert Bertuchs Chronicon Portense. Erſt im J. 1780 nahmen unter dem Rectorat des verdienſtvollen Geisler viele wichtige Verbeſſerungen ihren Anfang. Sämmtliche Zöglinge wohnen jetzt in zwölf geräumigen Stuben, welche an die Stelle der frühern engen Kloſterzellen getreten ſind; zwiſchen zweien derſelben bewohnt jedesmal ein Collaborator ein eigenes kleines Zimmer, und führt die Aufſicht über dieſelben. Die Bewohner zweier Stuben ſchlafen auf einem eignen Saal, und der Collaborator bei ihnen, in einem abgeſonderten Cabinet. Eine faſt eben ſo veränderte Geſtalt erhielt der öffentliche Unterricht; aber erſt 1808 wurde die neue Schulordnung, und zugleich der neue Lehrplan öffentlich bekannt gemacht und in Wirkſamkeit geſetzt. Die aus ungefähr 4500 Bänden beſtehende Bibliothek iſt den Schülern zweimal wöchentlich geöffnet; auch können ſie aus derſelben Bücher auf längere Zeit zum Gebrauch erhalten. Die Schulzeit iſt eigentlich auf ſechs Jahre beſtimmt; um früher abgehen zu können, bedarf es der königlichen Erlaubniß. Außer dem Rector ſind noch ſieben Profeſſoren, ein Lehrer der Tanzkunſt, ein Muſiklehrer und ein Lehrer der Schreib- und Zeichenkunſt angeſtellt. Die Einkünfte verwaltet der Rentmeiſter, der zugleich den Haushalt führt. Von 1543 bis 1814 haben in Pforte mehr als 8500 Zöglinge Aufnahme und Unterricht erhalten; unter dieſen Männer wie Grävius, Erneſti, Klopſtock, Fichte, und unter den noch Lebenden, Schneider und Zachariä in Breslau, Mitſcherlich, Sartorius, Schulze in Göttingen, Eichſtädt, Böttiger, Krug, Meſſerſchmid, Heubner, Döring, Spohn und viele Andere. Die Fürſtenſchule zu Meißen, ein ehemals der heil. Afra geweihtes Kloſter, und daher Afranum genannt, wurde den 3. Juli 1543 eröffnet, und hat 118 Stellen. Die Schüler wohnten, bis auf die neueſte Zeit, in zwei ſogenannte Schlafhäuſer vertheilt, je vier und vier beiſammen in Zellen, und ſchliefen in beſondern, gegenüber liegenden Kammern. Bei den geringern Einkünften wurde es erſt 1812 möglich, die Zellen in Stuben umzuwandeln und einige Collaboratoren anzuſtellen. Auch hier iſt eine aus mehrern Tauſend Bänden beſtehende Bibliothek vorhanden. Den Unterricht beſorgen ſieben Profeſſoren und ein Schreibe-, Sprach- und Tanzmeiſter. Von den Zöglingen dieſer Schule nennen wir Leſſing, Gellert, Rabener, Klotz, und unter den jetzt Lebenden Nitzſch, Zachariä in Heidelberg u. A. Die dritte Fürſtenſchule endlich, die bis jetzt noch ihre altklöſterliche Form behalten hat, iſt zu Grimma, in einer angenehmen Gegend an der Mulde. Hieher, in ein ehemaliges Auguſtiner-Eremitenkloſter, wurde von Merſeburg, wo ſie nicht gedeihen wollte, die dritte, auch im J. 1543 errichtete Fürſtenſchule im J. 1550 verlegt und den 14. Sept. eingeweiht. Die Schule beſteht aus 85 theils Frei-, theils Koſtſtellen. Sämmtliche Schüler ſind in vier Claſſen getheilt, und werden von

fünf Profeſſoren und noch einigen andern Lehrern unterrichtet. In den Zellen wohnen drei und drei beiſammen. Auch hier ſind wichtige Verbeſſerungen vorgenommen worden, und die alte Form hat ſich im Aeußern nur darum erhalten, weil die Schule keine anſehnlichen Fonds hat, ſo daß ſie bisher, wie das Afranum, von Pforte einen Zuſchuß erhalten mußte. Die Bibliothek iſt 4000 Bände ſtark. Hier ſtudirten Samuel und Eſaias von Pufendorf, von Cramer (Kanzler in Kiel), Hederich, Tittmann (in Dresden) und andere berühmte und verdiente Männer. Uebrigens iſt noch zu bemerken, daß die Zahl der Schüler auf den Fürſtenſchulen ſich nicht auf die Zahl der Stellen beſchränkt, ſondern daß mit königlicher Erlaubniß auch Extraneer an dem Unterrichte Theil nehmen können. Schließlich nennen wir noch die Kloſterſchule zu Roßleben, ſieben Stunden von Pforte, die eine mit den Fürſtenſchulen ähnliche Einrichtung hat, und 30 Frei- und 30 Koſtſtellen enthält, und die von Ernſt Georg 1577 geſtiftete hennebergiſche Land- und Fürſtenſchule zu Schleußingen; zwei Anſtalten, die ebenfalls zahlreiche und zum Theil ausgezeichnete Schüler gezogen haben.

Fürth, ein ſehr gewerbfleißiger Marktflecken, im Rezatkreiſe des Königreichs Baiern, an dem Zuſammenfluſſe der Pegnitz mit der Rednitz, auf einer zwar ſandigen, aber durch Anbau fruchtbar gemachten Ebene, in der Nähe von Nürnberg, hat 860 Haupt- und Nebenhäuſer und 13000 Einwohner, darunter 2600 Juden, die hier eine hohe Schule mit 200 Studenten, 2 Buchdruckereien, 4 Synagogen, 3 Schulen, Hoſpital, geiſtliches und weltliches Gericht ꝛc. haben. Fürth iſt zwar nicht regelmäßig gebaut, enthält aber viele anſehnliche Häuſer, und iſt in neuern Zeiten durch neue Anlagen ungemein verſchönert worden. Es herrſcht hier ein ſehr großer Gewerbfleiß, und man zählt 1000 Gewerkmeiſter, als: 130 Drechsler, 200 Gold- und Silberarbeiter und Uhrgehäuſemacher, 40 Groß- und Kleinuhrmacher, 50 Gürtler, 40 Blei- und Rothſtiftmacher, 150 Tiſchler und Ebeniſten, 120 Schuhmacher, 80 Strumpf- und Mützenwirker, 50 Baumwollenweber, eine Menge Bildhauer, Goldſchläger (jährlich 19000 Buch Goldpapier), Vergolder, Spiegelſchleifer, Schnallenmacher, Doſenmacher, Siegellackbereiter, Papierfärber, Maler ꝛc. Man findet ferner hier bedeutende Spiegelfabriken, Schleif- und Polirwerke, Branntweinbrennereien und Roſogliofabriken. Dieſe Waaren werden theils durch die Fabrikanten, theils durch nürnberger Kaufleute nach allen Gegenden verſandt. Auch treibt Fürth einen beträchtlichen Speditions-, Wechſel- und Juwelenhandel. Desgleichen iſt der Tabaksbau, Handel und Verarbeitung deſſelben bedeutend. Jährlich hält Fürth einen großen Markt, die Kirchweih genannt, auf dem anſehnliche Geſchäfte gemacht werden.

Füſelier. Damit bezeichnet man jetzt eine gewiſſe Gattung leichter Infanterie, deren Gewehr etwas kürzer und leichter iſt, als das der Musketiere.

Fuß nennt man in der Verskunſt eine, nach der Zeitmeſſung einander beigeordnete Mehrheit von Sylben. (S. Rhythmus.)

Fuß (auch Fußton), bei den Orgeln ein gewiſſes angenommenes Längenmaß bei Orgelpfeifen. Eine Orgel, deren Stimmung nach der Höhe und Tiefe der menſchlichen Stimme eingerichtet iſt, oder der gewöhnlichen Stimmung der Inſtrumente gleich kommt, heißt achtfüßig, weil dann die Pfeife des großen C acht Fuß lang iſt. Verdoppelt man dieſes Maß, und giebt mithin den Octaven die Hälfte dieſes Maßes, dann heißt ſie ſechzehnfüßig. Beim gegenwärtigen Orgelbau

bindet man ſich nicht mehr an dies Längenmaß, ſondern kürzt zu bequemerer Einrichtung die Länge der Pfeifen ab, und erſetzt dieſen Abgang durch die Weite.

Fuß oder Schuh, Werkſchuh, iſt ein gewiſſes Längenmaß, das man allenthalben findet, das aber ſo verſchieden iſt, daß man bei der Anwendung deſſelben im Längenmeſſen allemal erſt anzeigen muß, was für ein Fuß gemeint ſei, wenn die Rechnung ins Kleine geht, oder genau beſtimmt werden ſoll. Dieſes Maß hat ſeinen Namen wahrſcheinlich von dem Fuße eines erwachſenen Menſchen erhalten, deſſen Länge es ungefähr ausmacht. Aus dem Fuße ſind die größern Maße, als Elle, Ruthe, Klafter, Meile ꝛc. zuſammengeſetzt worden. Das Zeichen des Fußes iſt in Schriften ('), z. B. die Scheuer iſt 44' tief. Der Fuß wird überhaupt in den geometriſchen und in den gemeinen Werkfuß eingetheilt. Der geometriſche oder mathematiſche Fuß wird, wegen der Bequemlichkeit im Rechnen, überall in 10 Zoll oder Daumen abgetheilt, weswegen er auch beſonders der Decimalfuß heißt, und 10 ſolche Fuß machen eine geometriſche Ruthe. Der gemeine Werkſchuh hingegen hat am gewöhnlichſten 12 Zoll, und heißt davon Duodecimalfuß; aber auch in einigen Ländern und Orten enthält derſelbe bald mehr, bald weniger als 12 Zoll. Die drei vorzüglichſten Fußmaße ſind der engliſche, franzöſiſche und rheinländiſche Fuß. Den engliſchen Fuß, welcher in den vereinigten Königreichen Großbritannien und den dazu gehörigen Nebenlanden und Inſeln der geſetzliche Fuß iſt, haben die Mitglieder der königlichen Geſellſchaft der Wiſſenſchaften gegen den pariſer oder franzöſiſchen Fuß verglichen, und ihn zu 135,16 franzöſiſche Linien Länge beſtimmt. Dieſer engliſche, auch londoner Fuß genannt, wird in $^1/_2$ Span, 3 Hand, 4 Palm, 12 Inches oder Zoll, 96 Parts, 120 Linien, 1200 Theile getheilt. Jeder Zoll hat 10 Linien, und jede Linie 10 Theile. Es vergleichen ſich hiernach 35 engliſche mit 34 rheiniſchen Fuß; und 49 engliſche mit 46 franzöſiſchen Fuß. Legt man jedoch dasjenige engliſche Fußmaß zum Grunde, welches die engliſchen Commiſſionäre ſonſt beim Holzhandel in Deutſchland anwendeten, ſo zeigt ſich jederzeit, daß daſſelbe nur 11 Zoll 3 Linien, oder 135 franzöſiſche Linien lang iſt. Nach dieſem Verhältniſſe vergleichen ſich 844 gemeine engliſche Fuß mit 845 gemeinen, 34 gemeine Fuß mit 33 rheiniſchen, und 16 gemeine mit 15 franzöſiſchen. Noch genauer beſtimmt iſt der alte franzöſiſche oder pariſer Fuß, ſonſt auch der königliche Fuß genannt; dieſer hat 12 Zoll, 144 Linien und, zu 10 gerechnet, 1440, zu 12 aber, 1728 Theile der Linien, ſo daß ſich 37 franzöſiſche mit 39 rheiniſchen Fuß vergleichen laſſen, und von 1440 Linientheilen gehen 1355 auf den engliſchen, und 1391$^1/_3$ auf den rheinländiſchen; oder 15 franzöſiſche geben 16 engliſche, und 27 franzöſiſche geben 28 rheinländiſche. Der in Deutſchland endlich allgemeinſte und bekannteſte Fuß iſt der rheinländiſche, welcher 12 Zoll, 144 Linien, 1440 Linientheile enthält. Von dieſem Fuß gehen 12 auf eine rheinländiſche Ruthe. Allein die Feldmeſſer rechnen bei geometriſchen Meſſungen die Ruthe zu 10 Fuß, 100 Zoll, 1000 Linien, und 10,000 Scrupel. Der Flächenfuß iſt zweierlei, nämlich der Quadrat- oder Kreuzfuß, d. h. 1 Fuß lang und 1 breit; und der Riemenfuß, von 1 Fuß Länge und 1 Zoll Breite. Der körperliche Fuß endlich iſt dreierlei: der Cubikfuß, d. i. 1 Fuß lang, breit und hoch; der Schachtfuß, d. i. 1 Fuß lang und breit, aber nur 1 Zoll hoch, und der Balkenfuß: 1 Fuß lang, aber nur 1 Zoll breit und hoch. Eine allgemeine Vergleichung der meiſten Fußmaße befindet ſich im erſten Theile des Haus-

vaters von Münchhauſen, woraus ſie in Krünitz Encyclopädie und viele andere Werke entlehnt worden iſt.

Fuß bezeichnet auch im Bergbau die unterſte Fläche eines Stollens, worauf das Waſſer abläuft; in der Baukunſt den unterſten Theil jedes architectoniſchen Werkes außer dem Grunde; vorzüglich den unterſten Theil der Säulen und Pilaſter, der auch das Schaftgeſims oder die Baſe, und wenn er ganz einfach und platt iſt, eine Plinthe genannt iſt. Im Münzweſen, die Einrichtung des innern Gehalts der Münzen, Münzfuß. Bei der Färberei, die erſte Farbe, die man einem Zeuge giebt, ehe er mit einem andern gefärbt wird, z. B. blau, ehe die ſchwarze Farbe darauf geſetzt wird. Die Färber ſind daher verbunden, am Rande eines Zeuges ſo viel Farben- oder Fußroſen zu laſſen, als er Füße hat, damit man beurtheilen kann, ob ſie ihm die gehörigen Farben gegeben haben.

Fußkuß iſt eine demüthige Verehrung, welche dem Papſte von den römiſch-catholiſchen Chriſten erwieſen wird. Schon Gregor VII. verlangte den Fußkuß von allen Fürſten. Der Kuß trifft, nach dem Ceremonialgebrauch, das Kreuz auf den Pantoffeln des Papſtes. Die Pantoffeln der Leiche des Papſtes auf dem Paradebette empfangen ebenfalls den Fußkuß.

Fußwaſchen war im Morgenlande eine Pflicht der Gaſtfreundſchaft, welche der Wirth den bei ihm ankommenden Reiſenden entweder perſönlich, oder durch ſeine Diener leiſtete. So wuſch Jeſus Chriſtus ſeinen Jüngern, am Abende vor ſeinem Todestage, die Füße, um ihnen durch dieſe ſymboliſche Handlung Demuth zu lehren. Daher rührt noch die in der catholiſchen Kirche herrſchende Sitte, daß Monarchen, z. B. der Kaiſer von Oeſterreich, der König von Frankreich u. A., am Gründonnerstage zwölf Armen die Füße zu waſchen pflegen. Auch bei den Mennoniten wird dieſer Gebrauch gefunden. N.

Füßli, ein Name, den verſchiedene ſchweizeriſche Künſtler geführt haben. Die vorzüglichſten darunter ſind: Joh. Caspar Füßli, geb. zu Zürich 1706, geſt. 1782. Er lernte die Malerei bei ſeinem Vater, der nur ein mittelmäßiger Künſtler war, bildete ſich aber nachher auf ſeinen Reiſen, beſonders in Wien. Seine Porträts fanden vielen Beifall, und ſind von Haid, Preißler u. A. radirt worden. Er ſtand mit den erſten deutſchen Künſtlern und Kunſtkennern in freundſchaftlichen Verbindungen, und war Schriftſteller im Fache der Kunſt. Von ihm iſt: Geſchichte und Abbildung der beſten Künſtler in der Schweiz, 4 Thle., 1755 — 1774; Raiſonnirendes Verzeichniß der vornehmſten Kupferſtecher und ihrer Werke, Zürich 1771; Sammlung von Winckelmanns Briefen an deſſen Freunde in der Schweiz, 1778. Auch gab er Mengs Gedanken über die Schönheit und den Geſchmack in der Malerei, welche dieſer ihm in der Handſchrift zugeſchickt hatte, mit einer Vorrede, 1762 heraus. Sein edler moraliſcher Charakter, und ſein Eifer, jungen Künſtlern fortzuhelfen, werden mit rühmlichem Lobe erwähnt. Alle ſeine fünf Kinder hatten das Kunſttalent ihres Vaters geerbt. Der zweite ſeiner Söhne iſt Füßli (Heinr.), ein berühmter Maler, Profeſſor an der königl. Akademie zu London (wo man ihn Fuseli ſchreibt), geb. zu Zürich 1755. Er ſtudirte in Berlin unter Sulzer. Klopſtock, Kleiſt und Wieland begeiſterten ſein Gefühl. 1761 machte er mit Lavater eine Reiſe, und ging nach England, wo Reynolds ſeinen Kunſtſinn für die Malerei ermunterte. Hierauf ſtudirte er in Rom von 1772 bis 1778, wo vorzüglich Michel Angelo ſein großes Vorbild war. Seit 1778 lebte er in England, wo er, nach dem

berühmten Weſt, für den vorzüglichſten Maler gehalten wird. Seine 1801 erſchienenen Vorleſungen über die Malerei (deutſch von Eſchenburg, Braunſchw. 1803) wurden, in Hinſicht des Styls und wegen der abſprechenden Urtheile, die ſich der Verf. über anerkannte Kunſtwerke erlaubt hat, ſehr getadelt. Füßli iſt ein Künſtler, deſſen Einbildungskraft oft über die Grenze des Kunſtſchönen hinausſchweift, und der ſich in abenteuerlichen Geſtaltungen gefällt. Unter ſeinen Gemälden werden vorzüglich geſchätzt: das Geſpenſt des Dion, nach Plutarch; Lady Macbeth; der Kampf des Hercules mit den Pferden des Diomedes, und ſeine Miltons-Gallerie, eine Reihe Gemälde zu Miltons Gedicht, die er 1799 in London ausſtellte. An ſeinem neueſten, das er 1817 vollendete: Perſeus mit dem Kopf der Meduſe, tadelte man die gezwungene, zu kühne Stellung des Perſeus. Füßli's ſämmtliche Werke, nebſt einem Verſuche ſeiner Biographie, erſchienen 1808 ff. zu Zürich, 2 Thle. Fol. Außerdem hat er Bemerkungen über Malerei und Sculptur bei den Griechen &c. geſchrieben, und das Maler-Lexicon von Pilkington, 1805, 4., verbeſſert und vermehrt herausgegeben. Seine Gemälde nach Shakſpeare, Milton und Dante haben engliſche Künſtler in Kupfer geſtochen. — **Füßli** (Joh. Rudolph), geb. zu Zürich 1709, geſt. 1793, ſtudirte zuerſt die Kunſt bei Melchior Füßli, und dann bei Loutherbourg dem ältern in Paris die Miniatur, in der er ſehr vollkommen war; auch hat er gute Zeichnungen in ſchwarzer Kreide nach Rafael und andern großen Meiſtern geliefert. In der Folge beſchäftigte er ſich mehr mit der Literatur der Kunſt, und gab das Allgemeine Künſtler-Lexicon 1763 zuerſt in 4. heraus, worüber er dreißig Jahre hindurch geſammelt hatte. Die neue Ausgabe in Fol. erſchien 1779, und iſt von ſeinem Sohne, **Heinrich**, der ſich ſelbſt einen bloßen Kunſtdilettanten nennt, von 1806 an fortgeſetzt worden.

Fuſtage, die Einfaſſung von Waaren, oder das Gefäß, worin Waaren enthalten ſind, oder verſandt werden. — **Fuſti** iſt in der Kaufmannsſprache der Abgang der Waare, der für Beſchmutzung oder Beſchädigung gerechnet wird. — **Fuſtirechnung**, die Abgangsrechnung, oder die Rechnung über das Zerbrochene, Verdorbene oder Mangelhafte der eingehandelten Waaren, wofür auch die Kaufleute die Wörter **Refacti** und **Gerbelur** gebrauchen.

Verzeichniß

der in dieſem Bande enthaltenen Artikel.

D.

D . . . . Seite 1

Da capo . . . . —

Dach, Dachſtuhl . . . . . —

Dach (Simon) . . . . . . —

Dacien 2

Dacier (André) . . . . . —

Dacier (Anne le Fevre) . . . 3

Dädalus, Dädalien . . . . —

Daendels (H. W.) 4

Dagobert I. 5

D'Agueſſeau (H. F.) . . . . —

Daire, Dairo, ſ. Japan . . 6

Daktyliographik, ſ. Steinſchneidekunſt . . . . . —

Daktyliothek . . . . —

Daktylologie, Daktylonome . 7

Daktylus, ſ. Rhythmus . . —

Dalai-Lama, ſ. Lama . . . —

Dalayrac (Nicolas) . . . . —

Dalberg (Geſchlecht der Freiherrn von) 8

Dalekarlien, ſ. Schweden . 9

Dalin (Olof) . . . . . . —

Dalmatica . . . . —

Dalmatien . . . . —

Dal segno 11

Damaſcenus (Joannes) . . . —

Damasciren . . . . —

Damaſk 12

Damaſt . . . . —

Damiat, Damiette . . . . —

Damiens (Rob. Fr.) . . . 13

Dämmerung . . . . —

Dämmerungskreis 14

Dämmerungsvögel, ſ. Schmetterlinge . . . . —

Dämon, dämoniſch, Dämonologie —

Damon und Pythias 17

Dampf, Dämpfe . . . . . —

Dampfbad, od. Dunſtbad . 18

Dampfboot 19

Dampf-Buchdrucker-Maſchine 20

Dampfkugel, ſ. Dampf . . 22

Dämpfer . . . . —

Dampfmaſchine, Feuermaſchine —

Dampfmeſſer 23

Dampfwagen . . . . . . —

Dampier (William) . . . . —

Danaë . . . . . . Seite 24

Danaïden . . . . —

Dancourt (Florent Carton) . —

Dänemark . . . . —

Daniel (der Prophet) . . . 30

Daniel (Gabriel) 31

Daniel (Samuel) . . . . . —

Däniſche Sprache u. Literatur 32

Daniſchmend 35

Dank . . . . —

Danneker . . . . —

Dante (Alighieri — Pietro Vincenzio — Giov. Batt.) . —

Danton (George Jacques) . . 38

Danzig 39

Daphne 42

Daphnis . . . . —

Dardanos . . . . —

Dardanarius . . . . —

Dardanellen 43

Darjes (Joh. Georg) 44

Darius (Hyſtaspes — Codomannus . . . . —

Darlehn, Darlehnsvertrag . 47

Darm, Darmcanal, Gedärme —

Darmſaiten . . . . —

Darmſtadt (Heſſen-) . . . . —

Darſtellung 49

Daru (Graf) 51

Darwin (Erasmus) 52

Dataria 53

Datum . . . . —

Daubenton (Henry Louis Pierre) —

Daun (Reichsgraf von) . . . 54

Dauphin 55

Davenant (Sir William) . . —

David, König in Iſrael . . —

David (Jacq. Louis) 56

Davila (Arrigo Caterino) . . 57

Davis (John) . . . . . . —

Davouſt (Louis Nicolas) . . 58

Davy (Sir Humphry) . . . 60

Debure . . . . —

Decagon . . . . —

Decan, Dechant, Dechent . . —

Decazes (Elie) 61

Decemvir, ſ. Appius Claudius Craſſinus 62

Dechiffrirkunſt . . Seite 62
Decimalmaß 63
Decimalrechnung 64
Decimalſyſtem, ſ. Zahlenſyſtem —
Decime, Decimale . . . . —
Decimiren, Decimation . . —
Deciſion, Deciſiv, Deciſum . —
Decius (Publ. Mus — Meſſius) —
Decke, Deckengemälde ꝛc. . . 65
Declamation 66
Declination, Declinator ꝛc. . 68
Decoration, decoriren . . . —
Decreſcendo 69
Decretalen . . . . —
Decrete . . . . —
Deduction . . . . —
Defenſion, Defenſiv-Alliance ꝛc. 70
Defilé . . . . —
Defilement 71
Definiren . . . . —
Defterdar, ſ. Osmaniſches Reich —
Degen . . . . —
Degradation 72
Dehnbarkeit . . . . . . —
Deïanira . . . . —
Dei gratia 73
Deich und Deichweſen . . . —
Deidamea 74
Deïsmus od. Theïsmus . . —
Dejotarus 75
Dekade . . . . —
Dekameron . . . . —
Delambre . . . . —
Delaware 76
Delegat . . . . —
Delft (Stadt — holl. Maler) 77
Delhi . . . . —
Delille (Jacques) . . . . —
Delisle (Guillaume) . . . 80
Della Maria (Domenico) . . 81
Delorme (Marion) . . . . —
Delos . . . . —
Delphi 82
Delphin 83
Delta 84
Deluc (J. A.) . . . . . —
Demagog . . . . —
Demarcationslinie . . . . —
Demerary 85
Demeter, ſ. Ceres . . . . —
Demetrius (Poliorcetes — Phalereus) . . . . —
Demidoff (Nicolaus, Graf von) 86
Demokratie . . . . —
Demokrit . . . . Seite 87
Demonſtration 89
Demontiren . . . . —
Demoſthenes . . . . —
Demouſtier (Charles Albert) . 91
Denar . . . . —
Dendriten . . . . —
Denham (John) 92
Denina (Giacomo Carlo) . . —
Denis (Abtey von St.) . . 93
Denis (Michael) 94
Denken . . . . —
Denkfreiheit 95
Denkmale 96
Denkmünzen 98
Denkwürdigkeiten, ſ. Memoiren —
Denner (Balth. — J. Chriſt.) —
Dennewitz (Schlacht bei) . . 99
Denon (Dom. Vivant, Bar. v.) 100
Departement 101
Depeſchen . . . . —
Deployiren . . . . —
Deportation 102
Depoſition . . . . —
Depoſito-Banken 103
Derflinger (Georg, Freih. von) 104
Derwiſch 105
Deſaix . . . . —
Descartes (René) 106
Deſcendenten, ſ. Abſteigende Linie 107
Deſcenſion, ſ. Abſteigung . . —
Deſerteur, Deſertion . . . —
Deſeze (Raymond) 108
Desfontaines (Abbé) . . . —
Deshoulières (Antoinette) . —
Desmologie 109
Desmoulins (L. Camille) . . —
Despotismus 110
Deſſalines, ſ. Hayti . . . —
Deſſau (Anhalt-) . . . . —
Deſſert . . . . —
Deſtilliren, Deſtillation . . 111
Destouches (Phil. Néricault) 112
Detachement . . . . —
Detail 113
Determinismus . . . . . . —
Detmold, ſ. Lippe . . . . —
Deukalion . . . . —
Deutſche Baukunſt, ſ. Baukunſt (Geſchichte der) 114
Deutſcher Bund, ſ. Deutſchland und Deutſches Reich . . . —
Deutſche Bundesverſammlung —

Deutſche Induſtrie . Seite 118
Deutſche Kunſt 119
Deutſche Kaiſer, ſ. Deutſchland, deutſches Reich und Kaiſer . —
Deutſche Kirche, ſ. Deutſchland, Concordat . . . . —
Deutſche Literatur und Wiſſenſchaften . . . . —
Deutſche Malerkunſt 128
Deutſches Meer 132
Deutſche Muſik 133
Deutſche Philoſophie 135
Deutſche Poeſie 136
Deutſche Proſa 142
Deutſcher Orden, ſ. deutſche Ritter 143
Deutſches Recht . . . . . . —
Deutſches Reich und deutſcher Bund 144
Deutſche Ritter 156
Deutſche Sprache 157
Deutſches Theater 162
Deutſchland 166
Devalvation 178
Deviſe 179
Devolution, Devolutionsrechte —
Dey . . . . —
Diaconus, Diaconiſſa ꝛc. . . 180
Diadem . . . . —
Diagnoſis, Diagnoſe . . . . —
Diagonal=Linie, Diagonale . —
Dialect . . . . —
Dialectik 181
Dialog . . . . —
Diamant 183
Diameter 184
Diana . . . . —
Diana von Poitiers 185
Dianenbaum od. Silberbaum —
Diaſyrmus . . . . —
Diät, Diätetik 186
Diatoniſch . . . . —
Diaz (Mich. — Bartholomäus) —
Dibdin (Charles — Thomas Frognall) . . . . —
Dichten 187
Dichtigkeit . . . . —
Dichtkunſt, ſ. Poeſie . . . 188
Dictator . . . . —
Dictatur 189
Diction . . . . —
Didactik . . . . —
Didactiſche Poeſie, ſ. Lehrgedicht —
Didascalien . . . . —
Diderot (Denys) . . Seite 189
Dido 191
Didot (Franç. Ambr. — Pierre Franç. — Pierre d. ält. — Firmin — Henri) . . . . —
Didymäus 192
Diebs=Inſeln, ſ. Ladronen . —
Diemen (Anton van) . . . . —
Dienſtbarkeit, ſ. Servitut . . 193
Dienſtag 193
Dietrich (J. Wilh. Ernſt) . —
Diffamationsklage 195
Differenzial=Rechnung, ſ. Infiniteſimal=Rechnung . . . —
Diffeſſion . . . . —
Digeriren . . . . —
Digeſtu, ſ. Civilrecht und Pandecten . . . . —
Dignitarien . . . . —
Dijon . . . . —
Dike, ſ. Aſtrea und Horen . 195
Dilemma . . . . —
Dilettant . . . . —
Dillenius . . . . —
Dimenſion . . . . —
Diner 196
Dingliches Recht, ſ. Sachenrecht 197
Dinte (gemeine) . . . . . —
Dinte (ſympathetiſche) . . . —
Dio Caſſius 198
Diöces, Diöceſanus . . . . —
Diocletian (C. Valerius) . . 199
Diodorus . . . . —
Diogenes . . . . —
Diomedes 201
Dion . . . . —
Dionäa 202
Dione . . . . —
Dionyſion . . . . —
Dionyſius von Halicarnaß . —
Dionyſius (d. ältere — d. jüng.) —
Dionyſius der Areopagit . . 204
Dionyſius der Kleine . . . —
Dionyſos, ſ. Bacchus . . . 205
Diopter . . . . —
Dioptrik, dioptriſch . . . . —
Dioſcorides . . . . —
Dioscuren 206
Diphthong . . . . —
Diplom, Diplomatarium . . —
Diplomatie . . . . —
Diplomatik 207
Dipodie 210
Dippel (Joh. Conr.) . . . . —

Diptychon, Diptychum Seite 211
Directe Aggaben . . . . . —
Directorium . . . . —
Diren, ſ. Eumeniden . . . 212
Dis, ſ. Pluto . . . . . . —
Discant, ſ. Sopran . . . . —
Discant-Schlüſſel, ſ. Schlüſſel —
Disciplin . . . . —
Discontiren, Disconto-Banken —
Discordia, ſ. Eris 213
Discretionstage . . . . . . —
Discus . . . . —
Dispache . . . . —
Dispenſatorium . . . . . . —
Dispondäus, ſ. Rhythmus . 213
Disputation 214
Diſſenters, ſ. Anglicaniſche Kirche . . . . —
Diſſidenten . . . . —
Diſſonanz 214
Diſtanz . . . . —
Diſtichon 215
Dithyrambus . . . . —
Ditters v. Dittersdorf (Carl) —
Divan 216
Dividende . . . . —
Diviſion . . . . —
Dobberan 217
Docke . . . . —
Doctorwürde 218
Dodona . . . . —
Doge . . . . —
Dogma 219
Dogmatik . . . . —
Dogmatismus, Dogmaticismus —
Dohm (Chriſt. Wilh. von) . 220
Dolce (Carlo) 223
Döll . . . . —
Dollart . . . . —
Dollond (John) 224
Dolmetſcher, die ſiebenzig, ſ. Septuaginta . . . . . —
Dolomieu . . . . —
Dom 225
Domänen . . . . —
Domänen-Verkauf 226
Domenichino, ſ. Zampieri . . 230
Domicilium 231
Dominante . . . . —
Domingo, ſ. Hayti . . . . —
Dominicaner . . . . —
Dominicus de Guzmann . . 232
Dominique le Pree 233
Domino . . . . —
Domitianus (Tit. Fl. Sab.) S. 233
Domremy la Pucelle . . . 234
Donatiſten . . . . —
Donatus (Aelius) 235
Donau . . . . —
Don gratuit . . . . —
Donner (Georg Raphael) . 236
Donner, Donnerbüchſe ꝛc. . . —
Donnerlegion 237
Donnerstag 238
Don Quixote, ſ. Cervantes . —
Doppelmayr (Joh. Gabr.) . —
Doppelſchlag . . . . . . —
Dorat (Claude Joſeph) . . —
Dortrecht 239
Doria . . . . —
Doris, ſ. Nereus 240
Doriſch, Dorier . . . . . —
Dörnberg od. Dorrenberg (Baron von) 241
Dorpat . . . . —
Dortmund 242
Doſſo Doſſi . . . . —
Dotationen Napoleons . . 243
Douane, Douanier . . . . —
Double 244
Douſa od. van der Does . . —
Dover 245
Dow . . . . —
Doyen (Gabriel François) . 246
Drache 247
Drachma 248
Draco . . . . —
Dragge, ſ. Dregg . . . . —
Dragoman . . . . —
Dragoner, Dragonaden . . 249
Draht, Drahtzieherkunſt . . —
Draiſſine 250
Drake (Francis) . . . . . —
Drama, dramatiſch 252
Dramaturgie 253
Draper (Eliſabeth), ſ. Sterne 254
Draperie . . . . —
Draſtiſch . . . . —
Drebbel (Cornelius) . . . —
Drechſeln, Drechslerkunſt . . 255
Drei, Dreizahl . . . . . . —
Dreieck 256
Dreieinigkeit . . . . . . —
Dreifelderwirthſchaft . . . —
Dreifuß 258
Dreiklang . . . . —
Dreißigjähriger Krieg . . . —
Dreiſtimmig 262

Dreizack, ſ. Neptun . Seite 262
Dreizahl, ſ. Drei . . . . . —
Dreſchen, Dreſchmaſchine . . —
Dresden 263
Dresden im J. 1813 . . . 264
Dresdens Kunſtſammlungen . 270
Dreyer (Joh. Matthias) . . 277
Driburg 278
Droits réunis, ſ. Vereinigte Gefälle . . . . —
Droske . . . . —
Drontheim . . . . —
Droſometer 279
Drouais (Jean Germain) . . —
Drouet (J. B. . . . . . —
Droz (Pierre Jacquet — Henri Louis Jacq. — Jean Pierre) 280
Druck . . . . —
Drucker 281
Druckwerk . . . . —
Druiden 282
Druſen . . . . —
Drüſen 283
Druſus (Marcus Livius — Nero Claudius) . . . . —
Dryaden 285
Dryden (John) . . . . . —
Dſchamy 286
Dſchingis-Chan 287
Dſchaggernath 289
Dualismus, Dualiſt . . . 290
Dublin 291
Dubois (Guillaume) . . . —
Dubos (Jean Baptiſte) . . 293
Ducange, ſ. Dufresne . . . —
Ducaten . . . . —
Ducaton . . . . —
Duchesne 294
Duchesnois (Joſephine Rafin) —
Duchoborzy, ſ. Griechiſche Kirche —
Ducis (Jean Franç.) . . . —
Duclos (Charles Pineau) . . 295
Du-Deffand (Marquiſe) . . 296
Dudley, ſ. Leiceſter (Graf) . —
Duell, ſ. Zweikampf . . . —
Duett . . . . —
Dufresne (Charles) 297
Dufresny (Charles Riviere) . —
Duguay-Trouin (René) . . 298
Dujardin (Charles) . . . . —
Duisburg 299
Dukor (Carl Andreas) . . . —
Dülon . . . . —
Dumarſais (César Cheneaux) 300
Dumas (Matthieu) Seite 300
Dumesnil (Marie) 301
Dumouriez (C. F.) . . . . —
Dumpler, Dunker 303
Dunciade, ſ. Duns, Pope und Paliſſot . . . . —
Düngung . . . . —
Dunkel, ſ. Licht 304
Dünkirchen . . . . —
Dunois (Jean von Orleans, Graf von) . . . . —
Duns (John) 305
Dünſte, Dunſtkreis, Dunſtmeſſer —
Duodecimalſyſtem, ſ. Zahlenſyſtem 306
Duodecime . . . . —
Du Paty (Jean Bapt. Mercier) —
Duplicität, Duplik 307
Dupont de l'Etang, ſ. Baylen —
Dupont de Nemours (P. S.) —
Duport (Louis), ſ. Pariſer Theater 308
Duquesne (Abraham) . . . —
Dur . . . . —
Durante (Francesco) . . . —
Durchbrechen der feindlichen Schlachtlinie . . . . . —
Durchdringlichkeit 309
Durchgang . . . . —
Durchlaucht . . . . —
Durchmeſſer, ſ. Diameter . . —
Durchſchnitt, ſ. Riß . . . —
Durchſichtigkeit . . . . . —
Durchzeichnen, ſ. Calquiren . 310
Durchziehen der Treffen . . —
Dürer (Albrecht) . . . . . —
Dürrenberg 312
Durſt . . . . —
Duſch (Johann Jacob) . . . —
Duſſek (Johann Ludwig) . . 313
Düſſeldorf . . . . —
Duval (Valentin Jameray) . 314
Duval (Alexander) 315
Dyer (John) 316
Dyk (Anton van) . . . . . —
Dynameter 318
Dynamik . . . . —
Dynaſt, Dynaſtie 319

E.

E 319
Earl . . . . —
Eau de Cologne — de Luce —
Ebbe und Fluth 320

Ebeling (Chriſtoph Dan.) S. 320
Ebenbaum 321
Eberhard (Johann Auguſt) . —
Eberhard im Bart 323
Ebersberg, ſ. Eckmühl . . . 325
Ebert (Johann Arnold) . . —
Ebioniten, ſ. Nazarenen . . —
Eccehomo 326
Echelon . . . . —
Echiniten . . . . —
Echiquier . . . . —
Echo (Nymphe) 326
Echo 327
Eckhel (Joſeph Hilarius) . . —
Eckmühl 328
Edam 331
Edda . . . . —
Edelinck (Gerard) 333
Edelſteine . . . . —
Edgeworth v. Firmont (Heinr. Eſſex) 334
Edict 335
Edict von Nantes, ſ. Hugenotten . . . . —
Edinburgh . . . . —
Eduard, Könige von England, ſ. Großbritannien . . . 337
Eduard III., Kön. v. England —
Eduard, der ſchwarze Prinz . 338
Eduard (Carl) 339
Effecten-Handel, ſ. Staatspapiere 340
Effendi . . . . —
Egede (Hans) . . . . . . —
Egeria 342
Eginhard . . . . —
Egmont (Lamoral, Graf von) —
Egoismus 343
Ehe 344
Ehebruch 345
Ehepacten . . . . —
Eheſcheidung . . . . . . —
Eheverlöbniß, ſ. Sponſalien . —
Ehre . . . . —
Ehrenbreitſtein 348
Ehrenlegion, ſ. Buonaparte u. Frankreich . . . . . . —
Eſthland . . . . —
Ei . . . . —
Eichen 349
Eichſtädt . . . . —
Eid 350
Eiderdunen . . . . . . —
Eidgenoſſenſchaft, ſ. Schweiz . 351
Eierſtock . . . . . Seite 351
Eigenthum, Eigenthumsrecht —
Eimer 352
Einbildungskraft . . . . . —
Einfalt 354
Einflüſſe auf den menſchlichen Körper 355
Eingelegt 356
Einheit . . . . —
Einkommen 357
Einkommenſteuer . . . . . —
Einſpritzungen 358
Eis 359
Eis (künſtliches) 360
Eiſen . . . . —
Eiſerne Krone 362
Eiſerne Maske, ſ. Maske . —
Eiſerner Brief, Pacht, Vieh . —
Eispunkt . . . . —
Eckhof (Conrad) . . . . . —
Eklektiker 363
Eklipſe . . . . —
Ekliptik . . . . —
Ekloge 364
Elaſticität, Elaſticitätsmeſſer ꝛc. —
Elba 366
Elbe . . . . —
Elbée (Gigot d') . . . . —
Elberfeld . . . . —
Elbeuf 367
Elbingen . . . . —
Eldorado . . . . —
Electra 368
Electricität, electriſch ꝛc. . . —
Electricität, thieriſche, ſ. Galvanismus 370
Electriſirmaſchine 371
Electrometer 372
Electrophor . . . . —
Elegie 373
Elementarunterricht 374
Elemente 375
Elephant, Elephantenpapier ꝛc. 376
Eleuſis . . . . —
Elfen 377
Elfenbein, ſ. Elephant . . 378
Elgin (Lord) . . . . . . —
Elgins Marmordenkmale . . —
Eliſabeth, die Heilige . . . 379
Eliſabeth, Königin v. England 381
Eliſabeth Charlotte, Herzogin von Orleans 386
Eliſabeth Petrowna, Kaiſerin von Rußland . . . . . —

Eliſabeth von Frankreich S. 388
Eliſabeth Chriſtine v. Preußen 390
Elixir . . . . —
Elliot (George Auguſtus) . —
Ellipſe 392
Elimination 393
Eloges . . . . —
Elſaß . . . . —
Elsflether Zoll, ſ. Oldenburg 394
Elyſium, elyſeiſche Felder . . —
Elzevir . . . . —
Email 395
Emanation . . . . —
Emancipation . . . . . . —
Emanuel d. Große v. Portugal 397
Embargo 398
Emblem, ſ. Sinnbild . . . —
Embonpoint . . . . —
Embryo . . . . —
Emeritus 399
Emetica . . . . —
Emden 400
Emigranten . . . . —
Emir 402
Empedokles . . . . —
Empfängniß . . . . —
Empfindſamkeit 403
Emphyteuſe . . . . —
Empirie, Empirismus ꝛc. . —
Ems . . . . —
Encyclopädie, encyclopädiſch . 404
Encyclopädie (franzöſiſche) . 406
Encyclopädie d. Wiſſenſchaften 407
Endemie 410
Endreime 411
Endymion . . . . —
Engel (Joh. Jac.) 412
Engelsburg 413
Enghien (Louis Ant. Henri von Bourbon, Herzog von) —
England 415
Engliſche Bank, ſ. Londoner Bank 418
Engliſche Gartenanlagen, ſ. Gartenkunſt . . . . . —
Engliſches Horn . . . . . —
Engliſche Kirche und Staatsreligion, ſ. Anglicaniſche Kirche, Großbritannien, Diſſenters, Emancipation . . . —
Engliſche Krankheit . . . —
Engliſche Kunſt . . . . . —
Engliſche Literatur, Wiſſenſchaft, Poeſie u. Theater . 419
Engliſche Malerei und Muſik, ſ. Engliſche Kunſt Seite 435
Engliſche Pferde . . . . . —
Engliſches Reich in Oſtindien 437
Engliſche Sprache 438
Engliſcher Tanz, ſ. Anglaiſe . 4[illegible]
Engliſche Waaren . . . . —
Enharmoniſch 441
Enkauſtik . . . . —
Enkratiten, Enthaltſame, ſ. Gnoſtiker 442
Enkriniten . . . . —
Enneperſtraße . . . . . . —
Ennius (Quintus) 443
Enſemble . . . . —
Enterbung 444
Entbindungskunſt, ſ. Geburtshülfe . . . . —
Entern, Enterbeil . . . . —
Entomologie, Entomolog, Entomolithen . . . . —
Entreſolen, ſ. Attika . . . —
Entſatz . . . . —
Entwöhnen 445
Envoyés, ſ. Geſandten . . —
Eon de Beaumont (Charles Timothée d') . . . . . . —
Eos 447
Epacten . . . . —
Epaminondas 448
Epée (Charles Michel, Abbé de l') 449
Epernay 450
Ephemeriden, ephemeriſch ꝛc. 451
Epheſus . . . . —
Ephialtes, ſ. Alciden . . . —
Ephorus . . . . —
Ephraimiten . . . . —
Epictet 452
Epicur . . . . —
Epicykel, Epicycloïde . . . —
Epidaurus 454
Epidemie . . . . —
Epidermis 455
Epigeneſie . . . . —
Epiglottis . . . . —
Epigonen, ſ. Theben . . . —
Epigramm . . . . —
Epigraphe, Epigraphik . . 456
Epilepſie . . . . —
Epilog 457
Epimenides . . . . —
Epinay (Louiſe, Frau von) . —
Epiphania 458

Epirus . . . . . Seite 458
Epiſche Dichtungsart . . . 459
Epiſcenium . . . . —
Epiſcopalſyſtem, ſ. Catholicismus 459
Epiſode, epiſodiſch . . . . —
Epiſtel 460
Epistolae obscurorum virorum 461
Epitaphium . . . . —
Epithalamium . . . . . . —
Epizootien, ſ. Seuchen . . . —
Epoche . . . . —
Epode . . . . —
Epopee, ſ. Epiſche Dichtungsart, Epos und Heldengedicht —
Epopten . . . . —
Epos . . . . —
Erasmus (Deſiderius) . . . 464
Erato 465
Eratoſthenes . . . . —
Erbadel . . . . —
Erbämter, Erbkämmerer ꝛc. . 476
Erbauung . . . . —
Erbeinigung 481
Erbfolge . . . . —
Erblehn, Erbzinsgut . . . 482
Erbliche Krankheiten . . . —
Erbpacht 481
Erbſünde . . . . —
Erbunterthänigkeit 482
Erbverbrüderung . . . . —
Erbvertrag . . . . —
Ercilla y Zuniga (Don Alonſo de) . . . . —
Erdäpfel 483
Erdaxe, Weltaxe, ſ. Welt . 484
Erdbeben . . . . —
Erdbeſchreibung, ſ. Geographie und Erde 485
Erdbohrer . . . . —
Erde . . . . —
Erden 487
Erdferne, Erdnähe, ſ. Mond 488
Erdmannsdorf (Friedr. Wilh. Freiherr von) . . . . . —
Erdſtrich, Erdgürtel . . . —
Erebus 489
Erfahrung . . . . —
Erfahrungsſeelenlehre, ſ. Pſychologie 491
Erfindung . . . . —
Erfriſchungsinſeln 493
Erfurt . . . . —
Erhard (Chriſt. Dan.) S. 494
Erhitzend 495
Erich 496
Erichthonius, König v. Troas — von Athen 496
Eridanus . . . . —
Erinnyen, ſ. Eumeniden . . —
Eriphyle . . . . —
Eris 497
Eriſichthon . . . . —
Erkältung oder Abkühlung . —
Erkenntniß . . . . —
Erlach (Rud. — Joh. Ludw. — Hieronym — Carl Ludw. — Rudolph Ludwig von) . . 498
Erlangen 499
Ermenonville 500
Erlöſung, ſ. Chriſtenthum und Religion . . . . —
Ernährung . . . . —
Erneſti (Joh. Aug. — Aug. Wilh. 501
Ernſt, Churfürſt v. Sachſen) 502
Ernſt I., Herzog zu Sachſen-Gotha . . . . —
Ernſt II., Herzog zu Sachſen-Gotha 503
Eros, ſ. Amor 504
Erotiſch . . . . —
Erotomanie . . . . —
Erpenius (Thomas) 505
Erregungstheorie 506
Erſticken 508
Ertrinken 509
Erwin von Steinbach, ſ. Münſter (Straßburger) 611
Erz . . . . —
Erz, Erzkanzler ꝛc. . . . . —
Erzählung . . . . —
Erzämter, ſ. Erz 514
Erzbiſchof . . . . —
Erzgebirge 515
Erziehung . . . . —
Erziehung (phyſiſche) . . . 517
Eſchenbach (Wolfram von) . 519
Eſchenburg (Joh. Joachim) . —
Escoiquiz (Don Juan) . . . 520
Escorial 521
Eskimos 522
Eſoteriſch, exoteriſch . . . —
Espagnolet . . . . —
Eſpinaſſe (Julie Jeanne Eleonore de l') . . . . . . —
Espremenil (Jacques Duval d') 524

Esprits . . . . . Seite —
Esquire 525
Eß (Carl — Leander van) . . —
Eßlair (Ferd.) . . . . . . —
Eßlingen, ſ. Aspern . . . 526
Eßwaaren . . . . —
Eſſäer 527
Eſſex (Robert Devereux, Graf von) 528
Eſſig, Eſſigſäure 530
Eſte . . . . —
Eſtocq (Joh. Hermann L') . . 534
Eſtrées (Gabriele d') . . . 535
Eſtrées (Louis Ceſar, Herz. v.) 536
Etappen . . . . —
Eteokles und Polynices . . —
Ethik, ethiſch 537
Ethnographie, ethnographiſch —
Etienne, ſ. Stephanus . . . —
Etiquette . . . . —
Eton 538
Etruria, ſ. Wedgewood . . —
Etrurien . . . . —
Etymologie 540
Eudämonismus, Eudämonologie, Eudämoniſt . . . . —
Eudiometer . . . . —
Eugen (Franz), von Savoyen —
Eugen, Herzog von Leuchtenberg 542
Euklides von Alexandria — Megara 543
Eulenſpiegel (Tyll) . . . —
Euler (Leonhard) . . . . —
Eumeniden, od. Diren . . . 546
Eunomia, ſ. Grazien u. Horen 547
Eunuch, ſ. Caſtration . . . —
Eupen . . . . —
Euphemismus . . . . . . —
Euphonie . . . . —
Euphrat . . . . —
Euphroſine, ſ. Grazien . . —
Eurythmie . . . . —
Euripides . . . . —
Europa 549
Euryale 555
Euryalus . . . . —
Eurydice . . . . —
Eurynome . . . . —
Euſebia . . . . —
Euſebius . . . . —
Euſtachi (Bartolomeo) . . . 556
Euſtathius . . . . —
Euterpe . . . . —
Euthanaſia . . . . Seite 556
Eutropius (Flavius) . . . . —
Eva, ſ. Adam 557
Evalvation . . . . —
Evan, Euan, ſ. Bacchus . . —
Evangelium, Evangeliſten, evangeliſch . . . . —
Evergeten, Evergetä . . . . —
Evertſen (Johann — Cornelius — Galin) . . . . —
Evolutionen, Evolutionscadre 558
Evolutionstheorie . . . . —
Evremont (St.) . . . . . —
Ewald (Joh., däniſcher Dichter) 559
Ewald (däniſcher General) . —
Ewiger Friede 560
Exantheme . . . . —
Exarch, Exarchat, Exarchus . 561
Exception, Exceptions-Geſetze —
Excellenz . . . . —
Exchequer, Exchequer-Bills . —
Excommunication, ſ. Kirchenbann und Interdict . . 562
Excuſſion . . . . —
Execution, executiv, Executorialen . . . . —
Exegeſe . . . . —
Exequiren . . . . —
Exhauſtion, Exhauſtionsverfahren . . . . —
Exil 563
Exorcismus . . . . —
Exoteriſch, ſ. Eſoteriſch . . —
Expanſion . . . . —
Explorator . . . . —
Exploſion . . . . —
Exponent 564
Expoſition . . . . —
Extenſion . . . . —
Externſtein . . . . —
Extremitäten . . . . . . —
Ex Voto, ſ. Votum . . . 565
Eyck (Johann van) . . . . —
Eylau (Schlacht bei) . . . 567
Ezechiel 570

F.

F 571
Fabel . . . . —
Fabier 572
Fabius Maximus (Quintus) —
Fabliers und Fabliaux, ſ. Franzöſiſche Literatur 573

Fabre d'Eglantine (Phil. Fr.) . . . . Seite 573
Fabretti (Raphael) . . . . . —
Fabricius (Cajus) 575
Fabricius (Joh. Albert) . . 576
Fabricius (Joh. Chriſtian) . —
Fabrik, Fabrikat 577
Fabroni (Angelo) . . . . —
Façade 578
Facciolato (Giacomo) . . . —
Fachinger Waſſer . . . . —
Fackeltanz 579
Facſimile . . . . —
Factor . . . . —
Facultäten, ſ. Univerſitäten . —
Faden . . . . —
Fagel (Caspar — Franz 1. — Franz 2. — Heinrich — Franz Nicolaus — Heinrich —
Fagott 580
Fahne . . . . —
Fahneneid, —lehen, —ſchmied, —ſchuh, —ſchwung, —wache 581
Fahrbüchſe — Fahrende Habe — Fahrrecht — Fahrt — Fahrtſchacht — Fahrwaſſer —
Fahrenheit (Gabriel Daniel) . —
Fakir 582
Fairfax (Thomas, Lord) . . —
Falconet (Etienne-Maurice) 583
Falieri (Marino) 584
Falk (Joh. Dan.) . . . . —
Falke 585
Falkiren 587
Fall der Körper . . . . —
Fallgut, Falllehn 588
Falliment . . . . —
Falſch, Falſchheit, falſches Licht 592
Fallſchirm 593
Falſet, ſ. Fiſtel . . . . . —
Faltenwurf, ſ. Draperie, Gewand . . . . —
Falter . . . . —
Fama . . . . —
Fanal . . . . —
Fanatismus, Fanaticismus . —
Fandango 594
Fanfare, Fanfaron, Fanfaronnade . . . . —
Farao, Faro . . . . . . —
Farbe . . . . —
Färbekunſt, Färberei . . . 595
Farben der Pflanzen . . . —
Farbengebung . . . . . —
Farbenlehre . . . . Seite 597
Färberröthe 598
Färbeſtoffe . . . . —
Farce . . . . —
Faria de Souſa (Manoel) . —
Farinelli (Carlo Broſchi gen.) 599
Farneſe 600
Farquhar (Georg) 602
Faſanen, Faſanerien . . . 603
Fasces . . . . —
Faſch (Carl Fr. Chriſt.) . . —
Fäſch, ſ. Feſch . . . . . —
Faſchinen, Faſchinenwerk . . 604
Faſching, Faſten, ſ. Faſtnacht und Carneval . . . . . —
Faſti . . . . —
Faſtnacht, Faſtnachtsſpiele . —
Fatalismus, Fataliſt . . . 606
Fata Morgana . . . . . . —
Fatum . . . . —
Fäulniß 607
Fauna 608
Faunen . . . . —
Fauſt (Johann, Dr.) . . . 609
Fauſt (Bh. Cp.) . . . . . —
Fauſtina 611
Fauſtrecht . . . . —
Favart (Charles Simon — Ch. Nicolas) . . . . —
Favart (M. Juſtine Benedicte) 612
Favier 613
Faxardo (Diego de Saavedra) 614
Fayence . . . . —
Fayette (Marquis de la), ſ. Lafayette 615
Fayette (Marie Magdal., Gräfin de la), ſ. Lafayette . —
Febronius, ſ. Hontheim . . —
Februar . . . . —
Febvre (François Joſeph le), ſ. Lefebvre . . . . . . —
Fecialen, ſ. Herold . . . —
Fechtkunſt . . . . —
Feder . . . . —
Federharz 616
Federici (Camillo) . . . . —
Federkraft, ſ. Elaſticität . . 617
Feen, Feenmährchen . . . —
Fegefeuer 618
Fehde, —brief, —handſchuh 619
Fehmgericht, ſ. Vehmgericht . —
Fehrbellin . . . . —
Feigen, —käſe 622
Felbiger (Johann Ignaz von) —

Feldärzte, Feldlazarethe Seite 623
Feldgeſchrei . . . . —
Feldmarſchall, —zeichen, —zeugmeiſter . . . . —
Feldmeſſen . . . . . . —
Feldprediger . . . . . . —
Feldwacht 624
Felicitas . . . . —
Fellenberg (Philipp Eman. v.) —
Felonie 626
Fenelon (Franç. de Salignac de la Motte) 627
Feodoſia, ſ. Caffa 628
Ferdinand I., II., III. (deutſche Kaiſer) . . . . . —
Ferdinand V., König von Arragonien 630
Ferdinand I., König beider Sicilien 631
Ferdinand VII., König von Spanien 633
Ferduſi 637
Fere Champenoiſe, ſ. Einnahme von Paris 1814 . . 638
Ferien . . . . —
Fermate . . . . —
Ferne, ſ. Perſpective . . . 639
Fernow (Carl Ludwig) . . —
Fernrohr, Fernglas . . . 640
Feronia 642
Ferrand (Graf Ant.) . . . —
Ferrara . . . . —
Ferreira (Antonio) . . . 643
Ferreras (Juan de) . . . . —
Ferro 644
Ferſen (Graf Axel) . . . —
Feſcenniſche Verſe 645
Feſch (Joſeph) . . . . . —
Feß und Marocco . . . . —
Feßler (Ignaz Aurelius) . . 646
Feſt- und Feiertage . . . 648
Feſton . . . . —
Feſtung . . . . —
Fetfa, ſ. Mufti 651
Fetiſchismus . . . . —
Fett 652
Feudalrecht, Feudalſyſtem, ſ. Lehnrecht und Lehnſyſtem . 653
Feuer, ſ. Wärme . . . . —
Feuer (griechiſches) . . . . —
Feuerdienſt, Feuerverehrung . —
Feuerkugel . . . . —
Feuerland . . . . —
Feuerproben, ſ. Ordalien . 654
Feuerſchwamm . . Seite 654
Feuerſpeiender Berg, ſ. Vulkane . . . . —
Feuerſtein . . . . —
Feuervergoldung 655
Feuerverſicherung und Brand-Aſſecuranz . . . . . . —
Feuerwerkerkunſt . . . . —
Feuerzeug 656
Feyerabend (Familie) . . . 658
Fiber, Fibern, fibrös . . . 659
Fichte (Joh. Gottl.) . . . —
Fichtelberg 660
Fidalgo, ſ. Hidalgo . . . 661
Fideicommiß, Fiduciarius, Fideicommiſſarius . . . . —
Fides . . . . —
Fieber . . . . —
Fielding (Henry) 665
Fiesco (Graf von Lavagna) . 669
Fieſole 672
Figur, figürlich, figurirt, Figuranten 674
Figurirte Zahlen 675
Filangieri (Gaetan) . . . —
Filicaja (Vinzenz von) . . 677
Filigran-Arbeit 678
Filtriren . . . . —
Filz 679
Finale . . . . —
Finanzwiſſenſchaft, ſ. Staatswiſſenſchaft . . . . . . —
Findling . . . . —
Fingal, Fingalshöhle . . . 680
Fingerſetzung 681
Finiguerra (Tomaſo) . . . —
Finisterrä 682
Fink . . . . —
Finnen . . . . —
Finnland 683
Finſterniß 684
Fioravanti (Valentin) . . . 685
Firenzuola, ſ. Nannini . . 686
Firmament . . . . —
Firman . . . . —
Firmeln, Firmelung . . . —
Firmian (Carl Joſeph, Graf von — Leop. Ant.) . . —
Firniß, Malerfirniß . . . 687
Firnißbaum 688
Fiscal . . . . —
Fiſchart (Joh.), gen. Menzer —
Fiſchbein 689
Fiſche . . . . —

Fiſcherring . . . Seite 691
Fiscus . . . . —
Fiſtel, Falſet . . . . —
Fitz 692
Fiume . . . . —
Fix, fixiren, fixe Idee . . . —
Fixmilner (Placidus) . . . —
Fixſterne 693
Flaccus (Caj. Valerius) . . 694
Fläche, Flächenmeßkunſt . . —
Flachs, ſ. Lein . . . . . . —
Flacius (Matthias) . . . —
Flagellanten 695
Flageolet . . . . —
Flagge, Flaggenſchiff, —officier —
Flamändiſche oder flämiſche Schule, ſ. Niederländiſche Schule 696
Flamen . . . . —
Flämiſch . . . . —
Flamme, ſ. Wärme . . . —
Flamſteed (Joh.) . . . . . —
Flanke, Flanqueurs, flanquiren 697
Flaſche . . . . —
Flaſchenzug 698
Flaſſan (Gaetan de Xaxis de) —
Flau 699
Flaxman (John) . . . . —
Flechier (Esprit) 700
Flechſen 701
Flechten . . . . —
Fleck (Joh. Friedr. Ferd.) . —
Fleiſch 704
Flemming (Paul) . . . . —
Flemming (Jac. Heinr., Graf von) 705
Fleſche . . . . —
Fletcher (John), ſ. Beaumont und Fletcher . . . . . —
Fleurieu (Charles P. Claret, Graf von) . . . . —
Fleurus 706
Fleury (André Hercule de) . —
Fleury (Claude) 707
Fleury (Bernard), ſ. Franzöſiſche Schauſpielkunſt und Pariſer Theater) 708
Flibuſtier . . . . —
Fliege 710
Flinte . . . . —
Flintenglas, od. Kieſelglas . 711
Flittergold, Flitterſilber, Flittern . . . . —
Flögel (Carl Friedrich) . . —
Flor, Gaze, Blumenflor Seite 712
Flor . . . . —
Florentiner Arbeit . . . . —
Florentiner Lack . . . . . —
Florenz . . . . —
Florett 715
Florian (Jean Pierre Claris de) —
Florida 716
Florida-Blanca (Graf von) . —
Floris (Franz) 717
Florus (Lucius Annäus) . . 718
Flöße . . . . —
Flöte 720
Flott, Flotte, Flottille . . 721
Flötzgebirge, ſ. Geologie . . —
Flüchtigkeit . . . . —
Flüe (Nicolaus van der) . . —
Flügel 722
Flugſand 723
Fluß, Flußgötter . . . . . —
Fluß (in der Mineralogie) . —
Flußſpath . . . . —
Flußgebiet 724
Flüſſigkeit . . . . —
Fluth, ſ. Ebbe . . . . . . —
Flynz . . . . —
Fo . . . . —
Focus, ſ. Brennpunkt . . . 726
Föderativſyſtem, Föderativſtaat —
Foe (Daniel de) 731
Foix (Gaſton de), ſ. Gaſton . 732
Folard (Chevalier Charles de) —
Folie . . . . —
Folz (Hans) . . . . —
Fonds (öffentliche) 733
Fontaine (Jean la), ſ. Lafontaine 734
Fontainebleau . . . . . . —
Fontana (Domenico) . . . . —
Fontana (Felice) 735
Fontanges (Herzogin von) . —
Fontenai 736
Fontenelle (Bernard le Bovier de) . . . . —
Fontevraud 737
Fontinalien . . . . —
Foote (Samiel) . . . . . . —
Forcellini (Egidio) 738
Forkel (Joh. Nic.) 739
Form, Formalismus, Formalphiloſophie . . . . —
Formale, Formalitäten . . 740
Formey (Joh. Samuel) . . —
Forskål (Peter) 741

Forſt . . . . . . Seite 742
Forſter (Joh. Reinhold) . . 743
Forſter (J. Georg Adam) . 744
Forſtweſen 745
Fortdauer nach dem Tode . 751
Fortepiano . . . . —
Fortification 752
Fortiguerri (Nicolo) . . . 755
Fortuna . . . . —
Forum . . . . —
Foſcolo (Ugo) 756
Foſſilien, ſ. Mineralien . . 757
Fothergill (John) . . . . —
Fötus 758
Fouché (Joſeph) . . . . . —
Foulis (Robert — Andreas) . 761
Fouqué (Heinr. Aug., Freiherr de la Motte) . . . 762
Fouqué (Friedr., Baron de la Motte) 763
Fouquier-Tinville (Antoine Quentin) 764
Fourcroy (Ant. François) . —
Fox (George), ſ. Quäker . . 765
Fox (Charles James) . . . —
Fracaſtoro (Geronimo) . . 769
Fracht, Frachtfahrer, Fracht-Regulirung 770
Fractur 774
Fragmente (wolfenbüttelſche), ſ. Leſſing . . . . —
Fragonard (Nicolo) . . . . —
Fraiß 775
Franc . . . . —
Franciscaner . . . . . . —
Franciscus (St.), ſ. Franz von Aſſiſi 778
François de Paule, ſ. Franz von Paula . . . . . . —
Frank (Joh. Pet.) . . . . —
Franke (Aug. Herm.) . . . —
Franke 782
Franken (die) . . . . . . —
Franken, Fränkiſcher Kreis . —
Frankenberg (Sylv. Friedr. Ludw., Freiherr von) . . 783
Frankenhauſen . . . . . —
Frankenweine . . . . . . —
Frankfurt am Main . . . 784
Frankfurt an der Oder . . 785
Franklin (Benj.) 786
Frankreich 788
I. Geſchichte Fr. bis 1789 —
II. Frankr. v. 1789-1814 798
III. Frankr. v. 1814-1820 S. 809
Frankreichs geographiſch-ſtatiſtiſcher Zuſtand i. J. 1823 817
Franz von Aſſiſi 820
Franz von Paula 821
Franz I., Kön. v. Frankreich 822
Franz II., Kön. v. Frankreich 825
Franz I., Kaiſer v. Deutſchland —
Franz II., Kaiſ. v. Oeſterreich 826
Franz (Leop. Friedr., Herzog von Deſſau) 827
Franzbrantewein, ſ. Brantewein 829
Franzensbrunn . . . . . —
Franzöſiſche Bank . . . . —
Franzöſiſche Geſetzgebung, ſ. Code civil 830
Franzöſiſches Decimalſyſtem . 831
Franzöſiſche Bildhauerkunſt, ſ. Bildner der neuern Zeit . —
Franzöſiſche Literatur . . . —
Franzöſiſche Muſik 860
Franzöſiſche Schule od. Malerkunſt 863
Franzöſiſche Sprache . . . 869
Franzöſiſche Staatskunſt . . 871
Franzweine 876
Frauen 877
Fraueneis und Frauenglas . 881
Frauenlob (Heinrich) . . . —
Frauenſommer . . . . . . —
Frauenvereine . . . . . . —
Fredegonde 883
Fregatte, Fregaton 884
Freiberg . . . . —
Freibeuter 887
Freibriefe . . . . —
Freiburg 888
Freicorps . . . . —
Freidank . . . . —
Freie Künſte, ſ. Kunſt . . —
Freienwalder Geſundbrunnen 889
Freie Städte . . . . . . —
Freigeding, Freigericht, ſ. Vehmgericht 890
Freigeiſt . . . . —
Freigelaſſene . . . . . . —
Freigut, Freihafen 891
Freiheit 892
Freiheit (kirchliche) 893
Freiheitsbaum, Freiheitsmütze 894
Freiherr 895
Freimaurer . . . . —
Freinsheim 904

65*

Freiſaſſe . . . . . Seite 905
Freitag . . . . —
Fremdenbill . . . . —
Freret (Nic.) . . . . —
Fréron (Elie Catherine) . . 906
Fréron (Staniſl.) 907
Fresco . . . . —
Freudenpferd 908
Freundſchafts-Inſeln . . . —
Freya, ſ. Nordiſche Mythologie 909
Friedensgerichte, ſ. d. Art. in der N. Folge des Conv. Lex. —
Friedensſchluß, Friedensunterhandlung . . . . —
Friedensſchlüſſe 910
Friedland (Schlacht bei) . . 921
Friedland (Stadt) 922
Friedrich I., der Rothbart . 923
Friedrich II., der Hohenſtaufe 924
Friedrich III., der Schöne . 930
Friedrich III. (römiſch. Kaiſ.) 933
Friedrich, der Gebiſſene . . 936
Friedrich IV., K. v. Dänemark 937
Friedrich Wilhelm (der große Churfürſt) 939
Friedrich I. (Kön. v. Preußen) 941
Friedrich II. (Kön. v. Preußen) 946
Friedrich Wilhelm II., König von Preußen 952
Friedrich Wilhelm III., König von Preußen 954
Friedrich Heinr. Ludw. (Prinz Heinrich von Preußen) . . 961
Friedrich II. (K. v. Würtemb.) 963
Friedrich (L. D.) 967
Fries, ſ. Säule . . . . . . —
Frieſel . . . . —
Frieſen 968
Frigga, ſ. Nordiſche Mythologie 969
Friſchlin (Nikodem) . . . . —
Friſt 970
Froben (Johann) 971
Frobiſher (Sir Mart.) . . . —
Frohndienſte, Frohnen . . . 972
Frohnleichnam . . . . . . —
Froiſſart (Jean) 973
Fronde 975
Frondsberg (Georg von) . . —
Frontalſchlacht 976
Fronte . . . . —
Frontignac . . . . —
Frontinus (Sextus Julius) . —
Fronto (Marcus Cornelius) . 977
Fronton, ſ. Giebel . Seite 977
Froſchmäusler, ſ. Rollenhagen —
Froſt . . . . —
Froſtableiter 978
Frucht . . . . —
Fruchtbarkeit . . . . —
Fruchtbringende Geſellſchaft . 979
Fruchtſtück . . . . —
Fruchtwein, ſ. Cider . . . . —
Frugoni (Carlo Innocenzo) . 980
Frühling 981
Frühlingsnachtgleiche . . . —
Fualdes (der Mord des) . . —
Füchſe 990
Fuchsinſeln . . . . —
Fuentes (Don Pedro Henriquez d'Azevedo, Graf von) 991
Fuge . . . . —
Füger (Friedrich Heinrich) . 992
Fugger (das Geſchlecht der) . 993
Fühlhörner oder Fühlſpitzen . 996
Fühl- oder Sinnpflanze . . 997
Fulda . . . . —
Fulda (Friedr. Carl) . . . . —
Fulgurit 998
Fulhame . . . . —
Füllhorn 999
Fulton (Robert) . . . . . . —
Fulvia 1000
Fundamentalbaß, ſ. Grundbaß —
Fundirte Schuld, ſ. Staatspapiere (engliſche) . . . —
Für und vor . . . . —
Furca oder Gabelberg . . 1001
Furcht 1002
Furien, ſ. Eumeniden . . . —
Furioſo . . . . —
Fürſt . . . . —
Fürſtenberg 1006
Fürſtenberg (Freiherr v.) . —
Fürſtenbund (deutſcher) . . 1008
Fürſtenrecht 1009
Fürſten- oder Landſchulen . —
Fürth 1011
Füſelier . . . . —
Fuß . . . . —
Fuß (Fußton) . . . . —
Fuß oder Schuh 1012
Fuß (im Bergbau) 1013
Fußkuß . . . . —
Fußwaſchen . . . . —
Füßli . . . . —
Fuſtage, Fuſti, Fuſtirechnung 1014

Bayerische Staatsbibliothek München

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Allgemeine deutsche Real-Encyclopädie für die gebildeten Stände (Conversations-Lexicon)

Bd.: 3. D - F. - 1824

Leipzig 1824

Bibl.Mont. 10-3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10710722-5